Die Zeit

Isidore Singer,
Hermann Bahr,
Max Burckhard, ...

Digitized by Google

BUCHHANDLUNG
DORNBIRN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und Dr. Heinrich Kanner.
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXVI bis XXIX

Wien.

Digitized by Google

AP30
.J42
V.26-29
1901

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STK
FEB 4 [illegible]

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 5. Jänner 1901. Nummer 327.

Ein psychologisches Staatsproblem.

Eine der zahlreichen unerfreulichen Eigenthümlichkeiten der österreichischen Politik ist ihre Unverständlichkeit. Ausländern ist es überhaupt nicht gegeben, in sie einzudringen, und selbst Oesterreichern ist es außerordentlich schwer gemacht. Da hat man acht Nationalitäten vor sich, deren jede in zahlreiche politische Parteien zerfällt, und siebzehn Kronländer, deren jedes ein anderes nationales und culturelles Gemenge darstellt. Daraus ergibt sich eine Unmasse von politischen Problemen oder Streitfragen, zumeist provinzieller Natur, mit tausenderlei technischen Details, deren jedes ein besonderes Studium erfordern würde. In dieser abstrusen Form wird dem Bildsbegierigen die österreichische Politik dargeboten. Kein Wunder, daß sie von den meisten als ungenießbar befunden wird. Aber es müßte nicht so sein. Andere, entwickeltere Länder tragen sich mit noch viel complicierteren Problemen, und doch versteht sie alle Welt. Daß in Oesterreich die Politik selbst den Einheimischen schwer verständlich ist, liegt nicht so sehr an dem Object, an Oesterreich, als an den Subjecten, an den Oesterreichern. Das österreichische Regierungsproblem ist, wenn auch zum Theil anders geartet, doch im ganzen nicht verwickelter, als die Staatsprobleme anderwärts. Der Unterschied ist nur, daß in anderen Staaten auf die Politik mehr Denkarbeit verwendet wird, als hierzulande. Complicierte Erscheinungen lernt man begreifen, indem sie von ihren Zufälligkeiten entkleidet und auf das Wesentliche reduciert werden. Diese logische Grundlehre gilt auch für die Politik. Und in der politischen Discussion anderer Staaten wird sie auch geübt, daher deren politische Probleme uns vergleichsweise so durchsichtig erscheinen. In diesem denkfaulen Lande sind aber die politischen Probleme nie genug gründlich logisch durchgearbeitet worden. Sie sind deswegen in einer rohen logischen Form geblieben, unraffiniert, unbestilliert oder, besser gesagt, nicht ausreichend analysiert. Infolge dessen sind sie eine Geheimlehre der Eingeweihten geworden, so etwa wie die Schätzung des Edelmetallgehaltes eines Erzes Sache der Fachleute ist. Dieser Zustand mag wohl gewissen aristokratischen Neigungen sehr wohl passen. Einer demokratischen Politik steht er als das bedenklichste Hinderniß im Wege. Je mehr wir an das politische Urtheil der Massen appellieren, desto mehr müssen wir die Politik auch auf die Urtheilsfähigkeit der Massen zurückführen, deren bester Maßstab noch immer der Katechismus ist. Die speciell österreichischen Staatsprobleme in dieser simplen Art dem gesunden Menschenverstand näherzubringen, ist noch kaum recht versucht worden. Gleichwohl scheint uns ein solcher Versuch nicht aussichtslos.

Denn gerade das Hauptproblem der österreichischen Staatspolitik, die Nationalitätenfrage, ist im letzten Grunde ein psychologisches Problem, und psychologische Probleme mögen oft schwer zu lösen sein, aber verständlich sind sie jedermann, weil dem Menschen der Mensch denn doch am vertrautesten ist. Denn die Hauptfrage der österreichischen Nationalitätenpolitik betrifft das Verhältniß der obersten Staatsgewalt zu jenen außerstaatlichen Nationalitäten Oesterreichs, wie es die Deutschen, Italiener und andere sind, die, im Unterschied zu den innerstaatlichen, Czechen, Slovenen u. s. w., außerhalb dieser Monarchie eine selbständige staatliche Existenz besitzen. Bei diesen Nationalitäten besteht nun, wie soeben sich andeutet, die Gefahr, daß sie eines Tages Oesterreich untreu werden und in ihrem selbständigen Nationalstaat außerhalb Oesterreichs, beziehungsweise Oesterreich-Ungarns, aufgehen. Diese Gefahr zu bekämpfen — wofern sie aus einer theoretischen Möglichkeit zu concreter Wirklichkeit sich verdichtet — ist die ultima ratio österreichischer Staats- und Hauspolitik. Aber wie? Das ist die Frage, und das ist eben im Grunde genommen eine psychologische Frage.

Es ist die Psychologie des Mißtrauens, um die es sich hier handelt. Trachten wir vorerst, uns an geläufigen Beispielen aus dem Gebiete der privaten Psychologie oder Lebensweisheit ihrer inne zu werden. Ziehen wir zu diesem Zweck drei einfache menschliche Herrschaftsverhältnisse als Analogien heran: die Verhältnisse zwischen Herrn und Diener, Eltern und Kindern, Mann und Frau. Jedes dieser Verhältnisse beruht auf einem gewissen Vertrauen des Ueber- zu dem Untergeordneten und kann deswegen auch den Keim des Mißtrauens in sich. Der Diener kann dem Herrn, das Kind den Eltern, die Frau den Mann betrügen, der Diener kann dem Herrn, das Kind den Eltern, die Frau dem Manne untreu werden. Die Gefahr ist da. Wie aber schützt man sich dagegen?

Die Erfahrung gibt uns dafür zwei Methoden an die Hand. Die der Pessimisten und die der Optimisten. Die pessimistische Methode gebietet Mißtrauen von vornherein, auch ehe ein concreter, also zwingender Anlaß dazu sich ergibt. Die Menschen, sagt sie, sind von Natur aus schlecht, und nur eiserne Disziplin kann sie im Zügel halten. Vor dem Diener wird alles weggesperrt, das Kind wird wie ein Verbrecher überwacht, und die Frau darf einem anderen Mann nicht zulächeln, selbst wenn dieser ein unwiderstehlich guten Schorz erzählt hat. Die pessimistische Methode hat allerdings das eine für sich, daß sich bei ihr der aprioristische Pessimismus nachträglich oft rechtfertigt. Der Diener wird dabei trotzig und schadenfroh, das Kind widerspenstig und tückisch, die Frau listig und verschlagen, und der Pessimist fühlt sich hinterdrein mit seiner Methode im Recht. Er übersieht dabei nur, daß nicht zum geringsten er selbst durch seine Methode erst Diener, Kind und Frau so schlecht gemacht hat. Aus dieser Erwägung empfiehlt sich die optimistische Methode, welche die jüngere und aufgeklärtere ist. Sie baut auf die veredelnde Wirkung der Freiheit, ihr Schlagwort heißt Emancipation und ihr Grundsatz ist: Vertrauen erweckt Vertrauen. Sie gewährt Vertrauen, solange sie nicht in irgend einem concreten Fall enttäuscht wird. Tritt dieser traurige Fall ein, dann weiß sie wenigstens, daß sie es nicht mit dem ungewollten Erzebnis ihrer selbst, sondern mit der angeborenen Schlechtigkeit ihrer Objecte — Diener, Kind, Frau — zu thun hat, und was sie dann gegen solcher Schlechtigkeit unternimmt, ist in Ordnung, weil es nicht den Kampf gegen eine eingebildete, sondern eine wirkliche Gefahr gilt.

Dasselbe Spiel wiederholt sich in der österreichischen Politik im Verhältniß der Staatsgewalt zu den außerstaatlichen Nationalitäten. Nur daß bei diesen die mißtrauische ebsomptierte Gefahr eigentlich noch geringer ist als bei Diener, Kind und Frau, weil ja doch nur möglich ist, wenn die Weltgeschichte ihn erzwingt, gegen deren Nothwendigkeiten auch die klügste Politik nicht aufkommen kann. Trotz alledem ist bei uns im Verhältniß zu den außerstaatlichen Nationalitäten die pessimistische Methode in Uebung. Sie werden von der hohen Staatsregierung so behandelt wie Fluchtverdächtige vom Kerkermeister. Dieses Mißtrauen ist gegenüber den Deutschen durch die Badeni-Gautsch'schen Sprachenverordnungen, gegenüber den Italienern durch die berühmte Epistel des Herrn v. Koerber am schärfsten documentiert worden. Wohin diese Methode in der österreichischen Völkerfamilie am allerletzten Ende führen muß, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Aber auch ehe das allerletzte kommt, ist sie schlechthin nicht zu ertragen. Infolge der ewigen politischen Anstimmerei ihrer vorgesetzten Staatshypochonder kommen die Völker Oesterreichs nicht dazu ihr Leben friedlich zu genießen und ihre Kräfte arbeitsam zu entwickeln. Schließlich werden dann die Völker selbst von dieser Zweifelsucht ihrer Oberen angesteckt und beginnen auch über die Sein- und Nichtseinsfrage Oesterreichs nachzudenken, die jenen bevel Sorgen macht. In diesem Wirrsal von Reflexionen und Reflexen kennt sich dann kein Mensch mehr aus. Da predigen uns dann die Staatsmänner Versöhnung und Herr Dr. v. Fuchs gar wünscht den Völkern Oesterreichs „den wachsenden Glauben an den notwendigen Bestand Oesterreichs". Den sollen sich aber die beunruhigten Herren, die ihn zuerst verloren haben, auch zuerst selbst wieder zurückgewinnen. Die Völker werden ihnen dann auch schon auf diesem Weg nachgerathen. Das Ganze ist nur ein psychologisches Problem und wahrlich kein unlösliches.

K.

Das Glück der Socialdemokratie.

Die Socialdemokratie hat ein Schweinegluck," sagte einst der Centrumsabgeordnete Gröber im Reichstage. Das Wort kommt einem nicht aus dem Sinne, wenn man die innere Politik Deutschlands und die Lage Deutschlands unter dem Wort Bebels „Wir leben in ganz neuen Zeiten" betrachtet.

Digitized by Google

Die ungeheueren und ununterbrochenen Fehler der Gegner — das ist eben das Schweinegluck der Socialdemokratie.

Vom Falle Posadowsky-Wordtke ist an dieser Stelle schon die Rede gewesen. Oberflächlich angesehen, könnte es scheinen, als wenn das Verbleiben der beiden Zuchthausfreunde eine Niederlage der Socialdemokratie bedeute. Wer genauer zuschaut, weiß, daß sich die Partei zu nichts mehr gratulieren kann, als zu dem anscheinend negativen Erfolg ihrer Campagne.

In Deutschland ist es nun einmal so, daß nichts einen Minister mehr in seinem Amte befestigt, als wenn die Socialdemokratie über ihn herfällt. Jeder derartige Angriff dient der maßgebenden Stelle als ein unwiderlegliches argumentum a contrario, daß es sich hier um eine besonders wertvolle Stütze des Thrones handle. Will die Socialdemokratie jemanden stürzen, so gibt es für sie nur ein wirksames Mittel: sie muß immer und immer wieder verschern, daß sie nichts sehnlicher wünsche als sein Verbleiben im Amte.

Als das unerklärbare Verhältnis bekannt wurde, das der deutsche „Minister für Socialpolitik" mit dem arbeiterfeindlichen Scharfmacherverbande unterhalten hatte, war die gesammte socialdemokratische Presse einig in dem Rufe: Fort mit Posadowsky! Sie verfuhr dabei absolut ehrlich und zugleich so grenzenlos ungeschickt, wie es die Socialdemokratie in taktischen Fragen so unendlich oft ist. Verhieß sie sich doch in doppelter Weise. Einmal war es gerade für sie eine Thorheit, den Sturz des Staatssecretärs zu beschleunigen. Denn der gestürzte Posadowsky bedeutete für sie ein kurzes, wenn auch angenehmes Unterintermezzo. Posadowsky im Amte dagegen stellte für sie nach seiner unheilbaren Compromittierung eine dauernde und überreichlich sprudelnde Quelle von Agitationsstoff dar. Sie mußte ihn also angreifen, aber nicht seinen Abgang fordern. Wollte sie jedoch einmal seine Entfernung, so gab es nur einen Weg dazu: sie mußte erklären, daß ihr nichts lieber sei, als wenn ein so offenkundiger Protagonist des Classenstaates in Amt und Würden bleibe. Dann wäre man vielleicht oben stutzig geworden. Statt dessen erklärte sie jeden Tag sein Verbleiben für unmöglich. Alle diese minister-stürzerischen Artikel wurden sorgfältig ausgeschnitten und dort vorgelegt, wo die Entscheidung fällt. Hinzugefügt wurden die Commentare der conservativen Presse, die erklärte, wenn dem Verlangen der Socialdemokratie nach Beseitigung Posadowskys nachgegeben werde, so bedeute das einen offenkundigen Triumph der Umsturzpartei. Das wirkte. Je wilder der Ansturm wurde, umso fester konnte sich der wankende Reiter wieder in den Sattel setzen. Jeder gegen ihn abgeschnellte Pfeil verwandelte sich in einen hinfenden Pfeil.

Allmählich wurden die klugen Leute in der Socialdemokratie selbst, welchen Bock man geschossen habe. Darum brachte der „Vorwärts" kurz vor dem Zusammentritt des Reichstages einen Artikel, in dem er ausführte, wie es der Socialdemokratie nur willkommen sei, wenn sie den Grafen vor die Schranken des Reichstages fordern könne. Hätte dieser Artikel vom ersten Augenblick an das Leitmotiv für den socialdemokratischen Feldzug gegen Posadowsky abgegeben, so wäre es wahrscheinlich vor diesen Schranken nicht mehr erschienen. Nun war es zu spät. Die früheren Anschuldigte hatten schon ihre Pflicht gethan. Posadowsky hielt sich, oder vielmehr, er wurde gehalten. Die parlamentarische Schlacht endete mit einer Niederlage der Socialdemokratie, so sehr ihr Vertreter Auer auch Moral und Recht auf seiner Seite hatte.

Aber diese taktische Niederlage schien einen strategischen Erfolg ersten Ranges in sich. Es ist ja mehr als einmal vorgekommen, daß ein Mann durch einen Fehler gewonnen wurde. Die unerhörte Ungeschicklichkeit der Socialdemokratie hat ihre Lage außerordentlich verbessert. Statt des kleinen vorübergehenden Erfolges, wie ihn Posadowskys Sturz mit sich gebracht hätte, hat sie eine getadelt glänzende Situation errungen, die solange dauert, wie Posadowsky Staatssecretär bleibt. Kein denkender Arbeiter hat mehr Vertrauen zu einem Manne, der sein Amt durch einen Verzicht auf den Krupp und Genossen bestellt hat. Mag Posadowsky thun und reden, was er will, mag er selbst Gutes planen, an dem Mißtrauen der Arbeiter muß er scheitern. Es gibt eben Dinge, über die man nicht hinwegkommt. Die socialpolitische Gesetzgebung des Reiches nimmt ihren Ursprung aus dem Reichstamt des Innern. Steht an der Spitze dieses Amtes ein Abhängiger der Großindustrie, so wird jede socialpolitische Vorlage, jede socialpolitische Verwaltungsmaßregel als verdächtig gelten müssen. Ein Mann, der capitalistisch, ein Mensch. Die Arbeiter können ihre Hoffnung nicht mehr auf eine von einem Posadowsky beeinflußte Gesetzgebung setzen. Naturgemäß werden sich ihre Blicke nach der entgegengesetzten Seite, zur Socialdemokratie, lenken.

Der Ministersturz mißlang der Socialdemokratie. Sie hat wirklich ein Schweinegluck.

Wurde durch die Enthüllung der 120 000 Mark-Affaire das „Ministerium für Zuchthausvorlagen" kaltgestellt, so bedeutete der Sternberg-Proceß eine Lähmlegung des zweiten Hauptfeindes der Socialdemokratie, der Polizei. Die Polizei ist vielleicht in keinem anderen Lande so unbeliebt wie in Deutschland. Sie ist sehr conservative Naturen sind dem „Blau-Koller" unterworfen, d. h. der unwillkürlich heftigen Gemüthserregung, die der Anblick eines der blau uniformierten Schutzleute hervorruft. Bei den Socialdemokraten ist diese Abneigung in einen permanenten Kriegszustand übergegangen, bei dem übrigens die Arbeiter in den meisten Fällen nicht die Angreifer sind. Die Socialdemokraten ertreuen sich der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei, wobei natürlich die Sorge um den Schutz der betreffenden Personen nicht gerade das ausschlaggebende Motiv ist. Sehr oft ist schon gegen die preußische Polizei der Vorwurf erhoben worden, daß sie bei der Aufdeckung von Capitalverbrechen nicht den genügenden Eifer entwickle. Der Vorwurf dagegen, daß die politische Polizei mit zu geringem Fleiß arbeite, daß eine Arbeiterversammlung unüberwacht bliebe, daß die Bestimmungen des Vereinsgesetzes lax gehandhabt würden, daß bei Ausländern die Strikenden sich allzu frei bewegen dürften, daß die socialdemokratische Presse nicht genau genug auf etwaige Straftaten ihrer Mitarbeiter wrede u. s. w., ist meines Wissens noch nie aufgetaucht. Er würde auch geradezu eine Verleumdung darstellen. Die Socialdemokratie weiß, daß die Polizei einen erheblichen Theil ihrer kostbaren Zeit auf die Bekämpfung des „Umsturzes" verwendet. Sie sieht in der Polizei nicht ohne Grund die ausgeprägteste und unangenehmste Verkörperung des heutigen Staates. Jeder Schlag, der die Polizei trifft, bedeutet deshalb gleichzeitig einen Triumph der Staatsfeinde für die Socialdemokratie und eine Erschütterung des Classenstaates.

Darum war der Sternberg-Proceß ein so „gefundenes Fressen" für die Socialdemokratie. Die Polizeibeamten traten dabei in den Vordergrund: der Schutzmann Stierstädter, der Criminalcommissär Thiel und der Polizeidirector v. Meerscheidt-Hüllessem. Herr Stierstädter schnitt dabei am besten ab. Er wurde von seinen Vorgesetzten überschwänglich gelobt, und der Staatsanwalt verglich ihn mit einem Phönix, der sich nach jedem Versuch, ihn mit Asche zu bedecken, nur immer strahlender erhob. Dieser „Phönix" machte freilich auf eines der kleinen Mädchen, das er aussagen sollte, einen so starken, ganz in einschüchternden Eindruck, daß es ihn als „Hyäne" bezeichnete. Sein Untersuchungssystem stand unter der Parole: „Der Jude muß heraus!" Und zu den hors d'oeuvre seines Untersuchungsverfahrens gehörte ein Verkehr à la Sternberg mit ein paar amtlich von ihm einvernommenen Dirnen. Immerhin bleibt es wahr, daß er die Ehre der Polizei in diesem Proceß noch am meisten rettete. Er erwies sich wenigstens als völlig unbestechlich. Sein Vorgesetzter Thiel dagegen fand eingestandenermaßen im Solde der Sternberg-Partei. Er hatte im Untersuchungsgefängniß seine Gattin besucht, um ihr Thiel in übrigens derselbe Criminalcommissär, der eine Anzahl von Ehrenbahnhofhirten dadurch ins Gefängniß brachte, daß er als eine Art Lockspitzel sie zu Fahrkartenschwindeleien verführt hatte. Der höchststehende unter den betreffenen Beamten, v. Meerscheidt-Hüllessem, ist rechtzeitig an Herzfehler gestorben, nachdem kurz zuvor, wie der „Vorwärts" andeutete, Cognakfall in Action getreten war. Wie weit sich sein durch kleine Anleihen gefördeter freundschaftlicher Verkehr mit Sternberg bis zu criminteller Schuld verdichtet hatte, wird nun wohl nicht mehr festzustellen sein. Jedenfalls bleibt vieles im Dunkeln. Sternberg war schon in manche peinliche Geld- und Geschlechtsaffaire verwickelt. Alles verlief günstig für ihn. Selbst von dem drohenden Bedrecherprozeß blieb er bewahrt. Und wurde er einmal verurtheilt, so stellte sich prompteste die Begnadigung ein. Wer waren seine Gönner? Und warum waren sie seine Gönner? Jedenfalls enthält der Proceß mehr Fragen an die Polizei als Antworten. Jede derartige unbeantwortete Frage ist da ein Stück Agitationsstoff mehr für die Socialdemokratie. Soviel „Enthüllungen" der Sternberg-Proceß auch gebracht hat, soviel mehr Verhüllungen scheinen noch vorzuliegen.

Man erzählt sich in Berlin folgendes Geschichtchen: Ein hoher Beamter aus dem Berliner Polizeipräsidium wurde zum Minister des Innern beordert. Er nahm sich den Criminalcommissär v. Treskow mit. Am Schlusse der Audienz äußerte Fürst v. Rheinbaben zu dem hohen Beamten seine Genugthuung über den ausgezeichneten Eindruck, den der Criminalcommissär auf ihn gemacht habe. Bevorstehe trennte man sich. Bald darauf soll der hohe Beamte die Bemerkung gemacht haben: „Gott sei Dank, daß ich beim Minister doch einen sicher anständigen Menschen einführen konnte."

Die Polizei wird sich in Zukunft in ihrem Kampfe gegen die Socialdemokratie recht behindert fühlen. Man weiß ihr immer entgegenhalten, daß es so schlimm wie bei ihr bei anderen Leuten noch lange nicht stehe. Die Socialdemokratie kann der Polizei gar nicht dankbar genug sein für die Belastung des Sternberg-Processes sein. Denn die Zubereitung Sternbergs zu doch immerhin ein etwas mageres Gericht verglichen mit den heißen Compromittierung der Polizei und den tollen Einfällen des Processes.

Mit Sternberg zusammen saß der moderne Capitalismus in seiner schärfsten Ausprägung auf der Anklagebank. Sternberg, ein Mann von fünfzig Jahren, hat mit nichts angefangen und doch in wenig mehr als zehn eigenen Angaben 16 Millionen Mark. Dieses Tempo der Bereicherung ersetzt oder übertrifft, sondern alles

Digitized by Google

selbst „verdient“, ohne daß man einen einzigen Wert vorzeigen könnte, der ihnen seinen Ursprung verdankt. Wir haben tolle Gründer in den Siebzigerjahren gehabt. Männer wie Strousberg, die mit Millionen jonglierten. Ihre Eisenbahngründungen machten sehr toul sein, aber immerhin bauten sie doch wenigstens Eisenbahnen oder schufen sonst Wertobjecte. Sternberg dagegen erbrachte den schlagenden Beweis, daß man aus nichts Millionen hervorzuzaubern kann, wenn man nur die nöthige Portion Schlauheit und Scrupellosigkeit besitzt. Sein charakteristischestes Stückchen spielte sich in Oelheim bei Peine in Hannover ab. Dort hatte man Petroleumquellen entdeckt. Sternberg „gründete“ die Gesichichte. Das „nationale“ Fähnlein wurde von ihm mit einem Gesicht und einem Eifer geschwenkt, die jeden Agrarier vor Neid erblassen machen mußte. Deutschland unabhängig von den amerikanischen Petroleumkönigen! Das zog. Noch nicht genug freilich, weil das Publicum über die Ergiebigkeit der Quellen im Zweifel war. Da wurde von Berlin aus eine Extrafahrt nach dem deutschen Petroleopolis unternommen. Ein Extrazug beförderte gratis die Vertreter der Presse und sonstige wichtige Persönlichkeiten nach Oelheim. Nach der Ankunft fand unter einem Zelt ein Frühstück statt, das in den Annalen der Frühstücksknust seinen Platz behaupten wird. Dann wurden die Brunnen besichtigt. Das Petroleum stand bis oben hin. Die Pumpen ließen Gischtigt von wundervoller Mächtigkeit hervorsprudeln. Die schon vorher gehobene Stimmung wurde immer gehobener. Dann kam das Diner, und die Rückfahrt nach Berlin war so fidel, daß nachher eine gewaltige Rechnung für zerbrochene Scheiben und ruinierte Polster zu bezahlen war. Ein paar Tage darauf war die deutsche Presse erfüllt von Hymnen auf Oelheim. Das Publicum riß sich um die Actien. Die Curse kletterten rapid in die Höhe. Sternberg machte ein Bombengeschäft. Dann kam der Krach. Oelheim sank unter mit Wasser gefüllt waren, auf dem das leichtere Petroleum schwamm, und das man das Petroleum sorgfältig tagelang angekammelt hatte, um es im geeigneten Momente armdick sprudeln zu lassen, das verminderte ihm die Freude an seinem Gewinn nicht im mindesten. Warum wäre die anderen so viel dümmer als er?

So gewann der junge Mann seine Millionen. So wurde es ihm möglich, sich einen Harem von perversen Proletarierinnädchen anzulegen und, als man sein Treiben aufdeckte, sich gegen die Folgen seiner Handlungsweise dadurch zu schützen, daß er die besten Rechtsbeistand engagierte und die nöthigen Polizeibeamten corrumpierte, daß er die unterschmendsten Detectivebureaux in seine Dienste stellte und allen zugänglichen Zeugen goldene Berge erschienen ließ. Sternberg zeigte, wie man bei der heutigen Gesellschaftsordnung zu Gelde kommen und was man mit diesem Geld alles durchsetzen kann. Er eignet sich geradezu zum Schulbeispiel, um die Behauptung der Socialdemokratie von der Unmoral unserer bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu demonstrieren.

Die Antisemiten freilich sehen es hier, hier handle es sich nicht um eine Anklage gegen den Capitalismus überhaupt, sondern nur um eine solche gegen die jüdische Ausbeutung. Denn der katholisch getaufte Herr Sternberg ist jüdischen Stammes. Aber die ausgleichende Gerechtigkeit sorgte dafür, daß den berufsmäßigen Rassenpolitikern ihre Waffe schleunigst aus der Hand geschlagen wurde. Kaum hatte sich der üble Duft der Sternberg-Sache verzogen, da öffneten sich die Cloaken der sogenannten Spielhagen-Banken. Zwei der größten unter diesen Hypothekenbanken hatten sich zusammen, und mit ihnen giengen ungeheure Millionen „christlichen“ Geldes durch „christliche“ Schwindler verloren. Die frömmsten Kreise Preußens, die Herrenhuter und die Hofgesellschaft waren die Hauptleidtragenden. Der evangelische Kirchenbauverein hütte einen Theil seiner Gelder ein. Man hatte in den frommen Kreisen in den vertrachten Instituten gerade darum soviel Vertrauen, weil die Directoren dieser Banken Säulen des kirchlichen Preußen waren. Der Hauptdirector, Generalleutnant Zanden, wurde wenige Tage vor seiner Verhaftung zum Dank für die Stiftung einer Kirche decoriert. Eine Ehrentafel an einer Kapelle bei Potsdam preist seine offene Hand. Die vornehmsten Kreise Potsdams giengen bei ihm aus und ein. Freiherr v. Mirbach, der Oberhofmeister der Kaiserin, traute ihm blindlings.

Dieser Herr v. Mirbach spielt in der inneren Politik Deutschlands der letzten zehn Jahre eine weit größere Rolle, als der Außenstehenden ahnen. Seine Thätigkeit vollzieht sich mit seltenen Ausnahmen nur hinter den Coulissen, an allen Daumen nur anno gefährlicher. Er hat zwei Lebensziele: Kirchen bauen und die Socialdemokratie bekämpfen. Auf die Majorität hat er den allergrößten Einfluß. Die weit diesen Einfluß über die Majorität hinausreicht oder vielmehr durch sie hindurchreicht, entzieht sich der öffentlichen Beurtheilung. Jedenfalls trug ihn ein guter Theil Schuld daran, daß der soziale Curs von 1890 einer gewissen fanatischen Bekämpfung der Socialdemokratie Platz gemacht hat. Durch seinen journalistischen Vertrauensmann Hugo Grothe erhielten immerwährend Fluten arbeiterfeindlichen, die Socialdemokratie verleumdenden Agitationsstoffes in die Welt gesetzt, die dann auch bei einer Besprechung von Männern, die ein Gefühl für Ehre haben, die organisierten Arbeiter aus heftigste anfielen und demeckaten als „Rhinozerosse“ beschimpft. So wenig geschrlich er seiner Begabung nach der Socialdemokratie werden könnte, umsomehr kann er ihr durch seine überragende höfische Stellung schaden. Sie verfolgt ihn darum mit begründetem Haß.

Und dieser Freih. v. Mirbach ist in den Zusammenbruch der „frommen“ Bankiers so tief mit hineingezogen, daß man erst von seiner Amtssuspendierung sprach. Jeder finanzielle Krach besorgt die Geschäfte der Socialdemokratie. Ist der Krach mit dem strafrechtlichen Ausgleiten großer Capitalisten verbunden, umso besser für sie. Kommt gar wie diesmal der Bankier der Kaiserin, der fromme Chef des christlichen und von der Aristokratie protegierten Bankhauses Schultz & Wagner, auf die Anklagebank, so ist das ein ausnahmsweise fetter Bissen. Wird aber sogar die Stellung des Freih. v. Mirbach bedroht, dann könnte man beinahe heidisch werden auf das Glück der Socialdemokratie.

Alles arbeitet für sie: der Kohlenwucher, der Wohnungswucher, der drohende Brotwucher. Und dazu noch die Fülle der inneren Scandale!

Herr Groeber hat wahrhaftig recht.

Berlin. **H. v. Gerlach.**

Offener Brief an den Herrn Staatsanwalt Dr. v. Bobies.

Herr Staatsanwalt!

In der Einspruchsverhandlung vom 20. December 1900 über das Verbot meines Buches: „Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit“ haben Sie das Amt des öffentlichen Anklägers ausgeübt und beantragt, die Beschlagnahme meines Werkes auf Grund von § 303 des österreichischen Strafgesetzbuches aufrecht zu erhalten.

Das Wiener Landesgericht hat Ihrem Antrage gemäß erkannt, und so bleibt für Oesterreich mein Buch verboten. Die Entscheidung des Gerichtes unterziehe ich hier keiner Beurtheilung. Sie findet ohnehin schon ihre richtige und grelle Beleuchtung durch den Artikel 17 des österreichischen Staatsgrundgesetzes, der da lautet: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“ Mein Buch ist durch die bedeutendsten Fachzeitschriften Deutschlands das literarische Centralblatt, die Preußischen Jahrbücher, das Theologische Literaturblatt, als wissenschaftliche Leistung anerkannt worden; es beruft also den Freiheit der Wissenschaft. Oesterreichische Gerichte haben aber, entgegen dem österreichischen Staatsgrundgesetz, diesen Freiheit zerrissen. Wäre es möglich, daß österreichische Richter ihr, in schneidendem Widerspruch mit dem österreichischen Staatsgrundgesetz stehenden Verbot meines Buches stützen auf das Verdammungsurtheil, das Pius IX. im Jahre 1864 über dasselbe österreichische Staatsgrundgesetz aussprach: „Wir verdammen kraft unserer apostolischen Autorität das erwähnte Gesetz, und erklären, daß es mit all seinen Folgen gänzlich nichtig ist und bleiben soll“? Ist die ungeheuerliche Folgerung richtig: Der Papst hat verdammt, und deshalb verdammen österreichische Richter auch, mag die Verdammung auch die Grundlagen — das Grundgesetz — ihres eigenen Souverän sich nennenden Staates treffen? Wäre es so, dann Ehre diesem „fundlichen“ Gehorsam idiales obedientiae! Er ist das, was Rom von seinen „Söhnen“ verlangt.

Ihre Rede gegen mich und mein Buch, Herr Staatsanwalt, liegt mir vor in einem Bericht der „Neuen Freien Presse“ vom 21. December. Da dieser Bericht unwidersprochen geblieben ist, so darf ich ihn als authentisch betrachten. Sollten dennoch Irrthümer sich in ihn finden, so nehme ich die Anschuldigungen meines Briefes, soweit sie solche Irrthümer zur Voraussetzung haben, zurück.

Ihr Auftreten am 20. December 1900 kann kaum ein, das Sie die Vernichtung meines Buches verhindern. Eine unbefangene und in Geiste einer objectiven und unparteiischen Gerichtsverhandlung mehr hochsprechende Mäßigkeit kann es kaum geben. Es war die Anklagung des Anklägers, er wurde mundtodt gemacht. Diesem beschämenden Beginne Ihrer Amtsthätigkeit entspricht die Fortsetzung.

Sie beim [illegible] als „abtrauniger Priester“, um dadurch den Inhalt [illegible] Buches von vornherein als [illegible] und glaubwürdig hinzustellen. Das [illegible] Anklage, [illegible] verletzt, [illegible] Sie [illegible] nach den „Acten“ und [illegible] [illegible] [illegible]

Ueberzeugung. Geben Sie Amt und Brot, Familie und Sippe, Freunde und Verwandte auf, lassen Sie Ihren guten Namen von erbitterten Feinden mit Koth bewerfen und durch den Schmutz der Verleumdung ziehen, lassen Sie alles, worauf Ihr Dasein als Mensch und Beamter ruht, in Trümmer sinken, und ziehen Sie, von tausend Schmierigkeiten umringt, von Fallstricken und Verfolgungen umstellt, allein und einsam Ihres Weges, dem als wahr erkannten Ziele entgegen, einer Welt von Vorurtheilen zum Trotz — dann sind Sie vielleicht ein „abtrünniger" Staatsanwalt, aber Sie sind ein Mann, dem seine Ueberzeugung und sein Gewissen höher stehen, als alles. Sehen Sie, ein solcher Mann ist ein „abtrünniger Priester". Schämen Sie sich des erbärmlichen Schlag- und Hetzworтes, das, von Thoren ausgehend, nur bei Thoren seine Wirkung thut.

Nachdem Sie so, zum Fenster des Gerichtssaales hinaus, Stimmung gemacht haben für Ihre weiteren Ausführungen, geben Sie an die Begründung Ihres Antrages, die Beschlagnahme des Buches aufrecht zu erhalten. Sie werden „Historiker", aber ein Historiker, dass sich Gott erbarm!

Es sei „unhistorisch," belehren Sie die Welt, „dass das Papstthum Hexenprocesse und Aberglauben bekämpft, dass es Inquisitionsgericht jener Art bewirken habe". Ein Staatsanwalt braucht kein Geschichtsforscher zu sein, aber wenn er von geschichtlichen Dingen spricht, sollte er — schon des Amtes wegen, das er bekleidet — nicht eine geradezu abgründliche Unwissenheit zur Schau stellen. Mit Ihren an öffentlicher Gerichtsstelle entwickelten „Geschichtskenntnissen" haben Sie nicht einmal das Abgangszeugnis vom Gymnasium verdient. Ich glaube, bei Ihnen in Oesterreich nennt man dies Zeugnis das Maturitäts-, das Reifezeugnis. Reif sind Ihre „Geschichtskenntnisse" gewiss nicht; höchstens sind sie reif für die allergründlichste Belehrung. Sie stellen sich durch Ihre „historischen" Behauptungen ein testimonium paupertatis in Fracturschrift aus. Und damit dieser Ihrer Bestallungsurkunde als „Historiker" nichts fehlt, hängen Sie ihr, durch Ihre folgende Behauptung, noch ein Anhängel an, grob und wuchtig, auf dem in schärfster Prägung nicht etwa nur Ihre völlige Halbbildung, sondern Ihre historische Unbildung sich abhebt.

Sie nennen es eine „bewusste Unwahrheit", dass ich die päpstliche Inquisition als unduldsam und menschenmörderisch bezeichne. Ueber den beleidigenden Ausdruck will ich mit Ihnen nicht rechten. Wohlanstand und gute Sitte sind nicht jedermanns Sache. Aber Ihre Aufstellung ist eine derartig unbewusste Unwahrheit, dass sie für Ihren Anspruch, ein gebildeter Mann zu sein, geradezu vernichtend wirkt.

Warum schreibe ich Ihnen dies? Ihrer Person wegen? Von Ihrer Existenz hatte ich bis zum 20. December keine Ahnung, und binnen kurzem werde ich Ihren Namen wohl auch schon wieder vergessen haben. Ihrer Stellung wegen? Staatsanwälte, so achtbar die Stellung ist, gibt es schock- und dutzendweise. Nein, Sie und Ihre Stellung sind mir völlig gleichgiltig, und — verzeihen Sie meine Offenheit — Sie sind mir nach der persönlichen und amtlichen Seite hin viel zu unbedeutend, als dass ich auch nur einen Tropfen Tinte an Sie verschwenden würde. Aber Sie und Ihr Auftreten sind typisch. Typisch für unsere Zeit überhaupt, typisch besonders für Oesterreich. Sie gehören, bewusst oder unbewusst, zu jener von Tag zu Tag anschwellenden, ausgedehnter werdenden Clique von Menschen, die in Unwissenheit und Verblendung der ultramontanen Macht Schergendienste leisten bei der Vergewaltigung von Wahrheit und Geistesfreiheit, bei der Beugung von Recht und Gerechtigkeit; die, statt geistige Widerlegung zu versuchen, den Polizeistock schwingen und mit dem Knüppel das nach echtem Freisinn strebende intellectuelle Leben des einzelnen und der Völker todtschlagen. Die Macht solcher Schergen ist leider groß. Aber trügen nicht alle Zeichen, so hat sie ihren Höhepunkt überschritten. Auch hier gilt: La verité est en marche! Unaufhaltsam wird die Wahrheit, diese ganz göttliche Wahrheit, sich Bahn brechen, sie wird den Schmutz und Schutt von Jahrhunderten wegschwemmen, sie wird ihr klares, befruchtendes Wasser in das religiöse, politische und soziale Leben der Culturvölk ergießen: ihr strahlendes Licht wird die zusammengeballten Nebel zerstreuen; und dann, Herr Staatsanwalt, werden die Menschen, trotz § 303 des österreichischen Strafgesetzbuches, zu ihrem Heile erkennen, dass der Ansturm des Papstthums, eine göttliche Einrichtung zu sein, die größte, die verhängnisvollste, die erfolgreichste Irrlehre der Weltgeschichte ist.

Werden auch Sie dann zu diesen Erkennenden gehören? Ich wünsche es Ihnen aufrichtig.

Steglitz bei Berlin, den 26. December 1900.

Otfried v. Hanstein.

Lichtes Socialismus.

Eine Fraudt wenigstens haben die Discussionen und Erhärtungen der letzten dreißig Jahre gezeitigt: in einigen theoretischen Sätzen stimmen alle Denkenden vom Papste bis zu Bebel und von den Generalinquisitionsdenden bis zu Gohre überein, wenn sie es auch nicht gestehen: Individualismus und Socialismus bilden einen polaren Gegensatz, d. h. es ist keiner ohne den anderen denkbar; es gibt keine menschliche Persönlichkeit außerhalb der Gesellschaft, und keine Gesellschaft ohne selbständige Persönlichkeiten; jeder einzelne ist Selbstzweck und zugleich Mittel für die Gesellschaft, d. h. für die anderen; jeder hat Pflichten gegen sich und gegen die Gesellschaft, und die Gesellschaft hat Pflichten gegen sich und gegen die einzelnen; Verbesserungen lassen sich nicht auf dem Wege des gewaltsamen Umsturzes, sondern nur auf dem der langsamen Entwickelung erzielen. Diese Wahrheiten sind heute Gemeinplätze, aber darum nicht gering zu achten: Wahrheiten, die nicht Gemeinplätze werden, nützen nicht viel. Das Einmaleins und die Sätze der Algebra gehören zu den nützlichen Gemeinplätzen. Eine schwierige Aufgabe kann man ja mit ihnen allein noch nicht lösen, man muss auch hinreichend Phantasie haben, den Schlüssel zum Ansatz zu finden, aber ohne sie kann man überhaupt keine Aufgaben lösen. Hält man jene Sätze über den Socialismus fest, dann ist man bei den praktischen Lösungsversuchen wenigstens vor den Extremen geschützt, die ins Land Utopia führen, vor dem reinen Manchesterthum und vor der individualistischen Seelenretterei der Frommen ebenswohl, wie vor dem alle Individualität mit Vernichtung bedrohenden rohen Communismus der Unfrommen; nach dem bekannten Gesetz berührt in den Klostergenossenschaften und den Herrnhutergemeinden das eine Extrem das andere.

In dem unten genannten Büchlein*) gibt der Verfasser Variationen über die genannten Gemeinplätze, aber nicht gemeinplätzliche, sondern recht geistreiche; seine Darstellung gleicht einer mit feinem Bleistift entworfenen Skizze, die aus kaum erkennbaren Andeutungen hie und da ein schönes Gesichtchen, eine Hand, einen Fuß, einen Baumast deutlich hervortreten lässt. Er beutet flüchtig an, wie aus dem Naturleben die menschliche Wirthschaft hervorgeht, wie sich in der Arbeit zuerst der auf individualistischer Grundlage erbaute Rechtsstaat, in diesem dann der sociale Gedanke entwickelt, bis endlich die wahrhaft humane, die Individuen miteinander, d. h. mit der Gesellschaft, zur Harmonie stimmende Gesinnung heranreift; Fichtes persönliche Entwickelung stellt er als den Typus dieser Entwickelung der Menschheit dar. Das sittliche Gebot dieses Philosophen und seines Vorgängers Kant, „jeden Mitmenschen als Selbstzweck zu ehren und niemals zum bloßen Mittel herabzuwürdigen, wird ergänzt durch Erinnerung an die sociale Gesammtpflicht, sich als Mittel zu fühlen zu der Erschaffung objectiver Werte des gemeinsamen Lebens". Zum selben Ziele gelangt man, wenn man vom entgegengesetzten Pole ausgeht, von Jesus, der seine nach ihm fragenden Verwandten draußen stehen lässt und, seine Jünger anblickend, spricht: diese sind mir Mutter und Brüder. Der „große Menschenfreund" lehrt uns, dass in Falle eines Gewissensconfliktes der Dienst des weiteren Kreises dem engeren vorgehe, dass er unrecht, aber unmenschlich wäre die Familie überhaupt gelegentlich werden, weil es ein Volk, oder das Volk, weil es eine Menschheit gibt". Die Arbeit führ große ganze dürfe weder auf Reaction, noch auf ein völlig Neues abzielen. Um der Uebelstände willen, die das moderne Wirtschaftsleben erzeugt, Verhältnisse wieder herstellen wollen, deren Vorbedingungen geschwunden seien, würde Thorheit sein. „Sind auch Schmerzen zu ertragen, was kann der Mensch dagegen anders thun, als sie nach Maßgabe seiner Erkenntnis sweitig zu lindern? Auch der einzelne Mensch kann nicht, um der Schmerzen willen, die sein Fortschritt ihm zuführt,**) in die Kindesstube zurückflüchten. Dem Schmerze verdanken die Völker vielleicht auch, wie der einzelne, ihr Bestes." Andererseits ist die Weltharmonie, die der Socialismus erstrebt, nicht als ein in ferner Zukunft liegendes Ideal aufzufassen, sondern sie wird durch die Arbeit der einzelnen täglich verwirklicht, und in allen Zeiten, auf jeder Stufe bleibt dem einzelnen gleich viel, nämlich unendlich viel, zu arbeiten übrig. Stellenweise wirft Lindaus Optimismus gefährlich, so zum Beispiel, wenn er in der innerlich zwiespältigen Gerechtigkeit, die den Selbstsüchtigen nicht zu wahrer Zufriedenheit gelangen lässt, die ausreichende Ergänzung der mangelhaften äußerlichen Gerechtigkeit, die vollkommene Entschädigung für die Unvermunft der socialen Zustände sieht. „Soll diese innere Gerechtigkeit denn überhaupt aus dem Spiele bleiben, weil man sie nicht gerade mit Händen greifen kann? Ist Unzufriedenheit mit der Welt denn nicht erbärmliche Schwäche? Jeder hat Schmerzen, jeder lehnt sich nach Freuden, aber es gibt doch immer nur einen Weg und seinen anderen, auf dem wir zur Befriedigung gelangen, den Weg der Ordnung und der Pflicht. Dieser ganze Weltverbesserungsstandpunkt ruht im Grunde auf einer Verstadtung des Gerechtigkeitsbegriffes. Von dem Standpunkte des individualistischen Vertrags aus lässt sich wohl die bestehende gesellschaftliche Welt kritisieren, ja verbessern, aber es ist über das Ziel geschossen, das Glück des einzelnen etwa nach dem Maße des ihm gesellschaftlich zuteilenden Lebensgenusses zu bemessen. Leider ist es nicht vollständig davon unabhängig aber wo immer ein ideales Anschauung, das höchste Glück der Erden-

*) Lichtes Socialismus. Ein Lesebuch zur Einführung in das Studium der soc. Frage. Von Rudolf Lindau. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1900.

**) Vgl. W. a. a. O. S. 10.

finder, flattfindet, da beruht er in einem Ueberschäumen des unpersönlichen Geistes über die Schranken der persönlichen Sinnlichkeit. Im Unpersönlichen sind all die starken Wurzeln unserer Kraft, in der erhebenden Gewissheit der Wirklichkeit einer alles persönlichen Menschenthums enthebenden, weil unvergleichlich überlegenen Gottheit." Die gläubigen Christen, für die der hier dargebotene Trost Religionspflicht ist, finden das Tröstliche gerade in dem Glauben, dass Gott persönlich sei, und dass ihre eigene Persönlichkeit in der Ewigkeit gewahrt bleiben, neben und in dem persönlichen Gott bewusste Seligkeit geniessen, nicht in einem Unpersönlichen verschwimmen und bewusstlos untertauchen werde. Abgesehen davon schmecken solche Tiraden nach der Absicht, sich mit schönen Redensarten um die sozialen Pflichten herumzudrücken und sein und anderer Leute soziales Gewissen zu beschwichtigen. Dass der gebildete Mann nicht schon deswegen, weil er nur über die beschränkten Mittel zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse verfügt und manchmal an Zahnschmerzen leidet, über ihm selbst zugefügtes Unrecht klagen und mit der Weltordnung hadern darf, versteht sich allerdings von selbst; je reicher sich ein Geist entfaltet, desto vollständiger wird er die Welttharmonie im eigenen Busen spüren und desto weniger wird er von der Aussenwelt für sich begehren; der wahrhaft bedeutende Mensch erleidet äußerste kleine Ungerechtigkeit, weil ihm von außen nichts gegeben werden kann, was sich an Wert mit dem messen könnte, was er innerlich besitzt, und es berührt sich auch von selbst, dass der heranreifende Jüngling auf den Weg zu dieser nur dem gereiftesten Manne zugänglichen Zufriedenheit gewiesen werden muss. Auch würde es keinem vernünftigen Menschen einfallen, von socialer Ungerechtigkeit zu sprechen, wenn es keine anderen Ungleichheiten in der Welt gäbe als die zwischen dem Millionär und dem Aderknecht; dass der zweite, wenn er gesund und stark ist und bei einem humanen freundlichen Bauer dient, durch die Unmaassen in jenes Haut einen schlechten Tausch machen würde, ist keine verlogene Redensart. Aber es handelt sich um die Millionen, die in unserer modernen Welt zu wirklichem Elend geboren werden, und für die der Trost der inneren Gerechtigkeit und die Entschädigung durch inneren Reichthum nicht existieren, weil sie ein selbständiges reiches Innenleben nicht haben und in ihrer Lage niemals erlangen können. Im Namen dieser Elenden Besserung durch Aenderung zu verlangen, ist soziale Pflicht; unterlässt man dies, so wird die herrschende Ungerechtigkeit frech, steigert sich ins Maßlose, und zwischen den beiden Massen der schamlos Ueberfressenden und der unaussprechlich Entbehrenden schmilzt das Häuflein der Weisen, die keiner äußeren Gerechtigkeit bedürfen, immer mehr zusammen, so dass zu guterletzt auch von der inneren Gerechtigkeit nichts mehr übrig bleibt; auch diese hängt „leider", würde Lindau sagen, einigermaßen von äußeren Bedingungen ab. Dieser Erkenntnis verschließt er sich denn auch nicht ganz, sondern gesteht zu, dass „Murren gestattet bleiben" müsse, und dass des Menschen Thätigkeit unbedingt erschlafte, wenn ein solches Bild allgemeinen schönen Ordnung genau wäre. Hätte ich weiter nicht zu sagen gehabt, so würde ich kaum ein Paar „Zeit"spalten in Anspruch genommen haben; das Büchlein schien mir aber deswegen ausführlicher Erwähnung wert, weil es an den Socialismus des großen Fichte erinnert. An ihn ist zu öfter in den letzten Jahrzehnten erinnert worden, aber kaum je mit dem gehörigen Nachdruck. „Jeder," schreibt der Ich-Philosoph u. a., „muss das Unentbehrliche haben. Insofern ein Vertrag uns der Möglichkeit beraubt, dies zu haben, wer er an sich rechtsunkräftig und ist aufzuheben. Solange auch nur einer da ist, dem es um das Luxus einiger willen unmöglich ist, durch seine Arbeit das Unentbehrliche zu erwerben, muss ihr Luxus ohne alles Erbarmen eingeschränkt werden." Der Staat habe das Eigenthum zu schützen, jawohl! aber damit er es schützen könne, müsse er vorher dafür sorgen, dass ein jeder Eigenthum habe. Das Eigenthum sei das Mittel zum freien Handeln, zur Bethätigung der Persönlichkeit, und der Staat habe die Sphären so abzugrenzen, dass jeder durch jeden beschränkt werde, jedem aber auch ein Spielraum freier Thätigkeit gesichert bleibe. Deshalb habe der Staat die Production zu regeln, zu bestimmen, was und wie viel produciert werden solle, und jedem seinen Antheil an der Production anzuweisen. „Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer seine Wohnung verziert, erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet. Es geht nicht, dass einer sage, ich aber kann es bezahlen. Es ist eben unrecht, dass einer das Unentbehrliche bezahlen könne, indes irgend einer seiner Mitbürger das Nothdürftige nicht vorhanden findet oder nicht bezahlen kann, und das, womit der erste bezahlt, ist gar nicht von rechtswegen sein im Vernunftstaate das Seinige . . . Zu sagen: das wird sich alles schon von selbst geben, jeder wird immer Arbeit und Brot finden, und es nun auf dieses gute Glück ankommen zu lassen, ist einer durchaus rechtlichen Verfassung nicht anständig." Soll der Staat jedem seine Existenz sichern, so muss er alle störenden Einflüsse abhalten, zu denen auch die Einwirkung des Auslandes gehört. Daher verlangt Fichte „den geschlossenen Handelsstaat". Der allgemein verbreiteten innern Wohlstand könne auf auslandische Gegenstände und auf das Herumpassieren im Auslande verzichtet werden. Fichte weiß, dass seine Vorschläge nicht werden angenommen werden, und was er als Hauptgrund der voraussichtlichen Ablehnung anführt, das klingt heute ungemein aetuell. In der Widmung des Werkes an den preußischen Handelsminister Struensee heißt es: „In Absicht des eigentlichen Vorschlages leiser Schrift, den Handelsstaat ebenso wie den Rechtsstaat zu schließen und ein Landesgeld einzuführen (das, aus wertlosem Material angefertigt, im Auslande nichts gilt), ist der Verfasser der Meinung, dass kein Staat diesen Vorschlag annehmen wollen wird; er wird unbeschließbar und daher unausführbar sein. Der deutlich oder nicht gedachte Grund des Nichtwollens wird der sein, dass Europa über die übrigen Welttheile im Handel großen Vortheil hat und ihre Kräfte und Producte, bei weitem ohne hinlängliches Aequivalent von seinen Kräften und Producten, an sich bringt, dass jeder einzelne europäische Staat, so ungütig auch in Beziehung auf die übrigen europäischen Staaten die Handelsbilanz für ihn steht, dennoch von dieser gemeinsamen Ausbeute der übrigen Welt einigen Vortheil zieht und die Hoffnung nie aufgibt, die Handelsbilanz zu seinen Gunsten zu verbessern und einen noch größeren Vortheil zu ziehen; auf welches alles er durch seinen Austritt aus der größeren europäischen Handelsgesellschaft freilich Verzicht thun müßte."

In unserer Zeit der Austheilung der Erde erscheint trotz der gleichzeitigen Hochschutzzollbewegung dieser nationale Staatssocialismus womöglich noch unpassender, als der internationale Socialismus der Marxisten. Und heute, wo das frömmste, sittenstrengste und civilisierteste, d. h. am meisten Lesestoff, Seife und Maschinen verbrauchende von allen Völkern der Erde im Blute watet bis über die Knie, um sich die mit wohlfeilen Kaffern ausgebeuteten Goldfelder Südafrikas zu sichern, klingt es beinahe wie ein schlechter Scherz, wenn Fichte meint, das Hindernis könne gehoben werden, wenn die Staatsmänner bedächten, dass ein solches Verhältnis Europas zur übrigen Welt keinen Bestand haben könne, weil es nicht auf gerechter Grundlage ruhe. Ueberhaupt würde das, was Fichte im socialistischen Sinne gelagt hat, die Mühe des Ausgrabens nicht lohnen — ist es doch von Lassalles Tagen an in Deutschland viel tausendmal geschrieben, gesagt und geschrieen worden — wenn es eben nicht Johann Gottlieb wäre, der es gesagt hat.

Johann Gottlieb ist mit Kant zusammen die Seele des preußischen Staates, und zwar des preußischen Staates, der 1813 und 1815 das deutsche Volk in fremder Knechtschaft errettet, ihm zur Wiedergeburt verholfen und die Grundlagen des heutigen Reiches geschaffen hat. Die Generale der Befreiungskriege, wie Boyen, die Staatsmänner jener Tage, wie Schön, hatten den Worten Kants und seiner Schüler gelauscht und waren viel durchdrungen von der Wahrheit seiner Lehren, deren praktischer Theil dann durch Fichtes Reden an die deutsche Nation in weitere Kreise getragen wurde. Diese Lehren waren die Grundsätze der großen Revolution, aus den Franzosischen ins Deutsche, aus dem Politischen ins Rechtsmässige, aus den verschiedenartigen Kosmopolitischen ins Handgreifliche und Nationale übersetzt. Ein Volk ist eine Gemeinschaft gebildeter, sittlicher, freier Personen; der Staat ist die Organisation, die sich das Volk schafft. In einem solchen Volke darf es weder Knechte, noch Bettler geben. Jeder muss ein freier Mann, ein Staatsbürger sein, für Volk und Staat zu sterben bereit, weil ihm das Volk, der Staat sein eigenes höchstes Gut, seine Persönlichkeit, von der Familie, ganz, Kind und Kindeskind einen Theil bilden, verbirgt und schützt. In dieser Auffassung von Person, Volk und Staat haben die ausgezeichneten Männer, die sich um den Freiherrn von Stein scharten, in den sieben Jahren der stillen innerlichen Erneuerung zwischen Jena und den Kapphackkämpfen die Masse des preußischen Volkes erhoben, und wenn die großen Ideen auch nicht jedem Bauer und jedem Schuster so klar wurden, dass er hätte einen Aufsatz darüber schreiben können, so verstand doch jeder soviel davon, dass sie alle nach der Vertreibung des Tyrannen freie Männer auf eigenem freiem Grund und Boden sein wurden: die Aufhebung der Leibeigenschaft und aller Herrenrechte, die Städteordnung, eine Landwehrverfassung, die an die Stelle geprobter und gedrillter, verworbener und gedrillter Königssclaven ein Heer freier Männer setzte, die, nur durch das Ehrgefühl und freiwilligen Gehorsam diszipliniert, für den eigenen Herd kämpften, diese neuen Institutionen sprachen deutlicher als gelehrte Abhandlungen. Von diesem neuen Geiste beseelt, rettete das preußische Volk sich selbst, die um den Rheinstrand verlochten Brüder und den sterbenden, entthronten König, diesen wider seinen eigenen Willen, denn das: „der König ruft, und alle, alle kamen", in eine byzantinische Lüge; ungewiss kamen alle und zwangen den König mitzukommen. Und wenn es wahr ist, dass die Reiche nur durch dieselben Mittel erhalten werden können, durch die sie gegründet worden sind, so kann auch das wiedergeborene Preußen und das neue Deutsche Reich nur durch den Fichte'schen Geist erhalten werden. Dieser Geist ist aber der socialistische Geist, denn die socialistischen Ansichten Fichtes sind nicht etwa zufällige Anhängsel an sein Grundsystem, sondern in dieß Grundsystem selbst. Wenn der Staat um seiner selbst willen da ist, wenn ein Volk, das nicht

Digitized by Google

den Namen Volk nicht verdient, wenn der Staat durch den Schulzwang jeden einzelnen zum Bewußtsein seiner Menschenwürde zu bringen hat, die Menschenwürde aber sich nur auf der Grundlage des Eigenthums entfalten kann, so hat der Staat die Pflicht, jedem zu Eigenthum zu verhelfen, Eigenthum nicht als todter Besitz verstanden, sondern als die Gesammtheit der Mittel, wodurch sich einer Einkommen erwirbt und in der Bethätigung seiner Kräfte zum Wohlgenuß seiner selbst gelangt. Mag daher der geschlossene Handelsstaat ins Cabinet der unverwendbaren Modelle gehören: die Pflicht, einem jeden zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, eine Pflicht, die sogar Bismarck anerkannt hat, indem er das Recht auf Arbeit als einen Bestandtheil des preußischen Landrechtes nachweist, diese Pflicht kann der preußische Staat, der aus dem Kant-Fichte'schen Geiste wiedergeborene Staat, der Staat des allgemeinen Schulzwanges und der allgemeinen Dienstpflicht nicht von sich abwälzen, wenn er nicht seine eigenen Grundlagen preisgeben will. Socialismus gibt es von jeher überall in der Welt, aber consequenten Staatssocialismus und eine mächtige Socialdemokratie nur im preußischen Deutschland, weil der preußische Staat der Vater dieser beiden Kinder ist.

Und das ist es nun, was dem Fichte'schen Socialismus dauernde praktische Bedeutung verleiht. Wenn sich die Unternehmer ihrer Haut wehren und die Actionäre möglichst hohe Dividenden herausschlagen wollen — auch in Preußen, so handeln sie zwar nicht im Kant-Fichte'schen Geiste, aber sie handeln, wie Menschen eben zu handeln pflegen, und das darf man niemandem übel nehmen; sind doch auch die durchschnittlichen Arbeiter nichts weniger als sittliche Ideale. Aber wenn preußische Behörden sich anstellen, als ob sie socialistische Gedanken für etwas Unerhörtes hielten, wenn sie socialistische Bestrebungen, ja auch schon die Ausübung des Coalitionsrechtes, das noch gar nichts Socialistisches an sich hat, als verbrecherisch verfolgen, wenn preußische Minister bei einem Ausstande der Straßenbahnbediensteten offen und entschieden auf die Seite der dividendenhungrigen Actionäre treten und ihnen die schonungslose Unterdrückung des Ausstandes in einer öffentlichen Landtagssitzung versprechen, so freveln sie gegen den Geist und gegen die Grundlagen des preußischen Staates. Wenn sie den Byzantinismus für den Geist und Hefnippen der Konsonen für die Grundlagen des preußischen Staates halten, so treten sie sehr Fichte hat unter anderem auch gesagt: „man wolle doch ja nicht, die niederen Stände in Sachen, die ihnen Vortheil betreffen, zu täuschen", zum Beispiel ihnen einzureden, daß sie sich fürs allgemeine Beste opferten, während man ihnen nur Opfer für den Geldschrank, den Ehrgeiz, die Herrsch- und Prunksucht der Großen zumuthete. Fichte hat auch, was Lindau zu erwähnen durch sein Thema nicht veranlaßt war, in Voraussicht der Wandlungen, die noch dem großen Befreiungskampfe eintreten würden, im Jahre 1813, kurz vor seinem Tode, Bemerkungen niedergeschrieben, die mit dem, was man heute bei uns unter Patriotismus versteht, seine Aehnlichkeit haben: Mit ihren Fürsten könnten die Deutschen kein Volk werden; schon die Erblichkeit der Monarchie widerspreche dem Wesen des Vernunftstaates; wo die höchste Gewalt als ein erblicher Besitz, Land und Volk demnach als Eigenthum des Fürsten gelten, da gehe es kein Volk; um seine Stellung zu behaupten, müsse sich ein solcher „Landesherr" im Adel Mitinteressenten schaffen, diese durch materielle Vortheile und Ehren an sich fesseln; aber die gewöhnliche Adelstreue gegen einen persönlichen Herrn, ein eine Standesgrund, besonfolls Symbol der Treue gegen das innere Gesetz, nur im Hinblick auf die zu schaffende deutsche Nation und den zu verwirklichenden Vernunftstaat habe der große Befreiungskampf einen Sinn: „wenn wir nicht im Auge behielten, was Deutschland zu werden hat, so läge an sich nicht soviel daran, ob ein französischer Marschall, wie Bernadotte, an dem wenigstens früher begeisterade Bürger der Freiheit vorübergegangen sind, oder ein deutscher aufgeklärterer Edelmann ohne Sitten und mit Arbeit und niedrem Uebermuth hier einen Theil von Deutschland gebote".

Reiffe. Karl Jentsch.

Kaiser Friedrich III.

Anderen Herrschern ist es vergönnt worden, durch große und mächtige, leicht eingetretende Thaten sich ein dauerndes Andenken unter den Menschen zu gründen. Dieser Monarch von verhältnismäßig kurzen Jahren hat den Lohn hiefür durch die bloße Macht der Sympathie." Wer noch die Worte des Bischofs in Kaiser Friedrichs III nicht unterschrieben: „Als ich damals im Schlosse hatte Martin Philippson es auch unterschrieben, als [illegible] edlen Fürsten zu gedenken. Aber die [illegible] Bischofs in selben Gegenstandes hat [illegible] Wort zu schreiben? Es war auch [illegible] Fürsten, die [illegible] Falle in solchen [illegible] Literatur [illegible]

Masse handschriftlicher, großentheils überaus wertvoller Quellen schöpfen zu dürfen. Manche Belehrung bot ihm schon die für seine Biographie Forckenbecks (siehe „Die Zeit" Nr. 212, 1898) benutzte Correspondenz dieses Politikers, der seinem Helden sehr nahegestanden hatte. Noch viel reichere Ausbeute gewährte sichtlich der handschriftliche Nachlaß des ausgezeichneten Schleswigers Karl Samwer, dem sein Sohn kürzlich in dem von ihm herausgegebenen Werk „Schleswig-Holsteins Befreiung" ein Denkmal errichtet hat. Dazu kommen Aufzeichnungen, die der Feder des älteren Baron Stockmar, des Grafen Usedom, Georg von Bunsens, des Herzogs von Koburg, Friedrichs III. selbst entflossen sind. Es fehlt sogar nicht an Bruchstücken eines Briefwechsels zwischen ihm und Bismarck. Mitunter war es dem Verfasser noch nicht erlaubt, sich durch Angabe von Namen über die Herkunft seiner Kenntnis der Vorgänge auszusprechen. Aber seine Andeutungen ziehen auf sehr eingeweihte Kreise und Persönlichkeiten ab.

Wie man sieht: dem Historiker, der einen großen zeitgenössischen Stoff in knappem biographischen Rahmen einzuschließen unternahm, ist in seltenem Maße das Vertrauen kundiger Zeugen oder der Besitzer wichtiger Zeugnisse entgegengekommen. Daher wird sein Buch zur Ergänzung und nicht selten zur Correctur zahlreicher Darstellungen dienen, die von Hand zu Hand gehen. Vielleicht kein Werk wichtiger für den Verfasser zu seiner kritischen Ausgabe von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen". Dies wird freilich niemanden Wunder nehmen, der die bisherigen Untersuchungen über das Verhältnis von unbedingter Glaubwürdigkeit und schriftstellerischem Reiz jenes Werkes verfolgt hat. Fragt man nun, welche Capitel der preußischen und deutschen Geschichte, in ihrer Verflechtung mit der Lebensgeschichte des Sohnes Wilhelms I., besonders durch die schärfere Beleuchtung Philippsons gewonnen haben, so sind es in erster Linie drei, die durch die Ueberschriften „Conflictszeit", „Begründung des Norddeutschen Bundes", „Herstellung von Kaiserthum und Reich" bezeichnet werden. Nicht selten hat der Verfasser dank seiner besseren Kenntnis, wo selbst Sybel, Marcks u. a. versagen, Zweifel lösen, Lücken ausfüllen, falsche Behauptungen richtig stellen können. Niemand, dem es darauf ankommt, zu wissen, wie es hinter den Coulissen aussah, darf die hier gebotenen Aufklärungen vernachlässigen.

Indessen es ist nicht nur der Wert neu erschlossener Quellen, der dieses Werk auszeichnet. Auch die Form der Darstellung verdient reiches Lob. Angesichts der Erinnerung an große politische Ereignisse, die den Kämpfen der Gegenwart noch so nahe stehen, wird freilich nicht jeder jedes Urtheil des Verfassers unterschreiben wollen. Auch wird dieje oder jene Wendung die Kritik herausfordern.*) Aber im ganzen und großen weist er in der Einzelnbearbeitung wie im Gesammtaufbau des biographischen Monumentes das Richtige zu treffen. So wenig er aus seiner Sympathie für den kriegsfreudigen Menschen und Fürsten ein Hehl macht, sucht er sich doch nach Kräften vor Ruhmredigkeit zu schützen, das mit Friedrich Wilhelm im Jahre 1870 die Kraft des parteiunabhängigen Gefühles in Deutschland verkannt, daß auch sein starkes persönliches und dynastisches Selbstgefühl die Forderung des Kaiserthums unterstützt habe. Er denkt nicht daran, ihn zu „einem genialen und glänzenden Geist" zu stempeln. Er räumt es ein: „Sein weiches Herz scheute vor gewaltsamen Consiseren zurück, und sein nachdenklicher und grundlicher Geist öffnete sich nicht den verschiedensten Erwägungen und Rathschlägen". Aber er hat volles Recht, es für einen „schweren Verlust zu erklären, daß mit Friedrich Wilhelm der Vertreter einer Generation maßlos dahinfank, die „mit glühendem Patriotismus nicht minder feurigen Enthusiasmus für die idealen Güter der Menschheit verband, neben der Kraft und dem Erfolge auch Schönheit und Milde als edle Ziele des einzelnen und der Gesammtheit verehrte."

Durchaus tragisch mutet, alles in allem genommen, dieje Fürstengestalt den Beobachter an. Sein Biograph hat wohl daran gethan, den Grundton nicht abzuschwächen. Zwar war er der Helden nicht, wenn es gilt, den lebensfrischen Jüngling, den glücklichen Familienvater, den liegreichen Heerführer zu schildern. Aber er verschweigt es auch nicht: der mit Ruhm Hoffnungen Erfüllte und hohen Zielen Zustrebende hat beinahe sein ganzes Leben hindurch die bedrückende Rolle „klanzenden Scheinlebens" spielen müssen. Als Thronfolger sah er sich an einer seinen Wünschen entgegenstehenden Entwicklung auf die politischen Angelegenheiten, wenige Augenblicke abgerechnet, gar öffentlich gedrängt. Selbst im Besitz der [illegible] Macht [illegible] Stellvertreter des Vaters im Jahre 1858, [illegible] er „nicht nach seinem Ueberzeugungen", sondern mußte er [illegible] Ansichten [illegible] einzugehen. Anschauungen [illegible] Unsicherheit [illegible] die Krone [illegible] wurde sie ihm, [illegible] Kaiserkrone, [illegible] Widerstand. Ob [illegible] Tragik [illegible] Im Anblicken des Volkes steht er vor

Digitized by Google

allem als der Held von Wörth. Die Muse der Geschichte hat dessen eingedenk zu bleiben, wie viele Leidensstationen diese Heldenlaufbahn bezeichnen.

Zürich. **Prof. Alfred Stern.**

Realismus und classisches Alterthum.

Betrachtungen zu einem neuen Buch.*)

Von Hofrath Prof. Dr. Th. Gomperz.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Damit meinen wir diesmal nicht, daß wir uns in der Jugend nach Chrestomathien gesehnt haben. Ganz im Gegentheil. Im vormärzlichen Gymnasium wurden wir mit Chrestomathien übersättigt. Wir bekamen nur solche zu Gesichte und blickten mit Neid auf die deutschen Gymnasien draußen „im Reich", an denen man die Classiker in unverstümmelten Ausgaben las. Nunmehr setzt die umgekehrte Bewegung ein. Nicht nur der Verfasser der obgenannten Schrift, auch andere Reformatoren der im Deutschen Reich oder noch in Preußen geltenden Lehrpläne kehren wieder zur Chrestomathie zurück, die uns seit fünfzig Jahren als ein überwundener Behelf des classischen Studiums gegolten hat. Nicht dieser didaktischen Wandlung gilt somit der obige Ausruf, wohl aber der Tendenz, die diesem und verwandten Versuchen zugrunde liegt. Diese lässt sich in wenige Worte zusammenfassen. Es handelt sich darum, das Bewußtsein von der überragenden Bedeutung der antiken Naturwissenschaft neu zu beleben, oder vielmehr in die Kreise der Gebildeten hierzulande einzuführen. Dieses Bestreben, dem der Verfasser der vorliegenden Chrestomathie schon vorher in zwei kleinen Schriften**) Ausdruck gegeben hat, findet unsere wärmste Billigung. In Bezug auf den anzustrebenden Zweck sind wir mindestens sind wir mit dem Verfasser völlig einig.

Die Philologen haben sich in Ansehung der sogenannten realistischen Seite der antiken, zumal der griechischen, Literatur der schwersten Unterlassungssünden schuldig gemacht. Jedermann kennt die Namen eines Archimedes oder Hippokrates. Aber aber vor etwa drei Jahrzehnten die Schriften dieser großen Männer aus den verstaubten Winkeln der Bibliotheken hervorholte, der fand Texte vor, die ungefähr auf derselben Stufe der Verderbnis und Vernachlässigung standen wie die griechischen Tragiker vor drei Jahrhunderten. Jeder aufmerksame Leser konnte sinnentstellende Fehler berichtigen — ein Beweis dafür, daß die sorgliche Pflege der Sach- und Sprachkundigen diesem großen und wichtigen Literaturzweige vollständig fehlte; ein Beweis auch dafür, daß die Geschichte der Wissenschaften noch gar sehr im argen lag, und das somit ihr Zusammenhang zwischen Alterthum und Neuzeit auf diesen Gebieten nur im großen und ganzen, aber auch hier sehr unvollständig bekannt und anerkannt war. Dem ist nun anders geworden. Die Textkritik und die in ihrem Gefolge einherschreitende Wissenschafts-, Philosophie- und Culturgeschichte hat sich den durch Jahrhunderte vernachlässigten Stoffen zugewandt. Und das Facit ist die neubelebte Einsicht, daß die moderne Wissenschaft ganz und gar auf der antiken beruht, daß auch dasjenige, was unserem Zeitalter sein eigenthümliches Gepräge gibt, was den unbestrittensten Vorzug der europäisch-amerikanischen Welt vor allen anderen Culturkreisen ausmacht, daß auch die moderne Technik im weitesten Sinne des Wortes ein Sprössling der griechischen Wissenschaft ist. Nicht nur die deductive Mathematik, das große Werkzeug physikalischer Forschung, ist griechischen Ursprungs; nicht nur grundlegende Gedanken unserer Naturwissenschaft, wie die Atomistik, sind ganz unmittelbar aus dem Alterthum übernommen worden; nicht nur das kopernicanische Weltsystem war bereits den Griechen bekannt; auch technische Errungenschaften der allermodernsten Zeit, wie der Waren-Automat und der Taxameter, sind den Alten nicht fremd gewesen. Der Hauptgrund, weshalb derartige Erfindungen fast ausschließlich zu spielerischen Zwecken verwendet und eben darum auch nicht stetig weiterentwickelt wurden, war die Wohlfeilheit der Sclavenarbeit und die durch sie bedingte Entbehrlichkeit eines ausgebildeten Maschinenwesens. Nur so erklärt es sich, daß z. B. die Wasseruhren, die, wie es die neueste Forschung lehrt, schon viele Jahrhunderte v. Chr. erfunden wurden, von den Römern, die ihre Heimat nicht zu Lande erwarb, ignoriert worden sind. Aus diesem Sachverhalt ergeben sich wichtige Folgerungen, aus denen wir die in unseren Augen bedeutendste hier hervorheben wollen. Alle Ansätze zu echter, verallgemeinernder und darum allein erst fruchtbarer Wissenschaft, die sich in nicht geringer Zahl bei den übrigen Nationen des Erdballs finden, sind unentwickelt geblieben. Die gleichsam spontanen, auf Anhäufung von bloßen rohen Erfahrungen beruhenden Forschriite haben nirgendwo die echte Wissenschaft gezeitigt. Diese ist einzig und allein das Werk der Griechen gewesen. An dem stolzen Gebäude des Wissens, das heutzutage [illegible] am meisten freilich die Europäer, denen durch das römische Universalreich die griechische Bildung vermittelt war, und die dadurch indirect zu Erben des Hellenenthums geworden sind. Allein dass diese Fortarbeit keineswegs ein Vorrecht etwa der indoeuropäischen Rasse ist, das zeigt uns nicht nur die zeitweilige ausschließliche Fortführung der wissenschaftlichen Fortschrittsarbeit durch Araber und Juden; auch der finnische Ungar und neuerlich der mongolische Japaner erweisen sich fähig und geschickt, in der gemeinsamen Arbeitswerkstätte ihren Platz einzunehmen. Was den Griechen ihr Vorsprung vor den ihnen seine anzustehenden Vorrang verliehen hat, das beruht in erster Reihe auf einem niemals vorher und niemals nachher erreichten Verein glücklicher geschichtlicher Zufälle, welche die unfruchtbar vorhandene glänzende Naturanlage aufs äußerste gesteigert, ausgebildet und vervollkommnet haben — Zufälle der geographischen Lage (zahlreiche geschützte Culturcentren und eine beispiellos reiche Küstenentwickelung) und der frühzeitigen, zugleich überwiegend friedlichen und fruchtbaren Berührung mit älteren Culturvorfahren, wie es die Phönizier, die von babylonisch-assyrischer Bildung berührten Lydier und die Aegypter waren. Ob irgend eine andere Nation durch innere Kraft oder durch eine verwandte Gunst der Umstände dazu befähigt war, ohne den Vorgang Griechenlands die moderne Wissenschaft zu gründen, das ist eine für uns unlösbare Frage, die man vielleicht — insbesondere im Hinblick auf das Italien der Renaissance — nicht unbedingt verneinen, noch weniger aber unbedingt bejahen darf.

Doch wir sind weit abgekommen von der „Realistischen Chrestomathie" und ihrem Verfasser. Dieser hat sich als Berichterstatter über die Leistungen auf dem Gebiete antiker Naturkunde, sowie durch eigene schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte der Mathematik, Physik und Geographie im Alterthum ein unzweifelhaftes Anrecht auf achtungsvolles Gehör erworben. Die Auswahl, die er aus den Schriften der antiken Mathematiker nunmehr veröffentlicht und mit sachgemäßen Einleitungen versehen hat, ist wohl geeignet, diese günstige Vormeinung zu bestätigen. Ein zweites und ein drittes Heft sollen als „Buch von Himmel und Erde" und „Buch der Erfindungen" die Sammlung beschließen. Dem naheliegenden Einwurf, es werde die vielbeklagte Ueberbürdung der Gymnasialjugend durch die Aufnahme dieses neuen Lehrstoffes noch gesteigert werden, sucht der Verfasser dadurch zu begegnen, dass er die cursorische Lectüre auf Kosten der sogenannten statarischen erweitert, die häusliche Präparation erheblich eingeschränkt wissen will, wobei er von dem, man möchte sagen mehr modernen Reize der neuen Lectüre eine beträchtliche Erhöhung des Interesses und der Spannkraft der jugendlichen Leser erwartet. Auf diese didaktischen Fragen näher einzugehen, hindert uns der Mangel eigener Erfahrung im Mittelschulunterricht. Nur die principiellen Seiten dieses Unternehmens glauben wir beleuchten zu dürfen. Wir wenden uns sofort zur obersten der hier in Betracht kommenden Fragen: ob und warum der Unterricht in den classischen Sprachen überhaupt autrecht zu erhalten ist? Nicht gering an Zahl und an Bedeutung sind die Zugeständnisse, die wir den Gegnern dieser Studien zu machen uns genöthigt sehen. Dass die Vertrautheit mit den antiken Meisterwerken und mit dem strengen grammatischen Bau der alten Sprachen ein Mittel der geistigen Zucht und der Schulung des Geschmackes bildet, erkennen wir voll und freudig an. Dass es die einzigen Mittel seien, die zu diesem Ziele führen und dass man aus diesem Grunde an dem herkömmlichen Studienbetrieb unentwegt festhalten müsse, daran zweifeln auch wir. Beiahen diese Studien keinen anderen als diesen formalen Bildungszweck, so könnte es um ihre Sache ziemlich misslich. Ein Medicinm von Wasser würde vollkommen dem Bedürfnis genügen, die grammatischen Kategorien durch die Vertrautheit mit einer zugleich formenreichen und normenstrengen Sprache dem jugendlichen Geist scharf und sicher einzuprägen. Und dem Einwand, dass sich dasselbe Ziel auch auf anderen Wegen erreichen lasse, wäre innerhalb dieser Grenzen mit dem Hinweis auf den mannigfachen Nutzen zu begegnen, den die Kenntnis der lateinischen Sprache dem Uebersetzen sowohl als dem Lernen und Verstehen auch den romanischen Sprachen bietet, während die Beherrschung des Griechischen für denjenigen, der weder oder nachher eine der romanischen, oder lateinamerikanischen Sprachen erlernt, eine verdoppelte Schwierigkeit in Ihrer oben [illegible] Apologie des classischen Studiums hatte machen Wieder als ausschließende Wissenschaften, noch als ausschließende Qualifikationsbedingungen können die antiken Literaturen den modernen Menschen mit [illegible] ebenen reich genug bieten, [illegible] und [illegible] Literaturen [illegible] Zum Schlusse, den uns in diesem Betracht das Alterthum anzuweisen gewohnt, noch [illegible] [illegible] [illegible]

oder das Italienische, wenn nicht gar das Russische gelellt und mehr und mehr gefellen wird. Das ist in unseren Augen der Hauptcinwand gegen die Beibehaltung der classischen Sprachen als eines allgemeinen Bildungsmittels. Diesem Einwand hat die Unterrichtspraxis durch die Errichtung von Realschulen und verwandten Anstalten längst Rechnung getragen, gleichwie durch den sich immer mehr erweiternden Kreis jener Hochschulstudien, zu welchen die Realschule den Zugang eröffnet. Hier erhebt sich die Frage, ob dieser Kreis ins Unbegrenzte zu erweitern, und ob somit im Belohnungsfalle das classische Gymnasium einem vielleicht langsamen, aber sicheren Verfalle preiszugeben sei.

Diese Frage verneinen auch wir, und zwar aus folgenden Gründen. Die Vertrautheit mit dem griechisch-römischen Alterthum erfüllt in einziger Weise zwei Forderungen, deren jede für sich genommen von hoher Bedeutung ist, und deren gleichzeitige Erfüllung den allerhöchsten Wert besitzt. Was jene Vertrautheit für uns leistet, lässt sich in dem einen Satze zusammenfassen: unser vornehmster Culturvorfahr liefert uns zugleich das ergiebigste Culturcomplement. Wohl dem, der seiner Väter oft gedenkt — an der Wahrheit dieses Satzes kann niemand zweifeln, der über die wohlthätige Wirkung geschichtlicher Studien jemals ernstlich nachgedacht hat und der sich darüber klar geworden ist, dass der historische Sinn, seine Stärkung und Ausbildung, die einzige für Menschen erreichbare Gewähr bietet gegen sinnlose Zerstörungswuth sowohl als gegen sinnlose Erstarrungsdrucht. Wenn sind immer in Gefahr, das zur Zeit Geltende einmal für ein Allewigiltiges, das andertags Ueberwundene für Erzeugnis bloßer Willkür zu halten, solange uns nicht der Einblick in den geschichtlichen Werdeprocess das Heilmittel gegen diese zwei Hauptkrankheiten des menschlichen Geistes in die Hand gespielt hat. Man hat die in einem einzigen Culturkreis heimische Nation längst treffend mit einem Menschen verglichen, der niemals aus den vier Wänden seines Elternhauses herausgekommen ist oder nicht über die Grenzen seines Heimatsdorfes hinausgeblickt hat. Diese unerlässliche Erweiterung des Horizontes gestaltet sich aber dungelt und dreifach heilsam, wenn sie uns den Einblick in Zustände eröffnet, die uns nicht nur vom Hause aus fremd, sondern auch an sich unendlich wertvoll sind, wenn sie uns Ideale gewinnen lässt, die wie dazu geschaffen scheinen, die ererbten Ideale zu ergänzen, eben die Lücken auszufüllen, welche diese aufweisen, und so das Stückwerk, das jeder einzelnen Culturperiode nothwendig anhaftet, der Totalität menschlicher Vollkommenheit so nahe als möglich zu bringen. In wie wunderbarem Maße aber die griechische Culturwelt dazu angethan ist, all diesen Forderungen zu genügen, ist wohl bester sie sich dazu eignet, als irgend eine andere, uns allzu nahe oder allzu ferne Gestaltung, wie sie in den großen Hauptzügen, gleichwie in zahllosem Detail eben dieser Aufgabe der Ergänzung gerecht wird, wie die Verschmelzung der dort gewonnenen Anschauungen und Vorbilder mit den modern-europäischen und christlichen dazu angethan ist, ein Gesammtideal höchster und edelster Menschlichkeit zu gewähren, wem braucht das erst gesagt zu werden!

Wir wollen dieses oft behandelte Thema nicht weiter ausführen, sondern lieber den Einwand begegnen, der exzieblichc Wert antiker Bildung lasse sich ja auch durch Uebersetzungen gewinnen. Gewiss ist es besser, Homer oder Plato in Uebersetzungen als gar nicht zu kennen. Und wo es unbedingt an der für die directe Berührung mit den Wunderwerken der griechischen Literatur erforderlichen Muße gebricht, dort muss das Surrogat das Original vertreten. Aber wie weit bleibt doch das Erlatzmittel hinter dem zurück, was es zu ersetzen bestimmt ist! Wer liest z. B. Plato in Uebersetzungen? Wer genießt den Zauber seiner Dialoge, wenn ihnen das Gewand der originalen Sprache abgestreift ist? Nicht einmal der Gedankengehalt dieser einzigen Werke kommt uns zu vollem Bewusstsein, wenn wir das Wort, das einen bestimmten Begriffskreis deckt, entweder consequent durch ein anderes ersetzen, welches über diesen Kreis hinausgreift oder hinter ihm zurückbleibt, oder wenn wir dasselbe Wort hier durch dieses und dort durch jenes zu ersetzen uns genötigt sehen. Im ersteren Falle, wenn wir zum Beispiel παιδεύειν durch „Beschcidenheit“ oder durch „Enthaltsamkeit“ wiedergeben, wird unser Verhältnis ein lahmes; im anderen Falle, wenn wir λόγος einmal durch „Rede“, dann wieder durch „Vernunft“ und ein drittesmal durch „Grund“ verdeutschen, entschlüpft uns der Sinn einer Erörterung, die ganz und gar auf die Vieldeutigkeit des griechischen Wortes aufgebaut ist, verständig. Nicht ohne Widerwillen kann zum Beispiel der deutsche Leser ein Gespräch wie den platonischen „Lysis“ in sich aufnehmen, wenn er das griechische φίλος bald durch „lieb“, bald durch „befreundet“, bald durch „liebend“, bald durch „geliebt“ wiedergegeben findet und sich erst die Ausführung und die Aufklärung mühsam genug heraus, die von der ungeschiedenen Einheit dieser Begriffe ihren Ausgang nimmt. Die Summe unserer Erörterung ist diese: für alle diejenigen, denen nicht der Zwang der Beschäftigung und die unabweisbare Nothwendigkeit, ihre ganze Studienzeit anderen und dringenderen Aufgaben zu widmen, die unmittelbare Kenntnis des classischen Alterthums verschleißt, für alle diejenigen zumal, für welche die Ausbildung des historischen Sinnes und die Gewinnung gediegener sicher und sprachlicher Kenntnisse ein ausschlussend wünschenswertes Ziel ist, soll die classische Vorbildung unverkürzt bestehen bleiben. Dahin rechnen wir Theologen, Historiker, Philosophen, Volkswirte, Juristen, Philologen jeder Art, auch neusprachliche, denen ja die erforderliche Sprachbegabung nicht fehlen kann.

Die Scheidung dieser von der anderen, der sogenannten realistischen Gruppe, wird wohl, so meinen wir, am besten durch das in Frankreich eingeführte System der Bifurcation erreicht werden, das heißt durch die Trennung der Unterrichtswege in der Oberstufe der Mittelschule, ein System, das mit der im Deutschen Reiche eingebürgerten Realschule erster Ordnung den auszuhaltenden Vorzug mindestens in den Elementen des Lateins gemein hat und das wir noch dahin erweitert sehen möchten, dass eine Grundlegung im Griechischen auch der unteren Unterrichtsstufe nicht vollständig fehlen sollte. Letzteres aus dem folgenden Grunde. Auch der Arzt und Naturforscher oder Techniker wird mitunter vielleicht spürerhin den Kreis seiner Interessen und Studien zu erweitern geneigt sein, kann aber dann leicht zurückgeschreckt werden, wenn ihm sogar die ersten Elemente, die Kenntnis des griechischen Alphabets und der sonstigen grammatischen Anfangsgründe, fremd geblieben ist. Auch das Zurückfinden in die verlassene Bahn am Ende der Gymnasialzeit soll dadurch thunlichst erleichtert werden. Ein anderes Mittel, diesem Kreise das Interesse am Alterthume näherzubringen, ist die Veranstaltung von Ausgaben der griechischen Originalwerke der Mathematiker und Naturforscher mit beigefügter deutscher Uebersetzung. Dazu haben sich in neuerer Zeit bereits die Herausgeber der Werke Hipparchs, Heron und des Geminus in der Teubnerschen Sammlung entschlossen, und wir wünschen lebhaft, dass die Erneuerung auch in neuen Ausgaben griechischer Aerzte der Nachfolge nicht ermangle. Auch eine bloße Auswahl aus den Schriften der Hippokratischen Sammlung würde, von gelungenen Uebersetzungen begleitet, sicherlich die besten Dienste thun.

Als ein Hauptziel des classischen Unterrichtes muss es gelten, dass jene, die ihn genossen haben, auch nach Absolvierung des Gymnasiums leicht und gern zu einem antiken Autor greifen. Damit dies gern geschehe, darf ihnen diese Literatur nicht durch ein Uebermaß grammatischer Quisquilien auf der Schule verleidet werden; ferner muss ihr Interesse dadurch für einen möglichst weiten Kreis dieser Studien gewonnen werden, und zu diesem Behufe bieten wir auch Chrestomathien wie die Schmidt'sche oder die von Wilamowitz geplante, auf umfassendere Ziele gerichtete, willkommen heißen, sobald sie nur die Lectüre der Autoren nicht behindern und auf eine vergleichsweise kurze Zeit des griechischen Unterrichtes beschränkt bleiben. Endlich wäre noch die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht auch an der Universität für die historisch-philosophischer Bildung (in den oben angegebenen weiteren Sinne) Besitzenden eine Fortlehrung der classischen Studien ermöglicht und verlangt werden sollte, in ähnlicher Weise, wie bei uns wenigstens die Rechtshörer bereits in die Lage versetzt werden, außerhalb ihres engeren Fachgebietes liegende philosophische und historische Collegien zu hören. Denn der volle Bildungsgewinn, der im Alterthum beschlossen liegt, lässt sich allerdings in der Mittelschule allein nicht aus ihm schöpfen.

Meine Anregung zur Erziehungsfrage.

Eine Antwort.

Mina Ander in ihrer Abwehr gegen meinen Aufsatz über Erziehung* bekämpft meine Ansicht, dass die Mütter in der Regel schlechte Erzieherinnen ihrer eigenen Kinder sind. Zu ihrer entgegengesetzten Meinung, dass sie die besten Erzieherinnen ihrer Kinder sind, ist sie vollberechtigt, und ich kann sie nur um die schönen Erfahrungen beneiden, die sie zu dieser Meinung geführt haben, und auch darum, dass von Ausnahmen abgesehen, nur ethisch hochstehende Mütter in ihren Gesichtskreis getreten sind, denn alle ihre Mütter erfüllen die Seelen ihrer Kinder mit allen moralischen Grundsätzen. Mina Ander wird nicht annehmen, dass die Männer an moralischer Vortrefflichkeit den Frauen nachstehen, und damit hätten wir ja eine Adelsmenschheit beisammen.

Die physische und moralische mütterliche Erziehung lässt nichts zu wünschen. Was die physische Erziehung betrifft, so hat der Verfasserin meine Bemerkung in einer Anmerkung übersehen, dass ich von der Besorgung der Säuglinge und Pflege des Kindes in meinem Aufsatze Abstand nehme.

Dass ich Erziehung und Unterricht verwechselt haben sollte, glaubt sie wohl selbst nicht. Wer thut denn das?

Als beweiskräftig gegen meine Ausführungen weist sie darauf hin, dass Kinder, deren Mütter jung sterben, oft moralisch verwilden. Ja, habe ich denn gesagt, dass man den Müttern ihre Kinder nehmen soll, um sie der ersten besten fremden Person anzuvertrauen?

„Man soll sie ihr überhaupt nun und nimmer nehmen, und gibt sie sie in der Erkenntnis ihres erzieherischen Unvermögens selber hin, so thue sie es nur, wenn eine Erziehungsanstalt, die den

—

höchsten Anforderungen gerecht wird, ihr Opfer lohnt. Eine solche Erziehungsanstalt existiert vorläufig nicht.

Mina Ander hebt die Schwierigkeiten hervor, die der Gründung solcher Anstalten entgegenstehen. Das habe ich ja in meinem Aufsatze auch gethan, habe sie eine Utopie für unsere Zeit genannt und darum meine Ideen eine Anregung zur Erziehungsfrage tituliert.

In ihrer Abwehr fügt sie statistische Nachweise ein über die erschreckende Sterblichkeitsziffer der Kinder in französischen und italienischen Findelhäusern. Was hat das mit meinem Aufsatz zu thun, der nur von der Erziehung handelt, der Erziehung von Kindern der höheren Stände! Sprechen grausam und gewissenlos eingerichtete Findelhäuser etwa gegen ideale Erziehungsmethoden der Zukunft?

Meine paar beiläufigen Sätze über Rousseau gebe ich gerne preis. Sie wären besser fortgeblieben. Sie bewiesen nichts.

Mina Ander hält mir meine eigene, vor 35 Jahren niedergeschriebene Ansicht vor, die sich mit meiner jetzigen nicht deckt. Ja, ich habe oft meine Meinungen in kürzerer Frist als in 35 Jahren geändert. Aber ebensowenig damals wie heute — ich wiederhole es — ist mir auch nur im Traume der Gedanke gekommen, eine Mutter zwangsweise von ihren Kindern trennen zu wollen.

Da wäre ich ja eine nette Kämpferin für freies Menschenthum!

Berlin. Hedwig Dohm.

Die Ziele der neuesten Kunst.

Rückblick auf die Ausstellung der Secession. *)

Es ist gut, manchmal das Operaglas umzudrehen, statt auf das Einzelne auf das Ganze zu achten. Besonders der Kunst gegenüber empfiehlt es sich, in der so viele Strömungen sich heute zu kreuzen scheinen, dass der Blick zunächst nur planloses Durcheinander gewahrt. Vor sieben Jahren, als ich mein Buch über die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts schrieb, schien mir alles aufs schönste geordnet. Der Impressionismus sollte das Schlusswort in dem großen Befreiungskampf der modernen Kunst sein. Nach langen vergeblichen Versuchen, die Vergangenheit anzuerwecken, war man heimisch geworden in der eigenen Zeit. Das Joch der alten Meister war abgeschüttelt. Die Kunst hatte den Stil gefunden für die Behandlung des modernen Lebens.

Und nun stand ich im Salon der Roienkreuzer, sah den Sar Peladan wie einen assyrischen König dahinschreiten, las die Einleitung des Katalogs, die allem Realistischen den Krieg erklärte, aufforderte zur Rettung der Idealität, die alten Meister, denen der Impressionismus den Rücken gekehrt, wieder als Schutzgeister der Modernen anrief. Ich half mir damit, dass ich dem Abschnitt „Die Maler des Lebens“ einen anderen über „Neuidealisten“ folgen ließ. Nachdem jene die Wirklichkeit, das Thatsächliche des modernen Lebens geschildert, giengen diese zum Transcendentalen über. Das Innenleben, der Empfindungsgehalt unseres Zeitalters suchte nach Ausdruck. Doch wie verkehrt diese Eintheilung war, zeigt allein der Umstand, dass Liebermann unter den Malern des Lebens, Uhde unter den Neuidealisten genannt ist. Der rein äußerliche stoffliche Gesichtspunkt verleitete mich, zwei Meister zu trennen, die nach dem Charakter ihrer Kunst Schulter an Schulter stehen. Oder wie war es mit Segantini, mit den Grafen Kalckreuth? Als Bauernmaler gehörten sie zu den Realisten, und doch wirkten ihre Bilder „idealer“ als alle, die Uhde mit biblischer Etikette versah. Ob statt eines Dorfschulmeisters ein Christus gemalt ist, kann unmöglich das Unterscheidungsmerkmal sein. Sonst wäre zu den Idealisten auch Bastien-Lepage zu rechnen, weil er dem Bild eines Bauernmädchens die Unterschrift „Jungfrau von Orleans“ gab.

Noch thörichter als von Neuidealismus war es von Decadence zu sprechen. Vor fünf Jahren meinetwegen lag eine gewisse psychologische Berechtigung vor. Eingebildete Schwächezustände pflegen am Ende der Jahrhunderte die Menschen mit tödlicher Sicherheit zu befallen. Aber heute müßte jeder, der noch das Wort schreibt, mit Strafe belegt werden. Denn wir sind nicht „die Letzten“. Da die Prophezeiung des Weltuntergangs sich noch immer als Schwindel erwies, werden voraussichtlich mindestens ebensoviel Künstlergenerationen nach uns thätig sein, als vor uns da waren. Und waren wir überhaupt decadent? Hat wirklich die Müdigkeit des alten Jahrhunderts auf unseren Schultern gelastet? Nun, wenn sie uns drückte, sind wir diese Bürde jetzt los. Starke Cultur-Menschen, feine thatlosen Träumer pflegen die neuen Jahrhunderte zu eröffnen. Aber eigentlich war es gar nicht schlimm. Selbst die berühmte Ihre Oscar Wildes: aus Verzweiflung, als Spätgeborner keine neue Kunst mehr erzeugen zu können, rückte der moderne Künstler zu den Alten zurück, um einen Abglanz einstiger Schönheit in das Grau der Gegenwart herüberzuretten, war, so schön sie klang, im Grunde ein Unfug. Gewiß, wir lieben die alten Meister, suchen neue Berührungspunkte zwischen ihrer und unserer Kunst zu finden. Doch that das der Impressionismus nicht auch? War er wirklich eine nagelneue Erfindung? Oder läuft die ganze Geschichte darauf hinaus, dass man, der Braunmalerei müde, bei Velasquez und dem Rococo, bei Goya und Turner anknüpfte und in systematischer Arbeit gewisse Fragen zum Austrag brachte, die seit Jahrhunderten, schon seit Piero della Francesca in der Luft lagen? Alle Maler seit Cimabue standen auf den Schultern ihrer Vorgänger. Auf solche, die vorwärtsgiengen, folgten solche, die rückwärtsschauten, oft in die grauste Vorzeit. Crivelli, Perugino, Borgognone haben in bewußter Weise archaisiert. Das „Leben aus Kunstein drücken und nur aus solcher zusammenzulegen“ war das Ziel der Carracci. Und wenn man heute mit dem „Genießen der Schönheiten alter Kunst“ ebensogern kokettiert, wie in den Tagen des Impressionismus mit der „Ueberwindung der alten Meister“, so ist in Wahrheit das Abhängigkeitsverhältnis Moreaus oder Khnopffs von den Byzantinern und dem Quattrocento kaum größer als das Manets und Monets von Goya und Turner.

Also das Wort Neuidealismus bedeutet nichts. Denn es wurden in der älteren Anschauung ebensoviel „ideale“ Stoffe behandelt, wie heute in der neuen realistischen. Das Wort Decadence kann nichts sagen. Denn wir sind weder müde, noch sind wir „einsame Menschen“. Welches sind unsere Ziele? Welche neue Anschauung ist auf den Impressionismus gefolgt? Vom Allernächstliegenden ist der Ausgang zu nehmen.

Um die Mitte des Jahrhunderts klang eine große Linienkunst aus. Das Malenlernen wurde das Ziel der Maler. Erst tauchte man dem Colorismus des Cinquecento, den Orgelklängen der Venetianer. Dann wurde die dunkle Tonleiter Rembrandts, der Kellerlukenspiel Caravaggios maßgebend. Und auf das Dunkle folgte das Helle. Aus dem künstlich verfinsterten Atelier gieng man ins Freie, aus den Galerien ins Leben hinaus. Erst wurde das einfache hellgraue Tageslicht gemalt. Dann lamen außergewöhnliche Lichtphänomene, auch künstliche Beleuchtungseffekte an die Reihe. Schließlich schmerzte das Auge. Aus der Helligkeit hinweg strebte man der Dämmerung, dem Nebel zu, setzte eine Rauchbrille auf, um sich vor dem Lichte zu schützen. Damit hatte der Impressionismus seinen Lauf beendet. Die neue Generation mußte ihre Truppen auf den Punkt werfen, wo die Stellung der vorausgegangenen am schwächsten war.

Der Impressionismus — wie jede Kunst — litt an den Mängeln seiner Vorzüge. Er hatte das Linsleben entdeckt. Dafür leugnete er die Linie. In der Atmosphäre verschwamm der Umriss. Ja, er leugnete die Farbe. Denn er zerlegte die Fläche in flimmernde Punkte. Alle Farben waren vom Lichte zerlegt — wie bei den Chiaganuraffoffen, die damals die Damen trugen. An diesem Punkt setzte die Gegenbewegung ein. Die „heilige Schönheit der Linie“ und die reine ruhige Farbe machten von neuem ihre Rechte geltend, so gebieterisch, als hätte eine starke Hand plötzlich den Mittelpunkt aller Anschauungen verrückt.

Im Kunstgewerbe fand die große Sehnsucht ihren ersten Ausdruck. Wenn die Maler anfiengen statt Oelbildern Schränke, Tapeten und Sessel anzufertigen, so geschah das nicht nur, weil das künstlerische Gewerbe bisher so vernachlässigt war. Auch nicht lediglich in der Absicht, dem Bild die würdige Umgebung zu schaffen. Es geschah hauptsächlich, weil sich Gelegenheit bot, Linien und Farben musizieren zu lassen. Denn was ist farbiger als farbige Stoffe? Der rauschende Farbendämon Boecklins soll erwacht sein, während er am Labentisch seines Vaters rothseidene Bänder und türkische Mützen ordnete. Und was gestattet die Expressivkraft der Linie mehr zu erproben als die Biegungen des Holzes, der Schwung einer Vase, das Rinnen eines Luters, der Stengel- und Blütenflor einer Tapete oder der ganze Veh eines Ofens?

Aus dem gleichen Grunde wendeten sich die Besten den graphischen Künsten zu. Vorher waren tonige, subtil materielle Wirkungen erstrebt worden. Man hatte beim Buntdruck in den zartesten Nuancen gearbeitet, selbst beim Schwarzweißstil mit Licht und Schatten gearbeitet. Heute werden beim Farbendruck die vollsten widersprechendsten Farben in großen Flächen nebeneinandergesetzt, durch Mittelstöne versöhnt und durch feste Linien geschieden. Für den Schwarzweißkunst wurde der altdeutsche Holzschnitt mit seinen feinen Licht- und Schatten Linien maßgebend. Auch der Reform des Tapetendruckes wurde verdacht. Schon Dürer und Holbein schätzten die Buchstaben und Ziffern, weil sie Gelegenheit zu kraftvollen Linienspiel geben.

Die Vorliebe für das Freeco und die Glasmalerei bleibt die logische Ergänzung. Denn hier ist gleichfalls ein feines Construktionsgerüst gegeben. Nichts Verschwommenes, nichts Conturloses ist möglich. Nur gerade Linien, nur farbige Flächen dürfen sprechen. Die Bilder müssen — sofern sie Stil haben — die barmonische Belebung mit seinen Architekten sein, in der Linienwabe des Gebäudes stimmen.

Ein Impressionist und ein englischer Künstler traten als die ersten diesen Forderungen des Monumentalstils Rechnung. Manet und Burne-Jones waren auch in meinem, in ihrem Sinne [illegible] Ausstellung [illegible] Secession [illegible] Künstler [illegible] Bilder [illegible] Manet [illegible] Burne-Jones [illegible] Bilder [illegible] Manet [illegible] Burne-Jones [illegible] Bilder [illegible] Manet [illegible] Burne-Jones

handelte es sich um den Schmuck des Pantheon. Also waren die Bilder in hellenischem Tempelstil zu halten. Und bekannt ist, mit welch erstaunlicher Sicherheit Puvis de Chavannes die Aufgabe löste, mit welcher Feinfühligkeit er den Maler unter den Architekten stellte. Da ziehen weißgekleidete Mädchen mit Kerzen daher, und sie stehen aus wie Säulen. Selbst die Gewandfalten, ganz eng und lothrecht, gleichen den Kannelierungen eines Säulenschaftes. Oder es ragen ganz geradlinig Kastelle auf. Es erheben sich geradlinig die Segel von Schiffen. Und nicht nur diese Hauptlinien folgen dem Stil des Gebäudes. Zu den Säulen und geradlinigen Menschen passten auch runde Baumkronen nicht. Darum gibt es nur Baumstämme, die senkrecht wie Säulen aus der Landschaft aufragen. Die Armbewegungen der Figuren stimmen genau zu den Bogen und Gesimsen, die sich über die Säulen spannen. Ja, das kleinste Stück Bauwerk ist so gewählt, daß es den Eindruck des Säulenhaften, Lothrechten steigert. Man sieht freistehlige Schwäne, sieht schlanke Krüge, in denen steil aufsteigende Pflanzen, etwa Lilien stehen. Für die englische Kunst haben die Martins Church und Philips Church in Birmingham die gleiche Bedeutung. Denn, genöthigt, den Forderungen schlank aufstrebender Gothik, dem Stil schmaler, steil emporsteigender Glasfenster Rechnung zu tragen, gelangte Burne Jones hier zu jenen langgestreckten geradlinigen, oft aus neun Kopflängen bestehenden Gestalten und zu dem Verticalprincip der Anordnung, das auch seine Leidiger haben.

Und daraus läuft schließlich alles hinaus.

Welche dummen Witze wurden neulich über Minne gemacht! Man lachte über die „ausgedörrten Knaben, die, in gleichen Abständen am Brunnenrand kniend, sich damit beschäftigen, sich selbst zu umarmen.“ Man fand ihre „spulwurmartige Schlanktheit“ ebenso komisch wie vorher die „Drei Bräute“ Toorops, die so viel Gemüth hätten und so wenig Fleisch. Sind solche Witze nicht billig? Braucht ihr, verehrte Collegen der Kritik, nicht nur ins Hofmuseum zu Rubens zu gehen, wenn ihr ästhetische Sehnsucht nach auseinander Hüften und anmmigen Eutern verspürt? Schnürt ihr, verehrte Damen, euch nicht selber die Hüften weg, damit ihr den spindeldürren Jungfräulein Toorops gleicht? Es gibt nach Hebbel Premieren, bei denen nicht der Autor, nur Kritik und Publicum durchfallen kann. Bevor man einen Künstler ins Narrenhaus schickt, fragt man vorsichtigerweise, ob nicht das Unverständliche seines Werkes auf Rechnung der eigenen Dummheit kommt.

Sieht durch die Räume einer Ausstellung — mag es in Wien oder London, in Paris oder irgendwo sein — so bemerkt Ihr einen großen Gleichklang. Ihr sieht vielleicht in dem Zimmer des Ehepaares Mackintoih, steht dünn ausgelegte Kerzen, seht Stühle und Schränke, die ganz verticul in die Höhe streben, seht Bilder mit schlanken elliptischen Gestalten, deren Umrisse durch das Linienspiel des Bindbadens bestimmt werden. Auch Frau Mackintoih selber habt Ihr gesehen, wie sie in dem Raume stand gleich einem gothischen Pfeiler. Der Hut war ihr Capital. Die Lothrechten Falten des langen Mantels ergaben die Cannelierung. Denkt Euch Frau Mackintoih in einer Bluse mit weit abstehenden, bauschigen Aermeln, in einem Jaquet, das breit die Hüften herausstreibt; denkt Euch die Bilder an der Wand durch solche von Makart, den geradlinigen Blumenständer mit den dünnen Zweigen durch einen bidbauchigen Blumenkorb, die geradlinig herabhängenden, feinen Leuchtkörper durch einen barock ausladenden Luster ersetzt, so habt Ihr das Gefühl, als ob Euch gewaltig eine Ohrfeige gäbe. Der einheitliche Stil des Raumes wendet Euch klar. Ja, Ihr habt gewisse Parallelen mit dem Schriftbild bemerkt, habt Euch erinnert, daß Ihr solche Frauengestalten ohne Arme schon auf der Bühne saht, damals, als die Duse die Giovonda spielte: habt Euch erinnert, daß kurz vorher Klinger seine armlose Amphitrite meißelte, und habt erkannt, daß dieses Ausscheiden der Arme auf das Bestreben zurückgeht, die menschliche Figur möglichst eng der Säule oder dem gothischen Pfeiler zu nähern. Wenn Ihr wollt, kennt Ihr sogar an Nietzsche denken. Der auf die Erde gebildete Arbeiter beherrschte die Kunst, als der Socialismus die Verherrlichung predigte. Dem himmelstürmenden Aristokratenthum Nietzsches entsprechen die aufgerichteten, stolz emporstrebenden Gestalten, die obelisckenhaften Formen von heute.

Und nun schreitet weiter. Da hängen Bildnisse. Ein Künstler hat sich selber gemalt, wie er ganz frontal, starr hieratisch, gleich einem byzantinischen Heiland uns anblickt. Ein Mädchen kniet nebenan gesetzt die schlanke Profilstellung, die in den Tagen Botticellis beliebt war. Der Dauerhaftigkeit Gedanken sind hier so stilisiert, als wäre der Körper ein Baumstamm und die Arme Aeste. Wie hoben meine Damen Nie macht er Brustbilder oder Kniebilder. In dem Streben nach Hochentwicklung und geradlinigster Schlankheit gibt er die ganze Figur in fast mannlicher Länge.

Das wichtige Lande hängt etwa bei Cheruns von Klinger oder die Vesta Sinds. Nicht innamidal im Sinne des Einzelnen, das durch die Classicisten symbolisiert war, sondern lediglich aus Respect in hellenischen Tempelstil bannt das ganze Bauwerk. Es sind keine einzelnen Bauformen, sondern die ganze Raume wird wie todt am Boden Stil hält seine Gesetze über ihn der Verticallinie Marias mit der Horizontallinie des Leichnams bildet. Oder was bedeutet die Triptychonform, die Graf Kalckreuth seinem Werke gab? Sie hat den Zweck, die Höhenrichtung, das architektonische Gerüst zu betonen. Warum liebt Henri Martin die Welt der Troubadours und der provenzalischen Liebeshöfe? Lediglich, weil diese Gestalten so schlank sind, weil die hohen Baretts und die gerade fallenden cannelierten Mäntel, die jede Möglichkeit breiter Gesten ausschließen, so gut zu dem lothrechten Compositionsprincipe und den schlank aufsteigenden Bäumen passen, die fast immer den Hintergrund bilden. Oder warum hat Tichy sein Frühlingsbild in ähnlichem Sinne gemalt? Nur weil die dahinschwebenden Frauengestalten einen so scharfen Winkel zu den spitz aufsteigenden Baumstämmen bilden.

Sogar die Landschaften zeigen die gleiche Tendenz. Früher verschöne das Formlose, der Himmel und die weite Ebene vor. Nicht die Linien, sondern die Lichtspiele beschäftigen den Maler. Heute ist der „heilige Hein“, das „bois sacre“ beliebt: Bäume, die herzengerad wie Obelisken sich erheben. Oder es wachsen ganz lothrecht die feinen Säulen kleiner Rundtempel, die schmalen Giebel gothischer Häuser auf. Die Wolken, früher ätherisch, werden heraldisch stilisiert. Die Blumenstengel, ja die Gräser der Wiese gehen zu steil aufsteigenden feinen Linien Anlaß.

Und kehren wir zu Minne zurück. Sind seine dageren, die Arme an den Körper schmiegenden Knaben etwas anderes als die dünnen Bäume Martins, die streichholzdünnen Damen Gandaras oder die schlank aufsteigenden Gitter Mosers. Hat man nöthig von Akelik und von Schweninger zu reden, wo ein einfacher Hinweis auf die gothisierenden Tendenzen unserer Zeit genügt? Und muthet dieser Brunnen nicht wie eine formgewordene Dichtung Maeterlincks an? Versetzt er nicht in einen uralten Klosterhof, wo bleiche Menschen, spiritualisiert wie gothische Strebepfeiler, vor einem abgebauten Crucifixus knieen? Jeder nicht das ganze Mittelalter — nicht wie es war, sondern wie wir es träumen — in diesen einzigen Wort? Und ist es nicht logisch, daß nach dem linienleugnenden Impressionismus unsere Vorliebe gerade der Gothik gilt, die alles formverschleiernde Fleisch beseitigt, das Mauerwerk auflöst in strebende Kräfte, den menschlichen Körper zum beseelten Skelette macht? Tadeln könnt ihr weder Minne noch die Zielleschkeit der Kunst. Tadeln könnt ihr höchstens — ein ganz klein wenig — die Verdrossion, die durch Einhaltung widersprechender Dinge das Bild verwirrte, nicht ganz so verständlich, wie ein guter Pädagog es gethan hätte, auch über die Tendenzen der neuen Kunst belehrte.

Aber, so hore ich: sind diese Tendenzen nicht verfehlt? Liegt nicht Manier darin, einen Stil, der aus bestimmten architektonischen Anforderungen sich ergab, auf das mobile Kunstwerk zu übertragen? Nun, die Kunstgeschichte lehrt, daß dies stets geschah. Die schlanken, alles Fleischlichen entkleideten Figuren auf den Bildern der alten Kölner entsprachen den Strebepfeilern der gothischen Dome. Die breiten magistralischen Gestalten der Cinquecentisten und die Bogen und Kreistinien, in denen ihre Bilder sich wölben, stehen in Zusammenhang mit dem Kuppelstil. Die capriciöse Unsymmetrie der Rococo bildet entsprach einer Baukunst, die das Tektonische leugnete. Und der Impressionismus war nur möglich in einer Zeit, die überhaupt keine Baukunst hatte.

Ja, gibt es denn heute eine Baukunst? Für welche Räume sind die Bilder gedacht? Warum tanzt man in Festen, wenn gar kein Verlangt dazu vorliegt? Die Frage ist ebenso berechtigt, wie die Antwort traurig. Das ganze Streben unserer Künstler ist vorläufig ein Angebot, ein großes Sehnen. Von einer „Tempelkunst“ träumen sie, die wie in den Tagen Griechenlands das Leben verklärte. Alles, das Kleinste und Größte möchten sie zum Kunstwerk gestalten, möchten wie Pygmalion, die Göttin der Schönheit von ihrem Sockel uns Leben rufen. Ob der Traum Wahrheit wird, hängt nicht von ihnen ab. Die Mächtigen, die ihn verwirklichen konnten, unterschieden von Perikles und Julius II sich noch mehr, als der germanische Riesen von Michel Angelo. Doch Glauben ist selig, auch Zweifel. Und sollte der Tag kommen, der große Aufgaben stellt, wird die Kunst gerüstet sein, sie zu lösen.

Richard Muther.

Der „Fraun!“.

Ohne im Anfang des eben abgelaufenen Jahrhunderts ist er gewesen, Franz Stelzhamer, „Fa Fraun, vo Piesenhaun“, wie er selbst sich gerne nannte, und noch ein paar Tage vor des Jahrhundertes Ende, da hallte in den Thälern seiner Heimat, in der Hauptstadt seines Heimat- und in seines Aufenthaltsortes und Liebe eine schöne Erinnerungsfeier des Dichters. Es war im Landestheater, Linz, wo am 22. December das Drama eines andern Oberösterreichers, „Ein Fraun!“ von Hermann Bahr, zur szenischen Aufführung und begeisterten Aufnahme fand, und der Held dieses [illegible]

Digitized by Google

Es ist ein ganz eigenartiges Buch, dieser „Franzl", den da Hermann Bahr gedichteten hat. Ganz anders als die „Lebensbilder" und „Künstlerdramen", wie sie uns vorgeführt werden, wenn die Gelegenheit einer Freier Dramatiker macht, während hier das Drama die Gelegenheit zu einer Feier sichnf. Ganz anders aber auch als das, was Hermann Bahr bisher geschrieben hat und ganz anders als ihm zu schreiben gestattet sein würde, wenn er sich an die classificierende Eintheilung hielte, durch die unser Publicum seine Autoren an eine bestimmte Art zu binden sucht.

Bahrs „Franzl" bietet keine dramatische Biographie, keine dramatisierten Anekdoten aus Stelzhamers Leben, er ist eine dramatisierte Charakteristik, ein dramatischer Ausdruck dessen, was uns Franz Stelzhamer in seinen Liedern von der innern Beschaffenheit des Franz von Piesenham gesagt und — verrathen hat. So mögen jene, die mit den Lebensschicksalen des Dichters vertraut sind, zunächst manches befremdet vermissen, das sie bestimmt im Drama zu finden erwartet hatten. Da suchen sie vor allem vergeblich Antonie Nicolaboni, die Geliebte der Jugend, die sich's wohl nicht träumen ließ, dass die Liebeslieder, die der verliebte Student an sie gerichtet, dereinst beim Verleger der Herren Schiller und Goethe in Druck erscheinen werden, Antonie Nicolaboni, die es so innig geliebt und die zweimal einen anderen geheiratet hat, Antonie Nicolaboni, die er so poetisch besungen und so prosaisch um hundert Gulden angepumpt hat — und letzteres noch dazu erfolglos! Da suchen sie aber auch vergeblich den Act, der bei der Passauer Schmiere spielen, der die Sophie Schroder als Amalie und Stelzhamer als Franz von der zweiten bühnenwirksame Sächelchen aufführen könnte — wenn ein bloßer Nominer das Stück geschrieben hätte; und vergeblich Frau Barbara, „die schöne Barbara", wie die erste Gattin Stelzhamers, deren Grab er noch wenige Wochen vor seinem Tode in Salzburg betreute, allgemein genannt wurde; und vergeblich das Original des „Soldadnvoda", „Stelzhamer Martin, 'n Kehnl sein Bruada", der da begraben liegt im „Schildinga Freidhof" und dem der Franzl ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Nicht einmal, wie der alte Herr dazugekommen ist, vier Tage vor seinem sechsundsiebzigsten Geburtstag die jugendliche Lehrerin, Fräulein Therese Böhm-Pammer, zu ehelichen, erfahren wir: sie ist nur „da" im letzten Act, nicht als Figur einer romanhaften Handlung, sondern als nöthiger Behelf für den Dramatiker, der uns den Charakter seines Helden im Leben und Sterben und in der Wirkung zeigen will, die er auf seine Umgebung geübt hat.

Denn darin liegt offenbar das Bestreben Bahrs. Leicht anknüpfend an Biographisches zeigt er uns im ersten Act den Franzl als sympathisches „Kümpert", dem im Wirtshaus die Herzen leicht zu- und die Gulden leicht wegfliegen; die gründliche Mißgunst von ernsten Vollen und leichtern Sinn, die den Zauberung des jungen Stelzhamer — und er war sehr lang jung, der junge Stelzhamer — ausmacht, wird hier in den prächtigen Schlussszenen den Zuschauern lebendig vor Augen geführt. Die Freude an den paar Gulden, die dem viatisierenden Burschen unverhofft, wenn auch nicht unverdient, zugefallen, die Fülle phantastischer Pläne, übermuthiger Versprechungen, ernster Vorsätze, die da auf ihn einstürmen und ihn froh bewegen — bis er in wenigen Augenblicken das Geld im Spiel verloren hat und dann mit den reuigen Schlusszeilen des Gedichtes „Der Spieltump" sich selbst verhöhnend seinen Humor wiedergewinnt: das alles ist geradezu meisterhaft gemacht.

Hat uns der erste Act mehr das „Kümpert"-gezeigt, so lernen wir im zweiten Act den innersten Kern an echtem, tiefem Gemüth kennen, der in Franz Stelzhamer, dem Sänger der Mutterliebe, und — in Hermann Bahr, dem Dichter des „Franzl", unter all den äußeren Hüllen steckt, in die beide eingewickelt sind. Aber da wird Bahr wieder ungehalten werden, wie damals, als ich ihn einen echten österreichischen Patrioten hieß: und es ist doch wahr. es hat sich schon im „Antlitzen" gezeigt und es zeigt sich noch vielmehr im „Franzl", dieser Raffinnener, der sich über alles gern lustig macht, verbirgt nur für gewöhnlich ängstlich, wie eine Schande, das köstliche Erbtheil seines Heimatslandes, „des Land ob", wie es der Oberösterreicher mit gerechtem Stolze nennt.

Im dritten Acte tritt das concret Biographische schon ganz zurück. Er zeigt uns nur Stelzhamer als den Mann, dessen „Ruhm" bereits in weitere Kreise gedrungen, für den Freunde sich interessieren, mit dem buraucratische Streber, wenn sie ihn stören, etwas aufzuziehen beginnen, zugleich aber als den Mann, der nicht kaydaelen kann und sich sein Rechtes nicht beugen will, kein Maul, so oft es ihn freut, zu weit aufzureißen als es geht und so sagen, was ihm gerade beliebt; denn

„Wos'n Kerl a recht'r Mo'n is,
Doa thuat ma g'rad'."

sagt der „Franzl" zum „Antlitzen", von dem seine Auszeichnung abhängt. Ob diese Weise, die Bahr dem „Franzl" in den Mund legt, von Franz Stelzhamer oder von Hermann Bahr sind, wird uns nicht — passen thun sie auf alle zwei und doch ist in Bahrs Franzl von Stelzhamers Natur viel, wie in aller echten Dichtung, was entgegentritt, darum hat er uns wohl auch den Charakter des „Franzl" so leicht mit sicheren Strichen hinzuwerfen vermocht.

Der vierte und fünfte Act führen uns Stelzhamer als den Liebling des Volkes vor. Es ist ein außerordentlich glücklicher Gedanke, den Bahr da durchgeführt hat, uns den Menschen an dem sie schildern, was er den anderen ist. Freilich hat Bahr darin schon einen Vorgänger gehabt, der wohl auch sein Lieber war, den alten Herrn von Homer, der uns die Schönheit der Helena nicht durch Beschreibung ihrer Reize, sondern durch Schilderung des Eindrucks veranschaulicht, den sie auf die alten trojanischen Rathsherren machte. Das ist ja die Gefahr der meisten Künstlerdramen, dass wir die Herren Künstler nur immer reden hören und uns nicht glaubhaft wird, was uns von der Gewalt ihrer Compositionen, der Pracht ihrer Bilder und Statuen erzählt wird. In Bahrs „Franzl" aber sind mit großem Geschick eine Anzahl prächtiger Lieder von Stelzhamer hineingewoben und wir sehen daran, was er war, dass uns gezeigt wird, wie das Volk ihn in Oberösterreich liebte und verehrte; das hat Bahr uns in den letzten Acten anschaulich gezeigt und wie mochten ihm es leicht glauben: lebt die Erinnerung an Stelzhamer und seine Wanderfahrten, auf denen er als Recitator überall jubelnd begrüßt und gefeiert wurde, doch heute noch in der ganzen Gegend zwischen Linz und Salzburg!

Wenn der „Franzl" bei seiner Premiere so begeisterte Aufnahme fand, so ist es daher nicht nur das Verdienst Bahrs. Es ist auch das Verdienst des Publicums, dass sich die Liebe zu seinem heimatlichen Dichter bewahrt hat; es ist das Verdienst der Männer vom Stelzhamer-Bunde, die rastlos für die Verbreitung und Verbreitung seiner Werke arbeiten, eine Thätigkeit, die freilich erst der volle Erfolg krönen wird, wenn Anton Matosch seine Stelzhamer-Biographie vollendet haben wird, ein Werk, dessen bisher fertiggestellte Einzelbogen schon zeigen, dass es berufen ist, allenthalben in gleicher Weise Interesse für Franz Stelzhamer, den Meisterdichter, wie für Anton Matosch, einen Meisterbiographen, zu wecken; es ist aber schließlich auch das Verdienst des Directors, des Regisseurs und der Schauspieler des Linzer Theaters, die eine geradezu ausgezeichnete Vorstellung geboten haben. Wir waren alle ganz überrascht, wie sorgfältig vorbereitet, wie ausgezeichnet und abgetönt diese Vorstellung war und welche Fülle hervorragender Einzelleistungen sie in sich schloss.

Es ist leicht, über die Provinzbühne mit vornehmem Naserümpfen zu berichten, und mancher mag spöttisch lächeln, wenn man ihm in lebhaften Lobesworten von einer Vorstellung in „Linz" erzählt. Und doch muss ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sagen, die Aufführung des „Franzl" in Linz steht nicht nur thurmhoch über den Aufführungen, die ich an anderen unserer Provinzbühnen gesehen habe, sondern auch thurmhoch über den Darbietungen so mancher unserer Vorstadtbühnen, die war so, dass sie überhaupt jedem Theater zur Ehre gereichen und auch in Wien und Berlin vollste Anerkennung finden müsste.

Vor allem ist nach dem Director Alfred Cavar, der ja die Leute mit tüchtiger Sachkenntnis engagiert hat und zusammenhält, zu nennen der Regisseur Rudolf Lenoir, der nicht nur im „potpourri Schlading" seines Charakterisierungsvermögen, höchst festhalten der Figur und des Tones und discretes Vermeiden jeder Uebertreibung gezeigt, sondern sich auch als geradezu glänzender Regisseur erwiesen hat. Schauspielerisch bot die überraschendste Leistung Herr Rudolf Schneider, ein ganz junger Mann, der aber gleich echt und überzeugend den jugendlichen, wie den gealterten Stelzhamer gab. Wahrhaft wohlthuend war seine Einfachheit und Natürlichkeit, wo der Dichter Stelzhamer sehr Lieder in sein Stud eingeflechten hat: man merkte es kaum, wie er aus der Prosa in die Recitation übergieng, erst allmählich das Gedicht als Gedicht sprechend, so dass es den Eindruck spontaner Improvisation und nicht den einer theatermäßigen Declamation machte.

Ergreifend in ihrer Schlichtheit und Herzenswärme war Frau Flora v. Schweighardt als Mutter Stelzhamer im zweiten Bild, das uns den Franzl im Elternhause zeigt. Ueberhaupt wurde das zweite Bild ganz besonders gut gespielt: der alte Berginger als Vater Stelzhamer und Herr Leo Harrand als Bruder Andreas sind gleich nach Frau v. Schweighardt zu nennen; so hat denn der zweite Act auch besonders viele Wirkung erzielt. Mustergiltig war auch die Darstellung des dritten Actes, und besondere Anerkennung verdienen Regisseur und Darsteller, dass sie sich von allen Uebertreibungen seine gehalten haben, gar peinlich und mühte es zu erwähnen, nur unsicherlichen Butterfeinsamkeiten wollen, aus einem menschlichen Mitempfind aus den Fugen gerathen zu lassen. Besonders ist noch zu sagen, dass der Regisseur [illegible] Franzl, da die Rolle [illegible] [illegible] [illegible]

genannt werden: Herr Max Hutter als der Müller im ersten Bild, der sich freut, daß der Franzl den Pfleger „kräpt“ und sofort einen Narren an ihm findet, und ein Herr Louis Groß, der den Bauernburschen Reisl, an dem der Franz das Geld, das er eben erhalten, wieder verliert, mit geradezu verblüffender Naturlichkeit spielte. Mag man mich auslachen, daß ich so für die Linzer Vorstellung schwärme — wer sie zufällig gesehen hat oder noch sieht, wird mir recht geben. Möge er sich aber dann auch sagen, wie vieles Gute, gar nicht oder kaum beachtet, gelegentlich mit vornehmen Lächeln abgethan, in unserer Provinz stecken mag. Und ich meine, im Heimatslande Franz Stelzhamers ganz besonders.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Um mit möglichst geeignem Honoraraufwand ihren Lesern eine interessante Neujahrsbeilage zu bieten, ist die „Oesterreichische Volkszeitung“ auf die praktische Idee gekommen, unter den Staatsmännern und Politikern dieses vielgeprüften Landes eine Rundfrage zu veranstalten: „Welche Wünsche hegen Sie für das neue Jahr?“ Die Frage ist echt österreichisch. In einem anderen Lande würde man Staatsmänner und Politiker in einem analogen Falle fragen: „Was beabsichtigen Sie im neuen Jahr zu unternehmen?“ Diese letztere Frage würde aber bei österreichischen Staatsmännern und Politikern wenig Anklang finden, denn österreichische Staatsmänner beabsichtigen in der Regel nichts und unternehmen auch nichts. Wollen und Handeln ist nicht ihre Sache. Unsere retter sind ihr Talent auf dem Gebiete des Wünschens, sie wünschen, ja, das ist ihr Fall. Thun möchten sie gar nichts, aber wünschen thun sie sich alles Gute, beste ewigen Kinder. Die staatsmännischen und politischen Kinder, an welche die „Oesterreichische Volkszeitung“ ihre Rundfrage versendete, haben ihr denn auch pünktlich ihre Wünsche zum neuen Jahr zur Verfügung gestellt, die „Volkszeitung“ hat sie am Neujahrstag veröffentlicht, und wir haben — ganz gegen unseren Wunsch — das geistvolle Vergnügen gehabt, das neue Jahr mit der Lectüre dieser tiefsinnigen Wünsche beginnen zu müssen.

Constatieren wir aus dieser Lectüre vorerst, daß keiner der befragten Staatsmänner und Politiker den Wunsch ausgesprochen hat, daß ihm der Mond vom Himmel herabgelangt werde, keiner auch den Wunsch, daß die Tauben im neuen Jahr gebraten zur Welt kommen. Dagegen haben sie sich so ziemlich alle nach Kinderart zum neuen Jahr ein neues Spielzeug gewünscht, nämlich ein neues, besseres Wünschrecht, innigster Wünsche, daß alle bereits bis zur Unbrauchbarkeit ruiniert haben. Allen voran geht mit diesem frommen Wunsch, wie sich's gehört, der Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber. Er schreibt nämlich:

„Ich kann nichts sehnlicher wünschen, als den Frieden unter den österreichischen Völkern, der also lange Jahre hindurch unsere Kräfte befreit. Das Jahr, welches diese kostbarste Frucht zur Reife bringt, wird für alle Zeiten gesegnet sein.“

Die Beschreibung des Spielzeugs, das sich Herr v. Koerber im neuen Jahre wünscht, ist ganz verständlich. Der alte Tucatenschieber der österreichischen Regierungen, Parlamente genannt, hat, nachdem ihn die Staatsmänner Windler allzu arg ausgequetscht haben, Obstruction gelitten und functioniert nicht mehr, „seine Kräfte sind gebunden“, wie Herr v. Koerber bisdered sagt. Jetzt thut's den österreichischen Staatsmännern um den alten Tucatenschwitzer leid, und Herr v. Koerber wünscht sich deswegen einen neuen. Nur wie man einen solchen herstellt, weiß er nicht. Das ist auch nicht seine Sache. Andere haben gewisse Anlagen, aber er auch nicht weiß, der liebe Gott. Ein österreichischer Staatsmann braucht das auch zu wissen. Er braucht nur zu wünschen, und er hat alles gethan, was ein vernunftiger Pädagog an geistiger Arbeit von einem unsichtbaren, kleinen Staatsmann in Oesterreich verlangen kann.

Denselben Wunsch wie der Chef dricht natürlich auch der polnische Landsmann Collège Dr. Trental aus. Nur sagt er auch die sinnliche Nuance seines Wünsche bei, daß das neue Jahr die Völker Oesterreichs vereinigen möge „zum friedlichen Kampf“, „mit Waffen, die edle Bildung der christlichen Ueberzeugung in der Hand trägt“. Der „friedliche Kampf“ erinnert durch seinen adoctrinischen Widerspruch lebhaft an die „legalen Exzesse“ Gallizeins, die Graf Taaffe'i anlangt durchgeführt hat. Die Waffen, die der Doctor Collegialis von den Schlachtfeldern mit so großem Erfolge den Staaten „in die Hand“ gedrückt“ worden sind, sollen neben geschärften Stimmrechten, Zuwahl-Wahlen und Klassenrecht gewesen sein. Auf ähnliche Weise denkt sich Dr. Trental, wissen wir ihn recht verstehen, wohl auch die Verbrüderung der Obstruction. Man denke jeden Abgeordneten in seinem Stand und seinen Lebensgewohnheiten angemessene Anzahl von Pulten und Aktenschränken in die Hand, und die Obstruction ist aus, der „friedliche Kampf“ unter den Völkern Oesterreichs ist ebenso sicherheit, wie die „legalen Exzesse“ in Galizien.

Was der christliche Landsmannministerr Herr Dr. Ritzel wünscht, fördert gerade den Widerspruch heraus. Er sagt ist nämlich nicht bahnbrechende Talente in der Politik. Um Gottesswillen! Zwei bahnbrechende Talente haben wir jetzt hinreichend in der österreichischen Politik erlitten, sprich den Herrn Dr. Ritzel, seinen Collegen Dr. Lueger, ich, daß die deutsche Obstruction nun anderthalb Jahre länger dauerte, als nothing war, und dann Herrn Dr. Ritzel selbst, seinen Talent in der Obstructionsmacht, dem es nach dem 9. Juni 1897 gelungen ist, ganz die jungczechische Obstruction auch in die Reihen der christlichen Volks- bahnbrechende Talente zu den Gegnern zu machen, daß selbst der reactionärste Clerikalismus einfach nicht mehr. Herr Dr. Ritzel, Ihr Wunsch ist erfüllt. Sehr geehrter Herr Dr. Ritzel, wenn Oesterreich durch die böhmischen Talente vollständig zerstrampelt wird, da zu doch ein Mann von Ihren Qualitäten, außer in Oesterreich, in keinem anderen Land Minister werden kann?

*

Sehr treffend schreibt Herr Dr. Pergelt:

„Ich wünsche den Völkern Oesterreichs zum neuen Jahre — Verstand!“

Ganz gegenteilig! Auch die Völker Oesterreichs wünschen ihren Abgeordneten Verstand — zum neuen Jahre wohlgemerkt, auch denn im alten haben sie davon nicht viel merken lassen.

*

Wie lange ein politischer Gedanke in Oesterreich braucht, um in den Gehirnen der Leute, die es angeht, aufzugehen, kann man mit beinahe mathematischer Genauigkeit berechnen. Ein Beispiel: Unlängst war im officiösen „Fremdenblatt“ zu lesen, daß der § 14 eine unbedingte Einrichtung sei, da (nicht nur Regierungen — das kann das „Fremdenblatt“ natürlich nicht sagen — sondern auch) die Abgeordneten, im Vertrauen auf ihn, die Reise in die Länge gezogen haben, die ohne dem § 14 schon längst so oder so hätte abgeschlossen worden sein müssen. Diese Erkenntnis ist mindestens zwei Jahre alt, denn mindestens solange ist es her, daß sie im Leitartikeln der „Zeit“ auseinandergelegt wurde. Ein anderes Beispiel: Dr. Kramář hat unlängst in einem Brief an seine Wähler dargelegt, daß die ganze czechische Obstruction vermieden worden wäre, wenn die gewisse Majorität von über Macht Gebrauch gemacht und das Ministerium Clary durch Budgetverweigerung mattgesetzt hätte. Diese Einsicht ist gut ein Jahr alt, denn solange ist es sicher her, daß sie gleichfalls im Leitartikeln der „Zeit“ vertreten wurde. Darnach zu schließen, scheint die politische Incubationszeit der Gehirne in den Ministerien zwei Jahre, die der nicht-ministeriellen Gehirne in Oesterreich ein Jahr zu dauern. Es ist ja aller Aufklärung wert, daß nicht-ministerielle Gehirne nicht immer doppelt so lange brauchen als ministerielle. Und da nun ein Jahr brauchen oder zwei, bis ihnen über irgend eine Situation der Seelenfieber aufgeht — sicher ist, daß man mit solchen astronomischen Zeiträumen keine actuelle Politik machen kann.

*

Im Sommer ist an dieser Stelle die komische Geschichte des Wiener'schen Pressindiskretion, Herrn Dr. v. Forster, erzählt worden, der, mit Hülfe des Herrn v. Wittek, sich selbst außerordentlich zum wirklichen Hofrath hinaufprotegieren wollte, dabei aber in der Cabinetskanzlei auf einen ebenso rathschlagenden wie unüberwindlichen Widerstand stieß. Schon damals haben wir mit der Publication dieser Wittek-Forster'schen Aventure ausgesprochenermaßen den freundschaftlichen Zweck verfolgt, Herrn v. Forster durch unsere Angriffe zu seinem außerordentlichen Hofrath in unserer Art zu verhelfen. Wir sind nun in der angenehmen Lage, allen, die sich dafür interessieren, mittheilen zu können, daß Herrn v. Forster nun endlich gelungen ist, vor wenigen Tagen ist er auch officiell zum außerordentlichen Hofrath avanciert. Herr v. Forster hat als Gentleman auch nicht vergessen, sich für unsere wiederungsvolle Mithilfe auszuschreiben zu revanchieren. Er hat nämlich dafür gesorgt, daß keine Beförderung nicht in die Zeitungen gekommen ist, nicht einmal in die amtlichen und halbamtlichen, so daß unserem Blatte diese Mittheilung vorbehalten blieb. Der Dank ein Wochenblatt mit einer interessanten Tagesneuigkeit den Tagesblättern zuvorkommt, ist sicher ein ungewöhnlicher. Diesen Erfolg verdanken wir Herrn v. Forster, sowie er seinen endlich errungenen Hofrath — nächst Gott, Herrn v. Wittek und sich selbst — offenbar auch uns verdankt.

*

Unter allen Eingeweihten der Allerhöchst Eingeweihte scheint der — natürlich auch officiöse — Wiener Correspondent des „Berliner Börsencourier“ zu sein. In einer seiner letzten Correspondenzen verschiert er, daß die Stellung des Herrn v. Koerber sicher sei denn ze. Aber mit dieser Versicherung, die sich schon aus anderartigen Citierten der Reihe nach abgegeben haben, beginnt er sich nicht. Er thut noch erklärend hinzu, daß der Rather Herrn v. Koerbers Anschauungen theile — was er, der Correspondent, aus der „allerv ornehmsten Quelle“ wisse. Der findige Mann ist also auch über die Anschauungen des Kaisers informiert, und das nach dem aus der allervornehmsten Quelle selbst direct! Alle Achtung! Unser Herrn v. Koerbers Regierung haben sich bisher nicht viele große Dinge erzeigt. Aber das unter ihm der Weltcredit der Ausschneiders, und zwar durch einen leuer officiösen Gewerbe, geschlagen worden ist, ist immerhin etwas, was keiner Regierung ein gewisses Gepräge von weltgeschichtlicher Bedeutung oder mindestens Curiosität verleiht.

Volkswirtschaftliches.

Der sein mehreren Jahren anhaltende Entwerthung aller Anlagepapiere weite ist natürlich insbesondere Actien der Industrie-Unternehmungen, welche gewohnt sind, große Capitalien in feuergefährlichen Werken anzulegen, vor allem also der Versicherungsgesellschaften. Zumal die erst seit kurzem bestehenden Gesellschaften, welche ihre Effectenbestände zu hohen Coursen erworben haben, nicht über große Reserven verfügen und ohne Dividenden bleiben müssen, sind in großer Gefahr, wenn eine allgemeine Conjunctur durchaus gegen, müssen unter der Entwerthung ihrer Effectenbestände schwer leiden. Bei den alten Gesellschaften wollten die Folgen der Cursrückgänge am Anlagemarkte sich weniger fühlbar machen. Sie haben einen großen Theil ihrer Effecten noch zu den billigen Preisen früherer Jahre angeschafft, die unlängst aus den Bilanzen der Gesellschaften deutlich zu ersehen ist. Die Bilanz der letzten Jahre aufkommen können. Bemerkenswert, daß die Gute Bilanzen in durchwegs solider Weise aufgestellt, namentlich die Gewinne aus der Cursbesserung einer Effekten nicht verrechnet, sondern vorsichtig behandelt haben. Die gesunde und gerade Versuch zunehmender Gesellschaft, die sich [illegible] Centre [illegible] Gesellschaften [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft

in eine Cursdifferenzen-Reserve gelegt. Doch fand sie es bald bequemer, diese Reserve aufzulassen und die hinterlegten Beträge zur Füllung der allgemeinen Capitalsreserve zu verwenden. Und seither hat sie die ersteren Curtgewinne regelmäßig zur Vertheilung von Dividenden, und zwar von nicht geringen Dividenden, sie betrug im letzten Decennium meistens 23 Procent, verwendet. Das gieng natürlich so lange, als das Effecten-portefeuille sortgesetzt im Werte stieg. Als aber die Wertpapiere im Curse zu fallen begannen, mußten die hohen Dividenden aufhören. Das Bestreben, sie möglichst hoch zu halten, dauerte aber fort und man zog langsam alle irgend disponiblen Fonds zur Dividendenzahlung heran. Im Jahre 1897 begann man mit einer Entnahme aus der Specialreserve von fl. 63·568 um 16 Procent Dividende zu zahlen, im Jahre 1898, welches mit einem Verlust balancierte, zog man die Summe von 93 per Specialreserve per fl. 637·528 zur Vertheilung von 6·2 Procent Dividende heran, in dem günstigeren, aber durch Cursverluste schon sehr belasteten Jahre 1899 vertheilte man 7·5 Procent Dividende, statt auf die Bildung neuer Reserven bedacht zu sein. Im abgelaufenen Jahre haben die Cursverluste aber eine solche Höhe erreicht, daß man zu kümmerlichen Pfuschereien in der Bilanz aufweisen müßte. Das paßt aber der Verwaltung nicht, umsoweniger als durch Einstellung eines Verlustes nicht nur die Bezahlung einer Dividende für 1900 unmöglich gemacht würde, sondern auch die Dividende für das nächste Jahr compromittiert wäre, da die etwaigen Gewinne des Jahres 1901 vorerst zur Deckung der Verluste aus dem Jahre 1900 herangezogen werden müßten. Und da kam man die Verwaltung auf die aus den Tagesblättern bekannte ingeniöse Idee, die Cursverluste per circa 800.000 fl. dadurch aus der Bilanz hinauszubugsieren, daß man sie der Ungarischen Bodencredit-Actien, Pfandbriefthires des Ungarischen Bodencreditinstitutes, den Cursverlust des Jahres vorschußweise ersetzen ließ. Da nämlich die Pfandbriefe innerhalb eines Zeitraumes von allerdings 46 bis 50 Jahren al pari verlost werden müssen, so wird der einst eintretende Verlosungsgewinn gegenüber dem Tagescourse theilweise im voraus verrechnet. Bezüglich des Antrages die Gesellschaft aus dieser Transaction nicht. Der voraussichtliche Betrag wird ihr in Pfandbriefen des Bodencreditinstitutes eingehändigt. Selbstverständlich ist die Einstellung der vorschußweise erhaltenen Summen als Einnahmen in das Gewinn- und Verlustconto nur durch eine falsche Buchung möglich. Denn bis zu dem entfernten Tag, wo die Titres wirklich verlost werden und der Verlosungsgewinn effectiv erzielt wird, bleibt das Bodencreditinstitut Gläubiger der Assecuranzgesellschaft für seinen Vorschuß und der Uebertrag ins Gewinnconto kann nur durch Einstellung einer fictiven Activpost erfolgen. Noch ein Umstand ist bei dieser Transaction hervorhebenswert. Die Versicherungsgesellschaft mußte sich verpflichten, die in die Transaction einbezogenen Zwanzig Millionen-Kronen Pfandbriefe vom Verkauf auszuschließen. Nun konnte man diese Bindigung allerdings leicht umgehen. Denn die Pfandbriefe des ungarischen Bodencreditinstitutes gelten für sehr sicher und es ist ihr guter Cours selbst in Zeiten arger Krisen nicht unter den obwaltenden Umständen obenhin nicht gedacht. Aber bei derartigen Transactionen handelt es sich immer um das Princip. Das ungeheuerliche Buchungskunststück und die Festlegung der Gesellschaftsmittel, welche den Versicherten als Deckung dienen, sind das Bedenkliche daran, bei denen es sich nicht nur um die Ermöglichung leichtfertiger Dividendenpolitik bei einem im übrigen gut fundierten Unternehmen handelt, sondern bei denen sich direct betrügerische Manipulationen daran knüpfen können. Nur Zeit des Krachs der deutschen Hypothekarinstitute hätten ähnliche Unternehmungen doppelt Ursache durch rigoroseste Gebarung jede Beunruhigung hintanzuhalten. Und wenn die größte und — wie man in allen Blättern lesen kann — anerkannt solideste Versicherungsgesellschaft Ungarns seit Jahren eine so leichtfertige Dividendenpolitik betreibt und auf Zeit, da die üblen Folgen dieser Politik offenbar werden, sich nicht scheut, zu ihrer Vorlegung die Bodencreditinstitutsfonds anzuwenden, was soll man denn von anderen mindergroßen, und wegen ihrer Solidität minder gerühmten Unternehmungen Ungarns halten?

•

Wie die Staatsbahnen in Oesterreich rentabler gemacht werden, zeigt ein Erlaß des Eisenbahnministers an das Staatsbahnerlonale, Z. 23.733, vom 3. December d. J., welcher die vollmundende Fürsorge des Chefs der österreichischen Staatseisenbahnen seinen Beamten und Dienern athmet und die sozialreformatorische Action der Gehaltsregulierung würdig zum Abschluß bringt. Für die Bediensteten ist der Erlaß von umso größerem Werth, als derselbe ihnen als Neujahrsgeschenk zum Erlaß für das so elend aufgeblasene Monat der Gnade, Schalk fiel. Das Avancement betrug höchstens 240 Kronen bei Beamten und 100 Kronen bei Dienern, dafür erhielten die Betreffenden aber ein Decret, mit etwa damit sie ihr Avancement erfuhren — von ihrem Chef gab ihnen schon früher das „Amtsblatt" Kunde — sondern damit sie Decretstempel zu bezahlen hatten. Dieser Stempel reichte sich noch dem classischen Betrag der jährlichen Leistung nach Scala III; das ist also für ein Avancement von 240 Kronen ein Betrag von Kronen 12·50. Nachdem man von dem Avancementbetrage 70 Procent an den Pensionsfond zahlen, ferner der sammlen „Gehaltsregulierung" im Jahre 1899 der avancierte Beamte vom Tage der Vorrückung seine Steuern selbst bezahlen muß, so erhält der Beamte um kaum drei Kronen monatlich mehr, als er vor dem Avancement bezogen hat. Früher wurde wenigstens der Decretstempel von dem Eisenbahnamt bezahlt und der dafür entfallende Betrag dem betreffenden Beamten mit seinem Gehalte zugezogen. Diese Einrichtung hat dem Staatseisenbahnamt jährlich einige tausend Kronen Zinsenverluste verursacht. Das soll nun im neuen Jahrhundert anders werden. Und nach dem eingangs erwähnten Erlaß muß vom 1. Jänner 1901 an der Beförderte die Stempelgebühr aus eigenem tut richten, die wird ihm mit der Gehaltsliste abgezogen und der so Avancierte bekommt also thatsächlich im ersten Monate um fast 50 Kronen weniger, als er vor dem Avancement bezog. Eine Ausnahme wurde nur bei denen gemacht, die mehr als K 50 an Stempelgebühr zu entrichten hätten, bei diesen Beamten wird der Betrag auf laufend in zwölf monatlichen Raten eingehoben. Aber solche Glückliche, die ein Avancement auf einmal bei den Staatsbahnen avancieren, gibt es nicht, das Maximum des Avancements ist 400 Kronen. Die Bediensteten aber, welchen ihr Avancement zunächst in einer Verringerung ihrer Neujahrsgehaltsbezüge um Beweistein kommt, können sich damit trösten, daß bei den Staatsbahnen vorläufig wenigstens angesonnen wird, im Kleinen bei den Beamten zu sparen. Wird man allmählich auch dazu gelangen, daß an den Tausenden und Hunderttausenden, welche durch schlechte Einrichtungen, unverantwortige Wirthschaft, Protection bei der Frachtratenfestellung hinausgeworfen werden, gespart werde, dann wird man den Bediensteten auch nicht mehr tronenweise den Gehalt drücken müssen. Wenn sie diese Zeiten nur auch erleben werden!

Kunst und Leben.

Der Orchesterverein für classische Musik veranstaltete seine Freunde bei einem Concert am 22. December, das neben Webers selben gehörter „Aübezahl"-Ouverture Volkmanns 1)-moll-Symphonie brachte. Auch sie ist in modernen Concerten ein seltener Gast geworden. Man merkt ihr Alter an ihren Vorzügen wie an ihren Fehlern. Nicht leicht schwingt sich ein jüngerer Meister zu so gediegener Arbeit empor wie Volkmann, immer seltener wird die Kunst der inneren Vollendung, des glatten Verlaufes eines größeren Tonstückes bei gleichzeitigem Bezicht auf alle Finessen der modernen Instrumentierung Gemeingut. Schon zeigt sich freilich auch eine Erstarrung, deren Reiz uns an manchen Punkten schon ein wenig verblaßt erscheint. Namentlich das Andante will dem Componisten nicht so gerathen, wie man wünschen möchte, und wie man es nach den ersten Tacten auch erwartet, während die beiden Ecksätze die Thema etwas mehr breittreten, als es der Form zuträglich ist. Auch verträgt der Componist die Höhe nicht, den spröden Stoff durch die Form zu überwinden und den Eindruck des Erhabenen zu hinterlassen. An der Aufführung schien das Publicum seine berechtigte Freude zu haben. Gräbener versteht es augenscheinlich, die heterogenen Elemente des Orchesters nicht nur tüchtig zu exercieren (noch zu Zeiten nicht eben leicht sein mochte), sondern auch für den Gegenstand zu interessieren und zu erwärmen. Wenigstens spielte sich das Orchester im Laufe des Abends zusehends in eine gewisse Begeisterung hinein. Einen großen Genuß echt classischer Art verschaffte auch das zwischen den Orchesterpiecen vorgetragene Concert für zwei Clavière, in dem Frau Tolomei und Fräulein Demetius ihrem Rufe als hochbegabte Interpretinnen classischer Musikwerke alle Ehre machten. A. W.

Bücher.

Adolf Bartels: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Monographien zur deutschen Culturgeschichte: Band VI. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900.

Es ist immer sehr erfreulich, wenn man eine wissenschaftliche Arbeit mit gutem Gewissen auf das wärmste empfehlen kann. Das gilt von dem hier vorliegenden vortrefflichen Buche, in dem der Verfasser alles, was ein Gebildeter vom Bauer wissen soll und muß, ebenso zuverlässig als klar und anziehend geschildert hat. Von den älteren, noch immer recht dunklen Zeiten an wird das Leben und die Lage des Bauers bis auf die Gegenwart uns lebendig vor die Augen geführt, sein allmähliches Herunterkommen, sein seine Unterdrückung im sinkenden Mittelalter, die die zahlreichen Aufstände, endlich den blutigen Bauernkrieg zur Folge hat. Nach den vergeblichen Versuchen, seine Lage zu bessern, sigt sich der Bauer dumpf dem Drucke, der nun seit dem sechzehnten Jahrhundert schwer auf ihm lastet, bis endlich die neuere Zeit auch ihm eine Besserung seiner Lage bringt. Sehr anziehend hat der Verfasser gezeigt, wie unter jener Bedrückung sich der deutsche Bauerncharakter so eigenthümlich ausgebildet hat. So gelingt es ihm, ein ebenso fest-lindes als belehrendes Gemälde zu entwerfen, in dem er unsichtig Licht und Schatten vertheilt hat. Er hat die Bauernreien auf diesem Gebiete sorgfältig benutzt, aber auch die Quellenschriften, vor allem die so inhaltsreichen Weisthümer, nicht vernachlässigt, die Aeußerungen der Dichter berücksichtigt und die zahlreichen, seit der Reformation erschienenen Flugblätter zu Rathe gezogen, kurz, wohl kaum eine wichtigere Publication unbenutzt gelassen. Zu bedauern aber ist es, daß der Verfasser, wie es scheint, nicht in der Lage war, sein Buch mit Bildern auszustatten, daß er nicht auch die Zeit nach dem Bauernkriege so ausführlich behandeln konnte, wie er die Periode vor jenem Ereignis geschildert hat. Gewiß wurde mancher Leser sich freuen, einiges über die Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse, über die Einflüsse der Landwirtschaft, an den Ernteseiten, an den Spinnstuben, an der Tracht entstanden bei Gelegenheit von Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen u. s. w. insteinander verdorben hat, wie die Leute der Auflärung sich bemühte haben, dem Bauer nicht allein, sondern dem ganzen Volke die deutschen Lust nach schwerer Arbeit zu entleiden. Doch wird dann die Volksseele natürlich unter Ansicht der hohen Obrigkeit wieder aus Leben gerufen werden. Die zahlreichen Abbildungen bringen neunzehnten zum Theil einiges Neue und Gute. Sie sind, so weit sie nach Holzschnitten angefertigt wurden, noch ziemlich gut ausgefallen, dagegen hat der Zinkätzer in nicht wenigen, die Zinkographien, die nach Aquarellen gemacht sind, sauber und anstandig abgedruckten Tafeln bei einzelnen Schaffall das recht wohl möglich ist, wohl jeder, der mit solchen Dingen schon zu thun gehabt hat, und der Preis hat ja auch 4 M. Unters verlorenen Sinn Bild 27 und die Mädchen Bild 31 ganz gut und lauber wiedergegeben. Es kann es also um so unverantwortlicher ist es, daß uns eine ganze Reihe absolut unbrauchbarer Abdrücke geboten werden. Auch die Bilder, in denen die Schrift in ganz verloren sind, unbrauchbar. Es ist ja [illegible] Buchdruckerkunst, daß sie nicht an einfachsten, ganz [illegible] Bilder [illegible] Leser [illegible]

Digitized by Google

ein paar Beispiele noch herausgreifen, die Werke von Bilson, von Chodowiecki (Nds. 148, 149 fl.) so genannhaft verdorben sind. Ob überhaupt die vielen Abbildungen zur Illustration von Bartels' schönem Buche erforderlich waren, das mag hier ganz unerörtert bleiben; viel mehr fällt uns Gewicht, daß der, welcher die Auswahl der Illustrationen getroffen hat, also in diesem Falle der Verleger, eine Menge der gerade interessantesten Darstellungen sich hat entgehen lassen. Die Kalendarien mittelalterlicher Bilderhandschriften von Evangelistarien, Breviarien ꝛc. hätten ihm Vorlagen geboten, die es möglich machten, mindestens vom zwölften Jahrhundert an uns Bilder des Baues, seiner Beschäftigung u. s. w. zu bringen. Besonders reich sind die Bilderhandschriften der burgundischen Malerschule, vor allem das berühmte Brevier des Grimani in Venedig. Aber auch unter den Federzeichnungen, mit denen die sogenannte Weisskunigbilderbibel (im Besitz des Fürsten Ladkowitz, 14. Jahrh.) geschmückt ist, hätten sich viele zur Illustration dieses Werkes wohlgeeignete Abbildungen vorgefunden. Es ist sehr zu bedauern, daß der Verleger, wenn ihm thatsächlich die erforderlichen Sachkenntnis fehlte, nicht sich von erfahrenen Gelehrten hat berathen lassen; bei seinen Beziehungen zum Germanischen Museum in Nürnberg wäre ihm ja das leicht zu erreichen sein.

Prof. Alwin Schultz.

Oscar Baumann: Afrikanische Skizzen. Mit 13 Lichtdrucktafeln und 7 Bildern im Text. 119 Seiten. 8°. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1900.

Am 12. October v. J., gerade ein Jahr nach dem Ableben des verdienstvollen Reisenden und Forschers (vergl. den Artikel in Nr. 264 der „Zeit"), erschien unter obigem Titel eine Sammlung von novellenartigen Skizzen, deren Reinertrag in pietätvollem Andenken an den Verewigten zur Errichtung eines Denkmales bestimmt ist. Diese äußerst interessant geschriebenen Erzählungen sind aber keine Phantasiestücke, sondern der Verfasser hat mit den geschilderten Persönlichkeiten auch innigste verkehrt, dieselben leben wohl größtentheils heute noch, und die Ereignisse, mit welchen die Helden und Heldinnen dieser Erzählungen verknüpft sind, haben sich wirklich abgespielt. Baumann hat in diesen Skizzen eine bestimmte Tendenz verfolgt, und wie ein rother Faden zieht sich durch das ganze Buch das Bestreben, der Verbreitung der einflußreichen arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler hervorzuheben gegenüber der angeblich stets mißhandelten eingeborenen Negerbevölkerung des tropischen Afrika. Nun ist es keine Frage, daß Baumann sich mit dem Seelenleben der Neger inniger vertraut gemacht hat, als irgend ein Reisender, und sein Urtheil dürfte in dieser Beziehung maßgebender sein als das jenigen der Missionäre, die einen ganz anderen Standpunkt einnehmen; anderseits kommen doch die Araber wohl gar zu schlecht weg. Wenn Baumann mit Recht die oberflächlichen Urtheile von Europäern gegeißelt, die nur kurze Zeit im tropischen Afrika gelebt haben und sich von dem äußeren Glanz des arabischen Lebens haben blenden lassen, so wird doch jedermann auch vollständig bekannt, welche wichtige Rolle diese Muskater Araber seit jeher gespielt haben für die Erschließung des Innern von Afrika, für die Sicherheit der Wege, für die Einfuhr von Munitionen in den in dieser Richtung so armen Continent ꝛc.; und ebenso war dem Verfasser bekannt die schwierige Stellung, welche die Araber zwischen den wucherischen und reichen Indiern einerseits und den Negern, sowie den europäischen Soldaten und Beamten anderseits einnehmen. Die Europäer, die jahrhundertelang Sclaven aus Afrika nach Amerika geführt haben, sind nicht um ein Haar besser gewesen als die Araber, nur haben die Europäer heute der letzteren fehlen. In diesen Bemerkungen soll natürlich in keiner Weise ein Tadel an den trefflich geschriebenen „Skizzen" ausgesprochen werden; im Gegentheil mege die Lectüre derselben allen denen aufs wärmste empfohlen werden, die an Stelle der so gewöhnlichen Reisebeschreibungen eine Schilderung des intimeren Lebens der Neger kennen lernen wollen. Dieses bieten die Skizzen vorzüglich. Wie in allen Publicationen Baumanns, finden wir auch in diesen nachgelassenen Werke neben gelungenen Humor so manche beißende ironische Bemerkung. Er war, wie er selbst zugab, für das europäische Leben und Treiben nicht geeignet; er schwärmt für den afrikanischen Neger und für das Leben mit demselben; niemand bestand es so gut, wie der Verfasser, mit diesen Leuten auszukommen, aber auch niemand hat so viele Blöße in den eigenartigen Charakter des Negers gethan, wie Baumann, so daß seinen Urtheile in dieser Beziehung gewiß noch an hervorragender Bedeutung sind. Die Ausstattung des Buches, besonders der Bilderschmuck, ist ganz vorzüglich.

Oscar Lenz.

Heinrich Mann: Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten. Umschlag von Th. Th. Heine. Verlag Albert Langen, München.

Ein wichtiger Schmöker, der sich unter satirischer Maske gibt Unanständigkeit und unter naturalistischer Maske gibt Robert der Form gehaltet. Die häßlichen Erfindungen einer phantastischen Corruption, wie sie zu gedeih in Berlin Literatur, Politik und Leben beherrschen soll, verlacht der Verfasser durch Schilderung moderner Sportsaas in einem literarischen Tropaldom, gibt aber das Buch doch einen Beweis für die Verderbnis des Nachwerk mit Monopolmacht „so Zeit" an vergleichen soll!

A. M. W.

Theodor Herzl: Palästinensische Erzählungen. Wien, Verlag von Oskander Packel, 1900.

Herzl sammelt in diesem Bande, wie in seiner Zeitschrift, die in anschaulichen Feuilletons Welt sich durch der Tod in drei Teilen, wie wir den Verfasser kennen, in einer gewissen Erzählungsform gerundet: etwa die „schöne Rosalinde", die Geschichte eines Mannes, der in ein Sabelwunde seinen nackten Knochen gesehen hat und damit gleichsam ein ganzes Bild seines Skelett, ein Memento des Todes. Aber vieles andere im Buch ist grau, abstract, gekünstelt, bestenfalls geistreich und anderenfalls langweilig. In seltsamem Widerspruch steht vielleicht — besonders in der viel vertretenen Satire — die merklich schwierige Anwendung und Complication stilistischer Hilfsmittel zur Einfachheit und Sachlichkeit, die angestrebt hat. Ein stilistischer Widerspruch durchgieht sogar, wenn man tiefer forscht, das ganze Buch und unterwühlt es trotz seinen guten Einzelheiten: der Verfasser will Ausschweifung entzünden und ist nicht warm, will kurze Erzählungen schurgen und verschmäht — theilweise auch mit Glück — die gedrängte Form, die sich zur künstlerische Hingabe, will raffiniert sein und bewundert die Kindlichkeit. Auf diese Weise mögen mancherlei Mischlinge der Schriftstellerei entstehen, Dichtungen nicht.

dd.

Revue der Revuen.

„Die Amichau" (15. December bis 1. Jänner). S. Albert bespricht ein Buch von Prof. Netto über japanischen Humor, aus dem er verschiedene Illustrationen reproduciert. Eine unendlich scharfe Naturbeobachtung und ein lebhafter Sinn für das Charakteristische bekräftigen den Japaner ganz besonders zum Revue des Cocteaurisses; dabei sind diese Eigenschaften durchaus nicht neu, vielmehr begegnet man ihnen schon bei Malern aus dem siebzehnten Jahrhundert, deren Tuschzeichnungen noch heute ganz modern anmuthen. Das Eindringen der europäischen Cultur und ihre Berauckung mit dem Heimischen brachte ein neues Element in die japanische Caricatur. Namentlich der Gang der heutigen Literatur, ihr so charakteristisches Coltüne mit der europäischen Tracht zu vertauschen, wird von den Humoristen des Landes unbarmherzig gegeißelt. Eine stehende Figur bildet auch die japanische Courtisane, die Geisha, die ihrem einschmeichelnden Wesen den Spitznamen „Koko" Küchen, verdankt, und zumeist als solches dargestellt wird. Außerdies bilden die öffentlichen Uebelstände ganz wie bei uns den Gegenstand der Geißelung und humoristischen Darstellung. — A. Grohmann schreibt über Suggestion durch Briefe. Der größere Eindruck den das geschriebene oder gedruckte Wort vor dem gesprochenen voraus hat, sei wohl auf einen Rest jener Hochachtung zurück zu führen, die man früher, wo die Kunst des Schreibens noch nicht so allgemein war, für dieselbe empfand. Jedenfalls ist sie unzweifelhaft, und bei Geschreiben kommt auch noch ein directer, sinnlicher, von der Schrift ausgehender Ein fluß hinzu. Wir bieten Beispiele von „briefloser" ärztlicher Behandlung und von Acteuren sind gewiesen auf diese Methode gebrauchte Suggestion zumal zu führen, auch minder die Leidenschaften. Die so oft auf dem Wege der Correspondenz zwischen einander ganz unbekannten Individuen hervorgerufen werden. Namentlich die Frauen, die denen die Phantasie eifrig arbeitet, als die Besonnenheit, unterliegen sehr leicht derartigen Suggestionen, und der völlig fremde Mann, der sich ihnen durch eine Zeitungsannonce oder einen Correspondenzverein genähert, findet oft, auch kurzen Briefwechsel, bei der ersten persönlichen Begegnung ein seinen Wünschen ganz ergebenes Opfer. Grohmann glaubt, daß auf brieflichem Wege sehr viel Unheil gestiftet werde, nicht zum wenigsten leicht verartigen Angestionen, deren ganz willkürliche Ausdrücke nicht selten für das Schicksal der Fragenden entscheidend werden. — Dr. Buschan berichtet über sehr merkwürdige Leichenfunde in den Schiefersgichten Tirlwaroen, deren einer eine Hauptsehenswürdigkeit des neuen Museums bilde. Drei „Moorleichen", die eine aus dem Jahre 300 n. Chr. kommen und zusammtlich die Opfer eines damaligen Strafverfahrens sind, das schon Tacitus bei den Germanen beobachtet, erscheinen durch den vieltundertjährigen Aufenthalt im Moor chemisch gar, verändert. Die Knochen sind gleichsam ausgelaugt, ihre Substanz ist brandt und dadurch in einer elastischen Masse umgewandelt, das Fett und die eiweißhaltigen Gewebe sind verzehrt, während die binde gewebigen Theile der Muskeln und der Haut sich erhalten haben.

„Mercure de France." Im Decemberheft veröffentlicht Dr. Cabanes einen bisher unbekannten Briefwechsel zwischen Alfred de Vigny und einem Abbé Gerard, der offenbar den Versuch anstelle, den als Atheisten verrufenen Dichter wieder in seiner alten Lehrstelle in den Schoß der katholischen Kirche zurück zu führen. Vigny, der bekanntlich Mitglied der Akademie wurde, war ein Priester von ungewöhnlicher Intelligenz und ein ebenbürtiger geistiger Gegner des Dichters; dennoch bewahrte dieser während des ganzen Briefwechsels seine ablehnende, wenn auch überaus verbindliche Haltung; persönlich scheint er aber gleichwohl auf den Geistlichen, dessen Bruder, das Vigny sich lange vor seinem Tode entschloß, zu beichten und zu communicieren, obwohl er nach dem Ausspruche seiner Freunde bis zum Schluß seinen freigeistigen philosophischen Ueberzeugungen treu blieb.

„Cornhill Magazine" (December). In launiger Weise schildert S. G. Tallentire die Strudlage der Junggesellenschaft, die nun das Lager David in England gewaltet. Dadurch in den maurerischen, deutschen Frankreich schon vor 30 Jahre der Revolution Aufnahm seine Stimme erhoben hatte, um die Aufhebung zu Natur zu predigen und für eine viel Emancipation der Jugend einzutreten, war man in England in einem strengen Formalismus befangen und glaubte, nur die Strafe am besten zu sorgen, indem man einzige Ausnahmen zuließ, damit nur der Arbeit nicht und auch die Erziehung ich anständigen mache. Eine Reihe von Specialisten, psychologischen Schriftsteller, die beiden Edgeworths, Miss Terlam, Miss Schwarze und Miss Mabe haben sich der Sache mit Eifer gewidmet, die Einbildung angeregt zu verbessern und ihr für Ziel zu setzen, das jedoch nur durch Erziehung zu erreichen sei. Der erste Schritt sei, die Kinder nicht unnatürlich Kranken" war alles durchtränkt von verhängnisvoller Verlogenheit des Verkehrs und der Gesellschaftsformen. Mein

Digitized by Google

Fidelvers, kein Kinderlied, das nicht seine moralische Spitze hatte, kein Unterhaltungsbuch, kein Spaziergang, wobei die Lehrhaftigkeit das Kind nicht meuchlings überfiel? Selbst die Naturgeschichte, die Geographie und die Weltgeschichte wurden zu tendenziösen Zwecken ausgenützt und mußten herhalten, um die Allgüte und Allweisheit der göttlichen Vorsehung zu illustrieren, etwa in der Weise, daß man die freundliche Fürsorge preise, die in den arktischen Regionen seine Bäume wachsen ließ, weil es ihnen dort an Sonne gefehlt hätte, oder die Ausschweifungen Heinrichs VIII. als segensreich bezeichnete, weil ihr Endergebnis die „protestantische" Königin Elisabeth war. Jede natürliche Regung, jede freie Aeußerung der Freude und der jugendlichen Lebhaftigkeit wurde als unpassig und ordinär verdammt, und unausgesetzt wurden die Kinder der unteren Stände als abschreckendes Beispiel ihnen. Sie wurden Standesvorurtheile und Dünkel in den Kindern großgezogen, und alle gepredigte Tugend lief auf Lohn und Strafe in dieser und der nächsten Welt hinaus, nirgends sah man das Gute um seiner selbst willen verherrlicht. Soll so die ethische Seite der Erziehung aus, so war es um die sexuelle noch schlechter bestellt, namentlich bei den Mädchen, wo gründliche Kenntnisse geradezu für unweiblich galten und auch die schönen Künste die Grenzen des mittelmäßigsten Dilettantismus nicht überschreiten durften, da jede Kenntnis, die sich eventuell praktisch verwerten ließ, als ungeeignet und gegen die Würde der höheren Stände angesehen wurde. Auch ein starker Charakter, ja sogar kräftige Nerven gatten für ebenso unweiblich als pulgär. Mit Genugthuung vergleicht der Verfasser die heutige englische Jugend, mit ihrer rationellen, naturgemäßen Erziehung und ihren gestählten physischen und seelischen Kräften, mit den unterwerfen, verbildeten, convenzionellen Geschöpfen jener Zeit, den Opfern einer mißverstandenen Pädagogik und eines falschen Ideals.

„National Review" (December) Dr. Macguire schreibt über die Ausbildung der britischen Offiziere. Bis um das Jahr 1870 waren dieselben die ungebildetsten Leute, die man gefunden auf der ganzen Welt, den Orient und Ostasien nicht ausgenommen. Der deutsch-französische Krieg und die Erfolge des preußischen Generalstabes gaben auch den Engländern zu denken, und zwischen 1872 und 1884 war ein großer Aufschwung in der Ausbildung zu bemerken, und die Cadettenschulen wurden von den Söhnen der besten Familien aufgesucht. Um das Jahr 1886 machte sich eine starke Gegenströmung geltend, und in den Schulen wurden die für die Vorbildung zum Militärdienst so wichtigen Realwissenschaften wieder von den classischen Sprachen verdrängt. Vor einigen Jahren wurden auch Kriegsschulen nach Art jener Belgiens und Militärschulen abgelegt, und so kam es, daß der letzte Krieg ein völlig unzulänglliches Officiersmaterial vorfand. Der Vergleich mit anderen europäischen Staaten sei beschämend; jeder deutsche „Einjährige" weiß mehr von den praktischen und theoretischen Kriegswissenschaften als neun Zehntel der englischen Leutnants. — Auch Hauptmann Bowen schreibt über die englischen Soldaten, namentlich über die Miliz, die nach seinen Beobachtungen wenig hinter dem Berufssoldaten zurücksteht. Eine völlige Reorganisation, die sich in erster Linie gegen die bureaukratischen Elemente zu kehren hätte, hält der Verfasser für dringend geboten. — Mich. E. Dodd vergleicht die englische Schuljugend mit der deutschen und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß der kleine Engländer dem gleichaltrigen Deutschen an Urtheil in praktischen Dingen überlegen ist, während dieser ihn in Kenntnissen und abstracter Denkfähigkeit übertrifft. Der englische Knabe, dessen Körper zugleich mit seinem Geist entwickelt wird, ist ein junger Barbar, der sich wilder existiert. Der deutsche Knabe, der immer zum Stillsitzen angehalten wird, beginnt früh zu grübeln, er ist nie so ein Barbar wird aber dafür nie eigentlich civilisiert, sondern bleibt zumeist sein ganzes Leben ein halbes Kind, ein halber Philosoph und ein ganzer Pedant.

Der blinde Hieronymo und sein Bruder.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

(Fortsetzung.)

Vom Gang her schimmerte ein schwaches Licht herein; drüben stand die Thür zu dem einzigen Fremdenzimmer des Wirtshauses offen und Maria richtete die Betten für die Nachtruhe der Carlo stand wo seinem Bruder und sah ihm teilnehmend in dem genbelenen Gesicht, mit den blaulichen Lippen, das feuchte Haar an der Stirne klebend, um viele Jahre älter anzusehend, als er war. Und langsam begann er zu verstehen. Nicht von heute konnte das Mißtrauen des Blinden sein, längst musiste es in ihm geschlummert haben, und nur der Anlaß, vielleicht der Mut hatte ihm gefehlt, es auszuwrechen. Und alles, was Carlo für ihn gethan, war vergeblich gewesen; vergeblich die Reue, vergeblich das Opfer seines ganzen Lebens. Was sollte er nun thun? Sollte er noch weiterhin Tag für Tag, wo und wie lange noch, ihn dulden die ewige Nacht führen, ihn betreuen, für ihn betteln und lügen anderen Lohn dafür haben als Mißtrauen und Schimpf? Wenn ihn der Bruder für einen Dieb hielt, so konnte ihm ja jeder Fremde das selbe oder Besseres leisten als er. Wahrhaftig, ihn allein lassen, sich für immer von ihm trennen, das wäre das Klugste. Dann mußte Hieronymo wohl sein Unrecht einsehen, denn dann erst würde er erfahren, was es heißt, belogen und betrogen werden, einsam und elend sein. Und er selbst, was sollte er beginnen? Denn, er war ja noch nicht alt; wenn er für sich allein war, konnte er noch mancherlei anfangen. Als Knecht zum mindesten fand er überall sein Unterkommen. Aber während diese Gedanken durch seinen Kopf zogen, blieben seine Augen immer auf den Bruder gerichtet. Und er sah ihn plötzlich vor sich, allein am Rande einer schneebedeckten Straße auf einem Stein sitzen, mit den weit offenen, weißen Augen zum Himmel starrend, der ihn nicht blenden konnte, und mit den Händen in die Nacht greifend, die immer um ihn war. Und er fühlte, wie der Blinde niemand anderen auf der Welt hatte als ihn, so hatte auch er niemand anderen als diesen Bruder. Er verstand, daß die Liebe zu diesem Bruder der ganze Inhalt seines Lebens war, und wußte zum erstenmale mit völliger Deutlichkeit, nur der Glaube, daß der Blinde diese Liebe erwiderte und ihm verzeihen, hatte ihn alles Elend so geduldig tragen lassen. Er konnte auf diese Hoffnung nicht mit einemmale verzichten. Er fühlte, daß er den Bruder geradezu nothwendig brauchte, als den Bruder ihm. Er konnte nicht, er wollte ihn nicht verlassen. Er mußte entweder das Mißtrauen erdulden oder ein Mittel finden, um den Blinden von der Grundlosigkeit seines Verdachts zu überzeugen . . . Ja, wenn er sich irgendwie das Goldstück verschaffen könnte! Wenn er dem Blinden morgen früh sagen könnte: „Ich habe es nur aufbewahrt, damit du's nicht mit den Arbeitern vertrinkst, damit es die die Leute nicht stehlen" . . . oder sonst irgend etwas . . .

Schritte näherten sich auf der Holztreppe; die Reisenden gingen zur Ruhe. Plötzlich durchzuckte seinen Kopf der Einfall, drüben anzuklopfen, den Fremden wahrheitsgetreu den heutigen Vorfall zu erzählen und sie um die zwanzig Franken zu bitten. Aber er wußte auch gleich: das war vollkommen aussichtslos! Sie würden ihm die ganze Geschichte nicht einmal glauben. Und er erinnerte sich jetzt, wie erschrocken der eine, blasse, zusammengesahren war, als er, Carlo, plötzlich im Dunkel vor dem Wagen aufgetaucht war.

Er freute sich auf den Strohsack hin. Es war ganz finster im Zimmer. Jetzt hörte er, wie die Arbeiter laut redend und mit schweren Schritten über die Holzstufen hinabgingen. Bald darauf wurden beide Thore geschlossen. Der Knecht gieng noch einmal die Treppe auf und ab, dann war es ganz still. Carlo hörte nur mehr das Schnarchen Hieronymos. Bald verwirrten sich seine Gedanken in beginnenden Träumen. Als er erwachte, war noch tiefe Dunkelheit um ihn. Er sah nach der Stelle, wo das Fenster war; wenn er die Augen anstrengte, gewahrte er Rot mitten in dem undurchdringlichen Schwarz ein rötegraues Viereck. Wieder schlief noch immer der dem schweren Schlaf des Betrunkenen. Und Carlo dachte an den Tag, der morgen war; und ihn schauerte. Er dachte an die Nacht nach diesem Tage, an den Tag nach dieser Nacht, an die Zukunft, die vor ihm lag, und Grauen erfüllte ihn vor der Einsamkeit, die ihm bevorstand. Warum war er abends nicht mutbiger gewesen? Warum war er nicht zu den Fremden gegangen und hatte sie um die zwanzig Franken gebeten? Vielleicht hätten sie doch Erbarmen mit ihm gehabt. Und doch — vielleicht war es gut, daß er sie nicht gebeten hatte. Ja, warum war es gut? . . . Er setzte sich soß auf und fühlte sein Herz klopfen. Er wußte, warum es gut war: Wenn sie ihn abgewiesen hätten, so wäre er ihnen jedenfalls verdächtig geblieben — so aber . . . Er starrte auf den grauen Fleck, der matt zu leuchten begann . . . Das, was ihm gegen seinen eigenen Willen durch den Kopf gefahren, war so unmöglich, vollkommen unmöglich! . . . Die Thür drüben war verspert — und überdies: sie konnten aufwachen . . . Ja, dort — der graue leuchtende Fleck mitten im Dunkel war der neue Tag.

Carlo stand auf, als zöge es ihn hierhin, und berührte mit der Stirn die kalte Scheibe. Warum war er denn aufgestanden? Um zu überlegen? . . . Um es zu versuchen? . . . Was denn? . . . Es war ja unmöglich — und überdies war es ein Verbrechen. Ein Verbrechen? Was bedeuten zwanzig Franken für solche Leute, die zum Vergnügen tausend Meilen weit reisen? Sie wurden ja gar nicht merken, daß sie ihnen fehlten . . . Er gieng zur Thüre und öffnete sie leise. Gegenüber war die andere, mit zwei Schritten zu erreichen, geschlossen. Um einen Nagel im Boden standen Reisekoffer; Carlo fuhr mit der Hand über sie . . . Ja, wenn die Leute ihre Boxen in der Tasche liegen, dann wäre das Leben sehr einfach, dann brauchte man niemand mehr betteln zu gehen. Aber die Taschen waren leer. Nun, was blieb übrig? Wieder zurück ins Zimmer, auf den Strohsack! Es gab vielleicht doch eine bessere Art, sich zwanzig Franken zu verschaffen — eine weniger gefährliche und verbrecherische. Wenn er nämlich

zwei auf den Betten lagernden Gestalten gewahren kann. Er horcht auf: sie athmen ruhig und gleichmäßig. Carlo öffnet die Thür leicht und tritt mit seinen nackten Füßen völlig geräuschlos ins Zimmer. Die beiden Betten stehen der Länge nach an der gleichen Wand dem Fenster gegenüber. In der Mitte des Zimmers ist ein Tisch; Carlo schleicht bis hin. Er fährt mit der Hand über die Fläche und fühlt einen Schlüsselbund, ein Federmesser, ein kleines Buch — weiter nichts . . . Nun natürlich! . . . Dass er nur daran denken konnte, sie würden ihr Geld auf den Tisch legen! Ah, nun kann er gleich wieder fort! . . . Und doch, vielleicht braucht es nur einen guten Griff und es ist geglückt . . . Und er nähert sich dem Bett neben der Thür; hier auf dem Sessel liegt etwas — er fühlt darnach — es ist ein Revolver. . . . Carlo zuckt zusammen. . . . Ob er ihn nicht lieber gleich behalten sollte? Denn warum hat dieser Mensch den Revolver bereitliegen? Warum er erwacht und ihn bewacht . . . Doch nein, er würde ja lagern. Es ist drei Uhr, gnädiger Herr, aufstehn! . . . Und er lässt den Revolver liegen.

Und er schleicht tiefer ins Zimmer. Hier auf dem anderen Sessel unter den Wäschestücken . . . Himmel! das ist sie . . . das ist eine Börse — er hält sie in der Hand! . . . In diesem Moment hört er ein leises Krachen. Mit einer raschen Bewegung streckt er sich der Länge nach zu Füßen des Bettes hin . . . Noch einmal dieses Krachen — ein schweres Aufathmen — ein Räuspern — dann wieder Stille, tiefe Stille. Carlo bleibt auf dem Boden liegen, die Börse in der Hand, und wartet. Es rührt sich nichts mehr. Schon fällt der Dämmer blass ins Zimmer herein. Carlo wagt nicht aufzustehen, sondern kriecht auf dem Boden vorwärts bis zur Thür, die weit genug offen steht, um ihn durchzulassen, kriecht weiter bis auf den Gang hinaus, und hier erst erhebt er sich langsam, mit einem tiefen Athemzug. Er öffnet die Börse; sie ist dreifach getheilt: links und rechts nur kleine Silberstücke. Nun öffnet Carlo den mittleren Theil, der durch einen Schieber nochmals verschlossen ist, und fühlt drei Zwanzigfrancsstücke. Einen Augenblick denkt er daran, zwei davon zu nehmen, aber rasch weist er diese Versuchung von sich, nimmt nur ein Goldstück heraus und schließt die Börse zu. Dann kniet er nieder, blickt durch die Spalte in die Kammer, in der es wieder völlig still ist, und dann gibt er der Börse einen Stoß, so dass sie bis unter das zweite Bett gleitet. Wenn der Fremde aufwacht, wird er glauben müssen, dass sie vom Sessel heruntergefallen ist. Carlo erhebt sich langsam. Da knarrt der Boden leise, und im gleichen Augenblick hört er eine Stimme von drinnen: „Was ist's? Was gibt's denn?“ Carlo macht rasch zwei Schritte rückwärts, mit verhaltenem Athem, und gleitet in seine eigene Kammer. Er ist in Sicherheit und lauscht . . . Noch einmal kracht drüben das Bett und dann ist alles still. Zwischen seinen Fingern hält er das Goldstück. Es ist gelungen — gelungen! Er hat die zwanzig Franken und er kann seinem Bruder sagen: Siehst du nun, dass ich kein Dieb bin! Und sie werden sich noch heute auf die Wanderschaft machen — gegen den Süden zu, nach Bormio, dann weiter durchs Veltlin . . . dann nach Tirano . . . nach Edole . . . nach Breno . . . an den See von Iseo wie voriges Jahr . . . Das wird durchaus nicht verdächtig sein, denn schon vorgestern hat er selbst zum Wirt gesagt: „In ein paar Tagen gehen wir hinunter.“

Immer lichter wird es, das ganze Zimmer liegt in grauem Dämmer da. Ah, wenn Hieronymo nur bald aufwachte! Es wundert sich so gut in der Frühe! Noch vor Sonnenaufgang werden sie fortgehen. Einen guten Morgen dem Wirt, dem Knecht und Maria auch, und dann fort, fort . . . Und erst wenn sie zwei Stunden weit sind, schon nah dem Thale, wird er es Hieronymo sagen.

Hieronymo reckt und dehnt sich. Carlo ruft ihn an: „Hieronymo!“

„Nun, was gibt's?“ Und er stützt sich mit beiden Händen und setzt sich auf.

„Hieronymo, wir wollen aufstehen.“

„Warum?“ Und er richtet die todten Augen auf den Bruder. Carlo weiß, dass Hieronymo sich jetzt des gestrigen Vorfalls besinnt, aber er weiß auch, dass er keine Silbe drüber reden wird, ehe er wieder betrunken ist.

„Es ist kalt, Hieronymo, wir wollen fort. Es wird heuer nicht mehr besser; ich denke, wir gehen. In Mittag können wir in Bosadore sein.“

Hieronymo erhob sich. Die Gerüchte des erwachenden Hauses wurden vernehmbar. Unten im Hof sprach der Wirt mit dem Knecht. Carlo stand auf und begab sich hinunter. Er war immer früh wach und gieng oft schon in der Dämmerung auf die Straße hinaus. Er trat zum Wirt hin und sagte: „Wir wollen Abschied nehmen.“

„Ah, geht Ihr schon heut?“ fragte der Wirt.

„Ja. Es friert schon in acq, wenn man jetzt im Hof sitzt, und der Wind zieht durch.“

„Nun, gruß' mir den Bruder, wenn du nach Bormio hinunter kommst, und er soll nicht vergessen, mir das Ted zu schicken.“

„Ja, ich will ihn grüßen. Im übrigen — das Nachtlager von heut.“ Er griff in den Sack.

„Lass sein, Carlo,“ sagte der Wirt. „Du gezahlst Extratime schon ich deinem Bruder, ich hab ihm ja auch zugeborgt. Guten Morgen.“

„Dank,“ sagte Carlo. „Im übrigen, so eilig haben wir's nicht. Wir sehen dich noch, wenn du von den Hütten zurückkommst: Bormio bleibt am selben Fleck stehen, nicht wahr?“ Er lachte und gieng die Holzstufen hinauf.

Hieronymo stand mitten im Zimmer und sagte: „Nun, ich bin bereit zu gehen.“

„Gleich,“ sagte Carlo.

Aus einer alten Commode, die in einem Winkel des Raumes stand, nahm er ihre wenigen Habseligkeiten und packte sie in ein Bündel. Dann sagte er: „Ein schöner Tag, aber sehr kalt.“

„Ich weiß,“ sagte Hieronymo. Beide verließen die Kammer.

„Geh' leise,“ sagte Carlo, „hier schlafen die zwei, die gestern Abend gekommen sind.“ Behutsam schritten sie hinunter. „Der Wirt lässt dich grüßen,“ sagte Carlo; „er hat uns die zwanzig Centesimi für heut Nacht geschenkt. Nun ist er bei den Hütten draußen und kommt erst in zwei Stunden wieder. Wie werden ihn zu im nächsten Jahre wiedersehen.“

Hieronymo antwortete nicht. Sie traten auf die Landstraße, die im Dämmerschein vor ihnen lag. Carlo ergriff den linken Arm seines Bruders und beide schritten schweigend thalabwärts. Schon nach kurzer Wanderung waren sie an der Stelle, wo die Straße in langgezogenen Kehren weitergzulaufen beginnt. Nebel stiegen nach aufwärts, ihnen entgegen, und über ihnen die Höhen schienen von den Wolken wie eingeschlungen. Und Carlo dachte: Nun will ich's ihm sagen.

(Schluss folgt.)

Richtigstellung.

In dem Artikel über „Agnes Sorma“ in Nr. 326 der „Zeit“ muss es Seite 303, wo von der Nora der Duse die Rede ist, natürlich heißen, sie komme „über die naschhafte, lügenhafte, etwas leichtsinnige und schlaue Frau, die wir riesig bemitleiden mögen, der wir aber nie Recht geben können, nicht hinaus“ während infolge eines Druckfehlers dort „nur“ statt „nie“ steht.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Julius Meinl's

Kaffee-Magazine.

Centrale und Comptoir: Wien, I. Fleischmarkt 7.

Filialen:

II. Taborstrasse 26.
III. Landstrasse Hauptstr. 41.
IV. Wiedener Hauptstr. 16.
VII. Neustiftgasse 28.
VII. Mariahilferstrasse 112.
IX. Servitengasse 12.
XII. Schönbrunnerstr. 261.
Hernals, Stadtbahn-Viad. 86.
Währing, Stadtbahn-Viad. 118.
Depot: X. Himbergerstr. 17.
Dep.: Hietzing, Waltmanng. 15.

☞ Man achte auf die Firma um Verwechslungen zu vermeiden. ☜

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 12. Jänner 1901. Nummer 328.

Wahllection.

Am 18. Jänner wird die Wahlcampagne und an demselben Tage wird auch das erste Jahr der Wirksamkeit des Ministeriums Koerber schließen. Doch hat sinnig die Regierung dafür gesorgt, dass ihr an ihrem Freudentag auch der kritische Chronist ein Wort des Lobes darbringen kann. Spät, aber doch noch rechtzeitig genug! Gut das erste Drittel ihres Amtsjahres hat die Regierung mit unnützem Gerede verändelt, dem die Schließung der Reichsrathssession am 8. Juni ein längst wohlverdientes Ende bereitete. Im zweiten Jahresdrittel hat sie überhaupt nichts weder gesagt, noch gethan, sondern sich nur von den Anstrengungen des ersten Drittels ihres Amtsjahres ausgeruht. Im letzten Drittel ihres Amtsjahres erst hat sich die Regierung zu einer That entschlossen, zu einer negativen bloß, aber doch zur einzigen That, deren sie sich bisher überhaupt fähig gezeigt hat: Sie hat das Abgeordnetenhaus aufgelöst und Neuwahlen angeordnet. Von dieser That hat sie sich seitdem allerdings wieder vier Monate lang ausgeruht. Aber die That hat mittlerweile in der Wahlcampagne ihre löblichen Wirkungen gezeitigt. Wohl sind die Wirkungen nur negativer Natur, sowie die That selbst. Aber ein Lump, wer einer Regierung mehr Lob gibt, als sie sich selbst verdient hat.

Die wohlthätige Wirkung dieser Wahlcampagne ist, dass die österreichische Staatsweisheit in ihr um zwei Illusionen ärmer und damit um zwei Erfahrungen reicher geworden ist. Die eine der beiden Illusionen hieß: „der Druck von unten". Das Wort stammt vom Grafen Thun, der, nachdem er die erste seiner zahlreichen Parlamentsschließungen vollbracht, mit jenem Wort seinen Coriandoliesommer 1898 eingeleitet hat. Graf Thun, der tiefe Kenner der Volksseele, sprach damals seine Ueberzeugung aus, dass, wenn das Parlament einmal für einige Zeit außer Thätigkeit gesetzt sein würde, der „Druck von unten" sich geltend machen und bewirken würde, dass das Parlament, wenn wieder einmal zusammenberufen, obstructionsfrei arbeiten würde. Graf Thun stellte sich vor, dass die „Massen", des Obstructionsspiels müde, sich endlich einmal gegen die obstruierenden Abgeordneten erheben und diese zwingen würden, der Regierung Recruten, Steuern und den rühmlichen ungarischen Ausgleich schlankweg zu votieren. In jeder der zahlreichen und langen Parlamentspausen, die seither verfügt worden sind, hat die Regierung immer wieder auf den „Druck von unten" gerechnet. In dieser kindlichen Erwartung sind zwar Graf Thun und seine Nachfolger regelmäßig jedesmal gründlich enttäuscht worden, aber die Illusion von dem „Druck von unten", der schließlich der Obstruction ein Ende machen müsste, ist von ihm und seinen Nachfolgern zäh festgehalten worden.

Die erste Illusion ist dann, sowie sie allmählich durch widrige Erfahrungen an Kraft verlor, durch eine zweite Illusion verdrängt worden. Diese zweite Illusion heißt: „das Volk ruft nach Brot". Das Wort selbst stammt von keinem Minister, sondern von einem Abgeordneten, aber auch von einem der Hupfdrein, von Herrn Gregorig, der es in den ersten Tagen der Obstruction, 1897, unter dem Beifall seiner christlichsocialen Parteigenossen in die Welt schrie. Die Christlichsocialen selbst, die mit dem Volk denn doch einige Berührung haben, haben das Wort bald abgelegt und sich, zum Scheine wenigstens, der Obstruction angeschlossen. Die Regierung hat aber, wenn auch nicht das abgelegte Wort, so doch die ihm zugrunde liegende Idee zu ihren Zwecken aufgenommen. Das war hauptsächlich Herrn v. Koerbers Werk. In seinem Munde erhielt die erleuchtete Idee des Herrn Gregorig den vornehmen Namen: „wirtschaftliche Interessen". Die nationalen Kämpfe — das war Herrn v. Koerbers Ideengang — werden eigentlich nur von den „unproductiven" Ständen, von der sogenannten Intelligenz betrieben, von den nationalen „Schriftleitern", Advocaten, Agitatoren und Berufspolitikern, die davon leben. Die productiven Stände dagegen stehen ihnen vollständig fern, die interessieren sich bloß für die wirtschaftlichen Angelegenheiten, die durch den Stillstand des Parlaments in Mitleidenschaft gezogen werden. Man muss nur einmal concrete wirtschaftliche Fragen, an denen große Schichten der productiven Bevölkerung betheiligt sind, in die Discussion werfen, und der „Druck von unten" wird sich schon gegen die unproductive Obstruction wenden, wachen

In diesem Geiste hat Herr v. Koerber sein selbstgepriesenes Wirtschaftsprogramm verlost. Im Parlament hat es freilich seine obstructionsbrecherische Wirkung völlig versagt, und in der Bevölkerung ist auch die Begeisterung dafür ausgeblieben. Aber Herr v. Koerber hat seine Idee nicht aufgegeben, vermuthlich weil sie die einzige ist, die er zu fassen vermocht hat, und als er im September aus Verlegenheit sich genöthigt sah, das Abgeordnetenhaus aufzulösen, machte er die loslbare Wirtschaftsidee, die im Parlament und während des Parlamentes bereits abgewirtschaftet hatte, zu seiner Wahlparole. In dem Wahlprogramm, das er gelegentlich der Auflösung am 8. September in der „Wiener Zeitung" veröffentlichen ließ, wandte er sich an den Acheron und versuchte im Namen der wirtschaftlichen Interessen die Wähler förmlich gegen die obstructionistischen Abgeordneten aufzuwiegeln. „Die wirtschaftlich Schwächsten: der Bauer, der Handwerker und der Arbeiter, leiden unter dieser Vernachlässigung (der wirtschaftlichen Interessen) am allermeisten", und „die Regierung legt es den Wählerschaften nahe, bei den unverzüglich erfolgenden Neuwahlen ihre wirtschaftlichen Interessen wahrzunehmen." So schrieb Herr v. Koerber in seinem Wahlprogramm und dann setzte er sich ruhig hin und wartete auf den „Druck von unten".

Herr v. Koerber hat abermals ganz vergeblich gewartet. Eine so gründliche Niederlage wie das seinige in dieser Wahlcampagne hat noch selten ein Wahlprogramm erlebt. Welche der drei großen Nationalitäten Oesterreichs man auch in Betracht nimmt, bei den Deutschen, den Czechen wie den Polen haben durchwegs die nationalen über die wirtschaftlichen Ideen gesiegt. Die Sprachenfrage, welche Herr v. Koerber in seinem Wahlprogramm als eine „durchaus nicht den ganzen Staat berührende Frage" bezeichnete, beherrscht im Spiegelbild dieser Wahlen thatsächlich den ganzen Staat von einem Ende bis zum andern, in allen Nationalitäten und Classen so vollständig und ausschließlich, dass keine andere Frage daneben Raum findet. „Die wirtschaftlich Schwächsten: der Bauer, der Handwerker und der Arbeiter", an die sich Herr v. Koerber in seinem Wahlprogramm demagogisierend wandte, haben die „unverantwortliche Vernachlässigung" ihrer wirtschaftlichen Interessen, die übrigens nicht erst von der Obstruction, sondern, wenn wir nicht irren, schon ungefähr von der Gründung Oesterreichs datiert, diesmal vergessen, um der Regierung und auch den nicht oder nicht genug nationalen Parteien ein deutliches Merkzeichen zu geben, dass sie derzeit noch vor ihren wirtschaftlichen ihre nationalen Interessen gepflegt wissen wollen. Der Rückgang der wohlorganisierten Socialdemokratie und der verhältnismäßig Erfolg der in diesen Schichten noch kaum organisierten deutsch-radicalen Partei in der fünften Curie des größten Industrielandes, Böhmens, muss endlich die österreichische Staatsweisheit lehren machen, falls sie nicht schon mit ewiger Blindheit geschlagen ist.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo die wirtschaftlichen Interessen bei den großen Massen schwerer wogen, als die nationalen. Es wird auch vielleicht wieder einmal eine solche Zeit geben. Aber jetzt ist diese Zeit nicht. Das haben die letzten Wahlen gelehrt. Das nationalpolitische Mäßstranen, mit dem die österreichische Staatsweisheit seit drei Jahrzehnten die Völker Oesterreichs beehrt, wird von diesen erwidert. Der radical-nationale Absolutismus ist die Antwort der Völker auf die bisherige Nationalitätenpolitik der Regierungen. Er bedeutet ein eclatantes Mißstrauensvotum der Völker Oesterreichs für den österreichischen Staat. Die österreichische Staatsweisheit muss umkehren. Will sie den Völkern wieder Vertrauen einflößen zur österreichischen Staatsidee, muss sie selbst erst wieder Vertrauen haben zu den Völkern, die sie beherrscht. Das ist die heilsame Lection, welche diese Wahlcampagne der österreichischen Staatsweisheit ertheilt hat. k.

Kaloman Széll und seine Laufbahn.

Samuel Krauss.

Kaloman Széll ist im Jahre 1878, in den kritischen Tagen des Berliner Congresses, zum Ministerpräsidenten Ungarns berufen worden. Er hatte [illegible] Jahre [illegible] Ungarn [illegible] Jahre [illegible] [illegible] [illegible]

lebhafter Thätigkeit in die stille Einsamkeit seines Rátóter Besitzes zurückzog. Ursache haben, daran zu glauben. Dieses ruhige kleine, ländliche Gut an der Peripherie des Eisenburger Comitates, nahe der strierischen Grenze, wurde nach seinem Rücktritte noch ruhiger. Denn auf der nur wenige Schritte entfernten Eisenbahnstation wurde der Betrieb des speciell für ihn errichteten Telegraphenamtes, in welchem es, so oft Koloman Széll in Rátót geweilt, den ganzen Tag gar lebhaft zugieng, infolge einer Verfügung der Regierung bald eingestellt und „da wotzte es", wie Uhland seine „Vatergruft" schließt, „gar stille fein".

Koloman Széll hatte damals sein dreißigstes Lebensjahr kaum überschritten, und er stond nach der allgemeinen Auffassung bereits vor seinem politischen „Ende". Denn die Situation, welche Koloman Széll damals vor sich sah, konnte ihm nicht eben günstig erscheinen. Franz Deák lebte nicht mehr, der König, dem er ein Reins gegeben, zürnte ihm. Mit denjenigen, mit welchen er ehedem politisch wirkte, hatte er sich entzweit, und mit der herrschenden öffentlichen Meinung, welche damals von einer revolutionären Stimmung erfaßt war, harmonierte er in keiner Weise. An Ansehen genommen er nur bei jenen, mit welchen er weder hinsichtlich des Zieles, nach der Modalitäten einen Sinnes sein konnte und wollte; hingegen hatte er sich bei allen, mit denen er sich bisher solidarisch fühlte, unmöglich gemacht. Er war abgethan. Und er mußte auch dessen eingedenk sein, daß, solange er bei Lebzeiten Franz Deáks seine glänzende Carriere machte, die Leute bei ihm nur zwei Dinge kannten, d. h. eigentlich anerkannten: das „Glück", d. h. die Protection Franz Deáks, und, was selbst seine Neider und Gegner ihm nicht abstreiten konnten, seinen „eisernen Fleiß".

Wenn die Menschen ein Wort finden, welches geeignet ist, zum Theil eine Anerkennung auszudrücken, die man nicht versagen kann, zum Theil aber auch einen Tadel, der den Wert der Anerkennung verringert, dann lieben sie es, solche Schlagworte mit großer Consequenz festzuhalten. So geschah es, daß, als Koloman Széll Referent des Finanzausschusses wurde, dies in den Augen der Leute nur Glück und die Protection Deáks bedeutete: als ich sagte, daß Koloman Széll als Referent das ganze Budget sozusagen im „kleinen Finger" hatte und die einzelnen Ministerportefeuilles besser kannte als mancher Fachminister selbst, so bedeutete dies in den Augen der Leute bloß „eisernen Fleiß". So oft Koloman Széll zum Redner der Partei designiert wurde, galt dies wieder nur als Glück und Protection, und wenn Koloman Széll als Generalredner der Regierungspartei einen glänzenden Triumph errang, so war dies wieder bloß seinem „eisernen Fleiß" zuzuschreiben. So war dies stets, solange Koloman Széll bei Lebzeiten Franz Deáks die Sprossen seiner Carrière emporstieg . . . Später freilich, nach seinem Sturz, als Franz Deák nicht mehr lebte, und Széll sich selbst von der Höhe hinabgestürzt hatte, war es begreiflich, daß seine alten „guten Freunde" nichts anderes glaubten, als daß er den Verstand verloren habe. Im Nationalcasino verbreitete es der Minister Béla Wenckheim selbst, und im Club der Majorität glaubten es auch sonst viele Leute, daß Koloman Széll verrückt geworden sei, da man so bald, was Koloman Széll wagte, bei gesundem Menschenverstand nicht thun dürfe. Koloman Széll konnte nicht bei gesunden Sinnen sein, wenn er, trotzdem ihn Andrassys und Tisza zum Bleiben nöthigten und der König selbst ihn sogar darum bat, dennoch gieng. Eines solchen hartnäckigen Widerstandes sei nur die fixe Idee fähig, sagte man, denn die Ueberzeugung, und möge sie noch so stark sein, höre auf Vernunftgründe und sei caperiterbar. Wo aber sei eine solche starke Ueberzeugung denkbar, welche ein Mönig nicht zu capeotieren vermöchte? Nur ein Narr könne so besongen sein, dem Könige etwas abzuschlagen, ja ihn sogar zu verletzen, nicht nur dadurch, daß er ihm ein Reins gibt, sondern auch dadurch, daß er im kritischesten Moment seinen Posten verläßt. Das sei nicht anständig, so nicht einmal loyal! Und welche staatsmännische Bilanz konnte Koloman Széll nach all dem aus seiner dreijährigen Wirksamkeit als Finanzminister ziehen? Er, der sich unter den zerrütteten Verhältnissen in der Periode des 53 Millionen-Schandanlehens daran machte, die Ordnung im Staatshaushalte herzustellen, konnte es am besten wissen, daß er das große Werk nur mit solchen Maßregeln begann, welche für das Land anfangs nur eine Last bedeuteten. Und er, der auch damals auf das richtige Nacheinander das Hauptgewicht legte, mußte gleich zu Beginn seiner Thätigkeit als Politiker sowohl mit den neuen Steuern, als auch mit der Verschärfung der Eintreibung in den Säckel der Nation greifen, um erst später jene Schöpfungen folgen zu lassen, welche gelegnet waren, die verlangten Thüren den Steuerträgern, wenn auch in anderer Form, zurückzuerstatten. Er konnte sich daher keineswegs Illusion darüber hingeben, daß er während seiner dreijährigen Finanzministerschaft nur den unpopulären, a pdiesem Theil seiner Aufgabe lösen, und daß er gehen mußte, ehe er zu den anderen dankbareren Theil hätte gelangen können. Wenn er all dies in Betracht zog, dann mochte die Rechnung noch bitter ausfallen, und in der Situation des Mißhäligen mußte Mannes konnte auch jeder andere nur die Vergangenheit, nicht aber eine Zukunft sehen.

In dieser Stimmung und mit dieser Gemüthswelt zog sich Koloman Széll im Herbst 1878 nach Rátót zurück, wo auch Franz Deák oft geweilt hatte. Er zog sich als Einsiedler hierher zurück. Ein ganzes Jahr lang that er nichts anderes, als daß er seine im Verlauf vieler Jahre vernachlässigte Wirtschaft in Ordnung brachte, außerdem las und studierte. Er las und forschte neben dem Bache unter jenen Eichen, wo auch heute noch die Bank Franz Deáks steht, auf welcher Deák die frühen Morgenstunden verbrachte. Während dieses Jahres bestand die ständige Gesellschaft des Rátóter Eremiten nur aus seiner Familie: seiner Frau, seiner Schwiegermutter und seinem Schwager. Die ältere Dame war die Witwe des größten ungarischen Dichters Michael Vörösmarty, die andere Dame, die Tochter Michael Vörösmartys, Szélls Gattin, und der Schwager: der beim großen Dichter-Vater nicht nur im Angesichte, sondern auch in der Seele vollständig ähnliche Béla Vörösmarty. Welche Traditionen schloß nicht dieses einfache kleine, ebenerdige Landhaus in sich ein! Die Erinnerungen an das historische an ungarischen Nationalthume, des „Sógar", und an den „Weisen der Nation" vereinigten sich hier. Die Idylle nach vom Zeit zu Zeit durch den Besuch intimer Freunde aus dem Eisenburger Comitat oder einiger Hauptgesinnten des nahen St. Gotthardter Wahlbezirkes gestört, welche in Koloman Széll nicht den Politiker, sondern den Jugendfreund aufsuchten. Die Fäden der politischen Verbindung hielt Koloman Széll nur noch mit einem Manne aufrecht. Das war Clemens Ernußt, dieses selten charakterfeste Gestalt des ungarischen öffentlichen Lebens. Aber auch in jener Zeit fanden die Rátóter Besuche, welche auch von jenseits und den Reihen der St. Gotthardter Wähler oder aus denen der guten Freunde aus dem Comitat recruitieren, keineswegs einen gebrochenen, kummervollen und seufzenden Einsiedler, sondern einen lebenslustigen, lächelnden und rubigen Landedelmann, das wahre Prototyp ungarischer Gastfreundschaft. Sein Schicksal, das manchen anderen zum Greis gemacht hätte, diente nur dazu, um Koloman Széll zu stählen, aufzurichten. Woher dieser Frohsinn? Woher dieses große geistige Gleichgewicht?

Széll mußte ahnen, daß er gerade von jenen Factoren dereinst Genugthuung erhalten werde, zu welchen er sich damals in einen crassen Gegensatz gestellt hatte. So war es, so mußte es sein, denn sonst hätte er nicht so vorgehen können, wie er in allen seinen Handlungen und Entschließungen vorgieng, von jener Regierungs- und parlamentarischen Krise angefangen, welche er selbst verursachte, bis zur letzten ungarischen Regierungs- und parlamentarischen Krise, welche er selbst in Ordnung gebracht hat, oder besser gesagt, welche nur er in Ordnung bringen konnte.

Koloman Széll brauchte in seiner Rátóter Einsiedelei nicht lange auf die „Rechtfertigung der Ereignisse" zu warten.

Ein Jahr nach seinem Rücktritt verließ der Minister des Aeußern Graf Julius Andrássy das Palais auf dem Ballplatz. Graf Julius Andrássy war nicht nur ein großer Staatsmann, sondern auch ein Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle, und er besaß moralischen Muth genug, um einen Fehler, der er begangen, auch einzugestehen. Graf Andrássy also, der das Vorgehen Koloman Szélls — welcher noch alle Bemühungen, ihn zum Bleiben zu bewegen, seinen Posten als Finanzminister verließ — schart verurtheilte, hatte sich offenbar bei der Beurtheilung der Sachlage geirrt, und er hielt es für seine Pflicht, Koloman Széll hierfür Genugthuung zu bieten. Graf Andrássy benützte hierzu die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot: eine Begegnung im Budapester Nationalcasino. Koloman Széll aber erachtete nach dem Rücktritt Andrássys die Zeit für gekommen, die selbst gezogenen engen Grenzen seiner Action Einsiedelei zu erweitern. Clemens Ernußt, der bisher „die Leute nur gehalten" hatte, begann die Fäden auf positiveren Grundlagen zu knüpfen, was soviel bedeutete, daß Koloman Széll in Action treten und Clemens Ernußt das Terrain für ihn vorbereiten wollte.

Worin aber konnte die Action Koloman Szélls damals bestehen? Die liberale Regierungspartei fürchtete diese Action und verlogte sie mit Mißtrauen. Sie fühlte, daß, wenn Koloman Széll sich auf einer der oppositionellen Bänke niederlassen würde, die liberale Partei sprengen könnte, welche damals über eine Mehrheit von bloß 13 Stimmen verfügte! Auch Koloman Széll fühlte, ja wußte dies. Aber in diesem Bewußtsein mußte er sich die Frage vorlegen: Was wird geschehen, wenn die liberale Partei einmal gesprengt ist und zur Minderheit wird? Was wird ihr folgen?

Kurz nach dem Rücktritte des Grafen Julius Andrássy kehrte nämlich auch Baron Paul Sennyen ins Parlament zurück. Er wurde im Preßburger gewählt. Die Combination war nun natürlich, daß Koloman Széll und Baron Paul Sennyen einander verstehen müßten. Waren es doch die Bande der innigsten Freundschaft, welche sie schon früher, als sie noch in der Deák-Partei nebeneinander saßen, mit einander vertrübt hatten. Allerdings hatte sich diese Freundschaft seit dem Augenblicke, da Sennyen „die Fahne der Sparlamkeit" mit den Farben der conservativen Politik entrollte, ein wenig abgekühlt. Die gegenseitige Achtung blieb jedoch zurück, und die alten Beziehungen gewannen dadurch wieder an Festigkeit,

Digitized by Google

dass Sennyey der Occupation opponierte, wegen welcher Koloman Széll zurücktrat und sich mit der Regierung in Widerspruch gesetzt hatte. Als Lager bot sich da von selbst jenes der sogenannten „vereinigten Opposition" dar, in welcher die aus der liberalen Partei ausgetretenen Elemente mit den alten Anhängern Sennyeys vereinigt waren. Zu diesen gehörte auch der intimste Freund Széll's, Clemens Ernszt. Wenn daher Koloman Széll seine Carrière beschleunigen wollte, dann war die Gelegenheit hierzu gegeben. Und dennoch trat nicht dasjenige ein, was alle Welt erwartete. Trotzdem Koloman Széll seinem Mißtrauen zur Regierung offen Ausdruck gegeben und trotzdem die vereinigte Opposition Koloman Széll mit Applaus empfing und feierte, als er im Jahre 1880 zum erstenmale nach seinem Rücktritte im Abgeordnetenhause das Wort ergriff, unterblieb diese unter so günstigen und vielversprechenden Auspicien in Fluß gebrachte Action. Man motivierte dies seinerzeit mit dem Worte: „Koloman Széll habe seinen Namen nicht auf den Wechsel Paul Sennyeys setzen wollen." Und dies hielten viele für ebenso unverständlich, wie vor zwei Jahren seinen Rücktritt vom Posten des Finanzministers. Die mit dem Eintritte Paul Sennyeys im Herbste 1880 erfolgte Vereinigung der Opposition geschah schließlich ohne Koloman Széll. Denn Széll übernahm im Frühjahre des nächsten Jahres das Präsidium der Ungarischen Creditbank, der Boden-Creditbank und der Hypothekben-Bank, und seine Situation gestaltete sich politisch noch mißlicher, als sie im Jahre 1878 gewesen war. Seine Situation gestaltete sich so arg, dass er bei der nächsten Abgeordnetenwahl, in seinem Heimatscomitate, in seinem eigenen alten Wahlbezirke in St. Gotthard durchfiel. Wenn er damals infolge der Intervention der Regierung von einem der Bezirke Preßburgs nicht zur Annahme der Candidatur aufgefordert worden wäre, würde er überhaupt ohne Mandat geblieben sein. Von da an hat Széll achtzehn Jahre geschwiegen.

In diesen 18 Jahren ist die liberale Partei nur allzu häufig in kritische Situationen gerathen, und Koloman Széll war es, der seinen stets wachsenden Einfluss dazu benützte, um die liberale Partei nicht nur zu retten, sondern auch zu stärken.

Denn, seltsam in der That, jener Mann, von dem stets geglaubt wurde, dass der König ihm niemals verzeihen werde, dieser Mann wusste nicht nur dadurch in den Augen des Landes, dass die Ereignisse ihn rechtfertigten, sondern er gewann auch dadurch Vertrauen und Ansehen bei der Krone, dass er stets seine eigenen Wege gieng. Als Finanzminister wurde er nicht wirklicher Geheimer Rath, und auch anlässlich seines Scheidens wurde ihm diese Würde nicht verliehen. Als aber der König nach Jahren selbst fühlte, dass er des Rathes dieses Mannes bedürfe, war er es selbst, der Koloman Széll in die Reihe seiner Geheimen Räthe erhob. Während also Koloman Széll von Jahr zu Jahr an Ansehen und Gewalt gewann und bei jeder „Krise" zum eigentlichen „Schiedsrichter" berufen wurde, verbreitete sich ein anderer Irrglaube über ihn, der Irrglaube nämlich, dass Koloman Széll niemals und unter keinen Umständen zur Uebernahme einer Cabinetsbildung zu bewegen sein würde, denn er werde doch nicht der Narr sein, um seine Stellen bei den Bankinstituten, welche ihm jährlich ungefähr achtzigtausend Gulden abwarfen, mit der Stelle des Ministerpräsidenten zu vertauschen, welche jährlich bloß 32.000 Gulden einbringt. Und siehe, Széll ist heute Ministerpräsident. Wohl suchte er das Ministerpräsidium nicht, doch übernahm er es, ohne zu zögern, als ihm nicht mehr zu vermeiden war. Die Geschichte hatte während der zwanzig Jahre, welche seit 1878 verstrichen, einen sonderbaren Kreislauf gemacht. Vor zwanzig Jahren sprach der König zu Koloman Széll: „Verlassen Sie mich nicht in meiner größten Bedrängnis!", worauf Koloman Széll antwortete: „Majestät, ich muß gehen, damit kein noch größeres Uebel daraus werde." Und zwanzig Jahre später sprach derselbe König zu Koloman Széll: „Nur Sie können es verhüten, daß sein größeres Uebel eintritt", worauf Koloman Széll dem König antwortete: „Ich bin ich, Majestät!"

Thatsache ist es indessen, dass jenen Glauben nicht nur die „denkenden Massen", sondern auch mehr die gemeinen Ministerpräsidenten und Ministerpräsidentschafts-Aspiranten theilten, welche anlässlich der Krisen Koloman Széll stets in den Vordergrund schoben, zumal sie vor der Krone am allerwenigsten in ihm einen Rivalen erblickten. Sie waren alle davon überzeugt, dass Koloman Széll stets eine solche Lösung der Krone empfehlen werde, in welcher er selbst fehlt. Der Schein gab auch dieser Auffassung übrigens recht, denn Koloman Széll hätte nach dem Sturz Szapáry's, noch mehr aber nach dem Sturz Weckerle's Ministerpräsident werden können, und wenn er es dennoch nicht wurde, so wurde ihm dies allgemein als „besondere Geschicklichkeit" vermerkt. Was ist daher natürlicher, als die Thatsache, dass, als Széll wieder alle Erwartungen während der Bánffy-Krise dennoch die Bildung des Cabinets übernahm, dies niemand für aufrichtig, einst und für die Dauer gemeint acceptieren wollte? Hingegen wurde das Veritere „allgemeine Bewusstsein" durch eine neuere „öffentliche Meinung" abgelöst, wo nach Koloman Széll das Ministerpräsidium und im zusammenbringe damit das Ministerium des Innern nur provisorisch und provisorisch übernommen habe: demgemäß bedeute daher der politische Inhalt der Széll'schen Combination nichts anderes, als den zwischen den parlamentarischen Parteien abgeschlossenen Pact durchzuführen, die Neuwahlen vorzubereiten und für andere den Boden urbar zu machen.

Aus dieser Meinung entstanden einerseits die Illusionen, anderseits die Phantome, die sodann einander ergänzten und vermehrten. Die großen Züge, welche in der Vergangenheit und in der Individualität Koloman Széll's in historischer Beleuchtung plastisch hervortraten, verschwammen inmitten der geringfügigen Details der Tagesereignisse. Der Umstand, dass die oppositionelle Nationalpartei unmittelbar nach der Programmrede Koloman Széll's in die liberale Regierungspartei eintrat, wurde von Allen wissern durch die sensationelle „Nachricht" ergänzt, dass Koloman Széll jeden Abend im Nationalcasino zu vospiere und dort mit clericalen Magnaten tarokiere. Die Nachricht, dass er sich auch das Portefeuille des Ministers des Innern vorbehalten habe, wurde dahin commentiert, dass dieser Ministersanteuil einem Mitgliede der Nationalpartei vorbehalten sei, das die Neuwahlen leiten werde. Der Umstand, dass die Einhaltung und Durchführung des Pactes nicht die Aufgabe Koloman Széll's allein war, vielmehr auch die oppositionellen Parteien dieselbe Verpflichtung auf sich nahmen, bewahrte den hölischen Ton in den parlamentarischen Debatten nicht vor Verdächtigungen. Der Umstand, dass Koloman Széll mit Ausnahme von zweien alle Minister des Cabinets Bánffy in sein Cabinet aufnahm, aus den Reihen der Opposition bisher aber keinen einzigen, galt nicht als genügender Beweis dafür, dass Koloman Széll, der deákistischen Schule entsprechend, nicht nur selbst ein aufrichtiger Liberaler ist, sondern, dass er gar nicht daran denkt, die liberale Partei zu sprengen. So geschah es, dass aus all dem, was mit der Einleitung des alten Systems collidierte und ferner im Wege der Ausgleichung und Ausführung nützlichen und nothwendigen Landesinteressen zu dienen berechnet war, Folgerungen abgeleitet wurden, welche nicht dem wahren Inhalt der Situation, sondern bloß der subjectiven Meinung vieler entsprachen. Und welche komischen Ernüchterungen hieraus nach Ablauf des sogenannten Waetzahres entstanden, das aufzuzählen oder zu detaillieren, würde recht schwer fallen, vielleicht auch die Leser der „Zeit" weniger interessieren. Immerhin sei jedoch erwähnt, dass die clericale Volkspartei in sentimentaler Weise Széll sondierte, als derselbe erklärte, dass er die Revision der kirchenpolitischen Gesetze niemals acceptieren und dass er den Kampf mit der Volkspartei aufnehmen werde; ja der Führer dieser Partei, Abt Johann Molnár, gab die Erklärung ab, dass Koloman Széll für die Volkspartei weit schlimmer sei, als es Baron Desider Bánffy gewesen; dass weiters ein Mitglied der Ugron-Partei, das sich bereits in die Rolle eines höchsten Protectors Koloman Széll's hineingelebt hatte, es satt als „Beleidigung" auffasste, dass Koloman Széll sich getraute, eine „absolwehender" Ansicht zu haben; und dass jene, welche beim Regierungsantritte Koloman Széll's die sofortige Entlassung sämmtlicher Bánffy'schen Obergespäne erwarteten, ja forderten, über die Schwäche Koloman Széll's zu klagen begannen und verstimmt constatierten, dass er keine genügend „starke Hand" besitze.

Was that aber Koloman Széll, der Ministerpräsident? Das, was er stets in der Vergangenheit gethan. Er schenkte weder den Einflüsterungen, noch auch den „private informationen" Gehör und gieng seine eigenen Wege. Wenn er von Zeit zu Zeit mit seinen Intimen Ideen über die Situation austauschte, pflegte er lächelnd zu sagen: „Ich bin damit zufrieden, dass niemand mit mir zufrieden ist." Dann fügte er hinzu: „Auf Schritt und Tritt begegne ich enttäuschten Mienen. Das halte ich aber nur für natürlich. Im mir täuscht sich nur der nicht, der mir vollständig vertraut."

Was ist aber auch schon bisher das Resultat? Das Resultat ist, dass der Einfluss und die Position Koloman Széll's auch ohne die sogenannten „personlichen Anhänger" fortwährend steigt, respective sich immer mehr befestigt, dass die Schärfe der Gegensätze nachlässt, dass die Antagonisten einander Concessionen machen, dass die Minen nicht explodieren, dass sich die Zähne der Verleumdung abstumpfen, ja sogar ausfallen. Auch beginnt sich bereits vor den schärfer Sehenden das Bild des nächsten Reichstages zu entrollen. Die extremen Richtungen werden in denselben sämmtlich reduciert zurückkehren, und es wird sich zeigen, dass das Programm, mit welchem Ministerpräsident Koloman Széll sein Amt antrat, keine Phrase, sondern Wirklichkeit ist.

Was der Tiroler Bauer von der Politik denkt.

Stets ist das Land: Geschichte, Berge, Mensch sagen es uns. Wenn man von der Ferne her kommt, in man hingerissen von der Gewalt der Natur und ihrer Gewaltsamkeit, wenn die Morgenluft ein Tropfen, Bier nicht Wasser oder Tabletten ist, wird es Jedermann haben es gesagt und die Stadt und die Schönheit der Frauen gepriesen und Tausende werden kommen und mit Wasser in den Mund einfachen, der einen ist

Digitized by Google

In diesem Lande, wo heute der Tourist alles ausgeschnüffelt, der Naturforscher alles gefunden, der Maler überall gewesen ist, der Schriftsteller immer noch etwas zu finden denkt, ist nichts so unbekannt geblieben als der Mann, der es gemacht. Der Mann, der jene Felsenberge und finsteren Thäler erobern mußte und wieder eroberte; der oben Hütten baute, die morgens und abends im Lichte zittern, wo Schaf und Ziege am Rande von Eis und Schnee weiden, und unten die Dörfer mit Hof und Kirchel, von welchem es weithin klingt, und wo der Acker bestellt wird, wenn der böse Winter vorüber ist — der Mann blieb unbekannt. Millionen haben gedacht, daß sie ihn kennen, Touristen, Forscher, Maler, Schriftsteller. Aber den Tiroler Bauer kennen zu lernen, braucht es mehr als Hammer, Pickel, Lupe, Pinsel, Tinte. Selbst der Bergführer ist nicht der Bauer: auch wenn wir mit dem Bauer Allotria treiben, auf der Alm, im Carneval, kennen wir ihn nicht.

Die alles erschließende Touristik hat ihn nicht erschlossen. Wenn er vor uns auf dem Acker steht, bei seiner Hütte, in der Procession, scheint man ihn in fünf Minuten zu kennen. Der Maler von heute braucht ein paar Striche; aber kennen gelernt hat er ihn nicht. So ein Kopf, eine solche Gestalt, solches Gewand auf dem knochigen Gesicht erweckt den Glauben, daß man ihn kennt, wenn er sein Gesicht einmal in freundliche Linien sieht. Allein der Tiroler Bauer ist aus einer Summe von Kräften entstanden. Was ihn formte, war eine Vielheit, und sie ist verschleiert durch List, Bosheit, Thrannei, was die Geschichte geschaffen, Natur und Mensch. Was er scheint, ist er nicht, und was er ist, ist geworden wie der Fels, der ihn trägt, und er verbirgt es wie das Wild sein Junges. Nicht Landsmann, nicht Nachbar und Freund, nicht das eigene Weib lehren, was die Tiefe seines Herzens ausfüllt. Ein Tiroler Bauer täuscht alle Wachborn, und noch ist der Pfarrer zu suchen, der den Bauer aus dem Munde kennt. Nur wo er bis in das Mark überzeugt ist, daß man ihn liebt und ihm nicht schaden kann, wo Menschenliebe und Freiheitssinn zu ihm sprechen, daß er uns als Apostel einer besseren Welt fühlt, von der er sich als Stück erkennt, offenbart er sich Schritt für Schritt, denn mit dem Thier der Felsen hat er gelernt, nicht in die Falle zu gehen.

Selbst ein Kind der Berge, ist er die Verkörperung von Abgeschlossenheit, Starrsinn, Zurückgezogenheit. Er ist dischadhaftig, mißtrauisch, schwerflüssig mit Hand und Hirn, während sein Nachbar, dort, wo die Sonne glänzt und die Rebe den Mauerbewahm umkleidet, und in ihrem Schatten goldener Mais zum Himmel wächst, leicht gebaut ist und heiter, mitd, zugänglich. Ihn, den Tiroler, hat nicht die Sonne gemacht. Er ist bald vom Stein, der alles zur Qual macht, ein Stück von den Bergen, die ein paar Sonnenblicke gewähren, um dann zu grollen und sich den Menschen vom Leibe zu halten. Er ist das Product des Kampfes. Mit der Natur und mit sich selbst hatte er bis heute zu kämpfen. Bald ertrug ihm die Hölle, bald verbannte sie, bald überschwemmte der Gebirgsbach Hab und Gut. Es blieb ihm von jeher nichts als das Hoffen; und wenn der Sommer alles verregnet und der Herbst naht und auch der Buchweizen nichts gebracht hat, muß er noch auf die Zweifichen rechnen. Sein Gesicht ist, wenn er alt geworden, nicht unfonft wie ein Tuch in Falten. Ist er jung, ist er das Bild der Lust, der verschmitzten, und manches Dirndel ist zart wie eine Comtesse. Aber bald drückt der Kampf ihnen den Stempel auf. Will der Tiroler Bauer fröhlich sein, geht es meistens nicht recht. Er ist der Betrogene. Steigt er in das Thal hinab, hängt man ihm auf, wos der Städter nicht genommen; bleibt er oben, kommt der Händler und just ihm Kälbel und Ziege ab, bis er so und so viele Gulden weniger hat: oder wenn er auf der Alm, im Walde ist, kommen die Schwindler mit den Losen, die nicht gewinnen. Gelernt hat er nichts, gewiesen ist er kaum im anderen Thale. Steuern gibt es immer mehr, aber selbst einen Briefträger gibt ihm der Staat nicht, und wo der Städter, der Geld in Menge hat, haben kann, lernen er arbeitet, keinen Kreuzer für Telegrammgebühren zahlt, zahlt er Gulden. Gesetze kennt er nicht: so braucht er, will er im Rechte sein, den Advocaten, dis auch er ihm die Groschen abnimmt. Was übrig bleibt, fressen Kirche, Schule, Wege und der Sohn, der Kaisers Rock trägt. Kampf ist sein Leben, bitterer Kampf, der verzweifelt, byzantig, rauh und verschlossen macht, daß man nicht weiß, was draußen und was drinnen ist. Und mit dem äußeren Kampfe geht Hand in Hand der innere. Will er reden, will er um Gnade, sage sich die Ernte sichern; will er in die Stadt, ins andere Thal, zum Freund, zum Kinde, muß er im Processionen oder in die Beichte Gibt es die Wahl, die politische, und mechte er wählen, was denn das ist, dieser Kampf der Liberalen und Socialdemokraten mit Pfaff und Capital, da fürchtet er den Cinat. Will er sich essen daran, bet er sein Vertrauensvolle, oder mich brauchr ihn nicht, wenn man ihn nicht verräth. So knüpft er an sich weiter, wo niemand es denkt, hinter dem Thron und Altar. Alle in das Netz schlecht. Er dürfte nach Belieben sein, will er nur Schelm, so etwas besseres geben muß, ist ihm unbekannt, die Begriffe von Heiligen, der das Wort in den Mund nimmt, alles Andere nennt schon den Gottlosen, so nahe sind Lob und Tadel in seiner Hand. Und wenn er sich abschließt in den Bergen, so ist das Wesen der Abgeschlossenheit gibt und einen Himmel; oder ob alles Lüge und Schwindel sei bis hin zum Curat: da liegt er vor ihm, flehend und beichtend, und dann wieder kommen die Zweifel, die zehrenden, ob er suchte Gott und Welt, und niemand befreit ihn, wo die Sommerfrischler und Touristen suchten, auf seiner Scholle, die sein Blut und sein Schweiß gedüngt.

Das ist die Atmosphäre, in der die Väter gelebt, und in welcher er lebt und seine Kinder leben sollen. Aber es ist ein Naturgesetz, dass alles seine Zeit hat. Auch der Tiroler Bauer wird sie haben, der ausgebeutete, gedrückte, belogene und betrogene. Die Welt mag den Kopf schütteln, Tausende mögen es nicht glauben — in ihr Tirol geht etwas vor sich. „Traumpf!“ ruft es unten, im Thale, und auf der Höhe gibt es schon Boden. Der Tiroler Bauer fängt an, aus der Atmosphäre zu kommen, der stinkenden; Lichtstrahlen dringen in die Hülle, die ihn jahrhundertelang umnachtete; nicht überall, nicht für alle, aber da und dort. Es pocht und hämmert: und es öffnet sich. Das Hirn, das arme Bauernhirn, braucht mehr Raum, so scheint es. Der Tiroler Bauer fängt an, laut zu denken.

Das Maß mußte voll werden. Eine jahrhundertlange Vorentwicklung der Entwickelung konnte nicht von Dauer sein. Alle Gewalt rächt sich, alle List. Räumlich, intellectuell, moralisch, ökonomisch war er gehemmt. Fort hatte er nicht gekonnt, Berge und Kirche hatten ihn abgehalten. Lesen durfte er nichts, als was ihm der Curat erlaubte, und das war immer dasselbe gewesen. Das Hirn bildete sich nicht: der Fremde durfte nicht in das Thal. Wo alles Muskel geworden war, der Leib alles, war nichts für den Geist geblieben. Und wie dieser, war das Herz geworden: arm, inhaltslos. Es traß dort wie im Hirn: was wärm, was Odem gibt, gab es nicht, selbst nicht einen Freund hatte er gehabt, er war mutter, verzagten, und die Religion hatte ihn innerlich vergebrannt. Die Früchte hatte er wachsen gesehen, reifen das Korn, aber er selbst war zurückgeblieben. So mußte er immer thun, als wüßte er es nicht und glaube alles. Und mit der moralischen Noth war die andere gekommen. Anstatt ökonomisch vorwärts zu kommen, hatte er sich zum Advocaten schleichen müssen: Knecht und Magd hatte er verloren, endlich den Hof, und wo er gebliehen war, war der Welsche gekommen und hatte gewartet. Der Polze Tiroler steh auf der Höhe dieser Tage. Was er ist, ist das Product der letzten zehn Schläge. So wurde die Gegenwart wie ein lange gesuchter Freund für ihn. Sommer- und Wintergäste und Fremde, die sich ansiedelten, brachten Wege, Gelder und Hoffnungen. Da und dort blühten Freiheitsfunken. Bahnen, Straßen, Wege, Curorte, Hotels entmanden und grüßen in sein Leben ein; selbst Fahrrad und Motor trieben sich um ihn herum. Er mußte sehen, hören: er mußte muthiger werden. Man kam in sein Land und erschloß es. Und die Lawinen, harten Muth. Es wurde gebaut, gesäuft: es wurde riesiert und gearbeitet; Hunderte wurden reich, und Tausende riefen ihm zu, Muth zu haben. Selbst der Arbeiter, auf den er immer von oben herabgeschaut, kam und hatte mehr Muth und hundertmal mehr war er gescheidt, so schien es ihm: er erschien ihm freier als er selber war. Muth sah er in der Presse, der liberalen, die wie der Löwe kämpfte, und Wahrheitsfreunde, die die Pfaffenfreunde vor die Schranken des Gerichtshofes gebracht, kehren siegreich heim, während die freie Zeitung den Erzbischof angeklagt hatte und der Staatsanwalt nichts sagen zu dürfen schien. Und über den alten Thürmen ragten andere: Ein neuer Glaube, Toleranz, eine Religion ohne ein Meer von Dogmen war gekommen; ein Martin Luther, der verstuchte, war in Tirol eingezogen. Es begann zu leuchten. Augen und Ohren sahen und hörten besser. Lügen und Aufbegungen im Gewande von Recht und Sitte sah und hörte er rechts und links. Von der Kanzel schrie es: „Hinaus mit den Fremden!“, im Beichtstuhle, im gedämpften Tone: „Geh' zu Christlichen, Moibl!“ Aber er sah und dachte immer klarer: „Soll ich mit so!“ Er sah, daß die Reber gute Menschen waren, die Geld, gute Sitte, ihre Worte, ihre Behaubtung. Weshalb sollte er sie hinausjagen? Gab es nicht Geld, Hoffnung? Beerten sie nicht wie er? Weshalb sollten Fabriken, Hotels, Sommerfrischen, Wege, Bahnen schlecht sein? Brimgt so ein Weg nicht soviel ein wie Chs und Karren, und was ist der Acker, wenn die Ware nicht verkauft wird? Warum soll das Land vergittern? Muss es nicht zugunde gehen, wenn wir ihn nicht haben, den Acker? Wozu Zungen haben, wo man nicht sollen Leute, und Hände begehen, wo man menschlich sieht? Weshalb soll der Bischof alles haben und der Maler, wo wir nichts davon sehen, nicht Brücke, Straße, Bahn?

Es war Politik geworden: aber von Politik hatte er nicht gesprochen. Er wollte Hilfe haben, die Politik hatte er für laue Menschen gehalten. Realist bis zum Gewaltthätigen, ist Erstens und an der Grenze der Anmaß seines Alphabets. Die Form ist ihm nichts nichts als Name. Was sollen sie ihm geben? Materielles und es, so will er sie nehmen. Er kennt die Schlechtigkeit und Selbstsucht nicht. Was kann sich schimmel sieht, was so eine Partei ist und will „Partei!“ spricht er und legt den Mund offen. Er vergißt den Gegensatz. Er ist der A-B-C-Schütze. Dem man sagen muß: „So, Freund, das ist schwer!“ und die ererne Angel in die Hand gibt. Was man ihm nach der Politik sagt, redet es vom Curat.

Digitized by Google

„Politik? Minsterium?“, und der Mund ist wieder offen.
„Bist du liberal, clerical, oder was bist du?“
Keine Antwort.
Aber wenn wir sagen: „Sepp, möchtet Ihr hier oben einen Kaiser oder keinen?“ — da hat er eine Antwort. „Freili!“ sagen Hunderte; aber der auf dem Jlinger Joch, wo wir im Nebel waren, der hat was anderes gesagt. „Kennen's d' Durnbolzer?“ hat er gefragt. „Ob ich die kenne! Ich war dort, als die Primiz war und ich alle von früh bis abends voll gefressen und im See wieder ausgespien haben.“
„Nao, d'Durnholzer kennen's do nit! Wissen's, der ein' gibt's Viech, d'r and're 's Holz, der dritt' d'n Knecht, und so ist's wie in der Familie, und 's mag einer 's Haus verlier'n, gehossen wird, und 's braucht koan Soldat, koan Bezirkshauptmann, koan Kaiser!“
„Da möchtet Ihr wohl auch lieber Evangelische sein? Oder braucht's den Papst?“
„Den braucht's nit, und wie die Evangelischen sein, seil weiß i nit. A Jud' werd' i amol nit.“
„Und möchtest du den Hof heregeben, daß Bauer und Knecht sich drein theilen?“
„Nao, seil möcht' i nit. J will, was mir zukemmt.“
„Aber deutsch bleibst du, Seppel, gelt?“
„Daitsch? Sakra, mögen's kemmen, die Welsch'n und wer's sein! Daitsch bleib' i mal g'wiß ...“
Das ist das verstockte A-B-C des Tiroler Naturpolitikers, den der Curat zur Wahlurne treibt. Zu einem Programm ist er noch nicht gekommen; geschult ist er nicht, nicht das politische Alphabet ist ihm bekannt. Aber jede neue Wahl wird der Welt zeigen, daß der Tiroler Bauer von der Stufe des Hinhorchens auf die eigenen Denkens kommt, und nicht allzulange wird es dauern, und er wird vor denen nicht mehr zu Kreuze kriechen, die seine Verelendung auf dem Gewissen haben.

Maderno a. Gardasee. Ewald Hause.

Getreidezoll und nationaler Getreidepreis in Oesterreich.

Es ist nicht das erstemal, daß durch die mise en scène die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt wird, der sie nicht verdient, während gleichzeitig, wie hinter einem schützenden Vorhang, wichtige und tiefgreifende Ereignisse, von aller Welt unbeachtet, sich vollziehen. Mehr als zwei Monate dauerte die Enquête über den Terminhandel, zu welcher Fachmänner und Gelehrte aus allen Ecken und Enden Oesterreichs herbeigerufen wurden. Aber trotz des aufgewendeten Apparates würde die Frage des Terminhandels der vollen Oeffentlichkeit in der Oesterreichischen begegnen, wenn nicht der Zweck, welchen die geistigen Urheber der Enquête mit der Aufhebung des Terminhandels verfolgen, das allgemeine Interesse im höchsten Maße in Anspruch nehmen würde. Der Zweck ist: Herbeiführung höherer Getreidepreise. Die Mittel, welche diesen Zweck erreichen helfen sollen, sind die Aufhebung des Terminhandels und eine beträchtliche Erhöhung der Getreidezölle. Während aber das untergeordnete, nur eventuell in Aussicht genommene Mittel in den Vordergrund gestellt und, kunstgerecht gegliedert, der öffentlichen Beurtheilung vorgelegt wurde, wird über dasjenige, welches eigentlich zum Ziele führt, vorsichtiges Schweigen beobachtet, um es nicht vorzeitig der Kritik preiszugeben. Die stille Agitation dafür hat jedoch bereits begonnen. Es ist daher nicht unzeitgemäß, die Frage zu erörtern, ob Zölle nach unseren gegenwärtigen wirthschaftlichen und socialpolitischen Anschauungen ein zulässiges Mittel zur Aufrechterhaltung hoher Getreidepreise sind, ferner ob eine künstliche Erhöhung der Getreidepreise mit Hilfe staatlicher Maßnahmen durch die Lage der österreichischen Landwirthschaft gerechtfertigt ist?

Der Terminhandel übt nur, wie der Handel überhaupt, eine corrigierende und regulierende Wirkung auf die Preise aus. Mit dem Verbote desselben würde ein regulierender Factor ausgeschieden, es würden dadurch aber noch lange nicht höhere Preise geschaffen werden. Wenn es eines Beweises bedürfte, so würde ihn Deutschland liefern, wo die Aufhebung des Terminhandels nicht die geringste Wirkung in Bezug auf die Höhe der Preise hervorbrachte. In einer künstlichen, außerhalb des natürlichen Wirthschaftsprocesses vor sich gehenden Erhöhung der Preise sind positive Maßregeln erforderlich. Das wissen auch die leitenden Kreise der Landwirthschaft. Das Verbot des Terminhandels bildet daher nur einen ganz untergeordneten Theil ihres Programmes, auf den solange Gewicht gelegt wird, als nicht zweckentsprechendere Maßregeln durchgesetzt worden sind. Ihre eigentlichen Bestrebungen aber bewegen sich in einer anderen Richtung. Interessanten Aufschluss darüber gibt eine Stelle einer vor wenigen Monaten erschienenen Schrift der Landwirthschaftlichen Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen. Dort heißt es:

„Während sich diese Stellen niederschlug, kommt man zu einem auffälligen Vorschlag zu Gunsten der Landwirthschaft. Der ungarische Handelsminister hat einen mit Mindest- und Höchstsätzen ausgestatteten Tarif für landwirthschaftliche Producte aufgestellt, dem unsere Collegen, die österreichische land- und forstwirtschaftliche Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen zugestimmt hat. Ich sage einige dieser Sätze hierher, indem ich erst den geltenden Zollsatz (Mark für 100 Kilogramm), dann den Minimalsatz, dann den Maximalsatz folgen lasse:

Gerste	1	3	5
Roggen	3	5	7
Mehl	2	6	9
Eier	—	10	15
Wolle	frei	30	45
Weizen	3	9	14
Malz	3	8	12
Hopfen	14	60	90
Bier i. F.	6	10	15

Und dieser Vorschlagsstelle steht, das Oesterreich Landwirtschaft in der That mit mir der Ansicht ist, daß Oesterreich dazu übergehe, ein Getreide importierendes Land zu werden. Wozu sonst diese exorbitant hohen Zölle? Allein das Merkwürdige ist, daß die österreichischen Landwirte gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck geben, mit Deutschland zu einer zollpolitischen Verständigung zu kommen.“

Es ist daraus ersichtlich, daß alles, was in Deutschland zur künstlichen Hebung der Getreidepreise geschehen und jetzt neuerdings versucht wird, bei uns Nachahmung finden soll. Wie dort, soll auch hier der Ertrag der landwirtschaftlichen Production durch dieselben Mittel erhöht werden, deren sich die Industrie zu gleichem Zwecke bedient. In Deutschland hat man sich zur Umkehr genöthigt gesehen, weil man den Unterschied, welcher zwischen beiden Productionsarten obwaltet, nicht berücksichtigt hat. In Oesterreich würde sich eine solche Außerachtlassung, bei dem wenig entwickelten Zustand seiner Industrie, noch folgenschwerer gestalten.

Die große Wandlung in der deutschen Handelspolitik vollzog sich im Jahre 1879 unter der Aegide des Fürsten Bismarck, wenige Jahre nachdem die Umwälzung im Weltverkehr die Weltwirtschaft nach und nach zu einem organischen Ganzen gestaltet hatte. Die wirtschaftlichen und Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands waren aber damals bereits so weit gediehen, daß es keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, daß Deutschland eine ähnliche Entwickelung zum Industriestaate nehme, wie England. Als zukunftiger Weltbewerber Englands auf dem Weltmarkte mußte Deutschland auf den Schutz seiner Industrie in der Uebergangszeit bedacht sein. Diesen einzig und allein aus Rücksicht auf die industrielle Zukunft gerechtfertigten Uebergang zum Schutzzoll benützte der einsichtsvolle deutsche Grundbesitz, um die Einführung von Getreidezöllen (1 Mark für 100 Kilogramm) durchzusetzen, welche im Jahre 1885 auf das Dreifache, im Jahre 1887 auf das Fünffache des ursprünglichen Satzes erhöht wurden. Damals wurde das Schlagwort vom Schutze der nationalen Landwirtschaft ausgegeben, und die landwirtschaftliche Production in Bezug auf das historische englische Vorbild vor Augen geführt. Das erhebt man aus den parlamentarischen und publicistischen Kämpfen. Die streitenden Theile hatten ihre Waffen aus den Rüstkammern der englischen Parteien und führten nahezu dieselben Gründe ins Feld, welche in England vor mehr als zwanzig Jahren vorgebracht wurden. Für den Parteistandpunkt waren nur die Principien des Schutzzolles oder Freihandels maßgebend, ohne Unterschied, ob der Schutz von der Industrie oder der Landwirtschaft in Anspruch genommen wurde. Selbst diejenigen, welche die Getreidezölle bekämpften, sofern sie sonst Anhänger des Schutzzolles waren, bestritten nicht das Recht der Landwirtschaft auf diesen Zoll, sondern nur die Opportunität desselben, weil er durch Verteuerung der Nahrungsmittel eine Lohnerhöhung zur Folge habe, und diese die Concurrenzfähigkeit der Industrie gefährde. Nur selten aber wurde hervorgehoben, daß der wesentliche Unterschied zwischen der industriellen und landwirtschaftlichen Production und die große Verschiedenheit der wirthschaftlichen und socialen Folgen, welche der Zollschutz bei jeder der beiden Productionsarten nach sich ziehe, die unterschiedslose Anwendung ausschließe. Und doch sprechen gerade dafür die schwerwiegendsten Gründe.

Bei der Industrie ist es die geistige und physische Arbeit, welche dem Producte den größten Theil seines Werthes gibt, bei der landwirtschaftlichen Production fällt der weitaus größere Antheil am erzielten Resultate der Natur zu. Der größte Theil des Preises einer Industrieerzeugnisses wird daher für die Arbeit gezahlt, während der weitaus größere Theil des Preises eines Bodenproductes auf die Leistungen der Natur entfällt und die Ohnmächtige bilden. Die Folge davon ist, daß eine durch Zollschutz herbeigeführte Erhöhung des Preises [illegible] productive Arbeiten entspricht, welche sonst vielleicht ganz unterbleiben würden und daher eine positive Bereicherung des Landes bilden. Durch eine auf gleiche Weise bewirkte Erhöhung des Preises des Bodenproductes wird nur der Theil des Einkommens [illegible] der natürlichen Bodenqualitäten [illegible] Es [illegible] daß [illegible] [illegible] [illegible]

producte hat daher nur die Bereicherung einer Bevölkerungsclasse, der Großgrundbesitzer, auf Kosten aller anderen zur Folge, ohne zur allgemeinen Wohlfahrt etwas beizutragen.

Wie wenig sich die landwirtschaftliche Production ihrer Natur nach für den Zollschutz eignet, geht auch aus Folgendem hervor. Der Schutzzoll legt allen Consumenten zu Gunsten der gesichützten Producenten Opfer auf, er darf daher nur ein vorübergehender sein. Bei der Industrie bewahrt er diesen transitorischen Charakter. Er wird eingeführt, weil die heimische Industrie, soweit Arbeit und Capital in Betracht kommt, noch nicht jene Entwickelungsstufe erreicht hat, auf welcher fremde, mit ihr concurrierende Industrien stehen. Seine Dauer ist damit zeitlich begrenzt auf das Uebergangsstadium bis zur vollen Entwickelung. Ganz anders ist das Verhältnis bei der Landwirtschaft. Hier ist es nicht die unsterige technische Entwickelung, sondern die unzulängliche Naturkraft, welche den Wettbewerb erschwert. Eine Aenderung dieses Zustandes kann daher innerhalb einer begrenzten Zeit umso weniger erwartet werden, als die wachsende Bevölkerung immer größere Ansprüche an die Ergiebigkeit des Bodens stellt. Es gibt infolge dessen für den Zollschutz der Landwirtschaft keine Zeitgrenze.

Außer den volkswirtschaftlichen sprechen noch andere gewichtige Gründe gegen einen Zollschutz der landwirtschaftlichen Production. Seit den Kämpfen der Antikornliga, ja seit 1879 sind große Veränderungen in Lehre und Leben vor sich gegangen. Unsere Anschauungen von den Aufgaben des Staates, von den socialen Pflichten gegen die unbemittelten Volksclassen sind andere geworden. In der Gegenwart sprechen daher gegen derartige Maßregeln auch Gründe, welche damals keine Geltung hatten, Gründe, welche in dem Gesellschaftsrechte wurzeln, das zwar noch nicht formell anerkannt ist, welches aber durch immer neue, seinem Geiste entsprungene Gesetze bei allen civilisierten Völkern uns in Erinnerung bringt, dass es seine Herrschaft bereits angetreten. Ein größerer Gegensatz aber als derjenige, welcher zwischen einer Vertheuerung der Nahrungsmittel mit Staatshilfe und den Bestrebungen unserer Zeit besteht, durch sociale Reformen die Wohlfahrt der armen Bevölkerung zu fördern, ist nicht leicht denkbar. Getreidezölle treffen durch Vertheuerung des unentbehrlichsten Nahrungsmittels die armen Volksclassen weit härter als die wohlhabenden, und alles, was gegen Consumtionsoder indirecte Steuern vorgebracht wird, gilt in erhöhtem Maße von Getreidezöllen, weil die in Form einer Erhöhung des Brotpreises auferlegte Steuer nicht im allgemeinen Interesse, sondern zu Gunsten einer Besitzerclasse erhoben wird.

Im Jahre 1892 hat die deutsche Regierung, an deren Spitze Reichskanzler Caprivi stand, sich zur Herabsetzung der Getreidezölle (von 5 Mark auf 3 Mark 50 Pfennig) entschlossen gesehen. Ueber die Gründe, welche Caprivi zu dieser wichtigen, seither im Mittelpunkte der inneren deutschen Politik stehenden Maßregel bewogen, herrscht noch immer nicht volle Klarheit. Die nächste Veranlassung dazu bot der ungewöhnlich hohe Preis des Roggens (24 Mark). Ein weiterer Grund, welcher zur Rechtfertigung im Reichstage vorgebracht wurde, war die Nothwendigkeit, der Industrie im Vertragswege mit den Getreide exportierenden Staaten Absatzgebiete zu verschaffen. Höchst wahrscheinlich war die Rücksicht auf die rasch wachsende Bevölkerung und die dadurch bewirkte Nothwendigkeit, immer mehr Getreide zu importieren, ausschlaggebend. Der seither verflossene Zeitraum von neun Jahren hat für Deutschland den Beweis erbracht, dass es nicht die angebliche Noth der Landwirtschaft ist, welche hohe Getreidezölle erfordert, sondern, dass der noch immer überwältigende Einfluss des Grundbesitzes sie zu seinem Vortheile dictiert.

In Oesterreich haben gesetzliche Maßregeln, deren letzter Zweck eine Vertheuerung der Nahrungsmittel ist, noch weit weniger Berechtigung und Begründung als in Deutschland. Das Verhältnis der industriellen zur landwirtschaftlichen Production ist in Oesterreich ein nahezu umgekehrtes wie das in Deutschland bestehende. Schutzmaßnahmen gegen ausländische Concurrenz können daher nicht in beiden Staaten gleichen Grund und gleiche Wirkung haben.

Deutschland hat sich vollständig zu einem Industriestaat entwickelt. 5064 Procent seiner Bevölkerung widmen ihre Thätigkeit dem Handel und der Industrie, deren Wachsthum immer neue Kräfte der sich rasch vermehrenden Bevölkerung absorbiert und auf dem heimatlichen Boden erhält. Die Auswanderung hat infolge dessen nahezu aufgehört. Die Zahl der Auswanderer, welche bis zu den Achtzigerjahren zwischen 100000 und 200000 sich bewegte, betrug in den letzten Jahren nur mehr 5000 bis 6000.

Oesterreich ist ein Agrarstaat, wo 62·11 Procent der Bevölkerung dem landwirtschaftlichen Berufe angehören. Die industrielle Entwickelung stagniert und die Auswanderung hat infolge seiner angeblichen Dimensionen angenommen. Italiener und Oesterreicher bilden jetzt das Hauptcontingent der europäischen Einwanderer in die Vereinigten Staaten. Im ersten Quartal 1900 betrug in der Gesammtzahl aller europäischen Einwanderer, welche sich auf 87.0 Köpfe belauft, das weitaus größte Contingent, über ein Drittel (29.945) von der österreichisch-ungarischen Monarchie aufgebracht.*) Als Erklärungsgrund dieser auffallenden Erscheinung wird die nicht minder bezeichnende Thatsache angegeben, dass in den Vereinigten Staaten der Durchschnittslohn eines Arbeiters 1440 Kronen, in Oesterreich-Ungarn nur 750 Kronen beträgt.

Bei dem großen Unterschiede, welcher zwischen den wirtschaftlichen Verhältnissen und der socialen Gliederung beider Länder obwaltet, muss auch eine Vertheuerung der Lebensmittel verschiedene Wirkungen in jedem derselben zur Folge haben. In einem Industriestaate wird die Preissteigerung der Lebensmittel zum großen Theile in Form einer Lohnerhöhung auf die Industrie überwälzt. Die letztere leidet wohl zeitweilig darunter, aber der ärmste Volkstheil wird nicht so hart davon getroffen. In einem Agrarstaate dagegen, wo ohnehin mangels einer lohnenden Thätigkeit ein ansehnlicher Theil der zuwachsenden Bevölkerung den Wanderstab ergreifen muss, wird durch eine Vertheuerung der Lebensmittel eine noch größere Zahl zur Auswanderung gezwungen, dem Lande aber werden dadurch die zur industriellen Entwickelung nothwendigen Kräfte entzogen.

Die nachfolgenden Thatsachen zeigen noch deutlicher, dass die große Verschiedenheit der österreichischen Verhältnisse die Nachahmung des deutschen Beispiels vollständig ausschließt.

Deutschland muss für den vierten Theil seiner Bevölkerung, somit für ungefähr 14 Millionen Menschen Nahrungsmittel einführen, und der Wert der Mehreinfuhr von Getreide und Mehl betrug im Jahre 1897 567·3 Millionen Kronen.

Oesterreichs Bodenfrüchte genügen nicht allein zur Erhaltung seiner Bevölkerung, es kommt noch ein nicht unbedeutender Theil derselben zur Ausfuhr. Nach den für die Enquête über den Terminhandel vorbereiteten statistischen Tabellen ist seit dem Jahre 1875, mit einer einzigen Ausnahme, der Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhr ein sehr beträchtlicher. Eine Ausnahme bildet das Jahr 1898 wegen der Missernte des Jahres 1897. Schon im Jahre 1899 beträgt der Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhr wieder 3,681.000 Metercentner im Werte von 50,151.000 fl. Die wiederholt gehörte Vermuthung, dass Oesterreich nunmehr ein Getreide importierendes Land werde, hatte ersichtlich nur die vereinzelte Thatsache zur Grundlage, dass in den Jahren 1897, 1898 und 1899 die Einfuhr von Weizen die Ausfuhr überstieg. Dieser Weizenausfall berechtigt jedoch umso weniger zu dem radicalen Schlusse, als in den Jahren 1872,1873, 1874 und 1875 gleichfalls ein Ausfall beim Weizen sich ergab, in den darauf folgenden Jahren aber wieder große Ueberschüsse ausgewiesen wurden. Jeder Zweifel in dieser Hinsicht aber wird beseitigt durch die erwähnte Steigkeit des Ueberschusses in den letzten fünfundzwanzig Jahren und insbesondere durch die Thatsache, dass selbst in den Jahren 1897 und 1898 der Wert des ausgeführten Getreides den des eingeführten stets beträchtlich überstieg. Dazu kommt noch der bemerkenswerte Umstand, dass diese Resultate erzielt wurden, trotzdem in dem weitaus größeren und fruchtbareren Theile Oesterreichs intensive Wirtschaft nur ausnahmsweise betrieben wird und insbesondere in der Bestellung des Bauernbodens infolge der Armut und Unwissenheit seiner Besitzer seit Jahrhunderten keine Veränderung eingetreten ist. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass ein rationeller Betrieb noch weit günstigere Ergebnisse zur Folge hätte. Die relativen Mehrerträge zwischen 1870 und 1880, welche namentlich in Ungarn eine sehr bedeutende Höhe erreichen,**) sind der beste Beleg dafür.

Infolge der Verschiedenheit des Verhältnisses der eigenen Erzeugung zum Bedarf geht die Preisbildung der Bodenfrüchte in beiden Staaten unter ganz verschiedenen Voraussetzungen vor sich. Während in Deutschland, welches auch durch seine insulanlage weit mehr als Oesterreich der amerikanisch-russischen Concurrenz ausgesetzt ist, die Getreidepreise, sowie sie nicht durch Zölle eine Correctur erfahren, von den Preisen der importierten Getreidemassen abhängig sind, geht in Oesterreich die Preisbildung, wenn auch nicht ganz unabhängig, doch bis zu einem gewissen Grade selbständig vor sich. Und in es keine zu kühne Behauptung, dass die Getreidepreise in normalen Jahren auch ohne jeden Import, lediglich infolge des inneren Concurrenz sich wahrscheinlich auf derselben Höhe halten würden. Die niedrigen Preise, welche die Klagen der Grundbesitzer veranlassten, sanken in der Jahre 1884 bis 1887 in den Jahren 1885 und 1886 sind die Preise wieder gestiegen). In diesem Zeitraume aber waren locale Ereignisse für Oesterreich von derselben Bedeutung, wie die Entdeckung der neuen Gebiete productionsländer Vereinigte Staaten, Argentinien in den Weltmarkt. Diese Ereignisse sind: die Vollendung der Hauptbahnen und die Inangriffnahme der Localbahnen. Oesterreich hat Provinzen von so verschiedener Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens, dass die Vollendung des Bahnnetzes allein genügte, um eine Preisausgleichung der Bodenfrüchte innerhalb seiner Grenzen hervorzubringen. Der Ausfuhr der Producten Ungarns und Galiziens hat die [illegible] Bahn nicht [illegible] Länder wie den Hauptbahnen in Widerstand geleistet, und Getreidepreise, welche früher

Digitized by Google

kaum den nächsten kleinen Provinzmarkt erreichen konnten, beeinflussen jetzt sehr oft die Preise auf den Börsen von Wien und Budapest. Diese Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, dass die Preise der Bodenfrüchte in Oesterreich vorwiegend vom Ergebnisse der eigenen Ernten abhängen, dass hier somit thatsächlich sogenannte nationale Preise vorherrschen. Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung wird fast unwiderleglich durch die bekannte Thatsache bestätigt, dass der Wert der landwirtschaftlichen Güter in Ungarn und Galizien in den letzten dreissig Jahren auf das Doppelte und Dreifache gestiegen ist und sich unverändert auf derselben Höhe erhalten hat, während gleichzeitig Grundstücke in den Alpenländern, deren Wert auf Getreideproduction beruht, im Preise gesunken sind. Wäre der Import für die Getreidepreise bestimmend, so würden die so hoch gestiegenen Werte der ungarischen und galizischen Landgüter, welche unter denselben Verhältnisse stehen, wieder entsprechend gefallen sein, was aber nicht geschehen ist.

Damit ist auch die ganz übertriebene, weitab von der Wirklichkeit liegende Behauptung widerlegt, dass durch die gegenwärtigen Preise die Productionskosten nicht gedeckt werden. In den Preisen der Landgüter gelangt die Höhe der Grundrente zum Ausdruck, diese aber hat die Deckung der Productionskosten zur Voraussetzung und beweist das unbestreitbare Vorhandensein derselben. Jeder Zweifel in dieser Hinsicht aber wird durch die in den erwähnten statistischen Tabellen (S. 43) enthaltenen Nachweise behoben, dass in Oesterreich die Anbauflächen für Gerste und Hafer, in Ungarn die Anbauflächen für Weizen und Mais eine wachsende Tendenz haben. Wie in jeder Production findet auch in der landwirtschaftlichen eine Erweiterung des Betriebes oder die Anlage neuer Betriebe nur statt, wenn sie rentabel sind. Das Wachsen der Anbauflächen beweist daher zweifellos die Rentabilität derselben.

Aus all diesen Thatsachen geht klar hervor, dass die österreichische Landwirtschaft den Kampf uns Dasein aus eigener Kraft bestehen kann und keines besonderen Schutzes bedarf. Der sogenannte Niedergang der Landwirtschaft besteht nur in einer Umwertung einzelner Theile des Bodenbesitzes entsprechend dem Grundrentengesetz infolge der Schienenverbindung von Landestheilen grösserer mit solchen von geringerer Bodenertragsfähigkeit.

Wenn aber Oesterreich nicht im Begriffe ist, ein Getreide importierendes Land zu werden, und die Landwirtschaft noch immer einen angemessenen Ertrag abwirft, wozu dann hohe Zölle? Diese Frage wird in der oben citierten Stelle des Vosberg-Rekow aufgeworfen und drängt sich eigentlich jedem von selbst auf. Die Antwort fällt nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht schwer. Der Zweck, welcher in Oesterreich mit hohen Getreidezöllen verfolgt wird, ist, ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet zu schaffen, welches die nothwendige Grundlage für Organisationen bilden würde, die eine Beherrschung der Preise ermöglichen. In Deutschland reichen hohe Getreidezölle allein hin, um die Preise zu erhöhen. In Oesterreich würden sie allein diesen Erfolg wahrscheinlich nur nach schlechten Ernten haben, in normalen Jahren bedarf es zur Beeinflussung der Preise noch einer besonderen Organisation. Auch beim Petroleum und beim Eisen reichen Zölle allein nicht hin, den Preisen die gewünschte Höhe zu geben, aber in Verbindung mit einem Kartell und einer Verkaufsorganisation haben sie die erstrebte Wirkung gebracht.

Beim Getreide würde in einem durch Zölle geschlossenen Wirtschaftsgebiet ein systematisch angelegtes Netz von Lagerhäusern in Verbindung mit einer Verkaufsorganisation den Zweck eines Kartells erreichen. Dieser etwas complicierte Mechanismus kann auch durch eine Organisation des Anbaues wirksam unterstützt, oder ganz ersetzt werden. Durch eine Reduierung der Anbauflächen des eigentlichen Brotgetreides (Weizen, Roggen) und eine Ausdehnung der Anbauflächen derjenigen Feldfrüchte (Gerste und Zuckerrübe), welche zum Theile für den Export bestimmt sind, würde das im Inlande erzeugte Brotgetreide nicht mehr zur Befriedigung des Bedarfes hinreichen und der Preis von dem durch den Zoll verteuerten Import bestimmt werden. Die Voraussetzung des Erfolges aller Organisationen aber ist ein durch Zölle geschlossenes Wirtschaftsgebiet. Dieses zu schaffen, ist der Zweck der angestrebten Zollerhöhung. Eine solche Errungenschaft des Großgrundbesitzes würde sich passend in das System der Staats- und Privatmonopole fügen, welche in Oesterreich für alles bestehen, womit die Natur dieses Land reich gesegnet hat. Dr. Emil Obermann.

Automobil und Radsport.

Der fieberhafte Eifer, mit dem sich die Industrie beider Welten im letzten Jahrzehnte auf den Bau und die Vervollkommnung der Motorfahrzeuge geworfen hat, entspang aus der Erkenntnis, dass mit der Erfindung des Automobils eine Lücke im modernen Verkehrswesen ausgefüllt und ein unentbehrlicher Faktor ins Leben gerufen worden sei. Durch die neue Fortbewegungsart gelangt ein uralter Traum der Menschheit zu Verwirklichung. Wenn wenn uns von den Dreißiger des Jahrhunderts, die auf goldenen Rädern in die Versammlung der Götter rollten, und von den goldenen Mägden, die sich selbst bewegten und den hinkenden Gott im Gehen stützten, so erblicken wir darin die erste Idee des Automobils. Einem verwandten Gedankenkreise entstammt in der nordischen Sage Swendals Hengst, der niemals müde wurde. Und sofern bei solchen wunderbaren Beförderungsmitteln zugleich die Steigerung der natürlichen Geschwindigkeit mitspielt, die Ueberwindung der Schranken des Raumes, welche dem Menschen durch seine Natur gezogen sind, wird die Sehnsucht unserer Väter durch nichts besser bezeichnet, als durch das Märchen von den Siebenmeilenstiefeln. Diese hatten ihr Vorbild bereits in den Flügelschuhen des Mercur, mit denen die Phantasie der Alten sich sogar in die Lüfte erhob. Auch dahin sind wir ihnen gefolgt, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo wir das tadellos functionierende lenkbare Luftschiff besitzen werden. Aber voraussichtlich würde es doch, in festen Fälle noch manches Jahrzehnt viel zu kostspielig bleiben, um für den Gebrauch der großen Masse irgendwie in Frage zu kommen. Das Automobil dagegen, das sich bescheidenere Ziele steckt und den festen Boden niemals verlässt, hat, wie mancher andere, der gebuldig im gegebenen engen Kreise wirkt, seinem hochstiegenden Nebenbuhler auf lange hinaus den Rang abgelaufen.

Das Princip der automatischen Fortbewegung ist allerdings keine neue Entdeckung; denn unser modernes Automobil gehört zur Familie der Locomotiven, die schon über fünfzig Jahre dem öffentlichen Verkehre dienen. Das Neue ist die Befreiung vom Schienengeleise, die erst durch die Erfindung des Daimler'schen Motors angebahnt wurde. Durch sie wurde dem Selbstfahrer die ganze Welt erschlossen, soweit sie den Zugpferden bleibt, und er trat mit diesen in einen Wettbewerb, welcher schließlich, wenn nicht überall und gänzlich, so doch im weiten Umfange zu ihrer Verdrängung führen wird.

Die Vorzüge des Automobils vor dem Pferde liegen auf der Hand: sie bestehen in den geringeren Unterhaltungskosten, in der arbeitsparenden, bequemeren und dauernderen Verwendbarkeit und endlich in der größeren Geschwindigkeit. Innerhalb bewohnter Ortschaften können zwar die Behörden den Motorfahrzeugen mit Rücksicht auf die allgemeine Sicherheit keinen schnelleren Lauf als den mäßigen Pferdetrab gestatten; aber auf offener Landstraße erreicht ein Automobil unter günstigen Umständen fast die Geschwindigkeit des Schnellzuges, ja der Motorwagen des Deutschen Kaisers hat in einer Stunde 95 Kilometer zurückgelegt, also die Schnelligkeit des Dampfzuges noch um 15 Kilometer übertroffen. Freilich bestehen in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Fabriksmarken große Unterschiede, und die meisten bleiben selbst hinter den Personenzügen noch weit zurück, ja selbst die schnellsten erleiden auf längeren Strecken Aufenthalt durch die Erneuerung der Speisung und müssen ihre Fahrt bei Wegschwierigkeiten und allerlei unvorhergesehenen Begegnungen verlangsamen, so dass ihre Durchschnittsgeschwindigkeit sich in mäßigen Grenzen hält. So war es nur durch besondere Vorkehrungen möglich, dass bei dem Rennen Bordeaux–Perigueux durchschnittlich 82·5 Kilometer in der Stunde zurückgelegt wurden; bei der Fernfahrt Paris–Toulouse und zurück blieb es dagegen bei einem Durchschnitte von 49 Kilometern in der Stunde, der die Normalgeschwindigkeit eines Eisenbahngüterzuges nur um 4 Kilometer übersteigt. Immerhin sind solche und auch bedeutend geringere Leistungen eine Errungenschaft, durch die das Automobil zu einem unentbehrlichen Gehilfen im geschäftlichen Leben, und wir bezweifeln allen Grund, und ihrer bedienen zu erkennen, zumal sich mit der allgemeinen Einführung des Selbstfahrens auch noch viele andere Vortheile, wie größere Ruhe und größere Reinlichkeit im städtischen Verkehre und geringere Abnutzung des Straßenpflasters, also dessen bessere und zugleich billigere Erhaltung verbinden werden.

Doch nicht nur ein nützliches, sondern auch ein angenehmes Beförderungsmittel ist das Automobil. Denn Träume der alten Welt bezeichnen nur das instinctive Streben der Menschheit, das im Laufe der Culturentwicklung immer bestimmter Formen gewinnt, die Natur in ihren Dienst zu zwingen und die eigenen Kräfte durch mechanische zu ersetzen. Auf Kraftersparnis läuft alles hinaus, und es handelt sich dabei nicht allein um gewollte Zwecke, sondern, einem physiologischen Gesetz entsprechend, ist sie uns geradezu Selbstzweck geworden doch Arbeit und Veranlagen gemeinhin als Gegensätze betrachtet, der höhere Standpunkt, auf dem die Arbeit zur reinen Freude wird, gilt nicht für den Normalmenschen, und in jedem Falle arbeitet wohl nur der mit Lust, dessen Arbeit seinen Neigen entspricht und sich infolge geistiger oder physischen Kraftüberschusses mehr oder minder spielend bewältigen lässt. Die Fortbewegung im Zustande der Ruhe, die Schonung der persönlichen Kräfte kommt also einem menschlichen Bedürfnis entgegen, und wo halben wohlhabende Leute sich von jeher gern, behaglich in die Kissen zurückgelehnt, in ihren Equipagen spazieren fahren ließen, werden das Bequemsteren, doch über den gemeinen Trott erhaben zu sein, für viele noch eine besondere reizvolle Zugabe bilden. Das diese Vergnügungsfahrer nun das Automobil ebenso wie bisher das Pferdegespann als Gegenstand des Luxus betrachten, ist selbstverständlich.

Durch die Geschwindigkeit des Automobils hat der Radsport

Digitized by Google

Ruhe wird aber auch auf die Phantasie ein eigenthümlicher Zauber ausgeübt. Es hat wirklich etwas Märchenhaftes, in Zug durch dahingetragen zu werden, ohne dass man Hand oder Fuß rührt. Etwas von den alten Lieblingsvorstellungen des Volkes, der Wunschmantel der Faustsage oder Andersens „fliegender Koffer", scheint dabei zur Thatsache geworden, und sehnende Herzen, die sonst vergeblich gerufen: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügleln hätt'", trösten sich jetzt, dass sie wenigstens die Schwalbe, die im Fluge über den Boden streift, im Automobil nicht länger zu beneiden brauchen. Und wenn man bedenkt, was für eine beliebte Volks- und Jugendbelustigung von altersher die „Rutschbahnen" und zur Winterszeit das Bergabsausen auf Handschlitten waren, so kann man sich nicht wundern, dass das über weite Länderstrecken ausdehnbare Dahingleiten im Motorwagen für viele eine außerordentliche Anziehungskraft besitzt und sich schnell zu einem mit Leidenschaft betriebenen Sport herausgebildet hat. Als solcher ist es nun mit dem Radfahrsport in Wettbewerb getreten. Können wir diese Thatsache freudig begrüßen?

Das Fahrrad hat mit dem Automobil die Schnelligkeit gemeinsam: beide sind in dieser Hinsicht den von Pferden gezogenen Fuhrwerken überlegen. Das Automobil besitzt aber vor dem Fahrrad den Vorzug, dass es zu seiner Fortbewegung keiner persönlichen Kraftanstrengung bedarf, während das Radfahrer einen im Verhältnis zu seiner Leistung zwar mäßigen und angenehm empfundenen, immerhin aber doch auf die Dauer bedeutenden Aufwand von Bewegung und Muskelkraft erfordert. Für diejenigen also, die aus Bequemlichkeit die eigene Kraftbethätigung sparen wollen oder sie Alters halber oder wegen Schwächlichkeit sparen müssen, sowie für solche, denen andauernde Aufgaben eine so ermüdende Kraftverschwendung verbieten, muss der Radsport hinter dem Automobilsport zurücktreten. Der Automobilsport ist der angemessene Sport der Invaliden.

Indessen, was auf der einen Seite der Vorzug des Automobils vor dem Rade, das ist auf der anderen sein Nachtheil. Schon seit geraumer Zeit hatten Aerzte und Pädagogen den Verfall der volksthümlichen Leibesübungen beklagt, der unsere Zukunft mit schweren Gefahren bedrohte, wie er denn auch im alten Griechenland mit Verweichlichung der Rasse und Zerbröckelung der nationalen Selbständigkeit Hand in Hand gegangen war. Uns, an deren Nervenkraft das Zeitalter der Industrialismus Anforderungen stellt, wie kein Volk des Alterthums sie kannte, ist eine vernunftgemäße Körperpflege, wozu in erster Linie kräftige Bewegung in frischer Luft gehört, ein unabweisbares Gebot der Selbsterhaltung und eine Pflicht gegen die kommenden Geschlechter, denen wir die ungeschwächte Gesundheit vererben sollen. Aber je mehr uns der Kampf ums Dasein zerrieb, desto weniger Kraft und Trieb behielten wir, um seinen verheerenden Wirkungen durch mannhafte Spiele entgegenzuarbeiten. Da kam uns der Radsport in unserer Noth zu Hilfe. Im Gegensatz zu anderen gymnastischen Uebungen, die theils durch ihre Einförmigkeit zum Ueberdruss führen, theils bei den nach seiner Arbeit ruhebedürftigen Culturmenschen einer sehr erklärlichen Abneigung begegnen, übte das Radfahren auf immer wachsende Kreise der Bevölkerung einen unwiderstehlichen Reiz aus, weil es nur einen mäßigen Kraftaufwand erfordert, dessen Lust weit aufgewogen wird durch die Lust, die mit ihm verbunden ist. Das flugartige Dahingleiten durch die Landschaft, die Verminderung der Entfernungen und die sich daraus ergebende Erweiterung des Gesichtskreises, das frohe Lebensgefühl, das aus der kräftigen Bewegung in Luft und Sonne hervorgieng, machte das Radeln für seine Anhänger zu einer unvergleichlichen Wohlthat. Dabei steigerte sich zusehends die körperliche wie die seelische Gesundheit dieser fahrenden Leute, und, ein Moment von ungeheurer Wichtigkeit, nicht nur das männliche, sondern auch das weibliche Geschlecht, das bis dahin mit wenigen Ausnahmen den kraftmehrenden Leibesübungen ferngeblieben war, hatte Theil an der großen Erneuungsschaft. Es war also wirklich durch den Radsport in seiner Verbindung mit den Angenehmen mit dem Nützlichen eines der schwersten hygienischen Probleme der neuen Zeit gelöst worden. Allerdings muss unser Lob sich auf den vernünftig betriebenen Touren- und Wandersport beschränken; denn das radlerische Rennwesen erfordert so maßlose Arbeitsanstrengungen, dass nur diejenigen, die daraus Gewinn ziehen, seine unheilvollen Wirkungen ablengnen.

Da nun das Automobil den Lenker zur Ruhe zwingt und besonders alle jene Muskeln zur Unthätigkeit verurtheilt, deren Bethätigung den Wohlbefinden bedeutet und deren Mangel das Wohlbefinden der Radfahrer, für die Gesundheit des Volkes von den segensreichsten Folgen ist, so fühlt es als Sportverletzung eine Reaction gegen das Fahrrad dar, und ein wirtschaftliches Interesse des Automobilsports und die dadurch bedingte Entwerthung des Radsports wurde als eine Schädigung der Volksgesundheit betrachtet werden müssen. Das Berliner Gesetz, gegen den Lärm und die schwächliche Beschränkung durch die Polizei, sowie die hygienischen und ethischen Gesichtspunkte haben sich gegen das Automobil gewendet. Wenn sich auch gegen einzelne dieser Einwendungen [illegible] lässt, so [illegible] Fahrrad unser eigentlicher Kraftwagen ist, weil es unsere Kraft steigert, während das Automobil als Sportsmittel unsere Schwächung unvermeidlich nach sich ziehen würde.

Daneben ist noch eine andere unerfreuliche Folge des Automobilsportes zu befürchten. Der Radsport ist, wie bekannt, aus dem Volke hervorgegangen und vermochte nur allmählich die Sympathien der oberen Schichten zu gewinnen. Nach und nach gelang es ihm jedoch, alle Classen in seine Kreise zu ziehen, er wurde das volksthümliche Spiel, und die gemeinsame Freude, so gut wie die Gemeinschaft der Interessen im Kampfe gegen mancherlei Engherzigkeiten und Anfeindungen seitens einer übereifrigen Polizei und des kurzsichtigen Egoismus allzubequemer Philister machte die Radler zu Bundesgenossen, brachte Hoch und Niedrig einander menschlich nahe und bahnte in den Herzen einen Ausgleich der Classengegensätze an, den manche Menschenfreunde mit Recht als die edelste Seite des Radsports betrachtete. Ein solches Ergebnis war nur möglich, weil der Preis der Fahrräder, wenn auch immer noch hoch genug, doch nicht so hoch war, um dem fleißigen und sparsamen Arbeiter die Anschaffung eines Rades zu verbieten. Die Preise schwanken zwar nach der Güte der Fabrikate, ja sie werden künstlich auf ihrer Höhe erhalten, und manche einheimischen Sportzeitungen, die von den Inseraten der Industriellen leben, geben systematisch darauf aus, die billigeren und zum Theil ganz brauchbaren amerikanischen Marken, deren Concurrenz den hiesigen Inseratenpreis gefährdet wird, zu verdächtigen. Wessen Herz seiner Heimat gehört, der wird sich wohl getrieben fühlen, die vaterländische Industrie in erster Linie zu unterstützen; doch darf man es ihm auch nicht allzu schwer machen. Immerhin vermag, wer einen erfahrenen Berather zur Seite hat, sich ein leidlich gutes Rad bedeutend billiger als zu den hohen Geschäftspreisen zu erwerben. Dagegen sind Automobilen für minder bemittelte Leute unerschwinglich: denn ein Motordreirad kostet 1200 Mark und mehr, ein bescheidener Motorwagen circa 4000 Mark, ein luxuriös ausgestatteter, wie derjenige des Deutschen Kaisers, sogar bis zu 36.000 Mark. Demnach kann der Automobilsport nur ein Sport für die Reichen sein.

Wenn nun wirklich, wie Ihering meint, die Mode die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke ist, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht; wenn wirklich dieser Hetzjagd der Standesbeiteilt das Bestreben der oberen Schichten zugrunde liegt, einen neuen auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der sie von ihren Verfolgern trennt: so wäre in der Mode des Automobilsports für die Reichen endlich ein Mittel gefunden, die ärmeren Volksclassen ein für allemal zu „distanzieren". Es steht mithin zu befürchten, dass sich durch den Automobilsport von neuem der kaum gemilderte Gegensatz zwischen Reich und Arm verschärfen, und das das Fahrrad zu einem plebejischen Beförderungsmittel hinabsinken wird, auf dessen im Schweiße ihres Angesichts die Pedale tretenden Benützer die Insassen der Motorwagen, von mechanischer Kraft sich und unbewegsich dahingetragen, hochmüthig und geringschätzig niederblicken. Und das würde eine schädliche, überaus verrübende Entzweiung bedeuten. Es gibt gewiss viele Automobilfahrer, die sich baemlos des neuen Sportmittels freuen und nicht die geringste Anlage zum Protzenthum besitzen: aber die Gefahr, dass der Geist des letzteren sich in die Bewegung einschleicht, und dass das wohl thätige Fahrrad dadurch einer socialen Misachtung verfällt, darf nicht unterschätzt werden.

Auch der Vorzug des Automobilsports würde in jedem Falle nur scheinbar sein. Seine Adepten können sich in den Hochgefühl erwärmen, mit den armen radelnden Arbeitsthieren nichts gemein zu haben; in Wahrheit aber schwächen sie sich durch Unthätigkeit, während der Radfahrer durch Kraftübung stark werden, und darum sind auch diese dazu berufen, sie oder ihre Nachkommen schließlich im Wettlauf des Lebens zu überholen. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Allen jedoch, denen das Wohl des ganzen Volkes am Herzen liegt, erwächst aus diesem Zahnerstoß die Pflicht, vor dem Automobilsport als Sport zu warnen und mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass eine Beeinträchtigung des Fahrrads durch das Motorfahrzeug eine leibliche und sittliche Schwächung des Volkes nach sich ziehen und darum ein allgemeines Unglück bedeuten würde. Der hohe Wert des Automobils als geschwindestes Verkehrsmittel wird dadurch nicht angetastet: was wir erstreben, ist nur vernünftige, dem Volkswohl angepasste Arbeitsvertheilung.

Berlin. Eduard Bertz.

Die Vaterlandsliebe.

Die Vaterlandsliebe ist ein Begriff, der sich in der grossen, alle Völker und Zeiten umfassenden Entwickelung stets entwickelt hat. Ein [illegible] Wandel [illegible]. Menschen [illegible] Völker [illegible] Gesittung [illegible] haben, [illegible] auch verschiedenen Grad von Vaterlandsliebe [illegible] Wesentlichen [illegible] will man [illegible] Begriffe [illegible] Vaterlandsliebe [illegible] werden, [illegible] Erhaltung [illegible] einer niedrig [illegible] Wer mit [illegible] Worten von

Recht und Ehre des Vaterlandes spricht, kann so leicht sich selbst und anderen einreden, daß er eine große Seele hat, selbst wenn er im Interesse des Vaterlandes Ungerechtigkeiten anempfiehlt, während dagegen der, welcher aus einem höheren Gesichtspunkt patriotische Ungerechtigkeiten verurtheilt, ebenso unfehlbar vaterlandslos genannt wird, wie man den einen Ketzer nennt, der einen Irrthum Gottesbegriff hat, als seine Mitwelt!

Ein Franzose hat darauf hingewiesen, daß schon das Wort Vaterland zeigt, aus welchem Ursprung der Patriotismus sich entwickelt hat. Ursprünglich bedeutete nämlich das Wort buchstäblich das Land der Väter, und der sein egoistisches Wunsch des Zusammenhaltes zu gemeinsamem Schutz war der ganze Inhalt des Gefühls für der Väter — des Stammes — Wohnstätten. Aber im Laufe der Zeiten hat ein geistiger Zusatz nach dem anderen den Begriff der Vaterlandsliebe veredelt und mit jedem Male erweitert. Schon für den Juden, für den Hellenen, für den Römer war das Vaterlandsgefühl eins mit den kulturellen Vorzügen, den geistigen Werten, die sie, wie sie mit Stolz fühlten, vor anderen Völkern voraus hatten, und die sie gegen diese durch jedes Opfer zu schirmen suchten. Und wenn in England, in Frankreich, sowie in Schweden das Wort Patriot einen hohen Klang zu erhalten anfieng, da schloß das in sich, daß der „Patriot" für sein Land das Ideal einer höheren Entwickelung durch ein immer größeres Maß von Aufklärung, Freiheit und Gerechtigkeit hatte.

Aber nach und nach ist das Wort im Werte gesunken. Denn durch die Erfahrung, daß das zu Vaterlandsliebe erweiterte Familien- oder Stammgefühl der Grund zu vielen individuellen Tugenden und nationalen Vorzügen war, haben sich die Menschen gewöhnt, dies Gefühl als das absolut Gute zu betrachten. Dieses über alle Kritik Hinausgehobene hat vor allem die höhere Entwickelung des Patriotismus gehemmt.

Es ist jedoch eines der vielen, nicht schwer zu deutenden Zeichen der Zeit, daß die Völker nun begonnen haben, gegenseitig die Art ihres Patriotismus genauer zu untersuchen, während sie noch immer an die edle Art des eigenen glauben. In dem Zeitraum von nicht ganz einem Jahre hatte sich Rußland an den Worten und Ausdrücke des Unwillens über Englands Kränkungen des Rechtes der Buren zu hören, während gleichzeitig Russlands leitende Männer sich selbst und der Welt zu beweisen suchten, daß sie nach Recht und Gesetz — sowie nach den wirklichen Bedürfnissen und Vortheilen der Nation — Finnland vergewaltigen. Etwas später vernahm ich in England Unwillen gegen Russland wegen seiner Thaten gegen Finnland, gegen Frankreich wegen seiner Haltung in der Dreyfus-Frage, während man gleichzeitig sich und der Welt zu beweisen suchte, daß man nach Gesetz und Recht sowie nach den wirklichen Bedürfnissen und Vortheilen der Nation Transvaal vergewaltigt. Zur selben Zeit habe ich in Frankreich Russlands Politik in Finnland bedauern, Englands Politik in Transvaal verurtheilen hören, während die Franzosen noch bei dem Namen Dreyfus vor Zorn erbleichten. Und schließlich ertönen von allen Seiten Europas Drohungen gegen China, weil dieses Reich bei der Vertheidigung seiner nationalen Eigenart, seiner Religion, seiner Ideale, seiner Rechte, ähnliche Gewaltthaten gegen die Europäer begeht, wie sie sie in China begangen haben und überall, wo sie nationales Interesse hatten, sie zu begehen. Denn der Patriotismus eines anderen Volkes wird nur solange als heilig angesehen, als er die Interessen unseres eigenen Volkes fördert, aber er wird verwerflich, wenn er ihnen entgegenwirkt. Derselbe Kaiser, der in Schleswig-Holstein eine Nation, die dänische, ihrer Sprache beraubt, ruft zur Rache auf, weil die Chineien den Gesandten seiner Nation seines Kopfes beraubt hatten. Und er verdammt nach Recht und Gesetz unter der Versicherung, daß das Christenthum die einzige Religion sei, auf der eine dauernde Cultur gegründet werden könne, eine Suggestion, unter deren Bann Europa jetzt China mit barbarischen Plünderungen und Bluttaten heimsucht und sich anschickt, eine Cultur zu vernichten, die Jahrtausende älter ist als die — christliche! Das Christenthum, dessen Wesen man wohl nicht missverstehen, wenn man es als brüderliche Liebe auffaßt, konnte von dem chauvinistischen Militarismus überall in einen Vorwand für seinen Gegensatz umgewandelt werden. So haben Clericalismus und Militarismus den Bund geschlossen, der eines der charakteristischesten Zeichen des Chauvinismus ist!

Was man in Schweden über China gesagt hat, weiß ich nicht. Aber was ich weiß, ist, daß man dort von Unwillen über den Dreyfus-Prozeß, über Finnlands, über Schleswig-Holsteins, über Transvaals Schicksal erfüllt war, und daß dessen ungeachtet die Menschen und die Preßorgane, die vielleicht am lautesten diesen Unwillen ausdrückten, Gewaltthaten gegen Norwegen anempfahlen, und zwar mit derselben parteiischen patriotischen Nebenwirkung, die man in Russland gewahrt, um die Politik gegen Finnland, in England die gegen Transvaal, in Frankreich die in der Dreyfus-Frage zu vertheidigen!

Diese mit zweierlei Maß Messenden sind in allen Ländern nicht selten taktblütig anschrieen. Aber noch viel häufiger sind die warmblütig ehrlich in ihrer Ueberzeugung, daß die eigenes Land in einem gänzlich anderen Verhältnisse steht, das die Vergehen aus verschieden von denen anderer Völker macht und Dingen volle moralische Berechtigung gibt, die man mit der Schärfstadt, die die Entfernung dem politischen Blick verleiht, und der Gewissenhaftigkeit, die die Ungerechtigkeiten der Feinde hervorrufen — auf der anderen Seite der Grenze durchschaut und verurtheilt!

Ueberall — in Russland, in Deutschland, in England, in Frankreich, in Schweden — finden wir diese nur in die Ferne Klarsehenden als die herrschenden Classen der Gesellschaft. Der clericale, bureaukratische, militaristische und capitalistische Patriotismus ist überall, wo patriotische Ungerechtigkeiten begangen werden, der herrschende, der die Massen zu Brutalitäten verleitende. Ueberall sind es die Vorurtheilsbefreiten und Zukunftsahnenden, die den Muth haben, in ihrem eigenen Lande diesen Patriotismus zu bekämpfen, weil sie selbst einen höheren Begriff von Vaterlandsliebe haben, den Begriff, der — bis auf weiteres — ihnen die Beschuldigung zuzieht, vaterlandslos, ja vaterlandsverräterisch zu sein!

Solche Anklagen sind wahrscheinlich unvermeidlich, solange es noch immer zwei vollkommen entgegengesetzte Begriffe von Vaterlandsliebe gibt.

Für den einen Begriff ist diese Liebe noch immer mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Nation in Bezug auf die Mittel verbunden, durch die sie strebt, eine gewisse Machtstellung zu bewahren oder zu erweiten. Dies schließt für die großen Nationen das Streben ein, ihre Gewalt über Weltheile und Weltmeere zu sichern und zu erhöhen und in ihrem eigenen Land die Gesellschaftsordnung und die Denkweise zu bewahren, die es dem Clericalismus und Bureaukratismus, dem Capitalismus und Militarismus ermöglicht, ihre erwähnten Ziele in ungestörter Machtstellung mit der der Nation zu sichern und zu erweitern. Und solange diese Mächte die Völker beherrschen, wird sich Finnlands und Schleswig-Holsteins Schicksal wiederholen, werden Dreyfus-Proeesse und Transvaalkriege wiederkommen!

Für den neuen Begriff der Vaterlandsliebe ist hingegen diese identisch mit der Bewahrung der idealen Güter, die das Volk schon besitzt, und mit der Vermehrung dieser Güter. Von diesem Gesichtspunkte kann sich zuweilen ein Volk nicht durch die Bevölkerung, sondern durch das Aufgeben einer Macht, die im Laufe der Zeiten ihre etwaige Berechtigung verloren hat, seiner besten Traditionen würdig zeigen.

Und gerade die „Gesellschaftsfeindlichen und Unpatriotischen" sind das Gewissen eines Volkes, wenn dies von veralteten Nationalismus zu Thaten getrieben wird, die es bei anderen Völkern verurtheilt. So waren es die Freidenkenden in der Kunsterischen, literarischen und wissenschaftlichen Welt, zugleich mit dem beträchtlichen Theil der Arbeiter und der Jugend, die in Frankreich Dreyfusiarden waren, in England Pro-Buren, die in Deutschland mit Schleswig-Holstein litten, in Russland mit Finnland.

Und all diese, welche eingesehen haben, daß die Früchte des Patriotismus sowohl gute als böse sind, streben darnach, das Böse durch das Gute zu überwinden. Sie haben ihr eigenes Vaterlandsgefühl zu einem Weltbürgergefühl erweitert, das sich der Gerechtigkeit freut, wo sie sich auch finden mag, und über die Ungerechtigkeit trauert, wo sie auch liege. Sie haben ihr Vaterlandsgefühl erhoben, dadurch, daß sie sein Ziel erhöhten und die Erinnerung an die geistigen Großthaten ihrer Väter mit dem Traum jener verbunden, die ihr Land noch einstmals aufführen wird. Allenthalben treten diese Vorurtheilsbefreiten und Zukunftsahnenden dafür ein, daß eine Nation nicht das Recht hat, sogar ihre wirklichen Interessen durch Mittel zu fördern, die die einzelnen in der Nation sich zu gebrauchen verlagt haben, und sie legen dar, daß eine doppelte Moral vor allem eine Schmach für die Völker ist, die — so wie das französische, das englische, das schwedische — zu ihrem besten Erbtheil das rechnen, was sie sich selbst und der Menschheit an Gewissensfreiheit und Gerechtigkeit errungen haben.

Und überall finden wir, daß dieses neue Vaterlandsgefühl insonderheit die beseelt, die ihre Hoffnung auf eine neue Gesellschaft setzen. So wie vor 1789 die lebensvollsten Menschen die politische Revolution vorbereiteten, so wird jetzt, nicht nur in Frankreich, sondern rings in der Welt, gerade die Menschen in allen Classen, die von dem Gedanken der sozialen Neugestaltung erfüllt sind, auch diejenigen, welche die Flamme ihres Vaterlandsgefühls von der Hoffnung nähren, nicht nur das geringe Gut zu bewahren, das man schon besitzt, sondern auch eine höhere Gerechtigkeit, ein tieferes Brüderlichkeitsgefühl innerhalb seiner eigenen Grenzen und zu seinen Verhältnissen nach; diese werden erreichen zu können. Die Erinnerung des politischen Ohnmachtsdrangt aus engste mit dem Glauben an die Einheitung auf allen anderen Gebieten zusammen. Und darum sind es vielleicht die Zukunftsahnungsvollsten, die gegen das neue Vaterlandsgefühl alle Schmähungen der alten Gesellschaft aufrufen. In Zeiten ererbter Volksleidenschaft hat es nicht bei den nämlichen Völkern die Entwicklung zum Bewußtsein zu bringen, wie nach Ansicht [illegible] Wort [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible]

und Frauen getroffen, gegen die blanke Messer geworfen worden waren, weil sie öffentlich den Krieg in Südafrika angegriffen hatten, und die nur durch die Kraftanstrengungen der Ordnungsmacht vor dem Tode unter den Fäusten und Füßen der Masse gerettet worden. Und jeder, der so die Sprache der Gerechtigkeit führte, hat dadurch sein socialen Ansehen, seine politische Stellung aufs Spiel gesetzt.

Ueberall stellt man sich blind dagegen, daß die englische Nation in ihrem ungerechten Kriege großartige nationale Eigenschaften entwickelt hat. Denn, wenn man dies anerkennen würde, müßte man so auch zugestehen, daß der wirkliche Gehalt des Patriotismus nicht durch die großen Eigenschaften und das Machtgefühl bestimmt wird, das er weckt, sondern einzig und allein durch die Ziele, die die Nation der Ausübung ihrer Eigenschaften und ihres Machtgefühles setzt. Daß die niedrigsten Thaten und die höchsten Tugenden einer Nation beide den Namen des Vaterlandsgefühles tragen; daß der Patriotismus selbst wie eine klare Flamme leuchten kann, selbst wenn er durch unreine Substanzen genährt wird, dies erhält noch der Mehrzahl den veralteten Begriff der Vaterlandsliebe. Eben deshalb ist er natürlich schwer auszurotten. Es sind unzählige zusammengesetzte, durch Jahrtausende organisch herausgebildete Seelenzustände, die man jetzt unter dem Begriff Vaterlandsliebe zusammenfaßt. Nie ist der Selbstbetrug natürlicher, als wenn unsere erbärmlichsten Utilitätsrücksichten unsere höchsten Pflichten tangieren, unsere einfältigen Vorurtheile unsere feinsten Gefühle, unsere rohen Leidenschaften unsere tiefste Hingebung! Und der Seelenzustand, auf den all dies vor allem zutrifft, ist gerade bis auf weiteres der der Vaterlandsliebe.

Auf diesem Gebiet, sowie auf jedem anderen zu lernen, die Eingebungen der Pflicht von denen des Nutzens zu scheiden, die des Gefühls von denen des Vorurtheiles, die der Brutalität von denen der edlen Leidenschaft — dies heißt, uns sowohl als Individuen wie als Mitbürger zu einer höheren Art von denkenden und fühlenden Wesen entwickeln. Und diese Entwickelung soll das Individuum zuerst sich selbst angedeihen lassen, aber dann auch bei seinem Volke fördern.

Es gibt Worte, zusammengepreßt wie ein Tropfen, unerschöpflich wie ein Meer. Ein solches ist Spinozas von der acquiescentia in se ipso, die nach ihm das höchste Resultat der menschlichen Selbstentwickelung ist. Und sowie das Individuum keinen höheren Seelenzustand erreichen kann als dieses Zusammenstimmen mit sich selbst, diese hohe Ruhe, die aus der endlich errungenen Uebereinstimmung zwischen unserem Wollen und unserer Macht anillt, unserer Natur und unseren Lebensverhältnissen, unserem Streben und unseren Zielen, so ist dies auch der Zustand einem Volke.

Was dem Individuum das Glücksgefühl gibt, einem Volke anzugehören, ein Vaterland zu besitzen, ist, daß es unter diesem Volke trotz all seiner Schwächen in diesem Lande, trotz aller Begrenzung, mehr als anderswo diese innerliche Uebereinstimmung, diesen tiefen Zusammenklang mit sich selbst fühlt. Der Ton unserer Sprache, die Form und Farbe unserer Landschaft, der Duft unserer Erde, unsere heimatlichen Sitten, unsere Erinnerungen und unsere Zukunftshoffnungen — all das, was Blut von unserem Blute geworden — das steigt als Bild empor oder rauscht als Sang hinter, wohin wir auch ziehen mögen; das erfüllt uns mit Freude, wenn wir im fernen Land einen Zug unseres eigenen wiederfinden oder einer Anerkennung unserer volklichen Eigenart begegnen!

Aber das Nationalgefühl kann doch dem entwickelten Menschen nicht die große, allumfassende Uebereinstimmung mit sich selbst geben, solange nicht die Nation als Gesammtheit den hohen Standpunkt zu erreichen sucht, auf dem all ihr Streben sich mit ihren eigenen besten Möglichkeiten und Erinnerungen deckt. Der vorurtheilsfreie, zukunftsahnende Mensch kann in seiner Eigenschaft als Mitbürger nicht das beglückende Gefühl der Uebereinstimmung mit sich selbst genießen, solange er rings um sich sein Volk nach anderen Werten urtheilen, nach anderen Maßen messen sieht, als er selbst es thut. Und solange man mit dem Namen Patriotismus die Ungerechtigkeiten schmückt, die dem eigenen Volke nützen, müssen die, welche eine höhere Entwickelung ihres Vaterlandsgefühles erreicht haben, ohne die Möglichkeit haben, den Bestrebungen und Zielen ihres Volkes ganz zustimmen zu können.

Man sieht zweifelnd auf Altären der Antike verschiedene Zeiten den Bildern verschiedener Gottheiten geweiht. Und so nimmt sich auch der Altar aus, auf dem die Völker der Vaterlandsliebe opfern. Der Haß und die Ungerechtigkeit haben da ihren Platz, ebenso wohl wie die Liebe und die Opferwilligkeit. Erst wenn bloß diese letzteren uns vom Altar der Vaterlandsliebe begrüßen, erst wenn dort, nicht beim Scheine der rothen und rauchenden Fackeln des Krieges, sondern in der weißen Klarheit des Morgenhimmels geopfert wird, dann erst werden die Nationalitätsprincipien zusammen mit den Eisenfachten, dort das Ende bringen können, ohne das Gefühl Gutes anzurichten.

Paris. Otto Neu.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns über Nikolaus Lenau.

Mitgetheilt von Dr Bruno Frankl v. Hochwart.

Wir veröffentlichten in Nummer 311 der „Zeit" einiges von der Correspondenz Anastasius Grüns über Lenau und die Herausgabe seiner Werke. Im Folgenden weitere Proben:

An Freiherrn von Cotta.

Thurn am Hart, 27. November 1850.

Hochwohlgeborener hochverehrter Herr Baron!

Empfangen Sie vor Allem meinen wärmsten und herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 16. d. M., das durch die freundliche Gesinnung und durch das unzerstörbare Wohlwollen, welches mir daraus entgegenleuchtet, mich zwar zu jeder Zeit auf's Tiefste gerührt und erfreut haben würde, in diesen nach allen Lebensrichtungen hin so unerquicklichen Tagen aber meinem Herzen ganz besonders wohlthun mußte. Der plötzliche Tod unseres lieben, trefflichen Schwab hat auch mich als Zurückbleibenden, der in dem Dahingegangenen einen vieljährigen und edlen Freund, einen liebevollen und gewissenhaften Berather verlor, tief erschüttert. Und doch scheint mir das Los des Wannes beneidenswerth, der, nachdem er als ein frommer Säemann die göttliche Saat des Guten in die Herzen seiner Gemeinde niedergelegt, das Seherwort seiner dichterischen Sendung ausgesprochen und den um ihn versammelten Lieben die Hände gedrückt hatte, sanft, schmerzlos und plötzlich zu den Göttern entrückt wurde. Wie anders das Los unseres armen unvergeßlichen Lenau, dessen Bild Ihnen zuletzt in so furchtbarer Entstellung vor's Auge trat! Und doch möchte ich fast glauben, daß Sie, der Sie nur die Zerstörung ohne die Uebergänge sahen, es glücklicher getroffen haben, als ich, dessen Augen alle Stadien dieses geistigen Auflösungsprocesses begleiten mußte, von den ersten Störungen angefangen, durch welche noch einzelne kindlich rührende Züge dieses edlen, reinen Herzens, einzelne Lichter des unsterblichen Geistes aufblitzten, bis sternab zu dem grauenhaften Zustande, in welchem Sie den theuren Kranken fanden. Weil der gräßliche Contrast ganz unvermittelt und plötzlich vor Ihrem Blicke stand, blieb Ihnen der natürliche Zweifel an der Möglichkeit und Wahrheit der letzten Erscheinung vergönnt, und so gelang es Ihnen leichter, deren Eindruck zu verwischen und das Bild in seinem ursprünglichen Glanze wieder hervorstellen, während ich den letzten Eindruck, das Bild der Zerstörung, nicht zu bannen vermag, weil ich es Schritt für Schritt durch alle Uebergänge je werden sah, daß es für mich den unmittbaren Stempel der furchtbarsten Wahrheit trägt.

An Schurz.

. . . . Da ich nun die nachgelassenen herrlichen Kleinode der Lenau'schen Muse vollständig vor mir liegen habe, werde ich ungesäumt mit Gewissenhaftigkeit und Eifer an die Redaction des Nachlasses gehen, so daß er zum Drucke vollständig bereit in Kürze an die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung abgesandt werden kann.

Daß Sie die Aphorismen in Prosa nicht in den poetischen Nachlaß unseres Freundes aufgenommen wissen wollen, billige ich vollkommen. Aber in der späteren Gesammtausgabe der Lenau'schen Werke möchte ich deren geordnete selbständige Einreihung nicht gerne wissen, und zwar ebenjowenig als die Aufnahme der verschiedenen kritischen Aufsätze, die bei der Kürbeit, Selbständigkeit und Schärfe Lenau'schen Urtheils, seiner Richtigkeit ich so oft dankbar an mir selbst erprobt, gewiß von großem und allgemeinem Interesse sein dürften.

An Freiherrn von Cotta.

Graz, 28. Februar 1851.

Hochwohlgeborener Freiherr!

Indem ich Ihnen im Anschlusse ein kurzes „Vorwort" zu dem poetischen Nachlaße unseres verewigten Freundes Lenau zur weiteren Verfügung überiende, kann ich den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß es sich Ihrer Zustimmung zu erkennen haben möchte! Auerbachs jüngsthervorgetretener Aufsatz im „Deutschen Museum" ist nur den Herausgeber des Nachlasses so wichtig, daß in dem Vorworte nothwendig desselben erwähnt werden mußte. Möchte durch die Art, wie dies geschehen, unseres Dichters Selbstständigkeit gewahrt worden sein, ohne Auerbach zu verletzen, möchte überhaupt darin gelungen sein, aber das richtige Maß nicht ausgeschritten, bei der unerläßlichen Nothwendigkeitslegung nicht zu viel, nicht zu wenig zu sagen und der zarten Liebe und Verehrung des Herausgebers für den unsterblichen Genius unseres Dichters den wahren Ausdruck zu leihen.

Diese Worte des Dichters sind die Vorausgabe des Nachlasses seines Freundes, [illegible] Lenau, [illegible] charakteristisch [illegible] 1851 angedruckt. [illegible] Nachlasses mit die

Digitized by Google

Erfüllung der Wünsche eines theueren Todten, daher meinerseits eine reine Freundespflicht war, welcher ich jeden materiellen Beigeschmack möglichst ferne halten möchte, so fällt die von Euer Hochwohlgeboren angeregte Honorarfrage mir gegenüber ganz beiseite. Uebrigens glaube ich, daß in dem Honorarbetrage, welchen die J. G. Cotta'sche Buchhandlung an die Erben des Dichters für dessen Nachlaß zu berichtigen hat, die Besorgung des Redactionsgeschäftes selbstverständlich schon inbegriffen sei, und daß gewiß nur ein weiterer Wunsch des Verewigten erfüllt wird, wenn seinen Hinterbliebenen der materielle Ertrag seines Nachlasses unverkümmert zufließen kommt."

Schon war von Cotta bei Auersperg auch angefragt worden, ob er sich dem Ordnen der Gesammtausgabe unterziehen wollte, und dieser hatte dazu seine „größte Bereitwilligkeit" ausgesprochen.

Am 26. Februar 1835 schreibt er

An Freiherrn von Cotta.

. . . Aus einer sorgfältigen Vergleichung der verschiedenen mir durch Ihre Güte zugekommenen Auflagen der Lenau'schen Werke habe ich die beruhigende Ueberzeugung geschöpft, daß Lenau durch die große Genauigkeit und Sorgfalt, welche er persönlich der Correctur seiner Schriften widmete, des Druckes würdete, denen künftigen Herausgeber einer schwierigen, die höchste Gewissenhaftigkeit und Aufmerksamkeit beanspruchenden Aufgabe enthoben hat, nämlich jener der finalen Richtigstellung eines mangelhaften oder in abweichenden Lesarten zurückgelassenen Textes. Nachdem der neue Abdruck sonach mit aller Beruhigung auf Grundlage der letzten Separatausfagen besorgt werden kann, bleibt die zweckmäßige Gruppierung und Ordnung des Materiales die nächste Aufgabe des Herausgebers. In diesem Sinne erlaube ich mir, ohne dadurch den genannten und definitiven Bestimmungen der Verlagsbuchhandlung über Format, Bändezahl u. s. w. im entferntesten vorgreifen zu wollen, folgenden Vorschlag: Druck und Format von Mittelgröße angenommen, dürften unseres Dichters sämmtliche Schriften om passendsten sich auf vier Bände vertheilen, etwa in nachstehender Folge: I. und II. Band: Gedichte, III. Band: „Savonorola", „Albigenier", IV. Band: „Faust", „Don Juan". Bei dieser Eintheilung würde der „Nachlaß" getrennt, und zwar „Don Juan" mit „Faust", als gewissermaßen zusammengehörige Stoffe, in einem Bande vereinigt, die Gedichte aber der frischen Gedichtsammlung angereiht.*) Wäre es jedoch der Wunsch der Verlagsbuchhandlung, den Nachlaß ungetrennt beisammen zu lassen, so könnte der ganze Nachlaß die zweite Hälfte des vierten Bandes bilden, den fünften, oder vielmehr den fünften und sechsten Band gäbe dann die Biographie von A. K. Schurz, denn so viel ich noch dem Manuscripte beurtheilen kann, würde deren Zusammendrängen in einen Band ein zu starkes Volumen lassen und dessen Vertheilung auf zwei Bände das Geschmacksgefühlchen geboten sein. Von der biographische Schrift selbst anbelangt, so glaube ich nunmehr allerdings, daß diese der Aufnahme in den Cotto'schen Verlag in der Form, wie sie gegenwärtig vorliegt, nicht unwürdig sei. Ich habe dieselbe zu drei verschiedenen Malen mit aller Aufmerksamkeit gelesen und nach jedesmaliger Lesung meine kritischen Bemerkungen Herrn Schurz mit jener Offenheit mitgetheilt, durch welche ich seinem entgegenkommenden Vertrauen am besten zu entsprechen glaubte. Zwölfe der sonach vorgenommenen theilweisen Ueberarbeitung des Manuscriptes dürfte es gelungen sein, dasselbe von der mailiösen Umständlichkeit, von so manchen unfreiwilligen Burleske, von so manchem abenteuerlichen Ausdrucke einer übertriebenen oder übelangelegten Sprachreinigungslucht u. s. w. zu säubern und es auch äußerlich auf ein Drittheil des ursprünglichen Umfanges, in welchem es Ihnen im verflossenen Jahre vorgelegt wurde, herabzumindern. Dabei sollten, nach meiner unvorgreiflichen Ansicht, die eigenen Briefe Lenaus, welche abgesehen davon, daß einige derselben kleine Kunstwerke sind, sowohl über die äußeren Erlebnisse, als auch über die jeweiligen Seelenstimmungen und über das Gemüthsleben des Dichters die verlässlichsten und anziehendsten Aufschlüsse geben, den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des Werkes bilden und der Commentar nur noch ergänzend hinzutreten, wo jener entweder noch schweigt oder zu reden bereits aufgehört hat, wo er den Faden fallen und dadurch Lücken entstehen ließ, oder endlich wo Erläuterungen zum Verständnis unumgänglich erforderlich sind.

*) An dieser Stelle, wo dem Verleger . . . [illegible] wollen wir es nicht unterlassen, auf die [illegible] eine Gesammtausgabe des Dichters [illegible] und mit einem ausgezeichneten Portrait [illegible]

Deutsches Volkstheater.

Der Thor und der Tod" von Hugo v. Hofmannsthal und „Die Pariserin" von Henry Becque, die zusammen den jüngsten Premierenabend des Deutschen Volkstheaters ausfüllten, sind beide „literarische" Stücke. Im übrigen sind sie so verschieden von einander als denkbar, und gemeinsam ist ihnen nur noch das Bestreben, das ihnen zutheil wurde, daß sie nämlich nicht zu voller Wirkung kamen.

Dem Dramolet Hofmannsthals auf der Bühne eine andere Wirkung abzuringen, als die in dem Bildchen der Erscheinungen und des Schlußtableaus liegt, mag auch nicht so leicht sein. Es ist ja gewiß ein dichterischer Gedanke, uns einen Menschen zu zeigen, der plötzlich unerwartet an das Ende eines Lebens gestellt wird, das er noch nicht zu leben begonnen hat, eines Lebens, das er bisher nur versuchte mit dem Verstande zu leben statt mit dem Gemüthe, und das er nun erst wirklich leben möchte, da es zu spät ist. Dramatisch ist es aber nicht, dieses alles in einem langen Monolog vorzuführen, der erst zum Schlusse etwas Bewegung erhält durch die Erscheinung des Todes und durch die Schatten derer, die dem sterbenden Thoren das Leben mit Liebe hätten verschönen können — wenn er Liebe zu würdigen und zu erwidern vermocht hätte. Und so enthält auch der Monolog selbst wieder dichterische Schönheiten. So das prächtige Bild vom „wilden Morgewind, der nocken Fußes läuft im Haidenduft" und die Schlußzeilen, die

. . . auf weiten Hallen einsam wohnen
Und deren Väter, mit der Hand gestaltet,
Die gute Mattigkeit der Glieder lohnen."

Aber die meisten Schönheiten sind mehr von jener Art, die bei der Lectüre auf uns wirkt, als von jener, durch die wir uns im Schauspielhause fesseln lassen. Denn das Dromo verlangt klare Verständlichkeit im Augenblick. Der Zuhörer hat keine Zeit nachzudenken und aus sich haftig überstürzenden Bildern die sie verbindenden Gedanken herauszulösen. Und wenn er einmal die Empfindung bekommt, daß er mit schön tönenden Worten und Bildern eingewiegt wird, mindestens nicht gleich sogen kann, was ihnen zugrunde liegt, so wird er innerlich beunruhigt und auch äußerlich unruhig. Die Leichtigkeit, mit der unser junger Dichter die Sprache handhabt, der Reichthum von Bildern, der ihm zuströmt, wird so dem Dromoliker eher zur Gefahr als zum inneren Gewinn. Ja, nicht nur dem Dromatiker, gar oft auch dem Dichter selbst.

Otto Erdmann betont in seinem schönen Buche „Ueber die Bedeutung des Wortes" mit Recht, welche Rolle der „Gefühlswert", der „Stimmungsgehalt" des Wortes in der Sprache des Lebens und der Dichtkunst spielen. Aber der Stimmungswert darf nicht den logischen Gehalt verdrängen. Und die Bilder dürfen sich nicht in jähem Wechsel so durchkreuzanderschieben, daß eines die Wirkungen des anderen stört und nur mehr der träumerische Leser sich dem Einfluß der Stimmung hingeben kann, weil dem aufmerksamen Leser der Mongel der logischen Klorheit die Stimmung zerstört.

So dürfte es nicht leicht sein, alles was Claudio in seinem Monolog von der vor ihm ausgebreiteten Landschaft sagt, in deren Ganzes völlig einzufügen — so schön die einzelnen Bilder sind. Aber auch an sprachlichen Unrichtigkeiten und an Unverständlichkeit fehlt es nicht. Über ist es sprachrichtig, zu sagen: „So malen Meister von den frühen Tagen die Wolken" u.? Es konnte einer Meister sein von Tausenden, er konnte malen von den frühen Tagen seiner Jugend bis zu seinem Tod, aber Meister von den frühen Tagen konnte er so wenig sein, als Bocklin Meister ist von den jetzigen Tagen. Und entspricht es dem Sprachgeist, zu sagen:

„Es regt die Brust der Zorn der wilden Meere,
Da wird sie jedem Wahn und Weh gehetzt"?

Gemeint ist wohl, der Zorn der wilden Meere, das erzürnte Meer, erregt die Brust des Schiffers, gejagt ist aber, der Zorn der wilden Meere regt seine eigene Brust: gemeint ist wohl, die Brust des Schiffers wird von jedem Wahn gehetzt, gejagt ist aber, jedem Wahn wird seine Brust gehetzt. Diese Wendungen sind einfach unlogisch, das sind nicht die sprachrichtigen Beziehungen, sondern Sprachfehler, denn sie bewegen sich nicht im Geist der Sprache, sondern sie verstoßen gegen ihn. Und was heißt es:

„Und tern, daß alle andern dieser Schollen
Mit hoherstillem ordnenden entwollen"?

Da muß man erst langsam herauskommen, daß „dieser Schollen" nicht der Genitiv Pluralis, sondern ein archaisierender, und noch dazu falsch archaisierender Dativ Singularis ist. Noch dedeutlicher aber sind Stellen wie:

„Warum geschah mir das? Warum, du Tod,
Weiset du mich lehren erst das Leben,
Nicht wie durch einen Schüler, nach Claudio? und gar, wie Lehrer . . .
Zu etwas machend aber Tode, so vorübergehend"? u. s. w.

Nun denke man sich aber diese auch noch so gewundenen das man die Worte nicht verstehe, dann wird man auch begreifen, daß die Schauspielern die Aufgabe, den Dialog zu sprechen, nicht leicht gemacht wird. Auch das Lachen zu Lauten zu suchen, was dem Lachen der Dramatiker des Claudio, gelegentlich verbildete Hofmannsthal hat mit Recht Ablehnung seiner Stücke in den Lesern gefunden, auch Kainz hat leichtes Spiel gehabt, seine Lachkunst zu entfalten, aber es hat doch nicht ganz gelingen wollen, die Zuhörer zu überzeugen, daß sie wirklich lachen müssen.

Digitized by Google

den ins Nebelhafte treibenden Wellen des äußeren Wohlklanges der rhythmischen Sprache zu überlassen.

Auf die Dichtung Hofmannsthal, die ganz Stimmung ist, folgte das Lustspiel Henry Becques, das ganz Witz und Verstand ist. Die reiche Literatur der Ehebruchskomödien, die von „La Parisienne“ ihren Ursprung ableitet, hat wohl durch ihre Derbheit und Plumpheit vorläufig die Empfänglichkeit unseres Publicums für die Grazie und Feinheit der classischen Komödie Henry Becques geschädigt. Keine Zote, kein unpassendes Wort berührt da unser Ohr, wir möchten fast sagen, „La Parisienne“ sei ein moralisches Stück, da darin der Zeit ein wahrheitgetreuer Spiegel vorgehalten wird — wenn es nur nicht so liebenswürdig wäre, das Laster, das uns da geschildert wird, wenn es nur nicht so harmlos und selbstverständlich sich gerieren würde. Sie haben alle die Naivetät der Tugend, Clotilde und ihre Liebhaber. Ist er nicht köstlich naiv, dieser Laxont, der findet, Madame Beaulieu sei kein passender Umgang für seine Geliebte — da Madame einen Geliebten hat? Ohne sich für nicht etwa genau so die Augen, tugendliebenden Männer? Ja, sie verlangen Tugend von der Frau und von dem Mädchen — allen anderen gegenüber: nur zu seinen eigenen Gunsten möchte jeder eine Ausnahme. Und ist sie nicht reizend, diese Clotilde, die wirklich so freundschaftlich für ihren Mann sich bemüht, die dem Liebhaber vorwirft, er könne ihren Mann nicht leiden, und die, nicht etwa aus brutaler Sinnlichkeit, nein, nur um der Lust willen, die ihr die Bethätigung ihrer geistigen Uebertegenheit über die dummen Männer bereitet, immer den einen mit dem anderen betrügt — und schließlich darauskommt, der beste Schutz gegen Liebhaber, die unbequem werden, sei der eigene Mann? Jeder Satz ist fast ein Kunstwerk, mit einer feinen Wendung eine neue Seite des Charakters der sprechenden Personen enthüllend oder seine Grundlinien illustrierend — aber oft kommt man erst eine halbe Stunde später darauf, worin das Witzige, Charakteristische gelegen war, wenn nämlich der Dichter und den Schlüssel zum Verständnis des früher Gesagten gibt; und so gelangt nur jener Zuschauer zum vollen Genuß der Dichtung, der sie schon vollkommen kennt.

Aber noch etwas anderes hat den Erfolg dieses Lustspiel-Heiterkeitswirkung des Augenblicks hemmend entgegen. In dem scheinbar nur Scherz und Uebermuth atmenden Lustspiel steckt die giftigste Satire auf die Ehe als soziale Institution, die je geschrieben wurde, und darum fällt den Leuten manchmal ein, sie sollten eigentlich nicht lachen — über sich selber. Die starke satirische Wirkung, d. i. die rein künstlerische Wirkung, würde aber erst dann zur vollen Geltung kommen, wenn das Stück ohne jede Charcherung und Uebertreibung gespielt würde. Dieser Anforderung entsprach nur Frau Odilon, welche die Clotilde nicht nur mit Geist, sondern auch mit vollendeter Liebenswürdigkeit und natürlicher Naivetät gab. Mit Liebenswürdigkeit und Naivetät sollen aber auch der Gatte, Herr Du Mesnil, und der Liebhaber Laxont ausgestattet sein; beide nette, junge Leute, nur im Kopfe ein bissel schwach, wie wir es alle sind, wenn wir in eine hübsche Frau verliebt sind, aber keiner so gespielt, daß man die Absicht des Schauspielers merkt, komische Wirkungen zu erzielen, oder gar die Figur zu ironisieren. Dann hätte vielleicht auch alles noch viel mehr Heiterkeit erweckt: oder wenigstens den richtigen, vollen Aerger.

Max Burckhard.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Die Generalversammlung der Niederösterreichischen Escompte-gesellschaft hat die von der Verwaltung behufs Herstellung der Fusion mit der Böhmischen Escomptebank vorgeschlagenen Statuten-änderungen angenommen. Das war bei österreichischen Actionären nicht anders zu erwarten. Der Verlauf der Versammlung war der typische mit Ausnahme des enen erheblichen Umstandes, daß die ultiohen Revolver actionäre, welche durch die Stimmrechtsregelung von der Theilnahme ausgeschlossen waren, fehlten, und daß ein wirklicher Actionär, der ehe-malige Vicedirector der Anstalt, Herr Otto Mittelsdorfer, in strengsachlicher, grundlicher Weise in die Untersuchung der geplanten Trans-actionen und ihrer Consequenzen eintrat und dieselbe aus einer Reihe schwer wiegender Momente, die zum Theil bereits an dieser Stelle dargelegt wurden, bekämpfte. Die übrigen Factoren verhielten sich wie sonst: Die Ver-waltung motivierte die geplante Transaction mit ein paar allgemeinen, nichtssagenden Redewendungen, und gegenüber den zahlreichen Zu-stimmungen und lautigen Aufmerksamkeiten, die Herrn Mittelsdorfer erhielt der Generaldirector Rechnitzer, derselbe habe ja viel gesprochen, als daß er es sich hätte merken können, er möge daher auf die Wiederholung ver-zichten. Der andere, Herr Feelschuh, erklärte, der Actionär habe neben seinen sachlichen Ausführungen auch persönlich angegriffen, er werde sich daher auf eine Widerlegung der Einzelheiten seiner Rede nicht einlassen. Und so blieben die prophezeihten Gegenargumente unwiderlegt und unwiderlegt. Die Beurtheilung war eben jener Act reiner Macht der Actionäre? Als Herr Mittelsdorfer sein Referat beendet hatte, applaudierte nur minderheit der dritte Theil der Anwesenden und nicht die größere Ab-stimmung haben alle Reden gegen die Vorlage, die Gegenreden, die sie und eben Stimmrecht. Und die Regierung? Sie hat sich auch in den Vertreter hineingelegt, sich gegen die spezielle Transaction und die Statutenänderung im Princip ein Einwand nicht erhoben werde. Nun läßt sich vom Aufsichtsrecht der Regierung auch sehr viel gegen die An-träge der Verwaltung einwenden. Von den Bedenken, die gegen die Operation selbst obwalten, abgesehen, sind die Statutenänderungen solcher Art, daß es sehr zweifelhaft ist, ob sie juristisch überhaupt beschlossen werden können. Ob das im Statute vorgeschriebene Bezugsrecht der Actionäre durch Majoritätsbeschluß überhaupt aufgehoben, ob die Vor-schriften bezüglich des Stimmrechtes ohne Einstimmigkeit geändert werden können, ist sehr fraglich. Zum mindesten aber hätte die Regierung, die so rasch bereit war, den Anträgen der Verwaltung beizutreten, dafür sorgen können, daß nach den von ihr selbst in den Regierungsplan für Industriegesellschaften vorgesehenen Anordnungen vorgegangen werde und die Actionäre in voller Kenntnis der Sachlage zur Abstimmung schreiten. Das ist aber nicht geschehen. In der Einberufungskundmachung ist der Inhalt der zu beschließenden Statutenänderungen in wesentlichen Punkten gar nicht bekanntgegeben worden. Im § 41 des Regulativs ist ausdrücklich vor-geordnet, daß den Actionären die vorbereiteten Anträge spätestens drei Tage vor der Versammlung auszufolgen sind. Die Actionäre erhielten aber die Anträge erst in der Generalversammlung. Der Bericht der Verwaltung wurde überhaupt nicht in Druck gelegt, sondern nur verlesen. Denn auch das Regulativ für Banken seine Giltigkeit hat, so zeigt sich in den wichtigen Vorschriften über die Publicität der Vorlagen doch, was die Regierung in dieser Beziehung für richtig ansieht. Die Aufsichtsbehörde, welche die Vorlagen genehmigt, hätte also wenigstens verlangen müssen, daß jenen Actionären Rechnungen der Gesellschaft, die nicht auch den Actionären Gelegenheit zur Prüfung gegeben werde. Daß dies nicht geschehen, beweist, daß sich auch bei der Regierung nichts geändert hat, daß die alte Willkür fortbestehen bleibt. Ob die Beschlüsse sachlich ge-rechtfertigt, ob sie formell correct sind, ist einerlei. Den guten Freunden der Regierung wird alles genehmigt.

*

Auf unsere Erzählung in Nr. 326 vom 29. December von der sonderbaren Weise, in welcher die Bukowinaer Landesregierung die Industrie fördert, schreibt ein Herr Friedrich Kleinwächter aus Czernowitz in der „Deutschen Zeitung“ eine ungeheolte Erwiderung. Hier indem er uns „Entstellungen“, „offenbare Lügen“ und ähnliches vorwirft, erzählt er die Geschichte der beiden Zuckerfabriks-Gründungen genau so wie wir. Auch nach seiner Darstellung wurde der Przewoźker Gesellschaft „in freigebigster Weise entgegengekommen“ und aus Landes-mitteln „bedeutende materielle Unterstützung“ gewährt; hingegen lieh die Regierung der Chropyner, welche sich erbot, ohne Unterstützung des Landes eine Zuckerfabrik zu errichten... nicht nur keine Unterstützung, sondern trachtete das Unternehmen durch verschiedene Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt wurden, an seiner Realisierung zu hindern“. Einen einzigen Punkt unserer Darstellung bestreitet Herr Kleinwächter: „Von der Verleihung eines Privilegiums ist nie die Rede gewesen, ist hierzulande nichts bekannt.“ Wir halten unsere Mittheilungen auch in diesem Punkte vollkommen aufrecht. Uebrigens ist das ganz un-wesentlich, wenn die von ihm selbst zugegebenen „Schwierigkeiten“ und das Hinderniß der Fabriksbaut, welches in den Schreiben des Landes-präsidenten Baron Bourguignon an die Chropyner ausgesprochen war, genügen vollkommen, um uns ein gegen die Landesregierung erhobenen Vor-wurf grober Ungelegenheit zu begründen. Das heiterste aber ist, daß Herr Kleinwächter unsere Darstellung noch durch die Mittheilung ergänzt, daß die Chropyner nun thatsächlich die Fabrik baut, daß also alle Gegenstände der Regierung nichts genützt haben, und daß so leichtsinnig mit Landesmitteln erbaute in der vom Kartell errichteten Fabrik eine gefährliche Concurrenz erhält. Die angebliche Unwahrheit unserer von Herrn Kleinwächter in diesen wesentlichen Punkten bestrittenen Darstellung ist also nicht, die ihr verantwortet hat, uns in einem den Gewohnheiten der „Deutschen Zeitung“ entsprechend höhelhaften Styl anzugreifen. Es war vielmehr die Kritik, welche wir der Bukowinaer Landesregierung aus diesem Anlasse zutheil werden ließen, die ihm erbolte. Daß jemand in den unsäglichen Gelegenheitsgroßen der Bukowinaer Landesregierung Mißstände sehen könne, ist uns begreiflich, ist allerdings verwunderlich. Und das bringt uns auf den Gedanken, daß der gewisse Herr Kleinwächter nicht ein ganz gewöhnlicher Zuckerconsument oder Rübenbauer in der Bukowina sei, sondern daß unter diesem scheinbar gleichgiltigen Namen uns der bekannte k. k. Professor für National-ökonomie in Czernowitz, Herr Dr. Friedrich Kleinwächter, entgegentritt. Das klart auf. Offenste Universitätsprofessoren, welche die unmöglichsten Handlungen ihrer Regierung vertheidigen, sind in Oesterreich leider nicht selten. Aber nicht immer ist servile Liebedienerei mit so naiver Ungeschicklichkeit verbunden.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Mitten im sogenannten Anlage-termin ein Rückgang unserer guten deutschen Bundesstaats- und Reichsanleihen um mehrere Prozente, das ist ein Thema, welches Aufsehen erregt, lebhaften Discussionsstoff zu bieten vermag. Man hatte vorhoch gestaunt, das gerade diesmal zur Jahreswende die Nachfrage nach deutschen Renten unmöglich bedeutender sein werde, als durch den Emporkömmlingsrank die ziemlich barbarische Pfandbriefconcurrenz sich discreditiert werden ist. Aber man hat der Rechnung ohne die Irrgarten unserer Bankpolitik gemacht. Daß das Deutsche Reich ein Staatsbankrott ist, dessen eingelne Ge-stalten in den mächtigsten Kragen nicht nur selbständige Meinungen haben sondern auch individuelle Wege gehen dürfen, wird einem leider auf den verschiedensten Gebieten vor Augen gezeigt. Aber maßgebend sind die Gou-verneure in wesentlichen und auf der Reichsangelegenheiten so schwierige, wie am unmöglichsten Orte. Es ist noch zu aller Beobachtung, wie vor zwei Jahren, als der Reichsbank eben am ersten war, die Reichsbank Mühe hatte, durch die vermehrende Erhöhung des Lombards die Spekulation einigermaßen zu Zaum zu halten, als die fatalische Verbindungsmittlung, und zur Besprechung der Lage durch Staatsminister erbeten. Die Frankfurter durch heftige Anschuldigungen und hierzu die Wege der Reichsbank Tag für Tag durch Hemmnisse in ihrer Beschäftigung. Nirgends

ein einheitliches Vorgehen. Unter den Finanzministern der einzelnen Bundesstaaten herrscht nun sogar eine gewisse äußerliche Einigkeit. Sie halten verschiedentlich gemeinsame Conferenzen ab. Was aber auf jenen Conferenzen eigentlich berathen wird, bleibt dunkel. Man sollte meinen, daß doch eigentlich ein Hauptthema einer solchen Conferenz die Feststellung einheitlicher Grundsätze für die Ausgabe von Anleihen sein müßte. Allein daß solche Berathungen, wenn sie überhaupt angeregt wurden, jedenfalls zu keinem einigenden Resultat geführt haben, scheint klar. Denn gerade im Augenblick emittiert Preußen einen erstclassigen Posten 3½ procentiger Anleihen. Baden und Hessen wollen mit je 100 Millionen 3½ procentiger Anleihe auf, während demnächst Sachsen und wahrscheinlich auch Preußen mit 3½ procentigen Anleihen auf dem Markt erscheinen werden. Im Hintergrunde aber lauert die große Zukunftsanleihe des Reiches, zur welche ebenfalls ein 3½ procentiger Zinsfuß in Aussicht genommen ist. Diese ungeordnete Anleihepolitik der Einzelstaaten ist natürlich zur Folge, daß zum diesmaligen Anlagetermin niemand die niedrig verzinslichen Anleihen kaufen will, und womöglich sogar jeder die alten Bestände davon verkauft, um die anderen zeichnen zu können. So sinken denn unsere sicheren Anleihen täglich, und namentlich 3½ procentige Werte bewegen sich unter dem Druck der in Aussicht stehenden Vermehrung rapid abwärts. Aus dem vorher Gesagten ersieht sich schon zur Genüge, daß zwei principiell verschiedene Ansichten die deutschen einzelstaatlichen Finanzminister in peinliche Lager trennen. Die süddeutschen Staaten mit Ausschluß von Bayern gehen mit der Zeit mit und nehmen die verhältnißmäßig billigen Anleihen, während Preußen und Sachsen, und unter dem allmächtigen Einfluß des Bleichanglers Miquel auch das Reich, die 3½ procentige Norte als noch-je de bronze betrachten. Vom finanztechnischen Standpunkte aus ist diese verfehlteste Anschauung aufs schärfste zu bekämpfen. Für den simplen Laienverstand erscheint es ja allerdings plausibler, daß 3½ Procent weniger sind als 4 Procent. Aber es ist unverständlich, wie ein Finanzminister noch solcher einfältiger Schulweisheit huldigen kann, nachdem doch schon Thiers bei der Auskaufung der französischen Kriegsanleihe ihre Unfähigkeit nachgewiesen hat. Der Mehrbetrag eines Zehntel der neuen Mehranleihe ist fest zu etwa 32 Procent erfolgt, das heißt es hilft bei einem solchen Anleihe augenblicklichen Zinsfuß, der nach spätestens zwei bis drei Jahren sicher zu erwarten ist, dem Privatcapital ein Vorsprung am Curse von 1⅔ Procent zu Ausdruck. Diese 1⅔ Procent muß der Staat also augenblicklich an Capital mehr zahlen, und die Einzahler müssen sie in alle Ewigkeit verzinsen. Anders bei 4procentigen Anleihen. Sie sind mit pari zu begeben, man gibt also für jede 100 Mark, die man braucht, nur 100 Mark Anleihe aus. Die ersteren Jahre kostet das zwar etwas mehr Zinsen, sinkt aber der Zinsfuß, so kann der Staat convertieren und der Gewinn an den Zinsen läßt den Steuerzahlern zu. Diesen Vortheil kann man aber anscheinend nördlich vom Main nicht begreifen und arbeitet fleißig in die Taschen der hunte finanz. Dahingegen haben die Süddeutschen nicht nur directen Vortheil von der Klugheit ihrer Finanzminister, sie haben auch noch den Sonnenschein darüber, daß ihre neuen Anleihe die Curse der 3procentigen Werte weiter sinken zu sehen, so daß die Abschlußbedingungen immer traurigere werden.

G. B.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater wurde am 5. Jänner der erste Theil von Shakespeares König Heinrich IV. dem Repertoire wieder einverleibt. Von wichtigeren Rollen waren neubesetzt die des Prinzen von Wales, die des jungen Percy und die der Lady Percy. Mainz war ein lustiger, liebenswürdiger Heinz, er war aber auch der Prinz, aus dem der richtige König wird, und äußerst wirksam, mit ganz wundervollen Tönen, brachte er diese Seite des Charakters des jungen Wildfangs in den Scenen mit Falstaff zur Geltung. Mit prächtigem Ungestüm gab Meimers den sich überstürzenden Heißsporn Percy: just so könnte er wohl gewesen sein, der junge Percy. Recht schwach war leider Frau Sacharias als Lady Percy. Frau Schratt scheint doch nicht gar so leicht zu erlernen zu sein, als man meinte, da man ihr Entlassungsgesuch mit solch freundiger Hast erledigte? Herrlich war der ewig junge alte Baumeister als Falstaff. Das ist nicht mehr Theaterkunst, das ist Offenbarung, herausströmend aus den innersten Tiefen menschlichen Humors.

Max Burckhard.

*

Das Carl-Theater brachte „Die verwunschene Prinzessin", eine Märchenoperette von Victor Léon. Die Musik, von Eduard Gärtner, ist die Arbeit eines intelligenten Schülers: lauber, lustvoll und mühelig entworfen, ein Bild in nüchternen Bleistiftcontouren. Die Farbe fehlt. Operngut ist diese Operette in der übereifrigen Arbeit mit Orchestermitteln, aber innerlich ist sie dürftig und, wie oft, trivial. Dem Nichtsals-Techniker gelten bezeichnenderweise alle Themen gleich: Nebelungenklänge, Offenbach'scher Cancan und „Dreimal hoch!". Andere lasst er empfinden, erfinden, er — verarbeitet. Herr Gärtner ist sehr musikalisch im Sinne des Eklektikers, und was er an Stimmen und Begleitung nach Regeln, wenn auch modernen, aufthat, ist nichts als Aufbau, ist Musikmeisterwerk. . . Man muß eine Operette von starkerer Eigenart, als der zur Zeit in Wien vertreteten, und von wirklichem Stil kurz vor der Verwunschenen Prinzessin gehört haben, wenn auch nur den mittel mäßigen San Toy. Darnach wirkt diese blasse Conservatoriumsarbeit als das, was sie ist: als wienerische Schwäche.

A. W.

*

Nach längerer Pause erschien Alice Barbi wieder vor dem Wiener Publicum und der glänzende Empfang, der ihr bei dieser Gelegenheit bereitet wurde, bewies, wie sehr es die Anwesenden bedauerten, sich in die Gunst der Wiener einsprungen — ein ehrendes Zeugniß für beide Theile. Nur wenige Sängerinnen vermögen neben vollendeter Technik dem Hörer auch den poetischen Gehalt der Lieder so nahe zu bringen, wie die Barbi, und meisterhaftgeworbene hat sie gerade in den heimmlichen Liedern von Schubert und Brahms gezeigt, wie nahe sie dem Empfindungsgehalte dieser Dichtungen steht, den nur so oft als ausschließliches Besitzthum der deutschen Nation zu preisen gewohnt waren. Die Art, wie die Barbi einer sonst unscheinbaren melodischen Phrase durch feine Nuancierung eine hohere Bedeutung verleiht, wie sie als Meisterin des getragenen Gesanges den einzelnen Ton, langgehalten oder vorgetragen, belebt und ihn mit Leg hineinfingt, diese Kunst steht in der That einzig da. Das und auch mehr Vorzüge die bei noch so langer Unterbrechung der künstlerischen Thätigkeit verloren gehen; eine Einbuße kann in solchen Fällen nur die Stimme selbst erleiden, und auch da weiß die Künstlerin mit gewohnter Meisterschaft mit anscheinbare Mittel zu verbergen. Bei der ist es keineswegs selbstverständlich, wenn sie ihr ganzes Repertoire auswendig vorträgt, sie ist eben mit Form und Inhalt der Lieder so innig verwachsen, daß es einer weiteren Nachhilfe des Gedächtnisses nicht mehr bedarf. Aus diesem Gründen begrüßen wir das Wiederauftreten der Künstlerin von dem doppelten Gesichtspunkte, daß es eine Erbauung für das Publicum sein, für die jüngere Sängergeneration aber ein leuchtendes Vorbild schaffen werde, dessen so manche moderne Sänger dringend bedarf.

R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Nur der Ueberzeugte kann überzeugen. Und Hans Pfitzner ist ein Ueberzeugter. Sein Musikdrama „Der arme Heinrich", das die Königliche Oper nach zwei Jahres- und Jahrhundertschluß zur Aufführung brachte, hebt zwar weit ab von den anerkannten Werken dieser Kategorie, aber die helle Flamme reiner, leuchter Idealität, die den Autor durchglüht, umfängt auch den Hörer mit ihrer warmen Wärme. Er läßt sich innerlich in Bergen — wenn auch der Kopf ein anderer Meinung ist. Der epische Charakter der Oper macht die Bühnenwirksamkeit illusorisch; dramatisches Talent spricht sich nicht in vielen Tönen aus. Aber die Charakteristicstik, die Pfitzner leiten, er bevorzugt die übersinnlichen Accorde und ihre oft recht abenteuerliche Verbindung und Auflösung. Das stete Meciativo ermüdet, und erleichtert athmet der Hörer auf, wenn sich am Ende des zweiten Acts endlich ein Lerzett von der Seele löst. Wir hatte Ad. Brigg ein paar hübsche Melodien und ein ja freudiges Aufbrausen, aber das Gebet der Jugend und überall fühlbar, tragen aber alle eine gewisse Größe in sich. Wer werden uns den Namen Pfitzner für die Zukunft zu merken haben. Die Darstellung durch die Damen Gradi und Reinl, die Herren Kraus, Hoffmann und Knüpfer war glänzend.

*

In der Oper des Westens gibt man einen neuen Einacter „Der arme Menotti" von Gaston Marot. So sagt der Theaterzettel. Anders das Ohr des Zuhörers. Renata, Wiedergeborene — der Titel ist bedeutungsvoll. Und in vernichtender Selbstironie haben ihn die Autoren gewählt, wohl unbewußt gewählt. Handelt es sich doch bei ihnen thatsächlich um eine Wiedergeburt, eine Wiedergeburt von „Cavalleria", „Bajazzo" und verwandten Größen der Vergangenheit. Die Mache ist so flach, ungeschickt und brutal, daß man nur ein Achselzucken des Bedauerns für die kurzsichtigen Adoptivväter hat, die ihr Publicum für noch kritiklofer hielten, als sich selbst.

Dr. Wilhelm Kleeteld.

Bücher.

Mayerhofers Handbuch für den politischen Verwaltungsdienst. V. Auflage. Verlag der Manz'schen Buchhandlung.

Das wertvolle Compendium der österreichischen Verwaltungsnormen wird nunmehr bald in allen Theilen vollständig neubearbeitet vorliegen. Vor kurzem wurde der VI. Band der fünften Auflage abgeschlossen und die Lieferungsbeite des VII. Schlußbandes beginnen bereits zu erscheinen. Werke wie dieses vielgebrauchte Mayerhofer'sche Handbuch sind immerwährend im Neuwerden, denn sie dürfen nicht lange hinter der Wirklichkeit zurückbleiben und — Gesetzgebung und Verwaltung sind in steten Fluße. Der Wunsch der Herausgeber, vollständig und übersichtlich zu sein, kann daher nur durch mühevolle Arbeit erfüllt werden. Wer die früheren Auflagen des Handbuches mit der neuesten vergleicht, bemerkt leicht, daß die Bemühungen der Herausgeber in gleicher Richtung sich thätig war: extensiv, indem eine Ueberfülle neuer Gesetze und Verordnungen zu verarbeiten war — nur beispielshalber sei die Neuordnung des Fischereiwesens, des Patentrechtes erwähnt — dann intensiv, indem alle Partien umfangreicher und vollkommener ausgebaut wurden. Der Ordnung neuen Stoffes bringt jedem eine neue Arbeit, die Verteilung des Stoffes nach wohlgewonnenen unseren Gesichtspunkten war um Theile der Ueberschichtlichen. Die erstaunliche Beweglichkeit des Materiales ist von Band zu Band aufgezeigt zu verfolgen; der Stoff wuchs stets und seinen anhaltlich geboten Räumen, die einzelnen Bande mussten vergrößert werden, so dass eine schließliche Zahl von sechs Bänden vorgesehen ist. Das Zufluß der ersten Auflage des Werkes ist wohl im ganzen beibehalten, im engeren Rahmen allerdings fallen Abänderungen an wesentlicher Natur auf, die allenthalb mit Glück vorgenommen sind. So gehört im III. Band: Polizeiwesen, die Gewerbesteuer, auch den Schlagworten: Personal- und Sachenpolizei in übersichtlicher Weise die Ausscheidung des Stoffes Wasserpolizei und Einrichtung derselben wurde das im V. Band behandelte Communalrecht entnommen und wieder der V. Band einige andere Gegenstände. Die Bearbeitung des Stoffes ist auch in diesen Bänden eine vorzügliche, die Anordnung klar, die Darstellung übersichtlich, die einzelnen Theile sind durch [illegible] Register erschlossen. Typographisch ist das Werk [illegible] Ausstattung [illegible]

Digitized by Google

schaftlicher Organisation nicht vergisst. Das vielfach vernachlässigte Gebiet der Gemeindefinanzen und des Gemeindehaushaltes wird durch eine genaue Darstellung aller Vorschriften bedeutsam hervorgehoben. Dies ist umso verdienstvoller, als bekanntermaßen eine Hauptthätigkeit der autonomen Aufsichtsbehörden darin aufgeht, die finanziellen Gebarungen zur ordentlichen Finanzgebarung anzuhalten. Das dornige Sprachen- und Nationalitätenrecht in autonomen und Schulangelegenheiten, sowie im Behördenbienste ist durch eine sachentote Aufnahme der vielfach verworrenen Normen und Judicate gehörend bereichert. Ein neue aufgenommener Abschnitt über die Statuten der autonomen Städte, der obendrein durch principielle zu den einzelnen Statuten ergangene Judicate ergänzt ist, zeugt von der Wichtigkeit, welche die noch schwache Selbstverwaltung der Städte auch für unsere politische Administration zu erlangen beginnt. Bedauerlicherweise hat das handbuch im Anwendungen eine Lücke gelassen. So sehr wir begrüßen, die eingehende Uebersicht über die landesgesetzlichen Bestimmungen ist, so schwer vermisst man eine Berücksichtigung des materiellen Inhaltes wie der verschiedenen ausgebildeten oder in Ausbildung begriffenen Formen der Armenpflege. Der Herausgeber verweist allerdings darauf, dass die politischen Behörden auf diesem Gebiete autonome Gebiet keine Zugreifen haben. Allein trotzdem sprach schon ein praktischer Grund für eine Darstellung der wichtigsten in den österreichischen Gemeinden bestehenden Normen, weil nämlich in den Statutargemeinden die Organisation der politischen und autonomen Verwaltung Hand in Hand geht und sie den Communaldienst eine Kenntnisnahme von der mannigfachen Ausgestaltung dieses socialen Verwaltungszweiges nicht unerwünscht wäre. Die Wichtigkeit desselben würde ein andeutendes Eingehen auf die hier auftauchenden Probleme und Aufgaben rechtfertigen und wäre es nur aus theoretischen Gründen wissenschaftlicher Erfassung der Verwaltung. Haben in doch erfreulicherweise auch anderweitig theoretische Gesichtspunkte für die Aufnahme gewisser nicht gerade nachlern praktischen Gebrauch dienenden Partien gesprochen, so für eingehende historische Skizzen zur Entstehung der Staats-, Landes- und Gemeindeverfassungen, welche in breiter Breite der singenwärtigen Interpretation der Gesetze und Verordnungen Unterstützung bieten. In dasselbe Feld gehört auch der streng systematisch-wissenschaftlich durchaearbeitete Abschnitt über Administrativverfahren im 1. Band. Diese Darstellung, welche unter Zuhilfenahme der erfossenen Judicate den geltenden Zustand beschreibt, zeigt den vielen, vielen Benützern des Handbuches bei jedesmaligen Nachschlagen, in anregendster und reformbedürftig gerade dieses Gebiet unserer Verwaltung ist.

Dr. N—v.

Friedrich Naumann: Handelsverträge oder Bostwoche? Vortrag mit Thesen. Buchverlag der „Hilfe“ (Fr. Naumann), Berlin 1901.

Luio Brentano: Das Freihandelsargument. Erweiterter Vortrag. Buchverlag der „Hilfe“ (Fr. Naumann), Berlin 1901.

Diese beiden Flugschriften sind als erste Schüsse in der beginnenden handelspolitischen Campagne beifällig zu begrüßen. Naumanns ausführte Verehdamkeit vermag den Leser in die Gedankenwelt der Gegenwart der Zeit der Bewegung, die der Aufbedung der englischen Kornzölle vorausgieng, neues Leben einzuhauchen. Bemerkenswert ist die auf die Naumannsche Rede folgende Debatte in einem Punkte: Dr. Barth droht unverhohlen mit der Obstruction für den Fall der Verwirklichung des von egelsup agrarischen Interessen diktierten Planes, den Abschluss den autonomen Zolltarif in Form eines Doppeltarifes vorzulegen, der die zur Abschliessung von Handelsverträgen unerlässliche Freiheit nullisierte. Diese treffen auch in verschiedenen angesehenen deutschen Blättern geäußerte Drohung dürfte die Agrarier doch abschrecken, den Vogen allzu weit zu spannen. — Brentano zeigt in seinem trefflichen Vortrag, wie mein sich die Schutzzöllner von heute von den Lis'schen Anschauungen über die erzieherische Function der Zölle entfernt haben, welche Verheerungen die in den letzten zwanzig Jahren systematisch betriebene Begunstigung der Sonderinteressen in den Kreisen angerichtet hat, wie unerträglich es ist, die Handelspolitik nur aus dem Gesichtspunkt des nationalen Gesammtinteresses zu regeln. Beide Flugschriften eignen sich sehr dazu, weiteren Volkskreisen die Augen darüber zu öffnen, von welch eigensüchtigen Machenschaften das Wirtschaftsleben der unsern consumens plebs bedroht ist.

—f—

Roger Marx: Exposition centennale de l'art français. 1800—1900. Paris, Libraire centrale des Beaux Arts, Emile Levy Editeur.

Die Franzosen haben ein eigenartiges Geschick, ihre Künstler ins rechte Licht zu setzen. Bei uns wissen wenige, dass Baldomalker, Victor Müller oder Leonhart Schmitton außergewöhnliche Erscheinungen waren. Wenn sie das Glück gehabt hätten, in Frankreich geboren zu sein, wäre ihnen längst ein würdiges Monument errichtet. Auch die Jahrhundertausstellung der französischen Kunst legte uns dieser Geschicklichkeit wieder glänzendes Zeugnis ab. Aus Provinzmuseen und Privatgalerien war das Erlesenste zusammengetragen, das gezeigt war, eine Gesichtspunkte zu erörtern. Wir glaubten Tondi und Jouves, Tolerer und Gombert zu kennen. Am Grand Palais erstand Corot, der alte Clouet, als der erste Geschichtsschreiber einer gewaltigen Aera. Zugleich, der Akademiker, welche uns ein Paradefach. In Delacroix schienen die modernen Schotten zu suchen, und Courbet, der Bauernmaler, antwortete Manet. Mehr noch: es wurden Neuentdeckungen gemacht, die bisher gänzlich unbekannt waren; solche, die in ihrer Zeit wohl bewunderungen Tumulte, die der

Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. Er war der Lieblingsbruder der Königin, und diese Briefe, die von 1794, also der Zeit ihrer Vermählung bis in ihr Todesjahr 1810 reichen, spiegeln die Epochen der höchsten Erhebung, der tiefsten Erniedrigung und der Wiedererlangung der alten Würden wieder. Die Schmerzlichste an ihren unglücklichen Tagen in Tilsit, wo sie bittend vor Napoleon trat, war ihr Napoleons kaltherzige Unerbittlichkeit. Er erscheint ihr als die Verkörperung alles Bösen und Unedlen, dem jedes menschliche Gefühl fremd ist, und der sie fast an seiner Menschheit zweifeln lässt, wenn sie sind auch die materiellen Entbehrungen und die physischen Leiden, welche die Königin in dem rauhen Memel, ihrem Verbannungsort, durchmacht und sie ist durch diese Leiden so herabgekommen, dass sie sogar einen kläglichen Brief an Napoleon schreibt, mit der Bitte, ihr aus Wellen den Rückweg nach Berlin zu bahnen; der Brief wurde jedoch von dem Kaiser persönlich Gesandten in Paris, Herrn von Brockhausen, nicht abgeliefert, wofür die Königin ihm späterhin Dank wusste. Interessant ist es auch, den Briefen zu entnehmen, dass die Kaiserin Josephine sich der Königin wiederholt annahm und ihr, sowie ihrem Bruder, dem Erbprinzen Georg, der in vermittelnder Mission nach Paris kam, freundschaftlichsten erwies, die von der Königin durchaus nicht hochmüthig abgewiesen, sondern dankbar angenommen wurden.

„Revue de Paris“ (1. und 15. December). M. Ostrogorski schreibt über die englischen Frauen im politischen Leben. Bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts kann der Politik ausgeschlossen, beinahen erst unter dem Einfluss der französischen Revolution und die englischen Frauen der unteren Stände sich zu regen: man begegnet ihnen zwischen 1815 bis 1820 häufig in den öffentlichen Versammlungen, wo sie Sitz und Stimme haben, und bei einem grossen Meeting in Manchester (1819) rücken zwei Frauenzimmer corporell mit weißen Bannern aus. Nach den Zwanzigerjahren verschwinden die Frauen aus dem öffentlichen Leben und erst der Sieg der demokratischen Partei, die schon damals die Forderung der politischen Gleichstellung aufstellt, bringt die Frauen wieder in Action und bei den Wahlen macht sich der Einfluss dion sehr fühlbar. Bei denen von 1880 begegnet man schon vielen weiblichen Rednern und Agitatoren, aber zu einem integrierenden Element des politischen Lebens werden sie erst mit Gründung der hochconservativen „Primrose-Tory-League“ im Jahre 1883. Auf den Snobismus und die soziale Eitelkeit des Adels und höheren Bürgerthums berechnet, erblickten die Führer der Partei in den Damen der grossen Welt mit Recht ihre mächtigsten Bundesgenossen, und für die glänzende Organisation und Systemisierung dieser Vereinigung zeugt die Thatsache, dass sie heute 1200 Zweigvereine und 1½ Million Mitglieder aufweist. Dieser conservativen Vereinigung stehen seit der liberalen Frauen entgegen, die hervorragendere und gewandtere Rednerinnen und Fuhrerinnen aufzuweisen haben, aber sich an Einfluss keineswegs mit der Tory-League messen können. — Ernest Lavisse gibt Auszüge aus der Correspondenz zwischen Ludwig XIV. und seinem Minister Colbert. Wer der König verreist oder im Krieg, so erhielt er von Colbert Briefe und Berichte, die er in Kürze beantwortete, aber selbst wenn fe beide am Hofe weilten, verständigten sie sich oft schriftlich über Verschiedenes, das sich mündlich nicht gut sagen liess; Colbert hatte zu seinen vielen anderen Aemtern auch das des Liebesbote des Königs zu thun, und neben den Regierungsgeschäften steht fast jedesmal ein Auftrag für Mlle. de la Vallière oder Mme. de Montespan. Grosse äußere Liebenswürdigkeit spricht aus den Briefen des Königs, die jeden Widerspruch mit wasser und jeden Wunsch zum Befehl machen lässt; Colbert antwortet verbirgt seinen Optimismus aber die Innerlichkeiten Ausgaben und sonstige lichen Launen hinter der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit, und so ist dieser scheinbar so intime und offenherzige Verkehr ein ewiges Diplomatisieren, das aber gleichwohl schliesslich mit einem offenen Bruch enden sollte.

„Nineteenth Century“. Ein Artikel über die Gesichtung des englischen Handels. Der Verfasser, ein Mr. Birchenough, der Director einer englischen Gasgesellschaft, hat kürzlich 42 Städte auf dem Continent bereist und dabei seine Beobachtungen angestellt. Er hält Deutschland für einen höchst gefährlichen Concurrenten, von dem man lernen sollte. England krankt im friedlichen Wettbewerb an den gleichen Fehlern, wie im Krieg: es hat keine kundschafter; es ist weder mit der Sprache, noch mit den Verhältnissen im feindlichen Land vertraut; es kennt weder seinen Gegenstand, noch seine Bedürfnisse; es bedarf eigentlinnig bei seiner alten Methode, ohne den neuzeitlichen Erfordernissen der Zeit Rechnung zu tragen. — Mrs. J. A. Green berichtet von einem Besuch, den sie den gefangenen Buren auf St. Helena abgestattet. Sie rühmt ihr anständiges, höfliches, wurdevolles Benehmen. Ueberraschend ist die unerschütterliche Gottvertrauen, auch ihrem schweren Schicksal gegenüber, in dem sie höchstens eine Strafe des Himmels für ihre Sünden erblicken. Ebenso unerschütterlich ist die Anhänglichkeit für ihr Land, für dessen Freiheit sie noch weiterhin jedes Opfer bringen möchten. Sie geben ihren Gefängniswärtern nichts zu thun und fallen ihnen höchstens lästig durch ihre Plauderlinnen, das vom gewissen Morgen an das Lager durchtönt. Nach Aussage deutscher Aufseher, mit denen Mrs. Green zu verkehren Gelegenheit hatte, ist den den Buren alles mit Güte, aber nichts durch Gewalt zu erreichen.

„Cassiers Magazine“ (Januar). Der Herausgeber des Blattes, Louis Cassier, liefert einen bemerkenswerten Artikel über England als industrielle Normacht. Darin sagt er, dass England in der Entwicklung des mächtig aufstrebende Deutschland streitig gemacht; ein noch weit bedenklicherer Concurrent sei ihm jedoch in den Vereinigten Staaten erwachsen, in denen während der drei letzten Jahre gerade die Industrien, die sonst Englands Monopol gebildet — die Eisenindustrie, der Schiffbau und der Maschinenbau — zu ungeahnter Blüthe emporgeschossen sind. Während England den Vorzug, dass es billiges Material und die günstigsten natürlichen Bedingungen für den Schiffbau zu besitzen, es heute auch die billigsten Kohlen und zwar dadurch, dass verhältnismässig Schichten, was zur Grundlage seines Nationalreichthums wurde, Kohle besitzt, besitzt Amerika über billigeres Eisen und billigere Kohlen, und diese Bevorzugung besitzt die den Engländern eigenen Fähigkeiten in noch gesteigertem Maße. Und auf dem Gebiete des Maschinenbaues wurde England nicht nur von Amerika überflügelt. — Robert W. Hunt berichtet über ein amerikanisches Riesengebäude, die sogenannte „Rookery“ in Chicago, die eine eigene kleine Stadt für sich bildet. Die Herstellungskosten des Gebäudes, das seinen Besitzern ein zwölfprocentiges Erträgnis abwirft und von 3200 Einwohnern bewohnt wird, betrugen nahezu zwei Millionen Dollars. Es hat zehn Personenaufzüge und beherbergt an manchen Tagen über 20.000 Personen. Die „Rookery“ besitzt im Keller ihr eigenes Maschinenhaus, ihre Wasser- und Elektricitätswerke; sie hat eine Schar von Zimmerleuten, Spenglern, Installateuren, Maurern und Dachdeckern in ihren Diensten, die jahraus jahrein mit Reparaturen beschäftigt sind, so dass das Gebäude heute, nach zwölfjährigem Bestande, noch in einem tadellosen Zustande ist, wie am ersten Tage.

Der blinde Hieronymo und sein Bruder.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

(Schluss.)

Carlo sprach aber kein Wort, sondern nahm das Goldstück aus der Tasche und reichte es dem Bruder; dieser nahm es zwischen die Finger der rechten Hand, dann führte er es an die Wange und an die Stirn, endlich nickte er. „Ich hab's ja gewusst,“ sagte er.

„Nun ja,“ erwiderte Carlo und sah Hieronymo bekrendet an. „Auch wenn der Fremde mir nichts gelagt hätte, ich hätte es doch gewusst.“

„Nun ja,“ sagte Carlo rathlos. „Aber du verstehst doch, warum ich da oben vor den anderen — ich habe gefürchtet, dass du das Ganze auf einmal — — Und sieh, Hieronymo, es wäre doch an der Zeit, dass ich mir gedacht, dass du dir einen neuen Rock kaufst und ein Hemd und Schuhe auch, glaube ich; darum habe ich . . .“

Der Blinde schüttelte heftig den Kopf. „Wozu?“ Und er strich mit der einen Hand über seinen Rock. „Gut genug, warm genug; jetzt kommen wir auch den Sommer durch.“

Carlo begriff nicht, dass Hieronymo sich gar nicht zu freuen schien, dass er sich nicht entschuldigte. Und er redete weiter: „Hieronymo, war es denn nicht recht von mir? Warum freust du dich denn nicht? Nun haben wir es doch, nicht wahr? Nun haben wir es ganz. Wenn ich dir's oben gesagt hätte, wer weiß . . . O, es ist gut, dass ich dir's nicht gesagt habe — gewiss!“

Da schrie Hieronymo: „Hör' auf zu lügen, Carlo, ich habe genug davon!“.

Carlo blieb stehen und tieß den Arm des Bruders los. „Ich lüge nicht.“

„Ich weiß doch, dass du lügst! . . . Immer lügst du! . . . Schon hundertmal hast du gelogen! . . . Auch das hast du für dich behalten wollen, aber Angst hast du bekommen, das ist es!“

Carlo senkte den Kopf und antwortete nichts. Er faßte wieder den Arm des Blinden und ging mit ihm weiter. Es that ihm weh, dass Hieronymo so sprach, aber er war eigentlich erstaunt, dass er nicht traurtger war.

Die Nebel zertheilten sich. Nach langem Schweigen sprach Hieronymo: „Es wird warm.“ Er sagte es gleichgiltig, selbstverständlich, wie er es schon hundertmal gesagt, und Carlo fühlte in diesem Augenblick: für Hieronymo hatte sich nichts geändert.

„Hast du Hunger?“ fragte er.

Hieronymo nickte, zugleich nahm er ein Stück Käse und Brot aus der Rocktasche und ab davon. Und sie gingen weiter.

Die Post von Bozniö begegnete ihnen: der Kutscher rief sie an: „Schon hinunter?“ Dann kamen auch andere Wagen, die alle aufwärts fuhren.

„Kurt aus dem Thal,“ sagte Hieronymo, und im gleichen Augenblick, nach einer raschen Wendung, lag das Veltlin zu ihren Füßen.

Wahrhaftig — nichts hat sich geändert, dachte Carlo . . . Nun hab ich auch für ihn gestohlen — und auch das ist umsonst gewesen.

Die Nebel unter ihnen wurden immer dunner, der Glanz der Sonne riss Löcher hinein. Und Carlo dachte: Vielleicht war es doch nicht klug, so rasch das Wiedersehen zu verlassen . . . Die Lüge liegt unter dem Weit, das ist jedenfalls verdammt klug. . . Aber wie gleichgiltig war das alles! Was konnte ihm noch Schlimmes geschehen? Sein Bruder, dem er das Licht der Augen rettet, glaubte ihn von ihm bestohlen und glaubte es schon jahrelang und wird es immer glauben . . . was konnte ihm noch Schlimmes geschehen?

Da wurde ihnen das Tal grün; weiß, Kreuz und Weg lag glanzlos gebreitet, und dieser unten, wo das Thal sich zu weiten begann, lang hinausgedehnt, das Tal — Schlimmeres konnte ihm weiter, was immer, lag Carlos ganzes Glück auf dem Wege des Blinden. Er schaute an dem Tale hin, das sich vor ihnen dehnte, der Fremde, wenn er nicht ein Lügner war, der Fremde, wenn er nicht ein Lügner war, der Fremde, wenn er nicht ein Lügner war

„Nun, im ‚Adler', wie immer."

Als sie bei dem kleinen Wirtshause am Ende des Dorfes angelangt waren, kehrten sie ein. Sie setzten sich in die Schenke und ließen sich Wein geben.

„Was macht Ihr so früh bei uns?" fragte der Wirt.

Carlo erschrak ein wenig bei dieser Frage. „Ist's denn so früh? Der zehnte oder elfte September — nicht?"

„Im vergangenen Jahr war es gewiß viel später, als Ihr heruntertamt."

„Es ist so kalt oben," sagte Carlo.

„Heut' Nacht haben wir gefroren. Ja richtig, ich soll dir bestellen, du möchtest nicht vergessen, das Oel hinaufzuschicken."

Die Luft in der Schenke war dumpf und schwül. Eine sonderbare Unruhe befiel Carlo; er wollte gern wieder im Freien sein, auf der großen Straße, die nach Tirano, nach Edolo, nach dem See von Iseo, überallhin, in die Ferne führt! Plötzlich stand er auf.

„Gehen wir schon?" fragte Hieronymo.

„Wir wollen doch heut' Mittag in Boladore sein, im ‚Hirschen' halten die Wagen Mittagsrast; es ist ein guter Ort."

Und sie giengen. Der Friseur Benozzi stand rauchend vor seinem Laden. „Guten Morgen," rief er. „Nun, wie steht's da oben aus? Heut' Nacht hat es wohl geschneit?"

„Ja, ja," sagte Carlo und beschleunigte seine Schritte.

Das Dorf lag hinter ihnen, weiß dehnte sich die Straße zwischen Wiesen und Weinbergen, dem rauschenden Fluß entlang. Der Himmel war blau und still. Warum hab' ich's gethan? dachte Carlo. Er blickte den Blinden von der Seite an. Sieht sein Gesicht denn anders aus als sonst? Immer hat er es geglaubt — immer bin ich allein gewesen — und immer hat er mich gehaßt. Und ihm war, als schritte er unter einer schweren Last weiter, die er doch niemals von den Schultern werfen dürfte, und als könnte er die Nacht sehen, durch die Hieronymo an seiner Seite schritt, während die Sonne leuchtend auf allen Wegen lag.

Und sie giengen weiter, giengen, giengen stundenlang. Von Zeit zu Zeit setzte sich Hieronymo auf einen Meilenstein, oder sie lehnten beide an einem Brückengeländer, um zu rasten. Bieder kamen sie durch ein Dorf. Vor dem Wirtshause standen Wagen, Reisende waren ausgestiegen und giengen hin und her; aber die beiden Bettler blieben nicht. Wieder hinaus auf die offene Straße. Die Sonne stieg immer höher; Mittag mußte nahe sein. Es war ein Tag wie tausend andere.

„Der Thurm von Boladore," sagte Hieronymo. Carlo blickte auf. Er wunderte sich, wie genau Hieronymo die Entfernungen berechnen konnte; wirklich war der Thurm von Boladore am Horizont erschienen. Noch von ziemlich weither kam ihnen jemand entgegen. Es schien Carlo, als sei er am Wege gesessen und plötzlich aufgestanden. Die Gestalt kam näher. Jetzt sah Carlo, daß es ein Gendarm war, wie er ihnen so oft auf der Landstraße begegnete. Trotzdem schrak Carlo leicht zusammen. Aber als der Mann näher kam, erkannte er ihn und war beruhigt. Es war Pedro Tenelli; erst im Mai waren die beiden Bettler im Wirtshaus des Naggazzi in Morignone mit ihm zusammengesessen, und er hatte ihnen eine schauerliche Geschichte erzählt, wie er von einem Strolch einmal beinahe erdolcht worden war.

„Es ist einer stehen geblieben," sagte Hieronymo.

„Tenelli, der Gendarm," sagte Carlo.

Nun waren sie an ihn herangekommen.

„Guten Morgen, Herr Tenelli," sagte Carlo und blieb vor ihm stehen.

„Es ist nun einmal so," sagte der Gendarm, „ich muß Euch vorläufig beide auf den Posten nach Boladore führen."

„Eh!" rief der Blinde.

Carlo wurde blaß. Wie ist das nur möglich? dachte er. Aber es kann sich nicht darauf beziehen. Man kann es ja hier unten noch nicht wissen.

„Es scheint so Euer Weg zu sein," sagte der Gendarm lachend, „es macht Euch wohl nichts, wenn Ihr mitgeht."

„Warum redeit du nichts, Carlo," fragte Hieronymo.

„Ja, ich rede . . . Ich bitte, Herr Gendarm, wie ist es denn möglich . . . was sollen wir denn . . . oder vielmehr, was will ich . . . wahrhaftig, ich weiß nicht . . ."

„Es ist nun einmal so. Vielleicht bist du auch unschuldig. Was weiß ich. Jedenfalls haben wir die telegraphische Anzeige aus Commande bekommen, daß wir Euch anhalten sollen, weil Ihr verdächtig seid, dringend verdächtig, da oben den Leuten Geld gestohlen zu haben. Nun, es ist auch möglich, daß Ihr unschuldig seid. Also vorwärts!"

„Warum sprichst du nichts, Carlo," sagte Hieronymo.

„Ich rede — o ja, ich rede . . ."

„Nun geht endlich! Was hat es für einen Sinn, auf der Straße stehen zu bleiben! Die Sonne brennt. In einer Stunde sind wir an Ort und Stelle, in Boladore."

Carlo berührte den Arm Hieronymos wie immer, und sie giengen sie langsam weiter, der Gendarm hinter ihnen.

„Carlo, warum redest du nicht?" fragte Hieronymo nach

„Aber was willst du, Hieronymo, was soll ich sagen? Es wird sich alles herausstellen; ich weiß selber nicht . . ."

„Carlo!" rief Hieronymo.

„Nun, was ist denn?" sagte der Gendarm ärgerlich. „Vorwärts, vorwärts!" Aber da sah er mit Verwunderung, daß der Blinde die Guitarre auf den Boden fallen ließ, seine Arme erhob und mit beiden Händen nach den Wangen des Bruders tastete; dann näherte er seine Lippen dem Munde Carlos und küßte ihn.

„Bist du verrückt?" sagte der Gendarm. „Vorwärts, vorwärts! Ich habe keine Lust, zu braten!"

Hieronymo hob die Guitarre vom Boden auf, Carlo legte die Hand wieder auf seinen Arm und sie giengen weiter. Carlo athmete tief auf; er lächelte mit einem sonderbaren Ausdruck des Glückes vor sich hin. Jetzt konnte ihm nichts Schlimmes mehr geschehen . . . Er hatte seinen Bruder wieder; nein, er hatte ihn zum ersten Mal . . .

☞ Unserer heutigen Nummer ist ein Prospect der Verlagsbuchhandlung Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen über Thomas Carlyle's Schriften beigeheftet. ☜

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL'S
KAFFEE-MAGAZINE.
CENTRALE UND COMPTOIR: WIEN, I. FLEISCHMARKT 7.
FILIALEN:
II. TABORSTRASSE 26.
III. LANDSTRASSE, HAUPTSTRASSE 41.
IV. WIEDENER HAUPTSTR. Nr. 16.
VII. NEUSTIFTGASSE 28.
VIII. MARIAHILFERSTR. 112.
IX. SERVITENGASSE 12.
XII. SCHÖNBRUNNERSTR. Nr. 261.
HERNALS, STADTBAHN-VIADUCT 86.
WÄHRING, STADTBAHN-VIAD. Nr. 118.
DEPOT: X. HIMBERGERSTR. Nr. 17.
DEPOT: HIETZING, WATTMANNGASSE 15
☞ MAN ACHTE AUF DIE FIRMA, UM VERWECHSLUNGEN ZU VERMEIDEN. ☜

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 19. Jänner 1901. Nummer 329.

Ein regierungloses Parlament.

Wenn wir den anormalen Zustand recht verstehen wollen, in dem sich heute unser Parlament befindet, müssen wir uns vorher den Normalzustand eines Parlamentes vergegenwärtigen, an dem wir vergleichend unsere Misère abmessen können. Ein Parlament ist zunächst eine Versammlung von mehreren hundert Menschen, Abgeordneten. Diese Versammlung wäre eine unlenkbare Horde, wenn ihr nicht von Anfang an ein organisierendes Element innewohnen würde. Das ist das Parteiwesen. Sowie das Kind seine Athmungs-, Ernährungs-, Verdauungs- und sonstigen Organe aus dem Mutterleib fertig mit auf die Welt bringt, um sie hier in Function zu setzen, so geht auch das Parlament mit seiner grundlegenden Organisation, dem Parteiwesen, aus dem Mutterschoß der Wählerschaft hervor, in der diese Parteien — je größer desto besser — entstehen, um im Parlament in Function zu treten. Hier entwickelt sich dann aus der Scheidung der Parteien die höhere Scheidung in Majorität und Minorität. Ist dieser Proceß vollendet, so fängt auch das Parlament zu functionieren an. Die Majorität übt die parlamentarische Macht aus. Die Minorität setzt ihr die Schranken. Die Majorität herrscht, indem sie aus der Reihe ihrer leitenden Köpfe der Legislative das Präsidium, der Executive das Cabinet vorsetzt. Die Regierung kann fungieren, denn sie ist sostenlos der Majorität sicher, aus deren selbstgewählten Führern sie zu nur besteht. Aus demselben Grunde ist auch die Majorität der Regierung sicher. Sie braucht mit ihrer Macht nicht zu geizen, sie kann neben sich auch der Minorität einen respectablen Antheil an der öffentlichen Gewalt einräumen, der wieder auch der Minorität das Parlament lebens- und erhaltenswert macht. Unter dieser Voraussetzung kann dann auch das von der Majorität bestellte Präsidium seines vornehmen Amtes walten, die Minorität und ihre Rechte zu schützen, ohne die Beförderung, dadurch die Majorität ungebührlich zu verkürzen. Ein solches Parlament hat Raum für alle, für jeden in seiner Art. Das ist das wohlregierte Parlament. Es ist organisch undenkbar ohne die parlamentarische Regierung.

Bei uns hat man aber das Undenkbare wirklich zu machen versucht. Schritt für Schritt haben die Regierungen der letzten zwanzig Jahre dem Parlament die Lebensluft, in der es es athmet, entzogen, seine Organe verstümmelt, bis es functionsunfähig geworden ist. Zuerst wurde der Majorität sacht, aber wohlbedacht Stück um Stück ihrer Macht in der Executive genommen. An Stelle parlamentarischer traten immer vordringlicher unparlamentarische Minister, die in einem scheinconstitutionellen Wechselspiel mit parlamentarischen Ministern, durch diese parlamentarisch gedeckt, zwanmenarbeiteten. Auch in die Führung der Legislative griffen diese außerparlamentarischen Machthaber immer ungenierter ein. Selbst die freie Wahl des Parlamentspräsidiums war nur Schein. Die Regierung bestimmte die ihr genehmen Hampelmänner, welche die Majorität dann ins Präsidium zu wählen hatte. Die so in ihren legitimen Befugnissen verkürzte Majorität suchte sich, mit wirthschaftiger Hilfe der Regierungen, an der Minorität schadlos zu halten. An dieser gieng schließlich alles aus. In Executive wie Legislative von Regierung und Majorität tyrannisiert, verlor sie nach und nach das Interesse am Parlament und schließlich auch am ganzen Staat. Sie revoltierte. Das war die Obstruction. Wie in der berühmten Fabel des Menenius Agrippa ein Körperorgan, das seine normale Function einstellt, alsbald auch die anderen Organe und schließlich den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht, so legte die Obstruction der Minorität nach und nach auch die Majorität und schließlich auch die Regierung selbst lahm. Wir hatten zum Schlusse weder ein Parlament, noch eine Majorität, noch eine Regierung, in voller Anarchie, und darum ein Nothparlament für Octroyationswahlen und eine Nothregierung zum Unterschreiben der § 14-Verordnungen. Aus der unrationalen tarischen wurde eine parlamentlose Regierung, aus dem nicht regierenden wurde ein regierungloses Parlament.

Wie ist aus diesem Zustand herauszukommen? Unser constitutionelles Leben ist abgelaufen, von oben her, aber bis an die Wurzel ist die Fäulnis nicht gedrungen, weil diese verhindert dem doch noch der Regierung nicht ganz erreichbar war, gelang es die Verfassung nicht in aller Form sammt Preß-, Vereins-, Versammlungsrecht aufgehoben wurde. Das einzige, was, wie gerade die letzte Wahlcampagne offenbart hat, im Volke treu bewahrt, noch vorgleichsweise unberührt gebieben, ist die Grundlage jedes parlamentarischen Organismus, das Parteienwesen. Von hier aus, von unten aus, muß die Wiederbelebung des Parlamentes ihren Anfang nehmen, wenn sie gelingen soll. Alles, was jetzt in der Oeffentlichkeit herumspintisiert wird über das, was die Regierung thun wird, thun kann, thun soll, ist antiquiert, denn wir haben keine Regierung mehr. Erst müssen wir ein arbeitsfähiges Parlament haben, dann wird auch eine leistungsfähige Regierung wieder möglich sein. Ein Parlament kann eine Regierung machen, aber eine Regierung kann ein Parlament nur zerstören, nicht aufbauen. Das Parlament hat nicht von der Regierung Hilfe zu erwarten, sondern muß sich selbst helfen, wenn ihm überhaupt geholfen werden soll. Dabei darf es nur seine eigenen Lebenszwecke verfolgen, nicht aber die der Regierung. Was die Regierung vom Parlamente wünscht, ist, daß es möglichst rasch functioniere, d. h. ihr Credite, die Ausgleichsvorlagen, Gesetzentwürfe votiere, ohne daß die Regierung dafür Sorge trägt, daß das Parlament sich organisiere. Das wäre ein Hysteron-Proteron. Die Regierung verlangt nach den Functionen, verabsicht aber die Organe. Das Gesetz alles Lebens sagt dagegen, daß zuerst die Organe da sein müssen und erst dann die Functionen sich einstellen können. Das heißt: die Parteien müssen sich zu politisch-parlamentarischen Gruppen organisieren. Eine Majorität muß sich vor allem bilden und diese muß sich in einen erträglichen parlamentarischen Gleichgewichtszustand mit der Minorität setzen. Das ist die erste Vorbedingung alles weiteren.

Um sie zu erfüllen, muß aber erst dasjenige Problem aus dem Weg geschafft sein, das jetzt noch die politisch-parlamentarische Gruppierung unmöglich macht, das deutsch-tschechische Problem. Solange dieses schwebt, kann es im Parlament nur nationale Gruppierungen geben, die keine politischen Potenzen sind, weil eine Nation als solche die anderen nicht beherrschen kann und darf. Soll eine politische Gruppierung möglich werden, aus der sich eine politische Majorität und eine politische Minorität herausschälen, muß erst die Sprachenfrage überwunden sein. Diese geht daher allen anderen Fragen und Schwerten voran. Herr v. Koerber, der ungeschert in seinem Wahlprogramm die wirtschaftlichen vor die nationalen Fragen stellte, hat damit abermals gezeigt, daß seine Regierung ein todter Körper ist, losgelöst von allen lebenden Kräften der Bevölkerung. Die Bevölkerung dagegen, die in der Wahlcampagne überwiegend die wirtschaftlichen und sonstigen Beschwerden hinter die nationalen zurückgesetzt hat, hat den richtigen Instinct bewährt.

Wollen die Parlamentarier, die sich zur Führung berufen fühlen, das Haus aus den Constitutionalismus wieder herstellen, so dürfen sie sich von der ihre gebenden Regierung vom nächsten Ziel nicht ablenken lassen, sondern den Weg betreten, den ihnen der gesunde Instinct der Bevölkerung in der Wahlcampagne gewiesen hat. Erst das Parlament organisieren, dann wird es auch sich functionieren.

K.

Clericalismus und Unterricht in Frankreich.

Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben!" Dieser oft gehörte Satz enthält vielleicht in der Staatswissenschaft und Menschenkenntniß, als jede Constitution von Diplomatie Noten zusammen genommen. Und doch ist er von einer verblüffenden Einfachheit, so Einfältigkeit. Denn ich wusste nicht, dass je ein Individuum gelernt mit einer fixen und fertigen Religion behaftet auf die Welt gekommen wäre!

Thatsächlich ist die Religion [illegible] Volke [illegible] sie wird ihm ein [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

und es daher am besten kennen: den Geistlichen. Was aber nicht logisch ist, das ist, daß man den Gottesgelahrten auch den Unterricht in anderen, mehr irdischen Disziplinen überträgt, die sie nicht studiert haben; wenn einer Schneider werden will, so geht er nicht beim Schuster in die Lehre! Die französische Revolution erwarb sich das Verdienst, diese Competenzfrage zu regeln, ja, sie gieng anfangs noch einen Schritt weiter und ward die Geistlichen sammt dem Religionsunterricht ganz und gar aus der Schule hinaus. Doch hiervon ist man zum Theil wieder zurückgekommen. Gegenwärtig liegen die Dinge in Frankreich so, daß das Unterrichtswesen im großen und ganzen durch ein aus dem Jahre 1850 stammendes Gesetz geregelt wird, das also vor kurzem sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hat, und dessen Vater der Comte de Falloux, ein Minister der zweiten Republik, ist. Dieses Gesetz bedeutete eine Rückkehr zur „guten alten“, zur vorrevolutionären Zeit, denn es bestimmte, daß die Geistlichkeit den Vorrang vor den weltlich gebildeten Schullehrern haben und namentlich einen regen und thätigen Antheil an den jährlichen Staatsprüfungen der Zöglinge nehmen solle. Nicht nur an den damals wieder eingeführten „freien“ Schulen — so nennt man hier die von der Oberleitung der „Universität“, das heißt der staatlichen Schulbehörde, unabhängigen, aus Privatmitteln unterhaltenen Elementar- und Mittelschulen — sondern auch an allen öffentlichen, öffentlichen Lehr- und Bildungsanstalten wurden die Geistlichen von neuem die Herren der Situation, da sie bei den Examina den Ausschlag gaben, in Religion und anderen Fächern unterrichteten und die weltlichen Lehrkräfte geradezu beaufsichtigten und controlierten. Vergebens kämpfte dreißig Jahre später Jules Ferry gegen dieses reactionäre Gesetz an, wobei ihn der Abgeordnete Paul Bert, ein Freund Gambettas, und der Director des Unterrichtswesens Buisson lebhaft unterstützten. Von den beiden von Ferry eingebrachten Gesetzentwürfen richtete sich der eine gegen die durch die „Loi Falloux“ hergestellte Zusammensetzung des obersten Unterrichtsrathes: Geistliche sollten dieser Körperschaft fortab nicht mehr angehören. Der zweite Entwurf bestimmte, daß den geistlichen Universitäten und Ecoles libres das Recht, Prüfungen zu veranstalten und Universitätsgrade zu verleihen, entzogen werde, und daß Mitglieder staatlich nicht autorisierter Congregationen fürderhin keinen Unterricht mehr ertheilen sollten, auch nicht an den „freien“ Schulen. Das erste Gesetz brauchte mit sinnlicher Gewalt durch, dem zweiten widersetzte sich im Senat Jules Simon, einer der reactionärsten und bösesten Geister, von denen Frankreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geplagt worden ist. Der leider berühmt gewordene Paragraph 7 dieses Gesetzes, der den Unterricht der Ordensbrüder betraf, mußte fallen gelassen werden, da der damals noch stark monarchistisch-clericale Senat seine Annahme verweigerte. Resultat gieng es anderen gegen die Jesuiten und sonstige widerspenstige Congregationen gerichteten Maßnahmen Ferrys: sie wurden theils lau durchgeführt, theils wirkten sie nur momentan, und längst haben sich jene Orden in Frankreich wieder eingenistet, um nach wie vor an ihren Unterrichtsetablissements zu wirken. Sogar das grundlegende, ebenfalls von Ferry eingebrachte Gesetz betreffend den unentgeltlichen, obligatorischen und religionslosen Unterricht fand im Oberhause Widerspruch, und wiederum war es Jules Simon, der wenigstens den Grundsatz der Religionslosigkeit zu Falle brachte.

In den staatlichen Anstalten wird zwar kein Religionsunterricht mehr ertheilt, aber der Einfluß der geistlichen Lehrer an Privatschulen sind zum allergrößten Theile in der Hand der Geistlichkeit, vor allem der Ordensgeistlichkeit geblieben. So haben die Jesuiten, allein in Paris, zwei große Anstalten errichtet, die „Ecole de la rue de Madrid“ und die während der Dreyfusaffaire vielfach genannte „Ecole de la rue des Postes“. Während letztere eine Cisterzienserpflege ist, beschäftigt sich erstere, die in der Vorstadt Saugirard eine Filiale für die ärmeren Classen hat, mit der Vorbereitung für die Civilcarrieren. Hunderte von Schülern aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten, vornehmlich aber aus den Kreisen des Adels und der höheren Bourgeoisie, frequentieren alljährlich diese Institute und werden dort von früh auf an jene Geistes- und Denkungsart gewohnt, die den Jesuiten charakteristisch ist und ihren Namen sprichwörtlich gemacht hat. Der gesammte Unterricht kennt — ich weiß das von einem ehemaligen Zöglinge der „Ecole de la rue de Madrid“ — einzig und allein auf eine möglichst perfecte Dressur hinaus, wobei sich die Lehrbrüder fast ausschließlich mit dem bestbegabten und fleißigsten Schüler beschäftigen, der obligat aber total verwahrlosungen. Die „Champions“ werden gerne gewissermaßen „überlastet“, sie werden vor allem gedrillt, auf sein eingeübtes Stichwort prompt und mit einer gewissen „Schneid“ zu antworten, auf dass sie am Ende des Schuljahres, bei den Preisvertheilungen die hierzulande, und die Eitelkeit der jungen Leute nur zu stimulierten, eigentlich und als Paradepferde vorgeführt werden können. Tadellos streut man den Eltern und den Schülern Sand in die Augen, verblüfft sie durch Leistungen, die mit Wissen und Können so wenig gemeinsam haben, wie das Stimmen eines Clavieres mit dem wirklichen Musikmachen, und gewinnt auf diese Weise den Ruf, ausgezeichnete Lehrer zu besitzen, der auch tatsächlich in weiten Kreisen der Bevölkerung, vor allem der Ordensgeistlichkeit geblieben. So haben die Jesuiten, allein in Paris, zwei große Anstalten errichtet, die „Ecole de la rue de Madrid“ und die während der Dreyfusaffaire vielfach genannte „Ecole de la rue des Postes“. Während letztere eine Cisterzienserpflege ist, beschäftigt sich erstere, die in der Vorstadt Saugirard eine Filiale für die ärmeren Classen hat, mit der Vorbereitung für die Civilcarrieren. Hunderte von Schülern aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten, vornehmlich aber aus den Kreisen des Adels und der höheren Bourgeoisie, frequentieren alljährlich diese Institute und werden dort von früh auf an jene Geistes- und Denkungsart gewohnt, die den Jesuiten charakteristisch ist und ihren Namen sprichwörtlich gemacht hat. Der gesammte Unterricht kennt — ich weiß das von einem ehemaligen Zöglinge der „Ecole de la rue de Madrid“ — einzig und allein auf eine möglichst perfecte Dressur hinaus, wobei sich die Lehrbrüder fast ausschließlich mit dem bestbegabten und fleißigsten Schüler beschäftigen, der obligat aber total verwahrlosungen. Die „Champions“ werden gerne gewissermaßen „überlastet“, sie werden vor allem gedrillt, auf sein eingeübtes Stichwort prompt und mit einer gewissen „Schneid“ zu antworten, auf dass sie am Ende des Schuljahres, bei den Preisvertheilungen die hierzulande, und die Eitelkeit der jungen Leute nur zu stimulierten, eigentlich und als Paradepferde vorgeführt werden können. Tadellos streut man den Eltern und den Schülern Sand in die Augen, verblüfft sie durch Leistungen, die mit Wissen und Können so wenig gemeinsam haben, wie das Stimmen eines Clavieres mit dem wirklichen Musikmachen, und gewinnt auf diese Weise den Ruf, ausgezeichnete Lehrer zu besitzen, der auch tatsächlich in weiten Kreisen der Bevölkerung, vor allem der Ordensgeistlichkeit geblieben.

weislich abgekartete Fragestellung möglichst verdeckt wird. Dieses Princip der pädagogischen „Züchtung“ ist von den Jesuitenschulen aus mit erstaunlicher Raschheit auch in die staatlichen Etablissements gedrungen, wo es jetzt allgemein angewandt wird. Die frommen Brüder sind aber noch weiter gegangen und haben die Vortheile, die der unentgeltliche Unterricht der Kinder in den Staatsschulen vielen bedürftigen Familien bietet, zum großen Theile auch ihren Kreisen zugänglich gemacht. Sie vergeben nicht nur zahlreiche Freistellen an Unbemittelte, sondern sie reißen sich auch um Schüler, die schon in anderen Instituten, namentlich in den religionslosen Staatsschulen als besonders begabt und strebsam bekannt sind. In aller Stille schmüssen die Jesuitenemissäre nach solchen „Prachtexemplaren“ und „Paradepferden“, und wo sie eins entdecken, sind sie bei den Eltern geschwinde mit allerlei Anerbietungen bei der Hand. Thut es ein Freistelle nicht, weil sie in der staatlichen Schule schon ipso facto vorhanden war, so thun es vielleicht Versprechungen betreffs der ferneren Laufbahn des hoffnungsvollen Sohnes: genügt auch dies nicht, so werden freie Beköstigung, Kleidung und ganze Pension bewilligt, um nur den Uebertritt des Wunderkindes in die Jesuitenanstalt zu erreichen und so das Prestige dieser Anstalt zu heben. Das für die Gewährung so großer Erleichterungen nöthige Geld steht den Ordensbrüdern ja, wie es leichthin gezeigt habe, in unbegrenzter Menge zur Verfügung. Dabei ist noch zu erwähnen, in den Jesuiten- und anderen Ordensschulen eingeführten pädagogischen „Drill“ alles selbstständige Denken, alles eigene Urtheil und selbst die Unabhängigkeit des Charakters unterdrückt werden, versteht sich von selbst; ich überlasse es aber dem Leser, zu unterscheiden, ob die Ordensbrüder damit nur dem zur Unselbständigkeit neigenden, denkfaulen und methodischen Naturell der Franzosen entgegenkommen, oder ob sie im Gegentheil dieses Naturell geschaffen oder doch mitgeschaffen haben: jedenfalls greifen gegenwärtig beide Dinge, Erziehungsweise und Naturanlage, „vortrefflich“ ineinander.

Sehen wir nun zu, wie sich der Einfluß der Ordensgeistlichkeit auf das Unterrichtswesen entwickelt und ständig vermehrt hat. Henry Berenger veröffentlichte Ende 1898 folgende Zahlen:

Im Jahre 1865 zählte man in ganz Frankreich 278 von der Geistlichkeit geleitete Mittelschulen (Colleges, Lycées, Gymnasien) mit zusammen 35.000 Schülern. Im Jahre 1876 waren diese Ziffern schon auf 309, bezw. 46.816 gestiegen. Das Jahr 1884 ergab 368 Schulen mit 51.894 Zöglingen. Im Jahre 1893 war man bei 378 Anstalten und 56.000 Schülern angelangt, und 1897 zählte man ihrer 418 und 62.188. Nichts hat also den Siegeslauf der Congregationen aufgehalten, weder das liberale Kaiserreich, noch der Mac-Mahon'sche „Ordre moral“, noch Ferrys Gesetze, noch Spullers „neuer Geist“, noch auch Melines Liebäugeln mit der Kirche: Verfolgungen wie Concessionen haben immer nur die eine Wirkung gehabt, die Macht der Orden zu erhöhen! Zu einem Menschenalter hat sich ihr Zahl ihrer Schulen um die Hälfte, die der Schüler um fast neunzig Procent vermehrt! In den gleichen Zeitabschnitte fanden dagegen die Zahlen der freien Laienschulen und ihrer Besucher folgendermaßen:

1865 gab es 657 Anstalten mit 42.000 Schülern *)		
1876	„ 494	„ 31.219 „
1884	„ 323	„ 22.600 „
1893	„ 242	„ 14.458 „
1897	„ 229	„ 12.813 „
1898	„ 202	„ 9.725 „

Die „Loi Falloux“ war im Namen der „Freiheit“ gebraut worden: ihre Väter und Verehrdiger, namentlich auch Jules Simon, hatten es für eine Ungerechtigkeit und einer Republik unwürdige Freiheitsbeschränkung erklärt, einer bestimmten Kategorie von Staatsbürgern den Geistlichen das Recht der Unterrichtsertheilung zu rauben. Die Erfolge dieser „Emancipation der Schwarzen“ sieht man: während die freien Anstalten der Ordensbrüder und Schwestern üppig gedeihen, sanken die nicht minder freien weltlichen auf ein Drittel ihres Bestandes herab, und ihre Schülerzahl gieng sogar auf weniger als ein Viertel herunter! Die Staatsschulen endlich stiegen von 1865 bis 1897 von 328 auf 388, ihre Schülerzahl von rund 56.000 auf rund 86.000, eine verschwindend geringe Zunahme, verglichen mit dem das Anwachsen der Congregationsschulen. Ferner den bisher in Rechnung gezogenen clericalen Schulen gibt es aber noch eine große Anzahl kleiner Seminare, die auf den geistlichen Beruf vorbereiten und jetzt rund 23.000 Schüler besitzen. Zieht man diese in Betracht, dann ergibt sich die Thatsache, dass gegenwärtig mehr als die Hälfte des französischen Bürgerthums — das heißt aller der Leute, die Gymnasial- oder Realschulbildung erhalten eine clericale Erziehung genießt, während es im Jahre 1865 kaum ein Viertel, 1884 etwas mehr als ein Drittel waren. Ohne die Seminare stellen sich die Schulbesuche im Jahre 1897 folgendermaßen:

In	Schülern	Proc. Schüler
Paris	1.000	1.000 „
Lyon	1.000	1.000 „
Marseille	1.000	1.000 „

*) Nach Paul Bert, „La France

Bemerkenswert ist, daß, wie man sieht, eine relativ kleinere Schülerzahl auf die geistlichen Anstalten kommt, als auf die Staatsschulen, daß die Lehrer in den ersteren demnach weniger überbürdet sind, als in den letzteren und sich den Zöglingen eingehender widmen, auf ihren Geist besser einwirken können.

Sehr interessant ist es ferner, den weiteren Bildungsgang der Schüler beider Kategorien zu verfolgen und den Procentsatz der aus den clericalen Etablissements hervorgegangenen Zöglinge der großen staatlichen Fachschulen kennen zu lernen. Lassen wir hierbei die „École normale supérieure“ weg, die sich ausschließlich aus Laienvorschulen recrutiert und das höhere staatliche Lehrerpersonal heranbildet, billigerweise aber auch die Seminare, die lediglich für die Laufbahn des Geistlichen vorbereiten, und beschränken wir uns auf die Militärschule von Saint-Cyr, die Polytechnische Schule, aus der Artillerieoffiziere, Militär- und Civilingenieure hervorgehen, die Marineschule (École navale), die École centrale (Vorbereitung für industrielle Berufe) und das Institut agronomique. Die folgende Uebersicht, die ich so gebrängt wie möglich gestalte, liefert ein anschauliches Bild der Entwickelung des clericalen Einflusses auf alle diese Anstalten und mithin auf das französische Land- und See-Officierscorps, auf die staatlichen und privaten Ingenieure, die Landwirte u. s. w. Die betreffenden Verhältnisziffern kann sich jeder leicht selbst ableiten.

Jahre	Polytechnique Laien	Clericale	Cyr. Laien	Clericale	Ecole navale Laien	Clericale	Institut agronomique Laien	Clericale	
1891	212	58	291	159	45	25	218	30	(Hier fehlen die Angaben)
1892	186	64	305	120	45	25	200	52	
1893	190	59	326	152	40	35	209	42	42 38
1894	184	39	428	176	44	31	217	48	63 31
1895	173	59	371	181	43	34	195	51	53 35
1896	166	64	359	169	33	37	184	46	57 17
1897	174	57	365	185	36	30	192	51	57 28

Wenn, wie obige Statistik zeigt, hier und da ein Zurückgehen des Clericalismus in einzelnen Schulen bemerkbar ist, so ist dies doch nur vorübergehend. Wichtiger erscheint, daß die Ordensbrüder ihren Wirkungskreis nach und nach erweitert und auf die verschiedensten Specialgebiete ausgedehnt haben, von denen man nicht recht weiß, was sie eigentlich mit Gottesgelahrtheit und frommer Denkungsart zu thun haben. Namentlich wird die französische Marine mehr und mehr dem clericalen Einflusse unterthan, was ganz besonders charakteristisch ist. In anderen Ländern zeichnen sich die Marineofficiere und -Techniker in der Regel durch eine gewisse Freiheit des Denkens aus, was mit ihrem ganzen Bildungsgange und mit der Thatsache zusammenhängt, daß die Schiffahrt im allgemeinen, das Seekriegswesen im besonderen eine immer wissenschaftlichere Grundlage erhalten. Wer heutzutage sein guter Mathematiker ist, kann seine irgendwie höhere Stellung auf einem Kriegs- oder selbst Handelsschiffe einnehmen, und Mathematik somit verwandte positive Wissenschaften sind die Todfeinde von Glauben und Aberglauben. In den Maße also, wie die an die Aspiranten der Kriegs- und Handelsmarinen gestellten Forderungen in die Höhe gehen, einerseits auf ein vielseitigeres, anderseits auf ein tieferes Wissen abzielen, in dem Maße verliert der religiöse und abergläubische Geist in jenen Kreisen an Boden, und so sehen wir denn, daß die Seeofficiere und Marinetechniker anderen Nationen ihre Kameraden von der Landarmee bei weitem überholt haben und fast durchwegs nicht nur gebildeter, sondern auch aufgeklärter sind. Anders steht es mit den Verhältnisse in Frankreich, wo der Seemann, selbst der Seeofficier, immer noch das abergläubische Wesen par excellence ist, das er in früheren Zeiten überall war, wo man sich mehr auf Gottes Hilfe, als auf Compaß und Sextanten verließ, Freitags nicht auslief und den Göttern opferte, ehe man in See stach. Damals war das ganz natürlich, wenn es nämlich „natürlich“ ist, daß immer die Leute die gläubigsten und abergläubischsten sind, die täglich den rohen und wirklich unberechenbaren Naturgewalten gegenüberstehen und oft schwere Kämpfe mit ihnen auszufechten haben. Jäger, Waldläufer, Seefischer und Seefahrer gehörten ehedem in diese Kategorie, und heute gehören so ziemlich überall noch die Landleute hinein, die weitaus mehr als z. B. die Börsenjobber von dem guten Willen des lieben Gottes abhängen. Seitdem aber unzählige nautische Instrumente erfunden und erprobt, Entdeckungen und Berechnungen hinsichtlich der Meeresströmungen, der atmosphärischen Einflüsse und anderer Naturfactoren gemacht sind, haben die transcendentalen Gewalten viel Credit eingebüßt, und auch der Landmann hat Thors Hammer längst zum alten Eisen geworfen und an seine Stelle den Blitzableiter eingeführt. Nur in Transvaal war es bis zur Ankunft der englischen Truppen streng verboten, gegen die Wolken zu schießen, um so den Regen herbeizulocken, weil Thun Paul das als eine „Versuchung Gottes“ erklärt hatte, und in der französischen Marine verläßt man sich auch heutzutage noch mehr auf den Erzengel Michael, als auf die Boussole und das Schnell-Loth-Verfahren. Man hatte das ja nicht etwa für eine redmerische Uebertreibung oder auch nur für eine metaphorische Ausdrucksweise. Nein, der Admiral de Cuverville, der kürzlich in den Ruhestand getreten ist, aber noch unter dem freimaurerisch-atheistischen Marineminister Lockroy Chef des Admiralstabes war, hat es uns in einer öffentlichen Ansprache selbst verrathen, und weil die Stelle so schön und erbaulich ist, lasse ich sie hier in wortgetreuer Uebersetzung folgen. Vor etwa drei Jahren ließ sich der gottesfürchtige Mann also vernehmen: „Die Dankbarkeit macht es mir zur Pflicht, zu erklären, daß ich die mir von der Republik anvertrauten Geschwader unter die Aegide des ruhmreichen (glorieux) Erzengels gestellt und von ihm einen offenkundigen (manifeste) Schutz erhalten habe. So wurde ich im Jahre 1890 mit sehr schwierigen Unterhandlungen betraut, die ich zu gutem Ende geführt habe, weil ich mich unter den besonderen (spéciale) Schutz Sanct Michaels gestellt hatte, dem ich auch den Erfolg der Mission des Vaters Dorgère in Abomay (Dahomey) beimesse. Dank dem selben Schutze sind ferner die verschiedenartigsten Folgen vermieden worden, die eine partielle Explosion (?) hätte haben können“, wenn — Sanct Michael eben nicht gebollen hätte? Darüber erfahren wir nichts, und Herr de Cuverville ist leider auch immun über die Thatsache, daß der Marineheiligе bei der Explosion der Pulverfabrik von Lagoubran seine Pflicht so nachlässig versah, daß dabei ein paar hundert brave, gottesfürchtige französische Seeleute und Marinehandwerker umß Leben kamen! — Gottesfürchtig und gottesgläubig ist man auch in anderen Land- und Seeheeren, aber man begnügt sich dort doch mit einem mehr allgemeinen göttlichen Schutze und „specialisiert“ den Beistand der himmlischen Kräfte nicht. Nur das französische Heer hat noch immer seine „Specialheiligen“, an denen es mit großer Hingebung hängt. Die Marine hat, wie gesagt, den Erzengel Michael, der Artillerie hilft Sanct Barbara, und zweifelsohne werden auch die Husaren und Chasseurs d'Afrique, die Spahis und Dragoner ihre Privatschutzheiligen haben, nur bin ich leider so unwissend, sie nicht näher zu kennen. — Die Erfolge der clericalen Erziehung sehen wir also, und wenn wir die obigen Ziffern betrachten, können wir uns ein ungefähres Bild von dem Geiste machen, der in einigen Jahren, wenn die jetzigen Jesuitenzöglinge in den Dienst des Staates und der Gesellschaft getreten sein werden, in Frankreich wehen wird. Im wenigstens die öffentlichen Aemter einigermaßen vor der clericalen Contamination zu schützen, hat der Ministerpräsident ein Gesetz vorbereitet, durch das nur solche Leute Zutritt zu Staatsämtern erhalten sollen, die während der drei letzten Jahre ihres Bildungsganges staatliche Laienschulen frequentiert haben. Eine solche Maßnahme wäre aber im günstigsten Falle nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, denn selbst diese Staatsschulen sind, wie wir gesehen, derartig mit Zöglingen der Congregationen durchschwemmt und dem clericalen Geiste unterthan, daß von den drei Jahren nichtreligiöser Erziehung kein großer Erfolg zu erwarten ist.

Die weitere Verclericalisierung wird zudem durch die Familie besorgt, wo der geistliche Einfluß besonders durch die Frauen aufrechterhalten und gestärkt wird. Und da die Congregationen die Märzbereute und die Schulgesetzgebung Ferrys nicht nur ganz gut überstanden haben, sondern aus diesem Kampfe direct siegreich hervorgegangen sind, so darf man sich von den gegenwärtig geplanten Maßregeln nicht allzu viel versprechen.

Paris. Potter.

Die jungczechische Partei im Lichte der Wahlen.

Ohne Uebertreibung und Ueberhebung konnte ich meinen Bericht über das Ergebnis der Wahlen in die Worte zusammenfassen: Meine in der „Zeit“ geschetzte Analyse unserer Parteien ist durch die heutigen Wahlen bis aufs Wort bestätigt worden. Ich wiederhole — es ist das keine Uebertreibung und keine Ueberhebung. Die Jungczechen — das ist in Kürze die politische Bedeutung unserer Entwicklung seit Ende der Achtzigerjahre — haben als linker Flügel der Alttschechen das Erbe dieser ersten großen Partei angetreten; als Stimulus und Negation der Alttschechen hatten die Jungczechen ihre Aufgabe, als selbständige Partei verfallen sie an eben dieser Negation. Die heutigen Wahlen benutzen das Gebäude zur endgiltigen Zertrümmerung.

Man hat in den letzten Tagen den Ausgang der Wahlen auf unserer und der deutschen Seite oft verschieden und bedeutsam ein Zunahme des Nationalismus und Radicalismus constatiert. Diese Gleichstellung beider Parteilager, der czechischen und deutschen, ist ziemlich unacuau, wie überhaupt die Wahlen in die Zeitschrift nach Stichwort Beurtheilung [illegible] Lesern in den [illegible] haben. Die Jungczechen [illegible] Wahlen zu [illegible] [illegible] Seite die Radicalen und die [illegible] [illegible] haben. Es bedeutet [illegible] [illegible] [illegible]

Aeußerlich sind die Jungczechen intact geblieben. Vergleicht man die absolute Zahl der Wähler vom Jahre 1897 mit den heurigen Daten, so wird man keine Abnahme constatieren können; die Schätzung nach den vorliegenden Angaben ergibt eher eine Steigerung um einige Stimmen; aber die Zahl der oppositionellen Stimmen ist heuer bedeutend gestiegen; und da der Wahlkampf hitziger und energischer war als 1897, bedeutet die gleiche Stimmenzahl einen Rückgang. Und wenn man die einzelnen Wahlbezirke im Detail vergleicht und das gegenseitige Verhältnis der wählenden Parteien überblickt, so wird man der Veränderungen gewahr, die in dem Gefüge der jungczechischen Partei vor sich gehen. In der That ist das gegenseitige Verhältnis unserer Parteien ein ganz anderes als der deutschen untereinander, und ganz besonders kommt der Umstand in Betracht, daß die antijungczechischen Parteien alle im Grunde Fleisch vom jungczechischen Fleische, Bein vom jungczechischen Beine sind!

Die Nationalsocialen, um mit diesen zu beginnen, sind nur zum Theile „nationale Arbeiter"; das ist mehr eine Ehrentitulatur, die dem Wesen der Partei nicht völlig entspricht. Freilich lässt sich das Procentverhältnis der Arbeiterschaft unter ihren Anhängern nicht ziffernmäßig feststellen; aber ein großer Theil und gewiß die Leiter der Partei sind vollblutige Jungczechen. Ein Vergleich der neuen Wahlziffern mit denen vom Jahre 1897 ergibt allerdings, daß die Socialdemokraten in der fünften Curie an Wählern eingebüßt haben, daß also eine gewisse Zahl dieser Wähler nationalsocial gewählt hat. In der Städteurie haben die Socialdemokraten an Stimmen gewonnen, die Nationalsocialen giengen fast leer aus, wohl deshalb, weil die Anhänger jungczechisch und radical wählten. Wir haben ganz anderweitige und verlässliche Nachrichten darüber, wie durch jungczechisches Geld der erste Grund zu der neuen Partei gelegt wurde; die jungczechische Parteileitung und besonders die „Národní Listy" wollten gegen die Socialdemokraten doch auch „Arbeiter" und „Volk" haben und darum stiegen die Herren zum „Volk" herab. Es ist für die jungczechische Leitung charakteristisch, dass die „Socialisierung" der Partei mit — Geld begann. Allein die neue Partei brauchte natürlich nicht nur Geld, sondern noch Geld und wiederum Geld, und an dieser goldenen Klippe scheiterte die Freundschaft, die jungczechischen „Arbeiter", respective ihre Anführer mussten sich nolentes volentes von der Partei, wenigstens in Worten, lossagen. Dazu drängten die tschechischen Arbeiter, dazu drängte der Radicalismus und die persönliche Stellung des rührigsten Agitators, des nun zweimal gewählten Redacteurs Klofáč. Programm und Wesen der Partei ist an der Entwickelung dieses Abgeordneten erschöpflich. Seine ersten Sporen verdiente er sich in der studentischen Reformbewegung anfangs der Neunzigerjahre; wenn ich nicht irre, hat Herr Klofáč im Jahre 1891 in Südböhmen für mich agitiert. Er wurde dann Mitglied der sich organisierenden Radicalen, ist also der politische Bruder der Herren Baza und Consorten. Nach der sogenannten Omladinabewegung wurde Herr Klofáč Redacteur der „Národní Listy" und vertrat in ihnen das radicale Element. Die „Zöle"-Affaire, gegen die Professor Kaizl so scharf ins Feld gezogen, war das Werk des eigenen Organs der Partei und speciell des Herrn Klofáč. Herr Klofáč (noch immer Redacteur des Parteiorgans!) wurde nun weiters auch der Begründer der nationalen Arbeiterpartei. Sein persönliches Programm war und ist ein eklektisches maximum conjunctum: nationaler Radicalismus, jungczechischer Panslavismus slawophiler Marke, Antisemitismus, zwillommethodischer Clericalismus und dazu ab und zu Anleihen bei Pastor Naumann und seiner „Hilfe". Abgeordneter Klofáč hat den Hilsner-Proceß weidlich ausgeschrotet, daneben hat er dem altkatholischen Pfarrer Dr. Zeka im Namen des „nationalen Katholicismus" das gläubige Publicum geworben und selbstverständlich hat er in seinen Organen die Volkspartei und die Socialdemokraten auf alle mögliche und unmögliche Weise bekämpft. Das Abgeordneter Klofáč in der Wahl der Mittel nicht wählerisch ist, bewiesen die noch unaufgeklärte „Polizeiaffaire", die seiner Partei den Titel „k. k. Polizeipartei" eingetragen hat.*)

Allerdings muss hervorgehoben werden, dass ein Theil der Nationalsocialen mit der Leitung und dem Programm des Herrn Klofáč nicht zufrieden war und es erfolgte darum kurz vor den Wahlen unter dem Führer Farek eine Secession. Auch ist bekannt, dass viele Zweigvereine der Partei sich gegen die Parteileitung gestellt haben; besonders auch in Mähren, wo starke Gruppen der Nationalsocialen sich gegen das Regime Klofáč ausgesprochen haben. So erklärt sich die uneinheitliche Haltung der Partei bei den Wahlen: die Stimmen wurden für — gegen die Jungczechen, sie wurden auch für die Socialdemokraten, allerdings auch für die Clericalen abgegeben.

*) Vor Veröffentlichung dieser Zeilen wurde mir von einem Parteigenossen der Nationalsocialen eine Broschüre zugesandt, die sich mit der Affaire Klofáč befasst. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich mich mit dieser Affaire nicht befasse.

Diese Uneinheitlichkeit zeigt sich natürlich auch an den gewählten „nationalsocialen" Abgeordneten. Ist Herr Klofáč ein typischer jungczechisch-radicaler Agitator, so ist der Lehrer Černý ein akademisch gebildeter Mann realistisch-fortschrittlicher Richtung, ein fleißiger pädagogischer Fachschriftsteller. Seine Verbindung mit der Fraction Klofáč zeigt den Eklekticismus unserer jüngeren und besonders der „modernen" Richtungen in Literatur und Politik. Es findet offenbar eine Annäherung zwischen der Partei Klofáč und Hajn (radical-fortschrittlich) statt, zu welcher wohl der nichtgewählte Candidat Herr Choc das meiste beigetragen haben dürfte. Vielleicht wird Herr Choc das zweite Mandat des Abgeordneten Klofáč in der Nachwahl erringen — er wäre dann entschieden der politische Leiter der Gruppe. Sein sprichwörtliches und politisches Raffineau zeigt ihn als den einzigen und praktischen politischen Kopf auf dem bunten nationalsocialen Rumpfe.

Von den Radicalfortschrittlern ist heute der Uebergang zu den Radicalen sehr leicht. Die beiden Richtungen haben sich nach dem Omladinaprocess getrennt, aber die weitere Entwickelung hat wiederum eine Annäherung gebracht. Die Radicalfortschrittler, respective ihr Organ („Samostatnost"), hat in der letzten Zeit eine Concentrierung nach rückwärts durchgeführt — zum Nationalismus, Staatsrechtlichen Opportunismus, Antisemitismus und Antisocialismus. Ich habe in den schon berufenen Artikeln über unsere Parteien das Hohle und Ausgedunstete des Radicalismus aufgedeckt — hätte die jungczechische Partei eine halbwegs intelligente und politisch gebildete Führung und hätte dieselbe ein halbwegs politisch denkendes Organ, Herr Baza und tutti quanti hätten nie die falsche Rolle spielen können, die sie gespielt haben. Man kann von Herrn Baza und den meisten seiner Mitagitatoren nur soviel sagen, daß sie in Verwunderung einen durch Arbeit errungenen Carrière sich und das politische Bewusstsein gewonnen haben — die verzichtige Ritualhetze zeigt ihren geistigen und moralischen Fond. Für die jungczechische Parteileitung bleibt es für immer eine Schande, daß sie so einen Pflanz ernst genommen und Herrn Baza die politische Folie abgegeben hat. Nur Kurzsichtigkeit konnte das Geschrei und Gethue der „Radicalni Listy" überhaupt beachten; das Blatt ist nun an seinen 1500 Abonnenten eingegangen, Herr Baza ist nicht gewählt worden — natürlich werden die Jungczechen jetzt diese Radicalen von ihren Rockschößen abstreifen, um einem anderen Baza Platz zu machen. Wäre Herr Baza gewählt worden, so würde das an der Sache gar nichts ändern, sein wahres Wesen wäre dann von der Wählerschaft erst später durchschaut worden: womit übrigens gar nicht gesagt sein soll, Herr Baza hätte nicht ein jungczechischer Abgeordneter sein können — solche Bazas gibt es eben in dieser Partei mehrere, dadurch war ja die Farce Baza überhaupt möglich geworden.

Von Herrn Baza geht es zu dem neugewählten Abgeordneten Herrn Brunar, dem Redacteur des agrarischen Organs „Úhrana Zemědělská" über. Dieser Mann gibt sich von selbst, weil Herr Hrubý politisch ganz gut in der Fraction Baza sein könnte: es ist eben auch die agrarische Bewegung keine reine Standesbewegung. „Wählet nur Bauern!" — aber der erste unter den Gewählten ist ein radicaler Redacteur. Gewiß ist die agrarische Bewegung auch wirthschaftlichen und socialen Standesinteressen entsprungen, aber daneben bilden die Agrier doch noch den linken Flügel des officiellen Jungczechenthums. Dieses hat sich in seinen Anfängen auf die Bauernschaft und den kleinen Mittelstand gestützt — die Agrarier und die Nationalsocialen sind nur die Fortsetzung des ursprünglichen Jungczechenthums, das in der letzten Zeit um den reicheren Mittelstand, das Gros der städtischen jungczechischen Honoratioren und die wohlwollende Geneigtheit der Feudalen bereichert wurde. Es sind eben Jahre verflossen, seit der Abgeordnete Dr. E. Grégr mit dem Bauernphilosophen Herrn Šťastný liberale und radicale Broschüren verfasste — die Broschüren wurden in der Bibliothek, aber Herr Šťastný hat mit seinem Blatte und seinem Anhange die Wege der jetzt gewählten Agrarier gebaut. Dr. E. Grégr hat für die alte Kampfesgenossenschaft wenigstens den Dank geerntet, dass in seinem Bezirke kein agrarischer Candidat aufgestellt wurde. Herr Dr. Grégr spielt im Jungczechenclub ab und zu die radicale Rolle und in dieser Rolle wird er an den Agrariern bei seinen Vorstellungen im Parlamente sehr gute Zuhörer haben, falls dieselben bis dahin nicht im Jungczechenclub unter Dach gebracht werden. Das in nämlich bei aller Freundschaft gar nichts so unmöglich, und im ab ovo ruhe, gibt es auf beiden Seiten keine Vermittler. Die „Aufoffre" und „Verzichter" vor der Wahl werden nach der Wahl nicht nur pardonniert, sondern auch in Ehren unter die „Nation" aufgenommen — unter „Nation" versteht nämlich das Organ der jungczechischen Partei alle diejenigen, die sich ihren politischen Hexenregeln nicht widersetzen lassen.

In Mähren sind die Agrarier formell von der leitenden Partei nicht getrennt, aber die thatsächliche Scheidung vollzieht sich trotzdem, weniger ab politischen Parteiprincipien, Centralismus steht auch in Mähren auf der Seite der Agrarier, im schärfsten Gegensatze und die Stimmung wird die Scheidung der Geister können in den Spalten der „Národní Listy" nicht erbaulichere Dinge nachlesen.

Digitized by Google

Ueber die Clericalen ist nicht viel Neues zu berichten. Sie gewinnen bei uns an Macht, wenngleich sich dieselbe nicht immer direct politisch äußert: die Radicalen, die Nationalsocialen, auch die Agrarier stärken durch den Antisemitismus ihre Reihen. Uebrigens betreiben ihre Geschäfte auch die Jungczechen (Brzyszowský).

In Mähren haben sie einen neuen Sitz im Abgeordnetenhause errungen.

Wir sehen: in den Nationalsocialen, den Agrariern, den Radicalen und Radicalfortschrittlern haben bei den gegenwärtigen Wahlen die Jungczechen gegen sich selbst revoltiert. Dass ein Mann wie Dr. Engel nicht mehr gewählt werden will, ist nur ein weiterer Beleg für die Zerfahrenheit der Partei. Dr. Kramář musste sich in einen ausgesprochen altczechischen Bezirk flüchten, für Dr. Kaizl haben die Deutschen und Juden in Smichow mitgearbeitet, trotzdem das Parteiorgan die Deutschen und Juden arg verhöhnt, gegen den Abgeordneten Sokol haben die Wähler stark demonstriert, wenngleich sie ihn noch gewählt haben u. dgl. — — alles Einzelnheiten, die die jungczechische Partei charakterisieren. Eine Partei ohne Programm, ohne Disciplin, ohne politische Arbeit; eine Partei, die sich auf die Ausübung des Abgeordnetenbureaukratismus beschränkt, eine Partei, deren Organ seine Hauptmission darin sucht, von Zeit zu Zeit einen journalistischen Feldzug gegen die „Verräther der Nation" zu arrangieren, und Verräther ist bei uns jeder, der ehrlich denken und für die weitere Nation ehrlich arbeiten will. So ist es gekommen, dass ein Herr Klofáč zweimal gewählt wird, ganz so wie vor ihm Eim oder Kaizl. Unter diesen Umständen übrigens mit gar nicht geringerem Rechte — wo ein Dr. Herold gewählt wird, ist Herr Klofáč, auch wenn das Geld der Polizeidirection zu Wahlzwecken verwendet wurde, ebenso am Platze. Herr Klofáč meint es mit seinem socialen staatsrechtlichen Programme vorläufig gewiss ehrlich, ehrlicher als die jungczechischen Führer, die ihm dieses Programm Jahre und Jahre vordeclamiert haben. Von den neugewählten Abgeordneten kann man noch nicht sagen, dass er mit der Regierung um ein warmes Plätzchen gefeilscht hat, während er vor den Wählern radicale Phrasen declamierte; das hat aber der Abgeordnete Fort gethan, derselbe Herr Fort, der das Staatsrecht im Handumdrehen zu einem ungeladenen Revolver degradierte, als Herr Baxa vor seinen Wählern noch radicalere Phrasen losließ. Die ganze Programmlosigkeit und der ganze Charaktermangel der Jungczechen zeigt sich an diesen beiden Gegenerscheinungen: Herr Fort ist im Club Radikal, er ist radical vor den Wählern und in seinem Leibjournal; kaum aber ist Herr Baxa noch radicaler, so wird Herr Fort opportun und zahm und — die Wähler? Ja die Wähler! Die sind durch die unaufrichtige und programmlose Politik der leitenden Partei so verwirrt, dass sie Herrn Fort, Herrn Baxa und beiden zugleich oder abwechselnd beistimmen. Das sind die Früchte der systematisch betriebenen Demagogie, die bei den Jungczechen das alte demokratische Programm ersetzt hat. Und diese Demagogie ist anonym und bleibt auf der Schulstufe — die eigentlichen Führer der Partei sind einige Anonyme, die in einigen Organen der Partei ihre journalistisches Unwesen treiben. So verfügt die jungczechische Partei zwar über Abgeordnete, es mangelt ihr aber an Männern und Politikern.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

Ueber das Wesen der wirtschaftlichen Reaction.

Von Prof. Gustav Cohn (Göttingen).

Es wäre der Mühe wert, eine Geschichte der politischen Terminologie unseres Jahrhunderts zu schreiben. Dieselbe hätte Ursprung, Sinn, Wandlung der Begriffe zu untersuchen, mit denen teil dem Zeitalter der Revolution Praxis und Wissenschaft von Staat, Gesellschaft, Volkswirtschaft operieren.

Also kommt der Gebrauch des Wortes „liberal" oder des andern Wortes „conservativ" her; welcher Sinn ist mit ihnen verbunden worden, als man sie zuerst in der modernen politischen Discussion anwendete und welche Aenderungen, Umdeutungen, Abnutzungen sind daran im Laufe der Zeiten, in den Erlebnissen der verschiedenen Staaten und Epochen vorgenommen worden? Was ist nicht alles mit dem Worte „Socialismus" vorgegangen und gar mit dem Begriff des „Katheder-socialismus"!

Das Interesse an einer solchen Aufgabe ist klar. Der Wirrwarr des schwankenden Sprachgebrauches beweist es und die Schwierigkeit, die freie Denumgekraft der einzelnen Schriftsteller und Redner zu zügeln. Unter unseren Augen ist das Wort des „Katheder-socialismus" entstanden; wir kennen seinen Ursprung, seinen Anlass, seinen ursprünglichen Sinn völlig genau. Und dennoch, von der Parteien Hass und Gunst ist das Wort so oft hin- und hergezerrt worden, dass es immer wieder zweifelhaft ist, wer und was darunter verstanden wird. Selbst in den Erörterungen der zunächst beteiligten Männer der Wissenschaft wird von dem einen dies, von dem anderen jene ganz individuelle Deutung hervorgehoben. Einmal soll es das nähere Verhältnis zu dem praktischen Socialismus, ein andermal eine bestimmte Richtung der wissenschaftlichen Methode, ein drittesmal eine ältere Gruppe der Fachgenossen im Gegensatze zu den Jüngeren sein, ein viertes, fünftesmal wer weiß was sonst — inzwischen dient dasselbe Wort für die robusten Zwecke der Tagesstreitgkeiten in Zeitungen und Parlamenten zur Bezeichnung sehr weit auseinanderliegender Begriffe, die doch vielleicht der Wahrheit am nächsten kommen, weil sie dem wirklichen Ursprunge des Wortes sich am meisten nähern, das selber nichts anders als ein Geschöpf der Tagesstreitigkeiten und der Missverständnisse oder des Unverständnisses gewesen ist.

Ueber das Wesen der wirtschaftlichen Reaction sich zu verständigen, wird darum so wünschenswert sein, weil dieser Begriff diejenige Erscheinung bezeichnet, welche in der Volkswirtschaft der Gegenwart, wenigstens der Deutschen und der benachbarten Volkswirtschaften, seit etwa zwanzig Jahren so durchaus im Vordergrunde steht.

Ich habe letzthin, der Anregung eines polemischen Zwischenfalles nachgebend, von einer besonderen Seite hee diesen Gegenstand berührt, indem ich die Frage erörterte, ob es wahr sei — wie von gegnerischer Seite behauptet worden war — dass die „ethische" Richtung der Nationalökonomie die Reaction in der Volkswirtschaft nicht nur als notwendige logische Folgerung ergeben, sondern auch als praktisches Ergebnis in unseren wirtschaftspolitischen Strömungen hervorgerufen hat, ja dass (nach der Ansicht des Gegner) hier nicht nur eine irrthümliche Richtung der Theorie, sondern auch ein schweres praktisches Verschulden derselben an den Abwegen der neuen Wirtschaftspolitik des Deutschen Reiches seit zwanzig Jahren vorgelegen hätte.

Für mich lag das eigentbümliche Interesse an diesem Vorwurf darin, dass ich einerseits ebenso entschieden an den längst geäußerten Ansichten einer „ethischen" Richtung unseres Faches festhalte, wie ich andererseits in der „wirtschaftlichen Reaction" eine zwar leicht zu erklärende, aber um nichts weniger zu bedauernde und zu bekämpfende Richtung unserer Volkswirtschaft sehe.

Von diesem Interesse geleitet, habe ich nachzuweisen versucht, theils an der dazu gehörigen wissenschaftlichen Literatur, theils an der Gesetzgebung der entsprechenden Materien, dass der behauptete nothwendige Zusammenhang nicht besteht, dass zwar die „Ethik" ein unentbehrliches Moment des Wirtschaftslebens und der Wirtschaftspolitik ist, dass aber die wirtschaftliche Reaction mit nichten eine nothwendige Folgerung aus jenem Momente sei. Ich habe gezeigt, dass allerdings die reactionären Maßregeln unserer Gesetzgebung aus dem ethischen Standpunkte abgeleitet werden können, dass dieses aber das gemeinsame Schicksal jeder Ansicht von der Volkswirtschaft ist, welche die Staatshilfe zur Ergänzung der Lücken anruft, die im „freien" Verkehr des Wirtschaftslebens offen bleiben. Ich habe namentlich gezeigt, dass die weitgehenden Anhänger der Staatshilfe auf dem Gebiete der Arbeiterfrage mit ihren eigenen Ueberzeugungen in Widerspruch gerathen, wenn sie Arbeiterschutzmaßregeln der Gesetzgebung als Elemente der fortschreitenden Volkswirtschaft, alle andere Maßregeln des gesetzlichen Schutzes als Elemente der Reaction bezeichnen.

Bei gegenwärtiger Gelegenheit ist nun davon nicht mehr zu reden. Es genügt, dass auf den früheren Aufsatz zurückverwiesen wird.*)

Unerörtert blieb bei jener Gelegenheit der Begriff, der mit dem Worte der wirtschaftlichen Reaction zu verbinden sei. Ich nahm einfach die übliche Bedeutung als gegeben hin, die sich für den Zweck jenes Aufsatzes überdies dadurch empfahl, dass der Begriff, den die in Frage kommenden wissenschaftlichen Gegner mit dem Worte verbanden, derselbe war.

Jene genauere historische Unterscheidung über den Sprachgebrauch unserer politischen und socialpolitischen Terminologie, von der ich oben gesprochen habe, wird vielleicht auch über den Terminus der wirtschaftlichen sammt der politischen Reaction eingehendere Auskunft zu geben fähig sein. Ich fand das Wort in dem „Communistischen Manifest" von Karl Marx und Friedrich Engels. Es heißt hier unter anderem: „Die Mittelstände, der kleine Industrielle, der kleine Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, sie alle bekämpfen die Bourgeoisie, um ihre Existenz als Mittelstande vor dem Untergange zu sichern. Sie sind also nicht revolutionär, sondern conservativ. Noch mehr, sie sind reactionär, sie suchen das Rad der Geschichte zurückzudrehen."

Der Sprachgebrauch, der gegenwärtig sich des Wortes „Reaction" in unserer Volkswirtschaft bedient, hat im wesentlichen den gleichen Sinn wie diese Erklärung des „Communistischen Manifestes". Hemmung des Fortschrittes, Bekämpfung des Rückschrittes.

Indessen ist hiermit das letzte Wort offenbar nicht gesprochen. Denn man müsste erst über das Wesen des „Fortschrittes" einig sein, um sich über das Wesen der Hemmung des Fortschrittes einig werden zu können. Ebenso wichtig, wie in dem Gebiete der Volksanschauungspolitik die Ansichten der verschiedenen Parteien nicht mit einander auch der Männer der Wissenschaft sich vereinigen oder mit

Digitized by Google

darüber, was Fortschritt und was Rückschritt sei, so ist es auch auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik.

Wessen Ziel die unmittelbar zu erreichende „demokratische Republik auf breitester Grundlage" ist, der wird jede Gegenwirkung im Sinne irgend einer Staatsform, die nicht die consequente Durchführung des demokratischen Staatsgedankens ist, als Reaction bezeichnen. Ebenso wird der Anhänger des Communistischen Manifestes oder die in seinem Gefolge entstandenen Parteiprogramme des Socialismus (oder der Socialdemokratie) jede Gestaltung der wirthschaftenden Gesellschaft, welche nicht den Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat und diesen wiederum als Vorstufe des socialistischen Volksstaates zur Richtschnur nimmt, als reactionär bezeichnen.

Anders werden diejenigen Männer denken und reden, welche in der Verfassungspolitik die Staatsform der radicalen Demokratie entweder überhaupt als eine anzustrebende verwerfen, oder doch soweit in die ferne Zukunft vertagen, dass sie für gegenwärtige Erörterungen und Bestrebungen nicht in Betracht kommt; oder welche in der Wirtschaftspolitik, in der Socialpolitik, theils aus einer genaueren Beobachtung der Thatsachen, theils aus einer darauf gestützten verschiedenen Auffassung der socialen Gliederung in den Mittelständen nicht bloß einen rückständigen Rest der Vergangenheit sehen, wie diese Mittelstände denn ein halbes Jahrhundert nach dem Erlass des Communistischen Manifestes, immer noch ein kräftiges Leben bekunden — kräftig vollends in der Production der Landwirtschaft, wo es durchaus zweifelhaft ist, ob nicht die bäuerliche Productionsweise in weiten Gebieten und auf lange Zeit hinaus die stärkere ist, verglichen mit der angeblich allein lebensfähigen Production im großen.

Von der anderen Seite her werden solche Männer, welche ganz am entgegengesetzten Ende der Parteianschauungen dem Radicalismus gegenüberstehen, in der Verfassungspolitik die Vertreter des christlich-germanischen Staates im Geiste von Friedrich Julius Stahl, in der Wirtschaftspolitik die Romantiker des Agrarstaates, der nationalen Autonomie, die als solche Gegner der industriellen Entwickelung und der weltmarktmäßigen Expansion der deutschen Volkswirtschaft sind, sich selber darum nicht als Reactionäre bezeichnen; denn aus den Zielen, die sie verfolgen, ergibt sich für sie die Nothwendigkeit, dasjenige Fortschritt zu nennen, was die anderen als Rückschritt oder Hemmung des Fortschrittes bezeichnen.

Hiernach würde also das Wort der „Reaction" auf alles und nichts mit Recht anzuwenden sein? Zunächst müsste eine solche Folgerung in der That zugestanden werden. Indessen doch nur mit einem wichtigen Vorbehalte. Jeder Sprachgebrauch des öffentlichen Lebens setzt eine gewisse vorwaltende Bedeutung seiner Worte durch. All die Lieblingsausdrücke der heutigen politischen und socialpolitischen Discussionen — Worte, wie Liberalismus, Socialismus, Demokratie, Aristokratie u. s. w. — sind dasjenige sind durch den Gebrauch, so sehr sie schwankend geworden sind in ihren strengeren Beziehungen, es ist doch ein vorwaltender Sinn zuletzt, der mit ihnen immer wieder verbunden wird. Und so geht es auch mit dem Worte „Reaction".

Gerade so wie in den Erörterungen über die Verfassungspolitik mitten durch die Extreme der Stahl'schen Staatsphilosophie und der radicalen Demokratie hindurch sich ein Sprachgebrauch befestigt hat, der mit einer ernstlichen Convierung für die Mehrzahl der Fälle ausreicht, um ein genügsames Einverständnis über die Bedeutung des Wortes „Reaction" möglich zu machen — ebenso geht es thatsächlich mit dem Gebrauch desselben Wortes in der Wirtschaftspolitik. Mit Vorbehalt aller Grenzstreitigkeiten im einzelnen über das was Fortschritt und das Gegentheil sei, ist man im ganzen heutzutage bei uns doch einverstanden über das Wesen der Reaction in der Volkswirtschaft.

Worin besteht denn nach allgemeiner Ueberzeugung der gegenwärtigen Wissenschaft der Fortschritt der Volkswirtschaft? Einmal in der wachsenden Productivität an Gütern und dann in deren angemessener Ausbreitung über die verschiedenen Schichten der Bevölkerung, insbesondere in der Aufhebung immer breiterer Schichten der arbeitenden Classen an den Früchten der gesteigerten Productivität. Die Gegenwirkung gegen eine dieser beiden fortschreitenden Bewegungen oder gegen beide zugleich dürfen wir als wirthschaftliche Reaction bezeichnen.

Es kommt hierbei auch nicht viel darauf an, wie die verschiedenen Vertreter unserer Wissenschaft diese unbestrittenen Maßstäbe auf die einzelnen Zeiten der wirtschaftlichen Entwickelung anwenden. Das Entscheidende sind gar nicht die Lehrmeinungen. Es sind typische, praktische Vorgänge in unserer Volkswirtschaft, welche die Reaction hervorrufen und die verbindende Reaction mit neuer Nahrung versehen.

Hier ist nämlich niemand in [illegible] der, den Fortschritt der Productivität oder die Aufgabe [illegible] Ausbreitung über die Gesellschaft zu bekämpfen. Aber [illegible] [illegible] [illegible]

Eingriffen durch zwei Momente provociert worden, erstens durch die Aniisepsis, welche diese Eingriffe relativ gefahrlos gestaltete, und zweitens durch den Aufschwung der experimentellen Medicin, welche eine Menge Probleme aufwarf, die sich nur am Menschen selbst lösen ließen. Dabei hat sich nun die in mancher Beziehung bedenkliche Thatsache ergeben, daß einer Reihe von Aerzten, und gerade wissenschaftlich hochstehenden, die Schätzung für das Selbstbestimmungsrecht der Menschen, und zwar ihnen anvertrauter Kranker, abhanden gekommen war. Es ist selbstverständlich, daß derartige Eingriffe, wenn sie ohne die speielle, unter Darlegung des Sachverhaltes erfolgte Einwilligung der betreffenden Personen stattfinden, durchaus unzulänglich sind und einem Missbrauch der Amtsgewalt gleichzuziehen wären. Doch soll über diesen Punkt hier nicht weiter gesprochen werden, da er gelegentlich bestimmter Vorfälle schon von anderer Seite in der „Zeit“*) erörtert worden ist.

Der Arzt hat aber nicht nur ein Recht, er hat unter Umständen die Pflicht zu körperlichen Eingriffen, und daß dann der unter dem Drucke dieser Pflicht ausgeführte Eingriff im Falle des unglücklichen Ausganges nicht allein für den Kranken, sondern auch für den Arzt verhängnisvoll werden kann, das hat eine Gerichtsverhandlung der letzten Tage wieder einmal gezeigt. Es handelte sich um eine Operation, die wegen einer Blutung ausgeführt war, und es muß betont werden, daß ein Arzt, der bei einem intensiv blutenden Kranken nicht alle zur Blutstillung dienlichen Maßnahmen, auch solche operativer Art, durchführt, sich nach den allgemein geltenden Grundsätzen einer strafbaren Unterlassung schuldig macht, sowie der Arzt, der bei einer Brucheinklemmung den Bruchschnitt, bei einem Erstickenden die Tracheotomie unterläßt. In dem hier angedeuteten Falle hatte der zur Blutstillung unternommene Eingriff eine Verletzung zur Folge gehabt, diese Verletzung aber wieder Complicationen, welche nach dem Gutachten aller Befragten medicinischer Instanzen insofge eines nicht kunstgerecht angelegten Verbandes eintraten und zum Tode der Patientin führten. Und nun hatte ein Facultätsgutachten die verhängnisvolle Unterlassung beim Verbande als „entschuldbar“ bezeichnet, während der Staatsanwalt der Facultät das Recht, eine derartige Qualification zu geben, bestritt und damit thatsächlich einen „Erfolg“ des bloß heißt die Verurtheilung des Arztes, erzielte. Daß in dem vom Staatsanwalt bei dieser Angelegenheit angeschlagene Ton den Widerspruch der medicinischen Facultät provocieren muß, und daß in dem hier vorliegenden Fall die große Mehrzahl aller Aerzte auch sachlich den Standpunkt der Facultät theilen wird, ist klar. Trafen doch hier so viele unerwartete und auch für den Arzt erschreckende Momente zusammen, daß man wohl gewöhigt ist, anzuerkennen, daß unter solchen Umständen das normale Denken und zweckmäßige Handeln für einige Augenblicke, aber verhängnisvolle Augenblicke, ausgeschlossen sein kann.

Weit bedeutungsvoller als ein solcher vereinzelter Fall erscheint uns aber die Thatsache, daß der Staat von jedem Arzte im Falle der Noth die Vornahme gewisser operativer Eingriffe unbedingt verlangt, ohne dafür Sorge zu tragen, daß der Mediciner die Ausführung dieser Eingriffe auch wirklich erlernt. Schon oft wurde erwähnt, daß die praktische Ausbildung der Aerzte viel zu wünschen übrig läßt, und es muß einmal betont werden, daß von den jungen Männern, die am Tage ihrer Promotion den Eid der ärztlichen Pflicht schwören, nur sehr wenige in der Lage wären, diese Pflicht voll zu erfüllen. Gerade an den größten Facultäten werden jährlich zahlreiche Medicinier Aerzte, ohne jemals einen Abscess eröffnet, einen Zahn gezogen, eine Wunde genäht zu haben. Dies weiß der Staat, denn nur durch die von ihm getroffenen Einrichtungen ist dieser sonderbare Zustand möglich, und doch überannimmt er solchen, insofge des Mangels einer obligaten Spitalsdienstzeit — die wohl nur wenige Jahre nach recht knapp bemessen wäre — fast nur theoretisch ausgebildeten Aerzten nicht nur Gesundheit und Leben seiner Bürger, sondern er straft sogar den Arzt, der in Erkennnis seiner praktischen Unzulänglichkeit einen Eingriff unterläßt, der im Falle der Noth angezeigt wäre. Ist es da nicht menschlich begreiflich, daß der Arzt in einem derartigen Falle die Operation, die er niemals unter Anleitung oder Assistenz eines Erfahrenen auszuführen Gelegenheit hatte, versucht? Die Rettung wird ihr ja gelingen, und wenn sie misslingt, so ist der Arzt den Behörden gegenüber noch immer besser daran, als wenn er nichts zu thun versucht hätte.

Ein Verschulden, ein Fehler des Arztes ist ja im Falle des Mißlingens einer Operation auch nicht immer vorhanden und nicht nachweisbar. Vor allem aber sicht der Arzt bei der Vornahme derartig dringlich gebotener Lebensrettender Operationen unter dem unmöglichen Zwang der Oblette, welche die Unterlassung der Operation stellen. Bei der Reform der medicinischen Studien- und Prüfungseinrichtung hat der Staat von der Forderung eines obligaten Dienstjahres in einem Krankenhause abgesehen, weil er den Medicinern nicht zumuthen konnte, die Studienzeit um ein weiteres Jahr zu verlängern und das Studium dadurch zu vertheuern. Wohl aber muthet es der Staat seinen Bürgern zu, sich Aerzten anzuvertrauen, die, praktisch ungebildet, mit den weitgehenden Befugnissen ausgestattet werden. Hier könnte nun Wandel geschaffen werden, wenn die Erlaubnis zum Praktizieren von der Absolvierung einer spitalsärztlichen Dienstzeit nach Ablegung aller Prüfungen abhängig gemacht würde. Um zur Advocatur zugelassen zu werden, ist eine siebenjährige praktische Dienstzeit nach Absolvierung der juridischen Studien vorgeschrieben; dem absolvierten Mediciner, der auch nach der neuen Rigorosenordnung in der Regel praktisch nicht unerfahren sein wird, steht das Recht auf Praxis sofort frei! Vielleicht findet unser neues Parlament doch auch Zeit, sich dieses, für das Allgemeinwohl nicht gleichgiltigen Fragen zuzuwenden. Von dem Grundsatz wird man aber wohl ausgehen müssen, daß die Studienzeit der Medeiner entsprechend der Zunahme des Arbeitsstoffes und der Höhe der Verantwortung verlängert werden muß. Gegenwärtig ist es nur der freie Wille, der viele junge Aerzte zum Zwecke ihrer weiteren Ausbildung im Spital Dienste zu thun veranlaßt. Dr. Gelsus.

*) Siehe Der Verfasser des Artikels ... die Einrichtung von derartigen Prüf. Kliniken ...

Paul Hervieu.

Der jüngste Akademiker.

Im Frühlinge des Jahres 1899 starb Eduard Pailleron, der Verfasser der „Welt, in der man sich langweilt“, nachdem er schon lange zu den Todten gehört hatte. Erst sein Ende und der Streit, der um den erledigten Sessel in der Akademie entbrannte, machten wieder von ihm reden. Einige gutmüthig-ironische Nekrologe wurden ihm gespendet. Der glückliche Pailleron war sehr unglücklich gewesen. Das durfte man ihm erst nach seinem Tode sagen, denn er war sehr beliebt und hatte viele aufrichtige Freunde. Der Sprößling einer angesehenen Pariser Familie, hübsch, elegant, reich, war er schon früh mit einigen dramatischen Kleinigkeiten hervorgetreten, die nicht ganz selbständig waren, die aber doch zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er gehörte zu den Menschen, denen niemand Schwierigkeiten machen will, denen man von vornherein einen großen literarischen Credit gibt. Ein einzigesmal mit seinem bekanntesten Werke hat er diese Erwartungen erfüllt, er errang einen der unbestrittensten, breitesten Bühnenerfolge der letzten Jahrzehnte. Dann gieng es bergab; er versuchte fortwährend, sich selbst wieder gleichzukommen, und da ihm kein gewichtigeres Werk mehr gelang, so endete er, wie er angefangen hatte, mit einigen hübschen Kleinigkeiten, die das Theâtre Francais als gefällige Lückenbüßer in sein Repertoire zuweilen einschiebt. Seine persönliche Stellung blieb unangetastet. Man sah jetzt gut bei diesen gesellschaftsfähigen Literaten, wie man ihn mit ironischer Hochachtung nannte, und wer in die Akademie aufgenommen sein wollte, mußte, der Legende nach, bei ihm dineiert haben, der, ohne sich auszuzeichnen, immer noch Auszeichnungen zu verleihen imstande war.

Zu Pailleron's Nachfolger wurde Paul Hervieu gewählt. Dieser hatte ihn mit dem feierlichen discours de reception öffentlich und definitiv zu begraben, und da er so ehrlich sein wollte, wie man es bei solchen Gelegenheiten nicht sein darf, wagte er es, durch einen lehrreichen Vergleich zwischen seiner und des Vorgängers Laufbahn zu zeigen, wie man es zu machen hat, und wie man es nicht zu machen hat. Auch Hervieu stammt aus einer reichen, angesehenen Pariser Familie, er war früher Diplomat und hat den Staatsdienst aufgegeben, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er ist der anglisierte Franzose, ein Typus, den schon Balzac in einem seiner Romane vorausgesehen hat. Dieser unvermeidliche Fall der französischen Schriftsteller brachte auch für Frankreich die Aufgabe der Conversation, nach englischem Muster, in ihren schwarzen Frack wie in einen Sarg eingeschlossen, auf dem jetzt allerdings eine Gardenia blüht. Zu diesen Correcten, die nur als hommes du monde gelten wollen, die es verweiden, durch irgend etwas, sei es durch eine besondere Phrasengenauie aufzufallen, gehört Paul Hervieu. So hat ihn auch Henry de Reanier, der ausgezeichnete Kritiker, vor einigen Jahren geschildert; Briefe glauben ihn zu kennen, weil sie ihn in Gesellschaft getroffen haben. Die Gelegenheit dazu schlt auch; denn Paul Hervieu ist sehr „gesellig“, aber er theilt sich nicht mit. Man durchdringt ihn nicht. Er ist ein Mann von correcter, reservierter Erscheinung und von undurchsichtiger, discreter Schlichkeit. Sein Herz schweigt selbst, spricht er nur gelegentlich, immer kein und ironisch, immer in der Absicht, zu verletzen. Er ist beredsam und trägt doch nicht viel Reize, popular zu sein. Ohne zu denen zu gehören, die man liest, ohne von ihnen zu sprechen, wird er nie in denen gehören, von denen man spricht, ohne sie zu lesen. Sein Schriftstellerstil irgend eines Genres und ganz gewiss kein Romanstil, variiert, je nach der Wahl seiner Stoffe.

Da war neulich was Merkwürdiges ... [illegible] ... [illegible] ... [illegible]

auch berechtigt, uns mit dieser einfachen Feststellung zu begnügen. Denn wenn wir es namentlich in den letzten Jahrzehnten oft erlebt haben, daß offenbar starke, fastige Talente so schnell herunterkommen, daß wir jede neue Schöpfung mehr mit Angst um sie, als mit Hoffnung erwarten, so haben wir wohl fast noch nie beobachtet, daß jemand in langsamer Arbeit seine literarische Persönlichkeit ausbildet, nachdem er fast untrügliche Zeichen der Talentlosigkeit von sich gegeben hat. Daß einer sich durchschreibt, wie der alte Fontane, daß dieser mit zunehmendem Alter immer reifer und reicher wurde, bildet bei uns eine ganz einzige Ausnahme, die wir vielleicht in letzter Linie durch seine französische Abstammung begründen müssen. — Paul Hervieu hat sich sein Talent erworben, mit kleinen Schritten vorwärts gethan, ist er allmählich zu einer selbständigen literarischen Persönlichkeit geworden. Man sieht aus seinem Werke genau, wie er geeignete Stoffe, wie er einen eigenen Stil sucht, und wie er schließlich beides findet. Ohne Temperament, ohne Naivetät, ohne alle interessante Jugendlichkeit, hat er es verstanden, gerade seiner Temperamentlosigkeit, seiner Intelligenz, seiner ruhigen, weltmännischen Correctheit eine literarische Prägung zu geben. Und das ist eine höchst respectable Leistung. Er wird nie, wie Pailleron, eine Position stürmen, die er nachher nicht zu halten vermag, er wird nie entdecken, weit er nie überrascht hat. Sein Aufstehen ist in der Schätzung der Kenner, der Reifen sollen begründet, die ihr stete Arbeit eines ungemein geschickten Mannes zu würdigen wissen, eines Mannes, der vielleicht nicht als Talent geboren war, der aber die Geduld hatte, es zu werden.

Seine Anfänge sind mehr als unscheinbar. Mit seinem Erstlingswerke „Diogène le Chien“ lehnt er sich an die Satire des 18. Jahrhunderts, in der „Petite Parisienne“, einer Reihe von Essais, und in den beiden Skizzen „Deux Plaisanteries“ züchtigt er die Dummheit nach Flaubert, wobei er in den Nachspielen und Schauergeschichten „Les Yeux morts et les Yeux bleus“ Einflüsse von Maupassant und Barbey d'Aurévilly unverkennbar sind. Im „L'Inconnu“ hat er das Leben eines Wahnsinnigen mit qualendee Genauigkeit beschrieben. Einige phantastische Bilder erinnern an Edgar Allan Poe, einige Züge experimentierender Beobachtung an Stendhal, mit dem ihn überhaupt eine gewisse Geistesverwandtschaft verbindet. Alle diese Essais, Skizzen, Novellen, Romane sind heute trockene Studienblätter ohne Farben, ohne Leben, ohne Ueppigkeit der Erfindung.

Man sagt, daß Hervieu den Sueton liebt, daß er seinen Lakonismus bewundert, dem auch das Unerwartete, Ungeheure keine Erregung abringt. Wenn er Geschichten von Wahnsinnigen schreibt, die in blutigen Katastrophen endigen, so merkt man wohl, daß er selbst sich nie mit Geisenstern herumgeschlagen hat, daß er nur als Anfänger einen ungewöhnlichen Stoff sucht. Wenn er anderseits die Dummheit und Banalität der Bourgeoisie, die Eitelkeit und Cornphantheit der Aristokratie anklagt, so geschieht das mit außerordentlichem Scharfsinn, er compromittiert seine Mitmenschen durch die Bloßlegung ihrer parties honteuses, aber es fehlt ihm die gute Laune, die Bonhommie der Erkenntlichkeit, die and) scharfe Satiriker für ihre Opfer zu haben pflegen. Und ihm fehlt die Verbindlichkeit gegen den Leser. Er scheint zu stolz, um ihm gefallen zu wollen, er macht seine zahlreichen bedhaften Bemerkungen mehr für sich als für ihn. Auf zwei Dinge, die mondäne Schriftsteller, wie Bourget, Prévost beionders pflegen, hat er in seiner Reservertheit vollständig verzichtet, auf die offene Plaidoierie und die geheime Sentimentalität. Und er vermeidet ihre Art der Eleganz.

Paul Hervieu ist kein Snob, er theilt durchaus nicht die geheime Bewunderung für die vornehme Welt, wahrscheinlich, weil er ihr Pair ist, und weil ihre Formen ihm selbstverständlich sind. Ja, er versucht nicht einmal, seine Menschen sympathisch zu machen, für sie Interesse oder Mitleid zu erwecken, er experimentiert mit ihnen, ruhig, thaut zuiehend wie ein Chemiker mit irgend einem todten Stoff. Er borgt ihnen auch nicht von seinem Geiste, wie es Donnay oder Lavedan thun, bei denen selbst die Dummköpfe witzig sind. Kurz er behandelt seine eigenen Figuren sehr kalt, ohne väterliche Liebe, wie er auch zu dem Leser kein freundliches Verhältnis sucht. Diese correcte Kunst könnte man mit der Marke „Extra dry“ bezeichnen. Durchgängig ist an ihr das Bestreben, eine originelle, noch nicht ausgetretene Form zu entwickeln, ohne weit es dem intelligenten Autor an schöpferischer Originalität fehlt. So sucht er in „L'Armature“, einem Roman, der die Wirkung des Geldes schildert, der hergebrachten Art der breit fließenden Erzählung zu entgehen, indem er sie in neun Bilder eintheilt, die fast ein Buch bestehen können. Jedes Bild ist ein kleiner Roman, ein Tag aus dem Leben einer seiner Figuren, durch die vom Golde geschaffenen Beziehungen zusammenhängend, so daß diese Personen sich sehr glücklich um einen Mittelpunkt gruppieren. Hier ist ein Stil schon sicherer, seine Darstellung farbiger, weniger nach außen gestellt, wärmer. So ist die Figur eines Juden, die uns beim Gelbgießer vorzieht, weit sie den Leben einer Person nachzeichnet, kann, durchaus nicht ohne [illegible] Schärfe. Was der Autor geht weiter, er [illegible] [illegible] [illegible] die uns fast [illegible] [illegible]

Werke „Peints par eux-mêmes“ gelang es ihm wieder, die übliche Art breiter Sittenschilderung durch eine ungemein geschickte Anwendung des Briefromans zu ersetzen. Auf einem aristokratischen Schlosse ist eine sehr gemischte, sehr ungleichartige Gesellschaft versammelt, die durch äußerlich durch die Anerkennung derselben Conventionen zu einer gewissen Gleichheit uniformiert ist. Je mehr diese Leute im Gehirnen gegen die öffentlich vertretenen Principien sündigen, umsomehr sind sie bestrebt, die Macht der Vorurtheile aufrecht zu erhalten. Jeden der Briefschreiber lernen wir von seiner officiellen und von seiner geheimen menschlichen Seite kennen, nicht daß Hervieu dem einzelnen in naturalistischer Art seine besondere Sprache gibt, aber doch so, daß sich innerhalb dieses ruhigen, sehr gefeilten Stiles die individuellen Unterschiede in sehr feinen Schattierungen abheben. In diesen Briefen steckt etwas von der hellen psychologischen Kunst, von der satten Weltentnindis des 18. Jahrhunderts. Und aus diesen Frivolitäten, aus diesen Schwächen und Niedrigkeiten, die sich gegenseitig aufzuspehen scheinen, ersteht die Tragödie der Madame de Trémoeur, scharf stizziert, mit epigrammatischer Wucht. Sie besonders hat einen Zug des 18. Jahrhunderts, der einem Abbé Prévost nicht fremd sein dürfte, den aber die elegante Sentimentalität eines Bourget sicher vermieden hätte. Der Gelebte dieser Dame erschießt sich, nicht wegen seiner unglücklichen Leidenschaft, deren compromittierende Folgen glücklich beseitigt sind, sondern weil er sich ruiniert und falsch gespielt hat. Das vollzieht sich in den vorgeschriebenen Formen, die auch die beiden immer respectiert haben. „Ja, wir haben uns ohne Vorurtheil geliebt, ohne Gewissensbisse, mit einer wilden Leidenschaft für einander. Allein wir haben uns immer zu dem Gedanken verstanden, daß die Conventionen der Gesellschaft uns in ihren Schranken hielten. Diesen Abend trifft es mich, daran zu sterben, in diesem Rätig, den leisten großen Blick zu thun, den ich thue. Und du sollst meinem Beispiele folgen, ohne etwas zu versuchen, ohne etwas zu sagen, ohne nur zu verstehen zu scheinen, wie eine Löwin.“ Die geistvolle Sittenschilderung brachte Hervieu einen großen Erfolg, wohl weil er hier mondäner, eleganter auftrat, weil er sich weicher, mitfühlender, mittheilsamer zeigte. Sehr bezeichnend für ihn war das nächste Buch, das er nicht schrieb. Einmal in Mode gekommen, hätte er den Erfolg mit einer Art „Nouvelles Lettres de Femmes“ auswüzen können, was er verschmähte. In gedultiger, langsamer Arbeit hatte er seinen Stil ausgebildet, er hatte seiner Zuneigung eine literarische Physiognomie gegeben und er galt als Talent. Sofort wandte er sich anderen Aufgaben zu.

Das Drama lockte ihn, und er gewann diese widerspenstigste aller Kunstformen mit wenigen Schlägen, in viel kürzerer Zeit als er um den Roman gedient hatte. Als Vertreter der Comedie nouvelle ist er in die Akademie gewählt worden, allerdings ist an dieser Gattung längst nichts neues mehr, oder wie ein Kritiker gesagt hat: „la comédie nouvelle est la comédie“. Die Bewegung des Theaters lief hat in Frankreich seine bestimmten Spuren hinterlassen, der Naturalismus hat das Leben der Bühne kaum berührt. Gerade in den letzten Jahren hat eine Art nationalistischer Reaction gegen die Einwirkungen des literarischen Kosmopolitismus stattgefunden. Man beginnt zur Tradition zurückzukehren, und es hat sich, wie es in diesem conservativen Lande nach jeder Revolution geschah, im Grunde nichs viel verändert. Der Naturalismus wollte den so engen Rahmen der Bühne erweitern, wollte auch die Provinz, die Landschaften mit ihren primitiveren Menschen, mit ihren Bauern, Handwerkern, Kleinbürgern in den Kreis der Betrachtung ziehen. Auch diese Tendenz hat sich verloren. Die französische Literatur ist in den Salons geboren, und besonders das Drama beherrscht in Wirklichkeit nur den Salon. Wir hatten die Entwickelung eines conversierenden Lustspiels in Deutschland für unmöglich, weil es bei uns nur zerstreute Milieus aber keine sogenannte „Welt“ gibt. Diese vielgepriesene Pariser „monde“ ist aber auch zum großen Theile eine literarische Fiction, eine conventionelle Vorstellung, die das Theater geschaffen hat, und die bereits durch ihr eigenes Gesicht fortexistiert. Es ist eine bequeme, ungemein ingeniöse, von der Tradition reich ausgestattete Erfindung, durch die man Elemente zusammenbringt, die eben nur auf den Brettern zusammenkommen. Wer in Paris einige Theatercampagnen verfolgt, der hat zum Schluß den Eindruck einer unsäglichen Monotonie. Es sind immer dieselben Zwecke, dieselben Figuren, dieselben Situationen innerhalb der engen Grenzen des Salons. Nur so bewunderungswürdiger, mit welcher Raffinesse die bekannten Motive immer wieder variiert werden, welcher Talent, welcher Erfindung man dazu nötig hat, um sie immer wieder neu erdichten zu lassen. Sie sagen alle dasselbe, aber jeder sagt es anders, er muß eben seine persönliche finden. Auch Hervieu hat diese Note gefunden und er hat sich sogleich nach der radikalen Seite orientiert. Er beginnt weder die satirische Bewegung eines Lavedan, noch die spindelnde Blague eines Donnay, noch die bedeutende Menschlichkeit eines Porto-Riche, Lavedan, Schwärmerei, Behandlung, er ist der Maun, der [illegible] [illegible] [illegible]

phantasielos, unplastisch, mager, man hat es théâtre-squelette genannt, aber es interessiert immerhin als eine planvolle Construction, als eine energische, logische Operation, die allerdings mehr mit Begriffen als mit Menschen rechnet. So führt ihn seine Natur auf das Thesenstück.

Sein erstes Drama „Les Paroles restent" ist ein noch ziemlich mißlungener, im ganzen wenig sympathischer Versuch, die verhängnisvolle Macht des Klatsches und der Verleumdung durch ein Beispiel zu illustrieren. Von trügerischen Anzeichen getäuscht, hat ein junger Marquis über ein Mädchen Verleumdungen ausgestreut, wie das jeder einmal thut. Er überzeugt sich von seinem Irrthum und verliebt sich in die Dame, der er nun zwei Geständnisse, das seiner Infamie und das seiner Leidenschaft zu machen hat. Die Folge ist ein Duell, bei dem der Marquis schwer verwundet wird. Um die Dame, die ihn natürlich auch liebt, zu rehabilitieren, will er mit ihr auf dem Sterbebette die Ehe in extremis schließen. Thatsächlich aber steht er vor der Heilung. Sie werden beide glücklich sein. Aber „die Worte bleiben". Die Verleumdung fällt noch einmal, und der fast Genesene stirbt an der Erregung. Hervieu ist hier recht banal geworden, weil er der Banalität entgehen wollte. Dumas Fils hätte die These: „Les Paroles restent" heißen lassen, aber in dem Einzelfall, wie in „Denise" würde er die beiden Liebenden begnadigt haben. Hervieu, um consequent zu sein bis zu zum letzten, hat eine ungeheuerliche, höchst unwahrscheinliche Maschinerie verbraucht. Um den Dumas zu meiden, ist er auf den Scribe gekommen.

Aber schon in seinem zweiten Drama „Les Tenailles" hat er seine Note gefunden. Dieses geschickt construierte, klar durchdachte, energisch fortschreitende Stück hat ihn mit vollem Rechte auf einen Ehrenplatz unter den jüngsten Dramatikern gestellt. Jacques Fergan will sich von ihrem Manne, einem kalten Egoisten, scheiden lassen, weil sie ihn haßt und weil sie einen Jugendfreund — vorläufig noch in Züchten — liebt. Aber der Mann gibt sie nicht frei, weil er nach dem Code über ihre Person, über ihre Freiheit, über ihr Vermögen verfügt. Die Verzweifelte wirft sich dem Geliebten in die Arme. Nach zehn Jahren erfährt der Mann, daß sein Sohn nicht von ihm, sondern von dem inzwischen verstorbenen Jugendfreunde ist. Nun will er sich scheiden lassen, aber jetzt hält ihn die Frau. Kein Vortheil, den die legitime Geburt gewährt, soll ihrem Kinde vorenthalten bleiben. So bleiben beide durch die „Tenailles", durch die Klammern des Gesetzes, zusammengeschmiedet. Man sieht, daß hier nicht die Leidenschaften entscheiden, sondern die Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches. In Wahrheit kämpfen nicht Menschen auf der Scene, sondern Paragraphen. Und diese lassen sich berechnen, während das Unberechenbare, das Unvorhergesehene aus diesem Calcül ausgeschaltet ist. Das Stück gleicht einem Kartenspiel, bei dem erst der Mann, dann die Frau die Trümpfe in der Hand hat und das mit Remis endet. Die Karten sind aber nicht gemischt, weil der Autor sie absichtsvoll vertheilt hatte. Es bleibt das intellectuelle Vergnügen an einer ebenso scharfsinnig gestellten wie gelösten Preisaufgabe.

In seinem letzten Werke: „La Loi de l'Homme" zeigt sich Hervieu noch einmal als Advocat der Frau. Auch hier handelt es sich wieder um die Scheidung, und der Kampf schließt mit einem Vergleich, bei dem die Frau wie immer benachtheiligt ist. Auch diese Personen haben wenig eigenes Leben. Man entsinnt sich des Themas, der Prämissen und Conclusionen, aber die Figuren verblassen in der Erinnerung. Wir stellen mit Bedauern fest, daß es im Gesetzbuch ungerechte Bestimmungen gibt, aber wir bedauern ihre Opfer nicht, weil wir sie nicht recht kennen lernen. Sie interessieren uns menschlich ungefähr so viel, wie die „X" und „Y", von denen das oberste Gericht in seinen verschiedenen Erkenntnissen spricht. Man hat die kalte Kühe Hervieu's, die Impersonalität für den letzten Ausdruck literarischen Correctheit, abweisender Reserviertheit halten wollen. Thatsächlich handelt es sich um die Grenzen seines Naturells, dem eben die Lebensfarbe, die gestaltende Phantasie, die Zeugungskraft fehlt. Und das eben ist das Interessante an seiner Erscheinung. Trotz diesen Mängeln ist er jemand geworden. Ein scharfer Verstand, ein geschmackvoll wählender Kenner, ein Selbstverzicher, der sich stets vor neue Aufgaben stellt, der er die Technik mehrerer Gattungen bemeistert und sich einen persönlichen Stil geschaffen. Dazu gehörten die Voraussetzungen eines alten, hochentwickelten literarischen Lebens. Eine solche Erscheinung ist eben nur in Frankreich möglich und wird auch nur in Frankreich geschätzt, weil dort noch das Handwerk als der goldene Boden jeder Kunst gelobt wird.

Berlin. Arthur Eloesser.

Wiener Ausstellungen.

Collectivausstellungen sind eine gesahrliche Sache. Sie reizen oft Reputationen — so wie im Leben der genannten Bekanntschaft sich mancher als gewohnlicher Spießer entpuppt, der bei weitem den Eindruck des Adeles machte, welch Etwas er ist es vergangen. Er hätte besser gethan, wäre er den Wienern der gleiche Unbekannte geblieben. Die Ausstellung des Oesterreichischen Museums zeigt, daß alle Versuche, seine geschichtliche Stellung zu fixieren, vergebliche Liebesmühe waren und daß er eigentlich nur in eine Rubrik gehört — in die ehrsame Spezies der Stilschmäcker.

Stefan Bildnis entlehnt den irischen Commentator seiner Kunst. Wasserblaue Augen blicken uns an, deren verschwommener träumerischer Blick der eines Idealisten zu sein sucht. Künstlich verwirrt ist das Haar, sehr pittoresk der Henri-quatre. Aus braunsammtener Joppe lugt wie zufällig ein seidenes Taschentuch, rothgelb gestreift, hervor. War es Bodbeit, daß der große George Frederick Watts ihn so malte? Wollte er andeuten, daß Crane zu den Künstlern seines Landes sich ähnlich verhält wie die Photographen, die den Künstlerrock tragen, nachdem er in Künstlerkreisen außer Mode kam?

Irgendwelche dahinbrechende Bedeutung hat Crane nie gehabt. Er ist ein Popularisirer fremder Ideen, machte, was die Großen gesagt hatten, durch weiche Retouchen der Menge mundgerecht. Als er auftrat, hatten Ruskin, Hunt und Rossetti Gährung in das englische Schaffen gebracht. Sie kämpften gegen verblasenen Idealismus und gegen die schöne, inhaltlose Geste. Crane folgte ihnen, aber nur von weitem. Er mißverte wieder ihre Ideen, vermied ihre Eckigkeiten, machte alles gefällig. Durch dieses Publicumsparfum, mit dem er seine Werke besprengte, erntete er den Beifall der Menge, ebenjoseby wie jene Aelteren den Spott. Auch die lovalbemokratische Pose brachte seinen Namen in den Mund der Leute. Noch kürzlich bereitete er sich in Pest eine Huldigung, wie nur der geschickteste Faiseur es konnte. In Wien zum Glück ist der Geschmack geschult. Wir wissen, daß es inconsequent wäre, über Leighton zu spotten und Crane zu bewundern; wissen, daß „kräftige Sachen besser sind als poetere", und daß die „Gartenlaube" nicht zu den modernen Blättern zählt.

Einige Oelbilder fallen zunächst ins Auge, und sie sind das Gequälteste, was falsche Stilsucht erzwang. Gewiß wirkt in der Geburt der Venus alles sehr englisch und sehr ästhetisch. Der Blick weilt gern auf diesen nackten Körpern, die eine so edel abgemessene Formenlyrik treiben. Nur erinnert man sich rechtzeitig, daß man alle diese Stellungen auswendig weiß, daß Crane nur todte Fragmente aus alten Bildern zusammensetzte, ohne das Formengerüst mit neuem Leben zu füllen. Diese Schaumgeborene, die den einen Fuß im Schalter emporhebt und den anderen hinter das Hoor legt, diese Nymphe, die zum Ufer emporsteigt, während eine zweite ihren schön modellierten Rücken darbietet und eine dritte anmuthevoll im Graje sitzt — sie stammen von Botticelli und von Tizian, von Poussin und aus dem Schlachtraum Michelangelos. Cranes Eigenart liegt nur darin, daß er den herben Stil dieser Meister sanft zu usum delphini zurechtstutzt, alles Charaktervolle in das Schema einer faden, lahmlose salonfähigen Eleganz zwängt.

Der Raub der Proserpina ist noch schlimmer. Unser ganzes Streben geht nach Verinnerlichung. D'Annunzio hat den letzten Act der Gioconda nur geschrieben, weil er zeigen wollte, daß die höchsten und tiefsten, schönsten und reinsten Empfindungen sich ausdrücken lassen ohne das banale Hilfsmittel bloßer Gesten. Wir haben einen Abscheu vor der rein decorativen Bewegung, die nichts sagt und nichts ausdrückt, nur schematisch von den Malern wiederholt wird, weil eine vielleicht, in Griechenlands Tagen, die Menschen ähnliche Bewegungen machten. Crane kommelt mit äußerlicher Routine solche Bewegungsmotive an. Kalt und empfindungslos verzweifligt er das Thema nur dem Motivchen zuliebe, nur um leere Formenmathematik zu treiben. Plutos Mantel flattert sinnlos im Winde. Proserpina ist eingewickelt in Frauen und Falten, die ihr die Möglichkeit jeder Bewegung nehmen. Von den Gespielinnen gibt jede durch eine andere akademische Geste ihr Erstaunen und ihren Schrecken kund. Da, er versucht gar nicht, die Figuren untereinander und mit dem landschaftlichen Hintergrund zu verbinden. Er schiebt gelaubte Gruppenfetzen zusammen und hofft so vor einem Theaterpublic sich abheben, die auch nur aus Reminiscenzen besteht. Denn die Lilien und weißblühenden Apfelbäume gehören zum eisernen Inventar der englischen Schule und die antike Stadt, die sich rechts erhebt, stammt aus den Paduaner Fresken Mantegnas.

In dem Bilde Amor omnia vincit lebt sie wieder, und aus Entlehnungen besteht das Ganze. Man sieht das unvermeidliche Roß des Quirinal, sieht all jene Zukabläder, die auf Mantegnas „Triumph Cäsars" hinreichen. Crane gibt uns den Zucker hinzu, verwischt als sonderlicher Feinschmecker die derben Naturprodukte der Alten. Wenn er allegorisch kommt, wird er noch öder. In dem Bild „Britannias Rivier" streckt ein hoher Pfeiler-Stil und eine Roheit der Farbe, die sich physisch schwerzt. Der „Weltenbeherrscher" ist im Throna mit Stab, Kreuz und mit Bezug Abenteurer verwandt. Und der bloße Gedanke an die Idee ist jetzt die Maskirt Stimmung, die über das Bild sich breitet. All jene allegorischen Figuren sind alte Lumpen. Unstätig, der Gymnastik nahezu zu faul, was sie allenfalls wollen, andeuten mit Zeigen, Fingern und Zaubereien, wie Attributen, die gar leicht Kerzel [illegible] und wir wissen die nichts mehr bedeuten [illegible] Gleichgiltigkeit [illegible] Gesichtern [illegible] Gestalten. Die Farbe [illegible] Gelb, [illegible] Grün, [illegible] Violett [illegible] Roth [illegible] Blau [illegible] Weiß [illegible] Schwarz [illegible] Grau [illegible] Braun

Ackerbau und den Handel vereinigt, lauten die Titel dreier Bilder. Meunier hätte für so neue Gedanken auch neue Formen gefunden. Crane schließt einfach die Schatzkammer der Alten auf. Griechische Grabreliefs, Mantegnas und Dürers Triumphzüge bieten ihm alles. Oder es sind Schnitter gemalt. Jeder nimmt die Pose einer griechischen Statue an. Junge Mädchen sind dargestellt, die beim Lesen eines Briefes in süßen Erinnerungen schwelgen. Und der Aesthetizismus schlägt plötzlich in die seichteste Genremalerei um.

Selbst seine kunstgewerblichen Leistungen scheinen sehr zweifelhaft. Denn die neueren Gedanken stammen von Morris. Seine Glasfenster sind rasselos. Denn sie umschreiben Burne Jones. Und der Zeichner? Bleibt auch von diesem nichts übrig? Nun, auch als solcher deutet er die Vergangenheit aus. Bald hat er den altvenezianischen Holzschnitt, den Lorenz und Polidhi zu Rathe gezogen, bald den Trostspiegel von Burgkmair oder Steinle und Führich. In seinen Federzeichnungen geschieht es talentvoll. Sie sind von süssigem Wurf und kalligraphischer Eleganz. Doch wenn die Farbe hinzutritt, das kleine Format überschritten wird, fühlt man sofort, wie wenig Leben in dieser saubereen, correct reinlichen Kunst steckt. Was Gutes an seinen Kinderbilderbüchern ist, hat er den Punch-illustratoren Leech und Dumaurier entnommen. Er selbst, wie immer, gab nur den Stoff hinzu, und es taugt nicht für den Magen der Kinder, sie deshalb mit Schlagsahne zu füttern. Unser Strwelpeter, auch Dehmels Weltjugend sind gesünder.

Welche Fäden bestehen zwischen dieser und unserer Kunst? Warum brachte man das Zeug nach Wien? Wollte man für immer den Leuten den Geschmack am englischen Aestheticismus verleiden? Wenn das die Absicht war, ist sie geglückt. Auch durch die unglaubliche Art, wie man die Werke vorführte. In langen schmalen Gängen hängt knterbunt Bild an Bild und Zeichnung an Zeichnung. Nirgends findet das Auge einen Ruhepunkt. Viele Delbilder hängen so, daß man überhaupt nur glänzenden Firnis sieht. Es ist eine Vandalismus, wenn es zufällig nicht um Krane, sondern einen echten Künstler sich handelte. Und das zeigt von neuem, was wir der Secession verdanken.

Auch sie begegnet auswärts noch manchem Vorurtheil. Man hört immer wieder, das seien keine schaffenden Künstler. Es bedürfe keiner Künstlervereinigung, um Ausstellungen in Scene zu setzen, die der geschmackvolle Leiter jedes Kunstsalons gleich gut machen könne. Aber erstens liegt darin eine Verkennung der Aechtheitsfrage. Die Mitgliederzahl der Secession ist klein. Sie kann unmöglich aus eigenem den Bedarf ihrer Ausstellungen decken. Selbst die Münchener, obwohl viel zahlreicher, führen alte oder ausländische Kunst vor, während in Berlin den Hauptbestandtheil der Ausstellungen wieder die Münchener Werke bilden. Zweitens ist es schon verdienstvoll, daß überhaupt in Wien solche Ausstellungen stattfinden. Die Secession hat den Sinn für echte, wahre und große Kunst. Sie nimmt nicht planlos, was der Tag ihr zuführt. Sie macht nach wohldurchdachtem Programm die Wiener mit den maßgebenden Schöpfungen der ausländischen Kunst vertraut. Und sie führt diese Schöpfungen so vor, wie es nirgends in der Welt geschieht. Wer die Pariser Ausstellung sah und nun einigen der Werke in Wien begegnet, erkennt sie nicht wieder. Dort todtgehängt in einer Masse von Mittelgut, leuchten sie hier wie Juwelen. Dem Kunstwerk die würdige Umgebung zu schaffen, ist die eigentliche That, das Epochemachende der Secession gewesen.

Die Werke, die sie diesmal ausstellt, sind solche von Meistern, die längst ihre feste kunstgeschichtliche Stellung haben. Es war altklug, daß von Roller, daß er von allen autoritativen Instanzenrungen Kunstsalons abhalt und den Räumen schlichten Museumscharakter gab. Das Kunstgewerbe fehlt vollständig. Selbst die Sessel sind spärlich. Kein Ornament lenkt die Aufmerksamkeit ab. Die Wände, braungrau und erdmesarbig bespannt, wirken wie Luft, so daß das Auge lediglich die Kunstwerke sieht. Und schon wäre, wenn auch der Katalog zu dem ernsten Inhalt der Ausstellung paßte. Es ist mir unbekannt, von wem das Ding herrührt. Aber es ist „Secessionsstil" im schlimmsten Sinne und für die Sonntagsbummlern eine Fundgrube. Was sollen all die Pünktchen, die wie Froschlaich die Seiten überziehen? Warum zwingt man mich, sie zwecklos in der Tasche zu tragen? Warum soll mir mein Auge weh thun? Warum bleiben selbst die Blätter nicht frei, die in vernünftigen Büchern für Notizen bestimmt sind? Man denkt an die Kinder, die jedes Stück leeres Papier bemalen, um etwas Zumutes daraus zu kriegeln. Die Secession sollte endlich diesen lakeien Firlefanz lassen.

Die Hauptsäle sind Segantini gewidmet, der in den Bergen kein Fremder ist. Die „beiden Mütter" hingen 1895 im Künstlerhause. Auch die trinkende Kuh, die mystizistische Allegorie, der Lebensengel, die Alpenweide, die Quelle des Uebels und die bösen Mütter waren schon ausgestellt und sind nun Eigenthum der Privatbesitz. Wie schnell die Anschauung wechselt, zeigt sich hier deutlich. An die „beiden Mütter" knüpfte sich 1895 der Streit wegen der goldenen Medaille. Heute wurde das Bild nur ein alter Meister. Das Syndicat, das damals für diese Werke und andere jenseits Preise sei, die sofortige Zahlung sowie die beim Bruder selber bezahlt wurden. Die zahlte 2 Bilder auf der Ausstellung wurde von der Münchener Pinakothek um 6000 Mark erworben. Heute kostet die kleine Schalhirtin 20.000 fl. Die 38 in der Secession vereinigten Bilder sollen den Kaufwert von mehreren Millionen darstellen — immerhin noch wenig neben den Preisen, die für Millets Werke heute gezahlt werden.

Gleich Millet hat Segantini längere Zeit gebraucht, bis er sich selber fand. Ein Stillleben von 1886 ist das Werk eines geschickten Malers, der alle Hilfsmittel des Metiers beherscht. Die todte Gans und der todte Truthahn sind Meisterwerke breiter tonieer Malerei. Das Bild des Priesters, der die Treppe hinaufsteigt, stimmt er sehr fein auf schwarz-fibergraue Werte zusammen. Doch allen drei Bildern fehlt noch die Eigenart: das Flimmernde, Musivisch-Metallische, das seine späteren Werke haben. Da entsteht 1886 bis 1890 der Pflüger der Pinakothek. Eine vollständige Wandlung ist mit ihm vorgegangen. Aus dem Tonmaler, dem geschickten Virtuosen ist der Meister der hatten Linie, der stählernen, flirrenden Farbe geworden. Die Natur des Hochgebirges gab ihm seinen eigenen Stil.

Segantinis Auftreten fiel in die Zeit des Impressionismus. Man bevorzugte die feuchte nebelige Atmosphäre, die alle Farben abtönt, alle Linien auflöst. Man bevorzugte auch die glatte, eintönige Ebene. Denn die Berge waren durch die Lebensmaler der ältern Epoche, die Meister der gemalten Aufschnitpostkarte in Aberln und Grisebach, Segantini als erster tief wieder hinauf. Auch er malte nicht die Felskegel, die gigantisch zum Himmel streben. Er malte die Ebene. Doch nicht die der Niederung. Er malte das Hochplateau, jene einsame, urweltlich erhabene Natur, wo das Leben des Tages verstummt und man dem Weltgeist sich nahe fühlt. Im Hochgebirge aber ist die Luft ganz dünn. Alle Farben und Linien sprechen rein. So wurde Segantini durch die Oertlichkeit seiner Bilder darauf geführt, der exte Linienkünstler des Impressionismus zu werden. Und bekannt ist, wie groß und mächtig seine Bilder die gewaltige titanische Größe des Gebirges spiegeln. Der Saal, wo das Triptychon hängt, wirkte am Tage vor der Eröffnung, als noch kein Menschengewühl war, feierlich und ehrfurchtgebietend wie die Kapelle einer Kirche. Man vergaß ganz den Künstler. Man glaubte hinaufzusteigen in jene erhabenen Regionen, wo das Leben abstirbt, die Natur in Elementarlauten redet, wo alles ins Uebermenschliche, Heroische geht. Da spannt der Himmel wie eine stählerne Kuppel sich über schahlblaue kristallklare Seen und über hellgrüne frötelnde Wiesen. Dort zittert und frieret das junge Laub in der eisig kalten, stimmernden Luft. Dort leuchten die Gletscher und glitzert der Schnee. Oder die Sonne sendet ihre Strahlen wie dicke feurige Bündel zur Erde nieder. Eine Gewitterwolke zieht heran, majestätisch und ruhig, wie das Verhängnis, das unabwendbar daherkommt.

Diese Naturkräfte zu symbolisieren, die dort oben walten, die Welt mit Wesen zu bevölkern, die da leben könnten, wo dem Menschen der Athem ausgeht, ist jedenfalls der Traum der Künstler gewesen. Namentlich die Normeger verstehen es. Bjornson spricht davon in „Ueber unsere Kraft". Auch Segantini wurde von der Bauernmalerei zur symbolischen Kunst geführt. Die Gottheiten des Hochgebirges sollten Gestalt annehmen, die Stimmungen der Natur sich zu plastischen Formen verdichten. Doch trotz großen Beifall dieie Bilder finden, glaube ich nicht, daß in ihnen seine bleibende Bedeutung liegt. Bocklins Auftreten bezeichnet das Einsetzen einer neuen mythenbildenden Kraft. Alles, was flüstert und lebt in Busch und Wald, im Wasser und Boden, wird ihm zu lebendem Dämonen. Alle seine Wesen schuf er neu, gab ihnen die „volle sichere Gegenwart", die nach Goethe das Merkmal aller echten Kunst ist. Dieses Schöpferische ist Segantini fremd. Die Natur mit Wesen zu bevölkern, die wie die letzte Verdichtung des Naturlebens selbst, wie die greifbare Verkörperung des Naturgeistes erscheinen, gieng „aber seine Kraft". Nur der Formen bediente er sich, die von anderen erfunden waren. Die Sagen des Uebels winkt wie ein eisig kalter Zauberwind. Die Kunstmärchen. Das Nickelmannergehirn schmückt auch Theater. Die nackte Frauengestalt stammt aus dem Zauberbade des Burne Jones. Und beide Elemente Landschaft und Fabelwesen gehen nicht innemander an. Treibhauspflanzen vertragen die Kälte nicht. Die weich melancholischen Gestalten des englischen Aestheticismus passen nicht in die ernste Einsamkeit dieser harten, unwirklich großen Natur. Bei den Bildern Rhododendron und Edelweiß, schwebte Puvis de Chavannes ihm vor, doch er kam nur zu Caricaturen. Die Natur ist ungeheuer, und die Gestalten werden kleinlich. Selbst bei den „beiden Müttern" wird der Eindruck des Gesuchten, den die Landschaft gibt, durch die Figur mit ihrem kantigen Florgewand und Cyperetenhaube übertroffen. Und wenn die Landschaft steht, spricht überhaupt nur der Amateur der Prachtbilder. Die Verbesserung mit dem wallenden rothen Haar, dem flatternden Schleier und der schönen Pose sieht aus wie ein mäßiger Witz. Bei der mystizistischen Allegorie ist das linke Flügelbild eine Kanzlei von Schafe Antonys, während das Mittelbild an Klingers Evocation und das rechte Ähnliches an alles andere eher als an Segantini erinnert.

Wohin ist in dieser Art die Zeit entwicklung abbeiet? Wäre

er, wenn er länger gelebt hätte, noch der Zerstörer seines Ruhmes geworden? Hat Troubetzkoi recht, wenn er ihn wie einen Heldentenor darstellt, unternehmend und declamatorisch? Die Secession thut gut, wenn sie diese Büste möglichst bald aus dem Saale entfernt und durch das Bild ersetzt, das noch aus Aufstand erwartet wird. In der Geschichte soll Segantini weder in der Gestalt fortleben, die ihm Troubetzkoi, noch in der letzten Umformung, die er sich selber gab. Er soll fortleben als der große Maler der Alpennatur, als der byzantinische Heiland, den sein Selbstporträt zeigt. (Ein zweiter Artikel folgt).

Richard Muther.

Die Woche.

Par nobile fratrum.

Mit was für Gesellen man sich hierzulande oft herumschlagen muss!... Da haben wir in Nr. 326 der „Zeit" die charakteristische Gründungsgeschichte einer Zuckerfabrik in der Bukowina erzählt. Daraufhin brachte das spruchwörtlich dümmste Blatt von Wien, die „Deutsche Zeitung" einen rüden Gegenartikel, gezeichnet: „Friedr. Kleinwächter, Czernowitz." Friedrich Kleinwächter ist der Name des bekannten Nationalökonomie-Professors in Czernowitz. Obzwar ein anderer Mann dieses Namens in der Buchwelt noch bekannt ist, konnten wir uns doch schwer entschließen, den Czernowitzer Professor für den Autor des hausknechtsmäßig plumpen Angriffes zu halten, und baten diesem Zweifel auch, soweit die polemische Form es zuließ, in unserer Erwiderung, Nr. 328, geeigneten Ausdruck. Da meldete sich der Allerweltsmann zu Wort, Herr Karl Kraus, um in dem von ihm herausgegebenen gemeinsten Blatt von Wien, der „Fackel", dem dummsten Blatt Sueurs zu leisten. Herr Kraus wusste ganz genau zu verschern, dass „der Hofrath Prof. Dr. Friedrich Kleinwächter in Czernowitz, der hervorragende Nationalökonom", nicht nur „vor allzu Wichtigem der Kartellschieben in Oesterreich" sei, obzwar Leute, die, im Unterschied zu Herrn Kraus, Kleinwächters Buch gelesen haben, bis dahin diesen Mann gerade für den ältesten Bertheidiger der Kartelle in Oesterreich gehalten hatten: Herr Kraus wusste auch zu versichern, dass Hofrath Prof. Kleinwächter der Autor des Angriffes in der „Deutschen Zeitung" sei, dessen Zimperlinnerei er wohlgefällig citierte. Zur Dummheit fügte dann Herr Kraus noch die Gemeinheit bei. Er erzählte nämlich seinen Lesern, dass die Geschichte der Bukowinaer Zuckerfabriken von der „zum Leibblatt des Herrn Taaffig avancierten „Zeit" im „Auftrag" des Zuckerkartells veröffentlicht worden sei. „Im Verwaltungsrath der Chropiner Actiengesellschaft — sagte der allerbest wohlinformierte Herr Kraus den geheimen Zusammenhang zwischen Zuckerkartell und „Zeit" auf — sitze „ein Herr Redlich", der sich die „Zeit" „gefügig machen" könne, da er „durch einen Vetter, der Mitarbeiter und stiller Gesellschafter des Professors Singer" ist, einen gewissermaßen legitimen Einfluss auf das Blatt ausübe". Das war die sensationelle Enthüllung des Herrn Kraus. Wir hatten dieses Gewäsch des von uns bereits längst entlarvten Verleumders aus eigenem Antrieb seines Wortes in unserem Blatte gewürdigt, wenn aus nicht in dieser Angelegenheit zwei Zuschriften zugekommen wären, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die eine Zuschrift lautet:

„Czernowitz (Franzensgasse 4) den 13. Jänner 1901.

An die geehrte Redaction der Wochenschrift „Die Zeit"

in Wien.

Von mehreren Seiten werde ich darauf aufmerksam gemacht, dass die „Deutsche Zeitung" in Wien kürzlich einen mit „Friedrich Kleinwächter" unterzeichneten, die in Czernowitz im Bau begriffene Zuckerfabrik betreffenden Artikel veröffentlicht, und dass „Die Zeit" meine Person mit diesem Artikel in Verbindung gebracht hat.

Zur Aufklärung dieses Missverständnisses erlaube ich mir Nachstehendes zu bemerken:

Erstens rührt dieser Artikel nicht von mir, sondern von meinem Neffen her, der denselben Namen führt wie ich;

zweitens habe ich den Artikel weder vor noch nach seiner Veröffentlichung gelesen;

drittens sind mir die Verhältnisse der gedachten Zuckerfabrik für die ich mich nie weiter interessiert habe, absolut fremd und unbekannt.

Ueberdies bin ich seit einiger Zeit durch eine grössere Arbeit, die ich unter der Feder habe und die mich voraussichtlich noch das ganze Jahr 1901 hindurch beschäftigen wird, so ganzlich in Anspruch genommen, dass ich nicht entfernt daran denken kann, mich mit irgend welchen Tagesfragen zu befassen.

Die geehrte Redaction wurde mich zu Dank verpflichten, wenn sie diese Erklärung zur geneigten Kenntnis nehmen und eventuell das hier unterstehende Quasi-Copyright-Recht stellig machen wollte.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und ergebenst

Dr. Friedrich Kleinwächter,
k. k. Hofrath und Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Czernowitz.

Es freut uns nach dieser Zuschrift, die von uns in Nr. 328 buchstäblich gegen Herrn Prof. Kleinwächter gerichteten Angriffe zurückziehen und auf den wahren Autor des Schimpfartikels der „Deutschen Zeitung" übertragen zu können.

Die andere Zuschrift lautet:

„Geehrte Redaction!

Der von Ihnen bereits wiederholt nach Gebühr gekennzeichnete Herausgeber des Schmähblattchens „Die Fackel", Herr Karl Kraus, versteht es, portiert in seinem Blatte seit dem 1. Jänner d. J. auch dem ungeheuren Calumnianten Andeutungen aus seiner corrupten Phantasie geschöpfte Fabel, dass ich stiller Gesellschafter des Herausgebers der „Zeit", des Herrn Professor Singer, sei und dass durch mich als solchen auf die redactionelle Haltung Ihres Blattes — insbesondere zu Gunsten des Zuckerkartells — „ein legitimer Einfluss" ausgeübt werde.

Da ich nicht die Absicht habe, auf ein Blatt von dem Charakter der „Fackel" auch nur den mir auf Grund des § 19 des Preßgesetzes zustehenden „legitimen Einfluss" auszuüben, i. e. obige Fabel in der „Fackel" selbst zu berichtigen, bitte ich Sie, in Ihrem geschätzten Blatte der folgenden Erklärung Raum geben zu wollen, dass ich weder der stille Gesellschafter des Herrn Professor Singer noch überhaupt der „Zeit" irgendwie finanziell betheiligt war oder bin; dass ich auf die redactionelle Haltung Ihrer Blattes keinerlei Einfluss nehme, sondern lediglich, wie Ihren Lesern wohl bekannt, unter meinem Namen oder meinen Initialen gelegentliche Beiträge in den „Zeit" beisteuere, die sich übrigens niemals mit praktischen industriellen oder finanziellen Angelegenheiten befassten.

Gestatten Sie mir zum Schlusse noch eine rein „genealogische" Bemerkung. Zur Unterstützung seiner Fabel stellt Herr Kraus in der letzten Nummer der „Fackel" die Behauptung auf, dass der Verwaltungsrath der Chropiner Zuckerfabrik-Actiengesellschaft, Herr Redlich, mein Vetter sei und durch mich die „Zeit" „gefügig gemacht" habe. Auch diese Behauptung ist ebenso erlogen, wie es die daran geknüpften Folgerungen sind. Der Verwaltungsrath der Chropiner, Herr Th. Redlich, ist weder mein Vetter, noch stehe ich in irgend einem verwandtschaftlichen oder sonstigem näheren Verhältnisse zu ihm.

Indem ich Ihnen für die Aufnahme dieser Zeilen meinen besten Dank sage, zeichne ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Dr. Josef Redlich."

So jeden die Enthüllungen des Herrn Kraus in der Nähe besehen aus! Resumieren wir: Erstens ist der Prof. Kleinwächter gar kein Verleidigungsgrund der Chropiner, Herr Redlich, nicht der Autor des bösen Artikels in der „Deutschen Zeitung", sondern irgend ein Niemand, der den gleichen Namen führt und darauf sündigt; drittens ist der Dr. Redlich, unser Mitarbeiter, nicht stiller Gesellschafter des Herausgebers der „Zeit"; viertens übt er keinen Einfluss auf dieses Blatt aus; fünftens ist der Verwaltungsrath der Chropiner, Herr Redlich, weder Dr. Redlichs Vetter noch sonst mit ihm näher liiert; sechstens wissen die Leser der „Zeit" sehr gut, dass dieses Blatt nicht das Leibblatt des Herrn Taaffig ist, dem es jederzeit frisch gegenüberstanden ist, und siebtens weiß heute schon jeder gebildete Mensch in Wien, mit wie viel Dummheit die „Deutsche Zeitung" und mit wie viel Gemeinheit die „Fackel" redigiert wird.

Volkswirtschaftliches.

Ueber den Verlauf der Generalversammlung der Escompte-gesellschaft haben wir bereits berichtet. Es verlohnt sich aber der Mühe, das wenige, was von der Verwaltung als Gegenargument gegen die Maßnahmen des Oppositionsvereines vorgebracht wurde, näher zu beleuchten. Da ist erstens die Aeußerung des Generaldirectors Rechnitzer, welcher sich gegenüber der Behauptung, dass die Wiener Bank die Actien der Prager Bank viel weiter abzugabe, auf einen Erlass der Regierung berief, demzufolge sich der im Negier befindliche Commissär der Böhmischen Escompetbank hatte die Regierung einen Begebungsbetrag von K 1000 „also den nunmehr festgesetzten Umsatzkurses, als den Wertverhältnissen angemessen bezeichnet. Hätte die Aeußerung der Regierung, die ja die Actien der Gesellschaft nicht gewiss hat und zu prüfen gar nicht in der Lage ist, den ihr zugeschriebenen Sinn gehabt, so hätte sie natürlich den seinen Wert, kein Kaufmann würde auf so eine Erklärung die Actien kaufen. Die Erklärung der Regierung hatte aber einen ganz anderen Sinn. Gegenüber dem Wunsche der Verwaltung der Escomptebank, neue Actien al pari auszugeben, hatte die Regierung gefordert, dass der Emissionscurs, mit Rücksicht auf die Verhältnisse des realisierbaren Werte" (Kleinwächter) nur bis dahin heißt das für die Begebung der Actien realisierbaren Wertes. Um den inneren Wert der Actien kümmerte sich die Regierung dabei gar nicht, sie meinte einfach: Bei dem derzeitigen Cursstand der Actien von circa K 580 kann man für neue Actien K 500 erzielen, folglich müssen die Actien zu diesem Curs, respective — da die Regierung nur sich handeln lässt mindestens zu K 1000 emittieren. Das ist ganz etwas anderes, als was Herr Rechnitzer aus dem Erlass herausgelesen hat. Nicht bloß steht es mit dem einzigen Gegenargument, das der Verwaltung zu Gebote stand, die Escompte schlechterdings den tiefsten Stand ihrer Actien seit Bestehen der Actien. Die böhmische Escomptebank habe im Jahre 1900, so wie im Jahre zuvor circa fl 35 per Actie verdient, allerdings auf das Actienquantum von 5 Millionen Gulden = 20.000 Actien. Rechne man 5 Procent Zinsen auf die Ende 1900 neuemittierten 10.000 Actien hinzu, welche inclusive Agio 4 Millionen Gulden erbracht haben, so bekomme man ein Erträgnis von fl 50 auf das Capital von 30.000 Actien, während die Actien der Escomptegesellschaft ein Erträgnis von fl. 43 abwerfen. Anderseits sei der Nutzwert der letztgenannten Actien um fl. 100 höher, als der der ersteren, und so sei das Umtauschverhältnis al pari gut entsprechendes. Die Rechnung hatte etwas für sich, wenn sie richtig wäre. Sie ist aber falsch. Rechnet man die 5 Procent Zinsen des neuen Capitals der böhmischen Escomptebank = fl. 200.000 zu den fl. 35 = fl. 1.050.000, welche die alten Actien erbracht haben, hinzu und dividiert das ganze durch 30.000, so ergibt sich nicht ein Erträgnis von fl 50, sondern doch nur fl 42 per Actie der Böhmischen Escompte bank. Das Resultat ändert natürlich den Wert der Actien und 5 % Zinsen des Herrn Rechnitzer kann bedeutend zur Illusion beitragen. Nehmen wir aber Rechnitzer's 5 %, so wird sich der Nutzwert der Actien der Escomptegesellschaft um fl. 8 erhöhen, was einen Wert von fl. 51 ergibt. Wenn die Verwaltung der Escomptegesellschaft ihre Actien zu diesem Wert ausgeben will, so ist das ihre Sache, aber sie kann nicht verlangen, dass die Actionäre der Böhmischen Escomptebank ihre Actien zu diesem Wert nehmen, wenn sie wissen, dass sie [illegible]

Digitized by Google

für die Escomptegesellschaft ein schlechtes Geschäft ist, der Umsatz etwa für die Actionäre der Escomptebank, d. h. für die unabhängigen, welche nicht, wie die Grossactionäre, ihre Sonderabsichten mit der Fusion verbinden, vortheilhaft sei. Die Actien beider Institute werden durch die Fusion innerlich entwertet. Einfach weil es einen fertigen Gaudens bei der Sache gibt, nämlich den Fiskus, der doppelte Steuern, und die Verwaltungsräthe, welche doppelte Tantièmen von den Erträgnissen der Escomptebank beziehen werden. Um diese Summen, welche jährlich etwa fl. 300.000 ausmachen werden, also, zu 5 Procent capitalisiert, um 6 Millionen Gulden entwerten sich die Actien der Escomptegesellschaft, und da die Actionäre der Escomptebank erstere im Umtauschwege erhalten, entsprechend auch deren Actien. Da aber das Geschäft somit nicht im Interesse der beiden Institute und ihrer Actionäre abgeschlossen ist, müssen andere Absichten zum Geschäfte gelüstet haben, und es ist klar, dass der Schaden, den die Fusion den beiden Instituten bringt, auf Kosten anderer, Unbetheiligter hereingebracht werden soll.

Kunst und Leben.

Am Mittwoch debutierte im Burgtheater Fräulein Robitow vom kgl. Hoftheater in München als „Gretchen". Fräulein Robitow scheint eine intelligente Schauspielerin zu sein und ihre Lehrjahre zu fleißigem Studium verwendet zu haben, auch ist ihr Organ in der Tiefe weich und wohlklingend. Sie ist aber nicht nur kein Gretchen, es machte sich auch im Laufe ihrer Darstellung nirgends eine künstlerische Individualität bemerkbar; auch fehlt ihrer Stimme in der höheren Lage der helle Klang, es tönt da alles nur gehaucht und gedeckt, höchstens forciert — aber nicht mit der Bruststimme gebracht, ohne gutturalen Anlaß — in der Art also etwa, wie wir sie on Friedrich Hassan kennen gelernt haben. So bekommt man, statt man ihr einige Zeit zu, eine ordentliche Sehnsucht, einmal wieder ein paar helle Laute — von irgend jemand anderem zu hören. Die Neubesetzung des Valentin, der sich bei Reimers in den besten Händen befunden hatte, war wohl nicht nothwendig, aber immerhin wor Herr Paulsen gut. Geradezu störend aber war Fräulein Clemens als Siebchen: sie kann kein „i" und kein „s" sprechen; man nennt das „zugeln". Auch sonst ließ die Aufführung allerlei, so bei manchen Kenntnis der Rolle, bei vielen Tempo vermissen. Trotzdem fehlte es nicht an Beifall. Auf der Galerie applaudierten gelegentlich einige, als würden sie gezahlt dafür.

*

Die jüngste Novität des Deutschen Volkstheaters, „Das Bärenfell" von Kadelburg, hat zu einer literarischen Coatroverse Anlass gegeben. Wie man einmal darüber spritt, vor höher sieht, Schiller oder Goethe, ventiliert man jetzt die Frage, wer tiefer stehe, Kadelburg oder Kadelburg-Blumenthal. Nun, ich stimme entschieden für Kodelburg-Blumenthal — was das Tiefersitzen betrifft. Der jüngste Schwank Kadelburgs ist wenigstens nur dumm, von jener Dummheit, über die man, wenn man gerade gut aufgelegt ist, lachen kann, ohne hinterher Reue zu empfinden. Denn die süße Milch der Dummheit ist hier nicht durch Beisätze Blumenthalischer Rührseligkeit und Lehrhaftigkeit in jenes gährende Drachengift verwandelt, das einem bei Kadelburg Blumenthal noch in den Gedärmen rumort, wenn man auf die Dummheit längst vergessen hat. Einen wesentlichen Antheil an dem Heiterkeitserfolg, den das Bärenfell erzielte, hatte übrigens die Darstellung. Hervorzuheben sind die Herren Tewele, Thaller und Kramer, und die Damen Reiff, Wallentin und v. Brenneis.

Max Burckhard.

*

Ferdinand Bonn spielte im Jubiläumstheater aus seinem älteren Repertoire den Franz Moor und den Leon in „Weh' dem der lügt", ferner die Hauptrolle eines neuen Stückes „Der Pastorfolm" und den Shylock. Sein Vorzug als Shylock bestand in der Uebereinstimmung der mannigfaltigen Aeußerlichkeiten, Negungen der Energie, der Motive der Hab und Nachsucht, und diese Uebereinstimmung war so natürlich, so leicht zu erfassen, dass Bonns Aufgeklärtheit in dieser Rolle Schönheit genannt werden muss. Der Höhepunkt seiner Darstellung war in der Gerichtsscene erreicht. Dass auch er den Shylock zur Hauptfigur machte, ist wohl selbstverständlich; dass der „Kaufmann von Venedig" das „hohe Lied der Maaneefreundschaft" sein soll, wie E Kellner die Dichtung in seiner Shakespeare Biographie nennt, in welchem Antonio die Hauptgestalt, Shylock aber bloß eine Illustrationsfigur ist, kann in der farblosen, unbifferenzierten Marionettendarstellung nicht zum Ausdruck. Ein mäßiniger Regisseur brachte überdies die Scene von Shylocks Heimkehr nach der Flucht Jessicas nur ihre tragische, erschütternde Wirkung, indem man sie nicht bei finsterer Nacht, sondern am hellen Tage sich abspielen ließ. Es ist nicht anzunehmen, dass Shylock in der verhaßten Gesellschaft des Antonio bis zum Morgen verblieb. — Das Stück des Herrn Bonn „Der Pastorssohn" ist ein Machwerk böseler Art; es wenn als Mosaik, Gesten und Mienen der schauspielerischen Begabung seines Autors aus. Das Publicum war enthusiasmiert, konnte wieder Applaus nicht genug machen und der Autor ward gerufen.

*

Die Concertsaison ist in vollem Gange, und es ist nicht zu verwundern, dass die Concertgeber, um ihre Programme interessant zu machen, sich mit Vorliebe der Novitäten bedienen. Dass dabei nicht immer das Beste geboten wird, ist selbstverständlich. Ein Beispiel dafür bot das Concert des Violinvirtuosen Jan Kubelik, der ein Concert von Ludwig Thuille spielte. Dieses Concert ist ein Werk, das sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt. Es ist ein Gemisch von Reminiscenzen, das weder Originalität noch Tiefe besitzt. Kubelik spielte es mit großer Virtuosität, aber ohne Wärme. Er spielte es, wie man eine Etude spielt, um seine Technik zu zeigen. Ein Concert ist aber kein Exercierplatz für Virtuosen, sondern ein Kunstwerk, das Wärme und Empfindung verlangt. Kubelik hat sich in Wien schon viel wärmer gespielt. Er hat sich auch schon viel besser gespielt. Er hat sich auch schon viel reifer gespielt. Er hat sich auch schon viel mehr gespielt. Er hat sich auch schon viel mehr gespielt. Er hat sich auch schon viel mehr

Weltmer hat eine Statistik der Cimarosa-Aufführungen in Wien beigegeben. So bildet der Katalog allein ein kleines Handbuch von bleibendem Wert, desselben Lectüre wir dem mußlicherden Publicum ebenso empfehlen wie den Besuch der Ausstellung selbst. R. W.

Durch einige Tage waren im Künstlerhaus die Entwürfe für das Strauß-Lanner-Denkmal zu sehen. Gerne möchte man glauben, daß in unserer Stadt außer den Wettbewerbern Bildhauer leben, berufener für die gestellte Aufgabe. Denn es wäre traurig, sollten die vorhandenen Anlagen die Wiener Plastik verschlechtern. Es war zu gestatten, was sich bei uns an die Namen Strauß und Lanner knüpft, also nicht nur das Persönliche der Beiden. Der melodischen Anmuth des österreichischen Volkes, dem biedermaierischen Capitel unserer Stadtgeschichte, dem wienerischen Walzer sollte ein Denkmal errichtet werden. Nur wenige Bildhauer haben das gefühlt, auch versucht, es auf eine eigene Art zu formen. Aber ein reifes Kunstwerk gelang nicht. Die meisten bleiben in der Schablone stecken. Sie stellten oder setzten zwei langweilige Menschen nebeneinander und garnierten sie mit Emblemen und Allegorien. Staunend wurde man da gewahr, wie verbrauchte Mittel bei uns noch im Schwang sind. Der relativ beste Entwurf stammt von den Bildhauern Seifert und den Architekten Oerley. Eigentlich sollte man Oerley zuerst nennen, denn das überragend Wertvolle, die glänzende Lösung des architektonischen Problems, ist sein Werk. Die beiden Künstler erhielten den ersten Preis. Unbegreiflich jedoch ist die Erheilung des zweiten und dritten Preises an ganz minder wertige Leistungen der Bildhauer Angel und Klotz. Worin sollte hier eine künstlerische Gesinde der Jury maßgebend? Schwerlich denn die unsäglich höhere Bedeutung anderer Entwürfe, wie der mit: „Das Leben ein Tanz", „Reigen" und den ersten Takten des „Schönbrunner" als Motto, ist zu augenfällig. Die Wahl des Standortes in die dreieckige, unglückliche Denkmal gehört entweder in das Grün des Volksgartens oder in einen alten Winkel, wo noch die Geister vergangener Tage spuken. Auf dem entlegenen, durch die entsetzliche Seitenfassade eines Zinshauses verunstalteten „Holzplatz" wird es für die wenigen, die zufällig vorübergehen, jede Wirkung verlieren. H. H.

Bücher.

Eduard v. Simson. Erinnerungen aus seinem Leben. Zu zusammengestellt von B. v. Simson. S. Hirzel, Leipzig 1900. 440 S.

Wein Vater hat mir öfters erzählt, er habe nur drei Menschen gekannt, die den Wunsch besaßen, von sich nachzulassen, daß sie glücklich seien. Einer von ihnen war der damalige Reichstagspräsident Eduard Simson. Er gehörte noch zu jenen Naturen, denen es als sittliche Pflicht erschien, über den kleinen Leiden des Lebens zu stehen und die großen als Proben des Schicksals mit deglückender Andacht zu verehren. Uns ist diese hohe Kunst verloren, die vielleicht in der Tat von Goethe erfunden war. Wie mit Simson einer der Letzten gestorben ist, die noch ihr Leben durch persönliche Erinnerung an Goethe gewollt lohen, so auch wohl der letzte Schüler der großen Lebenskunst Goethes. So tritt der bedeutende Mann uns auch aus den Lebenserinnerungen entgegen, die sein Sohn, der Freiburger Historiker, mit loviel Takt wie Pietät zusammengestellt hat. Es ist ein früherer Wilhelm Meister, dessen Lebensroman wir miter leben. Nach Kindheitserinnerungen, die noch in das alte Testament hinüberreichen, sehen wir ihn in Weimar Go the leudig bewundern, ohne daß doch die „Faust"-Ausführung ihn Verlegenheit kostete. Ebenso das hohe der große Ruf Macreadys sein nüchtern-klares Urtheil nicht beirren können. In Bonn tritt er dem großen Niebuhr auch persönlich näher, der ihm einen Liebesdienst mit dankbarer Erinnerung vergalt. Mit seinem Schwager, dann einem der ersten Kaufherren Berlins, reist er nach England. Aber schon sind seine Absichten zu Ende. Schon tritt der Künstler in den Dienst der Gesammtheit. In der Paulskirche vertritt er das etwas breite, talentreiche Pathos mit edler Bündel; Auerbach meinte, Simson „redete Talare". Und die selbst diesen Talaren der Hermelinkhmmut eines wirklichen Talares. Weber unter den wenigen Verfassern, die sich unbefreichte Gerechtigkeitsliebe und selbe Klarheit. So wurde er der geborene Präsident und damit zu einer historischen Gestalt ganz und gemeines in dem Mann, der die Gelegenheite Nationalversammlung 1848 und den Deutschen Reichstag 1870 leitete, in dem Führer der ersten vergeblichen und der zweiten glücklichen Deputation, erlauchte sich das Vertrauen Wolf in gut wie Gustav Freytag und Heinrich Treitschke die Continuität einer wunderbaren politischen Entwicklung. Ueber das labyrinthische politische Spiel in jenen Tagen, da König Friedrich Wilhelm IV. wie einst Papst Coleslin V. „wo villa fore il gran rifiuto", wird uns Briefen und Berichten Wichtiges mitgetheilt, während sonst der eigentlich historische Ertrag des Buches verhältnismäßig arm ist. Dafür werden manche interessante Charaktere, wie Gagern und Schön, uns persönlich näher gebracht. Aus Simsons eigenen Reden wie von seiner Prandialthätigkeit erhalten wir charakteristische Proben. Wie kann man Simsons Antipathie gegen den ehrwürdige Mann als „tief columnator" und dann als hochver Rrcher Deutschlands wieder den cumlichen Stuhl beisetzen, hin den er geschützen war. Ja, er war der geborene Präsident und Richter kein Gesetzeber und kein Denker, kein Staatsmann und kein Prädsinder, aber der Mann des sicheren Augenblicks und des unbeirrbaren Gewissens. Er hat es auch in seinem Leben derselbe in den Jahren der Verstimmung und des Glanzes. Und selbst als dem hochbegabten und gelahrten Mann die Gattin ein Jahr vor der goldenen Hochzeit nach, unter mit den wenden Freund bei uns Sterben bereiten Bekranzen noch immer eine Augen der Sonne. Noch immer las der Greis mit strenger Aufmerksamkeit, aber mit lebhaftem Antheil; noch immer blieb Goethe dem selbstverständlichen einen Beständesten der Goethe Gesellschaft der Pfeiler seiner Andachtsstunden. Noch in den Tagen der Agonie gab er einem solchen vorgelesenen Lieblingsschen Wort die Schönheit seines reichsten Klanges wieder. Es war eine Reuiserlichkeit; aber auf wieviel Innerlichkeit deutet sie! Sie ist geboren aus euch, diese Alten, was unseren Eifert Lebendig mit Schönheit zu leben und zu sterben!

Richard M. Meyer.

Dr. Martin Berndt: Schiller — Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, 1900.

Wagners Musikdramen sind von großer Bedeutung für die Entwicklung des modernen Dramas und gewisser Principien desselben: das rüber ließe sich schreiben. Man mag Richard Wagner überhaupt so hoch verstehen, als man will: darüber läßt sich reden. Man mag auch mit dem Verfasser in Wagner „den Gipfelpunkt deutscher Dramatik" und in seinen Musikdramen „die Erfüllung und Vollendung des deutschen Dramas" erblicken, darüber kann man wenigstens streiten. Aber unstreitig sollte sein, daß ein Buch wie das vorliegende nicht in eine Sammlung wie die „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" eben erst zu nehmenden Aufnahme. Die Abwesens Schrift über Gerhart Hauptmann gehört. Immer wieder muß man sich vor Augen halten, daß ein Doctor der Philosophie dieses Buch geschrieben hat. Denn es zeigt manchmal von einer Selbstgefälligkeit, die nur durch die naive Ahnungslosigkeit der zartesten Jugend entschuldigt werden könnte, und ist in einem Stil geschrieben, der durch nichts entschuldigt werden kann. Hierfür einige Belegstellen. Seite 56 heißt es zum Beispiel: „Wir haben bisher im Wallenstein schon von einigen Punkten den Schleier gelüftet; aber es waren nur einige Streifen Land des wahren Verständnisses, die aus dem bisherigen Meer des Unverständnisses oder Mißverständnisses emporragten, während der größte Theil des Werkes in unserer früheren Besprechung noch im Dunkel blieb (!) und in allen bisherigen Besprechungen überhaupt zum großen Theile noch unverstanden geblieben, auch nicht einmal in seiner Tiefe und namentlich seiner Bedeutung für die Gegenwart erschlossen ist." Die Bösung des Rätsels besteht darin, daß Schiller „nicht die Anschauungen des 17. Jahrhunderts" — sondern die der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts . . ., den Anschauungen des herrlichen Zeitalters der Aufklärung . . . in der G.stalt des Wallenstein verherrlichen wollte". (S. 57.) Uebrigens erhalten wir auch S. 156 noch einen interessanten Aufschluß über Wallenstein, es sei das „geschichtliche Motiv zu Stimmung und Gegliche . . . dasselbe Problem, derselbe tiefinnige Conflict, den Schiller, wenn auch versteckt und eigehäft in historische Einkleidung, in seinem Wallenstein, im Mysterium Malitiae Wallensteins zu dem Liebespaare Max und Thekla, behandelt hat". Hinsichtlich der Walstar aber, die nach S. 148 „ein Stück Autobiographie" des Dichtercompositeurs sei, erfahren wir S. 165, es habe „was endlich das Wichtigste ist, Wagner den genialen Griff gethan, den Schiller gar nicht ahnte, die beiden Gestalten, Wallenstein und Jungfrau, den gewaltigen Staatsmann, die mächtige Herrschernatur und die wunderbare Seherin einander gegenüberzustellen". Auch dieser Schiller „seinen genialen Griff" nicht „ahnte"! Aber vielleicht „ahnte" auch Wagner nicht die glücklichen Griffe, die er nach Ansicht des Verfassers gemacht. S. 136 heißt es: „Sehen wir uns nur die Welt, in die Siegfried hineingeräth, etwas genauer an . . . so finden wir darin das vollendete Abbild der Wiener Gesellschaft unserer Zeit, der entsprechend die Texte und auch des Gesitte": S. 142 „erkennen wir in Gutrunn deutlich das echte Prototyp einer höheren Tochter, einer feiner Durchschnittsnatur der Mädchen unserer wohlhabenden Bourgeoisclasse", und S. 143 „symbolisiert" aus der Blutsbrüderschaftsvertrag das Ehebündniß zwischen Gunther und Brünhilde, wie allem Egoismus übrigens gleichlich ein tzitimes Mäntelchen umzuhängen weiß. Und welcher Schwulst allenthalben, welche Fülle falscher Bilder! Da lesen wir zum Beispiel S. 21 von einem „ungerreißbaren Ringe, der mit eisernen Schritten in Feindesland eindrang"; ferner S. 19 „Alle wir aus dem Gesammtkampf . . . als reife Frucht die Erkenntnis erblüht war", S. 20 „wohin der Stern seiner Absicht zielte"; ebenda heißt es von Bismarck, daß er nach Deutschland ein „Meer echten nationalen Lebens hereinbetleitete und so unserer frischen Politik neuen . . . Lebensstoff einhauchte", und S. 28 von Schiller, daß sein „Drama frische Ader . . . von vornherein selbstständ gewebt wurde". Aber was ist das alles gegen Sätze, wie die folgenden: „Und . . . (es) begannen als bald die gelehrten Todtenhähne, welche in diesem Fall einerlests die politisierenden Professoren, anderlests die Literaturhistoriker waren, zu scharren und zu krähen und unendlichen Staub aufzuwirbeln". Ueberhaupt deren Zeichen, daß das politische Leben der Nation, wie die herrlichen Geisteskräfte unserer großen Literaturvertreter schon wieder Leichname geworden waren". (S. 191. „Voll nun das gesammte Geistesleben der Nation noch ferner überlasten bleiben den gelehrten oder schöngeistigen Aristokraten, so würde nur das Alte in immer tiefere Verderbniß gerathen, aber niemals einen eigenen schöpferischen Funken von sich geben können?" D. über diese elenden Wiederklänge, die nicht einmal „Anklänge von sich geben können"!

Max Burckhard.

Rudolf von Larisch: Beispiele künstlerischer Schrift. Wien, Anton Schroll, 1900.

Soll man die Tendenzen der modernen Kunst mit einem Schlagwort bezeichnen, so kann man sagen: der Kultus der Linie ist an Stelle des Farbenkultus getreten. Impressionismus und Pointillismus haben ihn eingeläutet. Zu solchem Unsinnsspiel gehen auch die Buchmalern Gelegenheit. Auch diese Bücherie kann ein anheimliches Lied davon singen. Und so entfaltet sich das Interesse, das die Künstler der Kalligraphie entgegenbringen. Statt was wohl der erste, der das Wichtigste betrat. Die einen Mannigfach schuf er sich eine Schrift, die zu dem antiken Stil seiner Bücher stimmte. Seitdem suchten sich die Verleger, dem Beispiel nacheifernd, ihre Bücher durch Monogramme, dem Buchstaben, die der Autor selbst zu zeichnen pflegte, zu schmücken. Auch hatten sich Buchhändler, die Autoren, einen Stil geschaffen, der sich an die Antiquaschrift anlehnte. Das hatte auch Schwierigkeiten. Denn da ist die Antiquaschrift, die sich in ihrer Form nicht ändern läßt, da ist die Antiquaschrift, die sich in ihrer Form nicht ändern läßt, eine Schrift, die sich in ihrer Form nicht ändern läßt, eine Schrift, die sich in ihrer Form nicht ändern läßt, eine Sch

sechzehn Härtegraden erzielieren und in jeder besseren Papierhandlung zu haben sind. Ausdicht auf Erfolg wird nur die Schrift haben, die das Künstlerische mit dem Praktischen vereint. In Rudolf von Larisch' Arbeiten, besonders in der Schrift über Zierschriften, die er 1899 im Albert'schen Verlag in München veröffentlichte, finden sich darüber treffende Bemerkungen, und auch das Vorliegende, dem von Wiener Künstlern Bernt, Frisch, Kammerer, Melichar, Moser, Rievel und Roller ihre Dienste liehen, enthält neben Seiten, die das Gegentheil „brutaler Leserlichkeit" sind, manche Schriftproben, die eine bestrickende Schönheit auf der Basis des modernen Telegrammstiles erreichen. R. M.

Georg Wagner: Seine Liebe. Roman. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Ein ganz tüchtiges Buch, in dem einfach und darum eindringlich die verschiedenen Folgen einer kommen Jugendthorheit von ihren ersten leisen Anfängen bis zur zermalmenden Katastrophe aufgezeigt werden. Der Titel führt auf falsche Fährte; er erhebt ein Motiv zur überragenden Bedeutung, sehr zum Schaden des Romans, der intolge dessen immer die Erinnerung an Vorbilder, insbesondere an Marriots „Seine Gottheit" wachruft. Dass der Held im Jurenhaus seine Memoiren schreibt, ist eine überflüssige Zuthat; möglicherweise hält dies Wagner für — modern. Trotz allem hat der Verfasser mit diesem Buch ein Talent bekundet, das den gewöhnlichen Leistungen mit literarischen Vorzügen zu begegnen weiß.

D. Bach.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" (December). Der Kirchenhistoriker Fr. Nippold schreibt über die Kaiserin Friedrich, die vorigen Monat ihr sechzigstes Jahr vollendet hat. Er stand drei Jahrzehnte mit dem kronprinzlichen Paar in persönlichem Verkehr. Nicht nur auf ihre Kinder, auch auf den Gatten wusste die Kaiserin Friedrich den besten Einfluss zu üben, und dessen Herausmachen aus der verhängnisvollen Befangung, schreibt der Verfasser ihrer Mitwirkung zu. Bezeichnend für ihren edlen Charakter nennt er es, dass sie sich, trotz der ungeheuren Enttäuschung, dass sie den Herrscherberuf, auf den sie sich ihr ganzes Leben vorbereitet, nie eigentlich ausüben durfte, nie verbittern ließ. — Dr. Friedrich Noack in Rom erzählt von der Geliebten Lord Byrons, die, nach dieser Seite hin, ein Verhängnis für das ganze Leben des Künstlers war. Anna Maria Magnani, eine ebenso schöne als listige Römerin, hatte es schon 1795 dazu gebracht, trotz ihrer niederen Abkunft von dem preußischen Geschäftsträger am Gehenmarkt von Rom geheiratet zu werden; als diese Frau und Mutter von zwei kindlichen Letzteren Thorwaldsen bei seiner Ankunft in Rom 1797 kennen, und das Jahr darauf ist er der Familie von Uhden gegenüber in der Strada Felice einquartiert. Nach den römischen Bevölkerungslisten aus jener Zeit hat Dr. Noack nun den ganzen Verlauf des Romans verfolgt, als Byron in Uhden's Haus wohnte, das Jahr darauf nach Siena zog, ein Jahr, wo seine Frau von ihrem Liebhaber zu entlernen, und dass er sich 1799 mit seinen Kindern und einer Erzieherin, jedoch ohne seine Gattin, wieder in Rom niederließ, während diese sich wieder dem jungen Byron gegenüber einlogierte. 1801 wurde Herr von Uhden von Wilhelm von Humboldt auf preußischen Gebiet, während seine Frau geschiedene Frau in Rom verblieb, aber vergeblich bemüht war, Thorwaldsen zu einer Ehe zu vermögen; nicht einmal dauernd versorgen wollte er sie und das einzige, wozu er sich verstand, war, dass er die 1813 geborene Tochter Olga unerkannte, adoptierte und auch in seinem Testament bedachte. Ein Sohn dieser Tochter, der Maler Carlo Gironi, lebt noch heute in Rom.

„Ethische Cultur" bringt in ihrer Nummer vom 29. December einen Artikel von Ellen Key über Neuerungen im englischen Schulwesen. Der sinnbefriedigende Unterricht, das heißt das englische Erziehungssystem, welches die Muskeln auf Kosten des Gehirns und der Urtheilsfähigkeit entwickelt, ein falsches sei, und werde vermuthlich eine Reform dieses Systems nach sich ziehen. Aber schon vor diesem eklatanten Beweis haben verschiedene Pädagogen seine Unzulänglichkeit erkannt und das Beispiel einer neuen, berühmten Methode zu geben versucht. So hat ein Dr. Cecil Reddie in Abbotsholm eine Schule für Knaben der höheren Stände zwischen 11 und 18 Jahren gegründet, in der der Unterricht bis etwa zum 15. Jahr für alle der gleiche ist, während sich dann bei ob die Wege trennen, um in der technischen Branche zu lehren. Zugleich wird aber schon in der Schule eine praktische Verwerthung der speciellen Kenntnisse und Fähigkeiten versucht; die Mathematiker bemessen und construieren die Bootshutten und Sportsplätze, die geschichtlichen Neuntnisse über Staatsverwaltung werden bei der Arbeitstheilung des kleinen Gemeinwesens angewandt, und ein „Parlament", das aus den Knaben selbst besteht, entscheidet über gewisse allgemeine Angelegenheiten, obgleich die Sanction der „Regierung" für die Beschlüsse erforderlich ist. Die moralisch-religiöse Erziehung wird eifrig gepflegt, doch nicht durch Unterricht in einem bestimmten Bekenntnis, sondern durch den Umgang mit dem Vorbild Jesu und anderer großer Persönlichkeiten, deren Bildnisse die Kapelle schmücken. Die Zeit wird zwischen Arbeit und Erholung, körperlicher und geistiger Uebung zu gunsten gleichen Theilen zertheilt, und es gibt täglich nur vier eigentliche Unterrichtsstunden. Zeichnen und Texte und als künstliche, gedächtnismäßige Arbeit. Eine ähnliche Reform der mechanische Schule ist die von der „King Alfred School Society" gegründete Anstalt, die sich in erster Linie die Entwicklung des Charakters zum Ziel setzt. Sie ist nur für Knaben und Mädchen zusammen, und hat den ersten Unterricht werden keine Bücher benutzt, sondern nur Spaziergänge in der Natur und Umgang mit Lehrern. Besuche an Museen u. s. w. Die dabei gemachten Beobachtungen der Kinder bilden den Ausgangspunkt für einen Unterricht, welcher einerseits Naturkunde, Geographie und Mathematik und anderseits Geographie, Geschichte und Literatur verbindet und gleichzeitig behandelt. Als die radicalste und jüngste englische Reform könne endlich erwähnt die Bestrebung die „Studley Home School" des Edgbaston Lowerinson, die erst seit einem Jahr besteht und gegenwärtig etwa 25 Zöglinge beiderlei Geschlechtes aufweist.

„Mœurs de France" jetzt im Januarheft die ungedruckten Briefe von Alfred de Vigny fort, die sich diesmal an Familienmitglieder richten und den intimen Vigny zeigen — das heißt, soweit bei ihm davon die Rede sein kann, denn er war eine so überaus zurückhaltende Natur, dass Sandeau von ihm sagte, niemand sei je mit ihm intim gewesen, nicht einmal er (Vigny) selber. Jedenfalls sind die im Werruar veröffentlichten Briefe ungemein reizvoll in der Form und der Ausstuss einer überaus vornehmen, liebenswürdigen Natur, die selbst dem Ansturm eines langjährigen, qualvollen, unheilbaren Leidens bis zum Schluss standhielt. Hervorzuheben ist eine Stelle, wo Vigny seiner Cousine empfiehlt, ihre Tochter in der Kunst des Vortrags unterrichten zu lassen. Jeder wahrhaft gebildete Mensch solle vorlesen und declamieren können; das käme nicht nur den Versen, sondern auch seiner täglichen Sprache unendlich zugute und würde zur Entwickelung eines feinen und eingehenden literarischen Verständnisses führen. — Miss Evelyn Scott schreibt über Stuart Merrill, den jungen Lyriker, der seiner amerikanischen Abkunft und französischen Bildung eine seltsame Mischung seines Geistes verdankt. Lange Zeit unter dem Banne der verschiedenen geistigen Moden, denen er sich infolge einer ungewöhnlichen Geschmeidigkeit und Formgewandtheit leicht anzupassen vermochte, begann Merrill, als Schüler der Parnassien, schließlich sich dann den Symbolisten an und fand erst nach mehrjährigem Tasten und Suchen seine eigene Note. In dem vor kurzem erschienenen Band „Quatre Saisons", worin er die Rückkehr zur Natur und das beschauliche, schlichte Dasein preist, gibt er endlich sich selber, während seine früheren Bände: „Gammes", „Petits Poèmes d'automne" so grundverschieden von einander sind, dass man sie kaum für die Werke desselben Dichters halten würde.

„North American Review" bringt in ihrem vorliegten Hefte einen sehr bemerkenswerten Artikel von Gabriele d'Annunzio, den er „Das dritte römische Reich" benennt. Italien sei nicht wieder aufgerichtet worden durch seine Einigung, denn Freiheit durch die Unfähigkeit seiner Gesetzgeber vernichtet wurden. Die tötliche Lebenskraft des italienischen Volkes, die allen Missständen, der Fremdherrschaft und der Zerrissenheit getrotzt hatte, sei unter diesem Regiment erstorben. Während Deutschland dem englischen Handel und der englischen Industrie den Rang streitig macht und England sein überseeisches Weltreich immer mehr vergrößert, während alle Kräfte sich regen, stehe Italien außerhalb des Weltkampfes der Nationen. Seine Regierung sei darauf angelegt, die Municipalverwaltungen, die früher seinen höchsten Ruhmestitel bildeten, zu vernichten. Fast noch ärger als um die innere sei es um die äußere Politik im heutigen Italien bestellt, die bestanden zwischen Trotz und Unterwerfung, zwischen unfruchtbaren Wünschen und hoffnungslosem Verzichten schwanki. Obgleich seine geographische Lage und seine Traditionen Italien zur Königin des Mittelmeeres prädestinierten, obwohl es über die besten, wieder-handelsplätzen und geschicktesten Seefahrer und Schiffer verfüge, habe es sich alle Macht entwinden lassen, und doch könnte seine größte Bedeutung gerade in seiner Seemacht liegen und zwar nicht in einer Kriegsflotte, sondern in einer Handelsflotte, wie zur Zeit seiner blühenden Republiken. Aber seine maritimen Angelegenheiten werden von der unfähigen Regierung nicht minder verwahrlöstigt als die inneren. Italien habe nun aber einen jungen Monarchen, der unter besonderen, alle heroischen und leidenschaftlichen Empfindungen erweckenden Umständen zur Regierung gelangt ist, und dem es vielleicht vorbehalten sein wird, das so reich begabte italienische Volk zu neuer Macht und Größe zu führen.

Jewka.

Von Hanns Weber-Lukow.

Es gieng schon gegen Mitternacht, und die Gäste, welche im Herrenhause zu L..... versammelt waren, ließen einspannen. Damit jedoch die Zeit bis zum endgiltigen Aufbruch angenehm verstreiche, befahl der Gastherr, noch einige Flaschen des vortrefflichen Tokayers zu bringen, der den Ruf seines Kellers begründet hatte. Während die Pfropfen knallten, wandte sich einer der Gäste, ein behäbiger Vierziger, lauf lachend an den Herrn des Hauses:

„Es war," so sprach er, „ein Abenteuer, und, die Blüte der allerneuen Junggesellen im Lande, hieher einzuladen. So war es uns gegönnt, in trautem Beisammensein die Erinnerung an schöne Stunden aufzufrischen, über tolle Streiche aus längst vergangenen Jahren recht vom Herzen zu lachen. Aber Sie selbst erquickten uns wohl mit köstlichen Weinen, doch nicht ein einziges heiteres Liebesgeschichtchen gaben Sie zum besten. Entschließen Sie sich in letzter Stunde hiezu! Vielleicht erbalten wir für die lange Heimfahrt Stoff zu angenehmer Zwiesprache!"

Wir Letzten rechi sein" erklang es in der Runde.

Der Herr des Hauses fuhr mit der Hand über den kahlen Scheitel und strich sich den langen, leicht ergrauten Schnurrbart. Dann leerte er sein Glas, räusperte sich und begann:

„Ich war damals ein junger Mann von 26 Jahren und verbrachte meine Tage in Paris in lustiger Gesellschaft bei üppigem Gelage. Ja einheit ich die unerwartete Nachricht, dass mein Vater, dem ich sehr zugethan war, plötzlich gestorben sei. Als ich daheim anlangte, fehlten die letzte Ehre ihm Verstorbenen angetan zurück.

Durch ungewohnte Thätigkeit suchte ich den tiefen Schmerz, des bittere Gefühl der Einsamkeit zu betäuben. Ich arbeitete täglich zwölf Stunden lang, ich ohne Zweck und Ziel, und bei Nacht schlief ich fest und tief, ohne Träume. Sie mögen es glauben, meine Herren, aber nicht, sind die beiden Monate verflossen, ohne dass ich eine Frau derselben aber auch nur begehrt hätte.

Als ich eines Tages nach sehr anstrengendem Morgenritte beim Mittagstische saß, fiel mein Auge auf das Mädchen, welches mir geschäftig und gefällig wohl schon die dritte Flasche Wein aus dem Keller holte. Alte Erinnerungen dämmerten in mir auf. Als ich sieben oder acht Jahre alt war, weilte ich mit Vorliebe in der Gesindestube, wo ich in Ermangelung standesgemäßer Altersgenossen mit Bauernkindern spielte und tanzte. Dort troch oft ein winziges Geschöpf auf Händen und Füßen über den Boden hin, das jedem im Wege war und reichlich Hiebe und Püffe erntete. Die Mutter, ein stattliches blondes Weib, hob es manchmal auf den Arm, trocknete ihm die Thränen und sagte auch wohl: „Zeig', Jewka, wie bist du böse?“ Da ballte die Kleine die rosigen Fäustchen, fletschte die Zähne und schaute mit den funkelnden schwarzen Augen, über welche die dunklen Haarfransche herabfielen, zornig und drollig umher. Das war Jewka, das Judenmädel. Es hieß nämlich, daß ihre Mutter dem Wirtshausspächter Mersel ihre Gunst geschenkt und hierfür eine Banknote und als Darauftage noch dies kleine Kind erhalten habe.

Und nun glaubte ich, die Magd, die mir den Wein holte, zu erkennen. „Du bist Jewka, das Judenmädel!“ rief ich aus.

Ihr Antlitz leuchtete vor Freude auf, aber sie verhüllte es sofort mit beiden Händen.

Ich trat an sie heran, befreite ihr Gesicht von den verdeckenden Händen und reichte ihr, die sich noch immer sträubte und schämte, ein Glas Wein. Sie erfaßte es mit beiden Händen, trank mit gierigem Wohlbehagen, wischte sich die Lippe mit Zunge und Händen ab und schaute mir zutraulich in die Augen.

So begann unsere Freundschaft, unser Lieben. Die Freude am Leben erwachte aufs neue in mir. Ihre heißen Umarmungen, ihre Hingebung werde ich niemals vergessen. Besonders glücklich fühlte ich mich des Morgens, wenn ich die Augen aufschlug. Durch die weit geöffneten Fenster drang das Frühlicht, brang der frische Hauch der Felder herein, die sich in rosenrothen Fernen verloren, neben mir aber sah ich im Morgenschlummer das schlanke Mädchen, dem ich den Schlaf zaubrend von den schweren Wimpern küßte.

Nur eines mißfiel mir an ihr — ihre übertriebene Frömmigkeit. Niemand im Dorfe gieng sleißiger in die Kirche, niemand betete inbrünstiger als sie. Immer, sogar während ihrer häuslichen Beschäftigungen, trug sie das Gebetbuch bei sich. An den Wänden unseres Schlafzimmers hiengen geschmackvolle Heiligenbilder, über meinem Bette ein Rosenkranz und ein Weihwasserbecken. Abends, wenn wir unter Liebkosungen zur Ruhe giengen, vergaß sie niemals ihr Vaterunser herzusagen.

Unser Glück dauerte fast ein ganzes Jahr. Aber an einem Abend in der Charwoche war sie ganz verstört aus der Kirche heimgekehrt. Ich sprach ihr begütigend zu, aber da ballte sie die Fäuste und fletschte die Zähne ganz so wie sie es als Kind gethan. Nur glotzte mich diesmal aus ihren Augen ein solcher Ingrimm, eine solche Verzweiflung an, daß ich im tiefsten Innersen zusammenschrak. Ich erfuhr endlich, daß ihr der Pfarrer bei der Osterbeichte wegen ihrer Beziehungen zu mir die Absolution verweigert habe.

Schon den nächsten Tag frühmorgens begab ich mich in den Pfarrhof.

Die Einfachheit und schimmernde Ordnung in der Priesterstube stach von der nicht eben reinlichen Erscheinung des alternden Geistlichen, dessen fettiges Priesterkleid zugleich nach der Kneipe und nach der Sacristei roch, in merkwürdiger Weise ab. Dieser sein schwammiges, hochgerötetes Antlitz glitt, als er mich erblickte, ein erkünsteltes Lächeln und seine schlauen Aeuglein versuchten freundschaftlich zu grüßen. Er schenkte mir aus der halbgeleerten Flasche ein, die neben dem Brevier auf dem Tische stand, und trank auf meine Gesundheit. Das Gespräch brachte es bald mit sich, daß ich mich über die Landwirtschaft und den Haushalt des Hochwürdigen erkundigte. Es gehe ganz gut, antwortete er mit heiserer, leise jubelnder Stimme, doch darüber müsse er sich beklagen, daß er nur Aderzäune im Stalle habe, und prächtige Zucker seien doch seit jeher seine größte Freude gewesen. Dann rühmte er in begeisterter Rede meine Lieblingsthiere, ein kräftiges Fuchsenpaar, um das sich von allen Nachbarn beneidet wurde.

Ein schwerer Kampf tobte in meinem Herzen. Aber die Vorliebe für die Fuchsen unterlag schließlich meiner Leidenschaft für Jewka.

„Die Pferde sind feil!“ rief ich ihm zu.

„Was sollen sie?“ fragte der Pfarrer getpannt.

„Eine Absolution!“

Der Pfarrer entschuldigte sich, daß er es so hoch nicht genommen habe. Jewka sei fromm und gottesfürchtig, sie wage nur manchmal zur Beichte kommen, und am Ostersonntag selbst wolle er ihr das Abendmahl spenden. Die Pferde nehme er selbstverständlich im Namen der Kirche dankbar an.

Als ich den Pfarrhof verließ, klang mir das schrille freudige Aechzen des würdigen Seelsorgers und das gemeine Lachen seiner dralleu zwanzigjährigen Hausbälterin durch die geschlossenen Fenster nach.

Jewkas Antlitz strahlte vor Freude, als sie abends von der Beichte heimgekehrt war. „Es ist keine Sünde!“ rief sie, und lief mir um den Hals . . . „und so gütig und freundlich hat der Hochwürdige mit mir gesprochen! Ich dacht' es mir ja, es kann keine Sünde sein!“ Sie wehrte meine Umarmungen nicht ab. Nachdem sie Gott das seinige gegeben, so schien es, wollte sie nachholen, was sie inzwischen an mir versäumt hatte. Ihre Lippen, die vor einer Weile noch heilige Worte gestüstert, küßten so heiß und in ihren Augen leuchtete die Sinnlichkeit . . . Dann, als die Abendglocken ertönten, kniete sie hin, faltete die Hände und sprach, den Blick nach oben gerichtet, mit klarer, andächtiger Stimme drei Vaterunser und drei Ave Maria, die ihr als Buße für kindliche Sünden aufgegeben waren. Wie sie so daiaß, vom rosigen Dämmerlicht umflossen, glich sie einem Engel, der eben vom Himmel herabgestiegen.

Am Ostersonntag fuhr ich zur Kirche. Die Messe war schon vorgeschritten, als ich eintrat. Jewka kniete vor dem Altar, im Begriffe, den heiligen Leib des Herrn zu empfangen. Als hätte sie meine Anwesenheit ahnend erraten, wandte sie mir für eine Weile die Augen zu, die vor Andacht und Liebe leuchteten. Aber die Glocke ertönte, und der Priester sprach, die Hostie erhebend: „Sehet, das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!“ Bläuliche Weihrauchwolken stiegen auf, und durch die farbigen Scheiben drang das Sonnenlicht in blauen und goldenen Strahlen ein. Der Priester machte mit der Hostie das Zeichen des Kreuzes und reichte der sich ehrfürchtig Verneigenden den Leib des Herrn. „Der Leib unseres Herren Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben, Amen!“ Die feierliche Stille wurde nur durch die Klänge des Glöckchens unterbrochen, und wie sich alle tief zur Erde neigten, war auch mir einen Augenblick, als müßte ich anbetend auf die Knie sinken. Aber da glaubte ich plötzlich Pferdegewieher zu hören. Es waren wohl meine Füchsen, die sich aus dem nahe gelegenen dumpfen Stalle des Pfarrers nach ihrer früheren, lustigen Behausung zurücksehnten.

Seit diesem Tage fächelte das friedliche Glück der selig Getäuschten in Jewkas Augen.

Da sich der Sommer dem Ende nahte und die ersten falben Blätter von den Bäumen sanken, erklangen eines Tages die Glocken der Dorfkirche und wimmerten ohn' Unterlaß durch die mattsilberne Luft. Das Volk ließ von den Feldarbeiten ab und strömte in die Kirche, wo die Orgel tönte und dumpfe Bußgesänge hallten. Auf der Kanzel stand ein hagerer Mönch mit fahlem Antlitz und großen flackernden Augen und predigte laut und froh, wie ein lösungen Glöckchen das Klingen des Allerheiligsten begleitet, von den Sünden des Fleisches und von den Qualen der ewigen Verdammnis. Aber selbst wenn Predigt und Messe beendigt und die Altarkerzen gelöscht waren, leerten sich die dumpfen Räume nicht; im dämmerigen Hintergrund saß ein Mönch im Beichtstuhl, den Beichtstudern mit schriller Stimme ins Gewissen redend, schwere Kirchenbußen verhängend, ewige Höllenpein verkündend. Die Heiligenbilder wurden von den Wänden der Kirche herabgenommen und in feierlichen Umzügen durch die Dörfer getragen. Die Strafen der Umgebung widerhallten von Klage- und Bußgesängen, als wäre ein furchtbares Unglück, die Pest oder der Krieg, über das Land hereingebrochen. In dichte Staubwolken gehüllt, schleppten sich Männer und Weiber, ein schweres Holzkreuz auf dem Rücken, mit keuchender Brust und glozendem Aug, schweißgebadet und schwarz von Schmutz, in glühender Sonnenhitze von Kapelle zu Kapelle. Die Rosenkränze klirrten und müde zitternde Lippen murmelten und langen unverständliche rintönige Gebete. In den Wirtshäusern zeigten sich zwei würdige Greise mit langen weißen Bärten, in härenen Kutten. Sie verstheilten Heiligenbildet unter die erstaunte Menge, predigten von dem Reiche Gottes, das da kommen sollte, und erzählten, sie pilgerten nach Rom, um Ablaß und Segen des Heiligen Paters für dieses sündige Land zu erflehen. Sie aßen und tranken, sangen, beteten und segneten, ließen andere bezahlen und zechten, von den frommen Wandern der Bauern begleitet, die mühsame Reise zum Stuhle Petri fort. Manchmal auch unternahm ein jüngerer Mönch, gefolgt von bildhübschen Mädchen und Frauen, die paarweise und heimlich tuschend, einen Pilgergang nach den nahen Wäldchen, um dort in lauschiger Dämmerung vor einem altehrwürdigen Bilde der Muttergottes zu beten.

Auf den Feldern ruhte alle Arbeit, brütete die Einsamkeit. Ein Theil der Früchte, besonders Weizen und Hafer, wurde überreif, und wenn der glutige Sommerwind über die Aehren strich, fielen die Körner zur Erde. Eines Nachmittags gieng ein furchtbares Wetter nieder, und das am Horizonte auf den Feldern lag, wurde durch die Hagelschlossen verwüstet. Der bleiche Mönch auf der Kanzel aber predigte zur gleichen Zeit von der Güte und All macht Gottes. „Das Gewitter,“ rief er, „das Euere Arbeit vernichtet, ist die Strafe des Herrn! Danket ihm für die Strafe, die er gesendet, ereket ihn und beter! Arbeitet und betet! Danket, flehet und betet!“ In heißen, leuchtenden Buchstaben entwebte ihm das Volk, die Augen vor der drohenden Sonnesnacht, die Furcht vor der ewigen Vollstreckung im Herzen. Der grelle Schein der nahen zuckenden Blitze riß durch die Dämmerung der Kirche, und der Donner mengte seine gellende Stimme in diesen Sang der Qual und des Jammers.

Digitized by Google

Das war die Mission der Trappisten.

Als ich an diesem Abend nach Hause kam, fand ich einen Zettel von Jewka's Hand, der die kurzen Worte enthielt: „Unser Lieben ist eine Todsünde; ich darf, ich kann nicht mehr mit Dir leben. Ich danke Dir aus vollem Herzen für all Deine Güte. Der himmlische Vater schenke Dir die ewige Seligkeit nach dem Tode."

Sie selbst war verschwunden. Trotz vieler Bemühungen erfuhr ich erst nach einigen Monaten, daß sie in einem Nonnenkloster der Hauptstadt untergebracht war; aber damit war mir nicht viel gedient. Alle Briefe, die ich an sie schrieb, blieben unbeantwortet, und mein Besuch wurde unter Hinweis auf die Ordensregeln abgewiesen. So verging ein langer Winter, der mir vorkam wie eine einzige ewige Nacht.

Im Frühjahr warf mich ein böses Fieber aufs Krankenlager; lange Tage, lange Nächte verbrachte ich in wüsten Fieberträumen, und mein müdes Herz sehnte sich nach der kleinen weichen Hand, die mich so fürsorglich gepflegt hätte. Als sich die Krankheit ihrem Ende näherte und ich die frischeren Säfte schon in meinen Adern spürte, versiel ich einmal in tiefen Schlaf. Und es war mir, als läge ich tief unter der Erde und die lastenden Schollen bedrückten mir die Brust. Mings um mich war Finsternis, aber ein Ahnen wehte durch mein Herz, daß irgendwo über mir die Frühlingssonne schien, die Linden grünten und blühten. Und ich sah Jewka, wie sie zwischen hohen Gräsern und duftigen Blüten einherschritt und sich der Stelle näherte, wo ich lag. Und sie kniete nieder, und die weißen lieben Händchen streckte sie nach mir aus. Ich erwachte, und wirklich, sie, deren Gegenwart ich ihm Traume geahnt, stand an meinem Bette. Ein Freudenschrei entrang sich meiner Brust, ich fühlte mich wieder gesund und schlang die Arme um sie und wollte, wie früher so oft, ihr liebes Köpfchen herzen und küssen. Aber ihre kleinen Händchen stießen mich weg. „Beichte uns Gott vor der ewigen Verdammnis!" schrie sie auf. Sie sei ja aus Kloster gegangen, fuhr sie fort, um durch ein Leben, reich an Entbehrungen und frommen Werken, unsere gemeinsame schwere Sünde zu tilgen. Jetzt erst, da sie die herbsten Prüfungen überstanden, habe ihr die Oberin den längst erbetenen kurzen Urlaub ertheilt, damit sie ihre Angelegenheiten besorge. Ohne mich zu leben sei ihr noch immer schwer, aber sie hoffe, mich endlich zu vergessen und fern von allen irdischen Dingen nur ihrem Gott allein zu leben. Ich traute meinen Ohren kaum; aus ihren ganz fremden Worten sprach sie zu mir gekommen und fremd war mir ihr ganzes Wesen. Alle Anmuth war von ihr gewichen, ihre Stimme klang hart und rauh, und ein strenger Zug verunstaltete den Mund, den ich einst so gern geküßt hatte.

Hass und Zorn schäumten in mir auf; was hatte man aus meiner Jewka gemacht? Aber nun war sie ja wieder in meiner Gewalt — kein Mensch sollte es wagen, sie mir nochmals zu rauben. Ich stürzte mich auf sie und preiste sie lange an mich, wie um meine Eigenthumsrechte zu wahren. Sie wehrte sich wie sie konnte, aber die heiße Erregung verlieh meinem gemiedenen Körper neue Kraft, und mit schwigen Armen schlug ich ihren Widerstand nieder. Aber ihre Augen, aus denen alles Leben entschwunden schien, starrten glanzlos ins Leere und keine Fiber regte sich in dem Antlitz, das weiß war wie das Linnen meines Bettes. Dann sah ich sie noch, wie sie neben dem Fenster saß und schluchzend das schwarze Kreuz betrachtete, das sie in Händen hielt. Aber von all den Aufregungen übermüdet, schlief ich bald ein. Als ich morgens erwachte, stand ein Strauß frischgepflückter Wiesenblumen, an denen noch der Thau hieng, auf meinem Tische.

Aber Jewka war verschwunden und kehrte nicht wieder . . . "

Während die meisten Gäste ausbrechend mit den Stühlen rückten, fragte Herr Aockanewski, der einzige, welcher der Erzählung mit größerer Aufmerksamkeit gefolgt war, ob der Geistliche, der Pferde gegen Absolutionen einhandelte, nicht jener Pater Kawecki gewesen sei, der später seines Amtes entsetzt wurde.

„Ja! ja!" rief der Hausherr, „er war's! Und ich selbst habe ihm zu seinem schmählichen Ende verholfen und das ist meine Freude und mein Stolz noch heute. Vorsichtig und hinterlistig unternahm ich das Werk der Rache. Selbst sein Freund der Karten, und ich doch häufig leidenschaftliche Spieler zu mir ein, und der Herr Pfarrer war selbstverständlich immer dabei. Einmal verlor er einen sehr bedeutenden Betrag; ich half ihm aus, jedoch nur mit der Hälfte des Geldes gegen ordnungsmäßig ausgestellte Wechsel. Als die Zahlungsfrist verstrichen war, ließ ich ihn exbarmungslos pfänden. Damals erwarb ich meine Fruchten, die allerdings ganz herabgekommen waren und Schmidmühren glichen, um einen Spottpreis zurück. In der Voraussetzung, daß der Pfarrer die zweite Hälfte seiner Spielschuld aus dem Kirchenvermögen bezahlt habe, erwartete ich die Anzeige, und es stellte sich heraus, daß meine Voraussetzung richtig war. Das war ein Freudentag für mich, als man ihn in den Kerker schleppte — stolz da Chawrauger!

Der Ziegenjubel war noch nicht verklungen, als ich [illegible] erhielt, an welchem der Medizinrath [illegible] Tode [illegible] Oberin eines Klosters [illegible] wird, [illegible] krankheit in ihren Armen [illegible] wir geeilt [illegible] hat, denn [illegible]

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Matfoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL

Kaffee-Import

WIEN – BUDAPEST – BRÜNN

CENTRALE:

WIEN, I., FLEISCHMARKT 7

FILIALEN IN WIEN:

II. Taborstrasse 26

III. Landstrasse Hauptstrasse 41

IV. Wiedner Hauptstrasse 12

VI. Mariahilferstrasse 8

IX. Neustiftgasse 28

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 26. Jänner 1901. Nummer 330.

Doppelorganisation.

Die durchschlagende Eigenthümlichkeit, die das österreichische von anderen Parlamenten unterscheidet, ist die, dass sich in ihm politische mit nationalen Organisationselementen kreuzen. Von der parlamentarisch geringfügigen Socialdemokratie hier abgesehen, kann man sagen, dass jede Nationalität Anhänger aller politischen Parteien umfasst, dass jede politische Partei unter allen Nationalitäten ihre Anhänger zählt. Dieses politisch-nationale Durcheinander darf man nicht übersehen, wenn man die innere, insbesonders die parlamentarische Geschichte Oesterreichs verstehen will. Es erklärt, warum das österreichische Parlament bis vor kurzem regierbar war, warum es jetzt unregierbar ist und warum wir trotz allem annehmen, dass es auch früher oder später einmal wieder regierbar werden wird oder werden kann.

Doch beginnen wir mit dem Anfang. Das politisch-nationale Durcheinander ist nicht nur eine naturgegebene Eigenthümlichkeit Oesterreichs, sondern hat, vermöge der eigenthümlich sprunghaften Regierungsmethode, die hierzulande herrscht, auch eine ganz eigenthümlich zackige Entwickelung genommen, die sich erst jetzt auszugleichen beginnt. Im Anfang des constitutionellen Lebens in Oesterreich war gänzlich eine Nationalität, die deutsche, in der Herrschaft, die anderen Nationalitäten alle sind aber in das constitutionelle Leben in einem Zustand mehr oder minder empfindlicher nationaler Unterdrückung eingetreten. Die Folge davon war, dass die nicht-deutschen Nationalitäten, in erster Linie auf den Schutz ihres Volksthums bedacht, die nationale der politischen Organisation überordneten, im Parlament also nationale Sammelsubs bildeten, in denen die Vertreter verschiedener politischer Anschauungen, wie alle Thiere in der Arche Noahs, friedlich nebeneinander saßen. Als typisches Beispiel dieser eminent nationalen Organisationsform kann der Polenclub gelten, so wie er etwa bis 1897 war, und der Altczechenclub, so wie er 1879 ins Parlament einzog und sich, bis auf die kleine jungczechische Absplitterung, bis 1891 erhielt. Die andere Folge jener ungleichmäßigen Behandlung der Nationalitäten war, dass die Deutschen hinwiederum, die regierende Nationalität, ihrer nationalen Existenz sicher, sich den Luxus einer rein politischen Parteigliederung gestatteten, die auch ihrer Zahl, Ausbreitung, wie ihrer differenzierteren politischen Cultur besser angemessen war. Vom Beginne des Verfassungslebens bis etwa zur Gründung des Deutschen Clubs in der Mitte der Achtzigerjahre ist es unter den Deutschen nur politische, aber keine nationale Parteiorganisationen gegeben.

Die Nationalitätenpolitik hat ziemlich brüsk umgeschlagen, aber die parlamentarischen Organisationsformen sind dieser nationalpolitischen Entwickelung nur mit großer Verspätung gefolgt. Von einer nationalen Unterdrückung können die Polen seit 1869, die Czechen seit 1879 nicht mehr reden, dagegen sind die Deutschen seit 1879 immer mehr in die nationale Defensive gedrängt worden. Nichtsdestoweniger haben sich die alten Organisationsformen noch lange nach 1879 ziemlich unverändert erhalten, bei den Polen und Czechen die nationale, bei den Deutschen die politische Organisation. Diese Trägheit der organisatorischen Entwickelung war einer der Glücksfälle, denen Graf Taaffe es verdankte, dass nicht schon ihn das Schicksal Badenis erreicht hat, und denen wir es zuzuschreiben haben, dass wir die von ihm eingebrockte Suppe auslöffeln müssen. Die nationale Geschlossenheit der polnischen und czechischen Organisationen lieferte ihm, vermöge seiner slavenfreundlichen Politik, die großen wohldisciplinierten Cadres, die seiner Majorität das Schwergewicht gaben. Die politische Zerklüftung der Deutschen anderseits bewahrte den Abgeordnetenbanks jenen politischen Antagonismus, ohne den ein Parlament sich nicht bewegen kann, so wenig als ein Mensch auf einem Bein gehen kann. Die politische Differenz zwischen clericalen und liberalen — oder, wie man gern in der Zeit der Aufklärung sagt, anticlericalen — Deutschen ist der Sauerteig gewesen, mit dem die österreichischen Regierungen ihr parlamentarisches Brot gebacken haben. Von 1861 bis 1879 haben die liberalen Deutschen gemeinsam mit etwelchen nichtdeutschen Nationalorganisationen gegen die clericalen Deutschen, von 1879 bis nach 1890 haben die clericalen Deutschen gemeinsam mit etwelchen nichtdeutschen Nationalorganisationen gegen die liberalen Deutschen regiert. Der erste Versuch, mit Verzicht auf diesen politischen Antagonismus das Parlament zu leiten, war die Windischgrätz'sche Coalition, bei der bekanntlich liberale und clericale Deutsche sich, unter Zurückstellung ihrer politischen Grundsätze, mit den Polen gegen die Czechen verbanden. Das war ein Versuch, das Parlament auf überwiegend nationalen Antagonismen aufzubauen. Er endete mit der jungczechischen Obstruction. Sie hat zum erstenmale den österreichischen Staatsmännern die Lehre ertheilt, dass ein Parlament, das auf nationalem Antagonismus aufgebaut ist, lebensunfähig ist, weil nur politische Parteien über politische Parteien, nicht aber Nationen über Nationen herrschen dürfen, soll der Staat, in dem sie zusammenleben, nicht die sittliche Grundlage seiner Existenz verlieren.

Jene Erfahrung aus der Coalitionszeit wiederholt sich jetzt in verstärktem Maße. Die parlamentarisch bedeutsame Folge der Sprachenverordnungskämpfe unter Badeni und Thun war, dass sich nun auch unter den Deutschen, wenngleich spät, die politische Differenzierung zu Gunsten der nationalen verflüchtigt hat. Auch die Deutschen stellen immer durchgreifender das nationale Moment dem politischen voran. Ihre politischen Organisationsformen treten zurück, nationale rücken vor. Die deutsch-radicale Partei ist die schärfste, die deutsche Gemeinbürgschaft ist die größte nationale Organisationsform, welche die Deutschen bisher geschaffen haben. Nach den Erscheinungen der Wahlcampagne zu schließen, werden im neuen Parlament auch die Deutsch-Clericalen, ob sie nun formell in die Gemeinbürgschaft eintreten oder nicht, effectiv doch auch ihr angehören. So sind nun auch die Deutschen zu einer ziemlich geschlossenen nationalen Organization gediehen, auch sie sind in ihrer aus historischen Gründen früher vernachlässigten nationalen Organisation den anderen Nationen, den Polen und den Czechen, nachgekommen. Das Zickzack der österreichischen Nationalitätenpolitik ist vollendet. Die drei großen Nationalitäten haben alle ihre Unterdrückungszeit durchgemacht, alle daraus die Consequenz der nationalen Schutzorganisation gezogen. Im Parlament geht es nun keine dominierende politische Differenzierung mehr, sondern nur drei große nationale Gruppen oder Gemeinbürgschaften, eine deutsche, eine czechische, eine polnische, mit einem solchen auf rein nationalen Antagonismen aufgebauten Parlament kann man eine Zeit lang täuben, wie es die Coalition durch anderthalb Jahre und vor ihr schon Graf Taaffe 1891 bis 1893 mit seiner dreibeinigen Majorität (Polen, Deutschclericale, Deutschliberale) gethan; je öfter die Täuberei wiederholt wird, desto kurzathmiger wird sie, aber arbeiten, ernst arbeiten, kann man mit einem solchen rein nationalen Parlament nicht, gleichgiltig ob eine Partei die principielle Obstruction declariert oder nicht.

Aber wie alles in der Geschichte, so scheint auch dieser Zustand nur Entwickelung und Uebergang zu sein. Haben die politisch differenzierten Deutschen sich nun endlich auch national geeinigt, so haben die national geeinigten Polen und Czechen sich gleichzeitig auch politisch zu differenzieren begonnen. Neben dem alten Polenclub, in dem übrigens sich auch eine demokratische Differenzierung regt, sitzen jetzt die polnischen Volksparteiler und die Stapelowskianer, beide entschlossen, in allen nationalen Fragen mit dem sogenannten Polenclub zu gehen, in politischen und wirtschaftlichen Fragen aber mit Feindnationalen Gesinnungsgenossen vereint, ihn zu bekämpfen. Aehnlich sind dem Jungczechenclub, in dem sich gleichfalls Secessionsgelüste regen, die freilich noch unklaren Gebilde zweier selbständiger czechischer Parteien, der Agrarier und der Nationalsocialen, zur Seite getreten. In verbreiterem Maßstabe stehen also alle drei Nationen deutschen organisatorischen Lücken zu. Das ist die Doppelorganisation. In ihr liegt vielleicht die Zukunft des österreichischen Parlamentarismus verborgen. Wenn einmal jeder Abgeordnete gleichzeitig zwei Organisationen angehört, einer nationalen Schutzorganisation oder Gemeinbürgschaft, in die er sich mit seinen Volksgenossen unentwirrbar, selbst eine nationale Frage anbaucht, und einer politischen Organisation, in der er sich mit Nationalfremden gleicher Gesinnung in politischen und wirtschaftlichen Fragen zusammenfindet, wenn das parlamentarische Leben damit wieder regierbar, nicht leichter, wohl aber besser als vorher. Nicht leichter: denn die Doppelorganisation bringt mit sich, dass das parlamentarische Gewebe keine nationale oder politischen Parteien ohne Reste einer dieser Gruppirungen

Digitized by Google

gleicht, in der die Paare sich immer wieder trennen und wieder finden, die aber einen unsichtigen Arrangeur verlangt. Doch besser kann dann regiert werden. Denn das unjandere Durcheinander ausschließlich politischer Organisationen unter den deutschen und ausschließlich nationaler Organisationen unter den anderen Nationalitäten in der Vergangenheit, hatte eine unverbesserlich unsaubere Politik zur Folge. Die Deutsch-Clericalen mussten — ein Beispiel statt vieler — den Czechen verhängnisvolle nationale Concessionen gewähren, um diese für ihre clericale Politik zu kaufen, die Jungczechen mussten ihre liberalen Grundsätze verleugnen, um die Deutsch-Clericalen für ihre nationalen Anliegen zu verpflichten, sowie umgekehrt in den Sechziger- und Siebzigerjahren die Deutsch-Liberalen — die alten Sünder — den Polen ihre nationale Autonomie, ihre polnisches „Staatsrecht" hatten zugestehen müssen, um das damals noch stockclericale Polenthum zu ihrer liberalen Politik zu nöthigen. Mit der Doppelorganisation würde eine reinliche Scheidung zwischen nationalen und politischen Tendenzen eintreten, die beiden und mit beiden einer ehrlichen Politik zugute kommen würde. Erst dann könnte sich auch erfüllen, wovon alle freien Köpfe in Oesterreich träumen: dass das freisinnige deutsche mit dem freisinnigen czechischen Bürgerthum verbindet, die Herrschaft über Oesterreich ergreifen würde, zu der nur sie berufen und befähigt sind.

K.

„Groß-Croatien" und die croatische Staatsidee.

Von einem Croaten.

Zur Wende des achtzehnten Jahrhunderts schrieb Schiller:

„Und um der Menschen große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen."

Die Worte sind noch immer actuell. Der Kampf um Herrschaft und Freiheit dauert fort. Die Basis wird breiter, Nationen und Gesellschaftsschichten treten in den Vordergrund, früher kaum beachtet. Im Süden Europas gährt es stärker. Der Verdrehproceß ist nicht abgeschlossen. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts pocht wieder eine nationale Idee, die croatische. Man ist beherndet, überrascht. Hat sie eine Existenzberechtigung, eine Vergangenheit, Zukunft? Wer kennt sie? Klingt ein staatsbildendes Element nach Freiheit, nach Abschüttelung einer unnatürlichen Herrschaft? Formt es eine Culturbewegung, die Gewähr bietet für eine bessere Ordnung? Soll, kann mit ihr ernstlich gerechnet werden?

In der That, Croatien ist noch immer eine terra incognita. Selbst in Ungarn, das die Herrschaft über Croatien ausübt, nimmt man sich nicht ernstlich Mühe, thätig informiert zu sein. Die Unkenntnis erzeugt Vorurtheile und diese nähren die Unkenntnis. „Groß-Croatien" ist das Zerrbild der croatischen Staatsidee. „Groß-Croatien" ist das Schwesterkind des Panslavismus. Politische Kannegießer werden damit geschreckt. Ein Wort ohne zulänglichen Inhalt. Ein Schlagwort nach Bedarf. Vorkämpfe vom magyarischen Chauvinismus auch als robuster Knüttel geschickt gehandhabt, berechtigte Interessen Cisleithaniens und Croatiens niederzuschlagen. In Croatien denkt kein nüchterner Politiker an „Groß-Croatien". „Groß-Croatien" ist nicht identisch mit der croatischen Staatsidee. Dieser wurde ein Volkspsalm umgehängt. So wird sie als „Groß-Croatien" dem Publicum vorgeführt. Man erinnert nebstbei an „Wallensteins Lager", an die „Greuel", welche Croaten im siebenjährigen Kriege und im Jahre 1848 verübt, wie sie sich zu „Schergen" der Camarilla gegen die Freiheitsbewegung Ungarns hergegeben, und glaubt damit die Frage abgethan. Allein sie kehrt immer wieder. Da dürfte es denn interessieren, mit ihr näher bekannt zu werden.

Die Croaten gehören zu den ältesten Bewohnern Europas. Ihre heutigen Wohnsitze nahmen sie, aus dem Norden kommend, durch Eroberung im siebenten Jahrhundert ein. Hier gründeten sie ein selbständiges Königreich, unter nationaler Dynastie. Ihre Könige erhielten nach damaliger Sitte die Krone vom Papste. Die Grenzen des Königreiches gingen im Westen tief hinein nach Istrien, im Süden nach Albanien, im Osten bis Bulgarien, im Norden bis zur Drava und südlichen Donau. Dieses ganze Gebiet, welches insbesondere das jetzige Serbien und Montenegro, Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina umfasste, wird von einem Volke bewohnt, das eine und dieselbe Sprache spricht, die croatische, die aber dalmatisch, bosnisch, dalmatinisch, bald illyrisch und serbo-croatisch genannt wird.

Als unsere Armee in Bosnien einrückte, befehligte sich ein Oberst eines Ulanenregiments als Dolmetsch. Es wurden nach und nach alle dortigen „Nationalitäten-Namen" zum Vorschein gebracht, Croaten, Serben, Bosniaken, Slawonier, Dalmatiner, Montenegriner, selbst verschiedene Mohamedaner-Sorten. Der Oberst machte sich endlich geläufig, „Unser Mann." Und als er auf einem Ritte fragte, „wo haben Sie das gelernt?" da sagte der Mann, „Herr Oberst," „Schweigen Sie, Gemeiner," donnerte ihn der Oberst an, „das weiß ich besser, ich habe auch Geographie gelernt." — „Der junge Gemeine ist gegenwärtig der hervorragendste croatische Romancier und Dramendichter.

Die Glanzperiode erreichte das Königreich Croatien im zehnten Jahrhundert. Der römische Kaiser und Geschichtsschreiber Constantin Porphyrogenitus berichtet, dass Croatien damals eine reguläre Armee von 60.000 Mann Cavallerie und 100.000 Mann Infanterie, daneben eine Flotte von 80 großen und 100 kleinen Schiffen hatte. Die Bedeutung dieser Flotte wird wohl von Gibbon angezweifelt. Neuestens hat jedoch Professor Paparic in Bucari mit seinem sensationellen Werke über die Seemacht Croatiens unter besten nationaler Dynastie an der Hand eines reichen Quellenmaterials den Nachweis geliefert, dass Croatien zu jener Zeit in der That ein mächtiger Seestaat war. Als die Magyaren nach Europa kamen, fanden sie dieses culturell schon bedeutend vorgeschrittene und geordnete Staatswesen vor und erkannten dessen territoriale und maritime Wichtigkeit.

Mit König Zwonimir erlosch 1088 die nationale Dynastie. Nach kurzem Interregnum wählten die Croaten 1102 Koloman von Ungarn zum König Croatiens. Er war mit einem Heere an den Grenzen des Landes erschienen. Die Croaten entsendeten aus ihren zwölf Stämmen zwölf der angesehensten Männer, welche mit Koloman einen Friedensvertrag schlossen. Dann erst überschritt Koloman die Landesgrenze. In Belgrad am Meere (Dalmatien) wurde er zum König gekrönt. Seither steht Croatien, mit kurzen Unterbrechungen, im steten Verbande mit Ungarn. Erobert wurde es von Ungarn nicht. Der deutsche Originaltext im letzten Hefte des Werkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" lagt: „erworben". Der magyarische Uebersetzer dieses Werkes machte sich allerdings das Vergnügen, das Wort „erworben" in „erobert" umzuüetzen. Ueber die Natur des Staatsvertrages Croatiens mit König Koloman gibt eine Urkunde Kolomans an die Stadt Trau aus jener Zeit Aufschluss. Darin heißt es: „Im Jahre des Herrn 1108. Ich, Koloman, König von Ungarn, Croatien und Dalmatien, schwöre euch . . . ihr sollt weder mir noch meinen Nachfolgern tributär sein; ihr könnt nach unserem alten Recht leben. Nur von den Ansässigen, welche die Fremden zahlen, soll der König zwei Drittel beziehen. Ich werde nicht erlauben, dass in euerer Stadt ein Ungar oder Fremder wohne. Wenn ich aber zu euch kommen werde, um mich krönen zu lassen, oder mit euch über des Königreiches Angelegenheiten zu verhandeln . . . ."

Das Verhältnis war eine reine Personalunion. Die Krönung des Königs erfolgte in Croatien. Der König kam auch nach Croatien, Landtage zu halten, die Angelegenheiten Croatiens zu behandeln. So war es auch unter den Nachfolgern Kolomans. Nach dem tragischen Tode König Ludwigs in der Schlacht bei Mohacs, wodurch die Dynastie der ungarischen Könige erlosch, wählte Croatien 1527 auf seinem Landtage zu Cetin, ganz unabhängig von Ungarn, Erzherzog Ferdinand aus dem Hause Habsburg zum Könige von Croatien und übertrug das Recht auf den Thron Croatiens für alle Zeiten auf die Dynastie Habsburg. Später, im Jahre 1712, nahm es, wieder ganz unabhängig von Ungarn und zehn Jahre früher als dieses, die pragmatische Sanction an. Militärisch war Sissek mit Zink von Ungarn abgetrennt, Bosnien und die Herzegowina wurden zunächst ein selbständiges Königreich, dem wieder die türkische Invasion ein Ende machte. Die Bewohner giengen zum großen Theile zum Islam über, bewahrten aber ihre croatische Muttersprache in den reinsten Formen bis zum heutigen Tag. Auch Dalmatien und Istrien wurden abgetrennt und kamen unter die Republik Venedig. Um die Monarchie und die damaligen deutschen Staaten gegen die türkischen Einfälle zu schützen, wurde ein Drittel von Croatien und Slawonien abgetheilt, zur Militärgrenze organisiert und unter deutsche Verwaltung gestellt. Vom übrigen Croatien und Slawonien fiel noch ein Theil unter die Herrschaft der Turken. So fand Croatien auf ein Stück Landes mit kaum einer Million Einwohner zusammen, dessen Vertreter nannten sich schmerzvoll: Ano reliquiae reliquiarum.

Nach dem Absolutismus Kaiser Josef II. schloss sich Croatien enger an Ungarn an. Von dem besseren Bündnisse versprach es sich einen besseren Schutz, hatten doch Ungarn und Croatien die dahin die all ihren commerciellen Einrichtungen. Aber die erwachende nationale Bewegung gestaltete andere Verhältnisse. Die Uebergriffe Ungarns weckten sich. Die Rechte Croatiens wurden negiert, die magyarische Sprache Croatien aufgedrängt. So kam es 1848 zum Bruch. Die Croaten eigneten die Waffen zu ihrer nationalen Vertheidigung, zur Wahrung ihrer angestammten Rechte, zum Schutze ihres Herdes. Allerdings waren die Mission Jelacic größere Ziele gesteckt, als die Croaten sich intentionierten. Die ungarische Revolution war ihnen ein Greuel. Weder mit der aufgedrungenen Herrschaft der Magyaren, noch mit der Freiheit Ungarns auszusöhnen und wohl auch ist noch nahe diesen Verwandte angewendet. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 wurde das Band

zwischen Ungarn und Croatien entzweit geschnitten. Dann folgte der Absolutismus, Solferino, Königgrätz. Ungarn erhielt 1867 seine Verfassung und Integrität. Dann wurde ihm Croatien als Beute überlassen. Das war kein Meisterstück der österreichischen Staatsmänner. Sie konnten keinen größeren Fehler begehen, der Dynastie keinen schlechteren Dienst erweisen. Wäre im Jahre 1867 nur Croatien, Slavonien und Dalmatien zu einem selbständigen Staatskörper organisiert worden, dann wäre die bosnische Frage von selbst gelöst, die ungerechtfertigte Präponderanz Ungarns auf ihr natürliches Ebenmaß zurückgewiesen, die wirtschaftlichen Fragen der Monarchie würden eine ganz andere Gestaltung angenommen haben, die bosnischen und dalmatinischen Bahnen niemals eine Lösung finden können, wie die jüngste in den Ministerconferenzen in Budapest. Auch viele politische Frictionen wären der Monarchie erspart, zur Obstruction in ihrer heutigen Bedeutung wäre es kaum gekommen. Der Undank, den die österreichischen Politiker zu Croatien geübt, rächt sich heute bitter.

Wohl hat man nach Begründung des Dualismus den Croaten ein weißes Blatt durch Deák reichen lassen. Aber dieses Blatt haben die Magyaren und nicht die Croaten ausgefüllt. Das ist der sogenannte Ausgleich zwischen Croatien und Ungarn vom Jahre 1868. Er ist nicht Fisch, nicht Fleisch, eine Autonomie die keine ist, ein lucus a non lucendo. Darin ist beispielsweise die Integrität Croatiens durch Vereinigung mit Dalmatien gewährleistet. Dementsprechend führen der Banus, die Landesregierung, der Oberste Gerichtshof und der Landtag in ihrem Titel Dalmatien; aber durch die 32 Jahre des Bestandes des Ausgleiches wurde auch nicht ein Schritt gethan, um diese Gewährleistung zu realisieren. Dalmatien, in seiner ungelösten staatsrechtlichen Stellung, wird wirtschaftlich vernachlässigt, weilt immer mehr ab, obgleich es durch seine herrliche Lage und vorzüglichen Seehäfen in natürlicher Einheit mit seinem Hinterlande ein blühendes Land sein könnte.

Die Autonomie Croatiens soll die selbständige Verwaltung des Landes auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, der Justiz, des Cultus und Unterrichtes sichern. Zu dem Zwecke besteht eine Landesregierung mit drei Sectionen als Executive und der Landtag als Legislative für diese Gebiete. Die Sectionschefs sind gleich Ministern dem Landtage verantwortlich. An der Spitze der Landesregierung steht der Banus, wohl ebenfalls dem croatischen Landtage verantwortlich — doch erfolgt seine Ernennung gesetzlich nur über Vorschlag des ungarischen Ministerpräsidenten, und damit ist seine Selbständigkeit sowie die der croatischen Landesregierung im Vorhinein vereitelt. Dazu kommt noch, daß der Minister für Croatien seinen Sitz in Budapest hat, Mitglied der ungarischen Regierung ist und nicht dem croatischen Landtage, sondern dem ungarischen Reichstage verantwortlich ist.

Neben seinen autonomen Angelegenheiten hat Croatien mit Ungarn gemeinsame Angelegenheiten. Hierher gehören, außer dem Hof, die Finanzen, Handel, zum Theile Ackerbau und Landwehr. Die Gesetzgebung auf diesen Gebieten übt für Croatien der ungarische Reichstag, für den der croatische Landtag 40 Mitglieder ins Unter- und 3 ins Oberhaus entsendet, aus. Die Executive steht der ungarischen Regierung zu.

Die gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie sind durch den Ausgleich vom Jahre 1868 auch für Croatien maßgebend. In der Delegation ist auch Croatien durch vier Delegierte vertreten, die durch den ungarischen Reichstag aus der Zahl seiner 40 croatischen Mitglieder gewählt werden, aber mit den ungarischen Delegierten eine einheitliche Delegation bilden.

Bezüglich Fiumes konnte durch den Ausgleich im Jahre 1868 keine Einigung zwischen Ungarn und Croatien erzielt werden. Drei wurde im ursprünglichen Texte des § 66 des Ausgleiches constatiert. Nachträglich fand man dieses § 66 mit einem Zettel überklebt und darauf Fiume als ein separatum corpus der heiligen ungarischen Krone erklärt. So gelangte Ungarn in den Besitz und die Verwaltung Fiumes.

Zu diesem wundersamen Länderverwerb der heiligen Stephanskrone gesellt sich auch die Abtrennung der Mur-Insel, eines großen fruchtbaren Gebietes Croatiens mit rein croatischer Bevölkerung und dessen Angliederung an Ungarn.

Im Jahre 1881 wurde die Militärgrenze gänzlich aufgelassen und deren südlicher Theil mit Croatien zu einem einheitlichen Verwaltungsgebiete verbunden. Gegenwärtig besteht Croatien aus den Königreichen Croatien und Slavonien, hat einen Umfang von 42.531 Quadratkilometern mit einer Bevölkerungszahl von 2,200.000 Seelen und ist in 8 Comitate und diese wieder in eine Anzahl von Bezirken eingetheilt. An der Spitze der Comitate steht ein Obergespan.

Die Justiz ist von der Verwaltung gänzlich getrennt. In erster Instanz fungieren Gerichtshöfe und Bezirksgerichte, in zweiter Instanz die Banaltafel (Oberlandesgericht, in dritter Instanz die Septemviraltafel (Oberster Gerichtshof) zugleich auch Cassationshof in Strafsachen. Einen Verwaltungsgerichtshof besitzt Croatien nicht. Ebenso keine dem Reichsgerichte ähnliche Institution. Die Staatsanwaltschaft ist so wie in Oesterreich organisiert. Der Landesstaatsanwalt untersteht dem Banus.

Zunächst bezweckte der Ausgleich vom Jahre 1868 die Anerkennung Croatiens als einer politischen Nation, die ihr eigenes Territorium besitzt, in dessen Verwaltung, gleichviel ob autonom oder gemeinsam, die Landessprache anzustellen seien und innerhalb dessen Grenzen sowohl in den autonomen als gemeinsamen Aemtern ausschließlich die croatische Sprache zu walten habe. Dies verfügen auch die §§ 56 bis 60 des Ausgleiches ausdrücklich. In der Praxis gestaltete sich dies aber ganz anders. Da in den zwischen Ungarn und Croatien gemeinsamen Angelegenheiten die ungarische Regierung die Executive, insbesondere das Ernennungsrecht der Beamten besitzt, so wurden die wichtigsten Posten dieser Verwaltungszweige in Croatien allmählich mit Ungarn besetzt, die magyarische Sprache in Amtirung gebracht, die Bahnverwaltung in Croatien ausschließlich magyarisiert, ebenso die Städte- und Ortsnamen Croatiens für den Post- und Eisenbahndienst, neuestens sogar für die Landwehr. Den Einheimischen ist dadurch der Verkehr sehr erschwert. Je mehr er sich entwickelt, desto mehr häufen sich die Hindernisse und die Zusammenstöße. Die Croaten können nicht magyarisch und die Magyaren nicht croatisch. Obgleich die Croaten fremde Sprachen leicht erlernen, lehnen sie das Lernen der magyarischen Sprache ab, weil sie ihnen gegen ihre nationalen Empfindungen aufgenöthigt wird. Der Unwille und die Verbitterung im Lande darüber wächst sichtlich, zumal in letzter Zeit selbst das Honvedministerium in auffallender Weise die Magyarisierung betreibt, Karten für den Dienst herausgegeben hat, worauf Croatien gar nicht mehr ersichtlich ist, alle Ortsnamen Croatiens magyarisiert sind und der Leser statt Croatien das Bild eines magyarischen Comitates erhält, so diese Karten nun gar vom Honvedministerium in Wien acceptiert wurden. Alle Beschwerden im croatischen Landtage verhallen, und selbst Vorstellungen der croatischen Landesregierung werden in Budapest mit dem Hinweise erledigt, daß der magyarische Staatsgedanke höher stehe, als das Ausgleichsgesetz.

Nehmen die Dinge schon hier eine bedenkliche Wendung, da durch diese Vorkommnisse immer mehr Reibungsflächen seitens Ungarn geschaffen werden, so wurde die ganze Lage Croatiens immer schwieriger und drückender durch sein finanzielles Verhältnis zu Ungarn.

(Schluß folgt.)

Die Reichsrathswahlen in Tirol.

„Was geht vor?" — so mag sich manch' führende Größe im clericalen Parteilager gedacht haben, als Schlag auf Schlag erfolgte in unseren Alpenländern und es in allen Fugen krachte im Gebälke des ultramontanen Hochgebäudes hüben und drüben der Berge. Und fürwahr! es ist etwas vorgegangen zwischen der Etsch und der Donau, eine frische, freiere Luft wehe durch Stadt und Land, so frisch und scharf, daß es wahrhaftig den Anschein hat, als wollten die dicken, bleischweren Nebel weichen vor dem Strahlenglanze der Freiheitssonne.

Wohl gährte es schon seit längerer Zeit in den Alpenländern, da und dort konnte man den wachsenden Unwillen gegen die clericale Bedrückung bemerken, und kundige Leute erwarteten wohl auch bis zu einem gewissen Grade ein Aufflackern des Zornes gegen den immer kecker und kühner werdenden Uebermuth, gegen die von Jahr zu Jahr unerträglicher sich gebärdende Zwingherrschaft der schwarzen Clisjarche. Nur sie selbst haben nichts, die clericalen Obrigkeiten ersterer und minderer Güte, sie glaubten nach wie vor sich alles erlauben zu dürfen gegenüber dem Volke, gegen ihre eigenen Stammesgenossen. Nicht genug, daß die schwarzen Landesherren von jeher mit geheimnißvoller Bevierung jeder neuen Strömesbelastung des Volkes, an Gut und Blut, ohne viel Widerstreben zu haben waren, nahmen sie auch keinen Anstand, selbst zur Zeit des wüthesten Sprachenkampfes an der Seite der Arglist Feinde des deutschen Volkes, bei Czechen und Slowenen auszuhalten, um dadurch ihren eigenen Landsleuten, den biederen Bäuerln daheim um so sicherer den Fuß auf dem Nacken behalten und jede freiere Regung im Keime ersticken zu können. Dadurch glaubten die Zeloten in Stadt und Land ihre Herrschaft um ihrer Herrschaft willen Macht auch für die Zukunft erhalten zu sehen, dieser und dunkel stellte es ihnen vor Berg in Thal, damit die Herrschaften nicht ungemerkt im trüben Gewässer behaglich fischen konnten wie eh und je.

Doch es sollte anders kommen.

Langsam, sachte und vorsichtig tastend begann sich's zu regen, ein halbblaues Mäntlein hier, ein rothes Leiberl daneben, und mit wachsendem Muthe und steter Mitheilungsinnigkeit von einer Seite ein Eck, wo man's nicht vermuthen mochte und diesem Mäntlein zu winken hatte. Zuerst [illegible] Stadt und [illegible] des Stadte und [illegible] Orte [illegible] [illegible] [illegible]

Aber dieses Aufstammen einer gewissen nationalen Begeisterung, die sich in den letzten Jahren bei mehrfachen Anlässen bemerkbar machte, das allmähliche Erwachen des nationalen Gedankens in der südslavischen Bevölkerung blieb nicht ohne Einwirkung auf die Umgebung, und auch auf dem Lande mehrten sich die Anzeichen einer sich im Volke vollziehenden Umwandlung, die immer weitere Kreise ergriff. Wie sehr im Volk, und zwar auch in solchen Kreisen, die sich nicht viel mit Politik befassen, sondern diese Sorge dem Pfarrer und den Kaplanen überlassen, die Unzufriedenheit mit den Abgeordneten im Wachsen begriffen war, das konnte man in in unzähligen Versammlungen beobachten, die auch von Bauern zahlreich besucht waren. Aus den unverhüllten Aeußerungen derselben, aus den heftigsten Vorwürfen, welche der katholischen Volkspartei ins Gesicht geschleudert wurden, hätte ein Baron Dipauli wohl erkennen sollen, dass seine Politik auch in diesen Kreisen nicht mehr das nöthige Verständnis fand. Diese Erscheinungen, das immer heftigere impulsive Auftreten der radicalnationalen Parteien, sowie die Los von Rom-Bewegung trugen ihrerseits dazu bei, um den Abgrund zu zeigen, zu welchem die antideutsche Politik der katholischen Volkspartei zu führen drohte.

Man kam nun allmählich zur Einsicht, dass nun, wollte man nicht alles aufs Spiel setzen, eine eilige Umkehr nöthig sei. Theologieprofessor Aemilian Schöpfer in Brixen hatte die Gefahren, welche dem Clericalismus drohten, rechtzeitig erkannt und resolut entschlossen schwenkte derselbe ins deutsche Lager über, indem er eines Tages die Welt mit seinem Austritte aus der katholischen Volkspartei überraschte. Mit diesem Schritte, mit dem er allerdings zu den Führern der Tiroler Clericalen in einen heftigen Gegensatz geriet, wollte Schöpfer gewiss nichts anderes erreichen, als den radicalnationalen Parteien, die in den letzten Jahren so sehr an Ansehen und Anhang gewonnen hatten, das Wasser abzugraben. Mögen vielleicht zu seinem Entschlusse, mit seinem hauptsächlich im jüngeren Clerus zu suchenden Anhang den Kampf gegen Baron Dipauli und die katholische Volkspartei aufzunehmen, auch Regungen seines nationalen Gewissens beigetragen haben, das inneste Motiv für sein Vorgehen ist und bleibt die Furcht, durch die Fortsetzung antideutscher Politik im Volke allen Halt zu verlieren.

Damit begann aber auch der Bruderzwist im clericalen Lager, der bald zu hellen Flammen emporlodern sollte. Um im Volke noch rascher und sicherer Fuß fassen zu können, glaubte das dissentierende clericale Fähnlein, das in Brixen sein Hauptquartier hat, sich nach Wiener Muster auch ein antisemitisches Mäntelchen umhängen zu müssen. Die neuen Politiker nannten sich christlichsocial und die bösen Deutschnationalen nennen das „mohrengrau" zum Unterschiede vom „ganz schwarz", worunter die Conservativen, d. h. die clericalen gemeint sind. Der Antisemitismus hat nun aber in Tirol, wo es, außer in Innsbruck, Bozen und Meran, landauf und landab keine Juden gibt, nicht viel zu bedeuten, die Bevölkerung kümmert sich trotz mancher Brandartikel im allgemeinen wenig darum. Dagegen war es etwas anderes, was den Christlichsocialen oder eigentlich besser gesagt, den Jungclericalen außer ihrem energisch deutschfreundlichen Einschlag ebenfalls vielfach Sympathien erwarb, und das waren die modernen Ansichten und Bestrebungen in wirtschaftlichen Dingen. Das fand Anklang in weiten Kreisen, und zwar umsomehr, als die Altclericalen in dieser Hinsicht mit Ausnahme etwa betreffs der Landwirtschaft — wenig Sinn und Verständnis zeigten, d. h. soweit sich's um die Allgemeinheit handelte, denn in einzelnen Fällen, wo gerade diese oder jene Landesjerde Nutzen und Vortheil ziehen konnte, da wurden selbst Dampf und Elektricität, Eisenbahnen und ähnliche Dinge der Neuzeit zur Aufbesserung der hochwürdigen, bürgerlichen oder adeligen Pfründen bereitwilligst aufgenommen. So erkannten z. B. die Jungclericalen sofort die Nothwendigkeit des Fremdenverkehrswesens für das Erwerbsleben im Lande, und es kann ruhig behauptet werden, dass gerade die warme Antheilnahme des Professors Schöpfer und seiner Getreuen an den Bestrebungen zur Förderung des Fremdenverkehres der Partei speciell im Puschertale sicheren Boden und festen Anhang mitverschaffen half. Im Tiroler Landtage, wo neben den meisten Altclericalen selbst einzelne Freisinnige den neuen Geist im Wirthschaftsleben so sehr verkannten, dass sie sich als Gegner des Fremdenverkehrswesens zeigten, betraten die Christlichsocialen mit Wärme und Entschiedenheit für diese Sache ein, und man kann nur wünschen, dass Professor Schöpfer dieselbe Haltung auch im Reichsrathe beobachten möge.

Unter solchen Auspicien begann nun der große Wahlkampf. Für einen Moment, schien es, ob sich in Deutschtirol — denn nur vom deutschen Landestheil ist hier die Rede — in der Hauptsache drei Parteien einander gegenüber stehen sollten. Deutschfortschrittliche und Deutschnationale hatten sich diesmal zu Gegnerinne zur letzten Wahlcampagne im Jahre 1897 in gemeinsamen Vorgehen unter dem Sammelnamen „Deutschfreiheitliche Parteien" geeinigt; die Socialdemokraten bilden ohnehin stets eine geschlossene Gruppe für sich, und so brauchte sich's noch um Alt- und Jungclericale, von denen man vermuthen konnte, sie würden die Wahlkreise so ehrlich wie etwa zwei dauernde Ehegatten ihre Schafherden mit einigen Gezänke, aber doch schließlich in halbem Frieden gegeneinig austheilen, wozu auch thatsächlich mancherlei Versuche gemacht wurden. Die friedliche Auftheilung scheiterte an verschiedenen Umständen, hauptsächlich aber an der Haltung der Altclericalen, welche in ihrem Größenwahne von der altgewohnten Herrschsucht und Unduldsamkeit nicht lassen konnten und ihren jüngeren Brüdern in schroffster Weise jedes Zugeständnis in puncto Zutheilung von Mandaten verweigerten. Der Kampf entbrannte nun zwischen Alt- und Jungclericalen womöglich noch schärfer als zwischen den freisinnigen und reactionären Parteien, und es war ein wildes Getobe hüben und drüben, wie man ein solches seit Menschengedenken kaum je erlebt hatte im Lande Tirol. Auf Seite der Christlichsocialen stand vielfach der jüngere Clerus und in manchen Städten der Kleinbürgerstand, auch in der bäuerlichen Bevölkerung, in den Kreisen der Gastwirte u. hatte die Partei bedeutenden Anhang. Von den drei Zeitungen, welche Prof. Schöpfer und seiner Partei zur Verfügung stehen: der „Brixener Chronik", der „Post" in Innsbruck und dem „Tiroler" in Bozen, führte die erstere den Kampf von ihrem Standpunkte aus besonders gut und schneidig, auf der anderen Seite standen das „Tiroler Volksblatt" in Bozen, der „Burggräfler" in Meran und als Hauptorgan die „Neuen Tiroler Stimmen" in Innsbruck. Am heftigsten umstritten zeigten sich zwischen den feindlichen Brüdern die Mandate der fünften Curie in Nord- und Deutschsüdtirol, also die eigentlichen Volksmandate. Im Nordtiroler Wahlkreis standen sich der altclericale Weißwarenhändler Föcq und der christlichsociale Katechet Erich Wechner, in Deutschsüdtirol der verflossene Handelsminister Baron Dipauli und der christlichsociale Bürgermeister Schraffl des kleinen Pustertaler Marktes Sillian als Wahlwerber gegenüber. Als die Sache für Baron Dipauli und den schwarzen Innsbrucker Weißwarenhändler kritisch zu werden begann, da setzten die Altclericalen alle Hebel an, um auf jede nur denkbare Weise die Gegner zu schädigen. Papst und Bischof mussten in die Arena herbei. Die altclericalen Blätter gar construierten den schönen Lehrsatz, dass man dem Papst und den Bischöfen auch in politischen Dingen Folge zu leisten habe. Das war aber bei der jetzigen Zeitströmung und insbesondere Tobak für diese Sorte von folgsamen Seelen. Ein christlicher Parteiführer meinte dazu, wenn dem so wäre, dann sollten lieber gleich die Bischöfe die Abgeordneten ernennen, dann könne man sich die ganze Wahlgeschichte glattweg ersparen. Propst Walter von Innichen, einer der wenigen höheren Geistlichen, die in der Wahlcampagne zur christlichsocialen Partei hielten, erklärte in offener Versammlung deutlich genug, er halte sonst treu zum Fürstbischof, aber bei der Reichsrathswahl in der Candidatenfrage müsse man frei vorgehen können. Dipauli, die freisinnige Excellenz, der päpstliche Gregorius-Ritter, fiel durch, und dass sein Collega Föcq in Nordtirol diesmal noch nicht unterlag, das hatte er lediglich den freisinnigen und socialdemokratischen Wahlmännern zuzuschreiben, welche mit ihren mehr als hundert Stimmen in der nothwendig gewordenen Stichwahl ausschlaggebend gewesen wären, wenn sie eben für den christlichsocialen Candidaten gestimmt hätten, anstatt sich, wie es fast vorzüglich geschehen ist, der wirklichen Stimmabgabe zu enthalten. In Deutschsüdtirol haben die Freisinnigen dem christlichsocialen Candidaten zum Sieg verholfen, dass es in Nordtirol seitens der Freisinnigen und Socialdemokraten nicht auch geschehen, hatte seinen Grund theils in der Candidatenfrage und zum Theil auch in der nicht klugen Haltung der christlichsocialen Parteiführung in Innsbruck, deren Organ die Freisinnigen und die Socialdemokraten fort und fort in heftigster Weise beschimpfte.

Interessant gestalteten sich die Wahlen auch in der vierten Curie in den Landgemeinden. Im Unterinnthal und im flachclericalen Etschland wurden zwar die bisherigen zwei altconservativen Abgeordneten ohne viel Widerstand gewählt, dagegen kam Dr. Kathrein, der gewesene Präsident des Abgeordnetenhauses und eine der first-class-ultramontanen Landeszierden im mittleren Innthal, arg ins Gedränge. Er, der sonst daran gewöhnt war, fast einstimmig gewählt zu werden, sah sich diesmal dem christlichsocialen, von den anticlericalen Wahlmännern des Bezirkes unterstützten Landpolizeichef Arnold von Bozbers gegenüber auf die geringfügige Majorität von nicht einmal dreißig Stimmen gestellt. Aehnliches ähnliches geschah in den Bozen-Meraner Landgemeinden dem Baron Dipauli, welchem seine Anhänger dort ein Nothsieg verschaffen Oberhitzig mussten die Altclericalen es erleben, dass Prof. Schöpfer im Puschertale nahezu einstimmig wiedergewählt wurde. Noch war aber der Abdihlus nicht gekommen, eine Hauptniederlage sie den gesammten Clericalismus folgte erst bei den Städtewahlen, bei denen der schwarze Heerbann des Jahres 1897 reckrote Nordtiroler Mandat gründlich wiedereroberte. Seine Landhaupt Exel. Dr. Wolkanti und der beliebte Meraner Bürgermeister Meidermacher wurden unterlagen, und die beiden freisinnig nationalen Candidaten Dr. Erler und Dr. Perathoner siegten mit einer noch nicht dagewesenen Majorität aus der Urne hervor. In diesem aber alle Erwartung glänzenden Resultat wirken verschiedene Momente mit. Fürs erste war die freiheit-

liche und deutschnationale Bewegung in den Städtebezirken zu einer wahren Sturmflut angewachsen, dann stimmten auch die Socialdemokraten sofort geschlossen gegen die Clericalen mit den Freisinnigen, und endlich trieb die clericale Presse selbst mit ihrer unwürdigen Angriffsmethode den letzteren eifrig Wasser auf die Mühle. Einen schwachen Trost für diese Niederlagen mag es dem schwarzen Generalstab gewähren, dass wenigstens das dritte deutschfreiheitliche Städtemandat für den altclericalen Pfarrer Scherr von Tramin gerettet werden konnte. Aber auch hier vereinigte der freiheitliche Wahlbewerber Dr. Leiter von Brunneck eine stattliche Anzahl Stimmen besonders aus dem Pusterthal auf seine Person, und hätte die christlichsociale Partei, beziehungsweise ihr Candidat Rohracher festgehalten an der Wahlbewerbung, so wäre vielleicht auch dieses Mandat den Altclericalen verloren gegangen.

Damit wären wir mit unserer Wahlbetrachtung zu Ende, da ja das im abeligen Großgrundbesitze zwischen einem Theile der Liberalen einerseits, den Clericalen und den sogenannten Austricanern anderseits geschlossene Wahlcompromiß in der Presse vielfach erörtert wurde und auch der von den ess Präsaten gewählte unvermeidliche Herr Leo Treuinfels als sonderbare „Wells"-vertreterspecialität hinreichend bekannt ist.

Die Wahlbewegung in Tirol hat manch unträgliches Zeichen dafür gebracht, dass es auch im Stammland des Clericalismus anders zu werden beginnt. Es bleibt noch viel zu thun übrig, wenn es besser werden soll. Aber der Anfang, ein vielversprechender Anfang ist gemacht. Ein freierer Hauch weht über Berg und Thal im Land Tirol.

Innsbruck. Citemontanus.

Mittel gegen die Furcht vorm Tode.

Das Geheimnis des Daseins kann man auch das Geheimnis des Todes nennen. Der Tod wird gewöhnlich — die meisten Weisen denken freilich anders darüber — für das größte Uebel angesehen, und die anderen Uebel scheinen hauptsächlich darum Uebel zu sein, weil sie den Tod verursachen, vorbereiten oder wenigstens ankündigen. Leben wir frei von Uebeln als glückliche Kinder in einem Paradies, so würden wir keine von all den Fragen aufwerfen, die das Lebensräthsel ausmachen. Dass das Erstaunen den Anstoß zum Philosophieren gebe, ist nur bald richtig. Das rein wissenschaftliche Erstaunen, das den rein wissenschaftlichen Forschungsdrang erzeugt, wird nur bei wenigen gefunden, und es ist die Frage, ob es auch nur einen einzigen gegeben haben würde, wenn nicht Schmerz und Noth die ganze Menschheit gezwungen hätten, zu fragen und zu forschen.

Jetzt, wo das Forschen einmal im Gange ist, würde es am Ende nicht zum Stillstand gebracht werden, wenn entweder die Socialdemokraten die Erde in ein Paradies verwandelten, oder die Uebel dadurch aufhörten, Uebel zu sein, dass sie als leere Einbildung erkannt würden. Diesen zweiten Dienst will Jean Finot der Menschheit erweisen, indem er die Schrecken des Todes als etwas ganz Richtiges darstellt. Von dem reichen Inhalt seines Buches: „La philosophie de la longevité"*) lässt sich auf drei Spalten kein Begriff geben; ich beschränke mich daher darauf, über den Wert seiner Beruhigungsmittel, d. h. nur der vier hauptsächlichsten, ganz kurz meine Meinung zu sagen.

Das erste wirkt schon lange bei dem größten Theile der heutigen civilisierten Menschheit. Was in der christlichen Zeit den Tod entsetzlich gemacht und bei vielen eine wahnsinnige Furcht vor ihm erzeugt hat, war der Glaube an die ewige Höllenpein. Finot wiederholt nur, was heut allen Gebildeten gelaufig ist, wenn er die Unvernunft des Höllenglaubens nachweist. Selbstverständlich ist mit diesem nicht auch der Glaube beseitigt, dass die Seele auch dem Tode fortlebe, und dass ihr jenseitiges Schicksal von ihrem diesseitigen Verhalten abhänge, ein Glaube, der, ohne Entsetzen einzuflößen, ernst stimmt, besonnen macht und vielfachen Nutzen stiftet, wenn auch nicht so großen, wie die Geistlichen lehren, denn selbst die gläubigsten Christen leben für gewöhnlich, wie wenn sie nicht glaubten und von dem Inhalt ihres Glaubens gar nichts wüssten.

Noch nicht so verbreitet ist Finots zweites Beruhigungsmittel. Er sucht glaubhaft zu machen, dass der Tod nicht schmerzhaft, das Sterben entweder von angenehmen Empfindungen begleitet oder wenigstens ganz schmerzlos sei. Das ist bis jetzt sehr wenig bekannt obwohl schon einige Denker und Forscher davon hinlänglich haben. Das Sterben erscheint uns als ein schmerzlicher Process, weil es gewöhnlich die Wirkung einer Schwere erzeugenden Verletzung oder der Schlussact einer schmerzvollen Krankheit ist; aber das Absterben selbst, scheint es, vermischt keine leiblichen Schmerzen, wie man bei denen sieht, die in hohem Alter einschlummern, weil ihre Lebenskraft verbraucht ist, und am liebsten 98 sichtsamsdand solcher, die bis kurz vor dem Ende heftige Schmerzen erduldet haben. Wären die letzten Augenblicke nicht schmerzlos gewesen, so wurde die Pein beim Scheiden aus dem Antlitz ihre Spuren zurückgelassen haben in der Gestalt häßlicher Verzerrung. Finot führt Zeugnisse von Personen an, die in den letzten Augenblicken noch sprechen konnten, und die versichert haben, dass Sterben ein wohliges Gefühl sei.

Mit einer dritten Betrachtung, die übrigens in seinem Buche die erste ist, wird der Verfasser vielen Freude machen, nur gerade den Verständigen nicht. Er meint, der Mensch sei geneigt, sich für unsterblich zu halten, er könne sich nicht denken, dass mit seinem Scheiden die Welt fortbestehen und in Ordnung bleiben werde, und dass sei die Hauptursache der Abneigung gegen den Tod. Finot tröstet nun die Menschen damit, dass er ihnen die Aussicht auf ein längeres Leben eröffnet und die unangenehme, leider unvermeidliche Nothwendigkeit des Scheidens wenigstens soweit wie möglich hinausschiebt. Er führt urkundlich beglaubigte Fälle einer zwei- bis dreihundertjährigen Lebensdauer an, weist auf die große Zahl der Menschen hin, die das hundertste Lebensjahr überschreiten, und folgert daraus, dass das hundertjährige Leben jetzt eigentlich das natürliche Lebensalter, der früheren Tod der überwiegenden Mehrheit Wirkung gewaltsamer Eingriffe und schädlicher Einflüsse sei, die beseitigt und vermieden werden könnten; er erinnert daran, wie erfolgreich an dieser Beseitigung gearbeitet wird, wie seit einigen Jahrzehnten Hygiene, Schutzmittel und neue Heilmethoden die Lebensdauer verlängern, und da sich Langlebigkeit vererbt, so glaubt er, die Geschichten von Methusalem und den übrigen vorsintflutlichen Patriarchen als Prophetie deuten zu dürfen. Gerade den Verständigen wird er, wie gesagt, mit dieser Aussicht keine große Freude bereiten. Nicht etwa, dass der Verständige nothwendig ein Pessimist sein müsste. Man kann die Welt schön finden und sich seines Lebens freuen, trotzdem aber, wenn es lange genug gedauert hat, wie auch am Ende des schönsten vierstündigen Concerts ausrufen: Gott sei Dank, dass es alle ist! Und dieser Augenblick der Sättigung tritt beim Verständigen lange vorm hundertsten Jahre ein. Das aber kein Mensch unersetzlich ist, weiß er nur allzu gut; ein hinweggenommener Mensch unterbricht den Strom des Menschenlebens so wenig, wie ein ausgeschöpftes Kännchen Wasser den der Donau. Zudem übertegt er Folgendes. Jeder normale Mann ist Mittelpunkt und Haupt einer Familie, einer kleinen Erwerbsgenossenschaft, und übt einen Beruf aus. Sollen die jungen Leute der nächsten Generation rechtzeitig zum Ziele, das heißt zu dieser Stellung des normalen Mannes gelangen, so muss er selbst zur rechten Zeit abtreten vom Schauplatz. Bleibt er länger, so hindert er thätig oder passiver den Aufstieg der Jungen zur Selbständigkeit, so erzeugt er Erbitterung und beschwört Unheil herauf — kennt doch jedermann solche Fälle genug aus dem kleinsten Krämladen, wie aus der Regierung des Großstaates. Setzt er sich aber zur Ruhe, so ist diese, selbst abgesehen von den Leiden der Mittellosigkeit, ein zweifelhaftes Vergnügen: als überflüssiges Anhängsel zu leben, erscheint dem normals Tüchtigen als ein schrecklichs Los, und wenn ihn die Seinigen nicht fühlen lassen, dass er überflüssig ist, Großmütter und alte Tanten machen sich länger nützlich als alte Männer, daher erscheint es sozial zweckmäßig, dass mehr Frauen als Männer ein hohes Alter erreichen. Wie lange einer nöthig ist, das hängt von Umständen ab; wer zum Beispiel spät heiratet und Kinder zeugt, ist länger nothwendig, als der Durchschnitt. Wohl dem Manne, dem's vergönnt ist, gerade im rechten Augenblick zu sterben! Dieser rechte Augenblick bedeutet namentlich für historische Personen sehr verschiedene Lebensalter. Kaiser Wilhelm I. hat seine wohlgestaltliche Rolle als Sechziger zu spielen angefangen; Christus musste, um seinen Beruf zu erfüllen, mit 33 Jahren sterben; ohne seinen frühen und gewaltsamen Tod gäbe es keine christliche Kirche, ja, ein gealterter Jesus wäre eine ganz ungereimte und widerliche Vorstellung.

Finots vierte Erwägung, die den größten Theil seines Buches füllt, sticht mit der dritten im Widerspruch und enthält, obwohl heutigen naturwissenschaftlichen Kreisen gelaufig, für niemand etwas Beruhigendes. Tod, lehrt er uns, ist ein Wort ohne Sinn, eine leere Einbildung. Es gibt keinen Tod. Was wir Tod nennen, ist nur der Uebergang zu neuen, zu anderen Lebensformen. Mag die Unsterblichkeit der Seele dahingestellt bleiben — wissen wir doch gar nicht einmal, was die Seele ist — aber was der Leib ist, wissen wir so weit das wissen wir es recht nicht, wenn das „wissen" im jüngsten Sinne verstanden wird und dieser Leib ist unsterblich! Kaum ist doch die Grabe an, noch einmal lebendig zu werden, in doch dieses Grab der Tummelplatz von Millionen neuer Lebewesen und die Schlachtfeld. Der Tod bedeutet weiter nichts, als dass sich ein Zellenstaat auflöst, dass seine Molekeln und Atome die Freiheit wieder erlangen, neue Verbindungen einzugehen. Diese Molekeln und Atome bleiben niemals, sie bleiben ewig lebendig, auch in den Pflanzen, auch als Bestandtheile der Luft sich bewegen und umherjagen oder in den Meeren. Tod, diese in Wirklichkeit lebendig ist, wird an einer Anzahl interessanter Fälle gezeigt, z. B. dass ein gestorbener Elefant, nachdem die Fäulnis vorüber hat, die wundervolle Stelle, wo der es als Knochen in der Steppe liegt, zu einer Quelle neuen Lebens wird, indem sich

*) Paris, Librairie G. Baillière, 1901.

Digitized by Google

Lebewesen auf, die schichtenweise anrücken, um das menschliche Leibesleben in andere Formen überzuführen. Ich will keine Vermuthungen darüber anstellen, wie groß wohl die Zahl der streng wissenschaftlich nicht allein Denkenden, sondern auch Empfindenden sein mag, die sich durch die Vorstellung des Verwesungsprocesses erhoben und beglückt fühlen und die bei dem Gedanken in Entzücken gerathen, dass ihr Tod vielen Myriaden und Milliarden kleiner Lebewesen das Leben gibt, in denen sie förmlich fortleben. Aber wenn das Leben der Fliegen, Würmer und Mikroben unserem persönlichen Leben gleichwertig, wenn dieses persönliche und Individualleben des Menschen und sein vermeintlicher, das Naturleben überragender geistiger Wert leere Einbildung sind, dann hatte es keinen Sinn, uns mit der Hoffnung auf zukünftige längere Dauer dieses menschlichen Individualllebens zu trösten, und dann — das ist das Bedenklichste an der Sache — ist auch kein Grund vorhanden, warum ich nicht, wenn mir's gerade passt, die Ueberführung der einen Form in die andere gleichwertige hintreiben, einen mir unbequemen Menschen ersterben oder vergiften soll.

Den Ekel und das Grauen vor Leichen und Gräbern weden Finots Schilderungen beim Durchschnittsleser nicht beseitigen, sondern erhöhen. Das wirksamste Mittel, die Schrecken des Grabes zu mildern, bleibt vorläufig immer noch die der Finot'schen entgegengesetzte Erwägung: dass das, was im Grabe fault, nicht unser Ich ist, mit diesem unseren Ich gar nichts zu schaffen hat, dass es ein fremder Gegenstand ist, dass unser Ich entweder überhaupt nicht mehr vorhanden oder sonst wo anders ist. Und hierher also Trost wird uns gerade durch Finots Darlegungen aufs neue nahe gelegt. Merkwürdig, wie aller Materialismus zuletzt immer wieder in Idealismus umschlägt! Gerade die englischen Sensualisten sind es gewesen, die entdeckt haben, dass blau und grün, süß und sauer, kalt und warm, wohltönend und wohlriechend nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Modificationen unseres Bewusstseins sind, woraus dann der Idealismus von Kant ab die unabweisbare Folgerung gezogen hat, dass die körperlichen Dinge auslöschen, daher im Grunde genommen gar nicht, oder doch nur als Erreger von Empfindungen seelischer Wesen vorhanden sind, und dass ohne empfindende, also bewusste Wesen überhaupt nichts da sein würde. Und der moderne Materialismus ist bei Haeckels Plastidulen und bei Oswalds Energetik angelangt, das heißt einerseits bei der Beseelung und andererseits bei der Leugnung der Materie, beiderseits in der Nachbarschaft der Leibnizischen Monaden. Gott ist Staub, und Staub ist Gott, sagt Böcklé. Nachdem so die moderne Naturwissenschaft vom rohen Materialismus und rohen Mechanismus zum alten Hylozoismus fortgeschritten ist, bleiben ihr nur noch wenige Schritte zu thun übrig, um sich auf jene höhere Stufe emporzuschwingen, auf der Leibniz und Lotze stehen, deren Systeme sich in folgende Sätze zusammendrängen lassen: Die Welt besteht aus unzähligen punctuellen unkörperlichen Einzelwesen, deren jedes die doppelte Fähigkeit hat, innere Zustände zu empfinden, und räumliche Bewegungen zu vollführen. Diese Bewegungen haben den Zweck, durch unaufhörliche Gruppierung und Umgruppierung das zu erzeugen, was wir die Körperwelt nennen, und deren Zweck wiederum ist es, in den Monaden innere Zustände zu erzeugen, deren Wahrnehmung ihr Leben ausmacht: die Stoffsicht der Körperwelt ist eine Illusion der wahrnehmenden Seelen. Dabei versieht es sich von selbst, dass ohne eine bewusste Centralmonade, die das Spiel der Gruppierung und Umgruppierung leitet, kein Kosmos sondern nur ein Chaos herauskommen könnte, und dass es ausser der schaffenden Centralmonade eine abgestufte Hierarchie erschaffener Centralmonaden gibt, deren Wirksamkeit sich wechselseitig der aller übrigen Monaden, sagen wir von der eines Bakterienstaates, nicht unterscheidet, die aber das Glück gehabt haben, in das Lebenscentrum eines Organismus und dadurch auf eine höhere Stufe inneren Lebens zu gelangen, das endlich eine Monade, die einen gewissen Grad solchen inneren Lebens erlangt hat, dadurch in den Stand gesetzt wird, nach Auflösung des Organismus, der ihr zu diesem Leben verholfen hat, ohne ihn selbständig fortzuleben und den ganzen durch ihn entwickelten Reichthum zu behalten.

Soweit waren wir mit unseren eigenen Betrachtungen über Finots Betrachtungen gekommen, als wir zu unserem Erstaunen im letzten seiner fünf Nachträge fanden, dass er selbst dem Idealismus huldigt, die Leibnizische Auffassung wie den allermodernsten Energetismus für richtig hält und meint, unser Nervencentrum müsse vielleicht frei der Auflösung die ganze Welt mit sich zu Staub, oder der Tod bringe dann, dass sich die Auflösungen vom Nervencentrum losmacht (S. 329); der zweite Satz deutet, wenn wir ihn der obigen Theorie der Centralmonade anpassen, der Sache nach genau das, dann nach dieser ist eben das Nervencentrum die Centralmonade eines höheren Organismus, Intelligenz, und per Tod ist ganz anderes als eine zur höchsten Stufe inneren Lebens gelangte Monade. Damit stehen wir in seine ganze Argumentation ein, [illegible] Betrachtung über das Leben der Materie und [illegible] des Lebens, an sich vorzüglich [illegible] Beitrag zu [illegible] Geschichte des Materialismus [illegible] Ende [illegible] Idealismus [illegible]

Einleitung zu seinem geistreichen Buche: manche Wege sind angenehm zu wandeln, wenn sie auch zu keinem Ziele führen, oder, wollen wir lieber sagen, zu einem anderen Ziele als dem, das wir uns gesetzt hatten.

Reisse. Karl Jentsch.

Arnold Böcklin.

Im Tämmerschein kehrt' ich zurück zur Stadt,
Verlassend auf der Via Appia
Die Gräbertrümmer, welche schweigend ernst
Gen Himmel klagen laute Klage.

Wie viel Geschlechter liegen modernd dort!
Wie vieles Leid mag dort begraben sein!
Wer weiß davon? Vorüber ist es seit
Jahrtausenden.

Das Unglück ist der Menschheit dauernd Los.
Wer geht durch Leiden ohne Leide? Gedulo!
Mit ihr auch ist's vorüber einst!... Schon seit
Jahrtausenden.

So hatte Böcklin vor vierzig Jahren geschrieben. Nun ist er todt, der große Pan, der letzte Hellene. Was er uns war, was die Welt an ihm fündigte, steht noch einmal am Geiste vorüber.

1827 schreibt man. Da wird in Basel, der bedächtig nüchternen Stadt, einem wohlhabenden „Siedherr" ein Sohn geboren. Er besucht die Lateinschule von St. Alban und erhält in der Zeichenanstalt von einem Herrn Ketterborn Unterricht. Manchmal, wenn Fremde nach Basel kommen und die Bibliotheksräume aufschließen lassen, wo damals Holbeins und Grünewalds Werke hingen, drängt er sich mit ihnen hinein. Und er ist viel in Freien, in der wilden Gebirgsnatur, die die Stadt umsäumt. Drei malt er, sechzehn Jahre alt, sein erstes Bild: eine Felseinschlucht mit schäumendem Wasserfall und finsteren Tannen. Doch, dass er Maler werde, gibt der verständige Vater nicht zu. Hinter dem Ladentisch steht er und ordnet seidene Bänder. Erst Wilhelm Wackenroder, auf der Lateinschule sein Lehrer, setzt durch, dass Böcklin versuchsweise zu dem geschickt wird, der damals die schweizerische Kunst bedeutete: zu Calame nach Genf.

Und eine Zeit unruhigen Wanderns beginnt. Calame bietet ihm so wenig wie Schirmer in Düsseldorf. Er sitzt im Atelier der Antwerpener Akademie, betrachtet in Brüssel die alten Niederländer und die stets genialen Werke der Meister, kommt nach Paris gerade in der Zeit, als die Revolution ihren Krater öffnete. Arbeiter wurden vor seinem Fenster erschossen. Er selbst stand eines Tages, ohne zu wissen warum, mit dem Säbel in der Hand in dem Prunksaal des Königsschlosses. Und zur selben Zeit, als er hier eine Spritzkarte Louis Philipps erbeutete, hatte er selbst nichts mehr zu essen. Das väterliche Geschäft hatte infolge der politischen Wirren fallirt. Noch eine Zeit lang fristet er in Paris mit Illustrationen für anatomische Lehrbücher sich hin. Dann kehrt er — Herbst 1849 — nach Basel zurück, dient, verlobt sich, um die Spießer zu ärgern, mit einem Dienstmädchen und zieht als zweiundzwanzigjähriger in den Lande ein, das sein geistiges Vaterland wurde: in Italien.

Er selbst sprach später gern von seinem Märztage 1850, als er, ein paar Gulden in der Tasche, im Postwagen zur Porta del Cavalleria in Rom hereinfuhr und die Colonnaden des Petersplatzes im Mondscheine leuchten sah. Und eine effektvolle Darstellung würde fordern, dass von all dem Großen erzählt würde, das er in sich aufnahm: von Domen, Bauten, Gräbern und verfallenen Wasserwerken, von Götterbildern und der ernst erhabenen Natur der Campagna. Doch diese Eindrücke blieben vorläufig aufspeicherbar im Magazine seines Gedächtnisses. Gemalt hat er nur billige Bedürfen für die Kunsthändler am Corso: Bildchen, die mehr mit Schirmer und Poussin als mit dem späteren Böcklin gemein haben. Ein einziges ist ein Document: dargestellt, das ihn darstellt mit einer Frau durch den Park einer Villa wandelnd — mit seiner Frau, Angelina Pascucci, der armen Base, die er 1853, als die Noth am größten war, heimführte. Franz Dreber, der kluge Landschafter, und der junge Wilhelm Paul Seyffertitz standen jetzt in Rom ihm nahe. Später kamen Böcklins Freund Anselm Feuerbach und Julius Allgeyer. Sie bildeten mit Böcklin zusammen das Gesangsquartett, das sich im Winter 1856 allwöchentlich im Deutschen Künstlerverein bei der Fontana Trevi versammelte. „Ich muss von dem anfangen," soll Feuerbach gesagt haben, als er zum erstenmale Böcklins Werkstatt betrat. „Sie werden's in Rom nicht durchsetzen, deutsch Sie an mich," waren Böcklins Abschiedsworte an Feuerbach, als er zu einem temporären Aufenthalte in Florenz, dann in München, in Berlin, auf der Insel Ischia, in Florenz und Zürich, in Mailand und Rom, in Florenz und Rom, in Basel und Florenz, in Rom und Florenz

kündigt hier der echte Böcklin sich an. Das Prometheusmotiv und das Burgbrandmotiv tauchen auf. Und der Besteller war natürlich empört. Böcklin packt wieder seinen Koffer und geht nach München. Eine größere Variante des „Pan im Schilfe“ wurde 1857 im dortigen Kunstverein ausgestellt. Der Name war unbekannt, und die Erkundigungen der Berichterstatter ergaben, daß der Maler, gänzlich mittellos angekommen, mit zweien seiner Kinder am Typhus darniederliege. Das erregt wieder Mitleid. Die Pinakothek kauft den Pan, und ein Zufall hilft weiter. Karl Alexander von Weimar wollte ein neuer Karl August sein. Und da auf literarischem Gebiet nach Goethe und Schiller nichts mehr zu machen war, wurde Liszt berufen und eine Kunstschule gegründet. Ein überaus merkwürdiges Institut. Der Director, naturgemäß, mußte ein Graf sein: Graf Stanislaus Kalckreuth. Doch unter ihm wirkten Genelli und Preller, Ramberg, Begas, Lenbach und Böcklin. Böcklin Professor! Das hatte für den Menschen den Erfolg, daß seine Baseler Familie, die ihn „seiner dummen Streiche wegen“ hatte fallen lassen, ihn wieder aufnahm; für den Künstler den, daß er einen Brotkorb hatte. Nicht mehr gezwungen, von der Hand in den Mund zu leben, konnte er darangehen, einige seiner römischen Eindrücke festzuhalten. Es entstand 1860 „Pan, einen Hirten erschreckend“, jenes Bild, das auf Heyses Befürwortung der Graf Schack erwarb. Und als die römischen Erinnerungen mit wurden, war es auch mit Weimar zu Ende. Er muß nach Rom zurück, nie Orest in den heiligen Hain von Delphi. Weitere Bestellungen des Grafen Schack sicherten die nächste Zukunft.

Diese zweite römische Zeit (1862 bis 1866), über die Schicks Tagebuch und Kopfs Erinnerungen gut unterrichten, scheint die entscheidendste in Böcklins Leben gewesen zu sein. Schick erzählt schön von den Wanderungen, die sie in die Umgebung machten: in die Sabinerberge, die Campagna und in die wilde Gebirgsnatur Tivolis. Und nicht nur die Majestät der römischen Landschaft enthüllte sich ihm. Auch die sinnlich heiße Pracht des Südens lernte er kennen: den Golf von Neapel mit seinen Farbenwundern, Capri, Salerno und Pästum, das Stück Antike, das in Pompeji noch lebt. Davon sprechen die Bilder. Er hatte seine Werkstatt in der Via del Babuino, gegenüber vom Piccolo degl'Incurabili. Hier entstanden die Werke, die heute in der Schackgalerie hängen: der Gang nach Emaus, der Anachoret, die Villa am Meer, die römische Taverne, das Nachtasyl und die Klage des Hirten. Einiges kam Jacob Burckhardt. Auch der Baseler Kupferstecher Friedrich Weber war damals in Rom. Sie erinnerten die Baseler an die Existenz ihres Landsmannes. Nach den Plänen Berrys war 1843 bis 1849 das Baseler Museum gebaut worden. Böcklin erhielt den Auftrag, das Treppenhaus auszumalen, und ein Herr Sarasin-Thurneisen nahm die Gelegenheit wahr, ihn auch für das Gartenhaus seiner Villa heranzuziehen. Böcklin muß angenommen haben, als ihm endlich die Möglichkeit gegeben war, im Großen zu schaffen. Doch das Großartige war bei gewohnte. Als Maler war er nützlich, und Freunde gingen, um ihn nicht grüßen zu müssen, auf die andere Straßenseite hinüber. Bei der Concurrenz um das Jacobsdenkmal fiel er durch, und dem Sieger im Kampf, Herrn Ferdinand Schloth, ward ein Fest gegeben. Die Zurückweisung von Böcklins Entwurf war mit den Worten begründet, daß einem Maler die gute plastische Durchführung nicht zuzutrauen sei. Diese Fähigkeit bewies er in den „Frauen“, die er an der Gartenlaube der Kunsthalle anbrachte, und in denen die ehrsamen Baselbewerber so monumental Tarifiert sind, daß sie selbst nicht einmal dem Defiso merkten. Doch in seinem Innern nagte es qualender. Wie Rembrandt in dem Jahre seiner Schande das Porträt des Auctionators Haring und gleich zeitig die Ausstellung Christi radierte, zeigen Böcklins Baseler Bilder, wie er unter dem Ansturm der Philisterwelt litt. Angstgesichte machen sich Luft. Grausig gespenstische Dinge nehmen Gestalt an. Der Ritt des Todes entsteht, die Drachenschlacht und der von den Furien verfolgte Mörder. Hinaus! Er muß hinaus aus der Drachenschlucht, fort aus dem Kreis des Banausentums, muß Künstler sehen — er geht nach München.

Zwei Selbstbildnisse leiten diese neue Schaffenszeit ein. Das eine von 1872 ist das bekannte, auf dem er dem Tode lauscht. Auf dem anderen von 1873 blickt er, an eine lorbeerumrankte Säule gelehnt, leuchtenden Auges. Er hat dem Leben getrotzt, den Tod überwunden. Stolz, kühn und selbstsicher geht er hervor seine Bahn. Die ersten lapidaren Schöpfungen entstehen. Dann geheut die Pietà, die von der Berliner Nationalgalerie erworben und auf Wunsch der Kronprinzessin nicht aus sein will wurde. Dann geschieht jene Meeresidyllen, deren lange Reihe nun anhebt. Tritonen und Nereiden, Hippokampen und Sirenen, Nayaden und Tiren halten ihren jubelnden Einzug. Er malt die Andromeneue und die sischenden Pane, malt die Seeschlange und jenes ungeheuerliche Bild der Kentauren, die wie wilde Elementargeister sich bekämpfen.

Dann ein Sirenenwerk. Under Maiswund weht und Meeresgrün singen. Pan bläst die Syrinx, und Tritonen kommen aus ihren Hainen hervor. Erlen und schlanke Pinien und junge Zypressen zappeln zittern im Aether. Springbrunnen plätschern vom Schlosse Lorbeer umrauscht. Blumenumkränzte Rosse tauchen Köpfe in rieseln und schwänke Schaukeln sich in azurblauen Fluten. Krokus, Narzissen und Anemonen, Flieder, Hyacinthen und Maiglöckchen blühen. Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln sind wie glitzernde Ornamente in den Teppich der Wiese gewebt. Rosarothe Oleanderbeden umhegen träumerisch weiße Villen. Böcklin war 1874 nach Florenz gegangen, und die feuchte Lieblichkeit, die Frühlingsträumseligkeit des Arnothals ist über seine Bilder gebreitet: die Flora, die blumenfreuend über die Wiesen wallt, die Quellnymphe, die drei Lebensalter, Frühlingseinkehr und die Gefilde der Seligen. Doch Florenz ist nicht nur die Stadt des Lenzesodems, des Spriessens und Knospens. Aus der Erde hervor klingt noch der Seufzer der Antike, der klagende Laut der etruscischen Vorzeit. Neben den Frühlingsbildern stehen die Elegien. Einsame Steinwüsten dehnen sich aus. Epheuumsponnene Buchen, verwitterte Eichen und schwarze Cypressen beschatten düstere Gräber. Greif hoch! Herbstwind durch welkende Blätter. Ranken wilden Weines schlingen sich tiefroth um verfallenes Gemäuer, und Krieger sinken in scheuer Ehrfurcht vor alten Götterbildern ins Knie. Oder Schädel und Menschengebeine decken den lehmigen Boden, über den der Abenteurer auf schnaubendem Rappen daherkommt. Fahlblau liegt der Himmel über zerbröckelnden Felsen. Kein Vogelruf, keine Stimme erschallt. Flüsternd klagen die Wogen. Aus dunkelblauer Flut ragt, von Cypressen umsäumt, ein einsames Eiland auf. Grabkammern sind in den Fels gehauen, und mit gespenstischem Aberglauben hat man die Leichen der Pforte des Todes. Dass Böcklin zugleich mit dieser Todeninsel das „Spiel der Wellen“ schuf, jenes cannibalische Bild, in dem er so göttlich lacht, zeigt die unermessliche Weite seines Genius.

Noch war er selber ein Gegenstand des Gelächters. Ein geschmackvolles Witzwort, in allen Kritiken jener Jahre zu finden, vergleicht seine Bilder mit den Lustspringen eines rollen Böckleins. Lombroso rechnete ihn zu den schöpferischen Irren. Pecht, Friedrich Theodor Vischer und Julius Meyer, bei den Anakreontker hatten gelten lassen, standen den „barocken Geschmacklosigkeiten“ seiner neueren Werke rathlos gegenüber. Selbst Graf Schack stellte die Bestellungen ein. 1882, auf der Wiener Internationalen, hieng seine Pietà über einer Thür. Breslau, das in einer unbegreiflichen Anwandlung ihn hatte kommen lassen, um das Treppenhaus des Museums zu schmücken, ließ ihn wieder fallen und holte sich später Hermann Prell. Noch Fritz Gurlitt, der Berliner Kunsthändler, der ihn zum Spekulationsobjekt machte, erlebte seltsame Dinge. Er war, wie Cornelius erzählt, oft bereit, von den Leuten gesteinigt zu werden. So erhost waren sie, daß ein Mensch sich erdreistete, ihnen Schwindel als ernste Kunst zu erdenken.

Gleichwohl ist der Umschwung in der Schätzung Böcklins auf dieses Eingreifen Fritz Gurlitts zurückzuführen. Auch die Wandlung der philosophischen und ästhetischen Anschauungen, die sich damals vollzog, wirkte mit. Früher gieng man bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes davon aus: Schön sei nur dasjenige, was einem vorhandenen Schonen gleiche. Was hat der Verl das her? war selbst in Künstlerkreisen die gemöhnliche Frage, wenn ein Bild ausnahmsweise keinen alten Meister copierte. Jetzt hatte Bismarcks und Niegsches Erscheinen den Heroenenkultus gebracht. Man lechzte nach hohen sieghaften Individualitäten, nach jenen starken einzelnen, die nur sich selber ins Feld führen. Und da nahm der Böcklin-Cultus seinen Anfang. Böcklin verkaufte. Besuche aus Deutschland gaben ihm das Gefühl, daß dort sein Name ein geschätzter geworden war. Und endlich, Jolde Mary erzählt, wie Preh er den Lehen konnte, wenn er mit deutschen Freunden beim Cyklami zusammentraf. So gog es ihn von neuem nach der Heimat. Als anerkannter, von der Welt „approbierter“ Künstler wollte er den Lebensabend unter denen verbringen, die noch zehn Jahre vorher ihn nur einen Narren gehalten hatten.

In Hottingen bei Zürich siedelte er 1885 sich an. Dort lebte der brummig-feuchtfröhliche Gottfried Keller, dort Stauffer Bern, der durch seine abenteuerlichen Streiche die beiden alten Herren beschäftigte. Das Schlosportrait mit dem Weinglas für den Freund dieser Zürcher Schaffensjahre. Jedem Dienstsdeutsch ist der Ausgang zum Bachusscentrol, der Tanz um die Bachusstatue gewebt. Auch den Freudkung, die Fischerfreude des Autumns und die Swanna im Bade kann man nicht sehen, ohne an ähnliche Stimmungen in Gottfried Kellers Werken zu denken. Doch noch ein anderes Element ist neu. Seine Werkstatt war ein wahres Hofleben. Auf dunkler Tannenwälder sah er vom Fenster hinaber. So tritt die Wald-romantik jetzt in seinen Gesichten hervor. Das „Schweigen im Walde“, jenes lethe Entdeuk, das aus dem Dickicht hervortritt und schauderlich in die Welt des Sonnenscheins starrt, ist das symbolisch heiter Zürcher Jahre. Erzählt auch das Alter das harte Alter nicht. Er malt das Bild „Zwei Genossen beim“ und dem Maler Oberl, der dem Meister in die Hand die Palette reicht, und das „Gespräch“, zwei Mönche, die sich über Kunst unterhalten. Und der Schluss ist das Bild „Die Gefilde der Seligen“, das Böcklin selber als sein Hauptwerk bezeichnet hat. Es ist die Vision, die ihn schon in Florenz gequält hatte. Ein Bild, das alles Vorherige in sich schließt. Ein Bild, das alle Elemente seiner Kunst vereinigt. Ein Bild, das alle Stimmungen seiner Seele enthält. Ein Bild, das alle Geheimnisse seines Lebens birgt. Ein Bild, das alle Rätsel seiner Persönlichkeit löst. Ein Bild, das alle Fragen seiner Existenz beantwortet. Ein Bild, das alle Probleme seiner Kunst lösen will. Ein Bild, das alle Ideale seiner Sehnsucht verkörpert. Ein Bild, das alle Hoffnungen seiner Zukunft enthält. Ein Bild, das alle Erinnerungen seiner Vergangenheit umfasst. Ein Bild, das alle Empfindungen seiner Gegenwart ausdrückt. Ein Bild, das alle Gedanken seiner Philosophie zusammenfasst. Ein Bild, das alle Gefühle seiner Religion vereinigt. Ein Bild, das alle Ahnungen seiner Mystik enthält. Ein Bild, das alle Träume seiner Phantasie verwirklicht. Ein Bild, das alle Visionen seiner Seele darstellt. Ein Bild, das alle Offenbarungen seiner Seele enthüllt. Ein Bild, das alle Geheimnisse seiner Seele offenbart. Ein Bild, das alle Rätsel seiner Seele löst. Ein Bild, das alle Fragen seiner Seele beantwortet. Ein Bild, das alle Probleme seiner Seele lösen will. Ein Bild, das alle Ideale seiner Seele verkörpert. Ein Bild, das alle Hoffnungen seiner Seele enthält. Ein Bild, das alle Erinnerungen seiner Seele umfasst. Ein Bild, das alle Empfindungen seiner Seele ausdrückt. Ein Bild, das alle Gedanken seiner Seele zusammenfasst. Ein Bild, das alle Gefühle seiner Seele vereinigt. Ein Bild, das alle Ahnungen seiner Seele enthält. Ein Bild, das alle Träume seiner Seele

zu finden, suchte er die Seebäder von San Terenzo am Golf von Spezia auf. Und die Gelundheit kam wieder. Das Selbstbildnis von 1893 zeigt ihn noch einmal in ganzer Ulkraft. Man denkt an Tizian, soch unverwüstliche Energie liegt in diesem Kopfe mit dem feurig blitzenden Auge und der hohen mächtig gebauten Stirn. Auch sein Farbendämon geberdet sich kühner als je. Voll und leuchtend, gleich einem brausenden Orchester rauschen die bunten Farben daher.

Und nun gab ihn Italien nicht wieder fort. Bei San Domenico, am Abhang Fiesoles, wo einst der selige Fra Giovanni gebetet, schuf er sich 1895 jenes Künstlerheim, das in der Stadt Sav.narolas wie ein granitenes Bollwerk der Antike, wie ein Protest des Hellenenthums gegen das Christenthum wirkte. Hinter Pinien, Pappeln und Cypressen lugte die weiße Villa hervor. Rosenranken überspannen die Rampe. An antiken Büsten und grauen Reliefen schritt man vorbei. Hier lebte er als homerischer Patriarch. Der einst Verlästerte war der Genius der Kunst geworden. Bruckmanns Monumentalwerk erschien. Eine vornehme Zeitschrift erhielt ihm zu Ehren den Namen Pan. Als 1897 sein siebzigster Geburtstag gefeiert wurde, schwamm die ganze Welt in Begeisterung. Bankette wurden veranstaltet und Festreden geschwungen, und die Druckerschwärze floß in Strömen. Basel feierte den Tag zugleich mit dem vierhundertsten Geburtstage Holbeins. Ein Transparent „Denn er war unser" wurde durch die Straßen getragen. Böcklin selber kam nochmals nach Deutschland, sprach in Plagwitz mancherlei mit Klinger, wohl sehr seltsame, inhaltschwere Worte, die zu erfahren unsere Neugier reizt. Auch einige Bilder entstanden noch, die Venus Genitrix, der Krieg, die Nacht und jenes Triptychon, das 1900 auf der Berliner Ausstellung hieng. Doch man stand davor mit tiefer Wehmuth. Mit tiefer Wehmuth betrachtete man die letzten Photographien, die den stahlfesten Sohn der Alpen als verwitterten, siechen, hilflosen Alten zeigten, den Mund von einem Zug schmerzlicher Resignation verzerrt. Am 16. Januar kam die Nachricht, daß Böcklins Erdenwallen zu Ende sei. Welche Ewigkeitswerte seine Kunst enthält, soll ein späterer Artikel zeigen.

Richard Muther.

Das Ueberbrettl.

Auf der Bühne, der kleinen Bühne des Secessionstheaters mit den Vorstadtcoulissen, erschien Ernst v. Wolzogen, dem Publicum sich selbst und seinen Capellmeister Oscar Strauß vorzustellen. Sie trugen beide braune Röcke mit blanken, goldenen Knöpfen, dazu graue Hosen nebst Lackschuhen mit Schnallen — von Edmund Edel waren die Costüme „entworfen", wie der Zettel verrieth — diese beiden brüderlichen Anzüge aber mahnten verrätherisch an die der Freundlichen Herren, die einem an den Warenhäusern die Thüren öffnen. Wie dem auch sei, ganz ungezwungen, wie selbstverständlich fand diese Vorstellung statt.

Ganz ungezwungen. Das scheint mir in Wahrheit für das neue „Bunte Theater" die Lebensfrage: gibt sich das alles ganz ungezwungen? Ich möchte die Frage gern bejahen, ich kann es nach dieser ersten Probe noch nicht. Ich weiß nicht recht, ob dieses „Ueberbrettl" aus einheimischem Kunstboden organisch erwachsen ist. Mich mahnten diese Vorstellungen von Zeit zu Zeit immer wieder an das Bestreben jener Berliner Localbesitzer, die an ihre Angestellten, sobald das erste Frühlingsgefühl weht, den kategorischen Befehl ergehen lassen: „Stellen Sie den Jardinagarten heraus!" Dann ist er in einer halben Stunde erstanden, dieser Jardingarten, hier ein Oleander, da ein Oleander. Ich vermisse die übermüthige, tragende Stimmung, aus der das „Ueberbrettl" geboren sein, die es vermitteln müßte.

Also, der Herr Director, nebst dem Herrn Capellmeister, hatten sich vorgestellt; ein Präludium wurde auf dem Flügel, der die Capelle darstellte, gespielt: es folgte ein „buntes" Programm. Gedichte von Wolzogen wurden gesungen, es trat eine ganz „richtige" Soubrette auf, Wolzogen las Gedichte von Bierbaum und von Salus, es gab eine Pantomime, Couplets wurden vorgetragen, der Vorhang hob und senkte sich über Tiamoletta.

Ein Theil des Programms gehörte der literarischen Satire. Eine dramatische Parodie von Christian Morgenstern auf die Traumen d'Annunzios, „Das Mahl" betitelt — sie gab sich als Ueberlegung, gieng über die Bühne. Aber ich fürchte, das große Publicum ist d'Annunzio allzu fremd, um all die Anspielungen zu verstehen. Auch lehrte die Satire am eigenen Werke! Sie that es, indem sie unseren großen, adelsstolzen, eisenfaustigen Herrn Baron leibhaftig, ihn eigenes lebendes Bühnenprogramm zu Concert ansagend, auf die Bühne stellte. Leider, ich muß schon wieder hinzufügen: alles, was an Couplets geboten wurde, war unterdurchschnittlich schlecht. Das Couplet hat in Deutschland eine Vergangenheit in dem witzigen Couplet der Berliner Posse, aus der in Wahrheit Lieder, in dem leicht-sentimentalen in den Wiener Operetten, eine Gegenwart überall es nicht zu haben. Ich [illegible] Mit der vorgetragenen

Und die meisten der gebotenen Gedichte waren allzu absichtlich ausgewählt, eine „Lebensanschauung" zu illustrieren. Gleich in den Wolzogen'schen Versen von den „lieben, süßen Mädeln" war diese „Lebensanschauung" gegeben, sie wurde in vielen anderen Gedichten durch alle Stilarten variiert; sie lautet etwa: die lieben, süßen Mädel sind dazu da, geküßt zu werden. Und Wolzogen versichert, daß das, so oft es geschehe, dem lieben Gott das denkbar größte Vergnügen bereite. Ich will ihm das gern glauben. Nur lebe ich nicht em, wieso es mir Vergnügen bereiten soll, diese Lehre immer wieder in mehr oder minder geglückten Versen mitanzuhören. Und ganz beschreibentlich muß ich bekennen: es gilt mir mein Vergnügen in diesem Falle als das wichtigere und entscheidende.

Hier ein Oleander, da ein Oleander. „Episode" aus Arthur Schnitzlers „Anatol" wurde ganz stimmungsvoll aufgeführt, und eine Pantomime von J. Schanzer „Pierrots Tücke, Traum und Tod" bildete den Beschluß des Abends. Beides mochte gut mitbingehen, ohne doch für ein „Buntes Theater" recht Zugkraft zu erweisen. Die Piece de resistance war ohne Zweifel „Der lustige Ehemann", ein Tanz-Duett, Gedicht von O. J. Bierbaum, Musik von Oscar Strauß.

Man hatte das Gefühl: in diesem Genre des graziösen Stilscherzes liegt die Zukunft des Ueberbrettls. Vornehmlich das Empire und die Vorstellungsweis „Wie der Großvater die Großmutter nahm" müssen und werden sich als ausgiebig erweisen. In diesen Stilsicherzen erst wird das Brettl zum Ueberbrettl werden. Daneben komme die Satire zu ihrem vollen Rechte!, nur nicht diese ungläubische Beschränkung auf die unregelmäßige der Satiren, die literarische. Es kommt mir das immer vor, als wenn eine Katze in den eigenen Schwanz sich beißt. Und — seien wir ehrlich! — was nimmt die Literatur in dem Leben der Gegenwart für ein dürftiges Hinterplätzchen ein, wen interessieren literarische Spiegelschertereien! Ja, damals war das eben anders, als der Großvater die Großmutter nahm.

Man wird nicht erwarten, daß auf Wolzogens Ruf hin gleich eine Theorie Gutdirt erstanden sei. Nicht einmal an die guten, bösen Barrieren darf vorerst man denken. Doch sammle sich die vortragenden Künstler in ihre Aufgaben zu hinein; Bojena Bradsky und Olga Wohlbrück vor allen; Wolzogen selbst ist ein liebenswürdiger Interpret.

Nur frage ich mich wieder, nicht ohne Bedenken: hat er sein Buntes Theater nicht etwas vorschnell in die literarische Zeitstimmung hineinterpretiert?

Berlin. Ernst Heilborn.

Richard Strauß in Wien.

Die Nachricht, daß Richard Strauß, der weltumstrittene Componist der Gegenwart, Wien besuchen werde, hat eine zwar nur kleine, aber umso andachtigere Gemeinde im Musikvereinssaal versammelt. Ich will es gleich sagen, daß aus der Abend einige ausserieure Genüsse bereitet hat. Sie bestanden in erster Linie in den sieben Liedern, die Frau Strauß-de Ahna mit tiefem Verständnis und ergreifendem Ausdruck sang, und die der Componist theils mit dem Tochter, theils auf dem Clavier begleitete. Da war wirklich eines schoner als das andere, und ich wüßte kaum, welchem ich vor den andern den Vorzug geben sollte, so feinfeld war die musikalische Erfindung, so naturgemäß ihr Gefühlsinhalt, so schlicht und doch so prächtig die Behandlung des Wortes, so lichter das Gewebe der jedem Gedichte eigenthümlichen Stimmung. Kann es etwas Schoneres geben, als den duftigen melodiösen Hauch der Bierbaumes wundervolles Gedicht „Traum durch die Dämmerung" durchsichert? oder einen edleren Aufschwung als in Henry Mackays Gedicht „Heimliche Aufforderung"? Schon die Wahl solcher Texte verräth einen ungewöhnlichen Geschmack, die musikalische Darstellung aber, die Behandlung des Tonsatzes, beziehungsweise Claviers nicht minder. Nur mich bedeuten die einen drei Mutterlieder — wenn ich sie so nennen darf — zugleich Muster der orchestralen Behandlung. So reich und doch so klar so beschieden und eingeengt zu instrumentieren ist noch wenigen gelungen. Kein Zweifel, in diesen musikalischen Producten liegt Strauß eigenartigste Bedeutung, hierin seine Größe und unbestrittene Meisterschaft.

Je mehr ich aber diese Lieder bewundere, desto schmerzlicher wird es mir, meine Bedenken gegen die Symphonie nicht ganz erfüllen und gestehen zu müssen, daß bei seinem Tonschöpfungen der Orchestrale des Componisten von dem musikalischen Gedanken abweicht. Von einem Missverhältnis der Instrumente des Symphonikers kann wohl nicht die Rede sein, wenn man, wie Bruckner, Mahler gethan hat, mit einem großen Aufwand von Clarinetten und Posaunen arbeiten, den Concertsaal zu erfüllen, und die wohlbekannten Compositionen machter noch einmal an der Hand der Partiturstudie durchzugehen, die gewiß nicht [illegible] Wirkung, an dieser Norm in unseren Besitz [illegible] Sätze, den Herrn Componisten [illegible] Wunsch [illegible] zu informieren, und die kunstlerischen [illegible] zu [illegible] zweck zu rechtfertigen, lässt

ein ästhetisches Princip vermuthen, mit dem ich mich nicht ganz einverstanden erklären kann. Es erinnert mich an die Geschichte von dem Trompeter, der seiner Geliebten ein Ständchen bringt und dabei das Unglück hat, bei den entscheidendsten Tönen total umzukippen. Den derechtigten Vorwürfen der angebeteten Schönen über die mißlungene Huldigung begegnet er mit dem Einwande, sie könne versichert sein, er habe sein Höchstes und Bestes, seine ganze Lebenserfahrung und unermessliche Liebe, seine Freude und seinen Schmerz in die Trompete hineingeblasen. Mit grausamer Deutlichkeit aber erwidert ihm die Schöne: „Lieber Freund, was du in deine Trompete hineingeblasen hast, mag ja rührend gewesen sein, aber was du herausgeblasen hast, war die richtige Katzenmusik". Mit diesen einfachen, aber aus dem tiefsten Grunde des Herzens kommenden Worten hat die Unschuld vom Lande, ohne es zu ahnen, ein Princip ausgedrückt, das für jeden Künstler maßgebend sein sollte. Er sollte sich sagen, daß die Höheit der Intentionen in keiner Weise für die Mängel der Darstellung entschädigt. Erst bei der Darstellung fängt der Künstler an, und zwar nicht bloß bei jener Darstellung, die lediglich das zum Ausdruck bringt, was man sagen will — denn das trifft der Theoretiker, der Schulmeister auch — sondern erst bei jener, die als solche gefällt, begeistert. Unser Trompeter hätte, um schon bei dem Vergleich zu bleiben, sich in dem kritischen Moment auch nicht damit entschuldigen dürfen, daß er etwa gerade hätte, er habe falsch blasen wollen. Die Beglaubigung mit einer derartigen Absicht hätte man nicht nur dankend abgelehnt, sondern man hätte sich gelagt, daß Falschblasen kein Kunststück sei, und daß man dazu eines geschulten Trompeters gar nicht bedürfe. Der ungeübte Naturalist hätte eine solche Absicht jedenfalls noch viel naturwahrer zum Ausdrucke gebracht.

Der Vergleich mit dem bewussten Trompeter will mir nicht aus dem Kopf. Er gibt mir zu gute Lehren. Denn auch vom „Heldenleben", der neuesten symphonischen Dichtung von Strauß, hat man mir erklärend gesagt, daß gerade diejenigen Stellen, die mir am meisten missfallen, das Durcheinander des Schlachtengetümmels, ein andermal das unangenehme Geklärse der Widersacher in absauter Weise haben zur Darstellung bringen wollen. Eben in diesem Willen erblicke ich keine besondere künstlerische Größe, denn zu einem Durcheinander, das absichtlich der harmonischen Musik Hohn spricht, brauche ich den Künstler, brauche ich die Musik gar nicht. Da kann mir der Componist freilich weder entgegnen, daß zwischen dem regellosen Chaos des Naturalisten und zwischen der bewussten Regellosigkeit seines Werkes doch ein großer Unterschied bestehe. Dann aber hätte sich Strauß doch wieder zum Systematik gesüchtet, dann hätte er anerkannt, daß doch erst die Erkenntnis einer Regel, wenn auch einer selbst geschaffenen, den Eindruck der künstlerischen Arbeit hervorrufe. Dann aber acceptiert er das Princip der Regel, das er früher verwerfen wollte, und kämpft so, sich im Kreise drehend, gegen sich selbst. Oder ist die Lösung wirklich darin beschlossen, daß jeder Componist sich mit seiner eigenen Musik über die der anderen lustig macht, und den Muth besitzt, alles zu verspotten, was bisher den Begriff der Musik überhaupt geschaffen hat? Auch das halte ich für unkünstlerisch, denn dann würden wir uns nicht mehr verstehen, dann würde die Kunst als solche überhaupt aufhören. Eine gemeinsame Basis müssen wir doch haben und zu allen Zeiten hoch halten, denn für das Volk ist die Kunst geschaffen, von ihm muss sie geliebt und gesucht werden.

Einen besonderen Fortschritt vermag ich im „Heldenleben" ebensowenig zu finden, wie seinerzeit im „Zarathustra". Viel eher acceptiere ich den „Eulenspiegel" als lustigen Streich. In den anderen Hauptwerken finde ich zunächst das Gegentheil des Fortschrittes, eine Rückkehr zu jener Programmmusik unserer Vorfahren, von der schon Wagner sagte, sie befinde sich auf falscher Fährte, denn das einzig mögliche Programm des Componisten sei das Drama. Auch ungewöhnliche Klangcombinationen bedeuten für mich zu wenig, als daß ich sie direct als Fortschritt bezeichnen könnte. Sie sind deutungsgabe eben nur Combination, also eine erneuerte Permutation schon bestehender Instrumentalklänge, ein erneuertes Mischen und Herumdrehen des schon Erreichten, aber keineswegs eine neue Erfindung der Phantasie. Gerade in dem eigentlich erfinderischen Element, im melodiösen Kern, von dem allein ein Fortschritt in der Kunst erwartet werden kann, sind Strauß' symphonische Dichtungen schwach, während seine Lieder auch vom Standpunkte der Erfindung stark genug sind. Es scheint denn doch, daß wir in dem hochbegabten und das Höchste erstrebenden Componisten eine Persönlichkeit vor uns haben, die die Grenzen ihres Talents noch kennt und das umso kleiner vorkommt, je größer der Schritt ist, mit dem sie die Grenze zu überschreiten wagt.

Richard Wallaschek.

Halbes „Jugend".

Euere Excellenz haben mit gefälligem Schreiben vom Jv. d. M. Zl. 3 30823 Pr. ex 1896, den Wunsch ausgesprochen, meine Ansicht über die Frage der Zulassung des Volksdramas „Jugend" von Max Halbe zur Aufführung an einem Wiener Theater kennen zu lernen. Ich erlaube mir daher dieselbe frei und unumwunden auszusprechen und füge hinzu, daß ich kein Bedenken tragen würde, für selbe jederzeit und überall einzustehen.

„Ich halte Halbe's „Jugend" für eines der bedeutendsten, ergreifendsten Dramen, welche die deutsche Literatur seit vielen Decennien geschaffen hat, für eine Dichtung, welche dem Autor ungeachtet der Mißerfolge seiner späteren dramatischen Arbeiten, „Der Amerikafahrer" und „Lebenswende", einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte für alle Zeiten sichert.

„Einem wirklich literarischen Werke gegenüber kann auch die Censur einen ganz anderen Standpunkt einnehmen als gegenüber jenen ephemeren Produkten der Tantième-Macherei, mit denen unsere Bühnen jährlich überschwemmt werden, und alle Inhibierungsversuche erhöhen nur die Spannung, bis diese so stark wird, daß sie schließlich doch jeden Widerstand überwindet. Denn seine Wirkung liegt nicht in einem sensationslüsternen Anknüpfen an actuelle Tagesfragen, sondern in der ergreifenden, lebenswahren Vorführung rein menschlicher, seelischer Vorgänge.

„Aber ganz abgesehen von der Gediegenheit des Dramas, welche es jener literarischen Rücksicht würdig macht, ohne welche ja so viele Dichtungen auch unserer Classiker von der Bühne ausgeschlossen geblieben wären, scheint mir wirklich in ihm nichts Bedenkliches enthalten zu sein. Wohl sind Bemerkungen über einen Theil der tschechischen Liturgie bildende Ceremonien in die dramatischen Wechselreden eingeflochten, aber nirgends in einer Weise, welche eine Kritik in sich schließt oder auch nur anregen will, sondern stets würdevoll und ernst gehalten, ohne jede spöttische oder parodierende Nebenabsicht. Die zwei katholischen Priester, so verschieden sie in ihrem Charakter sind, werden doch beide als religiöse, von den besten Intentionen erfüllte Männer hingestellt, die eben nur in ihrer allgemeinen Lebensanschauung, ihrer inneren Natur, ihren Ansichten über die zum gemeinsamen Ziele führenden Wege auseinandergehen. Schigrath ist von den aufrichtigsten Absichten für das Heil des jungen Mädchens erfüllt, er singt sie nur discret angedeutete Neigung zu diesem rapfer wieder, man kann nicht einmal sagen, in ihm sei ein starrer Zelot geschildert, denn der Ausgang des Dramas gibt dem seinem Naturell innewohnenden Mißtrauen schließlich recht. Aber auch Pfarrer Hoppe vertritt nicht etwa eine lage Lebensphilosophie, man solle der Jugend die Freuden der Sünde nicht stören; wenn er einen Fehler hat, ist es nur das aus edelster Menschenliebe und inniger Liebe zu den Seinen resultierende Vertrauen, ein Fehler, der nur zu leicht wird, weil das Vertrauen sich getäuscht hat, der aber vom Dichter zu einem wahrhaft schönen Zuge im Bilde des Charakters des alten Mannes erhoben ist.

„Ich habe aber gelegentlich den Vorwurf aussprechen gehört, Halbes „Jugend" sei unsittlich, weil sich ein junges Mädchen einem jungen Manne freiwillig hingibt. Ich habe einer Aufführung der Dichtung in Berlin beigewohnt und bei diesem Anlasse den vollen Eindruck gewonnen, daß bei entsprechender Darstellung auch ein keusches Empfinden in nichts verletzt wird, da Anachen nicht aus Berechnung oder im Verlaufe eines sich sinnlich zuspitzenden Verhältnisses so handelt, sondern alles gerade aus der reinen Unverdorbenheit ihres Gemüthes und ihrer vollkommenen Selbstlosigkeit heraus entwickelt ist. Wie Greichen dem Manne, den sie liebt, ohne jedes Zaudern alles gewährt und trotzdem eine Verkörperung edler Weiblichkeit bleibt, so wird auch die Hingebung der Heldin der Jugend nicht verletzend und abstoßend, sondern ist gerade in ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit unsagbar rührend und ergreifend.

„Aber auch die Möglichkeit einer Mißverständnis für junge Mädchen, sie mögen immerhin ihren natürlichen Trieben folgen, ist vollkommen ausgeschlossen, denn nicht nur wird im Gegensatz zur Heldin der Held mit deutlich hervortretenden Zügen von männlichem Egoismus gezeichnet, es wird uns auch die bittere Reue des Mädchens und ihr tragischer Untergang vorgeführt, mit welchem der Dichter, den unerbittlichen Gesetzen der Aesthetik und der Ethik folgend, ihr Verschulden sühnt.

„Auf Grund dieser meiner Anschauungen habe ich seinerzeit auch den Versuch gemacht, die Bewilligung zur Aufführung von Halbes „Jugend" am Hofburgtheater zu erlangen und ich habe diesen Versuch erst aufgegeben, als er mit Rücksicht auf das inzwischen erlebte staatliche Censurverbot völlig aussichtslos wurde."

Ich übe nur mein gutes Recht aus, wenn ich zur Beurtheilung meiner Ansichten über den ästhetischen und ethischen Werth von Halbes „Jugend" dieses Gutachten, das ich seinerzeit der staatlichen Censurbehörde erstattete, veröffentliche, denn es enthält ja nichts als meine eigenen Ansichten, und der Zeitraum, der seit seiner Abfassung verflossen ist, ist viel zu lang, als daß die endliche Ertheilung der Bewilligung zur Aufführung mit ihm in irgend welchen causalen Zusammenhang gebracht werden, ich alte in den Schritt gethan hätte, als wolle ich mit ein Bischen in dieser Richtung vindicieren. Sonst ist doch selbst jeder Laie genöthigt das Aufführungsverbot mit das Bestimmteste zu verneinen und abstrakt die Aufführungsbewilligung [illegible]

Digitized by Google

die Anregung gemacht wurde, den von mir der Hoftheaterbehörde erstatteten Bericht über Halbes „Jugend“ und Sudermanns „Johannes“ — dem fürsterzbischöflichen Ordinariate zuzumitteln.

Diese „Anregung“ enthält die Aufklärung, wo wir die ideale Ursache des hartnäckigen Widerstandes zu suchen haben, den die Censur bei und der Aufführung der „Jugend“ solange entgegensetzte. Die „ideale“ Ursache ist aber die Ursache, die schon durch den bloßen Gedanken an sie, durch die bloße „Idee“ wirkt. Es ist gar nicht nöthig, daß die kirchlichen Gewalten im einzelnen Falle Recriminationen gegen ein Stück erheben — die bloße Besorgnis, sie könnten es thun, wirkt schon wie die Thatsache. Und so mag es auch geschehen, daß dann gelegentlich die weltlichen Behörden kirchlicher sind als die kirchlichen Behörden selbst. Ich glaube, man könnte eigentlich den staatlichen Censurbehörden gar keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihnen ihre durch kein Gesetz beschränkte und geregelte Censorenherrlichkeit abnähme. Denn sie sind es heute, die für alle das Bad ausgießen müssen, die es allen recht machen sollen und daher niemandem recht machen können.

Alle wollen sie beschützt sein von der Censurbehörde, die kirchlichen Behörden und die Hofbehörden und die Militärbehörden und die Richter und der Adel und das Großkapital, und alle wieder verlangen diesen Schutz für das gesammte Gebiet von Interessen, die sie vertreten und denen sie den Charakter von ewigen Ideen oder doch von staatserhaltenden Nothwendigkeiten vindicieren. Und die Censurbehörde soll das feine Tactgefühl haben, daß sie alle diese Ideen, das heißt alle diese Machtkreise schützt, ohne daß diese sich und ihrer Würde erst etwas vergeben und bei ihr bittlich einschreiten müssen! Und so stellt die Censur, offene Recriminationen oder heimliche Knuffe und Rippenstöße fürchtend, jene Machtkreise, deren Wünschen sie gerecht werden möchte, oft gerade bloß, indem sie durch ihr Einschreiten erst autoritativ anerkennt, daß in der einen oder anderen Richtung etwas nicht in der Ordnung sei — bei den Behörden und Machtkreisen, zu deren Gunsten sie interveniert; und demgemäß erntet sie auch schließlich so oft von der einen Seite Spott — von der anderen Undank.

Halbes „Jugend“ ist bedenklich, so hat uns die Staatsbehörde Jahre hindurch versichert, und in verschiedenen Blättern konnten wir lesen, daß das Stück vom kirchlichen Standpunkte aus wirklich bedenklich sei. Nun die Zeitungen brauchten das ja nicht zu verstehen; aber die Staatsbehörde muß es verstehen. Halbes „Jugend“ kann vom kirchlichen Standpunkte aus nur bedenklich erscheinen, wenn die leitenden kirchlichen Persönlichkeiten solche Gesichte perhorrescieren, die gleich dem Pfarrer Hoppe mit dem Geiste der Nachsicht und Milde erfüllt sind gemäß den Vorschriften jenes Christenthums, von dem es in der heiligen Allianz heißt, daß es die „Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens“ verkünde. Und so haben die Staatsbehörden, indem sie Halbes „Jugend“ verboten, nur die kirchlichen Oberen in den Augen solcher, die ihnen unbelangen gegenüberstehen, angeklagt, nicht aber sich selbst als Beschützer erwiesen. Und umgekehrt ist das Stück dennoch gegeben worden! Wirkliche Dichterwerke dauernd zu unterdrücken vermag eben die Censur doch nicht. Da ließe sie besser auch den Versuch bleiben.

Das Deutsche Volkstheater hatte sein Bestes gethan, der Dichtung eine würdige Darstellung zu geben und reicher Beifall lohnte dem Dichter, dem Regisseur und den Schauspielern. Das meiste Lob verdient vielleicht Herr Kramer, nicht etwa weil er der allerbeste gewesen wäre, sondern weil er der Rolle des jungen Studenten in solchem Maße gerecht wurde, obwohl sie seinen künstlerischen Individualität widerstrebt. Von rührender Innigkeit und zarterster Keuschheit, die doch dabei die Kraft der erwachenden Sinnlichkeit in der Brust des reinen, unberührten Mädchens nicht vermissen ließ, war Frau Retty. Mit scharfer Charakteristik, aber auch ohne jede Uebertreibung, gab Herr Kutschera den Kaplan Gregor v. Schigarski und mit ergreifender Wärme und Schlichtheit Herr Eppens den Pfarrer Hoppe. Auch Herr Licho fand sich mit der schwierigen Rolle des Erotins Amandus vortrefflich ab; er hat seinen Mitschrift in Hofmannsthals „Der Thor und der Tod“ wieder wettgemacht. Die Erwähnung dieses Stückes gibt mir übrigens Gelegenheit, berichtigend nachzutragen, daß die von mir in Nummer 328 der „Zeit“ hervorgehobenen Worte „dieser Schellen“ nur in der ersten Buchausgabe stehen und den irrigerweise Schein eines Dativs Singulars lediglich einem Druckfehler verdanken, während es in der zweiten Auflage schon richtig heißt „dieses Schellen“.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen

[illegible]

Tode des Königs Humbert. Damals hörte man, daß Graf Goluchowski dem neuen König von Italien condoliert habe. Der zweite Fall trat nach Abschluß des englisch-deutschen Chinavertrages ein. Damals erfuhr man, daß Graf Goluchowski dem Grafen Bülow dazu nachträglich seine begeisterte Zustimmung ausgedrückt habe. Jetzt stehen wir einem dritten Fall gegenüber. Wie die „Pol. Corr.“ meldet, hat Graf Goluchowski anläßlich des Ablebens der Königin Victoria dem neuen König von England seine Condolenz abgestattet. Wenn man somit die letztbahlährige Thätigkeit des Grafen Goluchowski überblickt, tritt der sympathische Charakter dieses Staatsmannes sichtlich zutage. Sympathischer Zeitgenossen sind rein eigentliches Fach. Wo an einem fremden Hof ein trauriges Ereignis eintritt, ist er mit einer Beileidskundgebung zur Stelle; wo einem fremden Staatsmann ein Erfolg zufällt, jungiert er als Gratulant. Darin erschöpft sich seine staatsmännische Thätigkeit. Graf Goluchowski nimmt an Freud und Leid der anderen Antheil. Das ist der ganze Antheil an den Vorgängen in der großen Welt, auf den die Großmacht Oesterreich-Ungarn unter Goluchowski beschränkt ist. Diplomatische Noten, Berichte, Acten — all das staatsmännische Handwerkszeug braucht naher Richelieu gar nicht mehr. Ihm genügen Visitkarten. Eine Seite Visitkarten und p. f. für die freudigen, eine andere Seite Visitkarten mit p. e. für die traurigen Anlässe — damit kommt die staatsmännische Kunst des Grafen Goluchowski über die ganze Weltpolitik hinüber. Graf Goluchowski ist nicht Träger irgend welcher politischer Ideen, nicht Stütze irgend welchen politischen Systemes, er ist einfach der Inhaber einer Visitkarte, die in den Visitkartenkörben auswärtiger Souveräne und Staatsmänner bei allen feierlichen Anlässen nicht fehlen darf, nämlich der Visitkarte des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern. Kühne Worte kennen Goluchowski, so wurde eben diese Visitkarte in den beiersenden Visitkartenkörben fehlen, das darf nicht sein, deshalb müssen wir einen Goluchowski haben, und wir haben ihn schweren Geld bezahlen. Seine Politik ist Visitkartenpolitik. Sie bedeutet zugleich die billigste Politik und die theuerste Visitkarte der Welt.

*

Der kleine Koerber feiert nächstens wieder ein neues Parlament zum Spielen. Nur ist's ganz und gar nicht so aufgefallen, wie sich's der kleine Koerber gewünscht hat. Aber der kleine Koerber ist ein flugs Kind, und deswegen erfüllt er sich nun sein neues Parlament zufrieden, hochzufrieden, es ist ganz so, wie er sich's nur je gewünscht hat, sagt er. Denn, wenn er sagen würde, daß er sich eigentlich ein ganz anderes Parlament gewünscht hat, könnt's ihm passieren, daß ihm das Spielzeug weggenommen und einem anderen Kinde gegeben wird, das mehr Gefallen daran zeigen würde, als der kleine Koerber sich's nichts zum Spielen. Es macht ihm zwar, so wie es ist, seine rechte Freud'. Aber er würde sich ernstlich kränken, wenn's ein anderer an seiner statt bekäm'. Und darum freut er sich über das Parlament, trotzdem es so ganz anders ausgefallen ist, oder sich wenigstens, als er der Freude. Was ist schließlich die Freude? Doch nur die Abwesenheit des Schmerzes. Das hat schon der alte Schopenhauer gemeint, und der kleine Koerber sagt sich's auch. Der kleine Koerber ist eben ein großer Philosoph, und die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder sind der erste Staat, der das platonische Ideal realisiert und sich von einem Philosophen regieren läßt, anstatt von einem Politiker.

*

Der kleine Koerber nimmt das Parlament in die Hand und macht damit, was die kleinen Philosophen in der Regel mit so einem Spielzeug machen, mit einer Uhr z. B.: er zieht's nicht auf, sondern nimmt's auseinander, Rädchen für Rädchen, Zäpfchen für Zäpfchen, weil er philosophisch ist und gerne herausfinden möchte, was eigentlich drinn ist. Die Rädchen und die Zäpfchen, das sind die 22 oder wieviel Parteiführer von rechts und links, die der kleine Koerber, jeden einzeln, in diesen Tagen zu sich hat kommen lassen. Er schaut sich jeden an, betastet, beobachtet ihn, sagt jedem, daß er ihn besonders lieb und schätze und sich seiner ganz ausschließlich freue. Und wenn er dann die ganze Reihe abgegrissen hat, dann ist sein Parlament mehr da, sondern nur 22 Parteiführer, deren jeder sich sie den Auserkorenen hält, tanzt Zäpfchen und Rädchen, aber keine Uhr. Und dann wird der kleine Koerber wieder sagen, daß er sich eigentlich ein ganz anderes Parlament gewünscht hat, weil die Rädchen und Zäpfchen nicht wollen, und die gute Mama wird wieder ein Einsehen haben und ihm ein neues Parlament schenken, weil er ja doch immer so brav war und offenbar unschuldig ist, an dem schlechten Parlament, das politische Kind! Und dann fängt wieder das Spiel von vorne an.

*

Tafür, daß er das Parlament bekommen hat, muß der kleine Koerber jetzt eine Act-Zusage machen. Man nennt das ein Regierungsprogramm oder so ähnlich. Es handelt sich nur um eine Scheinbildung, damit ein außerordentliches Ereignis aus der Taufsichen Zeit soll der kleine Koerber abschaffen. Verfassungsfest soll nicht benannt sein — es wäre auch schrecklich, wenn einmal ein österreichisches Regierungsprogramm „verfassungsfest“ wäre — nur aus allgemein giltigen Wahrheiten soll es bestehen, wie: der Himmel ist blau! „Das Beste ist's nicht“, die Katze mault — natürlich aus Politische übersetzt, aber klein geschrieben soll es sein, das ist die Hauptsache. Der kleine Koerber wird's schon treffen, wenn nur ihm nur ganz arbeiten. Der große Lenker ist ihm sicher.

*

Inzwischen machen wir uns seinem czechischen Collegen zu, dem Herrn Dr. Kaizl. Der ist wieder im Land, dafür aber ein ausgewachsener Scharfmacher. So oft in der Politik was vorgeht, bricht plötzlich gerade der Scharfmacher hervor. Das ist wie mit den Pilzen: nach Regen-Nacht aus — und wo Scharfmacher, wo Sturz ist, da ist auch Geld zu machen. Das wissen die Scharfmacher. Und so ist's auch in den czechischen Blättern. Niemand kann sich so scharfmachen, wie Kaizl. Niemand macht als die Minister Stürgkh und Dr. Kaizl. Dabei ist der erstere bereits ungut und weiten Kreisen als ein Scharfmacher verschrien worden. Und doch ist das Geschäft des Scharfmachens eine Kunst, die aller Blicke geschaut

Digitized by Google

auf das Ministerium gerichtet sind, beruht Herr Dr. Regel die zweieinhalb czechischen Journalitäten, die seinem Ruf überhaupt folgen, in sein Bureau. Mit düsterem Blick, unter heftigen Armbewegungen, bald ein Loch in die Luft bohrend, bald an die eigene Brust schlagend, erzählt er ihnen — in der Regel mit heiserer Stimme — dass sich eine tiefgehende Meinungsdifferenz zwischen ihm und seinen Ministercollegen entwickelt habe, dass er die Interessen des czechischen Volkes gegen alle anderen Minister mit Löwenkraft vertheidige, dass die Uebermacht der anderen groß, dass aber seine Selbstlosigkeit fest entschlossen sei, sich nicht zu ergeben, sondern eher zu fallen. Nur um welchen Gegenstand es sich eigentlich in diesem Titanenkampf handelt, verräth Herr Dr. Regel seinen gläubigen Journalisten nicht, das bleibt Amtsgeheimniss. Dafür aber die Journalisten auch nicht zu wissen, schon am nächsten Tag stehen in ihren Blättern die großen Artikel, dass wieder die czechische Nation ernsten Zeiten entgegengehe, dass dunkle Mächte an der Arbeit seien, dass aber Herr Dr. Regel eher kennilos, als die vitalsten Interessen der Nation preisgeben würde. Das wird einige Tage lang fortgesetzt. Jeder Besuch, den Dr. Regel in solcher Zeit macht, wird mit der Regel-Krise in Zusammenhang gebracht. Alles dreht sich in Wien nur um den Dr. Regel. In der letzten Regel-Krise, die während dieser Woche in den zwischen czechischen Blättern vor sich ging, hatte sie sich sogar eine einstündige Audienz des Dr. Regel beim Kaiser einfallen lassen. Das ist der Höhepunkt. Dann schwillt die Krise allmählich ab. Herr Dr. Regel lässt wieder die zweieinhalb Krisenmacher zu sich kommen, um ihnen, in sichtlich heiterer, ruhigerer und minder heiserer Verfassung, die beglückende Nachricht mitzutheilen, dass er in dem großen Kampf um den unbekannten Gegenstand auf der ganzen Linie gesiegt habe, und die zweieinhalb Apostel eilen hin und verkünden dem czechischen Volke, dass wieder einmal ein Attentat auf seine Existenz glücklich abgewehrt sei und dass Herr Dr. Regel der Nation erhalten bleibe. Und die ganze „Nation" — was man schon so nennt — sähli sich wie von einem Alpdruck erlöst und jubelt. Und dabei ist eigentlich im Grunde genommen gar nichts besonderes im Ministerium vorgegangen und nur ein hiesiges dramatisches Regie hat Herr Dr. Regel angewendet. Es scheint, dass er von diesem Wort den Ausdruck Regierung ableitet. Das ist jedenfalls nicht ganz correct, aber politisch sehr gesund für den Herrn Dr. Regel. Und darauf kommt's doch an.

*

Der lampfrohe Herausgeber des wackeren „Tiroler Wastl", unser geschätzter Mitarbeiter Ivo Jenny, sendet uns folgendes launige Schreiben:

Sehr geehrte Herren!

Dank des eifrigen Betreibens der österreichischen Staatsanwälte und Behörden, den Heiligenschein des Papstthums und der gesammten Clerisei stets in frischem Glanze zu erhalten, bin ich als Herausgeber und Schriftleiter der Tiroler Wochenschrift für Politik, Kunst und Leben „Der Tiroler Wastl" in die Lage versetzt, Ihnen, sehr geehrte Herren, eine interessante Vorgeschichte zum Verbot des herrlichen Werkes „Das Papstthum in seiner social-culturellen Wirksamkeit" von Graf von Hoensbroech mittheilen zu können.

Als natürlich diese prächtige, wuchtige Siegfriedschwert für den Culturkampf erschienen war, hat da den wackeren Schmied dieser gewaltigen unüberwindlichen Waffe um die Erlaubnis, im „Wastl" davon Gebrauch machen zu dürfen, was mir in liebenswürdigster Weise gewährt wurde. Ich war darüber umso mehr erfreut, als dieses wahrhaft unsterbliche Werk streng wissenschaftlich gehalten ist und trotzdem jedermann Tirol doppelt geeignet ist, dass hier ungemein schwierige Werk der Aufklärung zu fördern. Allein meine Freude, den Tirolern an der Hand geschichtlicher Daten nachweisen zu können, dass nicht alles Fromm, was schwarz ist, war von langer Dauer, denn schon die sechste communistische Nummer des Aufzuges aus dem genannten Werke wurde mir „wegen der sehr würdigen Begründung confisciert, „es sei zwar richtig, dass niemand ohne Entsetzen an der Geschichte der Inquisition zeigt vorbeikommt, allein die „objective" Geschichtsforschung habe schon längst ins klare gesetzt, dass nicht die Kirche und schon leuzewegs ausschließlich für die blutigen Bor kommnisse jener Zeit, die im Namen der Religion verübt erscheinen, verantwortlich zu machen ist, zu dass gerade dort, wo die Inquisition am meisten Opfer forderte, in Spanien, das Institut ein thatsächliches war, dass, wangleich auf religiösen Gebiet übergreifend, doch vorerst Zwecken des Staates und der Krone diente" etc.

Obgleich mir nun das in der beabsichtigten Begründung erwähnte und wiederholtschriftlich Streng geheimgehaltene „objective" Geschichtsbuch über die Inquisition nicht bekannt ist, strich ich doch die Segel meines schwachen, höchst unvollkommen geschulten Literaturbewerbsnachen und unterstrich die angekündigte weitere Ausführung des ejeschilderten Werkes, einmal ich insgeheim erfahren hatte, dass man jede weitere Fortsetzung mit Beschlag belegen werde. Es wäre dies vermuthlich wohl deshalb geschehen, weil man das Ansehen des angeschwärzten sehr lockern, ja heimen, „objectiven" Geschichtswerke von „Wastl" nicht vermuthlich haben wollte, da doch bei der Schlussredaction der Tiroler Wastl" bemerkt, dass er den Staat gegen unbegründete Schmähungen zc. in Schutz nimmt, und nicht, wie es durch die Begründung geschieht, die Thatsache der Inquisition einem habsburgischen Staat aus Lyone schreiben lasse.

Um nun meinen Lesern das Interessante Ausmaß aus dem Graf Hoensbroechschen Werke einen Erguss zu bieten, veröffentlichte ich an gleicher Stelle eine wechselausschwarze Fabel aus dem Thierreich unter dem Titel: „Die Rabenrepublik oder der hochwohlweise Rath zu Rabenhof" von Hans Bruch. Allein schon nach wenigen Zeilen gelangt dieser Fabel gierig die Kunde durch die Lande, dass diese „Rabenrepublik" sche Meint in ganz Oesterreich verboten sei, und weil dieses mit der Rabenrepublik zufällig manche Aehnlichkeit hatte, strich ich die begonnene Publication als sonder Unterhaltung trivialität und unbegründet bei, ob, obwohl mir aus Wien ganz vertraulich mitgetheilt wurde, dass man hoffe, mich späterhin von Confiscation einer Nummer wegen, bloß Strafe kamit und Verpflegung für meine Kinder zu ersparen.

Wiener Quelle erfuhr ich ferner, dass das Verbot des Hoensbroechschen Werkes mit den erwähnten „Wastl"-Publicationen im ursächlichen Zusammenhang stehen soll. Verbürgen kann ich es natürlich nicht, aber ich theile es Ihnen dennoch mit, weil ich glaube, dass es sowohl Sie, sehr geehrte Herren, als auch Ihre Leser interessiert, und damit zeichne ich mich mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung als Ihr getreuer Freund und Mitkämpfer.

Innsbruck, am 22. Jänner 1901.

Rud. Ebr. Jenny.

*

Volkswirtschaftliches.

In dem sattsam bekannten Rechtsstreit wegen der Verlosung der Buschtiehrader Prioritäten hat das Prager Handelsgericht wieder einmal ein Urtheil gefällt. Natürlich wieder im Sinne der Rechtsverweigerung. Man weiß, dass die Gerichte mit der einer besseren Sache würdigen Conlequenz an dem verfehrten Standpunkt, den sie seit vier Jahren erst im analogen Prag-Duxer und dann im Buschtiehrader Verlosungsconflict eingenommen haben, festhalten. Man hat sich auch einigermaßen an die Backpfeifige gewöhnt, welche die Gerichte in ihren Urtheilsbegründungen machen, um ihren unhaltbaren Standpunkt zu motivieren. Man hat z. B. aus den zahlreichen Entscheidungen in dieser Sache mit Ueberraschung erfahren, dass es unmöglich sei, bei der Verlosung die convertierten Nummern in der Urne zu belassen, obwohl die geltenden Gesellschaften selbst während mehrerer Jahre diesen „unmöglichen" Verlosungsmodus eingehalten haben, und obwohl andere Gesellschaften und auch die Staatsverwaltung noch heute in gleicher Weise verlosen, ohne eine „Unmöglichkeit" zu bemerken. Man hat ferner gehört, dass bei „unmöglichen" Schädigung der Obligatäre aus der vorzeitigen Rückzahlung der Obligationen, infolge des neuen Verlosungsmodus, nicht besteht, obwohl die Obligatäre, welche darüber wohl in erster Linie zu urtheilen berufen sind, sich so sehr geschädigt fühlen, dass sie trotz der unerhörten Schwierigkeiten, welche die Gerichte der Prorecessführung in den Weg legen, seit Jahr und Tag mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit an der Verfolgung ihrer Rechtssache festhalten. Man hat auch gehört, dass der mit überwältigender Majorität gefasste Beschluss einer Prioritätenversammlung, den Klageweg zu betreten, nichts gilt, weil die der Versammlung beigeschlossenen Prioritätenbesitzer durch ihre Absehenheit klar und deutlich ihren Willen manifestiert hätten, dass nicht geklagt werden solle, obwohl die Abwesenden vielleicht nur aus Unkenntnis, aus mangelhafter Publicität der Einberufung der Versammlung und der Schwierigkeit, welche die Theilnahme an solchen Versammlungen für Besitzer von Prioritäten hat, die sich im Depositenämtern im Ausland zc. befinden, fernzubleiben sein mögen. All diese und viele andere gleichwertige Entscheidungsgründe bringt das Prager Handelsgericht neuerdings wieder vor. Es ist ihm aber gelungen, alles Vorhergehende zu übertrumpfen. Das Gericht erklärt nämlich die frühere Rückzahlung der Einlösung des Tilgungsfondes für unzulässig, weil, falls die Gesellschaft mit ihren Zinsen und Tilgungszahlungen im Rückstande bliebe, die Gläubiger selbst die sofortige Rückzahlung der Anlehens fordern würden, und dann auch jene Gläubiger, welche ihren Rechte, sofortige Rückzahlung zu fordern, keinen Gebrauch machen würden, gegen einen beschleunigte Tilgung Einwendungen erheben würden. Diesen Fall der Zahlungsstockung der Gesellschaft erklärt das Gericht nun, „was Ursache und Folgen betrifft", als identisch mit dem vorliegenden und als dem Rechte der Gläubiger, sofortige Zahlung zu verlangen, wenn der Schuldner seine Verpflichtungen nicht rechtzeitig erfüllt, derogierend, weshalb das Gericht das Recht des Schuldners, von den tilgungsplanmäßigen Fristen jederzeit zu seinen Gunsten abgehen zu können. Ein zahlungsfähiger und ein insolventer Schuldner ist nach Ansicht des Prager Handelsgerichtes ein und dasselbe. Hoher geht's nicht mehr! Es ist an der Zeit, dass die oberen Instanzen endlich einsehen, dass hier in diesem Falle die Gerichte mit ihrer völlig unmotivierten Rechtsverweigerung bogehen. Sonst erklärt das Prager Handelsgericht demnächst, ein Richter und ein Advocat sei ein und dasselbe, und Aufgabe des Gerichtes sei es nicht, Recht zu sprechen, sondern die Sache einer Partei zu vertreten und auch diese nur bei der Beweisführung, sondern auch Beweisergänzungsantrag stellen, damit

ergriffen hatte. Bis 1895 sandte das Ausland ununterbrochen Effecten herein, welche die Speculation zu steigenden Coursen aufnahm. Und als die Speculation im Jahre 1895 zusammenstrachte, fanden die Effecten doch nicht wieder den Weg ins Ausland. Im Gegentheil, das ausländische Capital, das sich inzwischen den dortigen Industriewerten zugewendet hatte, brachte nun auch bei fallenden Coursen unausgesetzt unsere Effecten zum Verkaufe, die das österreichische Capital in der stets erneuten und immer wieder enttäuschten Hoffnung, bald der Curstrübung sein Ende erreicht habe, aufnahm. Und heute hat fast jeder einzelne Capitalist weit mehr Effecten als ihm lieb ist und mehr, als er nach seinen Vermögensverhältnissen zu haben gewohnt ist. Und wie jeder einzelne ist auch unsere ganze Volkswirtschaft, tropfenweise, wenig Neigungen gezeigt und so wenig Anlagen aufgenommen werden, mit Effecten, die aus dem Ausland gekommen sind, überladen. Und da bei unseren traurigen Zuständen eine gesteigerte Erwerbsthätigkeit und eine raschere Capitalbildung nicht so bald erhofft werden kann, ist, so wie für jeden einzelnen, auch für unseren ganzen Capitalismus nur bei eine Hoffnung, dass das Ausland sich wieder mehr unseren Effecten zuwenden werde. Allerdings sind unsere Zustände nicht dazu einladend.

Die „Neue Freie Presse“ meldet, dass die Beschlüsse der letzten Generalversammlung der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft bereits die Genehmigung der Vereinskommission erhalten haben. Die ungewöhnte Raschheit der Erledigung hätte man gerade in diesem Falle gern vermisst. Wenn die Verwaltung nämlich die Entscheidung vor der ordentlichen Generalversammlung in Händen hat, kann sie schon heuer die neuen Einstussverhältnisse bezüglich des Stimmrechtes in Anwendung bringen. Die Einberufung der jüngsten Generalversammlung zu einer Zeit, wo Besitzer ihre Actien nicht mehr auf ihren Namen behufs Theilnahme an der Versammlung umschreiben lassen konnten, war ein Unrecht gegen alle jene Actionäre, welche, da sie nicht erwartet hatten, dass in den nächsten Tagen so einschneidende Beschlüsse gefasst werden würden, sich ihr Stimmrecht nicht rechtzeitig gesichert hatten. Bisher hatte jeder Besitzer von fünf Actien mindestens unbekümmert um die Höhe seines Actienbesitzes nur eine Stimme. Daher hatten auch viele Actionäre, welche vorsichtig genug waren, sich ihr Stimmrecht durch Eintragung ins Actienbuch zu sichern, die Eintragung doch nur für fünf Actien vorgenommen. Wenn jetzt plötzlich in der im Februar abzuhaltenden Versammlung schon nach dem neuen Statut, welches für fünf eingetragene Actien eine Stimme gewährt, abgestimmt wird, so sind wieder alle Actionäre im Nachtheile, welche nicht rechtzeitig von der geplanten Veränderung unterrichtet waren. Es ist zu durchaus unwahrscheinlich, dass die nächste Versammlung, welche die Fusion selbst zu beschließen haben wird, irgend anderes verlaufen wird als die erste, aber die Verwaltung der Gesellschaft selbst sollte alles, wie Majorisierung auf incorrectem Wege ausschließt, vermeiden und die Regierung sollte in seinem Falle durch die ungewöhnliche Eile ihrer Genehmigung die Hand zu solcher Majorisierung bieten.

Kunst und Leben.

Im Hofburgtheater hat letzten Samstag Fräulein Rabitow die Elisabeth in Sudermanns „Ehre“ gespielt. Die Hoffnungen jener, welche gemeint hatten, nur das Goethen liege dieser Künstlerin nicht, erst in einer Conversationsrolle werden sich alle ihre Vorzüge zeigen, haben sich aber nicht erfüllt. Der Mangel der Innerlichkeit des Wesens und der tragischen Kraft des Organs trat hier nur noch deutlicher hervor. Wenn Fräulein Rabitow engagiert werden sollte, dürfte es in nicht allzulanger Zeit eine Reihe von Lebtagsrollen geben: Das Burgtheater, das Publicum — und Fräulein Rabitow selbst, da sie viel zu viel ehrliches Streben zeigt, als dass sie sich in einer Stellung würde wohl fühlen können, wie jene, in die sie hier bald gedrängt werden dürfte. Den Freiherrn von Röcknitz gab Herr Devrient. Er gab einen weltmännischen Typus Junker; dem ganz verstuchten Neider Keil aber, der in diese Rolle sich, suchte er vergeblich mit Scheuen und äußeren Gewaltmitteln beizukommen. Die Leute lachelten, da Herr v. Röcknitz Herrn Rector Wiedemann die brutale Versicherung gab, dass Frau Elisabeth sich nicht glücklich sei, und sie lachten, als Herr Devrient erklärte, dass er „Weiber brauche“, als er behauptete, Frau Elisabeth zittere vor ihm, und als er mitwirkte, wie außerordentlich dieses Weib lieben könne.

Max Burckhard.

Mit der Neueinstudierung des „Rienzi“ hat die Direction des Hofoperntheaters einen lang gehegten Wunsch des Publicums erfüllt und der Tuchfühlung dieser Aufgabe hat sie den hochsten künstlerischen Anforderungen Rechnung getragen. Das Werk war wirklich von Grund aus neu insceniert, die Action des Chores mit seiner Berechtung der Massenwirkung erkennen, und der musikalische Theil des Ensembles mit voller Verwertung unseres trefflichen Chore und Orchesters zu hoherer Geltung gebracht. Wen diesem hatte sich nur die Ouverture etwas einheitlicher und nuancenlich den Anfang nicht so verlangsamt gewünscht. Im übrigen aber war wahrend der Vorbereitung die Fassung des Dichters durch Mahler eine vorzugliche. Voll Temperament und Initiative an den entscheidenden Stellen, wahrten unsere Künstler doch gro?e Ruhe in und eine gute Ausicht in der Singer. Leider scheint ich doch, trotzdem der Einbringung Begleitung gar nicht wurdig, e ne gro?e Anstrengung bereitete es allen jenen Actionäre, welche [illegible] Wer [illegible] in die hohe Tonlage durchaus nicht gewohnt, so dass es [illegible] Anstrengung [illegible] Ausnahme, in den Arien den [illegible] Ausdruck [illegible] Ausnahme, in den Arien den [illegible] Ausdruck [illegible] Ausnahme, in den Arien den [illegible] Ausdruck

dem böhmischen Milieu bedeutend nach. Fast das feinere Natur nach ohnedem etwas frostige Violinconcert schien mir gerade die Werve Ondricek's unerlässlich. — Aus den Concerten der letzten Tage ist noch eine Notiz zu ernähmen: ein Streichquartett von Ewald Strasser, das der Nicht vorzüglich gespielt wurde. Es ist eine jener Compositionen, gegen die sich gewiss nichts sagen lässt, die aber auch noch zu wenig für sich selbst sprechen. Eine Ausnahme von diesem Grundcharakter macht nur der letzte Satz, ein „Temaron Variazioni". Wenn es dem Componisten gelingt, von der erreichten Höhe dieses Satzes aufzusteigen, werden wir ihn in späteren Quartettproductionen mit Freuden begrüßen. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Deutschen Theater gelangte „Der Tag", ein Drama von Stefan Vacano, zur ersten Aufführung. Es ist das ein Stück, wenn auch keineswegs ein Kunstwerk, das arbeitet, für den man vor nunmehr zehn Jahren Anhänger warb und dessen erfes Gebot lautet: Es gibt keine Theorien des Dramas. Es ist nicht erforderlich, das Interesse auf eine Gestalt zu concentrieren, eine freie Folge naturalistischer Scenen tut's, weiß wir bedürfen. Eine freie Folge naturalistischer Scenen ist Stefan Vacano's Drama. Es spielt kurz nach der französischen Juliorevolution auf einem Gut in Oberungarn. Der ungarische Magnat hat seine Leibeigenen auf jede Weise gequeckt und misshandelt; nun eine Epidemie ausbricht, gestattet er seinem Sohne, der Bauern sich anzunehmen. Die sanften Maßregeln aber, die der sohn, ein jugendlich-liebevoller Träumer, ergreift, werden von den Leibeigenen verkannt, sie wähnen, man wolle sie ausrotten, sie rassen sich aus ihrem stumpfen Elend auf und stürmen das Schloss. Der Sohn des Gutsherrn tritt ihnen vertrauensvoll entgegen, er wird niedergemacht; der Gutsherr selbst wird schwerverletzt. Das ist alles. Es findet ein Belagern statt, mit den Scenen zu entflechten: mit Mitleid wird er zurückgehen und Rache nehmen. So fällt der Vorhang. Er konnte früher, er konnte später fallen. Er musste mit dem Tod des Sohnes niedergehen, lag es in Vacano's Absicht, den jungen Volksbeglücker in den Mittelpunkt des Dramas zu stellen. Galt es ihm die Erhebung der gemeckteten Bauernschaft, dann fand das Drama erst mit der Rückkehr des Unterdrückers tragischen Abschluss. Aber nichts steht in dem Mittelpunkt dieser dramatischen Scenen: alles bewegt sich lärmend an der Peripherie. Diese Menschen sind auch alle nur äußerlich gesehen, nirgends nimmt man sie innerlich Anteil. Die Schilderung der in Elend und geistiger Verwahrlosung verkommenen Bauernschaft entbehrt nicht ganz der eigenen Züge, doch lehnt sie allzu erschöpfend sich an Tolstoj und an Hauptmann an. Vacano weiß auch nicht eine Stimmung zu bannen; wie das Interesse hierhin und dorthin zerlichtet wird, so auch die Stimmung. Was „Der Tag" in nach dieser Richtung bliebedramatisier. Aber — den Augenblick beherrscht er gut! Es ist ein ungewöhnliches Geschick für momentane Bühnenwirkungen, das er bekundet; Massenauftritte gelingen ihm ganz überraschend. Doch wie er auch lärmt, — zu tagen hatte er wenig.

Der zweite Theil von Björnsons Drama „Ueber unsere Kraft" ist im Berliner Theater in der Inszenierung, die hat Bühnenwirkung bekundet, doch scheint er mir dichterisch tief unter dem ersten Theil zu stehen. Zur Kanzel wird hier die Bühne, die pro und contra erhalten Namen und eine bürgerliche Stellung und agieren gegen einander, man sieht diesen Gestalten durch das weiße Fleisch bis auf dem theoretischen Knochenbau, und selbst der Gegensatz, der die Bauernmutter haube auf und scheint durch die soziale Brille. Auch ist die Bühnenwirkung durch allzu grelle Farbengebung erzielt, die Contrastwirkungen durch allzu steife Schattengebung gewonnen. Dennoch, dieser zweite Theil der Dichtung ist überaus lehrreich. Weniger im Bezug auf die soziale Frage, deren Lösung auf den Satz gestellt ist: „Einer muss den Anfang machen mit dem Vergeben", wobei allerdings Speta und Credo viel Wunderjam-Heilkräftige-Hungerstillendes von der Vervollkommnung der technischen Erfindungen erträumen. Lehrreich ist dieser zweite Theil für die Aufstellung der Zeichen der Zeit, die Verschiedenheit der Auffassung zu Ehren „Peer Gynt" und Björnsons „Ueber unsere Kraft" in demselben Sinne immer erneuten Ausdruck gesucht hat. Diese nordischen Faustiden bethätigen den faustischen Trieb nicht in der Erkenntnisekraft, sondern — in der Phantasie. Deshalb zagen sie nach dem Wunder, gleichviel, ob es das Wunder auf Erlösung, gleichviel, ob es das auf sozialem Gebiete ist. Deshalb muss der nordische Faust zugrunde gehen, während der deutsche Erlösung findet: das Wunder tobet. Und in diesen, ausschließerechen Zusammenklang hat Björnsons diesen phantastisch faustischen Trieb im ersten Theil seines Dramas zu der nordischen Landschaft gesetzt: „Aber hier in dieser Natur ist etwas, das auch von uns das Wunderbare fordert. Die Natur selber geht ja über die gewöhnlichen Grenzen hinaus." Das alles wiederholt der zweite Theil, verdeutlichend, theoretisierend, erklärend. Und so muss man ihn hochhalten, als — Commentar zu den Faustdichtungen des Nordens. Ernst Heilborn.

Bücher.

Philipp Knoll: Beiträge zur heimischen Zeitgeschichte. Prag 1900. Calve'sche Buchhandlung.

Eine Sammlung von Reden und Aufsätzen wird hier dem Publicum vorgelegt, der verstorbene Verfasser selbst schon vorbereitet hatte. Die Herausgabe derselben durch die Prager „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" war eine Pflicht der Dankbarkeit, welche die Gesellschaft ihrem Gründer, welche die deutsche Bevölkerung Böhmens einem ihrer verdientvollsten Stammesgenossen schuldete. Die vorausgestellte Gedenkrede auf Philipp Knoll von Prof. Dr. Gustav Laube) bildet eine erwünschte Einleitung, ist ersichtlich die vollere Bedeutung der einzelnen Stücke für den Fernerstehenden und zeigt an der Persönlichkeit des Verfassers die großen und imposanten Züge, die der Leser in den Reden und Aufsätzen selbst wiederfindet. Es ist das bleibende Verdienst von Philipp Knoll, dass er nicht nur die großen nationalen Gefahren, welche den Deutschen in Böhmen drohen, sondern auch die einzig möglichen Mittel der Abwehr richtig erkannt hat. Gegenüber den Angriffen der Czechen, welche allen Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens einen nationalen Stempel aufzudrücken bemüht sind, bedarf es auch bei den Deutschen unausgesetzter nationaler Kleinarbeit. Zu einer gedeihlichen Culturentwicklung aber bedarf es in allen wichtigen öffentlichen Einrichtungen der nationalen Sonderung, damit jede Nation ungehindert ihre Kräfte entfalten kann. Dieser naturliche und gerechte Gedanke, der heute die nationalen und politischen Bestrebungen in Deutschböhmen allgemein beherrscht, wurde von Knoll schon zu jener Zeit vertreten, als die Deutschen die Macht zu seiner Verwirklichung gehabt hätten. Doch den deutschböhmischen Führern der Siebzigerjahre fehlte das Verständnis der nationalen Bedürfnisse, um diesen einen wirksamen zu erreichen war, wurde später nur mit großer Anstrengung zum kleinen Theil verwirklicht und ist im übrigen noch heute Gegenstand des Kampfes. Die Trennung der utraquistischen Prager Universität in eine deutsche und eine czechische, die den Deutschen Böhmens ihre nationale Hochschule vor dem sicheren Verfall gerettet oder eigentlich wieder neugeschaffen hat, ist zu nicht geringem Theil den Bemühungen Philipp Knolls zu verdanken, der dafür seit 1871 eingetreten war (vergl. S. 7 ff.). Die verschiedenen Reden und Aufsätze bilden aber nicht nur ein ehrendes Denkmal des Verfassers, sie haben ihre praktische Bedeutung in nationaler Beziehung nicht verloren Die Verhältnisse in Böhmen und Oesterreich haben sich nicht geändert, und was der Verfasser vor zehn oder zwanzig Jahren über die nationale Bedrängnis der Deutschen in Böhmen gelagt und geschrieben (z. B. S. 265 ff.), ist heute noch ebenso wahr. Es wäre zu wünschen, dass Knoll auch auf unsere heutigen Verhältnisse — denn ohne jemals die Vornehmheit des Tones zu verlieren oder in grobsprechendes Pathos zu verfallen, versteht es der Verfasser die unter den Deutschen Oesterreichs allgemein herrschende Stimmung energisch zum Ausdruck zu bringen und, was noch mehr ist, in dem Leser zu erregen.

W. E Norris: The Flower of the Flock. Tauchnitz, Leipzig.

Wiederum haben englische Zeitschriften, ihrer Gewohnheit gemäß, bei Beginn des Wintersemesters Vergeichnisse der zehn oder zwölf besten Romane des verflossenen Jahres veröffentlicht. Einen Anhalt gewähren diese durchaus nicht, denn da sie diesmal allein mittelmäßige Leistungen aufgezählt, so gehen sie eine vollständig irrige Idee von einem Buch. Der vorliegende Roman hätte wie Dutzend andere mit gutem Rechte in diesen Listen vertreten sein können, in mehr als einer Hinsicht besitzt er sogar Vorzüge vor den genannten Werken Norris bietet in „The Flower of the Flock" im Gegensatze zu den meisterhafts sehr unerquicklichen englischen Ehedramen, die oft genug in den Spalten der Tagesblätter ausgetragen werden, eine gute und gesunde Lectüre, die den Freund angenehmer und anregender Unterhaltungsbücher vollständig, den literarischen Feinschmecker aber mindestens in einer Beziehung befriedigen wird. Nach langer Zeit begegnet man hier einem wirklich komischen Typus, leicht erkennbar, doch bei der Schilderung der zeitgenössischen Londoner und New Yorker Gesellschaft gerade am Platze ist, indem er die Leser zu vertrauten Freunden seiner Helden macht, für die man Antheil fühlt, wie sehr auch ihre Bösen Anlage treten. Die Geschichte an sich ist unbedeutend. Die Hauptrolle spielt darin ein in seine Privatsecretärin verliebter Mann, der, wie die Welt, Charakter und Schönheit besitzt, und der junge, vornehme Officier Charlie Strode, der trotz seines Leichtsinns und leichtfertiger Auffassung der ernsteren Lebensfragen die Blute der Männerwelt bleibt und schließlich nach un zähligen Liebeleien mit seinem, hablichen Mädchen und Lösung einer ersten Verlobung mit der prüdisch kalten Miss Mittleschluss auch noch den ersten anmuthigen Lucy Braunston am Rande des Abgrundes von der klugen Mrs. van Rees geretiet wird, indem sie sich im letzten Augenblicke zu einer Heirat mit dem vom ersten Tage an geliebten Charlie bewegen lässt. Das Milieu, die Lebensverhältnisse und -Gewohnheiten der Reichen sind ausgezeichnet geschildert, und wenn auch sonst nur Alltagsfiguren in dem Romane begegnen — Mrs. van Rees und Charlies selbstloser Bruder Sam sind die einzigen Charaktere — so genügt doch diese klare Veranschaulichung eines interessanten Zeitbildes im Verein mit dem gut gelaunten angenehmen Plaudern, um „The Flower of the Flock" über die Stufen der Durchschnittsbücher zu erheben. Dr. Friedrich Gerard.

Hermann Bahr: Secession. Wien, Wiener Verlag. 1900.

Hermann Bahr: Bildung. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler, 1900.

Die beiden Bande, die Hermann Bahr kurz nacheinander heraus gab, zeigen wieder die ganze Vielseitigkeit des raschs schaffenden, immer anregenden Mannes. In dem Secessionsbande handelt es sich um Kunst. Man liest noch einmal die wunderweite Studie „Meister Amerens" und die entzückende Charakteristik Zola's, der „Unterwurf", vorzugt noch einmal, welche riesige Bewegung sein vor Jahren sich in der österreichischen Kunst vollzog, und wird erinnert, welchen gewaltigen Antheil Bahr selbst an dieser Entwicklung hatte. Das wollen wir nie vergessen. Wohl gibt es Kritiker, die mit tüchtiger Ueberzeugung, mit großem Sachdicht schreiben. Doch damit allein ist wurde, wie es geworden ist, bedurfte es der Feuerseele Hermann Bahrs. Er ist der „genale An- und Aufreger" gewesen. Er hat Begeistie geblasen, hat Leben in eine eingeschlafene Welt gebracht, hat eine ihrone Unruhe in unter den Künstlern großen regen. Heiß war es dar, heiß der Kampf, heiß der Sieg. Und wir müssen ihm es danken, dass die Kunst wieder eine öffentliche Angelegenheit ward, dass die Meinungen auseinandergelaufen, dass man lut und wieder das Maul Tauben nahm. Um solche Wirkungen zu erzielen, ist beliebiges Talent nötig. Auch paradoxe Behauptungen sind der Sache dienlich, wenn sie Temperament ist wachzurufen. Damit das solche Nachgeschrei ja kommt Bahr thut das. Und hat er damit Recht, die Zeit allein wird es bestimmen, festsetzen, ihm Widerspruch gereicht zu sein. Einmal ist es bei der Hand, führt sie vor die Barre, setzt sie Ehren- und Strafen an, stellt selbst eine Skala, dann auch wieder, lässt sie ganz fallen. Das ist ihre Gerechtigkeit zu erteilen, dass wer anfangt. Schwerer ist es, zu

Digitized by Google

sichten des Künstlers eingeht und schließlich selbst gefunden zu haben glaubt, was der geschickte Mentor ihm suggerierte. Viele Essays des Buches sind Meisterstücke solch dialectischer Belehrungen. Ueber den ersten Band zu schreiben ist nicht meines Amtes. Denn hier wird wenig von Kunst gesprochen. Doch je mehr wir Specialisten geworden sind, desto mehr haben wir Anlass, einen Mann zu bewundern, der die ganze Kritik nur „im Nebenamt“ betreibt und gleichwohl über Fechten und die Scriptur artistes, über Sokrates und Altenberg gleich anregend und gleich geist voll zu schreiben weiß.

A. M.

Revue der Revuen.

Im Januarheft der „Neuen Deutschen Rundschau“ schreibt Jacob Wassermann über die Kunst der Erzählung. Von den besten Erzählungen, zum Beispiel Alarcón's „Scharmbo“, sagt er: es sei der mit unerreichter Meisterschaft festgehaltene Erzählerton, der eine Stil- und Stimmungseinheit sondergleichen schuf und durch diesen einen Zauberschlag alles belebe, was er „mit seinem Wort berührt“. Das wesentlichste Erfordernis dieses Erzählertones (so fährt er fort) ist die Ruhe. Sie allein ist imstande, Licht und Schatten zu vertheilen und dem Dargestellten den persönlich charakteristischen Ton zu verleihen. Der künstlerische Erzähler kennt kein Haschen, das durch sich selber spricht, keinen Witz, der sich im eigenen Wohlgefallen spiegelt, keine Melancholie zu persönlicher Folie. Seine eigentliche und tiefste Kunst ist, das Ungelagte ahnen zu lassen und in jeder individuellen Handlung unsere eigene geheimnisvolle Theilhaberschaft unbemerkbar nachzuweisen. Und er ist wie ein Chronigueur, der von wirklichen Ereignissen berichtet. An vier Beispielen erläutert Wassermann seine Ausführungen: an Herodots Geschichten, dem Don Quixote, dem Wilhelm Meister und Tolstojs Krieg und Frieden. — Dasselbe Heft bringt den Anfang eines Romanes „Frau Berta Garlan“ von Arthur Schnitzler und Briefe Friedrich Nietzsches an Malwida von Meysenbug.

„Documente der Frauen“ (Januar). Else Federn berichtet über die Londoner Settlements und die ersten Bemühungen, diese Einrichtung auf österreichischen Boden zu übertragen. Die Settlements sind freie Vereinigungen, deren Ziel die Volkserziehung und Bildung ist. Den ersten Anstoß dazu gab 1867 ein Oxforder Student, Edward Denison, der aber schon nach zweijähriger Thätigkeit starb. Sein erster Nachfolger Toynbee ging 1875 mit Freunden, Büchern, dem modernen Volke gesetzige Genüsse zu erschließen, nach Whitechapel, wo denn auch mit Hilfe des Geistlichen Mr. Barnett nach mehrjährigen Bemühungen die Toynbee-Hall eröffnet wurde, wo es Concerte und Vorträge, Ausstellungen und Curse gab, die sich als so erfolgreich erwiesen, dass bald darauf in den verschiedenen Districten Londons ähnliche Settlements entstanden. Heute umfassen dieselben ebensowohl Kindergärten und Jugendspiele als volksthümliche Universitätscurse und sind von unermesslich segensreichem Einfluss auf die Bevölkerung. Ein Hauptverdienst der Settlements besteht darin, dass sie den Armen gelehrt haben, Selbsthätigkeit ausüben; es wird nur alles gezahlt, wenn auch ein minimaler Betrag, um dem Gebotenen alles Demüthigende zu nehmen und das Selbstgefühl der Empfangenden zu heben. Als eine besonders menschenfreundliche Institution schildert die Verfasserin eine Schule für invalide Kinder. Es sind meist herzkranke, tuberculöse, rachitische und skrophulöse Kinder, die dem regelmäßigen Schulbesuch nicht gewachsen wären, oder kränkel, deren Mitgebrauch sie in öffentlichen Schulen dem Spott und der Verfolgung aussetzen würden. Diese Kinder werden theilweise mit einem Krankenwagen in die Schule gebracht, wo sie lustige Räume und alle für ihren Zustand erforderlichen Vorrichtungen finden. Für eine Summe von etwa sieben bis acht Kreuzern erhalten sie ihr Mittagsmahl, für fünf Kreuzer wöchentlich ein Glas Milch und Gebäck zur Jause. Eine gediente Krankenpflegerin besindet sich dauernd in der Schule, und einmal wöchentlich werden die Kinder ärztlich untersucht. In neuester Zeit schließen sich an den Schulunterricht auch Curse in allerlei Handbeschäftigungen, durch die den älteren Kindern ein Broterwerb geschaffen werden soll. Die Verfasserin hebt die große Selbstthätigkeit der Londoner Settlementleute hervor, bei denen kein Vordrängen der eigenen Person, keine kleinliche Eitelkeitchen sich geltend macht; vollkommene Sachlichkeit zeichnet die englischen Settlements aus, die es sich obeigens zum Princip machen, Functionäre aus den die verschiedenen Kreisen des Volkes zu entnehmen und zur Vereinsleitung heranzuziehen, wodurch ein lebendiger Contact hergestellt wird. Als den Settlements ähnliche Einrichtungen in Oesterreich nennt die Verfasserin die Kinderasylen und Ferienkolonien, sowie den Volksbildungsverein und einen Verein für Jugendspiele, der im Jahre 1898 in der Brigittenau gegründet wurde, aber freilich nur als ein Versuch anzusehen ist.

„Grande Revue“ (Januar) bringt aus der Feder Gonzellins eine Parallele zwischen Molière und Shakespeare. — Von Victor Hugo werden „Actes et la Fâmille“ veröffentlicht, die der Dichter im Jahre 1822 im Alter von 20 Jahren schrieb. Jede Zeile zeugt von jugendlichem Idealismus, ob er nun versichert, seine Absicht zu der heiligen zu machen, so lange er nicht von ihrer Lauterkeit und ihrem moralischen Werte durchdrungen ist, oder erklärt, lieber ohne Rocke zu arbeiten anstatt einmal zu bitten. Nie möchte er einen Verlag durch eine Widmungsanschrift ehren, und bei seinen Werken ist es ihm nur um den Beifall der jungen Leser und der neuen Geister zu thun.

„Fortnightly Review“ (Januar). Der Artikel über [illegible] über das neugegründete Cabinet Salisbury. Dem [illegible] Regierung bringen. Das [illegible] Cabinet [illegible] „Schutz Boer Cabinet“. Das [illegible] Kriegsführung [illegible] Kitchen, dass der alte [illegible] Kitchen [illegible] [illegible] [illegible]

— Ja, Väterchen . . .

Wassiljewna begann mit dem Schürhaken die brennenden Holzscheite umzurühren, die Kohlen knisterten, und das Licht hüpfte als ein heller Streifen auf dem Fußboden und dem Thürpfosten. Die Uhr schlug langsam neun. Jetzt ist also der Zug, mit dem auch der zweite Sohn des Alten, Grigory, kommen soll, an die nächste Haltestelle angelangt.

— Ist Nikanor auf die Station gefahren? — fragte Pjotr Trofimowitsch mit vom Schlaf heiserer Stimme.

— Jawohl; sie werden bald hier sein . . .

— Und Sergei Petrowitsch?

— Der junge Herr ist seinem Bruder entgegengefahren. . . .

— Man muß ihnen etwas zu essen vorbereiten . . . Schau geschwind nach dem Samowar und mach' vielleicht eine Eierspeise! Sie werden ganz erfroren sein . . . Hörst du?

Der Alte sprach heiser und abgerissen, er schien zornig zu sein. Er war aber nur aufgeregt, in Erwartung des verlorenen Sohnes, der Zorn hatte sich gelegt. Gott sei sein Richter! Der unglückliche Mensch! Sie haben sich zwölf Jahre nicht gesehen. Er hat sich in der Welt abgequält und kommt jetzt zum Vater ausruhen, er schreibt, daß er endlich müde ist . . . Ja, sie haben kein Glück mit den Kindern: den älteren, den Sergei, hat man aus der fünften Classe des Gymnasiums fortgejagt, fünf Jahre ist er dann in der Freiwilligenunisorm herumstolziert, hat sich drei Jahre als Unterschiarch abgequält und ist mit Mühe und Noth Leutnant geworden; den zweiten, den Grigory, hat man auch fortgejagt, aber erst aus der Universität, dann hat man ihn irgendwo hintransportiert, hat ihn befreit und ihn bald wieder fortgeschickt. Dann ist er wie ein Vagabund in der Welt herumgeirrt, die Mutter starb unterdessen, ohne Grigory seit der Zeit wieder gesehen zu haben, als man ihn aus der Universität jagte . . .

Pjotr Trofimowitsch glitt in seine Filzschuhe, zündete im Speisezimmer die Lampe an, wickelte sich dann sest in den Mantel ein, den er statt eines Schlafrocks trug, setzte sich in einen Lehnstuhl und begann an seine verstorbene Frau zu denken, dann an Grigory und daran, daß Sergei dem Schnaps nicht abhold war und viel Karten spielte. . . . Hätte Grigory den Universitätscursus beendet, wäre es nicht nothwendig, sich jetzt vor einem Winogradow und seinesgleichen zu demüthigen . . . Dann wäre Grigory Bezirkshauptmann und würde auf seinem Gut leben . . . So ein Dummkopf. Jetzt bereut er's wohl, es ist aber zu spät.

Der Alte schnaufte, hüstelte und flüsterte etwas, ihm schien das Leben und selbst die Freude des Wiedersehens mit Grigory zur Last zu fallen. Hinter dem Fenster oder im Schornstein heulte der Wind, irgendwo klapperte der Eisenverschluß eines Fensterladens, und das hinfällige Haus ächzte unter dem Angriff des Wintersturms . . . Dumpfes Hundebellen klang herüber, es klang so zornig und lief in ein Winseln aus . . . Es schien, daß Schlittenschellen läuten, ja, sie kommen . . . Der Alte zündete mit zitternden Händen eine Kerze an und schritt eilig ins Vorzimmer zum Empfang. Das Dunkel theilte sich vor ihm, und beim Schein des flackernden Lichtes erhoben sich die finstern, grauen Mauern, mit Flecken an der abgenützten Stuccatur, die schneeverwehten Fenster, mit einer Giskante an den Scheiben, das altmodische, schwerfällige, häßliche Möbel . . . Die Dielen achzten manchmal kläglich unter den Filzschuhen Pjotr Trofimowitschs, und er selbst ähnelte irgend einem Märchengreis in diesem großen, schweigsamen Hause. . . .

— Gleich! gleich!

Die Thür wurde aufgerissen, und in den weißen Wolken des hereinströmenden Dampfes bewegten sich drei plumpe Gestalten, die in etwas eingewickelt und vermummt und vom Kopf bis zu den Füßen mit Schnee bedeckt waren. Man konnte nicht unterscheiden, wer von ihnen Grigory war.

— Nicht Weg noch Steg! — sprach Nikanor und stellte den Koffer des Angekommenen auf den Fußboden. Das da ist Sergei: seine Knöpfe funkeln, und das ist also Grigory . . . Bart und Schnurrbart sind voll Schnee, auf dem Kopfe ragt der Bauschkik wie eine Picke in die Höh'.

— Guten Tag, Vater!

— Guten Tag, guten Tag! Bist du gesund? Nimm den Bauschkik ab! . . . Man sieht nichts als die Nase . . . Ach du . . . Nun, komm' jetzt näher!

Sie küssten sich ein paar Mal. Dann begann Grigory seinen Mantel abzulegen, und Pjotr Trofimowitsch schaute ihm immer ins Gesicht, besonders in die Augen und dachte: „Die ganze Mutter, er ist ihr wie aus dem Gesicht geschnitten!“, und das Herz des Alten erfüllte sich mit Zärtlichkeit zu diesem „nichtsnutzigen Individuum“ — wie der Vater Grigory nannte — und er wollte vor Freude lachen und darüber weinen, das Gesicht endlich bekommen ist, das Marja Fjodorowna aber nicht da ist, sie weiß nichts davon und kann nicht sehen, was für einen großen Bart Grischa bekommen hat . . .

Der Alte klopfte Grigory auf die Schulter und sagte:

— Mich hast du wohl nicht erkannt? Ich bin ganz alt geworden und steh' mit einem Fuß im Grab . . . Geh ins Speisezimmer, dort ist's warm . . . Dort sind vierzehn Grad . . . Nun! Jetzt alle beisammen . . . Nur die Mutter fehlt . . .

Pjotr Trofimowitsch lief geschäftig in die Küche und schalt Wassiljewna wegen der verspäteten Eierspeise. Dann setzte er sich zu Grigory und begann wieder, ihn auf die Schulter zu klopfen und ihm in die Augen zu schauen.

— Jetzt sind alle versammelt . . . Ja!. . . Nur die Mutter fehlt . . . ja! sie ist fort, unsere Mutter, sie hat dich nicht erwarten können, Grigory! . . . ja . . .

— Laß gut sein, Papa! — bemerkte unzufrieden der Leutnant mit tiefer Baßstimme — was ist denn darüber zu reden!

Grigorys blinzelte plötzlich mit den Augen . . . Ihm, der so groß und ernst war, der während der zwölf Jahre nicht nur der Liebesung und Vormundschaft der Eltern, sondern auch dem Gedanken an sie fern gerückt, der seiner Familie und allen seinen Verwandten längst ein Fremder geworden war, ihm that auf einmal der Verlust der Mutter furchtbar weh, und ihm war das Bewußtsein schmerzlich, daß er seine „Mama“ nie mehr sehen würde . . . Der Tod der Mutter erschien ihm erst jetzt als eine ungeheure, unmögliche Thatsache . . . Er wollte alles über die Mutter erfahren: wann sie gestorben war, woran, wo man sie begraben hatte, ob sie auf dem Sterbebette nicht nach ihm, nach Grigory, gefragt hatte.

— Woran ist die Mutter gestorben?

— Aber so laß doch! Sie ist todt, dabei bleibt's . . . Ist es denn nicht ganz gleich? Was soll man davon reden! — sagte wieder Sergei und ließ ein unzufriedenes, zorniges „hm!“ folgen, wie einen Befehl, das unangenehme Gespräch und die traurigen Erinnerungen zu unterbrechen.

Wassiljewna brachte die Eierspeise in einer Pfanne herein und gieng nicht fort. Sie blieb in der Thür stehen und betrachtete aufmerksam und traurig ihren dürftigen Milchsohn, der so fadenscheinig gekleidet und zerrauft war, und in dessen Augen Thränen standen . . .

— Mein einziges Täubchen, mein heiläugiges Falte, Grigory Petrowitsch! Ich hab' dich ja aufgezogen! . . . Wenn Gott es der leiblichen Mutter nicht beschieden hat, werde wenigstens ich dich anschauen! . . . begann sie kläglich. Doch Sergei verlor die Geduld.

— Schweig! Jetzt fängst du auch zu krächzen an? Marsch hinaus! Der Teufel hol's . . . Man kommt, um auszuruhen, und statt dessen wird einem das Herz schwer gemacht. Man fühlt sich wie auf einem Friedhof. Wirklich! . . . gibt es Schnaps?

— Schau' in der Credenz nach . . . Ich glaube, dort ist noch etwas in der Flasche geblieben . . .

— Nichts ist geblieben! — sagte der Leutnant, schlug die Credenzthür zornig zu und setzte sich.

Es wurde still um den Tisch. Der Alte zürnte Sergei, doch er hielt seine Empörung zurück. Er senkte die Augen auf den Fußboden und schaute und schnaufte nur. Grigory rauchte eine Cigarette und schaute zu seinem Bruder herüber. Dieser hatte ein ordinäres, unintelligentes Gesicht; etwas Feldwebelmäßiges hatte sich auf diesem Gesicht abgeprägt, und er konnte sich mit der Thatsache nicht versöhnen, daß das Sjerjoscha war, der Gymnasiast, der ältere Bruder, der Freund und Kamerad, mit dem er in der fernen Kindheit so viele gemeinschaftliche Freuden und Leiden hatte . . . Ein ganz fremder, ihm fernstehender Mensch, der Antipathie einflößte . . .

— Du bist so mager, Grigory! Du hustest auch . . . bemerkte der Alte.

— Ja. Das ist nichts, es wird vergehen — antwortete Grigory.

— Das kommt von der Kälte — warf Sergei mürrisch hin, etwas sich vom Tisch, begann im Zimmer auf und ab zu gehen und aus dem „Zauberbaron“ ein Lied zu pfeifen.

— Sergei! Geh in den Salon, wenn du pfeifen willst . . . Ich hab' dich ja gebeten — sagte der Vater leise, aber gereizt.

Was sind denn das für Ceremonien bei unseren Verhältnissen . . . So etwas! . . . Ich geh' schon . . .

Er gieng hinaus und pfiff weiter. Der Wind hinter dem Fenster begleitete ihn, und es war unmöglich schwer zu unterscheiden, ob der Sturm wüthete, oder der Leutnant etwas Trauriges pfiff.

— Du bist wohl wunde von der Reise, Grischa? . . . Leg' dich hier auf das Sopha hin, hier ist's warm, es sind vierzehn Grad . . . Mach die Thür zu den Salon zu, damit die Wärme hier bleibt . . . Und ich schlafe noch immer auf dem alten Platze . . . Dort ist auch alles beim alten geblieben, wie's bei der Mutter war . . . Auch ihr Spiegel ist auf dem Tischchen geblieben . . . Soll es dort nun sich'n? Ja, so. Wie mager du bist! Siehst ja wie Tod! — und du hustest auch . . . Du warst anscheinen, mutter selbst deine Damit heilen lassen und dich behandeln . . . Was kannst du dich kurieren? Es ist Zeit, in den Hafen einzulaufen, Grischa! . . . Die Mutter ist vor dem Tode gestorben, wenn Grischa zurückkommt, hat sie gesagt . . . Du bist vergessen . . . Ja! Todt! und Wollen wir nicht ein wenig sprechen, da sehr müde

Digitized by Google

In Pjotr Trofimowitsch' Schlafzimmer brannte ein Oellämpchen. Der Alte lag mit geschlossenen Augen im Bett und war von stiller Traurigkeit und von Freude erfüllt, das Bewußtsein, daß Grigory zurückgekehrt war und hier nebenan schlief, beruhigte ihn und wiegte ihn ein, er pustete, und ein Lächeln glitt ab und zu über sein altes Gesicht. Aber Grigorn hustete und das verdarb ihm seine Stimmung der stillen Freude und des Friedens. Dieser Husten, der so rauh und fraktlos klang, hallte im Herzen des Alten wieder, Unruhe bemächtigte sich seiner, und er konnte nicht einschlafen ... „Die ganze Mutter!" — wiederholte Pjotr Trofimowitsch im Geiste, als der Ausdruck in Grigorys Augen in seiner Erinnerung aufkauchte, in seinem Hirn erstand wieder die vor zwei Jahren verstorbene Frau, ihre Gewohnheiten, die letzten Minuten ihres Lebens — und jetzt wälzte sich der Alte in seinem großen, breiten Bett herum, und ihm schien immer, daß er unbequem lag ...

Auch Grigory konnte nicht schlafen. Er hatte die Empfindung, als sei er sehr lange irgendwohin gegangen, der Weg war so ermüdend, und als er erwartet und fraktlos sich ausruhen wollte und um sich blickte, sah er zu seinem Erstaunen, daß er noch immer auf derselben Stelle lag, von der aus er den Weg angetreten hatte ...

In dem Zimmer, wo Grigory sich jetzt befand, war einst das Kinderzimmer, und an Stelle des Sofas, auf dem er jetzt schlief, stand Grischas Bettchen ... Das war alles sehr lang her, doch jetzt schrumpfte die Vergangenheit zusammen, die verlebten Jahre erschienen so klein und glitten im Gedächtnis wie Tage vorüber, es schien Grigory, er wäre nur geschäftlich verreist gewesen und sei zurückgekehrt ... Es war so weich, so warm und bequem, auf dem Sofa zu liegen; die ganze Müdigkeit, die sich im Laufe des Lebens angesammelt hatte, schien jetzt zu verschwinden, und Ruhe und Frieden zogen ins Herz ein ... Grigory horchte auf das Ticken der Uhr und das Singen des Schneesturmes hinter dem Fenster und lächelte, wie ein gesundender Kranker, in dem das Beben der unbewußten Lebensfreude erwacht ... Es sah wirklich so aus, als sei Grigory im Hafen gelandet und habe den Anker geworfen ... Er war es müde, unerträglich müde, dieses nervöse, von Mißgeschick und endlosen Qualen erfüllte Leben des intelligenten Proletariers zu leben, er war müde vom überflüssigen, nutzlosen Leiden, von der Lüge und dem Pharisäertum, in denen die Kulturmenschheit ertrinkt, müde von den zu nichts führenden Debatten, von der krankhaften Eitelkeit, dem gegenseitigen Mißverstehen und den gegenseitigen Kränkungen. Vielleicht war er jetzt auch dem schrecklichen Bewußtsein seiner Ueberflüssigkeit entrückt, diesem Fazit des zurückgelegten Lebens ... Jetzt gehört er nirgends hin, hegt keinerlei primipiell-Pläne und Lebensaufgaben ... Jetzt ist er einfach ein kranker, müder Mensch, der ausruhen will. Er hat jetzt seine Erdscholle und wird arbeiten und einfach ohne alle Pläne leben, wie Millionen von Menschen ... Worauf hatte man stolz zu sein? Wie konnte man sich zu einer besonderen hohen Mission berufen halten, wenn man als Ergebnis nichts wie Müdigkeit und das Bewußtsein seiner Kraftlosigkeit und Untauglichkeit erhielt? Er wird jetzt auf seiner Erdscholle leben und möchte in Ruhe gelassen werden ... Er wird unter vier Augen mit der Natur bleiben, mit ihren klaren, unwiderlegbaren Gesetzen, mit ihrer eigenen Gerechtigkeit, ihrer Schönheit und Wahrheitsliebe und wird von all den Qualen, Zweifeln, Streitigkeiten und diesem ganzen, sinnlosen Chaos ausruhen. Seine Brust schmerzt, seine Nerven sind zerfetzt, er hat keinen Glauben an die Nothwendigkeit des Leidens ... Er wird ausruhen ... Ach!

Ein heiserer und beharrlicher Hustenanfall unterbrach Grigorys stille Gedanken. Er konnte diesen Hustens lange nicht Herr werden und war müde, als er aufhörte.

— Du hustest immer ...

Grigory öffnete die Augen und erblickte den Vater: er stand in eine bunte Decke eingehüllt in der Thür und hielt eine Kerze in der Hand.

— Du müßt Wasser mit Syrup trinken, dann wird's besser.

— Mach' die keine Sorgen. Jetzt ist's vorüber ... Der Alte klapperte mit dem Geschirr in der Credenz, brachte eine Wasserflasche aus seinem Zimmer, machte einen Trank zurecht und reichte ihn dem Sohn.

— Da hast du! Trink ... Das hilft ... Ich hab' einen schrecklichen Husten gehabt und hab' nur nun so helfen können ...

Und während Grigory trank, sah ihm der Alte ins Gesicht und dachte: „Die ganze Mutter!" Dann setzte er sich zu Grigorys Füßen auf's Sofa und sagte:

Ich kann nicht schlafen ... Ich muß immer bald an dieses, bald an jenes denken ... Wie wird das alles werden ... Ich denke, wir werden dir hier dein Arbeitszimmer einrichten, du liebst zu leben und zu schreiben ... das Speisezimmer kann zu dem nebenan sein ... Hier ist's warm, und du hast immer Ruh, von aus, schöne deine Gesundheit, vielleicht wird sich alles noch machen lassen. Mit uns sieht's nicht besonders, wenn wir aber zusammen und vernünftig leben, können wir auskommen, so, wie können schon auskommen! Wenn uns nur Gott hilft, mit diesem Schuldenwesen gnädigst fertig zu werden ... Ich habe da ein eine Mühle ... thet aufgenommen. Unsereins, ein Gutsbesitzer, hat's jetzt schwer, ja! Ich zahle diesem Schuft nur an Procenten fünftausend Rubel jährlich ... Und das Gut trägt, wenn's ein gutes Jahr ist, im ganzen anderthalbtausend ... „Zarky" haben wir diesem Schurken schon längst für ein Spottgeld verkauft ...

(Fortsetzung folgt.)

Richtigstellung.

Im Artikel unseres vorwöchentlichen Heftes: „Rechte und Pflichten des Arztes" ist richtig zu lesen:

auf S. 59, 1. Spalte, Zeile 13: „unzulässig" (statt „unzulänglich"),
2. „ „ 11: „praktisch recht unerfahren" (statt „nicht unerfahren").

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle bemerkenswerthen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache und bewerkstelligt so jeden Ausschnitt prompt, discret und billigst.
Prospecte gratis und franco.

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN — BUDAPEST — BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 26
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
[illegible] 17
[illegible] 26 I
[illegible] 66
[illegible] 118

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 2. Februar 1901. Nummer 331.

Offene Fragen.

Wie einst das Reich der Unwahrscheinlichkeiten, so kann Oesterreich heute, und heute ganz besonders, auch das Land der offenen Fragen, der offenen Existenzfragen genannt werden. Gelöst sind hier nur die untergeordneten Staatsprobleme, die Hauptprobleme dagegen hat man immer in Schwebe gelassen. Ob zum Beispiel der Greißler Fischenbier verkaufen darf oder nicht, das weiß der österreichische Staatsbürger ganz genau. Wie aber dieses schöne Land eigentlich heißt, in welchem der Fischenbierhandel so umfichtig geregelt ist, das weiß der österreichische Staatsbürger nicht. Denn die Fischenbiersrage, die man in anderen Ländern kaum kennt, ist hier bereits gelöst, die Frage aber nach dem gesetzlichen Namen des Landes, die anderwärts lange vor dem Fischenbierhandel geordnet wird, ist hier bis auf den heutigen Tag eine offene Frage geblieben. Das ist nur ein Beispiel für viele. Je höher in der Scala der Existenznothwendigkeiten eine Frage steht, desto unbefriedigender ist die Antwort, welche unsere Gesetzbücher darauf geben. Wenn nicht Kaiser Karl VI. in der guten alten Zeit die Thronfolge geordnet hätte, hätten wir sicher heutzutage auch eine Thronfolgefrage ungelöst. Die Regentschaftsfrage gleich, die Karl VI. übergangen hat, ist in der That noch heute ungelöst. Diese offenen Existenzfragen im heutigen Oesterreich sind nicht Zufall und nicht Nothwendigkeit, sondern Prinzip und System. Wird eine Frage brennend, dann sagt die österreichische Staatsweisheit: „Die Zeiten sind zu unruhig, warten wir, bis wir in Muße berathen und beschließen können", und die Lösung wird vertagt. Verliert wieder eine Frage vorübergehend an Actualität, so sagt die österreichische Staatsweisheit: „Seien wir froh, daß die Leute Ruhe geben, und regen wir sie nicht unnöthig auf", und die Lösung wird abermals vertagt.

Das ist auch bisher das Schicksal der eigentlich österreichischen Staatsfrage, der Sprachenfrage gewesen. Solange die Völker sich mit dem ungeordneten oder unvollkommen geordneten Zustand der Sprachenverhältnisse absanden, blieb die Regierung unthätig, weil sie die Leute aufzuregen fürchtete. Jetzt, wo die Leute aufgeregt sind, bleibt die Regierung auch wieder unthätig, weil sie so die Leute zu beruhigen hofft. Darin besteht die Politik des Ministeriums Koerber. Wie wenig Sinn diese Politik hat, haben die letzten Wahlen gelehrt. In ihrem am 7. September in der „Wiener Zeitung" veröffentlichten Wahlprogramm hat die Regierung die nationalen Fragen zu provinziellen Angelegenheiten zu verkleinern, dagegen ihre armseligen paar wirtschaftspolitischen Gesetzentwürfe zu wahrhaften Existenzfragen Oesterreichs aufzublasen versucht. Dieses Programm hat keinen Hund vom Ofen gelockt. Die Bevölkerung hat sich ganz richtig gesagt, daß Existenzfragen vor Wohlfahrtsfragen gehen, und daß die Tauernbahn keine Existenzfrage Oesterreichs bildet, trotzdem aber der Sprachenzwietracht. In diesem Geist hat die Bevölkerung gewählt, und das Abgeordnetenhaus, das aus diesen ausschließlich auf die nationale Tonart gestimmten Wahlen hervorgegangen ist, soweit man es vorläufig übersehen kann, ein ausschließlich nationalpolitisches Parlament, unfähig zur Lösung oder auch nur ernsten Behandlung irgend welcher anderer politischer oder wirthschaftlicher Probleme als eben des Sprachenproblems.

Wäre Oesterreich ein vernünftig regiertes Land, so würde ein Ministerium wie das Koerber'sche, dessen Programm in der Wahlcampagne so grausam, so schmählich zu Grunde gegangen, von der Bevölkerung abgelehnt worden ist, sofort seinen Platz einem anderen abgetreten haben. Aber Oesterreich ist eben kein vernünftig regiertes Land, und nicht nur das Ministerium, dem die Bevölkerung ein so niederschmetterndes Unverstandszeugniß ausgestellt hat, bleibt, sondern auch seine bankerott gewordene Politik bleibt. Das alte Lied, das Loeben von den Wählern in der Wahlbewegung ausgepfiffen worden ist, versucht die Regierung jetzt den Gewählten zu Gehör zu bringen. Nur daß der Text ein klein wenig an das geänderte Publicum angepaßt ist. Hat es im Wahlaufruf der Regierung geheißen, daß die Bevölkerung ihre eigenen Interessen wahren müsse, indem sie ihre Vertreter veranlasse, statt der nationalen die wirthschaftlichen Angelegenheiten zu pflegen, so wird jetzt wieder in allen officiösen Blättern dem Parlament der Rath ertheilt, daß es seine eigene Existenz schützen und retten möge, indem es, statt den „nationalen Querelen" nachzugehen, der Regierung vor allem schlankweg die von ihr beanspruchten Credite votiere; denn die Geldbewilligungen seien die bedeutsamste constitutionelle Function, und wenn das Parlament seine Arbeitsfähigkeit zeigen wolle, so müsse es diese Function ausnützen imstande sein.

Diese Argumentation wäre ungemein scharfsinnig, wenn sie nicht auf einer kleinen Verwechslung beruhen würde, die aber gerade für die Beurtheilung von Regierung und Parlament von wesentlicher Bedeutung ist. Das constitutionelle System setzt nämlich nicht nur, wovon jetzt bei uns soviel die Rede ist, ein arbeitsfähiges Parlament, sondern auch — mit Verlaub — eine arbeitsfähige Regierung voraus. Die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes erweist sich darin, daß es die Wünsche der Bevölkerung bei der Regierung durchzusetzen versteht, die Arbeitsfähigkeit der Regierung besteht darin, daß sie die besonderen Bedürfnisse des Staates im Parlament durchzusetzen vermag. Die Creditforderungen aber, welche die Regierung stellt, sind nicht die Wünsche der Bevölkerung, sondern die Bedürfnisse des Staates. Würde das Parlament diese Credite bewilligen, so hätte die Regierung ihre Arbeitsfähigkeit bewährt. Geht das Parlament auf diese Creditforderungen nicht ein, so ist nur die Arbeits- oder Leistungsunfähigkeit der Regierung erwiesen, die dann durch eine zur Leitung des Parlamentes geeignetere ersetzt werden muß, nicht aber die Leistungsunfähigkeit des Parlaments.

Den Beweis seiner Arbeitsfähigkeit hat das Parlament dagegen zu führen, indem es die Regierung zwingt, den in der Wahlbewegung unzweideutig hervorgetretenen dringendsten Wunsch der Bevölkerung zu erfüllen und die Sprachenfrage ihrer Lösung näher zu bringen. Zur Behandlung einer anderen als dieser Frage erscheint auch das Parlament, so wie es sich jetzt constituiert, gar nicht geeignet. Denn es gruppiert sich durchwegs nach nationalen Gesichtspunkten. Mit einem aus nationalen Gruppen zusammengesetzten Parlament löst sich aber nur eine einzige Sache bearbeiten, eben die nationale. Selbst ein durch und durch politisch organisiertes Parlament würde sich in dem Augenblicke in nationale Gruppen auflösen, in welchem eine nationale Frage in Discussion käme. Wenn aber ein Parlament von vorneherein sich national gruppiert, so hat es damit seinen Willen bezeugt, die nationale Frage zu erortern, und nur sie, weil es in dieser Verfassung zu jeder anderen Thätigkeit schlechthin untauglich ist.

Nach den nationalen können dann die anderen Angelegenheiten an die Reihe kommen, auch die staatsfinanziellen, aber nicht vorher. Ist einmal die Sprachenfrage so oder so, auf ewig oder, wahrscheinlich nur, auf einige Zeit erledigt, so lösen sich die nationalen Gruppierungen von selbst auf, die politischen Affinitäten machen sich wieder geltend, eine Majorität entsteht und eine Minorität, und die Majorität entscheidet durch die Abstimmung gegen die Minorität die politischen Fragen, zu denen auch die Creditvorlagen als politische Vertrauensfragen in erster Linie gehören. Solange dagegen das Parlament in nationale Gruppen zerfällt, gibt es keine Ueberordnung einer Majorität und keine Unterordnung einer Minorität, sondern nur nationale Klumpen, die einander weder über- noch unter-, sondern, ohne Rücksicht auf numerische Größe, einander beigeordnet sind. Zwischen solchen Gruppen gibt es keine Majorisierung und keine entsittige Entscheidung, sondern nur Compromisse, und gerade die nationalen Fragen sind es denn auch, die nur durch Compromisse gelöst werden können. Wenn der parlamentarische Mechanismus überhaupt einen Sinn hat, dann ist nun endlich die Zeit gekommen, das eine der zahlreichen offenen Existenzfragen Oesterreichs aus der Welt geschafft wird: die Sprachenfrage.

K.

„Groß Croatien" und die croatische Staatsidee.

Von einem Croaten.

Das staatsrechtliche Verhältnis Croatiens zu Ungarn ist [illegible] Gegenstand einer besonderen Verhandlung. Es ist [illegible] wissen, [illegible] es vorläufig [illegible]

Digitized by Google

als auch zu den zwischen Ungarn und Croatien bestehenden engeren gemeinsamen Angelegenheiten gemäß seiner Steuerkraft, und zwar auf derselben Basis beizutragen, auf der die Quote Ungarns Eisleithanien gegenüber festgestellt wurde. Die bei Abschluss des Ausgleiches für Croatien berechnete Quote betrug 6·44 Procent. Die Ungarn stellten damals eine merkwürdige Rechnung auf, und die Croaten gaben sich nicht ernstlich Mühe, in das Wesen dieser Rechnung einzudringen. Würde Croatien sein ganzes damaliges Einkommen bloß für die gemeinsamen Angelegenheiten hergegeben haben, so wäre damit noch immer nicht die Quote von 6·44 Procent gedeckt gewesen, und Croatien, obwohl ihm kein Kreuzer für seine autonomen Angelegenheiten geblieben wäre, wurde an Ungarn noch über eine Million Gulden für gemeinsame Auslagen schuldig geblieben sein. So wurde das berühmte weiße Blatt ausgefüllt!

Nach erfolgter prinzipieller Feststellung dieser ungleichen Basis der Beitragspflicht Croatiens zu den gemeinsamen Angelegenheiten, sagt ihnen Ungarn im § 13 des Ausgleiches, es sehe selbst ein, dass Croatien diese Quote derzeit nicht leisten könne, da es dann seine autonomen Angelegenheiten nicht bestreiten könnte! Ungarn willige daher mit Rücksicht auf die vielhundertjährige Gemeinsamkeit und in Würdigung seiner brüderlichen Empfindungen ein, dass Croatien von seinen bestimmten öffentlichen Reineinnahmen vorweg 45 Procent zur Deckung seiner Selbstverwaltung erhalte, der Rest und überhaupt alle anderen öffentlichen Einnahmen, mit Ausnahme der Einnahmen der Gemeinden, bleibe Ungarn zur Deckung der gemeinsamen Auslagen. Werde sich die Steuerkraft Croatiens entsprechend heben, dann werde es auch seine Quote für die gemeinsamen Angelegenheiten decken können und dann werde die Theilung der Einnahmen Croatiens in 45 Procent und 55 Procent wegfallen. Dementsprechend werde diese Theilung als ein interimistisches Uebereinkommen zwischen Ungarn und Croatien abgeschlossen, und zwar auf zehn Jahre, d. i. auf die Dauer des mit Eisleithanien geschlossenen Ausgleiches, weil eben die Quote Croatiens auf denselben Daten zu berechnen ist, die als Grundlage des Ausgleiches zwischen Eisleithanien und Transleithanien dienten.

Nach Ablauf der ersten zehn Jahre fiel die Quote Croatiens auf 5·57 Procent. Nach Ablauf des zweiten Decenniums stieg sie durch die Einverleibung der Militärgrenze auf 7·03 Procent. Nach Ablauf des dritten Decenniums, 1897, sollte sie nicht mehr festgestellt werden, da seither der Ausgleich mit Eisleithanien nicht zustande kam, somit die Basis — dieselben Daten — zur Berechnung der Quote Croatiens fehlt, weil eben Croatien auch zu den gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie auf Grund derselben Daten wie Eisleithanien und Ungarn beizutragen hat. Nun existiert alle Jahre seit 1897 die provisorische Verlängerung des status quo, was für Croatien äußerst drückend ist, zumal nach Ablauf des zweiten Decenniums die für die autonomen Angelegenheiten Croatiens bestimmten 45 Procent seiner Einnahmen von 44 Procent herabgemindert wurden, weil Ungarn auf Grund der vorhin dargelegten Quote behauptet, dass es ohnedies die Autonomie Croatiens bestreite und jährlich einige Millionen für Croatien zahle. Nun wollen wir die Dinge einmal näher betrachten, namentlich die brüderliche Aufopferung, das Millionengeschenk Ungarns, sachlich beleuchten. Erwähnt sei nur noch, dass die Vertreter Croatiens im Jahre 1868 diesen finanziellen Ausgleich aus dem Grunde eingingen, weil sie einmal dachten, Croatien durch Einigung des Finanzwesens an Ungarn am besten gegen jede Steuererhöhung zu schützen, da die Ungarn bis dahin wegen ihrer geringen Sympathie für Steuerleistungen bekannt waren. Sodann glaubten die Vertreter Croatiens jedenfalls, die Auslagen zur Besteuerung der Landesautonomie durch das interimistische Uebereinkommen der Theilung der Einnahmen Croatiens geschieht zu haben. Endlich vertrauten sie auf die Zusicherungen der ungarischen Rechtsmänner, dass mit der Hebung der Steuerkraft, d. h. der effectiven Einnahmen Croatiens die Quote bald erreicht und dadurch das „brüderliche" Darauflahlen Ungarns aufhören wurde.

Die Dinge nahmen aber den entgegengesetzten Verlauf. Die Steuern wurden durch den ungarischen Reichstag auf die äußerste Potenz getrieben. Betrugen die directen Steuern Croatiens bis zum Ausgleiche 2 Millionen Gulden und die indirecten 2·5 Millionen, so betragen die directen Steuern jetzt 8·2 Millionen Gulden und die indirecten 12 Millionen. Hatte Ungarn bis zum Jahre 1895, mit Ausnahme einer nicht bedeutenden Civilstandsanleihe, keine separate Staatsschuld, so betrug die Staatsschuld Ungarns gegenwärtig 2211,709·000 Gulden und die jährliche Annuität Croatiens davon 18 Millionen Kronen, ohne dass von einer Tilgung dieser Schuld in Croatien Remunerwähnt werden würde.

Seit dem Jahre 1869 bis 1897 hat Croatien 2 Millionen Ungarn ausgefertigter Anweisungen, die der croatische Landtag nicht zu benutzen nehmen wollte, an 1891 Millionen Kronen für gemeinsame Angelegenheiten geleistet, die Auslagen für die Militärverwaltung in Croatien ungerechnet. Es ist also bis 1897 eine Million Kronen darauf gezahlt, die Ungarn für die Militärverwaltung in Croatien zu leisten hatte. Ferner hat Croatien bis 1897 eine Million Kronen für Ungarn b

gegen vergeht keine Reichstagssession ohne Tiraden über die Aushaltung Croatiens. In den auswärtigen Landen nimmt man diese Bitterlichkeit als bare Münze. Niemand nimmt sich die Mühe, statt der leeren Formel die innere Natur der Abrechnungen zu prüfen, selbst die Herren vom ungarischen Reichstage nicht.

Dafür will man in Budapest von der Vereinigung Dalmatiens mit Croatien schon gar nichts hören. Die Verpflichtung wurde wohl übernommen; mahnt man aber die Einlösung, dann wird Alarm mit „Groß-Croatien" und „Panslavismus" geschlagen. Nicht einmal eine Eisenbahnverbindung mit Dalmatien wird gestattet. Eine immense Strecke des Landes ist deshalb ohne Bahn und verarmt immer mehr, die „Südbahnen", womit Ungarn Croatien beschenkt, sind der Ruin des Landes.

Ob der croatische Staatsgedanke realisierbar? Durch Croatien hängt die Monarchie mit dem Balkan zusammen, über Croatien führt der Weg nach Mitrovitza, Salonik. Croatien, Slavonien, Bosnien, Herzegovina, Dalmatien bilden ein territoriales Ganzes. Es war bereits, wie eingangs erwähnt, sammt Istrien ein einheitliches Königreich Croatien. Diese Länder zusammen sind größer als Böhmen, Mähren und Schlesien und als 34 kleine Staaten Europas, insbesondere als Serbien, Bosnien, Bulgarien. Die Lage Croatiens überflügelt aber alle, selbst Ungarn, durch das Meer, das seine Küsten bespült, die Basis der Seemacht und das Ausgangsthor für den Welthandel bildet. Das Land ist reich an Naturschönheiten und Naturschätzen aller Art, das Klima gemäßigt, die Fruchtbarkeit eine bedeutende und deckt alle Arten von Bedürfnissen. Es sind alle Vorbedingungen für eine große Industrie vorhanden, Raum für eine Bevölkerung bis 25 Millionen ohne Schwierigkeiten. Wärmere Striche, wo bisher Tabak cultiviert wurde, angeblickert werden, so wäre dies nach Ungarn der größte Staatskörper der Monarchie, seiner einheitlichen Bevölkerung nach aber der erste.

Die öffentlichen Einnahmen Croatien-Slavoniens allein, insoweit sie controlierbar sind, betragen nach einem speciellen Ausweise der ungarischen Regierung 70 bis 75 Millionen Kronen jährlich. Sie sind größer als die Serbiens und gänzlicher als die Bulgariens und Rumäniens. Mit entsprechender Wege der wirtschaftlichen Kraft des Landes würden sie unschwer auf 100 Millionen Kronen anwachsen. Darin sind die öffentlichen Einnahmen der Gemeinden, die ebensalls namhaft sind, da sie einen ausgebreiteten Verwaltungswirkungskreis haben, nicht enthalten. Wenn heute die wirtschaftliche Kraft Croatiens gesunken ist und den Bedürfnissen des Landes nicht genügen kann, so liegt der Grund nur in seinem finanziellen Verhältnisse zu Ungarn, dessen Finanz- und Wirtschaftspolitik Croatien immer tiefer herunterdrängt. Die 44 Procent seiner Einnahmen reichen schon lange nicht mehr zur Deckung seiner autonomen Angelegenheiten, und wenn Ungarn noch weiter die provisorische Verlängerung des finanziellen Ausgleiches mit Croatien wegen Eisleithanien betreibt, dann muß die Autonomie Croatiens in wichtigen Verwaltungszweigen ins Stocken gerathen.

Die culturelle Kraft Croatiens und Bosniens zeigte sich auch auf der Pariser Ausstellung. Das leistete Croatien trotz der kopflosen Ausbeutung seiner wirtschaftlichen Kräfte. Welche Erfolge würde es erzielen, wenn es, befreit von den drückenden Fesseln der ungarischen Bevormundung, der Pflege seiner Kulturaufgaben leben könnte, seine wirtschaftlichen Kräfte in den eigenen Dienst von Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie zu stellen vermöchte! Die historischen und staatlichen Rechte Croatiens sind auch in zahllosen Diplomen, Manifesten und Staatsacten anerkannt. Auch das jüngste Krönungsdiplom vom Jahre 1867 verspricht „die Rechte, Verfassung, gesetzliche Unabhängigkeit, Freiheit und territoriale Integrität" der Schwesterländer Ungarns, das ist Croatiens, „heilig zu unterhalten, zu wahren und alle jene Länder, die bereits zurückerobert sind (Dalmatien und Istrien) und mit Gottes Hilfe noch zurückerlangt werden" (Bosnien und die Herzegovina) mit diesen Schwesterländern zu vereinigen. Bei Abschluß des Ausgleiches im Jahre 1868 gab die ungarische Regnicolardeputation die schriftliche Erklärung ab, daß sie die virtuellen Rechte Croatiens auf Bosnien und die Herzegovina anerkenne, „weil Ungarn seinen Eroberungstrieb habe". In Budapest thut man, als ob alle diese Verpflichtungen nicht existieren würden und klagt über mangelnde Vertragstreue, als ob diese in ernstem Gegensatze zu den Interessen Ungarns stünde!

Der croatische Staatsgedanke ist ein Schutz für Ungarn und die Monarchie, selbst für das verbündete Deutschland. Man muß nur die Dinge vorurtheilsfrei ins Auge fassen. Die croatische Staatsidee ist der Gegensatz zur serbischen, zur südslavischen Vereinigung und zum Panslavismus. Ihrem territorialen Inhalte nach ist die serbische Staatsidee identisch mit der croatischen. Die Serben, gleich viel ob in Belgrad, Cetinje oder sonst wo, wollen ein Serbien bis zur Adria. Königin Natalie sprach öffentlich das Wort aus: „Mein Sohn (König Alexander) wird mir das Adriatische Meer bringen." Die serbische Propaganda, materiell gut fundiert, ist thätig in Croatien, Bosnien und Dalmatien. Die Bewegung scheint endlich in unserer Monarchie auch nach oben Bedeutung zu erregen. Ein solches Serbien hätte seine Wurzeln an der Newa, der gefürchtete Panslavismus wäre damit im vollen Gange, Ungarn, Oesterreich, fast Deutschland im Süden bedroht.

Die unüberbrückbare Differenz zwischen der serbischen und croatischen Staatsidee liegt aber in der Frage, unter welcher Dynastie diese Mission der Ländereinigung durchgeführt werden soll. Croatien hält fest am Hause Habsburg. Es betrachtet seit 1527 die Dynastie der Habsburger als seine legitime Dynastie. Hier gab es niemals eine Störung der Einheit und Zusammengehörigkeit. Kein geringerer denn Napoleon I. stand bewundernd vor dieser nationalen Tugend. Gerade diese unerschütterliche Einheit Croatiens mit der habsburgischen Dynastie hat in den Tagen arger Verirrung Vorurtheile und Haß gegen Croatien wachgerufen, schließlich wurde sie doch als mustergiltig nachgeahmt. Zu welcher Dynastie aber die serbische Staatsidee irrlichterliert, das läßt sich heute noch gar nicht bestimmen. Gleichwohl treibt der magyarische Chauvinismus die Dinge soweit, daß er Politiker, die keinen rechten Compaß haben, zu südslavischen Velleitäten unter nordischer Patronanz drängt, ja Ungarn giebt selbst die mohamedanische Bevölkerung Bosniens in die serbische Propaganda hinein, wie dies die jüngsten Vorgänge in Budapest zeigen. Der Chauvinismus in Budapest reißt die Dämme nieder, die den Feuerbrand abwehren. Spukt doch schon wieder der südslawische Staatenbund mit einer Bahn von Rußland über Serbien und Montenegro bis zum Adriatischen Meere in den russischen Blättern als Antwort für die magyarische Lösung der dalmatinischen Bahnfrage. Nur mit der croatischen Idee, die ihre Verwirklichung in der Monarchie sucht, läßt sich die künftige Gestalt beschwören. Vehylich verhält es sich auch mit dem Irredentismus in Triest und — Fiume.

Der Schutz für alle Interessenten und die einzige natürliche Gegenwehr liegt in der Herstellung eines einheitlichen Croatiens. Deshalb hat auch die croatische Idee in so kurzer Zeit trotz aller Hindernisse eine solche Ausbreitung gefunden. Dalmatien ist für sie gewonnen. Auch in Istrien hat der Gedanke Wurzel gefchlagen. Selbst die Slovenen haben sich für den Anschluß an ein geeintes und freies Croatien erklärt.

In dieser thatsächlichen Zurückdrängung südslavischer und panslavistischer Velleitäten müßte auch Ungarn die Vorzüge der croatischen Staatsidee erkennen. Hat doch Kossuth in seinen Memoiren ausdrücklich bekannt, daß sein größter Fehler seine Politik gegen Croatien im Jahre 1848 war. Er gibt seinen Landsleuten den eindringlichsten Rath, im eigensten Interesse in die Freiheit und Unabhängigkeit Croatiens zu willigen und die Interessen Ungarns bloß durch Handelsverträge mit Croatien und deffen innige Freundschaft zu sichern.

In dem Buche „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik 1871—1883" berichtet eine offiziöse Stimme über die Politik Andrassys unter anderem:

„Den Krieg wünscht Andrassy nichtsdestoweniger nicht, erstens, da er der Ansicht ist, daß auch ohne den Krieg alles den besten Weg nehmen wird, zweitens weil er Eroberungen auf jener Seite, wo dieselben für die Monarchie noch einig möglich sind, nämlich im Süden, aus entschiedenste perhorresciert. Er hegt es wie jeder vernünftige ungarische Staatsmann, keinerlei Neigung, in den Staatsverband der ungarischen Krone noch einige Millionen Südslaven oder Serben mehr einzuverleiben. War doch auch den Croaten gegenüber stets sein Wahlspruch: Laßt liegehen, wenn sie nicht bei uns bleiben wollen." Das war lange vor der Occupation, und gerade er sprach sie in Scene. Die Rothwendigkeit triumphiert über die Gedanken der Menschen. Die Staatsmänner der Monarchie wollen heute von dem croatischen Staatsgedanken noch nichts wissen. Sie leben in Budapest sogar in der Ehe serbischer Hintertreppenpolitik. Die Rothwendigkeit wird auch hier triumphieren.

Königsmord.

Von Graf v. Hoenbroech-Stolzig.

Erst wenige Monate sind seit der Unthat von Monza vorüber gegangen, und schon ist das blutige Geschehnis aus dem Gedächtnisse der rasch, in rasch lebenden Menschen sich geschwunden. Der sagenhafte Lethe-Strom des Alterthums wird in der siebenten, hastenden Gegenwart zur Wirklichkeit. Es ist, als ob die Menschheit bestandig aus ihm trinke, und aus dem Trunke unaufhaltsam aus der Erinnerung, was immer der Augenblick an Ereignissen gebracht hat. Augenblicksbilder! Vielleicht sind wir vom Wirt oder Klimmen gerechnet, vielleicht enthalten sie die entsetzlichste. Trotz der Menschenvergessenheit aber der Wirt, der Verleger der Menschheit hat nicht auf sie. Sie will in Wirt Wunderlich Bergen sein, sie will ein Buch sein, in dem sie [illegible] Erinnerung kann nachlesen.

Auch Victorio Emanuel ist [illegible] Buch. Ueber das [illegible]

Digitized by Google

Füße der Lebendigen stampfen es weg, kaum weiß man noch, daß es gegraben wurde und wo es ist.“

Aus dem kurzen Kampfgeläute, das die verschiedenen Richtungen und Parteien in ihren Organen über der Leiche des ermordeten Königs erhoben, drang eine Stimme besonders vernehmlich hervor. Die ultramontane Partei verkündete: Breścis That ist die natürliche Folge des sich ausbreitenden Unchristenthums. Zurück zum Katholicismus, zurück zum Hort der Moral und Gesittung, zum göttlichen Papstthum, und die Geschichtsblätter der Menschheit werden solche Blutthaten nicht mehr zu verzeichnen haben!

Ist das Wahrheit? Der Zufall will, dass gerade jetzt in reichsdeutschen und österreichischen Blättern ein hierher gehöriger Streit hin und her wogt. Anticlericale Zeitungen hatten gemeldet, seit dem Regierungsantritt des neuen italienischen Königs seien 170 katholische Geistliche wegen Verherrlichung des Königsmordes gerichtlich betraft worden. Mit Heftigkeit wurde diese Nachricht von ultramontaner Seite als „lügnerische Verleumdung“ zurückgewiesen. Ich weiß nicht, ob die genannte Zahl und der angegebene Grund für die Verurtheilung ganz der Wirklichkeit entsprechen. Wäre es denn aber etwas so Exclusives, römische Geistliche als Lobredner eines meuchlerischen Königsmordes auftreten zu sehen? Die Geschichte, die magistra vertitatis, antwortet klar und bestimmt mit Nein. Der Königsmord ist der ultramontanen Moral, wie sie in Handlungen ihrer päpstlichen Hüter vor uns steht, nichts Fremdes. Gewinnen wir zunächst den richtigen canonischen Standpunkt für die geschichtlichen Thatsachen.

Im Gratianischen Decret (c. 47, C. XXIII, q. 5) finden sich als heute noch giltig folgende Worte des Papstes Urban II.: „Den Umbringern von Excommunicierten liege eine passende Buße auf. Denn nicht hatten wir solche für Mörder, die brennend vor Eifer für die heil. Mutter, die Kirche, Excommunicierte todtgeschlagen haben.“ Ob König Humbert im formalcanonischen Sinne ein „Excommunicierter“ war, sei unerörtert: ob Bresci seine Schüsse abfeuerte, „brennend vor Eifer für die heil. Mutter, die Kirche“, ist wohl mehr als zweifelhaft. Es bleibe also die Frage: war Bresci nach canonischen Grundsätzen ein Mörder? dahingestellt. Klar und deutlich geht aber aus den mitgetheilten päpstlichen Worten hervor, dass die Tödtung eines Excommunicierten unter den angegebenen Bedingungen kein Mord ist.

Diese amtlich recipierte päpstliche Theorie hatten die Päpste Pius V. und Gregor XIII. vor Augen, als sie, ihr entsprechend, den Weg der That beschritten.

Am 25. Februar 1570 excommunicierte Pius V. durch die Bulle Regnans in excelsis die Königin Elisabeth von England und erklärte sie zugleich ihrer Krone für verlustig: „Gestützt auf die Autorität Gottes erklären wir aus apostolischer Machtvollkommenheit, die genannte Ketzerin Elisabeth sei verfallen in das Anathem und abgeschnitten von der Einheit des Leibes Christi. Ueberdies ist sie beraubt der angemaßten Rechte über jenes Reich und jeglichen Eigenthums, jeglicher Würde und jeglichen Vorrechtes. Alle Stände, Unterthanen und Völker des Reiches, und wer immer ihr irgendwie Treue geschworen haben, sind von diesem Eide, von jeder Pflicht des Gehorsams und der Lehnstreue entbunden. Wir entsetzen besagte Elisabeth ihres angemaßten Reiches und aller vorgenannten Dinge und wir verbieten den Ständen, ihr, ihren Befehlen und Erlässen zu gehorchen“ (Magn. Bullar. Rom. Ed. Luxemb. 1727, II, 924). Damit waren die Voraussetzungen für die von Urban II. aufgestellte Lehre gegeben: denn dass Pius V., der heute als „Heiliger“ auf den Altären der katholischen Kirchen steht, „brennend vor Eifer für die heil. Mutter, die Kirche“, war, ist bei ihm wohl ebenso sicher, wie es bei Bresci zweifelhaft ist.

Pius V., der „Statthalter Christi“, „der unirrbare Hort von Gesittung und Moral“, der „heilige“ Papst, suchte Elisabeth von England meuchlings aus dem Wege zu räumen.

Die erste Andeutung über diesen geplanten Königsmord macht der Nachfolger Elisabeths, Jakob I. von England: „Wie viele Machinationen und Nachstellungen sind gegen das Leben der verstorbenen Königin Elisabeth gemacht worden, und zwar von Meuchelmördern, die dazu von ihren Beichtvätern im Auftrage des Papstes selbst beunruhigt waren“ (Opp. Ed. Francof. 1689, S. 121. Diese offenen Anschuldigungen blieben nicht nur unwidersagt, sondern unwidersprochen. Auch Bellarmin, der die officielle Entgegnung auf die Anklageschrift der englischen Königin Jakob I. übernahm, kommt aus über diesen Punkt. Ueberhaupt wusste er, dass Pius V. in dieser Hinsicht nicht rein war. Wie wenig rein der Papst war, bewiesen seine eigenen Lobredner, Girolamo Catena und Gabutius. Ihre Vita del glorioso Papa Pio quinto. Roma 1586. Sixtus V. gewidmet, berichtet: „Um einerseits der Königin von Schottland zu Hilfe zu kommen, andererseits die sic. Religion in England wieder herzustellen, sandte Pius einige Manner in dieses Reich. . . . Er sehr Papst sorgte darum, dass Elisabeth's Rebellion, ein Edictmann aus Florenz, der mit e. dem Vermande des Staatssecretärs in England wohnte, die Mittel zu einer Zusammenkunft zur Vermehrung der Unruhe anbiete . . . [illegible] vamento per distruttione d'Elisabetta]. Er wirkte in diesem Sinne im Namen seiner Heiligkeit. Während dieser heimlichen Verhandlungen drang Pius bei dem katholischen König (Philipp II. von Spanien) darauf, die englischen Verschworenen zu begünstigen. Damit der Aufstand mehr gefördert würde, veröffentlichte Pius eine Bulle und eine Schrift gegen Elisabeth, worin er sie als Ketzerin der Herrschaft beraubt und ihre Unterthanen von Eide der Treue entbunden erklärt, womit er gestattete, dass jeder gegen sie auftreten könne. Die Verschworenen ließen Pius sagen, ihrerseits sei alles vorbereitet, um im Namen des Papstes das Unternehmen zu Gunsten der Religion zu beginnen und die Königin von Schottland (Maria Stuart) auf den Thron zu setzen. Pius lobte den Plan; er sandte Ridolfi an den katholischen König. Ridolfi theilte dem Könige die Aufträge des Papstes mit.“

Den Inhalt dieser päpstlichen „Aufträge“ erfahren wir aus einem Briefe Albas an Philipp II. vom 7. Mai 1577. Dreimal spricht Alba von dem Falle, dass Elisabeth „eines natürlichen oder anderen Todes sterbe“ (huviesse muerta o de muerte natural o de otra) und erzählt, man wolle sich der Person der Königin und des Towers von London bemächtigen (Mignet, Histoire de Marie Stuart, 1851, II, 409, 410). Auch Philipps Antwort an Alba vom 14. Juli 1577 lässt die Natur der „Aufträge“ des „Statthalters Christi“ erkennen: Ridolfi habe dem die Instructionen des Papstes übergeben. Er habe ihm gesagt, der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung des Unternehmens der Verschworenen sei der August oder September. Die Königin verlasse dann London, um aufs Land zu gehen. Diese Gelegenheit könne man benützen, sich ihrer Person zu bemächtigen und sie zu tödten (de se saisir de sa personne et de la tuer). Der Heilige Vater, dem Ridolfi über alles berichtet habe, habe ihm geschrieben, dass er die Sache als sehr wichtig für den Dienst Gottes und das Wohl der Kirche ansehe, und ihn ermahnt, sie zu unterstützen. Der Papst habe ihm vorgeschlagen, das Unternehmen solle in seinem, des Papstes, Namen und als Ausführung der Sentenz, die er gegen die Königin von England ausgesprochen habe, stattfinden (Gachard, Correspondence de Philipp II, 1851, II, 185).

Dies Schreiben des Papstes, das den Mord einer Königin befürwortet, lautet in seiner Hauptstelle: „Dieses Schreiben wird unser geliebter Sohn Roberto Ridolfi, ein gebürtiger Meuchelmörder, überreichen, der Ihn Majestät zugleich einiges mündlich mittheilen wird, was für die Ehre des allmächtigen Gottes (ein Meuchelmord!) von nicht geringer Bedeutung ist“ (Mignet, a. a. O., 411, Appendix K).

Am 7. Juli 1571 verhandelte über die Angelegenheit der spanische Staatsrath. Anwesend waren der Großinquisitor, der Cardinal-Erzbischof von Sevilla, der Herzog von Feria, der Prior von Castilien, Don Fernando de Toledo, Doctor Martin Velasco, der Fürst von Eboli, Ruy Gomez de Silva, Don Pedro Cabrera. „Ridolfi verscherte, die englischen Katholiken seien entschlossen, sich der Königin von England zu bemächtigen und sie zu tödten (matarla); sie glaubten, eine günstige Gelegenheit dazu sei, sie in dem Hause eines vornehmen Herrn zu überraschen, da sie oft solche Häuser besuche. Einer von denen, die sich erboten hätten, den Schlag zu führen (á dar el golpe), sei Chapin Vitelli. Der Plan sei, nicht nur die Königin zu tödten, sondern auch Bacon, Cecil, Leicester und Northampton. Der Staatsrath war sehr unentschlossen, was zu thun sei“ (Memorias de la Real Academia de la historia, Madrid 1832, VII, 361; Mignet, a. a. O., S. 411). Chapin Vitelli selbst erklärte vor dem Staatsrath: er wolle, wenn man ihn mit der Sache betraue, die Königin gefangen nehmen oder tödten (Froude, History of England 1870, X, 255).

Die Sache geschieht sich. Pius V. starb und wurde — er, der Anstifter des Königsmordes — mit dem Heiligenschein geschmückt, als Vorbild und Fürbitter der Verehrung des katholischen Volkes hingestellt. Sein unmittelbarer Nachfolger, der große Jesuitenfreund Gregor XIII., griff den Plan wieder auf.

Am 2. Mai 1583 schreibt Mirot, Castelli, Nuntius in Paris, an den Cardinal-Staatssecretär, Tolomeo Galli: „Der Herzog von Guise und der Herzog von Mayenne haben mir gesagt, sie hätten einen Plan, die Königin von England ermorden zu lassen (ar assassinar) durch die Hand eines Katholiken. Die beiden Herzoge haben ihn, oder wenn er nicht entkommt, seinen Söhnen 100.000 Zecchinen angeboten. Er ist damit zufrieden, dass sich der Herzog von Guise zur Ausführung verbindet und dass wir außerdem 50.000 bei dem Erzbischofe von Glasgow, Thomas Beaton, hinterlegt werden. Was die Entwendung jener beiden Weibes angeht, so habe ich dem Herzog von Guise gesagt, ich würde darüber dem Papste nicht schreiben. Ich thue es auch nicht, und ich brauchte auch Sie nicht, es ihm zu sagen. Denn, wenn ich auch glaube, dass der Papst damit zufrieden sein werde, wenn Gott in irgend einer Weise jene Sache fördern wollte, so würde es sich doch nicht schicken [illegible] Mittel [illegible]“. Die Briefe und Memorials of William Cardinal Allen, London 1842, S. 142).

Der Cardinal-Staatssecretär und sein Herr, der Papst, theilten

die Bedenken des Pariser Nuntius nicht. Denn Tolomeo Galli antwortet am 23. Mai 1583: „Ich habe dem Papste berichtet, was Sie über die englischen Angelegenheiten schreiben, und da Seine Heiligkeit nur damit einverstanden sein kann, daß in irgend einer Weise (in qual si sia modo) jenes Reich von der Unterdrückung befreit und für Gott und seine heilige Religion wieder gewonnen werde, so sagt er, falls die Sache ausführbar komme (il negotio habbi effetto), würden ohne Zweifel 80.000 Scudi sehr gut angewandt sein." (Knox, a. a. O.) Ein Brief des Nuntius vom 30. Mai schließt bedeutend: „Was dem Papste bezüglich der Person der Königin von England wird, glaube ich, nichts werden." (Knox, a. a. O.) Auch der spanische Gesandte in Paris, de Tassis und Philipp II. selbst bezeugen, daß es sich um die Ermordung Elisabeths handelte. Tassis berichtet am 4. Mai 1583 nach Madrid: „Der Herzog von Guise hat Geld nöthig für seine Pläne, namentlich für einen, über welchen ich seiner Gesandtschaft wegen hier nicht zu berichten vage. Der Nuntius wird über die Sache an den Papst schreiben." In einem späteren Berichte vom 24. Juni bezeichnet er den Plan als „eine Gewaltthat gegen eine Dame" (un hecho violento), und Philipp II. hat, das Wort „Gewaltthat" unterstreichend, am Rande vermerkt: „So haben wir es hier auch verstanden." (Knox, a. a. O.)

Allein auch diesmal erreichte der um die Ehre Gottes so besorgte „Statthalter Christi" sein Ziel nicht. In England hatte der Verrath, wie oben Sache bekommen. Wieder ist es ein Brief des Pariser Nuntius (vom 10. März 1585) an den päpstlichen Staatssecretär, der uns die interessanten Einzelheiten enthüllt: „Der Provinzial der Jesuiten, Claude Matthieu, hat mir heute erzählt, daß Pater William Creighton gefragt worden sei, ob er wisse, daß Seine Heiligkeit bei ihm (dem Provinzial) Geld deponiert habe, um die Königin von England ermorden zu lassen." (Knox, a. a. O.) Der bekannte englische Jesuit Persons weiß gleichfalls von der Sache. In einem Briefe aus Rom vom 30. Juni 1597 berichtet er, Maria Stuart sei darüber ungehalten gewesen, daß der Erzbischof von Glasgow sich geweigert habe, eine gewisse Geldsumme aufzubringen, um für diese Summe die Königin von England durch den jungen J. G. (es stehen in dem Briefe nur diese Anfangsbuchstaben) ermorden zu lassen. (Knox, a. a. O.)

An der Mitwissenschaft und deshalb an der Mitschuld der beiden Päpste ist nach den vorliegenden Thatsachen nicht zu zweifeln. Im Erfolge waren sie aber weniger glücklich als ihre Landsleute Bresci, Luccheni und Caserio.

Ueberhaupt machte sich der „heilige" Papst Pius V. geradezu ein Geschäft daraus, zur Ermordung der Ketzer anzureizen. So schrieb er am 20. October 1569 an König Karl IX. von Frankreich: „Die Frucht Deines Sieges gegen die Ketzer wird sein, daß nach ihrer Tödtung Friede und Ruhe herrschen ... Lasse Dich nicht zu falschem Mitleid bewegen, denn keine Milde ist grausamer, als jene, die gegen solche geübt wird, die den Tod verdient haben." (De Potter, Lettres de Pie V., S. 86.) Aehnlich lauten seine Ermahnungen an Katharina von Medici. Hier war sein und seines Nachfolgers Eifer für die heil. Mutter, die Kirche" von Erfolg gekrönt: das frommweise fließende Blut der Bartholomäusnacht war die Wirkung solcher päpstlichen Thätigkeit. Freudig begrüßte dann Gregor XIII. — Pius V. erlebte es nicht mehr — das Fließen des Ketzerblutes. Als er die Nachricht von der Bluthochzeit erhielt, sprach er die charakteristische Hoffnung aus: Dieter reichliche Aderlaß schlechten Blutes werde der Gesundheit des erkrankten Königreiches heilsam sein, und daß zeigt das Feuerwerk („la girandola!") vom selben an allen Orten am Tiber gezeigt werde. Auch ließ er zur Erinnerung an das wilkommene Ereignis eine Denkmünze prägen und begab sich im feierlichen Zuge zur Kirche, um Gott für die gewährte Gnade zu danken. (Benanni S. J., Numismata Romanorum Pontificum, Romae 1699, I, 366 ff.; Philippson, Die römische Curie und die Bartholomäusnacht: „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", 1892, I, 134 ff.)

Katholische Geistliche, die den Mord eines mit der Kirche zerfallenen Königs verherrlichen, bleiben also durchaus auf der Rechtlinie, die von höchsten religiösen Häuptern der Kirche ihnen einst vorgezeichnet worden sind.

Die Schlacht von Aspern.

Unter diesem Titel liegt ein recht gehaltvolles Werk von einem bisher in der Militärliteratur unbekannt gebliebenen Verfasser vor.*) Dr. Menge beherrscht seinen Gegenstand — die Theorie des Krieges ist ja bekanntlich nicht allzu schwer fassbar — hat eine ganze Masse über Krieg und Kriegführung gelesen und auch verdaut, und liefert nun eine kritische Monographie über Aspern, die hinsichtlich des beigebrachten allerdings auch inkunftlich Quellenmaterials ganz erstaunlich reich ist. Die taktischen Vorgänge sind zwar — wie fast stets in den Darstellungen militärischer Ereignisse — unzulänglich dargestellt, es fehlt jede Karte, auch finden sich Stellen, die durch den Ueberschwang, mit dem sie geschrieben sind, nicht wissenschaftlich wirken, aber trotz alledem hat das Buch Wert, indem es eine im ganzen recht gelungene Charakteristik der beiderseitigen Feldherren, in diesem Fall also eine starke Differenzierung klar zum Ausdruck bringt.

Man wird dem Herrn Verfasser zweifellos beitreten müssen, wenn er den Erzherzog Karl nicht für einen Mann von Kraft und Entschlossenheit erklärt und Clausewitz ansführt, der vom österreichischen Generalissimus sagt: „Er strebt immer auf den sachen Wege stehen; im Kriege aber schlägt alles fehl, was man nicht mit Klarem und festem Bewußtsein, mit ganzem Willen thut..." Menge zieht dafür diese Beispiele aus der Feldherrnlaufbahn des Erzherzogs an, namentlich den verfehlten Versuch, über die Aar zu gehen (1799), und bemerkt, daß der Erzherzog niemals vollen Erfolg gehabt, nie einen ganzen Krieg siegreich zu Ende geführt hat. Wie glauben, eine genaue Durchsicht und rückhaltlose Veröffentlichung der Berichte von der Erzherzog Karl würde zeigen, daß er manche seiner früheren Erfolge, so namentlich den von 1796 in Deutschland, nicht so sehr sich selbst, als dem Umstand zu verdanken hatte, daß er sich zeitweilig willig seiner Umgebung überließ; gab es da gerade tüchtige Leute, so gieng es eine Weile gut, waren die Berather und Vertrauensmänner mittelmäßig, so gieng es minder gut; der Erzherzog selbst hat an den Erfolgen, die sich an seinen Namen knüpfen, weniger Antheil gehabt, als man gemeinhin glaubt, dafür aber darf man ihm auch nicht alle Schuld zur Mißlingen aufbürden. Die Norddeutsche Schule hat ihn stets sehr hart beurtheilt: Clausewitz fällt über ihn im „Feldzug 1799", sowie im Werk „Vom Kriege" häufig sehr scharfe Urtheile, die seinerzeit, in den Dreißigerjahren, zu einer erregten wissenschaftlichen Polemik zwischen Nord und Süd geführt haben: schon vorher, vor den Befreiungskriegen, hatte Müffling des Erzherzogs „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee" und seine Reglements leitisch gezpüft und nicht viel Gutes daran gelassen. Wolfe, so maßvoll und vornehm im Urtheil über unglückliche Feldherren, dachte über den Erzherzog Karl gleichfalls recht wenig günstig: dies zeigt sein weltbekannter Aufsatz über Strategie.

Herr Dr. Menge schließt sich diesen Stimmen an. Dennoch halten wir aus für überzeugt, daß man damit dem Erzherzog Karl unrecht thut. Er war kein kräftiger Feldherr, das ist gewiß richtig, aber das, was er von Jugend auf mit angesehen und erlebt, war nicht darnach angethan, ihm Schwung und Selbvertrauen zu geben, selbst wenn diese Eigenschaften entsprungen in seiner Seele vorhanden gewesen sein sollten. Er war stets unfrei, gehemmt, gebunden, belauert von allen Seiten, dem eigenen Bruder und Kaiser verdächtig, und hatte in der Generalität eine förmliche Partei gegen sich. Vielfach zurückgesetzt, holte man ihn, wie es die Bauern mit dem Arzt thun, erst dann herbei, wenn es zu spät war, und zu allem stand er einem der größten Feldherrn der Geschichte gegenüber: Leute wie Jourdan, Masséna u. s. w. auch tüchtige Führer, hat er niederholt geschlagen, Napoleon war er freilich nicht gewachsen, aber wer wollte ihm darum einen Vorwurf machen? Wenn er meist zagend und zögernd seine Feldzüge begann und den Sieg nicht bis zur Verwichtung zu benützen wagte, wenn er von jedem Erfolge abrieth, und ein tiefes Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der Monarchie ihn beherrschte, so haben ihm die Ereignisse, auch die lang nach seinem Tode kamen, recht gegeben; sein Mißtrauens war nicht unbegründet, und das Halbe in seinen Kriegführungen ist ein directes Ergebnis der Halbheit des Staates, den er diente, im Wollen und im Handeln. Er war ein getreuer, typischer Vertreter des österreichischen Staates und der österreichischen Armee, sogar einer der besten, und nicht ihm allein, sondern vorwiegend den Verhältnissen, in denen er lebte, und der Sache, der er diente, sind die Mißerfolge zuzuschreiben. Der Fernsehende, selbst wenn er über soviel Sachkenntnis verfügt, wie Dr. Menge, vermag sich da doch nicht ganz und gar hineinzudenken, und übt meist nicht hinterher, sondern reine Fachkritik. die ist aber doch nur für Schulzwecke zu gebrauchen.

*) „Die Schlacht von Aspern. Ein Beitrag zur Geschichte der neuzeitlichen Kriegführung". Mit drei Skizzen und drei Gefechtsplänen. Von Dr. Menge. Berlin 1901, Georg Stille.

Facultätsgutachten.

Die jüngst bei der gerichtlichen Schlussverhandlung gegen Doctor Schneiderer vom Wiener Staatsanwalte geäußerte Meinung, dass „ein Facultätsgutachten kein Privilegium gegen andere Sachverständigengutachten bedeute und dass dem Gerichte das Recht zustehe, auch Facultätsgutachten zu überprüfen", hat mich veranlasst, allgemein insbesondere in betreff des Wiener Gutachtens zu untersuchen, ob Facultätsgutachten Bücher vor unberufenen zu schützen vermögen.

Es sollen da die Ueberzeugungen eines [illegible] Gelehrtenkörpers [illegible] und die Ansicht [illegible] Einzelnen [illegible] Meinung [illegible] Schutz [illegible] Vorzug [illegible]

Digitized by Google

Nach § 126 der Strafprocessordnung ist in folgenden Fällen ein Facultätsgutachten einzuholen:

1. Wenn sich die Sachverständigen über das Gutachten nicht einigen können, und ihre Gutachten voneinander abweichen, sich widersprechen;

2. wenn das Gutachten dunkel, unbestimmt, im Widerspruche mit sich selbst oder mit erhobenen Thatumständen ist;

3. wenn dasselbe Schlüsse enthält, welche aus den angegebenen Vordersätzen nicht folgerichtig gezogen sind;

4. wenn es die Rathskammer wegen der Richtigkeit oder Schwierigkeit des Falles nöthig findet.

An die ersten zwei Fälle ist noch die Bedingung geknüpft, dass sich die Bedenken durch eine nochmalige Vernehmung der Sachverständigen nicht beseitigen lassen; es steht dann dem Richter frei, das Gutachten eines anderen oder mehrerer anderen Sachverständigen oder das Gutachten einer medicinischen Facultät einzuholen.

Aus dem Wortlaute dieses Paragraphen ist ersichtlich, dass der Untersuchungsrichter verpflichtet ist, Sachverständigengutachten insbesondere in formeller Hinsicht zu prüfen; in Betreff der Facultätsgutachten ist eine derartige Verpflichtung im Gesetze nicht ausgesprochen, es ist jedoch selbstverständlich, dass der Untersuchungsrichter auch das Facultätsgutachten in der Richtung zu prüfen hat, ob darin alle für die Beurtheilung des Falles wichtigen Fragen beantwortet sind.

Da der erkennende Richter bezw. der Gerichtshof bei der Urtheilsfällung die Beweismittel sowohl einzeln, als auch in ihrem innern Zusammenhange sorgfältig und gewissenhaft zu prüfen, die Frage, ob eine Thatsache als erwiesen anzunehmen ist, nicht nach gesetzlichen Beweisregeln, sondern nur nach der freien, aus der Prüfung aller für und wider vorgebrachten Beweismittel, sowie aus dem Inbegriffe der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung zu entscheiden hat (§ 258 St.-P.-O.), und da das Sachverständigengutachten mit zu den Beweismitteln gehört, hat der erkennende Richter den materiellen Wert des Gutachtens, mag es ein Sachverständigen- oder ein Facultätsgutachten sein, einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Die Präcisierung der Richterspflicht bei der Urtheilsfällung geht vom Grundsatze der freien Beweiswürdigung aus; nach diesem Grundsatze haben die Richter das Gutachten mit den übrigen erbrachten Beweisen zu vergleichen und die Ueberzeugung zu gewinnen, ob die Umstände, welche das Gutachten zu beweisen sucht, als wahr und beweisen anzusehen sind. (Stoerk, Mayer, Comment. der St.-P.-O.) Kann der Richter zu dieser Ueberzeugung nicht gelangen, dann ist das Gutachten für ihn nicht bindend. Diese Erklärung wurde auch mit der Entscheidung des k. k. Cassationshofes vom 13. October 1882, Z. 8947 (Entscheidungen ꝛc. Dr. F. Nowak, Bd. V, Nr. 486) sanctioniert, jedoch mit dem Zusatze eingeschränkt, dass das Gutachten nur dann unbeachtet bleiben sollte, wenn es auf Grundlagen beruht, über welche sich Richter und Geschworene eine Meinung bilden können, ohne Gefahr zu laufen, dass sie sich „als schlechter Unterrichtete über einen besser Unterrichteten stellen".

Da nirgends das Facultätsgutachten besonders hervorgehoben wird, überall nur vom Gutachten schlechtweg gesprochen wird, unterliegt es keinem Zweifel, dass das Facultätsgutachten in dieser Beziehung kein Privilegium vor anderen Sachverständigengutachten hat und dass dem Gerichte das Recht und die Pflicht zusteht, auch Facultätsgutachten zu überprüfen.

Sollte aber der Aeußerung über das Recht der Ueberprüfung der Sinn unterlegt werden, dass dem Gerichte das Recht zusteht, Facultätsgutachten überprüfen zu lassen, dann würden die Sachen anders stehen: ein solches Recht steht den Gerichten nicht zu, und darin liegt die Ausnahmestellung, „das Privilegium" der Facultätsgutachten anderen Sachverständigengutachten gegenüber.

Die Strafprocessordnung enthält wohl keine diesbezügliche Bestimmung; doch besteht eine Entscheidung des k. k. Cassationshofes vom 15. October 1875, Z. 5093, nach welcher „eine Ueberprüfung des von der medicinischen Facultät abgegebenen Gutachtens durch die Hauptverhandlung beizuziehende Aerzte unzulässig ist" (Plenarbeschlüsse und Entscheidungen des k. k. Cassationshofes, I. Band, Nr. 81, S. 417).

Es handelte sich damals um einen Fall, in welchem ein ältterer Mann am 30. October 1874 einen Schlag mit einem „hölzernen Prügel" („Fichl") erhalten haben soll, woraufhin er sofort unter schweren Gehirnerschütterungen erkrankt und am 1. November gestorben ist. Die Gerichtsärzte gaben auf Grund ihres Obductionsbefundes ihr Gutachten dahin ab, dass der Mann an Gehirnschlag [illegible] gestorben ist, dass derselbe zwar auch ohne äußerlichen Veranlassung eintreten konnte, „dass aber allenfalls der Schlag auf den Kopf als Gelegenheitsursache [illegible] angesehen werden könne". Da [illegible] bestimmt [illegible], wurde ein Gutachten [illegible] Facultät eingeholt, welche [illegible] gewissen Schlag [illegible] Tod [illegible] stellte Antrag, dass zur Verhandlung Sachverständige vorzuladen seien, wurde von dem Gerichtshofe zurückgewiesen, und der Thäter wurde wegen Verbrechens des Todtschlages verurtheilt.

Gegen dieses Urtheil wurde die Nichtigkeitsbeschwerde eingebracht, welche damit begründet wurde, dass dem oberwähnten Antrage des Angeklagten, bezw. seines Vertheidigers keine Folge gegeben wurde.

Bei der Verhandlung über diese Nichtigkeitsbeschwerde wurde von dem Generaladvocaten Dr. v. Frey das Verhältnis der Richter zum Sachverständigengutachten erörtert und unter anderem gesagt, dass die Richter durch den Ausspruch der Sachverständigen eine für ihr Urtheil wertvolle, wenngleich nicht bindende Grundlage erhalten: „Der dem Gutachten beigelegende Wert wird wesentlich bedingt durch das Vertrauen, welches in die wissenschaftliche Bildung und die gereifte Erfahrung derselben gesetzt werden muss, sowie durch die Umsicht, Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die Meinung begründet wird, und etwa entgegenstehende Ansichten entkräftet werden."

„Bei Fragen der gerichtlichen Medicin ist die medicinische Facultät vorzugsweise geeignet, diesen Momente zu entsprechen, und es wurde daher im § 126 St.-P.-O. für gewisse Fälle die Einholung des Facultätsgutachtens vorgeschrieben, ‚um auf diese Art den richterlichen Urtheilsspruch ein die thunlichsten Garantien darbietendes Substrat zu gewähren'; eben deshalb erscheint ‚durch Einholung des Facultätsgutachtens das letzte gesetzlich zulässige Mittel zur Erlangung eines möglichst verlässlichen ärztlichen Gutachtens erschöpft, und es ist demnach dieses Gutachten der Ueberprüfung durch Singularsachverständige entrückt. Die Vorladung von Aerzten zur Verhandlung zum Behufe der Abgabe eines Gutachtens über die bereits von der Facultät beantworteten Fragen stellt sich sonach als gesetzlich unzulässig dar, und sie wäre, da eine Bestimmung der Aerzte zum Facultätsgutachten die Autorität derselben nicht erhöhen und einer etwa divergierenden Ansicht doch nicht dieselbe Vertrauenswürdigkeit zur Seite stehen würde, regelmäßig wertlos und könnte die durch die Einholung des Facultätsgutachtens angestrebte, möglichst klare Auffassung der Sachlage in bedauerlicher Art verwirren."

Wohl einzig eine Entscheidung nicht absolutes Kritik: so wendet u. a. S. Mayer (Commentar der österr. Strafprocessordnung, Bd. I, S. 150) ein, dass der Richter zwar dem Facultätsgutachten die Beweiskraft auf seine Ueberzeugung versagen kann, dass er aber dem berechtigten Verlangen, diese Ueberzeugung aus anderen Beweismitteln, d. h. Gutachten zu gewinnen, machtlos gegenüberstünde und auf die Aufklärung der Sachlage verzichten müsste, weil er gezwungen wäre, „sich unter das Joch des Autoritätsglaubens zu beugen".

Die Facultäten machen gewiss keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit ihrer Gutachten, sie verlangen auch keinen Autoritätsglauben, sie sind aber verpflichtet, wie eine jede andere behördliche Corporation ihre Ansichen zu wahren: denn es ist zweifellos eine Geringschätzung, ein Misstrauen ihrer wissenschaftlichen Leistung, wenn ihr Gutachten noch von Einzeln-Sachverständigen überprüft werden soll.

Die müssen sich umsomehr dagegen verwahren, als in der That solche Fälle vorkommen; es ist ja vor einigen Monaten geschehen, dass in einem in mancher Hinsicht analogen Falle wie der Fall Schosberger trotz vorliegendem Facultätsgutachten ärztliche Sachverständige zur Schlussverhandlung vorgeladen wurden und ihr Gutachten über Fragen abgegeben haben, welche bereits im Facultätsgutachten beantwortet wurden.

Wenn auch keine gesetzlichen Bestimmungen vorliegen, so ist es doch klar, dass das Obergutachten einer collegialen Fachbehörde, welches in der Regel ein dann eingeholt wird, wenn schon mehrere Sachverständigengutachten vorliegen, nicht von Einzelnsachverständigen überprüft werden kann.

Da in Cisleithien außer den Facultäten keine andere Anstalt zur Abgabe von Obergutachten existiert, wie es z. B. in Preußen der Fall ist, woselbst „Medicinalcollegien" als Fachbehörden erster Instanz thätig sind und als oberste Fachbehörde „die wissenschaftliche Deputation" in Berlin besteht, muss die medicinische Facultät welche im concreten Falle ihr Gutachten abgegeben hat, für die letzte, wenn schon oberste begutachtende Behörde angesehen werden, da es ferner keine Facultäten ersten und zweiten Ranges gibt, kann auch eine Facultät nicht als höhere Begutachtungsinstanz über eine andere, welche ihr Gutachten bereits abgegeben hat, gestellt werden.

Die medicinischen Facultäten kommen immer bereitwilligst [illegible] Aufforderung zur Abgabe von Gutachten nach; die Pflicht, [illegible] abzugeben, ist bei der sonstigen [illegible] derselben und [illegible] Umstände, dass es häufig Fälle gibt, deren Studium und [illegible] nach Wochen und Monate in Anspruch nimmt, keine [illegible] Belastung für sie und [illegible] es ist nun an den Gerichten, den [illegible] Weg zu finden, [illegible] nicht zu verleiden.

[illegible] Verordnung von Facultätsgutachten [illegible] Gesetzgeber [illegible] Gutachten [illegible] Gutachten [illegible] Gutachten

anderes übrig bleiben, als dahin zu arbeiten, dass sie von dieser Verpflichtung enthoben werden, wornach sie in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern besondere Fachbehörden errichtet werden müssten, wie es bereits im Königreiche Ungarn der Fall ist, woselbst ein „gerichtsärztlicher Senat" besteht.

Prag. Prof. Dr. Josef Reinsberg.

Nihilismus und Marxismus im russischen Romane.

In Turgenjews „Väter und Söhne" sagt der immer missverstandene Basarow: „. . . ich werde mit Ihnen dann einverstanden sein, wenn Sie mir in unseren gegenwärtigen Leben wenigstens eine Einrichtung nennen, gleichgiltig ob im Familien- oder öffentlichen Leben, welche nicht vollständig und erbarmungslos negiert werden müsste . . ." Diese Behauptung und die Begründung derselben trugen Basarow die Bezeichnung „Nihilist" ein.

Seit dieser Zeit, 1861, wurde das Wort populär. Es ist sogar wahrscheinlich, dass Basarow nicht aus dem Leben in die Literatur kam, sondern umgekehrt: aus der Literatur kam er in das wirkliche Leben Russlands. Und dieser Romanheld ist zum Gründer einer Bewegung geworden, welche dem modernen Russland den Stempel einer — auch in dieser Beziehung — sonderbaren Eigenartigkeit aufdrückte.

In Tschernischewskys Roman „Was thun", welcher in Russland noch immer verboten ist, wurde die damals noch neue Bewegung theoretisch weiter erklärt. Der Autor erfindet einige Personen und versetzt sie in seine Welt der ökonomischen und moralischen Gerechtigkeit. „Was thun" ist gut gemeint, doch als Kunstprodukt sehr schwach. Der Roman ist eine Abhandlung im Sinne Bellamys. Leider wurde Tschernischewskys, bevor noch seine reiche Begabung sich entwickeln konnte, als „höchst gefährlich" nach Sibirien verbannt und gieng allmählich, von der Cultur und vom Leben abgeschnitten, geistig und physisch zugrunde.

In Gontscharows „Abbruch" ist Mark Wolochow der Vertreter des Nihilismus: in diesem Roman, erschienen zur Zeit der liberalen Strömungen in Russland, werden die nihilistischen Bestrebungen caricliert, wenn auch Gontscharow der Idee selbst anscheinend sympathisch gegenübersteht. Den meisten war die ganze Bewegung ziemlich fremd und deshalb nicht nur in den Details, sondern auch in den Grundprincipien unbekannt. Im Jahre 1874 fand der Prozess der 193 statt. Trotz aller Bemühungen seitens der Regierung, die Sache möglichst geheim zu halten, bewirkten die Gerichtsverhandlungen eine ungeheure Verbreitung der so „gefährlichen" Ideen. Und wieder ist es Turgenjew, welcher 1876 die Bestrebungen seiner Zeit in einem Roman zum Ausdruck bringt. „Neuland" wurde von den damaligen russischen Literaten sehr kühl, von vielen Kritikern sogar mit Schmähartikeln „begrüßt". Einer dieser Kritiker erklärte einfach, der Roman sei nicht einmal weit, besprach zu beweisen

diese Art zu kritisieren hat sich übrigens in Russland bis auf heute erhalten!

Wenn „Väter und Söhne" als Anfang einer bedeutsamen Bewegung betrachtet werden können, so stellt „Neuland" vielleicht den wichtigsten Moment in der Entwickelung des Nihilismus dar: das Verlassen der vagen Wünsche, des ziemlich nutzlosen Theoretisierens und Arbeitens ohne positive Grundlage, und den Beginn der vernünftigen, wenn auch langsamen Propaganda auf dem für Russland, wie für jeden modernen Staat, gefährlichsten Gebiet: das Bestreiten der sozialistischen Idee unter den Arbeitern. Der Held des Romans, Nesdanow, erschießt sich, da er den Glauben an den Erfolg der Sache und den Glauben an die Sache selbst verliert, da er zur Ueberzeugung kommt, dass auf seine Art das Heil nicht zu erreichen ist. Sterbend vermacht er seine Braut Marianna und die Fortsetzung der Arbeit dem Helden der Zukunft Stolonin. Dieser will, „was die Hauptsache ist: nicht plötzlich die gesellschaftlichen Schäden heilen. Denn, was für ein Volk sind wir Russen? Wir warten immer: vielleicht kommt irgend was oder irgend wer, und wird auf einmal uns alle heilen, alle unsere Wunden schließen, alle unsere Krankheiten herausreißen, wie einen hohlen Zahn . . . Das alles ist Faulheit, Apathie, Unverstand! Stolonin ist nicht so: nein er reißt keine Zähne — er ist ein tüchtiger Arzt! . . ." Er errichtet irgendwo bei Perm, mit ein paar gebildeten Arbeitern, eine Fabrik auf communistischen Grundlagen.

Mit der Gründung der „Narodnaja Wolja" kam dann der Terrorismus ins Land. Man war der Ansicht geworden, man wollte bald das Ziel erreichen — das konnte wieder nur gewaltsam durch Beseitigung der Urheber der russischen Misstände erreicht werden. Wera Sassulitsch inaugurierte diesen Cult, indem sie 1878 auf den Petersburger Stadthauptmann Trepow einen Schuss abfeuerte. Merkwürdigerweise wurde sie, nur allgemeinen Ueberraschung, von den Geschworenen freigesprochen. Zu selben Jahre erschoss Stepniak den Chef der berüchtigten „Dritten Abtheilung" Mesentzow. Er entfloh ins Ausland. Hier veröffentlichte er mehr oder weniger „Das unterirdische Russland", eine Biographie der hervorragendsten revolutionäre — und seinen großen Roman „The Career of a Nihilist". Stepniak war vielleicht der hervorragendste unter den Männern der That, was jedoch noch wichtiger: er war fast der einzige künstlerisch veranlagte Revolutionär des modernen Russland. Aus seinen Schriften lernen wir die terroristische Phase der Bewegung kennen.

Mit dieser Bewegung der Narodniki*) kreuzte sich aber alsbald der Marxismus. Und mit seiner rapiden Verbreitung gieng eine allmähliche Verdrängung des Terrorismus zusammen.

Das ziemlich nutzlose „Gehen ins Volk" hatte die jungen Leute bald ernüchtert. Den Bauer hatte man aufklären wollen; doch statt zuerst genau seine Bedürfnisse und seine Lebensweise zu studieren, begnügte man sich meist mit dem im allzureichlichen Maße vorhandenen guten Willen, sprach mit den Bauern städtisch in einer ihnen fast unverständlichen Sprache, gab ihnen Broschüren zu lesen u. s. w. Die missstrauischen Dorfbewohner sahen in den Revolutionären „Brüder des Czaren", der Kirche, und lieferten in vielen Fällen den Nihilisten der Polizei aus. Das Fiasko der vielsprechenden Arbeit dürfte unverhältnismäßig gering gewesen sein. Nun wurde das „Ins Volk gehen" auf ein Minimum reduciert, man ließ den Bauer vorläufig abseits liegen und begann unter den Arbeitern zu propagieren. Und der Erfolg dieser sozialdemokratischen Propaganda ist — soweit man jetzt aus den Streikbewegungen das Umfänglichsten des Marxismus feststellen kann — der nachhaltigste. Die Marxistischen Lehren lassen sich auch viel leichter unter den gegebenen russischen Verhältnissen verbreiten.

Der Historiograph dieser Uebergangsphase, der alten Narodniki und der neuen Marxisten, ist E. Tschirikow.

Tschirikow begann seine literarische Thätigkeit vor einigen Jahren und schrieb mehrere Novellen in der Richtung Korolenkos. Diesethen verriethen eine beachtenswerte Beobachtungsgabe, doch unterschieden sie sich nicht erheblich von der sonstigen oft tendenziösen Literatur der letzten Jahre. Als vor drei Jahren die marxistisch-literarische Monatsschrift „Naschalo" zu erscheinen begann, sie ist bereits von der Censur unterdrückt — wurde darin eine größere Novelle Tschirikows „Die Invaliden" veröffentlicht. Diese Novelle, von der Censur arg beschnitten, schildert das Leben der alten Nihilisten in sympathischer Weise, wenn auch der Autor sich große Reserve auferlegen muss; die Personen der Erzählung, gute, einst opferfreudige Menschen, sind vom Leben und den Verhältnissen gebrochen, sie wissen nicht mehr, wie ihrem heiß geliebten Volke zu helfen ist, die Polizei hegt sie aus einer Stadt in die andere, bevormundet sie durch ihre Ernährungsquellen, und die viele von ihnen verzweifeln an sich selbst und der sich gestellten Aufgabe. Es ist ein trauriges Schicksal; und das Schicksal wird noch bitterer durch die Ungewissheit, ob thatsächlich die zur Befreiung des Volkes unternommenen Schritte die richtigen waren. Der junge Student, welcher am Schluss der Novelle auftaucht, beweist klipp und klar, dass die Befreiung der Welt in der „materialistischen Geschichtsauffassung" liege und dass dem Volke nur durch Propagierung der marxistischen Lehren zu helfen ist. Natürlich begeistert er die alten Narodniki als Idioten, die keine Ahnung haben, wo das Heil liege.

Eine ähnliche Stimmung weht aus der späteren Erzählung Tschirikows „Die Freundländer": — Freundländer sind die Narodniki, die Nihilisten, welche eigentlich keine Beziehungen zu der blöden, zurückdenken breiten Bevölkerungsmasse haben. Sie, welche das ganze Leben diesem Volke gewidmet haben, müssen am Ende ihrer Tage einsehen, dass sie fremd sind, dass sie niemand braucht.

Meisterhaft hat Tschirikow diese Zerissenheit der Nihilisten im „Verlorenen Sohn" geschildert, welcher jetzt in deutscher Uebersetzung von der „Zeit" veröffentlicht wird. Diese Erzählung, im discreten, halbverschwiegenen, von der Censur bedingten Ton geschrieben, ist wohl das beste literarische Bild der nihilistischen Bewegung der letzten Jahre; wie Basarow vor 40 Jahren, kann Grigory heute kein Verständnis im Elternhause finden und deshalb ist er, wie Basarow, der verlorene Sohn.

Viele hervorragende Juristen haben nun freilich für die nihilistische Bewegung Partei ergriffen. Von den Beamten mögen nur Rowinskaya mit ihrer „Nihilistin" und Korolenko mit der Skizze „Die Sonderbare" genannt werden: beide Erzählungen sind übrigens in Russland verboten.

In allerletzter Zeit erhielt die Nihilismus-Besprechung durch den großen Thiet und den jungen Gorkin. Letzter greift in „Auferstehung" in einer nur ihm eigenen Weise die Regierung an und hält für das Sammele des Verbannungs- und Gefängnislebens vor. Den dritten legte Thiet seines Romans Schritt für Schritt zur Nihilistin, Katjuschka Maslowa, zu Füßen und wenn auch in den englischen russischen Ausgaben des Romans das Schlagwort von der Emancipation der Frau, welches in der ursprünglichen Fassung darin und die englischen Bogen aus der Luft schwirrt, in Tschirikow's Novelle ist der Nihilismus nicht mehr ein Schlagwort, sondern eine Weltanschauung, die sich mit der Zeit

Digitized by Google

war, die diese bedeutenden Menschen auf die „geschrittene" Bahn gestoßen hatte.

„Im Gefängnis wurde Krylzow" — ein Nihilist, dessen Lebensgeschichte Tolstoj ergreifend erzählt — „schwindsüchtig und konnte unter den gegebenen Verhältnissen anscheinend nur einige Monate noch leben, und er wusste es und bereute doch nicht das, was er gethan, sondern behauptete, wenn er noch ein Leben hätte, dann würde er's auf dasselbe verwendet haben: auf die Zerstörung jener Ordnung der Dinge, bei welcher das möglich war, was er gesehen hatte.

Die Geschichte dieses Menschen und die Annäherung an ihn machten Nechljudow vieles davon klar, was er früher nicht begreifen konnte."

Gorzjus Verhältnis zu den Nihilisten ist zwar dem Wesen nach dasselbe wie Tolstojs, doch wendet sich der über Nacht so berühmt gewordene Schriftsteller nicht gegen die Regierung, sondern gegen die im Rückzug begriffenen Nihilisten. Tarajs Majakin, im Roman „Foma Gordjejew", den sein Vater einst wegen der „rothen" Ueberzeugungen verstoßen hatte, wurde nach Sibirien verbannt — doch wie kommt er nach Europa zurück! Er ist „klug" geworden, verspottet seine alten kindlichen Weltverbesserungspläne, hat die Tochter eines reichen Fabriksdirectors geheiratet und ist der würdige Sohn seines Vaters geworden, den alten Jakow Majakin, der im Roman als Repräsentant des anwachsenden bourgeoisen Gedankens: wir haben das Geld, wir müssen infolge dessen die Macht haben, hingestellt wird.

Es sind recht traurige Aussichten, die sich uns beim Lesen des Gorkij'schen „Foma Gordjejew" eröffnen — das Bedürfnis des Martyriums ist auf das Minimum gesunken, das Bedürfnis des bequemen Lebens, des Compromisses, hat sein Maximum erreicht: andere mögen zusehen, wie sie mit dem Unrecht fertig werden! Und nur wenige haben Lust, „verlorene Söhne" zu sein.

Alexander Brauner.

Verdi und die Politik.

Mit Giuseppe Verdi ist nicht nur ein großer Operncomponist der alten Schule aus dem Leben geschieden, mit seiner Kunst haben wir geradezu einen charakteristischen Typus der italienischen Musiker des Jahrhunderts verloren. Noch lange bevor man einen vollständigen Ueberblick über Verdis Wirksamkeit haben konnte, wusste man in Italien und im ganzen musikalischen Europa, dass er den musikalischen Geist des italienischen Volkes repräsentiere. Das erkannte man schon zu einer Zeit, als Italien einen solchen Repräsentanten suchte, als es sich im Innern so recht zum Bewusstsein bringen und nach außen kundgeben wollte, dass ein einheitlicher italienischer Geist in der Kunst bestehe, und sich nun auch politisch als solcher geltend machen wolle. Wie so oft ging auch in Italien der politischen Bewegung eine literarisch-künstlerische voraus, welche die denkenden Staatsmänner hilfe bewegen sollen, die Vorboten der politischen Zukunft aus der unverfälschten Flammenschrift des Künstlers zu erkennen. Diese selbst aber wirkt in Zeichen und Wundern, welche die Mächtigen dieser Erde nicht lesen können, und die lesen zu lernen sie viel zu stolz sind. Mehr als bei jedem andern Componisten drängt es uns daher, die Wirksamkeit des Künstlers in ihrem politischen Zusammenhang zu betrachten: während uns zur künstlerischen und culturhistorischen Würdigung des Meisters die bewusstehende Verdi-Feier Anlass geben wird. Verdis Jugendzeit erinnert uns an eine der bewegtesten und bedeutendsten Epochen unserer Zeit, an die Kämpfe um die italienische Einheit und die Neugestaltung des österreichischen Vaterlandes.

Wer möchte es den ältesten Melodien Verdis, die heute so einfach und selbstverständlich klingen, wer möchte es der abstracten Musik überhaupt zutrauen, dass sich auch in ihr gewitterschwere Schwüle des ganzen Volkes verkörpert? Und doch hat Jahrzehnte hindurch Verdis Musik der populärsten Bewegung in Italien den gewünschten Ausdruck verliehen. Gierig suchte das Publicum in jedem Ton, in der geringfügigsten Wendung der Texte eine Anspielung auf die politischen Ereignisse des Tages, die Verdi, dem schmächtigen, zurückgezogen lebenden Manne, von Haus aus fern lag. Hat es doch selbst an den Buchstaben seines Namens eine politische Auslegung bei den Haaren herbeigezogen. Dich bevor die Ereignisse so weit gediehen waren, dass die italienische Einheitsbewegung concrete Formen hatte annehmen können, war der Einfluss von Verdis Musik, dem musikalischen Element jener Zeit, den Wächtern der Ordnung und Sicherheit verdächtig geworden, und das ist in charakteristisch für das Verhalten der damaligen Regierung. Sie, die die große Bewegung spaltgen verstand, sich selbst vom Ausbruch einer weltumstürzlerischen und organisierten Revolution völlig überzeugt und die Gründe nun vollgerecht, dieselben sich unausgesetzt zu Aufregungen, z. verdächtige Demonstrationen, übermachte den [illegible] [illegible] [illegible] der Chorsitzungen, durchsuchte den Wagen [illegible] und beschnupfte, die politisch [illegible] Farben [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Wunde mit einem Pflaster verdeckt, so freute sie sich selbst an dem Anblick eines ihrer Meinung nach vollkommen gesunden Organismus.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, dass die Censur auch gegen so viele dramatische Werke Verdis Einspruch erhob und sie mit einem Eifer verfolgte, wie er sich gegen keinen andern Componisten in so ausgedehnter Weise geltend machte.*)

Aber nicht nur die Behörden, das Publicum selbst gab, vollkommen beherrscht von den leitenden politischen Ideen jener Zeit, den gewöhnlichsten Scenen seiner Opernterte zuweilen eine Wendung, welche die empfindliche Obrigkeit nicht minder überrascht als den Componisten, der zwar innerlich mit der demokratischen Bewegung sympathisierte, aber an eine so demonstrative Auslegung nicht gedacht haben mag. So kam Verdi in das politische Credo jener Tage nicht ganz gegen, aber wenigstens ohne seinen Willen. Wie immer von „patria" oder „libertà" die Rede war, demonstrierte das Publicum zu Gunsten Italiens. Als in einer Aufführung seines „Attila" an der Fenice in Venedig von der Bühne herab die Worte ertönten: „Avrai tu l'universo, resti l'Italia a me", erhoben sich alle Zuschauer und riefen in voller Begeisterung: „A noi, l'Italia a noi!" Bei einer Aufführung des „Macbeth" in Venedig erregte die Stelle

La patria tradita
Piangendo chiavita:
Fratelli, gli oppressi
Corriamo a salvar

einen derartigen Enthusiasmus und verursachte für die Regierung so wenig schmeichelhafte Ausrufe des Publicums, dass die österreichischen Grenadiere zur Herstellung der Ordnung auf der Bühne aufmarschierten.**) Die Opern Verdis waren eben von der Politik unzertrennlich geworden. Der im Leben fast schüchterne und verschämte Componist schrieb immerwährend eine Musik des Aufruhrs. Daher nannte ihn Rossini einmal: Une musicienne, qui a une cuisse. Das mag uns heute sonderbar erscheinen, aber das damalige Publicum war eben von anderen Ideen beseelt. „Wer die Zeit von 1847 bis 1849 nicht miterlebt hat, kann sich keinen Begriff von der Beliebtheit dieser Melodien und ihrem erregenden Einfluss machen." Sie waren der Grund, „weshalb die italienische Revolution nicht das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Nationalliede, wie etwa der „Marseillaise" empfand: sie zog es vor, die dargebotenen Verdi'schen Motive aufzugreifen."***)

Um die manchmal ganz sonderbaren Ausbrüche des Patriotismus zu verstehen, die bei Aufführungen von Verdis Opern vorkamen, muss man sich die ungewöhnlichen politischen Combinationen vor Augen halten, welche durch die verschiedenen in Italien interessierten Mächte entstanden. Einer der interessantesten Zwischenfälle ereignete sich im Herbst 1847 zu Mailand. Der Erzbischof Gaysruck, ein Klagenfurter, der die Interessen Oesterreichs vertreten hatte, war gestorben. Zu seinem Nachfolger wurde Romilli ernannt, der als Italiener von vornherein die patriotisch erregten Gemüther auf seiner Seite hatte. Mailand bereitete ihm einen glänzenden Empfang. In den festlich geschmückten Straßen jubelte ihm die Menge hoffnungsfreudig zu, von den dicht besetzten Fenstern wehten farbige Tirolore und lustige Tücher, weißgekleidete Jungfrauen streuten Rosen auf seinen Weg, Posaunen ertönten, die Glocken des Domes erklangen, und in bunten, prächtigen Gruppen bewegte sich der imposante Zug der Geistlichkeit, von den Vertretern der Stadt begleitet, mit fliegenden Fahnen in den Dom. Grollend, von der Bevölkerung gemieden, standen die österreichischen Officiere in den Straßen vor den Kaffeehäusern, die Soldaten in den Kasernen. War Mailand eigentlich verloren? Hatte sich Oesterreich mit Rom verfeindet? Nichts von alledem; aber während die Vorbereitungen zum Empfange die Gemüther bewegten, saßen findige Politiker in ihren düsteren Stuben, hatten ehrwürdige Bände aus den verstaubten Regalen und blätterten im Buche der Geschichte nach dem alten Schicksale Mailands, um dem großen Ereignisse der Gegenwart die nothige historische Weihe zu verleihen. Sie ließen sich die Mühe nicht verdrießen und mussten weit zurückgehen, um künstliche Analogien mit der gegenwärtigen Situation zu finden; so kamen sie bis ins zwölfte Jahrhundert. Damals kam Friedrich Barbarossa zum fünftenmale in die blutende Lombardei. Vor seinem siegreichen Schwerte sloh die Bevölkerung in die befestigten Städte, doch auch hier fanden sie keinen Schutz, denn vor ihren Thoren erschien der mächtige Kaiser und drohte die alten Mauern zu stürmen. Da erhuben er aus Deutschland den verhaßten Vasallen Heinrich des Löwen und aus Italien die Mutter der Taufen des Papstes Alexander III. in den lombardischen Städten. Er säumte nicht zögern, und nachdem er die Mauern Alessandrias unterminiert hatte, traf er bei Tagliate am 29. Mai 1176 seinen Gegner, der diesmal auch sein Mündel gewesen war. Der Papst hatte die lombardischen Städte vom Barbarossabunde befreit. Das also war die willkommene Analogie, die man 1847 suchte. Damit war man einen hinkenden historischen Vergleich, und die [illegible] [illegible] [illegible]

gewähren. Der Papst, von dem man jetzt eine ähnliche Befreiung erwartete, wurde populär, durch ganz Oberitalien erscholl der Ruf: „Viva Pio Nono!“ und wieder war es eine Oper Verdis, bei deren Aufführung die geänderte politische Situation zum Ausdruck kam. Am Teatro Tordinona in Rom sang man im Jahre 1847 in „Ernani“ statt: „A Carlo Quinto sia gloria e onor“ merkwürdigerweise „A Pio Nono re.“ Die Stelle erregte immer unbeschreiblichen Enthusiasmus. Und doch hätte sich jedermann sagen müssen, daß die neue politische Combination unmöglich von langer Dauer sein könne. Die österreichische Regierung hieng an sich beim Papste über die Demonstrationen, sie beschwerten, dieser deprecierte auch gleich und lehnte jede Verantwortung für den scheinbaren Zusammenhang der Demokratie mit der Curie ab. Wie hätte auch die internationale römische Kirche die nationale Bewegung soweit unterstützen können, um einen nationalen Einheitsstaat zu schaffen, wie konnte man vom monarchischen Papst eine dauernde Unterstützung der Demokratie erwarten? Und erst die Komödie mit Legnano! Mit der Situation von 1847 hatte sie, im Ernst gesprochen, gar keine Aehnlichkeit. Kein Löwe war von Habsburg abgefallen, und dem Papste fiel es gar nicht ein, den lombardischen Städten Truppen gegen den „Barbarenkaiser“ zu schicken. Aber der Vergleich gefiel und deshalb wirkte er stimulierend auf die schwer bewaglichen Massen. Wollte man schon historisch sein, so hätte man sich erinnern müssen, daß schon unter Pius VI. der Cardinal Orsini den Versuch machte, die sämmtlichen italienischen Staaten in einen Bund unter dem Vorsitz des Papstes zu vereinigen. Man hätte dann auch gewußt, daß dieser Versuch an den unbestreitenden Ansprüchen der in Italien ebenfalls interessierten Fürstenhäuser, der Habsburger und der Bourbonen, scheiterte.*) Das war die vernünftige Lehre, welche die Geschichte gab. Aber wer kümmerte sich in jenen Tagen um die Vernunft. Die erfolgreichsten Politiker waren damals, wie heute, nicht die Leute, welche die besten Ideen, die vernünftigsten Gedanken hatten, sondern diejenigen, welche die zündendsten Schlagworte in die Menge warfen. Ihrer ward das Erdenreich. Der Rummel mit Legnano ipuckte noch eine Zeit in den Köpfen herum und das beste war, daß ihm zugutereist der arme Verdi selbst zum Opfer fiel und er eine „Battaglia di Legnano“ componierte die in Rom am 27. Jänner 1849 in Scene gieng. Er kam natürlich viel zu spät, denn die Popularität des Papstes war schon gesunken, ehe die Oper vollendet war. Aber auch abgesehen von ihrem unzeitgemäßen Auftreten war die Oper ein Mißgreif, denn actuell, unmittelbar, wirkt eine Oper nur dann, wenn das Publicum aus sich selbst heraus die Actualität empfindet, nicht wenn man sie ihm in abgezirkelten Begriffen und Tonfolgen mühsam beibringt, wie in einem gelehrten Buche in die Hand gibt. Zwar fehlte Verdi auch diesmal die Anerkennung nicht, aber sie war bloß theoretisch, die Oper verschwand nach wenigen Wiederholungen vom Repertoire.

Es war das exitemal, daß Verdi mit seiner Kunst politisch sein wollte; seinen Zweck hat er vollständig verfehlt und das mochte ihn darin bestärkt haben, dem Zuge seines Herzens zu folgen, der ihn zu einer Art demokratischen Kosmopolitismus führte, ihn aber künstlerisch nie daran verhinderte, unabsichtlich und unwillkürlich national zu wirken und das Repräsentant Italiens aufgefaßt zu werden. Nur ein einzigesmal scheint er wieder im kleinen Stil einem politischen Glaubensbekenntnis Ausdruck haben geben zu wollen. Es war im Jahre 1862, als er für die Weltausstellung in London eine Völkerhymne („Inno delle Nazioni“) schrieb, in welcher zum Schlusse das „God save the Queen“, die „Marseillaise“ und die italienische Nationalhymne ineinander verflochten waren. Diese auch vom musikalischen Standpunkte wenig geschmackvolle Idee verfehlte abermals ihre Wirkung, niemand glaubte an Verdis musikalischen Kosmopolitismus und überall feierte man Verdi lediglich als musikalischen Vertreter seiner Nation.

Es war ein eigenthümliches Schicksal, daß mit dem Ende der italienischen Einheitskämpfe auch das Ende der ersten Verdi'schen Schaffensperiode zusammenfällt. Der Abzug der Oesterreicher aus Mailand und später aus Venedig hatte nicht den erwarteten günstigen Einfluß auf das musikalische Leben Italiens, ja die Prosperität des italienischen Theaters war sogar im Absteigen begriffen. Es bewahrheitete sich das Wort Rendtings, das er schon vor 1859 über die Italiener fallen ließ: „Den Trost, daß das Ringen nach den edelsten Gütern erhebend sei, als ihr Besitz, werden die Besten auch in Italien noch lange festzuhalten haben.“ Allerlei wirthschaftliche Calamitäten wirkten überdies auf die Entwickelung des Theaters ungünstig und so manche an die Neugestaltung des Reiches gekünpfte Hoffnung blieb unerfüllt. Fremdem scheint man sich nach der österreichischen Zeit nicht zurück. Warum? Darauf dürfte Graf Hartig, der von beiden Seiten als unparteiischer Geschichtschreiber anerkannt wird, die richtige Antwort gegeben haben: „Die österreichische Herrschaft“ — sagt er — „war für die Italiener mehr durch ihre kleinen Polizei-Nadelstiche verletzend, langweilend durch ihre Langsamkeit, als daß durch dieselbe ihre Nationalität unterdrückt oder ihr materielles Interesse nicht geachtet worden wäre.“*) Mit der Beruhigung der Gemüther trat auch in der musikalischen Bewegung ein Stillstand ein, Verdi schien Jahre hindurch eine abgethane Größe, als er plötzlich mit seiner „Aida“ (Cairo, 24. December 1871) die musikalische Welt überraschte. Mit dieser Wendung, die noch in aller Erinnerung ist, beginnt die Phase des erneuerten Verdi'schen Weltruhms. Darüber brauche ich hier, wo es nur galt, das politische Milieu dieses Künstlerdaseins zu beleuchten, nichts mehr zu sagen.

Richard Wallaschek.

*) Rendtings Buch: „Geschichtliche Arbeiten“.

*) Hartig: „Worte des unparteiischen Geschichtschreibers“.

Moritz v. Schwind.

Zum dreißigsten Todestag.

Nie hat ein deutscherer Künstler gelebt als Du. Wohin Dich auch Dein Genius trug, immer blieb er mit tausend zarten Fasern an das deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte wie ein glückiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht.“ Diese Worte sprach Richard Wagner am Grabe Karl Maria von Webers, und es ist schwer, wenn man sie liest, nicht auch an Schwind zu denken. Gerade ein Menschenalter ist seit seinem Tode verflossen. Fast alle, die neben ihm arbeiteten, sind vergessen. Er blieb lebendig. Und technisch sind seine Bilder kaum besser. Sie sind bunt und dunn oder accentlos eintönig in der Farbe. Sobald es ins Große geht, versagt seine Kraft. Auslachen lächeln, wenn man in der Schack-Galerie sie vor die unscheinbaren, hilflosen Schwind'schen Arbeiten führt. Was ist es, das uns trotzdem zu ihm zieht, das — für uns Deutsche — seinen Werken den Immortellenkranz gibt? Die Antwort ist wohl in den Sätzen Wagners enthalten. Kein einzelner, die deutsche Volksphantasie hat diese Bildchen geschaffen. Das macht sie uns so lieb, so wertvoll: als ob das Ein schlichtes Volkslied hörte; als sei ein Traum, den wir gehabt, Wahrheit geworden.

Die Romantik war ein Rückschlag gegen das Heidenenthum der Classik gewesen. Das germanische Mittelalter trat der Antike gegenüber. Wackenroder hatte die Kirchen und Friedhöfe Nürnbergs durchwandert, Tieck im Sternbald von den Tagen Dürers erzählt, jener großen Zeit, da „Kunst und Leben eines gewesen“. Achim von Arnim veröffentlicht 1806 „des Knaben Wunderhorn“, das alle Schätze der Volkslyrik reichlos. Görres handelte über die deutschen Volksbücher, über Genoveva und Magelone, über Rothkäppchen, Dornröschen und die Melusine, Clemens Brentano brachte jene zarten Erzählungen vom Vater Rhein, den Nixen und dem krystallenen Schlosse draußen in den Tiefen des grünen Stromes. 1811 erschien Fouques Undine. 1812 gaben die Brüder Grimm ihre Kinder- und Hausmärchen, 1816 die deutschen Sagen heraus.

Auch die Maler begannen in germanischem Sinn. Die kraftvolle Knorrigkeit Albrecht Dürers und die Farbenlieblichkeit Stephan Lochners stellten sie der Einfarbigkeit und akademischen Glätte der classicistischen Kunst entgegen. In verschnörkelten Sammetrock, mit klaffendem Hosen und offenem Hemdkragen giengen die Deutsch wollten sie sein, mit der Demuth mittelalterlicher Künstler vor der Natur empfinden. Doch bald, sehr bald war es mit ihrem Deutschthum vorbei. Als Rom die Stätte ihres Wirkens geworden war, wurde ihre Romantik Schwärmerei für romanischen Katholicismus und für romanische Bilder. Vor dem italienischen Cinquecento, das sie anfangs verschmähten, beugten sie wieder das Knie. Von Dürer und Lochner ausgehend, endeten sie bei Carstens und Mengs.

Erst drei Jüngere haben das Rheingold, brachten zur Ausführung, was Cornelius und Overbeck, Veit, Schadow und Schnorr erst gewollt, dann selber verlernt hatten. Und es ist merkwürdig, daß bei Sämmtlich Oesterreicher sind. Josef Führichs Blätter zur heiligen Genoveva und zum heiligen Wendelin sind zarte duftolische Idyllen, aus deutschem Landleben, deutschen Thieren und deutschem Hausrath zusammengewebt. In Eduard Steinles Aquarellen ist der Zauber der deutschen Sagenwelt duftig, ohne Süßlichkeit festgehalten. Schwind sprach es selber aus: „Die Nachahmung der Welchen ist die gefährlichste Sackgasse, in die unsere Kunst gerieth. Es schwankt jeder, der seine Muttersprache verlernt hat. Die Malerei, der ich folge, ist die deutsche und als Grund derselben die Glasmalerei anzunehmen.“

Altdorfer und Cranach stehen von den altdeutschen Malern uns besonders nahe. Denn es lebt in ihren Bildern die deutsche Waldnatur. Der Name Altdorfer bedeutet junge Buchen und darum Tannenzweige, saftige Büschen und grüne Schlingpflanzen, so, daß um alles Gemäuer ranken. Der Name Cranach führt an thüringische Rebengemarkt und alte Kranichbilder denken, an lustige Baumstämme und lustiges Wurzelwerk, an Moos und Farnkraut, an Quelle und Bächlein, das das kühle Dickicht durchkreuzt. Bei Schwind haben sich die Beiden, die in Cranachs und Altdorfers Wesen schlummerten, zur vollen Blüte entwickelt, es hat die Seele des Märchenwunders des deutschen Waldes entdeckt.

Es ist ein Schauen so deutlich, wenn man an Altdorfer, allein und in sich gekehrt, durch alle Verkümmerungen hindurch in den Wesen lebendiger zu werden, sie mit Ehrfurcht zu belauschen. Für Schwind Bezeichnung zu sein, das ist Ehrfurcht und Liebe zu Allem, was Leben hat, ist Verständniß für die Sprache der Thiere, der Bäume, der Blumen, der Quellen, der Felsen, der Wolken, der Sterne, der Sonne, des Mondes, der Nacht, des Tages, der Jahreszeiten, der Stimmungen, der Gefühle, der Leidenschaften, der Gedanken, der Träume, der Ahnungen, der Geister, der Elemente, der Gottheit. Und diese Sprache hat er in seinen Bildern gesprochen, in Worten, die Jeder verstehen kann, der sich nicht absichtlich verschließt, in Worten, die Jeder verstehen muß

die ihre Krallen entgegenstrecken. In dem Nebelmeere, das über den Weihern lagert, scheinen die Elfen zu tanzen. Dort der verkrüppelte alte Stamm, dessen graues Flechtenmoos wie ein Bocksbart flattert, sieht aus wie Rübezahl, der durch den Gebirgswald streift. Die braunen Schaumkrone werden zu Gnomen. Aus den geborstenen Wurzeln, den dunklen Felsspalten kommen Erdmännlein mit Kapuzen hervor. Die schwarzen Tannen, die fern in den Nachthimmel ragen, gleichen einer kranzbekleideten, spitzbehürmten Stadt, die aus den Tagen Merians übrig geblieben. Wenn es noch dunkler wird, fängt alles zu leuchten an, zu schimmern und sprühen. Fröhche mit diamantenen Krönlein hüpfen über die Wiese. Waldkräuselein sprengen auf glühjüngigen Einhorn daher. In Busch und Rohr, in Wasser und Schilf flüstert, stimmert und raunt es. Legionen leisfamer Wesen durchkreisen die Luft.

Schwind ist der Herricher dieses deutschen Waldes, wo das Märchen wächst. Im Böhmerwald bei Verwandten hatte er als Knabe geweilt zwischen Kiefern und Farnkraut und verwitterten Felsen; hatte sich gefreut an den Libellen, die summend über die Weiher schwirrten, an den Eidechsen, Eichkätzchen, Hirschen und Rehen, an all dem Getier, das die deutschen Wälder belebt. Sein Bruder war Bergmann. In diesen Jugenderinnerungen wurzelt seine Kunst. Im Böhmerwald offenbarte sich ihm das Geheimnis des deutschen Waldes. Mit seinem Bruder fuhr er ein in den Schacht der unterirdischen Welt. Man denkt, wenn sein Name genannt wird, an würzige Waldesluft und an deutsche Wanderlust, an Eisenach, das Annathal und die Wartburg, an bemooste Waldkapellen, vor denen uralte Klausner sitzen, an schlanke Waldköniginnen, die an blinkenden Quell weiße Hirschkühe tränken, an Gnomen, die wie Erdmäuse aus dem Schachte der Felsen hervorkrechen. Feen, Däumlinge und Hochzeitszüge, er hat sie durch die Wälder wallen; Riesen und verzauberte Prinzessinnen, er hat sie hausen sehen auf ihren zackigen Burgen. Mag er des Knaben Wanderjahren, den Berggeist Rübezahl, Einsiedler, Ritter oder Nixen malen — immer sprosst und grünt es, duftet und rauscht es ringsum. Immer scheinen seine Wesen wie vom Waldzauber gebannt, als hätte das Dickicht, wo sie leben, ihnen Form und Farbe gegeben, als hätte Gestrüpp, Alt- und Wurzelwerk sich zu menschlichen Formen verdichtet. Tannek blieb das Landhaus, das er am Starnbergersee bewohnte, und Tannenzapfenbrot, germanischen Waldgruß, reichten die Bäcker uns. Deutsche Weihnachtsstimmung wird wach, wenn er in schlichtem Holzschnitte den „Herrn Winter" zeichnet, wie er in dickem schneebedecktem Mantel, Eiszapfen im Bart, mit dem kerzenschimmernden Christbaum am heiligen Abend über den Marktplatz eines alten Städtchens schreitet.

Ein weiterer Zug seiner Kunst liegt in seinem Wienertum begründet. Wien ist die Stadt der schönen Frauen, von sinnlich reichem, weltlustig träumerischem Hauch durchweht. Schwinds eigenes Leben war von Frauen beherrscht. Schon als Page in Wien schickt es ihm schlecht gieng, seine Schwestern wie gute Hausmütterchen für ihn gesorgt und gebardt. Dann wurde seine Ehe zum lieblichen Idyll. An seinen Töchtern hieng er mit ritterlicher Zärtlichkeit. So erklärt sich die Frauenlieblichkeit, das Lanzonierenthum, das durch sein Schaffen geht. „Weibes Wonne und Wert" ist er nicht müde geworden in verliebten Weisen zu besingen. Auf der Hochzeitsreise malt er sich Hausdverkskurdchen, die, den Rucksack auf der Schulter, durch lachende Auen schreiten und junge Hochzeitsfrauchen mit frohem Glücken begrüßen, kehren hänig in seinen Bildern ein. Pagen knicken sich nach Rosen, die holde Bachsche ihnen zuwerfen. Tauben mit rosafarbenen Bändern durchflattern die Luft. Ritter Kurts Brautfahrt, dann die wunderbare Geschichte vom Grafen von Gleichen, der mit zwei Frauen sein Leben theilt — „ein Haus, ein Bett, ein Grab" — waren ihm die liebsten Werke. Noch am Schlusse seines Lebens schuf er jene Cyklen vom Aschenbrodel, den sieben Raben und der treuen Schwester, sowie der schönen Melusine, worin er die jungfräuliche Demuth und die Treue des Weibes, die Legende Zauberkraft der Liebe feiert. Auch alle seine Frauen umwieselt ein unbeschreiblicher Hauch von Reinheit und Zartheit. Wir konnen aus den Bildnissen uns schwer die deutschen Frauen der Biedermeierzeit vorstellen. In Schwinds Werken scheinen sie Feen, Schwestern der heiligen Elisabeth, die gütig huldreich Poesie und Schönheit ins Leben tragen: die einen Mondscheinprinzessinnen, still und schüchtern verschämt, andere von dornroschenhafter Frische und Grazie, alle engelrein und keusch, heiß, liebezierend und edel, von beitriebender Anmuth in allen Bewegungen und Mienen.

Auch diesen Lintenschuthmus scheint er seiner österreichischen Heimat zu danken. Denn Wien ist die Musenstadt, die Stadt der Lieder und Tänze. Schwind hatte lange geschwankt, ob er nicht Musiker werden solle. Zeitlebens spielt er die Violine. Musik wie Schubert und Lachner sind seine vertrautesten Freunde. Beim Meisel 1868 meint er: „Ja, der Mozart muß doch das ganze pneumatische Königthum überdauern." Er lebt und webt in der Musik, und dieser musikalische Zug durchzieht sein Schaffen. Wie man es den Stellen abhört, wo er sich selbst am Klavier begleitet, wie er die Lieder singt, dass Musikanten, die zur Hochzeit schöner Burgfräuleins aufspielen, Sackpfeifer und Serenadensänger so häufig in seinen Bildern vorkommen, dass seine umfangreichsten Werke — die Lachnerrolle, die Symphonie, der Hochzeitszug des Figaro, der Sängerkrieg und die Wiener Opernbilder — musikalische Themen behandeln. Auch in seinen Elfenbildern ist Wiener Walzerstimmung, in den Bewegungen seiner Damen Wiener Rhythmus. Ein Maler spricht, dessen Leben von Mozart'scher Musik und von schönen Frauen umschwebt war.

Doch auch die Aufzählung dieser drei Elemente: Wald, Weiber und Walzer enthält nicht die Analyse seiner Kunst. Noch etwas anderes kommt hinzu und bringt eine weitere Nuance: Bier und Tabak. Der Mann, dessen Kunst „auf so zarten Füßen gieng", war aus Mensch viel weniger zart: voll von sonnig wohliger Derbheit, öfter bärbeißig, brummig, zaugrob, durch seine banebüchene Derbheit, seine drastischen Worte berühmt. Wenn er die zartesten Bilder malt und dazu brummt: „Was thue ich mit der Pleticken, wenn sie mir niemand abkauft"; wenn er einem Aesthetiker, der ihn als „Schöpfer einer echt deutschen Gattung idealer romantischer Kunst" begrüßt hatte, losfauchend antwortet: „Lieber Herr, für mich gibt es nur zwei Gattungen von Bildern, das sind die verkauften und die unverkauften, und die verkauften sind mir Allemal die liebsten"; wenn er bei der Diskussion des besehlen Themas, ob der Historien-, der Genre- oder Landschaftsmaler höher stehe, mit den Worten dreinfährt: „Es gibt nur zwei Arten von Künstlern, die nobles Naturen und die Knoten"; wenn er einem kunstreibenden Barönchen, das mit der Bitte kommt, ihm die Geheimnisse seiner Zeichenkunst zu verrathen, die Adresse seines Papier- und Bleistiftshändlers angibt und dann fortfährt: „Habe ich diese Dinge auf dem Tisch und ein paar Gedanken im Kopfe, setze ich mich hin und zeichne. Jetzt wissen Sie alles, was ich sagen kann" — so sind das nur einzelne Proben dafür, in welch gesunder, wenig ätherischer Haut dieser Romantiker steckte. Neben den gelehrten Theoretikern, die damals in München arbeiteten, lebte er als frischer Naturbursche dahin. An den Maskenguthürmen der Fraueukirche gieng er täglich vorbei; im Qualm der Winkelkneipen bewegte er sich gern. In Rom gefallen ihm am besten die Osterien: „da sitzt man behaglich in der Nacht, raucht und trinkt". Selbst wenn König Ludwig, „der Lackel, der schundige", ihn in seiner holzverkleideten Klause besuchte, hörte er nicht auf, die Pfeife zu qualmen. Diese Derbheit für Bier und Tabak spricht aus dem Cyklus seiner Rauchrequisiten und aus den Entwürfen, die er für Maßkrüge macht: Maßkrüge und lange Pfeifen nehmen seine wunderlichen Heiligen in ihre Einsamkeit mit und die Wolken, in denen seine Elfen schweben, scheinen Tabakwolken zu sein. Ein derberschicker, feuchtfröhlicher Kneipphumor hält seine Romantik von aller wondüchtigen Blässe frei.

Als er starb, war die Barbarossasage Wahrheit. Er hatte noch die Siege der deutschen Waffen erlebt, hatte auf dem Krankenbette ein Glas Champagner getrunken auf die Zukunft des neuen Reiches. Für immer verklungen schienen die Waldhornlöne der Romantik. Im Naturalismus fand eine wirklichkeitsfrohe Zeit den Ausdruck. Und ein Menschenalter vergieng. Der Naturalismus auch. Wir sind von Neuem Romantiker . . .

Richard Mather.

Die Woche.

Politische Notizen.

Herr v. Koerber, der Mann mit dem politischen Blick, hat also wieder einmal recht, schon in seiner Rede über den Industriellentag hat er die Eventualität der Indolatmachung vorausgesehen, die uns mindet Schwierigkeiten auf in der Eröffnungssitzung des Parlamentes bekannt geworden sind. Nur schienen damals die Zeitungen seine Rede nicht ganz richtig wiedergegeben zu haben. Dem nach den damaligen Zeitungs berichten hatte Herr v. Koerber gesagt, daß es eine „gütig vorsichtige, beiderseits Verzichtleistung" anstrebe. Wenn er das wirklich gesagt hätte, so hatte Herr v. Koerber einen gierigen Unsinn zusammengeredet. Denn was soll es heißen, es solle gelingen, Oesterreich zu einem „gütig vorsichtigen" Verfassungsstaat zu machen und das es auch „beiderseits" gewollt werde? Ja unvorsichtig kann doch Herr v. Koerber gar nicht sein, mit dem politischen Takt sollte Jemand zu operiren. Unter dem Vorsitz des [illegible] Parlamentes [illegible] wir denn auch, dass er seine Worte nicht [illegible] sondern [illegible] in der Wiedergabe [illegible] Rede [illegible] [illegible] [illegible]

Herr v. Koerber wird es zunächst eine geitlang mit der aus der letzten Wahlcampagne hervorgegangenen Anzahl von Schreiern versuchen. Reicht sie hin, so ist's gut. Stellt sie sich aber als unzureichend dar, so wird er seine bimmelschreiende Politik fortsetzen, bis die Völker ausreichen. Das kann nochmals auffiehen und auf diese Art noch mehr Schreier hineinbringen und diesen in der letzten Wahlcampagne so glänzend bewährte Verfahren solange fortsetzen, bis das in geometrischer Progression anwachsende Gescheie im Parlamente endlich ausreicht, um den erforderlichen Bandel in unserem ganzen Regierungssystem herbeizuführen. Das ist offenbar der tiefere Sinn von Herrn v. Koerbers Politik. Die Völker Oesterreichs haben viel zu lange das Maul gehalten, und das ist der Grund, warum wir in eine solche Mißregierung hineingeraten sind. Es muß jetzt anders werden, und zu diesem Zwecke ist es nothwendig, daß die Völker zum Schreien erzogen werden. Das sieht Herr v. Koerber offenbar als seine historische Mission an. Wir haben ihn nur bisher nicht verstanden. Aber die erste Parlamentssitzung hat uns wie durch eine Erleuchtung aufgeklärt.

*

Die in der vorigen Woche von uns geschilderte Krise ist also glücklich beendigt. Aber „beendigt" ist gar nicht das richtige Wort dafür. Sie ist plötzlich spurlos verschwunden. Aus den ersten Blättern nämlich. Am Samstag voriger Woche erschien noch im Morgenblatte der „Narodni Listy" das letzte Krisenbulletin, in welchem hie den am Montag nachmittag stattfindenden Ministerrath die Entscheidung in der Krise angekündigt wurde. Am Montag Abend erschien aber auch in der „Zeit" jene die Naturgeschichte der Krise Krise enthüllende Notiz. Herr Dr. Rezek scheint dadurch unangenehm berührt worden zu sein, denn er stellte die bis dahin täglich zweimal ausgegebenen Krisenbulletins am gleichen Tage unverweilt ein. Der Ministerrath hat am Montag nachmittag stattgefunden, aber mit der angekündigten Entscheidung in der Rezek Krise hat man auch nach ihm nichts gehört, selbst Herr Dr. Rezek, der unmittelbar nach dem Ministerrath im Zungzeschenclub erschien, hat kein Wort von seiner Krise gesprochen, die Krise ist selbst unserer Notiz spurlos verschwunden. Wie gesagt, die alte Geschichte spielt, bedarf eben auch Herr Dr. Rezek einer gewissen Illusion im Publicum. Die haben wir offenbar durch unsere Notiz gestört, und der große Tragode im Ministerstack, Herr Dr. Rezek, ist aus der Krisenrolle gefallen. Wir sind daran schuld, und wir bedauern es sehr. Und wir sind gerne bereit, dem durch den gestörten Krisenmimiker, sowie es in unserer Macht steht, eine Satisfaction zu bereiten. Zu diesem Zwecke haben wir uns bereits mit einem einflußreichen Mitglied des Bühnenvereines in Verbindung gesetzt, zu dessen Ehrenmitglied Herr Dr. Rezek ernannt werden soll. Das hat er vollauf verdient. Denn er ist der größte Komödiant unter den Staatsmännern, aber auch unter den Künstlervereinen be zeugen will — der größte Staatsmann unter den Komödianten.

*

Was für schlaue Füchse die Herren vom verfassungstreuen großgrundbesitz sind! Da werden sie, das jetzt, dank dem einen Zahr Koerber, die Radicalen die unmöglichsten Herren unter den deutschen Parteien sind, ahnen, daß ihnen einige dieser Kennzeichen nützen, oder wenigier sonstigen Hinausewurf aus der deutschen Gemeinbürgschaft be vorstehe. Was thun? Was der Fuchs in der bekannten Fabel thut. Der Fuchs hat die Trauben gern, aber, wenn sie ihm zu hoch hängen, findet er sie zu sauer. Die Verfassungstreuen haben die Gemeinbürgschaft gern, aber wenn sie nicht mehr darin das große Wort führen sollen, sondern die Radicalen, so finden sie plötzlich, das die Radicalen ihnen zu antisemitisch, anti dynastisch und anti katholisch sind, und verhängen über sie die patriotische Excommunication. Noch im vorigen Jahr hat der große Wanderredner und Sprachenkünstler, der Herr Dr. Lueger, Leipzig, wie den Westen mitgetheilt. Haben damals die Radicalen etwa anders gedacht als heute? Nur schwächer sind sie damals gewesen als die Verfassungstreuen, und wurde sind sie die Starkeren. Deswegen treten die Verfassungstreuen jetzt rauh den geordneten Rückzug an, die sie gelagt werden. Vorsicht ist der beste Theil der Tapferkeit.

*

Da sind der Dr. Lueger und seine christlichsocialen Ehrenmänner schon ganz andere Leute. Denen droht aus dem gleichen Grunde dasselbe Schicksal wie den Großgrundbesitzern. Aber die Lueger'sche sind keine so wohlen Leute. Die wollen darauf ankommen lassen. Soll mal Einer versuchen, sie aus der Gemeinbürgschaft hinauszuwerfen, wenn er kann. Die Christlichsocialen sind seit entschlossen, ihm den Hinauswurf so schwer als möglich zu machen. Die Christlichsocialen, die sich in trüberen Zeiten vor Entrüstung oder die anti unterschieden in Lug, Trügen, der deutschnationalen „antijüdischen Bund" und in Deutschen zerfielen haben, in Unterschied zu den Großgrundbesitzern, ebenso plötzlich anti die Radicalen zu schimpfen aufgehört, als diese ihre Ueberwaldt gezeigt haben. Die Christlichsocialen haben auch jetzt mit den Tschechisch-Radicalen antiradicalen Krieg eine Zeitlang. Aber nicht die des Zahres, sind die des Alters.

*

Es ist reich an Ueberraschungen, dieses interessante Ländchen! Wenn jetzt auch Herr Dr. Lueger alle Register zu ziehen hätte, um schwarz in die Farbe wegzuwaschen und den Schwarz Koth beidemal radicalsocial, dann bin ich nur noch neugierig, was die grünen Gemüse des Herrn Dr. Lueger, die Herren v. Wittek und v. Koerber, in der neuen Situation anfangen werden. Am Ende erscheint wir es noch, daß Herr v. Wittek sein Radicalnationalismus Herz entdeckt und sich mit Herrn v. Koerber den Deutsch-Nationalen liebevollste schließt. Dem Abgeordneten Wolf ist es ja schon einmal so schiefgeht gewesen beim Ex hatte die Absicht, in sein Cabinet, in sein Ministerpalais eingeladen, weiß Herr Wolf das mit Koerber erschreckt hatte, daß er die Einladung auch annimmt. Und weiß Herr Wolf, daß Herrn v. Koerbers Liebe verschmäht. Deshalb schreibt Herr Wolf heute dazu, daß Herr v. Koerber und Herr Wolf sich nie [illegible] Herrn Herr Wolf sich jetzt [illegible] gehen, so kann vielleicht Herr v. [illegible]

im Ministerpalais Audienz nehmen. Man kann doch wirklich nicht wissen, was noch einmal möglich ist in diesem unberechenbaren Land, und bewegen sind vielleicht doch die Christlich-Socialen die Klügeren mit ihrer klotten Taktik, als die Großgrundbesitzer mit ihrer sauren Trauben-Politik.

*

Herr v. Zaworski sagt, daß Herr v. Koerber sich erst noch das Vertrauen des Polenclubs erwerben müsse. Also sind die fünf Millionen Kronen, die Herr v. Koerber ihnen am Beginne der Wahlcampagne gegeben hat, noch immer nicht genug gewesen. Herr v. Zaworski rechnet offenbar so: Die fünf Millionen vom September sind für dem damals noch bestandenen Polenclub der alten Legislaturperiode gewesen. Durch die Neuwahlen hat sich der Polenclub erneuert, der neue Polenclub hat noch kein Geld bekommen, kein Vertrauen muß Herr v. Koerber erst erwerben. Also nochmals fünf Millionen Kronen her, aber, da der neue Polenclub stärker ist als der alte, vielleicht einige Millionchen mehr. Das hat Herr v. Koerber davon, daß er das Abgeordnetenhaus aufgelöst hat. Noch einige solche Auflösungen, und Oesterreich ist bankerott, Galizien rangiert.

Volkswirthschaftliches.

Die Regierung hat zwei Erläße an die Buschtiehrader Bahn hin angegeben. In dem einen wird die Bahn aufgefordert, die aus dem eigenen Kohlenwerk bezogene Kohle zum normalen Verkaufspreis in die Betriebsrechnung einzustellen. Bekanntlich muß das Kohlenwerk der Buschtiehrader Bahn nach den Bilanzen passiv, das heißt das Erträgnis dort angeblich nicht einmal die Capitalszinsen. Diese Passivität war ein gewichtiges Argument gegen die Arbeiterforderungen während des großen Kohlenstrikes. Es war aber schon wiederholt genunselt worden, daß es mit dieser Passivität seine eigene Bewandtnis habe, nämlich dass die Berrechnung der Kohle, welche die Bahn aus den eigenen Kohlengruben bezieht, zu einem unverhältnismäßig tiefen Preis erfolge. Dadurch werde das Erträgnis des Kohlenwerkes künstlich gedrückt, das der Bahn künstlich erhöht. Zu der Kohlenwerker-Enquete hat aber der Director der Bahn, Herr Scherks, über diesen Gegenstand interpelliert, kategorisch erklärt, daß die Bahn keinen Vorzugspreis beim eigenen Werke genieße, und so blieb die Mär von dem passiven Kohlenwerke bestehen und konnte gegen die Arbeiter ausgebeutet werden. Zu Nr. 287 und 304 unserer Zeitschrift haben wir jedoch den amtlichen Beweis erbracht, daß die Erklärungen des Herrn Directors unwahr seien, daß die Bahn ihre Kohle tief unter dem Marktpreise vom Werke beziehe. Gegen die Arbeiterforderungen haben die unwahren Behauptungen dieses Experten ihre Wirkung erzielt. Der zweite Profit, der durch die künstliche Preisstellung der Kohle erzielt werden sollte, die Erleichterung einer höheren Entlohnungsrente im Falle der Verstaatlichung, wird der Gesellschaft hoffentlich jedoch nicht gelingen. Nach dem Erlasse der Regierung wird die Gesellschaft gezwungen sein, normale Kohlenpreise in die Bilanz einzulegen, was Erträgnisse der Kohlenwerke ergeben werden, die erheblich höher ausgefallen sollen und demzufolge auch die Entlohnungsrente. Es braucht kaum betont zu werden, daß die Regierung nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet war, angesichts der von uns bewiesenen künstlichen Niederhaltung der Erträgnisse der Bahn, das Interesse der Steuerträger wahrzunehmen.

*

Allerdings läßt ein in der „Wiener Abendpost" erschienenes Communicat zu dem Erlasse es als zweifelhaft erscheinen, ob sich denn die Regierung des Ernstes ihrer Forderung voll bewusst ist. Das officiöse Communique erzählt nämlich: bei der Buschtiehrader Bahn ist der niedrige Kohlenpreis nur Rechnet auf die Verbauungsmöglichkeit derselben, doch habe die Bahn die besonderen Betriebserschwernisse eingewendet, welche gerade die Verwendung dieser Kohle zur Folge habe, so dass die Verbauungsfähigkeit allein für die Preisbildung nicht maßgebend sei. Diese officiöse Argumentierung beruht merkwürdig. Die Verbauungsfähigkeit bei allen, ob da dem richtiger Augenmerk. Es ist gar kein Zweifel, daß die Bahn minderwertige Kohle verbraucht, aber diese Kohle zahlt sie noch tief unter ihrem Werte. Das zeigt sich eben darin, daß, wie wir aus der Statistik nachgewiesen haben, die Buschtiehrader Bahn, ob man es nun per Locomotivkilometer, per Tonnenkilometer oder per Bahnhofschiebkarrenkilometer stellt, stets unverhältnismäßig teuerer für Kohle ausgibt, als irgend eine andere große Bahn. Diese Tatsache will die Buschtiehrader Bahn ausklären. Da sie minderwertige Kohle verwendet, so müsse sie entsprechend größere Quantitäten verbrauchen. Auch thatsächlich verbrauche die Buschtiehrader Bahn etwa 21 Millogramm Kohle per Locomotivkilometer, der Nordbahn etwa 15 Millogramm, die Nordwestbahn etwa 14 Millogramm. Daraus deutlich sich die Unzulänglichkeitsziffer der verwendeten Kohle aus. In dem Geschäftsverkehre zur Zeitrechnung aber unsere sich schließlich das Resultat eben umgekehrt, wenn die Bahn nicht einen Vorzugspreis bezie-

Der zweite Erlass des Ackerbauministeriums an die Buschtiehrader Bahn ist wenigstens glaublich. Die Regierung verlangt, dass der Reservefond der Unterstützungs-A. welcher [illegible] Jahre [illegible] Millionen [illegible] erreicht hat, welcher derzeit [illegible], [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

sie damit bei seinem Gerichtshof durchdringen können und überhaupt ihren unhaltbaren Standpunkt einer entschiedenen Ablehnung gegenüber sofort fallen lassen müssen. Das Eigenthum am Reservefond bedeutet nicht das Eigenthum an der bilanzmäßigen Postsumme, sondern an den dieser Passivpost gegenüberstehenden freien Activen. Sind solche nicht vorhanden — denn die Bahnanlage mit allem, was darunter und daran hängt, wird gegen Bezahlung der Rente Staatseigenthum — so ist eben nichts da, was die Gesellschaft als Eigenthum behalten kann. Aber dabei der Staat, nachdem er die Bahnanlagen, ob sie nun durch Reiner oder Obligationen oder als Reservefonds zurückgehaltene Werthe bestritten wurden, mit der Einlösungsrente bezahlt hat, den dem Reservefonds entsprechenden Theil noch ein zweitesmal bezahlen soll, ist eine kindische Forderung, mit der sich die Gesellschaft nur lächerlich machen würde. Um das zu verhüten, behauptet sie ferner, Erlaß. Der Erlaß ist eine Verfügung, durch welche eine Verpflichtung aufgehoben wird. Eine solche Verpflichtung besteht aber nicht, weil sie nicht geeignet. Der Erlaß betrifft nur den Reservefond A, der zufällig complet ist, so daß eine Wiederbetheiligung verlangt werden konnte. Die Füllung der Reserve im Wege jährlicher Zurückhaltung von vier Prozent des Reingewinnes entsprechend dem Statut würde aber mindestens zehn Jahre in Anspruch nehmen, und bis dahin ist die Bahn hoffentlich längst verstaatlicht. Ueberdies ist der Reservefonds B in derselben Situation. Ein Theil ist zu Investitionen verwendet. Er wird aber ebenfalls alljährlich dotiert, weil er noch nicht complet ist. Man sieht, die gerichtete Discussion über die Reservefonds ist im Falle der Einlösung wenig zu sagen hat nicht vermieden Wollte die Regierung eine solche Discussion wirklich verhindern, so gab es nur das Mittel, zu sordern, daß die Reserven durch flüssige Activa erfundiert werden, und das ist sehr einfach zu machen, indem die Gesellschaft einen entsprechenden Betrag eigener Prioritäten, von denen sie noch einen großen Posten im Portefeuille hat, für die Reserven hinterlegt. Und auch dann wird sich bei der Einlösung eine Discussion wegen der Berechnung der Zinsen des Reservefonds nicht leicht verhindern lassen. Das einfachste ist die Einlösung in geradezu die Berwendung der ganzen Reserven zur Bahnanlage. Dann ist eine freie Reserve nicht vorhanden, ein Erlaß seitens des Staates findet nicht statt, die Berechnung ist die denkbar einfachste.

*

Graf Stephan von Tisza hat sich veranlaßt gesehen, die zahlreichen Verwaltungsgerichtshöfen, die er beliebte, zurückzuziehen, weil er sich nicht dem aussetzen wollte, daß das ungarische Parlament bei Berathung der Incompatibilitäts-Gesetz-Novelle erklare, daß solche Verwaltungsgerichtshöfen mit der Stellung eines Abgeordneten unvereinbar seien. Diesen mehr wirthschaftlichen Grund, den freiwilligen Schritt hat der doch gedrungene Geist Graf Tisza's nicht gefunden. Zum Glück für die Politiker bekommt gegeben, mit einer Art Manifest, in welchem er es bedauert und davon abrath, daß man jene Elemente dem öffentlichen Leben fernhalten wolle, welche „in den einen oder den anderen Zweige unseres wirthschaftlichen Lebens eine praktische Thätigkeit entfalten". Das ist gewiß zu bedauerlich, aber so steht die Sache nicht. Wenn ein Producent, sei er Grundbesitzer oder Industrieller, oder Director einer Actiengesellschaft, oder sonst irgend activ im Wirthschaftsleben Lebender Mensch von Parlament entbindet wird, so wird sein Vermögen dadurch etwas ausgiebiger haben. Man braucht wahrhaftig erprobte Männer im Parlament und es wäre thöricht, sie von dort aus zuschließen. Wenn aber ein Bruchpolitiker mit einflußreichen Namen und Verbindungen in die Verwaltung eines halben Dutzends großer Actiengesellschaften gewählt wird, dann ist es klar, daß derselbe nicht als Volksmännischer Capacität, sondern als Politiker in die Verwaltungen eintreten wird. Schon die Zahl der Mandate, die er inne hat, beweist, daß es da nicht auf ein Mitarbeiten abgesehen ist, sondern daß er nur den paar Verwaltungsrathssitzungen beiwohnen, die hohen Tantiemen und sonstigen Genüsse einstreichen soll, weil man bow, daß er seinen Einfluß als Abgeordneter zu Gunsten der Unternehmungen, denen er angehört, in die Wagschale werfen wird. Es das dann wirklich geschieht oder nicht, ist principiell einerlei. Ein arbeitender Director einer Actiengesellschaft als Abgeordneter, das ist nicht incompatibel, ein Abgeordneter, der als Politiker ein halbes Dutzend gutdotierter „Ehrenstellen" bei Actiengesellschaften erhält, das ist unvereinbarlich.

*

In unserer vorwochentlichen Notiz über die Abänderungen, welche das neue Statut der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft bezüglich des Stimmrechtes trifft, werden wir unrichtig gemacht, das diese Bestimmungen erst nach Durchführung der ganzen Action in Kraft treten werden. Dies bezog die daselbst theilweise Generalversammlung noch dem alten Statut entsprechend abgehalten werden wird. **Ki.**

Kunst und Leben.

Endlich hat die Köppe in Herrn Ziegler einen echten Tenoristen gefunden, wie wir ihn uns seit Jahren wünschen. Ein Organ, nach Umfang und Art Heldenstimm vorzüglichst zu sein, aber keine weiche, weithingehende Stimme meint ihn entschieden zu den Asch der musikalischen Tenore. Im Propheten tobt'ell, wie in Aida gelangen ihm auch die lyrischen Stellen weit besser, während bei Lucien Desmarais Accacia's Arie Recitative einschließlich, mit Ausnahme des Schlusses, die Musik des Stückes ganz unverständlich machte. Der gelbliche Teint allein ist äußerst Beschäftigung in jeder Vorgänge dass seine Kunstlichen der altchristlichen Schwärmerei zu einem über Hegelschen Weltanschauung nur mit Mühe zu vergleichen. Und doch kann man intelligenter, weiche Stellen, die Aufgabe, sie zu singen, ist gar eine Leistung. Ich bin der Meinung, daß

hingegen breitete uns als Bertha nur ein mäßiges Vergnügen, während Frau Prosky (Köln) als Aida zunächst so sehr mit Befangenheit zu kämpfen hatte, daß wir ihre Leistung erst ungefähr vom zweiten Acte an als vollgiltig betrachten können. Dann reichte sie allerdings wiederholt an das gegenwärtige in der Oper übliche Maß der Anforderungen hinan (das auch nicht das höchste ist), kam aber nie über eine Leistung mittlerer Güte hinaus. **A. W.**

*

Wir haben eine Deutsch-österreichische Literaturgesellschaft. Nun da sie im Todeskampf liegt, wird das einer größeren Oeffentlichkeit bekannt. Aber diese Oeffentlichkeit bekommt dabei von den Vorbereitungen der Gesellschaft eine Nachricht zu hören, die wir um der guten Sache willen richtigstellen müssen. Der erste Vorsitzende, Landesbaron Maderny so wird gesagt — hat durch sein muthmaßliches verschwenderisches Vorgehen die Katastrophe allein verschuldet. Wer aber war dieser Maderny? Er war auch der alleinige Gründer der ganzen Gesellschaft. Er hat das vorrathige Material zusammengetragen, die Statuten erfunden, er hat es wieder geschrieben. Er hat diese ganze schöne Literaturhierarchie ins Haus gebracht, wie Valentin sagt, er nimmt's wieder weg. In welcher dieser beiden Thaten seines Lebens die eigentliche Katastrophe lag, das muß die Oeffentlichkeit selber beurtheilen. In die Fonnion der von Maderny ins Gnaden ernannten Herren Präsidenten, Curatoren, Secretäre und Rechnungsführer einer l. l. preiv. deutsch österreichischen Literatur fällt das nicht. *****

Das Griechische wird, früher oder später, in den Gymnasien durch eine lebende Sprache verdrängt werden. So kündigt ein Bericht über die von Lunde Niederösterreich erhaltenen Mittelschulen an, der dieser Tage dem Unterrichtsministerium vorgelegt wurde. Das Land Niederösterreich nahm sich damit einer Reform, welche in Wien schon längst von vielen Seiten erstrebt wird und unseres Wissens in Standmanien die ersten behelflichen Anhänger fand. Wir wollen dazu nicht auch unsererseits einen Spruch tagen. Aber das Land Niederösterreich, zum Unterschied von anderen Ländern, stellt den Programm mit folgendem Satz auf: „Das lebhafteste Interesse zu erregen geeignet erscheint die Frage der hohen Staatsverwaltung um ihre Möglichkeit..." Und fügt daran eine zweite Periode, welche lautet: „Das Ergebnis der Discussion ist, daß, so hart die Gegensätze aufeinanderstehen und mit vorher Schwung auch die ideellsten Bekenner vor so vorne Ueberzeugungen ihren Standpunkt vertreten, doch die Majorität dem Zuge der Zeit, der vom Gebieteten praktische Sprachkenntnis verlangt, nicht zu widerstehen vermag, und daß, da die Einführung eines neuen Gegenstandes ohne Ueberbürdung nicht möglich ist, die französische Sprache an Stelle der griechischen Raum gewinnen wird, so daß die Verdrängung der letzteren von allen Bekennern nur als eine Frage der Zeit erscheint." Aus welchem Unterricht ist diese Sprache eines niederösterreichischen Mittelschulcreferenten hervorgegangen? Aus dem griechischen nicht, aber aus dem eines lebenden Idioms ebenso wenig. Wie wenig berechtigt ist danach die Frage, um die Einführung des französischen oder englischen Sprachunterrichtes. Und wie nahe liegt ein anderer Antrag: man lerne deutsch in den Mittelschulen. Eine lebende Sprache ist auch dies, und die Referenten werden dann wenigstens referieren können — im Lande Niederösterreich.

*

Von den vielen Umwandlungen, welche der Tod der Königin Victoria nie Folge hatte, wurde eine der bedeutendsten erst Mittwoch an die Blätter telegraphiert. König Eduard löste den Neunfall auf, welchen er als Prinz von Wales betzß. Und er hat, um beim Wortlaut des betreffenden Verbotes zu bleiben, „Respect vor alle dennächtigen Kennen erlitten". Der Zitronenfalter darf also wieder in einem so cosmopolitanen Land wie England auch unterschrift werden. Denn ein König muß unmöglich andern Umgang als ein Monarch, mannhaft beschaut er den Andern sogar und bedauert ihn. Und zahllose Pferde kommen um die Hoffnung. **Am.**

*

Man schreibt uns aus Paris:

Antoine spielt in seinem Theater gegenwärtig ein aus dem Roman „La petite Paroisse" von Alphons Daudet gezogenes Stück, das, wie die meisten auf gleiche Art entstandenen Stücke, den Zuschauer, der den Roman kennt, unbefriedigt läßt.

„Martinon", das neue Stück des Palais Royal, ist ein lustiges und unterhaltsames Vaudeville, worin die Autoren Vollhand und Heuneauin den gewöhnlichen Gang der Ereignisse eingehalten und somit etwas neues auf die Bühne gebracht haben. Der Einfall ist kein neuer, Hubert kennt den Gatten seiner Freundin Antoinette nicht, und als er ihn kennen lernt, gefällt ihm der vorzügliche Gatte besser als seine Frau, die ihn bald darauf sitzen macht. Natürlich geschieht nachher der Gatte und Hubert pausen nun zusammen auf die Schönheiten Antoinettes, und Hubert sucht sich die schönen Bande wiederzuerwerben, die Antoinette, natürlich Liebhabern, und was weiß ich noch Schlimmes, Verbotene machte. Ihre Zahlung wird selbstverständlich durch die Tugend und den Verstand besiegt oder besiegt, sondern alles endet in Wohlgefallen und Zufriedenheit. Schach und Antoinette

*

Man gibt im Burgtheater gegenwärtig neue Stück „Ein Blick" und alten Beern und Schnitzler. Ludwig Philippe Republikaner, die Republikaner, die Bourbonen, die Bourbonen, die Bonapartisten, die Bonapartisten, die

Mit großer Spannung sah man in literarischen Kreisen der Erstaufführung der „Lemure“ entgegen, deren Verfasser der kaum 10 Jahre alte Sohn Jean Richepins ist. Die Erwartung ist ein Mannweib, das von der Liebe nichts wissen will, sich als Mann kleidet, jagt, ficht, reitet und für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintritt. Außedem ist sie Spanierin und lebt im 17. Jahrhundert. Bielleicht ist nur das daran schuld, daß ich von dem Drama den Eindruck bekommen habe, als ob es sich hier um die Dramatisierung irgend einer Novelle von Cervantes oder Lope handle, die ganz ähnliche Menschen und Verhältnisse geschildert haben. Und noch mehr erinnerte mich das Stück, wenigstens zu Anfang, an das reizende Lustspiel von Moreto „El desden con el desden“, im deutschen unter dem Titel „Donna Diana“ bekannt. Aber junge Leute, die Richepin und kennen seinen goldenen Mittelweg. Moreto hat seine Diana gehörig und zur Liebe und Ehe geführt, Jacques Richepin ist nicht so gnädig: seine Heldin liebt zwar den jungen Ritter, der ihr eine Ohrfeige gegeben hat — er hielt sie für einen Mann, da sie Mannskleider trug — aber dieser Herr hat bereits ein Verhältnis mit einer anderen jungen Dame, welche ihn nach einigem Schwanken bessen gefällt, als das Mannweib, hauptsächlich deshalb, weil sie ein echtes Weib, das heißt ein flötender, wimmernder und seufzender Schmachtlappen ist. Der Held hat einen schlechten Geschmack. Die Heldin aber gerät in Zorn und dingt ein paar Mörder, um den Helden umzubringen. Die Mörder passen im Park auf, wo der in einen schwarzen, mit silbernen Sternen geschmückten Mantel gehüllte Ritter vorüberkommen muß. Aber ehe es so weit kommt, bereut die Heldin, beklagt ihr verfehltes Leben und flieht sich, nicht wie Sappho ins Meer, sondern in den bewußten Sternenmantel, der sie denn auch glücklich umgebracht wird. „L'Ecumère“ ist also gewissermaßen ein Tendenzstück gegen die feministischen Bestrebungen und zugleich ein romantisches „Drama de capa y espada“, und wenn diese Verquickung auch nicht gerade als gelungen bezeichnet werden kann, so muß man doch gestehen, daß der junge Dichter ein schönes Talent offenbart und daß seine Erstlingsarbeit wenigstens nicht an dem entsetzlichsten Fehler, an der Langeweile, krankt.

R. E. Schmidt.

Bücher.

Hermann Bachmann: Deutsche Arbeit in Böhmen. Culturbilder. Berlin 1900, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Das vorliegende Werk versucht in 19 Abhandlungen ein Bild von dem Werden und Wirken des deutschen Volkstums in Böhmen zu geben. Provinzialgeschichtliche Studien, die Darstellungen können somit meist nur auf das locale und sachwissenschaftliche Interesse rechnen. Böhmen aber ist nicht nur die wichtigste Provinz Oesterreichs, die Stellung der Deutschen in Böhmen ist auch das wichtigste und schwierigste Problem der inneren Politik Oesterreichs. Die vorliegende Arbeit stützt sich auf eine große Materialsammlung, in den der nationale Kampf seinen Niederschlag gefunden hat, aber auch wie bedeutend die culturellen Hilfsmittel sind, auf die das Deutschthum in Böhmen sich stützt. Die Ausführung der einzelnen Aufsätze ist nicht gleich, sie wechselt von sachwissenschaftlicher Strenge bis zu feuilletonistischem Ton. Die Verschiedenheit der Darstellung war begreiflicherweise durch den Gegenstand bedingt. Das Ganze kann wohl auf einfachen Lesekreis sicher sein und wird den Zweck der Herausgabe wohl erfüllen. E. Pl.

Charles Albert: Die freie Liebe. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Therese Schleinger-Edstein. Leipzig, Max Spohr, 1900.

Der Verfasser behandelt die Entstehung der Liebe und der Ehe, den ungünstigen Einfluß der heutigen Gesellschaftsordnung auf das Geschlechtsleben und die Erlösung aus diesen Uebeln durch die erstrebte Neuschaffung des Privateigenthums in der Ehe. Die Ansichten gelehrter Leute und durch die Schriften von Engels und Bebel allgemein bekannt geworden Weise, ohne neue Gedanken beizubringen, und ohne daß warme Empfindung und eigene Erfahrungen — er glaubt unter anderem bewiesen zu können, daß fast alle Käufe von Prostitution allein auf Elend zurückzuführen seien — seinen Stoff in subjectiver Weise verarbeitet. Als Vertreter des Ideals der freien Liebe überziehen, dass eine Gesellschaft, in der jeder nugebindert seinen Neigungen folgen könnte — außer den Liebesneigungen gibt es doch noch sehr viele andere — mit einer Gesellschaft, sondern eine Anarchie sein würde, das Geschlechts- und Familienleben gleichmäßig leiden, wie unmöglich eine neue Ordnung gesellschaftlicher Ordnungen unabhängige Gestaltung des individuellen Lebens ist, wenn das Individuum nicht auf die Stufe der Thierheit zurückstehen will, und dass selbst die Aufhebung des gesellschaftlichen Zwanges ihr Ideal auch nicht verwirklichen würde. Denn wenn auch die Liebe nicht reine Illusion ist, wie die Pessimisten wollen, so sucht doch ein gut Theil Illusion darin, und „mit dem Gärtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei“, in dem Grade nicht selten, daß der junge Mann, der ohne die Hoffnung geliebte seine Minute länger leben zu können vermeinte, je schon nach einem Jahre das Pferdefuß hervorgucken sieht, wie Satan, der sich nur einleihig ist, und ebenso einleihig der Wunsch nach Auflösung der Verbindung? Beides kommt doch ungemein häufig vor. Und wie wird den Personen zu helfen sein, die behaupten, daß sie der Abwechslung bedürften, und dass ihnen jedes langer dauernde Verhältnis unerträglich werde? Auf einen so unberechenbaren Reiz, auf eine von der Beherrschung durch Grundsätze befreite Empfindung läßt sich keine gesellschaftliche Ordnung bauen. Das gesteht denn auch Albert selbst S. 129 bis 130 einigermaßen zu, aber, meint er, nach Beseitigung der Ursachenreize, welche die capitalistische und autoritäre Gesellschaft dem Verhältnis der Liebe in den Weg legt, werde reine und edle Liebe häufiger sein und dauernder zu glücklicheren, daher auch dauerhaften Verbindungen führen. Wohl möglich; es wäre aber auch möglich, daß die sozialistische Gesellschaft einen noch härteren Zwang als die heutige auszuüben gewohnt wäre, wie dies in kleinen communistischen Gesellschaften schon vorgekommen ist und noch vorkommt, z. B. bei den Herrnhutern, die freilich von sinnlicher Liebe überhaupt nichts wissen wollen. Wir leugnen die Möglichkeit, die höhere Gesellschaftsordnung auf dem Gebiete des Geschlechtslebens erzeugt, keineswegs und bekämpfen sie ebenfalls, meinen aber, daß mit kleinen Verbesserungen im einzelnen mehr Unglückliches geholfen werde, als mit der Anpreisung von Utopien, die, vorläufig wenigstens, keine Aussicht auf Verwirklichung haben. Die Uebersetzung ist vortrefflich.

— r —

Karl Henckell: Neues Leben. Dichtungen. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co. 1900.

A. M. Meyer hat Karl Henckell einen lauten Rhetor und verkohlenen Lyriker genannt. In seinem neuen, von Fidus reizend ausgeschmückten Buch ist er erstaunlicherweise nur mehr verständlich theoretisch, dagegen als Dichter um so lauter. Die einleitenden „Stanzen“ allerdings, die einen zornigen Barouton anschlagen und über alles Erdenkliche wettern, zeigen, daß der Grundbeutsche von einst seine „Trutznachtigall“ noch nicht völlig überwunden hat. Vor zehn Jahren hätten diese Posaunenhöfe vielleicht erschüttern, heute wirken sie fast als Parodie! Der wie Karl Henckell die Musik des Wortes selbst als Musikwerk bereitet, wer so reine Naturgedichte wie jenes von dem „Maigeschöt“ oder den „Seligen Nächten“ zu geben vermag, darf das Schreien im Streit denen überlassen an denen Kraft weniger gelegen erscheint.

P. W—r.

Stefan Großmann: Die Treue. Novellen. Mit Titelbild von Fidus. Wien, Wiener Verlag. 1900.

Die eine dieser Skizzen, „Reise“, erschien in der „Zeit“. An ihr gefiel die feine, stilvolle, nuancenreiche Gestaltung unscheinbarer, kleiner Vorgänge, die Weise, die Stimmung eines Tages für zwei Tage Reise, und was diese Großstädterin nun im stillen Marktflecken, in einer idyllischen Gesellschaft, in Stunden, da nichts geschieht, durch Worte, Andeutungen und Begegnungen erlebt, wirkt stärker auf sie als wirkliche Erlebnisse. Als ihr Mann sie nun abholt, tritt sie ihm anders entgegen, nicht mehr so trüg, so naiv, so zuversichtlich. Eine Fülle von Beobachtungen feelischer Züge, in eigenartigen Dialogwendungen, in launenhaftem Schweigen, in Geberden sich verrathend, belebt diese stillen Scenen. Sie ist auch in den besten der anderen Geschichten dieses Buches zu finden. Diese psychologische Beobachtungsgabe ist aber nur das eine Talent, das Großmann reich ausgestattet hat. Das zweite, Höhere, Größere, das Fragmentarische ist hier nicht zur Absicht, sondern der eigentliche Triumph. Die Vorbilder dafür sind Großmann bei Tschechow, Peter Altenberg und bei Franzosen. „In der Defensive“ und „Wunder des Lebens“ scheinen mir besonders gelungen.

dd.

Revue der Revuen.

„Der Lotse“ (9. Januar) bringt einen Vortrag von Dr. Käthe Schirmacher über eine „Mädchenreformschule, den dieselbe kürzlich im Verein „Frauenwohl“ zu Hamburg gehalten. Dieser Verein plant die Gründung einer neuclassigen Anstalt mit drei Vorschul-, drei Mittel- und drei Oberclassen. Erst im sechsten Schuljahr soll der Unterricht in fremden, modernen Sprachen inaugkommen, während im siebenten eine Gabelung eintreten und den für humanistische Studien bestimmten Mädchen Gelegenheit geboten werden soll, Latein und Griechisch zu lernen. — Ida Olberg schreibt über die Säuglingssterblichkeit in Deutschland, wo dieselbe höher ist als in irgend einem anderen Culturland. Allerdings hebt sie eine ebenso ungewöhnlich hohe Natalität gegenüber. Geburten und Todesfällen stehen sich hier nur drei zu eins gegenüber. Die Ursache die bei den deutschen Arbeiterinnen fast ganz abgekommene Gewohnheit der natürlichen Ernährung für das Gedeihen der Säuglinge ist, zeigt das Beispiel Italiens, das die geringste Sterblichkeitsziffer bei sonst ebenso ungünstigen materiellen Verhältnissen aufweist, was die Verbreitung auf die Gewohnheit der Italienerinnen zurückführt, ihre Kinder bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres selbst zu stillen.

„Revue de Paris“ (1. und 15. Januar). Felix Thomas erzählt von der Ausbildung einer blindgeborenen Taubstummen. Die Klosterschwestern des Taubstummen Instituts in Larnay haben aus einem verkrüppelten Kinde, Marie Heurtin, das ihnen im Alter von zehn Jahren in halbverthiertem Zustand übergeben wurde, ein menschliches Wesen mit deutlichen Vorstellungen und Empfindungen gemacht, das sich überdies durch die Zeichensprache mit seiner Umgebung zu verständigen vermag. Unabläßgemate mußte man das Kind einen Gegenstande betasten lassen und ihm dann das entsprechende Wort in die Hand machen, um ihm einen Begriff beizubringen. Erst viel später, als man sich mit dem Kind schon durch Zeichen verständigen konnte, wurde der Versuch gemacht, es sprechen zu lehren, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß es mit den Augen die Bewegungen der Lippen sah und an der Kehle der Lehrerin verfolgte und dann nachzuahmen versuchte. Heute verleiht Marie Heurtin nicht nur jedes Wort von den Lippen ihrer Lehrerin zu lesen, sie versteht, neben unzähligen, concreten auch über diese abstracte Begriffe, wie Leben und Sterben, Zeit und Raum; da aber die sinnlichen Vorstellungen fehlen, so ist ihr Denken natürlich verworren und es hat sie auch von Irrthümern ein raumliches Bild, und stellt sich z. B. die Lebensdauer als eine weite Ebene vor, durch die man lange geht. Wohl den Taubstum, der ja bei allen Mängeln sehr ausgebildet ist, verlagt sie aber einen ungemein feinen Gemeinsinn, durch den sie ihre Mitmenschen kennt, unterscheidet, und ihre Gemeinheit nur zu gut durchschaut. Sie ist so groß, daß sie das Entreten jeder neuen Person in einen Raum bemerkt. — Ueber Friedrich den Großen als Dichter und die französische Cenine (Friedr. d. Großen u. Jean Jac. Rousseau) schreibt Gaston Boissier. Es ist ein interessantes Problem, das Verhältnis dieser beiden Menschen, durch den sie ihre Zeitgenossen auf den Gedanken gebracht wurden, sie brüderlich zu vereinen, die auch manche Aehnlichkeiten aufwiesen, den Gegensatz auf der Höhe ihrer Cultur, in den sie sich stellten, und ihre Verschiedenheit, die sich in ihren Werken offenbarte, denen sie ihren Ruhm verdankten, denen sie ihre Unsterblichkeit verdanken werden. Friedrich der Große, der sich selbst als Schriftsteller überschätzte, hatte eine Vorliebe für Voltaire, der ihn in seinen Briefen mit Schmeicheleien überhäufte, die ihn ermüdeten, und ihn bewogen, sich von ihm zurückzuziehen. Voltaire, der sich in Berlin, wurde aber abgewiesen. Die Gründe, die Voltaire dazu bewogen, sich in Berlin niederzulassen, sind nicht ganz klar. Er wollte sich wahrscheinlich dem Einfluß seiner Feinde entziehen, die ihn in Paris verfolgten, und hoffte, dem Hofe des Königs, der ihn bewunderte, nahe zu kommen. Trotzdem gelang es ihm nicht, sich dort einzubürgern. Er hatte sich

Digitized by Google

de Bounneville, eine Copie des königlichen Manuscriptes anzufertigen, die er sodann an zwei französische Verleger gleichzeitig verkaufte. Einer derselben, der Buchhändler Saillant, legte das Manuscript ordnungsgemäß dem damaligen Censor M. de Malesherbes vor, der es seinerseits dem Minister des Aeußern, Herzog von Choiseul, unterbreitete. Nach einigen Bedenken ertheilte Choiseul stillschweigend seine Zustimmung, ließ aber die den französischen Hof beleidigenden Stellen eliminieren. So erschien bei Saillant eine castrierte, bei Brunfet in Lyon aber gleichzeitig eine vollständige Ausgabe der „Posséides du Philosophe de Sans-Souci“, die den größten Scandal hervorrief und vom Papst sofort auf den Index gesetzt wurde, und die Friedrich der Große wie zur Rechtfertigung eine sorgfältig geänderte, officielle Ausgabe folgen ließ, während die beiden französischen von ihm aufgekauft und zu Berlin vom Scharfrichter öffentlich verbrannt wurden.

„Contemporary Review“ (Januar). Ein Artikel über die Mißstände auf dem flachen Land. Immer stärker wird die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter, und scharenweise wandern die Bauern in die Städte, um Fabriksarbeiter zu werden. Die ökonomischen Ursachen und Begleitumstände werden des weiteren ausgeführt. — Josef Penell schreibt über Fahrräder und Automobile im Jahr 1900. Die Fahrräder weisen einen großen Rückgang auf; die Zahl der amerikanischen Radfahrer, die sich früher auf hunderttausend belief, ist etwa auf ein Drittel zusammengeschmolzen. An die Stelle des Zweirades ist — auch in der Industrie — das Automobil getreten. Der Verfasser erblickt in dem Motor-Bicycle das beliebteste Beförderungsmittel der Zukunft, aber allerdings in einer verbesserten Construction, da seine heutige noch manches zu wünschen übrig läßt. (Wir können dazu auf die Ausführungen unseres Mitarbeiters Eduard Berg in Nr. 328 der „Zeit“ verweisen. D. Red.)

Der verlorene Sohn.

Skizze von E. Tschirikow.

Uebersetzung aus dem Russischen von Clara Brauner.

(Fortsetzung.)

Der Alte begann umständlich zu erzählen, auf welche Weise sie um ihr Vermögen gekommen waren, und beim Erwähnen Winogradows fügte er immer „Schuft“ oder „Schurke“ hinzu.

— Wenn ich sterbe, sein vorsichtig mit ihm, traut ihm nicht, Gott behüte Euch davor! Ich werde zu nichts mitnehmen, alles bleibt für dich und für Sergei. Sergei steht doch auf eigenen Füßen, du mußt dich aber fest an das Gut halten. Du mußt dich zusammennehmen. Vielleicht gelingt es dir mit der Zeit, bei der Obrigkeit besser angeschrieben zu sein und deinen Ruf zu verbessern, dann kannst du zu einem Amt kommen . . . Das alles ist möglich. Es waren solche Fälle. Es wäre gut, wenn du Bezirkshauptmann werden könntest! . . .

Grigory hörte zu und schwieg, als aber der Alte von der Verbesserung des Rufes und der Bezirkshauptmannstelle zu sprechen begann, sagte er ungeduldig:

— Ach, lass' Vater! Das alles sind unerfüllbare Pläne . . .

— Du hast ja nichts gestohlen, niemand ausgeraubt . . . Du hast nur den Leuchthurm im Leben verloren . . . ja! Und jetzt hast du ihn gefunden. Man nimmt das nicht so genau. Es waren solche Fälle. Du mußt nicht verzweifeln, Grigory . . . Du hustest — das ist schlecht . . .

Grigory wollte sagen, er bereue nichts, er habe noch keinen Leuchtthurm im Leben gefunden, er wolle seinen Ruf nicht verbessern und bei niemand gut angeschrieben sein. Aber wozu? Das würde den Alten nur kränken, denn er würde das nicht verstehen. Soll er nur das denken und sagen, was er will und was er denkt.

— Du wirst hier ruhig, ohne alle diese Ideen leben. Wirst mir die Wirtschaft hübsch helfen. Allein wird man schwer fertig. Das Volk ist jetzt aus Rand und Band; man schreit, daß es hungert, es sauft aber . . . Es ist ein wildes, grobes Vieh! . . . Sie nehmen Vorschuß, saufen dann davon, und man kann mit ihnen nichts machen . . . Man kann sagen, was man will, es hat seine Freiheit zu früh bekommen. Sklaug der Wolf nicht zahm ist, darf man ihn nicht von der Kette lassen . . . Und um dieser Faulpelze und Säufer willen geht in die Trämmer zugrunde. Wenn du hier lebst, wirst du's sehen! Und wenn ich sterbe und du die Wirtschaft selbständig führst, wirst du mehr als einmal an den Vater denken. Ich habe dir auch früher gesagt. Und was ist bei alledem herauszukommen: deine Carriere ist hin und du hustest . . . Ich hab' dir's immer gesagt. Die Mutter und ich haben's nicht schlecht mit dir gemeint . . . Nun, lassen wir das . . . Jetzt wird alles schlecht und alles irgendwie machen lassen . . . Man muß nicht verzweifeln. Die Mutter hat gesagt, wenn Gritzka zurückkommt, sag' ihm, daß ich ihm verzeihe . . . ja! Nun, Gott sei mit dir! Schlafe! Ich werde dich nunmer . . . Ja, ja! Die Trämmer!

Der Alte wiegte mit dem Kopf und ging.

Grigory sah ihm erstaunt nach, und als der Alte hinter der Thür verschwand, seufzte er und schloß die Augen. Er war auf einmal schrecklich müde; etwas beschwerte ihm das Herz, und der ruhere Eindruck, er sei endlich gelandet, verschwand . . . Traurigen wühlte der Sturm, und das braunrothige Grigory, als risse ihm hervor, bei diesem Wetter in einer nichtigen Angelegenheit noch weiter zu reisen, als habe er sich hergelegt, nur um unterwegs auszuruhen, und als habe er soeben nicht mit dem Vater, sondern mit dem Wirt des Gasthofes gesprochen, wo er abgestiegen ist . . .

II.

Es war ein fröhlicher, frostiger Morgen. Der Reif glitzerte in der Sonne, und der Schnee knirschte und erschien so weiß, daß er die Augen blendete. Alle Oefen in den Wohnhäusern des Gutshofes wurden geheizt, und der Rauch stieg in hohen, violetten Säulen auf. Auf dem Gut „Gocky“, das Piotr Trofimowitsch dem Schuft Winogradow verkauft hatte, war ein kirchlicher Feiertag, der Alte stand sehr früh auf und machte sich bereit, nach Gorky zum Hochamt zu fahren. Er fuhr jeden Sonntag hin, diesmal wollte er aber Sergei und Grigory mitnehmen, um nach dem Hochamt auf Marfa Fjodorowas Grab eine Seelenmesse zu beten. Zuerst weckte der Alte Sergei auf, er zögerte Grigory zu wecken, er that ihm leid: „soll er noch ein wenig schlafen“. Sergei wachte in schlechter Stimmung auf; er war zu kalt, vom warmen Bett aufzustehen; darum hustete er laut, spuckte und schrie Wassiljewna wild an, wie er gewohnt war, es mit seinem Burschen zu machen.

— Schafskopf, so ein Schafskopf! — donnerte sein Baß durch alle Zimmer. — Nun! Tummle dich!

Von diesem Geschrei erwachte auch Grigory. Auch er war faul aufzustehen, und er dachte nicht daran, nach „Gorky“ zu fahren, wenn nicht die Messe für die Mutter wäre. Nicht hinfahren hieße den Alten kränken; er würde dem einen besonderen Sinn und besondere Bedeutung unterlegen. Grigory begann sich anzukleiden.

— Du bist schon auf? Gut, gut! . . . — sagte der Vater, der vorübergieng. — Nun, wasche dich und zieh einen Gehrock an — fügte er hinzu und streifte Grigory mit einem flüchtigen Blick.

— Ich habe keinen. Ich glaube, es geht auch so . . .

Der Alte unterzog Grigory nochmals einer Musterung, und es missiel ihm wohl etwas, denn er zog die Brauen zusammen.

— Du mußt einen Gehrock anziehen. Es wäre unpassend, so hinzufahren. Nach der Messe fahren wir zu Winogradow hinüber, du mußt dort bekannt werden und deinen Besuch machen, denn dieser Lump kann dir nützlich sein. Du mußt dich irgendwie aufraffen und deinen Ruf verbessern . . .

Grigory, den die Rehabilitationspläne des Alten ausbrachten, bekam einen Hustenanfall; als dieser sich gelegt hatte, sagte er ärgerlich:

— Schufte und Lumpe können mir nicht nützlich sein. Man kann auch ohne diesen Besuch auskommen.

— Das sind die alten Grillen — antwortete der Alte und fügte unzufrieden hinzu:

— Uebrigens, wie du willst . . . Ich mein' es gut mit dir, Grigorn . . . Wie du willst, wirst's mir später nur nicht vor.

— Ich werde dir nichts vorwerfen — das kannst du mir glauben!

Jetzt kam Sergei herein. Er trug die Paradeuniform mit Epauletten auf den hochgezogenen Schultern, die Brust war wie ein Rad herausgetrieben, die Taille mit einem Silbergürtel umspannt, und der Schnurrbart war stark gewichst und schnurgerade gedreht, er glich aus der Ferne zwei Nägeln, die sich mit den Köpfen berührten.

Den Degen! — schrie er mit Donnerstimme, und als die erschrockene Wassiljewna athemlos herauflief und ihm den Degen reichte, warf er sich den lackierten Riemen um die Schulter und fragte Grigorn:

— Wirst du in dieser Joppe fahren?

— Ja.

— Das ist nett! Man wird dich bei Winogradows zu besuchen. Es schickt sich auch für die Kirche nicht! Es kommen anständige Leute hin . . .

Grigorn lächelte, aber er schwieg; er warf dem Bruder einen ironischen Blick zu und dachte: „ein echter Feldwebel“.

Vor dem Hause kamirte ungeduldig das Kleinwüchsige Pferd, das so rund, satt und kräftig aussah. Von Zeit zu Zeit verneigte es sich vor jemand und klingelte dabei mit den Schellen, die am Zaum angebunden waren, und es schien dann, daß irgendwo ein Regen aus melodischen Glöckchen zur Erde fiel. Kutscher gieng um den Schlitten herum und tauchte eine Cigarette, indem er auf die Herrschaft wartete. Er trug einen grauen, wattierten Rock und eine Mütze mit Schirm, wie sie die Kleinbauern tragen; nur die großen Fäustehandschuhe, die er zusammenschlug, um sich die Hände zu wärmen, und die Filzstiefel mit rothen Lappen verriethen den Bauer. Der Schirm knisterte unter seinen steifen Steifen, und neben dem Schlitten drückte sich gegenstande Fußspuren ab.

Sergei stand am Zaume und betrachtete das Pferd und Kutscher. Er trommelte mit den Fingern leicht auf der Fensterscheibe und pfiff mit dem Augen seines Lackstiefels. Er hatte Lust, mit dem Kutscher über Pferde Thema nach zu sprechen, fand aber keinen passenden Anlaß dazu.

Digitized by Google

— Merkwürdig — sagte er endlich wie im Selbstgespräch und ohne sich an jemand zu wenden. — Merkwürdig! Die Bauern wollen den Herrschaften ähnlich sehen, und die Herrschaften den Bauern. Eine verkehrte Welt! . . Dass der Bauer aus dem Bauernstande heraus will, ist verständlich, ein jeder will höher hinaus, dass aber gewisse Herren Bauern werden wollen — das kann ich, bei Gott, nicht begreifen!

— „Das war ein Schuss!“ — dachte Grigory, beantwortete aber die Herausforderung nicht. Dieser Angriff war sicher für Grigory bestimmt: gestern hatte er laut geträumt und unter anderem sein Vorhaben, sich Erde anzueignen und dort zu leben, wie Millionen Menschen es thun, mitgetheilt. Er hätte das nicht sagen sollen, denn hier im Haus war man nicht imstande, den inneren Sinn dieses Entschlusses zu verstehen . . Der Vater erschien im Frack und in grossen Galoschen, die über den Fussboden knarrten.

— Seid Ihr fertig? Und du Grigory, bleibst doch in dieser . .

— Joppe — antwortete Sergei statt des Bruders.

— Ich fahre nicht mit — sagte Grigory.

— Das ist deine Sache . . — warf ihm der Alte unzufrieden hin und ging; man hörte, dass er irgend eine Thür zornig zuwarf.

Sie fuhren fort. Grigory blieb allein. Wassiljewna kam herein und sagte:

— Und du, Grigory Petrowitsch, bist nicht auf Mamas Grab gefahren?

Ihre Stimme klang vorwurfsvoll und gekränkt.

— Wie viel Thränen hat Mama um dich geweint! . . Wie sie sich um deinetwillen gegrämt hat! . . Es wär' eine Sünde, wenn du für sie beten würdest . . Ach ja! Gott verzeih' uns Sündern! — schloss Wassiljewna seufzend und ging traurig und nachdenklich hinaus.

Grigory schritt lange und beharrlich in den Zimmern auf und ab, während sein Hirn mit einer eiligen, unbewussten, ruhelosen Arbeit beschäftigt war.

Es fehlte ihm etwas, als habe er etwas verloren oder als sei mit ihm etwas sehr Schlimmes geschehen; was er aber verloren hatte oder was geschehen war — das blieb unverständlich. Das beunruhigte ihn, und die Unruhe wuchs und wuchs, sein ganzes Wesen wurde von Bangigkeit und Verzweiflung erfüllt, und er konnte sich in dem grossen Hause, in dem er geboren war, keinen Platz finden . . Grigory setzte sich auf den Divan im Salon, nahm das Photographienalbum vom Tisch und suchte das Bild seiner Mutter heraus: sie war d'rauf ganz jung, mit den beiden Kindern, Sergei stand und Grigory, ein dicker Knirps mit nackten Beinchen, sass auf dem Arm der Mutter und glotzte mit seinen verwunderten Augen . . Grigory sah dieses Bild lange an, und vage Erinnerungen erwachten in seinem Gedächtnis, während in der Tiefe seiner Seele das Bedauern über etwas Verlorenes und Unwiederbringliches aufstieg . . Und je länger Grigory schaute, desto klarer wurden diese Erinnerungen, und einen Moment lang schien Grigory sogar zu wissen, wie man sie photographiert hatte . . Das war aber natürlich nur eine Täuschung der Phantasie, denn dieser Knirps mit den nackten Beinchen, die an den Füßchen wie mit einem Faden umspannt aussahen, zählte erst drei Jahre . . Grigory sah die junge Mutter an und wollte nicht glauben, dass die Mama mit diesen guten und freundlichen Augen, mit einem so liebevollen Lächeln, das von Mutterglück erfüllt war, nicht verstehen konnte, dass er nur ein ehrlicher Mensch war und den Eltern gegenüber keine Schuld trug. Grigory dachte, die Mutter allein hätte jetzt vielleicht verstehen können, wie und warum alles so gekommen war, und wenn nicht verstehen, so doch daran glauben, dass er sein ganzes Leben den Menschen geweiht hatte, dass er jetzt müde und erschöpft war, dass ihn seine Brust schwerzte und er keine Kraft mehr zum Herumwandern hatte . . Er zog sein Taschentuch heraus, hielt es sich vor die Augen und erhob sich stürmisch von seinem Platze.

Um die Mittagsstunde kamen der Vater und Sergei aus „Gorh“ zurück. Das Gesicht des Alten war feierlich und trug jenen besonderen Ausdruck von Ernst und Andruug, wie er Gläubigen bei der Vollführung von religiösen Ceremonien und Gebräuchen eigen ist. Er ging langsam, als trüge er etwas zerbrechliches in den Händen, hielt den Kopf gerade, und ein heimlicher, erhabener Gedanke schien ihn selbst dann nicht zu verlassen, als er sich zu Tische setzte. Er war schweigsam und blickte irgendwohin in die Ferne, als sähe er die ihm gegenüber sitzenden Sergei und Grigory nicht.

Sergei war rothhaarig, irisch und thätig, das Leben pulsirte in diesem gesunden und feinen Körper. Er war mit sich sehr zufrieden: in der armen Dorfschule, in der nur gewohnliche, unthätige Menschen beteten, war Sergeis Erscheinen ein ganzes Ereignis: die glänzende Uniform stets diese finsteren Köpfe an Sergei eine sehr wichtige, bedeutende Persönlichkeit, den Zeitunvoll oder sogar den Gouverneur vermuthen, und als Sergei auf den Steinstufen der Kirche die Sporen laut zusammenschlug, traten alle ehrfurchtsvoll zur Seite, machten ihm Platz und flüsterten ihren Nachbarn zu: „Lon ihn durch! sieht du denn nicht?“ Vorne am Emporium stand das bessere Publicum: die Männer rechts, die Frauen links; links sah man ein paar bunte Hüte mit grellen Blumen schimmern, und Sergei bemerkte mehr als einmal, zu seiner Freude, dass alle Hüte sich nach ihm hinwenden und dass die Frauen in den Hüten um den von ihnen bei Sergei hervorgerufenen Eindruck besorgt sind, sobald er seinen Kopf wie ein Adler nach links dreht . . Er wurde selbst von der Geistlichkeit angezeichnet, und Antonowo kam der Polizeicommissär um das Privilegium, als erster das Kreuz zu küssen und den Popen zu begrüssen, der Unterdiacon, der rückwärts einen schwanzähnlichen Zopf trug, lächelte unterwürfig, als er Sergei die Hostie auf einer Untertasse reichte und sagte: „Wünsche frohe Feiertage Euer Hochwohlgeboren!“ Alle hörten es und dem Polizeicommissär misfiel es . . .

Das Mittagessen war feierlich. Zuerst reichte Wassiljewna die Kutja*) herum, um der verstorbenen Marja Fjodorowna zu gedenken. Der Vater bekreuzte sich und aß andächtig einige Löffel von diesem symbolischen Gericht. Sergei aß auch ehrerbietig ein paar Löffel davon, legte sich dann die Kutja auf den Teller und begann sie wie einen Brei zu essen. Der Vater blickte zu Grigory hinüber, und es schien diesem, der Alte hätte sich überzeugen wollen, ob Grigory auch wirklich aß. Grigory hatte einen Widerwillen gegen die Kutja; das Gefühl war bei ihm seit der Kindheit geblieben, und er hatte es zuerst verspürt, als der Religionslehrer im Gymnasium die Bedeutung der Kutja folgendermassen erklärte: „es sind viel Körnchen d'rin, weil es viel Tode gibt, die Rosinen sind süß, und auch den Todten ist es „dort“ süß.“ Um aber den Vater nicht zu kränken, nahm Grigory die Gabel, warf die Rosinen beiseite und aß nur den Reis.

— Das ist keine Spielerei! — sagte der Alte unzufrieden und schob die Platte mit der Kutja von Grigory fort.

— Nach ihrer Ansicht ist das nur eine Komödie und ein Vorurtheil! — spottete Sergei, schluckte den letzten Löffel seiner Portion herunter, wischte sich den Schnurrbart mit der Serviette ab und sagte lustig:

— Jetzt kann man sich aber einen Schluck leisten!

Er trank ein Glas Brantwein aus und liess d'rauf ein zufriedenes „Brr!“ hören. Grigory sass bei Tische und fühlte sich unbehaglich und unfrei, als habe er sich vor diesen Leuten in der That etwas zuschulden kommen lassen. Äusserdem fühlte er, dass der Vater und Sergei miteinander von ihm gesprochen hatten, und dass sie in irgend etwas diesbezüglich einverstanden und solidarisch waren. Und zu wechselten sie Blicke, manchmal sah der Vater Grigory von der Seite an, und Grigory fieng in diesem Blick ausser einer gewissen Feindseligkeit auch Besorgtheit und Unruhe auf. Vielleicht hatte der Vater wieder mit dem Polizeicommissär über ihn gesprochen . . .

— Es würde dir nicht schaden, dir das Haar schneiden zu lassen, Grigory, du hast eine Mähne, wie ein Unterdiacon! — sagte der Alte unter anderem, als er mit dem Essen fertig war.

— Das ist jetzt schon aus der Mode gekommen, mein Lieber — bemerkte Sergei und schnaufte, weil er zu viel gegessen hatte — die Nihilisten nehmen sich jetzt zusammen: sie lassen sich kurz scheren und tragen keine rothen Hemden mehr!

Nachdem Sergei das gesagt hatte, warf er dem Vater einen Blick zu, wie wenn man überzeugt ist, Beifall zu finden.

— Lasst mich in Ruh'! — schrie Grigory auf. Seine Stimme klang zornig, und er begann zu husten. Dieser Husten machte seinen ganzen schmächtigen Körper erbeben, und es schien, als sie etwas in Grigorys Brust und hatte sich mit Krallen darin fest, und er bemühe sich mit allen Kräften seiner Lungen, dieses etwas herauszuwerfen, das wurde ihm aber niemals gelingen . . .

Abends beim Thee sassen sie schweigend da und warten einander lästig. Der Vater war unwohl: er ächzte und machte ein Gesicht, als fürchtete ihm jemand in einer nicht verbotten Wunde herum. Sergei las die „Nowoje Wremja“, klapperte mit dem Theelöffel am Glas herum und sich ab und zu ein „hm!“ heraus.

— Ich wurde sie alle ansbrennen und damit basta' dachte er laut, was die Zeitung soll und trank seinen Thee.

— Wen denn? — fragte der Vater finster.

— Die Juden. Ich würde mit diesem Diebpack anfangen und mit dem letzten schmutzigen Juden aufhören!

— Wofür denn?

— Aber ich bitte! Wegen eines einzigen, mit Verlaub zu sagen, räudigen Juden wird der ganze Staat erschüttert und die Ehre der Armee besudelt! Man sollte ihn aus die erbärmlichste Fasse aufhängen und basta! Aus! Warum lacht du denn, mein Lieber? wandte er sich plötzlich herausfordernd an Grigory, als er auf dessen Gesicht ein ironisches Lachen bemerkte.

— Du bist schon so wenig, daß ich dir auch nur noch den Bauch man dich, wie Semjon Ewwe, dann bist du imstande, einen Kavel einmann hinein, wenn du dort wohnhaft hätte hier. Und wohnst du da bleiben .

Digitized by Google

— Und ich glaube, es wäre auch nicht rathsam, solche Don Quixote wie dich anzustellen . . .

— Auch das ist richtig! — erwiderte Grigorn ruhig. — Solche Don Quixote wie ich sind nicht einmal als Kanonenfutter zu verwenden . . .

Sergei fuhr auf.

— Dieses Kanonenfutter vergießt sein Blut für das Vaterland, mein Lieber, schont sein Leben nicht und erinnert daran, daß es keine höhere Heldenthat gibt, als wenn man seine Seele für seine Freunde hingibt . . . Sie ist es, Bruder!

— Du spricht so, als hättest du dein Leben nicht geschont und deine Seele hingegeben — bemerkte Grigorn, und das erschien ihm so komisch und lustig, daß er laut auflachte.

— Und dann, Sergei, beziehst sich das auf die Seele und nicht auf das Leben . . . Es wird eine Zeit kommen, wo man seinem eigenen und fremden Leben gegenüber nicht so schonungslos sein wird, und dann . . . dann werdet Ihr nichts zum hingeben haben!

Sergei sprang vom Sessel auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie wüthend:

— Bitte mit mir nicht zu spaßen! Ich könnte vergessen, daß du mein Bruder bist!

Mit diesen Worten trat Sergei in den Salon hinaus und schlug die Thür so heftig hinter sich zu, daß das Theegeschirr auf dem Tisch klirrte. Grigorn saß mit einem erstaunten Lächeln da und schaute in seinen Bart. Der Vater räusperte sich und furchte die Stirn. Ein paar Minuten verstrichen im Schweigen und dann begann der Alte:

— Grigorn! Ich möchte dich bitten, uns nicht mit deinem Nihilismus und Atheismus zu kommen — das erstens! und zweitens . . .

— Also zweitens?

— Zweitens, Sergei und mich nicht mit deinen unpassenden Scherzen zu beleidigen. Ich bin zu alt, um dabei als Zielscheibe zu dienen, und Sergei ist trotz allem ein Vertreter des russischen Adels, von dem du nichts wissen willst, und . . . der russischen Armee . . . ja! Ich mußte dir das sagen . . .

Grigorn sah den Vater mit weit offenen Augen an und wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte. Und er hatte gar nicht bemerkt, daß er den Vater und den Bruder so verletzt hatte! . . . Grigorn stützte den Kopf auf die Hände und lauschte der anklagenden Rede des Alten, die gleichmäßig und methodisch, wie Regenwasser vom Dach, fließ, er nickte den Worten und Betonungen im Takt zu, als sei er mit allem einverstanden . . .

— Du hast mir geschrieben, daß du moralisch und physisch müde bist, und ich glaubte, du wärest endlich zu Vernunft gekommen, hättest alle diese Ideen beiseite gelassen und wolltest ausruhen und leben, wie alle vernünftigen und ehrlichen Menschen leben . . . Es zeigt sich aber, daß du nicht im geringsten ermüdet bist, daß du meine Einladung für deine socialen Pläne auszunützen beabsichtigst und auf meinem Boden etwas einrichten willst . . . Du läßt dich weder durch deine gute Herkunft abhalten, noch durch den Umstand, daß die Mutter dir vor dem Tode alle deine Vergehen verziehen hat, noch durch deine Krankheit, noch durch den Gedanken, daß man doch endlich einmal anfangen muß, ehrlich zu arbeiten . . . Auch ich bin müde, wirklich müde, geistig und physisch . . . Ich bin alt, und wer weiß, ob meine Tage nicht schon gezählt sind . . . Wenn du mich doch wenigstens vor dem Tode . . . schonen wolltest . . . und . . .

Die Stimme des Alten wurde aus einer methodischen und trockenen plötzlich zu einer ungleichmäßigen und begann zu zittern, die Augen blinzelten, und die in den zahnlosen Mund eingefallenen Lippen krümmten sich krampfhaft.

— Wieviel Leid wir deinetwegen schon erlebt haben, Grigorn! Wenn man all die Thränen sammeln könnte, welche die Mutter und ich . . .

Der Alte schwenkte hoffnungslos mit der Hand, schwieg und begann aufzuschluchzen, wie es Kinder nach anhaltendem Weinen thun. Solange Grigorn der methodischen Rede zuhörte, kauerten auf seinem Gesicht rothe Flecke auf und in seinen Augen loderte sich Empörung, manchmal hatte er Lust, dem Alten ins Gesicht zornig aufzulachen, oder seine unchörten Worte und Beleidigungen mit dem Schrei „schweig!" zu unterbrechen und mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, wie Sergei vorher gethan hatte: — als Grigorn jedoch dieses Schluchzen hörte und die blinzelnden Augen und gekrümmten Lippen sah, hörte er sich plötzlich ganz schuldlos und hatte Lust zu weinen, er fand aber keine Thränen, er konnte nur schwer atmen, es schien ihm zu Luft und etwas preßte ihm das Hirn zusammen . . . Der Alte schluchzte noch immer, sein Kopf mit dem bleichen Schädel und den grauen Haarbüschen zuckte in seinen Händen, und die Schultern zitterten . . .

Grigorn sprang plötzlich vom Sessel auf, ging von rückwärts an den Vater heran, umfaßte mit der Hand seinen Hals, beugte sich über seine Schulter herunter und begann, seine feuchte, nasse und von den Thränen salzige Wange zu küssen.

— Hör' auf, Vater! Beruhige dich . . . Wir können nur einander nicht verstehen . . . Ich bin nicht schlecht, Vater . . . Nein . . . Ich bin in nichts schuldig . . . Es ist wahr, daß ich Euch viel Leid zugefügt habe! . . . Verzeih' mir das, wie die Mutter es gethan hat! . . . Ich habe keine Schuld . . . Nein . . . — sprach Grigorn und zitterte wie im Fieber.

— Laß' nur, Grigorn! Die Mutter und ich konnten es nicht schlecht mit dir meinen . . . ja! . . . Wir wußten, daß du ein gutes Herz hast . . . Man hat dich aber verführt . . . Diese . . . seien sie verflucht! — stöhnte der Alte und schien jemand in der Ferne mit tragischer Geberde zu drohen.

Sergei kam herein. Er hatte den Vater weinen gehört, und in ihm kochte es vor Entrüstung.

— Haben sie denn ein Herz, Papa? Hm . . . sie erkennen die Ehe nicht an und können also keine Kindesliebe, kein Erbarmen mit dem Vater fühlen . . . Bei ihnen wird man „an einem Baum getraut und die Teufel singen dazu . . ." Und was den Besitz betrifft, heißt es bei ihnen: „was mein ist, ist mein, und was dein ist, ist auch mein!"

Grigorn trat zur Seite. Er blickte den Bruder flüchtig an, und dieser Blick war leidenschaftslos und gleichgiltig, als sähe Grigorn nicht Sergei, sondern nur einen leblosen Gegenstand vor sich . . . Er gieng leise, mit gesenktem Kopf hinaus, und in seinem Gang wie in seiner ganzen Gestalt war etwas Schutzloses, Trostloses.

(Schluß folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher

alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL

Kaffee-Import

WIEN – BUDAPEST – BRÜNN

CENTRALE:

WIEN, I., FLEISCHMARKT 7

FILIALEN IN WIEN:

II. Taborstrasse 26

III. Landstrasse Hauptstrasse 61

IV. Wiedner Hauptstrasse 15

VI. Mariahilferstrasse 81

VII. Neubaugasse 28

VIII. Josefstädterstrasse 112

IX. Servitengasse 12

X. Favoritenstrasse 17

XII. Schönbrunnerstrasse 261

XVI. [illegible]

XVIII. [illegible]

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 9. Februar 1901. Nummer 332.

Melodramatische Politik.

Wohl selten noch, vielleicht noch nie hat sich eine Regierungskundgebung durch ein so überreiches Maß an constitutioneller Sentimentalität ausgezeichnet wie Herrn v. Koerbers Thronrede. Die Stellen, welche von der Verfassung handeln, sind geradezu auf Rührungseffecte angelegte. Den Segnungen der Verfassung wird in dieser Thronrede eine so bedingungslose Anerkennung zutheil, wie sie dem Sterblichen nur in Nekrologen beschieden zu sein pflegt. Nil nisi bene ... Wer weiß, ob die Verfassung dieses späte Lob lange zu überleben bestimmt ist!

Doch vorerst sind ja die Dinge noch nicht so weit gediehen. Die Regierung hat allem Anscheine nach die Absicht, mit dem Parlament noch einen Versuch, einen letzten Versuch, wie es im Sommer hieß, zu wagen. Dass sie dazu weniger rührende als zwingende Gründe hat, verrathen uns überdies zwei Stellen der Thronrede, die ihrerseits von Sentimentalität ganz frei sind, nämlich die zwei Stellen, die vom Nervus rerum, von „neuen, sehr bedeutenden Opfern" handeln. Der große Geldbedarf der Regierung, insbesondere für militärische Zwecke, ist von jeher der Ursprung aller constitutionellen Einrichtungen und Verbesserungen gewesen. In diesem Falle befinden wir uns auch jetzt, und unsere Volksvertretung würde sich eines sträflichen Versäumnisses schuldig machen, wenn sie die Geldstemme der Regierung nicht benützen würde, um, unbeirrt von jeder Thronreden-Sentimentalität, die Regierung beim Wort zu nehmen und ihr eine Sicherung und Mehrung jenes „wertvollen Besitzes der treuen Völker" abzuzwingen, als welcher die Staatsgrundgesetze und die bürgerlichen Freiheiten in der Thronrede bezeichnet werden. Denn dieser „wertvolle Besitz" der Völker ist bisher von den Regierungen nicht treulich bewacht, sondern mit aller erdenklichen Hinterlist verkürzt und geschmälert worden. Thatsächlich besitzen wir heute weniger bürgerliche Freiheiten als uns in den Staatsgrundgesetzen verheißen worden sind. Wenn die Verfassung, wie sie ist, wirklich, wie es jetzt in der Thronrede heißt, eine ausreichende „Bürgschaft für die Entwickelung der Völker" wäre, hätte jener politische Stillstand und Wirrwarr nie entstehen können, unter dem wir jetzt leiden. In Wahrheit ist aber unsere Verfassung von allem Anfang an mit zahllosen Lücken und Mängeln behaftet gewesen, welche von den Regierungen in vierzigjähriger Praxis benützt, ausgeweitet und vermehrt worden sind, bis jetzt von der Verfassung kaum noch mehr übrig geblieben ist, als papierener Schein. Die Regierungen haben die Verfassung und alle constitutionellen Einrichtungen, ganz besonders aber das Parlament, zu ihren autoritären Zwecken solange missbraucht, bis sie nun nahezu unbrauchbar geworden sind, nicht nur für die Zwecke der Völker, sondern auch für die der Regierungen. Das ist die eigentliche Grundursache des Uebels. Wenn die Thronrede den Wunsch ausspricht, dass die Völker „sich ihres Besitzes an Verfassungsrechten erfreuen", so wird es den Abgeordneten nur umso besser anstehen, jene unentbehrlichen Theile dieses unverjährbaren Besitzes abzufordern, die den Völkern bislang vorenthalten worden sind.

Dazu gehört gleich die bereits im Octoberdiplom von 1860 statuierte ausnahmslose Mitwirkung des Reichsrathes an der Reichsgesetzgebung, die durch die missbräuchliche Auslegung des § 14 in den letzten Jahren praktisch ausgeschaltet worden ist. Was die Regierung jetzt mit einigen gesetzestechtlich verdunkelten Wendungen in der Thronrede sagt, läuft darauf hinaus, dass an die Abänderung jenes unheilvollen Paragraphen erst gedacht werden soll, bis „wieder ernstliche Vernehmung in das Parlament eingekehrt ist". Das bedeutet eine Lebensverlängerung des § 14-Regimes bis ins Unabsehbare. Der § 14 allein ist Schuld daran, dass die Reihe durch vier Jahre verschleppt wurde. Hätten wir keinen § 14 gehabt, so wäre sie — so oder so — schon längst gelöst worden. Behalten wir den § 14 bei, bis das Schaf friedlich neben dem Wolf weidet und Herr Schöpferer dem Dr. Fuchs den Bruderkuss auf die Lippen drückt, so kommen wir aus dieser Misere nie heraus. Deswegen ist die Aufstehung des § 14 und an seiner Stelle die Schaffung von eng umgrenzten Specialvollmachten für die Regierung (vgl. Nr. 267 der „Zeit"), eine der ersten Aufgaben, die das neue Parlament zu bewältigen hat.

Ein anderer reformbedürftiger Punkt befindet sich in der Geschäftsordnung. Die polnischen und feudalen Reactionäre verlangen eine Verschärfung der Geschäftsordnung gegen die Minorität. Damit vertröstet die Thronrede auch sie auf die chimärischen ruhigen Zeiten. Aber eine andere Reform der Geschäftsordnung thut uns noth, eine constitutionelle, und diese richtet sich gegen die pflichtvergessenen Minister. Nach der Geschäftsordnung und dem Gebrauch ist in jedem constitutionellen Staate jeder Minister verpflichtet, die Interpellationen der Abgeordneten, und zwar in bestimmter Frist, zu beantworten. Bei uns hat sich aber nach und nach bei den Ministern die impertinente Gewohnheit eingebürgert, die Interpellationen schockweise anbeantwortet zu lassen, besonders jene, in welchen die haarsträubendsten Missbräuche in unserer Verwaltung aufgedeckt werden. Ebenso sind die Minister verpflichtet, in der Debatte den Abgeordneten Rede und Antwort zu stehen. Die Minister thun aber hierzulande meistens so, wie wenn ihnen der Zutritt zum Parlament durch die Verfassung nur gestichert worden wäre, damit sie sich am Coulouirtratsch, nicht aber damit sie sich an der Debatte betheiligen. So allein ist es bei uns möglich geworden, dass wichtige Ministerialressorts jahrelang durch Creatins oder Ignoranten verwaltet werden, die sich unmöglich gemacht hätten, wenn sie auch nur einmal gezwungen gewesen wären, in der parlamentarischen Discussion ihren Mann zu stellen. Die Thronrede schließt mit der Aufforderung an die Abgeordneten: „Arbeiten Sie!" Was thun denn aber die Herren Minister selbst im Parlament zumeist? Sie sanftsenzen sich dort gründlich aus. Im Parlament arbeiten, heißt mitbedattieren. Damit sollen die Herren Minister erst selbst einmal anfangen, vorausgesetzt, dass sie zu dieser Arbeit überhaupt fähig sind, ehe sie andere Leute zum Arbeiten auffordern.

Aber nicht nur innerhalb, auch außerhalb des Parlamentes muss vieles noch gründlich anders werden, ehe wir uns mit der Thronrede unseres „Besitzes an Verfassungsrechten erfreuen" können. Wo bleibt — um nur ein Beispiel zu nennen — die Preßfreiheit, die uns in der Verfassung verheißen ist, wenn man eine Zeitung nicht auf ihrem natürlichen Weg, nämlich dem der Colportage, verbreiten darf, ohne gerichtlich abgeurtalt zu werden, wenn Jahr für Jahr Tausende von Zeitungen mit einer bis zu europäischen Lächerlichkeit gediehener Willkür confisciert, wenn selbst ausländische Zeitungen durch den Postdienst zu unautorisierter Berichterstattung gezwungen werden? Die freie Presse ist mindestens eine ebenso wichtige Institution des constitutionellen Staates wie das Parlament selbst. Wird das Parlament durch seine eigenen Abgeordneten zeitweilig obstruiert, so wird die Presse durch niemand anderen als die Regierung obstruiert.

Das sind Arbeiten, für die das Parlament sofort zu haben ist, Deutsche nicht minder wie Czechen — das hat die prompte Votierung des Zeitungsstempels mitten in der Obstruction ganz unwidersprechlich erwiesen. Will die Regierung das Parlament in Gang setzen, so fange sie zunächst einmal mit diesen leichten Arbeiten an. Dann werden die schwereren, die nationalen, und die allerschwersten, die Geldbewilligungen, später vielleicht auch noch actingen. Jedenfalls nicht umgekehrt. Durch die melodramatische Politik, auf die der v. Koerber die Tonart der Thronrede gestimmt, dass das Parlament sich nicht in constitutionelle Sicherheit wiegen lassen, am allerwenigsten von einer außerparlamentarischen und § 14-Regierung, wie die des Herrn v. Koerber, deren eigene Existenz mit einem kühnlichen Parlamentes schlechthin unvereinbar ist, in deren Mund denn auch der ganze verfassungsfreundliche Singsang, den sie jetzt anstimmt, aus mehr als einem Grunde Verdacht und Misstrauen erregen muss.

K.

Die neueste Wendung des Zickzackcurses im Deutschen Reich.

Die Engländerfreundschaft unserer Regierung, die vor etwa zwei Vierteljahren die Welt in Erstaunen setzte, hat in den durch den Tod der Queen veranlassten herzlichen Kundgebungen einen sinnfälligen Ausdruck gefunden, der zu einem Knalleffect [illegible]

Die preußische Regierung und der [illegible]

Digitized by Google

wachsene altpreußische Adel sind seit den Tagen der Schlacht bei Leipzig immer entschieden russenfreundlich gewesen. In der Verschwägerung des preußischen Königshauses mit dem Czarenhause fanden die Seelenverwandtschaft und das politische Bedürfnis einen erwünschten Ausdruck: Preußen, das heißt seine Dynastie sammt Regierung und Adel, sah im Czaren den Hort der Autorität, die Stütze und den Helfer nicht allein gegen französische Eroberungspläne, sondern auch gegen die aus Frankreich eindringenden revolutionären Ideen, und der ostelbische Adel ist bis auf den heutigen Tag in die Kunde verliebt, wie das Drängen conservativer Kreise auf Wiedereinführung der Prügelstrafe beweist. Unter Bismarck hat sich diese Russenfreundschaft noch gesteigert. Daß uns Rußland während des französischen Krieges nicht in den Rücken gefallen ist, das heißt von der Begehung eines ganz sinnlosen Verbrechens Abstand genommen hat, wurde uns von den conservativen und Regierungsorganen beständig als ein Freundschaftsdienst dargestellt, der uns zu unauslöschlicher ewiger Dankbarkeit verpflichte. Die Massenaustweisungen von russischen Unterthanen im Jahre 1885 scheinen von der russischen Regierung nicht als Unfreundlichkeit empfunden worden zu sein. Sie bildeten die Einleitung zu der Zwangsgermanisation der preußischen Polen, die Bismarck im folgenden Jahre begann. Da niemand zu errathen vermochte, wodurch diese auffällige Aktion veranlaßt worden sei, da Bismarcks große Rede im preußischen Abgeordnetenhause am 28. Januar 1886 zwar alle möglichen gestreichen Gedanken und interessanten Anekdoten, aber nicht die Spur einer Begründung enthielt, da die preußische Polenfrage, die soziale Schädlichkeit dieses Fremdvolkes gegen einen nicht sehr liebenswürdigen, aber für Staat und Adel sehr nützlichen, weil prügelgewöhnten Theil der eigenen Unterthanen in die Augen sprang, da endlich jeder Verständige das Fiasco dieser Aktion voraussah, wie groß es ist, beweist das seit zehn Jahren crescendo ertönende Gejammer der jetzt Dakatisten genannten Polenfresser über die steigende Gefährdung des Deutschthums, so sagte ich damals: es gibt nur einen Erklärungsgrund für diese wunderliche Politik, für die eine Gefälligkeit gegen Rußland; den russischen Polen soll jede Hoffnung schwinden, durch einen etwaigen Conflict beider Mächte aus der russischen Knechtschaft befreit zu werden; die Polen sollen Preußen noch grimmiger hassen lernen, als sie jetzt Rußland hassen; und zugleich enthält diese Politik die Bürgschaft dafür, daß Preußen in Zwigkeit keinen Krieg gegen Rußland unternehmen wird, denn es ist klar, daß ein Feldzug Preußens gegen Rußland mit der Revolutionierung der Bewohner des nächsten Kriegsschauplatzes beginnen, daß alle Preußen in Polen zu Verrätern an ihren Polen auftreten müßte. Diese Verwuthung hat später Bismarck selbst, der natürlich nichts davon wußte, daß meine Bösigkeit sie ausgesprochen hatte, für richtig erklärt. Bei seinem Aufenthalt in Wien im Juni 1892 belehrte er den Herausgeber der „Neuen Freien Presse“: Die Lage des Deutschen Reiches sei seit seinem Rücktritt u. a. dadurch verschlimmert worden, daß man einen Polen zum Erzbischof von Posen gemacht und dadurch den mit Rußland verbindenden Draht zerrissen habe. „Die Politik gegenüber den Polen in Posen hat das Verlangen, das unsere Regierung in Rußland genoß, geschwächt und unsern Einfluß vermindert.“ Den Polengeistesn folgten die Battenbergergeschichten. Damals sagte ich: Wenn wir unseren Abschen über eine russische Schandthat nicht aussprechen, und wenn unsere Prinzessinnen einen Mann, den sie lieben, nicht heiraten dürfen, weil er Rußland mißfällt, so brauchen wir unser herrliches Kriegsheer nicht; als russische Satrapen zu leben, das können wir wohlleiser haben. Sogar die „Kölnische Zeitung“ seufzte über das „Wettrüsten von Rußland“.

Mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers schien die Russenfreundschaft noch inniger werden zu sollen, trotz des polnischen Erzbischofs von Posen und der Gunst, die der wegen seines Flottenbewilligungseifers Admiralsgl genannte Herr v. Koscielski und seine Gemahlin bei Hofe genossen. Der russische Kaiser war der erste Potentat, dem Wilhelm II. vier Wochen nach seinem Regierungsantritte! die Aufwartung machte, und bei allen zusammenkünften mit dem vorigen und dem jetzigen Czaren wrade er in seinen Toasten nicht allein mit einer Wärme und einer überschwänglichen Herzlichkeit, die von den genussen kurzen und kalten Entgegnungen der nordischen Gewaltshaber auffällig abstachen, sondern er bediente sich ganz merkwürdiger Wendungen, die jeden Deutschen auf das peinlichste berühren mußten: man empfieng den Eindruck, als wolle er ein Unterthanenverhältnis zum Czaren anerkennen. Von dem nächsten dieser Toaste, beim Manöverbesuche des jetzigen Czaren, habe ich leider den Wortlaut nicht zur Hand. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß er später, zum Beispiele beim Besuch des jetzigen Czaren, der am 26. Januar 1893, Aeußerungen und Handlungen des russischen Kaisers „gnädig“ nannte, und später nur einen Satz aus dem Trinkspruche an, den er am 8. August 1897 in Peterhof auf den jetzigen Czaren ausgebracht hat: „Zurück möchte ich Meinen herzgeliebten Freundgiten Dank Euer Majestät zu Füßen legen für die Ehre, Mich so überaus freundliche Aufnahme zu Theil zu lassen. Mein zweiten Besuch Wilhelms II. in Rußland, August 1897, lies man in Treitschkes Preußischen Jahrbüchern: „Nachdem der Deutsche Kaiser kurz nach dem Antritte seiner Regierung den Czaren zuerst von allen Herrschern auf seinem Lustschlosse zu Peterhof begrüßt hatte, nachdem dieser von der größten Höflichkeit eingegebene Begrüßungsbesuch erst Ende 1889 fast mit unhöflicher Gezwungenheit erwidert worden, war ein so schnell folgender zweiter Besuch am russischen Hofe mindestens überflüssig.“ Etwaige Beschwerden Rußlands wegen freundlicher Behandlung der Polen sind ja auch rasch wieder gehoben worden, da die Koscielskis immer Caprivi blieben. 1894 in Ungnade fielen, und zuletzt schloß gar das Deutsche Reich mit Rußland und Frankreich einen förmlichen Dreibund, um Japan der Frucht seiner Siege über China zu berauben.

Dieser Dreibund war gegen das mit Japan befreundete England gerichtet, wie sich denn überhaupt die deutsche Engländerfeindschaft der Russenfreundschaft parallel entwickelt hatte. Bismarck liebte es, die Reichsdeutschen eine saturierte Nation zu nennen und gegen alle Vergrößerungspläne zu protestieren. Er hat sich selbst durch seine Angst vor Rußland und Frankreich und durch seine Bündnisfuche zu gründlich wie möglich wiedertegt. Namentlich in unserer Zeit der Weltmächte ist ein Staat, der zu seiner Sicherheit des Dreibundes und obendrein eines Rückversicherungsvertrages mit Rußland bedarf, kein völlig unabhängiger und darum kein saturierter Staat: Rußland, England und die Vereinigten Staaten bedürfen keiner Bundesgenossen. Man braucht ja nur auf die Karte zu sehen, um sich zu überzeugen, um wieviel die militärische Lage des neuen Deutschen Reiches prekärer ist, als sie bis zum vorübergehenden Deutschen Bundes. Und neben der militärisch-politischen gibt es nationale und wirtschaftliche Bedürfnisse: der neue deutsche Staat ist noch lange nicht das deutsche Volk. Dessen Führer wußten schon zu einer Zeit, wo es noch nicht bald soviel Köpfe zählte wie jetzt, daß es gar bald ein Colonialtonsgebiet brauchen würde, und bezeichneten die europäische und die asiatische Türkei als solches. Bismarck aber mußte aus Furcht vor Rußland und Oesterreich erklären, der ganze Balkan sei die Knochen eines pommerschen Musketiers nicht wert. Noch die Bismarcks Regierung zu Ende gieng, machte sich das wirtschaftliche Expansionsbedürfnis der stetig wachsenden Bevölkerung so stark geltend, daß die Regierung an seine Beschränkung denken mußte, und heute gibt es außer den Freisinnigen und den Socialdemokraten, die beide einsinnlos sind, keine Partei, die das Bedürfnis der Expansion nicht anerkennt. Da nun aber die Bismarck'sche Politik die Ausdehnung nach Südosten hin verpönt und für die nächste Zukunft thatsächlich unmöglich gemacht hat, so haben sich die Blicke aller gewandt, und von zwei gewaltigen Mächten stehe der Gedanke, unsere Interessen feindlich berührt zu haben: von der persönlichen Liebhaberei des Kaisers fürs „Londeln“ und von den Kohlen- und Eisenkönigen, die ihren Reichthum durch den Bau, die Ausrüstung und den Betrieb von möglichst viel Panzerschiffen zu mehren wünschen. Um die Volksvertretung für die Bewilligung der Mittel zu stimmen, wurde ihr und dem ganzen Volke vorgestellt, daß die zunehmende Mäuterzahl, da das Gebiet des Deutschen Reiches in Europa nicht vergrößert werden könne, überseeische Colonien und eines steigenden Absatzes bedürfe, daß uns in beiden Beziehungen England im Wege stehe, und daß wir, um es zu verdrängen, zu besitzen, oder wenigstens unseren eigenen Handel und unsere Colonien vor ihm zu schützen, einer der seinen ebenbürtigen Flotte bedürften. Dieses Lied ist dem Volke zehn Jahre lang von allen der Regierung und den Eisenkönigen nahestehenden Zeitungen und Zeitschriften vorgesungen worden, Wanderredner und Vereine bearbeiten unermüdlich das Publicum, und seit dem Reichstelegramm an Krüger vom 2. Januar 1896 hat sich das Gefühl gegen England zum fanatischen Gehrell gesteigert. Sowohl der Depeschenwechsel Kaiser Wilhelms mit England und Transvaal vor dem Jameson-Einfall wie die Neuferungen des Staatssecretärs von Marschall im Reichstage nach dem Einfall lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß die deutsche Regierung damals die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit der Boerenrepubliken für im deutschen Interesse gebotten hielt, woraus folgte, daß ein Angriff Englands auf diese Staaten von Deutschland als Kriegsfall betrachtet werden würde und daß daher der deutschen Flotte gewiß kein Feind. Um nur einen Satz anzuführen, am 5. Februar 1896 interviewte der Staatssecretär von Marschall den deutschen Botschafter in London, Grafen Hatzfeld, er habe dem englischen Botschafter in Berlin erklärt, Deutschlands „Interessen gebieten die Aufrechterhaltung Transvaals als selbständigen Staates“. Dann kam der Krieg, und Kaiser Wilhelm

Digitized by Google

benutzte die Gefangenahme und schickte freundliche Telegramme an die nach dem Kriegsschauplatz abgehenden englischen Truppen. Deutschland sieht sich universalmäßige Durchbrennungen und Beschlagnahmungen seiner Schiffe durch England und maritime Hemmungen Oesterreich-Ungarns und Italiens liefern. Um nur einen Fall anzuführen, am 1. Februar 1900 interviewte der Staatssecretär von Marschall den deutschen Botschafter in London, Grafen Hatzfeld, er habe dem englischen Botschafter in Berlin erklärt, Deutschlands „Interessen gebieten die Aufrechterhaltung Transvaals als selbständigen Staates“. Dann kam der Krieg, und Kaiser Wilhelm

die Knochen getrieben zu haben scheint, wiederholt in lautes Gelächter ausbrach.

Leute, die mit aufrichtiger Engländerfreundschaft und Boerenfreundschaft ein kindliches Vertrauen zum Kaiser und seiner Regierung verbinden, sagen, der beschränkte Unterthanenverstand dürfe sich nicht herausdrängen, an den Maßregeln der Regierung, die allein verstehe, was in Sachen der auswärtigen Politik nützlich und nothwendig ist, Kritik zu üben; durch solche Kritik könne man die geheimen weisen Pläne der Regierung stören und unsäglliches Unheil anrichten. Ich glaube nun nicht an die unfehlbare Weisheit irgend einer und zumal unserer gegenwärtigen deutschen Regierung. Lieber werde ich noch an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben, denn die bezieht sich auf Dinge, von denen niemand auf natürlichem Wege etwas wissen kann, die auswärtige Politik dagegen hat es mit großen, dicken, sichtbaren und greifbaren Dingen zu thun. Ich habe auch kein Wort von alledem geglaubt, was man über die Geschäfte gehabt hat, die man 1870 Bismarck durch seine Weisheit von uns abgewendet haben soll. Wenn in den letzten dreißig Jahren weder die Franzosen noch die Russen über uns hergefallen sind, so haben wir das nicht den diplomatischen Künsten Bismarcks zu verdanken, sondern den beiden Umständen, daß die Russen kein Geld und die Franzosen vorläufig Prügel genug hatten, und daß es für einen Angriff Russlands weder einen Grund noch einen Zweck gab. Daß die Diplomatie des Geheimnisses bedarf, um bei kleinen Geschäften den andern Theil über's Ohr zu hauen, daß auch die Mittel, die zum Ziele führen, unter Umständen geheim bleiben werden müssen, namentlich militärische Maßregeln, das leugnet kein vernünftiger Mensch; aber die großen Ziele der auswärtigen Politik eines großen Volkes können nicht in der Briefstasche des Monarchen oder in seinem Cabinet versteckt bleiben: die können nur erreicht werden, wenn sie das ganze Volk kennt, anerkennt und in jahrelanger, in jahrzehntelanger Arbeit beharrlich verfolgt. Was Bismarck Großes vollbracht hat, das hat er vollbracht als Volkstrecker des Volkswillens. Deutschland einigen, das haben seit 1866 alle Guten, es nach dem kleindeutschen Programme einigen, das haben seit 1848 die einsichtsreichen Kreise Norddeutschlands und die süddeutschen Liberalen gewollt, und den Annahmungen Frankreichs Grenzen setzen, seinem Gelüst nach der Rheingrenze und der ewigen Beunruhigung Europas durch seinen kindischen Ehrgeiz ein Ende zu machen, das hat ebenfalls jeder vernünftige Deutsche gewollt.

Gegenwärtig haben die Reichsdeutschen, um für ihre auswärtige Politik ein festes Ziel zu gewinnen, zwei Fragen zu entscheiden. Erstens: Wollen wir unter Oberst- und Oberherrschaft Und da die Mehrheit in Uebereinstimmung mit der Regierung diese Frage bejaht zu haben scheint, zweitens: Nach welcher Richtung hin können und wollen wir uns ausdehnen? Wählen wir die südöstliche Richtung, so hätten wir die alldeutsche Bewegung in Oesterreich zu unterstützen, die Zerrüttung dieses Staates zu fördern und uns gegen Russland durch Befreundung mit den Weltmächten zu sichern. Diese wäre leicht zu erlangen, weil durch den eitwärts gerichteten Cours der deutschen Strömung sowohl Frankreich wie England von der Furcht vor Deutschland befreit wären. Und Vorderasien preisgegeben, würde England nicht schwer fallen, da es diese Landschaften in industrieller und mercantiler Beziehung an den deutschen Unternehmungsgeist schon verloren und, in Afrika und Ostasien tief engagiert, darauf reflgiert hat. Die Freundschaft mit den Westmächten wäre schon im Interesse der inneren Politik und der Cultur der russischen Freundschaft beiweitem vorzuziehen, denn wenn auch sowohl England wie Frankreich, jedes in anderer Weise, in beiden Beziehungen so manches zu wünschen übrig lassen, wohl denn doch von Westen her ein angenehmerer Wind als von der eisigen Newa. Uns vor unseren westlichen Freunden zu bemüthigen, wie wir uns aus zuerst vor Russland und dann vor England gedemüthigt haben, dazu würde uns die Freundschaft nicht zwingen. Natürlich brauchten wir in diesem Falle keine große Flotte, sondern könnten unsere ganze Kraft und alle unsere Mittel aufs Landheer verwenden. Möglicherweise würden wir nicht einmal dieses brauchen, denn Russland befindet sich wirthschaftlich in einer so verzweifelten Lage, daß, anstatt die Deutschen von der Thüre abzuweisen, der Witte, wenn er die Geldschränke des Finanzministeriums nicht als altes Eisen verkaufen will, deutsche Colonisten wird nach Südrussland rufen müssen: vorläufig will er es mit der Reform des Getreidehandels versuchen — als ob die russischen Bauern Getreide zu verkaufen hätten! Dazu fehlt ihnen Russland immer tiefer in China ein und sieht sich genöthigt, seine Truppen und sein Geld, so lange es noch solches gepumpt bekommt, in seinen Lüen zu verwenden. Natürlich müssten wir, die bisherige Politik vorausgesetzt, die Anfangung des großen Pickings an der lange Chinesische Grenze, wobnrch er nach Westen hin wiederstandsunfähig wird, als ein großes Glück, und den Versuch, ihm in China entgegenzutreten, als eine unverzeihliche Dummheit unserer Regierung ansehen.

Vorläufig ist jedoch nicht daran zu denken, daß diese Bahn eingeschlagen würde. Der Gedanke einer Expansion nach Südosten hat nur einzelne Freunde, dafür aber die Abneigung und alle Parteien ohne Ausnahme, die großen wie die kleinen, gehen sich die verschiedenen Gründe der Abneigung der Parteien gegen das großdeutsche Programm aufzuzählen, wäre vielleicht ein nicht ganz unnützes Geschäft). Die Parteien haben in Uebereinstimmung mit dem Kaiser die Expansion durch Gründung überseeischer Colonien und durch Förderung des Exporthandels gewählt. Ich will nun nicht ausführlich darlegen, was gegen diese Wahl einzuwenden wäre: Daß sich die Welthandelspolitik nicht mit der agrarischen vereinigen lässt; daß man seine Ziele nicht durch Schnapsziele sperren darf, wenn man überall in der Welt offene Thüren finden will; daß es sehr fraglich ist, ob wir ertragreiche Colonien finden und eine Handelssuprematie erreichen, die England heute nur noch mit Mühe behauptet; daß die einseitige Entwickelung der Industrie und des Handels, die Zurückdrängung der Landwirthschaft auf die Stufe eines Luxusgewerbes und die Vernichtung des Bauernstandes im Interesse der Volksgesundheit, einer gesunden Socialverfassung und der Wehrkraft nicht wünschenswert sind; daß Deutschland eine Landmacht bleiben muss, es mag wollen oder nicht, und daß die Weltgeschichte von einem Staate, der zugleich große Landmacht und erfolgreiche Seemacht gewesen wäre, kein Beispiel kennt. Ich gebe also auf diese Bedenken nicht ein, sondern sage bloß: Da nun einmal die Entscheidung getroffen war, was hatte da die deutsche Regierung während des Boerenkrieges zu thun? England ist nach der Annahme derer, die die Entscheidung getroffen haben, unser Todfeind. Auf das zukünftige Ringen mit ihm müssen wir uns sechzehn Jahre lang durch den Bau neuer Kriegsschiffe vorbereiten und zugleich freilich noch einzuwenden hat, daß sich mit den 16. und 17. Jahrhundert die Verhältnisse gründlich geändert haben, und daß die Handelskonkurrenzkämpfe unserer Zeit nicht mit Kanonen ausgefochten werden. Nun sehen wir unsern Todfeind wider alle Voraussicht plötzlich in die merkwürdige Lage versetzt, daß sein ganzes Heer tausend Meilen weit entfernt vom Vaterlande in einen Krieg verwickelt ist, worin er noch dazu einen unglaublichen Grad militärischer Unfähigkeit bewiesen hat. Hat man es je erlebt, daß ein Staat eine auch nur halb so ungünstige Lage seines Todfeindes nicht ausgenützt hätte? Ja, sagt man, dazu haben wir leider nicht genug Schiffe! Ich verstehe zwar nichts von Krieg und Militär, aber vielleicht finden es sogar die Generalstabsofficiere nicht ganz thöricht, wenn ich gestehe: ich hätte immer geglaubt, zu einem Kriege gehörten Soldaten, und daß England bloß mit Schiffen, ohne Soldaten, Krieg führen könne, hielte ich nicht für möglich; für ganz lächerlich hielte ich die Besorgnis, England werde schon mit seiner Flotte, ohne Soldaten, über uns herfallen, wenn wir unter dem Boerenprädendten unsere Sympathie bewiesen. Ueberdies ist Russland der geborene und geschworene Todfeind Englands, in dieses auch in Frankreich verhaßt und in Nordamerika, milde ausgedrückt, nicht beliebt. Unter diesen Umständen hätte es doch für unsere angeblich geniale Diplomatie eine Kleinigkeit sein müssen, eine Quadruplealianz zustande zu bringen, deren vereinigte Flotten denn doch den Engländern zu schaffen gemacht haben würden. Endlich hätte es ein Mittel gegeben, England ohne einen Kanonenschuß klein zu kriegen. Wenn die Verbündeten die Hunderte von Millionen, die sie aus Anlaß der Engländer in den nächsten Jahren auf den Bau von Kriegsschiffen zu verwenden gedenken, auf den Ankauf des für England bestimmten amerikanischen, russischen und argentinischen Weizens verwandt und mit diesem Weizen die hungernden russischen und italienischen Bauern gespeist hätten, so hätte England nach spätestens drei Monaten jede Friedensbedingung unterschreiben müssen, denn ein hungerndes England wäre überhaupt kein England mehr. Wie gering unsere Chancen dieses England schon mit der großen afrikanischen Wannage eingeholt haben was freilich wieder ihren Fortbestehen in sonderbarem Lichte erscheinen läßt, geht aus einem Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen“ hervor, in dem sie am 2. Januar 1896 das Eingreifen Deutschlands in die ostafrikanischen Händel zu rechtfertigen versuchte: der neue Treibund sei eine Vereinigung zu gegenseitiger Unterstützung, wo zwischen der französischen Interessen auf dem Spiele standen, da die Interessen ausschließ Europas lägen und nur auf englischen Ozeanisch Ostafrika hinein — man höre! nur auf englischen Gebiete. England ist also eine quantité négligeable — so lange darin keine Gefährdung des Friedens. Gefährlich dagegen würde es gewesen sein, wenn sich Deutschland nicht eingemischt hätte, weil ein britisch japanischer Zweibund Russlands legitime Machtentfaltung bedroht haben würde. So damals unsere Officiösen! Und gleich darauf wird Manschuhai gepachtet — wozu? Das weiß auch heute noch niemand — und wieder nach drei Jahren weiß Waldersee nach China zu gehen, durch eine große Kriegsaktion das stille und ruhige Vorschreiten Russlands in China grundlich zu hemmen! Das chinesische Abenteuer erscheint eben, auch wie Standpunkte der Bäuerpolitik betrachtet, als eine unbegreifliche Thorheit. Unter diesen Umständen ist es denn doch Pflicht und höchste Zeit, zu sagen: Baas will eigentlich unsere Regierung, wo will sie hin?

Moritz Graf Leth.

Digitized by Google

Pour la Finlande.

Zum Gedächtnis des 15. Februar.

Es war am 15. Februar des Jahres 1899, als Czar Nikolaus II. das vielgenannte Manifest erließ, durch welches er die von ihm selbst, wie von seinen Vorgängern, bestätigten Rechte Finlands zum erstenmale ungeschient antastete, ein ihm ergebenes Volk grundlos auf das schwerste kränkte und das gesammte finländische Staatswesen in seinen Grundfesten erschütterte.

Zum Gedächtnis dieses Tages wollen wir heute an das Schicksal jener Adresse erinnern, die von Westeuropa aus im Interesse Finlands an den Czaren gerichtet wurde und unter ihren 1050 Unterschriften die Namen vieler, geistig bedeutender Männer zählte. Ihr Schicksal ist im allgemeinen zu längst bekannt. Doch es ist von tief dramatischem Interesse, einen sechs Delegierten, die sie in Empfangnahme gebildeten Europas dem Czaren unterbreiten sollten, von den Abenteuern ihrer Reise, den bösen und guten Erlebnissen erzählen zu hören. Diese Gelegenheit bietet uns der holländische Professor W. van der Vlugt in seiner neulich erschienenen, sehr lesenswerten Schrift „Pour la Finlande“.*) Auch er war einer jener Sechs, die sich am 25. Juni 1899 in St. Petersburg zusammenfanden, um unter der Führung von Nordenskjöld und Tranteing die Action zu beginnen. In seiner Schilderung springt vor allem in drastischer Weise der Gegensatz von St. Petersburg und Finland in die Augen.

In der Residenz des Czaren werden die Delegierten in mechanter Weise behandelt. Unter dem Deckmantel ausgesuchter Höflichkeit führt man sie am Narrenseil hin und her, während zugleich die Geheimpolizei zu ihrer Ueberwachung sich einstellt. Sie werden von einem Minister zum andern geschickt. Jeder erklärt sich in dieser Sache schleunigst für ganz incompetent und unfähig, ihnen die gewünschte Audienz zu erwirken. Die eleganten, klugen und liebenswürdigen Würdenträger der russischen Krone können die Delegierten und ihre Aufstraggeber absolut nicht verstehen. Sie begreifen nicht, was dieselben so in Unruhe versetzt hat. Ihrer Meinung nach handelt es sich bei der ganzen Sache um eine Kleinigkeit. Der Czar hat in einen bisher dunklen Punkt der finländischen Verfassung Licht gebracht. Weiter nichts! Das geht nur ihn und seine Unterthanen etwas an, das Ausland in seiner Weise. Dass es sich hier um einen Raub- und völkerrechtlichen Gewaltact ärgster Art handelt, der jedermann empören muss, das geht gänzlich über die Fassungskraft dieser klugen und anscheinend so wohlwollenden Herren.

Endlich räth man den Delegierten, ihr Heil unmittelbar in Peterhof zu versuchen, wo der Czar sich aufhält. Sie fahren mit der Eisenbahn hinaus. In demselben Zuge befinden sich Pobedonoszew, der Kriegsminister Kuropatkin, der intellectuelle Urheber des Manifestes vom 15. Februar, und andere Würdenträger. Aber während diese Herren natürlich die gebuldigen Grenzen des czarischen Parkes sogleich überschreiten, werden die Delegierten an der Pforte abgewiesen. Nur der General Hesse könne ihnen die Erlaubnis zum Eintritt geben. Sie fahren den weiten, staubigen, sonnenheißen Weg zurück, zum General Hesse. Er ist ausgeritten und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Nach stundenlangem Warten erhalten sie endlich die Antwort, der General sei gar nicht in Peterhof, sondern in seiner Wohnung in Petersburg. Nun geht es zurück nach Petersburg. In der Wohnung des General Hesse erfahren sie dort die Antwort, der General sei gar nicht in Petersburg, sondern in Peterhof! Tableau. Andern Tags theilt der Minister Goremykin den Herren mit, dass der Czar weder sie, noch ihre Adresse zu sehen wünsche.

Nun treten sie die Rückreise an. Dringenden Bitten ihrer finländischen Freunde folgend, durch Finnland. Was sie hier erleben, ist so groß und zugleich so rührend, dass die flüchtige Schilderung eines Referates auch nicht annähernd einen Begriff davon geben kann. Auf allen Stationen, selbst mitten in der Nacht, ist das Volk von Finland in Scharen versammelt, alle Schichten der Gesellschaft, ohne Unterschied. Die Damen in tiefer Trauer. Alles in einem unbeschreiblichen Zustande tiefer, doch stummer Erregung. Kein Wort, keine Verwünschung wird laut wider den Czaren, wider die russischen Machthaber. Nur Thränen fließen und in mächtigem, tief ergreifendem Chor werden die beiden finnischen Volkshymnen, diese herrlichen, aus dem innersten Herzen des finnischen Volkes geborenen Lieder, gesungen. Stumm aber mit starren herzlichen Dankesworten schüttelt man den Freunden Finlands, den Abgesandten des gebildeten Europas, die Hände. Man besteigt ihren Wagen mit Veilchen und blühenden Flieder. Die Dankbarkeit gegen sie und ihre Auftraggeber ist überwältigend. Von manchem einzelnen Empfang weiß der Erzähler zu berichten. Und allenthalben tritt eine Reinheit, Tiefe und Kraft des politischen Rechtsempfindens zutage, die erschütternd und erhebend zugleich auf die beschämten Warner wirkt. Sie haben Aehnliches nie gesehen, nie erlebt, haben für möglich gehalten. Es sind unbeschreibliche, unvergesliche Eindrücke. Sie haben fast etwas Beschämendes für diejenigen, denen politische Freiheit ein selbstverständliches Gut, ein fest gesicherter Besitz ist, dessen Wert eben darum gemeiniglich nicht hoch genug angeschlagen wird. Sie sind ganz dazu angethan, dem armen, in seinen heiligsten Empfindungen gekränkten, zum Lohn für sei e Treue um sein theuerstes Besitzthum gebrachten finnischen Volk n noch höherem Maße die Theilnahme und die Liebe der gebildet n Welt, jedes rechtlich gesinnten Menschen zu erwerben: diesem rü ren bescheidenen, braven, arbeitsgewohnten, wetterharten Volk, d s auf seinem Granitgestein eine blühende Cultur sich errungen, wä rend das verlotterte Volk im Innern Rußlands, auf der reichst n Schwarzerde sitzend, infolge chronischer Mißwirtschaft und Mi rregierung aus der Hungersnoth gar nicht herauskommt.

Vielleicht hat gerade dieser letztere Umstand zum Verderb n der Finländer beigetragen, wie überhaupt ihre bessere, bevorzugte Lage. Der Neid der Russen hat da wohl mitgespielt, wie auch d ei Mißhandlung der deutschrussischen Ostseeprovinzen. Was sie selbst nicht haben, geordnete Zustände, einen festen Rechtsboden, politische Freiheit — warum sollen sich dessen diese nichtrussisch n Unterthanen des Czaren erfreuen? Also fort mit diesem dumm n Recht, fort mit dieser ärgerlichen Freiheit, die im eigentlichen Rußland nicht einmal Minister und Generäle besitzen! Denn auch sie sind nichts gegenüber dem Willen des Czaren. Von der übrigen Masse des Volkes gar nicht zu reden! Die lebt nur von der Gnade des Czaren und, wer mißfällig ist, kann jederzeit auf dem sogenannten „Verwaltungswege“ geräuschlos ohne Recht und Gericht für immer verschwinden.

Welchen Wert der auf echtem, altem Rechtsboden erwachsene, große, tiefe und reine Rechtssinn der Finländer für den Staat, dem sie angehören, hat, das begreift kein russischer Machthaber. Das solche Unterthanen mehr wiegen, mehr wert sind als gefügige Sklaven, die hinter dem Rücken des Herrn andere vergewaltigen und mausen, was ihnen erreichbar ist, das vermag keiner von ihnen zu fassen. Ja, sie wissen nicht, was sie dort zerstören! So ist auch die ungeheure Wirkung des Manifestes vom 15. Februar in Finland, wie auch im westlichen Europa, für ihre rechtsstumpfen Sinne ein Räthsel.

Wer von der Vlugts ergreifende Schilderung seiner Erlebnisse in Finland liest, der möchte mit dem Consul Wolff in seiner berühmten Rede, nach Abweisung der großen finländischen Deputation fragen: Ist der Czar wirklich recht genug, um die Zuneigung und Liebe eines solchen Volkes wegzuwerfen?

Es wäre wahrhaftig nur zu seinem eigenen Heil, wenn der junge, irregeleitete Czar diese Frage sich selber stellen wollte!

Adolf Grabue.

Lebensmittelverfälschung und Verwaltung.

Zwei Momente sind es, die einer Regierung das Gepräge geben: ihr politisches Verhalten und ihr Verwaltungstalent. Ueber die Politik des Ministeriums Koerber zu sprechen, fühlen wir uns hier nicht berufen, dagegen wollen wir Herrn Dr. v. Koerber als Minister des Innern ins Auge fassen und die Thätigkeit seiner Organe auf einem speciellen Gebiete seiner Ressortverwaltung prüfen.

Eines der letzten Gesetze, das vor Beginn der andauernden parlamentarischen Unfruchtbarkeit zustande kam, ist das Gesetz, „betreffend den Verkehr mit Lebensmitteln und einigen Gebrauchsgegenständen“. Nach wechselvollen Schicksalen, nachdem seit seiner Einbringung am 1. Februar 1888 mehr als acht Jahre vergangen waren, wurde es endlich am 16. Januar 1896 beschlossen und trat am 14. October 1897 in Kraft. Es schien berufen zu sein, den desolaten Zuständen ein Ende zu bereiten, zu denen eine delopate Concurrenz, wie auf allen Gebieten der Production und des Handels, besonders auf dem so wichtigen Gebiete der Nahrungs- und Genussmittel, sowie seiner vielen Hilfsgewerbe geführt hatte. Das Gesetz ist gleich dem reichsdeutschen Gesetz, dem es auffallend ähnelt, ein blosses Rahmengesetz. Es sind kaum in wenigen Paragraphen (34) die Directiven gegeben, in welcher Richtung die Executoren zu suchen sind, worin die Defecte beseitigen, welches Strafausmaß anzuwenden, und wer berufen ist, die Strafamtage zu stellen und die Beweise für solche zu erbringen. Das meiste wird aber dem mit der Durchführung dieses Gesetzes betrauten Ministerium, also dem Verordnungswege überlassen. Ausbedungene enthalten die §§ 6 und 7 weitgehende Einmachungen der Regierung zur „Erlassung von Verboten und Beschränkungen in der Erzeugung und dem Verkehr“.

Man sieht hieraus, dass es einzig und allein von den beschäftigten Ministerien abhängt, wie weit man mit dem Gesetze kommen kann. Die Ministerialverordnungen, die sogenannten Vollzugsvorschriften, vermögen dem Gesetze erst die eigentliche Richtung und Belebung zu geben. Da hat die Verwaltung einzuriegen, hier kann ein zielbewusstes Reformunternehmen sein Talent frei entwickeln, hier ist es tunlichst zu achten, was es kann, hier muss es aber unter allen Umständen zeigen, was es will.

Unterschen wir, in welcher Weise die berufenen Factoren ihrer Pflicht nachgekommen sind. In organisatorischer Beziehung erfolgte bisher nicht viel mehr als die im § 24 des Gesetzes vorgesehene Bestellung staatlicher Untersuchungsanstalten. Zu solchen wurden, und zwar auf dem Wege der Erweiterung ihres Wirkungskreises, bereits bestehende hygienische Institute ungewandelt. So gering auch deren Zahl war, so reichte sie dennoch vollkommen hin für die spärliche Arbeit, die ihrer harrte. Ferner wurde der Lebensmittelbeirath mit dem Sitz in Wien ins Leben gerufen und die höchsten Autoritäten zu dessen Mitgliedern ernannt. Weniger wäre da mehr gewesen. Da nämlich die Mitglieder des Lebensmittelbeirathes fast ohne Ausnahme k. k. Hofräthe und Professoren der verschiedenen österreichischen Hochschulen, aber durchwegs vielbeschäftigte Männer sind, von denen auch noch manche ihren Wohnsitz außerhalb Wiens haben, kann diese Körperschaft nur während der Ferialzeiten tagen und kann zweimal im Jahre zu einer Sitzung zusammenkommen. Die Referenten des ständigen Beirathes, welcher die Vorbereitungsstelle des Lebensmittelbeirathes bildet und sich aus den Wiener Mitgliedern des letzteren recrutiert, sind zwar von großem Arbeitseifer beseelt und erfüllen die ihnen zufallende Aufgabe in ausgezeichneter Weise, dennoch aber vermag das so selten tagende Gesammtcollegium nur wenig zu leisten. Nun hängen aber von seinem Gutachten alle Verordnungen zum Schutze der Lebensmittelgesetze ab und können ohne seine Approbation nicht erlassen werden.

Das Lebensmittelgesetz wurde geschaffen, um zweierlei Hauptvergehen zu verfolgen: Gesundheitsschädliche Verfälschungen und wirtschaftlich schädigende Täuschungen des kaufenden Publicums. Der Lebensmittelbeirath hat sich jedoch aus eigener Initiative nur mit den sonst in die Competenz des Obersten Sanitätsrathes fallenden Vergehen gegen die Gesundheit befasst, wogegen die zweite ebenso wichtige Seite des Gesetzes von ihm gänzlich vernachlässigt wurde. Er wartete, bis aus den Kreisen der Producenten Anregungen kämen, die auf Erlassung von Vollzugsvorschriften zum Schutze der reellen Erzeugung abzielten, oder aber bis ein Zufall und ein besonders crasses Aergernis die öffentliche Aufmerksamkeit erregte und den Anstoß dazu gäbe, auch die wirtschaftspolitische Seite des Gesetzes in Anwendung zu bringen. In solchen Fällen barg aber die Zusammensetzung des Lebensmittelbeirathes, in welchem kein Praktiker Sitz und Stimme hat, die Gefahr in sich, das unbaltbare und irrationelle Verordnungen erlassen würden. Zur Verhütung solcher Erlässe vom grünen Tisch wurde dann immer von Seite jenes Industriezweiges, um dessen Schicksal es sich gerade handelte, petitioniert werden.

Nur einige wenige Industrien konnten bisher zu Gehör kommen. Die vielen anderen sind der Willkür der untergeordnetsten Verwaltungsorgane preisgegeben. Die Anwendung eines strengen Gesetzes, das in erster Linie Arrestitraten androht, ruht in der Hand von Beamten der untersten Rangclasse. Diese vermögen Anklagen auf Gebieten zu veranlassen, wo es oft sogar wissenschaftlich hochgebildeten Praktikern nicht möglich ist, zu beurtheilen, was Recht oder Unrecht ist. Und als Folge hievon zeigt sich, daß der reelle Fabrikant, der bestrebt oder doch gewohnt ist, alles zu vermeiden, was auch nur zu einer Anklage führen könnte, in seiner Production und im Handel gehemmt ist, während der unreelle lustig darauf losfälscht und seinem Hang zum unlauteren Wettbewerb die Zügel schießen läßt.

Um diesem unerträglichen Zustande größter Rechtsunsicherheit ein Ende zu bereiten, traten wiederholt Interessenten durch die „weit geöffnete Thür" des Ministeriums ein und baten um die lang vorenthaltene Verordnung oder beanspruchten, daß den im Dunkeln tappenden Verwaltungsorganen Directiven ertheilt werden möchten. Doch alle dahin gehenden Bemühungen scheiterten an dem bei uns so oft sich zeigenden negativen Competenzconflicte zwischen Verwaltungs- und Justizbehörden. Statt die erbetenen authentischen Interpretationen des Gesetzes hinauszugeben, wurden einzelne Exempel statuiert, indem aus den verschiedensten Kreisen der Lebensmittelproducenten Sündenböcke hervorgeholt wurden. So ergieng's den Chocolade-Fabrikanten, so den kürzlich abgeurtheilten Hofweinhändler Stift. Welch heilloser Schred mag da in die Reihen der Wiener Wein-Freilager und der Weinkellereien, sowie in die biedern Weinbauern gefahren sein!

Bei den hohen Stellen ist übrigens noch ein anderer Vorgang beliebt. Im Sinne des Gesetzes, das in den §§ 11 und 13 Verfälschungen von Lebensmitteln unter Umständen gestattet, wofern wenigstens eine Schädigung der Gesundheit, noch eine Täuschung damit verbunden ist, also wenn die Verfälschung durch Declaration bekanntgegeben wird, stellt man sich dort auf den Standpunkt: Volenti non fit injuria. Wenn das Publicum declarierte Beimischungen, resp. Verfälschungen kaufen will, soll es daran nicht gehindert werden. Dieser Grundsatz wird von regierungswegen aus rein formalen Gründen selbst dann anerkannt, wenn die ethischen Erzeuger in der betreffenden Industrie noch so angelegentlich darum bitten, die Regierung möge sie in dem löblichen Bestreben, nur unverfälschte Lebensmittel herzustellen und in Verkehr zu bringen, dadurch unterstützen, daß sie auch declarierte Verfälschungen verbiete, wenn sie das Gesetz gleichfalls Vollmacht gibt. Ein Beispiel für viele möge diese den unlauteren Wettbewerb, wenn nicht ermuthigende, so doch keineswegs einschüchternde Haltung der Regierung illustrieren.

Preßhefe, deren Bedeutung als Lebensmittel darin liegt, daß sie im täglichen Verkehr bei der Erzeugung des Gebäcks als Gährungsmittel gebraucht wird, deren Consument also ausnahmslos jeder Mensch ist, so daß nicht erst besonders hervorgehoben werden muß, welch großen Werth ihre unbedingte Unverfälschtheit für die Allgemeinheit besitzt, ist im Handel fast niemals rein zu bekommen, sondern wird systematisch und gewerbsmäßig mit verschiedenen Substanzen vermischt, welche als Gährungsmittel zum Theile minderwertig, zum Theile — wie die zur Beimischung meist verwendete Kartoffelstärke — wertlos sind und eine Verringerung ihrer Gährfähigkeit herbeiführen. Hierdurch hat nicht nur die ehemals blühende österreichische Preßhefe-Industrie, welche, von Wien ausgehend, ihren Weltruf sich erobert, längst ihr großes Renommee verloren, so daß sie heute ein wenig beneidenswertes Dasein fristet, sondern diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß das österreichische und insbesondere das Wiener Gebäck von seiner ehemaligen Güte und Musterhaftigkeit soviel verloren hat. Das flache unansehnliche, schwer im Magen liegende Gebäck, das uns heute zum Unterschiede von jenen runden, lockeren, schmackhaften und leicht verdaulichen Bäckereierzeugnissen früherer Zeit vorgesetzt wird, ist zum größten Theile auf die Verwendung verfälschter Preßhefe zurückzuführen.

Seit etwa drei Jahren werden nun die betheiligten Ministerien von Vertretern dieser Industrie in wohlmotivierten Petitionen bestürmt, es mögen im Verordnungswege die Verfälschungen verboten und nur der Verkauf von reiner, zulässiger Preßhefe gestattet werden. Mit seltener Einmüthigkeit finden sich hier die sonst entgegengesetzte Interessen verfechtenden Producenten und Consumenten in dem gleichen Bestreben zusammen; vergebens haben die berufensten Factoren, wie der Oberste Sanitätsrath und die Handelskammern, diese Eingaben unterstützt. Die Regierung jedoch schweigt und bleibt unthätig. Das Ministerium des Innern als Verwaltungsbehörde glaubt in dem § 7 des Gesetzes nicht genügend formale Berechtigung zur Erlassung eines solchen Mischverbotes zu haben und scheint auch zu fürchten, daß die richterlichen Behörden ein solches Mischverbot nicht anerkennen könnten, weil das Gesetz die Beimischungen nicht ausdrücklich verbietet. Der Buchstabe soll also wieder einmal den Geist des Gesetzes erschlagen. Die Fälschergilde aber erblickt in dem Zögern eine Schwäche der Regierung und des Gesetzes und triumphiert.

So hätten wir denn ein gutes Gesetz, das nicht allein zum Schutze der gesundheitsgefährdenden Auswüchse der Lebensmittelerzeugung geschaffen wurde, sondern, wie in der seinerzeitigen Generaldebatte vom Regierungsvertreter hervorgehoben wurde, „den weiteren wichtigen Zweck hat, den soliden Gewerbsmann vor der illoyalen Concurrenz gewissenloser Producenten und Händler zu schützen und zu verhindern, daß durch gewissenlose Manipulationen der Nähr- und Gebrauchswert eines Lebensmittels herabgesetzt werde durch Zugabe von minderwertigen oder ganz wertlosen Stoffen!" Wie wir jedoch gezeigt haben, gleicht dieses Gesetz dem Lichtenberg'schen Messer ohne Klinge, zu der überdies der Stiel fehlt — weil ihm die unerlässlichen guten Vollzugsvorschriften mangeln.

Director Eduard Stialer.

Die alte Dampfmaschine im neuen Jahrhundert.

(Kaltdampf.)

Die Dampfmaschine ist einer der vollkommensten und zugleich unvollkommensten Apparate, die wir besitzen. Sie hat das ganze großartige Zeitalter der Industrie geschaffen, hat aber zugleich neun Zehntel von den ausgenutzten Kohlenenergien der Erde, neun Zehntel vom Schweiße des Menschen nutzlos vergeudet in die Luft verpufft. Neun von Zehnen, die der Kohlenhäuer in den Tiefen der Erde, in Nacht und Dunst sich abrackerte, sind neun Stunden der Vergeudung, dem Nichts gepfeift, und erst die zehnte Stunde, diese eine, wird beraufchtender Reim für unsere Culturthätigkeit. Und dies, trotzdem ein ungeheurer Erfinderscharfsinn, eine jahrhundertlange constructive Arbeit auf die Vervollkommnung der Dampfmaschine verwendet worden ist. Wir kennen heute Kolosse aufstellen, Dampfmaschinenriesen von 1000 Pferdestärken, die mit bewundernswerthem Maße, ohne Stöße, ohne Erschütterung des Fundamentes ihre Eisenmuskeln in raschem Tempo bewegen. In glänzender Weise bethätigen sie diese gleichmäßigen Gänge auch bei plötzlichem Wechsel der Belastung, dank den vollkommenen Schieber- und Regulirsystemen. Durch sie der verminderte oder vermehrte Dampfeinlass geregelt wird. Wir sehen dies beispielsweise in großen elektrischen Centralen und Mühlanlagen, wo der Bedarf in den Stunden des Tages und Abends, Uebergangs- und Nachtzeit, ein sehr wechselnder ist, und wo die Maschinen wie in den Zimmermannsmühlen, Mühlen und Bäckereien, die gleichzeitig tagsüber und nachts arbeiten, mit Dampf von gleichbleibender Spannung versorgt werden müssen.

Digitized by Google

Gewerbe und Handwerk am Morgen ihre Maschinenarbeit mit dem Anlassen der Elektromotoren beginnen, und wenn in den Mittagspausen oder mit Eintritt des Feierabends alle diese Betriebe wieder stillstehen. Allen diesen Schwankungen des Augenblickes muß die Elektricität erzeugende Dampfmaschine mit mechanischem Gehorsam folgen. Auch für das wirtschaftliche Moment, für die Ausnutzung des Dampfes und die daraus folgende Verbilligung des Betriebes ist das Möglichste gethan. Und trotzdem wird von der Kohlenwärme nur 9 bis 15 Procent in Kraft verwandelt: der Rest geht für die Arbeitsleistung verloren, wird in die Luft verpufft. Die besten heutigen Dampfmaschinen mit etwa 13 Procent Nutzarbeit werden von den modernen Leuchtgasmotoren bereits weit überholt, die 28 Procent der Leuchtgaswärme in Nutzarbeit umsetzen.

Machen wir uns klar, worin die Arbeit der Dampfmaschinen besteht. Wir führen einer in Dampf verwandelten Flüssigkeit Wärme zu, das heißt wir versetzen ihre einzelnen Moleküle in eine lebhaftere Bewegung. Der Eisenbahnzug, den wir mit schweren Lasten über die Schienen eilen sehen, stellt uns in großem Maßstabe diejenige Bewegung dar, die das unsichtbare Dampfmolekül im Locomotivkessel mit verhältnismäßig größerer Geschwindigkeit bei millionen- oder milliardenfach kleinerer Masse ausführt. So steigt beispielsweise in einem mit Wasserdampf gefüllten Gefäße jedes Molekül mit einer Geschwindigkeit von 1897 Metern pro Secunde hin und her. (Bei 16 Grad Celsius und 1 Atmosphäre Druck.) Die mit solcher Geschwindigkeit an den Kesselwänden aufprallenden und hämmernden Moleküle üben einen Druck aus, den wir nach „Atmosphären“, das heißt nach Kilogrammen auf jeden Quadratcentimeter Fläche angeben können. Sofern die Kesselwandung fest ist und Widerstand leistet, kann man den Dampf durch Zufuhr von Wärme in jedem gewünschten Druck, das heißt auf jede gewünschte Spannung, bringen. Nun wird in dem Dampf- oder Arbeitscylinder dem Dampf seine Spannung, oder richtig gesagt, den Molekülen ihre Geschwindigkeit und lebendige Kraft genommen und dem Schwungrad übertragen. Dies geschieht in der Weise, daß die Dampfmoleküle im Cylinder gegen eine bewegliche Wand, den Kolben, stoßen und diesen vor sich herschieben. So verwandelt sich unsichtbare molekulare Bewegung in sichtbare Kolbenbewegung. Und da an dem Kolben das ganze Fabrikgetriebe oder die Forderwagen des Eisenbahnzuges hängen, so geht die lebendige Kraft der Moleküle auf diese über. Dabei findet leider immer eine gewisse, ziemlich hohe Kraftverschwendung statt. Denn es muß der Dampf, nachdem er im Cylinder gedient hat, noch so viel Spannung zurückbehalten, um beim Austritt aus dem Arbeitscylinder in die Luft oder in einen Condensator die ihm entgegenstehenden Hindernisse der Luftspannung zu überwinden. Denn wir müssen nicht vergessen, daß die Moleküle der atmosphärischen Luft, die uns umgibt, auch mit einer gewissen Kraft schwingen, und man unterscheidet den Druck von „1 Atmosphäre“.*) Die im Zuge befindlichen Luftmoleküle können nur durch den Anprall stärker schwingender Dampfmoleküle aus dem Wege getrieben werden. Der Dampf muß also bei seinem Austritt aus dem Cylinder noch eine gewisse Arbeitsfähigkeit, eine gewisse Wärmemenge mitnehmen, er muß eine höhere Spannung besitzen, als die Umgebung. Diese Wärmemenge geht für die nützliche Arbeit in der Fabrik verloren, und es ist bis heute nur in geringen Maße gelungen, noch einen Theil der Arbeitsfähigkeit des ausströmenden Dampfes zu retten. Und zwar geschah dies dadurch, daß man den Abdampf in einen Raum ausreten ließ, den Condensator, in welchem der Druck nur einen Bruchtheil von einer Atmosphäre beträgt.

Man muß übrdies nicht vergessen, daß, ehe wir überhaupt Dampf von 1 Atmosphäre Spannung haben können, erst das Wasser auf 100 Grad erhitzt und der zusammenhang seiner Moleküle gelöst werden muß. Die hiezu nöthige Arbeits-, das heißt Wärmemenge gewinnt man dadurch theilweise wieder durch Anlage von Condensator, Cocosmühler, u. s. w., durch Verwendungen des Abdampfes, reipective Condenswässers für Fabricationszwecke, für Heiz- und Badeeinrichtungen u. s. w. Zu allgemeinen aber kann man sagen, daß trotz allen Verwollkommnungen die Dampfmaschine im höchsten Falle etwa 13 Procent von der auf dem Kesselrost verbrannten Kohlenenergie in nutzliche Arbeit umzuformen vermag.

Wie wir also sehen, ist es ein Grundsatzfehler des Wärmers, daß es einer Temperatur von 100 Grad bedarf, um Dampf von 12 Atmosphären überzuhitzen zu werden. Zu dieser Arbeit allein sind annähernd 190 Wärmeeinheiten für jeden Liter nöthig. Das wäre also die Arbeit von etwa 3 Pferdekräften einer Stunde lang. Und überdies ist für die fortwährende innere Verdampfungswärme mehr als das Doppelte erforderlich. Würde man statt Wasser eine andere Flüssigkeit verwenden, die sich schon bei 30, 20, 10 Grad oder noch tiefer in Dampf verwandelt, sogenannte Kältedämpfe, so würde weniger Flüssigkeitswärme verloren gehen. Diese Gedanken sind alt. Es war nur die heute nicht möglich, eine Anlage derart zu machen, die ohne wirthschaftliche und andere Nachtheile zu Stande hätte kommen können. Denn Wasser hat man bisher als fast einzigen Dampfstoff verwendet, weil es in großen Mengen. Doch haben sich zwei Erfinder: Gottlieb Behrend und Zimmermann, mit bewunderungswürdiger Zähigkeit seit etwa zehn Jahren unablässig mit der Idee beschäftigt und haben nach zahlreichen Experimenten auch glücklich ein praktisch sehr glänzendes Resultat zu erzielen gewußt, das aber erst durch das Eingreifen des Professors E. Josse zustande kam.

Bei Auspuffmaschinen, die den Dampf nach geleisteter Arbeit in die Luft jagen, „auspuffen“, besitzt der Abdampf eine Temperatur von nahezu 100 Grad, die bekannte Siedetemperatur, bei Condensationsmaschinen nach 65 bis 70 Grad, je nach dem Vacuum. Man kann also diesen Abdampf von niederer Spannung, nachdem er die Dampfmaschine verlassen hat, anstatt ihn nutzlos zu verschleudern, noch dazu benützen, eine andere Flüssigkeit zum Sieden zu bringen und „Kaltdämpfe“ von hoher Spannung zu entwickeln.

Solcher Flüssigkeiten kennt die heutige Chemie mehrere, sie benützt sie mit großer Virtuosität in der Eisfabrication. Die wichtigsten sind Ammoniak und schweflige Säure. Daran reihen sich Azeton, Benzol und andere. Vom theoretischen Standpunkt ist es gleichgiltig, welche Flüssigkeit für den Versuch benützt wird. In der Praxis trifft man die Auswahl je nach den physikalischen Eigenschaften und der Temperatur des Siedepunktes. Der aus der Dampfmaschine in den Condensator austretende Abdampf besitzt eine Temperatur von 65 bis 70 Grad, dabei eine Spannung von ½ bis ¾ Atmosphäre. Nun können wir schweflige Säure in Dampf verwandeln, der bei derselben Temperatur schon eine Spannung von 11·05 bis 14·8 Atmosphären besitzt, mit dem sich also tüchtige Arbeit leisten läßt. Es muß nur eine neue Dampfmaschine zur Ausnützung dieser hart gespannten Dämpfe aufgestellt werden, diesmal aber keine Wasser-, sondern eine Schwefligsäure-Dampfmaschine.

In der Laboratorium der Technischen Hochschule in Charlottenburg hat Professor Josse mit großem Geschick und Erfahrung die nöthigen Versuche angestellt und vervollständigt. Die bestehende ältere Wasser-Dampfmaschine, der mit dieser Einrichtung ökonomisch genützt werden sollte, arbeitete wie gewöhnlich als Condensationsmaschine, das heißt der Abdampf wurde aus dem Niederdruckcylinder nach einem Oberflächen-Condensator geführt, wo er Gelegenheit hatte, schweflige Säure zu erwärmen und in Dampf umzuformen. Professor Josse mischte schweflige Säure, wie sie in der Praxis der Eisfabrication schon seit langem erprobt ist und dem Ammoniak gegenüber den Vortheil besitzt, in den Cylindern ohne Schmierung zu arbeiten. Es ist also auch wenig Wartung erforderlich.

Durch die Röhren des Oberflächen-Condensators wird die flüssige Schwefelsäure geführt und rund herum strömt der zu condensierende Wasserdampf, der eine Heizung bewirkt. Die schweflige Säure entzieht dem Wasserdampf Wärme, so daß er abkühlt und sich condensiert und niederschlägt, sie wird also gerade so wie gewöhnliches Wasser im Condensator. Während dieser condensierenden Thätigkeit aber geht sie selbst in hochgespannten Dampf über. Nun wird dieser Schwefligsäuredampf in die Kaltdampfmaschine eingeführt, wo er sich ganz so wie der Wasserdampf ausdehnt und infolge seiner hohen Spannung den Kolben vor sich hertreibt, also mechanische Arbeit leistet. Nachdem er den größten Theil von der lebendigen Kraft seiner Moleküle an Kolben und Schwungrad abgegeben hat, wird der Schwefligsäuredampf durch einen Condensator herangelangt, in welchem er mit Hilfe von Kühlwasser auf etwa 15 Grad gekühlt und als Flüssigkeit niedergeschlagen wird. Steht ein Brunnen mit noch kälterem Kühlwasser zur Verfügung, so ist das natürlich vortheilhafter, denn bei 10 Grad tritt der Abdampf mit einer noch ungenützten Spannung von 2·3 Atmosphären, bei 25 Grad Kühlwasser sogar mit 3·97 Atmosphären aus dem Arbeitscylinder. Diese Flüssigkeit wird darauf wieder von neuem nach dem früher genannten Oberflächen-Condensator zurückgepumpt und der Kreislauf beginnt von neuem. Nur Arbeit bedarf und so fort. So dient eine und dieselbe Menge schwefliger Säure im stetigen Kreislauf zur immer neuen Erzeugung von Arbeit. Wir haben es hier mit einem Kreisproceß in einer „geschlossenen“ Wärmekraftmaschine zu thun. Man gewinnt in den Kaltdampfmaschinen 10 bis 50 Procent der Arbeit, die von der dazu gehörigen Wasserdampfmaschine geleistet wird. Wenn also in einer Fabrik eine Wasserdampfmaschine mit Condensator eine Leistung von 1000 indicierten Pferdekräften aufweisen hat, kann man durch Anlage einer Kaltdampfmaschine aus dem sonst verloren gehenden Abdampf noch 100 bis 500 Pferdekräfte mehr gewinnen. Also Kraft gewinnen aus nichts, aus einem Abfallsproduct.

Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß das Aufstellen einer Kaltdampfmaschine ein gewisses Anlagecapital erfordert, dessen Verzinsung und Amortisation als die Kosten dieser 400 bis 500 Pferdekräfte anzusehen sind. Doch bleibt trotz dieser Kosten der Vortheil ein sehr hoch anzuschlagender.

Man darf an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, daß die Kaltdampfmaschine bei nur 50 Procent mehr gewinnen [illegible] Verschleiß und aber der Einfachheit im Verhältnis zum Kohlenverbrauch von dem man in [illegible] Betrachtungen ausgegangen [illegible] Wenn eine gewöhnliche [illegible] 1·5 Kilo an [illegible] der Kohlenenergie

Digitized by Google

ausbeutet, so würde eine von Kaltdampfmaschinen unterstützte vorläufig annähernd 17 bis 18 Procent gewinnen lassen. Die combinierte Warm-Kaltdampfmaschine bliebe also vom Standpunkte idealer Vollendung aus noch immer ein peinlich unvollkommener Apparat.

Wenn wir etwas Zukunftsmusik treiben dürfen, so sei die Frage aufgeworfen, ob wir nicht die Wasserdampfmaschine ganz verlassen und überhaupt zur Kaltdampfmaschine übergehen können? Wir würden dann unsere Maschinen mit schwefliger Säure betreiben. Spannungen von 20, 30 oder mehr Atmosphären wären nichts Ungewöhnliches, die Maschine selbst würde um ein Bedeutendes kleiner werden, eine Kaltdampfmaschine von 1000 Pferdekräften würde nicht größer sein, als heute eine Wasserdampfmaschine von 500, 300 oder noch weniger Pferdekräften. Gehen wir aber noch weiter und treiben Dampfturbinen mit hochgespannten Schwefligsäuredampf, so wird ein solcher tausendpferdiger Motor noch mehr ins Kleine zusammenschrumpfen, wir würden uns dem idealen Zustande bedeutend genähert haben: Größte Kraft auf kleinstem Raume! Allerdings wären ganz bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden und ganz enorme Geschwindigkeiten in den Kauf zu nehmen, denen unser Material vorläufig noch nicht gewachsen ist. Wie gesagt: Zukunftsmusik!

Berlin. Leo Silberstein-Gilbert.

Clara Viebig und ihr neuer Roman.

Von Richard Maria Werner.

An einem der letzten bittersalten Tage fuhr ich mit einem Wiener Tramwaywagen eine ziemlich weite Strecke und fror erbärmlich. Und doch vergaß ich mich bald vollständig, denn mir gegenüber saß in einem sadenscheinigen, aber reinlichen Ueberzieher ein älterer Mann mit intelligenten Gesichtszügen, dem die Noth und der Kummer aus den Augen sahen. Seine Hände waren ganz verklammt und seine Finger wohl von Krankheit verkrümmt; von Zeit zu Zeit fuhren sie in die Tasche und holten Stücke Hausbrot hervor, schon so hart, daß sie sich nicht mehr zerbrechen ließen. Mühsam riss er mit den Zähnen große Brocken herab und verschlang sie mit der Gier des Hungers, unbekümmert um alle seine Mitfahrenden, nur stillt von dem Verlangen, sich zu sättigen. Wer weiß, ob er nicht seine letzten paar Heller für die Fahrkarte verwertete, um irgendwo nach einer Arbeit sich umzusehen, und ob er nicht froh war, wenigstens die Stücke verrotheten Brotes zur Stillung seines Heißhungers überhaupt noch zu haben. Es könnte ja noch schlechter kommen. Der Kampf um das bloße Lebenkönnen, die Mühe, sich vor dem Erbungern zu schützen, das Erringen einer solchen Jammerexistenz, das sind Probleme, die zu denken geben. Sie beschäftigen die Sozialpolitiker, sie quälen den Menschenfreund, sie finden ihre Verwertung in der neuen Dichtung. Erst vor kurzem hat unser hochbegabter Landsmann J. J. David versucht, die Rückwirkung der Noth auf das Individuum in seinem Roman*) „Am Wege sterben" darzustellen, doch kam er nicht ganz zurecht damit: ergreifende Schicksale, rührende und packende Scenen, anschauliche Charakterschilderungen und meisterhafte Beobachtungen, wie er sie bietet, sind allerdings die richtigen Elemente, aus denen sich ein Roman zusammensetzen kann, doch verlangen sie eine künstlerische Mischung, und diese ist den Dichter nicht ganz gelungen.

Nun bietet uns die muthig vorwärtsschreitende und immer kräftiger sich entwickelnde Clara Viebig ein künstlerisch wie persönlich gleich merkwürdiges Gegenstück**: „Das tägliche Brot", ein Werk, vortrefflich in Inhalt und in Form, gesund in seiner socialen wie seiner dichterischen Tendenz, echt weiblich in seinem tiefen Mitgefühl mit den behandelten Personen, echt männlich in seiner überzeugenden Darstellung und echt menschlich in seiner Erfassung der den Erscheinungen zugrunde liegenden Motive. Wer sich nur an den Romanen selbst hält, wird gewiss mächtigen ästhetischen Genuss erfahren und sich gewiss nicht mit einer einzigen Lectüre begnügen, wer sich für die Dichterin interessiert, der wird noch außerdem die Freude erleben, die consequent weitergehende Entwicklung eines von allem Anfang an elementar, nachwendig und überzeugend hervortretenden großen Talentes beobachten zu können. Ich habe das dichterische Wirken Clara Viebigs seit dem Beginn genau verfolgt und schon vor zwei Jahren in einem zusammenfassenden Aufsatze zu schildern versucht, indem ich die einzelnen Stufen deines allmählichen Hervortretens charakteristisch und die Motive darzulegen bestrebt war, die ihm wesentlich erscheinen oder einen weiteren Ausgestaltens bedurften. Meine Schilderung liegt jetzt in dem Buche***: „Vollendete und Ringende" vor, so dass ich mich darauf beziehen kann.

Als Romanschriftstellerin begann Clara Viebig mit einer etwas anfängerhaften Composition „Weibsteufelchen" und technisch die verschiedenen Schicksale von Mädchen aus besseren Ständen, scharfe Ausnahmen der Wirklichkeit mit romanhaften Zutaten vereinigend. Dann machte sie einen Schritt weiter und erreichte in den „Dilettanten des Lebens" größere Concentration und Einfachheit, ohne dabei an Kraft und Anschaulichkeit zu verlieren. Eine neue Richtung schlug sie mit dem dritten Roman ein „Es lebe die Kunst!" dessen Bedeutung für die Dichterin und ihren Fortschritt merkwürdigerweise von der Berliner Kritik, selbst von Richard M. Meyer und dem ihm folgenden Erich Schmidt, gar nicht erfasst wurde, während jetzt Berthold Litzmann mit meiner Schätzung übereinstimmt. Welche Macht der Kritik doch innewohnt, beweist das Schicksal dieses Romanes, der sich nicht zu durchsetzen vermochte wie die übrigen. Es ist allerdings möglich, dass und Fernstehenden die typische Bedeutung der Nebenpersonen viel stärker ins Auge fällt, als den Berlinern, der vielleicht Clara Viebigs Modelle zu erkennen glaubt und deshalb ihre künstlerische Umbildung nicht genügend beachtet. Für den Roman aber gilt, wie für das Drama, der Grundsatz, dass alles dem Hauptthema oder dem Helden dienen soll, dass auch in den Episoden nur Spiegelungen und Weiterbildungen des Entscheidenden gegeben werden müssen, und das hat Clara Viebig in diesem ihrem dritten Roman wirklich erreicht, stärker als in den „Dilettanten des Lebens", die in dieser Hinsicht die „Rheinlandstöchter" schon übertreten. Dazu kam, dass die Schlusswendung die Kraft des Widerstandes, die mit Nothwendigkeit erfolgende innere Lösung des Conflictes zeigte, worin auch ein Fortschritt zu bemerken war.

Das meiste Aufsehen machte bisher der Eifelroman „Das Weiberdorf", mit dem Clara Viebig auf den Boden ihrer ersten Novellensammlung „Kinder der Eifel" zurückkehrte. Hoffentlich entschließt sie sich einmal, uns die drolligen und abenteuerlichen Erlebnisse zu erzählen, die sich an das Erscheinen dieses Romanes anschlossen. Ich habe schon im „Epilog" meines Buches kurz darauf hingedeutet. In urwüchsigeren Formen wiederholten sich die Angriffe auf die kühne Frau, die nach dem Romane „Es lebe die Kunst!" von Berlin ausgegangen waren. Dem genialen Buche haben sie vielleicht eher genützt als geschadet und die Ausmerksamkeit weiterer Kreise für eine Zeichnung erregt, die doch nur dem feinsten und vorurtheilslosesten Verständnis seinen ganzen Reiz enthüllt. Diese Geschichte Bärchens und seiner Liebschaften überrascht durch die Kraft und Verwegenheit einer Natur, die man bisher für eine ausschließlich männliche Gabe hielt. Eine Frau, die dergleichen zu gestalten und so zu gestalten versteht, muss wirklich „auf freier Höhe" leben, so dass sie „das Treiben und Irren der Menschen klarer und reiner" erblickt. „Sie schaut" — wie ich mich in dem genannten Aufsatz ausdrucke — „in die Herzen und erkennt deshalb, wie sich die Elemente mischen, wie Schuld und Fehle nur die Kehrseite der Vorzüge sein können, wie schaut der Schein vom Wesen geschieden werden müsse". Weiter gehört dazu ein nachsichtendes Verständnis für alles Menschliche und eine große Liebe.

Alles das bewährt Clara Viebig in dem Roman des Dienens, der eine Figur des „Weiberdorfes" Bäbb Lenzen erst zur richtigen Wirkung bringt, wenn auch Heimat und Wirkungskreis der Mina Heinze sich von jenem der Bäbb wesentlich unterscheiden. „Das tägliche Brot" führt uns mit den beiden contrastierenden Gestaltgebenden Mina und Bertha in die Welt der Berliner Dienstboten und tuckt uns das Gesicht jener Menschen nahe, die man wohl in Augenblicken des Aergers unsere bezahlten Feinde nennt, die aber eine nicht zu verachtende Rolle im Leben einer jeden Familie spielen. Clara Viebig hat in ihrer stimmungsvollen autobiographischen Skizze Die „drei Brauten" („Literarisches Echo", 3. Jahrgang, 313 ff.) anmuthig ihre drei Lieben, Trier mit dem Eisenbiegermann, Düsseldorf und den Rhein, das Poetische gezeichnet und zum Schluss gemeint: „Drei Brauten — und woran ich's recht bedenke, bin ich Besitzerin doch noch über, ich habe eigentlich vier. Die vierte Braut ist Berlin. Aber nein, was sage ich denn?! Meine Braut! Mit Berlin bin ich verheiratet!" Als Berliner Hausfrau hat sie sicherlich auch die Erfahrungen gesammelt, die sie in dem neuen Roman verwertet, aber man erwarte nun nicht eine das hausfräuliche Jammern über das Dienstbotenelend, man erhält vielmehr in Form eines Romans und ohne jede Aufdringlichkeit eine sehr ernste Lehre über ein sehr ernstes Thema. „Unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld!" hat Clara Viebig als Motto auf das Titelblatt gesetzt. Was die aber verschweigt, ist, dass es mit dem täglichen Brot noch keineswegs gethan ist, dass zu dem bekannten Stoßseufzer eines unbekannten Franzosen „toujours pardon" der andere „tägliches Brot" ein gar bedeutsames Echo bildet. „Mich zum leben, mich zum sterben. Ich weiß ich danke, dass das immer so weiter geht — immer so weiter!" so lässt sich das bewegende Motiv mit Worten des Romanes ausdrücken, „immer die gleiche, verzweifelnde Aussichtslosigkeit".

So stehen am Beginn und am Ende des ganzen Lebens der Romanheldinnen gegenüber, ohne auch in der Mitte der Dichterin an ihrem Wachsthum Sie steht auf der Seite der Besitzenden und sieht das „Grundübel" nur nebenbei, vorübergehend, auch sie ist „ratlos" und weiß nicht, wie weit es mit der Besserung der Verhältnisse kommen wird.

Digitized by Google

wie und warum sich alles so und nicht anders entwickelt, sie zieht die Momente mit in Betracht, die bestimmend und ausschlaggebend mitwirken: die individuelle Anlage wie die besondere Umgebung, die stärkere wie die geringere Widerstandskraft, und unausgesprochen oder doch nur angedeutet tönt das Wort des Apostels heraus von der mangelnden Liebe. „Hoffen ist an und für sich schon ein Glück", hatte Clara Viebig einmal behauptet, ohne Hoffnung kein Lieben und kein Glauben. Wir brauchen etwas, das uns über den Alltag hinaushebt, das uns die Misere des Lebens vergessen läßt, das jeden nothwendig ist, mag er hoch stehen oder tief, mag er reich sein oder arm, ein Etwas ohne bestimmte Formen, ohne greifbare Gestalt, aber voll Bedeutung und Einfluß für den einzelnen. Das stellt Clara Viebig für ihre kleine Welt dar, aber man erkennt sofort, welchen tiefen, symbolischen und typischen Gehalt sie dadurch für ihren Roman gewinnt. So ausschließlich sie sich in der engen Sphäre hält, so sehr sie's vermeidet, irgendwie diesen geheimen Sinn auch nur anzudeuten, er steckt doch in dem Werke, weil es eine dichterische Kraft geschaffen hat, weil alles Menschliche, so kraus es erscheinen mag, doch der Abglanz eines einzigen Wesens ist. Man könnte mit leichter Mühe diesen typischen Wert der einzelnen Personen aufdecken, könnte zeigen, wie die verschiedenen Mädchen nur Abbilder allgemein menschlicher Eigenthümlichkeiten seien, aber es würde damit nichts weiter dargelegt, als daß wir es eben mit einem bedeutenden poetischen Kunstwerke zu thun haben; ein solches bleibt nicht der einen bloßen Abzeichnung des Wirklichen, sondern faßt es von einem höheren Gesichtspunkte auf und oft dann am klarsten, wenn es nur das Nächstliegende zu bieten scheint.

Aber Clara Viebigs neuer Roman ist keineswegs bloß wegen dieses tieferen Gehaltes zu rühmen, er verdient auch als Roman Lob und Preis. Wir erhalten vor allem eine gut erzählte, wahrscheinlich erfundene und mit Consequenz durchgeführte Geschichte. Der Stoff ist einfach: zwei Mädchen, verschieden in Naturell, Erziehung und moralischer Kraft, kommen nach Berlin, um sich als Dienstmädchen ihr Brot zu verdienen und die Ihren daheim noch zu unterstützen. Losgelöst von ihrer bisherigen Umgebung, unerfahren und voll unklarer Hoffnung auf eine noch räthselhafte Zukunft, treten sie ihre Laufbahn an. Mina, die pflichtgetreue, ungebrochene Kernnatur, hat zuerst am meisten von den Widerwärtigkeiten zu leiden, während die leichtsinnigere, genußsüchtigere Bertha, schon vom Hause angefault, anfangs mehr Glück zu haben scheint. Aber nach und nach wendet sich das Blatt, nur langsam und mit vielen Kämpfen für beide; bei Mina geht der Weg durch Elend und Noth, die sie beugen aber nicht brechen können, vorwärts und aufwärts, bei Bertha dagegen, weil sie keine Widerstandskraft besitzt, nach unten, bis sie versinkt. Für Mina wird ihr Kind zum Retter, obwohl es sie bis nahe zum Verbrechen gestürzt hat. Mit keuschester Kunst führt Clara Viebig die Entwickelung Minas vor und entfaltet Scenen von so packender Kraft und wieder von so intimer Stimmung, daß wir ganz gefangen genommen werden. Damit bin ich bei dem zweiten Anlaß, ihren Roman zu preisen, angelangt. Ich rechne die Scenen, wo Mina und Arthur zusammengeführt werden, wo Mina dann versucht, bei ihren Eltern für das kleine Friedchen Asyl und Quartier zu finden, wo sie satt der Verlassung erliegt, das Kind zu tödten, und ganz besonders, wo sie ihr Töchterchen in Berlin aussetzt, damit es von mitleidigen Menschen gefunden werde, zu Glanzpunkten nicht nur dieses Romans, sondern des Romans überhaupt. Dabei — und das ist der dritte Punkt — besteht zwischen der Charakterzeichnung, der Scenenführung und der ganzen Erfindung ein richtiges, sich gegenseitig bedingendes Verhältnis. Selbst die vielleicht auf den ersten Blick zu breit erscheinende Verwertung der Heilsarmee gewinnt als ein wuchtiger Ersatz für wirkliche Gläubigkeit eine größere Wichtigkeit für die Oekonomie des Romans und bildet einen Contrast zum übrigen. Ein kleines Detail hat mich dabei ganz außerordentlich angesprochen. Mina besucht mit der kranken und hysterisch erregten kleinen Grethe eine Versammlung der Heilsarmee, wobei die nervenerschütternde Darstellung der armen Seele zwischen Engel und Teufel auf das arme Gliedschäfchen so stark einwirkt, daß es ohnmächtig zusammenbricht. „Mina beruhigte sich angstvoll um sie . . . Hilfesuchend sah sich Mina um. Aber niemand nahm Notiz von ihnen, aller Aufmerksamkeit war auf das Podium gerichtet, wo Engel und Teufel die arme Seele hin- und herzerrten." Die Verzückung löst das Nächste vergessen, das sich der grundguten Mina spiegelt als das Wichtigste zeigt, sich um die Kranke zu bemühen; alle anderen sind Egoisten, auch wenn sie sich um den Himmel bemühen, die gesunde Weiblichkeit vollbringt in angedeutetem Gefühl das allein Richtige. Ich erwähne dieses Detail absichtlich, weil es für Clara Viebigs Weise so bezeichnend ist.

Man sieht mit ihren Personen, man glaubt aber auch den Schauplatz des Romans leibhaftig vor Augen zu sehen. Der Kellerladen des Porkenhändlers Neschke, der etwa so breiten Raum einnimmt und symbolische Bedeutung hat, steht so vor uns, daß wir die verschiedenen Gerüche einzuathmen und die heisere Stimme, die durch das Bereden einer Kellerwohnung zum Ersten ertönt, zu hören glauben. Die Gab, unausdenkbar und doch wirklich und Natur und Menschen zu zeichnen, konnte man schon früher bei Clara Viebig bewundern, sie erscheint auch hier in voller Pracht. Nur ein paar Wiederholungen könnten vielleicht bei einer neuen Auflage getrichen werden, obwohl sie zur Ausgestaltung der einzelnen Motive dienen. An allen Wesentlichen darf nicht mehr gerührt werden, denn es steht alles an seinem Platze und fügt sich ins Ganze.

Was Alle Frauen zu leisten unterließ, das sie ihr Bärbele Ungern zur Heldin dreier Novellen machte, das brachte Clara Viebig zustande: den Roman der Dienenden, den Roman der Noth und des Kummers, aber auch der Zuversicht. Ihre Tendenz darf nicht von irgend einer Partei für sich in Anspruch genommen werden, obzwar natürlich die socialen Verhältnisse, die Kluft zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten, das mangelnde Verständnis zwischen Dienenden und Herrschaft als bedeutende Erscheinungsformen unseres modernen Lebens in ihrer ganzen Wichtigkeit erkannt sind. Clara Viebig hat bisher schon eine ganze Reihe von Bildern unserer Zeit entworfen und dabei auch die Schäden und Gefahren der jetzigen Zustände nicht verschwiegen, aber sie ist zu sehr Dichterin, als daß sie zur Tendenzschriftstellerin werden könnte. Sie steht auf einer höheren Warte, einem Ausblug, und was sie beobachtet, das ergänzt sie aus eigen, einlich und muthig. Dem Muthigen aber gehört die Welt. Vorwärts! Vorwärts! Donna Clara!

Die Ausstellung der Secession.

Ueber Rodin, der neben Segantini den Hauptsaal des Secessionsgebäudes beherrscht, hat die „Zeit" in Nr. 294 berichtet, und diesem Artikel Bruno Pepolds ist wenig beizufügen. Wer vor die Gruppe der „Bürger von Calais" tritt, fühlt instinctiv die nethumliche Größe des Meisters. Donatello! Wie oft ward das ausgesprochen und wie schwer ist ein anderes Wort zu finden. Man vergegenwärtige sich den geschichtlichen Vorgang. Sechs Bürger verlassen ihre belagerte Stadt, um mit dem Sieger zu parlamentieren: ausgehungert, mit dem Strick um den Hals, barhaupt und barfuß. Einer spricht in fanatischer Erregung, ein anderer weist einen Schuß auf die Stadt zurück, ein dritter, von Alter und Hunger entnervt, schleppt sich mühsam vorwärts, ein vierter unklammert mit heroischer Geberde den Schlüssel. Jede Gestalt ist ein Charakter von starrer strammer Härte, von jener concentrierten Lebensfülle, die in Donatellos Campanile-Statuen geschränkt ist. Eine elementare, an Kraft und Grausamkeit gleich große Zeit ist in einem königlich machtvollen Stil herausbeschworen. Doch nicht nur der Gedanke an Donatello und Cavagno wird wach. Man sieht auch die Schule des Pleinairismus. Wie herrscht bei Rodin die „Form an sich". Das Licht als alles belebende, alles beseelende Kraft, rundet die Formen, vertieft die Schatten, macht dies plastisch deutlich, jenes nebelhaft verschwommen. Statt tödter, den Gesammteindruck beeinträchtigender Einzelheiten, sieht man nur „lebende Punkte", große ruhige Silhouetten. Namentlich die Verwandtschaft mit Carrière fällt auf. Wie dieser die Dinge durch einen Florschleier sieht und in seinen Bildnissen keine Doppelgänger der Wirklichkeit, sondern Spiriti gibt, sind Rodins Büsten gleichsam im Heldunkelfeist gehalten. Das Licht accentuiert das Wesentliche und läßt das Unwesentliche im Schaffen. So gibt er den Geist der großen Männer, das spiritualisierte, von allen Schlacken des Irdischen gereinigte Bild, das man sich macht von ihnen, wenn man die Augen schließt und über ihre Schöpfungen nachdenkt. Wie den Psychologen bewundert man den Bewegungskünstler, und hier bietet wieder ein anderer der Impressionisten, der große Degas, die Parallele. Wie dieser wachen in der Plastik Bewegungen in Bruchteilen der Geschwindigkeit mit dieser Meisterschaft festgebalten. Rodin zeigt Linien des Korpers, Schönheiten der Bewegung, die früher niemand ahnte: hat allen Gestalten gleichsam aus dem Hinterhalt aufgelauert, sie überrumpelt und in einem Moment fixiert, der so meuchlings erhascht ist, daß andere ihn überhaupt nicht sahen. Seine Zeichnungen besonders gestatten einen Einblick in die Werkstatt seines Geistes. Das ungeschulte Auge sieht rathlos davor, fragt vergebens, was diese Conturen sollen, die, mit mit geschlossenem Auge gezeichnet, nichts von dem haben, was eine gute Handzeichnung bietet. Doch man vergesse nicht, daß es lediglich um Improvisationen, um Notizblätter sich handelt. Ein Bewegungsmotiv hat Rodin gereizt, die Idee eines künftigen Werkes hat wie der Blitz sein Hirn durchzuckt. Und ebenso blitzartig, in einer schnellen entschiedenen Linie ist sie festgehalten. Ein paar Punkte, ein paar Schatten ergeben die plastische Wirkung. Ein Künstler spricht, der den Mechanismus des Korpers ausgezeichnet weiß, seine Modulationen und Bewegungen wie Musik empfindet. Dazu kommt die erkaunliche Art, wie er das Bewegungsmotiv aus dem physischen Motiv entwickelt, jede Bewegung, jedes Zucken der Korpers ableitet aus dem seelischen Affect, der die Gestalten beherrscht. Alle Nuancen der menschlichen Seele dem sich auf Worte, Ausdrucksfähigkeit und animalische Sinnlichkeit beziehen und durchkreuzen die Korper. Lippen und junge Brüste sind in glühender Umarmung aufeinandergepreßt. Leiber krümmen, verschlingen und winden sich. Glieder verkrampfen sich und

bäumen sich auf. Fäuste sind geballt und Gesichter von rasendem Schmerz verzerrt. Namentlich das Hinsinken des Körpers in ein Meer von Wonne, wilde verzerrende Sinnlichkeit und scheue Erschütterung wurde vor Rodin nie so fabelhaft ausgedrückt. Eine ganze Psychologie der Leidenschaften ist neben bezaubernder Linienschönheit in diesen kleinen Gruppen enthalten. Was sie weiter für das Künstlerauge zum Nutzen ihrer Natur macht, ist, dass jedes der Werke den ganzen prickelnden Reiz, die ganze Unmittelbarkeit der Skizze wahrt. Nie denkt Rodin an handwerkliches Fertigmachen. Man glaubt dem Schöpfungsprocess beizuwohnen, der Hand des Künstlers zu folgen, wie sie tastend, formend und knetend den Stoff belebt. Und dieser bleibt stets das natürliche Erdreich, aus dem die Gestalten emporwachsen, die Atmosphäre gleichsam, in der sie leben. Sie sind nicht losgelöst, nicht in das Nichts gesetzt. Sie haben von Anbeginn im Marmor geschlummert, haben Leben erhalten durch einen prometheischen Geist und können im nächsten Moment wieder Marmor werden, so wie Daphne, von Apollo verfolgt, zum Baum erstarrte. Das ist das Eigenartige, schwer zu Vereinende an Rodin, dass er das Allerraffinierteste, Modernste ausdrückt und gleichzeitig auf die Urbedingungen aller Plastik zurückgreift, dass er ein Raum, ein gewaltiger, kraftstrotzender Duvier ist und gleichzeitig ein Liebhaber der „Fleurs du mal," der den apartesten, seltensten Gefühlen fröhnt. Gesährlich war es vielleicht, seine Werke vorzuführen. Nachgeahmt könnte er, wie einst Michelangelo, das Verhängnis für die Plastik werden, könnte der Kunst die Freude am Einfachen, Gewöhnlichen nehmen, das so klein erscheint neben dieser Welt von Dämonen. Es wäre der Sprung ins Nichts, wenn andere versuchen wollten, in diesem Sinne zu schaffen, aus Rodins Sprache allgemeine Umgangssprache würde. Aber dankenswert ist, dass die Secession es wagte, auch so schwer zu verdauende Kost zu bieten.

Neben Rodin hält Klinger die Welt in Spannung. Auch in der stillen Werkstatt von Plagwitz bereiten sich Dinge vor, die von tiefgreifendem Einfluss auf die Entwicklung der Plastik sein können. Man hört von jener Beethovenstatue, in der er die Polychromie noch weiter als bei der Salome und der Kassandra zu treiben gedenkt. Goldbronze, Marmor, Elfenbein, Onyx und Ebenholz sollen zusammenklingen. In der Ausstellung zeigt die Büste der Nienzieh, welche frappante Wirkungen er durch die Verwendung verschiedenfarbigen Materials erreicht. Diese grünschimmernden, meerleeren Augen, dieses krause, dicke, sich bäumende Haar, diese rothen Kinderlippen geben wie bei der Salome das Gefühl brutaler Kraft und dämonischer Kälte. In der Leda ähnelt er Rodin; eine ganz moderne, pervers raffinierte Umdeutung ist dem antiken Mythus gegeben. Auch Klinger hat sein „Lauerndes Mädchen" — mit welcher Meisterschaft er die Gestalten in den Block componiert. Von antiker Linienrhythmik sind die zierlichen Tänzerinnen, und wenn die Decorationen, die vor 14 Jahren für die Villa Albers in Steglitz gemalt wurden, nicht zu den bedeutsamen Werken Klingers gehören, ist es doch lehrreich, auch die tastenden Anfänge desjenigen kennen zu lernen, der seitdem den „Christus im Olymp" geschaffen hat.

Ein anderer Saal enthält die Werke Zuloagas. Es sind dieselben, die im vorigen Sommer in Berlin bei Schulte zu sehen waren, und wieder steht man davor klopfenden Herzens. Seit Goya schien die spanische Malerei begraben. Blutrünstige Historien wurden in jenem Allerweltsstil geschildert, der von Delaroche bis Laurens die Kunst beherrschte. Hier lebt sie wieder auf, die Welt der Toreros und Majas, der Truhanes und der Hexen, die ganze localfarbe der spanischen Halbinsel. Auf den ersten Blick fühlt sich das Auge beleidigt. Feinheiten der Lichtmalerei, exaniste Farbenaccorde sucht man bei Zuloaga vergebens. Doch, betrachte roh, im Sinne des Plaeats setzt er die giftigsten gelben und rothen Farben nebeneinander. Mit brutaler Wahrheitsliebe malt er die rothgeschminkten Wangen und die schwarzgefärbten Brauen seiner Dirnen, versucht gar nicht den Bewegungen mehr Grazie, den Costümen mehr modischen Chic zu geben. Aber wie groß ist alles gesehen! Mit welcher Kühnheit, mit wie breitem Strich setzt er seine Bilder herunter. Gerade weil er jede Verschönerung meidet, nichts Fremdes, Kosmopolitisches in diese abgeschlossene Welt hineinträgt, spiegelt in den Werken der Charakter spanischen Lebens sich so überwältigend wider. Namentlich über das Bildnis des Volksdichters Don Miguel de Segovia ist eine seltsame Don Quixote-Stimmung gebreitet. Der Pablillos des Velacquez in einer neuen Incarnation steht da. Und interessant ist, dass er auch in Frankreich Spanier bleibt. Denn die zwei Damen, die im Tuileriengarten plaudern, sind keine echten Französinnen, sondern durch spanisches Temperament geleben.

Besnard als Parallele heranzuziehen, ist an sich ganz richtig. Man müsste, um das Spanische des Zuloaga zu bilden, Goya kanzeichnen, es mit Werken Manets oder Edouard Monets und Cortes zusammenstellen, die ihm in der Farbenanschauung verwandt sind. Doch der Rassenunterschied bleibt bestehen. Bei Zuloaga, obwohl er Pariserinnen malte, ist alles düster und ernst, selbst Toilette und Geste in den steifen spanischen Stil übersetzt. In Besnards Bildern lebt die Ueberciviliation der Gyposstadt, das ganze Bric des französischen Temperamentes. Bunderbar ist, wie prikant er in ein Porträt der Réjane das brandrothe Haar und die rosarothe Robe zusammenstimmt; wunderbar, wie leck er das Blau in das Grün des Hintergrundes setzt und die Rose als duftigen Farbenfleck anbringt. Nicht minder erstaunlich ist sein Sinn für die schöne Bewegung und die aparte Geste. Wie ätherische Gebilde schweben seine Damen dahin. Mit unsagbarer Grazie bewegen sie den feinen Arm und den zierlichen Fuß. Namentlich jener Manpassant'sche Typus der Inutile beauté, die vornehme Frau in ihrer unverstandenen, leidenden, schmerzvollen Schönheit, hat in Besnard den classischen Interpreten.

Ueber die anderen Werke lässt sich wenig sagen. Ludwig Herterich ist ein Meister der Malkunst, gehört zu den Solidesten, Tüchtigsten, die heute in München schaffen. Aber einen größeren Eindruck als den des guten Moreeau können seine Bilder nicht vermitteln. Sowohl beim Georg wie beim Hutten wäre es vergeblich, nach tieferem Sinn zu spähen. Es ist reine Palettenkunst. Ausgangs- und Endpunkt sind die Sonnenflecke, die auf dem Boden und der Rüstung spielen. Kleine Sachen von Henri Martin, nur für denjenigen bedeutend, der die großen Werke des Meisters kennt; die „Schwestern" Gari Melchers, die schon alle Ausstellungen Europas absolvierten; Landschaften von Le Sidaner, Ménard und Woodbury und als gänzlich zwecklos Füllwerk die ganzen Langweiligkeiten von Poinselin und Courtois bilden außer Besnard das Meublement des vierten Saales. Sie stören nicht, aber sie brauchten nicht da zu sein. Planvolle Auswahl muss die Ausstellungen einer Künstlervereinigung von denen eines Kunstsalons unterscheiden. Und wer zur Einleitung des Geschäftes so schweres Geschütz auffährt wie Rodin und Segantini, darf zum Schluss nicht mit Knallbonbons kommen.

Richard Muther.

Die Premièren der Woche.

Otto Ernst's neues Lustspiel, die Schulkomödie „Flachsmann als Erzieher", wurde am 1. Februar 1901 im Burgtheater unter dem demonstrativen Beifall der Gutgesinnten zum erstenmale gegeben. Ewig schade, dass Otto Ernst nicht Schullehrer geblieben ist. Welch tüchtiger Jugendbildner muss er geweien sein, er, mit jener warmen Liebe zum Berufe des Volksschullehrers und jener tüchtigen Gesinnung, wie sie so oft und ausdrücklich im „Flachsmann" betont werden. Aber ausständige Gesinnung allein macht noch nicht zum Theaterdichter. Auch der Lehrer braucht noch etwas außer der Gesinnung: Können; und das braucht auch der Dramatiker. Und daran fehlt es im „Flachsmann". Nicht als ob Otto Ernst nicht „könnte". Er kann manches, aber es ist das dramatisch Schlechte, Verwerfliche, was er kann: billige Wirkungen dadurch erzielen, dass er den banausischen Instincten der Menge schmeichelt und unter Anwendung der abgebrauchtesten, ältesten Theatermittel seinen Erfolg auf die längst bewährte Kraft von Wahrheiten stützt, deren Richtigkeit heute nur mehr Idioten öffentlich zu bestreiten wagen — mögen immerhin manche maßgebende Persönlichkeiten ihnen gelegentlich durch ihre Thaten ins Gesicht schlagen.

Es ist das alte Recept des Schablonenstückspielts mit seiner Speculation auf die — sagen wir, Naivität der überwiegenden Mehrzahl der Leute. Man nimmt zwei Menschen. Der eine wird als gescheidter, liebenswürdiger, anständiger Mensch geschildert: der vertritt die richtigen Ansichten, die Principien der guten Sache. Der andere wird als dornierter, widerlicher Kerl geschildert, anfeerdem noch als Schuft und Wüterich; der vertritt die irrigen Ansichten, die zu bekehrenden falschen Principien. Nun kommen die zwei in einen Conflict, der Schuft ist natürlich auch noch Verbrecher. Der Vorgesetzte entwickelt dem Untergebenen in der dümmsten Weise seine blöden Ansichten. Natürlich lässt sich der Untergebene die Gelegenheit nicht entgehen, in mannhafter Weise dem Vorgesetzten entgegenzutreten: erst beweist er dem Vorgesetzten indirect, dass dieser ein Esel ist, und zum Aeußerlichsten sagt er es ihm auch noch direct: Sie sind ein Verdachtel sein „unterabler Bildungsschuster" heißt es in unserem Falle. Maßloser Jubel des Publicums. Man kommt natürlich die Komödie. Im zweiten Act sieht es sehr schlimm um den „Braven". Disciplinaranterersuchung, feiges Schurnckziehen der Collegen, drohender Sieg des „Bösen" — nur „sie" steht sich an die Seite des „Braven". Aber wir haben ja auf dem Theaterzettel „Lustspiel" und im Personenverzeichnis den Namen eines noch höheren Vorgesetzten gelesen, der bisher nicht aufgetreten ist. Also nur keine Besorgnisse! Und jetzt kommt der noch höhere Vorgesetzte, und wer ist der natürlich ein ganz Gescheidter und ganz „Braver". Der Kopf und Herz am richtigen Fleck hat und unter einer Kauzigkeitsrinde ein goldenes Gemüth verbirgt. Das ist nun einmal so bei allen ganz hohen Vorgesetzten — auf dem Mars oder bei den Hottentotten. Der kann den Rabbraten und den Schwiegenbraten gleich durch den Geruch unterscheiden. Sie haben Ihren Vorgesetzten einen Esel genannt? berichtet er dem Leiter der Affaire, das ist, ich habe ihn einen Weidevieh genannt." Das Publicum applaudiert Entzücken außer Rand und Band. Zu dumm zu sein, wäre der ganz hohe Vorgesetzte weit, weit im Hintergrunde. Schwieriger

Digitized by Google

Beifallssturm — aber das darf der Untergebene seinem Vorgesetzten nicht sagen — das Publicum wird unruhig — das darf nur ich Ihrem Vorgesetzten sagen — neuerlicher Beifallssturm — und daher werden Sie ihn jetzt um Entschuldigung bitten. Nein, sagt der gesinnungstüchtige Untergebene. Hm! meint der Vorgesetzte, so muß ich Ihnen einen Verweis geben. Dann nehme ich meine Entlassung, entgegnet mannhaft der Untergebene. Verzwickter Fall! Da zeigt es sich jetzt, wie gut es war, daß der Dichter den Vertreter der individualistischen Freiheit nicht durch „ihn" zur Bekämpfung Menschen, den Vertreter des bornierten Drillsystems aber zu einem Schutz gemacht hat. Der arme Regierungsschulrath könnte wahrlich nicht anders, als den vernünftigen Lehrer davonjagen, und den Drill-Trobbel Oberlehrer bleiben lassen, und das Unglück der Kinder wäre auf weitere Decennien besiegelt. Aber nun stellt sich heraus, der Drill-Trobbel mit dem Corporalstock sei auch ein Schuft, er habe seine Zeugnisse gefälscht: Also „marsch hinaus!" kann der Herr Regierungsschulrath zum bösen Oberlehrer sagen, kann den braven Unterlehrer gleich zum Oberlehrer machen und „ihr" zur Belohnung für beide in seine Arme legen. Ja, das ist schön, das ist erhebend, das ist Poesie! Und in befestigendem Vertrauen darauf, daß schließlich doch immer das Gute siegt, weil ja über uns allen die hohen Oberbehörden wachen, kann man endlich einmal mit dem herrlichen Doppelglückgefühl, gesinnungstüchtig und doch in Harmonie mit einer hohen Oberbehörde zu sein, nach Hause gehen. Und das begläckt die Leute so sehr: die meisten machen ja so gerne beiden ihre Verbeugung, der Gesinnungstüchtigkeit — im Theater, der hohen Oberbehörde — im Leben.

Dem Stück wurde eine treffliche Darstellung zutheil. Herr Heine als der böse Flachsmann (zu dem der Autor in etwas anachronistischer Weise wohl Mr. Gradgrind aus Dickens' „Hard Times" zum Vorbild genommen) erwies sich als tüchtiger, discreter Schauspieler. Herr Thimig als Regierungsschulrath, Herr Kracher als Schulinspector, Herr Treßler, Herr Devrient, Herr Winnig als Lehrer, Herr Krämpler als Schuldiener, sie alle machten sich um den Erfolg des Abends verdient. Die Hauptträger desselben aber waren Herr Reimers als Lehrer Flemming und Fräulein Medelsky als die den „braven" Flemming liebende „brave" Clementarlehrerin Gisa Holm. So offene, frische, gesunde, fröhliche, anständige Bursche wie dieser Flemming, die liegen Reimers ganz besonders, und an ihnen hat er sich das Rützzeug geholt, mit dem er dann auch im stillsierten Drama und der Tragödie kräftig fortschreitend seine Siege erfochten hat. Auch für Fräulein Medelsky sind einfache, naturfrische Rollen des Conversationsstückes ein sicheres Mittel, sich ganz in die Sympathien des Publicums hineinzuspielen, sich immer wieder zur Einfachheit zurückzuführen und den Mangel eines ihre Studien leitenden Lehrers minder fühlbar zu machen, als es leider wiederholt in der letzten Zeit der Fall war.

Am selben Abend wurde auch am Deutschen Volkstheater eine Novität aufgeführt, „Tragödien der Seele", Schauspiel in drei Aufzügen von Roberto Bracco. Das Stück behandelt ein Problem, das schon Bahr in seinem „Athleten" aufgeworfen hat: den Fehltritt einer anständigen Frau, die ihren Gatten liebt, ihren Verführer nicht liebt — und trotzdem einmal diesem unterliegen ist und jenen „betrogen" hat. „Das gibt es nicht," sagen die Leute. „Denn dann ist die Frau nicht anständig, sondern eine gemeine Seele, oder sie hat ihren Gatten nicht geliebt, oder sie muß den andern doch geliebt haben," fügen sie hinzu, wenn man ihnen widersprickt. Das wäre ganz schön, wenn die Frauen nur nach jenen zwei Grundschablonen gemacht wären, nach denen die Romantiker in gewissen Perioden ihre menschlichen Gliederpuppen anfertigen. Aber das Leben ist gar mannigfach und schafft zwischen „gut" und „böse" alle möglichen Uebergangsformen und — Räthsel. In Balzs „Athleten" macht die Frau gar keinen Versuch, zu erklären, wie alles getommen. Bei Bracco versucht sie es in einer längeren Rede, aber das Endergebnis ist, daß sie es sich selbst nicht zu erklären vermag; wohl aber scheint und der Dichter einen Fingerzeig geben zu wollen: der Fehltritt geschah während einer längeren Abwesenheit des Mannes. Da möchte ich aber gar keine Erklärung dieser denn doch vorziehen. Nicht das ist ja zu erklären, daß eine Frau fehlen kann, sondern das ist zu erklären, daß sie trotzdem Anspruch haben kann auf die Nachsicht und Sympathie anständige Menschen — und des Gatten. Die Erklärung muß also die Frau emporheben, sie darf sie nicht noch herabsetzen, sie muß aus den dunklen Tiefen der Seele herausscheidt oder doch in sie hinein verwiesen werden, aber sie darf nicht darin belassen, daß die Frau darum einem anderen sich ergibt, weil sie den gewohnten Schutz des Verkehr mit dem Gatten ein paar Wochen entbehren mußte! Für den Verstoß gegen die Tugend mag uns die natürliche Sinnlichkeit als Entschuldigung gelten, ist der Verstoß gegen die Treue ist sie bodenlos Erklärung, aber eine Erklärung, die nicht die Nachsicht des Mannes erwecken kann, sondern nur seinen Wider willen verstärken muß.

Es ist nicht uninteressant zu vergleichen, wie in einem anderen Stücke ein weiblicher Autor den Fehltritt eines Mädchens als keine mehr „zufällige Entgleisung" unserem nachsichtsvollen Verständnis näher zu bringen sucht. Das Stück heißt „Die Ehrlosen", ist von Elia Pleßner und ist (bei Leopold Weiß in Wien und Leipzig) 1901 im Buchhandel erschienen, aber schon einige Jahre früher verfaßt worden. Da wird uns ein Mädchen vorgeführt, das täglich einem jungen Mann begegnete, der es „täglich angeprochen und endlich auch Antwort gekriegt hat" und der es dann „jeden Tag auf derselben Stelle erwartet und ein paar Mal begleitet hat". Einmal aber, so erzählt der junge Mann seinem Freund Felix, „da kommt sie ein bißel später, erhitzt und eilig, ist furchtbar abweisend . . . fast grob, hat aber einen Glanz in den Augen . . . und einen Zug um den Mund! Zuerst redet sie kein Wort. Plötzlich fängt sie an zu erzählen, ganz durcheinander und wirr — daß ihre Eltern verreist sind — zu einer kranken Tant', sie ist allein — muß rasch nach Haus . . . Ich pack' sie bei der Hand — die zittert, ist eiskalt . . . Ich spür's durch den Handschuh: das ganze Mädel ein Fieber. Ich seh' sie in den ersten Wagen, der vorbeifährt. Wie wir in meine Wohnung kamen . . . sie war wie ohnmächtig. — Und . . . denk' dir! — Nicht einmal den leisesten Versuch hat sie gemacht, sich zu wehren . . . und doch war sie . . . ein reines — ein unschuldiges Mädel!" „Liebt sie dich?" fragt Felix; „Ich glaube nicht," erwidert der andere; jedenfalls hat er sie seither nicht mehr gesehen — sie hat ihm das Wort abgenommen, daß er ihr nicht nachgehen wird, und zum nächsten Rendezvous ist sie nicht gekommen. Und dann lernt sie den Felix kennen, und er bittet um sie und sie sagt „ja". Und nun trifft sie den anderen durch einen Zufall, und er weiß, daß sie sich mit seinem Freunde verlobt hat; er würde sie nicht verrathen, aber er stellt ihr vor Augen, daß sie ihren Fehltritt dem Bräutigam gestehen muß, nicht ihre Vergangenheit sei ehrlos, sondern jetzt erst fienge die Schande an. Und nun erzählt sie dem Bräutigam, demselben Felix, der die Geschichte schon einmal von dem anderen gehört hat, dieselbe Geschichte nochmals von ihrem Standpunkte aus: „Ich hab' nichts Schlechtes getan. Nur daß ich in mir! Jung war ich, heiß und jung! Was wißt's denn Ihr, was das heißt!! — Ja freilich — man lebt schön rutig — und kein Mensch hat eine Ahnung, wie es in einem kocht!! — Man spielt ja immer so gut Komödie!! Da ist einer gekommen, gerade in einem Moment, wo ich nimmer imstand' war, mich zu verstecken! — Man kann doch nicht immer und ewig kämpfen — und noch dazu doppelt kämpfen! Gegen Euch — und gegen jeden Tropfen Blut, den man in sich fühlt!!" Und auf die Frage, ob sie denen geliebt hat, sagt sie: „Geliebt! — Geliebt! — Was heißt das eigentlich?" — Das heißt gar nichts! — Ja — ich hab' ihn geliebt! — Was weiß denn ich! — Wenn ich ihn von weitem gesehen hab', hab' ich schon Herzklopfen bekommen. Hat er mich lang angeschaut — so ist es mir kalt und heiß über den Rücken gelaufen und wenn er mich bei der Hand gefaßt hat, hab' ich am ganzen Körper angefangen zu zittern. — Und wenn er nicht da war, dann hab' ich gar nicht an ihn gedacht, nicht einmal recht gewußt, wie er eigentlich ausschaut!!! — Nun? — Was ist das? — Weißt du's? — So hab ich alles thun müssen! — Gethan? — Herrgott! Gethan hab' ich ja nichts! Ich hab' nur alles geschehen lassen — ich hab' mich nicht wehren können! — Ich hab nicht können!!" Verstehst du das? — Nein! Das verstehst du nicht! — Was? — Vielleicht hast du recht! — Vielleicht war ich wirklich schlecht. Das weiß ich schon nicht mehr! Aber einmal — ein einzigesmal war ich — ich selber!" Das klingt freilich nicht sehr ideal, aber etwas von tiefer Wahrheit liegt darin. Leicht möglich, daß gerade darum das Publicum dem Werke der jungen Dramaturgin mit einem gewissen Mißtrauen begegnete und aber immerhin scheint uns ihre Erklärung des Fehltrittes des jungen Mädchens noch „sympathischer" als jene, mit der Bracco in den „Tragödien der Seele" die Untreue der Gattin zu entschuldigen sucht. Eines übrigens habe ich in den „Tragödien der Seele" gar nicht verstanden. Catarina weiß bestimmt, daß ihr Kind nicht das Kind ihres Gatten, sondern das Kind des Francesco Moretti ist. Ja, wenn sie das so ganz zweifellos weiß — wie kommt es dann, daß nicht auch der Gatte ebenso zweifellos weiß, daß das nicht sein Kind sein kann? Ludovico Remi wird doch von derlei Sachen auch nicht weniger verstehen, als heute schon jedes junge Mädchen versteht, das Träumen schreibt?

Die Premiere des Stückes habe ich nicht gesehen. Bei der zweiten Vorstellung war das Publicum sehr beifallsfreudig und der Verfasser war so liebenswürdig, demselben nochmals persönlich zu danken. Gespielt wurde sehr gut. Frau Odilon und Herr Kutschera gaben das sich treuzende und wieder verschmelzende Ehepaar sehr wirkungsvoll; Frau Odilon bewährte auch starke tragische Accente, wie wurde sie, im Zwischen, laut zu brechen, manchmal unbeutlich. Herr Beerle spielte die wenig dankbare Rolle des „Dritten" und im letzten Act erschien noch in traumhaftem Umriß bei Mondschein-beleuchtung die Figur einer „Dritten", welche sich tröstend um den verzweifelten Ehecatten bemühte und sehr beklatscht und mit Hüdchen, warum? Feine von Fräulein Buch, gespielt wurde. In einer kleinen Rolle sah man seine Fräulein Schmurr, das sie nicht nur correctes „Wienerisch", sondern auch correctes und doch ungezwungenes Hochdeutsch sprechen kann.

Max Burckhard.

Digitized by Google

Die Woche.

Politische Notizen.

Herrn v. Koerber verstehen die Leute noch immer nicht. Deswegen haben sie auch seine Thronrede nicht verstanden. Alle Welt wundert sich vor allem über ihre verhältnißmäßige Länge. Die ältesten Parlamentsreporter erklären, eine so lange Thronrede sei ihnen seit dem „Beginne des constitutionellen Lebens in Oesterreich" noch nicht vorgekommen, die gewissenhaftesten Historiker haben ein Längen-Gegenstück auch in der Geschichte anderer Länder in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit nicht aufzustöbern vermocht, und alle Zeitungsleser sind Herrn v. Koerber bös, weil er ihnen in diesen schweren Zeiten auch noch eine so langgedehnte Lesearbeit zumuthen dürfte hat. Ich bin da ganz anderer Meinung. Ich habe mir die Thronrede viel, viel länger vorgestellt. Wenn sie kürzer gewesen wäre, hätte ich geradezu an Herrn v. Koerbers unerkünstelten Qualitäten zu zweifeln begonnen. Ich bin auch, zur Ehre des Herrn v. Koerber sei es gesagt, noch heute vollständig überzeugt, daß er sie sämmtlich, zehnmal so lang hätte machen können und mögen, wenn er hätte dürfen, wie er wollte. Er hat sicher unendlich viel, was er gerne noch in die Thronrede hineingethan hätte, mit Rücksicht auf populäre Temperamentsveruntheile unterdrückt. Nicht der Stoff, nur der Muth zur ausführlichen Länge hat ihm gefehlt. Das kann man tadeln, wenn man will. Aber daß sie zu lang ist, wie die Leute jetzthalten, kann man nicht sagen. Ich finde sie eher zu kurz als zu lang. Denn:

*

Die gewissen kurzen Thronreden, von denen die Parlamentsreporter, die Historiker und die leisesanlen Zeitungsleser schwarmen, stammen durchwegs von Politikern her. Herr v. Koerber ist aber, Gott sei Dank, kein Politiker, sondern, wie mannigfach bekannt, ein Bureaukrat, und das ist grundverschieden. Der Politiker, der sich bei Thronreden sogar mit der Elle oder dem Zeilenmesser nachrechnen läßt. Wenn nämlich ein Politiker eine Thronrede concipiert, so kann er nichts anderes hineinbringen als seine politischen Pläne, das sind große politische Gedanken, über die er selbst sich klar, und zu deren Ausführung er sich auch reif geworden ist. Nicht mehr! Das kann natürlich sehr kurz sein. Selbst ein Bismarck, ein Cavour oder ein Gladstone hat nie mehr als ein paar solcher thronredeseriger Pläne auf Lager gehabt. Daher auch ihre Thronreden sich einer arm seligen Kürze befleißigen mußten, wenn sie sie nicht dem Vorwurf der ideologischen Utopie oder des leeren Geschwätzes aussetzen wollten.

*

Ganz anders steht dagegen ein Bureaukrat wie Herr v. Koerber da. Politische Pläne braucht er, darf er, wenn er der richtige Bureaukrat sein soll, gar nicht haben. Was er kennen, was er ausschließlich kennen muß, was für ihn die ganze Welt bedeuten muß, das sind die Acten. Wenn der Bureaukrat beauftragt wird, eine Thronrede zu entwerfen, so wird er natürlich nicht auf den kargseligen Schatz politischer Gedanken angewiesen, über den die Menschheit jemals verfügt, sondern schöpft mit voller Hand aus den reichen Actenregistraturen sämmtlicher Ministerien, die ihm zur Verfügung stehen.

*

In den Acten findet man aber alles aufgezeichnet, was im Staate vorgeht, jemals vorgegangen ist, aller Voraussicht nach vorgehen wird. Wie in der Apotheke alle Heilstoffe gegen sämmtliche Krankheiten, die den Menschen befallen können, in Vorrath gehalten werden, so müssen, um zu bilden die Acten der Ministerien das große Sammelreservoir aller Materialien zu allen großen, kleinen und kleinsten Staatsfragen. In unserer bureaukratischen Staatsapotheke ist Herr v. Koerber derzeit der Provisor. Sowie ungeheilbaren Leuten der Apotheker oft mehr imponiert als der Arzt, weil er die lateinischen Aufschriften aller seiner Tegel und Fläschchen herzusagen weiß, so macht manchmal auch minder scharfsinnige Bewunderer des Bureaukrat den Eindruck des politischen Allwissers, weil er alle staatlichen Angelegenheiten zu benennen weiß. Das hat Herr v. Koerber in seiner Thronrede gethan. Aber er hat es auch lange nicht ganz gethan. Er hat nur ein paar Dutzend schwedischer Fragen hergezählt, er hatte ebensogut auch einige hundert einzelne konnten. Dann wäre die Thronrede so unsinnig reich geworden, daß sie, in Zeitungsspalten ged ruckt, die ganze Länge des Grabens bedeckt und von den Zeitungen, wie ein spannender Roman, in Fortsetzungen hätte gebracht werden müssen. Thatsächlich hat ja auch Herr v. Koerber in der Thronrede auf drei Folioquarten „Schmutzmaterial" in Aussicht. Ich finde deswegen, sowie ich Herrn v. Koerber verstehe, seine Thronrede im Verhältniß zu dem, was sie hätte werden können, eher knapp als breit.

*

Die Leute freilich, die Herrn v. Koerber die Lange vorwerfen, verstehen ihn nicht. Sie thun, als ob er ein Arzt wäre, und verlangen von ihm, daß er ein, nur ein Mittel dem kranken Staat verordnete, etwa nämlich, das ihm in seinem gegenwärtigen Zustand wieder auf die Beine hilft. Herr v. Koerber ist aber kein Arzt, sondern ein Apotheker, und wenn man ihn zum Arzt ruft, bringt er einen ganz ganze Apotheke mit Krankenjournalen und sämmtlichen Heilmitteln, die es gegen alle Leiden überhaupt gibt. Wenn das Parlament diese ganze Mitte von Mixturen und Pillulen hinunterschluckt, dann ist der Staat von allen Krankheiten geheilt. So sagt Herr v. Koerber, und als Apotheker, wie als Bureaukrat, hat er recht. Nur ob der Staat diesen unterschluckt, den Medicamenten von Parlamentes nachhilft, das ist die Frage, die der Politiker beschäftigt. Aber Herr v. Koerber ist kein Politiker. Wenn ein Patient zugrunde geht, klagt der Arzt die Patientin an, nicht aber der Apotheker, und wenn es einem Staat übel ergeht, klagt man, sieht, werden wohl die jeweilig leitenden Politiker schuldig, selbst Staatsmänner sind, nicht aber die Bureaukraten, wenn sie auch manchmal Amt, ja zeitlig selbst die Minister werden.

Die interessanteste Partei [illegible] Klofač Partei. Am 10. Januar [illegible] Drohung auf, daß er und seine Partei, falls die Thronrede „gegen unsere nationalen Interessen" gerichtet wäre, auch in der Hofburg dagegen protestieren würde. Allgemeiner Schrecl verbreitete sich darob in den Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern. Nur besonderen Heldenthat ist es aber nicht gekommen. Am Tag der Thronrede, zeitlich in der Früh, traten die Klofačianer zu einer Sitzung zusammen, in der sie bereits constatieren konnten, daß die Thronrede „insoferne verschiedener stattgefunden denen Correcturen nichts Ungünstiges für die Czechen enthalte", und ihre Verlesung herzugehen beschlossen Da scheint Herr Dr. Rezek, der czechische Landsmannminister, an Herrn Klofač einen gefährlichen Concurrenten erhalten zu haben. Denn Herr Dr. Rezek hat zu die vielbewunderte Rezek'sche erdacht, deren Ergebnis gewisse nicht näher bezeichnete Abänderungsantrage sind, die Thronrede sein sollten, die Herrn Dr. Rezeks Ruhm zu bilden bestimmt waren, sobald einmal die Thronrede verlesen gewesen wäre. Da kommt nun im letzten Moment Herr Klofač daher, eignet sich Herrn Dr. Rezeks Idee von den czechenfreundlichen Correcturen der Thronrede angewiesen an und schreibt sich selbst das Verdienst daran zu. Herr Dr. Rezek ist nun um die ganze agitatorische Frucht seiner Arbeit gebracht. Herr Dr Rezek nimmt, und wenn der Sonntag fällt, tritt Herr Klofač hervor und streicht den Beifall ein. Das ist doch die höchste Frechheit. Wenn Herr Klofač sofortermaßen verhaftet wird, wird Herr Dr. Rezek das Amt des unbedingt gewordenen Gesichalts der politischen Schauspielerei schließlich aufgeben. Das wäre traurig. Herr Klofač besitzt nicht das schauspielerische Talent, um und Herrn Dr. Rezek jemals zu ersetzen.

Volkswirthschaftliches.

In der Thronrede ist der Passus über die Finanzlage nicht ohne Interesse. Es heißt da: „Die Staatsfinanzen befinden sich in erfreulichem Stande." Gleichgerichtet wird, daß der erfreuliche Stand Herrn Gleich gewicht war ein erzwungenes, nachdem die Regierung sich kein Geld aus leihen konnte. Aber weil sie kein Geld bekam, mußten nicht nur all die schönen Dinge, welche aus dem Erlös des großen Investitions-Anlehens gedeckt werden sollten, warten, es schlte sich am täglichen Brot. Um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen: seit Jahr und Tag warten hunderte von Personen im Wien, welche dem Telephonnetz einbezogen zu werden verlangt haben, auf ihren Anschluß. Die Regierung hat kein Geld, die Telephonkabel anzuschaffen und legen zu lassen. So schaut das Gleichgewicht aus. Ein Danaidenfaß, der seinen Inhalt eingebüßt, sein ganzes Vorgeld aufgeschrt hat und nun sein Haus daßallig werden lassen muß, weil er sich ist, wenn er mit dem Zins seinen persönlichen Unterhalt decken kann: so etwa schaut das erfreuliche Gleichgewicht des Herrn v. Koerber aus.

*

In dem Wust von Gesetzesvorlagen, welche die Thronrede dem Parlamente ankündigt, fehlt ein Gesetzentwurf, dessen Ausbleiben umso befremdender wirkt, als er mit Sicherheit erwartet worden war: Der Neunstundentag im Bergbaubetriebe. Statt des präcisen Neun stundenmaßes ist die allgemeine Anstandsung getreten: „Die Weiterentwicklung der Gesetzgebung über den Arbeiterschutz und die Arbeitszeit wird die auch diesmal beschäftigen." Eine unverbindliche Wendung wie die vielen anderen in der Thronrede. Die dringliche Vorlage, die mit solchen Opfern erkämpfte karge Errungenschaft des großen Streiks, ist unter den Tisch gefallen Bei Gelegenheit wird man sich auch wieder mit der Arbeitszeit beschäftigen. Für die Volkswirthschaftler des Cabinets Koerber ist das selben dieser einen Vorlage beizeichnender als die Tugende, welche es bringt. Das Cabinet Koerber ist das der Kohlenbarone, nicht das des arbeitenden Volkes. Kind auffallend ist nur, daß die Preise, und zwar auch die Arbeiterpreise, sich um diesen Gegenstand gar mehr kümmert.

*

„In den Vorbereitungen des Zolltarifes erhalten wir von einem maßgebenden Industriellen die nachstehende Zuschrift:

„Die Baumwollspinner Oesterreichs sind mit einem Schutzzoll von 6 bis 8 Gulden per der Einfuhr auskömmlicher Garne „gedient" und wollen jetzt in dem neuen Zolltarife diesen Zoll auch bedungen erhalten haben. Weiters haben dieselben unternommen die Verschmutzung gefordert, daß jeder Verkauf der einfachen Zwirnereien einer Controle unterstellt werden muß, und diese zeigt sämmtlichen Baumwollspinnern in Centralen den genauesten Verkauf an, sowohl die Preise als Quantitäten, Interessiert an, u. zw. Dadurch sind die Baumwollspinner, ohne daß sie ein direktes „Kartell" im Preise haben, in der Lage, die Preise nach ihrem Belieben zu stellen, und zwar stets bis zu jener Höhe, wo das Ausland die Zolles zugelt noch nicht mitmachen kann.

Es ist dies also ein perfektes Kartell, ohne daß es dem Namen nach ein Kartell ist. Derzeit wird der Verkauf in der Spinnerei-Zentrale [illegible] Wien [illegible] Es dürfte nun den Herren Betrieb in Wien [illegible] die Produkten einmal verringern und dann den entwickelnden, lästigen Geschäftsgang [illegible] können, um die Preise in die Höhe zu treiben.

Es liegen nun auch der Interessenten an, daß [illegible] dem Zolle [illegible] mit einem [illegible] werden, damit die [illegible] [illegible] [illegible]

In unserer Gegend, gegen Böhmen zu, gibt es schon Häuser in diesen Dörfern, die leer stehen, da die Leute alle nach der Schweiz und nach Deutschland ausgewandert sind.

Zur Illustration dieser Ihnen noch, daß vor eineinhalb Jahren das Pfund Baumwollgarn Nr. 20 27 Kreuzer gekostet hat, während es heute 45 Kreuzer kostet. Das Schod Kreinegarne, das um diese Zeit 26 bis 28 Gulden gekostet, ist heute mit 50 bis 52 Gulden zu bezahlen."

Kunst und Leben.

Zur Erstaufführung des Schwankes „Mit Angel und Netz" im Raimund-Theater hatte sich ein Publicum von hervorragend milder Sinnesart eingefunden. Das Stückchen des Herrn Anton Czepetka wurde lächelnd, wohlwollend hingenommen. Die letzte Hälfte des Schlusseactes ist sogar lustig, so daß man nicht ärgerlich aus dem Hause geht. Inhalt, Handlung und Figuren kennt man; dem Autor ist aus Eigenem nicht viel eingefallen. Herr Czepelka ist ein Neuling im Schwänkefischen, der seinen Leistern noch nicht gefunden hat. Es fällt eben auch kein Blumenthal & Kadelburg vom Himmel. Einige Scenen haben angenehme, persönliche Liebenswürdigkeit, die wohl das ganze Stück retteten. Das Erfreulichste an dem Abend war das prächtige Spiel aller Darsteller.

A. H.

*

Ein Richterspruch der letzten Tage bringt neues Licht in den Buchhandel mit lurischen Gedichten, wenigstens für Oesterreich. Einer, der Berle machte, gab 488 Exemplare seines Bändchens in Commissionsvertrieb. Jahre vergingen über Berlei lagt nicht, wie vieles und von diesen Bänden waren fünf verkauft worden. Das wäre nichts Neues. Aber der Commissionsverleger war nach diesen Jahren so vornehm, den unverkauften Rest als Macultatur abzugeben, und mit trat der Verfasser in ungeahnte Rechte Er belam einen „materiellen" Schaden zugesprochen, der ihm etwa die Hälfte des Gewinnes aus sämmtlichen Exemplaren, wenn sie noch weiteren Jahren verkauft worden wären, entschädigte. Und überdies eine Entschädigung für „ideellen" Schaden, durch die er nun seine Auflage als nahezu vollständig „ausverkauft" betrachten kann. Fern liegt es uns, diese Rechte anzuzweifeln. Einem Lyriker mitgonnen wir am wenigsten seine Befriedigung. Und in diesem Fall lag in noch dazu so, daß — abgesehen von Lyrik oder Nichtlyrik — die Berschiedenheit eines anvertrauten Gutes erlegt werden mußte. Aber etwas Neues liegt in dieser richterlichen Auffassung doch, nach der es scheinen könnte, daß es ein Recht auf Bücherreisig gibt, oder daß wir auch nur in einer Welt von verkäuflichen Gebrauchsgegenständen leben. Wir unterschätzen diese ist nicht so, am wenigsten in unseren Lande. Die Lyriker werden es bezeugen. Aber es gibt eben Glückskinder. Man kann in der Post einen Liebesbrief einschreiben und versichern lassen und erleben, daß er verloren wird. Man kann ein wertvolles Warenmagazin gegen Feuer assecurieren lassen und einen schönen Morgen einen Trümmerhaufen finden. Man kann lyrische Gedichte schreiben und auf einen Buchhändler stoßen, der sie vorzeitig vergewirft.

*

Reine Operette ist so blödsinnig, daß sie nicht ihren Freund fände. Das Publicum will unterhalten sein, der Freund aber will lieben. Was auf der Bühne vorgeht, beachtet er nicht, das Orchester übertönt er zur Noth auch — er muß in Raume bleiben. Und manchmal ist er auch in der Lage, seinen „Kindern" in der Zeitung mitzutheilen. Da brachte jüngst eines unserer Theater ein Singspiel, das nach der ersten oder zweiten Aufführung wegen einer Ehe-Scandalgeschichten Empörung abgesetzt werden mußte. Was that da der Freund? Er richtet ein „Privatlegitimam an das „Berliner Tageblatt" und schreibt darin — Ihnen zu kuchalo — von einer „freundlichen" Aufnahme. Was zu sehen und zu hören war, bemundert er selbstverständlich sehr. Aber er findet in diesem Falle auch noch eine Steigerung des Freundschaftsausdruckes, durch die nur seine Kritik der Operette einfach epochemachend erscheint. Wer wird noch auf Leute horen, die von diesem Werke nicht amüsiert wurden. Er, der Freund, schlagt sie mit der Erosstung, daß die Leute vor der Aufführung „ganze Scenen, viele Couplets und Tänze gestrichen" hat. Nun um die Ehre friedenheit immer unzufrieden bleiben, der Autor ist gerettet. Die mandmal in manchmeine Lesiur hat ihm Scenen und Gesänge gestrichen — da hatten wird denn freilich zu wenig von dieser Sorte, um ihn ganz zu bejaubern. Und viele Witze kommen wir nur deshalb nicht belachen, weil sie vorgelesen werden mussten. Man sage nicht, daß solche verbessernde Witze billige Witze sind. Man kennt nicht in die Verbindung zu glauben, das komme bald einer: ein Stück auf „ausgelassenen" Witzen aufbauen. Der Freund, der hier als Kritiker auftritt, bezeugt, daß es wirklich Witze waren.

Am.

Bücher.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit der Redaktion des historischen Jahrbuches herausgegeben von Dr. Hermann Grauert, o. ö. Professor an der Universität München. I. Band, 1. Heft: Die „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen". Eine Aufsichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Mitgetheilt von Dr. Heinrich Ritter von Srbik. I. B. Hallersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg, Basel und Wien 1900.

Eine gute und nützliche, in mehrfacher Beziehung neue Idee hat der Leiter, entmal ganz insbesondere Professor Grauert, in das Leben gerufen, die neue Zeitschrift, deren erstes Heft vorliegt, zu schaffen. Es gereicht dem militärwissenschaftlichen Geschichtsschreibern Oesterreichs zu besonderer Ehre, daß aus ihren Reihen, lange vor Kenntnis Angriffen auf einzelne Stücke, tiegreiche Gegner gegen diese Sammlung aufgestanden waren. So hat Hauptmann Joh. Bapt. Schels 1811 im Anschluß an eine Abhandlung über die Schlacht bei Zente die Thorheit eines angeblichen Briefes des Prinzen Eugen nachgewiesen; so hat später Hirtenfeld vor der Sammlung gewarnt. Trotz dieser Warnungen und trotz dem Nachweise der Unechtheit weiterer Briefe durch Arneth u. a. sind andere Briefe der Sammlung doch in das Generalstabswerk Feldzüge des Prinzen Eugen v. Savoyen) und in die großen italienischen Geschichtswerke von Carutti und Parri übergegangen. Nur das Böhm im Zusammenhange nachzuweisen, daß die angebliche italienische Sammlung von 9000 bis 10.000 Nummern Eugeniana nicht bestehe und auch nicht bestanden habe, die Briefsammlung von Baron Walsner hebeablich werde, daß die citierte Staatsgeschichte des Verfasses sicher nicht im Druck, wahrscheinlich überhaupt nicht vorhanden war, endlich die behauptung von Sammlungen der Briefe Eugens durch den Generaladjutanten Hohendorff sich in Luft auflöste, da dieser lange vor Eugen starb. Der Inhalt dieser Briefe zeigt crafte Unkenntnis der Verhältnisse, Valicinationes ex eventu (spanische Expedition nach Italien, Sommer 1717), Widersprüche in der Chronologie und in der Ortsdarstellung; unter 582 Briefen sind nachweisbar 197 von falschen Orten datiert! Die Form weist Schwulst, lehrhaften Ton, erfolglokes Haschen nach geistreichen Pointen auf. Böhm weiß auch zu zeigen, woraus Sartori seine Eugen-Briefe fabriciert: „Des großen Feldherrn Eugenii, Herzogs von Savoyen u. s. w. Heldenthaten. Frankfurt—Leipzig—Nürnberg 1710 bis 27 und 1738" ist die häufig verwirrte benützte Grundlage der ganzen Briefe. Die französischen Briefe, in mehreren Bersionen abgelesat, sind nicht Originale, sondern Uebersetzungen und weisen Mißverständnisse des deutschen Textes auf. Somit ist die Fälschung der Sammlung durch Hohendorff erwiesen. Grund für die Fälschung scheint Böhm die Absicht gewesen zu sein, die josefinischen Grundsätze der Aufklärung, der Gleichstellung der Confessionen und liesempfundene Betrachtungen über die Uneinigkeit der Deutschen und die Gefahren des deutschen Particularismus gegenüber Frankreich in weiteren Kreisen zu verbreiten. Der Neuheit in Form und Inhalt der gemeinsame Gesichtspunkt des Alterthums, die erste philippische Rede des Demosthenes herausgegeben, um zum Kampfe gegen Napoleon zu predigen, so hat Sartori auf seine Weise der guten Sache dienen wollen Wir wissen nichts von seinem Einflusse, der zudem zu spät gekommen wäre, um den Lauf der Begebenheiten zu beeinflussen. Der geschichtlichen Forschung durch seine Preudon-Eugenischen Briefe. Wir leben nicht mehr in der Zeit der hellenistisch-jüdischen Fälschungen und verurtheilen derartige Thätigkeit unbedingt. Darin stehen sich — der Wissenschaft zur Ehre — Historiker der verschiedensten Parteistellung — diesseits, die auch heute für eine Gleichstellung aller Confessionen eintreten, und diejenigen, die wie der Verfasser der vorliegenden Schrift „auf dem katholischen Standpunkt" stehen und deshalb „blos Duldung gegen andere Confessionen" zugeben.

v. S.

Dr. med. Wilhelm Aubeck. Syphilis und Gonorrhoe vor Gericht. Die sexuellen Krankheiten in ihrer juristischen Tragweite nach der Rechtsprechung Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Jena 1900, 148 S.

Der Verfasser ist bekannt durch seine 1897 erschienene „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland", welche auf 476 Seiten ein reiches Material an Illustrationen und Literatur aber sehr Breites in der Hand legt. Er bringt nun auf diese Weise seinen im Anhange mitgetheilten Jugendarbeit über „die Theorie der zu sich selbst dualen Formeln in der mathematischen Logik" eine Verbreitung sichert, die sich durch eine Sonderausgabe dieser mit der öffentlichen Sittlichkeit in gar keinem Zusammenhange stehenden Abhandlung nicht erreichen ließe. Die jüngste Arbeit des Verfassers behandelt eine Reihe interessanter Fragen aus dem Grenzgebiet der Medizin und Jurisprudenz Das erste Capitel enthält auch einen culturgeschichtlichen Excurs, indem es zeigt, wie gewisse Falle entsprechender Doppelbestrafung, gleichsichtiger Milderungen von Bestimmungen bereits Cicerone, auf dem alten Abergianben von der Heilwirkung eines solchen Verfahres beruhen. Im nächsten Capitel legt der Verfasser dar, das Personen, denen bekannt ist, daß sie geschlechtlich erkrankt sind, und die durch geschlechtlichen Umgang oder durch Berührung einzelner Gegenstände inficieren oder doch gefährden, schon nach den geltenden Bestimmungen des deutschen, österreichischen und schweizerischen Rechtes strafbar sind, so daß der in dieser Richtung wiederholt an die Gesetzgebung gerichtete Appell nur auf Klarstellung der gesetzlichen Bestimmungen beruht. Was das Heirathsrecht betrifft, unterstützt der Verfasser aber selbst ein kleiner Irrthum, da er u. a. den § 700, Ziff. 4, citiert, während dieser längst durch § 5, Gesetz vom 1885, RGBl. N 89, ersetzt ist, und §. 3 des § 5 auch eine textliche Aenderung erfuhr, indem nicht mehr lediglich die „Verheimlichung", sondern überhaupt der „Betrug", somit auch die „Erlistung" des Ehebruches der gerichtlichen Ehescheidung durch verneinten Urtheile mit strengem Arrest bestraft wird. Auch fehlt der Hinweis auf § 321 des citiert. Z. 3 4, wonach schon die bloße Gefährdung fremder Gesundheit seitens geschlechtlich Erkrankter, auch wenn die gefährliche Handlung nicht Uebertragung, Tatsache wurde, mit Arrest bestraft wird, zu bestrafen ist, eine Bestimmung, deren allgemeine Anwendbarkeit durch die Sonderbestimmung des § 308, resp. § Ges. 25 Mai 1885, nicht ausgeschlossen wird, weil letztere Gesetz sollten die Staatsanwalt nicht auf Privatklage hin, sondern von Amtswegen strafbare Handlungen wider Prostituierte verfolgen. Von besonderem Interesse ist das letzte Capitel des Buches, welches die Ehescheidung betrifft, in der der Arzt durch die gesetzliche Verpflichtung zur Bildung des Beweisgegenstandes und den natürlichen Beruf die Scheidung zu verhüten, gelangen kann. Der Verfasser tritt hier für die unbedingte Berücksichtigung auch gegenüber dem gesetzlich zulässigen Verzicht der Partei ein und empfiehlt den Eintritt des Arztes in den Beweisführung und einen Sachbeistand gewissen Falles, wenn es sich darum handelt, für seine Leben zu

Gunsten der künftigen Gattin verschere, da die Versicherungsgesellschaften Versicherung von Spitzbübereien nicht übernehmen. Die Schlußcapitel behandeln die Geschlechtskrankheiten in ihrer Beziehung zur Anzeigepflicht des Arztes, zur Krankenversicherung der Arbeiter und zum Ehrrecht.

Max Ruschhaupt.

Robert Proelß: Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Leipzig, F. A. Berger, 1900.

Was im Leben das Lebendigste ist, verliert in der Chronik allen Duft. An der Schauspielkunst wird das so oft klar. Die Wissenschaft pflegt sich unter dem Titel der „Literaturgeschichte" auch mit ihr zu befassen, und im Zusammenhang mit unseren Dichtern mag sie ja auch immerhin historisch interessieren. Das Sonderinteresse, das der Forschung begnügt sich damit nicht und gibt uns heute die trockene Zusammenstellung von Theatergründungen und deren geschäftlichen Schicksalen um ihrer selbst willen. So kommen Bücher zustande wie das vorliegende. Als Verlüre des Bildungstriebens unbrauchbar, und als Nachschlagebuch mit Namenregister in kurzen Daten über belanglose Ereignisse informierend. Es drängt sich die Frage auf, ob die Geschichte der Schauspielkunst überhaupt in das Gebiet populärer Kunstgeschichte aufgenommen werden kann. Jedenfalls müßte sie sich dann die heutigen Fortschritte der Darstellung aneignen. Drei Viertel des angebahnten Materials würde dabei über Bord fallen. Aber das eine Viertel könnte vielleicht wirklich ein lesbares, liebenswertes, ersprießliches Buch geben.

a.

Edouard Rod: Au milieu du Chemin. Paris, E. Fasquelle éditeur 1900.

„Nel mezzo del cammin di nostra vita" befand sich Dante in einem wilden Walde, aus dem ihn Vergil hinausführte. Edouard Rod, der gegenwärtig dreiundvierzig Jahre zählt, und sein Romanheld, der Schriftsteller Clarence, der angeblich gleichaltrig ist, fühlen sich ebenfalls auf der Mitte ihres Lebenspfades einigermaßen verirrt im Urwalde widersprechender Gefühle und suchen in Ermangelung eines Dichtergeistes den Ausweg durch eine Anhäufung moralischer Betrachtungen, die nicht ganz neu sind, aber in erneuerter Form und in Anwendung auf ein gut gewähltes Exempel vorgetragen werden. Edouard Rod, ein ausgetretener Protestant, den sein Freund Brunetière, welcher aus moralischen Rücksichten zu einem fanatischen Vertheidiger der katholischen Kirche wurde, angeregt hat, auch sich mit der Frage, inwieweit ein Dichter dafür verantwortlich sei, wenn seine Leser aus seinen Werken unmoralische Consequenzen für ihr eigenes Handeln ziehen. Ein junges Mädchen aus einer Beamtenfamilie bringt sich um, weil sie ein Verhältnis mit einem verheirateten Manne hatte. Neben ihrer Leiche findet man einen Roman Clarences mit ähnlichem tragischen Ausgange, worin die entscheidendsten Stellen, den Selbstmord poetisch verklärend, unterstrichen sind. Dieses Zusammentreffen wirkt umso stärker auf Clarence ein, als der Verführer des Mädchens einer seiner besten Freunde ist, der darüber den Verstand verliert. Der Leser des Romanes erwartet nun, daß Clarence auf die Literatur verzichte, wie Racine nach der Phädra, aber so grausam ist Rod nicht. Sein Held soll Reue thun darin nach, daß er beraten und zwar eine Maitresse, der weiter nichts vorzuwerfen ist, als ein gewisser Geist der Unabhängigkeit. Der Beichte ist daher weniger er, als sie. So kommt es, daß die Demonstration Rods etwas unbestimmt ist, aber die Lectüre seines Romanes über Moral und Immoral der Romandichtung ist dennoch höchst anregend, weil das schwierige Problem mit Geist und nicht ohne Theile erörtert wird.

Felix Vogt.

Revue der Revuen.

„Die Neue Zeit", Nr. 18, bringt einen Aufsatz Karl Kautskys über die Umwälzung der Landwirtschaft durch die Electricität. Schon die Dampfmaschine hat die menschliche und thierische Kraft in der Landarbeit zu verdrängen begonnen; in Preußen allein hatte sich ihre Verbreitung in 18 Jahren (1879—1897) um 540 Procent vermehrt. Nun tritt die Electricität auch revolutionierender hinzu. Nach den Berechnungen P. Macks kostet der Pferdearbeitstag 3 Mark; dieselbe Leistung wird der electrischen Betriebe ab bis 75 Pfennig kosten. Das Electricitätswerk auf der erdbeyspaltet Erfindung, den Transport der Elektrizität fortzuleiten. Das praktische Beispiel für die neue Art des Betriebes. Aus diesem Aufschwung der electrisch betriebenen Landwirtschaft, die sich am raschesten in den nächsten 2 Jahrzehnten ausbreiten dürfte, zieht Kautsky die Folgerungen der Socialpolitik. Einerseits wird sich die Entfremdung der menschlichen Nahrungsmittel enorm vergrößern, da Pferde und Menschen überflüssig werden. Anderseits ist aber von diesen technischen Umwälzungen selbstverständlich eine außerordentliche Stärkung des capitalistischen Großbetriebes in der Landwirtschaft — die „Industrialisierung" derselben — zu erwarten.

Unter dem Titel **„Neue Bahnen"**, Halbmonatsschrift für Kunst und öffentliches Leben, liegen bisher drei Hefte vor, herausgegeben in Wien von Ottokar Stauf von der March. Aus dem Inhalte heben wir einen Aufsatz hervor „Zwanzerein Besicht, Blasiad & Cie", worin die Erhöhung der Zuppreise im Burgtheater und die Vermerkung mittels Postanweisungen kritisiert werden. „Alledings", so schließt der Artikel, „kann kann Herr Hofrath Blasiad an seine Freunde und Freundinnen noch mehr Karten verschicken als bisher." Ferner ein Partner Brief von Oskar Panizza, eine Erzählung „Wachtmeisterliches", von Karl Grottewitz, Gedichte von Hermann Rollett, Martin Boberl und Karl Fischler.

„Revue des Deux-Mondes." Im Hefte vom 15. Januar stellt M. H. Lévy die Rechnung darüber auf, was der südafrikanische Krieg die Engländer gekostet. Bis zum Jahre 1899 hatte das englische Militärbudget jährlich um Tausendstel jene Millionen Francs, die etwas über 10 Procent der allgemeinen Ausgaben betrugen. Mit dem Beginn 1899 der südafrikanische Krieg begann, verdoppelte der Jahresbetrag, daß er 250 bis 275 Millionen Francs kosten würde. Im Frühjahr 1900 war man schon bei 1000 Millionen angelangt und wie die Statistik ergibt, soll er bisher ungefähr 75 Millionen pro Woche gekostet haben. Um diesen ungeheuren Zuwachs an Ausgaben zu genügen, sah sich die englische Regierung genöthigt, ihre Einnahmen zu vermehren, was man zunächst durch eine Erhöhung der Verzehrungssteuern (auf Bier, Branntwein, Thee und Tabak), sowie der Einkommensteuer, die von acht Pence auf einen Schilling per Pfund, also um die Hälfte gesteigert wurde, bewerkstelligte. Der Verlust sagt, seit nahezu hundert Jahren wären die englischen Finanzen nicht so arg erschüttert gewesen, und dabei lassen die Rüstungen des Krieges auf die wirthschaftlichen Verhältnisse und den Handel in England heute noch gar nicht ganz ermessen.

„Nouvelle Revue" (15. Januar). Leon Charpentier schildert die Reise des Jahresmechsels in China. Der ganze letzte Monat dient zur Vorbereitung derselben, die mit großen Opfern für Himmel und Erde und die Geister der entschlafenen Verwandten bestritten und an die sich zahlreiche Gratulationsbesuche schließen. Auch das berühmte „Kampion Fest" fällt in die erste Woche des neuen Jahres, am heiterften aber ist „das Fest der Gläubiger" am 5. des ersten Monats. Es ist der für die Zahlung der Rechnungen festgesetzte Tag und wer an diesem Tage eine ihm präsentierte Note nicht begleicht, macht sich eines Bedrechens schuldig. Deshalb verstecken sich die Schuldner sorgfältig, während die Gläubiger sich auf den Straßen herumtreiben und es auf jede Weise versuchen, ihrer Schuldner habhaft zu werden. — Felicien Pascal schreibt über die herrschende Geistesrichtung in der großen Stadt und kommt zu dem Schluß, daß der allgemeine Geschmack sich wieder mehr den vergangenen Dingen zuwendet. Das lebhafte Interesse für die napoleonische Zeit, sowie für Werke wie „Cyrano de Bergerac" oder „Quo vadis" sei dafür bezeichnend.

„Revue des Revues" (1. u. 15. Januar). Dr. La Touche Tréville schreibt über neue biblische Funde. E. A. Hoffmann tritt auf ein unrichtiges Document, eine Sammlung beschriebener assyrischer Ziegel, deren Inschriften von dem gelehrten Theologen Hugo Radau entziffert wurden. Sie reichen bis auf 3000 Jahre vor der Geburt Abrahams zurück, gestatten es, eine chronologische Stammtafel der babylonischen Könige von vor 7000 Jahren aufzustellen, und beweisen, daß die dortige Civilisation schon 5000 v. Chr. ihren Höhepunkt erreicht hatte. Eine vor drei Monaten gemachte Ausgrabung legte die Stadt Lachish, zur Zeit Josuas, des Königs Sanherib, bloß. Die Mauern, welche vier Jahre bauerten, wurden von Esinders Fette und Dr. Bliss geleitet und förderten die Mauern von elf Städten zutage, die übereinander gebaut waren, und deren älteste auf 1000 Jahre v. Chr. zurückgeht, während die jüngste bis um das Jahr 400 v. Chr. gestanden haben dürfte. — Camille Mélinand gibt eine Philologie der Liebe. — Ernest Legray schreibt unter Mitwirke des Chinesen Shing Che eine Uebersicht über die chinesische Romanliteratur. Obwohl es offenbar tausende von Romanen gibt, die überdies mit großer Vorliebe gelesen werden, war in Europa bis jetzt so gut wie nichts darüber bekannt. Sie gefallen in historische, moralische und sentimentale. Der berühmteste historische: „Die drei Reiche", der um 220 v. Chr. spielt, soll ewigermaßen an die Werke Walter Scotts erinnern, während der Verfasser einen zweiten, den „Zan Kuo Tsu", als die chinesische Ilade bezeichnet, die sich den besten Epopoen Europäer an die Seite stellen könne.

„Cornhill Magazine", Januar und Februar. Sir Herbert Maxwell veröffentlicht eine Reihe von Tagebuchblättern und Briefen, welche sich auf den Aufenthalt Napoleons I. auf St. Helena beziehen, mit seiner Ueberfahrt an Bord des „Northumberland", im August 1815 beginnen und erst mit seinem Tode im Mai 1821 enden. Sie entstammen großtheils der Feder des Generals Montholon, dem Commandanten des Regimentes, das Napoleon nach St. Helena escortierte und von 1815 bis 1818 dortselbst in Garnison lag. Nach dieser Darstellung hatte Napoleon für sein eigenes Gefolge keine Rücksichten und treue Ueberhaupt für seine Person, wie Ney oder Murat, deren Tod ihn ganz kalt ließ. Tagegen sprach er gern von der abgöttischen Anhänglichkeit seiner Soldaten. Er erzählte überhaupt gern von seinen Kriegen und entwickelte den Officieren die taktischen Pläne, die ihnen zugrunde lagen. Von seinen Niederlagen sprach er mit großer Objectivität und bekannte sich selbst als den Hauptschuldigen, die er im Interesse seiner Sache angeordnet und durchgeführt, so zum Beispiel zur Hinwegräumung des Tir d'Anglais, der ihm seinen Thron in Zaharben kosten. Er entwickelte auch ausführlich wo und wie er in England einzudringen gedacht: wo 30 000 Mann in Portsmouth zur Zeit ein Zehntel gewartet, um den Canal zu überschreiten und in der Nähe von London zu landen, wo er mit ihnen communicieren wollte und wobei er sehr auf die Unterstützung der Irländer rechnete, die die Schlacht bei Trafalgar allen Planen ein Ende machte. Während der ersten Jahre auf St. Helena redete Napoleon immer noch mit seiner Umgebung und sogar auf seine Wiedereinsetzung durch die englische Regierung; erst später gab er die Hoffnung auf und verhielt sich in eine schweige Stummheit.

Der verlorene Sohn.

Skizze von E. Tschirikow.

Aus dem Russischen von Clara Brenner

Schluß

III

Hirkow ging in seinem Zimmer auf und ab und rauchte eine Cigarette nach der andern. Um den schlafenden Vater, der nicht gehn wollte, war nicht zu denken, hatte er doch Stunden ausgeschlafen und ging in den Straßen. Seine Schritte hallten weich und gedämpft in der Stille der Nacht wieder und machten die unheimliche

Digitized by Google

Wassiljewna lauschen und sich beunruhigen; sie konnte nicht begreifen, wo man gieng, und setzte nach ihrer Gewohnheit auf dem Boden, wo ein Koffer mit allerlei Kram stand, Diebe voraus.

Es war eine wundhelle, stille Nacht. Der Schnee glitzerte in blauen Lichtern, und im Zimmer zitterte der weiche, bläuliche Widerschein des Mondes. Es war so still im Hause und auf dem Hof, dass es schien, als knisterte der Schnee unter den Füßen des Nachtwächters in den Zimmern, und das gedehnte Glockengeläute der Kirche in „Gorky", das die Stunde schlug, war so deutlich zu hören, als wäre die Kirche auf dem Hof und nicht in „Gorky", vier Werst vom Gut ... Wenn es Grigory langweilte, auf und ab zu gehen, trat er ans Fenster und blickte in die Mondnacht hinaus ... Dort war es ruhig und still, als wären alle Menschen auf der Erde gestorben und als wäre Grigory allein zurückgeblieben mit diesem Mondschein, der so seltsam und räthselhaft war ... Die Nacht schien an etwas zu denken. Es war, als wüßte sie etwas, hielte es aber geheim und würde nie sagen, was sie wußte ... Vielleicht denkt sie an die Menschen und bedauert diese unglücklichen Pigmäen, die sich auf der Erde eine Hölle errichtet haben, in Erwartung des Paradieses im Himmel, auf dem jetzt der Mond so ruhig und majestätisch steht ...

Die Thür in den Salon steht offen; auf den Fußboden legen sich Schatten von den Fensterrahmen; in der Ecke steht ein altes, vergessenes Clavier ... Auf diesem Clavier hat die Mutter einst „Das Gebet der Jungfrau" gespielt; als Sergei dieser Tage d'rauf zu spielen versuchte, schien es zu weinen und mit den Saiten zu husten ... Und doch sieht es da, und die Mutter, die „Das Gebet der Jungfrau" d'rauf gespielt hatte, ist nicht mehr da. Ja, die Mutter ist nicht da ... Und jener Sjerjoshka, der Gymnasiast, mit dem er in der Kindheit so einig war, dasselbe Leben lebte und den er auf den Wink verstand — ist auch nicht mehr da ... Er ist spurlos verschwunden, als hätte ihn jemand mit diesem großen, brutalen Menschen vertauscht, der schreit, lärmt, „jetzt wollen wir uns einen Schluck leisten" sagt und aus dem „Zigeunerbaron" pfeift ... Auch der Vater, den er einst verehrte, und dem er in jedem Wort vertraute, ist nicht da ... Und es gibt niemand auf der Welt, der verstehen würde, wie mehr er ist und wie seine Brust schmerzt ... Von dieser Einsamkeit ist es bange und kalt, und man kann ihr nirgends entrinnen, denn sie folgt einem wie der Schatten mit jedem Schritt ...

Grigory legt sich aufs Sopha. Es schwindelt ihn, vielleicht von den Gedanken, die wie ein Sturmwind in seinem Hirn wirbeln, vielleicht auch einfach vom langen Herumgehen im Zimmer. Als er die Augen schließt, scheint ihm, dass das Sopha sich unsanft seinem Körper gleichmäßig und lautlos bewege, wie ein Kahn auf stillem Wasser. Und ihm scheint wieder, er wäre die ganze Zeit irgend wohin gefahren, er hätte sich dann ein wenig aufgehalten, um auszuruhen und wäre dann weiter gefahren ... Wohin? Das ist unklar ... Und als er einschläft, träumt ihm ein sinnloser Traum, er steigt auf dem Sopha in der Luft und kann nirgends stehen bleiben, dann, sowie das Sopha auf die Erde zu sinken beginnt, erscheint von irgendwo Sergei in seiner vollen Paradeuniform und schreit: „den Degen!" und dann erhebt sich das Sopha, nachdem es sich hin und her geschaukelt hat, und fliegt wieder ...

Des Morgens erhob er sich matt und schwach, alle Glieder schmerzten ihn, als hätte man ihn in der Nacht geprügelt. Der Kopf war im Nebel, ihn fröstelte und der Mund war ihm ausgetrocknet. Zu allererst zog er den Koffer, der unter dem Sopha stand, heraus, öffnete ihn und versank in Gedanken. In dieser Stellung fand ihn der Vater. Jetzt gieng der Alte leise, blickte sanft und in seinen Augen leuchtete gutmüthiges Sinnen.

„Du hast ja ich im Traum unsere Mutter gesehen", sagte er und knitzte. Sie trank mit uns Thee und eilte sehr ... Und als ich sie fragte, weshalb sie so eilte, sagte sie, sie wäre für kurze Zeit gekommen, um dich zu sehen, Grigory! Ja! Dich! Und dann klopfte jemand, wahrscheinlich du, und ich erwachte ...

Grigory schob den Koffer unter das Sopha, gieng neben dem Vater her und nahm einen Anlauf, mit ihm über etwas zu sprechen. Der Alte war freundlich zu ihm: er war überzeugt, Grigory hätte ihm gestern unwarmt und gekläfft, weil er endlich bereute, mit dieser Reise brachte er seinen Traum in Verbindung, der ihm äußerst bedeutsam erschien.

Vielleicht brauchst du etwas Wäsche? — fragte er, da er sich erinnerte, Grigory beim offenen Koffer angetroffen zu haben.

Dir fehlt gewiss irgend etwas? Sag's, geniere dich nicht. Ich habe Ueberflüssiges. Die verstorbene Mutter hat uns eine Menge genäht, es wird für mein ganzes Leben reichen und wird noch bleiben ... Mach keine Umstände ...

Nein, ich brauche nichts ...

Grigory gieng schweigend um den Vater herum und sagte endlich leise:

Ich brauche keine Wäsche ... Wenn du mir aber gibst das fünfzehn Rubel auf den Weg geben wolltest, wäre ich dir sehr dankbar. Wenn ich Geld bekomme, werde ich es dir zurückschicken ...

Der Alte blickte Grigory traurig an und verstand alles.

— Ich möchte heute abreisen, Vater — erklärte Grigory und sah zu Boden.

— Wohin?

— Vorläufig nach Ssamara und dann werde ich sehen.

— Warum?!

— Ich muss. Vielleicht werde ich dort irgend eine Arbeit finden und mir mein Leben einrichten können ...

— Da haben wir's! Er ist müde, hustet und fängt wieder von der Arbeit an! Du denkst etwas Unrechtes, Grigory ... Vielleicht glaubst du, dass du ... wie soll man das sagen ... dass du mich stören wirst, oder dass mit dir die Ausgaben größer sein werden? Lass das, Grigory! Warum dem Vater gegenüber stolz sein?! Wir werden schon durchkommen ...

Grigory fand wieder keinen Ausweg und wusste nicht, wie er seinen Entschluss, abzureisen, erklären sollte, ohne den Alten, der so sanft und zärtlich gestimmt war, zu verletzen und zu kränken. Ihm wurde das Herz wieder schwer, er konnte mit Mühe athmen, und in den Schläfen hämmerte es so laut wie auf einem Ambos ...

Ich werde im Frühling zu dir kommen, und jetzt ... muss ich fort. Sei, bitte, nicht böse ... Was soll ich denn thun? Niemand hat daran schuld, ich kann einfach nicht ...

— Nun, wenn du nicht kannst ... kann man nichts machen. Ich werde nicht zwingen ... ja! Und du hast selbst gesagt, dass du müde bist ... Einen besseren Ort zum ausruhen, als das Vaterhaus, in dem du geboren und erzogen wurdest, beim Vater, im Dorf, wirst du nicht finden. Grigory, denk' an mein Wort: du wirst es nicht finden! ... Nun, also?... Ich werde wieder allein bleiben ... Sergei wird auch bald verreisen — sein Urlaub geht bald zu Ende, und du willst verreisen... Ich hab vielleicht erzürnt, was ich gestern gesagt habe? Einem Vater sollte man nicht zürnen. Ich habe gestern vielleicht etwas Ueberflüssiges gesagt, ich war zu hitzig ...

— Nein, das ist es nicht, Vater ... Das sind Bagatellen ... Es ist was anderes ... Ich fahre ...

Nun, wenn's so ist ... Ich werde die Geld geben. Ich gebe gern, wenn ich eins habe ... Wann reisest du?

— Heute ...

— Wie alles bei Euch plötzlich kommt, Grigory! Ohne jeden Grund ... Du solltest mit Sergei noch dableiben, und dann würdet Ihr zusammen abreisen.

Als der Vater Sergei erwähnte, schüttelte Grigory verneinend den Kopf und sagte:

Wir haben nicht denselben Weg ...

Ihr kommet aber bis zur Station zusammen fahren, das meine ich ja ...

— Nein, Vater, das ist schon gleichgiltig ... Mir ist's lieber, wenn ich gleich fahren kann ...

Schade, schade ... Ich bin wieder allein ... ja! — Den ganzen Tag gieng der Alte nachdenklich und traurig herum, alles, was er vornahm, fiel ihm aus der Hand, er ächzte immer und hetzte seine Augen bange auf Grigorys Gesicht, als wollte er etwas errathen, aber als wollte er dieses Gesicht, in dem es für ihn soviel Liebes und Bekanntes, zugleich aber auch soviel Fremdes und Unverständliches gab, genau betrachten ...

Sergei zeigte kalte Verachtung, er war auch nachdenklich, hielt die Hände in den Taschen des engen, rückwärts seit anliegenden Hausrockes und pfiff aus dem „Zigeunerbaron": wenn er den Salon zu Ende gegangen war, wandte er sich schnell auf den Absätzen um und gieng mit den Sporen klirrend weiter... Sergei schrieb Grigorys Reiseverbereitungen einzig seiner Einwirkung zu, besonders dem Umstand, dass er mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gesagt hatte: „ich bitte mir mir nicht zu „spaßen"; er sah Grigory an, der Bruder würde nicht abreisen, dass er nur Komödie spielte und wollte, man sollte ihn bitten dazubleiben.

„Soll er nur um Verzeihung bitten, anders geht's nicht!" dachte er und erwartete jeden Moment, Grigory würde kommen und um Verzeihung bitten. Grigory lief aber auf sich warten, und Sergei verlor die Geduld.

Wohin belieben Sie zu reisen? fragte er, indem er neben dem Bruder stehen blieb und mit den Füßen eine Art von Tanzschritt machte.

Nach Hause! antwortete Grigory seufzend, ohne sich umzuwenden.

So, so ... Gestatten Sie die Frage, wo sind Sie zu Hause?

Weit. Von hier aus kann man's nicht sehen — erwiderte Grigory ruhig und schnallte seine Koffer riemen fest zusammen.

So ... Sehr nun, so aber genug Komödie gespielt! Du bittst doch gewiss um Verzeihung? Ich war gewohnt, so zu antworten. Grigory: — Wenn du dich einschmeichelst, denn ich bereit, meine Worte zurückzunehmen ... begann Sergei nachsichtig — Grigory, ich habe gehandelt, wie ...

Wie ein echter Tölpel — ergänzte Grigorn ernst.

Wenn es so ist, reich mir die Hand und schnalle deinen Koffer auf! sagte Sergei und lächelte befriedigt.

Digitized by Google

Grigory reichte ihm die Hand, schnallte aber den Koffer nicht auf.

Nach dem Mittagessen, das in einem quälenden, gespannten Schweigen vergieng, rief der Vater Grigory beiseite und sagte:

— Komm' zu mir ins Zimmer auf ein paar Worte ... Du, Grigory, vielleicht willst du wirklich deswegen ... wegen des Streites mit Sergei, verreisen? Mach' dir nichts d'raus. Er ist ja grob und dumm, man muss ihm verzeihen ... Sie haben alle solche Manieren: sie klopfen, schreien und pfeifen ... Verzeih' ihm! Es ist nicht der Mühe wert, ihm böse zu sein. Du bist klüger, denke nicht daran!

— Ich bin ja nicht beleidigt ... Es ist nicht deswegen ... Nein! Ich muss trotzdem fort ...

— Nun also!... ja... Du wirst vielleicht bis morgen bleiben?

— Ich muss fort, Vater!... Das bleibt sich schon gleich ... Lieber heute nachts.

— Nun, Gott verzeih' dir! wie du willst ... ja! Du brauchst Geld. Da hast du einen Fünfundzwanziger!

— Das ist zu viel. Fünfzehn genügen auch.

— Lass das! Warum bist du so stolz? Ich bin ja dein Vater und kein Fremder ... nimm, nimm nur! Sonst wirst du mich sehr kränken ... Wenn ich sterbe, gehört alles Euch.

— Ich rechne darauf, Geld zu bekommen ... Dann schick' ich's dir zurück.

— Nein, thu' das, bitte, nicht!... Wie kann man mit einem Vater rechnen? Sei nicht stolz!... Wassiljewna gieng mit verweinten Augen herum. Sie bemitleidete Grigory und glaubte, alle wären ungerecht zu ihm. Sie begann ein paarmal in der Küche zu weinen und zu jammern, doch sie stieß sich nicht an, wenn sie in die Zimmer kam; sie erinnerte sich noch daran, wie Sergei Petrowitsch „Marsch!" schrie, als sie Grigory Petrowitsch ihr Mitleid aussprach. Und Grigory Petrowitsch ist so weich, sein Herz so sanft, ein jeder kann ihm Unrecht thun und niemand nimmt sich seiner an — er hat keine Mutter mehr ...

Um neben Uhr stand das kleine Pferd, das einem Schlitten vorgespannt war, vor dem Hause; wenn es mit dem Kopfe schüttelte und die Schellen läuteten, trampfte sich dem Alten, auch Sergei und Grigory das Herz zusammen, und sie wurden tief traurig. Sie tranken zum letztenmal den Thee zusammen.

— Ich werde die noch ein Glas einschenken? — fragte der Alte, um den Moment des Abschieds hinauszuschieben.

— Thu's bitte ... Ich möchte zwar nicht mehr trinken.

— Trink', trink' nur! Unterwegs musst du für jedes Glas zehn Kopeken zahlen ... Seit die Mutter nicht mehr da ist, schenke ich selbst den Thee ein ... Jetzt bin ich's gewohnt!... Und früher konnte ich nicht, ich habe immer vergessen, dass niemand da ist, um mir einzuschenken, und habe gewartet, dass mir die Mutter einschenkt ... Ist Brot dazu! Ich habe dir ein Huhn eingepackt ... Ich habe wenig Zähne, ich kann nur d'ran lutschen, sonst weiß ich mit dem Huhn nichts anzufangen ... Und du kannst's unterwegs brauchen ... Auf den Eisenbahnstationen kostet so ein Ding seine sechzig Kopeken ...

Grigory trank Thee, ohne zu wollen, und schaute immerwährend auf die Uhr. Jetzt sah aber Nikanor ins Zimmer hinein und sagte:

— Wie ist's denn, verehrte Herrschaften, werden wir den Zug nicht verfäumen?

Da erhob sich Grigory und sagte, als sei er eben erst draufgekommen: „Es ist Zeit! es ist Zeit!"

— Ich erwarte dich im Frühling — begann der Vater im Frühling ist's schön bei uns, es ist wie im Paradies! Am Teich ist ein Brot ... du wirst fischen ... Liebst du das immer noch so?

— Ja.

— Du wirst Wilderuten jagen ...

Vorigen Frühling gab's eine Menge von diesen Enten ... wollte Nikanor mit unerwartetem Eifer beginnen, aber Sergei zeigte ihm auf den Koffer, und Nikanor beendete den Satz nicht, er nahm den Koffer und trug ihn in den Schlitten.

— Nun, lebt wohl — sagte Grigory dumpf.

— Man muss vor der Reise sitzen ... So ist einmal die Sitte ... Setz' dich Sergei!

Sie saßen eine Weile, erhoben sich dann alle auf einmal, der Alte betete vor dem Heiligenbilde, trat dann an Grigory heran, bekreuzte ihn, hielt ihn lange umarmt und küsste ihn. als er ihn losließ, begann er zu schnaufen und sagte:

— Nun, Gott schütze dich! Glückliche Reise! — Beruhig nicht d'ran, ich erwarte dich im Frühling ... Schreibe, wie es dir dort geht ... Wenn du Geld brauchst — sei nicht stolz ...

— Leb' wohl, Grischa! sagte Sergei und küsste auch den Bruder laut dreimal.

— Sei mir nicht bös'! Ich bin so aufbrausend — sagte er hinzu.

Alle begleiteten Grigory auf die Stiege hinaus, Wassiljewna war auch da. Als alle sich von Grigory verabschiedet hatten, erfasste sie seine Hand und küsste sie.

— Verzeih' uns Sündern ... Und bete für die Mama! — flüsterte sie ihm ins Ohr, und Grigory fühlte, wie eine heiße Thräne auf seine Hand fiel.

— Nun, vorwärts!

Die Schlittenschienen quietschten, die Schellen läuteten und Grigory fuhr fort.

— Sei vorsichtig am Ziegengraben, Nikanor! Führ' das Pferd am Zaum! — schrie der Alte mit sinkender Stimme noch.

— Ich werd's schon führen! antwortete Nikanor, ohne sich umzuwenden, hieb aufs Pferd los und der Schlitten glitt leicht über den Schnee hin, an den Scheunen, Kellern und Ställen vorbei dem Thore zu.

Sergei gieng ins Haus hinein, der Vater und Wassiljewna blieben aber. Wassiljewna wischte sich mit dem Aermel die Thränen und flüsterte etwas. Und der Alte blickte dem dahingleitenden Schlitten nach, aus dem der Baschlik auf Grigorys Kopf hervorragte, und blinzelte mit den Augen, ihm war so traurig zumuthe, als hätte er Marja Fjodorowna zum zweitenmal begraben. ... Als das Pferd das Thor passierte, schaute Grigory sich um. Auf der Stiege war noch eine dunkle Gestalt zu sehen; Grigory wollte mit der Hand winken, kam aber nicht dazu: das Haus hatte sich hinter einem anderen Gebäude versteckt, und er brauchte nicht mehr zu winken.

Als sie ins Feld hinausfuhren, wehte ihnen ein scharfer Wind ins Gesicht. Grigory deckte das Gesicht fest mit dem Baschlik zu, indem er nur ein kleines Loch für die Luft freiließ, und schloss die Augen. Die Stahlschienen quietschten im Schnee, die Schellen schütteten einen ununterbrochenen Regen von melodischem Geläute aus, Grigory lauschte dieser eigenartigen Melodie und begann allmählich in ein Nirwana zu versinken.

Ihm schien, er fahre schon lange, lange so dahin, er habe sich nie aufgehalten und würde sich nie aufhalten, er würde immerzu, ohne Ende, irgend wohin fahren. ...

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

JULIUS MEINL

Kaffee-Import

WIEN – BUDAPEST – BRÜNN

CENTRALE:

WIEN, I., FLEISCHMARKT 7

FILIALEN IN WIEN:

II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 15
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Josefstädterstrasse 12
IX. Servitengasse 12
XV. Rudolfsheim, Schanzstrasse 21
XVI. Ottakring, Thaliastrasse 69
XVII. Hernals, Elterleinplatz 14
XVIII. Währing, Gentzgasse 19

Digitized by Google

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Briefe und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema
Prospecte gratis und franco.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Auf jede Actie der Oesterreichisch-ungarischen Bank entfällt für das zweite Semester 1900 (43. Dividenden-Coupon) eine Dividende von

Einundfünfzig Kronen 70 Heller

welche vom 5. Februar l. J. an bei den Hauptanstalten in Wien und Budapest, sowie bei sämmtlichen Filialen der Oesterreichisch-ungarischen Bank ausbezahlt wird.

Wien, am 4. Februar 1901.

OESTERREICHISCH-UNGARISCHE BANK.

Biliński
Gouverneur

Schreiber
Generalrath

Pranger
Generalvicegouverneur

(Nachdruck wird nicht honorirt.)

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 16. Februar 1901. Nummer 333.

Politische Vagabondage.

Wenn ein Häftling dem Richter vorgeführt wird, der, wegen mehrfacher Eigenthumsdelicte verbrieftrat, von der Polizei als subsistenzlos auf der Landstraße aufgegriffen worden ist, wird er unnachsichtlich wegen Vagabondage verurtheilt, wenn er nicht in der Lage ist nachzuweisen, daß er einen ehrlichen Erwerb hat, der ihn vor der Verlockung zu Eingriffen in fremdes Eigenthum schützt. Ein Angeklagter, der sich in solcher Lage mit der seierlichen Versicherung vertheidigen würde, daß er nicht aus Begehrlichkeit stehle und nicht zu seinem Vergnügen die Landstraße aufsuche, sondern von einem Haupttreffer in der Lotterie eine gründliche Besserung seiner Vermögensverhältnisse sehnlichst erwarte, würde dadurch höchstens ein mitleidiges Achselzucken des Richters erzielen, der ja doch auch ein fühlender Mensch ist, nicht aber eine mildere Beurtheilung.

Und doch sind die Argumente, mit denen sich der Ministerpräsident Herr Dr. v. Koerber am letzten Dienstag vor dem Abgeordnetenhause gegen den Verdacht von neuen § 14-Plänen vertheidigt hat, von dem gleichen Caliber vor ungefähr. Von den 58 § 14-Verordnungen, welche dem Hause jetzt vorliegen, rühren nicht weniger als 18 vom Ministerium Koerber her, und ein Mitglied dieses Ministeriums, der Eisenbahnminister Herr v. Wittek, hat von der Zeit seiner Uebergangs-Ministerpräsidentschaft her sogar noch einige § 14-Verordnungen mehr auf dem Gewissen. Daß die Erlassung dieser Verordnungen, mindestens soweit sie sich auf den Staatshaushalt beziehen, verfassungswidrig war, hat selbst das Ministerium Koerber in seinem Absahprogramm in der „Wiener Zeitung" vom 7. September v. J. schiefmäßig zugestehen müssen. Die meisten jener Verordnungen sind überdies dem Reichsrath schon in einer seiner früheren Sessionen vorgelegen, haben dessen Genehmigung damals nicht erhalten, ihre provisorische Gesetzeskraft wäre demnach, selbst wenn ihre Erlassung den Voraussetzungen des ersten Alinea des § 14 entsprochen hätte, nach dem zweiten Alinea dieses Paragraphen bereits längst erloschen, und das Gesammtministerium hätte nach dem dritten Alinea des genannten Paragraphen die Pflicht gehabt, sie schon längst außer Wirksamkeit zu setzen. Dess ungeachtet werden aber auch diese obsolet gewordenen Verordnungen noch weiter mit Gesetzeskraft prakticiert. Für alle 58 Verordnungen trifft also das Ministerium Koerber der Vorwurf der Verfassungswidrigkeit, für die 18 von ihm selbst erlassenen wegen der Verfassungswidrigkeit ihrer Erlassung, für die 40 älteren, von früheren Ministerien übernommenen, wegen der Verfassungswidrigkeit ihrer Erhaltung. Mit wohlgezählten 58 Verfassungsdelicten also ist das Ministerium Koerber vorbelastet. Der Verdacht der Reeidive ist schon deswegen von erdrückender Gewalt. Und in dieser Lage tritt der Hauptverantwortliche vor seine — ihrer Macht und Pflicht leider so wenig bewussten — Richter, die Abgeordneten, um sich gegen dieses Verdacht zu wehren, und welches sind seine Argumente?

Herr v. Koerber hat sie in seiner kurzen Rede am Dienstag im Abgeordnetenhause in ihrer ganzen Fadenscheinigkeit vorgeführt. Zunächst versicherte er, daß das Ministerium „keine geheimen Hintergedanken" habe. Das kann — wenn wir uns im polizeirichterlichen Sprachgebrauche ausdrücken dürfen — ein jeder sagen, beweist aber gar nichts. Wenn das Ministerium wirklich für den Fall, daß das Abgeordnetenhaus die von ihm erwartete Arbeitsfähigkeit nicht zeigen sollte, keinen Plan noch ausgeheckt hat, dann ist es um seinen kindischen Leichtsinn, Oesterreich aber nicht um diese tiefste Führung zu beneiden. Denn das Arbeitsprogramm, das kleine schon, das Herr v. Koerber im weiteren Verlaufe seiner Rede dem Abgeordnetenhaus für den ersten Sessionsabschnitt stellt — Budget, Branntweinsteuer, Waiteneafzes, Recrutencontingent — ist so groß, daß es in den paar Wochen bis zu Ostern nicht angearbeitet werden könnte, selbst wenn die Falkenhayn'sche Geschäftsordnung wieder in Kraft gesetzt würde. Aus diesem dürftigen Arbeitsprogramm, schließt dann Herr v. Koerber, möge das Haus entnehmen, daß die Minister sich „nicht in die Beschaulichkeit der Bureaux drängen wollen", und so glaubt er klar und unzweideutig den Verdacht widerlegt zu haben, daß die § 14-Minister „den im Interesse nothwendig gewordenen Weg der § 14-Verordnungen als einen ihnen extra lieb gewordenen wieder aufsuchen" werden — ganz nach dem Paradigma unseres subsistenzlosen Häftlings.

Ob der § 14-Ministern der § 14 lieb ist oder nicht, das ist eine Geschmacksfrage, die nichts zur Sache thut. Entscheidend ist, daß sie ohne diesen § 14 nicht leben können, wenn nicht etwa ein parlamentarischer Haupttreffer in irgend welcher Form ihnen in den Schoß fällt. Denn die Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets sind parlamentarisch subsistenzlos. Die parlamentarische Subsistenz kann einem Cabinete nur eine regierungsfähige Majorität gewähren, die hinter ihm steht. Eine solche hat aber die gegenwärtige Regierung nicht und kann sie auch aller politischen Voraussicht nach nicht aufbringen, aus zwei Gründen: erstens, weil die Vorbedingung der Regierungsfähigkeit einer Majorität ein, mindestens zeitweiliges und theilweises, Compromiß in der Sprachenfrage wäre, zu dessen Herbeiführung sich die gegenwärtige Regierung bisher schon genugsam als entweder nicht befähigt oder als nicht gewillt gezeigt hat, und zweitens, weil die logische Folge der Existenz einer solchen regierungsfähigen Majorität die wäre, dass die Majorität selbst das Regierungsgeschäft in die Hand nehmen und die durch nichts als ihre Arbeit um den § 14 verdienten Beamtenminister wieder in die „Beschaulichkeit ihrer Bureaux" zurückgehen würde, aus der sie nie hätten hervorgezogen werden sollen. Ohne eine solche Majorität mag eine Regierung von der Mildherzigkeit unseres schwachmüthigen Parlamentes manche kleine Gnade erbetteln, das Recrutencontingent, die Delegations- und Quotenwahlen, vielleicht auch die Waiseneafzes, sagen wir selbst, wie unwahrscheinlich es auch ist, die Investitionsvorlage und sogar das Budget. Aber das, worauf es ankommt, der wahre Quellpunkt aller der Wirren dieser vier Jahre, der ungarische Ausgleich ist ohne eine regierungs- und überdies ausoperungsfähige Majorität im Parlamente nicht durchzubringen. Solange aber eine Regierung sich darüber nicht ausweisen kann, wie sie dem ungarischen Ausgleich zur parlamentarischen Genehmigung verhelfen will, hat sie keine politische Subsistenz.

In diesem Falle befindet sich das Ministerium Koerber gegenüber dem Parlament. Allzu klott darf es das Parlament gar nicht werden lassen, weil in einem solchen Parlament eine regierungsfähige Majorität sich bilden und die eigene Existenz des Cabinets vernichten könnte, überdies aber, noch ehe eine regierungsfähige Majorität beisammen wäre, in einem arbeitsfähigen Parlament über Nacht eine beliebige polparlamentarisch-sachliche Zufallsmajorität den ungarischen Ausgleich einfach negieren und damit eine unabsehbare Katastrophe über das ganze Reich heraufbeschwören könnte. Deswegen ist, solange von einer Ausgleichsmajorität keine Rede ist, alles Bemühen um die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes leeres Gethue. In kleinen Dingen mag das Parlament groß sein, es mag nebensächliche, wirthschaftliche oder unwirthschaftliche, Arbeiten besorgen, solange es tagt, aber dann kommt die Nacht, wo der Reichsrath nicht versammelt ist, wie es im § 14 heißt, und die subsistenzlose Regierung wieder mit dem ihr, wenn auch nicht „extra lieb", aber doch sicherlich sehr vertraut gewordenen § 14 auf politische Vagabondage ausgeht. K.

Die sociale Frage der Parlamentarier in Frankreich.

[illegible]

Im November v. J. erschien in der „Revue des Revues" ein längerer Aufsatz von Paul Pottier, der die beruhigende Ueberschrift „L'Individualisme renaît" trug und sich mit der sociale und ökonomischen Situation der Abgeordneten, Senatoren und Minister beschäftigte. Daran schloss sich eine von der genannten Zeitschrift veranstaltete Erhebung an, die die Ansichten zahlreicher Volksvertreter auf die Tagesfrage enthielt: „Sind die gegenwärtigen Verhältnisse [illegible] werden?" und „[illegible]

Digitized by Google

Zeit hatte der sozialistische Abgeordnete Antide Boyer den Entwurf zu einem Gesetze ausgearbeitet, das diese Indemnität zwar nicht erhöhen, aber doch zweckmäßiger verwenden sollte, insofern die Auszahlung der Hälfte der Bezüge von der Theilnahme der Abgeordneten und Senatoren an den Sitzungen abhängig gemacht wurde. Dieser Entwurf, der auch noch einige Steuerermäßigungen und andere kleine Vortheile für die Parlamentsmitglieder in Vorschlag brachte, wurde dem Bureau der Kammer übergeben, doch ist seine Discussion bis jetzt noch nicht einmal anberaumt, geschweige denn in Angriff genommen worden. Ich hatte es demnach für verfrüht, schon jetzt auf die Einzelheiten des Antrages Boyer einzugehen. Dagegen kann ich einen sich durch seine Kürze und Präcision auszeichnenden Entwurf erwähnen, der von ein paar Jahren von dem Radicalen Pouquery de Boisserin angegangen ist und leider ebenfalls in den Schubladen der Kammerarchive sanft geschlummert hat: „Der § 97 des Gesetzes vom 15. März 1849 über auf die Indemnität der Volksvertreter Bezug hat) wird folgendermaßen abgeändert: Die für die Repräsentanten festgesetzte Indemnität ist weder cediebar, noch beschlagnahmbar." Endlich trat im Jahre 1899 eine Kammergruppe mit dem Antrage hervor, die Entschädigung der Volksvertreter zu erhöhen. Mehr als die Hälfte der Abgeordneten hatte ihn unterzeichnet, die Abgeordneten Tourgnol und Brisson brachten ihn auf die Tribüne, die Herren Lebaudy, Lemire und de Mahi sprachen dafür oder dawider, und als es zur Abstimmung kam . . . wurde der Antrag mit enormer Majorität abgelehnt: die Furcht vor dem Wähler war der Anfang der Selbstbesichtänkung gewesen, wie man ein bekanntes französisches Dictum variieren könnte. Einige Tagesblätter sind dem Beispiele der „Revue des Revues" gefolgt und haben mehr oder weniger eingehende Erhebungen und Untersuchungen über die ökonomische Lage der Deputierten und Senatoren angestellt, ohne dabei zu irgend welchem nennenswerthen Resultate zu gelangen; die jetzige Regierung — und auch alle ihre Vorgängerinnen unter der dritten Republik — hat sich schweigend und unthätig verhalten. Dies die Thatsachen. Schon aus ihnen geht deutlich genug hervor, daß es fürs erste bei jenen schüchternen Versuchen sein Bewenden haben wird und daß von einer Besserung der materiellen Lage der Volksvertreter in absehbarer Zeit nicht die Rede sein kann.

Immerhin hat der Abgeordnete Guillemet den Muth gehabt, mit einem Antrage hervorzutreten, der im Laufe dieser Session zur Sprache kommen soll und auf die Einführung eines zweckmäßigen Wahlmodus für beide Häuser Bezug hat; dabei verlangt der Antragsteller eine Verminderung der Abgeordnetenzahl um ein Drittel, wodurch wenigstens der Weg zur Erhöhung der Indemnität geebnet wäre. Es gibt aber Anträge, die nie voriert werden, obwohl ihr Nutzen von niemand geleugnet wird, und zu diesen dürfte das Projet Guillemet gehören. Denn wenn die Abgeordnetenzahl um irgend einen Procentsatz vermindert werden sollte, so würde sich dadurch selbstverständlich die Chance eines jeden gegenwärtigen Abgeordneten, wiedergewählt zu werden, um das gleiche Maß verringern. Diese Verminderung seiner Aussichten will natürlich niemand herbeiführen. Von einer Erhöhung der Bezüge ohne Verminderung der Zahl der Landesvertreter wagt aber niemand offen und frei zu reden.

Die Indemnität — es handelt sich in der That nur um eine solche „Schadloshaltung", nicht aber um ein regelrechtes Gehalt, wie, wie wir sogleich sehen werden, eine gewisse finanzielle Besserung hat — erreicht seit dem Jahre 1871 die Höhe von 9000 Francs jährlich, die in monatlichen Raten postnumerando gezahlt werden, wobei zwischen Senatoren und Abgeordneten kein Unterschied gemacht wird. Eigentlich datiert diese Normierung der Bezüge schon aus dem Jahre 1849, stammt also aus der Zeit der zweiten Republik, aber das zweite Kaiserreich schaffte erst die Entschädigungen ganz ab, um sie bald darauf, durch ein Senatus consultum vom Jahre 1852, auf 2500 Francs pro Monat herabzusetzen, wobei aber nur die Monate der Parlamentstagungen gerechnet wurden. Dieses System hatte seine augenfälligen Uebelstände, denn in vielen Fällen wurde die Kammersession nicht, ob ein Monat, der nur theilweise durch eine Tagung ausgefüllt war, zu rechnen sei oder nicht, während anderseits die Landesvertreter in den Verdacht gerathen konnten, die Sessionen über Gebür auszudehnen, nur um der Entschädigung theilhaftig zu werden. Infolge dessen kam ein Senatsbeschluß vom 18. Juli 1866 auf die jährliche Indemnität zurück, die diesmal auf 12.500 Francs normiert wurde, was eine Monatsrate von 1041 Francs ergibt, während sich diese gegenwärtig nur auf 750 Francs beziffert. Die Landesboten haben also unter der dritten Republik gegenüber ihren Vorgängern unter dem zweiten Kaiserreiche nichts gewonnen, wobei der inzwischen eingetretenen erheblichen Verminderung der Kaufkraft des Geldes noch gebührende Rechnung zu tragen wäre. Doch noch in einem anderen wesentlichen Punkte sind die jetzigen Volksvertreter schlechter gestellt als die vom Jahre 1848. Die damalige gesetzliche Normierung hatte nämlich nicht nur der Einführung, der Cession zu Gunsten Dritter, genommen, dass diese weder cedibel, noch gepfändet werden durften, ein Vorrecht, den freilich schon die Verfassung von 1849 wieder umstieß, als es die Pfändbarkeit der Diäten zuließ. Diese letztere Bestimmung ist auch heute noch in Kraft, ebenso wie es zulässig ist, die Indemnität irgend einem dritten zu verschreiben oder abzutreten, und hierin liegt das Charakteristische der Bezüge der Landesvertreter; denn wären sie ein wirkliches Gehalt, so könnten sie nach französischen Gesetze nur bis zu zwei Drittel eines Fünftels ihres Betrages gerichtlich beschlagnahmt werden. Die sich unmittelbar hieraus ergebende Folge ist eine große Unsicherheit dieses Einkommens überhaupt. Die Gerichtsvollzieher sind — die Cuästoren der Kammer wissen davon ein Lied zu singen — sozusagen eine alltägliche Erscheinung im Palais Bourbon, und gar mancher Abgeordneter, der sich bloß oder doch mit im Hinblick auf die ihm winkenden 9000 Francs wählen ließ, hat jahrelang nicht einen vollen Heller von seiner Indemnität zu sehen bekommen, weil pünktlich am ersten jedes Monats der Herr Gerichtsvollzieher kam und bei der Cuästur die Rate von 750 Francs erhob. Es hat einmal einen ebenso menschenfreundlichen wie unvorsichtigen Cuästor gegeben, der einem erst vor drei Tagen gewählten jungen Abgeordneten die erste Monatsrate auf Verlangen im voraus auszahlte. Schlecht ist ihm das bekommen, denn am nächsten Ersten erschien der Bote des Gesetzes und verlangte die 750 Francs auf Grund eines richterlichen Akates ebenfalls. Da die folgenden Monatsraten zur Tilgung der sehr beträchtlichen Schuld nicht ausreichten, so befand sich der Cuästor in die etwas peinliche Lage, den Gerichtsvollzieher befriedigen. Seither hegen die Cuästoren der Kammer einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Vorschüsse, denn es ist noch nie beobachtet worden, daß ein Abgeordneter bei entstehenden Schwierigkeiten mit eigenen Barmitteln auf der Bildfläche erschienen wäre. Käme der oben erwähnte Antrag Pouraery de Boisserins, die Bezüge der Volksvertreter unveräußerlich und unbeschlagnahmbar zu gestalten, zur Annahme, oder würde die „Indemnität" auch nur einem „Gehalte" gleichgestellt, dann befänden sich die Landesboten in ungleich günstigerer Lage; die Frage ist nur, ob ihr Credit durch derartige Maßnahmen gestärkt oder geschwächt, ihre ökonomische Gesammtsituation somit verbessert oder verschlechtert würde.

Nun wird vielleicht mancher einwenden, mit 750 Francs pro Monat könne man auch heutzutage noch, selbst wenn man eine — freilich nicht allzu zahlreiche — Familie zu versorgen habe, in Paris ganz anständig leben, ohne den Gerichtsvollzieher zu verstellen. Ich glaube aber, nur unter einer Bedingung: daß der Betreffende kein Deputierter ist! 750 Francs ernähren einen Privatmann, nicht aber einen Landesvertreter. Zunächst sei bemerkt, daß die berühmten 750 Francs in Wahrheit nur 735 sind, denn die Differenz von 15 Francs wird von der Cuästur für die Unterhaltung des Kammerrestaurants — der sogenannten „Buvette" — und für die Eisenbahnbüreaux der Abgeordneten vorweg erhoben. Dafür ist den Volksvertretern freilich das Mittagsmenü, die „misère noire," wie man das hier nennt, erspart: wenn einer von ihnen am Ende seines letzten Francs angelangt ist, was er sich immer noch — oder doch während der Tagungen — an der „Buvette" satt essen und im Schlafwagen zur nächtlichen Ruhe strecken. Empfängt er dann noch mangels eines eigenen Obdaches seine Bekannten, Freunde, Wähler und Wahlmacher in der Kammer, so macht er dadurch einen ungeheuer beschäftigten und kreßigen Eindruck und wird am Ende das nächstemal wiedergewählt, worauf die alte Misère von neuem anfangen kann. Eine weit drückendere Last jenes Ausgabe erwächst aber den Abgeordneten — mit mittelalten Ausnahmen — und den übrigen ziemlich zahlreichen Landesvertretern brechen ich ja hier — aus der Bestreitung ihrer Wahlkosten. Eine Wahl kostet in Frankreich gegenwärtig im Durchschnitte zwischen 10000 und 15000 Francs; in einzelnen, zumal ländlichen Wahlkreisen bedingt sie nicht selten eine Ausgabe von 25000 bis 40000 Francs, und Clemenceau hat einmal mit einer Hunderttausendfrancswahl im Var-Departement den Rekord aller anderen Abgeordneten und Senatoren geschlagen. Diese Summen muß der minder oder gar nicht begüterte Volksvertreter allmählich von seiner Indemnität abzahlen, beziehentlich muß er sie davon für die nächste Wahl abwarten. In einigen Fractionen, so in der socialistischen, war es bis vor kurzem freilich Brauch die Wahlreisen aus der Parteicasse zu bestreiten, doch kommt dieser Brauch immer mehr ab, obwohl einige Parteimitglieder für seine Beibehaltung und Ausdehnung plädieren. Auf alle Fälle bildet die Bestreitung der Wahlreisen durch Freunde, Gönner oder Parteivertraute die seltene Ausnahme und kommt dem Betreffenden nicht weniger in Betracht. Rechnet man also die Wahl zu 12000 Francs, so hat der Abgeordnete, da die Legislaturperiode vier Jahre umfaßt, rund 3000 Francs im Monat abzuzahlen oder anzusparen, so daß ihm von seinen 735 frei nur noch 435 verbleiben. Das ist in der That wenig, aber es schrumpft in ein Nichts zusammen, wenn der Abgeordnete all jenen lästigen „Verpflichtungen" gegenüber stand und Wahlfreiheit gebührlich aufrechtzuerhalten will. Mehr nämlich als das Budget irgend eines anderen Verbrauers, ist das des Abgeordneten von Correspondenz bestritten. Er muß Correspondenz besorgen, ob er will oder nicht, unzählige von Briefen, Postkarten, Telegrammen und sogar inhaltsschweren und dementsprechend theuren Depeschen gelangen ihn wichtiger Parlamentarier allmonat-

lich zu verfenden hat! Denn der Franzose ist ein ausnehmend politisch veranlagter Mensch, der nicht nur pro forma im Landesparlamente vertreten sein will, sondern der seinen Stolz dareinsetzt, auch werkthätig an der Gesetzgebung und Verwaltung theilzunehmen. Dies glaubt er durch nichts besser erreichen zu können, als durch eine beständige Befragung, Beauftragung und Controlierung seines Mandatars, den er mit frankierten und manchmal auch nicht frankierten Epifteln überschwemmt, worin er — und das ist das Schlimmste — Antwort und Auskunft über alles Mögliche und noch etliches andere mehr verlangt. Und Gnade dem Abgeordneten, der es sich beikommen ließe, den Schwerbörigen zu spielen, ungenügend frankierte Sendungen zurückzuschicken, auf die anderen nicht zu antworten oder die ertheilten Aufträge nicht pünktlichst auszuführen! Wer wiedergewählt werden, wer seine politische Carrière nicht gleich an den Nagel hängen und alle bisherigen Auslagen vergeblich gemacht haben will, der muß antworten, ausführlich und in gebührend frankierten Sendungen antworten, Bestellungen machen, unzählige Wege gehen oder vielmehr, da es dazu meist an Zeit fehlt, fahren, der muß stets ein liebenswürdiges Gesicht und dienstbereiten Eifer zeigen zu Nutz und Frommen seiner Tyrannen, der Wähler und Wahlagenten. Wer eine Ahnung von den Portospesen der französischen Parlamentarier, namentlich der Abgeordneten, hat, wird es begreiflich finden, daß Antide Boyer in seinem erwähnten Antrage Portofreiheit für die Landesvertreter verlangt. Würde sie angenommen, so bedeutete das ein sehr wesentliches Ersparnis für die Betreffenden, ebenso wie die gleichfalls verlangte Befreiung von den Pariser Telephongebühren. Wenn man gering rechnet und nur die Vertreter ländlicher Wahlkreise, deren Bewohner minder schreibfelig als die Städter zu sein pflegen, in Betracht zieht, kann man die durchschnittlichen Portoauslagen der Parlamentsmitglieder auf 50 bis 75 Francs per Sessionsmonat tazieren, was, aufs ganze Jahr berechnet, einen neuen Abzug von etwa 40 Francs in jeden Monat ergäbe, so daß den Unglücklichen nur mehr 395 Francs (im günstigsten Falle!) verbleiben. Da aber ein republikanischer Parlamentarier ebenso „un et indivisible“ ist, wie die Republik als Ganzes, so kann er sich nicht gut zerreißen und gleichzeitig den Sitzungen anwohnen, Commissions- und Fractionsberathungen besuchen, Wege machen und obendrein noch Schreibereien für die und mit den Wählern besorgen; er muß daher in den meisten Fällen einen Secretär haben und, was oft peinlicher ist... ihn bezahlen! Das kostet wiederum zwischen 150 und 250 Francs im Monat, sagen wir durchschnittlich 200 Francs, worauf dem Mandatsinhaber noch ganze 195 oder, wenn ich generös sein soll, rund 200 Francs verbleiben.

Diese Aufzählung der mit einem Deputierten- oder Senatorenmandat unzertrennlich und unvermeidlich verknüpften Ausgaben ist lang, aber sie ist noch nicht zu Ende!

Ich will nicht soweit gehen wie Paul Pottier, der in seinem Aufsatze ganz ernsthaft verlangt, ein Senator oder Abgeordneter müsse in einer „façon digne d'un législateur“ leben, denn einmal weiß ich nicht, was er unter einer solchen Lebensführung versteht, und zweitens sehe ich den tieferen Grund nicht ein, um deswillen ein Volksvertreter äußerlich glänzender dastehen solle, als ein anderer Sterblicher. Alles, was man meiner Ansicht nach billigerweise verlangen kann, ist, daß auch ein unbemittelter Landesbote so gestellt sei, daß er nach Abzug der unvermeidlichen, mit seiner Stellung verknüpften Ausgaben noch genügend übrig behalte, um sich fatt essen, bürgerlich wohlanständig kleiden und eine behagliche Wohnung mieten zu können. Mehr verlangen, heißen Luxus beanspruchen. Nun würden es aber die Zeitgenossen thun. Dingsda thront Vertreter im Parlament in ihrer Todessünde nicht verzeihen, wenn er sein Mandat mit der Erfüllung seiner legislatorischen Pflichten erschöpft zu haben glaubte. Wenn auch der Zweck der Uebung nicht recht einzusehen ist, so verlangen die Wähler doch ganz allgemein, daß sich ihr Abgeordneter und ihr Senator in alle in dem betreffenden Kreise bestehenden Vereine, Verbindungen und Clubs einschreiben lasse und pünktlich seine Beiträge zahle. Der Unglückliche sind also gezwungen, Mitglieder der freiwilligen Feuerwehr, des Ruderclubs, der Radfahrervereine und aller jüngsten Verbindungen zu werden, bis hinab zu dem berühmten „Verein Concordia“, der auch in Frankreich in keinem Orte fehlt, der etwas auf seinen guten Ruf hält. Rechnen wir wiederum gering und nehmen wir nur einen Durchschnitt von acht Vereinen pro Wahlkreis mit einem Monatsbeitrage von je fünf Francs an, so haben wir eine weitere laufende Ausgabe von 40 Francs zu den bisher genannten, die sich bis zwanzig Francs für Zuhilfenahmeobjekte, „Vereinsmeierei“ und „alter Herren“, Bankette und dergleichen treten würden so daß im ganzen 60 Francs abzusetzen wären. Von den verbleibenden 140 Francs muß der Volksvertreter die Unterstützungsgelder der Hinterbliebenen von Kammer oder Senat spenden, Ehrengeschenke an Collegen bezahlen, Trinkgelder bei Banketten und anderen Privatfestlichkeiten geben, seine während der Sessionen sehr erheblichen Flaschenkosten bestreiten, was zusammen allermindestens 70 Francs verschlingen dürfte. Demnach blieben von den berühmten 500 Francs gerade noch 70 übrig, mit denen der Mann leben, wohnen und sich kleiden soll! Das das nicht gut möglich ist, und daß sich die verschiedenen „obligatorischen“ Ausgaben des Volksvertreters hier sehr gering veranschlagt haben, wird jeder der Verhältnisse Kundige zugeben. Ich habe nicht einmal die schier unzähligen Bittgesuche und Bettelbriefe in Rechnung gestellt, die fast auf jeden Abgeordneten einstürmen und neuen Tribut heischen. Sie dürften in vielen Fällen den noch verbleibenden Rest der Indemnität verschlingen, denn eine abschlägige Antwort kann der Volksvertreter in solchen Fällen beinahe nie geben, eben weil er Volksvertreter ist, und weil die französischen Bürger eine ganz eigenartige Auffassung von den Pflichten eines solchen haben.

Freilich, manchmal ist es dem bedrängten Manne im Bourbonenpalaste oder im Luxembourg gestattet, in natura zu zahlen. Da kommt zum Beispiel ein „einflußreicher“ Wähler mit der Bitte, ihm doch schleunigst eine Stellung zu verschaffen, wenn irgend möglich als Briefträger. Natürlich ist das bloß ein verkappter Bettelbrief, und wenn der Abgeordnete reich ist, so schafft er sich den „einflußreichen“ Mann mit einem oder zwei Louisd'or vom Halse. Der betreffende Mandatar — der Fall ist nämlich letzthin vorgekommen — hatte aber gerade kein überflüssiges Kleingeld, und daher wandte er sich — unter Umgehung des Unterstaatssecretärs für Post und Telegraphen — an die allmächtigen Bureaux, die ihm zum Glücke auch einen Briefträgerposten für den Candidaten zusammen. Hochbeglückt über diese „aubaine“, trat der Biedermann seinen Posten an. Bald aber wurden die Landesbewohner inne, daß der neue Postbote weder lesen, noch schreiben konnte und daher gemeinhin seine Sendungen in einer etwas mittelalterlichen Weise zu vertheilen. Durch Hornruf scharte er in jeder Ortschaft die Bewohner um sich und legte ihnen die Briefe vor, worauf sich jeder den für ihn bestimmten selbst suchen konnte. Eine Weile gieng das ganz vortrefflich, dann aber ereignete es sich, daß ein Arzt drei Briefe als an ihn adressiert ergriff, während andere Leute ohne Sendung blieben. Das empörte das Rechts- und Gleichheitsgefühl des Postboten: er entriß dem Arzte zwei von den Briefen, hobel er ihm indigniert zurief, daß ein derartiges „empoarnement“ unstatthaft sei. Was schließlich aus den Briefen und dem Postboten geworden ist, weiß ich nicht: jedenfalls liefert die Geschichte, die die Runde durch die liebe Presse machte, einen neuen Beleg für die Thatsache, daß die französischen Landesboten im Grunde nichts anderes sind, als die „Mädchen für alles“ ihrer Wähler und Wahlwacher. Die weitaus begehrtesten Stellen sind die der staatlichen Tabakfabrikanten. Brich ungeheures Maß von Zeit und Energie der Landesvertreter in der Erlangung von Tabakbureaux für ihre Schützlinge und deren Angehörige verausgaben müssen, ist gar nicht an die Wand zu schreiben! Und da wundere man sich noch darüber, daß ein Abgeordneter den langweiligen Budgetberathungen fern bleibt und bis in den hellen Tag hinein schläft, wenn er am Vorabend dem Minister glücklich zwei Tabakbureaux und eine Nachwächterstelle abgerungen hat. Und wieviel nützliche, reformatorische Arbeit konnte das französische Parlament vollbringen, wenn ihm diese Tiersstaatsthätigkeit erspart wäre!

Unangenehmer jedoch, als das Stellenvermitteln und die erbliche Vorliebung spielen, ist den Abgeordneten das Bankierspielen, was gleichfalls nicht selten von ihnen verlangt wird. Da schreibt die wirdige Gattin des heimatlichen Schnapswirtes, das heißt des Hauptwahlmachers, ihre Tochter brauche dringend ein neues seidenes Kleid, das man ja in Paris viel billiger bekomme, als in der Provinz. Der liebe Abgeordnete möge doch so gut sein, das Ding im Louvre zu besorgen und hier mit möglichst antiker Währung auszuhändigen, aber „entre nous“ — Der betreffende Abgeordnete, der seine Lage einen Pariser Abgeordneten, der den Schein seines Wahlkreises, eines begüterten Zuckerwaldes, Hutterich und fremden Sprachen entbehren hieß, um sie in Rumänien ... zu plazieren, da die Jungfrau nicht genug gelernt hatten, um in Frankreich weiterzukommen.

Aus alldem geht hervor, daß ein Mandat in den meisten Fällen nichts einbringt, sondern ungeheure Tausende kostet. Das Wunder da, wenn die Bezüge der minder begüterten Abgeordneten ist vorhanden vom Gerichtsvollzieher beschlagnahmt sind, kann keine Verwunderung erregen. Man hat den Vorschlag gemacht, die Bezüge der Abgeordneten auf 12000 Francs zu erhöhen, damit sie ihren Verpflichtungen nachkommen können. Ich glaube nicht, daß dieser Vorschlag Aussicht auf Annahme hat, denn [illegible] Bezüge [illegible] Ausgaben [illegible] Ich [illegible] Ausgaben [illegible] Ich [illegible] Ausgaben [illegible] Ich

einem sogenannten „Homme d'affaires“ ihre ganze Indemnität auf Grund einer imaginären Schuld; die Summen werden von dem bereitwilligen Manne allmonatlich bei der Cassa erhoben, so dass die wirklichen Gläubiger nichts Pfändbares vorfinden, und in aller Stille erwirbt der reitende Engel dem bedrängten Abgeordneten die 735 Francs — abzüglich einer kleinen Commission — zurück. Die Liebesdienste dieser Leute werden denn auch im Palais Bourbon sehr geschätzt und gelegentlich belohnt: Ein in der Nähe der Rue de Rennes wohnender „Homme d'affaires“ zum Beispiel erhielt unlängst für seine „parlamentarischen“ Verdienste die akademischen Palmen! Im Senat ist man in solchen Dingen viel strenger, und ein Mitglied des „hohen Hauses“, das durch Schuldenmachen und Gerichtsvollzieherbesuche auffallen würde, könnte sich um die Achtung seiner Collegen gebracht. Nicht ganz mit Unrecht halten die gereiften Herren des Luxemburg auf eine geregelte Lebensführung, denn, meinen sie, wer 40 Jahre alt geworden ist, ohne die Kunst, sich nach seiner Decke zu strecken, gelernt zu haben, wird sie wohl nie lernen. Ferner kann man von Leuten in vorgerücktem Lebensalter annehmen, dass es ihnen gleichgiltig sei, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen oder doch einige Ersparnisse zu machen.

Paris. **Schächen ins**

Die zoll- und handelspolitischen Forderungen der österreichischen Agrarier.

Die Industriellen haben in zwei aufeinanderfolgenden Versammlungen am 28. Januar und 1. Februar d. J. die „Forderungen“ der Agrarier einer eingehenden Discussion und Berathung unterzogen und sie mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen beschlossen. Die Centralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen, welche diese „Forderungen“ aufgestellt, hat merkwürdigerweise ihre Motivierung unterlassen. In den einleitenden Bemerkungen wird einfach gesagt: „Der Schutz unserer heimischen land- und forstwirtschaftlichen Erzeugung muss uns voll und ganz gewährt werden.“ Die Stelle der Gründe vertreten Vorwürfe und Drohungen, an die Adresse der Industrie gerichtet, welche offenbar als einzige Interessentin betrachtet wird, mit der man sich in dieser Angelegenheit auseinanderzusetzen hat. Die Zustimmung der Industrie zu dem beantragten Zollsatze wird als eine Compensation oder Reciprocität für das vergangene und zukünftige Verhalten der Landwirtschaft den Industriellen gegenüber gefordert und im Verweigerungsfalle wird mit dem Freihandelssystem gedroht. Dass 90 Percent der Bevölkerung, welche weder Industrielle noch Grossgrundbesitzer sind, die Kosten einer solchen Compensationspolitik und Reciprocitätsmoral tragen müssen, daran wurde nicht gedacht. Aus jeder Zeile spricht das Machtbewusstsein, welches allerdings auf der exceptionellen Stellung des Grossgrundbesitzes in der Verfassung beruht, dass man aber ein Verlangen, welches die grössten Opfer der ganzen Bevölkerung zumuthet, nach Art der alten französischen Königsdecrete einfach mit einer cela tel est mon plaisir begründen wird, wurde doch nicht erwartet. Die Neugierde derjenigen, welche durchaus die Gründe kennen wollen, weshalb ein Getreide exportierendes Land mit Getreidezöllen umgeben werden soll, wird auf die Lectüre der bereits vorhandenen und im Werden begriffenen Veröffentlichungen der „Centralstelle“ verwiesen. Ich habe mich der Mühe unterzogen und die erschienenen Schriften gelesen, habe aber auch auf diesem Umwege keine Gründe gefunden, welche hohe Getreidezölle in Oesterreich rechtfertigen würden. Die vorgebrachten Gründe sind beweisfolge Behauptungen, welche einer ernsten Prüfung nicht Stand halten und an wesentlichen Punkten selbst mit den Gutachten einiger der hervorragendsten Landwirtschaftsgesellschaften im Widerspruche stehen. Eine auch nur oberflächliche Betrachtung dieser Gründe zeigt es klar. Im nachfolgenden sollen jedoch nur diejenigen Forderungen und ihre Begründung geprüft werden, welche eine Erhöhung der Getreidepreise bezwecken.

Die erste Forderung, welche den Zollschutz der land- und forstwirtschaftlichen Production und die Ausdehnung eines Rational- und Minimaltarifes zum Inhalte hat, wird damit begründet, dass „die Landwirtschaft bisher nach jeder Richtung hin der freien Concurrenz der fremden Productionsgebiete preisgegeben blieb“. Diese Behauptung enthält zunächst eine thatsächliche Unrichtigkeit, da wir schon jetzt verhältnismäßig hohe Getreidezölle haben, fast so hoch wie die deutschen, obwohl die deutsche Landwirtschaft, wie in diesem Blatte Nr. 328 der „Zeit“ vom 12. Januar d. J. gezeigt wurde, sich in einer viel ungünstigeren Lage befindet. Abgesehen davon aber, ist durch das Bisherbestehen einer Concurrenz das Verlangen nach Schutzzöllen noch durchaus nicht begründet, da die Concurrenz eine nothwendige Voraussetzung einer richtigen Preisbildung ist. Auch für die Industrie wurden Schutzzölle nur errichtet zur Abwehr einer übertriebenen Concurrenz, das ist einer Concurrenz, welche unter ungünstigen Verhältnissen producierenden Industrien die Existenz unmöglich machen würde. Ob ein solcher Fall hier zu? Welchen fremden Wettbewerb hat die österreichische Landwirtschaft zu bestehen? In erster Linie wird die überseeische Concurrenz als Schreckbild an die Wand gemalt:*) „es gilt den Kampf gegen die Ueberschwemmung unserer Märkte mit überseeischen Rohproducten“. Darunter können jedoch die inneren Märkte nicht gemeint sein, weil überseeisches Getreide, wenn überhaupt, nur in den geringsten Mengen für den Consum der Grenzorte nach Oesterreich kommt. Einen interessanten Beleg dafür bietet die Thatsache, dass das Lagerhaus der Stadt Wien, dessen Einlagerungen eine getreue Musterkarte aller in Oesterreich concurrierenden Getreideproventienzen bilden, solange wir niedrige Getreidepreise hatten, das ist bis zum Jahre 1895 — leither sind die Preise wieder gestiegen — kein amerikanisches Getreide in seinen Hallen gesehen hat. Nicht einmal zur Zeit der Weizen- und Haferringe, wo das Getreide wie mit einer Wünschelruthe aus allen Ecken und Enden herbeigezogen wurde. Das ist leicht erklärlich. Oesterreich ist ein Binnenland und der theuere Landtransport ist der wirksamste Schutz gegen überseeische Concurrenz, ein Schutz, wie ihn die deutschen Agrarier erst in hartem Kampfe erringen wollen. Die überseeische Concurrenz existiert somit für die österreichische Landwirtschaft in Inlande soviel wie gar nicht.

Es bleibt also, soweit Getreide in Frage kommt, nur die russische und rumänische Concurrenz. Dieser aber ist die österreichische Landwirtschaft vollständig gewachsen, da kein Grund zur Annahme vorliegt, dass Russland und Rumänien Getreide billiger produzieren können. Die Productionskosten des Getreides bestehen, wenn man von der Grundrente absieht, bekanntlich aus der Verzinsung des Betriebscapitals und dem Arbeitslohn. Der Zinsfuß ist in Oesterreich niedriger als in Russland und Rumänien, der Landarbeiterlohn ist in den für die Getreideproduction Ausschlag gebenden Theilen Oesterreich-Ungarns nach den vorliegenden verlässlichsten Zeugnissen so gering, dass er selbst in Russland und Rumänien nicht viel geringer sein kann. Ueber den Einfluss der Arbeitslöhne äußert sich das „Agrarprogramm der Centralstelle“ (S. 4) folgendermaßen: „Die durch hohe Schutzzölle salvierte Industrie hat aus dieser zu unserem Betriebe unbedingt nöthigen Arbeitskräfte theils gewonnen, theils in einem solchen Maße verdient, dass dadurch unsere Bilanz von Jahr zu Jahr passiver wurde.“ Diese Stelle hat offenbar nur jene Landestheile im Auge, wo die Industrie mit der Landwirtschaft um die Arbeitskräfte concurriert. Wie verhält es sich mit der angeblichen Vertheuerung der Löhne? Ueber die Lohnverhältnisse innerhalb des Gebietes der deutschen Section des böhmischen Landesculturrathes theilt das dem Ackerbauministerium erstattete Gutachten derselben folgend mit: „im Sommer bewegt sich der Taglohn der Männer zwischen 50 und 70 Kreuzer, nur im Egerlande und in Nordböhmen steigt er mitunter bis 1 Gulden, auf Gulden 20 Kreuzer. Der Taglohn der Weiber ist nahezu um ein Drittel kleiner. Im Winter ist der Taglohn beider Arbeiterkategorien um 20 bis 25 Procent niedriger. Eine Domäne in Südwestböhmen zahlt sogar nur einen Taglohn von 35 bis 50 Kreuzer den Männern und von 30 Kreuzer den Weibern.“ Das sind die Lohnverhältnisse in den industrietreichsten Bezirken Oesterreichs, wo die Concurrenz der Industrie die Löhne der Landarbeiter hebt. Daraus kann mit Sicherheit geschlossen werden, dass in Ungarn und Galizien, wo dieses Correctiv fehlt, die Löhne der Landarbeiter sich auf dem Niveau der Nachbarländer, Russland und Rumänien, bewegen.

Die russische und rumänische Concurrenz ist somit, soweit sie Getreide zum Gegenstande hat, ebensowenig wie die amerikanische, ein ausreichender Grund, die Erhöhung der Getreidezölle zu fordern. Die Preisbildung des Getreides ist eben in Oesterreich das Ergebnis der eigenen Productionsverhältnisse. Zölle allein können daher keine Aenderung der Preise bedingen. Das Gutachten der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft für Kärnten vom 22. December 1900 gibt dieser Ansicht klaren Ausdruck in folgenden Worten: „Das bequemste Mittel zur Erhöhung der Einnahmen wäre eine Steigerung der Preise für landwirtschaftliche Producte. Da Oesterreich-Ungarn mit seinem Ueberschuss an landwirtschaftlichen Producten auf den Weltmarkt angewiesen ist, so lässt sich eine Besserung der Preise durch handelspolitische Maßnahmen nicht leicht erzwingen, auch wenn es den Landwirten durch eine stramme politische Organisation gelänge, den Sieg über die entgegengesetzten Interessen der nicht agrarischen Bevölkerungsschichten davonzutragen.“

Bisher wurde nur von der Nothwendigkeit und Zulässigkeit der angestrebten Erhöhung der Getreidezölle gesprochen. Sehr wesentlich aber ist auch die Frage, wer den erwarteten Vortheil daraus ziehen würde. In den Schriften der Centralstelle wird regelmäßig ganz allgemein von der landwirtschaftlichen Production gesprochen und nur hie und da, um einen besonderen Effect zu erzielen, der Bauer in den Vordergrund gestellt. Das Gesetz stipuliert in dieser Hinsicht nur einen Passus: Die Lage der verschiedenen Schichten der landwirtschaftlichen Production ist eine verschiedene. Die Mittel, welche zur Besserung einer Nothlage derselben angewendet werden,

Digitized by Google

können daher nicht von gleich vortheilhafter Wirkung für alle sein. Das Gutachten der czechischen Section des böhmischen Landesculturrathes vom letzten Sommer hebt die Unterschiede in der Lage der verschiedenen landwirtschaftlichen Schichten hervor und zieht daraus in Bezug auf die Erhöhung der Getreidepreise denselben Schluß. Wir erfahren aus diesen Mittheilungen, daß der Großgrundbesitz (über 200 Joch), welcher 37·34 Procent des bebauten Bodens besitzt, einen Reinertrag erzielt, welcher zwischen 1·1 Procent und 1·7 Procent, 2·9 Procent und 4·7 Procent schwankt. Der Ertrag ist umso höher, je mehr er sich der landwirtschaftlichen Intensität zuwendet. Vom Kleinbesitz dagegen wird gesagt, daß die heutigen Getreidepreise kaum hinreichen, um die Gestehungskosten zu erlegen, „daß jedoch ein großer Theil des Getreides von den Producenten für den eigenen Gebrauch und die eigene Wirtschaft verwendet wird, so daß der kleine Landwirt vielfach nicht unmittelbar an hohe Getreidepreisen interessiert ist.“ Es geht daraus hervor, daß der Großgrundbesitz überhaupt keiner Hilfe bedarf, da er bereits durch rationelle Verbindung der Landwirtschaft mit der Industrie einen erheblichen Ertrag aus seinem Besitze erzielt; daß der Bauer aber, welcher allerdings in einer Nothlage sich befindet, aus einer Erhöhung der Getreidepreise keinen Vortheil ziehen wird.

Die zweite Maßregel, welche zur Herbeiführung höherer Getreidepreise gefordert wird, ist das Verbot des Blanco-Termin handels in Getreide und Mahlproducten. Begründet wird diese Forderung damit, daß diese Handelsform einen für die Producenten angeblich nachtheiligen Einfluß auf die Preise übe. Sie überschwemme die Märkte mit ausländischem Getreide, „um im Interesse der . . . Baissespeculation ein noch immer größere Depression unserer Getreidepreise herbeizuführen“ (Agrarprogramm S. 24), „die durch den Blanco-Terminhandel und Goldwährung auf dem Weltmarkte herbeigeführte Depression der Getreidepreise“.*) Diese Forderung ist nicht besser begründet, als das Verlangen nach hohen Zöllen. Es ist ja kein Zweifel, daß der Terminhandel Auswüchse und Mißbräuche im Gefolge hat und deshalb in hohem Grade reformbedürftig ist, kein Einfluß auf die Preisbildung aber ist eine volkswirtschaftlich nützliche Function, welche für die Gesammtheit von Vortheil ist.

Dieser Einfluß besteht in einer preisausgleichenden Wirkung in Bezug auf zeitliche Verschiedenheit, analog wie sie die modernen Transportmittel in Bezug auf räumliche Entfernung haben. Eine Folge dieser ausgleichenden Wirkung ist keine preisdrückende oder baissierende Tendenz, eine mit der jetzigen Vertheilung der Getreideproduction eng zusammenhängende Erscheinung. In allen Ländern nämlich, welche keinen großen Ueberschuß an Getreide über den eigenen Bedarf haben, somit in ganz Westeuropa, ist der Localpreis des Getreides regelmäßig höher, als der später in London sich bildende internationale oder Weltpreis. In den Getreide-Exportländern dagegen, z. B. in den Vereinigten Staaten, ist der Localpreis vor den Verschiffungen nach Europa immer niedriger als der Weltpreis. Eine Ausgleichung des Localpreises mit dem Weltpreise ist daher bei uns mit einem Preisrückgange, in den Exportländern mit einer Preissteigerung gleichbedeutend. Da der Terminhandel eine der Formen ist, in welcher sich die Ausgleichung vollzieht, so muß er bei uns eine preisdrückende, in den exportierenden Ländern eine preissteigernde Tendenz haben. Die Relation des Localpreises zum Weltpreise und in weiterer Folge die geographische Lage ist somit dafür entscheidend, ob der Terminhandel eine baissierende oder hausierende Tendenz hat, nicht das Wesen dieser Handelsform. Den Terminhandel für seine Tendenz verantwortlich machen, heißt die Ursache mit der Wirkung verwechseln. Die der Terminhandelsenquête vorgelegten Materialien**) bestätigen das Gesagte. Nach diesen notierte am 8. Januar 1898 Weizen in Chicago 140·3 Mark für 100 Kilogramm und erreichte nach mehrfachen Schwankungen, welche eine stets steigende Richtung haben, am 7. Mai 188·8 den Preis von 217·2; vier Wochen später, am 4. Juni 1898, erreichte der internationale Preis in London mit 217·1 dieselbe Höhe. In Wien notierte am 8. Jänner 1898 Weizen 228·5. Nach wiederholten Schwankungen, welche im April und anfangs Mai eine steigende Richtung haben, kommt der Weizenpreis am 18. Juni 1898 mit 219·8 dem Weltpreise möglichst nahe. Aus diesen Daten geht auch hervor, wie groß der Schutz ist, welchen die Binnenlage Oesterreichs gegen die überseeische Concurrenz gewährt, und wie wenig die Handelstendenz dagegen auszurichten vermag. Bei einer Preisdifferenz von 88 Mark, welche am 28. Januar 1898 zwischen Wien und Chicago bestand, betrug nach wiederholter Ausgleichung die Veränderung, welche der Wiener Preis nach unten erlitt, 9 Mark, die Veränderung des Chicagoer Preises nach unten 77 Mark.

Es dürfte somit vollkommen klar sein, daß man bei beiden zur Erhöhung der Getreidepreise vorgeschlagenen Mitteln nur das deutsche Vorbild, nicht aber Oesterreich als Getreide-Exportland vor Augen gehabt. Hier würden diese Mittel den Consumenten Nachtheil, den Producenten aber gar keinen Vortheil bringen.

Dr. Emil Lederman.

*) „Unsere künftige Handelspolitik vom Standpunkte der Landwirthschaft“ von Ludwig Arndt. S. 10.

**) Stenographische Protokolle S. 8, 9, 11, 12.

Erinnerungen an 1866.

Die Literatur über 1866 häuft sich nachgerade; während der letzten Jahre erschienen, abgesehen vom officiellen Moltke-Werke, die Geschichtswerke von Lettow-Vorbeck und Friedjung, ihnen folgten die kritischen Arbeiten von Schlichting und Bartels, eben hat der französische General Bonnal eine Studie über Sadowa erscheinen lassen, über die uns indes folgende französische Aeußerung zu Gesicht gekommen ist: „Il est impossible d'être plus absurde,“ und endlich tritt der bekannte preußische General v. Verdy du Vernois mit einem Buche über seine persönlichen Erinnerungen aus dem Hauptquartiere der zweiten Armee, in deren Stabe er den Feldzug mitmachte, hervor.*) Das Buch ist sehr vorsichtig, nobel und vornehm abgefaßt, wird dem Besiegten durchaus gerecht, die Kritik hält sich stets in den zartesten Formen, Bitterkeiten findet man darin nicht; ebensowenig aber viel positive Mittheilungen von Belang, die bisher unbekannt waren. Das meiste, was das Buch enthält, steht zwischen den Zeilen, wo es der mit der Geschichte jenes Krieges Vertraute unschwer findet. Im übrigen enthält das Buch viel recht anregende, zuweilen auch heitere Schilderungen persönlicher Erlebnisse, die nicht nur Militärs, sondern auch weitere Kreise interessieren und dem Werke eine bedeutende Verbreitung sichern werden.

Wie oben nun einige Hauptpunkte hervor, die eines speciellen Hinweises wert erscheinen.

General v. Verdy gibt, allerdings nur sehr bedingungsweise, die, den damals eingeweihten Personen bald nach dem Feldzuge bekannt gewordene Thatsache zu, daß die preußische Heeresleitung Mitte Juni über die Ordre de bataille und die Dislocierung der österreichischen Armee die erschöpfendsten und zutreffendsten Nachrichten erhielt, die es überhaupt im Kriege gibt. Eine der Armee angehörige Persönlichkeit hatte sie geliefert; bezeichnen sieht natürlich in den Geschichtswerken nicht, und auch Verdy hüten sich, es auszusprechen; für die Beurtheilung des preußischen Einmarsches nach Böhmen ist die Thatsache aber von hohem Wert.

Ueber diesen Einmarsch selbst wurde und wird noch immer so viel leeres Stroh gedroschen, daß es dem Berichterstatter förmlich widerstredt, näher darauf einzugehen. Aus den Verdyschen Mittheilungen bestätigt sich nur soviel neuerdings in der durch die Moltke-Blumenthalsche Correspondenz, Lettow u. l. w. bekannte Thatsache, daß die preußischen Heerführer unkommandierenden Generale, wie auch die Chefs der Stäbe in ihrer großen Mehrzahl vom Hause aus darüber einig waren, es gelte, offensiv zu werden, in Böhmen einzubrechen und den Gegner anzugreifen, auch wenn er überlegen sei. In den Reihen der österreichischen Armee herrschten leider die diametral entgegengesetzten Anschauungen, nämlich wie jedermann weiß, die Ansicht, man könne nicht offensiv werden, müsse in Böhmen bleiben und die Massnahmen des Gegners erwarten. Gegen diesen Unterschied der Auffassungen hüben und drüben, der in den Verhältnissen der beiderseitigen Staaten und Armeen logisch begründet war, trat die auf beiden Seiten angewendete strategische Form ganz zurück. Um es kurz zu sagen, jede der beiden preußischen Armeen war schon allein wegen ihrer besseren Bewaffnung in der Lage, es mit der österreichischen Hauptmacht aufzunehmen und dieselbe so lange hinzuhalten, bis die andere herankam, was nicht lange dauern konnte und den Sieg entschied. Ein volles Ausnützen der inneren Linie ist nur dem jenigen möglich, der rasche und durchführbare taktische Erfolge erringt, und das konnte das k. k. Heer damals nicht, weil ihm die dazu nöthige Bewaffnung fehlte. Es ist eigentlich beschämend für die Kriegsgelehrten, daß sie eine so einfache Thatsache nicht einsehen, und höchst gelehrte Abhandlungen darüber schreiben, was die Nordarmee am 27. und 28. Juni alles hätte thun können. Wenn man in jedem Gefechte viermal soviel Todte und Verwundete auf dem Platze liegen ließe als der Gegner, und das war damals der Fall, so nützt die beste Strategie gar nichts, und der Gegner wird siegen, ob er nun getrennt marschiert, um vereint zu schlagen, oder aber ob er in einer Armee versammelt anmarsch. Richtig ist allerdings, daß man damals vor dem Feldzuge auf preußischer Seite die Wirkung des Zündnadelgewehres nicht so hoch angeschlagen zu haben scheint, als es sich später auf den Gefechtsfeldern herausgestellt hat, daß mithin der getrennte Einmarsch ein Wagniss war. Ganz ohne Wagniss geht es nun aber einmal nicht im Kriege, und endlich liegen genug Anzeichen dafür vor, daß Moltke der österreichischen Aufgabe, die er eingehendst studiert hatte, ein erfolgreiches Ausnutzen der inneren Linie bewusst nicht zugetraut hat, auch wenn der Gefechtswert ihrer Truppen hoher anzuschlagen war, als es sich nachher zeigte. Eine wirkliche Kerze hat es, wie aus Verdys Darstellung hervorgeht, bei der zweiten Armee, in der das Vertrauen Bonins der Truppe nicht gegeben.

Mangelnden Vertrauens, Zaghaftigkeit und Verwirrt heit. Die Zaghaftigkeit Verdys den Einbruch, den man aus den Bergen nicht hinaus in den

Digitized by Google

letzten Jahre gewinnen mußte, nämlich: daß man auf preußischer Seite nicht geahnt hat, es mit der ganzen Nordarmee zu thun zu haben; selbst am Abende des Tages, ja sogar am nächsten Tage hat man die ganze Größe des Erfolges nicht erkannt, woraus sich das Unterbleiben der Verfolgung mit erklärt. Aber Friedrich Karl wie Moltke genügte es, einige österreichische Armeecorps an der Bistritz zu wissen, um sofort zum Entschlusse zu gelangen, sie anzugreifen, und auch der Kronprinz erkannte sofort, daß es sich hier darum handle, Hilfe zu bringen. Alles äußerst einfach; wir finden hier, wie im Kriege 1870, dasselbe künstlose, aber entschlossene Losgehen auf den Feind, das den Sieg bringt und in weiterer Folge die überraschendsten, gar nicht vorhergesehenen Erfolge zeitigt. Dazu bedurfte es weder großer Gelehrsamkeit, noch geistreicher Gedanken, sondern ganz einfachen Drangs an den Feind. Erst später, im französischen Kriege, bildete Moltke die Technik des Getrenntmarschierens zum systematischen Umfassen und Abdrängen aus, 1866 fand nicht die Vervollständigung des Ersolges, sondern lediglich dieser an und für sich im Vordergrunde.

Die Schilderung der Schlacht von Königgrätz ist lebendig und frisch, bringt manche Einzelheiten und erinnert lebhaft an das Ottenfelsische Gemälde. Die beim Vormarsche der preußischen Heere auf Wien in den drei Hauptquartieren hervorgetretenen Gegensätze behandelt Verdy recht geschickt; es zeigt sich dabei, wie sehr Moltke selbst nach dem 3. Juli genöthigt war und blieb, Zugeständnisse zu machen und Freiheiten zu gewähren; mit dem Materiale, das er zur Verfügung hatte, durfte er es unbedenklich thun; in anderer Lage würde es gefährlicher sein. Armiger.

Gedanken über Gott.

Von Leo Graf Tolstoj.

Aus dem noch ungedruckten Original.

Gott ist für mich dasjenige, wonach ich mich sehne, wonach ich strebe, derart, daß in diesem Streben mein ganzes Leben besteht. Und daher er stiert Er für mich, Er ist; aber Er ist durchaus ein solcher, daß ich Ihn weder begreifen, noch nennen kann. Wenn ich Ihn begreifen, wenn ich Ihn erreichen würde, so hätte ja das Sterben keinen Zweck und ich würde nicht leben. Aber — und das mag als ein Widerspruch erscheinen — obwohl ich Ihn nicht begreifen und nennen kann, so kenne ich Ihn doch, das heißt ich kenne die Richtung zu Ihm. Und von allen meinen Kenntnissen ist diese sogar die sicherste.

Ihn selbst kenne ich ja nicht, und doch wird es mir immer bange, wenn ich ohne Ihn bin, und es ist mir nur dann nicht bange, wenn ich mit Ihm bin. Noch seltsamer ist das, daß Ihn mehr und besser zu kennen, als ich Ihn jetzt kenne, für mein jetziges Leben auch gar nicht nöthig ist. Ihn näher kommen, das kann und will ich, und darin besteht mein Leben, aber diese Annäherung vergrößert nicht meine Kenntnis und kann sie auch nicht vergrößern.

Jeder Versuch, sich einzubilden, daß ich Ihn erkenne (zum Beispiel daß Er der Schöpfer sei oder gnädig oder etwas ähnliches), entfernt mich von Ihm und hemmt meine Annäherung an Ihn.

Seltsam ist auch, daß wirklich lieben, das heißt mehr als sich selbst und alles lieben, ich mit Ihn allein kann; nur in dieser Liebe ist kein Stillstand, keine Abnahme im Gegentheil, immer nur Zunahme, keine Sinnlichkeit, keine Schlauheit, keine Liebedienerei, keine Furcht, keine Selbstzufriedenheit. Alles Gute liebt man nur durch Ihn liebe, wodurch denn noch reichlicher, daß man also nur durch Ihn und in Ihm allein liebt und folglich auch lebt.

So also denke ich oder besser gesagt — fühle ich. Hinzuzufügen wäre nur das noch, daß das Antwort Er für mich in Bezug auf Gott schon etwas störend ist. Dieses Er verringert Ihn gewissermaßen.

* * *

Gott kann man nicht so sehr durch den Verstand, auch nicht durch das Herz, sondern durch das Gefühl der völligen Abhängigkeit von Ihm, ein Gefühl, das der Säuglung in dem Schoße der Mutter empfindet. Er weiß nicht, wer ihn hält, wer ihn wärmt und nährt; aber er weiß, daß dieser Irgendjemand ist, und er weiß es nicht nur, sondern er liebt diesen Irgendjemand auch.

* * *

Du sagst: man kann es nicht begreifen, daß Gott sein, irgendwo eine Ewigkeit, daß und plötzlich dachte: „Ich will einmal die Welt erschaffen,“ und sie dann erschuf und „gut“ dazu sagte.

Es ist wahr, wir können es nicht begreifen, wenn wir auch nichts sagen und es uns plötzlich gesagt wird.

Aber sage, kann man begreifen, daß alles, was ist, was sind keinen Anfang hatte? Beim

Und du sagst, daß alles einen Anfang habe, und jeder Anfang zum Anfang gehend, bis du [illegible] mit denen Superlative und [illegible] tausend Jahre gehangt, [illegible] du die Richtung [illegible] [illegible] auch [illegible]

gelangt bist, du gibst zu, daß der Anfang des Anfangs ebenso weit und unerreichbar ist. Aber du suchst dennoch den Anfang des Anfangs; dahin richtet sich dein Blick, da, meinst du, liegt der Ursprung von allem.

Siehst du, dieses nämliche, nicht einen Theil des Anfangs, sondern den Anfang des Anfangs, nenne ich Gott.

Aber, wirst du sagen, dieser Anfang allen Anfangs ist noch lange nicht das, was unter dem Worte Gott verstanden wird. Man versteht unter diesem Worte ein Wesen, das für die Menschen sorgt. Man sagt, daß Er mit dem Finger das Gesetz geschrieben habe, im Busch erschienen sei, seinen Sohn gesandt habe u. s. w. Alles dieses ist einer vernünftigen Auffassung des Anfangs fremd.

Damit bin ich einverstanden. Im Begriffe des Anfangs allen Anfangs liegt ein solcher Gott nicht.

Aber wie dir ein lebendiger, mitleidiger, liebender und sich über die Menschen erzürnender Gott unverständlich ist, ebensowenig kann der menschliche Verstand auch begreifen, was der Mensch selbst, was sein Leben sei.

Sage mir, was das Leben ist, und ich will dir sagen, was Gott ist.

Du sagst: „das Leben ist das Bewußtsein (ein falsches) seiner Freiheit, die Befriedigung seiner Bedürfnisse und die Ausmahl unter ihnen“.

Woher aber kommt dieses Leben?

Du sagst: „es hat sich aus den niedersten Organismen entwickelt“.

Aber diese Erkenntnis haben schon die niedersten Organismen gehabt, woher aber stammen sie selbst?

Du sagst: „von dem unendlichen Anfang“.

Ich nenne das Gott.

Ich sage: „das Bewußtsein meines Lebens, das Bewußtsein der Freiheit ist Gott; aber das ist noch nicht der ganze Gott“.

Außerdem, daß ich bin, daß ich lebe, daß ich die Befriedigung meiner Bedürfnisse erstrebe, der Freiheit der Wahl bewußt bin, außer diesem allen habe ich noch einen Verstand, der mich in der Wahl leitet.

Woher ist der Verstand? Dieser Verstand sucht den Anfang, er kämpft mit dem Menschen selbst, er unterwirft ihn sich, zähmt seine Leidenschaften, gibt ihm Gesetze, die nichts anderes sind, als die Bekämpfung, die Bezähmung der Leidenschaften und Begierden.

Sage mir: woher ist dieser Verstand des Menschen, der Gesetze aufstellt, die den Lüsten des Fleisches zuwider sind?

Du sagst: „diese Gesetze sind vom Menschen selbst“.

Aber der Verstand des Menschen?

„Von der Entwickelung des Lebens“.

Und das Leben — vom Nichtleben?

„Auch in dem Nichtleben lagen sie schon, diese Keime. In den abgerissenen Theilen der sich drehenden Sonne waren schon die Keime des Verstandes.“

Und die Sonne und jene Sterne, von denen die Sonne sich losgerissen hat?

Wenn ein Verstand existiert und durch Entwickelung entstanden ist, so birgt sich auch sein Anfang in der Unendlichkeit.

Dieser Anfang des Anfangs des Verstandes ist eben auch Gott.

Und sowohl du als ich haben dieselbe Auffassung vom Anfang, nämlich die, daß der Anfang des Lebens und der Anfang des Verstandes aus einer Quelle fließen.

Du weisest mir auf den Gang deiner Gedanken hin, ich aber nenne gleich alles Gott. Ich thue es darum, weil ich irgendwie das nennen muß, worauf du mir hinweisest und was sich bei dir auf drei Gedankenwege vertheilt.

* * *

Wenn eine ungelöste Frage dich quält, so fühlst du dich wie einen kranken Theil eines ganzen gesunden Körpers, wie einen kranken Zahn eines gesunden Körpers, und du bittest den ganzen Körper, dem einen Glied zu helfen.

Der ganze Körper — ist Gott; das Glied — bist du.

* * *

Einer der am meisten alte unsere metaphysischen Begriffe verwirrenden Aberglauben ist der Aberglaube, daß die Welt erschaffen sei, daß sie aus nichts entstanden sei und daß es einen Gott Schöpfer gebe.

Eigentlich haben wir nicht die geringste Veranlassung und es auch gar nicht nöthig, uns Gott als Schöpfer zu denken (die Christen und Juden kennen diesen Begriff nicht), dagegen kann der ist [illegible] mit dem Gottglauben Gott gar nicht vereinbart werden, um dem Gott Vater, dem Gott-Geist, dem Gott, von dem wir Ähnlichkeit in uns [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

durch die mir verliehenen Werkzeuge der Sinne die Welt erkennt und innerlich seinen Gott-Vater kennt. Er ist der Anfang meines geistigen Ichs. Die äußere Welt aber bildet nur meine Grenzen.

* * *

Oft sprechen die Menschen, wenn sie durch den Tod eines geliebten Wesens betrübt sind, von dem Bösen, das Gott den Menschen zufügt. Und diese Menschen, die so sprechen, bilden sich ein, daß sie an Gott glauben und zu Ihm beten.

Gott thut Böses. Wenn aber Gott Böses thut, so ist Er nicht gut, nicht die Liebe; wenn Er aber nicht gut ist, so gibt es Ihn überhaupt nicht.

Es kommt das daher, weil die Menschen dermaßen davon überzeugt sind, daß das Schlechte, das sie thun, ganz außerordentlich gut sei (so z. B. die Kinder übermäßig zu lieben), daß sie, wenn ihnen das Böse widerfährt, welches nur die Folge ihrer Fehler und Sünden ist, nicht sich, sondern Gott beschuldigen. Und daher halten sie in der Tiefe ihrer Seele Gott für schlecht und erhalten insolge dessen auch keinen Trost durch Ihn.

* * *

Das Gebet wendet sich an einen persönlichen Gott nicht darum, weil Gott persönlich ist (ich weiß sogar ganz genau, daß Er nicht persönlich ist, denn die Persönlichkeit ist begrenzt Er aber ist unbegrenzt und unendlich), sondern weil das Ich ein persönliches Wesen ist. Ich habe ein grünes Glas vor den Augen und ich sehe alles grün; ich kann nicht anders, als die Welt grün sehen, obwohl ich weiß, daß sie es nicht ist.

Verdi und die Kunst.

Unter allen Musikstädten dürfte Wien die einzige sein, die zu Ehren des verstorbenen Meisters keine würdige Erinnerungsfeier zu veranstalten in der Lage ist. In unverantwortlicher Weise hat die Hofoper in letzter Zeit dreimal eine ähnliche Pietätlosigkeit begangen: bei Lorzing, bei Cimarosa und nun bei Verdi. Sie wird diese Verletzung künstlerischer Ehrenpflicht mit einer Einbuße an künstlerischer Reputation büßen, die nicht so leicht wieder gut zu machen sein wird. Viel weniger hat die Gesellschaft der Musikfreunde zu verlieren, denn sie hat schon längst bewiesen, wie klein sie bei großen Anlässen sein kann, und hat es schon dahin gebracht, daß sie für ihre außerordentlichen Concerte, die immer das Bürsen einer außerordentlich ungeschichten Hand verrathen, keine Theilnehmer mehr findet. Von ihr wundert es uns nicht mehr, daß sie die unbegreifliche Geschmacklosigkeit begieng, in einem „gemischten Programm", mitten unter Brahms, Wagner und Schreker einen Satz aus Verdis Requiem spielen zu lassen. Daß sich in ihrer Mitte niemand fand, der merkte, daß eine derartige „Frier" geradezu künstlerisch unanständig ist, gehört mit zu den Sonderbarkeiten dieses merkwürdigen Musikvereines!

Verdis Kunst ist glücklicherweise stark genug, um die unzulänglichen Versuche vergessen zu machen, mit denen Wien zu seiner eigenen Schande die gebührende Ehrung des großen Meisters unterließ, stark genug, um durch sich selbst die Erinnerung an die glorreiche Zeit der italienischen Oper von der Revolution 1849 an bis zur Entstehung des Einheitsstaates wachzurufen. Es ließ sich dieser Oper manches Gute nachsagen, aber auch manches Schlechte. Zu den Nachtheilen gehört vor allem die zeitweise Auszartung der Erfindung in Banalität, die Unterstützung der Eitelkeit der Sänger, die nur zu oft verleitet wurden, das Hauptgewicht auf grelle Stimmeffecte zu legen, und endlich eine gewisse musikalische Ungenauigkeit, die und heute so vorkommt, als wolle sich der Musiker über den Textdichter lustig machen. Daneben finden wir schon ganz unverkennbar die ersten Keime eines neuen, künstlerisch hoher stehenden Stils. Manche Erzählung der Azucena schlägt schon einen Ton an, der als Vorbote der neuen dramatisch-musikalischen Darstellung mit entsprechender Charakteristik des Orchesterparts aufgefaßt werden kann, und manche kurze Orchesterstelle — wie die Einleitung zum dritten Act der „Traviata" oder die Scene vor Ermordung der Gilda — versucht mit Erfolg ein Stimmungsbild zu schaffen, wie es Rossini, Bellini oder Donizetti nie gelungen wäre. Als melodiöser Erfinder ein Genie ersten Ranges, hat Verdi manches kleine Lied unter das Volk gebracht, das seinen Weg durch die ganze Welt nahm und überall heimisch wurde, wo gesunde frische Melodien ihr Ihrer Sangeslust frei und ungehindert hingeben können. Was aus die Lieder wären trivial gewesen. Mag sein, aber heute blicken wir dennoch mit Bewunderung auf ihren Ursprung, heute, wo hochmüthige Componisten in viertundenlangen Opern abendlang nichts einfällt, und sie froh sind, fremde Gassenhauer auf der Straße zusammenzulaufen und daraus ganze Symphonien zu machen. Zeit bekommen wir erst, wieviel selbst die Erfindung eines Opernthemas bei den alten Meistern bedeutete. Selber machen ist noch immer mehr wert als abdrechseln. Aber nicht nur im Anfang, auch in der Mitte begann Verdi frühzeitig seiner Zeit voranzueilen. Vor er doch schon im „Ernani" (1844 und „Rigoletto" 1851 die Verwendung eines die ganze Oper beherrschenden Leitmotivs gekannt, durch Princip ins Volk drang. Das waren gute Vorzeichen für die Zukunft, aber sie waren zu schwach, um durch sich selbst eine neue Richtung ins Leben zu rufen. Dazu bedurfte es noch einer frischen Brise, die von Norden her den Blütenstaub einer fortgeschrittenen Kunstentwicklung nach Italien wehte.

Als sie kam, da war in der „Aida" und im „Requiem" der neue Stil offenbar geworden. Die überwiegende Mehrzahl der Musiker begrüßte ihn freudig und mochte damals im Stillen den Meister wegen manches harten Wortes um Vergebung gebeten haben. Einer aber that es laut; es war Hans v. Bülow, als er in einem überall publicierten Briefe an Verdi das herbe Urtheil wieder zurücknahm, das er einst über den Meister gefällt. Er hatte ihn früher den „allgewaltigen Verderber des italienischen Kunstgeschmackes" genannt, der „vermuthlich den letzten, seinem Ehrgeiz unbequemen Rest von Rossinis Unterbleibsel hinwegzuräumen hoffe." *). Und doch hat Bülow seinerzeit schon im „Ernani" den Melodienreichthum bewundert und war von „Rigoletto" so entzückt, daß er eine Rigoletto-Phantasie schrieb. „Was kann ich dafür," schreibt er 1883 an seine Mutter, „wenn mir Verdi jetzt mehr Vergnügen macht, als der von mir auswendig gekannte Mendelssohn." **) Wie stark Verdi damals auch auf Liszt gewirkt, den überhaupt alle originellen Componisten stark beeinflusst haben, erhellt man schon aus den zahlreichen Paraphrasen, die er über Verdis Compositionen schrieb. Auch über Verdis Requiem fällte Bülow ursprünglich ein abiprechendes Urtheil. Zu der späteren Zurücknahme dieser herben Kritik mag übrigens auch ein Ausspruch Brahms' beigetragen haben, der nach der Durchsicht des Requiems sagte: „Bülow hat sich insterblich blamiert, so etwas kann nur ein Genie schreiben." Manche fanden freilich auch in der neuen Phase lediglich eine sclavische Nachahmung der Kunst Berlioz' und Wagners.***) Nach meinem Dafürhalten ist Verdi dem deutschen Meister auf halbem Wege entgegengekommen. Mit der bloßen Nachahmung und künstlerischen Übergeiz wäre eine „Aida" oder ein Requiem nicht zu erreichen gewesen. Uebrigens lag das Princip künstlerischer Einkehr und einer Art ästhetischer Wiedergeburt in der Natur der italienischen Künstler (aller Zweige) und im Zuge der Zeit.

In der Literatur war diese Wendung schon angebahnt, als Verdi noch in der Wiege lag. Die Clasik des Aristoteles und Boileau war schon zu Anfang des Jahrhunderts nicht mehr das absolute Muster, Petrarca und Metastasio nicht mehr das einzige Ideal. Leopardi hatte die Schmach des Vaterlandes am tiefsten erfaßt und in den düstersten Farben gezeichnet, Manzoni gab der Klage darob die Innigkeit und Nieculini die Tragik. Der zarte Silvio Pellico erweckte die allgemeinen Sympathien, der feurige Manzini die Thatkraft, und der sarkastische Giusti stichelte mit der socialen Satire. Alles deutete auf eine geistige Erhebung, auf eine kommende große Zeit. Nähe dieser Zug auf die Musiker ohne Einfluß bleiben sollen, noch dazu bei einem Volke, das wohl wußte, daß es seine Einheit nicht „durch die Gemeinsamkeit des Bluts und des Stammes, sondern durch die Gemeinsamkeit der Cultur" erreichen würde? Deshalb erscheint es mir eine natürliche Erscheinung, daß es fast allen großen italienischen Componisten des Jahrhunderts, so sehr sie es anfangs an der nöthigen Selbstkritik fehlen ließen, schließlich doch gelang, das fühlende Reis der Selbstveredlung anzusetzen, das sie vor Verwilderung bewahren sollte. Sie kommen mir gegen Ende ihrer Tage vor wie ovulierte Lbstbäume, die an dem neuen Zweig die schönsten Früchte tragen. Hat doch selbst Rossini, der liebenswürdige Epikuräer, der sich so gerne müheles geben ließ, schließlich doch Ernstes geschaffen und in seinem Stabat Mater seine Natur überboten. Auch Bellini gieng stetig auf dieses Ziel los, und nur sein allzufrüher Tod hat uns um die schönsten Hoffnungen gebracht. Selbst Mercadante machte im „Giuramento" einen schwachen Versuch zur Veredlung seiner Kunst, und nur bei Donizetti fehlt er, was bei seiner sich auftretenden Gedrucksamkeit begreiflich ist. Und da hatte Verdi fehlen, hätte sein neuer Stil eine bloß ehrgeizige Nachahmung sein wollen, jetzt, wo es galt, auf der politischen Bedeutsamkeit der Nation eine künstlerische Note aufzuweisen? Hoffen wir, daß auch die neueste Schule des „Verismo" eine ähnliche innere Umwandlung durchmacht, daß sie sie freilich wenig musikalische Kraft und künstlerische Selbstzeugnigkeit, aber unwiderlaut lautes Streben nach der theatralischen Wahrheit. Der alternde Verdi hielt sich von ihr fern, nicht aus Eifersucht, wie man behauptete, sondern in dem richtigen Instinkte, daß jedes lebende Wort seinerseits nur ein neuer Ton wäre in der klassische Polaune, um der sich die Schule der ganzen Welt zu gerne selbst verkundete.

Mit Rossinis letzter Phase hat Verdi auch noch den Uebergang zur Musikmanik gemein, der ihm weit besser gelang, als jenem, und das Erbarmlich mit dem Fortschreiten, das beiden anhaftet. Hier zeigt sich die schwache Seite des Opernkomponisten. Die Musik, einig 10 Bänden aus dem andern zu entwickeln, als wahre jeder sich selbst aus seinem Vorgänger heraus und ihn in

Digitized by Google

einem einheitlichen Satze abzuschließen, war Verdi verzagt. Um neue Ideen war er nie verlegen, aber die alten verwerten zu können hat ihn die dramatische Unruhe nie gelehrt. Die Kammermusik vermag über diesen Mangel der Kunst am allerwenigsten zu täuschen, und Verdis Quartett wird mit denen Rossinis das gleiche Schicksal theilen.

Verdi allein eigenthümlich ist schließlich noch der ehrenvolle Epilog, den sein Schaffen in „Othello" und „Falstaff" gefunden. Mehr als ehrenvoll ist er freilich nicht gewesen, aber er wird das schöne Denkmal nicht verschleiern, das ihm seine achtundzwanzig Opern, vom Requiem gekrönt, in einer langen, bewegten und ruhmreichen Zeit errichtet haben. Verdi stammte noch aus der großen Zeit der Tonkunst, wo alle zwei Jahre eine Oper für immer ihren Namen in die Musikgeschichte einschrieb, wo die großen Könige alljährlich neue Ideen hatten und es verschmähen durften, die Schwächen ihres musikalischen Besitzes durch eine abstrakte Philosophie oder inspirierte Lobeshymnen bereitwilliger Literaten zu verdecken. Alle diese Königsthrone sind heute leer, und um sie herum tanzen die kleinen musikalischen Herren in der frohen Hoffnung, daß dort, wo der Glanz des Thrones erloschen ist, auch das bescheidenste Talglicht leuchten könne. Was wir von ihrem Geiste in jeder Saison hören, lässt uns fürchten, daß die Zeit des Interregnums in Kürze abläuft. Tonkunst noch schrecklicher sein werde, als ehedem die kaiserlose Zeit Deutschlands. Wir werden aber auch nie vergessen, daß uns die Wirksamkeit Verdis auch in kulturhistorischer Beziehung eine wertvolle Lehre gibt. Sie zeigt, wie die Werke des großen Künstlers sich von selbst auf das innigste mit dem Sinnen und Trachten des ganzen Volkes verbinden, wie dann die Kunst nicht nur eine bloße Zerstreuung, eine luguriöse Unterhaltung ist, die sich der prunkende Besitz nach den Anstrengungen des Tages gönnen kann, sondern eine geistige Nahrung, ein unsichtbarer Hort, der alle Ideale des Volkes in sich aufnimmt und treu bewahrt, bis die Stunde schlägt, wo der heiße Drang durch die erlösende That seine Verwirklichung erlangen soll. Diese Function haben seit jeher in kleinem Maßstabe unsere Nationallieder, Kriegsgesänge und Hymnen übernommen, sie haben in den schweren Zeiten, wo das Schwert der müden Hand des besiegten Kriegers entsank, den Lieblingswunsch seines Herzens, das Ziel seines Denkens so lange hochgehalten, bis er das Vertrauen und die Kraft wieder fand, um sich die Stellung zu erobern, die ihm ein grausames Geschick vorenthalten hat. Zum erstenmale in der Musikgeschichte hat durch Verdi gerade die Oper, dieser scheinbar überflüssige Luxus unserer Cultur, die Aufgabe übernommen, eine Art psychischen Rettungsanker zu bilden, an den sich das verzweifelnde Volk mit seiner ganzen Sehnsucht klammerte, um den Glauben an sich selbst und seine künftige Größe nicht zu verlieren. Dass Verdi seinem Volke ein so fostbares Gut geschenkt hat, darin liegt, neben seinen rein musikalischen Verdiensten, seine Bedeutung als Künstler.

Mag sein, dass dem gestrengen Kritiker so manches an ihm trivial erscheint, für die Bedürfnisse seines Volkes war es trotzdem der adäquate Ausdruck. Nicht als ob die Musik an und für sich, direct, nationale Ideale oder politische Ideen darstellen könnte, aber sie kann Töne anschlagen, von denen das Volk fühlt, sie sonnen nur von einem Meister stammen, der aus seinem Fleisch und Blute ist. Und darum findet es in den Arnen dieser Musik die Befriedigung der höchsten Sehnsucht, die es zeitlebens in der Brust verborgen hielt. Verdi war der Künstler, zu dessen Werken das Herz des Volkes flüchtete in den Tagen der Sorge und Gefahr, und von dessen Hand es die Weihe empfieng in der Stunde des Triumphes. Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch hat Italien diesen köstlichen Schatz gehütet, um dessen Schöpfer das ganze musikalische Europa das junge Volk beneidet, und um den es in diesen Tagen mit ihm getrauert hat.

Richard Wallaschek.

Die Dialognovellen der Julia Marni.

Julia Marni hatte, als sie vor sechs Jahren kurze Dialogscenen aus dem Pariser Leben zu schreiben begann, eine stattliche Zahl von Vorgängern und Vorgängerinnen neben sich, deren Ruf sehr groß war und für einen Rivalen kaum noch einen Raum übrig zu lassen schien. Der angeeiferte und trachtbarste haben war Henri Lavedan. Maurice Donnay und Adel Hermant thaten es ihm fast gleich. Pierre Weber, Michel de Provins und Pierre Baldagne waren auch nicht zu verachten. Gyp war und ist immer noch an Fruchtbarkeit mit niemandem zu vergleichen und neben ihr hatte sich für das besondere Feld echt weiblicher Boshaften auch Marie Anne de Bovet einen bedeutenden Platz erobert. Frau Marnière dies ist ihr wahrer Name, eine junge Witwe, die in bescheidenen Verhältnissen eine einzige Tochter auferzog, kam dann auch nicht von selbst darauf, mit Gyp zu concurrieren, so überlaufen nur die Laufbahn der Schriftstellerin zu betreten. Sie wurde von einem Verleger entdeckt, bevor sie einen Verleger zu suchen dachte. Paul Ollendorff, der glückliche Verleger Maupassants, Daudets, Mat. Prevosts usw. usw. an einer Reihe der beliebte und gefürchtete Name in Gesellschaft kennen und war überrascht von ihrem natürlichen und witzigen Erzähltalent. Er fragte sie, ob sie nie daran gedacht habe, etwas für den Druck zu schreiben, und da sie erwiderte, daß sich wohl niemand dafür interessieren würde, bot er ihr an, ihren ersten Band auf gut Glück zu lancieren, sobald sie ihn geschrieben haben würde. Sie versuchte sich hierauf zuerst in einem Roman und einigen Novellen, die noch keinen entscheidenden Erfolg fanden. Erst dann wandte sie sich zur Dialogform, und zwar zuerst unter Mitarbeiterschaft. Nach dem „Dialogue des Courtisanes", der nur halb ihr eigen war, ließ sie endlich 1895 die Dialogscenen „Comment elles se donnent" folgen, die zuerst als Einzelstücke in der „Vie Parisienne" unter dem neckischen Pseudonym C. Bella und dann als Ollendorffscher Band ihren Ruf begründeten. Das im Jahre 1893 entstandene „Journal", dessen Herausgeber Ferdinand Xau vor allem darnach trachtete, ein zugleich literarisches und populäres Tageblatt zu schaffen, erwarb sich sofort das ausschließliche Recht auf die Mitarbeiterschaft der Marni, die nun in rascher Folge weitere sechs Serien von Dialogscenen zuerst in den Spalten des „Journal" und dann in Buchform veröffentlichte. Im Jahre 1896 erschien als Gegenstück zu „Comment elles se donnent" „Comment elles nous lâchent", 1897 „Les Enfants qu'elles ont", 1898 „Fiacres", 1899 „Elles qu'on épouse", 1900 „Entre nous", „A Table" und nächste Jahr wird uns „Vieilles" bringen, von denen die meisten Stücke bereits im „Journal" Platz gefunden haben. Diese rasche Hervorbringung hat das Interesse durchaus nicht gemindert, sondern nur das Anjehen der Verfasserin erhöht. Diese Erscheinung ist umso auffälliger, als neben ihrem Gestirn manche andere verblassten. Lavedan, Donnay und Hermant giengen von der Novelle in Dialogform zum richtigen Theaterstück über, fanden auch hier Erfolg und verschwäßten fortan die bescheidenere und nicht so einträgliche Gattung der Dialognovelle. Gyp und Marie Anne de Bovet beginnen den Fehler, sich in die antidreyfusistische und nationalistische Politik zu verirren. Gyp wurde so antisemitisch, daß sie heute nur noch in der „Libre Parole" Dumonts möglich ist, und die streitbare Tochter des Generals de Bovet verstummte, nachdem sie ihre Vorträge über „die Seele der Armee" in der Bodinière gehalten und den ersten Anstoß zu der berüchtigten Subscription für die Witwe des Fälschers Henry gegeben hatte. Frau Marni hat den richtigen Takt gehabt, sich weder für noch gegen Dreyfus in den Kampf zu mischen, denn eine kurze Dialogscene von zweihundertfünfzig Zeilen ist am allerwenigsten dazu geeignet, politische Fehden zum Austrag zu bringen. Sie vermeidet es sogar fast immer, von einer Thatsache des Pariser Lebens, von einem politischen Ereignis oder einem fait divers auszugehen oder auf stadtbekannte Persönlichkeiten anzuspielen. Für Abel Hermant wurde die Jagd nach dem Actuellen und die Wuth der Indiscretion geradezu zum Verhängnis. Sie that ihm auf der Bühne noch mehr Abbruch als für seine Dialognovellen. Auch Gyp hat in dieser Richtung stark gesündigt. Es ist daher ein besonderer Vorzug der Marni, daß sie genug Phantasie besitzt, um weder ihre Situationen, noch ihre Charaktere direct der Wirklichkeit zu entnehmen. Das Geheimnis ihres Erfolges und namentlich der Beständigkeit ihres Erfolges ist zum großen Theil darin zu suchen.

Das Verfahren der Marni ist dem des Chroniqueurs, der seinen Stoff jeden Tag auf der dritten Seite der „mondstürmierten" Blätter sucht, genau entgegengesetzt. Sie verrieth dies selbst mit einer gewissen Naivetät in ihren inhaltlich so wenig naiven zwei ersten Büchern „Comment elles se donnent" und „Comment elles nous lachent". Sie geht von einem abstracten Problem aus und construiert dazu einzelne Fälle, um die verschiedenen Lösungen zu demonstrieren. Mit Vorliebe läßt sie sich dabei von irgend einer Maxime leiten, die sie bei einem Moralisten von Ruf gefunden hat. So finden wir in dem ersten Buche die verschiedenen Arten, wie eine Frau dazu bringen kommen, zu einem Manne in nähere Beziehungen zu treten, die weder das Civilstandsexamt noch die Kirche geheiligt hat, in dramatische Form umgesetzt. „Aus Mildthätigkeit" führte eine reiche halbweltlerin einen decadenten Dichter in ihr Boudoir ein. „Aus Hochmut" (orgueil) erobert eine hetärenlose Frau den Liebhaber einer Freundin. „Um sich zu rehabilitieren" in den Augen eines Mannes, dem sie von einem Unglücksfall aus alte halbvergessene Zeiten bekannt geworden, provoziert die dritte Heldin Gangen, an denen ihr sonst nichts gelegen ist. „Aus Höflichkeit" begleitet die vierte den verpflichtenden alten Herrn, der durch seinen Einfluß ihren Salon bevölkert hat. „Aus Neugierde" entläßt die jugendliche Favoritin einer Weltdame und einer Schauspielerin, um in eine geschlechtlich mehr gemischte Gesellschaft zu gelangen. „Aus Eitelkeit" gewährt eine junge Frau einem älteren Akademiker ihre Gunst und so geht es weiter. „Comment elles nous lâchent", wo Frau J. Marni, die ihren Vornamen Julia auf ihren Büchern nicht anzuführen pflegt, das „nous" als Mann handhabt, ist nach dem gleichen System componiert, aber nach diesen parallelen Serien der Jugabe und der Bewunderung, andrete die Verfasserin mit gutem Bedacht ihren Plan, um nicht zu sehr Nachahmerin ihrer selbst zu werden. Zu „Les Enfants qu'elles ont" hätte sie nicht mehr Fälle des gleichen moralischen Problems, sondern wandte sich

Digitized by Google

einer bestimmten Menschenclasse zu. Zugleich wurde sie aber auch ernster im Ton und in der Stimmung, denn sie legte sich die Frage vor, welche elegante und frivole Schriftstellerin so gern zu umgehen pflegen, was aus den Kindern von Frauen wird, die innerhalb oder außerhalb der Ehe ein leichtsinniges Leben führen. Nicht alle werden zu den bekannten „enfants terribles", die der Marni ebenjogut gelungen, wie der Gyp. Mehrmals constatiert die Marni die Thatsache, daß die Kinder gewissermaßen aus Widerspruchsgeist besser sind, als ihre Mütter. In vielen Fällen wird aber auch die Schwäche tugendhafter Eltern den Kindern gefährlicher, als das Laster der andern Gearteten. In den „Fiacres" fand die Verfasserin wieder einen neuen Gesichtspunkt, um bunte Bilder aus dem Pariser Leben zu gruppieren, nämlich den Fiakern. In vielen erlauben und unerlaubten Zwecken dient die Miethkutsche in einer Großstadt. Wer sich geht in den Wagen vor, die sich langsam und ohne bestimmtes Ziel durch die weniger begangenen Straßen bewegen? Wieviel geheime Dramen kann ein Droschkenkutscher erraten? Frau Marni fand auch hier eine reiche Fundgrube für ihr Talent und da sie nicht nur die Leute der großen Welt, sondern auch das gewöhnliche Volk genau nach seiner Art sprechen zu lassen versteht, so sind ihre Kutscher mindestens ebenso interessant, als ihre Fahrgäste.

Auf die vorwiegend pikanten „Fiacres" folgten die vorwiegend rührenden „Frauen, die man nicht kennt", „Celles qu'on ignore". Die Verfasserin, die, ebenjowenig wie Gyp, die gleichfalls Mutter eines jungen Mädchens ist, ihrer Tochter alle ihre Artikel und Bücher zu lesen erlaubt, hat ihr den Band der Unbekannten und Verkannten nicht nur als Lectüre gestattet, sondern sogar gewidmet. Wenn sie aber auch zuviel Urtheil und Geschmack besitzt, um hier in wohlfeile, seichte Mitleidsrhetorik zu verfallen, und dem Gefühl immer ein kräftige Dosis Verstand beimischt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß „Celles qu'on ignore" die Tugend der Selbstaufopferung gegenüber unwürdigen Vertretern des starken Geschlechtes denn doch gar zu weit treiben.

Das zuletzt erschienene Buch gehorcht wieder einem ähnlichen Sammelprincip, wie die „Droschken", denn in „A Table" entscheidet wieder der Ort, aber dieser Ort ist weniger verfänglich und der Kreis zieht sich weiter. Die Droschke ist das Fuhrwerk bessen, der sich zu vornehm dünkt, um zu Fuß zu gehen oder im Omnibus zu fahren, aber nicht reich genug ist, ein eigenes Gespann zu halten. „Zu Tische" setze sich dagegen jedermann, der nicht geradezu zum vagabundierenden Bettler geworden ist. So treffen wir denn auch in den 23 Stücken dieses Bandes eine sehr gemischte Gesellschaft an. Wir speisen da nicht bloß mit ehebrecherischen Paaren in den berüchtigten „cabinets particuliers", die der Deutsche bekanntlich „chambres séparées" nennt, obschon eine chambre im Französischen immer ein Schlafzimmer ist, sondern auch in den verschiedenen Gasthäusern der Pariser Bannmeile, in den Häusern der hohen und mittleren Bourgeoisie, im Bahnhofrestaurant, bei der großen und kleinen Coccotte, in der Conciergeloge, in einer Osteria von Ventimiglia, in einem Kinderasyl u. s. w. Die „Tafel" ist aber nicht nur an sich ergiebig, um Menschen aller Art zusammenzubringen, sie ist auch ganz besonders anregend für einen Franzosen, denn die Kunst des Kochens und die nicht minder große des Essens ist nirgends so ausgebildet wie in Frankreich. Man halte mir nicht entgegen, daß das Restaurant des Deutschen Hauses in der Weltausstellung die besten Geschäfte machte! Denn Küche und Serwice waren dort in französischem Stile gehalten und die deutschen Eigenschaften, die sie in so helles Licht gesetzt haben, waren nur die Punktlichkeit und die Preiswürdigkeit. Sogar in der Loge des Concierge, wo die Dienerschaft des Hauses die jammernde Witwe am Tage des Begräbnisses ihres Mannes durch gute Bissen zu trösten sucht, wird mit einer Feinfühligkeit vom Essen gesprochen, die kaum übertroffen ist: „La vous-même n'avez-vu, sagt die Köchin, „une petite escalope bien dorée, bien cuite, avec une rondelle de citron". . . . Une petite escalope bien panneé, dans son jus, ça se mange sans faim ça, et ça soutient." Die Witwe kann denn auch nicht widerstehen, obschon sie versichert, keinen Bissen schlucken zu können, und eine „Thräne Abfinth" reinigt die Wege hinlänglich für die Escalope der Köchin, die übrigens nach der Beschreibung eine Escalope à la viennoise zu sein scheint. In einem der besten Stücke „L'Aile", das bereits den Weg aus dem Buche auf eine kleine Pariser Bühne gefunden, besuchen wir uns zwar in der kleinsten Bourgeoisie, aber auch hier ist die Conversation bei Tische so groß, daß es als grausamer Verstoß angesehen wird, wenn der Schwiegersohn, der bei der Schwiegermutter speist, aus Zerstreuung den zweiten Flügel des gebratenen Huhnes, nachdem seine Gattin den ersten genommen, auf seinen Teller bringt. Die junge Frau macht ihn liebevoll aufmerksam auf sein Versehen, und er legt den Flügel sofort in die Schüssel zurück, aber erspart beides die Alte, die sich ohnehin über die momentane Stellungslosigkeit des Schwiegersohnes ärgert, los: „Immer besser! Sie geben mir Ihre Reste!" Die Tochter beschwichtigt: „Aber Mama, die Reste! Es hat ja nicht daran gerührt!" Die Alte: „Möglich, aber mir ekelt doch davor. Ich will ihn nicht mehr. Sie können ihn wiederumnehmen." Sie wirft ihm den Flügel auf den Teller. Er wirft ihn wieder in die Schüssel und ichreit: „Ich habe genug, vollständig genug! Ja, ja, ich habe genug!" Er erhebt sich und geht zur Thüre. Angstvoll fragt seine Gattin: „Wohin gehst du?" — „Irgendwohin, voraussgesetzt, daß deine Mutter nicht dort ist!" — Er sucht die Thüre, aber die Alte pflanzt sich davor und ruft: „Sie dürfen nicht fort!" — „Ich gehe! Lassen Sie mich in Frieden!" — Er sucht sie wegzudrängen. Sie schreit: „Das Hausgenner, er thut mir weh!" — Die junge Frau bittet: „Lieber Felix, thue Mama nichts!" — Felix (empört): „Aber ich berühre sie ja gar nicht, die alte Vettel!" (Zur Alten): „Berühre ich Sie? Wagen Sie zu sagen, ich berühre Sie? Uebrigens liegt mir nichts daran, mit Ihnen zu boxen, um fortzukommen. Sehen Sie, das ist noch einfacher!" Er öffnet das Fenster und springt in den regennassen Garten. Seine Frau gibt ihm recht und folgt ihm auf dem gleichen Wege. Die Alte verliert darüber den Kopf. Sie fürchtet eine Erklärung für ihre Emilie und purzelt ebenfalls über die Fensterbrüstung hinaus. Die Köchin bleibt allein zurück und läßt den umstrittenen Flügel in ihrem Aachen verschwinden: „Ma foi, tant pire! j'dirai qu' c'est le chat qui l'a bouloitée . . . Pour eune fois que j' peux me régaler! Je vas me l'envoyer!" Sie „schickt sich den Flügel in der That zu", während draußen im Regen die wilde Jagd fortdauert. Nicht alle Scenen von „A Table" haben jowel dramatisches Leben, aber alle haben den gleichen Reiz des prägnanten und natürlichen Dialogs, wo weder das geistreiche Wort gesucht klingt, noch der vulgäre Ausdruck des Argots sich als lexikalische Studie und aufgesetztes Licht verräth. Wird Frau Marni auch den Weg von Lavedan, Donnay und Hermant wandern? Wird sie von der Dialogsnovelle zum richtigen Bühnenstücke übergehen? Der Versuch verdient gemacht zu werden und es würde mich nicht überraschen, wenn er der Marni besser gelänge als der Gyp, die nach zwei verschlen Kraftproben auf die weltbedeutenden Bretter verzichtet hat.

Paris. Felix Vogt.

Die Ziele der neuesten Kunst.

Professor Muther sagt in einer Fußnote zu seinem Essay über „Die Ziele der neuesten Kunst" in der Nummer 327 dieser Zeitschrift, es würde ihn freuen, wenn dieser Artikel eine Discussion einleiten könnte. Daraufhin bitte ich ums Wort. Ohne die vielen Punkte hervorzuheben, in denen mit Professor Muther übereinzustimmen ich so glücklich bin, möchte ich nur meiner Meinung Ausdruck geben, daß die sogenannten gothisierenden Tendenzen der bildenden Kunst unserer Tage, das Streben nach dem Säulenhaften, Lothrecht-Aufstrebenden, das Primitive, Verschlungene ganz flüchtig vorübergehende Phasen der Kunstentwickelung sein werden.

Zur Begründung dieser Ansicht sei es gestattet, einige Hauptmomente im Charakter des Kunstgefühles unserer Zeit hervorzuheben. Ein Hauptmoment wird — nach so vielfachen Versicherungen — gebildet durch die „Sehnsucht". Diese Eigenschaft in ihrer modernen Form ist nicht sehr imposant und nicht fruchtbringend. Es ist nämlich gegenwärtig eine vage Sehnsucht im Schwange, die nicht weiß, wornach sie sich sehnt. Manch eine Sehnsucht war schon da: die war Liebe; Liebe zu klaren Idealen; Liebe zum heiligen Grabe, oder Liebe zur antiken Republik, oder zur Wissenschaft und Geistesmacht. Aber die jetzt so verehrte Sehnsucht ist erst Sehnsucht nach Sehnsucht, Bitte um Ziele und deshalb leer, langweilig, unfruchtbar.

Ein anderes Moment des künstlerischen Gebahens unserer Periode ist aber höchst imposant und gewaltig. Es ist das Verlangen nach Freiheit vom Drucke der Vergangenheit, Freiheit von Nachahmung des Ueberkommenen, Freiheit von jedem unbewiesenen Vorurtheil im allgemeinen. Unsere Künstler wollen nicht mehr Renaissance und andere Stilarten zum hundertstenmale copieren. Damit haben sie wunderbar recht. Aus zwei Gründen, scheint mir. Erstens kann man nur durch Mutter geboren, nur durch den Muttern zurückbleiben. Zweitens aber ipielen die Künstler, dass ihnen die Charaktere jener Stilarten innerlich fehlen und darum wollen sie nicht in fremder Sprache — lügen. Sie fühlen sich nicht breit und martig wie der Dorismus, noch üppig und spielend wie die Gothik, noch üppig wie die Renaissance. Doch hier konnte sich Widerspruch erheben. Copierten unsere Künstler nicht das Aegyptische, Assyrische, sind nicht die modernen Schlangen- und Bleifarbenlinien und Tuchtuten dinarisch und japanisch? Gewiss; aber gerade die Art, in diesen Gebarten scheint mir das Verlangen nach Freiheit von Mustern ins rechte Licht zu stellen. Denn nur in der ersten Verzweiflung, als man die traditionellen Typen aufgab, griff man nach exotischen Scheu und schaut sich schon auf den Pfaden des Nachmachens ertappt zu sein. Der rasche Wechsel der Muster beweist die Mustersuchlichkeit. Da man schnell und bunt muss, muss man sich, wo lange originelle Ideen mangeln, der abwechslungen bedienen, als dass es mit wiederholig geschieht, ist ein Charakterzug unserer Zeit.

Diese beiden Momente werden [illegible] ihren [illegible] [illegible] [illegible]

hohe Stufe erreicht; eine omnipotente Technik ist nunmehr ein hoffentlich unverlierbares Gut der bildenden, zeichnenden, malenden Kunst.

Und jetzt das letzte Moment im Wesen unserer Production, das wir mit Bewunderung nennen: unsere Kunst ist physisch durch und durch. Nicht auf dem Wege der Nachahmung, nicht in Anknüpfung an das ergreifende Seelenleben deutscher und niederländischer Kunstwerke, nein, autochthon ist die seelische Stimmung in unsere Kunst gekommen. Wir haben eigenartige Plastiken voll Seelenleides und tief ergreifende Naturepoesie in der Malerei.

So. Und jetzt dazu noch meinen Beweis kurz führen. Weil dieser Verticalität, oder hellenische Tempelstil, dieser Zug in die Länge eine pure Zufälligkeit der Auffassung entfällt, wird er über das moderne Künstlerthum, das dem Zuge nach Freiheit von Imitation, nach Wahrheit und inhaltsreicher Innerlichkeit folgt, nicht lange Gewalt ausüben.

Unser Künstlerthum wird auf die Dauer nicht in den Bann einer zufälligen Manier gezwungen. Der Geist der Kunst war sich des rechten Weges bisher wohl bewußt. Wenn er eine Manier annahm, geschah es um der Technik willen. Jetzt aber, da alles — worüber Mutter und Literatin so vorsichtig unterrichtet hat — erlernt ist: das helle und dunkle, das kraftirrende und das verhuschende Licht und jede Stofflichkeit, jetzt wird der Geist ohne capriciöse Allüren zum Gesetze werden. Ich hoffe, in der Malerei wird der stimmungsvollen Landschaft der stimmungsbeseelte menschliche Kopf folgen. Die Poesie und die Leidenschaften des rein menschlichen Lebens werden der Inhalt der bildenden Kunst sein, mit absoluter Technik und rührender Innerlichkeit, ohne zufällige Manier gestaltet.

Für die Baukunst freilich, glaube ich, wird nur das frische, neue Betrachten der Natur neue Formen liefern. Man hat sich von dem neuen Material und den neuen Constructionen architektonische Formierungen versprochen. Aber bis auf Bahnhöfe und Hallen ist nichts erschienen. Die Natur wird vielleicht dem suchenden Genius neue Zauberformeln zur Erschaffung von Bauwerken liefern. Vielleicht kann man die Säule in Schaftbündel oder in einen Schaftkreis auflösen, und von Epheuranken und Schlingengewächsen, von Baluftpfeilern und Felsterrassen lernen.

Nichts aber kann sich erhalten, das nicht schön in dem Sinn ist, das es eine Fülle von Interessen, Reichthum und Ordnung bietet. Die geraden, dürftigen Linien, aphoristische Bagatellen, eigensinnige Lilien werden uns nicht helfen. Aus Linien entsteht kein Stil, sondern aus einem Temperament und aus Charakter. Uebermuth zum Beispiel sind Barock, Rococo. Temperament hat man vielleicht nicht mehr viel. Unser wesentlicher Charakter ist aber nicht leere, sich selbst liegende Schwindsucht, sondern ein klarer Zug zum Ausdruck der Seele. Dieser Charakter löst sich in die Malerei und Plastik, aber nicht in die Architektur und Ornamentik umwirken. Höchstens würden sie dadurch malerische Motive in sich aufnehmen. Kann der Architektur als solcher gehofft werden, so nur durch neue Herausziehung der Natur; doch die Willkür des Spitzen, Stellen, Steigenden wird nirgends lange herrschen. Ist venia verbo.

Prof. Richard Wahle.

Der Deutsche Bühnenverein und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

Es ist eine recht seltsame Organisation, dieser Deutsche Bühnenverein. In seinen Generalversammlungen tagen unter hochgräflichem Vorsitze die adeligen Intendanten mit den bürgerlichen Unternehmern, aus den Ernennungen des Präsidiums weht zumeist der Geist des Junkerthums, aus den Verhandlungen und Beschlüssen der Vereinigung aber nicht selten die weitherzigsten Interessenvertretung. Ein Kartell mit junkerlichen Allüren, so könnte man die Institution vielleicht am besten charakterisieren. Im geschäftlichen Interesse der Mitglieder wird irgend eine bedeutsame Action begonnen, und wenn dann ein Conflict aus ihr erwächst, dann verbieten es die Ehre, das Unrecht einzugestehen und nachzugeben. Wie oft habe ich diesen Satz nicht hören müssen, wenn ich vor Beginn der Generalversammlung mit einzelnen Mitgliedern über die jeweiligen Schäden des Bühnenvereines sprach: „Sie haben ja ganz recht, es ist gewiß sehr zu bedauern, daß das und das geschehen ist — aber jetzt kann der Bühnenverein nicht mehr zurück, nachdem er von der Genossenschaft, von den Zeitungen u. s. w. angegriffen wurde!“

So hieß es, als man verlacht hatte, den Bühnenschriftstellern und Componisten eine nach dem Vorbilde der Tantiemesätze ausgearbeitete Tantiemeregelung zu diktieren, und die Tantiemen deutscher Schriftsteller wanderten einstweilen Stallung nahm; so hieß es, nachdem jener berühmte Schauspieler in Baden Anna Haverland wieder Ludwig Barnay nennen mußte, und jene Strafklausel erklärung des Schiedsgerichtes dann bekanntlich zurückgezogen wurde, von der Generalversammlung in Dresden Beschwerdeführer gegen diesen Beschluß des Vorstandes, der Mitglieder des Vereines, die sich in solchen Fällen nutzbar machten, auszuschließen, und so manchmal in ähnlichen Fällen gelang es schließlich, die Herren zu einem maskierten Rückzuge zu bestimmen: die Verhandlung über den Droschkentarif ward auf die nächste Generalversammlung vertagt, in der nochmaligen Absicht, sie hiermit für immer vom Kriegsschauplatz verschwinden zu lassen. Schwieriger gestaltete sich die Lösung im zweiten Falle. Er war aber auch recht sonderbar. Die Schauspielerin Haverland hatte gegen eine in vorgerückter Nachmittagsstunde ihr bekanntgegebene Aenderung des Repertoires Einwendung erhoben und erklärt, sie könne die „Ihphigenie“ unmöglich als Eriaxvorstellung spielen, da sie zu dieser Rolle einer gewissen Vorbereitung bedürfe. Der Director sprach ihre Entlassung wegen Unbotmäßigkeit aus, die Künstlerin wandte sich mit ihren Ansprüchen an das Schiedsgericht — und nach Jahr und Tag erklärte sich das Schiedsgericht unzuständig, um sich nicht zu fällen, verwies vielmehr die die Parteien an den ordentlichen Richter! Wenn es eine Frage gibt, die das aus Berufsangehörigen bestehende Schiedsgericht besser beurtheilen kann, als das ordentliche Gericht, so muß es doch die Frage sein, ob man von einer Schauspielerin vernünftigerweise um 4 Uhr nachmittags fordern kann, daß sie abends um 7 Uhr eine Rolle wie die „Ihphigenie“ spiele! Und so gieng die allgemeine Meinung in Schauspielerkreisen dahin, man habe die Verhandlung nur darum abgelehnt, weil drei einer mißliebigen Entscheidung Anna Haverlands dabei siegen müssen. Gewiß kann die Generalversammlung nicht die Schiedssprüche ändern, auch hat sie dieselben nicht zu cenfurieren. Aber die Statuten konnte sie ändern, sie konnte jenen Paragraph aufheben, der dem Schiedsgericht die Möglichkeit gegeben, sich seiner Aufgabe zu entziehen, und konnte so zeigen, daß man die formelle Berechtigung des erflossenen Ausspruches anerkennt und doch die Rechtsverweigerung im Principe mißbilligt. Aber dafür war der Bühnenverein zunächst nicht zu haben. „Das Schiedsgericht ist angegriffen worden, folglich darüber wir nicht nachgeben.“ Ich finde das als das Schrecklichste, den Wahn der Menschen, man vergebe sich etwas dadurch, daß man ein Unrecht eingesteht oder gar es gut zu machen versucht. Eine Dummheit begehen, das kann ja auch den vernünftigsten Menschen passieren; aber das wird dem Vernünftigen nie beifallen, daß ihn die Begehung der ersten Dummheit zur Begehung einer zweiten verpflichte, und das kann doch für ihn nicht von entscheidender Bedeutung sein, ob er von selber zur besseren Einsicht gelangt ist, oder erst auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht werden mußte. So war denn zunächst die Situation eine recht unerquickliche. Der Rumpf des Schiedsgerichtes amtierte weiter, und man suchte ihn dadurch wieder zu ergänzen, daß man mit Umgehung der Genossenschaft auf Grund einer vom Präsidium des Bühnenvereines aufgestellten Candidatenliste Wahlen unter den Bühnenangehörigen selbst veranstaltete. Die Beziehungen des Bühnenvereines zur Genossenschaft wurden dadurch natürlich nicht besser. Hatte doch der ganze Schiedsspruch nur den Zweck gehabt, eine längst vorhandene, voll begründete Unzufriedenheit zum Ausbruche zu bringen; war doch die Schiedsgerichtsfrage nur ein Theil jener großen Frage, die immer klarer vor die Augen aller trat, der Frage nach den Grundprincipien, auf denen die ganze Existenz und Thätigkeit des Deutschen Bühnenvereines überhaupt aufgebaut ist.

Schutz der Directoren gegen die Condirectoren, daß keiner dem anderen ein Mitglied wegengagiere, Schutz der Directoren gegen die Bühnenangehörigen, daß kein contractbrüchig gewordenes Mitglied ein anderes Engagement finde, Schutz der Directoren gegen die staatlichen Gerichte, daß alle Streitsachen mit Bühnenangehörigen den Gerichten entzogen werden — das waren von Anfang an die eigentlichen Zwecke des Bühnenvereines, die recht wenig zu dem idealen Mäntelchen passen, das sich der Verein mit dem § 1 seiner Statuten umgehangen hat. Es kam aber noch eine andere Aufgabe mit der Zeit dazu. Die Directoren dictierten den Mitgliedern das Vertragsrecht; die Directoren formulierten die Verträge und die Mitglieder hatten die Vertragsfreiheit, das heißt die Freiheit, die Verträge so anzunehmen, wie sie von den Directoren formuliert wurden, oder auf das Engagement zu verzichten. So vielen handelte es sich ja zunächst nur darum, überhaupt engagiert zu werden, und den meisten schien nur die Höhe der Bezüge und die Dauer des Vertrages als der Gegenstand der Vereinbarung; in allem übrigen unterwarfen sie sich von vornherein den von den einzelnen Directoren formulierten Bedingungen. In die gedruckten Formulare wurden einfach die Ziffern für die Dauer des Vertrages, die Höhe der Gage und die Zeit des eventuellen Urlaubes eingesetzt, und der Vertrag war fertig und wurde meist ungelesen unterschrieben. So geschah es, daß einzelne Directoren ihre Vertragsformulare derart auszugestalten vermochten, daß man sie, als sich mit der Zeit doch die Augen öffneten, einmütigen diesen Producten der Canzlar Juristenwitz tauften, in der That natürlich geradezu als „Knebelverträge“ bezeichnete. Alles war in ihnen zu Gunsten des Directors verwendet, Kündigungsfristen, Abmahnungsrecht, Conventionalstrafen, Entlassungsrecht aus den mannigfachsten Gründen — nichts vergessen zu Ungunsten des Mitgliedes. Man sieng endlich an, mit dem Worte „Knebelvertrag“ Ernst zu treiben, die sich die Zwangslage des von Engagement zu Engagement Taumelnden zu solcher Höhe nutzbar machten, und auch die Generalversammlungen des Bühnenvereines begannen an

den einzelnen Paragraphen zu mäkeln — und beides war unangenehm. Da galt es, das Odium von sich abwälzen und eine Zwangslage schaffen. Und dazu schien diesen Herren der Deutsche Bühnenverein wie geschaffen. Sie fanden auf einmal, daß ein einheitliches Vertragsformular eine Reihe der drastischen Vortheile biete, propagierten diese Idee im Bühnenvereine — und der Bühnenverein saß ihnen auf: ihre Privatverträge wurden die Vorlagen für die officiellen Vertragsformulare des Deutschen Bühnenvereines. Habe ich es doch mit meinen eigenen Ohren gehört, wie bei der Generalversammlung ein Mitglied des Directorialausschusses mit der Motivierung für den obligatorischen Charakter gewisser Vertragsbestimmungen eintrat, daß der Director einer Deckung gegen die Mitglieder bedürfe, daß er sich darauf müsse berufen können, daß er gar nichts anderes vereinbaren dürfe!

Als ich zuerst in die Lage kam, der Gebarung des Deutschen Bühnenvereines näherzutreten, waren die Vertragsformulare des Bühnenvereines bereits redigiert und im Principe angenommen, und so mußte ich mich zunächst damit begnügen, selbe als nunmehrbar für die Wiener Hoftheater zu bezeichnen und die Zustimmung der Generalversammlung dafür zu erwirken, daß die Wiener Hoftheater von ihrer Einführung befreit blieben. Daß im stillen Schoße des Vereines eine Gegenagitation resultatlos verlaufen müßte, das sah ich auch bald. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich, der Wert der Abstimmung wird fast illusorisch gemacht durch das Recht des Präsidenten, die Stimmen der nicht erschienenen oder vertretenen Mitglieder nach seinem Gutdünken „ex praesidio," wie der classische Ausdruck lautet — auf andere zu übertragen! So betrat ich denn den Weg der Oeffentlichkeit, mit der Macht rechnend, welche die öffentliche Meinung auf einen Verein von Theatervorständen ausüben muß. Im Januar 1896 hielt ich in München einen Vortrag über das „Recht der Schauspieler" (auch als Buch erschienen, Cotta, 1896), in dem ich wenigstens möglichst harmloser, niemanden verletzender Form der Frage der Verträge näherzutreten. Zu dem Zwecke begann ich mit einer historischen Einleitung, suchte dann zu zeigen, daß das Princip der Vertragsfreiheit den Schauspieler vollständig der Willkür des Directors überantworte, beleuchtete einige der wichtigsten Fragen und appellierte an die Gesetzgebung des Staates und an die — Einsicht des Bühnenvereines.

Der Erfolg blieb zunächst nicht aus. Nicht nur in der Presse, auch bei einer Anzahl von Mitgliedern des Bühnenvereines fanden meine Ausführungen freundliche Beachtung und Zustimmung und in der Generalversammlung des Jahres 1896 gedachte der Münchner Generalintendant, Freiherr v. Perfall, mit warmen Worten meines Vortrages einerseits, der bedauernswerten Differenzen mit der Genossenschaft andererseits, und da man gerade ein Jubiläum feierte und sich auch auf eine Modification der ominösen Paragraphe über das Schiedsgericht geeinigt hatte, stellte er den Antrag, der gehobenen Stimmung durch Einsetzung einer „ständigen Commission zur Weiterbildung des Vertragsformulares im Interesse der Bühnenmitglieder" im Sinne meiner Anregungen Ausdruck zu geben. Dieser Antrag wurde einhellig zum Beschluß erhoben und die Commission, in welche auch ich gewählt wurde, hielt ihre erste (und einzige) Sitzung am 2. und 3. April 1897 in München ab. Die Commission (Bersit, Burckhard, Kräckl, v. Lepel-Gnitz, Freiherr v. Perfall, Prasch) stellte sich ganz auf den Standpunkt, den die letzte Generalversammlung eingenommen hatte und trat mit einem einhellig beschlossenen Vertragsentwurf, der eine Reihe wichtiger Reformen zu Gunsten der Mitglieder enthielt, vor die Generalversammlung des nächsten Jahres.

Die Commission hatte sich schon selbst die größte Zurückhaltung auferlegt, um nicht durch zu hoch gespannte Forderungen einen unüberwindbaren Widerstand zu entfesseln. So hatte sie nicht einmal die vollständige Beseitigung des Probemonats vorzuschlagen gewagt, sondern nur dem Director die Ausübung dieses verwerflichen „Rechtes," Mitglieder zur Ausnahl zu engagieren und den Ueberschuß innerhalb der ersten Wochen der Vertragsdauer einfach auf die Straße zu setzen, zu erschweren versucht; so hatte sie meinen Antrag abgelehnt, daß bei weiblichen Mitgliedern aus dem Titel einer durch Schwangerschaft bedingten zeitweiligen Dienstuntauglichkeit weder eine Aufloisung des Vertrages, noch eine Gagenreduction über die Hälfte der ihren Bezüge verfügt werden dürfe; so hatte sie in der leidigen Costumfrage nur verlangt, daß weiblichen Mitgliedern, die unter 150 Mark monatlich Gage beziehen, das historische Costüm von den Garderobestücken beizustellen sei, ja sogar auch hiervon noch die ganz kleinen Bühnen ausgenommen. Die Commission hatte sich hierbei der Hoffnung hingegeben, durch das Opfer der Selbstbeschränkung zunächst wenigstens die unentgeltliche Annahme ihrer Vorschläge zu erreichen und dann zu den nächsten Jahren ihr Werk vervollständigen zu können.

Die Dinge entwickelten sich aber anders. Schon die Versendung der Commissionsanträge, welche vertraulich sein war und Anwendung des Präsidiums an alle Vereinsleitungen nunmehrbar Verschwiegenheit wurden war, genügte, eine Coalition des Präsidiums, des Directorialausschusses und der Bühnenleiter gegen die Commission und ihre Anträge zu schaffen. Zunächst wandte sich der Präsident des Bühnenvereines, Graf Hochberg, an den Generalintendanten der Wiener Hoftheater, Baron Bezeny, mit einem Schreiben, in dem er das Recht — des Directors des Hofburgtheaters, bei der Generalversammlung in Wien zu erscheinen, bestritt. Längst war diese Frage schon erledigt, längst ausdrücklich festgestellt worden, daß ich nicht etwa als Vertreter des Wiener Generalintendanten den Generalversammlungen beiwohne, sondern, da ich die Verträge mit Autoren und Mitgliedern abschloß, kraft eigenen Rechtes als Mitglied des dreigliedrigen Vorstandes der Wiener Hoftheater; sogar das war schon zwei Jahre vorher ausdrücklich festgestellt worden, in welcher Weise das Stimmrecht auszuüben sei, wenn der Generalintendant der Wiener Hoftheater und beide Directoren zugleich bei der Generalversammlung anwesend wären — und nun suchte sich der Präsident damit einen unbequemen Vertreter der Commissionsanträge zu entledigen, daß er auf die längst widerlegte und als Intervention aufgegebene Auffassung zurückgriff, ich habe als Vertreter des Wiener Generalintendanten an den Versammlungen theilgenommen und könne daher just in Wien, als dem Sitze des Wiener Intendanten, nicht in der Generalversammlung erscheinen! So mußte sich Graf Hochberg denn auch gefallen lassen, daß seine Einwendungen einfach zurückgewiesen wurden.

Wie unbequem manchen den Herren die Commissionsanträge waren, sah man aber auch daraus, daß sie eine eigene Vorversammlung mit Ausschluß der Antragsteller veranstalteten und daß es nicht an Versuchen fehlte, noch vor der Generalversammlung in traulichem Wechselgespräche die Commissionsmitglieder zu überzeugen, wie überflüssig die meisten Anträge seien und wie zweckmäßig eine Vertagung der ganzen Angelegenheit wäre. Eine ergötzliche Geschichte ereignete sich da an einem Abend in einem Wiener Restaurant. Da saßen an einem Tische ein Director einer namhaften auswärtigen Bühne, ein bekannter Wiener Gesangslehrer und meine bescheidene Wenigkeit. Anfangs drehte sich das Gespräch um das „Geschäft" und da machte der Director mit jener freundlichen Bonhomnie, über die er verfügt, dem Professor Vorwürfe, daß er ihm schon so lange gar keine von ihm ausgebildeten Schülerinnen mehr zusende; dann kamen wir auf das „Vergnügen", nämlich die bevorstehende Generalversammlung. Mit aller Schlichtheit und Biedetheit setzte mir da mein College auseinander, wie ganz überflüssig und ungerecht zum Beispiel mein Kampf gegen die einseitigen Kündigungsfristen zu Gunsten der Directoren sei. Und als ich schüchtern meinte, diese einseitigen Kündigungsrechte führen den Director in Versuchung, auf dem Rücken seiner Mitglieder zu spekulieren, er schließe mit jungen Leuten nur Verträge auf lange Jahre ab, wird nichts aus ihnen, so kündige er ihnen einfach, wird aber etwas aus ihnen, so halte er sie dann mit der verhältnismäßig geringen Gage fest — ich sehe ihn noch vor mir, den edlen Schimmer, der da in seinen Augen aufleuchtete, den Schimmer des Mitleids mit meinem Mangel an Zutrauen zu den Menschen, da höre ihn noch in meinen Ohre, den Brustton der Ueberzeugung, mit dem mir der Wackere versicherte, so etwas thue gewiß kein Director, er selbst zum Beispiel habe viele derartige Verträge, aber, sobald ein Mitglied in seinem Können fortschreite, erhöhe er ihm freiwillig die Gage, wenn auch nach dem Vertrage das Mitglied noch für Jahre gebunden wäre, um geringeres Entgelt zu arbeiten. „Ja, dann können Sie doch umso leichter für unsere Anträge stimmen," meinte ich. „Ach nein," sagte er, „Sie legen mit dem allen den kleinen Directoren zu hohe Lasten auf." Und zufällig traf sich's, daß ich nächstdemerweise mit dem Gesangslehrer allein nach Hause ging. „Wissen Sie, warum ich dem keine Schülerinnen mehr schicke? Gerade wegen eines Falles, wo er es mit einer meiner begabtesten Schülerinnen genau so gemacht hat, wie Sie jetzt haben: Einseitiges Kündigungsrecht, Festhalten an der Vertragsdauer, Ablehnung jeder Gagenerhöhung." Also sprach Zarathustra, der Gesangslehrer. Max Burckhard.

Gin unfehlbares Mittel gegen Kopfweh.

Die Woche.

Politische Notizen.

Digitized by Google

einen schweren Verlust erlitten. In ihm hat sie nämlich einen Anhänger verloren, und dieser Verlust wiegt sehr schwer, weil es der letzte Ausläufer der österreichisch-ungarischen Politik in Serbien ist, der mit Milan zu Grabe getragen wurde. „Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen.“ Man kann jetzt das ganze Königreich Serbien mit der Diogenes-Laterne durchsuchen und man wird nicht einen, nicht einen einzigen Austrophilen mehr daran finden. So herrlich weit hat es unsere äußere Politik auf dem Balkan gebracht. Bedenkt man, daß die Austrophilen auch immer bald der österreichisch-ungarischen Monarchie selbst in rapidem Schwinden begriffen sind, so wird man erst ermessen, wie schmerzlich der Verlust dieser Rarität von einem außerordentlichen Austrophilen — nicht in Serbien und bei der Dynastie Obrenović, wohl aber in den vom „Fremdenblatt“ vertretenen Sphären empfunden wird.

*

Der Fall, daß eine Thronrede von den Ministern selbst, die sie verfaßt haben, dementiert wird, ist in der Geschichte der Parlamente bisher noch nicht vorgekommen. Dem Regime Koerber war es vorbehalten, dem übrigen Eigenthümlichkeiten einer parlamentarischen Vertretung auch noch auch diese Eigenthümlichkeit einer ministeriell dementierten Thronrede zuzugesellen. In der vorigen Woche beschenkte das Ministerium Koerber in seiner Thronrede die Welt mit einem buntwurmlangen Arbeitsprogramm und einer achtgrauen Schilderung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Stiftsdame hat gegen alle Erwartungen des Herrn v. Koerber nicht recht gezogen. Manche Leute haben sich über die Länge des Arbeitsprogrammes, manche über den Pessimismus der wirthschaftlichen Diagnose mokiert. Was thun Herr v. Koerber? Nicht faul, convoiert er eine zweite Thronrede, die ungefähr das Gegentheil von der ersten enthält: ein heiteres kurzes Arbeitsprogramm und eine rosige Schilderung unserer wirthschaftlichen Zustände. Freilich konnte Herr v. Koerber aus nahetiegenden Gründen nicht auch diese zweite Thronrede vom Throne herab verlesen lassen. Aber der lindige Kopf hat sich zu helfen gewußt. In der Thronentlassung des Abgeordnetenhauses hat er selbst den Inhalt der zweiten Thronrede, das kurze Arbeitsprogramm, und sein College, der Finanzminister Herr v. Böhm den zweiten Theil dieser neuen Thronrede, die rosige Schilderung unserer wirthschaftlichen Zustände, vorgetragen. So hat er jetzt allen Leuten recht gethan, den Pessimisten mit der ersten, den Optimisten mit der zweiten Thronrede. Sollte es noch Leute geben, die weder mit der einen noch mit der anderen einverstanden sind, sondern eine „dritte Meinung“ vertreten, so sollen sie sich nur rasch bei Herrn v. Koerber melden. Er wird für sie noch eine dritte Thronrede machen, mit veränderten Arbeitsprogramm und veränderter wirthschaftlicher Lage, wie es ihnen gefallt. Wie in den großen Schnellergeschäften die Kleider, so werden in der Koerber'schen Schreibstube die Thronreden, Arbeitsprogramme und wirthschaftlichen Lagen ganz nach Maß zugeschneidet. Gehen Sie Herrn v. Koerber gefälligst Ihr Maß an parlamentarischer Arbeitszeit und wirthschaftlicher Lage bekannt, und binnen 24 Stunden liefert er Ihnen die dazu passende Thronrede in Reinlichrit ab.

*

Der Schlußpavell der Thronrede: „Arbeiten Sie!“ hat auf allen Seiten des hohen Hauses Anklang gefunden. Nur verschiedenen Auffassungen begegnet das Wort. Die Rechte meint, man soll mit dem Mund arbeiten und sucht deswegen Debatten herbeizuführen. Die Linke dagegen denkt mehr an die parlamentarische Arbeit mit dem Gesäß und strebt daher nach Abstimmungen. Das ist der ganze Unterschied zwischen Rechts und Links.

*

Als Graf Vetter — ein neuer Cincinnatus — von seinem medicinischen Zinken weggelockt wurde, um das Präsidium des Abgeordnetenhauses zu übernehmen, stand in den Sternen zu lesen, daß dieser Posten durch diese Wahl verbindert werden sein, sein bewährtestes medicinisches Augrotum im März abzuleben. Das ist nicht ganz richtig. Dem Grafen Vetter und der medicinischen Wissenschaft kann noch geholfen werden. Nach der Geschäftsordnung ist nämlich der im Anfang einer Wahlperiode gewählte Präsident nur probeweise Präsident auf zwei Wochen, nach deren Ablauf erst die Wahl des definitiven Präsidenten zu erfolgen hat. Da Graf Vetter am 8. Februar gewählt worden ist, so endigt sein Mandat am 8. März. Ungeschlechtlichkeiten und Willkürlichkeiten hat er schon in der ersten Woche seines Amtes begangen. Er braucht nur noch drei Wochen in dieser Weise fortzufahren, und die Abgeordneten werden sich bei der definitiven Präsidentenwahl gewiß ein Vergnügen daraus machen, den Grafen Vetter der medicinischen Wissenschaft wieder zurückzugeben.

*

Die Abgeordneten brauchen dabei nicht zu befürchten, daß sie der leidenden Menschheit wehethun, wenn sie den Grafen Vetter auf sie losfallen. Denn Graf Vetter studiert die Medicin nicht, um andere Schmerzen, sondern nur um seine eigenen Schmerzen zu heilen. Nicht die physischen natürlich, sondern die parlamentarischen. Graf Vetter will nämlich — wie in dem der Reuich Graf? Carriere im Staatsdienste machen. Aber das geht nicht gut. Graf Lux Posen wäre der natürliche Graf der geborene Candidat, für den Posten des Landeshauptmannes und den des Landespräsidenten von Mähren. In beiden verstellt ihm aber ein anderer Vetter den Weg, sein Onkel Graf Franz Thun-Hohenstein, der Landeshauptmann ist. Bitter gut nicht leben, weil somit das ganze Kleeland Mähren gar in unfindig verwüstet wäre. Die Familie Vetter produciert eben nicht Talente, als in eine kleine Markgrafschaft benöthigen kann. Vetter hat sich deswegen schon vor ein paar Jahren entschlossen, aus dem heimatlichen Mährenlande auszuwandern und sein Heil in Wien zu versuchen. Als er soweit war, sprach mehr gerade von der Notwendigkeit der Errichtung eines Archäo-Medicinischen Museums. Schade! Vetter hätte dieses heute sicher in sich zum Präsidenten dieses Amtes berufen. Zwei, drei Zeichnungen, Dreimalkreuz, Doppelpfeil, das unentbehrliche, weggelassene Komma und noch vorrätig, da ist der Zirkel viel Platz. Und Platz ist in der kleinsten Hütte.

*

Vetter hat sich nicht gut gemacht. Er hat sich nicht gut gemacht, weil er eine Bagatelle, die sich jeder Biedyter aneignen kann: die medicinische Wissenschaft. Um diesen kleinen Mangel in seiner Qualification auszugleichen, begann er die Wiener Universität, an der er nun seit mehreren Jahren Medicin hört. Er studiert auf Präsident des Reichs-Gesundheitsamtes. Taugt er als Parlamentspräsident nicht, so können ihn die Abgeordneten ruhig wieder ablegen. Präsident wird er doch noch einmal, wenn nicht im Parlament, dann unfehlbar im Gesundheitsamt. Der Mann geht uns nicht verloren.

*

In dem vom jungczechischen Abgeordneten Plaček vorgelegten jungczechischen Adreßentwurf wird „die mißbräuchliche Anwendung des § 14“ scharf zurückgewiesen. Herr Dr. Kaizl, der große Theoretiker und Praktiker aller § 14-Mißbräuche, hat gewiß noch nie so herzlich gelacht wie an dem Tage, an welchem er diese Adresse mitunterschrieb.

*

Herr Dr Baernreither ist der entschiedenste Gegner einer politischen Adreße im Abgeordnetenhaus gewesen. Natürlich! Herr Doctor Baernreither weiß zwar, daß, aber er weiß noch nicht, wo er während dieser Legislaturperiode Minister werden wird, in einem neuen Cabinet Thun oder in einem Cabinet Wolf oder gar vielleicht in einem Cabinet Koerber. Fähig ist er zu allem in gleichem Maß, nur um diese Fähigkeit sich zu erhalten, will er jede politische Aussprache vermeiden. Das ist die Politik der freien Hand — die Hand frei für das nächste Ministerportefeuille, das frei wird.

Volkswirtschaftliches.

Der Finanzgesetzentwurf pro 1901 findet schon deshalb größeres Interesse als seine Vorgänger, weil doch wieder etwas Hoffnung auf seine parlamentarische Erledigung ist. Erstenlich ist, das Dr. v. Böhm-Bawerk das Investitionsbudget, diese Ultimatische Erfindung zur Verschleierung eines enormen Defizits, wieder abgeschafft hat. Man weiß man doch wieder, ob das Budget mit einem Ueberschuß präliminiert oder mit einem Deficit. Auch ist die Gestalt beseitigt, daß man alljährlich 30 bis 50 Millionen Gulden Anleihen ausnimmt für Altagsausgaben, für Zinsen- und Amtsgebäude u. s. w.; die Regierung verlangt ausserdem das Budget in Beseitigung zur Aufnahme eines Anlehens nur für jene großen Bahn bauten und Investitionen, deren Bedeckung durch ein Anlehen zweifellos gerechtfertigt ist. Die durch die laufenden Budgeteinnahmen selbst zu bedeckenden Ausgaben der einzelnen Ressorts sind dabei allerdings recht knapp bemessen worden. In seinem Exposé sagt der Minister Renes: „In die vielen dringenden Bedürfnisse, z. B. für die Flußregulierung, Wildbachverbauung und Wälderaufforstung ist ebenfalls eingestellt, als in früheren Jahren. Für den Umbau des Allgemeinen Krankenhauses in Wien ist auch heuer noch nichts vorgesehen. Für ein Ministerium sind die Ausgaben sogar niedriger präliminiert, als im Jahre 1900, beziehungsweise für das Ministerium für Cultus und Unterricht. Trotz dieser Knauserei in der Budgetaufstellung meint der Finanzminister doch das Auskommen aus den laufenden Mitteln auch finden zu können. Er hat die seit mehreren Jahren sistierte Tilgung von Staatsgütern wieder einführen. Ein Staat mit so großer Verschuldung, wie Oesterreich, der überdies in den nächsten Jahren mit neuen großen Anleihen auf den Markt kommen will, muß bei geordneten Budgetverhältnissen notwendigerweise darauf bedacht sein, allgährlich einen gewissen Betrag seiner Einnahmen zur Schuldentilgung zu verwenden. Der Staatsschuldenstand von circa 9 Milliarden Kronen ist die Tilgung von circa 36 Millionen, gleich 4 Promille, nicht an viel, und es wäre entschieden wünschenswert, auf die Contrahierung von 15 Millionen neuer Schulden zur Deckung dieser Tilgungsbeträge zu verzichten. Dies alles ist recht gründlich, zumal wenn man bedenkt, daß die Steuern auch jetzt noch gestiegen sind, daß sich die Möglichkeit neuer Steuern oder Steuererhöhungen kaum mehr erkennen läßt. Da aber die Lage des Staatshaushaltes wirklich so wenig günstig ist, erscheint traglich. Seit Jahren werden die Einnahmen so niedrig praeliminiert, daß die Schlußergebnisse alljährlich bedeutenden Ueberschuß aufweisen, die allerdings seit einigen Jahren immer geringer werden, aber doch auch heuer letzte Jahr noch ein erhebliches Summchen ergeben haben dürften. Die eben bekanntgegebenen Ziffern über die Steuereingänge im Jahre 1900 beweisen das, denn sie gehen weit über das für 1900 präliminierten Ziffern hinaus. Sie übersteigen aber auch bereits die pro 1901 veranschlagten Einnahmen, und je lässt sich schon jetzt der Schluß ziehen, daß auch das Ergebnis des laufenden Jahres ein günstigeres sein wird, als der Voranschlag erwarten lässt. Diese Unterpräliminierung der Einnahmen spielt aber eine Hauptrolle bei der Herstellung des Budgetgleichgewichtes des Parlaments, und das Parlament hat allen Grund, auf eine zwar vorsichtige, aber ungefähr entsprechende Budgetaufstellung zu dringen. Denn durch diese nicht präliminierten, aber thatsächlich erzielten Ueberschüsse sind die angeblichen Cassenstände an Activresten und wahrend der letzten drei Jahre 248 Millionen Kronen aus den Cassenbeständen einmonieren und kann von Millionen Kronen aus Ueberschüssen der laufenden Budgets zugeschrieben werden. Bedenkt es da noch eines Beweises, daß die Cassenbestände eine ganz illusorische, Budgetkreditab und vollswirtschaftlich ungünstige der dadurch verursachten Geldverflüssigung und Zinsgeringe schädliche Höhe gehabt haben? Das Finanzamt wird wohl alle Ursache haben, ein solches Cassenbestände zu dringen. Denn das Finanzministerium hat es trotz der günstigen Cassenbestände unterlassen, und allfährlich kommen trotz dieser angeblichen Ebbe noch enorme Summen aus einen einmonieren werden. Nach der Ausstellung des Finanzministeriums sind während der letzten drei Jahre 248 Millionen Kronen aus den Cassenbeständen einmonieren und kann von Millionen Kronen aus Ueberschüssen der laufenden Budgets zugeschrieben werden. Bedenkt es da noch eines Beweises, daß die Cassenbestände eine ganz illusorische, Budgetkreditab und volk

seinen Ausführungen, daß nie ein Ueberschuß der Cassenbestände vorhanden war, zweifellos unrecht. Seine Ausdauerdarlegungen über die volkswirthschaftlichen Verhältnisse sind nicht beweiskräftig. Gewiß, die Klagen der Bevölkerung allein beweisen nicht, daß es schlecht geht, aber wieder die günstige Handelsbilanz, wie die Statistik der Valuta, noch die relativ günstigen Rentenpreise beweisen das Gegentheil. Der Activsaldo der Handelsbilanz der letzten zwei Jahre übersteigt kaum das Normale, die zwei vorangegangenen Jahre waren Ausnahmsjahre infolge von Missernten. Die Stabilität der Valuta ist erhalten, ja sogar durch die Operationen durch Anleihen beschaffter Goldes kein Kunststück. Wenn die Regierungen und die Bankverwaltung nicht früher eine unverantwortige Goldeinperrungspolitik befolgt hätten, so hätte seit 1893 nie ein Goldabgio eintreten müssen. Endlich die Stabilität der Rentenwerte ist die einfache Folge des Umstandes, daß Oesterreich während der letzten Jahre nicht mit neuen Anleihen an den Markt kommen konnte. Das ist das Verdienst der Obstruction. Wäre die große Eisenbahnanleihe oder auch nur eine verhältnismäßig kleine Theilsumme des Investitionsanlehens im Laufe der letzten Jahre zur Begebung gelangt, so wären unsere Rentenwerte genau so gesunken, als die anderer Staaten. So aber konnten sich unsere Renten, sowie die französischen, aber viel weniger als diese, behaupten, während die deutschen, ungarischen u. a. stärker zurückgingen. Das die Lohnsteigerung andelangt, ist sie unleugbar, hätte übrigens, wenn die Regierung sich ihrer Pflicht etwas mehr bewußt gewesen wäre — eine Action an den großen Kohlenstrike — zum Nutzen der ganzen Volkswirtschaft noch viel bedeutender sein können. Ob die Steigerung der Arbeitslöhne im allgemeinen mit der theils durch den Preiswucher einzelner Kartelle und Monopolisten, theils durch die Steuerschraube — Zuckersteuer, Petroleumsolleerhöhung u. — bewirkten Preissteigerung der Nahrungsmittel und Consumartikel Schritt gehalten hat, ist sehr die Frage. Endlich wäre es wirklich traurig, wenn zur Zeit eines kaum je dagewesenen wirtschaftlichen Aufschwunges im Auslande, der uns ein directer Rückschlag eingetreten wäre. Ein bischen mußten wir mit ins Schlepptau genommen werden. Und wenn der Arbeiter bloß die Gefahr sieht, daß wir vom Auslande überflügelt werden könnten, so scheint uns, daß seine Furcht längst durch die Wirklichkeit überholt ist. Wer Oesterreichs Außenhandel, Oesterreichs Productionsstatistik, soweit eine solche existiert, mit der der des Auslandes vergleicht, weiß, daß wir längst vom Auslande überflügelt sind. Und wir sind es. Unsere Industrie hat sich allein wird das auch nicht ändern. Dazu gehört eine völlige Modernisierung der Verwaltung, dazu gehört eine vernünftige Productionspolitik und auch Steuerpolitik. Und diesbezüglich nur wenige Ziffern: Im Jahre 1896 betrug die Grundsteuer 35·8 Millionen Gulden, im Jahre 1901 bereits 37·1 Millionen Gulden präliminiert. Die alte Erwerb- und Einkommensteuer erbrachte 1896 47·2 Millionen Gulden. Für 1901 sind die diesen alten Steuern entsprechenden neuen Steuern mit 70 Millionen Gulden praliminiert. Für die Erwerbsteuer der zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Unternehmungen werden im ersten Jahre der neuen Steuergesetze 18·8 Millionen Gulden präliminiert, das Erträgnis war 1900 bereits 26·68 Millionen Gulden. Für 1901 sind zwar nur 24·24 Millionen Gulden veranschlagt, aber das ist eben ein vorsichtiges Praliminar. Dazu kommt, daß sich mit der ermäßigten Grundsteuer auch die Länder- und Gemeindezuschläge entsprechend ermäßigt, mit den erhöhten Personalsteuern die Zuschläge entsprechend erhöht haben, insbesondere die der Actiengesellschaften. Solange die Steuerverwaltung für die Großgrundbesitzer stets nur Steuernachlässe hat, für welche dann die Bürgerclassen, die Gewerbetreibenden, die Industrie aufkommen müssen, wird sich die Kluft der Ueberflügelung durch das Ausland von Oesterreich nicht abwenden lassen.

* * *

Auf die in der vorigen Nummer an dieser Stelle veröffentlichte Zuschrift eines mährischen Industriellen erwidert ein böhmischer Judu ir rieller:

„Es wird behauptet, daß in Oesterreich Garne mit einem Zoll von 6 bis 8 Kreuzer gegenwärtig nicht eingeführt werden können. Es ist nicht richtig, daß der Zollsatz von 6 Gulden um Garne bis Nr. 12 engl. ziemlich hoch sei. Zollsätze von 8 Gulden um Garne von Nr. 12 bis 29 engl. handelt. Es wird ferner behauptet, daß die österreichischen Baumwollspinner diese Zollsätze bedeutend erhöht haben wollen. Wer ist davon nichts bekannt. Wenn es sich im Kartelle darum handelt, um Einwirkung von Maßregeln handelt, die einen Interessenkreis ungünstig berühren, so ist es in erster Linie dieser Interessenkreis, der laut genug seine Stimme erhebt, um gegen solche Maßregeln zu protestieren. Das nachträgliche Uebergangenheit gegen eine zu hohe Bemessung der Zollsätze ist ungerechtfertigt, weil wir nun doch die eine reichliche Weberei. Von dieser Seite hat man aber noch nichts gehört, was die Ausführungen des mährischen Industriellen rechtfertigen könnte, es ist uns vielmehr ein vernünftiges, einiges Vorgehen beider Productionsgruppen zu bemerken.

In der Zuschrift wird ferner behauptet, daß die österreichischen Spinner durch Reduction der Erzeugung Preisreibereien veranlassen, daß durch die gegenwärtigen Preisverhältnissen die Preise immer an der Grenze der Einfuhrmöglichkeit seitens des Auslandes gehalten werden

Man braucht nur auf das Jahr 1894 zurückzugreifen, um zu beweisen, wie selbst ohne Preisunterbietungen mit Nebenumsatzregeln die österreichische Spinnerei das Auskommen fand und nebenbei mich der Import von Garnen gewisser Nummern hauptsächlich für den englischen Spinner rentabel war

Man muß aber außerdem in der Lage sein, die Vorlage der Baumwollspinnereien und Baumwollweberei in den folgenden Jahren bis dahigen Nebbaumwollerträgen ganz zu ersehen, um den Entschluß der österreichischen Baumwollspinner 1899, die Erzeugung einzuschränken und den Export zu beginnen, als eine weise Maßregel zu betrachten. Nur so war es möglich, den Trend der lokalen Lagerbestände zu verringern und die Erzeugung mit den Ansprüchen der Weberei dauernd in Uebereinstimmung zu bringen. Dadurch wurde zwar einer weiteren Abwärtsbewegung der verhältnißmäßig niedrigen Preise Einhalt gethan, von einer Erholung der Lage im Sinne einer richtigen Bewertung der Garne konnte aber keine Rede sein. Dem Spinner fehlte noch immer die Basis einer sicheren Operation; die stete Sorge um Beschäftigung der Arbeit ließ ihn manches Preisgebot annehmen, das angesichts der durchgeführten Betriebsreduction und der zwischen eingetretenen Aufwärtsbewegung der Rohbaumwollpreise nicht in den Rahmen der ethoffen gesunden Entwickelung passte.

Dieser Zustand führte zu der Vereinbarung auf gegenseitige Beschäftigung der Preise, und leidem hat noch kein Umstand bewiesen, daß die Spinner das in dem Artikel bei mährischen Industriellen bezeichnete Gebiet der Preistreiberei betreten haben — die Preise sind heute noch unbefriedigend, was an der Hand der Ausführungen in der Reichenberger „Wolle- und Leinenindustrie" (1901, Nr. 2) leicht zu erweisen ist, ebenso wie eine einfache Rechnung ergibt, wie weit die heutigen Preise noch von der Lumpenlage entfernt sind — eines aber hat diese Vereinbarung gezeitigt: es ist eine Stabilisierung der Preise eingetreten, und das ist von jedem Standpunkte aus nur zu billigen, wie es auch vom Standpunkte des vernünftigen Webers als Consumenten aus gebilligt wird.

Mit der Prophezeiung der Preise kommt der mährische Industrielle, soweit es die Baumwollspinnerei betrifft, jedesfalls viel zu spät; diese Krise wurde schon vor Jahren geboren und nur der vernünftigen Leitung der österreichischen Baumwollspinnerei ist es zuzuschreiben, daß sie nicht noch größere Dimensionen angenommen hat. Diese vernünftige Leitung hat sich aber der mährische Industrielle zum Angriffspunkte gemacht.

Was die Zuteilpinnerei betrifft, kann nur gesagt werden, daß eine eventuelle Erhöhung des Zolles auf Jutegarn von gar keiner Bedeutung sein wird; die Bestrebungen der Juteipinner sind nicht auf „hohe" Zölle gerichtet. Es wiederholt sich hier in Bezug auf die Beurteilung dasselbe, was bereits wegen Baumwolle gesagt wurde. Die Spinnerei ist immer von der Lage der Weberei abhängig. Ueber das Kartell der österreichischen Juteweber in ungünstigem Sinne zu reden, ist heute noch nicht die Zeit; bisher haben sich die Consumenten nicht über ungerechtfertigte Preispolitik zu beklagen gehabt, und es wird Sache der nunmehr errichteten Centralverkaufsstelle sein, sich nicht das eigene Grab zu graben.

Ueber die Preise der Garne wäre Folgendes zu sagen: Garne die vor zwei Jahren 27 Kreuzer gekostet haben, kosten heute nicht 45 sondern höchstens 42 Kreuzer. Während dieser zwei Jahre vom November 1898 bis heute ist Rohbaumwolle von 34 auf 57½ d gestiegen, in den Sommermonaten 1900 erreichte sie die Preishöhe von über 6 d, um im September 1900 auf 5⅝ d zu steigen. Diese Zahlen beweisen, wie ernst die Behauptungen des mährischen Industriellen zu nehmen sind.

So ist es auch der Leinengarnen. Zur Zeit als das Schock 36 die 38 Gulden gekostet hat es sind damit wahrscheinlich 14er Tongarne gemeint, kostete Flachs etwa 32 Gulden und heute kostet einheimischer Flachs 52 Gulden (russischer ist noch viel theurer) während das Schock 14er Tongarne 50 bis 52 Gulden kostet. Auch dazu ist weiter nichts zu erwähnen.

Es ist nun bedauerlich, daß der mährische Industrielle, der mit so wenig Sachkenntnis Fragen behandelt und sie einem solchen Leserkreis vorlegt, der zum größten Theile aus eigener Wahrnehmung nicht imstande ist, Artikl zu üben, jedesfalls aber genug akademischer Interesse an solchen Fragen besitzt, um sich mit solchen Mittheilungen zu beschäftigen. F. M.

Kunst und Leben.

Das Raimund Theater brachte den ersten Theil des „Faust" in ausgezeichneter, in ihrem Sinn classischer Darstellung. Alles Realistische und Derbe kam voll zur Geltung. Das alte Volksbuch vom Zauberdoctor, das theatralisch unverwüstliche Grundgerüste des Stückes, nahm lebendige Farben an, und in einem vollsthümlichen Theater zeigte sich, daß ein vollsthümlicher „Faust" auch wohl am Platze ist. Herr Raeder, dessen Hauptverdienst die Inscenierung war, trat in der Hauptrolle selber ein wenig zurück gegen das Ganze — und das wirkte, vom Standpunkt des Ganzen, gar nicht schlecht. Der Faustino Herr Pollandt wollte nun aber noch bescheidener sein und verschwand völlig im Schatten. Nicht ganz charakteristisch war ferner Herr Lackner als Valentin: überzeichnet gut, wenigstens von der Uebelseite an, das Uebelsein des Frankein Peter. Stimmungslos lang sie noch das Lied, mit dem sie sich zum Schlafengehen rüstet. Aber schon im nächsten Act war sie in die Rolle gedrillt, und sie merkt und gewandt nach ihrer schlangenhaften Art, und die Rolle „saß" ihr. Herrn Bonn als Mephisto gieng es auch so: er war der Entwicklung des Abends. Wie überall und einschlusses war es, mit seiner Anmaßung zu rechten, von seinem Sitz zu brechen. So weit kam es nicht von gar nicht. Es fehlte ihm an Bestimmtheit: an Sättigung, an Sinnlichkeit, an überzeugender Einheitlichkeit. Er war in einem Moment ein Mephisto, Faustino einen großen Stummenspieler einen einen Mephistopheles Julien dem Peter nachmachen — in den Liedern oder in den bisch gesprochenen „Nicht jedes Mädchen hat's so rein" — aber Lumpelsentenzhaft machte er im nächsten Moment alles wieder zunichte. Die Worte an Faustens Thür, ob er den Schuler einpfange, schrie er sinnlos in den Saal. Und das des verunsaßt Doctor in seinem Buch Hylens stehen werde, tat er — o Raaner! — der sehr ernsthaften Lehre in. Im Kerker endlich taumelte er unter Lachen schon aus der Verzeichnung auf. Er kann sich alles in allem sehr diabolisch denken, und einige Ansätze wurden zum aus diesen oder anderen Gründen Pointen an die Rampe.

A. W.

Zuschauerraum des Carl-Theaters. Ein Abend, der Herrn Raeder in Lobeserhebungen überschwänglich ist, ist ein Gedankenlosigkeit. Ein Abend, der Herrn Raeder in Lobeserhebungen überschwänglich ist, ist ein Gedankenlosigkeit. Ein Abend, der Herrn Raeder in Lobeserhebungen überschwänglich ist, ist ein Gedankenlosigkeit.

Digitized by Google

liegt dies nicht in der Absicht des Autors? Dann ist seine Tendenzkomödie erst recht nichts wert, weil kein Mensch weiß, was er gesiebt: den sozialistischen Baron oder die verhierten Bauern. Der Stoff wäre dankbar, aber der Autor hat ihn nicht geistig vertieft und zu einem Stück Leben gestaltet. Mit wirksamen Typen und allerlei Albernheiten kann man es auf der Bühne zum Kasperl bringen, niemals aber zum ernstenden Satiriker. Für jedes Wiener Spießerthermeter wäre das Stück Gift, sonderbarerweise fiel es in Währing ab.

A. H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Aufführung von Georg Hirschfelds neuer Komödie „Der junge Goldner" im Zentral-Theater bedeutete eine schwere, traurige Enttäuschung. Diese vier Akte sind keine rechte Dichtung, sind auch kein Theaterstück. Es sind Alltäglichkeiten, formlos, seelenlos wiedergegeben; kleinliche Alltäglichkeiten. Man nimmt an einer Theaterbauvereins-Vorstandssitzung theil, man ist bei einem Naturalistentheater-Eröffnungsbankett gegenwärtig und man meint langathmige Zeitungsberichte nimmlich vorgetragen zu haben. Der junge Goldner hat ein Drama geschrieben, und mit dessen Aufführung soll das neue Theater der Stadt eingeweiht werden. Er brüstiert einen ernstbisherichen Stadtrath, der widerlegt aus persönlicher Rancune der Aufführung sich; sie wird hinausgeschoben. Dafür erscheint der junge Goldner bei delegirten Festbankett und hält eine fulminante Rede gegen den Stadtrath für die Jugend, für eine jugendfreiche, moderne Kunst. Man sagt sich diesem Stadtrath und diesem jungen Goldner gegenüber: — wie kleinlich! kleinlich! Die Kleinlichkeit der einen gegen die andern, kleinlich die ganze Idee, die diese Vorgänge illustrieren, kleinlich auch — und das ist das Schlimmste — die Charakteristik! Nirgends hat Hirschfeld seinen Menschen ins Herz gesehen, nur das Anschauungsgemeinsame, das sie tragen, hat er gewußt und liebend nicht, sondern hämisch hat er die Gestalten zurechtgeschnitzelt. Aber auch die, mit denen Anschauungen er humpathisiert, sind eben nur in ihren Anschauungen, nicht menschlich gebildbert. Er behauptet, das Stück, das der junge Goldner geschrieben, sei vortrefflich und Goldner ein Künstler; er könnte ebensogut behaupten, Goldner habe eine neue Trockenmaschine erfunden: eines hat soviel unserer Wahrscheinlichkeit für sich wie das andere. Und die Unfähigkeit Vertiefung des Gegensatzes zwischen philiströs gewordenem Alter und dem ernsten künstlerischen Wollen unabhängiger Jugend! Mit großem Wortaufwande schlägt Hirschfeld diese Schlachten, die andere längst für ihn gewonnen haben. Und er schlägt sie wie ein Fechtbeel — das Wasser schlechten und den Weisheit in den Sand.

Poette Guilbert hat in kleinem kreise vor geladenem Publikum Dichtungen von Baudelaire und Rollinat noch Rollinat'schen Weisen zum Vortrag gebracht. Ein neues Gebiet hat sie sich erobert, doch war sie wieder ganz sie selbst. Souverän gebot sie virtuos wechselnden Stimmungen, preziösen wie grausigen. Sie kostete mit Baudelaire in das ferne Land, wo die Luft lieblich schmeckt und Früchte wie Honig sind. Sie sang, sie brachte das Liebesgeflüster Exotische: das urtümlich-wilde, sie schwelgte in den traumsüßen Wonnen wollustigen Sterbens. Und sie sang in die Einsamkeit mit Rollinat, dem Einsamen. Man sah das Dorfgesindel in den Reben verschwinden; der Trotzen wandert, der Greis und die Greisin, die Bigern zu zähmen; das Rapsfeld blühte und das Mädel mit den nackten Füßen schuss den Liebsten in ihre Arme; es that sich auch der Himmel auf, mit seinen weich wollustigen Reizen, und die Augen des Verliebten hungerten Verdenschaft. All diese Stimmungen belebt durch das ihr eigene Temperament; ganz Lust und zwingend der Persönlichkeit eindruck; und diese Persönlichkeit wurde groß, obgleich groß in diesen einfachen Nuancements wie in der Beschränkung des Ausdrucksmittels. Ich wollte auch mich, dass sie die erste Stoßwelt gegen die andere aufgabe. Diese Verschiedenheit nach Zeiten einer Interpretation kann darf sie doch der Poesie der Töne nicht toten. Nicht auf das Was, nur auf das Wie kommt es bei ihr an. Das Wichtigste ist: in dieser Verschiedenheit blieb sie, die sie war.

Ernst Heilbron.

Bücher.

Dr. A. Th. H. Pfannkuche: Was liest der deutsche Arbeiter? Auf Grund einer Enquête beantwortet. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1900.

Die kleine, überaus lesenswerte Schrift gelangt zu dem Ergebnisse, „daß selbst bei den politisch und gewerkschaftlich organisirten Arbeitern das Interesse an Politik und Volkswirthschaft im Schwinden begriffen ist und hinter dem Interesse an naturwissenschaftlichen, beziehungsweise naturphilosophischen Gegenständen weit zurückbleibt". Der Beweis wird aus den von verschiedenen Volksbibliotheken zur Verfügung gestellten Daten, sowie aus den literarischen Anfragen, die den Bücherkatalog in die eine Hälfte von der Schrift in sich in der Erwerbung dieses Buches, Hälfte in der Hand hatte. Volksbildungsvereine und Volksbibliotheken sind ja heute in Deutschland so zahlreich, ein wichtiges Faktor der Volksbildung, daß man sich mit

Nur wenige Gedichte, darunter als das beste der Sammlung „Glück", sind aus einer abgeklärten Stimmung ausgeblüht; die übrigen tragen mehr oder minder polemischen Charakter zur Schau, und die Tendenz zerstört jede reine und starke Wirkung in den besten Gedichten, in denen Ernst seine Empfindungen nicht zu diebend-menschlichen hat ausreifen lassen. Manche Stellen erinnern unangenehm an Leitartikel eines Parteiblattes, und die nicht seltenen platten Plakatsinnen, die Otto Ernst beliebigen, berühren bei einem musikalischen Menschen, wie Otto Ernst, umso unbegreifbarer, als er in Prosa und Drama so geschickten vierteiligen „Symphonie" und den kleinen Stücken „Der Erbe" und „Ausflug" das Wesen der Musik mit wundervollem Feinsinne wiedergibt. — Die „Stimmen des Mittags" sind überhaupt ein sehr ungleichmäßiges Buch. Allgorische Personifikationen, Bilder, Vergleiche, Strophen, Reflexionen, Gedanken und Lieder wechseln ein frischer moderner Zug, die Sehnsucht der Zeit Nietzsches, weiche, rießende Weisen und schlichte Lieder von gemütvoller Innigkeit. Zwei Seelen wohnen in des Dichters Brust, und selten nur vertreiben Vaterstolz und Gattenliebe die Verbitterung, die dann als gelegentliche Schwermuth in die Lieder des Glückes hineinklingt. Wenn Otto Ernst die Poesie des deutschen Hauses verherrlicht, findet er Töne, die nicht verklingen werden. Wie schon in einer früheren Prosasammlung, so erweist er auch in den „Stimmen des Mittags" sein warmes Verständnis für das Seelenleben des Kindes, und es ist für sein modernes Empfinden bezeichnend, daß er im Gegensatze zu den Kinderliederpoeten alten Schlages selbst einem so harmlosen Gedichte, wie „Litt Jan", das im übrigen von Trojan herrühren könnte, in der Schlußwendung symbolische Bedeutung gibt.

Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Die Umschau" (Januarheft). Professor Cutenburg schreibt über Schulferien und Schulpausen; er hält Pausen für dringend geboten. Die Dauer einer Unterrichtsstunde in den tieferen Classen sollte keinesfalls mehr als 45 Minuten betragen, und sie sollte von der nächsten stets durch eine vierstündige Pause getrennt sein, und auch in den höheren müßten auf vier Stunden mindestens 45 Minuten Pause in continuo entfallen. Recht als fünf Lehrstunden dürften unbedingt nie aneinander anschließen. Mittags hätte, wo Nachmittagsunterricht unvermeidlich ist, eine Pause von mindestens drei Stunden einzutreten. Ueberdies spricht sich Cutenburg für die Einführung von zwei Hauptferien, nämlich den Ferien der Beamten und Bürgerschulen, und auch die Ausdehnung der großen Ferien auf zwei Monate und die Verlegung des Schuljahrbeginnes vor Beginn der großen Ferien (das in Oesterreich herrschende System) wird unbedingt gewonnen und den deutschen Schulen dringend zur Nachahmung empfohlen. — Dozent F. Lampe berichtet über den Bau der großen amerikanischen Nord Südbahn, die an das bestehende Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten bei Berarrua anschließend durch Central und Südamerika bis an dessen Südspitze laufen soll. Diese Bahn, deren Ausdehnung selbst in der Luftlinie länger als 30.000 Kilometer betragen würde, indem sie sich höher als der 50. nördliche und tiefer als der 50. südliche Breitegrad erstrecken würde, stiege stellenweise bis zur Höhe des Montblanc über den Meeresspiegel empor, würde circa 4000 Meter erreichen, während der höchste europäische Bahnhandelsgang, der Arlbergtunnel, nur 1247 Meter hoch liegt. — Sven Hedin hielt einen Vortrag in einem vom 27. October datierten Brief seine letzte Sommerreise ins Innere von Asien, wodurch weder „ein bedeutender weißer Fleck von Tibet ausgefüllt wurde". Von seiner gegenwärtigen Tour hofft er am ange März nach Nordost zurückzukehren. — Professor L. Meltzer erzählt über den gegenwärtigen Thätigkeit der Heilsarmee in London. Aus einer reclamehaftigen, zum Spott heraushordenden Bande ist sie zu einer wohlthätigen Institution ersten Ranges geworden, die über eine Armee von 340.000 Soldaten und 11.000 Officieren verfügt, welche Tag und Nacht im Dienste der Armenpflege stehen.

Die **„Socialistischen Monatshefte"** bringen in ihrem Februarheft einen Artikel Eduard Bernsteins über den industriellen Niedergang und die Zollgesetzvorlage. Bernsteins Parteigenossen, sagt er, sind dazu geneigt, politische Fragen unter einem einseitigen, besonders lebhaft an das Gemüth appellierenden Gesichtspunkt zu betrachten. Daher ein Theil der starken Bewegungsreizung in Deutschland. Die Socialdemokratie sieht aber ihre Beweise nicht aufgedeckt, sie sind nicht vorhanden, und selbst Friedrich Engels erklärte und in „großem Mißtrauen" trieb Jaurès sich diese Sache nicht so einfach, daß eine wirtschaftlich bedrängte Minderheit gegen den Capitalismus kämpft. Die Briefe zweier Parteigänger aus dem Lager der Arbeiterbewegung, des Landwirthschaftes Bullerer und des Fabrikers Wernicke, einzeln erschienen, vereinigen eine ganz andere Situation. Das Bestreben der Bauern, vor allem Klugheit war es, ganz Südafrika als politisches Machtgebiet zu concentrieren und dabei die Uitlanders zu unterdrücken, wie es die Engländer einer anderen Nation gegenüber Brauch ist. Das konnte die Lage der Boers, die Socialdemokratie beachtenswerte Momente, dass im Kontinentalkrieg der Boeren ehe ein ruf als fortschrittliches Organisationsprinzip nach Asien hein ringt.

„L'Humanité nouvelle" Januar und Februar. J. Bodart legt die Gründe des Aufstandes in Macedonien auseinander, er schildert die Zwangslage der türkischen Regierung, die Unmöglichkeit der Christen in Mazedonien zu entwaffnen, solange die Türkei in Europa ist. Während die Steuern unerbittlich eingetrieben werden, nützen sie nur den geringsten Rechtsschutz. Auf jede Denunciation hin werden die Gefängnisse der Christen als Antwort von regelmäßig wiederkehrenden Razzien gefüllt. Es werden Geiseln genommen und nur gegen hohes Lösegeld freigelassen. Zu den türkischen Schulen werden die Christen nicht zugelassen. Die Armee, die Gendarmerie jedoch genießen keine staatliche Subvention und [illegible] schwellen in beständiger Gefahr. Da das beständige Wort im Munde, oder Geschäftsunternehmen als unterstand und [illegible] werden und sie vernichten kann. Zeugen sind die Angeklagten selbst, die straflos hingegangen, traumt der Soldat von einem glücklichen Leben in Macedonien und hat schon im Jahre 1898 den Saadeddin Pascha, der die Gemetzel auf Kreta geleitet, nach Macedonien entsendet. Da durch die hohe Besteuerung wie durch das Brigantenwesen die Christenen materiell ruiniert wurden, sehen sich viele Macedonier zur Auswanderung gezwungen und bilden bei ihrer Rückkehr in die Heimat ein revolutionäres Element, während andererseits macedonische Emigranten der höheren Stände in Sofia eine Liga gebildet haben, ein revolutionäres Blatt herausgeben und jedes Jahr Congresse abhalten, sowie Collecten zur Unterstützung der macedonischen Insurrection veranstalten; gleichzeitig ist aber diese Liga bemüht, persönliche Gewaltakte hintanzuhalten, und der Verfasser ist überzeugt, daß die Anschläge gegen die Könige von Rumänien und Serbien nicht von den macedonischen Insurgenten ausgehen. — Sen Joseph Kinmon schreibt über die socialistische Bewegung in Japan, dessen neuerdings sehr politische Organisation auf socialistischen Grundlagen beruhte. Auch heute, in dem modernen, civilisierten Japan ist ein starker socialistischer Zug zu verspüren, der namentlich in der akademischen Jugend seine Förderer hat; aber ähnlich wie in dem Bismarckischen Deutschland, wird die Socialdemokratie als ein zerstörendes Element angesehen, während der Staatssocialismus begeisterte Anhänger hat.

„North American Review" (December und Januar) J. B. Holland schreibt über die unterseeischen Schiffe, denen er die größte Zukunft verheißt. Er hält die technische Frage für vollkommen gelöst und das unterseeische Schiff zum mindesten für so sicher, wie das überseeische oder die Eisenbahn. Es hat vor den Ueberseeischen den Vorzug, von Nebel und Sturm unbehelligt zu bleiben, und auch Seekrankheit wird es an Bord dieser Fahrzeuge, auf denen keine Schwankung zu spüren ist, nicht geben. Zusammenstöße lassen sich leicht vermeiden, da die Schiffe beliebig tiefer tauchen können. Der Verfasser denkt sich, daß die unterseeischen Boote der Sicherheit halber an Kabeln laufen sollten, und glaubt, daß auf kürzeren Strecken, wie z. B zwischen England und Frankreich, schon bald ein derartiger Verkehr einzuführt werden dürfte. Unüberstehbar sind für die Vortheile für die wissenschaftliche Ausbeutung des Meeresgrundes und die Perlenfischerei, ganz abgesehen von praktischen Verwendungen eines unterseeischen Fahrzeuges im Falle einer Seekriegs sind getadezu unheimlich. Was heute noch gegen diese Schiffe spricht, das ist die große Kostspieligkeit, da sie nur mit Elektricität betrieben werden können, und überdies das große Gewicht der Motoren die zur Zurücklegung großer Strecken erforderlich waren. Frederic Harrison zieht die Bilanz des abgelaufenen Jahrhunderts und meint, daß es mit einem moralischen Deficit schließe, speciell für England. — Auch Lord Beresford beklagt in einem Artikel über die Zukunft der angelsächsischen Rasse das Ueberhandnehmen des Materialismus, das er auf den großen Einfluß Amerikas zurückführt.

Versteinerte Thränen.

Eine Sage von **Rudolf Christoph Jenny.**

Als Gott der Herr die zu einem großen Volke heranzuwachsenen Nachkommen des ersten Menschenpaares wegen ihrer Sündhaftigkeit durch die große Sintflut ersäuft hatte und die großen, schuppigen Schuppwasser wieder abgelaufen waren, da zeigte es sich, daß Noe ein Männlein zu wenig in die Arche mitgenommen hatte, denn als er die Paarung der Geschlechter vornahm, blieb für die übrig gewordene, wenn auch äußerlich einander sehr ähnlichen Zwillingsschwestern, die schöne Wahrheit und die gefallsüchtige Lüge, nur der Vortheil als Gatte für eine der beiden Jungfrauen übrig, denn Noe hatte bei der Einschiffung der Paare in der Eile auf den Muth vergessen, den er als Gatten für die Wahrheit bestimmt hatte.

So war es gekommen, daß der herrliche Muth mit der sündigen Menschheit in der großen Flut ertrunken war, und das hatte zur Folge, daß Noe nach der Landerkundung äußerst mißlichen Thatsache es nicht wagte, einfach ein Machtwort zu sprechen und den Vortheil mit der Wahrheit zu vermählen, sondern es ihm zum Unheile all seiner Nachkommen freistellte, sich mit einer von den beiden Jungfrauen für zeit und Ewigkeit zu verbinden. Obgleich nun die Wahrheit in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit splitternackt vor dem bezaehrlichen Vortheile stand, wählte dieser doch die Lüge, weil diese aber alle Maßen verführerisch gekleidet war, und der Vortheil unter der prächtigen, schillernden Hülle noch weitere Reize verborgen wähnte, als die wunderschöne, nackte Wahrheit nun und ungeschmückt zur Schau trug.

Zu spät erkannte der nimmersatte begehrliche Thor, welche schlechte Wahl er getroffen, denn die Lüge hatte zwar gleich ihrer unglücklichen Schwester einen sehr schönen Oberleib, aber zu kurz gerathene Beine, und das entrüstete sie so sehr, daß ihre Nachkommen niemand ohne Abscheu in schonen vermochte.

Da das Unglück aber nun einmal schon geschehen war und die Ehe den Leuten schon damals für heilig galt, mochte sie auch noch so unglücklich sein die beiden betheiligten Leute sein, so wusste die Wahrheit hier auszuhelfen und unvermählt bleiben, und darüber klagte sie sich so sehr, daß sie heftige die menschliche Gesellschaft floh und weinend und wehklagend um die verlorenen Mitmenschen und die unbedachten, unglücklichen Muth, der es ihr zu verschanden Gemeinschaft hatte bringen wollen, mied und rastlos durch das einsamen Lande irrte, bis sie, man weiß nicht wo, verstarb und zu Staub wurde.

Digitized by Google

Ihre Thränen aber, die sie trauernd um ihren verlorenen Muth und ihr Glück geweint, verhärteten sich in der Allmutter Erde, die die schmerzgeborenen heißen Tropfen liebevoll und gütig aufnahm und verwahrte, zu Diamanten, deren wunderbarer Glanz und leuchtender Schimmer uns ahnen läßt, wie schön die gewesen sein muß, die sie geweint hat.

Die Sage von der Entstehung des Goldes.

Von Rudolf Christoph Jenny.

Vor uralten Zeiten, als die Menschen im Begriffe waren, das zu bilden, was man heutzutage gemeiniglich mit ernsthafter Miene als ein geordnetes Staatswesen bezeichnet, schlossen zwei junge Paare, der Fleiß und die Arbeit, sowie der Geiz und die Habsucht, im Gegensatz zu allen übrigen Bewohnern des Landes, welche nach Lust und Laune zu einander zogen und sich ebenso wieder verließen, einen Bund fürs ganze Leben und versprachen, einander nie wieder zu verlassen. Sie wurden ob dieser Thorheit so verlacht, daß es in den weiten Urwäldern nur so wiederhallte, allein die jungen Paare, welche ihre Hütten dicht nebeneinander aufgeschlagen hatten, kehrten sich nicht an das Gespötte, und jedes derselben war in seiner Art glücklich und zufrieden, und richtig, ehe noch ein Jahr ins Land gegangen war, kamen die beiden Jungfrauen nieder und jede schenkte ihrem Gatten ein Kindlein.

Der Fleiß und die Arbeit nannten das ihre die Ruhe, weil ihnen dies das Liebste war, was sie kannten, und der Geiz und die Habsucht gaben ihrem Sprößling aus der gleichen Ursache den Namen Reichthum, und in beiden Hütten herrschte Freude über Freude.

Je besser aber die beiden kleinen Wesen gediehen, und je größer sie wurden, desto mehr entfremdeten sich die beiden Elternpaare, denn jedes hielt seinen Sprößling für schöner als den anderen, und es dauerte nicht lange, waren sie einander spinnefeind geworden und gingen sich aus dem Wege, wo sie nur konnten.

Die kleinen aber kümmerten sich einen Pfifferling um den Groll ihrer Eltern und wuchsen im steten Verkehr miteinander auf, bis sie eines Tages fühlten, daß sie mannbar waren.

Dem jungen, blühenden Reichthum war die Wahrnehmung durchaus angenehm, und er begann ungeheim um die kleine süße Ruhe zu werben, und darüber erschrak diese bis zu Tode und konnte ihren Spielgenossen fortan nicht mehr leiden.

Gewöhnt, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, war der junge Fant nun erst recht auf die Ruhe erpicht, und als sein Werben nichts half und er weder an ihren, noch an seinen Eltern eine Stütze fand, überfiel er die heißgeliebte Spielgenossin im Walde und schleppte sie in ein sicheres Versteck, um sie seinen Wünschen gefügig zu machen.

Als diese bis dahin unerhörte Frevelthat ruchbar wurde und der junge Fant sein Opfer, dessen er trotz seiner viel größeren Kraft nicht Herr zu werden vermochte, weder auf das Drängen seiner Eltern, noch auf die Bitten von Fleiß und Arbeit herausgeben wollte, entstand im ganzen Lande alsobald eine nie gekannte Erregung und selbst Leute, die die süße holde Ruhe bisher nur von Hörensagen kannten, erklärten nun plötzlich, daß sie ohne die Freigabe der verborgen gehaltenen Maid nicht wieder in ihre Hütten zurückkehren wollten, und ehe man's dachte, war die Bevölkerung landaus landein in hellem Aufruhr, umstellte die Hütte des gewaltthätigen Jünglings und verlangte unter den stärksten Drohungen die Herausgabe der jungfräulichen, allverehrten, schwervermissten Ruhe.

Allein je ärger der Sturm der entfesselten Leidenschaften den jungen Mann umtobte, desto wichtiger dünkte sich der Tausendsiebs, und als man ihn im Falle fortgesetzter Weigerung gar mit dem Tode bedrohte, da stieß er ein hämisches Gelächter aus, bot der empörten Menge dünkelhaft und trotzig die entblößte Brust und hieß die ihm zunächst Stehenden kaltblütig zustoßen, wofern man wolle, daß die im sicheren Versteck verborgene Maid elendiglich des Hungers sterbe.

Kaum hatte die grimme Menge dies vernommen, wurde es mäuschenstill in der Runde, und alle standen zitternd und zagend vor dem hochmüthigen Jungen und starrten einander rathlos und fragend an.

Nach einigen bangen Minuten stürzte sich plötzlich die Mutter des unwürftigen Mädchens vor dem jungen Wüstling auf die Knie und beschwor ihn unter heißen Thränen, das arme Kind heraus zugeben, und alle Umwohnenden thaten desgleichen, und alsbald er schrill ein lautes Wehklagen und Bitten, wo kurz zuvor der gräßlichste Hass getobt.

Als der junge freche Fant dies sah, blitzte ein toller Uebermuth ihm durch den Kopf, und, scheinbar gerührt vom Weh der Mutter und dem Klagen der Menge, rief er aus, daß es ihn rühre und bändigen Liebe zur holden Ruhe dazu [illegible] wofern alle ohne Ausnahme [illegible] seinen Dienst zu stellen und alles zu vollführen, was er begehren würde.

Ein triumphierender Jubelschrei folgte diesen Worten, und alle schworen bei Stein und Bein, sich seinem Willen zu fügen und nimmer zu ruhen und nimmer zu rasten, bis des Tyrannen Wünsche erfüllt und die heißbegehrte Maid frei sein werde, und alsobald that sich der hämisch verzogene Mund des allmächtig gewordenen Räubers auf, und Wunsch um Wunsch, Befehl um Befehl entquollen den schmalen, harten Lippen und pflanzten sich mit Windeseile über die erschrockenen Völker hin wie die sturmgepeitschten Wasserwogen über das weite endlose Weltmeer, und in sinnender Hast strömte die Menge im Schweiße des Angesichts keuchend über die Lande hin und wieder, denn ehe der erste Wunsch noch recht erfüllt war, war schon der zweite und nächste laut geworden, und in endlosen Strömen floß der heiße Schweiß von den gefurchten Stirnen der Armen und grub sich tief in den Bauch der kalten Erde ein und verdichtete sich darinnen zu gelbem Golde.

Der unerschütterliche Reichthum aber ist bis zur Stunde noch immer nicht befriedigt, und aus dem jungen gesräßigen Fant ist ein Riese geworden, der mit seinen dürren sehnigen Armen die ganze Erde umschlingt, und das wahnbethörte Volk hat sich millionenlach vermehrt und quält sich in immerdar gleicher Hast um die ihm gemahnte, vom herrlichen Reichthum noch immer unbezwungene, holde Ruhe und schafft so über und unter der Erde immer neue, mächtige Schichten fluchbeladenen, blutrothen Goldes.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN -- BUDAPEST – BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Josefstädterstrasse 112
IX. Servitengasse 12
XI. Simmeringerhauptstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 261
XVI. [illegible] 66
XVIII. [illegible] 119

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 23. Februar 1901. Nummer 334.

Blinder Arbeitseifer.

Das Parlament ist schon wieder verstopft, noch ehe es recht zu funktionieren begonnen hat. Wiederum sieht es vor jener unabsehbaren Reihe von Dringlichkeitsanträgen und in jenem unübersehbaren Wirrwarr von Geschäftsordnungsdebatten, welche das wohlbekannte Kennzeichen der sogenannten kalten Obstruction sind. Aber, merkwürdig! Während es in den früheren Obstructionsperioden immer der ausgesprochene Wille einer oder mehrerer Parteien war, die Arbeiten des Hauses zu verschleppen, kann diesmal keiner Partei gerechterweise dieser Vorwurf gemacht werden. Wenigstens als das Parlament eröffnet wurde, war es zweifellos obstructionsfrei. Und doch sieht der gegenwärtige Zustand des Parlamentes dem der Obstruction täuschend ähnlich. Es ist keine Obstruction und hat doch ungefähr dieselbe Wirkung wie sie, obzwar eine Obstruction, aber subjectiv keine. Was ist das? Man kann es eine Quasi-Obstruction taufen. Sie unterscheidet sich von der Obstruction wie etwa der Todtschlag vom Mord. Die böse Absicht fehlt, aber dafür ist die grobe Fahrlässigkeit, die unverzeihliche Ungeschicklichkeit umso reichlicher vertreten. Wer einen Todtschlag begeht, braucht deswegen noch nicht unter die Mörder gezählt zu werden, und wenn wir bei unserer jetzigen obstructiven Obstruction nach den Schuldigen suchen, sind wir nicht auf die Unzufriedenen, nicht auf die Parteien beschränkt, sondern können auch die „Neutralen" in die Untersuchung einbeziehen: die Regierung und den Präsidenten.

Regierung und Präsident sind es ja, denen naturgemäß die Führung des Hauses zufällt, wenn sie nicht durch eine gewillkürte Parteiobstruction ihren Händen entwunden wird. In eine solche, wie gegenwärtig, nicht vorhanden, so muss die Führung eine schlechte gewesen sein, wenn das Parlament nichtsdestoweniger in Arbeitsschwierigkeiten verfällt. Was ist aber die erste Vorbedingung bei der Führung eines Parlamentes? Dieselbe wie bei der Aufzäumung eines Pferdes. Dem Thiere müssen Scheuklappen angelegt werden, und dem Parlamente auch, damit es nur den geraden Weg vor sich sehe, den es zu gehen habe und nicht sehen werde durch die Masse von Eindrücken, die von allen Seiten zuströmen könnten. Und dann müssen die Zügel stramm gehalten werden, damit das Thier nicht abirre, sobald es sich einmal in Gang gesetzt hat. Nicht bildlich gesprochen: die Führung des Parlamentes muss eine expeditive, praktisch nur auf das nächste Ziel, ausschließlich auf die Erledigung der möglichen unter den nothwendigen und wünschenswerten Arbeiten gerichtet sein. Alle Nebenabsichten müssen bei dieser Führung ausgeschlossen sein. Sich mit Geschäftheiten zu producieren oder durch Spintisiereien interessant zu machen, sieht einem Führer nicht an. Kurz, klar und sicher — so muss sein Reden, so muss sein Thun sein.

Das ist aber gerade der Herren v. Koerber und Graf Vetter Fall nie gewesen. Statt wie es seine allererste Pflicht gewesen wäre, den Horizont des Parlamentes, wie mit Scheuklappen, durch ein praktisch knappes Arbeitsprogramm auf das Nächstliegende zu begrenzen, hat Herr v. Koerber in der Thronrede den Horizont ins theoretisch Ungemessene erweitert und ein ganzes Wörterbuch der Staatswissenschaften zusammengeschrieben. Seine Absicht dabei war ganz klar. Herr v. Koerber wollte sich und sein Beamtencabinet recht schön machen. Ein Arbeitsprogramm soll auf den Fall conspiciert sein, dass das Parlament arbeitet, also auch nur das enthalten, was menschenmöglicherweise im Parlament geleistet werden kann. Hatte Herr v. Koerber sich darauf beschränkt, hätte er in der Thronrede etwa nur vom Recrutencontingent, den Delegations- und Quotenwahlen, sowie von dem Budget gesprochen, so wäre das Programm bescheidener, aber auch ehrlicher und praktischer gewesen. Doch Herr v. Koerber hat gar nicht auf den Fall des Arbeitens, sondern auf den des Nichtarbeitens speculiert. Das uferlose Programm sollte nur dieses Fall zum ewigen Gedächtnis der Bevölkerung bewegen, was für einen kolossalen Schatz es an diesem Cabinet besitze, wenn nur das fleißige Parlament nicht wäre. Das Programm zählte nicht die Arbeiten auf, die das Parlament erledigen kann, wenn es arbeitsfähig wäre, sondern die Arbeiten alle, die unerledigt bleiben, wenn das Parlament nicht arbeitsfähig wäre, worunter den größeren Theil jene zahlreichen Arbeiten bildeten, die das Parlament aus Zeitmangel in dieser Session unerledigt lassen müsste, selbst wenn es ganz normale Arbeit leistete. Es war nicht so sehr ein Arbeits-, als ein Nichtarbeitsprogramm. Die Berechnung war, die Abgeordneten als die Minderfleißigen und -Willigen gegenüber der Musterregierung ins Unrecht zu setzen. Das ließen sich die Abgeordneten natürlich nicht bieten. So schlau wie Herr v. Koerber, ist der letzte Bauernabgeordnete auch. Wenn es nicht auf die positiven Leistungen, sondern auf die schönen Versprechungen ankam, konnte das Parlament mit der Regierung noch concurrieren. Und so entstand zwischen Regierung und Abgeordneten ein edler Wettstreit im parlamentarischen Maulhelden thum. Hatte die Regierung in der Thronrede ein Schock von Reformen niedergeschrieben, so wurde ihre Arbeitslust durch die mehreren Hunderte von Initiativanträgen und Interpellationen übertroffen, die von den Abgeordneten eingereicht wurden. Wenn heute die parlamentarische Maschine zum Stillstand kommt, kann sich, sowie Herr v. Koerber auf die Thronrede, so jeder Abgeordnete vor seinen Wählern auf die zahlreichen Anträge und Interpellationen berufen, unter denen sein Name steht. Wurst wieder Wurst! Aber wenn das Parlament arbeiten soll, wird es durch die zahllosen Anträge, spreicht die mit Dringlichkeit, geradezu aufgehalten.

Den Rest hat dann noch der Präsident des Hauses hinzugefügt. Ist schon das Beamtencabinet als solches aus lauter parlamentarischen Unfähigkeiten zusammengesetzt, so hat man noch überdies auf Herrn v. Koerbers Rath zum Präsidenten einen parlamentarischen Anfänger von bewährter Inferiorität gewählt. Das ist der gewesene Rittmeister und Bezirkshauptmann Graf Vetter. Nach Art der Neulinge ist er von einem falschen Thätigkeitstrieb besessen. Wie der schlechte Reiter das beste Pferd durch seine Unruhe, durch das ewige Antreiben und Zügelstehen verdirbt, so Graf Vetter das Parlament durch seine überflüssigen Geschäftsordnungsreformen. Statt alles Ruhende ruhen und alles Nebensächliche gut sein zu lassen, hat ihn gleich am ersten Tag seiner Amtierung der Rittmeister gejuckt, der eine militärfeindliche Interpellation zu censurieren das unstillbare Bedürfnis empfand, und dann hat ihn auch noch der Bezirkshauptmann gejuckt, der die Sprachenfrage bei den Interpellationen mit salomonischer Weisheit regeln musste. Beides hätte to bleiben kommen wie es ohne besonderen Nachtheil bisher war. Die Neuordnung, die Graf Vetter in beiden Punkten getroffen hat, hat schon jetzt als Neuerung überflüssige Debatten und Empfindlichkeiten hervorgerufen, sie ist außerdem so geschickt erdacht, dass sie für alle Zukunft in jedem Fall, wo wieder eine beleidigende oder nichtdeutsche Interpellation in Frage kommen wird, zu ferneren Debatten und Empfindlichkeiten Anlass geben und einer obstruierenden Partei geradezu eine neue Serie von Obstructionswaffen bereitstellen wird.

So sitzt jetzt das Parlament plötzlich mitten drinn in einem Wust von Geschäftsordnungs- und Dringlichkeitsdebatten, die den Weg zu den Staatsnothwendigkeiten des Herrn v. Koerber bereits bedenklich verlegen, ohne dass eigentlich irgend eine Partei mit der Absicht zu obstruieren ins Parlament eingetreten wäre. Nur die verschlte Ueberthätigkeit der Herren v. Koerber und Graf Vetter, der Neutralen, hat die ganze Misere diesmal angerichtet. Blinder Eifer schadet nur. h.

Der Antisemitismus in Deutschland.

Die Judenfrage steht bei uns wieder einmal auf der Tagesordnung. Zu den verschiedenen Sensationsprocessen, an denen Juden thatsächlich oder angeblich betheiligt sind, ist die Interpellation eines jüdischen Abgeordneten hinzugekommen, der im preußischen Landtag den Justizminister fragte, warum die jüdischen Rechtsanwälte warten, als die christlichen. Anlass wurden „Ehrenwort die Juden sind," erwiderte Herr Schönstedt. Das sieht zwar weder im Einklange mit der preußischen Verfassung, noch mit einem Reichsgesetz aus dem Jahre 1869, das ausdrücklich die letzten Reste der amtlichen Discriminierung der Staatsbürger nach ihrer Religionsbekennung beseitigte. Trotzdem sieht das preußische Herrenhaus parlament mit unbeweglicher Miene in der Lage, die jüdischen Abgeordneten zu

Digitized by Google

Und dabei sitzt unter den 433 preußischen Abgeordneten ein einziger Mann, ein gewisser Werner, der zu der antisemitischen Partei gehört!

Man muß eben in Deutschland, und ganz besonders neuerdings, streng unterschieden zwischen fractionellen Antisemiten und Stimmungsantisemiten.

Der Antisemitismus als Volksbewegung ist in Deutschland eine der Folgeerscheinungen der Gründerjahre. Als Mitte der Siebzigerjahre auf den unerhörten, grossenteils freilich nur fictiven, wirthschaftlichen Aufschwung der Krach folgte, stellten einige Leute fest, daß die Juden von dem Aufschwung am meisten profitiert und von dem Krach am wenigsten gelitten hatten. Otto Glagau, der als Börsenredacteur eines liberalen Blattes hinter die Coulissen gesuckt hatte, schrieb sein sensationelles Buch über den „Börsen- und Gründungsschwindel". Eine aufgespeichte Tendenzschrift, aufgebaut auf einem gewaltigen Zahlenmaterial, wirkte sie wie später die Bücher Edouard Drumonts in Frankreich. Sie appellierte mit grossem Geschick an die Instinkte der Herdengesellschaft. Und da es deren in jener Zeit ungemein viele gab, so eigneten sich weite Volkskreise das Dictum Glagaus an: „Die sociale Frage ist die Judenfrage." In den Zeiten wirthschaftlicher Depression ist man ja besonders geneigt, alle Schuld auf einen Sündenbock zu schieben. Solange die Germanen mit den Juden zusammen in der Hausse mitwelos Unsummen „verdienten", dachte kein Mensch an Antisemitismus. Aber als bei dem grossen Krach die Juden sich vielfach besser aus der Affäre zu ziehen wussten als die weniger minder bewglichen Barmer, da wandte sich aller Groll gegen sie.

Die politische Situation begünstigte die Umwandlung des instinctiven Antisemitismus, der ja gelegentlich zu allen Zeiten und bei allen Völkern aufgetaucht ist, zu einer organisierten Bewegung. Im Jahre 1878 brach Bismarck mit dem Liberalismus und der Freiheit. Die agrarische Rechte kam ans Ruder. Der Schutzzoll wurde Regierungsmaxime. Die Juden aber standen ausnahmlos im liberalen Lager, waren und blieben Freihändler. Die jüdischen Führer des Liberalismus, Lasker und Bamberger, bis dahin die Stützen des Bismarckschen Regimentes, wurden von ihm nunmehr als mit allen Mitteln zu bekämpfende Gegner angesehen. Bismarck wollte conservative Wahlen, wollte den Liberalismus aus seinen Hochburgen, den grossen Städten, verdrängen. Wie er 1863 versuchte, den Socialismus als Sturmbock gegen die ihm unbequeme Fortschrittspartei zu benützen, und wie er damals deshalb selbst mit Lassalle conferierte, so schien ihm jetzt der Antisemitismus als das geeignete volksthümliche Element, um der Liberalen zu brechen. Er compromittierte sich zwar nicht durch offenes Eintreten dafür. Aber unter der Hand that er alles, um die antisemitische Bewegung namentlich in Berlin zum Siege zu bringen. Wer die Macht des amtlichen Wahlapparates in Preußen-Deutschland kennt, weiß, was das besagen will. Bismarck gieng sogar soweit, daß er riesige Summen aus dem Welfenfonds für diese Zwecke zur Verfügung stellte. Gefällige Mittelsmänner, die dadurch in den Ruf grosdoidier Freigebigkeit gelangten, figurierten vor der Oeffentlichkeit als die Spender. Glänzende patriotische Feste mit Strömen von Freibier tergten für die Popularisierung der neuen Bewegung.

„Berliner Bewegung" nannte man sie, weil sie vor allem die Reichshauptstadt umfaßte. Der einzig feste Punkt in ihrem sonst von christlichen, patriotischen und mittelstandsfreundlichen Allgemeinheiten angefüllten Programm war der Antisemitismus. Er war auch das eigentliche Zugstück, das Masse auslockte. Wenn die Bewegung es vorübergehend zu einem Schein von Macht brachte, so verdankt sie das vor allem ihren Führern, den Hofprediger Stöcker, den Mann voll zäher Energie und unermüdlicher Agitationskraft, die vielleicht der beste Volksredner, den Deutschland hervorgebracht hat. Seine Beredsamkeit und die officiöse Unterstützung, die Nachwelten der Gründerjahre und — auch das darf nicht vergessen werden — gewisse Provocationen des christlichen Gefühls, die sich einige jüdisch geleitete Blätter erlaubt hatten, alles das trug dazu bei, um schwankende von Wählern dem conservativ-antisemitisch-christlichsocialen Kartell zuzuführen. Die Agitation machte einen derart exclusiv Antisemiten gelangten in die Stadtverordnetenversammlung, in drei von den sechs Berliner Reichstagswahlkreisen kam man zur Stichwahl. Nirgends freilich wurde ein endgiltiger Sieg errungen.

Ebenso rasch, wie die Flut gestiegen war, ebbte sie wieder ab. Ein grosser Theil der antisemitischen Führer stellte sich als unlautere Subjecte heraus, persönliche Eifersüchteleien spalteten die Bewegung. Die ernsteren Leute, die sich hatten betrauen lassen, namentlich gewisse studentische Kreise, wurden durch das Ausbleiben positiver Arbeit ernüchtert. Vor allem aber, da Otto Bismarck schwand, als die erhofften Mandate ausblieben, der Reichskanzler hatte in dem Augenblick für die Sache nichts mehr übrig, als sie sich äußerstenfalls zeigte, Freisinn und Socialdemokratie zu bekämpfen. Streiter sind in Ungnade

Heute ist in die antisemitische Bewegung in Berlin völlig erloschen. Das Dreyfus-Unternehmen in Frankreich wird in nur zwei extreme Anzeichen haben, es auch dazu beitragen, den Antisemitismus keinen Gedanken machen. Bei den Reichstags- und bei den Landtagswahlen betheiligt man sich nur noch pro forma. Die Stimmziffern sind rapide zurückgegangen. Zu Radauversammlungen, wie sie vor einigen Jahren der berüchtigte Ahlwardt abhielt, oder wie sie jetzt Graf Pückler veranstaltet, der als einzig wirksames Antijudenrecept den Dreschflegel empfiehlt, finden sich noch einige Tausend Personen zusammen. Solche Elemente werden in einer Großstadt wohl nie austerben. Aber als politischer Factor kommt der Antisemitismus für Berlin nicht mehr in Betracht.

Ganz anders im Lande hat sich die antisemitische Bewegung etwas anders als in Berlin entwickelt. Sie begann etwa zehn Jahre später, Ende der Achtzigerjahre, und zwar in zwei getrennten Gebieten unabhängig von einander. In Hessen entstand sie als Reaction gegen den überwiegend von Juden betriebenen Bucher und Viehhandel. In diesem armen, vom Verkehr abgeschlossenen, wirthschaftlich theilweise sehr rückständigen Lande waren die Bauern in eine drückende Abhängigkeit von den Juden gerathen, die von ihrer geschäftlichen und finanziellen Ueberwacht einen rücksichtslosen Gebrauch machten. Ein junger Mann, Dr. Böckel in Marburg, weckte das politische Interesse der Bauern, forderte sie auf, sich zu Genossenschaften zusammenzuschließen und sich so von dem jüdischen Credit und dem jüdischen Zwischenhandel zu emancipieren. Er fand jubelnden Wiederhall. Der „hessische Bauernkönig" wurde in den Reichstag entsandt und eroberte bald einen grossen Theil von Hessen für die antisemitische Partei.

Ein zweites antisemitisches Centrum bildete sich in Sachsen. Sachsen hat zwar so gut wie keine Juden, dafür aber eine weitergehende grossindustrielle Entwickelung als irgend ein anderer deutscher Landestheil. Je mehr sich bei dieser Entwickelung die Gegensätze zuspitzten: auf der einen Seite die socialdemokratische Arbeiterschaft, auf der anderen das Großunternehmerthum, umso mehr fühlte sich der „Mittelstand" in seiner Existenz bedroht. Und je weniger er die Juden aus eigener Erfahrung kannte, umso eher ließ er sich von scrupellosen Agitatoren in Dresden und Leipzig einreden, daß die Juden die eigentliche Schuld an der unheilvollen modernen Entwickelung trügen. Während der hessische Antisemitismus eine ausgesprochene Agrarbewegung ist, stellt der sächsische Antisemitismus eine besondere Form der städtischen Mittelstandsbewegung dar. Beiden gemeinsam ist, abgesehen von dem äußeren Band der Judenfeindschaft, der Hass gegen die Arbeiterbewegung und gegen die industrielle Entwickelung.

Auch zum Jahre 1893 dauerte der Aufschwung der antisemitischen Bewegung in Land, die 1887 mit Böckels Wahl ihren ersten äußeren Ausdruck gefunden hatte. Dann fieng es an, zu bröckeln. Wie in Berlin, so gieng es draußen: die absolute Unfähigkeit zum positiven Schaffen brachte den Antisemitismus in Mißcredit. Man hatte sechzehn Vertreter im Reichstage. Aber diese schwänzten entweder die Sitzungen, oder wenn sie da waren, waren sie untereinander uneins, und wenn sie redeten, blamierten sie sich. Den großen Worten im Lande folgte ein absolutes Manco an Thaten im Reichstage. Die Wähler quittierten darauf bei den 1898er Wahlen, indem sie hauptsächlich das antisemitische Lager verließen. Stimmen als die Verluste an Mandaten und Stimmen war der Umfang, daß die meisten Sitze, die behauptet wurden, nur der Gnade anderer Parteien zu verdanken waren. Der Antisemitismus als selbständige Parteibewegung hat 1898 Bankerott gemacht.

Der äußere Mißerfolg beschleunigte die innere Zersetzung. Mit der Einheitlichkeit der Bewegung war es immer so eine Sache gewesen, und manchen hatte sich allerdings das Gros der Antisemiten in der deutsch-sozialen Reformpartei äußerlich zusammengeschlossen. Selbst diese äußere Einheit gieng voriges Jahr in die Brüche. Auf dem Parteitage kam es zur Spaltung. Die Partei zerfiel in zwei Hälften. Die eine Hälfte, die sich deutsch-soziale Partei nennt, wird von dem Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg geführt. Sie besteht aus ausschließlich aus conservativ-agrarischen Elementen und legt besonderes Gewicht auf ein freundschaftliches Zusammenarbeiten mit den Conservativen und den Bund der Landwirte. Jeden Zaktritt, den sie von rechts her bekommt, beantwortet sie mit der Gelbsucht. „Und wir gehören doch zusammen!" Grundsätzliche Unterschiede zwischen ihr und der conservativen Partei sind überhaupt nicht aufzufinden. Sie geberdet sich nur gut deutsch-nationaler und ist deshalb bei der Regierung plötzlich angenehm.

Die andere Hälfte, die alte Reformpartei, wird von dem Dresdner Kammercommerzienrath Zimmermann geführt und hat ihre Hauptstütze im sächsischen Mittelstande und in der Bauernschaft des Großherzogthums Hessen. Sie ist die vollkommenste Ausprägung der englischen Mittelstandsbewegung und demokratischen Affären. Dem Schlachtruf „Kampf den Juden" wurde sie ganz gern geben: „Kampf den Kapitalen" hinzufügen. Wenn von beiden Hälften in Wien nur die verwässerteste Mischung gilt als die „bessere" zu bezeichnen ist, so ist sie es doch immerhin.

Ueber „Antisemitismus" haben in letzterer Gegnerschaft einander so gründlich „Ich" gesagt, daß es noch „Du" Antisemiten, wie die

Abgeordneten Bödel und Ahlwardt, und antisemitische Sonderorganisationen wie der „Deutsche Volksbund“ des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Paul Förster und des vielfach durchgefallenen Reichstagscandidaten v. Mosch. Alles das agitiert durch-, neben- und vielfach gegeneinander. Von irgendwelchem parlamentarischen oder sonstigem politischen Einflusse ist nicht die Rede. Die Erwartung, die man bis Mitte der Neunzigerjahre hegen konnte, der Antisemitismus werde parteibildende Kraft beweisen, hat sich als völlig nichtig herausgestellt. Es geht unaufhaltsam rückwärts. Fraglich ist nur, in welchem Tempo.

Aber was der Antisemitismus an Tiefe verloren hat, das hat er an Breite gewonnen. Der Antisemitismus hat nicht dazu ausgereicht, einer Partei als programmatische Grundlage zu dienen. Aber er hat mehr oder minder alle Parteien sanft durchweht. Als im Abgeordnetenhause die Zurücklegung der jüdischen Rechtsanwälte zur Sprache kam, hießen nicht bloß die Conservativen, sondern auch das Centrum und die Nationalliberalen die verfassungswidrige Praxis des Justizministeriums gut. Nur die Freisinnigen opponierten. Aber selbst von freisinnigen Führern bis zu Eugen Richter hin werden private Aeußerungen antisemitischer Natur colportiert und auch in der Socialdemokratie gibt es Stimmungsantisemiten. Alle Parteien schenen sich, jüdische Reichstagscandidaten aufzustellen. Nur bei der Socialdemokratie ist die Parteidisciplin stark genug, um der Rassenjustincte vieler Parteigenossen Herr zu werden.

In demselben Maße, wie der politische Antisemitismus zurückgieng, wuchs der gesellschaftliche Antisemitismus an. Immer größer ist die Zahl der Vereine geworden, die keine Juden aufnehmen. Von den judenfreien Corporationen waren es früher nur die aristokratischen Corps, die fast durchwegs ungetaufte Juden ausschlossen. Jetzt sind es neben ihnen und den rein antisemitischen Vereinen deutscher Studenten nicht nur die Burschenschaften, sondern zahllose landsmannschaftliche, wissenschaftliche, Turn-, Gesang- und sonstige Studentenvereine, die, wenn nicht satzungsgemäß, so doch thatsächlich „judenrein“ sind. In den übrigen Bevölkerungsschichten steht es ähnlich wie bei den Studenten. Selbst die Freimaurer, die früher gerade den Typus liberaler Toleranz darstellten und auch heute noch liberalen Grundcharakter tragen, sind zwar nicht antisemitisch, aber asemitisch.

Von Beamten- und öffentlichen Stellungen ist das Judentum fortdauernd mehr zurückgedrängt worden. Active jüdische Officiere hat es ja in Deutschland, von ein oder zwei vorübergehenden Ausnahmen in Baiern angesehen, nie gegeben. Aber die Zahl der jüdischen Reserveofficiere wuchs nach 1870 stark an. Das ist jetzt in das Gegentheil verkehrt. Es kommt kaum noch vor, daß ein Jude zum Officier gewählt wird. Die Zahl der jüdischen Richter nimmt ständig ab, namentlich die der jüdischen Einzelrichter. Die Berufung von Juden in Stellungen an den höchsten Gerichten gehört völlig der Vergangenheit an. Die höheren Juden, die man früher noch in einzelnen Ressorts des Reiches, z. B. im Auswärtigen Amt, fand, sind allmählich ausgemerzt worden. Selbst ordentlicher Professor an einer Universität zu werden, soll heute für den ungetauften Juden zu den Unmöglichkeiten gehören.

Die Parole, die die Antijemiten früher ausgaben: „Kauft nicht bei Juden!“ hat ganz ihre Zugkraft verloren. Selbst in dem verhältnismäßig noch antisemitischesten Landestheile Bayern, in Franken, haben sich jüdische Viehhändler den Zutritt zu den Ställen nicht verwehren lassen, weil die Bauern einsahen, daß es für sie zweckmäßiger ist, sich der jüdischen Viehhändler zu bedienen. Jedermann kauft, wo es ihm am vortheilhaftesten erscheint. Auch wenn man zum Arzt, zum Rechtsanwalt oder Notar geht, fragt man nicht nach der Religion oder Rasse des Betreffenden, sondern nach seiner Tüchtigkeit. Der preußische Justizminister hatte darum völlig unrecht, daß er sich bei seiner Stellungnahme gegen das Anwachsen der jüdischen Notare auf die „Stimmung der Bevölkerung“ berief. Bis zur äußersten Rechten hin kennt man den Begriff des geschäftlichen Antisemitismus kaum. Man will überhaupt nicht Antisemit sein, weder politisch, noch geschäftlich, sondern nur Asemit, das heißt, man will gesellschaftlich möglichst wenig mit Juden in Berührung kommen.

Die gewaltige antisemitische Bewegung vom Ende der Siebzigerund Anfang der Achtzigerjahre hat schließlich nur ein bedeutungsvolles Ergebnis gehabt: sie hat das Bewußtsein der Nationalverschiedenheit lebendig gemacht. Manchertei Dinge tragen dazu bei, dies Bewußtsein wach zu erhalten. Organisationen wie der „Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, der es sich zur Aufgabe macht, antisemitische Uebergriffe vor Gericht zu bringen, und der deshalb vielfach „Denunciantenverein“ genannt wird, erinnern an das Vorhandensein fremdvölkischer Interessen. Der Zionismus, der die Gegnerschaft und die angebliche Antisemitenunempfindlichkeit des jüdischen Volkes als Existenzgrundlage hat, befördert natürlich die Absonderung der Juden. Zu allen wo bei dem Kongreß Mordt denkmunt sich ein Theil der von Juden gelenkten Presse unglaublich ungeschickt, indem er es von vornherein als ausgeschlossen hinstellt, daß ein Jude den Mord begangen haben könne, oder wenigstens daß ein Mord aus Blutaberglauben — wie er doch bei christlichen Secten sogar vorgekommen ist! — jemals von einem Juden begangen werden könne. Das reizt natürlich die Gegenseite. Das Judenthum ist vielfach zu nervös. Und seine Solidarität, die sich auch dem vorbildlich engen Familienzusammenhang ergibt, verhindert anderseits das wünschenswerte Aufgehen in der übrigen Bevölkerung.

Im Grunde lagen die Dinge früher ähnlich. Aber die antisemitische Bewegung hat auf der einen Seite die Thatsache der Rassenunterschiede zum Gemeingut gemacht und anderseits einen großen Theil des Judenthums durch den ihm aufgezwungenen Kampf bewußt jüdisch ausgeprägt. Dadurch haben sich die bisher Unterschiede in einen instinctiven Gegensatz verwandelt. Und so dammen Krieg, die Stellung der Juden unter Fremdenrecht oder überhaupt an ein gesetzliches Vorgehen gegen die Juden, denkt ernsthaft kaum noch der prestigegesatte Antisemit. Aber wenn der politische Antisemitismus auch so gut wie todt ist, so steht der gesellschaftliche Antisemitismus dafür in umso üppigerer Blüte.

Die Zahl derer, die die Juden hassen, hat gewaltig abgenommen, die Zahl derer, die sie mit Bewußtsein nicht lieben, ist riesenhaft gestiegen.

Berlin. **H. v. Gerlach.**

Deutschland vor den Handelsverträgen.

In meinem letzten Aufsatze*) hatte ich schon angedeutet, daß die Agitation gegen die Handelsverträge sich nicht lediglich darauf beschränkt, ihr Zustandekommen verhindern zu wollen. Dazu dient allerdings das große Mittel: Doppeltarif mit möglichst hohen Minimalsätzen, namentlich für Getreide. Aber darüber hinaus sieht man sich eifrig, wenn schon Verträge geschlossen werden müssen, ihre Wirkung durch alle möglichen kleinen Mittel abzuschwächen, deren Gesammtheit auch nicht gerade dazu dient, die Verhandlungen zu erleichtern.

Das Verlangen nach Abschluß möglichst kurzfristiger Verträge gehört, genau genommen, nicht in diese Rubrik. Allein es charakterisiert vor allem, wie die Taktik der Vertragsgegner darauf hinauslauft, durch Verhallthornung des Vertragssystems, das natürlich nur auf lange Fristen sogenseitig wirken kann, das System an sich zu discreditieren.

Schon bei der formellen Ausarbeitung des Zolltarifes treten eine ganze Reihe principieller Fragen auf, die diesmal kurzer Hand in dem Sinne beantwortet werden, wie man es in protectionistischen Kreisen für rathsam hielt. Zunächst: wie soll es in Zukunft mit den Waren gehalten werden, die nicht im Zolltarife namentlich aufgeführt sind? Bisher blieben diese zollfrei. Jetzt regen sich vielfach Stimmen, die hierin eine Aenderung eintreten lassen wollen. Allein, da sich so genau doch nicht voraus sehen läßt, wie schließlich die letzte parlamentarische Entscheidung fallen wird, so bezieht man durch eine möglichst weitgehende Specialisierung des Tarifschemas allen Eventualitäten vor. Dass eine Aenderung des theilweise veralteten Schemas durchaus nothwendig war, wird wohl von keiner Seite bestritten werden. Allein, während man vernünftigerweise eine Vereinfachung, hoffentlich vielleicht eine ganz geringe Vermehrung der einzelnen Positionen hätte erwarten dürfen, enthält das bis zur vorgelegte Schema Dutz Tarifnummern gegen die bisherigen 925. Natürlich handelt es sich hier nicht bloß darum, bisher zollfreie Waren glücklich unter Dach und Fach zu bringen, sondern diese Specialisierungsliebe soll dazu dienen, die Freuden des Zollschutzes bis zur letzten Neige auszukosten zu können.

Eine zweite Principwidrigkeit ist die Art der Verzollung. Wer kennen in Deutschland die Vortheile so gut wie gar nicht. Nur ein Abkommen dieser Verzollungsmethode ist uns bis heute auf Eisenbahnwaggons gebrieben. Die Regel bildet die specifische Verzollung, namentlich die Berechnung der Zölle nach dem Gewicht. Der Plan, die Wertzölle wieder aufleben zu lassen, besteht eigentlich wohl nirgends ernsthaft, wenn er auch zu Agitationszwecken wieder hie und da aufgetaucht ist. Seine Anhänger trauen sich nicht so recht hervor, weil dadurch ihr Absicht der Vertragsverweigerung zu offenkundig zutage treten würde. Denn es ist klares, daß nichts so prohibitiv zu wirken imstande ist, als die laxeste Declarationspraxis, die bei Wertzöllen nicht zu umgehen wäre. Allein, damit auch das Unsinnen nicht fehlt, hat sich die deutsche Industrie den Luxus geleistet, am Wertzolle für ihre Branche zu petitionieren.

Doch auch wenn man das Princip der Gewichtsverzollung beibehält, lassen sich genug Mittel und Wege zur kunstliche Preiserhöhungen finden. Die wesentlichste Frage bei der Gewichtsverzollung ist die, ob das Brutto- oder Nettogewicht zur Unterlage der Zollberechnung genommen werden soll. Bisher galt im Deutschland folgende Methode: Als Brutto die bei 6 Meter pro Centnerquantum

Digitized by Google

Zoll zahlen, werden brutto für netto verwogen, das heißt die Emballage ist mitzuverzollen. Dagegen tritt für alle höheren Zollsätze die Nettoverzollung ein, und zwar bleiben hierbei dem Verzoller wieder zwei Wege offen: Entweder er läßt die Ware inclusive Verpackung verwiegen und löst hiervon einen festgesetzten Tarasatz in Abzug bringen oder aber er beantragt Nettowerwiegung. Natürlich wird sich das einzuschlagende Verfahren jeweils nach der Art der eingeführten Waren richten. So wird man z. B. bei sehr zerbrechlichen Waren auf die genaue Feststellung des Nettogewichtes lieber verzichten u. s. w. Man wird zugestehen müssen, daß die gerechteste Verzollung unzweifelhaft diejenige ist, welche den wahren Wert der Waren am genauesten trifft, also die Nettoverzollung. Gerade deshalb aber wird von den Schutzzöllnern die möglichste Ausdehnung der Bruttoverzollung und die Abschaffung des bisher geltenden, wenigstens, wenn auch nicht völlig gerechten, doch brauchbaren Systems gefordert. Welch eine unglaubliche Härte in der Bruttoverzollung liegt, kann man erst erkennen, wenn man sich eingehend mit der Charakteristik der verschiedenen Waren und ihrer Zollbelastung beschäftigt. Eine der kräftigst verzollten Waren sind zum Beispiel einige Glassorten. Gerade sie bedürfen natürlich der gediegensten und vorsichtigsten Verpackung, so daß hier die Tara oft bis zu 70 Procent des Nettogewichtes erreicht. Nehmlich verhält es sich besonders bei feineren Waaren, wenn hier auch die Gewichtsverhältnisse nicht so crass liegen.

Nun liegt es auf der Hand, daß eine weiter um sich greifende Bruttoverzollung schließlich dazu führen muß, da, wo es irgend möglich ist, von der landesüblichen Verpackung abzuweichen und leichtere Umschließungen zu schaffen. Dieses Bestreben macht sich denn bereits bei der Bierverzollung geltend, wo dasselbe Faß, das sofort nach Entladung wieder an das Ausland zurückgesandt wird, immer von neuem beim Ueberschreiten der Grenze Steuer entrichten muß. Man hat den Versuch gemacht, in Barrels derartige Einrichtungen einzuführen. Allein die zuständigen Behörden erklärten einfach, daß sie trotzdem den üblichen Torazuschlag erheben würden. Und so oder auf ähnliche Weise gedenkt man wohl bei eventueller Bruttoverzollung jeder auffälligen Verminderung des Verpackungsgewichtes entgegenzutreten.

Aber auch, wenn man bei der Nettoverzollung der Waren principiell bleiben sollte, hat man schon wieder ein neues Hinterthürchen gefunden, durch das die schutzzöllnerische Gesinnung hereinschlüpfen kann. Man hat nämlich die famose Entdeckung gemacht, daß ja das Verpackungsmaterial auch eine Ware sei und daß es im Inland auch Fabrikanten gäbe, die solche Waren producierten und die daher durch Zölle geschützt werden müßten. So heißt es in einem Erlaß, den unser — wie alle preußischen Minister — gerechter, gütiger und stets hilfsbereiter Herr Handelsminister unter dem 27. Juli d. August an die Handelsvertretungen gerichtet hat: „Die Tara wird gegenwärtig bei Nettoverzollung im allgemeinen zolltrei gelassen. Es wird zu prüfen sein, ob dieser im Gesetz nicht ausdrücklich vorgesehene Zustand, der die mit der Herstellung von Warenumschließungen sich befassenden inländischen Gewerbetreibenden in ihren Zollschutz beeinträchtigt, fernerhin aufrechterhalten werden kann, namentlich, wenn er durch allgemeine Einführung der Verzollung nach dem Reingewicht eine bedeutend größere Tragweite erhalten sollte." Wahrhaftig, hier hat die zollvolle Zähren ihren Höhepunkt erreicht. Wie der Herr von Steuerbeamten müßte bei ihrer praktischen Durchführung ins eingriffen werden, und ich glaube, wir werden schließlich dazu gezwungen sein, die allgemeine Dienstpflicht im Heer auf ein Jahr zu beschränken, dagegen das restliche Jahr dem Grenzdienst als Zollbeamter zu widmen. Nebenbei bemerkt, ist übrigens auch die Prämisse des Ministers gar nicht unbedingt zutreffend, daß nämlich die einheimischen Fabrikanten durch die Einfuhr der Verpackungen geschädigt werden. Denn auch unsere Cartonfabriken z. B. exportieren, und es ist daher gar nicht unmöglich, daß die angebrich so schwer concurrierenden Verpackungen der exportierten Waren deutschen Ursprunges sind.

Diese zolltechnischen Versuche der Schutzzöllner dienen nicht nur dazu, die Wirkung der eventuellen Zollsätze und die Inlandspreise zu erhöhen, sondern sie sind auch geschickt ins das Zustandekommen der Handelsverträge, da gerade solche kleinliche Chicane am unangenehmsten von den ausländischen Importeuren empfunden wird.

Allein den Giftelmurk erreicht diese kleinliche Chicanemanie in einem Vorschlage, der nicht einmal dazu dienen kann, den Zollschutz für die inländische Industrie wirksamer zu gestalten, sondern einzig und allein dahin führen muß, dem Handel das Dasein zu erschweren: die Ausbildung der sogenannten Zollcredite. Bisher konnten diejenigen, welche mindestens 6000 Mark Zoll jährlich entrichteten, gegen Hinterlegung einer Caution die Stundung der Zahlung auf vier auf drei Monate für sich beanspruchen. Hinsichtlich des Jahres 1852 wurde dieser Credit auf neun Monate erhöht. Eine weitere man ihn ganz in Fortfall kommen lassen, indem man das über alle Unregelmäßigkeiten herausschießen, so beschränkt es in sogenannten eine Verzinsung der Credite zu verlangen. Diese endlich würde recht kleinlich, wenn man bedenkt, daß die jährliche Inanspruchnahme durch die Zollcredite sich auf einen 60 Millionen Mark beläuft. Der Zinsenausfall von höchstens 600.000 Mark spielt also für den Staat gar keine Rolle, während für den einzelnen Kaufmann durch die Verzinsung eine exhebliche Belastung entstehen müßte.

In dem schon oben erwähnten Erlaß unseres Herrn „Ministers gegen den Handel" wird darauf hingewiesen, daß die veränderten Verkehrsverhältnisse wohl kaum noch die Zollcredite nothwendig machten. Dabei übersieht der Herr Minister zunächst, daß eine Besserung der Verkehrsverhältnisse doch nur bei solchen Gütern constatieren ist, die per Bahn spediert werden. Dagegen bleiben Massengüter, die nur die Wasserfracht vertragen, vornehmlich aber Hölzer, die gestößt werden müssen, nach wie vor, schon mit Rücksicht auf die wechselnde Witterung, der schwankenden Gunst der Transportverhältnisse unterworfen. Für solche Waren muß der Zoll natürlich recht lange von den Importeuren ausgelegt werden. Aehnlich verhält es sich mit ausländischen Rohstoffen und Halbfabrikaten, die in Deutschland verarbeitet werden sollen, namentlich aber mit Gütern, die, wie z. B. Wein, einer längeren Lagerung bedürfen.

Vor allem aber vergißt der Minister, daß im gleichen Verhältnis wie im allgemeinen eine Verbesserung der Transportverhältnisse eingetreten ist, sich auch diejenigen des Creditverhältnisses schoben haben. Gerade der mittlere und kleine Händler muß heute, wenn er überhaupt Geschäfte machen will, oft bis zu sechs Monaten Credit geben.

Darnach wird es in den meisten Fällen dem Importeur nicht möglich sein, den vollen Zoll gleich zu zahlen und der Kaufmann wird gezwungen werden, sich auf andere Weise zu helfen. Man würde entweder die Waren nur in kleinen Posten beziehen oder, wo das nicht möglich ist, sie auf Theilungslager unter Zollverschluß stehen lassen und immer nur diejenigen Quanten jeweils verzollen lassen, die man dringend braucht. Dadurch würde natürlich dem Staate eine Menge Mehrarbeit erwachsen, die eine erhöhte Anzahl von Zollbeamten erfordern müßte.

Aus vorstehenden Ausführungen wird gerade der nicht reichsdeutsche Leser leicht ersehen können, wie unsetig die Aspireien sind, unter denen Deutschland in die Verhandlungen zwecks Erneuerung der Handelsverträge eintritt. Durch die reactionäre Strömung in Regierung und Volksvertretung wird es von vornherein seinen Verrrogsgegnern gegenüber gefesselt. Dabei ist bereits seine Lage eine recht schiefe geworden durch all jene Maßnahmen, die man unter dem Decknontel hygieinischer Bedürfnisse eingeschmuggelt hat, wie z. B. das Fleischeinfuhrverbot und ähnliche liebliche Beigaben. Dazu kommt, daß die innere Verkehrspolitik in den Händen der Einzelstaaten liegt und im größten Stoote, in Preußen, auf die reactionärste Weise durchgeführt wird. Der Uebel größtes aber, der Verderbol, dessen Erbedung Graf Bülow, bisher die Hoffnung einer Optimisten, schon angekündigt hat, steht drohend über dem Erwerbsleben Deutschlands. Schon erheben sich Stimmen in Ungarn und Rußland gegen diese selbstherrliche Politik des Deutschen Reiches, und es ist völlig unerfindlich, welche Finanzkünstler aus solchem Teig schließlich guten Kuchen zustande bringen sollen. Bange Sorgen erfüllen alle Einsichtigen in dem „Deutschland vor den Handelsverträgen". Bricht denn immer noch nicht der elementare Volksinstinct los, der uns wenigstens ein glückliches „Deutschland nach den Handelsverträgen" beschert? Leider nein! Zwar beherrscht in einzelnen Kreisen der Bevölkerung große Erregung. Namentlich in der oberschlesischen Industrie, die die ein Zollkrieg mit Rußland ein Todesstoß sein konnte, gährt es bedenklich. Auch hört man jeden Tag massenhaft von großen Versammlungen, die im Reich abgehalten worden sind. Die Protestresolutionen hageln nur so. Aber wo bleibt die Begeisterung und das Bewußtsein, für eine große Sache zu kämpfen, die dem Volkschicksal gleich und bei der Vor Heinze die gesammte Opposition in einer compacten Masse eintr? Davon ist leider auch heute noch nichts zu spüren. Die Führer der Anti-Agrarparteien haben heute noch miteinander, wie sonst auch, gerade als ob gar keine Gefahr im Verzuge wäre. Die leidige Sucht, theoretisch und durchaus principiell Politik treiben zu wollen, ist in Deutschland immer noch intensive Bürgerfeindin der Agrarier. Hoffentlich siegt die praktische Einsicht noch in zwölfter Stunde.

Georg Bernhard.

Künstlicher Indigo.

S. Prof. Bent Friedländer.

Wie der verwundeten in Folge der Ausstellungsobjecte viel in Paris durch die Eröffnung des Ausstellungsparks und dem Laien eine nicht mehr verständliche Sprache war, die auf die Fachmänner aller Nationen drückte, so [illegible] Materiales bei concentriertester Aufmerksamkeit [illegible] Gebiete [illegible] Gebäude machte.

[illegible] Fabriken Deutschlands [illegible] Ausstellung vereinigt, um ein Bild von

Digitized by Google

der Leistungsfähigkeit und dem Umfange der deutschen chemischen Industrie zu geben, und ihre Producte in vielen hunderten von Flaschen und Gläsern ausgestellt. Dem großen Publicum mußte naturgemäß die Mehrzahl dieser Präparate räthselhaft bleiben; unter den verständlichen waren aber nicht wenige geeignet ein gewisses Unbehagen zu erregen, insofern sie dem Anspruch erhoben, mit mehr oder weniger Berechtigung altbewährte Naturproducte zu ersetzen. Ich sehe hier ab von den chemisch präparierten Nahrungsmitteln, wie Tropon, von dem Zuckerersatz Saccharin, von den künstlichen Riechstoffen Vanillin, Jonon, Moschus ꝛc., von den zahlreichen Medicamenten. Aber sind nicht auch die künstlichen Farbstoffe, die sich hier so aufdringlich präsentierten, nur Surrogate für die altbewährten, viel echteren, natürlichen Pflanzenfarbstoffe, und nun soll gar, wie die Ausstellung zeigt, der wichtigste und älteste aller Pflanzenfarbstoffe, der Indigo, künstlich hergestellt werden! Vermuthlich handelt es sich auch hier nur um ein „Surrogat", aber die auch dem großen Publicum einleuchtende Wichtigkeit der Sache erregte doch im hohen Maße das Interesse nach verschiedener Richtung.

Wir beziehen diesen den Färbern bisher unentbehrlichen Farbstoff bekanntlich aus den Tropen (Ostindien, Westindien, Afrika), wo die Indigo liefernde, in Plantagen cultivierte Pflanze allein die nothwendigen Vegetationsbedingungen (Hitze und Feuchtigkeit) findet. Der Wert des jährlich producierten Indigos beträgt je nach dem Ausfalle der Ernte 60 bis 90 Millionen Kronen, und schon diese Zahl illustriert die nationalökonomische Bedeutung, die der Farbstoff für den Producenten, wie für den Consumenten besitzt. Die Plantagen Indiens bedecken mehrere Millionen Hektare des fruchtbarsten Bodens und brachten bisher eine, wenn auch stark schwankende, doch immer sehr bedeutende Rente. Man ermißt leicht, welch' finanzielle Katastrophe das nothwendigerweise Aufgeben dieser Culturen mit sich bringen würde. Die künstliche Synthese des Indigos wird hier sehr tief greifende ähnliche Folgen haben, wie die Invasion der Reblaus in die Weingezenden. Andererseits ist zu berücksichtigen, daß derselbe Boden für den Anbau von Brotfrüchten und sonstigen Ernährungsstoffen ausgezeichnet geeignet ist, und daß Indien von fast periodischen Hungersnöthen heimgesucht wird. Es liegt sicher nicht im Interesse der Gesammtbevölkerung, diesen agrarischen Proceß, dessen Ausgang kaum mehr zweifelhaft ist, künstlich aufhalten zu wollen, sofern das überhaupt noch möglich ist.

Mag man aber auch das Aufgeben der Plantagen bedauern, für den Consumenten liegt kein Grund vor, mit der kommenden Veränderung unzufrieden zu sein. Er verliert die Abhängigkeit von dem unberechenbaren, oft schroffen Wechsel der Preisconjuncturen und erhält den chemisch hergestellten Farbstoff einheitlich und in einer Reinheit, wie sie das Pflanzenproduct nicht besitzt.

Ist es aber möglich, die geheimnisvollen Processe nachzuahmen, die in der Indigopflanze unter der Glut der tropischen Sonne vor sich gehen, und in Retorte und Kessel ein Product darzustellen, das mit dem natürlichen Farbstoffe in jeder Hinsicht identisch ist? Noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurden beide Fragen aus metaphysischen Gründen kategorisch verneint. Heute können wir die zweite ebenso sicher bejahen: wir können auf synthetischem Wege Indigo herstellen, der mit dem natürlichen zweifellos identisch ist, aber wir können uns dabei nur chemischer Processe bedienen, die von denen der lebenden Pflanze ebenso zweifellos verschieden sind. Bei letzterer spielt das lebende Protoplasma jedenfalls eine Hauptrolle, und die Art und Weise seiner Wirksamkeit ist auch heute in seiner letzten Ursache räthselhaft und wird es wohl auch bleiben. An dem ferneren Pflanzenstoffe ist aber die Mitwirkung des Lebens bei seiner Entstehung ebensowenig mehr zu spüren, wie an den Kreidefelsen Englands die der Organismen, die sie einst aufbauten.

Die Methoden, die die moderne Chemie bei der Synthese des Indigos anwandte, sind von allgemeinerem Interesse, umsomehr, als das Vorgehen in analogen Fällen das gleiche ist, mag es sich um die Herstellung des wirklichen Prineips des Kaffees oder Thees (des Kaffeins, das gegenwärtig aus Guano erhalten wird) handeln, oder um die Synthese eines natürlichen Riechstoffes, des Zuckers u. a. m.

In allen Fällen wird die betreffende Verbindung nach ihrer Isolierung zunächst analysiert, d. h. der Procentgehalt an Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff ꝛc. ermittelt. Hieraus wie auch aus der Moleculargewichtsbestimmung ergibt sich, wie viele Atome obiger Elemente in dem kleinsten Theilchen Molecül der Verbindung enthalten sind. Die moderne Chemie lehrt, daß diese unter Umständen sehr zahlreichen Atome in dem Molecül sich nicht regellos durcheinander bewegen, sondern räumlich an bestimmten Stellen gelagert sind; diese räumliche Anordnung, die sogenannte Structurformel mit ihren Bindungen, zu bestimmen, ist die nächste schwierige Aufgabe.

Sie wird dadurch gelöst, daß man das Molecül durch chemische Eingriffe in Bruchstücke spaltet und dies so lange, bis man auf ein von früher her bekanntes, auf eine bereits bekannte Atomgruppe Verbindung mit bekannter Lagerung der Atome mehr. Dann läßt sich ein Rückschluß auf die ursprüngliche Verbindung machen und ihre Structurformel mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit feststellen.

Jetzt gilt es, den umgekehrten Weg der Synthese oder des Aufbaues einzuschlagen und die Verbindung aus den Bruchstücken wieder zusammenzusetzen, ein Vorgang, der sich entfernt mit den bekannten Geduldspielen vergleichen läßt, bei denen ein leicht zerlegbares Gebilde aus zahlreichen aufgeschnittenen Stäbchen, Ringen ꝛc. nur schwierig wieder zusammengesetzt werden kann. Bei der Synthese sind meist zahllose Versuche nothwendig, neue Reactionen müssen aufgefunden und ausgearbeitet werden, oft sind große Umwege nothwendig, um das ersehnte Ziel zu erreichen.

Wann der geeignete Moment gekommen ist, den analytischen Weg zu verlassen und den meist schwierigeren synthetischen des Aufbaues zu betreten, das zu ermessen, ist häufig Sache des Temperamentes. Die österreichische Chemie verfährt hierin gewöhnlich sehr vorsichtig und methodisch, die deutsche ist kühner und aggressiver.

Beim Indigo führte die analytische Methode verhältnismäßig rasch zu einem wichtigen Resultat — denn an diesem Problem haben sich die hervorragendsten Chemiker fast aller Nationen schon seit den achtzehnten Jahrhundert beschäftigt. Man erkannte sehr bald, daß im Indigo der Atomcomplex des Anilins (respective der damit nahe verwandten Anthranilsäure) enthalten ist, aber die Synthese hat gegen außerordentliche Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Lösung der Aufgabe gelang erst 1879 dem ersten jetzt lebenden Chemiker, A. Baeyer in München, dem Haupt der jetzt dominierenden deutschen Schule, nach jahrzehnte langer Arbeit und auf der Basis einer Reihe von classischen Untersuchungen, deren anregender Einfluß auf allen Gebieten der organischen Chemie noch heute fühlbar ist. An die erste Bayer'sche Synthese schlossen sich in den nächsten Jahren noch verschiedene andere an, bei denen dasselbe Resultat auf wesentlich anderem Wege erreicht wurde. Endlich gelang es 1893 Professor Heumann in Zürich auf Grund der Bayer'schen Arbeiten, das Anilin, respective die Anthranilsäure als Bausteine für eine Synthese des Indigos zu verwenden, und diese steht gegenwärtig sogar im Vordergrund des technischen Interesses. Das erste Ausgangsmaterial ist das bekannte Naphthalin des Steinkohlentheeres, das durch Einwirkung von Schwefelsäure erst in Phtalsäure, dann durch Ammoniak, Natron und Chlor in Anthranilsäure umgewandelt wird.

Es braucht kaum betont zu werden, daß die Arbeiten Baeyers und seiner Schüler ausschließlich rein wissenschaftliche Zwecke verfolgten. Demungeachtet erregten sie das gespannteste Interesse auch der chemischen Industrie, und schon 1879 erwarben sich die beiden bedeutendsten Farbenfabriken Deutschlands, die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. und die Farbwerke vormals Meister Lucius und Brüning in Höchst, mit sehr bedeutenden Opfern von A. v. Baeyer das Recht zu dem Versuch, seine Synthesen in einem technischen Maßstab auszuführen und praktisch auszunützen. Die technischen Schwierigkeiten schienen freilich zunächst unüberwindlich, eine Anzahl wichtiger Vorfragen mußte erst gelöst werden, ehe ein greifbares Resultat erzielt werden konnte, das sich dann doch sehr bald als ungenügend erwies. Eine Concurrenz mit dem natürlichen Farbstoff war zunächst nicht möglich, und die indischen Plantagenbesitzer, die, um ihre Existenz besorgt, sich die Sachlage an Ort und Stelle ansahen, konnten beruhigt wieder zurückreisen. Die Arbeiten wurden jedoch nicht aufgegeben. Die Industrie war zu sehr von neuen kommenden Siegen der Wissenschaft überzeugt, zu sehr von ihrer eigenen Leistungsfähigkeit durchdrungen, um den Muth zu verlieren. Jede irgendwo auftauchende Möglichkeit auf eine neue Lösung wurde eingehend verfolgt, die wissenschaftliche Forschung nachdrücklichst unterstützt, Millionen auf Millionen für Versuche ꝛc. verausgabt. Allein die Badische Anilin- und Sodafabrik hat bisher bei diesen Bemühungen circa 18 Millionen Mark investiert. Nach zwei Decennien rastloser Arbeiten ist das Ziel angeschrieben erreicht. Die technischen Schwierigkeiten wurden soweit überwunden, daß eine Concurrenz mit dem natürlichen Farbstoff möglich ist, und mit Absichtlich des Jahrhunderts erschien der erste „künstliche Indigo" auf dem Markt. Der Kampf mit dem Pflanzenproduct — ein Kampf um Leben und Tod — ist noch nicht ausgetragen, aber der endliche Ausgang ist nicht zweifelhaft.

Zu gegenwärtig das Problem bereits seine endgiltige technische Lösung gefunden hat, läßt sich trotzdem nicht mit Sicherheit behaupten. Auf der Basis der Baeyer'schen Arbeiten sind noch weitere Synthesen zu erwarten, die ebenmehl technische und pecuniäre Vortheile bieten können. Was hier jetzt noch thut, ist weniger eine wissenschaftliche That ersten Ranges, als vielmehr die stetige Arbeit von Männern, die mit voller Beherrschung der wissenschaftlichen Errungenschaften technisches Verständnis verbinden, die sich gegebenem Ziel und Weg in einer Weise die praktische Arbeit im Auge haben. An derartigen Kräften, ohne die chemischen Industrien auch an von ihnen ausgebildeten Arbeitskräften Deutschland überragt.

Die eben geschilderten Arbeitsmittel, neben [illegible] Betrachtung an

Digitized by Google

Gesetzt den Fall, die Entdeckung des künstlichen Indigos wäre von einem österreichischen Professor gemacht worden, und derselbe hätte den patriotischen Ehrgeiz besessen, seine Erfindung für die heimische Industrie nutzbar zu machen. Existiert eine chemische Fabrik in Oesterreich, eine Farbenfabrik ist hierzu nicht erforderlich, die das Risico derartig großer Investitionen bei völlig zweifelhaftem Erfolg auf sich genommen hätte? Dass diese Frage kategorisch verneint werden muss, ist zwar kein Compliment für den Unternehmungsgeist der österreichischen Industrie, aber es fehlt für dieselbe nicht an Milderungsgründen.

Die Industrie schätzt mit Recht nur diejenigen, von denen sie erfahrungsmäßig Förderung erwarten darf. In dieser Situation befindet sie sich aber gegenüber den Vertretern der chemischen Wissenschaft und Technologie Oesterreichs keineswegs immer. Keine der vorhandenen chemischen Fabriken basiert auf einheimischen Erfindungen. Die Fabricationsmethoden sind fast durchgängig fertig vom Ausland bezogen, gewöhnlich gleich mit den ausführenden Chemikern als Leitern. Die von einheimischen Hochschulen ausgebildeten Kräfte werden meist in untergeordneten Stellungen verbraucht oder machen höhlsens ab und zu in Industriezweigen Carriere, die eine gewisse Stabilität ihrer Entwickelung erreicht haben. Industrien, bei denen eine Weiterentwickelung Lebensfrage ist, wie die Cattundruckereien, benützen mit Vorliebe (und Vortheil) Ausländer.

Dabei findet natürlich trotzdem ein unter Umständen recht reger Connex zwischen Industrie und Wissenschaft statt. Aber die Art dieses Verkehrs ist für beide Theile verhängnisvoll. Die wissenschaftlichen Capacitäten Oesterreichs übernehmen dabei nicht selten — und häufig nicht ungern — die Rolle von Handelschemikern, die Analysen ausführen, Gutachten in Processen abgeben und ähnliches, wofür sie im wahren Interesse der Industrie eigentlich keine Zeit übrig haben sollten. Die Industrie aber hat sich an dies Niveau der Technologie gewöhnt und betrachtet eine derartige Industrieförderende Thätigkeit offenbar als die normale und berechtigte.

Schwerer verständlich ist, dass auch seitens der maßgebenden Behörde keine höheren Ansprüche gestellt werden, und häufig in Personenfragen Protection und akademischer Coterie ein Einfluss zugestanden wurde, der in den leider sehr viel besser orientierten Ausländer theils Heiterkeit, theils Bedauern erregte. Man wende nicht ein, dass gute Technologen in Oesterreich schwer zu haben sein werden. Das ist nicht zutreffend; bei richtiger Erziehung werden auch die einheimischen Jünger der Wissenschaft in Oesterreich die Erfolge erzielen, die ihnen im Auslande nicht ausbleiben.

Aber selbst wenn gegenwärtig kein besseres Material zur Verfügung stände, was nicht zutrifft, ist es denn ein Postulat der nationalen Ehre, nur österreichische Jnuacht zu cultivieren und dann zu verkümmern? Die Schweiz beruft ohne Bedenken deutsche Chemiker an ihre Hochschulen, und Deutschland hat nicht gezögert, die erste Capacität auf dem Gebiet der theoretischen Chemie van't Hoff für Berlin zu acquirieren. Wenn der österreichische Staat ähnlich verfährt, wird er seiner Industrie zwar nicht mehr die Spitzeln des Indigos zugute kommen lassen können, aber die Zahl der wissenschaftlich technischen Probleme ist ja unbegrenzt. Es wäre der heimischen Industrie zu gönnen, wenn ihr von dieser Seite einmal eine unerwartete Forderung zuteil würde. Vivant consules!

Die Stücke des Schwertes.*)

Die Niederlage bei Sedan, die Gefangennahme des Kaisers und des kaiserlichen Heeres hatten das Schwert Frankreichs zerbrochen, aber die Stücke existierten noch, und mit diesen Stücken suchte die französische Nation den siegreichen Gegner zu widerstehen. Die Bruder Paul und Victor Margueritte, die Söhne des bei Gravelotte gefallenen Generals Margueritte, haben sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte des großen Krieges in einem Romancyklus von der Art der methodologischen Arbeiten Zolas zu schildern. Das Werk ist auf vier Bände berechnet, wovon bis jetzt zwei erschienen sind: „Le Désastre“ erzählte den Ausbruch des Krieges, die unglücklichen Erstlingsschlachten bei Sedan und den Sturz des Kaiserthums, der uns jetzt vorliegende zweite Band beginnt sich aus dem zu Eingang erwähnten Grunde „Die Stücke des Schwertes“ (Les tronçons du Glaive) und führt uns von Sedan bis zur Uebergabe von Paris, der dritte Band wird einzelne Episoden, Sedan, Strasburg, Frankreich, Belfort, enthalten, die sich mit dem Schluss des Romans nicht vereinigen lassen, und im vierten Bande soll die Geschichte der Commune erzählt werden.

Mit welchen Hoffnungen die Verfasser an ihre Aufgabe herangetreten sind, geht schon aus der Einleitung hervor, worin es heißt: „Vielleicht werden wir sein, wenn wir diese Trilogie, oder weitere Schilderung zu Ende gelesen haben, die Einzigen sein, welche [illegible] Krieges und vor diesem, der alle [illegible] Menschheit ihn noch anzuzwingen wagen, geweckt und gestärkt wird.“

„Die Stücke des Schwertes“ sind die einzelnen Volkshereve, die sich nach dem Falle Napoleons in Paris, an der Loire, in Dijon, im Norden und Osten, bildeten. Um uns alle diese verschiedenen Anstrengungen des französischen Volkes in der Form eines Romans schildern zu können, mussten die Autoren von vorneherein auf einen einheitlichen Gang, wie man ihn von dem Kunstwerke des Romans zu verlangen berechtigt ist, verzichten. Als nothdürftige Verbindung der erzählten unzusammenhängenden Ereignisse dienen ihnen die Verwandschaft ihrer sämmtlichen Helden. Es ist eine große Familie, deren männliche Mitglieder in den verschiedensten Gegenden und Stellungen ihre Pflicht dem fremden Eindringling gegenüber thun, so dass die Erzählung ihrer Schicksale zu einer Geschichte des Krieges und aller wichtigen Vorgänge auf französischem Boden vom September 1870 bis Anfang März 1871 wird. So zahlreich sind diese für ihr Vaterland streitenden Väter und Söhne, Vettern und Schwäger, dass der Leser, selbst wenn er den Autoren mit behutsamer Aufmerksamkeit folgt, hier und da den Faden verliert und die Personen verwechselt. Da ist der alte Vater Jean Neal, der Gutsbesitzer von Charvoni in der Touraine, ein stattlicher Greis von 78 Jahren, der in den Schlachten bei Leipzig und Waterloo gefochten hat. Er ist der einzige Mann der Familie, der zu Hause bleibt, aber nachdem die deutschen Armeen das Land besetzt haben und immer neue Feldhescharen den Einwohnern immer neue Lasten auferlegen, ist der alte Soldat nicht mehr zurückzuhalten. Mit drei anderen Unverhöhnlichen legt er sich eines Nachts in den Hinterhalt, erschießt einen deutschen Soldaten und wird am nächsten Tage füsiliert. Der Greis tödtet seine bejahrte Gattin, die ihm nach wenigen Tagen in die Grube folgt.

Die Söhne des Paares, Charles und Gustave, dienen dem Vaterlande, der eine als Ingenieur und Chemiker in der Umgebung Gambettas in Tours und Bordeaux, der andere als Arzt in der Nordarmee; von seinen Enkeln ist der älteste Lieutenant, der zweite im Feldreglerhauptquartier, der jüngste mit Bourbaki im Osten. Dazu kommen sein Schwiegersohn, fünf Vettern, zwei Neffen, die den Krieg als Reserveofficiere, als Franctireurs, als Nationalgardisten u. s. w. mitmachen und so den Autoren Gelegenheit geben, uns bald in das eingeschlossene Paris, bald nach Tours und Orléans, dem Sitze der Regierung, bald zu Garibaldi nach Dijon, bald an die Loire zur Armee Chanzys, dann wieder zur Kaiserproclamierung nach Versailles, wo einer der Vettern verwundet und gefangen ist, zu den von Hunger, Kälte und Erschöpfung hinsinkenden Soldaten Bourbakis, zu den ausgeplünderten und zum Theil niedergebrannten Dörfern der Touraine, von Feldherbe zu Trochu, von Gambetta zu Jules Favre und von Manzini zu Thiers zu führen.

Alle die Männer, welche auf der französischen Seite eine Rolle in dem großen Kriege spielten, werden kurz, scharf und glänzend charakterisiert: der glühende Patriot Gambetta, dessen hinreißende Beredsamkeit, unbeugsame Willenskraft und raschlose Elasticität des Geistes beinahe das Volk aufgerüttelt und Armeen aus dem Boden gestampft hätten. Sein maemmüdlicher Gehilfe Freycinet, der sich unglücklicherweise für einen großen Strategen hielt und dessen Plane, Befehl zu ertheilen und in Deutschland selbst einzudringen, die Armee Bourbakis zum Opfer wurden; der geniale Verführer Chanzy, der in verzweifeltsten Ringen dem wirklichen Gegner erlag. Der brave Bierbauchpolitiker Trochu, der nicht den Muth hatte, die fast eine halbe Million starke Nationalgarde zu benutzen und diesen zaghafter Raisonnements zu entgehen, hauptsächlich zugeschrieben werden muss, dass Paris mit seinen 500000 Mann vor 200000 capitulierte. Der enghezige, kleinliche Egoist Thiers, der in all dem Unglück nur ein Mittel zur Förderung seiner Interessen sah und stillvergnügt abwartete, bis die heroischen Bemühungen Gambettas gescheitert waren, worauf ihm Frankreich wie eine reife Frucht in die Hände fiel.

So treffend und anziehend diese Charakterisierungen aber auch sind, sie werden an Interesse weit übertroffen von den mit lebendigster Anschaulichkeit geschilderten Situationsgemälden: die Leiden und Wachen der Soldaten, ihre Gedanken und Gefühle werden mit so überzeugender Wahrheit und Lebendigkeit gezeichnet, dass wir mit ihnen hungern und frieren, baden und darben, und mit der gleichen genialen Sicherheit führen die Schilderungen der Autoren in die Kreise der Bauern und Bürger. Einige dieser Bilder, die besonders gelungen sind, die Barbarei und Schmutzlichkeit des Krieges darstellen oder die glänzende Darstellungskunst der Autoren zu bekunden, verdienten schon jetzt ein näheres Eingehen, aber ich hoffe, dass eine deutsche Uebersetzung des trefflichen Werkes dasselbe bald dem modernen deutschen Publicum zugänglich machen wird. Eine baldige Uebersetzung ist aus manchen Gründen wünschenswert; ganz abgesehen von dem lehrhaft humiliierenden Gehalte des Werkes ist es gerade in politisch-geschichtlicher Hinsicht, wo es fast nur dem [illegible] Gesichtspunkt, ganz unparteiisch zu sein, [illegible] wichtig, auch [illegible] Zeit zu lesen, und dann dürfte sich kein französisches [illegible] besser eignen als der Roman der Brüder Margueritte, die so [illegible] und [illegible] sind, wie es einem Franzosen oder [illegible]

Selbst wenn wir dabei nur lesen, daß jedes Ding zwei Seiten hat, eine Thatsache, von deren Vorhandensein wir freilich ohnehin wissen könnten, so ist schon etwas gewonnen. Und weiterhin können wir lernen, daß nicht irgend ein bestimmtes Volk ein Volk von Räubern und Mördern ist, während irgend ein anderes Volk Tugend und Ehre für sich gepachtet hat, sondern daß alle Völker je nach den Umständen Helden- und Schandthaten zu begehen imstande sind. Ich denke in diesem Augenblick an die Engländer, deren Vorgehen im Transvaal wir gar nicht scharf genug verdammen können und die wir ein über das andere Mal Banditen und Mordbrenner nennen. Das kommt daher, weil wir mit unseren Sympathien auf der Seite der Boeren stehen. Wären wir Engländer, so würden wir ohne jeden Zweifel in so mancher Maßregel, die wir jetzt als grausame Barbarei ansehen, eine durch die Umstände gerechtfertigtes und vielleicht sogar löbliches Vorgehen sehen. Die Engländer geben uns zu, daß der Krieg eine scheußliche Barbarei ist, und sagen: „Eben deswegen muß er in einer Weise geführt werden, die ihn so schnell wie möglich beendet. Wenn wir die Frauen und Kinder der Boeren verfolgen, die Felder verwüsten und die Häuser niederbrennen, so hat das alles nur den Zweck, die Boeren zu bedingtem Nachgeben zu zwingen und so den Greuels des Krieges ein Ende zu machen. Je menschlicher und milder wir den Krieg führen, desto länger dauert er, und es ist daher gerade im Interesse der Civilisation gehandelt, wenn wir grausam und barbarisch sind."

Dieses Raisonnement versängt sicherlich bei keinem Boerenfreunde, aber es leuchtet ebenso sicher allen Engländern ein, und es hat bei früheren Gelegenheiten allen möglichen Nationen eingeleuchtet, die das Argument brauchten. Gegenüber dem englischen Urtheil, welches das Bombardement von Paris als eine Greuelthat hinstellte, machte Bismarck geltend, es sei lang nicht so unmenschlich, die Pariser durch die Belagerung zur schnellen Uebergabe zu zwingen, als sie, wie es nachher geschah, durch Hungersnoth und die begleitenden Krankheiten und Seuchen aufzureiben. Den Deutschen kam das ganz richtig vor, aber andere Leute sahen die Sache anders an. Wie ungeheuer schwer es ist, in diesen Fragen unparteiisch zu sein, beweisen die Brüder Margueritte selbst. An einer Stelle ihres Buches heißt es: „In Peronne haben die Deutschen mit kalter Barbarei die Stadt mit Bomben und Granaten beschossen und dabei ausschließlich die Kirchen und Spitäler zur Zielscheibe genommen. Neue Kriegssitten, welche an die primitive Wildheit unserer Vorfahren erinnern. Sie erschrecken die Einwohner, welche den Commandanten der Garnison beschworen, sich zu ergeben. Der Commandant von Peronne hat diesem Drucke nachgeben müssen. Und unerhört ist der cynische Jesuitismus dieser Sieger, welche ihre Menschlichkeit rühmen! Sie geben vor, so zu handeln, um den Krieg schneller zu beenden, um den Städten die Leiden einer regelmäßigen Belagerung zu ersparen. Sie lügen gleich zu Anfang einen schrecklichen Schlag. Haben sie nicht auch die Stadt gehabt, dem Platzcommandanten zu erklären, sie machten ihn verantwortlich für alle Leiden, welche das Bombardement über die Einwohnerschaft bringen würde?"

Wie man sieht, ist das ganz und gar das Argument der Engländer im Transvaal, aber was den Deutschen damals wie unaufechtbare Wahrheit erschien, halten sie heute für eitel Lüge und Heuchelei. Den Brüdern Margueritte ist es sogar passiert, daß sie in ihrem Buche, wo es sich um die Deutschen handelt, von unmöglichen Jesuitismus sprechen, wie wir eben gesehen haben, um dann 40 Seiten weiterhin, wo sich die Franzosen desselben Argumentes bedienen, die Sache ganz in der Ordnung zu finden. Und dabei ist kaum jemals ein unparteiischeres Buch über den deutsch-französischen Krieg geschrieben worden! Der Sohn des alten Mal, der Chemiker, hat eine Erfindung gemacht, die den Krieg beenden soll: „Es waren das mit Phosphor gefüllte Zündkerzen, die sich im Augenblick der Explosion entzündeten und auf einen weiten Umkreis Feuer und Tod nach gräßlichen Verwundungen verbreiteten. Gewiß ein Beweis den Patriotismus, das Prinzip höherer Menschlichkeit, welche den Chemiker beseelten ." Was sei den Deutschen Zeitlichkeiten war, ist bei den Franzosen höhere Humanität! All das zeigt uns, daß kein Volk dem andern etwas vorwerfen kann, und daß wir alle sämmt dem Splitter im Auge des Nächsten mehr Aufmerksamkeit schenken, als unseren eigenen Balken. Nicht die Engländer sind Barbaren und Mordbrenner, wie wir aus dem Verhalten im Transvaal folgern möchten, nicht die Franzosen sind Räuber und Banditen, weil sie die Pfalz verwüstet und die Museen Europas geplündert haben, nicht die Deutschen sind Heuchler und Bestien, wie die Franzosen im Kriege glaubten, sondern der Krieg an sich ist der Inbegriff aller Barbarei, aller Mord- und Schandthaten, aller Brutalitäten und Gemeinheiten, und wer immer mit ihm zu thun bekommt, verroht und verwildert, wird zum Räuber und Mörder. Diese Lehre kann man nie oft genug wiederholen, gar nicht laut genug verkündigen, und es ist zu bedauern, daß sie in der Civilisation immer noch nicht mehr gilt, um diese Wahrheit in allen Zonen der Welt zu lassen, an Stelle der ingnerischen und alter Cultur widersprechenden Verherrlichung des Krieges und der Kriegshelden. Das Buch der Brüder Margueritte bezeugt diese Wahrheit auf jeder Seite, und deshalb wünsche ich ihm die weiteste Verbreitung nicht nur in Frankreich und in Deutschland, die es zunächst angeht, sondern in der ganzen civilisierten Welt — selbst in Südafrika, in China und auf den Philippinen!

Paris. Karl Eugen Schmidt.

Der Deutsche Bühnenverein und die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.*)

Noch dem Erzählten dürfte es niemanden verwundern, daß sich der Verlauf der Generalversammlung recht unerquicklich gestaltete. Viele konnten nur schlecht ihren Aerger über die Zwangslage verbehlen, in die sie durch die Commissionsanträge gebracht worden waren. Sie hätten so gerne alles beim alten belassen, aber gegen alle Erwartung zu stimmen, das getrauten sie sich wieder nicht. Hatte doch ein Verrüchter schon einige Exemplare des Commissionsprotokolles an die bösen Zeitungen versandt, so daß diese bereits Anlaß genommen hatten, sich über die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Reformen zu verbreiten, und in Oesterreich, also dort, wo die Generalversammlung tagte, hatte eine Anzahl von Theaterfreunden sogar einen öffentlichen Appell an den Gesetzgeber gerichtet, he möge zu Gunsten der Schauspieler eingreifen und wie als geradezu unpassig und unzulässig stigmatisieren eine Reihe der in den Privatentbriefen und in dem officiellen Vertragsformular des Bühnenvereines enthaltenen „Vereinbarungen" zwischen Directoren und Mitgliedern, ja auch die „Vereinbarungen zwischen Theaterunternehmern, durch welche sich diese verpflichten, Mitglieder, die' bei einer Theaterunternehmung contractbrüchig werden, nicht zu engagieren oder nicht anstellen zu lassen", also jene Vereinbarung, auf welcher der ganze Bühnenverein aufgebaut ist. Die Leiter der größeren Theater, die hatten es noch leicht, die machten es wie jener biedere Director, von dem ich erzählt habe, sie folgten unentwegt dem Zuge ihres eigenen Herzens — und redeten sich dabei auf die Rücksicht aus, die man den kleineren Bühnen schulde. Aber auf wen sollten sich die kleinen Directoren ausreden? Die hätten das ganze Odium auf sich nehmen müssen! Und nun traten gar noch einige Vereinsmitglieder, der Director des Wiener Volkstheaters in Bukowiki, der Kasseler Intendant v. Bilow, die Intendanten v. Wignau und v. Wangenheim und Director Werner entschieden für die Commissionsanträge ein, zu äußerten, ebenso wie der Generalintendant der Wiener Hoftheater, Baron Bezecny, unverhohlen ihr Erstaunen über die Argumente, mit denen Vorschläge bekämpft wurden, die ihnen eigentlich nur Selbstverständliches zu enthalten schienen!

Manche dieser Argumente waren aber auch derart, daß man der vollen Selbstbeherrschung bedurfte, um seine Ruhe zu bewahren. So sagte der Intendant eines Hoftheaters, um zu begründen, daß er der einzigen Kündigungsrechte unbedingt bedürfe: „Denken Sie, meine Herren, wenn mein hoher Herr mir etwa eines Tages sagt, ihm gefalle das Gesicht von dem und dem Schauspieler nicht mehr, er wolle ihn nicht mehr sehen — da muß ich doch die Möglichkeit haben, den Vertrag mit dem Mitglied zu lösen?" Der Mann müsste erst von mir aufmerksam gemacht werden, daß, wenn „sein hoher Herr" von derartigen Abneigungen und Idiosynkrasien befallen werden sollte, er die Roten derselben aus eigener Tasche und nicht aus der des Schauspielers zu bezahlen haben werde. Und als wir versuchten, der Versammlung klar zu machen, was es heißt, von Schauspielerinnen, die mit kleinen Gagen engagiert sind, insbesondere von den weiblichen Mitgliedern der Comparserie, die Beistellung des hiesterlichen Costümes zu verlangen, als wir es geradezu herausfagten, daß auf diese Weise ein Zwang zur Prostitution angeübt werde, da entgegnete man uns, die kleineren Bühnen könnten eben den Costümzuschuß seine Opern geben, und der kleinere Director erklärte sichtlich: „Ich werde nicht so dumm sein und die Löchern poar Tausend Mark, die ich wir verdient habe, ein Costüms meiner Mitglieder ausgeben!" So sicherlich durfte man im Bühnenverein diese ernste Frage behandeln. Dann, daß mit dem Worte „Lerben" eine sicherhafte Verlaung beabsichtigt war, ergibt sich schon daraus, daß in die vervielfachende Materialien der Versammlung aus „Murrer" beland, in welch auch der Redner selbst zu diesem schrieb.

Ich will nicht damals die Erklärung des Herrn Direktor Max Schlesinger aus Leipzig, als er Ihren Ausspruch verneinte, Am 22 Juli 1897 schrieb ich in der „Neuen Freien Presse": „Wenn jetzt wird, eine Anzahl von Theatern könne anderes nicht bestehen oder doch damit seine Opern oder seine Communikle aufrechterhalten, so gibt es darauf nur eine Antwort, und diese Antwort muß ganz entschieden lauten: Ein Theater, das nur auf solche Weise bestehen kann, soll ruhig nicht bestehen, eine Pflege Ihren Repertoires nur auf Kosten der Schauspieler und der Sänger darf nicht stattfinden, und wenn auch eine Oper nicht bestehen kann, wenn nicht ein Repertoir, der nur aus solche Stücke zusammengesetzt ist, die wir gerne und gerne sehen, so soll sie nicht bestehen können. Wir wollen nicht, daß unsere Schauspieler und Sänger

Digitized by Google

werde nicht unter der falschen Firma der Kunst betreiben, sondern seine Talente und seinen Geschäftsgeist ganz und offen solchen Etablissements widmen, zu deren Leitung, Anlage und Neigung ihn dann offenbar in gleicher Weise prädestinirten". Und am 18. November 1899 sprach ich in der „Zeit" denselben Gedanken, nur mit anderen Worten aus: „Ich verweise nur darauf, dass die wiederholt gerügte Einrichtung an manchen Bühnen noch immer besteht, wonach das Chorpersonal sich die Garderobe im Costümstück selbst beschaffen muss. Es ist im Bühnenverein schon einmal darauf hingewiesen worden, dass hierdurch die weiblichen Mitglieder der Comparserie und des Chors oft geradezu der Prostitution in die Arme getrieben werden, und dass der Director, wenn er wirklich vor der Alternative steht, auf eine derartige Mithilfe seiner Mitglieder zu resteetieren, um aus dieser schmutzigen Erwerbsquelle sein Unternehmen speisen zu lassen, oder Oper und Costümstück aus seinem Repertoir auszuscheiden, doch unbedingt die letztere Eventualität wählen muss. Auf den Director, der mit solchen Mitteln sein Unternehmen führen zu müssen und zu dürfen glaubt, darf ein Verein, wie der Deutsche Bühnenverein, keine Rücksicht nehmen. Ein solcher Director soll sich nicht mit anständigen Theatern — und ich hoffe, es gibt viele solche — sondern mit Bordellwirten zu einem Kartell verbinden". Und nun erfahre ich aus einer Rede des Herrn Director Stägemann, die er bei der Generalversammlung im Januar 1901 in Hannover gehalten hat, dass ich mit diesem meinem „bekannten Ausspruch", in dem „ebensoviel Unwissenheit als Rohheit" enthalten sei, „neun Zehntel der Vereinsmitglieder schwer angegriffen und beschimpft" habe? Sollte mit diesem „Ausspruch" nicht Herr Director Stägemann den Deutschen Bühnenverein „schwer angegriffen" haben? Sollte es wirklich sein, dass bei neun Zehnteln der Mitglieder des Deutschen Bühnenvereines „das Chorpersonal sich die Garderobe im Costümstück selbst beschaffen muss?" Dann bedauere ich allerdings, dass ich bei der Wiener Generalversammlung im Jahre 1897 noch so „unwissend" war, ich wäre sonst gewiss schon damals so „roh" gewesen, ganz offen zu sagen, wie ich hierüber denke.

Die Unmuthsausbrüche des Herrn Director Stägemann, des Anwaltes der kleinen Directoren, bei der Generalversammlung in Hannover können mich nur mit Befriedigung erfüllen. Denn sie sind mir ein Beweis dafür, dass ich eine wunde Stelle berührt habe und für eine gute Sache kämpfe. An thätlichen Beweisen hatte es uns auch bei der Wiener Generalversammlung nicht gefehlt, und gerade aus ihnen zog die kleine Schar der Vertheidiger der Commissionsanträge die Kraft zum Kampf und zum Sieg. Denn ein solcher war es, den sie erfocht. Würden auch manche ihrer Vorschläge abgelehnt oder verstümmelt, so wurde doch vieles unter den schwierigsten Verhältnissen, nämlich gegen eine nur widerwillig zurückweichende Majorität durchgesetzt. So gelang es z. B., die Wirkungen der Contractbruchserklärung, die früher „lebenslängliche" waren, auf eine gewisse Zeit zu beschränken, den Mitgliedern ein Recht auf einen Theil der Bezüge während einer Erkrankung zu sichern, in jenen Fällen, in denen Erkrankung ein Recht des Directors zur Gagenreduction begründet, ein Recht des Mitgliedes zur Lösung des Vertrages zur Anerkennung zu bringen, den Verbehalt des einseitigen Kündigungsrechtes nach den Ruing des Probemonats wenigstens einzuhämmen, Künstlerinnen, welche sich verehelichen wollen, die Möglichkeit einer Vertragslösung zu eröffnen, ein Maximum für die Höhe der Conventionalstrafe zu fixieren u.

Und so mochten wir uns nun für das, was uns schlagschatten war, mit dem trösten, was wir erreicht hatten, und mit der Hoffnung auf die nächste Generalversammlung. Aber so gedacht waren die Herren auch! Zu Wege einer Circularabstimmung, wie sie in den Statuten ist, drängte sie nicht vorgehen ist, noch auf einmal die als „Handig" eingeleitete „Commission zur Weiterbildung des Vertragsformulares" unter dem Vorwande inspendiert, dass zunächst die bevorstehende Einführung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches abgewartet werden müsse. Als nun aber das neue bürgerliche Gesetzbuch in Wirksamkeit trat, da wurde nicht etwa die Commission zur Weiterbildung des Vertragsformulares im Interesse der Bühnenmitglieder reactiviert — sondern da versiel man auf ein ueuliches Auskunftsmittel, um sich des Vertragsformulares, das ja seine ganze Bestimmung verfehlt hatte, wieder zu entledigen. Im Interesse gewisser Directoren war es ja eingeführt worden, damit sie vom Bühnenverein zu dem gezwungen werden, wozu sie Lust hatten. Und nun war der Zweck nun nicht mehr, und „im Interesse der Bühnenmitglieder" waren die Directoren gezwungen worden, ihren Personale Gagenzahlung auch für die Zeit einer Erkrankung zuzusichern und so jedweder Ausbeutung vorzubeugen. Da gab es keine Interessen mehr zu schützen, keine Vertragsformulare zu schaffen, die Aufgabe der Commission war nun eine andere geworden, sie hatte nicht mehr, wie sie bisher gethan, Vertragsformulare zu schaffen, sondern sie hatte nun die Aufgabe, Vorschläge zu machen, wie man die Vertragsformulare wieder los werden könne.

Der Bühnenverein war [illegible]

die seinerzeit ein so dringendes Bedürfnis nach einheitlichen Vertragsformularen empfunden hatten, hatten damals auch den Wunsch nach einem einheitlichen „Hausgesetz" der Vereinsbühnen ausgesprochen, das ist nach einem Positiv- und Disciplinarstatut mit weitgehenden Verordnungs- und Strafrechten zu Gunsten der Directoren. Auch hier sollte der Bühnenverein den Rücken decken. Nichts ist einfacher. Zuerst beschliesst man eine Anzahl von Paragraphen, mittels derer die Mitglieder der Willkür des Directors preisgegeben werden, dann beschliesst man, dass jeder Director bei Strafe des beschlossene Polizeireglement einführen müsse — und dann kann man vor die Mitglieder hintreten, seine Hände in Unschuld waschen und sich auf den leidigen Beschluss der Generalversammlung ausreden! Aber diesmal hatten sich die Herren, welche dieses sinnreiche Verfahren eingeleitet hatten, doch verrechnet. Eine Anzahl von Directoren verweigerte einfach die Einführung des Hausgesetzes und in der Oeffentlichkeit und bei den Bühnenangehörigen rief dieses Machwerk Entrüstung, ja mehr als das, offenen Hohn und Spott hervor — und so musste der Bühnenverein in seiner Generalversammlung vom Januar 1900 die obligatorische Einführung des Hausgesetzes wieder beseitigen und dadurch, dass man „dessen Beibehaltung in das Belieben jedes einzelnen Bühnenleiters" stellte, den Schutz des Bühnenvereines den einzelnen Mitgliedern entziehen, jeden Director selbst zum Kartellel machen", wie ein Vereinsmitglied sich treffend ausdrückte.

Aber so einfach wickelt sich eine Rückzugsbewegung beim Bühnenverein nicht ab. Der Bühnenverein war angegriffen worden, angegriffen von der Presse und der Bühnengenossenschaft, und bei einer Generalversammlung der Genossenschaft hatte der Präsident derselben, Schauspieler Nissen, „die Worte gebrochen": „In Wirklichkeit ist das Theaterhausgesetz das letzte Glied in der Kette der ‚Rechtsverhältnisse', die der Bühnenverein im Laufe seines Bestehens über uns verhängt hat. Als da sind Contractbruchserklärung, Schiedsgericht, obligatorisches Vertragsformular und nun Gastspielvertrag und Hausgesetz." Bei dieser allgemeinen Charakterisierung der Ziele und der Thätigkeit des Bühnenvereines hatte der Redner, so gewiss ihm auch das „zu Gunsten der Mitglieder" abgeänderte Vertragsformular noch lange nicht als ein idealer Mustervertrag erscheinen konnte, selbstverständlich in erster Linie das ursprüngliche Vertragsformular, als das homogene Glied in der „Kette von Rechtsverhältnissen" vor Augen — was that aber der Bühnenverein über Antrag des Directorialausschusses? Er bezog das Gelagte auf das ihm abgerungene geänderte Formular und nun hatte er die „Gelegenheit", den ihm einzige der Aenderungen unbeauem gewordenen Contracten den obligatorischen Charakter wieder zu nehmen. „Ah, ihr wollt unsere Verträge nicht? Euer Wunsch sei erfüllt — weg damit!"

Durch die Rede Nissens war ein „Zusammenhang" zwischen Hausgesetz und Contractformular begründet worden „und nun haben wir bisher noch Sachen auch in Zusammenhang gebracht", schrieb ein Mitglied des Directorialausschusses in der Generalversammlung. „Man hat uns die drei Dinge: Hausgesetz, Vertragsformular, Schiedsgericht, gleichsam vor die Füße geworfen, nun uns in Sachen des Hausgesetzes einen Dank auf uns zu üben. Nun sagen wir: Gut, verucht's ohne das Gesetz. Aber jetzt gehört das Hausgesetz, welches zufälligerweise den Anlass gegeben hat, unlöslich zu diesem Ganzen." Das ist doch einleuchtend. Freilich fällt eines störend auf: Warum gehört denn nicht die „Contractbruchserklärung", von der Herr Nissen ebenfalls gesprochen, auch „unlöslich" zu diesem Ganzen?" Warum hat denn der Bühnenverein nicht auch auf das Institut der Contractbruchserklärung verzichtet, auf jene Vertragsbestimmungen, von denen nach Inhalt der vom Vereinsvorstandes gemachten Mittheilungen in Klagebeantwortungen so freisend gelegt worden war, sie verletzen „die guten Sitten" und vernichtigen daher nach § 138 des neuen bürgerlichen Gesetzes den ganzen Vertrag, weil durch sie „die Nichterfüllung einer vertraglichen Leistung nicht nur damit bedroht wird, dass Schadenersatz zu leisten ist, sondern auch der angebliche Verleger des Vertrages verbindert wird, seinen Beruf so lange auszuüben, als er seine angebliche Verpflichtung nicht erfüllt hat?" Nun sehr einfach, weil die Contractbruchserklärungen das eigentliche Lebenselement des Bühnenvereines sind, die Contractformulare aber nur ihrer Redactien „zu Gunsten der Mitglieder" sich die „Kunst des Bühnenvereines" verscherzt hatten.

Weniger unwichtig wert als der Versuch auf den obligatorischen Charakter der Contractformulare einzuhen den Herren schon der Verlust auf das Schiedsgericht. Aber man konnte doch den „unlöslichen" Zusammenhang nicht nur auf Hausgesetz und Vertragsformular beschränken. So beschloss man denn einfach auch die Bestimmungen über das Schiedsgericht „zu suspendieren" und so als obligatorisch, erklärte aber „einstweilen" zu Recht einen Beschluss: „Sollte die Generalversammlung der Bühnenvereine des Aufhebung des obligatorischen [illegible] des [illegible] Bühnenvereines [illegible] Antrag [illegible] und dem [illegible] werden und das Präsidium für [illegible] Fall [illegible] Einberufung von dem entsprechenden Maß-

Digitized by Google

Nun, die Genossenschaft hat diesen Antrag gestellt. Zunächst geschah dieses „auf Grund einer Vollmacht der Delegiertenversammlung“ durch den Centralausschuß, der Bühnenverein hat aber, wie aus dem Protokoll der Delegiertenversammlung vom 13. December 1900 zu entnehmen ist, „geglaubt, bevor die Delegiertenversammlung darüber gehört sei, diesem Antrag nicht stattgeben zu können“. Das war wohl nur ein Mittel, Zeit zu gewinnen. Aber am 13. December 1900 stellte die Delegiertenversammlung selbst diesen Antrag und mit Schreiben vom 24. December 1900 richtete die Genossenschaft an den Bühnenverein „das Ersuchen um Aufhebung des obligatorischen Charakters des Schiedsgerichtes“ und unter dem 10. Jänner 1901 erfolgte die Antwort, es sei „der obligatorische Charakter des Schiedsgerichtes aufgehoben worden“. Inzwischen war aber schon klar geworden, wie wenig der Bühnenverein daran dachte, wirklich auf „die Aufhebung des obligatorischen Charakters des gemeinschaftlichen Bühnenschiedsgerichtes“, die er mit diesen Worten in Hannover zugesagt hatte, einzugehen. Das hieß doch, daß das Schiedsgericht nicht mehr obligatorischen Charakter haben soll, d. h. daß es beiden Theilen freistehen solle, das ordentliche Gericht anzurufen! Man stellte sich aber jetzt auf den weiterlich abweichenden Standpunkt, daß die Schiedsgerichtsclausel nicht mehr obligatorischen Charakter haben soll, d. h. daß die Directoren als Mitglieder des Bühnenvereines nicht mehr verpflichtet sein sollen, die Schiedsgerichtsclausel in ihre Verträge zu setzen! Arme Directoren, die nicht mehr zu dem verpflichtet sind — was sie ja naturgemäß auch so mit Vergnügen thun! Es ist klar, daß die Aufhebung der Verpflichtung der Mitglieder des Bühnenvereines, die Schiedsgerichtsclausel in ihre Verträge anzunehmen, mit der Rede des Herrn Rissen, durch die jener „unlösbare“ Zusammenhang zwischen „Dauergiro, Vertragsformular, Schiedsgericht“ hergestellt worden war, gar nichts zu thun hat, sondern daß, wie die Klage sich nur dagegen gerichtet hatte, daß die Bühnenangehörigen zur Unterwerfung unter das Schiedsgericht gezwungen werden, auch die Antwort hierauf nur sein konnte, nun gut, die Bühnenangehörigen sollen nicht mehr gezwungen werden, sich dem Schiedsgericht zu unterwerfen. Und darum war als Bedingung für die Beseitigung der Paragraphe über das Schiedsgericht (Punkt II des Beschlusses vom Jänner 1900) auch nicht ein Antrag der Genossenschaft auf die Aufhebung des obligatorischen Charakters der Vertragsclausel über das Schiedsgericht, sondern ein Antrag auf „die Aufhebung des obligatorischen Charakters des gemeinschaftlichen Bühnenschiedsgerichtes“ selbst gestellt worden (Punkt III des cit. Beschlusses). Denn die Generalversammlung wollte offenbar nicht beschließen, „wenn du, Genossenschaft, den Antrag Punkt III auf Beseitigung des Schiedsgerichtes als Zwangsinstitution stellst, werde ich hiemit Antrag seine Folge geben, aber ich werde deinen Punkt II durchführen, nämlich die obligatorische Schiedsgerichtsclausel beseitigen“; sondern der Beschluß, da er doch nicht von einem Irrsinnencollegium gefaßt ist, kann nur heißen: „wenn du III beantragst, werde ich auf deinen Antrag II eingehen und dann auch II durchführen“.

Die Genossenschaft hatte aber in ihrer Delegiertenversammlung nicht nur Stellung genommen zu der Schiedsgerichtsfrage, sie hatte sich auch mit der Vertragsfrage befaßt und selbst ein Vertragsformular ausgearbeitet und ihren Mitgliedern empfohlen, dieses Formular ihren Vertragsabschlüssen zugrunde zu legen.

Dieses Formular ist mit großer Umsicht abgefasst, es hat in seiner äußeren Anlage den revidierten Vertragsentwurf des Bühnenvereines zum Ausgangspunkt genommen, aber die zahlreichen Halbheiten und Unvollkommenheiten, mit denen dieser naturgemäß behaftet war, beseitigt. Es enthält vor allem die grundsätzliche Bestimmung, daß allen Mitgliedern die erforderliche historische Tracht, weiblichen auch die nöthige warme Mäntelcachet zu liefern sei, es beseitigt vollständig den Probemonat und das einseitige Kündigungsrecht des Directors, es nimmt für weibliche Mitglieder, die sich verheirathen, das Recht in Anspruch, den Vertrag zum Tage der Eheschließung zu lösen,“ es beschränkt in vernünftiger Weise den Begriff des Vertragsbruches, es faßt die Vereinbarung einer Conventionalstrafe nicht nur wider das Mitglied, sondern auch wider den Director gelten und es bestimmt hinsichtlich der Bühnen, die dem Deutschen Bühnenvereine angehören, daß die Competenz des Schiedsgerichtes des Deutschen Bühnenvereines nur zuständig sein soll, „wenn seine Klage binnen drei Tagen Einspruch erhoben hat“. In weiten Detailpunkten sind die feinerzeitigen Anträge der Münchener Commission von der Genossenschaft acceptiert worden, auch wo er über sie hinausgeht aber zeigt der Vertragsentwurf von Einsicht und Mäßigung.

Und der Deutsche Bühnenverein? Nun, sein Directorialausschuß hat laut Mittheilung von Berliner Blättern das Elaborat im „unannehmbar“ erklärt und beschlossen, es auch der Generalversammlung gar nicht vorzulegen! Er sieht überhaupt wieder einmal auf dem Standpunkt, daß er „berufen“ worden sei und in keine Verhandlungen trete, bevor die Genossenschaft alle „Anklagungen und Beleidigungen“ zurückgenommen habe. Nun also!

Daß der Vertrag aber nicht „unannehmbar“ sei, das hat am besten der Umstand bewiesen, daß eine Anzahl von Bühnenleitern denselben sofort angenommen hat. So Freiherr v. Berger in Hamburg, Director Martin von der Berliner Secessionsbühne, der Director des Wiesbadener Residenztheaters Dr. Rauch, Director Eduard Schulz vom Elysium-Theater in Bromberg. Das sind auch Geschäftsleute „die mit ihren Vermögen für ihr Geschäft einzutreten haben“, und es ist daher offenbar nicht richtig, was der mehrgenannte Herr Director Max Stägemann aus Leipzig in der Generalversammlung in Hannover gesagt hat, das meine Wenigkeit sich mit den Erörterungen über die Costümfrage zum Richter über Leute gesetzt habe, „die gar nicht in der Lage sind, materiell das zu leisten, was ich ihnen zumuthe“. Wie hat doch jener andere Herr bei der Wiener Generalversammlung des Bühnenvereines gesagt?

Max Burckhard.

Das klagende Lied.*)

Nirgends hat über den Nachtheil der Historie für das Leben gellagt und die Schädlichkeit des Historismus für das productive und plastische Leben geschildert. Heute ist es wiederum an der Zeit, über den Mangel an historischen Sinn und historischem Gefühl zu klagen. Alle Gesichten und Sünden im modernen Kunstleben kann man wohl aus dem geschwächten Empfinden für geschichtliche Zusammenhänge und Entwicklungen herleiten. Nur so kann es erklärt werden, daß die Auffassung der Kunst als einer ernsten und strengen Thätigkeit, welche ganz bestimmte Pflichten auferlegt, verschwunden ist und an ihre Stelle ein temperamentvoller Dilettantismus getreten ist. Nur so ist es auch zu erklären, daß man die gewissenhafte Arbeit an der Technik im Verhältnisse zum explosiven Phantasieausbruch als etwas Niedriges ansieht, während noch Goethe an Frau v. Stein schreiben konnte: „Jetzo sehe ich täglich mehr, wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich uns das Geistige auszudrücken fähig macht, und wo jene nicht ist, bleibt es eine todte Begierde, dieses im Ring schießen zu wollen.“ Man sollte meinen, daß eine Entwickelung, wie jene der deutschen Musik von Bach zu den Classikern, von diesen zur Romantik, die ununterbrochene Aneinanderreihe von großen Meistern, die Summe an Schöpferkraft und thätiger Arbeit, irgendwie verpflichten würde, und sieht mit Staunen, wie die Erben der deutschen Musik gar kein Gefühl mehr für die große Verantwortlichkeit ihrer Kunst gegenüber haben. An Stelle des Meisters sind der Schauspieler, der Musikheros, der Virtuose, der Tenorvirtuosenrich, der Phantast und wie alle Spielarten des musikalischen Halbvermögens noch heißen mögen, getreten; und wahrend es früher nur gute oder schlechte Musik gegeben hat, gibt es heute fast nur interessante Musik, das heißt jene schlechte Musik, welche sich den Schein von guter Musik gibt . . .

Man hat in der letzten Musiksaison vielfach Gelegenheit gehabt, zu solchen Betrachtungen angeregt zu werden. Zuletzt durch die sonntägige Aufführung von Gustav Mahlers „Das klagende Lied“ der Text ist nach einem Bechstein-Märchen vom Componisten geformt, dem Erstlingswerke jenes Künstlers, der sich mit seiner zweiten Symphonie zu einer Meinung des Zukünftigen, Starken in der Anlage, einer außerordentlichen Berufung und Ergiebung der Kraft erhoben hat, welche das letztere Werk aber alle anderen modernen Musikschöpfungen entwerfen. Mit dem „Klagenden Lied“ hat der Komponist eine Art symphonischen Chorpoesie zu schaffen gedacht, an welches man aber weder mit dem Maße der Chorwerke, noch mit jenem der symphonischen Werke heranlegen darf. Wenn man von einem Chorwerke fordert, daß es die Chorstimmen in den meisten Beschäftigen bewegt, wo der Gruppen eines Chorwerkes gegeneinander stehen und wieder mischt, möglichst viel Raum aus ihnen macht, kann in das „Klagende Lied“, welches den Chor in bescheidener verwendet, kein Chor treten. Und wenn man von einer symphonischen gedachten Werke verlangt, daß es einen sehr mächtigen Grundgedanken in sich und thematischer Arbeit und in einem gedankenvollen Gedanken zusammenzieht, dann ist das „Klagende Lied“ wenig es auch in seine Partien als Ganzes genommen verwendet nicht symphonische Musik. Als Gesangsballade mit gewaltigen deutschen Chor- und Stimmenmassen ist sie leichter zu verstehen. Die Gesangsballade in Gestalt eines mittelalterlichen Epos mit Chor und Orchesterbegleitung, welches der Meister an antiker Schönheit und Kraft durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

[illegible] Wahrheit, wie sie bei der antiken Betrachtung und Formgebung [illegible] auch im Jahre [illegible] Ein Epos und ein Lyrisches [illegible] Dem [illegible] [illegible] [illegible]

Alle diese inneren Gebrechen verhielt eine fatalistische Contemplation zu verschmerzen. Der feinste Klugeerstand waltet überall; in dem ganzen Werke ist kein Takt zu finden, welcher nicht auf die ausgesuchteste Art orchestriert wäre. Es ist die brillante moderne Orchesterkunst, welche jedem Takte eine orchestrale Pointe gibt und durch die spitzfindige und anekdotische Art der Klangcombination mehr frappiert als erwärmt. Im Grunde lebt dieser Orchester bei aller Farbe und allem Glanze das Gesetzwolle, Erstarrende — die naturelose Similichkeit... Die Aufführung, unter Mahlers fascinierender Leitung, war die denkbar vollkommenste. Von allen Seiten sind die Sänger herbeigeeilt, die rasch unter seiner Belebung zu einer fanatisierten Masse geworden sind. Der Erfolg war groß und rauschend: darüber wird sich jeder Freund des im Guten und Bösen gleich leidenschaftlichen und energischen Mannes herzlichst freuen.

Dr. Max Graf.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der todte Milan gehört uns, das lebende Serbien dagegen gehört Rußland. So sind die Interessenbahnen auf dem Balkan zwischen Oesterreich und Rußland friedlich getheilt.

Was Oesterreich-Ungarn in diesen Jahren auf dem Balkan an Einfluß verloren hat, sucht Graf Goluchowski im ferneren Orient wieder hereinzubringen. Der erste Anfang dazu ist schon gemacht. In Tientsin hat Graf Goluchowski ein „Settlement" für Oesterreich-Ungarn erworben.

Die Lente lagen allgemein, es ist zu klein, ich finde es aber zu groß. Im Vergleich zu den Settlements anderer Mächte, deren jedes für sich eine kleine Stadt mit Wohnhäusern, Hotels, Bischofsstraßen, Parks, Rathhäusern u. s. w. bildet, in der 1½ Quadratkilometer messende Landesteil Oesterreich-Ungarns allerdings gering aussehallen. Der Vergleich ist aber absolut unpassend. Um richtig zu urtheilen, muß man nur eine Idee haben, welchen trivialen Zwecken die Settlements der anderen Mächte dienen. Die anderen Mächte: England, Deutschland u. s. w., haben nämlich Hunderte, Tausende von Ansiedlern — daher der Name Settlement = Ansiedlung — dirigiert, von Kaufleuten, die im Lichten anfässig sind, um dort — pfui, wie gemein! — Handelsgeschäfte zu treiben. Damit diese nicht in den verweisten und verwahrlosten chinesischen Lichten leben müssen, haben ihre Regierungen ihren Settlements hergestellt, wo sie nicht nur den Gesetzen ihres Landes, sondern auch den Gesetzen der Hygiene gemäß leben können. Wenn nun diese Hygiene — denn der Ausdruck gestattet ist — Canalisationsarbeit wird man doch dem hochliegenden staatsmännischen Geiste eines Grafen Goluchowski nicht zumuthen. Dem Laudern, wie Amerika, wo österreichische Auswanderer — zu Hunderttausenden wird dazu — leben, daß sich dem auch Graf Goluchowski bei seinen orientalischen Plänen immer vornehm fernzuhalten gewußt. Auch wenn er sich jetzt zur Verwaltung seines überreichen Trauges auf China geworfen hat, so geschieht es sicher nur deswegen, weil es, von einigen dortigen verschlagenen Meilionen und Cennuis abgesehen, in China außer den Bramien so ziemlich keine österreichischen Ansiedler gibt.

*

Wo es Ansiedler gibt, eine Ansiedlung zu machen, ist eben keine Kunst. Diese minderwertigen Leistungen überlässt Graf Goluchowski neidlos den Staatsmännern anderer Länder, wie England, Deutschland es sind. Er gründet eine Ansiedlung in Tientsin, wo und weil es dort keine Ansiedler gibt. Das ist eine Kunst. Ein anderer Staatsmann wird ihr ihm kaum nachmachen. Graf Goluchowski wird sie aber treffen, denken wir ich ganz sicher. Ich treffe auch wie Durch eine, allerdings sehr schwache, Indiscretion ist es mir gelungen, den geheimen Plan des Grafen Goluchowski zu erfahren.

*

Ich bin nämlich so indiscret gewesen, den betreffenden Artikel der „Wiener Abendpost" zu lesen, und plauderte nun das darin verstehet mehrere Geheimnis, das ich bisher nur mit einigen, zum Stillschweigen amtlich verpflichteten Ministerialbeamten, Lesern und Oberlesern gelesen habe, aus. Das österreichisch-ungarische Settlement in Tientsin — das hat Graf Goluchowski durch die „Abendpost" bisher der Welt verheimlicht — ist nämlich gar nicht bestimmt, eine Ansiedlung von österreichischen Auswanderern zu bilden oder heritigen Auswanderern, sondern einfach „der Ausgangspunkt einer Marine-Detachements" zu sein. Das ist also österreichische Colonialpolitik, nicht erpolitik auf banalen Handel und gemeinen Gelderwerb, mit begleitet von den militärische Prestige und das zweckentsprechende Land, auch wenn's ein paarmal hundertmannsch Krokos oder Buschen zahlen sollen. Liebe, nur diese Idee in worden eines Grafen Goluchowski, der ja doch kein Kaufherr, sondern ein Cavalier in Adel vom Scheitel bis zur Zehe!

*

Wir haben zwar keine reine Marine mehr, aber einen Staatssecretär für ein Marine-Detachement in Tientsin haben wir deswegen trotzdem. Dafür — in einem Kriegsministerium, einem Heeres-Budget und einer Armee-Vorlage, welche aber die 60 Quadratkilometer, die Graf Goluchowski in Tientsin erworben hat, gerade eine, mehr brauchen wir nicht. Wenn Graf Goluchowski sich Pläne in Land einmal in den Kopf gesetzt hat, dann ist es doch ein österreichisch-ungarischer Minister, der sie ihm ausreden könnte, wenn Graf Goluchowski Minister ist. Und so wird denn auch Graf Goluchowski in Tientsin seine Ansiedlung machen, wie er sie in Lemberg gemacht hat, wie er sie in Prag machen wird, wie er sie in Wien gemacht hat. Er wird sie machen, wie sie noch nie gemacht worden ist, wie sie nie gemacht werden wird.

*

Um wieviel geschickter der Herr v. Koerber ist, als beispielsweise der Graf Badeni, konnte man in den letzten Tagen in einem Falle beobachten, wo Herr v. Koerber einen ähnlichen staatsmännischen Zweck verfolgte wie der Graf Badeni. Herr v. Koerber hat nämlich von den Abgeordneten ebenfalls Angst und Graf Badeni seinerzeit von den Böhmanern. Graf Badeni hat deswegen seinerzeit die liebige Polizisten ins Parlament gerufen. Wie plump! Herr v. Koerber begeht so eine Dummheit nicht. Er ist in viel unauffälligerer und darum wirksamerer Art gefährlich. So oft sich ein Scandal erhebt, pflanzt sich plötzlich vom Tisch des Herrn v. Koerber hinweg und abwechselnd einer Persongestalt auf, die drei, die großen, breiten, dicken und schwerten Mannes im Parlament, des Abgeordneten Baron Vasilko, der selbst im strengsten Winter im offenen Fenster sitzt, weil er in einem geheizten nicht genug Platz hat. In der Wirkungsübung des Abgeordnetenhauses hat sich bereits die Hitze des Barons Vasilko glänzend bewährt. Die Alsted Coharte, die auf die Ministerbank losstürzte, ist an dem gewaltigen Leib des Barons Vasilko abgeprallt. Solange der Kraftmensch vor der Ministerbank steht, ist keine Attaque mehr zu befürchten.

*

Nur Eines begreife ich nicht, nämlich, daß die Minister noch immer tatsebleich werden, so oft sich im Parlament ein Sturm erhebt, trotzdem der Baron Vasilko in solchen Momenten immer vor ihnen steht. Wie das kommt, werden die Mediciner zu erklären wissen. Aber an die Kosmetiker sollten sich die Minister wenden, um ein Mittel dagegen zu finden. Man liest doch die geistreichen Feuilletons in der „Neuen Freien Presse" der Schminke erreichen. Sollte es da nicht auch eine Schminke geben, unter der die Minister unbemerkt erbleichen können, wenn's ihnen gerade darnach uns Herz ist? Einer der sammerlichen Anblicke wäre uns dann im Parlamente erspart.

*

Graf Vetter ist doch der richtige Präsident des Abgeordnetenhauses. Frühere Präsidenten hatten immerhin noch einen Schnurrbart von der Wahlreformordnung, und es wurde ihnen demzufolge oft recht schwer, ihn zu verleugnen. Graf Vetter hat keinen Schnurrbart zu sprechen hat, nimmt er ruhig seinen mitgebrachten oder beim Kammerfriseur beigestellten Kittel zur Hand und liest seine „Rede" gemüthlich vom Blatt ab. Lesen kann er nämlich, das ist noch das einzige Gute. Sonst müsste ihm der Kanzleidirector, der abwechselnd immer hinter ihm steht, einsagen, und das wäre doch gar zu niederträchtig.

*

Volkswirthschaftliches.

Beschränkung der Sonntagsruhe. Oesterreich-Ungarn ist der an Feiertagen. Trotzdem einzige Staat, der Ausnahmsmöglichkeiten bezüglich des Sonntagsruhegesetzes. Das Sonntagsruhegesetz ist eine eigentümliche Steuerconstruction. Alle dem Einkauf, Lade die Uebertretung von Verordnungsbestimmungen, insbesondere des Zuwiderhandeln, ist unerschwinglich, verlangt der Arbeiter einen Lohn, der ihm entsprechender Ausgleichung auf jede Weise bietet. Doch ein Beispiel: Ich muß persönlich Verkäufe für immer oder quasi für immer entgegenkommen ist. Das und vor allem die Wahrer der Freien Hände: Zur Bestrafung der angebrachten Beispiel der Freien Hand und der Arbeiterschaft, den Lohn des Stammes Bezahlt, die Uebertretungsmaßnahmen. Zu Feiertagen ist es um Jahre 1862 eingeführt worden, und zwar ist es alle seits Jahre in der Höhe von 1 Procent und 2½ Procent Zuschlagen zu entnehmen. Das österreichische Fiscalsystem kann um Unterschied zu anderen Ländern sehr damals Daten zum Ausdruck. Dass auch die Arbeiterschaft sich mit gewissen Vorrechtsgesetzlichkeit Dieser Steuer und zwar durch eine höhere einigte. Er ausführlich im Art mit von 1½ Procent und 2½ Procent Zuschlagen von einem vollkommenen Belangen naturgemäßen verändert. Nicht ganz und Ihr wohl, dass die Zuwendungen an Beamte der Staatsgeschäften, der Bank gehandelt Kredit einbezogen, so sind sie doch in noch ganz neuerdings lange Zeit einen Bruchschritt einmal. Schätzungs und diese Zuwendungen bei den Gemeindeschaften einzubeziehen der Erfolg sind bekannt und die Rechtsmöglichkeit der Gemeindeschaften sind ohne weg. Jedenfalls aber in der Gemeindeschaft der Zuschlag Gemeinden Gemeinde angeschlossen, wo Schaft Dienste als ein Schaft am Anderung die Dienste, welcher Interessenschaft in der Gemeinde einbezogen Bedeutung der Arbeiterschaft abzuhalten, Gemeinden Gemeinde Gemeinde Gemeinde

einer Gesellschafters, nur bei jenen Gesellschaften, bei denen ausdrücklich bestimmt ist, daß sie mit den Erben der Gesellschafter fortbestehen sollen, ist es möglich, daß ein nicht neuerlich zur Vergebührung gelangender Beitrag eine Generation überdauere. Auch da wird jedenfalls eine Erbschaftssteuer zu entrichten sein; der Staat kommt also nicht um seine Abgabe. Der Vorderung des Gebührenäquivalentes bei offenen Handelsgesellschaften widerspricht aber auch dem Wortlaut des Gesetzes. Dieses sagt ausdrücklich: „Das Gebührenäquivalent findet keine Anwendung auf Gesellschaften zu einem gemeinschaftlichen Erwerbe, welche nur auf die Lebenszeit oder auf den Theilhaber oder für ihre Erben oder auf eine längere bestimmte Dauer als 15 Jahre errichtet wurden." Jene Gesellschaften, welche derart von dem Gebührenäquivalent befreit sind, sind aber insbesondere die offenen Handelsgesellschaften, welche zufolge Art. 123 des soll gleichzeitig mit dem Lebensverluste eines Gesellschafters aufgelöst werden, sondern auch den Tod eines der Gesellschafter, wenn nicht der Vertrag bestimmt, daß die Gesellschaft mit den Erben des Verstorbenen fortbestehen soll." Eine offene Handelsgesellschaft ist also vom Gebührenäquivalent befreit und da dem Gesetze selbstverständlich fern lag, die Gebührenäquivalent bei Gesellschaften mit kürzerer Dauer einzuheben und solche mit längerer Dauer davon zu befreien, sind auch die mit bestimmter kürzerer Dauer bestifteten offenen Handelsgesellschaften von der Entrichtung befreit, zumal sie durch häufigwiederes Einverständnis jederzeit auf Lebensdauer verlängert werden können. Der Passus „auf keine längere bestimmte Dauer als 15 Jahre" kann sich demnach überhaupt nicht auf offene Handelsgesellschaften, sondern nur auf Aktiengesellschaften und andere beziehen. Ob offene Handelsgesellschaften auf bestimmte Dauer oder auf unbestimmte geschlossen sind, immer sind es Gesellschaften auf Lebensdauer der Gesellschafter und eventuell ihrer Erben. Trotzdem hat der wiederholte Erlaß vom 14. Juli 1900 die offenen Handelsgesellschaften ganz allgemein als gebührenäquivalentpflichtig erklärt und nur jene ausgenommen, welche auf eine bestimmte Dauer von höchstens 15 Jahren errichtet sind und auch nicht darüber hinaus verlängert werden können, welche auch nicht auf die Lebensdauer der ursprünglichen Theilhaber oder für ihre Erben errichtet sind. Da bei den wenigsten Gesellschaften ein solcher ausdrücklicher Vertrag abgeschlossen sein dürfte, sind damit plötzlich die offenen Handelsgesellschaften fast ausnahmslos gebührenpflichtig geworden. Für diese principielle Aenderung hat das Gesetz nur eine Motivierung, nämlich die, daß der Verwaltungsgerichtshof, der sich bei seinem Anlaufe wieder einmal nicht als über den Parteien stehender Richter, sondern als treuer Diener des Fiscus gezeigt hat, selbst in mehreren Entscheidungen den zwischen beiden Begriffen bestehenden „analogen Unterschied" unrichtig aufgefaßt hat. Dieses Gesetz im Wortlaut und in Absicht sein Inhaltspunkt, die Absicht des Gesetzgebers in der Art zu interpretieren. Im Gegentheil. Ob dies nun „anodrücklich" im Vertrag darin steht oder nicht, stets ist eine offene Gesellschaft eine langfristige auf Lebenszeit oder bis die Erben gschieden, und die in ihr Gesetze ohne jede Einschränkung, ja der Gebührenäquivalent befreit, und es hätte gar keinen Sinn, zu vertangen, daß eine nach dem Handelsgesetz selbstverständliche Bestimmung ausdrücklich im Vertrage enthalten sei. Allerdings, und darum beziehen der Verwaltungsgerichtshof eine seiner Entscheidungen, durch Vereinbarung könnte eine Gesellschaft auch über die Erben hinaus aufrecht bleiben und gerechtfertigt in einer zwingen werden. Auch dann wird durch den Tod der Erben ein neuer Gesellschaftsvertrag und eine Vergebührung nothwendig werden. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so fragt daraus hervorgehen, daß für derartige Gesellschaften in der Praxis eine Gebührenäquivalent nicht eingehoben werden kann; aber es geht nicht an, daß, um zu vermeiden, daß einmal unter tausend Fällen der Staat um eine Gebühr komme, gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes, die anderen 999, welche nach den Willen des Gesetzgebers gebührenfrei bleiben wollen, in einer Gebührenzahlung verpflichtet werden. Der Staat soll selbst um zwei Kreuzer „zwingen" Gesellschaften alle zehn Jahre das Gebührenäquivalent beziehen. Die Handelsgesellschaften sind aber nach dem Gesetze, nach ihrem Wesen und nach den Absichten seine „zwingen" Gesellschaften und darum von der Gebühr befreit. Auch der Einleihinhaben kann es bestimmen, daß sie ein Theil von 20 Jahren in der Hand bleibt und der Staat während dieser Zeit keine Gebühr kriegt. Das ist eben ein Mathem für den Fiscus. Wenn wir einen wirklichen, unabhängigen Verwaltungsgerichtshof hätten, so wäre die Ein-thätigkeiten einer solchen gesetzlich und wirtschaftlich unberechtigten Bürde nicht möglich. Es aber wird erst durch Beseitigung unserer Verwaltungsgerichtsbarkeit möglich, diese neue drückende Belastung der Industrie und des Handels hintanzuhalten. Bezeichnend wird der Erlaß jedenfalls auf die Produktionsverhältnisse, die wirthschaftliche Ursachen und Ziele haben. Dem Regierung kein, die zwar viele Bedenken gegen Aenderung der Besteuerungsart im Munde führt, aber deren Thaten immer das Gegentheil von Worte sind.

*

In der modernen Creditorganisation spielen die Sparcassen eine große Rolle. Band 3", „Wirthschaftskrisen betitelten die Sparcassenfrage, welche sie in Einzelnummern zu verwollen haben, und eine zwei Drittheile dieser Summen sind in sogenannten Hypothekarbüchern verwendet. Zahlreiche Staaten halten es für nöthig, die Verwendung der Sparcassenvermögen einzuschränken, einzelne über gänzen Einlagen bis auf einen verschwindenden Rest. Es brauchte nicht lange auseinandergesetzt zu werden, daß solche Einmischung selbst bei vollkommen correcter, pedantischer Gebarung nicht Unterbrechen eine Gefahr für die Einlager bedeutet kann. Wenn ein Angriff einer plötzlich mit Forderungen auf die Sparcassen vorbereitenden Partei, so wird, da meist nur sehr geringe Barmittel vorhanden sind, die sogenannten Forderungen aber mit dauer meist gestundet werden können, kaum eine Zahlungseinstellung eintreten. Dann kommt Zeit, die Gebarung noch abgeschlossen und die correcte ist. Dem Zeit ist, daß heute noch kein Hypothekarschuldner einzelner Sparcassen, welche vorübergehend die Zahlungen einstellen, gelitten hätte. Wenn nun das nur der Fall sein könnte, wenn die Gebarung nicht abgeschlossen wäre, wenn man noch Zeit hätte, die Gebarung zu ordnen, wenn man noch Zeit hätte, die Gebarung zu ordnen, wenn man noch Zeit hätte, die Gebarung zu ordnen

die zweite Vorstellung, eine Sonntagsvorstellung, anzuziehen, da die Premièren im Burgtheater und Volkstheater gleichgiltig waren. Das Sonntagspublicum vertritt sich nicht so ablehnend, es lieh sich abwechselnd zu Lachen und zu Thränen verleiten, und als der Vorhang fiel, klatschten etliche dankbare Hände wenn auch nicht stürmischen, so doch ehrlich gemeinten Dank ab. In einem Hause wie das Burgtheater kann ein zartes Stimmungsbild wie „Fuchs“ an sich schwer zu seinem Recht kommen — und nun gar, wenn man es den Publicum in einer „Faschingsvorstellung“ als Einleitung zu einem „Schwank“ vorsetzt, für dessen Plattheit sich die Namen der Autoren Bürgschaft leisten! Die Arbeit Renards hätte aber eine bessere Fürsorge verdient, denn sie zeigt von einem zwar nicht frischen, aber starken Talent. Das ganze Leben einer Familie wird und in einem kurzen Wechselgespräch zwischen Dienstmädchen, Eltern und Sohn aufgerollt und, soweit der Dichter in die Vergangenheit zurückweist, erscheint alles mehr und mehr echt. Nicht grosse Tragik haben die Bande des Familienlebens gelockert, die Familie zu einer „Vereinigung von Leuten, die sich nicht ausstehen können“, gemacht, sondern die alltäglichen Fehler und Schwächen, die den einzelnen anhaften, vor allem die Unverträglichkeit der Frau. Wie dieser Procès in knappster Form und doch wirkungsvoll vorgebracht wird, das ist künstlerisch genommen. Der Dichter weist uns aber auch in die Zukunft, er will uns einen Lichtstrahl der Hoffnung geben, indem er andeutet, dass die Mutter nicht aus innerer Schlechtigkeit den einen ihrer Söhne absichtlich behandelte, sondern nur, weil sie an seiner Liebe zweifelte. Der Vater sagt es dem Sohn, aber das ist ganz mitleidlos. Ersteres können wir es dem Vater nicht glauben, weil er ja wenige Augenblicke vorher erzählt hat, er habe an das positive Einverständnis von Sohn und Mutter geglaubt, und zweitens können wir es überhaupt nicht glauben, weil wir in die Herzlosigkeit der Mutter gesehen haben. Der Vater und der Sohn wurden von Herrn Baumeister und Frau Hohenfels ganz ausgezeichnet gespielt. Auf „Fuchs“ folgte ein dreiactiger Blödsinn. Es wäre schade, auch nur seinen Titel und seine Verfasser zu nennen. **Max Burckhard.**

*

In der Provinz lebt eine junge schöne Frau. Sie liebt ihren Mann nicht, denn er ist ein lächerlicher, aufgeblasener, nichtswürdiger Philister. Sie verliebt sich vielmehr in einen Jüngling, der zu schwärmen versteht, und mit ihm verbringt sie ein verschwiegenes Glück. Aber das äußere Leben, das Herkommen, tritt bald wieder in seine Rechte, und mit dem Roman ist es aus. Es liegt die Provinz, das mag hier einen Dichter ein rührendes Erlebnis sein. Man denke an Stendhals Milieuprobe in „Le Rouge et le Noir“. Der dalbe rothe Band dieses Buches ist von einem solchen heldenhaften Milieuroman in einem kleinen Provinzneste erfüllt. Nun hat ein anderer Autor, und zwar auf der Bühne, etwas Aehnliches gewollt — das Drama heißt „Familie“, der Autor Ludwig Bauer; im Theater in der Josefstadt wurde es gespielt. Die literarische Aehnlichkeit hat ihm weiter nicht genützt. Denn die an literarische Mache darin ist von einem Moment an so grell. Was beim Dichter gelesen, durchsonnt, von Anekdoten gleichsam durchkocht ist — hier ist es gemacht. Gemacht das Milieu der Provinz, gemacht der philisterose Ehemann, das ideale Weib, der schwärmende Jüngling. Die Wogen sage sind derb genug „charakterisiert“. Menschen gibt es, die phantasierend in ihren Zimmern auf und abgehen, die Blumen und Bäumen lieben, die in Cafés gern träumen mochten, die Clavier spielen. Und andere, die alledem ein gutes Mittagessen oder einen Stat vorziehen. Aus solchen Gegensätzen erwachsen dann Familiendramen. Von der Verwahrlosung, die vor Bauer keinem Stand gibt, braucht gar nicht mehr gesprochen werden. Es genügt, die Anlage desselben zu kennen. Es genügt, die Familienlichter seines Helden in der ersten Scene zu vernehmen, um zu wissen, von welcher Aeußerlichkeit sie genommen ablegt. **A. G.**

„Es ist erreicht!“ Das Gründungsfest im Künstlerhause, eine charakteristische Einrichtung des Wiener Faschings und der Wiener Maler, es wiederholte sich, hat seiner Devise gemäß eine Steigerung aufzuweisen. Und der Neuerung, die es in „erreicht“ hat, war — die Verbannung der Akten. Ein Wiener Maler hat die Passus Arbeite im Titel der „Rebellion“ eines Spectakels gemacht und, mit über den durchdringenden Humor seiner Auffassung seinen Zweifel aufkommen zu lassen, in dieser Malerei. Traumbuntbilderchen benutzt. Verbleibt weiß man als dekoratives Beet nicht so leicht vorzugehen kann. Da kommt eine Zuthat in Betracht, nämlich von Zeitungen der Gegenstand, der in der Luft liegt, und der Künstler hat mit

die tägliche Fabel, der Zugewinn sei der natürliche Sohn des Gesetzes, könne also die Gesetzentwürfe nicht beirathen, sintemalen sie seine Halbschwester sei. Diese Lüge wird geboren, bloßgestellt, die Aeltern verlassen das Schloss, der Zugewinn heiratet seine Geliebte und die Leichen bewohnen hinfort das Schloss zum Segen der ganzen Gegend. Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Im Theater Antoine hatte Brieux einen großen Erfolg mit seinem Stück „Les Remplaçantes". Um die Tendenz des Stückes zu würdigen, muss man die Pariser Sitten kennen oder Zolas „Nouvelle" gelesen haben. In diesen Romanen bekämpft Zola das Zwei- und Gartenkindersystem, welches in französischen Kreisen der reichen Bürgerlichkeit allmählich auch in die weniger wohlhabenden Classen übergegangen ist. Mit ermüdender Gründlichkeit verfolgt er alle Begleiterscheinungen dieses Systems, und so lernen wir unter anderem das Dörfchen Meugemont kennen, dessen Bewohner einzig von der Sommerfrischler leben, und dessen wirthinn eine Kinderpflegerin aus dem Bürgerhause engagiert und mitnimmt. Dort, wo man nebenher auch kleine Pariser aufnimmt, während die Hauptindustrie die Beschaffung von Ammen ist. Alle Töchterinnen lassen ihre Säuglinge in der Heimat zurück und gehen nach Paris, um dort ihre Milch einem kleinen Fremdling zu geben. Mittlerweile treiben sich die Männer in den Wirthshäusern herum und leben herrlich und in Freuden von dem Gelde, das die Ammen aus Paris schickt. Von Zeit zu Zeit schreibt der Ehemann einen Brief an die Herrschaft der Frau, worin er eine Krankheit heuchelt und die sofortige Rückkehr seiner Frau verlangt. Die einfrachtenden Pariser gerathen dann in große Angst, Zola, um den Mann zu betrachten, damit er nur seine Frau ablasse. Denn was soll aus ihrem Kinde werden, wenn seine Amme es plötzlich im Stiche lässt? Brieux behandelt also das Ammenwesen und verlangt, dass jede Mutter ihr Kind selber nähren soll. Das wird durch die Machenschaften des gelbsüchtigen Zwischengetragenen und durch die Einflüsterungen und Zuredungen der Kameraden ihres Mannes die Heldin des Stückes gezwungen, eine Stelle anzunehmen und ihr Kind zu verlassen. In zweiten Act sind wir in Paris in der besten Gesellschaft. Der alte Arzt des Ammendörfchens erscheint nunmehr all der eleganten Damen und hält ihnen eine Strafpredigt ob ihrer Sünden des Ammenwesens und die Vortheile der Selbstnährung. Diese Vorlesung ist der Nervenprobe des ganzen Dramas und wird von den eleganten Zuschauerinnen in den Logen, von denen sicherlich keine daran denkt, ihr Kind zu nähren, enthusiastisch beklatscht. Im dritten Act hat sich die Amme auf die Machinationen von dem Ehemann verlassen und wieder in die Heimat begeben, weckt eine Nachbarin hinaus, weil der Mann inzwischen ein Techtelmechtel angefangen hat, weist den Reuigen zu sich bekehren, dass er wieder ein ordentlicher Arbeiter wird und seine Frau im Torfe besitzt, sorgt der politischen Gemeinde und der Ueberredungskünste des dahüchtigen Vaters. Die beiden Aste im Dorfe sind ausgezeichnet in jeder Beziehung, während sich der Autor in der vornehmen Pariser Welt des zweiten Actes nicht so heimisch zu fühlen scheint.

N. E. Schmidl.

Bücher.

Victor Ottmann: Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanovas Tragikomödie „Das Polemoskop". Stuttgart 1900. Verlagsanstalt der Gesellschaft der Bibliophilen.

In dem Treigestein von Abenteurern, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Himmel der europäischen Gesellschaft strahlte, steht Giovanni Giacomo Casanova, hat Casanova wohl am meisten eigene Lenchtkraft bewiesen. Von den bewegten Schicksalen seines Lebens hat er in seinen Memoiren äußerst selbst den Schleier gezogen, aber nimmt dunkler in wieder das Schicksal dieser Memoiren, deren Manuscript erst 22 Jahre nach seinem Tode unverwandelt in Leipzig auftauchte — und auch da nur als Bruchstück, das mit dem 19. Lebensjahre des Verfassers abbricht. Nachdem schon Barthold 1846, in zwei Bänden, die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren" behandelt hatte, hat Casanova gilt neuerlich in Ottmann einen gediegenen, liebevollen Biographen gefunden, der uns in anziehender Form und der Lebhaftigkeit dieses Mannes und die kulturhistorische Bedeutung seiner Schriften berichtet mit Umsicht und eine eingehende Würdigung bietet. Den Schluss der Publication bildet eine Uebersetzung einer Tragikomödie „Das Polemoskop", die Casanova auf dem Schlosse von Dux, wo er als Bibliothekar des Grafen v. Waldstein die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, geschrieben hat. Es werden noch handschriftliche Briefe und intellectuelle Kostbarkeiten geboten.

Max Burckhardt.

Franz Hermann Meissner: Das Musikfeuilleton. Band 5: Fritz v. Uhde. Band 6: Franz v. Defregger. Wien und Leipzig, Schneider und Loeffler, 1900.

„Was leicht Ihr, mein Prinz?"
„Worte, Worte, Worte."

A. M.

Hans Rotenhagen: Liedermanns. Briefwitz und Leipzig, Belhagen und Klasing, 1900.

Für die Sammlung Kataloge schreiben ist ein Kunstwerk. Tom Dupree die geistvolle Dieter Bande und die Bibliothekare. Ich Text in Lexika und dann sie anordnet, macht sie bei der Regelmäßigkeit unleidlich werden. Viele Bände wurden nie Seite nach Seite durchgelesen, wenn die Bücher handlung Halt der inhaltsschwer Titel das 3 Bd. in der Ordnung hatte als denken lassen. Kaum Bibliographen Bibliothekare, Schriftsteller in der wenigen der Sammlung, die leider und Auch z. B. die Autoren, als denn der Biograph leicht strandet, nicht ganz verschollen. Bücher und Nachrichten sollen die Zukunft ausfüllen, die auch nicht Kenntnis Text wiederzurufen die Thatsache, dass Bücher nun ein Zeitschrift ist Exemplaren verunglückt. Und wenn die Zeitschrift sterben muss, so muss sie wenigstens gelebt haben. Es wollen nur nicht vergessen, dass solche Zeitschrift nicht zugleich Gesetz und Gesetzbuch sind, so wollen auf Vollständigkeit und Ordnung nicht allzu

Digitized by Google

Bedeutung gibt. Sonst ist die Aufgabe, 100 Seiten über Liebermann zu schreiben, mit erstaunlicher Sicherheit gelöst. Seine Allgemeinheiten, seine Phrasen, seine romanistischen Nichtigkeiten stören. Durch Vergleiche mit Rembrandt, mit Millet, Menzel und Zorach wird das Wesen von Liebermanns Kunst sehr fein herausgeschält. Es spricht ein Schriftsteller, der seinen Stoff beherrscht, der, wie wenige heute, das europäische Kunstschaffen überschaut. Und da also, was über der Verdrängung des Meisters gesagt wird, auf dessen eigenen Angaben beruht, wird das Buch auch späteren Zeiten noch ein wertvolles historisches Document sein.

R. M.

Arthur Morrison: Cunning Murrell. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Der zu so rascher und wohlverdienter Anerkennung gelangte Autor zeigt in der vorliegenden Erzählung, dass er auf dem Lande, in Eher, eben so sicher sich bewegt, wie in Asphalt und Ziegel. Der Erfolg wurde. Der ruhige Fluss des glatten, sorgfältig gefeilten Stiles, der von einer gewissen Einförmigkeit aber nicht frei ist, wird durch den Dialect von Eher nicht beeinträchtigt, er ist selbst für den Ausländer leicht verständlich. Gegen „Tales of mean Streets" „Tauchnitz" und „A Child of the Jago" Tauchnitz hebt „Cunning Murrell" in der Erzählung weit zurück, einen Fortschritt in der Kunst bezeichnet der neue Roman für seinen Verfasser überhaupt nicht. Die eigentliche Geschichte bildet das Eingreifen Murrells, des Zauberers, in das Schicksal zweier verliebter Leute, Jem Hagenbuch und Jeminimum Mrs. Morgan und ihrer Nichte Dorothy Thorn, aber diese entbehrt jeder Einheitlichkeit, sie dient sogar dem Hauptzweck des Verfassers, den „Meister des Teufels" Cunning Murrell in ein helles Licht zu setzen, weniger als die zahlreichen eingeflochtenen Episoden. Das Ganze bildet eine Darstellung des finsteren Aberglaubens, der vor etwa 60 Jahren jeden Bewohner des Landstriches beherrschte. Früher oder Bauer, Schmuggler oder Ausschiebeamten in den geheimnisvollen Wirkungskreis Cunning Murrells trieb. Der kleine wiederliche Gefelle, der sich seine Tienste für Heilung von Krankheiten an Menschen und Thieren, für Besitzungen und Rachthilfe gut bezahlen lässt und das Vertrauen aller Leute der Grafschaft Eher und des angrenzenden Kent besitzt, wird von Morrison mit großem Nachdrucke als bösartiger Heiden hingestellt. Der Freund, dem diese Blätter gewidmet, kenne die Wahrheit aller Vorgänge bezeugen, wie er habe dieser die vielen Documente aus dem Nachlasse Murrells in Händen gehabt und gepruft. Das lächerliche Treiben des Zauberers wird daher mit großem Ernste behandelt. Murrell ist von der Kraft seiner Kunst und großen Bösehrkenntnis ebenso überzeugt wie seine Patienten. Und doch stiftet sein alterner Spuk mehr Unheil als Segen. Ist niemand von Krankheit befallen, so ist doch die Schuld unschuldigen Personen zu, die er durch geheimnisvolle Schriftzeichen und alle Kreise der Magie als Hexen ernstort und der Verachtung und dem Hasse des Volkes preisgibt. Wenn nun auch der Aberglaube in den Leuten von Sadleigh noch so tiefe Wurzeln geschlagen, so kann doch die blinde Furcht vor dem Wirken des Bösen einzig und allein die Handlungen einer Unmenschlichen selbst ungebildeter Dorfbewohner nicht in dem Umfange bestimmt haben, wie der Einfluss Murrells glauben macht. Es erscheint als eine ungetreue Uebertreibung, dass jede That, jeder Gedanke, jede Empfindung dieser Leute unter dem Banne der Zauberer gestanden habe. An einer so packenden entsprechenden Handlung wie alle Motive und Charaktere des Buches Menschliche Theilnahme erwecken nur die beiden genannten Frauen, die Murrell als Hexen gebrandmarkt hat, Mrs. Martin, die ihren Mann und später ihren Sohn im Kampfe mit Schmugglern verloren, lebt mit ihrer Nichte Dorrith das Leben einer Verbannten. Nur Lingood, der Schmied, und Hobsylvhorn Dove empfinden die Pflicht und indem Murrell zu bewegen, den Ruf der Unschuldigen wiederherzustellen. Doch etwas Anziehendes liegt in keinem dieser Wesen, wenigstens nicht in dem Grade, dass eine tiefere Sympathie durch sie wachgerufen werden könnte. Und so nimmt man von dem Buch mit einem unbefriedigten Bilde Abschied, ohne eine neue Kraftbildkraft geschaffen zu haben.

Dr. Friedrich Berg.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (Januar) bringt den Abdruck einer bemerkenswerthen Sammlung „Autographische Charakteristiken aus der Paulskirche zu Frankfurt am Main 1848". Zur Zeit des Parlamentes wurde jeder Abgeordnete seines Namens, Abgeordneter von Graz, schrieb seinen Namen und da er ziemlich muthwillig war, so beschäftigte er die Mitglieder ein Autographenalbum herzustellen, das dem behandelnden Arzt in Frankfurt am Main die Schreiben übergeben wurde. Obwohl das Album die Jahreszahl 1848 trägt, stammt es doch thatsächlich aus dem März- tagen des Jahres 1849, als man mitten in den Debatten über das Reichsoberhaupt begonnen war, und der Antrag gestellt, Österreich und den Deutschen Bund auszuschließen und den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu wählen. Gelegentlich der Krönungsfeier am 18. Januar schrieb Paul Gautsch über die Krönungsfeier des „Hohenzollern Jahrhundert" von P. Seidel. In gerung habe man bisher die geschichtliche und politische Bedeutung des Hauptfestes der Krönung Friedrich angeschlagen, bei durch dieses Jahrbuch auf die ihm gebührende Stelle ver- wird. Die Absicht der Herausgeber scheint darnach auf einen ganz bestimmten Leserkreis gerichtet zu sein, der Illustrationen zu dem Text Lesung nötig hat, weil sie, im Gegensatz zum Populären und trivialen deutschen Buch" von Kaiser Leopold von Österreich musste der Kaiser mit der Zustimmung durch das Bestreben der Bestechlichkeit im Reich er- langen und da diese Bundesakte nur einmütigen Beschluss zu ändern sollte, so kam es nicht selten zu Zwistigkeiten, denen Einigung zur Tod wurden w

steht der Verfasser auf durchaus österreichfreundlichem Standpunkte, findet sehr sympathische Worte für den Kaiser und die Dynastie und gibt — im Unterschiede zu anderen ernsten nationalistischen Publicationen der letzten Jahre — die Hoffnung auf eine Wiedergenesung Oesterreichs nicht vollständig auf. Er denkt sich eine solche auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Nationalitäten, aber ohne Föderalismus und ohne Centralismus. Trotz theils sich ihm gerade von diesem Gesichtspunkte aus das Ergebnis der Wahlcampagne 1901 als Misserfolg zur „Wir müssen constatieren" — schreibt er — „das zu Ziel, welches Herr v. Koerber sich vorgesteckt hat, nicht erreicht worden ist, dass das Parlament von 1901 viel stärker radical national ist als das frühere, da es mehr nationale Unruhestifter enthält, dass die Situation in diesem Parlamente, das den deutsch-czechischen Ausgleich betrifft, viel ungünstiger geworden ist als jemals, und das bedeutet, dass sie auf der ganzen Linie schlechter geworden ist." In einer französischen Zeitschrift erscheint noch die scharfe Absage bemerkenswert, mit der der Verfasser das böhmische Staatsrecht ablehnt: „Im übrigen glaubt er, an den Bestrebungen Taaffes's Kritik an den Absichten des Kaisers anknüpfend, dass Oesterreich, „welches Ruhe so sehr nöthig hatte, in eine Periode der Experimente und Versuche eintreten dürfte, unter denen die Völker nur leiden können".

„Revue des Revues" (1. Februar). Anatole Leroy Beaulieu schreibt über Antisemitismus und Nationalismus. Der französische Nationalismus sei von dem Antisemitismus wohl zu trennen, wenn sie auch oft Hand in Hand gingen. Er entspringe an sich edlen und lobenswerten Instincten, sei aber deshalb in Frankreich wenig am Platze, weil ja niemand daran denke, die Franzosen — etwa wie die Irländer oder die Polen — ihrer nationalen Eigenart zu berauben, und es eine Fiction sei, dass ein Syndicat von Heimatslosen die Herrschaft an sich gerissen habe. Während der Antisemitismus zerklüftet, will der Nationalismus vor einen, leitigen und zur Harmonie führen, aber diese an sich gewiss lobenswerte Bewegung birgt grosse Gefahren in sich: erstens in der einer orthodoxen Absichtserklärung gegen das internationale geistige Leben und die weltbewegenden Ideen des übrigen Europa, dann für den republikanischen Gedanken, denn wer streng nationalistisch denkt, müsste in Frankreich auch noch gedrungen royalistisch sein, da das Königthum die französische Einheit begründet und befestigt habe. Nimmt man den nationalistischen Boden ihren wahren Wunsch ableiten, so wäre es eine Republik unter einem Consul, ein Consulat, wie unter Napoleon I., das ihnen als staatliches Ideal vorschweben würde, bei dem aber — gerade wenn sich eine so bedeutende Persönlichkeit dafür zur Verfügung stellen würde — der Gegensatz hell einer friedlichen Politik und dann der der baldigen Verwandlung in eine Monarchie sehr nahe liegen würde.

„Cassiers Magazine" (Februar). W. D. Forbes schreibt über Verminderung der Kosten der Maschinenarbeit. Nicht nur vom technischen, sondern auch vom wirthschaftlichen Standpunkte sei dies eine ernstlich in Angriffe Frage. Bei fortgeschrittener Art der Verwendung liefern die Maschinen kaum 75 Procent dessen, was sie bei vernünftiger Organisation zu leisten vermöchten. Zunächst gilt es die Arbeiter selbst ernsthaft für ihre Arbeit zu interessieren, was nach Ansicht des Verfassers lediglich durch eine Erhöhung der Löhne und durch Abkürzung phantasiereicher und vielfach vielleicht Bemühungen zu erreichen ist. Zweitens pflichtet Mr. Forbes für Tag und Nachtarbeit, mit entsprechend vertheilter Abtheilung. Da durch das Stillstehen und Wiederanlassen der Maschinen sehr viel Zeit und Kohle verloren wird. Endlich meint er, dass die Maschinen selbst von Arbeit entlastet werden sollten, durch einen Zeitumschlag, und zwar speciell in der Stahlwaren und Maschinenerzeugung. Gegenwärtig werden ungeheure Massen von Stahl und Eisen angehäuft, von denen ein grosser Theil als Abfall wieder entfällt, weil die Maschinen mit gewissem Maximalgewicht den erforderlichen Theil herausschneiden und bohren. Würden hier dieselben alle Bearbeitungsarbeiten, so könnte sowohl der Ueberschuss, als die viele mühselige Arbeit der Maschinen. — William H. Crawford beschreibt die Ausbeutung der Schwefelminen im nördlichen Theile Japan zwischen Matsuschahs und der Nordspitze von Japan befindet sich eine kleine Insel, namens Greene, auf der sich drei mit 2000 Fuß hohe Berge erheben, deren Kegel fast durch und durch aus Schwefel bestehen und deren Krater schwefelige Dämpfe entweichen, um sich wieder zu Schwefel zu verdichten. Der japanischen Regierung war das schon lange bekannt, aber erst 1898 traten einige japanische Unternehmer mit einer amerikanische Firma in Verhandlung betreff, um sie zur Ausbeutung dieser Minen anzuregen. Die Amerikaner entsandten einen Sachverständigen, der feststellte, dass sich die Lager etwa zwei Meilen von der Küste in der Nähe eines vortrefflichen Hafens, der Monoro Bay, befanden, dass von dort ein fast ununterbrochener Weg etwa bis zur halben Höhe der Vulkane emporführt und dass mehr als 1½ Millionen Tonnen nahezu reinen Schwefels dort lagerten. Da die Insel das halbe Jahr zu Schnee und Eis begraben liegt, so konnte ein im Juniholze lösen an die Arbeit gedrungen werden, wo der Zugverkehr Fracht sich mit 500 japanischen Arbeitern auf der Insel einfand.

Der schöne Plato.

Von Barry Bradnagel.

Der schöne Plato dachte nach. Das passierte ihm nicht häufig; er hatte es auch gar nicht nöthig. Vor ein paar Monaten noch war er ein kleiner Hungerleidenant im Brodwahlchasseur'schen Garderegiment gewesen. Heute besaß er Wagen, Pferde, Dienerschaft und eine halbe Million Mark in barem Gelde, von seinen Besitzungen und seinen Seelen in der Ukraine gar nicht zu reden. Mit dem Nachdenken hätte er's früher nicht soweit gebracht, das stand fest. . . Gott sei Dank, war man aber in 25 Jahre alt und ein bildhübscher Kerl!

Er sprang auf, recte die Arme, dass die gut entwickelten Muskeln unter dem Atlasunterzeug straff vortraten. Er lächelte prüfend, strich sich mit edlem Selbstbewusstsein das schwarze Bärtchen in die Höhe . . . Ja, Gott sei Dank, man war wirklich ein bildhübscher Kerl!

Die meisten großen Männer nennen sich gerne jener Zeit, da ihr Stern erst zu steigen begonnen. Auch der schöne Plato dachte mit Vergnügen an den Geburtstag seiner Größe zurück. An einem hellen Herbstmorgen war's geschehen. Er war mit der Schlosswache aufgezogen; unter ihren Fenstern vorbei. Catarinens Augen, noch feucht von Thränen um den untreuen Sascha Mamonoff, waren auf den hübschen Gardeleutenant gefallen. Sie hatte ihm zugelächelt . . . Vor Glück hatt ohnmächtig, vom Reidgarnurmel reiner Kameraden begleitet, war Plato Zoubof in das Palais gerieft . . .

Die üblichen Formalitäten erledigten sich dann rasch in der gewohnten Weise. Die sentimentale Liebeskomödie, welche die große Catarina immer wieder haben wollte und die sozusagen zum Regiment der Garde gehörte, spielte der schöne Plato mit viel Talent. Ein paarmal war ihm zage unter den heißen Blicken der Kaiserin ein sehr reizvolles Erröthen gelungen. Entzückt hatte Catarina nach dem abendlichen Whist seinen Arm genommen —

Ja, soweit war der Mensch gekommen, weil er 23 Jahre alt und hübsch war! Nun aber, nun stiegen Schwierigkeiten auf. Im allgemeinen heißt es: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu." Plato aber fand, dass die Sache nicht immer stimmte; bei ihm wenigstens stimmte sie gar nicht. Nicht als ob die Kaiserin von ihren Lieblingen gerade ein wollgerättelles Maß geistiger Qualitäten verlangt hätte! Orloff war dumm gewesen und Korsakoff und Wassiltschikoff . . . Man durfte aber sein Günstlingsrecht auf Dummheit auch nicht übertreiben; und das hatte er, Plato Zoubof, gestern entschieden getan . . .

Er begriff zwar immer noch nicht recht, was er gestern so hervorragend Dummes angestellt. Es war bei dem Empfang im Palais gewesen, nach dem Tedeum, das für den Sieg der österreichischen Verbündeten bei Belgrad abgehalten worden. Die Kaiserin strahlte förmlich vor Glück; der ganze Hof strahlte natürlich mit. Den Lenzen nach sechzig, an Illusionslosigkeit zwanzig Jahre alt, sah sie den phantastischsten ihrer Träume — ein russisches Weltreich am Bosporus — bereits erfüllt.

Alle waren wie im Rausch. Die blauen Augen der Sechzigjährigen leuchteten. Sie sahen schon das goldene Doppeladler auf der Hagia Sofia glänzen. Die Höflinge, sonst lauter bravе, nüchterne Hofchranzen, spielten sich als Sieger auf. Jeder einzelne von ihnen hatte Belgrad erobern helfen . . .

Ganz reich vor Glück wandte sich Catarina an Zoubof:

„Nicht wahr, Plato, welch ein Tag! Welch ein herrlicher Tag!"

„Ja, Matuschka, für alle ein herrlicher Tag und für mich doppelt schön —"

„Wie das?"

„Ihr alle, Ihr seiert ja nur den Sieg bei Belgrad. Ich aber —"

„Du?"

Sie lächelte ihn an und erwartete wohl irgend eine Schmeichelei. Er sachte übers ganze Gesicht:

„Ja, denn Die, Matuschka, meine Schwester wurde heute früh entbunden — mit dem schönen Jungen. Eine Leistung, was?!"

Hier wurde die Miene des nachdenklichen Lieutenants sorgenvoll. Seine aufgehaltenen Gefühle hatten keinen Beifall gefunden, im Gegentheil! Die Kaiserin war roth geworden; eine böse Falte hatte sich zwischen ihren Brauen gezeigt. Die Gesichter der Höflinge hatten mit einemmal ganz erstarrt aus. Ein, zwei Secunden tödtlichen Schweigens — aller Blicke richteten sich auf die Kaiserin. Die blauen Augen Catarinas leuchteten nicht mehr. Nach dem ersten Zornesblitz lag es wie ein verhängnißvoller Erinnerungsschleier über ihnen. Den geborenen Hoflingen dämmerte alsbald die gleiche Erinnerung heraus: „Mamonoff"

Mamonoff war nicht nur jung und schön, sondern auch klug und gebildet gewesen. Mamonoff verstand die Stimmungen Catarinens, wußte sich ihnen anzupassen. Niemals hätte Saicha Mamonoff eine solche Abendfeier zugelassen, wie eben Plato Zoubof . . . .

Erschrocken fühlte der schöne Plato, was alle dachten. Seit er zum erstenmal den Fuß ins Palais gesetzt, war dieser Mamonoff sein Schreckgespenst. Die Kaiserin hatte ihn ja gar nicht bis zu Ende lieben können. Nicht sie war seiner überdrüssig geworden, er hatte die den Rücken gekehrt, um eines Hofschränkleins willen, mit dem er eben die Honigwende auf seiner Besitzung im Ural verlebte. Sie war mit ihm nicht bis zum Ueberdruss gekommen — das war schlimm. Schlimm war es auch, dass er nicht mehr am Hofe lebte; die Kaiserin erinnerte sich nur mehr seiner Vorzüge, schuf sich ein Idealbild aus ihm, dem er niemals gerecht hatte. Mit jeden angewiesenen Gardeleutenants hatte es Zoubof aufgenommen — vor diesem jungen Ehemann im Urlaub zitterte er . . . Es lag zwar nicht in Catarinens Gepflogenheiten, Statten einmaligen Glücks zum zweitenmal aufzusuchen, aber, Teufel! mit Mamonoff war sie eben nicht bis zum Ueberdruss gekommen . . .

Der schöne Plato blickte wütend, auch als die andern schon über den peinlichen Zwischenfall weggekommen waren. Die lehn-

süchtige Stille mit Mamonoffs Erscheinung hatte nicht lange gedauert, die Kaiserin selbst hatte durch einen ihrer beliebten Kalauer die gute Stimmung wieder hergestellt. Sie liebte es nicht, wenn ihre schönen Freunde sich öffentlich blamierten. — „Mamonoffs Gedächtnis zerstören" — ganz deutlich stand dies erhabene Ziel vor Platos Augen. Er musste diesen Vorgänger zerstören, es blieb ihm gar keine Wahl. Es war einfache Nothwehr.

„Mamonoff zerstören" — dieser unabweichlichen Selbstpflicht zuliebe that er jetzt eben das Äußergewöhnlichste: er dachte nach.

Der Himmel schien zu begreifen, dass eine so anstrengende Beschäftigung auch ihren Lohn finden müsste: dem schönen Plato fiel etwas ein. Sein frisches Dummejungengesicht glänzte ordentlich vor Vergnügen. Er rieb sich die Hände, rannte im Zimmer auf und ab, lachte und redete vor sich hin. „O, brillant, brillant! Wie dumm, dass mir das nicht früher eingefallen ist! Gleich werd' ich's ihr sagen ... Heute noch ... Ich hab' es ja mit meinen eigenen Augen gelesen ... An meinen Vetter, hat er's ja geschrieben ... dieser Esel von einem Mamonoff! Wie hieß die Stelle doch?"

Er setzte sich hin, begann in seinem Gedächtnis Wort für Wort zusammenzusuchen, was Mamonoff an einen ganz weitlöufigen Verwandten Zoubofs geschrieben hatte — — „O Gott, was ist alles Glück der Welt gegen das unsrige?! Nur mit tiefster Beschämung denk' ich an jene Zeit zurück, da ich meine Zärtlichkeit einer Frau verkaufte, die meine Großmutter sein könnte ... Da ich nichts war als ein kaiserliche Drohne — — Mein süßes Weib lächelt über solche Gedanken. Sie meint, unsere Seligkeit solle nichts trüben, nicht einmal die Erinnerung an diese einstige Schmach —."

Zoubof lachte gerade hinaus. Und so einen hielten sie für gescheit! Ein Mensch, der die erste Stelle am Hof „eine Schmach" nannte ... der mit Beschämung an die schönen, blanken Rubel dachte, mit denen die Kaiserin bezahlte ... Gescheit sollte der sein? Bißbumm war er, darüber konnte doch gar kein Zweifel existieren. Und wenn die Kaiserin erst erfuhr! Wenn ..."

Zoubofs Freudentaumel mäßigte sich. Er trabte sich hinterm Ohr.

„Ja, wenn sie's erfuhr! Wenn ..."

Dieses „wenn" oder vielmehr das „wie" war aber keine Kleinigkeit. Es gehörte Muth dazu, einer Kaiserin solche Worte zu wiederholen. Noch dazu einer so überaus eitlen Frau wie Catarina ... Catarina, die fest überzeugt war, dass das Schicksal selbst jede ihr widerlahrene Unbreue rächte ... die immer noch glaubte, dass Orloff um ihretwillen und nicht über den Tod seiner Frau tiefsinnig geworden ... Ja, wahrhaftig, es gehörte Muth dazu, ihr solche Worte zu wiederholen. Er, Plato Zoubof, er besaß diesen Muth nicht ... Allein wenigstens wagte er's nicht, man musste ihm helfen ... ihn unterstützen ...

Wieder lachte er übers ganze Gesicht. So! Nun wollt' er einmal zeigen, dass er gar nicht dumm war, dass er nicht umsonst seit Monaten die Freundschaft der großen Catarina genoss ... Jetzt sollten sie sehen, dass er ihr manches abgeguckt hatte ... vor allem: „die Masse zu lenken, ohne dass sie es merkt." Er, Plato, er wurde jetzt „die Masse" lenken, die Masse der Hofleute, wohlverstanden ... Ohne dass sie es merkten, mussten sie seinem Zwecke dienen ... So würde Mamonoff unsichtblich gemacht und er, Zoubof, risskierte nichts dabei.

„Jawohl, so geht's! Stadtgespräch muss es werden! Die Spatzen auf den Dächern müssen pfeifen, was Mamonoff über sie geschrieben hat ..."

Er ließ sich zum Ausgehen ankleiden und begab sich zum französischen Gesandten.

Der Gesandte empfieng ihn mit blendender Liebenswürdigkeit. Er bethenerte ein- übers andermal, dass er die Ehre zu schätzen wisse, die seinem Hause widerfahre, erkundigte sich theilnehmend nach Zoubofs Befinden, machte ihm Elogen über sein bildschönes Aussehen, bewunderte die Diamantagraffen seines Hutes — mit einem Wort, er repräsentierte sein Land mit tadellosem Anstand. Eben wollte er ein längeres Gespräch über das schlechte Wetter und die schmutzigen Straßen von Petersburg eröffnen, da unterbrach ihn Zoubof:

„Haben Sie nie mehr etwas von Mamonoff gehört?"

Der Gesandte legte sein lächelndes Gesicht schnell in betrübte Falten.

„Nichts mehr, ehe monsieur Zoubof! Seit dieser Mensch sich so schwer gegen die allergnädigste Kaiserin vergieht "

„Ha, da will ich Ihnen seinen neuesten Scherz mittheilen."

Wort für Wort wiederholte er Mamonoffs Zeilen.

Der Gesandte fiel fast auf den Rücken. Zoubof lächelte befriedigt:

„Hm, gute Nummer, was? So ein Streich! Solch eine Un dankbarkeit ..."

Der Gesandte schien die Sprache verloren zu haben. Er stotterte nur etwas ...

„Un ... glaublich ... Ganz ... unser "

Zoubof wurde ungeduldig.

„Unglaublich?! Hören Sie, wenn ich etwas erzähle, ist es nicht unglaublich. Ich habe den Brief selber gelesen, an einen Vetter von mir ..."

Der Gesandte fand endlich Worte.

Er bethenerte dem schönen Plato dreihundertmal nacheinander, dass er ihn für die glaubwürdigste Persönlichkeit der ganzen civilisierten Welt hielte, und dankte ihm nochmals tiefbewegt für die Ehre seines Besuches.

Im Fortgehen fragte Zoubof noch:

„Sagen Sie, was will er eigentlich mit der Biene? Das versteh' ich, offen gesagt, nicht recht!"

„Wahrscheinlich eine Anspielung auf seinen Fleiß," lächelte der Gesandte malitiös.

„Frechheit! Als ob unsereins faulenzte!"

Mit großer Mühe verbiß sich der Gesandte das Lachen.

„Er hat ja viel mit der Kaiserin gearbeitet; war theilweise sogar ihr Secretär!"

Zoubof zuckte geringschätzig die Achseln.

„Um solche Läppereien auch noch Aufhebens machen!!"

Er gieng, von den Bücklingen und Segenswünschen des Gesandten begleitet.

Beim Mittagmahl erzählte dieser seiner Frau:

„Denk' war der Idiot da!"

„Encore! Was wollt' er denn?"

Der Gesandte zuckte die Achseln.

„Was er wollte?! Die Zeit todschlagen. J'ai failli crever d'ennui ... Na, so ein Mensch taugt doch zu nichts, als — "

Der Gesandte räuspert sich; ihre halbverwachene Tochter saß mit am Tisch. Der Gesandte mäßigte seine sittliche Entrüstung. Als er dann mit seiner Frau allein war:

„Er hat auch eine unglaubliche Geschichte von sein Mamonoff erzählt!"

„Wirklich?! Eh bien, mon ami, j'écoute!"

Die Gesandtin spitzte die Ohren. Bei der Erwähnung des jungen Ehepaares stieg ihr eine leichte Röthe in die Wangen. Sie selber hatte einmal, allerdings erfolglos, mit Sascha Mamonoff kokettiert.

„Glaubst du alles, was dieser imbécile dir erzählt hat?"

„Ich weiß nicht recht. Jedenfalls, ma bonne Claudine, sei vorsichtig mit dem Weitererzählen!"

Am selben Nachmittag war bonne Claudine zum Thee bei der Fürstin Haryschkin geladen. Nachdem die brennendsten Gesellschafts- und Toilettenfragen erledigt waren:

„Chère princesse, haben Sie gar nichts mehr von Mamonoff gehört?"

„Eigentlich nein. Ich denke, er ist sehr glücklich mit der Clitcherbatof."

„Sehr glücklich! — ja. C'est à dire ... Er soll einen ganz unglaublichen Brief geschrieben haben ..."

„An wen? An wen?"

„An wen? Ma foi, je l'ignore! Das ist ja auch ganz gleichgiltig! Mais imaginez-vous (sie rückte näher zur Fürstin hin und dämpfte die Stimme), er hat sehr häßlich über die Kaiserin geschrieben ..."

„Ah!"

„Ueber ihr Alter ... C'est très bête cela! In Paris hat eine Frau überhaupt kein Alter, pourvu qu'elle soit aimable, und dass sie einen gewissen charme hat ..."

Die Fürstin hatte zwar keinen charme, aber einen Taufschein. Darum seufzte sie leise.

„Ach ja, Paris ..."

„Also wissen Sie, was noch in dem Brief steht? Er denkt nur mit den unangenehmsten Gefühlen an Petersburg zurück ... Und das Gold, was ihm die Kaiserin geschenkt hat — "

„Das wird er gut brauchen können!"

„Il paraît que non! (Sie tachte hell auf.) Es ist ihm peinlich, dass er's je genommen hat!"

„Ist es die Möglichkeit?!"

„Dann nennt er sich auch eine „kaiserliche Drohne". N'est ce pas que c'est laid?!"

Die Fürstin suchte vergeblich nach einem französischen Wort, um ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben. Schließlich sagte sie auf gut Russisch:

„Rindvieh!"

Am nächsten Tag erzählte sie dem General Bielinski, dass Mamonoff einen sehr merkwerdigen Brief geschrieben habe. Er scheine ja in seiner Ehe sowen ganz glücklich zu sein, von der Kaiserin schriebe er viel, aber nicht gerade in respectvollem Ton.

„Anderdem vergleicht er sich dann mit einer Art Biene, wahrscheintlich weil er überall etwas herauszusuchen wusste," setzte sie mit ihrem feinsten Lächeln hinzu.

General Bielinski war entzückt über soviel Geist. Von ihm erfuhr alsbald die Gräfin Scheremetjew, dass Mamonoff einen ganz verdrehten Brief geschrieben habe

„Drei Zeilen über seine Ehe, ziehe aber die Kaiserin ... Nicht gerade sehr freundlich allerdings ... auch über ihre Mutter ... zum Schluss vergleicht er sich auch mit ... mit ... na mit so einem Flügeltier, was zu Blumen hinspaziert"

Digitized by Google

Die Scheremetjew berichtete unverzüglich ihrem Freund, dem Gardehauptmann Lieven, daß die Ehe Mamonoffs doch recht merkwürdig sein müsse.

„Er schreibt viel von — von früher. Wenig von der armen Julie. Es scheint finanzielle Schwierigkeiten zu geben . . . Er äußerte sich so sehr bitter über die Zeit, wo ihm das Geld nur so zufloß. Außerdem nennt er sich selber einen Schmetterling."

Zwei Tage später wußte das ganze Garderegiment, wie es um die Mamonoffs stand.

„Die Ehe geht schief! Nie eine Kopeke im Haus. Er soll sich die Haare raufen, wenn er an die Kaiserin denkt!"

Nach vierundzwanzig weiteren Stunden wußten es auch andere Regimenter.

Die Mamonoffs prügeln sich täglich. Er schreibt bogenlang nur über die Kaiserin. Er kann sich in die beschränkten Verhältnisse gar nicht hineinfinden. Seine Briefe sollen ganz wirr sein. Ja, er vergleicht sich selber mit einem Thier . . ."

Endlich kam die Sache auch an Gragowiefi, den ersten Secretär der Kaiserin. Sein kleiner Flirt, Hoffräulein Ockermann, erzählte ihm mit Thränen in den hübschen, braunen Augen: „Denken Sie nur, wie entsetzlich! Der arme Mamonoff scheint übergeschnappt zu sein! Er soll auf allen Vieren herumkriechen und sich für ein wildes Thier halten . . ."

Gragowiefi genoß das unbedingte Vertrauen der Kaiserin und war ein wackerer Mann. Seine jahrelange Thätigkeit im kaiserlichen Cabinet hatte ihn gelehrt, was es von Hofklatsch zu halten und was er seiner Gebieterin zu berichten hatte. Er wußte ganz genau, daß die Mamonoff'sche Ehe überaus glücklich war, er konnte sich auch ganz gut vorstellen, wie all die gegenseitigen, abirrden Gerüchte in Umlauf gekommen waren . . . Er war ein wackerer Mann und kannte seine Pflicht. Catarina schenkte ihm nicht umsonst ihr volles Vertrauen. Am nächsten Morgen schon, ehe das Dictat begann, erfuhr sie von ihm, was seine Treue ihr nicht vorenthalten zu dürfen glaubte — — —

*

Der schöne Plato war wenige Tage fort gewesen, auf der Jagd. Wenn man die Kaiserin gekränkt hatte, was's besser, ihr für eine Weile aus dem Wege zu gehen. Als er zurückkam, empfing sie ihn mit verweinten Augen. Eine ungewöhnliche, traurige Weichheit lag über ihrem ganzen Wesen. Sie sah ihn an sich, küßte ihn mit angstvoller Zärtlichkeit. „Plato, mein geliebtes Kind, du wirst mich nie verlassen?! Hörst du, nie, nie!"

„Aha, die Sache hat schon gewirkt," dachte er. Er beugte sich über ihre Hände.

„Nie, nie, Mütterchen! Ich bleibe dir treu bis zum Tod!"

„Das wußt du, Platuschka! Es wäre ja zu schrecklich, wenn auch du . . . Nein, nein, das kann ich gar nicht aushalten!" Sie weinte. Plato hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Er war ganz entsetzt, daß sein Mittel so radical gewirkt hatte. Er kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände.

„Denk' nicht mehr an ihn —"

„An ihn? Also du weißt es auch?!"

„Ja, Mütterchen, ich hab' es zu allererst gewußt!"

„Warum hast du es mir nicht gesagt?"

„Ich . . ich wollte . . dich nicht . . aufregen!" Sie glitt zärtlich mit der Hand über seine Haare. Ihre Thränen flossen aufs neue.

„Du, guter Mensch, du!"

Eine kleine Pause. Thränen und Handküsse.

„Denk' nicht mehr an jenen Elenden!" bat er leise.

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Nenn' ihn nicht Elender!"

„Wie? Nach allem, was er dir angethan?"

Ein Lächeln trat in ihr verweintes Gesicht. Ein Lächeln, das sie wieder jung und schön machte. Das wundervolle Räthellächeln der Frau, die einen Mann zugrunde gerichtet hat . . .

„Er büßt, was er mir angethan hat . . ."

Plato stutzte.

„Wie? Er büßt . . ."

„Du weißt es ja, du zartfühlendes Kind! Du hast es mir nicht gesagt, weil du mich schonen wolltest . . ."

Vor Platos Augen begannen etliche Einrichtungsgegenstände im Kreis herumzugehen.

„Plato, mein süßes Herz, verlasse mich nie!" Glaube mir, es ist ein furchtbares Geschick, das sich an die heftet, die mich verlassen . . . Du weißt doch, Orloff hat im Wahnsinn geendet Und Mamonoff —"

„Mamonoff?" rief Plato athemlos hervor.

„Mamonoff ist ebenfalls verrückt geworden, du weißt es ja!"

„Ja . . ja . . ich . . weiß es!" stotterte er. Jetzt sauste schon das ganze Zimmer um ihn herum.

Die Kaiserin wußte wieder einige Thränen

„Mamonoff hat es mir gesagt! Er hat es aus sicherer Quelle. Natürlich ist Ihr treuer Gragowiefi schon seit einiger Zeit darüber unterrichtet gewesen, mein Engelchen. Aber soweit hat der Mamonoff ist verrückt geworden. Ich habe übrigens nie gezweifelt, daß es so kommen müsse. Die Chicherdatof war nur eine Verirrung. Er hat mich ja namenlos geliebt! . ."

Der schöne Plato dachte nicht erst nach — er merkte, daß dabei doch nichts Gescheites herauskäme. Er ließ sich einfach von seinem zartfühlenden Herzen leiten. — —

Mit einem Schrei stürzte er vor der Kaiserin nieder, küßte ihre Füße, begrub sein Gesicht in den Falten ihres Kleides . . . schluchzte . . . gesticulierte . . .

„Mütterchen, angebetetes Mütterchen! Orloff und Mamonoff sind verrückt geworden, weil sie dich verloren. Ich — ich bin auch verrückt . . weil ich dich besitze!"

Mit ihrem wundervollen Räthellächeln beugte sich Catarina zu ihm nieder — —.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer Natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema
Prospecte gratis und franco.

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN – BUDAPEST – BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 15
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Josefstädterstrasse 112
IX. Servitengasse 12
XVII. Hernalserhauptstrasse 17
XVIII. Währingerstrasse 261
ab
Telephon 119

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 2. März 1901. Nummer 335.

Der Bock als Gärtner.

Was in der vorigen Woche an dieser Stelle über den obstruierten Zustand unseres Abgeordnetenhauses herausgesagt wurde, hat sich rasch der ganzen deutschen Presse mitgetheilt. Die trügerischen Optimismen, mit denen Herr v. Koerber bisher die Deutschen eingelullt hat, sind plötzlich der nüchternen Erkenntnis gewichen, aber nur der Erkenntnis des Zustandes und nicht seiner wahren Ursachen. Und doch wären diese nicht so schwer zu finden, wenn der Mannesmuth der deutschen Parteien vor Ministerfauteuils nicht so gerne Halt machen würde.

Die Geschichte der gegenwärtigen Parlamentssession beginnt nicht am 31. Januar, an dem sie eröffnet wurde, sondern am 8. Juni v. J., an dem ihre Vorgängerin ihr thatsächliches Ende fand. Damals gab es allerdings eine offen erklärte jungczechische Obstruction. Damals wurde die Obstruction von den anderen großen Parteien auch nachdrücklich bekämpft, und eine einzige Obstructionsnacht schon hätte damals genügt, um die jungczechische Obstruction — und überhaupt zum erstenmale eine Obstruction im österreichischen Parlament — in offener Schlacht zu besiegen und die Bahn frei zu bekommen für eine geregelte parlamentarische Thätigkeit. Wer ist aber damals mitten im letzten Ringen der Parteien, wie Pallas Athene dem Achilles aus den Wolken, den verzweifelten Jungczechen plötzlich rettend zur Seite getreten? Herr v. Koerber war's, der in Nacht und Nebel nach Schönbrunn fuhr, um dort das Vertagungsdecret zu erwirken, das dem Kampfe ein gewaltsames Ende bereitete, in einem Augenblicke, als die jungczechische Obstruction ohne diesen Eingriff von oben rettungslos verloren gewesen wäre. Was darauf gefolgt ist, war eine systematische Vorbereitungsarbeit für eine neue Obstruction. Die drei Sommermonate wurden von Herrn v. Koerber einfach verbummelt, die folgenden fünf Herbst- und Wintermonate mit einer kunstvoll in die Länge gezogenen Wahlcampagne verständelt. Das ist vielleicht die längste Wahlcampagne der Welt gewesen. Ihr folgte die längste Thronrede der Welt. Was schon durch die achtmonatliche Zeitversäumnis das Parlament in eine obstructionsartige Zeitbedrängnis versetzt, so trachtete Herr v. Koerber durch sein wahnsinnig großes Arbeitsprogramm ihm den Athem vollends zu rauben. Und als er, dem allgemeinen Gespötte weichend, das Arbeitsprogramm zu beschränken unternahm, wie vorsichtig hat er da aufgepasst, dass das kleine Arbeitsprogramm noch immer zu groß bleibe für die kurze Sessionsdauer, die dem Parlamente nach seiner Eindernung bis zu Ostern noch offen stand! Und wie schlau hat er dem Hause in dem Grafen Vetter einen Präsidenten beschert, dessen Unverstand Tag für Tag dem Hause stundenlange Geschäftsordnungsdebatten und geheime Sitzungen bringt! Als die Jungczechen im vorigen Sommer versuchten, im ehrlichen Spiele zu obstruieren wie die Deutschen einst, erwiesen sich ihre Kräfte als unzureichend. Herr v. Koerber hat ihnen nun in langsamem, zielbewusstem Aufbau eine parlamentarische Situation geschaffen, der ihre Kräfte vollauf gewachsen sind, bequem sogar. Sie brauchen nicht wirklich zu obstruieren. Es obstruiert sich ihr Spiel fast von selbst. Dafür hat Herr v. Koerber gesorgt. Eine automatische Obstruction! Herr v. Koerber hat den sinnreich construierten Apparat beigestellt. Die Jungczechen brauchen ihn nur laufen zu lassen, und die Obstruction wirkt. Pallas Athene schützt und rettet nicht nur, sie führt ihrem Schützling auch die Waffe, wenn er nur die paar Armbewegungen zum Scheine markiert.

Der Kampf, den Herr v. Koerber verwummt und versteckt, mit Hinterlist und Verschlagenheit, vermittels fremder, ihm sogar feindseliger, Arme führt, ist der Kampf der unparlamentarischen Regierung gegen den Parlamentarismus. An dem Tage, wo der Parlamentarismus wieder aufersteht, wo das Parlament wieder normal funetioniert, eine Majorität hat, die regiert, eine Minorität, die toleriert, ist Herrn v. Koerbers und seinesgleichen Ministerherrlichkeit todt und begraben. Selbst wenn eine parlamentarische Majorität einen unpolitischen Beamten als Ministerpräsidenten dulden adoptieren wollte, des Herrn v. Koerbers erweisene Unfähigkeit, die parlamentarischen Kräfte zu positiven Effecten zu concentrieren, würde ihn selbst von der gedulteten parlamentarischen Ministerbank ausschließen. Diese Unfähigkeit, die ihn im normalen parlamentarischen Getriebe unmöglich machen würde, ist für seine unparlamentarische Ministerschaft die Quelle der Selbsterhaltung. Die Unfähigkeit, ein Parlament zu gedeihlicher Arbeit zu leiten, ist identisch mit der Fähigkeit, es von solcher Arbeit abzuhalten, mit jener Fähigkeit, die Herr v. Koerber in die ganzen Vorbereitung und Anlage der gegenwärtigen Parlamentssession so glänzend traurig bewährt hat. Es ist unverständig, von irgend jemandem einen Act heroischer Selbstaufopferung, sei es selbst für das erkannte gemeine Wohl, zu erwarten. Es ist deswegen auch unvernünftig, Herrn v. Koerber — selbst wenn er die Fähigkeit dazu besäße — den ernsten Willen zur Reconstruction des Parlamentes zuzumuthen, durch die er sich selbst lächerlich überflüssig und unnütz machen würde. Solange es einen § 14 gibt, mit dem sich's ganz bequem ohne Parlament regieren lässt, und solange es eine unparlamentarische Regierung gibt, wird es auch zu einer kraftvollen parlamentarischen Thätigkeit nicht kommen. Wenn man den Bock zum Gärtner setzt, so bleiben die Sträucher kahl. Wie von einem dunklen Instinct getrieben, werden unparlamentarische Regierungen immer wieder die parlamentarischen Verhältnisse so zu verwirren verstehen, dass im Parlamente nie mehr zustande gebracht wird, als was selbst eine unparlamentarische Regierung mitsammt dem § 14 vom Parlamente zur Fristung ihres Lebens unumgänglich braucht, die Delegations- und die Quotenwahlen. Wer sich von einer unparlamentarischen und noch dazu parlamentsunfähigen Regierung, wie der des Herrn v. Koerber, irgend wesentlich mehr erwartet, der ist ein politischer Narr.

Solcher scheint es freilich in unserem Parlamente eine ganz erkleckliche Anzahl zu geben. Sie sitzen, wenn wir nicht irren, in großen Haufen auf der linken Seite des Hauses. Nicht einmal der 8. Juni, wo das Ministerium in einem Momente der Gefahr die verbergenden Hüllen fallen ließ und offen die fast schon gelungene Wiederaufrichtung des Parlamentes durch gewaltthätigen Eingriff hintertrieb, hat diese Schwärmer belehrt. Diese Schwärmer sind blind dafür, dass die Regierung auch jetzt wieder in monatelanger Arbeit das parlamentarische Schachspiel so aufgestellt hat, dass es, wenn nicht ein Wunder geschieht, abermals remis werden muss. Wenn die deutschen Parteien wirklich, wie sie sagen, wie Tradition und Ehre ihnen auch gebieten, die Wiederherstellung des Parlamentes anstreben, dann müssen sie zu diesem Zwecke auch die geeigneten Mittel wählen. Es ist aber klar, dass man den Parlamentarismus nicht herbeiführen kann, indem man eine unparlamentarische Regierung unterstützt, deren Lebensinteressen nur auf der des Parlamentes sicher gestellt sind. Wollen die Deutschen den Parlamentarismus wieder haben, dann müssen sie dafür sorgen, dass das Parlament wieder die Gliederung in Majorität und Minorität annimmt, ohne welche sich der parlamentarische Organismus nicht bewegen kann, und dass zwischen Majorität und Minorität — wie immer auch die Vertheilung der Parteien sei — im Wege eines Compromisses, spreicl auch über nationale Fragen, ein erträglicher Gleichgewichtszustand hergestellt werde, damit das Parlament bei der nächsten Wendung nicht neuerdings zu Fall komme. Wollen die deutschen Parteien parlamentarisch arbeiten, dann dürfen sie ihre politischen Absichten nicht länger in fruchtlosen Unterhandlungen mit parlamentslosen Beamten-Ministern verfolgen, sondern sich mit ihren parlamentarischen Collegen direct auseinandersetzen. Wollen die deutschen Parteien das Parlament, dann müssen sie vor allem anderen der unparlamentarischen Regierung den Lebensfaden abschneiden. Das ist das nächste Ziel auf dem Weg zur Wiederherstellung des Parlamentarismus. Auf dieses Ziel können sich alle ehrlich parlamentarischen Parteien vorläufig einigen, wie immer auch später die Sonderung in Majorität und Minorität sich gestalten mag.

K.

Die sociale Lage der Parlamentarier in Frankreich.

In meinem Artikel in [illegible] habe ich die Lage der [illegible] Abgeordneten geschildert. Ich habe gezeigt, wie [illegible] Sie [illegible] Die Parlamentarier [illegible]

Digitized by Google

standes von der anderen Seite aus, denn ganz ohne Schuld sind viele Parlamentarier nicht. Zuvörderst sei erwähnt, dass es ja niemand, der die Mittel nicht besitzt, nützlich hat, sich ins Parlament wählen zu lassen. Die großen Wahlfonden, die Theuerkeit des Lebens in Paris, die Anforderungen, die an einen Landesvertreter herantreten, sind allen zur Genüge bekannt, und um ein paar Hundert armen Teufeln ein beschauliches Dasein in der Hauptstadt zu ermöglichen, ist das Mandat doch nicht geschaffen! Da zudem die bedürftigen und verschuldeten Abgeordneten größtentheils zu den jüngeren gehören, so kann von einem moralischen Zwange, seine unsichtbaren Dienste dem Lande zu widmen, auch kaum die Rede sein. Wer demnach, ohne reich oder selbst von wohlhabend zu sein, eine Candidatur annimmt, thut dies also stets oder fast stets aus Ehrgeiz oder mit der leichtfertigen Berechnung, es werde ihm schon gelingen, sich durchs Leben und durch sein Mandat hindurchzuwinden, und vielleicht werde er es dabei sogar weiter bringen, als bei der Ausübung eines Berufes. Daher kommt es, dass wir in den Parlamenten der dritten französischen Republik eine so große Menge von Leuten finden, die ich „bürgerliche Mittelmäßigkeiten" nennen möchte, weil sie in der That in ihrem Beruf nur Mittelmäßiges, wenn überhaupt etwas leisten. Auf sie trifft das von dem sehr guten Finanzpolitiker Rouvier stammende Wort zu, dass die, die ihre eigenen Finanzen gut zu gestalten vermögen, in der Regel auch die des Staates gut verwalten können, ein Ausspruch, der auch umgekehrt seine Richtigkeit hat. Nun zählt die Kammer nicht weniger als 125 Advocaten und Avoués, 57 Aerzte, 17 Licenciés und Docteurs en droit*), 55 Journalisten und Schriftsteller, 17 Ingenieure und Architekten und 29 Gutsbesitzer und Handelsagenten; dagegen nur 130 Grundeigenthümer**), 44 Industrielle, 22 Kaufleute und 55 Privatleute und Rentiers.***) Aus dem Verhältnis beider Gruppen erhellt man, dass die liberalen und gelehrten Berufe ein außerordentlich starkes Contingent in die Kammer entsenden (diese hat 581 Sitze), woraus wiederum der Rückschluss stattfasst ist, dass es ein großer Theil der Angehörigen jener Berufe vor der Wahl noch nicht weit gebracht hatte, und dass die Aussichten, es je darin weit zu bringen, bei der Ueberfüllung jener Professionen überhaupt recht gering sind. Deshalb wird das Deputiertenmandat als ein „pis aller" angesehen, als ein Nothbehelf, der trotz all der ihm anhängenden Mißlichkeiten doch schlimmer sei, als die bisherige Erwerbslosigkeit im Berufsleben. Und dann, eröffnet nicht das Palais-Bourbon die schönsten Aussichten in eine, wenn auch vielleicht nicht sehr nahe, Zukunft? Kann man sich nicht als Abgeordneter schneller hervorthun, rascher berühmt machen, als an irgend einem anderen Platze? Kann man nicht „ministrabel" und dann schließlich Minister werden, worauf alles „glänzende Elend" ein Ende hat? In der That ist es dem auch das leuchtende, einem jeden minder begüterten Abgeordneten und Senator ewig vorschwebende Ziel, ein Portefeuille zu erhaschen, und zwar ganz gleichgiltig, welches, da sie ja doch alle gleich gut retribuiert sind, nämlich mit 60.000 Francs pro Jahr oder pro eata der Amtsdauer, da schon manches Jahr drei Ministerien und vier oder noch mehr Inhaber dieses oder jenes Portefeuilles gesehen hat. Um auch hier gleich die Confusionen zu ziehen, sei darauf hingewiesen, dass die dritte Republik an einer erschrecklichen „Männerdürre" leidet, an einem ungewöhnlichen Mangel an hervorragenden oder auch nur tüchtigen Ministern. Außer Thiers, Gambetta, Ferry, Constans, Waldeck-Rousseau und vielleicht Delcassé, haben wir hier eigentlich keinen Politiker gehabt, der dieses Namens würdig gewesen wäre. Da aber ein jeder nach dem „Marschallstab" wie ein Heißhungriger schnappt, da sich die Minister mit seltenen Ausnahmen nur aus den Reihen der Parlamentarier recrutieren, da die weitaus meisten Parlamentarier Mittelmäßigkeiten, wo nicht gar politische Nullen sind, und da die Portefeuillets in der Regel nicht dem Fähigsten, sondern dem Geschwindigsten, Einflussreichsten, mit Parteiintrigen am meisten Gewiegten oder einfach dem gegeben werden, der am längsten in der gerade am Ruder befindlichen Fraction gewartet hat, so kann man sich aber die geistige und politische Dürftigkeit der französischen Ministerien nicht weiter wundern. Zur Illustration dieser Thatsache sei es mir gestattet, hier eine kleine Anekdote einzuschalten, die aus guter Quelle stammt.

Als im December 1892 das Ministerium Casimir-Perier constituiert wurde, ergab es sich, dass der mit der Cabinetsbildung Beauftragte eine lange Kreuz- und Querfahrt durch Paris machte, um die Mannen zusammenzutrommeln, die er in seine Barke einschiffen und dem Präsidenten der Republik vorstellen wollte. Als er gerade vor der Besetzung eines Ministerrandidaten vorgefahren war, kam ein obscurer, aber nicht mehr ganz junger Abgeordneter des Weges, der damals schon über 50 Jahre zählende Antonin Dubost. Herr Dubost war aber und gewissermaßen Republikaner, er war aber auch Staatsrath, Maire von La Tour du Pin, Generalrath, ehemaliger Secretär bei der Pariser Polizeipräfectur und noch manches „Ehemalige" dazu. Und da ihm all das wenig einbrachte, hatte er sich als „Journalist" etabliert und hier und da einen kleinen, wenig beachteten Beitrag placiert. Da er Schulden hatte, weiß ich nicht, jedenfalls schielte auch er seit langem nach der Ministerbank hinüber wie nach dem gelobten Lande, da Milch und Honig fließt. Diesmal aber wollte er nicht locker lassen, und so beschloss er rasch, sein Glück beim Schopfe zu ergreifen. Er hat es denn auch beim Schopfe ergriffen, ja, er hat es sogar gewissermaßen genothzüchtigt. Gebuldig wartete er vor jenem Hause, bis Herr Casimir-Perier wieder zum Vorschein gekommen war, worauf er ihn sonder Scheu und Bangen wegen der neuen Ministerconstellation anrückelte und ihm allerlei unerbetene Rathschläge ertheilte. Casimir-Perier hatte nicht viel Zeit, und da er den aufdringlichen Menschen nicht loswerden konnte, so nahm er ihn wohl oder übel in sein Coupé, in der Hoffnung, ihn bei nächster Gelegenheit abzuliefern. Am Ziele der Fahrt angelangt, genierte Dubost sich keineswegs, sondern stieg unverzagt, als gehöre er schon zum Cabinet, die Treppe hinauf, und Casimir-Perier, der ein höflicher Mann ist, bedeutete ihm, in der Meinung, es nur mit einem Neugierigen zu thun zu haben. Eben nahm Dubost an allen Unterredungen theil, that furchtbar klug und machte Vorschläge fürs Programm. Nun hatte der Ministerpräsident seine Liste beinahe fertig, wobei er sich zu Carnot ins Elysée fahren ließ. Antonin Dubost, der schon ganz zuteuflich geworden war, fuhr wieder mit. Auf der Treppe des Palastes beschleunigte Casimir-Perier die Schritte, um den Ungebetenen hinter sich zu lassen, aber Antonin, sinnt wie ein Rey, stürmte hinterdrein. Gleich darauf kamen auch ein paar andere Ministercandidaten an, die sich, zusammen mit Casimir-Perier, beim Staatsoberhaupte melden ließen. Antonin „zwischen sich" unter die Menge, drückte sich, wenn nöthig, in einen Winkel, gieng aber unentwegt mit den anderen ins Empfangszimmer. — Der Präsident erschien, hört den Vortrag Casimir-Peiers an, nimmt die vorläufige Ministerliste entgegen, lässt sich die Herren vorstellen. Casimir-Perier, dem der Kopf nach einem hart durcharbeiteten Tage etwas brummen mochte, nennt die Candidaten der Reihe nach und bezeichnet immer das entsprechende Portefeuille. Schließlich, als alle Namen genannt waren, kommt er an Herrn Antonin Dubost. Er sah, wie er liegen, denn auch der Mann die Unverschämtheit besitzen würde, sogar bis zum Präsidenten mitzukommen, hätte er nicht gedacht. „Monsieur Antonin Dubost, Députés . . ." stotterte er schließlich hervor. „Und welches Portefeuille gedenken Sie Herrn Dubost zu übertragen?" entgegnet mitde der Präsident, der natürlich ahnungslos war. „Was thun? spricht Zeus" hatte in jenem kritischen Augenblicke Herr Casimir-Perier wohl gedacht, wenn er Deutscher wäre; dieser aber ein anderer, es kommt doch alles aufs gleiche hinaus! Und da ging Gott die „Welt", nämlich der Herr Portefeuillemacher noch ganz vergeben nahe, so rief er, rasch entschlossen: „Ich habe noch keinen Titular für das Portefeuille der Justiz: Herr Dubost . . ."

„War im Jahre 1879 Cabinetschef des Justizministers le Royer" fügte Antonin schlagfertig hinzu und besiegelte damit seine Ernennung zum Justizminister. Im Grunde war es ja noch ein Glück, dass Dubost schon in der „Branche" gearbeitet hatte, denn es hätte ebenso gut auch anders kommen können. Wäre das Justizportefeuille schon vergeben gewesen, so hätte der Biedermann natürlich jedes andere genommen, nur, um Minister zu werden, gleichviel wieso! Wir sehen denn auch, wie nicht selten die wunderbarsten Wahlen kinschlichten der Vergebung der Ministersessel getroffen werden: hier wird ein Arzt (Chautemps: Colonialminister, dort ein Doctor der Rechte (Guyot-Desfaigne: Bauternminister; hier sehen wir einen Advocaten (Mauric Leben: zuerst Unterstaatssecretär der Colonien werden, dann, in einem anderen Ministerium, zum Handelsminister avancieren, dort gewahren wir einen Journalisten (Delcassé), der erst die Colonien verwaltet und dann das Aeußere, und wo wieder wird ein Arzt (Bigot: Ackerbauminister und bleibt es in drei oder vier Ministerien, vermuthlich, weil er sich in den neuen „Beruf" nach und nach „eingearbeitet" hatte. Solcher Beispiele könnte ich noch Dutzende und aber Dutzende citieren, denn nur in seltenen Fällen ist der französische Minister bewusstich auf seine Amtsthätigkeit vorbereitet.

Die 60.000 Francs eines Ministers bieten noch den besonderen Vortheil, dass sie nicht besteuert sind. Obzwar also nur bis zur Höhe eines Fünftels gerichtlich pfändbar zu sein. Dagegen hört die Zahlung der Judemnität in dem Augenblicke auf, wo der Betreffende Minister wird, während er mit jährlich 72.000 Francs bewidete Kammer- oder Senats-Präsident und die mit 9000 Francs Jahresgehalt bedachten Quästoren ihre Judemnität weiterbeziehen. Es ist daher klar, dass diese Posten den unbemittelten Abgeordneten und Senatoren nur ein Eldorado vorspiegeln, das unio begehrenswerter erscheint, als es mit vielen, prachtig möblierter Wohnung, freier Beleuchtung, Heizung und Dienerschaft gelegen ist und dem stattlichen Gehalte winkt. Es ist bei jeder Gelegenheit entrissen werden kann, wie ein Ministerportefeuille; während wir augenblicklich das wiederholentliche Phänomen von Begründung der dritten Republik haben, hat es Kammerpräsidenten in dieser Zeit nur zehn Inhaber gewesen, das Senatspräsidium noch weniger, die „Zauberhaftigkeit"

*) Licenciés und Docteurs en droit, Rechtsgelehrte, die aber nicht Advocaten sind.

**) Grundeigenthümer, die nicht zugleich Industrielle sind.

***) Rentiers, die nicht zugleich Grundeigenthümer sind.

der Präsidenten beider Häuser ist also drei- bis viermal größer, als die der Minister. Doch eben wegen dieser größeren „Haltbarkeit“ und weil es immer nur einen Präsidenten, dagegen elf Minister gibt, ist auf eine Vacanz im Präsidium weniger zu rechnen. Das Klügste ist es daher für die mittellosen Abgeordneten, „ministrabel“ zu werden und dann von dieser — freilich leider unbesoldeten — Vorstufe aus den Ministersitz zu erobern. Ministrabel oder „ministerfähig“ ist der, der möglichst viele Freunde und möglichst wenige Feinde in den Reihen der Collegen zählt, der zu allem Ja und Amen sagt, der sich eifrigst bemüht, niemand durch ein ungebührliches Hervorragen über das gute Durchschnittsmaß zu kränken, der keine radicalen, irgendwelche Parteiinteressen verletzenden Anträge einbringt oder Reden schwingt und der dabei doch äußerlich einen gewissen Fleiß „markiert“. Wer nämlich allzusehr für dieses oder jenes Princip eintritt, wird zwar seine Parteifreunde für sich haben, dafür aber die Parteigegner nur umsomehr gegen sich erbittern; er verliert somit die Hälfte der Chancen, Minister zu werden. Wer ein praktischer Mann ist, verdirbt es weder mit den Fortschrittlern, noch mit den Reactionären, dann hat er immer Aussicht, in das Loch zu schlüpfen, das sich gerade auftut. Denn im Grunde ist es ja ganz gleichgiltig, ob man Mitglied eines Rückwärtscabinets wird oder Portefeuillard in einem ultra-radicalen Ministerium: die Höhe des Gehaltes ist in beiden genau dieselbe! Darum bemüht sich jedermann, so wenig „Gesinnung“ und „Grundsatz“ wie möglich an den Tag zu legen, denn mit Gesinnungen und Grundsätzen stößt man sich. Denkende vor den Kopf, wird man nicht Minister und bleibt man zeitlebens ein armer Schlucker, „chair à buissier“! Dies die politische Seite des traurigen Liedes vom Parlamentsproletariat. Die gesellschaftliche ist womöglich noch unerquicklicher.

Ein Abgeordneter oder Senator, der einen reactionären Wahlkreis vertritt — vielleicht nur, weil er gerade keinen anderen ergattern konnte! — kann nicht darauf rechnen, unter der Republik Minister zu werden, zumal, wenn er zu den „Alten“, den „Verbrauchten“ gehört. Niederen er aber seine „Ueberzeugung“ dann ist er zunächst seine bisherigen Wähler los, während ihm die fortschrittlichen mit Mißtrauen entgegenkommen. Was soll er thun, er, der arme clientenlose Advocat im verlorenen Provinzstädtchen, der die Fünfzig hinter sich hat? Es geht recht bescheiden und einfach in seinem Pariser Haushalte her, oft so bescheiden, dass der Magen knurrt. Und mehr noch „knurren“ die Gläubiger, die ihm Candidatur und Abgeordnetenwanden in der Hoffnung auf endliche Zahlung verschafft haben. Nun ertönt aber „knurrt“ die noch verhältnismäßig junge, hübsche und äußerst vergnügungs- und putzsüchtige Gattin, die ihm zwar nicht mit Kindern, wohl aber mit weiteren Schulden beschenkt hat. Die Noth wird groß und immer größer, doch wenn sie aus großen ist, ist Gottes Hilfe bekanntlich am nächsten, und, siehe da, sie naht in Gestalt derjenigen, die die Noth nicht zum wenigsten mitverschuldet hat: der treuen, „aufopfernden“ Gattin. Soll der arme, bedrängte Abgeordnete da „Nein“ sagen? Soll er den Ernsthaften spielen? Soll er, der alte monarchistische Kämpe zum Schwerte seiner Väter greifen und seine Ehre wie ein Berserker vertheidigen?

Er gäbe der chronique scandaleuse neuen Stoff durch eine solche Ausposaunung dessen, das nun einmal „nicht mehr zu ändern“ ist! Er schweigt also still und läßt alles über sich ergehen: er sieht und hört nicht, er fragt nach nichts: il fait le mort. Und er geht sogar noch einen Schritt weiter: er wundert sich nicht ein einzigesmal über den plötzlichen Toilettenreichthum seiner schönen Hälfte und läßt sich auch das jetzt wieder volumindser werdende Essen gut schmecken, ohne viel danach zu fragen, „von welchen Tellern“ es ist: die Hörner, mit denen ihn die holde Gattin — in Ermangelung der Kinder — beschenkt hat, muss er ja doch tragen! — Es wäre auch alles glatt und äußerlich wohlanständig abgegangen, wenn der betreffende Herr ich habe einen bestimmten Fall im Auge — nicht eines Tages unvorsichtig gewesen wäre und mitten im Treuschwure in patriotischer Schwadronade die als prüde- und ehrvergessen bezeichnet hätte, die sich des verurtheilten „Verräthers“ angenommen hatten. Die Pariser Publicisten, die gemeinhin ganz gutmüthige, harmlose Leutchen sind und noch dem Worte handeln: Leben und leben lassen, meinten da, wer in einem Glashause sitze, solle nicht mit Steinen nach anderen werfen, und die Dreyfusards unter ihnen zogen nun den Schleier hinweg, so dass man dem conservativen Deputiertenhaushalte bis ins Allerheimlichste sehen konnte. Das war schlimm für den armen Mann, umso schlimmer, als er auch jetzt noch nicht geleugnet war, das belagte Ahnenschwert aus der Scheide und die „Berleumder“ zur Rechenschaft zu ziehen. Was er aber nicht that, das that seine „bessere“ Hälfte, wenn auch in etwas „unkommentmäßiger“ Weise: sie kaufte sich stracks ein „Schiesseisen“, ging in die Zeitungsredactionen, aus der die Enthüllung gekommen war, und verlangte den Chefredacteur — es war der jetzige Handelsminister Millerand — zu sprechen, den sie für den Verantwortlichen hielt. Millerand war, zu seinem Glücke, gerade abwesend, und um den unliebsamen Besuch nicht wieder zu verlieren, schoss die temperamtige Dame den ersten besten, des heißt den Redactionssecretär, nieder, obgleich er an der Veröffentlichung so unschuldig war wie ein neugeborenes Kind. Da sie ihn aber gleich darauf unter Betheuerung ihres Bedauerns über diesen „Irrthum“ um Entschuldigung bat und später sogar ihn im Spital besuchte, so ward sie von den Pariser Geschworenen einmüthiglich freigesprochen. Der „Fall“ ist durch die ganze in- und ausländische Presse gegangen, weshalb auch ich den Namen nennen darf: der „nachsichtige“ Gatte heißt Charles Ernest Laukmier und ist conservativer Vertreter des Departements Calvados.

Paris. **Poller.**

(Schluss folgt.)

Disciplinarverfahren gegen nichtrichterliche Beamte.

Auf seinem Gebiete administrativen oder gerichtlichen Strafverfahrens ist Schutz- und Rechtlosigkeit des Angeschuldigten so prinzipe erhoben, wie auf dem Gebiete des Disziplinarverfahrens gegen nicht richterliche Beamte. An der Pforte jener Säle, in welchen über das Schicksal eines nichtrichterlichen Staatsbeamten und damit implicite über die Zukunft seiner Witwe und Waisen entschieden wird, sollte — der Wahrheit entsprechend — zum Hohne moderner Rechtsprechung die Aufschrift angebracht sein: „In diesen Hallen lasset alle Hoffnung auf Vertheidigung fallen.“ Und sonderbar: Ungeachtet der ungeheueren Zahl von Staatsbürgern, über deren Haupt das Damoklesschwert dieser uncontrolierten administrativen Inquisitionsjustiz schwebt, ungeachtet des Umstandes, daß zweifellos zahlreiche Staatsbeamte allsährlich den Gegenstand eines solchen Verfahrens bilden, ist aus der Mitte der Staatsbeamten selbst keinerlei Ruf nach Reform laut geworden. Gründe hierfür sind unschwer zu finden. Die Abhängigkeit des nichtrichterlichen Staatsbeamten von den „höheren“ Factoren, welche ja regelmäßig der dominus litis sind, ist für den Nichtbetroffenen schon an sich ein genügender Beweggrund, an dieser so heiklen „altehrwürdigen“ Institution nicht zu rütteln, und jene Unglücklichen, die diesem Verfahren unterzogen wurden, haben keine Veranlassung, ihr „Delict“ der Oeffentlichkeit preiszugeben.

So bliebe nur noch ein dritter übrig, der sich berufsmäßig mit dieser Frage der Gesetzgebung zu beschäftigen hätte: das Parlament. Doch davon wollen wir nicht sprechen.

Beschäftigen wir uns mit der Frage selbst. Den Anlass zu deren Erörterung bieten mir zwei Fälle aus meiner Praxis. Sie beleuchten grell die Mangelhaftigkeit dieses Verfahrens, die Willkür, durch welche dieses „Rechts“-Institut sich auszeichnet.

Der eine, von mir selbst öffentlich besprochen,* sei in aller Kürze wiederholt. Der Controlor der Staatsschuldenkasse Franz N. wird einige Tage nach seiner Pensionierung — dieselbe erfolgte nach einer mehr als 40jährigen tadellosen Dienstzeit — in Disciplinaruntersuchung gezogen, weil der Cassier, den er zu controlieren hatte, sich einer Malversation schuldig gemacht hat. Die Angehörigen des Angeschuldigten wussten nur, dass er in Untersuchung gezogen sei; er selbst wusste nicht einmal dies. Denn er war mit Absolvirung bedacht. Das einzige, was zu seiner Vertheidigung bei solcher Sachlage geschehen konnte, war die Stellung des Antrages auf Prüfung seines Gesundheitszustandes.

Auf welcher Grundlage die Untersuchung geführt wurde, welcher Thatbestand vorgelegen, welche Beweise vorgebracht wurden, ob der Antrag auf Untersuchung des Geisteszustandes überhaupt zum Gegenstande einer Erörterung gemacht wurde — alles dies blieb strengstes Geheimnis. Erst durch das erlassene Urtheil der Disciplinarcommission wurde es bekannt, was dem Angeschuldigten zur Last gelegt wurde, und wurde es ersichtlich, dass der von der Vertheidigung gestellte Antrag auf Untersuchung des Geisteszustandes einfach — ignoriert wurde.

Die gegen diese Entscheidung ergriffene Beschwerde wurde ohne Angabe von Gründen zurückgewiesen. Die über Franz N. verhängte Strafe: Verlust seiner Pension und seines Titels, Verlust des Anspruches seiner Frau auf Witwenversorgung blieb rechtskräftig. An der eingeleiteten Nachsicht änderte auch die inzwischen erfolgte Verhängung der Curatel wegen Blödsinnes und das Gutachten der Irrenärzte, das Franz N. im Zeitpunkte des Eintrittes der Curatel zur Gänze belegten Thatbestands geisteskrank war, nichts, da das auf Grund dieser Umstände eingebrachte Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens ohne Angabe von Gründen abgewiesen wurde.

Der zweite Fall ist nicht minder lehrreich. Der Beamte [illegible] wurde wegen erfolgter Anklagung wegen Eide in einem von ihm geführten Ehrenbeleidigungen in strafgerichtliche Untersuchung gezogen und in Anklagezustand versetzt. Das über das Verbrechen des Meineides [illegible] Anklage [illegible] Eides vorgetragene Gutachten [illegible] gerichtes wurde aber entgegen [illegible] Gutachten [illegible] Gutachten, [illegible] Angabe von Gründen [illegible] des Anklagten [illegible] wurde [illegible]

Digitized by Google

Angeklagten ungehört zu verurtheilen. Es wird die Anordnung einer neuerlichen Verhandlung verfügt, zu welcher es jedoch nicht mehr kam, weil der Angeklagte infolge schwerer Erkrankung zu erscheinen verhindert war und kurze Zeit darnach auch wirklich verstorben ist.

Aus Anlass des nun von seiner Witwe gestellten Ansuchens um Anweisung der ihr gesetzlich zustehenden Witwenpension wird der Verstorbene in Disciplinaruntersuchung gezogen. Auch hier blieb es vollständig unbekannt, welcher Thatbestand dem Angeschuldigten zur Last gelegt wurde. Denn dass es nicht die Thatsache eines vermeintlichen Meineides gewesen, war klar, weil hierüber doch nur durch das competente Obergericht judiciirt werden konnte. Was sonst vorlag, war auch in diesem Falle dieses Geheimniss, das erst gelüftet wurde, als nur die Entscheidung des betreffenden Ministeriums intimirt wurde. Durch dieselbe gelangte ich zur Kenntniss, dass die gemäß des Hofdecretes vom 30 und sowieten — es ist schon ziemlich alt — eingesetzte Commission erkannt hat, dass der Verstorbene durch die Antretung und Ablegung der fraglichen Eide sich einer solchen Handlung schuldig gemacht hat, die ihn seines Amtes unwürdig gemacht hat, infolge dessen seine Amtsenthebung erfolgen musste, wenn er noch leben würde. In Consequenz dessen wird das Begehren um Anweisung der ihr sonst gesetzlich zustehenden Pension abgewiesen.

Dass es in diesem, wie im ersten Falle infolge Beschwerden an den Verwaltungsgerichtshof — die selbstverständlich nur die materiell rechtliche und nicht disciplinäre Seite dieser Erkenntnisse zum Gegenstande der Anfechtung machten — zu einer Remedur gekommen ist, indem das Ministerium im ersten Falle nach gefechtener Cassierung des Erkenntnisses wegen mangelhaften Verfahrens — Unterlassung der Untersuchung des Gesundheitszustandes — und im zweiten Falle noch vor der angeordneten Verhandlung die Beschwerdeführer klaglos gestellt hat, ändert nichts an der Thatsache, dass es in keinem dieser Fälle eine Verhandlung gegeben und dass es ohne Anhörung des Angeschuldigten oder doch der zunächst hiervon Betroffenen zu einem Schuldspruche gekommen ist; im letzteren Falle war sogar die Möglichkeit eines Rechtsmittels ausgeschlossen, weil die judicierende Ministerialcommission die erste und gleichzeitig letzte Instanz gebildet hat.

Aus der Darstellung dieser beiden Disciplinaruntersuchungen geht jedenfalls hervor, dass es bei denselben an den primitivsten Voraussetzungen zur die Fällung eines gerechten Urtheiles gemangelt habe: Schutz des Angeschuldigten, Zulässigkeit seiner Vertheidigung, ordnungsmäßiger Instanzenzug.

Auf welcher gesetzlichen Basis beruht nun das Disciplinarverfahren gegen nichtrichterliche Beamte und in welcher Richtung wäre eine Reform dieses Verfahrens anzustreben?

Die Disciplinarbehandlung der Beamten und Diener wird geregelt durch die kaiserliche Verordnung dto. 10. März 1860, R.-G.-Bl. Nr. 84. Nach diesem Gesetze wird jede Verletzung der Pflichten, welche den Angestellten durch ihr Amt, ihren Dienstrang oder durch die allgemeinen oder besonderen Vorschriften auferlegen sind, durch die Rüge oder durch Disciplinarstrafen geahndet. Als solche erscheinen: a) der Verweis; b) die Geldstrafe; c) die Entziehung der graduellen Vorrückung; d) die strafweise Versetzung im Dienste; e) die Dienstesentlassung.

Was speciell die Dienstesentlassung selbst anbelangt, so ist dieselbe zunächst eine gesetzliche Folge der Verurtheilung wegen eines Verbrechens oder wegen einer anderen Gesetzesübertretung, wegen welcher der Angeschuldigte zu einer wenigstens sechsmonatlichen Freiheitsstrafe verurtheilt worden ist; sodann kann die Dienstesentlassung ausgesprochen werden:

a) wegen eines Vergehens oder einer Uebertretung des Strafgesetzes, infolge welcher der Angeschuldigte zu einer geringeren als sechsmonatlichen Freiheitsstrafe verurtheilt oder bloß wegen Unzulänglichkeit der Beweismittel freigesprochen wurde;

b) wegen sonstiger unehrenhafter Handlungen, wodurch der Beamte die Achtung und Vertrauenswürdigkeit verloren;

c) wegen Vernachlässigung und Verletzung von Dienstpflichten.

Soviel entnehme ich der ganzen, welchen Umfang das Gesetz vom 15. November 1867, R.-G.-Bl. Nr. 131, auf den Vorschlag der durch die eitierte kaiserliche Verordnung festgesetzten Vorschrift habe, dass die Dienstesentlassung erfolgen könne, wegen eines Vergehens oder einer Uebertretung des Strafgesetzes, durch welche der Angeschuldigte zu einer geringeren als sechsmonatlichen Freiheitsstrafe verurtheilt wurde. Denn §6 des Gesetzes vom 15. November 1867 normiert, dass vom Tage der Kundmachung dieses Gesetzes an nach dem Strafgesetze oder anderen gesetzlich bestimmten mit der Verurtheilung zu einer Strafe verbundene Verlust des Adels, der Titel und Ehrenzeichen, akademischen Würden, Rath, Staats- und anderen ehrenvollen Aemter, [illegible] Pensionen, Ruhegenüssen [illegible] Anspruch [illegible] Verlust der Verurtheilung [illegible] Verurtheilung [illegible] Verurtheilung [illegible]

Besteht doch bezüglich des Disziplinarverfahrens gegen richterliche Beamte kein Hindernis für die Mündlichkeit und Unmittelbarkeit der Verhandlung: was bezüglich Vorsichtungen seitens richterlicher Beamte zulässig erscheint, kann dem staatlichen Interesse in Ansehung nichtrichterlicher Funktionäre keinen Abbruch thun.

Die vollständige Unabhängigkeit des Disziplinargerichtes erheischt aber auch eine solche Zusammensetzung der Spruchcollegien, dass hierdurch allein schon die Gewähr geboten wird, dass nicht irgend welche dienstliche Rücksichten auf die Fällung des Erkenntnisses selbst Einfluss zu üben vermögen.

Von diesem Gesichtspunkte aus erachten wir, dass die Disziplinargerichte zum Theile mit richterlichen Organen zu besetzen wären, weil es selbstverständlich ist, dass der Mangel jeder Beziehung zum Angeschuldigten und zu höheren administrativen Funktionären eine größere Garantie für die objective und gerechte Urtheilsfällung bietet, und weil, hiervon abgesehen, ein richterliches Organ eine größere juristische Eignung besitzt, über die materiellen Rechtsfolgen des Schuldspruches, über welche gleichzeitig zu erkennen wäre, zu judicieren.

Eine Reform des bisherigen Verfahrens wäre demnach unseres Erachtens auf folgender Grundlage erfolgversprechend: Bei jedem Oberlandesgerichte ist für alle in dessen Sprengel angestellten nichtrichterlichen Beamten und der VI. Rangsclasse abwärts ein Disziplinargericht einzusetzen; dasselbe hat zur einen Hälfte aus Räthen des Oberlandesgerichtes, zur anderen Hälfte aus den bei der politischen Landesstelle am Sitze des Oberlandesgerichtes angestellten Beamten der VI. Rangsclasse zu bestehen. Die Functionen des Anklägers werden von der Oberstaatsanwaltschaft versehen.

Für Beamte von der V. Rangsclasse aufwärts ist ein Disziplinarsenat des Obersten Gerichtshofes, welcher gleichzeitig als Beschwerdeinstanz gegen Entscheidungen des Oberlandesgerichtes zu fungieren hat, zu creieren. Auch dieser Senat hat zur einen Hälfte aus Räthen des Obersten Gerichtshofes und zur anderen Hälfte aus nichtrichterlichen Ministerialbeamten, die mindestens der V. Rangsclasse angehören, zu bestehen. Die Anklagebehörde bieten Obersten Gerichtshofe wird durch die Generalprocuratur vertreten.

Das Disziplinargericht fällt seine Entscheidungen in einem Senate, welcher aus einem Vorsitzenden und vier Mitgliedern besteht. Ersterer und zwei Senatsmitglieder gehören dem Richterstande an.

Ueber eine gegen einen Beamten erfolgte Anzeige sind zum Zwecke der Ermittelung des Thatbestandes Vorerhebungen zu pflegen, nach deren Abschluss zu entscheiden ist, ob Anklage zu erheben oder das Verfahren einzustellen sei. Nur gegen letzteren Beschluss ist Beschwerde durch den Oberstaatsanwalt zulässig. Der Beschluss, es sei Grund zur Anklage, ist dem Angeschuldigten zu intimieren und diesem Beschlusse die Anschuldigungspunkte und eine Begründung der Anklage beizufügen.

Nach Abschluss der Untersuchung ist dem Angeschuldigten Acteneinsicht und Stellung etwaiger Anträge zur Ergänzung des Untersuchungsverfahrens gestattet, über deren Zulässigkeit das Disziplinargericht endgiltig entscheidet.

Die Verhandlung ist nicht öffentlich; doch steht dem Angeklagten das Recht zu, drei Vertrauensmänner, welche nichtrichterliche Beamte sein müssen, zuzuziehen.

Beiziehung eines Vertheidigers ist gestattet; derselbe muss dem Stande nichtrichterlicher Beamten oder dem Vertheidigerstande angehören. Der Angeklagte hat das Recht der Ablehnung eines richterlichen Functionärs in allen jenen Fällen, in welchen einem Angeklagten im strafgerichtlichen Verfahren dieses Recht eingeräumt ist.

Mit dem Ausspruche über die Strafe ist gleichzeitig auch über die mit derselben verbundenen materiellen Rechtsfolgen zu erkennen. Eine Aufechtung des rechtskräftigen Disziplinarerkenntnisses ist auch bezüglich der eingetretenen Rechtsfolgen ausgeschlossen und daher auch eine Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof unzulässig und a limine abzuweisen.

Es ist selbstredend, dass die bezüglich der anzustrebenden Reform gebotene Darstellung auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt; sie soll nur die Grundzüge und Principien zur Anschauung bringen, auf welchen das Verfahren aufzubauen wäre, wenn das selbe den Anforderungen der Gerechtigkeit, der vollständigen Discretion des urtheilenden Gerichtes und dem, dem Angeschuldigten gebührenden Schutze Rechnung tragen solle.

Ob bei der so tief beklagenswerten Situation, in welchen unser gesetzgebender Körper sich derzeit befindet, überhaupt die Möglichkeit geboten sein wird, sich mit der in Rede stehenden Frage zu beschäftigen und ob an maßgebender Stelle die Geneigtheit besteht, eine Reform des bestehenden Verfahrens in Antrag zu nehmen, erscheint freilich mehr als zweifelhaft.

Dr. Jacob Meisl

Englands industrielle Zukunft.

Von Eduard Bernstein.

I.

Von allen Vorhersagungen hinsichtlich Englands Zukunft ist keiner so grausam mitgespielt worden, wie der berühmten Prophezeiung Ledru-Rollins in dessen 1850 erschienenen Buche „Englands Verfall". Der Löwe der radicalen Tribünen Frankreichs war nicht der einzige, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts England dem sicheren Verfall zueilen sah. Aber andere Unglücksverkünder waren wenigstens vorsichtig genug gewesen, sich durch irgend einen Vorbehalt Deckung zu sichern. Der flüchtige Donnerer der provisorischen französischen Regierung von 1848 war über solche Rückversicherungen erhaben. Er hatte, versichernte er seine Leser, „alle Systeme untersucht", war „allen Ausstichten, allen möglichen Entwickelungen nachgegangen", hatte „alle Ausweise sondiert" und hatte dabei „überall die unheilverkündenden Worte verzeichnet gefunden: Verfall Englands"! Selbstverständlich all dies nach kaum einigen Monaten Asyls auf englischem Boden und ohne sich sehr mit der englischen Sprache abzuquälen. „Es ist der Lohn, der, wie Adam Smith sagt, unabläßig fällt und fallen wird, bis nichts mehr übrig bleibt, als auf der einen Seite Haufen von Geld und auf der anderen Haufen von Leichen". Dies eine Probe der gründlichen Studien des braven Ledru-Rollin.

Wenn aber die nächsten Jahrzehnte nach Erscheinen seines Buches Rollins Prophezeiungen Lügen strafen sollten, so sind heute, fünfzig Jahre später, viele sachkundige Leute geneigt, von Englands Zukunft in ähnlichem Tonart zu sprechen, wie der schnell urtheilende Franzose. Und wer die Handelsausweise des Inselkönigreiches genauer durchsieht, ohne sich durch Bruttosahlen täuschen zu lassen, der wird in der That auf manche Posten stoßen, die von verlorenen Märkten, von zurückgehenden Industrien erzählen. Schließlich ist die Erfüllung von Prophezeiungen in hohem Grade eine Frage der Zeit. Qui vivra verra, wenn er lange genug lebt, wird jeder Prophet, der kein völliger Narr ist, ein gutes Stück seiner Vorhersagungen in Erfüllung gehen sehen. Ledru-Rollin hatte seine Prophezeiung nicht ganz so aus den Fingern gesogen, wie sein Citat aus Adam Smith. Er stützte sie auf eine relativ richtige Thatsache, nämlich dass in England das Leben einer ganzen Nation von der Gunst des Weltmarktes abhänge, und meinte, dass dieser Weltmarkt sich entweder unter der Wirkung des Krieges, der von Handel gestörte, oder unter der des Friedens, der concurrierende Fabriken errichte, für England „schon morgen schließen wird". Der Weltmarkt hat sich für England nicht „schon morgen" geschlossen, aber für die geschichtliche Betrachtung hat eine Verrechnung um etliche Decennien im Grunde wenig auf sich. Ständen wir heute vor dem „morgen", das Ledru-Rollin 1850 vor sich sah, so hätte er nur in der einen Hinsicht gefehlt, in der alle radicalen Volksführer selbstzugreifen pflegen: in der Zeitabschätzung.

In einem Punkt trifft nun in der That seine Voraussetzung zu: Englands Industrien sind ernste Concurrenten in Menge erstanden. Englische Zeitschriften sind voll von Berichten über Englands bedrohte Stellung auf dem Weltenmarkt, englische Politiker machen diese Frage mit Vorliebe zum Gegenstand ihrer Ansprachen, englische Volkswirtschafter mühen sich ab, die Ursachen und Tragweite des Phänomens festzustellen, englische Soziologen suchen Folgerungen für Englands Zukunft aus ihm abzuleiten. Unter ihnen steht es nicht an Leuten, die zu Vorhersagungen ähnlicher Art kommen, wie die Ledru-Rollins.

Am meisten nähert sich ihm ein, auch im Auslande bemerkter Artikel des sozialistischen Schriftstellers William Clarke in der „Contemporary Review" vom Dezember 1900. Es sind aber nicht in sehr wirtschaftliche, wie sozialpsychologische Gründe, die Clarke bestimmen, England hinsichtlich seiner industriellen Zukunft ein sehr pessimistisches Horoskop zu stellen. Leidenschaftliche Parteinahme für die Massen hat den sehr fähigen Mann zu der Ansicht gebracht, dass England moralisch entarte, und er sucht dies damit zu erklären, dass es aus einer Nation von Bürgersoldaten eine solche von Rentnern aller Art und ihrem Anhang werde. Er knüpft dabei u. a. an die auch von Marx hervorgehobene stärkere Beimischung der dienenden Classe an, die einen immer größeren Umfang annehme und der Energie des demokratischen Empfindens im Volke Abbruch thue. Die Demokratie verliere erheblich an manhafter Angriffslust, von einem ernsthaften Kampfe gegen den politischen Einfluss der Aristokratie sei gar keine Rede mehr, der Snobismus mache sich in allen Schichten der Bevölkerung geltend. Alles dieses Aufsehen sei an eine Wiederbelebung der einstigen Wettbewerbsfähigkeit Englands auf dem Weltmarkte nicht zu denken, es werde am Gesamtbetrage eine Position nach der anderen verlieren. Dann werde es aber [illegible] und hierzu unterscheidet sich Clarke [illegible] „arbeiten" von jenen von dem Ledru-Rollins [illegible] [illegible] [illegible]

Schlösser, das gesellschaftliche Leben seiner Hauptstadt würden stets auf die Emporkömmlinge der angelsächsischen Colonien ihre große Anziehungskraft ausüben; ihren Reichthum in England zu verzehren, würde für einen großen Theil von ihnen auf lange hinaus das Ziel ihres Strebens sein.

So erhebt sich ein Bild, das von dem Lobu-Rollins ersheblich abweicht. Clarke verzweifelt an der Demokratie Englands, aber er verzweifelt nicht daran, daß ihm auch ohne diese noch eine Rolle beschieden sei. Neues sollen bloß nicht auf den Ruinen: statt der Scharen von Proletariern Lobu-Rollins, die „mit dem Rufe nach Brot ihre fleischlosen Arme zum Himmel emporstrecken", versprecht uns Clarke wachsende Scharen behäbiger Lakaien, Kutscher, Waldhüter und dergleichen an die Stelle der relativ abnehmenden Industriearbeiter. Der Wohlstand Englands wird vom „Verfall" verschont bleiben, aber für den industriellen und demokratischen Fortschritt wird es immer weniger mitzählen. Mit anderen Worten, Englands Zukunft wäre, statt „Werkstatt der Welt", eine Stätte verfeinerten Genußlebens zu sein, eine Art Veredelungsstation für überseeische Geldwaare.

Es fehlt nicht an Thatsachen, welche der Clarke'schen Perspective eine starke Plausibilität verleihen. Im Grunde führt der englische Socialist nur in detaillirter und feiner Schilderung aus, was unlängst ein Jahr vorher ein festländischer Schüler von Marx — K. Kautsky — kurz und bündig in die Erklärung zusammengefaßt hatte, England werde immer mehr zum „Thiergartenviertel der Welt". Und wenn man im britischen Census liest, daß die „dienende Classe" von England und Wales sich von 1,208.648 im Jahre 1861 — die von Marx im „Capital" angeführte Zahl — auf 1,900.328 im Jahre 1891 vermehrt hat, d. h. um 58 Procent in einem Zeitraum, wo die Gesammtbevölkerung sich nur um 45 Procent von 20·1 auf 29 Millionen) hob, so wird man sich sehr geneigt fühlen, dieser Auffassung zuzustimmen.

Indes ist die Sache keineswegs so sicher, als wie sie nach jenen Zahlen scheint. Gerade in neuerer Zeit macht der Zuwachs der dienenden Classe in England wieder einen Abnahme Platz, und zwar nicht erst in den Jahren der Prosperität. Gegenüber dem Status von 1881 ist z. B. bis 1891 der Procentsatz der dienenden Classe in folgendem Umfange zurückgegangen: männliche Diener 2c. von 7·4 auf 6·1, weibliche von 12·1 auf 12·9 pro Tausend der männlichen, bezw. weiblichen Gesammtbevölkerung im Alter von über zehn Jahren. Nach Marx' Auffassung zählten 1861 Textilarbeiter plus Grubenarbeiter, sowie Textilarbeiter plus Metallarbeiter jedesmal weniger Personen als die dienende Classe. 1891 waren dagegen Textilarbeiter plus Grubenarbeiter um beinahe 40 Procent zahlreicher als die dienende Classe (2·63 gegen 1·9 Millionen). Das Verhältniß der drei hier aufgeführten productiven Classen zur dienenden Classe war 1861 16:12, 1891 dagegen 31:19 oder 19:12 und es liegen alle Gründe vor, anzunehmen, daß die demnächst zur Aufnahme kommende Zählung für 1901 ein noch stärkeres Ueberwiegen der ersteren Gruppe über die dienende Classe ergeben wird. Und jene wachsheimlich ist ferner, daß überhaupt das Kopfzahlverhältniß der Arbeiter in Industrie, Handel und Verkehr zur dienenden Classe eher stärker als schwächer geworden ist. Wie es sich also auch mit der Anfiedlung reicher Amerikaner und Colonisten in England verhalten mag, so ist der Process der Verlassung der englischen Volksmasse noch ganz und gar Zukunftsmusik.

Dennoch wäre es, wie gesagt, Täuschung, aus diesen Zahlen eine besonders günstige Entwickelung von Englands Volkswirthschaft herauszulesen. Die außerordentliche Zunahme der Zahl der Grubenarbeiter z. B. verständlicherweise nur eine steigende Verausgabung des Capitals, das lange Jahre Englands Verarbeitungsindustrien eine begünstigte Stellung auf dem Weltmarkt verbürgte. Englands Metallindustrie hat im ganzen der Concurrenz von Nordamerika, Deutschland, Belgien 2c. bisher standgehalten, es ist aber andere Frage, dass ihre Position in einer Specialität nach der anderen eine immer bedrängtere wird und mit dem Verfall der natürlichen Bedingungen gungen der Production in England der Kampf um sie sich immer schwieriger gestaltet. Von der Baumwollindustrie gilt so ziemlich dasselbe. Viele Engländer sind der Ansicht, das Jahrzehnt im Laufe den Zeit vor der amerikanischen Concurrenz, die den Absatz vor der Thür liegen hat, die Saat völlig werde streichen müssen, und wenn das auch zweifellos übertrieben ist, so zeigt die schnelle Zunahme der Spindelzahl der Vereinigten Staaten doch, daß die Annahme nicht ganz in der Luft schwebt. In dem Decennium von 1880/90 auf 1890/99 stieg die Zahl der Baumwollspindeln in den Vereinigten Staaten von 14 auf über 18 Millionen und der größte Theil dieser Zunahme entfällt auf die Südstaaten der Union, in denen die Rohbaumwolle produciert wird; sie vermehrten ihre Spindeln in der angegebenen Zeit von 1·36 auf 3·95 Millionen. Als ein Beispiel dafür, wie sehr die summarischen Exportziffern über die wahre Entwickelung der Dinge täuschen können, sei in dieser Verbindung erwähnt, daß einen sehr bedeutenden Posten in Englands Maschinenausfuhr die Ausfuhr von Spinnereimaschinen bildet, in denen Verstellung England anderen Ländern wesentlich voraus ist. Das heißt, die Steigkeit der Ziffern der englischen Maschinenausfuhr wird zum Theile dadurch gesichert, daß den Concurrenten der englischen Baumwollindustrie in steigendem Maße die Maschinen geliefert werden, deren sie zur Verdrängung letzterer bedürfen. Das gute Geschäft der englischen Fabrikanten von Spinnereimaschinen kann aber nicht ins Unendliche fortdauern, weil in jedem Lande der Antrieb zur Errichtung von eigenen Fabriken für Baumwollmaschinen mit der Erstarkung der heimischen Baumwollindustrie naturgemäß zunimmt.

Kurz, es fehlt in England nicht an Anzeichen für den bevorstehenden Verlust von allerhand Positionen auf dem Weltmarkte, und daß England in sehr wichtigen Industriezweigen bereits überflügelt ist und, wo es früher in der Reihe der Industriestaaten an erster Linie stand, jetzt erst an zweiter und dritter Stelle figuriert, ist allgemein bekannt. Indes ist in dieser Thatsache meines Erachtens nicht das bedrohlichste Anzeichen für Englands Zukunft zu erblicken. Mit der Ausdehnung der Industrien nach Umfang und Zahl ihrer Zweige war es vielmehr unvermeidlich, daß derartige Positionsverschiebungen eintreten. Auch ist der Process der Verschiebung nicht ein so rascher, daß er nicht Zeit dazu gewährte, die Verluste auf dem einen Gebiet durch Neuschöpfungen auf anderen auszugleichen. Bisher ist das wenigstens noch immer in England der Fall gewesen. Unterstützt durch den großen Capitalreichthum des Landes, seine großen Handelsverbindungen und seinen Freihandel, hat seine Industrie eine Erholungskraft entwickelt, die wahrhaft staunenerregend ist. So ist z. B. seine Baumwollindustrie in den letzten Jahren von viel weniger Krisen heimgesucht worden, als ihre von Schutzzollen behüteten Concurrenzlinien auf dem Festlande. Der Inhaber einer der größten Maschinenfabriken Birminghams, Sir Richard Tangye, erklärte am 1. Januar d. J. in einer Zuschrift an die Birminghamer Leitung „Argus", es läge keines Erachtens „nicht entfernt soviel" Grund zu pessimistischen Betrachtungen über Englands Zukunft vor, als das Geschrei darüber vermuthen lasse. Englands Staats- und Eisenwerke, seine Schiffsbauanstalten und Fabriken hätten in den letzten Jahren ihre Ausrüstung vervollständigt und stünden durchaus nicht hinter denen von Englands Concurrenten zurück. Englands größte Gefahr, sich auf frühere Triumphe zu verlassen, sei gerade durch das Vordringen seiner Concurrenten abgewendet, der bestimmte Wille, sich nicht schlagen zu lassen, nun erst recht bestätigt worden. Er, Sir Richard Tangye, sehe dem neuen Jahrhundert durchaus hoffnungsvoll entgegen.

Es sei hierbei bemerkt, daß die Tangye'schen Werke bei der Arbeiterschaft Englands einen sehr guten Ruf haben und z. B. in den großen Maschinenbaukampf von 1897/98 nicht mit hineingezogen wurden. Sir Richard sagt denn auch nichts davon, daß die englischen Arbeiterorganisationen Englands industrielle Weltstellung schädigten. Aber er sagt etwas anders. Unter Bezugnahme auf Lord Rosebery's Ansprache an die Studenten der Universität Glasgow erklärt er, was England fehle, seien „Menschen. „Während die Ernte vor unseren Augen heranreift," schreibt er, „sind der Arbeiter nur allzuwenige". Zu einer Zeit, wo bisher auf England's zweifellosen Vorsprung in intellectueller Arbeitsfeld die Nachfrage nach tüchtigen jungen Leuten so groß und so dringend gewesen wie heute," und von dem Maße, in dem dieser Nachfrage in den kommenden Jahren entsprochen werde, hänge „die Fortdauer von Englands Gedeihen ab".

Der Großfabrikant hat hier anscheinlich oder vorzugsweise diejenige Classe von Leuten im Auge, aus denen sich die mittleren und oberen Schichten der industriellen Armee zusammensetzen: hochqualificierte Arbeiter, Techniker, Betriebsleiter, Ihre bisher viel zu einseitige Ausbildung ist der Gegenstand allgemeiner Klagen in England. Alle Welt betont die Nothwendigkeit, das Unterrichtswesen tiefer und universeller zu gestalten. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß für gewisse Arbeiterclassen dieser Schichten die Bezahlung vielfach auch eine solche ist, daß man sich nicht weiter wundern darf, wenn sich gerade tüchtige junge Leute von der industriellen Carriere abwenden sahen. Aber der Satz, daß der Mangel „gut ausgebildeter Leute" [illegible] einem noch viel weiteren und tiefer wurzelnden Grunde, als Sir Richard Tangye es tut, und [illegible] nicht nur auf England's industrielles und [illegible] Zurückbleiben. Die Thatsache ist, daß Englands [illegible] Zuwachs sich seit längerer Zeit [illegible] daß England in der That [illegible] den gegen Concurrenten — zu [illegible]

Das Reich der Materie.

Von Maurice Maeterlinck.*)

Wir leben in einem Jahrhundert, das nur die Materie zu lieben scheint; aber indem es sie liebt, bändigt es sie, und bändigt sie leidenschaftlicher, als jedes andere. Man möchte sagen, es habe Eile, sie zu erkennen, zu durchdringen, zu unterwerfen und ganz und gar zu besitzen, sie ein- für allemal bis zur Sattheit zu genießen, wie um die Zukunft für immer von dem hastigen Trachten nach einem Glück zu befreien, das man nur solange hoffen kann, in ihr zu finden, solange man nicht all ihre Hilfsquellen erschöpft und alle Geheimnisse entdeckt hat. Das ist nothwendig, wie es nothwendig ist, durch die Fleischeslust hindurchzugehen, wenn man das wahre Wesen der Liebe in ihrer ganzen tiefen und unbefleckbaren Reinheit erfahren will. Wahrscheinlich wird eines Tages eine sehr ernste Reaction gegen diese Begierde nach äußeren Genüssen eintreten. Nicht zwar, als ob der Mensch sich ihrer jemals ganz entschlagen wird; er thäte Unrecht, das zu wollen. Wir sind im ganzen genommen doch nur Brudstücke der belebten Materie, und man thut gut, den Ursprung unseres Wesens nicht zu vergessen. Aber das ist kein Grund, all unser Glück und Hoffen in den nächsten Umkreis dieses Ursprunges einzukerkern. Fast alle, denen wir im Leben begegnen, suchen mit einer Art unbedachter Hartnäckigkeit die Vorherrschaft der Materie über sich zu erhalten. Man gehe in eine Gesellschaft von Männern und Frauen, die gegen die niederdrückendsten Lebenssorgen gesichert sind, eine ausserleene Gesellschaft, wenn man will, und spreche hier die Worte Freude, Glück, Behagen, Seligkeit, Ideal aus. Wenn man annehmen will, ein Engel sange die Bilder, welche diese Worte in den Seelen hervorrufen, die sie vernommen, in einem Zauberspiegel oder himmlischen Schein auf: was würde man da wohl in dem Spiegel oder Schein zu sehen bekommen? Schöne verschlungene Leiber, Gold, Geschmeide, einen Palast, einen großen Lustgarten, das Lebenselixier und seltene Schmuckstücke und Edelsteine, kurz alles, was den Träumen der Eitelkeit entspricht und — wie man zugeben muss — sich nicht ohne üppige Mahlzeiten, edle Weine, reichbesetzte Tafeln denken lässt. Ist die Menschheit immer noch so sehr in ihren Anfängen, dass sie sich nichts anderes denken kann? Ist die Stunde noch nicht gekommen, wo man in dem Spiegel einen starken und selbstlosen Verstand, ein beruhigtes Gewissen, ein gerechtes und liebendes Herz oder Blicke und eine Anmerksamkeit finden kann, die alle Schönheiten der Welt, die der Abendstunden, der Städte, der Meere und Wälder, wie die eines Antlitzes, eines Lächelns, eines Wortes, einer That oder einer Seelenregung, zu erfassen und zu durchdringen verstanden? Wann werden wir im Vordergrunde des Zauberspiegels statt schöner nackter Frauenleiber die große und tiefe Liebe zweier Wesen sehen, die da erkannt haben, dass die Freuden des Fleisches ihren unbefriedigenden und bitteren Nachgeschmack nur dann verlieren, wenn Gefühle und Gedanken, und, was noch besser, höher und geheimnisvoller ist, als Gedanken und Gefühle, sich jeden Tag mehr vereinen? Wann werden wir darin statt der tänstlichen und krankhaften Ekstase, die durch zu hitzige und schwere Nahrung und durch Reizmittel herbeigeführt ist, welche im Grunde genommen nichts anderes sind, als die geschlechtlichen Spione des Feindes, den wir doch gerade zu besiegen trachten — wann werden wir an deren Statt die ernste und tiefe Geklärtheit eines Geistes finden, der immer begeistert ist, weil er stets zu begreifen und zu lieben sucht? . . . Dies sind altbekannte Dinge, und es ist höchst unnütz, sie zu wiederholen. Und doch genügt es, nur zwei- oder dreimal im Kreise derer zu weilen, welche die edelste Blüte der Menschheit bilden und in Gedanken wie in Gefühlen gleich menschlich sind, um zu erkennen, wie sehr sie noch im Dunklen tappen, wenn es gilt, die glücklichen Momente des Daseins ausfindig zu machen, wie sehr das unbewusste Glück, das sie erwarten, immer noch dem eines Menschen ohne geistiges Leben gleicht, und wie schwer es ihnen fällt, die trennende Wolkenschicht zwischen den auswärtsstrebenden und herabsinkenden Wesen zu durchdringen. Die Stunde ist noch nicht gekommen, wird man sagen, wo der Mensch klar zu erkennen vermag, was des Leibes ist und was dem Geiste gehört. Aber wann wird sie kommen, wenn die, für die sie schon lange hätte schlagen müssen, sich in der Wahl ihres Glückes durch die dunklen Vorurtheile der Welt so sehr leiten lassen? Wann für Mädchthum und Ruhm erwerben, wenn sie die Liebe finden, zu befreien sie diese einfach von einigen gemeinen Vorstellen des Eitelkeit, einigen groben Excessen, aber weiter gehen sie in der Erwerbung eines geistigen und ihm eigentlichsten Sinne menschlichen Glückes nicht. Sie machen sich ihren Fortschritt keineswegs zunutze, um den Mens der am wenigsten gerechtfertigten Ansprüche der Materie einzuschränken. Sie erleben in den Freuden des Daseins dem allen geistigen Abbruch, den etwa ein aufgeklärter Zuschauer erleben würde, wenn er sich in ein Theater verirrte, wo ein Ballet in den fünf oder sechs Meisterwerken der Weltliteratur [illegible] Drama auf-

*) Übersetzt von [illegible]

geführt wird. Er weiß, dass alles, was seine Beifall klatschenden Nachbarn entzückt, auch mehr oder minder verderblichen Vorurtheilen über Ehre, Ruhm, Liebe, Vaterland, Opfer, Gerechtigkeit, Religion und Freiheit besteht, oder aus den sinnlichsten und marklosesten poetischen Gemeinplätzen. Nichtsdestoweniger wird er der allgemeinen Begeisterung unterliegen, und es bedarf jedesmal einer gewaltsamen Selbstbesinnung, einer verwunderten Frage an alle seine Gewissenen, um sich zu überzeugen, dass die, welche den ärgsten Irrthümern treu geblieben sind, nicht gegen seine Einzelvernunft recht haben.

*

Übrigens erkennt man hierbei nicht ohne Verwunderung, dass die Beziehungen zwischen Mensch und Materie bisher in keinem Belange aufgeklärt und geregelt sind. Und doch sind sie gebieterisch und grundlegend, aber die Menschheit pendelt von ihrem Ursprung an zwischen dem gefährlichen Vertrauen und dem systematischesten Misstrauen, von der Anbetung zum Greuen, von der Askese und absoluten Entsagung zur entgegengesetzten Uebertreibung. Es handelt sich nicht darum, wieder einmal die zwecklose und vergebliche Entsagung zu predigen und zu üben. Sie ist oft ebenso verderblich, wie die gewohnheitsmäßige Unmäßigkeit. Wir haben ein Recht auf alles, was die völlige Entwicklung unseres Körpers begünstigen und erhalten kann, aber es wäre nöthig, möglichst genau festzustellen, welche Grenzen dieses Recht hat, denn alles, was darüber hinausgeht, schadet der Entfaltung des anderen Theiles unseres Wesens, wie die Blumen von den Blättern entweder erstickt oder genährt werden. Nun aber beschäftigt sich die Menschheit schon solange mit den Flüchtigsten und zartesten Düften und Farben ihrer Blume und überlässt die unbewussten Kräfte, welche die bald zerstörenden, bald sanften und schützenden, oder auch blind selbstsüchtigen, überwuchernden und verderblichen Blätter bilden, nur zu oft dem guten oder bösen Willen des Temperamentes, der Stunde oder des Zufalls. Vielleicht ist dies bisher ungestraft geschehen, denn das Ideal der Menschheit hat, nachdem es anfänglich ausschließlich auf den Körper gerichtet war, lange zwischen Körper und Geist geschwankt. Aber nun stellt es sich mit immer unerschütterlicherer Gewissheit auf den Geist ein. Wir lassen es und nicht mehr einfallen, mit dem Löwen, Panther oder anthropoiden Affen an Kraft oder Geschicklichkeit zu wetteifern, noch an Schönheit mit den Blumen oder dem Sternenglanz auf dem Meere. Die Aufpharmachung aller unbewussten Kräfte durch den Geist, die fortschreitende Unterweisung der Materie und die Lösung ihres Räthsels, das ist für den Augenblick das wahrhaftigste Ziel, die nächstliegende Aufgabe unserer Art. Früher, als man im Zweifel war, war jede Befriedigung, jeder Excess erlobt, der keinen Krankheitsfall oder organischen Schaden mit sich brachte, entschuldbar und selbst moralisch. Heute, wo die Aufgabe des Menschheit deutlicher hervortritt, besteht unsere Pflicht darin, alles, was der geistigen Hälfte unseres Wesens nicht direct vortheilhaft ist, auszumerzen. Man wird nach und nach alles opfern müssen, was lediglich unserem Leibe ein unfruchtbares Vergnügen bereitet, das heißt, sich nicht mit größerer und dauerhafterer Kraft in das Denken überträgt, alle jene kleinen, sogenannten unschuldigen Freuden, die, so wenig schädlich sie an sich sein mögen, durch Gewohnheit und Beispiel doch das Vorurtheil zu Gunsten der niedrigeren Genüsse auferrichten erhalten und den Blick einnehmen, welcher den Freuden des Geistes gebührt. Denn diese sind nicht wie die Freuden des Leibes, von denen die einen der Entwicklung des Geistes bald nützlich, bald schädlich sein können. In den einfachen Gefühlen des Denkens entspricht jeder Befriedigung eine Vertiefung und Entwicklung, und nichts ist für den Geist gefährlich, als die Trunkenheiten und Wollüste der Willsbegierde, des Begreifens und der Bewunderung.

*

Es ist unabweislich, dass unsere Moral sich eines Tages der wahrscheinlichen Aufgabe der Menschheit anpassen und die Mehrzahl der wirklichen und oft lächerlichen Einschränkungen, aus denen sie besteht, mit diesen logischen und unerlässlichen Einschränkungen vertauschen wird. Denn die einzige Moral eines Wesens oder einer Gattung liegt in der Unterordnung seiner Lebensweise unter die Aufgabe der Gesammtheit, die einem jeden anvertraut scheint. So werden wir es erleben, dass sich die Achte einer gewissen Zahl von Sünden und großen Verbrechen verschieht, die alle convenionellen Verurtheilungen gegen das Fleisch sich in wahrhafte Verbrechen gegen die Geschicke der Menschheit verwandelt haben, d. h. alle, welche gegen die Wahl, die Unversehrtheit, die Freiheit, die Ueberlegenheit und die Würde des Geistes gerichtet sind.

Damit soll nicht gesagt sein, dass der Leib der unversöhnliche Feind ist, wie das Christenthum es lehrt. Zunächst einmal ist er sich so gesund, so kostbar und schön wie möglich entwickeln. Aber er ist ein unvergleichliches, launisches, kurzsichtiges und selbstsüchtiges Mund und muss gebändigt, ja gebrochen werden. Er kennt nur einen Cultus: den des Augenblicks. Sein Denken ist das eines Mondsüchtigen, und die Augenblicke, aus denen sich sein Leben zusammensetzt, sind des Opfers so unwürdig, [illegible] Augenblicke, aus denen sich unser Leben [illegible] Und [illegible]

Digitized by Google

sein gutes Recht wäre, das Wohlbefinden, die Sicherheit, die Muße, die Annehmlichkeiten und Wonnen, welche ein thätiger Verstand ihm zu verschaffen weiß. Und wenn er sich selbst überlassen wäre, würde er sie so wild und thöricht genießen, daß er den Verstand, dem er sein Glück verdankt, über kurz oder lang zerstören würde. Es gibt also nothwendige Einschränkungen und Verzichtleistungen, die sich nicht allein demjenigen aufdrängen, der berechtigt ist, zu glauben oder zu hoffen, daß er an der Lösung des Räthsels, an der Erfüllung der menschlichen Geschicke, am Siege des Gedankens über den blinden Stoff thätlich mitarbeitet, sondern auch allen denen, die, in der großen unbewußten Nachhut der Menschheit schreitend, dem phosphorescierenden Lichte des Verstandes durch die Finsternis der Elemente unseres Weltalls folgen. Die Menschheit ist ein einziges und in allen Stücken gleiches Wesen. Es mag seltsam erscheinen, daß ein Sinken des Gedankens bei der Masse, deren Denken doch fast kaum Denken ist, auf den Charakter, die Moralität, die Arbeitsgewohnheiten, das Pflichtgefühl, die Unabhängigkeit und Geistesfrucht des Astronomen, des Chemikers, des Poeten oder Philosophen irgendwelchen Einfluß haben könnte. Und doch scheint es sehr wohl einen zu haben, und zwar einen entscheidenden. Kein Gedanke flammt auf den Gipfeln auf, ehe die unzähligen und einförmigen Ideen der Ebene einen gewissen Hochstand erreicht haben. Unten denkt man nicht stark, aber man denkt viel, und das Wenige, was man denkt, gewinnt einen sozusagen atmosphärischen Einfluß; und diese Atmosphäre ist für die, welche sich auf die Felsziner der Wissen der Arbeiten und auf die Höhen der Gletscher wagen, verderblich oder heilsam, je nachdem sie schwerer oder leichter, je nachdem sie mit hochherzigen Gedanken oder mit gemeinen Wünschen und Gewohnheiten geschwängert ist. Jede heroische That eines Volkes, wie z. B. die Reformation, die französische Revolution, alle Unabhängigkeits- und Freiheitskriege, Tyrannenmorde u. s. w. reinigen und befruchten sie für mehr als ein Jahrhundert. Aber es bedarf so großer Dinge nicht, um die an der Erfindung unseres Geschicke Arbeitenden zu unterstützen. Genug, wenn die Gewohnheiten ihrer Umgebung ein wenig edler, die Hoffnungen selbstloser, die Besorgnisse, Leidenschaften, Freuden und Liebschaften von einem Strahle der Anmuth, Sorglosigkeit und unsterblicher Glut verklärt sind. Dann können sie freier athmen, dann fühlen sie sich unterstützt, dann haben sie nicht mehr gegen ihr instinctives Selbst zu kämpfen, dann heben und sammeln sich ihre Kräfte auf ein Ziel. Der Bauer, der Sonntags friedlich unter seinem Apfelbaume bleibt und liest, statt sich im Wirtshause zu betrinken, der Kleinbürger, der die Aufregungen und den Lärm des Rennplatzes einem edlen Schauspiele oder nur einem stillen Nachmittag opfert, der Arbeiter, der, statt die Straßen mit gemeinen Liedern und blödsinnigem Singsang anzufüllen, aufs Land hinausgeht oder von den Stadtwällen aus dem Sonnenuntergang zusieht, sie alle legen ein namenloses und unbewußtes, aber doch nicht unwichtiges Scheit in die große Flamme der Menschlichkeit.

*

Aber wie es auch um diese Hoffnung stehen mag, und um auf das Glück zurückzukommen, welches das eigentlich menschliche Glück sein sollte und in der Flucht der Zeiten vielleicht auch sein wird: so ist es doch wahrscheinlich, daß wir bei der Schöpfung dieser Welt, wenn wir daran theilgenommen hätten, dem Unsterblichen und eigentlich Menschlichen im Menschen eine merklichere und wirksamere Kraft verliehen hätten. Ein Liebesgedanke, ein Gastfreiheit, ein Wort der Gerechtigkeit, ein Act des Mitleidens, ein einfaches Verlangen nach Aufopferung oder Vergebung, eine Neigung des Mitgefühls, ein Aufschwung unseres Wesens zur Güte, Schönheit oder Wahrheit hätten, wenn sie in den Augen des Weltalls das wären, was sie in den Augen des Menschen, der sie kennt, wirklich sind, wunderbare Blumen, ein ungewöhnliches Licht, eine unbegreifliche Harmonie hervorbringen, die Nacht verscheuchen, Lenz und Sonne herbeirufen, dem Elend Einhalt thun, Krankheit, Schwerz und Thränen fernhalten, den Geist befreien, die Gefühle verewigen, die Jugend verlängern, den Frohsinn erwecken, das Leben unsterblich machen können. Es hätte kein Leiden, daß sie unbezwinglich wären, daß sie sichtbar belohnt würden, wie die Arbeit des Schaffenden, die Emsigkeit der Biene, der Gesang der Nachtigall. Aber wir wissen jetzt, daß die moralische Welt uns allein gehört, daß sie in uns eingeschlossen ist und sozusagen körperlei Verbindung mit der Materie hat, daß ihr Einfluß aus sie viel mehr Zufall und Ausnahme ist. Sie ist darum nicht minder wirklich und unendlich, und wenn die Worte nicht so von ihr reden, wie sie sollten, so kommt dieser daher, daß die Worte selbst schließlich nur feine Bruchtheile der Materie sind, die in ein Gebäude hinaufbringen wollen, wo die Materie nicht mehr herrscht. Darum neben sie am Gedanken stets mehr oder weniger Verrath durch die Bilder, die sie hervorrufen. Um die zarteste geistige Wirklichkeit und edelste Innerlichkeit, die vollkommenste und unendlichste Liebe auszudrücken, müssen sie auf die [illegible] Bilder [illegible] Worte, auf Worte und Verlangen [illegible] Seele [illegible] sie nicht nur alles [illegible], was die menschliche Seele [illegible] hat, dergestalt zu Dingen herabdrücken, die noch tief in der primitiven Natur stecken, sondern sie zwingen uns auch wider Willen zu dem Glauben, daß der mit ihnen verglichene Gegenstand minder wirklich, tief und dauerhaft ist, als der, mit dem er verglichen wird. Darin liegt die Schwäche und Ungerechtigkeit, die auf allem ruht, wodurch man die Gheimnisse der Menschenbrust auszudrücken trachtet. Umsomehr thäten wir unrecht, wenn wir den Ereignissen dieser inneren Welt, welche durch die Worte Abdruck erleiden, nur eine zerstreute Aufmerksamkeit entgegenbrächten, denn sie sind die einzigen rein und wahrhaft menschlichen Ereignisse, die wir bis auf diesen Tag zu entdecken vermocht haben.

Die Goethes in Oesterreich.

Die höhnischen Bäder waren dem Altmeister Goethe manchesmal Zufluchtsstätten, in denen er nicht nur Genesung von allerlei leiblichen Gebresten, sondern auch eine neue Umgebung von Menschen suchte, um ärgerliche Verhältnisse daheim zu vergessen. Für seine Nachkommen, die „Ueberbliebenen von Tantalus' Haus", wie einer von ihnen sich und die seinen selber nennt, wurde Oesterreich noch viel mehr zur zeitweiligen Heimat, zu einem Lande der Zuflucht, und zwar immer neben Italien, wie bei dem großen Vorfahren auch. Ein eben erschienenes Buch „Ottilie v. Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf" von Jenny v. Gerstenbergk (Stuttgart, J. G. Cottas Nach.) erinnert daran und verleitet uns, auch in besseren älteren Schriften dieses Capitel von den letzten Goethes nachzulesen.

Eine lustige Geschichte ist es nicht; sie erinnert nur zu sehr an die trübseligen Wahrheiten von den Sünden der Väter, die an den Kindern heimgesucht werden, an die Wiederkehr der kranken Anlagen unserer Vorfahren in uns. Aber man kann die traurige Geschichte wenigstens mit einer lustigen Anekdote anfangen, die eine Wiedererzählung verträgt. In Karlsbad fühlte sich der Dichter im Jahre 1805 oft beobachtet von einem sehr alten Herrn aus Wien, einem hochverdienten General aus sehr vornehmem Geschlechte. Schließlich redete der alte Soldat unsern Dichter an:

„Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?"

„Schon recht.

„Aus Weimar?"

„Schon recht."

„Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?"

„Ja."

„Und Verse gemacht?"

„Auch."

„Es soll schön sein."

„Hm!"

„Haben Sie denn viel geschrieben?"

„Hm! Es mag so angeh'n."

„Ist das Versemachen schwer?"

„So, so!"

„Es kommt wohl halter auf die Laune an? ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?"

„Es ist mir fast so vorgekommen."

„Na, schauen S'! Da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen."

„Hab' auch schon daran gedacht."

„Na, schauen S'! In Wien ist's gut, es wird gut gegessen und getrunken."

„Hm!"

„Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können."

„Hm!"

„Na, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn s' sich gut halten, schauen S', und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme."

„Hm!"

„Kommen S' nur! Melden S' sich bei mir, ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe." — —

Goethe erzählte diese Scene mit vielem Behagen. Wohl malte er sich zuweilen aus, dass er in Wien oder Berlin oder Paris ganz andere Mittel und Straße bewegen konne als in dem „großen Dorfe Weimar", aber er liebte einen halb ländlichen Aufenthalt viel zu sehr, um sich aus die Dauer in dem verwirrenden und zerstreuenden Treiben der Hauptstadt wohl zu fühlen. Wie Bergmann las er, wenn ihm sein wöchiger Aufenthalt zu einer Reise nach Wien zu Briefen schiderte; er selbst aber blieb lieber in der Stille.

Gut, daß es es nicht zu erleben brauchte, daß seine Schwiegertochter mit ihren drei Kindern, seinen beiden Enkeln Walther und Wolf und seiner Urenkelin Alma, plötzlich Weimar verließ und nach Wien übersiedelte. Es war ein tyrolischer Umzug. In Wien war das Leben sehr theuer in Vergleich zu Weimar, und die Familie, auf [illegible] Verhältnisse, das Stadthaus und den

unteren Garten; der Hof war jederzeit bereit, die Träger des berühmten Namens auszuzeichnen und zu begünstigen; das Erbe des großen Verstorbenen zu verwalten, war die nächstliegende Aufgabe der Schwiegertochter, nachdem der Sohn gestorben war. Aber alle Nachkommen Goethes trugen den Stempel „Unbrauchbar“; etwas Praktisches zu leisten, war ihnen nicht gegeben. Die Schwiegertochter Ottilie war nicht einmal dazu zu gebrauchen, daß sie die Wirtschaft des „Vaters“ verwaltete und die Küche von oben her regierte; für solche niedrige Aufgaben war sie zu sehr Thetis und Jungfrau von Orleans, wie der alte Herr es in seiner unendlichen Geduld ausdrückte. Sie war auch kein freundlicher Hausgeist, keine zärtliche Tochter, wie gerade der liebesdurstige alte Dichter sie bedurft hätte; im Gegentheil: er mußte sie beständig rüffeln und fröhlicher stimmen; sie schildert es selber in einigen guten Versen:

„So, Freund, als ich die geist'gen wilden Quoten,
Die mir mein Ich und, ach, das Leben bot,
Mit freiem Wort dir durfte täglich maten,
Gleichwerth von seinem strengen Machtgebot,
Sah ich ob all' den finstern Nachtgestalten
Mit mildem Ernst dich prüfend Richter sein.
Das ich für Riesen erst gehalten,
Ward plötzlich oft zum Zwerg zu klein.
Die Herzen und die Nebelgeister
Verbannte deiner Klarheit Licht,
Du zeigtest dich als echter Meister,
Ich zitterte für keine nicht.“

Man sieht, sie konnte wenigstens schreiben, und sie hat auch in englischer und deutscher Sprache genug geschrieben, aber das meiste sind unbrauchbare Phantasien. Wie nahe hätte es ihr gelegen, ein Tagebuch über die großen und kleinen Erlebnisse des Hauses, über die Aussprüche ihres Schwiegervaters zu führen! Nichts dergleichen verdanken wir ihr; wenn wir heute den Menschen Goethe recht gut kennen, ist es das Verdienst Eckermanns, des Kanzlers v. Müller und anderer Leute, mit denen sie sich nicht vertragen konnte.

Warum fiedelte sie 1839 nach Wien über? Ihre neueste Biographin, Fräulein v. Gerstenbergk, scheint es zu wissen, hält es aber für vornehmer, darüber hinwegzugleiten. „Ihre romantisch angelegte Natur brach jählings wieder durch, und es muß diese Epoche ihres Lebens leider als eine bezeichnet werden, in der ihre großartige, edle Individualität vollständig verdunkelt und ganz unverständlich erschien.“ Vielleicht handelte es sich um eine Liebesangelegenheit, obwohl Ottilie 43 Jahre zählte. Verlockt war sie nämlich stets und als Witwe hätte sie ein gutes Recht dazu gehabt, zumal da ihr an ihrem Gatten keine Freude vergönnt gewesen war. Aber sie hatte das Unglück, daß sie immer zu gleicher Zeit für eine Anzahl Männer schwärmte, mit Vorliebe für Söhne Irlands, und das weitere Unglück, daß sie in einer glücklichen Stunde wohl einen Mann reizen und erwärmen konnte, daß ihr unglückliches Temperament aber für schnelle Abkühlung dieses eben Gewonnenen sorgte. „Ach sie die Flamme matter und matter brennen, fühlte sie, daß ihr Athem sie nicht mehr anzufachen vermochte, so weihte sie die Stunden der Nacht ihrem wilden Schmerze, und dennoch umfaßte sie nicht diesen Phantom der Liebe, sie begehrte in der ganzen Welt nichts als sie; inmitten brennender Thränen rief sie aus: ‚Immer nur Leidenschaft, niemals Liebe!‘ Aber schon im nächsten Augenblicke klammerte sie sich an die Leidenschaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte — und dann dasselbe Trauerspiel: Glück, Seligkeit, Verlust und Reue!“ So erzählt uns Jenny v. Gustedt, die uns das überspannte Wesen auch noch in einer kleinen Szene schildern mag. Ein Mr. Noel war eben weggegangen und „Er ist doch sehr schön“ schwärmte Ottilie. „Man sagt, er habe ein Herzogthum zu erwarten, jedenfalls paßt er gut in mein Herzogthum.“

„Also wieder und immer wieder!“ rief Jenny traurig aus, die viel jünger als Ottilie war, ein kaum erwachsenes Mädchen. Nach wenigen Minuten hatte Ottilie einen andern Liebhaber im Kopfe, wieder einen Briten.

„Kein Brief von H. und doch bin ich jetzt frei.“

„Er hat keinen Pfennig, Ottilie, du weißt es recht gut.“

„Was soll mir das Geld! Er wollte Missionär werden, ich stimme dem bei, es ist ein edler Beruf. Kannst du dir deine Freundin in der Mitte der Wilden vorstellen, sie selbst als deine ergebenste Schülerin? Auch eine Schule wollte er gründen, ich würde die Wirthschaft führen —“

„Aber, liebes Herz, du verstehst ja nichts davon.“

„Die Liebe wird es mich lehren! Nur eins beunruhigt mich: ich kann D. (Des Vorig, ein Irländer) nicht vergessen; ich schrieb davon an H. —“

„Und erzählst es N. morgen.“

Sie lachte; aber ich hatte recht, denn nichts war von Dauer in diesem Kopfe, in dem die Phantasie Alleinherrscherin war. Da ward sie zwanzig verschiedene Männerbilder, tauend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen und die Gedanken ausarteten — dann saß sie vor den Trümmern und weinte.

So weit Jenny v. Gustedt, die uns viel besser unterrichtet als Jenny v. Gerstenbergk. Erst bei näherem Zusehen bemerken wir, daß die letztere das Fremdwieben Ottiliens von Weimar als „im Augenblick geboten“ bezeichnet, und dazu paßt denn freilich, was uns Leute, die es wissen können, hier erzählen: Ottilie hatte von einem ihrer britischen Freunde ein Kind, es wurde in Wien geboren und ist dort bald gestorben, Professor Romeo Seligmann war ihr ärztlicher Freund. Ihre legitimen Kinder blieben derweil bei ihrer Mutter in Weimar.

Man sieht, der große Goethe hat sich trotz Naturstudien in der Praxis auf den uns so geläufig gewordenen Begriff der Zuchtwahl nicht verstanden. Zuerst vertraute er seine eigene Nachkommenschaft der Christiane Vulpius an, die für ihre Person liebenswürdig und achtungswert war, die aber doch einer belasteten Familie angehörte. Die Folge war, daß nur ein Kind am Leben blieb, und das wurde ein Sklave der Leidenschaften, wie Großvater Vulpius und Oheim Vulpius; August v. Goethe starb den Tod des Alkoholisten, nachdem er schon längst nicht mehr geistig gesund gewesen war. Bei seiner Sektion ergab sich, daß die Leber dreimal zu groß und auch das Gehirn mißgebildet war. Von einem solchen Sohne wären gesunde Enkel nur zu erwarten gewesen, wenn deren Mutter durchaus gesund war. Das aber war Ottilie v. Pogwisch nicht, die der Dichter als Tochter wünschte, während er eine andere Heirat Augusts verhinderte. Ob etwa auch sie von ihren Vorfahren her „belastet“ war, wissen wir nicht, aber man darf es vermuthen.

Der alte Goethe war der größte Meister in der Kunst, gute Miene zu bösem Spiel zu machen. Es ist rührend, wie er die bittere Enttäuschung errang, die Sohn und Schwiegertochter ihm bereiteten, wie er sich bemühte, immer wieder Worte der Liebe und Anerkennung für sie zu finden und ihre paar guten Seiten im hellsten Lichte zu sehen. An den Enkeln hatte er nur Freude, denn ihre Unbrauchbarkeit stellte sich erst manches Jahr nach seinem Tode endgiltig heraus.

Ottilie v. Goethe scheint von 1839 bis etwa 1866 in Wien gewohnt zu haben; „gewohnt“ sagen wir, aufgehalten hat sie sich einen großen Theil dieser Zeit auch anderwärts: in Italien, in Weimar und auswärts. Die äußere Existenz in Wien war freilich eine sehr bescheidene. „Lange Jahre bewohnte sie die dritte Etage eines jener Häuser Wiens, die, in enger Gasse gelegen, mit hohen Treppen und theilweise rückwärts befindlichen halbdunklen Räumen, wenig Annehmlichkeiten bieten. Aber auch als die Gelegenheit zu einer besseren Wohnung gefunden wurde, stand diese immer noch in starkem Contrast zu dem, was Ottilie in der Heimat geboten war.“ (L. v. G.)

Ihr Umgangskreis war kein geringer, aber man hätte doch für die Tochter Goethes mehr angesehene und geistig hervorragende Freunde erwarten dürfen; Ottiliens sonderbares Wesen lockte eben nicht an. Sie schreibt selber einmal: „Der Kreis der Freunde hat sich wieder vergrößert, wobei ich mir freilich nicht das Lob geben kann, viel dazu beigetragen zu haben. Zwar habe ich keine chinesische Mauer aufgeführt, habe aber auch nicht gerade alles Gebürsch auseinandergebogen, damit man wie durch eine Triumphpforte schreite. Bei manchem thue ich es, wie bei Heinrich Gagern oder Feldzeugmeister Heß, und dann tragen die Triumphbogen sogar Inschriften.“ Die Paradebekanntschaften waren der genannte Feldmarschall v. Heß, der Fürst Friedrich Schwarzenberg, der Landsknecht“, der Astronom v. Littrow, der Dichter und Diplomat J. Chr. v. Zedlitz. Zum intimen Freundeskreis gehörten die Familien Pauli, Briegleben, Binger und der große Schauspieler Lorsche. Ottiliens nächster Freund war der Arzt und Schriftsteller Seligmann, Professor an der Wiener Universität. Mit ihm hat sie Jahrzehnte hindurch viele Briefe gewechselt. Von den Genannten hatte der Feldmarschall v. Heß ihren Schwiegervater gekannt: er war im großen Jahre 1813 als junger Offizier einer Gesandtschaft zu Waffenstillstandsverhandlungen nach Dresden beigegeben. Dort lernte er Goethe kennen und dieser erbot sich, ihn durch die Kampfstätten Dresdens zu führen. Auf Ottiliens Bitte schrieb Heß seine Erinnerung an diesen Tag und an einzelne Aussprüche Goethes nieder.

Ottilie erlebte in Wien alle die Schmerzen, die eine Mutter treffen können. Zuerst starb in der Blüte ihrer Jugend die einzig Tochter Alma, ein überaus anmuthiges, liebenswürdiges Mädchen. Als man zu Weimar von diesem plötzlichen Tode, dessen Ursache der Typhus war, hörte und sich einwarte, wie ungern die schöne Tochter einer nicht schönen Mutter von Weimar geschieden war, entstanden böse Gerüchte: es ist ja in Weimar neben den schönen Statuen auch der Statuit stets eifrig gepflegt, denn nicht bei allen Obsitzern kann sich die Phantasie zu Poesie und Musik bethätigen.

Nun blieben die beiden Söhne. Der ältere, Walther, war klein von Gestalt und allen äußerlich den Großvater gar nicht ähnlich. Aber er hatte Neigung zur Musik und componierte, und so glaubte die Mutter, an ihm wenigstens [illegible] den Unterricht des [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Mendelssohn, der als Knabe den alten Goethe musicierend über die Entwickelung der Musik belehren mußte. Aber es gelang Walther und seiner Mutter nicht, irgendwo Glauben an sein musikalisches Genie zu erwecken. Wo man seine Lieder sang, fand man sie herzlich unbedeutend, und seine „Oper", wie die Mutter ein Singspiel „Anselmo Lenza" nannte, wollte niemand aufführen. Ottilie hat Liszt sicherlich darum, „Ich habe geglaubt," schreibt sie ihm am 10. Februar 1842, „daß ein gewisser Grad von schmerzlicher Unruhe nur der Liebe angehöre, und wenn man über diese heiße Zone hinweg sei, man diese peinliche Empfindung nicht mehr zu fürchten habe. Ich sehe mich aber in dieser Voraussetzung getäuscht und weiß nun, daß eine Mutter ebenso wie eine Geliebte dieser Qual unterworfen ist." Aber Liszt mußte ebenso ablehnen wie Mendelssohn. Ottilie war empört, Walther aber war leider nicht der Mann, über ein erstes Mißgeschick hinwegzusehen, Neues zu versuchen. Wäre Hand zu leisten. Es fehlte ihm Muth und Arbeitskraft, es fehlte ihm auch namentlich jeglicher Humor. Als einem jungen Hamsbodt der Lehrer bei einer sehr schwachen Leistung vorhielt, wie Großes sein Vater und sein Theim geleistet, antwortete der Jüngling: „Herr Professor, wir pausieren jetzt." Goethes Enkel waren so thöricht, sich selbst immer am Großvater zu messen, statt in kleinen Dingen das Gehörige zu thun. Als Wolf bei seinem Freunde, dem Consistorialrathe Otto Meyer, einmal seiner Depression Luft machte, rief die Frau des Freundes aus: „Aber Herr Doctor, wenn das Ihr Großvater gehört hätte." — „Ja, liebste Frau," antwortete jener, „mein Großvater war auch ein Hüne und ich bin ein Hühnchen." Das Bild des verschüchterten Hühnchens paßt auf Walther noch besser als auf Wolf.

Dieser jüngere Sohn stürzte die Mutter bald in große Angst durch schwere und lange Krankheit. Er studierte von 1839 bis 1845 in Bonn, Jena, Heidelberg, Berlin; in Heidelberg bestand er das Doctorexamen. Als blutjunger Student gab er „Studentenbriefe" anonym heraus, jodann zwei Lustspiele und ein dramatisches Gedicht, schließlich ein episches Gedicht: „Erlinde", worin auch der strenge Kritiker einige schöne und bedeutende Stellen anerkennen muß. Seine Ansichten schienen die besten, schon als Student bekam er von dem kürzlich verstorbenen Großherzog Karl Alexander eine Anlage wegen künftigen Eintrittes in den weimarischen Staatsdienst. Aber gleich nach dem Doctorexamen zeigte sich seine Veranlagung zur Krankheit. Er litt an heftigen Neuralgie wie seine Mutter, nach kürzeren oder längeren Pausen stellten sich unerklärlich erscheinende nervöse Schmerzen und große Gemüthserregungen ein; die Melancholie verließ den jungen Mann selten. Ottilie sandte ihn oft durch den kranken Sohn an ähnliche traurige Zustände seines Vaters erinnert. Von einem italienischen Aufenthalte und den heißen Bädern von Capri hoffte man Besserung, ganz blieb sie auch nicht aus; die körperliche Verzweiflung hat Zwischenräume." Im Frühjahr 1847 erhoffte man Genesung in einer Kaltwasserheilanstalt zu Meran. Die Anstalt bereicherte sie aber nicht. Sie wohnten für sich in einem von Aechen umhüneneten Häuschen, aber auch der anmuthigste Aufenthalt wirkte nicht gegen Wolfs Verdüsterung. „Denken Sie sich meine Lage," schrieb Ottilie von hier aus, „ich war so hilflos, daß ich zum Bürgermeister laufen mußte, ihn um Rath wegen eines Arztes zu fragen. Denken Sie, daß wir einen Homöopathen und Allopathen hatten, daß ich dann, keine Gefahr ahnend, ruhig ins Nebenzimmer gegangen war, und als ich nach einer halben Stunde zurückkam, nur zu deutlich sah, wie die Angst des Todes um Wolf rauschte." Den alteren Sohn, der ihn an, zu kommen. Auch hier verschlechterte sich, obgleich ich Wolf so unbeschreiblich leidend und unglücklich sehe, noch etwas an Muth und Kraft zu retten. Wüßst du mir nicht helfen, Walther, wüßst du nicht mit mir vereint versuchen, ob wir uns nicht eine Existenz zimmern können, wo wir meiner leiden? Auf mich rechne ich nicht. Gewiß ihr meiner Seele nicht bald Ruhe, muß ich Euch so inständig fortwährend stören, so wird mir bald vom Grabe der Friede, den ihr meinem Alter verlieh." Walther kam und auch Ottilies Mutter und Schwester, um den verzweifelten Sterbenden noch einmal zu sehen. Sehr langsam gieng die Genesung Wolfs von statten; den Winter 1847/48 brachte er in Italien zu, drei Sommer dann wieder in Tyrol, und zwar bei dem betrübten Bauer Pirchmair, dem damaligen Verleger des Pfarrer Kneipp, die Winter verbrachte er in Wien bei der Mutter. Die Cur in Meinbad dann schien auf an, aber es konnte immer wieder jede „Wolf in diesem Augenblicke sehr leidend." schrieb Ottilie 1850 an Tom. Meyer, „denn eine der schmerzlichsten Stunden welche die Natur mit sich bringt, ist eingetreten. Was sie eine Reihe natürlich und Behandlungen in Dreizehnlinden [illegible] in nicht zu beschreiben, und es macht mich nicht leid, er [illegible] dann aber den dritten Sommer mitmachen [illegible] Sie es [illegible] [illegible] [illegible]

gehaust hatte. Walther starb zufällig auch in Leipzig, am 15. April 1885. Wohl waren diese beiden letzten Goethes unpraktische, für die Kämpfe der Welt schlecht gerüstete Menschen, aber jeder, der sie kannte, nennt ihren Charakter gut, edel, selbstlos, und so waren sie ihres Großvaters doch nicht unwürdig.

Weimar. Dr. W. Boe.

Hat Tolstoj recht?

Nämlich mit seiner Kunstlehre. Auch in ihr ist er ganz Russe, der Idealkrusse. Dieser weiche, warme Gläubige und Moralist will, daß der Künstler durch Töne, Linien, Farben, Bewegungen, Worte seine eigenen Gefühle andern mittheile, und er gesteht der Kunst nur so weit Berechtigung zu, als es moralische, sociale, religiöse Gefühle sind (das Moralische, Sociale und Religiöse fällt ihm in Eins zusammen), mit denen der Künstler das Volk „anfleckt". Der erste Satz gilt zweifellos für die Musik, die nichts anderes will und kann, als Empfindungen und Stimmungen erwecken, und es ist eben charakteristisch für den Slaven, daß er von seiner Kunst aus die Kunst überhaupt beurtheilt. Die Musik ist seine Kunst, weil ihm die Gabe, scharf begrenzte Vorstellungen zu haben, abgeht. Solche zu hegen, zu verkörpern und dadurch in andern zu erwecken, ist die Aufgabe der bildenden Künste. Die Vorstellungen werden gewöhnlich von Empfindungen begleitet sein oder solche zur Folge haben, aber sie zu erwecken, ist nicht des nächste Zweck des Künstlers. Die redenden Künste stehen mitten inne zwischen der Musik und der Bildnerei, sie haben es sowohl mit Empfindungen wie mit Vorstellungen, Ideen zu thun. Ganz zu verwerfen ist der zweite Satz Tolstojs, der die Kunst zu einem Werkzeuge von Kirche und Staat herabwürdigt; Tolstoj haßt ja beide, aber da Kirche und Staat nun einmal die Religion und die Moral in Generalvacht haben, so fällt in ihren Machtbereich, was immer man an äußerlichen Hilfsmitteln jenen beiden von Haus aus organlosen Mächten zuspricht.

Indem Tolstoj alles verdammt, was Lust schafft, daher auch das Wohlgefallen am Schönen, und indem er leugnet, daß das Schöne die sinnliche Erscheinung des Wahren und Guten sei, tritt er in den schärfsten Gegensatz zur Kantischen Aesthetik. Nun haben dieser ja neuerdings auch andere Richtungen und Schulen abgesagt, die Tolstoj sehr fern stehen, ja ihm feindlich gesinnt sind. Ohne mich in eine Polemik mit diesen andern Richtungen einzulassen, will ich nur meine eigene Aesthetik kurz auseinsetzen. Das Wort Kunst hat einen weitesten, weiteren und engeren Sinn. Im weitesten Sinne bezeichnet es alles Können, so daß auch das Können des Handwerkers, des Kaufmanns, des Staatsmanns, des Advocaten darunter fällt. In diesem weitesten Sinne hat das Volk, das die Kunst im engsten Sinne geschaffen, das Wort τέχνη stets gebraucht. Im weiteren Sinne umfaßt es die Thätigkeiten, die seine andern Bedürfnisse als das Erholungsbedürfnis und das Bedürfnis zu neunen befriedigen. Kunsthandwerk und Architektur stehen auf der Grenzscheide zwischen diesen zweiten und den dritten, noch engeren Kreise. Für die redenden, mimischen und bildenden Künste mußt sich die Polizei ab, die Grenze festzulegen, indem sie von Vorbietungen spricht, bei denen kein höheres Kunstinteresse obwaltet: wenn wir die Chansonetten, die Taschenspieler und die dressierten Schweine nicht in die dritte, sondern in die zweite Zone verweisen, wird uns hoffentlich weder die Polizei, noch Tolstoj, noch ein Professor der Aesthetik widersprechen; es gibt immerhin in unserer vielspaltigen Zeit noch Dinge, über die man sich einigen kann. Was nicht in die dritte Zone gehört, ist alle leicht zu sagen; schwieriger ist es, anzugeben, was nun eigentlich hineingehört. Lassen wir die Definition gelten, die ich kürzlich irgendwo, wenn ich nicht irre, in der „Zukunft" gelesen habe: Kunst im engeren Sinne, das, was Gegenstand der Aesthetik ist, werde geübt, wo der Künstler dem Hörer oder Beschauer das innerste Wesen des dargestellten Gegenstandes erschließt, zum Beispiel im Porträt den Kern einer Persönlichkeit. Der Künstler ist es dann, der die unkünstlerischen Menschen sehen, die Welt verstehen lehrt, und es unwerfügt seinem Zweifel, daß wir andern, nachdem wir viele Gemälde tüchtiger Künstler und Reproduktionen solcher gesehen haben, in die Landschaft, im Mienenspiel und in den Bewegungen der Kinder, in den Gesichtern und Gestalten der Thiere weit mehr finden als vorher.

Selbstverständlich gehört zum freilich zur Wirklichkeit, die man sehen lernen soll, auch das Häßliche, das Grotteske, das Burleske, das Böse, das Schlechte, das Gemeine, alles dieses daher zu den Gegenständen der Aesthetik, und der Künstler sündigt nur dann gegen deren Gesetze, wenn er einen Abscheu zu erwecken sucht, als ob die ganze Wirklichkeit aus nichts als aus Häßlichkeit, Bösem und Gemeinem bestünde, er sündigt dann, mag man alle andern ästhetischen Gesetze für hinfällig erklären, gerade gegen das eine, das auch der entschiedenste Naturalist, und gerade dieser, stehen lassen muß: gegen das Gesetz der Wahrheit. Die höchste Aufgabe der Kunst besteht immer darin, das Schöne darzustellen, und wo sie dieses thut, da ist sie eben Kunst im engsten und höchsten Sinn. Sie erfüllt dann zugleich das Gesetz der Wahrheit im vollsten Maße und ist absolut realistisch, denn sie deckt den innersten Kern der Welt auf, der gut ist. Wer das nicht zugesteht, der ist eben Pessimist. Der Optimist müßte seinen Optimismus und damit den Muth zum Leben aufgeben, wenn er nicht mehr glauben dürfte, daß es eine vollkommene Welt der Idealbilder gibt, von der die vorhandenen schönen Gestalten unvollkommene Abbilder sind, mag er nun diese Welt seiner Phantasie ins Jenseits oder in die irdische Zukunft des Menschengeschlechtes projicieren, und dem Künstler stellt er die Aufgabe, ihm diese vollkommene Welt im Bilde zu zeigen.

Tolstoj irrt, wenn er den innigen Zusammenhang zwischen dem Guten und dem Schönen leugnet. So oft wir eine edle Seele in einem verkrüppelten Leibe, eine Schurkenseele in einem schönen Leibe kennen lernen, empfinden wir das schmerzlich als eine Anomalie, und der anfängliche Widerspruch wird stets bis zu einem gewissen Grade aufgehoben, da die Seele je länger desto stärker dem Antlitz ihr Gepräge aufdrückt. Und man braucht als Anhänger der Kant-Schiller'schen Aesthetik auch die modern biologische nicht schlechthin abzuweisen. Erscheint doch an Menschen, Thieren und Pflanzen nur das völlig Gesunde schön. Tolstoj, der die nicht wegzuschaffende Thatsache der Geschlechtlichkeit als das Traurigste am menschlichen Verhängnis bejammert und wenigstens die unvermeidliche Lust, die es gewährt, nach Möglichkeit vermindern will, lehrt, daß man von Schönen ganz absehen, und daß es dem Manne gleichgiltig sein müsse, ob die Frau, die er heiratet, bildsam oder ein häßlicher Krüppel ist; daß er damit gerade das aus dem menschlichen Geschlechtsleben beseitigt, was dieses über die von ihm so sehr verabscheute Thierheit erhebt, bemerkt er nicht. Was aber wichtiger ist: wenn alle Menschen unempfindlich gegen das Schöne und damit gegen das Gesunde wären, so würde sehr rasch eine lasterhafte und verseuchte Rasse gezüchtet werden, die alle Religion und Moral vom Untergange nicht mehr zu retten vermöchten. Und ohne Formschönes ist nicht einmal die eigentliche Gefühlskunst, die Musik, möglich. Soll der fromme Choral fromme Empfindungen erwecken, so muß er sich in Melodien und Harmonien bewegen, die der gewöhnliche Sprachgebrauch schön nennt. Die Schönheit der Melodien und Harmonien aber beruht auf einfachen Verhältnissen der Schwingungszahlen, deren Schönheit durch die Klangfiguren sichtbar gemacht werden kann.

Reisse. Karl Jentsch.

Die Woche.

Politische Notizen.

Unser Minister des Aeußeren, Graf Mülow auch sonst, der Unermüdliche, hat nicht lange auf den Vorbereen von Neuschnee und Neujahr ausgeruht. Es hat in dieser Woche schon wieder eine große Staatsaktion ihren Anfang genommen. Er hat nämlich den Abgeordneten Dr. v. Kröcher verboten, einen angekündigten Vortrag in Wunsiedel der Mensa academica in Wien zu halten. So ist denn der Vortrag auch unterblieben, nachdem bereits für vierhundert Kronen Eintrittskarten dafür verkauft worden waren. Das war's ja eben! Dr. v. Kröcher ist schon bei den Wahlen in Polen weltberühmt geworden. Die war schon Scandal genug! Ein unser geordneter Beamter des deutschen Reichsbundes hat ein untergeordneter Beamter des preußischen Schulwesens, aber er hat nicht weltberühmt in sein, besonders da es der vierte Graf ist, noch selbst mehr erstaunt ist. Also wurde der Dr. v. Kröcher auch gar zu einem parlamentarischen Beurtheilen Wesen einmalchen. Durch den er sich einfach auch noch mehr populär machen könnte. Ah, da hört sich alles auf! Ein Beamter des deutschen Reichsbundes hat auch populär zu sein, besonders da das auch der Graf Bülow nicht ist. Die Belagerung der deutschen Schulen, bei der sich der Dr. v. Kröcher seinen Feldherrnstab erwarb, hatte doch Deutschösterreich den Frieden nicht verschaffen können, aber die Abhaltung des Vortrages für die Mensa academica konnte er verbieten. Also that er es auch. Der Dr. v. Kröcher hat ja nicht mehr in Ehren, wo ich ein Deutschösterreicher sprechen, ohne daß ein preußischer Schulbeamter es hindern könnte. Aber Recht behauptet machen kann Dr. v. Kröcher haben wir in Wien, und hier stehen wir in Übereinstimmung des Rechtsgefühl nur einen großen Mann sehen. Das ist der Graf Mülow nicht, und dieser dürfte lernen müssen, daß es in dem der Fall ist, wo seinen Ärger er sich äußert.

Um die Verwendung der Polizeimacht gegen die Arbeiter in Brünn zu rechtfertigen, hat der Statthalter Graf Coudenhove auch die Ausrede gebraucht, es handle sich um Ausschreitungen, die nicht mehr unter das Vereins- und Versammlungsrecht fallen. Das ist eine neue Auffassung. Bisher hat man immer nur den Zweck, nicht aber die Mittel der Versammlung für maßgebend gehalten. Wenn also eine Versammlung einen gesetzlichen Zweck verfolgt, so ist es ihr nicht verwehrt, sich dabei auch gesetzwidriger Mittel zu bedienen. Wenn z. B. eine Versammlung, die sich mit der Abschaffung der Todesstrafe befaßt, dabei Mordthaten begeht, so ist sie deshalb nicht aufzulösen. Wenn eine Versammlung, die sich mit der Abschaffung der Prügelstrafe befaßt, dabei Prügeleien anfängt

hatte, war in der Verwaltung Galiziens alles immer in schönster Ordnung, und Herr v. Koerber, der große Verwaltungskünstler, freute sich dieses angemein befriedigenden Zustandes der galizischen Provinz.

Da kam irgend was von ungefähr. An einer sehr hohen Stelle wurde plötzlich diese brüderliche Eintracht, die zwischen der galizischen Statthalterei und dem Wiener Ministerium herrschte, ruchbar. Herr v. Koerber, der berühmt correcte Beamte, war darob sehr betroffen. Er sah ein, er müsste etwas ganz Grundsätzliches thun, um den schrecklichen Eindruck dieser Entdeckung eben zu vernichten. Er beginnte sich deswegen nicht, einen von den beiden Piniński, zum Beispiel den Stanislaus, an eine andere Stelle zu versetzen, sondern löste gleich das ganze galizische Departement in einem Aufwaschen gänzlich auf und versetzte dessen Agenden unter verschiedene nichtgalizische Beamte. Als diese aber die Schlechtigkeit in einen gehörigen Schreck. Gerade jetzt nach den siegreichen Wahlen sollten nichtgalizische Beamte, gefühlstote Barbaren, in die Lage kommen, im Beschwerdewege die feinsten Kunstgriffe schlachzizischer Wahlpraktik hinterher mit roher Hand zu zerstören! Des schrecklichste Gedanke hieß den Potenzlich nur nicht zur Ruhe kommen, und Herr v. Zaworski hat darüber im Parlament mit Herrn v. Koerber endlos conferiert. Herrn v. Koerber ist es auch gelungen, die Schlachzizen zu beruhigen. Er hat am Mittwoch im Abgeordnetenhause eine Rede über die Vortrefflichkeit der galizischen Verwaltung gehalten, wie sie Bruder Stanislaus selbst nicht lustiger hätte leisten können. Und dabei hat er sie noch eingeleitet mit den Worten: „Ich bin durchaus kein Freund der Beschönigung". Ah was Stanislaus Pinnski! Nicht einmal der Graf Casimir Badeni selig hätte das besser machen können. Wenn einmal der Graf Leo vom galizischen Statthalterposten zurücktritt, braucht man nicht einen neuen gegnerischen Nachfolger mehr lange zu suchen. Herr v. Koerber wäre einer. Er ist „kein Freund der Beschönigung" und doch mit den galizischen Zuständen zufrieden. Nach einem solchen Verwaltungskünstler spähen die Schlachzizen sein Badeni schon lange aus. Jetzt haben sie ihn endlich in Herrn v. Koerber gefunden.

Als Graf Vetter auf dem Präsidentensitze unlängst wieder eine seiner zahlreichen Dummheiten begieng, wendeten gleichzeitig die Minister Baron Call und Baron Gianelli mit ungefärbtesten Blicken die Augen nach ihm. Graf Vetter scheint nämlich seit entschlossen, den Record an parlamentarischen Dummheiten, den die beiden derzeit noch innehaben, zu brechen. Auf dieses Ziel schreitet er mit festem Schritt los, und jede Woche kommt er ihm unfehlbar näher. Es fehlen ihm nur noch einige wenige Dummheiten, und er ist zu einem Akkebaun- oder Handelsminister in einem reconstruierten Cabinet Koerber, falls es dazu kommt, ganz unwiderstehlich qualificiert.

Anlässlich der Herrenhaus-Adreße findet das „Fremdenblatt" zwischen der Einmüthigkeit aller Parteien im Herrenhaus und der allgemeinen Zerfahrenheit im Abgeordnetenhaus einen schwer lösbaren Widerspruch und fragt: „Wie soll das erklärt werden? Sprechen im Herrenhaus andere österreichische Völker als im Abgeordnetenhaus?" O nein! Im Herrenhaus sprechen überhaupt die österreichischen Völker nicht, sondern, wie schon der Name besagt, nur die „Herren". Das ist die einfache Erklärung des Widerspruches.

Als unlängst der Finanzminister Dr. Ritter v. Böhm in seinem Exposé von der günstigen wirtschaftlichen Lage Oesterreichs schwärmte, wusste ich wirklich nicht mehr, ob der gute Mann noch ernst zu nehmen sei. Jetzt weeßeiß ich ihn erst, nachdem ich in der „Wiener Zeitung" die allerlange Liste der Auszeichnungen gelesen habe, die anlässlich der Pariser Weltausstellung österreichischen Industriellen zugeflossen sind. Ein solches Orden- und Titelregen hat kaum jemals noch die Industrie irgend eines Staates betroffen. Was nur Industrie auch wenige Jahrzehnte und Arbeiter zählen als die anderen Staaten: so viele Titel und Orden wie sie, besitzt wohl keine Industrie der Welt. So „ausgezeichnet" wie unsere Industrie, in keine mehr. Mit einem Mal, und zwar ausschließlich durch die Thatkraft unserer industrieverständigen Regierung, in unsere Industrie auf diesem Gebiete wenigstens allen anderen Ländern voranzugehen. Nein anderes Land holt sie so bald ein. Wie werden vielleicht nie dazu kommen, dass jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe hat. Aber das erreichen wir vielleicht noch, dass jeder Schuster kaiserlicher Rath, jeder Bandelfrämer Agdelsrath und jeder Cravatent Excellenz heißt, und dass, wenn man sich ein neues Paar Hosen machen lassen will, man bei den mit allen erdenklichen hohen Orden und Titeln ausgezeichneten Schneider im Frack zum Maßnehmen in Audienz gehen muss. Das sollen's uns dann nachmachen

Herr Arthur Krupp, der Metallwarenfabrikant, Herrenhäusler und verdienstvolle Adelsvater der ohnlängst Preße, hat einen certainlich hohen Orden gestiegt. Sollte am Ende schon wieder ein officiöses Blatt mit seine Meinen gegeneinander werden? Wir würden als Thuns daher am Sechs uhr Abendblatt empfehlen. Auf officiöse Lectüre schadet selbst es Ehrungsmaßig ein bekein.

In der geheimen Liquori Sitzung des Abgeordnetenhauses hatte der Abgeordnete Graf Dzedzinowski, er scheint es nicht publiciert, dass irgend eine Commission, sei es welche immer, im Stande gekommt worden. Sehr schon gesagt von dem Professoren des Polenklubs. Als vor ein paar Jahren in der Armaturvorlage die Abgeordneten Abgeordnete Schönerer, die er die angeblichen Schmutzkonkurrenz von Jaroslau behauptet von einer hochpolitischen Wichtige von Abgeordneten feierlich bekannt, man möchte alter Art, der die Sache aus den Contexte herausreißt, und so Alles Zeug. Mit die dickste Übertreibung zum Schaden, so sagte er damals, „Es ist ein Ding, wie man Mensch sagt, wenn Jemand Fieber hat, und ein Ding, wie man Mensch sagt, wenn Jemand Fieber hat". Und der alte Herr damals sagte, man solle doch die Sache nicht so tragisch nehmen. Heute

clubs, damals der lachende Philosoph, wo es gegen die Juden ging, diesmal der weinende Philosoph, wo es sich um die Katholiken handelte.

Die Altbautschen sind immer im Parlament zu arbeiten bereit Unlängst haben sie sich schon fegar die Kernel dazu aufgeschürzt.

Die deutsche Obmänner Conferenz ist in diesen Tagen nach längerer Zeit wieder zusammengetreten. Da muss also schon wieder einmal eine Gelegenheit verpasst worden sein.

Was als Hauptregebnis beim Proceß Bahr Bulovics-Kraus herausgekommen ist, ist den Lesern der „Zeit" seit Jahr und Tag bereits bekannt, nämlich, dass die „Fackel" ein Schundblättchen und ihr Herausgeber Herr Kraus ein sensationshungriger Verleumder ist, der bereitwillig in die Oeffentlichkeit bringt, was ihm der Kaffeehaustratsch des literarischen Reichhämmel zuträgt, und wo diese „Informationsquelle" nicht zureicht, das nöthige zur Abrundung aus freier Phantasie hinzuthut. Der Verlauf des Processes und die Wiener Tagesblätter, welche darüber berichtet haben, haben viel dazu beigetragen, um denen, die leben wollen, über diesen sonderbaren journalistischen Heiligen und seine Kaffeehausapostel die Augen zu öffnen. Die „Fackel" steht nicht, wie sie — ihre erste und Grundlüge — selbst vorgibt, im Gegensatz zur journalistischen Corruption Wiens, sondern ist mittendrin als deren jüngste und letzte Frucht anzusehen. Die ganze Technik von Lüge, Zwischenträgerei und Ehrabschneiderei, die sonst in der corrupten Presse nur als gelegentliche Aushilfe zu politisch, literarisch oder geschäftlich „höheren" Zwecken verwendet wird, ist hier in ein System gebracht, das völlig in den niedrigen Dienst der persönlichen Rache und einen einzelnen Individuums gestellt ist. Mit der „Fackel" verglichen, können auch corrupte Wiener Blätter sich jetzt eines gewissen Restes von journalistischem Anstand pharisäisch berühmen. Das thun sie denn reichlich auch. Mit der ehelichen Publicität hat die „Fackel" nichts gemein. Der corrupten Wiener Presse aber kann die „Fackel" als nachwachsamere Anstandsfolie noch unschätzbare Dienste leisten. Das ist Herrn Kraus' neueste journalistische Sendung.

Vaterländisch-Gesellschaftliches.

Die ordentliche Generalversammlung der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft hat die Regierung zur Durchführung der Fusion mit der Böhmischen Escomptebank angenommen. Ein Witzbold meinte, der das Fusionsproject in der vorangegangenen außerordentlichen Generalversammlung so wirkungsvoll bekämpfte hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte, erledigte die Annahme der Anträge der Verwaltung widerspruchslos. Es muss aber constatiert werden, dass von der Verwaltung auch diesmal nicht der Versuch gemacht wurde, irgend einer der Argumente zu widerlegen, welche der Berathende aus der Fülle seiner praktischen Erfahrung mit der ihn auszeichnenden logischen Schärfe vorgebracht hatte. Und in den sechs Bänden, welche sein der letzten Bezahlung weitreichen sind, hatte die Verwaltung Zeit gehabt, sich thoroughgenauestes auszudenken, was sie sonst sofort vorbringt, also der Zeichtete sie wohl auf die Wiedergabe ihrer bereits widerlegten Schein argumente, so auch den sonderbaren „Rechenfehler" des Herrn Feilchen feld, den wir in Nr. 329 erörtert hatten, dafür brachte sie ein paar andere völlig unsinnliche Zahlen, aus den Unterschiedsbetrag zwischen den beiden Actiengattungen zu begründen. An dem Bestande an der Actienarie, den man sich, gleich dem in der ersten Versammlung vorgetragenen, nicht einmal die Mühe genommen hatte, den Actionären schriftlich in die Hand zu geben, behauptete nämlich die Verwaltung, das Mehrerträgnis der Actien der Böhmischen Escomptebank gegenüber den Actien der Wiener Bank wäre im Jahre 1900, wenn die neuen Actien bieder Banken schon am Erträgnis participiert hätten, circa 14 K pro Actie gewesen. Wie man zu dieser Ziffer kam, darüber schweigt der Bericht. Wie man wissen kann, was die neuen 20 Millionen Actien der Escomptegesellschaft, welche bisher mit kaum 10 Millionen Capital gearbeitet hat, gethan hätten, wo man noch nicht einmal weiß, zu welchen Curs die neuen Actien, inwieweit sie nicht in Umlauf gegeben der Prager Actien gegeben werden, einmiert werden, das ist das Geheimniss der Verwaltung. Indes das Zimmerich hat die Anträge angenommen, die Verschmelzung der beiden Escomptebank werden die Actien unmöglich und der gelegener Lex werden die neuen Actien der Escomptegesellschaft den Publicum angehängt werden Wie es der Bank dann gehen wird, wird die Zukunft zeigen.

Aus dem böhmischen Braunkohlenrevier wird gemeldet, dass daselbst Betriebseinschränkungen vorgenommen wurden. Bestehen Absprachen der Kohlenbarone angenommen haben, darüber gehen die Berichte auseinander Sicher aber scheint zu sein, dass auch einige der großen Werke nur zwei Tage, statt sechs pro Woche arbeiten. Es ist gar kein Zweifel, dass, wenn auch die Angestellte der vorangegangen Sonntages aufgeboten haben, die natürliche Bedarf noch bereit nachgelassen hat, um eine solche Maßregel zu rechtfertigen. Es ist auch kein Zweifel, dass eine solche Maßregel nur eine kurzsichtige Berechnung der Arbeiter in den Streik

Digitized by Google

treiben, so suchen sie wieder auf Kosten der Arbeiter, denen sie einen Tag ihres Verdienstes per Woche rauben, eine künstliche Verlängerung der Conjuncturen zu erreichen. Da wäre es Sache der Regierung, durch billige Kohlenangebote aus den ärarischen Gruben der künstlichen Preishaltung und Absatzsockung ein Ende zu machen. Aber die hochweise Regierung hat ja selbst die Production ihrer Gruben an eine der großen Kohlenfirmen verschleudert und kann daher nichts thun, um die Kohlenwucherer zu verhindern, dass sie ihren Arbeitern den Verdienst nehmen, um selber länger sich der Hochpreise zu erfreuen.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Die wirthschaftliche Krisis, in der sich Deutschland zur Zeit unzweifelhaft befindet, macht von Woche zu Woche Fortschritte. Je weiter die Entwicklung vorschreitet, umso deutlicher wird es aber auch, wie berechtigt die von mir schon in den ersten Aufsätzen, in denen ich vor die Leser der „Zeit" trat, gehörte Kritik an den Auslassungen der letzten Hochconjunctur war. Ich behauptete, dass die enorme Preissteigerung der Rohmaterialien, die schliesslich auch dem guten Geschäftsgang das Grab gegraben hat, nicht nur auf den realen grossen Bedarf zurückzuführen war, sondern durch die wildeste Speculation verursacht wurde. In den letzten Wochen sind eine Menge Berichte von den verschiedensten deutschen Eisenwerken bekannt geworden; aus allen tönte dieselbe Klage, dass sie sich zu Roheisen verbeuteln lassen. Die thüringischen Stahlwerke, der Hörder Bergwerksverein, die Phönixwerke, die Actiengesellschaft für Drahtindustrie, das Kayser Eisenwerk, alle sind sie auf dieselbe Melodie gestimmt. Sie haben alle, in der Hoffnung, große Gewinne zu erzielen, Roheisen in mächtigen Quantitäten abgeschlossen. Namentlich die Düsseldorfer Drahtindustrie leidet am schwersten ihren Abnahmeverpflichtungen. Die Verhältnisse scheinen dort sogar zu einer großen Spannung geführt zu haben, so dass an der Berliner Börse das allerdings dementirte Gerücht von einer Zahlungseinstellung der Gesellschaft auftauchte. Siderlich wird sich die Zahl der unter der Last des Roheisens ächzenden Werke noch ganz bedeutend vermehren. Sie versuchen naturgemäß ihre Verpflichtungen durch die jetzt übliche Praxis des Festhaltens am Preisverhältnis zu erleichtern. Den Händlern und einzelnen Werken gegenüber scheint diese Praxis auch hin und wieder Erfolg gehabt zu haben. Dagegen besteht das Roheisensyndicat auf seinem Schein und will nicht einen Pfennig von seinen Preisen herunterlassen. So ist es denn der ein neues Gebiet der Gemeingefährlichkeit der Roheisenkartelle. Erst haben die Syndicate durch ihre Machenschaften und Alarmnachrichten redlich geholfen, die Preise in die Höhe zu treiben, und nun machen sie durch die Bedarren auf den hohen Preisen jede Besserung der Lage unmöglich. Die Folgen davon machen sich jetzt schon in allgemeinen Lohnreductionen bemerkbar, und man fürchtet, dass noch Anfang des Winters große Arbeiterentlassungen bevorstehen.

Während sich bei denjenigen Werken, die zur Fabrication Fabrikes laufen mussten, die Verhältnisse trübenhaft zuspitzen, sind naturlich die Werke, welche eigenes Roheisen zur Verarbeitung producierten, besser daran, obwohl auch sie mit großen Schwierigkeiten zu rechnen haben werden. Charakteristisch dafür ist der hoben veröffentlichte Ausweis der Laurahütte, der noch einen Mehrgewinn von circa 800.000 Mark für das verflossene Semester aufweist. Allerdings stammt, wie der Bericht der Verwaltung selbst zugibt, dieser Mehrgewinn aus der Verkohlung der während der Eisenproduction Überschüssen bedeutend zurückgegangen ist und mit sehr schweren Verhältnissen zu kämpfen hat. Von Bedeutung ist namentlich, dass der Gesammtgewinn des zweiten Quartals schon unter dem des ersten zurückbleibt; so dass man also für das nächste Semester eine weitere Verschlechterung erwarten darf. Ferner aber muss in Betracht gezogen werden, dass die Verhältnisse in der Kohlenindustrie sich ebenfalls schon bedenklich zu neigen beginnen. Wahrscheinlich werden schon die dem nächst zu erwartenden Monatsausweise weiteres großen Stockungen davon Zeugnis ablegen. Die unverbesserlichen Optimisten glauben allerdings gerade, dass für die schlechte Geschäftslage Tage des Stillstehen sehr nahe sind, weil Amerika und Russland zum Zollkrieg rüsten, und somit eine gesährliche Concurrenz der überschlesischen Werke vorläufig lahmgelegt wird. Aber diese Aussichten sind doch vorläufig noch sehr problematischer Natur, da ja noch nicht einmal eine Verständigung möglich ist, ob der Zollkrieg überhaupt zur That werden, und wie lange er eventuell dauern wird.

W. B.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater erschien am 27. Februar „Die rothe Robe" von Arthure Brieux. Es ist ein Richterstück. In doppeltem Sinn sogar, denn über die Herren des Richterstandes sitzt der Verfasser vernichtend zu Gericht. Er verurtheilt die Verurtheilenden. Ueber seine Tendenz wäre vom künstlerischen weiter nichts zu sagen, wenn sich mit ihr nicht eine Form verbände, die man sonst in Tendenzstücken nicht findet, der Naturalismus. Durch diese Verbindung erst wird das Stück von Gewicht zu einem Document, wenn auch zu einem Document für die nicht mehr im Vordergrund stehende Epoche des Theaters Lüge. Mit dem Pariser Theaternaturalismus hat man sich seinerzeit viel beschäftigt, ihn allein galt — und nicht dem nur im Namen damit verbundenen deutschen Naturalismus — die Theorie von den vier „Thatsachenkunden", zu schreiben, war damals für die Boulevard-Naturalisten die entscheidende Neuerung. Wer dichten wollte, musste vor allem das Leben lernen, ein Stück Leben zusammenstellen in allen seinen Formen und Nuancen, wie es sich im Wirklichkeitsbild abspielt. Das führte denn naturgemäß zu Zweckforschungen. Der Kenner sah schnell, dass Armenhaus, ein dritter den Gerichtssaal. Und wie eine Photographie oder Aquarellstudie schon haften, so schrieb Brieux Gerichtsakt in Richterstück, so schreibt er heute — die Pariser Zeitschriften berichteten, wie er erst jüngst gelesen — ein Kunststück („Les Remplaçantes"), so mag er endlich morgen ein Steinklopferstück schreiben. Es ist immer nur nöthig, dass er eine gewisse Gesellschaftsschicht, ihre Art zu sprechen und sich zu bewegen, ihre Interessen studiere und die Verwickelung seines Dramas mit eben diesen Besonderheiten zusammenzubringen. An der „rothen Robe" kann man sein Verfahren genau studieren. Er kennt die Richter genügend, um zu wissen, welche Rolle Habsucht und Ehrgeiz in ihrer Berufsmoral spielen oder — Misstrauen gehört zu der Richter Handwerk — spielen können. Also construiert er mit seiner nüchternen, messerscharfen, lateinischen Technik einen crassen Fall, wo unter lauter avancementlüsternen Justizbeamten ein Amtsdiener des Mordes beschuldigt wird. Der eine Untersuchungsrichter zieht den Unglücklichen ins Verhör, nachdem er ihn in der Haft hat schmachten lassen, er bringt ihn mit seinem Weib zusammen, und er weiß beide so zu verwirren, dass sie ihre Betheidigung aufgeben. Dieses Verhör füllt den zweiten Act. Er ist in seiner Art glänzend. Er verblüfft durch seine Grausamkeit und noch mehr dadurch, dass die Grausamkeit auch nicht eine Secunde lang, auch nicht mit einem Wort anders wirkt als echt, den Thatsachen entsprechend — naturalistisch. Man empfindet die dramatische Wirkung eines stenographischen Protokolls. Die Tarstellung liefert hier leicht, nach dem Muster der eingelegten „echten" Requisiten im Panoramen, Beispiele unmittelbarster Natürlichkeit, und die Herren Devrient und Thimig, auch Herr Römpler in einer Charge, bewiesen es. Nun aber galt es, zu dieser scharfsinnigen Beobachtungsstätige die Glieder eines Dramas finden, und da hat freilich Herrn Brieux seine Findigkeit verlassen. Der erste Act, der die blutrünstigen Richter unter sich zeigt, mag immerhin durch das plumpe Spiel des Burgtheaters um allen Witz gekommen sein, der dritte und vierte Act aber stolpern über ihre eigenen Füße. Da ist nichts mehr als Tendenz, die den Mund vollnimmt, und ein Naturalismus dichterischer Armseligkeit. Der unschuldig Beschuldigte wird nämlich durch einen anständigen Staatsanwalt gerettet, aber sein Familienleben ist unrettbar zerstört, und der kaltherzige Untersuchungsrichter zahlt mit dem Leben. Da müssen denn Empfindungen zu Worte kommen, unabhängig von den Thatsachenständen, unabhängig von der Grundlage eines stenographischen Protokolls. Dafür reicht die naturalistische Formel des nüchternen Pariser Naturalisten nicht aus. Und damit bricht auch seine Consequenz vorzeitig ab. Zum „natürlich" wäre ja auch dies, unglückliche Menschen so werfen zu lassen, dass wir erschüttert sind. Die Natur wenigstens kann es, und nur Herr Brieux, der Naturalist, kann es nicht.

Alfred Gold.

*

Jubiläumstheater: „Der Familienlump." Das Stück des Herrn Frouz setzt wie eine französische Sittenkomödie ein, bringt im ersten Acte ein sogenanntes Gesellschaftsbild mit schemenhaften, durchlichtig charakterisierten Figuren, die sofort das Wesen und die Fabel des Stückes verrathen. In diesem vornehmen Atelje bewegt sich die Muse des Autors recht steif und gezwungen, auch lässt ihn dort die Darstellung im Stich, aber in den folgenden Aufzügen entwickelt sich in der glücklichsten Art ein echtes, inniges Wiener Leben. Die Arbeit des Herrn Frouz nennt sich sehr mit Recht ein Volksstück, denn so schlicht und ungeschminnerisch wurden seine Feine Schicksale und naive Reden aus irgend einem alten Vorstadthaus schon lange nicht geschildert. Eine sehr herzenswarme, Naturnotwendigkeit, sowie das Fehlen jeglicher geschmacklosen Tendenz machen das Stück sympathisch. Die volksthumlichen Rollen wurden sehr gut gespielt. A. H.

*

Das sechste Philharmonische Concert brachte lauter Erstaufführungen. Zunächst eine fast ton Jahre alte Novität: Die Ouverture zu „Lurandet" von Weber. Das Stück, rein und zierlich im Eingange, charakteristisch in der Weiterführung, hält ohne starker contrastierende Seitenthemen an dem Hauptmotive — einer chmelichen Bolksmelodie — mit Fleiß und Akuribkeit fest und bleibt trotz seiner Kürze vielleicht nicht ganz frei von einiger Monotonie. Die zweite Novität, eine Serenade für Blasinstrumente von A. Dvořak op. 44, 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Fagotte, 4 Hornisten, 3 Hörner, 2 Celli, 1 Contrabass, in der Besetzung also halb Cellchor, halb Kammermusik zeigt in ihren vier anmuthigen Sätzen eine Fülle feiner Beobachtung und gedämpfter Heiterkeit abwechselnde, unverkennbar nationale Färbung. Jeden traumerische Behaglichkeit kann einmal, im Finale, Ausdehnung wird. Am besten gelingt das stimmungsvolle Adagio. Einen des ersten Satzes und das reizende Trio des Menuetts. Obigemit wurde ganz ausgezeichnet. Ein Ephemerle von jenen leichten Blüthen, die nicht weit zu bald auszutreten sein, Zartestes Verhauchen, zuweilen ob- wieder auch Obsöne, abmungsvolles Sundammen, weich und gerundet ab rollende Laute, dem sie widerspenstigen Materiale ohne den leichten Hauch von Mühe und Arbeit entzieht. Die Komposition mutzlich dem auch, noch jeder Satze sich erschöpft, dem natürlichen Takt des Publikums mundlich. Zum Schlusse die fünfte Symphonie von B. von A. Bruckner, hoch in Brazi nur einmal, vom Hofrath Dessoir aufgeführt. Es waren keine Blödigkeit trug dem Tonsetzer nicht viel an den Beifall. Bruckner ist eine Natur, die sich nicht in Worte fassen lässt. Ein Mann von Kraft und Gesundheit, ein Mann von Gemüth und Phantasie, ein Mann von Geist und Wissen, ein Mann von Charakter und Ehre, ein Mann von Liebe und Treue, ein Mann von Glauben und Hoffnung, ein Mann von Muth und Ausdauer, ein Mann von Demuth und Bescheidenheit, ein Mann von Dankbarkeit und Versöhnlichkeit, ein Mann von Gerechtigkeit und Wahrheit

Werk, bei dessen Entstehung Mangel an Selbstkritik das strafferе Zusammenziehen der übercreichen Gedankenfülle in die angebrachte Form verhinderte. Th. P.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

In Caelot Gottfried Keullings vieraktigem Drama „Der Retter", das im Schiller-Theater zur Aufführung gelangte, steht die Feindheit und Abneigung der Conception in argem Gegensatze zur Unkraft der Gestaltung. Von ganz eigenen Wegen geht Keulling aus, um aller Ecken in die Gründen der Nachempfinder eingedrungen. Er findet nicht den Einklang zwischen Stoff und Form. Er ist nicht Herr der Stimmungen, die er ruft. Uebersieht man sich aber die Bühnergeschehnisse in ihre gedanklichen Urbestandtheile zurück, so ist man gefesselt von der Feinheit dieses Wollens, bis das Gewandte wieder die Glitze Lügen straft. Das alte Schuldo hat Keulling wieder erlesen lassen, ein Schuldo des Philisterthums, des zermürbenden Kastengeistes, der herzlosen Pedanterie und der Actenfliegheit; ein satirisch gezeichnetes Schuldo. Dieser Stadt erscheint in Nöthen einer Epidemie der Retter im Doctor Tell, der sein giftiges Examen gemacht hat und Sohn einer „Hexe" ist. Er wird, nachdem er die Stadt gerettet hat, verurtheilt und an den Pranger gestellt. Sein Lieb, gleich ihm die Tochter fahrender Leute, erlegt den Steinwürfen, die ihm gelten. In diesem Augenblicke beteuert und wieder nun seine Hilfe angezogen, verlagt er sie und greift zur Mütze und Peitsche des Narren, der neben ihm steht. Von dem satirisch gezeichneten Schuldo aus ist ein Weg gebahnt, der rückte Gestalt ab. Aber der Satire fehlt das Derbe, Holzschnittmäßige, der Tragik das Ueberzeugende. Keulling findet nicht die Grundstimmung, in der diese Differenzen sich lösen. Statt dessen greift er zu Stimmungsmitteln mittelchen und lässt die lieben Schwalben zwitschern und die Sonne goldig glänzen und die lieben Schwalben Retter bauen. Eine Scene aus „Romeo und Julia", und nicht die schlechteste, steckt er verdämmt in sein Drama hinein. Auch „Faust" citiert er des öfteren. Alles ist Flickwerk und Stückwerk, aber nach einem Grundprincip erbaut, der Ling und sein erdacht ist. Es gring ihm wie den Dichtern, die Shakespeare zu Nabel schielen. Der Odem dunkt war fühn, aber es kam — Sprachverwirrung.

Das Deutsche Theater brachte Max Dreyers neues Schauspiel „Der Sieger". Es heißt sich „innerlich" als eine Fortsetzung des „Probecandidaten" dar. Von Act zu Act tritt die Steinmungsendschigkeit Max Dreyers schöner zutage, von Act zu Act wird das Drama dürftiger, an wahrheitsähnlicher, verworrener. Die Handlung ist kurzweilig. Arthur, der Dreyer eigen, wird zu einer Raiffeisen-Bank-phrase. Complicierte psychologische Vorgänge beurtheilt Dreyer wie ein Redner in einer Vollsver sammlung; bei den Studenten klatschen die Parteigenossen. Ein junger Schnitter hat ein Mädchen geheiratet, die ihm als Chorister und als Amateurin absteigen ist. In ehemaligen Freund Ernst er sie ein Mustbrief, dass sie geschwärmt hat, geflirtet: er sagt ihr und sie glaubt das!, es sonst nichts. Er bekennt ihr nachher sein Vergehen und geht den Weg, den ein Ehrenmann geht. Sie bleibt bei ihm, der Brief, an dem die ethischen Verhältnisse hängen, ist von Leben und Tod. Er verliert die Freundin, die ihn ohnes Gleichen sich ein: man hat mit Pauken und Trompeten ihm Ausgezeichnetes entdeckt, und sie, die Irrsüchte, wendet sich von ihm ab, und er spielt mit Tod und Orden und wahlt den letzteren. Der ironisch gemeinte „Sieger" ist der ungeheure „Probecandidat". Und Dreyer hat den Mangel, Charakter zu gestalten, etwas feiner kaschiert: der Mangel überschüttet der Charakterlosigkeit und der Handlung. Auch ohne Verteidigung springt dieser Charakter durch die Reihen dieser Handlung. Ein Mensch, der sich selbst nicht kennt, der haarlich dann angstlich ist, junge Mädchen zu verführen, er berichtet sie in einem Briefen und macht verliebende Anerbietungen. Und der innerliche Dreyer, der vor Kunst scheut, der doch auch man das Thema! eines minderwertigen Zweien schafft! Dreyer verwechselt in seinem Entwicklungs kunst und Politik, und das ist begreiflich: den echten Kunstwerkschaffer sind die Anfänger der anderen Kategorien meist die gefährlichsten. Auf die Steinmungsendschigkeit aber kommt es an in der Kunst!

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Paris: In den Variétés ist ein neues Lustspiel von Henri Lavedan aufgeführt worden. Diese Arbeit bietet viel Interessantes, Neues und Originelles, aber auf den Bretern, die gewöhnlich Lustspiele und der beiden hübsch Lustspiele „Je vieux maisier" und „Le monsieur sur" setzen zu dürfen glaubte. Es handelt sich um einen reichen Mann, den ehemaligen Vetter des gegenwärtigen Präsidenten „A la belle-étoile", der sich mit seinen Millionen von den Geschäften zurückgezogen hat und nun sein Heil in den Zauberen der Wissenschaften und Künstlichkeit verbringt. Unglücklicher werden wenig Menschen sein, in diesem Kreise Lavedan den Typus der Magazins des Lesprit zu erkennen, der sich schaffen kann einer Theaterdirektion abhängig Lust. Den „Anglais" Mores und die wahlen wenigen Neuerungen sind nicht genug, Neues zu schaffen. Neu Lavedan ist von einer antiken Beredsamkeit, die den Dialog zu einem Oberflächen und langen Brief macht, doch selbst Regeln der Kunst aufstellt. Da es Lavedan liebt, Typen, doch die Liebe kommt mit Leben; Medien, den Psychologen, und den Satiker kennt man Liebhaber, je nachdem der eine „Medien" oder „Le Petit Duc". Die Beiden Typen der Aerzten sind schematisch und schablonenhaft gezeichnet. Es kann nicht eine Krankheit selbst Lesprit hervorrufen, und Lavedan behalt, daß Psychiatrik, mit der sich aber „Medien Fils" nicht beschäftigt, sind ja nicht Fach. Aber es ist ja nicht Aufgabe dieses Artikels, die Fehler des Stückes zu suchen, sondern es soll nur auf die Neuheit hingewiesen werden, die in einem Lustspiele der Variétés ungewöhnlich ist. Ein Lustspiel, das die Liebe zum Thema hat, ist ja nicht neu, aber es ist neu, daß es nicht mit einer Verlobung endet, sondern mit einer Heirat, und daß es nicht mit einer Heirat endet, sondern mit einer Verlobung. Und

zu sein und nur die Wahl zu haben, entweder mit allem, was er geliebt hat und lieben wollte, unkünftig zu brechen, oder durch ein übermenschliches Ringen gewaltsam zu werden. An dem Mittagstisch, der diesen Bruch wirklich gewagt hat, haftet nackter Ernst, und zitternd sah ihn, hoffend mit ihm folgen wir jedem seiner Schritte in eine Welt voll Sorgen und Nieder-tracht, sein innerstes und äußerstes Schicksal suchen wir — nicht neugierig, sondern für uns selbst bangend — zu ergründen." So werden dann Graf Hoensbroech's Kämpfe gegen die römische Clerisei geschildert. Graf Hoens-broech erscheint dem Autor als „der deutsche Mann, der auf deutschem Grunde seinem Gott und seine Weise dankend dienen will". Zusammen faßend wird aber ihn und sein neuestes Werk gesagt: „Hoensbroech hat noch dem Buche: „Zu meiner Sache", das seine ethischen Grundsätze deutlich macht und seine religiösen durchblicken läßt, mit dem ersten Bande „Das Papstthum in seiner social culturellen Wirksamkeit" von neuem das Gebiet nationalen Kampfes gegen Rom betreten. Er geht in ihm einen Schritt weiter als bisher und als er zu deutschlichen scheint, indem er gegen das Papstthum, nicht gegen einen Gesandtheil des religiösen katholischen Empfindens ist, verwichtend auftritt. Er hat zu dem Zwecke dies Buch wie eine Waffe, zum größten Theil aus Stücken, die er der literarischen Rüstkammer selbst entnommen hat, geschmiedet. Doch noch ist das Schwert nicht scharenlos, der Kampf noch nicht genügend bedacht gerecht. Immerhin wird es auch schon in jetziger Form begeisterte Freunde finden, die es ergreifen und führen werden, doch ist es Hoensbroechs und nur Hoensbroechs und eine sicherlich für ihn leichte und dankbare Aufgabe, durch Streichen, Beschmieden und Feilen eine allen handgerechte Waffe, ein wahres deutsches Volksbuch aus seiner angeschienen Materialiensammlung zu machen."

„National Review" Februar bringt zwei Artikel über die Reform des englischen Heeres. Der erste, von Major Graf Gleichen, weist nach, daß die englische Bevölkerung ein viel zu geringes Contingent an Soldaten stellt; in England kommen bloß 2·5, Soldaten auf 1000 Männer, während in Rußland 22, in Deutschland 21 und in Frankreich 11·2 Soldaten auf 1000 entfallen. England brauchte ein lebendes Heer von min-destens 840.000 Mann, wovon 200.000 als bewaffnete Macht im Lande bleiben und 640.000 Mann in den überseeischen Colonien zu vertheilen wären. Um diesen Zuwachs zu erzielen, gibt es zwei Wege: entweder den Militärdienst durch Erhöhung der Löhne und der sonstigen Vortheile in einer civilistischen Laufbahn zu machen, oder, wie auf dem Continent, auch in England eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Auch Hauptmann Carnegy befehlt auf der Nothwendigkeit einer Heeresreform, worin aber, daß es sich mehr um eine qualitative als um eine quantitative Vermeh-rung handeln würde. Vielmehr es, ein Cricketer aus den englischen Truppen zu machen, so würden sie auch in genügender Anzahl imstande sein, sich mit den an Zahl überlegenen continentalen Armeen zu messen. — F. E. Coombe-Tennant schreibt über die Judenverfolgungen in Rumänien, die allen Gegenvorstellungen zum Trotz immer noch in vollem Gang seien. Trotzdem die Moldau Rumäniens Ausfuhrgebiet sei, erklärung an die Bedingung knüpften, daß es sein Edict gegen die Juden zurückzog, sind heute noch 270.000 Juden in Rumänien aller bürgerlichen Rechte beraubt und erbärmlichen Verfolgungen ausgesetzt. Aber selbst diese keine Ausnahme in den Städten, ihre Söhne können keine militärische Chargen erreichen, und selbst ihre Kranken finden nur dann in den christ-lichen Spitälern Aufnahme, wenn ihre Krankheit sie die christliche Be-völkerung gefährdrohend ist. Angesichts solchen sich die rumänischen Behörde gegen die Fremden, doch wenden ausschließlich die Juden darum betroffen, während die christlichen Ausländer ganz unbehelligt im Lande bleiben.

Noch einmal.

Von Wilhelm Holzamer.

Es herbstete. Und es ging gegen Abend.

Der Himmel war ganz mit grauen Wolken überzogen. Und jetzt, da die Sonne sich immer tiefer neigte, brachte sie es noch einmal fertig, zwischen den Wolken durch auf die müde Erde zu sehen und ihr mattes, fahles Licht über sie zu streuen. Aber auf ein paar Augenblicke nur. Dann lag das weite Feld noch stiller, grauer da.

Oktoberabend.

Fern rumpelte ein beladener Wagen vom Felde heim — da und dort gingen noch ein paar Bauern mit Knechten und Mägden — sonst war es still auf der Landstraße und leer.

Nur jetzt, um die breite Biegung, kamen zwei Fremde.

Handwerksburschen? Aber keiner trug ein fellenes Landstreicher? Landstreicher wohl.

Ihre Kleider hatten einen modischen Schnitt, soweit man den noch erkennen konnte. Denn sie waren ein wenig sehr abgetragen. Und ich hatten die beiden so etwas, was halb zum Mädchen ihres Anzuges, halb zu seiner Zerrissenheit und Schäbigkeit passe — und hatt eben umgekehrt wieder nicht passte.

Dann war noch eins, das auffiel: wie sie nur diesen Kleidern auszukommen wußten. Denn gewiß waren sie einmal nicht so sie gemacht worden — und doch fanden sie sich so trefflich mit ihnen ab, das man wieder an ihrer Anzugsbeziehung zweifeln konnte.

Feine Lumpen — oder zerlumpte Gentlemen — je nach Geschmack.

Zwei problematische Leute, nach denen die Gendarmen mit schiefen Augen sehen — auch noch, wenn sie ihre Papiere in Ordnung fanden.

Zunächst gingen die zwei aber noch unbehindert. Denn das Dorf lag immerhin noch ein gutes Stück weit von ihnen.

Der eine seufzte. „Du — nun sind's ein paar Jahre!"

„Tempi passati!" knurrte der andere so halb vor sich hin.

„Weißt du — am Rhein — am Stadtthealer in Mainz. Tragischer Held! — "

„Mein Sohn, geh' nicht an den Rhein!"

„Du, der Bonvivant — frisch und flott — —"

„Tempi passati — baste!"

Dann gingen sie wieder stumm neben einander her.

„Du," meinte nach ein paar Schritten der vergangene Tragische, „wenn wir doch aus anderem Holze wären. So aus dem Holze, das hübsch gerade wächst, hübsch bedächtig und langsam in die Höhe, Zweige anlegt, die Aeste werden, die Aeste krönen bilden — weiße, so breite, volle Kronen, in denen die gold'nen Früchte hingen im Sonnenschein — hübsch geborgen vor'm Sturme — Ja, es könnte anders sein."

„Nun sei mir still! Nimm's doch, wie's ist."

„Ja, wie's ist — mit gestichten — — (er hüstelte) — Hosen und zerrissenen Schuhen, daß die Sonne die Zehen lieb-koien kann! Und den grauen Hunger im Leibe und den Brand in der Kehle! Und immer so die Landstraße hin — mit all dem Talent zwei gekrumpte Aerle! Wie's eben ist, du hast recht."

„Ja, aber dafür hast du doch gelebt! Gelebt hast du doch, hast du denn das vergessen? Sacra! Und nun laß' mir 'mal das Lamento!" Er schüttelte sich und warf die Arme in die Luft: „Is doch was Herrliches, so recht, so recht gelebt zu haben!"

„Weißt noch, ich ärger mich halb d'rüber."

„Sauerkopf! Denk, die selige Erinnerung!"

„Um herrje! — aber man wird nicht satt davon."

„Der Bonvivant von ehedem blieb stehen und maß ihn mit großen, verachtenden, strafenden Augen — „Philister!"

Noch streckte er straff den rechten Arm abwärts und wies mit dem Zeigefinger tief zur Erde, als er schon mit großen Schritten vorwärts stürzte.

Der Tragische seufzte dazu.

Und der Bonvivant ließ eine Rede von Stapel:

„Denk' nur, wie wir gelebt haben! Wie wir gelebt haben! Genossen die gute Zeit! Weiber und Champagner! Immer verliebt, immer voll Wein, und in den Händen, leben, wo ist dein Stachel!"

„Na!" warf der Tragische resigniert ein.

„Und denk' an den Alten — wie hieß er rasch? — egal! denk' an den Contract brachen! Den haben wir unser geborig Theil gefoppert, den Schuhjack pur excellenzen! Jehn Jahre ist er schon gestorben, ich wette dir, Gott gehab' ihn seelisch! — Und denk' an die Gläubiger, die noch auf ihr Geld warten! Das Nachts träumen sie heute noch von uns, die Gerichte, und am Morgen ist ihr Aerger verpeht. An deine Wirtin denk, deinen Schneider, deinen Schuster — und die Angekreidet, die sie die bewahren, und die Segenswünsche, die sie für dich haben! So was thut wohl!"

„Sela!" — Auch ein Troß!" knurrte der Tragische.

„Der Mensch muß sich zu trösten wissen, du bist ein Pracht-kerl, ich sag's ja. immer findest du das Richtige! Wrudebierz!" — Und denk' an die dicke Anna und an die schlanke Lisbeth und an die schöne Emma und an die blasse Milli und an die süße Lizzi und an das zimperliche Kätzchen! Und an die keusche Flora und an die wilde Toni und an die freywne Anna! Die mit der beden Aale — pfui! Die mit den falschen Locken — pfui! Die mit den großen Füßen — pfui, pfui! An schüttet dich. Um durch das Morgenthor des Schmerz drangst du in der Erkenntnis Kandl". Glücklicher! Laß dich preisen! Hoffungen will ich dir"

„Aber nun laß! Laß, laß — ich vertrag' das nicht! Das thut mir weh, weiß so lustig ist, es macht mich traurig, weiß so schon ist!"

„O geh' Du!" Und er schlug ihm auf die Schulter. „Denk' an die Küche, die selige, und an die Tage, die unsichlichen" Den Nachgeschmack, den Nachgeschmack! Und träumt doch mal: so in den Morgen im Bett zu liegen — nichts von Sorgen, nichts von Beruf! Träumen in den Morgensonnenschein — all das Leben nur Morgenschein, all das Leben nur Freude! Gemütl' Gemütl, du!"

Und jetzt sei kein Nebelmann. Du hast ja recht, wir sind nur Lumpen voll — da eine Biegung hin und dort eine hin — wohin uns das Verlangen zieht, und wir kommen vor jeiner Biegungen bald nach zu einer Krone und zu Früchten. Doch was schadet's? Wir nehmen das Leid von allen Seiten, und das Gute, was beschauen, nehmen wir also auch den Sturm dazu und den Regen und den Staub und die Freskenlein. Alle ist lumpig"

„Ich hab' gar den Gold vollends. Denn man wahrnehmen Sonne bekame, wo man Sonne will, wenn man dabei traumt wachen muß. Hier einige Gold — pfui Teufel!" Den Stadtverein aus Sommertheater und weiter zurück ins Schmiere und da man Acht in Bett. Zimmer noch auf den Bäume — — —

überhaupt noch einen hat. Und eine Gage! Und Schulden! Und Ausreden! — Und dann, wenns „Theater" nicht mehr zieht' — auf der Hut sein zur Abreise, daß man den Hausleuten wenigstens noch den Koffer abschwindeln kann. Und dann anderswo denselben Kram von vorne — immer so halb am Staatsanwalt vorbei."

„Höchst interessant, sind ich — "

„Und nun ohne Engagement — Spätjahr — den Hunger im Leibe und nicht 'mal einen Schnaps! Und in solchem Zustande auf der Landstraße hin. Da kommt einem die Erkenntnis. Stromer sind wir, du."

„Fidone!" sagte der Bonvivant. „Ein fröhlich Herz behalten, frisch in den Tag hinein. Einen rechten Lumpen verläßt der liebe Herrgott nie."

Dann giengen sie wieder ein paar Schritte stumm neben einander her.

Endlich fieng der Tragische wieder an: „Der ganze Calus ist der, wir imponieren nicht mehr. Der Mensch muß immer imponieren, sonst ist's aus mit ihm."

Das stimmte den Bonvivant ein klein wenig herunter. Aber er trumpfte auf: „Ich lasse mir immer noch nicht imponieren. Ich spiel' Heldenmütter, wenn's sein muß."

„Wo?"

„Und wenn alle Stricke reißen, muß halt das Kümmelblättchen helfen. Der Mensch darf sich vom Leben nicht imponieren lassen, sag' ich. Das Leben ist ja doch nur eine Schweinerei. Und zuletzt dreht sich alles in der Welt nur um den Anfang."

Jetzt blieb der Tragische stehen und musterte den Genossen vom Kopf bis zu den Zehen und stellte sich in Pose.

„Fast möcht' ich lachen: Der Anfang! Der Anfang vom Ende. So doch nicht."

„Es handelt sich ja alles doch nur um den Magen."

„Freilich, der wird auch im Zuchthaus befriedigt."

„Geh', Schwarzseherei!"

Und dann trollten sie weiter.

Und wieder begann der Tragische: „Wir sind Blätter, die vom Baume fallen."

„Der große Grausige — mir wird bange. Aber die Flöte blas' ich nicht gerne."

Sie waren wieder stille.

„Das ganze Leben ein genialer Bummel — mach's uns einer nach," meinte der Bonvivant.

„Alles ist nur zum Ekel. O, ich hab' einen Ekel am Leben. Ich bin am Ende."

„Du wirst doch doch nicht aufhängen wollen, du?"

Der Tragische ließ den Kopf sinken und sagte nichts. Zehn Schritte lang. Und dann, mit vollster Ueberzeugung, mit tiefem Brustton: „Du, das will ich."

„Mensch, was denn?"

„Mich aufhängen."

„Ha, ha, ha! Das hatt' ich ja schon wieder vergessen."

„Also!"

„Du phantasierst. Gib deinen Puls her."

„Mein Ernst."

Dem Bonvivant hatte das einen Eindruck gemacht. Er sagte nichts mehr.

„Wo soll das all noch hinaus! — Das Leben ist nur noch vergebliche Müh' — zu dem Ende kommt's doch noch. Spar ich mir die Müh'. — Also ich mach' ein Ende, ich häng mich auf."

Er blieb stehen.

„Vier sind schöne Aushäume," sagte der Bonvivant.

„Ja."

Sie standen stumm bei einander. Jeder wartete jetzt auf ein Wort vom andern. Aber keiner wußte jetzt was rechtes zu sagen.

„Woran denn?" — fragte jetzt der Bonvivant.

„Hosenträger," sagte halb ärgerlich der Tragische, denn er war sich längst darüber vollständig klar geworden.

Wieder standen sie stumm.

„Nach welcher Seite du?" fragte der Bonvivant.

„Nach Westen, wo mich die scheidende Sonne sieht."

„Ich wohlte lieber Osten, wo mich die Morgensonne küßt.

„Hier an den Ast," meinte der Tragische.

„Hier an den," meinte der Bonvivant.

„Nun denn," sagte der Tragische.

„Kannst du klettern?" fragte der Bonvivant.

„Ich ja!"

„Dann hilf mir erst hinauf. Der Strick ist genial. Er belustigt mich."

Der Tragische stellte sich an den Stamm und hielt die Hände mit verschlungenen Fingern auf, daß der Bonvivant sie als Tritt benützen konnte. Dann stellte sich der Bonvivant dem Tragischen auf die Schultern und schwang sich von da auf den Ast.

Als er oben war, kletterte der Tragische nach

Der eine hat nach Osten, der andere nach Westen

Jeder machte sich still

Mittlerweile war es dunkel geworden.

Bald fragte der Bonvivant: „Hängst du?"

„Noch nicht," sagte der Tragische dagegen. „Du?"

„Nein, gleich."

Und wieder war's still auf dem Baume.

Bald aber fragte der Tragische: „Hängst du?"

„Noch nicht," sagte der Bonvivant dagegen. „Du?"

„Nein, gleich."

Dann war's wieder still.

„Du, der Mond geht auf," sagte der Tragische.

„Es wird ein seltener Anblick sein — bei Mondscheinbeleuchtung," meinte der Bonvivant.

Und dann war's wieder still auf dem Baume.

Der Mond lächelte so freundlich.

Der nach Osten war in seinen Anblick versunken.

Auf einmal lachte er laut auf.

„Du, wir wollen noch einmal leben!"

„Geh! Du! Nein, ich will nicht mehr!"

„Na, noch einmal, komm!"

Da kletterte der Bonvivant schon vom Baume herunter.

Der Tragische sah ihm nach.

Er seufzte.

„Noch einmal also!"

Und er knüpfte seinen Hosenträger ab, der schon am Aste baumelte.

Dann stieg auch er vom Baume.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN – BUDAPEST – BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
V. Margaretenstrasse 81
VI. Mariahilferstrasse 28
VII. Neubaugasse 12
VIII. Josefstädterstrasse 17
IX. Alserstrasse 261
XVI. Ottakring, Lerchenfelderstrasse 118

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 9. März 1901. Nummer 336.

Coulissenschieberei.

Wenn man Herrn v. Koerbers Worten Glauben schenken wollte, müßte man den gegenwärtigen Ministerpräsidenten für einen politischen Wunderthäter halten. Denn noch am vergangenen Samstag hat Herr v. Koerber selbst im Herrenhause erklärt, daß er die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses nicht so rasch herstellen könne, da er Wunder nicht zu wirken vermöge. Und schon am folgenden Montag begann das Abgeordnetenhaus zu „arbeiten", was man im Regierungsjargon so arbeiten nennt, es begann nämlich die Recruten und die neuen Steuern zu bewilligen. Das „Wunder" war also geschehen, und die Bewunderung folgte. Von dem jederzeit offiziösen „Fremdenblatt" angefangen bis hinüber zur neugouvernementalen „Ostdeutschen Rundschau" war die gesammte deutsche Presse des Lobes und der Anerkennung für Herrn v. Koerber und seinen Erfolg voll. Wenn man Herrn v. Koerbers Worten glaubt, kann man auch kaum anders urtheilen. Wer freilich sich nicht an Herrn v. Koerbers biegsame Phrasen, dafür aber mehr an die harten Thatsachen hält, wird ungefähr zu der entgegengesetzten Anschauung gelangen. In solchem Zusammenhange betrachtet, stellt sich das „Wunder", das Herr v. Koerber gewirkt haben soll, als ein, allerdings ganz ungewöhnlich bedeutendes, politisches Handelsgeschäft heraus, das er mit den Jungczechen abgeschlossen hat, und aus dem Erfolge, den er erzielt, wird ein Mißerfolg, für den er den Jungczechen sogar übermäßige Kriegskosten bezahlt oder versprochen zu haben scheint.

Die parlamentarische Campagne gegen die Jungczechen leitete diesmal Herr v. Koerber mit einer jener vermeintlichen Schlauheiten ein, wegen deren die österreichischen Ministerpräsidenten nachgerade schon berühmt geworden sind. Sie betraf die Tagesordnung. Zwei Punkte dieser Tagesordnung mußten aller Voraussicht nach unbestritten passieren, das Recrutencontingent und die Brantweinsteuer. Ganz abgesehen davon, daß von den Jungczechen nach dem Schrecken, der ihnen von der Obstructionsnacht vom 8. Juni v. J. noch in den Gliedern liegt, eine ernstliche Obstruction, noch dazu unter ihrer gegenwärtigen porteifeuilletonistischen Führung, überhaupt kaum mehr zu befürchten ist, hatten die Jungczechen das Recrutencontingent selbst unter dem Grafen Clary, unmittelbar nach der Aufhebung der Sprachenverordnungen, aus ihrer Obstruction ausgeschaltet. An der Brantweinsteuer anderseits sind in allererster Linie die Jungczechen selbst interessiert, da sie deren Erträgnisse brauchen, um die Erhöhung der Lehrergehalte in Böhmen durchzuführen und sich so die Lehrer, die ohnedies bereits in das nationalsociale Lager übergezogen beginnen, für die im nächsten Herbst bevorstehende Landtagswahlcampagne wieder günstiger zu stimmen. Daß die Jungczechen dem Recrutencontingent und der Brantweinsteuer keine Hindernisse bereiten werden, war von vornherein klar. Nicht minder zweifellos war es, daß sie anderen Vorlagen Schwierigkeiten in den Weg stellen würden, so insbesondere der Investitionsvorlage, nach der auf Kosten des Reiches, also vornehmlich der steuerkräftigen nördlichen Provinzen, zu Gunsten der südlichen, Eisenbahnen erbaut und außerdem durch gleichzeitige Stärkung der Cassenstände der erheblich zusammengeschrumpfte Kriegsschatz der § 14-Regierungen wieder gestärkt werden soll. Aber auch die Erledigung des Budgets, welche ein Vertrauensvotum für die gegenwärtige Regierung gewesen wäre, konnte den Jungczechen nicht gleichgiltig sein. Es galt nun aus diesen vier Stücken eine parlamentarische Tagesordnung aufgemacht werden, so mußten, nach dem Grundsatz, daß der Reif am dünnen Ende eingetrieben werden muß, die zwei sichersten Vorlagen — Recruten und Brantwein — vorangestellt und die unsicheren — Investitionen und Budget — hinterdrein gesetzt werden. Herr von Koerber that genau das Gegentheil. Er setzte den Reif am breiten Ende auf. Die am 12. Februar auf seine Inspiration und unter Zustimmung der linksdeutschen Weltweisen entworfene Tagesordnung enthielt die vier Punkte in der alles vermittlungs Berechnung entgegengesetzten Reihenfolge: 1. Investitionen, 2. Budget, 3. Recrutencontingent, 4. Brantweinsteuer. An kommune Wege gewohnt, hielt Herr v. Koerber diese Verdrehung der praktischen Ordnung für eine besondere Schlauheit, und seine linksdeutschen Bewunderer jubelten denn auch darin bereits einen großen Erfolg. Die Jungczechen sollten dadurch gezwungen werden, Investitionen und Budget Hals über Kopf durchzupeitschen, um sich nicht den Vorwurf der Armeefeindlichkeit nach oben und der Lehrerfeindlichkeit nach unten zuzuziehen.

Ganz neu war dieses Bepackungsmanöver übrigens nicht. Kein anderer als Herr Dr. Kaizl, der Führer der Jungczechen, hatte es seinerzeit als Minister im Kampfe gegen die deutsche Obstruction versucht und war damit gescheitert. Eine ausprobierte Thorheit findet aber in Oesterreich jederzeit Nachahmung. So wurde nun der alte Kaizl'sche Tagesordnungswitz von den Linksdeutschen, an denen er vor zwei Jahren zu Schanden geworden war, unter Führung des Herrn v. Koerber gegen seinen Erfinder Herrn Doctor Kaizl erneuert. Der Mißerfolg blieb nicht aus. Die Jungczechen, von der Ungeschicklichkeit des Präsidenten Grafen Vetter wirksam unterstützt, vertheidigten die Position mit Dringlichkeits- und Geschäftsordnungsdebatten, bis vier Wochen um waren. Nun fiel Herrn v. Koerber plötzlich das Recrutencontingent, das bis 15. März bewilligt sein muß, schwer aufs Herz. In den restlichen zwei Wochen konnte, selbst bei der expeditivsten Behandlung, die parlamentarische Arbeit unmöglich mehr über die Investitionen und das Budget — zwei der zeitraubendsten Verhandlungsgegenstände — bis zum Recrutencontingent vordringen. Die Recrutenvorlage mußte von der ihr durch Herrn v. Koerber auferlegten schweren Bepackung theilweise freigemacht werden, wenn sie unter dieser Bepackung nicht begraben bleiben sollte. Wenn die Koerber'sche Tagesordnung bestehen blieb, traf die Verantwortung für das etwaige Nichtzustandekommen des Recrutengesetzes nicht die Jungczechen, sondern Herrn v. Koerber. Die schlaue Tagesordnung erwies sich als Dummheit erster Güte. Sie mußte auf der Stelle geändert, die verunglückte Tagesordnung mit Recrutenvorlage und Brantweinsteuer als ersten Punkten mußte unverzüglich hergestellt werden. Das hätte Herr v. Koerber auch ohne die Jungczechen bewerkstelligen können. Aber kann wäre sein Mißerfolg selbst den Blinden auf der deutschen Linken sichtbar geworden. Deswegen leitete er mit den Jungczechen Unterhandlungen ein, die den Mißerfolg seines Tagesordnungsmanövers dem minder Scharfsichtigen verhüllen sollten. So ist es Herrn v. Koerber glücklich gelungen, zu bewirken, daß die Jungczechen in die Berathung jener zwei Gesetzentwürfe eingetreten sind, von deren parlamentarischer Behandlung sie bisher durch nichts als durch die von Herrn v. Koerber ihnen vorgelegerten zwei anderen Gesetzentwürfe abgehalten worden sind. Um für diesen Erfolg den Herrn v. Koerber ein Gegenstück zu finden, muß man schon in die Märchenwelt zurückgehen. Dort wünscht sich der Bauer, der zwei Wünsche frei hat, zuerst in einer Anwandlung von übler Laune, daß die Wurst, über die er sich gerade ärgert, seiner Frau unter die Nase wachse, und nachdem dieser Wunsch erfüllt ist, muß er den zweiten Wunsch verwenden, um die Nase seiner Frau von diesem Anhängsel wieder zu befreien. Aehnlich sind auch die zwei Erfolge des Herrn v. Koerber beschaffen: der erste Erfolg, daß er eine neuerwünschte Tagesordnung aufstellt, der zweite Erfolg, daß er sie wieder umstellt.

Zwischen dem Märchen und Herrn v. Koerbers Fall ist freilich noch ein wichtiger Unterschied. Denn der Bauer zahlt wenigstens nicht drauf dafür, daß sein erster Wunsch wieder rückgängig gemacht wird. Herr v. Koerber zahlt aber ordentlich drauf. Die Jungczechen gestatten ihm, sich in seinen Zeitungen öffentlich als ihren Ueberwinder hinzustellen. Dafür haben sie sich unter seiner Kriegsführung alle Positionen, deren man der Regierung hätte berauben wollen, ware es mit Herrn v. Koerbers Erfolgsablerei bald vorbei. Deswegen ist es ein weiterhin Punkt dieses Handels, daß vorläufig streng geheim gehalten wird, was Herr v. Koerber den Jungczechen verforchen hat. Aber die Jungczechen kennen sich vor Freude nicht halten, und so haben sie einige Punkte des geheimen Capitulationsvertrages bereits ausgeplaudert. Wir hören, daß sie wirthschaftliche Concessionen durchgesetzt haben, wie die Regulierung der Elbe und Moldau, die Mittelcanäle und den Hafenbau von Prag. Obwohl wirthschaftlich solchen diese Concessionen keinen Nutzen, den Czechen und den Deutschen, nutzen, politisch aber und dadurch kommt's hier an — nur den czechischen und nationalsocialen. Sie bilden eine wesentliche Stärkung der [illegible] gegenüber den czechischen Oppositionsparteien für die bevorstehenden Landtagswahlen. Wieder [illegible]

Digitized by Google

culturellen Zugeständnissen gesprochen. Darunter sind vermuthlich die Vorarbeiten für die czechische Universität in Mähren zu verstehen, die, an sich ein Culturwerk, doch unvermeidlich als ein nationaler Erfolg gegen das Deutschen angesehen, den Jungczechen nützen, den gemäßigten deutschen Parteien aber im Kampfe gegen die Radical-Deutschen bei den Landtagswahlen schaden würden. Und zu all dem kommt noch eine dritte, ganz eigenartige Concession: Herr v. Koerber soll sich anheischig gemacht haben, den Kaiser zu veranlassen, daß er im Mai zur feierlichen Eröffnung der neuen Moldaubrücke nach Prag komme, welche Stadt er seit 1891 nicht mehr besucht hat. Man weiß, daß Kaiserreisen bei uns oft politische Wendungen einleiten, regelmäßig zu Gunsten derjenigen, mit denen der Kaiser bei der hauptsächlich in Betracht kommt. Es ist kein Zweifel, daß diese Kaiserreise und alle damit unterlaufenden Aeußerungen in dieser Art zu Gunsten der Jungczechen gedeutet werden würden, und das ist offenbar der Jungczechen Zweck.

Während also auf offener Scene Herr v. Koerber in Apotheose von den linksdeutschen Parlamentsstatisten als Besieger der jungczechischen Obstruction mit Eichenlaub bekränzt wird, werden im dunklen Hintergrund allem Anschein nach die Coulissen zu einer neuen Scene zurechtgeschoben, zu der Fürst Lobkowitz jüngst im Herrenhaus das Schlagwort aufgebracht und Baron Parish in dem polnisch-czechisch-feudal-clerical-christlichsocialen Diner bei Sacher die agierenden Solisten versammelt hat. Im Köhlerglauben an die alleinseligmachende Wunderwirkung der unparlamentarischen Regierungen haben es die linksdeutschen Parteien verstanden, selbst eine Majorität zu bilden, sie haben es aber auch verstanden, die Waffe zu vernichten, mit der eine fremde Regierung im Nothfalle auch ohne sie und gegen sie regieren kann, den § 14. Wenn sich die Jungczechen durch ihre neuen Regierungsfreundschaften den Rücken gegen ihre landsmännischen Radicalen gedeckt haben, wenn sie durch die Kaiserreise den Ruf nach Sühne für die Aufhebung der Sprachenverordnungen unter ihren Wählern zum Schweigen gebracht und sich nach oben wieder Liebkind gemacht haben werden, dann sind sie wieder regierungsfähig, und dann wird wohl auch Licht werden über der Scene, von der wir aus dem dunklen Hintergrund vorerst nur das undeutliche Coulissenschiebergetöse zu vernehmen vermögen. K.

Die sociale Lage der Parlamentarier in Frankreich.

(Schluß.)

Eine andere in dieses Capitel gehörige Geschichte wurde von dem verstorbenen Burdeau, dem einstigen Kammerpräsidenten, erzählt. Trotzdem er zu dieser reichlich bezierten Stellung emporgekommen war, verwahrte er nicht immer die Löcher seines Budgets mit „ordentlichen" Einnahmen zu stopfen, wesshalb auch er, wie man sagte, zu den „außerordentlich" griff, die aber in Paris schon längst aufgehört haben, „außerordentlich" zu sein. Er hatte das „Glück", daß seine Frau — ob sie hübsch war, weiß ich wieder nicht, denn es werden zwar die Büstnisse der Deputierten, nicht aber die ihrer Ehehälften in den betreffenden Handbüchern veröffentlicht — einen vielverehrten und äußerst freigebigen Manne gefiel, dem nachmaligen Kammerpräsidenten, Conseilspräsidenten und Präsidenten der Republik Casimir Perier. Lange lebten die drei „sehr glücklich" miteinander, der von Haus aus arme Burdeau auch in materieller Beziehung, bis Herr Casimir-Perier Präsident der Republik wurde. Jetzt konnte der Unglückliche nicht mehr umgehen und unbeachtet aus dem Hause heraus in das des Herrn Burdeau hinein gehen, was weniger, als der allezeit ränkesüchtige Charles Dupuy, der damals Ministerpräsident, Minister des Inneren und daher auf die „Sicherheit" des Staatsoberhauptes ganz besonders bedacht war, den Liebenden seine Späne an die Ferien heftete. Da Frau Burdeau, zumal nach dem im December 1894 erfolgten Tode ihres Mannes, ebenso wenig „alle Nase lang" ins Elysée kommen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, ein dritter Ort, ebenfalls wegen der Notorietät der „handelnden Personen", nicht gut zu wählen war, so blieb dem armen Casimir-Perier nichts anderes als die Abdankung übrig, die er denn auch nach sehr schematischer Präsidentschaft übrig, um ganz seinem „häuslichen Glücke" leben zu können.

Doch das sind, wie ich gern zugeben will, Ausnahmefälle, jeden bestwegen, weil nicht jeder nahezumittelte Parlamentarier bemerkt und nicht jede „Parlamentsdame" eine „vorübergehende" Erscheinung ist. In den meisten Fällen suchen sich die in Geldsachen siedenden Herren nicht mit Damen, sondern mit Meteore Hilfe eine kleinere oder größere Nebeneinnahme zu verschaffen, wie eine gewisse Panamaaffaire gezeigt hat. Kaum geworden wurden sie sich innerlich, weshalb dieses oder jenes gemeinnützige Project, das vielleicht, dem jahrelang in der Schwebe ist, noch immer nicht in Angriff genommen wird. Sogar erhält, ist auch dann nicht, wenn es mit einer wichtigen Partei interessiert nichts zu thun hat. Zu Gunsten ist die Sache dann einfach, d. h. oder die Unterschrift, die eine gewisse, manchmal recht bedeutende Belohnung einheimsen wollen, haben es verschmäht, den Panamaskandal und Senatoren die „Hand zu setzen", wie man hier sagt. Eben deswegen hat Frankreich auch die schlechtesten und am elendesten eingerichteten Eisenbahnen, die sich in Mitteleuropa finden lassen, denn die allmächtigen, über ungeheure Betriebsfonds — „Fonds de compétition" lautet dafür der Finanzausdruck — verfügenden Eisenbahncompagnien lassen sich ihr Monopol etwas kosten, und bei jeder Unfall-Interpellation, bei jedem Erlöschen der Concession oder der Staatssubvention wissen sie die Mehrheit der Parlamentarier mit klingender Münze für sich zu gewinnen. Daraus erklärt es sich auch, daß in Frankreich ein Eisenbahnunglück noch nie, selbst wenn es durch schwere Betriebsfahrlässigkeit verschuldet war, zu einer Haftbarmachung der betreffenden Gesellschaft, geschweige denn zu einer Reorganisation des Betriebes geführt hat, sondern höchstens zum Sturze des jeweiligen, an dem Unfalle natürlich ganz unschuldigen Ministeriums, in den meisten Fällen aber zu gar nichts. Wie Paris trotz enormer Communalsteuern und Octroygebühren die schlechtest belenchtete, gereinigte und verwahrloste europäische Hauptstadt ist, weil anstatt einer desinteressierten Stadtverordnetenversammlung ein Gemeinderath von politisierenden Spitzbuben an seiner Spitze steht, so ist auch ganz Frankreich das am elendesten und kostspieligsten verwaltete und regierte Land, weil in Kammer und Senat Partei- und Privat-Geschäftsinteressen eine viel größere Rolle spielen, als Landeswohlfahrts-Politik. Immerhin muß man zugestehen, daß das Landesparlament doch noch etwas mehr „Formen" bei all diesen Schachergeschäften wahrt, als die Leute vom Stadthause, die manchmal ganz „amerikanisch" oder, wenn man lieber will, „russisch" verfahren. Was speciell die erwähnten „Eisenbahnbotationen" anlangt, so ist es ziemlich bekannt, daß der ehemalige Minister Raynal in reichem Maße von den Gesellschaften „gespeist" wurde. In den mit dem Namen „Südbahnschwindel" bezeichneten Krach verwickelt, kam er zu Fall und wurde von den Staatsrath gestellt, der ihn jedoch reinwusch und obendrein der Gesellschaft gegen den Staat recht gab, so daß die von Raynal hinter dem Rücken des Parlamentes und gegen seinen Willen gewährte Verlängerung der staatlichen Zinsgarantie zum Schaden der Steuerzahler rechtskräftig wurde. Doch nur die wenigsten Fälle von Bestechung gelangen ans Tageslicht. Wo es sich um minder große Summen oder weniger wichtige Interessen handelt, wird die Sache in der Regel nicht rechtbar, zumal, wenn die Bestochenen tüchtig vorsichtig auftreten und sich vor Feindschaft in Parlament und Presse hüten.

Die meisten Vergehungen der Parlamentarier bestehen nicht in Bestechlichkeit, Betrug, Schwindel und Mißbrauch des Mandates, sondern in Faulheit, Nachlässigkeit und mangelhafter Pflichterfüllung. Dies sind zwar viel geringere Sünden, aber es hat wenige Landesvertreter gegeben, die sie nicht unablässig gemacht hätten. Nun können es sich zunächst Wenige leisten, ihre eigentliche Pflicht der Landesboten? Wollte man sie gemäß der Auffassung der meisten Wähler definieren, so würde man auf den früher gekennzeichneten Standpunkt gelangen, daß der Abgeordnete und zum Theil selbst der Senator der Communikonär, Laudbusche, Leibdiener, Vergnügungs- und Geschäftsagent sämmtlicher Insassen des Wahlkreises sei, ein Standpunkt, der von den allgemeinen Landesinteressen nicht minder als vom Thierschutzverein als falsch bezeichnet wird. Während aber die Volksvertreter mit gutem Rechte über diese absonderliche Auffassung ihrer Pflichten klagen, verstehen sie nicht selten ins andere Extrem indem sie ihr Werk nach beendeter, oft allerdings recht anstrengender Wahlcampagne als abgeschlossen ansehen und sich von Stund ab auf die Bärenhaut streken oder ihren Privatgeschäften nachgehen. Ist nun ein Abgeordneter verpflichtet, allen Sitzungen beizuwohnen, sofern er nicht durch Krankheit daran verhindert ist? Das Kammerreglement sagt „ja", denn es bestimmt, daß an einer mehr als dreitägigen Abwesenheit ein besonderes Urlaubsgesuch, das aber fast ausnahmslos bewilligt wird, nöthig ist. Damit steht aber eigentlich in Widerspruch, daß das sogenannte „droit par présumption", die Stimmabgabe durch einen Collegen, stattfindet ist, denn ein solches Votum hat keine volle Giltigkeit, selbst wenn der Inhaber der betreffenden Stimme seit noch so langer Zeit unsichtbar ist. Möglich, daß sich die Erlaubnis zu votes par présumption mitpermaßlich nur auf die „regelrechten" Urlauber bezog, und nicht auf die „eigenmächtigen". Thatsache ist jedoch, daß niemand bei dieser indirecten Stimmenabgabe fragt, ob der Abwesende entschuldigt ist oder nicht. Als eine gewisse Ironie erscheint es dem unbefangenen Beobachter auch, daß der Kammerpräsident alles hier Gesagte gilt auch für den Senat bei Beginn jeder Sitzung die von Abwesenden eingereichten Entschuldigungsbriefe oder Urlaubsgesuche verliest, über deren Inhalt mit der größten Theilnahmslosigkeit hinweggegangen wird, während ein Blick auf die Bank ebenfalls nicht, daß noch sehr viele andere durch Abwesenheit glänzen. Möglich ist es ferner und äußerst nachtheilig für den Gang der Beschlußfassung, daß Redenern und Anus nur die Kammer sehen, nie Ausschuß- oder Senatssitzungen besuchen, nicht aber die in den Ausschüssen. Der früher bestehende Antrag Antide Boyers will davon auch die Anwesenheit der Parlamentarier durch eine an den Thüren des Palastes einzurichtende Controle festge-

Digitized by Google

stellt wissen, wobei es recht französisch-charakteristisch ist, daß die Huissiers, als Subalternbeamte im Unterofficiersrange, die Aufsicht über das Thun und Lassen der Landesvertreter ausüben sollen. Warum nicht gleich eine elektrische Controluhr, wie sie in vielen Werkstätten für die Arbeiter aufgestellt ist? Daß aber ein Abgeordneter, der in den Couloirs eigaretterauchend lustwandelt, und ein Senator, der in der Bibliothek schnarcht, für das Land und die Wähler ebenswenig arbeiten wie die Collegen, die zu Hause der Ruhe pflegen oder sich in den Club umgetrieben, sieht auch der Mindestbegabte ein. Es ist aber bisher niemandem eingefallen, das „Sitzungsschwänzen" bei gleichzeitiger Anwesenheit im Hause als eine gerade Pflichtvernachlässigung zu brandmarken, obwohl jeder Kenner des Bourbonenpalastes weiß, mit welcher Raschheit und Gründlichkeit sich die Bänke leeren, sobald auf eine „interessante" Interpellation eine „langweilige" Berathung über gemeinnützige Gesetze folgt. Die meisten Auscultirer kehren nicht sogleich nach Hause zurück; sie warten vielmehr geduldig an der „Buvette" oder in den anderen Räumen des Hauses, bis irgend ein „pikanter" Zwischenfall eintritt, worauf sie, von freundlichen Collegen avertiert, mit Blitzeschnelle wieder auftauchen, um rechtzeitig an dem allgemeinen Tohuwabohu theilzunehmen. Wer kennt nicht auch das geschäftige Treiben, das einer „großen" Debatte oder wichtigen Abstimmung vorauszugehen pflegt, wenn das ganze „hohe Haus" einem Ameisenhaufen gleicht, in dem alles durcheinander läuft: die Parteihäuptlinge und sonstigen eifrigen Mitglieder — in England nennt man sie die „Whipper" — bemühen sich krampfhaft, so viele von ihren Mannen zusammenzutrommeln wie möglich, und der nachsichtige Präsident macht in der Regel, um dem Zufalle und der Faulheit keinen zu großen Einfluß auf den Gang der Dinge einzuräumen, eine kleine Pause, bis sich der Saal wieder einigermaßen gefüllt hat.

Schon vorhin wurde angedeutet, daß allzu junge Abgeordnete, die keinen anerkömmlichen Verdienst aus ihrem Berufe ziehen, gerade kein Segen für das Parlament seien. Abgesehen von ihrer Unstätigkeit, die eigenen Finanzen und daher auch die des Landes zu verwalten, von ihrer meist größeren Liebediensterei, Gesinnungslosigkeit und Streberei, die aus ihrer pecuniären Abhängigkeit resultieren, bilden sie schon deswegen minderwertige Elemente, weil sie weder mit ihrem Beamtseinkommen, noch mit ihrer Indemnität allein auszukommen vermögen und infolge dessen, sehr zum Schaden ihrer parlamentarischen Thätigkeit, genöthigt sind, beides neben einander zu cultivieren: das Mandat und die Profession. In diese Kategorie von Bedürftigen gehören namentlich die zahllosen Advocaten und Rechtsconsulenten, die oft von wichtigen Sitzungen weglaufen, weil sie gerade zu plaidieren haben, und die des Vormittags in den Nebenräumen der Kammer ihre Privatcorrespondenz erledigen, anstatt in die Commissionsberathungen zu gehen. Daß aber auch andere Berufsarten ihr Contingent zu dem großen Heere der unsichtbaren Parlamentspflichtigen stellen, zeigt das Beispiel eines Abgeordneten, der, sage und schreibe, ein ganzes Kalenderjahr ohne Urlaub wegblieb. Dieweilen er aber am Spospos Dumdaunten für Rechnung der Türkei ausführte — er war seines Zeichens Ingenieur — wurde er nie als abwesend geführt, denn seine Freunde stimmten regelmäßig für ihn, erbrachen seine Correspondenz und beantworteten sie auch! Nicht jeder hat das Glück, mit Dumdaunten am Bosporus betraut zu werden, was ein hübsches Stück Geld einbringen soll, aber sehr viele haben eine kleine Praxis als Anwalt, als Arzt, als Allerweltsgeschäftsmann, und um die nicht zu verlieren, schwänzen sie die Sitzungen mit großer Regelmäßigkeit. Mancher wird einwerfen, daß ein Bürger doch nicht gezwungen sei, seinen Beruf so vernachlässigen, eine vielleicht zukunftsreiche Carriere aufzugeben, bloß um ein paar Jahre hindurch einen Wahlkreis zu vertreten, der dann doch in andere Hände übergehen und den bisherigen Inhaber mittellos und ohne Beruf zurücklassen kann. Darauf wäre wiederum zu antworten, daß jedem die Wahl freisteht und in der That niemand auch nur moralisch gezwungen ist, sein eigenes Wohl dem des Staates zum Opfer zu bringen. Wer es doch thut, wo's, daß er seine Sinecure übernimmt, und sehr viele, kann man hinzufügen, thun es auch nur, weil sie sich, so oder so, damit selbst zu täuschen glauben. Wie Land und Wähler dieses Calomnich entrinnen können, ist vorderhand noch eine offene Frage, und da die bewussten Franzosen sie bisher nicht haben lösen können, so wage ich keine Besserungsvorschläge zu machen, die doch keine praktischen Conseonenzen hätten.

Im vorstehenden habe ich, wie man gesehen hat, nur concretes Thatsachenmaterial oder höchstens solche Gerüchte verwertet, die längere Zeit hindurch mit größter Beständigkeit circulierten. Da ich mich von dieser Richtschnur nicht entfernen wollte, so habe ich alles beiseite gelassen, was auf die möglichst pikanterischen Ausgaben mancher Landesboten für galante Damen Bezug hat. Derartige Dinge kommen nur verhältnismäßig selten zur öffentlichen Kenntnis, und im übrigen glaube ich, daß die Zeiten, wo der Franzose sich für die Cocotten ruinieren mußte, um seinen Mitbürgern Achtung einzuflößen, vorläufig vorüber sind. Financiers, Lebemänner, herabgekommene Spreißlinge reicher und angesehener Familien thun es wohl heute noch, aber im politischen Leben hat Aehnliche Detailtreue mit der zunehmenden Demokratisierung der Sitten viel an Bedeutung verloren. Die Schneiderrechnungen der Ehegattin sprechen da schon eher ein Wort mit, wie der „Fall Paquin", die Decorierung des Damenschneiders dieses Namens, lehrt, dem der Handelsminister Millerand das rothe Bändchen ins Knopfloch steckte, weil er der „Frau Minister" so schöne und so . . . billige Roben geliefert hatte. — Wollte man aber all diese kleinen und großen Duechtekereien ausrotten — soweit dies bei der Natur des Galliers überhaupt möglich erscheint — dann müßte man die Bezüge der Abgeordneten und Senatoren, vielleicht sogar die der Minister, um ein recht Erkleckliches erhöhen, was ohne außerordentliche Belastung der Staatscasse nur durch starke Reduction der Parlamentarier erreichbar wäre. Schon eine Erhöhung der Bezüge um 150 Francs monatlich würde eine jährliche Mehrausgabe von rund einer Million sechsmalhunderttausend Francs bedeuten, und doch wieder ein jeder zugeben, daß eine so geringfügige Aufbesserung nur ein Tropfen auf den heißen Stein wäre. Wie aber schon vorhin bemerkt wurde, schweben alle derartigen Besserungsprojecte zur Zeit noch gänzlich in der Luft, und daher werden wir wohl immer wieder von Zeit zu Zeit ein kleines Panama erleben . . .

Paris. Voller.

Moraltheologie.

Von Graf v. Hoensbroech (Stegltz).

Der österreichische Reichsrath hat am 23. Februar einen wilden Sturm erlebt, und — das Interessante dabei — nicht die politischen, sondern die religiösen Leidenschaften waren es, die gegen einander tobten. Die „Moraltheologie" des heiligen Alphons v. Liguori, des Stifters der Redemptoristencongregation, stand im Mittelpunkt der Erörterung. Die Berechtigung, diese „Moraltheologie" oder überhaupt die Moraltheologie der ultramontankatholischen Kirche in Volksvertretungen zu besprechen und zu verurtheilen, ist gar nicht zu bestreiten. Der ungeheure und verderbliche Einfluß, den der Ultramontanismus auf die katholische Welt: Hoch, Niedrig, Alt, Jung, Arm, Reich, ausübt, ist in der Moraltheologie zusammengefaßt und geht von ihr wieder aus in alle Schichten der Bevölkerung. Die Moraltheologie mit dem Beichtstuhl ist der allgewaltige Hebel: ihn in Thätigkeit jetzend, kann der Ultramontanismus, wahrer als einst Archimedes, sprechen: καὶ τὴν γῆν κινήσω. Steht hieje Bedeutung der Moraltheologie fest, so ist auch die Bedeutung gerade Liguoris gegeben; denn er ist der Moraltheologe der katholischen Kirche. Der Papst, in seiner Eigenschaft als solcher, hat ihn zum „Heiligen" und „Kirchenlehrer" erhoben; der Papst, in seiner Eigenschaft als solcher, hat seine moraltheologischen Werke nicht nur gebilligt, er hat mehr gethan. In dem päpstlichen Erlaß von 1871 heißt es: „Wie wollen und befehlen, daß alle Bücher und Schriften dieses Kirchenlehrers (Liguoris), kurz alles, was von ihm stammt, nicht bloß privatim, sondern öffentlich auf Gymnasien, Akademien, Schulen, Collegien, in Vorlesungen, Disputationen, Predigten etiket, vorgelesen und benutzt werden." Dieser päpstlichen Weisung entsprechend, ist die gegenwärtig in Kraft und Uebung stehende katholische Moraltheologie weientlich Liguorianisch. Die verbreitetsten „Handbücher der Moral" Lehmkuhl S. J., Palmieri S. J., Sabetti S. J., Gürs S. J., Mace C. S. R. u. j. w. lassen dies deutlich erkennen. Auch hat vor allen der österreichische Reichsrath Grund, sich mit Liguori und seiner Moraltheze zu befassen. Denn abgesehen von der überstarken Verrichtung, die der Ultramontanismus im österreichischen Kaiserstaate ausübt, ist hier in seinen Landen der Einfluß des Redemptoristen, deren Stifter Liguori ist, so mächtig, als im Lande Oesterreich. Wenn also selbst antiultramontane Blätter Deutschlands sich abwollig äußern über das Hineinziehen moraltheologischer Fragen in eine politische Körperschaft, wie den österreichischen Reichsrath, so beweist das eben nur, daß den betreffenden Redactionen noch immer die Erkenntnis verschlossen erscheint, wie bitter nothwendig es ist, die Grundlagen des ultramontanen Systems gerade in parlamentarischen Körperschaften vorgelegt. Wie die neuerlichen Verhältnisse nun einmal sind, kann der größte Feind des politischen, religiösen und wirtschaftlichen Fortschrittes, der Ultramontanismus, mutatis nur behandelt werden von unseren politischen Mittelpunkten aus. Die Liguori-Auseinandersetzung im österreichischen Reichsrathe war also durchaus gerechtfertigt. Und doch muß ich mit einem dick unterstrichenen „aber" fortfahren. Diese Auseinandersetzung durfte meines wohl nur der Gesinnungsgenossen Schutz als Unterlage haben, sie durfte zweifellos nicht bei den Ungläubigen Ueberzeugungen einbringen wollen, noch weniger sich auf sie beschränken. Gerade das letztere, das Einziehen bei den Ueberzeugten, das Stehenbleiben auf sie, nicht solchen Auseinandersetzungen den Schein der Gehässigkeit, der Scandalsucht zu. Dieser Schein muß aber bei solch bedeutungsvollen Anlässen, wie der Besuch eines die verderbliche Macht des Ultramontanismus einen so unter allen Umständen vermieden werden. Sonst ist es den unmittelbaren oder unmittelbar Betheiligten dieser „Moral" leicht, „Scandal" zu schreien und die Schuld der Ausschreitungen dem Mann der Feder aufzubürden

Digitized by Google

Das ist denn auch zum guten Theile den clericalen Abgeordneten Kathrein, Morsey, Schusterisz und Scheicher gelungen. Ohrbeleidendes Geschrei werden die Ultramontanen allerdings immer erheben. Staub aufwühlen, um den Thatbestand zu verschleiern, werden sie stets, aber gerade deshalb muß der Angriff so wohlvorbereitet, so wuchtig sein, daß sein Dröhnen das Gegner erstickt; das Licht, das man leuchten läßt, muß so weiß, so scharf sein, daß keine Verdunkelung ihm widersteht. Solch ein Angriff und solch ein Licht lassen sich aber nicht aus der Graßmann'schen Schrift bereiten. So sehr ich Graßmanns Absicht billige, den zum Himmel stinkenden Unrath der liguoristischen Moraltheologie und der ultramontanen Moral überhaupt aufzudecken: die Ausführung dieser Absicht leidet an Mängeln und Schwächen, die seine Schrift nicht zum Sturmbock werden lassen. Wer der Religion und der Cultur den Dienst leisten will — weiß Gott, es ist ein schwerer — die Menschheit aufzuklären über Roms Moraltheologie, muß dies thun mit vollkommener Beherrschung des gesammten Materiales. Diese Beherrschung fehlt Graßmann, es fehlt ihm auch die moraltheologische Durchdringung des Stoffes. Wer sich also, wie in der Reichsrathssitzung vom 23. Februar geschehen ist, einzig auf die Graßmann'sche Schrift stützt, dem fehlt das sichere und umfassende Urtheil, das zum siegreichen Vorgehen gegen die ultramontane Moral unerläßlich ist.*) Schade! Der 23. Februar hätte ein Marksteine werden können in der antiultramontanen Kriegsgeschichte. Die muthigen Kämpfer Dr. Eisenkolb, Wolf und Schönerer hätten eine Culturschlacht schlagen können, die den schlimmen Gegner moralisch vernichtet hätte. Es war ein Vorpostengefecht, aber ein Vorpostengefecht, das die kommende Schlacht mit Sicherheit voraussehen läßt. Sie muß kommen: sie muß bald kommen.

Seit Jahr und Tag predige ich den Männern des öffentlichen Lebens: studiert den Ultramontanismus; durchdringt Euch mit der Ueberzeugung, daß nur ernstes Studium dieses Mienensystems zum erfolgreichen Kampfe gegen dasselbe befähigt. Bis jetzt bin ich ein Prediger in der Wüste geblieben. Der sogenannte antiultramontane Kampf, wie er hier in Deutschland in unseren Volksvertretungen geführt wird, ist eine Erbärmlichkeit, die des Umsehens nicht wert ist. Oberflächlichkeit und Unwissenheit streiten dort schon seit Jahren um die Palme. Nemo propheta in patria sua? Aber Oesterreich ist nicht mein Vaterland, und so hoffe ich, dort besseren Boden für meine Mahnung zu finden. Dieser Boden ist durch die „Los von Rom"-Bewegung aufs beste vorbereitet. Dort, im katholischen Lande Oesterreich, muß der Ultramontanismus niedergerungen werden. Das ist gegenwärtig die Culturmission der schwarz-gelben Völker.

Die Moraltheologie des heiligen Alphons von Liguori! Mit dem Aussprechen dieser Worte steigt für den Kenner das Bild einer der schlimmsten religiösen und sittenrichterlichen Verirrungen auf, welche die letzten zwei Jahrhunderte hervorgebracht haben. Der ganze Mensch von seiner Empfängnis im Mutterschoße an bis zu seiner Bestattung im Grabe wird von dieser „Theologie" und von dieser „Moral" umfaßt. Keine menschliche Beziehung, kein menschliches Verhältnis gibt es, das hier nicht zur Sprache käme. Und wie werden alle diese Beziehungen, alle diese Verhältnisse behandelt! Gewiß, Liguori war, wie die Geschichte von ihm berichtet, ein sittenstrenger, ein in seiner Art frommer und rechtlicher Mann; aber in seiner Moral machen sich Schamlosigkeit, religiöse Verirrung und Unsittlichkeit, wie Liguori sie einst lehrte, in klassischen Beispiele dafür, daß auch gute Menschen der Schlechtigkeit des Ultramontanismus die schlimmsten Handlangerdienste leisten. Ich will und kann hier nicht näher auf die berühmte „Moral" des heilig gesprochenen Bischofs von St. Agatha eingehen; ausgiebig werde ich es thun im 2. Bande meines in Oesterreich verbotenen Werkes: „Das Papstthum in seiner social-culturellen Wirksamkeit" (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Nur einen Punkt dieser „Moral" möchte ich hier streifen, einen Punkt, der am 23. Februar an erster Stelle hätte hervorgehoben werden sollen. Es ist Liguoris Lehre vom Eid und von der Wahrhaftigkeit überhaupt. Ueber die Wichtigkeit des Eides und der Wahrhaftigkeit für das religiöse, sittliche und soziale Leben ist jedes Wort überflüssig. In welcher Verfassung erscheint nun nach liguorianischer Anmauerung dieser Grundpfeiler des menschlichen Lebens? Liguori erklärt es für erlaubt, folgende zweideutigkeiten mit und ohne Eid zu gebrauchen: Worte, die einen doppelten Sinn haben, z. B das lateinische Wort „solo", das bedeuten kann: „ich will" oder „ich fliege"; über etwas, das man verheimlichen möchte, gefragt, darf man antworten: ich sage nein, d. h. ich spreche das Wort „nein" aus. „In solchen Fällen täuschen wir unsere Mitmenschen nicht, sondern wir lassen nur zu, daß sie getäuscht werden" (L. 1. n. 151, Ed. Haringer, 2, 373. Auch Mentalreservationen und deren Eide gestatten: ein Zeuge kann vor Gericht schwören, er wisse von der Thatsache oder von dem Verbrechen nichts (obwohl er es doch weiß), indem er hinzudenkt: ich weiß nichts, was ich aussagen müßte, oder worüber ich befragt werden dürfte (L. 4, n. 154, Ed. Haringer, 3, 377). Allerdings macht Liguori hier die Einschränkung, der Zeuge dürfe nun Sann so schwören, wenn er „nicht rechtmäßig" (non legitime) vom Richter befragt wird. Was versteht aber Liguori unter „nicht rechtmäßig"? Der Richter befragt dann „nicht rechtmäßig", wenn der halbvollständige Beweis (semiplena probatio) für die in Rede stehende Sache noch nicht erbracht ist, d. h. wenn für ihren Beweis kein Augenzeuge oder kein offenbares Anzeichen vorhanden ist (L. 5, n. 266, Ed. Haringer, 4, 404). Nach „genügend probabeler Ansicht" darf ein Angeklagter schwören, er habe etwas nicht gethan, obwohl er es gethan hat, wenn ihm aus dem Geständnis schwerer Schaden droht (L. 4, n. 156, Ed. Haringer, 2, 378). Wer ein Darlehen empfangen hat, das er aber schon zurückgegeben hat, darf schwören, er habe überhaupt kein Darlehen empfangen, indem er hinzudenkt: so, daß ich es zurückgeben müßte. Wer zu einer Ehe gezwungen worden ist, darf schwören, er habe keine Ehe geschlossen, indem er hinzudenkt: frei. Wer keinen Zoll zu zahlen braucht, darf schwören, er besitze nichts Zollpflichtiges, indem er hinzudenkt: so daß ich Zoll entrichten müßte. Wer von einem sittlichen Acte versucht geblieben ist, darf schwören, er sei nie versucht worden, indem er hinzudenkt: als von einem verleuchten. Wer mit einem Angeschuldigten gesprochen hat, aber nicht über die in Frage stehende That, darf schwören, auch vor dem Richter, er habe überhaupt nicht mit dem Angeklagten gesprochen. Ein Gläubiger, der für eine Schuld, die ihm schon bezahlt worden ist, ein Beweismittel besitzt, der aber noch eine andere Schuldforderung, die er nicht beweisen kann, besitzt, darf schwören, es sei ihm noch nichts gezahlt worden, um so je die unbeweisbare Schuld einstreichen zu können. Eine Ehebrecherin, die ihren Ehebruch gebeichtet hat, darf, von ihrem Manne befragt, ob sie die Ehe gebrochen habe, schwören, sie habe die Ehe nicht gebrochen. Solche, die zu einem Amte oder zu einem wissenschaftlichen Grade tauglich sind, dürfen schwören, sie hätten die vom Staate zur Erlangung des Amtes oder des Grades gestellten Vorbedingungen erfüllt, obschon sie sie nicht erfüllt haben, wenn sie für das Amt oder den Grad wirklich tauglich sind (L. 4, n. 159—167, Ed. Haringer, 2, 379—383). Ist es genug, den „Moral"? Noch eine, auch die Oeffentlichkeit sehr berührende Ausführung Liguoris sage ich hinzu: Sind die Unterthanen zur Steuerzahlung verpflichtet, wenn nach probabeler Ansicht die Steuer ungerecht ist? Nein" (L. 4, n. 617, Ed. Haringer, 3, 186). „Im allgemeinen muß man das Volk ermahnen, alle Abgaben zu zahlen; nach einmal geschehener Steuerhinterziehung soll man es aber nicht zum Schadenersatz verpflichten, wenn es probabelerweise glaube, es habe bei so vielen Steuern schon einmal ungerecht bezahlen müssen, oder es habe zur Bestreitung der allgemeinen Bedürfnisse schon genügend beigetragen" (L. 4, n. 616, Ed. Haringer, 3, 184). Wäre es nicht an der Zeit, daß sich Staatsanwälte, Unterrichts- und Finanzminister mit der Moraltheologie Liguoris beschäftigen?

*) Siehe Nr. 335 der „Zeit".

Bodenentschuldung und Verschuldungsgrenze.

Von Prof. Dr. Eugen v. Philippovich.

I.

In einer als Gutachten für den Tiroler Landtag geschriebenen Abhandlung „Bodenentschuldung und Verschuldungsgrenze"*) behandelt Herr v. Grabmann das Verschuldungsproblem der Landwirtschaft und die Lösungsversuche, und schließt daran einen Vorschlag, der sich vor den maßvollen und utopistischen Forderungen grundsätzender Agrarreformer durch eine realistische Auffassung und einen festen Ausblick an bestehende Organisationsformen auszeichnet und daher zweifellos eine ernstbare Beachtung finden wird. Es ist mehr als berechtigt, weitere Kreise mit diesem Vorschlage bekannt zu machen und ihn zur öffentlichen Erörterung zu stellen, da er eine Lebensfrage der gesammten Landwirtschaft berührt, die an Bedeutung die vor kurzem in gleicher Breite behandelte Terminhandelsfrage überragt, die jetzt aber bei uns nur in ungenügender Weise besprochen werden ist.

Zunächst muß ich aber auf den eigenthümlichen Zustand der bäuerlichen Verfassung in Deutsch-Tirol verweisen. Daselbst haben die Patente vom 11. August 1770 und 9. October 1795, welche das Zerstückelungsverbot für landwirtschaftliche Grundstücke und das Anerbenrecht für die „Bauern" aussprachen, bis in die jüngste Zeit gegolten. Durch ein Landesgesetz vom 12. Juni 1900, betreffend die besonderen Rechtsverhältnisse geschlossener Höfe, sind sie unter formell aufgehoben worden, da solche wurde aber im wesentlichen in diesem Gesetz reguliert. Alle Höfe, welche im Steuerkataster des Jahres 1787 vorkommen, sind in der Regel als geschlossene Höfe anzusehen. Eine Ausnahme findet nur bezüglich der nichtbehausten Besitzungen und

*) Tiroler Landesverlag (Buchhandlung).

jener behausten landwirtschaftlichen Besitzungen statt, auf welchen selbst eine kleine Familie ihren Unterhalt nicht zu finden vermag. Diese bleiben vom Höferecht ausgeschlossen, dagegen können auch solche Besitzungen, welche bisher die Höfeigenschaft nicht besaßen, auf Antrag des Eigenthümers dann als geschlossene Höfe behandelt werden, „wenn der durchschnittliche Ertrag zur angemessenen Erhaltung einer Familie von mindestens fünf Köpfen ausreicht, ohne das Vierfache eines solchen Ertrages zu übersteigen".

Der tirolische Bauer ist demnach — soweit er Besitzer eines geschlossenen Hofes ist — sehr einschneidenden Beschränkungen in der Verfügungsfreiheit über sein Eigenthum unterworfen und er ist gewöhnt, bei der Erbtheilung seine persönlichen Interessen dem öffentlichen Interesse an der Erhaltung der bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe unterzuordnen. In der Gewöhnung der Bauern an diese Thatsache ist die psychologische Grundlage für die Vorschläge des Herrn v. Grabmayr gegeben, weil auch sie eine Beschränkung der wirtschaftlichen Verfügungsfreiheit herbeizuführen beabsichtigen. Für die Stellung zu ihnen ist es daher vor allem nöthig, sich mit dieser Thatsache auseinanderzusetzen. Leider genügt das uns zugängliche Material nicht, um beurtheilen zu können, wie tief noch im Tiroler Bauernstand jene Rechtsanschauungen wurzeln, auf welche das Gesetz von 1900 baut.

Die formelle Geltung der erwähnten älteren Gesetze kann nicht entscheiden, denn wir wissen aus den älteren Schriften Grabmayrs, daß das Grundzerstückelungspatent vom 11. August 1770 zum „mißachteten Popanz" geworden war, daß den Gerichten, welche allein die Entscheidung über die Frage zu fällen hatten, ob eine Liegenschaftsbelastung die zerstückelnde Veräußerung behindere oder nicht, zur richtigen Entscheidung „jeglicher Behelf fehlte", so daß „deshalb jede Verfachung bewilligt und damit dem neuen Besitzer trotz aller Zerstückelungsverbote ein rechtskräftiger, unanfechtbarer Eigenthumstitel verschafft wurde".*) Nicht gleich unbrauchbar, wie die Zerstückelungsgesetze, aber doch zweifellos sehr reformbedürftig erscheinen Herrn v. Grabmayr damals die Vorschriften über die bäuerliche Erbfolge. Diese sprachen vom „Bauernstande" und „Bauerngut" und hatten damit einen zu ihrer Zeit wohl bekannten verwaltungsrechtlichen Begriff, dem besonderen Erbrecht zugrunde gelegt. Der Bauernstand hat aber aufgehört, ein besonderes Verwaltungsrecht zu besitzen und damit sind die Grenzlinien für die Objecte verwischt, auf welche sich die Erbfolgepatente beziehen. „So schwebte das Erbfolgepatent, seiner Grundlage verlustig, recht eigentlich in der Luft und man möchte fast staunen, wie die tirolischen Gerichte seit Jahrzehnten mit einer gewissen Nachwandlersicherheit ein Gesetz anwenden, dessen oberste Voraussetzungen juristisch schon längst entfielen."**) Es sich aber Herr v. Grabmayr doch auf die Continuität der Rechtsanschauungen und der Praxis beruft — und der Umstand, daß das neueste Höferechtsgesetz im Tiroler Landtag zustande gekommen ist, ist eine starke Gewähr für die Richtigkeit dieser Auffassung — dann müssen wir annehmen, daß jene älteren von ihm gemachten Bemerkungen sich auf einen Zustand beziehen, der zwar Rechtsunsicherheit, Schwankungen der Praxis und daher Willkürlichkeiten in sich barg, im ganzen aber doch nach den wesentlichen Zug der alten Ordnung aufwies. Nun ist das Landesgesetz vom 1900 darin gegenüber aber doch in einem wichtigen Punkte abgewichen. Durch das Zerstückelungspatent war für den ganzen tirolischen Grundbesitz der Güterschluß und der Stückschluß eingeführt worden, und die besondere Erbfolge hatte für alle „Bauern" bestanden, gleichviel ob sie Klein-, Mittel- oder Halbbauern waren. Das Landesgesetz von 1900 hingegen schafft eine feste Ordnung nur für Bauernhöfe „mittlerer Größe" im Anschluß an das Reichsgesetz vom 1. April 1889.

Diese Lösung hatte Grabmayr seinerzeit als nicht nur nicht glücklich, sondern für Tirol geradezu „unannehmbar" bezeichnet. Landwirtschaftliche Besitzungen ohne Wohnraum, ferner landwirtschaftliche Besitzungen mit einem Wohnraum, aber mit einem Nahrungsspielraum, der nicht für eine fünfköpfige Familie ausreicht,***) sowie solche, welche das Vierfache der mittleren Größe überschreiten, endlich jene mittleren Höfe, welche nicht schon „geschlossene" Höfe sind, fallen nicht unter das Gesetz. Die bisher auch nur für bebauenen Zerstückelungsverbote sind daher für sie aufgehoben und wenn sie dem Anerbenrecht unterworfen waren, sind sie davon frei. Wie groß wird darnach die Zahl der Bauern sein, die den Gesetze unterworfen sein werden? Wir wissen es nicht, können aber den Versuch machen, ihre relative Stärke zu berechnen. Es ist natürlich nicht leicht, allgemein festzustellen, Besitzungen welches Betriebsumfanges unter das neue Höferecht fallen werden, da sowohl die Vorstellung von dem, was ausreichend ist für den Unterhalt einer fünfköpfigen Familie nach den Lebensgewohnheiten, wie der dazu nöthige Boden nach Betriebs- und Altimaverhältnissen verschieden ist. Legen wir die in Bayern angenommenen Abstufungen zugrunde, so wären Betriebe mit 10 bis 100 Hektar landwirtschaftlich benützten Areals als mittlere Betriebe zu bezeichnen. Unsere neueste Grundbesitzstatistik, die bis jetzt nur für Oberösterreich und Salzburg vorliegt, bezeichnet Betriebe von 10 bis 50 Hektaren als mittlere, von 50 bis 100 Hektaren als großbäuerliche Besitzungen. Mit der bayerischen Scheidung haben wir also wahrscheinlich zu hoch gegriffen. In Oberbayern, das ja seiner Bodengestaltung nach am ehesten zum Bergleich herangezogen werden kann, waren 1882 — die Zahlen für 1895 liegen mir nicht vor — 30·9 Procent aller landwirtschaftlichen Betriebe solche mittlerer Größe mit einem Antheil von 33 Procent der Gesammtfläche. In Oberösterreich waren Ende 1896 28·7 Procent aller Grundbesitzer im Besitze einer Grundfläche von 10 bis 100 Hektaren mit einem Antheil von 61·4 Procent der Gesammtfläche, in Salzburg gehörten hieher 33 Procent der Grundbesitzer mit 28·5 Procent der Fläche.*) Da nach Grabmayr nicht alle mittleren Besitzungen, sondern nur der größere Theil bisher dem Höferecht unterworfen war,**) wird es nach diesen Anhaltspunkten nicht viel schlgegriffen sein, wenn wir annehmen, daß dem Tiroler Höferecht ungefähr ein Viertel der landwirtschaftlichen Betriebe unterworfen sein wird. Für diese und nur für diese kommen Grabmayrs Vorschläge in Betracht. Und nun zu diesen.

Herr v. Grabmayr geht von der Thatsache aus, daß die Schuldnoth des landwirtschaftlichen Besitzes in Tirol eine besonders drückende Höhe erreicht hat, daß das Land mehr als andere Länder von der Gefahr einer allgemeinen landwirtschaftlichen Ueberschuldung bedroht wird, und daß die Folge dessen zwei Maßregeln ergriffen werden müssen: eine Entschuldung zur Minderung der bereits vorhandenen Schuldenlast, und eine Beschränkung der künftigen Verschuldung durch Aufstellung einer Verschuldungsgrenze. Der Verfasser stellt die Verschuldungsgrenze in den Vordergrund. „Ohne Verschuldungsgrenze gibt es keine wirksame Bodenentschuldung. Bei Fortdauer der unbeschränkten Verschuldungsfreiheit würde sich jede Entschuldungsaction als endlose Danaidenarbeit erweisen." Aber die Verschuldungsgrenze dürfe nicht mechanisch gewählt sein und müsse die Verschiedenheit der Creditbedürfnisse zulassen. Alle bisherigen Vorschläge zur zwangsweisen Einführung einer Verschuldungsgrenze waren unausführbar, weil sie einen ein- für allemal gleichmäßig fixierten Procentsatz des Gutswertes — zwischen 50 bis 100 Procent — absteckten, innerhalb dessen allein Hypotheken zulässig sein sollten. Ich selbst hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß es möglich sein werde, den Landwirten die Verschuldungsgrenze auf erprobtesten Wege beizubringen, indem die Concentration der Hypothekarcreditgewährung bei öffentlichen Creditinstituten und deren statutenmäßige Beschränkung der Creditgewährung die Landwirte zur Erkenntniss der Nothwendigkeit führen werde, sich Schranken in der Schuldenaufnahme aufzuerlegen.***) Grabmayr geht aber von der allerdings nicht unbegründeten Ansicht aus, „daß der Durchschnittsmensch von der Freiheit der Selbstbeschränkung in den allerseltensten Fällen Gebrauch macht". Es will daher eine zwangsweise Anerkennung der Verschuldungsgrenze, und zwar soll sie da beginnen, wo die Pupillarsicherheit aufhört. „Um diese Grundregel unseres neuen Creditrechts durchzuführen, gibt es ein äußerst einfaches Mittel: man braucht nur unser Höferecht durch die Vorschrift zu ergänzen, daß Pfandrechte an geschlossenen Höfen nur von der Landeshypothekenanstalt erworben werden dürfen. Da die Belehnungen der Landesanstalt statutenmäßig nur gegen Pupillarsicherheit erfolgen, so sichert das Hypothekenmonopol der Anstalt die Höfe vor jeder die wirthschaftlich zulässige Höhe übersteigenden Belastung." Die nothwendige Folge dieses Monopols wäre dann natürlich, daß die Anstalt so verfahren muß, geschlossene Höfe bis zur Pupillarsicherheit zu belehnen, also der Häuern bis zur Hälfte, bei Grundzinsladen bis zu zwei Drittel ihres Wertes. Doch solle es zwei Ausnahmen geben. Zunächst für den Meliorationscredit, bei welchem der Belehnungsraum in dem Maße der zu erwartenden Wertsteigerung zu erweitern und nach dem Reichsgesetze vom 6. Juli 1896 zu versichern wäre, welches Gesetz Meliorationscrediten eine Pfandrechtsprioritätt verleiht. Ferner für Rentenbanken, in welchen Fällen ausnahmsweise eine zweite Hypothek zu Gunsten von registrierten landwirtschaftlichen Creditgenossenschaften Ratificierenden zugelassen werden solle, weil hier die harte Beschränkung auf die Pupillarsicherheit sich als übermäßige Härte für die bedrängten Hofbesitzer erweisen würde.

Für die Durchführung der Maßregeln sollen folgende Grundsätze maßgebend sein: 1. Daß den auf geschlossene Höfe werden von der Landesanstalt nur gegen gleichzeitige Pfandung aller anderen Hypotheken gewährt. Da die Landesanstalt die Genehmigung zu Pfandlastenbuchungen, welche ohne Rücksicht auf den Besitzer bei jeder Neuverschuldung eines bisher unverschuldeten Gutes alle darauf lastenden Privathypotheken in Höhe der Landesanstalt verwandelt

*) Z. B. statt v. Grabmayr „Stückgut und Erbrecht", S. 27.

**) Ebenda, S. 191.

***) Es ist möglich, daß ich hier irre. Die Abgrenzung [illegible] aber die Grundbuchanlegung ergebracht einer andere Bedeutung [illegible] solche Besitzung, auf welcher [illegible] Familie [illegible] landwirtschaftlichen Betrieb auch in andere [illegible] kann] kaufen], die doch nicht eine [illegible] Familie [illegible] Betrieb bezeichnet.

Digitized by Google

2. In allen Exekutionsfällen werden die Höfe dem neuen Rechte unterworfen. Die Landesanstalt wird von der Exekutionsbewilligung verständigt, erhebt den Belehnungsgwerl und in die Freilerungsbedingungen wird die Vorschrift aufgenommen, daß der Ersteher das volle Meistbot binnen angemessener Frist bar bei Gericht erlegen müsse, wobei es ihm jedoch freisteht, den von der Landesanstalt angebotenen Credit in der ihm passenden Höhe zu benützen. 3. Die bücherliche Eintragung des Landesanstalt an geschlossenen Höfen auf Grund von Verträgen kann nur erfolgen, wenn auch dem Hofe nur Forderungen der Landesanstalt lasten oder wenn sich der Gesuchsteller über die unter Einem zu bewilligende Lösung aller anderen Hypotheken ausweist. Darnach sind alle Hofklage ausgeschlossen, bei denen der Erwerber den Besitz mit einer die Verschuldungsgrenze übersteigenden Schuldenlast antrate. 4. Die Landesanstalt vermittelt bei der Vererbung geschlossener Höfe. Uebersteigt die Schuldensumme den Uebernahmswert des Hofes sammt anderen Activen, so hat ein Zwangsverkauf des Hofes einzutreten. Die Schlage ist dann wie oben sub 2. Ist der Nachlaß aktiv, so führt die Anstalt die Convertierung der Hypotheken durch und zahlt die auf die weichenden Erben entfallende Erbabfindung bar aus. „Für den verausgabten Betrag erhält die Anstalt die erste und einzige Hypothek auf den Hof, den der Anerbe frei von Privatschulden und mit einer die Verschuldungsgrenze nicht überschreitenden Belastung übernimmt." Ob dies letztere wirklich immer der Fall ist, werden wir noch sehen.

Die Einschränkung des Hypothekarerebites, die in diesem Vorschlage gelegen ist, soll dadurch gemildert werden, daß durch gleichzeitige Forderung von Raiffeisenkassen die Inanspruchnahme von Personalcredit, wo es nothwendig wird, erleichtert wird, wie denn auch die Raiffeisenkassen-Organisation zur Mitwirkung an den Arbeiten der Landesanstalt berufen werden soll. Für Personalschulden gäbe es allerdings keine Möglichkeit mehr, ein Pfandrecht auf den Hof zu erlangen, doch blieben die Mittel der Zwangsverwaltung und des Zwangsverkaufes unberührt.

Würden diese Vorschläge durchgeführt, so nimmt Grabmayr an, daß im Laufe eines Generationswechsels, sei es durch freiwillige Convertion, sei es durch das Einschreiten der Landesanstalt bei Besitzwechsel im Wege des freien Vertrages, der Execution oder des Erbganges alle Grundschulden auf das erträgliche Maß reduciert und in seitens des Gläubigers unkündbare, amortisierbare und zu einem mäßigen Zinsfuß gegebene Landeshypotheken verwandelt sind. Mit der bestehenden Verschuldung ist aufgeräumt, die sämmtlichen Höfe sind in mäßig belastete Rentengüter verwandelt, „alten in Rentengüter, auf denen nicht entrechtete Genossenschaftsmündel, sondern freie Bauern hausen".

Die v. Grabmann'schen Vorschläge enthalten zwei wesentliche Forderungen: das Monopol der Landesanstalt bezüglich aller Hypothekarschulden, die auf geschlossenen Höfen lasten sollen, und die Sperrung des Hypothekarerebites für die sogeren. Das Monopol ist dabei nur als das technisch zweckmäßigste Mittel zur Erreichung des Hauptzweckes, der Sperrung des Hypothekarerebites, gewählt worden. Es soll daher auch nicht weiter ausgebaut werden, als unbedingt nothwendig ist. Für die Belehnung von freien, „walkenden" Grundstücken der Vorbesitzer, von Grundstücken, die nicht zu geschlossenen Höfen gehören und für die Belehnung von Häusern blieben alle bisherigen Creditquellen offen. Es fehlte daher nicht an controvertenden und concurrierenden Elementen, welche einen Vergleichungsmaßstab lieferten für das Verhalten der Landesanstalt bei Festsetzung des Zinsfußes und bei Schätzung der Grundstücke, den beiden für die Landwirte, wie für die Pfandbriefbesitzer wichtigsten Thatsachen. Dieser Umstand schwächt die gegen das Monopol sprechenden Momente sehr ab, welche in einer Besprechung der v. Grabmann'schen Schriften von einem Tiroler Juristen erhoben wurden *) und welche ganz allgemein ein neuerer Schriftsteller über den landwirtschaftlichen Credit in Oesterreich, v. Hattingberg, in einer ihr verdienstvollen Schrift gegen das Monopol von Landes-Hypothekanstalten ausspricht.**) Nur in den beiden eben angeführten Punkten könnte bureaukratische Beamenlichkeit einer Monopolanstalt Schaden stiften, gerade hier aber wird sie im Zaume gehalten werden durch das an den Vorgehen concurrierender Anstalt geübteste Urtheil der Oeffentlichkeit. Ein dritter schwacher Punkt von Monopolanstalten, Indolenz im Anrücken des Geschäftes, spielt hier keine Rolle, weil die Landesanstalt ja bei geschlossenen Höfen intervenieren müßte. Dagegen wurden mit dem Monopol der Anstalt mit einem Schlage alle die günstigen Folgen der seitens des Gläubigers unkündbaren Amortisationshypothek eintreten, die ja Herr v. Hattingberg mit Recht als unentbehrlich für die Landwirtschaft bezeichnet. Durch ihre zweckmäßige Anwendung, insbesondere durch den Ausschluß von hypothekarischen Baudarlehen, könnten auch ihm die öffentlichen Creditinstitute in Entschuldungsorganen der Landwirtschaft werden. Beweis dafür Herr v. Hattingberg hier durchaus in dem gleichen Gedankengang wie Herr v. Grabmayr, dessen Schrift er beim Verfassen seines Werkes noch nicht kennen konnte, so tritt dies noch deutlicher in späteren Ausführungen hervor, die ihn zu dem Schlusse führen, „daß die Amortisationspflicht aufgenommener Besitzdarlehe nur dann von Erfolg sein kann, wenn ihre Wirksamkeit nicht durch die unausgesetzte hypothekarische Neubelastung mit Betriebsdarlehen in Frage gestellt wird" **) und in jenen sehr wertvollen Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer organischen Verbindung der Raiffeisenkassen mit den Landes-Hypothekenanstalten, welche das gleiche Ziel begründen, das Grabmayr für den landwirtschaftlichen Credit anstrebt: Landesanstalten für den Besitzcredit, Raiffeisenkassen für den Betriebscredit in der Form von Personalcredit. Man trifft übrigens nicht den Kern der Sache, wenn man nur an das Monopol der Creditgewährung denkt. Das Wesentlichste in Grabmayrs Vorschlag ist das Monopol der Schätzung mit der Pflicht, für die Landesanstalt dabei im Laufe der Zeit an die Stelle der Schätzung nach dem Verkehrswerte die Schätzung nach dem Ertragswerte zu setzen. Das von Grabmayr angestrebte Ziel ließe sich sogar bei vollkommener Freiheit in der Wahl der Creditgeber erreichen, wenn diese nur verpflichtet würden, ihren Belehnungen den von den Organen des Landes ermittelten Wert zugrunde zu legen, und sie innerhalb zweier Drittheile desselben zu halten. Der Mangel einer materiellen Verantwortlichkeit der Schätzer stele allerdings ins Gewicht, wäre aber einestheils durch die Verschuldungsgrenze, anderseits durch den Umstand gemildert, daß ja dieselben Organe auch für die Landesanstalt zu schätzen hätten, und daher auf ihr Verhalten ihn controlisiert werden können. Behält man dies im Auge, so könnte man ohne große Schwierigkeit durch Aufstellung von Normativbestimmungen für die hypothekarcreditgewährung (Schätzung durch Landesorgane, Amortisationspflicht, Unkündbarkeit seitens des Gläubigers) das Monopol umgehen, aber vermuthlich würde es sich dann herausstellen, daß nicht die Furcht vor dem bureaukratischen Gebaren der Landesanstalt, sondern andere Gründe für die Ablehnung des Monopols empfunden werden. Herr v. Falser hebt insbesondere hervor, daß vielfach die auf den Tiroler Bauerngütern lastenden Hypotheken mit einem niedrigeren Zinsfuß verzinst werden, als die Landesanstalt berechnen müßte. Ich möchte nicht, wie Herr von Grabmann, einen solchen Fall, „daß ein Bauer im Unterinnthal wier statt drei Procent werde bezahlen müssen" als eine „Ausnahmsbagatelle" bezeichnen, hatte die Existenz solcher „Familienhypotheken" aber nicht für einen entscheidenden Einwand gegen das Monopol. Meines Erachtens könnte ein solches ganz gut auf solche Hypotheken Rücksicht nehmen, sie zum gleichen Zinsfuß in Amortisationshypotheken verwandeln und für sie eigene niedriger verzinstliche Pfandbriefe ausgeben, mit welchen die Gläubiger abzufinden wären. Diese trügen dann allerdings das Risico eines Capitalverlustes bei Beckürzung, allein es ist nicht anzunehmen, daß solche Darlehen zu anderen Zwecken, als zu ruhiger Anlage oder zu Aeußerungen der Sparsamkeit eingegangen worden sind, so daß sie in gewöhnlichen Zeiten auch nicht zur Kündigung gekommen wären. Ich würde daher gegen das Monopol gar nichts einzuwenden haben, wenn man einmal die Nothwendigkeit anerkannt hat, der Hypoth.-Carerebitbelastung eine Grenze zu setzen und glaube, daß man, wenn das Monopol auf ungewöhnlichen Widerstand stoßt, dem Ziele der Schuldenbelastung und Verschuldungsgrenze durch Normativbestimmungen zustreben kann. Ich stimme daher auch all den Interventionen und Maßregeln zu, die bei Besitzwechsel ins Auge gefaßt sind, und würde wieder, wenn das Monopol der Landesanstalt fallen müßte, das, was die Landesanstalt thun soll, nach Möglichkeit jedem anderen Creditgeber als feste Norm vorschreiben. Gerade in der Beurückfindung dieser Fälle und in der Fürsorge für die rechtzeitige Verwirklichung der Grundsätze des neuen Erbrechtes liegt eine bedeutende Feinheit der Grabmayr'schen Vorschläge. Die Durchführung des Grundgedankens ist musterhaft. Unter weitgehender Schonung der bestehenden Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse wird das natürliche und das durch den Verkehr herbeigeführte Ende eines gegebenen Betriebes benützt, um für den neu einsetzenden Betrieb das neue Creditrecht zur Geltung zu bringen. Ich sehe nicht, was daran auszusetzen wäre, wenn anders man wirklich das neue Creditrecht will, das heißt, wenn man die Einführung einer Verschuldungsgrenze für die geschlossenen Höfe für empfehlenswert hält.

Die Osmiumglühlampe.

Der Auer von Welsbach, dessen 1885 patentierte Erfindung des Glühlichtes durch ihre ungeahnt schnelle Ausbreitung den Siegeslauf des elektrischen Lichtes so erfolgreich hemmte, will nun mit seiner neuen Osmiumglühlampe der elektrischen Beleuchtung einen Theil des abgewonnenen Terrains wieder erobern helfen. Schon mit der Mitte der Neunzigerjahre empfinden die Elektrotechniker die Unvollkommenheit der niedergerungen geglaubten Gasglühlampe und zwar nur infolge des lästigen Vordringens

Digitized by Google

des Auerlichtes — um so schmerzlicher, als sie zu Beleuchtungszwecken große Reserven an Dampf- und Dynamo-Maschinen, sowie Accumulatoren ꝛc. halten müssen. Sie verlegten sich daher, so gut es gieng, auf die Abgabe von Elektricität theils für motorische Zwecke in Fabriken und für das Kleingewerbe, besser aber noch für Straßenbahnen behufs Aufrechterhaltung ihrer Ertragsziffern. In Deutschland hat dies zwar jenen Anstalten bedeutenden Nutzen zugewendet, bei uns aber geht das alles sehr langsam; hat doch der elektrische Betrieb unserer Tramway nach fast sechsjährigem Bestand eine beschämend geringe Ausbreitung erlangt, wenn man selbst gegen Wien klein zu nennende Städte zum Vergleich heranzieht. So beträgt die Länge der elektrisch betriebenen Straßenbahnen in Hamburg 250 Geleiskilometer, während wir in Wien — die mit Pferden betriebenen Strecken mitinbegriffen — nur 170 Geleiskilometer aufzuweisen haben. Mit der Abgabe von Strom zu motorischen Zwecken für Kleingewerbe und Industrie stehen wir auch bedeutend gegen unser Nachbarreich zurück, und so würde gerade für uns Oesterreicher die Erfindung eines Oesterreichers von hohem wirtschaftlichen Nutzen sein. Dies gilt sowohl für das Publikum, als auch für die elektrischen Unternehmungen, deren Hoffnungen auf die Nernst-Lampe und die von ihr erwartete Verbilligung des Lichtes sich bis jetzt nicht erfüllt zu haben scheinen.

Die Osmiumlampe hat vor allem die von der Auer'schen Lampe nicht nachzurühmende einfache Behandlung, aber — wie wir gleich sehen werden — noch andere hohe Vortheile für sich! Wir heben da zuerst den wirtschaftlichen Nutzen, den ihre Verwendung bietet, hervor. Sie wird, wenn alles zutrifft, was darüber von Seite der Interessenten verlautet, unsere Stromrechnungen um 60 Procent ermäßigen und dabei ein schönes, rein weißes Licht bieten. Dann aber müssen wir wohl noch nach dem Preise und der Haltbarkeit der Lampe fragen. Diese Frage erledigt sich sehr zu Gunsten der Osmiumlampe. Der Osmiumfaden ist zwar entschieden theurer herzustellen, als der Kohlenfaden, dagegen aber hat jener eine doppelt so lange Brenndauer, als dieser, und es stellt sich die Oekonomie der Osmiumlampe so, daß sie in kurzer Zeit alle ihre Concurrentinnen aus dem Felde schlagen dürfte. Sie bedarf nicht, wie dies bei der Nernst-Lampe der Fall, der Vorwärmung durch eine offene Flamme oder durch einen elektrischen Vorwärmeapparat complicierter Natur!

Nun wies es klar sein, daß, da sich diese Auer'sche Erfindung als eine nach allen Seiten hin — auch nach der ihrer physikalischen Wirkungen hin — glänzende erweist, die Gegner nach dunklen Punkten in diesem neuen Gestirne suchen. In der That findet sich bei der Osmiumlampe ein Nachtheil: derselbe besteht darin, daß beim Glühen des darin verwendeten Materiales in freier Luft sich Osmiumsäure bildet, welche die Schleimhäute angreift und das Auge gefährdet. Wird die Glashirne einer solchen neuen Lampe während des Gebrauches zerbrochen, so gilt das Osmium nach einem oder mehrere Augenblicke in der freien Luft nach, und so kann die angeblich schädliche Wirkung der gesürchteten Säure nicht ausbleiben. Nun ist der Osmiumfaden aber vermittels Platindrähten mit der Außenleitung verbunden, und brennen diese Platindrähte, da ihre Schmelztemperatur eine viel niedrigere als die des Osmiums ist, zuerst durch, wodurch dann der Stromzufluß zum eigentlichen Leuchtfaden gehemmt und die Erzeugung der Osmiumsäure bis auf geringe, sicherlich nicht merkbar schädliche Spuren wird gehindert. Mit diesem Einwurf wollte jene, denen das Osmiumlicht im Lichte steht, sein besonderes Glück haben.

Wir haben der ökonomischen Seite der Erfindung den Vortritt in dieser gewiß nicht allzulangen Schilderung gelassen und wollen nun nach der Maxime: „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen" — auf die historischen, physikalischen und auch auf die technischen Momente derselben in der durch den Raum gebotenen Kürze eingehen.

Ein Vergnügen ist es wahrlich, zu sehen, wie Dr. Auer an die früheren Versuche, Glühlampen zu erzeugen, welche bis auf das Jahr 1858 (damals wurde zuerst von Bunsel in Bunsel der Vorschlag gemacht, Kohlenbügeln in luftleerem Raume zum Glühen zu bringen; Changy, ebenfalls in Bunsel, führte den Gedanken 1844 aus) zurückdatieren, anknüpfte, um seine Erfindung zu vervollkommnen, und schwer gangbare Pfade mit Kühnheit, Ausdauer und „leidenschaftslose Beharrlichkeit" zu verfolgen bemüht war! Im Jahre 1865, um nur noch einen kleinen historischen Rückblick zu wagen, benützte Petrie statt eines von Moleaux verwendeten, mit Kohlenpulver bedeckten Platindrahtstiftes, einen mit Osmium nahe verwandten, mit ihm in der Natur gemeinsam vorkommenden, schwer schmelzbaren Stoff. Die eine eigentliche Glühlampe ist wohl die von Starr (Cincinnati, für den King in London 1875 ein europäisches Patent nahm. Dann gibt Edison Ende der Sechzigerjahre wieder auf Platin zurück, und manch andere Versuche wären hier zu verzeichnen, aber all die Genannten und Ungenannten gelangten nicht ans Ziel, obwohl denselben zum Theil auch mehr Behelfe und Gehilfen zu Gebote standen, als dem Dr. Auer. Dieser, der sich anfänglich früherer Erfindungen viel mit schwer schmelzbaren Metallen abgab, wählte nur seine Lampe Osmium, welches erst bei einer Temperatur von 2000 Grad Celsius schmilzt. Es gelang ihm, Osmium aus seinen auf einem Platinbradt aufgebrachten Verbindungen mittels der Wärme, die durch den elektrischen Strom erzeugt wurde, unmittelbar als elastisches Draht herzustellen.

Von den nach Aufwand ungeheurer Geduldproben so vollkommen gelungenen Laboratoriumsversuchen bis zur technischen Herstellung des Osmiumfadens war allerdings noch ein weiter Weg, der aber ebenfogut zurückgelegt wurde, wie die Schwierigkeiten überwunden werden mußten, die der Beschaffung hinlänglich großer Quantitäten des so theueren Rohmateriales entgegenstanden. Doch: „Auf strenge Arbeit, geduld'gen Fleiß, erfolgt der allerschönste Preis." So auch hier. Die Lampen können schon, wie verlautet, jetzt im Großen fabriciert werden. Sie rechtfertigen nach allem bei mir in Neu-genommenen Proben die an ihre Leistungsfähigkeit geknüpften Hoffnungen. Das glänzend weiße Licht, welches von der Osmiumlampe erstrahlt, bildet einen weit höheren Procentsatz der Stromenergie, die im Drahte theils zu Wärme, theils zu Licht sich umwandelt, als bei irgendwelchen anderen Lampen. Beim Kohlenfaden der Edison-Lampe ergibt das gewonnene Licht 5 Procent, während die Wärme 95 Procent der aufgewendeten Stromarbeit beträgt. Erheblich stärker ist der beim Osmiumdrahte erzielte Lichteffect, und bedeutend sicherer die Widerstandsfähigkeit gegen die deteriorierenden Stromwirkungen sind bei demselben bereits erprobt.

Einige Schwierigkeit, deren Ueberwindung jedoch der heutigen Elektrotechnik geradezu Spielerei sein dürfte, bildet die geringe Spannung, welche zum Betrieb der Osmiumlampe erheischt wird. Die meisten elektrischen Anlagen sind auf eine Betriebsspannung von 110 Volt eingerichtet; die Osmiumlampe erfordert jedoch nur eine solche von 25 Volt. Die erwähnten Schwierigkeiten bestehen sonach in geeigneten Aenderungen der Leitung und Schaltung der Lampe, in manchen Fällen auch Anwendung von Umformern. Reiche Verwendung, und zwar gerade wegen der niedrigen Spannung wird das neue Licht zweifellos bei der Waggonbeleuchtung finden, die in ihrem gegenwärtigen Zustand den Lichthunger des reisenden Publicums eher zu reizen oder zu steigern, als zu befriedigen imstande ist. Wir hören auch, daß die Osmiumlampe in einigen Räumen der Hofburg bereits eingeführt ist.

So stehen wir am Vorbeend einer großen und erfreulichen Wendung im Beleuchtungswesen, und wir freuen uns darüber, daß jenes traurigstolze Wort: „Ein Meer von Licht erstrahlt auf dieser Stadt", einem Theile seiner Erfüllung durch die glückerkönten Anstrengungen eines ihrer besten Söhne entgegengeht.

Hofrath Kareis.

Efisio Marini.

Wenn ein völlig unbekannter Name des Lesers Neugier locken kann, so dürfte ich auf wahrhaft ansgiebiges Interesse rechnen. Keines der Conversations-Lexika, die man seit Jahrzehnten fleißig zu Rathe nennt den Namen des im letzten Herbst Verstorbenen, eines praktischen Arztes in Neapel. Der Leser blickt demnach fragend auf: einen praktischen Arzt muß man auch nicht kennen. Und doch war Marini ein Mann, der auf einem nur scheinbar engen Gebiete seiner Kunst Dinge geleistet hat, die an Zauberei grenzen. Er besaß das Geheimnis, den menschlichen Körper, die irdische Hülle, die nach der Schrift zu Staube werden soll, für die Ewigkeit ungetrübt zu erhalten. Das Bildwerk schien durch Marinis Künsten außer Kraft gesetzt. Und als wollte die Weltordnung dies nicht dulden, mußte der Entdecker sein Geheimnis mit ins Grab nehmen.

Was ich von meinem Besuche bei Marini Fachmännern erzählt habe, ist schon so oft mit schlecht verhehltem Unglauben aufgenommen worden, daß mich auch Leser nicht in Stannen setzen sollen, die meine Zeilen für eine Jules Vernes würdige Unwahrheit halten.

Es ist noch kein Jahr her, daß ich einen Urlaub in Italien zubringen durfte. Alle Schauwürdigkeiten Neapels, alle Länder seiner Umgebung waren schon gewissenhaft durchgenommen, als mir bei Besichtigung der mehr sonderbaren als erfreulichen Künsten Spitäler der Zufall eine flüchtige Verleumdungsbewegung Bullrohs aufstrichte, ein alter Arzt in Neapel könne auf geheimnisvolle Weise den entseelten Körper in unveränderter Vollkommenheit conservieren. Ein freundlicher italienischer Collega verschaffte mir die Adresse jenes Mannes, ohne mir aber zu diesem Besuche besonders warm zuzureden. Der Dreikönigsnachmittag war bereits vorüber, als ich mich zu Fuß, bald rechts, bald links, bis er endlich vor der Dampfboot-brücke, um dort die Tour von Sta. Lucia zu beginnen. Ich versicherte, so erzählen, Endlich gelangten wir in der Nähe der Borse zu einer Seitengasse, wo ein Wagen unter der Straßenlaterne nach gemächliches Aufsehen erregte. Das gelbspritzlichen dreistöckige Haus hatte entschieden sich angesehen durch auffallende Reinheit von seinen Nachbarn. Eine weiß gekalkte, schlichte Haustür, welche nicht sonderlich verschlossen zu sein schien, dann ein [illegible] Treppe hinauf, [illegible] Wagen [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

modische Stickereien und dilettantisch gemalte Bilder als Geschenke dankbarer Patientinnen zu deuten, bis der Hausherr eintrat. Ein hoher Schwager von Wagener, vorgebeugter Gestalt mit einem weißen, in Ringeln herabfallenden Schnurrbart, wie man ihn bei polnischen Schlachtizzen manchmal sieht. Mich ziemlich mißtrauisch betrachtend, sprach er abwechselnd italienisch und französisch, langsam und leise, aber immer sehr verständlich. Auf die erste Frage, wer mir seine Adresse genannt habe, nannte ich den jungen Assistenten einer chirurgischen Klinik. Ob ich eine Karte von ihm besitze? Ich hatte zum Glücke eine. Nach einer Visitkarte Pause erfolgte zu meiner Verblüffung die Aufklärung, daß könne die Separate nicht sehen. Er sei krank, die Sammlung derzeit ganz in Unordnung. Ich versicherte, daß gerade diese Unordnung in Italien mich am wenigsten stören könnte, ich bat, wenigstens ein Stück der Sammlung sehen zu dürfen, immer wieder erfolgte ein kaltes Nein. Wenn ich bedachte, mit welcher überhöflichen Bereitwilligkeit jedem Fremden die Thüren unserer wissenschaftlichen Institute geöffnet werden, so hinderte mich weniger die Achtung vor dem hohen Alter, als vielmehr die mangelhafte Sprachkenntnis, dem starrsinnigen Greise recht unangenehmen= sinn zu erwidern. Immerhin hatte meine gestachelte Berühmtheit einen kleinen Erfolg. Ich sollte Sonntag — in zwei Tagen — wiederkommen. Aber mein Reiseplan zwang mich, mit dem nächsten Morgenzuge nach Rom zurückzufahren. Ich solle erst mit dem Nachmittagszuge reisen, und ich konnte dann die Sammlung sehen. Der Sieg in diesem tröblermäßigen Feilschen lag schließlich auf meiner Seite. Ich durfte schon am nächsten Morgen um acht Uhr wiederkommen.

Mit dem innern Gefühl, einer Enttäuschung entgegen zu gehen, fand ich mich glücklich ein. Zwei einfache Landleute verließen das Ordinationszimmer, dann kam Marini selbst, um mich weiterzuführen, heute in sichtlich besserer Laune. Das Ordinationszimmer, ein einfenstriger Raum, war zugleich sein anatomisches Museum. Einige Glasschränke im Zimmer und an den Wänden, dazwischen eingerahmte Danksprechen geheilter Patienten an den „unvergleichlichen Elektro- und Hydrotherapeuten," das war alles, zu diesem Anblick ich mich zu gedrängt hatte. Aber meine anfängliche Enttäuschung war bald verdrängt durch ein Gefühl des Staunens, ganz unähnlich dem, wie wir es den tausendfeiel Sehenswürdigkeiten einer Italienreise entgegenbringen. Ich fühlte, daß ich Dinge sah, die nirgends ihresgleichen hatten, und die nicht allzuviele vor mir gesehen haben. Ein kleines, dünnes Gedenkbuch lag auf, schon sehr vergilbt und doch zur Hälfte leer. Marini riß mich aus dem starren und kritiklosen Staunen, indem er sich erklärend einer Vitrine an der Thüre zuwandte. In kleinen, aber sehr charakteristischen Proben war hier die ganze Entwicklungsgeschichte jener uralten Kunst enthalten, die den Menschenleib dem Grauen der Verwesung entreißen möchte. Stücke altägyptischer Mumien zeugten von jener kostspieligen Sorgfalt, mit der man schon vor fünf Jahrtausenden jenem Ziele nachgieng, ohne aber mehr zu erreichen, als daß ein brauner, unkenntlich geschrumpfter Rest der Person auf ihre Nachwelt gelangt. Kleine Leichentheile demonstrierten die jenen Anatomen geläufigen Methoden der Tannin-Conservierung, der Durchtränkung mit Carbolglycerin, der Injection von Quecksilber- oder Zinksalzen, der Chromsäurehärtung, die auf die allerneueste, damals noch freilich unvollkommene Formalinbehandlung. Alles unsichtbare, künstlerisch unsichtbare Resultate, ohne Spuren der natürlichen Farbe, mit Verwischung aller Feinheiten der Form, mit vollständiger Vernichtung der natürlichen Consistenz. Nur ein Stück fiel durch Frische und Farbe auf, eine Niere, conserviert durch Gerolamo Segato aus Belluno. „Nur dieser Mann besaß ein ähnliches Geheimnis wie ich — er hat es auch ins Grab genommen," erklärte Marini. Und am Schlusse der Reihe folgte einer Marinis selbst, die ganze Leiche eines kleinen Kindes. Der Contrast war durchschreibich. Jene Präparate alle nur runzelige, häßliche, abstoßende Zerrbilder der Organe — hier ein ganzes Kind, nirgends durch einen Stich oder Schnitt verstümmelt, von wundervoller natürlicher Farbe. Das kleine Engelsköpfchen lag rührend-schön auf einem Seidenkissen. Hätte ich's in einer Wiege gesehen statt in einer anatomischen Sammlung, so wäre ich auf den Einfällen gegangen, um seinen Schlaf nicht zu stören. Die rosig tammtene Haut war ohne eine Spur jenes faden Wachsglanzes, der uns die Paraffinsammlungen so unausstehlich macht, noch auch nicht irgendwie geschminkt. Und dieses Kind war gestorben, lange bevor ich selbst geboren bin. Wie um seinen Triumph vorwegzunehmen, zeigte mir Marini im selben Kasten in sonderbarer Nebeneinanderreihe eine Karte Napoleons III., ein Dankschreiben Garibaldis und eine Einladung der Gesellschaft der Aerzte in Wien, unterzeichnet von Billroth, Rokitansky, Stricker, Brücke, Tittel, es mage sich an der Wiener Weltausstellung betheiligen. Und nun begann der Greis die Geschichte seiner langen Bemerung seiner aus Wunderdoctorengläubigen Umgebung. Ich präparierte meine Objecte ohne Einspritzung, ohne eine Injection, ohne künstliche Füllung der Blutgefäße, nur durch Bäder in verschiedenen Flüssigkeiten. Sie machen drei Stadien durch, bis sie jene Naturschönheit erreichen, die Sie eben gesehen haben. Das erste, das lederartige, nennt Sie dies." Er zeigte mir einen menschlichen Arm, zu starren Leisten ausgetrocknet, dann und trocken, in der braunen Farbe ähnlich den versteinerten Spielereien aus dem Karlsbader Sprudel. „Der Zustand ist nicht schön, aber bereits ungerstörbar. Für bloß drei Franes kann ich so einen ganzen menschlichen Leichnam mit Sicherheit vor dem Verfalle schützen und ihm zu beliebiger Zeit seine natürliche Farbe wiedergeben, wie Sie hier sehen."

Aber er setzte fort. Er nahm von einem kleinen, runden Tischchen die Brust eines jungen Mädchens. Die Haut war von schönstem Incarnat, glatt, gespannt, doch jede Pore sichtbar, aber das Ganze ein harter, fester Stein, der, mit einem Hammer angeschlagen, wie eine Marmorplatte klang. „Dies ist mein zweites Stadium, die Petrification. Sie werden zugeben, daß dieses wohl die größte Dauerhaftigkeit verspricht." Der Begriff der Ewigkeit, den wir bedenkenfrei im „ewigen Andenken", in „ewiger Liebe" so oft mißbrauchen, wurde hier zur wirklichen Eigenschaft des Leichentheils. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß dieses marmorgewordene Fleisch von der Zeit allein jemals vernichtet werden könnte. Marini hob die kleine, bronzegerahmte Tischplatte empor. Auf den ersten Blick einer geschliffenen, braunen, grossfeldigen Breccienplatte gleichend, bot sie der nähreren Betrachtung eine sonderbare Composition. Zu wollnusgrossen Stücken gehackt, aber in Structur und Farbe unverkennbar, bildeten Leber, Milz, Lunge und Nieren den glattpolierten Stein. Der Grund dieses merkwürdigen Mosaiks bestand aus leuchtend-rothem, versteinertem Blute, alles Beispiele der unveränderlichen, schleißbaren Petrification. Das Tischchen stammte nämlich aus dem Jahre 1862. Das erwähnte Dankschreiben Garibaldis bezog sich auf eine Medaille, die Marini aus dem Blute des Freiheitskämpfers geschaffen hatte, als dieser bei Aspromonte verwundet war. „I sangue di Garibaldi rassegia eterno" hieß ihre Inschrift. Auf Napoleons Karte war der Dank für ein zweites ähnliches Tischchen, das sich jetzt im Museum Orfila zu Paris befindet. Als originelle Handhaben trägt es vier menschliche Ohren.

Ich hätte nicht gedacht, daß mein Staunen sich noch steigern könne, aber Marini holte aus dem benachbarten Glaskasten eine zarte Frauenhand, die armbandgeschmückt in einer kurzen Seidenmanschette steckte. Die Hand war von idealer Form und vornehmer Blässe.

„Hier sehen Sie das dritte Stadium meiner Kunst. Das Gewebe besitzt wieder die natürliche Gestalt und Farbe, aber an Stelle der fruheren Marmorhärte ist es ebenso weich und elastisch wie im Leben."

Er bog und streckte die zarten Finger in allen Gelenken, während ich die verführerische Sammthaut dieses Wunderwerkes betastete. „Aber nicht allein außen haben meine Präparate diese plastische Weiche. Beachten Sie dieses Stück!" In einer länglichen Glasschale lag, von einer wasserklaren, ganz geruchlosen Flüssigkeit eben benetzt, ein kunstgerecht anatomisch eröffneter Unterarm. Jede Sehne schimmerte, rein herauspräpariert, in ihrem bläulichen Metallglanze, die Muskelbäuche schwellend in frischem Roth, das Unterhautfettgewebe in seiner gelben, schlüpfrigen Feuchtigkeit. Das Ganze war so — man könnte sagen: lebensfrisch, als hätte es ein fleißiger Anatom gerade heute für seine Vorlesung hergestellt. Nur fehlt dem Präparate im Gegensatze zur altägyptischen anatomischen Wirklichkeit jede Spur eines Geruches, obwohl es seit vollen dreißig Jahren so balag. Das man dieses Gewebe jedergeit für die heiklen Methoden der mikroskopischen Färbetechnik verwenden könne, bezweifelte ich keinen Augenblick. Wie um etwas Heiterkeit in diese ernst-anatomische Reihe zu bringen, standen dazwischen Gläser mit saftig-grünen Gemüsen und eines mit dem schönsten Stücke Lungenbraten, das ich je gesehen habe — aus dem Jahre 1852. Keine Köchin hätte diesen Speisenproben das hafte Jahrhundert angesehen. Noch verdüsterten wirkte auf mich ein kleines Aquarium, in dem grüne und braune Seetange, zierliche Flohkrebse und die zartesten kleinen Muellen sich zu bewegen begannen, wenn man den Wasserspiegel anblies. Das Verfahren war also sein genug selbst für Retinien und Medusen, die uns auf der Hand aus ihrer Formenpracht zu einem unlaubteren Schleimklümpchen einschrumpfen, deren Farbenherrlichkeit der Fröschlinder erst kennen lernt, wenn er eines der ziemlich seltenen Seewasseraquarien sieht.

Während das Staunen noch meine leichte Ermüdung aufkommen ließ, begann Marini den Wert seiner Methode nach den verschiedensten und überraschend zahlreichen Richtungen zu entwickeln. Wir wollen ganz absehen von dem beglückenden Trofte für die Mutter, die das unverlorene Kind in seiner Engelsgestalt der vernichtenden Verwesung entrissen sieht, und auch absehen von der barocken Idee, einer Berühmtheit ihr Denkmal setzen zu können, wenn man die Leiche selbst in naturfarbigem Marmor verwandelt, anstatt mühsam und unter Verlust so vieler seiner Züge sie von einem Bildhauer nachahmen zu lassen. Unvergleichlich wichtiger wäre es, für die anatomischen Lehranstalten, die ja überall, wenn man von der Oberstadt absieht, einen empfindlichen Materialmangel leiden, diesem durch die unbegrenzte Aufsparung der nie verwesenden Leichen abhelfen zu können. Das so billige „lederähnliche Stadium" kann ja jederzeit angefeuchtet werden. Das ebenso interessante als tatsächliche Material, das mit seinen Zudunlichkeiten den Forschenden

stetig am Leben bedroht, ist damit zugleich unschädlich gemacht. Welcher Arzt erinnert sich nicht, den oder jenen Collegen im blühendsten Alter schon in den ersten Hochschulsemestern verloren zu haben? Und wieviel etwas Glücklichere sind dieser Blutvergiftung erst nach monatelangem Siechthume mit bleibender Verkrüppelung einer Hand, eines Fingers entronnen! Diese schauerliche Sorge räumt Marini der studierenden Jugend aus dem Wege, oder richtiger, er hätte es thun können. Aber schließlich präpariert der Student ja nicht alles selbst, die Mehrzahl der Objecte, namentlich in der pathologischen und gerichtlichen Anatomie, wird ihm wohlconserviert im Alkoholgiase gezeigt. Farblos und ausgebleicht, weil und ausdrucklos blicken die Gewebe durch die Glaswand. Die Geschwulst hat ihre Form und Härte eingebüßt, die Entzündung ihre Spannung und Röthe, die Verletzung Umriß und Schärfe verloren. Fehlte die ausdrückliche Etiquette auf dem Glase, käme vielleicht der Professor gleich dem Rigorosanten mit dem Erkennen in Verlegenheit. Daher stammen ja die emsigen und heute nicht mehr erfolgloseu Bemühungen der Conservierung in natürlichen Farben. Aber es ist damit ähnlich, wie mit den Ausstichpräparaten. Im Gegensatze zu der unscheinbar grau gedruckten Schwester prunkt die „Kunstfilerkarte“ in buntesten Tönen. Es sind wirklich Farben, nur nicht die natürlichen. Ganz anders bei Marini. Man müßte jenes Herz sehen, das mit geradezu dramatischer Deutlichkeit uns noch drei Jahrzehnte später die Art und Größe und Stoßrichtung des mörderischen Dolches lehrte. Und damit vergleiche man die erweichende, fast verdunkelnde Wirkung eines gewissenhaft langathmigen, beschreibenden Gutachtens des besten Gerichtsanatomen. Man denke an die irreparablen Schäden der Rechtspflege, wenn der bewährteste Leichentheil entweder gar nicht oder verwirrend-schlecht conserviert werden kann. Man denke an die alltägliche Schwierigkeit, einen unbekannten Todten in später Zeit agnoscieren zu lassen. Wieviel erasse Irrthümer wurden da schon auf Photographien aufgebaut, wie oft wurde der veränderte Leichnam selbst von seinen Angehörigen verkannt. Selbst die lostspieligen Kühleinrichtungen der berühmten Pariser Morgue sind da nur unvollkommen. Und nun sehe man hier bei Marini, in zwei beleuchteten Glasschränken freistehend, den ganzen Oberkörper eines Mannes und einer Frau. Beide entstammen jener Morgue aus den Jahren 1868, wo sie auf speciellen Wunsch Napoleons den Künstlerhänden des Italieners überlassen wurden. Der Mann war ermordet aufgefunden, die Frau todt aus der Seine gezogen. Hier waren endlich die Meisterwerke, bei denen mein immer mehr emporschnellendes Staunen endlich aussruhen durfte, ohne eine neue Steigerung befürchten zu müssen. Der Mann, ein gedrungener Verbrechertypus mit ruppigem, rostbraunem Kopf- und Baarthaar, mit zottig behaglichem Rumpfe zeigt ein fast unglaubliches Detail: an Brust- und Rückenhaut die scheinbar nur lose hängenden Zellstocken einer schuppenden Flechte. Weiter kann man die Agnoseirungsmöglichkeit nicht treiben. In raffiniertem Contrast stand daneben der weibliche Torso, eine junge, madonnenhaft schöne Südländerin. Reiches blauschwarzes Haar glänzte um ein rührendes Gesicht von musterhaftem Oval und tiefblondem Teint. Beide, Mann und Frau, sahen aus, als wäre das Leben eben von ihnen gewichen, um auf des Zauberers Spruch jeden Augenblick zurückkehren zu können. Auf Marinis Geheiß mußte ich mich selbst überzeugen, wie weich und biegsam Ohren und Nase, wie fein und eindrückbar die Haut geblieben sei. Nur die Todtenkälte erinnerte mich, daß ich vor Leichen stehe. Ich wurde beinahe ängstlich, als Marini die Fensterläden schloß und das Zimmer verfinsterte. Aber er wollte mir nur die Transparenz seiner Präparate zeigen. Wie unsere dünnen zwischenfingerialten gegen die Sonne gehalten, so ließ ein ganzer, ebenfalls schöner Frauenarm den röthlichen Schimmer eines Wachspetschaftes durch. Die Knochen zeichneten sich darin wie zarte Röntgenschatten ab. Der Arm sollte ein Muster sein für die Bedeutung, welche Marinis Kunst für das akademische Studium der Maler und Bildhauer hätte. Die Ruhe des stumpfen, charakterarmen Gipsgusses ist hier mit den tausend Details des lebenden Aktmodells vereinigt . . .

Erstaunlich rasch war meine Zeit verflossen. Kaum konnte ich noch einer originellen Idee des Erfinders folgen. Chirurgische Kliniken hatten Museen, besitzen, in welchen die Phasen seiner, schwieriger, dem großen Auditorium unmöglich sichtbarer Operationen, ausgeführt von bedeutenden Operateuren selbst, dem langsameren Auge des Lernenden geboten werden. So sah ich Amputationen und Resectionen von Nelatons und Gallozis Hand. Man stelle sich vor, Wien besäße eine solche Sammlung, die Billroths unerreichte Messerführung auf die Nachwelt bringt.

Ich hätte noch zehnmal von neuem beginnen können, diese so unfassbar unbekannten, so ergreifenden, so unvergesslichen Bunder zu sehen, aber meine Ahnung drängte. Die Selbstvorwürfe, dem alten Herrn so zudringlich gegangen zu sein, waren ganz beruhigt durch den tiefen Eindruck des Geschauten. Und daß der jenderdare Greis mir auch verziehen, konnte ich mit Freuden erkennen, als er mich noch von der Treppe zurückrief, um mir ein kleines Buch mit seinem Bild und Autogramm zu schenken. Von zerstreuten Zeitungsnotizen abgesehen, ist dieses Büchlein so ziemlich alles, was über Marini, nicht von ihm, publiciert wurde. Der Erfinder selbst hat keine Zeile geschrieben — bis zu seinem Todestage. Jetzt erst, versicherte er mir, schreibe er ein Memorandum, um sein Geheimnis dem Deutschen Kaiser anzubieten. Was daraus wurde, habe ich nicht erfahren können. Der Verfasser jenes Heftes ist ganz sonderbarerweise ein Advocat, Herr Luigi Ferrara aus Neapel. Seinem poetischbegeisterten Schriftchen: „La Sopravvivenza del Corpo“, Trani 1898, verdanke ich wenigstens einige Aufklärungen über den Lebenslauf des Mannes, der mich wie eine phantastische Romanfigur anmuthet. Das Geheimnis selbst blieb dem emphatischen Biographen ebenso unbekannt, wie leider der ganzen wissenschaftlichen Welt.

Es ist ja wenigstens dem europäischen Moralbegriff heute unfaßbar, daß jemand eine so hochwichtige Erfindung sein nennt, fünfzig Jahre lang betreibt und dann auch gar nicht unanschetbar lauteren Gründen mit sich begraben läßt. Man denke, Helmholtz hätte seinen Augenspiegel der Welt vorenthalten, oder Lister aus seiner Wundheilmethode ein tiefes Geheimnis gemacht. Es fällt dem Publicum als selbstverständlich gar nicht auf, wie ein Arzt jeden glücklichen Fund uneigennützig und rasch, oft nur zu rasch, den Collegen preisgibt. Aber aus Ferraras Zeilen lernt man die geradezu psychopathische, fast boshafte Verbitterung des vom Verstorbenen begreifen, wenn auch nicht entschuldigen. Marinis Charakter war thatsächlich ein tragisches Opfer seiner Erfindung. — Auf Sardinien geboren, machte er seine ersten glücklichen Versuche schon auf der weltentlegenen Schule von Cagliari. Selbst heute, wo neben dem geschäftlichen auch der wissenschaftliche Verkehr eine ungeahnte Beschleunigung erfahren hat, könnte es lange dauern, bis einer von uns gerade in Sardinien eine neue Erfindung mit eigenem Auge gesehen hat. Aber das Glück schien Marini zu lächeln, als er auf der Pariser Weltausstellung das Interesse Napoleons und seines Chirurgen Nélaton erweckte. Napoleon und Nélaton, das waren die zwei Namen, auf die mit leuchtenden Augen der Greis unzähligemal zurückkam. Der große Arzt hatte im Auftrage des Kaisers die wunderbaren Resultate zu prüfen, und der Herrscher war so entzückt, daß er ein eigenes Museum gründen wollte, dessen Schätze Marini als leitender Director selbst schaffen und verwalten sollte. Alles war in bester Vorbereitung, als der große Krieg das Kaiserthum und alle Hoffnungen zu Boden schlug. Aber inzwischen war ja Italien geeint, und es fehlte nicht an Stimmen, die für den Sohn des Landes eine würdige Stelle in der Heimat forderten. Er wurde in dem Amte eines Adjuncten der anatomischen Lehrkanzel in Neapel zugetheilt. War es sein unbeirrbarer Ehrgeiz, oder waren die Eifersüchteleien anderer schuld — wie er selber meinte — es dauerte nur kurze Zeit, daß Marini der Facultät den Rücken kehrte, um sich der ärztlichen Praxis zuzuwenden; aber nun hätten ihn seine Feinde erst recht entnieret, seine Praxis untergraben, binnen sie verbreiteten, ein Mann, der sich soviel mit Leichen beschäftige, sei eine Gefahr für seine Kranken. Es gibt kaum einen Arzt unter uns, der sich diesem Vorwurf nicht überzeugt anschließen würde, aber der verbitterte Erfinder zog sich im Gefühle erlittenen Unrechts immer mehr von der Welt zurück. Noch einmal machte der berühmte Baccelli, Arzt und Politiker zugleich, den Versuch, diese unsittlich-interessante Kunst für die Oeffentlichkeit zu sichern. Marini sollte ganz unabhängig von allen Lehrkanzeln Conservator der Neapler Universitäts-Sammlungen werden. Der Plan war schön, aber ehe er reifte, war Baccelli nicht mehr Minister. Wieder kamen Krieg und Noth über das Land, welches Marini ehren wollte, und ehe es besser werden konnte, verfiel der Mann selber dem Tode, über dessen grauenvolle Dienerin, die Verwesung, er so unerhört triumphiert hatte.

Das Geheimnis ist verloren, wenn uns nicht wenigstens die Präparate erhalten sind. Marini sagte einmal zu Ferrara: „Rimoro col sittare ogni cosa in mare!“ Ich weiß nicht, ob ihm Zeit geblieben ist, die Drohung zu erfüllen. Vielleicht sieht die kleine Sammlung noch in der bescheidenen Kammer zu Neapel. Es wäre eine Aufgabe, wert einer Akademie, alles daran zu setzen, auch die letzten noch erreichbaren Reste von Marinis Lebenswerk nicht verloren gehen zu lassen.

Berne. Dr. Adolf L. Schetbak.

Bourgets neuer Roman.*)

Man erzählt sich in Paris eine sonderbare Geschichte über die Entstehung dieses Romans, durch den sich Bourget bei allen denen, die ihn schon zu den literarisch Todten gerechnet hatten, rehabilitiert haben dürfte.

Vor etwa zwölf Jahren hatte Bourget ein ärztliches Verhältnis mit einer Dame der hohen Finanz. Er unterbricht sich mit ihr über seine literarischen Projecte und verkündet ihr einmal auf dem Nachhausewege, er habe einen prachtigen Romanstoff gefunden. Er wolle einen Mann so zwischen Mutter und Tochter stellen, daß seine Neigung von der Mutter auf die Tochter übergehe. Bald

Digitized by Google

nach diesem Geständnis und bevor Bourget an die Arbeit gegangen war, wurde Gyp de Maupassant der Nachfolger seines Collegen auf dem hochfinanziellen Kopfkissen. Die Dame war aber in Unfrieden von Bourget geschieden, und um sich recht empfindlich an ihm zu rächen, gab sie Maupassant den guten Rath, sich vom Naturalismus abzuwenden und im psychologischen Roman zu versuchen. Sie wisse ihm hiersür einen prächtigen Stoff. Er solle einen Mann so zwischen Mutter und Tochter stellen, daß seine Neigung von der Mutter auf die Tochter übergehe. Maupassant bewunderte den literarischen Spürsinn der Dame und war gleich Feuer und Flamme für ihren Vorschlag. So entstand der bekannte Roman „Fort comme la Mort“, der im Jahre 1889 erschienen ist. Der Held dieses Romanes, ein berühmter Maler, wirft sich in der That unter die Räder eines Omnibus, weil er die unerwünschte heftige Leidenschaft für die Tochter seiner langjährigen Geliebten nicht bezähmen kann. Erst als das Buch erschienen war, erfuhr der arglose Maupassant, daß er sich nicht nur in der Manier Bourget genähert, sondern ihm, ohne es zu ahnen, seinen Stoff gestohlen habe.

„Fort comme la Mort“ hatte einen großen und verdienten Erfolg, und darum wagte es Bourget zwölf Jahre lang nicht, sein eigenes Project zur Ausführung zu bringen. Vielleicht brauchte er auch einige Zeit, damit seine Geschichte möglichst wenig derjenigen Maupassants gleiche. Diese Verschiedenheit ist in der That so groß, daß jeder unbedenklich beide Romane nacheinander lesen kann, ohne irgend einen Charakter oder irgend eine Scene wiederholt zu finden. Maupassant ist eben auch in seinem psychologischen Salonroman er selbst geblieben. Er hat das Problem möglichst scharf gefaßt. Mutter und Tochter stehen nebeneinander, und die erstere kennt die unheilvolle Neigung ihres alten Freundes. Ganz anders Bourget! Er schleift die Kanten möglichst ab. Er begräbt die Mutter, bevor der Liebhaber die Tochter kennen lernt, und die Tochter weiß nichts von der Liebschaft ihrer Mutter, da sie sich in den gleichen Mann verliebt und sich von ihm zum Altare führen läßt. Die Mutter schwebt nur noch als Phantom in der Erinnerung ihres ehemaligen Liebhabers und nunmehrigen Schwiegervaters, aber das genügt auch für dieses höchst zartfühlenden Mannes, um ihn ein Jahr nach der Heirat an den Rand des Selbstmordes zu führen. Nur ein freimüthiges Bekenntnis, das er einem alten Freunde von Mutter und Tochter ablegt, ist imstande, ihn zu retten. Die junge Frau wird aber — und das ist wohl ein Fehler der Composition — nicht ins Geheimnis gezogen. Sie fährt fort, sich darüber abzuhärmen, daß es ihr nicht gelungen sei, ihren Gatten glücklich zu machen, bis sie zufällig (leider zufällig!) unter den Papieren ihres alten Freundes das geschriebene Geständnis ihres Gatten findet. Der Schlag trifft sie schwer, aber er reinigt auch die Atmosphäre, da er Klarheit schafft. So kann der Verfasser seinen Zweifromen, der so wenig ineinander aufgeht, doch noch zu einem glücklichen Ende führen. Die Geburt eines Knaben versöhnt das junge Paar, und der alte Hausfreund, der ein platonischer Verehrer der Mutter war und dem es sehr nahe gegangen war, als er erfuhr, daß die tadellose Antoinette in aller Stille ein zwar ideales und sehr entschuldbares, aber dennoch ehebrecherisches Verhältnis unterhalten hatte, gibt seinen Segen dazu.

Man hat mit Recht als einen Vorzug des neuen Romanes gepriesen, daß er nur in Frankreich und unter Franzosen spiele. Bourget hat zwar in „Cosmopolis“ und anderwärts manche interessante und gelungene Versuche gemacht, seine Romanpsychologie zur Völkerpsychologie zu erweitern, aber der Boden war doch recht unsicher, und die Tendenz, zu differenzieren, einen Engländer anders als einen Italiener und einen Polen anders als einen Amerikaner empfinden und urtheilen zu lassen, führte zu Unwahrscheinlichkeiten und sogar zu einigen Plumpheiten. Im „Fantôme“ hat sich Bourget ganz auf sein psychologisches Problem concentriert, und so kommt es, daß sich in ihm mit großer Sorgfalt und namentlich mit viel Liebe geschilderten Personen keines Romanes nicht nur Franzosen, sondern auch andere Leute wiederfinden können. Seine Menschen sind zwar außerordentlich empfindsam und nervös, aber es sind Menschen ohne besondere Extreme, die, in eine ungewöhnliche Lage versetzt, ihrem Charakter treu bleiben und menschlich fühlen und handeln.

Paris. Felix Vogt.

Was ich will.

Von Henry Bordeaux.

Ich sage mich hartig selber, was meine Absichten sind, und diese Selbstprüfung ist um so leichter, da diese Absichten von jenem Ziele, dem ich mein Werk und das decorative Kunstgewerbe überhaupt zustreben will.

Von meinem Werke glaube ich, daß es zweifellos sicher ist vor Oberflächlichkeit, als es so bleibt, wie ich es mir denke; auf alle Fälle ist ihm dann der eine Vorzug gewährt, daß es die Absichten seines Schöpfers wirklich ausdrückt. Ein Vorzug, den ich auch allen jenen anderen kommenden Arbeiten anderer zuerkenne und von dem ich annehme, daß aus dem Bewußtsein desselben den anderen ein ebensolches Gefühl ruhiger Zuversicht zufließt, wie mir.

In diesem Sinne ist es für jeden von uns nothwendig, sich über seine Absichten selber klarheit zu verschaffen und darnach die Ausdehnung und die Folgen seiner Thätigkeit abzumessen. Und ich habe das Glück, mir über mein Wollen umso leichter klar zu werden, als es einfacher nicht sein könnte; freilich zwingt mich anderseits die Durchführung dieses Wollens, mich mit tausend Dingen des materiellen Lebens und praktischen Configurationen zu befassen. Ich könnte mich ja damit begnügen, das Princip allein aufzustellen, die Theorien, die es hervorruft, und die Aesthetik, die es in sich schließt, zu verfünden, könnte mir so ein Gebäude ruhiger Anerkennung, einträglicher Ehren errichten und genug verdienen, um damit eine Familie anständig zu ernähren; doch ein übermächtiger Wille drängt mich, jene Grundsätze, die ich der Welt gebracht, als erster auch in die Wirklichkeit umsetzen, und so die ganze Last meines Ideals zu tragen, nicht bloß dessen leichtere Hälfte. Nunmehr glaube ich so weit zu sein und alle Gebiete, auf die meine künstlerischen Reformen mich führen könnten, durchforscht zu haben — in einer organischen Folge von Entdeckungen und deren Anwendungen. Nur dieser schwindelerregenden Fahrt mag ich vielleicht Kräfte eingebüßt haben, aber die Klarheit meiner Grundsätze hat dabei zugenommen. Kann auch ein Princip klarer und einfacher sein als meine Forderung? Man höre:

Welchem Zweige des Kunstgewerbes ein Gegenstand auch angehören mag, bei der Darstellung eines jeden darf man vor allem darauf zu sehen, daß der Bau und die meine künstlerischen Reformen eigentlichen Zweck und seiner naturgemäßen Form vollkommen angemessen seien. Nichts ist berechtigt, was nicht ein Organ bildet, oder ein Bindeglied der verschiedenen Organe untereinander; kein Ornament darf Geltung finden, das nicht organisch sich anfügt.

Alles, was ausserhalb dieser constructiven Auffassung liegt, ist im Kunstgewerbe sinnlos, verunstaltwidrig und unfruchtbar, und ich spreche dieser Sinnlosigkeit, Verunstaltwidrigkeit und Ohnmacht das Recht ab, sich auf ruhmreiche, classische Vorbilder oder Vorläufer zu berufen.

Das Constructionsprincip im Kunstgewerbe ist nicht neu, es ist vielmehr der Stammvater der Bau- und der decorativen Kunst schon seit dem Alterthum; nur ist es seit längerem in die traurigste Vergessenheit gerathen. Seine belebende Kraft ist verewigt in der unvergänglichen Schönheit und stillen Pracht classischer Denkmale, und seine heitere Klarheit wird — daran zweifle ich nicht — auch über die bekommende Verirrung unserer Tage endlich den Sieg davontragen.

Es ist ja einleuchtend, daß unser Geist und unsere Augen es als wohlthuende Ruhe empfinden müssen, wenn sie nicht mehr auf gewaltsam erkünstelten, sondern auf natürlichen, naturgemäßen Gegenständen unserer täglichen Umgebung ruhen werden, auf Formproducten, die so sind, wie sie sind, weil sie nicht anders sein können. Darin wird für uns alle eine unaussprechliche Erleichterung liegen, und während wir jetzt in einer Welt von Tischen, Stühlen, Betten und Geräthen leben, die sich unmöglich erst nach eingehender Prüfung als das herausstellen, was sie sind, werden wir so bald alle die verlorene Zeit wieder gewinnen für uns selbst und für die Ziele, denen es sich zu leben lohnt.

Es ist ja auch unmittelbar klar, daß eine Zierkunst, die zu den naturgemäßen constructiven Formen der gewerblichen Objecte ergänzend hinzutritt — zu den Formen, welche auf ihre schöne nackte Zweckmäßigkeit nicht minder stolz sein sollten als ein Weib auf seinen ungeschmückten Körper — nicht lebendig wird, sobald sie sich nicht gleichzeitig dem Zweck und der Gestalt der Objecte logisch angliedert. Jedes Ornament, das diese Regel mißachtet, bleibt todt, ohne Zusammenhang mit dem geschmückten Gegenstand und ein bloßer Spielball der willkürlichsten, ja verwerflichsten Phantasie.

Die Zierkunst, wie ich sie mir denke, wird unser Schönheitsbedürfnis nicht anders befriedigen als durch die immanente Form der Gegenstände selbst, nicht anders als etwa in der Architektur dies heute schon durch den Aufbau nach Constructionsgelegen geschieht. In der Zierkunst sind wir freilich bisher an dieses Verfahren nicht gewöhnt, und dem oberflächlichen Beobachter mag es darum scheinen, als wollte ich mit meinen Reformen neue Quellen der Aesthetik erschließen. Dies ist aber keineswegs der Fall, und ich könnte leicht nachweisen, daß schon der griechische Steinschneider dasselbe Bedürfnis nach lediglich organischen und constructiven Verzierungen empfand und es zur Anwendung brachte, indem er die Kante des Marmorblocks abzuschräge und ihn mit einer Canelure schmückte.

Nun ist an unserer Theorie nur, daß wir mit Bewußtsein aus ihren Grundsätzen schöpfen und erkennen, daß das Ornament kein eigenes Leben in sich hat, sondern von dem Gegenstande selbst, seinen Formen und Linien abhängt und von ihnen den organischen nächsten Platz erhält.

Die nothwendigkeit, Zierkunst früherer Jahre werden wir also nur insoweit in Betracht entgegenstellen, das heißt eine solche, die in ihren Werken und in ihren Ausdrucksmitteln den Zusammen-

Digitized by Google

hang mit den Gesetzen der Natur und der Dinge nicht verleugnet. Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, daß das naturalistisch überladene Ornament der früheren Zeit nur einen Verfall und ein Missverstehen einer noch älteren, primitiven, u. z. allegorischen Zierkunst darstellt. Die Blumen, die Thiere, die menschlichen Figuren, welche von den Schmuckkünstlern der Vergangenheit und speciell der letzten Jahre in ihrer Armut an Phantasie immer wieder verwendet und nur einer allmählichen Umstilisierung unterworfen wurden, waren in Wirklichkeit feinerzeit Symbole. Nur als solche behaupten sie sich in der Welt des Ornaments; denn im Geiste ihrer Beschauer nahmen sie die Bedeutung von Göttern, Königen oder Verkörperungen des Vaterlandes an.

Was ich nun, im Gegensatze zu dieser Ueberlieferung, als Kern aller künstlerischen Bestrebungen unserer Gegenwart erkenne, ist eine Sehnsucht nach neuer Harmonie und neuer ästhetischer Klarheit; ihr folge ich, indem ich im Kunstgewerbe das meiner Ansicht nach einzig giltige Princip der Construction verkünde. Und ich erstrecke diesen Begriff des Constructionsprincips so weit, als es nur immer möglich ist: auf die Baukunst wie auf das Hausgeräth, auf die Kleidung und auf den Schmuck. Ich bemühe mich, aus der decorativen Kunst alles auszumerzen, was sie entnebelt, indem es sie sinnlos macht, und an die Stelle der alten symbolischen Elemente, denen wir heute keine Wirksamkeit mehr zuerkennen, will ich eine neue und ebenso unvergängliche Schönheit zu setzen.

Die Woche.

Politische Notizen.

Noch ist Oesterreich nicht verloren! Mit diesem erhebenden Bewusstsein konnte der österreichische Patriot am letzten Sonntag den Bericht über die große Adreßdebatte des Herrenhauses lesen. Noch in Cisleithanien wird verloren, so lange es sein Herrenhäuserl so frisch und munter beisammen weiß, wie es sich in jener Debatte wieder einmal gezeigt hat. Mögen die Dinge im Abgeordnetenhaus sich auch noch so trüb gestalten, so genügt ein Blick auf das Herrenhaus, um den bekümmerten Patrioten heiteren zu stimmen. Denn, was dem Abgeordnetenhaus in diesen düsteren Zeiten schon gänzlich abhanden gekommen zu sein scheint, das hat sich das Herrenhaus in unverminderter Fülle erhalten, nämlich den Humor. Wenn man die zwölf besten Komiker der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder in die österreichische Arena hineinfallen ließe, sie brächten auch annähernd nicht so viel gelungene Ideen auf als das Halbdutzend Adreßredner im Herrenhaus. Und dabei: Wie muthelig und gequält preßt sich oft so ein Komiker seinen Witz ab, während den Herrenhäusern die lustigsten Einfalle gewissermaßen von selbst aus dem Mund fallen, wenn sie ihn nur aufsperren.

*

Gleich der erste Redner Graf Harrach bot die Debatte auf die volle Höhe der Komik. Den Kernpunkt seiner Rede bildete eine Erörterung der Frage: Wie macht man siamesische Zwillinge? Diese biologische Frage interessiert alle Lebensalter, Geschlechtsstufen, Berufe, Nationen in gleichem Maße, selbst die Frauen sind daran mitinteressiert. Durch die Schaustellung der zusammengewachsenen chinesischen Zwillinge bei Barnum und Bailey hat diese Frage jetzthin in Wien sogar eine gewisse Aktualität gewonnen. Die Wißbegierigkeit des Hofes vergebens nach einer Erklärung geeucht. Aber dem Grafen Harrach war es vorbehalten, das Problem in seiner Adelsrede im Herrenhaus in einer ebenso einfachen wie ungekünstelten Weise, und noch dazu so ganz nebenher, gelegentlich einer politischen Erörterung, zu lösen. Graf Harrach sagte nämlich:

„Wenn wir die Karte unserer Monarchie betrachten, so sehen wir einen Kopf, ein Herz und einen Magen. An diesen Kopf wurde durch den Dualismus ein Unsichtbarer gemacht. Wir haben jetzt siamesische Zwillingsbrüder, die durch die gemeinsame Armee und die Delegationen verbunden sind."

Also, wie macht man siamesische Zwillinge? Nichts einfacher als das: Man nimmt einen Körper mit Kopf, Herz und den übrigen Organen und macht in diesen Körper durch den Dualismus oder ein anderes scharfes Instrument einen Einschnitt, so in ein siamesisches Zwillingspaar hergestellt. Man hat früher oft vermuthet, daß man durch einen chirurgischen Eingriff siamesische Zwillinge trennen könnte. Graf Harrach aber hat den entgegen in der denkwürdigen Herrenhaussitzung die unsichtbare Linie Leitha bedeutung gemacht, daß man durch einen chirurgischen Einschnitt einen ein heitlichen Körper in einen siamesischen Zwillingskörper verwandeln kann. Die „siamesischen" Zwillinge des Barnum können jetzt heim abgeschieden Menschen mehr imponieren. Was Barnum an Anziehungskraft verliert, hat durch die Rede des Grafen Harrach das Parlamentarismus gewonnen. Denn es denn Grafen Harrach bei dem stupenden Scharfsinn, mit dem er selbst der Natur in ihre tiefsten Mysterien hineinsah, ein Leichtes war, mit einigen lustigen patriotischen Sätzen seiner Rede auch die österreichische Frage endgiltig zu lösen. Und wahrlich noch kann ausdrücklich empfohlen zu werden.

*

Wenn Graf Harrach der Vorlage seine Schaffarn möglichste widmete, so hat sich der zweite Redner im Herrenhause, Fürst Auersperg, mit aller Kraft auf ein anderes nicht minder bedeutsames Gebiet der menschlichen Forschung geworfen, die Physiognomikunde. Er hat nämlich in seiner Rede die hochwichtige Frage beantwortet: Wie entsteht eine Volkerwanderung? Natürlich hat auch Fürst Auersperg durch ein scheinbar schwieriges Problem nur so nebenher, gewissermaßen in der Erörterung, gelöst. Er sprach gerade davon, daß die Czechen „ganz ausgesetzt, Oesterreich zu zertrümmern. Dabei verfolgt der phantastische Redner den österreichischen Staat mit einem „altehrwürdigen Haus", „wo es vielleicht nur der letzten Hand bedarf, um es zu festigen." Andere „altehrwürdige", vulgo baufällige Häuser, werden allerdings nicht gefestigt, sondern fallen ein, wenn die „letzte Hand" an sie gelegt wird. Doch, wir wollen zu gegen den fürstlichen Redner nicht polemisieren — mit einem erblichen Herrenhäuser polemisiert man nicht — besonders da gerade seine geistreiche Wendung von seinem gleichfalls „altehrwürdigen" Gesinnungsgenossen von der Verfassungspartei mit besonderem Beifalle ausgezeichnet wurde. Sie bildete nur den Uebergang zu der geschichtsmissenschaftlichen Entdeckung, die Fürst Auersperg im nächsten Satz niederlegte, indem er sagte:

„Ich kann nicht glauben, daß die Völker so verblendet sind, um nicht einzusehen, daß sie heimatlos sind, daß sie in die Ferne wandern müssen, wenn sie dieses Haus das ist, den österreichischen Staat) zerstört haben."

Also, wenn die parlamentarische Obstruction den österreichischen Staat „zerstört", müssen die Völker Oesterreichs „in die Ferne wandern". Das gibt dann eine veritable Völkerwanderung. Jetzt wissen wir also, wie Völkerwanderungen entstehen. Die Geschichte des Mittelalters wird durch diese Entdeckung des Fürsten Auersperg mit einemmale blitzartig erhellt. Wir beginnen zu ahnen, was in jenem finsteren Zeitalter die Völker aus dem Osten nach Europa trieb. Offenbar hat es damals da irgendwo in Asien auch namentliches Reich wie Oesterreich gegeben, das ein Parlament hatte. Dort wurde obstruiert. Da Fürst Auersperg damals noch nicht auf der Welt war, konnte er die Völker nicht rechtzeitig warnen. Infolge dessen „zerstörten" die „Verblendeten" das Reich, und dann mußten sie „in die Ferne wandern". Das war dann die berühmte Völkerwanderung mit allen ihren weltgeschichtlichen Consequenzen. So kann's uns auch gehen, wenn wir uns vom Fürsten Auersperg nicht noch im letzten Moment zurückhalten lassen. Man sieht, die Rede des Fürsten ist von wahrhaft historischer Bedeutung.

*

Graf Harrach sprach namens der Rechten, Fürst Auersperg für die Linke. Jetzt kommen wir zum dritten Redner, dem Manne der Mittelpartei, dem Fürsten Schönburg. Der hat seine schaubare Begabung ganz in den Dienst der Anatomie und Psychologie gestellt. Er sagte nämlich:

„Fragen Sie unter vier Augen, wen Sie wollen, jeder wird Ihnen sagen: Mir gehen die wirtschaftlichen Interessen, das tägliche Brot und nicht die nationalen Fragen vor. Nur in der Allgemeinheit nimmt man die großen Worte in den Mund, im Allgemeinheit mag man recht gerne ein, daß einem der Magen näher ist als die Zunge."

Wer hätte das gedacht! In der „Allgemeinheit" nimmt man die großen Worte in den Mund und behauptet, daß einem die Zunge näher ist als der Magen, offenbar, weil man in der „Allgemeinheit" die schmeichelhafte Vorstellung erwecken will, daß man als der Sitz des Ichs das Denken betrachtet, welchem allerdings die Zunge näher ist als der Magen. Ganz Deutsche! Es wird ein einer kommen wie der Fürst Schönburg, der — was sich in solch' discreten Angelegenheiten ziemt — den Menschen „unter vier Augen" examiniert, dann „gesteht" ein jeder, daß ihm der Magen näher ist als der Zunge, woraus folgt, daß der Sitz des Ich nicht, wie „in der Allgemeinheit" so oft behauptet wird, in Gehirn, sondern tiefer unten in der Nähe des Magens liegt. Wenn nun jene Stelle in der Rede des Fürsten Schönburg oberflächlich liest, muß man meinen, daß er nur eine originelle Variante des bekannten Spruches vom Hemd gegeben habe, das dem Menschen näher sei als der Rock. Bei genauerem Zusehen bemerkt man aber, daß der erstere Spruch in anderer auch gleich den Sitz der Seele lokalisiert hat. Jetzt weiß man endlich, wo die Seele sitzt — das Hemd „hat" äußerst wortlich genommen — setzt versteht man auch den tiefen Sinn vergangener Zeiten, welche die Minder sittlich betrieben, indem sie sie auf das Hemd legen und ihnen auf den Sitz der Seele sinnbildmäßig aufnähten.

*

Viele wenigen, nur von ungefähr ausgewählten Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, mit welcher geistigen Hebe die Debatte des Herrenhauses stand. Ich von einigen herrenhauslerischen Staatsmännern ausgeheckte Plan, im Falle der Verlagung des Abgeordnetenhauses das Herrenhaus als Volksvertretung zu berufen, ist keine Idee zu heißen, hat sich dieser Debatte und meine Sympathien nur mit Wenn die Harrach, Auersperg, Schönburg oder wie die anderen erblichen Oberhauser heißen, jeden Tag rufen könnten, war wenigstens nur Volksrecht gelegt. War würden dann sicherlich die Bischof, Steidler, Wolf u. s. w. mit der Zunge ihre Gedanken nicht ausdrücken. Aber die könnte man ja dann ins Herrenhaus berufen. Ein Privilegium mit Komik haben die erblichen Mitglieder des Herrenhauses doch nicht, nur ein Recht, komisch genommen zu werden. Aber dieses Recht übt nicht der Oberherrenbund, auch den ebenmäßigen Komikern zu.

*

Auf das oberste Gut „progressionistische Parteiunfehlbarkeit" hat sich berufen der Herr Leon, einer neuen Partei gegründet zu gründen. Er heißt: „Verfassungstreue Bürgerlichkeit". Das klingt doch ganz anders. Man hat keine Idee von der ganzen Partei, soll aber dennoch mit ersterer Bestimmtheit sagen können, das Leon ein Mitglied dieser Partei ist. Das ist ungefähr so, als wenn Jemand sagt, er wisse ganz genau, daß Leon ein Mensch ist, aber sonst nichts weiter. Das ist die Zeit der progressionistischen Parteien.

*

Der Herr Leon, welcher sich gegen jede Parteizugehörigkeit [illegible] Bürgerlichkeit [illegible] Bürgerlichkeit [illegible] Leon [illegible] Leon [illegible] Leon

der dazu nur einige Lippenbewegungen zu markieren brauchte. Leider ist aber Herr v. Bauer kein Bauchredner. So bleibt dem Grafen Vetter, wenn an ihn eine Anfrage gerichtet wird, nichts anderes übrig, als den Papagei auf dem Präsidententisch zu spielen und sein stereotypes: „Ich werde in der nächsten Sitzung antworten" auszusagen, um dann in der nächsten Sitzung die ihm aufgeschriebene Antwort vom Zettel herunterzusingen. Schön ist das gewiß nicht, würdig auch nicht. Aber was kann der Graf Vetter dafür, daß der Herr v. Bauer kein Bauchredner ist? Wenn nächstens wieder einmal die Stelle des Kanzleidirektors des Abgeordnetenhauses zu besetzen ist, sollten bei der Concurrenz Bauchredner den Vorzug genießen. Es wäre denn, daß bis dahin ein denk- und sprechfähiges Exemplar Mensch auf den Präsidentensitzl käme.

Volkswirtschaftliches.

Die Budapester Stadtverwaltung hat die Technik der Begebung von Anlehen noch nicht recht gelernt. Im Jahre 1897, als das letzte Anlehen begeben wurde, hat sie, trotzdem der Termin zur Uebernehmung der Offerte bereits verstrichen war, nicht die einzig vorliegende, ganz ungenerellen Offerte der Ungarischen Agrar- und Kentenbank und ihrer Consorten angenommen, sondern die verspäteter eingetroffene und daher a limine abzuweisende der coalierten Pester Banken, welche, um das Geschäft der Agrarbank abzujagen, einen wahnsinnig hohen Curs geboten hatten. Diese Coalition von zwölf Pester Bankinstituten zur Bekriegung des hauptstädtischen Anlehens hatte seinerzeit ursprünglich nur den Zweck gehabt zu haben, die hohen Begebungscurse, welche der ungarische Größenwahn für Pester Anlehen verlangte, durch die Summierung der Emissionscredite zu ermöglichen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse lassen sich aber nicht durch Gewaltacte beschwören und so führte diese Bankencoalition gleich bei ihrer ersten Erprobung zu einem Mißerfolg. Die Subscription auf das übernommene Anlehen war ein Fiasco. Die Banken haben wahrscheinlich heute noch einen großen Theil der damals übernommenen Titres im Portefeuille und der Stadt Budapest war der Weg auf dem Geldmarkt seit vier Jahren verlegen. Aber auch als die internationalen Geldverhältnisse endlich eine Anlehensoperation wieder zu erlauben schienen, erwies sich der alte Anlehenscadaver als ein schwerer Hinderais. Die coalierten Banken, welche sich mit der Rothschildgruppe vereinigten, wollten an dem neuen Anlehen umso lieber verdienen, als sie an dem alten große Verluste erlitten hatten. Als man in den Kreisen des vergangenen Jahres verhandelte, boten die Banken 82½% für ein vierprocentiges Anlehen. Das letzte war mit 97% begeben worden! Die Verhandlungen wurden abgebrochen, und als sie kurzlich wieder aufgenommen wurden, verhandelte sich die Bankier nur noch schwer. Man ging an einer Aufbesserung ihres Gebotes bis 84¼%, zur Zeit, da die vierprocentige ungarische Kronenrente 93·50 notierte, gewiß ein unangenehmer Cours. Wenn die Budapester Anlehenscommission das Gebot zurückgewiesen hätte, wäre es nur natürlich gewesen. Aber am wen sollte man sich denn wenden? Alle Pester Banken waren coalliert. An der einzig unabhängigen, die Agrarbank, hat man im Jahre 1897 so vor den Kopf gestoßen, konnte man kaum herantreten und so biß man in den sauren Apfel. Wenn dann das Plenum das Gebot einfach zurückgewiesen hatte, so wäre auch nichts einzuwenden gewesen, im Gegentheil: das Certificat, daß die Stadt Budapest bestrebt sein unter den Termin der öffentlichen Meinung zur Gewährung günstigerer Bedingungen verstanden. So aber hatte man, ehe es zur Abstimmung durch das Plenum kam, die dann wirklich erfolgte, eine neue Uncorrectheit begangen und sich eine neue Blamage geholt, die es der Gruppe sehr erschwert, nachträglich bessere Bedingungen zu bieten und die überdies absolutistisch aus unter dem Termin der öffentlichen Meinung zur Gewährung günstigerer Bedingungen verstanden. So aber hatte man, ehe es zur Abstimmung durch das Plenum kam, die dann wirklich erfolgte, eine neue Uncorrectheit begangen und sich eine neue Blamage geholt, die es der Gruppe sehr erschwert, nachträglich bessere Bedingungen zu bieten und die überdies absolutistisch aus der Verlegenheit, in der sich unter dem Termin der öffentlichen Meinung zur Gewährung günstigerer Bedingungen verstanden. So aber hatte man, ehe es zur Abstimmung durch das Plenum kam, die dann wirklich erfolgte, eine neue Uncorrectheit begangen und sich eine neue Blamage geholt, die es der Gruppe sehr erschwert, nachträglich bessere Bedingungen zu bieten und die überdies absolutistisch aus der Verlegenheit, in der sich

Nachdem der Vorvertrag abgelehnt war und man die Gruppe, um die inzwischen eingetretene Verschlechterung des Vorvertrages durchzuführen, bis zum 4. März verpflichtet hatte, im Uebrigen zu bleiben, verschlechterte man plötzlich mit einer anderen Gruppe. Das war eben so unserios, wie die seinerzeitige Annahme einer nicht ordnungsgemäß überreichten Offerte. So lange die Gruppe nach Abschluß des Vorvertrages im Wort stand, durfte die Stadt mich mit einer anderen Seite verhandeln, ohne die anderen Contrahenten davon zu benachrichtigen und ihnen Gelegenheit zu geben, die Gruppe gerade allerdings ganz recht, da sie im Jahre 1897 ebenso unkorrect vorgegangen war. Für die Stadt Budapest aber ist die Situation jetzt recht schwierig, nachdem sich der neue Unterag, die Banque Syndicale Austro-Belge gar nicht als eine Bank, sondern als ein Aufkauf Syndicat herausgestellt hat. Die Mitglieder desselben haben sich das Anlehen am Tit und Stelle hat die Stadt selbst unmöglich gemacht, ausländische Finanzgruppen bewerben sich nicht gerne um ein Anlehen, wenn nicht eine Bank, die am Orte des Anlehensabschlusses ihren Sitz hat, mitthut, kann dies Pester Blättern sehr leicht passieren. Es ist also nicht gesichert, daß die Hoffnung, daß die Stadt die Obligationen in eigener Regie mit Gewinn und Chancen sind bei der Couponsabwelt in Ungarn nicht allzu groß, oder daß die Stadt sich mit Vorschüssen behelfe und warte, bis die ausländische Erleichterung am Geldmarkte zu besserer Uebernahmsbedingungen führe. Alles Lebensalls in der Verwirklichung der finanziellen und überhaupt der gesellschaftlichen Moral, die sich nicht nur in Budapest zeigt, fehlt es an Chancen und rasch sich auch gelegentlich. So wie in Pest pflegen auch in anderen Städten, z. B. in Wien Eisenbahnbauten ein Lieblings-Arbeitsfeld der Bürgermeister und Stadträthe zu sein. Auch hier hat man in Wien in Zeiten guter Conjunctur Bauten, die Vielleicht ebenso gut oder noch besser in Zeiten schlechter Conjunctur ausgeführt worden wären, in Angriff genommen, um Arbeit zu schaffen. Auch hier hat man

erhob sich der Singverein stellenweise über das ihm sonst eigene Maß an Begeisterung, insbesondere die Damen, aber die Herren blieben im ganzen matt, verstümmten manche Einsätze und waren nur schwer von der Stelle zu bringen. Eine schöne, aber schwierige a cappella-Stelle hat sich der Chor ganz gesichert. Das mag immerhin schon gewesen sein, ehemwoll war es nicht für den ersten Gesangverein des Reiches. Die Ehren des Abends gebürten dem Solosquartette, in dem zwei neue Kräfte angenehm auffielen: eine prächtige Altistin mit sonorer, kräftiger Stimme und edlem Vortrag, Fräulein H. Bratonitsch, und ein Bassist, Herr Richard Maur, wie nur ihn sich Jemand für unseren Concertsaal wünschen kann. Herr Schmedes war ausgezeichnet bei Stimme, fand aber nur schwer den Stil des Concertvortrages. Sein Gesang klang wie ein ununterbrochenes Opernrecitativ. Ueber Frau Katzmayr kann ich nichts besseres sagen, als daß ihre oft gerühmten Vorzüge auch diesmal zur vollsten Geltung kamen.

*

Das Neue philharmonische Orchester brachte in seinem sechsten Concerte eine pathetische Ouverture von Hans Finf zur ersten Aufführung. Unter den Novitäten, die das Orchester bisher spielte, ragt die Ouverture vortheilhaft empor, schon deshalb, weil sie doch wenigstens Hand und Fuß hat. In der Erfindung nicht gerade blendend, verräth sie doch solide Arbeit, und besitzt einen festen musikalischen Kern, mit dem uns der Componist imponiert, ohne sich durch übermäßige Anspräche aufzudrängen. Der Ouverture folgte Bachs Concert für zwei Violinen (D-moll), gespielt von den Herren Zeiler und Boudi. Ihr exactes Zusammenspiel und der stilgemäße Vortrag fand beim Publikum ungewöhnlichen Beifall. Ueber Herrn Zeiler, den ich von seinen hier als Schüler gegebenen Proben als vorzüglichen kenne, noch mehr gutes berichten, wenn es mir nicht unmöglich gewesen wäre, das vorletztemal seinem Vortrag des Göpfschen Violinconcertes beizuwohnen. Ich hoffe ihn jedoch noch bei anderer Gelegenheit vollauf würdigen zu können. Die dritte Symphonie von Brahms spielte das Orchester in beiden Esslingen mit ziemlichem Erfolge. Die Mittelsätze dagegen wieder mit der ihm eigenthümlichen matten Nuancierung. Es klang so, als hätte das ganze Orchester unter einer großen Glasglocke, die die Schallwellen nicht recht an unser Ohr gelangen ließ. Demaemäß klang auch der Beifall etwas gedämpfter, als man bei dieser mit Recht populären Symphonie des Meisters hätte erwarten können.

*

Marcella Pregi hat in einem Liederabend den kleinen Musikvereinssaal zum zweitenmale bis auf das letzte Plätzchen gefüllt und dem Publikum eine glänzende Ausnahme gefunden. Sie hat in der That eine nur ihr eigenthümliche Art des Vortrages, bei der musikalische Correctheit und individuelle Auffassung in gleicher Weise zum Ausdrucke kommen. Im Gegensatz zu mancher anderen Collegin, die ich hier nicht nennen will, besitzt sie nicht diese auf den Effect angelegten Schlager, sondern weiß in ihrem reichen Repertoire jedem einzelnen Stücke ihm zukommenden künstlerischen Werth zu verleihen. Von den zahlreichen Compositionen des Programmes gefielen mir die Lieder von Grieg, ganz besonders Brahms, der durch einige Perlen seiner Liedercompositionen vertreten war, und die Melodien populäres die Basse Bretagne, welche die Künstlerin mit einem Feuer und einer Verve vortrug, daß das Publikum nicht müde wurde, weitere Zugaben zu verlangen. A. W.

*

Man schreibt uns aus München:

Mit großer Energie und Besonnenheit hat sich Max Halbe endlich wieder zum Niveau seiner „Mutter Erde“ aufgeschwungen und in dem neuen Drama „Hans Rosenhagen“, das vorige Woche über die Bühne des Residenz-Theaters ging, ein Theaterstück von starker äußerer Wirkung geschaffen. Wieder handelt es sich um den Hang zur Scholle, nur daß diesmal die Freude an deren Besitz, der Stolz des Grundherrn hervorgehoben wird. Zwei Bauern streiten um ein Stück Land, der Mächtige um unrechtmäßigen Besitz, der Schwache um seine Heimat. In frischen, stürmischen Scenen fallen sie sich an und verbeißen sich ineinander wie zwei prächtige Bestien. Mit Recht hat der Dichter auf feinere Züge und weiche Stimmungen verzichtet: es geht sehr lärmend zu, die derben, niederen Schichten bieser wohnzeitlichen Landleute prallen heftig aufeinander, kommen und verurtheilen mit den groben Stimmen ein echtes Kampfgelüste. Selbst die Frauen, die dabei naturgemäß nur geringe Theilnahme erwecken, sind hart und rachsüchtig in ihrer Liebe. Weniger der Zweit um das Stück Wiesenland macht die Handlung bedeutsam, als das ungebrochene Naturmenschen ihn führen. Männer, die aus mit rhythm Eigensinn erzeichen. Wer von Max Halbe gewohnheitsmäßig Arbeit sind zwei Einacter, die durch Vermittlung des „Akademisch dramatischen Vereines“ das Schauspielhaus in einer Sondervorstellung spielte. „Die Verdammten“ von Hans von Gumppenberg zeichnen sich durch lange Gedanken aus, aber nicht gerade vortheilhaft aus. Sein Drama ist in Gegensatz entlassungen und Wortschwall und Wortschwall und Wortschwall. Die Frage, ob religiöse Tradition, nachdem sie als Tradition erkannt wurde, noch zu ertragen sei, wird in ziemlich trockenen Tiraden philosophisch und culturpolitisch abgehandelt. Zumeist dramatische Momente vorkommen, sind sie matt, weil ohne Lebendigkeit, unpsychisch und nur draucht. Alles, was diesem Stücke helfen könnte, spielt — wenn man den Vergleich überhaupt wagen darf — in dicke glanzunderer Farbe die „Salome“ von Oscar Wilde. Es war ein mutiges Unternehmen, das beste Werk dieses englischen Traumkünstlers, den der sammetliche Land- und Landsleute zugrunde gerichtet hat, als Todtenopfer bei uns auf die Bühne zu bringen. Es ist eine Dichtung der formalen Schönheit, ein koloraes Musikstück überreifer Kunst, ein Gemälde und zugleich eine Symphonie über die Süßigkeit und Bitterniß unzüchtiger Lüsternheit. Alles ist auf die leuchtende Erscheinung und auf den Ton gestellt; ein vollendeter Geschmack, der sich seinen eigenen hohen Stil geschaffen hat, perfekt oder bändigt die Gefühle. Daß unsere Bühne für ein solches Kunstmerwerk nun gleich den entsprechenden Stil der Darstellung bereit habe, ist freilich unmöglich. So kommt es denn, daß Herr Kenner, der sich in seiner Phantasie mit Gestalten, wie Beardsley sie zeichnete, das Drama vorspielt, brave Komödianten, die lyrischsinnig ihr Möglichstes thun, hier entbehrlich findet. Kurt Martens.

Bücher.

Dr. Eugen Dühren: Das Geschlechtsleben in England. Verlag H. Barsdorf, Charlottenburg.

Dieses neue Werk Dührens behandelt wieder ein Stückchen Sittengeschichte, oder, wir können wohl sagen, eine Geschichte von Unsitten und Unsittlichkeiten, die zum bei weitem größten Theil aus anderen, allerdings stets genau namhaft gemachten Werken der Art zusammengetragen sind. Wo der Verfasser aber seine Quellen angibt, sind seine Berichte nicht immer zuverlässig. Zumindest ist seine Schilderung von dem Falle Bater nichts weniger als zutreffend, der sich vor einen fünfundzwanzig Jahren zutrug und noch manchem in Erinnerung sein dürfte. Nicht wirl der Herr Oberst, der sich mit einer jungen Dame allein in einem Eisenbahnwagen befand, sich „dazu hinreißen ließ laut auszurufen: Mon Tarling! Mon Tuckly!“ und wurde er „sinnen entfernt“ und mit Zuchthaus bestraft, sondern weil er den vor ihm sitzenden nicht in Worte gefaßten Versuch gemacht hatte, die Dame zu vergewaltigen, die sich vor seinen Angriffen nur dadurch retten konnte, daß sie die Thür des Coupés aufriß und hinaussprang. Das ganze Prostitutionswesen Londons ist sehr eingehend geschildert und die bekannten Stead'schen Enthüllungen von dem „Jungfrauentribut“ fassen auch viele Seiten des vorliegenden Werkes. In England sind alle Gerichtsverhandlungen öffentlich, auch alle diejenigen, die von Ehescheidungen handeln. Da werden denn auch alle Einzelheiten, alles was etwa eine Kammerzofe durch das Schlüsselloch, ein Bauerschwein im Weigerungsfalle beobachtet, nicht nur ausführlich vor dem öffentlichen Gerichtshof wiedergegeben, sondern auch ohne jede Bemäntelung in den Zeitungen veröffentlicht; alles lediglich, um das Princip des öffentlichen Gerichtsverfahrens unbedingt und unter allen Umständen aufrecht zu erhalten! Diese Veröffentlichung so vieler schmutziger Vorgänge in den Zeitungen mag den Verfasser mit Recht entsetzlich erscheinen, aber es ist doch sehr die Frage, ob solche durch die krassesten Vorgänge der sensationellsten Processe der letzten Jahrzehnte mit behaglicher Ausführlichkeit in seinem Buche wiedergegeben. Nun wir dürfen aus Prüderie all solchen Sitten und Unsitten gegenüber die Augen nicht schließen. Das Buch mag seine Berechtigung haben, aber es ist jedenfalls kein Buch für das allgemeine Publicum.

Grabschriften, Martert Bildhäckl und Todtenbrettverse, Hausinschriften rc. Gesammelt, geordnet, sowie mit einer einleitenden Abhandlung versehen und herausgegeben von Anton Treffelly. Zweite, vollständig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 304 S.

Es liegt viel von echter Empfindung, bewußtem und unbewußtigtem Humor in den das Todtenbett umstehenden Trauerleidtragenden, wie sie gegenwärtig schon Hormann u. a. gesammelt haben und Treffelly aber sichtlich geordnet zuerst 1898 herausgegeben hat 1902 folgte der ersten Auflage eine zweite, die fast das Doppelte an Material enthält und auch durch ein „Verzeichniß der einschlägigen Literatur“ ergänzt wurde. Die Sammlung enthält wohl um allermeisten nur mit Karte angebrachte, aber auch manche Dinge berechnete Inschriften. Aber auch unter dem mit Wehmuth Buchig Hingetragten findet sich allerlei, das der Beachtung und Aufbewahrung wert wäre. Ich meine hiermit noch einige jene Inschriften an gewissen Orten, die man nach Wartzal XII, 611 am besten „Latrinia“ oder besser „caranda“ nennen könnte. Aber auf Fraubbolsteinen und Tuppelenwänden hebt manches, mit bitterndes Hand und zweifelhafter Orthographie hingekritzelt, das Jeugnis gibt nicht nur von Schmerz, sondern auch von der schönen Sache, den Schmerz durch stimmungsvolle Betrachtung zu lindern und abzuklären.

Feuilleton. Herausgegeben unter Mitwirkung von n. k. n. von Maximilian Mranh und E. Ludw Holthof. Januar 1901. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Ein Dutzend Seiten starkes, geschmackvolles Heft in Textformat führt diesen Titel und soll von Monat zu Monat Nachfolger finden. Das „Wochenbl.“ Tantzeug in der Erscheinungen Tracht“ wollen die Herausgeber geschrieben, indem sie alle in einer Monat fallenden wichtigen Ereignisse, und vorkommenden Personen in alphabetisch geordneten Schlagwort ordnen machen und behandeln. Wahrend bisher der Zuschauer eines Theatervorstellung immer erst in gespannen Zwischenraum durch Extramittheilungen corrigiert und vervollständigt wurde, wird dies in der neuen Form schon nachher journalistischer Tüchtigkeit geschehen. Jeder Abschnitt bringt Kenner, Mitarbeiter, Theaterleute, Schauspieler, Regisseure, Bühnenbildner, Musiker, Componisten, Theaterdirektoren, Bühnenbildner, Musiker, Componisten, Theaterdirektoren, Bühnenbildner, Musiker, Componisten, Theaterdirektoren

Richard Mario Werner: Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit. Mit 19 Porträts. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag 1900.

An einem Ort verschlagen, wo das Deutschthum nicht mehr dankbar als segenspendende Cultur, sondern gehässig als fördernder Fremdling betrachtet wird, hält der Lemberger Professor Werner in uneigennütigster Treue an seinem Volksthum fest. Er ist dankbar für alles, was ihm an die ferne Heimat erinnert, und in seiner Dankbarkeit ist er nur zu leicht geneigt, Vorzüge zu übersehen, Schwächen zu überlehen. Seine Liebe hilft ihm Schönheiten entdecken, an denen wir andere achtlos vorüberirren; aber manchmal geht ihm, dem Fernen, der Maßstab verloren, und so gelangen mitunter recht zweifelhafte Talente zu der Ehre, von Werner einer kritischen Würdigung unterzogen zu werden. Es ist eine Ehre und ein Vergnügen; man empfindet dies nicht zuletzt dort, wo er Minderwerthigkeiten behandelt. Er hat mit Absicht, durchaus bewusster Absicht, vielgenannte Größen beiseite gelassen und minder genannte Autoren der Oeffentlichkeit vorgestellt; er ist dabei nur ein bischen zu weit ins Obscure geratben. Dass es ihm leydben gelang, die Richtungslinie unserer Literatur zu verfolgen, verdient doppelte Anerkennung. D. Bach.

Anselm Heine: Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. Gebrüder Paetel. Berlin 1900.

In diesen zarten und kunstvollen Arbeiten der Dichterin findet man jene merkwürdige Dissonanz einer plastisch fühlen Form mit einem von Leben überreerenden Inhalt, die ich schon bei dem ersten Werke der Selma Heine als köstliche Eigenart in diesen Blättern gerühmt habe. Selma Heine hat eine Eigenschaft, welche bei den modernen Dichtern schon selten, bei modernen Dichterinnen geradezu unerhört ist, nämlich Selbstbeherrschung. Sie outrirt nie. Selbst in den Werken der besten Frauen, so B. B. Bjöhlau und Reuter, ist ein gewisser Mangel an künstlerischer Zähmung zu merken. Dem Andrängen des rein Seelischen, dem Ueberströmen der Empfindungen setzt in diesen Novellen ein starkes Maßgefühl die Schranke. Ueber den Inhalt der einzelnen Novellen ist hier nicht mehr zu berichten, als dass jede einem psychologischen Problem nachzuspüren sucht. Auch darin, dass diese Probleme nicht ausschließlich erotische sind, unterscheidet sich Selma Heine angenehm von ihren Collegininen und Collegen.

Max Messer.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ veröffentlicht im Februarheft Briefe Jacob Burckhardts aus den Jahren 1853 und 1854, gerichtet an seinen Schüler, den Studenten der germanischen Philologie Albert Brenner. Sie enthalten Rathschläge und Antworten auf philosophische und poetische Belemnnisse des jungen, als skeptisch und „damonisch“ geschilderten Philologen. Brenner versucht sich an einer neuen Faustdichtung, und Burckhardt übt an dem „verkohlten“ Gheie à la Werther, das aus dem Helden zu werden droht, unerbittlich Kritik. Tabei fallen auch Bemerkungen über den Goethe'schen „Faust“, dessen ersten Theil Burckhardt als volksthümliche Sage, und dessen zweiten er überhaupt nicht einheitlich verbunden wissen will. Die sittliche Abrechnung des — zur Allegorie gewordenen — Faust am Schlusse bezeichnet er als unbefriedigend. Er gibt seiner Wuth über Pedse im allgemeinen, indem er vor einer leichtfertigen Auffassung warnt: „Sie schmeissen die Sachen noch immer so hin und lassen sie liegen, wie es kommt. Mit Absnahme des ingendlichen Goethe aber hat keiner ungestraft gefabelt.“ Er tadelt, mit sichtlichen Affecten „nicht anzufangen, bis der Plan im Ganzen fertiggeht. Denn sehen Sie immer im Ganzen, wie Erden und unter den Wassern spazieren und wissen das Schlimmstloch nicht mehr zu finden.“ — Eine kunstphilosophische Studie über die Lyrik Stephan Georges liefert Georg Simmel. Er stellt eine weltentiefe Erungenschaft der Kunst in Georges unverbildlicher, objectivirender Darstellung von Empfindungen. Die Wirkung drecke bei George aus den Elementen des Gedichtes selbst hervor — den allgemein giltigen Worten, den Gedanken — statt ihnen „durch die Intonation und Erhebung des Augenblicks“, durch rednerische Erinnerungen, anzuhängen. Doch verbinde sich andererseits diese vollkommene Objectivität des Dichters mit dem persönlichen Tone Raum gind, und in dem der Stille zum objectiven Ausdruck weil allerindividuellst geworden ist, mit einem Zug von Innigkeit.

„Kunstwissenschaft“, Vierteljahrsschrift für das gesamte, soziale und politische Leben der Kunstwelt, liegt in ersten Hefte vor. Herausgegeben von Cyrill Brandstetter, bei Zünder & Emmisten in Leipzig. Die Einleitung sagt: „Wenn Kunstland Europa und vor allem Deutschland interessieren kann, so ist es nicht nur deshalb, weil die künstlische Mehrheit auf seiner Seite ist. Es ist auch deshalb, weil die Cultur, die dort eben der Untergang bereitet werden soll, ein „generalmaass“ ist, das der reich entwickelten Völker ist.“ Es wird auch ein Vergleich zwischen dem künstlichen und dem deutschen Knabenaufgeschlachtspiele gezogen, der vor allem Jahren in den Universitätsstädten Englands entbrannt war. — Rudolf Eucken schreibt über das „Problem der heutigen Kulturen.“ — „Von der Bühne, Vorträge der Zukunft“ — „Theater in Karlsruhe“, worüber die in Nr. 332 besindliche, leider zu kurze Besprechung „Von künstlicher Theorie und künstlerischer Praxis“.

„Revue des Deux-Mondes“ Februar. In einem Artikel über Englische Handwerksvereine beim Emporkommen beschäftigt sich Jules Simon von Neuem mit Fragen der Erziehung und Erziehungsmethoden, die uns viel dieser dem Emporkommen und der Aufgabe eines Freundes, des französischen Schriftstellers Thomas, verknüpfte. Von der Schule der Handwerker und Bauern, die gleichzeitig von Lehrerinnen beider Geschlechter und von einem Priester Tag für Tag besucht wird, und in der Kinder nicht getrennt sind, und von einer ähnlichen Anstalt, mit Knaben und Mädchen, die Frau Pape-Carpantier verband. Der Verfasser verbreitet sich dann über Erziehung, Schule, Zug um Zug den beiden Methoden entgegen, die Herbert Spencer in einem Buche, das noch nicht übersetzt worden ist, einander gegenüberstellt, der eine von dem Princip der Autorität, der andere von dem der Freiheit ausgehend. Der Artikel ist sehr lang, aber interessant. Die Aufgabe, die Jules Simon sich gestellt hatte, ist nicht leicht zu lösen, und er hat sie nicht gelöst. Er hat sich nicht entschieden, ob er für die Autorität oder für die Freiheit ist

idealen Höhe allgemeiner Betrachtungen zu den Niederungen praktischer Winke herab, die der eine und der andere dem Duellcandidaten gab, der sich fort und fort räuspernd dabei dem, bald jenem zuwandte, aber aus diesem Chaos der Rathschläge und Meinungen nichts in sich aufnahm.

„Den ersten Angriff überlass ihm," sagte Fränkl, dessen Gesicht von Schmissen besäet war.

„Im Gegentheile, greif du an," meinte Morgenstern, ein behäbiger untersetzter Jüngling mit einem Nacken, der an drei Stellen der Quere nach gekniffert war. „Der beste Hieb ist die Parade," fügte er mit fester Stimme hinzu.

„Nur drein hau'n!" ließ sich Rösler vernehmen.

Gottesmann warf ihm einen hilflosen Blick zu. An seinem Halse sah man den Adamsapfel immer häufiger hinauf- und hinuntergleiten.

„Verleg dich auf tiefe Quarten," rief Schapira, dessen rechte Kopfseite von einem schwarzen Fetzen eingenommen war.

„Deine Quarten haben dir viel genützt," spöttelte Spitzer, ein aufgeschossener Mensch, der sich sehr lärmend benahm. Er besaß eine Neigung zu satirischen Ausfällen.

„Das geht dich einen Schmarrn an," versetzte Schapira gereizt, während er aus Rösslers Rocktasche eine Cigarettendose hervorzog und derselben eine Cigarette entnahm.

Friedmann blickte verwundert auf dieses Treiben, auf die mit Fechtwaffen, Studentenzirkeln und buntfarbigen Wappen geschmückten Wände, auf den seltsamen Duellanten, der mit zuckenden Mundwinkeln dastand, auf seine eifrigen Helfer, welche Worte sprachen, die er nicht verstand, sich für eine Sache erhitzten, die ihm unbegreiflich war. Er kam auch nicht dazu, zu erfahren, worum dies alles geschah, was man denn dem armen Gottesmann zugefügt hatte, dass er auf eine so furchtbare Weise sich rächen wollte, und wer sein Gegner war. Während er diesen Gedanken nachhieng, vernahm er das Geräusch von Schritten, welche sich der Thüre näherten. Es war die andere Partei.

„Nur Ramm sein," stieß Schapira in flüsterndem Verschwörertone hervor, indem er mit vorgezogenem Kinn dicht an Gottesmann herantrat.

Sechs junge Leute von studentischem Aussehen traten ins Zimmer. Die Mitglieder der beiden Lager begrüßten einander ernst und würdevoll im Tone und in der Haltung von Männern, die sich der Bedeutung eines wichtigen Momentes bewusst sind. Ihre Stimmen klangen sonorer als gewöhnlich. Es schien, als ob sie sich absichtlich auf Bass stimmten.

Man gieng gleich daran, die Paukanten „anzuschirren". Jede Gruppe war mit dem übrigen beschäftigt. Gottesmann glitt es fast über den Rücken, als man ihm den Rock abnahm und den ganzen Oberkörper bloßlegte, um die schützenden Bandagen anzubringen. Zunächst umschnallte man seinen Hals mit einem schwarzen wattierten Lappen, der sogenannten Halsbinde, welche die Aufgabe hatte, den Hals zu schützen. Ein kleinerer Lappen, welchen sie Pulsbinde nannten, wurde um die rechte Handwurzel und ein matratzenähnlicher Schurz um den Bauch herum gewickelt. Der letzte Theil dieser seltsamen Rüstung bestand aus zwei brillenförmigen Gebilden aus Leder und Draht, welche, um die Augen befestigt, wie Scheuklappen aussahen. „Nun, und das Mäusel"! rief einer plötzlich mit wichtiger Miene.

„Richtig, das Mäusel"! erwiderten einige aus dem Kreise. Das „Mäusel" war eine Art Lederetui für den rechten Ellbogen, welches über dem Gelenke angeschnallt wurde. Ein schmächtiger Mensch mit blondem Spitzbart begann jetzt den Kampf zu organisieren. Zunächst theilte er das Zimmer durch zwei Kreidestriche in drei gleiche Theile. Das Los — eine Kupfermünze — wies jeder der beiden Parteien einen Theil zu. Die Mitte blieb für den Kampf frei. Zwei schnöde, blankende Säbel, in Caubol getränkt, wurden gleichfalls durchs Los an die zweikämpfer vertheilt. In einem Winkel stand ein glatzköpfiger, junger Mann mit einer Instrumententasche. Es war der Arzt, der in seiner jetzigen Rolle „Bader" hieß. Die beiden Duellanten traten an die Demarcationslinie der ihnen zugewiesenen Rechtecke. Gottesmanns Blässe zeigte einen Stich ins Fahle. Sein Gegner, ein blatternarbiger Bursch von kartoffelfarbenem Aussehen, schaute mit einer Miene drein, als ob er sich soeben gekämmt hätte. Friedmann erkannte in ihm einen Juristen, der im strafrechtlichen Colleg sein Stammbänkchen war und ihm erst vor kurzem auf seine Frage, warum er so schlecht aussehe, geklagt hatte, dass er an einem chronischen Magenkatarrh leide. Er blickte verwundert auf diese zwei Menschen, welche zum Frieden wie geschaffen schienen und sich jetzt mit scharfen Schwertern gegenüberstanden. Wäre es nicht verwunderlich, dachte er, wenn sie sich beide zur häuslichen Pflege zurückgegen, der eine mit seinem Rachenkatarrh, der andere mit seinem Magenkatarrh. Wie sie so dastanden, klein, unansehnlich, die Hälse in ihre Lappen gewickelt, mit scheuen Blicken, schmächtigen Brustkästen und dünnen Armen, boten sie einen seltsamen Contrast zu den zwei funkelnden Mordwaffen, die sie in Händen hielten. Aber welches furchtbare Gedicht hat denn diese beiden Menschen gegeneinander getrieben? Immer wieder musste Friedmann daran denken. Eine scharfe Stimme rüttelte ihn auf. Es war der „Unparteiische", der sich vernehmen ließ.

„Silentium!"

Es wurde still.

„Es steigt eine Mensur zwischen dem Herrn Studiosus medicinae Adolf Gottesmann und dem Herrn Studiosus iuris Saul Margulies. Sind die Herren vielleicht geneigt, sich auszusöhnen?" Die Herren verharrten in dumpfem Schweigen.

„Es ist dies nicht der Fall! Ich bitte die Herren Secundanten um ihr Commando!"

Von beiden Coronen theilten sich je zwei Männer ab, welche sich rechts und links hinter ihren Schützlingen mit zu Boden gesenkten Schwerten aufstellten.

„Sie haben Stellung, ich hab' Los!" erklärte ein Secundant mit feierlicher Stimme, zu einem Collegen von der anderen Partei gewendet. Eine erwartungsvolle Pause trat ein.

„Stellung!"

„Los!"

Die beiden Gruppen stürzten sich auf einander. Man hörte den Anprall von sechs Säbeln, welche klangen und blitzten, man sah sechs bleiche verzerrte Gesichter, die beiden Duellanten im Vordergrunde, die Secundanten mehr nach rückwärts mit vorgebeugtem Oberkörper, die linke Hand auf dem Rücken in einer zum schnellen Rückzug sprungbereiten Haltung.

„Halt!" Alle schnellten zurück.

„Warum halt?"

Diese Worte hatten die beiden commandoführenden Secundanten gewechselt.

„Ich ersuche einen Blutigen auf der Terzseite zu constatieren!"

Der Unparteiische gieng auf den Blatternarbigen zu, wühlte in dessen Kopfhaar herum, wie wenn er ihn lausen wollte, und erklärte: „Es ist nichts zu constatieren." Die gleiche Procedur nahm er mit dem anderen vor.

„Ich constatiere einen Blutigen," sagte er mit Würde. „Ich ersuche den Herrn Bader, sich über die Kampffähigkeit zu äußern."

Der Arzt trat vor und untersuchte den Kopf Gottesmanns, von dem über die rechte Schläfe und Wange ein rother Strahl langsam herunterquoll.

„Es ist ein mittelgroßer Kopfhieb," sagte er gelassenen Tones, indem er mit einem in Carbol getränkten Stückchen Watte oberhalb der rechten Stirnecke herumpfuste. „Ich gestatte noch einen Gang!"

Alle nahmen wieder ihre Plätze ein. Das Blut, das früher in einem dünnen Strahl über Gottesmanns Schläfe und Wange rieselte, hatte jetzt die Breite eines Fingers. Es lief von der Wange über die rechte Seite des Halses auf die Brust, glitt in immer zahlreicheren Tropfen auf den oberen Rand der Hose und von da auf den Boden, auf dem sich eine kleine Lache bildete.

Das Commando ertönte zum zweitenmal.

„Stellung!"

„Los!"

Wieder stürzten die beiden Gruppen auf einander los, wieder klirrten die Säbel.

„Halt, halt!"

Es entstand eine Verwirrung. Alles schaute bestürzt auf Gottesmann. Im Eifer des Gefechtes hatte dieser seine linke Hand vorgestreckt und seine Unvorsichtigkeit mit einem Hiebe gebüßt, der ihm den Rücken der linken Hand und einen Theil der Finger bis auf die Knochen bloßlegte. Rösler, welcher der eine von Gottesmanns Secundanten war, gerieth ob dieses „Pechs" in einen stummen Aerger, der sich einigermaßen legte, als er einen Blick auf den Gegner warf und sah, dass dessen rechte Gesichtshälfte blutig gefärbt war. Ein scharfer Hieb, den einer von den sachverständigen Zeugen als „Terz" charakterisierte, hatte dem Blatternarbigen einen Schnitt beigebracht, der sich vom oberen Theile der linken Ohrmuschel über die Wange gegen den Mund zu herabzog. Der Arzt constatierte Gottesmanns Waffenunfähigkeit.

„Herr Unparteiischer, ich erkläre meinen Paukanten für abgeführt," sagte Rösler mit wichtigem Ernst, nachdem er sich einen Augenblick mit den anderen Secundanten berathen hatte.

„Silentium zur Verkündigung des Resultates," setzte der Unparteiische mit seinem scharfen Stimmchen ein.

„Bei der heute zwischen den Herren Adolf Gottesmann und Saul Margulies ausgetragenen Ehrenaffaire erklärte sich Herr Gottesmann in der sechsten Minute für abgeführt!"

Einige Secunden stand man schweigend unter dem Eindrucke dieser ernsten und wichtigen Worte. Dann wurde es lebhaft. Der Kampf war officiell zu Ende. Die Gegner reichten sich versöhnend die Hände. Aus beiden Lagern wurden Profösungen laut. Man lobte ihre Strammheit. Margulies, der verhältnismäßig glimpflich davongekommen war, erhielt von beiden Seiten Gratulationen. Gottesmann war ein Bild des Jammers. Blut und Wasser, ein Theil der Schulterin und das Beinkleid waren in Blut getaucht. Sein Gesicht war blutig, die rechte Augenlider und der Schnurrbart waren mit Blut verklebt, der Boden an einigen Stellen mit Blut wie be-

Digitized by Google

gossen. Auf dem Rücken der linken Hand klaffte ein tiefer Riss. Sein Gesicht, von einem Zuge des Leidens durchwühlt, war aschfahl. Er erregte Mitleid. Der Arzt, dem Rösler assistierte, untersuchte ihn. Er war der Ansicht, man müsse nur „einige Nadeln anlegen," und dann sei alles in Ordnung. Den anderen überließ er seinen Commilitonen, welche, der Mehrzahl nach Mediziner, an diesem ihre junge Kunst erprobten. Gottesmann wurde zunächst auf der rechten Kopfseite rasiert. Inmitten der Tonsur kam der Schnitt zum Vorschein, eine ungefähr acht Centimenter lange Wunde. Während der Arzt die Nadeln anlegte, verfiel Gottesmann, von Blutverlust geschwächt, von Schmerz und Mattigkeit überwältigt, in eine Ohnmacht. Man besprengte ihn mit Wasser.

„Den Cognac her!" schrie Rösler.

Es zeigte sich, dass man keinen vorbereitet hatte. Der Arzt schimpfte. Er habe schon x-mal gesagt, es solle immer Cognac zur Hand sein. Das sei eine Schamperei.

„Fuchs, lauf schnell um Cognac," rief Fränkl, indem er Friedmann mit den Augen im Kreise herumsuchte.

Diese Ansprache, die er heute bereits zum zweitenmale zu hören bekam, genierte Friedmann. Er gieng, aber er wäre viel williger gegangen, wenn man ihm diesen Titel, der ihm angesichts der ganzen Situation komödienhaft und lächerlich erschien, erlassen hätte. Als er zurückkam, war Gottesmann schon zu sich gekommen. Man labte ihn. Der Arzt setzte seine Arbeit wacker fort. Der Kopf hatte bereits seinen Verband. Es war ein schwarzer Fetzen, der die rechte Hälfte des Kopfes ganz, die linke theilweise einhüllte. Bald war auch die Handwunde vernäht. Der zweite Verband wurde angelegt. Man war fertig.

„Das war eine Schweinerei," sagte der Arzt, während er sich in einem Lavoir die Hände wusch. „Wer zahlt, meine Herren?" Gottesmann versprach in einigen Tagen zu zahlen. Der Arzt machte ein unzufriedenes Gesicht.

So was solle sofort geordnet werden, meinte er. Zahle man nicht sogleich, so zahle man überhaupt nicht, er kenne das schon.

Man versuchte ihn zu beschwichtigen. Er ereiferte sich immer mehr. Man hätte ihm das sogleich sagen sollen, er habe genug traurige Erfahrungen gemacht.

Dieser Mann war gar nicht zimperlich. Er gieng zu den Mensuren ohne jeden Idealismus, einzig von dem Bestreben geleitet, etwas zu verdienen. Er stand mitten im Leben und kannte bereits die Tyrannei eines Gulden.

„Also sagen wir bis nächsten Dienstag," wandte er sich noch einmal an Gottesmann.

„Bis nächsten Dienstag!" gab dieser matt zurück.

Der Arzt entfernte sich. Auch die andere Gruppe war fertig. Man empfahl sich ehrerbietig — kühl, aber höflich, der Sieger Margulies beinahe mit Würde. Ein schmaler Verband, der sich quer über die Stirne und den Kopf bis zum oberen Theil des linken Ohres zog, von da in entgegengesetzten Richtungen über Kopf und Wange lief und sich unter dem Kinn zu einem Knoten vereinigte, theilte sein Gesicht in drei Felder. Alle rauchten Cigaretten, der Blatternarbige, um seine Strammheit noch wirksamer hervorzukehren, eine „Cuba". Als sich die Thüre geschlossen hatte, herrschte unter den Zurückgebliebenen ein kurzes Schweigen.

„Puh!" platzte endlich der Dicke hervor. Seine Stimme klang wie aus einem Fass heraus.

„Von einem Finken sich abführen lassen, ist barer Unsinn," bemerkte Fränkl mit Bitterkeit. Er war ein warmer Vereinspatriot und empfand es schmerzlich, dass ein Finke, das heißt ein Student, der keinem Verbande angehört, einen „Burschen" abführen konnte. Er verachtete überhaupt Finken. Ihm gieng es nicht um das persönliche Leid seines Vereinsbruders, sondern um das Schlag- und Burschenprincip, das er im Ausgange dieser Mensur geschändet sah. Ein Finke über einen Burschen! Es war nicht auszudenken.

„Ja, wenn man die Bbote verwirft!" warf Spitzer boshaft ein. Und nun begann man die Mensur eingehend zu besprechen. Schapira tadelte, dass Gottesmann seinen Rath, mit Tiefquarten zu beginnen, nicht befolgt hatte. Der Blatternarbige hätte keinen Dunst vom Schlagen. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn zusammenzuhetzen. Er zeigte mit einem Säbel, wie er ihn hätte zusammensetzen sollen.

Spitzer fragte giftig, wie man denn so blöd sein könne, die linke Hand vorzustrecken. Gottesmann sah ihn mit einem leidenden Auge an. Er war verwirrt von all diesen rätzelhaften Stimmen, die wie pickende Schnäbel auf sein Gehirn hämmerten.

Morgenstern wollte ihn gerwarnt haben, die linke Hand vorzustrecken. Niemand erinnerte sich daran.

Rösler kam wieder auf seine Methode zurück: nur fest d'reinhau'n! Man antwortete ihm mit bitterem Hohn. Der schlechte Ausgang der Sache hatte eine gereizte Stimmung erzeugt. Nur Friedmann schwieg. Er wusste nichts zu sagen. Seine Seele war voll von diesem schlimmen Bilde, das er zum erstenmale geschaut, von den zwei blutenden Menschen, welche mit scharfen Schwertern auf sich eindrangen, von der Blutlache zu seinen Füßen, von dem rothgefärbten Wasser im Lavoir, von den mit Blut bedeckten Händen. Ein unbewusster, atavistischer Abscheu gegen Blut erwachte in ihm und erfüllte ihn mit einem überquellenden Ekel. Er blickte auf Gottesmann, der hilflos dastand und mit tiefliegenden Augen unbeweglich starrte, während ein leichter Frost seinen Körper schüttelte. Aber was hatte denn diese beiden Menschen gegeneinander gebracht? Wieder drängte sich ihm diese Frage auf. Was war es, das den friedlichen Gottesmann trieb, Blut zu vergießen? Hatte jener feine Mutter im Grabe beschimpft, seine Schwester geschändet? Warum war das alles?

„Was hatten sie miteinander?" wandte er sich schüchtern an Fränkl, als sie draußen waren.

„Fixiert haben sie sich," warf dieser leicht hin, während er den Rauch der Cigarette durch die Nase ließ.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verschafft an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN — BUDAPEST — BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedener Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
XV. Schwendergasse 17
XVI. Ottakringerstrasse 261
XVII. [illegible] Linie
[illegible] Wasserleitungsgasse 86
XVIII. Währinger Linie
[illegible] Währingerstrasse 118

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 16. März 1901. Nummer 337.

Parlamentarischer Kreislauf.

Wenn selbst die kühnsten Hoffnungen sich erfüllen sollten, welche die Freunde des gegenwärtigen Ministerpräsidenten an dessen geheime Abmachungen mit den Jungczechen knüpfen, ständen wir heute wieder ungefähr dort, wo wir etwa am Schlusse des Jahres 1895 gestanden haben. Von lebenswollen Staaten gilt das Wort, dass in ihrer Geschichte nie die gleiche Situation wiederkehrt. Ihre Entwickelung, einer Reise vergleichbar, bewegt sich in gerader Richtung fort, Station folgt auf Station. In Oesterreich dagegen geht's zu wie im Ringelspiel, man reitet und reitet und kommt immer wieder auf denselben Punkt zurück. Höchstens dass man der Abwechslung halber einmal von dem einen Reitthier auf das andere überspringt, was aber auch nichts verschlägt. Denn die Ringelspielthiere, ob sie nun wie feurige Pferde oder wie träge Esel oder gar wie Elephanten aussehen, sind doch alle nur aus Holz und können ebensowenig laufen, wie unsere unparlamentarischen Ministerien, ob sie nun dieses oder jenes politische System äußerlich nachäffen, constitutionell zu regieren vermögen. Der öde Kreislauf ist nun vollendet, sechs Jahre sind dahin, und ein Rückblick auf diese lostbare Zeit gewährt uns nichts als bestenfalls die melancholische Genugthuung, dass der Kreis, den wir durchlaufen haben, mathematisch genau zirkelgerecht ist.

Fangen wir mit dem Mittelstück der durchmessenen Strecke an, um dann die Congruenz des Endstückes, das wir eben jetzt durchlaufen, mit dem Anfangsstück, das schon mancher vergessen haben mag, mit umso größerer Muße zu bewundern. Das Mittelstück erstreckt sich vom April 1897 bis zum October 1899. Im April 1897 wurden die Sprachenverordnungen erlassen, im October 1899 wurden sie wieder aufgehoben. Schlussergebnis: nichts. Was dazwischen lag, zwischen April 1897 und October 1899, war der mit dem Aufgebot aller politischen Kraft von oben und unten geführte Kampf um dieses nichts. Aber was ist vor dem April 1897 gewesen? Erinnern wir uns, es gilt eine kleine Entdeckung zu machen, es gilt nämlich nichts geringeres als das Vorbild des großen Staatsmannes zu entdecken, dem jetzt das preiswürdige Werk der Flottmachung des obstruierten Parlamentes — zu copieren gelungen ist. Denn das Parlament war schon früher einmal obstruiert und ist schon früher einmal wie durch ein Wunder wieder in Gang gebracht worden, und der Mann, der das Wunder zuwege gebracht, war gar nicht der Herr v. Koerber, das Originalgenie von heute, sondern ein anderer, der auch damals als der große Parlamentsüberwinder das allgemeine Vertrauen genoss. Das war der Graf Badeni — mit Verlaub. Wenn man heute diesen Namen nennt, denkt alle Welt nur an den Mann der Sprachenverordnungen und der Parlamentspolizei. Die halbjährige Katastrophe, in der er untergieng, hat seine historische Physiognomie gerückt. Aber vor diesem Unglück hat er anderthalb Jahre als das Glück Oesterreichs gegolten. Und wie merkwürdig ähnlich jenes Glück des Grafen Badeni dem heutigen Glück des Herrn v. Koerber war! Auch damals konnte das Parlament — anderthalb Jahre lang! — vor lauter „sachlicher," vernehmlich wirtschaftlicher Arbeit gar nicht zu Athem kommen, die Civilprocess-, die Steuer-, die Wahlreform und hundert andere große und kleine Regierungsvorlagen wurden mit fieberhaftem Eifer votiert. Politische, insbesondere nationale Fragen kamen gar nicht zur Sprache. Es sah aus, als ob das tausendjährige Reich der unpolitischen Politik herangekommen wäre. Es gab keine eigentliche Regierungsmajorität, aber auch keine Oppositionelle Minorität war im Parlament nicht zu bemerken. Wohl markierten die Jungczechen auch damals eine Art von formeller Opposition, aber sie wurde von niemandem weiter beachtet, es geschicht nur der Wähler wegen, sagte man schon damals. Aber sonst war das Parlament links und rechts nur ein Herz und eine Seele, und diese hieß Badeni, und die Regierungsvorlagen giengen mit Zweidrittel- und Dreiviertelmajoritäten durch. Fast die ganze Presse war so gut wie officiös, und vereinzelte Nörgeln, wie sie die „Zeit" schon damals betrieb, wurde durch den großen Chor, in dem auch damals die „Judenzeit" das Lob des großen Unparteiischen im Ministerfauteuil sang, zu schanden. Die Deutschen insbesondere waren ruhig, wie wenn sie in Abrahams Schoß schliefen. Denn sie hatten das Wort des Grafen Badeni, sein programmatisches Wort von der „voranleuchtenden deutschen Cultur" und überdies sein privates Cavalierswort, dass er den Jungczechen keine nationale Concession machen werde, ohne die deutschen Parteiführer rechtzeitig vorher aus ihrem Schlaf zu wecken und allerunterthänigst um ihre gütige Erlaubnis zu bitten. Und die Deutschen glaubten dem Grafen Badeni, selbst als schon die Spatzen das Lied von seinen geheimen Unterhandlungen mit den Jungczechen von allen Dächern pfiffen, sie glaubten ihm aus dem einfachen Grunde, weil er sie noch nicht hintergangen hatte, sowie sie ja aus dem gleichen Grunde auch Herrn v. Koerber blind glauben. Die Deutschen warten eben auf den Mann, der sie zweimal anschmiert. Einmal passiert. Denn einmal ist keinmal.

Das gieng so von October 1895 bis April 1897, wie es ungefähr auch heute zur Freude des Herrn v. Koerber unverhofftermaßen wieder geht. Die Deutschen verliefen sich auf des Grafen Badeni Wort, die Jungczechen rechneten aber mehr mit den Gesetzen der parlamentarischen Dynamik, die wirken müssen, sobald nur die parlamentarischen Kräfte organisiert sind. Die Jungczechen waren isoliert — auch damals — und deswegen trachteten sie in langsamer, zäher Arbeit eine parlamentarische Majorität zu organisieren. Und das gelang ihnen schließlich denn, wie sehr sich auch der gebenedeite Ueberparlamentarier Badeni dagegen sträubte. Und mit der Majorität kam auch die zwingende Situation. Denn schon damals stand die parlamentarische Celebigung des ungarischen Ausgleiches bevor, und die Jungczechen wussten sehr wohl, dass die Genehmigung dieses Werkes für alle volkstümlichen Parteien ein Opfer der Vernunft bedeutete, das eine selbständig organisierte Majorität sich gerade von einer unparlamentarischen, also majoritätslosen Regierung um schwere Gegenopfer ablaufen lassen konnte. Und das Gegenopfer waren die Sprachenverordnungen.

Dieser erprobten Taktik von dazumal scheinen sich die Jungczechen wenigstens wieder erinnert zu haben. Wohl haben sie es zu in diesen anderthalb Jahren seit der Aufhebung der Sprachenverordnungen mit einer Nachäffung der deutschen Obstruction versucht. Der Erfolg ist aber ausgeblieben. Wenn zwei dasselbe thun, ist es eben nicht dasselbe. Nun lehren die Jungczechen auf ihren alten Weg zurück, und hier finden sie sich wohl wieder dem Grafen Badeni, aber dessen Schüler Herrn v. Koerber gegenübergestellt. Und welch hoffnungsvolle Erinnerungen weckt der Name Koerber nicht im Zusammenhange mit jenen verflossenen Tagen? Denn damals war Herr v. Koerber noch nicht der Staatsmann, als den wir ihn jetzt schätzen und lieben, sondern der gewesene Famulus des Marquis Bacquehem im Handelsministerium, den der Jungczeche Erm, dieser böse Geist des Grafen Badeni, entdeckte und ins Ministerium des Innern empfahl, wo er dann zum Staatsmann in Evidenz aufwuchs, nachdem Graf Badeni, der Staatsmann der Providenz, gefallen war. Und was den Jungczechen mit dem großen Clasisser des majoritätslosen Regimes gelungen, das konnen sie wohl bei dem Epigonen, dem Herrn v. Koerber, auch noch zu erreichen hoffen. Denn ihnen war einmal die Bildung einer Majorität gelungt und der ungarische Ausgleich wieder drauhkommt, und sie abermals die Herren der Situation. Darauf rechnen die Jungczechen. Die Deutschen aber vertrauen auf Herrn v. Koerbers Wort. Der parlamentarische Kreislauf ist wieder geschlossen. Das Ende ist dem Anfange congruent, und es wäre geradezu ein Verbrechen gegen die Geometrie, wenn die Deutschen durch vorzeitiges Mistrauen diesen schönen — wo hätten heimale gesagt böhmischen — Zirkel zu stören unternähmen.

k.

Der Incompatibilitäts-Rummel in Ungarn.

Während im Berathungssaale des ungarischen Abgeordnetenhauses die Budgetdebatte ruhig und gemuthlich fortschleicht, herrscht in den Couloirs und Wandelhallen Bewegung und lebhafte Erregung. In den Vorbereitungen hat sich ein Incompatibilitäts-Scandal entwickelt, in welchem wir Gelegenheit haben, die ganze Bosheit der ungarischen Gemüthsart kennen zu lernen. Es handelt sich um [illegible] oder verschärfte Incompatibilität. Die Regierung hat [illegible]

Digitized by Google

Und um es gleich zu sagen, weit mehr versucht als geprieren. Nach dem magyarischen Volksliede ist der Ungar „unter Thränen heiter," und unter solchen Umständen darf es niemand Wunder nehmen, daß nach der Coulorfitte auch der Ungar lügt, wenn er höflich ist. Derbe Worte, kräftige Gleichnisse und niedliche Verwünschungen kann man in jeder europäischen Herrengesellschaft hören, zumal in einer solchen, wo alle Mitglieder einander duzen, wie dies im ungarischen Parlament der Fall ist. Das traute „Du" kennt bekanntlich jede unaufrichtige Förmlichkeit und verscheucht jede lügnerische Convention. Man gibt sich, wie man ist, man sagt, was man denkt, und man wagt seine geheimsten Wünsche und innersten Ueberzeugungen zu vertreten, selbst wenn diese Wünsche und Ueberzeugungen mit der öffentlichen Meinung des Tages und der Stunde contrastieren. Gewiß, die öffentliche Meinung in Ungarn fordert die gesetzliche Regelung der Incompatibilität der Abgeordneten, und die Strömung im Lande wurde schon vor zwei Jahren stark und mächtig, daß die Regierungspartei, welche lange Jahre jede Revision des Incompatibilitäts-Gesetzes perhorreszierte, bewilligt war, in den Pact zwischen den politischen Parteien, der beim Amtsantritte des Ministeriums Szell geschlossen wurde, auch diese Reform aufzunehmen. Seither hat die Bewegung eher an Kraft gewonnen als verloren und die ungarische Regierung mußte daher die peinliche Incompatibilitäts-Frage im Interesse der Majorität noch vor den Wahlen aus der Welt schaffen, schon um die parlamentarische Mehrheit in den Augen der Bevölkerung von den erhobenen Anklagen zu reinigen und — denn die politische Moral hat stets auch eine praktische Seite — um der Opposition eine gefährliche Waffe aus der Hand zu winden. So begreiflich es aber ist, daß die Regierung, ein großer Theil der Majorität und ein großer Theil der Minorität die Revision des Incompatibilitäts-Gesetzes jetzt endlich in einer Weise durchführen wollen, die alle Uebergriffe und Mißbräuche unmöglich macht, so begreiflich ist es auch, daß ein kleiner Theil der Majorität und ein noch viel kleinerer Theil der Minorität von diesen Purificationsbestrebungen nichts weniger als entzückt sind und ihrem Mißvergnügen auch lauten, derben und kräftigen Ausdruck geben. Das sprichwörtliche Sprichwort sagt: „Vous criez, donc vous avez tort", und man darf von den unzufriedenen Coulisse-Kraftexlern des ungarischen Parlamentes umgekehrt sagen: Sie sind im Unrecht und deshalb schreien sie.

Aber sie schreien, und ihr Lärm dringt bereits in die Säle der Commissionen und in die Zimmer der Minister. Schon wurden dieser Unzufriedenen zahlreiche Concessionen gemacht. Der große Incompatibilitäts-Ausschuß mußte ein engeres Comite entsenden, welches einen provisorischen Gesetzentwurf auszuarbeiten hatte, und als dieser Entwurf nach langen Mühen fertiggestellt und die Berathung im großen Ausschusse bereits festgesetzt worden war, mußte neuerdings ein noch engeres Comité gewählt werden, welches eine Prüfung des Entwurfes vorzunehmen hat, ehe derselbe vor den großen Ausschuß gelangen darf. Doch wenn der Entwurf des neuen Incompatibilitäts-Gesetzes bereits alle engeren und weiteren Comites, alle Kleineren und größeren Ausschüsse passiert haben wird, dann soll er erst vor das Plenum des Abgeordnetenhauses und dann in die Commissionen und vor das Plenum des Magnatenhauses gelangen, kurz, dieser arme Entwurf wird unzählige Gelegenheiten erhalten, sich auf seinem holperigen Passionswege sämmtliche Paragraphen zu brechen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese Raststrecke bei jenen, welche jetzt gegen den Entwurf ingrimmig wüthen und wühlen, das sichtbarste Bedauern erwecken würde, so, man darf die Behauptung riskieren, daß unter den parlamentarischen Leidtragenden eben jene am lautesten über den Sturz des Gesetzentwurfes jammern dürften, welche jetzt diesen Sturz am lautesten fordern. Allerdings findet der Kampf gegen die Vorlage, wie schon betont, derzeit bloß in den Couloirs, im Kreise von Vertrauten und Freunden statt, während die Thränen über das verunglückte Gesetz vor der großen Oeffentlichkeit, im Saale der Gesetzgebung, geweint werden würden, damit die p. t. Wähler, die dann und wann von ihrem moralischen Katzenjammer heimgesucht werden, keinen Grund zur Beruhigung haben.

Dieses Doppelspiel ist recht schlau erfonnen, aber es wird kaum gelingen. Wohl ist es möglich, durch den Kunstgriff in den Couloirs die Verhandlung des Gesetzentwurfes über die Incompatibilität noch eine Weile zu verzögern, aber schließlich wird derselbe dennoch durch die verschiedenen Comites und Ausschüsse geleitet werden und einigermaßen gerzanst im Plenum des Abgeordnetenhauses landen. Und hier wird sich dann der strategische Rückmarsch der Parteien vollziehen müssen. Allerdings soll man hoffen dürfen, daß auch im Berathungssaale des Abgeordnetenhauses noch nicht alle Masken gelüftet werden sollen, ja, daß eine Reihe von Kniffen und Pfiffen, Schlichen und Tricks geplant ist, welche die harmlose Mitwelt überraschen und verblüffen werden, doch wir meinen, daß auch bei diesem politischen Karnevalende die Stunde kommen muß, in welcher die Larven, wenn nicht freiwillig, so doch unfreiwillig von den Gesichtern genommen werden dürften. Und es ist sehr gut, daß dies endlich geschieht. Denn die künstliche Verzauberung und die parlamentarische Maskerade hat lange genug Verwirrung und unter dem Deckmantel der Incompatibilität wurden lange genug unerlaubte, unschicklichte, ja selbst ungesetzliche Machinationen betrieben.

Daß das Wort Incompatibilität überall Unvereinbarkeit oder Unverträglichkeit bedeutet, weiß jedermann, doch was es in Ungarn bedeutet, wissen die wenigsten außerhalb des Königreiches der ungarischen Krone. Hier bedeutet nämlich seit Jahr und Tag das Wort Incompatibilität eigentlich nichts anderes als — sein Gegentheil, nämlich: Compatibilität, denn alle jene Geschäfte, welche den Abgeordneten nicht gestattet sein sollten und die unter den Begriff der Incompatibilität fallen, wurden stets im Namen der heiligen Incompatibilität für compatibel erklärt. Denn man glaube nur nicht, daß die Incompatibilitäts-Frage in Ungarn ganz ungelegelt sei. Es gibt ein Incompatibilitäts-Gesetz, das allerdings recht zahm und überdies recht unklar ist, jedoch präzis und deutlich in einem Punkte ausspricht, daß diejenigen Abgeordneten, welche Directoren von Actiengesellschaften sind, die mit der Regierung in einem „ständigen Vertragsverhältnisse" stehen, entweder auf ihr Abgeordnetenmandat oder auf ihre Stelle bei den betreffenden Unternehmungen verzichten müssen. Das Abgeordnetenhaus wählt auch zu Beginn jeder neuen Session den Incompatibilitäts-Ausschuß, der in diesen Angelegenheiten richterliche Gewalt besitzt und in allen Incompatibilitäts-Angelegenheiten zu entscheiden hat. Doch diesem Incompatibilitäts-, d. h. eigentlich Compatibilitäts-Ausschusse war alles genehm; derselbe berief während der traurigen Bänffy-Aera über hundertse von Incompatibilitäts-Anmeldungen, ohne auch nur einen einzigen Incompatibilitäts-Fall entdecken zu können. Und doch wurden diesem Ausschusse die Directoren der Classenlotterie-Actiengesellschaft, der „Adria"-Schiffahrtsgesellschaft, der Baggonleih-Actiengesellschaft, der Ganz'schen Fabriks-Actiengesellschaft, der Nobel Dynamit-Actiengesellschaft und anderer Unternehmungen angemeldet, welche Actiengesellschaften in einem „ständigen Vertragsverhältnisse" zur Regierung standen und stehen, wie die Gesetze und die Budgetposten beweisen! Aber in keinem einzigen Falle wurde die Incompatibilität ausgesprochen, denn die Majorität des Ausschusses war immer compatibel gestimmt. Die Opposition wurde nicht müde, diese Incompatibilitäts-Scandale immer wieder zu geißeln und auch in der Regierungspartei forderten viele hervorragende Mitglieder eine Revision jenes Incompatibilitäts-Gesetzes, welches, genau genommen, jede Incompatibilität gestattete. So oft man aber Baron Bänffy von der Revision dieses Gesetzes sprach, spielte er den Kranken und murmelte mit dem alten König Lear: „Mach' kein Geräusch, mach' kein Geräusch, zieht die Gardinen zu; so, so, so ... wir wollen morgen früh zu Abend speisen; so ... so ... so..." Mit dem Sturze Bänffys war aber dieses Komödienspiel zu Ende und jetzt endlich scheint es mit der Revision des Incompatibilitäts-Gesetzes, respective mit der Schaffung eines klaren und deutlichen Gesetzes voller Ernst zu sein, was freilich den alten Freunden der nach jeder Richtung compatibeln Bänffy-Aera wenig Freude macht, die denn auch gegen die neue Vorlage wettern und zetern; — freilich derzeit bloß in den Wandelgängen des Abgeordnetenhauses!

Man würde also menschlich irren, wenn man annehmen würde, daß diese erzagierten Gegner der Vorlage ihre persönlichen Interessen in den Vordergrund stellen, daß sie ehrlich und offen angeben, welche Summen an Tantièmen und Betheiligungen sie verlieren müßten, falls es ein strenges und gerechtes Incompatibilitäts-Gesetz gäbe. Nein, von ihren persönlichen Interessen sprechen sie ganz und gar nicht — denn uneigennützig und selbstlos sind sie alle — sondern sie stellen sich auf den „principiellen" Standpunkt und führen Folgendes aus: Durch die Schaffung eines Incompatibilitäts-Gesetzes würde den Abgeordneten jede „volkswirtschaftliche Thätigkeit" erschwert werden, und der Landesvater wäre infolge dessen darauf angewiesen, von seinen Abgeordnetendiäten zu leben, die genau 6400 Kronen (4800 Kronen Diäten und 1600 Kronen Quartiergeld) jährlich betragen. Von dieser Summe, die nicht einmal die constitutionellsten Bakkologen deckt, kann ein Abgeordneter, der doch eine anständige Wohnung haben, in einem vornehmen Restaurant speisen, Bälle und Theater, Clubs und Ausstellungen besuchen, Studien und Reisen machen muß, in Budapest nicht leben, es sei denn, daß er Vermögen besitzt. Die Folge davon dürfte also sein, daß der Mittelstand nicht mehr im Parlamente vertreten wäre, sondern nur die ganz reichen Leute — Grundbesitzer und Millionäre — oder die ganz armen Menschen, denen auch ein Einkommen von 6400 Kronen „ein Ziel aufs innigste zu wünschen" ist. Mit den Schlagworten: Liberalismus und Demokratie, die angeblich durch das neue Gesetz schwer verletzt werden dürften, kämpft man in den Couloirs gegen jede Verschärfung der Incompatibilität und weist dann noch und zwar mit Recht darauf hin, daß die neue Vorlage die Incompatibilität nicht auch auf das Magnatenhaus ausdehnen will, wodurch die Mitglieder des Oberhauses nicht nur eine exceptionelle Stellung, sondern auch .... alle fetten Directionsstellen erlangen werden.

Trotz man diese Einwürfe objectiv wird man finden, daß dieselben nur zum Theile stichhaltig sind. Zweifellos richtig ist es, daß diejenige, was den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses ge-

Digitized by Google

ſetzlich verboten iſt, den Mitgliedern des Magnatenhauſes nicht geſtattet werden kann und daß dasjenige, was mit der Würde eines Abgeordneten unvereinbar gefunden werden wird, mit der Würde eines Magnaten nicht vereinbar ſein darf. Doch von dieſem Momente abgeſehen, fallen alle gegen das neue Inkompatibilitäts-Geſetz gerichteten kritiſchen Bemerkungen in ſich ſelbſt zuſammen. Die „volkswirtſchaftliche Thätigkeit“ der Abgeordneten war, wie dieſer Tage im Parlamente treffend bemerkt wurde, zumeiſt eine rein privatwirtſchaftliche, denn die Abgeordneten hatten keine Ahnung von den Geſchäftszweigen jener Inſtitute, in deren Direktionen ſie ſaßen. Sie hatten und haben wohl große Einkünfte, denn es gibt mehr als ein Dutzend Abgeordnete, die von verſchiedenen Banken und Fabriken alljährlich zwiſchen 40.000 bis 100.000 Kronen Revenuen beziehen, ja das jährliche Einkommen eines parlamentariſchen Inkompatibilitäts-Champions wird auf 500.000 Kronen geſchätzt, aber dieſe Abgeordneten wurden nicht wegen ihrer Fachkenntniſſe (die ſie nicht hatten) honoriert, ſondern bloß ihre Namen, ihre Verbindungen mit der Regierung und ihre Informationen in den verſchiedenen Miniſterien wurden bezahlt. Ob die betreffenden Aktiengeſellſchaften dabei auf ihre Rechnung kamen, ob dieſelben ein ſchlechtes oder ein gutes Geſchäft machten, iſt nicht unterſucht. Hier ſei bloß conſtatiert, daß weder das Parlament, noch das wirtſchaftliche Leben, noch das Anſehen der Politiker, noch die öffentliche Moral etwas verlieren werden, wenn es den Abgeordneten in Zukunft verwehrt ſein wird, ehrenwerten und minder ehrenwerten Aktiengeſellſchaften ehrenwerte und minder ehrenwerte Agentiendienſte zu leiſten. Es iſt wohl richtig, daß ein Einkommen von 6400 Kronen im Jahre nicht fürſtlich genannt werden kann, aber die ungariſchen Abgeordneten dürften niemals vergeſſen, daß eine der edelſten Geſtalten des ungariſchen Parlamentes, der langjährige Führer der Unabhängigkeitspartei, Daniel Irányi, zwanzig Jahre hindurch nur von ſeinen Abgeordnetendiäten lebte, die damals, nebenbei bemerkt, bloß 1800 bis 2000 Gulden, alſo nicht einmal 4000 Kronen betrugen. Und Irányi ſpielte dennoch eine erſte Rolle im Abgeordnetenhauſe. Dieſe Thatſache allein beweiſt, wie leer und hohl die Befürchtung iſt, daß Liberalismus und Demokratie durch ein Inkompatibilitäts-Geſetz verletzt werden könnten, welches den Abgeordneten die letzten Einnahmen bei Banken und Fabriken ein- für allemal verrammelt. Wir wiederholen, weder das Parlament, noch das wirtſchaftliche Leben, noch das Anſehen der Politik, noch die öffentliche Moral wird etwas verlieren; — höchſtens einige hungrige Politiker.

Es ſei hier überdies darauf hingewieſen, daß weder Franz Deák noch Graf Julius Andraſſy, weder Baron Paul Sennyei noch Koloman Tisza, weder Deſider Szilágyi noch Graf Albert Apponyi jemals in die Directionen von Aktiengeſellſchaften eintraten und alle ähnlichen Anträge ſchroff zurückwieſen. Deshalb wird es auch niemand billigen, daß Graf Stephan Tisza, der Sohn Koloman Tiszas und der Erbe des Grafen Ludwig Tisza, erſt unter dem Eindrucke der mächtigen Inkompatibilitäts-Strömung ſeine Stellen bei verſchiedenen Aktiengeſellſchaften niederlegte und Graf Ferdinand Zichy, der Führer der elericalen Volkspartei, die ſelbſtverſtändlich am wüthendſten gegen die Inkompatibilitäts-„Corruption“ kämpft, noch immer Director der Ungariſchen Allgemeinen Creditbank und der Erſten Ungariſchen Allgemeinen Aſſecuranz iſt, welche Anſtalten ſehr hohe Tantiemen bezahlen und mit der Regierung in dem bekannten „ländlichen Vertragsverhältniſſe“ ſtehen!

Sicherlich wird es zahlreiche Directoren und Aufſichtsräthe, die Abgeordnete oder richtiger: Abgeordnete, die Directoren und Aufſichtsräthe ſind, geben, welchen das neue Incompatibilitäts-Geſetz höchſt unangenehm iſt, denn das Wort Szechenyis trifft heute mehr als jemals zu: „Das Ziel vieler beſteht darin, vor der Oeffentlichkeit zu glänzen, nicht aber der Oeffentlichkeit zu nützen.“ Wenn aber auch die Gegner des Incompatibilitäts-Geſetzes jetzt in den Couloirs ihre Minen legen und ſpäter verſleicht — was wir allerdings bezweifeln möchten — im Plenum des Abgeordnetenhauſes den Muth haben ſollten, an einem offenen Angriff gegen ein Geſetz überzugehen, das eigentlich nichts anderes will, als den politiſchen Anſtand und die politiſche Moral wieder zu Ehren zu bringen, ſo werden dieſe geheimen und offenen Anſchläge ſicherlich mißlingen. Zu ſtark und zu mächtig iſt in ganz Ungarn die Entrüſtung über die zahlreichen Incompatibilitäts-Scandale, als daß dieſe Bewegung und Erregung durch den Incompatibilitäts-Rummel in den Couloirs des Parlamentes aufgehalten werden könnte. Franz Deák ſagte bei der Berathung über den erſten Entwurf eines Incompatibilitäts-Geſetzes im Jahre 1868: „Ich wünſche, daß jedes Mitglied der Volksvertretung unabhängig ſei und daß dieſe Unabhängigkeit durch das Geſetz geſichert werde.“ Dieſe Unabhängigkeit der Abgeordneten im allgemeinen wird jetzt hoffentlich durch ein Geſetz garantiert werden, welches die Abhängigkeit der Abgeordneten im beſonderen unmöglich macht.

Budapeſt. Arpád

Bodenentſchuldung und Verſchuldungsgrenze.

Von Prof. Dr. Eugen v. Philippovich.

II.

Iſt die Ueberſchuldung der Bauerngüter in Tirol und die Geſahr immer neuer Wiederholung dieſer Verſchuldung wirklich ſo groß, daß eine Verſchuldungsgrenze errichtet werden muß? Grabmayr iſt dieſer Meinung und ſtützt ſie auf drei Thatſachen. Erſtens auf die Höhe der ausgewieſenen Hypotheken für die Gebiete des ſachen Landes „ſonſtiger“ Beſitz im Grundbuche) im Verhältnis zum Kataſtralreinertrag; zweitens auf die unverhältnismäßig große Zahl von Realexecutionen; drittens auf die Thatſache übertrieben hoher Bodenbewertung mit der natürlichen Folge einer häufigen Inanſpruchnahme großen Beſitzercredites.

Daß die Verſchuldung des Tiroler Grundbeſitzes eine ungewöhnliche Höhe erreicht hat, iſt nach den von Grabmayr mitgetheilten und ſeinerzeit in den Beilagen zum Rentenguͤterzeigeneinweiſe enthaltenen Materialien nicht zu beſtreiten. Wir haben ja wieder keine ausreichenden Nachweiſungen, aber doch ſehr auffällige Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Frage. Es iſt das Verſchuldungsverhältnis in Tirol ein außerordentlich ungünſtiges. Der Schuldenſtand, den die Grundbücher 1895 für jene Gebiete, die als „ſonſtiger Beſitz“ zuſammengefaſst werden, das heißt für die nicht ſtädtiſchen und nicht landtäflichen Gebiete ausweiſen, ergab für jeden Gulden Kataſtralreinertrag des Bodens in Nordtirol eine Hypothekenbelaſtung von fl. 53, während z. B. in Oberöſterreich 1893 die ſo berechnete Hypothekenlaſt nur fl. 13·80 betrug. Das bedingt ja allerdings noch nichts Schlechtes, da in dem „ſonſtigen Beſitz“ in Tirol manch kleine Oertlichkeit ſteckt, die als Curort und Sommerfriſche zu lebhafterer Bauthätigkeit Anregung bietet und damit Gelegenheit zu einer Verſchuldung gibt, die nicht landwirtſchaftlicher Natur iſt. Aber immerhin iſt das Mißverhältnis arg. Es wird auch dadurch nicht viel gemildert, daß in Tirol bei ſeinem niedrigen Kataſtralreinertrag — 38 Millionen Gulden gegen 108 Millionen in Oberöſterreich — die im „ſonſtigen Beſitz“ mitgegebenen Hausbhypotheken die ländliche Schuldenlaſt unverhältnismäßig ſtärker erſcheinen, als in Oberöſterreich. Denn nach einer Berechnung des Bruttomietzinſes in den Gebieten des ſonſtigen Beſitzes in Tirol und Oberöſterreich, die ich nach Angaben aus verläſslicher Quelle verſucht habe, beträgt dieſer dort 2 Millionen, hier 1·6 Millionen Gulden. Erhöhen wir die Ziffern wegen mancher Abzugspoſten, die auf ſie Einfluß gehabt haben, um die Hälfte, ſo erhalten wir dort 3, hier 2·4 Millionen. Das repräſentiert einen Häuſerkapitalwert von 75 und 60 Millionen. Nehmen wir an, die Häuſer ſeien zur Hälfte ihres Wertes verſchuldet, ſo ergibt dies 37·5 und 30 Millionen Gulden, das heißt, es würde darnach die eigentliche landwirtſchaftliche Verſchuldung in Tirol um rund 10 Procent pro Gulden Kataſtralreinertrag, in Oberöſterreich um 3 Gulden ſinken und die Belaſtung würde ſich dann in den beiden Ländern verhalten wie 43:10·8, alſo immer noch ſehr zu Ungunſten Tirols ausfallen.

Nicht ſo ſchlimm ſteht es mit den Realexecutionen. Daß die Zahl der Realexecutionen in Tirol häufiger iſt, als in anderen Kronländern, iſt zuzugeben. Grabmayr führt an, daß auf 1000 Erbfälle im Zehnjährigen Durchſchnitt in Oberöſterreich 138, in Schleſien 150, in Steiermark 175, in Tirol dagegen 357 Realexecutionen entfallen ſeien, ſo daß alſo der zwangsweiſe Beſitzwechſel in Tirol im Vergleich mit den genannten Ländern rund dreimal ſo oft eintritt. Daraus ſei ein Rückſchluß auf den Grad der Bedrängnis des kleinen und mittleren landwirtſchaftlichen Beſitzes geſtattet. Die Beweisführung iſt beſtechend, aber meines Erachtens nicht zutreffend. Zunächſt iſt es ſtreitbarer, die Realexecutionen in ein Verhältnis zu den Erbfällen zu ſetzen. Es gewinnt den Anſchein, als ob dieſe ja häufig zu Zwangsverkäufen führten und in der Zahl der Erbfälle von Bauerngütern, dieſe unter den Hammer kämen, während doch die Erbfälle hier nur ein Mittelfall zur Vergleichung ſind. Gerade in den Erbtheilungen ſcheint Tirol ſich nicht von anderen Ländern zu unterſcheiden, denn die Erbtheilungsſchulden betrugen im Verhältnis zum Wert der Verlaſſenſchaftsrealitäten in Procenten

	1896	1896	1895
in den Grundbuchsländern	12·6	13·8	17·2
in Tirol	13·3	17·4	17·5

Die Zahl der Realexecutionsfälle im „ſonſtigen“ Beſitz iſt aber wirklich erſchreckend groß. So entfiel im Durchſchnitt der Jahre 1891 bis 1895 ein Fall auf 81 ſelbſtändige Landwirte, während in Niederöſterreich das Verhältnis 1:152, in Oberöſterreich 1:212 war u. ſ. w. Die Verhältniszahlen bleiben alle wirklich in Tirol ſchlechter. Allein, wenn wir nahen zuſehen, finden wir, daß 1895 ganz entſchieden durch Südtirol und durch den Bezirk Lienz, nicht den kleinen und mittleren Landbeſitz betreffend, ſondern den Großbetrieb, welcher innerhalb des Gebietes des ſonſtigen Beſitzes in Tirol 1896 zu 21·2 Procent der Gemeinden, 1895 zu 20·4 Procent der Gemeinden, 1894 zu 19·2 Procent der Gemeinden, 1893 zu 18·4 Procent der Gemeinden, 1892 zu 17·6 Procent der Gemeinden und 1891 zu 17·2 Procent der Gemeinden

Digitized by Google

mit einem Gebiet von 6357 Quadratkilometern und 5536, oder 47·9 Procent der Gesammtzahl, auf Nord- und Deutsch-Südtirol mit 20.326 Quadratkilometern. Auf je 100 Quadratkilometer entfielen somit in Nord- und Deutsch-Südtirol nur 27 Executionsfälle oder 3·4 im Jahre, auf Italienisch-Südtirol aber 97 oder 12 im Jahre.*) Im Jahre 1896 war die Ziffer 2·9 und 11·5. Drei Realexecutionsfälle im Jahre auf hundert Quadratkilometer, das ist doch noch nicht erschrecken viel! Und nun zur Größe der davon betroffenen Realitäten. Es war das Behältnis des Gebietes, das vom Besitzwechsel (auf irgendwelchen Grunde) getroffen wurde, zur gesammten Area 1896, und ähnlich in früheren Jahren, in ganz Oesterreich (außer Galizien, Bukowina und Dalmatien) 3·8 Procent, in Tirol 2 Procent. Es ist also in Tirol ein geringerer Theil des Bodens mobilisiert als in anderen Kronländern. Betrug doch der Procentsatz in Oberösterreich 4 Procent, in Niederösterreich 7·6 Procent, Mähren 4·3 Procent, Steiermark 5 Procent.**) Das es in ganz überwiegendem Maße der kleine und kleinste, nicht mittlere Besitz ist, der an dem Besitzwechsel betheiligt ist, das geht aus den Nachweisungen der Kaufpreise und Liquidationsziffer der einzelnen Fälle hervor. Von 10.333 Veränderungen durch Kaufverträge im Jahre 1896 hatten 7910 einen Kaufpreis von unter 1000 fl., 1837 einen solchen von 1000 bis 5000 fl. zur Grundlage. Ein Bauernhof im Wert von 5000 fl. kann noch nicht als solcher mittlerer Größe bezeichnet werden.***) Mehr als 95 Procent aller dieser Fälle berühren also die geschlossenen Höfe sicherlich gar nicht. Ebenso ist es bei den Realexecutionen. Im Jahre 1896 kamen 1313 solche in Tirol vor. Von diesen ergaben 993 einen Erlös unter 1000 fl., 286 einen solchen zwischen 1000 bis 5000 fl. 1291 oder 95 Procent aller Fälle waren daher unter jener Grenze, innerhalb deren zweifellos keine Bauernhöfe mittlerer Größe liegen. Aus diesen Ziffern ist daher ganz gewiß keine Bedrängnis der eigentlichen Bauern herauszulesen und es klingt mir ein älterer Satz von Grabmayr im Ohr: „Im eigentlichen Bauernstand kommen in der Regel nur unsüchtige Wirte auf die Gant, welche durch Unverstand, Leichtsinn, Verschwendung, Trunksucht u. s. w. an ihrem finanziellen Ruin selbst Schuld tragen.“*) Ist eine andere Auffassung heute gerechtfertigt, dann bedarf sie meiner Ansicht nach doch noch eines besonderen Nachweises.

Was endlich die Ueberschätzung des Bodenwertes anbelangt, so ist diese nach allgemeinen Erfahrungen eine bedeutende wieder nur beim kleinen Grundbesitz und beim Parcellenkauf. Es ist gewiß, daß die Höhe des Restkaufschillings, der durchschnittlich auf erworbenen Realitäten haftet, in Tirol größer ist, als anderswo. Er betrug z. B. 1896 27·9 Procent des bedungenen Kaufpreises, ist Jahr für Jahr über 20 Procent, während er in den anderen Ländern nur vereinzelt 20 Procent erreicht. Leider ist aber aus den Materialien unserer Statistik nicht festzustellen, wie das Verhältnis sich bei den einzelnen Realitätenkategorien gestaltet. Aus dieser allgemeinen Thatsache den Schluß zu ziehen, daß auch geschlossene Höfe regelmäßig überzahlt zu werden, bezw. mit zu geringem Capital gekauft zu werden pflegen, würde ich nicht wagen. Es scheint mir aus den früheren Bemerkungen über den Realitätenverkehr in Tirol hervorzugehen, daß in der allgemeinen Statistik desselben die „Bauernhöfe mittlerer Größe“ nicht in entscheidender Weise hervortreten. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß auch in der Statistik der Kaufschillingsreste das eigenthümliche Gepräge nicht durch die Höfeverkäufe hervorgerufen wird. Allerdings muß ich zugeben, daß ich auch nicht in der Lage bin, nachzuweisen, daß Postkäufe in normalerer Weise vor sich gehen, und jedenfalls wird man beachten müssen, daß auch die Ueberzahlungen bei Käufen einzelner Grundstücke auf die Verschuldung jener Grundstücke einwirken können, zu welchen sie hinzugekauft werden, da der Kaufpreis für jene in der Regel auf den Gesammtbesitz des Käufers intabuliert werden wird.

Als eigentlich bedrohlich erscheint daher nur die Gesammtziffer der ausgewiesenen Verschuldung. Die Folgen dieser Verschuldung — Zwangsverkäufe — treten aber wenigstens im mittelbauerlichen Besitz nicht hervor und ihre Ursachen sind nicht deutlich zu erkennen. Ich gestehe, daß damit die hohe Verschuldungsziffer des kostligen Besitzes in Tirol zu einem Problem wird, das hier mich nicht gelöst ist. Ich muß es den Landeskundigen überlassen, es zu lösen und würde sehr empfehlen, daß der Tiroler Landesausschuß typische Erhebungen veranlasste, wie sie seinerzeit in deutschen Staaten gemacht wurden und in vergangenen Jahre in Steiermark ausgeführt worden sind.

Zum Zwecke der theoretischen Beurtheilung der von Grabmayr vorgeschlagenen Verschuldungsgrenze will ich annehmen, daß das Ergebnis einer solchen Untersuchung eine Bestätigung meiner Ansicht rechtfertigt. Würde dann noch etwas gegen die Beschränkung der freien Verschuldbarkeit der bäuerlichen Höfe einzuwenden sein? Vergegenwärtigen wir uns nochmals, um was es sich handelt. Jener kleine Stock von Bauern, welche Höfe mittlerer Größe besitzen, soll verhindert werden, einen Besitzeredit in Anspruch zu nehmen, der zwei Drittel des Hofwertes übersteigt. Für Meliorationen, in Nothfällen soll eine Ueberschreitung dieser Grenze möglich sein. Der Besitzeredit soll nicht beschränkt werden, aber nur als Personalcredit oder Lombardcredit zulässig sein. Das heißt, wegen solcher Schulden zum Zwangsverkaufe des Hofes des Schuldners zu schreiten, soll den Gläubigern zustehen. Das sind die Vorschläge, denen gegenüber zwei Fragen zu erörtern sind. Erstens, welches soll der Wert sein, von dem die zwei Drittel berechnet werden; zweitens, wie wird der Ausschluß der hypothekarischen Sicherstellung auf den Personalcredit wirken? Herr v. Fesler hat mit Bezug auf die letztere Frage nicht mit Unrecht betont, daß der ländliche Wucher dadurch gefördert werden könnte und Dr. Schiff hat in einer Besprechung der Grabmayr'schen Schrift gar die Forderung aufgestellt, daß auch die Personalcreditorganisation von amtswegen organisiert werde, damit den Bauern künftig der Betriebscredit nicht fehle. Nun, welches ist denn die Gefährdung, die der Personalgläubiger liefe? Offenbar nur die, daß er, wenn die Landesanstalt zur Zwangsvollstreckung schreiten muß oder wenn das Gut im freihändigen Verkaufe oder bei Erbtheilung in andere Hände kommt, nicht durch rechtzeitige Sicherstellung die Bezahlung seiner Forderung retten kann. Dem kann aber meiner Ansicht nach durch einige Mittel vorgebeugt werden. Zunächst könnte bewirkt werden, daß die Landesanstalt Vormerkungen von Personalschulden ihrer Schuldner vorzunehmen hat, mit der Wirkung, daß, im Falle sie zum Zwangsverkaufe schreitet, die bei ihr vorgemerkten Personalschulden in der Reihenfolge ihrer Anmeldung eine Deckung aus dem ihrer Forderungen übersteigenden Erlös des Gutes finden sollen. Sodann bleibt — für die beiden anderen Fälle, wenn man nicht bei ihnen analog verfahren will — doch immer noch die pfandweise Beschreibung der Fahrnisse und Betriebsmittel des Gutes für den Personalgläubiger möglich, und endlich ist doch noch die Frage offen, ob man nicht, solange es an Kaufliebhabern fehlt und eine Gefährdung des Personalcredites zu erwarten ist, solchen Forderungen, solange sie innerhalb der zweidrittelgrenze bleiben, durch Vermittelung der Landesanstalt eine Sicherstellung auf der Realität gewähren sollte. Daß man sich damit einer theoretischen Sünde schuldig macht, weiß ich. Aber die Voraussetzung ist ja die, daß das entgegengesetzte Verhalten einer Creditverweigerung aus doctrinären Gründen gleichkäme.

Die Sorge, daß der Bauer nicht den nöthigen Betriebscredit finden könnte, scheint mir daher nicht sehr drückend. Für viel wichtiger, ja für eigentlich entscheidend sehe ich die Frage nach der Bewertung an. Grabmayrs Vorschlag bedeutet nichts anderes, als eine Vermeidung künftiger Ueberschuldung durch Herabdrückung des Bodenwertes, den man verschulden kann. Zwar soll die Landesanstalt zunächst nach dem Verkehrswert berechnen, nach und nach aber soll sie dazu übergehen, an die Stelle des Verkehrswertes den Ertragswert zu setzen. Welches Verhältnis Grabmayr zwischen den beiden annimmt, sagt er nicht. Zu Gunsten des Anerben, der den Hof übernimmt, hält er ein Voraus von einem Drittel des häufigen Verkehrswertes für nothwendig, wenn nicht „den Abhandlungsorganen jegliches Verständnis für Zweck und Geist des Anerbenrechtes mangeln,“ so daß stets von einem Gute im Verkehrswerte von 12.000 fl., einer Schuldenlast von 5000 fl., bei drei Erben, die weiteren Erben je 3000 fl. und der Anerbe den Hof erhalten, der nur ihn nach Schulden und der an die Miterben auszuzahlenden Erbtheile einen reinen Verkehrswert von 5000 fl. repräsentierte. Ob wirklich eine derartige Bevorzugung des Anerben „den herrschenden Anschauungen und Empfindungen der bäuerlichen Kreise“ entspricht, weiß ich nicht. Doch scheint es mir sicher, daß, wenn man nun, um zum Ertragswerte zu kommen, den Verkehrswert in gleicher Weise verkürzen, so würde das im angegebenen Beispiele bedeuten, daß das Gut nur für die Creditgewährung mit nur 10.000 fl. in Betracht käme und daher eine Belastungsmöglichkeit von 6666 fl. haben dürfte. Das bei einem Verkehrswerte von 12.000 fl.! Das würde eine Katastrophe für die Bauern bedeuten. Daß Grabmayr in der That eine Identität des Ueberschuldungswertes und des Ertragswertes annimmt, nach der die Verschuldungsgrenze zu berechnen wäre, scheint mir aus einer Bemerkung S. 117 hervorzugehen, wo er sagt: „Zu Anerbenrecht sind schon die Verschuldungsgrenze; denn sie dem Anerben zugute, wenn er den Hof übernimmt, so soll er sie auch während seiner Besitzzeit respectieren. Er kann sich aber eine Schuldenlast nicht beibringen, der er seinen Besitz unter [illegible] quittieren verdankt.“ In der Praxis würde die Verschuldungsgrenze [illegible] Ueberschußwert und Ertragswert [illegible] Eine Ertragsverbesserung im exacten [illegible] Durchführung des auf dem Hofe zu erzielenden Ertrages nach dem landesüblichen Zinsfuße — wird in [illegible] wollen anmöglich sein, weil dazu in den bäuer-

*) Siehe [illegible]

**) Siehe [illegible]

***) Siehe [illegible]

lichen Wirtschaften die nöthigen Anhaltspunkte fehlen, weil die Höhe des Ertrages stark durch die Persönlichkeit des Wirtes und somit durch ein subjectives Moment beeinflusst wird und weil in der Mehrzahl der Fälle der Boden nicht als Ertrag abwerfendes Object, sondern als Mittel zur Verwertung der Arbeitskraft, als Werkzeug, das den Lebensunterhalt ermöglicht, geschätzt wird. Die Art der Schätzung wird in der Regel die sein, dass man veranschlagt, wie viel Schuldzinsen auf einem Hofe bei mittlerer Bewirtschaftung gezahlt werden können und dass man dann einen Ertrag der Wirtschaft herausconstruiert, von dem zwei Drittel der als erträglich angenommenen Zinssumme entsprechen. Nicht viel anders wird man auch bei Beurtheilung des Ueberhandwertes vorgehen. Dieser Wertermittelung sollte nun aber doch nicht schon von vorneherein ein festes Gelenke vorgeschrieben werden, indem man zwei Drittel des Verkehrswertes als den Normalwert bezeichnet. Es ist ja oftmals trotz Grabmayrs gegentheiliger Versicherung, die Gefahr einer Schablonisierung schon darin gelegen, dass die Zweidrittelgrenze für alle Fälle beibehalten wird. Denn die Individualisierung der Verschuldungsgrenze liegt nicht darin, dass man in jedem einzelnen Falle die Schätzung des Hofes durchführt, sondern darin, dass man jedesmal die Persönlichkeit des Wirtes ins Auge fasst. Eine kleine, arbeitstüchtige Familie kann bei fünfundsiebzigprocentiger Verschuldung bestehen, wo eine große, weniger leistungsfähige bei sechzigprocentiger zugrunde geht. Grabmayr scheint sogar der Ansicht sein, dass die Landesanstalt das Recht haben sollte, in besonderen Fällen über die Zweidrittelgrenze hinauszugehen, wenn sich für diesen Theil der Hypotheken ein besonderer Reservefonds bilden lässt, und ich würde die Frage der Minderung des Bodenwertes durch die Schätzung der Landesanstalt gar nicht aufwerfen. Dass das in der Gegenwart unbedingt nöthig ist, anerkennt Grabmayr jedenfalls, da er „für eine nicht zu kurz bemessene Uebergangszeit eine gewisse Liberalität bei den Berechnungen, eine etwas freiere Auffassung der Sicherheitsbedingungen" für nöthig hält. Unter dieser Voraussetzung scheint mir die Einführung der Verschuldungsgrenze möglich zu sein. Jedenfalls ist Grabmayrs Vorschlag der einzige, der discutabel ist. Die in der Einleitung seiner Schrift enthaltene Kritik aller übrigen Vorschläge zur Lösung des Verschuldungsproblems ist vortrefflich. Wer positive Arbeit auf diesem Gebiete überhaupt will, wird den Principien Grabmayrs zustimmen müssen. Auch dann wäre nur, wie ich gezeigt habe, die Minorität der Tiroler Landwirte davon berührt, dass ihr aber kein Nachtheil, sondern eine wohl überlegte und zweckmäßige Beschränkung des Verkehrs.

Das Liebesleben in der Natur.

Wenn je ein wissenschaftliches Werk, so muss Bölsches Entwickelungsgeschichte der Liebe*) als Kunstwerk beurtheilt werden. Es ist ein einziges Gedicht, ein großes Epos, in dem sich die vielgestaltigen Geschlechtsvorgänge des Thierreiches wie plastisch gewordene Episoden aneinanderreihen. Es ist möglich, vielleicht sogar sicher, dass naturwissenschaftliche Kenntnisse nur so der Menge der Gebildeten wirklich schmackhaft gemacht und förmlich aufgewungen werden können. Trotzdem scheint es, dass Bölsche mitunter des Guten etwas zuviel gethan und besonders manche nebensächlichen Dinge viel zu breit ausgesponnen habe. Auch hat er sich nicht ganz enthalten können, an manchen Stellen der symbolistischen Mode mehr Concessionen zu machen, als der Ernst naturwissenschaftlicher Thatsachen gestattet. Doch trieb Bölsche durchaus nicht, wie Jules Verne, mit den Forschungsergebnissen ein romanhaftes Phantasiespiel, seine Arbeit ist durchaus solid, so solid wie die in manchen Punkten noch nicht völlig abgeschlossene Forschung nur sein kann.

Bourgets Liebesbuch und Mantegazzas Physiologie der Liebe wird jeder gelesen haben. Aber er wird darin nicht wesentlich neues erfahren haben. Bourgets skizzenhaftes Buch schildert nur das specielle Gebiet der Dominende- und Esclavenliebe, in der die Franzosen immer geglänzt haben, ohne etwas anderes als lächerliche oder gemeine Rivalen in anderen Völkern zu finden. Mantegazzas Buch athmet viel natürliche und gesundere Poesie, eigene Glücklichkeit in der Betrachtung der Geschlechtsverhältnisse, aber es ist nur zu oft eine allzudicke Ehrlichkeitshaut, die dieses und andere Bücher des Arzt-Dichterlegen durchziehen. Welche Scheu ohne Zweifel das warme, schwungvolle Gefühl des Italieners, den er in seiner Darstellung weit übertrifft. Auch der Inhalt sieht dem Mantegazzas näher, aber im wesentlichen ist Bölsches Sphäre doch eine ganz andere. Hier wird die Liebe in ihrem Auftreten von den niedrigsten Organismen an geschildert, so dass der Leser beinah anschauliche Bilder von allen seruellen Phänomenen in der Natur erhält. Jedes dieser Bilder, an und für sich fesselnd, erhält doch seinen wirkungsvollen Hintergrund erst durch die Parallele, die zwischen den Thieren und dem Menschen gezogen wird. Bipartit erhellen so die Vorgänge in der Natur die eigenen Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Es gibt kein populäres Buch, das diese Dinge je in ihrem erdhistorischen Werden geschildert hätte, und doch kann uns erst durch eine solche genetische und vergleichende Methode das ganze Verständnis der menschlichen Sexualität vermittelt werden.

Es ist außerordentlich verdienstlich, das Bölsche alle Medien und Acte des Liebeslebens bei ihrem wirklichen Namen nennt. Selten ist wohl die Schilderung auf diesem Gebiete so unerschrocken und freimüthig gewesen. Aber noch seltener ist sie dabei so innerlich rein geblieben wie in diesem Buche. Es gibt eine Höhe der Darstellung, wo alles gesagt werden darf. Bölsche hat diese Höhe erklommen. Vielleicht wirkt sein Buch auch in dieser Beziehung Gutes. Es geht ein gesundes, warmes Gefallen an menschlichen Körperformen durch das Werk. Wie alle, die vor nunmehr zehn Jahren die Forderung einer neuen Schönheit in der jungen deutschen Literatur erhoben, können es nur mit Freuden begrüßen, wenn diese Forderung sich jetzt, wie in der heutigen Dichtung, so auch in einem dichterisch geschriebenen naturwissenschaftlichen Werke erfüllt. Bölsche will der Geschlechtlichkeit eine neue, höhere Weihe geben, die Liebe wird bei ihm zur Religion, sie wird für ihn der Ausgangspunkt einer neuen ethischen und socialen Auffassung. Sie vermittelt ihm in der Continuität der Zeugung von der Amöbe an bis zum Menschen und zum letzten Zukunftsmenschen den Unsterblichkeitsgedanken, und sie gibt ihm in der körperlichen Trennung und doch nothwendigen seruellen Vereinigung der Individuen die Idee der Ehe, als der „Geschlechtsindividuums" und der socialen Gemeinschaft.

Es scheint, dass Bölsches Stärke in der Darstellung und in der Gefühlsdurchglühung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis liege. Aber er ist wohl weniger ein Pfadfinder im Reiche der Ideen. Das Raisonnement, das in der zweiten Folge des Werkes etwas stärker hervortritt, wirkt weitschweifiger als die Behandlung der naturwissenschaftlichen Episoden, obwohl jenes von diesen oft abgelöst und durch sie illustriert wird. Seine „Unsterblichkeit" bleibt doch eine illusorische, da die Zukunft der Menschheit ungewiss ist und es uns unstatthaft erscheint, eine Seele und nun gar ein Fühlen schon an nervenlosen Protozoen anzunehmen, oder gar an eine Analogie mit dem Anorganischen auch nur zu denken. Die Speculation, die Bölsche zwar nur mit Vorsicht äußert, aber doch äußert, ist schroff abzuweisen: die Anziehung und Abstoßung der Elemente, der elektrischen Pole, haben mit den Liebesempfindungen der Thiere von den Würmern an nichts gemeinsam als zufällige Aehnlichkeit in den Bezeichnungen. Bölsche steht ganz auf dem Standpunkte der Darwinschen Lehren und der Haeckelschen Fixierung des Stammbaumes. Das gibt seinem Werke eine feste Grundlage und eine große Einheitlichkeit. Wir, die die meisten Ansichten Darwins für unrichtig halten und uns auch zu Haeckels Anschauung einer ununterbrochenen und auswärts führenden, um Menschen gipfelnden Entwickelungsleiter nicht bekennen können, vermögen manchen Deductionen des Buches nicht zu folgen. Aber auch uns hindern es nicht, das Werk in seinen Einzelheiten wie in seinem Gesammteindruck als singuläres Ereignis anzusehen. Alle größeren Dichtungen, denen man heute begegnet, hinterlassen meist ein Gefühl ihrer Unzulänglichkeit, ihrer Unausgiebigkeit oder Halbheit. Das „Liebesleben" ist ein großes Epos von der Natur; wer diese nicht kennt, der wird sie in Bölsches Werk fühlen, und wer sie liebt oder gar kennt, der wird sie hier in wirkungsvollster geistiger Verklärung wiederfinden.

Waldberg Bertin. Kurt Grunewald.

*) Bölsche, Liebesleben in der Natur. Entwickelungsgeschichte der Liebe. Erster Band: Von der Amöbe bis zum Urmenschen. Zweiter Band: Von der Vielehe bis zum Monogamen. Jena, Eugen Diederichs.

Aus Privatbriefen des Grafen Leo Tolstoj über Religion und Staat.

Mitgetheilt von Wladimir Czumikow.

I

Die Trebybriefe, die ich erhalte, mit der Drohung, mich zu tödten, weil mein Wirken für die christliche Kirche schädigend sei, machen auf mich natürlich nicht viel Eindruck. Unangenehm berühren sie mich nur in der Hinsicht, dass es Menschen gibt, die grundlos hassen. Und der Tod? Zum Sterben bereitet man sich immer vor, wie es mich anders sein soll. Ich habe deutlich darüber nachgedacht, was ich auch Ihnen zu thun empfehle, dass man im gesunden Zustand darnach strebt, sein äußeres Leben möglichst gut einzurichten, wenn man aber krank ist, an das innere Leben denkt und nur noch eines lernen will, das Sterben.

II

Ohne Gläuben kann man nicht leben. Der Glaube aber ist darin beschlossen, dass man erkennt, wozu man lebt. Danach sollen auch Sie suchen, denn das ist das Wichtigste in der Welt. Aber suchen Sie es selbst zu finden und trauen Sie darin nicht anderen aus. Und es aber selbst zu erkennen, muss man damit beginnen, alle Lügen, die uns umgeben, zu verwerfen, und dann wird schon die Wahrheit kommen.

Mögen Sie gesund sein!

Digitized by Google

der letzten Zeit. Das Wesentlichste davon wird vielleicht auch noch hier Platz finden.

Mein Glaube besteht darin, daß unser Leben nicht uns, sondern Gott gehört, der uns in dieses Leben gesandt hat. Daher muß das Ziel unseres Lebens das sein, daß wir seinen Willen erfüllen. Sein Wille aber ist, daß man seinem Nächsten in Liebe begegnet, so, wie man selbst behandelt werden will, auf daß Hass und Kampf in der Welt aufhören, und Eintracht und Liebe statt dessen erblühen.

Das ist alles. Versuchen Sie es, nach diesem Glauben zu leben, und Sie werden sehen, daß er der rechte ist.

III.

Vor einigen Tagen war ein Mädchen bei mir, das mich darnach fragte — eine so bekannte und innerlich falsche Frage — was sie zu thun habe, um nützlich zu sein? Und indem ich mich mit ihr in ein Gespräch einließ, wurde ich mir selbst über Folgendes klar:

Das große Unglück, das viele Millionen leiden macht, besteht nicht so sehr darin, daß die Menschen ein böses Leben führen, als vielmehr darin, daß sie nicht nach dem Gewissen, nicht nach ihrem Gewissen leben. Die Menschen nehmen sich statt ihres eigenen Gewissens irgend ein anderes Gewissen zur Nachtichtnur, das höher steht als das ihrige (am häufigsten das Gewissen Christi). Und da sie offenbar nicht die Kraft in sich finden, nach diesem fremden, höheren Gewissen zu leben, so leben sie weder nach diesem, noch nach ihrem Gewissen, also überhaupt ganz ohne ein Gewissen.

Und sie, das arme Ding, weiß überhaupt nicht, ob sie ein eigenes Gewissen hat.

Das ist ein schlimmes Uebel. Denn das Wichtigste für die Menschen ist, daß sie sich über ihr eigenes Gewissen klar werden und nicht, wie so viele es thun, sich ein fremdes, ganz fremdes und für sie unerreichbares Gewissen aufsuchen und dann ganz ohne Gewissen leben und nichts thun, als lügen, lügen und lügen — bloß damit es den Anschein hat, als lebten sie nach einem, wenn auch fremden Gewissen.

Daher ziehe ich wahrlich einen lustigen Bruder, einen Viveur, der nicht viel nachdenkt und alle Reflexionen von sich weist, einem Grübler vor, der nach einem fremden Gewissen, soll heißen ganz ohne Gewissen, lebt. Der erste kann sich noch zu einem eigenen Gewissen durcharbeiten, der zweite niemals — wenigstens so lange nicht, bis er zu dem Zustande des ersten zurückkehrt.

IV.

Wir sind so weit gekommen, daß ein gewöhnlicher Mensch, der bloß ein Durchschnittsmaß von Vernunft und Güte besitzt, nicht mehr an der Institution des Staates theilhaben darf. Ich spreche nicht von unserem Rußland, aber er darf sich auch nicht für einverstanden erklären mit dem Großgrundbesitz in England, mit dem Ausfuhrzugzöllsystem der dortigen Fabrikanten und Capitalisten, mit der Wirtschaft in Indien, der Prügelstrafe und dem Opiumhandel, mit der Vernichtung der Eingeborenen in Afrika, mit den Vorbereitungen zum Kriege und mit dem Kriege selbst.

Und der Standpunkt, demzufolge ein Mensch sagt: ich weiß nicht, was ein Staat ist, und ich will es auch nicht wissen; aber ich weiß, daß ich nicht gegen mein Gewissen leben kann — das ist ein sicherer Standpunkt, und auf ihm müssten alle Menschen unserer Zeit stehen, um das Leben vorwärts treiben zu können. Ich weiß, was mir mein Gewissen befiehlt. Ihr aber, die Ihr Euch mit dem Staate beschäftigt, richtet ihn ein, wie Ihr wollt, nur daß er dem Gewissen des Menschen unserer Zeit entspricht.

Und doch verlassen die Menschen diesen sicheren, unerschütterlichen Standpunkt und widmen sich der Arbeit der Verbesserung und Vervollkommnung der staatlichen Formen. Und dadurch verleiten sie ihren festen Standpunkt und werden gezwungen, den Staat und das, was damit zusammenhängt, anzuerkennen und gegen ihr Gewissen zu handeln.

V.

Die sittlichen Gesetze und das Glück haben nichts gemeinsames, wenn man unter dem Glücke das Wohl des animalischen Menschen versteht. Das Wohl des geistigen Ich ist aber nur unter und nach Maßgabe der Einhaltung der sittlichen Gesetze möglich. Die christliche Lehre besteht eben darin, daß man die Erkenntnis seines Ich vom animalischen in das geistige Wesen überträgt, in das Wesen voll Vernunft und Liebe.

VI.

Nichts ist wichtiger und nothwendiger vor Gott, als die Last, vor die wir uns als Zinger Christi gespannt, mit den letzten Kräften vorwärts zu schleppen. Ich hoffe, Sie werden dieses nicht als Selbstverherrlichung meinerseits auslegen und mir glauben, dass mein Leben nur darum besteht, dieses Ich diese Last, solange meine geringen Kräfte noch reichen, zu tragen. Und „geringe" nenne ich meine Kräfte nicht aus falschem Bescheidenheit, sondern damit ich nicht vergesse, daß das Wirken meiner Kräfte, langsam, dass ich selbst seine Verwirklichung jemals erleben kann, noch auch merken werde, daß der Lastwagen sich überhaupt um eine Spur nur vorwärts bewegt hat. Und dennoch besteht nur darin meine und aller anderen Lebensaufgabe, ein Werk, das größer ist als groß oder klein — ein Werk Gottes. Ich wiederhole dieses hauptsächlich darum, damit man sich nicht durch äußeren Erfolg bestimmen lasse, denn dieser Erfolg werden wir wohl kaum erleben. Unsere innere Befriedigung sei unser Lohn, um den uns niemand bringen kann.

VII.

Drei Mittel gibt es, die Lage der Arbeiter zu erleichtern und die Menschen wieder Brüder werden zu lassen:

1. Wir sollten die Menschen nicht zwingen, für uns zu arbeiten, und weder direct noch indirect von ihnen Arbeit verlangen. Und wir sollten uns freimachen von dem Bedürfnisse nach all dem, was ein Uebermaß von Arbeit erheischt: also vor allem von dem Consum von Luxusartikeln.

2. Wir sollten die Arbeit, die schwer und unangenehm ist, für uns und — wenn es geht — auch für andere selbst machen. Und

3. — dieses ist eigentlich kein Mittel für sich, sondern nur eine Consequenz und Anwendung von 1 und 2 — wir sollten die Gesetze der Natur erforschen und neue Mittel zur Erleichterung der Arbeit suchen: Maschinen, Dampf, Elektricität. Das Nothwendige und nicht das Uebelstäftige wird man aber nur dann erfinden, wenn man über die Erleichterung seiner eigenen, aber wenigstens einer selbst durchgemachten Arbeit nachdenkt.

Was lesen wir aber? Nur von den dritten Mittel machen die Menschen Gebrauch, und auch nicht den richtigen Gebrauch, da sie sich vor allem von dem zweiten Mittel abwenden und überhaupt von den beiden ersten Mitteln nichts hören wollen.

VIII.

Man pflegt das Böse mit Gewalt und Furcht zu bekämpfen. Aber wenn man so handelt, erreicht man nur den Schein des Guten, das heißt Heuchelei. Will man anders als mit Gewalt kämpfen, so kann man sein Ziel nicht anders erreichen, als indem man in den Herzen seiner Mitmenschen die Güte erweckt. Denn das Böse kann nur Böses erzeugen — das ist ein Gesetz, an dem nicht zu zweifeln ist.

IX.

Auf eine telegraphische Anfrage der amerikanischen Zeitschrift „Wurld", was ich über das Friedensmanifest des Zaren und die bevorstehende Conferenz denke, habe ich geantwortet:

„Die Folgen dieses Manifestes werden Worte sein. Der allgemeine Friede kann nur erreicht werden durch Selbstachtung und Verweigerung des Gehorsams den Regierungen gegenüber, die Steuern und Militärdienst zum Zwecke organisierter Gewaltthätigkeit und organisierten Todschlages verlangen."

Aus der Zeit der Grobiane.

Zur Erinnerung an Bogumil Goltz.

Vielfach hört man heute über die zunehmende „Verrohung" klagen; und leider nicht mit Unrecht. Zwar ob sich wirklich die Roheit in den Kreisen der Verbrecher und der Rowdies gesteigert hat, bleibt fraglich; unzweifelhaft aber ist, daß sie längst aufgehört hat, ein besonderes Kennzeichen dieser Classen zu bilden. Man braucht sich ja nur die „maßgebenden Kreise" anzusehen! Auf die Prügelscenen in den Parlamenten Frankreichs, Oesterreichs und nun auch Englands will ich gar nicht Bezug nehmen: aber welch ein Ton der Rede ist es heutzutage, wenn einer Sippe Verbrecherpolitik, Bevorzugung aristokratische Haltung, Bamberger Eleganz und vor allem Bismarcks Ironie herrschten! In deutschen Reichstage hat ein Minister den Sänger der „Trompete von Gravelotte" wegen eines revolutionären Gedichtes einen „Schmierfink" nennen dürfen; im preußischen Herrenhause hat ein „führender Politiker" die Theilnehmer an einer gegnerischen Versammlung schlankweg als „Lausbuben" bezeichnet, ohne von dem Präsidenten des parlamentarischen Anstandes gemäßwillig zu werden. Leicht ließe sich eine stattliche Blütenlese solcher Roheiten beibringen, gerade aus den Gruppen, die officiell am eifrigsten für „Wahrung der guten Sitte" eintreten. Desgleichen wäre noch vor zwanzig Jahren undenkbar gewesen. Möglich ist es erst, seit der Antisemitismus überall das Niveau des Anstandes so tief herunterzudrücken hat.

Nun aber ist dies beileibes zu beachten. Es hat schon Zeiten gegeben, wo man viel gröber war als heute, ja wo die Grobheit beinahe als Pflicht, jedenfalls als Empfehlung galt. Aber damals hatte die Grobheit Charakter und das Schimpfen Stil; damals wußte jeder Ausdruck einen bestimmten Gemüthslage und nicht bloß, wie heute, der vollendeten Unsittlichkeit. Deshalb stehen jene groben Zeiten höher als die unsere, die die Injurie nicht mehr ästhetisch zu verwerthen weiß. Damals griff man mit Behagen zu den mephi-

Digitized by Google

tischen Geschossen; aber man handhabte sie auch mit der Berufsfreudigkeit eines guten Schützen. Wie man eine englische Abhandlung hat über „das Morden als eine von den schönen Künsten betrachtet", so könnte man auch über „die Aesthetik der Grobheit" ein Supplement zu Rosenkranz' „Aesthetik des Hässlichen" schreiben; aber man würde dabei einen bedauerlichen Verfall der Kunst des Schimpfens zu verzeichnen haben. Man lese einmal in den theologischen Streitschriften des 16. und 17. Jahrhunderts! Welcher Reichthum der Anschauung, welche Beweglichkeit der Phantasie, welche Sprachgewalt thut sich da in den unermüdlichen Schimpfwortgleichten auf! Wie genau nimmt man seinen Gegner aufs Korn, prüft, welche Schelte ihn wohl am tiefsten treffen wird, und schießt dann rücksichtslos ab! Aber heute! Wer selbst einmal am Marterpfahle gestanden hat, von der Antikritik beleidigter Eitelkeit oder geschädigter Interessen beworfen, der weiß, daß jetzt diese angenehme Situation nicht einmal mehr durch ein ästhetisches Behagen an der Schießkunst der Herren — Indianer versüßt wird. Und so ist es überall. Ein wüstes Losfeuern immer derselben abgebrauchten Beleidigungen wirkt ästhetisch so roh, wie es moralisch ohnehin roh ist. Man erinnere sich nur etwa der Wolfen, die sich im Kampfe um den Lorbeer Heinze von den Tugendgarbisten geschmungen wurden! Immer waren es die gleichen „nicht gerade die Sittlichkeit, aber den Anstand gröblich verletzenden Injurien, mit denen die Roeren und Groeber — ein unschätzbarer Name, klassisch wie der des Berliner Censors Dumrath! — auf die vom Goethebund losgingen. Die Quantität der Schimpfworte stand der der in Heines unsterblicher Disputation verbrauchten Freundlichkeiten nicht nach; aber die Qualität! Das dritte Wort war jenes freundliche Hausthier, das Fellcien Rops in seiner „Femme au cochon" zu mythologischer Bedeutung erhoben hat. Ja, auf einem Katholikentage ward Giordano Bruno mit diesem Schimpfworte begrüßt! Man muß gestehen: wenn die Roheit der Polemik für den tiefsinnigen Philosophen von Nola keine andere Bezeichnung mehr übrig hat, als den Lieblingsausdruck der Straßenjungen, dann ist die Grobheit so herunteregekommen, daß man ihre Bekämpfung schon aus ästhetischen Gründen wünschen muß.

Wie ganz anders dachte es noch vor vierzig Jahren! Damals bildete noch einmal jene alte edle „göttliche Grobheit" — ein Ausdruck, den niemand als kontradiktio in adjecto bezeichnen wird, der gewisse Göttergespräche bei Homer oder in der Edda gelesen hat. Damals stand noch die Kunst der individualisierenden Verbalinjurie in Schwung. Damals ließ noch Heinrich Leo seine Kartätschen auf das „scrophulöse Gesindel" niederlaufen; damals gab der Erzgrobian deutscher Nation, Johannes Scherr, rin nicht eben erfreulichen, aber begreiflichen Gegengewicht zu der zarten Süßigkeit Gervinischer Möde; damals polterte Fr. Th. Vischer und weiterte Fr. Chr. Schlosser. Damals ergoß man sich an Schopenhauers Kenneden über die Professoren und wenn der Astrophysiker Zöllner sie gegen die ganze Zunft wiederholte, schienen die deutschen Philologen in ihren Kämpfen unterreinander nicht weniger davon gelernt zu haben.

Aber auch die Grobheit als Kunst hat noch Stufen. Hoch über der Partei- und Personalgrobheit dieser Kämpen hoh sich die Welt- und Zeitgrobheit des beredtesten Schelters dieser Zeit. In Thomas Carlyle war das Talent der Tagesschriftsteller und Gebrauchen zum Hochgenie „Raungen" der Grillparzer und Bauernfeld zum Quell laut dahinstürmender Redeflut geworden. In grandiosen Zügen übte er die Technik des Herunterkanzelns an Königen und Helden, an Völkern und Zeiten, an Weltanschauungen und an der Welt im ganzen. Und hinter der unablässig dahin stürmenden Schelstlut stand ein großer tapferer Idealismus und grollte allen, die nicht so herrlich waren, wie der Scherr von Ehelsea sie haben wollte.

Ein kleiner, sehr kleiner Carlyle vertrat damals in Deutschland diese Nuance, die später im Stil Carlyles Paul de Lagarde glanzvoll annahm. Ein armer Beamteniohn, Bogumil Goltz, wird vor hundert Jahren, am 20. März 1801, in dem damals preußischen Warschau geboren; aber im Grunde ist er, wie Gottfried Keller, ein anderer gütlicher Grobian, ein Bauer und ist die Bauernart nie ganz losgewerden. Wie der große Schotte schwankt er lange zwischen literarischen und philosophischen Passionen und der Leidenschaft für ein patriarchalisches, ja däurliches Leben. Er studiert und liest; er lässt die Cultur des Geistes fahren und widmet sich der Agricultur. Aber so wenig wie Carlyle paßt er in seine ländlichen Idralle herein. Er wirtschaftet sich zugrunde, geräth trotz häuslichen Glückes immer tiefer in Noth und Verbitterung, wird ein armes „Schuldenbärerle". 1846 entschließt er sich, das „beatus ille qui" zu widerrufen und wirft sich in die Literatur. Beobachtet hatte er viel, in Städten und Dörfern, unter Gebildeten und Ungebildeten; die Hauptquelle seiner Psychologie blieb freilich seine Jugendgeschichte. Nun verdichtet er, von diesen Menschenkenntnis besseren Gebrauch zu machen, als er im praktischen Leben gekonnt hatte. Als Praktiker, als Empiriker wirft er sich der bloßen Theorie entgegen, als griselicster Adelsbürger der blasierten Romanpsychologie. Wie W. H. Riehl den romantischen und rationalistischen Debuetionen eine auf Erfahrung und Beobachtung gegründete „Naturgeschichte des Volkes" entgegenstellte, so wirft Bogumil Goltz ein paar Bände mit dem Gesammttitel „Exacte Menschenkenntnis" auf den Markt: Beiträge zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen, des deutschen Genius u. s. w. Am liebsten gibt er einfache Porträts aus den Erinnerungen seiner Jugend: altpreußische Originale schildert er packend in seinen besten Büchern, dem „Jugendleben" (1852, mit dem bezeichnenden Untertitel: „Biographisches Idyll aus Westpreußen"), dem „Buch der Kindheit" (1847), den „Typen der Gesellschaft". Seine originelle und wirksame Manier macht ihn schnell bekannt; die mit Süßigkeiten überfütterte Gesellschaft, die eben erst „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt" verschlungen hatte, muß mit Verwunderung in dies harte, schwarze Brot Goltz wird von Vorlesung zu Vorlesung geholt, steigert sich selbst, geräth immer tiefer in Manier. Wie er als Autor mit seiner Mischung von barockem Humor mit philanthropischer Sentimentalität vielfach an Lawrence Sterne erinnert — nur gieng ihm dessen Lüsternheit so völlig ab wie seine Grazie — so zeigt er nun auch als Mensch bedenkliche Aehnlichkeiten mit dem unsterblichen Verfasser der „Empfindsamen Reise". Er mißbraucht das Entgegenkommen der nach Celebritäten begierigen Zeitgenossen, quartiert sich unwillkommen ein, säuft sich bei seinen eines Schmarotzers. Der arme Kerl empfand es freilich bitter, daß „der arme Fünfziger den Humoristen spielen mußte"; das machte ihn denn umso bitterer und barocker. So fuhr er in der Welt herum, gedankenreich und formlos, tiefsinnig und abgeschmackt, originell und citatenwüthig; von jener inneren Unabhängig, die er den Zeitgenossen gerne nachlagte, ein lebendiges Musterbeispiel. Nach langem und schwerem Leiden ist er dann in den kleinen westpreußischen Städtchen Schwetz gestorben; er war stolz auf die Heimatstadt von Kopernikus und Dippel.

Bogumil Goltz ist vor allem andern das, was man unter einem „originellen Autor" versteht. Ganz und gar wurzelt er im Boden seiner Heimat, seiner Jugend. Seine westpreußischen Pfarrer und Bauern und Knechte, die Juden und die Polen von Südwestpreußen und Altpreußen stehen scharf und fest in seinem Gedächtnis, und an ihnen mißt er alles. Nichts bezeichnender als sein Buch „Ein Kleinstädter in Aegypten" (1860). Aegypten, das Land der märchenhaften Erbweisheit, war durch den Fürsten Pückler und die Gräfin Hahn von neuem mit märchenhaftem Glanze übergossen worden. Bogumil Goltz liegt es fern, gegen sie zu polemisieren; im Gegentheil, er citiert die orientalischen Reisebriefe der mecklenburgischen Gräfin gerne und oft. Aber wo sie Bilder gemalt hatte, die an Gentz' „Einzug des Kronprinzen in Jerusalem" in der Berliner Nationalgalerie erinnern, da wirft er muthig realistische Generalöle auf die Leinwand. Er faßt die moderne Ueberreitur, wie Carlyle sie faßte; aber wie dieser verehrt er ganz naiv die Wurzel und Ernährerin eben dieser Cultur: die Arbeit, die Ordnung. Und so kommt der grundbehliche Mann zu dem köstlichen Geständnis: „Wir Modernen halten die pure Natur nicht mehr aus." Er hat sich fortgesetzt aus der Enge unserer Civilisation mit ihrem Regulativen und Polizeiverordnungen und Complimenten; und nun findet er hier im Orient alles weder, was ihn zu Hause grägert hat: polnischen Schmutz und jüdische Unternehmlichkeit, Fraubheit der Knechte und Dünkel der Beamten, alles aber potenziert, ohne den schützenden Deckmantel der Cultur, ohne das verähnende Gegengewicht deutscher Ordnung. Und so schimpft er sich aus in unerhörten Wortbaufungen und Wortschöpfungen und Wortspielereien. Das Große, das Gigantische der Pyramiden und der Ruinen wirkt mächtig auf ihn; aber hier bleibt er doch in fremder Schen stehen. Aber wo er schimpfen kann, da fühlt er sich zu Hause, und Heimat und Fremde verwischen sich in ihm, zur Entrüstung, aber doch eben auch zur genialischen Theilnahme aufreizend: „Dinge und Menschen sind mir recht zu ternen."

Tief empfand er die inneren Widersprüche. Er versteht keinen großen englischen Genossen nur zu gut aus der eigenen Kenntnis heraus, wenn er einmal sagt: „Die Intentionen und Fühlungen Carlyles sind so genial, wie seine Formen ungeheuerlich und geschmacklos." Er charakterisiert sich selbst, wenn er seine Lieblingsfigur im „Jugendleben" gestehen lässt, sein Hummer sei „oft nur der Deckmantel seiner Schwächen und Menschenmeere." Aber er rechtfertigt sich auch selbst, wenn er eine andere Tragerin seiner Sympathie sagen lässt: „Ein gottloses Maul macht ein gut Herz, und wer schimpft, der prügelt nicht." Denn sicher hat Heinings Wachtmeister recht: „Selten hat ein Grobian Galle." Auch bei diesem Erzgrobian verbirgt die äußere Rauheit ein weiches Herz. Deshalb ist er am liebsten bei den Armen und Bedauern, der er so menschlich eingreifend zu schildern versteht; deshalb liebt er die Kinder, denen das greise Kind noch verwandt blieb: „Das Kind sagt das Unsinnigste Spezielle zu Dingen und Gedichten, und zugleich ihre Magie, ihre geheimnisvolle Extreme." Darin liegt auch seine eigentliche Kraft. In Westpreußen und in Aegypten überall zeigte er, was Carlyle vor allem bedeute: den wahrhaftigen Sinn für die Thatsache, und überall weiß er zugleich das naturhaftig Grösste mit symbolischer Bedeutung auszustatten. So verwachsen ihm in seinen besten Werken Fratzen, die an Daumiers Lachmuskeln er-

Digitized by Google

schätternde Carricaturen erinnern. Die Episode vom Stiefelknecht (im „Jugendleben“) ist deshalb der Zeichnung des „heroischen Dummkopfs“ Karl XII. von Schweden (in den „Typen der Gesellschaft“) ebenbürtig.

Aber freilich gilt von ihm, was er aus seines bewunderten Hegel Urtheil über Jakob Böhme citiert: „Wie Prospero bei Shakespeare, im „Sturm“, Ariel droht, eine wurzelknorrige Eiche zu spalten und ihn tausend Jahre darin einzuklemmen, so ist Böhmes großer Geist in die harte knorrige Eiche des Sinnlichen — in die knorrige harte Sprechweisung der Sinnlichkeit eingesperrt.“ Wo Goltz sich von dem leibhaftig angeschauten, sinnlich wahrnehmbaren Object ausgeht, da kann er so abgeschmackt werden, wie nur irgend einer der von ihm gehaßten „Tagesliteraten“ und Phraöen spinnen wie die: „Der Deutsche ist der Universalmensch, die Mutter der übrigen Nationen, das Weib des Menschengeschlechts.“

Bogumil Goltz ist wohl heute fast ganz vergessen. Der einzige Autor, der oft an die formlose, knorrige Originalität des alten Westpreußen erinnert — und der so unbekannt ist wie er — Peter Hille, hat wohl kaum von ihm irgend welchen Einfluß erfahren. Auch ist wirklich seine Zeit vorüber. Schwerlich können wir heute noch viel von ihm lernen; schwerlich mehr als ein paar aufgesuchte Stellen und etwa noch die Jugendgeschichte genießen. Aber historisch bleibt er merkwürdig: wir brauchen nur eine Seite von ihm zu lesen, und aus der stillosen Roheit unserer Tage sind wir versetzt in die Periode des classischen Grobianismus!

Berlin. Richard M. Meyer.

Vom Libretto.

Muß ein „Operntext“ nothwendig schlecht sein? Oder schärfer gesagt: muß die dichterische Unterlage für ein Bühnenmusikwerk nothwendig ein — Operntext sein?

Ich frage bloß so und will niemand zu nahe treten.

Aber ich sehe, wie sich unsere Tondichter heiß bemühen, auch Wortdichter zu sein, und habe die Ueberzeugung, daß sie sich damit zu Märtyrern machen, denn es muß für einen Künstler eine harte Prüfung bedeuten, unter die Dilettanten zu gehen.

Warum thun sie das? Aus Vergnügen? Aus Uebermuth? Weil sie sich allesammt für Doppelgenies halten? Ich glaube, bei einem Musiker überwiegt das Vergnügen. Musik zu machen, das Vergnügen, Verse zu schmieden, bedeutend, und den Uebermuth eines Musikers stelle ich mir ganz anders vor, als in Opernterten. Was aber die Einbildung betrifft, so habe ich nicht genug Personalkenntnis.

Es werden wohl die ††† Operntexte daran schuld sein, als welche den Componisten nicht gefallen. Am Ende gehört gar nicht viel Einbildung dazu, wenn ein Musiker meint: So dichten kann ich auch. Und so dichten sie denn auch so.

Aber: wird die Sache dadurch besser, daß der Musiker, statt sich an das Elaborat eines anderen scandierenden Dilettanten zu halten, selber unter die Dilettanten geht? Ergibt das nicht nur eine besondere Abart des „Operntextes“, diejenige nämlich, deren Verfasser sich den lockeren Namen Dichtercomponisten beilegen?

O Wagner, Richard Wagner, hast du wir das Kunstwerk der Zukunft so vorgestellt? Wolltest du, daß die Poesie als Aschenbrödel neben der Musik stünde, daß die Dichtung im musikalischen Drama ein Dilettantenbastard sei, den jeder Componist aus der Tiefe dichterischer Unfähigkeit heraus kommentieren dürfte, ohne sich Sünden zu fürchten und vor der wahrlich verdienten Strafe zu zittern, daß ihr Apollo schinde wie weiland Marsyas, den frechen Dilettanten?

Es läuft immer übel ab, wenn eine große seltene Ausnahme nachahmend zur allgemeinen Regel gemacht wird. Und es darf wohl, ohne irgend wen kränken zu wollen, gesagt werden, daß nur ganz ausnahmsweise dichterische und musikalische Begabung in einer Person vereinigt erscheint.

Indessen: am Ende hatte Wagner überhaupt unrecht, wenn er auf die Dichtung im musikalischen Drama einen so hohen Wert legte, vielleicht ist sie wirklich eine quantité négligeable, und es war nur eine Marotte von ihm, dem Dichter, sein wohlgemeßes Bedürfnis von ihm, dem Musiker, daß er Ebenbürtigkeit von Dichtung und Musik verlangte. Braucht der Musiker, der für die Bühne schreibt, wirklich einen dichterisch wertvollen Text? Dünkt es nicht, daß dieser nur wirkungsvoll erfunden und aufgebaut ist? Hat Mozart nicht Wundervolle gestaltet mit Texten, die alles andere sind als wirkliche Dichtungen?

Es kann wirklich den Anschein haben, als spare es von Ueberflüsse, daß in einem Bühnenmusikwerk, wo die Musik immer als die Hauptsache empfunden wird, auch an die Dichtung künstlerische Ansprüche gestellt werden. Denn der „Text“ hat in reicht in der Musik unterzugehen, und ganz zum Unrechten bestimmt ist, dürfte doch nicht noch besondere Qualitäten zu haben. Das wäre zu Verschwendung. Und: welcher Dichter wäre so reich und bedürfnislos zugleich, daß er der Schwierigkeit Musik [illegible] Form [illegible] wollte, nur, damit sie etwas zum [illegible]

Ich halte mich keineswegs für einen solchen Capitalisten des Geistes und Gemüthes, aber ich bin doch auch nicht so heiligenmäßig bescheiden, daß ich bloß zum Ausgeschlagenwerden dichten möchte, und dennoch schrieb ich den „Lobetanz“, die „Gugeline“, „Die vernarrte Prinzessin“ mit der ausgesprochenen Absicht, damit der Musik zu dienen. Das kommt daher, weil ich glaube, daß dieses Dienen keine Selbstaufopferung ist, und daß Musik und Dichtung in der Oper, oder wie man diese Gattung nennen mag, gleichwertige Factoren sein müssen.

Es ist es etwas anderes um die Composition eines Gedichtes, das ohne Rücksicht auf etwa hinzukommende Musik entstand, und um die Composition einer Dichtung, die bewußt zu dem Zwecke geschaffen wurde, im Verein mit Musik auf die Bühne zu kommen. Was höre ich, wenn ich ein Goethe'sches Gedicht in Beethovenschen Tönen höre? Ich höre ein Beethoven'sches Lied, kein Goethe'sches Gedicht. Goethe ist in ihm Beethoven geworden, in Beethoven aufgegangen. Es wirkt nicht die Poesie des Wortes, sondern die Poesie des Klanges.

Dem Wort ist der Tondichter ausgegangen; aus dem Wort und seiner rhythmischen Fügung kam ihm Stimmung und Geist des Tongefühltes — nun aber ist das Wort, das Gedicht nur das Gerüst, auf dem das Tongebilde ruht.

Das hindert nicht, daß unter Umständen das Gerüst sostbarer sein kann, als das Gebilde, von dem es bedeckt ist, und kein wahrhaft großer Musiker wird das Gerüst seines Liedes, wenn es kostbar ist, ganz verdecken. Aber dies bleibt immer bestehen: die wirkende Kunst beim Liede ist die Musik. Darauf ergibt sich freilich die Nothwendigkeit, daß der Componist eines Liedes dem Dichter, der ihm das Gerüst getiefert hat, mindestens congenial sein muß; sonst empört sich das Gefühl des Hörers gegen die Anmaßung, mit der das Wertvollere zum Gestelle des Geringeren mißbraucht wurde.

Der häufigere Fall, zumal in der Operniteratur ist, daß die Kunst des Wortes tief unter der Kunst des Tones steht. Man denke an einige Texte, die Mozart benutzt hat. Leere, niedliche Puppen, bekleidet mit Königsgewändern, ein Lattengestell, umhängt mit köstlichen Teppichen. Der zeigt sich, förmlich zum Beweise ausgespaltet, die Wahrheit der Behauptung, daß im Zusammengehen von Wort und Ton der Ton das weientlich Wirkende ist. Entspricht das aber dem eigentlichen Sinne einer Kunstgattung, die doch nicht bloß Musik, sondern auch Drama ist? Und: ist es nicht ein schenßliches Mißverhältnis, wenn den banalsten, albernsten, kunstverlassenen Versen die Flügel köstlichster, feinster musikalischer Kunst verliehen werden? Ein Adler, der einen Sack Kehricht gen Himmel trägt . . .

Nein: für die Oper wird die ideale Forderung so lauten: Dichtung und Musik seien von gleichem Werte; der Dichter bewährte sich in Erfindung und Aufbau als Dramatiker von poetischen Qualitäten, in allen Einzelheiten als ausgebildeter Künstler des Wortes; sein Werk sei für das Schaffen des Componisten die feste, schöne Contour, die dieses ausfüllen, aber nicht verdecken soll; keineswegs darf hier die Dichtung sich begnügen wollen, dem Musiker Stimmung, der Musik ein Gerüst abzugeben; keineswegs darf hier der Musiker die Neigung bekunden, aus einem Gedicht ein Lied zu machen; hier gilt es nicht, die Kunst des Wortes in der Kunst der Töne aufgehen zu lassen, wie beim Lied, hier gilt es, mit vereinten Kräften ein Kunstwerk zu schaffen, an dem beide Künste gleichmäßig theilhaben, in dem beide Künste gleich wesentlich zur Wirkung sind.

Das ist meine Meinung vom Verhältnis der Dichtung und Musik in der Oper, und ich will mich freuen, wenn meine bisherigen Versuche diese Meinung verrathen.

Es gibt freilich noch andere Perspectiven in diesem Bereiche, Aussichte un Möglichkeiten des einheitlichen Zusammengehens von Dichtung und Musik auf der Bühne, die bis in das reichte Neuland des Theaters reichen, aber davon ist es besser, erst Proben zu geben, ehe man darüber redet. Otto Julius Bierbaum.

Künstlermoden.

Zum Vortrage Lindenbergs in Wien.

Wandercodie wird den Frauen vor, daß sie sich wahl- und planlos den Launen der Mode überlassen, ohne sich im mindesten um künstlerische und soziale Bedingungen zu kümmern: er constatiert mit Bedauern, daß eine individuelle Art, sich zu kleiden, immer Anstoß und Aufsehen erregt, weshalb sich die meisten Frauen peinlich genau nach der Mode richten — denn diese unterliegt keiner Kritik.

Ich habe vor einigen Jahren an dieser Stelle ähnliche Worte gesagt und die Frau ermahnt, sich nicht dem Trieb des Schneiders zu unterwerfen, sondern sich die Individualität ihrer Körperform und ihres Wesens zu eigen zu machen, dass sie mit Sicherheit die Absonderlichkeiten der Kleidertrends meiden kann. Die Selbständigkeit und Einfachheit der Frau in den Stoffen und der Kleidung ist gewiß ein wünschen-werthes Ziel.

Ich sie aber dadurch zu erreichen, dass man ihr vor allem

Digitized by Google

diese Selbständigkeit einengt, daß man ihr diese Unabhängigkeit nimmt? Wenn sich Bandeveldes Absichten realisieren sollten, wenn die Künstler Schöpfer der Kleiderformen würden, wie sie jetzt Schöpfer aller Tier- und Pflanzenformen des täglichen Lebensgebrauches sind; wenn sie aus der Frauentoilette einen Zweig des Kunstgewerbes machen, dann vollbringen sie nicht ein erzielliches Werk, sondern sie nehmen der Frau eines der wenigen Ausdrucksmittel, welches sie für die ästhetischen Bedürfnisse ihres Fühlens hat, einfach weg.

Künstler sollen also jetzt für die leibliche Zier des Weibes sorgen. Sie wollen in alljährlichen Ausstellungen, gleich den Bilder- und Gewerbeausstellungen, Modelle zeigen, welche die Hauptbedingungen eines Kleidungsstückes in sich vereinen.

Schönheit, Zweckmäßigkeit, Hygiene: je nach der Bestimmung müßte in der Toilette immer einer dieser Factoren der vorherrschende sein. Für die Fest- und Haustoilette wäre die ästhetische Wirkung, für die Straßen- und Sporttoilette die Nutzwirkung maßgebend. Damit soll eine gewisse künstlerische und logische Einheit der Ausdrucksweise erzielt werden, und vor allem soll den rasch wechselnden und scheinbar mit der Sittenwicklung nicht im Zusammenhange stehenden Modelaunen Einhalt geboten werden. Bandevelde sagt, ebenso wie in seinem Vortrage, in einer Broschüre*) über die Frauentracht, daß, wenn er zum Beispiel in den Dreißigerjahren gelebt hätte, er unglücklich gewesen wäre. Damals hätte weder er, noch Ruskin, noch Morris oder einer aus der ganzen Kette dekorativer Neurer, die jetzt blühende Kunstrenaissance hervorrufen können. Denn Umgestaltungen sind durch ebensolche Voraussetzungen bedingt wie Naturgesetze. Nun, wenn dies richtig ist, so werden in der Kleidermode gewaltsame Mittel die evolutive Wirkung nicht beschleunigen. Und ein solches Forciertes, nur Äußerlich, nicht aus innersten Bedingungen sich vollziehendes Umwandlungsmittel ist das directe, praktische Eingreifen der Künstler in die Kleidungstechnik der modernen Frau.

Ist es denn überhaupt erwiesen und selbstverständlich, daß den Künstlern die Besähigung, Kleidertypen für Frauen zu schaffen, eigen ist? Nur wer eine Technik beherrscht, nur wer ein materialsicherer Handwerker ist, kann aus dem Material heraus sich seine künstlerische Wirkung holen. Alle ästhetischen Atelier-Ideen und alle klug formulierten praktischen und logischen Forderungen genügen nicht, um gestalten zu können. Wie deutschen, wie geistreich, wie überzeugend ist Bandeveldes Vortrag, und wie unbedolfen, wie kindisch, ja wie unsichn dünken und die von ihm gebildeten und nach dieser Weisung ausgeführten Toiletten. Ein Album, welches die Kleiderentwürfe Bandeveldes in der vorjährigen Crefelder Ausstellung enthielt **), kann weder als geschmacksreinigend gelten, noch werden die Frauen darin auch nur die leiseste Anregung zu einer höher gearteten, klarer zutage tretenden Gestaltung finden. Das Tea-Gown, von Bandevelde entworfen, hat wohl am Saume eine Application, deren Ornamentik die modernen Linie zeigt; sonst aber ist das lose Sammtkleid mit den zwei Hohlfalten am Rücken, der glatten renaissanceartigen Halsumfäumung und den oben gebauschten, am Ellenbogen eng anschließenden Aermeln unendlich banal. Es ist kein neues Prinzip darin zu entdecken; das lose Hauskleid gehört seit Jahren zum Toilettebesitzstande der eleganten Frau.

Noch weniger können wir das „Straßenkleid“ gelten lassen. Hat das Tea-Gown nur den Fehler, eine ganz gewöhnliche Wiederholung eines längstgekannten Typus zu sein, so ist die halblange Jacke (Straßenkleid), welche vom Hals ab bis zur Magengegend ängstlich schließt, um von da an in einem handbreiten Spalt auseinanderzufließen, direct unästhetisch. Denn die breiteste Körperpartie der Frau, Hüften- und Beckenpartie, wird durch den spitzbogenartigen Ausschnitt, welcher von der Magengegend bis zum Knie reicht, auf das aufdringlichste markiert. Ganz plump und unzweckmäßig wirkt dieses Kleid.

Unwillkürlich denkt man an den Typus des Straßenkleides, welches in den letzten Jahren in langsamer, stetiger, von den Frauen klug geleiteter Entwicklung sich gebildet hat. Sein wichtigster Bestandtheil, die lose, bequeme, durch einen Gürtel festgehaltene Hemdbluse, ist ein wirklich aus entnervten Bedingungen hervorgegangenes Kleidungsstück. Dazu der an den Hüften enganliegende, unten sich weitende, schrittfreiende Rock, das kurze, gleiche, offen und schließbar zu tragende Jäckchen, die lässig den Hals umschlungene Foulard-Cravatte und der gerade draufgesetzte, gegen Wind und Sonne gleich schützende Hut — in Frankreich Canotier, bei uns Strohhut genannt — das gibt die Grundform einer Toilette, die dem raschen Reise- und Sportleben unserer Zeit vollkommen entspricht. Auch liegt ein tiefgehender demokratischer Zug in diesem Costüm, welches in ganz gleicher Zusammensetzung, nur in mehr oder weniger eleganter Ausführung, die Modedame, die einfache Bürgerfrau, die Lehrerin, die Arbeiterin trägt. Den Typus des Normalkleides hat das tägliche Leben der modernen Frau gefunden zu haben, dies Verdienst gebührt der Frau allein, und die Erfolder Ausstellung erzeugnisse haben nichts derartiges aufzuweisen. Man kann die exponierten Costümwerke in Crefeld vorerst nur als Uebungen der Künstler gelten lassen. Sie werden aber diese Lehrperiode lange ausdehnen müssen, um nur einige der Eigenschaften zu erringen, welche dem weiblichen Geschlechte durch Anlage und durch tausendjährige Uebung zu eigen sind.

Ich verwechsle hier nicht den Begriff Stil und Mode. Der Kleiderstil einer Epoche erwächst immer zum Theil aus linearen structurellen Einflüssen der Zeitkunst und aus den Umformungen gewisser kultureller und socialer Bedingungen. Die Zusammenfassung dieser Elemente aber, ihre praktische Ueberlegung und kunsthandwerkliche Ausführung, war stets auch in den großen Kunstepochen Frauenwerk. Als seine Anempfinderin hat die Frau in ihrer Kleidung immer die jeweiligen Einflüsse der herrschenden Kunstrichtung verrathen. Stets hat das Schaffen der Künstler ein Echo in der Zeittracht gefunden. Der künstlerischen Atmosphäre, welche sie umgab, vollständig adäquat entwickelte sich die Kunst der Frau, sich zu kleiden.

Dass nun die moderne und allgemeine Kunstrenaissance des letzten Jahrzehnts auch in der Frauentracht zum Ausdruck kommen wird, ist sicher, und des unmittelbaren Eingreifens des Künstlers bedarf es dazu nicht.

Schon jetzt ist der Schnitt der Kleider den Körperlinien sehr nachempfindend geworden. Der Rhythmus der Bewegung gelangt frei und ungehindert zum Ausdruck. Die Silhouette der modernen Frau in dem sie knapp umspannenden, scharf contourierenden, lang herabfallenden Kleid zeigt doch schon deutlich eine lineare Verwandtschaft mit dem modernen Idealtypus, welchen die bildende Kunst von der Frau geschaffen hat. Ganz unverständlich klingen daher die Worte Bandeveldes: „Die Damenschneider scheinen die weiblichen Formen völlig zu ignorieren.“ Und weiter: „Die gute Sitte verlangt nicht, daß der Körper der Frau absichtlich so versteckt wird, daß von ihrer Gestalt nichts mehr zu erkennen ist.“ Der Künstler scheint Modeblätter, welche etwa aus dem Jahre 1890 datieren, in die Hand bekommen zu haben, und der Zeit, als die Glockenschöße und die ungeheueren Schinkenärmel thatsächlich die Frauengestalt nicht erkennen ließen. Heute entspricht die Mode bereits in linearer Beziehung den Forderungen, welche Bandevelde stellt. Und zu diesem Resultate ist man selbständig auf dem Wege natürlicher Kunstentwicklung gelangt. Ein Beweis, daß die Vorlagemethode, mit welcher dekorative Künstler eine Reformierung der Trachten erzielen wollen, abgelesen von ihrer zweifelhaften Wirksamkeit, auch völlig überflüssig ist.

Was der Frau noch fehlt, um ihren Modeschöpfungen die ruhige Consequenz logischer Ausgestaltung zu geben, das ist die Leitung und Führung im Erkennen des Künstlerischen. Da sollen unsere Künstler sich jenen zugesellen, welche sich die geistige Befreiung des Weibes zur Aufgabe gestellt haben.

Es fehlt der Frau noch die geistige Disciplin, die Festigkeit, welche die Gewohnheit logisch entwickelter Gedankenfolge gibt. Das ist ein Erziehungsfehler, der aber in nicht allzu langer Zeit ausgemerzt sein dürfte.

Und eine zur Logik erzogene Frau wird auch den Impulsen ihrer ästhetischen Empfindungen nicht mehr kritiklos folgen. Bewußt und daher noch inniger wird sie sich den Kunsterscheinungen ihrer Zeit anschmiegen. Wenn Bandevelde und seine Mitstreber die Frau zum logischen Kunstlernen erziehen, und wenn sie forschahren, Schönheit zu geben im Bau, Schönheit im Bilde, im Marmor, Schönheit im Hause, im Bühnenbaue, Schönheit in allem, was Menschenhand berührt, Menschenauge streift, dann wird sich trotz der rasch wechselnden industriellen Production des modernen Lebens, welche Modelaunen allzu forderlich ist, ohne Programmreden, ohne Propaganda-Ausstellungen, Kleidertracht und Zeitgeist in schönster Harmonie vertragen.

Langsame Revolutionen aber finden nie statt, und ich glaube auch nicht an die durch Bandevelde und die Crefelder Ausstellung inaugurierte Kleiderrevolution des 20. Jahrhunderts.

Bertha Zuckerkandl.

*) Henry Vandevelde „Die Kunstgewerbe in ihrer Beziehung zur modernen Kultur“. Kramer & Büger. Crefeld.

**) Verlag von Aricke Kestner. Crefeld.

Der Ausflug ins Sittliche.

Nachdruck in vier Monaten nur gestattet. Deutsches Volksblatt, Wien. 16. März 1901.

Der Probecandidat, „Die strengen Herren“, „Nachsemann als Erzieher“, „Der Ausflug ins Sittliche“. Das sind in zwei Wiener Theatern in nicht einmal acht Monaten Spielzeit vier dramatische Demonstrationen zu Gunsten der freien Schule und der freien Kunst. Das bildet einen dramatischen Record an Gesinnungsdichtigkeit, wie er noch nie dagewesen war, und so konnte ein Stammgast am Ende gar zu dem Schlusse gelangen, daß wir in einer Periode wirken, eben Freiheiten leben. Ja, ein Skeptiker, der von uns noch mehr gehört hat und sich nicht allzuviel Thun und Treiben auch unsichtbaren wirken kann, vermag aus diesen Vorgängen vielleicht gar den Schluß zu ziehen, daß wir in einer Epoche des Umsturzes leben. Und dann wird das die Freiheitsbestrebungen der Zeit, die wir [illegible] vertreten, der wir uns [illegible]

Digitized by Google

das seine Freiheitsrechte hoch und heilig hält; er mag sich auslachen, welchen Sturm der Entrüstung irgend ein geringfügiger Uebergriff der Regierung, des Adels, der Kirche, der Polizeigewalt, des Militarismus in dieser freiheitsdurchwundenen Bevölkerung hervorrufen müßte, so bald der Missethäter sofort im Bischof hinweggefegt und für immer in der Oeffentlichkeit unmöglich würde. Zumindesten wird er überzeugt sein, in diesem Lande sei es ausgeschlossen, daß die Parteien in jenen wilden Tags gerathen, der nur mehr auf die Zerfleischung des Gegners erpicht ist und jeden Eingriff der kirchlichen, staatlichen, socialen Gewalten in verbriefte Freiheitsrechte mit Jubel begrüßt, wenn er diesen Gegner trifft.

Wie würde aber unser Fremdling staunen, wenn ihm etwa einer sagte, daß hierzulande der Czeche sich über das Unrecht freut, das dem Deutschen angethan wird, genau so wie der Deutsche mit Genugthuung die Unbill begrüßt, die dem Czechen widerfährt, daß die Antisemiten jubeln, wenn der Staat oder die Kirche irgendwo einen Juden vergewaltigt, und die „Freisinnigen“ es um kein Haar anders machen, wenn es sich um einen „Antisemiten“ handelt! Er wird verwundert den Kopf schütteln, wenn er hört, daß in diesem verminntlichen Lande der Freiheit die höheren Beamtenstellen fast ausschließlich mit Adeligen besetzt sind und daß dies nachgerade als etwas Selbstverständliches angesehen wird. Wenn aber nun gar einer unserem zugereisten Theaterfreunde erzählen wollte, es kämen hier Fälle vor, daß Judenkinder in katholische Klöster gesperrt und ihren Eltern vorenthalten werden — daß Lehrer wegen ihrer politischen Gesinnung gemaßregelt werden — daß anständige Frauen auf die Polizeistube geschleppt und dort durch brutale Unterfuchung in ihren heiligsten Schamgefühlen verletzt werden — daß Leute verurtheilt und eingesperrt werden, weil sie, wo sie innerlich nichts empfinden, auch verschwören, durch äußere Zeichen eine religiöse Empfindung zu heucheln — daß Dinge ungestraft mit dem Säbel auf wehrlose Civilisten losthauen — dies alles freilich vorläufig noch ausnahmsweise — aber es ereigne sich doch — und die Bevölkerung in ihrem Stumpfsinn, ihrem Servilismus, ihrer Feigheit, ihrer Verkommenheit lasse sich das alles still und ruhig gefallen, ja rege sich nicht einmal sonderlich aber derlei auf — wenn es zu arg wird, einmal eine kleine Protestversammlung und dann sei wieder alles in schönster Ordnung — da müßte doch unser Fremdling ärgerlich ausrufen: ja, warum applaudieren denn dann die dummen Leute im Theater so närrisch bei diesen Stücken, die doch vom künstlerischen Standpunkte aus nicht den geringsten Anlaß zu Beifall geben, vielmehr ganz jämmerliche Machwerke sind!

Nun die Antwort hierauf, die möchte ich unserem lieben Gaste geben. So seltsam es erscheinen mag, aber die Leute im Theater sind wirklich von der Tendenz der genannten Stücke entzückt und so wird durch ihre Vorurtheil hinsichtlich der Tendenz ihr Urtheil über das Stück getrübt und irregeleitet. Das ist nämlich das Komische bei uns, die Leute bilden sich noch immer ein, sie seien Anhänger der Freiheit, und haben gar keine Ahnung davon, wie knechtisch sie geworden sind. Und, wo es nun nicht gilt, aus Prinzipien auch Consequenzen ziehen, insbesondere also im Theater, da pflegen sie mit Wohlbehagen die freiheitlichen Allüren, da halten sie sich schadlos für das, was sie sonst im Leben an Kuschen und Niederducken leisten müssen oder freiwillig leisten. Da sind sie Freiheitsheiden und nennen jeden schlauen Geschäftsmann, der auf ihren pappenen Theaterradikalismus spekuliert, blind und taub.

Schließlich hat sich aber das freiheitshungerige Publicum mit der geilen Freiheitsfosi doch schon den Magen etwas überladen und so wurde das jüngste Freiheitsstück, Georg Engel's vieractige Komödie „Der Auszug ins Sittliche“, schon nicht mehr so freudig aufgenommen, ja es ließ in manchen Freiheitsschwelgern eine gewisse Verstimmung zurück. Und da man es liebt, derartige ästhetische Nachwirkungen auf eine bekannte Formel zurückzuführen, erinnerte man sich des alten Schulsatzes von den Tendenzsünden und wir konnten nun wieder einmal allenthalben von den wahren Aufgaben der Kunst und von der Verwerflichkeit aller Tendenzstücke reden hören.

Man übersieht dabei nur eines, daß nämlich alle Theaterstücke mit Nothwendigkeit Tendenzstücke sind. Höchstens gewisse Kategorien kann man ausnehmen, Kategorien, deren literarischer Unwert aber von vornherein außer Zweifel steht. Der Autor muß doch irgend eine Absicht mit dem verbinden, was er schreibt, er muß doch seinen Hörern etwas sagen wollen. Es muß doch unter der Mittheilung des historischen Factums, daß der Hans die Grethe geheiratet oder der Treues die Abtaimeta erschlagen hat, noch irgend ein Grund vorhanden und auch erkenntlich sein, warum uns der Dramatiker gerade diese Begebenheit vorführen zu sollen glaubt, irgend eine Idee, irgend eine Absicht, von der er bei seinem Unternehmen ausgeht. Man könnte vielleicht meinen, beim rein persönlichen Stücke, das nur einen Lebensausschnitt bietet, sei das anders, und die Berliner waren so feinerzeit selbst dieser Ansicht. Aber sie haben sich in einem Irrthum befunden. Man sag ein dem Stücke alles, was einer Poetine gleich sieht, absolich verschlitten, aus der Wahl des Stoffes, daraus, daß der Dichter gerade diesen Lebensabschnitt ausschneidet und nicht einen anderen und gerade so und nicht anders, läßt sich eine über den Inhalt des concreten Vorganges hinausgehende Absicht erkennen und gerade diese Absicht gibt der Arbeit ihr dichterisches Gepräge. Was ist aber diese Absicht anders als eine Tendenz?

Wissenswith hat uns gezeigt, daß die Oreste des Aischylos im Dienste gewisser dichterischer Absichten und Tendenzen geschrieben wurde, daß sie Propaganda für die Beibehaltung des Areopag machen, die Lehren der Apollopriester besehden, für die Stellung der Frauen und insbesondere der Mütter eintreten wollte. Und so könnte man derartige Intentionen bei jedem Drama der Alten und Neueren zeigen, das überhaupt Beachtung verdient. Der Dichter will im Besonderen, das er uns vorführt, immer etwas Allgemeines sagen. Will er aber dann er das nicht, dann ist er eben kein Dichter und sein Stück war ein Boulevardstück, d. i. ein Stück, das lediglich durch crasse Vorgänge sensationelle Wirkungen zu erzielen sucht, oder ein Tantiemenstück, d. i. ein Stück, das nach vorhandenen Schablonen um der Tantiemen willen geschrieben wurde. Aber auch der Tantiemendichter mag literarische Aspirationen haben, ja er muß dieje zum Zwecke seines Geschäftsbetriebes gar oft erheucheln, wenn er sie nicht hat. Und so legt auch der Tantiemendichter in sein Schablonenwerk mit Vorliebe irgend eine Tendenz hinein, und findet er keine andere, so nimmt er eben auch eine Schabloventendenz zur Hand. Dadurch wird freilich sein Stück nicht besser, aber hat er eine gute, gangbare, dem großen Haufen mundgerechte Tendenz gefunden, so mag es ihm leicht gelingen, mit der guten Flagge seine schlechte Ware zu decken. Und darin besteht die Gefahr bei allen jenen Stücken, die sogenannte actuelle Fragen behandeln.

Nicht so liegt also die Sache, daß Stücke, wie „Der Auszug ins Sittliche“, schlecht sind, weil sie Tendenzstücke sind, sondern so liegt sie, daß sie schlecht sind, obwohl sie Tendenzstücke sind. Im Grunde liegenden, in ihnen zum Ausdruck gelangenden Gedanken zustimmen müssen. Denn mit der Tendenz oder Idee eines Stückes ist es eine eigene Sache. Die schlechte Tendenz macht wohl das Stück ungenießbar, aber die beste Tendenz allein macht ein Stück noch nicht gut. Wenn ein Conzertgeber, während er eine Violinpiece vorträgt, mit eisenbeschlagenen Stiefeln ununterbrochen gegen mein Schienbein stößt, werde ich dabei nie und nimmer zum Genuß der Musikstücks kommen, und doch sollen die beiden Momente des Spielens und des Stoßens nur der Zeit nach zusammen, sind aber nicht innerlich miteinander verbunden. Und noch weniger kann ich zum ästhetischen Genuß an einem Drama gelangen, wenn der Dichter, während er mit schönen Worten meinem Ohre, mit schönen Bildern meiner Phantasie, mit geschickter Scenenführung und klugen Wendungen meinem Verstande schmeichelt, gleichzeitig in demselben Drama meine Empfindungen verletzt und durch Verherrlichung des Despotismus, der religiösen Unduldsamkeit oder der Päderastie meinen Ekel erweckt.

Also ein Stück mit einer verwerflichen Tendenz wird niemals gefallen, das heißt ein Stück, das streitige Fragen behandelt, muß von allen jenen verworfen werden, denen die Grundidee falsch erscheint. Aber darum sollte es doch nicht jenen, denen die Grundidee richtig erscheint, schon um dieser Grundidee allein willen gefallen. Denn ein Tendenzstück ist nicht nur schlecht, wenn es eine schlechte Tendenz hat, sondern auch wenn es ein schlechtes Stück ist. Und je actueller die Frage ist, die im Stücke behandelt wird, umso empfindlicher wird der geschmackvolle Zuhörer gegen jede Vordringlichkeit und Uebertreibung sein. Der sich aufdrängende Argwohn, daß der „Dichter“ die Tendenz nur zu Geschäftszwecken ausgesucht hat, wird ihn schon verstimmen, und wenn er merkt, daß zwischen der Idee des Stückes und den Mitteln, mit denen sie durchgeführt wird, eigentlich gar kein logischer Zusammenhang besteht, sondern der Autor offenbar nur auf die Gedankenlosigkeit seines Publicums spekuliert, so wird er geradezu unwillig werden.

Und darin hat er bei den genannten „Freiheitsstücken“ leichtlichen Anlaß. Ich habe einmal ein Stück gelesen, das die Frage der Naturheilmethode behandelte. Der „Dichter“ war Anhänger der Naturheilmethode und bewies dramatisch die Richtigkeit der Naturheilmethode. Er machte das ganz einfach: er ließ einen gelehrten Arzt und einen Naturheilkünstler auftreten. Ersterer wurde als Esel und Schuft geschildert, letzterer als intelligenter Ehrenmann; ersterem liefen zwei Patienten im Stück, letzterer heilte drei Patienten auf der Bühne. Nun genau nach diesem Recept waren der „Professionist“, „Machemann“ und „Die sterben Herren“ verfertigt. Und nicht viel anders ist es mit dem „Auszug ins Sittliche“.

Der Ritterguts-besitzer Hans Bodrow schwärmt in der Theorie für die Sittlichkeit. Er will Abgeordneter werden und gründet daher einen Verein zur Hebung der Sittlichkeit auf dem Lande. In Wahrheit ist er ein alter Thunichtgut, der dem Hausfräulein seiner Mutter nächtliche Besuche in Aussicht stellt und wohl auch absolviert und der mit dem einzigen Gedanken im Grunde beruhigt hat: Sein Neffe Georg v. Orth ist Journalist, aber nicht von jener dubiosen Art, von der die Journalisten heutzutage meistens bei den Dramatikern sind, sondern ein Ehrenmann, ja sogar so etwas wie Socialdemokrat. Der Ehrenmann ist natürlich gegen die Lex

Digitized by Google

Heinze auf dem Lande und entlarvt seinen Herrn Onkel, indem er die von diesem mit „Erfolg“ unmorbene Hofmagd in die Sitzung des Sittlichkeitsbundes bringt. Die beiden Herren geniert aber eben so natürlich die ganze Geschichte sehr wenig und sie bleiben doch bei ihrem Vorsatze, Herrn Wodrow zu ihrem Präsidenten zu machen und als Abgeordneten zu candidieren. — Wenn aber nun zufällig Herr Gott mit der Hofmagd und dem Hausfräulein geflirtet hätte und Herr Wodrow das Muster der Sittlichkeit wäre? Würden dann diese unberechtigten Einmischungen der Herren in fremde Angelegenheiten, dieses alberne Bevormundungsrecht, der brutale Gewissenszwang Herrn Wodrow gegen die Arbeiter weniger abstoßend und widerlich sein? Nicht einmal der Versuch ist gemacht, zu zeigen, dass zwischen dem äußeren Sittlichkeitsgetue der Herren und ihrer nichts weniger als allzu sittenstrengen Lebensweise ein innerer, organischer Zusammenhang besteht. Um der bloßen Tendenz willen vielmehr macht der Autor willkürliche Combinationen, aus denen dann wieder die Nichtigkeit seiner Grundidee bedueiert werden soll! Solche Tendenzstücke freilich werden wir gerne vermissen. Zum mindesten sollte man sie nur einmal anzuhören bemüssigt werden: entweder nur von den Darstellern — oder nur vom Souffleur.

Max Burchhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das Parlament ist nun endlich doch — beinen Anhm kann man Herrn v. Koerber noch lassen — wenigstens zu Hälfte saniert. Die Hälfte, um die es sich dabei handelt, ist die Ausgabenseite des Staatsbudgets. Ueber die neuen Ausgabeposten, welche in das Staatsbudget eingestellt werden müssen, damit die Zungczechen sechs Wochen lang Ruhe geben, hat sich Herr v. Koerber in dem allbekannten „Geheim“vertrag mit den Jungczechen rasch verständigt. Jetzt muss nur noch die andere Hälfte im Parlament saniert werden, die Einnahmenseite des Budgets, aus der die Kriegskosten des großen Koerber'schen Sieges an die Jungczechen bezahlt werden sollen. Deswegen brauchen wir uns aber keine Sorgen zu machen.

*

Das Geld wird sich schon finden. Herr v. Koerber hat bisher nur mit den Jungczechen einen Geheimvertrag geschlossen, mit den Deutschen noch nicht. Wozu aber wären die Deutschen da, wenn nicht, um das Kleingeld, das der Koerber'sche Erfolg kostet, aufzubringen? Die Deutschen sind ja, wie sie mit Recht so oft selbst rühmen, die steuerkräftigste Nation Oesterreichs, und ihre Führer im Parlament haben sicher den Ehrgeiz, auch ihrerseits einmal einen Geheimvertrag mit Herrn v. Koerber zu schließen. Nun also, dieses Vergnügen können sie bald haben. Herr v. Koerber, der ihnen die Ausgaben, die er den Czechen zugestanden hat, verheimlicht, wird sich dafür umso offener mit ihnen über die neuen Einnahmsquellen auseinanderzusetzen bereit sein, die die Deutschen dem Staat erschließen müssen, damit Herr v. Koerber die Kosten seiner Spendierpolitik aufbringen kann. Den deutschen Parteiführern wird es gewiss ebenso wie Herrn von Koerber ernstlich sein, dass diese neuen Steuerprojecte solange als möglich vor der Bevölkerung geheim gehalten werden. „In diesem Punkt sind wir einig“, heißt es sich, dass auch sie mit Herrn v. Koerber einen Geheimvertrag schließen — dann haben die Jungczechen ihren Geheimvertrag, nämlich über das, was sie kriegen, und die Deutschen haben auch ihren Geheimvertrag, nämlich über das, was sie bleiben, und so ist die Parität zwischen Deutschen und Czechen wieder einmal grohartig hergestellt.

*

Der einzige Mensch, dem bei den parlamentarischen Erfolgen des Herrn v. Koerber einigermaßen „schwimmerig“ zu Mute wird, scheint Herr v. Wohm zu sein. Englischen Berichten gemäß ist Herr v. Wohm unter Seidem die Staats- und Wehrmänner des Mutterparlamentes ihren eigenen Erfolg errungen hat, ist Herr v. Wohm aus dem amerikanerlichen Anfang optimisten, als den er sich noch in seinem Exposé im Februar entfaltete, über Nacht ein gestählter Finanzpessimist geworden. Er pflegt jetzt von Ausgaben zu sprechen, um allenfalls die leicht mißverstandene Absicht nach der finanziellen „Bedeckung“ der Koerber'schen Spendierpolitik zu stellen. Dieser finanzsüchtige Tonfall erscheint verdächtig die schwache parlamentarische Arbeitsstimmung und wird, wenn er so fortfährt, nachgerade dem Herrn v. Koerber lästig werden. Aber gegen ihn wird sich Herr v. Koerber schon Rath zu schaffen wissen. Es wird bereits allenthalben viel von einer parlamentarischen Reconstruction des Ministeriums Koerber gesprochen, und wenn's dazu kommt, konnte gerade Herr v. Wohm der erste sein, der „reconstruiert“ wird. Denn Herr v. Wohm kann Gelegenheiten nicht genug haben, so wird ihn in unserem landläufigen Land kaum ein anderer Mann dafür finden. Ich wieder meine: Herr v. Wohm!

Ich wurde ohnewieters diesen Mann dem Herrn v. Koerber für die nächste Vacanz des Finanzministerpräsidiums anempfehlen, wenn ich nicht Grund hätte, zu vermuthen, dass nun mit dieser Combination schon ein anderer zuvorgekommen ist, Herr Dr. Kaizl nämlich höchstselbst.

*

Herr Dr. Kaizl, der große Skinx, hat uns die Bemerkungen, mit denen wir jüngst die letzte der zahlreichen Reden Kaizl's begleitet haben, ermittelt übel genommen und uns dann hart bestraft. Er hat nämlich die unverantwortliche Kühnheit, die wir bei jeder solchen Gelegenheit, so auch vor dem jüngsten, schonend zu umschreiben uns bemühten, so deutlich fallig gemacht, dass wir, diesmal abgekürzt,

*

Wir sind dadurch um einen großen Genuss gekommen, den uns der Herr Dr. Kaizl dafür eingeräumt haben würde, wenn wir uns nicht so unverschämt wären, ihn dafür einigermaßen schadlos zu halten, und wenn wir nicht die tschechischen Satire: „Die kleine Manne“ der Frau v. Berks ins Volkstheater gegangen. Die Theaterkritiker haben das Stück sehr verrissen, aber wenn auch nicht nur die Literatur, so hat sich Frau v. Berks durch dieses Stück doch immerhin ein kleines Verdienst um das parlamentarische Coulourlosigkeitsmenschentum erworben. Den meisten Sterblichen ist es nämlich immer ein Räthsel gewesen, wie der Abgeordnete v. Berks, Frau v. Berks' Gemahl, ein verarmter Edelmann aus Slowenien und einer der bedeutendsten unter den zahlreichen Holdköpfen des Parlamentes, es in den letzten Jahren denn doch, ohne dass er irgend wann irgend etwas Erwähnenswertes geleistet hätte, schließlich dazu gebracht hat, dass er jeden Augenblick in den gebuhligen Zeitungen genannt wird und auch sozusagen vor geworden ist im Parlament. Das Räthsel des Herrn v. Berks hat die Frau v. Berks in ihrem Stück gelöst. Der Herr v. Berks, „idealisiert“, ist offenbar die Hauptfigur in dem Stück der Frau v. Berks, „Baron Dobrin“, der abgewirtschaftete südslavische Aristokrat, der durch einen journalistischen Faiseur solange im Parlament emporgeschwefelt wird, bis er es sogar zum Ministerpräsidenten bringt. Das mag wohl das dichterische „Ideal“ der Frau v. Berks sein. Aber im realen Parlament hat der Herr v. Berks vorläufig keine Möglichkeit, so hoch zu fliegen. Doch zum Obmann des Gehörenausschusses hat er es immerhin schon gebracht, und bei der durchaus nicht idealen geistigen Capacität des realen Herrn v. Berks muß selbst das schon immerhin etwas bedeuten — für die Geschicklichkeit des Faiseurs, der ihn „gemacht“ hat.

*

Wer dieser journalistische Faiseur ist? Die Theaterkritiker haben gesagt, dass es überhaupt keinen solchen gibt. Theaterkritiker ist er allerdings nicht, deswegen mögen ihn die Theaterkritiker nicht kennen, aber dieses Exemplar von einem Menschen existiert trotzdem ist, sogar bei der Premiere des Berks'schen Stückes neben den Theaterkritikern im Parquet gesessen. Dieser journalistische Faiseur, der Politikern alle möglichen Geschäfte vermittelt, der, von einem gesellschaftlich emporstrebenden Parvenu unterstützt, eine politische Correlpondenz herausgibt und in seiner Wohnung Soiréen abhält, auf denen Abgeordnete sich mit Banquiers begegnen und zuweilen sogar Minister erscheinen, dieser Faiseur heißt im Stücke Frisch, im Leben hört er auf den Namen Josef Graf, die politische Correspondenz, die er herausgibt, nennt sich „Information“, sein Parquet, im Stücke „Salon von Adelmann“, ist im Leben nennt dem Parallel, namen Eisner v. Eisenhof bekannt, und auf einer der Soiréen, die Herr Graf gibt, ist im vorigen Jahre, wie auch in der „Zeit“ pünktlich berichtet, der Minister Dr. Rezek erschienen, und der Ministerpräsident Herr v. Koerber hat sein Verdrießen entschuldigt. Soweit trifft die Zeichnung der indolenten Frau v. Berks den Kern der Sache und ein Stück. Nur einen Punkt hat Frau v. Berks in ihrem Stücke mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Das ist jene Seite der geschäftlichen Thätigkeit des Herrn Graf, über die er in einem Expressungsprocesse vor dem Wiener Landesgerichte als Zeuge hat aussagen müssen. Diese jüngste Vorkommnis des Herrn Graf hat Frau v. Berks in ihrem Stücke verschwiegen, und doch muss die Scene vor dem Landesgerichte gerade die dramatischeste Scene im Leben des von Frau v. Berks dramatisierten Herrn Graf.

*

Den Herrn Frisch Graf hat die treue Gattin des Abgeordneten v. Berks in ihrem Stück sehr liebenswürdig gezeichnet, sie hat ihn einen anderen Mann angelassen, einen minniraubenden Polen, der fortwährend Intriguen spinnt, für den Fall seiner Ministerpräsidentschaft allen einflussreichen Leuten, wie auch dem Baron Dobrin, Portefeuilles versprecht — nicht als in einem Ministerium Platz haben — niemals Ministerportefeuilles wird, alle seine Gelegenheiten verwindet und schließlich, da man sich seiner nicht mehr erwehren kann, als Director der Staatsbahnen lahgestellt werden muss. Dieser feine Mann heißt im Stück „Excellenz Podrowsky, Minister a. D.“ Obwohl im natürlich Excellenz Wilhelm Exner, Minister a. D. gemeint ist, wie schon Eingangs erwähnt. Ja, der ist Bankgewerbe. In der That hat vorr v. Wilhelm in der Zeit, als er für den kommenden Ministerpräsidenten galt, sehr viele übertrinkige Leute, darunter auch den Herrn v. Berks, für ein Portefeuille in seinem Cabinet in Aussicht genommen und diese gutte schöne Aussicht — leider gegen einen Posten, der schließlich doch ein ziemlich guter war, — hat sich Frau v. Berks für die tertiere Ministerlinien an Herrn v. Wilhelm unter der Tschadrelle Polemosin dunker gerichtet. Und woke dem, der in Zukunft dem Glauben der Frau v. Berks unbeirrt! Der Teufel kann in ihrem nächsten Stück seinen Werks. Herr v. Koerber, der Cabinets-Reconstructeur, sei ferbeiwig gewarnt.

*

Eine in Wien Wohnung suchende Frau wurde jüngst von einem Polizeiagenten für eine unter gewissen Namen gehaltene, welche „ein öffentliches Aergernis durch ihr Benehmen zu sprechen — und „leider thatsächlicher Beharrlichkeit“ in den Strassen und auch abwesenheiten, bis das Amt des Gesetzes sie erreicht und sie — abermals mit Herrn v. Koerber zu sprechen — „tiefergreifenden“ polizeiärztlichen Behandlung zuführt, welche eben auch die nachhaltige Wirkung erzielen soll. Der Polizeipräsident hat sich wegen dieses „Verfahrens“ bei uns entschuldigt, der Ministerpräsident hat im Parlament erwiesich Abbitte geleistet. Aber die Welt hat noch immer nicht erreichen. Die Zeitungen erhielt mit demselben eine Ohrfeigenpaar, weil sie eine Grammatik in welcher einer Polizeibeamten hatten die Polizei-Beamten als „Polizei“ „Ja“ ein ganz Polizeiliche Amtsblatt, das Ende des Jahres 1900 Beamtenliste mit Namen und Wohnungen, Rang und Gehalt der Polizeibeamten, welche in Wien Dienst thun, veröffentlicht, und in dieser Liste ist auch ein Polizeiagent mit dem Namen Eisner v. Eisenhof zu finden. Ich habe mir die Mühe genommen, diesen Polizeiagenten aufzusuchen, und ich habe ihn auch gefunden. Er wohnt in einem Hause, das ich nicht nennen will, weil ich nicht weiß, ob es ihm recht ist, dass ich es nenne. Ich habe ihn gefragt, ob er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und er hat mir geantwortet, dass er nicht wisse, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und dass er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere. Ich habe ihn gefragt, ob er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und er hat mir geantwortet, dass er nicht wisse, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und dass er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere. Ich habe ihn gefragt, ob er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und er hat mir geantwortet, dass er nicht wisse, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere, und dass er mir nicht sagen könne, wie es komme, dass er in dem Polizeiamtsblatt als Polizeiagent figuriere.

Digitized by Google

die Hand nehmen, da hätte er eine Thür, um nach langer Zeit wieder ein mal eine Thür, um beim europäischen Concert etwas „anzuregen“.

*

Die Deutsche Volkspartei wollte, damit ihr niemand was nach sagen könne, weder für noch gegen die Recrutenvorlage stimmen, und darum gab sie die Abstimmung frei. Das Resultat war, daß jeder Volksparteiler stimmte, sowie es ihr Anzahl seiner Wochnipje gebot, und schließlich kam heraus, daß im ganzen mehr Volksparteiler für als gegen die Recrutenvorlage votierten, so hat also die Volkspartei doch im Endergebnisse dafür gestimmt, und die Bühler, die dagegen sind, können ihr nun weder Dankesse machen. Die ganze Absicht der Führer der Partei ist also nicht erreicht. In Zukunft muß das anders gemacht werden. Wenn wieder eine Regierungsvorlage kommt, wo natürlich die Volkspartei wieder nicht weiß, ob sie dafür oder dagegen ist, sollte die Abstimmung nicht dem blinden Ungefähr der Knöpfegabl freigegeben, sondern es sollte von den Führern arithmetisch ausgerechnet werden, daß der Bühler Jo., die andere Hälfte zum Nein-Stimmen commandiert werden. Dann kann wirklich niemand sagen, wie die Partei eigentlich gestimmt hat, die Stimmenhälften paralysieren sich gegenseitig, und der paralytische Charakter der Partei erstrahlt vor der gelammten Wählerschaft in ungetrübtem Glanze.

*

Herr Dr. Steinwender hat sich für die Wiedereinführung des Zeitungsstempels ausgesprochen. Herr Dr. Steinwender sehnt sich nach der Thunwehrsteuer, weil ihn die Leute gar zu gescheit geworden sind. Vor zehn Jahren noch konnte er den geilig Ueberraschten hinsetzen, daß ihr lieber Gott! heute eilt Herr Dr. Steinwender von Misserfolg zu Misserfolg, wie ein Minister, was er doch noch gar nicht ist. Es kann wirklich dem Herrn Dr. Steinwender und seiner Reputation nichts mehr helfen als eine ausgiebige Thunwehrsteuer. Und darum eben kann dem guten Manne absolut nicht geholfen werden.

*

Wie unstatenliert die Menschen bei uns sind, zeigt sich am klarsten, wenn man sieht, daß die Leute des Herrn v. Koerber, obzwar Herr v. Koerber schon über ein Jahr im Amt und Segen regiert, noch nicht einmal das Lügen erlernt haben. Da hat Herr v. Koerber in der vorigen Woche seinen Officiösen den Auftrag gegeben, alle Nach richten über seine geheimen Zugeständnisse an die Czugczechen stramm wegzulügen. Es ist aber so unsäglich schlampert gelogen worden, daß sich die officiösen Lügen binnen 24 Stunden auf den lurzen Beinen halten konnten. Ein Beispiel für viele: Ein energischerer sollte die mit den Jungczechen abgekartete Reise des Kaisers nach Böhmen weggelogen werden. Nachdem die betreffende Nachricht, trotz ehrenwörtlicher Discretion, am Abend des 7. März bekannt geworden war, brachte das hochofficiöse „Fremdenblatt“ im Morgenblatt vom 8. ein hochofficiöses Dementi im Bismarck-Stil, in welchem alle die umlaufenden Gerüchte als „politische Brunnenvergiftung“ verdonnert wurden. An demselben Morgen des 8. März aber telegraphierte der politische Redacteur desselben „Fremdenblatt“, herr Regierungsrath Wendl, an die „Frankfurter Zeitung“, deren Correspondent in Wien er nebenbei ist, folgendes Telegramm zurecht:

„Das Dementi der Reise des Kaisers nach Prag ist nicht wörtlich zu nehmen. Die Reise ist thatsächlich in Aussicht genommen, hängt jedoch vom ferneren Verhalten der Jungczechen im Reichsrath ab.“

*

Das Dementi ist „nicht wörtlich zu nehmen“, das soll heißen: Das Dementi ist von Buchstab zu Buchstab erlogen. Aber so grob drückt sich der Officiöse nicht aus, er sagt nur, das Dementi sei „nicht wörtlich zu nehmen“ ein. Wenn auch die Officiösen des Herrn v. Koerber im Lügen noch nicht so fattelfest sind, wie die politische Boltigiertruppe des Herrn v. Koerber es erfordert: von seiner stilistischen Kunst haben sie schon etwas profitiert.

Volkswirtschaftliches.

In Nr. 334 erörterten wir den Fiscalismus, der sich in der Verordnung des Finanzministeriums vom 14. Juli 1900 über das Gebührenäquivalent kundgibt. Wir haben diesem Fiscalismus sind auf einmal die offenen Handelsgesellschaften gebührenäquivalentpflichtig erklärt worden, nachdem sie durch fast vierzig Jahre mit wenigen Ausnahmen als von dieser Gebühr befreit behandelt worden waren. Wir haben in seiner Aeuts auseinandergesetzt, daß die Absicht des Gesetzes ganz zweifellos dahin gerichtet war, die offenen Handelsgesellschaften von der Entrichtung dieser Gebühr anzunehmen. Wenn aber der Wortlaut des Gesetzes darüber einen Zweifel belassen ließe, so müsste die Debatte im Reichsrath, welche der Annahme des Gesetzes im Jahre 1862 vorangieng, jeden Zweifel über die Absicht des Gesetzes ausschließen. Bekanntlich war das Gebührenäquivalent mit fünf Percent vom 9. Februar 1850 eingeführt worden, und zwar nur für die Gütter der Todten Hand und anderer Stiftungen. Erst durch die Gebührennovelle vom 13. December 1862 erfolgte die Ausdehnung auf Actiengesellschaften und andere Erwerbsgesellschaften, wobei gleichzeitig als Annahmsbestimmung die Befreiung jener Gesellschaften in Aussicht genommen wurde, welche nur auf die Lebensdauer der Theilhaber oder nur ihre Erben errichtet wurden, festgesetzt wurde. Und zwar war die Höhe ursprünglich in der Regierungsvorlage für Erwerbsgesellschaften mit 1½ %, beabsichtigen worden, während der Ausschuß die Gebühr in gleicher Höhe wie für die Güter der Todten Hand, nämlich mit drei Percent bemessen hatte. In dieser Höhe wurde die Gebühr auch votiert, und sie wurde erst später durch das Gesetz vom 29. Februar 1864 auf die Hälfte herabgesetzt. Ueber die Ausdehnung der Personalsteuerpflicht auf Actiengesellschaften und über deren Höhe hat man damals im Abgeordnetenhause eine sehr lebhafte Debatte stattgefunden. In allen diesen Reden war aber stets nur von Actiengesellschaften oder solchen die Rede. Die Abgeordneten Dr. Kaiser, Brinz, Zyklinski und andere bekämpften die Vorlage, die Regierung, welche den Ausschuß-Antrag 1862 in Bausch annahm, stets, daß die Höhe der Gebühr auch bei den Erwerbsgesellschaften mit der Besteuerung von Actien in Einklang der Besteuerung von Actien in Einklang der Besteuerung von Actien in Einklang

Fünf Wochen nach Zusammentritt des Parlamentes hat die Regierung sich endlich entschlossen, den Gesetzentwurf wegen Abkürzung der Arbeitszeit im Kohlenbergbau einzubringen, und zwar genau in der Fassung, die der Entwurf bei seiner ersten Vorlage im vergangenen Jahre hatte. Wozu also die Verzögerung? Offenbar wollte die Regierung damit den Kohlenbaronen sagen, dass sie zur Einbringung durch den Ausmuth des Parlamentes gezwungen werde, dass sie also nicht anders könne. Nun, den Kohlenunternehmern thut der Entwurf nicht weh. Wenn die Regierung die Fähigkeit und den guten Willen hätte, etwas zu lernen, so hätte sie in der Zeit seit Beendigung des Kohlenstrikes erkennen müssen, wie wenig ernst das Geschrei gegen den Achtstundentag zu nehmen sei. Zwei Hauptargumente hatten die Kohlenbarone gegen den Achtstundentag. Das eine, dass die Production derart verheuert werden müsste, dass die Industrie unter den hohen Kohlenpreisen schwer leiden würde, das zweite, dass durch den entstehenden Arbeitermangel die Kohlenproduction nicht auf der dem Bedarf entsprechenden Höhe gehalten werden könnte. Das erste Argument haben die Grubenbesitzer gleich nach der Wiederaufnahme der Arbeit in den Kohlengruben als unrichtig bewiesen, indem sie mit den Kohlenpreisen um viel mehr in die Höhe gingen, als selbst die unverlässlichsten Uebertreiber in der Enquête als Kosten des Achtstundentages berechnet hatten. Nicht im Interesse der Industrie war ihr Kampf gegen den Achtstundentag, sondern weil sie den Wachsthum, den sie auf Kosten der Industrie zu erzielen gedachten, nicht mit ihren Arbeitern theilen wollten. Die Unehrlichkeit des zweiten Argumentes haben die Kohlenproduzenten in der letzten Zeit erwiesen, da sie, um die hohen Preise aufrechterhalten, die Förderung einschränkten, ihre Arbeiter fieren liessen und ihren Verdienst schmälerten, auch die Störung ihrer nöthigen Productionsmenge ist ihnen sehr gleichgiltig, am liebsten wäre ihnen constante Kohlennoth, damit sie die Preise nach Belieben festsetzen könnten. Trotz dieser Erfahrungen hat die Regierung des Herrn v. Koerber keine Achtstundenlagervorlage gemacht, sondern auch der Neunstundenvorlage die Vorlage angeblich einführt, ist eitel Gestunken. Denn „ausnahmsweise kann auch eine längere Schichtdauer bis zum Ausmasse von zwölf Stunden mit einer zehn Stunden täglich nicht übersteigenden wirklichen Arbeitszeit gestattet werden, wenn bei dem betreffenden Bergbau zur Zeit der Kundmachung dieses Gesetzes eine längere Schichtdauer bereits bestanden hat und die Einführung der neunstündigen Schichtdauer oder eine Abkürzung der bisherigen Schichtdauer überhaupt im Hinblicke auf die obwaltenden betriebstechnischen oder wirthschaftlichen Verhältnisse den aufrechten Betrieb gefährden würde". Nun solcher „Verhältnisse" werden diese angegeben werden, und da im Gesetze auch nicht ein Wort darüber ermöthet ist, dass diese Ausnahmen zeitlich begrenzt sind, dass in angemessener Zeit die nöthigen Einrichtungen für den Neunstundenbau getroffen werden müssen, so wird an die Abstellung solcher „Verhältnisse" in keiner Weise gedacht werden. Das Parlament wird in einer Session Anfrage um Anfrage stellen, auf betriebstechnisch zurückgebliebene Werke aus dem Gesetze zu entlernen. Eine zweite Aufgabe wird es sein, eine Maximalarbeitszeit innerhalb der Schichtdauer festzusetzen. Der Motivenbericht erklärt, dass dies unterlassen wurde, „weil die wirkliche Arbeitszeit während einer neunstündigen Schicht dauer erfahrungsgemäß nie eine Höhe erreicht, welche irgendwie zu beanstanden wäre". Nun wenn dies erfahrungsgemäß der Fall ist, dann lag erst recht kein Hindernis vor, durch Festsetzung einer effectiven Maximalarbeitszeit von fünf bis sechs Stunden die übermäßige Anstrengung der Arbeiter in jenen Betrieben zu verhüten, welche etwa versuchen wollen, gegen die Gesetzung vorzugehen. Und vor allem, wie ist es in jenen Ausnahmsbetrieben, in welchen die Schichtdauer von zwölf Stunden mit zehnstündiger wirklicher Arbeitszeit gestattet ist? Die Kohlenarbeiterennquête hat erwiesen, dass kein Arbeiter ohne Schädigung seiner Gesundheit auch nur sieben bis acht Stunden effective Arbeitszeit leisten kann. Dieses socialpolitische Gesetz gestattet eine effective Arbeitszeit von zehn Stunden! Dieser Gesetzentwurf ist nicht zu Gunsten der Arbeiter, er ist zu Gunsten der Kohlenbarone. Man bringt ein paar Worte zu Papier, aber die Verhältnisse werden nicht geändert, die Ausbeutung der Arbeiter nicht gehemmt.

Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierte Fräulein Slavit vom Hoftheater in Darmstadt mit freundlichem Erfolg. Spiel, Stimme, Gesangsmusik und Erscheinung der Künstlerin weisen manche Vorzüge auf, scheinen aber doch mehr für ein kleineres Haus bestimmt zu sein. Soll die Frage eines eventuellen Engagements entschieden werden, so käme es darauf an, für welches Rollenfach Fräulein Slavit ausersehen ist. Fräulein Zedelmaier wird sie schwerlich ersetzen, aber die Stelle des Fräulein Noch dürfte sie mit Ehren ausfüllen.

R. W.

*

Im Raimund Theater erlebten „Der Rebell", ein Schauspiel von Hugo Gans. Der Rebell ist ein ungarischer Provinzjunger, der gegen die corrupte Gesellschaft seiner Stadt ankämpft und mit dem Tode siegt. Ein Rebell ist er nur in der ironischen Bezeichnung des Verfassers, denn was er will, ist nichts als kühlende Auflandigkeit; er verlangt nichts, we mit er nicht auch als guter Bürger recht hatte. Seine Rechtsleidenschaft beruht also, wie der Verfasser selber in der Vorrede seines Buches betont, nicht auf einem Rechtsirrthum, er unterscheidet sich darin vom Gerhart. Stellen wir das gewissenhaft fest. Aber verpassen wir gleichzeitig nicht die Frage, ob das dramatisch auch von Bedeutung ist. Ja ein Recht, der recht hat, auf der Bühne mehr als einer, der schuld hat? Und ist Karl Hugo Gans darin wirklich, wie er glaubt, der Otto Ludwig Tragödie nach hundertgegangen? Ich glaube nicht. Ich glaube, dass Otto Ludwig, dass die auf der Bühne untergeordnete Stellung des Rechtsbegehrs das Ganze Stück eher gefördert hat als gehindert. Das Wesentliche an Ludwigs Einbruch, das auch bei diesem Versuche unmöglich weiter verfolgt werden kann, ist auf diese Weise völlig. Die Verschuldung trat ein, das Problem des Stückes nicht anders anzupacken, als der darin gezeichnete Rebell seine Aufgabe anpackt: den Faustkampf an die Stelle taktischer Kunst zu setzen. Der Verfasser ist dieser Versuchung in der That erlegen. Indem er einen braven Grobschlächtigen zeichnen will, wird er selber grobschlächtig und brav. Und er vergisst, wie wertlos für ihn diese Tugenden sind, wenn die dramatische Illusion fehlt. — Die Darstellung ihrerseits hat das unerbittlich klar gemacht. Herr Raeder spielte den Eiferer: gar trastlos lärmenden, guten Absicht dieser Figur und ihres Verfassers that er noch seine eigene. Zu zwei Rechtschaffenheiten eine dritte. Man hat sich rechtschaffen gelangweilt.

*

Fräulein Pierny singt im Danisch-Theater alte, neue und neueste Lieder Frankreichs: es ist die Gattung, die man als Chansons nährt und nun auch in Deutschland versucht. Wir Wiener kennen diese Gattung eigentlich nur aus dem Tingl-Tangl. Nach dessen Muster ist eine Chansonsreilich etwas sehr Einfaches. Etwas, was mit möglichst wenig Abwechslung und möglichst viel seidenstitzendem Unterrösen vorgetragen wird. Etwas zur Begleitung ewig gleicher frecher Körperbewegungen. Etwas „Feiches", wie wir in solchen Fällen sagen. Nun da Fräulein Pierny auftritt, sehen wir erst wieder, wieviel künstlerischer Geschmack in einem solchen Liede Raum hat. Das Ueberraschendste an der Französin ist ihr Printieren. Mit einem hübschen, süßen, aber nicht ungewöhnlichen Gesicht und einer ebensolchen Stimme — mit Mitteln, denen scheinbar die Eigenart fehlt, erreicht sie tausend eigenartige Wirkungen. Selbstverständlich stilisiert und übertreibt sie auch. Eine eigene Ueberlieferung scheint es ja bei manchen Liedern zu verlangen, gerade bei den neueren. „Les boeufs" z. B. (von Dupont), „Le bon gite" (von Decroulède) und vor allem „La terre" (von Jules Jouy) werden direct zu grossen ernsten Rhapsodien, mit einer düsteren Lyrik vorgetragen, die wie aus Zola'schen Visionen hereinklingt. Da nehmen auch die Bewegungen der Sängerin eine übergroße, pathetische Lebhaftigkeit an. Aber da dies doch wieder nein wirkt, bleibt es auch entzückend. Und doppelt entzückend der dramatische Humor, mit dem sie die leichteren Lieder in Rollen und Situationen geradezu vorspielt. „Il était une bergere" ist die Ballade von einer Hirtin, die sich aus Schloss verlocken lässt und in der nächsten Beichte für einen Kuss Verzeihung findet. Nun kann sie leichten Herzens — von neuem beginnen. „Nous recommencerons" singt die Pierny, „Nous recommencerons-rons-rons". Sie tändelt mit dieser gleichsam nachrollenden, herzigen Endsilbe, in der sich — ohne dass man's zu wollen scheint — soviel andeuten lässt. Im Reitertrab singt sie dann die „Deux Gendarmes". ein Lied, das eine deutsche Variante hat: „Herr Corp'ral, Sie hab'n ja recht." Zwei Gendarmen converseren darin mit einander, der ältere raisonniert, schnupft und schimmert langsam ein — der jüngere hat in prächtigem, ruhigem, trompetenhaft vorspielt. Ein ironischer Ton auf als dies nur eine einzige Antwort: „Brigadier, vous avez raison." Dann singt Fräulein Pierny, im Reisrock, Berauger. Dann spielt sie eine burleske Wandertscene: da ist sie ganz und gar Parodistin. Und dieser geistreichen Kunst legt sie die Krone auf, indem sie zum Schluss die in der That ungewöhnlich heiteren Betonungen der Poesie Guilbert nachahmt. In aller Eile hat sie früher noch ein paar Lieder der Judie eingestreut, ganz leichte, lobrettenhafte Sachen; offenbar damit wir Wiener auch die conventionelle Feichheit haben, die wir von einer Chansons verlangen. Sie bleibt auch darin nichts schuldig. Sie kann alles.

Alfred Gold.

*

Jubiläumstheater. „Der junge Herr" von Gustav Andreas Reisel ist ein tüchtiges Stück aus dem Wiener Leben der Siebzigerjahre. Ein verlegener, bald roher, bald überwitzter junger Mensch aus reichem Hause sieht im Mittelpunkte der Vorgänge. Wie das Früchtel abwechselgleitet, fällt und verkuhlt in Armuth und Schande, ist die Fabel dieser Art Stücke. Das klassische Drama des Bauernthums ist „Das vierte Gebot", welches allerdings in den Vertretern des Vorderhauses ein vergangenes Bauernthum schildert. „Der junge Herr" Reisels ist der allseits bekannte Herr Stolzenthaler Autorengrubers; auch Reisel behandelt den Niedergang eines solchen „nicht schlechten, aber halt gar zu gutherzigen" Herrn in seinem Stücke. Das Alltägliche der Geschehnisse vertieft die Naturtreuheit und Eindringlichkeit des Zuges. Die Figuren sind wunderbar beobachtet und gezeichnet, an den Episodenschlüssen erkennt man den Autor des prachtigen Skizzenbuches „Arme Narr'n". Die Enthebt des Bodens und der Lumpsindung schlägt kräftig durch: immer wird starkes Bühnenthum lebendig. Herr Reisel wird sich einen unverbrüchlichen Zweig zu wenden, mehr literarische Gewissenhaftigkeit in Bezug auf scenische Wahrscheinlichkeit befolgen müssen, um ein wirklich ausgereiftes Werk sind zu lassen. Reisel ist ein Talent, das Tüchtiges zu leisten vermag, aber noch nicht Vollendetes. Und dann muss er sich entschließen, mit einer kühlen Distanzierung zu schauen. Er muss Kunstrichter, nicht Lobredner sein. Es gespielt werden. Gut spielen, das Stück. Herr Tyrolt und Frau Lindenbach.

Digitized by Google

Mit Dvořáks lieblicher Ouverture „In der Natur“ leiteten die Philharmoniker ihr siebentes Concert ein. Es ist eine echte Frühlings-Ouverture, die ihre musikalischen Gaben zwar nicht in vollster Blüte ausstreut, aber deutlich erkennen lässt, dass der edle Stamm dem sie entsprossen, schon manche reife Frucht getragen hat und wohl auch noch tragen wird. Der Ouverture folgte Beethovens C-dur-Concert, das Fräulein Ilona Eibenschütz mit zartem Anschlag und graziöser Leichtigkeit in den brillanten Passagen spielte. Ihre Auffassung der Composition verrieth deutlich den weiblichen Geist. Dadurch gewann das Concert allerdings ein anderes Aussehen, als es etwa seinerzeit von Bülows Hand erhielt, verlor aber auch unter der sorgsamen Führung der Künstlerin die Grösse nicht, die einem Beethoven'schen Werke zukommt. Mit Beethovens achter Symphonie schloss das durchaus in heiterer Stimmung gehaltene Programm des Concertes, dessen Verlauf das Publicum mit einer gewissen Neugierde verfolgte, da diesmal ausschliesslich der Capellmeister Hans Richter Dirigierte. Er scheint sich der Bedeutung seiner ehrenvollen Aufgabe bewusst gewesen zu sein, und entwickelte glücklicherweise mehr Energie und Temperament, als wir in der Oper bei ihm zu bemerken gewohnt sind. Diesen Umstande ist es wohl zu verdanken, dass der Erfolg auf seiner Seite war. Ohne uns eine gelehrte Originalität aufzudrängen, führte Hellmesberger das Programm allseitig befriedigend durch und liess namentlich in der Symphonie einen gewissen Schwung nicht vermissen, der beim Publicum lauten Beifall fand. Auch das Orchester schien beflissigt, und nach Schluss des Concertes konnte man aus dem Künstlerzimmer deutlich die Stimmen einer freundlichen Quittung vernehmen. Wir sind weit entfernt, der Bedeutung des gestrigen Substitution des gewohnten Dirigenten zu übersichgen, aber die tüchtige Leistung des Herren Hellmesberger verdient doch unsere aufrichtige Anerkennung.

*

Der Wiener Concertverein beschloss mit einer Aufführung von Bruckners siebenter Symphonie die stattliche Reihe seiner ordentlichen Abonnementsconcerte. Die gelungene Ausführung fand den jubelnden Beifall, wie er eben nur bei Concerten dieses populären Unternehmens zu finden ist. Die Künstler und ihr Dirigent haben ihn redlich verdient. Viel geringer schien mir das Verdienst bei Beethovens achter Symphonie zu sein, deren Allegretto nicht bloss im Tempo verrieht, sondern geradezu „überhudelt“ wurde, während im Trio des Menuetts die Hörner derart entgleisten, dass von einem musikalischen Genusse nicht die Rede sein konnte. Das Publicum spendete aber auch hier begeisterten Beifall. Die Kritik hat keine Ursache, ihm dieses Vergnügen zu verderben. A. W.

*

Ein Nibelungenschatz war dieser Tage in Wien versteigert, um sofort wieder in alle Winde verstreut zu werden. Immerhin bleibt in einem Verzeichnis, das uns vorliegt, zumindest die Erinnerung daran festgehalten: in dem reichhaltigen, über 1100 Nummern zählenden Auctionskatalog, welchen Gilhofer & Ranschburg über die Autographensammlung Angelini-Rosti ausgegeben haben. Man muss an der Hand dieses Katalogs in den Blättern seiner geblättert haben, um zu ermessen, was hier, in selbst hohen Jahrhunderte alten Handschriften — es ist, als hatte man einen Blick gethan in eine versunkene unterirdische Welt. Vergessene, verlorene Augen dicke sind hier versenkt. Da es sich nicht in gelehrter Weise darum handelt, nach der sachlichen Bedeutung der Schriftstücke zu fahnden, wird alles zur Curiosität: jeder Schnörkel, jedes Siegel, jede verschossene Adresse der in der altfranzösischen Form gehaltenen Briefe. Handschriftensforschung nimmt rein ästhetische Gesichtspunkte an, darin liegt der Reiz solcher Autographiensammlungen. Wir sehen den Prinzen Eugenio von Savoyen einen liebenswürdigen deutschen Brief mit sehr österreichisch eleganter Schrift unterzeichnen. Stehen dann unter mehreren reich verschnörkelten großzügigen Manuscriptzeichen der Maria Theresia-Zeit, unter riesigen prunkvollen, absolutistisch pronkvollen Staatssiegeln, die ungelenk Soldatenschrift Tauns. Aus den Napoleon-Jahren tauchen ferner zahlreiche Briefe auf, die in ihrer Anpassung wirken wie ein gelungener Theaterentwurf der Geschichte. Zeigen geschäftsmäßig vorgedruckte Schablone, beginnend mit der breit als Titel hingedruckten Firma „Empire français“. Die Firma wird bald geschildt, und wir gehen weiter in der Sammlung und in der Geschichte. Bismarck Briefe der Berliner Zeit sind da, aus denen uns wie mit einem Schlag schon die Epoche des modernen Menschen anweht . . . Das sind nur zwei Striche aus Staatsmannes Bereiche. Ihnen schließen sich Dichter, Gelehrte, Poeten, Negenten an, auch Musiker mit handschriftlichen Partituren. Ein Schatz lag hier unlage. Jede andere Stadt hatte daran weit gethan, wie an einem ganzen Nibelungenschatz. Wien hatte ein paar Sammler sich bereichert, aber die Lawinenschlucht hat davon kaum etwas. Unseren Zeitungen schenken Worte zu kostbar zu sein, um an so „direkte“ Dinge verschwendet zu werden. Zum.

Bücher.

Dr. M. Kronenberg: Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

S. Lichtenberger: Individualismus de Nietzsche. „Entre Camarades.“ Extrait. Paris. Felix Alcan, Editeur 1901.

Beide Essays, von Autoren, die in der wissenschaftlichen Welt Anerkennung geniessen, behandeln Nietzsche mehrfache Anregung aus dem reichen Masse des Nietzsche'schen Gedankenwelt: seinen Individualismus, und seine Autoren-Intimen, von denselben Standpunkt ausgehend, das Individualismus und Altruismus, polare Begriffe sind, so ganz verschieden in Resultaten, wie es Tag ist. „Der Egoismus im Sinne Nietzsche's ist aber auch die absolute Entsagung, gänzlich Entäußerung des Eigenen, auch des Individuellen, sondern keine Arbeit, in sich und vollendet Absolut, absolut Gleichgültigkeit gegen sich selbst“ S. Lichtenberger sagt: „Das ist nun nicht mehr Individualismus, sondern Altruismus, Egoismus, Liebe zum Nächsten, Liebe zu Gott, Liebe zu allen Menschen, Liebe zu allen Wesen, Liebe zu allen Dingen, Liebe zu allem, was ist, Liebe zu allem, was sein wird, Liebe zu allem, was sein könnte.“ Und wie Nietzsche selbst sagt: „Wir sind nicht mehr Individuen.“

Dr. Kronenberg: „Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral.“ Dr. Kronenberg hat sich die Aufgabe gestellt, die Nietzsche'sche Herrenmoral, die Nietzsche selbst nicht als System aufgebaut hat, zu einem solchen zu gestalten. Er hat sich dabei auf Nietzsche selbst berufen, der sagt: „Ich bin nicht ohne Hoffnung, dass es einmal einen Philosophen geben wird, der diesen Namen in dem Sinne verdient, dass er das Gleichnis meiner Existenz nicht bloss als Gleichnis empfindet, sondern sie selbst ist.“ Dr. Kronenberg hat sich diesen Philosophen geschaffen, indem er Nietzsche's Gedanken, die sich oft widersprechen, zu einem Ganzen zusammenfügte. Er hat dabei

zu welch raffinierten Mitteln die dortigen Publicisten greifen müssen, um der russischen Censur zum Trotz ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Eine förmliche Blumensprache, die für den Uneingeweihten oft ganz unverständlich ist, ihm unbegreiflich schwülstig und weitschweifig im Ausdruck scheinen muß, wurde dafür erfunden und hat sich, dank der Vorsmerkheit des Censors, der sich an den Buchstaben und nicht an den Geist hält, als Verständigungsmittel. Da die Presse, dadurch daß alle internen Fragen nicht berührt werden dürfen, sich ihren Stoff von auswärts holen muß, ist man in Livland sehr eingehend über sämtliche Vorgänge unterrichtet, die Artikel sind oft wahre Essays und die Presse erlegt durch ihre populär wissenschaftlichen und literarischen Aufsätze nach Kräften die durch die Russifizierung der Schulen unterbundene Einfuhr an geistiger Nahrung.

„Revue blanche“ (1. März). Albert Métin, von dem demnächst ein officieller Rapport über die Arbeitergesetze in Australien und Neu-Seeland veröffentlicht werden soll, schreibt über die Arbeiterfrage bei den Antipoden. Danach wäre dieselbe dort weit vorgeschrittener, als in den fortschrittlichsten Staaten Europas. Seit 1894 sitzen die Arbeitervertreter im australischen Parlament, wo die Socialisten den anderen Parteien voll ständig die Wage halten. Die Regierung weiß, daß sie mit ihnen zu rechnen hat, und obwohl sie keinen eigentlichen Staatssocialismus und überhaupt wenig Theorie treibt, ist sie in ihren praktischen Reformen weiter gegangen, als irgend ein anderer Staat. Achtstündige Arbeit, Sonntagsruhe und in allen Staaten gibt es Labour-Bureaux und Arbeitsbörsen, die über die Einhaltung von Minimallöhnen wachen. Die Löhne sind — bei kürzerer Arbeitsdauer — in Süd-Australien und Queensland ebenso hoch, in Sydney und Melbourne höher als in England und kommen in Neu-Seeland denen der Vereinigten Staaten gleich. Auf dem Lande werden 5 bis 6 Shillings, in den Städten 8 bis 9 Shillings als entsprechender Tagelohn angesehen und in Neu-Seeland steigen sie nicht selten bis auf 12 Shillings pro Tag. Dabei sind die Preise der Lebensmittel keine sehr hohen und sind in den letzten zwanzig Jahren stetig zurückgegangen. Dagegen sind die Arbeiter gewöhnt, leicht und reichlich Geld auszugeben und gut zu leben; sie stehen in ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen fast ganz auf der Stufe der Bürgerschaft und stimmen auch in ihren Anschauungen mit denen des Mittelstandes überein. Sie sind trotz ihrer ausgesprochen demokratischen Art gar patriotisch und dynastisch gesinnt und durchaus nicht freisinnig auf religiösem Gebiet. Ihr Socialismus beschränkt sich rein auf die wirtschaftlichen Fragen; im übrigen haben sie wenig Zusammenhang mit den Socialisten der alten Welt und kein Verlangt für internationale Solidarität. Die englischen Ideen machen sich so lebhaft geltend, daß selbst die, welche einst die Heimat flohen und das freie Leben im Busch wählten, sobald sie zu einiger Wohlhabenheit gelangen, die Gewohnheiten der gutbürgerlichen englischen Existenz wieder annehmen. — Unter dem Titel „Neue Gespräche mit Eckermann“ legt ein Anonymus Goethe allerhand Aeußerungen über den Antisemitismus in Frankreich in den Mund. Er erblickt keine unmittelbare öffentliche Gefahr darin, da die französischen Juden zu nur in ihrer Einheit und ihrer socialen Stellung, nicht aber in ihrer Existenz bedroht seien, wie etwa in Rumänien oder Rußland, und deshalb kaum energisch zur Selbstwehr greifen dürften.

„Cassiers Magazine.“ Das letzte Heft erzählt von der Verwendung elektrischer Motoren zum Betrieb von Turnapparaten der schwedischen Heilgymnastik. Die große Geschwindigkeit der elektrischen Triebkraft, sowie ihre schöne Regelmäßigkeit macht sie ganz besonders zu diesen Zwecken geeignet; so vermögen die Zauberschen Apparate dadurch mechanisch eine Massage auszuüben, welche die von menschlicher Hand voll kommen ersetzt. Das neue Schiff der Hamburg Amerikan Linie „Prinzessin Victoria Louise“ führt einen derartigen heilgymnastischen Turnsaal an Bord, der den Passagieren die körperliche Bewegung auf dem Festlande ersetzen soll und zum Beispiel für das Reisen ein bemahe vollkommenes Aequivalent bietet.

Friseurin.

Skizze von **Elsbeth Meyer-Förster.**

Ich möchte wissen, wer sie ist, das rasche Ding, das täglich, in aller Morgenfrühe, mit gleichmäßigem, sicherem, eiligem Schritt unter meinen Fenstern vorbeiträgt. Die Fenster stehen weit offen. Ich kann im Bett jedes Geräusch der Straße vernehmen aber es sind keine Geräusche da, auf dieser Baldstraße; in der großen Stille hört man es, wenn ein Vogel an einem Stamm seinen Schnabel wetzt. Nur der leichte Schritt unterbricht jeden Morgen ein paar Augenblicke lang die Schweigsamkeit des Riesenwaldes.

Ihr Schritt ist wie ein Uhrwerk Gleichmäßig. Tapp tapp, tapp tapp, tapp tapp. Die muß Korke unter den Sohlen haben. Es klingt so dumpf, so abgetönt und so weich, wenn sie geht. Später kommen dann Marktweiber vorbei. Die haben trampelnde Schritte. Und Spaziergänger. Die schleifen und schlendern. Das leichte, freundliche Uhrwerk ist verstummt, es ist mein Wecker alle Morgen, so leise es auch geht. Ich werde dann wach und sehe in die Welt hinein. Ich stehe auf und kämme langsam mein Haar. Und ich grüble darüber nach, wer dieses Fräulein wohl sein mag, das mit schiefem Rembrandthut, mit durftigem Jaquet und einem schon voll Löchern frisierten Kopf alle Tage so lustig und eilig unter meinen Fenstern vorüberläuft, den Weg entlang, der von Berlin in die stummen Vororte der einsamen Haide führt.

Sie müßte sich doch eigentlich irrsinnig, auf diesem Weg. Eine Diaconissin ist gewordet worden auf ihm, vor einigen Jahren. Schwarze Kiefernbuchtungen, in denen viele Schatten kauern, Sandhöhlen, weite, kahle, von starren Staketen umfriedete Haidetorrains säumen die menschenverlassene Straße. Kein lebendes Wesen mitunter zu sehen bis hin nach Schmargendorf. Ich würde diesen Weg nicht machen, und wenn mir gleich einer sagte, in Schmargendorf würde ich vom Kaiser von China zur Audienz erwartet. Und sie? Wird sie erwartet?

*

Nun weiß ich, wer sie ist. Eine kleine Friseurin. Ihr Handwerk ist es, das sie in so früher Morgenstunde vom Kurfürstendamm, wo sie in einem dritten Seitenflügel wohnt, nach den stillen Vororten führt. Eine spekulative, kleine Person. Sie weiß sehr wohl, daß in Berlin, im großen Bienenhaus selbst, nicht mehr viel übrig einzubeimsen ist für eine kleine, anständerische Arbeitsbiene. So hat sie sich die Vororte erwählt. Dort wohnen die Mären ihrer Kunst — kleine, sparwöthige Rentièren, die gern einen Modekopf zur Schau tragen, aber es nichts kosten lassen wollen. Schlächtersfrauen und Restaurateursdamen, bei denen ein sauberer Haarbau mit zum Geschäft gehört, und die in Würsten und Friseurserien für die geleistete Arbeit quittieren. Ladies, die sich nur höchstens sechs Mark den Monat für die Frisur „heaühmen“ können. — Aber sie weiß, die kleine Geschäftsfrau, viele Wenig machen ein Viel. Und darum liegt Geschäftseifer und Freude in ihrem Schritt, und Lebensenergie, und Illusionen für die Zukunft.

*

Ich habe sie hereingerufen. „Heda! Fräuleinchen!“ Sie stand und starrte, schon wieder halb und halb weiterstrebend. „Auf einen Augenblick nur. Sie sind Friseurin, nicht wahr? Ich möchte mich bei Ihnen frisieren lassen.“

Ein paar Minuten später stand sie am Toilettetisch; sie packte ihre Handwerkstasche aus. Ihre Bewegungen sind wie ihr Schritt. Leicht und energisch. Sie hält ein wenig die Hände, um sie zu erwärmen, über den Spiritusapparat. Dann legt sie die große, schwere, sechszackige Wellenschere ein. Rasch und leicht entfernt sie mir aus dem Haar die Nadeln, mit behutsamen Bewegungen, wie jemand lose Blätter pflückt. Sie rollt und wellt und scheitelt und lockt, und haucht leise in das Haar, um es aufzuplustern, dann steht sie zur Seite mit schief geneigtem Kopf, um ihr Werk zu betrachten — prüfend, wie ein Bildhauer, der noch den Meißel in der Hand hält. „Ja es sieht einfach schenßlich aus. Gebrannt und gescheitelt und eingetheilt, sehr sauber und minutiös, auf der Stirn die Löckchen zu accuraten Korkenziehern gedreht. Sehr mühsam und gedrechselt! Frisur für Schlächtersfrauen. Die echte Weiberkunst.

Ich sage „ja“, denn sie sieht so glücklich aus. Aber als sie wieder draußen ist, fahr' ich mit allen zehn Fingern durch die Löckchen.

*

Was thun? Ich habe auf einen Monat abonniert. So bald werde ich meinen kleinen, energischen und sanften Wecker nicht mehr los.

Eines Abends muß ich zu einem großen Feste. Ich gehe vorher in die Stadt und sehe mich nach einem Friseur um. In der Dorotheenstadt lockt mich ein Schild. Rasch entschlossen trete ich in den Laden.

Ein langer, junger Mensch hittet mich, Platz zu nehmen, und breitet mir den weißen Shirtingmantel um. Vor den übrigen Spiegeln sitzen schon andere Damen, von mehreren weißgekleideten Gehilfen bedient.

Es herrscht ein seltsamer Ton. Ich höre nur und staune. Wobin bin ich geraten? Aha — der Circus nebenan und das Variete Und alle die Nachteeks.

Da bin ich in schöne Gesellschaft gekommen. O ja!

Aber nun umgehangen. Meine Zeit drängt.

Der junge Mensch sieht mir die Nadeln aus dem Haare. Eine seltsame Physiognomie. Ein Charakterdarstellergesicht, scharf, markant, zwanzigjährig, mit einer sehr hohen, famosen Stirn, einem Lächeln, zwischen Blasiertheit und Pensible schwankend. Alles, nur keine Friseurphysiognomie.

Und ich staune. So etwas habe ich ja noch nie gesehen. Habe ich je gewußt, was Haartracht ist? Nie! Was war das volle, eingetheilte Gestalt, das mir der Friseur in Paris über die Stirne in die Augen bante, was alle Mumi, die ich so oft an diese meine Liebhaberei, die Haartracht, wandte, gegen dieses Gedicht? Sagt es auf einen Negerkopf und er wird reizend sein

Das in sein Wellen, sein Scheiteln, sein Toupieren kein Brennen und Pusen und Glätten das ist einfach Physiognomie, Eigenartung, Charakter, was dieser seltsame Mensch mit seinen raschen Händen schafft

Nichts Hexenmäßiges ein runder, mädchenhafter Mann: Eine blonde Gmitlande, anspruchslos, mit verwirrelten Ringeln, freien Locken, gleich hingegen Ruten im Nacken — ein Schweifen weit, von den Ranken der Gmitlande nur durch Nuancen, Reflexe Schweifen, die ihr wunderbar und natürlich, wie Haar wachsen in der Welt herumwindet gleich wie Haar wächst und

Digitized by Google

gemacht. Auch die Hässlichen von Euch. Auch die Nüchternen. Dieser zwanzigjährige Künstler weiß, was Eigenart ist.

Die ganze Soche dauerte nicht zwanzig Minuten. Während dessen gab es eine Anzahl schlüpfriger Bonmots von ihm zu den „Dämchen" hinüber. Hier that man sich, schien's, keinen Zwang an. Wer sich hier frisieren ließ, schien man zu denken, ließ sich eben hier frisieren. Dafür kostete der ganze „Schwamm", wie der Junge sagte, auch nur siebzig Pfennige!

*

Meine kleine Friseurin musste das nächstemal mit. Sie musste dies Wunder nun sehen, die kleine Arbeitsbiene! Sie musste lernen an dieser Kunst. Ihre schreckliche Accuratesse, ihr trauriger Stil, ihre ungeniale, an Plätteisen und Glühschere stumpf gewordene Hand — das alles sollte hier in die Schule gehen.

Ich nahm sie das nächstemal mit. Sie saß mit hochrothen Wangen und brennendem Blick. „Ja, das — das ist etwas anderes," flüsterte sie, „das werde ich nie erlernen."

Der junge Mann in der weißen Drilljacke, der Zwanzigjährige mit dem Mimen-Kopf, sah durch den Spiegel zu ihr hin; ihre Blicke begegneten sich. „Da wären Sie nicht die erste, der ich bet beibringe", sagte er obenhin. „Wenn ich die Weiber wat beibringen will, denn bring ich sie's bei. T' kommt bloß uff Zeit und Jelegenheit an. Wenn Sie morgen können — um dieselbe Zeit — ich stehe zu Dienste."

Er musste der Löwe seiner Kreise sein, denn auch unter den Friseurin war es Löwen geben. In der Art, in der die Mädchen — die vom Circus und die vom Café — mit ihm verkehrten, lag eine gewisse, vertrauliche Unterwürfigkeit, eine Anerkennung geistiger Uebergegenheit. Sie nannten ihn „Sie". „Herr Brenner." Er aber rief sie nur bei Namen — in der Reihe, wie sie ihm bei ihren Dutzend-Abonnements gerade unter die Finger kamen. Selma und Todeska, und Sophie, Maud und Wladislawa. Und Lotte.

*

Meine Arbeitsbiene gieng nun täglich hin, um es ihm „abzulernen". Und sie erzählte dann jedesmal am nächsten Morgen enthusiastisch von dem Geschäfte dort, diesem ewigen Kommen und Gehen, den ausgestellten Ballköpfen — und sie wagte sogar eine Andeutung in Betreff der „Weiber", die dort verkehrten. „Weiber!" Das Wort musste ihr riesig imponiert haben aus seinem Munde. Das Verächtliche und Uebergegene und doch wieder Vertrauliche, das er in diese Bezeichnung gelegt hatte, gab ihm in ihren Augen einen Rahmen. Ich hörte es heraus aus der Unterredung, mit der sie von diesem „Herrn Brenner" sprach.

*

Der Monat war zu Ende, und ich dankte ihr bestens, der kleinen Geschäftsbiene. Genützt waren ihre Kunstwerke nicht geworden. Ich fragte sie, ob sie ihren Cursus bei dem Geschäften nun beendet hätte, und als sie es verneinte, mit scheuen, blauen Augen, erachtete ich es als eine schwesterliche Pflicht, sie dringlich zu ermahnen.

„Ich bitte Sie, Fräulein. Dieser Mensch kommt mir geradezu gefährlich vor. Gehen Sie nie mehr dort hin!"

Aber sie lenkte kurz, fast brüsk ab: „O, das ist nun schon alles fest und abgemacht. Ich eröffne mit Herrn Brenner zusammen ein Geschäft. In der Friedrichstadt. Die Sache ist schon ganz im reinen."

Ich hörte und sah sie dann nicht mehr. Und Tauvendertei kam dazwischen. Der leichte Schritt ertönte nicht mehr unter den Fenstern. Am Kurfürstendamm war sie verschollen. Und in der Friedrichstadt forschte ich später vergebens nach einem Geschäfte von ihm und ihr.

*

Gestern kam ich durch Halensee. Tanzlocale sind dort, vor deren Thoren abends Feuergirlanden von bunten Lampen hängen und in die schwelgende Vorfrühlingsnacht hinausflunkeln.

Es ist ein zweideutiges Entree, das man passiert, um von dem Ringbahnhofe in die Stille des Grunewaldes zu gelangen. Für eine Dame allein des Abends unmöglich. Betrunkene, Dämchen und Berliner Rowdytum. Da sieht man Buicke, die nach dem Zuchthaus riechen. Die Dämchen sind laut und lärmend, tragen Hüte wie Wagenräder groß und rascheln mit den Kleidern.

Plötzlich dachte ich auf eine vor mir her, bei hatte ich sie gar nicht angesehen. Aber weil der elegante Mensch, der neben ihr gieng, so grob und laut auf sie einredete und sie im Laufe des Gespräches so brüsk in die Seite stieß, blickte ich genauer hin. Ein großer, von schwarzen Paillelen funkelnder Hut bedeckte tief in die Stirn hinein ihren Kopf. Auf der Brücke riss der Wind ihn ihr herunter. Sie wandte sich und fieng ihn laut lachend auf, und nun sah ich sie, ihr Gesicht — die Arbeitsbiene!

Sie war eingefallen und bleich. Aber ihre Lippen tiefrotb geschminkt. Und um ihre Stirn kräuselte sich die Frisur, die sie so gern hatte erlernen wollen und mit der er sie nun schmückte für die Stammgäste von Halensee, er — er selbst, der einstige Friseur. Ein blonder, mädchenhafter Kranz, Löckchen, frei und flatternd daraus hervorquellend wie Blütenranken — herrlich geschmückt und hergerichtet — der junge, lächelnde, gemalte Todtenkopf!

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Kondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN — BUDAPEST — BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neustiftgasse 28
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
X. Simbergerstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 261
XIII. [illegible] Linie
[illegible] -Viaduct 86
XVII. Währinger-Linie
[illegible] -Viaduct 118

Grosses Lager aller Sorten Papiertapeten. Grosses Lager aller Sorten Papiertapeten.

Teppich- und Möbelstoff-Fabriken
PHILIPP HAAS & SÖHNE
WIEN, I. STOCK-IM-EISEN-PLATZ 6.

Filialen:
I. LANDSTRASSE, HAUPTSTRASSE 41.
V. MARGARETHERSTRASSE 55. (MARIAHILFERHOF).
IX. WILHELMER HAUPTSTRASSE 13.

Niederlagen:
[illegible]
[illegible]

Fabriken:
WIEN, EBERGASSING, MITTERNDORF.
HLINSKO (Böhmen).
BRADFORD (England).
ARANYOS-MAROTH (Ung.)

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 23. März 1901. Nummer 338.

Der absolutistische Pferdefuß.

Als im Februar des vorigen Jahres vom Ministerium Koerber das große Eisenbahnen-Investitionsprogramm dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, ist an dieser Stelle alsbald auf den absolutistischen Pferdefuß hingewiesen worden, den der Finanzartikel dieser Vorlage — damals Artikel VIII, jetzt Artikel IX — verrät. Schon damals ist hier dargelegt worden, daß diese Vorlage im Sinne der Regierung nicht so sehr die Herstellung neuer, die Verbesserung alter Eisenbahnlinien, als vor allem die Gewinnung eines „Kriegsschatzes" bezweckt, der eine kommende absolutistische Regierung — sei es nach System Thun-Kaizl mit oder nach System Lobkowitz ohne § 14 — vor jenen Geldverlegenheiten bewahren soll, an denen das parlamentlose Regime der letzten drei Jahre geschettert ist. Schon damals haben die Jungczechen die Richtigkeit unserer Anschauung erfolgt. Jetzt sangen aber, je genauer sie die Vorlage studieren, auch die Socialdemokraten und die deutschen Abgeordneten an, die bedenkliche Seite dieser merkwürdigen Vorlage zu erkennen. Jetzt aber, da die Vorlage bereits in parlamentarischer Behandlung steht, genügt es nicht allein, die Gefahr zu sehen, man muß sie auch abzuwehren wissen.

Zwei Punkte sind es in der Vorlage, die solche Bedenken zu erregen geeignet sind. Der eine Punkt betrifft die darin angesprochenen 80 Millionen Kronen zur Wiederaufstillung der Cassenbestände. Woher sind die Cassenbestände, die jetzt refundiert werden sollen, gekommen, und wohin sind sie gegangen? Die Budgetierung in Oesterreich kennt zwei Phasen. Die eine reicht bis Dunajewski und endet mit der Tilgung des Defizits. Die andere fängt bei Steinbach an und ist jetzt wieder beim Defizit angelangt. In beiden Phasen wurde falsch budgetiert, in der ersten falsch nach oben, in der zweiten falsch nach unten. In der ersten, sagen wir liberalen Phase wurde zu optimistisch budgetiert, um das Defizit theilweise zu verschleiern. In der zweiten, reactionären Phase wurde zu pessimistisch budgetiert, um die Ueberschüsse zu verbergen. Die Einnahmen wurden in dieser zweiten Phase regelmäßig zu niedrig in den Voranschlägen eingesetzt, die Ausgaben zu hoch. Die Folge davon war ein alljährlicher Gebarungsüberschuß, der bis auf 20 und 30 Millionen Gulden in den guten Zeiten stieg, aber immer erst ein paar Jahre hintether in den Staatsrechnungsabschlüssen zutage kam. Während die Steuerexecutoren aus der Bevölkerung den letzten Kreuzer herauspreßten, häufte die Finanzverwaltung verwendungslose Ueberschüsse bis zu Hunderten von Millionen in den Staatscassen an. In früheren Zeiten glaubte man darin nur die übertriebene Vorsicht einer allzu ängstlichen Verwaltung zu sehen. Die parlamentlose Zeit hat den wahren Zweck dieser Thesaurierungen gelehrt. Inzwischen war nämlich unter Bilinski das Defizit, wenn auch noch klein und unerkannt, in das österreichische Budget wieder eingezogen. Das parlamentlose Regime fiel fatalerweise gerade in diese Renaissance des Deficits hinein. Jenes hätte sich, da es Anlehen zu beschaffen nicht in der Lage war, nicht ein Jahr halten können, den Deutschen wären die bis zur Wutleere geführten Obstructionskämpfe zum großen Theil erspart geblieben, wenn nicht die angesammelten Cassenüberschüsse aus den früheren fetteren Parlamentsjahren gewesen wären, aus denen das parlamentlose Regime die Defizite decken konnte. Jetzt möchte die unparlamentarische Regierung des Herrn v. Koerber das erste Klappern der Parlamentsmühle benützen, um die Cassenüberschüsse wieder aufzufüllen, und zu diesem Zwecke hat sie die 80 Millionen in die Investitionsvorlage eingeschmuggelt. Freilich sagt der Finanzminister Koerber v. Böhm die Wahrheit nicht möglich sei. Diese Darstellung wird aber durch die Thatsache widerlegt, daß die Cassen auch bei ihren gegenwärtigen Beständen ganz regelrecht functionieren, daß die technisch nothwendigen Cassenbestände also da sind. Nur die zu Vorbereitung eines künftigen clerical-feudalen Absolutismus politisch erwünschten Cassenüberschüsse von ehedem fehlen. Demgegen sind diese 80 Millionen, wie die Socialdemokraten ganz richtig verschlagen, der Regierung, wo dazu in diesem heterogenen Zusammenhang, Handweg zu verweigern. Und wenn Herr v. Böhm, wie es jetzt geschieht, den deutschen Abgeordneten droht, daß er, wenn die 80 Millionen abgelehnt werden, das ganze Eisenbahnvorlage nicht zur Sanction vorlegen werde, so sollen die wackeren deutschen Männer auf der Linken doch ausnahmsweise ein einzigesmal Muth haben und widerstehen. Sie mögen ganz sicher sein, daß dieser Sanctionsrevolver des Herrn v. Koerber nicht losgeht.

Ein anderes Bedenken betrifft das echte Investitionserfordernis von 483 Millionen Kronen. Diese Summe soll nach und nach in den nächsten fünf Jahren ausgegeben werden. Die Regierung aber verlangt, daß das Parlament ihr die Anlehensermächtigung für die ganze Summe sofort ertheile. Der Verdacht liegt nahe, daß, wenn die Regierung — die Koerber'sche oder auch die noch unbekannte, für die sie den Weg jetzt frei macht — diese Ermächtigung einmal hat, sie in irgend welcher Geldverlegenheit das für die fünfjährigen Eisenbahnbauten bestimmte Geld zu irgend welchen anderen Gelegenheitszwecken verwenden wird, sei es abermals zu einem absolutistischen Zwischenspiel, sei es auch zu anderen, wenig populären Zwecken, wie zum Beispiel zur Beschaffung neuer Kanonen. Solcher Mißbrauch stünde nicht ohne Beispiel da in der finanziellen Geschichte Oesterreichs. Erst vor drei Jahren hat ja doch der Kriegsminister Baron Krieghammer, derselbe, dessen wir uns auch heute noch glücklich schätzen, unversehens in die gemeinsamen Activen gegriffen und daraus einige dreißig Millionen Gulden zur Armierung einiger südlicher Seeplätze, ohne parlamentarische Bewilligung entnommen. Und in der Periode der Verfassungsstiftierung, 1865 bis 1867, sind noch viel ärgere „Revirements" massenweise vorgekommen. Gerade eine Neuauflage dieser Periode wird aber nach dem competenten Ausspruch des Fürsten Lobkowitz jetzt wieder geplant. Da könnte es kommen, daß das Parlament, wenn es die Investitionsgelder so bewilligt, wie die Regierung jetzt beschehlt, nicht nur sich selbst zerstören hilft, sondern noch überdies den Bahnbau selbst gefährdet, den es gerade durch die splendide Anlehensgewährung gegen alle politischen Wechselfälle zu sichern bezweckt. Nicht nur, wie bei den Cassenbeständen erörtert, im Interesse des Parlamentarismus, des Anticlericalismus, des Deutschthums und der ruhigen Entwickelung, sondern auch vor allem im Interesse des Baues der neuen Bahnen selbst ist es gelegen, daß das Parlament der Regierung jene schrankenlose Anlehensvollmacht für die 483 Millionen-Vorlage, die sie anspricht, nicht ertheilt.

Aber wie es anders, wie es besser machen? Die Socialdemokraten schlagen die jährliche Bewilligung entsprechender Theilsummen vor. Dieser Plan würde den Parlamentarismus sichern, aber doch den Bahnbau gefährden, wenn vielleicht — man weiß nicht, was dazwischen kommt — eine spätere Majorität sich die Sache anders überlegt. Also stehen wir in einem Dilemma: entweder unbegrenzte Vollmacht oder unsichere Bahn? Es scheint so, aber es ist nicht so. Es gibt Auswege aus dieser Situation, durch die man gleichzeitig den Bahnbau wie den Parlamentarismus gegen eine unliebsame Unterbrechung schützen kann. Man brauchte nur beispielsweise das Investitionsanlehen aus der allgemeinen Staatsfinanzverwaltung auszuscheiden und als besonderen Investitionsfonds unter eine besondere Verwaltung zu stellen. Mit dieser besonderen Verwaltung könnte eine vom Reichsrath zu wählende Permanenzcommission (eventuell Permanenzausschuß) mit einem eigenen Beamtenstab betraut werden. Diese Commission hätte die vom Eisenbahnministerium auf Conto der Investitionsvorlage zu leistenden Zahlungen Stück für Stück zu prüfen und zu bestimmen. Eine Analogie bietet der Wiener Stadterweiterungsfonds, eine andere die Wiener Stadtbahn. Beide haben sich bewährt. Das Parlament braucht sie nur sachs- und leitgemäß nachzuahmen, und es hat seine Pflicht gethan. Wenn es anders handelt, wenn es sich durch die leere Schemenfurcht des Herrn v. Koerber, oder durch die ebenso leeren Drohungen des Herrn v. Böhm von dieser Pflichterfüllung abhalten läßt, dann wird es, dann werden insbesondere die Deutschen mit schuldig sein, wenn eine der 1866/67 contrast auf die der absolutistische Pferdefuß der Investitionsvorlage unter der wirthschaftspolitischen Fahne des Ministeriums Koerber unheilig hindurch-

Digitized by Google

Zur Clericalisierung der Wissenschaft in Oesterreich.

Von Graf von Hohenbrock (Steglitz).

Ludwig Pastor ist von der österreichischen Regierung mit der Leitung des österreichischen Historischen Instituts in Rom betraut worden. Wer Ludwig Pastor ist, weiß die literarische Welt. Er ist ordentlicher Professor an der k. k. Universität Innsbruck, er ist, was mehr bedeutet, Fortsetzer der Janssen'schen „Geschichte des deutschen Volkes", er ist also eine Leuchte der ultramontanen Wissenschaft. Seine „Geschichte der Päpste" *) hat einen für ein so umfangreiches (2922 Seiten und ein so theueres (34 Mark) Werk großen Erfolg im katholischen Oesterreich und Deutschland gehabt. Es mit als einer der Höhepunkte katholischer Geschichtsschreibung. Mit dem ganzen „Apparat der Wissenschaft" tritt es auf: archivalische Forschungen, unedierte Urkunden, hunderte, ja wohl tausende von Literaturnachweisen in allen Cultursprachen geben den stattlichen Bänden ein solidgelehrtes Ansehen. Dabei bekennt sich der Verfasser zu tadellosen Grundsätzen: „Der Historiker darf sich nie durch apologetische Zwecke leiten lassen: sein einziges Ziel soll die Ergründung der Wahrheit sein" (I, 56*); „ich diene nach bester Ueberzeugung der geschichtlichen Wahrheit: „Veram impendere vero" (I, 782).

Und doch ist Pastors Werk eine Tendenz-Geschichte gröbster, oder auch, wenn man will, feinster Art: es ist in jeder Beziehung, nach Zweck und Wache, ein wüdiges Seitenstück zu Janssens „Geschichte des deutschen Volkes", dem classischen Vorbilde glänzender Geschichtsfälschung.

Da die Pastor'sche Papstgeschichte in hervorragender Weise zum Lesestoffe der katholischen Bevölkerung Oesterreichs und Deutschlands gehört, da aus ihr der gebildete Katholik sich sein Urtheil bildet über einige der dunkelsten Jahrhunderte des Papstthums (1305 bis 1523), so ist es auch für uns andere von hohem culturgeschichtlichem Interesse, über den wirklichen Wert dieses Werkes uns zu unterrichten; umso mehr, als hier das Wort gilt: ex uno disce omnes, d. h. die Wissenschaft, wie sie in der Pastor'schen Papstgeschichte uns entgegentritt, ist die Wissenschaft des Ultramontanismus überhaupt.

Auch zum Werturtheil über ein literarisches Werk reichen Stichproben aus, besonders wenn sie bei Punkten gemacht werden, die, entsprechend der Natur des Werkes, einen hervorragenden Platz in ihm verlangen.

Solche hervorragende Punkte in den von Pastor behandelten Zeitabschnitte des Papstthums sind tragisch Inquisition und Hexenwesen. Sie beherrschen geradezu die Culture und Religionsgeschichte des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und da der Zusammenhang zwischen dem Papstthume und diesen Verirrungen kaum zu leugnen ist, die Art dieses Zusammenhanges dahingestellt, unzweifelhaft ist, so ist es unabweisbare Pflicht des gewissenhaften und wahrheitsliebenden Geschichtsschreibers, die Stellung des Papstthums zu diesen beiden wichtigen culture und kirchengeschichtlichen Erscheinungen eingehend zu erörtern. Wie ist nun Pastor dieser Pflicht nachgekommen?

Ich nehme die drei dicken Bände der Reihe nach durch. Der erste Band: Es zählt 771 Seiten und umfasst die Thätigkeit der Päpste Clemens V. (1305 bis 1316). Ich glaube versichern zu können, dass in dem ganzen Bande das Wort „Inquisition" nur zweimal, und zwar in den Titeln von zwei citierten Werken (S. 131, Anmerkung, das Wort „Hexenwesen" aber gar nicht vorkommt. Allerdings ist diese Entdeckung auch leicht, da das Pastor'sche Werk kein Sachregister besitzt. In dem die Seiten füllenden Inhaltsverzeichnisse der Gründ für das Sachregister kommen die Worte „Inquisition" und „Hexenwesen" bestimmt nicht vor. Jedenfalls findet sich auf den 771 Seiten keine einzige Zeile, die sich mit der Stellung der zwischen 1305 und 1316 lebenden Päpste zur Inquisition oder zum Hexen- und Teufelsunwesen oder mit der Thätigkeit der Inquisitoren befasst. Und doch hat die Geschichte dieses und wichtiges überliefert von dem Verhältnisse der Päpste dieses Zeitalters zur Inquisition und zum Hexenwesen und von der Thätigkeit des „Glaubensgerichtes". Es ist die berühmte und canonische Reihe ausgenommene Bulle Johann XXII. Super specula, worin der Papst seinen Glauben an Zauberei, Hexen und Teufelbund bekennt, an die Teufel, andererseits Böse empfehlend und und die Inquisitoren geistlichen und leiblichen Strafen drohend für alle, die solche Irrige und Ketzerverdacht bei sich sehen. Da sind die arge Inquisitoren, welche Verbrechen des Glaubens durch Zauberei und Hexerei begangen haben sollen (I. Leo, Vom Mittelalter, 2. Aufl. S. 75). Da sind die Inquisitoren, welche Papst Johannes XXII. und Papst Gregor XI., Martin V., Calixt III. (1455 bis 1458) als Urheber des Todes ihrer Gegner bezeichnen (Leo, a. a. O. S. 76). Da sind die Inquisitoren, welche Papst Johannes XXII. und Papst Clemens VI. (1342 bis 1352) als Urheber der Pest bezeichnen (Leo, a. a. O. S. 77

frechlichen Character". Ist das nicht echte Wissenschaft, sachlich, unparteiisch? Pastor krönt den Erweis seines echt historischen Sinnes mit dem pompösen Schlusssatz: „Der Historiker darf sich nie durch apologetische Zwecke leiten lassen, sein einziges Ziel soll die Ergründung der Wahrheit sein" (II, 588). Durch Preisgabe der unhaltbar gewordenen ultramontanen Unwahrheit von der spanischen Staats-Inquisition hat er das „einzige Ziel des Historikers" erreicht; umso unaufsälliger und sicherer kann er jetzt von der Verbrechergesellschaft der spanisch-päpstlichen Inquisitoren — schweigen. Die päpstlich-apologetische Tendenz ist durch die Hintertüre wieder eingeschmuggelt.

Dritter Band: der stärkste von allen: 956 Seiten mit 133 ungedruckten Urkunden aus 50 verschiedenen Archiven: Wiederum sind es nur drei Päpste, denen die fast 1000 Seiten gewidmet sind: Innocenz VIII., Alexander VI. und Julius II. (1484 bis 1513). Was von den beiden ersten Bänden gilt, gilt auch hier: Alles ist „mit liebender Sorgfalt" behandelt, nur nicht die päpstliche Inquisition und der gerade in diesen 29 Jahren besonders unheilvoll wüthende, von den Päpsten gefederte Hexenwahn. Von der Inquisition findet sich nichts. Wenn zweimal das Wort „Inquisitionsprocess", zweimal das Wort „Inquisition", einmal das Wort „spanische Inquisition" und dreimal das Wort „Inquisitorem" vorkommt (II., 265, 266, 268, 514, 734), so wird das wohl niemand als „Etwas" bezeichnen können. Sachlich und wahrheitsliebend ist es wohl auch kaum, wenn Pastor von dem Inquisitor Pedro Arbues sagt, man habe ihm ganz fälschlich besondere Härte angedichtet" (III., 265). Allerdings „besonders" war die Härte nicht, es war eben die menschenmordende Härte aller päpstlichen Inquisitoren. Aber Pastor hätte erwähnen müssen, dass der Heiligensch ein deutsches von Pius IX. „heilig" gesprochenen Inquisitors sattsam von Christenblut gerötet ist (Acta S. J. Septemb. V., 728 ff., Marianna S. J., Hist. gen. de Esp. Val. 1795, XXV., C. 5, § 2).

Wie Pastor das für das Papsthum sehr unschöne Capitel von der Inquisition aus seinem Werke sozusagen ganz ausgeschaltet hat, ebenso hat er es mit dem nicht minder unschönen Capitel Hexenwahn und Hexenverfolgung gethan.

Eins konnte Pastor aber nicht verschweigen, nämlich die Hexenbulle Innocenz VIII. vom 5. December 1484; aber in Behandlung der Bulle entwickelt er dasselbe Geschick, das wir schon bei Behandlung der spanischen Inquisition bewundert haben. Mit der Unfehlbaren Autorität des gewissenhaften Historikers weist er die „verkehrten" Behauptungen zurück, der Papst habe durch diese Bulle den Hexenprocess „eingeführt" worden (III., 266 bis 268). Damit ist für Pastor die Sache abgethan, das Wundmühlengefecht ist siegreich beendet, das Papstthum steht makellos da. Dass die Hexenbulle den Hexenglauben dem deutschen Volke nicht „aufgezwungen", aber ihn im deutschen Volk wesentlich vertieft und befestigt hat, dass die Hexenbulle ganz keine „unfehlbare dogmatische Entscheidung", aber eine oberstrichterliche Kundgebung von überragendem Ansehen war, gegen die kein Katholik Protest erheben durfte und auch heute noch nicht darf, dass die Hexenbulle die Hexenprocesse zwar nicht „eingeführt", aber ihr Ueberhandnehmen ungemein gesteigert hat, dass die unmittelbare Frucht der Hexenbulle der von zwei päpstlichen Inquisitoren verfasste „Hexenhammer" war, ein Schandbuch, das, unter päpstlicher Billigung Auflage über Auflage erlebend, mit seinem unsittlichen und blutgierigen Inhalte die christliche Welt durchsuchte und für Tausende von unschuldigen Menschen Todesurtheil und Grabschrift wurde: das alles verschweigt Pastor, treu seinem Wahlspruche: vitam impendam vero II, 782).

Und diese „Wissenschaft" wird in der Person Pastors von der österreichischen Regierung an die Spitze des österreichischen Historischen Instituts in Rom gestellt! Pastor ist an Stelle Sickels zum Leiter dieses Instituts ernannt worden! Mir däucht, diese Angelegenheit ist wichtig genug, um im österreichischen Reichsrathe besprochen zu werden. Dem ernsthaften Vertreter der christlichen ultramontanen „Wissenschaft" wird die Leitung eines der echten Wissenschaft dienenden, von österreichischen Steuergeldern unterhaltenen Institutes übertragen. Was sagen dazu Oesterreichs Männer der Wissenschaft, was sagen dazu die österreichischen nicht-ultramontanen Steuerzahler?

Ungarische Incompatibilitäts Geschichten.

In den ersten Tagen des Jahres 1898, als das Banffy-Regime in seiner Blüte stand, ereignete es sich, dass in den Coulisses des ungarischen Abgeordnetenhauses über die Frage der Incompatibilität debattiert wurde. Man sprach nicht mit jener Leidenschaftlichkeit über diesen Gegenstand, welche heute wahrzunehmen ist, denn damals berührte die ganze Frage bloß die Principien, während sie jetzt die Brieftaschen berührt und man weiß, das ist der Punkt, wo selbst manche Politiker streikig sind. Doch damals ging die Angelegenheit noch nicht so tief und man schrieb daher über dieselbe

„Die Incompatibilitäts-Fälle sind wie die Gespenster," meinte der eine, „Jeder spricht von ihnen und doch hat man noch keinen festhalten können." Ein anderer bemerkte tiefsinnig: „Die Incompatibilität ist ein Unding, denn sie ist eigentlich das Recht der Abgeordneten, Geschäfte zu machen und die Pflicht, dieselben nicht zu machen." Ein dritter setzte hinzu: „Ich bin ein Gegner aller Geschäftsleiten der Abgeordneten, selbst wenn solche nicht ausdrücklich durch das Gesetz verboten werden. Die alte Deák-Anekdote darf auch hier citiert werden. Ein Städter, der Deák auf seinem Landgute besuchte und auf die Dreschtenne geführt wurde, fragte, ob es erlaubt sei zu rauchen? worauf Deák entgegnete: „Erlaubt ist es wohl, aber ein anständiger Mensch thut's nicht . . ." In dieser und ähnlicher Weise regalierten die Abgeordneten einander mit alten Anekdoten und neuen Bonmots, Witzen, der eben der Ministerpräsident Baron Desider Banffy verübelten, der sich nach dem Gegenstande des Gespräches erkundigte. Man scheute ihm bevor der Verlauf der Debatte mit und der Premier und „Führer des Parlamentes" sprach das gestügelte Wort aus: „Ich wünsche nicht, dass bloß dicke Juden in den Banken sitzen sollen . . ."

Dieser historische Ausspruch genügte, um die meisten Mitglieder der Regierungspartei zur Ansicht zu bekehren, dass es lobens- und anerkennenswert sei, das Abgeordnetenmandat mit möglichst reich dotierten Stellen bei Banken und Actiengesellschaften zu vereinbaren und die Incompatibilitäts-Bewegung in Schafe der Majorität schien durch diesen Ausspruch fast vollständig. Und doch hatten sich hervorragende Mitglieder der Regierungspartei in der Zeit des Banffy-Regimes bemüht, diese Art der Corruption auszurotten oder doch einzudämmen. Desider Szilágyi war es, der den Abgeordneten Dr. Karl Morsányi — welcher eben jetzt wieder aus der Versenkung auftaucht! — zwang, das Abgeordnetenmandat niederzulegen, als bekannt wurde, dass sich Dr. Morsányi für Agentendienste bei der Regierung von einer Wiener Firma die ziemliche Provision von 15 000 Gulden bezahlen ließ; Graf Albin Csáky brachte einen Beschlussantrag ein, in welchem verlangt wurde, dass die Abgeordneten sich nicht mehr um die in parlamentarischen Kreisen ungemein beliebten Vicinalbahn-Concessionen (die im Coulois-Jargon einst „krumme Bahnen" genannt wurden) bewerben dürfen und wenn auch dieser Beschlussantrag immer Antrag blieb und niemals Beschluss wurde, so zeigte derselbe immerhin, dass auch in der Majorität die politische Moral hin und wieder erwacht. Und in magnis et voluisse sat est. Graf Theodor Andrássy gieng nicht so weit, noch weiter. Er wollte die Incompatibilitäts-Ausschusses und bemühte sich, die angemeldeten Fälle strenge und gewissenhaft prüfen und erledigen zu lassen. Obwohl er mit seiner Ansicht nicht zurückhielt und oft erklärte, dass dieser und jener Abgeordnete nicht compatibel sei, wurde er stets von der Majorität des Ausschusses niedergestimmt, denn diese Majorität billigte die bereits gewährigten Anschauungen des damaligen Ministerpräsidenten, welche darin culminierten, dass die Banken, Fabriks-Actiengesellschaften und Versicherungsunternehmungen nicht nur für die „dicken Juden" erfunden worden seien.

Aus der Coulissengeschichte der Banffy-Aera soll übrigens das folgende Stücklein erzählt werden, zumal es ein charakteristisches Licht auf den Geist und die Moral jener schönen Zeit wirft. Dem Incompatibilitäts-Ausschusse wurden die Mitglieder der Direction der Budapest-Theresienstädter Sparcasse angemeldet oder, wie man damals zu sagen pflegte: denunciert, welche das famose Classenlotteriegeschäft mit der Regierung gemacht hatten, das, nebenbei bemerkt, so schlecht gewesen sein muss, dass die betreffenden Gesellschaft, wie allgemein erzählt und auch in Parlament angedeutet wurde, dem Wahlfonds der Regierung zwei Millionen Gulden gespendet konnte! Da die Classenlotterie selbstverständlich auf einem Vertrage mit dem Staate beruht, und selbst nach dem Incompatibilitäts-Gesetze vom Jahre 1875 der Verwaltungsräthe jener Banken, welche in einem ständigen Vertragsverhältnisse zum Staate sind, incompatibel sind, so war es für jeden Denkenden klar, dass die betreffenden drei Abgeordneten: Ludwig Lohnan, Julius Wahr und Dr. Armin Neumann mit Raten, entweder ihre Stellen bei der Classenlotterie oder ihre Mandate niederlegen müssen. Sie thaten aber weder das eine noch das andere, und selbst der unbändige und kurzsichtige Incompatibilitäts-Ausschuss fand dies nicht ganz richtig. Nach endlosen Berathungen, bei welchen sich bald dieses und bald jenes Ausschussmitglied abberufen, kam es endlich zu einer Abstimmung und hier geschah ein Wunder, denn zwei Mitglieder stimmten gegen die Angemeldeten d. h. votierten dafür, dass ein Fall der Incompatibilität vorliegt und drei Mitglieder für dieselben, also gegen den Incompatibilitäts-Fall. Der Präsident des Ausschusses, Graf Theodor Andrássy, wollte jedoch die Angelegenheit nicht verunmöglichen lassen und erklärte, dass er um der Minorität immune, welcher das Stimmenverhältnis im Ausschuss sich auf drei gegen drei Stimmen verändert, ja er that noch mehr und erklärte auf sein Präsidentenmandat zu resignieren, dann er im Ausschuss drei Incompatible und drei immune habe. Der Antrieb des Grafen Andrássy zum Präsidium schuf eine neue Situation. Damit, dass der Präsident

Digitized by Google

und nach der Reliquation Andrássys mußte ein neuer Präsident gewählt werden, der wahrscheinlich von seinem Stimmrechte keinen Gebrauch gemacht hätte, so zwar, daß nun die Mehrheit im Ausschusse zukünftig drei Stimmen, den Classlotterie-Directoren verhängnisvoll gewesen wäre. Doch diese Eventualität wurde durch die kühnsten Combinationen vereitelt. Ausschussmitglieder erkannten, dankten ab, verreisten, verzögerten, selbst wenn sie anwesend waren, eine Beschlussfassung und unterdessen wurde eine neue Classenlotterie-Actiengesellschaft gegründet, welche den Vertrag der Budapest-Theresienstädter Sparcasse übernahm und die Abgeordneten Tolnay, Benke und Neumann konnten stolz erhobenen Hauptes kühnen, dass sie nunmehr in keinem sündigen Vertragsverhältnisse zur Regierung stehen! Dr. Neumann wurde wegen der genialen Art der Erledigung dieser peinlichen Affaire noch mit dem Hofrathstitel ausgezeichnet, wozu man ihm und allen Hofräthen der Monarchie gratulieren darf.

Dass derartige Ereignisse, die wohl im grossen Publicum selten bekannt wurden, in politischen Kreisen böses Blut machten und die Incompatibilitäts-Aktion nicht ersticken konnten, ist leicht begreiflich, denn jede politische Wahrheit bricht sich Bahn und je mehr Hindernisse derselben in den Weg gelegt werden, mit desto heftigerem Ungestüm und desto brutalerer Gewalt räumt sie dieselben früher oder später aus dem Wege. Das geht jetzt wieder der starke Sturm, der durch das politische Leben Ungarns fegt und sogar manchen gesunden Baum zu entwurzeln droht. Darüber nämlich kann und darf kein Zweifel bestehen, dass eine Revision des derzeit bloß auf dem Papiere bestehenden Incompatibilitäts-Gesetzes nothwendig, ja unerlässlich ist, doch es erscheint fraglich, ob es im Interesse der wirtschaftlichen Entwickelung Ungarns liegt, das neue Gesetz gar zu radical zu gestalten. Man muss nämlich in Erwägung ziehen, dass die Verheirathung finanzieller Autoritäten an der politischen Arbeit des Parlamentes nothwendig ist, aber auch die Betheiligung politischer Koryphäen an den wirtschaftlichen Leben der ungarischen Nation einst einen grossen Wert für die Allgemeinheit hatte. Das Vertrauen in die wirtschaftliche Kraft Ungarns war im Auslande wo dem Jahre 1867 sehr gering und deshalb traten berühmte Politiker und reiche Magnaten in die Directionen von Bank- und Industrieunternehmungen ein, um durch den Glanz und die Bedeutung ihrer Namen das Vertrauen des Auslandes zu erwecken, was heute Gründung nicht mehr nothwendig ist. Das im Jahre 1863 gegründete Ungarische Bodencreditinstitut vereinigte in seiner Direction damals wie auch heute noch die Zierden der ungarischen Aristokratie, wobei allerdings zu bemerken ist, dass die Directoren dieser Anstalten kein Honorar erhalten — ein Princip, das bei später gegründeten Instituten bekanntlich nicht beibehalten wurde. Auch die im Jahre 1839 gegründete Pester Vaterländische Sparcasse besaß ehedem ungarische Politiker ersten Ranges in ihrer Direction und wenn dieselbe derzeit auf alle glänzenden Namen verzichten und gestützt auf ihre Bilanzen verweisen kann — die letzte weist 230 Millionen Kronen Einlagen auf! — so ist dies der beste Beweis dafür, dass auch andere Institute ersten Ranges auf die reich stilisierte Ornamentik ihrer Directionen verzichten konnten, sobald das neue Incompatibilitäts-Gesetz Abgeordneten und Magnaten die fernere Thätigkeit, respective Unthätigkeit, bei Banken und Actiengesellschaften untersagen sollte.

In der Direction der Ungarischen allgemeinen Creditbank befinden sich derzeit die folgenden Mitglieder des Magnatenhauses: Graf Aladar Andrássy, Alexander Ribáry, Baron Friedrich Kochmeister, Anton Lukács, Baron Géza Radvánszky, Markgraf Eduard Pallavicini und Graf Ferdinand Zichy. Man thut diesen Mitgliedern des Magnatenhauses gewiss kein Unrecht, wenn man behauptet, dass ihre finanzielle Erfahrung und Verbannt der Bank wenig Vortheil brachte, und man darf wohl auch die Prophezeiung riskieren, dass ihre Ausscheiden aus dem Directionsrathe des finanzinstitutes der Ungarischen allgemeinen Creditbank wenig Schaden zufügen wird. Für die im Jahre 1857 gegründete Creditbank sprechen: ihr Capital im Betrage von 34 Millionen Kronen, ihre Reserven in der Höhe von 10 Millionen Kronen und ihre Dividende, welche seit Jahren circa zehn Procent erreicht. Das einer solchen Bank die sachkundigen hochgeborenen Verwaltungsräthe nichts nützen, sondern umgekehrt, die Bank bloß diesen nutzt, geht wieder schon aus der Thatsache hervor, dass die meisten Directoren der Creditbank in ersten politischen Zeiten maßgebende Negierer der Regierung waren, wie dies bewiesen Wekerle während der kirchenpolitischen Kämpfe und Banffy in seiner Ersten Aera erfuhren. Ebenso überflüssig wie bei der grossen ungarischen Bank, der Ungarischen allgemeinen Creditbank ist der parlamentarische Aufputz bei den spottgrossen ungarischen Finanzinstituten, der Pester ungarischen Commercialbank. In der Direction dieser Bank wirken zwei Mitglieder des Magnatenhauses: Graf Béla Széchenyi und Eugen Szabo und zwei Mitglieder des Abgeordnetenhauses: Leo Lánczy und Eduard Ghyczy. Zur Aufsichtsrath dieser Bank, welches im Jahre 1841 gegründet wurde, also heuer sein 60jähriges Jubiläum feiern könnte, darauf aus einer Zeit, in welcher man Aufsichtsräthe in den Directionen nicht kannte, befinden sich: Leo Lánczy, der derzeit ebenfalls Mitglied des Abgeordnetenhauses ist, noch seine politischen Ambitionen besaß. Seitdem das Parlament in die Bank einzog — gar viele parlamentarische Abzeichen hielten damit ebenfalls ihren Einzug — geht das Geschäft derselben eher schlechter, doch es ist noch immer brillant, und 30 Millionen Kronen Capital, 24 Millionen Reserven und circa 15 Procent Dividende sprechen übrigens für die Parlamentarier zweiter und dritter Güte, deren jährliche Bezüge bei der Bank zwischen 25.000 und 60.000 Kronen variieren. Noch ein grosses ungarisches Industrieunternehmen soll zur Bewerbsführung herangezogen werden. In der Direction der im Jahre 1869 gegründeten Gaaz & Comp. Eisengießerei und Maschinenfabrik Actiengesellschaft, sind wieder Magnatenhaus und Abgeordnetenhaus vertreten: das Erstere durch den Markgrafen Eduard Pallavicini und die Grafen Emanuel Szechenyi und Géza Rabvánszky; das letztere durch Dr. Alexander Matlekovics und Dr. Alexander Ország. Bei einem Actienkapital von 4,800.000 Kronen und Reserven in derselben Höhe weist die letzte Bilanz dieser Gesellschaft circa zwei Millionen Kronen Reingewinn aus! Auch hier sind also parlamentarische Einflüsse kaum von Bedeutung und sicherlich leicht zu entbehren; wenigstens für die Actiengesellschaft und deren Actionäre im In- und Auslande.

Freilich ist dies nicht überall der Fall. Kleinere und schwächere Banken und Industrie-Actiengesellschaften, die weder grosses Capital noch gute Geschäfte haben, können sich durch ihre Directions-Parlamentarier leicht helfen lassen. So ist es beispielsweise kein Geheimnis, dass die capitalsarme Ungarische Industriebank eine Gründung des Wiener Bankvereines, aus deren Direction Graf Stephan Tisza vor kurzem schied verhältnismäßig die geößten Capitalseinlagen von Seite der Finanzministeriums erhielt; es ist weiter kein Geheimnis, dass die „Athenäum“-Verlagsgesellschaft, in deren Direction einflussreiche Abgeordnete sitzen, den Druck des Amtsblattes erhielt, trotzdem die „Pallas“-Druckerei ein um das Doppelte hoheres Offert bei einer öffentlichen Concurrenz einreichte und dass Baron Bánffy sogar im Geheimen den Vertrag prolongierte, um die vorgeschriebene öffentliche Concurrenz auszuspielen. Es ist weiters kein Geheimnis, dass die mit Abgeordneten reichgesegnete „Adria“-Seeschiffahrt-Actiengesellschaft trotzdem sie seinerzeit, trotzdem das Gesetz diesbezüglich anders verfügt und es ist schließlich begreiflich, dass die Abgeordneten Vieinalbahnconcessionen raschest bekommen und die Betheiligung des Staates bei solchen Abgeordnetenbahnen eine günstigere ist, als bei ganz gewöhnlichen Secundärbahnen. Daher kommt es auch, dass von manchen Actiengesellschaften formlich Jagd auf die Landesvater gemacht wird, und zwar erfolgreiche Jagd, zumal sich manche unserer Abgeordneten sehr gern treffen lassen. Die Thatsache allein, dass bei 117 Vicinalbahnbauten 361 Abgeordnete im Besitze von Mitgliedern des ungarischen Parlamentes sind, spricht Bände. Bei der Weißzeburg—Tolnaer Vicinalbahn allein sind unter den 31, jage einundvierzig Directoren die folgenden Abgeordneten und Abgeordnetenhausmitglieder zu finden: Baron Nikolaus Fiáth, Eugen Szabo, Edmund Gsári, Géza Gsári, Dr. Ludwig Ragálly, Dr. Moriz Mezei und Emerich Vetter. Diese Bahn hat nach ihrer letzten Bilanz bei 10 Millionen Kronen Capital bloß einen Gewinn von 40.000 Gulden. Und trotzdem 31 Directoren! So viele Fliegen und so wenig Zucker. So hat fast jede Bank und jede Fabrik, so jedes Unternehmen jene Parlamentarier, welche es verdient, und die dabei verdienen. Das geht so weit, dass auch der Führer der radicalen Unabhängigkeitspartei, Reichstagsabgeordneter Franz Kossuth, Präsident einer Actiengesellschaft ist, die bereits einmal ihre Actien gründlichst „abgestempelt“ hat, und selbst die Entreprise des pompes funebres, die sich hierzulande von der Lahre 1889 den weniger pompösen Namen „Erste ungarische Transport-Actiengesellschaft“ beigelegt hat, in den Listen ihrer Directoren die Abgeordneten Dr. Gustav Gogen und Dr. Gabriel Daniel führt, welch letzterer in seinen Mußestunden auch Vicepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses ist! . . .

Dass derartige Erscheinungen eine starke Strömung, man nennt dieselbe in gewissen Kreisen ganz besonders gern „Reaction“, in der Bevölkerung und in jenen Kreisen des Parlamentes erzeugen müssten, welche von geschäftlichen Velleitäten nicht heimgesucht wurden — ist es, weil die betreffenden immunen Abgeordneten zu gross oder zu klein waren — ist klar. Die mächtige Bewegung, welche jetzt durch das parlamentarische Leben Ungarns geht, verdient eine gründliche Prüfung, nur entsteht die Frage, die schon einigemale gestreift wurde und die wohl noch ausführlicher behandelt zu werden verdient, ob dann ein strenges und hartes Gesetz, wie es jetzt geplant wird, nicht manche unserer sittenstrengen und empfindsamen Abgeordneten, die, genau genommen, compatibel sind, ausschalten dürfte, manch der hartherzigen und dickhäutigen Abgeordneten aber die immer unentbehrlich waren, weiter im Parlamente verbleiben müsste? Das Parlament hatte sein an die Börse Bismarcks Hasses. Wenn jenen Abgeordneten, . . . welche nicht bloß von Politik und Capital leben, die Betheiligung am Reichstage schwer machen, dann wo kann nur der Fels dahin kommen, dass die Volks-

Digitized by Google

vertretung nur eine neue Species, oder ich will lieber sagen, Gattung der Bureaukratie wird, dass wir, wie wir erbliche Beamtenfamilien haben, so auch erbliche Parlamentarierfamilien haben werden, die von Hause aus ihr Studium darauf richten und die, wie der volksthümliche Mund sich ausdrückt, sagen: „Ich will Abgeordneter lernen . . .“ Jawohl, es muss vermieden werden, dass durch die Incompatibilitäts-Bewegung das Abgeordnetenhaus sich zu einer Spielart des Magnatenhauses entwickle, aber es muss andererseits erreicht werden, dass die Banken und Actiengesellschaften nicht weiter als Zahlstelle mancher Regierungen und Abgeordneten benützt werden können, wo die Regierungen einerseits den Eifer der „verdienstvollen“ Abgeordneten honorieren, die „verdienstvollen“ Abgeordneten aber hinwieder durch die Regierungen das erhaltene Honorar — honorieren lassen. Wenn es im parlamentarischen Leben einer Nation nothwendig geworden ist, dass beide Häuser des Reichstages eine Lex honestatis schaffen müssen, wenn sie selbst einsehen, dass man in starren und harten Paragraphen festprägen muss, was bei einem Volksvertreter für anständig gilt und was für unanständig, wenn sich dabei in ganz Ungarn kein einziger Mensch findet, der den Muth hätte, laut zu fünden, dass dieser Reinigungsproceß überflüssig sei oder auch nur aufgeschoben werden könnte, dann darf man sich nicht ängstlich vor jeden Lufthauch verstecken, sondern muss den wilden Frühlingsstürmen mit Genugthuung begrüßen, da derselbe doch hoffentlich nur solchen Leuten die Mondnase aus den Händen reißen wird, welche ihre Hände . . . stets offen halten.

Budapest. Arpád.

Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie.

Von e'nem Maschinen-Industriellen.

Die kommenden Zolltarifverhandlungen stehen unter dem Zeichen des Schutzzolles. Die Agrarier verlangen höhere Zölle auf Getreide, die Industriellen verlangen sie auf ihre Producte. In Wien, wo man die neuen Tarifsätze berät, in Budapest, wo man sie allem Anschein nach beschließen wird, überall ist das Bestreben vorherrschend, die Zollsätze zu erhöhen. Ein Kampf gegen Zollerhöhungen ist nur dort zu bemerken, wo die Erzeuger von Fertigproducten sich gegen die Vertheuerung der Roh- und Hilfsstoffe zur Wehre setzen, und auch da wird man bald bandelseins. Der Rohstoff- der Halbfabrikatzoll wird erhöht, und da, wo man längst erkannt hat, dass die Industrie der Fertigprodnete lahmgelegt ist durch den geltenden Zoll auf die Roh- und Hilfsstoffe, und wo daher seit langem die Ermäßigung dieser Positionen gefordert wird, gibt man dieses Bestreben leicht auf, indem man die Marge zwischen Rohstoff und Ganzfabrikat durch eine Hinaufschraubung des Zolles auf Ganzfabrikate vergrößert. Dieses Bestreben ist auch bei der Classe der Eisenwaren zum Ausdruck gekommen.

Um den Eisenzoll ist schon vor drei Jahren gekämpft worden, als die horrenden Gewinne der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft und der Mißbrauch, welchen die Verwaltung mit der jahrelangen Verheimlichung und plötzlichen Ausschüttung dieser Gewinne trieb, weitgehende Entrüstung hervorrief. Damals wurde vom Handelsminister Baron Dipauli jene Enquête über die Eisenpreise abgehalten, welche bis heute das Geheimniss der daran theilnehmenden Personen geblieben ist. Damals hoben die Eisen verarbeitenden Industriellen, so sehr ihre Abhängigkeit von den großen Roheisenwerken ihnen auch die freie Rede hemmte, doch noch einige dem Kartell unangenehme Dinge vorgebracht. Jetzt, anlässlich der Berathung der Zollpositionen, hört man nichts von ihnen. Sie haben sich leicht beruhigt. Die Roheisenzölle bleiben unverändert, und die Zölle auf Eisenwaren werden maßlos, und die Hälfte, auch das Doppelte, Drei- und Mehrfache erhebt. Aber an den Eisenzöllen sind nicht nur die direct Eisen verarbeitenden Industriellen interessiert, sondern alle Industriellen, welche Werkzeuge, Maschinen brauchen, welche den Preis der Eisenbahnwaggons und Schienen zur Verfrachtung ihrer Waren in hohen Bahntarifen beziehen müssen. Und wenn also die Maschinen-Industriellen sich beschiedigt zeigen, weil auch sie sich leichter ihr Kartell bei kleinem Absatz und großem Gewinn bilden können, wenn Roheisen und Maschinen Monopolpreise haben, der Oeffentlichkeit in diese feindschaftliche Eintracht nicht gleichgiltig.

Sie hat ein Recht zu fragen: wie wägt man es bei dem Riesengewinn der Gesellschaftsindustrie, die Ausnützbarkeit des Schutzzolles auf Roheisen zu vertreten? Ja sie hat sogar noch Stunde in den verschiedenen Blättern das Gutachten des Herrn Centraldirectors Kestranek für die Prager Handelskammer veröffentlicht worden, in welchem dieser die Gestehungskosten des Roheisens bei der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft mit fl. 3·50 per Meter-cent berechnet und dem die Gestehungskosten der deutschen Werke mit fl. 2·11 gegenüberstellt. Dieses Gutachten soll in nächster Zeit etwas näher beleuchtet werden.

Die Kniffer Erzlager gehören zum Theil der Prager Eisenindustrie-, zum Theil der Böhmischen Montange-Gesellschaft. Theil, welcher von der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft abgebaut wird, ist derart ausgebeutet, dass das Erzvorkommen nur noch für etwa 30 Jahre ausreichen dürfte, während das Erzvermögen der Böhmischen Montangesellschaft noch auf die fünfsache Dauer geschätzt wird. Die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft muss natürlich aus tiefer gelegenen Zonen ihren Erzbedarf fördern, wodurch sich die Kosten des Erzes um eine Kleinigkeit vertheuern. Zur Zeit der letzten Zollverhandlungen hat der damalige Centraldirector, Herr Wittgenstein, dem Schreiber dieser Zeilen den Preis der Erze loco Hochofen Kladno mit 18 kr. pro Metercentner angesetzt; seitdem haben sich die Kosten der Erze auf 24 kr. erhöht, es kosten demnach drei Metercentner Erz loco Hochofen nicht 90 kr., wie der Herr Kestranek angibt, sondern nur 72 kr. Auch der Preis der Cokes, sowie die Verbrauchsmenge derselben pro 100 Kilogramm Roheisen wurden willkürlich angesetzt. Erinnerlich ist wohl noch der Vorwurf, welchen deutsche Hütten gegen das westphälische Cokes-Syndicat erhoben haben, dass dieses nach Oesterreich Cokes zu bedeutend billigeren Preisen verkaufe, als an die inländischen Hochöfen.

Zur Zeit, als die Eisen- und Kohlenconjunctur in Deutschland für die Zukunft wenig vertrauenerweckend erschien, hat Herr Wittgenstein durch den Einfluss, den er als Großactionär der Gesellschaftener Bergwerks-Gesellschaft ausgeüben vermochte, für seine böhmischen Werke einen vielsährigen Contract auf westphälische Cokes abgeschlossen, demzufolge ihm Cokes zu Mk. 8 pro Tonne ab Westphalen verkauft wird. Der Specialtarif für Cokes von Westphalen nach Kladno beträgt Mk. 144 pro Waggon; die Kosten eines Metercentners Cokes stellen sich demnach loco Kladno auf Mk. 2·24 oder auf fl. 1·32 und nicht auf fl. 1·75, wie der Herr Kestranek angibt; dieser Contract läuft noch bis Ende 1905 und da die Eisenconjunctur, welche den Preis der Cokes bedingt, sich dermalen nach abwärts bewegt und die westphälischen Cokeswerke veranlasst, ihre disponibel gewordenen Cokesquantitäten nach Belgien zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen, werden aller Voraussicht nach die österreichischen Werke wieder den geeigneten Moment erfassen können, um sich für eine Reihe von Jahren mit billigen Cokes zu versorgen. Uebrigens hat anlässlich der vor zwei Jahren stattgefundenen Eisenenquête der Vitkiver Fabrikant, Herr Josephi, die damals von dem anwesenden Generaldirector Holz unwidersprochen gebliebene Behauptung aufgestellt, dass die Cokesankäufen sich erheblig gemacht haben, der Alpinen Montan-Gesellschaft ihren gesammten Cokesbedarf mit fl. 1·25 franco Donawitz zu liefern.

Auch der Verbrauch von Cokes wurde von Herrn Centraldirector Kestranek nicht richtig angegeben. Die Zeiten, wo 110 Kilogramm Cokes auf einen Centner Roheisen gebraucht wurden, sind längst vorüber. Die Hochöfen stehen heute auf solcher technischer Höhe, dass 90 Kilogramm Cokes zur Erblasung von einem Metercentner Roheisen genügen. Es sind somit 90 Kilogramm Cokes zu fl. 1·32 mit fl. 1·19 und nicht mit fl. 1·93 zu rechnen und wenn wir die anderen Ansätze für Kalk, Löhne ꝛc. unangeschlossen lassen, so stellen sich die Kosten von einem Metercentner Roheisen wie folgt:

3 Metercentner Erze à fl. —·24 . . fl.		·72
90 Kilogramm Cokes „ „ 1·32 „ „		1·19
Die übrigen Posten laut Ansatz des Herrn Kestranek . . . . . „		·47
Summa . . fl.		2·38 und nicht fl. 3·50.

Wer aber diese Differenz zwischen den Angaben des Herrn Centraldirectors Kestranek und den unseren erstaunlich findet, der sei daran erinnert, dass Herr Centraldirector Kestranek gelegentlich der Eisenenquête selbst mittheilte, dass zur Erzeugung von 100 Kilogramm Roheisen durchschnittlich nothig seien:

250 Kilogramm Erz à fl. —·25	fl. —·62·5
100 Kilogramm Cokes à fl. 1·40	„ 1·40
100 Kilogramm Kalkstein à fl. 1·—	„ 1·—
Regie, Löhne, Betrieb, Amortisation, Zinsen und Schaffe	„ 1·—
Verschiedenes	„ ·50
Zusammen	fl. 4·52·5
in runden Zahlen	„ 4·50

als Gestehungspreis also nur fl. —·74 weniger als die fünf vorstehenden Zahlen, und diese Differenz ist gerade so bei der ersten Position, der Erzfrage, wie bei der Cokesfrage zu finden. Wir haben auch Herrn Centraldirector Kestranek die österreichische Eisenindustrie in die Lage versetzt, die Ersparnis sowie sie möglich zu verbuchen", worüber er sich zu erinnern, dass der Centraldirector Kestranek auch in der Eisenenquête nicht die gestehenden Gestehungspreise [illegible] hatte, dann es war bei der Angelegenheit [illegible] Schaffung [illegible] Prager Eisenindustrie-Gesellschaft [illegible] Cokes [illegible] Centraldirectors Kestranek [illegible] Cokes [illegible]

Digitized by Google

das Roheisen selbst zu fl. 3·30 nicht erblasen, zum Beispiel die Friedrichshütte in Rotkyan, Eigenthum der Firma Schöller & Co. Aber da sind die Vorbedingungen für einen Hochofen seit Jahren nicht mehr vorhanden. Die eigenen Cokes, welche aus Miröschauer Kohlen gewonnen werden, reichen weder quantitativ noch qualitativ aus und es muss die Friedrichshütte ihren Cokesbedarf zu theureren Preisen aus Westphalen decken; auch die eigenen Erze, die sie in der Nähe von Rotkyan schürft, sind spärlich und arm, so dass sie ihren Gebedarf aus Amberg und Steiermark decken muss.

Es ist noch nicht sehr lange her, dass die „Neue Freie Presse", welche sich ihr Material aus erster Quelle zu verschaffen weiss, in ihrer Börsenwoche behauptete, dass die Gestehungskosten des Roheisens bei den böhmischen Werken nur 5 Kronen betragen, und dass es auch der Alpinen Montangesellschaft gelungen ist, ihre Gestehungskosten auf 5 Kronen pro Metercentner herabzudrungen, während die Rima-Muranyer das Roheisen 6 Kronen kostet.

Den classischesten Zeugen für die Kosten des Roheisens besitzen wir aber in der Person des ungarischen Finanzministers Lukacs, welcher im ungarischen Reichstage am 11. Dezember 1900 (siehe „Pester Lloyd" folgende Begründung für den Neubau von Holzkohlenhochöfen und Außerbetriebsetzung des Cokeshochofens in Vajdahunyad anführte:

„In Vajdahunyad werden 350.000 Metercentner Cokeshoheisen zu fl. 3·12 pro Metercentner erzeugt, während sich das Holzkohleneisen auf fl. 2·73 pro Metercentner stellte. Die bisherigen Schlüsse für Cokes stellten sich auf fl. 2. pro Metercentner, für das Jahr 1901 aber auf fl. 2·68, wodurch sich der Preis des Cokeshoheisens auf fl. 4 stellen würde, so dass es ökonomischer erscheint, den Cokeshochofenbetrieb einzustellen und den Hochofen auf Holzkohlenbetrieb einzurichten." Bei einem Cokespreise von fl. 2 und bei einer Verbrauchsmenge von 130 Kilogramm Cokes pro Metercentner Roheisen berechnete der ungarische Finanzminister die Selbstkosten mit fl. 3·12 für 100 Kilogramm Cokeshoheisen, Herr Kestranek bei einem Cokespreis von fl. 1·75 und einem Verbrauch von 110 Kilogramm Cokes auf fl. 3·30!

Der Cokesofen in Vajdahunyad lässt sich in Bezug auf seine Construction mit den Hochöfen der österreichischen Werke gar nicht vergleichen. Bei 350.000 Metercentnern Jahresproduction kommt pro Arbeitstag eine Erzeugungsmenge von 10 Waggons, der alte Donawitzer Hochofen leistet täglich 22 Waggons, der neue 44 Waggons pro Tag. Zwar verschmitzt Vajdahunyad viel reichere Erze, so dass es nur 2 Metercentner Erze auf 1 Metercentner Roheisen verbraucht, daher theurere Zukunftskosten heben diesen Vortheil wieder auf, so dass die 2 Metercentner Erzverbrauch dieselben kosten ergeben, wie die 3 Centner Erzverbrauch in Vitkovic. Allerdings sollte der Verbrauch an Brennstoff bei 2 Metercentnern Erzen geringer sein; aber der Hochofen hat eine unzweckmäßige und veraltete Construction, deshalb musste sich die ungarische Regierung auch entschließen, einen neuen modernen Hochofen zu errichten.

So zeigt es sich, dass Herr Kestranek die Erzeugungskosten des Roheisens bei den modernen österreichischen Werken bei weitem übertrieben hat. Das ist aber nur die eine Hälfte seiner Stimmungsmacherei. Die andere Hälfte liegt darin, dass er zum Beweise für die billigere Herstellung des Roheisens in Deutschland die Zölder Hütte anführt, welche unter allen Hütten auf dem Continent unter den glücklichsten Productionsbedingungen arbeitet. Warum führt er nicht die Selbstkosten von Westphalen, dem Siegerlande und Oberschlesien an? Die westphälischen Hochöfen müssen ihre Erze aus Schweden, Spanien und aus Afrika beziehen, die oberschlesischen aus Ober-ungarn. Um jene Differenz, um welche sie die Cokes billiger kaufen, bezahlen sie wieder die Erze theurer, und es gibt weder in Westphalen, noch in Oberschlesien einen einzigen Hochofen, der unter normalen Preisverhältnissen für Hochofenerze die theuren Erzespreise der letzten zwei Jahre sind abnormal sich das Roheisen unter Mk. 5·50 pro 100 Kilogramm stellen könnte. Wenn wir von der Zölder Hütte absehen, so erzeugen wir in Oesterreich das Roheisen ebenso billig, wie in Deutschland. Im Jahre 1899 hat die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft Walzeisenfabrikate nach Deutschland zu Mk. 14· pro 100 Kilogramm exportiert und bei diesen Preisen einen sehr anständigen Nutzen erzielt. Wir haben in Oesterreich in derselben Zeit für Walzeisen fl. 11·— bezahlt, also um fl. 2·75 pro Metercentner mehr. Die Gestehungskosten des Walzeisens betragen in Mladow fl. 6·50 pro Metercentner; wenn die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft mit Mk. 14 — oder fl. 8·25 nach Deutschland mit Nutzen exportierte, so konnte sie dies nur angesichts der geringen Gestehungskosten ihres Roheisens thun, welches sie in keiner Zeit mehr als fl. 2·35, also nur um 21 kr. mehr als die Zölder Sorte, kostete.

Einen weiteren Beweis für die billigen Gestehungskosten des Roheisens bieten die auf Jahre hinaus normierten Absätze der Böhmischen Montangesellschaft mit der Prager Eisenindustrie Gesellschaft. Die Böhmische Montangesellschaft bietet den ganzen Bedarf an Roheisen des Vereines Vitkovic in einem Preis von fl. 2·80 pro Metercentner ab Mladowhof. Trotzdem die Böhmische Montan-gesellschaft 8 10 oder 20% Dividende bezahlt, Spricht dieser Umstand für hohe Gestehungskosten des österreichischen Roheisens? Die Unmöglichkeit des Roheisenexportes lässt sich übrigens an der Hand der Bilanzen unserer großen Eisenwerke selbst nachweisen. Die Roheisenproduction der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft betrug in den Jahren 1898, 97 1,072.300 Metercentner, 1897/98 1,142.506 Metercentner, 1898/99 1,131.050 Metercentner, 1899/1900 1,169.531 Metercentner. Der bilanzmäßige Reingewinn (ohne die gehegenen Reservestellungen) betrug in denselben Jahren fl. 2,332.759, fl. 2,687.217, fl. 3,303.456, fl. 2,241.511. Wäre die Gesellschaft durch Ausnahme des Roheisenexportes genöthigt gewesen, sich das Roheisen um den ganzen Zoll pro 65 kr. Gold, also um 77 kr. ö. W. billiger anzurechnen, so hätten sich die Reingewinnziffern um die mit 0·77 multiplicierten Roheisenproductionsziffern in den einzelnen Jahren ermäßigt und dann folgende Höhe gehabt: 1896/97 fl. 1,507.049, 1897/98 fl. 1,807.487, 1898/99 fl. 2,432.548, 1899/1900 fl. 1,340.972. Es hätte sich also das Actiencapital mit 18·2, 21·9, 29·4 %, in der letzten Geschäftsperiode, dem Jahre des Roheisenfalles, mit 16·2 % verzinst. Und da kommen die Herren immer mit den Riesensteuern. Als ob sie trotz der hohen Steuern nicht immer noch ungeheure Gewinne erzielten, und als ob nicht gerade die hohen Steuern die Wirkung hätten, dass neue Unternehmungen nicht gegründet werden können, und ihnen die Concurrenz vom Leibe bleibt. Die Böhmische Montangesellschaft hat

1896	bei	1,089.030	Metr.	Roheisen	einen	Reingewinn von fl. 978.573
1897	„	1,031.849	„	„	„	„ „ 1,107.398
1898	„	1,247.000	„	„	„	„ „ 1,125.300
1899	„	1,306.500	„	„	„	„ „ 1,270.224
	„	5,777.479	„	„	„	„ fl. 5,178.495

erzielt, rechnet man den Zoll von 77 kr. mit . . . . . „ 3,993.241
ab, so wären für drei Jahre als Reingewinn . . . . . fl. 815.231
oder für ein Jahr . . . . . „ 203.808

verblieben, welche ein Actienkapital von 4·6 Millionen mit 4·43 % hätten verzinsen können, wobei zu berücksichtigen bleibt, dass das Roheisen an die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft verschleudert wurde, und dass diese an dem von der Montangesellschaft bezogenen Roheisen mühelos einen horrenden Profit eingeckasst hat, der schließlich in den riesenhaft angewachsenen verstecken Reserven in Erscheinung getreten ist. Vielfach wird auf die steierische Eisenindustrie hingewiesen, welche nicht so billig produzieren kann, wie die Eisenindustrie der Sudetenländer. Zur Zeit der Misswirtschaft unter dem früheren Regime mag dies richtig und da bedeutete der Roheisenzoll eigentlich eine Prämie für die Sorglosigkeit der Verwaltung der steierischen Unternehmens, für das aber schon 1899 die Alpine Montangesellschaft bei einer Production von 2,718.000 Metercentnern Roheisen eine Dividende von 10 % vertheilte, und wenn die Alpine Montangesellschaft ohne Roheisenzoll ihren anderen Betrieben das Roheisen um 77 kr. billiger hätte anrechnen müssen, so hätte sie noch immer nach enormen Abschreibungen 4 %, das 30 Millionen Gulden betragenden Actiencapitals verdient, wobei natürlich die Gründungsgründen und die noch nicht völlig durchgeführte Modernisierung des Betriebes das Resultat beeinträchtigen.

Für die Rentabilität der Witkowitzer Eisenwerke, welche keine Bilanzen veröffentlichen, fehlt uns der Nachweis, aber auch die Witkowitzer Werke können sich ihr Roheisen so billig herstellen, dass sie die Aufhebung des Einfuhrzolles von 77 kr. nicht tangieren kann. Exportiert doch Witkowitz seit Jahren, also auch zu Zeiten, wo der Roheisenpreis in Deutschland viel niedriger war als heute, mit sehr günstigen Erfolgen große Quantitäten Roheisen in das nahe Oberschlesien, welchselbst das Roheisen mit Mk. 4·— verzollt werden muss.

Und bei so glänzenden finanziellen Erträgnissen besitzt man die Kühnheit, einen einzigen Hochofen in Deutschland, die Zölder Hütte, als Exempel herauszugreifen, um daran die theureren Gestehungskosten des österreichischen Roheisens zu „beweisen", während die großen Gewinne der Gesellschaften in der offenkundigsten Weise die Ueberflüssigkeit des Roheisenzolles erweisen, der nichts anderes darstellt, als auf Kosten des Consums ein Geschenk des Staates an die Eisenbarone.

Schalten wir die Zölle auf die Eisenfabrikate, stigen wir aber den Roheisenzoll um Gänze, so schaffen wir dem Lande die Möglichkeit, nicht nur billigeres Eisen zu erhalten, sondern wir ermöglichen das Entstehen einer unbehilflichen mittleren Eisenindustrie in Fertigfabrikaten und befehlen damit auch die Bauthätigkeit wie den Eisenbahnbau. Rechnen wir den laufenden Meter Normalschienen mit 12 Kilo, so entspricht der Kilometer für zwei Schienenstränge ohne Mittelmaterial und ohne Nebengeleise 83 Waggons Schienen, jeder Kilometer Bahnlänge würde sich um fl. 6·05 billiger stellen, wenn der Roheisenzoll aufgehoben würde. In Kreisen, die mit dem Eisenbahnen vertraut sind, wird Billigerstellen um zur Zeit seiner Anmeldung jedem Concurrenten die Bücher gezeigt, wie billig er produzieren, weiß man bestimmt, dass 100 Kilogramm Trägerstehen und 100 Kilogramm Eisenbahnschienen nicht mehr als fl. 6·— Selbstkosten verursachen. Und doch hat man die Schienen nie unter fl. 9·50 die Tragerstehen nie unter fl. 11·— verkauft, also Gewinne

Digitized by Google

von 50 und 80°, auf die Stehlstoffen geschlagen. Die Firma Krupp in Essen hat kürzlich für die anatolischen Eisenbahnen zu 115 Francs die Tonne Schienen zur Lieferung erstanden. Sie mag bei diesen Preisen kein glänzendes Geschäft gemacht haben, aber sie hat ihrer Arbeiterschaft für eine lange Zeit Arbeit geschafft, ein Verdienst, welches vom volkswirtschaftlichen Standpunkte nicht hoch genug anzuschlagen ist. Wann hat Herr Wittgenstein oder Herr Kestranek sich entschlossen, Schienen ins Ausland zu den Selbstkosten von fl. 6·— zu verkaufen? Unseres Wissens noch nie — lieber lassen sie die Schienenstrecken stehen und setzen sie erst in Betrieb, wenn sie den Staat und den Steuerträger mit dem Preise von fl. 9·50 ausbeuten können. Auch die gegenwärtige kartellose Zeit mit den niedrigeren Preisen darf niemanden irreführen. Es ist kaum zu zweifeln, dass eines der Hauptmotive der Sprengung des Eisenkartells die bevorstehende Zollerhöhung war, in welche man mit niedrigeren Preisen eintreten wollte. Aber auch in dieser Zeit eines Tiefstandes der Eisenpreise, wie er seit Decennien nicht da war, veröffentlichten die großen Eisenwerke kürzlich überaus günstige Halbjahres- und Jahresbilanzen. Und es ist kein Zweifel, dass, sobald der Roheisenzoll wieder in Sicherheit ist, auch der Wiederzusammenschluss des Eisenkartells zur vollen Ausnützung der Zollprämie nicht auf sich warten lassen wird.

Wir brauchen in Oesterreich keinen Roheisenzoll; dieser schützt nur wenige große Etablissements, die des Schutzes absolut nicht bedürftig sind. Die Unmöglichkeit des Bezuges billigen Roheisens ins Inland verhindert das Entstehen von neuen Walzwerken und die Vermehrung der Fabrication von Walzeisen, welches in den Händen der großen Werke monopolisiert bleibt. Der Roheisenpreis, resp. die Gestehungskosten des Roheisens in Alabama werden von Herrn Kestranek mit fl. 1·60 angegeben. Man kann annehmen, dass dieses Roheisen mit einer Seefracht von Mk 2·— bis Triest oder Hamburg und mit einer See- und Eisenbahnfracht von Mk 2·80 bis Aussig gelangen kann. Wir könnten bei zollfreier Einfuhr amerikanisches Roheisen in Triest mit fl. 2·80, in Aussig mit fl. 3·25 auf Fertigfabrikate verarbeiten. Das Monopol der großen Eisenwerke wäre gebrochen, da bei so niedrigen Roheisenpreisen sich zahlreiche kleinere Unternehmer finden würden, die sich Eisenwerke errichten könnten. Der Consum an Eisen würde bei billigeren Preisen sich bedeutend vermehren, die Maschinenfabrication würde leistungsfähiger und auch auf dem Weltmarkte concurrenzfähiger werden, weil sie dann mit weniger billigeren Arbeitslöhnen gegen die theueren Englands und Amerikas concurrieren könnte.

Ein mäßiger Schutz auf Halb- und Ganzfabrikate würde uns vollständig genügen, um in der Monarchie, welche noch über unschätzbare Vorräthe der vorzüglichsten Eisenerze verfügt, eine weit größere Eisenindustrie zu schaffen, als dermalen besteht. Im Süden und Südosten der Monarchie besitzen wir Eisenerze, welche die Qualität der besten schwedischen übertreffen, sowie Reichthümer von cokesbaren Kohlengattungen, mit denen das Monopol der wenigen großen Unternehmungen zum Wohle der Volkswirtschaft zu brechen wäre.

Die schöpferische Synthese.

Ein philosophisches Résumé

Von Ferdinand Tönnies Altona

Das zu Ende gegangene Jahrhundert war in seinen tieferen Ingenien erfüllt von der Idee einer Synthese, als der Vereinigung von Gedankenelementen und Richtungen, die bis dahin einander feindlich waren, zu einem harmonischen Systeme. Solche Vereinigung kann als bloß äußerliche geschehen: nach dem Gutdünken des individuellen Autors, und darum wohl auch nach den Bedürfnissen seines Publicums, werden die Gegensätze abgeschliffen, oder es werden Bestandtheile einfach entlehnt, die zu der gewünschten Harmonie nicht zu passen scheinen, es wird nicht gefragt nach den Consequenzen, die in der Sache liegen, sondern es werden die behaglenden Consequenzen gezogen, die nicht behaglenden nicht gezogen; der Denkende verfährt nach Willkür, eklektisch und inductivistisch. Auch von dieser Art der Synthese bietet das Jahrhundert manche Exempel: sie haben zwar Erfolge, aber keine Entwickelung, daher keine dauernde — soziale und also historische — Bedeutung. Was ich hier meine, ist die schöpferische Synthese. B. Wunder hat mit diesem Namen das Wesen aller psychischen Gebilde bezeichnen wollen. „Ueberall," sagt er, „wo aus Einem Ganzes aus der Verbindung von Elementen hervorgeht, können die Gesetze solcher Verbindung nur durch die Vergleichung der isolirt betrachteten Elemente mit dem aus ihrer Verbindung resultierenden Producte gewonnen werden. Wendet man diesen Gesichtspunkt an, so ergibt sich, dass die psychischen Gebilde zu den Elementen, aus denen sie zusammengesetzt sind, in bestimmten concreten Beziehungen stehen, dass sie aber stets zugleich neue Eigenschaften besitzen, die in den einzelnen Elementen nicht enthalten sind. In diesem Sinne sind daher alle psychischen Gebilde Erzeugnisse einer schöpferischen Synthese." Die Richtigkeit und allgemeine Giltigkeit dieser Theorie zu prüfen mache ich mir nicht zur Aufgabe. Ich adoptiere aber jenen prägnanten Kunstausdruck, um eine Tendenz und Kraft damit zu benennen, die im sozialen Leben und dem es reflectierenden, begleitenden, führenden Denken — sofern dieses als Function eines sozialen Geistes betrachtet wird — eine beständige und mächtige Bedeutung haben. Ich denke dabei, wie schon angedeutet, an die Allgemeinheit des Widerspruches und Kampfes, und verstehe die schöpferische Synthese als denjenigen Ausgleich, diejenige Versöhnung, die in der Richtung der Lebenserhaltung und Lebensförderung liegt; daher im letzten Grunde die Wiederherstellung einer ursprünglichen Harmonie des Gefühles, der formwährend sich zu vertheidigen und zu retten genöthigt ist. Das wissenschaftliche Denken aber entspringt zwar und dient sozialen Bedürfnissen, es wandelt sich mit ihnen, aber es hat doch seine eigenen Gesetze, bestimmt durch die Norm der Wahrheit und Richtigkeit, das heißt durch Uebereinstimmung mit sich selber und durch wachsende Erfahrung. Daher wird in seiner Entwickelung wenigstens insofern immer ein „Fortschritt" stattfinden, als jeder Zustand durch die früheren bedingt ist, sofern diese ins Bewusstsein sollen. Bei einer historischen oder soziologischen Betrachtung des Denkens steht aber die Wahrheit und Richtigkeit seines Inhaltes in zweiter Linie: wenn wir die vorwaltenden Tendenzen des neunzehnten Jahrthunderts untersuchen, so interessiert uns in erster Linie sein Verhältnis zu dem Bestande des Denkens, den es vorfand, und wenn ich sage, dass jene auf eine schöpferische Synthese gerichtet sind, so heißt dies: es bricht überall, und aus reinen wissenschaftlichen Motiven, das Verlangen hervor, neue Ansichten der Wirklichkeit zu gewinnen, die — beabsichtigt oder nicht — bis dahin streitende Elemente verschmelzen; und dies bedeutet, da das vorausgehende Zeitalter überwiegend kritisch und negativ verfahren hatte, eine erneuerte Behauptung zurückgedrängter, älterer Massen von Ideen. Die schöpferische Synthese darf also ebenso wenig mit Restauration und Reaction, wie mit Eklekticismus verwechselt werden. Sie gehört zur Lebensgeschichte des freiesten Denkens, wird also von jenen Richtungen immer als selbst revolutionär und negativ verabscheut und verworfen werden; vielleicht aber nicht minder von denen, die sich bisher die Freiheit nahmen, sich selber für die Gegensätze will sie über ihnen stehen; in ihrer Erscheinung mag sie mehr nach der einen oder der anderen Seite neigen — ihrem Wesen nach trägt sie das Gepräge der Ursprünglichkeit und ist nur insofern für uns bedeutend.

I.

Im naturwissenschaftlichen Denken, das fortwährend dem allgemeinen Überjagungs die lebhaftesten Impulse gibt, gibt sich das unbeschränkteste Streben durch die Versuche kund, den mechanistischen Charakter, den die „reformierte" Philosophie seit dem sechzehnten Jahrhundert gesucht, im siebzehnten angenommen hatte, zu überwinden; Versuche, die zunächst mit einer energischeren Behauptung und Verallgemeinerung eben jenes mechanistischen Charakters Hand in Hand gehen und sich nur hin und wieder ihrer Consequenz bewusst werden. Es ist der Begriff der Energie, als einer constanten Größe die Behauptung der Energie — worin der Kern der Naturphilosophie des Jahrhunderts enthalten ist. Die Lehre von Mechanik der Atome und leeren Räume beruhte auf dem Begriffe der Materie als der eigentlich realen Substanz: sie wurde ihrem Wesen nach als ruhend gedacht, Bewegung kam als ein fremdes in sie hinein und musste auf einen ersten Anstoß, daher auf einen Beweger zurückgeführt werden. Damit wurde die ältere Vorstellung, als ob in der Materie selbst ein bewegendes Princip, die substantielle Form etwas Seelenartiges — suche, verbannt; und diese Anstrengung bedingte der Fortschritt der Erkenntnis. Es gehörte dazu die Potenz gegen den „anklaren" Begriff der Kraft, gegen jede Art von Potentialität, und die Auflösung aller Naturkräfte — wenn dieser Name festgehalten wurde — in wirkliche raumliche Bewegung oder in besondere Arten des Stoßes musste das Ziel sein; dazu man wollte die Vorgänge klar und deutlich begreifen. Der modernen Physik, nachdem sie consequent auf diesem Wege fortgegangen ist, liegt vor allem daran, die Verwandlung verschiedener „Formen der Energie" in einander zu beobachten und alle „potentiellen" Formen an der kinetischen Energie, das heißt an der einem materiellen Systeme mitgetheilten Beschleunigung zu messen. Der Begriff wird dann, je tiefer dabei gedacht, das „Wesen" der Energie zu bezeichnen, die ihn so zu einem Namen bedeutet, unter dem die alles jenen Formen gemeinsame „Fähigkeit", Arbeit zu leisten, zusammengefasst wird. Aber dieses reine Gedankending wird eben dadurch das einheitliche Substrat der Erscheinungen, anstatt des Daseinsmodus der sinnlich wahrgenommenen Dinge. Materie und Bewegung. Dies in eine Reaction von unleugbarem, bei weitem nicht erschöpften Folgen in Gang und alle Beziehung die der mathematischen als physikalischen Gesetze. Die Gesetze der Mechanik [illegible] objective Realität des Raumes [illegible] Bewegung die der [illegible]

Digitized by Google

schen Philosophie, und damit zugleich einer pantheistischen, wie pampsychistischen (um diesen Terminus zu prägen) Ansicht der Welt entgegen.

In diese Richtung hat aber während eben dieses Zeitalters die tiefere Beschäftigung mit den Organismen, also mit der Thatsache des Lebens geführt, deren Erklärung aus mechanischen Principien ebenso oft aufgegeben als unternommen wird. Die Theorie der Descendenz setzt sich der Constanz der Arten entgegen. Jene ist eine natürliche Erklärung gegenüber der übernatürlichen durch Acte der Schöpfung — sie liegt insoweit ganz in der großen Hauptlinie des Denkens, die von der Lehre des Kopernikus eröffnet war; denn schon diese hatte das naive Weltbild zerstört, das der jüdischen und des Christenthum übergegangenen Kosmogonie zugrunde lag. Aber die biologische Entwicklungslehre weist auch über den Deismus, die rationale und der mechanischen Welterklärung angepaßte Form der Theologie, hinaus, indem sie dem physiko-teleologischen Beweis sein bestes Argument, die zweckmäßige Gestaltung des Organismus, praktisch abschneidet, diesen Gültigkeit schon die Philosophen Hunce und Kant theoretisch aufgeklärt hatten.

Das Complement der mechanistischen Dogmatik — wie in classischer Gestalt bei Descartes ausgeprägt — ist die einfache substanzielle Seele, die ihren „Sitz" in einem Punkte des menschlichen Hirnes hat und auf dessen Erschütterungen zurückwirkt, wie sie davon zu leiden hat. Sie ist ganz zufälligerweise mit dem Körper „verbunden" — der Thatsache des Lebens steht sie um kein Haarbreit näher, als irgend welcher anderen Bewegung materieller Partikeln. Aber sie verhält sich als freier Wille zu ihrem Leibe, wie die von außen stoßende Gottheit zu ihrer Welt: sie dient zur Erklärung vernünftiger Gedanken und Handlungen, wie Gott zur Erklärung der zweckmäßigen Baues der Lebewesen.

Die Psychologie unseres Jahrhunderts ist wesentlich „Psychologie ohne Seele" — sie will zunächst nichts sein als empirische Beschreibung von Thatsachen. Sie fällt nicht zurück in die animistisch-teleologische Methode, aus Empfindung oder Wollen als Ursachen physiologische oder gar physikalische Bewegungen abzuleiten: ja sie schreitet in dieser Verneinung consequent dahin fort, auch die Erklärung menschlicher Handlungen, insofern als sie Vorgänge der objectiven Natur sind, aus menschlichem Wollen abzuleugnen. Sie wird dadurch gedrängt auf die Erkenntnis der Identität von Leib und Seele, das heißt materieller und psychischer, objectiver und subjectiver Ereignisse. Diese Erkenntnis findet ihren nächsten Ausdruck in der Lehre vom „Parallelismus" der beiden Welten, einen bildlichen Ausdruck, der der Ansechtung mehr Blöße bietet, als die klare abstracte, eben darum schwerer zu begreifende „Identität". (Es ist ein Verdienst Höffdings, diese ohne Umschweife und auch in seinem Wollen rein monistische; der Sache nach wird sie ebenso durch Paulsen, Lindt, Avenarius vertreten.)

Die einfache Seele ist wesentlich vernünftig denkende Substanz — der menschliche „Geist". Zu Gegenstze zu dieser „intellectualistischen" Auffassung ist die neue Psychologie „voluntaristisch"*), das heißt, sie geht zurück auf die „dunklen" — „unbewußten" — oder doch „unterbewußten" Triebe der Selbsterhaltung, der Ernährung und der Fortpflanzung, aus denen durch Differenzierung der Functionen, durch Uebung der Tragwe die Fähigkeit der Empfindung und Vorstellung entwickelt werden, dazu kommt als Keimzeig der Erklärung die natürliche Auslese. Die parallelistische oder Identitäts-Theorie greift hinein. Die Psychologie ist von der Biologie nicht mehr zu trennen. Das elementare organische Gebilde, dessen Leben Assimilierung und Ausscheidung mit der Tendenz des Wachsthums, ist zugleich das elementare psychische Gebilde, dessen Leben eine gefühlte Arbeit — Ueberwindung von Widerstand — ein allgemeines Gefühl der Thätigkeit, dessen Hemmungen und Erschwerungen die Schmerzgefühle, dessen Förderungen und Erleichterungen die Lustgefühle bezeichnen.

Auch die Soziologie hat in ähnlichem Sinne das Denken dieses Jahrhunderts umzugestalten begonnen. Bis dahin war den Theoretikern des Naturrechtes wesentlich daran gelegen, die übernatürlichen — theologischen Erklärungen menschlicher Herrschaft, Verhältnisse und menschliche Geschichte zu zerstören und sie aus der menschlichen Vernunft als ihrer ratio essendi abzuleiten. Das Interesse hatte noch nicht von der praktischen Bestreitung, die priesterliche und priesterlich-fürstliche Autorität durch freigewählte Übereinkunft zu ersetzen, sich abgelöst. Dagegen muß das reine theoretische Denken auf die Ursprünge und Anfänge des Zusammenlebens sich richten und die Entwicklung seiner höchsten Gestaltungen aus primitiven Formen sich zum Problème machen. Es wird die psychologischen Gründe jener wie dieser darstellen müssen, aber deren Elemente auch in den socialen Lebenserscheinungen der Thiere entdecken. Innerhalb der menschlichen Cultur aber ergibt sich aus diesen Betrachtungen die Frage nach dem Verhältnisse eines wesentlich durch Gefühle — das heißt aber zuletzt durch die gesammte Persönlichkeit und ihr schöpferisch gestaltendes Wesen — bedingten gemeinschaftlichen Lebens, das unmittelbarer Gegenstand des Wollens und der Beziehung ist, zu einer Gesellschaft und einem Staate, die ganz und gar verstandesmäßig gedacht, lediglich Mittel für die isolierten, ihre eigenen Zwecke verfolgenden, Individuen darstellen — mit anderen Worten: der organischen zu den mechanischen Formen des Zusammenlebens und der socialen Verbindung.*)

In allen diesen Gebieten ist es der Begriff der Evolution, mit seinem nothwendigen Contraste, der Involution oder Diffusion, der siegreich, entscheidend, hervortritt. Und dieser selbige Begriff hatte in einer noch findlichen Gestalt schon einmal einen folgreichen Weltsiesme zugrunde gelegen, der reissten Gedankenschatz hellenischen Wachsthums, deren Keime durch die neuen Religionen hindurch — den Islam und das Christenthum — fortwucherten, sich mit ihnen verbindend, über sie hinauswachlend als die Philosophie, die Weltweisheit. Aristoteles' Lehre ist eine verstärkte Evolutionstheorie, indem ihr Kern in der Beobachtung des organischen Werdens und Wachsens liegt, des Entstehens dessen, was schon vorher war, der Voraussetzung des Endes, der als Zweck (τέλος) die bewegende Kraft des Processes ist. Die Verallgemeinerung gestaltet daraus ein vollkommenes, ruhendes, weil in ewiger Kreisstinie sich bewegendes Weltsystem, dessen Entwickelung, außerzeitlich, den Ausstieg von der absoluten Materie zur absoluten Form, dem reinen Geiste darstellt. Die Naturwissenschaft und mechanistische Philosophie des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts enthalten eine totale Negation — nicht minder der aristotelischen Physik und Metaphysik als der damit verschmolzenen theologisch-übernatürlichen Erklärungen natürlicher Vorgänge. Was sie an die Stelle setzen, ist die Mechanik der Atome und die völlige Scheidung der Seele von der Materie. Hingegen die geschilderten Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts und die neue Entwicklungstheorie beharren zwar in der Negation aller teleologischen Causalität und des darin beruhenden harmonischen Weltbildes, zugleich aber stellen sie doch die Priorität der organistischen und damit zugleich der psychologisch-metaphysischen Ansicht der Idee nach wieder her — wenn gleich hierüber noch keine Klarheit oder gar Einmüthigkeit gewonnen ist. Denn die Entwicklung dieser Sätze kennen wir nur in ihren Anfängen beobachten: das zwanzigste und die folgenden Jahrhunderte werden daran fortzuarbeiten haben.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der Poeta Laureatus Englands.

Der officielle Hofpoet des britischen Reiches hat in letzter Zeit zur Verherrlichung britischer Waffenthaten wieder so wüthig ins Horn gestoßen, daß wir uns wohl ein wenig eingehender hier mit ihm befassen dürfen. Nicht, daß seine Reimerei oder seine Person an sich irgendwie dazu einladen könnten, aber er hat doch nun einmal den „Lorbeer" errungen, sollte also eigentlich der hervorragendste Dichter Englands sein. Jedenfalls ist das von ihm bekleidete Amt von eigenartigstem Interesse. Wenden wir also zunächst diesem unsere Aufmerksamkeit zu, indem wir darnach ermägen, wie der gegenwärtige Inhaber desselben auf den Dichterthron kam, und schließlich wie er sich darauf ausnimmt.

Die Sitte, berühmte Dichter mit dem Lorbeer zu bekränzen, kam bereits in der classischen Zeit Griechenlands auf. Dieselbe wurde indessen von Theodosius im Jahre 393 als ein Ueberbleibsel des Heidenthums abgeschafft und scheint erst wieder eingeführt worden zu sein, als Petrarca 1341 in dieser Weise von den Römern ausgezeichnet wurde. Von Italien wurde der Brauch nach Spanien verpflanzt und auch in Deutschland war derselbe wohlbekannt. So wird uns berichtet, daß der Kaiser Maximilian im Jahre 1517 Ulrich von Hutten in Augsburg zum Ritter schlug und ihm dabei einen Lorbeerkranz aufsetzte. In England hatten schon die normannischen Könige stets einen officiellen „versificator", für den bereits im Jahre 1251 ein Jahresgehalt von 100 Schillingen ausgesetzt wurde. Doch die Sitte der Uebererreichung eines Lorbeerkranzes gieng zuerst von den Universitäten — zumal von Oxford — aus, wo die erfolgreichen Candidaten der Rhetorik und Poetik mit einem solchen gekrönt wurden. Allmählich wurde der Kranz dann auch den hier und da wieder auftauchenden Hof-Versificatoren zuerkannt. Königin Elisabeth hatte verschiedene Hofdichter, erst Richard Edwards, dann Edmund Spenser.

Doch als der erste eigentliche officielle Poeta Laureatus ist Ben Jonson anzusehen, der unter ihrem Nachfolger Jacob I. im Jahre 1619 in Amt und Würden erhoben wurde mit einem Jahresgehalt von 100 Pfund Sterling und einem Faß kanarischen Weines. Nach Jonson bekleidete das Amt Sir William Davenant, ein unehelicher Sohn Shakespeares — er gab sich wenigstens dafür aus — und ihm folgte als Laureat der bekannte John Dryden, während das

Digitized by Google

darnach kommende halbe Dutzend besser nicht genannter Dichterlinge gewiß des Lorbeers nicht würdig war. Erst mit Robert Southey, der im Jahre 1813 zum Laureaten ernannt wurde, kam wieder ein wirklich hervorragender Dichter zu verdienter Ehre. Dieselbe war zuvor Sir Walter Scott angeboten worden, der sie aber ausschlug, weil er der Ansicht huldigte, daß die damit verbundenen Einkünfte, die inzwischen auf 200 Pfund Sterling erhöht worden, Personen gebürten, die lediglich auf den Erwerb ihrer Feder angewiesen wären. Nach Southeys Tode wurde das Laureatenamt dem greisen Wordsworth übertragen, der bereits im Alter von 72 Jahren stand und nur auf wiederholtes Drängen der Königin dasselbe annahm. Aber es hätte gewiß keinen verdienteren Mann treffen können. Nach ihm kam als Laureat im Jahre 1850 Alfred Tennyson, ein Mann von gleichfalls hoher Begabung, durch dessen 1892 erfolgten Tod das Amt abermals erledigt wurde; und nicht nur in den literarischen, sondern in allen Kreisen der gebildeten, englisch sprechenden Welt blickte man seinem mit besonderem Interesse auf die Entscheidung darüber, wem nunmehr der Lorbeer übertragen werde — falls das Amt nicht ganz und gar abgeschafft würde.

Viele wünschen unbedingt das letztere. Denn ist es unter allen Umständen ein recht heikles Unterfangen, einen einzelnen Dichter vor allen anderen in so hervorragender Weise auszuzeichnen, so muß ein solcher Akt zu allerlei Gehässigkeiten Anlaß geben und oftmals thatsächlich auch Unzufriedenheit erschienen, wenn dabei noch andere Erwägungen als lediglich jene über die dichterischen Leistungen in Frage kommen und derselbe vollends von dem politischen Parteigetriebe abhängig gemacht wird. Andere aber möchten das historische Amt unbedingt beibehalten wissen. Einmal, weil alles Althergebrachte, soweit es sich um bloße Aeußerlichkeiten und Formen handelt, in England stets einen ganz ungewöhnlichen Reiz besitzt, andererseits aber auch weil man in der Verleihung dieses Amtes eine officielle Anerkennung dichterischen Schaffens von höchster Seite, eine der Literatur im allgemeinen von staatswegen verliehene Ehre erblicken will. Da sah sich nun seinerzeit ein unterrichtendes Blatt zu dem Versuch veranlaßt, das Feld ein wenig zu sondieren und zu diesem Zwecke an eine Anzahl von Männern, die auf literarischem Gebiete einige Bedeutung erlangt haben, eine Zuschrift zu senden, in welcher dieselben um Beantwortung zweier Fragen ersucht wurden, die lauteten: 1. Sollte das Laureatenamt abgeschafft werden oder fortbestehen? 2. Wen halten Sie in dem letzteren Falle für den geeignetsten Nachfolger des verstorbenen Lord Tennyson?

Die Antworten dieser einzelnen Männer waren ebenso verschieden wie die Ansichten des Publicums im allgemeinen über diesen Punkt. Nur drückten diese Herren ihre Ansicht noch viel vorsichtiger aus, wenigstens in Bezug auf die etwa für die Beibehaltung des Amtes auszuwählende Persönlichkeit. Nicht ein einziger nahm es auf sich, eine solche namhaft zu machen. Ich will hier nur die interessanteren Auslassungen hervorheben. So schrieb der Historiker Froude einfach: „Das Leben hat mich gelehrt, niemals freiwillig eine Meinung zu äußern über Dinge, die mich nichts angehen.“ Prof. Huxley ließ sich dahin aus: „Ich glaube, daß das selbst, wenn ich befragt wäre, Ihre zweite Frage zu beantworten, man von mir erwarten könnte, Ihnen meine Ansicht über diesen Punkt auszusprechen, ohne vorher polizeilichen Schutzes sicher zu sein?“ Prof. Blackie äußerte sich dahin: „Das Amt des Laureaten sollte jedenfalls aufrechterhalten bleiben zum Zeichen, daß die höchste Persönlichkeit im Reiche der Ausübung einer der höchsten Funcionen der menschlichen Seele Beachtung schenkt.“ In diesem Sinne schrieb auch der bekannte Politiker und Philanthrop Sir John Lubbock: „Ich bin sicherlich für die Beibehaltung dieses Amtes, aber“ — fügt er rasch hinzu — „ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht die Wahl zu treffen habe.“ Auf der anderen Seite erklärte Prof. Dowden: „Ich hege bestimmt die Ansicht, daß ein solches Amt abgeschafft werden sollte.“ Prof. Max Müller schrieb: „Gleich manchen anderen Einrichtungen, die ausgezeichnet sind, wenn sie aus sich heraus entstehen, aber ihre Vorzüglichkeit einbüßen, sobald sie eine Sache der Form und Tradition werden, scheint mir das Amt eines Poeta Laureatus gegenwärtig seinen eigentlichen Sinn und Wert verloren zu haben. Schade der Zeitpunkt eintritt, wo das Volk in seiner Masse wiederum einen lebenden Dichter zu ehren wünscht, wird es keine Schwierigkeit geben, den vielbegehrten Lorbeerkranz wieder einzuführen oder, wie in alten Zeiten, den Dichter auf das Capitol zu führen unter dem Beifallsjauchzen des Volkes.“

Das war vielen aus der Seele gesprochen. Gab es nun einen Dichter in England, der so weit alle anderen überragte, daß das Volk in seiner Masse ihm den Lorbeerkranz zuerkannte? Lediglich als Dichter betrachtet: unbedingt. Denn Mann ist Algernon Swinburne. So hob auch Gladstone in einem 1890 veröffentlichten Artikel über die britische Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts hervor, daß neben Tennyson in erster Reihe Browning und Swinburne zu nennen seien. Browning ist inzwischen gestorben, und da leider doch kaum ein anderer Dichter als solcher besondere Anspruche geltend gemacht hat, so wäre nicht recht abzusehen, wie die Wahl des Premierministers auf einen anderen Mann hatte fallen können, als auf Swinburne. Allein er ist Republikaner, und zwar ein ausgeprägt rother und unerbittlicher Königshasser. Konnte er zum Hofdichter ernannt werden? Konnte der Verfasser der „Lieder vom Sonnenaufgang“, in denen Pantheismus und Republikanismus verherrlicht werden, eine solche Ernennung überhaupt annehmen? Er hätte es gewiß nicht gethan.

Nächst Swinburne kam, in seiner Eigenschaft als Dichter betrachtet, wohl der inzwischen schon verstorbene William Morris zunächst in Frage, der Verfasser von „Leben und Tod Jasons“, dem „Irdischen Paradies“ und der „Geschichte von Sigurd dem Schlangentödter“. Aber Morris war nun gar vollständig in das Lager der Socialdemokraten übergegangen und konnte also für das Laureatenamt jedenfalls nicht ernstlich mehr in Betracht kommen, selbst wenn er es nicht für nothwendig erachtet hätte, ausdrücklich zu verschern, daß er eine Ernennung für einen solchen Posten nicht annehmen würde.

Als recht achtungswerthe Dichter, gegen deren politische Anschauungen doch auch gewiß nichts vorliegen kann — sind sie doch bereits von der Regierung in den Adelsstand versetzt — blieben noch zu nennen Sir Edwin Arnold, einer der Redacteure des „Daily Telegraph“ und Verfasser von „Das indische Lied der Lieder“ und „Das Licht Asiens“, ein episches Gedicht von dem Leben und den Lehren Buddhas, sowie Sir Lewis Morris, Dichter der „Lieder zweier Welten“ und der „Ode des Lebens“. Auch jüngere Kräfte: William Watson, dessen „Wordsworths Grave“ und „Lachrymae Musarum“ so großes Aufsehen erregten, und Rudyard Kipling, der Verfasser von „The Barrack Room Ballads“, hätten bei der Auswahl zum Laureaten wohl in Frage kommen können.

Die Ernennung desselben geschieht im Namen des Königs, liegt aber thatsächlich ganz und gar in der Hand des Ministerpräsidenten. Gladstone sowohl wie sein Nachfolger Rosebery — die je beide auch auf literarischem Gebiet hervorragendes geleistet und wohl befähigt waren, in solchen Dingen eine Entscheidung zu treffen — ließen den Dichterposten unbesetzt. Sobald aber Lord Salisbury im Jahre 1895 wieder die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte übernahm, ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehen, aus dem ihm zustehenden Rechte der Ernennung eines neuen poeta laureatus politisches Parteiapital zu schlagen. Salisbury mag ja ein erfahrener Politiker sein. Er soll auch ein tüchtiger Schütze sein. Aber im Sachen der Poesie dürfte er sich kein Lorbeerreis ins Haar fühlen. Indessen er hatte einen schlagfertigen Leitartikler seines besonderen Preisorgans, des „Standard“ ausfindig gemacht. Alfred Austin hieß der Herr, der auch Verse machte. Ihn ernannte Lord Salisbury am Neujahrstage 1896 zum Hofdichter Ihrer Majestät. Die allgemeine Entrüstung, die diese That hervorrief, die herbe Kritik, die ausgesprochene Zurückweisung, die Herr Austin und seine Dichterwerke seither anzuerfahren hatten, dürften ihm die erwiesene hohe Auszeichnung recht verleidet haben. Es mag ihm selbst lästig geworden, dieselbe wegenommen zu haben, wo so viel berufenere Männer vorhanden waren. Allein er trug nun einmal den Lorbeer, er mußte nun auch — dichten. Seine erste Laureaten-Dichtung war eine Verherrlichung des Jamesone-Einfalles in Transvaal, der wenige Tage vor der ihm selbst erwiesenen Auszeichnung stattgefunden. Er verherrlichte diese Schandthat mit den glänzendsten Farben, die er auftragen vermochte. In Johannisburg wollte er uns weis machen — waren Frauen und Kinder bart bedrängt. Sie zu retten war Jamesone selbstverständige Thar ins Feld gezogen.

Dieses Gedicht wurde denn auch sofort zum Gegenstande verschiedener Unterpellationen im Unterhause. „Aus welchem Fond bezieht der Hofdichter sein Gehalt?“ fragte ein Abgeordneter den ersten Lord des Schatzamtes, Balfour, den Vertreter des Premierministers im Unterhause. „Ist irgend ein Minister für diesen Handlungen verantwortlich?“ fragte derselbe Abgeordnete weiter, und wenn nicht, würde es dann in Anbetracht jüngst vorgekommener Ereignisse nicht angebracht sein, die politischen Aeußerungen des Dichters vor der Verantwortlichung einem Minister vorzulegen?“ Ein anderer Volksvertreter gieng noch weiter und verlangte unter dem lauten Gelächter des Hauses, daß nicht nur die politischen Aeußerungen des Laureaten, sondern auch dessen Werke im allgemeinen einer Behörde unterbreitet werden sollten, ehe das Publicum damit bekannt werde; während ein dritter Abgeordneter dem Dichter einen Rath ertheilte, indem er anfragte, ob nicht dessen Aeußerungen insofern privilegiert seien, als sein Amt an Stelle des alten privilegierten Possen eines Hofnarren existiert sei. Balfour antwortete kurz, daß das Gehalt der Civilliste entnommen werde, daß er aber kein Verantwortlichkeitsgefühl zur Ausübung poetischer Genius besonders entwickelt finde.

Das war schonend den Thatsachen, wie überhaupt wohl jedermann hinlänglich bekannt, und die Anfragen werden auch an den Minister wohl nur gestellt, um in dieser Form einen Witz, über den allerdings in seiner Eigenschaft als Dichter [illegible] einzelnen Stamm [illegible] beide irgend welche Gewalt hat, eine Lanze zu erheben. Jene Zeit und jene Anfragen aber sind wohl [illegible] werden, um die

Digitized by Google

thümliche Position dieses „Poshdichters“ vor dem Auslande, wo man sich leicht einen verkehrten Begriff davon machen könnte und auch thatsächlich gemacht hat, in ein richtigeres Licht zu rücken.

London. Wilh. F. Brand.

Neue Romane.

Von Richard Maria Werner.

In der Romanliteratur lassen sich immer zwei Strömungen unterscheiden, von denen die eine nur bleibende Conflicte der Menschennatur, die andere jedoch Conflicte darstellt, die aus einer bestimmten Zeitlage, aus gesellschaftlichen oder anderen augenblicklichen Verhältnissen hervorgehen. Natürlich stellen sich Kreuzungen ein, weil keine der beiden Richtungen die Vortheile der anderen Art entbehren will. Der Eindruck eines Romans wird umso bedeutender sein, je mehr es ihm gelingt, das bleibend Menschliche mit dem Zeitlichen, oder das Zeitbild mit dem Menschlichen zu vereinen. Vielleicht lässt sich Clara Viebigs kürzlich besprochener Roman „Das tägliche Brot“ (vergl. „Die Zeit“ Nr. 332) als ein Beispiel für die Eine Mischung, für die Verbindung des Zeitlichen mit dem Menschlichen anführen. Wie ein normal menschliches Schicksal mit den hergezerrten Zeiterscheinungen zu einem bedeutenden Ganzen vereinigt werden kann, dafür bietet der ausgezeichnete Roman des Freiherrn Georg v. Ompteda, „Sylvester von Geyer. Ein Menschenleben“ (Berlin 1896), ein glänzendes Muster aus den letzten Jahren.

Manchmal aber bleiben die Elemente ziemlich ungemischt neben einander und bringen zwar auch ein wirksames, aber nicht so überzeugendes Ganze hervor. Das ist der Fall in dem ersten Roman eines begabten Lyrikers (Kurt Aram) „Unter den Wolken.“ Einen Ehescheidungsroman hat ihn der Verfasser selbst genannt, und in der That bildet das Verhältnis Magdas zu ihrem Mann Otto und dem Schriftsteller Dr. Schäfer den Mittelpunkt des Werkes. Es ist keine Ehebruchsgeschichte, wenigstens handelt es sich um Gedankensünden, und ein Deus ex machina in Gestalt einer Feuersbrunst führt das Ende des Conflictes etwas vorschnell herbei. Auch war es ein anderes Problem, das Aram beschäftigte und zu seinem Titel veranlasste; damit ist das zweite, zeitliche Element seines Romans bezeichnet. Er schildert als Schauplatz ein Eisenwerk in der Rheingegend, wo sich die Nebel mit dem Rauche zu einem harmonischen Grau vermählen und den Eindruck hervorrufen, als lebte man „unter Wolken“ ohne Sonne. Die drei Hauptpersonen heben sich von der Arbeiterwelt ab, ohne mit ihr innerlich stärker zusammenzuhängen. Otto betrachtet seine Stellung an der Spitze des industriellen Unternehmens nur als einen Durchgangsposten zum Genussleben in Berlin und begnügt sich während der Zwischenzeit mit den etwas derben Freuden, die sich ihm auf dem Lande und in der kleinen benachbarten Stadt darbieten. Magda kann in ihrer Umgebung, wie das Mädchen aus der Fremde, ganz ohne Verständnis und Beziehung, mehr in ihren Träumen und unbestimmten Sehnsüchten, als in der Wirklichkeit lebend. Da kommt Doctor Schäfer, um die Arbeiterverhältnisse zum Zwecke eines Romans zu studieren; auch sein Interesse an der Welt ringsum um ihn bleibt äußerlich; er hat ein nur ästhetisches Verhältnis zu ihnen und ist so einseitig, wie Otto, der Thatsachenmensch, oder Magda, die mimosenhafte, noch nicht zu sich selbst erwachte Frau. Es werden nun Bilder des Arbeiterlebens entworfen, ziehen aber an den Hauptpersonen vorüber wie im Photoplastikon, als dass sie ihnen etwas würden; nur leichte Fäden spinnen sich an und lassen Magda langsam zu einer Art von Verständnis heranreifen; bevor sie aber die richtige Stellung gewinnt, existgt sie den Brandwunden, die sie sich beim Retten eines Kindes zugezogen hat. Aram wollte Naturen schildern, denen es geht, wie den kleinen Leuten mit dem Gelde: zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Z 1750 Halbzeilente des Lebens sind sie, weil ihnen die Sonne fehlt. Alle Erscheinungen unserer Zeit werden allerdings gestreift, aber sie hangen viel zu wenig mit dem Thun und Lassen und so hintertalent der Roman nicht den Eindruck eines bedeutenden Werkes. Trotzdem bietet er viel Gutes, besonders die vortrefflichen Landschaftsstimmungen müssen hervorgehoben werden, die alles durchziehen, auch die Schilderungen des Kleinstadtlebens verraten die Gabe des ausschaulichen Darstellens und bilden mit ihrer harmlosen Satire einen amüsanten Bestandtheil des Romans. Man wird „Unter den Wolken“ mit Vergnügen lesen, ohne freilich nachhaltig durch das Werk beschäftigt zu sein.

Auch eine Ehestandsgeschichte hat Gabriele Reuter um ihrem neuen Romane „Essen von der Worden“ geschaffen, man kann aber nicht behaupten, dass sie dadurch ein erquickendes Product sind in ihrem vielgelesenen Roman „Aus guter Familie“ bietet. Vor allem in ihr die Form gänzlich ausgelaufen. Sie will in ihrer Lustigkeit eine neuromantische, ganz Kathi Trivulzius und Prinz Emil sich so sehr, dass sie ein Tagebuch dieser Ellen von der Weiden schreibt. Das ist nun, als stünde die Naive fortwährend vor'm Spiegel und studierte sich selbst. Dadurch verlieren ganze Partien den eigentlichen Reiz und erhalten einen gesäuselten Hauch von Pikanterie, einen hier besonders unpassenden haut goût. Ein solches dilettantenhaftes Vergreifen in der Form bei einer Schriftstellerin, deren erster Roman schon in zehnter Auflage vorliegt, wäre fast nicht zu begreifen, wenn nicht auch schon früher an Gabriele Reuter der Mangel an Kunst aufgefallen wäre. Sie mischt durch den Stoff, mag sie ihn erlebt oder beobachtet haben („Frau Bürgelin und ihre Söhne“), aber zur Künstlerin ist sie bis jetzt noch nicht herangereift. Ihr schwebte, wie es scheint (vergl. S. 139), die Absicht vor, das Wesen der modernen Ehe zu gestalten, aber sie kam nicht zurecht damit und wirbelt nun Personen, Situationen und psychologische Motive bunt durcheinander. Es steckt manches Hübsche in dem Romane, nur kommt es nicht zur Geltung.

Ganz bleibt in der Zeitschilderung der merkwürdige Roman Die Goldschilds“ vom Fürsten Friedrich Wrede* stecken. Der Verfasser sucht in der Form einer Familiengeschichte nach dem Muster Zolas die Entwickelung des österreichischen Judenthums darzustellen; er steht dem Thema mit sichtlicher Sympathie gegenüber und legt die Rückwirkung der politischen und socialen Verhältnisse auf die verschiedenen jüdischen Charaktere, sowie die Brechungen dar, die das ursprüngliche Wesen je nach Individuen erfährt. Nacheinander werden wir in die Jahre 1850, 1855, 1857 und 1895 geführt, sehen die alte Generation zugrunde gehen und die neue nun die verschiedensten Wege einschlagen. Zu bewundern ist die Kraft und die Schärfe der Auffassung, die richtige Erkenntnis der wahrhaftigen Schäden, die unsäglichen Gabe der Charakteristik, aber die „culturgeschichtlichen“ Verhältnisse machen sich so stark geltend, dass für den eigentlichen Roman nicht viel Raum übrig bleibt. Eine soziale Studie in Form einer interessanten Erzählung wird gegeben und kann Beachtung verlangen. Es berührt angenehm, dass Fürst Friedrich Wrede der ganzen Erscheinung mit solcher Theilnahme und vornehmloser Gerechtigkeit folgt und sich den unbefangenen Blick nicht durch Parteilichkeit trüben lässt. Als Werk der Kunst kann man den Roman nicht ausschließlich betrachten. Er enthält er zu viel, was über den Rahmen der Kunst in die Socialpolitik hinausgreift: aber als Buch, das eine wichtige Bewegung mit Verständnis und Geschmack behandelt, das zum Nachdenken anregt, kann es gerühmt werden.

Lobetanz.

Ein Bühnenspiel in 3 Aufzügen. Dichtung von Otto Julius Bierbaum. Musik von Ludwig Thuille. Erste Aufführung in der Hofoper am 18. März 1901.

Das Publicum hat kein rechtes Vertrauen mehr zu den Premièren unserer Hofoper, es erscheint weder mit derselben Ungeduld, noch mit dem entgegenkommenden Wohlwollen wie früher. Diesem kritischen Skepticismus gegenüber hätte freilich jedes Werk, das nur um ein weniges über das Maß des in der modernsten Oper Gebotenen emporragt, leichtes Spiel gehabt. Man konnte eine gewisse Voreingenommenheit der Zuhörer bei der letzten Première sofort bemerken. Wie hätte es aber auch anders sein können? Seit drei Jahren hat sich keine der neuen Opern dauernd im Repertoire erhalten, und selbst solche, die momentan tiefer einschlugen (wie der „Evegin“, sind dasche verschwunden. Auch verschiedene Märchenopern sind mittlerweile an uns vorübergezogen, und nun standen wir beim Aufgehen des Vorhanges wieder die Geschichte von der schönen Prinzessin, die an unerklärlicher Schwermuth erkrankt, Heil in dem Wettstreit der Sänger sucht, unter denen der besorgte König einen heirateichen Liebhaber für seine Tochter zu finden hofft. Der Sieg bleibt nicht aus, aber er wird einem Manne zutheil, der doch ich brauche die Handlung nicht weiter zu erzählen; wir kennen die Geschichte schon, nicht nur aus Sagen und Märchen, sondern auch aus den letzten Opern, in denen sie in allen Variationen, mit zahlreichen Episoden verziert und verlängert, auf einen ganzen Abend ausgedehnt wurde. Eine neue Wendung kommt im „Lobetanz“ erst am Schlusse. Der unwillkommene Sieger wird in den Kerker geworfen und soll als Zauberer gehängt werden. Dichter und Componist haben dadurch den Kerkerscene gewonnen, und diese ist nun der hohen Künstlerschaft wollen, die sich darin verräth, sehens- und hörenswert. Sogar dem Componisten ist da etwas eingefallen. Nach den unsäglichen Langweiligkeiten des beiden ersten Acte möchte man das gar nicht für möglich halten, aber es ist doch so. Viel ist es zwar nicht, wozu sich der Componist hier endlich emporgeschwungen hat, viel zu wenig, um eine Oper auf die Dauer erhalten zu können, aber es ist doch etwas, und der Dichter hat schon derart vorgearbeitet, dass nicht viel zu verbessern war. Der Galgenbaumer, den die lumpigen

Digitized by Google

Gestalten im Kerker vor der Hinrichtung entwickeln, das Lied vom Tode, das Lobetanz in kecker Verzweiflung singt, das alles ist vom Dichter meisterhaft gezeichnet, und der Componist hat hier endlich einen Ton gefunden. Wenn dann gegen Ende der Scene „der Alte", wie eine leibhaftige Todesahnung in die Gesellschaft hineinrasselt und sein heiseres „Turutu" zu krächzen beginnt, und wenn der rothe Henker im Hintergrunde erscheint, um Lobetanz zu holen, da fühlen wir etwas von der überwältigen Macht der Aesthetik des Grässlichen. Das packt, das ergreift, das ist künstlerisch. Ich bin hier der Meinung, die Lobetanz ausspricht, der übrigens die ganze Zeit hindurch der beste Kritiker des Werkes ist. Er sagt zu seinen Kumpanen im Kerker: „Ihr gefallt mir besser, als die da draußen, die zu süße singen." Diese Scene, wie die folgende vor dem Galgen ist auch vorzüglich inscenirt gewesen. Der über der Gerichtshütte erwachende Tag, der Zug der Kerkerknechte, waren schaurige Stimmungsbilder von grandioser Wirkung. Der dritte Act ist weit, seiner selbst wegen gesehen zu werden, er verdient, dass man den Muth hat, die beiden vorhergehenden Acte standhaft zu ertragen. Auch hier hat Bierbaum noch durch eingestreute Episoden, wie das Lied des jungen Burschen, die Stimmung breiter auszuwalzen verstanden, und das ist es, was ich an ihm bewundere: die Durchführung des Details. In der Kunst des Kleinen ist er wirklich groß, hingegen scheint mir seine Kunst im grossen, in der Führung des Stückes als Ganzem doch zu klein zu sein.

Den Componisten aber weiß ich weder im grossen, noch im kleinen zu loben. Er geht um den Kern der Sache wie um den heißen Brei herum. Er dreht ihn nach allen Richtungen, versucht alles mögliche, kann aber nirgends energisch zugreifen. Ihm fehlt die gestaltende Hand, die das Material musikalisch verwertete. So wird aus dem „Bühnenpiet" bald ein Melodram, bald ein gesprochenes Schauspiel, bald flumme Pantomime, bald Oper und in seiner dieser Formen steckt etwas Weiches. Es ist bezeichnend, dass in den ersten beiden Acten der gesungene, der gesprochene und der rein pantomimische Theil je einen gleichen Raum einnehmen. Dass die gesprochene mit der gesungenen Rede wechselt, sind wir zwar von der älteren Oper her gewohnt, aber sie hat die Rede und den Gesang nach Stimmungsgraden abgetheilt. Der lyrische Theil wurde gesungen, die erklärenden Mittheilungen wurden gesprochen. Dass aber in einer und derselben Erzählung, die dieselbe Stimmung repräsentiert, bald gesprochen, bald gesungen, bald bloß agiert wird, dass wir immerfort aus der einen Stimmungsform herausfallen, und das unsichere Experimentieren des Componisten merken, der nicht weiß was er machen soll, das alles ist ungemein störend. Sein ruckweises Schieben des Stückes geht uns auf die Nerven, wie die Fahrt in einem von einem schlechten Kutscher gelenkten Wagen, der bald im Galopp rast, bald im Schritt fährt, alle Augenblicke stehen bleibt, immer an dem Gesährte herumgerzt, viel scheut und doch nicht weiter kommt. Es fehlt ihm der natürliche Instinct für die Anwendung seiner Kunst. Bezeichnend dafür ist der ganz unglaubliche Einfall, den Chor — in der Oper! — sprechen zu lassen. Wenn es etwas gibt, was zu dem ganzen Kunstgenre der Oper, des Musikdramas, oder wie man es sonst nennen mag, geradezu hingeführt hat, so ist es die musikalische Behandlung des Chors. Beim Chor, selbst bei dem des gesprochenen Dramas, empfindet man am ehesten das Bedürfnis musikalischer Behandlung. Und gerade in dem Moment greift Thuille zum gesprochenen Wort und beraubt sich damit selbst der wichtigsten Basis seiner Kunst. Was für einzelnen Anklängen seiner Musik an Richard Wagner will ich nicht viel Aufsehens machen, hat ihn doch der Dichter ausdrücklich dazu verleitet. Wenn wir im ersten Act sehen, wie die wohlbestallten Berufssänger gegen den jahrenden Gesellen, Lobetanz, auftreten und ihn zurufen: „Welch ein Stümper und welch ein Frechling! Kein Vers! Kein Gesüge! Kein Reglreim!" — wer denkt da nicht an das Benehmen der Meistersinger gegen Walter Stolzing? Und wenn im zweiten Act der König, von der Jagd kommend, seine Tochter in den Armen des Gellebten überrascht, wer denkt da nicht an Tristan? Was mir jedoch die Kunst Thuilles am entschiedensten absteht, ist der Umstand, dass er aus den einfachen und leichtesten Anlässen kein musikalisches Capital zu schlagen weiß. Sowas wie den Einzugsmarsch des Königs, das Violinsolo des Lobetanz und den Walzer am Schluss müsste er doch so componieren können, dass das Stück, auch als reine Instrumentalmusik, „einschlägt", wie es in der Theatersprache heißt. Aber auch hier weiß er uns nichts Packendes, Originelles zu sagen. Was hat Forster aus dem Violinsolo im „Spielmann" gemacht! Was hätte sich aus dem Schluss-walzer machen lassen! Man denke nur an die Situation, wo die Stimmung aus der Todesfranse in die lustige Weise umschlägt! Wenn der Componist nur ein bischen Phantasie gehabt hatte, hier müsste sie sprühen und jauchzen, dass dem Publicum acht Tage lang die Melodie nicht aus dem Kopf geht. Aber auch hier versagt seine Kraft, der Dichter muss die Begeisterung für ihn bekommen, die Scene ist alles, Musik ist Schall und Rauch.

Das ist das Urtheil, das man so ziemlich über die ganze Oper fällen kann. Aus diesem Grunde ist auch über die einzelnen Darsteller nicht viel zu sagen. Nur Lobetanz hatte aus dem Rahmen des Gesammtbildes heraus. Er hat in Herrn Naval einen ausgezeichneten Interpreten gefunden, dem wir nur in der Kerkerscene eine etwas stärkere Stimme gewünscht hätten. Ihm zunächst stand Frau Guthelt-Schoder als Grinzessin, die indes nur Gelegenheit hatte, ihre hohe Künstlerschaft durch ein ebenso ungewöhnliches als nothwendiges Maß von Zurückhaltung zu bethätigen. Die übrigen Rollen sind nicht leicht zu verderben, aber auch nicht zu besonderer Bedeutung zu erheben. Viel schwieriger ist das Zusammenspiel und die Einstehung eines der jeweiligen Stimmung entsprechenden Gesammtbildes. Diese Aufgabe haben die sämmtlichen Darsteller unter der Führung Schalks und des Regisseurs in vorzüglicher Weise gelöst.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Der doppelte Verwaltungsrath als Parlamentspräsident.

Als der Graf Moriz Vetter von der Lilie auf Betreiben des Herrn v. Koerber zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt wurde, wusste die dörfer- und Koerber freundliche Presse mit wortwitziger Fruchtbarkeit von einer legendären Verwandtschaft der Vetter mit dem Königshause Batois zu erzählen. In der Discussion stellte sich diese historische Fabel natürlich bald als eine Landjunkererennungage heraus, darüber wurde aber gnädiich vergessen zu untersuchen, mit welcher anderen, gewar minder alten, aber dergot mit hierorts viel einflussreicheren Familie unser guter Moriz wirklich verfippt ist. Denn Dörfer gibt freilich nicht der Gothaische Almanach und auch nicht die Geschichte des Hauses Batois, dafür aber unsie gründlicher B. Hellers finanzielles Jahrbuch „Compass" Auskunft. Der Herrichter, mit dem Moriz, der Parlamentspräsident, verschwägert ist, ist nämlich nicht ein Land- und Standesherr Fürst Auersperg, sondern der Bank und Eisenbahnkönig Herr Theodor Ritter v. Taussig. Die Koerber und Vetter freundliche Presse hat diese nachmögende Verbindung des Abgeordnetenhaus-Präsidenten wohlweislich verschwiegen, obzwar sie zweifellos im „finanziellen Compass" viel besser verspürt ist, als in der Genealogie des Hauses Batois. Es scheint also, dass die Herren Graf Vetter und v. Koerber sich an Herrn v. Taussig nicht belennen mögen. Das ist aber ein schwerer Unrecht, das wir nicht ungehen lassen können. Denn Moriz, der Adelsstolze, hat allen Grund, dem Herrn v. Taussig die Hand zu unten für die Wohlthaten, die dieser ihm — allerdings nicht ohne die Aussicht auf die verschwenklichen „Zinsen" — in schwerer Zeit erwiesen hat.

Denn, wenn Herr v. Taussig vor ein paar Jahren nicht in sein Schicksal bestimmt eingegriffen hätte, hatte der gute Mann, der jetzt gegen über seinen Abgeordneten Collegen den grossen Herrn spielt, heute nichts weniger, als Staatssecretär Carrière, in der er es so gut, wie Beziessonst mann gebracht, hatte er damals verlassen, weil er einsah, dass er für einen untergeordneten Beamtenposten mit seinem Talent besäße. Die Talent losigkeit zwang ihn, sein Glück im höheren Staatsdienst zu versuchen. Um aber die Anfangsstationen, meinte er sich nicht herablassen zu müssen. Daher ist es auch jetzt noch unbegreiflich, wie es bei seinen Mittelgeld, nun sich ein paar Jahre sitzsend über Wasser zu halten. Denn er nannte zwar den scheinen Namen Vetter von der Lilie sein eigen, somit aber in ziemlich mittels, und seine Gattin besaß einen wenigstens noch schöneren Namen, Prinzessin, somit aber auch so ziemlich nichts Moriz sonst aus sichtsvolles hoheren Stedett nach einem gut bezahlten Staatsamte eilter Hätte mate an den Geldmangel schmählich gedichtet, wenn nicht einer sich seiner erbarmt und ihm die schlechten paar Tausend Gulden jährlich zum alten geschenkt hätte. Das war eben — sein Name so gelobt — Herr v. Taussig.

Im Jahre 1897 lieh Herr v. Taussig den mittellosen Moriz zu nächst probeweise an Stelle des Grafen Renes in den Verwaltungsrath seiner Bohmischen Commercialbahnen wählen, von deren Verwaltungsrath Moriz somit nicht mehr wirklich als das bekannte Ober vom Landschlosse, seit Thebenmacher und Hofjagdmeister ist er sich aber so gut schmecken lieh, wie das bekannte Ober die Tischen. In dieser seinen Stellung benahm sich Moriz ganz nur zurückhaltend seines Namens. Als daher im Jahre 1900 der Aufsichtsrath Arechten v. Zuidner — mehr reich, weil seine Leute auf den Tantiemantael des Herrn v. Taussig spechen" — aus dem Verwaltungsrath der Staats-Eisenbahn Gesellschaft ausschied, protegierte Herr v. Taussig unseren Moriz, der bei den Bohmischen Commercialbahnen das Verwaltungsrathsliche Mandatchen und Diätenpflaschen ebenso rasch und grundlich erlernt hatte, in den weit hoher bezahlten Verwaltungsrath seiner Staats-Eisenbahn-Gesellschaft hinein, wo denn Verwaltung Moriz absolute wohl verwendet ist, — nämlich den obigen Vergleich zu verdeutlichen — sein Vorgänger der Aufsichtsrathes Arechten v. Zuidner, Excellenz Moriz, der Mandatar, bekleidet noch heute diese beiden Verwaltungsrathsstellen, und wenn er sein das Parlamentspräsidium ist „Ehrenbürger" seiner Heimat-Gemeinde, so ist er sicherlich jetzt Ehrenbürger der goldenen Schaafe nach seine Dritte Verwaltungsrathsstelle, in der Bodencredit-Anstalt selbst, zu erlangen und so die goldene Staffel in die Zunft gehen Verwaltungsrathsmandatare zu erklimmen. Aber auch diese Bodencredit-Stelle ist sicher nur eine Stufe zu noch höheren Dingen, und wenn auch Schwiegervaterpräsidium jetzt erledigt, Tod, Entsagung sein Lebensfaden hat zu zerreißen, und nicht auf Ihr Ich, der „Herr" Vetter bleiben. Ein so vielbeschäftigter Mann darf nicht zu viel Zeit haben, um sich mit Politik zu befassen, und wenn er sich mit Politik befasst, so ist es nur, um sich mit Politik zu befassen.

Digitized by Google

weit die Völker Oesterreichs damals infolge harter Erfahrungen erkannt hatten, dass die gewissen Richtsteiner und Nichtsteiner von Verwaltungsräthen politischer Ehrenstellen nicht würdig sind. Inzwischen ist diese theuer bezahlte Lehre in Vergessenheit gerathen, und in der Person des Grafen Better ist wieder an die Spitze der Volksvertretung einer jener volksfeindschaftlichen Parasiten gelangt, die als Strebsamkeiter in den Verwaltungen von Actiengesellschaften herumschwärmen. Aber was für ein Unterschied zwischen dem Verwaltungsrath, der 1873, und dem, der jetzt dem Abgeordnetenhaus präsidiert! Der Baron Hopfen war doch wenigstens gleich Präsident der Bodencreditanstalt. Der Graf Better aber ist nur von Gnaden des spaßenmärtigen Directors dieses Instituts in einfacher Verwaltungsrath in zwei kleineren Unternehmungen, die vom Director der Bodencreditanstalt abhängen. So tief ist der österreichische Parlamentarismus gesunken.

Aber noch eine andere Lehre, und eine mit praktischen Schlussfolgerungen, ergibt sich aus Graf Betters arrivalatisch verwaltungsräthlicher Biographie. Sie zeigt nämlich, dass derselbe Graf Better, der im Parlament die Abgeordneten und die Geschäftsordnung so niederträchtig zu curanzen weiß, fein still und sonst fein laut, wenn er die Fuchtel, die goldene Fuchtel des Tantièmenfriedens fühlt. Wenn der Graf Better den armen Abgeordneten, denen er die Interpellationen confiniert, denen er das Wort nur ertheilt, „wann er will", nicht ein Aufsichtsrath wäre, wenn sie ihm der Kanzleidirektor v. Bauer gefällig concipiert, wenn also der 1895 Better den armen Abgeordneten einmal ganz unverschämt wird, dann sollen sie sich nur an Herrn von Tautsig direkt wenden. Herr v. Tautsig braucht nur ein den Bänkern zu zucken, und der große Moriz auf dem Präsidentsitzt, der so klein ist im Verwaltungsrath, pariert wie dressiert.

Politische Notizen.

Das Ansehen Oesterreichs im Auslande beruht auf dem § 26, al. 2, des Pressgesetzes.

Treies Minea des Paragraphen ist zwar nur zwei Zeilen lang, aber diese zwei Zeilen sind sehr inhaltschwer. Diese zwei Zeilen nannten nämlich der Regierung die ganz unbeschränkte Macht ein, ausländischen Zeitungen genau nach ihrem Belieben den Postdebit zu gewähren und zu entziehen. Auf dieser Grundlage schien bisher das Ansehen Oesterreichs im Auslande und dessen was man damit in Regierungskreisen Vernünftiges, Bombensicheres und Ungeheures zu Stande bringt, einen ausgezeichnet Blatte irgend etwas belagtem Ansehen Abtragliches erschien, jene der Verleister unseres auswärtigen Staatsmannes Wolchowski, der Baron Tozzi, sofort den Postdebitsrevolver auf das betreffende Blatt zu, das heißt: er ließ dem Blatt den Postdebit entziehen. So sicher der ozonne Wanderer im Walde dem Bären, der ihm mit geladenem Revolver zorn entgegenkommt, seinen Respect nicht verlagen wird, so sicher haben auch noch immer die verschreckten Auslandsblatter, denen der Postdebit entzogen wurde, über kurz oder lang die Barrrefflichkeit der Zustände in Oesterreich schleunigst kennen gelernt und erst im letzten Jahre die „Münchener Neuesten Nachrichten" und die „Frankfurter Zeitung", und Baron Tozzi, der immer im Momente der Gefahr mit dem Postdebitrevolver in der Hand das Ansehen Oesterreichs im Auslande herstellte, war ein großer Mann.

*

Das gieng ganz gut, solange es nur reichsdeutsche Blatter waren, die belagtem Ansehen nahetraten. Da diese Blätter viele Abonnenten und sonstige geschäftliche Interessen in Oesterreich haben, war für sie der Postdebit mit mithin das Ansehen Oesterreichs zum Anlag einer Geldfrage erhoben, und von dieser idealen Seite konnte Oesterreichs Ansehen in der reichsdeutschen Presse und in der Presse des Auslandes überhaupt recht gut mit der französischen und russischen Presse. Da die französischen und russischen Blätter in Oesterreich wenig verbreitet sind, haben sie an dem oberreichischen Absatz, also auch an dem oberreichischen Postdebit kein nennenswertes Geschäftsinteresse. Aber gestern hat der Postdebitrevolver des Barons Tozzi plötzlich seinen Dienst gethan. In der russischen und französischen Presse, wenn die Nachricht ungeheuerlichen sein sollte, dass russische Blätter hinaus, erscheinen jetzt fort und fort Artikel über Oesterreich, die — mit dem Strafgesetz zu sprechen — geeignet sind, Gott und Religion, Kaiser und gesetzmäßige Staatsordnung und obrigkeit zu erregen, und alles, was bisher Belagtem unternommen werden konnte, war die dumme Notiz der „Wiener Abendpost" vom Montag, in der die „amtliche Meinung Russlands" vor der „feindseligen Publicität" gewarnt wurde.

In „offiziöser Meinung Russlands" von der „russischen Publicität" warnen, das heißt so viel als den obersten Polizeiminister von dem Inhalt russischer Zeitungen in Kenntnis setzen, damit dieser Baron Tozzi, ehe die Postdebitrevolver kommt, die Blätter verbieten kann. Die Sache ist nur, dass solche Artikel in russischen und französischen Blättern nicht vorkommen, so lange nicht auch die Verhältnisse und Zustände in Oesterreich so wären, wie sie eben solche Artikel nur zu Tage fördern können. In solchen Fällen nützt ein Verbot, das in Oesterreich den Postdebit entzieht, nichts, weil ja solche Artikel in Oesterreich nicht gedruckt werden. Es müsste also, wenn Baron Tozzi wirklich helfen will, das Ansehen Oesterreichs im Auslande herstellen, das Uebel an der Wurzel angreifen, das heißt: in Oesterreich Zustände schaffen, die solche Artikel unmöglich machen. Das ist natürlich eine viel schwierigere Aufgabe, als den Postdebitrevolver zu ziehen, und sie ist auch noch dadurch erschwert, dass Baron Tozzi, wenn er sich an die Wurzel des Uebels machen will, auf Schritte stoßen wird, die ihm seine Collegen, die Herren Minister, gethan haben, und die ihm nicht gefallen werden. Und wenn Baron Tozzi, um das Ansehen Oesterreichs im Auslande herzustellen, die Ernennung des Grafen Stanislaus Pinieski, der in Oesterreich Zustände geschaffen hat, die jeden Russen, der sie kennt, zu Artikeln wie in der „Nowoje Wremja" begeistern müssen, rückgängig machen will, dann wird er sich mit seinen Collegen, den Herren Ministern, auseinandersetzen müssen, und das wird ihm nicht gefallen.

Und so wird es wohl bleiben, und das Ansehen Oesterreichs im Auslande wird sich nicht heben, weil es eben nicht gehoben werden kann, solange es nur Mittel gibt, um Zeitungen, die Oesterreich nicht gefallen, den Postdebit zu entziehen, und solange es Minister gibt, die solche Mittel anwenden.

*

Der Reichsrath ist vertagt worden, und wir können uns nun mit Ruhe der Betrachtung der Situation hingeben, die sich aus dem Verhalten der Parteien während der Session ergeben hat. Es ist ja nicht zu leugnen, dass die Session, was die Arbeit anbelangt, eine ziemlich fruchtbare war. Es wurden viele Gesetze votiert, und wenn man sich die Mühe nimmt, die Gesetze zu zählen, so kommt man auf eine ganz stattliche Zahl. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, die Gesetze zu wägen, so kommt man zu einem ganz anderen Result

größten Werke, z. B. der Hoerder-Verein und die Actiengesellschaft „Phönix", die in ihrer großen Roheisenproduction bisher noch fremdes Roheisen hinzukaufen, jetzt gewöhnigt sind, Roheisen abzusetzen. Da durch solche Verhältnisse die Marktlage noch ungünstiger wird, fühlt sich das Roheisen imdicat in seiner Macht bedrängt und droht mit allerlei Repressalien. Aber schließlich sind doch die augenblicklichen Zustände nur eine Folge der früheren Gewaltpolitik der Kartelle. Ganz besonders zeigt sich das darin, daß die Händler, die früher gezwungen worden sind, sich überreich mit Waren zu versehen, jetzt zu jedem Preis verkaufen wollen. Zwei große deutsche Firmen, von denen die eine, welche in Berlin ansässig ist, einen Weltruf genießt, haben sich veranlasst gesehen, ihre Preise so weit herunterzusetzen, daß dagegen die Werke selbst nicht mehr concurrenzfähig bleiben. Wie das wohl werden soll, weiß der Himmel. Eine kleine Besserung scheint sich einzig und allein in der Cementindustrie anzubahnen, wo angeblich ein allgemeines deutsches Kartell Aussicht auf Zustandekommen hat. Hier waren allerdings die Verhältnisse so schlecht, daß sie schlechter nicht mehr werden konnten. G. B.

Kunst und Leben.

Das Schauspiel „Die Ehrlosen" von Elga Plessner hat nach den Berichten der Zeitungen letzten Samstag bei seiner Premiere im Deutschen Volkstheater insoferne ein ungleichmäßiges Schicksal erfahren, als der zweite Act mit Beifall aufgenommen, der dritte aber verlacht und ausgezischt wurde. Ich habe nur die zweite Aufführung gesehen. Bei dieser fand auch der letzte Act widerspruchslosen Beifall. Freilich ist das Sonntags-Publicum naiver als das Premieren-Publicum; aber gewiß ist es nicht weniger moralisch als dieses, und doch war von der moralischen Entrüstung, deren Wiederhall noch am Morgen die Blätter verschiedener Parteifarbe durchdrauste hatte, an diesem Abend im Theater nichts wahrzunehmen. Das Stück selbst wurde in der „Zeit" schon in anderem Zusammenhange besprochen, nämlich in einem Artikel über Bracces „Tragödien der Seele" (Nr. 332), da „Die Ehrlosen" dasselbe Problem behandeln, das auch in den „Tragödien der Seele" berührt wird. Auch auf die Eventualität, daß das Publicum dem Werke „nicht allzufreundlich begegnen" dürfte, ist schon bei diesem Anlasse hingewiesen worden. Daran, daß diese Eventualität eingetreten ist, hat ziemlich jedenfalls auch der Tatsellung ihren Antheil. Denn die Besetzung einer so gefährlichen Rolle, wie die des Felix Bernhart, jenes Bräutigams, dem die bedenklichsten Enthüllungen über die vorhergegangenen Entfühlungen seiner Braut gemacht werden, mit Herrn Blum, ist eine Belastungsprobe, die auch je manche andere Stücke nicht aushalten dürften.

Max Burckhard.

*

Am Mittwoch war im Jubiläumstheater dramatische Recruten aushebung für den letzten Allenfallgrang. Herr Vincent v. Meyer und sein Adjutant Herr Thule v. Trotha sind zur Herzeraufung aller braven Bürger unserer Stadt wie alljährlich eingerückt. Meyer gemißt als Exzenzer lustiger Militärschwänke einen begründeten Ruf; Herr Thule von Trotha aber macht schon allein durch seinen säbelrasselnden Lieutenantsnamen die Herzen schlagen. Der Witz ihres neuen Stückes, „Der Reserve Lieutenant", ist dann und . . . doch ist es überflüssig, erstere Worte zu verlieren. Handlung: wahrend der Waffenübung verschieben sich die socialen Stellungen einiger Manner. Ein Fabrikant in Gymeiner in einer Compagnie, welcher sein Director als Lieutenant angehörte, und der Tenor des ersteren ist im militarischen Staate sein Corporal. Die nothigen Liebespaare fehlen nicht. Man langweilte sich, obwohl man der norddeutschen Schnodderigkeit österreichische Umformen angezogen hatte. A. B.

*

Der Streit, welcher um Hugo Wolfs „Bürgschaft" entbrannt war, ist nun auch von seinem neuen Tedenblatt „Die Medizin" entfacht worden. Mit diesem Streite wird sich der Arzt auseinanderzusetzen haben, nicht ich; der Schlachtenbummler hat sich rein vom Schuss. Und doch auch nur kaum unternimmt ein Musikmaler dieses Streites in die Arme Oder wenn auch nicht ein Kämpfer, doch mindestens ein Waffenbruder, mit dem Mann, den wir wegen seiner Meinung achten mussen, wenden wegen der letzteren Zumuthung, an die er sich begab. Es ist der Wiener Staatsanwalt. An das Hauptobject selbst mag der Staatsanwalt sich nicht heran, denn in Kunstausstellungen pflegt er sich nicht so sicher, wie im „objectiven Verfahren" der Praxis. Aber da kam ihm eben die Theorie zu Hilfe, „Der neue" die „Zeitschrift der Freiheit", brachte nämlich eine Abhandlung des „Malers" — eine Abhandlung, ein Lexikon, beschreibenden, ausführlich gearteten des grossen, allen zugänglichen, nachstehend entlehnten Charakters. Da paar Zeilen beschreiben der Feindschaft — mein lieber Kollege — dürfen ein unbedingtes Erinnerungszeichen gestatten. So wars gedacht. Wer aber war vorher in Wappnet zur Stelle? Mein werthes Wiener Staatsanwalt. Mag immerhin der Maler die Stirne des Kritikers mit Lorbeer umgeschlungen haben — der Staatsanwalt ist unabhängig im Rechte so wie Kapellmeister. Er hat seine Kostbarkeit und keine eigene Meinung. Der . . . Ja, um Gottes willen, das darf nicht sein! Aber es gibt noch, wenn man genauer in die Bücher hineinsieht, ein Preisgesetz in Oesterreich.

Nun, schreibt uns aus Salzburg unser Mitarbeiter Hans Sittenberger, die Majestät des durch die Aufführung des Mozart'schen Requiems geworbene und damals schon in der „Zeit" gekennzeichnete Mozart-Verein gemäß des geschilderten Wirkens . . . hat. Mit der Absicht, sich dem Beispiel seiner in Wien bestehenden Schwesterverbindung anzuschließen, hat sich nun auch der Salzburger Mozart-Verein entschlossen, das Requiem in der Originalfassung aufzuführen. Diese Absicht ist um so freudiger zu begrüßen, als sie nicht nur einen Act der Pietät gegen den Meister bedeutet, sondern auch einen Act der Selbsterhaltung. Denn nur durch Pflege des Originalen kann sich der Mozart-Verein vor dem Schicksale bewahren, das alle Vereine ereilt, die sich mit Bearbeitungen abgeben. Wie sehr sich das Publicum für das Originale interessiert, hat sich bei der Aufführung des Requiems in Wien gezeigt, wo trotz der Ungunst der Jahreszeit und trotz der Concurrenz der Karfreitag-Concerte der Saal des Musikvereines bis auf den letzten Platz gefüllt war. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß das Publicum, das sich zu dieser Aufführung drängte, nicht nur aus Musikern bestand, sondern auch aus Leuten, die sonst nicht in Concerte gehen, und die nur deshalb kamen, weil sie das Werk kennen lernen wollten. Diese Thatsache ist um so bedeutsamer, als sie nicht nur einen Beweis für die Lebenskraft des Originalen, sondern auch für die Lebenskraft des Mozart-Vereines bildet. Wenn dieser Verein sich auf dem Originalen aufbaut, wird er sich auch in Zukunft erhalten können. Wenn er aber Bearbeitungen pflegt, wird er sich selbst überflüssig machen. Und wenn er sich selbst überflüssig macht, dann ist es auch nicht mehr nöthig, daß er sich erhalte.

*

Man schreibt uns aus Paris: „Quo vadis", der Roman des polnischen Schriftstellers Sienkiewicz, ist von einem französischen Praktikus in ein Drama verwandelt worden. In ein Drama von fünf Acten und zehn Bildern, das am Sonntag im Theater der Porte Saint Martin zum erstenmale aufgeführt wurde. Der französische Praktikus hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Er ist an die Arbeit gegangen wie ein „Illustrator". Daher der große Menge Leer. Ich wenn nicht, wie Sie „Quo vadis" gelesen haben. Wenn ich zu französischen Norern spräche, wusste ich es. Hier hal jedermann den polnischen Roman gelesen. Der glückliche Verleger des Buches ist bereits an der zweihundertvierundreißigsten Auflage angelangt, und doch ist's kaum ein Jahr her, da wusste in Frankreich kein Mensch von der Existenz des polnischen Dichters, der jetzt der „Homer du jour" ist. Ein anderer Verleger hat eine Ausgabe in Lieferungen veranstaltet, so dass auch der Arme sur einen wochentlichen Obolus von zehn Centimes das Wunderwerk lesen kann, und alle Zeitungen mit Verleger schrift zeichnen sich um die ersteren Arbeiten des glücklichen Gatten. Ich gestehe, dass ich diesem Treiben von Anfang an sehr mistrauisch gegenüberstand. Derartige Massenerfolge haben selten über nie Bestand. Wirklich gute Bücher wenden sich nicht an die Masse und werden zu allen Zeiten immer nur von einer beschränkten Zahl verstanden und geschätzt. Indessen kann man sich doch auf die Dauer nicht ausschließen, wenn alle Welt von einem Buche spricht. Ta muss man auch lesen, um nicht mehr stumm dazustehen oder uns Blinde hinein zu taden. Ich habe also „Quo vadis" gelesen, ehe ich der Premiere der Porte Saint Martin beiwohnte. Ich hatte mir nicht getäuscht. Das Buch gehört zu der Gesellschaft von „Trilby", dem englischen Roman, der vor sechs Jahren die ganze englisch sprechende Welt begeisterte, und von dem „Rudyard" Bellamus, um nicht den benzhmten „Neuvkraut als Erfieher" zu nennen, der anders geartet ist. Herr Sienkiewicz hat recht, dass er das Leben schmeden, so lange es heiß ist, aber seine Leute erinnern Monsieur Schienenbein zu sehr an die übersetzen Latei und auf den Pariser Buchermarkt wirft. Wenn er nur sechs Monate damit wartet, wird es so spat, und in einem Jahre wird man in Paris so wenig von „Quo vadis" reden, wie man heute in England von „Trilby", in Amerika von „Looting backward" und in Deutschland von „Neunkraut als Erzieher" reden. Darum gehalt heute diese Sache den Parisern so, wobei sommt dieser Erfolg des polnischen Tahn, der Marlitt des geschichtlichen Romanes? Darauf gabe ich gerne eine gültige Antwort, aber das ist nun so leicht. Erstens hat Sienkiewicz das Talent der Martitt; er ergötzt sie spannend, dass dem Leser der Atem schwerlich anstrebt bei dem Vorhaben, dass er sich mit ihm auf Gnade und Ungnade einem Autor, wenn man Lust hat, sich ihm zu vertrauen, und all der Zauber umhüllt gewesen ist. Tann weiß ich zu der Ansicht, dass das französische Lesepublicum genug hat von den ewigen Ehebruchsgeschichten, deren hier jährlich zwei oder dreihundert erscheinen. Das war anziehend ganz schon, aber man kann nicht immer Schnepfen essen und bekommt schließlich Heimweh nach Tauflafarinchen, Sperlingsleich und anderen hausmannskostlichen Dingen. Sienkiewicz ist gerade im rechten Moment gekommen mit seinem „Quo vadis", aber, wie gesagt, er muss sich eilen. Ueberes Jahr, wenn man Lunhele schreibt, wird kein Mensch mehr mehr nach ihm fragen. Das Ende der Porte Saint Martin wird den kommenden Winter wohl kaum überdauern. Es ist kein Stück, obgleich man ein gut und spannendes Publicum beschäftigt, hoch vortrag-volles Drama ist „Quo vadis" doch nicht; keines, welches Leute mit Ueberzeugung anzieht, aber man kann nicht immer Schnepfen essen,

gends einen vorwissenschaftlichen und besonders einen vorethnischen Zustand der Völker annimmt. Abgesehen davon, daß Marx die Technik nicht so klarlegt, wie es B. thut, indem B. in seinem erläuternden Theoretikern Subjectivismus des eigentlichen Besitzer des Marx'schen Materialismus suchen. Auch ist es fraglich, ob zwischen der Kunst, dem unbegrifflichen Denken und der wirthschaftlichen Technik ein solcher historischer Parallelismus angenommen werden darf, wie es B. that (S. 83.) Wir scheint die These nicht bewiesen, daß auf diesen Grundfactoren die eigentliche Philosophie, die Politik, die Jurisprudenz und verschiedene andere welche Ideologien in Abhängigkeit zu setzen wären. W. findet in der „immanenten Philosophie" auch die Basis für seine „socialpsychologische" Soziologie. (S. 414.) B. acceptiert nämlich Marx's Lehre, daß der Marxismus eine Krise sich befindet, dehnt aber diese Krise auf die „gesammte Social wissenschaft" aus. Dieser Spruch von der Krise des Marxismus zur Krise der Soziologie ist sehr gewagt; wenn aber B. die Soziologie dadurch „gleichsam wieder auf die Beine stellen" will, dass er ihr als Methode „theils ein Princip der Materialtheoretisirens, theils ein Arbeiten mit rein psychologischen Analysen" vorschreibt, so ist damit sehr wenig gesagt. Erkenntnistheoretisch muss heute jeder Fachmann gebildet sein, aber eine erkenntnistheoretische Methode gibt es nicht, wenn man das Wort Methode halbwegs exact gebrauchen will. Die psychologische Analyse ist in erster Linie Sache der Psychologie, unsere alle erst genauer erklärt werden: die an dritter Stelle angekündigte „concret-vergleichende Methode" (S. 444) ist nicht nur für die Soziologie, sondern auch für die Zoologie und andere Wissenschaften nöthig; was also ist eigentlich die Methode der Soziologie?

Schlicht glaubt B. in dem Begriffe und der Theorie der „sociale Complication" eine neue Begründung der Soziologie gefunden zu haben. Unter „sozialer Complication" versteht B. die Thatsache, dass die historische Entwicklung im Menschen das „Ur-ursprünglich und Elementar-Menschliche" eingeschränkt und an dessen Stelle „angewandene Culturweise" gesetzt hat: Leben und Politik, Leben und Kunst, Jurisprudenz und Cultur scheinen stehen sich unvermittelt gegenüber. B. hält die Renaissance für die jenige Epoche, in welcher Individuum und Cultur in vollkommener Harmonie waren, leider und zumal im neunzehnten Jahrhundert bei der Mensch das Natürliche verloren und sich eine complicierte Cultur, ohne dass die innerliche Verbindung zu verlieren. Der Einwegfall der „sozialen Complication" will ich nicht viel Worte verlieren. Zwar sagt B. gelegentlich (S. 153), die soziale Complication solle nicht mit als schlecht aufgefasst werden, aber thatsächlich erscheint dieselbe bei B. nur als Krankheitsprocess. Z. B. wenn B. sagt, eine „complicierte" Gesellschaft philosophische scheint mir das gewagt zu sein. Allein das kommt eben davon, dass W. seine fundamentalen Begriffe, mit denen er operiert, in diesem Falle die Begriffe: Entwicklung, Fortschritt, Ruckschritt, nicht genügend analysiert hat. Schließlich muss ich noch erwähnen, dass B. in seiner „Complicationstheorie" auch die „Anwendung einer beschränkten Darwinismus auf die Soziologie" entdeckt hat. Ich lehe in B.s Buche nur soviel, dass er besonders durch Bastian zum angeregt wurde, über das Verhältnis des Darwinismus zum Marxismus und zur Soziologie auch äußerten: nun ist B. genug belehrt, um zu wissen, dass der Darwinismus was als Entwicklungstheorie nicht zu entbehren ist, nicht mehr zu hören wir vom „behüllamen" Darwinismus. Was eigentlich vom Darwinismus beibehalten werden soll und die derselbe und seine Methode zur „immanenten Philosophie" passt, darüber hören wir nichts. Ueber diese und die übrigen Ordnungen einer wahrhaft modernen Soziologie erhoffen wir vom Autor des „Marxismus" Belehrung in seinem „letzten sischen Soziologie".

T. G. M.

Rabbi Lewald: Gefühltes und Gedachtes. 1848 bis 1886. Mit Bildnis des Verfassers, gezeichnet von L. Geiger. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden, 1900. XXV u. 349 S.

Fanny Lewald ist dem lebenden Geschlecht kaum noch dem Namen nach bekannt; und das ist schade. Ihre Romane mag man immerhin vergessen, obwohl sie aber dem Dutzendinhalt der Romanmasse stehen und einen charakteristischen Gegenton haben; sie sind unzweifelhaft die „moderneren" Romane, die es gibt. Aber ihre Memoiren sind ein Kunstwerk in der Persönlichkeit, die hinter diesen steht; und die eben selbe man nicht ganz vergessen. Sie gehört zu den charakteristischen Gestalten, die eine bestimmte Zeit mit hellem Lichte beleuchten und eine Laterne: ein elektrisches Licht ist freilich heller, aber auch blendender. Fanny Lewald war kein Genie, und sie hat sich nie dafür gehalten; aber sie besaß, so wenig wie ihr Gatte Adolf Stahr, breiten geistige Interessen, bedeutenden Maß von Arbeitsbeharrung, ohne das den Talent eine Production kaum dauernd möglich ist. Nur Genies und Dullen können sich eine gründliche Arbeitsleistung gestatten. Davon war die Begründerin des modernen Frauenromans soweit entfernt, dass sie ihn, wie Stahr einmal sagte, was die scharfe, klare Form wohl niemals war. Aber ihres Verstandes bewies sie sich nur vollen Maße gerecht, und ebenso ihrer Beharrlichkeit. Beide überwogen so entschieden, dass sie zuweilen eine gewisse Nüchternheit nicht ganz vermeiden konnten. Aber sie machte die Leidenschaft, die Phantasie, ebenso wie in den Tagen des Sturmes und Dranges auch hier Raum, den sich der neuen Richtung nicht widerstanden. So entstand aber ein Bund vielbewegter, in seiner Art einziger Lyrik, deren Beweis dem Zeitgeist bald anerkannt. Ich erwähnte Fanny Lewald in der Realencyclopädie und Herzl. Sie hatte eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Leben, wie sie sein sollte, und sie hat in so mancherlei im Kampfe gestalten. Also in der Liebe, in der Ehe, in der Kunst, in der Wissenschaft, dann in der Politik, in der Religion und Philosophie. Sie hat sich mit allen diesen Dingen auseinandergesetzt, und sie hat sich dabei nicht immer mit den Gegnern, sondern auch mit den Freunden auseinandergesetzt. Sie hat sich dabei nicht immer mit den Gegnern, sondern auch mit den Freunden auseinandergesetzt. Sie hat sich dabei nicht immer mit den Gegnern, sondern auch mit den Freunden auseinandergesetzt.

cation zu festigen, statt ihrer frivolen Gesinnung noch durch Erleichterungen Vorschub zu leisten. — Dr. Cabanès gibt den verbindenden Text zu einer Reihe ungedruckter Briefe von Lamennais, dem bekannten clericalen Schriftsteller. Diese Briefe, die im Jahre 1840 begannen, werden interessante Streiflichter auf das Decennium, das dem Staatsstreich und der Thronbesteigung Napoleons III. vorausfolgte. Lamennais hatte ein merkwürdiger Weise stets vorausgesehen. Er signalisiert seinen Freunden alle Mißgriffe der republikanischen Regierung, die das Land wirtschaftlich und geistig in Verfall geraten heißt und im Volk die Sehnsucht nach einer festen Führung einer starken, geschickt spielenden Monarchin erweckt und so dem Prätendenten selbst die Wege ebnet.

„Cornhill Magazine" (März) erzählt unter dem Titel „Napoleon in Corsica" eine Jugendepisode Napoleons aus dem Jahr 1789. Kurze Zeit nach dem Sturz der Bastille kam Napoleon auf Urlaub in seine Heimat nach Ajaccio. Dort herrschte merkwürdigerweise noch das alte Regime, und die Soldaten der französischen Garnison trugen noch weiße Cocarden, während in Frankreich selbst schon überall die Tricolore herrschte. Am Humpf waren die Nachrichten von den Pariser Vorfchehnissen herüber gedrungen. Dennoch begann es bereits merklich im Volk zu gähren, obwohl sich kein Haus mehr gegen seine französischen Bedrücker im Speicher, als gegen Adelige und Priester im allgemeinen richtete. Diesen vorherrschten Boden fand der junge Napoleon, als er erstellt von den Lehren Rousseaus und Raynals in die Heimat kam, und der kräftige Keim erwuchs ihm in seinem Bruder Josef, der von der Universität in Pisa die gleichen revolutionären Ideen mitgebracht hatte; er sollte der Mirabeau, Napoleon der Lafayette der corsicanischen Revolution werden. Schon ein kurzes Dokument vom 1. October, worin die in Frankreich verbannten Menschenrechte auch für die Corsicaner gefordert wurden, trägt an der Spitze seinen Namen. Kurze Zeit darauf machte er sich mit einem großen Vorrath von dreifarbigen Cocarden nach Bastia, dem Sitz des Gouverneurs, auf. Er kam am Samstag an; am nächsten Morgen trugen alle Bürger die Tricolore, und der Gouverneur wurde von einer Deputation aufgefordert, auch die Soldaten die dreifarbigen statt der weißen Cocarden anlegen zu lassen. Wenige Stunden, nachdem er dies gewährt, wurde von der Volksversammlung die Vertheilung von Aemtern gefordert, und als der Vorschlag verlesen war, eine geringe Anzahl von Aemtern zugestand, wurde das Zeughaus gestürmt und der Commandant zur Flucht gezwungen. Obwohl er selbst nicht dabei figurierte, ist es zweifellos, daß Napoleon diesen ganzen Aufstand organisiert hat, seinen durchgreifenden Erfolg es Corsica zu verdanken hatte, daß nun Paoli von der Nationalversammlung in Paris seine Autonomie bewilligt wurde. Gleich bei den ersten Manifesten wußten in Ajaccio seine Parteigenossen durch, daß sein Bruder Josef in den Generalrath gewählt wurde, während er selbst Mitglied der neugebildeten Nationalgarde wurde und dieses Freiwilligencorps organisieren half. Beide Brüder arbeiteten gleichmäßig eifrig an der Vermehrung eines Vertrauensmannes in Ajaccio, in das alle Stände der Insel Vertreter entsenden sollten. So ward eine Art von Home Rule für Corsica geschaffen, die der thatsächlichen Anarchie einigen Einhalt that, wenn es auch noch wochenlang zu Aufruhren und blutigen Conflicten mit dem französischen Militär kam. Jedenfalls waren die beiden Bonapartes, die auch mit verschiedenen Manifesten figurieren, die Seele der Bewegung, und Napoleon, von dem der Gouverneur klagte: „il remue tout ciel", legte dort seine ersten Proben als Mann der That ab und machte die Erfahrung, daß man mit Intrigen und gewaltthätigen Streichen zumeist mehr erreichen kann, als mit wohlabgewogenen Schachzügen.

Othello.

Novelle von Carlos Corradini.

(Aus autorisierter Uebersetzung aus dem Italienischen von Clara Thomann.)

Seit länger als einem Monat, seit jenem Abend, an dem die Katastrophe erfolgte, waren der Mann und die Frau weder gut Freunde geworden und trennten sich grimmigen darüber.

Eines schönen Tages war Johanna, die es vor Kummer nicht mehr aushielt, auf die Idee gekommen, in ihren Gatten gegangen und hatte ihn schmeichelnd angetrieben. Der Gatte sagte ihr in einem Augenblick der Gesinnung: Setz dich — Und sie hatte sich gesetzt und dann schmausten beide miteinander.

Es war das der Beginn eines neuen Lebens gewesen. Theils hatte Peter gemerkt, daß Johanna immer freundlich sein konnte, theils gefiel ihm der Wechsel in ihrem Wesen.

Am ersten Abend hatten sich beide beworben, Peter aus Neue, Johanna aus Verzweiflung, und sie fand zu viel Gefallen daran, um nicht das Begonnene fortzusetzen.

Nun übergab Johanna ihr Kleines einem alten Weib im Hause und war hinter ihrem Mann her, um mit ihm in die Schenke und ins Kaffeehaus zu gehen.

In der Schenke füllten sie sich mit Speisen und Wein an, im Kaffeehaus hörten sie mit brennenden Gesichtern und glänzenden Augen den Gesängen zu.

In der Schenke gab Peter seinem Weibe mehr zu trinken, als sie vertrug, gleichsam, um sie daran zu entschädigen, daß er früher allein trank; im Kaffeehaus preßte er mit der Ellenbogenspitze seine alten Abenteuerers und erklärte dem Weibe die Lieder, wobei er sie bei den gepfefferten Stellen und derben Wendungen in den Ellbogen stieß. Und dann sahe Johanna mit noch brennenderem Gesicht und noch glänzenderen Augen.

Da Peter unter anderen Lastern auch dem des Spieles huldigte, war es manche Nacht vorgekommen, daß Johanna ihn stunden- und stundenlang am Ausgang einer Spielhölle erwarten mußte. Wenn er herauskam und gewonnen hatte, gingen sie wieder essen und trinken; wenn nicht, so gingen sie träge heim, warfen sich ins Bett und schliefen wie betäubt.

Doch manchmal fuhr nach einem Verlust der Teufel in Peter, und dann begann er Händel mit seinem Weibe und schlug sie wie zu alten Zeiten. Aber Johanna begnügte sich nun damit, zu winmern, begann sich fast plötzlich um ihren Mann zu sorgen und verhöhne ihn so.

So hatten Peter und Johanna nach zwei Jahren eines wahren Höllenlebens mehr als einen neuen Honigmond verbracht, und dies dank den guten Speisen, dem guten Weine und den lustigen Liedern, die ausbrichten, was weder die Güte, noch die Geduld Johannas vermochte.

Und an jenem Abend, einem Sonntag, nach einem schönen Spielgewinnst Peters thaten sich die beiden mehr denn sonst gütlich. Sie hatten auf dem Lande zu Mittag gespeist, waren durch die Stadt gefahren und dann ins Theater gegangen.

Im Theater führte eine volksthümliche Truppe ein großes Drama, „Othello" auf, und es gelang Peter und Johanna trotz der Verdauungsthätigkeit nach dem guten ländlichen Mahl, zu begreifen, daß der von Jago aufgehetzte Othello schließlich Desdemona aus Eifersucht erdrosselt.

Aber nach der Aufführung gingen sie zu ihrem Unglück wieder in die Schenke und tranken noch. Sie tranken zu viel.

Die alte Stube war fast ganz im Dunkel und von Rauch erfüllt. Dort und da glänzten die Marmorplatten der Tische und die bleichen Gesichter von Abenteurern hervor, die in stumpfsinniger, schlaftrunkener Stellung unbeweglich dalagen. Auf manchen Tischen lagen Köpfe, die der Schlaf übermannt hatte.

Peter und Johanna hatten sich aus Vorliebe für Vertraulichkeit in eine Ecke gesetzt und begossen ihre Vertraulichkeit reichlich mit Wein.

Der gute Peter verdaute den „Othello" schwer und empfand das Bedürfnis, ihn mit gewissen Einzelheiten seines häuslichen Lebens zu vermengen, die den alten William Shakespeare wohl zu Verzweiflungsthaten gebracht hätten. Er wollte sich um jeden Preis mit dem „Mohr von Venedig" identificieren und erklärte Johanna, was er an seiner Stelle gethan hätte.

Merkwürdigerweise war Peter ein von Sanftmuth und Nachsicht überaus klebender Othello.

„Warum? — — sagte er zu Johanna — das Warum weiß ich. Der Mann ist Mann und das Weib ist Weib; und ich weiß es, arme Johanna, was sich die alles angethan habe! — — — Wir haben alle unser Theil von Unrecht, aber wir müssen auch Mitleid haben auf dieser Welt.

Peter wurde heiyüsch und desto schmachtender, je schwerer ihm die Zunge wurde, und was er mit der Zunge nicht ausdrücken konnte, bedeutete er mit den Händen, die nicht müde wurden, Johanna zu streicheln.

Es ist wirklich nicht leicht, zu erklären, warum die Erinnerungen an „Othello" ihn mit seinem Weibe so zärtlich machten: es ist klar, daß er darunter litt, und der Wein verstärkte noch seine Leiden so sehr, daß er, um Erleichterung zu finden, die Vergangenheit durchgehen und seinem Weibe erzählen mußte — gleich, als ob sie's nicht wußte — wie er vom braven Arbeiter, der er gewesen, ein wirklicher Lump geworden war.

Johanna hörte diese Dinge zu hören und war mit leuchtenden Augen und halbgeöffneten Lippen weit aufmerksamer, als bei allen Liedern und der Tragödie William Shakespeares. Weit größerer Schred und Grauen standen auf ihrem Gesicht, während der Gatte so großmüthig all seine Schandthaten aufzählte

Plötzlich erhob sich einer von jenen, die mit dem Kopf auf dem Tisch geschlafen hatten, rieb die Arme und gähnte so laut, daß die Glasscheiben der Bude erzitterten.

Dann hörte man in der Stille wieder Peters Stimme Johanna ins Ohr winseln:

„Du, bleibe Weib, das vernaledeite Weib! — Sie war die Ursache all unseres Unglückes! Sie suchte mich selbst in der Schenke, zu am Thor unseres Hauses auf. Wie hirt ich ihr kein Gnade gehen sollen? — Ich verlor die Lust zur Arbeit, und da sie immer Geld, Geld, Geld von mir verlangte du wirst verstehen, was recht das andere nach sich!

Da gab's abwärts, abwärts, und man weiß's nicht einmal! Und dann in das da, weißt du, das hält

Bei diesen Worten schlug Peter mit dem Handteller aufs volle Glas und hatte sich wieder, indem er es hinunterschluckte

„Komm, Peter! beach Johanna zärtlich aus und tog ihm den Arm weg. Trink nicht mehr".

Laß mich einschenken Peter. Und die Worte an die Lächlerin richtend, machte er ein Zeichen mit dem Kopf, dann mit dem des Mann auf die Thür.

Digitized by Google

— Und weißt du? — — — fuhr er dann mit röchelnder Stimme und geschlossenen Augen fort. Weißt du, wann die Schweinerei begann?

— Wann?

— Wie du zwischen Leben und Tod warst — —

— 's ist alles wahr, 's ist alles eins! — — — ich will's nicht wissen! schrie Johanna noch entsetzter, gehen wir fort!

— Aber ich will dir's sagen. Wie du bei der Geburt unseres Kleinen zwischen Leben und Tod warst.

— Ah!

— Aber warum? — — — rief Peter, den Kopf wieder aufrichtend und das Weib, das sich erhoben hatte, zurückhaltend — hast du dir etwas vorzuwerfen? Bist du nicht die arme Märtyrerin? Hast du mich nicht zwei ganze Jahre immer weinend zu Hause erwartet? Bist du nicht, weiß der Himmel wie oft, ohne Brot geblieben und hast dich, wann ich wollte, schlagen lassen?

— Peter! — — — stieß Johanna hervor, die hereinbrechenden Fragen des Gatten abschneidend. Sie hatte den Kopf erhoben, war leichenblaß geworden, und als sie den Handballen an das Glas legte, zitterten ihre Finger. Man merkte, daß sie unter den Lobpreisungen des Gatten zuckte.

— Peter! — — — es ist alles wahr, was du gesagt hast. Ich habe viel gelitten, weil ich immer dich im Herzen hatte — — — Je schlechter du mich behandeltest, desto mehr war ich deine Sclavin: man sieht, es ist manchmal ein Schicksal. Aber — — —

Sie hatte noch nicht genug getrunken. Sie ergriff ein Glas und stürzte es in einem Schluck hinunter, gleichsam um die Worte, die hervorbrechen wollten, wieder zu verscheuchen. Dann benetzte sie ihr Antlitz auf die Hände, die noch immer das Glas krampfhaft umfaßt hielten. In selben Augenblick brach eine Horde junger Burschen in die Schenke ein. Sie verlangten zu trinken, stießen die Gläser aneinander, zechten drauf los und verließen mit lautem Gelächter den Raum. Fast alle, die schliefen, hatten nacheinander den Kopf erhoben.

Als wieder Ruhe ward, schien Johanna gleichzeitig zu lachen und zu weinen. Das letzte Glas Wein hatte ihr endgiltig den Kopf eingenommen. Sie umschlang noch immer mit den Händen krampfhaft das Glas und lehnte den auf- und abschwankenden Kopf darauf.

Peter hatte sich an sein Weib gelehnt und streifte mit dem Kinn ihre Haare. Auch er lachte mit einem Ausdruck von wilder und zugleich dumpfer Lustigkeit. Wenn er nicht lachte, bebelt er den Mund weit offen, und in seinem Schlund lauerte die Gier eines auf Beute ausgehenden Raubthieres.

Immer gute Freunde, nicht wahr? begann er dann. Genossen! Genossen! — Wo ist das Weib und wo der Mann? Sie sind nicht da. Wir sind Genossen und wollen uns unterhalten und können uns alles sagen — Sag' mir doch, Johanna —

Ganz unverhofft erhob Johanna wieder den Kopf, zitterte, fixierte ihren Mann, öffnete den Mund, blieb stumm und beobachtete ihn. Dann endlich:

— Auch ich, höre, Peter — hab' dich betrogen —

Und da sie großmüthig sein wollte wie Peter, gestand sie, was sie eines Tages aus Verzweiflung gethan.

Sie giengen fort. Draußen begann Peter zu kröllern, hatte die Hände in den Taschen und das Gesicht den Sternen zugekehrt. Johanna folgte ihm mit gesenktem Haupte, ohne zu wissen, welche Gefühle, welche fürchterlichen Forderungen in ihm erwachten, während er sang und die Sterne anguckte.

Doch lachte Johanna nicht: jedwede Erregung war verschwunden: und sonderbarerweise hatte sie nicht den Muth, den Gatten, der kröllerte, zu unterbrechen und zu ihm zu sprechen. Sie hätte auch gerne den Arm in den seinen gesteckt, um ein wenig ihren leichten, gebrechlichen, erst durch Noth, dann durch Ausschweifung herabgekommenen Körper zu stützen: aber es schien ihr, daß der Gatte sie zurückgestoßen hätte.

Und Peter sang weiter, das Antlitz den Sternen zu, den Hut im Nacken und die Hände in den Taschen.

So kamen sie nach Hause.

Als sie in ihrem Zimmer waren und Johanna das Licht angezündet hatte, pflanzte sich Peter vor ihr auf und sagte ihr:

Mit wem?

Johanna zitterte und stammelte nun.

Mit wem? Ich will wissen, mit wem? Peter wiederholte es und hatte blutunterlaufene Augen.

Ich will wissen mit wem, oder ich erwürge dich.

Und bei diesen Worten packte er Johanna an der Kehle; und da die Berührung des nackten Fleisches ihn reizte, hielt er sie fest, warf sie zur Erde und schleifte sie auf den Steinen, immer wiederholend: sprich, sprich, oder ich erwürge dich. Ich will wissen, mit wem du mich betrogen hast.

Aber Johanna konnte nicht; gewürgter Kehle kam Wort her vorbringen und wand sich verzweifelt, um der tödtlichen Hände zu entkommen.

Als schließlich Peter [illegible] [illegible] [illegible]

— Sprich, oder es ist dein Ende.

Da wankte Johanna mit dünner Stimme und röchelnder Kehle den Mann, dem sie sich an einem Tage der Verzweiflung hingegeben.

Und Peter preßte ihr wieder die Hände um die Kehle, schleifte ihren Nacken auf den Steinen und tödtete sie.

Kurz nachher klopfte die alte Hausfrau an die Thüre des Zimmers und da empfand Peter Grauen über das, was er gethan.

— He, hört Johanna! — — — schrie die Alte, der man nicht öffnete. Ich bring Euch Euer Kleines, das unruhig ist und nicht schlafen will.

— Ach! — — — rief Peter — ich dachte nicht daran — — — Ja, wenn man als Ehrenmann geboren ist — — —

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verleiht an seine Abonnenten Artikel und Notizen Meldungsausschnitten über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN — BUDAPEST — BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Mariah. Hauptstrasse 112
IX. Serv. [illegible] 12
X. [illegible]
XI. [illegible]
XII. [illegible]
XIII. [illegible]
XVIII. [illegible]

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVI. Band. Wien, den 30. März 1901. Nummer 339.

Politisches Lotto.

Als sich am Anfang des nun zu Ende gegangenen Sessionsabschnittes des Abgeordnetenhauses zweifelnde Stimmen, darunter auch die unsrige, erhoben, die aus einer unbefangenen Betrachtung der Dinge die Schlussfolgerung zogen, dass es dem unparlamentarischen, majoritätslosen § 14-Ministerium Koerber mit der vielgerühmten Arbeitsfähigkeit des Hauses kaum um etwas anderes zu thun sein könne, als die Recruten, die Delegations-, die Quotenwahlen, vielleicht noch den als Eisenbahninvestitionen benannten Kriegsschatz eines künftigen absolutistischen Regimes parlamentarisch sicherzustellen, um dann auch ohne Parlament eine zeitlang weiter regieren zu können: da stellte sich alsbald Herr v. Koerber mit einem Schwall von billigen Phrasen zur Abwehr ein. Es ist der Mühe wert, sich diese kaum verhallten und doch schon wieder vergessenen Worte in die Erinnerung zurückzurufen. „Gegenüber so manchen, mit einer gewissen Emsigkeit verbreiteten Gerüchten — sagte Herr v. Koerber am 12. Februar im Abgeordnetenhaus — möchte ich vor allem betonen, dass wir keine gehegten Hintergedanken haben und keine haben wollen. Die Regierung wird — Ihr — mit Biederssinn und Männlichkeit fort — in allen ihren Aeußerungen klar und bestimmt sein, und so bemerke ich denn, dass wir durchaus nicht darauf ausgehen, nur rasch die Wahl der Delegation und der Quotendeputation zu sichern, um den im Vorjahre nothwendig gewordenen Weg als einen uns extra lieb gewordenen wieder aufzuzuchen." Und nach dieser treuherzigen Absicht entwarf Herr v. Koerber, „bauend auf die Arbeitswilligkeit des hohen Hauses," sein positives parlamentarisches Arbeitsprogramm für den vorübergehenden Sessionsabschnitt. In erster Linie stand darin die „Inangriffnahme" des Staatsvoranschlages und der Investitionsvorlage, es folgte die Erledigung der Brantweinsteuer- und der Waisenaffenvorlage und an letzter Stelle erst, vertrauenerweckend, stand das Recrutencontingent.

Der Sessionsabschnitt, für den dieses Programm bestimmt war, ist verstrichen, und wie wenig ist von den Herren v. Koerbers schönen Worten zur That geworden! Von einer Berathung des Staatsvoranschlages ist auch noch nicht eine Spur zu sehen gewesen. Brantweinsteuer und Investitionen sind auf dem Weg zwischen der ersten und zweiten Lesung stecken geblieben. Unsaubere Schachergeschäfte haben überdies diese beiden Vorlagen untereinander und dann noch beide zusammen mit einer dritten, noch gar nicht existierenden, einer Wasserstraßenvorlage durch sogenannte „Junctims" zu einem schier unlösbaren Knäuel verquickt. Von einigen Kleinigkeiten, wie den Waisenaffen abgesehen, besteht das praktische Ergebnis des zweimonatigen Sessionsabschnittes doch in nichts anderem als dem, was die „mit Emsigkeit verbreiteten Gerüchte" der Skeptiker vorausgesagt haben, in den Quoten-, den Delegationswahlen und der Recrutenbewilligung, gerade also jenen drei Dingen, deren eines Herr v. Koerber an das Ende seines Programmes, deren andere beiden er aber ganz aus seinem vorsätzlichen Programme ausgeschlossen wissen wollte: der Rest ist eine auf das Koerber'sche Arbeitsprogramm aufgebaute Wortsagitage, die wir allerdings nicht voraussehen haben, die aber den eigentlichen Kernpunkt des Herrn v. Koerber in den österreichischen Börsenblättern nachgerühmten Parlamentarismus zu bilden scheint. Herr v. Koerber selbst aber hat seit jener Rede nichts mehr im Parlament von sich hören lassen, nichts „Klares", nichts „Bestimmtes", überhaupt nichts, und seine ganze Geschäftigkeit hat sich gerade in jenen geheimen Verhandlungen und „Hintergedanken" bewegt, gegen deren Zumuthung er sich in seiner Rede vom 12. Februar so feierlich verwahrt hat.

Schon diese kurze Gegenüberstellung von Worten und Werken genügt, um zu erkennen, wohin die parlamentarische Reise wirklich geht, bei deren Antritt der Reisemarschall Herr v. Koerber den Abgeordneten-Passagieren ein reclamehaft gefärbtes Reiseprogramm in die Hand gedrückt hat. Alle verständigen Passiere im Parlamente sind denn auch heute darüber einig. Und doch reisen alle mit und fälschen alle mit. Die Regierung, die keine Majorität im Parlamente hat, die ihr das Budget, keine, die ihr die § 14-Verordnungen, nicht einmal eine, die ihr die ungarische Quote genehmigen würde, muss aller Voraussicht nach spätestens am Schlusse dieses Kalenderhalbjahres wieder zur § 14-Wirtschaft zurückkehren. Im Grunde genommen haben alle parlamentarischen Parteien ein Lebensinteresse, diesen Ausgang zu verhindern, und fast eine jede hätte es, mindestens bis zu den Delegationswahlen, in der Hand gehabt, die Wiederaufrichtung eines parlamentlosen Regimes zu hindern und den Parlamentarismus gegen den bureaukratischen Absolutismus sicherzustellen. Und doch hat es keine gethan. Für diese Erscheinung reichen die Erfahrungen der parlamentarischen Psychologie zur Erklärung nicht aus, das ist denn auch kein Parlament, wo alle ohne Unterschied dasselbe fürchten und hoffen zugleich. In einem Parlament, wie überhaupt einem anständig regierten Staat, ist fürchten und hoffen auf verschiedene Parteien vertheilt, die der Minorität, die immer fürchten müssen, und die der Majorität, die immer hoffen dürfen. Unser Parlament ist freilich, sowie es unter dem Regime Koerber geworden ist, keiner gesetzgebenden, sondern eher einer Versammlung von Lotteriespielern zu vergleichen, in der auch jede der Theilnehmerinnen die Nieten fürchtet und den Haupttreffer erhofft und nur der nichts einsetzende Spielleiter immer und sicher gewinnt. Natürlich verhalten sich die entscheidenden parlamentarischen Parteien zur § 14-Möglichkeit, zu Absolutismus, ähnlich. Die Deutschen hoffen auf ihren Haupttreffer, ein deutschfreundliches, die Czechen hoffen auf ihren Haupttreffer, ein czechenfreundliches § 14-Regime, jeder von beiden erwartet, dass ihm das Ziel seiner nationalen Wünsche durch die Gunst eines parlamentslosen Regimes mühelos in den Schoß fallen werde, und deswegen glaubt jeder von beiden, dass er der lauren Nothwendigkeit überhoben sein werde, seine nationalpolitischen Güter im ehrlichen Kampfe mit dem nationalen Gegner zu erstreiten und in billiger Verständigung zu befestigen. Wohl beobachtet einen jeden von beiden keinwesig die Furcht, dass dem anderen der Spielgott sich zuwenden könnte. Aber stärker als die Furcht erweist sich doch die trügerische Hoffnung auf das Spielerglück, und inzwischen steht lüstig lauernd im Hintergrund der Spielhalter und zieht die Einsätze der Spielparteien ein, das Recrutencontingent, die Quoten-, die Delegationswahlen und nach Ostern vielleicht auch noch den großen Kriegsschatz dazu.

Es ist ein allseitiger Selbstbetrug, in dem die politischen Parteien befangen sind, und Herr v. Koerber, der von dem großen politischen Lotto die Kosten seiner politischen Existenz bestreitet, thut alles, um sie darin zu bestärken. Die geheimen Verhandlungen, die er mit allen politischen Parteien ohne Unterlass pflegt, sind die Kartenaufschlägereien, bei denen er jedem das große Los in lockende Aussicht stellt, natürlich jedem nur separat und geheim, weil, wenn das Geheimnis gelüftet würde, die plumpe Täuschung allerseits unnachsichtlich zutage käme. Es wäre Zeit, dass endlich diesem blöden Spiel ein Ende gemacht würde. Die Abgeordneten kehren jetzt in ihre Heimat zurück. Da haben die Wähler wieder das Wort. Sie brauchen ihren Abgeordneten nur einmal ehrlich die Rechnung aufzumachen über das, was diese in der kurzen Reichsrathssession an politischer Macht aus der Hand gegeben, und das Nichts, was sie dafür hereingebracht haben, und dann wird man auch wissen, wer die Betrogenen sind und wo der Betrüger steckt. K.

Der Ultramontanismus in Spanien.

In politischen, wie im wirtschaftlichen Leben pflegen die Ursachen, die Anlass zu einem Conflicte geben, nicht von heute auf morgen sich herauszubilden. Es ist also nur zum Theile zutreffend, wenn man die bedeutlichen anticlericalen Unruhen, die in der letzten Zeit Madrid, Barcelona, Saragossa, Valencia, Sevilla, Granada, Santander und andere Städte Spaniens zum Schauplatze gehabt haben, auf einzelne Thatsachen jüngsten Datums, wie den Jesuitenprocess Ubao, die Aufführung des Galdos'schen anticlericalen Dramas „Electra", die Vermählung der Kronprinzessin mit dem Sohne des ehemaligen Carlistenchefs Grafen von Caserta u. s. w. zurückführt. Es soll gewiss nicht in Abrede gestellt werden, dass diese Thatsachen den äußeren Anlass gegeben haben, mag auch, wie sie durch einen sensationellen Zufall in ganz kurzen Zwischenräumen auf-

Digitized by Google

einander folgten und infolge dessen desto tiefer wirken mußten, doch darf man auch, will man zu einer richtigen Beurtheilung der Dinge gelangen, nicht übersehen, daß die hochgradige Gährung, die zu den in Rede stehenden Explosionen geführt hat, bereits seit einigen Jahren in Spanien bestand und ihre Entstehung den verschiedenartigsten Ursachen verdankt.

Als Ausgangspunkt der neuesten anticlericalen Bewegung ist der unglückliche Krieg mit den Vereinigten Staaten zu bezeichnen, in welchem Spanien bekanntlich den letzten Rest seines einst weltumfassenden Colonialreiches einbüßte. Dieser furchtbare Schlag hat in mancher Hinsicht dem spanischen Volke die Augen geöffnet. Indem es in sich gieng und Betrachtungen anstellte über seine einstige Größe und gegenwärtige Niedrigkeit, dämmerte ihm die Erkenntniß auf, daß dieser gewaltige Zusammenbruch nicht zum wenigsten dem verderblichen Einflusse seines von altersher eine führende Rolle spielenden Clerus zu verdanken sei. Es mußte ihm auffallen, daß alle Völker, die sich vom erschlaffenden, geistödtenden Banne Roms zu befreien gewußt, erstarkten, erwachsen und blühen, während diejenigen, die treu zum Stuhle Petri halten, unfehlbar dem Verfalle geweiht sind. Noch mehr als diese allgemein geschichtliche Beobachtung wirkte aber die allerdings zu spät gemachte Wahrnehmung, daß die alles auffangenden und überwuchernden Mönchsorden direct den Verlust der Colonien verschuldet hatten. Wie erinnerlich, hatten besonders die philippinischen Aufständischen erklärt, sie würden die Waffen niederlegen und sich Spanien unterwerfen, wenn die Mönchsorden aus dem Lande gejagt würden. Hier aber wollte man von einer solchen gottwergefensen Maßnahme nichts wissen, man ließ die Mönche auf den Philippinen weiter schalten und walten und verlor dadurch dieses schöne Inselreich. Denn es steht außer Zweifel, daß die Bevölkerung Spaniens sich nie der Philippinen hätten bemächtigen können, wenn die Bevölkerung auf Seiten Spaniens gestanden hätte. Als man hier, nachdem der Frieden in Paris unterzeichnet war, sich hierüber klar wurde, da machte sich in den weitesten Kreisen ein Gefühl des Abscheus und des Hasses gegen die Clerisei geltend, das unausbleiblich einen geeigneten Nährboden für schlimme Ausschreitungen bilden mußte. Als nach dem Rücktritte des alten Sagasta, unter welchem sich die verhängnißvollen Kriegs- und Friedensereignisse vollzogen hatten, der conservative Silvela ans Ruder kam, versicherte er, um sich die Gunst der öffentlichen Meinung zu erschmeicheln, die Regierung werde unverweilt mit dem Vatican Unterhandlungen anknüpfen behufs Einschränkung des Cultusbudgets, denn Spanien habe nach dem Verluste seiner Colonien nicht mehr dieselben Einkünfte wie früher und sei daher auch nicht imstande, die früher für Cultuszwecke vorgesehenen Ausgaben zu machen. Diese schönen Versprechungen sind jedoch nicht nur unerfüllt geblieben, sondern die Regierung hat noch weitere geistliche Pfründen geschaffen, um den aus den ehemaligen Colonien vertriebenen Prälaten und Mönchen Unterkunft zu geben. Einer amtlichen Zusammenstellung zufolge gibt es in Spanien 21.500 Pfarrkirchen, 2000 Einsiedeleien, 100 Stiftskirchen, 62 Kathedralen und 33 Priesterseminarien; 4 Cardinäle, 9 Erzbischöfe, 46 Bischöfe, 543 Würdenträger, 1239 Domherren, 692 Geistliche mit freier Kost am Stiftsherrentische, 172 Geistliche mit halber Kost am genannten Tische, 29 Vorsänger, 10.931 Pfarrgeistliche, 23.868 geistliche Pfründenbesitzer, 5471 Pfarrcaplane, 10.676 Küster, 5532 Mesdiener, 13.224 Hilfsgeistliche, 5774 Geistliche mit den niederen Weihen, 37.363 Mönche, 2290 Novizen, 7892 Laienbrüder, 151 Congregationspriester, 20.550 Nonnen, 1005 weibliche Novizen, 1130 Laienschwestern; also zusammen 154.517 Personen, die vom Altare leben. Diese Zusammenstellung, die schon zwei oder drei Jahre alt ist — denn ganz neue Statistiken gibt es in Spanien nie — bleibt stiefmütterlich hinter den heute bestehenden Verhältnissen bedeutend zurück, denn die Einmannbergungen von Ordensbrüdern hat nicht nur aus den ehemaligen Colonien, sondern aus allen möglichen Gebieten, sind unablässig aufeinander gefolgt, seitdem die Clericalconservativen an der Regierung sind. Vor einigen Wochen erst erfolgte der Ministerialbeschluß, kraft welchem den Philippiner Mönchen die Freist, auf Staatsgebieten die Rückkehr nach Spanien zu bewerkstelligen, verfangen wurde. Ein weiterer Zuzug von Ordensleuten soll demnächst aus Frankreich erfolgen. In der That wurde constatirt, daß in vielen Klöstern Spaniens, hauptsächlich in Catalonien und dem Baskenlande, in aller Eile Erweiterungsbauten vorgenommen werden und neue Gebäude und Grundstücke angekauft werden, augenscheinlich um die Ordensbrüder und Ordensschwestern aufzunehmen, die nach Aufkündigung des neuen französischen Vereinsgesetzes die benachbarte Republik werden verlassen müssen.

Jede größere Stadt Spaniens trägt ihren besonderen, auf den ersten Blick erkennbaren Stempel. In der einen, wie zum Beispiele in London, herrscht reiches industrielles Leben, überreich der Handel aus tausenden von Fabrikschloten, in Smyrna, andererseits wieder sind Militärbauten-, Studentenhäuser oder ähnlich dem Louvre oder der Krone und Weltgeschichte als vorherrschende Physiognomie. Der Stempel, den man neuerdings eine große Anzahl von den Städten Spaniens zur Schau trägt, ist der „Klosterstempel", als wollten sie zu ihrem Urtypus zurückkehren. Die Klöster schießen überall wie Pilze aus der Erde hervor und vermehren sich in drückender Anzahl, sowohl in den Provinzen des Reiches, wie auch in der Hauptstadt selbst. Madrid und alle größeren Städte sind wie mit einem Walle von prachtvollen, geräumigen Klosterbauten umgeben, die stummlich Klöster sind. Kürzlich brachte ein Barcelonaer Blatt „El Diluvio" eine Statistik, der gemäß es in der catalonischen Hauptstadt nicht weniger als 267 Schulen gibt, die von Geistlichen, Mönchen oder Nonnen gehalten werden, was bei einer Bevölkerungszahl von ungefähr 530.000, einem Verhältnisse von einer religiösen Schule pro 2000 Einwohnern entspricht.

Aehnliche Verhältnisse bestehen natürlich auch für die übrigen Städte des Landes, denn die Congregationen haben sich nach und nach fast des gesammten Unterrichtswesens bemächtigt und ist augenscheinlich ihr Zweck, ein Geschlecht in ihren mittelalterlichen Anschauungen heranzuziehen. Sie besitzen sogar ihre eigenen Universitäten in Deusto, im Escorial und in Burgos, was sie nicht einmal in den letzten Jahren der Isabella'schen Herrschaft vermocht hatten, und diese Pflanzstätten clericaler Gesinnung sind blühender und besuchter, als die staatlichen Anstalten. Außerdem gibt es natürlich, wie wir eben an dem Beispiel von Barcelona gesehen, auch in allen größeren Ortschaften eine Unzahl von Instituten, die der staatlichen Erziehung eine erdrückende Concurrenz machen. Vor einigen Tagen hat übrigens Silvela dem Correspondenten des Pariser „Gaulois" erklärt, die religiösen Anstalten seien in aller Hinsicht den staatlichen überlegen, und diesem Umstande sei ihr Wachsen und Gedeihen zuzuschreiben, gewiß eine köstliche Auslage im Munde eines Staatsmannes. Die ist ihm aber von den staatlichen Professoren und Lehrern sehr übel genommen worden, die sich zu einem energischen Protest dagegen zusammengethan haben.

In der That, wer in Spanien seinen Kindern ein gutes Fortkommen im Leben schaffen will, der schickt sie zu den Jesuiten, Assumptionisten, Maristen oder wie sie alle heißen. Liberal- oder freidenkende Eltern thun es gerade ebenso, wie die Conservativen und Ultramontanen, denn sie halten es für nutzlos, gegen den Strom schwimmen zu wollen und ihren Kindern die Thore der Zukunft zu verschließen. Was aber die Jugend in den Mönchs- und Nonnenanstalten lernt, ist nicht immer erfreulich, wie die Thatsache beweist, daß in diesen Anstalten den gebildeten Classen fast von einem Jahrzehnt widernatürliche Laster wie Päderastie und Masochismus, die sonst nur selten und vereinzelt auftraten, in erschreckendem Umfang grassieren. Sodann wird gelehrt: brutaler Fanatismus, religiöse Intoleranz, Abscheu vor dem freien Gewissen, vor der Selbstverantwortung. Das Losungswort, sowohl in den Primärschulen des beschriebenen Typus als in den Gymnasien der Großstädte und in den Universitäten lautet: „Der Liberalismus ist eine Todsünde, viel schwerer als Mord und Raub, und führt denjenigen, der sich ihm ergibt, unfehlbar zur ewigen Verdammniß, denn Gott kann Mord und Raub verzeihen, nicht aber den Liberalismus, der Mord und Raub gegen Gottes Tochter, die römisch-katholische Kirche, verübt." Dieser Satz stand in allen Katechismen geschrieben, die die Schuljünger Spaniens in die Hand bekamen, und wurde auch an den Gymnasien, Realschulen und Universitäten gelehrt, bis ein jüngster Einspruch des Parlamentes ihn ansmerzen ließ. Und der Jesuitenpater Montaña, der Religionslehrer des Prinzen Alfonso, verkündet ihn in einer clericalen Zeitung, dem „Siglo Futuro", infolge dessen er, ebenfalls auf Veranlassung einiger liberaler und republikanischer Cortesredner, aus seiner bevorzugten Stellung entfernt wurde. Der berühmte Satz wird aber auch noch von der weiter verkündigt und gepredigt, von der Kanzel herab, in der schwarzen Presse, im Beichtstuhl, in Vorträgen vor religiösen Zuhörern.

Der spanische Curatelerus steht der alles auffangenden Mönchsherrschaft durchaus ablehnend, wenn nicht feindlich gegenüber, während wieder ein großer Theil der Pfarrer sich für die Klöster stützt, zum Theil auch wohl aus ihnen hervorgegangen ist. Der Curatelerus ist in der Regel schlecht gestellt; viele Priester, vom Volk verächtlich „Saltaparedes" (wortlich Grabeinspringer) genannt, müssen von elenbestem Todtenmesslesen leben; die meisten Pfarrer werden von den Sorgen um das tägliche Brot erdrückt, denn sie beziehen bloß 600 Pesetas Jahresgehalt, während die reichen Orden ihr Gut schwelgen und ihre Residenzen sich thurmhoch vermehren sehen. Dafür ist aber der mehrere Weiberaas und durchschnittlich gesunden angewiesene und führt im allgemeinen ein recht lockeres Leben. Ich erinnere mich noch immer des seltsamen Eindrucks, den es auf mich machte, als ich auf einer Reise, die ich vor zehn Jahren als blutjunger Mann in Andalusien machte, in der Polskutsche, die von Bacza nach Jaen fährt, einen Geistlichen, übrigens einen sehr freundlichen und wohlen Reisegefährten sich ohne weitere Umstände mit auf den nötigen Mundvorrath dann erbeten hörte, aus im letzteren Stadt in ein Haus zu begleiten, wo schöne Frauen waren, von denen noch seinen Erlebnissen keine Krankheiten zu befürchten waren! . . . In der Folge habe ich beobachtet, daß jener seltsame Seelenhirt keine Ausnahme bildete. Die meisten spanischen Landpriester ringen hohe Summe, sondern gewöhnliche, weltliche Kleidung. Sie tanzen auf der Straße, gehen ins Wirtshaus, lagen

und reiten ohne daß jemand daran Anstoß nimmt. Daß sie glattrasiert sind, fällt ebenfalls nicht auf, da die spanischen Landleute es alle sind. Einzig und allein ihre Tonsur unterscheidet sie von den übrigen Sterblichen, doch wenn sie zur Stadt kommen und ins Theater oder ins Stiergefecht gehen, so verdecken sie die Tonsur unter einem kreisrunden, kleinen Haaraufsatz. Ein Umstand, der im Auslande vielleicht einige Verwunderung erregen wird, ist der, daß ein großer Theil der spanischen Geistlichen, Domherren nicht ausgeschlossen, im Ehestande leben. Wie ist das möglich, wird man fragen? Nun, versteht sich von selbst, daß genannte Geistliche ihr eheliches Verhältnis nicht offen zur Schau tragen, sondern ihre Frauen für Schwestern, Basen, Haushälterinnen u. dgl. ausgeben. Es handelt sich hier offenbar bloß um wilde Ehen, wird man einwenden. Keineswegs, die betreffenden Ehen sind durchaus gesetzlich geschlossen. Zur Eheschließung auf englischem Gebiet bedarf es bekanntlich keiner weiteren Formalitäten noch Auslagen. Die spanischen Geistlichen, die heiraten wollen, begeben sich also einfach mit ihrer Auserwählten nach Gibraltar, lassen sich dort im Handumdrehen trauen und kehren dann ruhig in ihre Pfarrei zurück. Dort weiß kein Mensch von der Sache, bis beim Tode des Geistlichen die Witwe und eventuell die Kinder ihre Rechte auf Erbschaft und Namen geltend machen. Daß Gibraltar der Schlüssel des Mittelmeeres ist, weiß jeder Schulknabe, aber es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß es auch der Schlüssel ist, der der spanischen Geistlichkeit, Rom zum Trotz, eine Hinterthüre zur Brautkammer öffnet!

Gegen den Cucuteleros, der mit tausend Fäden an ihm hängt, empfindet das spanische Volk keinen Haß. Ganz anders aber steht es mit den religiösen Gemeinschaften und mit dem Episcopat, deren herrisch- und habgier unersättlich ist, die sich über alles erhaben glauben und alle Gefühle abgestreift haben, durch die sie dem an sich gutmüthigen Volk menschlich näher treten könnten. Als 1834 unter der Regentschaft von Marie Christine, der Witwe von Ferdinand VII., der übrigens von ihr begünstigte Volksaufstand ausbrach, bei welchem in einem Zeitraum von etwa sechs Stunden hier die Mönchsklöster gestürmt und alle Kuttenmänner bis auf den letzten niedergemacht wurden, da ließ das Volk die Weltgeistlichen durchaus unbehelligt.

Ganz dasselbe konnte man jetzt wieder bei den bedenklichen anticlericalen Wirren betrachten, die in allen größeren Städten Spaniens vom 1. bis zum 15. Februar vorgekommen sind. In Madrid, in Valencia, in Valladolid, Sevilla, Granada, Barcelona, Bilbao, Saragossa, Santander u. s. sind die Mönchsklöster von der wüthenden Menge angegriffen und mit Steinen beworfen worden. In Madrid rottete sich die Bevölkerung zu Tausenden zusammen, warf Gendarmen und Polizisten über den Haufen, erstürmte zahllose Klöster und zertrümmerte deren Fensterscheiben und Möbel (die Insassen waren tüglich nach den Provinzen geflohen) und unmoyte den königlichen Palast unter dem Ruf: „Tod dem Verräther Caserta!“ „Nieder mit der Königin!“ „An den Galgen mit den Pfaffen!“ Die Ankündigung von noch ernsteren Auftritten für den Hochfeiertag selbst (15. Februar) war so deutlich, daß die Behörden noch am Hochfeiertagmorgen sich genöthigt sahen, den Belagerungszustand zu verhängen.

Damit ist die äußere Ruhe hergestellt worden, aber die Erregung der Gemüther dauert fort. Man hat eben den bekommenden Eindruck, daß die schwarze Flut immer höher steigt und alles zu verschlingen droht. Die hohe Geistlichkeit tostet dem Lande nach einer Aufstellung der conservativ-clericalen „Epoca“ erbrüdlich mehr als in Frankreich. In der Republik kosten ein einz Civilgouverneur von 38 Millionen 17 Erzbischöfe, 67 Bischöfe, 695 Domherren und 185 Generalvicare, die zusammen 2·5 Millionen Franken beziehen, und das Gesammtbudget des Staates beträgt mehrere Milliarden. In Spanien betragen bei einer Bevölkerung von 18 Millionen die Staatsbezüge der hohen Geistlichen 5·3 Millionen Pesetas jährlich. Die Zahl dieser Geistlichen beläuft sich auf 1313. Die 9 Erzbischöfe beziehen Gehälter von 32·500 bis 35·000 Pesetas. Von den 51 Bischöfen beziehen 3 ein Gehalt von 10·000 Pesetas, 21 ein solches von 20·000, 20 22·500, 3 25·000 und 2 27·000 Pesetas. Das Gehalt der Domherren beträgt bei 87 4000 Pesetas, bei 371 2500, bei 12 2000 Pesetas. 6 Aebte beziehen je 3750 Pesetas. Dazu kommen noch 126 Ehrendomherren mit 3500, 363 mit 3000 und 48 mit 1650 Pesetas. Von den Techanten haben 9 ein Gehalt von 5000, 48 ein solches von 4500 Pesetas. Das Einkommen dieser Geistlichen besteht oft nur zum kleinsten Theil aus den staatlichen Bezügen, denn es gibt in Madrid Pfarrer, deren Gesammteinkommen 100.000 Pesetas übersteigt, weggegen die übrigen mancher Landpfarrer mit 1000 und die Vicare vielfach mit 600 Pesetas Gehalt auskommen müssen. Das Budget des Ministeriums für die Justiz und die geistlichen Angelegenheiten weist an Ausgaben für Kirche, Gottesdienst und Klöster 41 Millionen auf, während die gesammte Rechtspflege nur mit 12·3 Millionen Pesetas bedacht ist. Auf das Ministerium für Unterricht und Kunst kommen im ganzen 17·4 Millionen, wovon nur 12 Millionen für den eigentlichen Unterricht auf allen Stufen. Alle Ausgaben für friedliche Zwecke pflegt der Staat pünktlich zu zahlen, dagegen verlangen die Volksschullehrer seit 1897 rückständige Gehälter im Betrage von 10 Millionen. Alle großen Unternehmungen und Geschäfte, wie die der Bank von Spanien, der Transatlantischen Dampfergesellschaft, des Tabakmonopols u. s. w. sind in den Händen der Jesuiten. Die religiösen Orden kaufen nicht nur ungeheure Liegenschaften an, erschleichen nicht nur Erbschaften, sondern bemächtigen sich auch nach und nach aller Industrien und Gewerbe. Klöster-liche Bäcker- und Bäckereien, Kliniken, Apotheken, Webereien, Bierbrauereien, Parfümerien, Hut- und Handschuhfabriken, Näh- und Stickereistätten, Druckereien, Buchbindereien u. s. w. (in Barcelona gibt es sogar Nonnen, die ausschließlich als Hebammen thätig sind) schlagen, weil sie keinerlei Steuern bezahlen und die Arbeitskräfte sozusagen gratis haben, die weltlichen Concurrenten leicht aus dem Felde oder saugen sie auf und erweitern so jeden Tag den Kreis ihres Einflusses. Vor kurzem hat die Madrider Handelskammer auf dieses Verhältnis hingewiesen, und in einer Eingabe an den Handelsminister die Besteuerung der Klosterindustrien verlangt. Die meisten Bischofsstühle sind mit fanatischen Männern besetzt, die alles aufbieten sollen, um in ihren Sprengeln die aufkeimende Saat der Aufklärung niederzutreten. Zu dem Ende verbieten sie den Gläubigen, liberale Zeitungen zu lesen und fordern sie auf, alle Freidenkenden bis aufs Messer zu bekämpfen. Um Hof und Regierung zu terrorisieren, setzte sich der Bischof von Barcelona an die Spitze der catalonischen Separatisten, während der von Pamplona das Haupt der Carlisten Navarras und des Baskenlandes wurde. Es ist eine altbekannte Thatsache, daß die carlistische Verschwörung, dieses ewige Damoklesschwert Spaniens, gerade in den Klöstern ihre Brennpunkte und Waffenniederlagen hat. Bei den letzten Wirren haben die Insassen eines Jesuitenklosters in Granada sich mit Flintenschüssen gegen die Aufstürmer vertheidigt. Vor kurzem erfolgte in einem Kloster in Malaga eine Explosion, wobei es sich herausstellte, daß die Mönche sich mit der Herstellung von Schieß- und Sprengputver abgaben, und das hiesige republikanische Blatt „El Pais“ hat wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß im nahen Jesuitenkloster in Chamartin de la Rosa Waffen aller Art, sogar Schnellfeuerkanonen aufgespeichert sind. Wenn die Behörden sich je unterstanden hätten, eine diesbezügliche Untersuchung vorzunehmen, denn in Spanien, geradeso wie in Oesterreich, hört die Staatsgewalt an der Klosterpforte auf.

Die vielseitige politische, wirtschaftliche und moralische Thätigkeit der geistlichen Ordensverbindungen ist, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, jedem Lande verhängnisvoll, wie weitverbreitet auch die Aufklärung darin sei, und wie liberal auch seine Regierung sei. Welchen allumfassenden verderblichen Einfluß aber wird die Kuttenclique nicht ausüben in einem Lande wie Spanien, wo der Staat die Schullehrer hungern sterben läßt und ein Drittel der Bevölkerung weder schreiben noch lesen kann, wo die bestehenden und leitenden Classen großentheils den clerical-reactionären Anschauungen huldigen und wo der Hof und die Regierung gehorsame Diener des Vaticans sind?

Was letzteren Punkt anbetrifft, so haben wir schon gezeigt, wie der spanische Hof sich in den Dienst des Clericalismus stellte, indem die Königin, den Eingebungen des Jesuitenpaters Montaña nachgebend, ihre älteste Tochter mit einem Mitgliede aus dem Hause der neapolitanischen Bourbonen dem Lande zum Trotze verheiratete, ein Beweis, daß sie durchaus entschlossen ist, gemeinsame Sache mit der religiös-politischen Reaction zu machen. Pater Montaña wurde zwar, wie oben mitgetheilt, seiner Stellung als Religionslehrer des Königs enthoben, aber er ist noch nie vor Beschwerden der Minister und der Prinzessin von Asturien, derjenigen, die den spanischen Thron besteigen soll, wenn dem kleinen Monarchen etwas Menschliches passiert, was ja, bei dessen schwacher Gesundheit, eine Sache im Bereiche der Möglichkeit liegt. Unerfreulich ist außerdem jedenfalls der Gedanke, daß Alfons XIII. jahrelang in den Händen des Jesuiten gewesen ist. Der Religionsunterricht ist erlegt worden durch Geschichtsunterricht, der durch den Professor Fernando Brieva ertheilt wird, einen Mann, der in seinen Gesellen und Anschauungen dem Pater Montaña nachblickt. Kaum alle Lehrer des Königs huldigen übrigens derselben Richtung, so daß man sich von der Erziehung desselben für die Religions- und Gedankenfreiheit, wie dies vor kurzem in den Cortes von einigen liberalen Abgeordneten dargelegt wurde, nur das Schlimmste versprechen kann.

Was soll ich nun noch von unserer Regierung sagen? Auf der Ministerbank, je scheint es fast, sitzen nicht verfassungsgemäße und verantwortliche Minister, sondern Oberjesuitenvicare mit dem Breviergebet in der Hand, oder Pater Jesuitenrectors, Vorsteher des Monchshauses und der Herrschaft der Kutte. Den General Arcarazga, der zuletzt noch Premier gewesen ist, nennt man allgemein den „Bischof in der Generalsuniform“. Es liegt wie Ueberreibung, ist aber buchstäblich wahr, daß Arcarazga beständig bei den Jesuiten liegt, hauptsächlich im Kloster in Chamartin de la Rosa und in seinem Ministerbureau zu Zeiten angetroffen wurde. Der übrigen Minister sie machen kein Hehl daraus und sind darauf stolz, sind Mitglieder, Genossen oder Brüder von Ordensbrüdern.

Digitized by Google

katholischen Arbeitervereinen und Laienbruderschaften. Sie haben es hie und da im Parlament versucht, den Vorwurf der Piaffenfreundschaft von sich abzuschütteln, und so erklärte der Ministerpräsident noch vor kurzem in den Coulissen, er und seine Cabinetsgenossen seien begeisterte Katholiken, aber trotzdem regierten sie verfassungsgemäß liberal, wie es der Umstand beweise (in causa venerunt), daß sie nicht die in Spanien bestehenden confessionellen Schulen und Kapellen ausgerottet hätten. Im allgemeinen Bewußtsein ist es aber, daß diese Leute, wenn sie nun die Macht dazu hätten und nicht die Intervention der auswärtigen Staaten fürchteten, jetzt, genau ebenso wie vor 300 Jahren, alle Reger und Ungläubigen in Acht und Bann thun und sogar die Scheiterhaufen nebst Autos da fé wieder einführen würden.

Nur einer solchen Regierung ist es zu verdanken, daß sich seit einiger Zeit in Spanien zahlreiche religiöse Orden angesiedelt haben, die durch das 1851 zwischen Spanien und dem Papste Pius IX. abgeschlossene Concordat ausdrücklich ausgeschlossen sind. Es ist so weit gekommen, daß noch vor kurzem der Bannstrahl eines Bischofs einem Minister das Portefeuille gekostet hat, weil weder die Königin einen Excommunicierten empfangen, noch die Cabinetscollegen mit ihm verkehren wollten, und wieder in den letzten Monaten wurde eine Zeitung mit der ganzen Redaction in Pamplona vom Bischof excommuniciert, und die weltlichen Behörden — man staune! — ließen sich infolge dessen veranlaßt, das betreffende Blatt „El Porvenir de Navarra“, einfach zu unterdrücken. Diese ausgezeichnete Regierung hat übrigens dermaßen die Ueberzeugung, daß sie das Vertrauen und die Liebe des Volkes besitzt, daß unter ihr fast ununterbrochen die Verfassungsbürgschaften aufgehoben waren und der Belagerungszustand verhängt blieb, ein Verhältnis, das seinesgleichen nicht in der ganzen Welt, selbst nicht in den südamerikanischen Republiken, findet. Clericalismus und Absolutismus, das ist das Regime, unter dem wir seit einigen Jahren in Spanien leben.

Es ist unzweifelhaft, daß die fanatisch-brutale Kuttenwirtschaft, wie sie unser unglückliches Land in früheren Zeiten genossen, die Gewissensknechtung und das Dunkelmännerthum, das sich hier wieder breit macht, gegenwärtig einen verzweifelten Ansturm gegen den Liberalismus zu unternehmen im Gange ist. Rom will nicht müssig mit ansehen, wie Spanien sich von jahrhundertlanger geistiger Knechtschaft befreit und gierig den belebenden Hauch moderner Ideen einathmet.

Indessen aber rüttelt der gesunde Theil des Volkes — die mittleren und unteren Classen — an seinen Ketten und wird sie auch, des kann man sicher sein, mit unwiderstehlicher Gewalt sprengen. Die letzten Wirren waren bloß die Vorboten dessen, was noch kommen wird. Derselbe Streit, der jetzt in Frankreich tobt, wird über kurz oder lang auch in Spanien ausbrechen, nur daß er hier weit gesetzlichere Formen annehmen wird.

Madrid. Dr. Julio Bronsi.

Englands industrielle Zukunft.

Von Eduard Bernstein.

II.*)

Ein namhafter englischer Statistiker, Mr. Holt Schooling, hat die Thatsache des Rückganges von Englands Bevölkerungszuwachs jüngst in einer Londoner Zeitung („Daily Mail“ vom 7. und 14. Januar) ausführlich dargelegt. Hier einige seiner Zahlen in theils abgekürzter und theils ergänzter Zusammenstellung.

In den 25 Jahren von 1874 bis 1898 ist die jährliche Geburtsrate des Vereinigten britischen Königreichs (England mit Wales, Schottland und Irland) von Jahrfünft zu Jahrfünft schrittweise von 34·3 auf 29·1 auf das Tausend Einwohner zurückgegangen. Im Hauptland, England und Wales, ist der Rückgang am stärksten, nämlich von 35·9 auf 29·8, das heißt um 6·1 pro Tausend. Die Geburtsrate von 1891 bis 1898 war um 17 Procent niedriger als die des Jahrfünfts von 1874 bis 1878 — eine Abnahme, wie sie in keinem zweiten Lande Europas gleich stark zu finden ist. Sie betrug in der gleichen Periode in Frankreich 11 Procent, in Holland und Belgien je 11 Procent, in Deutschland und der Schweiz je 10 Procent, und in den übrigen Ländern weniger als 10 Procent.

Vergleicht man die vier Großstaaten-Vereinigtes britisches Königreich, Deutschland, Frankreich und Oesterreich untereinander, so erhält man für das erste und letzte Jahrfünft der ganzen Periode folgende Zahlen:

Jährliche Geburtsziffer pro Tausend Einwohner

	Deutschland	Oesterreich	Frankreich	Ver. Königreich
1874—78	40·9	38·6	25·3	35·8
1894—98	36·3	37·3	20·1	29·8
Abnahme	4·6	1·1	5·2	6·0

Die Ziffer Englands entfernt sich immer mehr von der Deutschlands und Oesterreichs und nähert sich immer der Frankreichs! Im letzten Jahrfünft (1894 bis 1898) wurden im Vereinigten Königreich 5,750.000 Kinder geboren; bei Fortbestand der Rate von 1874 bis 1878 wären es 6,760.000 gewesen, so daß für diese fünf Jahre allein eine Minderzahl von mehr als einer Million Geburten zu verzeichnen ist.

Gegen diesen Ausfall steht nun freilich eine erhebliche Verminderung der Sterblichkeitsrate Englands. Das hochindustrielle England, dessen Bevölkerung zu mehr als drei Vierteln in Städten wohnt, hat eine bei weitem niedrigere Sterblichkeitsrate als Deutschland und die noch stark landwirtschaftlichen Länder Frankreich und Oesterreich. Die Zahlen für die oben angeführten Perioden sind:

Jährliche Sterbeziffer pro Tausend Einwohner

	Oesterreich	Deutschland	Frankreich	Ver. Königreich
1874—78	30·9	26·6	22·3	21·0
1894—98	26·5	21·4	20·9	17·6
Abnahme	— 4·4	— 5·2	— 1·4	— 3·4

Den stärksten Rückgang weist hier Deutschland auf, dessen Sterbeziffer nur noch unwesentlich höher ist als die des wohlhabenden Frankreich. Aber beide haben noch immer eine erheblich höhere Sterblichkeit als das britische Königreich, und in diesem ist die Ziffer für England und Wales wieder niedriger als die Ziffern Schottlands und Irlands. Alles in allem starben im britischen Königreich in der Periode von 1894 bis 1898 3,479.000 Personen, während bei der Rate von 1874 bis 1878 die Zahl der Todesfälle 4,151.000 betragen hätte, d. h. es gab 672.000 Todesfälle weniger! Eine sehr erfreuliche Ziffer, die aber den Ausfall an Geburten nicht ausweist, sondern einen Ueberschuß von 348.000 Köpfen hinterläßt. Mit anderen Worten, die Geburtsziffer des britischen Königreiches fällt rascher als die Sterbeziffer, der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle wird immer geringer. Vergleichen wir im Hinblick auf diesen Punkt noch einmal die obigen vier Großstaaten, so erhalten wir folgendes Bild:

Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle pro Tausend Einwohner

	Ver. Königreich	Frankreich	Oesterreich	Deutschland
1874—78	13·3	13·5	8·5	14·5
1894—98	11·5	14·7	10·8	20·0
Ab- oder Zunahme	— 1·8	+ 0·8	+ 2·3	+ 5·5

Oesterreich und Deutschland haben eine Vermehrung der Ueberschußrate, Frankreich und das britische Reich eine erhebliche Verminderung. In Frankreich ist der Ueberschuß so gering, daß er fast einem Stillstand der Bevölkerungsmenge gleichkommt; in einigen Jahren fand sogar absoluter Rückgang statt. In England ist der Ueberschuß zwar über fünfmal höher als in Frankreich, bleibt aber sehr erheblich gegen Deutschland zurück. In der Periode von 1874 bis 1878 nahm die Bevölkerung des Vereinigten Königreiches fast in gleicher Proportion zu wie die des Deutschen Reiches, in der von 1894 bis 1898 bleibt die relative Vermehrung Englands um drei pro Tausend hinter der deutschen zurück. Und das ist keine Zufallserscheinung, sondern spiegelt nur eine in fast ununterbrochener Linie sich vollziehende Entwicklung wieder.

Unter verschiedenen sozialpolitischen Gesichtspunkten ist das Bild, welches das britische Königreich nach den verschiedenen Zahlen darbietet, als ein durchaus günstiges zu bezeichnen. Es veranschaulicht eine erhebliche Besserung der Lebensverhältnisse der Volksmasse denn hier stehen wir vor Zahlen, bei denen die Volksmasse den Ausschlag gibt, die in ihrer großen Mehrheit noch aus wirtschaftlicher Arbeit ihren Erwerb zieht. Aber die Färbung des Bildes verändert sich sofort, wenn wir es unter dem Gesichtspunkt der internationalen Position des britischen Reiches als Handels- und coloniale Weltmacht — vom Standpunkt des Imperialismus — betrachten.

Der bedeutendste Concurrent Englands in Europa ist das Deutsche Reich. Es hat eine erheblich zahlreichere Bevölkerung als England, die sich zudem in raschem Fortschritt vermehrt. Sieht ebenso der Geburtsüberschuß Englands mit dem Deutschlands numerisch proportionell gleichen Schritt, so bleibt er jetzt auch im Verhältnis, das heißt absolut und relativ hinter ihm zurück. Der Abstand zwischen Englands und Deutschlands Bevölkerungsvermehrung vergrößert sich in zunehmender Progression. 1888 betrug er nur ein [illegible] 1895 aber schon [illegible] Stopfe. Die deutschen [illegible] Jahre gegen die und da Abweichungen von der Richtungslinie, im wesentlichen bei der Zahlen bleibt diese indes unverändert. Kein ist es aber außer Zweifel, daß England für die Behauptung seiner Weltmachtstellung auf einen stärkeren Geburtenüberschuß angewiesen ist, als Deutschland. Es hat für seine ausgedehnten Colonien und Besitzungen bedeutend mehr Kräfte aufzubieten als das Mutterland, und zwar [illegible] als dieses [illegible] alle Art und als Auswanderer. Deutschland hat keine Aus-

Digitized by Google

wanderercolonien, England aber hat deren, und der Ruf von Canada, Australien, Neuseeland ꝛc. nach Zuzüglern ertönt unabläſſig. Kann das Mutterland ihm nicht entſprechen, ſo holen ſich die Colonien die Zuzügler von anderswo her, und das würde unter Umſtänden verhängnisvolle Absonderungen im Innern der Colonien ergeben. Man denke an die Südafrikaniſchen Colonien, wo ſchon jetzt das britiſche Element in der Minderheit iſt. In dem Maße aber, als das Mutterland Auswanderer an die Colonien abgibt, verringert es ſeine heimiſchen Arbeitskräfte, und zwar in der Mehrheit der Fälle gerade um einen entſprechenden Theil der energiſcheren Elemente des Landes. Man mag den Einfluß der Auswanderung auf die Beſchaffenheit des Durchſchnitts der Zurückbleibenden vielfach überbetrieben haben, aber die Klagen aus allen Kreiſen Englands über den Mangel an wirklich regen Geiſtern deuten doch auf eine gewiſſe Verſchlechterung des heimiſchen Durchſchnittstypus hin. Hier liegt unzweifelhaft eine Gefahr für England vor, die durch Einwanderer aus anderen Ländern etwas gemildert, aber nicht gehoben wird. Und die Alternative wird durch jeden neuen Gebietszuwerb verſchlimmert. Wenn alſo der Schreiber dieſes auch nach ſorgfältiger Prüfung des Pro und Contra der ſüdafrikaniſchen Händel zu der Ueberzeugung gekommen iſt, daß die leidenſchaftliche Parteinahme der ſtellungsdichten Demokratie für die Boeren wider England vor der Geſchichte nicht ſtandhalten wird, ſo iſt er doch zugleich auch der Anſicht, daß die Einverleibung der Boerenſtaaten in den britiſchen Reichsverband keine Stärkung Englands bedeuten wird oder würde. Sie mag, wie die Dinge ſich entwickelt haben, für England das kleinere von zwei Uebeln ſein, zwiſchen denen es zu wählen hat, aber ſie wird oder würde auf jeden Fall ein Uebel, wenn nicht ein Unglück, für England ſein, ein Moment der Schwächung für es bedeuten.

Hinſichtlich der militäriſchen und Verwaltungs-Koſten leuchtet das heute ſelbſt den engliſchen Jingoes ein. Aber die Sache hat noch eine andere Seite.

Man kann es als ein Axiom politiſcher Dynamik betrachten, daß zwiſchen der Fähigkeit eines Landes, auswärtigen Beſitz zu aſſimilieren, und ſeiner Erzeugungskraft in Bezug auf Menſchen und Güter zeitweilig — d. h. nach Maßgabe der allgemeinen Cultur- und Wirtſchaftsentwickelung — ein beſtimmtes Mißverhältnis beſteht, d. h. daß jedes Land nur im Verhältnis zu ſeiner Potenz in letzteren Punkten coloniſieren und aſſimilieren kann. Wie auf einer gewiſſen Stufe der Entwickelung der Beſitz von Colonien als ein mächtiger Förderer der heimiſchen Productivkraft wirken kann und gewirkt hat, ſo gibt es doch jedesmal eine Grenze, jenſeits deren er auf die Dauer lähmend wirkt. Seine Beerwaltung und Entwickelung nimmt dann mehr Kräfte in Anſpruch, als das Heimatland entbehren kann, ſoll es nicht induſtriell zurückbleiben. Muß es ſie um des Beſitzes willen doch aufwenden, ziehen ſeine Colonien und ſonſtigen Beſitzungen mehr als den Ueberſchuß ſeiner arbeitsfähigen Bevölkerung an, ſo tritt nicht nur eine proportionelle Schwächung ſeiner induſtriellen und militäriſchen Kraft ein, die Schwächung nimmt auch durch Rückwirkung hüben und drüben in ſteigender Progreſſion zu. Jede relative Verluſt an Productivkraft macht größere relative Kraftabgabe an die Colonien nöthig, und dies bedeutet wieder neue Schmälerung der heimiſchen Productivkraft — das Wort im weiteren Sinne genommen. Es iſt eine Art Schraube, deren Gewinde ſich beſtändig verbreitert und ſchließlich als Sprengkraft wirkt.

Hat England die Grenze ſchon erreicht oder ſchon überſchritten, von wo ab der auswärtige Beſitz in dieſer Weiſe wirkt? Es iſt, bei der Vielheit der Factoren, die dabei in Betracht kommen, nicht leicht, dies mit Beſtimmtheit feſtzuſtellen. Aber es häufen ſich die Anzeichen, daß es zum mindeſten hart an der Grenze ſteht. Es macht einen eigenartigen Eindruck, wenn man in ſeinen Zeitungen Seite an Seite mit den Nachweiſen über die Entwickelung des platten Landes in England und der Abnahme ſeiner landwirtſchaftlichen Bevölkerung" — immer wieder Aufrufe colonialer Behörden lieſt, in denen Auswanderern, Ländlerbeiern und Bauern die verlockendſten Angebote gemacht werden. In keiner Zeit waren in England die Klagen über Mangel an Landarbeitern größer und wahrſcheinlich auch begründeter, als jetzt. Und doch empfehlen ausgerechnet engliſche Zeitſchriften, wie die „Quarterly Review", eindringlich als das einzige Mittel der Löſung der Südafrika-Frage die ſyſtematiſche Coloniſierung Südafrikas mit britiſchem Landvolk, unter Aufwendung von Staatsmitteln. „Wir werden Südafrika verlieren," heißt es da, „wenn wir nicht die Zahl unſerer Landsleute dort durch Einwanderung vermehren und den Fortgang einer liberalen und fortſchrittlichen Entwickelung ſicherſtellen können, die allein Geld und Leute in das Land zieht." Das iſt wahrſcheinlich richtig, aber woher die Leute nehmen? In der engliſchen Handelsflotte nimmt die Zahl der Matroſen britiſcher Nationalität ab, die anderer Nationalitäten zu. Im Laufe des Jahrfünft von 1891 bis 1896 fiel die erſtere von 127.567 auf 125.009 und ſtieg die Zahl der weißen Ausländer von 23.884 auf 27.446, die der Lascaren von 21.322 auf 27.446. Die Handelsflotte hat aber im Kriegsfalle bekanntlich auch Sicherheitsdienſte zu verrichten, und ſo bedeuten dieſe Zahlen eine Verſchlechterung von Englands Poſition im Falle eines Krieges mit einer Seemacht. Aehnliche Verhältniſſe laſſen ſich in wichtigen Zweigen des Handels und der Induſtrie feſtſtellen. Sie deuten auf ein Nachlaſſen der nationalen Spannkraft oder auf ein Zurückbleiben derſelben gegenüber den ſteigenden Anforderungen an ſie. Man braucht die Sache nicht zu übertreiben, denn es gibt da allerhand compenſierende Factoren, worunter Englands Reeeptionskraft für Ausländer, die Folge ſeiner freiheitlichen Einrichtungen, die nicht am wenigſten fördernde Kraft iſt. Vor allem hat England zwei mächtige Verbündete im Militarismus des Feſtlandes von Europa und im Protectionismus der Vereinigten Staaten von Amerika. Solange ſie beſtehen, kann es immer noch hoffen, ſich ſeine Poſition als eine der erſten induſtriellen Weltmächte zu erhalten. Seine Zukunft iſt bedroht, aber der „Verfall" iſt dann mehr eine Sache der Conſeetur rein politiſcher Kräfte und kann demgemäß noch ziemlich lange auf ſich warten laſſen. Von dem Tage aber an, wo ſie fallen, ſteht es vor der ernſthaften Gefahr, in die Reihe der wirtſchaftlichen Weltmächte zweiten oder dritten Ranges herabzuſinken, und dann würde auch die Stunde ſeiner Colonialmacht geſchlagen haben.

Ueber Orthographie.

In Wien findet jetzt eine Enquête ſtatt, die ſich mit der Frage einer Reform unſerer Schulorthographie beſchäftigt. Auch in Deutſchland ſoll Aehnliches angeregt worden ſein. Ich beabſichtige durchaus nicht, poſitive Vorſchläge zu machen: Zweck dieſer Zeilen iſt nur, diejenigen, die der vielerörterten Orthographie-Frage ferner ſtehen, mit den Geſichtspunkten, die hier einzunehmen ſind, bekannt zu machen.

Ich bin nicht der Meinung, daß die Orthographie-Frage zu den wichtigſten gehört, und der Ausſpruch eines Schulmannes, eſt wenn man eine ordentliche Orthographie habe, werde man Männer erziehen, gehört in das goldene Buch der Pedanterei. Ich finde es ganz begreiflich, daß viele gebildete Männer von dieſen Dingen nichts wiſſen wollen. Aber, wenn man eine Erörterung über orthographiſche Dinge eintritt, ſoll man nicht mit dem Argument kommen, daß es früher, etwa im ſechzehnten Jahrhundert, noch ärger geweſen iſt. Was würde man dazu ſagen, wenn in einer Debatte über die Traceneführung einer Eiſenbahn jemand mit der an ſich unanfechtbaren Bemerkung auftrete, daß die Menſchen ſich mehrere Jahrtauſende überhaupt ohne Eiſenbahn behelfen hätten! Viel Unheil hat in den Fünfzigerjahren und noch ſpäter das Schlagwort von der „wiſſenſchaftlichen Orthographie" angeſtiftet. Die Schrift iſt nichts als Mittel zum Zweck. Die Sprachforſcher bedarf für ſeine Zwecke ganz anderer Symbole, als das bürgerliche Leben; für die Darſtellung der feinſten lautphyſiologiſchen Unterſuchungen reicht das Prinzip unſerer Buchſtabenſchrift gar nicht aus. Aber, wenn ich ein Gedicht leſe, treibe ich auch gar keine Phonetik: es kann die Färbung eines Vocales beeinfluſſen, ob der Dichter See oder Meer ſagt, aber wie ſeine Zunge bei der Bildung des e artiuliert, iſt mir vollkommen gleichgiltig. Ebenſo kommen es mich nicht, wie ein Wort, das ich in einem Fremdwörterbuch leſe, im Altbuchdeutſchen geſtanden hat. Die Orthographie iſt eine rein praktiſche Angelegenheit.

Welche Anforderungen ſind nun an eine für das tägliche Leben beſtimmte Orthographie zu richten? Zunächſt ſoll ſie leicht lesbar ſein. Unſere geltende Schreibung iſt hier nicht ganz vollkommen: auch der Geübte verliest ſich mitunter, und zwar eher, als man wohl denkt. So las ich einmal das Wort Dietlbier als Tiefl-bier, Erdrutſchungen als Erd-Entrutſchungen und wußte eine, wenn auch minimale, Zeit nachdenken, um das Richtige zu finden. Aber als beſonders ſtörend ſchienen dieſe Unvollkommenheiten der Schrift nicht empfunden zu werden: man lieſt wohl in verkrüppelten Eiſenbahnen Ankündigungen hin und wieder auf die Beſtrichtung, daß bei allen ſtarken Aenderungen des Heilkommittels Verwechslungen entſtehen könnten, die heute ſchon möglichen ſchienen keinen Anſtoß zu erregen.

Das Verlangen nach einer Reform entſpringt anderen Erwägungen. Unſere Orthographie iſt ſchwer erlernbar, ſie hält zu große Anforderungen an das Gedächtnis, Zeit, koſtbare Zeit, muß darauf verwandt werden, den Kindern Dinge von zweifelhaftem oder ohne jeden Wert einzuprägen. Man muß ſich zum Beiſpiel mechaniſch merken, in welchen Wörtern der Laut dach geſchrieben wird, wo ihr die Unterſcheidung [illegible] Laute, wenn [illegible] wo es Mode, wo es Art zu ſchreiben iſt. Die Schreibung der phonetiſchen Schreibweiſe, des Lautes „Schreib wie du ſprichſt", erheben gegenüber der heutigen Willkür den Anſpruch der Erleichterung. Das heißt kann nur einen Bruchteil der Zeit, die jetzt darauf verwendet wird, in Anſpruch nehmen. Die Einſparung an Zeit würde [illegible] bedeuten. Die Einſparung an Zeit würde [illegible]

Digitized by Google

lassen sich auf zwei zurückführen. Man sagt, die Schrift könne die Sprache nicht nachbilden, und zweitens, es gebe keine einheitliche Aussprache des Deutschen.

Der erste Einwand beruht auf einem Missverständnis, das freilich theilweise durch die Uebertreibungen der „Phoneti ker" veranlasst ist. Es ist ja gar nicht die Aufgabe der praktischen Schreibung, die physiologischen und akustischen Eigenschaften der Rede getreu nachzubilden, die Zerlegung der Sprache in ihre lautlichen Bestandtheile ist hier nur Mittel zum Zweck. Aber dieses Mittel soll folgerichtig angewendet werden. Die Schrift lässt sich einer schematischen Zeichnung vergleichen: das Wort erhält ein- für allemal seine starre Gestalt, während sie in der lebendigen Rede, je nach der lautlichen Umgebung*), dem Sprechtempo, der Stimmstärke wechselt. Die Schrift zerlegt das Wort in Laute, die Sprache ist aber nicht nur eine Aufeinanderfolge von Lauten, denn während die Sprachwerkzeuge von einer Lautstellung zur anderen übergehen, hört der lauterzeugende Luftstrom nicht auf, es entstehen Uebergangslaute, die in der Schrift keine Bezeichnung finden. Die Schrift schematisiert also, aber sie soll dies nach einem einheitlichen Plane thun. Es ist richtig, dass das a in Saaten anders klingt, wenn ich das Wort laut, anders, wenn ich es flüsternd spreche; aber dadurche geschieht bei dem a von baten und dem a von rathen, unter gleichen Bedingungen werden die Laute dieser drei Wörter vom Choral her ersten Silbe an gleich gesprochen, sie reimen. Die Verschiedenheit der Schreibung, hier aa, dort a, hier t, dort th, ist keiner phonetischen Verschiedenheit zugeordnet; ob man rathen oder raten schreibt, das Wort wird unter sonst gleichen Bedingungen nicht verschieden gesprochen werden. Richtig verstanden fordert also das Princip phonetischer Schreibung, dass Laute, die unter denselben Bedingungen als gleich empfunden werden, auch dieselbe Bezeichnung erhalten.

Der zweite Einwand ist bis zu einem gewissen Grade berechtigt. In verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebietes ist das Ideal der guten Aussprache ein verschiedenes. Aber sehr viele Differenzen sind für die Schreibung bedeutungslos. Es wird zum Beispiel das anlautende s in Norddeutschland im allgemeinen kräftiger artikuliert, als im Süden. Aber da dies in allen Wörtern geschieht und der Buchstab sein natürliches, sondern ein rein conventionelles Verhältnis zum Laute hat, so ist es für den Norddeutschen, wie für den Süddeutschen eine gleich passende Bezeichnung; die Doppelheit s und s ist für beide gleich unpraktisch, da der Norddeutsche das s ebenso kräftig, der Süddeutsche ebenso schwach aussprecht, wie das s. Anders steht es, wenn in verschiedenen Gegenden mehrere Laute ungleichmäßig auf den Sprachschatz vertheilt sind. Die deutsche Schriftsprache hat in betonten Silben zwei o-Laute, ein geschlossenes und ein offenes. In der Anwendung dieser beiden Laute herrscht je nach dem Orte grosses Schwanken. In geben z. B. wird in Oesterreich und wohl überwiegend in Norddeutschland geschlossenes e gesprochen, in Sachsen und andernwärts offenes. Umgekehrt lautet das e in sehr in Oesterreich offen, anderwärts geschlossen. Wäre dieses Verhältnis constant, würde einem österreichischen geschlossenen e immer ein sächsisches offenes e entsprechen und umgekehrt, so konnte man jedem Laut ein besonderes Zeichen geben; derselbe Buchstabe würde dann in Sachsen immer als offenes, in Oesterreich immer als geschlossenes e gesprochen werden. So liegen aber die Dinge nicht. In regen spricht man auch in Sachsen geschlossenes e. Für keine der beiden Sprachgruppen wären also die beiden Zeichen eindeutig. In solchen artigen Fällen ist, solange es keine einheitliche deutsche Aussprache gibt, die Durchführung des phonetischen Prinzips unmöglich. Aber in vielen anderen ist sie möglich und nützlich. Für die Erleichterung des Lernens ist von Bedeutung namentlich die Forderung, dass derselbe Laut nicht mehrere Zeichen habe. Die Verwendung desselben Zeichens für mehrere Laute oder die Bezeichnung eines Lautes durch eine Buchstabenverbindung ist, wie wir sie heute von geringerem Belang.

Dagegen ist die Vermeidung auch dieser Unvollkommenheiten von grösster Wichtigkeit von einem anderen Gesichtspunkt aus. Es ist nicht richtig, dass die Schrift blos dazu bestimmt ist, dem, der seine Muttersprache schon inne hat, zum Erinnerungszeichen für schon Bekanntes zu dienen. Für die grosse Mehrzahl ist die Schrift das Mittel, sich der Schriftsprache zu bemächtigen. Die meisten kommen vom Dialect her, durch die Schrift wird ihnen in der Schule die Kenntnis der Schriftsprache vermittelt. Dieselben Schwierigkeiten, die uns die complicierte Orthographie einer fremden Sprache bereitet, bereitet dem Dialect sprechenden Kind die unvollkommene Scheidung der Muttersprache. Wir haben zwei Synonyma des ch, eine, die in allen anderen Gauen, eine andere, die weiter vorne gebildet wird; man vergleiche das ch in Küche und in machen. Wenn dieser Unterschied von Haus aus geläufig ist, wird beim Lesen nicht auffallen und auch beim Erlernen der Schrift kaum Schwierigkeiten haben. Aber die Tiroler und die Schweizer, die nur ein ch kennen, unabhängig von dem vorangehenden Vocal, werden durch die Schrift nicht auf das Dialectliche dieser Sprechweise aufmerksam gemacht, sie behalten sie daher in der Regel bei. Mitunter wird durch die Unvollkommenheit der Schrift eine eigene Schlussthorade erzeugt. Ich erinnere an die greuliche Art, wie unsere Schulkinder das -er unbetonten Endsilben sprechen. Sie geben ihm einen Laut, der nur in Tonsilben berechtigt ist, bloß deshalb, weil die Schrift den Buchstaben e für ganz verschiedene Laute verwendet.

Wünschenswert ist auch, dass die Schrift womöglich mit Buchstaben überladen sei. Schon der älteste deutsche Orthograph, Nielas von Wyle, sagt, das „doch lasterlich ist ain ding zetun durch vil, das gihch als wol durch minders mag beschechen". Die Abschaffung des Dehnungszeichens h würde nicht nur dem Gedächtnis entlasten, sondern auch der Forderung der Sparsamkeit genügen.

Rücksicht verdient ferner die Bequemlichkeit des Schreibers und des Setzers. An sich wäre z. B. die Bezeichnung der Vocallänge durch einen Circumflex nicht übel, aber das schnelle Schreiben wäre dadurch behindert und der Setzer müsste mit zuviel Typen hantieren. Die Andeutung des Wortlons durch Accentzeichen wurde manche Verlegungen verhüten, aber jetzt man sie in allen Wörtern, so wäre dies für Schreiber und Setzer unbequem, verwendete man sie nur in einigen, so wäre der Nutzen für den Lesenden geringer, als wiederum die Erlernung erschwert. Man sieht, es geht ohne Compromisse nicht ab, auch wenn man sich begnügt, das Bild einer idealen Orthographie zu entwerfen, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit ihrer Verwirklichung.

Ist diese Verwirklichung denkbar, hat eine radicale Reform Aussicht auf Durchführung? Den Nutzen von der Reform hätten die jüngeren Generationen; den, der schon lesen kann, würde eine starke Veränderung der gewohnten Weise sicher zu stören, und damit rechnet natürlich die Verleger. Der Staat könnte zwar wie den Schulen so auch den Druckereien eine Orthographie aufzwingen, aber wünschenswert ist dies natürlich nicht. Daraus geht hervor, dass eine durchgreifende Reform unmöglich ist. Man würde sonst eine Schulorthographie und eine Orthographie fürs Leben haben. Aber in Einzelheiten kann der Vorgang der Schule von großer Bedeutung sein, die Geschichte der Orthographie in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren hat dies gelehrt. Als im Jahre 1880 den preußischen Schulen eine einheitliche Orthographie vorgeschrieben wurde, gieng ein Sturm durch die Presse, und manche unserer liberalen Zeitungen können heute noch nicht von dem verstorbenen Minister v. Puttkamer reden, ohne ihm seine „reactionäre" Orthographie vorzuwerfen. In Wahrheit ist der erste Anstoß zu einer amtlichen Ordnung der Schulorthographie nicht von Preußen, sondern von Baiern ausgegangen, die Regeln sind natürlich nicht von Puttkamer, sondern von competenten Fachmännern gemacht,*) die preußische Schulorthographie ist endlich nichts weniger als reactionär, im Gegentheil, sie ist minder conservativ als unsere österreichische, von den altertümlichen Schnallen gewisser Zeitungen ganz zu schweigen. Die Verürchtungen, die man im Jahre 1880 aussprach, sind durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt worden. In einem Schriftchen, betitelt „Die Schulorthographie vom Jahre 1880 und die deutsche Presse der Gegenwart" (Berlin 1895) erweist Gemß die weite Verbreitung der Schulorthographie. Derselben bedienen sich z. B. die Conversationslexika von Meyer und Brockhaus, die Meclamische Universalbibliothek Engelhorns, Romanbibliothek, die Sammlung Geschen u. s. w. Zurückhaltend ist ihr wesentlichen nur ein Theil der politischen Presse. Dass unsere Schulorthographie nicht den gleichen Erfolg gehabt hat, liegt nicht an ihrer inneren Beschaffenheit (sie hat gegenüber der preußischen Vorzüge und Fehler), sondern einzig daran, dass der österreichische Buchhandel nicht auf Oesterreich allein als Absatzgebiet rechnen darf. Will man unseren Schulen eine Orthographie geben, die nicht nur Schulorthographie sein soll, wird man sich mit den deutschen Unterrichtsverwaltungen ins Einvernehmen setzen müssen.

Prof. Dr. Max Hermann Jellinek.

*) Vergleiche Sievers, Grundzüge der Phonetik, 5. Auflage, Leipzig 1893, S. 98 ff.

*) Vergleiche Regelbuch für die Rechtschreibung, Berlin 1897.

Poetische Schwäche.

Ich bin meinen Neigungen nach ein wenig altmodisch, ich hänge noch dem alten Glauben an, dass ein Kunstwerk nicht bloß wahr, sondern auch schön sein müsse, aber andererseits fühle ich mich, um geschlossen Europäer zu bleiben, zum Fortschreiten verpflichtet. Darum möchte ich keineswegs die Kunst der Gegenwart, vor allem den Versuch im Drama nur bloße Verirrung halten. Die breite Schilderung des Nackten, die langen Stichreihe der auftretenden Personen, die Aufzählung der technischen Angaben, den Dialect, die „A-Ss" und „Ass", die unerquicklichen Gedankenwirbe, alles dies will ich nicht verwerfen, sondern gerne hinnehmen, da es geeignet ist, der Bühnenwirklichkeit die frische Farbe des Lebens zu verleihen. Auch will ich nicht meinen, dass jene die Gnadenlose schärfer betonen

gearbeitet, weniger schablonisiert werden, als es etwa von Freytag, Laube, Geibel u. a. geschehen ist. Aber eines ist es doch, was mir die Freude an „der Moderne“ immer verdorben hat und noch verdirbt: die Unfähigkeit, hinanzugehen, nicht über das Leben — das wäre ja Schönsüberei — sondern über den Durchschnitt, über das triviale Mittelmaß des Lebens im Sprechen und im ganzen Auftreten ihrer Personen, als ob jeder Mensch in jedem Augenblicke seines Lebens sich immer durchschnittlich und trivial gäbe.

Ich möchte mich ausdrücklich dagegen verwahren, daß ich falscher Idealsucherei das Wort rede. Aber ertönt gibt es doch auch heute noch über den Durchschnitt erhabene, oder wenigstens augenblicklich erhobene Menschen; in manchen Dramen treten solche auf, werden sie wenigstens von anderen, und zwar ganz offenbar im Namen des Verfassers als solche bezeichnet. Zweitens gibt es auch im Leben des durchschnittlichen Menschen Höhepunkte, wo er fortgerissen wird, wo seine Sprache und seine ganze Haltung sich aufrichtet. In beiden Fällen ist der Dichter, auch der naturalistischste, verpflichtet, andere Farben aufzutragen, feinere oder lautere, wärmere oder klarere, aber jedenfalls das einförmige Grau zu unterbrechen. Er darf solchen Scenen nicht aus dem Wege gehen, er muß sie vielmehr suchen. Er darf ja ohnehin nicht wahllos einige Stunden des Lebens photographieren, er muß vielmehr bedeutsame Stunden aussuchen, in denen seine Personen vor wichtige Entscheidungen gestellt werden, und darum soll er auch den höheren Schwung, der sich in solchen Stunden einstellt, nicht unterdrücken. In beiden Beziehungen aber, in der Steigerung der Personen wie der Scenen, wo sie nöthig ist, lassen es die Modernen immer wieder fehlen. Das ist die wahre Schwäche, die ich meine. Einige Beispiele sollen dies illustrieren.

Da ist zunächst der alte Ibsen. Im Grunde ein Idealist, der in seiner Jugend auch ideale Gestalten schuf, wie den Brand, und von seinem eigenen Feuer ihnen etwas mittheilte. Später ist auch er matt geworden. Wo er einen außerordentlichen Menschen schildern soll, läßt er einfach einen Mitbandelnden diese Etiquette ihm aufkleben, damit der Zuschauer oder Leser glaube, anstatt zu sehen und zu fühlen. So wird von Rebekka West in „Rosmersholm“ gesagt, daß sie „jeden besser, wenn sie es darauf anlegt“. Rosmer liebt sie und steht unter ihrem Einflusse. Es müßte also von ihrer Persönlichkeit ein eigenthümlicher Reiz ausgehen, und zwar von ihrer Unterhaltung, von ihrem geistigen Weben, da von ihrer Schönheit doch nie die Rede ist. Aber ihr Handeln ist inconsequent, schwankend, zerfahren, ganz abgesehen von ihrer Bosheit gegen die arme Beate. Nachdem sie diese durch ihre Suggestionen in den Tod getrieben hat, bereut sie, erschrickt sie vor den Folgen ihres Thuns, sie hat hier nicht einmal die Größe der Verbrecherin. Ihr Dialog ist ohne jeden Reiz, ohne Humor und ohne Witz, ihre Menschenkenntnis gering, sie läßt sich von dem verlumpten Ulrik Brendel imponieren, ihr ganzes Wesen ist erst sinnlich, was allerdings bloß erzählt wird, dann phantastisch und überspannt. Aber auch das Phantastische kommt in keiner irgendwie originalen, irgendwie bedeutsamen Weise zum Ausdrucke. Rosmer ist ein Grübler, aber nicht stumpfsinnig. Um seine seelische Abhängigkeit von diesem Weibe begreiflich zu machen, müßte sie ganz anders gezeichnet sein. Wie sehr hat Goethe es verstanden, eine Hexe zu malen, wenn er es wollte! Wie ganz anders tritt uns die Adelheid im Götz entgegen! Nach ihrer ersten Scene mit Weislingen fühlt auch der Leser, nicht bloß Weislingen, ihre bestrickende, bezaubernde Macht. Und was Goethe gekonnt hat, darnach müßten die Modernen wenigstens streben.

Ein anderer Norweger, und nicht der schlechteste einer, ist Björnson. Diesenigen, die in den Achtzigerjahren die Literatur verfolgten, wissen, wieviel sie ihm verdankten, wie auch noch die ganze Oede der kalauernden und alte Küchenabfälle wiederwerfenden Geschäftsdramatik herrschte, da rührte er schon an die principiellen Fragen des Lebens. Sein „Handschuh“ ist seiner Tendenz nach ein edles verdienstliches Werk. Svava ein Mädchen, das nicht bloß das Herz, sondern auch den Verstand auf dem rechten Flecke hat, ihre Forderung, daß der Mann dieselbe Reinheit zu wahren habe, die er von seiner Braut erwartet, ist ein sittlich nothwendiges Ideal. Wie treffend sind oft ihre Antworten, ihre Vergleiche: „Der Kuraus ist eine Anschauweisung in seiner Art, wie der Trunkenbold in ihrer.“ Zu ihrem Vater, der sagt, daß die Frau dem Manne das Leben reiner macht „als Seide“: „So tief muß man sich beugen, um für das Leben zu passen.“ Und dasselbe Mädchen bleibt doch in einer Scene, der wichtigsten, die es hat, der letzten des ganzen Dramas, hinter unserem Erwartungen zurück. Bücher hat sie sich nur negativ aussprechen und erklärt, was ihr zuwider ist, nun wünscht einmal zu hören, wie sie sich ihre ideale Liebe, das Verhältnis zweier „reiner“ Menschen vorstellt. Statt die Gelegenheit dazu wäre in der letzten Scene gegeben, wo Svava von Alf Aufklärung über seine Vergangenheit wünscht und er ihr die unglaublich abgeschmackte Antwort gibt: „Da möchtest doch in meine Privatangelegenheiten, und das kränkt mich.“ Hier müßte sie losbrechen, und ihn belehren, daß Liebe und Ehe eben die allerprivatesten Angelegenheiten sind, die es gibt, hier müßte sie aufhören und ebenbaren, was sie von diesen privatesten Beziehungen denkt, wie ihre Hingebung ganz und rückhaltlos ist, und wie sie dieselbe Hingebung vom Manne erwartet, wie sie sich den Mann ihrer Träume im Denken, Fühlen und Wollen vorstellt, wie sie sich den Zusammenklang reiner, gleichgestimmter Seelen ausgemalt hat. Es müßte eine Rede werden, die der ganzen Sehnsucht der neuen Generation der selbstbewußten, selbstständigen, denkenden Frauen einen klassischen Ausdruck gäbe, ein Signal wäre, um theils bei den Schüchternen die Schamwunden, die sich nicht vorwagenden Regungen zu wecken, theils bei den schon Fertigen ein tausendfaches Echo zu finden. Es hätte eine Rede werden müssen wie die des Posa vor König Philipp, des Nathan vor dem Sultan, des Bedienten vor der Lady Milford, des Bruders Martin im Götz gegen die Mönchsgelübde, der Monolog des Figaro über die Adelsvorrechte und Preßfreiheit und manches andere Feuerzeichen aus der dramatischen Literatur. Und die Idee, die Svava verficht, verdiente eine solche Rede nicht minder, als alle andern Ideen der Vergangenheit und Zukunft. Statt alles dessen antwortet Svava nur: „Wenn ich's nun wäre? Ja, wenn ich so vor Dir stünde? Nur Privatangelegenheiten! ... Gesetzt ich hätte gethandelt wie du, hätte gelebt, wie du lebst?“ Sie bleibt bloß beim Prinzip der Rechtsgleichheit, das sie schon fortwährend betont hat. Der große Moment geht ungenützt vorüber.

So die beiden Norweger, die doch noch im alten Sinne Dichter sein wollen. Wie erst bei den Modernen, für die die Kunst nur „ein Winkel des Lebens, gesehen durch ein Temperament“ ist! Auch sie kommen um Wertunterscheide nicht herum, auch sie unterscheiden doch geniale und dumme, brebende und matte, energische und schlaffe Naturen. Wo diese Unterscheidung nun wie zumeist Sudermann. Er ist der sicherste theatralische Techniker, fleißig, nicht ohne Geist. Und doch, wie selten erheben sich seine Menschen über die alltäglichste Trivialität! Zunächst das „Genie“ bei ihm. „Sodoms Ende“ ist sein bestes Drama, ein wirkliches Stück Leben, ohne den Ballast falscher und unklarer Thesen, wie sie die „Ehre“ beschweren. Aber der „Held“ dieses Stückes, der „geniale“ Willy Janikow, wie zeigt er sich genial? Vorwärtsend hören wir von seinem überpolitischen materiellen Genie, auch sonst muß er nicht unbedeutend sein, denn Klein sagt von ihm (1. Akt, 12 Scene), daß er so „dasaß und unglaubliche Sachen sagte, bald poetisch, bald ungezogen“. Leider hat er das alles nur hinter den Coulissen gesagt, vor denselben ist er nie poetisch, sondern bloß ungezogen. Wenn er einmal nicht ganz Gewöhnliches redet, so citiert er Goethe oder Nietzsche, aber nur ganz gestützte, bekanntere Worte. Seine Partnerin, Frau Adah, ist viel bedeutender als er. Sie ist frivol, aber selbstbewußt und geistesscharf, er bloß brutal. Manchmal treffsicher in Urtheil, treffender Antwort, wenn sie z. B. sagt: „Das ist keine Angst! Den Tod werd' ich nicht suchen, das hieße dem Leben zu viel Ehre anthun. Und auch dir mein geliebter, süßer, dummer Junge.“ Er sagt nichts, was man behält, oder was wert wäre, daß man es behalte; nicht einmal über seine Kunst kann er trotz mannigfacher Gelegenheit etwas offenbaren, so etwa, wie es doch der ganz kurz, epsodisch auftretende Maler in Lessings „Emilia Galotti“ thut. Das Poetische, das Klein findet, kann der Leser oder Hörer beim besten Willen nicht herausbringen, man interessiert sich für diesen dürftigen Gesellen gar nicht. Sein Schicksal ist keine Tragödie, sondern die Abtreibung eines Verbrechens. Und so flach wie dieser Willy ist auch eine andere Lieblingsgestalt Sudermanns, die edle Magda in der „Heimat“, die er als das Weib der Zukunft hinstellt, in ihrer Unfähigkeit, Menschen zu beurtheilen, und ihrer unnöthigen Brutalität gegen ihren alten, kranken Vater.

Nicht so abschließlich ist es mit anderen Zukunftsweib, die Studentin Anna Mahr in Gerhart Hauptmanns „Einsamen Menschen“, dafür aber, obschon sie eine ganz genuine Schule des Lebens, durch die sie gegangen ist, mehrfach erwähnt wird, so schwächlich und schwankend, wie nur die schwächlichsten Weiber der Vergangenheit. Sie weiß, daß ihre Anwesenheit in der Familie Vockerat Unheil anrichten kann, daß die alte und die junge Frau Vockerat in Johannes Aufforderung zum Bleiben nicht einstimmen, sie nimmt von allem Abschied, geht zum Bahnhofe und — kommt wieder, man erfährt nicht einmal, unter welchem Vorwande, ob sie den Zug verpaßt oder den Rückzug vorgefaßt hat. Natürlich rückt ihr der „Starken“, nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch Abgehärteten, der anfechtungsbedrängte Johannes immer näher, sie merkt es und muß sich nun, wenn sie vernünftig ist, bemühen, ihn wieder von sich zu entfernen. Aber in einer Scene, wo sie dies einreichen müßte, wo sie auch mit zweckdienlicher Objectivität anfängt, verdirbt sie alles, aus sich altmodischer, weiblicher Schwäche oder Gedankenlosigkeit. Johannes sagt: „Aber wenn nun Mahr die Mahr nicht wäre?“ Darauf antwortet sie: „Ich habe ihn sehr lieber, aber ist es recht, daß ich das Zusammenleben zu dreien?“ Und Anna, anstatt diese Mißdeutung als undenkbar abzuweisen, entwortet: „Wenn es Mahr gelänge, im Leben neben uns, dann würde ich mir selbst doch nicht trauen können. Ja nur, in uns zu etwas, was den gehässigen Verdacht gegen die uns kommen könnte, ist, aus der Luft, auch ich sagen, weder Doctor.“ Und damit weist sie Johannes in die einen Kreis, draußen, der diese Dinge [illegible]

Digitized by Google

selbst darf man, was Charakter betrifft, nicht viel fordern, er soll wohl von vornherein als willenskrank gelten, aber was Geist betrifft, müßte er mehr bieten. Den selbständigen, originalen Denker, als der er fortwährend gerühmt wird, kann man aus dem Dialog nie herausfinden. Die drei Altmodischen, das alte Ehepaar Vockerat und Frau Käthe, sind überhaupt viel anziehender, viel folgerichtiger, sogar naturvoller als die zwei Modernen, welche weit mehr für sie die Möbelle nur copiert zu werden brauchten, für die idealen Modernen aber etwas hinzuzudichten war.

Aber gibt es bei den Modernen nicht wenigstens poetische Liebesscenen? Wenn der Strom des Lebens sonst seicht dahinfließt, so hat doch die Liebe sicher noch Kataraktе, Strudel, Springquellen! Leider nein, muß ich nach meinem Gefühl sagen, auch die Liebe nicht. Die vielgerühmte „versunkene Glocke“ ist bloß phantastisch und unklar, nicht poetisch, auch nicht in den Liebesscenen. Doch der Beweis dafür würde zu weit führen. Viel deutlicher drängt sich die Armseligkeit der modernen dramatischen Liebe in einem neuesten, sehr erfolgreichen Stücke auf, im „Arbeitersonntag“ Hartlebens. Gertrude Steinmann, die Heldin dieses Dramas, hat wenig individuelle Züge, die große Liebe des Lieutenants Hans Ruborff begreift man nicht recht. Immerhin, beide sind jung und hübsch, vielleicht genügt das zur Liebe. Aber wenn die Liebe einmal da ist, dann treibt sie auch aus bescheidenen Menschenseelen zarte und duftige Blüten hervor. Und eine Scene gibt es nun, wo diese, in der Erinnerung wieder aufsebend, noch einmal das Liebesspaar und zugleich den Leser heraufsehen müßten. Das ist in die Scene der beiden vor dem letzten Maskenball. Da suchen ihnen allerlei Erinnerungen an die gemeinsame Vergangenheit auf, sie hören schon die Fittiche des Todesengels rauschen, dem sie nach dem Balle folgen müssen, aber gerade durch den Contrast ist ihnen die Vergangenheit desto lichter. Und welche anmuthigen, zarten Episoden haben sie nun aus ihrem gemeinsamen Schatze herauszunehmen? Gar keine, nur die einzige, nach der Hans fragt: „Weißt du noch, wann du zum ersten Male Eisel zu mir gesagt hast?“ Wie poetisch! Das ist das Einzige, was von verklärendem Schimmer auf der Vergangenheit dieser Liebe ruht, oder das einzige Wenigstens, das uns offenbart wird. Wie ganz anders müßte diese Scene aufleuchten! Sie müßte uns noch nachträglich bringen, was die anderen nicht brachten, sie müßte uns erklären, warum diese beiden so treu zu einander halten, treu bis zum Tode. Auch hier ist eine im höchsten Maße poetische und tragische Scene versteckt. Noch manches könnte ich aus der modernen Dramatik anführen, wo viele Flügellahmheit Personen oder Scenen niederzieht. Auch ganze Stücke, die für poetisch gelten, zeigen bei höherem Zusehen nur dürftigstes Flittergold, zum Beispiel die berühmte „Jugend“ von Halbe. Aber wozu? Wer es fühlt, der wird selbst wissen, daß er eine eigentlich poetische Erhebung einem modernen Werke selten oder nie zu verdanken hat. Ich will unentschieden lassen, ob Mangel an Können zugrunde liegt, oder Mangel an Glauben. Vielleicht wirkt gelegentlich beides, jedwede dichterisches Asthma, das selbst nicht mehr auf die Höhen gelangen kann, und skeptische Lahmheit, die an keinen langen Willen glauben will. Denn auch der Glaube an die Persönlichkeit, an ihren Willen und ihren Geist fehlt dem „modernen“ Schriftsteller. „Der Mensch ist das Product der Verhältnisse“, diese Devise der Marxisten ist weit über ihre Kreise hinausgedrungen.

Und dieser Aberglaube an die Allmacht „der Verhältnisse“ ist das Weigewicht für das Denken und das Wollen unserer Generation. Nicht bloß im alltäglichen Kampf ums Dasein, der eine allzuhetzte, nicht bloß absolute, sondern auch relative Zunahme der Selbstmorde liefert, eine Zunahme, die nach dem französischen Statistiker Duckheim nur von moralischen, nicht von ökonomischen Ursachen herrührt — wie ja auch im „Arbeitersonntag“ nur die Willensschwäche des „Helden“ den Selbstmord nothig macht — nicht bloß im Leben, auch in Kunstwerken, sondern auch in den allgemeinen Anschauungen und in der Kunst, besonders an das Drama. Man glaubt nicht mehr an das Große. Die großen hundertjährigen Gedenktage der französischen Revolution, die weniger bedeutenden, immerhin aber wichtigen fünfzigjährigen der Bewegung von 1848, sind vorübergegangen, ohne durch eine dramatische Dichtung gefeiert zu werden. Gleichviel mit welcher Tendenz, die echte, ernste Kunst hätte hier Gegenstände und Theilnahme dafür im Publicum finden müssen. Hätte Victor Hugo jene Gedenktage noch erlebt, in Kürze er uns ein politisches Gesellschaftsdrama gegeben, da er nicht mehr war, so führten nur der todgeborene „Ehrendoctor“ und die alberne Posse „Madame Sans-Gêne“, beide von Herrn Sardou, uns nicht in die Ideen, sondern in die Gestalten der französischen Revolution zurück. Das geschichtliche Drama ist überhaupt ausgeschlossen, die Unterhaltung oder allenfalls kleinen Sport der Gegenwart beherrscht die Bühne.

Das Publicum verlangt vielleicht nichts und die Schriftsteller haben auch nun sich zu richten. Das ist richtig, es ist auch eine Lücke darin, daß wir haben in der Literatur nicht [illegible] die Nachkommen aus [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

wieder erstehen und sein Andenken wieder lebendig werden zu lassen. Es ist charakteristisch, daß Maeterlinck, der Bläme, die „Lehrlinge zu Sais“ von Novalis und einige seiner Fragmente ins Französische übertrug, und diese Uebersetzungen dann erst rückwirkend wieder ihren Einfluß in Deutschland in der Richtung einer Belebung des romantischen Geistes ausübten. Freilich nicht bloß diese Uebersetzungen, sondern vor allem auch die unmittelbaren Hinweise auf Novalis selbst, dem Maeterlinck sich innerlichst verwandt fühlte als dem, der auch die stumme Sprache der Seele zu deuten, das tausendfache dunkle Ahnen und Sehnen in Worte zu fassen suchte, der aber dennoch nicht ängstlich sich abmüht wie die, welche auf dem großen, breiten Culturwege der Verstandeskraft rastlos thätig sind, sondern der gleichmüthig und sorglos durch diese Welt dahingeht. „Er quält sich nicht ab; er sucht sich nicht in Qual und Aengsten; er sieht lächelnd auf die Dinge herniedet mit sanfter Gleichgiltigkeit; er blickt auf die Welt mit der unaufmerksamen Neugier eines müßigen Engels, den ferne Erinnerungen zerstreuen.“

Man kann es nur mit besonderem Danke begrüßen, daß dem neuerwachten Interesse für den deutschen Romantiker neuerdings vor allem eine sorgfältige Neuausgabe seiner Werke entgegenkommt und eine sichere Stütze gibt. Ernst Heilborn hat sich der dankenswerten, aber nicht wenig mühevollen Arbeit unterzogen und eine Gesammtausgabe vor kurzem in drei stattlichen Bänden im Verlage von Georg Reimer in Berlin erscheinen lassen.

Schon ein rein äußerlicher Vergleich dieser Neuausgabe mit der älteren, von Tieck und Fr. Schlegel veranstalteten, der einzigen, die es bis jetzt gab, zeigt, wieviel durch erstere gewonnen worden ist. Denn die Tieck'sche Ausgabe hat kaum mehr als die Hälfte des Umfanges der neuen. Vor allem aber ist der innere Wert der Heilborn'schen Ausgabe ein so sehr viel höherer. Tieck und Schlegel haben mit treuem Freundeseifer nach dem frühen Tode von Novalis seine wichtigsten Schriften und Fragmente, auch das Wertvollste aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt und recht und schlecht zusammengefügt. Aber mehr schlecht als recht. Beide waren durchaus unzuverlässige Editoren, die ihrer ganzen Natur nach nicht dazu geschaffen waren, solcher editorischen Arbeit die nöthige Zeit und Sorgfalt zu widmen und alle die schwierigen Erwägungen über Vollständigkeit, Zusammenhang, Zuverlässigkeit des Ursprungs und der Lesarten u. s. w. gehörig anzustellen. So kommt: es, daß ihre Ausgabe nicht nur große Lücken, sondern zahlreiche, oft recht schwerwiegende Mängel aufweist.

Heilborns Ausgabe war also, die Arbeit des Herausgebers ab ovo zu beginnen und überall auf die Quellen selbst zurückzugehen. Dabei sind nicht nur falsche Lesarten berechtigt, oft ganze Textstücke, die früher beseitigt worden waren, wiederhergestellt, sondern auch ganz Neues aufgefunden und mitgetheilt worden. Namentlich sind die Fragmente am zahlreiche Stücke vermehrt worden und liegen nun in geordneter Zusammenstellung und mit gereinigtem Texte vor. Ob nicht manches Stück, dessen Wert problematisch oder dessen Unwert nicht mehr problematisch ist, besser fortgeblieben wäre, möchte ich hier nicht unterlachen. Es ist ja in der That sehr schwer, da eine sichere Grenzlinie zu bestimmen.

Mit der neuen Gesammtausgabe hat Heilborn auch ein neues Lebensbild unter dem Titel „Novalis, der Romantiker“ (in gleichem Verlage) erscheinen lassen. In engem Rahmen und knappster Darstellung, in einem Bändchen von nicht viel über 200 Seiten, bietet hier der Verfasser eine sorgfältig und vor allem mit Liebe gezeichnete biographische Studie, aus der nicht zum wenigsten gerade infolge ihrer Einfachheit und Anspruchslosigkeit das Bild des Dichters lebendiger und eindrucksvoller uns entgegentritt, als es im Rahmen einer jener dickleibigen, mit gewaltigem Gelehrsamkeitsaufrüstungen und Apparaten auftretenden Biographien möglich ist, wie sie die Biographik unseres gelehrten Zeitalters meist zu ersetzen pflegt. Aus welchen Prämissen die romantische Geistesströmung vor hundert Jahren sich entwickelte, welche Anknüpfungspunkte sie für die geistige Eigenart von Novalis boten, wie er selbst sich in und mit ihr entwickelte und wie dabei seine Schicksale sich gestalteten und sich mit seinem Denken und Dichten allmählich zu einer unlösbaren Einheit verwoben, das alles wird von Heilborn in fein cisellierter Darstellung, anschaulich, klar, mit warmer Lebhaftnahme geschildert und zu einem einheitlichen Gesammtbilde zusammengefaßt.

Es ist ein rührendes Bild, das wir hier von neuem von dem früh Verklärten gewinnen, doppelt rührend gerade jetzt, wo der hundertjährige Gedenktag seines Todes 25. März 1801 dieses Bild von neuem wachruft. Denn gerade dieser Tod gehörte zu diesem Leben, nicht als ein zufälliger Abschluß, sondern wie ein integrierender Bestandtheil, als das Ziel, nach dem dieses Leben selbst zu einer wunderbar einheitlichen Harmonie verbunden war. Man könnte sagen, daß sein Tod wie sein Leben, sein Leben und sein Lieben wie sein Tod war: nur bestimmte Anlässe, das idealisierende Vorstellen in ihm anzuzünden und alles mit einem viel ruhenden Schimmer zu überziehen. Alles, was er berührte, verwandelte sich in das Bild der Poesie, nichts von alledem, was die anderen Menschen bedrückt oder niederdrückt, seine schreibbare Stärke, der Eindrücke, denen Gewalt, sei es der Menschen oder der Natur, nichts vermochte diese absoluten Kraft des idealisierenden Ueberwindens zu widerstehen, zuletzt auch nicht die meist gefürchtete Macht, die des Todes. Seine Liebe zu Sophie erhält erst mit deren frühem Tode ihre ganze Stärke, Verklärung und Innigkeit, und er selbst geht dem Tode entgegen wie ein Bräutigam, dem nun erst die schönsten Freuden des Seins winken werden. Schon während seines Lebens ist er mit all seinem Dichten und Trachten der todten Geliebten vermählt, er bebauchte unaufhörlich ihr Grab, schmückt es mit Blumen und ist glücklich nur, wenn er, in Gedanken bereits den Leben abgestorben und dem Tode, d. h. dem wahren Leben hingegeben, mit allen Fasern seines Wesens in ihr Andenken sich versenken kann.

Es ist natürlich, daß die nüchterne Forschung und objective Prüfung von der idealisierenden Verklärung mancherlei zerstören muß und uns zeigt, wie auch hier der Erdenrest nicht fehlt, „zu tragen peinlich“. Heilborn hat namentlich sich bemüht, zum großen Theil auf Grund ungedruckten Materials und kann benützter Quellen, die Persönlichkeit Sophiens genauer zu charakterisieren und die Art ihres Verhältnisses zu Novalis zu bestimmen. Dabei tritt natürlich mancherlei Alltägliches, mancherlei auch, was wenig anzieht oder direct abstößt, zutage. Fast könnte man dem Verfasser gram sein, daß er, seiner biographischen Aufgabe allzu getreu, das schöne Bild wieder theilweise zerstört, das er selbst uns gezeichnet hat und das jeder vor allem lieb gewinnen muß, dem es einmal in der poesieerfüllten Vorstellungswelt des Dichters entgegentrat.

Nur einen Punkt indessen möchte ich noch hervorheben, in dem mir der Verfasser dem Charakter abentheuerlich von Novalis als auch seiner Zeit, der ganzen romantischen Geistesströmung, in deren Mittelpunkt er stand, nicht gerecht geworden ist. Denn ihm ist vieles mehr individuelle Stimmung, Naturanlage, Ergebnis bestimmter Schicksale, als in Wahrheit der Fall ist. So wurde bei ihm das Charakteristik von Novalis zu sehr ins einzelne auseinander gezogen, während es in Wahrheit von selten geschlossener Einheit ist und auch mit dem ganzen geistigen Gefüge der Zeit einheitlich zusammenhängt. Vor allem hat die Fülle der philosophischen Ideen seiner Zeit, haben namentlich die Weltanschauungen von Fichte und Schelling für Novalis weit mehr bedeutet, als das Lebensbild von Heilborn uns ahnen läßt. Er lebt und webt, denkt und dichtet ganz im Banukreise der Ideen dieser beiden. Wenn er z. B. den Menschen eine Analogienquelle für das Weltall nennt, wenn er die Natur als Poet betrachtet und die Welt ihm zum Gedicht wird, das der Physiologe rhapsodiere, so ist dies alles ganz unter der directen Einwirkung von Schelling gedacht. Und auch mehr vielleicht sind seine Gedanken und Variationen über Themen Fichtes, den er einmal hymnisch als den preist, welcher allein das Welträthsel gelöst, den Schleier der Göttin zu Sais enthüllt habe: „Einen gelang es — er hob den Schleier der Göttin zu Sais — aber was sah er? Er sah — Wunder des Wunders — sich selbst.“

Man wird gerade dieses Verhältnis vor allem im Auge behalten müssen, wenn man ein zutreffendes Urtheil über das Wesen der Romantik, die vor hundert Jahren herrschte, gewinnen und sie so zugleich von der unterscheiden will, welche heute sich zeigt oder doch in der Entwicklung begriffen ist. Damals handelte es sich nicht um einen Dualismus von Natur und Geisteswelt, ein Zurückziehen aus jener in diese, eine Absage an die Verstandesarbeit zu Gunsten mystischer Erleuchtung, die aus dunklen Seelentiefen aufsteigt. Vielmehr verlenkte man sich in die Tiefen des Geistes, auch wohl in mystischer Weise, nur um von hier aus alles, nicht nur die Menschenwelt, sondern die Natur, das ganze Universum zu durchleuchten. Jener Zeit war alles Geist, nicht wie der heutigen eine blasse Fabel in dem unerklärlichen Meere des Stofflichen, in dem die Naturnothdurft des mechanischen Naturprocesses waltete. Darum war dort auch überall Freiheit, und der skeptische Criticismus, das Verneinen, alles durch den Geist überwinden zu können, war die Signatur jener ganzen Zeit, während die Neuromantik unserer Tage in den dunklen Tiefen der Seele nur neue Gewalten findet, an welche der Mensch unlöslich gekettet sei, die all sein höheres Streben immerfort wie mit unsichtbaren Banden gefesselt halten und nicht das Vollgefühl der Freiheit, sondern nur das der mystisch-verwirrenden Resignation aufkommen lassen. Vielleicht aber, indem man heute das Andenken von Novalis erneuert und seiner Zeit wieder theilnehmend nahe tritt, gewinnt man auch wenigstens etwas von jener Zuversicht und Macht zurück, welche die Idee verleiht, daß der Geist alles vermag, weil er selbst alles in sich wird.

Wien. Dr. M. Siegenfeld.

Fall Klimt und Künstlerhaus.

Als ich vor einem Jahr über die Frühlingsausstellung des Künstlerhauses schrieb, war ich noch so thöricht, zu glauben, daß ein Künstlerclub Anregungen geben könnte. Ich weiß darauf hin, welche Zeit der Künstlerhaus noch vor sich hat, um alles Ausstellungen das monumentale Fabelwerk wird, welche es wird, um welche Werke es sich handeln wird, ein geschmackvoller Saal für Bilder warten einen vornehmen Raum und erschöpfenden Platz zu wahren

Digitized by Google

Einst war die Kunst ein lebendiges Bedürfnis. Der Rococoherr umgab sich mit schönen Dingen, weil sein körperliches und geistiges Wohlbehagen es forderte. Aus diesem lebendigen Bedürfnis machte das neunzehnte Jahrhundert ein ausgeklügeltes Ornament. Zu Hause ohne ästhetische Anforderungen, giengen die Leute in die Ausstellungen, um Geschichts- und geographischen Unterricht zu nehmen, um die Gebräuche fremder Völkerschaften kennen zu lernen. Berichte über Hoffestlichkeiten zu lesen oder sich an denselben und rührenden Episoden zu erbauen. Sie sahen im Maler nur den Hausschreiber, den Reporter oder Witzbold, lasen den Inhalt einer Ausstellung wie das bunte Feuilleton einer Zeitung, wo Criminalnotizen und Reisebeschreibungen, Witze und Verlobungsanzeigen in krausem Durcheinander wechseln. Und die Künstler tragen an diesen Zuständen nicht die kleinste Schuld. Kunstfreude und Kunstverständnis kann durch Ausstellungen nur geweckt werden, wenn man schonungslos alles ausscheidet, was als prosaisches Gefasel von rohen Instincten der Masse dient, wenn man Kunstwerke, seine Colportageliteratur ausstellt und diese Kunstwerke so darbietet, dass sie in angenehmem decorativen Ensemble einen Begriff von den künstlerischen Zielen der Epoche vermitteln.

Von welchem Gesichtspunkt geht aber die Künstlergenossenschaft aus? Wenn sie überhaupt einen hat, kann es nur der sein, ein Universalwarenhaus müsse alles auf Lager haben. Ich will gar nicht reden von der fürchterlichen Unkunst, die sich überall breit macht, von all den Gerichtsdienerportraitalben und Zeitungsillustrationen, deren künstlerische Roheit selbst der Dümmste empfinden würde, wenn statt des Kaiser Wilhelm oder des Kaiser Franz Josef irgend ein Herr Müller in dem Hofwagen säße oder in der Theaterloge stünde. Die Aufstapelung solcher entsetzlichen Scheußlichkeiten hat die weitere Folge, dass selbst die guten Sachen verloren gehen. Der Anblick der bilderbepflasterten Wände ist so trostlos, die Verwirrung so fürchterlich, dass sich kein Mensch in dem Chaos zurechtfindet. Selbst die Säle der Secessionisten, obwohl harmonisch und ruhig, geben das Gefühl einschläfernder Güte. Selbst das Böcklin-Cabinet lässt kalt, weil man, vollgestopft von falscher Kunst, gelangweilt und missmuthig, schließlich die Empfindung für das Große verliert. Also bedaure ich, über die einzelnen Werke nichts sagen zu können. So lange die Künstlergenossenschaft ihre Jahrmärkte nicht zu anständigen Ausstellungen macht, kann sie von einem anständigen Schriftsteller nicht verlangen, dass er sich zum Berichterstatter ihres Ungeschmacks hergibt.

In der Secession herrscht statt planloser Sammelwirrnis eine schöne Einheitlichkeit. Nachdem sie in den letzten Ausstellungen das Schwergewicht auf die ausländischen Werke gelegt, zeigt sie diesmal, was ihre Mitglieder während des vergangenen Jahres geschaffen haben. Und wie damals ist ein Werk der Zankapfel: Klimts „Medicin", die es fertig gebracht hat, gleich bei ihrem Erscheinen eine Interpellation im Abgeordnetenhaus, glühende Hymnen und wilde Entrüstung hervorzurufen. Es ist seltsam, dass sich an diesem Maler, der so still seinen Weg geht, dermaßen das öffentliche Interesse heftet. Vergeblich suche ich nach dem Grund. Wir alle wissen, dass Gustav Klimt ein sehr feiner Künstler ist, der von den Großen des Auslandes, auch von den alten Asthmen sehr viel gelernt und das Gelernte mit sehr viel Selbständigkeit und einem ausgeprägt wienerischen Geschmack verarbeitet. Kein Zweifel ist, dass er heute zu den repräsentierendsten Männern der europäischen Kunst gehört in eine Reihe mit Besnard und Khnopff, mit Klinger, Ludwig von Hofmann und Toorop. Raumerlich vor seiner Lubity möchte ich knien. Ich habe darum Verwirrung von Klimts Kunst, eines jener seltenen, für die Entwicklung bestimmten Werke, die spätere Geschlechtern vom Gesichtsleben unserer Epoche erzählen werden. Auch als Damenporträtist steht er — nicht nur in Oesterreich — in erster Linie. Natürlich gelingt ihm nicht jeder Wurf. Nur langweilige Normalmenschen sind immer gleich gut. Das Porträt in Weiß ist verhuzen, flach, zahm und raffelos, desto extravantiger aber das Kniestück in Schwarz. Fritz August Kaulbach, Albert Keller und Angeli — ich nenne die Namen nur, um die Distanz zu markieren, Besnard, Boldini und Whistler — sind mir ferne sie gleichfalls, weil ein Vergleich die Selbständigkeit Gustav Klimts in desto helleres Licht stellt. Man muss ein sehr großer Künstler sein, um ein Werk von so aparter Aroma, von so sprühend prickelndem Leben, solcher Kunmittelbarkeit der Pose und Noblesse der Farbe zu schaffen. Seine Landschaften sind Erzeugnisse des gleichen exquisiten Geschmacks. Wie er aus Farbenflecke — kleine mattrote, silberweiße oder hellblaue Ansichtsteile — ganze Bilder anlegt; wie er weiße Birkenstämme auf bestimmte Weise setzt, dass sie Leichtigkeit walt, den weiße Wanderwolken durchziehen, oder Wogen klatschen und phosphoreszierenden lassen in tausend malvenfarbenen, violetten und bleichgrünen Nuancen — das bin nur in der intimsten Art des Prinzen Eugen von Schweden erzählen.

Nach diesen Vorbemerkungen darf ich wohl sagen, dass ich die „Medicin" nicht zu Klimts gelungensten Werken rechne. Ein Grundriss, das mir schwere Scrupel verursacht. Dann gefällt sie immer nur über das Gewohnte wenig. Schon in mich Grunde des Gemeint doch ruhige, wogegen die Farben eine immerhin Abwechslung hat. Klimts geschichtliche Bedeutung steht fest, und ich möchte nicht später zu denen gerechnet werden, die ihn nicht verstanden — so wie heute über diejenigen gespottet wird, denen das Verständnis für die Größe Böcklins versagt war. Doch ich kann mir nicht helfen. Schon im vergangenen Jahr — gelegentlich der Philosophie — habe ich Bedenken geäußert und muss sie aufrecht erhalten trotz der goldenen Medaille, die ihr in Paris zuteil ward. Das Werk fesselte durch bestechende Einzelheiten, namentlich durch Frauengestalten von meisterlichem Linienreiz, fesselte durch eine farbige Pikanterie, wie sie nur Besnard hat. Aber die schönen Einzelheiten häuften sich so, dass das Auge unruhig von der einen zur anderen glitt. Ein Sich ins Allustrative, Gedankenhafte, ließ die ruhig monumentale Wirkung nicht aufkommen.

Von dem neuen Bilde gilt das Gleiche. Ich liebe es, weil auch etwas von dem darin lebt, was mir Klimts kleinere Werke so lieb macht. Ganz wunderbar ist, mit welcher Feinfühligkeit er die Linienrhythmik nackter Frauenkörper empfindet. Ganz wunderbar ist sein Sinn für die aparte, graziöse Bewegung. Wallendes Frauenhaar ist ihm eine Quelle immer neuer Inspirationen. Auch coloristisch enthält das Bild viele erstaunliche Partien. Wie er irgendwo einen schönen, leuchtenden Farbenfleck anbringt, wie er die verschiedenen Farbenwerte nackter Körper zusammenstimmt, Hochrot neben Gold, Violett neben Blau setzt und das Widerstreitendste zu delicösen Accorden vereint — das ist Musik für das Auge, ein Jauchzen der Farben. Aber wo bleibt die Einfachheit? Nimt kann als echter Maler sicher nicht an die verzwickten Dinge gedacht, die seine Commentatoren ihm unterschieben; hat in einer reglementmäßigen Umschreibung des Begriffes „Medicin" nicht seine künstlerische Aufgabe gesehen. Doch dass es möglich war, solche literarische Commentare zu schreiben, die an die schlimmsten Erzeugnisse der Cornelius-zeit gemahnen, deutet die Achillesferse des Werkes an. Klimts malerische Sinnlichkeit verbindet sich in den Bildern, die er für die Aula schuf, mit einem gedankenhaften Zug, den er sonst nicht hat, und der den gelehrten Herrn, für deren Festival die Werke bestimmt sind, wohl angenehm sein könnte, aber der monumentalen Ruhe schadet. Die Wirkung zersplittert sich. Die Tiefe fehlt. Die Farben sind für ein Deckenbild nicht kräftig, fast möchte ich sagen nicht roh genug. Sie sind so ätherisch, so subtil nuanciert, dass sie von weitem nur die Empfindung eines matten, kreischfarbenen Einerlei geben. Der Composition wie den Körpern mangelt das Knochengerüst. Man blickt in keinen Raum, wo Menschen leben und weben können, sondern sieht nur die Leiber in wirrem Knäuel auf eine flache Leinwand gepappt. So viele Glieder winden, verschlingen und überschneiden sich, dass das Werk, von unten und aus größerer Entfernung betrachtet, nur den Eindruck des Froschschenkelragouts geben dürfte. Dass Klimt die Philosophie wie die Medizin nicht im Sinne perspectivischer Plafondmalerei conepiercte, und dass die Secession — obwohl trotz des mangelnden Seitenlichtes die elektrische Beleuchtung es ermöglicht hätte — das Werk nicht als Deckenbild, sondern als Wandbild ausstellte, weist darauf hin, dass er selbst und seine Freunde sich über die schlende decorative Wirkung klar sind.

Aber schadet es Klimt, dass er nicht imstande war, ein gutes Plafondbild zu malen? Man braucht nicht Klimt zu heißen, um solche Aufgaben zur allgemeinen Zufriedenheit zu erledigen. Der classische Bilderschatz enthält zur beliebigen Auswahl Vorlagen, die keine Veränderung als die der Zuschrift und der Attribute erfordern. Klimt ist ein zu großer Künstler, um eine solche Erleichterung zu benutzen. Er ging selbständig vor, malte aus modernem Geiste heraus, und da stieß er auf eine Frage, bei einem Kleineren gar nicht zum Bewusstsein gekommen wäre. Die Plafondmalerei — so Großes sie von Mantegna bis Tiepolo schuf — liegt nicht im Sinne unserer Zeit. Es erscheint fast barbarisch, dass Michelangelo gewunngen war, die tiefsten Erfindungen seines Genius auf die Decke der Sixtinischen Capelle zu malen. Wir haben instinctiv die Empfindung, dass der natürliche Tummelplatz der Plafondmaleret nicht die Decke des modernen Hauses, sondern die Kirchenkuppel der Barockzeit ist. Eine Dissonanz entsteht dem Geiste unserer Zeit und der Natur des Auftrages ergab sich. Und im Auftrage entstehen überhaupt keine guten Gedichte. Wenn nicht zufällig der Cultusminister gekommen wäre, hätte Klimt leichthens nicht daran gedacht, die Philosophie, die Jurisprudenz und die Medicin zu verherrlichen, die ihm gänzlich gleichgiltig sind; hatte er nie daran gedacht, diese ihm wohl selber unangenehmen, muskulösen Männerrücken zu malen, die er nothgedrungen anbringen musste, weil er einen Farbenvorwand zu den delicaten Reproductionen der nackten Frauenleiber brauchte. Es ist mir schon Dingen wie mit einer schlechten Ehe. In die Judith war er verliebt, aber die alte allegorische Dame war ihm im Grunde seines Herzens zuwider Er hat sich hinreißen lassen, Skizzen zu liefern, hat sich bedrängen lassen und Renderungen gemacht, hat weniger seinem Malertemperament als gelehrten Gesichtspunkt zu Rechnung getragen. Das ist nichts für den Künstler. Er muss sich seinen Weg gehen. Die Universitätsbilder sind unerfreuliche Documente dafür, wie ein bedeutender Meister sich mit einem Auftrage der ihm nicht zusagte, abfand. Aber wie

Dürer größer ist in der Melancholie und in den apokalyptischen Reisen als in jener Triumphpforte, deren Plan ihm die Geheimsecretäre Maximilians dictierten, kann Klimt sein Besitz nur geben, wenn seine Commissionen und Facultätssitzungen ihn in seinen Entschlüssen beeinflussen, wenn er ohne Compromiss seinem eigenen wunderbaren Genius folgt. Auch architektonisch waren die Bedingungen nicht gegeben, die der Begriff des Gesammtkunstwerks fordert. Sollte er Gelegenheit haben, einmal ein Haus zu decorieren, das Meister Olbrich erbaute, wird etwas anderes entstehen als hier, wo er mit einem Thema, das ihm innerlich fremd war und das fremde Hand ihm zurechtlegte, und mit den Anforderungen eines unmodernen Baustils zu rechnen hatte.

Die Frage ist nur, was Herrn Skene diese ganze Angelegenheit angeht. Selbst wenn es nicht um das Werk eines großen Künstlers, sondern um die Arbeit eines Stümpers sich handelte, müsste man Einspruch erheben, dass das Parlament sich ein Urtheil über künstlerische Dinge anmaßt, dass Fragen rein ästethischer Natur vor ein politisches Forum gezerrt werden, dass ein Maler zum wehrlosen Prügelknaben des ersten besten Provinzlers gemacht werden darf, der dem Satze betrauend, dass mit dem Amte der Verstand kommt, seine unmaßgeblichen Ansichten zum besten gibt. Klimt hat, mit der Arbeit betraut, unter fester Berücksichtigung der Wünsche der Commission und unter Verlengnung seiner selbst die Werke so ausgeführt, wie es nach den vorgelegten, von der Commission gutgeheißenen Skizzen zu erwarten war. Alle handelt es sich nicht um einen „etwaigen Ankauf", sondern um ein fait accompli. Herr Skene fragt weiter den Minister, ob er durch den Ankauf, „die durch diese Art der Darstellung repräsentierte Kunstrichtung, die dem ästhetischen Gefühle der Ueberzahl der Bevölkerung entschieden widersprache, zur officiellen österreichischen Kunst zu stempeln gedächte." Da hört denn doch alles auf. Man fasst sich an den Kopf, ist versucht, die Scene aus dem Abgeordnetenhaus in ein Narrenhaus zu verlegen. Diese Kunstpädagogischen Bestrebungen des letzten Jahrzehnts pielten darauf ab, die Menge allmählich für den Künstler zu erziehen. Denn das Niveau der Kunst steht ebenso hoch, wie das Geschmacksniveau des Publicums tief steht. Und nach dem Wunsche des Herrn Skene soll die Herde, die allem Großen gegenüber ihr ewiges schrie, das entscheidende Urtheil über den Wert oder Unwert eines künstlerischen Stiles sprechen, soll die vox populi, die in ästhetischen Dingen nie die vox dei zu sein pflegt, über die Offenbarungen des Künstlers richten. Ein solcher Verein wurde vor einigen Jahren in Verbindung gebracht, als das Ausstellungscomité, um die Besuchsziffer zu erhöhen, einen Volkspreis ausgesetzt für das Werk, dem die meisten Stimmzettel zufielen. Natürlich erkor sich die „Mehrheit" Rossos „Don Juan" zum Liebling, das größte Scandalstück, das im letzten Menschenalter ein Maler verbrochen hat. Wäre noch Schlechteres dagewesen, so hätte man dieses gewählt, und würde in Oesterreich für die künstlerischen Staatsankäufe das allgemeine Stimmrecht eingeführt, so würden in die Museen sicher noch dümmere Bilder als in das Parlament Abgeordnete kommen. Denn klug war es nicht, dass Herr Skene von einer officiellen Kunst Oesterreichs sprach. Da er, wie ich höre, in seinen Mußestunden die Malerei betreibt, müsste er wissen, dass die Stile wechseln wie die Monate des Jahres, und dass es seit den Zeiten der Aegypter mehr als eine „officielle Kunstrichtung" gab. Mag die von gestern bester oder schlechter sein als die von heute, sie wird, das ist so der Lauf, außerhalb Brünns nur noch von Mummelgreisen bevorzugt werden, und mit dem letzten dieser Mummelgreise wird der österreichische Stil gestorben, sofern der Staat ihn nicht beauert, auch die Richtung von heute so lange als die „officielle" anzuerkennen, bis sie von einer anderen abgelöst wird, die dann der Sohn des Herrn Skene bekämpfen kann.

Doch demosticen wir uns! Eigentlich handelte es sich gar nicht um die „Richtung". Der Herr Staatsanwalt hat durch den Versuch, die Nummer des „Ver Sacrum" zu confiscieren, die einzige Gefaltten des Klimt'schen Werkes veröffentlichte, den wahren Sinn der Jurisprudenz verdunkelt. Hinter der Kunst bleibt nicht decent verschleiert, die Ver Heinze. Und da frage ich die Herren: Habt Ihr an dem erbarmlichen, ekelerregenden Schauspiel nicht genug, das vor Jahresfrist die Berliner anzuhören? Ist es nicht stillos und wenig originell, nachträglich Wien zum Herd einer Sittlichkeitsepidemie zu machen, von der Deutschland, so Gott will, in Zukunft verschont ist, nachdem die ganze Entrüstung einmütig Front gemacht? Oder seid Ihr so ungebildet, dass Ihr nicht wisst, wie viel Anständige und Reinkuppelte, schwangere Frauen und dicke Ammen auf den Werken Lovisens und Matthias Braunes und Rubens' vorkommen? Seid Ihr so luisern und geil, dass Ihr die Linienrhythmik nackter Körper ohne widerliche brunstige Begierde nicht sehen könnt? Dann geht in eine Kaltwasserheilanstalt und curiert Euch, sofern Ihr das angenehmere Irrenheilverfahren nicht vorzieht. Gerade weil, wie die Indiscretion des Staatsanwalts zeigte, nur schmutzige Radiumumkunstkeller die ganze Entrüstung veranlasste, konnte ein Nachdenken des Musterinnes, ein gleichgiltiges Beiseiteschen der Objectivität die Angelegenheit in Ordnung gehen lassen. Es wäre ein Präcedenzfall geschaffen, der zu Handhabung der Kunst, zur Schließung des Hofmuseums, zur Vernichtung aller Kunstschätze führen könnte, die den stolzesten Besitz nichtbarbarischer Zeiten gebildet.

Richard Muther.

Die Woche.

Moriz, der Unentbehrliche.

Graf Vetter v. d. Lilie, der Parlamentspräsident, der den Abgeordneten auf ihre Anfragen immer nur erst „in einer der folgenden Sitzungen" zu antworten geruht, hat auf unsere vorwöchigen Bemerkungen prompt schon vor der nächsten Sitzung geantwortet. Am vorigen Samstag ist an dieser Stelle nachgewiesen worden, dass der Graf Vetter als Verwaltungsrath der Böhmischen Commercialbahnen und der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft zweifach in einem gewissen finanziellen Abhängigkeitsverhältnis steht, das mit der Würde eines Parlamentspräsidenten unvereinbar ist. Daraufhin hat sich Graf Vetter beeilt, noch vor der nächstfolgenden Sitzung des Abgeordnetenhauses ein Communiqué an die Zeitungen zu verschicken, in dem er ganz demüthig und bescheiden verspricht, im April aus der Staatsbahn — von den Commercialbahnen schweigt des Sängers Höflichkeit — auszutreten. Der Ton, in dem Moriz, der Verwaltungsrath, sich da uns gegenüber zu rechtfertigen sucht, ist sehr verschieden von dem, in dem der Graf Vetter die Abgeordneten anzuschnauzen pflegt. Aber unsere Abgeordneten, diese Maßterthanen, sind auch noch nie so frech gewesen, dem Grafen seine Finanzen vorzuhalten. Zu Gelbiachen, sagt ein Sprichwort, hört die Gemüthlichkeit auf. Dieses Wort gilt aber nur von den Fällen, wo einer Geld hergeben soll. Wenn man jedoch, wie der Graf Vetter in unserem Fall, zum Geld nur in der neidenden Beziehung steht, dann fängt bei dem Gelbiachen erst die Gemüthlichkeit an, und selbst der Parlamentssturmn wird ganz zutraulich und lässt sich unsere grobkörnigen Scherze mit Grazie gefallen, wenn von seinen fetten Verwaltungsrathsgehältern die Rede ist.

*

Sein Demissionsversprechen verschleiert Moriz übrigens in eine längere Erzählung ein, die man im wienerischen Sprachgebrauche als Rauberngeschichte zu bezeichnen wohl nicht selt gehen dürfte. Moriz behauptet nämlich, dass er, „äußerst scrupulös in solchen Dingen", wie er nun einmal schon ist, unmittelbar nach seiner definitiven Präsidentenwahl, das ist am 8. März, Herrn v. Dunajewski seine Demission wegen Unvereinbarkeit der Staatsbahn gegeben habe. Da er nichts Schriftliches zur Bekärkung dieser Behauptung anführt, so handelt es sich anscheinend um ein Gespräch unter vier Augen, in dem Moriz seine Demission gegeben haben will. Solche Gespräche unter vier Augen sind nun oft sehr amusant, haben aber in gleichzeitigen Angelegenheiten gewisse Uebelstände. Eine solche Stelle kann sie der andere nachträglich ableugnen. Und zwetens brauchen's die übrigen, wenn sie daran zweifeln, nicht zu glauben, wenn ihnen nachträglich davon erzählt wird. Deswegen ist sie kar wichtige, insbesondere rechtsverbindliche Acte das schriftliche Verfahren in der Regierung genommen. Auch der parlamentarische pflegen ihre Formen schriftlich zu haben. Die betreffende Schrift kann man dann nachträglich mit dem Datum und der Aktenzahl prodnicieren, wenn jemand an der Demission zweifelt. Unser Moriz, der Ahnungslose, scheint aber diese Vorsicht in obbemeldeten Falle nicht ge brandt zu haben. Aber darob keine Aendschaft nicht!

*

Thatsache seine Geschäftsordnung nur auf vier Augen redet, wovon zwei seine eigenen, wollen wir sie nun doch ganz gerne glauben, besonders da sie ob nun wollt oder ersuchen Moriz Aufsatzung von der parlamentarischen Praxis bestätigen in so köstliche Beleuchtung bringt. Dem selbst nach seiner eigenen Darstellung hatte er keine Zusicherung bei der Staatsbahn erst angeholen nachdem er Erkundigungen zum Parlaments-präsidenten gemacht worden war. Vier Wochen vorher war er aber schon provisorisch zum Präsidenten gewählt worden. Damals hat er selbst noch keinen eigenen Gedanken gar nicht daran gedacht, der der Staatsbahn zu kommissionieren, obwohl dieses finanzielle Mimosen sich mit der Würde eines Parlamentspräsidenten, gleichgiltig ob provisorisch oder definitiv, absolut nicht vertragt. Doch Graf Vetter denkt gar nicht an die Würde, sondern — das offenbart seine eigene Geschäftsführung — auch beim Parlamentspräsidium überhaupt nur an das Geld. Nicht in der Stärke manisch, wohl aber im Geld scheint allerdings ein bedeutender Unterschied zwischen einem provisorisch und einem definitiv gewählten Präsidenten. Der provisorische bezieht nämlich nur seine parlamentarische Aufwandung und kann bleiben, der definitive aber nur mehrere, eventuell die ganzen sechs Jahre der Legislaturperiode einen runden Jahresposten von 12000 Gulden. Für den definitiven Gehalt scheint sich also auch Vetter, die Staatsbahnrolle aufzugeben, nur die provisorischen Zwei wollen aber nicht. Man sieht, wie „unentbehrlich" Moriz „in solchen Dingen" ist, wie scrupulös er darum behandelt ist, sein durch Schwindelgesellschaftsgründungen erschüttertes Gottvertrauen durch ein verringertes Zeis zu ersetzen der Unentbehrlichkeit wiederherstellt.

*

Die [illegible] Kanzlei des [illegible] Hofes [illegible] Gegenstand [illegible] Schlüssels in Czernowitz. Aber [illegible] Moriz das Parlament [illegible] nicht [illegible] Abgeordnete, als er [illegible] Präsidenten [illegible] Sitzungen [illegible] Schlüssel [illegible] Kanzlei [illegible] Schlüssel [illegible] Kanzlei [illegible] Schlüssel [illegible] Kanzlei

Ein kleines Kuriosum bildet die Gründe, die Graf Belcredi in seiner Erklärung anführt, um den Widerspruch aufzuklären, wie es gekommen sein soll, daß er, trotzdem er am 8. März bereits seine Demission bei der Staatsbahn gegeben hatte, doch immer noch — wie er nicht zu leugnen in der Lage ist — dem Verwaltungsrath dieser Gesellschaft angehört. Moriz schreibt darüber:

„Da jedoch durch meinen sofortigen Austritt (am 8. März) und dem Verwaltungsrathe der letztere, dessen Mitgliedergahl infolge von Krankheit und Todesfällen auf die statutarische Minimalzahl herabgesunken ist, nicht mehr beschlußfähig gewesen wäre, so wurde ich ersucht, mit meiner Demission bis zur nächsten im April stattfindenden Sitzung des verein igten Verwaltungsrathes zuzuwarten, damit vor meinem definitiven Austritte ein neues Mitglied convoviert und dadurch die ordnungsmäßige Fortführung der Geschäfte ermöglicht werde. Ich habe es als selbstverständliche Pflicht angesehen, diesem Wunsche zu entsprechen."

Moriz ist also bei der Staatseisenbahn einfach unentbehrlich, bis April. Wenn Moriz am 8. März aus seiner sogenannten Demission Ernst gemacht hätte, wäre der Verwaltungsrath dieser Gesellschaft beschlußunfähig, die „ordnungsmäßige Fortführung der Geschäfte" wäre unmöglich geworden, man hätte die Bahnhöfe von Bodenbach bis Marchegg sperren, den Personen- und Güterverkehr einstellen, die Beamten entlassen, kurz die Staatsbahn förmlich sistieren müssen; eine öffentliche Calamität wäre angebrochen, wenn Moriz es nicht als seine „selbstverständliche Pflicht" angesehen hatte, seine Strohmannsthätigkeit bis April auszudehnen. Moriz ist unentbehrlich. Wenn er jetzt z. B. krank werden wollte, er dürfte es nicht, im Interesse der Staatsbahn müsse er selbst mit dem Kranksein „zuwarten" bis zum April. Das kommt eben davon, wenn ein Mann zu unentbehrlich geworden ist — sei es auch nur als Lasager im Verwaltungsrath.

*

Aber im April wird er wieder entbehrlich werden. Das gesteht Moriz auch unserer vorstehenden Ausführung bereitwillig selbst zu. Die Zeit — mit und ohne Anführungszeichen — heilt eben alle Wunden und wird schließlich selbst die Capacität eines Grafen Vetter für die „ordnungsmäßige Fortführung" des Eisenbahnwesens in Oesterreich entbehrlich machen.

Volkswirtschaftliches.

Wenn es in Oesterreich irgendwo einen Schaden anzurichten gibt, da ist unser Eisenbahnminister Guido Ritter v. Wittek gewiß dabei. Die Existenzmöglichkeit einer ganzen Reihe von Industriezweigen ist in Oesterreich durch den Preiswucher, den die großen österreichischen Eisenwerke mit dem Roheisen, dem wichtigsten Materiale für die Industrie, treiben, unterbunden. Eine mächtige Strömung in der Industrie und in der öffentlichen Meinung fordert, daß das Monopol der Eisenwerke breche. Auf Hebung des Schutzzolles auf Roheisen gedrungen werde, und erst in unserer letzten Nummer ist nachgewiesen worden, wie überflüssig dieser Schutzzoll bei den glänzenden Ergebnissen unserer Roheisenwerke ist. Als im Jahre 1898 die Frage der Aufhebung der Roheisenzölle ernsthaft verhandelt wurde, da kam Herr v. Wittek den großen hohmischen Eisenwerken kaltsch zu Hilfe, indem er diesen unbekümmert um das wachsende Defizit der Staatsbahnen eine große Menge gewaltige Kohle „die Zeit" Nr. 223 vom 7. Januar 1899. Jetzt, da angesichts der bevorstehenden Zollverhandlungen die Frage des Roheisenzolles wieder auf die Tagesordnung tritt, da insbesondere durch die Krise der auswärtigen Eisenindustrie eine Möglichkeit bestände, unserer Eisen verarbeitenden Industrie billiges ausländisches Roheisen zuzuführen und da angesichts des Kartellbruches durch ungarisches Roheisen wenigstens ein Preisdruck auf den Binnenpreis der österreichischen Eisenwerke ausgeübt werden könnte, jetzt, wo der Zollschutz durch einen kleinen Zollsatz alle diese Gedanken von dem ganz großen Roheisenwerken abzuwenden, in dem er dem Anstrag an die österreichischen Locomotiv- und Waggon-Fabriken richtete, „daß die Bestellungen für die Staatsbahnen nur ausschließlich österreichischen, inländischen Fabriken und allenfalls solchen zuverwendet werden dürfe". Jetzt kann der Zoll auch einmalig werden, im Auslande können die Roheisenpreise unter die Zuvorgenreise sinken, das staatell bräuche nicht einmal zu weichen: Herr v. Wittek hat dafür gesorgt, daß die österreichischen Werke, weil keine Concurrenz droht, ihre Roheisenpreise so hoch halten können, als sie nur immer wollen. Die Locomotiv- und Waggonfabriken mögen doch österreichisches Roheisen beziehen. Und Herr v. Wittek wird auch dafür sorgen, daß die Fabriken preise durch künstlich Conkurrenz gedrückt werden können. Wo Wagen und die Staatsbahn die Locomotiven, Waggons und Schienen bestellt, unverhältnismäßig hoher Preis und der ganze Zweck der Staatsbahnen noch nicht erreicht. Das Unglück liegt nicht in den Preisen Herrn von Wittek? Seine unsinnige Aufgabe ist es gewesen, daß das Monopol unserer Roheisenwerke so hoch schützt!

*

Der österreichische Finanzminister macht sich ab, um das vor allem für die Montanindustrie und den Staatsbahnbau verderbliche Defizit durch eine Steuer zu decken, die gerade ihre Anhänger in unserer Steuergesetze zu finden. Also diese Zeit" nennt der Generaldirektor Herr v. Wittek, um der Industrie Steuererhöhungen in der jetzt am ungünstigsten Orte, nämlich in Oesterreich, der Industrie des Eisens, zu verhindern. Es ist bekannt, daß die Regierung den zweiten Gesetzes und die Ofenbahn-Vorlage, die Verbindung der Nordwestbahn und der Lundenburg-Grußbacher Bahn mit der Nordbahn, und die Lundenburg-Grußbacher Bahn mit der Südbahn, die Verbindung der Nordwestbahn mit der Südbahn, die Verbindung der Nordwestbahn mit der Südbahn, die Verbindung der Nordwestb

war, lenkte sich das Interesse eigentlich nur mehr auf die Darstellung. Die Rolle der „Manà", der jungen Marthe von Moisand, war dieszmal ohne äußere Zeichen eines Kampfes der „Sentimentalen" zugefallen. Fräulein Medelsky spielte die Marthe mit schöner Empfindung, aber was das Stück durch sie an Gehalt gewann, verlor hierbei das Lustspiel an heiterer Wirkung. Sie spielte die Rolle eben echt und wahr und ohne Uebertreibung und so wurde aus ihrer Rolle — eine andere Rolle, als die in Paillerons Lustspiel. Dasselbe gilt von der Gräfin Clotilde der Frau Bleibtreu. Ihnen gegenüber standen die Damen Reinhold und Witt als die zwei falschen Katzen von Freundinnen und Herr Hartmann als Marquis Max. Wer noch immer oder schon wieder dieses Genre „geistvoller" Lustspiele liebt, in denen die Menschen ferne aller Wirklichkeit ihre ästerlichen Reden drechseln, dem sollte eigentlich wohl oder übel auch diese tänzelnde, poserende, affektiert aller Wirklichkeit liegende Art der Darstellung wohlgefallen. Und vielen gefällt sie ja auch schon wieder. Oft heißen die Stücke, ein Schauspieler ist schlechter, oder er ist besser geworden, nichts anderes, als das Publicum sei besser, oder es sei schlechter geworden.

*

Am 28. begann Herr Gregori vom Berliner Schiller-Theater am Burgtheater ein auf Engagement abzielendes Gastspiel als Faust. Er war ebenso langweilig als manieriert, sein Faust war der Typus der Nüchternheit und Unbedeutendheit. Auch sonst war die Darstellung sehr mangelhaft. Herr Heine als Mephisto bot eine geradezu empörende Caricatur des unvergeßlichen Mitterwurzer und die Stimme des Herrn, unbegreiflicherweise durch Herrn Hartmann dargestellt, klang fast wie eine Parodie des höchsten Wesens. Eine sehr unglückliche Idee war es auch, den Erdgeist in Gestalt eines überlebensgroßen, überlebensdicken Herrn, der einem Nikolo oder Nußknacker ähnlich sah, sichtbar erscheinen zu lassen. Im übrigen machte so ziemlich jeder, was er wollte. Nur so läßt es sich wohl erklären, daß einer der Handwerksburschen Goethe für seine Privatspäße mißbrauchen durfte.

*

Die „Krannerbuben" von Törmann, die am 23. März im Deutschen Volkstheater ihre Premiere hatten, sind in ihrem Grundriß nach dem Muster des alten Wiener Volksstückes gemacht. Da ist die wohlhabende Bürgersfamilie, deren Ahnherr mit ein paar Schilern im Sack bei der Linie hereingewandert ist, jene Familie, die uns zu Beginn des Stückes in Reichthum und Leichsinn vorgeführt wird und schließlich vor unseren Augen an den Rand des Verderbens gelangt. Da ist das brave, arme Mädchen, das den Sohn liebt und an deren Tugend die Gemüther sich erbauen, und da ist ein junger Mann, der eigentlich zwei Typen aus dem am Brillantengrund spielenden Stücke in seiner Person vereinigt: den ruchlosen Hausherrnsohn und Bösewicht, dessen schändliche Pläne an der unüberwindlichen Tugend des Engels vom fünften Stock zu Schanden werden, und den edlen Hausherrnsohn, der ein Leben der Arbeit und Entsagung an Seite der Geliebten der reichen Heirat und der Rettung der Familie vorzieht. Die Verschmelzung dieser zwei wohlbekannten Typen ist es meines Erachtens, welche dem Stück das viel richtige Beobachtung enthält, gefährlich wurde. Der junge Franzi Kranner hat etwas von dem edlen und etwas von dem ruchlosen Hausherrnsohn in sich. Er denkt wie jener und handelt wie dieser. Das wird ja im Leben öfter vorkommen, aber im Rahmen des alten Volksstückes verträgt es sich nicht, und schon gar nicht, wenn das Publicum von dem Dichter bereits ein ganz bestimmtes Bild sich gemacht hat und absolut abgeneigt ist, ihm eine übermäßige Vereinigenommenheit für den edlen Hausherrnsohn zuzutrauen. Der „Franzi" mochte der „Poldi" noch so treuherzig seine Liebe gestehen und ihr das Blaue vom Himmel herab schwören: die Poldi konnte er anglauben, das Publicum, das seinen Fritz Törmann nun einmal ganz genau zu kennen glaubt, aber nicht, denn das hieß sich den edlen Hausherrnsohn von Anfang an nicht hinaus disponieren. Ich kenne ich heiser, mein lieber Fritz, sagte es, du erzählst mir keine Geschichten, und als die Poldi, Schatz und Stütze sindend, ihr Mouvoir an die Brust des Franzi legte, da dachten die alle der dummen Poldi ins Gesicht, und der Franzi konnte von der Tugend und von seinem Seelenschmerz reden, soviel er wollte, die Leute blinzelten doch dem Fritz zu und ließen sich's nicht nehmen, daß er in seinem Innern es mit in der Ordnung finde, daß der Franzi die Poldi „drangekriegt" habe. Denn daß die Poldi ihre Tugend bis in den dritten Akt hinein gerettet habe, allen Lumpereien mit dem Franzi zum Trotz, das glaubten sie schon gar nicht. Die Darstellung war trefflich. Fräulein Brenneis und Herr Kutschera spielten das Liebespaar mit schöner Wärme und Natürlichkeit, sehr lustig war Herr Tewele als Portenier Filzelbaum, und die übrigen Darsteller, insbesondere Herr Kranner als der alte Kranner, und Frau Hlubeck als die Schöne des Familienhauptes standen ihnen würdige Unterstützung.

Max Burckhard.

Die Philharmoniker gaben ihr letztes Concert unter der Leitung Schalks, der sich, wie letzthin Hellmesberger, darauf beschränkte, einige altbewährte Stücke des Repertoirs durch die Kunst des Orchesters zu gewohnter Geltung zu bringen. Zwar hat Handns Partier Symphonie in G- in den beiden ersten Sätzen rechten Anklang gefunden, aber der dritte und namentlich der vierte Satz haben durch die unvermeidliche Frische und Heiterkeit sofort die anfangs etwas spröden Gemüther der Zuhörer gewonnen. Die günstige Stimmung vertiefte sich wesentlich bei dem nun folgenden Werke, der „Symphonie pathétique" von Tschaikowsky. Der Componist selbst sagte einmal von ihr in einem Briefe an seinen Freund Bobrow: „Mir scheint, sie ist mir gelungen, wenigstens habe ich selten an einem Werke mit ähnlicher Liebe und Hingabe gearbeitet." Seit Tschaikowsky diese Worte schrieb, hat das Werk die Runde um die ganze Erde gemacht, und überall hat das Publicum die Meinung des Componisten getheilt. Die „Symphonie pathétique" ist nicht nur das beste Werk Tschaikowskys, sondern überhaupt die großartigste Symphonie der letzten zehn Jahre. Der Componist sieht darin durchaus auf modernem Standpunkte, das verrathen die kühnen harmonischen Wendungen, die überaus reiche, brillante Instrumentation und die Freiheit der Form. Aber während bei so manchen anderen modernen Werke die Verschmelzung der äußeren Mittel nur dazu dient, die innere Leere und den Mangel an Erfindung zu verdecken, wird Tschaikowskys Symphonie von einer großartigen Phantasie getragen, die aus unwiderstehlich hinreißt und ein Bedeuten auskommen läßt, weil sie einer so herrlichen Umgebung schmuckerer ausgestellen, daß sie in der Wahl ihrer Mittel völlig souverän ist. Solchen Werken gegenüber kann die Kritik getrost verstummen, sie bedürfen weder der erklärenden Analyse, noch des empfehlenden Lobes, denn sie verkünden mit den eigenen Tönen ihre strahlende Schönheit, die jeder von uns ohne gelehrten Commentar in sich trägt. Wir können nur sagen, daß der unvergleichlichen Aufführung der Symphonie haben sich die Philharmoniker unter Schalks treflicher Leitung in der denkbar schönsten Weise für diese Saison als Concertgeber verabschiedet. Wir werden uns freuen, sie in der nächsten, in ihrer gewohnten Meisterschaft, vielleicht mit etwas abwechslungsreicherem Programm wieder zu begrüßen.

Der Wiener Concertverein hat seine musikalische Thätigkeit für diese Saison in besonders festlicher Weise durch eine Aufführung der „Neunten" beschlossen. Für den jungen Verein war es gewiß keine geringe Aufgabe, sich an die Wiedergabe dieses schwierigen Werkes zu wagen, das, so viel ich mich erinnere, in Wien immer nur von den ausgezeichnetsten Orchestern der Philharmoniker geleitet wurde. Daß es trotzdem gelungen ist, eine Aufführung zu bieten, die nach den besten der letzten Zeit mit Anerkennung genannt zu werden verdienen, das gereicht dem Dirigenten und seiner strebsamen Künstlerschar zur hohen Ehre. Herr Löwe hat sich mit dem Studium des Werkes sichtlich sehr viel Mühe gegeben, und er scheint, trotz der kurzen Zeit unter der übergroßen Sorgfalt und dem peinlichen Streben nach Deutlichkeit ein wenig an Schwung verlor. Für meine Empfindung kam er etwas zu schwerfällig zum Andenken, während mir im Adagio der Gesang der Geiger zu schadlerm vortam. Andere Details hingegen gelangen mit überraschender Vollendung, so daß es bewiesen die Bässe der Saiteninstrumente, die ganze Zeit hindurch eine wohlthuende Sicherheit. Ihnen verdanken wir zum größten Theil den Erfolg des durchaus gelungenen zweiten Satzes und allen zu sammen die prachtige Wirkung des überwältigenden Schlusses, bei dem das Orchester durch den Singverein und Mannergesangverein in vortzüglicher Weise unterstützt wurde. Auch die Solisten erhoben sich zwar nicht über das Mittelmaß. Frau Katzmayer bewältigte spielend den instrumentalen Chorakter ihres Parts, und Herr Kraus cher exfreute uns durch einen ebenso stilgerechten als verhandhosvollen Vortrag des Recitativs. Frau Körner und Herr Zeller vervollständigten das treffliche Ensemble, von dem das Publicum mit jubelndem Beifall Abschied nahm. Die ganze Aufführung bildete die bisher höchste Leistung des Vereines, die er mit betrebt tigtem Stolz in seine Annalen eintragen kann. Einen Vergleich mit der letzten Aufführung der „Neunten" durch die Philharmoniker kann ich leider nicht anstellen, da diese illustre Gesellschaft das Erscheinen der Novitäten, ihr zur den Musikfreierenden einen Sitz gegen Bezahlung zur Verfügung zu stellen, unbenutzbichtigt ließ.

A. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Im Lessing-Theater wurde ein Schwank in drei Akten „Wiederholende" von Rud. Presber aufgeführt. Das Schauspiel, ohne alle tiefere Charakterzeichnung, ist nur seinen Zwecken genügend charakterisirt. Nützer ist als Schauspieler einer der conscientiosesten Vertreter der realistischen Schule — an seinem Vortrag kommen Dichter halt er sich im seine schauspielerische Individualität schadlos, so heißen „Wiederholende" Schwank in Schwänke. Er spielt auch manch eine Sentimentalität. Er zaubert Stimmung, die in allen Farben schillern. Er arbeitet auch nach dem Leben, nicht nach verbrauchten Einzelnen, sondern nach literarischen Vorbildern. Sein Spiel leidet aber in ganz unliterarischen Zeichen entbehrten Stoff. Die Rolle des Dichters wollen einander beiden, er ist ein verbissener Cynismus, die eine Charakteranlage gewordeu, er findet sich wieder, um abschwächer gebogen, da er privat an die Entwicklung, in der er lebte, erinnert wird. Diesen einfachen Typ hat Nützer mit Spott und Feinheit, mit Anstand und mit großer, äußerer Sicherheit gestaltet. Es ist ein Kunstkabinettstück, das er geschrieben hat, ein Kabinett, aus dunklen Farben zusammengemalt, ein wunderbares Kunstwerk von Intelligenz und Phantasie, ein Schauspiel eines wahren Künstlers. Er gibt Nützer, der Dichter selbst bezeichnet, als die Tragödie. Dem Schauspieler Nützer gelingt eine Tragödie, eine Tragödie „Schlagen" vorgeführt, eine „Tragödie" voll ernster Stimmung, aber die Stimmung ist verfehlt. Die Charaktere, die Nützer [illegible] — die unterschiedlichen sind nicht stark genug [illegible] Nützer [illegible] Schauspielern — wirken ernsten Stoff [illegible] Nützer [illegible] Nützer [illegible] Nützer

Bücher.

Dr. Franz Ritter v. Haymerle: Unser Unterrichts- und Verfassungsleben und dessen Rückwirkung auf die Verwaltung. Wien, Alfred Hölder, 1901.

Es ist im Kreise der Schulmänner und aller, welche die Entwicklung unseres höheren Schulwesens aufmerksam verfolgen, eine durch Erfindung gestiftete Ueberzeugung, daß mit der Neugestaltung des modernen Verfassungslebens in den Militärstaaten der Gegenwart die Schulen vielfach in eine Richtung gedrängt wurden, die ihrem inneren Wesen fremd ist und ihren eigentlichen Zielen fern liegt. Die im Titel genannte Studie behandelt diese Frage, die nicht nur eine pädagogische, sondern in ihren Folgen auch eine sozialpolitische ist, im Zusammenhange, und verdient schon wegen der rücksichtslosen Offenheit und Schärfe, mit der ihr Verfasser, Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht, die bisherigen Verhältnisse darlegt und die immer fühlbarer werdenden Schäden trifft, welche die Einmischung unserer Verfassungslinie auf unser Unterrichtspolitik gezeitigt hat, und nachweist, wie die Concurrenz der beiden einander widerstreitenden Interessen die Berufswahl beeinflußt, ja die freie Berufswahl geradezu illusorisch macht, das nachhaltigste Interesse der weiteren Kreise und die eingehendste Würdigung aller maßgebenden Factoren. Indem wir sie die mit logischer Schärfe durchgeführte genetische und kritische Behandlung unseres Unterrichts- und Verfassungsstandes nur als lesenswerte Studie stets vorweisen, seien hier nur die höchst beachtenswerten, praktischen Vorschläge zur Beseitigung oder wenigstens zur Milderung der bestehenden Uebelstände, welche Haymerle sowohl auf dem Gebiete des Unterrichtes, als auch auf jenem des Unterrichtes und seiner Organisation, endlich auf dem der allgemeinen Verwaltung macht, mitgetheilt. Auf dem Gebiete des Unterrichtes empfiehlt er die Herabsetzung der Präsenzdienstzeit im allgemeinen nach dem Vorgange Deutschlands und, insolange das gegenwärtige Ausmaß beibehalten wird, die Begünstigung der zweijährigen Präsenzzeit für die Absolventen gewisser Gruppen niederer Fachlehranstalten, ferner Erweiterung des Kreises der Begünstigten in Bezug auf den Einjährigen-Präsenzdienst und Verschleichigung von Anstalten, welche durch ihr methodisches Vorgehen und durch den Ernst der Erziehung zur Arbeit sicher eine bessere Zeitübung bestimmung zu erringen vermögen, als die bisherigen „Drillanstalten" mit ihrer, für einen Tag — den der Prüfung — mühsam zusammengestellten „allgemeinen Bildung". Das Urtheil darüber sollte der Unterrichtsverwaltung zustehen. Den „Einjährigen" sollte man aber nach erfolgreich abgelegter Prüfung grundsätzlich nur zum „Einjährigen-Unteroffizier-Examen" zulassen, um so ein tüchtiges Unteroffizierscorps zu gewinnen. Die Beförderung zum Officier soll damit nicht ausgeschlossen sein, wäre aber an bestimmte, auch seine soziale Stellung berücksichtigende Voraussetzungen zu knüpfen. Dem wo man vom „Einjährigen" wollen und fordern könne, bestehe darin, daß er im allgemeinen bei den Leistungen eines intelligenten Führers einer kleinen Abtheilung besitze. Damit sei die Sache für ihn erledigt; denn der Ausnahmsfall könne da nicht den Ausschlag geben. Auf dem Obsolete des Unterrichtswesens wird der Verfasser namentlich dafür ein, daß nach der Unterrichtsreife eine genaue Prüfung vorgenommen werde, die für die Fortsetzung der Studien die Eignung bestehen. Diese Anforderung denkt er sich in Form einer bestimmten, aber wohlwollenden und unterstützenden Belehrung an die Schüler der Schulen. Auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung endlich empfiehlt er eine Revision des Berechtigungswesens, bezw. der beim Eintritt in den Dienst der wichtigsten Verwaltungszweige zu stellenden Anforderungen. Hierbei dürfte die Unterrichtsverwaltung diejenige Stelle sein, welche berufen wäre, bei den anderen Centralstellen eine bezügliche Anregung zu geben, da sie allein das ganze, weite Gebiet des Unterrichtes und seiner Anstalten in übersehen vermag. Es scheint nicht zweifelhaft, daß für solche Aufgaben Mißverhältnisse ein den Tag bringen würden, bei welchen man sich wundern dürfte, daß sie überhaupt bestehen.

Dr. Fr.

Stanislaw Przybyszewski: Epiphychidien. Berlin, J. Fontane & Co., 1900. 8°.

Es sind vier Studie: „Introibo", „Sonnenspalier", „Helle Nächte" und „Am Meer", in der gleichen Form, mit novellistischen Elementen durchsetzte Stimmungsmalerei, nur daß in der letzten Novelle in Gestalt eines Malers ein „Todtenmeile" geschaffen. Die beiden letzten Stück sind die schönsten. Sie reißen ihn durch die ganze Pracht und bestrickende Schönheit ihrer Metaphern. Nur daß ihre Hyperbolik sich nachgerade recht oft verliegt, daß diese Metaphern ins bizarr Geschmacklose gehen, daß sie oft nur klingen, leuchten und funkeln, aber nicht mehr erwärmen oder erschüttern. Es ist zu bedauern, daß Przybyszewski sich in seiner Kunst nur mehr noch wiederholt und daß die immer gleichen Motive recht ermüdend werden. In seinen Romanen und Novellen kann er ein so feiner und dichtungender Psycholog sein und eine so reiche Mannigfaltigkeit entwickeln, könnte er doch diese Eigenschaft auch seiner Lyrik zugute kommen lassen!

Johannes Schlaf.

J. H. Rosny: L. Chemin d'Amour. Paris, Librairie Paul Ollendorff, 1901.

Dieser Roman ist der zwanzigste, der unter dem Namen J. H. Rosny erschienen ist. „Le Bilatéral", der erste, eine bemerkenswerte Schilderung des Pariser Specialitätenlebens, erschien 1884. Das kommt alles auf jedes Jahr ein Buch. Dabei besteht eine augenfällige Verbindung des Inhalts und der Form. Wer immer in der Lage war, die Romane, einen Roman über den anderen, wie Bestellware „Nelt York", sagen zu können, einen über die Bedeutungsmöglichkeit „Londoner", einen über das Weltausstellungswesen „Pariser", einen über „Bankwesen", einen über „Les Frères Peckerwe", einen über Zeitungswesen „Redakteur", einen „Roman du Cycliste

Einwohnern, die Griechenland ungefähr zählt, etwa 5000 diese Gelehrtensprache beherrschen, etwa 15.000 sie halb und halb verstehen, während alle anderen von jeder Teilnahme ausgeschlossen sind. Gegen diesen unmöglichen Zustand, der aber von den maßgebenden, gebildeten Kreisen krampfhaft aufrecht erhalten wird, begannen sich gegen Ende der Achtzigerjahre einzelne Kreise aufzulehnen; an die Spitze dieser „Neger" stellte sich Psichari mit einer Art von Manifest, indem er als erster ein Buch in der gewöhnlichen Umgangssprache erscheinen ließ, dem bald verheißende andere folgten. Langsam aber stetig wurde nun weitergekämpft, und namentlich seit Beginn dieses Jahres mehren sich die Zeichen. Auf Cypern erscheint bereits eine neugriechische Zeitung namens „Die Wahrheit" und als erfreuliches weiteres Symptom erwähnt der Berfasser, daß kürzlich sogar in dem „Evangelos" von Athen von einem Priester eine neugriechische, gemeinverständliche Ansprache gehalten wurde. Mit Eifer werden nun auch die griechischen Volksdichter gesammelt und in Solomos und Palavotin besitzt das heutige Griechenland zwei bedeutende junge Dichter des lebendigen Volksthums.

„World's Work" (Februar) bringt einen Artikel von Frederic C. Howe über das „große Weltreich an den Seen". Der Verfasser bezeichnet damit jene Distrikte an den großen Seen im Nordosten der Vereinigten Staaten, an denen Ubern Eisen, Kupfer und Kohlen in unerschöpflicher Menge lagern. Die über diesen Seen erstrecken sich über 3000 Meilen Länge, und am westlichen und südlichen Rand des Obern See's befindet sich die Hügelkette mit den Eisenlagern, welche 75 Procent des Eisenerzes der Vereinigten Staaten liefern und nach Hinwegräumung einer kaum ein paar Fuß tiefen Kiesschichte zugänglich sind. In nächster Nähe der Seen befindet sich der Niagara-Fall, dessen ungeheure Strömung bei einiger Zeit in Triebkraft umgeleitet wird. Der höchste natürliche Reichthum in Verbindung mit den schärfsten menschlichen Verstandeskräften machten aus diesen Gegenden eine Fundgrube unermeßlichen Reichthums. Binnen kurzem wird man von diesen Plätzen aus Kohlen nach Europa verschicken und man schätzt, daß sich diese Kohlen per Tonne um 1 bis 2 Dollars billiger stellen werden, als die in Europa selbst gewonnenen.

Der Trüffelbär.

Von Freiherrn v. Schlicht.

Der Oberleutnant Bär gehörte zu der großen Classe derjenigen Officiere, die den Dienst nur als eine unangenehme Unterbrechung der freien Zeit ansehen. Sein Glaubensbekenntnis lautete: Es wäre sehr schön, den bunten Rock zu tragen, wenn es kein Exerciren und noch weniger Vorgesetzten gäbe. Werden aber waren diese beiden wichtigen Factoren vorhanden, ja, noch mehr, er mußte sogar mit ihnen rechnen und das war ihm höchst fatal. Er liebte das Herumstehen auf dem Kasernenhof und die langweiligen Märsche, bei denen man stumpfsinnig einen Fuß vor den anderen setzt, absolut nicht. Wenn er aber dennoch verhältnismäßig wenig über die geistödtende Arbeit klagte, so geschah es einerseits, weil er selbst sehr wenig Geist besaß, dann aber auch, weil der Dienst appetitmachend wirkte. Er aß sehr gerne, er war kein Vielesser, wohl aber ein großer Feinschmecker, der Gourmand par excellence. Um der großen Garnison, in der er stand, auf den zahlosen Dineres bei den schwerreichen Handelsherren hatte er vollauf Gelegenheit, seinen Geschmack zu bilden. Das that er auch, das Beste war für ihn gerade gut genug, zu gut konnte für ihn gar nichts werden. Sein Lieblingsgericht aber waren die Trüffeln; wenn er in ein Restaurant kam, bestellte er sich stets ein Gericht mit Trüffeln und so war es kein Wunder, daß er bald von den Kameraden den Beinamen „der Trüffelbär" erhielt. Er war sich darauf, als hätte man ihn wegen seiner geistigen Fähigkeiten Napoleon oder Friedrich der Große getauft und er gab sich alle Mühe, seinem Namen Ehre zu machen. Dies gelang ihm, weniger aber glücke es ihm, sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erhalten und zu bewahren. Die hatten von Tag zu Tag mehr an ihm auszusetzen, er war ihnen zu laich, zu gleichgiltig, es fehlte ihm an Schneid und Energie, und auch seine Kenntnisse ließen ihm allerdings im Stich. „Herr Leutnant, eitlen Sie weniger Trüffeln und lesen Sie mehr im Reglement!" rief ihm sogar eines Morgens der Herr Oberst bei dem Exerciren zu. Das war stark, bitter und schmerzlich, und wie jeder Untergebene, der gerüffelt wird, dachte auch er sofort daran, seinen Abschied zu nehmen — als er aber bei dem Zahlmeister sich erkundigt und erfahren hatte, daß ihm für seine großen Verdienste um das preußische Heer nicht mehr als sechshundert Mark Pension für das Jahr zuständen, und als er sich klar gemacht hatte, daß er als Officier a. D. sicher nicht zu so vielen Dineres eingeladen würde wie als activer Leutnant, entschloß er sich, noch einige Zeit zu dienen. Um aber in Zukunft ähnlichen Angriffen zu entgehen, mußte er es entweder dahin bringen, daß die Vorgesetzten ihre Anvorderungen, die sie an ihn stellten, herabminderten oder aber er mußte seine Leistungen erhöhen — an das erstere glaubte er nicht recht, zu dem zweiten hatte er noch weniger als gar keine Lust, und traut wie der Himmel lag vor ihm die Welt. Er wußte nicht recht, was werden sollte, aber wenn die Noth am größten, sit nisi nur der Herr vom Amtsgericht, auch der Gerichtsvollzieher genannt, leidend auch zuweilen die Hilfe am nächsten.

Bei einer Regiments-Feldübung erhielt er den Befehl, mit seinem Zuge einen großen Tannwald, der eine Schanze markierte, zu stürmen und zu erobern. Der Auftrag war nicht sehr ehrenvoll, denn der Weg dorthin war weit, und vor allen Dingen war der Torfhausen gar nicht von dem Gegner besetzt. Die Sache hatte also nicht den geringsten Zweck, aber die Befehle sind bekanntlich dazu da, um ausgeführt zu werden. Jeder Widerspruch ist nicht nur unnöthig, sondern wird sogar streng bestraft, und so that der Herr Ober eben das Klügste, was er thun konnte: er nahm nicht nur seinen Helmbusch, sondern auch seinen Zug zusammen und stürmte wild darauf los: „Marsch, marsch, Hurrah!"

Die Kerls brüllten, daß es eine Freude war, und sie liefen mit solcher Behemenz gegen den Torfhausen an, daß dieser in sich zusammensank. Die Schanze war gestürmt. Den aufwirbelnden Torfstaub nicht achtend, hielten die Braven in der genommenen Position aus und rief als das Signal zum Sammeln kam, sahen sie, daß der Sturm sein Opfer gefordert hatte: ihr hellbewährtiger Anführer, der mit dem gezogenen Schwert ihnen vorangeeilt und ihnen den Weg gezeigt hatte, war gefallen. Seine Säbelscheide war ihm zwischen die Beine gekommen und hatte ihn zur Strecke geliefert — nun lag er da in seiner ganzen Schönheit, und wenn er sich nicht wieder erhob, so lag das daran, daß er sich den linken Fuß gebrochen hatte. Muthig biß er die Lippen aufeinander, nicht um den Schmerzensschrei zu unterdrücken, sondern um vor Freude nicht laut „Hurrah" zu rufen. Zwar war das Gefühl, das er in seinem Fuß augenblicklich verspürte, weit davon entfernt, angenehm zu sein, aber für die Zukunft eröffneten sich die schönsten Perspectiven. Vorläufig winkte ein Krankenlager, dann aber ein längerer Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit, und daß er in der nächsten vier oder sechs Wochen nicht gesund werden würde, wußte er schon heute — dazu konnte er seine Constitution und vor allen Dingen sich selbst viel zu genau.

Seine Ahnungen trogen ihn nicht — vier Wochen lag er in Gips, dann fuhr er nach Wiesbaden in die Militärheilanstalt, und als er zurück kam, war er noch im hohen Grade schonungsbedürftig; an ein Eintreten bei den mit Recht bei den Untergebenen so wenig beliebten Parademärschen und an eine Theilnahme bei den Felddienstübungen war gar nicht zu denken, wenigstens vorläufig nicht.

Wenn man ihm glauben durfte, war ihm die Sache sehr, sehr unangenehm, nach der langen Pause hatte er eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach dem Dienst und er schalt fortwährend, zur halben Unthätigkeit verdammt zu sein.

Aber wenn ein Untergebener über zu viel Dienst klagt, glaubt man ihm eher, als wenn er über zu geringe Beschäftigung stöhnt — man lacht ihn aus.

Nur einer lachte nicht, das war der Herr Oberst, der war wüthend, daß sein Oberleutnant mehr freie Zeit habe, als er selbst — es empörte ihn, daß sein Unterthan im Bette lag und seit sicher, während er morgens um fünf Uhr mit seinem Regiment zur Felddienstübung rücke. Für den Herrn Ober mußte eine Beschäftigung gefunden werden und so wurde dieser denn eines Tages Casinodirector. Er bekam den strengen Befehl, morgens schon im Casino anzutreten, die Ordonnanzen zu überwachen, die Bücher zu führen, das Geld zu verwalten, sich um die Instandhaltung des Inventariums zu kümmern, den Weinkeller zu controlieren und mit dem Oekonom die Essenstrage zu besprechen und zu bestimmen.

Ein Casino- oder Tischdirector gehört zu jenen beneidenswerten Menschen, die es niemandem recht machen können; sie mögen anordnen, was sie wollen, und sie mögen auf den Tisch bringen, was sie wollen, geschimpft wird doch.

Aber auf den Oberleutnant Bär wurde nicht gescholten, noch nie hatte das Casino so gute Weine und Liqueure gehabt, noch nie hatte man so gut gegessen, wie seit der Zeit, da er das Scepter schwang, und die Ordonnanzen bedienten so schnell und gewandt, daß selbst Se. Excellenz, der commandierende Herr General, der in der großen Garnison sein Generalcommando hatte, sich äußerst lobend aussprach, als er einmal an einem Liebesmahl theilgenommen hatte.

Und nach diesem ersten Liebesmahl kam Excellenz häufiger, wenigstens jeden Monat einmal. Das war für das Regiment eine sehr große Auszeichnung, und was eine hohe Ehre, die der Herr Oberst mitsammt seinem Officierscorps auch zu schätzen wußte. Natürlich war es dem hohen Herrn, der auch zwar sehr gut aß und trank, nicht unbekannt, wem er in erster Linie die kulinarischen Genüsse verdankte und so war der Herr Ober bei ihm noch mehr als einmal gelobt.

Der Trüffelbär hätte bedeutend klüger sein müssen, als er es in Wirklichkeit war, um nicht infolge der Gnadensonne, die sein Haupt beschien, stolz und übermüthig zu werden, er bekam fast einen Größenwahnsinn und trug den Kopf so hoch und stolz, als hätte er die ganze Welt zu seinen Füßen liegen.

Aber die Zeit ging ihren Lauf, und immer näher kam der Tag, an dem die dem Herrn Ober bewilligte Schonungszeit abgelaufen war und an dem er wieder in die Front rücken mußte. Dann war es auch mit seiner herrlichkeit als Tischdirector zu Ende, eine bewußtlende Thatsache, über die viele der Kameraden traurig waren, über die aber auch viele sich freuten, denn die Schulden des Casinos hatten unter seiner Oberleitung sich gewaltig vermehrt — man

Digitized by Google

speist eben nicht gratis und franco ein ganzes Officierscorps jeden Mittag mit Trüffeln.

Und eines schönen, oder richtiger gesagt, eines traurigen Morgens war der gefürchtete Tag da: am Mittag musste der Herr Ober sich wieder in die Front zurück melden, nachdem eine ärztliche Untersuchung seines Fußes dessen vollständige Felddienstfähigkeit constatiert hatte, und am nächsten Morgen schon rückte er mit dem Regiment zu einer großen Uebung aus.

Wenn es auf der ganzen weiten Welt an diesem Tag einen Menschen gab, der fluchte, so war es der Trüffelbär, aber da die Flüche der Untergebenen im Gegensatz zu denen der Vorgesetzten ganz ungehört verhallen, so kümmerte sich auch weiter niemand um den unzufriedenen Nobile. In dem großen Heerbann zog er, wuss ex oder de multis, wie der Lateiner sagt, auf der Chaussee dahin, und sein Gott im Himmel und kein Mensch auf Erden erbarmte sich seiner. Des Gehens entwöhnt, wie er es war, wurde ihm das Marschieren sehr sauer, schon nach den ersten drei Kilometern hatte er genug, nach weiteren dreien mehr als genug, und als er die ersten zehn hinter sich hatte, da hatte er die Nase voll. Aber es standen zwanzig Kilometer Anmarsch und ebensoviel Kilometer Rückmarsch auf dem Programm, da half kein Stöhnen, Seufzen und Klagen, er musste mit, wenn er nicht schlapp werden wollte. Das aber gibt es nicht für einen Officier und so feuchte er denn weiter.

„Wenn Ihr Fuß Ihnen wieder wehe thut und wenn Sie vor Schmerzen nicht mehr weiter können, sperrt der Oberst Sie drei Tage ein," hatte der Regimentsadjutant ihm im Auftrage seines Brotherrn bestellt — da war nichts zu wollen, er musste mit, aber seine Kräfte waren so ziemlich Matthäi am letzten.

„Wenn ich nur wenigstens wieder den ehrenvollen Auftrag erhielte, einen Tossjauen zu stürmen," dachte er, „vielleicht thut mein Fuß mir da den Gefallen, wenn auch nicht gerade zu brechen, so doch wenigstens umzuknicken — wenn es sein muss, kann ich vielleicht ein bisschen nachhelfen, aber hier auf flacher Erde ist das schwierig."

„Nun, Bär, was wollen Sie denn hier? Hier gibt es doch gar keine Trüffeln," klang da eine Stimme an sein Ohr.

Unwillig wandte er sich zur Seite, um dem Sprecher grob zu erwidern, er besann sich nicht in der Stimmung, sich uzen zu lassen, aber er schluckte die harten Worte, die er auf der Zunge hatte, sehr schnell herunter, als er neben sich den commandierenden General sah, der herausgeritten war, um der Uebung beizuwohnen.

Er begrüßte seinen hohen Gönner militärisch stramm, ohne sich hierin etwas zu vergeben, dann sagte er: „Excellenz, zuweilen muss man sehen, wie man ohne Trüffeln durch die Welt kommt. Und wenn Excellenz mich fragen, wie ich hierher komme, so muss ich antworten: nicht der eigene Wille, sondern der meiner Herren Vorgesetzten hat mich hierher gebracht."

Doch kaum war ihm das Wort entfahren,
Reckt' gern' im Busen er's bewahren.

Zu spät sah er ein, dass die Gnadensonne nicht nur sehr schnell aufgehen, sondern auch barbarisch schnell untergehen kann. Auch er musste erfahren, dass es ein gewagtes Ding ist, als Untergebener mit hohen Herren zu scherzen.

Das Gesicht Sr. Excellenz, der die Antwort des Herrn Ober durchaus ungehörig fand, legte sich in ernste Falten: „Wollen Sie mit Ihren Worten vielleicht sagen, Herr Leutnant, dass Sie Ihren Dienst nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe folgend, thun? Glauben Sie, dass der Staat Sie nur dafür bezahlt, dass Sie im Casino gute Mittagessen entrieren? Herr, glauben Sie, dass Sie in einem Feldzuge dem Feind durch Ihre Leistungen im Trüffelessen irgendwie imponieren?"

Die Stimme Sr. Excellenz hatte zuerst nur zürnend geklungen, aber je länger der hohe Herr sprach, desto lauter, heftiger und grollender wurde sein Tonfall.

Der Herr Ober knickte bei diesen tadelnden Worten in sich zusammen: „Excellenz," versuchte er sich zu vertheidigen, „Excellenz missverstehen mich, Excellenz — "

Aber der Commandierende hörte gar nicht, er hatte sein Pferd schon wieder zu Trab gesetzt undritt davon.

Verzweifelt sah der Herr Ober ihm nach, da gewahrte er zu seiner Freude, dass ein Generalstabsofficier zurückgeblieben war, der sich damit beschäftigte, umständlich eine Cigarre abzuschneiden und diese dann anzuzünden.

Der Herr Ober trat aus der Marschcolonne heraus und ging auf den Adjutanten. Den er sehr gut kannte, zu: „Um Gottes Willen, sagen Sie mir nur, was hat Excellenz denn? Meine Worte allein können doch nicht an der Missstimmung schuld sein."

Der Generalstabsofficier bückte sich zu überlegen, wie oben nur ein Adjutant Sr. Excellenz lächeln kann, dann sagte er: „Lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, lieber Freund, die Sache hängt sehr einfach zusammen. Excellenz hat sich an den vielen Trüffeln, die Sie ihm in etwa gaben, den Magen verdorben und sein Arzt hat ihm diese seine Lieblingsspeise für die nächsten zwei Monate auf das strengste verboten, eigentlich dass es nicht einmal von diesen edlen Pilzen sprechen und sie selbst in Worten nicht in den Mund nehmen. Das aber kann er nicht lassen, und da erfolgte Ihre Antwort, dass man zuweilen sehen muss, wie man ohne Trüffeln durch die Welt kommt. Die Worte waren nicht ganz nach seinem Herzen, denn er will ja mit, nicht ohne Trüffeln leben. Also beruhigen Sie sich, spätestens in acht Wochen ist der Friede wieder geschlossen."

Und der Adjutant behielt Recht. Als Excellenz nach zwei Monaten zum erstenmal wieder an einem Liebesmahl im Casino theilnahm und ein Trüffelgericht aß, das von dem früheren Tischdirector eingeführt und auch heute unter seiner strengsten Oberaufsicht zubereitet war, sagte der hohe Herr zu dem Commandeur, der neben ihm saß: „Ich habe mich vor einiger Zeit bei einer großen Uebung Ihnen gegenüber sehr tadelnd über den Oberleutnant Bär ausgesprochen, ich meinte damals, es würde dem Herrn nicht schaden, wenn er einmal in eine kleine Grenzgarnison käme — aber ich glaube heute, dass ich damals zu hart und zu ungerecht urtheilte, meinen Sie nicht auch, Herr Oberst?"

„Ganz und gar nicht, Excellenz," wollte der Commandeur seiner gewissenhaften Ueberzeugung nach antworten, nach seiner Ansicht wäre dem Herrn Ober ein Garnisonwechsel sehr bekömmlich gewesen — da sah er, wie der Commandierende eine neue Trüffel in den Mund schob und mit verklärten Zügen sich dem Genuss derselben hingab.

Da wusste der Herr Oberst, was er zu antworten habe, wenn er nicht selbst anstatt des Trüffelbärs in die Verbannung oder gar „ins Civil" geschickt werden wollte, und so sagte er denn mit dem Brustton tiefinnerster Ueberzeugung: „Ich bin ganz der Ansicht Ew. Excellenz."

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" (Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.) in Frankfurt a. M. bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN – BUDAPEST – BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 15
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neubaugasse 28
VIII. Josefstädterstrasse 112
IX. Servitengasse 12
XIII. Hietzing, Schönbrunnerstrasse 17
XIV. Penzing, Hauptstrasse 261
XV. Rudolfsheim, Mariahilferstrasse 96
XVII. Währing, Währingerstrasse 118

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
(Volkswirtschaft)

Dr. Max Burckhard und Dr. Heinrich Kanner.
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunst: Professor Dr. Richard Muther.

Band XXVII und XXVIII

April 1901 — September 1901.

Wien.

IX/3. Günthergasse Nr. 1.

Digitized by Google

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Adelt Leonhard . . . 358 91
Aram Kurt . . . 353 14, 354 22
Armiger . . . 344 70

Arpád , 340 1, 353 1, 363 163, 364 178, 365 195
Baran Roman . . . 364 180
Bach Wojciechus, Dr. . . . 362 141
Barth E., Prof. Dr. . . . 362 142
Bed Berthold, Dr. . . . 348 131
Berdrow W. . . . 350 165, 362 151
Bernhard Georg . . . 352 196, 357 71
Bernstein Ed. . . . 343 58
Bie Oscar . . . 346 106
Birk Alfred, Prof. . . . 345 87, 346 102
Bittner Arthur . . . 363 183
Boas Harriet S. . . . 350 104
Bode W., Dr. . . . 360 122
Bötsche Wilhelm . . . 354 22
Bogusławski A. v., Generalt. z. D. 347 119
Brand Wilh. R. . . . 362 147
Brandes Georg, Dr. . . . 346 101, 353
Bremen, Oberpfarrerin von 348 137, 365 190
Brix Theodor . . . 346 97
Brod Betty . . . 351 128
Brodn Alexander . . . 355 46
Brouta Julio . . . 344 73, 358 81
Burckhard Max, Dr. 347 120, 348 135, 350 169, 351 185, 364 185, 365 202
Calwer Richard . . . 346 100
Cicéomontanus . . . 354 18
Colajanni Napoleone, Dr. 344 66, 355 33, 360 112
Courteline Georges . . . 350 110
Croate, Ein . . . 358 83, 359 99
Diner-Denes Josef . . . 355 41
Driesmans Heinrich . . . 355 10, 363 167
Fedorn Karl, Dr. 343 62, 344 70, 345 94, 346 110, 347 126
Fedorn Walther . . . 357 68
Flamm Julius . . . 356 53
Foerster Fr. W., Prof. Dr. 349 148, 353 5
Frankl v. Hochwart Bruno, Dr. . 347 113
Franko Iwan, Dr. 341 17, 355 31, 356 61
Fried Alfred H. . . . 344 141
Friedjung Heinrich, Dr. . . . 341 29
Fuchs Eduard . . . 343 56
Gerlach H. v. . . . 345 83, 354 17, 357 67, 361 130, 363 164
Gerstung Rob., Dr. . . . 354 23
Gold Alfred . . . 345 89, 354 26
Gompert Heinrich, Dr. . . . 354 25
Gopčevic Spiridion . . . 359 97
Gorki Maxim . . . 356 63
Graetz Viktor, Dr. . . . 355 37
Graz Friedrich, Dr. . . . 364 183
Haimich Michael . . . 341 21
Hartmann L. M., Dr. . 344 67, 350 167
Haufe Edwald . . . 356 57
Heilborn Ernst . . . 359 107, 362 153
Heller Theodor, Dr. . . . 354 20
Hergfeld Marie . . . 352 196
Hirschfeld M., Dr. med. . . . 340 4
Hoenenbroech, Graf von . . . 348 130
Hoernes M., Prof. Dr. . . . 361 138
Hoffmann Hans . . . 340 47
Hotopeth A., Dr. . . . 362 148
Hoftinsky C. . . . 349 152
Jagić B., Prof., Dr. . . . 365 192
Jastrow, Dr. . . . 359 100
Jenisch Karl 348 132, 351 181, 358 85, 363 166
Kanner Heinrich, Dr. (Chiffre K.) 341 17, 342 33, 344 69, 344 69, 346 97, 348 129, 350 145, 350 161, 351 177, 352 193, 358 81, 359 97, 360 113, 361 129, 362 137, 363 157, 364 173, 365 193
Key Ellen . . . 351 183
Kipling Rudyard . . . 365 206
Kleinpaul Rudolf, Dr. . 342 30, 350 161
Klossowski Erich . . . 359 105
Koch Max, Prof. Dr. . . . 361 137
Kranewitter Franz . . . 360 127
Kubinyi Georg v. . . . 357 71
Kunowski Lothar v. . . . 363 176
Kurz Isolde . . . 349 152
Lecher Otto, Dr. . . . 345 81
Lie Jonas . . . 362 158
Mann J. B. . . . 344 73
Marholm Laura . . . 348 130
Masaryk Th. G., Prof. Dr. 340 2, 342 21, 347 119, 350 161
Maschinenindustrieller, Ein 341 19, 343 58
Maucler Camille . . . 352 201
Maupassant Guy de . . . 342 47
Medicus . . . 359 103
Meyer Richard M., Prof. Dr. . . 349 150
Meyerfeld Max, Dr. . . . 360 124
Miles . . . 343 49, 346 98
Militär, Ein . . . 362 145
Minges Boris, Dr. . . . 342 25
Mühlau P. v., Dr. . . . 362 144
Morawski Sigismund . . . 357 78
Muttatuli . . . 358 92
Münther Richard, Prof. Dr. 340 8, 347 119, 348 137, 349 151, 350 174, 351 184, 352 203, 356 58
Neera . . . 353 7
Neustein R. . . . 350 169, 356 49
Neuhoff Emil v. . . . 341 18
Observator . . . 349 145
O. F. . . . 351 177
Officier, Ein alter . . . 360 115
Osmanli . . . 361 132
Oswald Hans . . . 346 105
Peuck Albrecht, Prof. Dr. . 345 85, 347 117
Pichler Adolph . . . 340 5
Plattner J., Prof. Dr. . . . 365 197
Playhoff Edvard, Dr. . . . 363 168
Poetion A. C., Dr. . . . 357 71, 358 86
Poller . . . 346 52, 357 66
Poniatowski Henrik . . . 348 144
Rodin M. . . . 347 115
Rauchberg Heinrich, Prof. Dr. . 344 69
Reuter Gabriele . . . 357 73
Rosevelt Theodore . . . 364 177
Rolegger Peter . . . 352 194
Rosenberg Wilhelm, Dr 344 67, 353 3
Rüttenauer Benno . . . 360 125
Salburg Edith, Gräfin . . . 363 174
Saldo F. X. . . . 342 49
Schlat Johannes 340 7, 349 154, 356 57
Schmidt Karl Eugen . . . 353 57, 364 183
Schmitz Oskar A. H. . . . 351 190
Schroeder Leop. v., Prof. Dr. . 341 27
Senex . . . 355 38
Simon Helene . . . 349 147
Sommer C. E. . . . 341 25
Stern L. William, Dr. . . . 355 39
Stürmer . . . 352 197
Tönnies Ferdinand, Prof. Dr. . . 343 54
Tolstoj Leo, Graf . . . 345 88
Tschechow Anton . . . 357 67
Türck Hermann, Dr. . . . 354 24
Ufer Chr., Rector . . . 350 166
Vandeveldе Henry . . . 342 42
Vogl Felix . . . 342 38, 347 113
W. B. . . . 360 116
Weiß S. G. . . . 364 190
Werner Richard Maria, Prof. Dr. 355 10, 357 75, 365 200
Wigand Curt . . . 358 85
Wille Bruno, Dr. . . . 360 121
Willy . . . 361 143
Wlassak Rudolf, Dr. . . . 346 101
Zangwill J. . . . 341 31
Zeisler Josef, Prof. Dr. . . . 364 181
Zuckerkandl Bertha . . . 342 42

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Abstinenzmus, Rechtsschutz gegen . . . 344 67
Advocatur in Oesterreich, Der Kampf gegen die . . . 344 67
Aerzte, Amerikanische . . . 357 71
Agrarische Hochflut . . . 357 68
Albanien, Oesterreich und Italien in . . . 359 97
Alkohol, Vom Volksfeind . . . 350 4
Alkoholismus, Eine Epidemie des . . . 346 101
Alte Jungfern . . . 353 2, 359 107
Alte Jungfern und noch Einiges . . . 365 197
Amerikanische Aerzte . . . 364 181
Anfänge der Stadt und ihr Name Bl. . . . 361 133
Arzneien, Die . . . 361 143
Assistenzarzt . . . 344 70
Athen, Die Zukunftsstadt . . . 350 161
Aufruf, Schutz dem Kunstwerke . . . 348 134
Ausweg, Ein . . . 343 56
Ausweisung von Ausländern . . . 353 11
Bäuerlein, Das . . . 361 135
Bäuerlein, Das . . . 361 135
Bauernfeind, Der . . . 354 18
Bayreuther Festspiele, Die . . . 346 96
Bayreuther Festspiele, Die . . . 346 96
Bayreuther Festspiele, Die . . . 346 96

Deutschen Reich, Die parteiose Politik im . . 346 97
Deutschland, Der Zusammenbruch des modernen Gründungssystems in . . . 352 196, 357 71
Deutschland, Wirtschaftliche Krisis und Arbeitsmarkt in 359 100
Deutschlands, Der dritte Kanzler . . . 354 17
Discussion über 1866, Zur 357 149
Dramatiker, Ein gothischer 356 57
Dreibund, Italien und der 344 66

Ehe, Die Erziehung zur 357 73
Ehrhardt'sche Schnellfeuerfeldgeschütz, Das 348 134
Ein gesundes Spital 365 193
Eisenbahnkatastrophen, Zur Verhütung von 360 116
Eisenindustrie, Die Gesetzgebungsfrage der österreichischen 341 19, 343 54
„Electra", Der Dichter der sonischen . . 344 73
Elektricität am Schiffahrtscanälen . . 350 165
Elektricität, Gedanken im Zeichen der . 362 150
Elend der Hausweber in Böhmen, Das . 351 179
England, Die Demotratisierung der Localverwaltung in 343 52
Englischen Handelspolitik, Eine Wendung der 346 100
Erinnerungen an J. N. Berger . . . 349 195
Ethik, Noch einmal Volksbildung und . 353 5
Ethik, Volksbildung und 350 165
„Evelyn Innes" und ihr Dichter . . . 360 119

Faust, Neue Bücher über den alten 347 129, 348 135
Faust, Zur Erklärung von Goethes . . 354 25
Fibich und das Melodrama, Zdenko . . 349 152
Flüstergallerien in Österreich . . . 347 117
Frankreich, Heeresreform in 361 131
Frankreich, Heimatkunst in 352 200
Französische Vereinsgesetz in seiner endgiltigen Fassung, Das . . . 352, 357 66
Frauentracht, Die künstlerische Hebung der 342 42
Freiheit in Italien, Ein parlamentarischer Sieg der 353 33

Gotizische Schöpfungsgeschichte, Die . 341 17
Gesellschaft, Arbeit, Schule und . . . 363 166
Gesetzentwürfen über österreichischen Eisenindustrie, Die 341 19, 343 54
Gewerbeschutzbund, Das Berliner . . . 349 157
Girolamo, Der Streit um das Colleganm di Stu. 365 193
Gorki, Maxim 353 8
Gorki, Neues von Maxim 346 105
Großvaters Zopf 360 127
Gründungsführung in Deutschland, Der Zusammenbruch des modernen 352 196, 357 71
Grüße über Nicolaus Lenau, Ungedruckte Briefe Anastasius 351 182
Gütereilbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen, Zur Reform der 356 53

Handelspolitik, Eine Wendung der englischen 346 100
Handelspolitischen Helden, Unsere . . 358 81
Hanna Jagert 365 201
Hausweber in Böhmen, das Elend des 351 179
Heeresreform in Frankreich, Die . . 361 131
Heimatkunst in Frankreich 352 200
Heimes, Das Verhältnis Hölderlins, Lenaus und 362 153
Hilfeschulen für schwach befähigte Kinder, Ueber 354 26
Hölderlins, Lenaus und Heines, Das Liebesleben 362 153
Humor, Der neue 355 26

„Intellectuellen", Die Christliche Kirche und die Masse der 349 148
Italien, Ein parlamentarischer Sieg der Freiheit in 353 33
Italien in Albanien, Oesterreich und . 359 97
Italien und der Dreibund 344 66
Justizverwaltung, Österreichische . . 348 134

Kaiserpolitik 350 164
Kanzler Deutschlands, Der dritte . . 354 17
Kellnerlehrling 348 132
Kien, Elten 352 199
Kindern verdanken, Was wir unseren . 361 135
Kindes, Das Studium des 350 166
Kirche und die Masse der „Intellectuellen", Die christliche . . . 349 148
Kirchenglaube, Neuestes zum 351 181
Kirchenglaube? Vertragen sich Naturforschung und 354 22
Kirchenpolitik, Clericalismus und . . 347 113
König Harlekin 361 187
Könige, Moderne 342 39
Königgrätzer Tepesche, Die 352 196
Korbers Vorbertzeit 345 81
Kosmos und Kirchenglaube 351 181
Krankenanstalten, Zur Intensivierung der Wiener 359 103
Kriegsbudget und anderes, Delegationsgutachten 350 163
Kriegsflotten in Transvaal, Die britischen 352 147
Krisis und Arbeitsmarkt in Deutschland, Wirtschaftliche 359 100
Künstlerdramen, Drei . . 350 167, 351 183
Kunst, Zur Reform der bildenden . . 363 170
Kunst der Griechen, Die Anfänge der Kunst und die 361 135
Kunstgewerbe, Renaissance im . . . 344 73
Kunst und Volkserziehung 340 8
Kunstwerken nach Goethes Lehren, Das Genießen von 360 121

Laboremus 345 89
Landesschulrath, Ein Tag der Ungelöstlichkeiten im Tiroler 352 194
Lebens, Gedanken über den Sinn des . 345 88
Lenau, Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns über Nicolaus 351 182
Lenaus und Heines, Das Liebesleben Hölderlins und 362 153
Leontine 351 190
Liebesleben Hölderline, Lenaus und Heines, Das 362 153
Liliencrons Prosa 358 91
Localverwaltung in England, Die Demotratisierung der 343 52
Los von der Natur 351 184

Macedonische Gefahr, Die 342 35
Machs Analyse der Empfindungen . . 355 39
Materialvertheidigung in England . . 352 195
Maters, Der Nachruhm des 364 184
Marxismus, Der Fall Millerand und die Krise innerhalb des 350 161
Melodrama, Zdenko Fibich und das . 349 152
Mittarbeiten, Telegraphen und . . . 346 109
Moltke Spruchwort im Frieden, Die . 351 177
Millerand und die Krise innerhalb des Marxismus, Der Fall 350 161
Miquel, Johannes v. 363 161
Moralische Frage, Die 363 164

Nation, Das Problem einer kleinen . 342 30
Nationale Eigenart 358 88
Naturforschung und Kirchenglaube? Vertragen sich 354 22
Nerjein, Im Eingang der 345 105
Nordamerika, Truslgründungen in . . 355 37
Nordgermanischen Sprachen, Die . . . 357 71, 358 86
Novelle, Die moderne ungarische . . 355 41
Novellen, Neue Romane und 357 75, 365 200

Obstmotten, Kranke der 351 177
Oesterreichischen Philosophen vormaligen, Warum ehrenwerte Manner in gutem Verhältnissen ihre 363 177
Oesterreich, Der Mann's gegen die Reaction zur 354 17
Oesterreich, Die Zeitschriftreform in . 342 37
Oesterreich, Kunstgewerbeunterricht in . 347 117
Oesterreich und Italien in Albanien . 359 97
Oesterreichische Canalnot, Das geplante 345 83
Oesterreichische Pharmacie, Das . . . 352 194
Oesterreichischen Unterhandlungen, Die vielfachen Schwierigkeiten der . . 341 19, 343 54
Oesterreichische Frage, Ein neues Buch über die 344 71
Oesterreichische Justizverwaltung . . 348 134
Oesterreich, Jahrhundertwein in . . . 342 37
Olmütz, Wenzig von 359 102
Parlamentsschwänke in Ungarn, Die . 350 1
Patriotismus 351 183
Polnische Sagen in den Balladen Zeyers, Die 344 70
Polnischen Literatur, Die 342 33
Portugal, Die Revolution in 359 97
Postchronik, Aus der 342 33
Prinz Carl von Rumänien 346 97
Protestantischen Theologie, Die . . . 346 97
Psychologie, Zur 354 25
Publicistik, Die 343 56

Politisches Bekenntnis, Ein 343 49
Pontoppidan, Henrik 358 139
Preise, Russische Hoffnungen und die russische 349 145
Preußischen Ministerwechsels, Die Bilanz des 344 65
Probe auf das Exempel, Die 349 145
Pseudo-Staatsmann, Der 361 129

Raabe, Wilhelm 362 154
Ravenna 347 119, 348 137
Rechtsschutz gegen Absolutismus . . . 354 67
Rechtsprechung in Versicherungsvereinen, Die 353 3
Romane und Novellen, Neue 357 75, 365 200
Rumänien, Die russische Propaganda in 364 180
Russische Hoffnungen und die russische Presse 349 145
Russische Studentenunruhen, Zu den . 340 2
Russische Propaganda in Rumänien, Die 364 180
Rußlands, Ein kritischer Moment im Leben 347 115

Säbelaffairen und kein Ende . . . 360 115
Schiffahrtscanäl-n, Elektricität an . . 350 165
Schleswig holstein'sche Kampfgebiet, Eine Reise in das 340 5
Schnellfeuerfeldgeschütz, Das Ehrhardt'sche 348 134
Schnitzler, Neueste Dichtungen von Arthur 361 137
Schöpferische Sinnbele, Die 343 54
Schule und Gesellschaft, Arbeit . . . 363 166
Schweden im Zeichen der Elektricität . 362 150
Sientiewicz und sein Ruhm 340 7
Spanien, Kulturkampf in 358 81
Spitteler, Karl 363 168
Sprache, Eine Kritik der 363 154
Sprachen, Die nordgermanischen 357 71, 358 86
Staatsbahnen, Zur Reform der Gütterbeförderung bei den k. k. 356 53
Studentenunruhen, Zu den russischen . 340 2
Symptome 342 33

Technitter, Die Titelfrage der 355 87, 356 102
Theater- und Bühnenreform, Zur . . 349 154
Tiroler Landesschulrath, Ein Tag der Unzulömmlichkeiten im 352 194
Tisza in Agram, Von 353 1
Titelfrage der Technitter, Die 355 87, 356 102
Tolstoi und seine Weltanschauung, Leo 341 27
Transvaal, Die britischen Kriegsschiffen in 352 147
Trustgründungen in Nordamerika . . 355 37

Ueberbevölkerung, Das Urbild des . 343 57
Ufgren, Von Tisza zu 353 1
Ultramontane Tammheit 348 130
Ungarische Novelle, Die moderne . . 355 41
Ungarische Reichstag 1896 bis 1901, Der 363 163
Ungarische Wahlen einst und jetzt 363 158, 365 195
Ungarn, Die Parlamentsskandale in . 350 1
Unterschenbone 365 199
Urn, Leiter 346 106

Vereinigten Staaten, Der Pedigree-Sylen in den 341 27
Vereinsgesetz in seiner endgiltigen Fassung, Das französische 356 52, 357 66
Verkehrsteil, Chinesische strategische und commerzielle 356 49
Volksbildung und Ethik 350 165, 353 5
Volksbildung und Ethik, Noch einmal . 353 5
Volksbildungsbestrebungen in Teltet 341 21
Vettzumahme 344 60

Wahlen einst und jetzt, Ungarische 364 178, 365 195
Waldteufel, Gigi 361 130
Wandelbildner" Bant 358 85
Wasser, Das 365 183
Weltschau, Kunst der 360 121
Wiener Krankenanstalten, Zur Intensivierung der 359 103
Wiesbaden 361 128
Wirtschaftliche Krisis und Arbeitsmarkt in Deutschland 359 100
Wirtschaftsgeschichte, Zur 357 68

Zdenko Fibich und das Melodrama . . 349 152
Zeyers, Die polnischen Sagen in den Balladen 344 70
Zeitschriftreform in Oesterreich, Die . 342 37
Zeitschriftschau 362 154
Zeitschriftschau 363 172
Zeitschriftschau 364 188
Zeitschriftschau 365 207

Digitized by Google

Die Woche.

a) Politische Notizen: **340–352** 10, 28, 43, 59, 75, 90, 107, 122, 140, 155, 172, 187, 203; **353** 10; **358–360** 91, 108, 123; **362** bis **365** 155, 170, 186, 202.

b) Volkswirtschaftliches: **340–352** 10, 29, 44, 59, 76, 91, 108, 124, 140, 156, 173, 187, 204; **353–358** 11, 27, 43, 60, 76, 91; **360** bis **365** 123, 139, 155, 171, 187, 203.

c) Kunst und Leben: **340–352** 11, 29, 45, 60, 77, 92, 108, 124, 141, 158, 174, 188, 205; **353** 12; **355–365** 45, 60, 77, 92, 108, 124, 140, 156, 171, 188, 203.

Bücher.

Aftenberg Peter: Was der Tag mir zuträgt . . . **340** 12
Alt Otmar: Geschichten aus Sachsen-Sieben-Indien . . . **361** 141
D'Annunzio Gabriele: Die todte Stadt . . . **344** 78
Austen F.: The Brass Bottle . . . **363** 173
Antwort Tolstojs auf die wichtigen Tagesfragen . . . **364** 189
Berdrow Otto: Frauenbilder aus der neueren deutschen Literaturgeschichte **362** 156
Bericht der k. k. Gewerbe Inspectoren über ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1900 . . . **356** 61
Besant Walter: The Fourth Generation . . . **350** 175
Bierbaum Otto Julius: Irrgarten der Liebe . . . **356** 61
Bode Wilhelm, Dr.: Die Lehren Tolstois . . . **350** 174
Breysig Kurt: Culturgeschichte der Neuzeit . . . **354** 28
Büchner Alex: Das „tolle" Jahr . . . **347** 125
Calmer Richard: Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschafts- und Arbeitsm rkt . . . **341** 60
Cosmann Paul Nikolaus: Aphorismen **348** 142
Coudenhove Heinrich, Graf, Dr.: Das Wesen des Antisemitismus . . . **356** 60
Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Herausgegeben von R. Werkmeister . . . **350** 175
Die elf Scharfrichter . . . **359** 109
Die Lieder der Bilitis . . . **362** 157
Ebner-Eschenbach, Marie von: Aus Spätherbsttagen . . . **360** 126
Egge Peter: Gammelholm . . . **354** 29
Eisenschitz Friedrich: Ja wie! . . . **361** 139
Erdmann Hans: König Tod . . . **347** 126
Ertl Emil: Mirkol . . . **358** 94
Evers Franz: Der Halbgott . . . **351** 190
Fedorn Karl: Rosa Maria . . . **357** 78
Ferriani Cav. Livo: Schreibende Verbrecher . . . **347** 125
Fischer William: Kirche, Staat und Gesellschaft . . . **343** 61
Förster W., Prof.: Himmelskunde und Weissagung . . . **358** 92
Franee Raoul: Der Wert der Wissenschaft . . . **355** 45
Fraufe Schievelbein Gertrud: Der Unfreie . . . **362** 157
Fuhrmann Manfred: Roman eines Deadmen . . . **360** 126
Garbers Arne: Der verlorene Vater **357** 78
Gunther Reinhold, Dr. phil.: Heer wesen und Kriegführung in unserer Zeit . . . **357** 78
Gumppenberg H. v.: Das deutsche Dichterroß . . . **360** 126
Hause Ewald: Am Gardasee . . . **349** 159
Hauptmann F., Dr.: Zum Nordende Europas . . . **363** 173
Heinemann F.: Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit . . . **345** 93
Hod Stephan, Dr.: Die Dampfwagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur . . . **356** 61
Hoffmanns E. T. R. sämmtliche Werke in fünfzehn Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach . . . **360** 125
Jodl Karl, Prof.: Philosophenwege . . . **343** 64
Kleinpaul Rudolf: Das Mittelalter, Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände . . . **351** 189
Klob Karl Maria: Einzler Sang und Schellenklang . . . **364** 189
Knoop Gerhard Ducksma: Das Element . . . **361** 141
König Edmunds: W. Bundt. Seine Philosophie und Psychologie . . . **358** 92
Konorzinski Egon v., Dr.: Emanuel Schikaneder . . . **360** 125
Kraevelin Karl: Naturstudien im Garten . . . **354** 28
Krebs Karl: Ritterschlossiana . . . **346** 109
Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges im Jahre 1866 . . . **359** 109
Landauer Walther, Dr.: Das österreichische Aeltenrecht . . . **347** 125
Lonys Pierre: Idyllen. Eine neue Nonne. Das Häuschen am Nil. Byblis. Lena. Ariadne . . . **362** 157
Lonys Pierre: Die Abenteuer des Königs Pausol . . . **362** 157
Löwenfeld Raphael: Gebräuche über und mit Tolstoi . . . **356** 61
Marschall William: Zoologische Plaudereien . . . **345** 93
Maugras Gaston: Der Herzog von Lauzun . . . **353** 13
Meyer Heinrich, Dr. phil.: Die Sprache der Bären . . . **355** 45
Mirbeau Octave: Les vingt et un jours d'un Neurasthénique . . . **362** 157
Mongré Paul: Essays . . . **355** 46
Norway. Official publication for the Paris Exhibition 1900 . . . **349** 158
Nouvelles conversations de Goethe avec Eckerman 1807 à 1909 . . . **357** 77
Okasali Tewfik, Dr.: Geschichte der japanischen Nationalliteratur . . . **358** 93
Oppenheimer Felix Freiherr v., Dr.: Die Wohnungsnoth und Wohnungsreform in England . . . **353** 12
Petermann Reinhard C.: Fahrer durch Dalmatien . . . **342** 16
Philo vom Walde: Lenenoth . . . **342** 16
Plate L.: Ueber Bedeutung und Tragweite des Darwin'schen Selectionsprincips . . . **344** 78
Polenz W. v.: Lyginsland . . . **360** 126
Poschelberg Emil, Dr. und Dr. Max Modern: Das reformierte öffentliche Heimatrecht . . . **345** 93
Rehm Hermann, Prof. Dr.: Allgemeine Staatslehre . . . **340** 12
Reicke Emil: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit . . . **361** 141
Reinhardt Max: Schall und Rauch . **359** 109
Rhode Erwin: Der griechische Roman und seine Vorläufer . . . **348** 142
Riehl Heinrich: Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts . . . **348** 142
Ritter Fadenzi: Drei Frühlingstage **352** 206
Rochefort Henri: Abenteuer meines Lebens . . . **352** 205
Rittenauer Bruno: Symbolische Kunst **342** 44
Salus Hugo: Reigen . . . **363** 173
Scharling William, Dr.: Bankpolitik **343** 61
Schantal Richard: Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen . . . **349** 159
Schieler C., Dr.: Mein Austritt aus der katholischen Kirche . . . **341** 30
Schiller Hermann: Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts . . . **344** 77
Schnerich Alfred: Die Frage der Reform der Kirchenmusik . . . **352** 206
Schnipfer Arthur: Fran Bertha Garlan **344** 78
Schrader Hermann, Dr.: Aus dem Wunderquellen der deutschen Sprache **341** 90
Schütz A., Dr.: Zur Aesthetik der Musik **354** 29
Schultze Ernst, Dr.: Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen . . . **361** 140
Schurtz Heinrich, Dr.: Urgeschichte der Cultur . . . **356** 61
Schwann Mathieu: Liebe . . . **363** 173
Schwartz Rudolf: Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts . . . **348** 142
Scudler H. und A. Birch Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart . . . **364** 189
Sebbe Karl: Musstanten und Sonderlinge . . . **348** 143
Siona Marie: Im Spiel der Sinne **361** 142
The Times History of the War . **343** 61
Tolstoj Leo N., Graf: Der Sinn des Lebens . . . **356** 61
Trautwein Tirol, Innsbruck . **359** 109
Tschechow Anton: Ein bekannter Herr **343** 61
Ueberhorst Karl, Dr.: Das Komische **352** 206
Weber Pierre: Amour, Amour . . . **348** 142
Wied Gustav: Die leidhaftige Boshcit **361** 141
Wielands Werke. Herausgegeben von Gottfried Alex . . . **361** 141
Wilbrandt Adolf: Feuerblumen . **358** 94
Wille Bruno: Offenbarungen des Wachholderbaumes . . . **346** 110

Neune der Neuen.

340–352 13, 31, 46, 62, 78, 93, 110, 126, 142, 159, 175, 190, 206;
353–365 13, 29, 46, 62, 78, 94, 109, 126, 142, 157, 173, 189, 205.

Belletristisches.

Rickes Geheimnis . . . **340** 13
Ein Ehrenconvreniß . . . **341** 31
Der erste Ausflug . . . **342** 47
Ein Erlebnis **343** 62, **344** 79, **345** 95, **346** 110, **347** 126
Der Stein der Weisen . . . **348** 144
Mare . . . **349** 159
Derielle . . . **350** 175
Léontine . . . **351** 190
Der Gram . . . **352** 207
Der dumme Junge und das Eisbeckeichen **353** 14, **354** 29
Frau Rathens . . . **355** 46
Ueber den Schriftsteller, der sich zu viel einbildete . . . **356** 63
Der Fann . . . **357** 79
Ein Threadend bei Frau Petersen **358** 95
Er und Sie . . . **359** 110
Großpaters Zeit . . . **360** 127
Die Selegyatte . . . **361** 143
Auch eine Liebe . . . **362** 158
Betrachtungen eines Hochgeborenen **364** 174
Das rothe Zimmer . . . **364** 190
Nanajan Tecla . . . **365** 206

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 6. April 1901. Nummer 340.

Die Parlamentsscandale in Ungarn.

(Commentar zum alten und neuen Incompatibilitäts-Gesetz.)

In den letzten Tagen, unmittelbar vor den parlamentarischen Osterferien, war das ungarische Abgeordnetenhaus der Schauplatz wüster Scenen, wie man dieselben seit der berüchtigten Bänffy-Aera in Ungarn nicht gesehen hat. Der neue Vertrag mit der „Adria", der größten ungarischen Seeschiffahrt-Gesellschaft, wurde zwei Wochen hindurch von einem kleinen Theile der Opposition — einem Dutzend Abgeordneten etwa, und zwar eher weniger als mehr — leidenschaftlich bekämpft, und artete zum Schlusse derart aus, daß der Präsident des Hauses den Wirrwarr nicht mehr meistern konnte und die Abgeordneten sich weder an die Regeln der Hausordnung, noch an die Regeln der Sitte hielten. Dazu gab es selbstverständlich noch Verdächtigungen, Beleidigungen und Beschimpfungen, wie dies in Ungarn bei ähnlichen Anlässen üblich ist, und zum Schlusse eine Reihe von persönlichen Affairen. Da jedoch diese persönlichen Affairen zur Stunde schon ausgetragen sind und die Ruhe der Charwoche die erhitzesten Gemüther vollständig abkühlen dürfte, so kann man wohl hoffen, daß zur Feier des Osterfestes die politischen Kreise in Ungarn wieder einmal erleuchtet sein und den Beschluß fassen werden, diesen Reichstag so bald als möglich aufzulösen, der, wie Ungarn einmal im Parlament ausrief, „in Schande geboren wurde" und der trotz der neuesten Canalisirungsbestrebungen noch immer ein Sumpfboden ist, auf welchem die giftigsten Pilze gedeihen.

Wenn man ruhig und objectiv „von einer höheren Warte als von der Zinne der Partei" die jüngsten parlamentarischen Ereignisse in Budapest prüft und sich nicht von den tendenziösen Berichten der meisten Wiener und Budapester Zeitungen beirren läßt, so wird man sich, selbst wenn man die Vorgänge hinter den politischen Coulissen nicht kennt, sagen müssen, daß hier doch noch noch ganz andere Kräfte mitspielen müssen, als dem p. t. Publicum in den ein- und translcithanischen Journalen vorgespielt werden. Und in der That, es waren auch diesmal ganz sonderbare Kräfte oder richtiger vielleicht, ganz sonderbare Schwächen am Werke, um die Debatte über den „Adria"-Vertrag zu einer Scandalaffaire zu machen. Was den Vertrag selbst betrifft, so sei bemerkt, daß man denselben wohl bemängeln kann, wie man ja überhaupt bei jedem Vertrage, der der Staat oder den Privatpersonen knüpfen, den kritischen Witz ausstacheln lassen kann. „Verträge sind dazu da, um nicht gehalten zu werden," sagte ein Staatsmann in Frankreich. „Verträge sind dazu da, um nicht erfüllt zu werden," sagen die Abgeordneten in Ungarn. Und doch ist die leidenschaftliche Opposition diesmal nicht berechtigt. Gewiß, die „Adria"-Gesellschaft macht ein gutes Geschäft, aber schließlich sind die auf Gewinn berechneten Actiengesellschaften doch nicht dazu gegründet worden, um schlechte Geschäfte zu machen und zugrunde zu gehen. Weiters ist zu bedenken, daß der neue „Adria"-Vertrag viel besser ist als der alte, den Gabriel Baross schloß, dem man dafür im Parlamente Lobeshymnen sang, während jetzt Radikalere im Ministerium Alexander Hegedüs eine Wegkürzung nach hieraus bekam, und schließlich ist in bedenken etwas wohl das Wichtigste ist, daß kein Concurrent auf dem Plan erschien, welcher der Regierung ein günstigeres Offert vorgelegt hätte. Der ungarische Staat will die Zudustrie fördern, den Handel kräftigen und das ganze wirthschaftliche Leben nationalisiren, und da er diesem Ziele Hunderte von Millionen opfert, so wäre es nicht ganz logisch, wenn just mit einemmale wegen einer Subvention von circa einer Million Kronen, die überdies schon seit zehn Jahren in derselben Höhe besteht, ein heftiges Spectakel entstehen würde. In der That ist es nicht die Subvention, und genau genommen, auch nicht der „Adria"-Vertrag, die den Sturm abgebaut herausbeschworen haben, sondern wieder einmal die unglückliche „Incompatibilität", welche schon soviel Unheil angerichtet und noch sehr viel Unheil anrichten dürfte.

Den Sturm im ungarischen Parlamente rief bekanntlich die Erklärung des Handelsministers hervor, daß über der eventuellen Abgeordnete Stephan Kalovszky die Mittheilung gemacht habe, Mitglieder der Regierungspartei hätten der Regierung seine Wünsche und verlemnderische Anschuldigungen gegen den Handelsminister bezüglich Rakovszky ergänzte diese Anklage durch die Behauptung: zwei Abgeordnete der Regierungspartei hätten ihn aufgesucht und ihm die vergifteten Waffen gegen die Minister geliefert. Der eine dieser Abgeordneten, Julius Győrffy, meldete sich bald und gab zu, daß er einem Mitgliede der Opposition und dazu noch einem als rücksichtslos bekannten Fraktelier der reactionären Volkspartei seine Bedenken gegen die Tarife der „Adria" mitgetheilt und sogar schriftlich überreicht habe, doch seien es dieselben Bedenken gewesen, die er schon im Club der Regierungspartei in einer Conferenz ausprach. Das Abgeordnetenhaus nahm diese Erklärung mit Beifall zur Kenntniß. Der zweite Abgeordnete, Franz Bessenyey, welcher der Opposition erzählte, daß sich im Besitze des Ministers Hegedüs der dritte Theil der „Adria"-Actien befinde, meldete sich — wenn auch später — ebenfalls im Abgeordnetenhause und hierauf noch im Club der Regierungspartei und bat um Verzeihung, wobei er zu seiner Entschuldigung anführte, daß er nur „einen Witz" machen wollte. Wenn das nicht Galgenhumor ist, so hat es noch keinen gegeben.

Freilich, wer für die feinen Distinctionen Győrffys kein Verständniß hat und nicht begreift, daß ein Mitglied der Regierungspartei der Opposition Waffen liefern muß — Győrffy sprach im Parlament von seinem „Recht" und seiner „Pflicht"! — wer ferner nicht versteht, warum Desider Szilágyi in den Couloirs für Győrffy eintrat und sagte, daß derjenige, welcher Győrffy verurtheilt, „eine Privat-Clotüre für die Abgeordneten einführen will"; wer weiters nicht capiert, daß ein Abgeordneter der Regierungspartei „scherzweise" einen Minister der größten Nichtswürdigkeit zeihen darf, der wird sich sagen, daß das ungarische Parlament nicht nur krank ist, weil derartige Zwischenfälle möglich sind, sondern auch, weil diese Ereignisse ohne Ahndung bleiben. Denn es ist doch recht stark, daß ein Abgeordneter, der die Opposition gegen einen Minister aufhetzt, und ein anderer Abgeordneter, der dem Minister „im Scherz" die größten Infamien nachsagt, sofort, nachdem die erste Aufregung vorüber ist, wieder hinter dem Minister platzenthen und mit Begierlerung für ihn stimmen! Diese Thatsachen finden vielleicht in der „Incompatibilität" der Abgeordneten eine Erklärung. Der Abgeordnete Dr. Julius Győrffy ist nicht nur Abgeordneter, sondern auch Rechtsanwalt der Ungarischen Escompte- und Wechselbank, die mit der „Adria"-Gesellschaft sein Jahren ernste Differenzen hat, die er nicht zu schlichten vermochte, obwohl auch die Verwaltungsräthe der „Adria" zum größten Theil im Abgeordnetenhause sitzen und sich daher eine Verständigung auf parlamentarischem Boden von selbst darbot. Der Unwillen Győrffys richtete sich sicherlich nicht gegen den Minister, sondern blos gegen die glücklichen Verwaltungsräthe der „Adria", die ihm nicht die kleinste Concession machen wollten, trotzdem sie selbst die größten Concessionen bekamen. Was den Abgeordneten Franz Bessenyei betrifft, so ist er nicht nur Landesvater, sondern auch Vicinalbahn-Baumternehmer. Er hat aber auch als Unternehmer schlechte Scherze gemacht und dabei sein ganzes Vermögen verloren. Das er nicht sich selbst für seinen unangenehm Ruin verantwortlich macht, ist psychologisch erklärlich, obwohl es eigentlich nur selbstverständlich ist, daß er, obwohl er Abgeordneter war, als Unternehmer kein Obst einbüßte, da er immer blos Comitatsbaumter war und noch vom Eisenbahnbau keine blasse Ahnung hat. Doch nicht sich selbst misst der Abgeordnete, wenn er Unternehmer ist, die Schuld an seinem Ruin bei, sondern der Regierung, die ihm nach seiner Ansicht nämlich nicht genügend unterstützte. Denn die Interessenvertretung der Abgeordneten hat gar mancherlei Radfahrliche verwunnt jene Abgeordneten, welche von der Regierung nicht bevorzugt werden, machen jene Abgeordneten, welche bevorzugt werden zum Theil auch dem Ruin Abbruch. Besonders der Handelsminister ist übel daran. Er verleiht die Vicinalbahnconcessionen und bestimmt die Höhe der staatlichen Beiträge zu denselben, setzt die Subventionen fest, die Industrie Etablissements hilft und ist überhaupt über alle Wirthschaftsunternehmungen, kann das Management von Fabriken lenken und ist ein kleiner Herrgott, an dem alle, die nicht Abgeordnete sind, zur Zeit der Ernte, die aber entweder sind, wenn es ihnen nicht gelingt

Digitized by Google

Und dem Handelsminister Alexander Hegedüs zumal wurde es verübelt, wenn er den Wünschen und Beschwerden seiner Abgeordnetencollegen kein geneigtes Ohr schenkte. Hegedüs hat sich aus kleinen Anfängen zu jener glänzenden Stellung emporgearbeitet, welche er heute einnimmt. Vor dreißig Jahren war er noch Corrector bei einer Zeitung ohne Leser und heute ist er ein reicher Mann, Minister und Geheimrath. Das können ihm seine Gegner nicht verzeihen und, wie es scheint, auch manche seiner Freunde nicht. Denn seitdem, nicht für den angegriffenen, in seinem Ansehen und in seiner Ehre verletzten Minister wurde von einem Theile und in einem Theile der Regierungspartei Stimmung gemacht, sondern für die beiden Abgeordneten, welche — zum mindesten — einen argen politischen Fehler begiengen. Freilich hat diese Stimmungsmacherei nicht viel genützt, denn die führenden Persönlichkeiten in der Regierungspartei sind nach den Scandalen im Parlamente noch fester überzeugt als bisher, dass die Incompatibilitäts-Verhältnisse im ungarischen Reichstage in der radicalsten Weise geregelt werden müssen. Das alte Incompatibilitäts-Gesetz war, wie wir schon vor Langem an dieser Stelle auseinandersetzten, schlecht, denn es hatte eigentlich bloß Maschen, durch welche selbst die dichten Gothische schlüpfen konnten, der Entwurf zum neuen Incompatibilitäte-Gesetz lässt aber ebenfalls manches zu wünschen übrig, da er Wind und Sonne nicht gleichmäßig vertheilt und sogar den „Gerechten" weit weniger Sonne zukommen lässt als den „Ungerechten".

Hier einige Beispiele: Der Präsident der Allgemeinen Waggonleih-Gesellschaft und Vicepräsident der Internationalen Waggonleih-Actiengesellschaft sitzen beide im Abgeordnetenhause. Nimmt Bela Polyák de Szabolcs. Doch man würde irren, wenn man annehmen wollte, dass Polyák de Szabolcs ein Magnat ist, dessen Ahnen ihren Stammbaum bis zu den sieben Fürsten verfolgen können, wenngleich er zweifellos einem Volke angehörte, das Discraeli „die älteste Aristokratie der Welt" nannte. Polyák de Szabolcs war ein gewöhnlicher Pollak, der, seitdem er sich der katholischen Kirche zuwandte, auch politische Ambitionen nährte und nach einer ungemein lukrativen Wahl in das Abgeordnetenhaus gelangte. Dagegen kann kein Verwöhnter etwas einwenden, zumal Polnak noch niemals im Abgeordnetenhause eine längere Rede hielt und bloß in den Couloirs seine Nase die selbst jene Cyranos in den Schatten stellen kann, in alles steckt, aber diese Neugierde durch gute Soupees wettmacht, so zwar, dass er im allgemeinen kein unbeliebtes Mitglied im Abgeordnetenhause ist. Gegen diesen doppelten Präsidenten Allgemeiner und Internationaler Waggonleih-Anstalten, der auch der Haupt-actionär dieser Gesellschaften ist, wurde in der Baaffy-Aera die Anregung wegen Incompatibilität gemacht, wie gewöhnlich, con statiert, dass dieser Abgeordnete ungeheuer compatibel sei. Die Begründung dieses Urtheils war ein wenig sonderbar, denn dieselbe gipfelte darin, dass die Waggonleih-Anstalten nicht mit dem Staate, sondern mit den Staatsbahnen Verträge besitzen, und dass demzufolge keinerlei geschäftliche Beziehungen zwischen der Regierung und dem erwähnten Präsidenten, respective Vicepräsidenten bestehen. Um derartige Commentare unmöglich zu machen, präcisiert der neue Gesetzentwurf ganz klar, was alledings immer klar gewesen sein sollte, dass auch Mitglieder der Directionen von Waggonleih-Gesellschaften in Zukunft incompatibel sein werden. Was thun nun Polnak de Szabolcs? Er verzichtet nicht auf sein Abgeordnetenmandat, sondern legt seine Stellen bei beiden Actiengesellschaften nieder und er, der sonst nur Waggons verleiht, verleiht einem seiner Verwandten die beiden Stellen; — die Actien des blühenden Unternehmens bleiben allerdings in seinem Besitze. Dasselbe finanzielle Interesse also, welches ihn dieser Unternehmungen und der Regierung verpflichtet, besteht weiter fort, nur tritt ein Strohmann an die Stelle des incompatiblen Abgeordneten, der weiter seinen Einfluss zu Gunsten beider Actiengesellschaften ausüben kann. Doch dieser interessante Fall tritt erst in bengalischer Beleuchtung, wenn man bedenkt, dass ein anderer Abgeordneter, Dr. Franz Chorin nämlich, gewungen sein wird, das Mandat niederzulegen, weil er Präsident der Salgo Tarjaner Kohlenbergbau-Actiengesellschaft ist. Dr. Chorin gehört zu den ältesten und angesehensten Parlamentariern, er ist einer der tüchtigsten Juristen, ein vorzüglicher Redner und ein politischer Charakter, wie er dies wiederholt und in ernsten Zeitläuften bewies, und doch kann er auf sein Einkommen bei der Kohlenbergbaugesellschaft nicht verzichten und will sich vom politischen Leben zurückziehen. Stellt man nun im Gegensatze einen Chorin einem Polnak gegenüber, so sieht man, dass das neue Incompatibilitäts-Gesetz allzu scharf und daher schartig ist. Polnak ist kein politisches Talent, Chorin aber eine Zierde des Parlamentes. Polnak ist von der Regierung abhängig, denn die riesigen Verträge der Waggonleihgesellschaften mit den Staatsbahnen sind die Basis seines Reichthums und Einkommens. Chorin ist von der Regierung unabhängig, denn seine Mandate, welche die Staatsbahnen bewilligen, werden stets im Wege ziemlicher Theilverhandlungen getauft. Die Folge davon ist, dass Chorin während der Baaffy-Aera Jahre hindurch aus der Regierungspartei ausgetreten und oppositionell, Polnak all' das Gegentheil that. Der eine ist zufrieden von der Regierung, unabhängig von ihr, der andere und doch wird der Unabhängigere das Parlament verlassen. Wenn das neue Incompatibilitäts-Gesetz überall auf diese Weise „purificieren" würde, so wäre es ein Danaergeschenk für den ungarischen Parlamentarismus.

Glücklicherweise ist das neue Gesetz noch nicht beschlossen und dasselbe wird noch den Obsersieren im großen Incompatibilitäts-Ausschusse noch manche Modificationen erfahren müssen, wenn es seinem Zwecke entsprechen soll. Der Entwurf des Referenten hat wohl den Vorzug der Klarheit (bloß 17 Paragraphe) und enthält manche richtige Verfügung. Dass gewesinsame Minister, Beamte (Minister und Staatssecretäre natürlich ausgenommen), Lehrer, Mitglieder der meisten geistlichen Orden incompatibel sind, Vermittler und Agenten, Pächter von staatlichen Gefällen, Concessionäre von Eisenbahnen und wegen schwerer Verbrechen Verurtheilte nicht Abgeordnete sein können, ist selbstverständlich, da ähnliche Bestimmungen in fast allen Staaten Europas existieren. Schwieriger ist es, die geschäftliche Thätigkeit der Abgeordneten — und um diesen Theil der Incompatibilität handelt es sich jetzt hauptsächlich in Ungarn — zu controlieren und die statthafte wirtschaftliche Wirksamkeit von der unstatthaften zu sondern. Die §§ 5 und 8 des Entwurfes, die sich mit den Actiengesellschaften und den „Informationen" der Abgeordneten in den Ministerien beschäftigen, werden den ungarischen Politikern noch viel Kopfzerbrechen machen. Es soll nämlich den Abgeordneten — denen jede mit einem Honorar verbundene Intervention bei Verlust ihres Mandates untersagt ist — gestattet sein, im Interesse ihres Wahlbezirkes bei der Regierung zu intervenieren, doch niemand kann wissen, ob nicht auch diese Interventionen honoriert werden? Anderseits ist aber die Verfügung zu schroff, dass die Directoren, Aufsichtsräthe oder Beamten aller Actiengesellschaften oder Genossenschaften, welche mit dem Staate in Verbindung stehen, nicht mehr Abgeordnete sein können, denn es gibt Genossenschaften, die nur humanitäre Zwecke verfolgen und dennoch in einem ständigen Vertragsverhältnisse zur Regierung stehen. Ferner gibt es Syndicate, die keinerlei Verbindungen mit der Regierung haben und bei welchen oppositionelle Abgeordnete als Directoren oder Amtsäte thätig sind. Diese Abgeordneten wären aber incompatibel, wenn der Finanzminister bei ihren Instituten eine kleine Summe einlegen würde. In der Hand einer gewissenlosen Regierung könnte demnach das Incompatibilitäts-Gesetz, wie es jetzt geplant wird, eine Waffe sein, um einigen oppositionellen Abgeordneten das Mandat zu nehmen! Diese und ähnliche Mängel weist der neue Entwurf auf, aber welchen bereits vielfach debattiert wurde und noch vielfach debattiert werden wird. Diese Mangel konnte jedoch nur dann leichter behoben werden, als die maßgebenden politischen Kreise von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer radicalen Reform des alten Incompatibilitäts-Gesetzes durchdrungen sind, und sicherlich zu verbinden wissen werden, dass mit der Spreu auch Weizen aus dem Abgeordnetenhause gekehrt werde.

Wenn es übrigens noch eines Beweises bedürfte, dass das neue Incompatibilitäts-Gesetz rasch gehandelt werden muss, so kommen die jüngsten politischen Scandale in Budapest deutlichen erbringen. Niemals wurde die Erregung und Nervosität solch' Gemüthszustand bei der Verhandlung des „Aboia"-Vertrages angenommen haben, wenn nicht die Incompatibilitäts-Bewegung in die Debatte hineingewirkt hätte. Man wusste nur zu genau, dass einige Abgeordnete, die noch in der Directorn der „Aboia"-Seefahrtsactiengesellschaft sitzen, an dem Zustandekommen des neuen Vertrages lebhaft interessiert sind und dass sie sich mit ihrem ganzen Einflusse bei der Regierung einsetzen, um die rascheste Durchführung der Angelegenheit zu erwirken. All das erbitterte und verbitterte der Opposition und machte jene unerquicklichen Zwischenfälle möglich, welche das Parlament und einen Theil der Öffentlichkeit, gewissenhaften und klugen Minister, wie dem Chef des Handelsressorts, unverdiente peinliche Stunden bereiteten. Doch die Ereignisse der letzten Tage werden dem Handelsministerium, der Regierung und dem ganzen Parlament ein neuer Ansporn sein, um das neue Incompatibilitäts-Gesetz je eher und je besser zu schaffen. Das ungarische Parlament muss gründlich gereinigt werden. Dieser durch Parteien und Corruption zusammengebrachte Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung ist die neue Zukunft der Landschaft Canie in Wahlangelegenheiten entschieden und das neue Incompatibilitäts-Gesetz außerstande werden es unmöglich machen, dass das noch in diesem Jahre unbedingt zu wählende neue Zehntel des Parlament dem alten Banffy'schen Parlamente gleiche. Nur ein neues Abgeordnetenhaus mit neuen Männern und vor allem mit einem neuen politischen Kurs in Ungarn die heißersehnte neue Aera bringen.

Árpád.

Zu den russischen Studentenunruhen.

Von Prof. Fr. Th. v. Maimat (Graz).

Die Studentenunruhen, welche gegenwärtig in Russland teils durch Ihre 1880 ja den plötzlich in Erscheinungen; ist selbst habe Ende der Achtzigerjahre zahlreiche gleichzeitig Gelegenheit gehabt, einen Studentenaufstand

Digitized by Google

zu sehen, auch konnte ich das energische Eingreifen der Kosaken und ihre Geschicklichkeit mit der Nagaika (diese allerliebste Kosakenkarabasche hat ihren Namen von den Nagaitataren) beobachten, und wiederum war es ein Zufall, als ich etwas später auf einer Fahrt nach der Krim im Eisenbahnwagen mit Studenten zusammentraf, die von Moskau in verschiedene Städte des Südens verschickt wurden. Gerade solche, ganz ungesuchte Fälle weisen auf das Chronische, Organische hin. Und in der That, die Studentenunruhen sind seit dem Regime Katkov und Pobědonoscev ganz organisch, das heißt für Rußland ganz organisch. Man müßte vergessen haben, was Katkov in den Jahren nach dem Attentate in seinem Blatte geschrieben, welche Institutionen er dort denunciert hat, um einen Augenblick im Zweifel darüber sein zu können, was die damals durchgeführten Universitäts- und Schulreformen (Reformen!) überhaupt bezwecken.

Das halbwegs liberale Universitätsstatut vom Jahre 1863 wurde 1884 abgeändert. Die ganz offenbare Tendenz des neuen Statutes war, die Universitäten zu gewöhnlichen Fachschulen herabzudrücken und die Zahl der Studierenden zu verringern. Das Collegiengeld wurde erhöht, die Professoren, Decane und Rectoren (diese auf vier Jahre) wurden von der Regierung unmittelbar ernannt, die Studentenschaft — natürlich auch die Professoren — wurden der Obhut des Inspectors und seines Trosses ausgeliefert; außer dem Inspector untersteht die Universität überdies dem Curator, so daß die Universitäten drei Instanzen — Inspector, Curator, Ministerium — unterordnet wurden. Wurden schon früher die Inden in geringem Procentsatz an die Universitäten zugelassen, so wurde unter dem (jüngst erschossenen) Minister Bogolepov (auch ein suggestiver Name: Gottesherrlich) der Zugang aller Studenten auf die die Universität angebenden Gubernien beschränkt. Die Absicht war, den im Verdachte der Unruhestiftung stehenden Studenten die Freizügigkeit zu rauben.

Gleichzeitig mit den Hochschulen wurden die Mittelschulen, und besonders die Gymnasien „reiorniert“: das Schulgeld wurde erhöht, die Aufnahme der Söhne der niederen Classen (eine Ordonnanz vom Jahre 1887 verbietet die Aufnahme der Söhne von Bäckerinnen, Köchen und ähnlichen), ganz im Geiste der ehemaligen Hörigkeit, beschränkt, u. s. w.

Die Universitätsprofessoren erhielten ihre klägliche Besoldung weiter und waren und sind darum gezwungen, durch irgend eine Nebenbeschäftigung für sich und die ihrigen das nöthige Brot zu verdienen. Die Universität muß ihnen Nebenämter werden. Zwar erhielten sie durch das neue Statut einen Zuschuß vom Collegiengelde, aber dadurch wurde unter ihnen nur eine weitere ökonomische Ungleichheit geschaffen, die die bestehende politische Ungleichheit noch verstärkte. Das meiste Collegiengeld wird natürlich für die obligaten Collegien gezahlt, die von der Regierung vorgeschrieben werden, um die nöthigen Beamten, Pfaffen und sonstigen Diener zu züchten: sehr häufig sind die Professoren, die diese Collegien besorgen, Creaturen der Regierung, die nun auf diese Weise für ihre unwissenschaftlichen Leistungen extra honoriert werden. Gleichzeitig wurden von Zahr zu Jahr die wissenschaftlich arbeitenden und denkenden Männer von den Universitäten unter den nichtigsten Vorwänden, oft auch ohne allen Vorwand, beseitigt. Eine ganze Reihe bedeutender Gelehrter wurden derart den Universitäten entzogen: ich nenne: Semevskij, Golcev, Maromcev, Kovalevskij, Drill, Mecnikov, Posnikov, Bredichinenskij, D. Miller, Misajlov, Kareiev und verschiedene andere.

Außer diesen administrativen Eingriffen wurde die Wissenschaftlichkeit der Universitäten durch das neue Statut auch innerlich getroffen. Man stelle sich zum Beispiel vor, daß die vorgeschriebenen Collegien über Philosophie auf die alte Philosophie bis Aristoteles und auf die für die Schulen nöthige Logik und Psychologie beschränkt wurden. Natürlich kann sich eine solche Dummheit man kann das gar nicht anders nennen nicht halten die Juristen brauchten doch irgend eine neuere Rechtsphilosophie, und so mußte denn nachträglich eine Aenderung vorgenommen werden. In reactionärer Absicht wurde schon unter dem Minister Dolsivj der Humanismus auf den Gymnasien gefördert, und diese Richtung wurde von der erneuerten Reaction auch auf die Universitäten übertragen. Die Einpaukung der officiell approbierten griechischen Philosophie wurde zum Zwiem. Die anderen Fächer, mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, schienen eben revolutionär. Wie consequent diese Zucht betrieben wurde, ist zum Beispiel daran ersichtlich, daß aus den Schülerbibliotheken Tausende Jägergeschichten verschwunden sind.

Zu welchen unglaublichen Resultaten diese Schulreaction führen mußte, will ich an einem Falle zeigen, der sich unlängst an der Kiewer Universität ereignet hat. Dort wurde nämlich eine Anzahl von Studenten und Nichtstudenten eines schönen Abends von der Polizei festgenommen, weil die Versammlung ein Recht aber Ibien anhoren wollte. Nun stelle man sich vor, was ein solches Festnehmen bedeutet: ein ganzer Polizei- und Gendarmeriapparat muß in Thätigkeit gesetzt werden, eine Unmasse Papier wird mit unnützen Berichten beschrieben, Siemzel werden mobilisiert, auf die verschiedensten Bittgesuche verschwendet, zahlreiche Studenten werden von ihrer Arbeit gewaltsam abgezogen, alle Betheiligten gegen die Polizei und Regierung gereizt und das alles wegen eines — Ibsen-Vortrages! Hier hat man den ganzen blöden Absolutismus mit seinem knechtischen Polizeiwesen in nuce: wie kann eine Regierung ihre Kräfte dem Wohle des Volkes weihen, wenn sie ihre Kräfte und das theuere, in Rußland blutige Steuergeld auf derartige nichtige Dinge vergeuden muß?

Nebst alledem wurden die Studenten weiters den verschiedenartigsten Chicanen ausgesetzt. Da erscheint eine Ordonnanz, daß die Studenten nicht nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie, sondern auch die Minister, Sectionschefs, die Curatoren und ihre Secretäre, die Generalgouverneuren, die Stadthauptleute, den Ortsexpresser und alle direct Vorgesetzten salutieren müssen. (Die russischen Studenten tragen die vorgeschriebene Uniform.) Bald darauf wird ihnen verboten, in den sogenannten Landsmannschaften (ganz harmlosen Vereinen) zusammenzutreten. Anderseits wird ihnen von amtswegen vorgeschrieben, wissenschaftliche Vereine zu bilden, Vereine, die selbstverständlich nicht nur der directen Leitung der Professoren, sondern auch der Aufsicht des Inspectors unterstellt sind. Wissenschaftliche Vereine auf unwissenschaftlichen Universitäten!

Bedenkt man schließlich, wie seit dem Jahre 1889 die Presse und Literatur schriftweise bedroht, unterdrückt und gefnechtet wurde, wie überhaupt alle Bildungsmittel systematisch geschmälert wurden (Alexander III. selbst hat dem Unterrichtsminister die Losung gegeben: „Schmälere die Bildung!“ so daß z. B. auch den Bibliotheken die vorher erlaubten Schriften entfernt werden mußten (nicht nur die Schriften Tolstojs, sondern auch von Korolenko u. a.), so begreift man die Aufregung und den Widerstand der Studentenschaft. Diese Aufregung steigerte sich von Jahr zu Jahr; mit den den Inspectoren und Curatoren applicierten Ohrfeigen (Moskau 1887 u. s. w.) wurde der Anfang gemacht, bis schließlich der Unterrichtsminister selbst getödtet wurde. Allerdings haben auch in letzter Zeit die Vexationen nicht abgenommen, und die Bureaukratie, den Minister Bogolepov nicht ausgenommen, hat zur Verübigung nicht beigetragen. Seit 1899 29. Juli) wurden die unbescholtenen Studenten zur Strafe ins Militär gesteckt, und in der Studentenschaft circuliert die gut verbürgte Nachricht, daß der junge Kaiser sich in letzter Zeit äußerst ungnädig gegen die akademische Jugend ausgesprochen hat.

Das thatsächlich das geradezu unbegreifliche Vorgehen der Unterrichtsverwaltung an der Bewegung die Hauptschuld trägt, beweisen die von den Studenten gestellten Forderungen:

1. Die Freigebung der ins Militär gesteckten Studenten und aller der Commilitonen, die wegen Betheiligung an früheren Studentenunruhen bestraft worden sind; 2. die Aufhebung der „geiwelligen Regeln“, die die Einstellung von Studenten ins Militär anordnen; und 3. Durchsicht des Universitätsreglements im Sinne des liberalen Statutes Kaiser Alexanders II. von 1863, das die Wahl der Professoren durch das Consel, eigene Universitäts-Gerichtsbarkeit und freiere Bewegung der Studentenschaft gestattete, — lauter Forderungen, die an den Universitäten das wissenschaftliche Leben und die nöthige Freiheit und Freizügigkeit bezweckten. Wie verlautet, sind die Minister betreffs der einzuschlagenden Taktik getheilter Meinung: der Finanzminister Witte, der Minister des Innern Sipiagin, auch Pobědonoscev sind für strenge, Witte, der Kriegsminister Kuropatkin und Lamsdorff für mildere Maßregeln. Diese Scheidung der Geister innerhalb der Regierung ist übrigens für das russische Geistesleben und für die in Frage stehenden Verhältnisse charakteristisch und lehrreich: der Theologe und die Juristen sind für die blinde Reaction der Finanzministerium, der Kriegsminister und der Minister, der von aussen gegen Europa beobachten muß, sind für Reformen — Mittelalter und Neuzeit!

Wie ich höre, sind die deutschen Universitäten, besonders Berlin, mit russischen Studenten angefüllt — das erlaubt, das muß die russische Reaction gewiß nur im Interesse des Staates und in ihrer Noth erlauben russische Studenten müssen ihren Hirsthunger an dem reichen Tische der europäischen Wissenschaft stillen, die Reaction selbst muß von dem gutlich gewährten Mahle die Brosamen auflesen, in Haise will sie aber die Wissenschaftlichkeit und Freiheit der Universitäten noch immer haben! Und doch in der russische Student so thatig, so lernbegierig, wie kein Volk und Land so aufgebaut, daß nur bureaukratische Verrenzverhältnisse, Mangel an Bildung und politische Unreife schuld ist die traurige Lage der russischen Universitäten herbeigeführt haben. Und wohin soll der jetzige Zustand führen? Lange dahinquellende Leben werden getödtet, Hunderte, ja Tausende von enttäuschten Menschen werden von der ordnungsmäßigen Laufbahn auf die Wege der Verbrechen und Verzweiflung geradezu gedrängt. Der unnatürliche Absolutismus wird und muß an den Fehlern jedes Absolutismus zugrunde gehen. Ganz entschieden hat die Studentenschaft mit ihrer That die Losung wenige Schlagung alle Universitäten aufgerufen, die Universitäten aufgefordert, der der Reaction das Schwert in die Hand drückt, nicht

Digitized by Google

Universitäten zeitweise geschlossen — jetzt sollte das Werk durch eine allgemeine Schließung gekrönt werden.

Die Studentenunruhen sind, das sieht wohl die russische Regierung schon selbst ein, vorläufig der lauteste Protest gegen den alleinherrlichen Obscurantismus. Der russische Student fühlt täglich an Seele und Leib die Wirkungen des reactionären Regimes; diese Wirkungen fühlt natürlich auch die Presse und Literatur — beide stehen, soweit sie nicht im Lager der Polizei und Regierung sind, Schulter an Schulter mit der Studentenschaft. Die russische fortschrittliche Literatur ist das russische Parlament — alle bedeutenderen Namen der russischen Literatur seit Puškin haben ihre große politische Bedeutung. Die Psychologen sprechen vom Vicariat der Sinne: wer das Auge verliert, schärft vicariierend die Ohren und andere Sinne; ganz so geht es im Gesellschaftsleben. Keine Gesellschaft kann mit den Principien des Despotismus auskommen, jedenfalls keine europäische, christliche Gesellschaft, und so hat die russische Literatur und Presse trotz weltlicher und geistlicher Censur, trotz Polizei, Kerker und Sibirien vicariierend die politische Führung der Nation übernommen. Die Reaction führt das Volk nicht, sie wird geführt, sie ist nur negativ, repressiv und hat für den Fortschritt Auslands etwa die Bedeutung, die optimistische Denker den Krankheiten und Verbrechen im Menschenleben überhaupt zuzuschreiben pflegen . . .

Die Schließung der Petersburger Gesellschaft der Schriftsteller ist vom Standpunkte der Reaction nur consequent; denn seit 1880 wurde die Presse und Literatur mit Wucht und früher Absicht in Fesselung von Tag zu Tag eingeengt und ihrer Freiheit beraubt. Es bleibt jetzt nichts übrig, als das Schreiben überhaupt zu verbieten. Die Schriftsteller sprechen in ihrem Protest nur die nackte Wahrheit aus, wenn sie auf die Unmöglichkeit hinweisen, durch offene und rechtzeitige Aussprechung der Uebel derartigen Ereignissen, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, vorzubeugen. Allein eben das sieht der Despotismus nicht ein — er muß an sich selbst zugrunde gehen.

Die Reaction, das sieht der Beobachter aus der Ferne an den Vorgängen ganz deutlich, ist eigentlich ziemlich ohnmächtig. Wie täglich ist z. B. die Excommunication Tolstojs? Dostojevsky wurde nach Sibirien geschickt und dann ins Heer gesteckt, nach Sibirien mußte Tschernyschevsky, mußte noch Korolenko wandern, Turgenjev und andere wurden aufs Land verschickt, Herzen mußte fliehen: Tolstoj lebt unbehelligt in Moskau oder in Jasnaja Poljana, vor seinem Geiste verkriecht sich der heilige Synod, die Polizei wagt seinen gebrechlichen Leib nicht anzutasten. Nur seinen Leichnam soll bereinst — im Interesse des Fortschrittes wünschen wir alle, daß Tolstoj als lebendiges Wahrgericht Rußlands noch lange erhalten bleibe — die staatskirchlich gesegnete Erde nicht bergen. Diese Thränenthat hat Pobedonoszev der Staatskirche aufs Gewissen geladen. Welche Erbärmlichkeit und Feigheit der Theokratie, welche Schwäche der Hüter und Pfleger der „absoluten Wahrheit"! Die warmen Sympathien, die die Halbthat Pobedonoszevs in der ganzen Welt und besonders in Rußland für Tolstoj geweckt hat, sie wiegen die aufrichtigsten Gebete der besten orthodoxen Christen und Töchter-Völker des heiligen Rußland auf.

Zu den Studenten und Schriftstellern gesellen sich aber auch die Bürger der Hauptstädte und Städte: die Petition der Bürger an den Czaren wurde in europäischen Blättern veröffentlicht, und die Arbeiter. Das hat die Polizei, das haben selbst die fortschrittlichen Führer Rußlands in diesem Umfange nicht erwartet. Darum auf allen Lippen die Frage: Was wird geschehen? Der Socialismus tritt auf den Plan und macht sich neben den älteren Strömungen geltend. Unbedingt ist dieser praktische Socialismus der Arbeiterschaft eigentlich kein ganz neuer Verbündeter des Fortschrittes: auch die Literatur und die Studentenschaft ist seit den Neunzigerjahren socialistisch oder doch entschieden social gesinnt. Das Ueberraschende ist eigentlich nur, daß die Theorie so rasch die consequente Praxis gezeitigt hat. Doch da stehen wir vor anderen weiteren Problemen des gegenwärtigen Rußland. Vollendet gelingt es mir in weiteren Nummern, manches zu erklären, wenigstens will ich es versuchen, einige Ergebnisse meiner Studien über Rußland, denen ich mich nun vollen drei Jahren zu meiner geringen Erholung hingebe, zu formulieren.

Vom Volksfeind Alkohol.

Von Dr. med. M. Lindenfeld (Ober-Laa).

Am 31. April d. J. tritt in Wien der VIII. internationale Congreß gegen den Alkoholismus zusammen. Aus 8 m Laufe, so heißt es, 10 Jahrhunderten ein heftiger und erfolgreicher Kampf gegen den Alkoholismus geführt wird, namentlich aus Amerika und England, Skandinavien und der Schweiz, woselbst eine stattliche Anzahl von Männern auch Deutschland-Ungarn kommen, in ein Land, das nicht weniger als andere unter dem Alkoholismus leidet, ja vielleicht aber der Kampf dagegen noch in den ersten Anfängen steht.

Einige Menschen haben eine Ahnung, eine wie ungeheure Macht Jahr für Jahr entfesselt wird. In Deutschen Reiche, wo recht zuverlässige Statistiken vorliegen — beträgt die Summe, welche für Schnaps, Bier und Wein jährlich verausgabt wird, zwei und eine halbe Milliarde Mark, das ist der achte Theil des gesammten Einkommens und fünfmal soviel, als das gesammte deutsche Militär kostet. Der vierte Theil des gesammten Getreides wird dem Alkohol geopfert, ein Gebiet von der Ausdehnung des Königreiches Sachsen, dessen Roggenwert 388 Millionen Mark beträgt, wird in berauschende Getränke verwandelt. Was hat man für diese riesige Ausgabe? Der Alkohol gelangt von den Verdauungsorganen in das Blut und mit diesem zu allen Organen des Körpers; der größere Theil wird allmählich wieder ausgeschieden, vor allem durch die Athmung und den Harn, aber ein nicht unbeträchtlicher Theil bleibt in den Geweben zurück. 1891 schrieb Professor Birch-Hirschfeld in Leipzig, daß über die Hälfte aller Seiertten durch Alkohol hervorgerufene Schädigungen ihrer Organe erkennen lassen, und kurz darauf berichtete Prof. Bollinger aus München, daß bei Leichen ohne Alkoholsichtbaren Veränderungen zu den größten Seltenheiten gehören. Leber Arzt kennt die verschleimten Luftwege, den verdorbenen Magen, das verfettete Herz, die verhärtete Leber, die geschrumpfte Niere, die verkalkten Blutgefäße, die zitternden Glieder, die Gedächtnis- und Nervenschwäche der Alkoholiker, ihre zu Verbrechen und Kalsinnigkeit neigende Nachkommenschaft. Der Trinker ist bei allen Infectionskrankheiten ungleich mehr gefährdet, als der Enthaltsame: der einzige, welcher bei den Wiener Pestfällen mit dem Leben davon kam, Dr. Pöch, war total abstinent. Wie außerordentlich groß ist die Zahl der venerischen Erkrankungen, welche dem Einfluß des Alkohols ihre Erwerbung verdanken. Wie hier der Alkohol auf die Sterblichkeit und den allgemeinen Gesundheitszustand wirkt, läßt sich schwer in Ziffern ausdrücken. Die englischen Lebensversicherungs-Gesellschaften haben berechnet, daß die Sterblichkeit der Enthaltsamen um 28 Procent hinter der allgemeinen Sterblichkeitserwartung zurückbleibt; in der Schweiz hat man gefunden, daß jeder zehnte Todesfall der männlichen Bevölkerung auf das Conto des Alkohols zu setzen ist; in Deutschland und Oesterreich-Ungarn dürften die Verhältnisse ähnlich liegen; keine Stadt der Welt hat soviel Herzkranke wie München, wo auf den Kopf der Bevölkerung 575 Liter Bier pro Jahr fallen.

Am meisten von allen Organen des Körpers wird das Gehirn betroffen. 40 Procent aller Geisteskrankheiten sind Folgen des Alkoholmißbrauches, in Preußen allein befinden sich über 20.000 Irrsinnige, die nachweislich Opfer der Trunksucht sind. Ist doch der Rausch selbst nichts anderes, als eine acute Geisteskrankheit. Nehmen wir die Hunderte, die durch den Branntwein in den Tod getrieben werden, auf die vielen Tausende, die der Schnaps zum Verbrecher macht — denken wir an die Mörchinger Typhoidstrazödie — kommt es vielleicht nicht so sehr an, als auf die Hunderttausende, die im regelmäßigen Biergenuß geistig und körperlich zurückgehen, verflachen und verrohen. Wenn Menschen das Natürliche anstößig, das Rachte „unanständig" verkommt, so trägt die chronische Alkoholisierung größere Bevölkerungsschichten hieran mehr Schuld, als man gewöhnlich annimmt.

Noch immer besteht das Wort Darwins zu Recht, welcher sagte: „Durch meine, meines Vaters und Großvaters Beobachtungen, die weit über ein Jahrhundert hinausreichen, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß keine Ursachen soviel Leiden, Noth und Elend in der Welt anrichten, wie der Genuß alkoholischer Getränke." Denn wir müssen bedenken, daß ein langer Weg vom ersten Rausch bis zum Verbrechen oder Selbstmord, vom ersten „kleinen Schwips" zum Maskion oder Irrenhaus führt, und daß jeder Trinker Frau und Kinder zu leiden haben. Viele müssen es büßen, daß ihre Vater Säufer waren, ihrer gilt wahrhaft das Gebot, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied. In den deutschen Idiotenanstalten existieren viele, das von 300 blödsinnigen Kindern 115 Trinker zu Eltern hatten. Der Wiener Armenarzt Weiland verdankt seine epileptischen Dämonenzustände der Trunksucht seines Vaters.

Ist die alte christliche Gottlehre auch etwas Gutes stiften können, ist sie so hoffnungslos, dem wenn sie überhaupt wirken, müssen sie stets auch mit solcher Nebenwirkungen, dieses unmäßige Bedürfnis, welches sie anstiften sollte Grund genug sein, sie aus der menschlichen Gesellschaft zu verbannen. Welche Anerziehungen ist es doch, wenn ein Kind sich nicht die Cigarette in Munde eines Mannes entwickelt und ihm Wein und Bier nicht nur gestatten, sondern befehlen.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts ist ein Trinkwang eingerissen, dem der einzelne sich nur mit Mühe entziehen kann. Sagt jemand: „Ich bin Nichtraucher," so bringt man nicht weiter in ihn; erklärt jemand: „Ich trinke nicht," so erregt er vielfach Anstoß. In Wirklichkeit ist aber derjenige, welcher sagt, ‚ich habe keinen Durst" — der Mensch ist, beiläufig bemerkt, das einzige Wesen, welches ohne Durst trinkt — oder „ich bin Alkoholgegner," viel freier, als der, welcher sich, wenn auch unwillig, der Trinksitte oder besser Trinkunsitte unterordnet.

Mancher wird die Berechtigung des hier Gesagten anerkennen, aber der Ansicht sein, daß die Bemühungen der Alkoholgegner aussichtslos seien, weil der bekämpfte Feind zu übermächtig ist. Das glaubte man auch vor 70 Jahren in England und Amerika, als dort die Enthaltsamkeitsbewegung begann, und heute gibt es in den Vereinigten Staaten, von denen einige Herstellung, Einfuhr und Verkauf alkoholischer Getränke verboten haben, zehn Millionen, in Großbritannien aber Millionen Abstinenten; in Skandinavien kamen vor 50 Jahren 30 Liter, jetzt nur noch zwei Liter Alkohol auf den Kopf der Bevölkerung, in Norwegen ist der Säuferwahnsinn (Delirium) eine fast unbekannte Krankheit geworden. Nur in Mitteleuropa, vor allem in Frankreich, Belgien, Deutschland und Oesterreich, wächst der Alkoholkonsum von Jahr zu Jahr. Wohl sind auch hier verschiedene Gesellschaften an der Arbeit, „Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke", „Alkoholgegnerbund", „Das blaue Kreuz", der besonders rührige und erfolgreiche „Guttempelorden", Vereinigungen „abstinenter Aerzte", „abstinenter Lehrer", „abstinenter Arbeiter", aber ihre Thätigkeit ist bisher doch nur ein schwacher Damm gegen das unendliche Meer herausfordernder Getränke, das fort und fort vertrunken wird.

Schwer ist der Kampf und die Aufgabe hart, man schilt, verkennt und verspottet noch vielfach die, welche gegen den Volksfeind Alkohol zu Felde ziehen; aber wenn es wahr ist, und es ist wahr, daß schließlich doch das Vernünftige und Zweckmäßige die Oberhand behält, dann wird diese Bewegung, in deren Geschichte der Wiener Congreß vom 9. bis 14. April eine hervorragende Stelle einnimmt, nicht vergebens sein zum Wohle des Volkes und zum Segen der Menschheit.

Eine Reise in das schleswig-holsteinsche Kampfgebiet.

Politische Erinnerungen an 1850.

Aus dem Nachlasse von **Adolph Pichler.**

Die Ereignisse in Schleswig-Holstein erregten bei uns lebhafte Theilnahme, den thätigsten Wiederhall derselben finden wir in der „Innsbrucker Zeitung". Sie brachte am 1. August 1850 den von mir verfaßten Aufruf:

„Die Redaction der „Innsbrucker Zeitung" hat bisher immer gezaudert, einen Aufruf zu Sammlungen für Schleswig-Holstein zu erlassen, wie solche bereits durch ganz Deutschland eingeleitet wurden. Sie fürchtete, dies als Parteidemonstration angelegt zu sehen, wie wohl sonst überall Blätter jeder Farbe sich auf das eifrigste dafür betheiligen und dadurch beweisen, das diese Sache nicht Angelegenheit irgend einer Partei, sondern der ganzen deutschen Nation sei. In diesem letzteren Sinne erlaubt nunmehr die Redaction einen Aufruf für die bedrängten Schleswig-Holsteiner. Es sind unsere Brüder; Deutschlands Grenzhort im Norden, wie die Tiroler im Süden; solang es eine Weltgeschichte gibt, wurde nie ein heiligeres Recht verfochten, als das, wofür die Söhne Schleswig-Holsteins jetzt bluten. Wir wollen uns erinnern an jenes große Jahr 1809, wo auch Tirol, preisgegeben von der Diplomatie, im letzten Verzweiflungskampfe alles einsetzte, wie jetzt Schleswig-Holstein. Wir können nicht unsere Steuern hinaustragen in den fernen Norden, wir wollen aber thun, was in unseren Kräften liegt, wir wollen unsere Brüder nach Maß und Vermögen unterstützen. Nur wenige Worte sind es, welche die Redaction allen Männern von echt deutscher Gesinnung in Tirol und Vorarlberg zurnft, aber sie weiß, daß sie an den Herzen derselben nicht spurlos verhallen werden."

Diese Zeilen hatten einen überraschenden Erfolg, von allen Seiten kamen Beiträge, ja auch Zuzügen erboten sich, nach Schleswig-Holstein zu ziehen. Da schien es mir gerathen, mich vom Stande der Dinge selbst zu überzeugen, ich begab mich nach Schleswig-Holstein.

Mein erster Brief, datiert vom 21. August:

Diesen Brief erhalten Sie aus Rendsburg, der letzten Grenzfestung an der Eider, wo Sie mich wohl schwerlich finden würden. Sie erlassen mir wohl den weitläufigen Bericht über die Herreise und begnügen sich damit mit einigen Worten von allgemeinerem Interesse. Ich war in Hamburg an einem der ehemaligen Minister des im Jahre 1848 entlandenen, doch auch wieder bundestäglich im letzigen Frieden entschlafenen heiligen Römischen Reiches gewiesen; er nahm mich sehr zuvorkommend auf und empfahl mich auf forderliche Weise in Altona und Rendsburg. Letzteres ist noch immer von preußischen Militär besetzt, so wie dann Friedrich der Große im Norden die herrschende Macht ist, wenn man sich auch überall mit Händen und Füßen dagegen stemmt, preußisch zu werden. Das schöne Geschlecht scheint freilich anderer Meinung und unterwirft sich in dieser Hinsicht leichter: nachdem die Preußen fünf Monate in Hamburg waren, besonden sich 300 Mädchen in jenem interessanten Zustande, in welchem laut Zeitungsberichten her most gracious Majesty of England sich fast immerwährend befinden. Von preußischer Binddwentelei etwas beizusetzen, ist mehr als überflüssig, die Preußen tragen die Bindtücher an den Helmen nicht unsonst. Das preußische Militär ist feindlich gegen Oesterreich gesinnt und sehr ziemlich allgemein das frühere oder spätere Eintreffen von Katastrophen voraus, die den stillen Hafe einem gewaltsamen Ausbruch mit Waffen entgegenführen. Es hat großentheils von unserer Armee sehr alberne Vorstellungen, namentlich sieht es wie aus, daß man zum Theile glaubt, es fehle Oesterreich an tüchtigen Offizieren. Nun: unsere Offiziere studierten freilich nicht Hegel, gehen auch nicht auf die Potsdamer Parade, können sich aber jedenfalls auf dem Felde mit diesen Herren messen. Sehr bezeichnend sind zwei Anekdoten, die ich deswegen, und weil sie aus zuverlässiger Quelle kommen, hier mittheile. Einer der allerschönsten jungen Herren äußerte: Wenn sich die Oesterreicher nicht bald fügen, marschieren wir mit 200.000 Mann nach Wien. Da erwiderte ein Freudner: „Gegen Wien marschieren, ist leicht, aber in Wien einmarschieren dürfte sehr schwer werden." Bei einer anderen Gelegenheit äußerte ein Bürger: „Ich lasse meinen Sohn nicht Mahrisch lernen. Musik verweichlicht, und damit schlägt man nicht die Oesterreicher."

Diese Thatsachen deuten darauf hin, welche Ansichten in den höchsten und niederen Schichten der Bevölkerung Preußens weithin herrschen. Besonders übel sind sie hier in Holstein auf, daß die Preußen überall herum gemächlich harmsonieren, während in unmittelbarer Nähe die Schleswig-Holsteiner, deren Staatsschuld einzig und allein durch die preußischen Winde auf das Meer der Gefahr hinausgeschleudert wurde, den Kampf auf Tod und Leben bestehen. Ein Flüchtling aus Schleswig erzählt mir mit wahrem Ingrimm, daß preußische Offiziere beim Abzug von den Herzogthümern mit dänischen Offizieren Bruderschaft gemacht und ihre Freude darüber geäußert hätten, daß sie nun nicht mehr für die „Revolution und die Insurgenten" einzutreten brauchten. Von Oesterreich war nirgends die Rede, man hofft von dieser Seite nichts oder sehr wenig. Leicht konnte ich aber entnehmen, daß, wenn Oesterreich in dieser Sache etwas unternähme, im tiefsten Süden und im höchsten Norden tausendfältiger Jubel eine solche That begrüßen würde — dass eine solche That, anerkannt als die „rettende That" nicht nur für Schleswig, sondern auch für Deutschland, das Schwert Deutschlands in die Hände Oesterreichs legen würde. Wahrlich es steht hier mehr zu Gewinnen, als ein Vorbeerkranz. Es klingt zwar sehr vornehm: Oesterreich ist eine Großmacht, das ist auch eine unbestrittene Wahrheit; jedoch mit Deutschland würde Oesterreich die erste Großmacht Europas sein. Von Altona reiste ich auf der Eisenbahn nach Rendsburg. Mit demselben Train fuhren auch einige hundert Neuangeworbene und auch Verwundete, die, kaum hergestellt, wieder ihre Fahnen aufsuchten. Von einer Niedergeschlagenheit, wie man dieses nach dem Unglücke bei Idstedt befürchten sollte, nirgends eine Spur; diese jungen Leute zeigten eine freudige Entschlossenheit, die sich besonders bei der edlen Sache wohlthig ist, für die sie den Blutzoll ergriffen. Was bereumbend erscheinen mußte, war der Umstand, daß in Holstein, soweit meine Beobachtung reicht — und damit stimmt alles, was mir andere erzählten, völlig überein — nichts von dem Enthusiasmus zu bemerken war, wie dieser unter ähnlichen Umständen bei Volkskriegen an den Tag tritt. Wollte man jedoch glauben, es sei, weil die Leute, des Krieges und der außerordentlichen Lasten, die er nothwendig auflegt, satt, gern hinter dem Ofen auf der Bank in der beliebten Weise des deutschen Michels die Pfeife rauchen, so wäre das eine sehr verkehrte Ansicht. Man will den Krieg, jedoch führt man ihn nicht mit dem begeisterten Enthusiasmus des Jünglings, sondern mit der kalten Entschlossenheit des Mannes, der da weiß, daß es sich hier nicht bloß um Ruhmesglanz, sondern um das Wohl eines ganzen Landes handle. Alles dieses steigert die Hochachtung, die ich für Schleswig-Holstein schon solang hegte, nur noch mehr es ist wahrhaftig die Perle Deutschlands im Nordmeere.

Die Gegenden, die ich auf der Eisenbahn durchflog, kamen mit diesen Voraussetzungen und fabelhaften Schilderungen des Tirolers freilich nicht abwechselnd schon vor, indes eigneten sie sich vortrefflich zum Tirailleurgefecht. Die Sümpfe decken überall gegen Cavallerie, die hier so selten in Anwendung kommt, wie im wahren Kriege, auch die Entwicklung großerer Infanteriemassen ist aus demselben Grunde sehr schwierig, während lange Erddämme, oft mit Obstbäumen bepflanzt und dadurch vortrefflich gedeckt, ausgezeichnete Plänkelketten einen vortrefflichen Anhalt gewähren. Trotzdem ist nach bei der geringen Achtung abzuweisen und der Wert einer Stellung in hohem Grade anerkannt.

Rendsburg, so gewaltig der Strategenstab der Eider auch umfließt, ist [illegible] Festung, [illegible] Bollwerke [illegible] Wälle [illegible] Graben [illegible] Schanzen [illegible] Bastionen [illegible] Contrescarpe [illegible] Ravelin [illegible] Lunette [illegible] Caponniere [illegible] Courtine [illegible] Glacis [illegible] Redoute [illegible] Reduit [illegible] Barbette [illegible] Embrasure [illegible] Scharte [illegible] Pallisade [illegible] Palissade [illegible] Fraise [illegible] Fascine [illegible] Sappe [illegible] Parallele [illegible] Laufgraben [illegible] Batterie [illegible] Mine [illegible] Gallerie [illegible] Contremine [illegible] Minenkammer [illegible] Minenofen [illegible] Minenschacht [illegible] Minenstollen [illegible] Minenkessel [illegible] Minenkrater

sich nicht wundern darf, wenn hier die Cholera ziemlich heftig wüthet. Fettärzte erzählten mir, dass ihr namentlich die Verwundeten unterliegen, was umso weniger befremdet, da eben keine weiten Räume zu ihrer Unterbringung vorhanden sind und die bisher herrschende Hitze dem Fortschreiten der Epidemien nur förderlich sein konnte. Auch die Stelle, wo das Laboratorium in die Luft flog, besah ich; das Gebäude ist bis auf die Grundmauern vernichtet, die Explosion soll an Furchtbarkeit alle Schrecknisse des Krieges übertroffen haben. Die Bäume nebenan sind geknickt wie Strohhalme, weithin konnte man zerschmetterte Glieder auflesen, die Hälfte eines Leichnams hieng an einem Baume. Effecten befanden sich bei der Explosion im Saale des Hotels, wo ich gegenwärtig wohne; sie glaubten anfangs, das Haus stürze ein und sprangen über Tische und Stühle ins Freie. Noch immer liegen Ziegeltrümmer auf den Strassen und Holzsplitter bedecken die Canäle. Einige Vermisste hat man bis jetzt noch nicht aufgefunden.

Die Stimmung in der schleswig-holsteinischen Armee ist ausgezeichnet, sowohl bei den Officieren als auch der Mannschaft, wie ich vielfältig beobachten konnte. Ich war an Officiere empfohlen, einer vom Generalstabe stellte mich dem General Willisen vor. Sie erfüllte sich mein Wunsch, diesen Mann, dessen Schriften ich schon früher mit Theilnahme gelesen, persönlich kennen zu lernen. Willisen ist von ziemlich grosser Statur, hager, das Haar gemischt aus grau und braun, sein Gesicht zeigt die Spuren des Soldatenlebens. Er ist eine feste, bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, der man wohl bei der Führung eines Krieges in allen Wechselfällen vertrauen darf. Dieses ist auch in der Armee wirklich der Fall, trotz dem Unsinn von Ubbedt; gerade dieser Verlust kann am besten für Willisen, umsomehr, da die Armee Freiwillige aus allen Gegenden Deutschlands enthält und eben deswegen die Disciplin minder straff gehandhabt werden kann. Hier will ich auch der Freischaren gedenken, die in den letzten Jahren in Schleswig-Holstein auftraten. Die Ansicht, dass mit Freischaren kein Krieg zu führen sei, wird mir völlig durch die Mittheilungen hiesiger Officiere bestätigt, die zwar der Tapferkeit der Freischärler alles Lob zollen, jedoch beitheben: diese eine gute Eigenschaft sei durch ihre Zügellosigkeit und Widerspenstigkeit gegen jede Disciplin, ferner durch die verhältnismässig übergrosse Menge ihrer Bedürfnisse und den daraus entspringenden Kostenaufwand völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Man kann es daher nur billigen, dass die schleswig-holsteinische Regierung die Erfahrung der letzten Jahre nicht aus den Augen liess und die deutschen Brüder, die mit Paukenschlag und Kling und Klang freischärlen wollten, ohneweiters abwies. Das Exercitium soll in hiesiger Armee noch hier und da mangelhaft erscheinen, eben aus diesem Grunde wären tüchtige Unterofficiere hoch willkommen. Nach einstimmiger Aussage der Officiere sind dagegen die Dänen sehr gut eingetheilt und geübt und führen die schwierigsten Manöver mit vollkommener Präcision aus. Sold und Verpflegung der hiesigen Truppen sind ausgezeichnet, ich will als Beleg dafür die Löhnung auf Reichswährung reduciert und die Naturalbezüge der einzelnen Männer beisetzen.

Ein Unterofficier	I. Classe erhält	Sold	täglich	27	Kreuzer
„ „	II. „	„	„	25	„
„ Jäger	II. „	„	„	14	„

An Naturalverpflegung erhält jeder täglich 1¼ Pfund Brot, Fleisch oder Speck ½ Pfund, 6 Loth Reis, Erbsen und 1½ Loth Salz, 1½ Loth Kaffee oder ½ Quart Branntwein, statt dessen bei Wachtdiensten oder im Garnison 9½ Kreuzer, dann freies Quartier, Montierung und Waffen.

Ebenso wird auch verhältnismässig Reisegeld bezahlt, zu welchem Zwecke die Beträge der Sammlungen, die aus Orten einfliessen, aus denen Freiwillige wegziehen, verwendet werden können und dann noch Werbstämis als auxiliert gelten. Invaliden erhalten für ihr Leben einen Sold, der wohl dadurch, dass Holstein selbst im unquinquiesten Falle immer bei Deutschland bleibt, einigermassen garantiert sein dürfte.

Auch etliche Dresdner Schützen befinden sich hier. Officiere erzählten mir, dass einer derselben bereits zehn Dänen erlegt habe und den Dieben einen auf sehr große Entfernung, wobei er vor dem Schusse genau anrief, welchen er auf das Korn nehmen werde. Ich konnte den Namen dieses Schützen, der sich durch seine Tüchtigkeit so auszeichnete, nicht in Erfahrung bringen. Auch eine Anzahl der tüchtigsten Pistolen aus der Innsbrucker Fabrik ist hier zum Vorschein gelangt; das Uebrebringer erntet durch die Sicherheit der Schüsse, die er mit dieser schönen Waffe macht, viel Beifall. Dagegen soll es auch nicht an Komödianten, die mit Chassebast und Federzeug auf den Fieber Bajonet verwechseln, um auf Feinde Jagd zu machen. Es soll letzthin ein solcher Mensch zu Pferde sein, der 3 Mann vorwärts und dabei hatte: „Mein Pferd ist mein ausgezeichnet, drei 24 Mann in gehen die Dänen zu Schanden, wenn ich eher in 8 als anzahl schie, dass ich nur [illegible] Pferde Mann und unter den Schwerkranken [illegible] kann sich dabei [illegible]

und noch obendrein in solcher Weise vorgebracht, sehr wenig Beifall fand.

Gute Schützen, die sich durch Zeugnisse über ihr sittliches Wohlverhalten und insbesondere darüber, dass sie irgendwo in einer Schützenexemagnie dienten, ausweisen können, werden hier gewiss mit offenen Armen empfangen, solche Komödianten sollten aber anderswo ihre „Manöverln machen", sonst bringen sie dem Lande nur Unehre, es wird durch sie dasjenige, was jedem Tiroler Bergen heilig ist, nur lächerlich.

Im gegenwärtigen Augenblicke, eigentlich schon seit mehreren Tagen, herrscht hier völlige Stille, ob es die Stille vor dem Sturm ist, oder das schändliche quos ego unserer sauberen Diplomaten, darüber lässt sich nicht entscheiden. Aus sehr verlässlicher Quelle — wie jetzt überhaupt etwas verlässlich sein kann — entnehme ich, dass man Ereignissen von Wichtigkeit entgegensieht. Schwerlich dürften diese jedoch schon heute oder morgen eintreten. Möge dieser Kampf siegenvoll werden für Schleswig-Holstein und rühmlich für Deutschland.

*

Kiel, 25. August. Heute nachmittags verließ ich Rendsburg und erreichte nach kurzer Fahrt die berühmte Universitätsstadt des Nordens. Die Gegend ist wohl die schönste, die ich bisher im nördlichen Deutschland traf: sanfte, wellige Hügel, kaum 100 bis 150 Fuß hoch, mit herrlichen Eichen- und Buchenwäldern, dazwischen schattige Triften, wo fette Heerden weiden, zwischen denen Störche mit hohen Stelzfüßen ganz ungenirt herumtanzen. An dem freistehenden Kiefernhafen, der die größte Flotte mit völliger Sicherheit zu bergen imstande ist, verläuft das Düsternbrooker Gehölz gegen das offene Meer. Von einer kleinen Anhöhe überschaute ich die Wasserfläche, auf der bisher so manches Seegefecht stattgefunden. Ein Schiff unter schwarz-roth-goldener Flagge zog langsam dahin, die Matrosen sangen zum Takte des Ruderschlages: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Wie lange wird dieses Lied noch hinausklingen über die Wellen? Da muss man freilich die traurige Antwort geben: „So lang es den Czaren gefällt." Und was dann? Hamlet sagte sterbend: „Der Rest ist Schweigen!" Eine Ueberzeugung gebt durch ganz Deutschland, ich hörte sie aussprechen im Süden und Norden, von Männern jeder Partei, jeden Alters und jeden Bildungsgrades: dass Deutschland noch eine Revolution haben wird, furchtbarer als jene Franzreichs, furchtbarer selbst als der Bauernkrieg. Die Allgemeinheit dieser Ueberzeugung hat das Gewicht eines Propheten, die nur jene leugnen, durch deren Schuld eben diese Ueberzeugung allgemein gewordon.

Vor dem Kieferhafen liegt unbewegsich das dänische Linienschiff „Skiold", und weiter hinaus liegen als Wächter deutscher Ehre die russischen Fahrzeuge mit hochausgespanden Masten. Ein Mann der sochen der dänischen Gefangenschaft entronnen war, erzählte mir, dass diese Schiffe keine Landestruppen enthielten. Die dänische Armee hat sehr viele schwedische Officiere, während die Holsteiner noch immer Officiere benöthigen. Namentlich nämen Unterofficiere, die in irgend einer Weise gut geschult sind, sehr erwünscht, denn die schleswig-holsteinische Armee ist zu jung, als dass sie schon zahlreiche und hinlänglich gebildete Cadres haben konnte. Zudem hat Willisen ein Exercierreglement eingeführt, das von dem aller anderen Armeen in mancher Hinsicht abweicht. Die Infanterie ist in zwei Gliedern aufgestellt, was allerdings nach dem Urtheile berühmter Feldherren — ich erinnere an Wellington — vieles für sich hat. Bei unseren Schützencompagnien ist dies nichts neues, denn manche waren bereits in derselben Weise eingetheilt, und wenn das Landesschützenreglement nach dem Entwurfe Rossbachs in Zukunft volle Geltung erlangen sollte, so wird auch bei uns diese Art Aufstellung allgemein. Zugleich hat Willisen eine weit größere Anzahl berittener Officiere bei seiner Armee angestellt, als dies bei irgend einer anderen der Fall ist. Der Vortheil davon springt gleich in die Augen; jedoch ist der Officier dabei mehr Gefahren ausgesetzt, denn einmal wird er mehr zur Fleischkoste und dann fliegen bekanntlich die Kugeln der Infanteriegewehre eher zu hoch als tief, was eben für den Reiter verderblicher wird. Der Zufluss von Freiwilligen ist fortwährend so stark, als man sich das anderswo vorstellt, einige Officiere antworten sich, dass dem Gemeldeommando das Zurücksenden tüchtiger Freiwilliger noch empfindlicher wäre, als die Gewehrbeistöße, so erwünscht auch diese immer sind. Officiere tragen mich oftet: „Kommen denn nicht bald Tiroler Schützen, die könnten wir so gut brauchen. Man kann ja mittels der Eisenbahnen von München nach Rendsburg in drei Tagen gelangen, und München liegt nicht gar so weit von Innsbruck. Man wende uns aus Tirol wackere Schützen, als Merkmal so benutze man die eingelegenen Gelder. Schützen wären uns höchstwillkommen, doch bestehen sie bald kommen." Die Stellung beider Armeen ist so eigenthümlich. Eine kann die andere nicht angreifen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, und doch dürfte es für beide [illegible] Punkte zu bleiben. Die Preußen [illegible] Dänen [illegible] Meer, da werden sich die Dänen wohl [illegible] Schiffe [illegible] Kiel [illegible] Kieferhafen [illegible] Schiffe [illegible] Kanonen [illegible] Preußen [illegible] Kanonen [illegible] Kieferhafen

Es klingt paradox und ist dennoch völlig wahr: Eine jede dieser Armeen ist gegenüber der anderen zu schwach; es bedürfte die eine oder die andere tüchtiger Referven. Eben weil aber beide Armeen diese Schachpartie nicht lange fortsetzen können und bloßes Parcellieren zu nichts führt, dürften in Bälde wichtige Ereignisse eintreten. Zu dem hat sich kurzum die Witterung ganz ungeschlachten: es ist Herbst im wahren Sinne des Wortes: kalte Nebel und Frostwinde, die man auf Moor und Heide nur schwer verträgt.

*

Diese Briefe sind kein Beitrag zur Zeitgeschichte, wohl aber habe ich in manchen Dingen klar gesehen, wobei man sich nur an Bronzell zu erinnern braucht; anderes hat die Folgezeit berichtigt. Nach Ischl dorfumpfte alles; den traurigen Antheil, den Oesterreich an der weiteren Entwicklung der Dinge nahm, kennen wir alle: die neuere Geschichte Oesterreichs ist eine Geschichte versäumter Gelegenheiten.

Ich eilte von Kiel nach Innsbruck zurück, in der Absicht, Schützen zu holen. Da wurde ich zum Statthalter Bissingen berufen; dieser erklärte mir, dass die Regierung die Theilnahme von Tirolern am dänischen Kriege nicht gestatte — und damit war ich für immer kaltgestellt.

Sienkiewicz und sein Ruhm.

Vielleicht weil Kunst und Dichtung heute so überaus international sind und weil wir alles vornehmlich in den Bereich politischer, ethischer, religiöser und wissenschaftlich-praktischer Gesichtspunkte zu rücken gewöhnt sind, vielleicht daher der ausfallende Tiefsinn und die Verwirrung unserer modernen Aesthetik, die breite Kunstbarbarei unserer Zeit. Und vor allem die Sensationssucht und die technische Ueberenltur auf dem Gebiete der Presse! Die Papierflut der Monats-, Halbmonats-, Wochen- und vor allem der Tagesblätter! Wie hätte sonst der laute europäische Ruf von Henryk Sienkiewicz, ein Ruf, der sich bis nach Amerika hinüber erstreckt hat, so schnell emporkommen können? „Quo vadis?" *), ein allerdings wertvolles und in gewissem Sinne sicher auch recht zeitgemäßes Werk, wird ins Französische übersetzt, erregt in Paris Aufsehen; irgend ein spekulativer Londoner Schriftsteller liest den Roman, findet ihn zu einem effektvollen Ausstattungsstücke geeignet, bringt ein solches auf das Londoner Hippodromtheater, und Henryk Sienkiewicz ist „gemacht". Und alle unsere internationalen Schreiber und Schreiberlein verfallen dieser Suggestion. Alles reißt ihre Uebermacht fort. Jeder verständige Widerspruch wird von dem Enthusiasmus der hypnotisierten „Mitlit" hinweggeschwemmt und wirbelt mit allem, was Kunst, Kunstgeist und Kunstgewissen heißt, in demselben trüben Strome der modernen eilfertigen Zeitungsphrase dahin.

Georg Brandes hat Sienkiewicz in seinem Buche über Polen ziemlich kurzweg als Vielschreiber abgethan. So hart dieses, im übrigen nicht eben ungerechte Urtheil auch sein mag: es wäre angesichts der internationalen Lobeshymnen fast von Nutzen, sich seiner schroffen Ablehnung anzuschließen.

Doch so sehr seine Berechtigung durch den bedingungslos lobenden Ueberschwang der Presse und durch die wohlerprobte Autorität des berühmten Literarhistorikers auch gestützt wird: wir wollen nicht unterlassen, auf die Verdienste von Henryk Sienkiewicz hinzuweisen.

Allerdings dürften sie kaum als internationale bezeichnet werden. Sie liegen vornehmlich auf dem engeren Gebiete seiner heimatlichen Kunst. Hier mag Sienkiewicz immerhin sogar als epochemachend gelten. Denn er forderte den dickleibigen und langstieligen Tendenzroman der Kreuzewski und mit ihm den polnischen Realismus auf das höhere Niveau eines modernen Psychologismus und brachte ihn in den großen Zusammenhang neuzeitiger Kunstwirkungen. Dies Verdienst erwarb sich Sienkiewicz bereits durch die kleineren Erzählungen und Skizzen aus dem polnischen Volksleben, mit denen er in den Fünfzigerjahren debutierte und in denen er, wie mir scheint, überhaupt bis jetzt sein bestes Können bewährt hat. Ich erinnere an „Zeitpilitert", „Hanna", „Janko, der Musikant". Und weiter kann man vielleicht noch sagen, dass in gleicher Weise wie die Norweger und wie Zola und die anderen großen französischen Naturalisten eine Wiedergeburt ihres Volkslebens gegeben haben, auch Sienkiewicz eine solche seines polnischen Volkslebens zu geben gesucht und bis zu einem gewissen Grade wohl auch thatsächlich gegeben hat, wenngleich auch nicht im entferntesten mit dem Nonnen und in dem geistigjugen Stile des französischen und nordischen Naturalismus. Romane wie „Ohne Dogma", und „Die Familie Polaniecki"**, mögen diese Ansicht stützen. Was Sienkiewicz indessen hinderte, einer solchen Aufgabe hinreichend gerecht zu werden — er ist ihr nur in seinen kleinen Erzählungswerken gerecht geworden — sprang zu die Augen. Nicht so sehr der Russland, dass er in seinen Romanen ein Verfechter des Katholicismus und ein ausgesprochener Patriot ist: dies hätte ihm vielleicht sogar zustatten kommen können: sondern vor allem, weil er sich fast nirgends über den beschränkten und philiströsen Standpunkt des Romanciers für die Familie und über einen wahren Backfischoptimismus zu erheben vermochte, der seine Bedeutung oft namentlich in den historischen Romanen und selbst in „Quo vadis?", seinem wertvollsten Romanwerke, geradezu auf die eines Schriftstellers für die reifere Jugend und eines durch Zufall international gewordenen Oscar Höcker beschränkt. Man lese seine „Kreuzritter"*).

Immerhin sollen seine eben erwähnten Verdienste durch all dies unangetastet bleiben. Wir dürfen ihm wohl zudem noch angesichts der sonstigen Skepsis, die in dieser Beziehung die neuzeitige, namentlich die französische Dichtung darthut, die vernünftige, gerechte und schließlich also auch wahre Auffassung des Weibes nachrühmen, wenn schon auch sie bereits sehr bedenklich an den sittlichen Idealismus der Familienroman-Tradition grenzt; wir dürfen ihm nachrühmen, dass er auch sonst den einseitigen Pessimismus des europäischen Naturalismus vermieden hat, ja dass er in der Darstellung kampfesfroher und kampfkräftiger Männlichkeit sich mit den neuen Idealen Friedrich Nietzsches berührt. Indessen sind doch aber andererseits derartige Vorzüge bei ihm viel zu unbestimmt, viel zu wenig ausgeprägt und in die Augen springend, als dass sie etwa seinen über Nacht so überschwänglich emporgetriebenen Ruhm zu rechtfertigen vermöchten. Mag man ihn immerhin den größten lebenden Romanciet Polens heißen: damit ist seine Bedeutung erschöpft. Mit einem Schlage wollte man ihn zum modernen Meister des historischen Romans machen; und niemand scheint eine Empfindung von der Blasphemie einer solchen Verschätzung zu haben!

Man denke an die „Salammbo" eines Flaubert, man denke an die „Marie Grubler" eines Jens Peter Jacobsen, an „Krieg und Frieden" Tolstois; und man vergleiche mit diesen monumentalen Meisterwerken Romane wie die „Sturmflut"**), und „Quo vadis?"

Zwar, so überragende Künstler Flaubert und Jacobsen sind, es ist ihnen vielleicht nicht gelungen, durchaus vollendete Meisterwerke des historischen Stiles zu schaffen. Jacobsen war dazu vielleicht zu sehr Miniaturmaler und zuweilen manierierter Colorist, Flaubert zu sehr Hypochonder; einzig Tolstoi ist es vielleicht gelungen, einer solchen Aufgabe nach allen Seiten gleichmäßig gerecht zu werden. Und nun hatte man über gegen alle diese die Historien von Sienkiewicz, den nicht drei Schritte, um es noch einmal zu sagen, von unserem Oscar Höcker trennen! Zwar Sienkiewicz hat Eigenschaften, die ihn zu einem Meister der Historie machen könnten. Vor allem, er hat vor Flaubert, Jacobsen und selbst vor Tolstoi — für die Historie sehr wichtig! — eine frische und gesunde Naivetät voraus, eine Naivetät, die z. B. in „Sturmflut" gegenüber all den Kriegsgreueln und dem brutalen Heldenthum jener Zeiten nun den dreißigjährigen Krieg herum etwas Humoristisches hat; er versteht es, Charaktere hinzustellen, die aus dem Milieu jener Zeiten heraus wahr sind: doch ohne jedes kunstlerische Maß, amorph, mit verwischenen Umrissen; und er kippt hierbei zudem wieder nur zu leicht in den Familienroman hinüber oder geräth in Pose und Schablone.

Obgleich er eigentlich das Milieu nicht recht beherrscht, und ihm besonders die Kunst der stimmungsvollen Landschaft, wie sie das Genie der Nordenen ist, völlig abgeht, gelingt es ihm im allgemeinen, große Massenscenen anschaulich und packend zu schildern. Einige Triumphe leistet er nicht übel in Richtung auf „Quo vadis?": aber eigentlich auch nur hier. In „Sturmflut", trotz der enormen Ausdehnung des Werkes, wäre fast nur das Gefängnis des Janusch Radziwill anzuführen und etwa die Eroberung von Wisniowa. Auch seine psychologische Analyse ist breit und verschwommen und bewegt sich völlig in dem abgebrauchten Literaturjargon des Familienromans. Breit, endlos breit und oft geradewegs bis zur Radheit trivial ist sein Dialog, das Hauptmittel seiner Technik, und gänzlich ohne intime charakteristische Kunst, mit der sonst gerade nur Modernen mit unserer materialen und plastischen Technik Charaktere hinzustellen und gegeneinander zu manövrieren verstehen. Ueberhaupt ist man in Versuchung, wenn man irgend ein Individualitätsgepräge von Sienkiewicz bezeichnen soll. Für all die internationalen Meister der Moderne läßt sich ein solches mit leichter Mühe aufstellen: bei Sienkiewicz ist es mir geradezu unmöglich gewesen. Er ist ein gediegener, talentvoller Schriftsteller, weiter nichts; nichts weniger aber als eine suggestive Persönlichkeit wie die Zola, Jacobsen, Ibsen, Tolstoi und die anderen. Und Brandes hat recht, eine allzu fertige Feder, ein Vielschreiber.

Dazu muss das mir immer wieder betont werden die für einen entwickelten Geschmack geradezu unleidliche Manier des Familienkalenderromans!

Sienkiewicz hat eine unverhältnismäßige Schaffenskraft, die namentlich da bis zum Sommerstücken unangenehm wird, wo sie mit einem zu großen

*) „Quo vadis?" Ein Roman aus der Zeit Neros. Von Henryk Sienkiewicz. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

**) „Die Familie Polaniecki." Roman von Henryk Sienkiewicz. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

sonst bedeutenden Durchschnittsgröße zeitweilig ganz hervorbricht, wie etwa in „Quo vadis?“ Dies Liebesidyll a la „Gartenlaube“ zwischen Vicinius und Ligia — das holde Mädchen, das reine, keusche, taubensanfte Idealweib des Familienblattes, das den rauhen Sinn ihres Anbandes von Liebhaber, der leidlivierständlich im übrigen mit allen Vorzügen von Männlichkeit ausgestattet ist, bändigt und „veredelt“! Und wie sie sich, nach welch Abenteuern und spannenden Zwischenfällen allen, schließlich doch „kriegen“, die Tugend siegt und das Laster sich erdrückt! Und wie in „Quo vadis?“, ist es in seinen anderen Romanen. Mit der einzigen Variation, daß in „Sturmflut“ der Vicinius Kmizij heißt und polnisch costümiert ist, und die Ligia Olenka; in den „Kreuzrittern“ Zbyszko und die überholde Weiblichkeit Danusia.

Trotz allem ist ein Werk wie „Quo vadis?“ immerhin einer internationalen Beachtung wert, wenn auch nicht einer so überschwänglichen und bedingungslosen, wie sie dem Roman zuteil geworden ist.

Das beste Werk von Sienkiewicz scheint mir „Die Familie Polaniecki“ zu sein. Hier hat Sienkiewicz so etwas wie Persönlichkeit und Eigenart. Sie besteht in einer compositionslosen Wiedergabe alltäglichster Alltäglichkeit, wie sie neuerlich namentlich durch Hermann Bang kunstmäßig geworden ist. Freilich kommt Sienkiewicz Bang nicht gleich, wenn schon sie ja das scheinbar Kunstunmöglichste möglich gemacht und in den Bereich der ästhetischen Wirkung gerückt haben. Bang ist unsäglich suggestiver; und hat erreicht es durch einen intimen und poetischen Sinn für die Stimmung; eine Errungenschaft des modernen Naturalismus, die Sienkiewicz mit dem Naturalismus überhaupt, ich glaube, principiell verachtet. Recht sehr zu seinem Nachtheil! Es hat ihn verhindert, aus der kunstfeindlichen Tradition des Familienblattes zu höheren und reineren Kunstwirkungen zu gelangen. So macht er Spannung, versteht Abenteuer auf Abenteuer zu häufen, Knoten zu knüpfen und zu lösen; jeder Backfisch wird ihn gerne lesen; aber für die, die auf der Höhe ästhetischer Bildung stehen, hat er kaum geschrieben. Außer etwa in seinen reizen kleinen Erzählungen. Es ist so kennzeichnend, daß es sich für einen Brandes so garnicht der Mühe gelohnt hat, sich näher mit ihm zu befassen. Doch was macht heutzutage, in unseren papierenen Zeiten, in dem Chaos all der ethischen, religiösen, politischen und volkswirthschaftlichen „Fragen“ und Phasen nicht alles Sensation! Wir sind neugierig, wie lange dieses neueste Trara anhalten wird . . .

Berlin. Johannes Schlaf.

Kunst und Größenwahn.

In dem Streit um des Kaisers Bart, will sagen die „Medicin“, hat nun auch ein Maler, Karl Moll, in der „Neuen Freien Presse“ das Wort ergriffen. Er führt den bekannten Gesichtspunkt ins Feld, daß große Geister die Neorganisierungsparoxismen teilen, die das Groß voranschicken; Fühllhörner gleichsam, die der Zeitgeist ausstreckt, bevor er selbst langsam und bedächtig in neue unbetretene Bahnen lenkt, und daß demgemäß solche Genien nie von ihrer eigenen, sondern erst von späteren Zeiten gewürdigt werden könnten. „Der Künstler schaffe. Der Laie genieße, soweit er dazu befähigt ist. Das Urtheil spricht die Nachwelt.“ Dieser Gedanke ist sehr hübsch. Er stimmt für die Anfänge Manets und Wedekinds, auch für Richard Wagner und manchen anderen. Doch das erste Gebot sagt: Du sollst den Namen Gottes nicht unnütz führen. Nicht gesagt sollte zu den Gewaltigen, die, aus dem Nichts herauswachsend, neue Zeitalter einleiten, sondern er ist das Product seiner Zeit; er läßt sich ableiten. Ohne Bestand und Rosserei, ohne Tenoro und Khuppi wäre er nicht zu denken. Er ist auch nicht unverstanden. Seine Laudhalsten und Widersacher entziehen. Selbst bei der Medicin handelt es sich nicht um Dinge, die über das Niveau des dummen Laienverstandes hinausgehen, und ich finde es überhaupt nicht schön, daß Moll mit diesem Begriff noch arbeitet. Denn das Aufgedeckte Lust vour Lust, das Forschen nach Naturgesetzmäßigkeiten und Laien war das Ergebnis einer Zeit, als die Kunst schonenbesorgt im Verein schwebte. Heute beginnt sie ihre Wurzeln ins Leben zu senken. Statt sich ins Museum zu flüchten, will sie das Baugeschaun und die Straße erobern. Wir möchten, daß die Freude am Schönen wieder das lebendige Bedürfnis eines jeden würde, und da ist es pädagogisch nicht richtig, den Suchenden dadurch abzuschrecken, daß man ihm mit dem Spruche des Mandarins die Gedichte „Laie“ entgegenhändereicht.

Noch verderblicher als der Artikel von Moll ist das Elaborat „Ueber Kunst, Kritik, Interpretation“, das als Sonderabdruck aus „Wir Zacharias“ auf den Tischen des Secessionsgebäudes aufliegt. In dem bekannten Monumentalbrief des „Wir Zacharias“ [illegible] durch den bekannten Freudianismus gekennzeichnet, in [illegible] Sinne gegeben, die entweder gar keinen Sinn haben, oder mindest [illegible] mit der Weisheit der Aristophanes auswiesen, [illegible] einen Tanzlehrer, der an Größenwahn leidet. [illegible] Künstler ist [illegible] Gegensatz zu der Massenmenschheit, [illegible] geistige Cultur zu betrachten; ein einflußreicher Kritiker jedoch erst als Schädiger und Verzögerer dieser Entwickelung zu erklären.“ Das ist, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, ebenso unwahr wie arrogant. Und wenn es an anderer Stelle heißt: „Mit stolzem Bewußtsein konnte Beethoven, als eines seiner Werke abgelehnt wurde, sagen: Die Nachwelt wird diese Niederlage rächen, denn in meiner Kunst fühle ich, daß die Gottheit mir näher steht, als den übrigen Menschen,“ so waren — nach dem Satze Quod licet Jovi — diese Worte wohl im Munde Beethovens berechtigt, aber wie eine Majestätsbeleidigung wirkt es, wenn ein Mitglied der Secession sie pro domo anwendet.

Der Verfasser des Artikels ist Ernst Stöhr. Es gibt mehr Farben als blau, und Christbaumbilder malt Johansen besser. Trotzdem hatte ich Stöhr für einen tüchtigen Künstler gehalten, bevor er durch das fürchterliche Bild „Die Sonne muß untergehen“ mir jählings allen Glauben an seine Unsterblichkeit nahm. Das ist eine Markttriade allerschlimmster Sorte. Nicht nur in der Empfindung ist das Ganze erstunken und erlogen. Es ist mir unfaßbar, wie ein geschmackvoller Mensch auf den infamen Gedanken verfallen konnte, dieses ekelhafte Frauenzimmer zu malen mit der Zahnlücke und den albernen Lachen, dem faden, strohgelben Haar und der akademischen Armbewegung, der entsetzlichen Goldkette und jenem abgedrolschenen Operettenrosium, das die Göttinnen aller Ritschbilder tragen. Als junger Mensch in München, in jener stolzen Zeit, als die neue Kunst ihr Banner aufrollte, habe ich gegen diese Gartenlaubenmalerei gekämpft, und es thut mir in der Seele weh, ihr heute, nach zwanzig Jahren, in Olbrichs Haus wieder zu begegnen.

Stöhr wird mir nach diesem Geständnis wohl wie allen übrigen Kritikern die „congeniale Verantagung“ absprechen. Der Künstler schaffe. Der Laie genieße, soweit er dazu befähigt ist. Das Urtheil spreche die Nachwelt.“ Doch es gibt auch Schund, der, Gott sei's gedankt, nie auf die Nachwelt gelangt. Die Secession ist, scheint mir, auf sehr geistlichen Bahnen. Dochmuß kommt vor der Fall. Senile Selbstüberschätzung stellt sich erst dann ein, wenn die schöne Zeit der Jugend vorbei ist. Und wenn man uns Trottel nennt, werden wir verzeihlich, zu fragen, wer eigentlich uns dieses Kosewort ins Gesicht wirft.

Was hat die Secession in den vier Jahren ihres Bestehens geleistet? Sie hat freude Kunst ins Land gebracht. Das war verdienstlich, weil man vorher in Wien nichts sah. Aber Hofrath Paulus, Keller und Reiner oder die Cassierer hätten es ebensogut machen können. Sie hat von den Werken, die sie vorführte, auch gelernt. Das war nothig. Denn die österreichische Kunst war unter den Schlitten gerathen, hatte den Zug verschlafen, den Anschluß an die europäische Bewegung verpaßt. Aber ein Schüler ist noch kein Genius.

Von allen Malern der Secession ist Klimt der einzige, der abschaupt neben den großen Auslänbern in Frage kommt. Ich hielt mir den Kopf, als ihn neulich jemand als den größten lebenden Meister bezeichnete, aber es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß er später, wenn er noch Tüchtiges leistet, seinen kleinen Platz unter den repräsentierenden Männern vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts erhalten wird. Außer ihm darüber nächst Olbrich, den wir bekleben haben — in Geschäftswerken Hoffmann und Moser mit einigen Arbeiten beachtlich werden. Sie haben durch ihr feines decoratives Talent dem Ausstellungswesen fruchtbare Anregungen gegeben, haben — wie andere anderwärts — dazu beigetragen, daß die Kunst in engere Beziehung zum Leben trat, daß wir uns freuen lernten an Dingen, die uns vorher gleichgiltig waren. Dann kommt ein weites leeres Gebiete. Aus den Sphären des Uebermenschenthums, in denen die Secessionisten sich als Schriftsteller so gerne aufhalten, steigt man in menschliche, alkjunenschlichere Regionen herunter. Jugendweise Verantagung, sublimen Offenbarungen hoher Genien zu lauschen, ist absolut nicht erforderlich, sondern man kann zusammenklappig, durch Vergleich mit dem Ausland, die Bedeutung jedes einzelnen abschätzen. Dabei in die Kunstrichtung gleichgiltig. Dem Rothe Wolfs folgend, überlasse ich der Nachwelt das Urtheil darüber, ob der von heute geschmackvoller ist, als die von gestern. Als Thatsache aber weiß ich, daß in der neuen Bewegung die Secessionisten keine geschiere Rolle spielen, als die alten Herren des Künstlerhauses in der alten Bai Bäcker Straße machte ist der Allotria einmal der Schwabenzug der Herr:

[illegible]

Gewiß [illegible] Leben [illegible] Secessionisten auch nicht gethan, und es [illegible] ich [illegible] Künstlerische Glück, [illegible] ihr billiges Mäckerchen [illegible] Ausland nicht [illegible] Reime, die im [illegible] Bekanntschaft [illegible] [illegible] [illegible]

Also den schuldigen Respect vor Alt. Ich glaube kaum, daß ich in diesem Alter noch Artikel schreibe, und alle Zähigkeit imponiert mir. Andri ist diesmal ins Große gegangen, doch in der Wirkung ist sein Erntebild nicht größer als seine kleinen Zeichnungen, und das Porträt von Schimkowitz würde ich nur gut finden, wenn ich die Nonchalance der Pose — den Griff in die Tasche und an den brule-gueule — nicht aus französischen Bildassisen auswendig wüßte. Bei dieser Gelegenheit sei gleich die Bemerkung gestattet, daß ich die ganze Porträtgalerie für ein Monstrum halte. Leitend war offenbar der Gedanke, einmal zu zeigen, daß durch die Porträtmalerei unserer Tage jene verticalen Tendenzen gehen, die wir bei Previs und Burne Jones, bei Whistlers Sarasate und Femme blanche, bei Böcklins Porträt der Frau Fiedler und vielen anderen alten Werken finden. Doch zu klarem Ausdruck ist dieser Grundgedanke nicht gekommen, da die einzelnen Maler das Programm nicht verstanden. Dicke und Dünne, Lange und Kurze, Gebeugte und Geradestehende in plastischem Durcheinander malten. Die Bilder vom Auchentaller und Bacher liefern dazu Paradigmen. Denn die beiden alten Tanten passen, so gut sie gemalt sind, doch weder in das verticale Programm, noch in das decorative Ensemble. Auchentaller — in seiner „Meerstude" ein geschickter Imitator Ludwig v. Hofmanns — läßt seine Dame von breiten flatternden Bändern umwogt sein, die sowohl Whistler wie Gandara als geschmackvolle Zuthat empfinden würden.

Bernazik möchte ich nicht kränken. Aber es scheint mir, daß er in seiner früheren „Manier" mehr Bernazik war als heute, wo er wie ein plumper Bär nach den Pfeifen Whistlers und Casins tanzt und in Werken wie der „Christnacht" noch dazu einen hohlen Talmi-Lyrismus huldigt. Lange kann ein Bär ein so künstliches Menuett nicht aushalten. Auf allen vieren zu gehen thut ihm wohler. Und wenn die Secession mit verächtlichem Nasenrümpfen auf die Bilder Berners, Temples und Swobodas blickt, die im Künstlerhaus hängen, so ist immer noch fraglich, ob ein ehrlicher Dreck nicht besser ist, als eine parfumierte Lüge.

Der „Herbst" Adolf Böhms gefällt mir. Jene Freude an den Schwingungen der Linie, die doch unsere Epoche geht, äußert sich hier sehr originell in der Landschaft. Denn wogendes Frauenhaar und welliges Gelände, die Curve eines Flusses und die ausdrucksvolle Rundung einer Baumkrone — es ist im Grunde dasselbe. Und dieser Sinn für den musikalischen Stimmungsgehalt der Linie ist mit einem sprühenden Colorismus verbunden. Man ist entzückt, bei Böhm ein wenig von dem Geiste zu finden, den wir mit dem Worte Secession verbinden und den die anderen Mitglieder der Vereinigung in sich zu homogapathischen Dosen haben.

Jema von Dutzendsks hat einen Arzneilöffel von dem Trunke zu sich genommen, den Gari Melchers und Hitchcock servieren. „Des lis, toujours des lis" war ein greisvolles Feuilleton Octave Mirbeaus überschrieben. Engelhaft alter Knabe trieb sich während des Sommers in Paris herum und störte dort durch seine grüngelben Zähne das sonst so ästhetische Ensemble. Neu ausgestellt hat er nur ein Herrenporträt, das sich durch gewisse zeichnerische Schwächen — besonders in der Hüftenpartie — von einer über malten Photographie unterscheidet. Eigentlich ist das wenig, recht wenig. — Als vor 35 Jahren in Paris auf die Braunmalerei die Hellmalerei folgte, gieng man auf die Suche nach weißen Dingen und malte Schnee ebenso gern wie weiße Damenkleider. In dieser Phase der Kunstgeschichte sieht Otto Friedrich. Nur aus einem seiner Bilder, der „Demolierung eines Hauses", spricht schuchtern die — auch schon nicht mehr neue — Sehnsucht nach der Farbe.

Bei dem Damenporträt Franz Hohenbergers soll es — soweit sich erkennen läßt, denn die Sache ist nicht klar — um einen doppelten Lichteffect — Mond und elektrisches Licht — sich handeln, also um einen Witz, den Besnard so oft erzählte, daß man nicht mehr lacht. Sehr lächerlich aber ist Hohenbergers „persönliche Note". Die Dame trägt Boa und Theatermantel zugleich. Das ist einer jener Ateliergedanken, der einen Ansteller des Kunstlebaues dazu führte, einer Höckerin, die unter ihrem Gemüse auf dem Markte sitzt, als Signalegenheit einen grünmantelnen geschnürten Salonseffel anzubieten. Der Theatermantel, wie das ganze Porträt, schmeckt obendrein so nach Provinz, daß man nicht in der Wienzeile, sondern im Kunstverein von Spülmaschel zu sein glaubt.

Ueber die Arbeiten Franz Jachkes läßt sich nur sagen, daß sie da sind; und daß der „Reigen" Rudolf Lettmars da ist, muß aus tiefstem Herzen bedauert werden. Denn das Bild ist geradezu ein Paradigma schädlicher, geschmackverderbender Kunst. Ganz abgesehen davon, daß kein Funke echtes Malerntemperament darin steht — es wäre auch verübend, wenn wir heute, wo wir Logik und Selbständigkeit in der Malerei, wie in Kunstgewerbe und allerwärts anstreben, wieder in den leeren, toten Akademismus und in das sinnlose Spielen mit Dreveisen verfielen, das uns die Werke Cranes, Leightons und anderer Clabbeiten verleidet. Die junge Wiener Malerei sagte sich allsuschnell von einem guten ehrlichen Naturalismus los. Die Gefahr liegt nahe, daß man, statt auf neuer Höhe, wieder in dem alten Sumpfe anlangt, denn wir mit Mühe emsiürgen sind. Lettmar stellt schon das Gesetz zu fühlen. Er stellt diesmal nur zwei einfache Landschaften aus und wirkt darin sympathischer, als in manchen seiner Märchenbilder, die an der Grenze stehen, wo Schwind aufhört und Hendrich anfängt. — Gottlieb v. Kempf gibt zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß. Aber, daß die Secession die Bilder Julius v. Kollmanns zuließ, ist bös. Zwar scheint das Raffinement, das bei Bernazik so falsch wirkt, hier ein echtes, das Aestheten thum mit der Persönlichkeit verwachsen. Die „Evocation" besonders, die er im vergangenen Jahre brachte, machte auf den, der nicht genauer hinsah, den Eindruck eines geschmackvollen Bildes. Heute sieht man, daß der Geschmack größer ist, als das Können, daß hinter der duftigen Hülle seiner Bilder sich eine zeichnerische Impotenz ohne gleichen birgt. Er hat Carrière, hat Aman-Jean betrachtet, bringt rothe und gelbe Rosen ganz geradeso an, läßt weibliche Köpfe von vaporosem Hintergrund sich ganz geradeso abheben. Aber die Schatten sind verkümmert, die Hälse zu lang, die Lippen verzeichnet. Es spricht ein Dilettant, der mit Genialität kokettiert, aber, um Künstler zu werden, erst die Zeichenclasse einer Akademie besuchen müßte.

In Kurzweils Damenporträt verbindet sich Herkomer mit Leighton. Auch der Weg zur „Königin Louise" ist nicht weit. Dankenswert ist nur, daß der Maler diesmal sein Bild nicht „die weiße Ballrobe" nannte. Das hätte so gut gepaßt zu dem „rothen Schlafrock", mit dem er uns früher erfreute. Wohin man blickt in der Secession, überall begegnet man seit einiger Zeit dieser unreinen Neigung zum Genrehaften und zu banalen literarischen Pointen. Wenn es so weiter geht, ist bald der Tag nicht fern, wo man Blaas und Beichlag, um Gott noch sragt, ob eine Schöne Rinetta oder Clärchen zu nennen sei. Hat doch schon Moser zweien seiner Schwänke die Aufschrift „Der reiche Fischzug" und „Die drei Prinzessinnen" gegeben. Das schadete der Güte der Werke nichts. Aber der genrehafte Grundgedanke kann zuweilen ganze Bilder zerstören. Man betrachte zum Beispiel die drei Landschaften von Max Lenz. Gelbe Sonnenflecke und andere schöne Dinge, die in der ersten Zeit des Impressionismus belebt waren, sind hier in ansprechender Weise gemalt. Auch das ganze soll heißen „Am Weg zum Wunderland". Also verbindet er — dazu bedarf es nur einiger Schrauben — die drei Rahmen zu einem Triptychon und setzt in das eine Flügelbild weißgewaschene Ehrenjungfrauen, in das andere einen Theaterkönig hinein, der es als besonderes Raffinement zu empfinden scheint, im Walde zu lorieren. Und die ernste Wirkung des Bildes ist weg.

Will dieser unglückliche Symbolismus uns alles zerstören, was mit Mühe erklämpft ward? Will man nicht einsehen, daß Böcklins nicht alle Tage geboren werden? Will über dem Vorter den Dichter spielen? Wollen sie ist in seiner Künstler. Seine beiden Damenbildnisse sind wenig modern, kommen in der gesuchten, erzwungenen Pose nicht über die Modellmalerei hinaus. Aber sein Bild der betenden Bäuerinnen ist gut. Wie er alle Nuancen von Blau, Weiß, Rosa und Perlgrau zusammenstimmt und flackerndes Kerzenlicht flimmern und leuchten läßt — daraus spricht das Temperament eines echten Malers. Und ich leie im Katalog „Das schwergende Weiß". Das erinnert mich an Scherze, die in den Tagen Arthur Rimbauds in Paris beliebt waren, einmal mich daran, wie wenig ernster Geist doch in diesen Leuten steckt und wie sehr sie das Weben der Moderne verkennen, wenn sie es in einer koketten Ausstattung des Kataloges oder in koketten Widerbeziehungen suchen.

Fran Lukich, die einmals auftritt, ist die Tochter Macowskis. Es übernascht daher nicht, daß in ihren Bildern etwas von dem Ungestüm, der wilden Großzügigkeit der jungen russischen Maler lebt. Nur ist in dem Herrenporträt der Kopf ausgezeichnet, was weniger eine Eigenthümlichkeit des Dargestellten als eine zeichnerische Schwäche der Dame sein dürfte, und der „Kayenstreffer von Zachan" hätte sich, wenn er nothwendig gemalt werden mußte, in einer Zeichnung für die „Fliegenden Blätter" erledigen lassen. Karl Moll ist wie immer so gediegen, daß man ihm gern die unschuldige Freude läßt, außer in Zeitungsartikeln auch in Unterschriften wie „Vergnügungszug" oder „Gartenmarsch" seinen Geist zu zeigen. Seine Gäste auf großer Wiese, einen blauen Waldrier oder eine glitzernde Schneestimmung weiß er ebenzogut wie die feinen Nüancierte eines Innenraumes zu malen. Es liegt über seinen Werken etwas so Schlichtes, Natürliches, daß man die technische Hervorbringung ganz vergißt, über das Bild hinweg in die freie Natur, in ein stilles, traulliches Zimmer zu blicken meint. Zu dem Interieurbild zeigt er sich obendrein von einer neuen Seite. Waldbein er Schindler und Nichl absolviert, erledigt er das Pensum des Neo Impressionismus.

Die Arbeiten von Karl Müller und Eugenie Munk sind solche, die Ihren Weg ernst verfolgen können. Das Schlachtenbild des Baron Myrbach ist als Schlachtenbild adelig, und die Landschaftsstudien seiner Gattin sind nicht übel. Anton Nowak hat in der Porträtgalerie ein ganzes Bildniß, das den Ich-Wahrer und Fanum Latium allbekannten Schrey, ein sehr gutes Damenbild, wo nur die peinliche Wahl der Farben und der Beleuchtung von dem Schwarzweiß einer Photographie noch übrig zu sein scheint, und

Digitized by Google

geschickter Weise wiederholt. Außerdem tritt er mit zahlreichen Landschaften auf: guten Skizzen, die nicht den Ehrgeiz haben, gute Bilder zu sein; frisch, farbig und ehrlich, wie man es allerwärts macht. Einfach und ländlich ist auch Ludwig Sigmundt. Man fühlt sich nicht versucht, dem Künstler ein Compliment zu machen. Aber man möchte am Fenster eines Bauernhauses stehen und in die freundliche kleine Welt hinausblicken. Hans Tichy unterreichet wie immer über die Grenzen seines Talentes. Ein Studienkopf und eine Meerstudie sind erträglich, während der „Gang Mariaä über das Gebirge" nur zum Bewußtsein bringt, was für ein feiner Künstler doch dieser alte Führich gewesen ist.

Noch wäre der paar graphischen und plastischen Arbeiten zu gedenken. Auch der Krakauer und Münchener, die in bankenswerten Entgegenkommen es der Secession ermöglichten, die wenigen und doch für ihre Arbeitskraft schon zu großen Säle sückenlos auszumöblieren. Doch ich habe mich selbst und meine Leser nun genug gelangweilt. Es war mir langweilig, durch die Räume der Secession zu gehen, noch langweiliger, diese Bemerkungen niederzuschreiben. Was ich zeigen wollte, ist nur, daß die meisten Bilder wie in der Secession auch im Künstlerhaus hängen könnten und daß man den Mitgliedern der Vereinigung bitteres Unrecht thut, wenn man ihnen irgendwelche revolutionäre Tendenzen zumuthet. Secession! Wenn man das ausspricht, denkt man an Wagemuth, an kühnes Draufsogehen, an Kraft und Frische. Von verrückten Farben redet man gern, die uns anstrüten, unseren Widerspruchsgeist wach machen. Und die Mitglieder der Vereinigung sind so alt, so alt! Zahme Bilder erobern sie, wie sie andwmälls besser vor vielen Jahren gemalt wurden. Fulminante Manifeste erlassen sie im „Ver Sacrum" und bestätigen ihre schönen Doteinen nicht durch den Pinsel. Was andewärts längst eine billige Etcheidenheit geworden, wird den guten Wienern als etwas Weltumstürzendes, noch nie Dagewesenes vorgeführt.

Für mich bedeutet dieser Artikel wedee eine Schwenkung, noch einen Widerspruch zu dem, was ich früher sagte. Denn ich bin der Ansicht, daß man alle Dinge von zwei Seiten betrachten kann. Es ist in Wien so wenig, als so wenig von Kunst zu merken. Und da wir der Secession eine gewisse Auffrischung dieses lethargischen Kunstlebens danken, hielt ich es für die nützlichste Thätigkeit der Kritik, den Leuten immer wieder zu sagen, daß sie an dem Wenigen, das ihnen geboten wird, dankbar, ohne Nebengedanken sich freuen möchten. Ich vergaß ganz das Ausland, vermied alle Vergleiche, suchte im geringsten etwas Gutes zu finden. Aber wenn aus dieser Auffassung der Kritik falsche Conteonungen gezogen werden, wenn die Secessionisten sich den Anschein geben, als ob sie der neue Kunst nicht schülerhaft imitierten, sondern selber erfunden hätten, wenn sie mit dem Gefühl durch die Welt gehen, daß jedem von ihnen schon zu Lebzeiten ein Denkmal gebäre und daß es außerhalb des Secessionsgebäudes nur Trottel gebe; wenn dünkelhafter Hochmuth das weitere Vorwärtsstreben hemmt; dann ist doch angebracht, das Glas einmal umzudrehen, die Distanz zu markieren, die eine säumige Nachhut von der kühnen Avantgarde trennt; daran zu erinnern, daß Bescheidenheit eine Zier ist, und daß ein kleiner östlicher Erdwinkel nicht die Welt bedeutet. Sicher in seinem Quartiereanspruch sind, daß die Kritik, unbekümmert um das Entstehen echter Kunst, sich unbewußt zur Lehrmeisterin aufspiele. Möchten die braven Herren, bevor sie sich zu Genien aufspielen, etwas lesitten. Verlaufig ist nicht der Duft eines „heiligen Kunstfrühlings", nur das Parfum von Räucherkerzchen zu spüren.

Richard Muther.

Die Woche.

Politische Revuen.

Wen Ruhe wäre als Feiertage! Allerdings. Denn bis man sich dran fast zugleich „rund um begewöhnt" — Falle! Jungst hat der Justizminister Staatsanwalt die Communisten, des deutschen Bolksblatter „Der Sozialist" confiscieren, weil an ihrer Spitze die bekannte Proclamation vom 11 März 1848 stand, die die Aufhebung der Censur verkündete. Das Landgericht hat die Beschlagnahme mit Rücksicht auf den § 19 des Strafgesetzbuches bestätigt. Offenbleibenwerth wurde die im Artikel Karl Ferdinands Verfassung, vom Januar 1848 [illegible] Kundmachungsverordnung durch eine Interpellation Zuhörer der Abgeordneten Schücker, dann vom Minister Abg. Ritter v. Hartel und Gautsch gegeben. Kundmach

capital hat die Brüxer Kohlengesellschaft, nachdem sie mehr als 14% abgeschrieben hat, rein verdient und 22% beträgt ihre Dividende. Aber die Arbeiter warten noch immer auf den Neunstundentag, vom Achtstundentag gar nicht zu reden. Der Geschäftsbericht theilt sich etwas darauf zugute, daß die den Arbeitern gemachten Concessionen eine monatliche Mehrbelastung von 60.000 Kronen verursachen, also 720.000 Kronen pro Jahr. Mehrauslagen erwachsen der Gesellschaft, dadurch daß man den 7000 Arbeitern Alterszulagen für Verheiratete, Gruben geschenke, freie Kohle für den Hausbrand gewährt, aber die Erhöhung an Tantièmen, welche die sieben Verwaltungsräthe der Gesellschaft erhalten haben, beträgt 150.000 Kronen, 353.000 gegen 202.000 Kronen im Jahre 1899. Wer da noch nicht übergezeugt ist, daß es ganz unmöglich war und ist, den Arbeitern mehr Entgegenkommen zu beweisen, der wird es wohl nie werden!

*

Es wird noch und noch bei den österreichischen Actiengesellschaften ganz allgemein üblich, daß die Verwaltungen sich bei der Beschlussung von Statutenänderungen von den Actionären die Ermächtigung geben lassen, etwaige textliche Aenderungen, welche die Regierung als Aufsichtsbehörde an den beschlossenen neuen Statuten wünschen sollte, im eigenen Wirkungskreis ohne Einberufung einer neuen Generalversammlung mit der Regierung zu vereinbaren. Bisher war aber, soweit uns bekannt, wenigstens strenge darauf gesehen worden, daß nur formale Aenderungen vorgenommen wurden, daß Worte, welche etwa das Stiftgefühl der Regierung beleidigten, durch andere ersetzt wurden u. dgl. m. Dem alten österreichischen Hatlwich genügt das nicht. In der Generalversammlung der Brüxer Kohlengesellschaft, deren Präsident er ist, verlangte er die Bewilligung, Aenderungen „in formaler oder in essentieller Richtung“ mit der Regierung vereinbaren zu können, und zwar Abänderungen, Zusätze oder Ergänzungen, sowie Wiederherstellung jener Artikel des Statutes, wenn die Regierung eine einzelnen Theilen des neuen Statuts nicht zustimmen wollte. Das verlangt ein alter Parlamentarier von den Actionären und, ohne zu wissen, lagen die Actionäre einstimmig „Ja“. Nächstens werden sie bestätigen, der Regierung die Verfassung ihres Statuts zu überlassen. Dieselben Leute, welche jahraus jahrein nach dem Concessionssystem, nach Actienfreiheit schreien, geben die Rechte, welche sie nach dem Gesetze gar nicht auf andere übertragen dürfen — Beschlüsse von Statutenänderungen sind der Generalversammlung vorbehalten, nicht dem Verwaltungsrath und nicht der Regierung — ohne Noth, ohne jede Ursache aus der Hand. Der Polizeigeist, der die Bevölkerung Oesterreichs beherrscht, der sich immer noch Bevormundung fehlt, ist schwer auszurotten. Sonst glaubt man, daß der Besitz Machtbewusstsein, das Verlangen nach Selbstbestimmung gewohrt, aber bei unseren Kapitalisten ist nichts davon zu bemerken.

*

Wir erhalten die nachstehende Zuschrift:

Hochgeehrte Redaction!

In den Ausführungen, welche in den Nummern 334 und 337 Ihrer geschätzten Zeitschrift der Frage des Oehrenenanivalents bei offenen Handelsgesellschaften gewidmet sind, scheint mir ein Moment nicht genügend berücksichtigt, welches wesentlich im Stande war von der „Zeit“ vertretenen Anschauung in dieser Frage liegt. In Ihrer Nummer 334 wird aus dem Wortlaute der Anmerkung 1 zu jener Tarifpost, welche das Oehrenenanivalent für Erwerbsgesellschaften festsetzt, in sehr zutreffender Weise die Unzulässigkeit der Abrechnung des Oehrenenanivalents auf die offenen Handelsgesellschaften abgeleitet. Meiner Ansicht nach folgt diese Unzulässigkeit jedoch schon aus dem Wortlaute der fraglichen Tarifpost selbst. Diese Tarifpost belegt mit dem Oehrenenanivalente „Erwerbsgesellschaften, deren Theilhabern an dem Hauptstamme des gemeinschaftlichen Vermögens ein Antheil zugewiesen wird.“ Meiner Ansicht nach ist dies so auszulegen, daß für die Erwerbsgesellschaften, auf welche das Aequivalent Anwendung finden soll, das Merkmal, daß an dem Hauptstamme des gemeinschaftlichen Vermögens den Theilhabern ein Antheil zu stehen soll, ein ebenfalls nur auf diese Gesellschaften, nicht aber auf die Gesellschaften im engeren Sinne, für die die Theilung eines gemeinschaftlichen Stammvermögens eine unbedingte Voraussetzung ist. Das trifft nun aber bei offenen Handelsgesellschaften nicht zu. Offene Handelsgesellschaften können ins Leben gerufen werden, ohne daß dieselben, welche sie begründen, ein Vermögen in dieselben einwerfen. Es kann ganz gut der Fall sein, daß diese Leute, die mit in die Gesellschaftswelt als Gründung mit treten, ganz ohne Handelsgesellschaften ganz ohne Vermögen, lediglich auf Basis des Credites, den ihnen vermöge der vorgenannten Eigenschaften in genügendem Maße zuteil wird, errichten. Solche Fälle sind praktisch nicht häufig kein, da wird es dagegen ziemlich selten vorkommen, daß solche Leute, die, wie oben gesagt, eine offene Handelsgesellschaft begründen, keine Einlage in dieselbe machen. Kann kann von einem Antheile dieser einen auf dem Vermögensstamme, sodaß von einem gemeinschaftlichen Vermögensstamme wohl nicht die Rede sein kann. Die Gesellschaften im Sinne der Tarifpost sind also nicht solche, auf welche von den Gesellschaftern bezogen wird, gemeinsames Vermögen; aber auf dieses Vermögen kann wohl der Ausdruck „Vermögensstamm“ keine Anwendung finden, vielmehr in dem ein gemeinsames Vermögen, welches nur in dem Maße gemeinsam bleibt, als es die einzelnen Socien mit im Laufe der Zeit als Privatvermögen bezeichnen können. Aber auch, wenn alle Societare mit Vermögenseinlagen in die Gesellschaft eintreten, so ist es noch nothwendig, daß das Vermögen, welches sie mitbringen, ein gemeinsames wird, insbesondere in so einem Falle, wo es gut möglich, daß aber der Gesellschaftsvertrag der offenen Handelsgesellschaft gebrauchen Vermögensstücke ausdrücklich und ohne Beschränkungen getroffen werden. Wenn all dem nicht so ist, so ist jedenfalls mit einer offenen Handelsgesellschaft nicht der Fall, daß ein gemeinsames Vermögens, sondern da ursprünglich gemeinsames Vermögen, sondern da ursprünglich gemeinsames Vermögen bleibt, wenn der Fall einer offenen Handelsgesellschaft eintritt, wenn der Fall einer offenen Handelsgesellschaft eintritt, wenn der Fall einer offenen Handelsgesellschaft eintrit

wegs, dass sich der Singverein mehr Mühe gegeben hat als sonst, ich will auch nicht verschweigen, dass ihm manche Nummer, wie das stimmungsvolle „Crucifixus“ oder das „Incarnatus“ sehr gut gelang, wie ihm überhaupt die meist lyrischen Partien selber zu liegen scheinen; aber diese Anerkennung entbehrt mich leider nicht auch der Verschränkung, zu sagen, dass der wichtigere, polyphone Theil des Werkes nur einen sehr verschwommenen Ausdruck fand. Woran das liegt, ist schwer zu sagen. Ob das ungünstige Stimmenverhältnis, die schlechten Stimmen, mangelhaftes Studium, unvortheilhafte Aufstellung des Chors, oder schlechte Akustik des Saales an der Undeutlichkeit der Chorpolyphonie schuld sind, mag ich nicht zu entscheiden, vielleicht haben alle diese Factoren an dem Endresultat ihren Antheil. Thatsache ist, dass man bei fugierten Chören wichtige Stimmen diesmal namentlich die Bassisten) einfach nicht gehört hat, selbst dann nicht, wenn man, mit den Clavierauszug in der Hand, gewisse Phrasen erwartete und aufmerksam lauschte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, dass die Wirkung wichtiger Chöre verlagt. Die Aufführung soll so jedem Hörer das Werk entgegenbringen, aber nicht seine Schönheiten selbst dem, der sie schon kennt und mit den Noten in der Hand sucht, noch immer auffinden machen. Viel besser als der Chor waren das Orchester, einige Solopartien von muendlicher Schwierigkeit fanden geradezu eine ausgezeichnete Wiedergabe, so namentlich durch das Horn, dann auch durch die Oboe, Flöte und die Trompeten. Weniger gefiel mir die Solovioline, die mit einer weichen, tremolierenden Sentimentalität etwas aus dem Rahmen des Bach'schen Werkes herauszufallen schien. Die Leistungen unserer Sänger gab nur theilweise gerecht. Frau Elizza schien die Schwierigkeiten ihres Partes, der ihr übrigens auch viel zu tief lag, zu unterschätzen; kleine Schnitzer machten den Zuhörer ängstlich, so dass man froh war, wenn ihre Nummer ohne Unfall abgelaufen war. Herr Preuß sang mit seiner guten hüblichen Stimme manches recht gut, doch fehlte seinem lyrischen Vortrag kaum die imposanten Gedanken des Riesen Bach nicht recht zum Ausdruck bringen. Viel leichter und männlicher war Herr Hellmrich. Er sang durchaus tüchtig, aber mit einer etwas zu pedantischen Trockenheit. Noch über allen stand Jenny Heller. Von ihr hatten alle Zuhörer keinen Ton, wie man Bach singen muss. Wie oft sind seine Arien als leeres Figurenspiel charakterisiert worden. In der Behandlung der Künstlerin, der die strenge Schule zur zweiten Natur geworden ist, erschienen sie von einem Geiste und einer Gemüthsruhe belebt, den die übrigen Zeitthun vollständig vermissen liessen. Daher klang alles so einfach und natürlich als hätte Bach die leichtesten Arien der Welt geschrieben. Freilich werden diese Vorzüge der Künstlerin auch noch von einem Organ unterstützt, dessen ungewöhnlicher Wohlklang so leicht und ungezwungen ansprömt, dass ihre hohe Kunst doppelt eindringlich und uns wirkt. Irenlein Walker hat gestern mal bewiesen, dass sie Gesang gestern, und dass sie ihr und der Direction ein Beweis dafür sein, dass wir ihre Mitwirkung in den Gesellschaftsconcerten nicht wieder so lange entbehren wollen, wie bisher.

M. B.

Man schreibt uns aus Berlin: Im Berliner Theater und es „im Schatten“, eine Episode in zwei Aufzügen von Dora Duncker. Den Hintergrund bildet die lattsam bekannte, verbommene Familie: die Mutter ungebildet, zanksüchtig, kuppelreich; der Bruder ein nichtsthuerischer, gewissenloser Mundaeld; die Schwester ein reizender Backfisch mit der Ueberzeugung „bitte, bitte, zerstöre mich!“ Solcher soziater Hellseherei gegenüber wird ein ernstes nachdenken kaum gut aufkommen können. Unterzeichnet hebt sich die folgende Handlung ab: Die alteste Tochter, ein begabtes, anduiges Mädchen, heiratet einen Mann, den sie bislang verabscheut hat. Motivierung: die Aeltern war nur Verlobung, denn sie schamte sich vor ihm ihrer Familie halber. Sie glaubt auch nicht Gefühle für ihn zu haben. Hochzeitsreise mit ihrer jüngeren Schwester, in die er sich im „Zwischenacte verliebt hat, sie überzeicht die beiden und — das Stuck ist aus. Ein psychologischen Ungeheuerlichkeiten steht die grobe, rohe Manier des Chatterstil und Dialogführung wundig zur Seite. Nichts ist eigentlich gesehen, nirgends offenbart sich ein dramatisches Talent: Das alles ist nicht schreiben, wate weit eher ein Zeichen von Talent und Geschmack gewesen.

— Ein Einacter in Versen, „Ohne“, von Ludwig Jacobowski giebt voraus: eine sympathische, aber traftlose Arbeit. Jamerlen athmen diese Verse weiche Stimmung: dann wieder verlieren sie sich in endlose Reflexionen über das, was die Welt ohne Liebe wäre. Unreich poetisch nennen sind diesem problematischen Stück vertheilt die Assignation zu Ehren, und die Verse werden pathetisch. Die Handlung selbst aber ist nichts als graue, gähnliche Theorie.

Ernst Heilborn.

Münchener Secession. Die neue Frühjahrsausstellung ist vorhanden, aber sie gleicht durch Unabhalter, die mehr den Maler, weniger den Laien anzuziehen. Sie enthält durchwegs gediegene Arbeiten, und ein junger Nachwuchs, der zu schönen Hoffnungen berechtigt, ist reich vertreten. Da in ein junger Zuzewski, A. Thomann, der mit Feldmann und Hummel zu den jüngsten Mitgliedern der Vereinigung zählt. Eine auffallend hohe Note, H. H. Richardsonisch, stellt eine Serie Bronzen aus, in japanischen Farbenstichen, alte. Ferner sind Franz Simon, Ernst Stern, 18 Gothe, A. Pfeiffer zu nennen. Die schon bekannteren Paul Goedel und Richard Kaempf sind mit dem Wege, Landschaft und Menschen eigenen künstlerischen Charakter zu wahren. F. Segelbach, der Thiermaler, stellt einen Mann mit Hund im Schnee aus. Die mit bewahrte Lebendigkeit malt in Paul und Licht gebrochen erscheinen. A. Faist malt viel, das Wasser und Dämmerung eine besondere Stimmung mit sich bringen. Recht und Farbigkeit zu bilden. H. Engesh, der Architekt, malt Farben und Architekt Manner der Landschaftsmalerei, ist ausgestellt. Man hat sich gewöhnt, sich ausschließlich auf einzelnes zu konzentrieren, das Wesentliche herauszuholen und so Meisterwerke der Einfachheit zu schaffen. Nicht Architekt, sondern Landschaft. A. Pfeiffer malt in Paris und Italien. Er hat sich in Paris, wo er sich in Europa ist

undeutsche Sprache zu bemerken. Nun erscheint ein drittes Buch, und der Kreis derer dürfte nicht mehr klein sein, die „altenbergisch" zu nehmen wissen. Man darf es nicht an überfeinerter Literatur messen. Nichts „schön" Geschriebenes darf man erwarten. Und nicht einmal das, was wir noch immer als den unverlierbaren Rest der Tichtkunst trotz allen Formwandlungen ansehen, scheint da zu sein — Phantasie. Altenberg erfindet nicht. Die Phantasie, wie wir sie kennen, setzt zu den einzelnen realen Wahrnehmungen zusammen, combiniert sie, führt daraus Gebäude auf, schafft Labyrinthe mit überraschenden Auswegen. Altenberg bleibt bei der einzelnen realen Wahrnehmung an sich stehen. Er idealisiert nicht ins große, sondern mit einem übersichtigen Blick ins kleine. Zwischen den Nuancen, welche wir andere schon als letzte uns kleinlich erscheinen, sieht er noch viele, viele Abstufungen der Realität und der Empfindung. Er sieht das Unsichtbare. Das ist seine Art von Phantasie. Er sieht, was wir andere zu sehen nicht der Mühe wert oder auch für nicht ganz gebener halten. Schon Baudelaire liebte das. In seinen Prologedichten findet man solches Verneinen bei unbegrenztem, unterbrochenem Bejahen der Welt: kleine boshafte Stimmungen, die stärker sind als wir, die gleichsam aus der Kette unseres Verstandesstehens fallen, werden aufgefangen. Bei Hamsun fehren sie wieder, als Nervosität, als Träumerei, die wie ein Aydruck Momente lang einen Menschen festhalten kann. Bei Altenberg werden sie mit einer gegenständlichen Genauigkeit empfunden und wiedergegeben, die man fast schon als wissenschaftliche Exaktheit bezeichnen könnte. Was wir z. B. an kleinen, halbsächerlichen Gefühlen in uns haben, wenn wir in Gesellschaft sitzen und sehr ernsthaft sprechen oder gar wenn wir in höherer, eleganter Corrector gelangweilig mit einander verkehren, kann niemand so darstellen wie Altenberg. Gern spielt er gerade das enfant terrible solcher Gesellgkeiten, das aus der Schule schwatzt. Gern betont er in sich den Poeten, der, was wir wichtig nehmen, übersieht und das wichtig nimmt, was wir zu übersehen geneigt oder erzogen sind. Für alles das findet sein innerer Mund die Worte, die ganz unmöglich sind, gesellschaftsfähig. Um seine Altenbergerei, seine eigenen Nuancen von Humor, von Liebe, von Heldenverehrung, von Sinnlichkeit, von Trauer, gut auszudrücken, hat er seine persönliche Kunstform erfunden, und sie feiert in diesem Band voll bunter, amüsanter, zusammengetragener, kleiner Skizzen, wieder große Triumphe. Er läßt seine Tischgenossenschaft einiger Jahre eine Zeitschrift begründen und den Herausgeber mit der großen Briefsalve umschwärmen: da zittert und schwirrt es bei scheinbar sachlichen Gesprächen nur so durch einander von allen möglichen Ueber und Unterzeichnern der ungeduldigen Einladungen. Oder er liest einen jungen Mann, der zum ersten Tag seines Dienstes am Polizeihalter hat, die ganz und gar nicht zur Sache und zum Dienst gehörigen, zwischen Federentauchen und Aktenumschauen vorüberhuschenden Vorstellungen ab. Ganz ohne Romantik, wie sie früher in solchen Fällen beliebt war — früher hatte eine solche Posenrolle zumindest ein sterbendes Kind zu Hause gehabt — ganz ohne äußeren Aufputz; ganz aus den inneren Beobachtungen und ihren verborgenen Geheimnissen entwechend; ganz wie der Tag es ihm zuträgt. In solchen scheinbar völlig windstillen kleinig leiten in Altenberg besonders groß. So groß, daß er daneben die Pose der Größe nicht brauchte — leider taucht aber auch die hie und wieder bei ihm auf. Noch immer physiologischer er und spricht aus der sinnlichsten Darstellung heraus unmittelbar zu dem Leser, in einem oft recht prosaisch wirkenden, getragenen Ton. Er gibt damit in manchen Skizzen gedanklicke äußere Uebergänge, die besser weglieben, wie Atelierzeichnungen, wenn die Maniskripte recht eigentlich schizzen bleiben soll. Er, der jedem menschlichen Tic so leicht das Lächerliche abzieht, verrät damit selbst eine Manier, eine Grenze. Ich könnte mir denken und ich drohe ihm an, daß am Ende noch ein anderer Altenberg kommt, der uns das wieder im Bilde zeigt.

Alfred Gold.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" Februar und März: Professor Bambery be handelt **„unsere Beziehungen zu China und der Jolamwelt"**. Trotzdem zwischen Europa und den uebaumedanischen Staaten Aneus sowie der Türkei scheinbar freundschaftliche Beziehungen bestehen, möge man nicht daran zweifeln, daß sämmtliche Mohammedaner in dem jetzt entbrannten Conflict auf Seiten Chinas stehen. Die panislamische Bewegung in Asien ist schlafter als man denkt; nicht minder klar treten ähnliche Bewegungen in der buddhistischen Welt zutage, und so werden es die europäischen Mächte bei einem Einschedungsschamp nicht mit China allein zu thun haben. Außerdem darf man die Japaner nicht außer Acht lassen.

Sir Robert Hart überall gleichfalls über China und verbreitet seinen Standpunkt, daß die letzten Mißhelligkeiten vorwiegend auf das Exterritorialverhältniss und die dadurch hervorgerufene Ausnahmestellung der Fremden zurückzuführen sei. Würden die Mächte sich entschließen, China seine Souveränitätsrechte zurückzugeben, so würde es dadurch die Veranlassung Conflicte der Europäer mit den chinesischen Behörden und Behörden aus der Welt schaffen. — Oberstleutnant von Bremen schreibt über „Die Entwicklung des Weltmilitarismus in unserer Zeit." Für den Bau des Schlachtschiffes ist es vor allem maßgebend, wo dasselbe verwendet werden soll. Der Feldkrieg z. B. erfordert vor allem große Beweglichkeit der Geschütze, woraus hervorgeht, daß dieselben nicht allzu schwer sein dürfen, unter ihnen ragen die seit 1899 in der deutschen Artillerie eingeführten leichten und schweren Feldhaubitzen hervor. Die je nach Bedarf mit Granaten oder Shrapnels gefüllt werden und sich auf alle Fälle auch in China wieder glänzend bewährt haben. Bei den stabilen schweren Festungs-, Küsten und Schiffsgeschützen wird das Hauptgewicht auf Feuerwirkung und Schnelligkeit gelegt und bisher eine Feuergeschwindigkeit von 6 bis 8 acht Schuß in der Minute erreicht. Ein solches Geschütz ist im Stande, sein Geschoß drei Meilen weit zu schleudern, wobei der höchste Punkt der Flugbahn sich höher als der Montblanc erhebt.

„Revue franco-allemand." Louis Tourtoux behandelt ein Buch von Jacques Bainville über Ludwig II. von Bayern. Zu am Wunsch des Prinzregenten bisher kein Verständnis fand, so Engelbrecht und Briefen des königs unterblieb, so ist ein Publikum unbefriedigender wenig über ihn bekannt und ein solcher Beitrag deshalb doppelt interessant. Bainville zählt vor allem die Bitteldbacher auf, die von einer gleichen leidenschaftlichen Verehrte für Kunst und Künstler erfüllt waren, und deren Reihe sich bis in das Jahr 1422 hinauf verfolgen läßt. Einsam, ohne Gespielen ergogen, durch keine zarte Gesundheit zu einem beschaulichen Leben gezwungen, wurde der junge König, der mit 18 Jahren auf den Thron kam, durch seine Erziehung noch in seinem ererbten Hang zu Schwermuth und Träumerei bestärkt. Dazu hatte in seinem 16. Jahre eine „Lohengrin"-Aufführung ihn so mächtig ergriffen, daß der Gedanke an die Förderung des damals noch verkannten Louwonisten ihn anderen bei ihm verbrängte. Gleich 1865, bald nach seiner Thronbesteigung, rief er Richard Wagner nach München, und nun beginnt jener geradezu fanatische Cultus, der ihn in mehr als einem der von Bainville angeführten Briefe sagen läßt, er halte es für seine einzige, eigentliche und auch vollauf befriedigende Lebensaufgabe, Wagner die Wege zu ebnen. Wie ausschließlich sein Geist von dem Wagner'schen Ideenkreise erfüllt war, beweist am besten die Ausschmückung der bayerischen Königsschlösser. Bainville verfolgt nun das Zunehmen der romantischen Exaltation und der Absonderlichkeiten, die schließlich zu seiner Thronentsetzung führten, und beweist, daß Ludwig II., auch abgesehen davon, infolge seines haltlosen, fahrigen, schwankenden Wesens wenig zur Regierung geeignet war; bezüglich seines Endes meint der Verfasser, daß eher ein Unfall als ein Selbstmordversuch vorzulegen, der nur zufällig durch den Widerstand des Dr. Gudden zum Tod führte.

„Mercure de France" 1 März. Beaumier schreibt die Geschichte des „Vers libre" in Frankreich. Zugleich mit ihrer neuen poetischen Anwendung brachten die Symbolisten eine neue metrische Form, den freien Vers. Ebenso wie die Römer in ihrer eigentlich imprvisierten Art eine strenge gregelte Metrik an Stelle der geschmeidigen griechischen gesetzt hatten, klammerten sich die Parnassiens an eine strenge vorgeschriebene Form, deren Lehrläge Theodore de Banville in seinem „Petit traite de Poesie francaise" zusammenfaßte. Sie legten das Hauptgewicht auf den reinen Reim und eine immer gleiche Zahl von Versfüßen. Gegen diesen Formalismus lehnte sich vor allem Rimbaud auf und an ihn schlosse sich — zu Anfang der Achtzigerjahre — Verlaine. Sie brachten zuerst durch Zeilen von ungleicher Länge und wechselnde Rythmen Bewegung in den bis dahin so starren Vers, hielten aber noch am Reim gewissenhaft fest. Erst Gustave Kahn und Jules Laforgue, die eigentlichen Stammvater des Vers libre in Frankreich, befreiten sich ganz von den alten Traditionen und setzen Assonanzen und Alliterationen an Stelle des billigen Schlusreimes. Ihre Genossen und un mittelbaren Nachfolger: Viele Griffin, Moréas, Henri de Régnier, Verhaeren verwuchten dann, jeder seinen eigenen freien Vers, seine persönl che Note zu finden, wodurch eine große Mannigfaltigkeit an Stelle der früheren Monotonie trat. Dabei dürfe man nicht glauben, daß die heutige französische Versknust ganz regellos sei; am allerwenigsten dürfe man sie für prosaisch halten.

Rickes Geheimnis.

Skizze von **Hans Hoffmann.**

Tante Frischen lag aufgebahrt in dem von ihr selbst bestellten einfachen, aber gediegenen Sarge. Der dicke Sanitätsrath hatte seiner, wie er sich ausdrückte, sohnenswürdigen Patientin hier noch einen letzten Besuch gemacht und begab sich von ihr zu dem alten Pastor Rathke.

„Merkwürdig," sagte er, „daß ich es nicht lassen kann, meine Todten im Sarge noch einmal zu besichtigen, da sie mich doch gar nichts mehr angehen, sondern dem unliebsamen Gewerbe des Tischlers, des Todtengräbers und des Geistlichen verfallen sind. Aber es ist nicht anders, ich habe wohl eine gewisse Künstlerader, die mir dazu rathen, als an meinem Werke. Auch ist's eine alte physiologische Erfahrung, daß es den Verbrecher mit geheimnisvollem Triebe immer wieder an der Stätte seiner Uebelthat hinzieht."

Der Pastor, der solche Scherze nicht liebte, antwortete nur durch ein mißbilligendes „Oh! Oh!" und der Doctor fuhr fort: „Uebrigens habe ich in dem Hause sogleich ein neues Opfer meiner Wissenschaft gefunden, und zwar eines, das ich trotz seines ehrwürdigen Alters noch niemals in den Zähnen gehabt habe und auch jetzt kaum ich mir vorstellen kann, daß es mich auf meinem," sondern auf Ihrem Altare zu bluten bestimmt ist. Recht als ob ich in aller Eile auch hier schon totalen Erfolg erzielt hätte, sondern recht im Gegentheil: ich kann das Frauenzimmer nicht todt kriegen trotz seines eigenen letzten Willens."

Der Pastor stöhnte sein „Oh!" noch aus einer tieferen Brustgegend und sagte verdrießlich: „Aber das verstehe ich wirklich nicht —"

„Ja, ich gehen eigentlich auch nicht," lachte der Sanitätsrath, „drum log ich's vor Ihren festlichen Forscherblick. Es handelt sich um die alte Rede, Tante Frischens getrenes factotum. Die glaubt nämlich, ohne ihre Herrin nicht mehr leben zu können, und schließt daraus mit einer bei einem Weibe wahrhaft seltenen Logik, daß sie ihr prompt nachstehen müsse; und mit noch tieferer Logik, daß sie hierzu der Beihilfe eines Arztes bedürfe. Also habe ich sie unterricht und mit Sicherheit constatiert, daß sie voraussichtlich auf meinem Grabe noch Veilchen pflücken kann, wenn sie nämlich so unsichtig ist, Kerne dort einzulegen: so gesund ist die alte Hexe Ich danke dir, Gott, daß du dem ärztlichen Stande so gnädig gewesen bist, nur wenigen Sterblichen eine so kindesfeste Gemüthsart zu schenken." Dahingegen scheint es mit ihrer Seelenverfassung weit weniger günstig zu stehen, denn sie verlangte, da es mit dem

Digitized by Google

Sterben nicht gleich so gehen wollte, nach allerhand sonstigem verworrenen Gerede ganz offenkundig nach einem Beichtvater, um etwas von sich abzuladen, das für meine profanen Ohren zu zart sein muß. Darum komme ich zu Ihnen als Riekens Seelsorge mit dem ergebenen Ersuchen, bei dieser armen Sünderin in meine Stelle zu treten. Merkwürdig, ich hätte ihr sonst ein ziemlich weißgewaschenes Gewissen zugetraut; indessen wer so eifrig nach geistlichem Fleckwasser begehrt, muß sich doch irgend einer Mordthat bewußt sein."

„Nun, ich werde es ja hören," meinte der Pastor mit ruhigem Ernst. „Ich danke Ihnen, lieber Sanitätsrath, für Ihre Vermittlung — für den spöttischen Ton etwas weniger; doch das ist man bei Ihnen nicht besser gewöhnt. Gut nur, daß mehr Ihr Mund im Rath der Gottlosen wandelt als Ihr Herz. Neugierig bin ich nun allerdings auch, welcher diese Seele sich anklagen wird. Sie ist allegeit eine redliche Dienerin gewesen, an Treue mich übertroffen in meiner Gemeinde, mag auch die Form ihres Auftretens nicht immer die zarteste sein. Eine große Sünde kann ich ihr schwerlich zutrauen."

„Wer weiß?" sagte der Doctor, „sie ist doch auch einmal jung gewesen, so unwahrscheinlich das klingt; und das Jugend auf Jugend sich reimt, ist eine höchst seltsame Ironie unserer Sprache. Im übrigen, warum wir Alten in gewissen Dingen meist etwas tugendhafter sind, wissen wir selber am besten. Jedenfalls wagsmen Sie sich immerhin mit geistlicher Kraft, wenn Sie ihr die Seele gehörig steifen wollen, nachdem ich ihren Leib so glorreich vom Tode errettet habe." — —

Als der alte Rathyke, in Tante Fritzchens Zimmer tretend, den ersten Blick auf den offenen Sarg warf, fuhr er erschrocken und ein wenig entrüstet zurück: er sah, man hatte der Todten ihre große Hornbrille über die erloschenen Augen gesetzt.

„Haben Sie diesen Unfug begangen, Rieke?" fragte er in strengem Tone die alte Magd, die in den tiefen Großvaterstuhl zurückgetreten daneben saß und ein unbeschreiblich Gesicht machte, dessen lebensmüder Ausdruck wunderlich von der rothblühenden Farbe ihrer Wangen abstach.

„Unfug?" entgegnete Rieke, sehr lebensfrisch auffahrend, „gut, daß Sie das sagen, Herr Pastor, und kein anderer, sonst könnte ich am Ende grob werden, obgleich ich mir vorgenommen hab', mir die Sanftmuth anzugewöhnen. Nein, Unfug ist das nicht, das kann ich für gewiß sagen, und wenn zehn Pastoren und Küster das meinen. Ich kenn' die Frau Capitän doch ein gut Stück besser, als alle anderen sie kennen, und ich weiß, was ihr wohlthut, wenn ich auch nie wie sonst alle Welt Tante Fritzchen zu ihr gesagt habe: das thu' ich nicht, von wegen dem Respect, denn der muß bleiben, auch wenn man beinahe fünfzig Jahr' alles zusammen erlebt hat, und ich werd' ja nun auch bald siebzig: aber Tante Fritzchen sag' ich nicht zu ihr, auch jetzt nicht, wo sie todt ist und ich ihr mit Gottes Hilfe ja wohl bald nachfolg'. Was soll ich altes Wurm noch allein in der Welt? Zu meiner Frau Capitän gehör' ich, und ich denn sie, und sie kennt mich. Und nun kommt hier Einer und sagt, ich treib' mit ihr Unfug!"

„Liebe Schwester in Christo," sagte der Pastor und nahm gelassen der Todten die Brille ab, „nennen wir's Unfug oder nicht, es ist eine Entweihung der Majestät des Todes. Die Augen der Verewigten sehen fortan ein reineres Licht und bedürfen keiner irdischen Hilfsmittel mehr. Und es war eine häßliche Entstellung ihrer feierlich stillen Züge. Blicken Sie jetzt hinein in dies bleiche Antlitz: sieht es nicht aus wie verklärt, wie gereinigt von irdischen Schlacken zu einer neuen Milde im Gnade? Wir will es scheinen, als ruhe ein verborgenes Lächeln voll heiliger Liebe auf den stummen Lippen."

Die alte Köchin brach in ein jämmerliches Schluchzen aus. „Das ist's ja eben!" stieß sie heftig hervor, „das ist's ja eben, das sollen die Leute nicht sehen, daß sie so was Verklärtes hat! Sie hat das nie leiden mögen, daß die Leute das merken. Denn das kommt nämlich von unwendig, glauben Sie nur, Herr Pastor: die wenigsten Leichen haben das im Tode, weil sie's beim Leben nicht in sich gehabt haben. Die Frau Capitän aber hatte es, so lang' ich sie kenne, die richtige inwendige heimliche Verklärung bei lebendigem Leibe. Aber das ist nun die Sache: sie hat es keinem Menschen zeigen mögen, das ist ihr so eklig gewesen, als hätte sie nackend gehen sollen. Sagte auch mir selber hat sie's nicht so gezeigt, es brach nur so manchmal so in bissichen von selber durch, wo sie's gar nicht wußte; ich hab' gute Augen. Sonst ist sie auch mit mir gerade wie mit den anderen ein ganz gedegen boritig und bedörring gewesen. Und sagen Sie, Herr Pastor, soll ich das nun leiden, wie sie todt ist und anderes, das hier nun gleichwem ihre inwendige Seele nackend aus sicht kommt und von jedem Hansnarren hier öffentlich begafft werden darf? Sie wenne ich ja nicht gerade, Herr Pastor, auf Sie, daß die Frau Capitän immer was gehalten, und ich thu das auch, nicht hart: ich sie heute nicht reden lassen, wenn sie's nicht selber gewollt hätt' in ihrer letzten Noth nicht so zu reden. Und nun soll ich ihr nun auch das noch thun, daß sie auch todt nicht ihr Gesicht haben darf, wie sie's gewollt hat? Nein, Herr Pastor, ich sag' man, geben Sie ihr die Brille wieder, die deckt das ganz gut zu. Im Leben gab ihr die auch hauptsächlich so was Wüthendes im Gesicht, wie sie's gerne wollte. Sehen Sie, mir gibt das einen ordentlichen Schauder über den Leib, daß ich sie so vor mir hab' und weiß doch, sie mag das nicht. Und an mich ist sie doch gewöhnt und kennt mich, daß ich auch nicht so bin, nicht mit solchem süßen Gehabe. Einen alten Drachen hat sie mich manchesmal genannt, und das hat mir immer wohl gethan."

Der alte Rathke saltete still die Hände und schwieg eine Weile. „Selig sind die Einfältigen", sprach er endlich leise.

„— Liebe Schwester in Christo," fuhr er dann mit veränderter Stimme fort, „es gibt Dinge, die dem Leben geziemen, und andere Dinge, die dem Tode wohl anstehen. Es mag manchen Christen erheben und reinigen, wenn er in dies verklärte Antlitz hineinschaut. Anders aber mochte es manchen ein Aergernis geben, und darvor warnt die Schrift."

„Aber ich sage: Mensch, ärgere dich nicht! Das steht auch wo geschrieben," grollte die Alte.

„Oder sollte es etwa sein," sprach jetzt der Pastor in schärferem Ton und mit einem unwilligen Stirnrunzeln, „daß diese Verklärung aus einem anderen Grunde Ihnen Schauder und Pein machte, nämlich weil sie weckend und mahnend scharf an Ihr Gewissen rührt? Man hat mir gesagt, es verlange Sie heute nach einer Beichte und geistlichem Zuspruch."

„Zuspruch weniger," bemerkte Rieke trocken, „das andere stimmt. Eine Sache möcht' ich 'runter haben von der Seele, wenn ich in diesen Tagen abfahre, ne ganz große Sünde ist es am Ende wohl eigentlich nicht, aber eine Beichte ist es doch. Es ist eine alte Geschichte von vor fünfundvierzig Jahren, wollen Sie die hören, Herr Pastor?"

„Gern, wenn es Sie erleichtert," antwortete Rathke mit ernstem Nicken.

„Aber kann auch ordentlich zuhören, bitt' ich recht sehr," forderte Rieke schroff, „das Zwischenreden mit frommen Sprüchen kann ich nicht ausstehen; ich komm' dann ganz aus der Reihe. Hinterher können Sie sprechen, soviel Sie wollen, aber zwischendurch nicht."

„Reden Sie, Rieke," sagte Rathke lächelnd, „ich will stillhalten wie ein Lämmchen, bis Sie zu Ende sind — hoffentlich finden Sie ein Ende?"

„Wie alt sind Sie, Herr Pastor?" fragte nun Rieke in ruhigem Ton, der jüngste das wohl auch nicht mehr?"

„Achtundsiebzig Jahre, Rieke: genau so alt, wie Tante Fritzchen war. Warum fragen Sie darnach?"

„Nun, da werden Sie sich ja der Zeit noch erinnern," versetzte sie gelassen, „wo unser Herr Capitän zu Tode gekommen ist. Dreiundbreißig Jahre sind Sie damals also alt gewesen, gerade wie unsere Frau. Und ich war wohl beinahe an die zehn Jahre noch jünger und wirklich noch ein bischen sehr jung und baddlich; aber im Dienst bei ihr war ich schon lange und hab' alles mit erlebt. Und das will ich nun erzählen. Denn es ist anderes gewesen als alle wissen und Sie auch, Herr Pastor, nämlich sich einbilden zu wissen. Gelogen haben wir beide, die Frau Capitän und ich — und jetzt könnt' ich gerrett auch sagen: Tante Fritzchen, denn das Lügen hat nicht zu meinem Dienst als Köchin und Stubenmädchen gehört: nämlich Mädchen sie alles sagte man damals noch nicht, wozu natürlich auch das Lügen gehörte, denn alles ist eben alles, aber mein Lügen war kein Dienst, sondern gute Kameradschaft. Aber auf die Länge mag ich darum doch nicht Tante Fritzchen sagen: und nach fünfundvierzig Jahren, das wäre doch ein bischen sehr auf die Länge.

Also als die Frau Capitän die Rachricht gekriegt hat von der Rhederei, ihr Mann war ertrunken da hinten irgendwo auf dem schwarzen oder rothen oder gelben oder blauen Meer, wo, das hab' ich vergessen — für Farben hatt' ich immer ein schlechtes Gedächtnis da hat sie tagelang starr und steif gesessen richtig wie ein Brett und hat nicht gegessen und nicht getrunken und nicht geredet und nicht geweint: ganz einfach wie ein Stück Holz ist sie gewesen, und hat da kein Zureden und kein Bitten.

Aber dann ist ein neues Schreiben gekommen über den Fall, auch wieder aus Hamburg von der Rhederei: und da war's ihr erstes Zeichen von Leben, daß sie das aufgemacht und gelesen hat. Gleich darauf ist sie aufgestanden und ein nach Stunden wieder zur Besinnung gekommen mit Doctor und Apotheker. Und ich hab' inzwischen den Brief heimlich gelesen, denn ich wußt' nicht, ob es ihr auch was, wenn jemand Fremdes ihn lese. Und wenn ich mich heute noch, wenn ich nicht irrt, so ein bis zwei Zeilen lesen darfen: aber gelesen hab' ich's. Und ich kann es ja ruhig sagen: es war das doch wirklich recht. Das sah's ihm nachher sagte: und sie hat nicht gesehen, wie mir's nicht recht genommen. Was ist doch wenigstens hier selber Christlichen so Gesinnt, und hat auch sein Mitgefühl. Und so war es auch Zeit, so schon, Herr Pastor, zum Beichten wär' sie nicht zu gebrauchen, wie sie hätt' ich sie nicht rufen lassen.

Also in dem Brief hat nie lange und ausführliche Beschreibung gestanden, wie es denn eigentlich geschehen ist, nämlich der Steuer-

Digitized by Google

mann hat sich beroffen gehabt, was sich die Seeleute am Land nicht als was Schlimmes anrechnen, aber auf See müssen sie's lassen. Er aber, Wendel hat er gheißen, hat's doch gethan und ist sehr vergnügt davon gewesen, ist zuletzt aber in dem Zustande glatt über Bord gegangen. Nu haben sie ein Boot zurechtlassen wollen; da hat sich aber was in dem Tauwerk verfedert und hat nicht schnell genug gehen wollen. Nu hätt' unser Herr Captän solchen alten Saufaus ruhig ersaufen lassen sollen, von der Sorte hat die Welt immer noch zu viele; aber er hat das nicht gethan. Er hat wohl gedacht, daß der Kerl Frau und Kinder hatte, obendrein in unserer Stadt. Und ist ihm im Handumdrehen nachgesprungen und hat ihn wollen retten, denn er hat gewußt, daß der Wendel schlecht schwimmen konnte, er aber konnt' es sehr gut und hat mal im Wasserschwimmen einen Preis gewonnen. Und er hat gejagt, er wärd' ihn so lang' über Wasser halten können, bis sie das Beiboot mit dem Boot kämen. Und es wär' auch sicher geglückt, wenn das nicht zu und zu lange gedauert hätt' und dann zu allem Unglück bei dem hastigen Rudern noch ein paar Riemen gebrochen wären. Und der infame Hund von Steuermann hat sich dabei in seiner besoffenen Angst so fest angeklammert an unsern armen Herrn Captän, daß der sich zum Schwimmen nicht genug mehr hat rühren können. Und so sind sie denn beide elendig zugrunde gegangen. Und als die Leute sie 'raufgezischt haben, hat der Kerl, der Wendel, den Gürtel des Captäns zwischen den Zähnen gehabt zum Zeichen, daß er sich darin hatte festgebissen.

So hat der Bericht gheißen. Und als meine Frau Captän aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, hat sie anzesangen, zu weinen und immerfort zu weinen. Und das hat ihr wohlgethan, und sie hat wieder ihr Leben gehabt bei all ihrer Trauer.

Und nach einer Zeit hab' ich ihr gesagt, daß ich das geleien hätt' und daß ich es schrecklich sünd' und 'ne ungerechte Weltregierung — verzeihen Sie, Herr Pastor, den lieben Gott wollt' ich natürlich damit nicht gemeint haben — daß solch' ein prächtiger und brauchbarer Herr um den schlechten Trunkenbold das schöne Leben verlieren mußte. Da hat sie mich angelehen mit so einem Blick, den ich all mein Lebtag nicht wieder vergessen konnt': und fünfundvierzig Jahre sind es doch nun her: nämlich da hab' ich zum erstenmal diese ganze Verlächtheit, wie Sie das nennen, an ihr gesehen, so aufgeklappt, will ich mal sagen, und nachend, beinah' so wie jetzt, wie sie todt ist, nein, ganz so schön aber wohl doch nicht. Und damals hat's bloß einen Augenblick gedauert und jetzt schon den ganzen Tag. Wenn ich bloß nicht wüßt', wie greulich ihr das ist! Sonst sah' ich's ja so gerne. Und ich setz' ihr nachher doch wieder die Brille auf, sowie fremde Leute kommen! Ja, das thu' ich, Herr Pastor, da hilft Ihnen kein Strampeln.

Und dann hat sie damals gejagt, ganz ruhig und ordentlich in all ihren Thränen: ‚Weißt du, Rieke', hat sie gesagt, wenn ich mich aufrichte, daß ich nicht zugrunde geh an meiner Verzweiflung und nicht mit dem lieben Gott hadere? Grade bloß davon, daß mein Mann so ein Held gewesen ist, für den Schlechtesten seiner Untergebenen sein Leben dranzusetzen. Für seinen König sterben, das ist gewiß groß, aber um so einen armen Sünder, das ist doch noch größer. Das ist mein Stolz und das ist mein Trost.'

Und nun hat sie eine Weile geschwiegen und wurde sehr nachdenklich und sah mal aus dem Fenster und dann mal wieder so vor sich hin und eigentlich mehr in sich selber 'rein — und dann redete sie weiter.

‚Sag' mal, Rieke', hat sie gesagt, ‚wie denkst du dir wohl, daß der armen Frau Wendel jetzt mag zu Muthe sein, die auch ihren Mann verloren hat und die ihn auch lieb hatte, wenn er auch ein bißchen ein lockerer Vogel mag gewesen sein — aber zu hart darfst du nicht über ihn reden, Rieke, ein Trunkenbold war er nicht, das ist viel zu viel gesagt, er trank nicht viel mehr als alle Schiffer thun, mein Mann war auch kein Duckfinken, dabei ist nichts Böses: bloß, daß dem Wendel auf See mal so was passiert ist, das kann er nicht verantworten, das ist sein schweres Unrecht. Und wie glaubst du, daß der Frau nun wohl mag zu Muthe sein?'

‚Mitleidet jedenfalls', hab' ich zu ihr gesagt, ‚und wenn sie davon weiß, wie es zugegangen ist, dann dreimal mitleidet.'

‚Ja, siehst du, das ist's, was ich meine', rief sie nun ganz schnell, die Frau darf das nicht wissen, kann geht sie daran zugrunde mit Leib und Seele. Und dann macht sich am Ende mein Mann droben im Himmel noch Vorwürfe, daß er das verschuldet hat. Darum möcht' ich ihr das ersparen.'

‚Ja, aber wie soll man das machen?' fragt ich bedenklich, ‚so was spricht sich doch rum und dann ihr nicht verborgen bleiben.'

Sie dachte ein bißchen nach und sagte dann bestimmt: ‚Ich denke aber doch, daß es sich machen lassen wird — wenn du nämlich den Mund haltst, Rieke, oder vielmehr nicht bloß, sondern thun ja gleich mit mir recht weit auseinand und niederall auseinander, was du jetzt hören sollst. Gut Schreiben, wie dies sind, kriegt Frau Wendel nicht, dies gilt für sie mit Wen den Matrosen war beim Land und auch nicht aus der Gegend, ich weiß das ganz genau, er hat sie alle in Hamburg gehenert, und es waren sogar zufällig meist Norweger gewesen: da kann hier niemand schwatzen, und wir dürfen reden, was wir wollen, und Frau Wendel muß es glauben, so gut wie jeder andere.'

‚Na, was sollen wir denn reden?' fragte ich nun neugierig.

‚Das ist ganz einfach', hat sie gesagt, ‚wir müssen erzählen, mein Mann ist über Bord gefallen — betrunken natürlich nicht, das dürfen wir ihm nicht anhängen und Wendel ist ihm nachgesprungen, um ihn zu retten, und ist so das Opfer seines Heldenmuthes geworden. Also nichts weiter als umkehren, bloß umkehren, was wirklich geschehen ist. Das ist doch sehr einfach, und man kann es kaum Lügen nennen.'

‚So hat sie gesprochen. ‚Aber Frau Captän', hab' ich da gesagt, ‚auf das bißchen Lügen würd' es mir überhaupt so sehr nicht ankommen, und für Sie würd' ich auch stehlen, wenn es 'mal sein müßte — Sie verzeihen, Herr Pastor, wenn ich das in Ihrer geistlichen Gegenwart sage, aber es ist so meine Meinung, wenn ich auch sagen muß: gern hätt' ich nicht gestohlen, auch nicht für meine Frau Captän, aber das Lügen ist mir ganz leicht geworden und ist mir auch später nie aufs Gewissen geschlagen, wenn Sie aber sonst wer gegen diese Sünde geredigt haben: ich glaub' halt, daß es auch heute, es ist 'ne Sünde bloß für die Obrigkeitlichkeit und auch für die bloß bei der Predigt, denn für Alltag lügen sie auch manchesmal. Na, und wir andern erst recht. Und wenn sogar meine Frau Captän so gelogen hat, so kann das nichts ganz Schlimmes sein, und wenn ich in die Hölle komme, was ja wohl sein wird: darum ist's nicht. Sagen Sie, Herr Pastor, glauben sie überhaupt, daß es sehr schlimm ist in der Hölle, oder ist es noch auszuhalten?'

‚Es wird dort sein Heulen und Zähneklappern', steht geschrieben,' beschied sie der alte Rathke ein wenig unwillig und doch halb lächelnd.

‚Na, geheult hab' ich manchesmal wie ein Schloßhund', bemerkte Rieke, ‚das ist noch das Schlimmste nicht, wenn's ordentlich 'rauskommt. Zähneklappern kenne ich nicht, es mag schon eltiger sein: aber ich denke, ich halt's aus, meine Zähne sind immer noch gut, weil ich nie mit 'ner Bürste dran 'rumgeführwerkt hab'. Was meinen sie wohl, was ich allein gestern und heute zusammengeheult hab'? Ich glaub', so viel, daß da Zähneklappern mit dreingeht. Aber damals, als der Herr Captän uns ertrunken war, eigentlich noch mehr; denn wenn man jung ist, fließt es heißer, und anderen muß' ich die ersten Tage ja für die Frau Captän mitheulen. Also, was ich sagen wollt', was ich damals zu der Frau Captän gesagt hab': Lügen thu ich gern, wenn's für Sie ist,' hab' ich gesagt, ‚aber dies scheint mir nur eben nicht für Sie zu sein, nämlich nicht für den Herrn Captän, weil dem seine Heldenehre damit verunziert wird. Ich will's aber allen Leuten mit Barrels erzählen, was der für ein Held gewesen ist, und obendrein ist's die Wahrheit. Und für Sie, Frau Captän, ist's der allerbeste Trost, haben Sie selber gesagt, daß es so einer gewesen ist und daß die Leute das wissen, wenn wir's ihnen sagen: und der Trost muß Ihnen bleiben.'

Das hat der Frau Captän zuerst doch einen kleinen Ruck gegeben, und sie hat eine Weile mit dem Kopfe gewackelt und still für sich gegrubelt: aber dann hat sie sich zurechtgesetzt und hat ernsthaft gesagt:

‚Rieke, die Leute brauchen wir nicht. Ich weiß, was ich weiß, und das ist mir genug und wird mein Stolz bleiben. Und daß du mir's weiter hübsch ist mir 'ne gute Rückeninge nach obendrein: wenn aber nach mehr Menschen davon erfahren, konnten wir am Ende hoffärtig werden und als Prahlhänse aufziehen. Und wenn nun die arme Frau Wendel denselben Trost hat, wie ich, und ich hab' ihr das verschafft, so ist das doch sehr schön und schon mal besser, als wenn sie in Zukunft mit ihrem Kragen und dadurch an mir vorbeischleichen müßte: da weiß, das ist grade die Art, die ich nicht ausstehen kann, für den Tod nicht ausstehen. Punktum, es bleibt dabei. Und wenn du schwatzest, Rieke, sind wir geschiedene Leute: als Lügnerin mag ich nicht daselben vor den Leuten, wenn ich meinetwegen auch eine bin. Reparation ist allemal eine Sache, wenn sie auch Schwindel ist: und das ist sie ja nämlich.'

So sagte Tante Fünchen: dann sür diesmal will ich sie zu nennen, wie wir Jungendkameraden wurden. Und so ist's denn auch geschehen, und der unsane Sinfons, der Wendel — ach nein, das daß ich so nicht sagen — der ist wie ein Mond im Schlaf zu dem schönen Heldenruhm gekommen, und unser Herr Captän ist braun gewesen, der ihn doch eigentlich verdient hat. Ein paar ich wurden darüber, aber später daß ich gelernt, das ist nichts so in ein Leben, der eine thuts und der andere hat den Taut

Aber wollen Sie wissen, Herr Pastor, welchen Taut mein Frau Captän von der Wunden gehabt hat? Einen, was sie in gar nie gewesen, einen recht spitzen, der Taut von Eigen recht über Bord gegangen ist, und der Mann ist gerettet in Gottes

Digitized by Google

Captän wär' rein aus Vergnüglichkeit und Bosheit ins Wasser gefallen, um den Steuermann nachzulocken, das kann ich nicht sagen, und auch das nicht, was denn die Frau für 'ne Schuld daran haben sollt', ob die 's ihm vielleicht eingeredet oder von ihm verlangt hätt' — aber den Hass hat sie gehabt und hat der Frau Captän alles zum Tort gethan, was sie nur gekonnt hat, und hat schlecht über sie geredet und sie auf der Straße nicht mehr gegrüßt, und was weiß ich, was noch alles. Aber das merkwürdigste war: Sie wissen, Herr Pastor, meine Frau Captän ist nicht auf den Mund gefallen gewesen und hat sich nichts bieten lassen, und wo einer widerhaarig war, da war sie borstig, und auf einen groben Klotz hatte sie immer den groben Keil. Aber von dieser Person, dieser Wendeln, hat sie alles hingenommen, als ob es so sein müßte, und hat jedesmal nur vergnüglich geschmunzelt, wenn die ihr 'mal wieder einen Streich spielte. Und wenn ich mich darüber wunderte, hat sie wohl gesagt: „Lass' gut sein, Ricke, seinen Hass muss der Mensch haben, so gut wie seine Liebe, das gehört zum Leben" bitte, Herr Pastor, machen Sie keine Augen, ich weiß so, eigentlich ist das unchristlich gesprochen, und ich sag's ja auch nicht, sondern meine Frau Captän hat's gesagt, und die wird's auch wohl anders gemeint haben, als ich arme Leute das verstehen; denn 'ne sehr gute Christin ist sie gewesen, darauf lass' ich mich todtschlagen. Ein bisschen wunderlich, ja wohl, und manchmal beinah' verdreht, aber wenn ein Dienstmädchen fünfzig Jahr' bei derselbigen Herrschaft aushält, dann ist die Herrschaft gut christlich gewesen, davon lass' ich mir nichts abziehen.

So, das ist die Geschichte, Herr Pastor, die musst' ich von der Seele haben, eher konnt' ich nicht ruhig sterben. Die Wendeln ist lange todt, und ihre Kinder sind verschollen, und die Frau Captän ist nun auch gestorben: da gibt 's keinen Menschen mehr, für den ich noch lügen sollt'. Und das muss ich sagen, es hat all die Zeit wie ein Druck auf mir gelegen, dass unser Herr Captän so um seine schönste Ehre gebracht werden musste bloß für die dumme Wendeln, die so undankbar ist gewesen. Und sehen Sie, Herr Pastor, ich hab' auch meinen Hass gehabt alle die Zeit, nämlich gegen diese bösartige Person, für die ich hab' lügen müssen. Und wenn Sie mich drum schelten wollen, thun Sie's, Herr Pastor, ich will stillhalten und zuhören, aber meine Frau Captän hat gesagt: Seinen Hass muss der Mensch haben, und damit will ich mich trösten.

Und nun dank' ich Ihnen, Herr Pastor, dass Sie mich haben reden lassen; es ist Ihnen gewiss sehr sauer geworden, aber mir hat es wohl gethan und hat mich ordentlich ein bisschen wieder zum Leben gebracht. Und ist ja auch richtig, meine Frau Captän muss ich erst noch unter die Erde bringen helfen, ehe ich selber aus Sterben denken kann. Und das mit der Beilke, das will ich mir überlegen, ob ich die ihr nicht wieder aufsetze vor fremden Leuten; Unfug dürfen Sie das nicht nennen. Gut, dass die Wendeln schon todt ist; wenn die so käme, thät ich's gewiss."

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer

natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Alexander Weigl's

Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte

„Observer"

WIEN, IX I. Tarkenstrasse Nr. 17

Prospecte gratis und franco.

JULIUS MEINL

Kaffee-Import

WIEN — BUDAPEST — BRÜNN

CENTRALE:

WIEN, I., FLEISCHMARKT 7

FILIALEN IN WIEN:

II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neustiftgasse 28
VII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
X. Hintergerstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 251
XVII. Hernalser-Linie Strelitzka-Viaduct 86
XVIII. Währinger-Linie Strelitzka-Viaduct 118

Erklärung.

Von anonymer Seite wurde seit längerer Zeit unsere Firma in perfidester Weise in der Oeffentlichkeit angegriffen und bei den Behörden fälschlich denunciert. Die infolge dieser Anzeigen gegen uns eingeleiteten gerichtlichen und gefällsämtlichen Erhebungen haben unsere vollständige geschäftliche Correctheit und Reellität ergeben und **wurden gänzlich eingestellt, ohne dass ein Anlass zu irgend einem weiteren Verfahren gefunden worden wäre.**

Wir heben besonders hervor, dass die von uns in den Weltverkehr gebrachte Marke **„Donauperle" überhaupt nicht Gegenstand der gepflogenen Erhebungen war.**

Unsere **seit 1830 Jahren** in Wien bestehende Firma ist aus allen diesen, den niedrigsten Motiven entspringenden Angriffen **völlig makellos hervorgegangen**, und wir hoffen darum auch mit aller Bestimmtheit, dass das geehrte Publicum uns auch wie vor dem ehrenden Vertrauen bewahren wird. Wir haben aus dem einzigen Grunde so lange gezögert, gegen die anonymen Angriffe öffentlich Stellung zu nehmen, weil wir das Ergebniss der Erhebungen abwarten mussten, um dann umso entschiedener und nachdrücklicher gegen jene Personen auftreten zu können, welche entweder aus Böswilligkeit oder aus Concurrenzneid die unsinnigsten Gerüchte über uns erfanden und weiterverbreiteten. **Wir werden nunmehr gegen alle Verleumder und Ehrabschneider durch unseren Anwalt Dr. Drucker vorgehen und die volle Strenge des Gesetzes wider sie anrufen.**

Wir erlauben uns weiters zur Kenntnis zu bringen, dass mit Ende des Jahres 1900 verschiedene öffentliche Gesellschafters Frau Ludmilla Leibenfrost dieses Etablissement als öffentliche Gesellschafterin in unsere Firma eingetreten ist, und verbinden mit der Bitte, das geehrte Publicum wie unsere Freunde, **dass wir in Gemäßheit der Traditionen unserer Vorfahren die Principien des reellen und ehrlichen Weinhandels stets hochhalten werden.**

Franz Leibenfrost & Comp.

k. u. k. Hoflieferanten.

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 13. April 1901. Nummer 341.

Die Bevölkerung.

Eine politische Lüge, die während der vier Obstructionssjahre unerschüttert fest auf den Beinen gestanden hat, ist jetzt plötzlich zu Fall gekommen, seitdem die Obstruction im Parlamente nachgelassen hat. Die Lüge betrifft die Bevölkerung, und wer die ganze Verlogenheit unserer österreichischen Politik so recht verstehen will, der muß auch diese Lüge kennen.

Solange also die Abgeordneten — die deutschen oder die czechischen — obstruierten, war für die Regierungen und ihre officiösen Sprech- und Schreibknechte die Bevölkerung das gute Kind, dessen erhabene Tugenden und edle Gesinnungen sich von den bösen Trieben der obstruierenden Volksvertreter so glanzvoll abhoben wie eine weißgestärkte Hemdbrust von dem schwarzen Incarnat eines Negerhalses. Nur die Abgeordneten — das konnte man jeden Tag von allen gouvernementalen Weltweisen hören — betrieben den nationalen Kampf, die Bevölkerung aber, die liebe, sehnte sich inbrünstig nach dem nationalen Rechts und der wirthschaftlichen Arbeit um jeden Preis und unter allen Umständen, die deutsche Bevölkerung sowohl wie die czechische, während des Bestandes der Sprachenverordnungen wie nach deren Aufhebung, solange eine Obstruction bestand. Zu hunderten zählen die gouvernementalen Aussprüche, die auf dieser Antithese aufgebaut wurden. Aber keiner hat sie so eifrig benützt wie der gegenwärtige Ministerpräsident Herr v. Koerber. Von dem Kernsatz seiner ersten Programmrede angefangen: „Der (nationale) Friede muß geschaffen werden, dies erwartet die gesammte, von tiefem Friedensbedürfnis erfüllte Bevölkerung" — bis zur letzten Thronrede herab, in der die unartigen Obstructionsabgeordneten wieder einmal nachdrücklich an ihre „Verpflichtungen gegenüber der gesammten Bevölkerung" erinnert wurden.

Wäre diese Construction des Verhältnisses zwischen Abgeordneten und Bevölkerung richtig, so hätten schon die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause wesentlich anders ausfallen müssen, als sie in Wirklichkeit ausgegangen sind. Da hatte ja die vielgepriesene Bevölkerung das erlesenal Gelegenheit, ihr „tiefes Friedensbedürfnis" durch Wahl friedfertiger Abgeordneter praktisch zu bethätigen. In Wahrheit hat sie, aller Sonntag-Nachmittagspredigten des officiösen Missionsstabes ungeachtet, nur die schärfsten nationalen Kampfhähne ins Parlament entsendet, auf deutscher sowohl wie auf czechischer Seite, und just in jener Wählererie hat die schärfste nationale Tonart die größten Siege errungen, in der die Wählerschaft dem am nächsten kommt, was man Bevölkerung nennt, in der Curie des allgemeinen Wahlrechtes. Seitdem haben die Abgeordneten ihre parlamentarische Thätigkeit begonnen, und was hat sich da gezeigt? Der Abgeordnete hat sich, seitdem sie sich im Besitze ihrer sechsjährigen Mandate halbwegs sicher fühlen, ein wahrhaft „tiefes Friedensbedürfnis" bemächtigt, sie haben alle, alle mit der Regierung sehr rasch ihren Frieden gemacht, selbst die schärfsten der scharfen, manche nur verschämt, andere auch unverschämt. Und ein Drang nach wirtschaftlicher Arbeit ist über sie gekommen, dem selbst die fingerfertigsten Gesetzfabrikanten in den Ministerialbureaux nicht nachkommen vermögen. Von Obstruction ist keine Spur mehr. Eher kann man jetzt — wenn der Ausdruck gestattet ist — von einer Parlamentsdiarrhöe sprechen. Das Parlament verlangt ungeheuerlich rasch. Ehe noch die Schwalben wiederkommen, hat es diesmal bereits die Delegierten gewählt, die eigentlich erst fällig wären, wenn die Schwalben heimwärts ziehen. Die Regierung fordert sinnbenutzt Millionen für Eisenbahnen. Die Abgeordneten sind nicht nur bereit, ihr diese halbe Milliarde, unter Außerachtlassung aller üblichen constitutionellen Controlen, in blanco zu bewilligen, sie bestehen darauf, daß die Regierung sich noch eine andere halbe Milliarde bewilligen lasse für Canalbauten, von denen die klügsten Fachleute noch nicht wissen, wie sie ihre technischen Schwierigkeiten praktisch zu überwinden sein werden.

Und die Bevölkerung? Wenn die officiöse Legende richtig wäre, müßte die vielbeloble Bevölkerung jetzt, da ihre Abgeordneten arbeiten wie die Dampfspritzen, jubeln und jauchzen und zu der einen Milliarde, welche schon die Abgeordneten der Regierung zur Verfügung zu stellen bereit sind, womöglich aus eigener Begeisterung noch eine zweite für irgend etwas zu spenden verlangen. Das scheint die Stimmung in Börsen- und Großunternehmerkreisen allerdings zu sein. Aber sonst ist in der Bevölkerung nicht viel davon zu bemerken. Solange es eine Obstruction gab, hat man Volksversammlungen in Masse gehabt, in denen sich die Abgeordneten Vertrauen und Begeisterung von ihren Wählern holen ließen. Jetzt hört man aber merkwürdig wenig von Volksversammlungen. Selbst der sonst so rastlose Abgeordnete Wolf läßt sich jetzt nirgends blicken. Die einzigen Abgeordneten auf deutscher Seite, die in dieser Parlamentspause mit ihren Wählern in Berührung getreten sind, waren Baron Bärnreuther und Dr. Lecher, gerade jene, die den Koerber'schen Zauber mit der größten Skepsis betrachten. Auf czechischer Seite wieder hört man immer nur von Wählerversammlungen der Abgeordneten Klofak, Freissl und der anderen Obstructionslustigen. Die jungczechischen Staatsmänner aber, welche die Obstruction eingestellt haben, sind nicht als Sieger in ihre Heimat zurückgekehrt, sondern eher als Schuldbewußte, die in Artikeln und Conventikeln um mildernde Umstände bei Beurtheilung ihrer neuesten politischen Wendung bitten. Und schließlich hat in der „Neuen Freien Presse" ein „Wissender" das „Geheimnis" verrathen, warum der Poet nicht veröffentlicht werden darf, den Herr v. Koerber mit den Jungczechen und mit den deutschen Parteien geschlossen haben soll. Und was ist der Grund? Die Furcht vor den Wählern, die blaße Furcht vor den Männern also, deren tiefes Friedensbedürfnis Herrn v. Koerber als Ideal galt, solange die praktische Probe aussand.

Man sieht aus alledem, es besteht allerdings ein gewisser Gegensatz der Auffassungen zwischen den Abgeordneten und der Bevölkerung. Doch die Rollen sind dabei ganz anders vertheilt, als es die Regierungsweisheit uns in diesen Obstructionsjahren weismachen wollte hat. Die Abgeordneten sind die unbezähmbaren Friedens- und Arbeitsfreunde, die Bevölkerung aber sieht ihrem Getriebe nicht ganz ohne Mißtrauen zu. Die Leute im Volk sind auch heute noch der Meinung, der Herr v. Koerber in seiner ersten Programmrede beigepflichtet hat, daß eine Ordnung der nationalen Verhältnisse in Oesterreich die unumgängliche Vorbedingung gesunder wirthschaftlicher Prosperität ist, und deswegen setzen sie in die Gesundheit des wirtschaftlichen Aufschwungs, den mitten im nationalen Wirrwarr Herr v. Koerber hervorzuzaubern unternimmt, ihre gerechten Zweifel. Unsere Leute bestätigt diese neue Erfahrung, die wir jetzt im Fall Obstruction gemacht haben, die alten Erfahrungen über das Verhältnis der Abgeordneten zur Bevölkerung in vollem Maß. Die Abgeordneten haben an der Milliardenarbeit ein näheres persönliches Interesse; denn wenn das große Füllhorn von profitablen Geschäften einmal ausgegossen wird, wird jeder Abgeordnete, der sich mit der Regierung gut zu stellen gewußt hat, Gelegenheit haben, sich reichliche Verdienste um den Staat und die Menschheit zu erwerben, worüber sein Sinn darnach steht. In der Bevölkerung, die Völe und das Großunternehmerthum als die geschäftlich Nächstbeteiligten immer ausgeschlossen, in der Bevölkerung nehmen die Leute an den großen öffentlichen Arbeiten, die da winken, naturgemäß nur ein entfernteres persönliches Interesse, und deswegen urtheilen sie kühler und unbefangener als ihre investitionendurstigen Vertreter im Parlament, und darum hat die Bevölkerung mit ihrer zuwartenden Haltung auch recht, wenn sie gleich dadurch in der Achtung der Koerber'schen Presse gesunken ist in Gunsten der Abgeordneten, die sich jetzt des einseitigen Lobes erfreuen dürfen, das einst nur der idealen Bevölkerung galt.

h.

Die galizische Schöpfungsgeschichte.

Ein historisches Märchen aus Galizien, wiedererzählt

von Dr. Ivan Franko.

Es [illegible] Zeitalter [illegible] Völk [illegible] [illegible] [illegible]

Leider bekommt ich auch hier recht sonderbare Klänge zu hören. Unter den Sprichwörtern, Märchen und Schwänken, die ich nach dem Volksmund aufzeichne, finden sich manchmal curiose Motive, mit denen ich nicht weiß, was anzufangen. Zu den Pariser spontanen in mir ein wenig zu weit, und so mögen einige in den Spalten Ihres Blattes Verwendung finden. Hier gleich die erste. Sie heißt: „Die galizische Schöpfungsgeschichte“ und lautet:

Im Anfang war der Schnaps.

Er war zuerst chaotisch. Ein jeder durfte ihn brennen, verkaufen oder auch höchstegen trinken.

Da kam aber der Ungarwein ins Land. Und der war theuer. Und so schied Gott die Schnapstrinkenden von den Weintrinkenden und gab den letzteren eine Gewalt über die ersteren. Und so kam es, daß die einen nur den Schnaps brennen und trinken mußten, aber brennen für die anderen und trinken für ihr gutes Geld — die anderen aber bekamen den fertigen Schnaps und verkauften ihn für ihre Rechnung, um sich mit Ungarwein vollrinken zu können.

Das war der zweite Tag, und er hieß: Propination. Es war ein langer Tag. Damals wurde das lateinische: cujus regio, ejus religio — ins galizische übersetzt: „wessen Gebet, dessen Propination“. Die Bevölkerung wurde in zwei Schichten getheilt: die einen, zu denen das Schnapsregiren obligatorisch war, hießen Bauern oder Vieh, und die anderen, welche in dem Schnapstrinken der Bauern die Hauptquelle ihres Wohlstandes erblickten, hießen Schlachzizen, zuweilen auch Freiheitshelden, Vaterlandsretter, Märtyrer der nationalen Sache, oder allgemein „Nation“.

Da begann es aber im Lande sich zu rühren und zu regen. „Nationale Heiligthümer“ wurden mit Füßen getreten, alte Zaunpfähle wurden niedergerissen und verschiedene Grundpfeiler wurden wackelig gemacht. Einen Pfosten nach dem anderen verloren die Vertheidiger des Alten. Schließlich concentrirten sie ihre Kräfte auf dem letzten Bollwerk, und das war eben die Propination. Sie wurde damals heilig gesprochen. Leider vergaßen jene, welche sie in den Gerucht der Heiligkeit brachten, daß man nur einen Todten heilig sprechen kann. Erst nachträglich bemerkten sie ihren Fehler und berathschlagten, was mit diesem heiligen Bollwerke der schlachzizischen Nationalität zu thun wäre. Gemäß der glorreichen nationalen Tradition beschloß man, das Heiligthum — zu verkaufen.

Das war der dritte Tag, und er hieß: die Propinationsablösung.

Da erhob sich ein Mann, groß in der Rathsversammlung, und sagte:

— Laßt uns nicht sein wie zweitausend Judaße! Laßt uns unser nationales Heiligthum nicht um dreißig Silberlinge verkaufen. Wenn es so sein muß, so verkaufen wir es um etwas, in der Theorie, so daß es zwar titularisch verkauft, absolutelich und todgrad sein kann, aber thatsächlich wohl und gesund in unseren Händen verbleiben und lange Jahre fortleben möge.

Da Beifallssturm erhob sich in der Rathsversammlung. Als derselbe sich legte, piepste eine verlegene Stimme:

— Ja, aber wie ist das zu machen?

— Ganz einfach, sprach gewaltig der zweite Redner. Wir verkaufen nur das nackte, theoretische Recht — den Schnaps zu brennen und zu verkaufen. Die Brennereien und Bretanstalten bleiben nach wie vor unser Eigenthum. Wer uns hiernach Concurrenz machen will, möge es versuchen, wenn ihm die Haut zuckt. Bravo! Bravo! — schrie einmüthig die ganze Rathsversammlung.

Da erhob sich aber ein dritter Mann, noch größer in der Rathsversammlung, und sprach:

Nach dem, was meine geehrten Vorredner gesprochen und vorgeschlagen haben und was wir bereitwillig angenommen haben, fasse ich mich, hoffen wir uns alle von dem Vorwurfe des Radicalismus reinzuwaschen. Das ist ein sehr erhebendes und patriotisches Gefühl. Laßt uns aber jetzt vom Wagnen zum Geschäfte übergehen. Was der geehrte Vorredner über die Modalität einer Concurrenz mit uns im Brennationsfalle gesagt hat, daraus möchten wir uns mit einem Anhaltspunkt zu geben und Maßregeln zu treffen. Wir wollen wir es nicht? Wenn es so ist, so ist es so. Wir haben uns bereits nach Schluß der Sitzung mit einigen Herren Collegen besprochen, und wir sind der Ansicht, daß wir [illegible] selbst. So, daß wir [illegible] die Realia behalten, sondern auch das Benützungsrecht ausschließlich in unseren Händen verbleibe. Erst eine solche Ablösung wird unseren Traditionen, unseren gehäuften Interessen und unseren Billigkeitsgefühlen entsprechen.

Ein ungeheurer Beifallssturm erhob sich in der Rathsversammlung. Der Redner wurde auf den Händen herumgetragen. Als man ihn wieder zu Boden setzte, piepste dieselbe verlegene Stimme zum zweitenmale:

— Ja, aber wie ist das zu machen?

— Ganz einfach, sprach gewaltig der dritte Redner. Wir verkaufen unser Propinationsrecht dem ganzen Lande.

— Ja, aber — — wagte die oppositionelle Stimme noch einmal zu piepsen.

— Kein „aber“. Das Land kauft es, und die Landesrepräsentation übernimmt das Gekaufte und verwaltet es. Wer ist aber die Landesrepräsentation?

— Wir, wir! — erscholl es einstimmig in der Rathsversammlung.

Natürlich, beschloß der dritte Redner. Die Propination bleibt in aller Form so, wie sie seit Anbeginn gewesen ist, nur daß sie jetzt kein Privat-, sondern Landeseigenthum ist. Wir bekommen das Geld, behalten die Brennereien und die Schanklocale und behalten schließlich die Administration dieses neuen Landeseigenthums in den Händen. Wir können es unter uns verpachten, können einen uns Mißliebigen zur Pacht nicht zulassen, können schließlich auch die aus dem Pachtschillinge resultirenden Gelder — —

Ein stürmischer Beifallsjubel übertönte die letzten Worte des gewaltigen Redners. Die Anträge wurden angenommen und punctualiter durchgeführt.

Ein vierter Tag ist bis jetzt in Galizien noch nicht angebrochen.

Ein neues Buch über die österreichische Frage.

Die „österreichische Frage“, deren offene Discussion der Staatsanwalt in Oesterreich unmöglich macht, wird dafür in den letzten Jahren umso eifriger im Auslande erörtert. Was ist die österreichische Frage? Nächst verwandt mit der orientalischen Frage, handelt sie von der Lebensfähigkeit und Zukunft Oesterreichs, bezw. der österreichisch-ungarischen Monarchie. Unter den Deutschen war Paul Lagarde einer der ersten, der für jene Lösung dieser Frage eingetreten ist, die man heute allgemein nennt. Auf slavischer Seite war es Fürst Rieger einer der ersten, die die Gefahren einer solchen Lösung für das Schicksal der slavischen Völkerstämme in Oesterreich wie für das europäische Gleichgewicht Ende der Sechzigerjahre auf seinen bekannten Reisen nach Rußland und Frankreich europäischen Staatsmännern vor Augen geführt und in dem Memorandum an den Kaiser Napoleon III. eingehend dargelegt hat. Diese zwei durch die Namen Lagarde und Rieger gekennzeichneten Strömungen beherrschen die österreichische Frage bis auf den heutigen Tag auch in Oesterreich, wo die beiden Strömungen jetzt wohl in Schoenerer und Naumann ihre bedeutendsten Vertreter gefunden haben. In Oesterreich kann freilich dieser Kampf der Meinungen kaum anders als in immunen Parlamentsreden ausgefochten werden. Im Auslande dagegen ist in den letzten Jahren als Folgeerscheinung der österreichischen Wirren eine umfangreiche Literatur über die österreichische Frage entstanden. Die Altösterreicher haben dabei mit gehörigem Vorsprung den Anfang gemacht, die, von München ausgegangen, in Oesterreich sich regelmäßig verbreiten werden und, nichtsdestoweniger aber auf friedlichen Wegen in großen Massen eingedrungen sind. Die altdeutschen Broschüren bilden für Oesterreich schon deshalb eine eigene „unterirdische Literatur“, wie sich sonst denen nur nach Rußland „exfreut“, bei welchem Ausdruck wir es dahingestellt sein lassen, ob die „Freude“ auf Seite der verbreitenden Machthaber oder der heimlichen Leser größer ist. Parallel mit ihr ist auf klerikalfreundlichen oder, besser deutschfeindlichen Seite auch die Gegenliteratur zu erstaunlichem Umfange angewachsen. Besonders in Frankreich, wo sie durch Namen, wie Louis Leger, Waddeau, Darelle, Rambaud, Desdouit gekennzeichnet wird. Die neueste Erscheinung dieser Gegenliteratur bildet ein soeben erschienenes Buch von Ad. Padauner, eine ernste Arbeit, die gerade auch in Oesterreich ernste Beachtung verdient.

In der Vorrede setzt der Verfasser die Entstehung seines Buches auseinander, indem er schreibt: „Auch der Franzose, der sich ausschließlich aus seinen Zeitungen unterrichtet, macht sich eine falsche Idee von unseligen Verhältnissen, die in Oesterreich ein geheiligtes Asyl und fruchtbar Wirkungsfeld gefunden haben, und er kann sich schwerlich eine Vorstellung machen, wie es

Anziehung folgend, im Deutschen Reich aufgehen. Diese Perspective bedeutet eine große Gefahr für Europa und für Frankreich, aber sie ist unvermeidlich. Das ist die allgemein angenommene Meinung." So schreibt Chéradame, und es ist wertvoll, aus dieser seiner Aeußerung zu entnehmen, wie tief die alldeutschen Ideen auch in die öffentliche Meinung ihrer natürlichen Interessengegner, der Franzosen, eingedrungen sind. Chéradame freilich theilt diese Meinung durchaus nicht. Ihrer Widerlegung hat er vielmehr sein mit großem Fleiß und genauer Sachkenntnis geschriebenes Buch gewidmet. Seine eigene Meinung begründet er im IV. Capitel seines Buches und formuliert sie (S. 169) wie folgt: „Oesterreich birgt die Quellen wahrer Lebenskraft in sich; die natürliche Entwickelung der Dinge zielt nicht auf seine Auflösung ab; seine Zerstückelung könnte nur das Ergebnis eines Gewaltstreiches von außen sein." Auf Grund dieser Anschauungen empfiehlt Chéradame der österreichischen Regierung die Bekämpfung der alldeutschen Bewegung und die Verbindung einer Zollunion mit dem Deutschen Reich. Im übrigen brauchen Rußland und Frankreich, meint er weiter, nur einverständlich zu erklären, daß sie jeder Einmischung Deutschlands in die inneren Verhältnisse Oesterreichs mit Waffengewalt gegenübertreten werden, und auch der „Gewaltstreich von außen", dem Chéradame in seiner Formel immerhin Raum gibt, wäre unmöglich. Die österreichische Regierung könnte dann auch den Föderalismus einführen, in dem Chéradame das Heil Oesterreichs sieht, das zu realisieren nur die Furcht vor „Berlin" die österreichischen Regierungen bisher verhindert haben soll.

Trotz dieser scharf ausgesprochenen Tendenz, die zu prüfen uns hier zu weit führen würde, zeichnet sich das Buch Chéradames durch die große Sorgfalt und Objectivität aus, mit der er gerade die von ihm zu bekämpfenden, die alldeutschen Anschauungen darlegt. Alle wichtigeren Broschüren und Zeitungsartikel der alldeutschen Propaganda sind in dem Buche in ausführlichen Excerpten wiedergegeben. Vierzehn Landkarten helfen dem Verständnis des Lesers nach, unter diesen finden sich auch sämmtliche alldeutsche Zukunftslandkarten in fast liebevoll schöner Ausstattung. Dazu kommen noch zwei faesimilierte Documente auf der Los von Rom-Bewegung und zwei faesimilierte Seiten aus einem reichsdeutschen Schullehrbuch der Geographie, welches Chéradame gleichfalls als ein alldeutsches Propagandamittel auffaßt. Die alldeutsche Bewegung kann sich nicht beklagen, daß sie von diesem ihrem neuesten Bekämpfer schlecht behandelt wird. Im Gegentheil, wenn man die Einleitung, das IV. Capitel und die Schlußbemerkungen wegläßt, könnte man Chéradames Buch eher als eine gewissenhafte Compilation der alldeutschen Literatur, die beste, die wir haben, wie als eine antialldeutsche Kampfschrift ansehen. Und doch ist sie das auch. Liest man dagegen die Einleitung, das IV. Capitel und den Schluß allein, so kann man in der Darstellung des Gegen-Gedankenganges sein altösterreichisches Patriotenherz A. E. I. O. U. beruhigen, vorausgesetzt, daß dieses Patriotenherz nicht allzu centralistisch, die föderalistischen Umgestaltungspläne Chéradames verträgt, die allerdings jener plastischen Klarheit entbehren, vermöge welcher die alldeutschen Ideen, wie sich's zeigt, auch ihren Gegnern so leicht in den Kopf gehen.

Wenn man aber das ganze Buch liest? Das ist eine Gewissensfrage, die jeder für sich selbst beantworten muß. Wenn man Chéradames Buch vollständig gelesen hat, so ist man über die ganze Controverse der österreichischen Frage so gut informiert, daß man sich selbst seine Meinung darüber bilden kann, mit Chéradame oder auch ohne und selbst gegen ihn, föderalistisch, alldeutsch und auch — anders. Das ist das höchste Lob, das man der Objectivität des Buches zollen kann. Aber gerade deswegen läßt sich die politische Wirkung dieser wertvollen Arbeit im voraus gar nicht abmessen. Die öffentliche Meinung in Frankreich — so erzählt uns Chéradame selbst — steht heute bezüglich der österreichischen Frage ganz im Bannkreis der alldeutschen Gesichtsweise. Wie werden bald sehen, ob darin durch Chéradames Buch viel geschehen werden, mit anderen Worten, ob die öffentliche Meinung in Frankreich sich an sein IV. oder an die übrigen sechs Capitel seines vorzüglichen Orientierungswerkes halten wird.

Emil v. Reuhoff.

Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie.

In dem in Nummer 338 unter vorstehendem Titel veröffentlichten Artikel erhalten wir die folgenden zwei § 19-Berichtigungen:

„Ich ersuche auf Grund der Bestimmungen des § 19 des Preßgesetzes um die Aufnahme der im nachstehenden enthaltenen Berichtigung des in Nr. 338 Ihrer Zeitschrift vom 23. März a. c. unter dem Titel „Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie" erschienenen Aufsatzes.

1. Es ist unwahr, daß die Kosten der Erze der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft 24 kr. pro Metercentner betragen und demnach unwahr, daß 3 Metercentner Erze 72 Kreuzer kosten.

2. Es ist unwahr, daß der Preis der Cokes, sowie die Verbrauchsmenge derselben pro 100 Kilogramm Roheisen von mir willkürlich angesetzt wurden.

3. Es ist unwahr, daß der von den böhmischen Werken abgeschlossene mehrjährige Contract auf westphälische Cokes durch den Einfluß des Herrn Wittgenstein zustande kam, und unwahr ist es, daß der Preis Mk. 8·— pro Tonne ab Westphalen beträgt.

4. Es ist unwahr, daß der mit den westphälischen Cokereien abgeschlossene Contract noch bis Ende 1905 läuft.

5. Es ist unwahr, daß der Verbrauch von Cokes von mir unrichtig angegeben wurde.

6. Es ist unwahr, daß die Gestehungskosten des Roheisens bei den böhmischen Werken nur 5 Kronen betragen.

7. Es ist unwahr, daß ich die Erzeugungskosten des Roheisens bei den modernen österreichischen Werken bei weitem übertrieben habe.

8. Es ist unwahr, daß die Gestehungskosten des Walzeisens in Kladno fl. 6·50 pro Metercentner betragen.

9. Es ist unwahr, daß das Roheisen die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft zu keiner Zeit mehr als fl. 2·38 kostete.

10. Es ist unwahr, daß die Böhmische Montangesellschaft den ganzen Bedarf an Roheisen der Teplitzer Hütte zu einem Preise von fl. 2·80 pro Metercentner ab Königshof liefert, und ist es unwahr, daß dieses Roheisen an die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft verschleudert wurde, und daß diese an dem von der Böhmischen Montangesellschaft bezogenen Roheisen mühelos einen horrenden Profit eingeackt hat.

11. Es ist unwahr, daß man die Schienen nie unter fl. 9·50, die Traversen nie unter fl. 11·— verkauft hat.

12. Es ist unwahr, daß ich die Schienenstrecken erst dann in Betrieb setze, wenn der Staat und die Steuerträger mit dem Preise von fl. 9·50 ausgebeutet werden können.

Wilhelm Kestranek
Centraldirector der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft."

* * *

„Unter Bezugnahme auf den in Nr. 338 der Zeitschrift „Die Zeit" vom 23. März 1901 erschienenen Artikel „Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie" ... von einem Maschinenindustriellen" bitten wir, indem wir uns auf den § 19 des Preßgesetzes berufen, nachstehende Berichtigung aufzunehmen:

Es ist unwahr, daß das Exzbermögen der Böhmischen Montangesellschaft noch auf die fünffache Dauer von jenem der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft geschätzt wird.

Es ist unwahr, daß der von den Böhmischen Werken abgeschlossene mehrjährige Contract auf westphälischen Cokes durch den Einfluß des Herrn Wittgenstein zustandekam, und unwahr, daß uns Cokes zu Mk. 8·— per Tonne, ab Westphalen, verkauft wurde. Es ist unwahr, daß dieser Contract noch bis Ende 1905 läuft.

Unwahr ist die Angabe, daß die Gestehungskosten des Roheisens bei den böhmischen Werken nur 5 Kronen betragen.

Es ist unwahr, daß die Böhmische Montangesellschaft den ganzen Bedarf an Roheisen für das Teplitzer Walzwerk zu einem Preise von nur fl. 2·80 per 100 Kilogramm, ab Königshof, liefert.

Unwahr ist, daß die Böhmische Montangesellschaft das Roheisen an die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft verschleudert hat.

Hochachtungsvoll

Böhmische Montangesellschaft,
vormals
Zuckt, Fachtenberg'sche Montanwerke in Böhmen
Kestranek. Gunther"

* * *

Wer da öffentlich etwas als unwahr erklärt, der hat auch die Verpflichtung zu sagen, was wahr ist. Darum ist die gewohnheitliche Formel der vielmissbrauchten § 19 Berichtigungen: „Es ist unwahr ... wahr ist vielmehr ..." Herr Kestranek beginnt sich damit, zu sagen: „es ist unwahr ..." Aber was wahr ist, davon schweigt Herr Kestranek höflichkeit. Und dies mit Grund. Denn was sollte Herr Kestranek als wahr bezeichnen? Sollte er sagen: „Wahr ist vielmehr, was ich am Januar 1899 in der Eisenenquete behauptet habe, nämlich, daß die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft zur Herstellung von 1 Metercentner Roheisen 3 Metercentner Erze und 1 Metercentner Cokes braucht", oder sollte er sagen, „wahr ist vielmehr, daß die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft zur Herstellung von 1 Metercentner Roheisen 3 Metercentner Erze und 1·10 Metercentner Cokes braucht, wie ich in meinem Gutachten für die bei den einzigen Handels- und Gewerbekammern im Jahre 1899 [illegible] habe?"

Dieser zwiespalt zwischen den Aussagen [illegible] Montanwerke von zwei Leuten und jetzt zu [illegible] Jahren der vorherigen Handelskammer, [illegible] Gutachten [illegible] wurden, [illegible] [illegible] welcher sich bekanntlich [illegible]

Digitized by Google

aussprich, Herrn Kestranek also gewiß nicht feindselig gesinnt ist, kann nicht umhin, sich folgendermaßen über die Widersprüche in dessen beiden Aeußerungen auszusprechen:

„... wenn auch nicht verhehlt werden soll, daß die von der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft dermaßen aufgestellte Berechnung von einer Berechnung, welche der Vertreter derselben Gesellschaft vor ganz kurzer Zeit bei einer anderen Gelegenheit aufgestellt hat, wesentlich abweicht, nicht nur bezüglich der jetzt höher angenommenen Endsumme, sowie der Einheitswerte der Einzelpositionen, etwas ja schließlich durch Preiserhöhungen erklärlich wäre, sondern auch bezüglich der angenommenen Verhältniszifferen des Verbrauches verschiedener Materialien auf einen Meter-centner Roheisen, und speciell dieses kann sich doch in zwei Jahren nicht so sehr geändert haben."

Dies ist das Urtheil der Freunde des Herrn Kestranek über seine Wahrheitsliebe, welches uns ein betheiligter Industrieller in wörtlicher Abschrift zur Verfügung gestellt hat. Wie halten es für nützlich, dieses Urtheil bei dem vorliegenden Anlasse aus der geheimen Denkschrift der Kammern aus sich zu ziehen.

Herr Kestranek hat gegen meinere Wahrheiten auf Lager, aber nicht die Wahrheit, und darum ist es ihm auch jetzt, da er nicht in geheimen Enquêten, sondern vor der großen Oeffentlichkeit zu sprechen gezwungen ist, nicht möglich, in glaubwürdiger Weise unseren Artikel zu widerlegen. Er kann sagen, die Gestehungskosten des Eisens betragen nicht fünf Kronen, aber er kann nicht sagen, wieviel sie betragen, denn jede Ziffer die er anführen würde, würde durch eine von ihm selbst angegebene andere Ziffer dementiert werden. Und da er uns so in der Hauptsache nichts Glaubhaftes entgegenzusetzen hat, so kann er auch zu dem übrigen Inhalt des Artikels nur sein: „es ist nicht wahr" stammeln, aber auf die Frage „was ist also die Wahrheit?" muß er die Antwort schuldig bleiben. Denn, „wer einmal lügt ..." Und zum mindesten einmal hat Herr Kestranek die Unwahrheit gesprochen.

Und nun überlassen wir dem Verfasser unseres Artikels „Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie" das Wort:

Entgegnung.

In 12 Punkten hat der Herr Centraldirektor Kestranek meine Angaben für unwahr erklärt, aber nicht in einem einzigen Punkt berichtigt. Meine Behauptungen über die Gestehungskosten entstammen einem vieljährigen persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit Hütteningenieuren Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, vielfach aber auch der Mehrzahl der ehemaligen Centraldirektoren des Karl Wittgenstein, denn ich die wichtigsten Daten, welche sein Nachfolger im Amte heute für unwahr erklärt, verdanke.

Herr Kestranek behauptet mir gegenüber, die Erze in Kladno kosten nicht 24 kr. pro Metercentner. Dass sie nach Angaben des Herrn Wittgenstein vor 12 Jahren 18 kr. betrugen, berichtigt Herr Kestranek nicht. Ich habe angenommen, daß die Förderung aus tieferen Lagen sich um 6 kr. pro 100 Kilogramm vertheuert habe; da Herr Kestranek hiezu Anstand als unwahr bezeichnet, so liegt offenbar die Wahrheit unter 24 kr. Die Erhöderung der Prager Eisenindustrie Gesellschaft hat in den letzten 12 Jahren um 1 Million Metercentner zugenommen und es ist nicht anzunehmen, daß die Löhne und sonstigen Förderungskosten der Erze einen Mehraufwand von fl. 60000 pro Jahr verschlungen hätten. In allen Geschäftsberichten wurde auf die Verminderung der Gestehungskosten ostentativ hingewiesen, es dürfte also Herr Kestranek recht behalten, wenn er die Kosten von 24 kr. als unwahr bezeichnet, ie dürften sich voraussichtlich unter diesen Betrag stellen.

Herr Kestranek erklärt es für unwahr, daß der Preis der Coles von ihm willkürlich angesetzt wurde. Hat er vielleicht dem Gutachten an die Prager Handelskammer beglaubigte Facturen seiner Cokeslieferanten vorgelegt? Er selbst hat noch in der Eisenenquête die Preise von Cokes pro 100 Kilogramm mit fl. 1.40, also nur 8 kr. höher als ich in meinem letzten Aufsatz angesetzt, während er in seinem Gutachten an die Handelskammer dieselben mit fl. 1.75 angibt. Ich will Herrn Kestranek in dieser Beziehung seiner Unwahrheit zeihen, aber offenbar hat er, um die höheren Gestehungskosten herausrechnen, die Steigerung der Cokespreise mit in Rechnung gezogen, während ihn Dieselbe gar nicht betreffen hat.

Gegenüber dem Punkt 3 der Unwahrheits-Erklärung möchte ich bemerken, daß zur Zeit der noch in Kraft stehenden Absichtsse Herr Karl Wittgenstein Centraldirektor und Verwaltungsrath der Prager Eisenindustrie Gesellschaft, Verwaltungsrath der Böhmischen Montangesellschaft, aber auch Verwaltungsrath der Oesterreichischen Generalbank gewesen ist. Daß Herr Wittgenstein diese Eigenschaften von Verwaltungsrathsmitgliedern auch bei Abschlüssen von Lieferungsverträge ausgenützt haben sollte, wäre der dem ausgezeichneten Ehrenbahnen des Herr Wittgenstein kaum glaublich. Uebrigens entzieht sich dies der Beurtheilung des Herrn Kestranek, da er in dieser Zeit noch als Vertrauensmann des Centralbureaus der Gewerke die Geschäfte des commercielle Bureaus in Wien zu leiten hatte. Er erklärt weiter den Preis der Wiesbaden in Kladno als unwahr, während derselbe betrug 1 fl. 20 kr. Ich habe, wie man der Note mit Sicherheit entnehmen kann, [illegible] genannt, ebenso [illegible] sächlich, ebenso nebensächlich ob der Cokesvertrag schon im Oktober 1905 oder Ende 1905 zu Ende geht.

Gegen den Punkt 5 sollte nicht ich, sondern der Hüttendirector Herr Bertram sich wehren. Ein jeder Hüttendirektor setzt seinen Stolz darein, so wenig Brennstoff als möglich auf 100 Kilogramm Roheisen zu verbrennen. Zur Zeit der Eisenenquête gab Herr Kestranek die Verwendung von 100 Kilogramm Cokes zu, heute zur Zeit der Vollverhandlungen müssen es mehr sein, sonst käme er ja nicht auf die hohen Gestehungskosten.

Punkt 6 ist an eine falsche Adresse gerichtet. Ich habe nur die „Neue Freie Presse" citiert, welche die Gestehungskosten des Roheisens mit K 5 bezifferte hat. Warum hat Herr Kestranek nicht damals die „Neue Freie Presse" berichtigt?

Punkt 7. Dass er die Gestehungskosten des Roheisens überstrieben hat, halte ich vollständig aufrecht — möglich klammert sich Herr Kestranek an die Worte „bei weitem". Ob er sie nun mehr oder weniger weit — die Entfernung bleibt ja individuelle Anschauungssache — übertrieben hat, ist nebensächlich, übertrieben hat er sie unter allen Umständen.

Herr Kestranek erklärt es, Punkt 8, für unwahr, daß Walzeisen in Kladno fl. 6.50 kostet. Im Jahre 1898/99 wurden laut Geschäftsbericht rund 1,495.000 Metercentner Walzware erzeugt, welche einen Hüttenwerkswerth von fl. 4,127.681 oder rund fl. 2.75 pro 100 Kilogramm ergaben. Da nun die Rudolfs-Hütte in Teplitz und die Poldi-Hütte in Kladno von den Hüttenwerken der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft mit Roheisen und Ingots versorgt werden und diese beiden Hütten sehr erheblich im Preise begünstigt werden, weil die Großactionäre der Rudolfs- und Poldi-Hütte dieselben sind, wie die der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft — Herr Kestranek ist in beiden Gesellschaften Verwaltungsrath — so müssen der Hüttenwerksgewinn der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft ein viel höherer sein, wenn sie nicht ihre mit minder günstigen Resultaten arbeitenden Tochterwerke durch den Bezug billigerer Roh- und Halbfabrikatstoffe alimentieren müsste. Die Bedeutung dieser Begünstigung wird durch die Thatsache illustriert, daß die Rudolfs-Hütte im Geschäftsjahre 1898/1899 rund 170.000 Metercentner Ingots von der Prager Eisen- und der Böhmischen Montangesellschaft zum Preise von ungefähr fl. 4.80 pro Metercentner bezogen hat, während die Mannesmann-Werke in Komotau, an welchen die Wittgenstein-Gruppe nicht betheiligt ist, zur selben Zeit über fl. 8 — für Ingots bezahlen mussten. Dieser Umstand, der in Calculationen gezogen, zeigt, daß unsere Angabe von den Gestehungskosten per fl. 5.— für den Metercentner Walzeisen in Kladno der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

In Punkt 9 muß ich jedoch Herrn Kestranek Concessionen machen. Ich habe in meinem Artikel behauptet, daß das Roheisen in Kladno nie unter fl. 2.38 gestoßet hat.

Die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft besteht seit dem Jahre 1857 und hat seit dieser Zeit verschiedene Wandlungen durchgemacht, ja es gab eine lange Reihe von Jahren, in denen sie nicht einmal eine Dividende beziehen konnte. Damals hat das Roheisen sicherlich mehr gekostet, da sie die Erze von Steiermark und Amberg beziehen musste und ihre phosphorhältigen Erze nicht benützen konnte. Seit Einführung des Thomasverfahrens — 1887 — haben aber die Gestehungskosten des Roheisens immer mehr und mehr abgenommen, so daß sie seit 1890 ungefähr auf dem Stande von fl. 2.38 sich bewegen. Siehe Bericht der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft an die Prager Handelskammer in Prag vom Jahre 1896).

Auch in Punkt 10 hat Herr Kestranek zum Theil recht — er kauft den Schwerspath seiner „Verbindung" dahin, daß die Böhmische Montangesellschaft nicht den ganzen Bedarf der Teplitzer Hütte zu einem Preise von fl. 2.80 ab Königshof verkauft hat. Es ist richtig, daß ungefähr drei Viertel der Production zu fixem Preise und nur ein Viertel auf Basis der englischen Warrantpreise geschlossen wurde. Zur Zeit der hohen Vorjaconjunktur, als Böhmische Montan schon über fl. 800 notierten und es gewissen Herren gepfiffen, den Kurs noch höher zu treiben, da hat man ein Märchen erfunden, daß die Gewinne der Böhmischen Montangesellschaft übertrieben machen müssen, da sie an die Teplitzer Hütte auf Grund eines Vertrages das Roheisen zu den englischen Warrantpreisen liefere. Die Warrants notierten damals doch in den 70 Schillings und auf die Nachricht hin sanken Böhmische Montan auf fl. 840 —. Ein viel später, als zu diesem Curse gewisse Kreise ihren Aetienbesitz realisiert hatten, erfuhren in der „Neuen Freien Presse" ein Dementi, daß nur einem kleinen Theil der Lieferungen von Roheisen der Böhmischen Montangesellschaft an die Teplitzer Hütte die englischen Warrantpreise als Grundlage der Preisbestimmung dienten.

Die Nichtkenntnis der allgemein bekannten Thatsache, daß die Montangesellschaft an die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft das Roheisen verkaufte, ist mir und dass die letztere unmöglich einen horrenden Preis erhalte, immerhin mir ganz und gar nicht. Der Absichtsse ist bekanntlich erst am 1. April 1897 — wenn ich mich nicht täusche am 30. April — zwischen dem damaligen Centraldirektor Herrn Karl Wittgenstein und dem Generaldirektor Wittgenstein, [illegible] Digitized by Google

der Böhmischen Montangesellschaft, die damals nur ein Actiencapital von zwei Millionen Gulden hatte, und der Absichluss erfolgte zu Gunsten jener Gesellschaft, deren Actiencapital ein größeres gewesen ist, und es waren wieder Herr Wittgenstein und seine Freunde, welche zu jener Zeit einen großen Besitz an Prager Eisenwerken hatten und denselben durch den Umtausch der damaligen Teplitzer Actien bedeutend vermehrten. Der Gewinn an der Curssteigerung war bei der größeren Anzahl von Stücken für die Actionäre der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft wie voraussichtlich größer; wäre es umgekehrt der Fall gewesen, so hätte die Böhmische Montangesellschaft einen viel besseren Preis für das Rohseisen erzielt, damit die Curssteigerung auch dieser Seite erfolge. Dass das Rohseisen thatsächlich an die Prager Eisenindustrie-Gesellschaft verschleudert wurde, kann als unwahr erklärt, aber nicht widerlegt werden. Uebrigens waren zu jener Zeit sowohl Herr Kestranek als auch Herr Günther noch so junge Herren, dass ihnen derlei Transactionen noch viel zu fremd und für ihre finanziellen Erfahrungen nicht genug verständlich waren. Beide Herren stellen etwas als unwahr hin, was zu einer Zeit geschah, da sie beide den Gestionen der Gesellschaften noch sehr ferne standen. Damals hat Herr Kestranek noch für die Kaiser Ferdinands-Nordbahn Schienen übernommen und Herr Günther soll noch auf der Schulbank.

Punkt 11 ist nicht wert, darauf zurückzukommen, da sich Herr Kestranek auf das Wörtchen »ca« steift. Ich gebe zu, dass es Zeitintervalle gegeben hat, wo Herr Kestranek vorübergehend unter diese Preise gegangen ist, aber im großen sind die von mir genannten Preise unanfechtbar.

Der letzte Punkt in dem Dutzend kann durch den Geschäftsbericht pro 1898/99 widerlegt werden. In diesem beruft der Herr Centraldirector sich darauf, dass infolge Ausfalles in der Schienenerzeugung wegen Einschränkung des Eisenbahnbaues 24 662 Metercentner Walzware weniger erzeugt wurden. Hat Herr Kestranek damals den Betrieb der Schienenstrecke zeitweise eingestellt oder nicht? Er hätte damals Schienen mit fl. 6 Gestehungskosten, das ist zu Mk. 10 ab Kladno exportieren können, aber er hat abgewartet, bis der Staat wieder Eisenbahnen baut, um ihm den Preis von fl. 9·50 abzunehmen, der sich übrigens dermalen auf fl. 9·30 ab Werk stellt.

Auf eine weitere Polemik werde ich mich nicht einlassen, es wäre denn, dass Herr Kestranek sich herbeiließt, in eine sachliche Erörterung einzugehen. Gegen den § 19 und gegen das von Dr. Lueger erfundene Berechtigungssystem, welches die Wittgenstein-Gruppe sich angeeignet, gleicht jede Polemik dem Kampfe gegen Windmühlen.

Zum Schluss bitte ich noch um eine Correctur in meinem Artikel vom 23. März, wo die Exiparnis beim Kilometer Bahnlänge ohne Roheisenzoll mit fl. 605 statt mit fl. 654·19 angegeben ist. Das gegenwärtige Gewicht der Schienen beträgt 354 Kilogramm pro laufenden Meter, für 1000 Meter benöthigt man $2000 \times 35{\cdot}4 = 70.800$ Kilogramm Schienen, zu denen 84.960 Kilogramm Roheisen nothwendig sind. Die Aufschebung des Roheisenzolls von 77 Kreuzern ergäbe somit fl. 654·19 Exiparnis pro 1 Kilometer Bahnlänge.

Ein Maschinenindustrieller.

Volksbildungsbestrebungen in Oesterreich.

Zur Eröffnung des ersten Volksheimes in Wien.

Von allen Bergen sind diejenigen am mühsamsten zu besteigen, die sich so unvermittelt von dem Thale erheben, dass man während der ganzen Besteigung den Gipfel nicht aus den Augen verliert. Anfangs beseelt allerdings der Anblick des fernen Zieles die Kräfte. Wenn man sich aber diesem Ziele nach ein paar Stunden anstrengenden Steigens nicht genähert zu haben scheint, so kann sich auch der bedeutendste Bergsteiger Anwandlungen der Muthlosigkeit und Enttäuschung nicht erwehren. In dieser Lage pflegt man stehen zu bleiben und einige Blicke in das Thal oder auf die gegenüberliegenden Berge zu werfen. Nun zeigt es sich erst, dass man, das Endziel trotz noch so ferne sein, doch eine beträchtliche Höhe erklommen hat, und dies verleiht neue Kraft und neuen Muth, dem Gipfel zuzusteigen.

In ähnlicher Lage befinden wir uns überall auf socialem Gebiete und nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Bildungswesens. Das Ideale, Anstrebenswerte scheint uns so ferne zu liegen und so schwer erreichbar zu sein, dass wir darob nicht selten darauf vergessen, dass wir im Laufe der letzten Jahrzehnte unmerklich ganz beachtenswerte Erfolge aufzuweisen haben. Auch hier ist es unter Umständen wohl angebracht, einen Augenblick stehen zu bleiben und noch rückwärts zu blicken. Freilich nicht, um mit Rücksicht auf das Erreichte sich dem Quietismus hinzugeben, sondern um mit neuer Kraft dort einzuziehen, wo wir mit den vorhandenen Mitteln den höchsten Erfolg erzielen können.

Die Anfänge des Volksbildungswesens liegen auch in Oesterreich ein Menschenalter hinter der Gegenwart zurück. Die große liberale Bewegung, welche Oesterreich die Verfassung gab und an Stelle der alten Lernschule die Neuschule schuf, hat auch die ersten Keime des Volksbildungswesens zu entwickeln gesucht. Die politischen Organisationen gründeten Bildungsvereine, gaben Bildungsschriften heraus und errichteten Volksbibliotheken, freilich ohne dass diese Schöpfungen zu erfreulichem und gesicherten Leben gelangt wären. Die enge Verbindung mit bestimmten politischen Parteien musste von vorneherein einen Theil der Bevölkerung abschrecken. Zu dem kamen Fehler der Organisation. Die regelmäßigen Publicationen der Vereine verschlangen den größten Theil der Vereinsmittel, für Bibliotheken und Vorträge blieb nicht viel übrig. Infolge dessen wurde das Leben dieser Bildungsvereine immermehr zu einem Scheinleben, als die leitenden Personen nach und nach älter wurden und an Energie einbüßten.

So ist denn in der That die Volksbildungsbewegung, die in Niederösterreich und speciell in Wien mit der Gründung des Volksbildungsvereines beginnt und die seither unter verschiedener Flagge, nämlich der des Volksbildungsvereines, des Vereines »Centralbibliothek« und der volkstümlichen Universitätscurse vielfach wirksam ist, als etwas völlig Neues aufzufassen. Neu ist vor allem der Standpunkt der politischen Neutralität, den diese neue Volksbildungsbewegung auf ihre Fahne schreibt. Nicht dieser oder jener Partei will sie Anhänger zutreiben, sondern sie wendet sich an alle ohne Rücksicht auf ihr religiöses oder politisches Glaubensbekenntnis. Die Bewegung nahm auch nicht den Ausgangspunkt von einer politisch markanten Periode. Sie ist veranlasst durch die Einsicht, dass eine Volksbildung, die mit der Volksschule abschließt, eine Halbheit ist, und dass eine gedeihliche, soziale Entwickelung heute eine ganz andere Vorbildung der unteren Schichten zur Voraussetzung hat, wie vor einem Menschenalter.

Die Volksschule bleibt eine Halbheit, weil es nicht selten vorkommt, dass die Elementarkenntnisse im Drange des Lebens wieder verloren gehen. Zwar lässt sich dies statistisch nicht in seiner ganzen Schrecklichkeit fassen, weil bei der einen Hälfte des menschlichen Geschlechtes, bei den Weibern, eine spätere Prüfung der Schulkenntnisse überhaupt nicht stattfindet, bei den Männern aber nur diejenigen Recruten zu den Analphabeten gezählt werden, die bei der Stellung nicht einmal ihren Namen nothdürftig schreiben können. In Wirklichkeit soll es mit den Schulkenntnissen der Recruten häufig recht traurig bestellt sein.

Nicht selten liegt aber der Fall umgekehrt. Der Schüler hat sich das Lesen gut eingeprägt, und nun ergreift den Jüngling oder die Jungfrau eine solche Leselust, dass alles Uebrige, selbst alte Leidenschaften, die zum Einwicklen verwendet wurden, sammt und verschlungen werden. Hier setzt nun die Privatindustrie ein und sucht durch Schauerromane Geschäfte zu machen, ohne Rücksicht darauf, ob die Phantasie des Volkes durch solche Producte geistig krankhaft erhitzt wird oder nicht. Diesen Schädlingen den Boden abzugraben, war mit eine Hauptursache der Volksbildungsbewegung. Und wenn ihr nichts weiter gelungen wäre, als eine der beiden Verlagsfirmen, die die Mordthaten des Hugo Schenk in leandalöser Weise ausposaunten, zum Concurse, die zweite der gänzlichen Ohnmächtigung gebracht zu haben, so wäre es allein eine große ethische Leistung.

Eine geistige Hebung der unteren Classen ist aber auch eine Existenzfrage der Gesellschaft. Nicht als ob die sociale Revolution vor der Thüre stünde und man den Brand zu löschen versuchen müsste. Die Greuel eines blutigen Classenkampfes ist in weite Ferne gerückt, aber immerhin bleibt eine tiefe Kluft zwischen den Lebensanschauungen der einzelnen Classen ein großes Hindernis für die gedeihliche Entwickelung der Gesellschaft. Schon vom Standpunkte einer einheitlichen Verwaltung selbst in einem absolutten Staate muss eine Hebung der unteren Classen als unerlässlich betrachtet werden. Immer zahlreicher und größer sind die Anforderungen, die von der Seite der Verwaltung geltend werden. Wie soll die Bureaukratie dieser Aufgabe gerecht werden, wenn sie nicht auf ein Verständnis der Massen rechnen kann? Der glaubt jemand wirklich noch, eine Seuche, wie die Cholera, die Pest, so selbst die Tuberculose werde sich erfolgreich bekämpfen lassen, wenn den Massen jeder Sinn für Hygiene überhaupt und die Maßnahmen der Behörden im besonderen abgeht?

Aus das dürfte die Nothwendigkeit einer ispematischen Arbeit auf dem Gebiete des Volksbildungswesens kaum mehr gegen irgend jemanden zu vertheidigen sein. Ganz selbst denjenigen, denen die Erfüllung der hohen Volksaufgabe durch eine rationalistische Anschauung so fern scheint, kann es nicht entgangen sein, dass sich eben ethebliche Theile der Bevölkerung nicht mehr auf den früheren Standpunkt geistiger Bedürfnislosigkeit halten und dass es sich daher nun darum handeln kann, es diese Schichten ohne die Mittel der Volksbildung nicht unter jener verständnislosen Ablehnung ihren Entwicklungsprozess fortsetzen zu lassen. Sie würden [illegible] Bildung nun gelangen, wenn sie haben. Dass sie [illegible] werden, das ist eine Thatsache, die [illegible] Beachtung [illegible] Bildungsbestrebungen [illegible] Gegenwart [illegible].

Digitized by Google

Im allgemeinen kann man entweder durch den Vortrag, das lebendige Wort und die Musik, oder aber durch Druckschriften auf das Volk einwirken. Die letzteren können entweder periodisch als Zeitschriften oder von Fall zu Fall als Flugschriften unter das Volk gebracht werden; sie können aber auch zusammengestellt als Bibliothek ständig dem Leihpublicum zur Verfügung stehen.

Von allen diesen Mitteln erwies sich bald die Herausgabe eines Vereinsblattes als überflüssig, weil die große Menge der Mitglieder dem Volksbildungsverein nicht des Blattes halber angehört, sondern um ein gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen, und weil es in Wien auch für den Minderbemittelten nicht an Gelegenheit fehlt, sich Zeitungen beliebenden Inhaltes zu verschaffen. Wie die Herausgabe eines Blattes erwies sich auch die von Flugschriften als nicht zweckdienlich, zumal das Colportagevrbot den Vertrieb wesentlich erschwert. Hingegen haben sich sowohl das Vortrags- als auch das Bibliothekswesen so entwickelt, daß diesen beute hierin musterhaft auf dem Continente ist. Die Vorträge, die der Wiener Volksbildungsverein an Sonntag-Nachmittagen veranstaltet, haben eine Fortbildung in den volksthümlichen Universitätscursen erfahren, die insoferne eine Verbesserung darstellen, als sie stets einen Cyklus von sechs Vorträgen umfassen und somit ein systematisches Wissen zu verbreiten bestrebt sind. Nach dieser Seite entlastet, hat sich der Volksbildungsverein mehr auf die Veranstaltung von Recitationen und volksthümlichen Concerten geworfen als es früher der Fall war. Die Entwickelung ist aber auch hier noch nicht abgeschlossen. Denn es wird angestrebt, das Vortragswesen und Bildungsweisen überhaupt örtlich in sogenannten Volksheimen zusammenzufassen, dessen erstes, eben entstanden, vorläufig in einem Miethhause auf dem Urban Loritz-Platze in Wien untergebracht ist und in den nächsten Tagen eröffnet werden soll.

Wie auf allen Gebieten des Volksbildungswesens im engeren Sinne ist auch hierin England Vorbild. Die berühmte Toynbee-Hall, zu Ehren des früh verstorbenen Nationalökonomen und Menschenfreundes Arnold Toynbee so genannt, und der Peoples Palace in London sind das Muster, nach dem auch in Wien Volksheime errichtet werden sollen. Nur in einem Punkte ist eine Abweichung gedacht. Während die englischen Volkshäuser Schöpfungen christlich-social gesinnter Kreise sind, sollen die Wiener Volksheime neutraler Boden sein, auf dem sich nicht nur die Angehörigen verschiedener Classen, sondern auch politischer Parteien zu gemeinsamer Belehrung und Unterhaltung treffen können. Wenige Wohnsitze sind verlassen, seitdem der Gedanke, ein Volksheim zu errichten, greifbare Gestalt angenommen hat, aber schon stehen ansehnliche Bildungsmittel zu Gebote. So verfügt das neue Volksheim über die reichhaltige Fachbibliothek des jüngst verstorbenen Socialpolitikers Wittelshöfer und über eine kleine historische Handbibliothek. Außerdem wird ein physikalisch-chemisches Cabinet Gegenbeit zum Selbststudium gewähren. Neben Vorträgen sind Seminarien zur Ergänzung und Fortsetzung der volksthümlichen Universitätscurse gedacht. Verderband sind die Mittel des Vereines noch kleine, aber man hofft auf den Opferfreudigkeit des Wiener Bürgerthums, die es dem Vereine ermöglichen soll, inmitten der volkreichen westlichen Bezirke ein eigenes Gebäude zu errichten.

Nicht minder erfreulich war die Entwickelung des Bibliothekswesens. Im Jahre 1887 wurde die Bibliothek in Zimmering eröffnet, in der im ersten Jahre kaum 5000 Bände enthehmt wurden. Heute stehen neben mehreren kürzlich von christlichsocialer Seite errichteten Bibliotheken 26 große und eine Anzahl kleinerer Bibliotheken für Spitäler, Heilstätte u. s. w. dem Publicum zur Verfügung, das gegen 3½ Millionen Bände derselben entnimmt. Erlaubten es die Mittel, den 26 Bibliotheken noch etwa vier neue hinzuzufügen, so wäre Wien so ziemlich versorgt und es erübrigte nur, die abgenutzten Bände durch neue zu ersetzen und die bestehenden Büchereien qualitativ auszugestalten.

Und die Qualität der Bibliotheken erhöht sich auch von Jahr zu Jahr. Nicht nur, daß sich der Geschmack des Publicums erheblich verbessert, auch bei Neuerschaffungen wird immer mehr darauf Bedacht genommen, nur das Beste anzuschaffen. Insoferne ist ein entschiedener Fortschritt gegen früher zu constatieren, wo man sich manches der Mittel in erster Reihe darauf beschränken mußte, die Bibliotheken mit geschenkten Büchern auszugestalten. Nun werden zwar dem Volksbildungsvereine fahraus fahren sehr viel schöne und wertvolle Bücher geschenkt, aber naturgemäß läuft auch viel Geringwertiges oder ganz Wertloses mit unter: alte Conversationslexika, unvollständige Exemplare der „Gartenlaube" u. s. w., die man heute billig von der Einstellung ausschließt, umsoweniger, als man in der Lage ist, neue Bücher zu verhältnismäßig billigen Preisen anzukaufen.

Aber noch nach einer zweiten Richtung hat sich die Construction der Bibliotheken geandert, durch die Einrichtung des Lesezimmers. Wie überall wurden auch in Wien die Bücher ursprünglich ausgegeben, denn die Begriffe Volksbibliothek und Leihbibliothek schienen synonyme zu sein.

Erst der energische Widerstand [illegible] gegen diese Praxis und [illegible] Beispiel [illegible] [illegible] [illegible]

Subventionen seitens der Sparcasse, der Gemeinde u. s. w. nicht nur erhalten, sondern auch ausbauen kann. Nur die Errichtung bleibt somit Sache der Bildungsvereine. Anderseits ist auch die Gefahr, den der Vortrag aufgeteilt ist, hier nicht vorhanden, denn die Worte Goethes: „Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen, ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", gelten, wenn überhaupt wo, so auf dem Gebiete des Bibliotheks wesens. Es ist sehr fraglich, ob die zwei, drei Vorträge, die man im günstigsten Falle, z. B. in einem Marktflecken Niederösterreichs, jährlich abhalten lassen kann, allgemeines Interesse erregen. Aber eine Bibliothek von 1000 Bänden, die im Laufe der Jahre um einige hundert Bände anwächst, kann thatsächlich jedem geistig regen Menschen nicht nur etwas, sondern eine ganze Summe von Belehrung und Anregung bieten. Und doch kostet eine solche Bibliothek von 1000 neuen und nett gebundenen Bänden, die einen nicht unbeträchtlichen Theil der Weltliteratur umfassen, durch die Wiener Bildungsvereine zusammengestellt, nicht mehr als fl. 500 bis 600. Sollte es ein Ding der Unmöglichkeit sein, im Laufe des nächsten Decenniums alle größeren Orte Deutsch-Österreichs mit solchen Bibliotheken zu versehen, die, einmal ins Leben gerufen, sich selbst erhalten und ausbauen müssen?

Welche Wirkung man aber mit wenig Gulden auf dem Lande erzielen kann, davon ein Beispiel. Alle Jahre komme ich ein- bis zweimal in ein Seitenthal des Mölthales, einen der stillsten Erdenwinkel Mitteleuropas. Einst barg das Thal Silberschätze, aber diese Schätze müssen entweder erschöpft sein oder aber den Abbau nicht mehr lohnen, denn lange vor der Demonetisierung des Silbers wurde der Bergbau aufgelassen und nichts erinnert mehr an ihn, als die Ruine des alten Schmelzofens und die verhältnismäßig dichte Bevölkerung des Thales. Der Gewerbe ist von daunen gezogen, die Bergknappen sind geblieben, an die Scholle geheftet durch ihr Blockhaus und einige Grundparcellen, die sie an steilen Lehnen der Cultur zugeführt haben. Natürlich ist der Nahrungsmittelspielraum denkbarst enge und dies veranlaßt einen Theil der Bevölkerung, auswärts Unterhalt zu suchen. Das naheliegendste ist, sich für den Sommer in Gastein als Dienstboten, Hausknechte, Träger u. s. w. zu verdingen. Der zurückbleibende Theil der Bevölkerung führt das bescheidenste Leben der Welt. Er lebt außer von Milch hauptsächlich von Polenta, zu dem das Maismehl stundenweit auf dem Rücken zugetragen werden muß. Daß unter solchen Umständen der Branntwein Hausfreund geworden ist, kann niemand in Erstaunen setzen. Es müßte als Wunder gelten, wäre dem nicht so.

In diesem Orte habe ich vor zwei Jahren mit einem Freunde eine Volksbibliothek errichtet, unter dem schallenden Gelächter jener wenigen, die den Ort und seine Bewohner kennen. Und diese Bibliothek, in einer Höhe von 1400 Metern über dem Meere, wohl die höchste in Oesterreich, wird nicht nur benützt, sie weist sogar Benützungsziffern auf, die selbst einer englischen oder amerikanischen Stadt keine Schande bereiten würden. Von 64 Häusern benutzen regelmäßig 58 bis 60 die Bibliothek, die übrigen Häuser sind entweder von ganz alten Leuten bewohnt oder beherbergen unverbesserliche Schnapsbrüder. Und zwar wird jeder entlehnte Band meist von der gesammten Einwohnerschaft des Hauses gelesen, indem ein Familienmitglied den anderen bei den häuslichen Arbeiten vorliest. Nur alte Leute lesen wohl auch einsam mit der Nasenbrille in ein Buch versieft. Der Leiter der Bibliothek und zugleich das geistige Haupt der Gemeinde ist der Lehrer, ein junger, lebensfroher Mann, der seine Aufgabe darin sieht, nicht bloß die Schulkinder, sondern auch die Erwachsenen geistig und sittlich zu heben. An Zeit fehlt es ihm freilich nicht, ist er doch vier Monate sozusagen eingeschneit. Ihm haben auch im Vorjahre die Leser eine eigenartige Ovation gebracht. Unter den Büchern befinden sich „De Schriften eines Waldbauernmeisters" von Rosegger. Der Ehmann des Ortsschulrathes, ein Bauer, der seine Ernte auf dem Rücken nach Hause tragen muß, weil auf der beiden Lehne ein Fuhrwerk unmöglich ist, hielt es für seine Pflicht, das Buch zu lesen. Tief ergriffen, brachte er das Buch zurück, war doch der Waldbauernmeister Rosegers das getreue Abbild ihres eigenen hochverdienten Lehrers. Und seither hat die ganze Gemeinde dem Lehrer zu Ehren das Rosegger'sche Buch gelesen. Nun wird auch ein energischer Kampf gegen die Schnapspest geführt, der, wie ich höre, nicht aussichtslos ist und zunächst dahin geführt hat, daß die einzige Schänke des Ortes seine Concession zum Ausschanke von Branntwein erhalten hat.

Es sind das an sich so winzige Erfolge, aber sie zeigen doch, wo man den Hebel ansetzen muß. Denn darin stimme ich Professor Mataruk ganz bei, daß wir in unserer Zeit, die des Unerreichbaren so viel bietet, dazu verurtheilt sind, Kleinarbeit zu leisten, damit vielleicht unsere Kinder wieder einmal aus dem Vollen schöpfen können. Möchten sich recht viele an dieser Kleinarbeit der Volksbildungsfreunde betheiligen! Denn ohne die geistige und sittliche Hebung der Massen gibt es keinen großen Fortschritt auf staatlichem und socialem Gebiete!

Richard Pausch.

Charakteristik Benedeks.

Von Heinrich Friedjung.*)

Benedek conterfeit sich selbst in seinen Briefen ab. So wie er schrieb, glich er keinem anderen: sein Stil ist so ganz sein eigen, daß von jeder Zeile in seinen Papieren, auch wenn sie nicht von seiner Hand geschrieben ist, gesagt werden kann, ob sie von ihm herrühre oder nicht. Nur eine starke Natur, nur ein Vollblutmensch kann sich seinen Stil so ganz selbständig aufbauen.

Und ebenso wirkte er in der Erscheinung, im Auftreten. Anschaulich schildert ihn Baron Torresani, der 1865 und 1866 zu Verona unter ihm diente**): „Es war etwas Imponierendes an ihm. Außerordentlich sicherlich gebaut, von elastischen, schnellen, etwas ruckweisen Bewegungen; durch und durch impulsiv, allzueilig den manchmal theatralischen, immer aber edelmüthigen Eingebungen des Augenblicks folgend, war der Mann mit dem Raubvogelgesicht, den blitzenden Augen, dem sonoren Organ Meister in jenen kurzen, zündenden Ansprachen, die den Soldaten heraus chen, zu den größten Dingen fähig machen." Er war nicht groß, machte aber zu Pferde eine prächtige Figur und hielt mit äußerster Sorgfalt auf sein Aeußeres: sein nach ungarischer Art in zwei Windungen aufgedrehter Schnurrbart gab ihm etwas Martialisches. Sein Blick hatte, wenn er jemanden musterte, etwas Durchbohrendes; er lenkte, wenn seine Stimme in der Schlacht vom Geschützdonner übertönt wurde, seine Truppen mit dem Ausfeuchten seiner Augen.

Was er selbst im Kampfe fühlte, erhellt aus seinen eigenen und aus fremden Briefen und Schilderungen. So schreibt er seiner Frau am 12. Juni 1848: „Muth ist ja das Einfachste, was auch jeder Hallunk (armeine Soldat) haben muß, allein mitten im Feuer, wenn die Bleistreen jammern, wenn sich schon hie und da Reihenlosigkeit, vielleicht sogar ein gewisses Zagen zeigt, den ungetrübten, scharfen Blick zu erhalten und mit Festigkeit anzuordnen, was richtiger Soldatenverstand fast unwillkürlich anbringt, das ist eine Gabe des Himmels, die mir Gott sei Dank nicht fehlt. Mich bewegt im ernsten Moment all das Jammern des Krieges nicht, und doch bin ich ein frommer, gottesfürchtiger, fast möchte ich sagen religiöser Soldat. Schon in manchem Gefecht hab' ich mein Lud dem guten Herrgott empfohlen." Dabei war seine Spur talklichen Wesens in ihm, und er sagt von sich: „Der alte und meiner Charge zuständige Muth ist der kalte Muth, und Gott sei Dank, den fühle ich in mir." „Ich bin kein Bramarbas," schreibt er am 13. Mai 1848, bevor er ins Gefecht zieht, „ich sage es offen, daß mir das Herz hörbar klopft, zum Theil Lust, zum Theil aber auch Bangigkeit, Dich heute zur Witwe zu machen."

Sein heiteres Wesen im Kugelregen flößte seiner Umgebung die vollste Beruhigung ein. Dabei verließ ihn während des Gefechtes sein Eifer auch für die kleinsten Dinge des Dienstes nicht, und es mag etwas Rede gewesen sein, als er in der Schlacht bei Solferino einen seiner besten Officiere, Major v. Littrow, barsch anfuhr, er soll seinen in die Höhe stehenden Kragen in die vorschriftsmäßige Lage bringen. Als die Schlacht sich gegen Mittag auf seinem Flügel zum Guten wendete, kehrte er sich, unmittelbar nach dem Sprühen des feindlichen Feuers, plötzlich um, musterte sein Gefolge scharfen Auges und sprach seine Freude darüber aus, daß er keine blassen, sondern nur furchtlose Gesichter sehe; gleich aber war er wieder der wegen seiner Rauheit gefürchtete Vorgesetzte und rief: „Oberstleutenant Junker, Sie machen schon wieder zu Pferde einen Bogenbuckel."

So herzlich auch Benedeks Verhältnis zu seinen Soldaten und Officieren war, so aufopfernd und großmüthig er auch häufig in das Leben seiner Untergebenen eingriff — so folgte er doch, wenn er unwillig wurde, dem nahen Zug in seinem Wesen mit verletzen der Rücksichtslosigkeit. Alle Berichte stimmen darin überein, daß er die einfachen Soldaten besser, selbst zarter behandelte, als die höheren Officiere. Gerade in rührend war zu allen Zeiten, im Frieden wie in Feldzügen, wie er für das leibliche Wohl seiner Untergebenen sorgte. „Wo Zuni," schreibt er seiner Frau während des Feldzuges von 1848, „hab' ich Du nichts zurückgelassen, und auch in Zukunft werde ich schwerlich so bald was thun können, weil ich mich nicht erwehren kann, meinen Bleiberten so manches zuzuschicken. Bin ja der Vater meiner Soldaten, hab' die Kerls unendlich lieb. Mein denn der Staat die Dienste und das Blut des armen Soldaten zu lohnen? . . . Wenn da der Oberst nicht sein Herzogth ist, so ist es schlimm. Uns Officier reizt ein Ehrenkreuz, aber der arme Soldat, was soll den anerkein, seine Knochen zu Markte zu tragen? und doch thut es mir so viel Hungehung." „Blos Deinetwegen," heißt es dann am 11. Juli, „wundert ich, daß der Krieg bald zu Ende wäre, denn lenguie ich's nicht, daß mich dies Treiben anwidert. In doch das edelste Handwerk, und wenn ich meine Haidaln sehe, lacht mir das Herz im Leib, bedauere nur, daß ich nicht recht bin, mich es ihnen beim S . . . . hineinlachen." Aber seine

Digitized by Google

Soldaten vergötterten ihn auch: „Meine Blessierten im Spital jubeln, so oft ich sie besuche.“

Wie als Oberst blieb er auch als General und Armeecommandant. Als er nach Italien kam, fand er noch den Brauch vor, dass die jüdischen Soldaten, anders als ihre Kameraden, ohne Sang und Klang bestattet wurden; er verfügte, dass auch sie mit den üblichen militärischen Ehren zu Grabe zu tragen seien. Bei Inspicierungen hatte sein Adjutant stets Silbergulden und „Silberzwanziger“ bei sich, mit denen er Soldaten, die eine gute Figur in der Front machten oder sonst seine Zufriedenheit erregten, beschenkte. Die Officiere waren damit nicht einverstanden, da der Strafbetrag für Soldaten selbstverständlich nicht immer die Würdigsten treffen konnte. Die Soldaten hatten bald herausgefunden, welche Antworten auf seine Fragen ihm gefielen, und verstanden es, die „Zwanziger“ in ihre geldbedürftigen Taschen zu leiten. Als Armeecommandant hielt er mit grossartiger Freigebigkeit freie Tafel und veranstaltete auch förmliche Unteroffiziersdiners bei sich; doch hatte dies auch, wie er dem Generaladjutanten des Kaisers schrieb, seinen bestimmten Zweck, da nach dem Kriege von 1859 der Geist der Truppen, zumal der ungarischen, zu beleben war; befand sich doch jenseits der Mincio-grenze eine in italienischen Sold stehende ungarische Legion, von wo aus die Soldaten durch Geld und Versprechungen zur Desertion verleitet werden sollten. In häufigen Ansprachen vor der Front wirkte Benedek auf die Ehr- und Vaterlandsliebe der Truppen. Er erreichte seinen Zweck, denn es herrschte ein prächtiger Geist in seiner 1866 vom Erzherzog Albrecht zum Siege geführten Armee. Es war aber beschämend für die Officiere, dass, wenn er bei einer Inspicierung mit einem von ihnen unzufrieden war und den Bataillons-, selbst den Regimentskommandanten mit furchtbarer Strenge zur Rede gestellt hatte, er gleich darauf die Unteroffiziere heranreiten liess, um sie in derbsten, herzlichen Worten seiner Liebe zu den Soldaten zu versichern. Die unliebsam Betroffenen liessen es sich nicht nehmen, dass er Komödie spiele: auf Kosten der Officiere werde er um die Gunst des gemeinen Mannes. Aber es war kein Zweifel, dass Ansprachen dieser Art von ihm ernst und tief gefühlt waren.*)

Er behandelte seine Untergebenen, fast ohne Unterschied des Ranges, nahezu in demselben Ton, wie er sich auch mit Vorliebe einen Soldaten, selten einen Officier nennt; er spricht von der Soldatenposse, Soldatenphilosophie und anderen Tugenden des Standes. Das specifische Officiersgefühl wird, soweit Briefe, Ansprachen und Befehlsschreiben von ihm vorliegen, bloß an wenigen Stellen von ihm betont.

Man muss sich übrigens erinnern, dass Benedek zu einer Zeit aufgewachsen war, da noch ein anderer Ton in der Armee herrschte als jetzt; wenn er einmal im Gespräch sogar einen seiner Generäle dumm oder gar einen Esel nannte, so erzählte er, um den Vorfall zu verfügen, dass, als er 1849 zugegen war, Prinz Windischgrätz nach Ungarn versetzt wurde, sein Corpscommandant Fürst Franz Liechtenstein ihn mehr als einmal angesehen habe: „Sie waren ein recht tüchtiger Oberst, aber als General sind Sie ein Esel!“ Er sparte zudem mit solchen schmeichelhaften Redensarten auch nicht, wenn er von sich selbst sprach; damit war seinen Verdrieten von selbst die Spitze abgebrochen.

Aber wenn sich auch die älteren und höheren Officiere gedemüthigt fühlten, die jüngeren fanden sich durch seine echt kameradschaftliche berührt — so erkannte doch jeder Einsichtige an, dass sein Herz, der edle Kern seines Wesens mit diesen Aeusserlichkeiten nichts zu thun hatte. „Die Kraft des Willens wie des Wortes, deren er sich wohl bewusst war,“ so lautet das Urtheil eines scharfsichtigen Beobachters, „trug eine gewisse Derbheit an sich, die seiner Sprache manchmal den Charakter der Roheit, wenn nicht der Trivialität gab und leicht auch der Würde hätte Eintrag thun können, wenn nicht die ganze Persönlichkeit so sehr den Stempel der Wahrheit, ja der Treuherzigkeit an sich getragen hätte.“ Wenn alle Fälle aufgezählt werden sollten, welche mir von alten Officieren berichtet wurden, in denen Benedek, der doch vermöglenslos war, ihnen oder ihren Blutsfreunden und Kameraden in argen Nöthen oder bei plötzlichen Dienstanforderungen grossmüthig mit seinem Geldbeutel beigesprang, so wäre des Erzählens kein Ende. Daher kam es auch, dass Benedek, obwohl er mässige Bedürfnisse hatte, nie spielte und bloß für seinen Dienst lebte, stets in Schulden sak. „Nuller in Geldsachen habe ich Gleiches nie gesehen,“ schreibt er 1848, „mehr Glück als ich verdiene.“ „Lache nicht,“ schreibt er seiner Frau, als er ihr zu ihrem Namenstage 1848 ein Geldgeschenk schickt, „dass ich dir das erstemal ein Angebinde gebe, leider habe ich nie etwas.“ In seinem Testament sagt er selbst, dass er es nur der Bethsse seiner Gattin verdanke, wenn er seine Schulden bezahlen konnte. Wie so viele im Grunde weiche Menschen verbarg er seine Herzensgüte hinter rauhen und barschen Manieren. Dazu kam gerade während seines Commandos in Italien sein stets gestörter Gesundheitszustand, das ihn quälende Leberleiden; dann konnte seine wilde Lanne oft kein Maß, und er hegte, wenn er sich wieder wohler fühlte, Bedauern für seine, wie er sich auklagte, von ihm gequälte Umgebung.

Wenn von ihm als Armeecommandant geübte Gastfreundschaft versammelte stets eine grosse Zahl von Officieren um ihn. Bei diesen Mahlzeiten herrschte ein Lagerton, der sich nicht für verwöhnte Ohren eignete. Benedek gab gerne gewagte Geschichten zum besten, neckte und — wie der österreichische Ausdruck lautet — „frozzelte“ diejenigen, die ihm nicht kräftig Stand zu halten wussten, weidete sich an der Verlegenheit der in die Enge getriebenen und brachte, wenn junge Officiere anwesend waren, das Gespräch mit Vorliebe auf ihre Jugendsünden und deren Folgen. In dieser Beziehung stellte er fast an jeden seiner Gäste eine bestimmte heikle Frage, wobei sich die ernsteren Officiere gerade nicht angenehm fühlten. Die Anwesenheit seiner Frau genierte Benedek bei diesen Scherzen nicht im geringsten. „Als ich zum erstenmal geladen war,“ erzählt Baron Torresani, „inquirierte er mich über die Tischlänge herüber eine halbe Stunde lang bezüglich allerprivatester Angelegenheiten und zog unter dem Dienstgelächter der Anwesenden aus meinen Aeußerungen den Schluss, dass ich noch sei, was er „ein Comtesse“ nannte. Das darf natürlich nicht so bleiben,“ meinte er. „Mir Ihrer Stell' thät' ich eine erstbeste Dame bitten — um denen fehlt's in Verona nicht! — dass sie meine Erziehung in die Hand nimmt; zum Beispiel die ***!“ Die Dame, die er genannt, gehörte den höchsten Militärkreisen an . . .“

Unaufhörlich bereiste Benedek die ausgedehnten Provinzen, über die er das Militärcommando führte, niemals that er sich, auch unter peinigendem Unwohlsein, in dieser Arbeit genug. Die Spitäler, auch die mit Cholerakranken gefüllten, besuchte er fleißig. Bei seinen Rundreisen faßte er besonders zwei Dinge ins Auge: die Pflege des Geistes der Truppe und die Gewöhnung an die strengste Zucht, wobei es ihm freilich oft zu sehr auf Aeußerlichkeiten ankam. Das äußere Aussehen des Mannes und des Officiers, ihre reglementmäßige Kleidung, die Ordnung in den Kasernen waren ihm von der größten Wichtigkeit. Er sagte einmal, die Summe aller dieser Einzelheiten biete den Maßstab für die in der Armee herrschende Disziplin. Mit peinlicher Strenge strafte er Unregelmäßigkeiten; er war ein „Adjustierungsreiter“, dem weder der vorschriftswidrige Schnitt einer Hose, noch das unausgeputzte Kinn eines Officiers entgingen. Wenn er nun unausgesetzt in den Truppen beisitzen ließ und Paradeübungen verlangte, fanden schärfer zuziehende Kritiker, dass der kriegsmäßigen Ausbildung von ihm nicht genügende Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Sein Generalstabschef John meinte einmal, unter dem Vorgänger Benedeks, dem Grafen Degenfeld, hätten die Officiere seines Stabes bei Uebungen nicht in der Paradeuniform erscheinen müssen, aber sie hätten dabei mehr gelernt. Einer der Officiere des Generalstabes reichte einmal bei John eine Denkschrift ein, in der auf den Mangel der feldmäßigen Ausbildung der Truppen hinwies; John, vollkommen damit einverstanden, legte den Aufsatz dem Feldzeugmeister vor. Benedek war nicht im geringsten ungehalten über diesen indirect gegen ihn ausgesprochenen Tadel, aber er entgegnete, er sehe als Armeecommandant bei Inspicierungen seine Hauptaufgabe darin, das moralische Element bei den Truppen zu stärken, und er müsse es den Corpscommandanten überlassen, die feldmäßigen Uebungen zu überwachen. Er erließ darauf im August 1865 an seine Unterbefehlshaber einen Befehl, dem die rügende Eingabe jenes Generalstabsofficiers, dem er auch sein Wohlwollen nicht entzog, zugrunde gelegt wurde.

In seinem 1863 dem Kriegsminister Grafen Degenfeld vorgelegten Bericht erkennt er den Wert der wissenschaftlichen Berufsarbeit des Generalstabes vollständig an, aber er betont, dass der „Commandidienst“ das erste Erfordernis einer vorzüglichen Armee sei. Dafür, für alle Anforderungen der Verwaltung, Disziplin und Ordnung hatte er den regsten Sinn; er bezeichnet damit die Grenzen seines Interesses und auch mehr seiner Begabung. Zeitdem er 1833 als Oberlieutenant in den Generalstab Radetzkys kam, wo er bis 1840 blieb, bewährte er sich als praktischer, gewissenhafter, pflichttreuer Arbeiter; hier erwarb er sich die Kenntnisse, über die er später wohl kaum sehr weit hinauskam. Von 1840 bis 1847 war er Generalcommando-Adjutant in Lemberg, wo ihm neben umfangreichen Verwaltungsaufgaben auch die Leitung der eigentlichen Generalstabsgeschäfte oblag. Er betonte aber später selbst, dass er darüber keine Musse zu Studien und anderen Studien fand; er war deshalb nur für die Benennung des Generalstabs- und Adjutantendienstes, weil er aus eigener Erfahrung wisse, dass sonst „nur wenige Auserwählte, die Zeit haben, der Truppenausbildung, der

) Man erzählte sich eine etwas boshaft erfundene Geschichte, die seinen Sorgen mit den Soldaten charakterisieren sollte. Bei einer seiner Inspicierungen in Verona, wenn auch durch seine militärische Haltung auf sich zu ziehen, hatte er einen Soldaten vor sich, der sich durch seine Erscheinung, durch sein Benehmen, durch seine Antworten auf seine Fragen ihm gefielen, und verstanden es, die „Zwanziger“ in ihre geldbedürftigen Taschen zu leiten. Als Armeecommandant hielt er mit großartiger Freigebigkeit freie Tafel und veranstaltete auch förmliche Unteroffiziersdiners bei sich; doch hatte dies auch, wie er dem Generaladjutanten des Kaisers schrieb, seinen bestimmten Zweck, da nach dem Kriege von 1859 der Geist der Truppen, zumal der ungarischen, zu beleben war; befand sich doch jenseits der Mincio-grenze eine in italienischen Sold stehende ungarische Legion, von wo aus die Soldaten durch Geld und Versprechungen zur Desertion verleitet werden sollten. In häufigen Ansprachen vor der Front wirkte Benedek auf die Ehr- und Vaterlandsliebe der Truppen. Er erreichte seinen Zweck, denn es herrschte ein prächtiger Geist in seiner 1866 vom Erzherzog Albrecht zum Siege geführten Armee. Es war aber beschämend für die Officiere, dass, wenn er bei einer Inspicierung mit einem von ihnen unzufrieden war und den Bataillons-, selbst den Regimentskommandanten mit furchtbarer Strenge zur Rede gestellt hatte, er gleich darauf die Unteroffiziere heranreiten ließ, um sie in derbsten, herzlichen Worten seiner Liebe zu den Soldaten zu versichern. Die unliebsam Betroffenen ließen es sich nicht nehmen, dass er Komödie spiele: auf Kosten der Officiere werde er um die Gunst des gemeinen Mannes. Aber es war kein Zweifel, dass Ansprachen dieser Art von ihm ernst und tief gefühlt waren.)

Digitized by Google

Begutachtung der Themas, dem Studium des Landes ꝛc. die entsprechende Thätigkeit zuzuwenden". Durch die Praxis hatte er sich eine tüchtige Routine erworben, so daß sowohl der ungarische Kriegsminister Megzaros wie später Haynau gewillt waren, ihn an ihre Seite zu berufen. Es ist ein Beweis von Benedeks Selbsterkenntnis, daß er immer aus neue verscherte, man schätze ihn unrichtig ein, wenn man ihm neben seinem Führergeschick vor der Front auch strategische Fähigkeiten zutraue. Ich nehme gar keinen Anstand, treuherzig zu bekennen," schreibt er 1848 an den Kriegsminister Grafen Latour, „daß mir zum Führer zahlreicher Truppenkörper so manches höhere strategische Wissen mangelt" — er traut sich dagegen an dieser Stelle militärisch-gesunden Blick, Dienstkenntnis und lange, vielseitige Routine zu. Haynau, der ihn zu seinem Generalstabschef bestimmt hatte, war später selbst der Meinung Benedeks, er gehöre an die Spitze der Truppen und nicht in den Generalstab. Es war deshalb, wie Benedek sich 1865 beklagte, ein glücklicher Griff, daß man ihn wieder seine bessere Einsicht 1849 zum Chef des Generalstabes der italienischen Armee ethob; er erbat sich damals auch vom Kaiser die Zusage, daß er im entscheidenden Augenblicke doch zur Truppe versetzt werde. Der Generalstab der italienischen Armee war durch Radetzky und Heß so wohl geschult, daß für den geregelten Dienstgang gesorgt war; Benedek beschäftigte sich vornehmlich mit dem ihm vertrauteren „Commisdienst" und er gestand 1859 zu Lemberg beim Ausbruch des Krieges seinen damaligen Generalstabschef Freiherr Krismanic offenherzig, habe seit Jahren kein wissenschaftliches Werk gelesen. Ebenso bestätigen die Generalstabsoffiziere, die 1860 bis 1866 unter ihm in Italien dienten, daß er wenig ernste Lectüre trieb, doch ließ er sich hin und wieder von seinen Offizieren über neuere Erscheinungen auf militärischem Gebiete berichten. Aber dieselben sachkundigen Beurtheiler fügen hinzu, daß Benedek, der doch durch Dreennien im Generalstab gedient hatte, mit den Lücken in seinen Kenntnissen zu posieren liebte; was ein Generalstabsoffizier der alten Schule zu wissen nothwendig hatte, war seinen lebhaften und geweckten Sinne so geläufig wie irgend einem. Seine Bibliothek enthielt eine stattliche Anzahl von Karten und militärischen Werken, besonders aus früherer Zeit. Vorwiegend jedoch war er ein Mann der Anschauung und nicht des Intellects, und gründlich kannte er doch nur, was er selbst gesehen hatte, besonders den nordital ienischen Kampfplatz. Da er sich sonach mit der Theorie vom Kriege nicht viel beschäftigt hatte, so besaß er, wie er dem Kaiser Franz Josef vor dem Kriege von 1866 warnend vorhielt, keine deutliche Vorstellung von dem Manövrieren mit einer Armee von 200.000 Mann, die er nie vereinigt beobachet hatte.

Alles in allem war Benedek der glänzendste Repräsentant der alten österreichischen Armee in ihren Vorzügen, doch auch in mancher ihrer Schwächen. Er war ein Vorbild an Ritterlichkeit und Rechtschaffenheit, an Treue und Hingebung, dabei im Kampfe ein unvergleichlicher Soldat. Seine Offiziere sprachen mit Begeisterung davon, wie sich sein klarer Blick im Kugelregen noch schärfte. „Während der Schlacht von Solferino machte er den Eindruck, als ob eine innere Leuchte in ihm brennen würde," so urtheilte Major Stubenrauch, der an diesem Tage 14 Stunden lang an seiner Seite war und die Treffsicherheit seiner Entschlüsse bewunderte. Und auch bei Königgrätz bewährte Benedek sich, was auch seine Verkleinerer nach der Niederlage sagen mochten, als ein Taktiker von Kaltblütigkeit und raschester Auffassung in der gefährlichsten Lage. Daß er sich aber nie überschätzte, bezeugt die bescheidene Aeußerung in einem Briefe an seine Frau, als nach Solferino alle Welt voll des Lobes über ihn war: „Ich weiß so ziemlich, was die Zeitungen sagen, und schaue mit einfachem, aber ruhigem Blick die Sachlage an, aber Verstand und Charakter bedingen, daß man sich nicht unnütz selbst hinaufschraube . . . Ueber meine Aufgabe hinaus treibt mich nicht Ehrgeiz und nicht Vorwitz."

Für die größten Verhältnisse freilich schien ihm der Maßstab, die Weite des Blickes. Er kannte sich und warnte 1866 vergebens, ihm mehr zuzumuthen als er leisten konnte. Man hat ihm oft mit Blücher verglichen, zum Theile mit Recht, denn sie waren beide Heldennaturen; aber die Pfalder der Bauernschlauheit gebietet zu sagen, daß Blücher gerade dann zu historischer Größe emporwuchs, als er dem genialsten Gegner und oft in aussichtsend verzweifelten Lagen gegenüberstand. Blücher glühte im Bewußtsein der eigenen Kraft vor Verlangen, sich mit dem Schlachtenmeister zu messen; wie er denn vor und während des Jahres 1813 stets sagte: „Der Napoleon muß herunter und ich werde dazu beitragen; herunter muß der Napoleon." In ihm schlug in den Feldzügen von 1813, 1814, 1815 thatsächlich das Herz der verbündeten Armeen; nicht er mußte an seinen Platz gestellt werden, sondern er riß die Widerstrebenden oft, und selbst nach eigenen Niederlagen, zum Siege hin.

Der weiche, fast sentimentale Zug in Benedeks Wesen, der ihn uns nach der Katastrophe von Königgrätz menschlich nahe bringt, war dem jungen wie dem alten Blücher vollständig fremd, der im Glück wie im Unglück ein Spieler, Trinker und Verseirer war. Benedek war das Pflichtgefühl und die Disziplin selbst, er hatte dem alten Fritz hundertmal recht gegeben, als er dem trotzig seine Beförderung verlangenden Officier den Abschied mit den Worten schrieb: „Der Rittmeister Blücher soll sich zum Teufel scheren!" Benedek hätte sich entsetzt, wenn er gesehen hätte, wie Blücher nach dem Einzuge in Paris bis tief in die Nacht im Palais Royal am Spieltische saß und wie ein Wüthender fluchte, wenn er verlor, und wie ein Besessener lobte, als er im Glücke war und als der Croupier sich mit Berufung auf die Regeln weigerte, mehr als 10.000 Francs Einsatz auf ein Spiel anzunehmen. Eines war ihnen gemeinsam: sie benöthigten neben sich eines umsichtigen Generalstabschefs, wie ihn Blücher in Gneisenau fand; wie anders stünde Benedek vor dem Urtheile der Menge da, wenn er 1866 einen Mann ähnlichen Schlages an seiner Seite gehabt hätte!

Benedeks Wertschätzung all des großen und des kleinsten, was zur Disziplin gehört, führte ihn soweit, daß er 1860 in seinem Armeebefehl an die Officiere in Ungarn ihnen verbot, in Uniform Reit ein, im Geiste des Dienstreglements zu leben und zu sterben. Dieser an sich heiterndliche Ausdruck wird wohl verständlicher, wenn man sich vor Augen hält, daß das vom Erzherzog Karl herrührende Dienstreglement ein von dem edelsten Geiste durchhauchtes Gesetzbuch ist auch für Pflicht und Ehre des Soldaten. Indeß hätte ein anderer wie Benedek eine solche Redewendung kaum gebraucht. Er hielt auf strenge Einhaltung eines empfangenen Befehles soviel, daß er trotz der glänzendsten Leistungen Edelsheims im Feldzug von 1859 sich mit seiner kühnen Initiative ebenlowenig verbinden konnte, wie mit seiner voll-genialischen Art im Garnisonsleben. Er verbot ihm wie den anderen Führer seiner zwei leichten Cavalleriedivisionen im Kriege von 1866, dem Prinzen von Thurn und Taxis, aufs strengste alle „Husarenstückeln", und dieser letztere hielt sich in der Schlacht von Königgrätz so streng durch die Weisung Benedeks gebunden, daß er, sonst ein herzhafter Reiterführer, sich nicht entschließen konnte, ohne ausdrücklichen Befehl dem gegen die Flanke der österreichischen Armee heranziehenden preußischen Kronprinzen entgegenzurücken.

In der Vereinigung zweier an sich grundverschiedener Eigenschaften bestand die Eigenart Benedeks. Er verband die Furchtlosigkeit des Helden mit der strengen Unterordnung unter Herkommene Formen und mit der niemals prüfenden Hingabe an die beschworene Pflicht. Seinem Herrscher ergeben bis in den Tod, verstand er sich dazu, 1866 den Oberbefehl im Norden zu übernehmen und trug dann sein Unglück wie die ihm widerfahrene Unbill mit schweigendem Gehorsam. Er war der Mann für sich umgrenzte, ihm zugewiesene Aufgaben, die er dann wie kein zweiter zu lösen verstand, aber nicht für große, bloß von einem starken Intellect zu überblickende Verhältnisse. In seinen Briefen und Armeebefehlen wiederholen sich nicht bloß dieselben Gedanken, sondern oft dieselben Ausdrücke, etwa wie die homerischen Helden sich mit Vorliebe stets der gleichen sie bezeichnenden Redewendungen bedienen; es findet sich bei ihm immer wieder der Appell an Pflichtgefühl und Soldatentreue, an die Hingebung für Kaiser und Vaterland. Er war nur von wenigen und einfachen Ideen erfüllt, ihnen aber diente er mit heroischer Sleenge gegen sich selbst. Zulent zeigte es sich, daß seine Kraft, zu dulden und zu tragen, fast noch größer war als seine Lust, zu wagen und zu wirken; alles Edle in seiner Natur entfaltete sich erst, als sein Bild vom Unglück verklärt wurde.

Der Pedigree Spleen in den Vereinigten Staaten.

Als der Multimillionär, Philanthrop und Prof. William Waldorf Astor auf den Einfall gerieth, seinen Stammbaum bei den Ahorgas in Spanien zu pflanzen, wich die anfänglichte Ueberraschung bald einem mitleidigen Lächeln. Aber man regte sich nicht weiter auf. Warum sollte man ihm denn auch sein Vergnügen stören? Man erwartete höchstens, daß die Astors nach Spanien zurückwandern würden, um im Rache der Gesanden Aberiens Finanzen etwas zu regeln. Denn daß er für das Land, in dem John Jacob Astor vor etwa hundert Jahren erst mit Clavieren, später mit Pelzen die goldene Mittelstraße einschlug, wenig übrig hatte, wußte man. Er bewies es wider allen Zweifel, als er sein amerikanisches Bürgerrecht aufgab und sich unter die Obhut John Bulls begab. Um einigen Hundert Dollars Steuern zu entgehen, obwohl sich die reichen Leute hier über Steuern nicht gerade beklagen dürfen — sagten die einen; die anderen: weil er sich in die englische Aristokratie hineindrängen wolle.

Stünde sein Fall vereinzelt da, hätte es weiter keinen Sinn, sich damit zu beschäfen. Aber leider ist der Pedigree Spleen bei uns zur Seuche geworden. Schon seit Jahrzehnten treiben unsere Nabobs einen schwunghaften Ansiedlhandel mit ihren Edelmen. Jede Saison sieht hier eine Reihe von Junkern Habenichts und Schuldenlei, die gern „cash" bereit sind, Plebejerinnen mit vollwichtigen Titeln zu begluden.

Es erschien da vor zehn Jahren ein Buch: „Titled Americans". Es enthielt eine „Liste von amerikanischen Ladies, die Aristokraten

Digitized by Google

von Stand geheiratet haben.“ Ungefähr zweihundert waren es schon damals. Die Zahl hat sich seitdem bedeutend vermehrt und wird wachsen, solange es in Europa verarmte Ebelleute gibt und hierzulande Parvenus. Jedenfalls ist sicher, daß Lady Marlborough eine Amerikanerin ist. Ebenso fest steht, daß die Gemahlin des deutschen Botschafters in London eine Adoptivtochter des jüngst verstorbenen genialen Eisenbahnmagnaten Huntington ist. Die Gräfin Waldersee stammt bekanntlich aus Chicago, die Witwe des Baron v. Ketteler aus Detroit. Die Lady Curzon, Gemahlin des Vicekönigs von Indien, ist gar die Schwester des berüchtigten Getreidespeculanten Leiter u. s. w. u. s. w. Es kann mir nicht einfallen, den Charakter genannter Damen zu bemängeln. Ich kenne sie nicht, und vielleicht haben gerade sie bewiesen, daß solche Mischehen zwischen Blut und Gold durchaus reinen Motiven entspringen können.

Aber im allgemeinen geht es dabei auf beiden Seiten schauderlos zu. Wie sollte man sich sonst das Capitel im citierten Buche erklären, das eine „sorgfältig complitierte Liste von Peers“ bringt, „die, wie man sagt, darnach trachten, ihre Kronen und eventuell ihre Herzen (sic!) der alles erobernden Amerikanerin zu Füßen zu legen“. Von solchen Peers zählte ich neunundsechzig. Der besseren Auswahl halber sieht gleich ihr jährliches Einkommen daneben: die Schulden freilich sind nicht erwähnt, wohl weil sie selbstverständlich sind.

Es ist kein Unglück, wenn solche verlaufte Bräute sammt Titel und Würden aus dem Lande verschwinden. Derlei Ehemärkte gehören nicht in eine Republik, die auf Jefferson gewaltiger Unabhängigkeitserklärung fußt. Wenigstens ist das die Meinung aller vernünftigen Amerikaner. Aber das Traurige ist, daß sie nicht alle verschwinden. Einige bleiben im Lande, staffieren die Façaden ihrer Paläste mit Adelsinsignien, malen mächtige Wappenschilder auf ihre Carossen und blicken verächtlich auf die bürgerliche Plebs herab.

Nun sollte man meinen, daß die Zeitungen den Unfug geißeln. Aber auch das ist nicht immer der Fall. Im Gegentheil: erzdemokratische Organe, wie das „New-York Journal“, machen sich zu Vergnügen daraus, ihren Lesern, die meist den ersten Classen angehören, die betitelten Amerikanerinnen in Wort und Bild vorzuführen. Das stiftet die nationale Eitelkeit der Massen, blendet sie und, glaube ich, untergräbt ihre republikanischen Instincte.

Was liegt nun dem ganzen Handel zugrunde? Lediglich die Absicht, sich gesellschaftlich höher zu schwanken. Die Parvenus wussten genau, daß Geld allein den Wall nicht sprengen würde, den die alteingesessenen Familien um sich errichtet hatten. Ihnen gilt die Abstammung von den Gründern des Landes, von den Helden des Befreiungskrieges mehr als der sonst allmächtige Dollar. Es galt also sie zu übertrumpfen, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Es galt, sich durch ehelische Verbindung mit Edelleuten, wenigstens in Europa, eine gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, die sie hier nicht einnehmen konnten. Nunmehr fühlten sie selber sich erhoben über die bürgerlichen Patricier, die drüben nicht einmal hoffähig waren, trotz ihrem angestammten Familienbünkel: da die Erzamerikaner immer noch nach ihren Vorfahren schielen, die einst in England, Holland oder Frankreich Standespersonen waren und immer noch vor Adelstiteln eine gewisse Ehrfurcht bewahren, ergab sich das Weitere von selbst. Der Ring löste sich, man hielt es nicht mehr für unter der Würde, mit den neugebackenen Ladies zu verkehren, und allgemach verwischten sich die Unterschiede.

Immerhin wird der gekaufte Adel mehr nur geduldet als für voll angesehen. Die „gute“ amerikanische Gesellschaft verlangt nach wie vor „gute“ amerikanische Familie und verpervert rücksichtslos ihre Thore denen, die eine solche nicht nachweisen können. Diese Grundbedingung musste natürlich den genealogischen Sport erzeugen, der heute so crasse Blüten treibt.

Den ersten Anstoß dazu gab die Society of the Cincinnati, die 1783 von George Washington, Hamilton und anderen gegründet wurde. Sie war ein Bund aller Officiere, auch der französischen, die am Revolutionskriege theilgenommen hatten. Ihre Statuten schmeckten stark nach europäischen Ideen, was denn auch bald, namentlich von Franklin, übel vermerkt wurde. Das bedeutendste Uebelbefinden von Anschauungen aus colonialer Zeit war der Paragraph, der die Mitgliedschaft erblich machte. Damit war einem ganz adeligen Familienbündel Thor und Thür geöffnet. Entsprechende Grundlagen wählten die Veteranenverbände des zweiten Krieges mit England (1812), der Aster Club of 1817, nach dem Kriege mit Mexico, sowie die, welche sich nach dem furchtbaren Bürgerkriege bildeten. Solange solche Veteranenvereine der Erinnerung und der Kameradschaft leben, läßt sich nichts gegen sie einwenden. Wenn sie aber Erblichkeit einführen, dann darf man wohl den Rock schütteln: „Ahnen reverse!“, wie Mr. Bodine, der Diener der Senor Olivarri, dem ich manche meiner Berliner verdanke, sich gewreich ausdrucke.

Der Sport trieb bald sonderbare Blüten. Es liegt mir zum Beispiel die drolligste Anfrage eines Buches vor mit dem Titel: „Die verwandten Bürger der Stadt New York“. Es enthält die Stammbäume, Wappenschild und die Vermögensumstände solcher Capitalisten, welche auf mehr als tausend Dollars geschätzt wurden.

Dem Beispiele folgte alsbald Boston und manches in der Nähe ein Geschäft machten. Der genialste dieser Schwindler war wohl Albert Welles. Er veröffentlichte 1870, offenbar als Reclame für seine weiteren Zwecke, den „Stammbaum und die Geschichte der Washington Familie seit ihrem Ursprung von Odin, Gründer Skandinaviens, im Jahre 70 v. Chr.“ Der Titel genügt. Ohne Commentar wäre das Buch zu plump gewesen. Welles schrieb daher ein Vorwort und bemerkte: „Meine Stellung als Präsident der amerikanischen Hochschule für Genealogie und Heraldik ermöglicht es mir, correcte Stammbäume und Geschichten ausländischer Familien zu erhalten.“ Das zog. Wer wollte nicht alles von Odin und anderen mythischen Größen abstammen! Fünfhundert Leute gingen in die Falle, schicken 50 Dollars in bar und ließen sich als Stifter dieser merkwürdigen Hochschule einschreiben. Doch die „Tribune“ schöpfte Verdacht und schickte einen Reporter auf Entdeckungsreise. Er interviewte Welles, der kaltblutig seinen eigenen Stammbaum auf die Zeit Karls des Großen zurückführte und ebenso kaltblutig erzählte: „Es ist mir gelückt, die Familie Charles O'Connors bis auf Adams Zeiten zu verfolgen.“ Der Reporter gab das alles brühwarm in einem prächtigen Aufsatz wieder mit dem vielsagenden Titel: „Eine Stube als Hochschule!“

Diese und ähnliche Enttarvungen machten wohl die Stammbäumler etwas vorsichtiger, aber gegen den Peerage-Spleen ist nun einmal nicht anzukämpfen. Denn die Angeschwindelten sind „genügsam“ bis zur Curiosität und opfern ihren Familiengleichstehen unsinnig viel Zeit und Geld. Da hat zum Beispiel die Whitney Familie von Connecticut unter diesem Titel ihre Geschichte veröffentlicht. Vom kritisch-genealogischen Standpunkte läßt sich wenig gegen das Werk sagen, wie mir Mr. Wade mittheilte. Aber man bedenke, es ist ein dreibändiges Werk von 2740 Quartseiten, in dem der Index der Familiennamen allein über 200 enggedruckte Seiten ausweist. Ist das nicht grotesk?

Zum angeborenen Familienbünkel tritt aber ein bedeutsames Moment, ihn ergänzend und beziehungsweise.

Zugleich mit dem unaufhaltsamen geschäftlichen und politischen Aufschwung der Vereinigten Staaten ergoss sich über sie eine patriotische Woge. Nicht nur die Vaterlandsliebe, die vorwärts drängt, sondern auch die, die rückwärts schaut. Also antiquarischer Natur! Seit einigen Jahrzehnten wird die Entwickelung des Landes sozusagen anatomisch behandelt. Die innersten Falten seiner Geschichte sind bloßgelegt worden. Unzählige Urkunden, Briefe und Manuscripte aller Art sind aus der Rumpelkammer der Jahrhunderte hervorgezerrt und veröffentlicht worden. Kein noch so obscurer Winkel blieb unerforscht. Ich zweifle, ob man in Europa außerhalb der Historikerkreise sich auch nur annähernd einen Begriff macht von dieser antiquarischen Bewegung.

Ganz besonderes Interesse wandte man nun den Colonial und Revolutionary Sires zu, also den Männern, die den eigentlichen Grund des kolossalen Gebäudes legten. Da galt es denn schleunigst seine Verwandtschaft mit den Sires festzustellen. Eine ganze Reihe von Vereinen schoss aus dem Boden. Sie betonen zwar alle in ihren Satzungen ein rein patriotisch-antiquarisches Interesse, aber der Hauptzweck, sich selbst zu ehren und die genealogische Eitelkeit zu befriedigen, liegt schon deutlich genug aus den Namen hervor. Da haben wir seit 1875, bezeichnenderweise seit 1889, zwei Verbände der „Sons of the Revolution“. Der eine zählte bereits letztes Jahr 9690 Mitglieder. Die „Daughters of the Revolution“ bilden das Gegenstück. Diese höheren Töchter gaben ein Vineagebuch heraus. Von 1890 bis 1895 erschienen bereits neun Bände mit 2000 Stammbäumen, und ihre Mitgliederzahl beläuft sich auf 27.000.

Aber da gibt es weiter seit 1883 die Huguenot Society of America, die Colonial Dames of America, die Daugters of the Holland Dames, die Society of the Colonial War, den „Orden“ der Gründer und Patrioten von America (welch engherzige Zusammenstellung!), den Orden der Anhedler und Vertheidiger von Amerika und ganz besonders, seit 1891, die Society of Mayflower Descendants, also der Abkommlinge von den paar Dutzend Leuten, die 1620 in der „Mayflower“ nach den Nieder Welt kamen. Bereits über zweitausend Leute sind dem Bunde beigetreten.

Die zählen, die sich beigegeben habe, beweisen schlagend, wie fashionabel es sein muß, einem oder gar mehreren dieser blaublutigen Vereine anzugehören. Es gehört thatsächlich zum guten Tone. Aber wie hineinkommen? Das bangt lebhaftig vom Stammbaum ab. Da nun die meisten einen haben, heißt es sich einen recommieren. Wer Geld genug besitzt, lasst das von Sachverständigen besorgen. Wer keines hat, muss es selber versuchen. Es geschieht genug und hat zur Folge, daß „Sires“ verschwindet, „Mimi“ kommt. Die berühmten Bibliotheken, denen Beichtag auf die merkwürdigen Werke, und Leben sich, es erst nach monatelangen Forschungen, einen genealogischen Brei zusammen, der einen zum Niesen reizt. Und nicht immer glückt es den von vereinswegen angestellten Stammbaumconstructeuren, die absichtlichen oder unabsichtlichen Irrthümer zu entdecken.

Doch die Jagd nach dem Sesamkraut, das einen oder seinen Kinder in die Gesellschaft hinein und gewissermaßen Gesellschaft unbedag-

Digitized by Google

lich wurde. Sie sannen auf Mittel und Wege, ihre exclusive Minorität von der schwellenden Menge abzusondern. Sie schlugen einfach eine Brücke über das große Wasser und sabuleten nach Standesherren und gekrönten Häuptern unter ihren Vorfahren. Denn die europäische Abstammung allein konnte ihnen nichts nützen, sintemalen das von den anderen so gut gilt, wie von ihnen.

Ihre Bemühungen fanden einen erfolgreichen Mitarbeiter in dem Bibliograf-Fabrikanten Browning. Er veröffentlichte ein dickleibiges Werk über die „Magna Charta Barons and their Descendants“. Er bewies darin die Abstammung einer ganzen Reihe Amerikaner von den Baronen Runnemede, Roger Bigod, William d'Albini u. s. w., die zur Zeit King Johns gelebt haben, also im elften Jahrhundert. Das Unglück will aber, daß die bezüglichen Urkunden leither so oft übertüncht worden sind, daß ihre Echtheit sehr fragwürdig ist.

Indessen, Browning gieng noch weiter. Er gab ein ebenso dickleibiges Buch heraus über die „Americans of Royal Descent“. Er führt darin nicht weniger als 214 amerikanische Familien auf gekrönte Häupter zurück. Meistens figurieren britische, aber auch Hugo Capet und Karl der Große sind sehr beliebt. Ein Stammbaum beginnt gar im Jahre 959 mit Romanus II., Kaiser von Konstantinopel, und ein anderer mit Massasoit, Sachem (Häuptling) der Wampanog Indianer!

In Europa würde man über diese Dinge zur Tagesordnung gehen, und, to hope ich, in Adelskreisen am schnellsten. Doch hier palasten sie in den Kram. Nur eine Dame aus der besten Gesellschaft, Mrs. Van Reniellan, hatte den Muth, Browning der Schwindelei zu bezichtigen, ohne für einzelne Fälle die Richtigkeit der Angaben zu bestreiten. Die Gelegenheit war günstig. Browning war unverschämt genug, die Dame auf Schadenersatz zu verklagen. Er versuchte die Richter mit genealogischen Tiraden ins Bockshorn zu jagen. Es gelang nicht. Er verlor den Proceß.

Aber was half das? Der Unsug stieb nicht ab. Im Gegentheile er griff immer mehr um sich, und heute gibt es eine ganze Reihe von Amerikanern, die nicht nur an ihre königliche oder kaiserliche Abkunft glauben, sondern auch sehr stolz darauf sind. So stolz, daß einige Damen es sich in den Kopf setzten, einen „Reonenbund“ zu gründen. Man bedenke, in einer Republik sich mit königlicher Abkunft brüsten!

Kein Zweifel, wir haben bereits den Ansatz zu einem amerikanischen „Adel“. Daß es meistens ein Bogusadel ist, macht die Situation höchstens noch grotesker und blöder. Wohin aber der Bedigrer-Spleen in den nächsten hundert Jahren führen kann, darüber will ich mich als Amerikaner lieber nicht auslassen.

New-York. C. E. Sonnet.

Leo Tolstoj und seine Weltanschauung.

Es wetterleuchtet an allen Enden. Frühlingsgewitter ziehen heraus. Ein neues Zeitalter will anbrechen. An seiner Pforte steht, alles überragend, die gewaltige Gestalt eines Greises — des fuchtbarsten und doch auch wieder so milden und gütigen Alten von Jasnaja Poljana. Seltsamer Widerspruch, so scheint es. Während er drauend, mit weit intensiverer Kraft als einst Rousseau, mit unerhörter Unerschrockenheit an allen Grundlagen unseres Culturlebens in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst rüttelt und immer wieder rüttelt, verkündigt er das Evangelium der Liebe und des unendlichen Erbarmens, der unbedingten Absehr von aller Gewaltthätigkeit, wie sie sonst mit Revolutionen unerlässlich verbunden schien, und hat den Worte Christi: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel!“ neuen Sinn und neue Bedeutung verliehen, hat demselben erst zur Beachtung verholfen. Es ist wohl keine Uebertreibung, zu sagen, daß es gegenwärtig keinen Menschen gibt, auf den in gleichem Grade die Augen der ganzen Welt mit gespanntester Aufmerksamkeit gerichtet sind. Und kein Wunder, daß dem so ist. Haben wir doch in Tolstoj den zweifellos größten, genialsten aller lebenden Dichter vor uns — den größten Realisten und den größten Idealisten in einer Person, der Welt und Leben so tief erfasst hat, wie kaum ein anderer, und sie so machtvoll zu schildern gewusst, wie wiederum kaum ein anderer. Und ist er doch zugleich der tiefste, der energischeste Denker der Gegenwart, der gewaltigste Moralist und mehr als dies. So gestaltet sich der Bericht eines jeden der zahlreichen und so verschiedenartigen Besucher von Jasnaja Poljana zu einem Ereignis, das die ganze Welt beschäftigt. Mehr noch natürlich jede Zeile von der Hand des berühmten Greises selbst, wie noch neuerdings seine Schriften „Parlamentismus und Regierung“,* „Moderne Sclaven“, „Antwort an die Bischöfe“,** welch letztere unter anderem die liebenswürdige Gebauntheit über Gott enthält, die, ebenso wie ein Aufsatz aus den „Modernen Sclaven“, zuvor in diesem Blatte veröffentlicht wurden.

Wenn es überhaupt noch möglich war, daß das Interesse, die Sympathie für diesen Mann gesteigert wurde, so musste das unfehlbar erreicht werden durch den neuesten, Aufsehen erregenden Schritt der officiellen Kirche Russlands ihm gegenüber. Den ehelichen Gottsucher hat der Bann getroffen! Mag der heilige Synod, mag Pobédonossev, mag die russische Regierung die Verantwortung tragen, wenn dies verblendet-fanatische Vorgehen die im ganzen großen Reiche hervortretende Gährung an seinem Theile noch erheblich steigert. Erntet diese Regierung Schaden davon und ernstliche Erschütterung, so wird ihr das ob dieser und anderer Thaten in weiteren Kreisen gegönnt werden. Das Traurige, welchen Leo Tolstoj und die Seinigen jetzt in der Theilnahme der gesammten gebildeten Welt finden, wird sie sich keinesfalls zu erfreuen haben.

Nach einem Buche über Leo Tolstoj strecken sich jetzt sogleich unzählige Hände aus. So wird auch die neulich erschienene biographische Darstellung: „L. N. Tolstoj“, von Eugen Zabel*) ohne Zweifel viele und dankbare Leser finden. Wenn auch die Weltanschauung Tolstojs in diesem Buche keineswegs nach allen Seiten volles Verständnis und gerechte Würdigung findet, so ist der Verfasser doch von warmer Sympathie für den großen Dichter und Denker erfüllt und erzählt uns so viel interessante Dinge aus seinem Leben und von seinen Arbeiten, ergänzt und belebt durch eine große Anzahl von Bildern, die namentlich in das Leben von Jasnaja Poljana einführen, daß man diese Biographie doch mit viel Genuß und Vortheil lesen kann.

Ein bedeutend höheres Ziel hat sich Eugen Heinrich Schmitt gesteckt in seinem soeben erschienenen Buche: „Leo Tolstoj und seine Bedeutung für unsere Cultur.“**) Er will die Weltanschauung des großen Dichters und Denkers im Zusammenhange darstellen und ihre eminente Bedeutung für unsere Cultur nachweisen, wo es noththut, sie aus dem eigenen verwollständigend und tiefer begründend. Aus den rauhen Felsblöcken, die der gewaltige Titane fort und fort nach allen Seiten um sich herum schleudert, sucht er ein festes Haus zu erbauen, mit eigenem Mörtel in Fundament und Fugen nachbessernd. Das ist eine große Aufgabe, und schon die Kühnheit des Unternehmens verdient Beachtung. Ist das Ziel nicht allseitig befriedigend erreicht, wird ein billiger Beurtheiler gewiß des Wortes nicht vergessen: „In magnis voluisse sat est!“ Es ist ein erster Versuch, dem ohne Zweifel noch viele andere folgen werden. Aber der erste zu sein, das stets seinen Reiz und ist in Dingen der Art auch schon ein Verdienst.

Mit vollem Recht tritt E. H. Schmitt der flachen Ansicht derjenigen entgegen, die in Tolstoj neben dem Dichter nur den Moralisten sehen und anerkennen wollen. Die große Weltanschauung ist hier das Entscheidende, das Grundgesetz, das Beherrschende. Aus ihr erst wächst die Moral heraus. Und wenn diese Weltanschauung ihresteils aus der Lehre Christi, aus der Vertiefung in die Worte des Heilandes hervorgewachsen ist und mit Christi Weltanschauung Eins sein will — wenn sie sich mit den Gedanken uralter Weisheit in Indien und andern Ländern bewußt berührt, so nimmt ihr das nichts von ihrer eigenthümlichen Größe und Bedeutung. Frei von aller einlen Legitimitätssucht freut sie sich vielmehr solcher Uebereinstimmung. Auch diejenigen, welche diese Lehre geringschätzig abthun wollen, indem sie sie als „Mystik“ bezeichnen und damit schon verurtheilt glauben, verfehlen durchaus ihr Ziel. In die Welt des „Wirklichen“ da draußen blickt Tolstoj mit so klarem und scharfem Auge, wie kaum ein anderer es vor ihm gethan. Aber er blickt nicht minder klar und schaut in die Tiefen des eigenen Wesens, auf den Grund der Menschenseele und findet in ihr, in sich die gewissere Wirklichkeit, ja den Grund und das Ziel der Weltentwickelung, wie schon Christus gelagt hat: „Das Reich Gottes ist in Euch!“

Mit vollem Recht verwahrt sich auch Schmitt gegen die Anschauung derer, welche Tolstoj und seine Lehre nur aus den russischen Verhältnissen heraus erklären, nur in ihnen und für sie als berechtigt oder doch relativ berechtigt erkennen und anerkennen wollen. Den Zusammenhang Tolstojs mit der russischen Erde, aus der er emporgewachsen, deren Erdgeruch er an sich trägt, zeigt Schmitt sehr schön und macht es uns deutlich, wie gerade auf diesem verhältnismäßig noch culturlosen Boden die Gestalt des großen Reformers der Cultur erstehen konnte und musste, zeigt seine nahe Verwandtschaft mit den Sectierern Russlands u. a. m. Aber gewiß hat er es Recht, und der Erfolg hat es schon jetzt bewiesen, daß wir in Leo Tolstoj eine Größe von weltgeschichtlicher Bedeutung zu erkennen haben, einen Mann, der mit seinen Gedanken die Entwicklung der ganzen Welt mächtig beeinflusst und noch immer mehr zu beeinflussen berufen ist. So widmet er denn auch den größten Theil seines Buches der „Weltanschauung“ Tolstojs und sucht ihre hohe Berechtigung, ihre übergreifende Bedeutung für unsere gesammte Cultur nachzuweisen.

Auf eine Kritik dieser Darstellung im einzelnen einzugehen, ist nur hier nicht möglich. Sie enthält viel Interessantes, Beachtenswertes, Vielseitiges und Wertvolles. Wie konnte das auch anders sein bei einem Schriftsteller, der mit gutem Urtheil und warmem

* Deutsche Rundschau, Heft 8.
** Deutsche Rundschau, Heft 10.

Digitized by Google

Enthusiasmus in eine so große Erscheinung der modernen Welt wie Tolstoj sich versenkt hat und als begeisterter Prophet des Propheten zu uns redet! Schon die Wärme und die Reinheit dieser Begeisterung müssen wohlthuend und erwärmend wirken, und ich hoffe bestimmt, dass das Buch zur richtigen Würdigung der Größe Tolstojs das Seinige beitragen wird. Ein paar Einwendungen vermag ich indessen doch nicht zu unterdrücken.

E. H. Schmitt hält für seine besondere Aufgabe „eine Ausarbeitung und Entfaltung der Grundanschauung Leo Tolstois vom Standpunkte eines fortgeschrittenen Naturkennens". Bei Tolstoj fehle „dies Eingehen in eine naturwissenschaftlich anschaulich fassbare Darstellung seines Grundgedankens" (S. 2). „Diese Ausführung der Konsequenzen der Grundgedanken Tolstojs im Lichte des Naturerkennens ist es, was — sagt Schmitt — die nothwendige Arbeit des Verfassers dieser Schrift gewesen" ꝛc. (S. 3). Diese Arbeit glaubt er denn auch thatsächlich geleistet zu haben, wie aus den Bemerkungen S. 383, 384 u. s. w. hervorgeht. Ich fürchte indessen, dass er sich dabei einer argen Selbsttäuschung hingibt. Seine Theorien von Schwingungen, kugelbildender, sphärenbildender Thätigkeit u. dgl. m. sind, wie ich glaube, wenig geeignet, den Lehren Tolstojs größeren Credit zu verschaffen. Ja, ich fürchte, dass damit geradezu das Gegenteil erreicht wird. Die durchaus klaren, großen Gedanken Tolstojs sollen hier mit längst nicht so klarer, sehr anfechtbare, quasi naturwissenschaftliche Philosophieme des Verfassers gestützt werden. Diese Stütze aber vermag wenig oder nichts zu tragen. Zum Glücke bedürfen auch Tolstojs Lehren dieser angeblichen Stütze durchaus nicht. Die Aufgabe ist überhaupt nicht richtig gestellt. An die großen Thatsachen des Bewusstseins, um die es sich hier doch allein handelt, kommt man mit den Mitteln des sogenannten Naturerkennens überhaupt nicht heran. Sie haben mit diesen durchaus nichts zu schaffen und können nur an Sicherheit verlieren, wenn man sie in diese Sphäre hineinzieht.

Ferner, wir sind es schon gewöhnt und lassen es uns gern gefallen, wenn ein Mann, wie Tolstoj, über die Grundlagen unserer Cultur, über Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst nicht nur der Gegenwart, sondern der Jahrhunderte und Jahrtausende nach Christo in Bausch und Bogen aburtheilt und ihnen allen die furchtbarsten, grimmigsten, zu einem guten Theile gewiss berechtigten Anklagen ins Gesicht schleudert. Im Munde des Herrn E. H. Schmitt nehmen sich dagegen die vielfachen Variationen über dieses Thema doch einigermaßen peinlich aus. Wir vermissen recht sonderbar aus. Was speciell unsere Wissenschaft anbetrifft, über welche Herr Schmitt so hochmüthig von oben herab urtheilt, so hätte er von derselben zu seinem Vortheile vieles lernen können, namentlich aber das Eine, dass man nicht über Dinge reden und schreiben soll, von denen man wenig oder gar nichts weiß. Ich greife nur eines heraus, was mir näher liegt. Herr Schmitt spricht wiederholentlich von Buddha, und zwar in recht warmen, anerkennenden Worten. Doch was sagt er von ihm? Wir lesen S. 156, „der große Buddha" habe gelehrt: „Der Grund der Welt ist das Bewusstsein." *) Wer einen solchen Satz und ähnliches schreiben und drucken lassen kann, der documentiert eine so totale, fundamentale Unwissenheit bezüglich der Lehre des Buddha, dass man ihm nur die Lectüre einiger guter Bücher über diesen Gegenstand empfehlen kann, wie zum Beispiel desjenigen von H. Oldenberg. Es ist heutzutage durchaus nicht mehr schwierig, sich über diese Dinge zu orientieren. Gedanken, die dem oben angeführten nahe verwandt sind, finden sich allerdings in Indien, in der brahmanischen Philosophie der Upanischaden und des Vedanta, bei Buddha aber wird man sie vergeblich suchen.

Von sehr gründlicher Kenntnis des Objectes dürfte es wohl auch kaum Zeugnis ablegen, wenn der Verfasser z. B. S. 319/320 von Kants „Kritik der reinen Vernunft" urtheilt, dass sie bloß eine Banalität promulgiert habe — oder, wie er es ausdrückt, dass ihr Grunddogma eine sehr banale Ansicht sei. Dieselbe Art oberflächlichen Urtheilens führt denn auch ganz naturgemäß zur leichtfertigen Aufstellung so wenig begründeter Behauptungen, wie z. B. derjenigen, dass Zeus die Zeit bis zum 90., resp. 40. Lebensjahre in Acampten, in der Schule des Philo zugebracht habe (S. 142). Ueberraschend ist wohl auch die Mittheilung, dass Goethe und Schiller sich zum Seelenwanderungsglauben bekannt haben sollen (S. 102) u. dgl. m. Den Stempel der Flüchtigkeit trägt auch die Form des Buches, die oft recht mangelhafte Satzbildung zeugt, z. B. S. 41, 162, 175, 180, 218, 333, die Druckfehler u. dgl. m.

Richtig ist es, dass die Lehren Tolstojs mit den Lehren der Gnostiker des zweiten Jahrhunderts n. Chr. verwandt sind. Gewiss unzweifelhaft aber berühren sie sich, wie schon oben angedeutet, mit der altindischen All-Eins-Lehre, der lange vor Buddha entstandenen, älteren Upanischaden-Philosophie — jener Weltanschauung, welche das berühmte Ist dann aus gewirkt hat, das Schopenhauer als den Grundgedanken seiner Moral erkannt hat. Und während Tolstoj mit urwüchsig-energischem Denken aus dem Christentum heraus sich zu diesen Ihren hindurchgearbeitet hat, die für ihn mit der Lehre Christi zusammenfallen, stehen wir Paul Deussen, den besten Kenner der indischen Philosophie, — einst Theologe, dann Anhänger Schopenhauers — die Berührung der indischen All-Eins-Lehre mit den leitenden Gedanken Platos und Kants betonen und in begeisterten Worten ihre Wesensverwandtschaft mit der Lehre Christi und ihre wunderbare Ergänzung durch diese letztere verkünden.*) Nicht minder interessant ist es, zu sehen, wie der größte christliche Theologe der Gegenwart, Adolf Harnack, in seinem geistvollen Buch über das Wesen des Christenthums**) Tolstoj und seine Lehre sehr ernsthaft berücksichtigt und sich in manchen wichtigen Punkte mit ihm berührt und übereinstimmt. Wir sehen da große, geistige Strömungen sich einander nähern, wenn auch noch keineswegs zusammenfließen: die Ideen Tolstojs, die philosophische Richtung der modernen indischen Renaissance und die Blüte der modernen christlichen Theologie. Denjenigen, welche allzu leichthin die Lehre Christi vom Standpunkte des Gnosticismus oder der indischen All-Eins-Lehre betrachten und mit diesen einfach übereins behandeln möchten, bietet Harnack in seiner meisterhaften, durchaus vorurteilsfreien Schilderung das vorzüglichste historische Correctiv. Wir wollen ja das Verbindende in jenen großen geistigen Erscheinungen erkennen, doch aber auch nicht plump durcheinander werfen und identificieren, was nicht identisch, wenn auch verwandt ist. Immerhin wird man die Ueberzeugung gewinnen, dass einer christlichen Gemeinschaft, die von Harnack repräsentiert wird, auch Männer wie Tolstoj und Deussen angehören könnten; und, um gleich noch einen bedeutenden Namen zu nennen, auch H. St. Chamberlain mit seinem grandiosen Hymnus von der Erscheinung Christi. Jedenfalls würde eine solche Gemeinschaft diese Männer nicht ausstoßen, sondern sich mit ihnen verbindigen. Es sind Linien, von verschiedenen Punkten ausgehend, noch nicht sich treffend und doch zusammenstrebend, wie die Pfeiler eines noch im Bau begriffenen gothischen Domes. Hoffen wir auf die Vollendung des Baues!

Leop. v. Schroeder.

Die Woche.

Politische Notizen.

Bisher haben sich die geschickteren Leute vergebens den Kopf zerbrochen, um zu erraten, warum Herr v. Koerber sich so sehr darauf capriciere, dass die Delegationswahlen vor Ostern vorgenommen werden, obwohl für diese Beschleunigung absolut kein sachlicher Grund anzuführen war. Herr v. Koerber musste wissen, warum. Dieses Geheimnis jedoch hat er nicht einmal unter ehrenwörtlicher Discretion verraten. Aber allmählich ist's nun auch herausgekommen. Im Sprechwort heißt es: „Die Sonne bringt es an den Tag" — Herr Von den dunklen Planen unserer sogenannten Staatsmänner aber kann man sagen: „Die Wiener Zeitung" bringt es an den Tag." Dienstag war's die „Wiener Zeitung" vom Dienstag, die die Verleihung des Großkreuzes des Leopold-Ordens an Herrn v. Koerber meldete.

Jetzt wissen wir also, welche unaufschiebbare „Staatsnothwendigkeit" Herrn v. Koerber veranlasst hat, die vorzeitige Wahl der Delegation den Abgeordneten abzupressen. Herr v. Koerber war schon ein fünf Viertel Jahren Ministerpräsident und hatte auch schon jener politischen Bescheerungen gefeiert, welche sich den Ministerpräsidenten zu den „heiligen Zeiten" zu Titel und Orden zu belohnen pflegen. In den vorjährigen Ostern war er noch zu klug im Amt, zu Prügeln war ihm aber die viel bekenntnisfreie Verhandlungsconjectur — sein erster „Erfolg" — aus dem Weg gegangen. In Weihnachten hatte er gehofft, der Zeit seines Obergrafen Pinsinsky, des drei gallischen Nebenbuhlern auf den Buckel bekommen. Sie musste er sich nun vor Ostern sichern: Zeit oder vielleicht nie. Einmeder jetzt noch rasch ein ganz überflüssiges Brassovertrag geleistet oder das Versprechen ist vielleicht nur immer plötzlich. Und das einzige zeitgemäße Versprechen, das noch nicht verbraucht worden konnte, war der ominöse verfrühte Wahl der Delegation. Einige ebenso verfrühte Nachrichten über die neuen Nennungen in dunkelfarbigen Blättern und einige mysteriöse Andeutungen über einen „Bruch von oben" genügten, um wieder biederen Abgeordneten in den richtigen Delegationsmodus zu bringen. Zwar wissen heute schon Alle, warum die Delegation in Ostern, und nicht etwa am 27. März gewählt werden sollte, wo in Ungarn kein Mensch noch daran dachte. Aber so leicht der Abgeordnete in seine Unabhängigkeit eingleichen mochte, das sicher ist, als ob er wusste, warum, und alle warten unter Kaiser darin einig, dass der Delegation am 27. März gewählt sein musste, wenn nicht der Staat seinem Parlament oder Ostern gänzlich geben sollte. Und so wurde pünktlich am 27. März gewählt und der Delegation gewählt.

Jetzt haben wir die gewählte Delegation beisammen, aber wir wissen nicht, was sie thun soll. Denn [illegible] Gemeinsame Budget, die [illegible] Ausgleich [illegible] Ausgleich [illegible] Budget [illegible] Ausgleich [illegible] Budget [illegible] Ausgleich [illegible] Budget

same Budget gepflogen hatten. Das Großtreuz, nach dem Herr v. Koerber sich sehnte, war an allem schuld. Die langen Gesichter hätte ich gerne gesehen, die die berühmten parlamentarischen Parteiführer gezogen haben müssen, wie sie dieses große staatsmännische Geheimnis der verstohlen Delegationswahl aus der „Neuen Freien Zeitung“ erfahren haben. Ja, schon muss der Mensch sein, und schlauer als die verehrten Parteiführer von rechts und links ist Herr v. Koerber immer noch. Ueberlisten, Ueberrumpeln, Uebervortheilen — das ist die Kunst der österreichischen Staatsmänner von jeher gewesen. Und in dieser Kunst hat Herr v. Koerber sogar manch sein Meisterstück geliefert. Die verstohlene Delegationswahl ist von jedem ernsten Standpunkt aus betrachtet, eine zum mindesten über-flüssige Kraftprobe gewesen. Aber gerade deswegen!

*

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. So dürfen sich auch die guten Abgeordneten, die Herrn v. Koerber die Delegationswahl apportiert haben, warm sich der Minister präsident jetzt auch ein klein wenig über sie lustig macht. Dazu hat Herr v. Koerber ein Interview benützt, das er am Ostersonntag, gleich-zeitig mit seinem Großtreuz, im „Neuen Wiener Journal“ publiciren ließ. Auf die Frage, warum die Regierung sich mit den Delegationswahlen so sehr beeilt hat, antwortet nämlich der „betreffende Staatsmann“, wie er sich in dem Interview nennen lässt, mit der köstlichen Offenbarung:

„Ich gebe zu, dass es auch nicht zu spät gewesen wäre, wenn das Parlament die Delegationswahlen nach Ostern vorgenommen hätte, zumal ich überzeugt bin, dass dieselben auch in diesem späteren Zeitpunkte ohne wesentliche Schwierigkeiten vollzogen worden wären.“

Das ist aber doch wirklich ein grausamer Spott, dessen wir das bescheidene Männchen gar nicht für fähig gehalten hatten. Als er die Dele-gationswahl verlangte, erklärte Herr v. Koerber den Parteiführern, einen nach dem anderen, es, dass die Wahl nicht bis nach den Osterfeiertagen, weil es sonst zu spät wäre, und dass sie bis nach Ostern auch gar nicht aufgeschoben werden könne, weil sie dann sicher — den Czechen sagte er: von den bösen Deutschen, den Deutschen sagte er: von den bösen Czechen — mit Gewalt verletzt werden könnte. Jeder der Parteiführer gab diese hochwichtigste Darstellung der großen Staatsnothwendigkeit und Staatsgefahr seinen gläubigen Eidgenossen weiter, und jetzt sind die wackeren Abgeordneten gerade damit beschäftigt, diese Staatsweisheit ihren hoch-gesinnten Wählern beizubringen. Und da kommt Herr v. Koerber mit seinem Interview daher und sagt: es ist alles nicht wahr“, und 424 Dutzend des Vaterlandes sind bis auf die Knochen blamirt.

*

Wozu also hat man denn die Delegation schon vor Ostern in aller Eile wählen müssen? Natürlich kann Herr v. Koerber die Wahrheit nicht sagen: „damit ich zu Ostern meinen Osterhasen kriege“. Er antwortet also, wie man es vom Minister des Innern in solchen Fällen schon gewohnt ist, mit einem Witz, einem ganz guten sogar. Er sagt nämlich im Inter-view vor:

„Allein eine ganz merkwürdige Erscheinung drängte die Regierung, das Parlament zu vertagen, die Delegationswahlen doch früher vornehmen zu lassen: Es war die Nervosität, in welcher das Haus sich befand, so lange dieser Akt nicht vollzogen war. Die Abgeordneten hatten die Empfindung, dass ein nächster eine Beruhi-gung und ein gewisses Gefühl der Sicherheit eintreten könne, was auch unter thatsächlich der Fall war. Man glaubte daher in der herrschenden Stimmung, der auch die Regierung sich nicht entziehen konnte, Rechnung tragen zu sollen und jenes bedenkliche Moment beseitigen zu sollen.“

Das ist schon hinlänglich ironisch! Die Abgeordneten haben eine ihrer scharfsten politischen Waffen, die Delegationswahl, der Regierung, aus-geliefert. Darunter Herr v. Koerber antwortet darauf: Weil die Herren Abgeordneten sich gefürchtet haben, dass die Waffe ihnen geraubt werden könnte. Solange sie den Revolver in der Tasche gehabt haben, hat sie eine gewisse Nervosität gequält, eine Unruhe. Ja erbarmen sich die Re-gierung dieser und sage „Kinder, gebts den Revolver her, dann seid ihr die Sorge los.“ Also die Abgeordneten haben den Revolver her-trollen sich dann, schlafen beruhigt, nach Hause. So schildert Herr v. Koerber die Abgeordneten, die nicht so gefährlich aufgelegten sind.

*

Die Geschichte ist nicht nur lustig, sie ist auch lehrreich. Zu wenigen Wochen heißt uns wieder eine „heilige Zeit“, das Pfingstfest, bevor, und tagtäglich wird sich irgendwer in der Presse darüber vernehmen lassen, dass die Pfingstfeiertage einen anderen Revolver abzuschießen, den sie noch in der Tasche tragen, nämlich die 50 Millionen Eisenbahnlotterie. Zeit haben wir doch wenigstens schon nachgerade eine Idee, wie es gemacht werden kann. Einfach nach der Delegationswahlvorlage wird Herr v. Koerber vor Pfingsten den Abgeordneten sagen, dass die Zeit nun gekommen, wenn nur die 50 Millionen nicht vorher beruhigt sind werden dann „Kinder wieder die 50 Millionen vor Pfingsten beruhigt sein werden, mag die „Wiener Zeitung“ als Zeitungsgeschäft Gratis v. Koerber vielleicht die Parole bringen, erstens kann man als Antiklerikaler Politiker des Abgeordnetenhauses absolut nicht ein Zeitungsgeschäft sein, und welchem er dann, nach dem Decimal-Bedürfnis Maßes, werden kann, mag „Die 50 Millionen mögen absolut nicht sein, aber die ganzen Abgeordneten sind nicht mündig genug, sie sind so Kinder, dass sie Pfingsten nicht ohne Revolver hinausgehen lassen. Sie sind ihnen die Regierung darauf aufmerk-sam, dass sie

Man schreibt uns aus Prag: Dvořák's neue Oper von Ant. Dvořák, das dreiaktige lyrische Märchen „Rusalka“ (Die Wassernixe), ist am 31. März im Prager Nationaltheater unter der Leitung des Tschechischen Kapellmeisters Kovařovic mit dem entschiedensten Erfolge in Scene gegangen. Jaroslaw Kvapils Libretto ist eine tragisch ausgehende Variante des populären, für Opernkomponisten seit jeher anziehenden Nixen-Undinenmotives, dem ja als männliches Gegenstück auch Hans Heiling an gehört. In der neuen Oper soll sich die Nixe durch Sprachlosigkeit das Liebesglück erkaufen; aber es ist nicht sowohl ihre Stummheit, als viel mehr ihr fabelhaft, der menschlich gläubigen Liebeskraft unfähiger Witz, was ihr den geliebten Prinzen, gerade zur entscheidenden, erlösenden Stunde, abwendig macht — ein Zug, der im Texte wohl angeführt, aber nicht so ausgeweitet und vertieft erscheint, dass er den Componisten zum folgerichtig durchgeführten, dramatisch wirksamen Contrast zwischen dem Fehlbleiben der Nixe und dem aufwallenden Temperament ihrer Nebenbuhlerin gebrauchgt hätte. Im übrigen sind die poetischen Berse Kvapils für einen erfindungsreichen Lyriker und Orchestermaler vom Schlage Meister Dvořáks wie geschaffen. Immerhin ist in seiner Musik die romantische Atmosphäre der Wald- und Wassergeister, sowie die Stimmungsgegensätze des Liebeslebens zu farbenintire, gefühlsinnerste Darstellung gelangt. Auch den naiven Volkston hat der Componist im ganzen glücklich zu treffen gewusst; nur die und da durchreisst ein Uebermaß von allzuleidschen Pathos die zarten Schleier der Zauberwelt. Der Anlage des Librettos gemäß, worin selbst ein Theil der lyrischen Ergüsse die dramatische Entwicklung hindern, finden sich natürlich in der Musik vielfach geschlossene, auch strophische Formen. Nichtsdestoweniger bezeugt dieses interessante Werk einen namhaften Fortschritt Dvořáks in der Anschmiegung an den poetischen Gehalt der textlichen Unterlage; es steht jedenfalls höher als die Märchenoper „Čert a Kača“. Der Teufel und die Katze, mit welcher er vor kaum anderthalb Jahren diese Bahn als Dramatiker betreten hat. In dem Reiche, welchen die Melodien Dvořáks und die Farbenpracht seiner Instrumentation dem Publicum boten, gefiele sich auch noch eine wohlvorbereitete Ausstattung und Aufführung der Novität, von deren Erfolg vollends zu sichern. Von den Darstellern der Hauptrollen seien Frau Marie Veith als ganz vorzügliche Vertreterin der Titelrolle zu nennen, nächst ihr Herr Kliment als trefflicher Wassermann.

C. H.

Man schreibt uns aus Paris: „Veine“ heißt auf deutsch Ader, und Schwein heißt auf französisch „cochon“, aber es gibt Fälle, wo „Veine“ soviel in wie Schwein. Das neue Lustspiel von Gonus, „La Veine“, das gegenwärtig im Variétés gespielt wird, handelt von einem Manne, der Schwein hat und übergenug ist, dass es auf dieser Welt nur ein tüchtiges Lebensgegenspiel gibt. Seiner Ansicht nach sind Fleisch, Intelligenz und die anderen dreißgerlichen Dinge eitel Mumpitz: wenn der Mensch sein Schwein hat, mag er sich amalen und schinden, wie er will, er wird zu nichts kommen. Thatsächlich amalt und schindet sich der junge und eleganten Advocat Bérard nicht im geringsten, sondern lebt sorglos in den Tag hinein und warte auf sein „Veine“. Und das Verlangen des Stückes geht ihm richt. Die Veine kommt, sie kommt so unverschämt, dass all der goldene Witz des Verfassers nothing ist, um die Zuschauer vom Protestieren abzuhalten. Zunächst trifft der Held ein fanzes Mädchen, gebiert mit ihm, das ihn liebt und das er liebt, ohne dass der Autor Gelegenheit gehabt hätte, sie zu verlieben. Nachdem aber die erwähnte Maletze den Geldsack des Helden ein Mal der Kasse herumgetragen hat, ist ihm die Kasse voll, und er kann sich Equipagen, die Bekanntschaft hoffnungsloser, ja eigentlich die Verheirathung gestatten. Der Gipfel ist die Verheirathung mit einer Witwe, aber das Stück ist dermaßen mit Witzen und Scherz gespickt, dass es gar nicht des Beifalls bedarf, welcher ihnen entgegen wurde und das der Gesammtheit einen wohlbefriedigten Erfolg eintrug. Die hervorragendsten Leistungen der Damen Gilbert, Lender und Tarnelles, das vortreffliche Spiel Dorlières und des Herrn Berthier und Dorival bewiesen so vielen Beifall, dass dem Autor schließlich nur die Wahl blieb, sich zu verbeugen.

M. B. Zm.

Bücher.

[illegible]

tief in die Structur unseres wirtschaftlichen Lebens eingedrungen und um so die Ursachen der einzelnen wirtschaftlichen Erscheinungen bloßzulegen. Calwer gehört dem Reichstag als Mitglied der socialdemokratischen Partei an und galt mit Recht als einer der besten Kenner praktischer, finanzieller Fragen. Seine Parteirichtung spiegelt sich in der ganzen Auffassung, die er seinen Jahresberichte zugrunde legt, treten wieder. Nicht eine Wiederholung des allgemeinen Bekenntnisses findet wir in dem Buche, sondern es werden ernste, gediegene Untersuchungen geboten. Mit Recht bezeichnet Calwer als eine der wesentlichsten Grundlagen für eine exacte Erforschung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiterklasse, die man leicht zu sehr oder zu wenig schätzt, die Kenntnis, wie sich der verdienten Socialpolitiker Dr. Jastrow herausgegebenen Halbmonatsschrift „Der Arbeitsmarkt“ regelmäßig gelehrt wird. Der engen Fühlung mit Jastrow verdankt Calwer einen großen Theil seines Materials. Kann das neue Calwer sche Unternehmen wegen der hohen Abonnementspreis von dem uns es geschieden ist, schon des allgemeinen Interesses sicher sein, so wird der vorliegende erste Jahrgang deshalb ein erhöhtes Interesse beanspruchen müssen, weil das Jahr 1900 in unserer industriellen Entwicklung eine ganz eigenartige Stellung einnimmt. Calwer kommt auf obigen einer ein gehenden Vergleichung der erhöhten Productionsfähigkeit und des recht im gleichen Maße gewachsenen Consums zu dem Resultat, dass die Krise eingetreten hat. Eine wertvolle Stütze dieser Ansicht findet er in den Ziffern, welche die Bewegung des Arbeitsmarktes illustrieren. Die Methode, welche Calwer bei seiner Arbeitslosenberechnung anwendet, scheint uns auf etwas unsicherer Grundlage zu beruhen. Vor allem vermissen wir eine eingehende Berücksichtigung der Einfuhr neben der eigenen Production, so dass uns die dem Consum zur Verfügung stehenden Warenmengen viel zu niedrig gegriffen scheinen. An dem Endresultat der Calwer'schen Berechnungen kann das allerdings nichts ändern, da die Verschlechterung der Einfuhrziffern den Ueberschuss der vorhandenen Waren über die Consumfähigkeit ja nur noch vermehren müsste. In wohlthuend einfacher Sprache, die, wenn es nöthig ist, auch des Schwunges nicht entbehrt, erörtert Calwer alle wichtigen wirtschaftspolitischen Fragen. Weiteres Interesse beansprucht weiter der Lohnarbeiterbegriff, das aus dem sorgfältig gesammelte Material der Postsammlige des Jahres in eine er freulende Anlage gegen das exploratorische Treiben der Kartelle. Die vielen, sehr anschaulichen Tabellen bilden interessante Documente, und man erhält, namentlich durch die Combination mehrerer unter ihnen, recht lehrreiche Einblicke in unsere wirtschaftlichen Zustände. Für den Socialpolitiker ist von erhöhtem Interesse namentlich die Vergleichung der Tabellen über die Einkommen in Preußen mit den Ausstellung über die Entwickelung der Lebensmittelpreise in den letzten Jahren. Es ergibt sich daraus die traurige Thatsache, dass der Zuwachs der Einkommen eine fast allgemeine Steigerung sämmtlicher Lebensmittel gegenüberstellt, und dass dort, wo das Plus an Lebensmitteln nicht dazu ausreicht, die Lebenshaltung zu absorbieren, die getroffenen Maßen das nöthige dazu beitragen. Auch die Special tabellen über die einzelnen Gewerbe scheinen uns tief durchwegs lehrreich und anregend. Recht ganz auf der Höhe der heutigen Anschauungen hält sich der leider nur viel zu kurz umfassende Abschnitt, in dem die traurigen Vorgänge im Hypothekenbankwesen erörtert werden. Calwer scheint uns hier aus absolutrauer Thatsachen etwas zu sehr direct die principalpolitische Folgerungen zu ziehen, die sich nicht notwendig so, wie er sie sich vorstellt, herausdrängen. Das Problem einzuziehen. Das ereignis aber die Lösung nicht zu beeinflussen.

Georg Bernhard.

Th. C. Schieler: Mein Austritt aus der katholischen Kirche. Zweites Heft der Klugschriften des Neuen Frankfurter Verlages. Frankfurt a. M. 1901.

Mannigfache Gründe, die ihre Kirche aus idealen Bewegungen erklären haben, rufen gegenwärtig das Bedürfnis, sich vor der Oeffentlich keit zu rechtfertigen, hervor. Auch der vorliegende Schrift liegt die Lehre zu unterstützen, dass es vielfach aus keinen anderen als idealen Be weggründen geschieht hat. Trotz sind die zu solchen Fällen gewöhnlichen, und auch Schieler führt aber den Materialismus und die religiösen Fragen indes nur an, um sie in seiner Broschüre — Seite für Seite eingehender unterstützt zu mahn, um eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Reform bewegungen in der katholischen Kirche und der gegen sie gerichteten Bewegungen. Von der einzigen gegenwärtigen „deutschen Evangelisationsbewegung zur Wiederrettung des Christen Glaubens“ vollständig er sich nicht viel; und damit hat er recht. Denn die Schlagworte, die man sich dort denken, wirken verschieden, sind auch verschieden aufgefasst und verschiedenen protestan tischen Glaubensbekenntnissen und Secten entlehnt. Schieler selbst hat mit allen Glaubensformen gebrochen und predigt den freireligiösen Gemeinden in Hamburg, wo er jetzt wirkt. Er ist ein Mann, der mit dem ganzen Ernst seiner Ueberzeugung handelt, ohne Furcht und ohne Tadel, ein Mann, der sich seine Ueberzeugung erkämpft hat und sie auch vertreten will, wo sie ihn hinführen mag. Und diese Ueberzeugung ist die, dass die Kirche ihre Mission erfüllt hat und dass sie nun [illegible] Gemeinde, die doch [illegible] Gemeinde sein sollte, [illegible] Priester beherrscht, ist zu

verweilendem, gelehrten Tartuffenung erkennen, so ist das populäre Buch nachdrücklichst empfohlen. Shrader's „Baudergarten" ist eine compilatorische Arbeit von erstaunlicher Literaturkenntniß, deren allgemeine Bedeutung in ihren ästhetischen Ausgangspunkten wurzelt. Sie bildet gleichsam eine Fortsetzung und Ergänzung von Shraders früherer Arbeit „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache". Berlin, Dufuß 1886, 379 S. Aus ungemeiner Farbenfreudigkeit und Vorliebe für den bildlichen Ausdruck hat hier ein sicherer, mit kunstlerischem Instinct begabter Sprachgelehrter den Versuch unternommen, volksthümliche Wendungen und Dichterreihen, welche Farben in ihren vielfachen Schattierungen enthalten, zusammenzustellen und der Ursprung gewisser, jetzt bereits ganz und gäher Wortverbindungen zu entwickeln. Man erhält zum Beispiel in dem Capitel „Blau" genaues über die Ableitung der Redensart „Blauer Montag", „Blaufärbung", „Blauer Montag", „blumerant" ꝛc. und gewinnt zugleich den sehr interessanten Ueberblick über alle Nuancen dieser Farbe, die für gewisse Stimmungen von Dichtern zu jetzt feststehenden Begriffen gewagt wurden. Andere Abschnitte des Werkes behandeln in ähnlich lehrreichen und doch nicht pedantischer Weise vielerlei gelungige Gleichnisse, Redensarten und solche Namen, deren Etymologie wenig bekannt scheint. Jetzt, da das Verderben der Zeitungssprache Worte und die Wahl des prägnantesten, farbigsten Ausdrucks weder selbstverständliche literarische Forderung geworden, ist es von besonderem Werth, eine Schrift zu besitzen, welche warnen und die Mannigfaltigkeit und Farbenfülle des „lieben deutschen Wortes" verweist. Zu bedauern bleibt nur, daß dieses dem Thema nach höchst farbige Buch recht hart und eckig, man möchte sagen, altugrau geschrieben ist.

P. W—r.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" April. Frau Lppenheimer schreibt über „Sport". Früher ein Vorrecht der höheren Stande, ist der Sport allmählich in immer breitere Kreise gedrungen und heute zu einem Lebensinteresse der breiten Masse geworden. Diese Volksbreitude erblicken darin ein großes Uebel, und thatsächlich ist die aus dem Sport hervorgegangene Weltwuth ein bedenkliches volkspsychologisches Symptom und eine wirthschaftliche Gefahr. Nicht minder unguustig ist die gewisse Verrohung und Verimpfung und die Unterschätzung der geistigen Leistungen, welche die Ueberschätzung der körperlichen Fertigkeiten naturgemäß zur Folge hat. Trotzdem ist der Sport von der großen sozialpolitischen und kulturellen Bedeutung. Indem der Sport auf eine harmonische körperliche Ausbildung hinzielt, bewirkt er nämlich gleichzeitig eine Ausbildung des gesammten Willensapparates und schafft, indem er Muth, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit bei den jungen Männern entwickelt, die verhältnißmäßig beste Jugend lage für eine neue demokratische Wehrhaftsordnung, die nur von Bürgern mit kräftigen Persönlichkeitswillen und ausgebildeter Mannlichkeit verwirklicht und erhalten werden kann. Schon bildet die Erziehung zur körperlichen Leistungsfähigkeit eine wichtige Aufgabe der sozialen Pädagogik der Zukunft. Vom allgemeinen auf den einzelnen übergehend, kommt der Verfasser aus, daß der Sport das einzige wirksame Gegengewicht bilde gegen die Bedrohungen durch die immer wachsende Cultur, die einseitige geistige Ausbildung und Thätigkeit und die schädlichen Folgen des städtischen Lebens. Allerdings müsse der Sport, wenn er jene heilsame Wirkung üben soll, den speciellen körperlichen Bedürfnissen des Individuums sein und auch seinem Geschmack entsprechen, denn das ihn begleitende Lustgefühl bildet einen nicht unwesentlichen Theil seines Heilwertes. Deshalb soll der Sport auch stets nur soweit getrieben werden, als er Vergnügen macht, und weder durch ein Record Jagen, noch durch ein allzu ausgeprägtes zweckbewußtsein beeinträchtigt werden.

„Revue des Revues" 1. April. Unter dem Titel: „Die parlamentarische Sprache" giebt Ernest Charles eine heitere Plauderei schwatzhafter und sogar zuweilen grober Redewendungen aus dem Munde hervorragender Parlamentarier aller Länder. Er vergleicht die Redeweise der verschiedenen Stände, Classen und Provinzen eine elementare, reiche und farbige Sprache zu schaffen, ist das Parlament, nach Ansicht des Verfassers, der Anlehnung eines ebenso geschmackvollen als unterrichtenden Idioms.

— Gabriel Hanotaux gibt eine Uebersicht der literarischen Production von Jung Frankreich. Man bekommt diese übrigens garnicht als Ganzes, als „Symbolismen", eine ebenso vage als unzutreffende Bezeichnung, deren einziger Wert darin besteht, sie von den andern, vorherrschenden Gruppen zu unterscheiden. Individualismus wurde verkündet, dann entstehen Zukunftsnationen von ihr erfüllt, dann kommt die Verneinung, als wie in der Kritik der Achtzigerjahre zuerst auftreten. Der Symbolismus ist eine Gruppe der Reaction: In der Poesie lehnte er sich gegen die „Parnassiens" und stieß den freien Vers an Stelle des starren, abzählbaren Versmaß, auf dem Gebiet des Romans war er eine Auflehnung gegen den Naturalismus und gegen Psychologismus. Zweifellos hat Paul Adam recht, wenn er sagt, gelang es ihm doch nicht eigentlich, an Zolas reiche Schule zu studiren, und seine namentlich daran Nachfolger begnügen sich an dem Detail zu teile Beschreibung Bilder und Standbild an. In Lateinische Literatur erscheint sehr interessant von den jungen prachtvollen Dichtern in Mexico und Guatemala und in a. eine Stadt besonders erwähnt, die Literaten Guadalajara. Manuel Canto bedeckt und Ezequiel Campobasso beherrscht haben durch ihre ethnologische Bedeutung wird der poetische Ehrgeiz dieser Barbaren gleichgültig, wie dasselbe aus der Bronzegeit stammen und einen Barbarismus wird auch der Versgewinnen Zeitschrift und Zeitschrift schon in Aufl. Jahrhundert.

„National Review" Februar und März. Sidney Whitman schreibt über die nationalistische Mission. Die europäische Lage der Nation und den weltmachtlichen Beruf einer Monarchie. Er entwickelt Pläne, die Monarchie, die doch seit ihrer frühen Jugend ein Herrscheramt führte, eine principielle Gegnerin der Frauenemancipation war. Schon der Gedanke an akademische Bildung war ihr unsympatisch, und sie gerieth in große Aufregung, wenn vom politischen Wahlrecht der Frauen die Rede war. Sie wendete wohl ihre besondere Fürsorge den weiblichen Wohlthätigkeitsanstalten zu, hatte besonders für Wituen und Waisen ein warmes Herz, unterstützte gern Anstalten zur Rettung von Gefallenen, sich Unterrichtsanstalten aber nur dann gern ihre Hilfe, wenn sie religiöse Tendenzen hatten und die specifisch weiblichen Eigenschaften und Fähigkeiten bei den Mädchen entwickelten. Für die Frauen des englischen Königshauses hatte sie besonderes Interesse, doch waren ihre Sympathien auf Seiten Maria Stuarts, während sie Elisabeth grimmig haßte. Man konnte ihr deshalb auch nichts Aergeres anthun, als wenn man sie mit der großen Königin verglich, und schon bei ihrer Thronbesteigung war sie ganz verzweifelt, weil von vielen Seiten die Hoffnung ausgesprochen wurde, sie werde eine zweite Elisabeth für England werden.

Ein Ehrencompromiß.

Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein.

Louis Maunders schrieb anonym einen Roman, und ein weiter Kreis seiner Freunde und Bekannten erwartete sich von demselben einen großen Treffer. Louis Maunders war so bescheiden, seiner eigenen Ansicht zu mißtrauen, und freute sich daher, dieselbe von seinen Freunden getheilt zu sehen. Es stärkte ihn. Wie von ungefähr trug er, solange er an dem Buche schrieb, stets das Manuscript in einer langen Actentasche mit sich umher und nahm es in jedem seiner Augenblicke in die Arbeit. Sogar im Omnibus konnte man ihn, des Coudeteurs total vergessend, mit seinem Griffel kritzeln sehen. Der Inhalt der Geschichte war ein trauriger, herzerreissender, denn Louis war erst einundzwanzig Jahre alt. Er wenigstens hat das Leben in jenen rosigen Bildern zu malen, die der Alltags-Novellist hervorkehrt, um dem Publicum zu gefallen. Das „glückliche Ende" widerstrebte ihm. In wirklichen Leben, meinte er, endet keine Geschichte glücklich; denn das Ende von jedermanns Geschichte ist der Tod. Er behauptete in diesem Buch so manch bittere Dinge vom Leben, die dieses, lebte es, nur zuckenden Herzens hätte hören können. Was den Tod betraf, so bezweifelte er, ob dieser des Sterbens wert wäre. Der Natur gegenüber nahm er einen von hochmüthiger Ueberlegenheit an und deutete sich sehr anerkennend über dessen „Schicksal" aus. Er verpuppte dieses durch die Lippen seines Helden, und schien alles in allem prächtig für die Lebenskanfeit — die ins Moderne übersetzte Prometheusmythe qualificiert. Er lehrte, daß der einzige irdische Fehde darin liege, dem Glücke ein Schnippchen zu schlagen, seine Misshandlungen und Liebkosungen mit gleicher Verachtung aufzunehmen und ihm im Großen und Ganzen den ihm gebührenden Platz anzuweisen. Eine Philosophenfeele, sagt er, könnte mit cynischem Grinsen zusehen, wie des Planetensystem im Auctionswege verhandelt würde.

Diese Ideen wurden in Maunders Roman mit großer, tragischer Kraft gelehrt, und er freute sich auf die Zeit, wo das Buch im Druck und allseits besprochen werden würde. Die Thatsache, daß seine Freunde soviel von seinen Aussichten hielten, bot ihm die größte Genugthuung, denn er esah daraus mit Vergnügen, daß er seinen Kreis wohl gewählt hatte und höchst intelligente Freunde besaß. Es erschien ihm ganz und gar nicht unwahrscheinlich, daß er mit diesem Roman sein Glück machen werde; und er breitete sich, bis endlich das Meisterwerk nur noch wenige Schlußstriche bedurfte und einiger letzter dem Schicksal verabreichter Schmähungen. So weit gekommen, lief er die Tasche in einer Droschke liegen. Als ihm dies zu Bewußtsein kam, war er rein außer sich. Er raste wie ein Wahnwitziger, und wie ein Wahnsinniger notierte er sich nicht einmal diese Räderein zu späterer Verwendung. Er wandte sich an die Polizei, doch der Ansicht meine, das die Kutscher nur Gegenstände von Wert dort depo nierten. Er annoncierte in den Blättern, bekam sogar das „Echo", wo sein verlorener Roman wäre. Aber das „Echo" gab keine Antwort. Einige boshafte Blätter bezeichneten ihn als Lügner, und eine humoristische Zeitschrift ersten Ranges lästig ganz aus der Art und machte einen Witz, indem sie sein Buch „Das Geheimnis einer Droschke" nannte. Die äußerliche Seite der Geschichte war die, das das Buch noch all diesen Gratis-Reclamen, die für den Verkauf von zwei Auflagen genug hatten, noch immer nicht zur Publication aufrauchen wollte. Maunders war zu sehr verzweifelt, um ein zweites zu schreiben. Monatelang gieng er — ein verwandeltes Wesen — solchermaßen umher. Er hatte sein ganzes Selbst in dieses Buch gesteckt, und es war verloren. Es tauchte um das verschwundene Manuscript und verscherchte aufs freigebigste seine Vorräthe. Durch Jahre hindurch blieb er seinem Andenken treu. Aber auch der todtenhaftlichen Kummer nahm sich mit der „Zeit ab; und nach einigen Jahren der Verzweiflung gewöhnte Maunders sich an und wurde ertröstet.

Als solcher sprach er mit seiner Schwester Sara und gewann, indem er sich vorgenommen hatte, selbst auch nur eine Droschke zu schauen, weil und hatte einen [illegible] Kutscher [illegible]

Digitized by Google

sich dem Generalstab des „Acadämus“ an, dessen von ihm gezeichnete Beiträge von dem Publicum mit größter Achtung, von den Autoren mit Furcht und Zittern gelesen wurden. Denn Maunders' Kritik war eine so sehr überlegene, selbst für das „Acadämum“, dessen Handelsmotto lautete: „Das beste in Kritiken — nichts auf dem ganzen literarischen Markt reicht an diese heran.“ Maunders zerrte und schund so lange an Marshyas, bis er von der Welt als Apollo acceptiert wurde.

Worauf Maunders es am schärfsten hatte, das war die Romanschriftstellerei. Seine Kunstideale, denen er ja selbst nicht zu folgen brauchte, waren die höchsten, und wehe dem unglückseligen Autor, der literarische und künstlerische Instinkte zu haben vermeinte und statt dessen nur Feder und Tinte besaß. Mit besonderer Strenge behandelte Maunders die Romane jüngerer Autoren mit ihrem affektierten Stil und ihren nüchternen Ideen. Die glänzendste Kritik vielleicht, die er je geschrieben, war die erbarmungslose Zerfetzung eines derartigen Buches, das von jugendlicher Unreife und Unaufrichtigkeit dampfte, von gesammelter Lebensunkenntnis durchdrungen war und obendrein in blendendem Cynismus ob all dem prahlte.

Eine Woche nach dem Erscheinen dieser Notiz besuchte ihn sein ältester und bester Freund und bat um Aufklärung.

„Was meinst du damit?“ frug Maunders.

„Als ich deine niederschmetternde Notiz über ‚Ein Schnippchen dem Schicksal‘ gelesen, kaufte ich mir sofort das Buch.“

„Was! Nachdem ich es derart entweidet habe, nachdem ich gezeigt, daß es nichts als eine verdorbene, mit alten, verfaulten Ideen gefüllte Wurst war?“

„Ja, denn um die Wahrheit zu sagen,“ erklärte sein Freund, ein wenig bekümmert darüber, daß er nun bekennen mußte, „verschaffe ich mir stets diejenigen Bücher, über die du dermaßen herfällst. Und so macht es eine ganze Menge Leute. Du mußt wissen, daß wir nur einfache, gewöhnliche, hausbackene Menschen sind; und so haben wir das bestimmte Gefühl, daß das, was du lobst, für uns zu hoch ist, während alles von dir Verdammte uns gewiß auf ein Jota zusagen wird. Und darum studiert und respectiert das große Publicum deine Kritiken auch so sehr. Du bist unser literarischer Pastor und Mentor. Deine Verachtung ist unser Wegweiser, dein Lob unser Index Expurgatorius. Wenn du nicht wärest, wir würden uns in der Wildnis der neu erscheinenden Bücher einfach verlieren.“

„Und das also ist das ganze Resultat meines jahrelangen mühseligen Recensierens,“ schnaubte der Acadämus-Kritiker. „Fahren Sie fort, mein Herr!“

„Nun, was ich dir zu sagen kam, ist, daß — wenn mein Gedächtnis mir nach diesen langen Jahren keinen Streich spielt — das Buch ‚Ein Schnippchen dem Schicksal‘ nichts anderes ist als dein vor langem verschwundener Roman.“

„Was!“ kreischte der große Kritiker: „mein verlorenes Kind! Unmöglich!“

„Doch,“ behauptete sein ältester, bester Freund. „Ich erkannte es an der Erdbeerenbemerkung in Capitel II, wo der Held die jüngste Generation als feiglen, in alter Sahne ersticken Erdbeeren verglecht. Ich erinnere mich, daß du mir dies vorlasest!“

„Himmel! Nun fällt das alles auf mich zurück,“ schrie der Kritiker. „Jetzt weiß ich, warum ich es so unbarmherzig als Plagiat verdammte! Während des ganzen Lesens verfolgte mich ein so sonderbares Gefühl alter Bekanntschaft.“

„Du wirst doch wohl den Dieb entlarven!“

„Wie kann ich denn? Das würde soviel bedeuten als das Geständnis, das Buch selbst geschrieben zu haben. Das ich es so wahrend herumreiße, macht nichts. Das würde als guter Witz, wenn nicht gar als ein Exempel seltenster Bescheidenheit gelten. Aber mich als den Autor eines so elenden, durchgefallenen Machwerkes zu erklären!“

„Entschuldige“, versetzte sein Freund. „Es ist durchaus nicht durchgefallen. Es ist im Gegentheil ein allgemeiner Erfolg. Es verkauft sich wie ein Lauffeuer. Entschuldige das unrichtige Gleichnis; aber du weißt, was ich meine. Deine Notiz hat den Verkauf ganz wahnsinnig in die Höhe getrieben. Seit dieselbe erschienen, sind der Druckerpressen Tag und Nacht im Gange und ganz außerstande, mit der Nachfrage Schritt zu halten. Du darfst nicht zugeben, daß ein Schmöke derart Capital aus dir schlägt. Es wäre zu sündhaft.“

So forschte denn der große Kritiker den Dieb aus. Und he theilten den Gewinn. Und dann schrieb der Dieb, der ein ebenso großer Tölpel als Schmöke war, ein zweites Buch — diesesmal ganz aus eigenem Kopf. Und der Kritiker riß es herunter. Und sie theilten abermals den Gewinn.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN — BUDAPEST — BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedener Hauptstrasse 16
V. Mariahilferstrasse 81
VII. Neustiftgasse 28
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
X. Himbergerstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 261
XVII. Herrnalser-Linie
Stadtbahn-Viaduct 86
XVIII. Währinger-Linie
Stadtbahn-Viaduct 118

Assicurazioni Generali.

Aus dem am 1. April 1901 der Generalversammlung erstatteten Berichte der Centraldirection der Assicurazioni Generali zu den Rechnungsabschlüssen pro 1900, dem 69. Betriebsjahre der Gesellschaft, geht hervor, daß im Jahre 1900 der **Lebensversicherungszweig** der Anstalt sich in sehr erfreulicher Weise weiter entwickelt hat. Sowohl die Neuversicherungen als der Reinzuwachs waren größer als in allen früheren Jahren. In der **Feuerversicherungs**-Abtheilung war ein minder schadenreicher Geschäftsverlauf zu verzeichnen. Die Verwaltung hat sich noch größere Zurückhaltung in der **Transportversicherungs**-Abtheilung auferlegt, bei welcher allunbefriedigte Betriebsverlust die Bemessung zureichender Prämien störend zu entfinden. In der neu aufgenommenen Einbruchsdiebstahl Versicherung ist die Organisation zu Ende geführt und verspricht sich die Gesellschaft auch auf diesem Arbeitsfelde einer Ausdehnung angemessene Erfolge. Den Rechnungsabschlüssen sind im nachstehenden folgende Daten zu entnehmen: Die Reserven der Lebensversicherungs-Abtheilung

betragen . . . . . K 131,300.736·39
gegen . . . . . „ 125,140.392·59 im Jahre 1899
und beziehen sich auf . . . . . „ 527,805.927·00 Capitalien
und auf . . . . . „ 158.791·16 Renten.

Die Reserve im schwebend gebliebene Schäden beträgt . . K 1,221.116·05
Zur Deckung der am 31. December 1900 laufenden Renten

wurden zur der Lebensversicherung eine Prämienreserve von . 6,974.287·—
für die Transportversicherung K 317.098·45 gegen K 6,182.000·91, resp.
K 5,865.774 aus dem Vorjahre zurückgestellt.

Die Reserve für schwebend gebliebene Schäden aus den Elemen

tarzweigen beträgt . . . . . K 2,718.240·—

Die Prämienreserve wird die in nachfolgenden Geschäftsjahren ein

laufenden Prämien aus der Autoversicherungs Branche

betragen . . . . . K 77,309.562·87
gegen . . . . . „ 74,353.970·86

am Schlusse des Jahres 1899, und flossen aus der bilanzmäßigen Ab

rechnung gemäß ausgewiesen.

Zu Gewinnreserve beträgt . . . . . K 5,250.000·—

Die Reserve für Gewinnantheilungen beträgt . . . . . „ 8,344.975·35

Unbeschadet der allgemeinen in Laufen des laufenden Geschäftes be

werkstelligten Abschreibungen, von welchen auf unzinbringliche Ausstände, beziehungsweise Abschreibungen, welche noch nicht in Anspruch genommene Reserve

verwendet K [illegible] auf [illegible] Ausstände [illegible] sich die

Gesellschaft [illegible] Ende des [illegible] Jahres [illegible] Ende December 1900 auf

K [illegible] gegen [illegible] beziffert [illegible] um K 10,859.531·42 mehr als

Ende 1899. Die [illegible] Prämienreserve [illegible] um [illegible] Prämien nebst

[illegible] K [illegible] [illegible] Summe [illegible] Durch die im

[illegible] [illegible] K [illegible] erreicht die Summe

[illegible] [illegible] Schäden die Höhe von

K [illegible]

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 20. April 1901. Nummer 342.

Symptome.

Die dankenswerte Offenheit, mit der sich der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in seiner Ansprache an die Abgesandten des Katholischen Schulvereines zu seinen politischen Grundsätzen bekannt und mit der er sie auch durch die von ihm gesuchte Uebernahme des Protectorates dieses Vereines gleichzeitig bethätigt hat, ist ein Ereignis in diesem Land der politischen Heuchelei und ein schwerer Schlag für die politischen Heuchler, deren neueste Tactusserie, die eben jetzt schon im besten Gang schien, nun eine grausame Störung erfährt. Mittels einiger Reden, Interviews und Zeitungsartikel war ein glückliches Fabelland geschaffen worden, dem man den Namen Oesterreich gab. Das war ein „rüstig fortschreitender Verfassungsstaat“ mit einer „auf der Höhe der Zeit stehenden Verwaltung“. Die wichtigste Sorge der Regierung in diesem Staate galt der Entwickelung einer modernen Industrie, die immer „offene Thüren“ in den Aemtern finden sollte. Durch Eisenbahnen, Wasserstraßen und sonstige wirtschaftliche Unternehmungen war der materielle Wohlstand dieses Landes gesichert. Kunst und Wissenschaft erfreuten sich höherer staatlichen Ehren als in der platonischen Republik. Die Völker leben friedlich nebeneinander wie im tausendjährigen Reich. Deutsches und czechisches Bürgerthum hatten sich bei den Cantilen gefunden und endlich verstanden. Die Sprachenfrage, die sie einst entzweit hatte, war wie weggeblasen. Der Clericalismus lag insolge einiger bezielsweiser Mandatsverluste platt auf dem Boden, seine größte Hoffnung, Dr. Lueger, war in einer einzigen stürmischen Parlamentssitzung zu Tode geschrieen worden. Und der Feudaladel, der Generalstab der Reaction? Diese mächtigen Herren von einst waren hilflose Jammermenschen geworden, die germalsmt unter dem Triumphwagen des unvergleichlichen Herrn v. Koerber lagen. Ein jeder Parlamentsreporter mochte an ihnen seinen Witz üben, am erfolgreichsten aber an dem Oberhaupte des Feudaladels, dem Fürsten Georg Lobkowitz, dessen Staatsstreichrede nichts als ein schwachsinniger „Aufstzer“ war.

So ungefähr ließ sich die Fabel vernehmen, die den braven Bürgern und den arbeitswilligen Abgeordneten eingehaukt wurde, auf daß sie eine Milliarde Kronen auf Treu und Glauben für ein paar Jahre der Regierung zur Verwirtschaftung anvertrauen. Die Fabel fand Glauben, weil sie so schön war, und wenn die Milliarde noch nicht bewilligt ist, trägt nur die Schwerfälligkeit des parlamentarischen Apparates die Schuld daran. Jetzt ist sie aber zu einer fatalen Gefahr geworden für die Milliarde. Die Rede des Thronfolgers hat die Fabelbildung zu ungelegener Zeit in unliebsamster Weise unterbrochen. Denn in jenes, seit Wochen von der Koerberschen Presse so haardeutlich gezeichnete Fabelland Oesterreich paßt diese Rede gar nicht hinein und ist doch von keinem Geringeren als dem Thronfolger gehalten und ohne die Judiscretion, ohne Fälschung, auf seinen eigenen Antrieb in die Oeffentlichkeit gekommen. Herr v. Koerber hat im Abgeordnetenhause versichert, daß er von dieser Rede keine Kenntnis gehabt habe. Das glauben wir ihm aufs Wort. Wir glauben sogar, daß Herr v. Koerber, wenn er um seine Meinung gefragt worden wäre, diese Rede im gegenwärtigen Zeitpunkt als „inopportun“ widerrathen hätte, und wir glauben, daß, wenn er sie zuvelpieren gehabt hätte, sie so orakelhaft angezüllen wäre, daß kein Sterblicher über ihren Sinn ein tieferes Urtheil hätte gewinnen können. Und noch mehr glauben wir. Wir glauben nämlich, daß Herr v. Koerber auch von anderen politischen Vorgängen „keine Kenntnis“ hat. Daß er die politischen Stimmungen in der Bevölkerung nicht kennt, hat die Wahlreampagne bewiesen, die alle seine Voraussetzungen so gründlich zu Schanden gemacht hat. Nun zeigt es sich, daß er auch von den politischen Dingen, die sich in den höheren Sphären vorbereiten, nichts weiß. Was also weiß denn eigentlich Herr v. Koerber? So ganz ohne politische Verbindung kann man denn doch keine große Politik machen, am wenigsten eine Politik, wie die des Herrn v. Koerber, die auf Jahre hinaus unerhörte finanzielle Vollmachten vom Parlamente beanspendn, also auch politische Voraussicht und Stabilität auf Jahre hinaus vor aussetzt.

Die Ahnungslosigkeit, in der Herr v. Koerber von der Rede des Thronfolgers, dem wichtigsten politischen Ereignereignis, das unter seiner Regierung vorgefallen ist, nach seinem eigenen Geständnis überrascht worden ist, ist allein schon geeignet, ihn des politischen Credits zu berauben. Noch mehr aber diese Rede selbst. Denn diese Rede ist unvereinbar mit der politischen Phantasmagorie, die Herr v. Koerber und seine Leute uns vorzuzaubern versuchen. Wohl aber steht sie in einem gewissen Einklang mit einigen Thatsachen, die darauf deuten, daß ganz andere Dinge in Oesterreich sich vorbereiten als jene sind, von denen Herr v. Koerber und sein Stab so vortrefflich zu phasieren verstehen. Als unter Clary der Kaiser die Führer aller großeren Parteien zu sich berief, gaben alle seinen Wünschen willig Gehör, nur einer nicht, das war der Vertreter des Feudaladels, Graf Clary, der dem Kaiser mit dem stolzen Wort von den „selbständigen Leuten“, aus denen seine Partei bestehe, gegenübertrat. Diese Selbständigkeit haben die Feudalen auch seither bethätigt. Den Grafen Clary, für den sich der Kaiser bei ihnen eingesetzt hatte, haben sie nach wenigen Wochen mitleidlos gestürzt. Und den Herrn v. Koerber, den haben sie allerdings nicht oder noch nicht gestürzt, aber vielleicht nur, weil er ihnen vorläufig ganz gute Dienste leistet und ferner leisten wird. Denn, als am 8. Juni die von Herrn v. Koerber gebildete Arbeitsmajorität im Begriffe war, die jungczechische Obstruction zu strangulieren, war war es da, auf dessen Verlangen Herr v. Koerber sein eigenes Werk zerstörte und in Nacht und Nebel zum Kaiser fuhr, um durch den sofortigen Schluß der Session die Ehre der jungczechischen Obstruction zu retten? Wieder ein Feudaler, der Prinz Friedrich Schwarzenberg. Und die Clericalen, deren Macht nach der Koerber-freundlichen Legende neuestens auch im Schwinden begriffen sein soll? Haben die sich etwa unter Herrn v. Koerbers Regierung über zu geringe Aufmerksamkeit zu beklagen? Wer hat die christlichsoziale Wiener Gemeindewahlsorm, die selbst das feudal-clericale Ministerium Thun zur Sanction vorzulegen nicht gewagt hat, zum Gesetz erhoben? Herr v. Koerber, wenn wir nicht irren. Unter wessen Regime sind die geistlichen Exercitien an den Mittelschulen eingeführt worden, unter wessen Regime sind die politischen Maßregelungen anticlericaler Lehrer in Uebung gekommen, unter wessen Regime konnte ein umfangreiches Gesetzwerk, wie das des Grafen v. Hoensbroech, oder eine so exclusive literarische Arbeit wie die des Lyncäus confisciert, unter wessen Regime konnten Ansichtskarten-Reproductionen von Tizian'schen und Raphael'schen Bildern als unsittlich verboten, unter wessen Regime konnten selbst parlamentarische Interpellationen einer Censur unterworfen, unter wessen Regime konnte ein clericaler Parteihistoriker wie der Professor Pastor zum Leiter des Historischen Institutes in Rom ernannt werden? Alles nur unter dem kunstund wissenfreundlichen Regime des Bannerträgers des bürgerlichen Fortschrittes, des Herrn v. Koerber, und seiner unparteiischen Bureaucratenvollegen, der Herren v. Hartel und Baron Spens.

Alle das hätte unter einem angeblichen clerical-feudalen Regime nicht geschehen können, ohne in der gebildeten Bevölkerung Stürme zu erregen, denen die Reaction heute noch nicht Stand zu halten vermochte, weil ihr zur Ausübung des vom Fürsten Lobkowitz kühn entworfenen Staatsstreich-Feldzugsplanes noch das gewisse Etwas fehlt, das Geld. Das soll ihr mit den Investitionen und der Cassenanleihe als Blancocredit Herr v. Koerber noch verschaffen, dann erst wird er als Exhialtes der Reaction seine Schuldigkeit gethan haben, dann kann er auch gehen und einen der gebornen Staatsmänner des clericalfeudalen Lagers machen, die sich nicht damit begnügen, daß ihre Geschäfte durch ein unsichtbares, aber geschicktes Werkzeug, wie Herr v. Koerber eines ist, trefflich besorgt werden, sondern auch die Schmeicheln der persönlichen Herrschaft und Tyrannei ausüben wollen, nach denen sie schmachten. Die großen Anlehenprojecte, die Herr v. Koerber als politisch gleichgiltige wirtschaftliche Vorlagen uns Parlament einzuschmuggeln beliebt, sind thatsächlich hochpolitische Angelegenheiten, entscheidend vielleicht für die ganze politische Entwickelung, die sich jetzt langsam vorbereitet. Auf sie weisen thatsächliche politische Symptome die leisen Zeit hin. Das Sichtbarste in jetzt die Rede des Thronfolgers gewesen. Wer darnach noch nicht zu sehen beginnt, dem ist auch mit der schärfsten Brille nicht zu helfen.

Digitized by Google

K. P. Pobědonoscev.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Der Sieghringende — so oder ähnlich lässt sich der Name des Mannes übersetzen, dessen Ansichten in den entscheidenden russischen Machtsphären seit Decennien entscheidend sind und auf den die Aufregung der russischen Jugend und Intelligenz in einem verzweifelten Attentate als Urheber der traurigen Lage hingewiesen hat. In der That: wer wissen will, um was es sich in Russland handelt, der studiere die geistige, wissenschaftliche und publicistische Physiognomie Pobedonoscevs.*) Und diese Thätigkeit ist sehr ausgebreitet und gerade auch den Tagesfragen gewidmet. Wir haben von ihm nicht nur gelehrte juristische Materialiensammlungen, sondern auch juristische Lehrbücher (besonders einen Cursus des bürgerlichen Rechtes) und mehre publicistische Arbeiten; im Jahre 1896 ist unter dem Titel „Moskovskij Sbornik“ (Moskauer Sammlung) eine Serie von Artikeln erschienen, in denen Pobědonoscev sein politisch-religiöses Credo der Oeffentlichkeit vorgelegt hat. Das Werk ist in Russland öfters neu aufgelegt worden, in deutscher Uebersetzung ist eine Auswahl der Artikel auch schon erschienen.**)

Schon der Titel: Moskauer Sammlung belagt für den Kenner, dass der in Petersburg amtierende Autor sich als Moskauer fühle und betrachte — Moskau ist auch Pobědonoscev das dritte Rom der wahren Christenheit, die ideale Hauptstadt des echten Russen. Pobědonoscev selbst ist in Moskau geboren (1827), in Moskau begann seine Thätigkeit als Professor des bürgerlichen Rechtes und als Mitglied des Senates. Seit dem Jahre 1880 ist der Lehrer Alexander III. Oberenvor des „heiligsten dirigierenden“ Synods. Dieser Synod ist seit Peter dem Großen die eigentliche und entscheidende Kirchenbehörde; ihre ständigen und auf Zeit beigeordneten geistlichen Mitglieder werden alle vom Czaren ernannt und stehen überdies unter der staatlichen Controle des „Auges des Kaisers“, dem ebenfalls vom Czaren eingesetzten Laienoberprocurator, der die ganze Exekutive innehat und dem auch die Synodkanzlei untersteht ist. Der Oberprocurator ist zugleich Mitglied des Ministerrathes. Unter Nikolaus II. war es ein schneidiger Husarenoffizier, ihn löste Graf Dimitrij Tolstoj, der Vertheidiger des Classicismus, ab, um schließlich unter Goris-Melikov auf lange Zeit dem Juristen Pobědonoscev Platz zu machen.

Die officielle Stellung des Oberprocurors verleiht seinen Anschauungen das große Gewicht, das in Russland seit dem Antritt Alexanders III. so nachhaltig verspürt wird. Das liberale oder halbliberale System Loris-Melikovs wurde durch das clericale System Pobědonoscevs abgelöst und dieses System ist in Petersburg bis heute das herrschende. Welche Früchte dieses System gezeitigt hat, ist eben der Welt und Russland selbst offenbar worden; hier will ich es versuchen, eine Skizze der Anschauungen zu geben, die in der Person des Oberprocurors so verhängnisvoll verkörpert sind.

Pobědonoscev ist und will ein Moskauer sein; das heißt, er sucht seine geistigen Ahnen unter den Moskauer Slavophilen. Gewiss erinnern seine philosophischen Grundanschauungen an die großen Häupter der slavophilen Schule, bald wird man an Kirějevskij, bald an Aksakov (Constantin), bald wiederum an Samarin und Chomjakov erinnert, aber das Bild dieser bedeutenden, außerhalb Russland aber vielfach verkannten, eigentlich undekannten Denker und Politiker der Fünfziger- und Sechzigerjahre verblasst vor dem Bilde Katkovs, das uns aus dem „Moskovskij Sbornik“ viel deutlicher entgegentritt. Allerdings nicht das Bild des jungen, liberalen Katkov, der unter anderem seine übersieht hat, sondern das Bild des Beirathes Alexanders III. Die genannten Begründer des Slavophilenthums waren aufgeklärte, im Grunde ihres Herzens fortschrittlich denkende Männer, allerdings Romantiker mit gebrochener Seele, zwischen der Philosophie des Westens und der Kirche des Ostens unaufhaltig hin- und herpendelnd; immerhin haben sie für Russland viel geleistet, mehr als selbst ihre russischen Gegner, die Böcker, zugestehen. Sie haben die russische Aufgabe, das altrussische Wesen mit der Bildung und Praxis des Westens organisch zu verbinden, mit einem Aufwand von bedeutender Gedankenenergie ehrlich in Angriff genommen; es ist nicht ihre Schuld, dass die jüngeren Anhänger nach dem unglücklichen politischen Aufstande von 1863 ihre Gedanken in das Procrustesbett des officiellen Nationalitätenthums zwangen. Katkov löste mit seinem Blatte und seiner Neigung die Slavophilen ab. Allein das Bekenntnisgericht von Holst hatte seine Gedanken und politischen Combinationen. Alexander II. berief Katkov und Aksakov, den Katkov und Gerassim, Loris-Melikov. Aber den gewaltsamen Tod des Kaisers brachte Katkov und Pobědonoscev ans Ruder.

Entscheidend für Katkovs Alleinherrschaft, Nationalismus, Panslavismus, die politische Theorie der Petersburger Aristocratie.

Ich will nicht unterlassen, die [illegible] Katkov durch den [illegible] gezeitigt wurde, [illegible] Pobědonoscev [illegible] die geschichtsphilosophische Antithese für seine Grundanschauung gefunden, dass nämlich nur die altrussische Cultur, als das gerade Gegentheil der westlichen, die einzig richtige Basis sein kann für echt russische Politik. Russland und Europa verhalten sich zu einander, wie der Tag zur Nacht, das Licht zur Finsternis, Ormuzd zu Ahriman — Russland ist die gesellschaftliche Ordnung, Europa ist die Anarchie, Russland ist das Leben, Europa ist der Tod, der Tod des einzelnen und des gesammten Volkes, moralischer und physischer Tod zugleich.

Im Anschluss, aber zugleich in ernster Verzerrung der slavophilen Geschichtsphilosophie findet Pobědonoscev das Grundübel Europas und des Liberalismus auch des russischen unter Alexander II.) im Rationalismus. Pobědonoscev drückt den Gedanken verschiedenartig aus: bald verwirft er die Logik mit ihrem Syllogismus, bald spricht er gegen den logischen Formalismus, oder auch gegen die Kritik und die Kritizismus; dagegen preist er das Leben mit seinen unmittelbaren Bedürfnissen und setzt all sein Vertrauen auf die unmittelbare Empfindung, das warme Gefühl und die Erfahrung. Ganz so, wie viele — Altrunahernen ihre rousseauische Ansicht vorbringen. Auch Pobědonoscev ist zu Rousseau in die Schule gegangen und wie alle Romantiker verwirft er die Wissenschaft, Philosophie und Civilisation; nur reteriert er nicht in den Naturzustand, sondern in das vorpetrinische, mittelalterliche Altrussland mit seiner byzantinischen Orthodoxie und kirchenväterlichen Philosophie. Diese Philosophie ist Mystik, ohne allen Rationalismus. Pobědonoscev acceptiert die unsittliche Anthologie der Slavophilen vollauf, nur zieht er aus ihr die praktischen Staats- und Kirchenmaxim die politischen Consequenzen. Sie entpuppt sich das dem mystischen Nachtolger Christi Pobědonoscev hat die „Imitatio“ überlegt der Großinquisitor Dostojewskijs.

Nur der Dummkopf — so lautet diese orthodox-russische Erkenntnistheorie wörtlich — kann über alles klar denken wollen; die wertvollsten, zum Leben nöthigsten Begriffe sind in den Tiefen der Seele, in ihrem mystischen Halbdunkel beschlossen. Die größten Gedanken sind unklar. Gerade die Masse des Volkes gibt sich der naturgemäßen [illegible] hin, welche inertia aber nicht mit Unbildung und Roheit verwechselt werden darf; nein, es ist nur die natürliche und gesunde Scheu vor — logischem Denken, die Scheu vor dem haltenden modernen Fortschritt. Das Volk vertraut der Tradition, die nicht ausgedacht, sondern vom Leben selbst gemacht wurde, nur die Geschichte, die Geschichte allein ist für die Menschheit die erwünschte nöthige Autorität. Und diese Autorität wird von dem von der Logik unverdorbenen gläubigen Gemüth des echten Russen ganz natürlich aufgenommen: das Volk [illegible] unmittelbar durch [illegible] und nimmt sie, absolute Wahrheit durch seinen Glauben wahr. In den Volksliegenden ist diese absolute Wahrheit künstlerisch zum Ausdruck gelangt, die Legende ist des Gesammtvolkes Geschichte. Und Geschichte, hören wir, ist die verlässlichste Autorität. Die absolute Wahrheit — das ist die religiöse Wahrheit, aber keine Religion in abstracto, sondern die russische Kirche, das ist die absolute Wahrheit; diese Wahrheit wird der angebildeten Masse des russischen Volkes ohne alle Logik und Philosophie durch die kirchlichen Ceremonien zutheil. Die russische Kirche hat, die russische Kirche ist die absolute Wahrheit, darum hat und ist diese Wahrheit das russische Volk. Die verschiedenen Kirchen entsprechen den Bedürfnissen der verschiedenen Völker, das russische Volk hat seine Kirche. Der Glaubige wird eine fremde Lehre nie und nimmer annehmen, im Gegentheile „im Rothfalle wird er die seinige den anderen mit Gewalt aufzwingen“.

Die Mystik des Johannes Damascenus der Lieblings-Kirchenvater der Slavophilen ist[illegible], wie wir sehen, in orthodoxen Kreisen Russlands, wo immer jedes Volk seine Religion und Nationalität hat, darum soll Russland nur mit den Millionen von Polen, Deutschen, Finnen, Schweden u. s. w. nur eine Kirche und damit auch nur eine einheitliche Nationalität haben? Ja „Europäer“, das ist was anderes — die russische Kirche, das russische Volk hat und ist die absolute Wahrheit und damit basta“

Und aus dieser „absoluten Wahrheit“ ergeben sich die Grundlage der russischen Politik von selbst. „Zunächst das Uebübel des Nationalismus, und aus ihm ergibt sich [illegible] zweites, nämlich der Glaube an die Heilsmission des nationalen Menschen. Nein, der Mensch ist von Natur aus Gesetz und böse und darum ist die Demokratie an allen ihr anhaftenden Uebel. Pobědonoscev gemäß das Nein [illegible] und den Parlamentarismus mit unerbittlicher Schärfe und Spott, er sieht im Parlamentarismus nur „die große Lüge unserer Zeit“. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind nichts als Phrasen und Gespenster. Ein Mensch von Ehr- und Pflichtgefühl kann [illegible] Parlamente und schon gar das Wahlrecht [illegible] Nur [illegible] Pobědonoscev richtet sich gegen den Rationalismus, [illegible] gegen [illegible] und Vernunftlehren [illegible] Wissen [illegible] und [illegible] verpönt er in [illegible] Schwärmerei [illegible] Und schon gar die Presse, [illegible] ab, die Unedruck [illegible] ist vielleicht [illegible] eine der [illegible]

Ein merkwürdiges Mixtum-Compositum von Wahrheit und Falschheit, eine charakteristische Verbindung von Weit- und Kurzsichtigkeit. Die Presse ist schlecht — Pobedonoszew selbst ist Schriftsteller und Journalist; die Masse des Volkes läuft den Advocaten nach — aber dieselbe Masse des Volkes ist absolute Wahrheit, wenn es sich in seiner Unbildung und grenzenlosen Abergläubigkeit vor die Stufen des orthodoxen Altares auf die Erde hinwirft! So rächt sich an Pobedonoszew und seiner Philosophie und Politik die kirchenväterliche Mystik: er ist gebildet genug, um den Aberglauben und die Unbildung der großen Massen und der russischen Geistlichkeit wahrzunehmen, er gibt es auch zu, aber seine Mystik verbindet ihn, klar zu sehen, und Religion und Aberglauben zu scheiden und diesen im Interesse der ersteren zu verbannen; Pobedonoszew sieht darum im Aberglauben nicht nur etwas „Unwesentliches", er nimmt die Volksreligiosität sogar als etwas „Geheimnisvolles" hin. Und dieses Geheimnisvolle imponiert ihm schließlich so stark, daß er die Verbreitung des Volksunterrichtes für unnöthig, wenn nicht gar für schädlich erklärt — das wäre Rationalismus, das wäre Logik, und Logik ist des Teufels.

Eine für Rußland verhängnisvolle Sophistik und Halblogik das! Der Mensch ist von Natur schlecht und böse, darum muß die Masse — vom heiligsten Synod im Dienste der Alleinherrschaft gestützt werden. Der Mensch ist von Natur aus schlecht und böse — der Oberprocuror des heiligsten Synods und alle die großen und kleinen Alleinherrscher nicht?! Die Civilisation ist verderblich — aber die modernen Hinterlader, die neuen Kanonen, die Eisenbahnen, Telegraphen und alle praktischen Errungenschaften der „Logik" und logischen Wissenschaften Europas müssen der russischen orthodoxen Alleinherrschaft trotzdem dienen! Pobedonoszew, wie eigentlich schon alle Reactionäre, ist eben auch schon von der Gedankenblässe angekränkelt; jedenfalls ist er inconsequent genug, die Früchte der europäischen Civilisation hinzunehmen, ohne zu ahnen, daß diese Früchte seine altrussische Weltanschauung durchlöchern und schrittweise beseitigen. Und das ist die große Lüge der russischen Reaction. Wer Locomotiven, Kanonen, Telegraphen und Telephone braucht, der kann zwar die Logik und Philosophie verbieten, aber es nützt ihm nichts, weil er Mathematik und Naturwissenschaft lehren muß, und die bringen die Philosophie und Logik, wenn auch auf einem Umwege, wieder zu Ehren. Nikolaus II. hat in Rußland die Philosophie an den Universitäten verboten — es hat nichts genützt, höchstens hat das russische Denken eine unsio entschiedenere, naturalistischere, ja geradezu materialistische Richtung eingeschlagen. Die russische Alleinherrschaft braucht ein Heer von Beamten, und die müssen auch gebildet werden. Selbst wenn sie die Jurisprudenz nur nach Pobedonoszews Lehrbuch sich aneignen würden, brauchen sie ein großes Maß von Vorbildung; ja Pobedonoszew ist, ohne es zu ahnen, ein entschiedener Anhänger des ökonomischen Materialismus, denn er lehrt, daß die formelle Fixierung der durch das Leben und die ökonomischen Bedingungen geschaffenen Verhältnisse. Ohne Nationalökonomie wird es also auch nicht gehen. Mit den Lehren des Johannes Damaszenus und der Autorität der Legenden läßt sich nicht einmal eine alleinherrschaftliche Bureaukratie begründen, das scheint Katkow begriffen zu haben, als er seinen Feldzug nicht nur gegen die Studenten, sondern auch gegen die russische Bureaukratie eröffnet hat.

Und trotzdem — Pobedonoszew ist ein bedeutender Kopf, der sein Volk und Land aufrichtig liebt und ihm das Beste wünscht. Pobedonoszew denkt auch ganz russisch — wie russisch erscheint man am besten, wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, dem er im vorigen Jahre so voreilig das Recht auf ein kirchliches Begräbnis abertannte und den er heuer aus der Kirche exkommunicieren ließ. Es klingt befremdlich und doch kann man nicht umhin, Pobedonoszew mit Tolstoj zu vergleichen! Bei beiden derselbe russianische Ausgangspunkt und die Ablehn von der Civilisation, Wissenschaft und Philosophie; bei beiden bildet die Religion das Um und Auf aller Strebungen. Allerdings weisen Pobedonoszew und Tolstoj auch große Unterschiede auf: Tolstoj ist Prophet, Pobedonoszew Schulmeister, Tolstoj ist ein Dichterdenker, Pobedonoszew ein Jurist und Politiker; groß ist auch der Unterschied in der Lehre — aber immerhin stimmen die beiden Gegner in vielem überein. Tolstoj z. B. würde das Parlament, die Demokratie und viele andere Institutionen ähnlich oder ebenso verwerfen wie Pobedonoszew. Uebrigens will ich mit dem Vergleiche nichts anderes sagen, als daß Pobedonoszew für die jetzige Gutsherrschaftung des gebildeten Russland nicht allein und nicht so ganz ausschlaggebend ist, wie gewöhnlich angenommen wird. Es schrint mir des Nachdenkens wert, daß ein Anhänger Tolstojs, der da lehrt, wir sollen aus dem Uebel nicht widerstehen, gegen denjenigen die Schießwaffe erhoben hat, der im Gegentheile „im Nothfalle" die Gewalt erlaubt! Russische, echt russische Gegensätze!

Pobedonoszews politische Gedanken sind nicht sonderlich originell. Von Katkow und den Slavophilen abgesehen, hat sich sehr viele speciell auf Le Play zurückführen. Ueber diesen katholischen Berater Napoleons III. hat Pobedonoszew eine warme Lobrede geschrieben. Uebrigens ist Le Play nur einer von den zahlreichen französischen Gegnern der Revolution, die auf die russischen Politiker und Theoretiker ihren Einfluß ausgeübt haben, allen voran natürlich De Maistre. Schon die Slavophilen haben, ganz besonders die katholische Lehre vom Verhältnis des Staates zur Kirche ins Orthodoxe und Russische übersetzt und das that auch Pobedonoszew. Er teilt mit aller Bereitwilligkeit dafür ein, das Verhältnis von Staat und Kirche im Sinne einer anerkannten Staatskirche zu lösen. Er verwirft das katholische System, in welchem er die Herrschaft der Kirche über den Staat erblickt, er verwirft die protestantischen Lösungen der Frage, auch Cwouos Formel sagt ihm nicht zu — Staat und Kirche sollen eine organische Einheit ausmachen. Der Staat soll ganz und gar in den Diensten der Kirche stehen — der russische Oberprocuror selbst sorgt dafür, daß in praxi diese Einheit vom Staate durchgeführt werde. Undewußt? Und wenn die russische absolutistische Lösung des Problems so gelungen ist, wie erklärt Pobedonoszew die Millionen und Millionen der ebenfalls ungebildeten, von der Civilisation ganz unberührten Raskolniken, die von der Staatskirche nichts wissen wollen? Wie erklärt Pobedonoszew überhaupt, daß in Rußland, dem Lande und Staate der Ordnung, alle europäische Anarchie nur in potenziertem Grad und vielfach in roherer Steigerung zu finden sind? Es gehört mehr als — Orthodoxie dazu, Rußland gegenüber Europa als das Land der Ordnung hinzustellen!

Es wäre nicht ohne Interesse, auf Pobedonoszews Gedanken über die äußere Politik einzugehen. So z. B. urtheilt er über Frankreich gewiß viel kühler, als die meisten chauvinistischen, russischen und französischen Zweibündler; er liebt auch Oesterreich nicht, ist auch für die Slaven nicht gerade begeistert, ganz besonders gefallen ihm wir liberalen Czechen nicht. Dafür hat er Gefallen gefunden an der Reisebeschreibung unseres Ebelmannes Bratislaw v. Mitrovic, der 1901 als Mitglied einer Gesandtschaft Rudolfs II. die Reise nach Constantinopel angetreten hat. Pobedonoszew hat das Buch überlegt — offenbar sind ihm die Berichte des gläubigen Schreibers über das Leben und Treiben der Türken sympathisch. Viele politische Gedanken hat Pobedonoszew in seinen ausführlichen „Berichten" niedergelegt, die er als Oberprocuror des Synods veröffentlicht; er berichtet da über das kirchliche und religiöse Leben Russlands, streift daneben auch das Verhältnis zu den übrigen Kirchen, Staaten und Völkern. Diese Berichte gewähren einen intimen Einblick in das politische Streben des Absolutismus.

Ich glaube nicht, daß Pobedonoszew die Angelegenheiten der auswärtigen Politik durchaus falsch beurtheilt; ich stimme sogar mit vielen Urtheilen über die Gebrechen unserer Civilisation und politischen Einrichtungen überein. Aber würde z. B. nicht damit übereinstimmen, was der Oberprocuror über die Demagogie sagt? Wer könnte den Parlamentarismus pure et simple hinnehmen? Hat es z. B. Carlyle getban, den Pobedonoszew sehr fleißig gelesen hat? Eine Menge bedeutender europäischer Theoretiker und Praktiker hat über vieles nicht anders geurtheilt als Pobedonoszew. Aber der große Unterschied besteht darin: wir in Europa haben schon ein Stück Parlamentarismus und Demokratismus und darum können, darum müssen wir uns die Kritik desselben leisten, das ist eben demokratisch. Aber ein Russe, der aus der westlichen Literatur Argumente gegen das Parlament, die Demokratie und die Presse zusammenklaubt und zu sein absolutistisches System bringt, ist immer verdächtig. Gewiß ist die Demagogie nicht der Parlamentarismus!, eine große Lüge unserer Zeit; allein in unserer Zeit den alleinherrschaften Absolutismus, und selbst für Russland, vertheidigen und geschichtsphilosophische und gar religiöse Argumente für dieses Regime zurechtlegen zu wollen, teeg seiner alles Witz spottenden Unfähigkeit, das ist für einen gebildeten Menschen ein literarisches Verbrechen.

Orthodoxie — Alleinherrschaft — Nationalität, lautet kurz, aber inhaltsvoll das Programm des russischen Oberprocurators — Freiheit, soziale und politische Reform lautet das kurze aber nicht minder inhaltsvolle Programm der russischen Jugend, Intelligenz und Arbeiterschaft. Denn nicht als schrägsinnigen Kirchenmanne ziehen dutzende Studenten, dem lebensfrischen Gedankenreichtum und Idealismus unerschöpfte Hilfsquelle gegenüber, und doch die älteren, die reiferen, sind diese Jünglinge, Pobedonoszew verhöhnt die abgethanen Ideale religiöser und politischer Minderheit

Die macedonische Gefahr.

Alljährlich, wenn der Frühling nahe, bringt er auch die macedonische Gefahr ins Land. Jedes Jahrjahr rüstet Macedonien und Bulgarien gegen Rußland gegen die türkische Herrschaft in Macedonien. In jedem Frühjahr eilt aber auch die europäische Diplomatie mit all ihren Feuerlöschapparaten zur Stelle, um den Conflict und die von ihm drohenden europäischen Complicationen nicht zu lösen, sondern zu vertagen auf das nächste Frühjahr. Aber die macedonische Frage besteht endlich zum Ernst, und die bisherigen Vertagungen haben nur die Lösung

Digitized by Google

durchaus nicht begünstigt. Das lehrt ein Blick auf die bisherige Geschichte des macedonischen Problems, die mit den großen historischen Wandlungen des letzten Jahrhunderts in Europa untrennbar verknüpft ist.

Das neunzehnte Jahrhundert war die Epoche der politischen Wiedergeburt der christlichen Nationen auf der Balkanhalbinsel, der Serben, der Griechen, der Rumänen, der Bulgaren. Durch den prätimanischen Friedensvertrag von San Stefano war von den Russen ein panbulgarischer Großstaat geschaffen und der türkischen Herrschaft in Europa beinahe der Garaus gemacht worden. Der Berliner Congreß hatte aber bald darauf das bulgarische Volk in drei Theile zerstückelt: in das tributpflichtige Vasallen-Fürstenthum Bulgarien, die autonome, von den Diplomaten „Ost-Rumelien" getaufte Provinz im Süden der sogenannten „Balkankette" und in das autonom zu machende macedonische Gebiet. Nur etwa acht Jahre waren nach dem Berliner Vertrag verstrichen, und die Bulgaren haben durch die Annexion Ost-Rumeliens der europäischen Diplomatie einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht, weil sie sich als Wirte ihres eigenen Nationalsichicksals betrachteten.

Europa und die Türkei beugten sich vor dem fait accompli, und Bulgarien ist — wenn auch nur zu zwei Dritteln — geeinigt, in Macedonien aber sind die Bulgaren unter der vollen Herrschaft der Türkei geblieben, obwohl ihnen in der Berliner Vertragsurkunde politische Autonomie in Aussicht gestellt worden. Der oft genannte Artikel 23 dieses Vertrages lautet klipp und klar:

„La Sublime Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le Règlement Organique de 1868 en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables. Des règlements analogues adaptés aux besoins locaux ... seront également introduits dans les autres parties de la Turquie d'Europe."

Der Berliner Vertrag wurde von den Russen als arge Schlappe angesehen. Sie waren es, die die Bulgaren aufmunterten, gegen seine bulgarenfeindlichen Beschlüsse zu protestieren. Im Fürstenthum wurden Meetings veranstaltet, Deputationen an die europäischen Höfe abgesandt, Emissäre nach Macedonien geschickt, kurzum: der Berliner Congreß war die Geburtsstätte der macedonischen Frage, die Congreßdiplomaten waren ihre Geburtshelfer.

Hätte nicht Kaiser Alexander II. sein in Bulgarien mächtiges Veto erhoben, so wäre es bereits im Jahre 1879 zu einem gewaltigen macedonischen Aufstand, mithin zu einem neuen türkisch-russischen Conflict gekommen. Zwar hatten sich nachher die Diplomaten am grünen Tisch versammelt und ein für Macedonien bestimmtes Autonomenstatut ausgearbeitet, bis jetzt ist jedoch der § 23 der Berliner Friedensbestimmung auf dem Papier, mithin die macedonische Frage offen geblieben.

Als die Pforte im Jahre 1870 die Trennung der bulgarischen Kirche von der griechischen gutheiß und an die Spitze sämmtlicher Bulgaren einen Exarchen stellte, wurde durch die Bildung des Exarchats ein epochemachendes panbulgarisches Bindemittel geschaffen. Durch den Berliner Vertrag in drei politische Theile getrennt, blieben die Bulgaren dank dem Exarchat geistig und kirchlich geeinigt. Als das befreite bulgarische Volk und seine Regierung „vorläufig" auf Macedonien verzichten mußten, so wandten sie ihre Blicke der nationalen Cultur daselbst in Macedonien zu. Eine sehr bedeutende Einwanderung von Macedoniern nach Bulgarien begann vor sich zu gehen, und diese Einwanderung hat bis jetzt nicht aufgehört. Die von sämmtlichen bulgarischen Regierungen unterstützten macedonischen Einwanderer wandten sich nicht nur den freien Gewerben zu, sondern auch dem staatlichen Civil- und Militärdienst. Außerdem kamen und kommen alljährlich aus Macedonien wandernde Zimmerleute, Steinmetze, Erdarbeiter, Gemüsehändler, Brot- und Tabakverkäufer u. s. w. Was sie ersparen, das tragen sie mit sich in ihr Spatherd nach Macedonien, um mit ihren dortgebliebenen Familien den Winter zu verbringen und die fälligen Steuern zu bezahlen. Die von der bulgarischen Regierung festgesetzte unterstützten Exarchatsschulen thaten das ihrige, um bei der heranwachsenden Jugend und deren Eltern den national-bulgarischen Geist wachzurufen. Solange sich das Fantenithum im Inder und Ausland befand, verhielt sich die türkische Regierung gegenüber dieser national-bulgarischen Strömung ziemlich tolerant, da sie keinen ernsthaften umwälzlichen Charakter hatte. Die halbgeheime Bewegung mit Russland, die zuerst in die Scandalchronik vorgedrang, machte die Pforte aufmerksam, und sie suchte schon darauf veranlasst, aggressiv vorzugehen, als im Jahre 1895 die Macedonier die ersten antiosmanischen Aufstandsversuche unternommen hatten.

Den Sinn der revolutionären Bewegung vermochte die türkische Regierung nicht zu verstehen, da diese Bewegung die natürliche Folge der macedonischen Rüstung und Aufklärung im macedonischen Volke war. Die türkische Regierung brachte sich um ihr nationales [illegible] Ansehen und Machtgewissen Zuversicht zu nehmen. Zwar hatte sich [illegible] Bewegung [illegible] Bulgarien [illegible] Bezirk und [illegible] Fürstenthum [illegible] Grenzen [illegible] Bulgarien [illegible] Bewegung [illegible] Macedonien [illegible] Bewegung [illegible] Macedonien [illegible] Bewegung [illegible] Macedon

meister" — fast sämmtliche jetzt hinter Schloss und Riegel — dass der oberste Kriegszug: „Geld, Geld und Geld" sei und da man in Bulgarien auf den Hund kommen müsste, wollte man sich mit „freiwilligen Liebesgaben" begnügen, so griff man nur allzu oft zur Gewalt und erzwang, wenn auch nicht Liebe, so doch „Gaben".

Mit Zustimmung der Provincialcomités veranstalteten Präsident Sarafow und Commilitonen eine „patriotische Anleihe" und bestreben sich, die „patriotischen Obligationen" allüberall an den Mann zu bringen. Mit griechisch-katholischen Bulgaren gieng man ziemlich glimpflich um, dafür aber mussten die macedonischen Rumänen, vulgo Zinzaren, und die mosaischen Bulgaren, vulgo Juden, „bluten", dass ihnen Hören und Sehen vergieng. Wer nicht bar zahlen konnte, dem wurde Galgenfrist gewährt, indem man ihr kurzfristige Sola-Wechsel ausstellen liess, die man dann in bankmässigen Umlauf setzte. Diese wohlorganisierte Gewerbe brachte der diplomatische Vertreter Rumäniens in Sofia die erste Störung, indem er den Ministerpräsidenten Zwantschow anforderte, diesem patriotischen „Strafzenunfug" ein Ende zu setzen. Dies gibt den ersten Anlass zur internationalen Verwickelung, weil Zwantschow und sein College, der Minister des Innern Dr. Radoslawow, die ganze Anleihevangelegenheit von der harmlosen Sache auffassten. Bald darauf werden in Bukarest auf offener Strasse ein Bulgare Zitomirski und ein rumänisch sprechender Macedonier, der Gymnasialprofessor Mihalescanu von Macedonien ermordet. Die Mörder ertappt. Der rumänische diplomatische Vertreter in Sofia erscheint abermals auf dem Plane und fordert die sofortige Verhaftung der Urheber dieser Mordthaten, Sarafows und Genossen. Ministerpräsident Zwantschow beharrt auf dem formalen Standpunkt: „Zuerst Beweise, dann Verhaftung." Dies führt zum bulgarisch-rumänischen Conflict. Es beginnt eine heftige Preßfehde, beiderseits der Donau fängt man an zu mobilisieren, und es wäre sehr leicht zum Krieg gekommen, wenn nicht aus Petersburg und Wien „entente-cordiale"-Mahnrufe ertönten. Nun brachen gleichzeitig in Rumänien und Bulgarien Ministerkrisen aus. Im Vordergrund der bulgarischen Politik erscheint der Sliwnitza-Held General Petrow, zuerst als Minister des Innern, bald darauf auch als Ministerpräsident und als Minister des Aeußeren. Und was sämmtliche Diplomaten von ihm im Stillen fordern, das ruft ganz laut der russische Vertreter Sinowiew ihm zu: „Nieder mit der revolutionären Bewegung der Macedonier!" General Petrow versteht seinen Chjak: unter seinem Regime beginnt systematisch die Auflösung der macedonisch-bulgarischen Schützenvereine. Die Schützenvereine erheben Protest, Massenmeetings werden veranstaltet, General Petrow erhält Drohbriefe, die ihn an das „Schicksal" Stambulows erinnern, und die Opposition nimmt, mit wenigen Ausnahmen, zu Gunsten der bedrängten heiligen Sache Partei. „Niemand habe ein Recht, sich in innere bulgarische Verhältnisse einzumengen," so lautet die allgemeine Protestparole, deren Spitze gegen Russland und die Türkei gewendet ist. Die Schützenvereine, die erst im vorigen Jahre in vielen Städten organisiert, von nichtactiven Officieren geleitet wurden, waren vom Kriegsministerium mit Waffen versehen worden. Und nun beschloss dasselbe Ministerium, ihnen die Waffen abzunehmen. Die von den Schützenvereinen verfasste Protestpetition wird von dem Fürsten gnädig empfangen; der Fürst erklärt, er interessiere sich lebhaft für die Schützenvereine, wolle aber, dass sie den „allgemeinen Gesetzen der Wehrpflicht" angepasst und dem Kriegsministerium unterstellt werden. Der Fürst übernimmt sogar allergnädigst das Protectorat über den Schützenvereine. Indessen laufen aus Bukarest in aus der Mihailescanu-Affaire stammenden Anklageacten gegen Sarafow und Genossen ein. Jetzt ist bereits ein neues Cabinet Karawelow am Ruder. Vor allem beginnt es abermals eine kräftige Action gegen die Schützenvereine: in Austichuk werden ihnen „manu militari" die Waffenübungen eingestellt und die Waffen abgenommen. Die Macedonier speien Feuer und Flamme und bereiten sich zur Gegenaction. Der Minister des Innern Sarafow pflegt mit dem macedonischen Comite Unterhandlungen und fordert von ihm einen mehrmonatlichen gottesfriedenähnlichen Waffenstillstand. Das Comite stellt zwar die regierungsfeindliche Preisfehde ein, in der Hauptsache gibt es jedoch nicht nach. Und die Hauptsache ist, dass demnächst ein panmacedonischer Aufstand ausbrechen soll, zu welchem Behufe ein außerordentlicher Congress sämmtlicher macedonischer Zweigcomités einberufen wird. Die Regierung unterlegt strengstens Civil- und Militärbeamten, als Delegierte auf dem Congress zu erscheinen. Der Congress wird vertagt. Dagegen erscheint die in Macedonien und im Fürstenthum bestehenden Juwarischen Protest. Der außerordentliche Congress wird dann abermals, auf den 17. April einberufen. Die Regierung fühlt sich genöthigen, einen energischen Vorstoß zu führen: in böse Vorahnung gegen das Centralcomité zur Gegenwehr. Am Donnerstag den 5. April erscheint in dem Comitéblatt „Reformea" ein mit „Acht geben!" betitelter Leitartikel, worin Fürst Ferdinand und die Regierung angegriffen und die Macedonier aufgefordert werden, auf dem Congress „ihren freundlichen Verführungsgebrauch" hintanzuhalten und zu leiten. In der nächsten Nacht von Freitag auf Samstag wird in Comitepräsident Sarafow und die meisten anderen Comitemitglieder verhaftet, und zwar auf Grund der rumänischen Anklage wegen Anstiftung von Meuchelmord. Es entsteht Protestlärm, Meetings, Proclamationen werden an den Straßenecken angeschlagen, wobei auch Schüsse und ein Verwundeter fallen. Es vergehen aber nur einige Tage, und das „hohe Comité", geleitet von einem in Freiheit gebliebenen Mitglied, Minkow, setzt seine Thätigkeit fort. Der einberufene Congress findet zu bestimmter Zeit statt. Die Regierung erklärt in ihrem Blatt, dass sie nichts gegen die macedonische Organisation und ihre Comités habe und dass die Verhaftung Sarafows und Complicen nur eine Criminalangelegenheit sei. Mit einem Worte: Sarafow und Genossen sind knapp vor dem Congress kaltgestellt worden, die Regierung wagte es aber nicht, an der Organisation selbst zu rütteln.

Indessen kommt es im Schoße der Comites zu heftigen Reibungen. Eine von der Regierung begünstigte „mäßigere" Richtung bestrebt sich, auf dem Congress die Oberhand zu gewinnen und besonnenere Elemente in den Comiteausschuss wählen zu lassen. In einigen Tagen wird diese Frage auf dem Congresse selbst entschieden werden.

Die Comités waren bereit, diesen Frühling in Macedonien loszuschlagen. Das revolutionäre Terrain ist dort ziemlich gut vorbereitet. Die Comités hatten verhältnismäßig ausreichende Mittel, um Waffen einzukaufen und sie nach Macedonien einschmuggeln zu lassen. Abgesehen von der „patriotischen Anleihe" und sonstigen Einnahmequellen, zahlten sämmtliche macedonischen Bäcker, Fleischer, Gemüse- und Obsthändler u. s. w. eine bestimmte Umsatzsteuer; fast sämmtliche bulgarischen Officiere entrichteten allmonatlich einen bescheidenen Theil von ihrem Gehalt. Zwar hat die türkische Regierung der Aufforderung Sinowiews energisch Folge geleistet und viele — Schuldige sowie Unschuldige — einkerkern und verurtheilen lassen, die Organisation selbst, sowie fast sämmtliche Waffenverstecke aber sind, wenigstens vorläufig, unangetastet geblieben. Das energische Vorgehen der türkischen Regierung hat aber die Aufstandsbewegung erst recht in Fluß gebracht: „man muss sofort loschlagen, ehe es vielleicht zu spät wird" — das ist der Gedanke, der sich der Comités bemächtigt hat. Zwar wissen die Macedonier zu gut, dass sie nicht imstande sind, der in Macedonien concentrierten türkischen Armee Widerstand zu leisten, sie hoffen aber bestimmt darauf, dass sich weder die Macedonier wie die Armenier abschlachten lassen, noch dass der Bulgaren das Fürstenthum macedonischen Blutbädern mit verschränkten Armen ruhig zuchen würden. Die bulgarische Regierung denkt aber jetzt anders, muss anders denken. Doch ist sie nicht imstande, will nicht imstande sein, die Bewegung selbst auszurotten oder auszurotten zu lassen. Daher auch die halben Maßnahmen der Regierung, durch welche die macedonische Organisation nur mehr gereizt wird, da sie ihren moralischen Wert nicht unterschätzt. Auch legen die Macedonier auf die öffentliche Meinung Europas großen Wert und dies umsomehr, als sie glauben, dass sie, wenn Oesterreich-Ungarn und Russland im Stande gelassen werden, mit eher in Westeuropa Gehör finden würden. Und daran glauben auch die bulgarische Regierung und die friediertigen Bulgaren im Stillen. Man wünscht aber nichts anderes, als dass das im § 23 des Berliner Vertrages stipulierte Autonomie-Versprechen nach 23 Jahren zur That werde. Man kann zwar auch heuer — vorausgesetzt mit Ach und Krach die „macedonische Gefahr" auf den nächstkommenden Frühling „verlegen" und Bettireden Galgenfrist gewinnen, die „macedonische Frage" dürfte sich aber nicht aus der Welt schaffen, bevor nicht das europäische Concert sein den Macedoniern gegebenes Wort eingelöst haben wird.

Sophia, 15. April Dr. Boris Minkes.

Die Zolltarifreform in Oesterreich.

Kein Tag vergeht, ohne dass die reichsdeutschen Zeitungen spalten lange Artikel über die Zolltarifreform bringen. In der innern deutschen Politik nimmt sie bereits den breitesten Raum ein und schon hat sie auch auf die Weltpolitik ihre schweren Schatten geworfen. Kaiser und Kanzler, die Parteien und sämmtliche auch das Volk, insoweit es sich überhaupt für Politik interessiert, sind mehr oder minder ausgesprochen Stellung zu der großen wirtschaftlichen Frage der nächsten Zukunft. Nichts von dem ist bisher in Oesterreich zu bemerken. Zwar sehen auch bei uns der Kampf der Leidenschaften zu entbrennen, als vor einiger Zeit die handelspolitische Commissionelle der vereinigten landwirtschaftlichen Corporationen der Agrarier, der Großgrundbesitzer, der Industriellen, machten sich bloß in einigen aufgeregten Reden Luft, um schließlich zu dem Resultate zu kommen, dass bei einem Mißtrauen der Agrarier, Industrie und Handwerkerschaft dem Zweck des Zollschutzes vollständig unerfüllt bleiben würde, weil [illegible] [illegible] [illegible]

genug Fragen der Handelspolitik, die zur Parteinahme herausfordern. Und zwar nicht nur Specialfragen, wie etwa die Frage der Roheisenzölle, die durch eine Broschüre des Centraldirectors Kestranek eine Zeit lang zum Gegenstand der Discussion gemacht wurde, oder etwa die Frage eines österreichisch-ungarischen Holzausfuhrzolles, mit der sich die deutschen Corporationen und Zeitungen eingehend beschäftigten und worüber dann unsere Blätter auszugsweise Berichte brachten, sondern Fragen des Systemes, Fragen allgemeinsten Interesses. Auch diese ziehen bei uns nicht.

Die Gründe dieser geringen Antheilnahme unserer Bevölkerung an der Handelspolitik sind mehrfache. Zunächst aber ist zu erwähnen, dass denn immerhin auch bei uns schon viel über den zukünftigen Zolltarif gesprochen und geschrieben worden ist. Erst einige kleinere Interessentenverbände, dann die Handelskammern Oesterreichs und der Centralverband der Industriellen haben der Regierung eingehende Gutachten über die Reform des autonomen Tarifes erstattet. Die Handelskammern und der Centralverband haben sich zu diesem Zwecke vereinigt, gemeinsam in zahlreichen Enquêten tausende von Experten einvernommen, die Wünsche der Industrie erhoben und hierbei nach Möglichkeit getrachtet, bestehende Divergenzen der Interessenten zu beseitigen. Das gewonnene Material haben sie dann unter Berücksichtigung ihrer sonstigen Erfahrungen und der Ergebnisse der Handelsstatistik verarbeitet, durch ihr eigenes Votum ergänzt und der Regierung in Gestalt eines sehr umfangreichen Elaborates vorgelegt.

In demselben erscheint wohl kein in Oesterreich derzeit bestehender Industriezweig unberücksichtigt, ja vielmehr es ist — insoferne dies einem Mitarbeiter zu sagen gestattet ist — in diesem Elaborate eine außerordentlich fleißige und mühselige Detailarbeit aufgespeichert, die selbst jeder Specialität nach Möglichkeit gerecht zu werden sucht. Kaum in irgend einem Lande, auch in Deutschland nicht, dürfte von Seite der Interessenten selbst ein so umfassend und einheitlich gesammeltes Material der Regierung für die Ausarbeitung des neuen Zolltarifes beigestellt worden sein.

Dieses Gutachten der gesetzlichen und freigeschaffenen Vertretungen der österreichischen Industrie, das in einem vollständigen Zolltarifentwurfe gipfelt, bildet derzeit die Grundlage der Berathung im Industrierathe und wurde dasselbe bereits wieder in zahlreichen, schon durch Monate währenden Sitzungen eines Subcomites dieser Körperschaft in Anwesenheit der Regierungscommissäre einer detaillierten Besprechung, theils in meritorischer, theils in zolltechnischer Hinsicht unterzogen. Die weiteren Phasen, die dem autonomen Tarife noch zu Aussicht stehen, sind die Vorlage eines Referates, bezw. eines revidierten Entwurfes an das Plenum des Industrierathes durch dessen Specialreferenten, den Präsidenten der Reichenberger Handelskammer, die Beschlussfassung des Industrierathes über diesen Entwurf, die darauf gefolgte Ausarbeitung eines Regierungsentwurfes und die Vereinbarung über diesen Entwurf mit Ungarn, worauf erst die Vorlage an die beiderseitigen Reichsvertretungen und nach deren Beschlussfassung die kaiserliche Sanction erfolgen kann. Also, wie man sieht, hat die Zolltarifreform auch bei uns bereits viele Stadien durchlaufen und zahlreiche stehen ihr noch in rascher Aufeinanderfolge bevor. Aber all dies vollzieht sich bis zur Vorlage an den Reichsrath hinter verschlossenen Thüren in strengster Vertraulichkeit und keine merkbare, stärkere Bewegung knüpft sich an die einzelnen Etappen.

Und soweit die jetzt besprochenen, bisher geleisteten Arbeiten in Betracht kommen, auch mit vollem Grund. Denn so wichtig alle diese Arbeiten sind, so bereffen sie doch nur ein in gewissem Sinne beschränktes Gebiet, sind mehr bureaukratischer Natur und für die große Oeffentlichkeit von geringerer Bedeutung, wie sie auch selbst für die betheiligten Industrien nicht immer die wichtigsten Fragen umfassen. Es handelt sich bei diesen Arbeiten nämlich der Hauptsache nach um die rechnungsmäßige Ermittelung der nothwendigen oder noch erträglichen Zollsätze und um die zumeist auf technischen Voraussetzungen beruhende Specification des Tarifes. Dem großen Publicum werden die hieraus bezüglichen Ziffern und Erörterungen von einigen abgesehen — soll gar nichts sagen, aber auch dem Industriellen sind sie, wie erwähnt, nur von relativer Bedeutung.

Denn für die Hauptfrage, für die einzuschlagende Handelspolitik geben sie nur zu sehr geringem Theile den Anschlag. Ein auch dem Nichtfachmann schon begreiflich mehr oder weniger problematischer „autonomer“ Tarif ist es nämlich, für den diese Berathungen angestellt werden. Der autonome Tarif als solcher aber liegt einem Theil unserer Industrie — die reine Exportindustrie — ganz unmittelbar, einem anderen Theil bietet er nur ein indirektes, lange gar nicht richtig verstandenes Interesse. Von wirklichem Interesse ist für unsere Industrie naturgemäß nur der effective Zollsatz in seinen Wechselwirkungen auf die inneren Productions- und Absatzverhältnisse und auf die Zollsätze der fremden Staaten, denn Fakt ist, dass sich in der letzten Zeit die deutschen Zölle als das Ergebniss der Handelsverträge tatsächlich — trotz autonomen Tarif, trotz deutscher Absatzcrise — nicht erhöht haben, so dass der Gesammtschutz der deutschen Industrie gegenüber derjenigen unserer Concurrenz nur als Instrument in Betracht, das den wirklichen Tarif vorbereiten hilft. In welcher Weise aber diese Einwirkung zustande kommt, wie sie geschickt eingeleiten ist, wie das Verhältniss des autonomen zum wirklichen Tarif sich zu gestalten hat, darüber besteht die größte Divergenz der Anschauungen oder vielmehr die größte Unklarheit. Im großen und ganzen wird — anscheinend allerdings mit einiger Berechtigung — eine Handelsvertragspolitik präsumiert, in der dann der autonome Tarif eine von den verschiedenen Betheiligten verschieden aufgefasste Rolle zu spielen haben wird.

Thatsächlich liegt es sonach nur in den Händen der Regierung — unter klugem Zuwarten — aus der Gestaltung der Verhältnisse zu entnehmen, ob der von ihr vorzulegende autonome Tarif der wirklich tarif sein werde, d. i. ob wir eine autonome Tarifpolitik zu machen haben werden, oder ob der autonome Tarif als Kampftarif zu erstellen ist, mit dem man Zugeständnisse anderer Staaten erzwingt, oder ob endlich derselbe lediglich als Verhandlungsbasis für bevorstehende Vertragsverhandlungen ins Auge zu fassen ist.

Von diesen und einer Reihe anderer Fragen, z. B. solchen das Tarifsystem, die Meistbegünstigung u. s. w. betreffenden, kann nicht das von den besprochenen Detailarbeiten Gelagte gelten. Von ihnen wäre denn doch zu erwarten, dass sie, sowie dies besonders in Deutschland bereits der Fall ist, das allgemeine Interesse in höherem Grade in Anspruch nehmen.

Auf die Richtung der Handelspolitik selbst Einfluss zu nehmen — und darum handelt es sich ja bei jenen Fragen — ist aber nur eine Industrie imstande, die, innerlich stark, auch im Staate eine Machtstellung einnimmt, die ein starker politischer Factor ist und auch dem Auslande gegenüber bereits maßgebende Bedeutung erlangt hat. Darum steht denn nun unsere Industrie diesen grundlegenden Fragen ziemlich wortlos gegenüber. Es soll ja nicht überlesen werden, dass auch bei uns die Frage der amerikanischen Concurrenz vereinzelt eine mehr oder minder akademische Erörterung gefunden hat, dass in verschiedenen Industriekreisen die Meistbegünstigungsfrage mit besonderer Rücksicht auf Italien — den schwächeren, aber stark nachstrebenden Nachbar — in Erwägung gezogen und dass im allgemeinen ein gutes Verhältniss zu Deutschland — dem starken Nachbar — gewünscht wird. Mit größerem Nachdruck wird jedoch kein über das Gebiet bestimmter Zollsätze hinausgehender handelspolitischer Wunsch laut, und selbst diese Wünsche und bestimmte handelspolitische Tendenzen in weiten Kreisen zweifellos bestehen.

Im großen und ganzen überlassen vielmehr bei uns die Interessenten vertrauensvoll die Entscheidung der wichtigsten Fragen den Beamten der handelspolitischen Ressorts in beiden Reichshälften, denen man das Detailmaterial geliefert hat, die aber wohl ohne starke Impulse aus der Industrie selbst heraus auch bei bestem Wissen und Willen kaum eine von starken Impulsen getragene Handelspolitik machen können und machen werden — es sei denn eine von der immerhin bedeutenden agrarischen Opposition getragene.

Mit der Zurückhaltung der Industrie gegenüber den großen Fragen der Handelspolitik hängt es naturgemäß zusammen, dass auch die Allgemeinheit sich weniger für diese Fragen interessiert. Auffällig bleibt aber immerhin noch die Theilnahmslosigkeit der anderen Hauptbetheiligten, der Consumenten. Diese ist weniger durch specifische als durch allgemeine Verhältnisse, und zwar durch die socialen und die culturellen Zustände Oesterreichs zu erklären. Ein Hauptgrund liegt zweifellos in unseren Leseverhältnissen. Aufgabe der Presse wäre es, das Verständniss für derartige wichtige wirtschaftspolitische Fragen, wie sie die Handelspolitik birgt, successive zu wecken und zu erweitern. Diese Aufgabe wird aber von unseren Zeitungen fast ganz und gar vernachlässigt — von einem systematischen Vorgehen nicht zu reden. Es kann da wohl keinen Trost der Umstand bieten, dass bei der wieder auf mancherlei Ursachen zurückzuführenden geringen Verbreitung unserer Presse ihr Aufklärungsdienst ohnedies nur einer geringen Minderzahl zugute käme und von unseren gutgesinnten Bauern wohl so und so keine handelspolitische Stellungnahme zu erwarten ist.

Hand in Hand mit der geringen allgemeinen Antheilnahme, welche die Handelspolitik bei uns findet, geht die Vernachlässigung derselben in der wissenschaftlichen Literatur. Während in früherer Zeit gerade die bedeutendsten handelspolitischen Werke in deutscher Sprache von Oesterreichern herrührten und von österreichischen Verhältnissen ausgiengen, haben wir in neuerer Zeit außer einigen werthvollen Broschüren nichts aufzuweisen, wogegen in Deutschland der auf die derzeitige handelspolitische Epoche bezügliche Bücher bereits nach Dutzenden zählen.

Von der Stellung der Handelspolitik im Gebiete unserer inneren Politik ist überhaupt nicht zu reden, obwohl gerade die Handelspolitik so bedeutsame Zusammenhänge mit den bei uns bisher alles beherrschenden nationalen Fragen aufweist. Die Abgeordneten stehen an den Fragen herausfallen sein, die in ihren, auch in die Kreise der ihnen Gutachtenverfassen ein handelspolitisches Verständniss voraussetzen, als wahrscheinlich dürfte auch der größte Theil der Abgeordneten nicht einmal den Unterschied zwischen autonomem und wirklichem Tarif kennen. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würde es doch nur selten bereits mit den wichtigeren

handelspolitischen Fragen eingehender befassen, über die — salvo errore — sie in nicht allzuferner Zeit zu entscheiden haben.

In Amerika bildet der Zolltarif die Platform, auf die hin der Präsident der Vereinigten Staaten gewählt wird. Bei uns aber wird die Handelspolitik immer mehr ein Theil jenes großen Noli me tangere, welchs „auswärtige Politik" heißt, und von dem sich der gutgesinnte Staatsbürger zu sagen hat, dass er es nicht versteht und dass es ihn nichts angehe.

Dr. Max von Tausenthal.

Moderne Könige.

Seitdem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Bürgerstand erstarkt und das Volk eine Macht geworden ist, hat in der Gesellschaft eine Schiebung stattgefunden, die noch nicht abgeschlossen ist, aber unaufhaltsam fortschreitet und die alten Schranken über den Haufen zu werfen droht. Ein vierter Stand ist emporgekommen, der dritte dagegen vornehm und exclusiv geworden und die sogenannte Bourgeoisie an die Stelle der Erbaristokratie getreten; die Bürgerlichen haben den Reichthum, den Einfluss, das Ansprüche und damit auch die Titel des Adels, mitunter sogar die der Geistlichkeit geerbt, theilen sie wenigstens mit den privilegierten Ständen. Sie werden nicht nur officiell geadelt und in den Freiherrnstand erhoben, sie werden auch vom Volke zu den Baronen, ja sogar zu den Königen gezählt — sie scheinen ein neuer Adel, auf den, in Ermanglung von etwas Zeitgemässem, die veralteten Prädicate übertragen werden. Man spricht jetzt nicht nur von Krautjunkern, sondern auch von Schlotjunkern, nicht nur von Reichsbaronen, sondern auch von Finanz- und Industriebaronen, von Grubenmagnaten und Grubenlords, von Bonanzaprinzen und Silberkönigen — es gibt ein ganzes Parterre von modernen Königen, Eisen- und Eisenbahnkönige, Kupferkönige, Salpeterkönige, Petroleum-, Ellenwarenkönige, Baumwollenkönige; sinnals haben sie wieder in den Vereinigten Staaten einen neuen Cotton-King, Mr. Robert Knight, und daneben einen Kornkönig, Mr. George Phillipps in Chicago, entdeckt. In New-Orleans haben sie die Baumwollendynastien wie anderwärts die Herrscherhäuser und die Fürstenfamilien. Wenn man so hinhört, scheinen sich die Reiche der Welt in lauter einzelne Industriestaaten auszulösen, die den alten Monarchien entsprechen: die Arbeiter stellen das Volk, die Unternehmer die Könige vor, und die grossen und die kleinen Capitalisten scharen sich wie die Pairs um ihren Thron.

Unter diesen Titeln, die, wie gesagt, nur aus Mangel an moderneren Formen der gegenwärtig herrschenden Classe volksmässig verliehen werden, sind die beliebtesten Baron und König, einer mehr als Gattungsbegriff im Plural, dieser als besondere Auszeichnung für hervorragende Geldleute, die namentlich bekannt sind. Baron ist in Arbeiterkreisen geradezu identisch mit Arbeitgeber: die Leipziger Setzer sprechen von ihren Druckbaronen, die Ludwigshafener Chemiker von ihren Anilinbaronen, die Bochumer Bergleute von den Zechenbaronen und den Kohlenbaronen; die Kohlenbarone, heißt es, schuften die Zehne ab. König ist dagegen immer nur einer, wie das schon Vater Homer gut findet: König ist der grosse Kaufmann, der womöglich mit einem Massenartikel, einer Hauptware, einem brutalen, aber nothwendigen, allgemein gebrauchten Stoffe den Markt und, man kann sagen, die ganze von ihm abhängige Welt beherrscht. Auf einen Eisenkönig kommt ein ganzes Dutzend Eisenbarone. In Deutschland regierte der Freiherr v. Stumm der vom Königen den Freiherrntitel, vom Volke den Königstitel erhielt, in Oesterreich regiert Buttgenbiein, in England John Aird, und der Baumwollenkönig Arkwright, der Erfinder und Fabrikant der Bearbeitungsmaschine, ich bin stumpf! dieser wahre Industrielle, Besitzer des grössten Gussstahlwerkes der Erde, überragt die kleinen Schlotbarone wie der hohe Schornstein der Essener Fabrik seine zahlreichen Collegen. Nun gar der Petroleumkönig John D. Rockefeller, der reichste Mann der Welt, der, beiläufig gesagt, bei all seinem Reichthum eines Magenleidens wegen nur von Milch und Brot lebt, der hat einen Verbrauch von einigen Centnern und ein Gehalte von unterirdischlichen unsüssen und unerträglichen Petroleumbargen. Wer ist in der Community so mensch-gleichen? frau Maria Stuart, nur Könige sind meine Peers! Rockefeller kann sich allenfalls mit Mr. Andrew Carnegie, dem Stahlkönig, zu Tische setzen, obgleich dieser kein so grosses Einkommen besitzt, nämlich jährlich nur knapp zwanzig Millionen Dollars — er kann mit dem Silberkönig Gould, dem Kupferkönig Clark, dem exilierten Bonanzakönig Mackay oder mit dem radaumachenden Minenkönig Barnett Barnato anbinden, die Salpeterkönige Lucas und Nordt, die Kokleukönige Penmanbarons, die Weizenkönige von Argentinien, die 63000 Acres unter Weizen haben, und ähnliche Grossherren sind seine Peers. Am Ende verschwindet er selbst beim Baumm. den Konig der Reclame, den Fürsten der Schaubudenbesitzer, Herrn Ebert, den Berliner Zeitungskönig, und Herrn Meisse, den Annoncenkönig, nicht? Am Ende lässt er sich auch mit dem Diamantenkönig Cecil Rhodes und einem zwischen Centnerlinsen ein? Auch ein Monarchencongress! Wenn diese Könige reisen und einen Harmonikazug besteigen, so ist es billig, dass ihnen auch wieder ein König die Honneurs macht. Das thut der Eisenbahnkönig Cornelius Vanderbilt oder der englische Railway-King George Hudson, der in den Siebzigerjahren als Vorsitzender der North Midland Company an einem Tage einen Saldo von 100000 Pfund erzielte.

How doth that royal merchant, good Antonio? — fragt Gratiano im „Kaufmann von Venedig". Grosse Kaufleute, die Besitzer ausgedehnter Werke und Fabrikanlagen, sind wirklich mit Potentaten zu vergleichen: sie haben ihr Reich, sie haben Unterthanen, sie haben ein Heer von Beamten und ihre Messers und Ministerien. Vor allem haben sie den Reichthum der Könige, der oft gar nicht so weit her und der weit geringer ist als das Capital eines hervorragenden Geldfürsten. Im fünfzehnten Jahrhundert schrieb der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., in seinen Breisen über Deutschland: die Könige von Schottland wohnten nicht so gut wie ein mittelmässiger Bürger von Nürnberg oder Augsburg. Die Milliardäre von heute nehmen es nicht bloß mit den armen schottischen Königen, sondern mit den ersten Souveränen der Gegenwart auf: mit der Königin Victoria, die für passabel reich galt, und mit dem Czaren von Russland, dessen Einkommen auf zwölf Millionen Dollars geschätzt wird. Sie tauschen nicht mit dem alten König Salomo, dem wenigstens sein einträglicher Handel mit Gold, Cedernholz, Granit und Oel, nach 1. Könige, X, 14, alljährlich 666 Talente, wie Luther übersetzt: 666 Centner, das sind 37,502 480 Dollars abwarf: Krösus ist ein Lumpenkönig gegen sie. Mr. Rockefeller, der amerikanische Petroleumkönig, ist ein König, was Einnahmen und Renten anbelangt, sticht er die Königin von England, sticht er den Beherrscher aller Reußen und den König Salomo mit all seiner Pracht und Herrlichkeit bedeutend aus. Man schätzt Rockefellers jährliches Einkommen auf 30 Millionen Dollars. Er besitzt den dritten Theil des Bestandes der Standard Oil Company, die sich allmählich zu einem Standard Oil Trust erweitert hat, über ein Capital von 100 Millionen Dollars verfügt und 48 Procent Dividende das Jahr abwirft; daneben ist er bei den Gas- und Elektricitätsgesellschaften sämmtlicher bedeutenden Plätze Amerikas betheiligt, endlich bezieht er enorme Summen von den Eisenminen und den Eisenbahngesellschaften. Er ist der König der Könige.

Man kann die modernen Könige auch mit den Grossen der römischen Republik vergleichen, die ihresgleis so gerne Könige genannt worden sind und die sicherlich mit keinem König tauschten, wobei freilich der verschiedene Wert des Geldes in Anschlag zu bringen ist. Der reichste Römer war angeblich der Triumvir Crassus; Plutarch schätzt seinen Grundbesitz auf 200 Talente, angeblich 30 Millionen Mark, Plinius auf 200 Millionen Sesterzien oder 35 Millionen Mark. Wenn es wahr ist, dass das Vermögen des Publius Cornelius Lentulus 66 Millionen Mark betrug, so wäre dieser fast noch einmal so reich gewesen; ähnliche Summen werden dem Cäcilius Isidorus, dem Clodius und einem Freigelassenen aus Pompeji, dem Demetrius, zugeschrieben. Apicius besaß 18 Millionen, verthat 16 davon mit seiner Schlemmerei und vergiftete sich dann, weil er nichts mehr zu leben hatte. Alles in allem kann man annehmen, dass die reichen Römer so viele Millionen im Vermögen hatten, wie die Milliardäre Renten haben; unter einer Milliarde versteht man bekanntlich 1000 Millionen, dasselbe, was man in Frankreich als Billion bezeichnet. Von Julius Cäsar weiß man mehr, dass er kolossale Schulden, als dass er kolossale Renten hatte; bevor er ein öffentliches Amt bekleidete, betieten sich die ersteren auf 5 Millionen Mark. Später wuchsen sie noch mehr an. Als er nach Spanien abging, verbürgte sich Crassus für ihn, und zwar mit 830 Millionen, das heißt mit 170 Millionen Mark. Doch muss mit der Zeit auch sein Vermögen königlich gewesen sein, denn er bezahlte seine Schulden und konnte außerdem noch ein großartiges Haus machen, die Schaulust des Volkes befriedigen und an seine Freunde und Freundinnen, zum Beispiel an die Servilia, die Mutter des Brutus, Millionen verschenken. Man sagt, die reichen Leute seien damals seltsgeblieben gewesen, als es die Milliardäre heutzutage sind. An einzelne wird gegenwärtig schwerlich soviel verschenkt.

Jedenfalls der Reichthum macht den König nicht allein; und wenn auch von modernen Königen soviel, wie meinen wir, dass sie überhaupt die ersten in ihrer Art sind. Dass sie ausgezeichnete Geschäftsleute, glückliche Spekulanten und, wie es heißt, gute Musikanten gewesen sind; das bringt nur bei ihnen gerade den grossen Reichthum mit sich, während andere Leute auch recht tüchtig in ihrem Berufe, auch vorzügliche Könige sein können, aber doch keine Rockefellers werden. Zu lieber Gott, was gibt es doch alles heut noch für Könige in der Welt! Gelegenheits-, Liederkönige, Bilderkönige, Literatur- und Dilettantenkönige und Fürsten unter den Verbrechern. Sie hätten gewiss so viel Berühmtheit, wie ein Tschakko, aber von einem Kometenhaar doch nicht viel mehr als etwa ein Stummenfaun.

Lord Byron nannte Mr. John Murray den König der Verleger und den Verleger unter den Buchhändlern, und ein Wortspiel ist machen, heute ist es kein König des geistigen Besitzes Adam und ihr

Digitized by Google

Riese den alttestamentlichen Namen Enak, den die Engländer: Anak schreiben, und sagte demgemäß: Murray bei der Anax unter den Nachstehern und der Anak unter den Bookstellers. Schon im fünfzehnten Jahrhunderte wurde ein Verleger in Nürnberg, Antoni Koberger, der König der Buchdrucker genannt, und heutzutage preisen die Spatzen auf den Dächern von Buckhingen und Zeitungsfürsten. Aber die Autoren dieser Verleger, haben sie auch gelegentlich den Königsthron bestiegen? — Ganz unerhört ist es nicht, daß ein Dichterfürst auch fürstlich leben kann. Gewöhnlich beschränkt sich jedoch die Fürstlichkeit auf den Lorbeer und auf das Selbstbewußtsein des alten griechischen Mateos Parrhasios. Dieser große Künstler setzte sich selbst eine Krone auf und hängte sich den Purpurmantel um, weil er der König der Maler war. Ich zweifle trotzdem, daß ihn Mr. Rockefeller als Peer betrachten würde.

Indessen haben die modernen Könige noch eine Art von Peers, die sie kaum ablehnen können; der Zufall stellt sie ihnen gleich. Ist es nicht spaßhaft, wenn einmal ein kleiner Gewerbetreibender wirklich den Namen König führt und nun mit jenen Riesen der Industrie scheinbar in Wettbewerb tritt? Gerade der Familienname König ist bei der allgemeinen Verbreitung dieses Titels so häufig, daß nun das Geschäft gewöhnlich weiter behalten muß, die vielen Könige von einander zu unterscheiden. Ein Schnittwarenhändler König aus Magdeburg, der seit Jahren die Leipziger Messe bezieht, ist hier unter dem Namen: der Schürzenkönig bekannt; er mag sich nun dem Ellenwarenkönig von Philadelphia, John Wanamaker, oder der Schnupftüchelprinzessin in Lauban, Frau Commerzienrath Weinert, an die Seite stellen. Unter den vielen guten Bremer Cigarrenfabrikanten ist auch Herr Emil König; seine Telegrammadresse lautet: Cigarrenkönig; der Maler Gustav König nennimmt seine Stoffe der Reformationsgeschichte und veröffentlicht mit Vorliebe Scenen aus Luthers Leben: er heißt der Lutherkönig. Es kann sogar vorkommen, daß sich so ein König nicht einmal königstreu benimmt. Man erinnert sich in der Schweiz an den alten Bundespräsidenten Jakob Stämpfli. In einer Sitzung des Großen Rathes unter seinem Präsidium geriethen einst ein Kaiser und ein König aneinander. Der König war Professor und conservativ; der Kaiser war radical. Beide verlangten das Wort, aber Stämpfli rief in seinem Bernerdialekt dazwischen: De Cheiser hölt schwige und de Chönig o!

Leipzig. Rudolf Kleinpaul.

Das Problem einer kleinen Nation.

Von der czechischen Literatur und Kunst.

„Work and despise not!“
Carlyle.

1.

Durch die letzten Kunstausstellungen unserer Maler und Plastiker fast ausnahmsweise jüngerer und jüngster Generation — Upita, Hudecek, Slavicek und der lebensfrischen Künstlerschar, die im Manes-Bunde gesammelt auftritt — wurde die Aufmerksamkeit Wiens, das sonst in der Regel sich nur mit unseren politischen Bestrebungen befasst, wenigstens für ein Moment unserer mehr innerlichen und weniger ephemeren Thätigkeit zugewendet. Diese Aufmerksamkeit wird sich gewiß noch durch die gerade in letzten Tagen von Seiten des Kaisers erfolgte Gründung einer Galerie für moderne Malerei, Plastik und Architektur in Prag steigern.

Zwar ist die Erscheinung einer gerechten kritischen Würdigung von Seiten einer deutschen Publicistik, wie sie jüngst der czechischen bildenden Kunst zutheil wurde, nicht neu: man erinnere sich nur der sympathischen, tief eindringenden Besprechungen unserer Musik bei Gelegenheit der Aufführung verschiedener Tondichtungen eines Smetana, Dvorak oder Fibich — aber sie wurde dennoch mit warmen Gefühlen der Anerkennung hier aufgenommen und commentiert. Was sonst bei uns kaum als denkbar erschien, geschah dennoch: man konnte in untängst verflossenen Tagen in unseren Tageblättern in den sonst dem nationalen Palladium der „hohen“ und „höchsten“ politischen Erörterungen reservierten Vorderspalten auch einmal etwas von den czechischen künstlerischen und culturellen Strebungen lesen. Und dazu noch der Wunder allergrößtes: es sind auch Stimmen laut geworden, die wieder einmal gegen die Einseitigkeit unseres politischen Lebens — pour l'art, unserer rein formalistischen Politikmacherei auftreten und den Schwerpunkt unserer nationalen Cognitation von den politischen in die culturellen Fragen verlegt haben wollten.

Es spielte bei dieser Uebermumpelung unserer journalistischen Bonzen freilich auch das böse Gewissen, wie es treffend schon ein jüngerer Schriftsteller, Herr Mrazik, herausgefühlt hatte, seine Rolle: es ist wirklich außerordentlich schwer, den Fremden einen Begriff davon zu machen, mit welcher Chirane und verdächtigender Bosheit, wenn nicht gar mit dummer Zudringlichkeit von den nationalistischen Zeitungsblatt gegen jede kühnere That, jede selbständigere, gegen alle Schablonen und Traditionen sich auflehnende Regung in der Kunst und Literatur verfahren wird. So, um nur ein Beispiel anzuführen, ergieng sich ein Prager Blatt, das wohl auch den Artikeln der Wiener Blätter seinen billigen, jetzt freilich gründlich asseverierten Strohentheßmus frei loben ließ, noch wenige Wochen zuvor in hornierten Schnäbungen von echt Bantagruel'schem Ton gegen einen unserer eigenartigsten und tiefsten Dichter der Plastik, dessen künstlerische Seelenereignisse hoch über jeden Verdacht und jedes journalistische Gezeter erhoben ist.

Aber auch auf der deutschen Seite konnte man eine Art hier mehr, dort minder gewandt verhüllter Ueberraschung entdecken: man war ja doch nicht auf so große Dosis „guten Europäerthums“, um mit Nietzsche zu reden, bei den Repräsentanten einer kleinen Nation vorbereitet. Man fand doch, mindestens im Anfang, etwas befangen vor der breiten Scala der Töne und Schattierungen, in die sich die gegenwärtige czechische Psyche differenziert hat. Die große Anpassungsfähigkeit und Empfänglichkeit für die modernen Weltströmungen, die Elasticität und Nachgiebigkeit, die manchmal auch die leisesten Regungen der geistigen Weltatmosphäre mit nervöser Feinfühligkeit wiederspiegelt, ist man wirklich genöthigt, zuerst als typisches Merkmal unseres jetzigen Entwicklungsstadiums in der Literatur und Kunst sicherzustellen. Verdammende Consequenzen jedoch daraus zu ziehen — wie es gar oft bei uns dagegen geschieht — ist unrichtig, da das Nationalphysische trotz der frendden Einwirkung und Befruchtung, wenigstens bei unseren stärksten Künstlern, als stets gegenwärtige „Key-Note“, als Grundstimmung, als zuckender Nerv und geistige, alles umhüllende und alles durchdringende Atmosphäre zur Geltung kommt.

Diese daheim oft discutierte und bezweifelte Thatsache des typischen Gesammtgepräges der modernen czechischen Kunst, die man freilich bloß en masse und auf der größeren Distanz, also zunächst in der Fremde, constatieren kann, festgestellt zu haben, betrachte ich als das wertvollste Resultat der Wiener Ausstellungen. Für jede kleine Nation ist diese Frage eben die wichtigste: es ist die Frage nach der Berechtigung zum selbständigen geistigen Leben. Diese Frage ist es auch, die bei uns fortwährend in literarischen und kritischen Discussionen ungestuhr seit unserer nationalen Wiedergeburt gestellt, formuliert und erörtert wird.

Wie können wir die physische Kleinheit überwinden? Wie können wir uns als kleine Nation neben den großen behaupten? Wie können wir unsere Individualität zum allgemein Menschlichen steigern und in ihr eine typische Lösung des allgemeinen Welt- und Menschenhaltes geben? In der Weise, wie diese Frage beantwortet wird, ist die Gesichte unserer literarischen und künstlerischen Entwicklung enthalten.

2.

Neruda ist der große Bahnbrecher der modernen czechischen Dichtung, und je tiefer man in das Gewebe der neueren und neuesten Strömungen eindringt, desto sicherer trifft man ihn als Voraussetzung aller sich erst regenden und künstlerische Läuterung ringenden Anfänge. Von ihm datiert die czechische Kunst als Continuum, als culturelle Erscheinung — vor ihm kann man zwar von einzelnen czechischen Dichtern und Künstlern, aber kaum von einer czechischen Kunst reden: es war bloß Publicistik, die sich verrechnet und bloß zufälligerweise poetischer Mittel und Waffen bediente. Er reinigte die Literatur von dem sie überwuchernden Schmarotzerthum der äußerlichen Tendenzen, er ließ als Stürmer gegen die bengalische dilettischer Manier des nationalen Byzantinismus und freie frische Luft vorurtheilslosester Kritik zuströmen, er stellte den reinen Begriff der Literatur und Kunst auf. Das rein äußerliche Kriterium der nationalen Literatur — das materielle Kriterium der nationalen Sujets und Stoffe, das so großen Schaden bei uns verursacht hatte — mußte dem psychologisch-innerlichen weichen. Das Problem der nationalen Literatur wurde nun tiefer, physiologischer aufgefaßt und von verschiedenartigsten Individualitäten im Sinne des gesteigerten individuellen Lebensgehaltes zu lösen gesucht. Fremde Gedanken- und Gefühlsformen, neue Horizonte für neues Schauen wurden der czechischen Literatur erschlossen, Schmerzen und Hoffnungen der Gegenwart dem theilnehmenden Fühlen und Deuten nahegerückt, neues, fühnes und blutreiches Leben dem selbständigen Durchfühlen und Durchleben und künstlerischer Bewältigung zugeführt und dadurch das Wollen und Können in mehrfacher Weise angespornt.

Das das Nationalunvisse durch diese Individualisierung und Differenzierung nichts verloren, im Gegentheil gewonnen hatte, zeigt sich die gedeihlichste Ueberfülle der neueren czechischen Production.

Von der älteren, auf Neruda folgenden Generation ist z. B. J. V. Sládek, trotzdem er seine künstlerischen Lehrjahre bei den Engländern verbrachte, ein ausgesprochen czechischer Dichtercharakter. Auf eine, freilich mehr negative, Art zeigt sich dasselbe Phänomen bei unseren großen romantischen Coloristen Julius Zeyer, welcher in einer wundervoll grandiosen Al-fresco-Kunst wiederkehrende Gestalten aus dem Schutte der Vergangenheit heraufzubeschwören wußte, und, wenngleich im minderen Grade, auch bei unseren protz-alten und glazenden, protensartigen Vertreter und so recht Bedeutet des weltenstarken und sturmvollen Jaroslav Vrchlický, der westlichen in allen poetischen Ideen und culture-

psychologischen Formen der romanischen und germanischen Welt, von der Antike über Mittelalter und Renaissance zur Romantik und darüber hinaus, geschweigt hat.

Von den Jüngeren steht als typisch nationale Erscheinung J. S. Machar im Vordergrund, was vielleicht denen, die die Verleumdungen dieses Dichters als nationalen Nihilismen in czechischen Blättern lesen, curios vorkommen wird, aber dennoch strikte Wahrheit ist. Seine Poesie ist nicht nur dadurch, daß sie die typische Misere der modernen czechischen Seele, ihre durch den ganzen politischen und culturellen Verfall bedingte Ernüchterung — maladie du siècle in spezifisch örtlicher Färbung einer kleinen und armen Nation — mit gewisser Richter- und Rächerwollust bloßlegt, sondern auch ihrer mehr intimeren Seite nach, ihrer Wärme und Atmosphäre, Gefühls- und Ausdrucksweise etwas typisch Czechisches: sie ist im echt czechischen Reformatoren- und Kampfeuer getauft worden. Noch in der revolutionären Generation, die als modern internationale und kosmopolitischen verschrien wird, und in der moderne westeuropäische Einflüsse für eine Zeit die Oberhand gewonnen haben (deutscher Socialismus, Stirners Anarchismus und Nietzsches Aristokratismus, französische Décadence, Symbolismus, Egoismus ꝛc.), läßt sich, namentlich in der letzten Zeit, dieser typisch czechische verbitterte Grundton wieder ganz deutlich hören (Sova, Dyk). Man fühlt ihn in seiner sublimsten und spiritualisten Essenz auch in den grobartigen Schreicompositionen unseres genialen Metaphysikers und Mystikers Otakar Březina, dieses wahrlichen Absorbé en Dieu von ätherischer Flamme und seltlichem Adlerflug. Er liegt eben schon in der czechischen Luft und er drängt sich jedem, der redlich aus seinem Innersten schöpfen und schaffen will, auf.

Einen ähnlichen Entwickelungsgang kann man auch in der czechischen belletristischen Prosa verfolgen. Zuerst fällt auch da die Thatsache der Bevorzugung des historischen Genres zu Schaden der individualistischen psychologischen Romandichtung auf: nicht nur die Gunst der Leitergemeinde, sondern auch der durch den ästhetischen Professorenidealismus geformte Ehrgeiz der Dichter kehrte sich mit Vorliebe dem historischen Genre zu. Freilich war dieser Historismus anfangs und noch ziemlich lange unhistorisch, d. h. phantastisch, der selbständigen und reellen Erkenntnis der Vergangenheit abhold. Er war eine bloße Maske für zeitgenössische patriotische Tendenzen und Bestrebungen, und der Dichter diente in dieser Form publicistisch der nationalen Propaganda. Das ganze historische Repertoire diente bloß zu diesem mehr oder minder gewandt gewählten Vorwand für das Predigen der nationalen Katechismen. Von der psychologischen, stilistischen und poetischen Kunst einer suggestiven und großartigen Evocation verschwundener Culturen und Milieus im Sinne eines Flaubert, C. F. Meyer oder J. P. Jacobsen („Marie Grubbe") war da freilich keine Spur. Wou einem solchen Standpunkt aus muß man — will man ihnen gerecht werden — die historischen Romane und Novellen eines Tyl, Chocholoušek und eines noch viel späteren Schriftstellers Benes-Trebízský betrachten. Erst mit Alois Jiráseks wird der historischen Romans ein gewisses feinem Ideale nach realistisch, d. h. künstlerisch, gegründet auf tiefgehendem Studium der gesellschaftlichen und culturellen Vergangenheitsrealität.

Erst später begegnen wir einem systematischen Studium des Landvolkes zuerst — und das ist vom psychologischen Interesse — bei Frauen: bei Božena Němcová mit mehr objectiv künstlerischer Ruhe und Plastik und bei Karoline Světlá mit einem mehr romantischen und idealogisch gefärbten Aristokratismus. Bald darnach kam das complicierere Stadtleben an die Reihe: in dieser Beziehung ist wieder Neruda der große Ereather und Pfadfinder gewesen. Seine intime, ohne jede großmäulige Prätention auftretende Stimmungskunst ist ein selten übertroffenes Beispiel des liebevollen poetischen Schauens, das mit großer Liebestiefe des Auges aus den scheinbar gleichgiltigsten und alltäglichsten Dingen ihren inneren Kern von Schönheit und Poesie herauszulocken und ihren inneren Sinn zu deuten wußte. Er hat die Dinge so tief, so innig angesehen, daß sie ihm ihr Wesen hergaben, und so ist seine locale Charakteristik, seine ganz örtliche Stimmung als Miniaturmalerei, seine „couleur locale" und seine „vérité pittoresque" — um die Schlagwörter aus der romantischen Rüstkammer hervorzuholen — bloß Vorstufe und Mittel zum innerlich und poetisch Typischen. Neben ihm betrachtet haben die programmartigen, viel construierenden und wenig beobachtenden und gehaltenden Romane eines Vilgerr einen vielmehr historisch-documentären als künstlerischen Wert.

Neruda hat auch in der Weise der jüngsten Generation den Weg geebnet. Sein künstlerisches Schauen und Denken wurde auch ihm zur Tradition, namentlich von der Zeit an, als man das platten, trostlos öden, gutmeinigen Kleine-Leute- und Kleine-Dorenente-Realismus, der eine Zeit in der czechischen Belletristik wüthete, überwunden hatte. Da ist eine ganze Reihe prächtiger und feiner Talente auf dem von Neruda locker gemachten Boden gewachsen. So nur einige zu nennen: der vielseitige, psychologische Stimmung- und Kleinmalerei mit kräftiger, tönender Portraitzeichnung vereinigende Franz X. Svoboda, der sinnenfrohe, im Farbenrausch und sattigen coloristischen Sensationen schwelgende Vilém Mrštík, der Autor einer großartigen lyrischen Rhapsodie in Romanform zum Lobe des alten Prag; die feinfühligste, bei großer psychologischer Intuition farbenreich gestaltende Erzatherin des modernen, mit Gedankenblässe angekränkelten Frauentypus, Frau Ružena Svobodová; der düstere, über Schicksalsräthsel grübelnde und in musteriöse Tiefen des menschlichen Elends und Uebels versenkte J. K. Šlejhar.

3.

Dasselbe Gesetz waltet auch in dem Entwickelungsgang unserer Malerei und Plastik. Man suchte zuerst das Nationale in reinen Aeußerlichkeiten, es war zuerst eine bloße Sujets- und Costümfrage.

Man begnügte sich, mehr oder minder populäre und pathetische Episoden und Scenen aus der nationalen Geschichte herauszureißen und dieselben mit einem Stich ins literarisch Sentimentale zu behandeln. Man illustrierte eigentlich in einer conventionellen und künstlerisch um ganze Jahrzehnte dem übrigen Europa nachhinkenden Weise mit mehr oder weniger Compositions- und Arrangement-Fertigkeit und mit einem größeren oder kleineren Aufwand von archäologischen Studien die nationale Chronik. So war eine Literaturmalerei im schlimmsten Sinne des Wortes. Diese epigonenhafte, eklektisch zahe und theatralisch gespreizte Historienmalerei ist noch heute bei uns nicht ausgestorben; in den mit bedeutender Detail-Virtuosität gemachten, aber sonst akademisch leeren und kalten Leinwanden des Václav Brožík hat diese Richtung den Höhepunkt erreicht. Für unsere innerliche Selbstentdeckung und Selbstgestaltung ist aber diese pikante, großthuerische und leer schäumende Manier ohne Nutzen gebieben. Es war in ihr etwas von der blendenden Potemkin-Dörfern-Politik: fremde Theaterrequisiten sollten uns für eine Weile über unsere wirkliche Armut hinwegtäuschen.

Der Weg zur echten innerlichen Nationalkunst lag in einer entgegengesetzten Richtung und war viel beschwerlicher, steiler, schwieriger und langsamer als die glatte officielle Straße der historischen Zeitrichtung. Man mußte ganz von vorne anfangen, mußte mit einer unerschrockenen, jede Sache im Kern treffenden Redlichkeit die ersten Elemente, die psychologische Grundlage zur czechischen Kunst schaffen, die spezifisch czechische Ausdrucks- und Schauenswelt entdecken, typisch sehen und typisch zeichnen lernen. Keine prahlerische und großthuerische Modernität konnte da helfen, mit feinem Distanz- und Phantasiepathos konnte man da etwas ausrichten: die treue, innige, hingebungsvolle Beobachtung, das treue, dem Alltäglichen mit Freude und Liebe zugewandte Auge war vonnöthen. In Josef Manes und später in Mikuláš Aleš fanden sich diese Himmelsgaben. Sie sind keine Künstlerheroen und Halbgötter, aber feinfühlige Pfadfinder und Erlauscher des bei uns vor ihnen nie Ausgesprochenen, durch und durch redliche, vielmehr furchtsame und wache als trunkene, selbstherrliche und überschäumende Künstler. Neben ihnen sind eng und manchmal auch bedrängt, aber in ihren Grenzen und auf dieser Basis echt und rein. Ihre Kunst ist mehr idyllisch und humoristisch als pathetisch, mehr intim als groß und gewaltig, aber trotzdem — oder vielmehr deshalb — in hohem Grade seelenrein und seelentreu. Sie fanden die typische Geberden- und Liniensprache des czechischen Menschen und, freilich im minderen Grade, bloß provlastig, auch der czechischen Natur. Seine typische Haltung bei der Arbeit und im Genießen, seine Gefühls- und Gedankenmanipulation, man möchte sagen seine Gewissenhaftigkeit und Philosophie, soweit sie sich in Statur und Pose kund zu geben halten lassen. Die Grundlage, so eng sie auch war, für eine, in tieferer Deutung des Wortes nationale Kunst wurde glücklich gefunden.

Man erweiterte sie durch die Arbeit jüngerer Generationen ungemein in verschiedenster, den individuellen Dispositionen jüngerer Künstler und den allgemeinen künstlerischen Zeitbedürfnissen und Problemen entsprechenden Richtungen. Der künstlerische Couleurdasmus, der sich trotz trener Schatten die nationale Abgeschlossenheit begleitete, wurde abgeschieft. Man lernte jetzt eifrig und mit heißem Bemühn in der großen weteuropäischen Werkstatt, man begriff, daß das Können, das Meiers, die Technik, der Stil Culturgen sind, derer man bloß durch Culturarbeit theilhaftig werden kann. Man hörte endlich auf, sich vor der Cultur als Feindin des Individuellen und Nationalthpischen zu fürchten, man begann vielmehr in ihr die natürliche Bundesgenossin alles dessen, was in sich einen lebensfähigen, zukunftsfrohen Keim trägt, zu sehen. Man fürchtete nicht mehr, das Nationalthpische könne durch die Berührung mit modernen Humanitäts- und Culturbestrebungen verloren gehen oder Schaden leiden. Man kannte ja nun mehr zu wagen und die Geschichte des Nationalthpischen bisher zu schauen. Man vertraute sich dem brandenden Meere der Zeit mit Ruhe gesprochen zu der Sicherheit an, daß seine Wogen nichts, was von Wert ist, verschlingen, sondern es uns Nur der Complex humanitären werden

Da ist zuerst ein Maler, der, vom Ende des czechischen Landschaftsmalers der poetische Wahrheitssucher, ein Träumer und Contemplator von ein wenig Melancholie, Antonín Chittussi

Digitized by Google

(1848 bis 1891), zu nennen. Er bildete sich an den französischen Meistern von Barbizon, an den maîtres du paysage intime, Rousseau und Corot, heran, bewies aber zugleich dabei, daß bei ihm das Czechenthum ein tief im Innern steckender caractère indélébile, der nicht vermischt werden kann, sei. Der einsame, abwärts von allen Gruppen stehende und daher so schwer zu charakterisirende, in bizarre Träume voll von phantastischen Spukgestalten verzauberte Hans Schwaiger, der sich durch innere, jeder rationellen Enquête trotzende Wahlverwandtschaft zu den alten Holländern und Deutschen angezogen fühlte, gieng diesem Seelendrange fern nach und blieb dabei dennoch eine redliche, echt czechisch fühlende Seele. Ein anderer, geradezu der entgegengesetzten geistigen Polarität zuzurechnender Meister, ein decorativer Maler von hohen technischen Qualitäten, Vojtěch Hynais, suchte sich wieder frei zwischen den Franzosen die seinem feinen, lichten, hellen und präcisen, bisweilen ein bischen trockenen Naturell entsprechenden Meister aus. Wie viel Geschmeidigkeit und Assimilationsfähigkeit die junge czechische Psyche besitzt, beweist in einer frappanten Weise das Beispiel eines jüngeren, ungemein graziösen Künstlers, des frühzeitig verstorbenen Illustrators und Zeichners Ludek Marold († 1898), der sich in Paris so gründlich acclimatisierte, daß er zuletzt in seiner eigenartigen, eleganten und discreten Mischung von Grazie und Ironie pariserischer wurde, als mancher geborener Pariser. Dieselbe Anpassungsfähigkeit — das fernde Milieu zeigt der bekannte junge Meister der modernen Plastik, Alphons Mucha, dessen mosaikartige, einen barbarischen Formensensualismus offenbarende Kunst zuweilen byzantinisch oder altslavisch anmuthet.

Trotz der westeuropäischen Culturvorschule, in der sie sich herausgebildet hatten, fühlt man das Nationale als letzte tiefe Wurzel namentlich bei vielen Repräsentanten der jüngsten Generation. Dies gilt nicht nur von dem prächtigen, unwichtigen, in Farbenorgien schwelgenden Bauernmaler Josa Ulrych, der die Volksseele zum unmittelbaren Object seiner Kunst gewählt hatte und der solcherweise gleichsam direct ihre Freudens- und Leidensgeschichte macht, sondern auch von vielen anderen jungen Künstlern, die — ihrer mehr abstracten Kunst gemäß — das nationale Moment bloß reflexartig offenbaren können. Hier bildet es eben die so schwer zu fassende, aber dennoch allgegenwärtige und alles durchdringende Gefühlsatmosphäre, in der die letzten, jeder logischen Analyse trotzenden Wurzel des Denkens und des Menschen stecken.

Das lückenlose paradoxe Gefieg, daß das Nationalistische und Eigenartige am reinsten geschaut und am intensivsten gefühlt wird, wenn man sich früher in das volle Verstehen Weltweiten und -Breiten versenkt und sich den Inhalt der Weltcultur in ihren letzten Errungenschaften angeeignet hat, scheint sich hier wieder einmal zu bestätigen.

Aus der Geschichte unserer Kunstentwickelung kann man wenigstens leicht folgern, daß jedesmal, wo man sich wirklich an der Spitze der zeitgenössischen Strömungen, im vollen Besitze der technischen Errungenschaften befunden hat, daraus auch eine Vermehrung des nationalthpischen Inhaltes resultiert war. Jedesmal, wo sich die Dichter und Künstler von den allgemeinen abstracten Lesungsworten der officiellen Nationalpolitik freigemacht hatten, wo sie — nach Goethes prächtigem Worte — hochst selbstsüchtig nur ihr eigenes Seelenheil suchen und finden wollten und nichts dabei im Auge hatten, als ihre rein egoistische Freude an ihrem eigenen Seelenmuthen — da ist immer auch das Nationalthpische nicht mehr wegzukommen.

Prag. A. A. Zamba.

Die künstlerische Hebung der Frauentracht.

Wir erhalten von Herrn Vandevelde folgende Zuschrift:

Der Vortrag über künstlerische Hebung der Frauentracht, welchen ich jüngst auf der Einladung der Damenakademie hin zu Wien gehalten habe, hat die Hand meine vorbereiteten, über denselben Gegenstand in Dresden und Crefeld gehaltenen Vorträge entfachte Debatte noch lebhaft verschärft. Eine große Anzahl feindlicher Stimmen kam mir zu Ohren; ich hörte auch zu meinem Leide, die mehr als bloß Tadel über mich gehen, nämlich Zweifel zu Unaufrichtigkeit oder zu Mißverstehen meiner Bestrebungen.

Es sagt sich, daß gerade über den Gegenstand, der mich so sehr beschäftigt und der nur eine Seite der Lösung der Frage darstellt, das mir zu nahe allen seinen Seiten meinen unbefangenen wollen, es sagt sich, daß gerade über den Gegenstand der Frauentracht jeder Sehung der Frauenkleider die Meinungsäußerung jedes Weibes, dem Kleidung obliegt, gewissen Werth hat, und die Absicht, die ich darüber spreche, ich denke nicht daran, selbst zu Verstehen zu werden mit an Fachblättern und Modenzeitungen gewöhnlichen Polemik beginnt mit persönlichen Angriffen, und ich habe in solchen Fällen stets geschwiegen, weil ich mich nicht gerne mit einer Persönlichkeit auf gleichem Niveau messe, mit einer Persönlichkeit, die mir nicht gewachsen ist, und weil ich mich nicht gerne mit einer Persönlichkeit messe

zeichnet haben, angeblich bis das Volk reif und zur Freiheit erzogen worden sei.

Das friedliche Einverständnis zwischen Herrn Vandevelde und mir nimmt also leider ein rasches Ende, denn ich leugne jetzt, wie schon in meinem Artikel, daß die Künstler auch nur vorübergehend berechtigt seien, in die Entwicklung unseres Kleiderstiles durch Schaffung maßgebender Kleidertypen direct eingreifen zu wollen. Nur durch die künstlerische Atmosphäre, so sagte ich schon damals, welche die Frau jeder Epoche umgibt, wird mittelbar und unbewußt auch ihre Kunst, sich zu kleiden, beeinflußt. Dagegen scheint mir gerade durch die Creseder Ausstellung Herrn Vandeveldes ein Beweis geliefert gegen das directe Eingreifenwollen der Künstler durch concrete Vorlagen.

Aber noch mehr: Spricht Herr Vandevelde wirklich nur von einem vorübergehenden Eingreifen der Künstler? Durch das Citat, das er selber beibringt, sucht er allerdings diesen Eindruck zu erreichen. Aber gerade wer wie ich seine Broschüre in mehr als „vorübergehender Weise" liest, kann ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen. Er citiert einen Passus (Seite 32), in welchem er der Frau die Hoffnung läßt, den Zuschnitt ihrer Kleidung selbständig und ohne den Künstler zu beherrschen; nur die Ornamentik bliebe unter jeder Bedingung dem letzteren überlassen. Ich bin in der Lage, dieser Stelle eine andere (Seite 23) entgegen zu halten, in welcher es als Aufgabe der Künstler hingestellt wird, das richtige allgemeine Constructions-Prinzip der Kleidung zu entdecken und dieselbe allgemeinen tektonischen Principien zu unterwerfen. Damit aber ist uns armen Frauen nun auch die Erlaubnis des Kleiderzuschnittes wieder genommen. Es ist sehr vorsichtig von Herrn Vandevelde, daß sich in seiner Broschüre sowohl für die eine Meinung, als auch für das Gegentheil ein Citat finden läßt. Aber ich meine, das bekannte „logische Constructions-Prinzip" des gefeierten Raumkünstlers müßte doch auch in seiner Schriftstellerei mehr zur Geltung kommen.

Bertha Zuckerkandl.

Paris.

Zolas neuer Roman „Travail".

Als Zola seinen Roman „Travail" ankündigte, der in der Tetralogie der vier Evangelien „Fécondité", „Travail", „Vérité", „Justice" die zweite Stelle einnimmt, da wurde vor allem die Befürchtung laut, Zola könne in einem Romane aus der Arbeiterwelt kaum etwas anderes und kaum etwas besseres thun, als seinen großartigen Kohlengräberroman „Germinal" wiederholen. Beileibe wir uns daher vor allem zu constatieren, daß „Travail" etwas ganz anderes ist und sein soll, als „Germinal". „Germinal" war negativ, destructiv, pessimistisch, mit einem ganz unbestimmten optimistischen Ausblicke in die Zukunft auf der letzten der sechzehnhundert Seiten. „Travail" ist positiv, constructiv und im höchsten Grade optimistisch. Es ist ihm nur gerade soviel Pessimismus beigemengt, als nöthig ist, um der Wahrscheinlichkeit nicht direct zu verletzen. Diese optimistische Richtung ist nicht neu bei Zola, sie datiert von den Anarchistenromane „Paris", der nach der alten und nicht immer guten Manier mit der äußerst glücklichen Heirat des dem Priesterstande entronnenen Pierre Froment und der Pflegetochter seines Bruders schloß. Diesem Ehebunde entsprießen bekanntlich die vier Söhne Mathieu, Luc, Marc und Jean, welche die Helden der nunmehr zur Hälfte vollendeten Tetralogie „Les Quatre Evangiles" sein werden. Mathieu haben wir in „Fécondité" als glücklichen Landwirt, von hundertsechsundzwanzig Kindern, Enkeln und Urenkeln umringt, gesehen. Luc ist der Held von „Travail". Er kommt mit dreißig Jahren nach dem schmutzigen Fabriksort Beauclair, wo sein Freund Jourdain den unbedeutenden Hochofen der Crécherie besitzt. Jourdain ist ein genialer Erfinder, der sich um die praktische Leitung seiner ererbten Fabrik nicht bekümmern kann und daher Luc Froment freie Hand läßt, die Concurrenz mit dem großen Unternehmen des Abime, der Stahlfabrik des Hauses Duraquon oder, auszunehmen. Luc hat sich schon in Paris, wie einst sein Vater, viel mit der Hebung der socialen Verhältnissen beschäftigt. Er ist ein begeisterter Anhänger von Fourier und glaubt die sociale Frage durch das Cooperativsystem lösen zu können. Er begegnet freilich bei seiner Einführung den größten Schwierigkeiten. Nicht nur zetteln die Fabrikherren des Abime durch gehässige Verleumdung eine Verschwörung gegen ihn an, auch unter den Arbeitern herrscht Mißtrauen gegen die Neuerung. Viele fallen von ihm ab, weil ihnen das alte System des Stückverdienes trotz aller Mißstände gemüthlicher vorkommt. Andere sehen in Cooperativsysteme nur eine Verkürzung des einzig wahren Ideals der Communismus. Das Haß wird in einer Weise geschürt, daß Luc, nachdem er in einem lächerlichen Tendenzprocesse freigesprochen worden ist, in den Straßen von Beauclair vom Pöbel verfolgt und insultiert wird. Die ehrgeizige Gattin des Fabrikdirectors, die zugleich die aufsprudelnde Gehässige des den müßigen, großen Herrn verlorenen Fabrikbesitzers ist, verrath den rachsüchtigen Arbeiter Nagu, daß sich Luc bei von ihm verführten und mißhandelten Arbeitern Zeichne angenommen habe und sie heimlich lehre. Nagu wirft sich in seine Wuth und auf die elende Denunciantin und zwingt sie, ihm zu Willen zu sein. Dann überfällt er Luc mit dem Messer und verwundet ihn. Der Mörder entflieht und Luc wird geheilt. Von da an ändert sich aber das Verhältniß. Z'Abime kommt immer mehr herunter, und die cooperative Etherie gewinnt Jahr um Jahr an Boden. Aus Verzweiflung über den Ruin und die Untreue seiner Frau begräbt sich der Fabrikdirector des Abime mit ihr in den Flammen seines Hauses, und der unkundige Besitzer sieht sich genöthigt, sein Geschäft zu verkaufen. Luc verweigert jedoch den Kauf und schließt den Abime und bald auch alle übrigen Geschäfte von Beaucleir in seine Genossenschaft ein. Der ehemalige Besitzer muß sich bequemen, eine seinen geringen Fähigkeiten entsprechende Inspectorstelle zu übernehmen. Zola begleitet in den 664 Seiten von „Travail" „Fécondité" war mit 750 Seiten noch bedeutend länger) seinen Organisator der Arbeit durch dreißigtausend Jahre communistischen Lebens in Arbeit in freier Ehe nach der Flucht Nagus die hingebungsvolle Arbeiterin Nagu, obschon ihn auch die Gattin des Fabrikbesitzers und die Schwester des Erfinders Jourdain in ihr Herz geschlossen haben. Da aber das Cooperativsystem auch die schon von Fourier gerühmte Tugend haben soll, die Eifersucht in Liebessachen zu tödten, so bleiben Josine und die beiden anderen Frauen die besten Freundinnen und stets bereiten Helferinnen Lues in seinem großen Werke, dessen großartigstes Gelingen in aller Welt als Vorbild dient und schließlich, obwohl Frankreich die Wiege des Socialismus ist, eine Revolution erspart. Diese kurze Skizze genügt wohl, um Zolas überaus optimistische Tendenz zu kennzeichnen. „Travail" ist infolge dessen weniger ein Roman, als eine jener weltverbessernden Utopien, wie sie von Thomas Morus bis auf den Verfasser von „Looking backward" und bis auf Herzkas „Freiland" so oft dagewesen sind. Naturlos sind solche Arbeiten nicht. Fast von jeder ist irgend eine fruchtbringende Anregung ausgegangen, und Zolas „Travail" wird hierin nicht hinter seinen Vorbildern zurückbleiben.

Felix Vogt.

Die Woche.

Politische Notizen.

Große Dinge scheint Herr v. Koerber noch vorzuhaben mit unserem Oesterreich. Wie Einer, der ein altes Haus irgendwo in einer Nebengasse besitzt, das er gerne rasch und vortheilhaft an den Mann bringen möchte, die Außenseite frisch malen, das Stiegengeländer polieren und die Wohnungsthüren, von außen natürlich nur, neu anstreichen läßt, so ist Herr v. Koerber sichtlich bemüht, dieses alte Oesterreich, mit möglichst geringen Kosten auf den 1901er Stand zu richten. Eine „auf der Höhe der Zeit stehende Verwaltung" hat er uns bereits bei seinem Regierungsantritt auf dem gedruckten Papier der „Wiener Abendpost" versheißen. Den Segen eines ununterbrochenen Verfassungslebens hat er uns in der letzten Thron rede gepriesen. Die Worte hat er durch die Vorlage der Eisenbahnverstaatlichungsvorlage klein gemacht, sehr klein sogar. Durch das spärliche Wasser wird man auch das Abgeordnetenhaus wieder zum Klappern gebracht. Industrie, Handel und Landwirtschaft blühen in den Spalten der officiösen Blätter schon seit sechs oder gar acht Wochen anhaltend auf. Und nun ist jeder Zweifel auch der Zahlungsunfähigkeit zum Verstummen Decretion unerbittlich werden: eine Ministerkrise wird für die Tschechen in Prag reichen, durch die Einführung des Tc Zolls wird die Zahl der Dorfweh der mehrt, und durch Getreidezölle wird gewiß der Menschen in Hetrenkunsten soll das gesittige Niveau des Herrenhauses gehoben werden. Die Mörder Grundlose Pläne des Zu und Auslandes ist darüber einer Meinung: daß sich das alte Oesterreich unter Herrn v. Koerbers Handen zum Rechtswesen erkennen verandert hat.

*

Aber wenn das alles? Das ist die Frage. Denn man so zuliebt, wie Herr v. Koerber mit siebenhaftem Eifer bemüht ist, haben alten Kasten Oesterreich frisch aufzuputzen, machte man bald meinen, daß er ihn lasch zu verkaufen beabsichtigt. Doch abgesehen von dem Patriotismus des Herrn v. Koerber, der ihm solche patriotenverdächtigende Gedanken verbietet, wird eine Veräußerung Oesterreichs an Ungarn oder Deutschland dadurch verhindert, daß es für keinen Kaufmann gibt, der diesen alten Cadaver ist, wenn er auch noch so schön herausgeputzt wird, in Ware nehmen möchte. Selbst Deutschland würde, wie es ja bei jeder Gelegenheit in seiner Offentlichkeit zu hören bekommen

*

Herr v. Koerber muß also eine andere Absicht haben, wenn er Oesterreich so geschäftig aufputzt. Er muß ein patriotischer oder österreichische Absicht verfolgen, und diese ist mehr einmal so schwer zu errathen. Als guter Oesterreicher kann und will er Herr v. Koerber das alte österreichische Elend nicht verewigen. Also ist sein Ziel, Oesterreich zu reformieren, und zwar auch, dass sich auch Oesterreich, auch unter der Regierung des Herrn v. Koerber, die Lage des Volkes und der Staat Gleichgültigen und leben. Zum Ziel eine große Aufgabe, denn Z. B. Millionen zu sorgen, in es ein noch immer recht schwer. Aber Herr v. Koerber will ganz Arbeit, und der schwere Zweifel, ob Herr v. Koerber auch Kraft und Ausdauer der Arbeit besitzt, ist mit seinen bisherigen Thaten nicht zu beantworten. Ob Herr v. Koerber auch Kraft und Ausdauer der Arbeit besitzt, ist mit seinen bisherigen Thaten nicht zu beantworten. Ob Herr v. Koerber auch Kraft und Ausdauer der Arbeit besitzt, ist mit seinen bisherigen Thaten nicht zu beantworten. Ob Herr v. Koerber auch Kraft und Ausdauer der Arbeit besitzt, ist mit seinen bisherigen Thaten nicht zu beantworten.

Digitized by Google

den Doctortitel für die Ingenieure und einen Adel für das Herren haus, und binnen wenigen Wochen sieht schon Oesterreich in seinem sprich wörtlichen Gang da, ausgen hui! Wer aber dies alles bewirkt hat, das ist der Herr v. Koerber, der Ministerpräsident und Minister des königlichen Innern. Er hat für seine Mühe bisher nur einen neuen Orden gekriegt, aber wer dienen würde er noch mehr, einen neuen Titel. Ein solcher ergibt sich aus den Dingen von selbst; er lautet: „Minister des schönen Aeußern.“

Was mich an der kosmetischen Thätigkeit, die Herr v. Koerber zeigt an der alten, wackeren Austria verrichtet, am meisten gerührt hat, das sind die acht gebildeten Menschen, die er, einem tiefgefühlten Bedürfnis entsprechend, ins Herrenhaus berufen hat. . . . . .

Confisciert!

*

Ein Gutes wird aber unmerkbin seine Herrenhäuser Ernennung im Gefolge haben, auch für ihn. Bekanntlich sind die erblichen Herren häuser, ob sie nun links, rechts oder im Centrum sitzen, alle untereinander verschwistert, verschwägert, vervettert und verbandelt, nennen sich gegen seitig du und fassen sich bei ihren Spitznamen an. Herr v. Koerber, der nicht zur „Mischpoche“ gehört, hat sich in dieser Gesellschaft immer ver einsamt und gedrückt gefühlt. Damit, die Ernennung sind jetzt acht Männer mehr im Herrenhaus, die den Herrn v. Koerber nicht wie einen Stiefelknopf behandeln werden, und auch das ist ein Gewinn.

*

Graf Vetter will, allen Officiösen zu trotz, dem Gottesfrieden im Abgeordnetenhaus noch immer nicht recht trauen. Deswegen hat er die Präsidialtribüne verbarrikadieren und die Thüre hinter seinem Stuhl er öffnen lassen, durch die er rasch entweichen kann, wenn wieder eine kleine Revolte ausbricht. Graf Vetter hat gerade in letzter Zeit Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie wichtig es unter Umständen ist, daß der Mensch sich rechtzeitig auf die Strümpfe macht. Als Verwaltungsrath der Staatseisenbahngesellschaft hat er den richtigen Moment verpaßt und sich dadurch einige Grobheiten zugezogen. Er ist eben langer Verwaltungsrath gewesen, als dies mit seiner politischen Würde vereinbar war. Erfahrung macht klug. Sobald sich seine Präsidialwürde als inopportunist erweisen sollte mit seiner körperlichen Integrität, wird er unverweilt die Flucht er greifen durch die neue Thür. Auf leider nicht in der Mittwochversammlung, die er sonst so gerne trägt.

Volkswirtschaftliches.

Der Wiener Bankverein veranstaltet im Verein mit seinen beiden Pester Banken eine Emission der Actien der Graz-Köflacher Mahlenbergbau-Gesellschaft. Die Kohlenwerke dieser Gesellschaft ge hörten bis zum Jahre 1898 der Steinkohlen- und Ziegelwerks-Gesellschaft, wo sie ziemlich niedrig zu Buch standen und ein mäßiges Erträgnis abwarfen. Sie konnten noch heute im Besitz dieser Gesellschaft sein, wenn nicht irgend ein geldhungriger Director des Blocks damit vereinzelt eines Tages den feinen Plan ausgeheckt hätte, sämmtliche unga rische Kohlenwerke zu einer Gesellschaft zu vereinigen. Der Plan schlug erfreulicherweise fehl und die Pester Bankverein wusste trotzdem, auf andere Weise seine „Koranalagen“ herauszubringen. Die waren nämlich genug. Denn die Verwaltung der Pester Steinkohlen- und Ziegelwerks-Gesellschaft, welche gar keinen Grund gehabt hatte, ihre Kohlenwerke herzugeben, hat es sich sicherer abkaufen lassen. Es handelt zwar damals, wie heute nur eine Abrech nung mit der Buchhaltung erforderte, mit 2 Millionen Gulden, jetzt mit 2,240.821, mit denen sie in der Bilanz der alten Gesellschaft zu Buch standen, aber was war dieser Buchwert gemacht worden! In der Bilanz für 1898 waren sie noch mit 1,925.750 zu Buch gestanden, Schuld am Buchwertsunterschiede sind 314.000 angeschlagene, laut welche das Capital der Gesellschaft im Jahre 1881, da sich die Werksanlage erheblich mehr kostspielig kommen, herabgesetzt worden war, und 61.181 als Rest des, um den Buchwert Badocco'schen Antheiles Verschiedenes zu bezahlen. Dennoch kommen sie, die sie dabei sich der Abschreibung nicht [illegible] 2,000.000 zu Buch gestanden waren, da [illegible] Verkaufe erhebliche Beträge [illegible] Capital in Wirklichkeit um mehr als 50% verwässert war, zum Buchwerte übernommen habe. Bei der Bildung der neuen Gesellschaft übernahm dann die Salgó-Tarjáner Kohlengesellschaft 7200 Actien zu pari, den Actionären der alten Gesellschaft wurde das Bezugsrecht auf 15.300 Actien zu pari eingeräumt und den Rest übernahmen die Gründungsbanken. Die Actionäre der Steinkohlen- und Ziegelwerks-Gesellschaft bekamen sich geöffnetheits dafür, das Bezugsrecht auf die verwässerten Actien auszunützen und diese blieben nun den Gründungsbanken auf dem Hals. Da die Banken aber das Geschäft gemacht hatten, um andere anzuschmieren, nicht um selbst hineinzufallen, musste zunächst die Salgó Tarjáner Gesellschaft weitere 5000 der von den Vorbesitzern verschmähten Actien zu 112% übernehmen und jetzt werden, da das Jahr 1901 angesichts des sozialen Elends in Oesterreich ungewöhnlich günstig war, die al pari zurückgewiesenen Actien den Actionären der Salgó und dem übrigen Publicum zu 118% zum Bezuge angeboten. Es ist der Emissionsbereitschaft der Bankvereines und der affiliierten Banken glücklicherweise schon so geschwächt, das wenig Gefahr ist, dass viele Leute die Actien der Kohlenwerke, welche Ende 1896 mit fl. 1,925.750 zu Buch standen, heute auf Grund einer Bewertung mit 3·5 Millionen Gulden zu zeichnen beabsichtigen. Immerhin ist es wohl angezeigt, auch die Bilanzen der neuen Gesellschaft etwas näher zu beleuchten. Für die ersten zwei Jahre ihres Bestehens hat die Gesellschaft mühselig 3% Divi dende gezahlt, für 1900 wurden 7% Dividende verheißt, welche durch die Kohlenbetheuerung, den Streik in Oesterreich ermöglicht wurden. Es ist auch möglich, dass für das laufende Jahr durch in der Hochconjunctur gemachte Schlüsse noch ein ähnliches Erträgnis erzielt werde, aber das sind abnormale Verhältnisse, auf deren Andauern und baldige Wiederkehr nicht gerechnet werden kann. Wie übrigens hinzugefügt wurde, um die 7% Dividende herauszubekommen, zeigt am deutlichsten der Umstand, dass für 1900 bei der durch den flotten Absatz gesteigerten Production von 3·16 Millionen Metercentnern im ganzen fl. 105.000 für Abschreibungen ver wendet wurden. Dagegen hat die Steinkohlen- und Ziegelwerks-Gesellschaft, welche die Werke schon viel tiefer zu Buch stehen hatte, im Jahre 1897 bei einer Production von 2·5 Millionen Metercentnern K 122.000 abgeschrie ben und im Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1897 bei einer durchschnitt lichen Jahresproduction von 2·08 Millionen Metercentnern K 103.000, also ebenfoviel, wie die neue Gesellschaft bei der um die Hälfte größeren Production. Ein anderer Grund zur Vorsicht liegt darin, dass die Salgó-Tarjáner Kohlengesellschaft die commercielle und technische Leitung der Gesellschaft in der Hand hat. Das mag solange unbedenklich sein, als die Salgó und die Actien der Gesellschaft besitzt. Wenn sie sie aber eines Tages verkauft haben wird und eine ungünstige Kohlenconjunctur eintritt, bei der die einzelnen Werke einander concurrenzieren müssen, dann dürften die Interessen der Grazer Gesellschaft bei der Salgó nicht besonders gut aufgehoben sein. Dieser Abhängigkeit von der Salgó ist die ungarische allge meine Kohlenbergbau-Gesellschaft durch die Energie einzelner großer Actio näre mit größter Anstrengung entronnen. Das Publicum hat die Ursache, dafür zu sorgen, dass diejenigen, welche die Grazer Köflacher der Salgó in die Hände gespielt haben, auch die Actien behalten.

*

In der Generalversammlung der Oesterreichischen Boden-Credit-Anstalt hat sich Herr v. Taussig über die unerfreuliche Art der Rechnungslegung der von ihm geleiteten Bank, über welche in der Oeffentlichkeit und insbesondere an dieser Stelle wiederholt geschrieben wurde, gerächtert. Herr v. Taussig hat selbst anerkannt, dass gar kein Bedürfnis bestehe, an Stelle der etwas curiosischen Art, in welcher das Bankvermögen in Verlust- und Gewinnrechnung dargestellt wird, eine detaillierte Ausweisung zu machen, wenn ein ernstliches Verlangen nach Antrag nach dieser Richtung geäußert werde. Da derartige Wünsche schon dutzendmal ge äußert wurden, so scheint Herr v. Taussig die Erfüllung dieser Wünsche darum abhängig machen zu wollen, dass ein solchermaßiger Antrag in der Generalversammlung eingebracht werde. Da einem Antrage sind aber die Unterschriften von zwanzig Actionären erforderlich, die ihren Antrag vor dem 15. Januar, also drei Monate vor der Generalversammlung ein bringen müssten. Bei den österreichischen Actionärverhältnissen heißt das so viel, als der Antrag wird nie gestellt und es bleibt alles beim alten. Wir empfehlen daher der Verwaltung der Boden Credit Anstalt, diese Verschwörung ohne einen formellen Actionärantrag abzuwarten, einzuführen. Herr v. Taussig hat eben jetzt einer nur zu diesem Blatte und in der „Frankfurter Zeitung“ öffentlich ausgesprochenen Forderung Rechnung ge tragen und an Stelle der bisher üblichen tabellarischen Zusammenfassung, welche das Bilanzcommissionsmitglied Staatsbahn darstellen, eine ziemlich correcte Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben veröffentlicht. Die Zer legung nach einem aufsteigenden Gewinn und Verlustconto der Boden Credit Anstalt ist noch immer eine, als die eben erwähnte, weniger die Ver waltung der Staatsbahn erleichternde erstellt hat.

*

Während Herr v. Taussig bezüglich des Gewinn und Verlust conto's vernünftige entgegenkommend gesprochen hat, hat er sich bezüglich einer zweiten Forderung, der Specialisierung des Erwerb Conto, das 2·5 Millionen betrug, voll die Werke des Actienkapitals erreicht, einfach den ablehnenden Standpunkt eingenommen. Die Gründe, die er dafür angeführt hat, haben auf unser Gemüth keinen Eindruck gemacht. Wenn die Verwaltung nachgewiesen Ein [illegible] des Betriebes den Actionärinteressen [illegible] nicht speculativen [illegible] Natur [illegible] Actien [illegible] Publicum [illegible] Dies [illegible] Veröffentlichung [illegible] Es ist [illegible] Bank [illegible] großen Posten Actien [illegible] Interesse [illegible] Bank [illegible] Actien [illegible] Bank [illegible] Actien [illegible] Bank [illegible] Actien

Bahnen, deren Verwaltung Herr v. Taussig beherrscht, abzuschätzen sein, wenn die Effektenlisten erführe, dass und wieviel solcher Aktien die Anstalt besitzt. Es sind übrigens fast alle Banken in gleicher Lage, ohne je einen Nachtheil aus der Verösfentlichung ihres Effektenbesitzes zu empfinden. Der zweite Grund, den Herr v. Taussig anführt, dass große in Vorbereitung befindliche Aktionen durch das Bekanntwerden des Besitzes der Anstalt unter Umständen gestört werden könnten, wobei offenbar vor allem an Subventions- und Verstaatlichungs-Verhandlungen gedacht wurde, ist gleichfalls leicht zu widerlegen. Es kann sich da unbedeutende um Dampfschiff-, Staatsbahn-, Nordwestbahn-, Buschtiehrader Aktien z. handeln. Dass die Boden Credit Anstalt und die Freunde des Herrn v. Taussig Aktien dieser Unternehmungen besitzen, ist bekannt. Es existieren nun rund 48.000 Dampfschiff-, 530.000 Staatsbahn-, 180.000 Nordwestbahn-, 137.000 Elbethalbahn-, 75.000 Südnordd. Verbindungsbahn-, 21.000 Buschtiehrader-Aktien. Also 86.590 Buschtiehrader B-Aktien, welche zusammen einen Curswert von mehr als 750 Millionen repräsentieren. Der ganze Effectenbesitz der Bank beträgt nun 21 Millionen Kronen. Kann man ernsthaft glauben, dass die Kenntnis davon, dass für 10, sage selbst 15 Millionen Kronen solcher Effecten im Besitze der Bank seien, der Durchführung solcher großer Operationen hinderlich sein könnte? Das ist doch nicht ernst zu nehmen. Wenn Herr v. Taussig sich nicht zur Specificierung des Effecten-Contos entschließen will, gewiss ist die Debitoren nicht specificieren, die Umsatzziffern der Bank entgegen der allgemeinen Gepflogenheit nicht bekanntgibt u. s. w., so sind dafür gewiss nicht die Interessen des Instituts Ursache, sondern sein allgemeines Bestreben, sich nicht in die Karten schauen zu lassen, gegebenenfalls durch Ueberraschungen zu wirken, die bei seinen Gesellschaften so häufig vorkommen, wie bei den von ihm geleiteten.

Kunst und Leben.

Das Donnerstag-Publicum des Deutschen Volkstheaters ist gewöhnlich in beifallsfreudiger Stimmung. So begrüßte es auch diesmal eine Debutantin, Frau Leithner, sehr freundlich, obwohl die Dame die Gegenleistung für den reichen Beifall zum Theil noch schuldig blieb. Als Marfa in Schillers „Demetrius" bot sie fast nur Declamation, und die nicht einwandfrei. Noch besser wurde die „Premiere" des Abends, „Die Wissenden" aufgenommen. Die grausame Kürze des Goethe'schen Lustspiels wird nur durch die Vertiefung gemildert, die der Täubler mit bitteren psychologischen Problemen einen Zug von Grazie verleiht. Die Darsteller bieten sich mehr an den Spaß als an den verborgenen Ernst, bis auf Herrn Kramer, der durch seine Maske eine tiefere Charakterisierung versuchte. Kutscheras liebenswürdiger Alcest erregte Begeisterung, als er die Perücke ablegte und einen Schlafrock anzog, und Frau Retty feente sich fast ebenso wie das Publicum, weil sie gar so reizend aussah.

*

Das Gastspiel der Troupe Parisienne Monchermont im Carl-Theater war überaus lehrreich für die Psychologie der Kritik. Vor einem deutschen Theaterstück sitzt man mit ernster Miene und prüft voll finsterer Gelehrsamkeit Aufbau der Handlung und Entwickelung und was sonst noch zum theoretischen Handgepäck gehört; bei den Franzosen aber wird all dies fortgeworfen und man begnügt sich mit einem überaus vereinfachten Schema: man sucht und findet immer den „Witz", den französische Bühnenwerke unbedingt aufstrommen müssen. Man kann also behaglich sagen, dass das erfolgreichste Stück dieses Gastspiels „Le vieux Marcheur" von Henri Lavedan überaus gespreizt ist. Es ist zwar ein schlechtes Stück, aber das macht nichts, es ist gespreizt, es ist unsinnig gespreizt, aber das schadet nichts, denn es ist gespreizt, und es ist gespreizt, nun eben, weil es französisch ist. Die französische Sprache ist eine galante Sprache, und wenn die deutsche sie den Deutschen deutlich, so ist die französische geistreich für den Franzosen. Seine Sprache kommt der Kunst Lavedans willig entgegen, und diese erschöpft sich darin, alle die Worte, die in der Sprache selbst verborgen liegen, zur Entfaltung zu bringen. „Le vieux Marcheur" erschien ursprünglich als dialogisierter Roman. Diese Form der Formlosigkeit drückt am besten Sinn und Inhalt des ganzen Werkes aus. Sinn Roman fehlt es an psychologischer Vertiefung, zum Drama überhaupt an allem, und so kommt nicht einmal eine novellenartige Reihe von Scenen, sondern ein endloses Gespräch von Thatsachen zustande. Man süßt mit manch pikanter Wendung, mit manch lustigen Scherz, aber wenn man sich durch den dreißigsten Seiten starken Band gelesen, wird man kaum einen greifbaren Gegenstand davontragen, als die Verzweiflung seines französischen Vocabelschatzes am Anodonde, denn deutsches Reimwörterbuch mitnimmt nicht weniger unverständlich ist. Aber dies alles wird höchst gelagt, so pikant, dass der Schreiber so natürliche Dialog, der alle Welt in Schlafrock und Unterhosen reden lässt, in seiner Primitivität unnatürlich wird. Die Darstellung französischer Schauspieler ware im natürlich, ware diese Illusion nicht das Verderben des Theaterstücks. Das Boisterieröse, das Monchermont'sche, das Kruchtenen des Publicums, all dies soute so übertrieben erscheinen bei einem französischen Lustspiel als das einzig Mögliche. Man vergesse nicht ganz und bei der Aufführung viele Leute, denen ihre Wohlanständigkeit nachträgliche Bedenken der Verrücktheit, predigen von den höchsten moralischen Gehalt des Stückes. Lavedan bei ein Satiriker, der auf ethische Einwirkungen ausgeht, er bewegt sich auf unterhaltende Weise. Die leichte Form des Lustspiels dürfte ihn nicht gegönnt; wahrscheinlich will auch Fendeau mit seinem „Hôtel du Libre Echange" ähnliche Wirkungen erzielen: das Bordell als moralische Anstalt betrachtet. Indes, Fendeau ist nicht Akademiker wie sein glücklicherer College, und so begnügt man sich zu sagen, dass er die Tollheit und Übermagtheit seiner Scenen durch echt „französische Grazie" mildere. Die deutsche Sprache ist plump, weil wir sie zu deutlich hören; unsre feiner ist das, was man nur halb versteht . . . . Man hat sich auch darüber gestritt, dass nur Franzosen solche Stücke spielen können, weil sie das erforderliche „Tempo" aufbringen. Dieses berühmte „Tempo" drückt sich in dem aus, was wir bei unseren heimischen Künstlern so unhöflich „Ueberstreibung" zu nennen pflegen. Es ist keine schlechte Truppe, die sich diesmal in Wien einführte; nichts zeigt dies deutlicher, als ihre schwächste Darbietung, Restands „Corano"; Schauspieler, die sich so gut unterzugordnen wissen, wenn sie kleine, ihnen fernliegende Rollen zu geben haben, sind bedeutender als manch andere, die immer paradieren müssen, um sich überhaupt gezeigt zu können. Die Rolly und Wrtimantl, Herr Baron Fils und mit manchen Einschränkung die Herren Tarazon, Vallières und Téan verdienen rehmlich Lob.

D. Bach.

*

Novelli trat als Hamlet auf. Es war ein ermüdeter, gealterter Hamlet. Ein Hamlet, dessen lebhafte, prachtige, schwarze Augen ein doppelt trauriger Rest sind noch innerer Zerrüttung. Ein Hamlet mit eigenartigem Novellischem Lächeln: Mitleid mit sich selbst und eine Art trost loser, kaltandrahender Ahnheit drückt sich darin aus. Novelli und Hamlet decken sich nicht ganz, und die feinste, jedenfalls schauspielerisch wertvollste Erklärung der Rolle — nämlich die aus den Vorträgen Friedrich Theodor Vischers — ist nach dieser Leistung noch immer ungenützes Capital. Novelli spielt überhaupt nicht aus dem Temperament heraus, sondern ziemlich trocken und grau aus den Situationen. Seine Nuancen wirken äußerlich aufgesetzt. Er tüftel den Weg auf der Terasse, den der Geist seines Vaters geht. Er fuhrt den Boden, aus dem die Stimme hervorklingt. Er weint — mit verräterischem Unrecht — in der Recitation vom alten Priamus und begleitet — mit ebenlowiel Unrecht — den fortspielenden Vorrag des Schauspielers mit leidenschaftlich versunkenem Murmeln. Eine plastische Figur lässt er jedenfalls vermissen, und es gehört mich wenig Scharfsichtigkeit dazu, wenn man von ihm trotzdem eine einheitliche Deutung zu geben in der Lage sein will — Als „Alleinjo", in einem ermüdend braven Stück von Marco Praga, war der erschöpfte, liebenswürdige Alte sehr wohl am Platze. Ihn spielt Novelli mit den feinsten Feinheiten. Die resignierte Geduld, das Warten und Lauern, das stojzweise Losbrechen und den uneingeschränkten Jammer am Schlusse. Gemacht ist auch hier manches: ein gewisses Kokettieren mit Schwäche, mit worterspielender Gemüthsarmut wirkt zwischen den eigentlichen Höhepunkten ernüchternd. Aber diese Figur, wenn auch nicht in unserem Sinn moderne Darstellung, wirkt doch als echte Figur aus Novellis Spielplan: wie sein Ludwig XI, wie sein Plantagenet Gegstals — Im Herrn Sabbatini wachst ihm ein prachtiger junger College heran.

*

Herr Jarno von der Josefstadt belohnt sich für seine sonst bekannlich so literarische Directionsarbeit selbst. Er sucht sich Geschäft und Glück bei Girardi, bei der Niese und einem nicht völlig literaturreichen Schwank u. la L'Arronge: „Die Herren Söhne". Geschäft ist Privatsache. Aber Girardi thate man Unrecht, wenn man seine außerordentlich blühende Gesundung eines alten Wiener „Zimmerls" nicht anerkennte; und dass Frau Niese ihre Begabung jetzt mit Gesdmackslosigkeit mindert und Herr Jarno selbst ein vordringlicher humoristischer Talent ist, gehört mit zur Erinnerung an den Abend

Alfred Gold.

*

Als die letzten Nachzügler der diesjährigen Musikalien erschienen bei uns die Berliner Philharmoniker unter Arthur Nikisch, denen es gelang, die ganze Nachwirt der bereits in alle Theile der Welt verzweigten Mistikerlande noch einmal in hastlicher Hast im großen Musikvereinssaale zu versammeln. Die Berliner Woche haben sich der uns längst vertrauten gestellt. Herr Nikisch, ein Meister der Disciplin, ein Dirigent, der einzelnes und nur jetzt in Russ Tonwellen verschwindet

auf starke Blechfeste herausgearbeitetes Spectakelstück erdichten. Und doch hat Nikisch durch die überaus zarte Interpretation der folgenden Stücke „Reinet und Taube de Sulphos und Berlioz' Faust bewiesen, daß er auch feinere Saiten aufzuziehen verstehe. Ganz unbeschadet wirkte auch nach die Verkürzung des von Berlioz instrumentierten Rakoczy-Marsches. Eine so impassende Rube und unheitliche Größe hätte ich gerade bei diesem Stücke nicht erwartet, zumal ich mehr als einen Dirigenten gehört habe, der das ungezrische Element dadurch anzudeuten glaubte, daß er die ganze Composition und womöglich auch sich selber dabei auf den Kopf stellte. Bei Nikisch war nichts von alledem zu bemerken, und doch war das Temperament unverkennbar, von dem das ganze Stück getragen ist. Das Orchester selbst mag seit seinem letzten Besuch einige Umwandlungen erfahren haben, im allgemeinen ist darüber nichts neues zu sagen. Die Bläser überwiegen auch immer unvilitably die Streicher. Unserem Hofopernorchester stehen sie so in manchen Qualitäten nach, aber ihre Soli klingen pikanter, wenn wir neben dem Opernorchester noch eine zweite Körperschaft besäßen, die für uns dasselbe wäre, was die Berliner Philharmoniker neben ihrem Opernorchester sind.

A. W.

Man schreibt uns aus Berlin: „Mutter Sorge", das Volksstück von Rudolf Hawel, ist in Berlin nicht vor das rechte Forum gebracht worden. Das Publicum des Lessing Theaters ist viel zu „gebildet", um imstande zu sein, eine naive Empfindungswelt innerlich zu durchleben. Doch hat Hawel den Grundgedanken seines Stückes meines Erachtens auch nicht konsequent zu Ende gedacht. Seine Absicht, die Sorge als Quell des unheilnehmende Erlebens, bald ist sie nichts als taube Einsterni. Von dem sterbenden Greise nimmt sie liebevollen Abschied; Zeit seines Lebens ist sie ihm die treue Gefährtin gewesen. Und dann bringt der vierte Act seine bessere Weisheit, als daß „Mutter Sorge" das Haus der nunmehr wohl Situierten mit verlegenen Abschiedsworten verlassen muß. Das Ziel er fordrete einheitliche Auffassung der Gestalt: „Mutter Sorge" durfte bei den Ihren bleiben, und sie konnten doch Zucker in ihrem Kaffee haben. Viel Conventionelles im vierten Act wäre uns heiter erspart geblieben; Möglichkeiten zu reicherer Gestalt und tieferer Stimmung hat der Stoff Tropdem, es ist in den ersten Acten vieles, was humoristisch berührt. Die Naivität ist stellenweise echt und greift ans Herz. Gang und gaben Typen hat Hawel neues Leben abgewonnen, und sein eigenes warmes, frisches Empfinden ist der beste Vermittler zu diesen Gestalten. Hawel hat den Wunsch zur Tendenzlust; aber die Tendenzlust bedeutet in seinem Munde eigenen Klang.

Ernst Heilborn.

Bücher.

Reinhard C. Petermann: Führer durch Dalmatien. Mit 165 Illustrationen von A. H. Fischer, vier Karten und vier Stadtplanen. Wien, Alfred Holder.

Die zahlreichen Reisenden, die im Frühjahre nach dem Süden eilen, werden in dem vorliegenden Handbuch, das der Verein zur Förderung der wolkswirtschaftlichen Interessen des Königreiches Dalmatien herausgegeben hat, einen verlässlichen Führer finden. Dalmatien ist eines der schönsten und interessantesten Länder Oesterreichs. Es unterscheidet sich von den fashionablen Reiseländern wohlthuend durch seine eigenthümliche Cultur, durch die Originalität seiner Bewohner und durch den leichten orientalischen Anstrich der meisten Städte. Wenn die Reisenden noch unter dem Schutze weltcatastrophalen Sonnenaufgehen wird. Zwei Wochen sind es in winterlicher, landschaftlicher und klimatischer Beziehung mit Italien Nein Wunder, wenn es schon vor zwei Jahrhunderten der Gegenstand kritischer Beobachtungsbeschreibung wurde, zu der Johann a Lacus Amtsrath Hein den Grundstein legte. Berühmte Reisende, Italiener, Engländer, Engländer und Deutsche wetteifern dem Lande ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und es wäre unbegreiflich, wenn es dem österreichischen Regime nicht gelänge, Dalmatien ebenso zum Mittelpunkt europäischer Reiseschnsucht zu machen, wie es Italien und die Riviera längst geworden sind. Das vorliegende Buch wird sicher den Zweck eines gediegenen Reisehandbuches erfüllen, denn es bringt nebst praktischen Reisewinken, die von erfahrenen Kennern des Landes erstellt sind, auch geographische Mittheilungen und Beiträge zur Flora, Fauna, Wirthschaft und Bevölkerungsstatistik, und Geschichte der Landes. Dadurch bildet es für den Reisenden zugleich eine belehrende Lectüre, der es sich in seinen Mußestunden hingeben kann und wird ihm auch willkommener sein wird, als Dalmatien noch nur gesehen, sondern auch verstanden werden muß, wenn man den vollen Genuß einer Reise in diesem Lande haben will. Ein kleines Wörterbuch, das dem Werke am Schlusse beigegeben ist, wird den Reisenden in den Stand setzen, sich wenigstens über die nöthigsten Bedürfnisse mit der Bevölkerung in Verbindung. Noch ist Dalmatien gerade in Oesterreich weniger bekannt, als es eigentlich verdiente. Das vorliegende Buch wird dem Leser die Ueberzeugung beibringen, daß wer sein Unrecht tut, dieses herrliche Land nicht auch besucht, ist im Irrthum.

R. W.

Bruno Bettelheim: Zur politische Lage. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1901.

Zu Anfang jeden Jahres pflegt uns Bruno Bettelheim seine politische Lage zu schildern. Es hat sich damit, wie Bismarck einmal sagte, Bettelheim ist ein Mann, der sich nicht zur Verfügung stellt, wird er nicht um Rath gefragt. Man kann es Bettelheim nicht verübeln, daß er sich nicht zum Lakaien der Judenpresse machen will, und Bismarck selbst hat sich ja auch nicht immer um Rath gefragt. Bettelheim ist ein Mann, der sich an Politik macht, wie es ein Techniker an seine Arbeit macht, und wenn er sich auch nicht immer um Rath gefragt hat, so hat er sich doch immer Rath geholt

tanischen Industrie das Sprungbett abgaben, von dem aus sie ihren Siegeslauf antrat. Die hohen Löhne waren „der nächste große Segen". „Anfangs bereiteten sie Schwierigkeiten, in deren Ueberwindung die menschliche Rasse erzogen und gehoben wird. Dann schufen sie einen unseren Markt, jedem überlegen, den die Welt vorher gesehen." Der amerikanische Arbeiter wird besser genährt, als irgend einer in der Welt, er leistet aber auch viel mehr, er arbeitet länger, nützt die Maschinen besser aus, hat weniger Feiertage, und der hohe Lohn veranlasste fortgesetzte Verbesserung der Produktionsmethoden. Daraus hat die soziale Lösung Heilheit der Produktion von irgend einer administrativen Hemmung. „Solche Umstände, in günstiger Zeit, hätten überall ein ähnliches Resultat ergeben, selbst unter a peace-loving government und wir Amerikaner glauben, dass unsere Form die beste ist." Gestatten seien einzelne der Vorschreiber in der ungeheueren Ausdehnung der Trusts, welche der Produktion mehr der finanziellen Leitung überantworten als der des mechanischen Specialisten, und darunter werde die Qualität leiden. Eine interessante Ergänzung erhalten diese kurzen knappen Sätze durch einen Artikel im Aprilheft desselben Blattes „Die industrielle Uebergangszeit Großbritanniens" von James B. Millott, in welchem der Verfasser den Rückschritt der englischen Industrie, den er nur für einen temporären hält, insbesondere auf zwei Ursachen zurückführt, auf einzelne schlechte Beispiele und auf Auswirkungen der Trades-Unions-Bewegung. Der schlimmste Vorwurf, den der Autor den Trades Unions macht, ist der, dass die Gewerkschaften die Verhütigung der Production sonstwelchen durch Aufstellung besserer, arbeitsparender Maschinen zu verhindern wissen, indem die Arbeiter darauf halten, auch mit den neuen, besseren Maschinen nicht mehr zu leisten, als früher mit den alten. Infolge dessen unterstützt es der Industrielle schließlich abwechselt, bessere Maschinen anzuschaffen, die Convulsionslage, die sich doch nicht vermeiden werden, zu machen; die Maschinen- und Werkzeugindustrie, die keinen Anlass für ihre Verbesserungen findet, entbehrt der Anregung, die ganze Industrie verliert an Concurrenzfähigkeit. Uebrigens gibt der Autor zu, dass diese Verhältnisse sich seit dem großen Maschinenbesetzerstreite wesentlich gebessert haben.

Der erste Ausflug.

Aus dem Nachlass von Guy de Maupassant.

Einzige autorisierte Uebersetzung.

Paissot lief es die ganze Woche lang im Ministerium an Fleiß fehlen. Seine Gedanken weilten bei einem für den nächsten Sonntag geplanten Ausfluge, denn eine plötzliche Sehnsucht nach dem Lande hatte seine Seele ergriffen. Es hatte das Bedürfnis, Bäume zu sehen und seine Brust zu öffnen, wie es die Pariser im Frühling zu beschleichen pflegt.

Am Samstag Abend gieng er früh zur Ruhe und war mit dem ersten Dohnenzuge auf den Beinen.

Sein Fenster gieng auf einen engen und dunklen Hof, eine Art von Rauchfang, an dem beständig allerhand Gerüche aus kleine-Leute-Küchen ausstiegen. Er zwinkerte sogleich nach dem kleinen viereckigen Stück Himmel hinauf, das zwischen den Dächern durchblickte; es war tiefblau und lachte von Sonne; unaufhörlich kreuzten Schwalbenzüge hindurch, die man nur einen Augenblick verfolgen konnte. Er sah es und sagte sich, dass sie von da oben die feine Landluft müssten lesen können, das Grün der bewaldeten Berghänge und die immer weiter sich dehnenden Horizonte.

Da packte ihn ein wirres Verlangen, sich in die Frische des morgendlichen Waldes hinauszustürzen. Er zog sich mit größter Eile an, schlüpfte in seine gewaltigen Bergschuhe und schnürte mit einem großen Aufwand von Zeit seine Gamaschen zu, denn er war noch gar nicht gewöhnt daran. Dann lud er sich seinen mit Fleisch, Käse und Weinflaschen angefüllten Tornister auf den Rücken, denn vor der Anstrengung würde er gewiß einen barbarischen Hunger bekommen) und gieng, den Vergleich in der Rechten.

Er gieng mit ewigen, kleinen Schritten an Häuserreihen, dachte er) und pfiff sich dabei eine Liedchen, noch seiner Haltung nach recht Müßiggiet verlieh. Die Leute drehten sich um und sahen ihm nach; ein Hund knurrte, als Kutscher rief ihm im Vorbeifahren zu: „Gute Reise, Herr Dummkopf!" Aber er kümmerte sich den Teufel nicht darum; er marschierte, ohne sich umzudrehen, immer flotter drauf los und ließ mit prüfiger Miene seinen Stock in der Luft kreisen.

Die Stadt erwachte im Licht und in der Bläue eines schönen Frühlingstages an freudigem Leben. Die Handwerker bevölkerten die Zeilige langen in ihren Kasten, fertige Gefährte lagen auf den Straßen und strahlte in den Schaufenstern wieder. Alles lachte, als wäre nichts als Glück unter der jungenden Sonnenne.

Er gieng nach der Seine, um mit einem der kleinen Dampfboote nach Saint Cloud zu fahren, und schritt durch das Gedränge der Passanten, durch die Rue de la Compte d'Artois, über den Boulevard und die Rue Royale, in dem er sich im Obern mit dem ewigen Faden verglich. Beim Passieren einer Straße glitt er mit seinen eisenbeschlagenen Sohlen auf einem Mal auf dem Pflaster des Bürgersteiges aus und schlug mit Donnerm Schall hin; in seinem Rucksack krachte es gewaltig. Paissot a hoben in a ans und je neue seinen Marsch etwas behutsamer fort, bis er das Dampfboot erreichte. Hier wartete er auf das Dampfboot.

In der Ferne sah er es kommen und wachsen, dann ganz winzig, dann größer und größer werdend und endlich in die Dimensionen eines Oceandampfers annehmend. Ihm war, als hätte er eine lange, lange Reise vor sich, als sollte er über das Meer fahren und neue Völker und unbekannte Länder sehen. Das Schiff legte an und er nahm Platz. Sonntäglich geputzte Leute in hellen Kleidern, mit leuchtenden Hutbändern und scharlachrothen, dicken Gesichtern saßen bereits darauf. Paissot gieng ganz nach vorn und stellte sich breitbeinig wie ein Matrose hin, um den Wind um zu erwecken, dass er ihm oft an Schiff gekommen wäre. Da er über die kleinen Bewegungen und Stöße des Bootes fürchtete, so stützte er sich fest auf seinen Stock, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Hinter der Station Point-du-Jour wurde der Strom breiter und floß ruhig dahin in der leuchtenden Frühlingssonne; dann gieng es zwischen zwei Inseln hindurch und an einem gewundenen Höhenzuge entlang, dessen grüner Hang mit weißen Villen überstäet war. Eine Limone rief Meudon, dann Sevres, endlich Saint-Cloud, und Paissot stieg aus.

Schon auf dem Quai entfaltete er seine Generalstabskarte, um ja keinen falschen Weg zu gehen.

Die Sache war übrigens ganz klar. Er musste auf diesem Wege bis nach Celle marschieren, dann links abbiegen, sich wieder schräg nach rechts wenden und auf diesem Wege nach Versailles gehen, wo er noch vor Mittag den Park besuchen wollte.

Der Weg gieng herum und Paissot schnaufte bald unter der Last seines Tornisters; die Gamaschen schnitten ihm die Waden ein, und die schweren Bergschuhe, die er durch den Staub schleppte, hingen an seinen Beinen wie zwei Kanonenkugeln. Plötzlich blieb er mit verzweifelter Geberde stehen. Er hatte in der Eile seines Aufbruches sein Marschenroyhr vergessen!

Endlich erblickte er den Wald. Und trotz der brütenden Hitze, trotz des perlenden Schweiß, der ihm von der Stirne troff, trotz seiner schweren Anstrengung und der hupfenden Bewegung seines Tornisters, lief er, oder besser, trabte er mit kleinen Sprüngen dem Grün entgegen, wie ein altersschwacher Gaul.

Als er den Schatten erreichte, umfieng ihn eine liebliche Kühle, und eine Ruhigung ergriff ihn beim Anblick der vielen kleinen, gelben, rothen, blauen und violetten Blumen, die mit den zarten Köpfchen nickten und sich streifenweise an den Straßenrändern hinzogen. Insekten aller Art und aller Farben, dicke und länglichte von seltsamer Bonart, schrecklich mikroskopische Ungethüme klommen mühsam an den Grashalmen empor, die sich unter ihrer Last schwer herabneigten. Paissot bewunderte bezaubert die Schöpfung. Aber ersicherte wie er war, setze er sich.

Da bekam er Appetit. Und er seinen Tornister öffnete, war er stark von dem Anblick. Eine der Flaschen war — jedenfalls beim Einfallen in der Stadt — zerbrochen und der Inhalt hatte sich, da er aus dem wasserdichten Segeltuch nicht ausfließen konnte, mit den zahlreichen Mundvorräthen zu einer Art Weinbrei vermischt.

Trotzdem aß er ein wohl abgetrocknetes Stück Hammelkeule, ein Stück Schinken, ein paar gewebte und gerochene Brotkrusten und leichte seinen Durst mit durchgeschüttetem Burgunder, auf dem ein wunderlich ausfehender violetter Schaum schwamm.

Nachdem er sich mehrere Stunden ausgeruht und seine Karte wiederum zu Rathe gezogen hatte, setzte er seine Wanderung fort.

Nicht lange, so kam er auf einen Kreuzweg, den er durchaus nicht erwartet hatte. Er sah nach dem Stande der Sonne, suchte sich zu orientieren, dachte nach, studierte lange all die kleinen Kreuz und quere laufenden Linien auf seiner Karte, die Wege darstellten, und überzeugte sich bald, dass er sich total verlaufen hatte.

Vor ihm that sich eine riesende Allee auf, durch deren etwas unheimliche Kühle Sonnenstäbe hindurchfielen und die kleinen Blätterschauben auf dem Boden, die sich in das hohe Gras duckten, hell beschienen. Sie war endlos, leer und still. Nur eine große Hornisse brummte ihm nach, sich sich bisweilen auf einer Blume nieder, die schwer herabnickte, und flog sich sofort wieder auf, um sich etwas weiter abermals niederzulassen. Es war ein riesiges Thier mit braunem, gelb geflecktem Saumetleib und winzigen Glasflügeln. Paissot beobachtete sie mit lebhaftem Interesse, als plötzlich etwas vor seinen Füßen sich regte. Er bekam zuerst einen Schrecken und sprang beiseite, dann duckte er sich vorsichtig und erkannte einen Frosch, der mit wie eine Schlange, der mächtige Sprünge machte.

Er bemerkte sich, um ihn zu greifen, aber das Thier entglitt seinen Händen. Da stürzte er wieder und sprach ihm mit unendlicher Vorsicht nach, ganz sacht auf allen Vieren, und sein Tornister, der sich wie eine mächtige Schildkröte auf seinem Rücken wälzte, gab ihm das Aussehen einer echten tausenden Schildkröte. Als er sich dem Thiere ungefähr hatte, wo das Thier sah, streckte er seine beiden Hände aus, warf sich vornüber ins Gras und richtete sich wieder auf. Der Frosch war fort. Aber ohne Frosch Regierung suchte er weiter, es durch ihn zu fangen.

Als er wieder auf den Beinen war, erblickte er weiterhin in großer Entfernung einen Priester, der mit seinem Rock [illegible]

Digitized by Google

Herr! Mein Herr!“ Er trocknete sich die Stirne und antwortete: „Meine Dame!“ — „Mein Herr“, rief sie wieder, „wir sind rathlos, total rathlos!“ Die Scham verhinderte ihn, dasselbe Geständniss zu machen, und er versicherte gravitätisch: „Sie sind auf der Straße nach Versailles“.

„Wie, auf der Straße nach Versailles? Aber wir wollen ja nach Rueil.“ Er wurde recht verwirrt, sagte aber doch mit frecher Stirn: „Ich will es Ihnen auf meiner Generalstabskarte zeigen, meine Dame, dass Sie ganz richtig auf dem Weg nach Versailles sind.“ Der Gatte kam näher. Er schaute hilflos und verzweifelt drein. Die Frau, eine hübsche junge Brünette von energischem Wesen, fuhr ihn an, sobald er näher kam: „Da sieht du, was du angerichtet hast. Auf dem Wege nach Versailles sind wir. Da, sieh dir die Generalstabskarte an; der Herr wird so gut sein, sie dir zu zeigen. Wenn du sie überhaupt lesen kannst ... Herr Gott, wie groß ist dein Thiergarten! Ich habe dir gleich gesagt, wir müssen uns rechts halten, aber du weißt immer alles besser.“ Der Aermste schien ganz geknickt. „Aber meine Liebe, du hast doch selbst ...“, begann er. Sie ließ ihn nicht ausreden und warf ihm sein ganzes Leben von ihrer Heirat an bis zur gegenwärtigen Stunde vor. Und er warf klägliche Blicke in den Wald umher, als wollte er ihn mit seinen Augen durchbohren, und stieß von Zeit zu Zeit, wie in einer Anwandlung von Wahnsinn, einen schrillen Ton aus, eine Art von Ti-i-it, was seine Frau indessen keineswegs zu verwundern schien, umsomehr unseren Patissot, der ganz starr darüber war.

Die junge Frau wandte sich plötzlich an unseren Beamten und sagte lächelnd: „Wenn der Herr es erlaubt, werden wir so frei sein, mit ihm zu gehen, um uns nicht nochmals zu verlaufen und womöglich im Walde nächtigen zu müssen.“ Da er nicht nein sagen konnte, so verbeugte er sich dangen Herzens und wusste nicht, wohin er sie führen sollte.

Sie gingen lange; der Mann stieß fortwährend sein Ti-i-it aus. Schließlich wurde es Abend. Der Nebelschleier, der die Welt bei Sonnenuntergang umhüllt, begann sich mählich herabzusenken, und die märchenhafte, dämmernde Kühle, die der Wald bei sinkender Nacht athmete, umwitterte sie mit seinem Zauberhauch. Die kleine Frau hatte Patissots Arm genommen, und ihre Rosenlippen spieen noch immer Vorwürfe gegen ihren Gatten, der, ohne zu antworten, beständig und immer lauter sein Ti-i-it vernehmen ließ. Der tactlose Beamte fragte ihn schließlich: „Warum machen Sie immer so?“ — „Ach,“ antwortete jener mit Thränen in den Augen, „ich habe meinen armen Hund verloren.“ — „Was, Sie haben Ihren Hund verloren?“ — „Ja, wir hatten ihn in Paris großzogen, er war nie aus Land gekommen, und als er heute die Bäume erblickte, war er so glücklich und ist wie toll davongelaufen. Er ist in den Wald gelaufen, und ich habe mir die Kehle nach ihm ausgeschrieen: er ist nicht wiedergekommen. Ee wird da drin verhungern ... Ti-i-it.“ Die Frau zuckte die Achseln. „Wenn man so dumm ist, wie du, braucht man keinen Hund.“ Er blieb plötzlich stehen und tastete sich fieberhaft am Körper herum. Sie sah ihn an. „Nun, was gibt's?“ — „Ich habe nicht darauf Acht gegeben, dass ich meinen Rock auf dem Arm hatte ... Ich habe meine Brieftasche verloren ... Mein Geld war darin.“ Diesmal erstickte sie fast vor Wuth. „So, nun dann suche sie wieder!“ „Ja, meine Liebe,“ antwortete er sanft, „aber wo soll ich Euch wieder treffen?“ Patissot antwortete keck: „Nun, in Versailles!“ Und da er vom „Hotel des Réservoirs“ hatte sprechen hören, so gab er dies als Stelldichein an. Der Gatte lehnte um und gieng gebückt von dannen, das Auge ängstlich auf den Boden geheftet und alle Augenblicke sein „Ti-i-it“ ausstoßend. Er war schon lange nicht mehr zu sehen; das immer dichter werdende Dunkel verschlang ihn, und doch hörte man noch lange sein klägliches Ti-i-it; ja, es schien immer schärfer zu werden, je mehr die Nacht sank und jene Hoffnung schwand.

Patissot fühlte sich angenehm bewegt; zu dieser Flüster- und Dämmerstunde im dichten Waldesschatten zu schreiten, allein mit einer kleinen Unbekannten, die an seinem Arme hieng! Und zum erstenmale in seinem thätigenungenen Leben kostete er den Reiz und die Poesie der Liebe. Die Holdseligkeit der gegenseitigen Neugabe und den innigen Antheil der Natur an unserem Gefühlsleben. Er suchte und fand galante Worte, die ihm sonst nicht zu Gebote standen. Ein Strauß tauchte auf, rechts tauben Kühler. Ein Mann gieng an ihnen vorüber. Patissot fragte zitternd nach dem Namen des Cafés „Bonjeaux“. „Was, Bonjeaux? Sind Sie sicher?“ „Ja, ganz sicher, ja.“

Die Frau lachte wie eine kleine Fee. Der Gedanke an ihren verlorenen Mann machte sie scheinbar vollends gut lachen. Sie aßen am Wasser in einem ländlichen Wirtshause. Sie war beredsam, hatte aufgeräumt, und erzählte allerhand drollige Geschichten, die zuweilen Patissot ein wenig den Kopf verdrehten. Als sie aufbrachen und sie: „Aber mein Gott, ich habe Ihnen Zeit bei mir, mein Mann hat seine Brieftasche verloren.“ Patissot besann sich, seine Worte zu drehen, und erhob sich, ihr zu folgen, wo sie wollte. Es gab die ein Gedränge, wenige Tische er Karte er einen Tanz hoch wohl nicht anbieten. Sie saßen nichts, stießen ihr Glas aus, nahmen das Geld, sagte freundlich Danke, um gleich darauf zu sagen, dass sie ihren Hut kokett vor dem Spiegel auf, lehnte, da sie ja nun Bescheid wusste, wo sie war, jede Begleitung ab und war plötzlich wie ein Vogel auf und davon, während Patissot sich sehr niedergeschlagen ausrechnete, was er an diesem Tage ausgegeben hatte.

Am Montag gieng er nicht ins Ministerium, solches Kopfweh hatte er.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer **SAUERBRUNN**

Steiermark.

ROHITSCHER

SAUERBRUNN **Tempel-Styria Quelle** WELTBERÜHMTES

Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser. 1422

JULIUS MEINL

Kaffee-Import

WIEN – BUDAPEST – BRÜNN

CENTRALE:

WIEN, I., FLEISCHMARKT 7

FILIALEN IN WIEN:

II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 16
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neustiftgasse 28
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
X. Simmeringerstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 261
XVII. Hernalser-Linie Stadtbahn-Viaduct 86
XVIII. Währinger-Linie Stadtbahn-Viaduct 118

Alexander Weigl's

Unternehmung für Zeitungs Ausschnitte

„Observer“

WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17

Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 27. April 1901. Nummer 343.

Ein politisches Bekenntnis.

Mit „leidenschaftsloser Beharrlichkeit“ hat sich Herr v. Koerber in seinen Reden und Schriften nun glücklich von der „auf der Höhe der Zeit stehenden Verwaltung“ und dem „rüstig fortschreitenden Verfassungsstaat“ bis zu dem „von Geschlecht zu Geschlecht geheiligten Erbe“ des Majestätsbeleidigungs-Paragraphen hindurchphrasiert. Wo und wann immer dieser neueste Staatsmann den Mund auftut, fallen Phrasen heraus. Ob er nun vor dem Parlament die Not des Staates beklagt, „der leben muß“, oder auf dem Industriellentag freudig die „Thüren“ aufreißt für die Anliegen der Industrie oder auf dem Antialkoholikercongreß wehmütig die unzähligen Geschlechter der Menschen vorführt, „die in Freundschaft mit dem Alkohol durchs Leben gewandert sind“: immer läßt er in seinen Phrasen eine eigene Art von vertrocknet seelischer Empfindung mitklingen. Er ist der richtige k. k. Hof- und Staatsstyriker. Die poetischen Blumen, die er in seine Reden einstreut, sind aus Papier verfertigt, mit allen Kunstfinessen gefärbt und fingerdick mit Aetenstaub bedeckt. Dem Amtsschimmel, den er reitet, hat er Flügel angeklebt, damit er einem Pegasus gleiche. Aber immerhin hat seine Amtsposie ihm auch unter modern denkenden Leuten manche Freunde gewonnen. Denn seine Phraseologie war aus dem Wortschatze des Liberalismus, wenn auch ältester Provenienz, zumindest aus dem des aufgeklärten Absolutismus geschöpft. Doch es waren Phrasen, nichts als Phrasen, schillernde Seifenblasen ohne greifbaren Inhalt. Ueber eine concrete politische Frage hat Herr v. Koerber in seiner ganzen fünfvierteljährigen Regierungszeit noch nie ein concretes Urtheil abgegeben, das eine ernste Prüfung zugelassen hätte. Bis zum vorigen Mittwoch, als er in der Debatte über die Aufhebung des die Beleidigung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses betreffenden § 64 des Strafgesetzbuches das Wort ergriff. Was er da zur Ablehnung des Antrages Pernerstorfer vorbrachte, waren nicht nur Phrasen, sondern auch ein politisches Glaubens- und Bissenbekenntnis, ein partielles zwar nur, aber das erste, das wir von Herrn v. Koerber zu hören bekamen. Wer in diesen trüben Zeiten sich zur Entschiedenheit oder die Persönlichkeit und die Triebfedern des leitenden Mannes bewahren will, wird gut daran thun, dieses kleine Document einer aufmerksamen Prüfung zu unterwerfen.

„Wir betrachten — so sprach Herr v. Koerber namens des Cabinets — den im § 64 des Strafgesetzes enthaltenen, speciell normierten Schutz der Mitglieder der Allerhöchsten Dynastie als das nothwendige Correlat ihrer Exemption von dem gemeinen Rechte, weil erst beide zusammen die jedem Angehörigen des kaiserlichen Hauses gebührende Stellung kennzeichnen. An dieser durch Jahrhunderte sanctionierten, für die Ordnung im Staate überaus wertvollen Einrichtung, die der Bevölkerung, ich möchte sagen, zum geheiligten Erbe von Geschlecht zu Geschlecht geworden ist, kann und wird die Regierung nichts ändern lassen.“ Dann folgt eine polemische Auseinandersetzung, welche in der kühnen Behauptung gipfelt, daß der § 64 die Kritik der politischen Haltung der Mitglieder des Kaiserhauses in keiner Weise behindere, und den Schluß bildet die Versicherung: „So ist es auch in vielen anderen monarchischen Staaten.“

Daß Herr v. Koerber mit der Wahrheit auf äußerst gewonnenem Fuß steht, ist schon längst bekannt. Hat er doch unlängst erst die Meldung von der bevorstehenden Kaiserreise nach Böhmen als „politische Brunnenvergiftung“ erklären lassen, und wenige Tage darauf schon hat sich die vollständige Richtigkeit der Meldung erwiesen. Doch, man durfte bisher annehmen, daß er die Unwahrheit nur für die kleinen Bedürfnisse des politischen Alltagslebens in Verwendung habe. Daß er aber jetzt auch über den § 64, im Abgeordnetenhause gesagt hat, überschreitet denn doch alle Grenzen der Nothlüge. Wohl hat schon der Abgeordnete Dr. Menger dem Ministerpräsidenten auf der Stelle expidiert, daß selbst ein so conservativer, will sagen reactionärer Mann wie der Graf Pininski 1895 als Referent über den neuen Strafgesetzentwurf — und, hätte Dr. Menger hinzufügen können, auch der damalige Justizminister Graf Schönborn, der Feudalclericale — für die Abschaffung des die Eigenthümlichkeit des § 64 (wie des Kaiserbeleidigungs-Paragraphen 63) bildenden Kautschukbegriffes der „Ehrfurchtsverletzung“ eingetreten sei. Aber das ist noch nicht das Entscheidende. Der Lobpreisung des Herrn v. Koerber auf das „durch Jahrhunderte sanctionierte“ „geheiligte Erbe“ des § 64, das „die Bevölkerung“ — natürlich immer die Bevölkerung! — „von Geschlecht zu Geschlecht“ als „überaus wertvolle Einrichtung“ bewahrt hat, ist eine so grobe Geschichtsfälschung, daß sie eine eigene Lection verdient.

Weit entfernt davon, „in vielen anderen monarchischen Staaten“ eingeführt zu sein, gehört das im § 64 mit der Strafe des Kerkers von einem bis zu fünf Jahren bedrohte Verbrechen der Ehrfurchtsverletzung gegenüber Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, mit dem objectiven Verbrechen, dem Colportagewerbot, dem § 14 und dem Koerber'schen Liberalismus, zu jenen Eigenthümlichkeiten Oesterreichs, die uns vor dem Neid der anderen civilisierten Staaten schützen. Selbst in Oesterreich aber ist das Verbrechen der Beleidigung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses eine verhältnismäßig neue Einrichtung, deren Ursprungszeit sie deutlich genug kennzeichnet. Weder das Josefinische Strafgesetzbuch von 1787, noch das Strafgesetzbuch von 1803 kennen ein solches Verbrechen. Damals wurde eine Ehrfurchtsverletzung gegenüber Mitgliedern des kaiserlichen Hauses überhaupt nicht und eine Beleidigung solcher Personen nur als einfache Beleidigung, höchstenfalls unter erschwerenden Umständen, bestraft. Das Verbrechen der Ehrfurchtsverletzung gegenüber den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses mit seinen undefinierbaren Begriffen und seiner drakonischen Strafbestimmung (§ 64) kommt erst in dem, allerdings noch gegenwärtig in Kraft stehenden, Strafgesetz von 1852 vor und ist eine der gloriosen Erfindungen der schwärzesten Reaction unter Alexander Bach. Wer die Geschichte verliert sich also durchaus nicht, wie die Koerber'sche Legende uns glauben machen will, in das Dunkel der Jahrhunderte, und es ist eine Frivolität, wenn Herr v. Koerber bei diesem Anlaß von den pietätvollen Empfindungen der „Bevölkerung“ erzählt, die damals durch die Kanonen des Belagerungszustandes zum Schweigen gebracht war.

Es könnte nicht ohne Wert sein, daß Herr v. Koerber durch sein kleines politisches Glaubensbekenntnis die grausige Erinnerung an die Reactionszeit wieder wachgerufen hat. Denn gerade jetzt deuten mannigfache Anzeichen darauf hin, daß wiederum eine große, gewaltige Reaction im Anzug ist in diesem unglücklichen Land. Wie der Ausbruch der Pest im Balzen, sind die fortschrittlichen bürgerlichen Parteien im Parlament, während sie mit den Juvestitionen Gold zu hecken vermeinen, taub und hören die Schritte der Reaction nicht, die dem Jäger gleich ihre Geisteswahrnehmungen listig benützt, um sich ihnen auf sichere Schußweite zu nähern. Wenn ihnen schon die politische Freiheit nichts mehr gilt und die wirtschaftliche Wohlfahrt alles, dann können sie aus der Geschichte unserer Fünfziger- und Sechzigerjahre entnehmen, daß der politische Aufschritt immer unzertrennlich gewesen ist von dem wirtschaftlichen Aufgang, und daß der wirtschaftliche Aufschwung erst abgeboren hat, nachdem am Ende der Sechzigerjahre die großen politischen Streitfragen der Zeit ausgetragen und der Staat auf moderne politische Grundlagen gestellt worden war. So ist es bisher gewesen, und nicht anders wird es in Zukunft sein. K.

Das Vordringen des Clericalismus in der k. u. k. Armee.

Die vom französischen Kriegsminister, dem energischen General Andre, vor kurzer Zeit verfügten Maßregeln und Maßregelungen gegenüber dem Clericalismus des französischen Heeres weisen doch in sehr bedenklicher Weise auf sich greifenden clericalen Geistes haben wohl die regste Aufmerksamkeit des ganzen Auslandes auf sich gezogen. In emgewendten Kreisen war man jedoch durchaus nicht überrascht über jene Enthüllungen. Man wußte bereits seit langem, daß das französische Clericalgeschwür schon seit dem Jahre 1871 die Regierungskreise der Zöglinge erfaßt hatte, diese sich Jahrzehnte lang an der Arbeit sind, das Clericalgift der [illegible] in ihre Gewalt zu bekommen, was [illegible]

Digitized by Google

ist. Das französische Officierscorps von heute ist eine clericale Clique, deren Mitglieder, ob hoch oder niedrig, einander kräftig unterstützen. Infolge des langen Zeitraumes der Wirksamkeit der clericalen Bearbeitung der Armee sind jetzt auch die hohen Officiersstellen von clerical gesinnten Officieren besetzt. Jeder Regimentscommandant trachtet seinem Truppenkörper nur gleichgesinnte Mitglieder beizugesellen. Kommt zufällig ein Nichtclericaler in ein solches Officierscorps, so wird er unbarmherzig hinausgebissen. Siehe die Affaire Dreyfus. Das heutige französische Officierscorps ist somit in der Hand der Republik eine sehr zweischneidige Waffe. Alle diese Umstände waren in den Militärkreisen des Auslandes schon lange eine bekannte Thatsache, aber man hatte begreiflicherweise keinen Grund darüber zu sprechen, diese Vorgänge der Oeffentlichkeit zu übergeben, sondern sah ruhig der weiteren Entwicklung der Dinge zu. Beleuchtet doch die unverlässliche republikanische Gesinnung, der clericale Geist des Officierscorps eine Schwächung der französischen Armee und hiermit Frankreichs. Alle diese Umstände sind umso bemerkenswerter als sie auf eine höchst auffällige Politik des Vaticans hinweisen. In den letzten zwanzig Jahren war man es gewohnt, aus Rom zu hören, dass der päpstliche Stuhl sich mit der bestehenden Ordnung der Dinge in Frankreich abgefunden habe und nichts Feindliches gegen die Republik zu unternehmen gewillt sei. Ja, es sind sogar Fälle dagewesen, dass sogar ein Bischof einzelne Glieder des hohen französischen Clerus, welche gegenüber der französischen Republik unversöhnlich und widerspenstig sich zeigten und päpstlicher als der Papst sein wollten, vom — Vaticen desavouiert wurden. Und nach dieser Politik des Wohlwollens nun diese Ueberraschung! — Darin liegt aber auch eine Lehre für andere Staaten, wachsam und auf der Hut zu sein.

Vorkommnisse besonderer Art deuten darauf hin, dass auch die österreichisch-ungarische Armee die Begeisterlichkeit der Clericalen erweckt hat. Die immer weiter um sich greifende reactionäre Strömung innerhalb der Monarchie und des Heeres lässt darauf schliessen, dass es sich darum handelt, dem clericalen Geiste einen beherrschenden Einfluss im Heere, in der Kriegsverwaltung zu sichern und die Armee in eine Abhängigkeit von der clericalen Politik zu bringen. Zweifellos mehr als symptomatisch hierfür ist ein gerade dieser Tage im Selbstverlag des Apostolischen Feldvicariates erschienenes Buch: „Geschichte der k. u. k. Militärseelsorge und des Apostolischen Feldvicariates.“ Das Buch ist von einem militär-geistlichen Functionär, dem k. u. k. Feldconsistorialsecretär Bielik im Auftrag des Feldvicars Dr. Belopotoczky verfasst und wirft eben wegen dieses Umstandes durch seine kirchenpolitischen Ausführungen befremdend. Da der Verleger eine militärische Behörde ist, so ist es offenbar, dass die in dem Werke niedergelegten Grundsätze deren Placet erhalten haben und die betreffende militärische Stelle sich mit ihnen identificiert.

Skrittweise und mit unverhohlener Befriedigung zeigt das Buch in seiner historischen Darstellung, wie der clericale Einfluss, der vom Ende der Sechzigerjahre an in der Armee zurückgedrängt worden war, gerade in den letzten zehn Jahren mit Erfolg wieder in die Armee eingedrungen ist. Am klarsten offenbart sich aber der Geist seines Verfassers und Veranlassers wie der Geist, der in diesen letzten Jahrzehnt vollends von der Armee Besitz ergriffen hat, in einem „Rückblick“ überschriebenen Capitel (S. 114 bis 122), welches wegen seiner ersten clerical-reactionären Tendenz, und wegen der angewiesen Aufrichtigkeit, mit der sich hier eine Militärbehörde zur clericalen Gesinnung bekennt, die Aufmerksamkeit der gesammten Oeffentlichkeit, besonders auch der nicht-militärischen, auf sich zu ziehen geeignet ist. Der „Rückblick“ ist eine die Zeiten seit Maria Theresia umfassende geschichtliche Darstellung der Kirchenpolitik in der Armee und im ganzen Staatswesen, die, wenn überhaupt, mit der Geschichte der Militärseelsorge nur im losen Zusammenhang steht und sich durchwegs im Vorstellungskreis des vulgären agrarischen Clericalismus bewegt. Es wird am besten sein, wenn wir dieses officielle Geschichtswerk unmöglich selbst sprechen lassen. Gleich der Anfang des „Rückblicks“ gibt den Ton an. Es heißt da:

„Noch unter der Kaiserin und Königin Maria Theresia, die persönlich eine fromme Frau war, griff französische Bildung und damit auch der französische Unglaube in Oesterreich immer mehr um sich. Besonders waren es die Ratgeber der Kaiserin, welche den Ideen der französischen Philosophie huldigten. Wie Frankreich zu allem übrigen Unrecht und Verbrieb war, so suchte man dasselbe auch darin nachzuahmen, dass man die Grundsätze des Gallicanismus zur Geltung zu bringen suchte. Die gottesleugnenden Schriften wurden als Codex des guten Tones, des Witzes und der echten Lebensweisheit angesehen, und der Kampf gegen Christenthum, Kirche und alles Positive wurde so allgemein, dass jeder, der sich zu den gebildeten Classen der Gesellschaft zählte, auf den selben theilnehmen zu müssen glaubte. [illegible] Kaiserin [illegible] und mit aller Beharrlichkeit [illegible] Kaiserin [illegible] wurden an allen [illegible]

rechtes (!?) und der politischen Wissenschaften errichtet. Von diesen Lehrstühlen herab wurden die widersprechendsten Grundsätze vorgetragen, auf der einen Seite der crasseste Radicalismus, der alle Standesvorrechte als Usurpation erklärte und den Naturrechte eine absolute Geltung über das positive Recht einräumte, auf der anderen Seite dagegen die gröbste Verehrung für den Polizeistaat. Es wurden auch sogenannte Normalschulen errichtet, durch welche man den neuen Geist unter die Volksmassen zu verbreiten suchte. Selbst der Katechismus wurde zu einem Gegenstande, welchem die Neuerungspartei ihre Aufmerksamkeit schenken zu müssen glaubte . . . Die Presse wurde freigegeben, und das Resultat war, dass eine wahre Flut von Broschüren des trivialsten und frivolsten Inhaltes zutage gefördert wurde, in denen selbst das Heiligste in den Koth gezogen wurde.“ Nun folgt eine in dem gleichen Ton gehaltene Diatribe gegen die ganze Kirchenpolitik des charakteristischerweise von dem k. u. k. Geschichtsschreiber nicht mit Namen genannten, sondern nur durch die chronologische Bestimmung „nach dem Absterben der grossen Kaiserin“ und die kritische Marke der „gröbsten Wirksamkeit“ andeutungsweise gekennzeichneten Kaisers Josef II. Die von ihm eingeführte Aufsicht der weltlichen Behörden über die Bekanntmachung päpstlicher Erlässe wird als „eine Kriegserklärung gegen Rom“ verurtheilt. In ähnlicher Tendenz wird die Aufhebung der Zünfte besprochen, und dann heißt es weiter: „Um einen den herrschenden Ansichten dienstbaren Clerus heranzubilden, mussten die theologischen Lehranstalten gänzlich der bischöflichen Aufsicht entzogen werden, weshalb sogenannte „Generalseminarien“ gegründet wurden, aus deren Lehrplan deutlich hervorgieng, dass dieselben das katholischen Charakters vollständig entkleidet werden und nichts anderes sein sollten als Abrichtungsanstalten für Zwecke des Staates. — Schonungslos griff man in das religiöse Leben des Volkes ein, indem viele Frauen verboten, in welchen es seine Frömmigkeit zu bethätigen gewohnt war. Die Geistlichen mussten von speciell-katholischen Glaubenslehren Umgang nehmen. Eine staatspolizeiliche Gottesdienstordnung entkleidete vollends den kirchlichen Cultus seiner Schönheit und Mannigfaltigkeit. Selbst die Zahl der Kerzen beim Gottesdienste wurde darin vorgeschen, die gottesdienstlichen Gebräuche, Gebete, Litaneien und Lieder wurden auf das genauste vorgeschrieben, die Processionen verboten und die Wallfahrten theils gänzlich untersagt, theils durch beschränkende Bestimmungen sehr erschwert. Damit Ruhe kehrt wurde, stellte die Leichen in Säle genäht und nicht mehr in Särge gelegt werden. In Betreff der Ehe nahm die Staatsgesetzgebung für sich allein das Recht in Anspruch, trennende Ehehindernisse festzusetzen. Während man gegen die katholische Kirche die äusserste Intoleranz an den Tag legte, wurde für die übrigen Confessionen am 22. Juni 1781 ein „Toleranzedict“ erlassen . . . Dass der Glaube im Heere gelockert und dem Atheismus Thür und Thor geöffnet wurde, braucht nicht erst betont zu werden. Die öffentlichen Bestimmungen bei den Fahnen wurden einseitig und nur mehr durch Hornsignale oder Trommelschläge bei der Hauptwache „markiert“. Das Fastengebot wurde wenig beachtet und die Strafen für die Nichtverrichtung der österlichen Beichte wurden aufgehoben. Das Lesen der kirchlich verbotenen Bücher nahm sehr überhand, die Vernachlässigung des Gottesdienstes und die Geringschätzung der Religion waren allgemein . . . Aber erst als der Umsturz der religiösen Verhältnisse in Frankreich eine entsetzliche Barbarei, Entsittlichung und Verwilderung hervorgerufen hatte . . . erst dann glaubte man, auf die Erhaltung und Wiederherstellung der Religiosität bedacht sein zu müssen. Die vorerwähnten Verordnungen wurden theilweise aufgehoben folgt eine belobende Aufzählung der betreffenden Massregeln . . . Es wurde auf die moralische Erziehung des Soldaten eine besondere Sorgfalt verwendet und angeordnet, dass die Mannschaft wenigstens wöchentlich einmal, besonders in Winterszeit, in den religiösen Glaubenslehren unterrichtet werde . . . Der sittlich-religiösen Erziehung der Jugend wurde vorzugsweise die Aufmerksamkeit zugewendet. Allmählich besserten sich die Verhältnisse; der Glaube wurde mehr und mehr lebendig . . .“ u. s. w.

Charakteristisch für diese Ausführungen ist es, dass der Verfasser gänzlich darauf vergisst, zu erwähnen, dass diese sittenlosen und religionslosen Soldaten durch 23 Jahre gegen Frankreich und gegen Napoleon I., den ja die Clericalen selbst neben dem Islam als den ärgsten Feind der katholischen Kirche bezeichnen, gekämpft haben, und dass es vielleicht gerade Soldaten waren, die den Papst aus der Gefangenschaft nach Rom geführt und das Haupt der Christenheit dort wieder eingesetzt hat.

Ueber die zwanzigerjahre heißt es dann weiter: „Trotzdem auch das Wiener Congress 1815 traten in einigen Ländern Störungen der Ruhe ein. So wurde in Spanien die Constitution proclamiert [illegible] die Carbonari in Italien wühlten die ganze Welt auf, [illegible] Capel kam es zu einem Militäraufstande, welcher [illegible] Ausbreitung gewann, ebenfalls in der spanische Bewegung [illegible] Parteiwesen Zerfall von den Ausländischen zur Annahme dieser Bestrebungen gezwungen.“ — Und so geht es weiter

Digitized by Google

in der Geschichtserzählung, die geschichtlichen Ereignisse dieser Zeit gipfeln nach dieser Darstellung in den Beichten und Communionen, welchen die 1827 in Rom eingezogenen österreichischen Regimenter bort oblagen, und den Huldigungen, die sie dem Papst darbrachten. Dann begeht unser feldbischöflicher Geschichtsschreiber einen gewaltigen Sprung und fährt fort:

„In den darauffolgenden Jahren (1836 bis 1863) gelangte die Pflege des religiösen Lebens und die religiös-moralische Erziehung in den Militärerziehungs- und Bildungsanstalten zu ihrer Geltung.“ — Dass die Monarchie aber trotz der stramm-religiösen Einführungen und trotz der allsonntäglichen Kirchengänge, bei welchen als würdiger Abschluss der religiösen Andacht jedesmal A—prügel verabfolgt wurden (bis 1867) — 1859 und 1866 geschlagen wurde: das verschweigt natürlich wohlweise der amtsgeistliche Verfasser. Doch hören wir ihn weiter:

„Durch die Concordatsbestimmungen war noch eine weitere Hebung der Religiosität und der Sittlichkeit (!) angetrebt, aber die liberalen und umstürzlerischen Ideen, welche seit der französischen Revolution die Gesellschaft zerfetzten, hinderten die Realisierung dieser Idee. Der falsche Liberalismus, welcher in der Verachtung der Kirche und in der Bekämpfung der religiösen Institutionen seine Hauptaufgabe erblickte, war mit allem Eifer bestrebt, die Kirche (!) aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen, die Familie und die Jugenderziehung, als die entscheidendsten Gebiete von der Kirche loszutrennen, und es gelang ihm durch Schaffung der interconfessionellen Gesetze vom Jahre 1868, durch die Beschränkung des Religionsunterrichtes in den Militär-Erziehungs- und -Bildungsanstalten auch im k. u. k. Heere einen tatsächlichen Schaden anzurichten und auf den religiösen Sinn einzelner Personen einen unglücklichen Einfluss auszuüben.“ — Was hier von einem „beträchtlichen Schaden“ gefaselt wird, ist offenkundig eine absichtliche tendenziöse Entstellung. Das sittliche Verhalten der Soldaten des heutigen k. u. k. Heeres ist unvergleichlich besser, als in den Sechzigerjahren. Wer die „einzelnen Personen“ sind, deren religiöser Sinn durch die anticlericale Gesetzgebung in so bedauerlicher Weise beeinflusst worden sein soll, wird nicht genauer ausgedrückt, jeder Leser soll's sich herausklauben können.

Aber lassen wir wieder unseren militärgeistlichen Geschichtsschreiber sprechen. Seine Darstellung gelangt endlich an einen Lichtpunkt. Er schreibt: „Im letzten Decennium (1890 bis 1900) traten bessere Verhältnisse ein. Die liberalen Ideen wirken zwar bis auf den heutigen Tag, aber sie verlieren immer mehr an Ausdehnung und Anziehungskraft. Die vom Apostolischen Feldvicar Dr. Belopotocky entfaltete Thätigkeit und die von ihm ins Leben gerufenen religiösen Institutionen, welche schon jetzt die besten Früchte tragen, geben begründete Hoffnung auf eine noch bessere Zukunft.“ ... Ueber diese Thätigkeit des Herrn Dr. Belopotocky, der da in dem Buche in seinem eigenen „Auftrag“ belobt wird, erfahren wir noch einige dankenswerte Einzelheiten. Auf S. 113 und 114 lesen wir: „Er wusste es durchzusetzen, dass die Religionslehre als obligater Gegenstand in den Militär-Erziehungs- und -Bildungsanstalten wieder eingeführt wurde und die Zöglinge an jedem Sonn- und Feiertage zu einem eigens für sie abzuhaltenden Gottesdienste theilzunehmen haben. In diesem Zwecke wurden an allen Militär-Erziehungs- und -Bildungsanstalten als Militärgeistliche als Seelsorger und Lehrer angestellt.“ Die Militärpfarrers-Prüfung heißt es dann weiter — die feierliche Eidesleistung der Soldaten, der religiöse Unterricht der Recruten, die genaue Einhaltung der Bestimmungen des Dienstreglements hinsichtlich des Kirchenbesuches der Soldaten, sowie die strikte Beobachtung des Kirchengebotes hinsichtlich der geheiligten Zeit, die religiösen Vorträge und Exercitien für Officiere und das Interesse der Civilgeistlichkeit für die religiösen Anforderungen der Soldaten sind auf seine Initiative zurückzuführen.“ Ebenso die antiösterlich des Kaiserjubiläums erfolgte Einführung der Ordensschwestern in die Krankenpflege der Garnisonsspitäler. — Dass die Vorträge und Exercitien zur Officiere durch Jesuiten abgehalten werden, konnen wir dieser Ruhmestafel des gegenwärtigen Herrn Feldvicars noch aus eigener Kenntnis hinzufügen.

Ueber die unter Belopotocky glücklich durchgeführte Clericalisierung der Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten erfahren wir noch auf S. 241 einiges Nähere. „Den unermüdlichen Bestrebungen des apostolischen Feldvicars Dr. Belopotocky ist es zu verdanken, dass die Religionslehre nun auch in den anderen drei Jahrgängen der Cadettenschulen vorgetragen wird. Die Bindung zum besseren beginnt mit dem Schuljahre 1892/93. Die Religion wird gleich den anderen Gegenständen classificiert und nimmt in gleicher Weise Einfluss auf die Classbestimmung der „Zeugnisse“. Gleich im selben Jahre wurden zu Aufsehern externe Militärgeistliche berufen, welche analog den übrigen Lehrern Sitz und Stimme bei den Lehrerconferenzen erhielten. Im Laufe des letzten Jahre sind in alle Cadettenschulen Militärgeistliche als geistliche Professoren und Seelsorger eingetheilt worden, welche außer Religionslehre noch einen anderen Gegenstand vorzutragen haben.“ Nach neueren Erlässen müssen die Zöglinge nicht nur an Sonntagen (Erlass des k. u. k. Kriegsministeriums, Abth. 6, Nr. 399, v. 19. Mai 1892) sondern auch an allen kirchlich gebotenen Feiertagen (Erlass des k. u. k. Kriegsministeriums, Abth. 6, Nr. 495, v. 6. März 1896) zum Gottesdienste geführt werden.

Soweit unser clericaler Militär-Seelsorge-Geschichtsschreiber! Aus dem Vorstehenden kann man ersehen, in welcher Weise die jüngst getroffene Anordnung: „Verordnungsblatt für das k. u. k. Heer: Organische Bestimmungen für die k. u. k. Militär-Erziehungs- und Bildungsanstalten“, Seite 7, Art. 15, wornach die als Seelsorger angestellten katholischen Militärgeistlichen-Professoren auch profane Gegenstände vorzutragen haben, geeignet ist, schwere Bedenken und Befürchtungen zu erregen. Dass allgemein Geschichte und Literaturgeschichte von diesen Organen nur im clericalen Sinne tradiert werden wird, ist eine ausgemachte Sache. Zu verwundern ist nur, dass gegen diese unglaublichen Bestimmungen bis nun von gar keiner Seite Einwendungen erhoben worden sind.

Die Militär-Bildungsanstalten sind interconfessionelle Institute, die mit der erwähnten Verordnung gänzlich dem römischen Clericalismus ausgeliefert wurden. Die Erlangung der Officiersrange in Oesterreich-Ungarn ist an das katholische Glaubensbekenntnis nicht gebunden; wiese nun katholische Priester dazu kommen, als Lehrer für Zöglinge der verschiedenen Confessionen ausschließlich zu wirken, ist unbegreiflich, aber für die reactionären Strömungen der jüngsten Jahre bemerkenswert. Wie man sieht, wird von dieser Wühlarbeit auch die Armee nicht verschont.

Eine derartige Clericalisierung der Militär-Bildungsanstalten Oesterreich-Ungarns darf nicht geduldet werden. Wie der soeben veröffentlichte Neuorganisations-Erlass der militärischen Bildungsinstitute wurde offenbar ein Angriff auf die interconfessionelle Schule, die kostbarste Errungenschaft der liberalen Aera, durchgeführt.

Gegen diesen Vorstoß kann die Armee nur durch Schrift und Wort kämpfen; Sache des Parlamentes ist es, ihn durch die That abzuwehren.

Einen weiteren Vorstoß der clericalen Partei im Heere sehen wir in der Art, wie die jüngsten kirchenpolitischen Gesetze Ungarns zur Durchführung gelangen. So muss jeder jüngere Officier, welcher sich verehelichen heiraten will, eine schriftliche Erklärung „Bedibiaterlass des k. u. k. Kriegsministeriums, publiciert im „Verordnungsblatt für das k. u. k. Heer“ v. J. 1895, 41 Stück „Ergänzungen zur Heiratsvorschrift“) seiner vorgesetzten Behörde vorlegen, worin er anzuzeigen hat, ob er nach der standesamtlichen Civiltrauung die kirchliche Einsegnung folgen lassen wolle und könne“! Das will nun doch offenbar so heißen: Er bekommt die Heiratsbewilligung gar nicht, wenn er den Revers nicht ausstellt; unterschreibt er aber trotz der abgewiesenen Erklärung die kirchliche Nachtrauung, so kann er von der Behörde zur Verantwortung gezogen werden: also ein Pressionsmittel, das unbedingt unstatthaft und verwerflich ist.

Wie man sieht, genügt es der Kriegsverwaltung nicht, dass der Standesbeamte, laut Gesetz, die Trauleute aufmerksam macht, die kirchliche Einsegnung des Ehebundes nicht zu verabsäumen.

Dass diese militärischen Bestimmungen nicht von Referenten des Soldatenstandes ausgegangen sind, liegt klar auf der Hand. Diese Verfügungen sind reine clericale Zwangsmaßregeln kirchenpolitischer Initiative.

Zum Schutze der freiheitlichen Institutionen der österreichisch-ungarischen Armee, deren sie sich seit 1867 erfreut, ist heute in allererster Linie das ungarische Parlament berufen. Es ist Sache aller freiheitlich gesinnten Parteien, zum Schutze der Armee gegen diesen Uebergriff mit rücksichtsloser Energie Stellung zu nehmen.

Eines steht fest: Wir stehen hier wieder den Beweis, dass die Geschichte wohl die Lehrmeisterin aller ist, aber dass sie immer die schlechtesten Schüler hat. Wenn also das, was von clericaler Seite vorgebracht wird, praktische Nutzbarkeit besäße, so müssten das italienische und spanische Volk, welche Nationen gänzlich in den Händen der Geistlichkeit sich befinden, die sittlichsten und leistungsfähigsten auf der Welt sein. Statt dessen zeigt uns die jüngstvergangene Zeit, dass Spanien und Italien die meisten Anarchisten suchten, die Völker arm, verwahrlost, laul und verdummt sind. In Spanien sehen wir, dass die katholische Geistlichkeit sich katholischer Umtriebe schuldig macht und dass diese Stützen des Thrones, der Dynastie, durch Wort und That dem Staate und dem Herrscherhause feindselig entgegentreten. Diese Vorgänge der Gegenwart erhärten die geschichtlichen Thatsachenbeweise, dass der römische Clericalismus keine Stütze des Monarchismus ist und nur seinen eigenen Zwecken dient.

Wieder man aber auf die Erfahrungen der neueren Geschichte so sieht man, dass überall dort, wo es in einem Staate zwischen katholischen und protestantischen Staaten autonomen ist, in die katholischen Länder abgeschlossen wurden. Die protestantischen Völker haben seren die katholischen aus dem Bade des Fanatismus des Mittelalters abgekühlt, und die Entwicklung, welche sie genommen, trennt, und immer größer. Das ist eine Thatsache, welche jeder unparteiische Historiker, und alle Forschungen in dieser Richtung haben, verzeichnen zu müssen. Dieser Thatsache

Digitized by Google

Die Demokratisierung der Localverwaltung in England.

Von Ed. Bernstein (Berlin).

Der Tendenz, selbst radicalen Gesetzgebungsarbeiten formal einen bloß ergänzenden Charakter zu verleihen und sie in scheinbar von einander unabhängigen Stücken über eine längere Zeitperiode zu vertheilen, ist es in nicht geringem Grade zuzuschreiben, daß ein bedeutsames und sehr umfassendes Reformwerk, das im Laufe des letzten Jahrhunderts des neunzehnten Jahrhunderts in England fertiggestellt wurde, im Auslande meist nur ungenügend gewürdigt worden ist. Es ist dies die Umwandlung der inneren Verwaltung Englands aus einem plutokratischen in einen wesentlich demokratischen, auf das Wahlrecht der breiten Volksmasse aufgebauten Organismus. Diese Umwandlung, die virtuell eine wahre Revolution bedeutet und für ihre revolutionäre Fruchtbarkeit auch schon allerhand Proben abgelegt hat, geht in ihren Anfängen bis ziemlich weit in die Mitte des Jahrhunderts zurück. Aber hinsichtlich ihrer entscheidenden Bestimmungen setzt sie mit der revidierten Städteordnung von 1882 ein, ist mit der Landgemeindeordnung von 1894 principiell zum Abschluß gebracht und findet ihre Ergänzung in dem Gesetze von 1899 über die Londoner Bezirksgemeinden und dem Gesetze von 1900 über die Abänderung der Wahlordnung für den Londoner Grafschaftsrath. Von keinem einzigen der hier erwähnten Gesetze kann gesagt werden, daß es einem starken, die bis dahin die Localverwaltung ausübende Classe ernstlich bedrohenden Druck von unten seine Entstehung verdankt. Die revolutionäre Umwandlung der inneren Verwaltung Englands ist in vollem bürgerlichen Frieden vor sich gegangen. Weder hat die Classe, die durch sie erst zur Localverwaltung herangezogen wurde, die Arbeiterschaft Englands, einen großen Kampf um sie geführt, noch ist gar auch nur der Gegenstand tiefergehender Kämpfe zwischen den beiden großen bürgerlichen Parteien Englands gewesen. An ihrem Zustandekommen haben sich Conservative und Liberale fast gleichmäßig betheiligt.

Wie das gekommen ist und wie sich diese Gesetzgebung zur allgemeinen politischen Entwickelung Englands verhält, welche geschichtlichen Kräfte ihr vorgearbeitet haben und wie sie in ihren Einzelheiten aussieht, von welchen leitenden Verwaltungsgrundsätzen sie durchdrungen ist und in welchem Verhältnisse sie übrigen Staatsverfassung sie steht, welches ihre Functionen und welche Grenzen ihrem Wirken gezogen sind — dies alles und bedeutend mehr ist in dem soeben erschienenen Werk von Dr. Josef Redlich „Englische Localverwaltung. Darstellung der inneren Verwaltung Englands in ihrer geschichten Entwickelung und in ihrer gegenwärtigen Gestalt“*) mit großer Sachkenntnis und in ebenso instructiver wie lebendiger Darstellung vorgeführt und kritisch beleuchtet. Es ist eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Arbeit, die uns in diesem Buch vorliegt, und es muß schwerlich zu viel gesagt sein, wenn wir sie den bedeutendsten Arbeiten über englisches Verwaltungswesen an die Seite stellen, in ihr ein Werk begrüßen, das für den Gegenstand, den es behandelt, als Lehrbuch ersten Ranges Geltung erlangen wird. Als Beschreibung wie als kritische Unterziehung lockt sie uns in gleichem Maße Bewunderung ab. Wo wir sie auch aufschlagen, zeigt sich uns das Ergebnis sorgfältiger, den Gegenstand in weitestem Maße gerecht werdender Studien. Sie ist mit jener ruhigen, wir möchten fast sagen eleganten Sicherheit geschrieben, die nur durch gründliches Arbeiten erlangt werden kann, und hier in ihren analytischen Partien, die sich durch das ganze Werk hindurchziehen und es nirgends in eine trockene Registrierarbeit ausarten lassen, eine große Fülle interessanter geschichtlicher Belehrung. Und zuletzt, aber nicht zum wenigsten, sei noch hervorgehoben, daß sich das große Verständnis des Verfassers für den Gegenstand seiner Untersuchung nicht nur in der scharfsinnigen Erörterung von dessen formalrechtlichem Inhalt und Beziehungen kundgibt, sondern auch ganz besonders in seiner feelenschilderden Schilderung zum Ausdruck kommt, in seiner Behandlung unter dem Gesichtswinkel der allgemeinen gesellschaftlichen Entwickelung, der Verschiedungen in den Anschauungen, Fähigkeiten, Functionen und Bedürfnissen der die Nation bildenden verschiedenen Gesellschaftsclassen, mit anderen Worten, im Hinblicke auf die Politik als Socialtheorie und soziale Praxis.

Es wird nicht überraschen, daß eine so groß angelegtes Buch sich eingehend mit dem Arbeiten desjenigen Mannes auseinander zusetzen sucht, der bis in die letzte Zeit hinein als die verschiedene Autorität über englisches Verwaltungswesen gegolten hat und in weiten Kreisen heute noch gilt: Rudolf v. Gneist. Diese Auseinandersetzung war umso weniger zu vermeiden, als von Gneist die neuere Entwicklung des englischen Verwaltungswesens wie die Verfassung überhaupt als eine Contrarevolution hinstellt wird, als ein Verfall dessen, was er bewegung gut so genannt Zeiten und Gesetz als die Grundbegriffe der echten „Selfgovernment“ in absolute Gegensatz zu dem Grund und das Verfahren nicht mit [illegible] Auffassung überzeugend — nach, daß die pessimistischen Urtheile Gneists über die Rückwirkungen der neuen Grafschafts-, Städte- und Landgemeinde-Ordnungen auf das Verwaltungswesen und den öffentlichen Geist in England — die vermeintliche Schädigung des Gemeinsinnes und des socialen Pflichtgefühles — ganz und gar nicht den Thatsachen entsprechen, er tritt dem laudator temporis acti, als den Gneist sich gibt, nicht nur als der Vertheidiger der neueren, demokratischen Entwickelung auf, sondern er führt auch den Beweis, daß die ganze Gneistsche Theorie der englischen Selbstverwaltung auf schiefer Grundlage ruht, daß die Auslegung, die Gneist diesem Wort gibt, als Ausdruck für den eigenthümlichen Aufbau der inneren Verwaltung Englands unter der Herrschaft des unreformierten Parlamentes, wo die Verwaltungsangelegenheiten örtlichen Charakters von ernannten, mit obrigkeitlicher Würde betrauten und richterliche Functionen ausübenden Verwaltungspersonen aus dem Civilstande der Localität oder des Bezirkes im Namen und als öffentliche Pflicht besorgt wurden, in diesem speciellen Sinne in England unbekannt ist. Selbstverwaltung in diesem Sinne kann mit dem zusammenfallen, was der Engländer self-government nennt, doch aber diesen Begriff nicht, der nur das Princip der Selbstregierung der Nation im Gegensatz zur Beherrschung durch die absolute Monarchie und vom Monarchen abhängige Beamte kennzeichnet. Gneist kam zu seiner Anwendung des Wortes „Selbstverwaltung“ auf etwas, was die Engländer selbst einfach Localverwaltung — local government — nennen, nach Redlich, da dadurch, daß er an die Stelle des concret-realen Gegensatzes, den der Engländer im Auge hat, wenn er von „self government“ spricht: „hier Nation, dort Monarch“, oder „hier Volk, dort privilegierter Herrschert“, als Hegelianer den abstract-metaphysischen setzte: „hier Staat, dort Gesellschaft“ und nun in dem geschilderten Aufbau der inneren Verwaltung die Staat und Gesellschaft harmonisch verknüpfende synthetische Einheit und die classische Form jeder von der Nation ausgeübten organischen „Selbstverwaltung“ erblickte.

An verschiedenen Stellen seines Buches hebt Redlich ferner die Thatsache hervor, daß Gneist und mit ober vor ihm Lothar Bucher (letzterer in seiner Schrift über den Parlamentarismus) in ihrer Beurtheilung der geschichtlichen Grundlagen der englischen Localverwaltung zu einem großen Theile den Schriften des Engländers Toulmin Smith folgen, der gerade in den Fünfzigerjahren, wo Bucher und zeitweilig auch Gneist auf englischem Boden weilten, seinen großen theoretischen Streit mit Edwin Chadwick über die innere Verwaltung Englands führte. Chadwick, vom Utilitarismus des englischen Philosophen Bentham beeinflußt, verfocht mit leidenschaftlichem Eifer den staatlichen Centralismus, Smith mit fast noch größerer Leidenschaft die äußerste Decentralisation. Stütze sich Chadwick auf rationalistische Deductionen über die Unmöglichkeit, auf kleinem Rahmen große Aufgaben zu lösen, so ließ Toulmin Smith die Vergangenheit für die Unzweckmäßigkeit des alten Common Law und die unvergleichliche Schönheit des selbstherrlichen Kirchspiels Zeugnis ablegen. Sein romantischer Cultus des Feudalmittelalters beeinflußt sich bei ihm mit einem entschiedenen politischen und wirtschaftlichen Liberalismus — eine in England übrigens nicht seltene und aus seiner Geschichte wohl begreifliche Erscheinung. Waren doch seine großen Kämpfe gegen den monarchischen Absolutismus unter Anerufung der vornormannischen Gemeindefreiheiten und des alten Common Law geführt worden. Toulmin Smith gieng in seiner Gegnerschaft gegen den Staat so weit, daß er ihm selbst die Berechtigung zur Aufsicht über das Sanitätswesen streitig machte und demgemäß Anfang der Anfangzieher einer Anrufung der engherzigen Ansicht um den Gedanke der heftige Agitation für Abschaffung des 1848 geschaffenen staatlichen Gesundheitsamtes führte, während sein Gegner Chadwick an der Wiege jehr bedeutungsvoller Reformen, wie die Schaffung des Armengesetzes von 1834, die Einführung der Fabrikinspection, die Sanitätsgesetzgebung u. s. w. stand.*). Aber sein einseitiger Staatscultus sollte so wenig Recht behalten, wie die Smithsche Kirchspielromantik. Die von jeher allen zugetanen Theorien abgewogen englischen Parlamentarier giengen über den Gegensatz der Doctrinen auf der bewährten Bahnen des nach praktischen Gesichtspunkten geschlossenen Compromisses zur Tagesordnung über.

Konnten aber die leidenschaftlichen Angriffe von Toulmin Smith wider den Staat und alles staatliche Beamtenthum auf die eigene Nation keine nachhaltige Wirkung ausüben, so mußten sie uns hier um jeder, wie Bucher und Gneist einwirken, Liberale aus einem Lande, in dem der bürgerliche Liberalismus sodann von einer sich als allmächtig gebärdenden feudalistisch-bureaukratischen Reaction von der Bühne gedrängt war. Redlich schreibt auf Seite

*) Josef Redlich, Englische Localverwaltung. Darstellung der inneren Verwaltung Englands in ihrer geschichten Entwickelung und in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Leipzig, Duncker & Humblot. 1901. [illegible] Bd. [illegible] Mk. 14.

*) Vgl. Josef Redlich, Sir Edwin Chadwick, [illegible] Sanitätsgesetzgebung. Ein Beitrag zur [illegible] Verwaltungsgeschichte Englands. Leipzig 1900. Duncker & Humblot. [illegible] Mk. 3.60.

789, dass es gerade „der Doctrinarismus des geschlossenen Systems“ von Toulmin Smith gewesen sei, der ihm den größten Erfolg bei diesen beiden „scheinliberalen Politikern Deutschlands verschafft“ habe. So ausgedrückt, kann das aber leicht missverstanden werden. Weder Bucher noch Gneist waren in den Fünfzigerjahren scheinliberal; zum mindesten in ihrer Vorstellung waren sie damals gute Liberale und für den Kampf, der zu jener Zeit in ihrer Heimat vor sich ging, war die Toulmin Smith'sche Lehre viel weniger doctrinär und viel weniger geeignet, reactionär zu wirken, als im England der Epoche. Handelte es sich doch im Preußen der Reactionsjahre wirklich darum, die Bevormundung durch ein abhängiges, in der Schreibstube verzopftes Beamtenthum zu zu werden. Dass sich Gneist um die Reform des Verwaltungswesens in Preußen große Verdienste erworben — man denke an das Verwaltungsgericht — erkennt übrigens Redlich unumwunden an, wie denn überhaupt seine Polemik gegen Gneist ebenso würdig im Ton gehalten ist, wie sie in der Sache scharf — vielleicht das schärfste ist, was gegen den trotz seiner Fehler großen Gelehrten auf seiner eigentlichen Domäne geschrieben worden ist.

Punkt für Punkt weist Redlich Gneist Verstöße in der Darstellung und Beurtheilung englischer Verhältnisse, Verkennung und selbst Ignorierung wichtiger Thatsachen nach. Ausführlich weist er nach, wie es um die vermeinte Synthese von Staat und Gesellschaft in der Localverwaltung von England vor 1832 stand, dass sie nichts war als die oligarchische Herrschaft ein und derselben Classe über den Staat und die übrige Gesellschaft — allerdings gemildert durch Rechtsüberlieferungen und die Thatkraft und politische Begabung eben dieser Oligarchie. Diese Classenherrschaft, die bei allem sehr viel ausbeuterischen Druck einschloss, konnte aber schon deshalb nicht ewig andauern, weil die gesellschaftliche Entwickelung der Verwaltung in Stadt und Land neue Aufgaben stellte, denen jene herrschende Minderheit — Adel und grundbesitzende Gentry auf dem Lande, Corporationsbeamten in den Städten — einfach nicht mehr gewachsen war. Es ist die unhistorischeste Auffassung von der Welt, die politische Entwickelung Englands seit der ersten Reformbill als ein Herabgleiten auf der schiefen Ebene der „unorganischen“ Gebilde, als ein Ueberfluten des „Staates“ durch die von wirthschaftlichen Interessen getriebenen Gesellschaftspflichten zu bejammern. Thatsächlich war, wie Redlich treffend bemerkt, wenn je eine Ueberflutung des „Staates“ durch die „Gesellschaft“ in England stattgefunden hatte, dies in den beiden Revolutionen des siebzehnten Jahrhunderts gewesen. Es ist in der That so, dass gerade die geschaffene Rechtszustand, Englands Verfassung im achtzehnten Jahrhundert, den Gneist als Mutter der „Herrschaft des Staatsgedankens“, über die verschiedenen Wirthschaftsinteressen verherrlicht. Und auf der anderen Seite ist die neuere Entwickelung, die neben der Reform des Parlamentswahlrechtes einhergehende Umgestaltung der inneren Verwaltung Englands der organischeste Process, den man sich denken kann — eine Synthese, wie es nur je eine gab. Staatsverfassung und Localverwaltung werden, entsprechend den veränderten Lebensbedingungen des Gesellschaftskörpers, wieder von Grund aus in Einklang gesetzt, wobei es zwar nicht immer ohne formale Widersprüche abgeht, dafür aber in der Sache unverrückt dieselbe Richtung eingehalten wird. Es ist in der That bis auf heute ein bezeichnender Zug der politischen Entwickelung Englands seit Beendigung der napoleonischen Kriege, dass sie zwar Kreuz- und Querwege, aber keine Umkehr, keine Rückwärtsrevision im Verfassungswesen kennt. Ueberblickt man die ganze Reihe der, auf die Staatsverfassung und die innere Verwaltung bezüglichen Gesetze und Verordnungen, die seit 1832 in England in Kraft getreten sind, so fällt einem nichts so sehr auf, als ihre Einheitlichkeit in der Richtung auf die demokratische Selbstregierung.

Es ist im hohen Grade feiselnd, dies im einzelnen zu verfolgen, und der geschichtliche Theil des Redlich'schen Buches erweist sich dabei als ein vortrefflicher Führer, dem kein charakteristisches Merkmal der Entwickelung entgeht, der sich nie auf bloße Reminiscichkeiten beschränkt, Leider ist es nicht möglich, in den Rahmen eines Journalartikels den Weg mit dem Verfasser zurückzulegen, wir müssen uns auf die Charakteristik der Hauptergebnisse beschränken.

Die ganze innere Verwaltung Englands, vom Kirchspiel aufsteigend zum Distriet und zur Grafschaft, in municipalen wie in Grafschaftsstädten, im Armen-, Schul- und Gesundheitswesen ist durch diese ganze neue englische Verwaltungsgesetzgebung Collegien von Räthen übertragen, die auf Grund allgemeinen, gleichen und directen Wahlrechtes gewählt werden, in Bezug auf ihr Finanzgebaren, Erfüllung ihrer Aufgaben 2c. der Aufsicht des Staatsamtes für die Localverwaltung und in Bezug auf Recht auf Grund der allgemeinen Landesgesetze vor den ordentlichen Gerichten des Landes zur Verantwortung gezogen werden können. Weder im Haus der Gemeinen, noch in den Localvertretungen hat irgend eine Bevölkerungsclasse heute eines besonderen Vorprivilegiumes Sitz und Stimme — die zwar Vertreter der Universitäten im Parlament und den Almand angenommen, dass, da der Hausbewohner oder Mieter als solcher Stimmrecht hat, Leute, die zwei oder mehr Mietswohnungen innehaben, zum Beispiel Geschäftsinhaber, gleichzeitig an verschiedenen Orten wählen, bezw. zwei oder mehr Stimmen abgeben können. Aber diese und einige weitere Reste der Vergangenheit haben nur an wenigen Orten Bedeutung; in der großen Mehrheit der Fälle sind sie auf den socialen Charakter der Wählerschaft ohne Einfluss.

Gebliebeben ist die Thatsache, dass der Sitz in allen diesen Körperschaften Ehrenamt ist, so dass Angehörige der ärmeren Bevölkerung nur mit großen Opfern an ihnen theilnehmen können, ganz besonders wenn damit Reisen an einen anderen Ort verbunden sind, wie z. B. für Mitglieder des Parlaments, der provinziellen Grafschaftsräthe und der ländlichen Distrietsräthe. Es ist dies einer der Gründe, weshalb in diesen letzteren Vertretungen Mitglieder der Arbeiterclasse nur ganz ausnahmsweise zu finden sind, während in den Ortsräthen, wie ländlichen und städtischen Gemeinderäthen, städtischen Schulräthen und Armenräthen 2c. die Arbeiterwertreter nicht mangeln. Aber für die Thatsache, dass in den provinziellen Grafschaftsräthen gar keine, im Haus der Gemeinen und den ländlichen Distrietsräthen nur recht wenige Arbeiterabgeordnete sitzen, ist die Abwesenheit von Tagegeldern wohl ein Grund, aber nicht der einzige, auch nicht der entscheidende Grund. Die englischen Arbeiter verfügen in ihren Organisationen über genügende Mittel, ihre Vertreter schadlos zu halten, wenn sie es für geboten halten, solche in jene Körperschaften zu entsenden. Dass sie die Auszahe nicht machen, muss als ein Anzeichen dafür gelten, dass sie das Bedürfnis nach der Vertretung durch Mitglieder, aus ihrer eigenen Classe nur in geringem Maße empfinden, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob mangelnde Einsicht oder mangelnder Muth mehr dafür verantwortlich zu machen ist. Jedenfalls ist die Zusammensetzung des stattlichen Heeres von Ausübern der Localverwaltung in England so beschaffen, dass Mitglieder der besitzenden Classen die große Mehrheit, solche der arbeitenden Classe die Minderheit dieser Armee bilden.

Aber wie das Heer sich auch recrutiert, controlliert wird es, wie das Parlament, in immer steigendem Maße durch die Demokratie. Darin hat Gneist recht, dass der Unabhängigkeit nach unten ist es vorbei. Und wir wollen ihm auch darin recht geben, dass die Abhängigkeit der Verwaltungsbehörden von einer Wählerschaft ihre Gefahren hat. Aber er hat diese Gefahren, die mögliche Corruption, Hintansetzung des Allgemeininteresses aus Liebediencrei gegen Wählereliquen u. s. w., ebenso maßlos übertrieben, wie er über die latente Corruption in den alten Corporationen, bei den magistrates, gelehrlich hinweggeleitet. Zudes ist das „auch Du“ nur ein schwächlicher Grund für die Vertheidigung der Einrichtungen, die gerichtlichen Rechtsitel für die neuen Localverwaltungen liegt nicht darin, dass die alten „auch Fehler hatten“. Er liegt darin, dass die letzteren überhaupt den neuen Aufgaben nicht mehr gewachsen waren, dass ihr Mandat sachlich ebenso verfallen ist, wie es politisch-rechtlich hinfällig geworden ist. Aber weil die Aufgaben der neuen Verwaltungsbehörden sich mehren, weil diese Behörden nun nicht mehr die Vertrauensleute einer herrschenden Oligarchie, sondern die Mandatare der Demokratie sind, darum ist auch die Ausrechterhaltung des Ehrenamtscharakters ihres Mandats überflüssig geworden und kann und wird fallen, ohne dass übrigens damit der durchgängige Charakter als Pflichtamt aufgegeben zu werden braucht. Gegen die mögliche Corruption muss die Entwickelung der öffentlichen Meinung, die Theilung der Vollmachten, die Organisation der Controle schützen. Uebrigens sind die Klagen über Corruption in der englischen Localverwaltung bisher außerordentlich gering. Die Zustände sind in dieser Hinsicht gegen früher nicht schlechter, sie sind, wie Redlich nachweist, auch hierin vielfach besser geworden.

Schließlich sei noch erwähnt, dass Redlich nicht unterlässt, das große Verdienst von Jeremias Bentham und seiner Schule um die Entwickelung der Localverwaltung in England nachzuweisen. Es ist das nicht bloß die Ehrenrettung eines hochverdienten Mannes, aber den zu spotten lange Zeit Mode war, es ist das betreffende Capitel auch für das theoretische Verständnis von großem Werte. Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, auf den Gegenstand näher einzugehen, ist hier nicht mehr möglich.

Wer einen so tiefen Blick in die Dinge vorliegende, wird es immer vorkommen, dass auch Irrthümer unterlaufen oder der Verfasser verleiht seine Leser in allem zu übersegen. Auch Schreiber dieses ist in einigen Punkten mit dem Verfasser nicht einverstanden, und glaubt auch, dass er sich gelegentlich zu Behauptungen hat hinreißen lassen, die vor der genauen Prüfung nicht Stand halten. So finden wir z. B. schon auf Seite XXI auf den Satz, dass die ganze innere Verwaltung Englands „einzig und allein Localverwaltung ist.“ Das lässt unter anderen jenen großen Theil der Verwaltung außer Acht, der in Oesterreich als „Staats-Verwaltung“ bezeichnet wird, der in Deutschland, Frankreich unter sich, bei dem doch schon der Name der Aemter anzeigt, dass es sich um staatliche Verwaltungsangelegenheiten handelt, und wie in der Schweiz sehr oft vorkommt, dass es mehr mit der Localverwaltung selbst beschäftigt. Auch dann ist es schwierig, die Grenze zwischen Localverwaltung und Staatsverwaltung aufzufinden, wenn Localbehörden mit Verwaltungsaufgaben betraut werden, die zwar in ihrem Interesse gelegen, als solche jedoch nicht ihrem eigentlichen Wirkungskreis angehören und doch nicht Localverwaltung genannt werden wollen; wie auf solche, ähnlich wie bei der Armenverwaltung, die Gesetze gelegen, als sie sind, einen Theil der Verwaltung

Digitized by Google

keiten sind, und ihre Aufzählung nur dem Eindrucke Eintrag thun könnte, den wir durch unsere Besprechung auf den Leser hervorzubringen wünschen, nämlich dass es sich bei dem Rebitsch'schen Buch um ein Werk handelt, das in Bezug auf Auffassung und Durchführung seines Gegenstandes gleich ausgezeichnet ist. Jede Zeile verräth den geschulten Verwaltungstheoretiker, jede Seite das sorgfältige Studium des Verfassers. Zugleich aber spricht aus dem Buche eine Wärme der Empfindung zu uns, ist es mit einer Lebendigkeit geschrieben, die den Leser niemals ahnen lässt, durch welche trockene Materie der Verfasser sich durcharbeiten musste, um ihm diese vortreffliche Informationsquelle darbieten zu können.

Die Gestehungskosten der österreichischen Eisenindustrie.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Ich bitte auf Grund des § 19 P.-G. um Aufnahme nachstehender Berichtigung der in Nummer 341 Ihrer Zeitschrift vom 13. April a. c. enthaltenen, meine Person betreffenden Angaben, welche sämmtlich unwahr sind.

Es ist unwahr, dass ich jemals die Kosten der Erze in Kladno mit 18 Kreuzer per Metercentner angegeben habe;

es ist unwahr, dass ich zur Zeit, als die jetzt noch in Kraft stehenden Cokesabschlüsse der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft verhandelt wurden und zustande kamen, Centraldirector der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft war und es ist ferner unwahr, dass im April 1887, oder zu irgend einer anderen Zeit, zwischen mir und dem Centraldirector der Böhmischen Montangesellschaft Verhandlungen oder Abmachungen bezüglich Roheisenlieferungen erfolgt sind.

Hochachtungsvoll

Karl Wittgenstein."

Entgegnung.

Dieser Berichtigung gegenüber, halte ich meine Behauptungen vollinhaltlich aufrecht. Die vom mir eiterte Aeußerung erfolgte anlässlich der Vorverhandlungen der Zollvorträge im Jahre 1890 oder 1891, für welche Herr Wittgenstein auf privatem Wege gebeten worden war, eine schriftliche Aufstellung der Gestehungskosten der österreichischen Roheisenwerke zu liefern. In der ersten Zeile der von Herrn Wittgenstein abgegebenen Aeußerung steht: „Erze pro 100 Kilogramm 18 Kreuzer." Von dieser Aufstellung habe übrigens nicht nur ich, sondern auch andere Personen, welche sich an der Vorberatung der Zollverträge hervorragend betheiligten, Kenntnis erlangt.

Hätte Herr Wittgenstein nur diesen einen Punkt berichtigt, so hätte man immerhin annehmen können, dass ein Gedächtnismangel ihn zu seiner Berichtigung veranlasst hat, denn schließlich kann jedermann eine zehn Jahre zurückliegende Aeußerung vergessen. Die Berichtigung des Herrn Wittgenstein ist aber überhaupt, wie ihr übriger Inhalt beweist, gar nicht ernst zu nehmen, denn die Thatsachen, die er berichtigt, sind so notorisch, so allgemein bekannt, dass man sie ernsthaft zu berichtigen gar nicht versuchen kann.

In Wirthschaftsths finanziellen Jahrbuche, dessen Mittheilungen unmittelbaren Informationen treuen der betreffenden Gesellschaften entnommen sind, heißt es im Abschnitte „Böhmische Montangesellschaft", Jahrgang 1891, Seite 415: „Am 20. April 1887 schloss sie mit der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft ein Uebereinkommen, das sich in der Hauptsache auf ein gemeinsames Vorgehen beim Verkaufe, die Sicherung des Roheisenbezuges, sowie die gegenseitige Sicherung des Erbezuges von dem beiderseitigen Grubenbesitze in Zinek bezog." Und in den von der Böhmischen Montangesellschaft unterzeichneten Prospect, gelegentlich der Einführung ihrer Actien an der Wiener Börse, vom 15. April 1895, heißt es: „Ein Vertrag mit der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft sichert dagegen der Böhmischen Montangesellschaft den jährlichen Absatz eines bestimmten Quantums Roheisen zu ausnahmsweise billigen Preisen."

Also diese Verträge bestehen, und Herr Wittgenstein war, als er abgeschlossen wurden, Centraldirector der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, und darum, dass er persönlich diesen Verträgen seine Mitwirkung zu Zustande gekommen leihen, wird er kaum Abmachungen nennen. Die einzig mögliche Auslegung dieser Berichtigung besteht daher die darin, dass dieser Wittgenstein über den Vertrag nur in Abwesenheit des Centraldirectors der Böhmischen Montangesellschaft, des Herrn Theo Peterberger, direct mit dem Präsidenten dieser Gesellschaft, der damals gleichfalls Karl Wittgenstein hieß, abgeschlossen hat.

Ueberraschend ist nun [illegible] klärten, dass diese Verträge seither erneuert wurden, und er zur Zeit der letzten Erneuerung nicht mehr Centraldirector war, was ganz ohne Bedeutung ist.

Es ist traurig, dass Herr Wittgenstein, dessen Bedeutung und dessen hervorragende Leistungen für die österreichische Eisenindustrie auch von seinen wirtschaftspolitischen Gegnern stets anerkannt wurde, sich zu dem täppischen Versuch hergibt, einem mit ernsten Argumenten geführten wirthschaftlichen Kampf durch Missbrauch des § 19 des Preßgesetzes zu begegnen. Durch die sogenannte Berichtigung nebensächlicher Momente werden die Herren vergebens versuchen, die Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken. Unsere Aufgabe war es, nachzuweisen, dass die österreichische Roheisenindustrie des Zollschutzes auf Roheisen, welcher eines der Haupthemmnisse der Entwickelung der eisenverarbeitenden Industrien ist, zu ihrer Prosperität nicht bedarf. Wenn unsere Roheisenindustriellen dieser Anschauung Stichhältiges entgegenzuhalten hätten, so hätten sie ihre Gegengründe in einem sachlichen Artikel entwickeln können. Das wäre vielleicht wirksamer gewesen als die Belästigung mit dem § 19, dessen man sich, wenn man nicht persönlich angegriffen ist, doch nur bedient, wenn man sich über sachliche Ausführungen ärgert, ohne sie widerlegen zu können. Ein Maschinenindustrieller.

Die schöpferische Synthese.

Ein philosophisches Résumé.

Von Ferdinand Tönnies (Altona).

Vergl. Nr. 338.

Die Philosophie macht den Chorus zum Drama der wissenschaftlichen Forschungen und Erkenntnisse — ich meine hier Philosophie als System, als abgekürztes „Denken der Welt", das durch Anschauung und Construction zu ersetzen versuchen muss, was durch Analyse noch nicht hat festgestellt werden können. Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts wird eingeleitet durch die Kritik des Denkens selber, d. h. ihrem wesentlichen Gehalte nach, durch die Auflösung jenes Denkens aus „klaren und deutlichen" Begriffen, mit dem Descartes die reformierte — antischolastische — Philosophie begründet hatte. Das System der „Welt" ließ Kant in der Fassung, die es durch Newton erhalten hatte, bestehen, wenngleich er selber dessen Ewigkeit in einen zeitlichen Process zu verwandeln unternommen hatte — durch die von Laplace weitergeführte „Theorie des Himmels". Aber indem Kant die Giltigkeit dieser reinen Naturwissenschaft auf Erscheinungen, d. h. auf alle mögliche Erfahrung einschränkte, verwehrte er zugleich die Anwendung auf die Gebiete der nur denkbaren Dinge, auf Gott, die Seele und den Kosmos. So wurden ihm auch die Grundbegriffe der Mechanik zu einem regulativen Princip der Naturforschung, anstatt eines constitutiven Princips der Natur in ihrer Wirklichkeit. In der „Kritik der Urtheilskraft" geht er darüber hinaus: lehrend, wie sich die Anerkennung der Zweckmäßigkeit organischer Structuren vereinen lasse mit jener leitenden Maxime: nicht ohne Verdeutlichung auf das „gewagte Abenteuer der Vernunft", alle organischen Gestalten als Abänderungen einer Urform zu versuchen und ihre natürliche Verwandtschaft zu behaupten. Kant, der die Voraussetzungen schaffen wollte für „jede kunftige Metaphysik, die als Wissenschaft werde auftreten können", eröffnete für Deutschland eine Aera der Metaphysik, die, trotz aus dem Selbstbewusstsein entworfen, neben und über aller Wissenschaft sich erheben zu wollen schien. Die Gipfel dieser „klassischen deutschen Philosophie" werden durch die Namen Fichte, Schelling, Hegel bezeichnet. Alle drei wird man als Neo-Spinozisten richtig charakterisieren. — Die Lehre Spinozas war mit tiefsinnigen und dachtzehnten Jahrhundert nur als Unterströmung lebendig. Sie war als Atheismus verrufen, selbst ihre Anhänger wagten nicht sich offen zu ihr zu bekennen. Von der Einheit alles Seienden aus erschien die organische Zweckmäßigkeit nur als ein besonderer Fall des intimen Zusammenhanges der Theile zu einem Ganzen: sie ist weder ein unlösbares Problem für die mechanische Erklärung, noch irgendein Beweis für das Übernatürliche oder kann als Beweis für dessen Dasein dienen; das jüngere Denken ist in der Bewegung inbegriffen, es bedarf keines „ersten Bewegers", keines Gottes, der von außen den Anstoß gegeben. Die Welt und Gott, so verhalten sich Leib und Seele; es sind nur verschiedene Begriffe derselben Wirklichkeit. Was so schon durch Hans Polemik gegen die Dualität der reinen Vernunft Spinoza nicht getroffen wurde, wenn Kants Tadel sich dem Spinozismus nahe kam — so treten bei Jakob Böhme die „speculative Philosophie" die pantheistischen Tendenzen wieder und deutlicher hervor. Fichte's absolutes Ich und das „Nicht-Ich", Schelling's das Absolute, und Spinoza's absolute [illegible] des Denkens und der Aus-

Digitized by Google

bedeutung. Schellings Naturphilosophie ist in ausgesprochener Weise spinozistisch: sie zieht schon, wenn auch noch in unklarer Verbrämung, den Gedanken der Evolution in das System hinein; sie lehrt ausdrücklich die Identität von Leib und Seele. Endlich Hegel! Diese Identität, wie Schelling sie auch als die Identität von Denken und Sein verkündet hatte, setzt Hegel als das Fundament seines Systemes. Gleichgiltig gegen zeitliches Geschehen, gegen zeitliche Entwicklung (es sei denn die der menschlichen Cultur), verwandelt er doch alles Sein in Entwicklung, in Entwicklung — des Begriffes oder des Denkens selber, also doch auch des Seins, dessen Wesen er expliciert, als Selbstbejahung, Selbstverneinung und endliche Selbstbejahung durch Verneinung der Verneinung. Auch hier ist das organische Leben und die ganze psychische Wirklichkeit — der Geist, der alles sociale Leben und alle Cultur in sich begreift — nur ein besonderer und vollkommener Fall der Einheit im Mannigfachen, das immer dasselbe und immer ein anderes ist: Causa sui und Causa alles einzelnen ist das Ganze, das in immer neuen Einheiten sich verwirklicht, und in immer neuen Metamorphosen sich zerlegt. Wenn Spinoza nach geometrischer Methode die Philosophie demonstrieren wollte, so ist hier die Methode eine Art von Algebra der Begriffe, die alle unbekannten Größen als die Wurzeln immer neuer Gleichungen darzustellen unternimmt. Die gewaltige Wirkung der Hegel'schen Philosophie liegt in der Consequenz ihres spinozistischen Charakters, der für oberflächliche Auffassung alles begreifen, für tiefere alles principiell begreiflich macht, und in der Heiligkeit alle Erkenntnis adelnder aus der Selbsterkenntnis des denkenden Menschen. Reden und nach diesen Chören, deren Einfluß die erste Hälfte des Jahrhunderts erfüllt, macht sich in der zweiten — um von geringeren Erscheinungen abzusehen — besonders Schopenhauer geltend: so sehr er die speculative Philosophie verachtet und die kritische wiederherzustellen meint, so ist doch seine Metaphysik nur eine den empirischen Wissenschaften (wenigstens den Naturwissenschaften) näher stehende Modification desselben monistischen Grundgedankens. Vorgeschieht oder gedacht werden = materiell sein = Object sein = seiner eigentlichen Wirklichkeit nach — als „Ding an sich" — Wollen (die Ursache des Vorstellens) = psychisch sein = Subject sein; ohne daß an reale Evolution gedacht wäre, werden die verschiedenen „Stufen" der „Objectität" des Willens betrachtet, aufsteigend von einem Minimum der Intelligenz oder Vorstellung bis zu einem Maximum im Menschen, wo der Intellect frei wird und zum „Quietiv" des Wollens werden kann; wo denn die praktische Seite dieser Philosophie einsetzt, und die ich hier nicht eingehe. Die ontologische Verwandtschaft genetisch zu verstehen, lehnte auch Schopenhauer ab: er verwarf Lamarck und erlebte noch Darwin, um ihn zu bekämpfen. Aber Schopenhauers Lehre von dem Primate des „Willens", das heißt von der in allem Denken und Erkennen fortwirkenden Kraft der vegetativen Triebe, kommt der Descendenztheorie entgegen: der „Kampf ums Dasein" und der „Wille zum Leben" ergänzen und postulieren einander: ebenso ist die Lehre, daß die organischen Formen in ihrer zweckmäßigen Congruenz die „Stadien" eines außerzeitlichen Geschehens, nun ein anderer, und zwar ontologisch beschränkter Ausdruck der gleichen Einsicht Lamarcks, die aus den Functionen die Organe werden sieht. Anderseits ist aber der rasche Eingang, den der Darwinismus bei deutschen Gelehrten und Denkern gefunden hat, der günstigen Vorbereitung durch Schelling-Hegel'schen Monismus nicht am wenigsten zuzuschreiben. Aus der Hegel'schen Schule, wenn schon zugleich in entschiedenem Gegensatze zu ihr, erhob sich auch die durch Marx und Engels zu so großem Ansehen gelangte „materialistische" Ansicht der Geschichte, die in ihr das andere Extrem einer Folgerung aus jener Philosophie, die Schopenhauer und Darwin verbindet, eine Folgerung, die aus dem Gesichtspunkte des Monismus, vollends eines evolutionistischen Monismus, unabweisbar ist; so sehr sie auch, durch übereilte Anwendungen, sich groben Mißverständnissen ausgesetzt haben mag. Sie liegt ganz und gar in der Linie des historischen Denkens, das sich den rationalistischen Conструctionen der Aufklärung entgegenwälzte; so aber, daß aus ihnen zugleich alle conservativen Tendenzen, denen sein eines Auftreten vorzugsweise diente, eliminiert wurden, indem der Gedanke der Entwicklung die Bekämpfung des Liberalismus an die Stelle tritt: wie der Historismus der Restauration zum Naturrecht, so will sich zum utopistischen Socialismus der wissenschaftliche verhalten — auch er will eine schöpferische Synthese in sich darstellen.

Im Vaterlande Descartes' und Gassendis hatte die Aufklärung ihren beredtesten, kosmopolitisch mitdenkenden Herold gefunden: Voltaire. Neben ihm stehen auf der einen Seite die philosophisch radicalern Encyklopädisten, die eine monistische Weltanschauung im Gewande eines rein naturwissenschaftlichen Materialismus vorbereiteten, steht auf der anderen Rousseau, der ebenso viel Poet als Philosoph, durch seine Kritik der Civilisation die Aufklärung in ihren Voraussetzungen angriff, und gegen deren aristokratischen Charakter das Herz des Volkes zwischen sich, die natürliche Einfalt als natürliche Güte zur Geltung bringend und den Kern des Menschen in seinen elementaren Bedürfnissen und seinem moralischen Charakter aufweisend. Seine unermeßlichen Wirkungen gehen alle in die Richtung, deren Linien wir hier verfolgen. Das Programm seiner praktischen Philosophie ist direct die Synthese: Wiederherstellung natürlicher Zustände auf Grund der Cultur — Verbindung von Natur und Cultur; eine Idee, die auf Kant, wie auf Fichte und Pestalozzi, auf Herder, wie auf Schiller befruchtende Wirkung geübt hat. In Frankreich pflanzte sich der Kern dieses Programmes fort in den kühnen Gedanken St. Simons. St. Simon construiert die Geschichte in freiem, wissenschaftlichem Geiste, aber erhalten über die Täuschungen der Ausklärung; er erkennt in ihr, obgleich er selber ganz auf ihrem Boden steht, den Ausdruck einer wesentlich negativen, revolutionären oder, wie er sagt, kritischen Epoche. Zugleich wies er auf die ökonomischen und gesellschaftlichen Elemente der historischen Bewegung, das heißt auf die psychologisch tiefer liegenden, mit großen Ahnungen hin. Aber für die allgemeine Philosophie wurde er hauptsächlich dadurch wichtig, daß unter seinem Einflusse die Gedanken Auguste Comtes sich bildeten. Denn Comte ist typischer Vertreter einer modernen Richtung des Philosophierens, die sich zum Ziele setzt, auf rein wissenschaftlicher Grundlage eine Weltanschauung und Lebensansicht aufzubauen, bestimmt, mit den theologischen Lehren, die in Phantasie, Glauben und Zerrbildern begründet waren, an sociater Kraft zu wetteifern, ja diese zu übertreffen. Die Idee der Synthese in diesem Gebiete kann nicht lebhafter, nicht leidenschaftlicher um Anerkennung ringen. Die „loi des trois états" bedeutet in den übrigen Gebieten nur eine gewöhnig forschreitende Elimination fremder und störender Elemente: die positive Wissenschaft ist die reine Wissenschaft. Aber in der Sociologie handelt es sich um den positiven Charakter einer zugleich theoretischen und praktischen Philosophie an erster Stelle, um den negativen und revolutionären Charakter einer wissenschaftlich höher entwickelten Philosophie an zweiter, und an dritter und letzter um einen erneuten und endlichen positiven Charakter, der Glauben fordert und Autorität für sich in Anspruch nimmt. Das ist ganz nach dem Hegel'schen Schema gedacht: die ursprüngliche These setzt zu sich selber zurück, nachdem sie ihre negativen Momente aus sich herausgesetzt und in sich aufgehoben hat. Kein Wunder, daß Comte wähnte, mit den Jesuiten sich verbinden zu sollen, und daß oberflächliche Zeitgenossen ihn neuerdings für einen „Conservateur mésonnu" haben ausgeben wollen. In der That bleibt Comte — wie Hegel und wie so viele andere führende Jugenden des Jahrhunderts — eine Gestalt voll von innerem Widerspruchen; eben darum charakteristisch für das Jahrhundert in klarer Formulierungen. Er wollte wie schon St. Simon vor ihm — eine neue Religion stiften; er appellierte an das Herz, an die Liebe; er rief die Frauen und die Proletarier zu seiner Gnadenstiftung; in alledem war die nothwendige Folgerung enthalten, daß die Philosophie noch etwas anderes sein solle als ein Ensemble „positiver" Wissenschaften — nämlich eine tiefe und warme Zuversicht des Glaubens, der die Seele über Raum und Zeit ins Unendliche und Ewige hinaushebt.

Im Geschäftsbritannien ist die Entwickelung der Philosophie von derjenigen auf dem Continent ziemlich verschieden gewesen. Die „Aufklärung" und Kritik war im achtzehnten Jahrhundert nicht so weit vorgedrungen, der Rückschlag im öffentlichen Bewußtsein war auch minder stark, der in Frankreich und Deutschland sichtlich durch die Revolution und ihre Folgen verursacht war. Die Naturwissenschaften hatten unabhängiger von der Philosophie ihre Wege gesucht und gefunden. In den Geisteswissenschaften aber bleibt der philosophische Charakter des achtzehnten Jahrhunderts unter den bedeutendsten Gestalten der ersten Hälfte des neunzehnten mächtig: in Bentham, James Mill, John Stuart Mill, und gelangt, besonders durch den letzten, zu einer breiten populären Wirkung. Aber dieser, den Empirismus im Sinne Humes weiterführend, bezeichnet zugleich die an sich hier verbeugte Aufklärung: in dem Begründer des Positivismus sieht er bewundernd hinüber und reicht ihm die Hand; dem Socialismus gehört seine Sympathie, er zweifelt zugleich an dem entschiedenen Werte der intellectuellen Bildung und des formalen Freiheit. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber stellt sich der Darwinismus, dem die Umwälzung der Biologie verdankt wird, Herbert Spencer, der zum einseitigsten dem Begriffe der Entwicklung eine universale Geltung verleiht, und aus dem Grundgesetze der Erhaltung der Energie alle Gesetze der Entwicklung abzuleiten versucht. Wie groß auch die Fehler und Mängel des Spencer'schen Werkes sein mögen, so bleibt es doch ein höchst bedeutendes Denkmal unserer, für bedeutend durch die Größe und Mannigfaltigkeit der Naturerkennung, durch den Ernst und die Tiefe der philosophischen Besinnung, bedeutend auch dadurch durch die immer wachsende Weite des Wissens, in der die englische Literatur glänzen wird, und durch die Zuversicht, deren es Männer braucht, in alle Verwirrungen und Irrungen unbeirrt weiterzuschreiten.

Es sind nun einige [illegible] Philosophie [illegible] Jahrhunderts [illegible] Wesentliche [illegible] Beziehungen [illegible] Bedeutung [illegible] Bedeutung [illegible] Bedeutung

geschichte des Lebens, des Geistes, der Cultur, nicht wieder aus den Augen verlieren können. Sie werden aber auch an dem Problème Comtes nicht vorbeigehen: aus der positiven Wissenschaft und Philosophie eine geistige Führerschaft des socialen Lebens zu gestalten. Und sie werden endlich zu dem Gedanken Hegels zurückgeführt werden, der in Kant beruht: zu einer neuen Bearbeitung aller Begriffe der Wirklichkeit, als nothwendiger Kategorien, die ein dialectisches Denken aus sich selber erzeugt. — Das Werk der schöpferischen philosophischen Synthese ist nur begonnen. Es gehört zur schweren Erbschaft, die das zwanzigste Jahrhundert auf sich nimmt. Alle Nationen, alle Sprachgemeinschaften der modernen Cultur haben zu diesem Vermächtnisse beigetragen. Den drei führenden wird es obliegen, einander gegenseitig tiefer zu erkennen, inniger zu durchdringen, um ihrer bleibenden gemeinsamen Aufgabe sich würdig zu erweisen.

Die Geburt der modernen politischen Caricatur.

Von Eduard Fuchs*) (München).

Der große Corse, der mit Pferdehufen und Kanonen die alte Welt so gründlich umgepflügt hatte, war einsam auf seiner weltfernen Insel im Stillen Ocean gestorben. Die Sieger von Waterloo, denen bis dahin immer noch heimlich davor gebangt hatte, daß er doch noch eines Tages wiederkommen könne, um ihnen noch einmal seine scharfen Krallen ins Genick zu schlagen und ihre kaum gesicherte Herrscherherrlichkeit von neuem ins Wanken zu bringen, sie konnten nun endlich unbesorgt sein, sie brauchten sich nicht mehr zu fürchten. Und sorglos widmeten sie sich ihren Herrscherpflichten. Das heißt, getreulich erfüllten sie das Wort, das Napoleon knirschend vor ohnmächtiger Wuth nach der Schlacht von Waterloo den ob seinem jähen Sturze jubelnden Völkern prophezeit hatte: „In wie kurzer Zeit werden die Völker einen Turanen, an meine Stelle werden dreißig treten, und eines jeden Faust wird um so viel schwerer auf ihnen lasten, als er kleiner ist, denn ich."

Aber weil man nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in Frankreich diese Prophezeiung so wortgetreu erfüllte, darum sollte diese Sorglosigkeit doch nicht allzu lange andauern. Ein anderer Koloß sollte sich wieder den Schlaf aus den Augen reiben. Derselbe, der bei seinem ersten Erwachen einen Ludwig XVI. nach der Place de la Concorde und einen Bonaparte über die ganze Welt getragen hatte.

Man hatte nichts vergessen und nichts gelernt. Nicht vergessen, daß man den großen Lümmel Volk einst so gemüthlich am Gängelbande geführt hatte, und nicht gelernt, daß dieser Bursche bei seinem Gange nach der Place de la Concorde und bei seinem Marsche über die Welt das „auf eigenen Füßen Gehen" so trefflich gelernt hatte. Man wollte es sich wieder so gemüthlich wie je zuvor in dem alten Baue einrichten, und darum suchte man hurtig jeden Tag neue Stützen anzuknüpfen. Für das persönliche Regiment sollte der Bau wieder hergerichtet werden, den die Flutwellen der großen Revolution so bedenklich unterhöhlt hatten und über den die napoleonischen Heere in endloser Zahl wie heiße Lavaströme hinweggeflossen waren. Ohne Rücksicht darauf, ob dieser alte Bau noch den veränderten Lebensbedingungen des Volkes entspreche, zimmerten sie darauf los. Sie gewahrten nicht, daß die Samenkörner der Freiheitsideen, die die Flutwellen der Revolution in alle Ritzen und Spalten gesenkt hatten, allmählich aufgegangen waren und sich trotz allen Gegenmitteln zu starken Bäumen entwickelten, zu Bäumen, deren Wurzeln die zuvor erst kleinen Risse des Baues täglich erweiterten, so daß sie schon bedenklich auseinanderklafften und es nur des Anstoßes bedurfte, um diesen Bau trotz all seiner fendalen Pfeiler und Stützen zum Zusammenstürzen zu bringen. Und dieser Anstoß sollte von den Hausherren in ihrer Verblendung selbst gegeben werden.

Auf Ludwig XVIII., „den Gichtigen", der es durch seine negative Entschlußlosigkeit zu den impontierendsten Lumpereien seiner Zeit gebracht hatte, und den es mit Hilfe Talleyrands (des Mannes mit den sechs Nasen*)) gelungen war, die Macht der Bourbonen in Frankreich wieder zu errichten, war am 16. September 1824 Karl X. gefolgt. Jener Mann, der als einstiger Graf von Artois seine Heldenlaufbahn damit begonnen hatte, daß er 1789 bei Beginn der Revolution als der erste ins Ausland floh und so den Anstoß zu der Emigration gab, die Ludwig XVI. so verderblich werden sollte. Die verhältnismäßig große Freiheit, die unter Ludwig XVIII., der sich seine auf Verdammung durch Übermüthige Regierungssorgen nicht hören lassen wollte, geherrscht hatte, war mit einem Schlage dem widerlichsten Pfaffengetriebe, der verderblichsten Jesuitenregierung, die je ein Volk zu erdulden gehabt hatte, gewichen. Die Satire, die politische Caricatur, die sich eben erst unter der Gönnerschaft Ludwigs XVIII., der selbst ab und zu das Journal „Nain jaune" mit königlichen Witzen beehrte, etwas erholt hatte, wurde so erbarmungslos geknebelt, wie unter der Regierung Napoleons I. Es gab nur eine Sorte der Caricatur, welche im fillen behaglich florierte: die erotische. Die Jesuiten und die Congregationen waren die unbeschränkten Herrscher über den Geist und die Gemüther des Volkes.

Aber die Herrlichkeit „Seiner Majestät Nimrod X." sollte noch kürzer währen, als die Ludwigs XVIII. Als im Jahre 1830 der Polizeiminister Polignac den seitherigen Minister Martignac mit dem Regierungsprogramm, das Volk wieder auf den Stand wie vor 1789 zu drängen, ablöste, da zeigte es sich von neuem, daß Polizeiknüte die ungeeignetsten Instrumente sind, um die Völker in Schlaf zu wiegen.

Die Massen, die sich so lange von der Politik zurückgezogen hatten, die durch Napoleon, der der einzige Politiker des Landes sein wollte, derselben entwöhnt worden waren, denen durch die furchtbarsten Lasten, die die napoleonische Politik unaufhörlich auf ihre Schultern gewälzt hatte, alle Politik lange Zeit Widerwillen einflößte, und die deshalb nach seinem Sturze froh waren, wenn andere für sie politisierten, sie sahen endlich ein, daß ein Vergicht auf ihre Kräfte die geringen Ueberreste der Errungenschaften des Jahres 1789 bald völlig verschwinden machen müßte. Sie begriffen, daß die clericalen Verschwörer binnen kurzem mit dem letzten Reste von Intelligenz, Geistesbildung und Wissen aufgeräumt haben würden. Das Volk besann sich seiner und der Kampf gegen Nimrod X. begann. Wie ehedem sprach alles und überall von Politik. Das Volk war erwacht, Polignacs Fäuste hatten Wunderdinge gethan, sie hatten die letzte Schlaffheit hinweggerüttelt. Mit den Wahlen vom 23. Juni 1830 setzte die Bewegung ein, und am 27. Juli stieg das Volk auf die Straße, und am dritten der glorischen Tage des Juli, am 29., war der königliche Jäger zum Gejagten geworden.

Dies sind die Ereignisse, die der Geburt der modernen politischen Caricatur vorangingen, die sie zeugten und die sie möglich machten. Und zwar hatte sie die Entscheidung nicht erst abgewartet, sie hatte schon früher eingesetzt.

Schon bei den ersten Regungen des sich seiner wieder bewußt werdenden Volkes tauchten die politischen Caricaturen in stärkerem Maße auf, um mit den Waffen des Spottes und der Satire die Massen anzureizen, sie bei ihren Kämpfen zu ermuthigen und zu unterstützen.

Und würdige Namen sind es, die zuerst in die Front getreten sind und die Vorpostengefechte eingeleitet haben. Der würdigste allen voran. Eugen Delacroix, der herrliche Erbe Rubens', „der Maler von echter Rasse, der eine Sonne im Kopfe und ein Gewitter im Herzen trug," warf sich als erster in den Kampf gegen die „Höchhörner" und „Krebse", wie man die pfäffischen Finsterlinge und Reactionäre bezeichnete. Die Jesuiten, der Herzog von Decazes, Polignac, kurzum wer das herrschende System repräsentierte, bekam seine satirischen Nadelstiche.

Aber der gewaltige Schöpfer der Freiheit auf der Barricade, die Heine in die begeisterten Worte ausbrechen ließ: „Heilige Julitage von Paris! Wer Euch erlebt hat, der sammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jetzt an die Auferstehung der Völker," er trat nicht als der einzige mit seinem Stifte auf die Gasse, ihm zur Seite stellte sich einer, der freilich bei allem Können als Maler ihm nicht gleichkam, jedoch als Caricaturist ganz Unheimliches leistete, Alexander Delamps. Ueberschüttete von Delamps' satirischen Geschossen, brach die Herrschaft Karls X zusammen, und begleitet von seinen sicher treffenden Pfeilen, räumte der Herr Graf von Artois zum zweitenmale das Feld. In dem „gestrafften Pfahl" und dem Blatte „Im Jahre des Heils 1830", die beide unvergängliche Denkmale der politischen Caricatur darstellen, lieferte er unübertroffene Karl X. dem redlich verdienten Spotte und dem Hohne aus. Und in Blättern, „Frankreich bewein die Opfer," zeichnete er den blutigsten Commentar zu den Worten Heines, die die Julitage proclamiert hatte. Delamps wird vom Freimaurerschlager der Revolte zum Rächer der Opfer.

Wenn auch nicht so mächtig wie Delamps, so doch immerhin eine hochragende Erscheinung war der dritte, der sich auf den Plan stellte, Denis Marie. Welche seiner Blätter wurden zu absolut sicher treffenden Schlagern, z. B. „Patrioten aller Länder nehmet Euch in Acht", und vor allem das famose „Für die nothleidende Menschheit", wo der feinen Tuchen des Opfergreises für die „nothleidende Menschheit" einkredit.

Hatte die Caricatur zur Zeit der großen Revolution, in der sie eine nicht mehr zu bedeutende Rolle spielte, einerseits fast nur die symbolischen Verhüllen copiert, und anderseits derart unter dem Zwange des Prunkes des Directoriums, d. h. Davids, gestanden, daß sie selbst in modernen Gewande antike Statuen statt Menschen gab, so hatte sie, wie durch die Entwicklung der populären Kunst, wie sie verkörpert durch Charlet in seinem prachtigen Soldaten-

seenen gepflegt wurde, ihre eigenen von specifisch französischem Geiste erfüllten Ausdrucksformen gefunden.

Wenn sie nun aber unter dem Bürgerkönigthum, das auf Karl X. folgte, ein Aufblühen erlebte, wie nie zuvor in der Geschichte, wenn sie gleich nach ihrer Wiedergeburt in die höchste Glanzperiode treten sollte, so verdankt sie das doch einem anderen Umstande: sie gieng zum erstenmale in der Geschichte ihre regelrechte Vereinigung mit der Presse ein.

Erschienen die Caricaturen bisher meist als sogenannte „fliegende Blätter“, oder als Zeitungsbeilagen in mehr oder weniger regelloser Folge, bald häufiger, bald spärlicher, je nachdem sie ein besonderes politisches Ereignis gezeitigt hatte, der politische Horizont klarer oder bewölkter war, so sollten sie von nun ab erstens in der Zeitung erscheinen und zweitens regelmäßig die Tagesgeschichte commentieren. Die gezeichnete Polemik sollte Hand in Hand mit der geschriebenen Polemik gehen. Sie sollten sich gegenseitig anfeuern, die eine die Wirkung der anderen unterstützend.

Diese Ehe zwischen den zwei mächtigen Factoren, die so ersprießlich und so glorreich werden sollte, war möglich geworden durch die Erfindung der Lithographie. Derjenige aber, der den hohen Wert der engen Verbindung zwischen der Caricatur und der Presse für den politischen Kampf erkannte, welcher Sister und Vollzieher dieses fröhlichen Bündnisses zugleich war und der darum der eigentliche Vater der modernen politischen Caricatur genannt werden muß, war Charles Philipon.

Zwei Monate hatten genügt, die Regierungsgrundsätze und den Charakter des Roy citoyen trotz der Hülle schön klingender Worte, in die er sich kleidete, in seiner wahren volksfeindlichen Tendenz zu erkennen. Es ist richtig, Louis Philipp, der nur „der erste Bürger des Landes“ sein wollte und darum stets mit dem Regenschirm unter dem Arm spazieren gieng, in Wirklichkeit aber sein erster „Bourgeois“ wurde, er war einen Augenblick beliebt gewesen. Beliebt als der Sieger von Valmy und Jemappes, als der landsässige Schulsherr, als der Biedermann und als „der beste Republikaner“, wie ihn Lafayette nannte, aber er verstand es nicht, sich die allgemeine Gunst zu erhalten, so sehr er auch darum buhlte, und der Enthusiasmus, den man bei dem Volk durch täuschende Versprechungen für ihn zu erwecken verstanden hatte, erreichte bald ein unverhofftes Ende.

Die Gloriole erbleichte jäh, als der am 27. August erfolgte geheimnisvolle Tod des Prinzen von Conde ihn mit dem Makel des scrupellosesten Erbschleichers behaftete. Eine grenzenlose, schmutzige Habgier, die nur darauf hinausgieng, sich und seine Familie zu bereichern, seine Macht einzig in diesen Dienst zu stellen, sie nöthigenfalls zu mißbrauchen, wenn es sich um die Sicherung seiner Beute handelte, das war das Charakterme[illegible]mal, das bald offen zutage lag. Proesse, die von den natürlichen Erben des Prinzen Conde gegen ihn angestrengt wurden, förderten das compromittierendste Material zutage.

Anderseits waren die Zeiten der Restauration, wo es möglich war, jedes unbequeme Wort zu knebeln, doch für den Moment unwiderbringlich dahin. Eine neue Aera war angebrochen. An den glorreichen Tagen des Juli hatte sich das französische Volk doch ein gewisses Maß politischer Freiheiten errungen, vor allem diejenige, die es möglich machte, eine Regierung, ein System, planmäßig und systematisch zu bekämpfen: die Preßfreiheit.

Diese Errungenschaft verstand Charles Philipon sich zunutze zu machen.

Als die Pariser in der Früh des 31. October 1830 durch die Straßen giengen, fiel ihnen ein großes Placat in die Augen, das an allen Straßenecken prangte. Ein kühn und kräftig entworfenes Bild zeigte ihnen ein nacktes Weib, das in stolzer Haltung dem einen Straßendurchgang passierenden Publicum einen Spiegel entgegenhält.

Voraus schreitet ein schicksehes Pfäffl[illegible], das sich ängstlich beiseite drückt, um sein Bild im Spiegel nicht zu schauen, ihm folgt Beamtenthum, Aristokratie und in der Mitte ein getrontes Haupt. Das nackte Weib aber, die Wahrheit, steht ernst und unerbittlich da und während ihre Linke den Spiegel hält, pocht sich ihre Rechte auf den Lockenkopf eines kleinen Jungen, der ein Zeitungsblatt präsentiert, auf dem die Worte zu lesen sind: „Jede Wahrheit ist gut gesagt zu werden.“ Neben dieser ernsten, ruhigen Gruppe schwingt Mephisto, der Spötter und Zertörer, höhnisch seine Peitsche, bereit, sie im nächsten Augenblick dem lächerlichen Pfäffl[illegible], als dem ersten, um die Ohren zu schlagen.

Unter diesem kühn componierten und kräftig durchgeführten Bild fand in speitlig sächsischen Lettern: „La Caricature, politische, satirische und literarische Zeitung. Redigiert von einer Gesellschaft von Künstlern und Schriftstellern.“ Des weiteren wurde darauf angezeigt, daß das Blatt Donnerstag erschienen und im Jahre 1831 große Lithographien Caricaturen seinen Lesern bieten wurde.

Mit Neugierde sahen die Pariser der ersten Nummer entgegen, mit wachsender Spannung den folgenden, und nicht lange wahrte es, da waren die Auslagefenster des Magazins von morgens bis abends umlagert.

Die glänzendsten Künstler und Schriftsteller der Zeit widmeten dem Blatte ihre Kraft. Es muß ein wahrer Taumel alle ergriffen haben. Neben den längst anerkannten Größen, wie Delamps und Raffet, erschien der Maler-Schriftsteller Henry Monier mit seinen unvergleichlichen Satiren auf das Bürgerthum und der geniale Balzac mit geistvollen literarischen Betrachtungen. Aber sie alle wurden überholt von Philipon selbst. Die Mühigen spornte er an, den Schwerfälligeren gab er Ideen. Die glänzendsten Einfälle entsprangen seinem wunderbaren Kopfe. Es war, als habe die Enttäuschung, die auf die Juli-Revolution folgte, mit einemmale einen Schacht in seinem Geiste erschlossen, in dem die herrlichsten Edelsteine des Witzes und der Satire schlummerten, die nun, durch die Anregungen der täglichen Ereignisse gefördert, in überreicher Fülle an das Tageslicht kamen.

Im Juni 1831 hatte Philipon den glänzendsten Einfall seines Lebens, den, der ihm auf dem Gebiete der Satire die Unsterblichkeit sichern sollte: er entdeckte, daß sich Louis Philipps Kopf in Form einer Birne ganz hervorragend karikieren läßt. Mit Begeisterung wurde dieser Einfall von allen Mitarbeitern aufgenommen. Die endlose Procession der „Birnen“ begann. Hunderttach wurden sie angewandt. Eine gekrönte Birne schmückt den Thron, die Höllinge liegen vor einer Birne auf dem Bauch, Napoleons Standbild auf der Vendômesäule wird durch eine Birne ersetzt. Die Frösche bitten um einen König, man wirft ihnen eine Birne zu. Die Legion d'honneur wird zur Legion d'horreur und erhält eine Birne als Wappen. Unsere Obstkultur, schreibt ein Zeitgenosse, ist durch eine neue und vielbegehrte Frucht vermehrt worden, deren Geschmack leider bitter ist, es ist die politische Birne, genannt Birne Philipon.

Wie mit einem unablässig thätigen elektrischen Suchlicht wird der Birnenkönig, wie er nun ausnahmslos genannt wird, seine Familie, seine Höflinge, seine Anhänger, kurzum alles was zu dem Bürgerthum in Beziehung stand, von der Satire beleuchtet. Die geringste ihrer moralischen Flecken wurde in die grelste Beleuchtung gerückt, aber noch that sich Philipon nicht genug. Die Einfälle entsprudelten in einer solchen Fülle seinem Kopf daß zu deren Verwirklichung der Raum einer Wochenschrift nicht mehr ausreichte, er faßte den kühnen Gedanken, eine täglich erscheinende politisch-satirische Zeitschrift ins Leben zu rufen. Gedacht war gethan. Am 1. December 1832 erschien die erste Nummer des noch heute existierenden „Charivari“.

Jeden Tag ein neues Bild! Glaubte man, daß der Kampf, den Philipon und seine Getreuen in „La Caricature“ bis dahin geführt hatten, unüberbietbar sei, so sollte es sich bald zeigen, daß er nur die Ouverture zu dem war, was jetzt folgte.

Die moderne politische Caricatur war geboren und aus der Taufe gehoben.

Das Urbild des Ueberbrettl.

Das Urbild des „Ueberbrettl“, welches jetzt in deutschen Landen durch die bekannte Wolzogen'sche Gründung einen Typus bekommen hat und Schule zu machen beginnt, liegt in der Pariser Künstlerkneipe, dem Cabaret.

Das sogenannte Cabaret artistique ist die Specialität des Märtyrerbergs. Alle andern Unterhaltungen und Vergnügungen kann man sich auch anderswo leisten, nicht nur in Paris, sondern auch in Brüssel, in Wien, in Berlin und überhaupt allenthalben, wo es viele Menschen gibt, die amüsiert sein wollen. Um Tanzlocale in der Art des Moulin rouge, Concerte wie die Cigale und Bodinière à la Cabaret du ciel zu genießen, braucht man nicht auf den Montmartre zu steigen. Die Bälle bei Bullier im Quartier latin sind viel amüsanter als die choreutischen Aufführungen im Moulin rouge und im Olympia, und in den Folies Bergère an den großen Boulevards sind die Tänzerinnen und Sängerinnen weit besser als in der Cigale, und Bodinière von der Art des im Ciel und im Néant vergnügten kann man zur Faschingszeit in der kleinsten rheinischen Stadt geistreicher und witziger sehen und hören.

Die wirklichen Cabarets artistiques aber mit ihren Chansonniers sind nur auf dem Montmartre zu Hause, und der Montmartre ist auch die Geburtsstätte des von der Bank acclamierten lustigen Kindes der Kunst und des Uebermuthes, als welches sich gegenwärtig die französische Chanson präsentiert. Nirgends sonst in der Welt, auch nicht in dem erwähnten „Munten Theater“ Wolzogens, dem Ueberbrettl, ist wohl eine Bühne zu finden, wo die vorzutragenden Sangl immer auch die Dichter und Componisten ihrer Lieder sind. Was sonst von drei verschiedenen Leuten, dem Dichter, dem Musiker und dem Sänger geboten wird, bringt auf dem Montmartre jeder Chansonnier allein. Selbstverständlich hat diese Einrichtung ihre Nachtheile, denn wenn es schon nicht sehr häufig ist, daß ein Dichter zugleich musikalisch veranlagt ist, so ist es erst recht selten, daß sich zu diesen beiden Talenten auch noch eine gute Stimme gesellt. Dieser Nachtheil wird durch den Vortheil reichlich aufgewogen, daß jeder selbstverfaßte Gesang mit individuellem Accent und Pointe vorgetragen

Digitized by Google

Wirkung wiedergegeben versteht als fremde Ihren. Wenn also auch hier und da die Stimme eines Chansonniers etwas rauh klingt oder nicht sehr richtig einsetzt, so wird man sonst immer durch den ausgezeichneten gefühlvollen Vortrag entschädigt, den uns gar mancher berühmte Sänger vermissen lässt.

Das Cabaret artistique ist erst entstanden, als der Montmartre zum Sitze der Künstlerbohème wurde. Im Quartier latin gab es zwar alle möglichen kleinen Bühnen, Concerte und Schaustellungen, aber von den Chansonniers wusste man noch vor dreissig Jahren nichts. Der Erfinder des Cabaret artistique war der vor wenigen Jahren gestorbene Rudolf Salis, dessen Chat noir in der ganzen Welt bekannt war. Von dieser Schwarzen Katze stammen alle die „Künstlerkneipen" ab, die in den letzten zehn Jahren wie Pilze aus dem Boden des Märtyrerberges aufgeschossen sind und von denen nur die allerwenigsten ihrem Namen Ehre machen. Rudolf Salis war seines Zeichens Maler, hat es aber in dieser Kunst nicht weit gebracht. Seine Gemälde und Zeichnungen fanden bei seinen Freunden und Kameraden wenig Anklang, und noch viel weniger fiel es je einem Käufer ein, bei Salis vorzusprechen. Desto mehr Bewunderer fanden seine gesellschaftlichen Talente und besonders die humoristischen Kneipereien, die Salis unter der Eingebung des Augenblicks losliess. In seinem Atelier fand sich allabendlich eine Angahl junger Künstler und Schriftsteller zusammen, man sprach über Kunst und Literatur, schimpfte weidlich auf die akademischen Grandsätze, las Gedichte vor, sang neue Lieder und spielte auf einem gemeinschaftlich gemieteten Clavier. Dieser Kreis wurde immer grösser, die Mitglieder führten neue Freunde und Bekannte ein, und mit der Zeit bildeten sich regelmässige Abendunterhaltungen aus, zu denen der einführende, erklärende und abschliessende Vortrag Salis mit seinen witzigen Einfällen und ironischen Sticheln nicht wenig beitrug.

Salis war ein schlechter Maler, aber ein geriebener Geschäftsmann, und der Beifall, den seine Abendunterhaltungen fanden, brachte ihn bald auf den Gedanken, diese Zusammenkünfte gewinnbringend zu verwerten. Er schaffte Bier an und verzapfte das Getränk an die Anwesenden, und zwar mussten nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Chansonniers selber zahlen, denn man war ja unter „Kameraden", und es fandeie sich ja nicht um ein „Geschäft". Diese beiden Redensarten waren stereotyp bei Salis bis an sein Lebensende, und mit ihnen hat er schliesslich ein Vermögen erworben, das ihm ein Jahr vor seinem Tode gestattete, die „Kameraden" und das „Geschäft" zu verlassen und ein Landgut in der Normandie zu beziehen. Seine „artistes" bezahlte Salis stets so elend wie nur möglich, und er verstand es, den Malern und Bildhauern ihre Arbeiten abzuhandeln. Sämtliche Räume des Chat noir in der Rue Victor Masse, wohin er gezogen war, als sein Atelier zu klein wurde, waren mit Kunstwerken angefüllt, die er sich von den „Kameraden" hatte schenken lassen, und darunter befanden sich Meisterwerke von Willette, Steinlen, Leandre und andern auch im Ausland bekannten Künstlern. Als der ganze Kram nach dem Tode Salis' versteigert wurde, erzielte die Kunstsammlung allein über hunderttausend Francs. Salis verstand es also vorzüglich, die Capitalien, resp. Talente der anderen zu seinem Nutzen auszubeuten. Er hatte das sehr praktische Prinzip, niemals etwas zu kaufen, wenn er es geschenkt haben konnte, und konnte niemand Kniffe, um die „Kameraden" zum schenken zu veranlassen. Da viele reiche Fremdlinge den zum Wallfahrtsort der Nichtsnutzen und Touristen gewordenen Chat noir besuchten und es somit für die jungen und unbekannten Künstler eine Art Reclame war, hier ein Bild hängen zu haben, so fiel es dem geriebenen Gentilhomme Cabaretier — so nannte er sich halb im Ulk, halb im Ernst, denn er pflegte sehr ernsthaft seinen Zusammenhang mit dem alten Grafbündner Adelsgeschlechte der Freiherren von Salis-Seewis zu behaupten — nicht schwer, seine Wände mit Gemälden zu bedecken.

Den Chat noir in der Rue Victor Masse — jetzt befindet sich in dem Gebäude die Poste à Furix — richtete Salis mit etwas nach Brie-à-brac riechendem Geschmack ein: alles Mögliche: alte Oelrämpel, Humpen, Krüge, Rüstungen, Waffen, Fetzen von Gobelins und orientalischen Teppichen, füllte die Räume, wo immer ein Plätzchen dafür zu haben war. Und in dieser abenteuerlichen Umgebung sahen die „Kameraden" bei ihrem Bier, mit langen Haaren, Christusköpfen, Zylindern, Baretten oder Calabresien, spanischen oder italienischen Mänteln und somit allerlei antikalenden Decorationsstücken geschmückt. Einige von ihnen bezahlten was sie verzehrten, andere tranken auf Pump, den der adelige Cabaretier gerne gewährte. Das that er deshalb, weil er diese schlimme Gastfreiheit bei seinem Geschäfte nöthig hatte. Denn die Fremden kamen in den Chat noir nicht nur, um die im oberen Stockwerk auftretenden Sänger und Sängerinnen zu hören und das Schattenspiel zu sehen, sondern vor allen Dingen wollten sie die „Bohemiens", diese wunderbare Menschenwelt, von denen man spricht so viel, vorgeschmackt haben, kennen lernen. Die langhaarigen und langmähnigen jungen Maler und ihre gleich den Malern und Frauen von Montmartre und Batignolles in faltenreiche, malerische Gewänder gehüllten, mit Blumen und Bändern geschmückten Hüte schienen ihnen die Bohème zu repräsentieren. Sie enttäuschten sie nicht, denn sie sahen sie ja in ihrer ganzen Natürlichkeit vor sich. Sie sahen sie, wie sie sich gaben, wenn sie unter sich waren, und sie sahen sie, wie sie sich gaben, wenn sie sich vor Fremden produzierten. Sie sahen sie, wie sie sich gaben, wenn sie sich vor Fremden produzierten. Sie sahen sie, wie sie sich gaben, wenn sie sich vor Fremden produzierten.

Statisten, welche die Bohème darstellten; und die fremden Gäste musterten diese Stammgesellschaft ebenso neugierig, wie man die seltsamen Thiere des zoologischen Gartens beschaut. Dieses zudringliche und unverschämte Benehmen ärgerte die „Kameraden" nicht im geringsten; es kitzelte im Gegentheil ihre Eitelkeit, und einer suchte den anderen in Extravaganz und Absonderlichkeit seines Auftretens zu übertreffen. Salis, der heimlich über sie lachte, ermuthigte sie als schlauer Geschäftsmann zu immer neuen Anstrengungen, und je toller und tächerlicher ein „Kamerad" oder eine „Kamerabin" auftrat, desto zufriedener war der Gentilhomme Cabaretier.

Rudolf Salis wurde ein reicher Mann in seinem Chat noir, und dieser Erfolg spornte zahlreiche Unternehmer zur Nachahmung des Cabaret artistique in der Rue Victor Massee an. Dies fiel umso leichter, als es die Chansonniers in der Regel nach kurzer Weile satt hatten, sich von Salis ausbeuten zu lassen, und gerne den Lockungen anderer Gehör schenkten. So entstanden schnell nacheinander zahlreiche ähnliche Locale, und als vor drei Jahren der Chat noir eingieng, gab es auf dem Montmartre mindestens ein Dutzend sogenannte „Künstlerkneipen". Diese Zahl hat sich bisher sicherlich verdoppelt, wenn nicht verdreifacht, aber nur wenige dieser Cabarets artistiques haben ein wirklich künstlerisches Gepräge. Zu diesen wenigen gehören das Trétean de Tabarin und die Boîte à Fuzzy, wo die Dichter und Sänger Fuzzy, Montoya, Hyspa, Ferny u. s. w. auftreten, wo es aber zu elegant und vornehm hergeht, als dass man diese Locale „Kneipen" nennen könnte. Herren in Frack und Damen in Ballroilette kommen zum Besuche dieser kleinen Theater in herrschaftlichen Equipagen angefahren und die Plätze seien bis zu zwanzig Francken. In den eigentlichen Cabarets artistiques, deren es augenblicklich nur zwei besuchenswerte gibt, die Cabarets des arts und des Quat-z-arts, geht es nicht so aristokratisch zu, und man kann hier, wenn man will, in Hemdärmeln erscheinen, ohne Anstoß zu erregen.

Das Cabaret artistique, wie es jetzt zur Norm geworden ist, besteht aus zwei Räumen: der vordere, in den der Besucher von der Strasse aus tritt, ist ein gewöhnliches Kaffeehauszimmer, wo die Bewohner des Montmartre, zumeist mit den Chansonniers befreundete Stammgäste, ihren Kaffee oder ihr Bier trinken, ihre Weise oder ihre Cigarette rauchen und dabei von allen möglichen Dingen reden, die irgendwie den Künstler interessieren können. Denn alle Stammgäste dieser am Boulevard Clichy gelegenen Kneipen und Kaffeehäuser sind Künstler, und Leute, die einen anderen Beruf ausüben, werden hier als Curiositäten angesehen. Diese Stammgäste sehen zwar nicht so seltsam aus wie die einstigen Wunderthiere der Bohème, welche Salis im Chat noir zeigte, aber sie haben doch alle irgend etwas an sich, was sie sofort als Musenjünger kenzeichnet. Auch bei Einrichtung dieses Vorzimmer der Künstlerkneipen unterscheidet sich wesentlich von den sonstigen Kaffeehäusern. Statt der sonst üblichen Spiegel bedecken Zeichnungen und Bilder die Wände, zumeist von den Stammgästen herrührend, denn die Cabaretiers folgen in allen Stücken dem Beispiele ihres seligen Meisters Salis und lassen sich von den „Kameraden" alles schenken, was sich durch beharrliches Verlangen erbetteln lässt. Mitunter „leihen" die Künstler nur ihre Werke zu der „Ausstellung" in der Künstlerkneipe, aber der Cabaretier richtet dann die Sache schon so ein, dass das Darleben stillschweigend zum Geschenk wird.

Aus diesem Vorraum gelangt man in den Concertsaal, dessen Einrichtung mit der des ersten Zimmers genau übereinstimmt, nur dass die Tische und Stühle hier enger zusammengerückt sind und dass in einer Ecke auf einem niedrigen Podium ein Clavier steht. In diesem Saale lassen sich die Bewohner des Montmartre nur selten sehen, und das Publicum besteht hier fast nur aus Fremdlingen, „Fremdlinge" ordinaires oder gar „Dummköpfe" (mulles) heissen auch den Montmartre alle Leute, die ausserhalb der Rue Victor Massée, der Avenue Trudaine und der Nähe der Douai wohnen, einerlei ob ihre Heimat nun in Paris selbst, in der französischen Provinz, im übrigen Europa oder in einem überseeischen Lande liegt. Diese Mulles, welche den zweiten Saal besuchen, haben das Vorrecht, dass das Publicum bestehl hier fast nur aus Fremdlingen, „Fremdlinge" ordinaires oder gar „Dummköpfe" (mulles) heissen auch den Montmartre alle Leute, die ausserhalb der Rue Victor Massée, der Avenue Trudaine und der Nähe der Douai wohnen, einerlei ob ihre Heimat nun in Paris selbst, in der französischen Provinz, im übrigen Europa oder in einem überseeischen Lande liegt. Diese Mulles, welche den zweiten Saal besuchen, haben das Vorrecht, dass das Publicum besteht

aus lumeradschaftliches. Der Künstler steht eigentlich mitten im Publicum, neben dem Clavier, er tritt im gewöhnlichen Alltagsanzug auf, und wenn er sein Sprüchlein mitgetheilt hat, nimmt er am ersten besten Tische neben den zahlenden Gästen Platz und trinkt sein Bier. Der „Negisseur", der selber Chansonnier ist, führt die Sänger in der von Salis festgestellten, häufig durch allerlei humoristische Einfälle variierten Formel ein: „Wir werden jetzt das Vergnügen haben, unseren ausgezeichneten Kameraden, den Sänger N. N. zu hören." Der ausgezeichnete Kamerad N. N. erscheint, häufig die brennende Cigarette im Munde, lehnt sich nachlässig an das Clavier und sagt möglichst gleichgiltig: „Ich werde Ihnen ‚Die blaue Symphonie' singen." Ist der Sänger sehr bekannt, so nimmt ihm das Publicum die Mühe der Wahl ab und nennt selber das gewünschte Lied. Einige Chansonniers — wenn es hoch kommt, etwa ein Dutzend — haben wirklich Talent und ihre Lieder können sich sehen und hören lassen. Dazu gehören Xavier Privas, Gabriel Montoya, Marcel Legay und Théodore Botrel. Alle die genannten und ein Dutzend anderer haben ihre Gedichte in mehreren Bänden veröffentlicht und lassen fast jedes Jahr einen neuen Band folgen. Montoya hat außerdem einen komischen Roman geschrieben, der über dem Mittelgut steht. Privas und Montoya sind sentimentale Dichter, die in ihren Liedern allerlei Mühe darauf verwenden, die Liebe befingen — mitunter wirklich sehr schön. Marcel Legay hat ebenfalls eine große Anzahl Liebeslieder geschrieben, daneben ist er Patriot und obendrein peſſimiſtiſcher Philosoph und Revolutionär. Einige seiner Gesänge sind geradezu aufgezeichnet, und zumal wenn er sie selbst vorträgt, bleibt die packende Wirkung nie aus — dank der feurigen Begeisterung des Sängers, welche die stimmlichen Mängel überdecken läßt. Theodore Botrel schöpft ausschließlich im Borne der Volkspoeſie: er hat gar nichts Pariserisches an sich und ist durchaus Bretone geblieben, was sich schon durch die kuntgeflickte bretonische Weste zur Anschauung bringt. Wie alle Bretonen ist er clerical und monarchistisch gesinnt; bei dem Hochverrathsprocreis gegen Déroulede und Genossen trat er als Zeuge auf und exferute den Senat und das Publicum, indem er ein nach der alten wendeschen Weise „Prends ton fusil, Grégoire" gedichtetes neues Lied anstimmte, in dessen Kehrreim alle anwesenden Nationalisten einsteten. Aber er ist ein wirklicher Dichter, ein naiwes Kindergemüth, dem jeder Caboulismus fernliegt, und er nur wirklich Gefühltes und Empfundenes singt. Ich nenne noch Zeban Mirat, der bereits schon mehrere Bände veröffentlicht hat. Rictus singt nicht, sondern trägt seine „Selbstgespräche des Proletariers" in melancholisch trauriger Weise vor, wobei ihm sein langes, mageres und bleiches Aussehen und seine monotone Stimme sehr zustatten kommen.

Die Cabarets des Montmartre haben also eine gewisse literarische Bedeutung. In ihnen ist zeit der Ausenthalt der französischen Chanson, und außerdem bildet sich hier so manches ironische und humoristische Talent heran, das später zu Ruhm und Ehren aufsteigt. Alphonse Allais, der französische Mark Twain, hat sich seine Sporen im Chat noir verdient, und in dem nämlichen Local wurde das Publicum bekannt mit Gerault-Richard, dem jetzigen Führer der französischen Socialdemokratie. Denn der Montmartre ist seit einem langen Menschenalter überhaupt die Wiege der französischen Kunst und Literatur. Bei Ihren Besuchen werden Sie vergebens nach berühmten Leuten umherspähen, obgleich sie vereinzelt auch zu finden sind, sondern die Künstler vom Montmartre präsentieren immer die Kunst und den Ruhm der Zukunft. Sobald diese Zukunft aber zur Gegenwart geworden ist, wenden die jetzt berühmt und reich Gewordenen dem heiligen Berge den Rücken und ziehen in die vornehmen westlichen Stadtviertel, wo man Lakaien und Equipagen hält. Von künftig berühmten französischen Schriftstellern und Künstlern der Gegenwart haben sicherlich dreißig vor einem Menschenalter die schmalen Lederbänke der Montmartre-Cafés gedrückt. Weiter oben habe ich schon Zola, Courbet und Manet genannt; ich nannte Puvis de Chavannes, Cherôme, Jeanter und viele andere hinzufügen, deren Anfänge im Montmartre wurzeln. Und möglich kann es der Bewohner vor Augen stehen, wie einzelne Kameraden nach und nach den anderen über den Kopf wachsen und sich schließlich eine andere Sphäre aufsuchen, worauf sie alsbald in den Topf der „Musles" geworfen werden. Unter uns gesagt, oder vielmehr unter uns leise gesiastert: von hundert Bohèmes wunschen neunundneunzig nichts sehnlicher, als solche Musles zu werden, Geld, Hänser, Knechte und Pferde zu haben und im Tout-Paris und in den Gesellschaftsspalten des „Figaro" genannt zu sein. Und ich glaube, man kann ein bekanntes Sprichwort dahin variieren, daß man sagt: Junge Bohèmes, alte Musles!

Paris. Karl Eugen Schmidt

Die Woche.

Politische Notizen.

Herr v. Koerber ist, wie man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen darf, [illegible] Anhänger des Parlamentarismus [illegible] den Verschwörungen [illegible] radezu der Retter des Parlamentes. Aber wie jede menschliche Einrichtung, so hat auch das Parlament seine Schwäche. Und Herr v. Koerber ist ein viel zu unparteiischer, viel zu gerechter Beurtheiler, als daß seine Liebe für das Parlament ihn für die Schwäche dieser Institution blind machen sollte. Mit genialem Scharfblick hat er diese Schwäche herausgefunden, und nachdem er dem Parlamentarismus, wie bereits gemeldet, das Leben gerettet, strebt er seine constitutionelle Menschenfreundlichkeit noch weiter, er will dem Parlament auch noch seine Schwäche Stelle wegnehmen: das Reden.

*

Ja, das Reden, das viele Reden, das ist die Schwäche des Parlaments, an deren Heilung Herr v. Koerber jetzt seine beste Kraft zu wenden entschlossen ist. Wenn in den Parlamentsterien Herr v. Koerber im Ministerpalais an seinem geliebten grünen Tisch, von dem aus er die Welt zu lenken gewohnt ist, ein Arbeitsprogramm für den nächsten Sessionsabschnitt des Abgeordnetenhauses entwirft, so klappt alles wunderbar. Die viele, viele große, wie wichtige Vorlagen er auch in diesen Arbeitsprogramm hineinstopft, auf einen wie kurzen Zeitraum er auch die Sessionsdauer zusammendrängt, am grünen Tisch und auf dem geduldigen Papier geht's immer prächtig aus, und mit hoffnungsvollen Lobpriichen begrüßt Herr v. Koerbers Pläne das zustimmenerstrebte Haus. So wie aber das Haus zu sitzen anfangt, ist's auch mit der schönen Ordnung aus. Jede Sitzung bleibt mit ihren programmäßigen Leistungen hinter den Berechnungen des grünen Tisches erheblich zurück. Von Sitzung zu Sitzung hinken sich die Termine, und jetzt, kaum daß das Haus sich Tage versammelt ist, ist der Ausstand bereits so erschreckend groß, daß Herr v. Koerber die Hände auf dem Kopf zu Berg steigen müssen, wenn er sie sich nicht in einem Viertelstundert oder Vierundzehntel schon längst dimvoggelangweilt hätte. Und immer und immer ist es das Reden, das verfluchte Reden, was die Arbeitsfähigkeit des hohen Hauses in Unordnung bringt. Es ist ein wahres Verhängnis mit diesen Reden. Was immer in der Welt geschieht, in jedem Fall gibt es einigen Leuten im Parlament zum Reden Stoff. Passiert den Deutschen etwas Angenehmes, so reden die Czechen und umgekehrt, und widerfährt den Clericalen etwas Angenehmes, so reden die Anticlericalen und umgekehrt. Aber gereden wird immer im Parlament, solange irgend etwas in der Welt vorgeht.

*

Das ist das Uebel, das Herr v. Koerber so treffend erkannt hat. Aber mit der Diagnose hat er sich nicht begnügt. Mit gewohnter Sicherheit hat er erkannt, daß diesem Uebel nur von einer Seite beizukommen ist. Da gibt nur eins und da zwar ist der Patient, lasst sich nicht einmal nicht verhindern, selbst wenn Regierung und Parlament es einmuthig wünschen sollten. Aber daß, wenn etwas geschieht, darüber im Parlament geredet wird, das läßt sich vermeiden, wenn nur die Betheiligten, die Regierung und das Parlament, dazu entschlossen sind. Diesen Zweck dient der von Herrn Dr. von Koerber mit dem Verein mit Herrn v. Koerber für den Sessionsabschnitt bis zum 15. Juni entworfene Arbeitsplan. Herr Dr. Baernreither hat sich dadurch allein schon zum künftigen Unterrichtsminister qualificiert. Denn sein Arbeitsplan ist eine pädagogische Leistung. Das Parlament als Schule betrachtet, wird der laufende Sessionsabschnitt in drei Classen, Perioden genannt, eingeheilt. Jeder Claſſe, mit sagen Periode, ist ein bestimmtes Pensum von ersten, zweiten und dritten Zu sagungen, sowie Leistungen genannt, vorgeschrieben. Für jede Periode ist das Pensum auf die einzelnen Wochen und Tage genau vertheilt. Bleibt das Haus durch zu viel Reden an einem der stimmten Tag oder gar in einer ganzen Woche hinter dem vorgeschriebenen Abstimmungspensum zurück, so muß es am nächsten Tag oder in der nächsten Woche nachsitzen. Geschieht ihm auch recht. Denn Reden ist Faulheit und Zaſagen Arbeitswilligkeit im Koerber'schen Parlament.

*

So wäre die Baernreither'sche Studienverordnung wunderschön ausgedacht, und wenn das Parlament wirklich eine Schule wäre, könnte Herr v. Koerber einig schlafen. Aber leider ist noch ein gewisser, nicht minder hochster Unterschied zwischen Parlament und Schule zu bemerken. Wenn nämlich die Schule hinter dem Pensum zurückbleibt, so ist nur die Schuler durch Wein oder das Parlament sein Arbeitsprogramm nicht erfüllt, kann es passieren — es ist ja schon dagewesen, daß einzelne Ereignisse aus unbedeuten — daß der Lehrer, das Herr v. Koerber selbst dabei durchfällt.

Volkswirtschaftliches.

Unter den Antragen der Niederösterreichischen Gewerbegesellschaft scheint nicht gerade große Begeisterung zur die Annahme des Vorschlages aus der neuen Arbeit in derselben Zeit der Erwerbung bestehen sind die Arbeit um 8.45 und beginnen, da viele Arbeiter für Besorgungen und über Arbeit verlassen. Es scheint doch, daß die offene Lehr Arbeit des Aufenthaltsortes eine Erleichterung der Arbeiter nicht bedeutet, sondern eine Erschwerung. Es ist ja bekannt, daß die Arbeiter [illegible] Arbeit [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeiter [illegible] Arbeiter

schon insofern Anlass zu umfangreichen Discussionen, als sich darin deutlich eine Abkehr von der bisher in England aufrechterhaltenen starren freihändlerischen Doctrin zeigt. Man wird allerdings den Finanzzoll auf Zucker noch nicht ohneweiters als ein Zugeständnis an das schutzzöllnerische Princip halten können. Aber, wenn man die neue finanzpolitische Action zusammenhält mit den vielfach geäußerten Ansichten englischer Staatsmänner über einen großbritischen Zollbund, so lässt es sich nicht verkennen, dass in der breiten Masse der englischen Bevölkerung schutzzöllnerische Bestrebungen, so weit sie sich auf das rein industrielle Gebiet beschränken, einen guten Nährboden finden. Der eigentliche Kern des theoretischen Streit liegt uns augenblicklich die Betrachtung der praktischen Consequenzen, die sind den englischen Zöllen für Deutschland sich ergeben. Der Zuckerzoll, der auf den ersten Blick für unsere Zuckerindustrie denkbar ungünstig zu sein scheint, wird von dieser, entgegen der allgemeinen Annahme, verhältnismäßig sehr leicht getragen werden. Denn unglücklicherweise ist die Herrschaft unseres Zuckerfabricats eine so unbedingte, dass wir allen Grund zu der Annahme haben, dass das Kartell in Zukunft billiger exportieren und den Verlust durch höhere Zulandspreise ausgleichen wird. Recht interessant wird es sein, die Wirkung der englischen Kohlenausfuhrzolles zu studieren. Daran, dass die englische Kohle von Deutschland ferngehalten wird, ist wohl vorderhand nicht zu denken, denn die englische Concurrenzzoltohle wird augenblicklich drei Mark pro Tonne billiger angeboten, als das Erzeugnis unserer heimischen Production. Dagegen ist es nun auch sehr fraglich, dass auf dem Weltmarkte die Stellung des englischen Kohlenhandels sehr erschwert werden. In den Kreisen, die unserem Kohleninteresse nahe stehen, wird das natürlich mit lebhafter Genugthuung begrüßt, in der Hoffnung, dass Deutschland davon profitieren werde. Allein wahrscheinlicher wird in erster Linie Amerika aus diesem Zustande Nutzen ziehen, besonders, wenn nach Beendigung des Krieges eine Ermäßigung der Schiffsfrachtraten eintritt. Immerhin ist die Hoffnung auf eine kleine Verwehrung unserer Ausfuhr nicht unberechtigt, und das verursacht unseren Industriellen schwere Sorge, weil jede Vergrößerung der Ausfuhr dem Kohleninhaber neue Macht in die Hand gibt, die exorbitanten Preise aufrecht zu halten. Es ist ungeheuerlich und im gesellschaftlichen für uns, als durch den englischen Kohlenzoll die mit uns concurrierende englische Industrie billigere Kohle erhält. Die englischen Kohlenzölle haben daher hier von neuem die Kampfzufe gegen das Kohlen-Syndicat wachgerufen und man fordert es aus gar nicht übel Lust zu haben, gleichfalls einen Ausfuhrzoll auf Kohlen zu legen. Ich finde die Idee recht vernünftig, umso mehr, als man augenblicklich fast China viel Geld braucht. Wenn das Geld doch schon einmal für solche Zwecke verwendet werden soll, dann thut man wahrhaftig besser, es dem Kohlen-Syndicat im nationalen Interesse abzunehmen, als dem Staate das Brot zu verthenern.

G. B.

Kunst und Leben.

Frau Mealy aus Paris trat in unseren beiden Operettentheatern auf und fand hier — der berühmte Genius des Ortes bekam das schon lange nicht zu sehen — mit ihren Operetten Anklang. Ihre Truppe ist in der That ausgezeichnet, und sie selber eine glänzend geschulte, junge, hübsche und reichlich decolletierte Primadonna. Eine eigenartige Künstlerin, wie in der Tiermy, erstaunte sich in ihr nicht. Die Tiermy hat Ueberlegenheit, Witz und spielt mit dem Publicum; ihr stehen dafür hundert verschiedene Ausdrucksmittel zu Gebote. Der Mealy nur eines: Charme. Sie ist also nichts eigentlich Neues auch für unseren Wiener Operettengeschmack; nur in der Art ihres Charmes ist sie neu. Ihr Gehen, ihr unausgesetztes Umpfeifchen der Arme, ihr Zurückwerfen des Mopfes, alles das in von einer Affectation, die wir bezeichnend finden, da sie uns nicht gefünstelt ist. Die Mealy wäre keine Pariserin, wenn sie nicht überall die Gegenstände, in der charmantesten Weise durch Berührt ist verdüftigen. Im letzten Act der „Madame Mephisto“ z. B., mit einem kurzen Reckchen, das rasch wieder in einer Art bewegsichem Bogelschwung verlangert ist: sie begleitet damit recht empfindungsvoll ein Marschlied.

A. B.

*

Wien hat nun doch eine würdige Verdi-Feier veranstaltet, deren Zustandekommen es allerdings nicht den sonst maßgebenden musikalischen Persönlichkeiten und Vereinen verdankt, die zur Abhaltung einer solchen Feier längst sinnlichkeit verpflichtet gewesen wären. Italienische Sänger haben uns unter der Leitung Pietro Mascagnis eine Auswahl aus den Werken des Meisters gegeben, die in vielen Beziehungen von der Art, wie lyrische Kunstwerke wiedergegeben gepflegt sind, abwich. Der Gesang alla Zeiten wirkte die Zuhören einer kaum unterbrochenen Action, eine oft ganz deutlichen Mimik, und man von einer theatralischen Art des Singens sprechen. Die Feier Gesangsleistungen waren hervorragend, ja, man möchte sagen, bewundernswert, so dass die tadellose Ausdrucksweise des Italienischen kaum auffiel. Auf die Italiener ist die gewisslich schöne Prahlung, weil in ihrem Temperament begründet, wie sie auch die anderen. Zu dramatisch durfte der Zuhörer nicht werden, aber Schönheit Singens kann genügen werden, wie dem dem unvergesslich Zauber der Scene auf Verdi's Leichenbegängnis, da sie das Zuhörerinnen des Tedeums anstimmten, schon Schauder, über die Situation nicht minder mit deutschen Stärkung gerührt, wie der Gesang jener Tausende des gewaltigen Chores, schien durch die Kuppel der Kirche zu dringen, dem ganzen Publicum, in das Verstummen des Tedeums ein Schauer, der Ergriffenheit, Andacht und Ehrfurcht, die in Augen Stunden empfunden, zu Ausdruck gebracht. Auch die Orchester-Leistungen waren durchaus gute, die Solisten, Frau Mascagni, Frau Tetrazzini, die Herren Tedeschi und Pini-Corsi, sangen mit Begeisterung und Hingebung, und der Componist selbst dirigierte mit Feuer und Temperament. Das Publicum, das den Saal bis auf den letzten Platz füllte, spendete reichen Beifall, der sich zu Ovationen steigerte, als Mascagni selbst dirigierte. Es ist nur zu bedauern, dass diese Feier nicht in einem größeren Rahmen stattfand, dass nicht ein Chor und ein Orchester mehr zur Verfügung standen, um auch die Chöre und Orchesterwerke Verdi's zu Gehör bringen zu können. Es wäre dann eine Feier geworden, die in ihrer Großartigkeit und Erhabenheit unvergesslich geblieben wäre.

*

Die Cléo de Mérode trat in einem Wiener Variété auf. Sie fand an dem Abend, da ich sie sah, kühle, fast enttäuschte Aufnahme und ich habe mich darüber nicht gewundert. Man kennt ihren Ruhm. Man weiß, dass sie in Paris ein vielbegehrtes Gesellschaftsmitglied der Theater- und Gesellschaftsmode ist. Und mit Neugier lässt man sich erzählen, dass sie mütterlicherseits eine Oesterreicherin und (die Recherche nach dem Namen wollen wir uns selber verbieten) die Tochter eines Hofbetriebsrichers ist. Alles das war interessant sein. Aber auf der Bühne wird diese gesellschaftliche Specialität — nach der man in Paris und Brüssel den künstlichen Ehrentitel „Léopold“ in Umlauf gebracht — auf der Bühne wirkt sie weder als Specialität, noch interessant. Verwöhnte Herren und auch Künstler mit verfeinerten Sinnen mochten sie schön und merkwürdig finden, ich glaube nicht, dass sie das Publicum, das soll das Publicum eines Variétetheaters in der Vorstadt zu Wien mit ihr anfangen? Ein Object für Künstler ist nicht dasselbe wie ein Object der Kunst. Dies anzunehmen wäre ein Misverständnis. Eine „Tänzerin“, die nicht tanzt, sondern nach einem unsichtbaren Tanttöschen gelassen schreitet, eine „Schönheit“, die wie ein magerer Knabe in Trikots steckt und mit dem Ausdruck eines Antinaturalisten bescheiden melancholisch sich zeigt — eine Aufsinierie, wie Fräulein Cléo, verlangt von uns Nachsinnen. Wir sollen die Stimmung mitbringen, dass sie uns gefalle. Wir sollen die Künstler sein und sie nur ein eigenartiges Modell. Sie appelliert im Grunde an unseren Snobismus. Möge sie uns nicht verachten, wenn wir lieber ehrlich sind.

Alfred Gold.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Paul Hervieu liebt die Thesen. Wenn er ein Theaterstück schreiben will, denkt er sich zuerst eine hübsche allgemeine Wahrheit aus, und dann erfindet er dazu die nöthigen Personen und Ereignisse. Diese Methode ist bei ihm nie so deutlich zum Ausdruck gekommen, wie in seinem neuesten Werke: „La courte de flamberge“, das im Vaudeville, dem Theater der Mégane, einen großen Erfolg gehabt hat und wohl in dieser Saison nicht vom Zettel verschwinden wird. Der Titel des Stückes ist einer von denen, die man erklären muss: wir uns der „portugaede Rath“ des Stückes mittheilt, erzählt Lukrez von Fackelträgern, die bei Festen umhergingen und ellenlos weiterbrannten, sobald sie die Flamme erhalten haben, ohne sich um den zu kümmern, der ihnen das Feuer gebracht hat, einzig bedacht, ehrerbietig die Flamme weder einem anderen mitzutheilen. Bei Hervieu ist das Flamme das Leben, und wir sind die Fackelträger: wir verlassen unsere Eltern, die uns das Leben gegeben haben, und wenden uns den Kindern zu, die später uns verlassen werden. Die These des Stückes ist also, dass die Liebe der Eltern zu den Kindern ungeheuer ist, während die Kinder ihre Eltern nur so aus Gewohnheit und Bücksichtslosigkeit lieben und sie verlassen, sobald sie jünger sind. Dieser Satz wird im ersten Act von dem an seinem dieser Thesenstücke arbeitenden Autor singen Herrn, den ich oben den vortragenden Rath genannt habe, weitläufig und geistreich auseinandergesetzt und begründet, und dann wird er in den drei folgenden Acten bewiesen, bis wir am grauen Ende angelangt sind, wo der Autor triumphierend ruft: Quod erat demonstrandum.

Das neue Stück des Odeons, „Pour l'amour“ von Auguste Dorchain, ist ein neuer Beweis für die Unfähigkeit der Leiter des zweiten französischen Nationaltheaters. Es ist das eine Räubercomödie, die im Lande der armen Spanier spielt, denen man allen romantischen Blödsinn aufgebürdet hat. Ein Mönch hat Unrecht und Gewalt gelitten und rächt sie im Verein mit dem Bastard des Carlos, so heißt der Sohn, flicht schließlich seine Strafmittler und wird mit den Seinen selber den Galgen. Ein recht mittelmäßiger Schauerroman, wenn Victor Hugo ihn geschrieben hätte. Dorchain, der nur ein mittelmäßiger Dichter ist, hat sein Stück, wie es die classische Richtung in Frankreich erfordert, in Versen geschrieben, die nicht allzugut sind, aber die Mittelmäßigkeit haben doch gestern Beifall, und einige echt gut gemachte Applaudissen wird Don Miguel und Don Carlos wohl erleben.

N. E. Schmidt.

*

Man schreibt uns aus Innsbruck: „Die Nacht von Lepreca“ heißt der Dichter, der sich Montagnes nennt, und der in drei Acten in der Nacht vom 24. zum 25. April 1901 in Innsbruck zu Gehör kam. „Die Nacht von Lepreca“ wurde zu Turin, Mailand und Florenz mit ungeheuerlichem Erfolg von einem Dichter gemacht, der nicht Dichter ist, und dies Stück ist auch dazu geschaffen, gelesen und nicht gehört zu werden. Denn die ganze, die unerwünschte Macht liegt in der Musik, wie sie Dichter Verdi singt. Der bisher berühmte Librettist, der Herr Piave, hatte sich in seiner Form an die italienische Oper gewöhnt, die Verdi's Meisterhand umgestaltet hat. Und ein Stück, das Verdi nicht zu componieren brauchte, das ist ungeheuer tief. Der Vorhang geht auf, und man sieht — Nichts. Nachdem Barbaldi den Beginn seiner Liebe zu Lucrezia in der Scene Turin erzählt hat, beginnt er sich auf Lucrezia zu stürzen, und in der Tat, Nachahmung wieder zum leichten Schluss, Lucrezia Borgia, sie ist Schuld, sie flieht, verfällt [illegible] Lucrezia Borgia, sie ist entschuldigt. Die er entgegebracht hat; [illegible]

Gelegenheit, die wichtigsten Ereignisse im Leben Garibaldis Revue passieren zu lassen, bis zu den Schlachten in Sicilien, dann gelangt er mit einem raschen Uebergang zu der Belagerung von Rom und dem heldenmüthigen, verzweifelten Kampf gegen die Soldaten der französischen Republik. Da, mitten in der Nacht und während die Bilder der Vergangenheit ihn umschweben, verwinmt er ein Wiehern: es ist ein verlassenes Fohlen, das nach seiner Mutter ruft. Er eilt ins Dunkel hinaus, sucht es, findet es und geleitet es in den Schaffstall zurück. Inzwischen graut der Morgen, und der Held verschwimmt blassend die blutenden Worten. Mit dem idyllischen Bild schließt dieser Abstieg der Canzone. Also war man bereits an dem friedlichen Ausgang erschöpft, ist der D'Annunzio von heute wesentlich verschieden von dem Dichter der „Lust" und des „Poema Paradisiaco", in welchem letzteren der Cultus der Form umbarmherzig herrscht und die Formel „L'art pour l'art" auf die äußerste Spitze getrieben ist. Heute hat sich der Dichter entschlossen, einer volksthümlichen Idee zugewendet, von der er vor einigen Jahren in den „Odi Navali" eine kleine Probe gegeben. Heute gibt es kein Ereignis, welches das Herz der Nation heftig bewegt, das er nicht in Hymnen verherrlichen würde, die wie die Stürme der Alpen das Land durchbrausen. Die Ode auf den Tod des Königs Humbert, auf die Befreiung Roms, auf den Tod von Giuseppe Verdi bewiesen, daß er die Absicht hat, Italiens Nationaldichter und der Nachfolger des großen Giosuè Carducci zu werden, der ihn öffentlich dazu ernannt hat. In der „Canzone di Garibaldi" verlischt er sich episch, oder besser gelagt in einem Gemisch von Epik und Lyrik. Und wie Vorwurf eignet sich trefflich dazu: denn die Thaten Garibaldis, obgleich sie noch der jüngsten Vergangenheit angehören, verblüren sich in der Erinnerung des Volkes bereits zur Legende, und man muß bekennen, daß die Kunst unseres Dichters sich des großen Gegenstandes würdig erweisen hat.

Giuseppe Lipparini.

Bücher.

William Fischer: Kirche, Staat und Gesellschaft am Ausgange des Mittelalters. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1901.

Eine populäre Darstellung vom herkömmlichen lutherischen Standpunkte aus, die den Führern der Los von Rom Bewegung umso mehr zur Verbreitung empfohlen werden kann, als sie nicht in polemischer Absicht geschrieben und darum frei von Gehässigkeiten ist. Gegen den Schluß hin schreibt der Verfasser: „Die romantische Fabel des neunzehnten Jahrhunderts führte zum russischen Nihilismonstanismus, welch das Extrem des Humanismus führen kann, zeigt der russische Nihilismus. An dem Problem, die humanistische und die christliche Weltanschauung zu versöhnen, arbeitet die Welt seit Luther bis auf den heutigen Tag." Bloß diese Proben? Haben wir nicht auch noch den materialistische Entwicklungstheorie, den Pessimismus, das Uebermenschenthum, den Socialismus und verschiedene andere Weltanschauungen von minderer Bedeutung?

—c

The Times History of the War. London, Times-Office.

Die „Times" ist schon vor mehreren Jahren auch unter die Buchverleger gegangen, und wer schulden ihr einige vorzerssliche Werke, wie zum Beispiel den großen „Times Atlas". Wenn sie nun aber als Verlag an einen historisch-politischen Gegenstand herantritt, in dem sie als politische Zeitung nicht nur von Anfang an einen stark ausgeprägten Parteistandpunkt eingenommen, sondern bei diesen Zustandekommen und Gestaltung sie zugleich sehr aktiv gewesen, so darf es uns kaum überraschen, in diesem „geschichtlichen" Werke denselben Parteistandpunkt beobachtet zu finden. Doß können wir aber auch von vornherein umso mehr verfügen sein, wenn wir sehen, was für Leuten die Bearbeitung der einzelnen Perioden und Geschehnisse des Burenkrieges selbst und dessen, was dahin geführt hat, anvertraut worden. Das Werk besteht aus fünf dicken Bänden; und die Verfassung der ältesten Geschichte ist C. F. Aurrn übertragen, der seiner Aufgabe im ganzen durchaus gerecht wird und in Sachen des großen „Treck" im Jahre 1837 und dessen, was dahin führte, sowie in Sachen der ersten britischen Annexion des Transvaals offen auf die Seite der Buren tritt. Aber was können wir schließlich erwarten, wenn die Greise, die zu den James-Raidern zählten, von einer Miß Stan Davis bearbeitet werden, die damals als Mitarbeiterin der „Times" und treue Bundesgenossin eines Rhodes erwiesenermaßen eine schwerwiegende Hand in dem tückischen Spiele hatte; wenn die Schilderung der Uitlander-Agitation einem Manne wie Bloemfontein übertragen wird, der von Rhodes mit großem Gehalt engagiert worden als Lenker der zu diesem Zwecke in Johannesburg eingerichteten Presse, und diese Agitation ins Werk zu setzen, was leiner ebenso geschickten wie unscrupulösen Hand so trefflich gelungen ist. So ist das ganze große Werk nur dazu angethan, den Engländer, der alles, was von der „Times" kommt, mit so großem Vertrauen entgegen nimmt, immer wieder aufs neue hinters Licht zu führen. W. F. B

Dr. William Scharling: Bankpraktik. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1900. 371 Seiten.

Bankfreiheit, privilegierte Centralbank, Staatsbank ist die offene Frage, mit welcher sich gelegentlich auch die Oeffentlichkeit beschäftigt. Aus dem ursprünglichen freien Bankbetriebseinrichtung entwickelte sich, gewiß auch ohne Einwirkung der sich centralisierenden Staaten, die privilegierte oder monopolistische Centralbank und Zettelbank, welche die Privatnotenbanken absorbierte, und gegenwärtig geht die Tendenz dahin, dem Staate gegenüber Einfluß auf die Notenbanken einzuräumen oder, deshalben auf in Staatsbanken mit einer mehr oder weniger demokratischen Wirtschaft, namentlich einem absolutistischen Theorienstaat, umzuwandeln. Die Bankfreiheit einzelnde der Errichtung kleiner Notenbanken, welche sich den Localverhältnissen gut anpassen konnten, wodurch die Zahlung einer reichlichen und oft auch nöthigen geleisteten Centralbank dies nicht umfassende ist, wenn mit großbanken und anderen Mängeln in überwiegender Zahl zur Einbeziehung übergegang, so ist es theilweise auf die erst neuere, größere Staatsgebiete umfassende Gesetzgebung und den uniformierenden Einfluß des leichteren Verkehres zurückzuführen. Auch haben die kleinen Banken des Mehrbankensystemes bei Krisen in der Regel noch vor der starken Centralbank versagt und wenn wieder die Gegner einer solchen anführen, daß es meist ungeschickte, dictatorische Verfügungen der Regierung waren, welche die Centralbanken aufrecht hielten, darf man auch nicht übersehen, daß dieselben Regierungen durch erzwungene Anlehen die Banken in solche Lagen gebracht hatten, und daß die kleinen Banken von solch militärischen Eingriffen mehr verschont blieben. Scharling hat sich in seinem Werke die Aufgabe gestellt, vorliegende einer objectiven Kritik, und gelangt zum Resultat, daß die Bankfreiheit, einen friedlichen ungestörten Wirtschaftsgang vorausgesetzt, als das gesündeste System zu betrachten ist. In einem historischen Ueberblicke, welchen die Erklärung des Wesens der Bankthätigkeit, der Note und die nöthigen vorläufigen Begriffe einen Bemerkungen vorangehen, behandelt er die englische, französische und deutsche Bankgesetzgebung, geht dann zu den Banken von Schweden, Dänemark, Norwegen und den Vereinigten Staaten Nordamerikas über, um zum Schlusse auf die Gegensätze der herrschenden Systeme zu kommen. Es finden hierbei die einschlägigen Fragen, zum Beispiel die Discontopolitik, die Deckung der Noten und das Verhältnis der Bank zum Staat gebührende Beachtung. Das Buch ist eine ehrliche Arbeit, gewandt geschrieben und umso verdienstlicher, da mit kein Buch aus neuerer Zeit besitzen, welches sich so eingehend mit der Bankpolitik beschäftigt und ein so allgemeines Bild darbietet. Es ist daher zu dem Zwecke eben nur eine gute Anlaß der jeweiligen Verhandlungen über die Verlängerung der Bankprivilegien entstandene Gelegenheitsliteratur zu verzeichnen.

Karl Zoël, Professor in Basel: Philosophenwege. Ausblicke und Rückblicke. Berlin, Heyfelder, 1901. 308 S.

Die kantische Scheidung der Philosophie in ihren „Schulbegriff" und ihren „Weltbegriff" ist für den Beobachter des geistigen Lebens in den letzten Jahren außerordentlich lehrend geworden, seit die Hingabe an den technischen Fortschritt, der die objective Cultur unserer Zeit bezeichnet, allmählich der Besinnung darüber weicht, was sich mit ihm doch nur um die Mittel des Lebens, und zwar des äußeren Lebens handelt, deren Vervollkommnung unsere eigentlichen Werte und Zwecke nicht nur nicht erhöht, sondern sie oft genug überdeckt; seit auch der sociale Enthusiasmus in weiten Kreisen eine leise Enttäuschung zurückgelassen hat, weil er, bei allem praktischen Werte, die Tiefe des Individuums und dessen Sichselbst gehören entfremdet, fortdem richtet sich das Gemüth vieler wieder der Philosophie zu, verlangend, daß sie ihnen den Sinn des Lebens deute, daß sie aus der Vielheit und Wirrnis an der Oberfläche unserer Existenz ein Senkrecht in die Tiefen schicke, daß ihr Gedankengitt sich wieder zu einem Weltgerüste entwickle, in dem sich die Wissenschaften, ohne zugleich mehr ist als Wissenschaft. Und hier zeigt sich nun etwas sehr Merkwürdiges, für den gegenwärtigen Geist Bezeichnendes. Es scheint, als ob jenes Bedürfnis nicht nur durch eine große Synthese, die den ganzen Umfang unseres Wissens und Könnens in einem Gedankenbau zusammenfaßt, als durch das aus einem Grundgedanken heraus construierende philosophische System stillbar wäre; als verlangte man weniger nach einem bestimmten Abschlusse, der der Mannigfaltigkeit des Lebens immer etwas abstract, in einer allzugrossen Tiefung gegenüberstehen müsste, als vielmehr nach einer Bewegung auf ihn hin, nach einer — so heutigen Tages möglichen — Verbindung des Denkens, die zu einer Mehrheit vorläufig letzter Gesichtspunkte führt. Die Empfindung scheint aufzukommen, als hätte das Leben nicht nur einen Sinn, sondern als fuhren seine verschiedenen Interessen- und Stimmungsprovinzen auf verschiedene Fundamente, von denen sicherlich keines definitiv ist und deren Verschiedenheit und Sich-weder-vereinen-und-Sich gegenseitig ergänzen die fundamentale Einheit früherer Philosophien ersetzt. In dieser Epoche des philosophischen Lebens, in der es mehr auf die Beherrschung der Einzelwirklichkeiten durch Ideen überhaupt, als auf eine bestimmte Idee ankommt, mehr auf den philosophischen Prozeß, als auf einen bestimmten Inhalt seiner, ist das Buch Zoëls von typischer Bedeutung: es wird vielen, die jene angstvolle Frage nach dem Sinn des Lebens stellen, den Weg zeigen, ohne doch das Ziel vorzuzeigen. Es enthält Vorträge und Abhandlungen unter den folgenden Titeln: Die „Zukunft der Philosophie: das philosophische Zeitalter; die Ideen der Platonischen Philosophie; die Sphinx des Peisimismus: Stirner; Philosophie und Dichtung. Die alle verbergieren nicht in einem philosophischen Lehrbuche, im „Schulbegriffe" der Philosophie, aber in ihrem „Weltbegriffe": sie zeigen die Arbeit einer eminent philosophischen Persönlichkeit an ganz verschiedenen Punkten des Geschichte, der tatsächlen Complexion, der Literatur aus zu dem eigentlichen Sinne der Erscheinungen zu gelangen, d. h. sie auf ihre all gemeine Idee so weit umzuschauen, daß gerade nur individuelles Gültige in seinem Rechte begründet wird. Die Synthese zwischen dem Allgemeinen und dem Individuellen, zwischen Begriff und Begriffen, die unsere Philosophie nach einer neuen Proportion ringt, hat hier zum Beispiel in der Anwendung auf die Kranentrage oder auf das Phänomen Stirner vielleicht das Bemerkenswerteste ergeben, was diesen Problemen für die Deutung des Lebensginnes bisher abgewonnen ist. —mm

Anton Tschechow: Ein bekannter Herr. Humoristische Skizzen. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Bin dimer Cyanillow. Gesammelte Werke, Band I. Buchschmuck von J. Brinckmann. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901.

Unser Erzählgeschick spricht zum Leser Abwandlung und ist in seinen einander folgenden Stufen ein Gradmesser für die Reife des Lesers. — Je bedeutsamer alles Gewöhnliche und Schlichte, jeder Handgriff, jedes Wort in seiner Symbolkraft, die immer kühner Zusammenhänge ahnen läßt, aber der Sprache, welche Kunst ist, zur Gestalt wird, desto reifer ist der

Digitized by Google

in Deutschland liebgewonnen; dieses Buch wird ihm neue Freunde schaffen. Briefsländers Kopfscheiben sind witzig, mit zu scharf; Briefsländer gibt Satire, wo Tischchows feinen Humor leuchten lässt.

D. Bach.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" (April). Professor Hermann Klaatsch wirft auf Grund neuerer Forschungen wieder einmal die Frage auf: „Stammt der Mensch vom Affen ab?" Fälschlich Darwin zugeschrieben, stamme diese Abstammungstheorie eigentlich von Haeckel, der mit seinen Berliner Forschungen, den Menschen mit den jetzt lebenden Affen zu verknüpfen, doch nicht sehr glücklich gewesen. So unzweifelhaft die innere Verwandtschaft der menschlichen Organisation mit der sonstiger Säugethiere ist, so gewiss ist es, dass die jetzt lebenden Menschen nicht von einer bestimmten, noch bestehenden Säugethiergruppe abstammen. Wahrscheinlich ist nur, dass Mensch und Affe die Abstammung gemeinsamen Lebensbedingungen sind und sich nur in verschiedenem Grad entwickelt haben. Dem Verfasser scheint es sogar, dass die Affen eine degenerierte Abart dieser Stammgruppe vorstellen, während sich diese Eigenthümlichkeiten im Menschen getreulich erhalten haben; der Affe sei eigentlich ein degenerierter Mensch und umso unvollkommenähnlicher, je weniger er verloren hat. — General Baratieri schreibt über Afrika im zwanzigsten Jahrhundert.

In einem der letzten Hefte der nach dem Tode Jacobowskis nunmehr von Dr. Arthur Seidl-München übernommenen Zeitschrift **„Die Gesellschaft"** stellt Hans Landsberg eine Betrachtung über Dichter und Philister an. In keinem Lande sei die Kluft zwischen dem Künstler und dem Publicum tiefer als in Deutschland. Das Aufblühen der Städte und des Bürgerthums förderte diesen Zwiespalt schon Hans Sachs ist zweifelloses ein Philister, trotz seines derben Humors. Seinen Höhepunkt feierte das Philisterthum im achtzehnten Jahrhundert. Die Geistlichen der Dichterfürsten: Gottsched, Gellert, Zillauf, Voß; diese angesehenen Schriftsteller sind die classischen Beispiele dafür; nicht einmal Schiller war frei davon und vielleicht war gerade das Philiströse in ihm — das Betonen des Moralischen, die Absichtmässigkeit — das, was ihn so ungemein populär machte. Goethe kämpfte kräftig von früh auf gegen den Philister, aber eigentlich erfolgreich wurde er erst von den Romantikern bekämpft, und Tieck, Brentano, Platen gebürt dabei das grösste Verdienst; die Romantik ist überhaupt als der Hohepunkt des Antiphilisterkampfes anzusehen; nicht umsonst wurde mag Heine als Romantiker des Vormärz bezeichnet. Gegen Ende des Jahrhunderts war es erstens eine Verschiebung der Gesellschaftsordnung ergab und zweitens der Sache wirksame Vorkämpferinnen schuf, da das Weib kraft seiner impulsiveren und weniger verstandesmässigen Natur besser zum Philisterhassen neigt, als der Mann, und sich leichter über die Convention hinwegsetzt. — Major Gerstäcker erzählt von seiner ersten Begegnung mit Oberstlieutenant v. Egidy im Jahre 1891.

„Das neue Jahrhundert" bringt in Nummer 25 einen Aufsatz von P. Lindenberg über die kleine „Italienische Republik" San Marino, einen der ältesten Staaten der Erde. 1000 Fuß über dem Meere, auf einem schroffen Felsen gelegen und durch Festungsbauten vor allen Angriffen geschützt, war San Marino schon im Mittelalter häufig die Zufluchtsstätte von Flüchtlingen, und 951 suchte König Berengar dort Schutz vor Kaiser Otto I. Später damals lebenden Papst Paul von Bürgern die politischen und socialen Angelegenheiten des Ländchens und gab ihm eine Verfassung, die sich bis heute fast unverändert erhalten hat. Als Napoleon I. im Jahre 1797 nach Italien kam, schickte er seinen Diplomaten nach San Marino, um der Freundschaftsbund zu schließen zu entbieten und sie zu fragen, ob sie ihre Grenzen zu erweitern wünsche, ein Anerbieten, das von ihren Regenten höflich, aber bestimmt abgelehnt wurde, mit der Versicherung, San Marino sei ganz zufrieden mit seinem Bestand. Es hat auch bis zur Stunde allen Grund dazu, denn es ist der einzige Staat der Welt, dessen Bewohner keinerlei Steuern zu entrichten haben, da seine Einnahmen seine Ausgaben stets übersteigen. Sein Schul- und Krankenwesen existiert sich der besten Pflege; es besitzt über ein Museum, eine reiche Bibliothek, naturwissenschaftliche Sammlungen und Antiquitäten. Seine beiden Präsidenten werden jährlich am 1. April durch den Generalrath, der sich aus 20 Abgeordneten zusammensetzt, gewählt und haben nach Ablauf ihrer Amt unentgeltlich. Die Justizpflege sowie der Sicherheitsdienst in Ortschaften anvertraut, aber die Gendarmerie haben wenig zu thun. Ueberdies besteht auch eine Miliz von etwa 1000 Mann unter dem Befehl des tüchtigen früheren Artilleristen Federico Borgesi.

„Revue blanche" März und April: Geschaute Dinge. Ein bedeutsam erscheinendes Werk des Antisemitenmalers Drumont: „Der Untergang des Egoismus". Es ist eine Sammlung von Essays, die Drumont in verschiedenen Zeiten geschrieben und nun zum Theile, gemäß der unbeirrbaren politischen Entwicklung, umgebessert hat. Auch ist es sehr bezeichnend, dass ein journalistischen Artikel über Heine, der Entwurf in der von Heine verabscheuungswürdigsten „Bäder" erblicken, ein Abschnitt abgelegt wurde, weil Drumont sich irrundet, dass die Kaiserin Elisabeth so große Vorliebe für den Judenn Heine gefasst. Der Band enthält Betrachtungen verschiedener Art, Aufsätze und sogenannte Essays nicht zweifelhaft Werth, Kühn Neuheit hat sich der Verfasser darüber, dass Drumont sich bestimmt, auf die Arbeiter Jagd von Arbeiter und Bauer Jagd beginnt; als Drumont als Jagd

„Er ist ein nobler Kerl, ohne alle Kleinlichkeit," sagte ich, „das ist wohl wichtiger."

„Aber . . . capricieux, n'est-ce pas?"

„Ja, wie alle verwöhnten Menschen."

„Wer verwöhnt ihn?" fragte sie. „Sie meinen die Frauen? Das sagt man so schnell."

Damit glitt das Gespräch von meinem Vetter fort und gerstatterte nach allen Richtungen.

Etwas Zierliches und Quecksilberhaftes war mit ihr ins Haus gekommen und alles war von da an in Bewegung und Erregung. Schon am nächsten Morgen kam sie zum Frühstück, bestündt und blutrotb; sie war bereits um vier Uhr früh mit dem jungen Hans Glättner ausgeritten. Der Junge sah einigermaßen verlegen aus. Sie neckte ihn später damit, daß er ihr absolut nicht habe folgen wollen.

„Aber solche Wege reiten, ist Tollheit," sagte Hans.

„Wenn man keine Courage hat," sachte sie.

Hans wurde dunkelrotb. „So was dürfen auch nur Sie sagen, gnädige Frau . . ."

„Also sagen wir, wenn man nicht reiten kann."

Hans wußte keine Antwort zu geben.

Ein paar Tage hatter kam mein Vetter von der Waffenübung zurück. Sein sonst blasses Gesicht war sonnengebräunt, er sah vortrefflich aus. Er kam abends aufs Land hinaus und bald sah ich ihn und Marion wie alte Freunde in langen Gesprächen im Garten umhergehen. Ich sah das von meinem Fenster, an dem ich arbeitete. Es waren allzeit junge Leute genug im Haus und ich zog mich meist zurück, da ich mich nicht zu den Gewandten zählen konnte.

Am Morgen nach der Ankunft meines Vetters machten wir einen Ausflug; nur Ernst, Hans und ich mit Marion, denn die Mädchen erwarteten Gäste und waren nicht mitgegangen. Es war ein frischer, schöner Morgen. Madame Kellner gieng ausdauernd und schnell mit kurzen, anmuthigen, gleichmäßigen Schritten; Ernst wich nicht von ihrer Seite und Hans folgte, ohne viel zu reden, nach. Uebrigens sprach niemand viel, nur Marion gab hie und da kurze Befehle, die von beiden blind befolgt wurden. Auf einmal — sie stand am Grasrand über dem Wege — hob sie beide Arme hoch in die Luft und jubelte. Nicht gar zu laut, aber so plötzlich und wild, daß es mir durch Mark und Bein gieng. Sie aber ließ die Hände wieder sinken und sah mit einem ganz eigenen Ausdruck auf die zwei bebenten Jungen herab, die wie gezähmte wilde Tiere ihr folgten. „Circe," dachte ich. Dann gieng sie mit Ernst weit voraus, und beide sprachen leise und eifrig miteinander. Wir waren gerade vor Sparbach, als Ernst sich plötzlich mit gepreßten Lippen umdrehte und sagte, er gehe zurück, er müsse nach Wien ins Laboratorium. Dabei sah er Marion mit festen, bösen Blicken an.

„Wenn Sie durchaus müssen, will ich Sie nicht halten," sagte sie, und er gieng, nachdem er mir kaum die Hand gereicht.

„Kommen Sie, Doctorn," sagte sie zu mir, „leiten Sie liebenswürdig, lassen wir diesen faden Herrn und gehen wir hinüber nach Baden, ich möchte so gerne Baden wiedersehen und Freunde dort besuchen."

„Da können wir aber nicht zum Speisen zurück sein."

„Das macht nichts, so gehen wir eben durch — fürchten Sie sich, mit mir durchzugehen?"

„Nein," sagte ich, „und wenn Sie es wünschen, so will ich Sie begleiten."

„Ei vous, Hasserle?"

Der Junge wäre gern mitgegangen, aber er hatte einen Kameraden zum Mittagessen geladen, und so entschloß er sich mit schwerem Herzen gleichfalls umzukehren: er nahm Abschied und lief mit seinen langen Beinen hinter Ernst her, um ihn noch einzuholen.

Wir waren nun allein und schritten darauf los. Die Conversation war keine lebhafte. Es war mir nicht gerade angenehm, Lückenbüßer zu sein.

Ich weiß, daß ich dachte: so möchte ich allein sein für den ganzen Tag, unter Laub und Himmel, im Schatten und Sonnenschein mit einer Frau, die ich liebe, und nicht mit einer, die mir gleichgiltig ist. Und ich weiß nicht, ob mir das erst heute nachträglich so scheint, oder ob es mich schon damals durchzuckte: eine Art Vision, als ob dieser Weg der Anfang eines sonderbaren Romanes wäre, und als ob ich dunkel, wie ein Buch, dessen Inhalt ich errieth, die Zukunft voraus gekannt hätte.

Ich weiß noch, daß es in jenem Jahre früh Herbst ward, daß unzählige trockene Blätter auf den Wege lagen und unter unseren Füßen rauschten, daß ich ein paar Schritte links von ihr gieng, die Cigarre im Munde, den Mantel schleppend, den lichten Strohhut, den ich trug, bald auf dem Kopf, bald in der Hand, während sie weiter rechts dahinschritt, unaufhörlich Cigaretten rauchend, die sie aus einem kleinen silbernen Etui nahm, hie und da ein französisches Lied vor sich hinsummend, die und da eine Frage an mich richtend nach meinen Arbeiten, nach meinen Aussichten, nach meiner Vergangenheit, nach meinen Geschwistern, nach Ernst, nach allem, was ihr einfiel.

In Siegenfeld kehrten wir in einem Gasthaus ein, sie hatte plötzlich Eile und ich mietete einen Wagen. Ein leichtes „Kutschierwagerl" wurde eingespannt, der Kutscher saß vorn; auf der Bank hinter ihm sie und ich. Das grüne Laubdach schloß sich über uns, und es gieng steil abwärts, die Räder kreischten an der Bremse. Der Wagen rüttelte auf dem unebenen Weg, so daß wir uns an den Eisenstangen, die den Lederdach umgaben, festhalten mußten und jeden Augenblick heftig aneinander gestoßen wurden. Das machte ihr sehr viel Spaß, sie lachte beständig; aber als wir uns der Stadt näherten, wurde sie wieder ernst, und plötzlich, in einer der ersten Gassen ließ sie den Wagen halten, sprang leicht herab und fragte mich, wo ich sie erwarten wolle, sie gehe jetzt ihre Besuche machen. Ich war ein wenig entlüstet, sagte aber nichts und fuhr allein in ein Gasthaus speisen. Dann gieng ich ins Cafe Schopf, und zwei Stunden später erschien sie am Arm eines langen Herrn, den sie mir vorstellte; den Namen habe ich vergessen. Sie hatte ein sehr gewöhnliches Gesicht und einen Schnurrbart, den er beständig drehte. Wir sprachen kaum ein Wort, da sagte sie schon: „Es ist Zeit, daß wir auf die Bahn fahren, sonst verläumen wir den Zug. Adieu, mein Freund!" rief sie ihrem Begleiter zu, und wir fuhren zum Bahnhof. Als wir im Coupé saßen und nach Mödling fuhren, sagte sie plötzlich auf die Stadt zurückweisend: „Diese Stadt ist voll Erinnerungen für mich. Dort auf jener Straße ist einmal ein Mann erschossen worden, mit ist als müßte ich ihn jetzt sehen — und in dieser Villa, die dort hervorsieht, habe ich ihn erwartet. Dort habe ich ihn zum letztenmal gesehen. Das war sehr merkwürdig. Er war roth und böse, und ich habe nicht gewußt, ob ich weinen soll oder lachen. Dann sind wir noch einmal in ein Zimmer der Villa gegangen, das wir sehr lieb hatten — und dann haben wir uns nie wieder gesehen. Das war ein sehr merkwürdiges Erlebnis."

Ich war wohl überrascht durch diese unerwarteten Confidencen, dennoch waren wir auf diesem gemeinsamen Weg, oben viel zu sprechen, so sehr Kameraden — das ist das richtige Wort — geworden, daß es fast begreiflich war. Wir waren als Fremde am Morgen ausgegangen, und war es nur das Gepäude, war es der einsame freie Weg oder war es — ich kann mich dem nicht verschließen — die beständige Berührung unserer Körper, als uns der schüttelnde Wagen stets aneinander warf — wir waren vertraut geworden.

Tags darauf gab sie vor, Kopfschmerzen zu haben, und gieng in ihrem blauen Morgengewand umher. Ich hatte Briefe und anderes zu schreiben und that dies in einem kleinen Gartenhaus; die Mädchen machten sich im Garten zu thun. Marion stand müßig dabei und warf von Zeit zu Zeit kleine Steine in meine Laube. Von den Mädchen mochte Louise sie ganz offenbar nicht leiden, während Grethe sie sich zum Ideal, zur Freundin und Vertrauten erkoren hatte. Aber eigentlich redeten sie gar nicht wirklich miteinander. Sie sagte nur: „Leih' mir ein Briefpapier," oder „Da müssen wir hingehen," oder „In Paris, auf dem Ball bei Madame X. habe ich eine weiße Spitzenrobe getragen" und was sich daran knüpfte; allenfalls sagte sie: „Greetel, sitz' dich auf deine hübsch — zum küssen!" Gegen Abend giengen die beiden Mädchen mit Hans und dessen Freund fort, Hans gieng sehr wider Willen auf das Commando der Mama und der Schwestern mit. Sie waren schon lange fort und die Sonne bereits im Sinken, als Marion plötzlich Lust bekam, spazieren zu gehen, und mich aufforderte, sie zu begleiten.

Wir giengen den Waldweg hinauf, dem Amphytheater zu, schweigend, plötzlich sagte sie:

„Le secret, Hasserle? Nein, wenn es Ihnen lästig war, mich zu begleiten, warum giengen Sie mit?"

„Wie kommen Sie nur auf diesen Gedanken, gnädige Frau?" fragte ich.

„Nun, ich habe wohl kein Recht, anzunehmen, daß Sie, großer Gelehrter, sich für mich, das sehr unbedeutende Frauenzimmer interessieren."

„Aber gnädige Frau, ein Frauenzimmer ist nie unbedeutend!" „Irgend etwas detaritges Geschiedtes muß ich erwidert haben."

„Meist, ich mag nicht in so großer Gesellschaft bedeutend sein. Dann sind ja auch Louise und Grethe bedeutend. Ich mag die meisten Frauen nicht. Ich getehe Ihnen, Doctenr, daß mir die beiden stillen unausstehlich sind, mit ihren unwandelbaren, mit ihren Geschichten und Farben und Prüderien, ich habe diese petites bourgeoises."

Ich schwieg zuerst, dann sagte ich: „Es sind ganz gute Mädeln."

„Sie sind gut, Doctenr," sagte sie, „glauben Sie mir, aus solchen kleinen Mädchen werden ganz ausgezeichnete Reptilien, ich kenne das! und dann — — —

„Mit Ihnen möchte ich nach Italien," sagte sie, „Sie müssten mir die Ruinen wieder aufbauen und Leben in sie bringen. Wollen Sie einmal mit mir nach Italien reisen?"

„Ich wüßte gewiß kein größeres Vergnügen, gnädige Frau ..."

„Das ist nicht wahr," sagte sie, „Sie wollen nicht. Gestehen Sie, was hat man Ihnen alles von mir gesagt?" Dabei legte sie ihre Wange auf die Brustwehr und sah ängstlich fragend zu mir empor.

„Alles Mögliche," sagte ich.

„Das Schlimmste," sagte sie, und ihre Lippen zuckten, als ob sie weinen wollte.

„Ich leugne nicht, man hat mir auch Schlimmes gesagt. Was thut das? Ich gebe nichts auf das Urtheil und Reden der Menschen. Das hallt nur und verklingt, sobald ich selbst schaue."

Sie seufzte. „Wenn das wahr wäre. Aber das sagt man nur. Dann wären Sie der einzige und größer als alle andern..."

Ganz madonnenhaft erschien ihr Gesicht, als die letzten über die dunkeln Bäume noch zu uns gleitenden Sonnenstrahlen auf dem blonden Haare flimmerten; die Augen sahen suchend, verlangend, trostlos hinaus — in ihnen war nichts Madonnenhaftes. Ihre Augen und ihre verschleierte Stimme widersprachen immer ihrer Erscheinung. Anziehend und mit einem gewissen Schrecken von sich treibend war sie zugleich.

In jenem Augenblicke fühlte ich nur die Anziehung.

Sie schwieg wieder, wir standen auf der Ringmauer und sahen in die Ebene hinaus, und da, ja da — das hätte ich fast vergessen, jetzt fällt es mir erst wieder ein — da setzte ich mich zwischen zwei Zinnen und ließ die Füße hinunterhängen; sie stand an die Zinne gelehnt und sah hinab; da rutschte ein Stein unter mir und versetzte mich in jene Aufregung des Schreckens, wie sie Bergsteiger manchmal empfinden, wenn der Fels oder das Geröll nachgibt — die nur einen Augenblick dauert, aber intensiv und peinlich genug ist. Ich hielt mich mit der Hand fest und sagte: „Wenn Sie mir jetzt den leisesten Stoß geben, so stürze ich hinunter ..."

„Ich könnte Sie also jetzt tödten," erwiderte sie. „Glauben Sie, daß ich es imstande wäre? Vielleicht wäre ich es imstande." Ihre grauen Augen richteten sich plötzlich auf mich, aber wie ausdruckslos und vielleicht gerade dadurch unheimlich.

Der Himmel war grau und bleiern geworden, wir mußten uns beeilen, heimzukommen. Wir giengen anfangs und liefen bald den Waldweg hinab, über Wurzeln und Steine, lachend und athemlos. — „Es ist zu finster, ich werde fallen," sagte sie. Ich bot ihr die Hand und half ihr und fühlte oft, wie sie sich Stütze suchend an mich lehnte — — auf einmal erklärte sie, sie könne nicht weiter, ihr Herz klopfe, sie sei außer Athem.

Sie warf sich ins Gras und ich warf mich neben ihr hin, ihre Brust hob sich heftig. „Wie angenehm ist es da," sagte sie, „jetzt möchte ich schlafen." Sie schloß die Augen, aber als ich mich näher beugte, sah ich, daß sie sie nur halb geschlossen hatte und mich lächelnd ansah. Unbeschreiblich reizend lag sie im Moos, mit ihrem unschuldigen Kindergesichte und ihrer Kindergestalt — aber berückend in allen ihren Formen; etwas Heißes, Athemloses war um sie und erfaßte mich und strömte heiß und tobend durch meine Adern: widerstandslos näherte ich mein Gesicht dem ihren und küßte leise ihre Lippen, die mich leise wieder küßten, und wieder und wieder, und immer heftiger brennender wurde der Kuß, ihre Augen schlossen sich und ihr Kopf sank zurück.

Am Weg erschollen Schritte und wir richteten uns auf. Ein Bauer mit seinem Weibe kam vorüber. Als sie fort waren, sah sie — beim letzten Tageslichtschimmer konnte ich es deutlich sehen — mit grauen, heißen, trockenen Augen in die meinen und sagte: „Wirst du diesen Abend nie vergessen?" „Nie," sagte ich, und wir liefen Hand in Hand weiter hinunter, und durch das Thal und die Straßen nach Haus. — In der Nähe der Villa gieng sie langsam, umschlang mich noch einmal und küßte mich stürmisch und sagte: „Nie hätte ich zu hoffen gewagt, daß du mich lieb haben wirst." Dann ordnete sie ihr Haar und ließ mich den Schleier ihres Hütchens knüpfen, den sie in der Tasche getragen hatte. Ich that es ungeschickt genug, und sie lachte zierlich und leise.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Curort
Rohitsch-
Sauerbrunn.
Südbahnstation Pöltschach.
Prachtvoller Sommeraufenthalt.
Für Magen-, Leber- und Nierenleiden, Zuckerharnruhr, Gallensteine, Katarrhe der Schleimhäute. Prospecte durch den Director. 1428

JULIUS MEINL
Kaffee-Import
WIEN – BUDAPEST – BRÜNN
CENTRALE:
WIEN, I., FLEISCHMARKT 7
FILIALEN IN WIEN:
II. Taborstrasse 26
III. Landstrasse Hauptstrasse 41
IV. Wiedner Hauptstrasse 15
VI. Mariahilferstrasse 81
VII. Neustiftgasse 28
VIII. Mariahilferstrasse 112
IX. Servitengasse 12
X. Himbergerstrasse 17
XII. Schönbrunnerstrasse 261
XVII. Herrn Jos.-Linie
Stadtbahn-Viaduct 66
XVIII. Währinger-Linie
Stadtbahn-Viaduct 118

Central-Bodencreditbank.

Die 29. ordentliche Generalversammlung der Oesterreichischen Central-Bodencreditbank wurde unter Vorsitz des Präsidenten Johann Graf Stadnicki abgehalten. Nach dem von Director Dr. Ludwig Wetterauer pro 1900 erstatteten Geschäftsberichte hat die schon im Vorjahre bestandene Stagnation des Anlagemarktes nicht bloß während des ganzen verflossenen Jahres angehalten, sondern sich bis zum Schlusse desselben noch bedeutend verschärft, obgleich sich der Zinnfuß im Pantzeschäfte gegen das Vorjahr wesentlich ermäßigte. Der Absatz von viertrocentigen Pfandbriefen hat ins besondere eine seit vielen Jahren nicht wahrgenommene Einschränkung erfahren und trat dementsprechend auch in der Erweiterung des Hypothekarschaltes eine Stockung ein. Nichtsdestoweniger konnte das vorliegende Bilanzresultat als ein befriedigendes bezeichnet werden, nachdem sich das selbe ausschließlich aus dem normalen Geschäftsbetriebe der Bank ergibt. Es wurden im abgelaufenen Jahre an Hypothekardarlehen nur 1,288 mild Kronen neu zugezählt; nachdem aber dies infolge früherer Kündigungen, sowie eingetretener Zahlsperren 3,052.249 Kronen zur Rückzahlung gelangt wurden, hat sich der Stand der Darlehen gegen das Vorjahr um 2,383.249 Kronen vermindert und erscheint dementsprechend auch der Pfandbriefumlauf reduciert. An Pfandbriefen befanden sich Ende des abgelaufenen Jahres 80.741 Millionen Kronen im Umlaufe. An Hypothekardarlehen wurden bis Ende des Jahres 1.288 Millionen Kronen realisiert. Die Hypothekarforderungen beziffern sich am 31. December 1900 auf 78.825 Millionen Kronen. Der Bilanz weist als Gewinn aus einen Betrag von 724.265 Kronen. Dem dadurch beantragt der Verwaltungsrath, nach den Statutarischen Tetierungen dem Hypothekarreservefonde 100.000 Kronen zu widmen, dem zu diesem Altersversorgungsfonde bestimmten Beamtenfonde der Filialsbeamten 30.000 Kronen zuzuführen, an die Actionäre außer den fünfprocentigen Capitalszinsen mit je 100 Kronen noch 11 Procent vom Actiencapitale, das ist sechs Kronen per Actie als Superdividendenbetrag mit 120.000 Kronen zur Vertheilung zu bringen und den Rest von 74.912 Kronen auf Gewinn-Vortrag neue zum 30. Jahre 1901 vorzutragen. Der Antrag wurde nach [illegible] Discussion einstimmig angenommen, [illegible] mit der Abtrennung von 26 Kronen vom 1. Juli [illegible] an den Beim [illegible] wurde der ausscheidende [illegible] 1429

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 4. Mai 1901. Nummer 344.

Sachliche Politik.

Nachdem in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom letzten Freitag der Ministerpräsident, Herr v. Koerber, seine schongeistige Rede zur scheinbaren Begründung der Wasserstraßenvorlage zu Ende recitiert hatte, erhob sich unverweilt der altdeutsche Abgeordnete Wolf, nahm der Frau Klio den Griffel und Herrn v. Koerber das Wort aus dem Munde, um in voller Begeisterung den Augenblick, den er soeben „erlebt", für die Nachwelt festzuhalten und zu einem „im wahren Sinne des Wortes historischen" zu prägen: „zum erstenmale", sagte er zur Erklärung, „ist von Seite der Regierung mit Sachlichkeit, Würde und Ernst ein Gesetz vorgelegt worden", von dem der sachkundige Redner soviel zu versichern wußte, daß es „ein ungeheueres Werk in Aussicht stelle". Die sachliche, die wirtschaftliche, die unpolitische Politik ist ja doch eingestandenermaßen die Hauptstärke des gegenwärtigen Beamtenministeriums, in welchem ja auch die drei wichtigsten volkswirtschaftlichen Ressorts durch so hervorragende Fachmänner wie die clericalen Vettern Baron Giovanelli und Baron Call und den christlichsocialen Hintertreppenläufer Herr v. Wittek vertreten sind. In der Thronrede wurde den Völkern Oesterreichs ausdrücklich verheißen, „daß die Verwaltung durchaus selbständig und frei von allen politischen Beeinflussungen nur gemäß den Interessen des Staates und der Bevölkerung von der Regierung geführt werde". Wenn nun vollends die ernste, sachliche Politik des Herrn v. Koerber schon so viel geworden ist, daß sie selbst Herrn Wolf, dem allzeit Persönlichen, in die Augen sticht, dann dürfen auch wir nicht länger blind an ihr vorübergehen.

Als Herr v. Koerber am 22. Februar v. J. dem Abgeordnetenhause die zur Nachfüllung der durch das Ministerium Thun-Kaizl auf Abruf gesetzten § 14 ausgegangenen Staatskassen und zu Eisenbahnbauten bestimmte Investitionsvorlage vorlegte, hat er selbst noch nicht geahnt, daß er dereinst als der große Erbauer eines Wasserstraßensystemes in die Welt'sche Weltgeschichte eingehen werde. In seinem damals vorgetragenen Regierungsprogramm ist keiner der bedeutenderen volkswirtschaftlichen Aktenfascikel, die damals in den Ministerien bearbeitet wurden, unerwähnt geblieben. Auch der Schiffbarmachung der Flüsse war dort mit denselben Phrasen wie seit unvordenklichen Zeiten in allen Regierungsprogrammen, in fünf Zeilen gedacht. Von dem „ungeheueren Werk" der Canalbauten stand aber kein einziges Wort noch dort zu lesen. Selbst in der Thronrede vom 4. Februar d. J. noch ist die „Herstellung großer Wasserstraßen" nicht in den zahllosen volkswirtschaftlichen, sondern nur in dem finanziellen Passus, und selbst da nur als eine „immer näher rückende Eventualität" neben der „Lösung anderer unabweislicher Fragen im Laufe der „Zeit" als stilistisches Füllsel ganz nebenbei berührt. Jetzt aber plötzlich ist die „Eventualität" so nahe gerückt, daß sie Herrn v. Koerber in die Weltgeschichte bringt. Da die Verwaltung bereits, nach dem Zeugnis der Thronrede, „frei von allen politischen Beeinflussungen" geführt wird, so wird man wohl nicht fehlgehen zu vermuthen, daß ausschließlich sachliche, also wirtschaftliche oder technische Gründe diese Sinnesänderung der Regierung herbeigeführt haben, daß also in den letzten drei oder auch fünfzehn Monaten wirtschaftliche oder technische Neuerungen hervorgekommen sind, welche die Canalfrage zur Reife gebracht haben. Leider ist aber von alledem nichts zu bemerken. Einige der Canäle, wie der Donau Oder- und der Donau-Moldau-Canal sind schon vor zehn, zwanzig und dreißig Jahren so gut wie heute ein wirtschaftliches Bedürfnis und eine technische Möglichkeit gewesen, der Donau-Oder-Canal ist schon im Jahre 1872 von beiden Häusern des Reichsrathes beschlossen worden, und nur durch den großen Krach ist die Sanction verhindert worden, für den Donau-Moldau-Canal haben schon 1884 das Abgeordnetenhaus und verschiedene Landtage ganz bestimmte Beschlüsse gefaßt. Andere der im Koerber'schen Gesetzentwurf vorgeschlagenen Canäle wie die galizischen dagegen sind heute wirtschaftlich und technisch ebenso verfehlt wie sie es vor Jahrzehnten waren. Bösterschlitzsch und technisch ist also nichts vor gefallen, was die Plötzlichkeit und die unerklärliche Ausdehnung der Canalvorlage erklären würde. Die Erklärung liegt auf einem ganz anderen Gebiet. Für die projectierte zweite Bahnverbindung mit Triest, welche zu Gunsten der paar Millionen aus den Steuergeldern der activen nördlichen Kronländer erbaut werden soll, haben die Jungczechen für die nördlichen Kronländer ihre Compensationen verlangt und mit Hilfe des Junctim-Revolvers auch vorläufig im Gesetzentwurf durchgesetzt, das sind die böhmisch-mährischen Wasserstraßen, und wo alles rüstet, dürfen auch die Polen nicht fasten, das ist die sachliche Erklärung für das mitprojectierte galizische Netz.

Ebenso sachlich dehriebigend wie die Entstehungsgeschichte ist auch die Textierung des Gesetzentwurfes und dessen Begründung. So schleuderhaft und gesinnungslos ist die Gesetzmacherei wohl kaum noch betrieben worden, wie in diesem Elaborat. Bis auf die Namen der Canäle und die 250 Millionen-Kronenanleihe ist in diesem Gesetzentwurf so ziemlich alles in Schwebe gelassen, ohnwar einzelne der Canäle wenigstens, nach dem Urtheil auch besonnener Fachleute, seit Jahren und Jahrzehnten wirtschaftlich und technisch reif und auch publicistisch vielfach gründlich abgehandelt sind. Im Gesetzentwurf sind nicht einmal die Tracen abgesteckt, beim Donau-Moldau-Canal ist selbst nicht bestimmt, ob er bei Wien, bei Linz oder bei U.-Mühl in die Donau münden soll, die projectierten schlesischen und gar die riesigen galizischen Wasserstraßen sind in die gedultige Landkarte überhaupt nur mit genial hingeworfenen Varianten eingezeichnet, unter denen jeder nach Belieben wählen kann. Die finanziellen Beitragsleistungen der betheiligten Länder und Städte sind zur unabweislichen Bedingung gemacht, aber nichts Concretes ist darüber bestimmt, noch weniger vereinbart. Man kann ruhig sagen, daß eine Privatgesellschaft, die ein so unfertiges Project vorlegen würde, von der Regierung kaum die Concession zu technischen Vorarbeiten erlangen würde, und man braucht nur die preußische Mittelland-Canalvorlage, in welcher Tracé und Beitragsverpflichtungen für Bau und Betrieb genau auf Jahrzehnte voraus berechnet und bestimmt sind, in Vergleich zu ziehen, um zu sehen, wie ein Canalprojekt ausgearbeitet sein muß, wenn es zur Grundlage für Bau- und Geldbeschaffung und nicht bloß für Vorarbeiten ernstlich geeignet sein soll. Nun gar der staatsfinanzielle Plan unseres Gesetzentwurfes! Ueber die Kosten des ganzen Projectes gibt nur eine Phantasiezisser von 750 Millionen Auskunft, von welchen die unberkannte Ziffer der Länder- und Städtebeiträge in Abzug zu bringen sein wird eine diophantische Gleichung mit zwei Unbekannten. Von der Phantasiesumme soll für ein Drittel, 250 Millionen, schon heute bindend die Anlehensermächtigung für die Jahre 1901 bis 1912 der Regierung in blanco ertheilt werden, während die kleineren Beträge für die Vorarbeiten der nächsten Jahre, 1902 und 1903, alljährlich ins Budget eingestellt werden sollen. Das Umgekehrte wäre logischer gewesen. Aber für ein künftiges Staatsstreichregime, dem schon die Eisenbahninvestitionsvorlage mit ihren 500 Millionen-Pauschalcredit vorarbeitet, würde jedenfalls eine jahrelang im voraus bewilligte 250 Millionen-Anleihe für Wasserstraßen auch eine höchst willkommene Morgengabe sein. Sollen doch nach dem Motivenbericht und von Herrn v. Koerbers Einbegleitungsrede sprechen? Sie sind, was die eoncrete Frage des Canalbaues betrifft, eher Verwahrungen als Begründungen. Sollte wirklich das Schicksal es so wollen, daß eine künftige Regierung die Canäle nicht baut und die 250 Millionen ganz oder theilweise auf andere Zwecke verausgabt, so wird sie sich auf diesen Motivenbericht und diese Rede gegen die Canalbauten mit Erfolg berufen können.

Ebenso sachlich wie Herr v. Koerber für die Canäle vorgebracht hat, ist der ebenso unsachliche wie illusionistische Ausblick auf eine durch die Canalgemeinschaft zu befördernde Aussöhnung der Deutschen und Czechen. Mit der gleichen Begründung könnte man auch den jungst herausgekommenen Advocatentag jetzt als ein nationalpolitisches Friedensvoct betrachten, denn die deutschen und die czechischen Advocaten, sogar die extremsten nationalen Parteimänner unter ihnen, hat es schon zu gemeinsamem Vorgehen gebracht. Ungefähr ebenso sachlich ist Herrn Wolfs Ansprache für die Canäle eingestellt, die ihm wieder als ein Mittel zur Annäherung Oesterreichs an Deutschland will, genau wie auch der gleichen Begründung stellt wieder der czechische Abgeordnete Chvalansky in seinem bekannten Czechenbuch Bd. 2 S. 288 die Canäle als eine Gewähr für die Selbständigkeit Oesterreichs gegenüber Deutschland wenigstens für 25 bis 30 Jahre hin. Ob Herr Wolf der Politik beipflichtet, daß die Canäle ein Mittel zur

Digitized by Google

rade die böhmischen Canäle aus politischen Gründen nicht ausgeführt würden, obgleich sie technisch und wirtschaftlich größtentheils reif sind. Wir sind aber der Meinung, daß die Canäle nur aus technischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet werden sollen und nicht aus politischen, dass dagegen für die Zusammensetzung einer Regierung z. B. welche im Unterschied zu den Canälen kein technisch-wirtschaftliches Unternehmen ist, ausschließlich politische Merkzeichen maßgebend seien. Für die Flunkerei der sachlichen Politik des Herrn v. Koerber ist es sehr bezeichnend, dass bei ihm selbst eine technische Sache, wie die Canalfrage, zu einer politischen Parteienspeculation wird. Die Regierung des Herrn v. Koerber leidet schon an einem Manco von Politik dort, wo diese am Platz ist, und muss deswegen politische Ressourcen selbst dort wie beim Canalbau suchen, wo gerade für eine politisch vollkräftige Regierung die Politik schweigt und nur die Sache sprechen darf. K.

Italien und der Dreibund.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom.

Was ich in diesem Artikel nach dem Interview, das der Correspondent des „New York Herald" mit Zanardelli vorgenommen und nach den Verbrüderungsfesten von Toulon — deren Bedeutung durch die Verweigerung des deutschen Kanzlers mit dem italienischen Ministerpräsidenten abgeschwächt, wenn auch nicht aufgehoben wurde — auszusprechen gedenke, wird denjenigen paradox oder unwahrscheinlich vorkommen, die an der Oberfläche haften bleiben und sich die Ereignisse nicht losgelöst von jenen Widersprüchen, Schwankungen, Curven und Wellenbewegungen vorzustellen vermögen, welche gleichwohl die charakteristischen Begleiterscheinungen aller socialen Vorkommnisse bilden. Unmittelbar nach jenen jüngsten Ereignissen möchte ich constatieren, dass sich in der öffentlichen Meinung Italiens eine schwindsüchtige entgegengesetzte Strömungen verzeichnen lassen, die sich aber zu einem sehr entrollten gemeinsamen Ergebnis vereinen, das die Herzen aller Friedensfreunde mit freudiger Zuversicht erfüllt. Die eine dieser Strömungen ist ein bereits vollzogener Gesinnungswechsel zu Gunsten Frankreichs; die zweite ein vermehrtes Wohlwollen dem Dreibund gegenüber. Die eine macht sich in den höheren Ständen, den Kreisen des Hofes und der Regierung und theilweise in gewissen Theilen des Landes geltend, die andere in den demokratischen Kreisen und den breiten Schichten der Bevölkerung.

Um jene doppelte Strömung vollkommen zu würdigen, muss man sich daran erinnern, dass die Besetzung von Tunis durch die Franzosen und „die Jagd auf die Italiener" zu Marseille im Jahre 1881 nichts anderes als klug ausgenützte Vorwände des Quirinal waren, der bei uns thatsächlich die auswärtige Politik lenkt, und deren Endergebnis war der Dreibund. Den wahren Grund bildete die Furcht vor dem französischen Einfluss und der französischen Regierungsform: möglicherweise auch der Sorge, welche die clericale Partei zufolge der Alpen einigen italienischen Politikern einflößte. Man weiß, dass die französischen Clericalen nie ein Hehl daraus machten, dass es ihr brennender Wunsch wäre, die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herzustellen: ein Wunsch, in dem sie sich mit den Clericalen Deutschlands, Oesterreichs, Englands und der Vereinigten Staaten begegneten. Die Stimme dieser letzteren machte sich erst jüngst vernehmlich in jener unvorsichtigen Rede des Herzogs von Norfolk und in dem in der „North American Review" (März 1901) veröffentlichten Artikel des Monsignore Ireland. Wenn die Italiener mit besonderer Wärme auf der französischen Clericalen blicken, so geschah dies, weil sie erkens ihre nächsten Nachbarn, zweitens die lärmendsten und rührigsten sind, die von heute auf morgen die Zügel der Regierung in die Hand bekommen konnten, wo dann eine Wiederholung der Romfahrt von 1849 an besuchen stand. Diese Sorgen und Befürchtungen fanden einen günstigen Nährboden in den französenfeindlichen Tendenzen des Südens und Siciliens, wo die Gallophobie traditionell ist, ich wurde sagen im Blute liegt, wäre ich nicht ein geschworener Gegner des Vererbtheits, das alles auf die Simsäfte der Stoffe zurückführen möchte. Dies waren die prädisponierenden, dem Dreibund günstigen Momente, der als natürliche politische Reaction allen demokratischen Elementen widerstreben musste, denen die thatsächlichen Ursachen nicht entgingen, welche den Hof und die Regierung an dieser Annäherung an Deutschland und Oesterreich veranlassten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss man gestehen, dass die Feindseligkeit sich hauptsächlich gegen ein Bündnis mit Oesterreich richtete. Oesterreich-Ungarn galt als Zuchtherr für gleichberechtigt mit Deutsche und Unterdrückung aller Italiener, welche Art zu wollen stand in Venetien, der Lombardei, in Cattha und Triest in schrecklicher Erinnerung. Und dieser Umstand war die hauptsächlichste Ursache des Widerwillens, den man dem Dreibund im nördlichen Italien entgegenbrachte. Dazu kommt noch, dass die italienische Bevölkerung ein sehr feines Gefühl für Ehre und Würde besitzt, und dass sie, wenn auch geringer Gesinnungsfestigkeit aufweisen mag, so schwankt sie doch nicht aus Gewinnsucht, gewisse Dinge, deren Nichtachtung den Dreibundes gleich das Bündnis selbst, das sie mentalität spielte ihren Part in der Liebe zur Freiheit, zur demokratischen Gesinnung, deren Heimat, wie man behauptete, das nahe Frankreich war; auch die angebliche Stammverwandtschaft mit den Nachbarn jenseits der Alpen wurde ausgespielt; nicht minder die Vergewaltigungen und Grausamkeiten, deren sich der doppeltköpfige Adler an den Italienern in Trient und Triest schuldig machte. Man vergaß auch nicht, dass der Kaiser von Oesterreich sich aus religiösen Bedenken weigerte, dem König von Italien seinen Besuch in Rom zu erwidern; eine Thatsache, deren Erwähnung selbst unserer fanatischesten Anhänger der Monarchie und des Dreibundes stets in Verlegenheit versetzt. Die Demokraten hatten umso leichteres Spiel beim Schüren der Gehässigkeit gegen den Dreibund, als sie nachweisen konnten, dass derselbe unseren landwirtschaftlichen Erzeugnissen den französischen Markt verschlossen und unter Militärbudget in einem Grade erhöht hatte, welcher die finanziellen Kräfte unseres Landes weit überstieg. Das war die Stimmung, die man bis vor kurzem dem Dreibund in Italien entgegenbrachte. Aber sie hat plötzlich einen heftigen Umschwung erfahren, der im gegenwärtigen Augenblick seinen Höhepunkt erreicht haben dürfte.

In den officiellen Kreisen und auch im Quirinal hat das Misstrauen gegenüber Frankreich abgenommen, das Wohlwollen zugenommen. Es ist dies die weniger leicht zu erklärende der beiden Strömungen; einen nicht geringen Antheil daran haben die Männer, die gegenwärtig in Frankreich die Zügel der Regierung in Händen halten und deren aufrichtige Gesinnung erwiesen ist; ferner der Takt des französischen Botschafters Barrère, die gemäßigtere und angemessenere Sprache der französischen Presse, gewisse Versprechungen, Italien in Afrika für die tunesische Besetzung schadlos zu halten, sowie die strenge Neutralität der französischen Regierung gegenüber der inneren Politik Italiens; all das ist geeignet, die Befürchtungen der monarchischen Kreise, die vor einer gefährlichen republikanischen Propaganda zitterten, zu beschwichtigen. Anderseits können wir nun sich, dass die Reihen unter der gemäßigten konservativen Partei, in Erinnerung an Solferino und Magenta, stets lebhafte Sympathien für Frankreich hegten, dass sie sich immer noch vom Bonaparte'schen Geist beseelt dachten; sie wollten sogar Napoleon III. ein Denkmal errichten, doch konnte der Plan nicht Leben gewinnen, weil die Volkspacte, in deren Gedächtnis noch Mentana lebt, sich dem energisch widersetzte. Als nun nach dem ersten Sturz des französenfeindlichen Crispi (31. Januar 1891) die gemäßigte Partei unter Di Rudini wieder ans Ruder kam, machten sich ihre französenfeindlichen Tendenzen neuerdings geltend.

Leichter und einfacher zu erklären sind die Gründe, welche bei den Demokraten eine dem Dreibund weniger feindselige Gesinnung herbeigeführt haben. Ich spreche von einer weniger feindseligen und nicht etwa von einer wahrhaft sympathischen Gesinnung gegenüber demselben. Einerseits waren viele Illusionen von der Vortrefflichkeit des republikanischen Regimes durch das Beispiel Frankreichs, wo dasselbe sich bethätigte, zerstört worden; der Widerwille und die Entrüstung, welche die „infâme Dreyfus" hervorief, waren bei vielen groß, und diese Empfindung wurde noch nach, obwohl die Sache selbst schon in Vergessenheit gerath. Anderseits machte man in den politischen Kämpfen der letzten Jahre die Beobachtung, dass es in Oesterreich jenem Oesterreich, das nach der Meinung des Volkes Wallfisch- und Gewaltherrschaft verkörperte, in manchen Dingen besser stünde, als in Italien; dass in Böhmen keine so wucherischen und deshalb doppelt himmelschreienden Gemeinheiten hatten, wie in Mailand; dass die Obstruction im österreichischen Reichsrath ganz andere Wirkungen hervorief, als im italienischen Parlament; dass die Kämpfe des Doppeladlers der Militarismus weit weniger grohmüthig war, als in Italien, wo ein Pelloux und ein Bava Beccaris verhanden hatten, ihn ebenso verhasst als lächerlich zu machen. Diese langsame, unbewusste und unwillkürliche Umwandlung, welche sich in der Empfindung der großen Massen zu Gunsten Oesterreichs vollzog, das bis dahin die Zielscheibe der gegen den Dreibund gerichteten Feindseligkeiten gewesen war, fand eine mächtige Unterstützung in der socialistischen Propaganda, die gegen das alte irredentistische Gefühl im Namen der weltbürgerlichen Menschenliebe anstürmte. Auch anderen Factoren, dem materiellen Natur, kamen dieser Umwandlung zu Hilfe, vor allem der lebhafte Handelsverkehr zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn. Der Umstand, dass die sicilianischen und apulischen Weine in Oesterreich bei den hohen Zöllen wieder gefunden haben, der thun auf den französischen Markt, infolge der Ungeschicklichkeit der italienischen Regierung, entging, ist wahr, trug nicht wenig zu dieser Wirkung des Gefühls bei. Es bestand das wirthschaftliche Element, dass einen wohlwollenden Nachbar aus dem Feinde machen lernte, das immer augenfällig ist, da es den Geldsack alter Leute angehen hatte.

Endlich [illegible] dass ein Bockommnis der [illegible] Ereignisse auf diesen Wandel der [illegible] Dreibundes geübt hat, [illegible] Stand daran zugeschrieben. [illegible] Mann, und die Massen [illegible] Erhaltung [illegible] Friedens. Diese [illegible] Crispis musste [illegible] Bündnisses waren, diese

Ueberzeugung beibringen. Wohl fehlte es nicht an gegentheiligen Betheuerungen: sowohl Bismarck als Crispi erklärten feierlich, daß der Vertrag keine Verpflichtung für Italien enthielt, eine bestimmte Anzahl von Soldaten zu erhalten. Aber diese beiden Männer waren, nach ihrer Vergangenheit, nicht dazu angethan, Glauben zu erwecken. Außerdem wurde der Vertrag immer ängstlich geheim gehalten, was noch dazu beitrug, die Zweifel und das Mißtrauen zu verstärken. Aber anläßlich der letzten Diskussionen in Montecitorio über die ungewöhnliche Höhe des Militärbudgets wurden diese Betheuerungen von zwei Männern wiederholt, die ein sicheres Vertrauen einflößten. Einerseits erklärte der Ministerpräsident Zanardelli ausdrücklich, daß kein Paragraph des Vertrages mit Oesterreich und Deutschland Italien zur Erhaltung der jetzt bestehenden zwölf Armeecorps verpflichte, die in keinerlei Verhältniß zu der wirthschaftlichen Lage des Landes stehen. Andererseits wurde diese Versicherung in einer derartigen Weise gegen dem Mesoch des Militarismus von einem Manne bekräftigt, der sich um seiner hochgeistigen, moralischen und politischen Eigenschaften willen der größten Sympathien im ganzen Lande wie im Parlament erfreut: Giustino Fortunato machte es sich in seiner Rede vom 23 März 1901 in der Kammer zur Aufgabe, die ganze Verantwortung für die ungeheueren militärischen Lasten den Ministern zuzuschieben, und er verstärkte dieses Urtheil durch die Worte, die der Marchese Coppelli im Mai 1900 in Turin in Erinnerung an den Grafen Robilant ausgesprochen hatte. Es verlohnt sich, dieselben wörtlich wiederzugeben: „Wenn wir in unseren Rüstungen über das Ziel schießen," sagte der Redner, „so geschieht das nicht infolge, sondern trotz des Dreibundes. Ein jugendlicher Leichtsinn ließ uns im Jahre 1882 Maß und Ziel für unsere materielles Können verlieren; es erschien uns vergnügert, wie durch die täuschende Lupe verhängnißvolle Illusionen gesehen. Nachdem uns die Schuppen von den Augen gefallen waren, hinderte uns das Bündniß nicht daran, unseren militärischen Ausgaben, sowie unseren sonstigen Ausgaben Einhalt zu thun, uns einzuschränken. Es ist unwürdig, äußeren Ursachen das zuzuschreiben, was wir, wenn auch in einem Irrthum befangen, aus freier Wahl thun."

Die Worte des Marchese Coppelli, denen Fortunato nun die größte Verbreitung gegeben hat, sind von besonderer Bedeutung durch den Umstand, daß Coppelli intim mit dem Grafen Robilant, dem früheren italienischen Botschafter am Wiener Hofe und nachmaligen Minister des Aeußern im Cabinet Rudini, befreundet war. Was mich betrifft, so bleibe ich, trotz dieser Behauptungen von so maßgebender Seite, der Ueberzeugung, daß der Dreibund, wenn auch vielleicht nur indirect, so doch sehr großen Einfluß auf den italienischen Militarismus beigemessen hat; jedenfalls muß ich constatieren, daß die Worte Zanardelli's und Fortunatos die Wirkung gehabt haben, eine der finsteren Wolken zu vertreiben, welche das Bündnis Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn umschweben.

Uebrigens glaube ich, und viele Politiker glauben es mit mir, daß es ungemein zur Befestigung der neuen günstigen Strömung in Italien beitrüge, wenn der Vertrag mit Oesterreich und Deutschland veröffentlicht würde und wenn die österreichische Regierung gegenüber den Italienern in Triest und Trient ein Verhalten einschlüge, das darauf schließen ließe, daß vor ihr alle Staatsbürger gleich sind und daß sie allen Völkerschaften der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie mit derselben Gerechtigkeit begegnet. Es sind auch schwarze Punkte vorhanden. Sollten bei Erneuerung der Handelsverträge zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn die Anträge Marchet den Sieg davontragen und die Clausel zu Gunsten der italienischen Weine widerrufen werden, dann würde zweifellos der neuen, günstigen Strömung in der öffentlichen Meinung Italiens die wirthschaftliche Grundlage fehlen. Jedenfalls wird dieselbe auch nicht gefördert durch den geringschätzigen Ton, in dem sich die Berliner „Börsenzeitung" über Italien auslässt, noch durch die frostigen und aufstrauchenden Aeußerungen gewisser ungarischer Blätter „Budapesti Hirlap", „Pester Lloyd" u. s. w.) anläßlich der Verweigerung der Begnadigung oder des Zanardelli-Interviews durch den Correspondenten des „Newyork Herald". Sie tragen höchstens dazu bei, den Groll Italiens dem Dreibund gegenüber zu vertiefen. Nicht wenige von uns sind der Ansicht, daß Italien aus dem Dreibund hauptsächlich Nutzen erwächst; aber nicht wenige von uns erkennen auch an, daß in dieser neuen, doppelten Strömung zu Gunsten einer Annäherung an Frankreich und zu Gunsten des Dreibundes eine Gewähr für die Fortdauer des Friedens liegt und daß dadurch die Gefahren fernergerückt werden, welche von dem System des Bündnisse und Gegenbündnisse unzertrennlich sind. Und da wir sehen, daß dieses System nicht sobald aufgegeben werden dürfte, weder von Seiten der Mächte des Dreibundes noch von denen des Zweibundes, so fühlen wir, daß es die Aufgabe all derer ist, denen die Sache des Friedens und des Fortschrittes am Herzen liegt, alle jene Gewähre zu unterstützen, welche dazu beitragen, die Folgen jenes Bündnissystems zu neutralisieren.

Rechtsschutz gegen den Absolutismus.

Letzten Dienstag ist ein Urtheil des Verwaltungsgerichtshofes erflossen, das als lauter Warnungsruf erfaßt werden sollte und zeigt, daß bei der heutigen Lage der Dinge in Oesterreich auch nicht der geringste Schutz gegen Uebergriffe der Regierung, ja gegen eine vollständige Umwandlung der Regierungsform, gegen einen Umschlag in ein rein absolutistisches Regierungssystem besteht. Man darf das Warnungszeichen auch dann nicht unbeachtet lassen, wenn man, wie nur allzu viele, das Intermezzo Koerber für die vorläufig wenigstens definitive Lösung der österreichischen Wirren ansehen möchte.

Der Thatbestand ist der folgende: es wurde gegen eine executive Einmahnung einer Steuer in allen Instanzen reeurriert mit der Begründung, daß das Budget für die Jahre 1899 und 1900 nicht ordnungsmäßig von den Vertretungskörpern votiert worden war und der § 14 auf das Budget keine Anwendung finden könne. Der Verwaltungsgerichtshof wies die Beschwerde ab. Er erkannte zwar an, daß außer dem Steuergesetze selbst eine gesetzliche Ermächtigung zur Steuereinhebung erforderlich sei. Diese Ermächtigung sei aber durch die kaiserliche Verordnung auf Grund des § 14 gegeben, und da diese provisorische Gesetzeskraft habe, stehe es dem Gerichtshofe nicht zu, sie auf ihre Giltigkeit zu untersuchen, wie andere Verordnungen. Der Vorsitzende bezeichnete sogar eine solche Untersuchung von seiten des Gerichtes als einen gesetzlichen Uebergriff der richterlichen Gewalt in das Gebiet der gesetzgebenden. Die kaiserliche Verordnung ist und bleibt der gerichtlichen Beurtheilung entzogen.

Es gibt also kein gerichtliches Forum in Oesterreich, vor dem ein durch Uebergriffe der Regierungsgewalt geschädigter Bürger sein Recht finden könnte, vorausgesetzt nun, daß dieser Regierungsact in der Form einer Verordnung auf Grund des § 14 gehörig publiciert worden ist. Wenn der Gerichtshof es ablehnt, zu prüfen, ob die im § 14 festgelegte Voraussetzung der Anwendung dieses Paragraphen in einem concreten Fall besteht, ob sich also die dringende Nothwendigkeit herausgestellt hat zu einer Zeit, als das Parlament nicht versammelt war, wird er wohl auch ablehnen zu prüfen, ob in einem concreten Fall die negative Grenze des § 14 überschritten worden ist, ob etwa durch die § 14-Verordnung eine dauernde Belastung des Staatsschatzes oder gar eine Abänderung der Staatsgrundgesetze verfügt worden ist. Der § 14 ist also nach der Auffassung des Verwaltungsgerichtshofes sozusagen eine umgekehrte lex incompleta; die Einschränkungen, die er enthält, sind eigentlich nichts anderes, als eine wohlwollende Ermahnung an die Regierung, nicht zu weit zu gehen.

Allerdings weist der Verwaltungsgerichtshof darauf hin, daß ungesetzliche Anwendung des § 14 vor ein anderes Forum, vor das Parlament, gehört. Aber mit dem Genehmigungsrechte des Parlamentes und der Ministerverantwortlichkeit allein ist keine Sicherheit geschaffen. Wie, wenn nach dem in der Rede Kaisl gegebenen Receipte die Regierung Verfügungen trifft, die im Widerspruche zum Willen des Parlamentes stehen, und sie durch Monate ausführen läßt, so daß eine nachträgliche Annullierung nahezu unmöglich wird? Wie, wenn die Regierung einmal wieder ganz ohne Parlament regieren wollte? Sie konnte auf Grund des § 14 des Parlamentes vollständig entrathen, alle die unbequemen Gesetze absegieren, die genehme einführen — und die Staatsbürger hätten keine Möglichkeit, sich auf rechtmäßigem Wege zu schützen, keine Möglichkeit, zu ihrem Rechte zu kommen, bis es aus irgend einem Grunde, wenn überhaupt je, der Regierung beliebt würde, das Parlament wieder einzuberufen. Die Sistierung der Verfassung wäre in praxi auf diese Weise sehr einfach zu erreichen, und auch die Verfassungspartei würde gegen eine derartig praktische Außerkraftsetzung der Verfassung schweigen.

Es ist mindestens sehr fraglich, ob die Männer, die zum Schutze gegen neue Verfassungsbestimmungen den § 14 unwirksam vorsichtig inthiert zu haben glaubten, diese Auswirkung gewollt haben. Da aber heute die Schutzlosigkeit gegenüber dem § 14 gerichtlich festgestellt ist, gibt es keine wichtigere Aufgabe mehr für jeden Politiker, als die Beschränkung dieses § 14, als die Schaffung ganz anderer Cautelen zum Schutze der Bürger gegen die Regierung, der Acte von Constitutionen gegen irgend welchen laxistischen, theoretisch nach Gerichtsbeschluß thatsächlich unausführbaren Staatsstreich.

L. M. Hartmann.

Der Kampf gegen die Advocatur in Oesterreich.

[illegible]

Digitized by Google

raschen Zuzug zu dem angeschienen Stande hervorgerufen hatte, war schon seit einigen Jahren eine Zeit der Krise gekommen, wie sie bei allen freien geistigen Berufen in der modernen Zeit zu finden ist. Der neue Civilprocess, welcher die advocatorische Arbeit äußerlich einfacher gestaltete, wenn er sie auch zu einer viel intensiveren und anstrengenderen machte, verschärfte diese Krise außerordentlich. Jedermann war es klar, daß nun eine gesährliche und traurige Uebergangszeit für die Advocatur gekommen sei. Dazu gesellte sich ein schonungsloser Kampf gegen den Stand und seine Erwerbsquellen, welchen niemand geringerer als der Schöpfer der neuen Gesetze, Sectionschef Klein, führte. Geleitet von dem Bestreben, den Proceß billiger zu machen, wohl auch von einer gewissen Abneigung gegen den selbst seine genialen Werke mit scharfer Kritik nicht verschonenden Stand, setzte Klein alles daran, die Stellung des Anwaltes im Proceße herabzudrücken und es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die Justizverwaltung auf die möglichste Minderung der den Anwälten von den Gerichten zugebilligten Honorare für die Vertretung der Parteien vor Gericht hinarbeitete. Hierbei kam ihr auch die völlige Abhängigkeit der Richter von der Justizverwaltung zustatten, welche eine Folge der neuen Gesetze war und auch sonst zu bedenklichen Erscheinungen unseres Rechtslebens geführt hat.

Die Advocaten, von solcher Praxis hart betroffen, alle gleichsam wehrlos den Verfolgungen eines einzigen einflußreichen Mannes ausgeliefert, erhoben gegen diese Tendenz der Justizverwaltung zunächst im Tone wohlerzogener Staatsbürger Vorstellung, von der optimistischen Auffassung getragen, daß man sich „oben" den Anforderungen der Gerechtigkeit nicht verschließen werde. Sie wählten aus dem ganzen Reiche eine Deputation, welche ihre Wünsche und Beschwerden dem Minister vortragen, und mit ihm über die Standesfragen beraten sollte. Auch die Idee eines Tarifes tauchte wieder auf, welcher, nach der Höhe des Streitgegenstandes abgestuft, innerhalb gewisser Grenzen im voraus die Belohnung des Advocaten bestimmen und solcherart die Unabhängigkeit des Standes von den Richtern befördern sollte. Der Justizminister Baron Spens-Boden, kein man Ehrlichkeit und Wohlwollen abzusprechen, trat mit Bereitwilligkeit, die Angelegenheit mit den Vertretern des Standes eingehend zu beraten. Er versicherte im Parlamente, daß er die Bedeutung des Advocatenstandes voll anerkenne, von seiner Gleichwertigkeit mit dem Richterstande überzeugt sei und jeden Versuch der Herabdrückung der Advocatur mißbillige. Damit schien alles ins rechte Geleise gebracht, zumal auch das Verhältnis zum Richterstande, kaum daß dieses der Zeitablauf wieder in volle Unabhängigkeit gebracht hatte, ein durchaus günstiges geworden war, gegründet auf die gegenseitige Achtung ernster Männer, welche einen verantwortungsvollen, schwierigen Beruf ausüben.

Nun setzt aber das spreifisch österreichische Zartiguenspiel ein. Das wiederhergestellte Einvernehmen mußte gestört werden. Wie zum Hohn auf die Worte des Ministers und die angekündigten Berathungen desselben mit den Vertretern des österreichischen Anwaltstandes, wurde wenige Tage später ein Tarif bekannt, welchen die Regierung ausgearbeitet und an die Gerichte zur „Begutachtung" versendet hatte, wohl nun in ihrem Vorgehen später durch das „Gutachten" der Gerichtspräsidien gedeckt zu sein. Diese Präsidien genießen ja das zweifelhafte Vergnügen, durch die ohne jede gesetzliche Grundlage, mehr nach Analogie der k. k. Truppeninspectoren bestellten k. k. Gerichtsinspectoren über die Absichten der militärisch strengen Justizverwaltung stets genau informiert zu werden, und man weiß, daß „oben" ein Widerspruch ungerne gesehen wird.

Die Berühmtheit dieses famosen Tarifes, noch bevor die „Gutachten" erstattet waren, hat nun den Schleier des Intriguenspieles zerrissen. Man kennt den Text, niemand ist über den Verfasser im Zweifel, und da der Minister für einen ehrlichen Mann gehalten wird, der vor solchem — so überaus kleinlichem — Mauschwerk zurückschen würde, so kann man auch ihm, der, wie seine Vorgänger, unter seinem eigenen Secretionschef zu dienen scheint, kaum zürnen. Es ist nunmehr eine ganz klare Situation geschaffen, und in der ganzen österreichischen Advocatur zweifelt heute niemand mehr daran, daß es auf einen Vernichtungskampf gegen diesen heute noch angesehenen und unabhängigen Stand abgesehen ist. Das ist die allgemeine Meinung, welche auch zu dem bekannten Entrüstungs-Meeting der niederösterreichischen Kammer geführt hat. Der „Weidenstrahl" und Nachbarschaften in dieser Frage durch die Landesreisen eines wohlunterrichteten Journalisten die Ende bereitet werden.

Von dem verbreiteten Tarife kann man nur sagen, daß er, so grell auch der gerechtfertigte Ausdruck seines unmenschlichen Berfasses sein mag, doch nur dem deutschen Gesetze schlecht abgesehen werden ist. Seine Bestimmungen sind so ersonnen, daß selbst in den kleinen der Richterwelt bei ihrem Bekanntwerden ein gellendes Entsetzen um sich greift. Man hat, ohne die bekannten theuren Lebensverhältnisse in Oesterreich und speciell in Wien, die wirklich langere Dauer des Vorbereitung zur Advocatur, die geringere Zahl der Rechtsfälle, namentlich von Herren Richtern, zu berücksichtigen, die Anwaltsmaßen niedrigen Gebührensätze des Deutschen Reiches, von den niedrigsten Wertsätzen abgesehen, noch bedeutend ermäßigt*). Man vergaß dabei vollständig darauf, daß draußen der Anwaltszwang schon bei geringer Höhe des Streitgegenstandes beginnt und dadurch der Anwaltschaft eine Masse von Arbeitsmaterial gesetzlich gewährleistet ist. Man vergaß auf die Notlage, in welcher unsere Advocatur sich befindet, auf den sie belastenden Steuerdruck, kurz auf alles, was Gerechtigkeit und Billigkeit hätten erwägen müssen. Man suchte der Anwaltschaft endlich das Recht zu rauben, mit den eigenen Clienten freie Vereinbarungen über die Höhe des Honorars zu treffen, durch Bestimmungen, welche die Advocatur, wie treffend bemerkt worden ist, geradezu außerhalb des gemeinen Rechtes und mit den Losratenhändlern auf eine Stufe stellen. Die Details des Gesetzentwurfes können nur von Fachleuten voll gewürdigt werden. Als Ergebnis eingehender Prüfung des Tarifes sei nur das eine hervorgehoben, daß selbst von den bisher beschäftigten Advocaten Wiens, welche ihr Einkommen vornehmlich aus der Vertretung von Rechtsstreitigkeiten von den bürgerlichen Gerichten beziehen, nur ein geringer Theil unter dem Walten des neuen Tarifes mehr als die Regieauslagen des Kanzleibetriebes, welche für Wien mit 5000 Kronen jährlich angenommen werden müssen, erschwingen könnte! Daß die Annahme der Vorlage den gänzlichen, unzweifelhaften Ruin des ganzen Standes bedeuten und diesen vollständig proletarisieren würde, ist jedem Sachkenner klar. Dem großen Publicum mag eine solche Auffassung freilich übertrieben scheinen, weil man ein solches Vorgehen einer Regierung in der That schwer zumuthen kann; dennoch verhält es sich nicht anders.

Unter solchen Umständen ist jede Discussion über die einzelnen Tarifsätzen unmöglich Ein Tarif soll einerseits das Publicum vor Uebervortheilung schützen und anderseits dem betreffenden Stande ein Einkommen gewähren, mit welchem er in einer seiner socialen Stellung angemessenen Weise bestehen kann. Wenn das letztere im voraus unmöglich gemacht werden soll, so liegt nicht mehr eine gesetzliche Regelung der Einkommensverhältnisse dieses Standes, sondern ein mit vergifteten Waffen geführter Kampf gegen diesen Stand vor, dessen Bedeutung man öffentlich preist, um ihn hinterrücks zu vernichten. Welche Motive immer den Urheber des Entwurfes geleitet haben mögen: zuletzt handelt es sich im gegebenen Falle doch nur um den Vorsitz einer übermüthig gewordenen Bureaukratie gegen den einzigen Stand, der vermöge seiner juristischen Bildung und Unabhängigkeit von der staatlichen Gewalt den Uebergriffen dieser Bureaukratie wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermag.

In dem ganzen Wide steht sich die Rechtfertigung der Regierung. Der „geubte Oesterreicher" weiß sie im voraus. Die Regierung wird natürlich nicht sagen, daß sie den ihr in seiner heutigen Organisation unbequemen Stand vernichten will; denn das will ja nur der unverantwortliche Sectionschef. Sie wird vielmehr der Action ein socialpolitisches Mäntelchen umhängen und den der Verbilligung der Rechtspflege schwärmen. Unserer Justizverwaltung sind die Mittel der Demagogie in den letzten Jahren nicht fremd. Sie weiß das Tam-Tam der Reclame ebenso zu benützen, wie die Phrasen der „Socialpolitik". Die Staatsbürger dürfen nur für Gewehre, Kanonen und hohe Beamte viel bezahlen: ehrlicher, hochqualificierter und aufreibender geistiger Arbeit der freien Berufe dagegen darf ein angemessener Lohn nicht gegönnt werden. Die Sache hat nur einen Haken. Es wäre auch „socialpolitisch" zu bestimmen, daß die Preise der Stadt- und Eisenbahnbillets für das Jahr nicht überschritten, oder daß die Gehälter der Minister um die Hälfte verkürzt werden. Allein socialpolitisch gesinnt wäre die Maßnahme doch nur für kurze Zeit. Bald bekäme man nur schlechte Schuhe und am Ende würde gar noch das geistige Niveau unserer Minister sinken, was sehr bedauerlich wäre. Dabei sehen wir von der in solchen Maßnahmen liegenden Ungerechtigkeit gegen Schuhmacher und Minister ganz ab. Es genügt, daß die Siebel, welche die Schuster machen und die Reden, welche die Minister halten, zum Bedauern der ganzen Bevölkerung immer weniger brauchbar wurden.

Sehen wir nun von der empörenden Ungerechtigkeit ab, welche gegen die Advocaten verübt werden soll, so bleibt es doch klar, daß eine ungeahnte Entlehnung ihrer Thätigkeit eine Depravierung dieses für die Rechtspflege und die Rechtssicherheit der Bürger so überaus wichtigen Standes zur Folge haben muß. Einem Sparne, der von Staatswegen in jeder Beziehung degradiert wird, werden sich gerade die besten Elemente nicht zuwenden wollen. Die Advocatur, heute in Oesterreich noch auf einer sehr hohen Stufe der Ausbildung und Gelehrsamkeit, wird von dieser Höhe herabsinken, ihre Unabhängigkeit einbüßen und zum willfährigen Diener der Regierung werden. Denn die Regierung kann nicht bloß bestrafen, sie kann auch belohnen. Der ungeheuchten Advocatur winkt der [illegible] der Zahl der Concurrenten vermindert und im Stelle des freien Verdienstes das Bahlen und die Ernennung tritt. Nach den neuesten Plantipsiede der Justizverwaltung werden ja auch

*) [illegible] der Halle.

die Freunde der geschlossenen Zahl nicht daran zweifeln, daß die Einführung derselben so erfolgen wird, wie die Regierung es will, und nicht unter Wahrung der Unabhängigkeit des Standes. Der neue Tarif und der numerus clausus sind von einander unzertrennlich. Der neue Tarif verfolgt den Zweck, die freie Advocatur zu tödten und in der neuen Organisation einen Advocaturen erleuchteten Beamtenthums zu schaffen. Bureaukratie, Hochfinanz und Militär können dann in einträchtigem Vereine, ungestört durch eine gesetzeskundige Kritik der behördlichen Uebergriffe im einzelnen Falle, Oesterreichs Völker beglücken. Ob der Plan gelingen wird, hängt hauptsächlich von der Widerstandskraft der österreichischen Advocatur ab. Wenn aber nicht alle Anzeichen trügen, so hat man diese denn doch unterschätzt, und es steht heute soll schon so aus, als ob vor ihrem entschlossenen Widerstande unsere Justizdictatur zurückweichen würde — freilich wohl nur, um den Angriff bei nächster Gelegenheit zu erneuern. Dr. Wilhelm Rosenberg.

Volkszunahme.

Von Prof. Dr. Heinrich Rauchberg (Prag).

So ziemlich alle Culturstaaten haben das Bedürfnis gehabt, festzustellen, mit welchem Volksbestand sie in das zwanzigste Jahrhundert eingetreten sind. Die einen haben ihre Bevölkerung im letzten Jahre des eben abgeschlossenen Jahrhunderts gezählt, die andern wollen es doch im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts thun. Eine stattliche Reihe von Volkszählungen wird solchermaßen die Bevölkerungsbilanz des neunzehnten Jahrhunderts bilden, dessen Millionenziffer auf die Rechnung des zwanzigsten vorgetragen wird. Einige Theilabschlüsse dieser Bilanz sind soeben bekannt geworden. Oesterreich und Ungarn haben am 31. December 1900 ihre Volkszählungen gehabt; das Deutsche Reich hat schon etwas früher, am 1. December 1900, gezählt. Fast gleichzeitig sind die Rohbilanzen dieser drei Aufnahmen veröffentlicht worden.*) Ihr Ergebnis ist ein ungewöhnlich günstiges.

Noch kein Jahrhundert hat einen solchen Aufschwung der Volkszahlen gezeitigt, wie das neunzehnte. Es hat die Bevölkerung Europas mehr als verdoppelt. Am raschesten scheint die Zunahme im letzten Jahrzehnt gewesen zu sein. 1890 zählte das Deutsche Reich noch nicht ganz 50 Millionen Einwohner, 1900 bereits 56·4 Millionen. Die Zunahme betrug in der ersten Hälfte des Jahrzehnts 5·8%, in der zweiten 7·8%, zuletzt also jährlich 1·5%. Eine so rasche Vermehrung ist nie zuvor verzeichnet worden. Bedächtiger, aber noch immer sehr ansehnlich, ist der Fortschritt in Oesterreich und in Ungarn. In Oesterreich hob sich die Bevölkerung von 1890 bis 1900 von 23·9 auf 26·1 Millionen; die Zunahme beträgt 2·2 Millionen oder 9·3%. Ungarn hat im gleichen Zeitraum seine Volkszahl von 17·5 auf 19·2 Millionen erhöht; die Zunahme stellt sich auf rund 10%.

Was bedeuten diese Zahlen? Zunächst natürlich eine sehr erhebliche Verdichtung der Bevölkerung. Zur Zeit seiner Begründung zählte das Deutsche Reich noch nicht voll 76 Einwohner auf den Quadratkilometer; jetzt treffen 101 Personen auf die gleiche Flächeneinheit. In derselben Zeit hat sich in Oesterreich die Volksdichtigkeit von 68 auf 87 Personen auf den Quadratkilometer erhöht. Nun ist in der Welt der socialen Thatsachen Wachsthum ohne gleichzeitige Umbildung der inneren Structur ebenso undenkbar, wie im organischen Leben. Auf dem Zusammenhang zwischen beiden beruht alle Entwickelung. Auch das beispielloses rasche Emporschnellen der Volkszahl am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist ebensowohl eine Ursache als auch eine Wirkung der geänderten socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Diese Wechselbeziehungen einschätzend zu untersuchen, kann nicht die Aufgabe einer kurzen wissenschaftlichen Plauderei sein, wie ich sie hier vorhabe. Ich darf mich darauf beschränken, nur einige wenige Momente hervorzuheben, die für die richtige Beurtheilung unserer Volksentwickelung besonders wichtig sind.

In erster Linie kommt es dabei auf die sogenannte natürliche Bewegung der Bevölkerung, auf den Ueberschuss der Geburten über die Sterbefälle an. Die Bevölkerung wächst, weil dieser Ueberschuss immer größer und — im Deutschen Reiche wenigstens — durch Abwanderung kaum noch gemindert wird. Vor zwanzig oder dreißig Jahren betrug der deutsche Geburtenüberschuss jährlich rund eine halbe Million; jetzt macht er dreiviertel bis vierhundert Millionen jährlich aus. Mehr als 2 Millionen Geborene, aber nur 1·4 Millionen Gestorbene registrieren jährlich die Standesämter. Unter allen Völkern, das russische vielleicht ausgenommen, hat das deutsche den stärksten Geburtenüberschuss. In die Genugthuung über solche Leistungen mischen sich freilich auch bänglliche Gefühle. Der Segen könnte auf die Dauer sich als allzu reichlich erweisen, meinen ängstliche Gemüther, und die Frage, ob uns nicht etwa früher oder später Uebervölkerung drohe, ist seit Malthus nicht von der Tagesordnung geschwunden. Die Bevölkerungsfrage ist es in der That, worauf die neuerdings so beliebten Erörterungen über Vorzüge und Nachtheile des Industriestaates einerseits und des Agrarstaates andererseits schließlich hinauslaufen. Wie diese Streitfrage mit dem Wachsthum der Bevölkerung zusammenhängt, soll später noch erörtert werden. Hier will ich nur hervorheben, daß die Zuwachsrate des letzten Jahrzehnts an sich durchaus nicht beunruhigend ist. Wir müssen sie nur in ihre einzelnen Elemente auflösen: in die Geburts- und in die Sterblichkeitsrate. Dann sehen wir, daß die beschleunigte Volkszunahme nicht der größeren Häufigkeit der Geburten, sondern der geringeren Sterblichkeit zuzuschreiben ist. Nehmen wir z. B. die Bevölkerungsbewegung im Deutschen Reich: es treffen daselbst auf je 1000 Einwohner

im Durchschnitt der Jahre	Geborene einschließlich der Todtgeborenen	Gestorbene	mehr Geborene als Gestorbene
1872—1880	41·23	28·52	12·71
1881—1890	38·38	25·18	13·20
1891—1899	37·42	22·49	13·93

Wir sehen also: die Geburtenziffer fällt, sogar ziemlich rasch. Wäre sie allein maßgebend für die Volkszunahme, so müßte diese letztere immer langsamer werden, wenn auch nicht absolut, so doch im Verhältnis zur jeweiligen Volkszahl. Noch rascher, als die Geburtenziffer sinkt aber die Sterblichkeitsrate. Ihr allein verdanken wir die Vergrößerung des Geburtenüberschusses und die Beschleunigung der Volkszunahme. Diese hat also mehr conservativen als extensiven Charakter: der Fortschritt liegt nicht so sehr in der Schaffung neuen Lebens als in der Bewahrung des bereits vorhandenen, weniger in der Verbreitung der Art, als in der Ausbildung des individuellen Daseins. Denn die Verminderung der Sterblichkeit ist gleichbedeutend mit der Verlängerung der Lebensdauer. Diese aber gestattet volleres Ausreifen der individuellen Anlagen und Bestrebungen, geschärftere Uebertragung des Culturerwerbes der einen Generation auf die ihr folgende. Diesen conservativen Grundzug finden wir in der Entwickelung fast aller europäischer Culturvölker. Ueberall wird der Wechsel der Bevölkerung langsamer. Ueberall sinken sowohl die Raten der Geburten, als auch der Sterbefälle: Unterschiede bestehen nur im Tempo der Bewegung. Schon Herbert Spencer hat darauf aufmerksam gemacht, daß die aufsteigende Reihe der Arten gekennzeichnet wird durch immer späteres Hervortreten der Individuation gegenüber der Generation, des Einzelndaseins gegenüber den Artfunctionen. Die moderne Entwickelung der Bevölkerung bedeutet einen neuen Fortschritt in dieser Richtung. Daraus ergibt sich eine wichtige Folgerung für die voraussichtliche weitere Volkszunahme.

Den fürmischen Fortschritt des letzten Jahrzehnts, das wissen wir bereits, verdanken wir in erster Linie der Abminderung der Sterblichkeit. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch den Fortschritten und Erfolgen der Hygiene hat die Natur unübersteigbare Schranken gezogen. Je näher isolge der socialen und hygienischen Errungenschaften die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen an die natürliche Altersgrenze heranrückt, desto geringere Fortschritte sind in dieser Richtung für die Folge möglich. Die Sterbeziffer muß sich daher allmählich stabilisieren; die Geburtenziffer wird immer ausschließlicher maßgebend werden für die Volkszunahme. Da nun die Geburtenziffer, wie wir gesehen haben, in allen Culturstaaten sinkende Tendenz hat, so ist mit Sicherheit zu gewärtigen, daß künftig der Abstand zwischen der Rate der Geborenen und der Gestorbenen sich vermindern und die Volkszunahme nachlassen werde, bis gleichsam das letzte Ziel organischer Entwickelung erreicht ist: das Maximum höchst individualisierten Lebens bei gleichzeitigem Minimum des Wechsels. Das hat schon Herbert Spencer prophezeit. Allein er irrt in der Begründung, indem er annimmt, die zunehmende Durchpflügung des Culturlebens werde die Zeugungsfähigkeit verringern. Späteres dabei überhaupt physiologische Momente mit, so bedürfen sie jedenfalls eines viel längeren Zeitraumes, um sich in einem ganzen großen Volke soweit durchzusetzen, daß sie für die Gestaltung der Geburtenziffer maßgebend werden. Die Verminderung der Geburtenziffer am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts kann demnach nicht aus physiologischen Ursachen erklärt werden, sondern, in erster Linie wenigstens, nur aus socialen und psychologischen. Dieses in es unwahrscheinlich, daß die thatsächliche Fruchtbarkeit immer weiter hinter der physisch möglichen zurückbleibt.

Zunächst liegt die Annahme nahe, als ob die relative Abnahme der Geburten irgendwie mit der Ehelosenzahl zusammenhinge. Ohne die ungeheure Bedeutung der Lebensgemeinschaft, höhere Anspruche in Bezug auf anständige und gesittete Lebenshaltung, so denke man vielleicht, erschweren und verzögern die Familiengründung und drosseln dadurch auch auf die Geburtenzahl. Die Statistik widerlegt jedoch diese Vermuthung. Die Ehelosenziffern sind nicht [illegible] [illegible] [illegible]

schnitt der Jahre 1891 bis 1899 aber jährlich 8·2 gebeiratet, das Jahr 1899 brachte sogar die höchste Zahl der Heiraten seit dem Bestehen des Reiches. Auch in allen anderen Staaten hat sich die Häufigkeit der Eheschließungen in den letzten Jahren ganz entschieden gehoben, und auch ihr populationistischer Wert ist gestiegen. Es wird jünger geheiratet, der Altersabstand zwischen Mann und Frau sowie der Antheil der zweiten Ehen vermindert sich. Die Aussichten für die zukünftige Ehedauer und für die Nachkommenschaft stehen entschieden günstiger als früher. Und dennoch zeue Verminderung der Geburtenziffer!

Die Erklärung ist nicht so einfach. Nicht in vereinzelten Zügen des Volkslebens, sondern in seiner gesammten Umbildung und Entwicklung ist sie zu suchen: in der Aenderung der berufslichen und sozialen Gliederung sowie der örtlichen Vertheilung der Bevölkerung. Ihr Ergebnis ist, dass nunmehr neue Schichten emporgekommen sind und Einfluss genommen haben auf die physische Erneuerung und auf die Entwickelung der Bevölkerung. Früher war hierfür ganz überwiegend der Bauernstand maßgebend, daneben allenfalls noch das Handwerk. Grundbesitz oder Gewerbe, und in beiden die selbständige Stellung, galten als Voraussetzung für die Gründung einer Familie. Bauer und Landwirtschaft waren der Jungbrunnen der Nationen. Wie ihren reichlichen Nachwuchs hatten sie das Menschenbedürfnis der Städte und Industrien zu decken. Die großartige industrielle Entfaltung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat das einigermaßen geändert. Die Landwirtschaft ist im Begriffe, ihre frühere Vorherrschaft zu verlieren. Denn der technische Fortschritt hat eine neue Austheilung der gesellschaftlichen Leistungen in der Richtung der höheren Productivität der gesellschaftlichen Arbeit und infolge dessen auch eine neue Gliederung der Bevölkerung mit sich gebracht. Die Quote der Landwirtschaft an der Bevölkerung ist im Sinken, die Quote der Industrie und des Handels im raschen Steigen begriffen. Zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895 ist im Deutschen Reich der Procentantheil der Landwirtschaft von 42·5 auf 35·7 gefallen, jener der Industrie und des Handels von 45·5 auf 50·6 gestiegen. Die Classe der Industriearbeiter hat sich gewaltig entwickelt. Sie übertrifft an Zahl nicht nur die selbständigen Landwirte, sondern auch das landwirtschaftliche Arbeitspersonal. Und, was das Entscheidende für unsere Frage ist: sie steht auch den größten Nachwuchs. 1895 wurden im Deutschen Reich noch nicht erwerbende Kinder unter vierzehn Jahre gezählt: bei der Landwirtschaft 11 Millionen, bei der Industrie 7·2, beim Handel und Verkehr 1·9 Millionen. Die Industriearbeiter hatten 4·5 Millionen, die selbständigen Landwirte nur 4 Millionen erwerbslose Kinder unter vierzehn Jahren. Aber relativ, im Verhältnis zu den Erwerbthätigen, von denen jene erwerbslosen Kinder ernährt werden, stellen sich die Ziffern ganz anders. Darnach treffen auf je 100 Erwerbthätige Kinder unter vierzehn Jahren: bei der Landwirtschaft überhaupt 74, bei der Industrie 86; bei der selbständigen Landwirtschaft 154, bei der selbständigen Industrie 118; bei den landwirtschaftlichen Arbeitern 37, bei den industriellen Arbeitern 75. Man beachte, um wieviel der Nachwuchs der industriellen Arbeiter jenem der landwirtschaftlichen überlegen ist, um wieviel er aber hinter der Familienentfaltung der selbständigen Landwirte zurückbleibt. Absolut genommen stammen im Deutschen Reich gegenwärtig die meisten Kinder bereits aus der Industrie und hier ziemlich aus der Arbeiterclasse. Relativ, d. h. im Verhältnisse zu den Ernährern, sind sie allerdings am zahlreichsten im Bauernstande. Aber er lässt keinen Raum für die Familienentfaltung der ländlichen Arbeiterschaft. So kommt es, dass die Industrie, alles in allem genommen, doch den stärkeren Nachwuchs zu stellen vermag. Je entschiedener der Bauernstand durch die Industrie und ihre Arbeiterschaft überflügelt wird, desto breiter wird im gesammten Volke die Basis der Familienentfaltung, desto weitere Volksschichten haben daran Theil — daher die allgemeine Hebung der Ehereigenzahl.

Diese langsamer wird aber, antheilsweise gerechnet, die Volkszunahme, desto geringer die durchschnittliche Geburtenzahl der ziehenden Ehen, desto sparsamer der zur Erhaltung und Erweiterung der Volkszahl erforderliche Bevölkerungsüberschuss.

Das sind durchaus günstige Symptome. Ich bin daher geneigt, die Bevölkerungsbewegung der letzten Jahre eher optimistisch zu beurtheilen. Allein wir dürfen nicht übersehen, dass Aufschwung und jener Entwickelung verbunden sind, und welche Aufgaben dadurch der Zukunft gestellt werden. Der Uebergang breiter Volksschichten von der Landwirtschaft zur Industrie, vom ländlichen in überwiegend städtischen Lebensraum entwickelt neue Tendenze, denen wir entgegenwirken müssen, soll nicht die Lebenskraft unseres Volkes gefährdet werden. Die Lebensbedingungen der neuen Lebensbedingungen anzupassen. Diesen Zweck planmäßig zu erreichen, ist Sache der dringlichsen Aufgaben unserer sozialen Gesetzgebung. Ich möchte sagen, die schwere Sorge, um die gesammten Volkskräfte, die in physischer Hinsicht auf ihrer Höhe erhalten, ja womöglich gesteigert werden müssen, ist die Sorge um die Arbeiterschaft. Nur sie kann die Kraft angesehen werden. Nicht minder als im flachen Lande wurzeln nunmehr auch in der Industrie und in ihren städtischen Standorten das Leben und die Kraft des Volkes, und unser ganzes Streben muss darauf gerichtet sein, sie auch auf diesem neuen Boden ungeschmälert zu bewahren und zu voller Blüte zu bringen. Welche Theilprobleme diese Aufgabe umfasst, das kann hier nicht bloß so nebenher dargethan werden. Aber für die Größe der Aufgabe haben auch schon die vorläufigen Ergebnisse der letzten Volkszählungen gewisse Anhaltspunkte ergeben. Wir können aus den tiefgreifenden Veränderungen in der örtlichen Vertheilung der Bevölkerung entnehmen, in wie weitem Umfange der Menschenbedarf der Wirtschaft von der Menschenproduction der Bevölkerung örtlich abweicht. Bevölkerungsspannungen sind dadurch entstanden, deren Ausgleichung durch Wanderbewegung und Berufswechsel erfolgt. Ueber die Gestaltung derselben im letzten Jahrzehnt werden wir genauer unterrichtet werden, wenn nur erst die einschlägigen Ergebnisse der letzten Zählung aufbereitet vorliegen werden. Aber auch schon die vorläufigen Ergebnisse lassen erkennen, wie große Verschiebungen eingetreten sind, wie außerordentliche Fortschritte die örtliche Concentration der Bevölkerung insbesondere infolge der industriellen Entfaltung gemacht hat. In Oesterreich haben die ländlichen Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern ihre Bevölkerung in den letzten zwanzig Jahren kaum vermehrt; 1890 zählten sie 13·8, 1900 14 Millionen Einwohner. Fast der ganze Volkszuwachs, mehr als zwei Millionen, concentriert sich auf die überwiegend städtischen Wohnplätze. Und als gälten die Gravitationsgesetze der Mechanik auch für die socialen Körper, so erfolgt das Wachsthum im allgemeinen desto rascher, je größer die Bevölkerung, je weiter vorgeschritten ihre Concentration bereits ist. Insbesondere im Deutschen Reich haben die Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern außerordentliche Fortschritte gemacht. Man zählte deren am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts bereits 33 mit 9·1 Millionen Einwohnern. Mehr als 16% der Bevölkerung des Deutschen Reiches sitzen in Großstädten. Man sieht, zu welchem Umfange die städtische Wohnungsfrage bereits herangewachsen ist.

Trotz des Credits, den die Malthusischen Anschauungen noch immer finden, sind die Ergebnisse der siebenjaren Volkszählungen in Deutschland und Oesterreich ganz überwiegend mit Befriedigung begrüßt worden. Mit vollem Rechte erblickt man in dem mächtigen Anschwellen der Bevölkerungszahlen ein günstiges Symptom, mehr eine Verheißung als eine Bedrohung für die Zukunft. Denn mit einer unverkennbaren Hebung der Lebenshaltung Hand in Hand gehend, ist jene Volkszunahme sowohl ein Merkmal als auch die Voraussetzung wirtschaftlichen Gedeihens und erhöhter politischer Machtentfaltung. Allein nur die Möglichkeit, nicht auch die Gewähr zukünftiger Entwicklung bietet sie. Jene Möglichkeiten zu verwirklichen, die Zukunft winklich zu erobern und zu sichern, das ist die große Aufgabe, vor welche unsere Social- und Wirtschaftspolitik nunmehr gestellt ist. Von ihr wird es abhängen, ob dem deutschen Volke seine kräftige Vermehrung zum Segen oder zum Fluche gereichen soll.

Benedek.

Schon Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ hat das große und unbestreitbare Verdienst, die Rolle, welche der unglückliche Feldherr von 1866 gespielt hat, klarzulegen, soweit es die spärlichen Reste von Benedeks Aufzeichnungen und die Redelust manches alten Kämpfers von damals, und zwar manches wissenden Kämpfers, gestatteten. Nun tritt der verdiente Forscher mit einem neuen Buche, „Benedeks nachgelassene Papiere“*), hervor, der wohl alles, was vorhanden und von Wert ist, aus Tageslicht fördert: Druck und Ausstattung sehr vornehm; ein warm empfundenes Vorwort von Gräfin Edith Salburg, der bekannten Tochter des Verfassers, ein Lebensbild der „Erzieherin“; durch ihren Gatten, einen Freiherrn Krieg v. Hochfelden, hat sie Beziehungen zum Hause Benedek. Zum Schlusse des Bandes sieht Friedjung einen Strauß mit Herrn v. Schlichting, dem bekannten preußischen General und Militärtheoretiker aus, der harmlos an der Ansicht festhält, der Feldzeugmeister hätte durch geschicktes Operieren, namentlich am 28. Juni, die Preußen besiegen, die Bismarcks Politik vernichten, vielleicht gar Schlesien wiedererobern können, welch letzteres namentlich Herr Krieg in der Hoffnung des Ziel der geheimsten Wünsche war. Kurz, Material in Hülle und Fülle zur Beurtheilung Benedeks, dessen Charakterbild, ein wahres kleines Meisterstück, von Friedjung schon längst in Wort oder Schrift dargeboten wurde.**)

Wie wir aber wiederholen, wird uns ein neues Buch in die Hand gedrückt, das neben anderen Fragen ganz besonders die Beurtheilung Krieg v. Hochfelden nimmt und die Lage der österreichischen Armee im Norden, also die Kräfte des Krieges und

*) Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben von Heinrich Friedjung. Mit einem Vorwort von Edith Gräfin Salburg. Mit einem Bildnis Benedeks und einer Karte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. 1901.

**) Siehe Nr. 343 der „Zeit“.

den Wendepunkt in Benedeks Schicksal, erörtert.*) Für weniger Eingeweihte sei bemerkt, daß die Feldzugschen Veröffentlichungen eine Reihe preußischer Generale a. D. in Bewegung gesetzt haben, die seit Jahr und Tag darüber streiten, wie es Benedek anfangen hätte müssen, um den Feldzug zu gewinnen. Den Herren — v. Schlichting, v. Bogusławski, v. Caemmerer, v. Lettow stehen im Vordertreffen — fehlt offenbar die nähere Kenntnis des österreichischen Staates und Heeres, sonst könnten sie einen derartigen Streit um des Kaisers Bart unmöglich anfangen. Sie behandeln die Sache wie ein Kriegsspiel, in dem die rothe Figur genau ebenso viel gilt als die blaue, und erschöpfen ihre Generalstabsgelehrsamkeit in Paraphrasen dessen, was der alte Feldzeugmeister Nagy schon vor 35 Jahren zur Sache geäußert hat; selbst der größte Scharfsinn vermag dem damals Gesagten nichts Neues und Triftiges hinzuzufügen. Im neueren Zeit hat nur ein einziger über 1866 Gediegenes und Lesbares geliefert, nämlich der Oberst Bartels, mit soviel Gift und Galle freilich, daß man sein Buch anstandshalber nicht empfehlen kann. Die österreichische Armee hatte 1865 schon deshalb alle Aussicht, geschlagen zu werden, weil sie seit den Tagen des großen Eugen niemals mehr eine europäische Großmacht bedroht hatte (außer im Bunde mit anderen Großstaaten wie 1813-1814 kümmerlichen Angedenkens), und von einer reformatorischen Thätigkeit vor 1859 war nichts zu merken gewesen trotz 1859; dann wegen ihrer schlechten Infanteriebewaffnung; wenn eine Armee in jedem Gefecht drei- bis viermal soviel Todte und Verwundete verliert, als der Gegner, so hört alle Strategie einfach auf, die Führung wird zu schwierig für Menschenwitz! Das leuchtet dem Laien ein, und er kann nur empfinden: „Vergib ihnen, o Herr!“, wenn er die Ströme schöner Tinte sieht, die von den Gelehrten verschwendet werden, um dem armen Opfer an der Spitze der Nordarmee nachträglich zu zeigen, wie die unlösbare Aufgabe zu lösen war.

Lediglich ein Schlachtopfer ist Benedek gewesen; der Sündenbock für die Schuld der Vorgänger und Zeitgenossen. Friedjung hat uns seine Gestalt menschlich nahe gerückt, und eine gewisse Sympathie wird dem Schatten des unglücklichen Feldherrn gegenüber, der sein Unglück so vornehm zu tragen, der so heroisch zu schweigen wußte, gewiß am Platze sein. Er war ein geradezu herrlicher Soldat, ein ehrlicher, braver, treuer Unterthan, ein gutmüthiger, liebenswürdiger, edler Mensch, ein gefühlvoller Gatte, Namentlich nach dem Erscheinen der jetzt gedruckten Briefe an seine Gattin wird die Rührung in weiten Kreisen eine große sein. Die Bitterkeit ist geschwunden, die Dornenkrone auf dem Haupt des Märtyrers hat poetischen Reiz, und mit sanftem, wehmüthigem, ja manchmal sogar mit bewunderndem Gefühl blicken wir auf die Geschichte des Glückes und des Endes von einem der besten Söhne Oesterreichs.

Dennoch, auf die Gefahr hin, manches sanfte Gemüth von den Knopf zu stoßen, sei es uns vergönnt, ein ungeschminktes Wort über den Fall zu sagen und unsere Auffassung von Benedek offen darzulegen. Wir hoffen gleichwohl, daß der Ernst der Sache wenigstens einige wenige Leser packen wird, denen die Ergebung ins Unabänderliche und schlaffe Entsagung noch nicht zur zweiten Natur geworden sind.

Was hat sich Benedek gedacht, als er das Commando der Nordarmee übernahm? Mit Bestimmtheit hat er niemals auf den Sieg gerechnet, wie das preußische Trüsolium Bismarck-Moltke-Roon; davon ist keine Rede. Nachweislich hat er sich gesträubt, und hinterher oft genug betont, er habe an einen Erfolg nicht glauben können. Dagegen zeigen aber einzelne Briefe an seine Frau aus dem Frühjahr 1866, daß er trotz düsterer Grundstimmung hier und da auf sein altes Soldatenglück pochte und sich der unbestimmten Hoffnung auf Glücksfälle hingab. Von solchen sentiments war der alte Mottke in Berlin sehr weit entfernt, wenn er die „Raubvogelnase“ über die Karten beugte und in die Acten stecke, er rechnete lediglich mit nüchternen Thatsachen, und das muß ein Feldherr auch, während dem Lieutenant und selbst dem Regimentscommandanten rücksichtsloses, frisches Wagen anjteht. Also Benedek gab sich keine Rechenschaft über seine Chancen, hatte kein bestimmtes Mittel des Sieges in der Hand, ließ sich von einem Oberlieutenant den deutschen Kriegsschauplatz erklären und erhoffte das Weitere vom Zufall: ja, der Tausend, das ist keine Feldherrnsigur! Das müssen wir doch offen sagen. Er fühlte zudem die Unzulänglichkeit von Staat und Heer für den bevorstehenden Kampf, sowie auch den eigenen Mangel im Verein zum Feldherrn ganz genau.

Dennoch lässt er sich für das undankbare Amt gewinnen. Das ist seine tragische Schuld, an der er nicht unbedingt — zugrunde gieng. Und hier begreifen wir, eben getandelt, die Milde, mit der er heutzutage bemitleidet wird, nicht ganz. Uns ist die „Gloire du vaincu“ ganz unverständlich, und sie einen Geheroism, der bis zum Mißverständnis geht, haben wir keinen Sinn. Politik und Krieg sind keine Poesie und keine Moral, sondern lediglich Geschäfte, wobei dem Volke, welches dies begreift, ein Geschäft schlecht aber [illegible]

Benedek am Erfolge zweifelte, so durfte ihn kein Allerhöchster Befehl und kein Allerhöchster Wunsch bestimmen, die Nordarmee zu übernehmen. Thut er es, dann handelte er als gehorsamer Diener, nicht aber als Feldherr, nicht als Vertreter eines großen Staates. Es wäre ein Segen gewesen, wenn er sich geweigert und bei Zeiten und mit Nachdruck zum „Frieden um jeden Preis“ gerathen hätte, wie der Arme es dann, durch die Ereignisse belehrt, in einer Stunde nur zu spät gethan hat! Wer weiß, ob ein anderer Feldherr zu finden gewesen wäre, wer weiß, ob die Hofburg sich dann nicht ohne Kampf vor den Forderungen Bismarcks gebeugt und ihren Völkern namenloses Leid erspart hätte, um vielleicht später, zu gelegenerer Zeit, die alte Rechnung mit Preußen zu begleichen? Nochmals, der Krieg ist ein Geschäft, und ein Thor, wer sich zu ihm drängen lässt, wenn er ihn nachsieht ist!

Ein Mann, dem im Lebenskampfe eines Staates die Führung angeboten wird, hat nicht das Recht, allerunterthänigst zu gehorchen, sondern er hat klar und scharf „Nein“ zu sagen, wenn er keine Aussicht auf Erfolg sieht. Nichts entschuldigt da! Nur unsere österreichische schwerfällige Gutmüthigkeit und Geduld, unser kräftiger Mangel an starken Trieben, wie Stolz, Haß, Neid, Rache, Habgier, der ein wahrer Fluch ist, unser Mangel an Ernst und Härte mit einem Worte bringen uns dahin, Benedek so milde zu beurtheilen, wie wir es thun. Er ist ein gehorsamer Diener dynastischer Contenz, so hat er sich am Lande schwer vergangen. Aber freilich, wir sind selbst daran schuld; wären wir eine reife, selbstbewußte Nation, so würde uns das nicht passiert sein. Die Engländer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erschossen regelmäßig besiegte Admirale, auch wenn sie bei Hofe wohl gelitten waren, und zwangen dadurch zu entsprechender Zuchtwahl; die französische Revolution köpfte ihre Generale, wenn sie sich schlagen ließen, und brachte damit die Talente empor. Die preußische Armee wollte nach 1806 an sich selbst ein Strafgericht, dessen Einzelheiten bei uns leider nur zu wenig bekannt sind; was haben wir alledem an die Seite zu stellen? Gemüthlichkeit! Vergeben und Vergessen, statt der Einsicht, daß das Kriegführen und die Wahl der Feldherren nicht rein dynastische Angelegenheiten, sondern Dinge sind, die den Völkern selbst an Kopf und Kragen gehen; diese letzteren und ihr Schicksal waren Benedek sehr gleichgiltig, sobald er sich durch die Befehle der Krone engagiert sah, er stand auf dem Standpunkte des Kanzlisten, und nicht auf dem eines modernen Feldherrn. Stumm ergeben sog er seinem Schicksale entgegen, statt sich gegen dasselbe mit hohem Sinn und festem Willen aufzulehnen. Allein „tout comprendre“ u. s. w. Die Species Benedek ist vielleicht noch nicht ausgestorben, und in mancher Herren Ländern mag es auch heute noch beguem und besternte Biedersinn geben, die über nichts anderes verfügen, als über Loyalität und Gehorsam. Selbst vom Standpunkte einer Dynastie aus sind jedoch solche Diener nicht gerade die besten, wenngleich sie im Friedenszeiten recht bequem sein mögen.

Friedjung hebt selbst hervor, es sei ein Irrthum, Benedek mit Blücher zu vergleichen. Mit Blücher! Der alte Vorwärts war ein ganzer Kerl und hätte sich keinen Augenblick besonnen, alle 35 oder mehr deutschen Duzendfürsten jener Zeit zum Teufel zu jagen, wenn es die Wohlfahrt der Nation erfordert: er hat es doch trocken in seinen Briefen angesprochen: und es juckte ihn, dem größten und ruhmreichsten Eroberer der neueren Zeit entgegenzutreten. Benedek erstarb in Devotion und fürchtete sich vor dem Kriege mit einem Heere, das er exerciert hatte. Was Wunder, daß ihm durchaus mit preußischen Generalen vergleichen, so käme allenfalls Steinmetz in Frage, obwohl er beiweitem nicht dessen Härte hatte, oder besser noch der alte Wrangel, dem 1866 ein Commando zu gehen keinem Menschen einfiel. Auch Radetzky sieht thurmhoch über dem Besiegten von Königgrätz; stand zwar einem sehr minderwertigen Gegner gegenüber, aber er hatte großen, freien Blick, namentlich in der Politik, kannte die Welt, besonders die Höfe, und war äußerst gerieben. Benedek gegen ihn gehalten ist so weich, so warm und voll Gemüth, daß man an seiner Bestätigung für große Dinge sogleich hätte zweifeln müssen. Seine Frau verwindigt sich schwer, wenn sie ihm vorwirft, zuerst käme für ihn die Armee und wieder die Armee, und dann erst sie: im Gegentheil, wir wagen die Behauptung, daß ihm das Weib vorgieng. Beweis seine Flucht in ihre Arme nach dem zusammenbruche. Niemand verlangt heute von besiegten Feldherren, sie hätten sich ins Schwert stürzen, wie der selige Varus, vielmehr findet man es ganz in der Ordnung, daß sie sich in ihre Quartiere nurgen. Ein Verdienst aber können wir es nicht nennen, wenn ein besiegter Feldherr sich in die Einsamkeit zurückzieht und schmollt, es ist das vielleicht das Praktischeste. Damit soll allerdings keineswegs in Abrede gestellt werden, daß Benedek Beschlüsse wie jenen vom 6. Juli hätte fassen können, wie er sie gefaßt hat, und daß er sie [illegible]

[illegible] Sieg und Niederlage [illegible] Soldat und Mensch [illegible] Sieg und Niederlage [illegible] Soldat und Mensch [illegible] Sieg und Niederlage [illegible] Soldat und Mensch [

gewinnen, und der Cult mit dem Besiegten üppig in die Halme schießt, wie es jetzt der Fall ist. Benedekt Biographie bietet — richtig aufgefaßt — Warnungen und abschreckende Beispiele ernstester Art, Lehren für die Zukunft, deren Andeutung und Beherzigung uns wichtiger erscheint, als Rehabilitierungen, die keine sein können in den Augen ernsthafter Leute.

Arminger.

Delirium Antialcoholicum.

„Ich bin des trockenen Tons nun satt . . .“
Der Weimarer Alkoholtiter.

Von einer Österreise zurückkehrend, finde ich in den inzwischen eingelaufenen Wiener Blättern die Berichte über den Antialkoholiker-Congreß. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät für eine Stimme, die zur Nüchternheit — im Enthaltsamkeitsrausche mahnen möchte.

Ich schicke jedoch eine captatio benevolentiae voraus: ich bin selbst Abstinenzler. Bier schmeckt mir nicht, und Wein macht mir Kopfschmerzen. Was folgt, ist also nicht von der Liebe zum bösen Feind eingegeben, sondern von meinem logischen, meinem psychologischen, meinem philosophischen Gewissen.

Auf dem Wiener Tage scheint man sich in einer sehr simplen Schlußweise gefallen zu haben: der Alkoholgenuß hat schädliche Folgen für Lebenshauer und Gesundheit des Genießenden, seiner Nachkommen und seiner Umgebung; also ist er zu bekämpfen. Nach diesem Schluß mache ich mich anheischig, den Kampf gegen jede beliebige Institution als nothwendig zu erweisen. Vom Krieg will ich nicht reden, denn er wird ja in der That mit Argumenten von derselben Tiquität bekämpft. Aber auch die religiöse Begeisterung, das künstlerische Schaffen, die philosophische Speculation, die Verbreitung an politischen Kämpfen — sie alle sind nach diesem Processverfahren gerichtet: von ihnen allen könnte bewiesen werden, daß sie „ungesund“ sind. — Um aber die Verweisflichkeit einer Einrichtung darzuthun, genügt es nicht, zu beweisen, daß sie schädliche Folgen hat. Es muß vielmehr bewiesen werden: 1. daß die schädlichen Folgen die brillanten Folgen überwiegen; und 2. daß dieser negative Ueberschuß größer ist als derjenige, der sich bei Aufhebung der betreffenden Einrichtung ergeben würde.

Wenn aber diese beiden Fragen in Bezug auf den Alkoholgenuß beantwortet zu können, müßten wir doch zuerst wissen, die Befriedigung welcher Bedürfnisse denn von ihm erwartet wird. Dann erst könnte doch der Katalog der angeblich heilsamen Folgen geprüft und mit dem der schädlichen Folgen verglichen: dann erst aber könnte auch die Frage nach dem, was etwa an Stelle des Alkohols zur Beiriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden könnte, und nach der etwaigen Schadensbilanz der Wirkungen dieses X aufgeworfen und erörtert werden.

Diese Fundamentalfrage nun scheint in Wien recht sticfmütterlich behandelt worden zu sein. Die communis opinio doctorum scheint dahin zu gehen, daß ein Ding, so durch Mund und Speiseröhre in den Magen geleitet wird, offenbar dem Nahrungsbedürfnisse dienen müsse; und daß also, wenn bewiesen werde: 1. daß Alkohol kein Nahrungsmittel sei, und 2. daß Milch, Kaffee und Suppe, welche ihn vertreten würden, allerdings Nahrungsmittel seien und überdies all jene schädlichen Folgen nicht haben — dann, sage ich, allen methodischen Anforderungen Genüge geschehen sei. Wenn nun nicht unglücklicherweise eine falsche Physiologie wirklich behaupten hätte, Alkohol sei ein Nahrungsmittel, so wäre das Ungenügende, ja Groteske dieser Aufstellung jedem Auge sichtbar gewesen. „Nahrungsmittel“, „Kräftwert“ sind ja späte wissenschaftliche Begriffsbildungen: aber kein intelligentes Kind ist doch der Meinung, man trinke ein geistiges Getränk in erster Linie, um den Hunger zu stillen oder den eigentlichen Durst zu löschen. Nur der Widersinn jener falschen Physiologie konnte dem oberflächlichen Antialkoholismus wenigstens den Schein der Standhaftigkeit verleihen.

In den langen Referaten der Tagesblätter habe ich eine einzige andere Bemerkung gefunden, die man vielleicht hieher ziehen könnte. Prof. Forel soll geäußert haben: der Alkohol täusche; darin liege seine Gefahr. Nehmen wir einen Anaesthet an, dies sei der wahre Hauptgrund des Alkoholgenusses. Dann haben alle so und so viele Menschen infolge ihrer Constitution, ökonomischen Lage rc. das Bedürfnis, sich zu täuschen, Kraft statt Schwäche, Glück statt Unglück, wenn nicht zu hören, so doch zu fühlen. Nun frage ich: Wie kann man die Befriedigung dieses Bedürfnisses mit all den „ungesunden“ Wirkungen des Alkohols vergleichen? Wo ist der gemeinsame Maßstab? 2. Wenn werden die Leute, denen man den Alkohol abgewöhnt, ihr Selbsttäuschungsbedürfnis betriedigen? Und wie wenden Sie die schädlichen Folgen dieser anderen Betäubungsmittel zu denen des Alkoholgenusses vergleichen? Man wird sich nicht abhalten, daß das Bedürfnis mit einer neuen Befriedigung. . . . . Jeder Brief Forel will wissen gesagt haben, die Alkoholisten seien viel weniger, besserer moralischer Leute rc. Aber wie, wenn es wahrscheinlich wäre? Wenn eben die [illegible] Naturkirchen, Lebensmuthigen viel leichter abstinierten? Eben weil sie der Täuschung nicht bedürften?

Ich glaube aber nicht, daß das Selbsttäuschungsbedürfnis den letzten Grund der Sache darstellt. Das ist ein „falscher Boden“. Der wahre liegt tiefer — viel tiefer! Seien wir zunächst ehrlich, einfach und wahr. Speechen wir aus: man trinkt geistige Getränke, um sich zu berauschen! Die einen wollen sich berauschen bis zur Volltrunkenheit, zur Sinnlosigkeit; die andern begnügen sich mit dem angenehmen „Dusel“. Aber der wesentliche Effect des Alkoholgenusses bleibt der Rausch. Wenn daher auf dem Tage zu Schilda — zu Wien, wollte ich sagen, die „Herabsetzung der psychischen Fähigkeiten für kürzere oder längere Zeit auf Grund experimenteller Beobachtungen als Folge des Genusses“ von Alkohol constatiert wurde — so in einer Wiener Zeitung zu lesen! — so hat mich dies Ergebnis nicht gerade überrascht.

Constatieren wir weiter: der Genuß geistiger Getränke, das heißt also das Bedürfnis nach dem Rausch ist eine Erscheinung von ungeheuerer geographischer und historischer Verbreitung. Es findet sich bei den meisten wilden Stämmen. An den Meth der Germanen will ich nicht erinnern. Der Somm stand im Mittelpunkt des indischen Cultus: aus den Riten bei der Zubereitung dieses berauschenden Göttertrankes ist die älteste Poesie und Philosophie der Erde hervorgegangen. Und aus dem Cultus des Dionysos, d. h. aus dem Ritus des Weintrinkens, stammt das Drama! Wobei dieses so allgemeine und, wie es scheint, so ganz anderen Gesetzesäußerungen so verwandte Bedürfnis? Ja, verwandt in der That! Denn die religiöse Ekstase, die leidenschaftliche Liebe, die todesverachtende Kampfeswuth, sind sie nicht auch von der Aufhebung des klaren Bewußtseins, von einer „Herabsetzung der psychischen Fähigkeiten“ begleitet? Aber woher?

Wir stehen mit diesen Fragen mitten in dem dunkelsten Gestrüpp der biologischen Probleme. Weiß man auf sie keine Antwort, dann lasse man den Alkohol schön in Ruhe; denn so wenig man den individuellen Organismus eine Function unmöglich machen dürfte, deren Bestimmung man nicht kennt, ebensowenig auch dem socialen Organismus. Ich aber will meine Vermuthung in wenigen Worten aussprechen. Ich halte das Bedürfnis nach Rausch, nach Ekstase, in der Hauptsache für ein Verlangen nach Austoben, für eine Consequenz eines Kraftüberschusses, das heißt eines Mehr von vorhandener Kraft über dasjenige Maß hinaus, das zur Befriedigung des Lebensbedürfnisses nöthig ist. „Wenn sich deshalb der Student betrinkt, so ist das sehr begreiflich: in der Jugend ist mehr Kraft da, als im Augenblick erfordert wird, und diese Kraft will von Zeit zu Zeit hervor! Und ebenso begreiflich ist dasselbe bei einem jungen Volk. Ein sternhagelbesoffener englischer Matrose gibt mir mehr Zukunftshoffnung, als der grazioseste, mäßigste italienische Lazzarone . . .

Hier wird man mich wahrscheinlich missverstehen. Nicht der Alkoholgenuß an sich ist das Erstrebliche, wohl aber ist es unter den normalen ursprünglichen Verhältnissen eine Aeußerung des Erstrebenswerten, das es überhaupt gibt: einer Organisation, die nicht nur auf die Erhaltung ihrer Person, sondern darüber hinaus noch auf die Leistung außer- und überpersönlicher Aufgaben angelegt ist. Aber es ist nicht ihre einzige, es ist nicht ihre hauptsächliche, es ist vielleicht auch gar nicht eine nothwendige Aeußerung dieser Organisation. Ich gehe sogar ohneweiters zu, daß im Laufe der Geschichte andere Aeußerungsformen diese eine zurückdrängen. Ich halte die alkoholische und sexuelle Begeisterung für die ältesten, aber keineswegs für die einzigen oder für die höchsten Formen der Begeisterung überhaupt. Und wenn deshalb die Antialkoholiker es irgendwie wahrscheinlich machen könnten, daß auch Verdrängung des Alkohols das „Austoben“ in höheren und nicht in schlimmeren Formen vor sich gehen würde, so wäre ich mit ihnen.

Hierfür aber sehe ich ebensowenig einen Anhaltspunkt, als ich bei den Antialkoholikern auch nur einen Gedanken über die Tragweite und Bedeutung dieser Dinge sehe. Es ist unsinnig, daß der Alkoholsumus durch einen hochstehenden Idealismus, durch Kunstbegeisterung, Patriotismus rc. abgelöst würde: es ist aber auch unsinnig, daß er durch die gasdicu Perversitäten abgelöst würde, denen sogar in hygienischer Beziehung der gegenwärtige Zustand vorgezogen werden müsse: durch geschlechtliche Ausschweifungen, durch occultistische Clubsein oder durch Gott weiß was! Nur eins hatte ich für sicher: Milch, Kaffee und Suppe werden den Alkohol in Hinsicht seiner wesentlichen Seiten nie ersetzen. Solange man aber nicht weiß, was diese wesentlichen Seiten sind, solange man daher auch gar nicht beurtheilen kann, ob dieses Was besser oder schlechter wäre als der Gegenstand, solange bleibt eine Bekämpfung, nicht einer bedeutenden Form des Alkohols, sondern des Alkohols überhaupt, ein Sprung ins Dunkle!

Die Ersten Menschen verwalten eine große und schöne Bildung: [illegible] über Ursachen schreiben wir ihnen das größte Vertrauen. Aber es sollen nicht glauben, daß diese Grenzen

das All umfassen; denn es gibt wahrlich „vier Ding' im Himmel und auf Erden — — —". Solange sie uns sagen: Der Alkoholgenuß hat diese und jene Folgen, bleiben wir in ihrer Sphäre. Aber sobald sie ihn daraufhin einfach abschaffen wollen — und nach derselben Methode können sie uns morgen die Liebe, die Romanliteratur, die Politik verbieten — müssen sie sich den Einspruch des Philosophen gefallen lassen, daß trotz ihres „Liquet" noch ein höheres „Non liquet" bestehen könne. Denn darauf haben wir ein altes Privileg. In wenigen Wochen werden es genau 2300 Jahre, daß Sokrates — leider auch ein potator strenuus, was hätte sonst aus ihm werden können — vor den athenischen Geschworenen den Ausspruch that: er habe die Handwerker und Kunstmeister ob ihrer Sachkenntnis schätzen gelernt und nur den einen Fehler an ihnen gefunden, daß, weil jeder in seinem Fache etwas verstehe, er auch glaube, alles andere zu verstehen — und seine, des Philosophen Mission sei es gewesen, sie dessen zu überführen, daß die menschliche Weisheit eben darin bestehe, zu wissen, daß man nichts wisse.

Freunde hat er sich dadurch bekanntlich nicht gemacht. Trotzdem empfehlen wir auch in Bezug auf die Alkoholfrage allen Nachdenkenden diese seine philosophische — Abstinenz!

Bern. Dr. Heinrich Gomperz.

Aphorismen.*)

Von Dr. Nob. Gerlung.

„Aphorismen sind nur Zeilen der Wahrheit, gelten sich aber für die ganze aus."

Was lieben wir an den Menschen?
In der Jugend: unsere idealen Vorstellungen von ihnen.
Im Alter: unsere Erinnerung daran.

*

Macht das Alter selbstsüchtig? Nein, aber es lehrt uns, daß wir im Leben ganz allein stehen.

*

Könnte man im Besitze der gewonnenen Erfahrungen das Leben noch einmal beginnen — würde man diesmal klüger handeln? Kaum; man würde nur ganz andere Thorheiten begehen.

*

Takt hat nur der, welcher fühlt, wie anderen zu Muth ist.

*

Viele Menschen schauen so lange und so oft in den Spiegel, bis ihr eigenes Gesicht ihnen gefällt. Diese wiederholen so oft dieselbe Banalität, bis sie ihnen als tiefe Weisheit erscheint.

*

Tugend und Vorzüge isolieren den Menschen; unsere Schwächen sind unser Zusammenhang mit der Menschheit.

*

Verhärtet sich der Arzt mit der Zeit gegen den Anblick der leidenden Menschen?

Was den Neuling erschreckt, sieht der Erfahrene mit Ruhe — das macht den Harten noch härter, den Weichen aber weicher.

*

Die drei Wünsche.

Als Student durchblätterte ich in den Ferien die alten Kinderbücher und las das lustige Märchen von den drei Wünschen, die für eine Bratwurst vergeudet wurden. Auf einem einsamen Spaziergang tauchte es wieder vor mir auf, und ich spann es weiter aus: was würde ich wohl wünschen, wenn ich drei Wünsche frei hätte?

Sogleich fiel mir das erste ein: ich wollte den schärfsten Verstand: wie würde dann das Studium anders gehen! und späterhin, da wüßte man gleich, wo es den Menschen fehlte, und wie man abhelfen könnte — aber würde man mit Verstand allein bezahlt auch helfen wollen? würde man sich nicht begnügen, dem eigenen Vortheile nachzugehen? Und da hatte ich meinen zweiten Wunsch! ich brauchte für mein nützliches Wirken auch die größte Güte! Nun konnte es nicht fehlen — die Güte würde ja den Verstand auf das Wohl anderer lenken, der Verstand würde der Güte ein Rückgrat geben. Ein Drittes, würdig, zu diesen beiden gesellt zu werden, fiel mir nicht ein, und ich war ordentlich stolz darauf, daß ich die zwei allerbesten Gaben erworben hatte und noch immer einen Wunsch übrig.

Viele Jahre später ich schäme mich zu gestehen, daß es schier dreißig waren) dachte ich wieder einmal jener kindlichen Phantasie: ich hatte schon erfahren, daß die Menschen genug an Gut, den Verstand zu verlachen, auch wenn er den klügsten Rath gefunden hätte — man verlacht eben, was man nicht versteht: ich hatte schon erfahren, daß die Menschen selbstliche Güte weniger oder mißbrauchen. Drum dachte ich: Wer um Verstand und Güte hat, wird kein Wohlthäter der Menschen, vielleicht aber ein Quälender, vielleicht ein Märtyrer. — Jetzt wußte ich den dritten Wunsch: die Macht! Wer den Menschen helfen will, der muß sie zum Guten zwingen, und er braucht dazu (meine drei Wünsche) Kopf und Herz und Macht. — Meine Wünsche sind unerfüllt geblieben, aber das thut nichts, sie sind wenigstens ein Anfang, und Bratwurst ist doch auch nicht das Höchste.

*

Ein Arzt, der heiratet, kann nicht vollkommen seine Pflichten erfüllen; er vernachlässigt entweder den Beruf oder die Familie oder abwechselnd beide.

*

Der Arzt gibt den Menschen sein Bestes dahin: Jugend, Kraft, Gesundheit, sein Denken und Empfinden. Dann begehrt man ihm seine Hingebung. —

Gibt es noch einen Beruf, so edel und so ähnlich der — täuflichen Liebe?

*

Freue dich an den guten Seiten der Menschen, und sie werden die ihr Bestes geben.

*

Bei der Collision von Pflichten verfehlt der Selbstlose ebenso wie der Egoist die rechte Entscheidung. Beide sind belangen.

Der Selbstlose wählt die schwerere Pflicht, als müßte sie auch die höhere sein, dem Egoisten aber ist die höchste und liebste Pflicht die gegen sich selbst.

*

Ein Kranker quält sich unter Schmerzen einem sicheren, vielleicht noch fernen Tode entgegen. Darf man da nicht — aus Erbarmen tödten?

Ja, man dürfte wohl, gäbe es nur keinen Irrthum, kein Verbrechen! Und könnte man auch beides verhüten, der arme Kranke hätte zu seinen Leiden noch das Mißtrauen und würde — die Krankheit weniger fürchten als den Arzt.

*

Willst du erfahren, wie die Menschen über dich denken, musst du sie beobachten, belauern, überlisten — nur fragen darfst du sie nicht.

*) Aus der demnächst erscheinenden Broschüre „Aphorismen über Arzt und Patient" [illegible] Aphorismen [illegible]

Der Dichter der spanischen „Electra".

Benito Perez Galdós ist unerkanntermaßen der bedeutendste spanische Romanschriftsteller der Gegenwart. Die spanische Literatur hat zur Zeit im Auslande keinen Fürsprecher und Ausbreiter, wie in früheren und auch noch im letzten Jahrhundert, und besonders in deutschsprechenden Landen könnte man diejenigen, die näheren Einblick in die modernen Geisteserzeugnisse unseres Landes haben, bequem an den Fingern abzählen. Als Vermittler zwischen deutscher und spanischer Literatur ist nur Johannes Fastenrath bekannt, abgesehen von einigen anderen Publicisten, wie Gustav Diercks und Hans Puritani, die sich speciell Spanien zum Gegenstand genommen haben. So ist es denn nicht Wunder zu nehmen, wenn der Ruf eines Dichters wie Galdós jahrzehntelang kaum über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen ist. Indessen hat man in letzter Zeit auch im Auslande angefangen, ihn nach Gebür zu würdigen: verschiedene seiner Romane sind ins Deutsche und Englische übersetzt worden, und auch die sonst für auswärtige Literaturerzeugnisse so wenig zugänglichen großen Pariser Blätter, wie „Temps", „Figaro", „Journal des Débats" und andere, haben jüngst Galdós'sche Romane veröffentlicht. Am meisten hat aber zum allgemeinen Bekanntwerden des Dichters beigetragen sein anticlericales Drama „Electra", dessen Erstaufführung am 31. Januar d. J. im clasischen Teatro Espanol zu Madrid ein ungeheueres Aufsehen machte und bekanntlich zum Ausgangspunkt der jüngsten anticlericalen Kundgebungen in ganz Spanien wurde. Meines Wissens wird das Stück, ins Deutsche, ins Französische und ins Italienische übersetzt, demnächst in Berlin, in Paris und in Rom zur Aufführung gelangen,*) so daß jedenfalls der Name unseres Dichters auch eine über den Kreis des örtlichen Interesses weit hinausreichende Bedeutung gewonnen hat.

Perez Galdós wurde 1840 in Las Palmas (Canarien) als der Sohn eines spanischen Officiers geboren. Von früher Jugend an zeigte er einen großen Hang zu den schönen Künsten und erlernte gründlich Musik und Malerei. Als Jüngling fühlte er sich besonders durch die Malerei angezogen, und er brachte es in dieser Kunst soweit, daß er 1862 auf einer Ausstellung in Santa Cruz de Tenerife mehrere Gemälde prämiiert sah. Noch heute ist Galdós ein vortrefflicher Zeichner, der den meisten Typen und Scenen, die er uns in seinen Romanen schildert, vorerst mit dem Stift plastische Gestaltung gibt. Mit großer Vorliebe pflegt er auch, als eifriger Clavier- und Harmoniumspieler, die Musik, besonders die clasische Musik. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolviert, schickte ihn sein Vater auf die Hochschule nach Madrid, wo er Jura studieren sollte. Dies that er denn auch gewissenhaft, um dem vater-

*) Der [illegible] Übersetzung [illegible]

Digitized by Google

tlichen Willen nachzukommen, und erwarb die Licentiatur der Rechtsgelehrtheit. Aber da inzwischen sein Vater starb, legte er das Corpus Juris beiseite und wandt sich der Literatur zu, der er schon lange im Stillen gehuldigt. Zunächst beschäftigte er sich, einen Schatz von gediegenen Kenntnissen sich anzueignen, und ausschließlich von seinen bescheidenen Erbtheil lebend, studierte er unausgesetzt mehrere Jahre lang für sich allein alles mögliche, aber besonders die neuere spanische Geschichte. Als er glaubte, mit dem nöthigen Wissen ausgerüstet zu sein — und zwar war er schon beinahe dreißig Jahre alt — beschloß er, sich auf die Journalistik zu verlegen. Auf den ersten Schlag erblühte ihm der Erfolg. Nachdem er nämlich an die vornehme Revue „Revista de España" einen Artikel antiquarischen Inhalts über die Stallschule von Toledo eingesandt, wurde er zu Albacete, dem intelligenten Leiter des genannten Journals berufen, mit Lobsprüchen überhäuft und als ständiger Mitarbeiter engagiert. Er schrieb auch fleißig in Gemeinschaft mit talentvollen jungen Leuten, die nachträglich meistens hohe politische Stellungen einnahmen, für die politischen Blätter „El Debate", „La Nacion", „El Parlamento", „El Contemporáneo" u. a. Es war damals eine sehr bewegte Zeit in Spanien. Nach dem Tode von Narvaez (23. April 1868) ward Gonzalez Bravo mit der Neubildung des Cabinets beauftragt und verschärfte am 7. Juli einen Staatsstreich, indem er die Generale Dulce, Zavala, Cordova, Serrano u. a. verbannen ließ, was zur Einigung aller Führer der Opposition führte. Am 17. September, während die Königin Isabella sich in San Sebastian befand, erhob Admiral Topete ihm Hafen von Cadiz die Fahne des Aufstandes. Am 28. September siegte Serrano über die königlichen Truppen unter Novaliches bei der Brücke von Alcolea, und Isabella flüchtete nach Frankreich. Serrano, mit der Bildung einer provisorischen Regierung beauftragt, wählte deren Mitglieder aus den verschiedenen Parteien und berief die Cortes am 11. Februar 1869. Die Mehrheit stimmte zwar für die Entthronung Isabellas, aber für die Erhaltung der Monarchie, und nun kam jenes wirrenvolle Interregnum bis zur Thronbesteigung von Amadeus v. Aosta, in welchem bekanntlich die von Napoleon beanstandete Candidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern für die spanische Krone einen Conflict zwischen Frankreich und Deutschland schuf, der das Vorspiel des denkwürdigen Krieges von 1870 war.

Inmitten dieser Sturm- und Drangperiode ließ sich Galdós von den herrschenden Strömungen nicht erfassen. Während seine Kameraden, vom revolutionären Taumel befangen, in politischen Clubs, in Kaffeehäusern, in Volksversammlungen und im Parlament sich austobten und zündende Artikel schrieben, saß er hinter seinen Büchern und las oder schrieb Kunstchroniken, historische Essays, Sittenbilder, Erzählungen. Galdós, der scharfe Denker und feine Gestalter, ist nie ein Mann der That gewesen.

Bald gab er den Journalismus auf und schrieb nur mehr Romane. Seine ersten Werke waren „El Audaz", der Rüpel und „La Fontana de Oro" die goldene Fontäne, die 1871, beziehungsweise 1872 erschienen und einen mäßigen Erfolg hatten. Gleich darauf legte er die erste Hand an sein Hauptwerk, die „Episodios Nacionales", die zur Zeit dreißig Bände umfassen, in denen er die politische und sociale Geschichte Spaniens im neunzehnten Jahrhundert mit gewissenhafter Treue und in künstlerischer Belebtheit wiedergespiegelt hat. Um die Physiognomie jenes Zeitabschnittes zu reconstruieren, von dem keine lebenden Fragen mehr vorhanden waren, machte Galdós die entsprechendsten Nachforschungen, las Geschichts- und Literaturwerke, Memoiren, Briefe, Modenzeitungen, alles mögliche. Auch besuchte er die verschiedenen Gegenden, Ortschaften, Städte und Gebäude, in denen sich die Vorgänge, die ihm als Unterlage dienten, abgespielt hatten. Die ersten Bände beschrieben den Hof Karl IV., die Schlacht von Trafalgar, die Befreiungskämpfe gegen Napoleon. Sodann kommt die Regierungszeit Ferdinand VII. und die Regentschaft seiner Witwe Maria Christine. Dann folgt die dritte Serie, in welcher die Regierungszeit Isabellas II., die Carlistenkriege, die inneren Wirren und Pronunciamentos, die kurze Herrschaft der Republik bis zur Wiederherstellung der Bourbonen geschildert werden. In seinen Episodios Nacionales weiß Galdós nicht nur alles Gehaltlose, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, neues Leben einzuhauchen, nicht nur alle bedeutenden Thatsachen in plastischer Vollendung vorzuführen, sondern verständnißvoll er auch denselben scharf und deutlich alle Momente der allmählichen Fortentwickelung der herrschenden Ideen, den erbitterten Kampf zwischen Aberglauben und Tradition, das Erben und Altern der politischen, religiösen und philosophischen Anschauungen. Und mit einer Kunstvergegenwärtigung, bezaubernd und verblüffend zugleich, weiß er alles durch eine packende, spannende Fabel, deren Fäden er durch wundervolle Milieuschilderungen noch zu erhöhen versteht. Die Episoden sind eine einzig in ihrer Art da, denn nicht nur sind sie chronologisch wie die trockenen Geschichtsbücher, sie sind Romancyclen, die schließlich einen Romancyclus und Gesammt-Romane und Geschichtsbild ausmachen, so geben uns nach Dem, die sehr sorgfältig nachgewiesenen Bild der spanischen Epoche im Ganzen und Einzelnen. Dabei sind sie spannend.

Außer den Episodios hat Galdós noch etwa vierzig weitere Romane geschrieben; in allen hat er Fragen von zeitgemäßer Bedeutung behandelt und meistens genial gelöst. Er ist intolerant mit Zola zu vergleichen, als er Fragen, wie Gott, Arbeit, Religion, Fanatismus, Aberglauben, Politik und ähnliche bis in ihre letzten Consequenzen zum Gegenstande seiner Dichtungen gemacht hat. Aber sein Naturalismus, obschon gerade so scharf und eindringlich, ist nicht so roh und unerbittlich, wie der des großen französischen Meisters. Galdós ist in seinen Auffassungen vom Schlage Balzacs, und wenn man ihn öfters auch mit Dickens verglichen hat, so beruhte dies nicht sowohl auf dem Aufbaue der Fabel und dem feinhumoristischen Ton seiner Schriften, als auf der Schöpferkraft, mit der er unsterbliche Typen ins Leben rief. In allen Ländern gab's und gibt es Dichter, die vorzügliche Novellen und Romane geschrieben, dabei aber auch nicht eine einzige Person erschaffen haben, während Galdós hunderten von selbstgebildeten Gestalten seinen Lebensodem eingehaucht hat, die fortbestehen werden, solange die spanische Sprache auf dem Erdball gesprochen wird.

Galdós ist heute der gefeiertste spanische Schriftsteller. Seine Werke — es sind über achtzig Bände! — erleben Dutzende von Auflagen, und das will viel sagen in einem Lande, wie Spanien, wo ein Drittel der Bevölkerung weder schreiben, noch lesen kann.

Ich möchte noch speciell darauf hinweisen, daß Galdós ein Vorkämpfer der Aufklärung und der Gewissensfreiheit ist im Vaterlande der Inquisition und des Jesuitismus. Seine Romane „Gloria", „Doña Perfecta", „La Fermeria", „La Familia de Leon Roch", „La Fontana de Oro" und andere sind großartige Schilderungen des Fanatismus und des Dunkelmännerthums und rütteln mit kühner Hand an vielen tiefeingewurzelten Vorurtheilen. Hier greift der Geist des Dichters in die großen Saiten der Seele und läßt die grauenhaftesten Töne menschlicher Leidenschaft erklingen. Alle seine Fabeln sind originell und interessant, von hoher dramatischer Wirkung und übergossen von dem Glanze seiner poetischen Phantasie. Man sagt ihm nach, daß sein Stil sie und da incorrect ist. Doch das sind die Dichter, die er im heinem Rosenhain stehen sieht, vielleicht, wie es bei Geibel heißt, damit:

Esel und Recensenten
Zur ihren Gelehrsamkeit auch etwas fänden.

Nun bleibt mir noch ein Wort zu sagen über Galdós als Bühnendichter. Seit 1892, in welchem Jahre er zum erstenmale als solcher vor die Oeffentlichkeit trat, hat Galdós sich mehrfach im Drama versucht, stets aber mit zweifelhaftem Glücke. Kommen ihm einerseits beim Aufbau seiner Fabel seine große Menschenkenntnis und Erfahrung, seine wunderbare Gestaltungsgabe und dichterische Titanenkraft zustatten, so verleitet ihn wieder die Gewohnheit des Analysierens zu Nebensächlichkeiten und Weitschweifigkeiten, die der Wirkung des Dramatischen zuwiderlaufen und die Handlung allzusehr aufhalten. Diese Mängel sind auch allen Galdós'schen Dramen wieder, mag ihr Stoff seinen Romanen entnommen oder gleich von vornherein dramatisch ausgearbeitet worden sein. Diesen Dramen ist gewiß nicht abzusprechen, daß sie eminent geniale Züge und Scenen von ungewein kraftvoller Schönheit in sich schließen, aber es fehlt ihnen an Einheit der Composition, an synthetischer Wirkung. So hat denn auch das für alles, was Theater bedeutet, ein so feines Verständnis besitzende Madrider Publicum regelmäßig die Galdós'schen Dramen mit eisiger Ruhe aufgenommen. Aus Ehrfurcht vor seinem großen Namen unterdrückt es das Zischen.

Eine Ausnahme davon bildet aber das letzte Drama von Galdós: „Electra", welches, wie man weiß, ein ungeheures Aufsehen erregt hat und in ganz Spanien mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt wird. Der neuen Dichtung von Galdós ist ein hoher Kunstwert gewiß nicht abzusprechen, aber sie hat gerade dieselben Mängel wie seine früheren Dramen und wäre auch sicherlich von demselben Schicksal ereilt worden, wenn die anticlericale Tendenz des Stückes nicht in der gegenwärtig in Spanien herrschenden Stimmung einen ungeheuren Reclameerfolg gezeitigt hätte. Sodann ist es ein Glück, daß gerade die zwei letzten Acte am besten ausgefallen sind, und die Bühnenwirkung am Ende eine gelungene ist. Die drei ersten Acte dagegen sind ziemlich matt und nichtssagend.

Die Fabel von „Electra" wurde in den letzten Wochen vielfach erzählt. Das Stück ist etwa in der Mitte des März im Druck erschienen, und nach 14 Tagen waren 20.000 Exemplare davon verkauft, für Spanien ein geradezu unerhörter buchhändlerischer Erfolg. In allen Städten und Dörfchen des Landes wird „Electra" aufgeführt, und ebenso der Erzbischof von Toledo, Monsignore Spinola, und andere Prälaten ein Glanzbild desselben haben, sich diese Aufführungen verschaffen zu können, finden Leute doch, begreiflich, von ausserordentlichem Hasse gegen die Clerisei, und Jeder will das Drama „Electra", trotz seiner Mängel, für die anticlericale Bewegung noch als die herrlichen, vollkommenen Dramen „Gloria", „Doña Perfecta" u. s. w., und das ist in einem Land, wo das Zeitungslesen noch so selten ist, wie in Spanien, sehr viel sagen. Der Dichter selbst bleibt wenig zu sagen. Auch er hat sich über sein Drama nur in Mittheilungen über seinen Erfolg geäußert, und diese charakterisch sehr wenig

bewegt gewesen ist. Trotzdem darf man sich Perez Galdós nicht als Menschen denken, der stets einsam und abgeschlossen hinter seinem Schreibtische sitzt. Er, der ein so feines Gefühl besitzt für jeden Pulsschlag des geistigen und sozialen Lebens, konnte dasselbe nur durch immerwährende Berührung und Umgang mit allen Gesellschaftsklassen erwerben. So sieht man ihn denn bald in der Kirche, bald im Wirthshause, heute in der Abgeordnetenkammer, morgen im Foyer eines Theaters, bald auf dem Lande unter den Bauern und Hirten, bald wieder auf aristokratischen Jagdpartien, Theenachmittagen, Diners u. s. w. Für spätnächtige Unterhaltungen ist er nie zu haben, da er grundsätzlich um zehn Uhr abends zu Bette geht, aber sonst ist er ein angenehmer Gesellschafter und Plauderer. Von Zeit zu Zeit verschwindet er, ohne irgendwen zu benachrichtigen, auf einige Wochen von der Bildfläche und reist dann in Frankreich, Deutschland, England oder Italien umher, was er umso ungehinderter machen kann, als er unverheiratet ist. Perez Galdós ist von 1886 bis 1890 Cortesmitglied gewesen, ohne jedoch als solches sich besonders hervorgethan zu haben. 1897 wurde er in die spanische Akademie gewählt und verlas bei seinem Eintritte in dieses Institut eine bemerkenswerthe Abhandlung, die betitelt war: „Die heutige Gesellschaft als Object des Romandichters."

Madrid. Julio Bonnis.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das neue Oesterreich des Herrn v. Koerber, das jetzt im politischen Theil so ziemlich aller Blätter so ausdringlich angepriesen wird, zeigt eine fatale Aehnlichkeit mit jenen „neuen Kleidern", die zu „staunend billigen Preisen" in den Inseratentheilen derselben Blätter annoncirt zu werden pflegen. Sowie jene „neuen Kleider" bei näherem Zusehen als „alte Herrschaften abgelegte" sich erweisen, so ist auch das neue Oesterreich, mit dem Herr v. Koerber jetzt vor der schwarz auf weiß gedruckten Welt paradirt, nur das von den Taaffe, Windischgrätz, Badeni, Thun abgelegte Oesterreich. Selbst die paar „Knöpfe", die in der Zeit der Gebildetsame unter Thun Mode abgerissen sind, stehen noch heute und sollen erst durch die Neuindierung der Cassenbestände wieder angenäht werden. Nicht einmal die vollswirthschaftliche Bügelfalte, auf die sich Herr v. Koerber soviel zugute thut, ist neu, nur frisch aufgebrannt ist sie. Herrn v. Koerber haben die feudalclericalen Herrschaften das alte Prachtgewand der Gewandt zum Ausbessern übergeben, und wenn es seiner Kick und Fleckpunctirt mit Hilfe der arbeitswilligen Parteien gelungen sein wird, das alte Gewand wieder herzurichten, werden die Herrschaften auch kommen und es ihm wieder abnehmen.

*

Deswegen war ich nicht wenig erstaunt, bei der Protectoratsaffaire des katholischen Clerus in den Blättern von einem Complote zu lesen, welches die polnisch-clericale feudalen Herrschaften auf den moderen Fleckpunct angezeigt hätten, um ihm das Gewand, das er gerade in Arbeit hat, zu entreißen. Ich möchte auch nicht, meine. Trogen konnten sie's in seiner jetzigen Verfassung doch nicht, und so gut wie Herr v. Koerber würden sie's doch nie zu pattern Gebrauch herzurichten vermögen.

*

Das Volen haben die fünf Millionen Kronen, die Herr v. Koerber beim Beginne der Budgetcampagne als Einlösegutmachungsbeitrage ihrem Schatzsonds gutgeschrieben hat, sicher sehr wohlgethan, und die hunderte Millionen, die er jetzt in der Wasserstraßenvorlage für die Ausführung von Phantasie-Canalbauten in Galizien verpulvert, hatten sie unter einer polnisch feudal clericalen Regierung nicht einmal sich zu träumen zu lassen gewagt.

*

Die Feudalen wieder erleben unter Koerber die Freude, ihren Wohlwollen, den § 14, in neuem Leben wieder erwachen zu sehen. Welchen Scandal z. B. hatte das Urtheil des Verwaltungsgerichtshofes über den § 14 entfesselt, wenn heute ein Thun die österreichische Regierung vor aufwirbeln zeichnen würde! Aber derzeit, da Herr v. Koerber die Process führt, verlieren selbst die Feudalconservativen kein Wort über den Verwaltungsgerichtshof, der den Wiederbeginn des § 14 sanctionirt, sondern nur über den lastigen Beschwerdeführer, der an diesen Beispiel im Hause Koerber erinnert. Und ein die Fortschrittler, die Fortschrittler, die verbissenen Verbindungen der Verfassung! Der Verschwörungsrede über die Verfassungsrede, der verschrobenen Abgeordnete Dr. Lecher, ein Bruder Unverschämte, das mit gleich viel Ueberzeugung die agrarischen gegen die industriellen, wie die industriellen gegen die agrarischen Interessen vertritt, hat bei der Discussion über den § 14 im Abgeordnetenhause das gute Recht gehabt, zu sagen: „Die Gesetzgebung ist nicht gerade dazu gesagt, das beste politische Netz zu reiten." Bravo, Fortschrittsmann, die Fortschrittspartei schaut mit dem Abgeordneten Licht in der That nicht „besten politischen Netz", auf dem sie einmal Badeni und Thun, selbstredend auch Clam, Polit, Bylandt hat, auf den anderen Thier gehommen zu sein. Das sind die, wenn sie nun auch nicht Abgeordnete sind, heimlich stets einen Knüppel zwischen den Füßen tragen. Deutsch heißt die Feudalen dem Herrn v. Koerber auch gerade nicht.

*

Und die Oberfeudalen? Selbst die Oberfeudalen, die Vertreter der oberhirtlichen Clericalen dem Abgeordnetenhause, sie haben sich mit der Ertheilung der Ehrenbürgerrechte der Stadt Wien an Herrn v. Koerber bei ihren Bürgermeisterwahlen begnügt und sich sonst nicht weiter um ihn gekümmert. Sie haben sich nicht einmal zu einem Hoch oder Pereat auf Herrn v. Koerber aufgeschwungen

Den Ammen hört man manchmal, das ihnen die Milch zu Kopf gestiegen ist. Der ehemals auch in österreichischen Dingen unabhängigen „Frankfurter Zeitung“ scheint, leidtheu sie von Herrn v. Koerbers und des Barons Dezsi Gnaden den Postdebit wieder erlangt hat, die Milch der frommen Denkungsart zu Kopf gestiegen zu sein. Der Artikel, den das sonst bessre informierte Blatt in seiner Nummer vom 27. April der Koerber'schen Wasserstraßenvorlage widmet, ist officiöse Tollheit, welche alles hinter sich stößt, was selbst die besbezahlten Federn des Herrn v. Koerber bisher geleistet haben. Man sehe als Probe nur einmal den folgenden Schlußpassus des betreffenden Artikels der „Frankfurter Zeitung“ durch:

„So ist also alle Aussicht gegeben, das nicht bloß die Eisenbahnvorlage, sondern auch die Canalvorlage in absehbarer Zeit Gesetz wird und die Ausführungsarbeiten ihren Anfang nehmen können. Insbesondere wiegt man im sogenannten foetschrittlichen Preußen immer noch an der Canalvorlage, die das Agrarbewerbertum wegen des Widerstands der Agrarier nicht schlucken will. Wenn das so weiter geht, werden und die Oesterreicher mit ihren Canälen noch zuvorkommen. Dann wird man wohl auch das alte Volkslied revidieren und in Zukunft singen müssen: Nur immer langsam voran, das der preußische Landsturm es nachkommen kann!

Es thut uns in unserer patriotischen Seele weh, das wir auf Oesterreich und seine Wasserstraßen lange nicht so stolz sein können, wie der Postbedi Enthusiast der „Frankfurter Zeitung“, dessen Urtheil allerdings durch Schlenkmuß in Wasserstraßenfragen nicht im geringsten getrübt zu sein scheint. Denn sonst müßte er wissen, das Preußen, selbst ohne den noch zu „schiffbaren“ Mittellandcanal, unter, oder sprechen wir gar nicht von heute, nach einer uns gerade zur Hand liegenden älteren Statistik, schon 1893 2782 Kilometer Canäle und canalisierte Flüsse besaß, während das „voranschreitende“ Oesterreich, wenn schon die Koerber-Dezsi'schen Wasserstraßenvorlage das aufs 3 Tupelchen angestiftet wird, erst im Jahre 1923 ganze 1500 bis 1700 Kilometer Canäle und canalisierte Flüsse zählen wird, denke aber ja gut wie gar keine hat — ganz abgesehen davon, das selbst die berühmte Koerber'sche Wasserstraßenvorlage eingestandenermaßen nur ein Nachzügler der preußischen Mittellandcanalvorlage ist. Das Volk hat vom österreichischen Landsturm wird also vorläufig, trotz der großen Koerber'schen Wasserschrei, leider noch nicht so bald revidiert werden müssen.

•

In brasilianischen Blättern wird erzählt, in der österreichisch ungarischen Gesellschaft wird aber todschewiegen, das die 1. und 1. Regierung dem von der brasilianischen Regierung zum Consul in Triest bestellten Senor Calmon auf Anbringen der Clericalen das Exequatur verweigert hat, weil Sr. Calmon, ehemals Consul in Oporto, durch den Widerstand, den er der beabsichtigten Einführung seiner Tochter zur Ehe entgegensetzte, den Anlaß zu anticlericalen Demonstrationen in Oporto gegeben hat. Die brasilianische Regierung hat — so heißt es weiter — daraufhin verzichtet, einen Consul für Triest zu bestellen. Und nun die Preisfrage: Wo bleibt da die Forderung des Exporso unter dem Regime Wolfschowski? Und zweitens Preisfrage: Wo bleibt der bürgerliche Liberalismus des Clericalentödters Herrn v. Koerber?

•

Volkswirthschaftliches.

Manchem, der das Investitionsprogramm des österreichischen Staates, wie er sich seit Beginn der letzten parlamentarischen Session entwickelt, verfolgen hat, wird wohl die Befürchtung aufgetaucht sein, das da dem Staate, nachdem Jahrzehntelang enorm viel verlangt worden, nunmehr zu viel auf einmal zugemuthet werde. Nun Millionen Kronen für Staatsbahnen und Befundierung der Cassenbestände, etliche hundert Millionen für Localbahnen, dann die eigentlich nicht hieher gehörigen, aber immer beträchtlich Mill Millionen für Hannonen und dann die gespenstischen 750 Millionen für Canalbauten, das ist viel für den Magen der österreichischen Steuerträger, selbst wenn es davon zwei Dreitheile innerhalb der nächsten zehn, drei Jahre innerhalb zwanzig Jahren verdauen soll. Zumal alle diese Arbeiten sich in die Höchstconjunctur hineinerstrecken, vielleicht noch einige Jahre hinaus allzudrich große Staatsgrichtige zur Verzinsung des aufgewandten Capitals erfordern und sich nur indirect in der Belebung der ganzen Volkswirthschaft, welche als Folge der Anstellung dieser Bauten erwartet wird, als unbedingend erweisen können. Mit dem Budgetdefecit muss auf lange hinaus als ständige Erscheinung gerechnet werden. Nun ist die Canalvorlage heraus und man kann wohl sagen, das die Besorgnisse durch die Vorlage selbst vermindert werden. Allerdings trägt die Vorlage selbst wieder indirect zur Vermehrung bei. Man kann nämlich, wenn man den Motivenbericht gelesen hat, mit voller Sicherheit sagen, das man von den ganzen Wasserstraßenbauten, welche mit einem Kosten aufwande von 750 Millionen Kronen projectiert ist, nicht nur vorläufig während der nächsten zehn oder auch zwanzig Jahre, sondern überhaupt in noch absehlicher Bezeichnung absehbarer Zeit nur für die vorteilhaftesten Strecken, für Mill einen Kostenaufwand von 300 Millionen Kronen, auch zwei ein technisch und den Donau-Oder-Canal, dann alle anderen ist lediglich auf spätere und spätere Zeit verwiesen und die Regierung, die das Gesetz einbringen hat, ist, wie aus dem Motivenbericht hervorgeht, die letzte, welche an die Ausführung denkt. Nun Mill auf die Mittel selbst, das wurde man vielleicht als die Seele der projectierten Canäle, als Motiv ansehen, welches dem Gesetze überhaupt erst seine Existenz gegeben hat, aber selbstverständlich handelte man Millionen hinausgeworfen, Geld und Geldeswerth, wenn man solches nicht für die Verwirklichung des Gesetzes verwenden würde. Das Interesse, das Capital und Industrie an dem Zustandekommen der Canäle haben, ist ein so großes, das man sicher sein kann, das die Bedingungen, die Regierungsvorlage für die Verwendung der Mittel getroffen werden, den Interessenten nicht zu viel Opfer zumuthen werden. Es ist ja auch nicht zu vergessen, das die Regierung den Canalbauten einen Frachtenquantum rechnen, welches den großen Wasserstraßen eine entsprechende Alimentation, gleichwie dem Rentabilität sichern könnte. Dabei wären noch wahrscheinlich die Anlagesschwierigkeiten — der Motivenbericht, der bei den anderen projectierten Canälen sich doch wenigstens im allgemeinen über diesen Punkt verspricht, schweigt bei den Donau-Oder-Canal darüber ganz — derartige, das von der Herstellung billiger Tarife nicht die Rede sein kann. Wenn bei den galizischen Wasserstraßen die Productions- und Transportverhältnisse ausschlaggebend für die Zweifel an der Ausführung sind, so ist dies bei der Donau-Oder-Canäle mehr in der technischen Seite. Der Bericht selbst erklärt, das bisher im Ausland nur drei Seeschleusen von höchstens 15·4 Metern in Betrieb und noch nicht einmal über alle Zweifel erwiesen sind und ein Hebewerk von 35 Metern projectiert ist; da muss man zweifeln, das die Erhebung der Höhen von 3m bis 400 Metern, welche der Canal — Wolfen-Lauf von der Oder — über Canal auf relativ kurzen Strecken zu überwinden haben, überhaupt nach dem gegenwärtigen Stande der Technik ausführbar ist. Zum mindesten aber ist es sicher, das die Betriebskosten so hoch sein werden, das eine Unterbietung der Bahntarife — und nur wenn eine solche zu erwarten ist, hat die kostspielige Anlage der Wasserstraßen einen Zweck — ausgeschlossen ist. So bleibt thatsächlich nur der Donau-Oder-Canal übrig, dessen technische Herstellung gleichfalls nicht geringe Schwierigkeiten bieten wird, auch er hat 125 Meter Höhen zu überwinden, auch er wird hohe Betriebskosten haben, aber schließlich sind hier die widrigen Umstände ungleich geringer, als sie bei den anderen Canälen und ein großes Frachtenquantum — und wäre es auch nur die Differenz Kohle — ist diesem Canal gesichert. Wenn aber nur dieser eine Canal gebaut wird, dann reduzieren sich die überschwänglichen Hoffnungen, welche die belebende Wirkung der Canäle auf die ganze Volkswirthschaft aussprechen wird, dementsprechend. Den Arbeitslosen werden die Canalbauten, die frühestens im Jahre 1905 begonnen werden, nicht allzurasch helfen. Und den Industriellen, welche auf Lieferungen warten, auch nicht. Und für die Industrie bat die ganze Canalfrage überhaupt einen großen Haken. Wenn man nur die Frage unmittelbaren Wirkung der Vorlage für die Industrie ablebt, so bringen die Canäle, wie schon erwähnt, nur dann einen bleibenden Vortheil für die Production, wenn sich durch die Gestaltung billiger Frachtdie Concurrenzfähigkeit steigert, das Absatzgebiet vergrößert. Wenn aber, wie der Motivenbericht selbst befürchtet, die Betriebskosten so hohe sein werden, das die Billigkeit der Frachtsätze nicht zu Tage kommen kann wird, dann wird auch der Aufschwung für Industrie und Landwirtschaft entsprechend reduciert sein. Nichtsdestoweniger ist es gewiß mit Freude zu begrüßen, das endlich an die Vorarbeiten für den Bau des Donau—Oder Canals geschritten werden soll und nur von Beschleunigung muß gesprochen werden. Denn je früher wir wenigstens, als nothgedrungen die „wasserwirtschaftlicher Aufschwungscanal“ die Kopfe aller interessierten Factoren zu ergreifen drohte, der sich erst in letzter Zeit — wenigstens an der Börse unter der Beschränkung, das die große Arbeitsfreudigkeit des Parlamentes doch wieder ins Stocken geraten könne — einigermaßen zu legen scheint. Es wäre sehr zu wünschen, das diese Ernüchterung auch anhielte, selbst wenn das Parlament all die ihm vorgelegten schmackhaften und minder schmackhaften Bissen schlucke, und das die Presse das „Einbeißen“, welches sie in den letzten Monaten mit einem seit 1895 nicht mehr erlebten Eifrigkeit betrieben hat, einstelle, somit kann einer jene berühmten periodischen Wiener Börsenkrache die Freude an den Canälen verderben, ehe der Bau überhaupt begonnen wird.

•

In der Generalversammlung der Allgemeinen österreichischen Boden Creditanstalt kam auch die alte Klage einzelner Actionäre zur Sprache, das ein zu großer Theil der Jahresgewinne reinvestiert werde. Herr v. Taussig konnte mit Recht darauf hinweisen, das bei dem Factum ein gezahlten Actiencapital nothig sei, um das Eigencapital in ein angemessenes Verhältnis zu dem großen Geschäftsumfang zu bringen. Er hätte auch darauf hinweisen können, was bei der comptoiristen Bilanzreinmgswethode der Anstalt den Actionären meist gar nicht zum Bewußtsein kommt, das in der letzten Zeit eben noch weniger reinvestiert wurde, als vor etlichen Jahren z. B. im Jahre 1900 2·46 Millionen Kronen gegen 4·84 Millionen Kronen in 1895. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, von der Herr v. Taussig nicht sprach, das ist die Tantiemefrage. Dadurch, das die Bank mit Recht seit vielen Jahren „gut“ den Actiencapitalien arbeitet, wurde Jahr auf Jahr hinaus allzudrich große Staatsgrichtige zur Verzinsung des auf gewandten Capitals erfordern und sich nur indirect in der Belebung der ganzen Volkswirthschaft, welche als Folge der Anstellung dieser Bauten erwartet wird, als unbedingend erweisen können. Mit dem Budgetdefecit muss auf lange hinaus als ständige Erscheinung gerechnet werden. Nun ist die Canalvorlage heraus und man kann wohl sagen, das die Besorgnisse durch die Vorlage selbst vermindert werden. Allerdings trägt die Vorlage selbst wieder indirect zur Vermehrung bei. Man kann nämlich, wenn man den Motivenbericht gelesen hat, mit voller Sicherheit sagen, das man von den ganzen Wasserstraßenbauten, welche mit einem Kosten aufwande von 750 Millionen Kronen projectiert ist, nicht nur vorläufig während der nächsten zehn oder auch zwanzig Jahre, sondern überhaupt in noch absehlicher Bezeichnung absehbarer Zeit nur für die vorteilhaftesten Strecken, für Mill einen Kostenaufwand von 300 Millionen Kronen, auch zwei ein technisch und den Donau-Oder-Canal, dann alle anderen ist lediglich auf spätere und spätere Zeit verwiesen und die Regierung, die das Gesetz einbringen hat, ist, wie aus dem Motivenbericht hervorgeht, die letzte, welche an die Ausführung denkt. Nun Mill auf die Mittel selbst, das wurde man vielleicht als die Seele der projectierten Canäle, als Motiv ansehen, welches dem Gesetze überhaupt erst seine Existenz gegeben hat, aber selbstverständlich handelte man Millionen hinausgeworfen, Geld und Geldeswerth, wenn man solches nicht für die Verwirklichung des Gesetzes verwenden würde. Das Interesse, das Capital und Industrie an dem Zustandekommen der Canäle haben, ist ein so großes, das man sicher sein kann, das die Bedingungen, die Regierungsvorlage für die Verwendung der Mittel getroffen werden, den Interessenten nicht zu viel Opfer zumuthen werden. Es ist ja auch nicht zu vergessen, das die Regierung den Canalbauten einen Frachtenquantum rechnen, welches den großen Wasserstraßen eine entsprechende Alimentation, gleichwie dem Rentabilität sichern könnte. Dabei wären noch wahrscheinlich die Anlageschwierigkeiten — der Motivenbericht, der bei den anderen projectierten Canälen sich doch wenigstens im allgemeinen über diesen Punkt verspricht, schweigt bei den Donau-Oder-Canal darüber ganz — derartige, das von der Herstellung billiger Tarife nicht die Rede sein kann. Wenn bei den galizischen Wasserstraßen die Productions- und Transportverhältnisse ausschlaggebend für die Zweifel an der Ausführung sind, so ist dies bei der Donau-Oder-Canäle mehr in der technischen Seite. Der Bericht selbst erklärt, das bisher im Ausland nur drei Seeschleusen von höchstens 15·4 Metern in Betrieb und noch nicht einmal über alle Zweifel erwiesen sind und ein Hebewerk von 35 Metern projectiert ist; da muss man zweifeln, das die Erhebung der Höhen von 3m bis 400 Metern, welche der Canal — Wolfen-Lauf von der Oder — über Canal auf relativ kurzen Strecken zu überwinden haben, überhaupt nach dem gegenwärtigen Stande der Technik ausführbar ist. Zum mindesten aber ist es sicher, das die Betriebskosten so hoch sein werden, das eine Unterbietung der Bahntarife — und nur wenn eine solche zu erwarten ist, hat die kostspielige Anlage der Wasserstraßen einen Zweck — ausgeschlossen ist. So bleibt thatsächlich nur der Donau—Oder Canal übrig, dessen technische Herstellung gleichfalls nicht geringe Schwierigkeiten bieten wird, auch er hat 125 Meter Höhen zu überwinden, auch er wird hohe Betriebskosten haben, aber schließlich sind hier die widrigen Umstände ungleich geringer, als sie bei den anderen Canälen und ein großes Frachtenquantum — und wäre es auch nur die Differenz Kohle — ist diesem Canal gesichert. Wenn aber nur dieser eine Canal gebaut wird, dann reduzieren sich die überschwänglichen Hoffnungen, welche die belebende Wirkung der Canäle auf die ganze Volkswirthschaft aussprechen wird, dementsprechend. Den Arbeitslosen werden die Canalbauten, die frühestens im Jahre 1905 begonnen werden, nicht allzurasch helfen. Und den Industriellen, welche auf Lieferungen warten, auch nicht. Und für die Industrie bat die ganze Canalfrage überhaupt einen großen Haken. Wenn man nur die Frage unmittelbaren Wirkung der Vorlage für die Industrie ablebt, so bringen die Canäle, wie schon erwähnt, nur dann einen bleibenden Vortheil für die Production, wenn sich durch die Gestaltung billiger Frachtdie Concurrenzfähigkeit steigert, das Absatzgebiet vergrößert. Wenn aber, wie der Motivenbericht selbst befürchtet, die Betriebskosten so hohe sein werden, das die Billigkeit der Frachtsätze nicht zu Tage kommen kann wird, dann wird auch der Aufschwung für Industrie und Landwirtschaft entsprechend reduciert sein. Nichtsdestoweniger ist es gewiß mit Freude zu begrüßen, das endlich an die Vorarbeiten für den Bau des Donau—Oder Canals geschritten werden soll und nur von Beschleunigung muß gesprochen werden. Denn je früher wir wenigstens, als nothgedrungen die „wasserwirtschaftlicher Aufschwungscanal“ die Kopfe aller interessierten Factoren zu ergreifen drohte, der sich erst in letzter Zeit — wenigstens an der Börse unter der Beschränkung, das die große Arbeitsfreudigkeit des Parlamentes doch wieder ins Stocken geraten könne — einigermaßen zu legen scheint. Es wäre sehr zu wünschen, das diese Ernüchterung auch anhielte, selbst wenn das Parlament all die ihm vorgelegten schmackhaften und minder schmackhaften Bissen schlucke, und das die Presse das „Einbeißen“, welches sie in den letzten Monaten mit einem seit 1895 nicht mehr erlebten Eifrigkeit betrieben hat, einstelle, somit kann einer jene berühmten periodischen Wiener Börsenkrache die Freude an den Canälen verderben, ehe der Bau überhaupt begonnen wird.

•

In der Generalversammlung der Allgemeinen österreichischen Boden Creditanstalt kam auch die alte Klage einzelner Actionäre zur Sprache, das ein zu großer Theil der Jahresgewinne reinvestiert werde. Herr v. Taussig konnte mit Recht darauf hinweisen, das bei dem Factum ein gezahlten Actiencapital nothig sei, um das Eigencapital in ein angemessenes Verhältnis zu dem großen Geschäftsumfang zu bringen. Er hätte auch darauf hinweisen können, was bei der comptoiristen Bilanzreinmgswethode der Anstalt den Actionären meist gar nicht zum Bewußtsein kommt, das in der letzten Zeit eben noch weniger reinvestiert wurde, als vor etlichen Jahren z. B. im Jahre 1900 2·46 Millionen Kronen gegen 4·84 Millionen Kronen in 1895. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, von der Herr v. Taussig nicht sprach, das ist die Tantiemefrage. Dadurch, das die Bank mit Recht seit vielen Jahren „gut“ den Actiencapitalien arbeitet, wurde Jahr auf Jahr hinaus allzudrich große Staatsgrichtige zur Verzinsung des auf gewandten Capitals erfordern und sich nur indirect in der Belebung der ganzen Volkswirthschaft, welche als Folge der Anstellung dieser Bauten erwartet wird, als unbedingend erweisen können, was bei der comptoiristen Bilanzreinmgswethode der Anstalt den Actionären meist gar nicht zum Bewußtsein kommt, das in der letzten Zeit eben noch weniger reinvestiert wurde, als vor etlichen Jahren z. B. im Jahre 1900 2·46 Millionen Kronen gegen 4·84 Millionen Kronen in 1895. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, von der Herr v. Taussig nicht sprach, das ist die Tantiemefrage. Dadurch, das die Bank mit Recht seit vielen Jahren „gut“ den Actiencapitalien arbeitet, wurde Jahr auf Jahr hinaus allzudrich große Staatsgrichtige zur Verzinsung des auf gewandten Capitals erfordern und sich nur indirect in der Belebung der ganzen Volkswirthschaft, welche als Folge der Anstellung dieser Bauten erwartet wird, als unbedingend erweisen können, was bei der comptoiristen Bilanzreinmgswethode der Anstalt den Actionären meist gar nicht zum Bewußtsein kommt, das in der letzten Zeit eben noch weniger reinvestiert wurde, als vor etlichen Jahren z. B. im Jahre 1900 2·46 Millionen Kronen gegen 4·84 Millionen Kronen in 1895. Die Sache hat aber noch eine andere Seite, von der Herr v. Taussig nicht sprach, das ist die Tantiemefrage. Dadurch, das die Bank mit Recht seit vielen Jahren „gut“ den Actiencapitalien arbeitet, wurde Jahr auf Jahr hinaus allzudrich große Staatsgrichtige zur Verzinsung des auf gewandten Capitals erfordern und sich nur indirect in der Belebung der ganzen Volkswirthschaft, welche als Folge der Anstellung dieser Bauten erwartet wird, als unbedingend erweisen können, was bei der comptoiristen Bilanzreinmgswethode der Anstalt

bemerken müssen, daß der tantièmefreie Abzug der fünfprocentigen Actienzinsen und 5% von 6 Millionen Francs, also um 300.000 Francs wachse. Das hätte eine Tantièmeerhöhung von 30.000 Francs verursacht. Diese Tantièmeerhöhung, so gering sie auch im Verhältniß zu den 650.000 Kronen Tantièmen, die die Verwaltung alljährlich erhält, sein mag, wollte Herr v. Taußig doch nicht sich und seine Collegen einseifen lassen, und er fand einen Weg, um diesen Verlust abzuwenden. Für die Tantièmeberechnung wurde das Capital stets als in Goldgulden eingezahlt angesehen. Auf einmal wird es als in Kronen eingezahlt behandelt. Bisher wurden stets 10 Francs = 4 Goldgulden = 9·62 Kronen als 5% Dividende auf jede mit 50% = 200 Francs eingezahlte Actie a 500 Francs Nominale vom Reingewinn vor der Tantièmeberechnung abgezogen. Dem wurde angefügt: der heuer erfolgten Einzahlung von 1·—%, da nunmehr jede Actie mit 250 Francs eingezahlt ist, ein Abzug von 12½ Francs = 6 Goldgulden oder 12·02½ Kronen entsprechen. Herr v. Taußig faßt aber heuer nur 10 Kronen pro Actie abziehen, als ob man früher nur 8 Kronen abgezogen hätte. Auf diese Weise wird die Neueinzahlung in ihrer Wirkung auf die Tantième vollkommen paralysirt. Auch Herrn Taußig hat wohl gewirrt, daß dieser Vorgang unrechtmäßig ist und sich deshalb wohl scheuet, die Actionäre darauf aufmerksam zu machen. Während bisher in den Generalversammlungsanträgen ganz ausdrücklich vor der Tantièmeermittlung vom Reingewinn der „zur Bezahlung der 5% Actienzinsen, resp. einer Dividende von 10 Francs pro Actie erforderliche Betrag“ abgezogen wurde, ist heuer nur die Tantièmehöhe fixiert, ohne daß der Weg, wie diese Tantième ermittelt wurde, angegeben worden wäre. Es steht nicht nach Abzug des „zur Bezahlung der 5% Dividende, resp. einer Dividende von 10 Kronen pro Actie erforderlichen Betrages“, denn dann hätten die Actionäre gleich den Braten gerochen und sie hätten erfahren, wenn man schon die Tantièmeberechnung zu ändern, die Verwaltung andern will, so soll man uns doch wenigstens fragen, ob wir principiell damit einverstanden sind. Deshalb wurde den Actionären mit keinem Worte die Aenderung mitgetheilt, und so ist auch keiner darauf gekommen. Wem wäre es auch eingefallen, die Tantièmen nachzurechnen!

ch.

Kunst und Leben.

„Wir sind vergnügt, wir sind vergnügt und ...“ Das „Bilderbrettl“ ist in Wien. Director v. Wolzogen führte es mit einer kleinen Rede ein, und er verwahrte sich darin gegen die Annahme, das Pariser Cabaret sei sein Vorbild gewesen. Das ist am Ende nicht so wichtig, da es ja den meisten von uns unbekannt, ob die alle Pariser Gründung das weniger Amusante ist, als die junge Erfindung Wolzogens. Aber immerhin, der echte historische Ursprung der Sache ist nun festgestellt: er liegt nicht in französischen, sondern in germanischen Anregungen. Und wirklich fag er ja in der Luft Deutschlands. Unsere junge Lyrik, unsere neue Romantik haben nach einem bunten Theater in neuerfundener Form verlangt. Wir selber in der „Zeit“ regen seit Jahren, im Kampfe gegen den blödsinnigen Wiener Librettowitz, etwas ähnliches an. Nun ist's gethan und hat den vielversprechenden Namen „Ueberbrettl“ — wir begrüßen es. Wir freuen uns der Lieder Liliencrons und Bierbaums. Wir begrüßen die hohe Anfündigung eines solchen Theaters mit den schwungvollsten Vorstellungen: von einem neuen Stil, neuen Phantasien, neuen Tries wünschen wir erobert zu werden. Was wir zu sehen belauen, wollen wir in der Eile nicht kritisieren; aber auf der Schwunghöhe unserer Vorstellungen hebt es in der Aufführung nicht. Es fließt vielerlei in der Buntheit dieses bunten Theaters zusammen: auch starke Reste des alten Couplets, der alten Volksgesangsmode, des alten „heiteren“ Vortragsgedichtes. Die Summe ist eine etwas ermüdende zwanglosigkeit, der es jedenfalls an einem fehlt: an Tempo.

A. W.

*

Jubiläumstheater. „Tantalos“, eine Tragödie von Bernard Sadil, ist als Erstgeweihnis im Theater und literarhistorischem Sinne interessant. Die Verwandtschaft mit dem geistlichen, allegorischen Drama ist unverkennbar; alle Merkmale der Jenseitsmoralde sind der Dichtung ein gegeben: sie ist nicht das Werk einer dichterisch sichaffenden Phantasie, die aus dem Leben Anregung und Bilder schöpft, sondern nur eine philologische Deklamationsübung eines denkenden, tiefsinnigen Geistes. Gleich der Schulkomödie sucht das Stück durch theatralische Pracht und theatralische Effecte die Schaulust und Neugierde in den Bann zu ziehen, um insidium eine programmatische Moral zu beibringen ... Die Fabel des Stückes ist aus dem Mythos des Tantalos, Königs von Lydien, geholt: die Bestimmenheit des Göttergeschlechtes, nach der Hybris der olympischen Götter zu verlangen, bildet die tragische Schuld. Die Sprache des Stückes ist gehalt voll, manchmal poetisch und im poetischen Acte auch dramatischen Aufschwung. Die Gliederung des Stoffes freilich entbehrt der Lebendigkeit und einheit, die Scenen folgen wie Handbewegungen nach einander ... Die Darstellung war besser, als man erwarten durfte.

R. H.

*

Die „Zeit“ brachte in Nr. 336 einen Aufsatz aus der Feder eines jungen Arztes Dr. Scherbak, welcher von einem Besuch verschiedener geheimnisvollen Verbannlicher Krankheit, Grippe, Masern, und Pocken durchaus geglaubten Bazillen, den man gleichsam Verbrauch lebendig sich zu erhalten, handelte. Diese Mittheilungen, in denen auch Masern Pocken conservierter Leichen gefunden waren, haben begreiflicher Aufsehen gemacht, sind aber wissenschaftlich noch nicht den Beweis erbracht worden, einem solchen Misstrauen begegnen zu können. Es wird uns freundlich, zu dieser Nachricht einen soeben an uns gelangten Brief Dr. Scherbaks veröffentlichen zu können. Er macht darin bemerkens von einem an ihn gerichteten ausführlichen Brief des am Artikel erwähnten Advocaten Ferrara in Neapel Mittheilung, der als Tochter eines Advocaten Marinelli mittheilt, daß die einzige Tochter des letzteren ihr Erbe: das Conservierungsgeheimnis und die Sammlung, eben einer Amerikanerin zu verkaufen im Begriffe sei, freilich um eine enorme Summe. „Obwohl ein Geheimnis“ — so führt Dr. Scherbak fort — „das gleich zwei Frauen bekannt ist, und dem Verkaufe schon seinen Anfang gemacht hat, ist es doch Wissenschaft, aus der Sammlung etwas anzukaufen, deren Inhalt jeder Zuckerkandl Mitbeilung gemacht.“

Man schreibt uns aus Berlin: Lord Byrons „Sardanapal“ gelangte in der Bühnenbearbeitung von Josef Lainz im Theater des Westens durch den akademischen Verein für Kunst und Literatur zur Aufführung. Bühnengerechter in der „Sardanapal“ durch Lainz' Bearbeitung nicht geworden! Goethe hat einmal Ecermann gegenüber geäußert, um Byrons Dramen für die Bühne zu erobern, müsse man den Inhalt jeder Scene in sich aufnehmen und sie selbständig kürzer wiedergeben: das weist wohl auf den rechten Weg, aber wie schwer ist er gangbar! Und es ist schwerzlich; gerade die dichterischen Vorzüge des „Sardanapal“ wirken auf der Bühne erdrückend. Sardanapal ist ein ganz complicierter, moderner Mensch, kein Wesen deutlich aus Widersprüchen, seine Lebensauffassung ist die weltschmerzlich blasierte des angehenden neunzehnten Jahrhunderts, Sardanapal ist — Lord Byron. In der Charakteristik Sardanapals hat Byron über die engere Einheit Gericht gehalten. Auf der Bühne aber nicht der Charakter gerade in seiner Complicierheit matt! Und der Gang der Handlung ist ebenfalls ganz der Charakteristik angegliedert. (Goethe äußerte seine Bewunderung darüber.) Zwei dritten zum fünften Acte tritt in der äußeren Handlung ein Stillstand ein — aber Sardanapal treibt innerlich zu seinem Siltwerde, der doch zugleich ein Kampf der Schwäche ist. Wie ist das erträglich auf der Bühne! Leitung, das Lord Byron selbst, wie seine Vorrede beweist, das dieser gewußt hat, als Josef Lainz.

Ernst Heilborn.

Bücher.

Hermann Schiller: Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Zweiter Band: Geschichte des Mittelalters. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1901. 8°. VII, 656 und 74 Seiten, 3 Karten.

Ueber die Anlage dieser neuen Weltgeschichte haben wir uns bereits gelegentlich der Anzeige des ersten Bandes geäußert. (Vgl. Nr. 308 vom 25. August 1900, S. 125.) Der zweite Band behandelt in vier Perioden das „Mittelalter“, das heißt als einheitliches Ganzes gedacht, die Länder des westlichen Europa vom Beginn der christlichen Zeitrechnung an bis etwa 1500. Als Merkmale für die Periodisierung führen, um es kurz zu sagen, die Jahre 768, 1199 und 1250. Die geschichtlichen Thatsachen sind schlicht erzählt und den neueren Einzelforschungen entsprechend gegenüber älteren Darstellungen berichtigt, eine für den Laien schon recht umfangliche Specialliteratur ist beigezogen und namhaft gemacht, wobei es als recht zweckmäßiges Mittel zu bezeichnen ist, auch Aufsätze aus wissenschaftlichen Zeitschriften und nicht nur Bücher erwähnt worden. In der Darstellung tritt gegenüber dem ersten Bande die Behandlung der Verfassungsfragen und der wirtschaftlichen Probleme leider wesentlich zurück. Wenn es sich dabei auch um vielfach verwickelte Dinge handelt, die sich nicht immer auf eine einfache Formel bringen lassen, so hätten doch für die breitere Lesermasse, die ja am wichtigsten sind, die Ergebnisse der Forschung, wie sie Richard Schroder in seinem „Lehrbuche der deutschen Rechtsgeschichte“ so trefflich niedergelegt hat, in weit größerem Umfange mitgetheilt werden sollen. Und gerade in es bei der wirtschaftlich-sozialen Entwicklung: die ist ganz ein nicht geringer Raum gegönnet, aber der Leser vermißt den innigen Zusammenhang dieser Dinge mit den übrigen Ereignissen. So tritt hier ganz deutlich hervor, daß es unmöglich ist, mit allemiger Vollständigkeit der Einzeldarstellungen diese Dinge warm und wahr darzustellen; dazu gehört eine Concentration, die weniger in der Ausdehnung, und eine strenge Wahl der eigenen Interpretationsmöglichkeiten an ihnen. Die Kunstgeschichte, die in viel zu geringem Maße erklärt wird, erhalten hier für den mit dem Stoffe Vertrauten ganze Abhandlungen, und den anderen muß es leere Worte. Das Wesen der „Communitäten“ ist nur den, der nicht schon weiß, muß darüber zu verstehen (S. Seite 24 nicht erklärt, ebenso bedeutung „Regal“ und viele andere Worte, die an sich Rechtsbegriffe darstellen, aber zugleich eine hohe wirtschaftliche Bedeutung erlangt haben. Ueber die sozialen Wahrnungen im Innerlichen und im Aeußere des weltlichen Zusammenlebens werden die Anschauungen nach dem Standpunkte des Betrachtenden sogenannt den ein verschieden modernen Fragen immer ordentlich auseinandergehen. Auch deshalb aber sind jeder Geschichtsbetrachter mit absoluten Urtheilen Vorsicht anzuempfehlen sein oder jedenfalls kein Urtheil schroffes Festhalten. Dieser Forderung wird an mancher Stelle nicht entsprochen, aber am besten veranschaulicht es wohl, wenn die Beurtheilung des „Verfassungsbruches“ König Sigismunds S. 484 darunter als „Majestätsverbrechen“ bezeichnet werden; vom modernen Standpunkte aus mußte dieses Urtheil ebenso befremden wie vom Standpunkte der Zeitgenossen aus, denn der Verfasser „Ex Facto“ hat jedenfalls durchaus richtige Vorstellungen von Ursache und Wirkung im politischen Leben, aber auch hier Gesetzmäßigkeit nur bei gewissen Grundbedingungen, den Zeitumstand damals eben durchmachte, und für die Bürger derjenigen der neuen Zeit. Das Urtheil über jene communistischen Ausschreitungen ist auch so beurtheilbar, als S. 502 die mit der politischen Wirksamkeit Luthers und Zwinglis des Bekenntnis zu Christo ebenfalls, sehr klug besprochen werden, also eine Tendenz eines und derselben Strafe; wohl kann politisch-sittliche Verschiedenheit gezeichnet werden können. Die politische Geschichte tritt nur in Theil gegen die Culturgeschichte, und auch im Text erfreute man sich der 26 Zeilen Text. Doch Lobens muß leider auf ein Gewisses dem Tadel Platz machen. Der Druck ist ein sehr schlechter, und

Digitized by Google

mittelalterlichen Geschichte vermißt viel: z. B. eine spätmittelalterliche Privaturkunde (z. B. ein Reutlauf, die gerade durch die erdrückende Masse von Exemplaren, in denen sie vorliegt, so charakteristisch für das Mittel alter ist. Ebenso fehlt es an einigen Sätzen aus einem Stadtrecht und etwa einem Zolltarif, einem bäuerlichen Weisthum u. s. w., während die Stücke aus den Geschichtserzählern Gregor v. Tours, Einhard, Richard v. Liutgrand, Widukind, Thietmar, Wipo zum wenigsten nicht in so großem Umfange zu geben gewesen wären. Grundsätzlich gehen sie dem Leier doch nichts Neues. Es würde sich vielmehr empfohlen haben, solche Stücke, die bereits in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit“ deutsch und größeren Leserkreise zugänglich gemacht sind, ganz wegzulassen, vielleicht nur nachdrücklich darauf hinzuweisen, und dafür solche Quellen mitzutheilen, die dem Laien nicht nur schwer zugänglich sind, sondern ihm auch dann, wenn er die Sprache Lateinisch, älteres Deutsch, Französisch, Englisch zu verstehen glaubt, noch manche Nuß zu knacken geben, ehe er in den Sinn eindringt.

Dr. Armin Tille.

L. Plate: Ueber Bedeutung und Tragweite des Darwinischen Selectionsprincipes. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. 153 S.

Viele möchten den Darwinismus gar so gerne heute schon wieder als einen überwundenen Standpunkt abthun. Die vorliegende Schrift sucht zu zeigen, wie unbegründet dies ist und „daß die Opposition gegen den Darwinismus in erster Linie zurückzuführen ist auf ungenügende biologische Schulung“. „Es ist gar nicht charakteristisch,“ sagt der Verfasser, „daß heute den Wegern der Selectionstheorie sich so viele Mykologen und Paläontologen befinden, welche immer nur todtes Material zu sehen bekommen.“ Plates Büchlein ist aber nicht nur eine mit Einsicht und möglichster Objectivität geschriebene Streitschrift, es berichtet zugleich auch über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft in dem ganzen Complex einschlägiger Fragen, ist also ein „Referat“ über diesen Gegenstand, ähnlich wie es der Verfasser bei der Hamburger Jahresversammlung der Deutschen zoologischen Gesellschaft im Mai 1899 gehalten hat. Als solches kann es auch weiteren Kreisen zur Orientierung bestens empfohlen werden. **M. B.**

Gabriele d'Annunzio: Die todte Stadt. Eine Tragödie. Deutsch von Linda v. Lützow. Berlin, S. Fischer Verlag, 1901.

Mit dem Uebersetzen wird viel Missbrauch getrieben: es heißt sich immer Verfischen. Die Romane Gabriele d'Annunzios sind ins Deutsche so übertragen, daß, wer die Deutsch „gelesen“ hat, noch lange nicht Italienisch darf, dass er es kennt. Nicht nur, daß einzelne grobe Ueberschreitungsfehler und Missverständnisse sowie unberechtigte und unbegreifliche Auslassungen und Aenderungen sie verunstalten, wen schimmert ist, daß das unvergleich liche Feuer und Leben der Sprache, der in der Originale gefunkelt hat, in der kahlen Trockenheit der Uebersetzung verloren geht. Der halbe Reiz d'Annunzios liegt in der „virtù delle parole“ — niemand ist ein solcher Meister des Wortes und aller Melodien, die seinen Verbindungen entlockt werden können. Die ganze träumerische und glutvolle Atmosphäre, in der alles, was er in seinen Romanen erzählt, sich bewegt, sich — erschwelgt, hat sich in den letzten Uebersetzungen Italiens dis verflüchtigt, und die Nuancierten des Dichters werden brutal, da das Medium fehlt, in dem sie fluten müssen. Unsre mehr feinen wir uns, dass seine Traumen in Frau Linda v. Lützow eine Uebersetzerin von seinem Verständnis und Sprachgefühl gefunden haben. Niemals werden in deutscher Sprache die Traumereien der Heroinen so reich werden können — aber das Mögliche scheint hier gethan. Die Sprache ist fein und geschmeidig, jedes Wort in überlegt, jedes Bild mit seiner Empfindung nachgebildet. Die „Morgenda“ ist bereits früher erschienen und auf unbegreiflich deutliches Interesse in dem Uebersetzung gestoßen wenden, dann folgte der „Traum eines Frühlingsmorgens“ und nunmehr „Die todte Stadt“. Die Entdeckung der wunderbaren in Mykene ist das Motiv dieser merkwürdigen Dichtung geworden, deren Entstehung d'Annunzio in seinem letzten Roman „Giuoco“ geschildert hat: Die Aufbauung der Reste jenes uralten mythischen Lebens in der prähistorischen, dunklen Epoche der Pelasgerzeit, deren edle und glutende Luste nur von Zaffen und Narben belebt werden, zwischen den jungen Forschern, die seit Monaten in ieber hafter Aufregung nach den Königsleichen suchen, und den schönen Frauen, die sie hierher begleitet haben, hat sich eine kalt minder schauerliche Tragödie, als die des Atridenhauses war, entsponnen, als ob die Reste der gespenstischen Atridengräber mit dem alten Glanze verschleiert in die Seelen der Einwohner gedrungen wäre. In der Verschlingung der Motive, in der Zeichnung des gewaltigen Hintergrundes, in den Contrasten nächtlicher Todesschaft und verzweifelter Gefühle, den Seelenkämpfen rechtbesaßter, beschäftigter und gespannter Menschen empfindet d'Annunzio seine ganze europäische Kunst. Das Drama ist nur wenigen Tagen im Theater Lirico in Mailand mit Zacconi und Tina di Lia Hauptrollen gegeben worden. Der Aufführung war noch der Berichten der Journale umgebener, der Ernst der Aufführung, der einen Acteur folgte in deutscher Aufführung, der Zeichen aber schon den Beifall zu kindlich, die Unterbrechungen, und Beifall Der That Leonardos entsprangt, ist complicierten darstellen in der Tat Theaterpublikum Dicht capable Vorgänge die Tragödien „verwirrter Gefühle“ wie Alcyon, wie d'Annunzio sie liebt, und dann immer unbeirrbar gewesen

Karl Federn.

Arthur Schnitzler: Frau Bertha Garlan. Roman. Berlin, S. Fischer Verlag, 1901.

Frau Bertha Garlan, in Schnitzlers Wiener Novelle Frau Berta Garlan genannt, ist eine jener Frauen, die Schnitzler mit Vorliebe schildert, eine Frau, die sich selbst betrügt, weil sie betrogen werden will, die sich selbst belügt, weil sie belogen sein will, schließlich, weil sie belogen sein will, sich selbst belügt und betrügt. Sie ist eine Frau, die sich selbst betrügt, weil sie betrogen werden will, die sich selbst belügt

„Revue de Paris“ (1. und 15. April). D. Melegari erzählt von G. G. Belli, einem römischen Volksdichter, dessen Hohepunkt der Wirksamkeit in die Vierzigerjahre fällt und dessen satirische Gedichte — etwa 2200 Sonnette — im Laufe der letzten Jahre in zwei neuen Ausgaben erschienen sind. Seine im Dialect von Trastevere geschriebenen Verse sind besonders wertvoll als Beitrag zur Sittengeschichte des römischen Volkes, und obwohl mehr als ein halbes Jahrhundert darüber vergangen ist, sind sie durchaus nicht veraltet, da er weniger eine bestimmte Generation als den Typus einer Rasse darin geschildert hat, und die römische Bevölkerung trotz der großen politischen Umwälzungen sich nicht wesentlich verändert hat. Unbarmherzig wurden von Belli alle gesellschaftlichen und moralischen Gebrechen seiner Zeit an dem Urteil der Kritik gegeißelt, und zwar nicht in Schilderungen, sondern in kleinen Dialogen, die er seinen Personen in den Mund legt und die durch Anekdoten von prickelnder, intensiver Lebendigkeit und Naturwahrheit sind. Leider dauerte dieser freche Wagemut der Belli nicht länger als etwa zehn Jahre. Gegen 1848 trat ein völliger Umschwung bei ihm ein; er trank fleißig zu Kreuz, verleugnete seine Schriften und beschloß sein Leben als Frömmler, was jedoch vor hinderte, daß seine Sonnette in die weitesten Kreise drangen, von größter Wirkung waren und ein anschauliches Document für immer bleiben werden. — André le Breton schreibt über den Beginn des Zeitromanes, dessen Anfänge er in die Zeit der Revolution verlegt. Die Väter der Gattung sind Pigault-Lebrun, der Großvater von Augier, und Ducray Duminil. Pigault Lebrun ist Humorist; er ist der Erbfeind des neunzehnten Jahrhunderts, der ganz von dem Geiste und der Stimmung der Revolutionszeit erfüllt ist; der Bourgeois des Volkes, das sich plötzlich seiner Souveränität bewußt geworden, und seine Romane sind gewöhnlich die Geschichte eines Mindes aus dem Volke, das zu Ansehen und Ehren gelangt; er ist der Begründer der Schule, der unmittelbar darauf Paul de Kock angehörte. Ducray Duminil dagegen ist der Urheber des Colportageromanes, der es für — unter dem Einflusse der Radcliffschen Romane — zur Aufgabe genacht hatte, Schauergeschichten für die kleinbürgerliche Welt zu schreiben, deren Lieblingsschriftsteller er während der ersten zwei Decennien unseres Jahrhunderts war. Er ist der Vorläufer von Eugene Sue und zugleich der ganzen Schar von Melodramatikern, die eine Generation nach ihm Paris bevölkerten.

„Cassier's Magazine“ (Mai). H. W. Buck berichtet über die großartige Ausnützung des Niagarafalles als Erzeuger von Elektricität. Während man anfänglich glaubte, die elektrische Kraft nur zwei bis drei Meilen weit übertragen zu können, wird sie heute schon 30 Meilen weit geleitet; die Stadt Buffalo wird in jeder Weise von dem Fall mit Elektricität versorgt; sowohl ihre Straßenbeleuchtung, wie ihre sämmtlichen industriellen Anlagen schöpfen aus ihm die nothwendige Triebkraft. Die hohen Temperaturen, die durch elektrische Ströme zu erzielen sind, haben überdies der Elektro-Chemie neue Wege eröffnet, und man rechnet mit ihrer Hilfe auf große und wichtige Entdeckungen auf diesem neuen wissenschaftlichen Gebiet. Drei enorme Transmissions-Leitungen führen gegenwärtig vom Niagarafall nach Buffalo, zwei davon sind Kupferleitungen, die dritte besteht aus Aluminium, was den Vortheil hat, daß man die Kabel nicht zu isolieren braucht; überdies ist Aluminium auch etwas billiger, dagegen aber ein schlechterer Elektricitäts Leiter als Kupfer. Die durch die drei Leitungen nach Buffalo übertragene Elektricität repräsentiert gegen 30.000 Pferdekräfte, wobei etwa 10 Percent der Kraft unterwegs verloren gehen. Die Elektricitäts-Gesellschaft, welche sich mit der Exploitierung des Niagarafalles befaßt, ist gegenwärtig daran, ein drittes, zweites Maschinenhaus anzulegen, das bis gegen Ende dieses Jahres in Thätigkeit treten soll. Es wird elf Krafterzeuger zu je 5000 Pferdekräften enthalten und zusammen mit den schon bestehenden Anlagen eine Triebkraft von 105.000 Pferde liefern repräsentieren — zum Abonnieren erlauben die Statistiken des Bevölkerung, der tägtlichen Consumtion der amerikanischen Erfindung in etwa durch genaue Nachahmung ihrer Erzeugnisse. Die heute von vielen englischen Firmen betrieben wird, zu begegnen. Will man einem Concurrenten den Markt ablassen, so muß man entweder bessere oder billigere Ware liefern als er; das kann nur das Ziel sein, ihn von seiner Ansicht, ihn von dem Boden, den er sich bereits erobert hat, zu verdrängen, und während man dies allmählig auf derselben Bahn nach rennt, statt neue Wege zu suchen, ist er bereits einen namhaften Vorsprung gewonnen.

Ein Erlebnis.

Novelle von Karl Federn.

(Fortsetzung.)

Wir kamen natürlich viel zu spät, die alten Leute waren schon lästig gegangen, und Louise sagte, als ich mich entschuldigte: „Sie trifft kein Vorwurf, Marion ist sicherlich an Ihrem späten Kommen schuld.“ Nach dem Essen gieng Marion in ihr Zimmer, ihre Briefe zu lesen, und kam nicht mehr herunter. Ich gieng im Parke umher. Meine Empfindungen waren hin und herworren, ich wusste nicht recht, was in mir vorgieng, nur eines empfand ich: „Mich, Liebe ist das nicht!“ Und plötzlich trat Ernst mir ein und ein dumpfes Gefühl von Pein stieg in mir auf. Da hörte ich Schritte und Marion kam auf mich zu.

Sie trug noch das graue Kleid, das sie beim Spaziergang getragen, ihr Haar war bereits gelöst und zwei Zöpfe hingen über ihren Rücken, die ihr ein mädchenhaftes Aussehen gaben, und wie ein kleines Mädchen wirkend, sie schon an meinen Arm und schluchzte: „E, wie ich unglücklich bin!“ Ich fragte sie vergebens, was geschehen sei; endlich gab sie mir einen Brief und sagte: „Ich auf dein Zimmer und lies es — und sag mir, was ich thun soll . . .“ „Oh, que je suis malheureuse!“ begann sie wieder. Sie sprach noch fort: ich sollte leise, als wir oben den erleuchteten Saal ganz schritten, drehte ich mich an der Treppe noch einmal um und sah, daß sie mir mit großen, angsterfüllten Augen nachsah.

Der Brief war von Ernst — ein heißer, verzweifelter Liebesbrief; was sonst drin stand, weiß ich nicht mehr, aber an eine Stelle erinnere ich mich wohl, weil ich sie nie vergessen habe: „Sei nicht zu lieb mit den andern! Du weißt nicht, Marion, wie weh Du mir thun kannst!“

Das Gefühl von Pein, das ich schon vorher beim ersten Gedanken an Ernst empfunden hatte, schwoll an und ward quälend und unerträglich. Ich hätte Marion gleich sprechen müssen, aber sie war zu Bette gegangen, und ihr Zimmer lag dicht neben dem der beiden Mädchen. Unser martenden Gedanken schlief ich ein.

„Wie kommt Ernst dazu, die einen solchen Brief zu schreiben?“ fragte ich Marion am anderen Tag in ihrem Zimmer.

„Econte,“ sagte sie, „das ist eben das Unglück; ich bin in der traurigsten Lage, die sich denken läßt — Ernest liebt mich, aber ich — ich liebe dich.“

„Aber wie kommt Ernst dazu, dir in solchem Ton zu schreiben? Was muß zwischen dir und ihm vorgegangen sein, wenn er dir so schreiben darf! Wie konntest du, wie ist es möglich, daß du und ich uns einander näherten, wenn zwischen die und ihm — Liebe bestand?“

„Ah, das weißt du eben nicht! Wir waren in Wien sehr viel beisammen, und ich habe ihn auch sehr lieb, sehr lieb. Das ist das Traurige. Ich habe dich ja damals noch nicht gekannt, und wie gesagt, daß ich so an dir hängen würde — ich bin dir ja geradezu nachgelaufen.“

„Ja, also jetzt, Marion, wenn du mich so liebst, wie du sagst, so musst du Ernst sofort schreiben, damit er sich keine Hoffnungen mache, die du nicht erfüllen kannst — du hättest . . .“

„Mache mir keine Vorwürfe,“ sagte sie, „denn es wären immer Vorwürfe dafür, daß ich dich liebe.“

Ich schwieg, endlich sagte ich: „Aber seinetwegen musst jetzt Klarheit werden . . .“

„O, Klarheit,“ unterbrach sie mich, „so wie Ernest mich liebt, so wird mich niemand je lieben, niemand, und vor allem du nicht! Er ist der erste und einzige, der mich wirklich liebt!“

Ich wurde kalt und ungeduldig und sagte: „Marion, du musst jetzt von allem einlehen, in welcher Lage du mich bringst, und musst wissen, was du empfindest. Wenn du mich liebst, so kann ja gar kein Zweifel sein, was du Ernst zu schreiben hast, und wenn du ihn liebst — dann haben wir ja nichts weiter miteinander zu thun . . .“

„Du, du bist der kälteste Mensch, den ich je gesehen, und du hast mich jedenfalls nicht lieb. Und vielleicht . . .“

„Ich habe dich sehr lieb, Marion, und werde dich noch viel mehr lieben. Aber nicht, wenn du mit uns spielst. Ernst ist mein bester Freund, und wenn ich ihn durch dich und um dich verlieren muß, so will ich ihn jedenfalls nicht betrügen — niemals! Und wenn du nicht den Muth hast, ihm die Wahrheit zu sagen, so werde ich sie ihm sagen.“

„Fritz,“ sagte sie, „Fritz, bin ich niemand, gar niemand für dich?“

Sie sah so aufgeregt und zärtlich zu mir auf, daß ich liebkosend und beruhigend über ihre Haare strich — sie nahm meine Hand mit beiden Händen und drückte sie an ihre Stirn.

„O, wie deine Hand wohlthut!“ sagte sie. Ich fand still, meine Hand in der ihren. „Entscheiden musst du dich,“ sagte ich zuletzt leise.

„Ah oui, freilich muß ich; ich werde auch;“ und sie führte meine Hand zum Mund und küsste sie.

Ich will gar nichts nicht zur Sache Gehöriges erzählen, sonst werde ich überhaupt nicht fertig, nicht, was bei Gütiner noch vorgieng, die von nichts ahnten, denn wir verbrachten abscheulich und leicht, wie bisher. Verhältnis waren wir nur noch zwei Tage draußen, und in diesen zwei Tagen war sie bei mehr mit Haus, mit dem sie wieder aussöhnt, als mit mir beschäftigt. Hochdraus Schwarmerei aber erheiterte den alten Papa Gütiner, der seinerseits in Marion verwandt war und ihr lebhaft den Hof machte. Noch fünf Monate später, zum neuen Jahr, schickte er ihr eine Karte, auf die er zwei Herzen gezeichnet hatte: „Ultimer pour et fils“ Madame Cassier“. Ich hatte diesen Namen nur sie gebraucht, und er wurde sogleich angenommen und kam in Umlauf. Sie war auch unwiderstehlich in ihrer unbedingten Hingebung, in ihren kindlichen Worten und in ihrer unmittelbaren Lebens- und Genussfreude. Die gewann sogar Frau Gütinner wieder, die erzürnt war, weil sie ihre Tochter vernachlässigt sah — und das will viel sagen.

Am Tag, an dem sie abreiste, zeigten sich die verheerenden Wirkungen am deutlichsten. Die armen Mädchen blieben allein mit ihren Eltern zurück. Ich sahe mit ihr, und Hans und sein Freund bedauerten gleichfalls, drängend in Ihnen zu thun zu haben. Der alte Herr, der ich trotz dem strengen Regime seiner Frau Rose einen guten Abendwunsch bewahrt hatte, wusste sich kaum zu fassen, als er diesen „Lord je“ sah, der sie „Cassier“ nannte. „Was ist das für ein Name?“ fragte er mich, „ich kenne ihn nicht, was war ihnen?“

Digitized by Google

„O nein, nein, die Gesellschaft ist schon gefährlich genug — vier Herren und noch ein Ehemann darunter… das geht zu nicht!"

„O, Papa Glattner, Sie sind der einzige Geschränkte — das sind ja lauter Bebés!"

„Gehen S' mir nur zu auf die Kinder alle gut acht, Marion, daß Sie kein's verlieren. Aber die lassen schon gut nach," sagte er lachend, „die sind dressiert!" — und kommen S' bald wieder, Sie Freudenkind!" sagte er zuletzt mit mehr Rührung, als er zeigen wollte.

Ernst erwartete uns am Bahnhof in Wien und sah zweifelnd auf Marion und mich. Da ich ihn aber sogleich mit ihr allein ließ — in der Hoffnung, sie würden sich aussprechen — sah er mich sogar dankbar an. Die beiden Jungen schickte sie einfach mit ehrenvollen Aufträgen fort. Der eine bekam ihr Gepäck ins Hotel zu expedieren, der andere mußte ihr ein Rundreisebillet besorgen.

Für den Abend hatte ich alle in unsere Wohnung eingeladen, Ernst, Häuschen Glattner und dessen gleichfalls längst in Marion vergafften Freund und Marion, die die einzige Frau unter uns war. Noch ehe sie kamen, hatte ein Dienstmann ein Geschenk „für Madame Kellner" bei mir abgegeben. Es war ein anderthalb Schuh hoher Messingkäfig mit einem hübschen, kleinen Papagei, einer Gattung, die ich nicht kannte. Mit ihm kam eine Visitkarte: Dr. Vincenz Groboll — „für die verlorene Wette mit tausend Grüßen!" — Marion war entzückt, als sie den Vogel sah, der Spender sei ein alter Freund und Verehrer, mit dem sie heute gespeist und der sogleich eine Wette um sie verloren hätte. Sie stand an dem Käfig und hielt dem Papagei den Finger im grauen schwedischen Handschuh hin und: „oh, mon charmant petit oiseau", und zahllose andere französische Koseworte sagte sie, bis sie sich plötzlich zu mir umwendete und sagte: „Eh bien, monsieur, me voilà chez vous" und mich küßte und sich aufs Sopha setzte und mich gleichfalls setzen hieß — denn endlich mußten die Pläne für die Zukunft vernünftig erwogen werden. Aber da kamen auch schon die anderen. Mein Arbeitszimmer hatte noch nie ein ähnliches Gelage gesehen, wie dieß improvisierte war, jeder brachte irgend etwas für das Dessert mit, nur die Speisen fehlten, und ich schickte Hans mit neuen Aufträgen fort.

„Ihr seid Junggfücke," sagte ich zu ihm und seinem Kameraden, „Ihr müßt bedienen und einschenken." Das besorgten sie redlich, daß Marion ihnen oft lachend wehren mußte.

„Nein, nein, Sie müssen ordentlich trinken, Marion," sagte Hans.

„Dann bekomme ich aber einen Schwips."

„Desto besser, das ist gescheit."

„Da hat er recht," sagte ich, „Sie kehren die Welt so um, daß nur das Närrische noch gescheit bleibt."

„Wer der größte Narr ist, ist der Gescheiteste," rief Hans, „der größte Narr soll hoch leben!"

„Danke für das Kompliment," sagte Ernst halblaut durch die Zähne.

„Soyez sage, Ernest!" sagte Marion zu meinem Vetter, der trübsinnig dasaß, und streichelte seine Hand. Er drückte die ihre, und eine heftige, eifersüchtige Regung fuhr durch alle meine Nerven. Sie sah's wohl und zog ihre Hand zurück, hob das Glas und trank uns beiden zu. „Meine Lieblinge," sagte sie, „meine Freunde!"

Sonderbar war die Stimmung des Abends, voll eines Uebermuthes, der bei allen im nächsten Augenblicke hätte in Thränen umschlagen können — bei allen, und nur Marion konnte zwei verschiedene Menschen in so verschiedener Stimmung zusammenfesseln. Die beiden Jungen störten eigentlich, der eine ungeschlacht, der andere schüchtern: mein Vetter in wirklicher Qual der Seele — ich mit manchmal nur mühsam aufrecht erhaltener Ueberlegenheit, alle regiert von ihrer Grazie und ihrer aphrodisischen Macht.

Sie gieng ganz auf die Scene ein, die bald kindisch lustig, bald sentimental war. Es war so komisch, wie sich alle um sie vereinigten, wie jeder sie zutrank, jeder ein Project machte, mit ihr zu reisen, mit ihr zusammenzureisen, wie jeder ihr seinen besten Willen zu Füßen legte, und sie alle bezauberte anlach, mit allen verabredete zu correspondieren, jedem schmeichelte, jeden höhnte, daß ich plötzlich aufsprang, aus Bücherregal gieng, die Odyssee hervorholte und laut vorzulesen begann:

„Und wir kamen zur Insel Aegea. Diese bewohnte
Circe, die schön geflochte, die hehre, melodische Göttin . . .
Und es stand ihre Wohnung in weitumsichtigster Gegend.
Sie umwandelten rings Bergwölfe und mähnichte Löwen,
Durch die verderblichen Säfte der mächtigen Circe bezaubert.
Diese strauchen nicht wild auf die Manner, sondern sie stachen
Schmeichelnd an ihnen empor, mit langen, wedelnden Schwänzen.
Und wir standen am Hofe der schön gelockten Göttin
Und vernahmen im Haus anmutige Weiberstimme:
Singend wälzte Circe den großen webenlichen Reigen
Mannet verzauberte und Nymphen, rein feiner anlagen nicht Bänder."

Die Folge war wieder jene mit Thränen kämpfende Heiterkeit. Von Zeit zu Zeit unterbrach uns das keifende Zanken des kleinen Papageis, den sie fütterte und wiederholt sagte, ob er sie wirklich liebe. Zum Schlusse lud sie uns alle ein, Weihnachten mit ihr in Ajaccio zu feiern, nirgends sei es so schön, dort stehe dann alles in Blüte… Darauf wurden die letzten Gläser geleert; nur Ernst saß traurig da und trank nicht mit. „Soyez sage, Ernest, sagte sie, Sie müssen auch kommen! Sie würden mir zu sehr fehlen! Werden Sie kommen?"

Er nickte: „Wer weiß, wo wir zu Weihnachten schon alle sind."

„Ja," lachte sie, „Dr. Fritz verheiratet, ich in Acht und Bann, Sie schon berühmt, der Kleine da . . ."

„Ich im Kasernarrest!" schrie Hans.

„Einer todt!"

Ernst schnitt ein Gesicht, daß ich ihn hätte prügeln mögen.

„Die Frage ist nur, ob wir alle noch so närrisch sind, wie heute", sagte ich, „ob wir dazu genug Talent haben."

Marion brach auf, und Ernst folgte ihr. Sie sprachen im Vorzimmer angelegentlich miteinander. Einen Augenblick später kam sie ins Zimmer zurück, in dem nur ich noch war, und warf sich an meine Brust und küßte mich leidenschaftlich.

Am anderen Tage saß sie in meinem Zimmer auf meinen Knien und beschwor mich, nicht böse zu sein; sie habe bei Ernstens Leidenschaft nicht den Muth gefunden, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Aber den Muth, ihn anzulügen, ja! und ich soll das mit-thun!"

„Nein, das sollst du nicht. Aber lass es ihn allmählich erkennen. Ich reise ja morgen ab. Vor dem Winter sehen wir uns nicht wieder, und bis dahin hat er mich verschmerzt; und alles ist gut. Schwöre mir, daß du ihm nichts sagen wirst!"

„Ich schwöre dir gar nichts. Ich werde thun, was nothwendig ist. Solange ich nicht reden muß, schweige ich ehrenlos."

Als sie fortfuhr, begleiteten Ernst und ich sie auf den Bahnhof. Er aber mußte um 8 Uhr im Laboratorium sein und empfahl sich eine halbe Stunde vor der Abfahrt des Zuges, während ich mein letztes Geld ausgab und bis Wiener-Neustadt mit ihr fuhr — wir mußten ja die Pläne für die Zukunft noch ernstlich durchsprechen. Aber kein ernstes Wort wurde auf dieser Fahrt gesprochen, nur übermüthig geschezt und geküßt. Wie waren allein im Coupe In Wiener-Neustadt stieg ich aus; als der Zug sich in Bewegung setzte, sah ich ihre heißen grauen Augen vom Coupefenster auf mich gerichtet: traurig, zärtlich und triumphierend zugleich war der Ausdruck ihres Gesichtes.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Steiermärk. ROHITSCHER SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle WELTBERÜHMTES Erfrischungs-Getränk, Unübertroffenes Heilwasser. 1422

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17
liest alle [illegible] Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und liefert an seine Abonnenten Artikel und Notizen [illegible] über jeden gewünschten Thema.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 11. Mai 1901. Nummer 345.

Koerbers Körberlgeld.

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Otto Lecher.

Wenn die Köchin mehr aufschreibt, als sie ausgibt, dann entsteht das Körberlgeld. Wenn im Staatsvoranschlag bei den Ausgaben mehr präliminiert als verwendet und bei den Einnahmen weniger angesetzt wird als eingeht, dann entstehen die Cassenbestände. Die unrichtigen Budgets früherer Finanzminister erlauchten es Herrn Dr. Kaizl, die Freuden des Absolutismus in vollen Zügen zu genießen, ohne dessen spezifisches Leiden, d. i. den chronischen Geldmangel, näher kennen zu lernen. Mit einer halben Milliarde in der Cassa begann die österreichische Constitutsperiode und mit Jammer und Klagen des Herrn v. Böhm-Bawerk endet sie.

Wie groß die nicht vom unmittelbaren Cassendienste in Anspruch genommenen Barbestände unseres Schatzkanzlers heute ziffermäßig eigentlich sind, das ist ein graues Staatsgeheimnis. Aber wenig genug muß es sein, wenn der Herr Finanzminister in seiner großen Budgetrede vom 12. Februar d. J. mit Verleugnung seiner Art und seines Geschlechtes sich die schreckliche Drohung leistete, er werde nunmehr den schädigen Rest vertheidigen, wie eine Löwin ihre Jungen. Mehr noch aber als in der Rolle der wüstenkönniglichen Vertheidigerin gefällt sich Herr v. Böhm-Bawerk darin, auf neuen Fang auszugehen. Die große Falle aber heißt Investitionsvorlage.

Natürlich gibt es ein Inneliun: die Regierung sagt, das Gesetz über die 487 Millionen Kronen für Eisenbahninvestitionen werde nur dann zur Allerhöchsten Sanction vorgelegt, wenn gleichzeitig den Cassenbeständen 80 Millionen Kronen retundiert werden, die im Laufe der § 14-Periode ebenfalls für Eisenbahninvestitionen verwendet worden sind. Die Sache hat verschiedene Seiten. Es soll hier die politische, die verfassungsrechtliche und auch die finanztechnische Seite besprochen werden.

Die politische. Die mißlungenen Wiederbelebungsversuche Herrn v. Koerbers am österreichischen Parlamentarismus gelten in erster Linie den goldenen Eisern, welche diese vom Grafen Badeni so leichtsinnig erwürgte Henne während dreier Decennien gelegt hat. Die großen Aufgaben des modernen Staates, auch in militärischer Hinsicht, sind ohne große finanzielle Aufwendungen nicht zu lösen. Es gilt Schulden zu machen, weitschichtige Verpflichtungen einzugehen. Hiezu bedarf man der Garantie durch eine Volksvertretung. So entspringt aus der Geldverlegenheit der Herrscher die Constitutionalismus. Nicht auf Barrieaden werden die modernen Verfassungskämpfe ausgetragen, sondern auf parlamentarischem Boden. Für Antheilnahme an der politischen Macht wird Antheilnahme an der finanziellen Macht ausgetauscht. Macht für Macht — do ut des. Das Geschäft ist ein zähes. Je schwerer die eine Hand, umso härter die andere.

Macaulan erzählt mit Bewunderung von dem Einflusse der englischen Bank und ihrer Hintermänner auf die Geschicke des Inselreiches. Er schlägt diesen Einfluß nicht geringer an, als jenen der Landestreche. Die Geschichte, wie die britischen Edelleute und Bürger den Geldbeutel zu öffnen und zu schließen verstanden, das in die Entwickelung der britischen Verfassung. An die österreichisch-ungarische Bank und an die österreichische Capitalistenclasse trat im Jahre 1899 ein historischer Moment heran. Durch die Verwerigerung des octroyierten § 14-Bankstatuts hätten sie dem Vaterlande einen unschätzbaren Dienst erweisen können. Sie zogen allerlei bunte Gnadenbezeugungen vor. Nun tritt an die österreichischen Abgeordneten in der Frage des 80 Millionen Credits ein specifisch finanziell-constitutionelles Problem heran. Werden sie für die politische Bedeutung ihres Votums ebenso wenig Verständnis haben wie die Generalräthe und Actionäre der verneverten Bank?

Auf welche Seite hat sich das Ministerium Koerber zu stellen? Ist der Klage klug genug, nicht allzulang zu sein? Der Trieb der Selbsterhaltung ist nicht allein ein Ausfluß parteiuhlter, sondern auch politischer Potenz. Das dermalige Cabinet ist in der Stunde der größten Verlegenheit geboren. Seine Existenz verdankt es nicht zum mindesten dem Umstande, daß unsere Feudalen theils zu faul, theils unentschlossen und zu unfähig sind, den aus finanziellen Ohnmacht geborenen Weg zum verfassungsmäßigen Regime zu führen. Der moderne Cavalier hat nur vor dem Goldes Respect. Weil fragen in Ordnung zu bringen, ist nicht seine starke Seite. Nun gar sich mit Geldverlegenheiten herumzuschlagen, dazu wird er wahrlich nicht Minister. Wie seine Ahnen, die ursprünglichen Accumulatoren im dreißigjährigen Kriege, hält er es mit dem Kürassier in Wallensteins Lager: Wer's nicht edel und nobel treibt, lieber weit von dem Handwerk bleibt. Wenn eine gütige Fee Herrn v. Koerber alle Cassenbestände der Herren Steinbach und v. Bilinski in den Schoß werfen wollte, er thäte gut daran, auf das überreiche Geschenk zu verzichten, denn es würde nur die Beutegier und den Thatendurst seines Nachfolgers zu entscheidenden Intriguen aufpornen. Gern läßt sich der Herr Ministerpräsident in den ihm so ergebenen Zeitungen als schlichten Bürgerlichen schildern, als Soldatenkind im Beamtenkleide. Er sehe darauf, daß auch seine Finanzen schlicht bürgerlich bleiben und daß er nie mehr habe, als was er sozusagen für das Haus braucht. Nur keine großen Ueberschüsse, keine lockenden Dispositionsfonde, nur kein Körberlgeld!

Das das Recht doch nichts anderes ist, als kryallisierte Macht, ist uns in den letzten Jahren, da § 14 der Regent war, ganz klar zum Bewußtsein gekommen. Auf unzähligen Gebieten ist die Continuität des Gesetzesrechtes unterbrochen worden. Unser Geldwesen, der Handelsverkehr mit Ungarn, die indirekte Besteuerung, Staatsausgaben und -Einnahmen mehrerer Jahre beruhen auf § 14. Weder der Bevölkerung, noch deren Abgeordneten ist es möglich, den Kampf mit dem Absolutismus als starren Rechtsstritt unerbittlich und auf allen Gebieten, wo der § 14 sich breit gemacht hat, aufzunehmen. Man kann von dem Beamten nicht verlangen, daß er auf seinen Gehalt verzichte, weil diese Staatsausgabe nicht von Parlamente votiert ist; daß der Raucher keine Cigarren und die Hausfrau keinen Zucker kaufe. So muß auch das Abgeordnetenhaus, ob es will oder nicht, dem wider Verfassung und Gesetz geschaffenen Zustande Rechnung tragen. Weil es aber den Kampf mit dem § 14 nicht auf allen Gebieten, auf welchen er verfassungsmäßig und juristisch möglich wäre, aufnehmen kann, darf es diesen Kampf nicht einfach „zurückstellen" oder auf unverbindliche Phrasen beschränken oder Generalpardon gewähren. Wenn immer das Parlament in der Lage ist, gegen das absolutistische Ungeheuer einen Streich zu führen, darf die Klinge nicht in der Scheide bleiben. Der vom Ministerium Koerber angeschafte 80 Millionen-Credit ist eine Angelegenheit, geeignet wie kaum eine zweite, die verfassungsrechtlichen Bedenken gegen die Staatswirtschaft der jüngsten § 14-Periode in ihrer ganzen Tragweite aufzurollen und es die Herren dieser Lande grundlich fühlen zu lassen, wo die schwache Seite des Absolutismus liegt.

Die finanzielle Seite. Wenn der Cassenbestände wird in einer Eisenbahnvorlage ganz nebenbei verlangt. In den Jahren 1898 bis 1900 wurden für den Staatseisenbahnbetrieb Investitionsauslagen im Betrage von 111 Millionen Kronen gemacht und aus den in früheren Jahren aus Grund unrichtiger Budgets angesammelten Cassenbeständen bestritten. Ein Theil davon — 80 Millionen — soll nun dem Finanzministerium durch Bewilligung eines Anlehens ersetzt werden. In den genannten Jahren sind es kein verfassungsmäßiges Budget. Ausgaben und Einnahmen, ordentern und Investitionen bewilligten sich die Regierungen selbst. Die betreffenden § 14 Verordnungen wurden kein standrollen dem jeweils zusammentretenden Reichsrathe vorgelegt, sind bis nun aber noch nicht der Erledigung zugeführt worden. Das heißt: das Abgeordnetenhaus ist dermaten soviel in der Lage, diese Budgets zu genehmigen oder zu verwerfen. Nichts liegt der Regierung noch ferner, als die Indemnitätsfrage aufzuwerfen. Sie benutzt sie auch mit den ungeheuerlichen Staatsvoranschlägen sehr wohl. Ihre Vorlage hat nur finanztechnische Bedeutung nicht besitzen. Das Geld ist einmal eingenommen und ausgegeben, auch ohne den Segen des Parlaments. Will man denn, ob der Weg des § 14 nicht in nächster Zeit wird neuerlich betreten werden müssen? Dann wäre es unverantwortlicher Leichtsinn, sich heute durch das Votieren der Indemnitätsfrage selbst Schwierigkeiten und die Lösung lahmer stellen zu machen. Allerdings ist es unmöglich, ohne das Ohr des Finanzministers ein ausführ Anlehen zu Gehör zu bringen, besonders in Anbetracht des Zustandes der österreichischen Valuta ist, umso dringlicher wird es die wirtschaftliche Lage, seiner Arbeitsleistung und seiner Bezahlung entsprechend

Digitized by Google

auszunützen, um für die kommende Epoche neuerlichen § 14-Gräbches sich mit dem nöthigen Dispositionsfonds zu versehen.

Angesichts dieser Gefahr ist es die gebieterische Aufgabe der Volksvertretung, nach der Rechtsbefugnis der Regierung zur Verausgabung jener Millionen zu fragen, deren Ersatz sie verlangt. In der Creditbewilligung läge ohne Zweifel auch die Indemnitätsertheilung. Kann nun aus dem gesammten § 14-Bürgschaftige bereits Jahre, inclusive sogenannten Investitionsvoranschlag, eine altnoute Summe von Ausgaben herausgeschält und für sich allein geprüft, genehmigt und fundiert werden? Was § 14 sonst während dieser Zeit im österreichischen Staatshaushalte angerichtet hat, bliebe unerörtert. Nur seine Thaten in Bezug auf diese und jene Localbahnstrecke, Stationsanlage, Eisenbahnbrücke, Materialbeschaffung würden erörtert, gebilligt und honoriert werden. Nur wo die Regierung das Urtheil der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen und bei der eisenbahnfreundlichen Dispositionen des Parlamentes auf sichere Nachsicht zu rechnen hat, wird ein Blick in die Verausgabelt gestattet. Es wäre grundverkehrt, wollte der österreichische Reichsrath sich solche Selbstbeschränkung auflegen. Ein Budget ist ein Ganzes. Man kann nicht den fünften oder zehnten Theil der Staatsausgaben für sich allein prüfen und fundieren und das ganze übrige Budget der Sorge der § 14-Ministerien und des Oberſten Rechnungshofes überlassen. Der Student, welcher gegen Ende des Monats seinen Vater in dem bekannten Briefe um Refundierung seiner Cassebestände angeht, wird zur Begründung seines Zuschussbegehrens auch nur diejenigen Ausgaben seines Haushaltes anführen, die unerlässlich zu nothwendig aufgenommen werden, wie Bahnen bei österreichischen Abgeordneten. Hat das Controlrecht der Volksvertretung überhaupt einen Sinn, dann muss es gegenüber der gesammten Finanzgebarung ausgeübt werden. Eine partielle Controle beweist gar nichts.

Herr Dr. v. Böhm-Bawerk gehört zu den hervorragendsten Dogmatikern und Systematikern seiner Wissenschaft. Neuni man die besten Namen, wird auch der seine genannt. Hält er im Parlamente eine kleine Rede, so spielt der systematische Aufbau des Gesetzes oder das Syſtem der Steuern oder die Systemisierung der Kategorien stets eine erste Rolle in seinen mit lehrhafter Liebenswürdigkeit vorgetragenen Ausführungen. Hat er als Gelehrter Syſtem, so hat er als Finanzminister kein Geld. Und so weit unterscheidet sich die Theorie von der Praxis, daß der Weise des Systems auf der Suche nach neuen Barmitteln die einfachsten Grundsätze budgetärer Systematik rundweg verleugnet und sich mit seinen Klagen und Forderungen über das schwindsüchtige Cassawesen in eine Eisenbahnvorlage flüchtet hat. Nur mit seinen Worten, ganz allein, wird nebenbei wird der 80 Millionen-Credit begehrt und begründet. Die ein kaum geduldeter Gast und armer Verwandter setzt sich der Stolz der österreichischen nationalökonomischen Schule an den Tisch der großen Eisenbahnlotterie.

In zweifacher Richtung wird das Begehren nach einer Stärkung der Barmittel finanztechnisch begründet. Zur Durchführung der Valutareform seien von früheren Regierungen eingegangene Engagements einzulösen. Ferner aber ergäben sich im ordentlichen Laufe der Jahresgebarung Anforderungen an die Staatscassa, welchen diese bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Mittel nicht jederzeit zu entsprechen vermöchte. Diese beiden Argumente enthalten durchaus nichts Neues. Sie stecken mitten in der Durchführung unserer Währungsreform. Hoffen wir, daß wir nicht stecken bleiben. Bei Finanzmaßnahme dieses großen Werkes im Jahre 1892 hat niemand daran gedacht, dessen Resten lediglich aus den Cassebeständen zu bestreiten. Wenn hinsichtlich der Fundierung der Valutarschein und auch sonst in weitergehendem Maße, als anfangs wohl gedacht war, die Unterstützung des Staates herangezogen werden sind, so schließt dies durchaus nicht aus, daß zur Westervollung und Vollendung der Valuta Action, so wie es bereits früher geschehen ist, neuerlich an den Staatscredit appelliert wird. Dann braucht man unter Umständen ein Anlehen, welches seinem Zwecke nach begreift und begründet werden muss, aber keine Rechtfertigung von Cassenbeständen. Der inzwischen das k. k. Finanzministerium die in der Valutagesetzgebung Rathende und bei einem neuerlichen Anlehensabschluß gleichfalls kaum zu umgehende gesetzliche Mitwirkung der k. k. Staatsschulden Controlscommission? K. A. m. g.

Der Mangel an Cassenmitteln der Barmittel ist der zweite Grund, auf welchen das 80 Millionen-Begehren fußt. Obwohl die indirekte Steuerberechnung unseres verzopften Cassenwesens wesentliche Fortschritten zu gebundenen Gebührenzahlen zur Folge hatte und daher die Finanzverwaltung nicht dringlich genug gebeten werden kann, mehr die Beschleunigung des Baues des noch fehlenden Anfangsmaschinen der Centralcassen, so ist es doch [illegible] Grunde unterstützt werden, daß die [illegible] Barmittel entbehren, und die Staat [illegible] Cassenbestände [illegible] Eingänge und [illegible] Anforderungen [illegible] Ausgaben [illegible] Gebühren [illegible] Ausgaben [illegible] Cassenbestände [illegible] Ausgaben [illegible] Cassenbestände [illegible] Ausgaben [illegible] Cassenbestände

mannes getreu zu machen und über die schon allzusehr in Anspruch genommene Steuerkraft der Bevölkerung den Schild seiner Ueberzeugung zu halten. Wenn schon, dann hie Rhodus, hie salta. Das wäre eine Aufgabe, würdig des Einsatzes eines Portefeuilles und einer ganzen Persönlichkeit, nicht aber der Coulissenzank um die politisch, verfassungsrechtlich und finanztechnisch unhaltbare Forderung des 80 Millionen-Credits. Engen v. Böhm-Bawert hat mehr zu verlieren, als einen Sitz im Ministerium Koerber. Er hat auch einen Platz in den Herzen jener, so da glauben, daß Wissenschaft verpflichtet.

Die Bilanz des preußischen Ministerwechsels.

Was hat der Ministerwechsel in Preußen eigentlich zu bedeuten? Wenn jemand sich die Antwort auf diese Frage aus der deutschen Tagespresse der letzten acht Tage herausfischen wollte, so würde er in die peinlichste Lage gerathen. Triumph der Rechten! rufen die einen, Triumph der Linken! die anderen. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es kaum eine Nuance in der Beurtheilung der politischen Situation, die sich nicht irgendwo vertreten fände.

Dies hilflose Hin- und Herschwanken der öffentlichen Meinung, das kaum je in solchem Maße zutage trat, ist darauf zurückzuführen, daß man meint, jeder Ministerwechsel müsse doch etwas zu bedeuten haben. Wozu wechselt man Minister, wenn die kommenden weder klüger sind als die gehenden, noch sich politisch von ihnen unterscheiden? Ja, wozu?

Wer so fragt, der begeht den Fehler, der auch in der deutschen Publicistik noch allzu oft begangen wird, nämlich daß er den Kaiser nicht genügend in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Das persönliche Regiment spielt in Deutschland eine Rolle, wie sie in einem constitutionellen Staatswesen theoretisch kaum vorstellbar ist. Man mag es noch so sehr bedauern, mit der Thatsache muß man jedenfalls rechnen.

Der Ministerwechsel bedeutet taktisch einen Erfolg Bülows, praktisch — nichts.

Als Graf Bülow im vorigen Herbste sein Amt als deutscher Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident antrat, fand er folgende Lage vor: der Kaiser als lebhaftester interessiert für die Canalpläne, Freund der Handelsverträge, kein Agrarier, aber kein ausgesprochener Gegner mäßiger Zollerhöhungen, die Mehrheit des preußischen Landtages stark agrarisch und canalfeindlich, die Mehrheit des Reichstages infolge der jahrelangen agrarischen Stimmungsmache Miquels und Posadowskys zu Zollerhöhungen geneigt. Bülow selber brachte kein Programm und keinen Bollast an Principien mit ins Amt. Seinen Neigungen nach mehr zum Verkehrs- und Culturfortschritte, als zum Agrarcretham stehend, war er doch vor allem von dem einen Gedanken beherrscht: nur keine inneren Krisen! Ob er dies Schlagwort selbst geprägt hat oder nicht, ist gleichgiltig. Jedenfalls ist es der Leitstern seines politischen Verhaltens geworden. Wäre er ein energischer und schöpferischer Staatsmann, so würde er versucht haben, den Canal in Preußen und einen industriefreundlichen Zolltarif im Reiche durchzusetzen. Zu beiden war scharfe Frontstellung gegen die Conservativen, in Preußen sogar eine Auflösung des Abgeordnetenhauses, kaum einem Wahlkampf nöthig, bei dem die Regierung einen für den Liberalismus eintrat. Der Sieg Bülows wäre nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich gewesen. Aber ihm wäre ein Kampf auf Tod und Leben gegen die traditionellen „Stützen von Thron und Altar“ vorausgegangen. Und Naturen, wie die Bülows, weichen jedem Kampf aus. Er ist ein Taktiker, der mit den gegebenen Größen rechnet, kein Schöpfer, der vorhandene Größen zerstört und neu bildet. Er wird eine Mauer, die er auf seinem Wege findet, nie einstoßen, und wäre sie noch so morsch, sondern sie stets umgehen, verliere er noch soviel Zeit dabei.

Fast vom ersten Tage seiner Amtsführung an, sah Graf Bülow, wie sich später herausstellt hat, zwei Größen als „gegeben“ an: einmal den Willen des Kaisers, und dann die Nothwendigkeit einer Verständigung mit den Agrariern. Das Herz der Agrarier gewann er, als er im Jänner offen erklärte, daß er für die Zollerhöhung sei. Aber er verrechnete sich, wenn er meinte, daß sie auf sein Werbrechen hin canalfreundlicher werden würden. Wahrscheinlich waren sie bereit, das Geschäft: Canal gegen Zoll! zu machen. Doch sie verlangten als gute Geschäftsleute, daß die Regierung auch leiste. Immer ungeschlimmer wurde ihr Drängen nach der Vorlage des Zolltarifes. Graf Bülow konnte dem nur leider nicht entsprechen, weil allerlei internationale Schwierigkeiten zuvor zu beseitigen waren. Rußland hatte ja auf die Ankündigung der deutschen Zollerhöhungen mit genügender Deutlichkeit geantwortet. Je länger der Zolltarif auf sich warten ließ, um so einiger wurde die Canalstimmung. Und als feststand, daß der Zolltarif in dieser Session dem Reichstage nicht mehr vorgelegt werden könne, da trat die Weigerung des Abgeordnetenhauses seinen Zweifel daruber, daß sie den Mittellandcanal wieder ablehnen werde.

Inzwischen aber war der Kaiser ungeduldig geworden. Drei Jahre lang hielt ihn nun der Landtag mit dieser Sache hin. Immer wieder hatten die Minister ihm eine Besserung der Stimmung der Mehrheit in Aussicht gestellt. Als vor zwei Jahren der Canal zum erstenmale fiel, hatte Herr v. Miquel seine ganze Ueberredungskraft darauf verwendet, den Kaiser von der Auflösung des Abgeordnetenhauses abzuhalten. Damals wurden verfassungswidrig die Beamten, die gegen den Canal gestimmt hatten, gemaßregelt. Das sollte die Conservativen würde machen. Aber es brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Jetzt nach zwei Jahren standen sie entschlossener in der Canalopposition als je zuvor. Nur einen Ausweg schien es zu geben, falls der Kaiser seinen Willen durchsetzen wollte — und so leicht verzichtet er bekanntlich nicht auf seine Lieblingsideen —: Auflösung des Abgeordnetenhauses!

Aber das wäre ja die „innere Krisis“ gewesen, vor der sich Graf Bülow fürchtet. Es gelang ihm, wie seinerzeit Miquel, einen Ausweg vorzuschlagen: Reorganisation des Cabinets. Miquel, der ob seiner früheren lauen Vertheidigung des Canals als Rückendeckung der „Canalrebellen“ galt, sollte weichen, und mit ihm ein paar andere Minister, denen man nicht die genügende Energie und Geschicklichkeit zutraute, die Canalfrage zu belegen. Wie Graf Bülow den Monarchen für seinen „Ausweg“ gewonnen hat, weiß man nicht. Die Logik verlangte die Auflösung des Parlaments. Wenn der Reichskanzler den Kaiser dazu brachte, statt der logischen Lösung der Frage eine andere vorzunehmen, so muß er mit eindrucksvollen Argumenten und Plänen operiert haben. Vermuthlich hat er behauptet, daß eine Auflösung jetzt doch keine Canalmehrheit herbeiführen werde, sondern daß man sicher nur zum Ziele komme, wenn planmäßig ein paar Minister des Innern des nächsten Landtagswahlen, die in zwei Jahren stattfinden, so vorbereite, daß die canalfeindlichen Conservativen durch gouvernementale Candidaten ersetzt werden. Nicht Frontangriff, sondern Umgehungsversuch! Der Taktiker Bülow konnte gar kein anderes Mittel vorschlagen. Freilich ist nicht jede taktische Maßregel schon um deswillen, weil sie keine besondere Tapferkeit bekundet, richtig.

Möglich, daß auch Bülow einfach dachte: Zeit gewonnen, alles gewonnen! Auf mindestens zwei Jahre hat er Ruh' von dem Canal. Dann aber — Seite her bereit! ihm der Weg des Kaisers keine Schwierigkeit mehr. Die Zollnuß bleibt ihm freilich noch zu knacken. Aber selbst wenn man gute Zähne hat, empfiehlt es sich nicht, zwei Nüsse zugleich zwischen die Zähne zu nehmen. Darum hat Graf Bülow von seinem persönlichen Standpunkte aus gewandt operiert, als er die Canalfrage eskamotierte. Ein taktischer Erfolg hat unter Umständen sehr wenig zu bedeuten. Aber für den Augenblick hilft er jedenfalls.

Praktisch liegt die Sache heute nach Lösung der Ministerkrisis genau so wie vorher. Wenn man die Personen der einzelnen neuen Minister ansieht, so ist man ordentlich erstaunt, wie wenig sie sich von ihren Vorgängern unterscheiden.

Der bisherige Landwirthschaftsminister Freiherr v. Hammerstein, war zwar keine Null, wie ein conservativer Parlamentarier in einem Privatbriefe ihn einst genannt hatte, aber sicher nicht mehr als eine Mittelmäßigkeit. Weder im guten noch im schlechten sind Leistungen von ihm zu vermelden. Eine ehrliche Haut, aber volksthümlich, „verbiedert“ er sich oft und ereignete sich infolge dessen auf seiner Reise besonders Verstöße gegen Canalfreund, aber kein Mann, der dem Canal Freunde machen konnte. Agrarier, aber ein Gegner der agrarischen Bundes der Landwirte, conservativ, aber ohne Fühlung mit der conservativen Partei, hatte er eigentlich niemanden hinter sich. Sein Nachfolger, v. Podbielski, bisher Staatssecretär des Reichspostamtes, hat als ehemaliges Mitglied der conservativen Fraction und als einziger Provinzialvorsitzender des Bundes der Landwirte für Brandenburg mehr directe Fühlung mit der Rechten, von der ihn aber seine ob innerliche, weiß man nicht, jedenfalls officielle Canalfreundlichkeit trennt. Auch er hat ein weiches, weniger aus Unthoilsenheit, wie Hammerstein, als aus unsicherer Ueberschneidigkeit. Dem alten Husarenecommandeur gelingt wohl hie und da ein politisches Husarenstückchen. Aber selbständige ministerielle Bedeutung werden ihm kaum seine eigenen Freunde prognosticieren.

Freiherr v. Rheinbaben hat sich im Ministerium des Innern als preußischer Schablonenminister gezeigt. Freund des Polizeistaates, tüchtig in der Bekämpfung der Socialdemokraten und Zentrumsgegner, pflichttreu in seinen Gehorsamspflichten, agrarisch, die Verwaltungsposten für die Conservativen monopolisierend

so war er als Minister des Innern eine Neuauflage des sonstigen preußischen Reactionsministers v. Puttkamer. Freiherr v. Hammerstein, der ihn ersetzt, unterscheidet sich, soweit man weiß, von ihm dadurch, daß er den preußischen Verwaltungsapparat, dem voraussichtlich er sein Beruhen wird, überhaupt nicht kennt. Er war nämlich nur in den Reichsämtern Verwaltungsbeamter. Erst hat er unter der Herrschaft des Diktaturparagraphen die nöthige reactionäre Schulung genossen. Ja wohlgemerkt, er ist ausgesprochen agrarisch, politisch ein Junker durch und durch.

Auch der Wechsel im Handelsministerium hat wenig zu bedeuten. Herr Brefeld war ein Bureaukrat mit all den guten und schlechten Eigenschaften dieses Standes. Er war ein Gegner der Handelsverträge, aber kein Gegner der Zollerhöhungen. Sein Nachfolger, Herr v. Möller, ist ein Mann, der sich bisher nur als Oberpräsident von Pommern bemerkbar gemacht hat. Er ist ein Gegner der Handelsverträge, aber kein Gegner der Zollerhöhungen. Er ist ein Gegner des Canals, aber kein Gegner der Zollerhöhungen. Er ist ein Gegner der Canalrebellen

Eigenschaften dieser Menschenclasse, die ihn in einer minder wichtigen Stellung sehr am Platze sein ließen. Als Minister versagte er. Ohne Verständnis für die Arbeiterbewegung brachte er die Socialreform, die sein Vorgänger v. Berlepsch so wacker gefordert hatte, fast völlig zum Einschlafen. Er war kein Feind der Arbeiterbewegung, aber so ohne Verständnis für sie, daß ihm der Vertrauensmann des Centralverbandes der deutschen Industriellen, des sogenannten Scharfmacherverbandes, bald nach seinem Amtsantritte eine gute Censur ausstellte. Der geheime Commercienrath Möller ist selbst Mitglied dieses Centralverbandes und als solches bewußter Gegner der modernen Arbeiterbewegung. Wenn er als Handelsminister nur seine Socialreform treibt, wird man schon zufrieden sein müssen. Zu befürchten ist, daß er directe Maßregeln gegen die Arbeiter in Anregung bringt, wie er sich ja auch offen als Anhänger eines Ausnahmegesetzes gegen die Socialdemokratie bekannt hat. Daß er als großer Industrieller für die Bedürfnisse der Industrie und des Handels mehr praktischen Blick hat, als der Bureaukrat Brefeld, ist selbstverständlich. Leider wird dieser Vorzug völlig aufgewogen durch seine politische Gesinnung. Als nationalliberaler Abgeordneter gehört er zum rechten Flügel der Partei, schwärmt für das Bündnis zwischen Industrie und Agrariertum, ist um dieses Bündnisses willen bereit, den Agrariern Kalkerhöhungen zuzugestehen. Er ist ein begeisterter Anhänger der von Miquel inaugurierten „Sammlungspolitik", d. h. einer Politik, die ihr Ideal in dem Kartell aller auf der Rechten und in der Mitte vertretenen Unternehmerinteressen erblickt und ihre Spitze gegen die Linke im allgemeinen und die Arbeiterbewegung im besonderen kehrt.

Die „Sammlungspolitik" geht weiter, auch wenn ihr Vater, Miquel, sehr unfreiwillig vom Schauplatz abtreten muß. Herr v. Miquel ist vielleicht der zugleich klügste und unterschätzteste Minister, den Preußen je gehabt hat. War er kein Genie, so hinderte er doch hart daran. Seine Steuerreform ist jedenfalls ein schlankweg geniales Werk, das ihm in der Gesetzgebung des preußischen Staates die Unsterblichkeit sichert. Aus seiner communistischen Vergangenheit hatte er soviel Kenntnis des Socialismus und soviel Sinn für die culturellen Ideen des Socialismus in seine Ministertätigkeit mit hinübergenommen, daß seine Gesetzentwürfe einen ganz anderen Geist athmeten, als man in Preußen gewohnt war. Schöpferisch und kritisch wie redneranlagt gleich gut veranlagt, wurde er, neben Bundtspeit, einst der größte Parlamentarier Deutschlands, später sein bester Gesetzgeber. Wenn trotzdem schließlich die freisesinnigen und socialen Elemente ihn als das größte Hinderuis aller freiheitlichen und socialen Entwicklung ansahen, so lag das daran, daß er sich seit einigen Jahren dem Agrarierthum verschrieben hatte. Warum? Darüber kann man heute auch nur Vermuthungen äußern. Jedenfalls wäre sein Sturz vor ein paar Jahren wie eine Erlösung empfunden worden. Jetzt geht er eindrucklos vorüber. Studem der Canal vor zwei Jahren abgelehnt wurde, war es mit seinem Einflusse beim Kaiser aus. Er soll nicht einmal mehr zum Vortrag befohlen worden sein. Und seitdem Bülow Kanzler wurde, hatte auch seine Bedeutung im Ministerium ein Ende.

Miquel geht. Sein „junger Mann", Freiherr v. Rheinbaben den er ins Ministerium des Innern gebracht hatte, tritt an seine Stelle. Ein genialer Meister wird durch seinen Schüler ersetzt, der von den Ideen des Meisters lebt, aber keine eigene Bedeutung hat. Und dieser Wechsel vollzieht sich, ohne daß irgend jemand etwas Aufhälliges daher findet. So sehr war Miquels Persönlichkeit in der letzten Zeit in den Hintergrund gedrängt worden.

Ministerwechsel — kein Systemwechsel. Alles bleibt beim alten. Nur Bülows Position ist noch stärker als bisher geworden.

Es fragt sich nur, auf wie lange.

Berlin. H. v. Berlach.

Das geplante österreichische Canalnetz.

Von Prof. Dr. Albrecht Penck

Einige Besitzverluste des Baues von Eisenbahnen haben durch längere Zeit das Axiom vertreten, daß der fortschreitenden Entwicklung des Schienenweges die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen des Landes ihre Bedeutung verlieren müssen; denn wenn sie auch billige Frachten ermöglichen, so ist der Transport auf ihnen zeitraubend und unpünktlich. Also eine in wenig brauchbare Anwendung des Dampfwagens, das Zeit Geld ist, immer mehr begreift in wachsendem. Es schien nur immer, daß die Wasserstraßen nicht über eine billige Verfrachtung von Massenartikeln hinaus Werth einer längeren Zeit, die Transportes besitzen, und daß sie auch neben der Eisenbahn, der die Anwendung großer Dampfkräfte erlaubte, einen Vortheil bieten, indem sie die Zuführung an einen Bahnhof ersparen. Diese Ansicht ist in der letzten Zeit immer mehr und mehr verschwunden, und es ist eine Thatsache, daß in Europa, wie in Amerika, immer mehr Canäle gebaut werden, und daß immer größere Dimensionen für sie gewählt werden. Diese Thatsache ist um so auffallender, als sie mit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes zusammenfällt.

Die Flüsse als Wasserstraßen nicht nutzbar gemacht und nicht durch geeignete Verbindungen zu einem Verkehrsnetze ausgestaltet werden. Wir sind, es sei offen voraussgeschickt, entschiedene Canalfreunde.

Allein wir möchten zu unserer Freundschaft darum nicht blind sein. Wir können nicht verkennen, daß durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes die wirtschaftliche Bedeutung der Wasserstraßen eine Einbuße erlitten hat. Dort, wo die Binnenschiffahrt mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wo sie reißende Strömungen überwinden soll, wo die Wasserstandsverhältnisse ihren Betrieb stören, oder endlich dort, wo der Lauf der Flüsse große Umwege beschreibt, da ist ihr der Eisenbahnverkehr entschieden überlegen. Wir sehen dies deutlich bei Wien. Seit prähistorischen Zeiten als Wasserstraße benutzt, verödet die obere Donau mehr und mehr, weil ihr Gefälle die Bergfahrt erschwert, und ihr windungsreicher Lauf dem Schiffer viele und große Umwege auferlegt. Die Ueberwindung einer Fallhöhe von 134 Metern auf eine Strecke von 300 Kilometern bringt die Schiffahrt an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit, wenn sie dabei zugleich einen Umweg von 80 Kilometern zu machen hat. So viel ist die Donau länger als die Luftlinie Wien—Passau. Aber auch dort, wo die hydrologischen Verhältnisse günstig sind, kann die Binnenschiffahrt zurückgehen, falls das Gerinne, auf das sie angewiesen ist, nicht in der Richtung der Verkehrslinien fließt. Auf der Donau zwischen Passau und Wien benutzt heute die Tschechen ermöglichte. Sie ist verfallen, trotzdem sie eine Richtung befolgt, auf welcher heute die Pennsylvania-Eisenbahn einen ganz enormen Kohlentransport bewältigt, weil die Wasserstraße auf einer durch zahlreiche schiefe Ebenen unterbrochenen Canalstrecke — der Canal stieg auf 700 Meter Höhe an — im Vergleich zur Eisenbahnfracht viel zu kostspielig war. Die Eisenbahnen haben die Anlage von Wasserwegen nicht unnöthig gemacht, sondern lediglich in ihrer Anwendbarkeit eingeschränkt auf jene Linien, welche in der Richtung innerer großen Verkehrszüge liegen und dabei nur geringe Höhenunterschiede zu überschreiten haben. Die Canäle im nordlichen Frankreich, in Belgien, in Holland und in Norddeutschland haben neben dem Eisenbahnnetze ihre große Bedeutung, weil sie in verkehrsreichen Gebieten liegen und nur mit unbedeutenden Höhenunterschieden zu rechnen haben. Der Canal aber, der die Donau und den Rhein durch den Main verbindet, ist gegenüber den Schienenwegen ganz bedeutungslos, da er höher als irgend ein zweiter deutscher Canal anliegt, und die Schiffahrt durch zahlreiche Schleusen erschwert wird.

Bei einer solchen Sachlage erscheint es begreiflich, daß der Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes die Schaffung eines österreichischen Wasserstraßennetzes nicht begünstigt hat: Oesterreich ist ein vorwiegend gebirgiges Land, das bereits den Eisenbahnbau vor eine Menge schwieriger Probleme stellte, die erst im Laufe von Jahrzehnten überwunden werden konnten. Nur wenige Flüsse fallen sanft und verlaufen geradlinig genug, um als Wasserstraßen dienen zu können, nur einzelne Strecken bieten die natürlichen Vorbedingungen für die Anlage von Canälen.

Von den zahlreichen Wasserwegen, welche seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geplant worden sind, hat keiner mit ähnlich günstigen Vorbedingungen zu rechnen, wie der Donau Oder-Canal, der trotz der neuen Ausführung seit einigen Jahren eine Zahl von Männern mit großer Entschiedenheit und opferwillig eingetreten ist, dessen Trace etwas näher studiert worden ist, und der an erster Stelle in der Gesetzesvorlage vom 26. April, betreffend den Bau von Wasserstraßen, genannt worden ist. Er soll ein dicht besiedeltes Gebiet mit reichem Ackerbau durchziehen und die Haupt- und Residenzstadt Wien verbinden mit einem Gebiete großer Kohlengewinnung, er soll das Stromgebiet der Donau verknüpfen mit dem der Oder, das schwierigste schon mit dem Elbgebiet verbunden ist. Er soll einen Anstoß bieten von einem großen Strome, der sich in ein entlegenes Binnenmeer ergießt, in einer Wüste des Weltmeeres. Keine zweite Stelle existiert so geeignet, diese letztere Aufgabe zu ermöglichen, wie die mährische Pforte. Sie ist die leichte Stelle der linksseitigen Wasserscheide des Odergebietes und mittleren Donau. Während sich beim Bau der Eisenbahnen die Tunnelbauten zwischen 500 und 600 Meter bewegen, steigt sie nur bis auf 300 Meter herab. Von Süden und Norden her, beiden mit zwei Pferde leicht nahen. Allerdings gilt er als wasserarm, und es ist ein Gebiete eine weit weniger hohe Wasserscheide, die eben von Nachbarflüssen. Einer meiner Schüler, Dr. Grund, berechnete diese Schicht nach den bis jetzt vorliegenden Messungen zu 11·8 Millimeter im Jahre, während sie beim Rhein 300 Millimeter, ein anderer meiner

Digitized by Google

Schüler, nachwies, eine 200 Millimeter hohe Schicht abrinnt, und die Donau, wie ein dritter Schüler, Dr. Spiegl, zeigte, eine Wassermenge, die ihr Gebiet oberhalb Wien 600 Millimeter hoch bedecken würde, alljährlich bei Wien vorbeiwälzt. Erfreulicherweise ist aber nur die untere March relativ so wasserarm; bei Napagedl ist ihre Abflusshöhe 227 Millimeter, also nur wenig geringer, als bei der oberen Oder bei Kosel (268 Millimeter). Unter solchen Umständen brauchen wir für den Canal nicht gerade Wassermangel zu fürchten.

Wenn wir mit voller Ueberzeugung von günstigen Vorbedingungen für den Donau—Oder-Canal sprechen, so wollen wir aber damit keineswegs übersehen, dass seine Anlage auf ganz erheblich größere Schwierigkeiten stößt, als z. B. die des geplanten deutschen Mittellandcanals. Wir gelangen erst an der March, dann an der Betschwa ganz allmählich aufwärts bis zu 240 Meter, haben also von ihrer Mündung aus auf einer etwa 280 Kilometer langen Strecke nur einen Aufstieg von 105 Metern zu überwinden. Jene Strecke kann durch Anlage des Canals, welcher die vielen Windungen des Flusses abschneidet, ganz erheblich gekürzt werden; die ganze Linie von Wien bis Oderberg wird auf 275 Kilometer veranschlagt. Aber bei Weißkirchen liegt eine große Schwierigkeit. Dicht bei der Stadt liegt die Wasserscheide gegen die Oder beinahe 320 Meter hoch, und jenseits derselben fließt die Luha in 280 Meter Höhe, während wir an der Betschwa nur 240 Meter hoch stehen. Diese Niveaudifferenzen vertheilen sich auf eine Strecke von nur drei Kilometern. Will man sie mit Schienen überwinden, so braucht man eine ganz riesige Schleifenanlage. Will man Hebewerke anwenden, so braucht man solche in einem Maße, wie sie bisher noch nicht gebaut worden sind. Man hat selbst wegen dem sich entschließen sollte, die Firstlinie in einem drei Kilometer langen Tunnel zu unterfahren, was in einer Meereshöhe von 280 Metern möglich wäre, so bedürfte man an der südlichen Mündung dieses Tunnels doch noch einen Aufstieg von 40 Metern. Es bietet die Ueberschreitung der mährischen Pforte unseren Technikern Probleme von ähnlicher Schwierigkeit wie die Ueberschreitung eines Alpenpasses. Hierin haben österreichische Ingenieure Bahnbrechendes geleistet; der geplante Donau—Oder-Canal wendet sich ihnen die Lösung verwandter Aufgaben, für welche anderweitige Vorarbeiten nur in beschiedenem Umfange vorliegen. Wenn aber diese Schwierigkeiten, wie wir hoffen, besiegt werden und der Canal gebaut sein wird, so werden wir immer damit rechnen müssen, dass seine Scheitelstrecke in das Bereich eines rauhen Klimas fällt. Im Donauthale sinkt bei Wien die Temperatur erst am 9. December unter 0 Grad, im Betschwathale bereits am 27. November; sie hebt sich bei Wien bereits am 11. Februar, an der Betschwa erst am 1. März über 0 Grad, bei Wien haben wir 65 Tage mit Temperaturen unter 0 Grad zu erwarten, an der Firstlinie unseres Canals 95 solcher Tage. Die Canalschiffahrt dürfte daher etwa einen Monat länger als die Donauschiffahrt unterbrochen sein. Das wird seine Benützung gerade um die Zeit der Kohlentransporte sehr beeinträchtigen. Aber wenn er auch nur sieben bis acht Monate des Jahres praktikabel sein sollte, so kann er in dieser Zeit doch eine große und reiche Aufgabe erfüllen. Möchte er darum gebaut werden!

Wie vielen Bedürfnissen der Donau—Oder-Canal auch zu entsprechen vermag, einen Wunsch erfüllt er nicht: er schafft keine Wasserverbindung, zwischen dem gewerbsfleißigen und an Kohlenreichen Böhmen und dem Donaugebiete, er liefert keine Verknüpfung des oberen Elbe- mit dem oberen Donaugebiete, er führt in ähnlichem Umwege zur Nordsee, wie wir ihn heute machen, nun am raschesten mit der Eisenbahn nach Berlin zu kommen. Es ist leicht begreiflich, dass in Böhmen, als Seitenlinie zum Donau—Oder-Canale, ein Donau—Elbe-Canal gewünscht wird, und dass damit zugleich der Wunsch nach einer Schiffbarmachung der künstlichen Wasserader des Landes, der vielgewundenen und nicht gerade wasserreichen Moldau, verknüpft wird, denn sind wir erst zu Schiff bis Budweis gelangt, so ist es nicht so arg weit mehr zur Donau. Aber wie verständlich alle jene Wünsche sind, so kann doch nicht übersehen werden, dass die Natur viel weniger günstige Vorbedingungen für die Verknüpfung des Donau- und Elbegebietes geschaffen hat, als für die Verbindung nach der Oder. Ein Seitenblick zur mährischen Pforte fehlt hier an der Wasserscheide. Böhmen ist rings mit Höhen umgeben: es heißt allenthalben, mit Ausnahme der einzigen Furche, welche die Elbe benutzt, hoch emporsteigen, wenn man in das Innere des von der Natur in so vieler Hinsicht begünstigten Landes gelangen will. Vom Donaugebiete ausgehend, müssen wir im Süden zwischen Böhmerwald und Bayerischer Wald am Kerschbaumer Sattel 670 Meter Höhe überschreiten, um in der Richtung der alten Salzstraße von Linz nach Budweis zu gelangen; im Südosten müssen wir die rauhen Höhen des Waldviertels in 550 Meter Höhe durchschneiden, um von Wien nach Budweis zu kommen; nur im Osten wird es uns bei Wodnian Trabau etwas leichter gemacht; in wenig über 500 Meter Höhe gelangen wir hier aus dem Marchgebiete in das der oberen Elbe. Diese wichtige Oeffnung ist jenen Männern nicht entgangen, welche die ersten Linien des österreichischen Eisenbahnnetzes bauten. In einer Zeit, als es noch fraglich erschien, ob die Locomotive größere Steigungen überwinden könnte, führte man die Eisenbahn von Wien nach Prag über Olmütz durch jene Einsattelung, später kürzte man die Strecke durch Bau der Linie Brünn an der Zwittawa aufwärts erheblich ab, aber es blieb noch die Einsattelung von Böhmisch-Trübau, in welcher man das Elbegebiet erreichte, und heute noch passieren wir sie, wenn wir auf der Linie der Staatseisenbahngesellschaft nach Prag fahren; wir machen dabei einen Umweg von 50 bis 60 Kilometern gegenüber der directen Linie der Franz Josefs-Bahn; er war lange Zeit, bevor die Fahrgeschwindigkeit auf letzterer gesteigert wurde, die rascheste Verbindung nach Prag.

Wenn nun heute vielfach von einem Donau—Elbe-Canale gesprochen wird, so handelt es sich in der Regel weniger um die durch die Natur klar vorgezeichnete Linie, sondern meist um den Donau—Moldau—Elbe-Canal. Der österreichische Wasserstraßenzug verlangte ihn und fasste zwei Möglichkeiten seiner Einmündung in die Donau ins Auge, entweder bei Linz oder bei Korneuburg. Auf gleichem Boden steht die Gesetzesvorlage, betreffend den Bau von Wasserstraßen. § 1 nennt an zweiter Stelle unter den zu bauenden Canälen einen Schiffahrtscanal von der Donau zur Moldau nächst Budweis, nebst der Canalisierung der Moldau von Budweis bis Prag, dann erst, an dritter Stelle, ist von einem Schiffahrtscanale von der oberen Elbe durch den Sattel von Trübau zum Donau—Oder-Canale die Rede. Der Gesetzentwurf nimmt zu der Alternative Linz—Budweis oder Korneuburg—Budweis nicht Stellung, wie in seiner Begründung ausdrücklich bemerkt wird, und überlässt das einem Zeitpunkte, wo das am stärksten hineinspielende technische Problem gelöst und Verhandlungen wegen der Beitragsleistungen Interessierter eingeleitet sein werden. Die Regierung selbst hält also den von ihr vorgeschlagenen Canal noch nicht für technisch möglich.

Wir wollen und können kein Urtheil in technischen Angelegenheiten abgeben. Die moderne Technik hat so bedeutende Probleme gelöst, dass sie vor keiner Aufgabe mehr zurückzuschrecken braucht. Deren Bewältigung ist vielfach weniger eine Frage der Zeit, als eine der aufzuwendenden Mittel, und wir sind überzeugt, dass unsere Ingenieure diese Ueberschreitung der Höhen des Waldviertels durch einen Canal ebenso sicher bringen werden, wie die Führung einer Wasserstraße über den Kerschbaumer Sattel oder über noch höheren Uebergang. Wird doch der Gesetzesentwurf begleitet auch vom schematischen Längenprofile eines Canals Unter-Mühl—Budweis, dessen Project dem Internationalen Binnenschiffahrtstage in Wien 1897 vorgelegt worden ist. Dieser Canal soll in 760 Meter Höhe die Ausläufer des Böhmerwaldes überschreiten. Fraglich erscheint uns nur, ob die aufzuwendenden Mittel in Canale einigermaßen fruchtbringend angelegt sein werden, oder ob sie nicht vergeudet sein würden. Die beiden Voraussetzungen, die wir aus geographischen Gründen für die Prosperität eines Canals in der Concurrenz mit Eisenbahnen machen müssten, treffen für den Moldau—Donau-Canal dieser oder jener Trace nicht zu.

Das südliche Böhmen ist ein verkehrs- und menschenarmes Gebiet. Es hat lange gedauert, bis man wagte, es durch Eisenbahnen zu erschließen, und das gieng nicht ohne Zinsgarantie seitens des Staates. Welch enorme Zuhuben die Franz Josefs-Bahn erhoben hat, ist bekannt. Heute noch sind die Linien Linz—Budweis und Wien—Budweis, welche ungefähr die Richtung der beiden ins Auge gefassten Canallinien einschlagen, eingeleisig. Wenn nun ein Eisenbahngeleise ohne allzustarke Inanspruchnahme den Verkehr bewältigen kann, sollen da noch viel Frachten für einen Canal übrig sein? Manche Canalfreunde haben auf eine solche Frage die Antwort bereit, dass der Canal den Verkehre beleben werde, und das ist bis zu einem gewissen Grade sicher wahr. Genügt aber die Anlage einer Straße irgendwo am Verkehr ins Leben zu rufen? Sicher nicht gerade die Donau oberhalb Wien den schlagendsten Beweis, dass eine große natürliche Wasserstraße vom Verkehr nicht bewusst wird? Dabei ist die Donau oberhalb Wien geradezu eine ideale Wasserstraße im Vergleiche zu den geplanten Canälen. Sie führt bis Passau nur 134 Meter bergan, der Canal von Korneuburg nach Budweis soll 367 Meter emporklimmen, und zwar an vielen Abfälle des Manhartsberges, und soll dann wieder 148 Meter herab; von Ober österreich aber heißt es gar 150 bis 200 Meter in die Höhe klettern zu müssen, um Linz zu bauen, und wenn ein Mittelcanal nach Budweis, in Verbindung mit einem Canal nach Pisek, für einen Canal optiert würde, so ist dieser nicht über die Abgrenzung zum Meere, sondern über stadtweites Gebiet zu Tage zu fördern, um die Höhe von 450 Meter nach Pisek und Budweis zu erreichen. Die Donau oberhalb Wien aber ist ein gerades Band in flachem Bette, in welchem das Wasser ohne Gefälle dahinfließt. Und dennoch ist sie nicht Verkehrsstraße, sondern Verkehrshemmnis. Wie sollte da ein Canal, der mit Steigungen zu kämpfen hat, Verkehr erwecken?

Digitized by Google

Schicksale der Portage Road stellen dem Donau—Moldau-Canale kein günstiges Prognostikon: im Gebirge sind die Eisenbahnen den Canälen entschieden überlegen, selbst dann, wenn letztere in der Richtung eines großen Verkehrszuges liegen, was bei der Portage Road der Fall war, aber für den Donau—Moldau-Canal nicht gilt.

Allerdings wird davon gesprochen, dass dieser sich zwischen die schiffbare Donau und die schiffbar zu machende Moldau einschalte, als ein Stück des Wasserweges von Wien zum grossen Welthafen an der Mündung der Elbe, dessen Schiffsverkehr im besten Zuge ist, den von London zu überflügeln. Aber man zieht dabei nicht in Berücksichtigung, dass die canalisierte Moldau alles andere zu werden verspricht, als eine von Schiffen belebte Wasserstraße. Im grossen und ganzen zwar ziemlich geradlinig verlaufend, beschreibt unser Fluss im einzelnen zahlreiche Windungen, die, weil sie tief eingeschnitten sind in hochgelegenes Land, eine Abkürzung nicht zulassen. 152 Kilometer misst die Luftlinie von Budweis nach Melnik, die Moldau macht 239 Kilometer daraus, also 87 Kilometer, d. h. 57 Percent zu viel. Das ist ein viel ungünstigeres Verhältnis, als das der Donau zwischen Wien und Pössing, wo die Stromlänge nur 80 Kilometer, nur 36 Procent zu viel misst. Dabei aber ist die Fallhöhe der Moldau auf ihrem kürzeren Laufe eine ganz erheblich größere, nämlich 226 Meter, ihr Gefälle ist doppelt so groß wie das der Donau, nämlich 0·94‰. Wenn nun schon die Donauschiffahrt an dem zu großen Gefälle des Stromes leidet, so wird die Moldauschiffahrt doppelt an dem der Moldau zu leiden haben. Dazu kommt, dass die Moldau eine viel kleinere Abflusshöhe besitzt (nur 177 Millimeter, bei einigen Messungen Flussgebiete als ganz empfindlich wasserärmer ist als die Donau. Dies macht sich besonders im Sommer fühlbar. Nach den Ermittelungen von Navarae ist die Moldau im Juli am wasserärmsten, da führt sie nur 93 Kubikmeter in der Sekunde bei Prag vorbei, weniger als die Traun bei Wels. Unter solchen Verhältnissen wird ein Donau—Moldau-Canal für Wien keinen größeren Wert erhalten, als der bereits bestehende Ludwig-Canal von der Donau zum Main: dieser stellt sicher eine Verbindung zur Nordsee dar, aber sie wird nicht benützt, obwohl sie eine viel weniger große Schiffstiefe zu überwinden hat, als die in Oesterreich geplanten Linien. Er steigt bis 419 Meter an, und wenn wir auch gerne zugeben, dass eine bessere Anordnung seiner Schleusen seine Benützbarkeit fördern würde, so ist doch die Thatsache unbestreitbar, dass er wirtschaftlich nicht den erhofften Erfolg hat, und sich bisher nicht die Nothwendigkeit herausgestellt hat, ihn modernen Anforderungen entsprechend umzugestalten.

Nehmen wir nun aber an, dass der Donau—Moldau-Canal wirklich gebaut werde, und fragen uns, wie groß die Dauer seiner Benützbarkeit ist. Die sieißige Notiz über die Temperaturverhältnisse der Sudetenländer von Professor F. Augustin versetzt uns auch hier in die Lage, die Dauer der Zeit angeben zu können, während welcher nach langjährigem Mittel die Temperatur an den Scheitelstrecken unter 0 Grad ist. Im böhmisch-österreichischen Gebirge, das die Linie Budweis—Korneuburg passieren soll, hält sie sich in 600 Meter Höhe 111 Tage, in 550 Meter Höhe der Scheitelhöhe des Canals — voraussichtlich 105 Tage unter 0 Grad. In der Scheitelhöhe des Moldau—Mühl-Canals bleibt sie gar 118 Tage unter 0 Grad, also fast den dritten Theil des Jahres; fast zwei Monate länger als bei Wien. Nun gibt uns die Andauer der Frostzeit nur ein Minimalmaß für die Dauer der Schiffahrtsunterbrechung, letztere ist im allgemeinen viel länger, wie wir in Wien ganz genau wissen. Sie beträgt hier bereits in der Regel ein Drittel des Jahres; die Scheitelstrecke des geplanten Moldau-Canals wird man voraussichtlich mindestens fünf Monate, wahrscheinlich aber sechs Monate lang nicht benutzen können, mit Sicherheit ist zu erwarten, dass sie sich im Mittel Mitte November mit Eis bedeckt, das erst Mitte März wieder aufgeht. Ein früher Winter wird aber das Eis schon Ende October bringen, ein später Frühjahr es erst Ende März oder Anfang April thauen.

Die canalisierte Moldau wird allerdings eine längere Dauer der Schiffahrt haben können. Aber ihr erstes Eis stellt sich bei Prag bereits eine Woche früher ein, als das der Elbe bei Tetschen; sie hat hier 69 Eistage; ihre Benutzbarkeit wird daher hinter der der Elbe zurückstehen. Sie wird aber auch voraussichtlich wenig benutzt werden. Leider der Verkehr an der oberen Donau darunter, dass nur wenige größere Stadte an ihr erwachsen sind, wie boden zwischen Wien und Passau nur zwei von über 50000 Einwohnern, Krems und Linz, so haben wir an der Moldau zwischen Prag und Budweis nicht einen einzigen Ort von über 5000 Einwohnern. Es hat sich nicht einmal die Nothwendigkeit herausgestellt, eine Straße in diesem Thale zu bauen. Es führt durch die wenigstbewohnten Theile Böhmens, deren Bevölkerung sich nicht vermehrt; die Moldau-Canalisierung wird weiterhin dem etwas erhelfen, sie hat gewiss Vortheile für einen kleinen Theil von Budweis, bringt aber mehr den Charakter eines Kunstunternehmens, als den der Herstellung einer großen Verkehrslinie.

Wenn in Schwung [illegible] geschaffen werden sollen, so müsste [illegible] einmal mit [illegible] Donau [illegible] von Regensburg [illegible] Elbe zunächst bis Pardubitz denken. Sie ist zwar nicht ganz so wasserreich wie die Moldau, hat aber weit geringere Gefälle und fließt in ebenerem Gelände, wo ihre Windungen leicht abgekürzt werden können. Sie durchmisst dicht bevölkerte Gebiete mit trefflichem Ackerbau und mannigfachen Industrien. Ein Umschlagplatz bei Pardubitz wäre nur wenig weiter von Wien, wie ein solcher bei Budweis, aber viel näher dem Meere, daher für Wien heute schon viel bedeutsamer. Dazu kommt, dass die Elbe-Canalisation die Zufahrt zu der heutigen Lücke in der Umwallung Böhmens eröffnet, die die Führung eines Canals als nicht ganz unpraktisch erscheinen lässt. Wir sind oberhalb Böhmisch-Trübau an der Triebitz erst 380 Meter über dem Meere, 4·3 Kilometer östlich davon treffen wir im Gebiete des Lukauer Baches die gleiche Meereshöhe: ein Tunnel von der angegebenen Länge würde eine Wasserverbindung von Donau und Elbe 54 Meter unter der Sattelhöhe, also in einer Höhe ermöglichen, die geringer wäre als die Scheitelhöhe des Donau—Main-Canals, und mit weniger als 100 Tagen mit Temperaturen von unter Grad zu rechnen hat. Wohl wäre es von Wien aus ein großer Umweg, über Olmütz die Elbe zu Schiffe zu erreichen, aber der Umweg um Erhebungen ist namentlich für Canäle vielfach der vortheilhafteste Weg. Jeder Meter Steigung kostet Zeit und Geld. Man kann die Schiffahrt auf offenen Canalstrecken gar sehr gefahrlos, die Passierung von Schleusen oder gar von Schiffshebewerken verlangt Abgaben und ist mit unvermeidlichen Zeitverlusten verbunden. Der Canal über Böhmisch-Trübau schränkt beide soweit ein als möglich, er gehört unseres Erachtens daher unter die ausführbaren Werke.

Viel glücklicher, als für die Verknüpfung des Donau- und Elbegebietes, liegen die natürlichen Verhältnisse für die Verbindung zwischen Donau, Weichsel und Dniester. Galizien ist nördlich von den Karpathen im wesentlichen Flachland; in wenig über 250 Meter Höhe gelangen wir leicht von einem Flussgebiete ins andere, loser Boden ermöglicht ferner leicht die Ausgrabung des Canals. Ein solcher wird gewiss dem Lande Galizien Vortheile bringen, wenn er auch wegen der lange anhaltenden strengen Winterkälte durch einen ziemlich großen Theil des Jahres unpassierbar sein wird. Aber es ist irrig, wenn man der Wasserstraße Bedeutung zuschreiben und namentlich betonen wollte, dass er zwei Meere, die Ostsee und den Pontus verknüpft. Wegen seiner vielen tief in die Hochfläche eingesenkten Windungen kommt der Dniester als Wasserstraße nur sehr wenig in Betracht, ganz abgesehen davon, dass er gleich der Weichsel nach Russland hinüberströmt, dessen Grenzen für den Warenverkehr auf Wasserstraßen nicht gerade offener sein dürften, als für den auf Landwegen.

Bei aller Canalfreundlichkeit haben wir aus den dargelegten Gründen die große Canalvorlage der Regierung nicht mit voller Sympathie begrüßt, denn sie plant in einem die Ausführung von Werken, die wir erhoffen und ersteben, mit solchen, die wir aus geographischen Gründen als undurchführbar erachten. Die Regierungsvorlage steht hier ganz auf dem Boden der Beschlüsse des österreichischen Wasserstraßentages. Wer aber diesen nunmehr auch im Drucke erschienenen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird sich des Eindruckes nicht erwehren können, dass jener Tag in gewiss berechtigter Begeisterung für eine große Aufgabe aber das Ziel weit hinausgeschossen hat, und in der Absicht, den großen Plan des Donau—Oder-Canals verwirklichen zu helfen, alle Canalideen sammelte, und deren Wünsche zu den seinen gemacht hat. Dem Wasserstraßentage gebührt das Verdienst, in einer Zeit politischer Zerrissenheit die Anhänger großer Ideen vereinigt zu haben, er hat damit durch Vermittlung der Regierung dem Parlamente einen Entwurf für große Arbeiten gegeben; die Aufgabe der Volksvertreter wird es sein, aus diesem gegebenen Programme das herauszunehmen, was realisierbar ist. Das ist in erster Linie der Donau—Oder-Canal und die Canalisierung der Elbe. Hat der Ausbau des ersteren Werkes die nothigen Erfahrungen für die Ueberschreitung von Mittelgebirgspässen durch größere Wasserstraßen geliefert, so wird man vielleicht einmal auch Elbe und Donau bei Böhmisch-Trübau verbinden, und wird der Donau—Oder-Canal sich rentabel erweisen, so wird der Wunsch nach seiner Fortführung nach Galizien sich nicht eindämmen lassen. Darum beschränke man sich, aus dem reichen Programme die nächstliegende Aufgabe herauszugreifen.

Für diese bietet aber die Regierungsvorlage noch nicht hinreichende Garantien. Mit einem Canale von Wien bis Oderberg ist uns nicht gerade viel geholfen, wenn nicht die Gewähr dafür geboten wird, dass an ihn die Canalisation der preußischen Oder angeschlossen wird. Erst dann wird der erwünschte Weg zu Kohlenwerken geschaffen sein, denn es ist preußische Politik, die in Wien gefeuert wird. Erst dann wird die erwünschte Verbindung von Wien, allerdings über Berlin, nach Hamburg ins Leben gerufen sein. Gerade aber nach den Aeußerungen in Breslau sagt die Regierungsvorlage des Oderweges nicht, sie gedenkt seiner nur in der Begründung, und erwähnt hier nur kurz, dass die Benutzung der Oder als Grossschiffahrtsweg zwar Verbesserungen mit Voraussetzung hat, aber bereits [illegible] wie es nun einmal solche sind. Soll der Donau—Oder-Canal [illegible] Torso bleiben, so muss die erhoffte Ver-

ständigung mit Preußen durch einen Staatsvertrag gesichert sein, bevor der erste Spatenstich geschieht.

Hoffen wir, daß bis dahin das Interesse am großen Plane sich nicht mindert, und daß die nähere, ziffermäßige Feststellung seiner wirtschaftlichen Bedeutung dieselbe mehr und mehr hervortreten lassen wird. Ganz wird sie sich freilich nie im vorhinein ermitteln lassen. Jedes neue, große Unternehmen ist bis zu einem gewissen Grade ein Griff ins Blaue; so war es seinerzeit bei den Eisenbahnen, deren Rentabilität in Mitteleuropa von ersahrenen Finanzmännern sehr angezweifelt worden ist, so ist es auch jetzt mit dem Donau—Oder-Canal. Erst nach seiner Vollendung wird sich sein wirtschaftlicher Wert klar erkennen lassen, erst sein Ausbau wird zeigen, wie man einen Gebirgspaß mit einem für Großbetrieb eingerichteten Canal überschreiten kann; mit einem Worte, erst dann, wenn er vollendet sein wird, wird die sichere Grundlage für die Beurtheilung anderweitiger Canalprojecte gegeben sein, von denen wir heute schon einige als nicht minder unausführbar erachten, wie den Canal über das Stiffer Joch, an den man im achtzehnten Jahrhunderte dachte.

Die Titelfrage der Technike.r

I.

Der Doctortitel.

In der Mitte der Sechzigerjahre, zur Zeit als Oesterreich sein gesammtes Schulwesen neu und neuzeitlich gestaltete, wurde an den technischen Hochschulen auch die Einrichtung der strengen Prüfungen geschaffen, deren erfolgreiche Ablegung dem Candidaten das Diplom eines Ingenieurs der betreffenden Hochschule eintrug. Es war eine Schöpfung sehr staatlichen Wertes. Wohl gab sie den technischen Hochschulen das Recht, auf Grund einer Prüfung, durch welche der Candidat die volle Beherrschung der Fachwissenschaft und die Befähigung zu selbständiger wissenschaftlicher Verwertung seiner Kenntnisse nachzuweisen hat, dieselben einen Titel als Ehrenzeichen zu verleihen — aber dieser Titel war ungeschützt, war vogelfrei. Staat, Land und Private konnten nach wie vor Ingenieure ernennen, und wer niemanden fand, der ihm den Titel verlieh, setzte ihn ohne Bedenken und Gefahr aus eigener Machtvollkommenheit seinem Namen vor. Dem wenig beneidenswerthen Besitzer des Ingenieurdiplomes einer technischen Hochschule erübrigte sonach zur Kennzeichnung des besonderen schwierigen Weges, auf dem er es erworben, und zur Kennzeichnung der höheren Bedeutung seines Titels kein anderes Mittel, als die Erweiterung des „Ingenieurs“ zu dem ebenso unschönen als allseits unverstandenen Titel eines „diplomierten Ingenieurs“.

Der Zweck, der bei der Einführung der strengen Prüfungen den technischen Hochschulen vorgeschwebt, war auf solche Weise nicht erreicht worden: die Gleichwertigkeit der technischen Hochschulen mit den Universitäten kam äußerlich nicht zum vollen Ausdruck. Der diplomierte Ingenieur nahm weder im staatlichen, noch im politischen und socialen Leben jene Stellung ein, welche der Doctor der Universität besetzt hält, dessen Titel — er mag entstanden sein, wie er will — heute ganz allgemein, bis in die untersten Schichten der Bevölkerung hinab, als der Inbegriff einer hohen wissenschaftlichen Ausbildung und Thätigkeit erscheint und sonach auch als eine ganz außergewöhnliche Ehrenbezeugung gilt. Die technischen Hochschulen selbst betrachteten im Hinblick auf die Eigenart und die von ihnen beobachtete Durchführung der strengen Prüfungen das Ingenieurdiplom gleichwertig mit dem Doctordiplom; sie machten die Ablegung der strengen Prüfungen zur Vorbedingung für die Habilitation als Docent und sie wählten ihre Lehrkräfte mit Vorliebe aus den Kreisen der diplomierten Ingenieure. Freilich war dieser Kreis stets ein sehr engzegogener — es fehlte an Anregung zu den schweren Opfern, welche die Diplomsprüfung auferlegte.

So geschah es, daß die Frage des Promotionsrechtes auf der Tagesordnung blieb, daß sie immer und immer wieder in allen technischen Vereinen und Vereinigungen, in Studentenversammlungen und in den Professoren-Collegien eingehend erörtert wurde. Leider theilten sich die Techniker in zwei scharf geschiedene Lager — ein Umstand, der nicht geeignet war, die Lösung der Frage zu beschleunigen. Die Ingenieure die Doctor! Die Anhänger des gesetzlich geschützten, nur durch ein Rigorosum erreichbaren Ingenieurtitels behaupteten, daß das Renommirt Ingenieur den besonderen wissenschaftlichen Bildungsgang seines Besitzers unzweideutig bezeichne, daß es — hervorgegangen aus der praktischen Thätigkeit, für welche die technischen Hochschulen heranbilden — auch der einzige Titel sei, der von diesen Pflegestätten der Ingenieurwissenschaften als Ehrentitel und Auszeichnung verliehen werden solle. Sie wollten den Ingenieur in eine Art Gegensatz zum Doctor stellen, und sie waren überzeugt, daß der Ingenieurtitel in kürzester Zeit überall dem Doctortitel ebenbürtig sein werde.

Die Anhänger des Doctortitels wiesen dagegen auf den wichtigen Umstand hin, daß mit dem Worte Ingenieur gegenwärtig schon ganz allgemein der Begriff praktischer Bethätigung verbunden ist, worauf ja auch die Entstehung desselben hinweise, während das Wort Doctor fast ausschließlich auf die wissenschaftliche Richtung hindeute. Ingenieur — so sagten sie mit Recht — ist das Kennzeichen einer Lebensthätigkeit, wie Arzt, Pfarrer, Lehrer, Advocat; Doctor ist ein Ehrentitel, den die Hochschule verleiht, ist ein akademischer Grad, der mit der praktischen Verwertung der erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse nichts zu thun hat. Es besteht gar kein Grund, seine Zuerkennung als ausschließliches Recht der Hochschulen humanistischer Richtung zu betrachten. Doctor — das ist ein Mann, der vor berufenen Fachmännern dargethan hat, daß er einen Zweig der Wissenschaften gründlich beherrscht und daß er fähig ist, in diesem Zweige wissenschaftlich weiter zu arbeiten und zu forschen: was hat es zur Sache, ob es sich dabei um Theologie oder Jurisprudenz, um Medicin oder Chemie, um Philosophie oder um die Ingenieurwissenschaft handelt?

Ich weiß ganz wohl, daß nicht jedermann diese Anschauung theilt. Es gibt Laien und Hochgelehrte, welche wohl die praktischen Leistungen der modernen Technik bewundern, weil sie deren Großartigkeit nicht leugnen oder wegstreiten können, welche aber durchaus nicht anerkennen wollen, daß die praktischen Schöpfungen der Technik auf der unverrückbaren Grundlage wissenschaftlicher Arbeit beruhen. Sie sehen am Bauwerke nur die geschickte Hand des Handwerkers und auf dem Bauplatze nur den rodenden Hausknecht und das Werkzeug, ihn zu bearbeiten — sie sind aber in ihren Gewohnheiten noch nie vorgedrungen in die stille Arbeitsstube oder in das Laboratorium des technischen Forschers und Denkers, der sich bemüht, die Geheimnisse der Naturgesetze zu ergründen, die verwickelten Vorgänge im Inneren der Baustoffe zu beobachten und zu berechnen und zwischen den angreifenden und widerstehenden Kräften in seinem Bauwerke jenes Verhältnis herzustellen, das dessen Sicherheit verbürgt.

Wenn jene, welche die technischen Wissenschaften nicht ebenbürtig den humanistischen erachten, sich vor Augen halten würden, daß die Technik z. B. gleich der Medicin, die ihr am nächsten verwandt ist, die Grundlage ihrer praktischen Thätigkeit nur in der wissenschaftlichen Forschung erblickt und alle Erfahrungen an der Hand unabänderlicher Naturgesetze zu prüfen, zu erklären und zu verwerten sucht, sie würden die Pflegestätten der technischen Wissenschaften nicht mehr als Hochschulen zweiten Ranges betrachten ...

In diesem langandauernden Widerstreite der Meinungen klang wie ein versöhnendes Schlußwort die Entschließung des Deutschen Kaisers, der anläßlich der hundertjährigen Jubelfeier der Technischen Hochschule in Berlin dieser Anstalt und anderen technischen Hochschulen Preußens das Promotionsrecht verlieh, das Recht: auf Grund einer wissenschaftlichen Prüfung und nach Erfüllung gewisser Bedingungen seitens des Candidaten diesem den Titel eines „Doctor-Ingenieurs“ zu verleihen. Dem Vorbilde Preußens folgten die übrigen Staaten des Deutschen Reiches, folgten die Schweiz, Ungarn und nun auch Oesterreich.

Mit Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 13. April 1901 — die Techniker Oesterreichs haben allen Grund, dieses Datum sich wohl zu merken — wurde auf Grund der Allerhöchsten Entschließung vom selben Tage eine Rigorosen-Ordnung für die technischen Hochschulen erlassen. Ihrer Feststellung gieng eine Berathung voraus, an der Vertreter aller technischen Hochschulen theilnahmen. Es ist beachtenswert, daß die Einberufung dieser Berathung nahezu ipontan erfolgte und daß zwischen dem Tage ihrer Abhaltung und der Allerhöchsten Entschließung nur die Festtage der Osterwoche lagen. Sie geschah es, daß die Rigorosen-Ordnung, obwohl seit Jahrzehnten mit allen Kräften erstrebt und gerade in den letzten Tagen im Hinblicke auf die Entheilung des Promotionsrechtes an die technischen Hochschulen anderer Staaten besonders dringend gefordert, doch eigentlich unerwartet und überraschend kam.

Diese Rigorosen-Ordnung, die mit Beginn des nächsten Studienjahres in Kraft tritt, spricht gleich in den ersten Worten des ersten Paragraphen eine Bestimmung aus, die sich wesentlich von der gleichlautenden Bestimmung der Rigorosen-Ordnung für die technischen Hochschulen Deutschlands unterscheidet. Sie bestimmt nämlich die technischen Hochschulen Oesterreichs, das Doctorat des technischen Wissenschaften zu ertheilen. Nichts von Doctor-Ingenieur, nichts von der Schreibung mit deutschen Buchstaben, wie in Deutschland, sondern ganz einfach: Doctor der technischen Wissenschaften, wie es Doctoren der Rechtsgelehrsamkeit, der Theologie, der Medicin, der Philosophie gibt! Das sagt klipp und klar, der Doctor, hervorgegangen aus der technischen Hochschule, ist kein anderer Doctor, als jener, der an der Universität promoviert wurde — ein Mann der Wissenschaft im höchsten und edelsten Sinne des Wortes. Hiermit erscheinen Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung des beiden Hochschulen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Lehre und Forschung im politischen, im staatlichen und im socialen Leben unzweideutig anerkannt und ausgesprochen und man darf dem Ministerium in diesem entscheidenden Schritte von Herzen Glück wünschen.

Digitized by Google

Die Rigorosen-Ordnung der technischen Hochschulen lehnt sich im allgemeinen an die Rigorosen-Ordnung der philosophischen Facultät an. Sie verlangt die Vorlage einer wissenschaftlichen Abhandlung und die Ablegung eines mündlichen Rigorosums, dessen Zweck es ist, festzustellen, ob und in welchem Grade eine Befähigung zu wissenschaftlicher Forschung erreicht wurde. Die geschriebene oder gedruckte Abhandlung muss eine selbständige wissenschaftliche Arbeit aus dem Gebiete der technischen Wissenschaften zum Gegenstande haben; sie kann aber auch ein mit sachmännischer Beschreibung und wissenschaftlicher Begründung versehener Constructionsentwurf sein. Voraussetzung bleibt die erfolgreiche Ablegung der beiden Staatsprüfungen. Jedenfalls wird das Rigorosum sammt der wissenschaftlichen Abhandlung nicht jene mühevolle und schwierige Thätigkeit erfordern, wie die Diplomprüfung, auch an die wissenschaftliche Bildung und Begabung des Candidaten keine höheren Ansprüche stellen, als diese. Die Promotion erfolgt in Form eines Gelöbnisses des Candidaten.

Wir haben bisher nur der mehr idealen Bedeutung der Rigorosen-Ordnung gedacht. Sie wird aber auch von realem Nutzen sein. Der Stand des Technikers wird gehoben werden, sein Ansehen wird steigen. Das wird auf den ganzen Beruf und wird auf die Thätigkeit der Techniker günstig einwirken. Der scharfe Unterschied zwischen den humanistisch und den technisch Gebildeten wird verschwinden und der Techniker wird auf Gebieten sicheren Stand fassen, wo er bisher zum Nachtheile dieser selbst und ihrer Entwickelung sich nur schwer thatkräftig bekunden konnte. Seine Bildung, seine Leistungsfähigkeit, er selbst wird allerdings durch den Doctortitel kein anderer — aber wie sagt Mephistopheles zu dem wissbegierigen Schüler? „Ein Titel muss sie erst vertraulich machen, dass Euere Kunst viel Künste übersteigt!“

Einen bedeutenden Einfluss darf von dem Promotionsrecht der technischen Hochschulen für eine weitere Ausgestaltung dieser selbst erhofft werden. Zunächst dürfte voraussichtlich die heute arg darniederliegende Institution der Assistenten gewinnen. Es ist kein Zweifel, dass der Weg zum Doctor der technischen Wissenschaften vor allem über die Assistentenstelle führen wird. Der Assistent findet in seiner Beschäftigung an der Lehrkanzel Zeit, Muße und namentlich in hohem Grade Gelegenheit, sich in einem bestimmten Zweige der Wissenschaft eingehender auszubilden, die umfangreiche Literatur kennen zu lernen, sich forschend zu betätigen, während die Praxis mit geringen Ausnahmen den Mann so voll und ganz in Anspruch nimmt, dass es nur sehr selten möglich ist, die erfoderlichen umfangreichen Studien fortzusetzen.

Nicht weniger einflussreich als in dieser Beziehung dürfte die Zuerkennung des „technischen“ Doctorates auch in Bezug auf das Docentenwesen an den technischen Hochschulen sein. Es ist eine tief beklagenswerte Erscheinung, dass die Zahl der Docenten für technische Fachwissenschaften eine verschwindend kleine ist. Die Lehrkanzeln sind bei dem großen Umfange der Fachwissenschaften nicht in der Lage, diese nach allen Richtungen hin bis ins Kleinste zu lehren. Diese Detaillarbeit wird den Docenten überlassen, deren Aufgabe hauptsächlich darin erblickt werden sollte, das Specialstudium zu fördern. Wie schon erwähnt, galt das Zugenienbidium gleich dem Doctordiplom als Voraussetzung für die Habilitation als Docent: da nun aber — wie ebenfalls schon bemerkt und begründet — die Zahl der diplomierten Ingenieure sehr gering ist, so fehlt es eben allenthalben an Docenten. Der Doctortitel übt, zumeist der Rechte, die mit ihm verbunden sind, und zufolge der allgemeinen Anerkennung und Wertschätzung, die er genießt, sicher eine größere Anziehungskraft aus und es werden sich dann bald auch Männer der Praxis finden, die den Doctortitel besitzen und in jeder Hinsicht befähigt sind, als Docenten die ständigen Lehrkräfte der Hochschulen in ihrer Lehrthätigkeit zu unterstützen.

Nicht über Nacht wird der Umschwung sich vollziehen: man kann nicht schon morgen ernten, was erst heute gesäet wurde. Aber die Saat ist rein wid schwellen, die Pflanze wird emporsprießen, sie wird Früchte tragen — und man wird mit Freude erfahren, dass es ein gesunder, kräftiger Same war, den man ausgestreut hat. Man wird erkennen, dass durch die Verleihung des Promotionsrechtes an die technischen Hochschulen nicht den umstürzenden Wünschen einiger Schwärmer oder Streber Rechnung getragen, sondern eine That gethan wurde, die den technischen Hochschulen und ihren Jüngern und durch sie beide dem Vaterlande selbst zum bleibenden Vortheile gereicht.

Prag. Prof. Alfred Bet.

Gedanken über den Sinn des Lebens.

Von Leo Nikolaj Tolstoj.

I.

Um Euere Frage, warum mich Ihr Leben nicht befriedigt, muss ich wohl vor allem mich selbst fragen, warum mich mein Leben befriedigt hat. Denn ich kann Ihnen diese Frage nur dann beantworten, wenn ich weiß, was mir mein Leben bedeutet hat, und wenn ich mich nach dieser Bedeutung richte. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob Ihr Leben einen Sinn hat oder nicht, ob es gut oder schlecht ist, ob es Ihnen angenehm oder unangenehm sein könnte, lossagen und sich lebhaft seine Lage vorstellen, als die eines einsamen, vereinzelten menschlichen Wesens, das vor kurzem, vor zwanzig oder dreißig Jahren, irgendwoher gekommen ist und heute, morgen, nach zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren, wieder irgendwohin abgehen muß.

Wozu kann wohl das Leben eines solchen Wesens und von Millionen und Milliarden eben solcher, sich in genau denselben Bedingungen befindenden Wesen nöthig sein? Es ist offenbar, dass das Ganze nicht für diese Wesen erschaffen worden ist, ebenso wie alle Schrauben, Räder und Speichen einer Maschine nicht für sich selbst, sondern zu dem allgemeinen Zweck der Maschine hergestellt wurden.

Ebenso ist es auch mit uns: wir sind die Werkzeuge jenes höheren Willens, der durch uns seine eigene, für ihn wichtige Aufgabe vollführt. Der Unterschied besteht nur darin, dass wir uns als Lebewesen fühlen und — wenn wir uns als Werkzeuge eines höheren Willens nicht anerkennen — in unserer Lage leiden oder — wenn wir uns als nothwendige Werkzeuge des Lebens fühlen — Freude empfinden können an der Theilnahme an dem unendlich großen Werke, das das Leben der Welt vollführt.

Aber Ihr werdet mich fragen, worin dieses Werk besteht? Darauf muss ich antworten, dass wir es in seiner Totalität nicht kennen können, wohl aber wissen können, ob wir an ihm mitarbeiten oder ihm zuwider handeln. Die liebevollen Beziehungen zu allem Lebenden — vor allem natürlich zum Menschen, dem uns am nächsten stehenden Lebewesen — das Empfinden der Liebe und die Erweckung derselben in anderen sind ein Merkmal unserer Mitarbeit am gemeinsamen Werke: die Erregung des Gefühls der Feindschaft in sich und in anderen ist ein Merkmal des Zuwiderhandelns dem gemeinsamen Werk.

II.

Ihr Brief hat mich nicht nur interessiert, sondern mich auch zu Ihnen hingezogen.

Ich denke, dass Sie das suchen, was ein jeder Mensch suchen muß, und ohne das die Menschen nicht leben können, obgleich sich das ganze Leben der höheren und besitzenden Classen so geformt hat, als wenn sie ohne dieses auskommen könnten. Dieses Etwas, das Sie suchen und wozu Sie führe, als es gewöhnlich bei den Menschen zu sein pflegt, die besonderen Verhältnisse, in denen Sie leben, vielleicht aber auch Ihre ernstere Natur hinzieht, ist: eine klarbewusste Vorstellung von dem Sinn des Lebens, die Frage wozu lebe ich? Doch nicht dazu, damit ich mich amüsiere; nicht dazu, um ebenswenig wie ich den Zweck ihres Daseins kennende Kinder zu erzeugen und in der Welt herumtaufen zu lassen; und auch nicht dazu, um etwa irgend welche archäologische Forschungen zu betreiben, deren Nutzen für die Menschheit sehr zweifelhaft ist.

Ohne alles kann man leben, aber nur nicht ohne eine Antwort auf diese Frage. Und dennoch wird es in unserer quasi aufgeklärten Welt für eine gewisse Superiorität gehalten, diese Antwort nicht nur nicht zu kennen, sondern auch als unergründbar zu negieren.

Eine Antwort auf diese Frage kann nur die Religion geben. Wenn die Religion, an die Sie geglaubt haben, durch Ihre kritische Betrachtung zerstört worden ist, so machen Sie sich sofort eine andere, d. h. eine andere Antwort auf die Frage, wozu Sie leben. Wie man meint, ohne einen König nicht einen Augenblick auskommen zu können — le roi est mort, vive le roi — so kann man ohne einen König im Kopf und im Herzen erst recht keinen Augenblick auskommen. Nur die Religion, d. h. die Antwort auf die Frage, wozu ich lebe, gibt uns ein solches Werk, eine solche Beschäftigung, die uns selbst unsere nichtige, hinfiechende, zum Ueberdruss gewordene und so unanständig anprunchsvolle Persönlichkeit vergessen machen können.

Zu meinen in Russland verbotenen Schriften habe ich nur darüber geschrieben. Wenn Sie dieselben lesen werden, werden Sie dort jene Antwort finden, die ich für mich gefunden habe. Haben Sie aber meine Bücher nicht gelesen, oder wohl gelesen, aber diese Antwort darin nicht gefunden, so kann ich Sie Ihnen in drei Zeilen sagen:

Ich lebe dazu, um den Willen dessen zu erfüllen, der mich in das Leben gerufen hat. Sein Wille aber ist, dass ich meine Seele bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit in der Liebe führe und dadurch an der Herstellung der Eintracht zwischen den Menschen und allen Lebewesen mitwirke.

III.

Das Leben besteht in der Erfüllung des Willens Gottes. Worin aber besteht dieser Wille?

Alles, was wir uns zum Ziel setzen können, ist als Wille Gottes anzuerkennen, unvollkommen und nur ein Merkmal des Willens, aber nicht der Wille selbst. Ebenso kann ein einzelner Arbeiter nicht den ganzen Plan des Unternehmens begreifen. (Wie vorhanden und mit Bewusstsein [illegible] Begriffe des Willens Gottes mit dem Willen der Menschheit, auch ist, aber gerade durch seine

Disproportionalität zeigt er umso mehr die Unmöglichkeit für den Menschen, den Willen Gottes zu erfassen.) Wir haben wohl ein Merkmal und Zeichen dafür, daß wir den Willen Gottes thun, aber den Willen selbst werden wir nie erfahren, er wird für uns immer ein Geheimniß bleiben.

Und so muß es auch sein. Es könnte kein Leben, kein ewiges Leben geben, wenn das Ziel, zu dem wir streben, uns verständlich und folglich ein endliches wäre.

Merkmale aber dafür, daß wir nach seinem Willen und nicht gegen denselben leben, sind uns so sicher gegeben, wie es die Zügel sind, die das Pferd nur in einer gewissen Richtung gehen lassen.

Das erste, wichtigste und sicherste Merkmal, das wir genügt sind zu wissachten, das ist die Abweichung des seelischen Leidens, wie bei dem Pferd die Abweichheit der durch die Zügel verursachten Schmerzen. Wenn man vollständige, durch nichts gestörte Freiheit empfindet, so lebt man nach dem Willen Gottes.

Das zweite Merkmal, das das erste controliert, ist die ungestörte Liebe zu den Menschen. Wenn man niemandem gegenüber Feindschaft empfindet und weiß, daß einem niemand böse gesinnt ist, so lebt man nach dem Willen Gottes.

Das dritte Merkmal, das wiederum die ersten controliert und von ihnen controliert wird, ist das seelische Nachsthun. Wenn man fühlt, daß das seelische Leben in einem nachäcst und das thierische überwältigt, lebt man nach dem Willen Gottes.

Wir wissen, wissen es ganz genau, wann wir nach dem Willen Gottes leben. Aber wir kennen nur nicht den Willen selbst und wir müssen daran denken, müssen es wissen, daß wir ihn nicht kennen, nicht kennen können. Nicht aber dürfen wir uns äußere Ziele setzen und sie mit dem Willen Gottes identifizieren, mögen uns diese Ziele noch so hoch erscheinen, wie zum Beispiel die Unterrichtung der Menschen im wahren Glauben, die Begründung des Reiches Gottes auf Erden, die Demonstrierung eines gottgefälligen Lebens durch sein eigenes Beispiel und vieles andere.

Das Pferd weiß so genau, daß es nach dem Willen des Herrn geht, wenn die Zügel es nicht ziehen, aber es kennt nicht den Willen des Herrn, und wehe ihm, wenn es sich einbildet, ihn zu kennen. Der Herr lenkt das Pferd von der Chaussee in den Koth, zwingt es, in den kothigen, engen und von anderen Pferden überfüllten Hof einzubiegen. Dem Pferde erscheint es klar, daß der Wille des Herrn darin besteht, daß es die Last auf der Chaussee lasse, und es thut es auch, das Abbiegen aber in den kothigen Hof zu den anderen Pferden, das kann nach der Ansicht des Pferdes, nicht im Willen des Herrn liegen, und das Pferd weigert sich, klagt und leidet. Es weiß es nicht, daß der Herr in den Hof abbog, um die Last auf die anderen Pferde abzuladen und es zu füttern, da er Mitleid mit ihm hat und erwartet, daß es einem Fällen das Leben gibt.

So habe vielmals auch ich mich geweigert, über das Schicksal geklagt und über die Lage, die mich nicht dahin leiteten, wohin ich gehalten zu werden dachte, und ich habe deswegen viel gelitten. Und das alles nur darum, weil ich mir eine gewisse, ganz bestimmte Verwirklichung des Willens Gottes in der Welt vorstellte. Da habe ich mein Gut fortgegeben, jedem Luxus entsagt und führe ein Leben, das ein Beispiel dessen sein soll, wie man nach dem Willen Gottes leben kann und soll. Und plötzlich sieht man mich zur Seite, in den Koth, in die Enge. Ich meine, daß Gottes Werk dadurch aufgehalten und gestört wird, während dieses Werk vielleicht gerade dadurch vollbracht wird, wenn nur alle Merkmale bejsen, daß ich den Willen Gottes erfülle, da sind.

Ich suche die allermöglichen Folgen und beträge mich, daß ich sie nicht sehe, ich kenne aber nicht jene millionenfach größeren Folgen, die durch diese Unwege erzielt werden.

IV.

Kurz ausgedrückt, ist der Sinn des Lebens der, daß jeder lebende Mensch ein Werkzeug Gottes ist, ein Werkzeug, durch welches die höhere Gewalt ihr Werk vollbringt. Und daher besteht der Sinn des Lebens darin, daß der beste Weise das zu thun, was von uns jene höhere Gewalt verlangt. Wissen aber, ob man an dem Werke arbeitet oder nicht, kann man immer: das Bewußtsein ist der sicherste Anzeiger dafür. Man muß nur dem Gewissen folgen und es immer empfindlicher und feinhöriger machen.

V.

Um seinen Willen zu erfüllen, muß man an seinem Werk arbeiten. An dieser Arbeit aber sind zwei Dinge nöthig, und zwar nicht einzeln, sondern zusammen. Der Verstand und die Liebe, aber anders gefaßt, die Beschäft und das Gute. Der Verstand muß liebevoll sein, d. h. seine Thätigkeit muß als Ziel und Zweck die Liebe haben, und die Liebe muß verständ sein, d. h. sie darf dem Verstand nicht widersprechen.

Ein Beispiel für das erste ist die wissenschaftliche Thätigkeit des Verstandes: die Analyse der Mythologie, die Forschung der Mythologie, die Naturwissenschaften, die Kunst um die Kunst. Ein Beispiel für das zweite ist die Liebe zu einem Kinde, d. h. zu seinen Kindern, zu seinem Volk, die Liebe, die zum Zweck nicht das leibliche, sondern das animalische Wohl hat.

Die Frucht der Thätigkeit des Verstandes ist die Wahrheit, die Frucht der Thätigkeit der Liebe ist das Gute. Aber damit eine Frucht reife, müssen beide Thätigkeiten zusammenfallen. Das Gute kann nur durch eine vernünftige, durch die Wahrheit controlierte Liebe entstehen, und die Wahrheit kann nur der Thätigkeit eines liebevollen, das Gute erstrebenden Verstandes entspringen.

Alles das habe ich mir nicht erdacht, sondern ich habe es gesehen und beobachtet.

VI.

Wenn er uns beschiht, ihm zu dienen, so geschieht es nur zu unserem Besten. Das Leben kann seinen anderen Zweck haben als das Gute und die Freude. Nur dieser Zweck — die Freude — ist des Lebens vollkommen würdig.

Die Entsagung, das Kreuz, die Aufopferung, alles das ist nur zur Freude da.

Und es gibt eine Freude, und zwar eine solche, die durch nichts gestört werden kann und ständig währt.

Laboremus.

Björnsons neues Drama — von diesem ist die Rede — wirkt wie ein Gewebe aus hingehauchten, spinnwebenfeinen Accorden. Und hat doch einen starken, klaren, vielleicht sogar doctrinären Gedanken zur Grundlage. Aus zwei Tonarten besteht es also, aber die verschmelzen wunderbar ineinander. Sie stützen einander und werden erst durch einander möglich — vielleicht auch auf dem Theater, jedenfalls im vorliegenden Buch.*) Die Lyrik erhält ihr festes Gerüste, und die moralische Anwendung ihren feuchtschimmernden Glanz. Von Björnsons Dramen ist es, alles in allem, dieses knappe, thatsachenarme, zwischenspielartige Stück ein Theil.

Die moralische Anwendung wird mit des Dichters Vorliebe für die Theorie unumwunden ausgesprochen. Es ist diese: Die gesunden Künstler wählen Arbeit und Frau aus demselben Instinct heraus. In einer Frage der Individualpsychologie, die bisher nur in den verschiedensten Spiegelungen der verschiedensten Menschen verwirrend auftauchte, nimmt Björnson also ungeschent Partei. Einen Künstler anderen, mit einem künstlerischen Wort Ringenden lässt er im Stück beleben werden zu seinem Heil, zu seiner „Gesundheit". Der Minister Langfeld kann hat in der Liebe eine falsche Wahl getroffen: er macht sich rechtzeitig wieder frei. Er war mit dem Stoff seiner Oper „Undine" beschäftigt, als er eine berühmte Pianistin, die junge Frau des norwegischen Gutsbesitzers Bisbyy, kennen lernte. Sie, von der er sich verstanden und angeregt fühlte, machte er zum künstlerischen Vorbild seiner Undine, er sahte den Plan, in ihr alles Ungebändigte und Sirenenhafte des Weibes zu verherrlichen. Aber er selber ist dabei diesem Weib verfallen. Er nimmt die sich ihm Anbietende hin, und ihre Liebe, ob sie auch ehebrecherisch ist, ihre abenteuerlich geheimnisvolle Vergangenheit lässt er sich gefallen. Während er von ihr zu neuer künstlerischer Energie beflügelt zu werden glaubt, ist er in Wirklichkeit zu einem Sclaven ihrer anspruchsvollen Schönheit, zu einem erschlafften Geist geworden. Die Ernüchterung kommt. Er lernt die reizende Sünderin mit anderen Augen sehen. Die Arbeit tritt ihm wieder in den Vordergrund — „Laboremus" steht, als burgerliches Wappen, auf dem Petschaft seiner Familie — und da ihm die in der That nicht kindlern Unternehmungsgeheimnisse seiner Undine geklärt werden, ist's mit ihrer Macht auch vorbei. Sobald die Auffassung seines Dramatisers befreit er von ihrem Einfluß, er gibt ihm — ebenso wie der Dichter Björnson selbst seinem Stück — eine moralische Spitze.

Es ist eine doctrinäre Spitze, das wird sich der Leser vermuthlich sagen. Von ästhetischer Fassung ist dieser Ausklang eines Künstlerdramas nicht frei. Am Schluß taucht sogar, in der Benennung des symbolischen Undinemärchens als eines „christlichen" oder „heidnischen" Symbols, eine moralphilosophische Bewunderheit des Verfassers des Stückes selber auf, die den Eindruck künstlerischer Gestaltung einem Augenblick lang zu verstören droht. Aber unser einen Augenblick lang. Die doctrinär-hygienische Nutzanwendung für die Arbeitsfreude des Künstlers, die im Stücke liegt, kann nicht wirklich verstimmen. Am Ende siegt doch wieder die dichterische Gestaltung, und wenn man über das Buch als Ganzes hinabblickt, liegt sie von seinem Anfang bis zu seinem Ende zwischen da. Sie schlingt sich um den zu dünklichen Inhalt in tausend feinen Windungen und Ranken, in einem Dialog, der an herrlicher Stimmungsfülle bei größter Verknapptheit etwas Wunderliches ist. Alle Contouren sind verwischt, aufgelöst, ein Traum Undinemärchen von Motiven Ahnung in Traumwebrigen technischer Verarbeitung zusammen, und der Inhalt, wie ich ihn hier erzählte, ist in diesem Sinne nur ein Stück des Inhaltes.

Den großen weichen Act beherrscht die Liebesscene zwischen Langfeld und Undia, in der sich aber an Leidenschaften das Ausemandergehen an Gedeutung ankündigt: der Gegensatz Dichter-Weiberen einen ingend-

Digitized by Google

lich blutwarmen Dichter, der frei ist von aller Tendenz oder vielleicht gegen seinen eigenen Willen hinausgewachsen über dieselbe. Da ist nichts als auf der einen Seite — auf der des Mannes — ein Glühen für die Kunst, für die Musik, und auf der anderen — auf der des Weibes — eine daran sich entzündende sinnliche Glut. Ein Kampf und ein Sichfinden zweier verwandter Stimmungen, durchgeführt bis zu einer glänzenden Steigerung am Ketschluss. Der erste Act führte Lydia an der Seite ihres Gatten ein, am Tag nach der Hochzeitsnacht, noch ganz reigend und unschuldig. Undine, deren Geheimnisse nicht durchschaut sind. Der letzte deckt ihre Schuld auf: sie hat diesen Gatten verbrecherisch sich erobert, sie hat seine erste Frau in den Tod getrieben — um ihm dann selbst eine untreue ewalte zu werden. Seine Tochter aus erster Ehe klärt Langfred darüber auf.

Akademisch und wertlos wären die Einwände, die man gegen die dramatische Zusammenhangslosigkeit der Acte erheben wollte. Eine künstlerische Form in höherem Sinne gibt dafür den Ersatz, ein Tonzauber, der über den Scenen liegt, eine musikalisch-psychologische Einheit. Man mag ferner das Sujet selbst und die Figur der Lydia nicht ursprünglich finden, sondern von Ibsen abgeleitet; ich glaube sogar, dass sie ohne dessen „Rosmersholm“ und „Wenn wir Todten erwachen“ hier nicht wiedererstanden wären. Sei's drum: was sein eigenen Netz hat, hat in der Kunst auch sein eigen Recht.

Alfred Gold.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem bekannten Aprophi Balaclava: „Oesterreich müsste für die Czechen erfunden werden, wenn es nicht schon bestünde,“ kann nach den neuesten parlamentarischen und nach § 14 Erfahrungen der letzten Jahre ein Gegenstück beigestellt werden: „Die Deutschösterreicher müssten für die Czechen erfunden werden, wenn sie nicht schon obendrein existierten.“ Der czechische Finanzminister, Herr Dr. Kaizl, zumindest muss die Wahrheit dieses Ausspruches tief empfinden, wenn er an seine alten § 14 Sünden zurückdenkt.

*

Die Existenznothwendigkeit der Deutschoesterreicher für czechische Finanzminister hat sich in den jüngsten Parlamentsausschusssprechungen über die Refundierung der Cassenbeiträge mit besonderer Klarheit erwiesen. Belanntlich hat Dr. Kaizl als Thun'scher Finanzminister die Staatscassen auf den letzten Pfennig ausgeleert, und das § 14-Regime gegen die deutsche Obstruction hatten sie ja immer Mo er abhaut, waren die Cassen verhaltnismäßig leer, das heißt, deutet gelingt: er trat ab, als die Cassen leer waren. Aber er will wieder Finanzminister werden. Doch erst wenn die Cassen nachgefüllt sind. Das besorgen die Deutschen jetzt unter Herrn v. Böhm, den deutschen Beamten und Finanzminister, Zuberung. Auf Ersuchen des Herrn v. Böhm haben die bedeuten Czechen — die grossen Rechenmeister Debering und Dr. Sylvester an der Spitze — im Cisleithanischausschusse durchgesetzt, dass die von Herrn Dr. Kaizl der patrotten Uebeschüsse im Betrage von 80 Millionen Kronen durch eine Anleihe „refundiert“ werden, während die Jungen Landsleute und Partei genossen des Herrn Dr. Kaizl im Ausschusse, die Herrn Masaloka, Kaftan und Zoll, sich den königlichen Scherz erlauben dürfen, die § 14 Wirthschaft des Herrn Dr. Kaizl aufs heftigste zu verurtheilen, die Refundierung zu verweigern und gegen ein künftiges § 14 Regime, deinen Finanzminister zu doch werden sie bestimmt Dr. Kaizl werden dürfte, aufs allereentschiedenste zu protestieren. Die Komödie wurde bei der Generalprobe im Ausschusse glänzend gespielt, und sie wird aller Voraussicht nach bei der Hauptaufführung im Plenum ihren Erfolg nicht verfehlen. Die Czechen werden im Plenum wieder gegen die 80 Millionen und den § 14 wettern, und die Deutschen werden nochmals über den § 14 schimpfen und die Refundierung auf Entlehnungen gegen die Czechen durchdrücken. Aber die Czechen werden sich über diese parlamentarische Scheu Niederlage nicht kranken. Schuld die ganzen deutschen Milch die 80 Millionen gekostet haben, kann Dr. Kaizl wieder der Finanzminister anstatuen und einen neuen § 14 Krieg gegen die Deutschen mit dem Gelde führen, das die Deutschen selbst vorher haben sie's nun wollen, wie Bergab von den Minderz lagt Wenn die jungen Deutschoesterreicher vom Schlage der Debering und Zoll weiter nicht existierten, müssten sie für die Czechen eigens erfunden werden.

*

Nicht nur mit den haarsträubenden Dingen, auch mit Herrn v. Koerber scheint die Jungczechen-Clique ihr Spiel zu treiben. Denn in der Baisers'schen Affaire sagte Belanntlich fand Herr v. Koerber, wie alle seinen früheren Reden bewiesen, den jetzt auf den Strich machte, dass jungczechische Abgeordnetenkreise in Oesterreich bestünden, die nicht auf politische Gesellschaften Recht Bankrotterklärung Zeit bereit seien, Bankrotte Bewegungen auch selbst selbst Recht zu verurtheilen und abzuhelfen. Die Jungczechen hatten sich bei der Affaire auf Recht und Gesetz berufen, solange man Bedenken zu schonen, so Recht der Herr v. Koerber gestaltet seinen Zweck zu Recht und Gesetz, dann Sprache und Durchdrücken Recht. Jungczechen Recht Recht Recht

Unmittelbar anschließend an den oben citierten Satz sagte Herr von Koerber noch:

„Ich meine schließlich, auf einen Präcedenzfall verweisen zu können, das ist der Thronverzicht weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian von Mexico im Jahre 1865."

Schöner „Präcedenzfall" das! Wenn man Herrn v. Koerber so reden hört, sollte man meinen, daß auch der Erzherzog Maximilian im Jahre 1865 eine morganatische Ehe geschlossen und deswegen bezüglich seiner Nachkommen eine Declaration abgegeben hat. Wie bekannt, hat er sich damals um keine morganatische Ehe, sondern um die Annahme der Kaiserkrone von Mexico gehandelt, wogegen deren der Erzherzog Maximilian für sich und für seine hundertgeborenen Nachkommen auf die ihm gemäß Hausgesetz und Pragmatischer Sanction zustehende Thronfolge verzichtet hat, während der Erzherzog Franz Ferdinand weder für sich noch für sonst jemanden auf ein Recht verzichtet, da er ja für sich das Recht der Thronfolge beibehält, von Nachkommenschaft gar nicht zu sprechen, wie in seiner Rede ist, sondern nur erklärt, bezüglich seiner nicht standesgemäßen Nachkommen das Recht überhaupt nicht zuzusetzt, daher er auch beim besten Willen darauf nicht verzichten konnte. Also dort unbedingt standesgemäße Thronberechtigte, hier nicht standesgemäße Thronfolge-Anwärter; dort Verzicht auf ein bestehendes Recht, hier Constatierung einer Nichtberechtigung, einen größeren juristischen Unterschied kann es kaum mehr geben, als zwischen dem Fall Franz Ferdinand und dem „Präcedenzfall" des Erzherzogs Maximilian. Diesen „Präcedenzfall" hat jegend ein oberösterreichischer Journalist entdeckt, und wir haben ihn vor Wochen schon lachend in den Zeitungen herumspielen gesehen. Aber Herr v. Koerber, der Staatsminister und Staatsjurist, sollte doch etwas gründlicher über die wichtigsten Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses nachdenken, als irgend ein ignoranter Stumpf.

*

Uebrigens spricht Herr v. Koerber immer nur von dem nicht existierenden Nachkommen des Erzherzogs Franz Ferdinand. Aber er vergißt ganz darauf, daß der Erzherzog, ehe er Nachkommen haben kann, eine Frau hat, deren hausrechtliche Stellung die actuellere Frage ist. In der Declaration wendet sich Sophia für den Erzherzog Franz Ferdinand die Rechte einer ebenbürtigen Gattin aberkannt.

Der ist also keine Erzherzogin und wird nicht Kaiserin heißen. Das kann doch nicht auch in der Pragmatischen Sanction stehen, da es doch mit dem Thronerbrecht nichts zu thun hat, sondern kann nur im Hausstatut stehen, welches das Ehe- und Familienrecht der Dynastie regelt. Wenn es also heißt, daß die Nachkommen, mußte mindestens der Frau wegen das Hausstatut dem Parlamente vorgelegt werden. Aber Herr v. Koerber scheint bei seinen Meditationen über die Nachkommen des Erzherzogs an das Kind, die Frau, gänzlich vergessen zu haben. Und doch sagt schon das französische Sprichwort: Chercher la femme.

*

Die „Arbeiter Zeitung" klagt, daß die socialdemokratischen Abgeordneten, trotzdem sie sich alle Mühe gaben bei der Declaration des Erzherzogs zum Vater gewählt zu werden, „von der Regierung als geheimes Complot" der „mohgebenden" Parteien am Arbeiterverrathen worden seien. Das klingt so fast so romanisch, wie das clerical erdachte Complot der Porzellanfäbrik, das die linksdeutschen Abgeordneten von der Abstimmung der 80 Millionen Bewilligung und sonstigen constitutionellen Vorkommnissen abhielt. Verwunderlich ist nur, daß sich über dieses Complot nur die „Arbeiter Zeitung" bei ihren unschuldigen Lesern beklagt, nicht aber die socialdemokratischen Abgeordneten bei den angeblichen Complotanten, der Regierung und den anderen Parteien, im offenen Parlament. Merkwürdig auch, daß dieses Complot nur gegen die Socialdemokraten gerichtet war, der sich stillschweigend verhielten in der Z 61 Debatte und dem Herrn v. Koerber nicht so taschentuch erscheinen konnen, daß dieses Complot aber den Alldeutschen Redefreiheit ließ, die sich in solchen Dingen erfahrungsmäßig doch gar kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegen. Oder sollten die complottierenden Parteien von den socialdemokratischen Rednern nur eine mündliche Verleihung der Immunität verlangt haben, wie sie der Abgeordnete Pernerstorfer in der 8 65 Debatte so leistet hat? Dann möchte auch ich mich noch nachträglich, wenn auch ganz unmaßgeblich, dem „Complot" angeschlossen haben.

Kr

Volkswirtschaftliches.

Die Geschichte der Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen in Wien ist wirklich erbaulich. Nicht nur, daß, wie ein Actionär in der letzten Generalversammlung zutreffend erklärte, ein Actienschwindel vorliegt, wie er ein 1873 in Oesterreich nicht mehr vorgekommen, und daß dieser Schwindel bei hellichtem Tage, unter den Augen, ja geradezu unter Mitwirkung der Behörden, vor allem der Gemeindeverwaltung vor sich geht, sondern das Erstaunlichste dabei ist, daß die Actionäre sich sogar gegen die Mieder vom Leibe retten lassen, ohne sich anders als durch unlustiges Scharren zu wehren. Und dabei kann man doch nicht einmal sagen, daß es der Oeffentlichkeit gänzlich unbekannt macht, die Herrschaft über die Gesellschaft an sich zu reißen. Während noch in der vorjährigen Generalversammlung die Deutsche Bank durch Mehrheit über die Stimmen von mehr als 50 000 Actien, also über etwa die Hälfte der erschienenen 100 000 Actien verfügte, hatte sie heuer nur mehr etliche 30 000 Actien beisammen, so daß die anderweitigen Actionäre leicht die Majorität der Actien hätten zusammen bringen können. Wenn noch Actionäre dupiert wurden, so wurde dies nicht in der gröbsten Weise geschehen. Oeffentlichkeit vorgewiesen, so daß sie sich wenigstens sagen mußte, die wahre Situation erkennen. Das aber Actionäre gegen Verwaltung im Stich ließen, von der sie wissen, daß sie auf einer Reihe von Jahren, theils wissentlich zum Schaden der Actionäre, Geschäfte machte, die nicht handelt, das gehört in jenes Gebiet [illegible]

Das Verschleudern der Actien [illegible] Uebergang der Gesellschaft [illegible] ursache. Der Fahrtarif, so sehr die Actionäre auch über ihn jammern, ist eher günstiger als in anderen großen Städten. In Wien wird der Person und Fahrt durchschnittlich 14 h gezahlt, in Berlin 12,4 h, in Hamburg 13,76 h. Die Einnahme per Wagenkilometer beträgt in Wien 52,6 h, in Berlin 50,4 h, in Hamburg 37,5 h. Auch kann man nicht sagen, daß das Publicum besonders gut bedient ist. Wenn es also der Gesellschaft schlecht geht, so kann sich die Verwaltung nicht darauf ausreden, daß die im Interesse des öffentlichen Verkehrs übernommenen Pflichten daran schuld sind. Neben den Steuerlasten, von denen die Millionen an Liquidationsdiener einfach vergeudet sind, selbst wenn man die Gründation für nöthig befand, denn man brauchte nur den Umtausch der alten Actien in neue zu pari vorzunehmen, sind es vor allem die hohen Stromlosten, welche die Gesellschaft drücken werden. Diese sind aber durch die Unehrlichkeit der Verwaltung verursacht. Es kann nicht oft genug betont werden, daß der Betrieb der Pferdebahnen mit der Commune durch hinterlistige Leitung dieser die Möglichkeit benehmen sollte, das eigene Elektricitätswerk zu bauen, das der hohe Strompreis nie oder nur zu Gunsten einer Siemens-Gesellschaft in Kraft treten sollte. Aber all das deckt die Gesellschaft nicht so sehr wie die enormen Banlosten. Der letzten Generalversammlung ist endlich der Bauvertrag, welchen die Abgesandten der Firma Siemens & Halske als Verwaltungsräthe der Betriebsgesellschaft mit sich selbst abgeschlossen haben, vorgelegt worden. Die Bedingungen des Bauvertrages sind auch darnach: die 12,4 % Unternehmerzuschlag, welche die Firma Siemens sich bewilligt hat, machen allein die nicht geringe Summe von über 5½ Millionen Kronen aus. Ob aber gar kein Zweifel, daß sich damit der Gewinn der Firma nicht erschöpft, daß die Firma die vertragsmäßig übernommene Verpflichtung der Gesellschaft Originalbreite, und zwar bei eigenen Lieferungen die billigsten zu berechnen, nicht erfüllt. Das geht aus der Höhe der Bauforderungen hervor. Die Verwaltung hat in der Generalversammlung bekanntgegeben, daß sich die Kosten der Umwandlung der circa 80 km alten und des Neubaues von 82 km neuen Linien auf etwa 55 Millionen Kronen stellen werde. Man braucht nicht Finanzbeamter heranzuziehen, um zu beweisen, wie horrend diese Kosten sind. Die Firma Siemens & Halske hat im Jahre 1898 der Gemeinde eine Offerte auf Umwandlung und Ergänzung des Tramwaynetzes gemacht, welche die Grundlage der nachher abgeschlossenen Verträge gebildet hat. In dieser Offerte hat die Firma Siemens & Halske die Kosten des Umbaues mit 8 Millionen Gulden, des Neubaues von 100 Kilometer neuer Linien einschließlich elektrischer Ausrüstung, wogegen jetzt 82 mit 45 Millionen Gulden begiffert. Man vergleiche hiezu die Beilagen zum Commissionsbericht ex October 1898; speciell den Magistratsbericht, Seite 25 und 26.) Schon damals hat man diese Kosten enorm gefunden und darauf hingewiesen, daß z. B. in Hamburg der Umbau eines etwa gleich großen Netzes einschließlich Material in Mark, der hier in Gulden verlangt worden, erfordert hat. Reduciert man die Kosten der damals offerierten 100 Kilometer neuen Linien auf die jetzt projectierten circa 80 Kilometer, so wurden damals die Baukosten nur etwa 29 Millionen Gulden oder 58 Millionen Kronen für das Netz offeriert, für das jetzt die Firma Siemens & Halske jetzt 55 Millionen Kronen in Rechnung stellt. Der Bau elektrischer Bahnen ist seit drei Jahren nicht um fast 50 % theurer geworden. Es ist also klar, daß die Firma Siemens sich an Stelle des bedungenen Zuschlages von 12½ % einen solchen von mindestens 30 % zugeschlagen hat in der Verwaltung der Betriebsgesellschaft unmittelbar Strohmänner, sondern dieselben Herren Schwieger, Professor Hohenegg und Consorten sitzen, welche vor drei Jahren die so viel niedrigere Offerte ausgearbeitet haben, so ist auch kein Zweifel, daß diese Herren wissentlich und absichtlich zum Schaden der Gesellschaft ihr Mandat als Verwaltungsräthe ausuben.

*

Zu Nr. 337 schreiben wir über den Erlaß des Finanzministeriums, mit welchem bestimmt wurde, daß nicht mehr die Steuerwaltung die Grundlage der Bemessung des Wehrmannsantheils für Eisenbahnen bilden sollen, sondern der Buchwert, wodurch die Lehre auf ein Besitzobject der Actiengesellschaft wird. Nun wird bemerkt, daß eine Vereinbarung zwischen der Finanzverwaltung und den Bahnen zustande gekommen sei, wonach nicht der Buchwert, sondern doch wieder ein Multiplum, nur ein etwas erhöhtes, diese Berechnungsgrundlage bilden solle, so daß die Regierung hat die durch den Erlaß angedrohten Steigerung ist doch durchschnittlich Multiplum nur eine Erhöhung unter Gebar, wonach nun etwa 20 % anvertheilt erhalten. Der Finanzminister hat also nachgegeben! Aber was hielt sich die Finanzverwaltung eigentlich vor, daß sie glaubt, die Steuerpflichte heute in und morgen anders gestalten zu können? Bisher sie sich die Berechtigt, den Buchwert der Bahnen zu Grunde zu legen? Bisher anzunehmen, wie dies in sich mit einer Bewilligung abmindert. Die ihr eine einem Privatrecht die nach dem Buchwerte [illegible] Buchwert [illegible] Und ist der Buchwert heute berechtigte Bemessungsgrundlage, wie kann sie Regen, einen Erlaß hinaus[illegible] der Buchwertgrundlage [illegible] Kommunalsteuer die geringe Rente [illegible] Bahnen [illegible] Und die Bahnen mit die Tonnage für die Bahnen des Netzes [illegible]

Bisher hat die Oesterreichische ungarische Bank [illegible] Ende [illegible] Wochen-Tabellen über den Stand und die Bewegung [illegible] Circulation der einzelnen Zahlen veröffentlicht. Seit einer Monaten hat sie mit Ende [illegible] Publicum aufgehoben. Diese Anordnung wurden [illegible] Bank [illegible] Actionäre [illegible] Grundbesitz in den einzelnen Ortschaften und Gemeinden [illegible] Interessen. Unser [illegible] Material des Credit [illegible] Bahnen [illegible] Ausgabe [illegible] Publicum [illegible] Bank [illegible] Zeitungen [illegible] Bank [illegible] Bank [illegible] Bank

alles Interesse, zu vermeiden, daß die Besorgnis entstehe, die Bank gewähre den Filialen einzelner Kronländer, sagen wir z. B. Galiziens, größere Dotationen, als sie vor der Oeffentlichkeit jedenfalls rechtfertigen könnte.

*

In unsere vorwöchentlichen volkswirtschaftlichen Notizen hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Nicht im Jahre 1899 erzielte die Boden-Creditanstalt einen Reingewinn von 878 Millionen Kronen, sondern im Jahre 1893.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Ein schwacher Abglanz der Tegden, die sich augenblicklich die amerikanische Spekulation leistet, überstrahlt sich in der vergangenen Woche auf unserem Platz. Die Aktien der Canada Pacific Bahn, sowie Northern Pacific daselbst notirten sich. In New-York hatte sich hinnen zwei Tagen für Northern eine Steigerung von etwa 30 Dollars vollzogen. In demselben Maße folgte Berlin allerdings nicht. Aber man brachte es doch immerhin auf circa 2-3% Hausse. Angesichts dieses immer stärker werdenden Amerikanerumsatzes muß man zu der Frage gedrängt, ob Berlin noch stark in amerikanischen Werten engagirt ist. Es ist charakteristisch, daß man hier bei jeder Steigerung behauptet, sie sei auf New-Yorker Kaufe zurückzuführen, während amerikanische Depeschen melden, deutsche Käufe seien das treibende Moment. Das Amerika einen großen Theil seiner Eisenbahnwerte zurückgekauft, ist eine Thatsache. Die großen Ueberperte von Amerika scheinen das auch zu bestätigen. Dieser Umstand dürfte aber doch nicht ausschließen, daß sich auch in Deutschland noch große Amerikaner Interessen finden. Zwar wird von Seiten der Londoner Remisiers, die sich in Berlin aufhalten, gefliſſentlich verbreitet, Berlin sei in Amerikanern nicht mehr engagirt. Diese Behauptung ist aber wohl kaum Glauben bei Remisiers. Schon allein die Thatsache, daß augenblicklich etwa siebzig solcher Remisiers an der Berliner Börse thätig sind, von denen etwa dreißig erst in der letzten Zeit ihre Geschäfte dort begonnen haben, spricht für das Gegentheil. Möglich ist ja allerdings, daß auf den Berliner Platz nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Engagements entfällt. Aber die deutschen Provinzen dürften in ganz beträchtlicher Weise ihr Glück jenseits des Oceans versuchen. Man muß hier doch das psychologische Moment sehr in Betracht ziehen. Der Spielertrieb ist doch die deutsche Börsengelegenheit natürlich nicht ausgerottet worden. Da man nun in Deutschland nicht in genügendem Maße der Zügel schießen lassen kann, so geht man eben an die fremden Börsen. Das hat man schon zu normalen Zeiten gethan. Augenblicklich aber reizt dazu ganz besonders der mühelose Klang, den der Name der großen amerikanischen Kaiserin an der Spitze Mr. Peyerpont Morgan, in Deutschland hat. Man sieht gleich, seinen Tagesbericht der amerikanischen Spekulation als einen Finanzgott anzubeten, dem nichts unmöglich ist. Man schwört auf ihn, solange bis nicht ein näher Mitverstorbener den Mann dieses Namens beraubt.

*

Der Berliner Börsenwitz hat jüngst die Nachricht verbreitet, Morgan habe den Atlantischen Ocean gepachtet und stehe betreffs der Benutzung des Stillen Oceans in Unterhandlungen. Das Bisswort kennzeichnet, welche Macht man diesem Kaiser beilegt. Wenn er nun auch nicht den Ocean gepachtet hat, so hat er doch einige Aehnlichkeit gethan, denn die Controle, welche er über die größten Linien des Weltverkehrs gewann, seien

den Rauf zu nehmen ſichen, was ihm in dem rückſichtslos gemiſchten Programm des Concertes geboten wurde. R. W.

•

Franz Matſch ſtellt in ſeinem Atelier das große Deckenmittelbild der Aula aus. Es iſt das Bild, neben dem die viel umſtrittenen Klimt'ſchen Gemälde — die „Philoſophie", die „Medicin" — Rahmenſtücke ſein werden. Matſch und Klimt, die vor der Wiener Seceſſionsgründung Brüder in der Decorationsmalerei waren, ſind es alſo auch heute noch, und ſie zeigen ſich jetzt in Matſch' Ausſtellung einander tiefer verwandt, als man vermuthen konnte. Wir wollen keinen Vergleich ihrer Arbeiten unternehmen. Aber dem Beſchauer wird ſicherlich klar, daß der beiden daſſelbe gewollt iſt. Auch Matſch macht den Verſuch, eine reine Allegorie — er nennt ſie den „Sieg des Lichtes über die Finſternis" — ohne eine Spur des Vorlagenſtils, ja zum Theil ſogar ohne jede zeichneriſche Geſtaltung zu ſchaffen. Auch er ſucht zu componieren lediglich aus der Farbenerfindung, aus einem organiſchen Gebundenſein des übrigen an den freieren Leinwand heraus. Von leiner Schulerinnerung läßt er ſich unſichtbare Hiſtorienlinien vorzeichnen. In einem weißen und Weißlicht ausſtrahlenden Kopf verlörpert er die Wiſſenſchaft: eine Art Sonne im oberſten Drittel des Bildes. Zur Rechten überragt ſie eine weibliche Geſtalt, die ſummt einem Füllgeiroß zu den höchſten Höhen dringt. Zur Linken wird ſie von einer in Straßlen und Luft verſchimmernden Gruppe von Lichtkämpfern nicht ganz erreicht. Im unteren Theile ſpielt ſich der Vorgang des Kampfes und der Entwicklung im großen ab. Ein gefliegelter Bote des Lichtes geleitet die ihm geneigten Menſchen auf ungebahnten Pfaden zu freien Höhen empor, im Dunkel ſchlummert die Erde, zur einen Seite ringen die Unentſchloſſenen, die Unerlöſten, zur andern bläst ein titaniſcher Kopf aus dem Dunkelreich Wolken in die Höhe .... Die Gattung des Deckenbildes kommt auch hier nicht zu reiner künſtleriſcher Blüte. Die Farbenſeligkeit, in großen Flächen kunt zur Wirkung gebracht, muthet faſt an wenig forciert und wirkürlich an. Aber die unmoderne Aufgabe erſcheint hier unmerkbin mit möglichſt modernen Mitteln gelöst. Aus der allegoriſche Klarheit und auch aus die Deckenperſpective in Rauſicht genommen, und wo eine kleine modern decora tive Extravagang gewollt iſt — in den rothbraunen metallgewendeten Haar trenen der Genien, in weitergrünen, haar proſilierten Nimmang der eigent lichen Mittelpunktfigur — bewahrt ſich Matſch als der Geſchmackskünſtler, den wir in ihm kennen. Art.

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Johann Strauß „Fiſchenöbel" in der Berliner Hofoper. Ein Johann Strauß poſthumus! Viele behaupten ſogar, ein untergeſchobener Strauß! Doch das ſind die Böswilligen, die den Berlinern die Luſt verderben wollen, auch einmal ein Gefühl der Erregung verwirren zu haben. Es war ein Ereigniß, eine Feier, der man „mit Allerhochſten Be fehl" in Frack und weißer Binde entgegenbangte. Der Kaiſer war ſelbſt er ſchienen und beſtherlichte ſich an dem Applaus der erſten beiden Akte. Vor dem dritten verſchwand er; hatte er eine Ahnung oder gar ſchon die Erfahrung, daß es in demſelben etwas bunt zugeht? Aber hat ertendner Bauer, der muſikaliſche Hilfsarbeiter, die „unerſchrankte" Herrſchaft angetreten; am fein Comto ſind diete behadig breitspurigen, ſchwerfällig gleichtonenden Tanzphantaſien bugarer Natur zu legen. Aller Tanzpoet Strauß hatte wohl kaum jene Einwilligung zu dieſer ganzen übertadenen Veranſtaltung ſeine mit ihm zu entnehmen gehabt. Die Gardas Corkatur wirkte ſchon auf einen einſichtsvollen Nordbeutſchen verſtenend, wie mag ſich ein patriotiſches öſterreichiſches Herz gar bei ſolchem Unfug gefühlt haben? Am übrigen kann ſich viele humoryolle Einfalle, manche innig warme, packende Anklänge zu Polka und Walzer, aber leider nur Einfalle und Anklänge, die talcdeshalb gattig ſchnell wechſeln, anhehen und verſchwinden. Man fuhlt eine wahre Schmacht, daß einmal in einen ausgeben, ſondelnden, ausgeſponnenen Walzer „hineingelogen". Vergebens, das Orcheſter brauen vorüber, der Tuch bleibt ungeſtillt. Der Libretiſt H. Kegel hat es dem Componiſten mit dem aus Bauchen und Moderne zuſammengeworfenen Buch nicht leicht gemacht, und der Muſik hatte nicht gut zu machen gehabt, als in ihren Kräften kand. Die teſtliche Biedermeier, namentlich die poetiſche Zar nehung des Rheinländer Rauch Krankheit bei Eis leidet mandes, das wange Innere nie nicht retten. Dr. Wilhelm Altenfeld.

Bücher.

Dr. Emil Pöttelberg und Dr. Max Madern: Das feier nierte öſterreichiſche Heimatrecht. Wien, Perles. 1901.

Die Verfaſſer geben eine vorzügliche in der praktiſchen Ueberaus beſtimmte Anleitung und Kommentarsammlung zu Heimatsgeſetzesnovelle vom 5. December 1896. Als vorzugsſchriftliche Ergänzung werden hin zugegeben verweiſen die auf das Wort Zuſtandes. Jede Durchlegung ist einfach und im guten Sinne populär. Beſonders den Beamten des Heimat Wohn ſtrates und seines Abhängigkeits, z. B. Ing. Berger, die Rathe, die Ge ſchäft gewahrt und die zunimmt den Aufbewahrung ingute kommen, durch allerhand Ausſtellungsformulare zu vermindern, und die Beamten in ihrer Auslegung pflegen, ein „gutes praktiſchrichtig gegangen" dem Beſitzer zu einem einfachen und leichten Falle. Obwohl die zwei Verfaſſer Juriſten ſind, ſo ſind ſie trotzdem nicht als Juriſten, ſondern als Praktiker geſchrieben. Obwohl ſich kennen Raben Verſtande mit der Anlage und Anſehen als ungeſtaltlich Auslegung. Viele Auslagen kann man z. B. Ausweis nicht vorlegt werden, in dieſe erweiſt nicht 3 Lirſt das ſonſtige Gemeinde. Die Kenntnis der Verfaſſer, dass das Beſtätigung des Aufnahmes auf die Zeit innehalten ſoden. Z. B. ſo den zehn analogierten Jahre verjagen wird, dann Jahre nach Jahrgang in Rechte nicht gehalten werden. Ja, ſo ein praktiſcher Juriſten z. B. wie die Electron das Zeitlich des Beamten ſtrengſtens ſtudiert, und die Mühe, ſich einmal in ein Ecke umſtudiert, ob die Anſtellung Aufnahmen ſtatt, ob die Anſtellung ſtatt, ob die Anſtellung ſtatt, ob die Anſtellung

Staaten, die weniger als 3000 Einwohner haben, und das ganze Land ist vom Meer umspült und von Seelust durchzogen. Der Boden ist so ergiebig und das Leben so billig, daß es keine eigentlichen Nothleidenden gibt, dagegen bietet das ganz aufgeblühte Land wenig Gelegenheit zur Bereicherung für einzelne Capitalisten; es gibt dort keine Millionäre und nur wenige Leute, deren jährliches Einkommen 10.000 Pfund Sterling übersteigt. Das Baumaterial ist halb so billig wie in Australien, die Gegend ist schön und wasserreich und die meisten Familien leben so ziemlich in den gleichen, behaglichen Verhältnissen, was einen angenehmen socialen Frieden verbürgt. Es gibt keinen Nassengeist und die Bewohner sind kräftige, selbstbewußte, unabhängige Individuen, denen alle Servilität fremd ist. Die Zugenderziehung liegt ihnen sehr am Herzen, und ihre Volks- und Mittelschulen sind relativ viel trefflicher bestellt als die in Australien oder Amerika. Was die Stellung Neu Seelands zur Föderation betrifft, so meint der Verfasser, daß es in weit innigerem Zusammenhang mit dem Mutterland als mit Australien stehe und gewiß keine Tendenz dafür hätte, sich einer australischen Föderation anzuschließen.

Ein Erlebnis.

Novelle von Karl Federn.

(Fortsetzung.)

Marion fuhr nach Florenz, wo sie mit ihrem Schwager, einem italienischen Professor, wegen Vermögensauseinandersetzungen eine Zusammenkunft hatte.

Ich aber ging in den sonnenbeschienenen Straßen der kleinen Stadt umher, ging über den Marktplatz, der voll von Verkäufern und Wagen war, bunt von Früchten und Gemüsen aller Art, sah das alles, starr, fast unbewußt, innerlich frierend, aber wie man im Fieber friert, und ging wieder auf den Bahnhof und fuhr zurück. Beim Mittagessen traf ich wieder mit Ernst zusammen.

Er erwartete eine Erklärung; aber es entstand nur ein befangenes Gespräch, in dem ich aus Rücksicht auf das Weib nicht aufrichtig gegen den Freund war. „Sie gehele mir sehr gut, aber von leidenschaftlicher Liebe sei keine Rede." Hätte ich nicht so wie er tief unglücklich sein müssen über das Spiel, das sie rings um mich mit allen trieb?

„Es ist mir unbegreiflich, unglaublich," sagte er, „denn ich weiß, daß sie von dir geliebt sein will."

Das hatte sie ihm ganz offen gesagt!

Vor allem suchte ich ihm auszureden, daß er geliebt werde; aber er war dessen ganz sicher. Er war nur eifersüchtig wegen ihres Leichtsinnes, und sie hatte ihm auch gesagt, daß ich ihm gefährlich werden könnte. Wie durfte ich ihrer Gunst mich rühmen? Zeitweilig verschierte ich ihm, daß ich keinen Versuch machen würde, sie zu erobern. So elend zog ich mich aus der Affaire. Schon damals begann eine Spannung zwischen uns, und wir hätten uns selten gesehen, wenn nicht das Bedürfnis, von ihr zu sprechen, Ernst immer wieder zu mir geführt hätte.

Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und nur der zärtliche Briefwechsel zwischen ihr und mir, ihre Photographie und allerlei kleine Liebesandenken in meiner Schreibtischlade erinnerten mich an mein Abenteuer. Neben aller Zärtlichkeit enthielten meine Briefe immer wieder das kategorische Verlangen, sie möge Ernst von sich trennen, und von ihr Vorwürfe, daß ich sie nicht genug, nicht wirklich liebe . . . Ich aber begann mich gerade jetzt, je länger sie fort war, je einsamer ich mich fühlte, je mehr die kleine Frau, ein wir so meiner, wunderlicher Besitz, mir interessen war, heftiger nach ihr zu sehnen.

Im September erhielt ich einen Brief von ihr aus Pörtschach, in dem sie mich bat, sogleich zu ihr zu kommen und ein paar Tage mit ihr zu verbringen; gleichzeitig theilte sie mir mit, daß sie mit Ernst eingeladen und von ihm, der damals auf Urlaub in Südtirol war, bereits die zusage erhalten hätte, und daß er jeden Tag eintreffen müsse. Ich mage doch gewiß auch kommen, sie sehne sich sehr, und beide wiederzusehen; und ganz inständigst bat sie, sie wolle und beide zusammen sehen. Darauf setzte ich mich sogleich in kalter Wuth nieder und schrieb ihr zurück, daß, wenn sie mich liebe, die Einladung meines Vetters eine unnütze Tuälerei sei, daß, wenn sie mich nicht liebe, ich nichts in Pörtschach zu suchen hätte, und wenn sie etwa unentschieden sei und Ernst spielen wolle, ich durch aus keine Lust hatte, als Staffmann von Bendig aufzutreten und mich ihrer Wahl zu stellen. Darauf eine Antwort, in der sie mir unterbreitete, daß sie sehr unglücklich sei, daß ich sie nicht mehr quälen möge, daß sie mich sehr liebe und beständig an mich denke, daß sie nur die Augen zu schließen brauche, um mein Gesicht zu sehen. Sie fügte einige zärtliche Eigenschaftsworte hinzu, die ich übergehe, wer sich zu sehen und es in Gedanken zu küssen. Dann ein kurzes Postscriptum, mit der Mittheilung, daß sie Ernst meinen Brief gezeigt habe.

Jetzt sah ich wohl, daß er auch schon bei uns sein. Er, gab mir nicht die Hand, sehte sich nieder, verbarg sogar in heroischer, mit verbissenem Zorn, das Wasser, das alles erfüllt und ihm den Athem zu benehmen schien, mit mir auseinanderzusetzen und zu verhandeln, und wenn sie es nicht so bestimmt verlangt hätte, so wäre er nicht mehr zu mir gekommen. Er müsse mir sagen, daß sich derlich und infam gehandelt hätte, daß er das nie von mir erwartet, daß ich leider sein Vetter sei, sonst würde er mich fordern und mich todtschlagen.

Was immer ich sagen mochte, wie sehr ich ihm versicherte, daß ich doch unmöglich, unmöglich ein Weib verrathen konnte, das mich liebte, immer antwortete er mit dem Hinweis auf unsere Freundschaft, und daß er sich nie so hätte vor mir verstellen können, daß er mir nie solche Verlogenheit zugetraut hätte . . . „und daß gerade du mir das gethan hast, du, der du wie keiner weißt, was für ein unglücklicher Mensch ich bin — und endlich, endlich finde ich ein Weib, das wunderbarer als alle anderen ist, und es ist mein (ich erschrak bei diesen Worten) und du, du, dem gar nichts an ihr liegt, wie du selbst sagst, der du durch keine Leidenschaft entschuldigt bist, du nimmst es mir weg, du schlachtest das Schaf des armen Mannes, und du verdienst die Pest! . . ."

Ich hatte ihn so lieb und fand so herzliche Töne, daß ich ihn ein wenig beschwichtigte. „Ernst," sagte ich, „ich bin so unschuldig wie du — ich könnte die diesetben Vorwürfe machen . . ." Hier unterbrach er mich bereits, aber ich überschrie ihn, selbst wüthend geworden, und sagte: „Sie hat mir ja eingeredet, daß sie mit dir nur Mitleid hat, ich hab' ja glauben müssen, daß du blind und grundlos im Netz liegst."

„So, so!" sagte er.

„Ja, was hat sie dir denn von mir erzählt?"

„Und was von mir?"

Das war nun eine groteske Auseinandersetzung, als wir jeder widerwillig, stammend, halb lachend, halb unglücklich erzählten, und erkannten, wie sie uns beide unaufhörlich betrogen, jedem ihren Verehrer mit den anderen als harmlos hingestellt hatte, mit plötzlichen aufreizenden Funken launischer Wahrhaftigkeit — wir konnten vergleichen, wie sie stets an demselben Tag an uns beide fast gleichlautende Briefe geschrieben, Ernst hatte dieselben Photographien, dieselben Andenken — es war köstlich, zum lachen und zum weinen, staunenswert und abscheulich.

Und dabei war sie wirklich gequält gewesen in ihrer Unentschiedenheit, hatte uns beide wirklich lieb, stundenlang hatte sie in den letzten Tagen kampfhaft geweint, und zuletzt hatte sie Ernst ihre Liebe vertieft, den er nach in allen Gliedern fühlte, und ihm meinen Brief gezeigt, weil sie sich, daß das Spiel nicht weiter gieng — und uns nun auseinander losgelassen. O, sie war ein raffiniertes Geschöpf, und mit einem Gemisch von Angst und Vergnügen erwartete sie vielleicht den Ausgang der Scene, die sie als weit entfernte Regisseurin so geschickt eingeleitet hatte.

„Du siehst nun, sie ist schuld, die uns beide betrogen hat!" sagte ich.

„Ja, sie ist eine Bestie," rief er wild, „eine böse, schöne Bestie, ein unreines Geschöpf!"

„Und wegen eines solchen Weibes soll unsere Freundschaft in Brüche gehen?"

„Hilft es mir denn, wenn ich schimpfe? Ich weiß es und ich glaube es doch nicht. Ich könnte ja ebenso gut sagen, daß sie das herrlichste Geschöpf der Welt ist, weil sie ein wirklicher, voller Mensch, voll Rasse, ein Mensch ist, der zügellos thut, was ihm einfällt, und was ihm Freude macht. Sie kann nicht anders, sie muß so sein, so wie es lächerlich ist, einem Panther vorzuwerfen, daß er Krallen hat und andere Thiere zerfetzt. Schön ist er und wild und treubig — und so ist sie, eine Raubkatze — gar nichts für Kirche und Staat, gar nichts Halbes, gar nichts Unnatürliches an ihr — und schön! was waren das für Mondabende am See — und welche Einfälle! Wie sie das ganze Zimmer mit Rosen und Veilchen geschmückt hat — und das Boot — und sie verschwenderisch ins Wasser geworfen, daß sie um uns schwammen . . . o genug! Still! Nicht d'ran denken! Was wird du thun?" schloß er plötzlich. „Sie läßt dir sagen, du sollst hinkommen, sie will mit dir sprechen."

„Ich werde nicht kommen und nichts thun," sagte ich, „du siehst, sie ist dein. Nun ist federleicht alles aus zwischen ihr und mir."

„Das heißt: mein im letzten Turne war sie nicht!"

„Nicht," sagte ich, „nicht?"

„Und dein?" rief er gepeinigt.

„Ich antworte nicht. „Ernst," sagte ich, „du mußt so dich losmachen, denn wir ist sie gewiß nicht mehr. Solchen Geschöpfen darf man sich Sclave sein . . . Nur wer sich nicht verliert und den Kopf oben behält, in ihren gewandten."

„Nur keine Lehren! Von dir brauche ich mir in dieser Sache keine Lehren zu lassen! Du, was du wollst! Fahr' nur zu ihr, du mußt ja zu ihr, sie will es so. Und sie wird dich wählen, ja, ja, das ist mein Schicksal — und wiederstehen wird du ihr nicht, man kann es nicht."

„Ich werde nicht brauchen," sagte ich, „ich lasse mich nicht mißhandeln."

„Du wirst hinfahren," sagte er, „ich glaube dir gar nichts!"

„Ernst!"

Aber er nahm seinen Hut und gieng, ohne mir die Hand zu geben, fort.

Ich fuhr nicht hin. Ich schrieb ihr einen bittern Brief, in dem ich sie fragte, ob sie jetzt zufrieden sei, da sie Ernst unglücklich gemacht, mir eine frohe Illusion zerstört und zwei Männer, die einander heftig lieb gehabt, getrennt hatte, ob ihr das eine Genugthuung sei? Und ich sagte mich mit diesem Brief endgiltig von ihr los.

Im Grunde dachte ich über sie wie Ernst: ich habe nie gerichtet, sondern die Menschen immer als Phänomene betrachtet, ich bin der übergezeugteste Determinist und glaube nicht an irgend eine Schuld, noch daran, daß irgend ein Mensch für irgend etwas kann, was er thut; so wenig ich eine Schlange für ihr Gift verantwortlich mache, so wenig lege ich einem Menschen Verantwortungen auf. Wenn ich Geschworener oder Richter wäre, ich würde jede Schuldfrage mit „Nein" beantworten. Wir hatten jeder gethan, wie wir mußten. Aber jetzt mußte die Sache ein Ende nehmen.

Auf jenen Brief hatte ich von Marion keine Antwort bekommen und über ein halbes Jahr hörte ich nichts von ihr.

Da, im März des folgenden Jahres — ich war unterdessen Decent geworden und wohnte nicht mehr bei meinen Eltern — läutete es eines Tages, und das Dienstmädchen trat ein und meldete, eine Dame wolle mich sprechen. Ich hatte gar nicht Zeit, nachzudenken, wer es sein könnte, als sie auch schon in meinem Zimmer stand, im grauen Reisekleid, gleich wie immer, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, die linke an der Schläfe, wie um sich vor der Sonne zu schützen — eine merkwürdige Bewegung, die ihr eigen war. So stand sie schweigend vor mir und sah mich an mit demselben rätselhaften Ausdruck, den ihr Gesicht im Abendschein auf dem Amphitheater, den es am Wagenfenster beim Fortfahren gehabt hatte, den ich nicht beschreiben kann und der jedesmal etwas anderes sagte; immer aber war es ein atemloses, stummes Sprechen all ihrer Züge und der ganzen entschlossenen Gestalt, und es hieß diesmal: „Da bin ich, thu' was du willst! Und o, was sagst du?" Und doch war gleichzeitig etwas Stolzes und Trotziges in ihrer Hingabe, wie bei einer Katze, die lange in Kälte und Nacht herumgestrichen und jetzt nun wieder aufgenommen, ja mißhandelt werden will und zugleich doch fühlt: „Nein, ich lasse mich nicht schlagen!" Was ich sage, sind lauter Widersprüche, und doch war es so. Ein Sichaufgeben und ein Lauern lag gleichzeitig darin und ein unbeschreiblicher Liebeeiz — ihre Wangen waren leicht gerötet, und ein heißes pulsierendes Leben sprach aus ihrer ganzen Erscheinung.

Nie war sie mir so hinreißend erschienen als an diesem Tag, wo sie mit dem Frühling in mein Zimmer trat.

Fast bestürzt sah ich sie an, ihre Züge aber lösten sich, sie machte einen Schritt vorwärts und streckte mir die Hand entgegen und sagte: „Bonjour, Fritz — erkennst du mich noch?" und reichte mir die Hand. Ich begrüßte sie irgendwie und bot ihr einen Sessel.

„Du es gentil — ich hätte fast gefürchtet, du wirst mir die Thüre weisen — nach deinem Brief!"

„Was wünschest du von mir, Marion?"

„Ja, das muß dich wundern, wenn ich nach solch einem Brief wiederkomme, nicht wahr? Ich wünsche gar nichts von dir. Ich habe dich wiedersehen wollen."

„Marion," sagte ich, „ich mag nicht hart zu dir sprechen, aber soll jetzt die Tragikomödie von neuem anfangen?"

Wieder sah sie mich an wie vorhin und sagte: „Ich will dich sehen und sprechen."

„Also sprich, ich höre."

„Also du hörst mich an, das ist sehr hübsch von dir. Also ich darf sagen, was ich will? Also: ich habe dich sehr, sehr lieb!"

„Ich werde auch sagen: Das ist sehr hübsch von dir!, aber was weiter? Was soll's damit?"

Es zuckte einen Augenblick um ihre Augen, als ob sie weinen wollte — aber schon kam wieder jener Katzenstolz über sie: „So antwortest du?" rief sie.

„Du thust mir sehr leid, Marion, wenn es so ist — und noch mehr, wenn es nicht so ist — aufrichtig leid, Marion!"

„Merci," sagte sie, „sei versichert, daß ich dein Mitleid nicht brauche, daß ich um dein Mitleid nicht gekommen bin!"

Sie stand auf, kalt, empört, aber im nächsten Augenblick wich die Kälte und sie lag vor mir auf den Knien, wirklich auf den Knien — nie vorher hat ein Mensch, geschweige ein Weib, vor mir gekniet — o, es war peinlich.

„Marion," sagte ich, „was soll die Komödie? Und wenn es Ernst ist, wie lange dauert denn Ernst? Schau, ich hab' dich lieb wie ein Kind, wie einen teuren Kameraden, aber du bist kein Kind und kein Kamerad, sondern eine schöne Frau — dich muß man anders lieb haben — und wenn es wäre, stünde es schlimm um mich! Das führt zu gräßlichen Dingen."

Ich machte mich los und trat ans Fenster; sie stand gleich falls auf, und ich erwartete, daß sie plötzlich davon rennen würde. Ich gestehe, ich fürchtete sehr, sie könnte das thun, aber sie that es nicht, sondern stand auf, wankte bis zu meinem Bett und dort warf sie sich nieder und weinte; weinte in unerhörter Weise, wie sie weinte, sie wurde nicht entstellt, wie andere Frauen, die ich weinen gesehen, sie hatte gar keine Thränen, sie schluchzte nur, es war wie ein Krampf und ein Zittern, ihre Augen blieben trocken. Es war ganz unmöglich, es anzusehen. Ich trat zu ihr und suchte sie zu beruhigen und zu trösten und küßte sie, und sie blieb bei mir und versicherte mich, daß sie ohne mich nicht leben wolle, daß sie mich liebe, wie sie niemanden geliebt habe, es sei ein ganz anderes Gefühl.

Wieder hatte ich erfahren, wie wenig die Worte in einer Unterredung entscheiden; die unsichtbaren Fühlfäden, Einflüsse der Nerven, des Auges, der Persönlichkeit sind alles. Wie sieghaft führte ich meine Rolle im Gespräch, und wie war ich am Schluß der Besiegte! Sie hatte erreicht, was sie wollte, ich war wieder gefesselt und ich wußte es. Ich sah es am triumphierenden Leuchten ihrer Augen, und ich konnte mich doch nicht entziehen, ja ich war selig, daß ich es war.

Nun fühlte ich erst, wie ich die lange Zeit hindurch mit allen Sinnen nach ihr gelechzt hatte.

Mit den Sinnen — der Zauber ihres Leibes, der Reiz ihrer Persönlichkeit, ihr wollendes Spiel hielten mich fest, der Traum meiner Seele war sie nicht. Ich sah sie mit sehr kritischen Augen an und war mir über mich und sie sehr klar. Wie jeder ordentliche Deutsche hatte ich ein Ideal, und das war sie nicht. Das hinderte gar nicht, daß ich von ihr entzückt war, und daß wir ein paar Wochen im Glück verbrachten, in einem unsinnoser berauschenden und entnervenden Glück, als es mit solchem Schuldgefühl gepaart war.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Curort Rohitsch-Sauerbrunn. Südbahnstation Pöltschach. Prachtvoller Sommeraufenthalt. Für Magen-, Leber- und Nierenleiden, Zuckerharnruhr, Gallensteine, Katarrhe der Schleimhäute. Prospecte durch den Director. 1423

Gisela-Verein
zur
Ausstattung heiratsfähiger Mädchen.

Aus dem Geschäftsberichte dieser Anstalt geht hervor, daß im Jahre 1900 ein Reinzugang von 17.709 Polizzen mit 29½ Millionen Kronen Versicherungscapital erzielt wurde, wodurch sich der Stand auf 103.000 Polizzen mit 129 Millionen Kronen Versicherungscapital hob. Die Prämien- und Gebühreneinnahme betrug 7.3 Millionen Kronen. Der mathematische Prämienreservefonds, durchwegs in pupillarsicheren Werten angelegt, bezifferte sich am Jahresschluß auf 35.5 Millionen Kronen, und resultierte aus der Geschäftsgebarung des Jahres 1900 ein Reingewinn von 1.500.000 Kronen, der die Zuwendung einer Dividende von 7 Procent der Jahresprämie an die bezugsberechtigten versicherten Mitglieder gestattet.

Vierprocentiges steuerfreies Goldanlehen

der

Dampfschiffahrt-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd in Triest

im Nominalbetrage von 18,000.000 Kronen = 18,900.000 Francs Gold = 15,300.000 Mark d. R.

Emission vom Jahre 1901.

Im Wege der Verlosung rückzahlbar innerhalb 54 Jahren vom Jahre 1906 angefangen.

Zinsen und Capital zahlbar ohne jeden Abzug nach Wahl des Inhabers in Kronen oder in Franc-Gold oder Mark d. R.

PROSPECT.

Die **Dampfschiffahrt-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd** hat auf Grund der mit dem Erlasse des k. k. Handelsministeriums vom 30. April 1901, Z. 5686 II. M. genehmigten Beschlüsse der ausserordentlichen Generalversammlung der Actionäre vom 2. April 1901 zum Zwecke der Verwendung und Reformierung der gesetzlichen Reserve Obligationen im Betrage von 18,000.000 Kronen = 18,900.000 Francs Gold = 15,300.000 Mark d. R. aufgenommen.

Diese Anleihe ist in 36.000 Stück Prioritäts-Schuldverschreibungen, jede zu 500 Kronen = 525 Francs Gold = 450 Mark d. R. auf den Inhaber lautend, ausgefertigt.

Die Verzinsung und Tilgung dieser Anleihe erfolgt unter nachstehenden Bedingungen:

1. Jede Prioritäts-Schuldverschreibung wird nach ihrem Nominalbetrage mit jährlich vier Procent für zur Fälligkeit an halbjährigen Raten am 1. Januar und 1. Juli jeder Jahre verzinst und im Wege der Verlosung nach Maassgabe der den Schuldverschreibungen beigefügten Tilgungsplanes binnen 54 Jahren vom 1. Juli 1906 an getilgt.

Der erste Coupon ist am 1. Juli 1901 fällig.

Die Auszahlung der Zinsen, welche an Sonne- und Gesetzes vom 25. October 1894, Nr. 129 R. G. Bl., der Konkurrenzsteuer nicht unterliegen, erfolgt in der gesetzlichen Rückhaltung dieser Art, ohne Abzug von gegenwärtigen oder zukünftig auferlegenden Steuern und Gebühren oder sonstigen Auflagen gegen Rückstellung der entsprechenden halbjährigen Zinsen-Coupons. Wird der Inhaber mit 40 Kronen oder 42 Francs Gold oder 34 Mark d. R. in **Triest** bei der **Hauptcasse der Dampfschiffahrt-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd** oder bei der **Filiale der Union-Bank**, in **Wien** bei der **Union-Bank** und bei dem **Bankhaus S. M. von Rothschild**, in **Amsterdam** bei dem **Bankhaus Hope & Co.**, in **Berlin** bei der **Berliner Handelsgesellschaft**, in **Frankfurt a. M.** bei den **Deutschen Effecten- und Wechselbank**, in **Zürich** bei der **Schweizerischen Creditanstalt** creditiert bei späterer Zahlung.

Sollen im In- und Auslande, deren Bahnsteuer sich die Gesellschaft vorbehält, in Abzug gebracht werden.

Die Verlosung findet vom Jahr 1906 angefangen nach Maassgabe der Schuldverschreibungen beigegebenen Tilgungsplan alljährlich am 2. Januar statt. Die erste Ziehung gelangt am 2. Juli dieses Jahres, in welchem die Verlosung stattgefunden hat, zum vollen Ausverkauf, zu jeder Wahl der Inhaber entweder mit 600 Kronen oder mit 2940 Francs Gold oder mit 1260 Mark d. R. zur Rückzahlung. Die zweite Verlosung erfolgt am 2. Januar 1902.

Es ist diesem Zeitpunkt ist jede Actionär oder Inhaber, diese Anleihe auszuschlossen.

Die Dampfschiffahrt-Gesellschaft behält sich vor, Schuldverschreibungen, welche bei einer gewissen Verlosung nicht zur Einlösung gelangt sind, auch in einer der folgenden Verlosungen zur Einlösung zu bringen. Die Rückzahlung der Schuldverschreibungen geschieht in Kronen, in Francs-Gold oder in Mark d. R. zu dem Course, welcher für Kronen, Francs-Gold oder Mark d. R. zur Rückzahlung bestimmt ist.

Die Serien und Nummern der verlosten Schuldverschreibungen werden in den amtlichen Zeitungen von Wien und Triest, in einer Amsterdamer Zeitung und eventuell in mehreren in- und ausländischen Blättern kundgemacht.

Mit dem für die Rückzahlung bestimmten Tage hört die Verzinsung der ausgelosten Schuldverschreibungen auf, und es sind demnach auf den letzteren noch alle dann gehörigen, bis zu diesem Termine nicht eingelösten Coupons zur Rückzahlung, wobei jedoch die Betrag des in diesen Coupons vom Capital in Abzug gebrachten wird.

Die Ausgabe der Inhaber dieser Schuldverschreibungen gehen jenen der Actionäre vor, und wird demgemäss die Zeichnung einer Dividende an die Actionäre nur dann erfolgen dürfen, wenn die Bedeckung der fälligen Zinsen und die gelosten Schuldverschreibungen sowohl der früher aufgenommenen gesellschaftlichen Anlehen, als auch der gegenwärtigen Anleihe gesichert sein wird.

Für den Fall, als den Schuldverschreibungen der früher aufgenommenen Anleihen, welche denselben im Tilgungsplan Betrag von 8800 zum nächsten Termin zukommen, ein rechtlich gleiches Pfand bestellt einer Art, sei es durch direkte oder Contracte oder den Immobilienbesitz oder in irgend einer Weise, hat den Schuldner selbst zustehen Mitteln der Gesellschaft eingesetzt werden sollte, so wird schon gegenwärtige Pfandrecht auch den Schuldverschreibungen gegenwärtigen Anleihe, und zwar in der Rangordnung, dass sich den früheren Anleihen eingereiht werden.

Das Statut der Dampfschiffahrt-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd wurde zuletzt Erlasse des hohen k. k. Ministeriums des Innern vom 1. August 1891, Z. 11.847, endlich genehmigt.

Die gesetzmässig Ausfertigung der Gesellschaft beschloss am 12. und 13. Juli 1900 und vom Kaiserlichen Handelsministerium vom 30. Juli 1900 Z. 5686 II. M. genehmigt.

In Gemässheit des zwischen der k. k. Staatseisenbahn- und der Dampfschiffahrt-Gesellschaft des Oesterreichischen Lloyd geschlossenen Vertrages vom 25. Juli 1891, Z. 11.847 II. M. ex 1891, ebenfalls vom hohen k. k. Ministerium des Innern genehmigten Uebereinkommens vom 30. Juli

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 18. Mai 1901. Nummer 346.

Permanenz-Commissionen.

Die von uns kürzlich an dieser Stelle ausgesprochene Warnung, dass das Parlament, in Erinnerung an die durchgemachten § 14-Zeiten und in Anbetracht der unsicheren Zukunft, der Regierung die von ihr in der Investitionsvorlage verlangten 530 Millionen Kronen nicht ohne besondere Sicherheitsvorkehrungen gegen absolutistische Missbräuche anvertrauen möge, ist nicht unbeachtet geblieben. Aber was zu diesem Zweck bisher geschehen ist, kann nur als durchaus unzureichend angesehen werden. Es sind zwei Clauseln, um die es sich dabei handelt. Die eine ist gleich von der Regierung selbst in den Wasserstrassengesetzentwurf, welcher 250 Millionen Kronen erfordert, eingefügt worden; sie lautet (§ 6, Schlusssatz): „Der Erlös (des 250 Millionen-Anlehens) ist ausschließlich für den Bau der im § 1 erwähnten Wasserstraßen bestimmt.“ Dieser Satz ist vollständig überflüssig. Aus dem Zusammenhang der ganzen Vorlage wie aus den allgemeinen Grundsätzen der Finanzpolitik versteht er sich von selbst. Die zweite Clausel, die wir meinen, ist vom Ausschuss als Art. X in den Investitionsgesetzentwurf eingesetzt worden — nebenbei die einzige größte Aenderung, die der Ausschuss an diesem Entwurf vorgenommen hat. Dieser Art. X lautet nun: „Der Erlös der in Gemäßheit des Art. IX zu begebenden Obligationen darf nur zu den im Art. VIII und IX bezeichneten Zwecken verwendet werden, und hat die Regierung alljährlich zugleich mit der Einbringung des Staatsvoranschlages einen Ausweis vorzulegen, aus welchem der Umfang der Begebung der Obligationen sowie die Verwendung des Erlöses derselben während der letztabgeschlossenen Rechnungsperiode zu ersehen ist.“ Die erste Satzhälfte dieses Paragraphen kommt auf dasselbe nichtssagende Gerede hinaus, wie der obenerwähnte Schlusssatz des § 6 des Wasserstraßengesetzentwurfes. Die zweite Satzhälfte wieder deckt sich, was der weise Codificator übersehen zu haben scheint, mit dem zweiten Absatz des unmittelbar folgenden Art. XI (ursprünglich X) des Investitionsgesetzes. Die beiden Neuerungen also, mit welchen man unseren, von besonnenen Politikern vielfach unterstützten Warnungen zu entsprechen sich den Anschein geben will, sind nur gesetzestechnische Verschlechterungen, nämlich Doubletten, die besser gestrichen werden. Für den constitutionellen Zweck, den wir mit unserer Anregung verfolgt haben, sind, sie nichts als Sand in die Augen derer, die ohnedies nicht sehen wollen.

Constitutionelle Garantien, wie wir sie fordern, ehe man dem durch die jahrelange § 14-Wirtschaft verderbten österreichischen Regierungsapparat Hunderte von Millionen auf Jahre und Jahrzehnte hinaus anvertraut, sind nicht durch Gemeinplätze, nicht durch Tautologien, nicht durch Mahnungen, überhaupt nicht durch leere Worte zu schaffen, sondern nur durch straffe Maßregeln. In einem Land, in welchem die Regierungen in den letzten drei Jahren ganz ohne parlamentarisches Budget gewirtschaftet haben, Milliarden ohne parlamentarische Bewilligung eingenommen und ausgegeben, ja selbst die ihnen gewissermaßen nur in Depot gegebenen Cassenbestände der Staatscassen förmlich ausgeplündert haben; zu einer Zeit, in welcher für diese Staatsverbrechen von der Regierung nicht einmal nach Indemnität erbeten worden ist; unter einer Regierung, deren Präsident Herr v. Koerber als Minister mehrfach, deren Eisenbahnminister Herr v. Wittek, sogar als sprecherlos § 14-Ministerpräsident, alle diese finanzpolitischen Missbräuche mitgemacht hat; kann — von der noch unbekannten Nachfolgerschaft der gegenwärtigen Regierung gar nicht zu reden — ein ehrlicher Mann in der hohlen Wortverschwendung der eitlesten Clauseln keinerlei Deckung gegen inconstitutionelle Missbräuche erblicken, und wer solche wirkungslose Clauseln als constitutionelle Sicherheiten ausgeben wollte, kann kein ehrlicher Mann sein.

Aber er kann auch kein ehrlicher oder doch kein kluger Investitionspolitiker sein. Denn will man die neu geplanten Eisenbahnen, Wasserstraßen und Flussregulierungen ernstlich haben, so muss man sie vor allem gegen die erfahrungsmäßig größte Gefahr unseres öffentlichen Lebens, gegen die nagenretten Costeneingriffe unserer Regierungen schützen. Gerade, weil wir, ohne uns natürlich mit all den eitlen hingeschleuderten Details dieser großenthells ungenügend vorberiteten Gesetzentwürfe einverstanden zu erklären, eine active Verkehrsbauten-politik wünschen, verlangen wir, dass Maßregeln getroffen werden, damit die zu bewilligenden Gelder ihren Zwecken nicht entfremdet werden. Wir verlangen, dass die Gebarung mit diesen Geldern der Regierung vollständig abgenommen und eigenen, aus Regierungsbeamten, Delegierten des Reichsrathes und der finanziell beitragleistenden Landtage zusammengesetzten Permanenz-Commissionen übertragen werde. An dem, was wir da verlangen, ist nur die aus der finanziellen Misswirtschaft der letzten Jahre geschöpfte, zeitgemäße Begründung neu. Die Institution selbst ist alt, findet, von constitutionellen Befürchtungen ganz abgesehen, in finanz- und baupolitischen Erwägungen schon ihre volle Rechtfertigung und ist bei ähnlich ausgedehnten staatlichen Bauunternehmungen auch bisher üblich gewesen. Der Eisenbahnminister Herr v. Wittek freilich hat im Ausschuss so gethan, als ob dieser dort vom Abgeordneten Kaftan aufgenommene Vorschlag eine unerhörte Zumuthung wäre, und sich namens der Regierung „entschiedenst“ dagegen ausgesprochen. Damit hat aber der unerschrockene Verfassungsbrecher nur „entschiedenst“ ihm wohlbekannte Thatsachen unterschlagen. Denn die letzte größere Verkehrsbauunternehmung in Oesterreich, die sogenannten Wiener Verkehrsanlagen — von älteren Beispielen ganz zu schweigen — sind in einer eigenen „Commission für Verkehrsanlagen in Wien“ organisiert, in welcher der Staat, das Land und die Gemeinde Wien in Curien mit gleichem Stimmrecht vertreten sind. Dieser Commission, welche den Charakter einer juristischen Persönlichkeit besitzt, ist nach dem Gesetz vom 18. Juli 1892 „die einheitliche Leitung der Projectsausstellung und eigentlichen Bauausführung, sowie die Verwaltung der hierfür gewidmeten Geldmittel, einschließlich des zu bildenden Fonds“ anvertraut. Für den Fall von Meinungsverschiedenheiten zwischen den Curien der Commission ist noch ein unter Mitwirkung des Obersten Gerichtshofes zusammenzustellendes Schiedsgericht vorgesehen. Die Functionen dieser Commission werden in einem ausführlichen Organisationsstatut geregelt, das in keinem anderen als im Bureau des Herrn v. Wittek verfasst worden ist, des Sectionschefs und Eisenbahnsachmannes Wittek allerdings, der ein ganz anderer war als der Eisenbahnminister und § 14-Fachmann Wittek von heute, der die Ideen des Eisenbahnsachmannes Wittek jetzt „entschiedenst“ verleugnet.

Die Bildung solcher Commissionen, sowohl für die Eisenbahninvestitionen als auch für die Canalbauten und für die Flussregulierungen, verlangen wir jetzt, nicht nur aus Gründen des constitutionellen Misstrauens, sondern auch aus jenen Gründen der praktischen Zweckmäßigkeit, die bisher für die Einrichtung solcher Commissionen maßgebend waren, selbst in Fällen, wie bei den Wiener Verkehrsanlagen, wo verhältnismäßig ausgereifte Vorprojecte vorlagen. Bei den gegenwärtig in Frage stehenden Bauten, insbesondere aber den Canalbauten, für die nur ein größtentheils unausführbarer Plan vorliegt, und bei den Flussregulierungen, für die in der Ausschussvorlage nicht einmal noch die Namen der zu regulierenden Flüsse genannt sind, ist die Bildung solcher Commissionen auch ein Gebot der politischen Ehrlichkeit, weil die hunderte Millionen Baugelder, wenn der Regierung für die Ausführung dieser blauen Dunstprojecte vollständig freie Hand gelassen wird, zum politischen Corruptionsfonds werden würden, durch dessen Anwendung die Wahlerschaften gefügiger Abgeordneter bekannt, durch dessen Verfügung die Wählerschaften oppositioneller Abgeordneter besiegt würden. Da wir aber heute noch nicht wissen können, welche Regierungen wir in den bevorstehenden Baujahren haben, welche Abgeordneten also die guten und welche die bösen sein werden, so haben alle Abgeordneten ein wesentliches, auch politisches Interesse, diese Fonds unter gesonderte Verwaltung zu stellen, hiezu eigenen Abgeordneten etwa ausgenommen, welche sich von jeder Regierung corrumpieren zu lassen, schon heute fest entschlossen wären. K.

Die parteilose Politik im Deutschen Reich.

Der parteilose Minister ist gegangen: die parteilose Politik, die er trieb und in der er angeblich eine große Vergangenheit besitzen sollte, ist geblieben. Sie musste scheitern, weil solche Politik ein Unding ist. Will Fürst zu Bülow die Regierung in Preußen und Deutschland

Digitized by Google

fruchtbare Politik treiben, so muß sie die vorhandenen Parteigegensätze anerkennen und sich für die eine oder andere Seite entscheiden, wenn nicht ganz und gar dauernd, so doch im einzelnen Falle. Das „Lavieren" zwischen den Parteien, die Furcht, in den brennendsten Tagesfragen offene Farbe zu bekennen, verbannt die Regierung ins politisch gar Unfruchtbarkeit und macht die Regierung zum Spielball eben jenes Parteigezänkes, den man auf so schlaue Art glaubte ausmerzen zu können.

Doch wäre es ungerecht, Herrn v. Miquel allein verantwortlich zu machen für die Irrthümer, an denen er zugrunde gegangen ist. Als Herr v. Miquel das seitdem viel citierte Wort sprach, daß die alten Parteien sich überlebt haben, da sprach er nicht nur eine persönliche Ansicht aus, sondern eine Ansicht, die damals hoch im Curse stand, zu der viele hochgebildete Persönlichkeiten und einsichtsreiche Politiker in Deutschland sich bekannten. Es war das Programm derjenigen Nationalliberalen, die sich am meisten nach rechts entwickelt hatten und durch die Behauptung, daß die Parteigegensätze zwischen Conservativen und Liberalen bedeutungslos geworden seien, ihren Abfall von den früher von ihnen hochgehaltenen Principien zu beschönigen suchten. Miquel hat sich während seiner Ministerlaufbahn vom Nationalliberalen zum Bülowianer nicht entwickelt. Aber er hat damit doch nur, etwas auffälliger und vollständiger vielleicht, einen Wechsel der politischen Ueberzeugung vollzogen, den auch viele seiner früheren Parteigenossen durchgemacht haben.

Das Niederreißen der Schranken zwischen Conservativen und Liberalen hat nicht, wie man uns lange hat einreden wollen, eine Parteimischung gefördert, bei der beiden Parteischattierungen gleichmäßig ihr Recht wurde. Die Folge dieser Politik war vielmehr die Unterordnung eines großen Theiles des Liberalismus unter die conservative Parteiwirthschaft. Es war eine Täuschung, wenn die Nationalliberalen glaubten, durch ihren Beitritt zur conservativen Partei auf diese mäßigend wirken zu können. Sie haben conservative Politik mitmachen helfen, ohne für den Liberalismus etwas dabei zu gewinnen. Daß sie Neutralität in wirtschaftlichen Fragen proclamierten, hat dazu beigetragen, in einem großen Theile des Volkes die Widerstandskraft gegen agrarische Gelüste zu schwächen. Denn, was konnte den Agrariern gelegener kommen, als daß man auf nationalliberaler Seite sorgfältig vermied, aus den wirtschaftlichen Fragen einen Gegenstand des Streites zu machen, der das gute Verhältnis zwischen Conservativen und Nationalliberalen hätte stören können?

Jene als staatsmännische Weisheit gepriesene „Mäßigung", welche angeblich die Parteigegensätze mildern und den inneren Frieden befestigen sollte, hat also ganz im Gegentheil dem Parteifanatismus und Parteiterrorismus die Wege geebnet. Der politische Indifferentismus, der die agrarischen Bestrebungen als harmlos ansieht oder sich überhaupt durch den Parteistreit die behagliche Ruhe nicht will stören lassen, ist die wirksamste Stütze des agrarischen Uebermuthes, der agrarischen Selbsucht. Je mehr der Kampf gegen die Agrarier geschont wird, desto leichter können diese ihre Macht im Volke ausbreiten.

Sind so der Mißthaldigen Miquels im Volke genug, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß Miquel innerhalb der Regierung nicht der einzige Vertreter der Vermittlungspolitik war. Es hat bei uns lange als höchste Regierungsweisheit gegolten, daß die Regierung im Parteikampf nicht eine entschiedene Stellung einnehmen dürfe, vielmehr auf Vermittelung und Versöhnung der Parteigegensätze bedacht sein und darum zwischen den Parteien eine mittlere Stellung einnehmen müsse. Der leitende Grundgedanke hierbei war, daß man der Regierungspolitik eine möglichst breite Grundlage im Volke geben und dadurch die Macht der Regierung stärken wollte. Die Regierung sollte eine höhere Einheit über den Parteien darstellen. Unter ihrer Führung sollte sich eine Mehrheit von Parteien zusammenthun, die in den Grundzügen der Politik einig seien und ihre Differenzen zurückstellen sollten um der höheren staatlichen Zwecke willen, welche die Regierungspolitik verfolgte.

Aber die Wirkung der Aufstellung und Befolgung dieser politischen Grundsätze ist eine ganz andere gewesen, als die beabsichtigte. Einestheils ist durch das Bemühen, verschiedene Parteirichtungen gleichzeitig zu befriedigen, jene schwankende unsichere Regierungspolitik entstanden, die man nicht mutzutreffend den „Zickzackkurs" genannt hat. Und anderestheils trat im Laufe der Jahre immer deutlicher die Thatsache der Regierung gegenüber der dynamischen Thatsache hervor. Die Regierung hat sich einmal zu einer Neuordnung gegen die Agrarier aufgerafft, als sie den Abschluß der Handelsverträge durchsetzte. Aber sie hat seitdem den Agrariern eine Einräumung nach der anderen gemacht und hat es geduldet, daß der Einfluß ihrer Beamten und Organe sich in mannigfacher Weise zur Unterstützung der Agrarier geltend machte.

Es ist der Regierung zugutezuhalten, die jenen Irrthum zu Falle, welche lange gegen die Agrarier eine Haltung beobachtet hat, welche sie auf die Macht der von den Agrariern vorgeschobenen Interessen Rücksicht nehmen, den Einfluß, welchen diese zur Geltung brachten, daß die agrarischen Bestrebungen sich geradezu gegen das wirthschaftliche Gedeihen des Volkes richten, daß mit Hilfe einer Partei, welche an die Selbstsucht gewisser Berufskreise appelliert und eine wahre „Kirchthurmpolitik" treibt, nicht eine große, weitschauende, die Volksinteressen wirklich wahrnehmende Politik sich treiben läßt. Immer hat die Regierung die Conservativen und Agrarier verhätschelt, und immer war sie dabei in dem Wahn befangen, daß diese Behandlung die genannten Parteien zur Dankbarkeit, zum Ablassen von ihrer starren Opposition gegen die Regierungsprojecte geneigt machen werde. Sie hat an diesem Irrthum festgehalten, obgleich die Thatsachen deutlichen deutlich genug widerlegten. Denn gerade die Güte und unendliche Langmuth der Regierung hat bei den Agrariern die Ueberzeugung befestigt, daß sie sich der Regierung gegenüber alles herausnehmen und alles von ihr erreichen können. Anstatt die Führerin im Parteikampf zu sein, ist die Regierung längst die Geführte geworden. Und dies geht so weit, daß sie in der Canalfrage von den Agrariern geradezu genasführt und gefoppt wurde. Alle die Concessionen, welche die Regierung bei der Umarbeitung der Canalvorlage der wirthschaftlichen Selbsucht und dem wirtschaftlichen Particularismus gemacht hatte, konnte die Agrarier nicht zur Annahme der Canalvorlage im ganzen bewegen. Denn diese Vorlage, welche eine große Verkehrseinrichtung schaffen will, steht im vollen Gegensatz zu den auf Verkehrserschwerung gerichteten Bestrebungen der Agrarier.

Miquel war der Mann, der nach der ersten Ablehnung der Canalvorlage von der Ergreifung wirksamer Kampfmaßregeln gegen die Agrarier abriet und an dem Glauben festhielt, daß sich nur auf gütlichem Wege ein Ausgleich zwischen der Regierungspolitik und den agrarischen Bestrebungen erreichen lasse. Und da nun die ganze Jämmerlichkeit dieser Vermittelungspolitik offenbar geworden ist, so war Miquels Sturz eine Forderung der Gerechtigkeit. Aber da, wie gezeigt wurde, diese Miquel'sche Politik doch mit tieferen Ursachen der Regierungspolitik, mit auch mit politischen Grundsätzen, die sich lange im Volke hohen Ansehens zu erfreuen hatten, im innigsten Zusammenhange steht, so ist Miquel gewissermaßen doch nur der „Sündenbock". Und da wir wissen, daß bei uns Personenwechsel in der Regierung nicht eine gründliche Aenderung der Regierungspolitik bedeuten, da wir es mehrmals erlebten, daß nach dem Weggang von Ministern die politischen Tendenzen der Regierung ziemlich unverändert fortbestanden, so darf mit Recht gefragt werden, ob Miquels Sturz gründliche Besserung schaffen, und ob nicht jenen Irrthümern auch dann werden wird, welche sich so verhängnisvoll für die Regierungspolitik erwiesen. Jedenfalls scheint die Regierung noch immer einen ernstlichen Kampf mit den Agrariern, und das ist keine gute Vorbedeutung für die Zukunft.

Es handelt sich hierbei nicht nur um die Canalfrage, sondern um die Gesammtheit der wirtschaftlichen Fragen, insbesondere die Zollfrage. Die Miquel'sche „Sammelpolitik" sollte angeblich die Interessen von Industrie und Landwirtschaft gleichmäßig befriedigen. Aber es zeigt sich, daß die Ansprüche der Agrarier nicht zu vereinigen sind mit den Forderungen, welche die Industrie um der Erhaltung ihrer Existenz willen stellen muß.

Man muß endlich an den leitenden Stellen einsehen, daß ein tiefer unversöhnbarer Gegensatz besteht, zwischen einer fruchtbaren, zeitgemäßen, die Volksinteressen wahrhaft fördernden Wirtschaftspolitik und den kleinlichen, selbstsüchtigen, verkehrsfeindlichen Bestrebungen der Agrarier, daß in diesem Kampfe eine entschiedene Parteinahme unvermeidlich ist, wenn anders nicht die Volksinteressen schweren Schaden leiden sollen.

Aber es liegt nicht an der Regierung allein, sondern es liegt, wie schon gesagt, auch am Volke. Uns fehlt die nachhaltige Kraft einer die agrarischen Bestrebungen wirksam bekämpfenden Volksbewegung. Und die Theorie von der Vederblichkeit der Parteigegensätze, des Parteikampfes hat nicht wenig zu dieser politischen Entwickelung des deutschen Volkes beigetragen. Ein aufgeklärtes Volk sollte es als eine Beleidigung betrachten, wenn man ihm sagt, daß die Politik für das Volk nicht tauge, die politischen Streitigkeiten ihm gleichgiltig sein dürfen. Denn was anders heißt dies, als daß das Volk nicht die nöthige politische Reife besitzt, um über reine wichtigsten obenen Angelegenheiten zu entscheiden. Mit dem individuellen Urtheilen in politischen Dingen ist auch das Parteiregieren unzertrennlich verbunden. In Deutschland ist die Erziehung des Volks zu politischer Mündigkeit und Reife allzusehr versäumt worden, und die Vertretung berechtigter Volksinteressen hat darunter schwer gelitten. Immer geschah dies unter der Voraussetzung, daß eine starke, gerecht waltende Regierung für die allgemeinen Interessen aufs beste sorge und so eine sichtige Zufriedene des Volkes überflüssig mache. Wie nun aber wenn die Anhänger eines volksfeindlichen wirtschaftlichen Systemes mit aller Schärfe nach Macht über die Gesetzgebung suchen, während gleichzeitig eine schwache, zaghafte Regierung ihnen nicht ernstlich abzuwehrend entgegenzutreten wagt?

Da wird der Kampf für die Interessen des Volkes, die Abwehr verderblicher Sonderbestrebungen zur staatsbürgerlichen Pflicht.

Berlin. Theodor Beiz.

Delegationen und Militärfragen.

In den nächsten Tagen treten die Delegationen der beiden Parlamente der Monarchie zur Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten zusammen. Wie seit langem üblich, werden auch diesmal wieder allerlei Militärfragen aufgeworfen werden. Das sind die gewissen „Fragen", bei welchen es überhaupt nichts zu fragen, sondern nur zu handeln gibt.

Dem allgemeinen Interesse sowie dem Interesse der Armee gereicht es zum großen Nachtheil, daß die Abgeordneten, die in militärischen Dingen die Regierung interpelliren, einestheils entweder unwahre, entstellte, zumindest ungenaue Daten über militärische Angelegenheiten vorbringen, mithin von Daus aus unrichtig informiert sind und es somit den betreffenden Ressortministern außerordentlich leicht machen, sich vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen. Andernheils haben die betreffenden Abgeordneten einen so geringen Einblick in militärische Verhältnisse, daß sie nicht einmal imstande sind, unrichtigen Ausführungen der Regierung sofort entgegenzutreten. Das Ende aller solcher Debatten ist dann, daß der Minister das letzte Wort hat — und wer das letzte Wort hat, hat bekanntlich recht.

Seit vierundbreißig Jahren wird alljährlich in den Delegationen, im österreichischen Reichsrath, im ungarischen Reichstag, beim Rekrutencontingent wie beim Budget, zusammen fünfmal die Regierung wegen des Militär-Strafgesetzes interpelliert, jedesmal findet die Regierung eine andere Ausflucht und eine andere Variante. Vor acht Wochen erklärte in Ungarn Justizminister Plósz, daß der „Entwurf bisher noch nicht beim Justizministerium eingelangt sei". In Oesterreich erklärte der Landesvertheidigungsminister Graf Welsersheimb zum so und sovielten male: „Das moderne Militär-Strafverfahren hängt von der Uebereinstimmung zahlreicher, zum Theil aneinander nicht gebundener Factoren ab, wird aber von der Heeresleitung selbst gewünscht und betrieben." Nach dieser Ennneiation müßte man glauben, daß das gesammte Abgeordnetenhaus in eine Lachsalve ausgebrochen wäre, aber nichts dergleichen geschah; die Antwort des Ministers wurde stumm zur Kenntniß genommen, anstatt, wie es das richtigste gewesen wäre, durch eine Resolution einfach und entschieden zu erklären, daß der Strafgesetzentwurf binnen Jahresfrist fertig zu sein habe und in der nächstjährigen Session vorzulegen sei. Dieser Vorgang läge doch so nahe, wenn nur etwas mehr guter Wille und Energie gegenüber der Militärverwaltung in der Volksvertretung zu finden wäre. Seit Jahren schon besteht in der ungarischen Delegation die Gepflogenheit, daß in allen Armeefragen, für welche die ungarische Nation Interesse hat, die Regierung mittels Resolutionen gezwungen wird, actenmäßig Aufklärungen zu geben über das, worüber die Delegation unterrichtet zu werden wünscht, so zum Beispiel über den Umfang und das Resultat des Unterrichtes in der ungarischen Sprache in den Bildungsanstalten, die Art der Ertheilung ungarischer Militärstipendien, über die Resultate der Einjährig-Freiwilligen-Prüfungen u. s. w. Diese Methode hat sich in Ungarn bewährt, und wäre sie auch in Oesterreich auf das Militär-Strafgesetz rechtzeitig angewendet worden, so könnten wir schon seit zwanzig Jahren im Genusse dieser wahrwichtigen Reform sein. Die bewußte Landesvertheidigungsdeputation dürfte der Volksvertretung erneuert die Gelegenheit, im Wege der Resolution die Angelegenheit des militärischen Strafprocesses endlich einmal zum Abschlusse zu bringen. Aber der Wille muß da sein; es sei denn, daß man davon entzückt ist, sich weiter nasführen zu lassen.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß bei dem für Oesterreich neu zu schaffenden Militär-Strafgesetze eine Anlehnung an das mit 1. October 1900 im Deutschen Reiche in Kraft getretene Strafgesetz nicht empfehlenswerth wäre. Im Gegentheil; die neue deutsche Strafprocessordnung ist ein wahrendes Beispiel dafür, wie die Oeffentlichkeit des Verfahrens illusorisch gemacht werden kann, wenn die Legislative nicht kräftige Bürgschaften dafür schafft. Gerade im bewußten Gegensatz zum deutschen Militär-Strafgesetz wird es Aufgabe des Parlamentes sein, zu verhindern, daß die Oeffentlichkeit des militärischen Strafverfahrens in Oesterreich durch denselben oder einen ähnlichen Kunstgriff, wie im Deutschen Reiche geschehen, zunichte gemacht wird.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, der in der kommenden Delegationssession im Heeresausschusse zur Sprache kommen wird, betrifft die höchst sonderbaren Machinationen, vermöge welcher die Kriegsverwaltung die Mitglieder des Vereines pensionierter Officiere und Militärbeamten in der Ausübung des verfassungsmäßig gewährleisteten Versammlungs- und Petitionsrechtes behindert.

Schon im Reichsrathe interpellierten die Abgeordneten Dr. Sylvester und Hofmann v. Wellenhof in dieser Angelegenheit. Der erstere Herr erhielt allerdings keine Antwort. Letzterer aber — er nahm sich der Angebörigen der Landwehr an — ließ sich, trotzdem die Sache nur zu begründet ist und hoch einlud und klar zutage liegt, nichtsdestoweniger mit der Abfertigung heimsicken, daß der Landesvertheidigungsminister auf den Erlaß des Kriegsministers keine Ingerenz üben könne. Wäre der Herr Abgeordnete Hofmann v. Wellenhof in der Sache vollständig informiert gewesen und hätten die übrigen Abgeordneten überhaupt das gebührende Interesse an der Sache gezeigt, so wäre es nicht so leicht gewesen, eine so wichtige Angelegenheit mit einer so salopven Ausrede abzuthun.

Auch die weitere Behauptung der Regierung, daß entsprechende Verbesserungen in dem Militär-Pensionswesen und der Witwen- und Waisenversorgung von der Heeresleitung „beigeleten" ins Auge gefaßt und vom Minister selbstverständlich unterstützt worden seien, ist sehr fadenscheinig, und nicht minder sind es die sonstigen bedeutsamen Bemerkungen, mit denen der Herr Minister diesen Gegenstand abgethan hat. Hätte der Abgeordnete Hofmann v. Wellenhof gewußt, daß über Angelegenheit schon seit dem Jahre 1870 auf der Tagesordnung steht, daß schon damals zwei Petitionen der Pensionisten an den Reichsrath gerichtet wurden, daß im Jahre 1875 Abgeordnete dem damaligen Landesvertheidigungsminister Oberst Freiherrn v. Horst die rückwirkende Kraft des Versorgungsgesetzes angetragen haben, der Minister jedoch sich geweigert hat, diese Bestimmungen in das Gesetz aufzunehmen, so hätte der Abgeordnete v. Wellenhof gewiß diese Dinge zur Sprache gebracht und sich nicht so leicht mit der Antwort der heutigen Regierung zufrieden gegeben.

Die Ehre „seine Ignorenz" ist von der Ministerbank im Laufe der jüngsten Militär-Debatten im österreichischen Abgeordnetenhause mehrfach gefallen. Die betreffende militärische Excellenz hat durch jene Verantwortung alle Schuld von sich abwälzen wollen. Es ist aber überhaupt nicht einzusehen, was das Kriegsministerium mit dem Pensionsgesetze zu thun hat. Das Versorgungsgesetz gehört in das Gebiet des Landesvertheidigungsministeriums und wird vom Reichsrathe bewilligt. So zeigt denn auch das Gesetz vom 27. December 1875 (in Ungarn Gesetzartikel LI vom Jahre 1875) die Unterschriften des Grafen Auersperg und des Oberst Horst! Was nun die Petition der Pensionisten an den Reichsrath betrifft, so haben wir ja einen Präcedenzfall aus den Siebzigerjahren gegeben. Damals fiel es niemandem ein, jenen Vorgang zu bemängeln. Doch das ist nicht die Ursache, warum man sich im Kriegsministerium gegen die Pensionisten so echauffiert hat. Der Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß sich die Pensionisten organisiert haben und, mit Uebergehung gewisser militärischer und sonstiger Stellen, sich direct an jenen constitutionellen Factor gewendet haben, dem in erster Linie die Entscheidung zusteht. Darüber ist man im Kriegsministerium in so gewaltige Aufregung gerathen.

Wie aus den Vorgängen beim Militär-Pensionistenverein in den letzten Tagen zu ersehen war, ist diese Gruppe von Staatsbürgern der Willkür der Kriegsverwaltung gänzlich ausgeliefert. Wie bekannt, kam es in der Generalversammlung zur Sprache, daß Mitglieder ausgetreten sind, weil — von außen (!) gedroht wurde, daß ihnen der Unterstützungsgenuß entzogen würde. Es ist hohe Zeit, daß auch die Armee gegen die Uebergriffe autokratische Willkür geschützt werde. Seit 34 Jahren besteht die Institution der Delegationen. In dem Gesetze vom 21. December 1867 spricht der § 14 von dem Rechte der Delegation, die gemeinsamen Minister zur Verantwortung zu ziehen, und der § 18 stellt ein diesbezügliches Gesetz in Aussicht, das aber geradezu wie die Militär-Strafprocessordnung bis heute noch nicht erschienen ist. Die diesjährigen Verhandlungen geben den Delegationen erneuert Gelegenheit, sich mit dieser ernsten wichtigen Sache zu befassen und die baldige entsprechendes Vorgehen zu sichern. Thut dies aber die Delegation nicht, so setzen die Abgeordneten wichtige Interessen ihrer Wähler hintan.

Eine weitere sehr wichtige Angelegenheit, die einer eingehenden Erörterung in den Delegationen bedarf, ist der mangelnde Nachwuchs im Officiersstande und in den Bildungsanstalten. Diese Thatsache wurde von den von amtswegen befestigten Berufungs- und Beschwichtigungsräthen die längste Zeit bestritten und geleugnet, bis schließlich doch nichts anderes übrig blieb, als die endlich offenkundige Thatsache einzugestehen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf den Umstand hinweisen, daß die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch eine gefügige Presse zur Zwecke der Kriegsverwaltung will heißen: für die persönlichen Zwecke des Kriegsministers noch niemals solche Timeuhnen angewommen hat, wie in den letzten acht Jahren. Es ist daher angezigt, alle in der Tages- und in der militärischen Fachpresse — externe man über deren volle Unabhängigkeit nicht sichere Daten besitzt — erscheinenden militärischen Aufsätze mit berechtigtem Mißtrauen aufzunehmen und als inspiriert zu betrachten.

Wenigstens sind wir allerdings ob — nach den Erfahrungen, welche die große Oeffentlichkeit Oesterreich-Ungarns über die verschiedenen Volksanmuntie in militärischer in letzter Zeit gewonnen hat — der Herr Kriegsminister es nicht wagen dürfte, sich auszulassen oder ob er die eiserne Stirne haben wird, vor den Delegationen zu erscheinen und den Behauptungen zu wollen Vor den Delegationen zu erscheinen und den Behauptungen zu wollen Vor den Volksmilitärischen Anarchie und des Verfalls des Heeres Kriegsministers brauche den Herren Volksvertretern nicht bange zu sein. Diese Kaltwissen kann man sich bei uns bekanntlich zur Meisterschaft, und

Digitized by Google

was seinen Namen in der militärischen Literatur, in der militärischen Wissenschaft andertrifft, so ist er dort rühmlichst — unbekannt. Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe erfordert es aber festzustellen, daß St. Excellenz in der Schlacht bei Solferino 1859 das Militär-Verdienstkreuz errungen hat — als Ordonnanzofficier. 1869 bis 1872 diente er bei Hof, und dies scheint, allen geschichtlichen Erfahrungen und militärischen Niederlagen des Reiches gemäß, ein besonders gewichtiger Grund zu sein, um in Oesterreich Staatsmann und Heerführer zu werden.

Miles.

Eine Wendung der englischen Handelspolitik.

England gilt noch immer als das Land des Freihandels κατ' ἐξοχήν. Auf diesen leinen Ruf hin vermag es viel zu sündigen. Die Manchesterleute der ganzen Welt werden nicht so bald zugeben, daß der Curs der englischen Handelspolitik in einer dem Freihandel entgegengesetzten Strömung treibe. Und doch ist dem so. Die Voraussetzungen, auf die England sein Freihandelssystem gründete, haben sich im Laufe der Jahrzehnte gründlich geändert. England ist heute nicht mehr die industrielle Werkstätte der Welt; das wirtschaftliche Uebergewicht Großbritanniens ist im Schwinden. Mehr und mehr zeigt sich, daß ein noch so reiches Land, das aus dem industriellen Export seine Lebenskraft zieht, durch die Concurrenz der jüngeren Industrieländer erheblich geschädigt wird. Die Vortheile und Privilegien, die England als industrielles Monopolgebiet Jahrzehnte hindurch sich zu sichern vermochte, werden ihm durch den Aufschwung der übrigen Culturstaaten und Völker mehr und mehr streitig gemacht. Nicht nur auf dem Weltmarkt ist die englische Ware in steigendem Maße bedroht, auf dem eigenen Inlandsmarkt muß der englische Fabrikant sehr häufig hinter seinem deutschen und amerikanischen Concurrenten zurückstehen. Seit Jahren klagt der Engländer daher über den steigenden Wettbewerb und sucht Mittel und Wege, wie ihm zu begegnen sei. Hervorragende englische Nationalökonomen, Handelskammern und öffentliche Regierungsstellen, so z. B. das Londoner Handelsamt, haben sich mit der Frage des relativen Rückganges des englischen Exportes eingehend befaßt. Immer mehr hat sich die Ansicht verdichtet, daß der Absatz der englischen Industrie unter der ungleichartigen Zollbehandlung der Waren einerseits in England, andererseits im Auslande zu leiden habe. England gibt in der Hauptsache fremden Waren freien Zutritt auf seinen Markt, während umgekehrt das Ausland die englischen Waren bei ihrem Eintritt in sein Gebiet vertheuert. Diese Differenzirung in der Zollbehandlung muß nothwendigerweise bei der steigenden Bedrohung der englischen Absatzmärkte zu einer Reaction führen. Der Uebergang kann seinen Partner nur so lange liberal behandeln, als er von dessen unfreundlicher Behandlung bei der Verfolgung seiner Interessen nicht nennenswert berührt wird. Wird ihm aber die ungleichartige Behandlung des Partners hinderlich oder gar schädlich, so bleibt schließlich kein anderes Mittel mehr übrig, als gleiches mit gleichem zu vergelten.

Seit den Achtzigerjahren macht sich in England eine handelspolitische Strömung geltend, die den gekennzeichneten Grundzug der Gegenseitigkeit vertritt. Dem Free Trade-Princip wurde das Fair Trade-Princip gegenübergestellt. 1881 wurde eine Liga gegründet, die zwar nicht auf einem ausgesprochen schutzzöllnerischen Standpunkte steht, die aber die Anerkennung des Grundsatzes der Gegenseitigkeit auf dem Gebiete der Handelspolitik fordert. Freihandel soll für die Länder bestehen bleiben, die freie Einfuhr englischer Waren gewähren. Wenn dagegen das Ausland Schutzzölle erhebt oder Ausfuhrprämien gewährt, dann sollen auch entsprechende Zölle im Inlande erhoben werden, um den Vortheil ausgleichen, den der ausländische Producent in England sonst genießen würde. Es wird also volle Reciprocität als handelspolitischer Grundsatz aufgestellt, und zwar in einem Lande, das eine freihändlerische Tradition pflegt. Auch in Amerika gilt der Grundsatz der Gegenseitigkeit, aber er wird ausgeübt auf der Basis einer vorwiegenden Schutzzollpolitik. Die National Fair Trade League hat langsame, aber stetige Erfolge aufzuweisen gehabt. Aus der nämlichen Situation heraus hat die handelspolitischen Stellung Englands manche gleichartige Gedanke des Grocater Britain, das auf dem Londoner Jahre verfachte Conferenz von Staatsmännern der englischen Colonien, die im Anschluß an die Colonialausstellung im Jahre 1887 stattfand, hat der Idee einer commerziellen und zollpolitischen Reichseinheit zum erstenmale weithin sichtbaren Ausdruck gegeben. Die Bewegung für beide Ziele ist schon so stark gewachsen, daß die englische Regierung sowohl als auch das Parlament ihnen Rechnung tragen mußten. Das gerade in der jetzigen englischen Regierung Männer sitzen, die Anhänger des zollpolitischen Gegenseitigkeitsprincips sind, der Adel eines Zollkrieges mit den Colonien sind, verleiht diesen handelspolitischen Strömungen noch recht eine erhöhte Bedeutung. Lord Salisbury hat schon vor Jahren die Forderungen der Fair Trade-Agitation in einer öffentlichen Rede vom nationalen Standpunkte aus als interessant anerkannt. Er sprach den Grundsatz aus, daß man auf wirthschaftlichem Gebiete sich mit gleichen Waffen bekämpfen müsse. Was nützt es — sagte er — das Schlachtfeld mit den Worten zu betreten: ich bin Quäker und kämpfe nicht, ich habe keine Rüstung, ich habe keine Waffen? Er kam zu dem Schlusse, daß Retorsionszölle für England eine Nothwendigkeit werden würden. Und Chamberlain machte im Juni 1899 im Unterhause darauf aufmerksam, daß der Retorsionszoll nicht dem Freihandel widerspräche. Im Lande gebe es eine wachsende Stimmung gegen die im Freihandel liegenden Ungerechtigkeiten. Die Stellung der Regierung sei die, Retorsionszölle seien Sache der Zweckmäßigkeit, diese müßten von Fall zu Fall in zweckentsprechender Weise geprüft werden.

Im Zusammenhang dieser Entwickelungstendenz sind die englischen Zölle zu betrachten, die am 18. April vom englischen Unterhause angenommen wurden. Gewiß handelt es sich, sobald man auf ihre Entstehung blickt, um Finanzzölle. Es ist gar kein Zweifel, daß weder der Zuckerzoll noch der Ausfuhrzoll auf Kohle im jetzigen Stadium eingeführt worden wären, wenn nicht das gewaltige, zulässlich des südafrikanischen Krieges entstandene Defizit eine Erschöpfung neuer Einnahmequellen nothwendig gemacht hätte. Es wird schließlich der manchesterlichen Auffassung nicht allzu schwer werden, die Zölle auch ihrem Wesen nach unter die Finanzzölle zu subsumieren. Der Streit um Worte ist aber gleichgiltig. Sobald wir die Wirkungen der beiden Zölle näher betrachten, tritt ihr protectionistischer Charakter deutlich zutage. Die lebhafteste Opposition erfahren unsere Schutzzölle in der Hauptsache wegen ihrer consumvertheuernden Wirkung, wegen der indirecten Belastung des Consums der breiten Massen. Zu dieser Geschäftsart ist vielfach das Schlagwort der Arbeiterpartei für die Bekämpfung der gesammten Schutzzollpolitik. Wenn man sich aber auf diesen Standpunkt stellt, so kommt auch bei den Finanzzöllen diese vertheuernde Wirkung wichtiger Consumartikel zum Ausdruck. Die Finanzzölle in Großbritannien belasten jeden Einwohner im Durchschnitt mit etwa 11·3 Mark, während die entsprechende Zollbelastung infolge von ausgesprochenen Schutzzöllen in Deutschland im Durchschnitt nur 9·24 Mark beträgt. Kommt nunmehr der Zuckerzoll hinzu, so dürfte sich wenigstens vorübergehend eine weitere Steigerung dieser Consumbelastung ergeben. Wer sagen vorübergehend, weil wir allerdings der Ansicht sind, daß bei der gewaltigen Ueberproduction in Zucker und bei der Prämienwirtschaft der Zuckerindustrieländer nicht England, sondern vielmehr das Ausland den Zuckerzoll tragen wird. Für viel wichtiger als die Belastung des Consums erachten wir eine andere Wirkung des neuen Zolles. Die bisherige Zollfreiheit hat dahin geführt, daß die Raffinerien in England fast völlig concurrenzunfähig geworden und bis auf ganz wenige eingegangen sind. Die Einführung des Zolles dürfte nun zur Folge haben, daß die englische Raffineriegewerbe wieder betriebsfähig wird. Die Scala des Zuckerzolles ist so gehalten, daß zukünftig in England raffinierter Zucker billiger an den englischen Markt gelangen kann, als deutsche Raffinade, die bei ihrer Einfuhr dem Zoll unterliegt. Mit dieser Auffassung stimmen die Fachblätter der Zuckerindustrie überein, indem sie zahlenmäßig berechnen, daß der englische Zuckerzoll eine Benachtheiligung der ausländischen Raffinerien bedeutet. In englischen Interessentenkreisen gehen daher die Hoffnungen hoch. Man erwartet nicht nur eine Belebung des Geschäftes in englischer Raffinade und das Aufblühen einer britischen Zuckerindustrie, sondern man sieht auch schon voraus, daß die britische Landwirtschaft durch den Zoll in den Stand gesetzt werden könnte, Zuckerrübenbau im großen zu betreiben und England in seinem Zuckerbedarf mit der Zeit unabhängig vom Auslande zu machen. Das sind gewiß übertriebene Erwartungen, aber sie charakterisieren den Zuckerzoll als eine Maßregel, die mehr beywedt und anderes erreicht, als nur eine Erhöhung der englischen Einnahmen. Gerade der Zuckerzoll wird aber durch seine Consequenzen erst recht schutzzöllnerische Seiten herauskehren. Die englische Schatzkanzler hat selbst in seiner Rede zur Einführung des Budgets auf diese Folgen hingewiesen. In England existiert eine bedeutende Zuckerwarenindustrie. Diese Industrie ist von nun ab gezwungen, bei der Verarbeitung zollbelasteten Zucker zu verwenden. Es ist nun nicht ausgeschlossen, sondern wahrscheinlich, daß die englische Zuckerwarenindustrie vom Auslande erhebliche Concurrenz erfährt, und zwar infolge des Preisunterschiedes von Zucker. Wird nun die englische Regierung ihre Grenzen gegen diese fremde Concurrenz, genau wie dem Preisunterschied offen lassen, oder aber wird sie zum Schutze dieser gefährdeten Industrie in weiterer Folge einen Zoll auf fremde Zuckerwaren einführen? Dieß Beach will zunächst die Wirkung der neuen Zuckerabgaben abwarten, aber er sprach jetzt schon die Bereitwilligkeit aus, auf Zuckerwaren aus fremden Ländern, die mit entheimischen Waren concurrieren, einen Zoll zu legen.

Ob in der Zuckerzoll zweifellos eine protectionistische Wirkung hat, ist also noch nicht von dem Ausfuhrzoll auf Kohle. Zu ihr hat ihren Lebensbürger der Reichsökonomie kann man lesen, daß sich ein Ausfuhrzoll mit den entwickelten Verhältnissen eines Industriestaates nicht mehr vereinige und daß nur handelspolitisch unentwickelte und solche Staaten, denen ein bevorzugtes Klima die Erzeugung gewisser Producte ausschließlich reserviert, solche

Zölle einführen und aufrecht erhalten können. Wenn nun England, das entwickeltste Industriestaat, wieder zu einem Ausfuhrzoll greift, so dürfte es wohl nöthig sein, diese theoretischen Anschauungen über den Ausfuhrzoll einigermassen zu revidieren. Es ist nicht angängig, aus dem Sprachschatz des Mercantilismus heraus den englischen Ausfuhrzoll rechtfertigen zu wollen. In das System eines Adam Smith passen Ausfuhrzölle aber auch grundsätzlich nicht hinein; es dürfte auch nicht genügen, den Ausfuhrzoll lxrzehand als blohe Finanzmassregel erklären zu wollen. Gewiss wurde der Ausfuhrzoll eingeführt, um damit Geld zu machen. Aber wenn nicht aus volkswirtschaftlichen Gründen eine Zweckmässigkeit für diesen Zoll bestanden hätte, so würde der Schatzkanzler wohl darauf verzichtet haben müssen, ihn zur Einführung zu bringen. Es ist bemerkenswert, dass schon bei dem Durchbruch des Freihandels in England die Regierung sich am längsten sträubte, den Ausfuhrzoll auf Kohle aufzuheben. Als er 1834 aufgehoben war, wurde er durch den Tarif von 1842, der im übrigen die meisten Ausfuhrzölle beseitigte, wieder eingeführt. Erst 1850 wurde er als letzter Rest der Ausfuhrzölle aufgegeben. Und nun, nach fast fünfzig Jahren, beginnt die englische Regierung in einer grundsätzlichen Anerkennung der Berechtigung der Ausfuhrzölle wiederum damit, dass sie die Steinkohle mit dieser Abgabe belegt.

Welches sind nun die volkswirtschaftlichen Gründe, die maßgebend sind, einer Ausfuhr der englischen Kohle entgegenzuwirken? Man kann sagen: der Ausfuhrzoll auf Kohle ist augenblicklich populär. Die überaus hohen Kohlenpreise der letzten Jahre, die zeitweilige Kohlenangst hat in weiten Kreisen der Bevölkerung, in Kreisen der Industrie, der Landwirtschaft — nicht nur in Deutschland, sondern gerade auch in England — den Ruf nach einem direkten Kohlenausfuhrverbot hervorgebracht. Die englische Industrie erblickt in der Zufuhr billiger Kohle nach dem Ausland eine Erschwerung ihrer Concurrenz auf dem Weltmarkte und sieht daher den starken Export von Kohle mit scheelen Augen an. Aber nicht nur diese augenblickliche Stimmung, die mit der besonderen Lage des Kohlenmarktes infolge des industriellen Aufschwungs, der Kriege in Südafrika und China, sich verstärkt hat — ein viel tieferer Grund wirkte bei dem Kohlenausfuhrzoll mit. Die englische Volkswirtschaft muss ein grosses Interesse daran haben, dass ihre Kohlenbestände nicht in der raschen Weise, wie es während der letzten Jahre der Fall war, verbraucht werden. In ernsten Fachkreisen wird auf Grund sehr eingehender und sachlicher Untersuchungen ausgeführt, dass in absehbarer Zeit England am Ende seiner Kohlenvorräthe stehen werde. Es sei hier nur auf die Ausführungen des Präsidenten des Institute of Mining Engineers, Mr. J. W. Longdon verwiesen, der in einer aufsehenerregenden Rede im Mai 1899 darlegte, dass England innerhalb der nächsten fünfzig Jahre seinen gesammten Kohlenbestand, wenn nicht ganz, so doch soweit aufgebraucht haben werde, dass seine Industrie in keiner Weise mehr mit derjenigen des Festlandes den Wettbewerb werde aushalten können. Letzteres deshalb, weil die dann noch vorhandenen englischen Kohlen viel zu theuer sein würden. Herr Longdon führt aus, in den letzten 25 Jahren sei die Kohlenförderung Englands von 120 auf 200 Millionen Tonnen gestiegen. In den nächsten 25 Jahren werde diese Zunahme voraussichtlich etwas geringer sein, vielleicht sogar etwas sinken, so dass im Jahre 1925 die Förderung 280 Millionen Tonnen nicht übersteigen dürfte. Trotzdem werde der Kohlenbestand der englischen Inseln in weiteren 25 Jahren fast vollständig erschöpft sein, zumal nicht bebaute Kohlengruben kaum noch vorhanden und die vorhandenen fast bis auf die Felsunterlage erschöpft seien. Longdon wendet sich auch gegen protectionistischen Gesichtspunkten ganz energisch gegen die unbeschränkte Kohlenausfuhr. Er weist darauf hin, dass die 40 Millionen Tonnen englischer Kohlen dem Continent erlaubten, mit Hilfe der guten und relativ billigen englischen Kohle Waren herzustellen und zollfrei nach England einzuführen, die billiger als in England selbst hergestellte Erzeugnisse seien, und so mit englischen Kohlen die englische Industrie zugrunde zu richten. Um diesen mit Hilfe der englischen billigen Kohle geführten Vernichtungskampf des Auslandes gegen die englische Industrie aufzuhalten, verlangt Longdon einen Ausfuhrzoll von drei Pence für die Tonne Kohle. Die englische Regierung hat einen noch höheren als diesen vorgeschlagenen Zoll auf die Ausfuhr von Kohle gelegt, nämlich pro Tonne einen Schilling. Dieser Zoll übt volkswirtschaftlich also folgende zwei Wirkungen aus: er sucht erstens dem eigenen Lande seine Kohlenvorräthe zu erhalten und sie im Preise billiger zu stellen, zweitens aber sucht er eben dadurch dem Auslande den Bezug der englischen Kohle zu erschweren und die industrielle Concurrenz gegen England abzuschwächen. Dass diese beiden Wirkungen den Kohlenausfuhrzoll als eine protectionistische Abgabe charakterisieren, dürfte von keiner Seite bestritten werden. Die schutzzöllnerische Wirkung des Ausfuhrzolles dürfte sich dann vollends ergeben, wenn unter der Einwirkung dieses Zolles die Kohlenproducenten sich zu einem Ringe zusammengeschlossen haben werden. Eine Einigung der Zechenbesitzer, um ihren Export möglichst aufrecht zu erhalten und den Ausschluss auf das Inland abzuwälzen, dürfte die nächste Aufgabe des um Bergbau sich findenden Capitals sein. Denn dass in der heutigen Zeit der Verkehrsfreiheit Ausfuhrzölle nach einer gewissen Dauer paralysiert werden, das wird auch derjenige zugeben, dem die neueste Blüte des Protectionismus in England sonst imponieren mag.

Das praktische Volk der Engländer liebt nicht die theoretische und systematische Behandlungsweise in der Wirtschaftspolitik. Es ergreift seine Maßregeln immer von Fall zu Fall, ohne Rücksicht, ob sie sich mit irgend einer theoretischen Anschauungsweise vertragen oder nicht. Gerade deswegen, weil England nur dem Zwang und der Noth folgend jetzt zu Zöllen greift, die eine ausgesprochen protectionistische Wirkung haben, ist in der Ernst für den Continent umso eindringlicher. Es ist gar nicht zu zweifeln, dass England mehr und mehr in die Bahnen einer protectionistischen Zollpolitik hineingetrieben, dass es versuchen wird, durch einen engeren Anschluss an seine Colonien die Mittel zu gewinnen, um die mit den beiden neuen Zöllen inaugurierte Zollpolitik den andern Ländern gegenüber erfolgreich durchzuführen. Wenn dem aber so ist, so hat Mitteleuropa allen Anlass, dieser Wendung erhöhte Beachtung zu schenken und alles aufzubieten, dass die Androhung eines engeren handelspolitischen Anschlusses, wie er Anfang der Neunzigerjahre durch die Caprivi'sche Handelspolitik mit vielem Glück versucht worden ist, nicht durch eine autonome Handelspolitik der einzelnen Vertragsstaaten wieder in Frage gestellt wird. Der große sichere und innere Markt ist in Zukunft die Grundlage für die Leistungsfähigkeit und Stärke des Exportes. Mitteleuropa wird dem größeren England, den Vereinigten Staaten und Russland auf die Dauer nicht gewachsen bleiben können, wenn es diesen großen inneren Markt nicht über die nationalen Grenzen der einzelnen Staaten hinaus durch einen conventionellen Ausbau eines Systems der mitteleuropäischen Handelsverkehrsfreiheit sich schafft.

Richard Calwer.

Eine Philosophie des Alkohols.*)

Der Congress gegen den Alkoholismus war schlecht arrangiert. Seine Veranstalter sehen es ein: sie waren zwar bemüht, Aerzte, Juristen, Nationalökonomen, Lehrer, Männer der Theorie und Praxis zusammenzurufen, sie haben aber das wichtigste vergessen, die letzte inappellable Instanz einzuladen: die Philosophie. Leicht wäre es nicht gewesen. Denn Philosophen einzuladen, das wäre mit Hilfe eines Universitätskalenders noch gegangen; aber die „Philosophie", dazu hätte nicht einmal der Muth der Abstinenten, die angeblich den Muth zu „einem Sprung ins Dunkle" haben, wirklich ausgereicht. Nun ist alledings, da Herr Dr. Gompers es unternommen hat, die verletzten „Privilegien" der Philosophie zu retten, diese Verlegenheit glücklich behoben. Der nächste zu Bremen tagende Congress wird wissen, was er zu thun hat, und auch der einzige noch übrigbleibende Zweifel, ob das philosophische Referat vor oder nach Anfrollung des Thatsachenmateriales des Alkoholismus anzusetzen ist, dürfte mit Hilfe von Herrn Dr. Gompers zu beseitigen sein. Es ist also wirklich „noch nicht zu spät".

Für Wien ist das Unglück aber geschehen, und es bleibt nichts übrig, als auf mildernde Umstände zu plaidieren, zu erzählen, wie es zu diesem Verstoß gekommen ist. Herrn Dr. Gompers Kenntnis des am Congress Gegrodenen gründet sich alledings nur auf die Berichte „der einzwischen eingelaufenen Wiener Blätter". Was diese Blätter gebracht haben, war meist gut und treu berichtet, es war aber, wie es nicht anders sein konnte, unvollständig. Sollte es nun nicht die Pflicht eines jo auf das „Ganze" gerichteten Geistes sein, sich erst einmal mit dem ganzen Materiale bekannt zu machen? Und zwar nicht nur mit dem am Congresse vorgebrachten, das von dem momentanen Bedürfnisse der Discussion bestimmt war, sondern mit dem der Alkoholfrage überhaupt? Freilich, dieser Unterschied ist eine verflechte, die Schauenster der Buchhandlungen kennen sie ebensowenig, wie die Tageszeitle. Beides aus einem den Alkoholgegnern wohl bekannten Grunde, den Herr Dr. Gompers gewiss freudig, und ohne seine Priorität zu wahren, zu machen, zur Kenntnis nehmen wird: weil jene philosophische Ansicht über den Alkohol, die er vertritt, allerdings nicht die communis opinio doctorum, sondern die communis opinio ist.

Eine auch nur flüchtige Berücksichtigung dieser Literatur hätte Herrn Dr. Gompers darüber belehrt, dass drei Fragestellungen des Congresses doch nicht so ganz neu waren, als er meint. So behauptet er es, dass man, statt die Fundamentalfrage nach der Bilanz von Nutzen und Schaden des Alkohols zu rühren, sich mit der Doctorfrage begnügt habe, ob der Alkohol ein Nahrungsmittel sei, während doch kein intelligentes Kind der Meinung sei, man könne ein gesundes Gebäude in reiner Luft, aus den Hungrer zu stillen. Die Alkoholgegner sind auch wirklich nicht ganz dieser Meinung. Der einzige Autor erlaubte ich mir, in einem Vortrage zu bemerken: „Freilich, ein ärztlicher Sachverständiger, Paul Bodrax, hat ganz recht: Alle diese Argumente, dass der Alkohol nährt, wärmt und macht, die marschieren ein dann auf, wenn die Alkohol anzugreifen

Digitized by Google

wird. Sie sind in der überwiegenden Zahl der Fälle Ausreden, während die Hauptsache ist, dass der Alkohol den Leuten schmeckt, und dass sie die leichte oder schwere Narkose, die er erzeugt, nicht entbehren zu können glauben."

Warum wurden also dennoch diese Dinge besprochen? Weil es sich bei der Bekämpfung des Alkohols um eine praktische Frage handelt, die natürlich die „Ausreden" genau so ernst nehmen muss wie die letzten psychologischen Gründe des Genusses der geistigen Getränke. Dazu kommt, was noch mehr wichtiger ist, dass der Irrthum der Volksmeinung, die in dem Alkohol ein echtes Nahrungsmittel sieht, einen höchst realen Grund hat in der Stillung des Hungergefühles, die der Alkohol vollbringt. Herrn Dr. Gompers' intelligentes Musterkind ist wahrscheinlich in Einkommensverhältnissen aufgewachsen, in denen man nicht die Erfahrung macht, dass Schnaps sättigt. Wer nun wünscht, dass jene falsch gedeutete Erfahrung nicht mehr zum Alkoholgenuss führt und an ihre Stelle gesunde Nahrung oder wenigstens das Verlangen nach dieser tritt, muss auch die Täuschung aufdecken, die hier vorliegt. Aber freilich, Herr Dr. Gompers hält ja die Beseitigung für unmöglich. Seine Psychologie gestattet es ihm, ein im Individuum unwandelbares „Selbsttäuschungsbedürfnis" zu constatieren, das, wenn nicht durch Alkohol, so durch etwas anderes befriedigt werden muss. Daran erkennt' ich den gelehrten Herrn, das heißt den Philosophen in des Wortes unerfreulichster Bedeutung. Dass die ganze menschliche Entwickelung der Praxis des Lebens und nicht minder der Theorie erfahrungsgemäß erfüllt ist von der Ausschaltung solcher „Selbsttäuschungen", macht seiner aprioristischen Psychologie kein Kopfzerbrechen. Aber man muss gestehen, solch gelehrte Feinheiten tagen den Veranstaltern des Congresses fern, sie verlangten nach keinem Philosophen und begnügten sich mit der schlichten Erfahrung, dass in hunderttausend Fällen dieses „Selbsttäuschungsbedürfnis" beseitigt werden kann, ohne dass die Menschen zu weiß welchen anderen Mitteln greifen.

Aber Dr. Gompers weiß auch aber zu helfen. Das seien jene Menschen, die eben von vornherein „frisch, heiter, natürlich, lebensmuthig" sind. Wir kennen den Text. Wenn einer Abstinent wird, der nach menschlicher Voraussicht noch nicht in Gefahr war, im klinischen Sinn des Wortes trunksüchtig zu werden, so ist es den Leuten nicht recht, weil der es nicht nothwendig hatte; wird es ein Säufer, mit seinem unabweisbaren Selbsttäuschungsbedürfnis, so ist es auch nicht recht — denn der hatte es eben „nöthig". Freilich, uns ist die Selbsttäuschung überhaupt kein solches Heiligthum wie unseren Philosophen. Wir sind Heyer, die die Begehrlichkeit der Menge reizen. Wir wünschen an Stelle der Leute, denen im Duiel eine stinkende Bierkneipe behaglich, ein Stall als Wohnung erscheint, nüchterne Menschen, die wirkliche Behaglichkeit, wirkliche Wohnstätten verlangen und erkämpfen können. Za einer der Congressredner gieng soweit, den Ausspruch J. St. Mills — des Philosophen —, es sei besser, ein unbefriedigter Mensch, als ein befriedigtes Schwein zu sein, dafür in Anspruch zu nehmen.

Nun aber Dr. Gompers' pièce de résistance, seine Behauptung von der Unausschaltbarkeit des Bedürfnisses nach Ekstase und Rausch. Bedenklich muss es schon machen, dass er den Wunsch nach Volltrunkenheit und nach dem angenehmen Duiel im ganzen für weltesgleich hält. Wenn man das Gebaben der Legionen von Bierphilistern, die sich allabendlich ihre „Bestschwere" holen, für eine Consequenz des Krastüberschusses dieser ehrenwerten Männer hält, so schreint uns dies eine recht sonderbare Psychologie zu sein. Aber bleiben wir bei dem Bedürfnis nach wirklichem ekstatischem, alkoholischem Rausch. Wie grundsätzlich Dr. Gompers' Auffassung dieses Phänomens ist, geht am besten aus seiner Analogisierung der alkoholischen und irgendlen Begeisterung hervor. Hier ein durch die Natur gegebenes Object und deshalb ein nur innerhalb bestimmter Grenzen in seinen Formen wandelbares Instinctleben, dort durch die „Vergiftung" des Gehirns in ihren Mitteln veränderte Triebe. Man braucht sich nur daran zu erinnern, welche Blüten die Liebespoesie gezeitigt hat, und damit die Trinkerdichtung in ihren besten Erzeugnissen zu vergleichen, um einzusehen, wie diese letztere immer in den naturbestimmten Geleisen menschlichen Fablens Anleihen machen, wie vergleichsweise objectlos die alkoholische Begeisterung ist.

Es ist unbedingt zuzugeben, dass die Neigung zu alkoholischen Ekstasen sehr oft — nicht immer; man denke an die zahlreichen belasteten Trinker — die Aeußerung eines Instinctbedürfnisses gesunder Naturen ist. Das ist nicht neu; schon der alte Beobachter der Trunksucht in Schweden, der alte Kirk Magnus Huss, wusste dies. Was aber nicht zugegeben werden kann, ist, dass darin irgend ein Anerkennen „übervernünftiger Aufgaben" vorliegt. Die ältere und überpersönliche Aufgaben! Auf welchem Planeten wohnt eigentlich Herr Dr. Gompers? Terpentain, die das Nachgewiesene zwischen beiden, wissen nur das eine zu beobachten, dass es das natürliche Entsetzen der Menschen verursacht, wo Kind, Gerechtigkeit auch sein. Dr. Gompers kennt keine Grenzen und anerkennt jede „Mission" auch in den schlimmsten Fällen. Also, dem Wein, wo er weiß ist, dass sie Verbrechen und Krankheiten und Armuth in so schlimmeren Formen nach sich ziehen würde. „Es lohnt sich nicht, meinen Kindern die Ungezogenheiten abzugewöhnen," sagte ein kluger Vater, „sie beginnen sofort neue." Damit beantwortete schon vor Jahren Bunge diesen Einwurf. Aber merkt man nicht, dass man mit dieser Anschauung die Aeußerungen jeder Bestialität, jede Roheit, Blutopfer, Lynchjustiz und hundert anderes rechtfertigt, d. h. als unveränderbar hinstellt?

Einen „Sprung ins Dunkle" nennt Herr Dr. Gompers den Versuch, die Formen alkoholischen Austobens zu beseitigen. Und wenn es so wäre, wir hätten den Muth zu springen. Wissen wir doch, dass es mit jeder Aenderung menschlicher Sitten, socialer Formen, sich just so verhielt, dass sie ein Schritt in das in der Erfahrung nicht oder nur unvollkommen Gegebene waren. Aber es steht in Sachen der Alkoholabstinenz gar nicht so, wenigstens nicht mehr heute. Wäre es nicht rathsam gewesen, in dieser Frage ein wenig die Erfahrung zu Hilfe zu rufen? Wüsste es nicht gut gewesen, diejenigen, die die Alkoholabstinenten aus eigener Anschauung kennen, zu fragen, ob sie von all den schrecklichen anderen Formen des Austobens, die da prophezeit werden, etwas wahrgenommen haben? Es ist nicht etwa ein kleines und als solches gewiss nichts beweisendes Material, sondern ein Massenmaterial, das da vorliegt. Schweden zählt heute eirca 250.000 organisierte Abstinenten, Leute, die zum allergrößten Theil dem „niederen Volke" angehören. Alle diese konnten sich früher nur alkoholisch austoben — wo sind die auch schrecklichen Erscheinungen des Austobens geblieben? Sie sind sowohl den philosophischen als ökonomischen Freunden des Alkohols, die doch eifrig an der Arbeit sind, den Abstinenten etwas am Zeug zu flicken, unbekannt geblieben.

Den Abstinenten bangt auch nicht um die Objecte für die Begeisterung der Massen: für sie, die nicht nur in der Studierstube sondern auch in der Wirklichkeit leben, ist diese Welt der Gegenwart voll von Aufgaben, die nicht alle eine weltumfassende Bildung voraussetzen, sondern deren viele schlichte einfache Probleme des menschlichen Gemeinschaftslebens sind. Das mag philiströs klingen. Kann sein, wir sind nicht ästheticistisch genug gesinnt, um nicht die schöne Geste des Rausches und der Ekstase aufzugeben, wo es sich um die letzte Grundlage der Cultur, um die Gesundheit der Rasse handelt. Diese alkoholgegnerischen Aerzte sind eben unbescheidene Menschen, die sich nicht damit finden wollen, die Schäden des Alkoholgenusses nur „um der Betrachtung willen" zu studieren.

Herrn Dr. Gompers' erscheint dies alles horizontlos. Uns erscheint es anders. Wir möchten glauben, dass sich da das Streben emporringt, die physiologische Bedingtheit der Cultur helles Licht zu setzen, und den Strom dessen, was die Wissenschaft vom Leben ermittelt hat, auf die Mühlen der menschlichen Entwickelung zu leiten. Das ist vielleicht in der Absicht nicht ganz so neu, aber die Leute die das wollen, schreiben ihre Lebensansicht nicht — sie leben sie, und das ist mehr: sie warten bis der Philosoph kommt, der das, was das Leben geboren hat, beschreibt.

Zum Schlusse noch eines. Herr Dr. Gompers hat den großen Schatten Sokrates' citiert, um den tüchtigen Handwerker in ihre Schranken zurückzuweisen. Sei es. Die alkoholgegnerischen Aerzte wünschen nicht mehr, als gute Handwerker in ihrer Sache zu sein. Aber Herr Dr. Gompers weiß doch viel besser als wir, dass in Sokrates' Lebensarbeit, den Athenern die Aufgaben abzustecken, noch eine andere Menschenpeeries eine recht wichtige Rolle spielte. Wenn wir auch wissen, dass diese Leute unvergängliche Gedanken angesponnen haben, so können wir doch auch aus der Gegenwart heraus, sie noch recht gut mit den Sokrates Augen betrachten: wie sie mit ihrem raschen Entdeck ander zeglicke Frage sofort bei der Hand sind und wie einer von ihnen einmal verschert hat, dass „sie in Sachen der Gesundheit mehr Glauben finden würden, wie der Arzt". Wir vertehlen Sokrates' mahrevolles Fragen: was für ein Wissen sie eigentlich zu all dem befähigt.

Die geschichtliche Ueberlieferung kennt diese Species unter dem Namen der Sophisten.

Dr. Rudolf Blasiek.

Die Titelfrage der Technike.

II.

Der Ingenieurtitel.

Die Frage des Ingenieurtitels ist mit der Frage des Doctortitels wir haben es in unserem ersten Aufsatze schon erwähnt — von jeher in einer Weise verquickt worden, welche der endgiltigen Lösung des ganzen Complexes und damit der Titelfrage der Techniker im allgemeinen nicht förderlich war. Auch anlässlich der Erweiterung des Promotionsrechtes an die technischen Hochschulen ist vielfach in den Kreisen der Techniker, und zwar sowohl jener, die noch an den Hochschulen um ihren Lehrstuhl sich vorbereiten, wie auch jener, die bereits im Berufe stehen, sind der Ingenieurtitel in einem gewissen Gegensatz gegen den Doctortitel aufgespielt worden, mit vollstem Unrechte. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass es gerade seine verbreitete Curiosität ist, welche dagegen spricht, den Ingenieur-

titel als akademische Auszeichnung für eine hohe rein wissenschaftliche Ausbildung zu verleihen. Es sei mir gestattet, darauf etwas näher einzugehen, wohl schon deshalb auch, weil angesichts der im Zuge befindlichen gesetzlichen Regelung der „Ingenieursfrage" Bestrebungen sich geltend machen, welche auf eine Erweiterung des Begriffes Ingenieur über den Wirkungskreis der technischen Hochschulen hinaus gerichtet sind.

Abstammend von dem lateinischen Worte ingenium in seiner späteren Bedeutung als Kriegsmaschine wurde Ingenieur zunächst die Standesbezeichnung der Werkmeister bei den Geschützen und weiterhin der Kriegsbaumeister im allgemeinen. In diesem Sinne ging das Wort von Spanien aus über Frankreich, Schweden nach Deutschland und nach Oesterreich. In Frankreich begründete Sully zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts das erste Ingenieurcorps, als dessen hervorragendste und eigentliche Aufgabe der Festungsbau galt; in Frankreich aber erfolgte auch zuerst die Lostrennung des Ingenieurtitels von den Attributen militärs-hierarchischer Natur. Hier hatte nämlich Perronet im Jahre 1747 den Grundstein gelegt zu der bekannten und berühmten Ecole des ponts et chaussées, die fünfzig Jahre später ins Leben trat und deren Hörer nach vollständigem, erfolgreichem Abschluss ihrer Studien allein den Titel: Ingénieur des ponts et chaussées führen dürfen und berufen sind, die höheren Stellen im Staatsbaudienste einzunehmen. Auch in Deutschland und in Oesterreich vollzog sich um eben dieselbe Zeit in ähnlicher Umschwung; es entstanden die ersten Ingenieurschulen und polytechnischen Schulen, aus denen die heutigen technischen Hochschulen hervorgingen. So besitzt speciell Oesterreich in der im Jahre 1806 begründeten Technischen Hochschule zu Prag die erste technische Lehranstalt höheren Ranges in Deutschland und Oesterreich, denn die Technische Hochschule in Berlin, die vergangenes Jahr ihren hundertjährigen Bestand so überaus festlich begieng, war seinerzeit als eine Art Baugewerbeschule geschaffen worden. Mit dem Entstehen dieser höheren technischen Lehranstalten erweiterte sich in diesen Ländern und ganz besonders in Oesterreich der Begriff Ingenieur und umfasste bald alle jene, die in Mechanik, in Kunst und Baugewerbe thätig waren.

In Oesterreich wurde der Ingenieurtitel nicht allein im Staatsbaudienste, sondern auch in der privaten Bauthätigkeit allmählich zu einer Rangesklassenbezeichnung. Man kannte und kennt leider noch heute: Ingenieurassistenten, Ingenieuradjunkten, Ingenieure und Oberingenieure. Merkwürdigerweise aber schaltete man im Staatsbaudienste und ebenso bei den Privatbauten bei der Kennzeichnung der höheren Beamtenstufen das Wort „Ingenieur" gänzlich aus und spricht hier nur von Bauräthen, Oberbauräthen, Inspectoren u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß gerade durch dieses Vorgang die Verschätzung des Ingenieurtitels bis zu einem gewissen Grade eine Minderung erfuhr. Anderseits wurde durch die Begründung der Einrichtung der „Civilingenieure" eine Berufskategorie geschaffen, die — zur Aushilfung des Ingenieurberufes für Privatzwecke ermächtigt — zu allen Zeiten das meiste dazu beigetragen hat, den Ingenieurtitel zu Ansehen und zu Ehren zu bringen, wie tief ihn auch mitunter die Ausbeutungslust minder gebildeter Leute, denen ein Titel die Kenntnisse ersetzen musste, herabgedrücken brehte.

So weist das Wort Ingenieur vor allem hauptsächlich auf eine praktische Verthätigung in technischen Fragen hin. Dieser Begriff ist auch heute noch ganz allgemein mit ihm verbunden. Ist der „Doctor der technischen Wissenschaften" — Dr. techn. — ein Mann der Gelehrsamkeit, der wissenschaftlichen Forschung — so ist der Ingenieur ein Mann der wissenschaftlichen Praxis, gleich dem Arzt, dem Advocaten, dem Pfarrer, dem Professor. Ist der Doctortitel eine akademische Auszeichnung, welche der Hochschule allein zusteht, so kennzeichnet der Ingenieurtitel eine Berufsstellung, die aber nur auf Grund gewisser abgeschlossener Fachstudien eingenommen werden kann. Den Titel Ingenieur verleiht der Staat; er darf ihn aber nur dann verleihen, wenn die vorgeschriebenen Bedingungen — vor allem gewisse Prüfungen — erfüllt sind. Stellt er aber einerseits Bedingungen, so muss er anderseits jenem, der diesen Forderungen entspricht, auch einen Schutz gewähren.

Der gesetzliche Schutz des Ingenieurtitels für alle jene, welche die zwei Staatsprüfungen an einer technischen Hochschule mit Erfolg abgelegt haben, bleibt eine Forderung, an der die Techniker unter allen Umständen, des persönlichen und des allgemeinen Interesses halber, festhalten müssen, und zwar aus den gleichen Gründen und mit der gleichen Berechtigung, mit welcher der Arzt den verurtheilenden Spruch des Richters gegen den Curpfuscher, der Advocat ihn gegen den Winkelschreiber verlangt. Die gegen bautechnischen Anfgaben, welche der Allgemeinheit zugute kommen, welche die gedeihliche Entwickelung der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Staates fördern und seine hohe kulturelle Stellung mitbegründen, lassen sich zweckentsprechend nur auf Grund tiefer wissenschaftlicher Bildung lösen, und deshalb ist mit allen gesetzlichen Mitteln Vorsorge zu treffen, dass sich in die Reihen der hochstudiumsmäßig gebildeten Techniker nicht Leute eindrängen, welche diese, nur auf den technischen Hochschulen und mit einem Fleiße erreichbare, durch die Staatsprüfungen erweisene Fachbildung nicht besitzen.

Wir sind weit entfernt davon, in Prüfungen, in Zeugnissen oder im Titel einen vollgiltigen Befähigungsnachweis zu erblicken. Man wird von einem Edison nicht das Document seiner regelrechten Schulbildung verlangen; aber es ist nicht jeder, der es sich einbildet, oder der behauptet, es zu sein, auch wirklich ein Edison — und so bleibt eben die Prüfung, dargethan durch das Zeugnis oder den technmässig erworbenen Titel, der einzige Maßstab für die Beschätzung des einzelnen, wenigstens insolange, als seine Werke nicht für ihn sprechen: ganz abgesehen davon, daß in der Technik, wie in der Medicin zufolge der Eigenart dieser Wissenschaften und ihrer praktischen Verwertung auch das größte Talent und selbst das Genie einer gewissen schulgemäßen fachlichen Ausbildung nicht ganz entbehren kann.

Man hat sich in den maßgebenden leitenden Kreisen Oesterreichs der vollen Würdigung der Gründe, mit welchen die Techniker die Nothwendigkeit der Gewährung eines gesetzlichen Schutzes für den Ingenieurtitel seit Jahren und Jahrzehnten immer wieder gefordert haben, endlich nicht länger verschließen können. Den gesetzgebenden Körperschaften liegt ein von der Regierung verfasster Gesetzentwurf über die Berechtigung zur Führung des Ingenieurtitels vor, über den von wenigen Tagen die mit seiner Berathung betraute Specialcommission eingehend Bericht erstattet hat. Dieser Bericht, der bereits vom Herrenhause genehmigt wurde, enthält gegenüber dem ihm zugrunde gelegten Entwurfe eine tiefgreifende Abänderung hinsichtlich der Ausdehnung der fraglichen Berechtigung. Während nach der Regierungsvorlage außer den Absolventen der technischen Hochschule auch die Absolventen der Bergakademien und der Hochschule für Bodencultur zur Führung des Ingenieurtitels berechtigt sein sollten, erkennt der Bericht nur den beiden ersteren den vielumworbenen Titel zu und erfüllt dadurch eine Forderung, die unter anderem der Oesterreichische Ingenieur- und Architekten-Verein in sehr entschiedener Weise erhoben hat. Es decken sich auch — wenn wir nicht irren — vollkommen die Gründe hierfür, wenn in dem Commissionsberichte gesagt wird, dass es dem Sprachgebrauche widersprechen würde, Land- und Forstwirte als Ingenieure zu bezeichnen, auch dass die Stellung, die diese Hochschule als ein eigentlichen Sinne technisches wohl nicht bezeichnet werden kann, weil die wenigen rein technischen Fächer, die gelehrt werden, nur in Ergänzung der fachwissenschaftlichen Studien zum Vortrage kommen und fast ausschließlich nur encyklopädisch behandelt werden. Niemand wird die hervorragenden Leistungen der Hochschule für Bodencultur leugnen wollen. Niemand wird versuchen, die hohe wissenschaftliche Ausbildung ihrer Hörer zu bestreiten — aber diese Leistungen liegen naturgemäß auf dem weiten Gebiete der Landwirtschaft, der Oekonomie, jenes Kraftfeldes, das die Ergiebigkeit des Bodens durch Anwendung der Naturkräfte zu heben und zu fördern sucht, und in dieser Richtung bewegt sich selbstverständlich auch der wissenschaftliche Unterricht, die wissenschaftliche Forschung. Vermessungskunst, Wasserbau, Straßen- und Brückenbau, Eisenbahnbau, Maschinenbau, Hochbau, Chemie — die eigentlichen Wissenschaften des Ingenieurs — sie finden nur im Maße ihrer Beziehungen zur landwirtschaft Pflege und Lehre, nicht aber in jenem Umfange, der allein die Voraussetzung bildet für die volle wissenschaftliche und praktische Beherrschung des Gegenstandes, wie sie von einem Ingenieur gefordert wird und gefordert werden muss. Die Commission ist übrigens den Wünschen der Absolventen der Hochschule für Bodencultur zum Theil entgegengekommen und hat ihnen das Recht zugestanden, sich nach Ablegung der Diplomsprüfungen „Ingenieure der Culturtechnik" — „Culturingenieure" zu nennen. Man kann diesem Ansuwege umso weniger abhold sein, als die Bezeichnungen: Culturtechniker und Culturingenieure schon ziemlich verbreitet sind und der fachwissenschaftlichen Bildung ihrer Träger entsprechen.

Wird dem Ingenieurtitel im Sinne des Gesetzentwurfes der angestrebte Schutz, dann muss er aufhören, als Rangbezeichnung zu gelten, er muss aus den Rangordnungen im Staatsbaudienste, bei den Eisenbahnen, in den Fabriken u. s. w. verschwinden. Es wird Sorge der betreffenden Behörden und Anstalten sein, einen an gemessenen zutreffenden Ersatz zu schaffen: es wäre nur zu wünschen, dass man gut deutsche Bezeichnungen wählt und den Fremdwortern, die schon im Vorraume lauern, die Thüre nicht öffnet, mögen sie sich auch noch so eindringlich als „vornehmbezeichnet" anstellen ... Das aber soll uns heute nicht bekümmern. Wir freuen uns — den Schutz des Ingenieurtitels schon vorauszusehend — dass den Technikern und ihren Hochschulen endlich jene Rechte werden, die jenen halt ihrer wissenschaftlichen Stellung im Staatsleben, diese ihrer Stellung im Reiche der Wissenschaft schon lange gebührt hatten und dass sie diese Rechte sich errungen haben, vielleicht weniger durch ihre Verdienstlichkeit und Ausdauer im Kampfe um dieselben, als vielmehr durch die siegreiche Macht ihrer Worte und Schöpfungen.

Prof. Alfred Birk

Digitized by Google

Am Eingang der Neuzeit.

Zu einem neuen Buch.*)

Von Georg Brandes (Kopenhagen).

Wenn man dies Buch nach beendeter Lectüre schließt, so kann man sich eines Gefühles von Entsetzen über das, was die Menschheit an der Wende der Neuzeit war, nicht erwehren. Daß sie zweitausend Jahre nach Perikles, Sokrates, Kriitophanes da hielt. Daß sie mit dem, was sie vor dreißundert bis vierhundert Jahren war, noch so viele verwandte Züge hatte! Kaum einen Anflug, eine Grundanschauung erwähnt das Buch (das sich obendrein nur mit den Gebildetsten jener Zeit beschäftigt), die sich heute noch anderswo als in einem Irrenhause fänden. Und diese Ideen beherrschten die Zeit; kraft derselben wurde das ganze Jahrhundert hindurch regiert, gepredigt, gelehrt, verurtheilt, verbrannt und curiert.

Die arme Menschheit versucht das Weltall und sich selbst zu erfassen; es ist, als sollte sie eine senkrechte Festwand hinanklimmen. Nicht nur, daß sie bei den Versuchen immer wieder abstürzt, sie wird mit Gewalt von allen den Obrigkeiten, die sie sich selbst bestellt hat, hinabgezerrt. Welches Schauspiel!

Ihre Versuche, die Entstehung der Krankheiten zu erfassen, sind ja nur ein Beispiel, doch ein unendlich feuchtbares. Ob diese nun von Gott, vom Teufel, von den Sternen oder von allen miteinander hergeleitet werden, das Resultat ist Wahnsinn und Schrecken: Massensterben, dem man durch Massengebete an den Bußtagen in den Kirchen oder durch Massenverbrennungen von Hexen und Zauberern auf den Scheiterhaufen zu begegnen sucht.

Doch die ungeheuere Dummheit oder ungeheuere Grausamkeit ist nur der dunkle Hintergrund, von welchem die verschiedenen tastenden oder allzu verwegenen Versuche, die Geheimnisse des Naturalls zu durchdringen, sich in hellem Lichte abheben. Gesunde Wissenschaft war von den Griechen ererbt und von den arabischen Weisen und Aerzten u. ter entwickelt worden. Allein diese Wissenschaft verkümmert, als die Renaissance über sie kommt, rasch zur Autorität, wird, fast im selben Grade wie die Theologie, stumpfsinnig und lähmend auf die Freiheit der Forschung. Die Theorien, vermöge deren man durch Brechmittel, Abführmittel und ewiges Blutabzapfen heilt, werden unmethodisch gebildet, auf die unzulänglichsten willkürlichen Einfälle hin, die sich auf die Entdeckung überraschender, doch zufälliger und nichtssagender Analogien stützen. Und als man theilweise sich von der mittelalterlichen Grundauffassung loszumachen wagt, geschieht es nur, um dem Traum nachzujagen, sich mit einem Griff des Geheimnisses des Lebens zu bemächtigen. Da handelt es sich um das Lebenselixier, den Stein der Weisen, Aqua vitae, das Gegengift wider alle Gifte, das Universalheilmittel, und in seiner tiefen Unwissenheit im Dunkel tappend, glaubt man die vornehmsten Heilkräfte in den kostbarsten Metallen und Edelsteinen, im Golde und in Smaragden zu finden. Einem sterbenden Papst gibt man ein Diamantenpulver ein.

Dennoch ist es ein erhabenes Schauspiel, den Forschergeist erwachen, ringen, tropen und zuweilen zu siegen — zu frühe jubeln, insofern er nur die ersten Schritte thun, aber mit Recht, insofern diese ersten Schritte die schwierigsten waren und sie die Bahn angaben, auf welcher alle die späteren großen Resultate gewonnen wurden.

Von der Bildsäule des Jahrhunderts löst sich, in Troels Lunds Darstellung sicher gezeichnet und höchst fesselnd, zwei gewaltige Gestalten ab, auf welchen der Blick zuletzt haften bleibt: Paracelsus und sein Schüler Tycho Brahe.

Das große Publicum kennt den Namen des Paracelsus aus Holbergs Komödien und seine Gestalt nach dem Zuschnitt, den ein Dichter der Gegenwart ihr gegeben hat, aus Arthur Schnitzlers schönem Schauspiel; der wirkliche war eine Persönlichkeit in großem und extravaganten Renaissancestil. Dieser Schweizer, Theophrastus von Hohenheim, der die Heilkunde und Alchymie mit heiligem Eifer studierte, der dann von seiner Gentalität und Abenteuerlust von Land zu Land herumgetrieben wurde, ebenso stark ruhmredig wie stark begabt, gleich sehr Bombastus wie Paracelsus, der als Feldscher Feldzüge nach Neapel und in die Niederlanden mitmachte, in Dänemark Zeghri behandelte und des Königs Sever Christierne II. nach Stockholm begleitete, nur vorübergehend, im Alter von 33 Jahren, als Professor der Physik und Medicin an der Universität von Basel zu landen, ist einer der ausgeprägtesten Typen der Zeit. Nur ein Jahr lang lieb mein ihn in Basel in Frieden; denn seine Vorlesungen waren so ganz anders, als die seiner Zeit; er wendes auf die Beobachtung der Natur, nicht auf die arzneiwissenschaftlichen Schriftsteller der Griechen und Araber. Ja, an einem Aderlaßmesser verbrannte er öffentlich die Bücher der großen alten Autoritäten. Auch Basel er nicht leiden, sondern drauch. Und er hatte manches wunderbare und unbekannte Curen hinterwegs die Kunst zu die von allen Seiten herbeiströmten, und nahm Leben oder die Begabung von ihnen an.

Eine scharfe Ungeduldigkeit in den Aufrissen der Charaktere, in den Zügen verrieth ihn von Basel, von dem 1. 28 bis Juli 1527 lang er aufs neue Europa, als ein begeisterter Apostel der Natur und des Naturevangeliums, nichtsbestoweniger von religiöser Menschenliebe durchdrungen, unruhig, dagabondierend, renommierend, überzeugt, daß ein Arzt ein Landstreicher sein müsse; denn die Krankheiten fuhren so selbst weit und breit umher und hatten in jedem Lande einen anderen Charakter: „Die Natur ist ein Buch, das zu Fuß gelesen wird. Mit jedem Lande, das du siehst, schlägst du ein Blatt um im Gesetzbuche der Natur.“ Treffend sagt Troels Lund von ihm, daß er „freigebig, genügsam, unklar, aufgeblasen und verlottert, zwischen den beiden Extremen, ein Heiliger oder ein Marktschreier zu sein, beständig hin und her pendelte.“ Er fand am 24. Juli 1541, da einige, wie mißgünstigen Aerzten gedungene Wegelagerer ihn von einem hochgelegenen Punkte in die Tiefe stürzten, so daß er zerschmettert unten liegen blieb.

Paracelsus sah in dem Arzte die ganze Naturforschung, betrieben zu dem Zwecke einer Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschheit, verkörpert. Darum verherrlichte er ihn. Nichts könne sich dem kundigen, gelehrten Arzte vergleichen, er begreife das Wesen aller Glieder des großen Weltkörpers; in der Kenntnis des Naturlebens besitze er die Schlüssel zu dem Reiche Gottes; seine Kunst sei die höchste; in ihr werde der Mensch Gott ähnlich.

Mit Freiheit macht Troels Lund darauf aufmerksam, daß diese Vergötterung des Naturforschers nicht um ein Haar lächerlicher sei als jene, zu deren Gegenstande die Romantik in den ersten 20 Jahren des 19. Jahrhunderts den Dichter machte.

Die Grundanschauung des Paracelsus begegnet uns in Dänemark in der größten Gestalt der dänischen Wissenschaft, Tycho Brahe.

Ihm ist die Chemie und die Astronomie eng verbunden, die Chemie nur die irdische Seite der Sternkunde: „Das Leben ist der Strom, der von Gott ausgeht und zu Gott zurückkehrt. Die Astronomie sieht die Tropfen, wie sie, aus vollen Schalen von oben dicht zum Strom gesammelt, über den Abfturz gleiten. Die Chemie sieht sie von unten, wie sie, zum Schaumgebrause zerstäubt, aufs neue emporsteben. Es ist ein und desselben Lebens Strom. Jeder einzelne Tropfen spiegelt den ganzen Himmel.“

Was er auf der Insel Hoven gründen wollte, war eine Heimstätte für die beobachtende Naturwissenschaft, nicht für die Himmelskunde allein, sondern für die Mathematik und die Meteorologie. Sein Drang, der Einheit des Weltalls inne zu werden und den Einbruch der Ganzheit zu empfangen, war ebenso stark wie sein Trieb nach Beobachtung und eigener Anschauung im einzelnen. Und Scharen von Schülern sammelten sich um ihn. Während die Kopenhagener Universität eine Kirchenschule war, in der sich der ganze Unterricht auf Autorität aufbaute, und in welcher Lehrer und Schüler über scholastische Albernheiten in barbarischem Latein debierten und disputierten, hat Tycho Brahe auf Hoven jedem wein die Thür offen auf, der etwas lernen wollte, gleichviel, ob er ein Examen hinter sich hatte, oder nicht. Er nahm nicht nur Mathematiker und Chemiker auf, sondern auch junge Seeleute, welche die Steuermannskunst, junge Landwirte, welche die Gartenkunst erlernen wollten, Laien wie Gelehrte, Frauen wie Männer. Er gründete eine Schule für erwachsene, denkende Menschen, in der keine andere Autorität anerkannt wurde als die Erfahrung, eine Art Volkshochschule, in einem Stile allerdings, wie keiner der dänischen Grundtvigianer je eine solche entlegte.

1576 hatte Tycho Brahe auch als Gast der Krönung Christians IV. beigewohnt, das Jahr darauf war er ein vertriebener, vom Könige verhöhnter Landflüchtiger, sein Leben ihm genommen, der Aufenthalt auf Hoven ihm unmöglich gemacht. Ja man hatte ihm verboten, von einer Bastion auf Westerveld Observationen anzustellen, wie chemische Versuche in seinem eigenen Hause in Kopenhagen vorzunehmen.

Was war der Grund? Der Verfasser antwortet mit diesem meisterlichen Passus: „Beregbens sucht man ihn allein in Brahes Starrsinn, dem Einfluße seiner Gegner, dem Brotneide der Aerzte, der Klage der Bauern, dem Verfall einer Kapelle, der schlechten Bedienung eines Leuchtthurmes, der Empfindlichkeit eines jungen Königs; alles derartige war nur Anlaß gebend. Der eigentliche, tiefe, entscheidende Grund, der mit Nothwendigkeit seinen Sturz herbeiführte, war das unausgleichbare Mißverhältnis zwischen ihm und allem dem, was die Grundpfeiler des Bestehenden bildet. Dieser geborne Arzt, der Bewahrsmann der unabhängigen Naturforschung im Bunde mit Gott, dieses rein Menschliche, tief und zuversichtlich, war in unlöslichem Widerstreit mit Kanzler, Kirche, Adelstand und Universität .. Da zog denn Tycho Brahe heimatlos gen Süden, der Verbannung und dem Tode entgegen. Ein Stern erlosch am weltgeschichtlichen Himmel des Nordens, der Leuchtendste, der je dort funkelte. Doch niemand achtete dessen. Nur ein leises Glimmen mochte noch dann und da aus der nachtschwarzen Erde empor, wie Irrlichter fortdauernde Gluterscheinungen, wie wandernde Funken in verkohltem Zunder. Die Verwesungsschauder des Nordens schreckten jene ab die vorwärts und aufwärts als Tycho Brahe nach verbotener Art [illegible] Er war immerhin noch gnädig mit [illegible] Heimat und Vaterland davon gekommen.

Plan der Zeit. Vorkämpfer des Rechts, freie Forschung, un-

*) Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts. Von Troels Lund. Deutsch von Julius Elias. Berlin, Gebrüder Paetel.

entgeltliche Arznei, keine Teufelsbeschwörung bei der Taufe und achtzehn Jahre nicht bei der Communion! — Paracelsus wurde von seinen Standesgenossen ermordet, Michael Servet und Giordano Bruno von ihren Seelsorgern verbrannt."

Aehnlich wie eine frühere Schrift des Verfassers, die den Titel „Lebenserleuchtung" führt, so schließt auch diese beruhigend mit einem Hinweise auf die großen Fortschritte, die seither, besonders auf dem in dem Buche behandelten Gebiete, gemacht worden sind. Der größte ist wohl die Abnahme der Unreinlichkeit. Die Menschen lebten und athmeten in jenen Zeiten in einem Schmutz, wie er heute nur noch an den äußersten Grenzmarken der Civilisation zu finden ist. In ganz Europa lebte man in Gestank und war mit Ungeziefer behaftet. Man wusch sich, wenn hoch, einmal die Woche und nahm keine Bäder. Noch im achtzehnten Jahrhundert stieg ein König wie Ludwig XIV. ins Grab, ohne daß ihm je ein Bad bereitet worden. Seither ist es den Aerzten gelungen, zu der Ansicht zu bekehren, daß Reinlichkeitspflege ein Nothwendigkeit sei.

Läßt der moralische Fortschritt sich auch immer bestreiten, so ist doch der hygienische unbestreitbar. Im Norden weicht das jetzt lebende Geschlecht — mit etwelchen Ausnahmen — insoferne von den Vorfahren ab, als es sich wäscht und kein Ungeziefer hat. In den meisten anderen Punkten freilich sind die Kinder der heutigen Zeit die echten Söhne ihrer Väter.

Neues von Maxim Gorki.

Biographisches und Kritisches.*)

Gorki, der eigentlich Alexej Maximowitsch Pieschkow heißt, wurde am 14. März 1868 — oder 1869 — in Nischni-Nowgorod geboren. Er selbst weiß das Jahr nicht so genau und meint, darauf komme es nicht an. Sein Vater war ein Tapezierer, sein Großvater Anstreicher. Maxim wurde, wie das im russischen Kastenwesen üblich ist, in eine Zeche (Zunft) eingeschrieben, und zwar in die Malerzeche, zu der sein Großvater gehörte. Früh verwaiste er. Die Mutter starb ihm in seinem neunten Jahre. Der Vater war damals schon seit vier Jahren todt. Nach russischem Brauch ward er bald in die Lehre gethan — zu einem Schuster. Daß er eine Schulbildung haben müsse, ward für überflüssig angesehen. Sein Großvater lehrte ihn aus dem Psalter lesen.

Lange ertrug er es nicht bei dem Schuhmacher. Er entlief dem Lederschläger und kam zu einem Heiligenmaler.

Auch mit diesem „konnte er sich nicht verstehen" und gieng als Küchenjunge auf einen Wolgadampfer. Sein Küchenmeister Smury lehrte ihn Geschmack an Lesen finden, das er vorher so verabscheut hatte. Gogol und die Heiligenlegenden lasen die beiden in ihren Freistunden auf einem Winkel des Decks, die Wolgafeppen mit ihrem wuchtigen weiten Ausblick vor sich, umrauscht von der Musik der Wellen, die gegen die Schiffswände klatschten.

Neben den wirklichen Classikern beschäftigten seinen Geist „die classischen Erzeugnisse unbekannter Autoren", die Schmierwerke von Colportageschriftstellern.

Das alles erweckte in ihm einen jähen, unstillbaren Durst nach Kunst und nach Wissen. Ohne zu wissen, wovon er sich während seiner Studienzeit ernähren und kleiden könne, gieng er nach Kasan, um dort zu studieren. Seine unfundierten Hoffnungen brachen bald zusammen. Er mußte in eine Zuckerbäckerei eintreten, um mit den drei Rubeln Monatsgehalt sein Leben zu fristen.

Diese für ihn zu schwere Arbeit gab er bald wieder auf. Am Fluß, am Hafen lebte er von Gelegenheitsarbeiten, als Holzhäger, Gepäckträger. Aber mit dem besten Willen und allen Kräften konnte er sich keine Existenz auf dessere Tage erringen. Er sank immer tiefer in das Strolchthum.

In seinem zwanzigsten Jahre überwand ihn die Verzweiflung. Er schoß sich eine Kugel in den Kopf . . .

Der Arzt aber konnte sie wieder entfernen.

Nun wurde er Obsthändler und las, wie bisher, eifrig wissenschaftliche und literarische Werke jeder Richtung. Doch auch dieser Beruf bot ihm nichts. Er gieng nach Zarizin als Weichensteller und Arbeiter in Eisenwerkstätten.

Dann machte er sich in seinem Heimatsort Nischni-Nowgorod zur mitstrebischen Musterung stellen, wo er aber wegen seiner Bünde, die vom Selbstmordversuch herrührten, nicht eingestellt wurde.

Darauf gieng er als Kwaßverkäufer mit seinem Fäßchen Bier durch die Arbeiterstraßen und durch die Reihen der Marktzelte, jedem Trinker, der es wünschte, seinen Becher vollzuschänken.

Ein großer Glücksfall führte ihn zu dem Advocaten Lanin, einem Freund moderner Literatur, der bald erkannte, welchen Kopf er in seinem Bureau hatte, und der ihn zu seinem Freund machte.

Doch litt es ihn nicht lange in einer geschlossenen Position. Er wurde wieder Strolch und lebte, wie schon seit langem, wie ein echter Trinker.

*) Den jetzt so viel auch in deutscher sprache über den russischen Dichter Maxim Gorki hat die „Zeit" vor einigen Monaten eine ausführliche Studie gebracht, die wir unseren Lesern in Erinnerung bringen. „Die Barfüßler und ihr Dichter" betitelte sich der Aufsatz, der in Nr. 317 der „Zeit" erschien.

Seine Wanderzeit begann von neuem. Große Gebiete des weiten russischen Reiches durchzog er, bald hier, bald dort kurze Zeit verweilend, als Hirt, als Chorsänger, wie es sich eben gerade bot. So erlebte er seine meisten Erzählungen und Romane selbst.

Auf das Niederschreiben und Gestalten brachte ihn ein verkommener Student, den er als Alexander Kaluschny in einer seiner Arbeiten schilderte. Im Jahre 1893 veröffentlichte er zum erstenmal eine größere Skizze „Mutter Tschudra" in der kaukasischen Zeitung „Kawkas". Hier im Gebiet von Tiflis verbrachte er seine Zeit zwischen Handlangerarbeit und dichterischen Versuchen. Lange duldete es ihn auch im Süden nicht. Er kehrte nach Nischni-Nowgorod zurück, wo er sich mühselig als Mitarbeiter kleiner Provinzblätter durchschlug. Diese Mitarbeiterschaft wurde ihm endlich die Brücke zu seinem eigensten Beruf: Korolenko wurde auf ihn aufmerksam und führte ihn in die sogenannte Literatur ein. Was seine bisherigen, doch mindestens höchst eigenartigen Leistungen nicht vermocht, die Fürsprache eines Schriftgewaltigen machte ihn begehrenswert und bekannt. Wie der Weg eines Dichters ja leider immer sein muß: ein „Name" macht einen Genossen erst zum „Namen"; eine Autorität muß erst auftreten, um für die Autorität des anderen zu wirken.

Korolenkos Zeitschrift „Russischer Reichthum" begründete mit der meisterhaft heroischen Erzählung „Tschelkasch" den Ruhm des dichtenden Vagabunden, der nach seiner eigenen Angabe vier Lehrer gehabt: den Koch des Wolgadampfers, den Advocaten Lanin, den Strolch, den er als Kaluschny dargestellt, und Korolenko. Die Bewährtheit ist wahrlich keine geringe. Nicht allein die Literaturkreise betheiligten sich an diesem Ruhm. Weite Kreise giebt Gorki in sein Kunstschaffen hinein. Sonst wäre es wohl nicht möglich, daß von der Gesammtausgabe seiner Schriften, die in vier Bänden erschien, nach einem halben Jahre bereits 16.000 Exemplare verkauft werden konnten.

*

Seinen Ruhm hat Gorki wohl den sonderbaren Verhältnissen des russischen Reiches mindest ebenso zu verdanken, wie seinen Fähigkeiten. Dort, wo kein öffentliches Leben freie Aeußerung der Wünsche und Selbstgestaltung der Zukunftspläne gestattet, wird immer die Kunst größere Hoffnungen erfüllen sollen, als dort, wo freiere Wege bereits ausgeschlossen sind. Niedrungen kann nun einmal die Kunst, die allgemeine Sehnsucht und Empfindungen zum Bewußtsein bringt, indem sie solche verkörpert und lebendig macht. Und da erringen denn Männer, wie Gorki, einen uns schier unglaublich dünkenden Einfluß. Sie führen aber auch, genöthigt durch das Volksempfinden, eine ganz andere, heftigere, eindrucksvollere Sprache. Das Verlangen nach dem Erfüllen der Wünsche ist ja noch ungestillter. Es wird wohl seinen Grund haben, daß Schiller auf manche Generationen viel ursprünglicher und tiefer wirkte, als auf uns.

Nun wäre es aber mindestens ebenso verkehrt, nur den Zuständen allein den Erfolg solcher Individualitäten zuschreiben zu wollen, wie etwa dem, was sie sagen, und daß sie es mit starrem, unbeugsamen Muzensrotz sagen. Die Fähigkeit, die Begabung, das Wie spricht denn doch auch mit. Es wird in Rußland gewiß nicht wenige geben, die zu denselben Erkenntnissen und Einblicken gekommen sind, wie Gorki. Aber ihnen mangelt das Organ, ihnen fehlt die Kraft des Könnens.

Anderseits wird manch ein Könner vorhanden sein. Aber er ist nicht der ganze Mann wie Gorki, der ernst und fest zupackt ohne Scheu, ohne Schonung.

*

Umsonst nennt sich Maximowitsch Pieschkow nicht Gorki, d. i. der „Bittere". Er stellt den alten Helden, den großen Kriegskünstlern, Massenmördern — den Rittern Blaubart und Toggenburg, den Richard Löwenherz — ein neues Heldenthum gegenüber. Was sind uns heute noch noch jene Gewaltheben? Kein Moderner konnte in ihnen das Leben wiedergeben, wie wir es erkannt haben. Sie waren und sind eine Form geworden, in die sich nicht mehr der wirkliche, allseitige Gehalt des Daseins hineinschöpfen läßt.

Gorki gibt uns Helden, die ihr Leben auf ihre Weise meistern, die ein schweres Schicksal erlebt haben. Er stellt uns die Allerelendesten, die Heimat- und Obdachlosen dar: die Verachteten, Misshandelten und Bemitleideten. Und wir müssen erkennen: ja, das sind Sieger, Helden, großherzige Abenteurer. Nicht alle: aber viele.

So in den „Verlorenen Leuten", die August Scholz jetzt in das Deutsche übertragen hat.*)

Merkwürdige, eigenartige Leiden. Der ehemalige Rittmeister, jetzige Herbergswirt, gewesene Besitzer eines Gesindevermietungscomptoirs und einer Druckerei Artilis Anwalda. Er hat sein Leben nicht vergewaltigen können und ist Anwärter und Genosse der „verlorenen Leute" geworden. Ferner: der Schulmeister, der sich durch Liefern von Zeitungsberichten ein ganz hübsches Stückchen Geld verdient. Aber was ist in einem Menschen Geld? Er geht hin, kauft Tröst, Zuckerstücken und ames Essen für die eine Hälfte seines

Digitized by Google

Einkommens, rafft alle Kinder der „Offenen Gasse", in der Kuwaldas Herberg liegt, zusammen und bewirtet sie unten am Flusse mit diesen Leckerbissen. Die zweite Hälfte seines Einkommens verleiht er zum guten Theil an seine Freunde — und den Rest verbraucht er für Herbergsmiete und Schnaps.

Noch mehr solcher Intelligenten hausen bei Kuwalda. Auch der dicke Tarras. Alles Menschen, die etwas gewesen sind. Darum nennt sie Gorki auch „Bywschije ljudi" — genau übersetzt: „Gewesene Leute". Das aber drückt uns zu wenig aus. Das reizt die Deutschen nicht genug. Darum wurde der grellere Ausdruck „Verlorene Leute" als Titel für das Buch gewählt, das fünf der besten Erzählungen Gorkis enthält.

Die umfangreichste und erschöpfendste ist die erste, die dem Buche den Titel gegeben. Sie ist fast zu umfangreich. Lange einleitende Schilderungen, zu genaue, kleinliche Beschreibung des Aeußeren, besonders des Aeußeren der Personen schaden dem klaren, scharfen Eindruck, verwischen das Charakteristische. Wenige Worte würden deutlicher sein. Eine Unsittlichkeit zur Beschränkung muss man, wenn man es ehrlich meint, Gorki nachsagen.

Das aber will wenig bedeuten gegen die rastlose, scheinbar unpersönliche Darstellung des Treibens der Gewesenen, das durch die heroische That Kuwaldas wie von einem unverlöschbaren Stern erhellt wird. Kuwalda verleiht eine nicht geringe Lebensfrische, als ihm sein Kamerad, der Schauspieler, gestorben. Er erhebt sich gegen die brutale Behandlung, die er — und die andern Bewohner der Offenen Gasse von den Vertretern der Regierenden und des Bürgerthums erfahren. Mit schlecht verhehlter Absicht vergreift er sich an seinem Todfeinde, dem Kaufmanne Petrumikow, und schmäht die Polizisten. Er erreicht seinen Zweck. Er wird gekabelt und abgeführt.

Wie er sein Vergehen unternimmt — das ist typisch für seine Classe. Sie alle wollen verwegener erscheinen, als sie wirklich sind. Ja, sie prahlen mit ihrer Verbrecherthat. Und ihre Nachtheit, ihre Unmittelbarkeit, durch die wir manch letztes des Menschlichen erfahren, das macht sie so angiehend. Sie kennen keine Heuchelei. Sie wollen ihre Schlechtigkeiten nicht verdecken. Die vielen Gründe, die uns andere zum verstecken und verbrämen nöthigen, brauchen sie nicht . . .

Leider hat Gorki ihnen eine zu hohe Philosophie mitgegeben. Er füllte seinen eigenen Wein in ihre Schläuche. Wohl besitzen die Landstreicher eine tiefe, nur ihnen eigenthümliche Welt- und Lebensweisheit. Aber sie äußert sich doch mehr unbewusst und instinctiv, nicht so pathetisch.

Ueberhaupt ist der düstere, pathetische Grundton ein Mangel Gorkis. Das reine Hell der blossen Heiterkeit fehlt ihm ganz. Wohl besitzt er Humor. Aber sein Humor ist gallebitter und ätzend wie Schwefelsäure. Beispiel: „Kain und Artem."

Kain ist ein amüsirtes jüdisches Hausteufelchen. Artem, der jüdische, felsstarke, aber faule Liebhaber der Häckerlinen, wird von ihm gepflegt, als Nachtwächter und Neidhicke den Burschen halb todt geschlagen. Zum Dank für die Pflege, für die Rettung aus Schmach und Noth schützt Artem den verfolgten, verhöhnten Kain. Aber zuletzt wird ihm der Dank lästig — wie allen Mächtigen der Dank gegen die Kleineren einsichtigend erscheint. Und der Löwe jagt die um Hilfe flehende Maus, die ihn einst aus dem Fangnetz genagt, davon und schlaft lächelnd ein . . .

Diese finstere Erkenntnis spricht sich auch in dem Ausgang anderer Erzählungen aus. Sie ist schließen fast alle mit der schweren Trübe eines regnerischen Märzendtags, der uns wieder zweifeln lässt, ob denn der Frühling wirklich naht.

Gorkis finstere Erkenntnis und Pathetik ist aber nothwendig zu der sagenhaften Größe, die er uns in der alten Hierchi bietet, deren Liebes Odyssee er schildert; sie ist nicht weniger nothwendig zu der anklagenden Symbolik in den „Verlorenen Leuten".

Da erzählt er, schlicht wie ein Chronist, dass das fette Bürgerthum eben auf den Hügeln zwischen wohlgepflegten Gärten wohnt. Wenn es regnet, strömt der ganze Unrath der oberen Stadt in die „Offene Gasse" der verlorenen Leute . . .

*

Und die finstere Erkenntnis und innere Pathetik ist es wohl auch, durch die wir Gorkis Helden als wirkliche Helden empfinden. Es sind eben Helden ganz neuer, überraschender Art. Sie zeichnen sich aus durch ein unbeschränktes Unabhängigkeitsgefühl. Sie haben die Fähigkeit und das Streben, ganz, wie es ihnen beliebt, alle lieb gewordenen Gewohnheiten, Tüchten, Zustände zu verlassen und von sich zu werfen.

Es ist ein Heroenthum, ein hochromantisches Heroenthum, das Gorki uns darbietet. Aber eben nicht eines nach dem Recept der alten Romantik all, unsinnig, aus seiner Wirklichkeit, die Ideale ausgebaut. Es ist eine lebendige, wirkliche Romantik, mit all dem gesegnet, was wir uns in langem Grübeln erdenkt, was wir uns als neues, romantikbildendes Ideal aufgerichtet haben.

Wenn auch riesige von Gorkis Helden ganz wie die beiden der alten romantischen Literaturepoche ein über Schwäche jammige gehen — wie Jemeljem, der einen Kaufmann nicht berauben konnte, weil ihn eine Selbstmörderin, die er am Thatort traf, so rührte, dass er sie von ihrem Vorhaben zurückhielt und ihren Eltern zuführte — die meisten Helden des „Bitteren" gehen zugrunde an einer That.

Und in diesem rückfichtslosen Auffstellen und Verherrlichen solcher Thatmenschen liegt das, was Gorki so hoch emporhebt über so viele. Hier liegt das, was die Jugend seines Vaterlandes zu ihm reißt — dieses Vaterlandes, das mit raffelnden Ketten belastet ist. Hier liegt auch das, was uns in seine Fesseln schlägt —

Berlin. Hans Ostwald.

Lesser Ury.

Ueber die Bilder von Ury zu sprechen, hat von jeher literarische Naturen gereizt. Man kann einen Betrachter seiner Kunst darauf analysiren, wie er sich zu den Eindrücken verhält, die von dieser bunten Welt ausgehen. Lebt in ihm ein zeichnerisches Naturell, wird er ziemlich stumpf bleiben; lebt ein musikalisches, wird er schon interessierter sein; lebt ein literarisches, wird er außer sich geraten. Ich bin so glücklich, sowohl musikalisch, wie literarisch nicht unempfänglich zu sein, und daher mag es wohl kommen, dass ich von Anfang an von der Ury'schen Kunst einen so starken Eindruck empfieng, wie selten von einer Malerei unserer Zeit, und dass heute noch, wo ich mit meinen kritischen Geiste auf diese Leidenschaft zurückblicke, ich nicht das Geringste von dieser Bewunderung ablassen kann. Trotzdem möchte ich nicht in den Ruf kommen, schöne literarische Vorstellungen an Stelle seiner Bilder zu setzen, was ebenso gefährlich für den Kritiker wäre, den man des Salbaderns beschuldigen könnte, als für den Künstler, von dem man glauben würde, er male weniger, als dass er dichte. Wir haben so viele schöne Worte für schöne Dinge in letzter Zeit verschwendet, dass es beinahe für uns einen Reiz hat, diese Schönrednerei zu vermeiden und den Lesern, sachlichen Grund unserer heftigen Empfindungen aufzuspüren, mit dem wir uns nunmehr ins Recht setzen und zugleich aber unnöthige und verdächtige Schwärmerei dämpfen.

So gehe ich denn in das Atelier Urys und in die Privatsammlungen seiner Bilder, aus denen man bei seinem Einsiedlerleben allein seine Kunst kennen lernen kann, und prüfe meine Bewunderung auf ihre sachlichen, ja technischen Gründe. Von der Musik seiner Landschaften will ich nicht reden, sie ist mir so selbstverständlich wie ihm; literarische Paraphrasen seiner großen Figurenstücke will ich vermeiden, sie sind mir ebenso Schaum wie ihm. Ich will mich nur fragen: wie erreicht er seine Eindrücke, wie stellt er sich zur Natur und Wirklichkeit, welche malerische Anschauung der Welt lebt in ihm, worin besteht das Originale hervon und wie hat er sich darin entwickelt?

Das Losungswort heißt: Farbe. Es ist ein gewöhnliches und abgebrauchtes Wort und auf viele Meister angewendet, es ist ein Stück Kunstgeschichte und steht auf jeder Seite unserer Bücher, und doch ist dies abgegriffene Wort, dem man kaum noch etwas Ungeahntes zutraute, durch die Energie seines Schaffens vollkommen wieder ein gewachsen worden, und es strahlt und leuchtet so unglaublich nackt, dass man zu dem Aberglaube verführt wird, die Farbe wäre bisher doch immer noch mit irgend einem Mäntelchen bekleidet gewesen. In der Natur ist alles. Ihre Größe und zugleich ihre Bedingtheit, ihr Reichthum und zugleich ihre Oekonomie besteht darin, dass sie eine Reihe von Factoren unlöslich multipliciert, dass sie aus Form, Farbe, Licht, Luft, Linie, Fläche ein Ganzes webt, aus dem man nichts herausnehmen kann, ohne ihre Existenz zu zerstören. Aber man kann es doch, wenn man Künstler ist. Der Künstler führt der Natur ihren Reichthum und ihre Größe vor, indem er sie theilt. Vielleicht sagt ihm die Natur aus und sagt ihm: ja, das bin ich nicht mehr. Aber der Künstler lässt sich dadurch nie beirren. Nun gut, dann bist du es nicht mehr. Ich liebe nur die Fläche, ich liebe nur die Farbe, ich liebe nur das Licht und ich werfe das andere weg, ich zeige die eine deiner Kräfte, und so groß zeige ich sie dir, wie du sie dir selbst in deinem verwickelten Apparate niemals herstellen kannst. Ich bin kein Realist, ich träume diese eine von deinen Kräften, und träume sie so intensiv, dass die Menschen glauben, ich sei doch ein Realist. Ich kann nun blosen Linien, Flächen oder Farben dich vollkommen illusionieren. Wieso, weiß ich nicht, aber ich fühle, dass dies mein Kunstverthum ist.

Nun, so sprechen die Geisteriehen, ja nur die Allegeistreichster. Rembrandt spricht so, der aus der Natur das Licht herausgesehen hat, Velasquez, der die Fläche herausah, Frans und Heine, die die Linie herausstehn. Die angewendete Masse der Realisten beschränkt sich nicht auf solche ihres gedanklige Extreme, sie nehmen von jedem etwas, unser Heimkünen etwas weiß Farbe, dann heißen sie Coloristen, etwas mehr Linie, dann heißen sie Zeichner, aber sie nehmen stets Mehreres. Der Eifrig ist verblüffend einfach. Wer

von jenen Factoren alles gleichmäßig mischt und wieder die Farbe von der Form, noch Linie vor Fläche allzusehr bevorzugt, ist bodenlos langweilig und gefällt den Proleten. Je weiter ins Extrem, desto geistvoller, subjectiver und verhaßter.

Man kann Urn nur genießen, wenn man fähig ist, in dieser sehr anstrengenden Weise die Farbe zu abstrahieren. Die Farbe hat sich bei ihm mit allen Dingen verseindet, mit der Form und der Linie, oft sogar mit der Perspective. Sie ist tyrannisch geworden und duldet nur Augen, die sich in der Sinnlichkeit ihrer Cultur haben. Weiße italienische Landzungen mit bunten hellen Häusern vor Schneeberger, und das ganze im Wasser wiederholt; grelle Sonne auf Föhrenstämmen und Lichtbalken, die in den Wald hineinschwärmen; dunkle Abendbäume mit unmerklichen discreten sterbenden Lichtern, hinter denen der Himmel einen glühenden Teppich niederbreitet; grüne Wellen von Wipfeln, die gegen eine Wiese anrücken; Himmel von Veronese Farbe mit rothen Bergreihen, wie sie verzückte italienische Dichter beschreiben; rasende Tänze von allen rothen und gelben Herbstfarben, die von Birkenstämmen hochgehalten werden; sammetschwarze Stämme, die vor weite, weiche Seen gestellt sind; rosalichte Wolken, die durch Baumwipfel hicken, und die steche, gelbe Pracht des Frühlings, alles wird bei ihm zur reinen materiellen Farbe, und die Farbe spricht so laut, daß sie die Form absorbiert und vollkommen erledigt.' So hätte die Natur ausgesehen, wenn sie beschlossen hätte, nur in Farbe zu erschinen.

Der Künstler darf gegen die Natur arbeiten, wenn er ihre Einzelkräfte so sioliert. Baumwipfel stehen gegen den Himmel durchbrochen und lösen sich in Luft auf; Urn aber verstärkt sie und macht sie dicht und dicht, um ihre Farbe heftiger hinsetzen zu können: es stört nicht. Sonne können wir nur malen, wenn wir alles vergessen, was die Sonne beschient, und allein ihrem Licht opfern. Ein anderer malt den Stamm und setzt das Licht darauf, Urn malt sofort das Licht, und gegen dies Kadmiumgelb reinster Essenz verschwindet Form und Fläche, die sich in Wolluft von ihm verzehren lassen. Die Isolierung der Farbe verlangt möglichst ungebrochene Töne. Die ungebrochenen Töne der Japaner stehen noch in der scharfen Zeichnung, Urns Farben sind nur in sich da, sie berühren sich zitternd und ihr Leben ist eine reine Symphonie. Wie einfach denkt man sich das Nebeneinander dieser reinen Töne und wie fürchterlich fällt es aus, wenn nicht ein aufs letzte gebildeter Geschmack es reguliert. Ich kann den Himmel blau nur machen und die Wiese gelb und das Wasser weiß, wenn das übrige Bild dazu stimmt. Jedes Bild ist ein Ensemble von Tönen, das in sich geschlossen ist und nur richtig erscheint, wenn es durch jene subtile Geschmacksvereineurung abgewogen ist, die keine Akademie lehren kann. Die Fähigkeit, aus der Natur ein Stück herauszulösen und auf die innere Bolter der Töne zu sehen, ist bei Urn genial. Das Gefühl für die Valeurs ist instinctiv bei ihm, und nur eine solche Sicherheit des inneren Auges gewährleistet das schöne Bild, dessen ungebrochene Töne sofort rein und bestimmt dastehen müssen, wenn sie ihre Kraft nicht verlieren sollen. Dieses ist der Impressionismus der Farbe pur sang, zu dessen Bewältigung eine ebenso intensive künstlerische Durchbildung gehört, wie zu irgend einer anderen malerischen Anschauung der Dinge.

Langsam hat sich Urn auf dies Ziel entwickelt, und er ist noch nicht fertig. Aus dem Anfang der Achtzigerjahre gibt es von ihm ländliche Scenen, auch gern mit Figuren, die damals in Deutschland ohne jeden Wettbewerb waren. Er sieht bereits auf scharfes Licht und lebendige Farbe, aber innerhalb der realistischen Anschauung. Durch die Pastellechnik wird er einige Zeit später zum Bekenntnis eines zunächst sehr rohen Coloricismus gebracht, der die Farben unterstreicht, aber noch nicht harmonisch abwägt. Allmählich durch Motive aus Holstein, Hamburg, Rügen, Berliner Umgebung, zuletzt auch Italien, bildet sich jener unnachahmliche Sinn für die übergehenden Valeurs aus. Hunderte von kleinen und großen Pastellen, auch mehrere Oelbilder, die sich in der Wirkung von den Pastellen nicht sehr unterscheiden, sind die Zeugen dieser Entwickelung der Urn'schen Landschaft. Nur wenige davon waren bisher ausgestellt. Langjam tritt nun auch die Figur in den Bereich seines coloristischen Systems. Die früheren Porträts und Studien steckten, wie die ersten Landschaften, noch im Realismus. An einem Porträt von Schlenther hat er einmal seine Fähigkeit, zu zeichnen und tegar zu treffen, glänzend bewiesen. Aber ausschließlich dieser Anlage arbeitet er im stillen an der Bezwingung der Menschen durch die Urn'sche Farbe. Das ist sehr schwer und dornenvoll. Zuerst kamen die „trauernden Juden", ein großes Bild voll Rasse und unwiderstehlich in seiner dunklen und tiefen Macht, wie noch niemals Juden dargestellt wurden, heiß und athmend, wie der Athemhauch der hebräischen Lyrik! Ein Triptychon mit der Darstellung der drei Menschenalter, ein Notenblatt mit Adam und Eva, die vor die weite, abendlich gedehnte Ebene kommen, die einer Abend in dieser Pracht und endlich Jeremias, unter dem Nachthimmel liegend wie ein Geschwür der Erde — das war ein Kreis über das hellste Licht zur Nacht zurück. Vieles war in diesen Studien gegen die alte Zeichenlehre verfehlt, vieles war wieder gelungen, bisweilen, wie im Arm Adams, sah man das coloristische Ideal klar durchleuchten — Poesie eines ringenden, tiefen und herzlich unbanalen Menschen war in allem. An diesem Punkt steht der Künstler. Ohne sich vielleicht selbst darüber klar zu sein, ringt er mit dem Sieg der Farbe über den alten hergebrachten Act. Wenn er es erreicht, wird er auch hier übergegangen die Form durch die Farbe abfordieren lassen. Solange er es noch nicht erreicht, werden die Verfechter der alten Formlehre gegen ihn recht behalten. Es ist leyerisch fast, von einem Act zu träumen, der wahrhaft nur in der Farbe lebt, und doch glaube ich die Phantasie zu besitzen, es mit auszudenken. Es ist ein blutiger Eroberungszug, den hier ein Künstler unternimmt, mit elenden Siegen, gräßlichen Schlachten, mit Fehlern und Verzweiflungen und der ganzen Unzufriedenheit des kleinen Glücks. Erreicht er's, so wird er ein Rembrandt der Farbe. Erreicht er's nicht, wird es einst sein Erbe werden. Erschaut hat er es zuerst.

Berlin. Oscar Bie.

Die Woche.

Politische Notizen.

Was ich mich in der letzten Zeit schon über die böhmischen Landtagswahlen gesorgt habe, die im nächsten Herbst bevorstehen! In den schönsten politischen Träumen stören sie mich. Da bekommt man doch in der gesammten officiösen Börsenpresse jeden Tag zweimal zu lesen, daß jetzt Zeichen und Wunder geschehen in Oesterreich: die Junggeschen sind von einer wahren Begeisterung für positive parlamentarische Arbeit auf dem Gebiete der Canäle und Flußregulierungen erfaßt; von den alten Sündern, den Feudalen, haben sie sich völlig losgelöst, den Prinzen Schwarzenberg hat der Dr. Herold geradezu von den Rockschößen abgeschüttelt, und die Jungczechen sind plötzlich in heißer Liebe zu den anticlericalen deutschen Parteien entbrannt. Nicht abzusehen, welch glorreiche Entwickelung im Thale unter dem Regime Koerber nun noch nehmen werden in Oesterreich! . . . Das lef' ich, wie gesagt, täglich zweimal in der officiösen Presse. Und so oft ich mich in den Stuhl zurücklehne, um den herrlichen Traum von einem neuen deutsch czechischen Fortschritts-Oesterreich auszuträumen, fallen mir diese fatalen böhmischen Landtagswahlen ein, die im Herbst herankommen. Und dieser Gedanke wirkt auf mich ungefähr ebenso ernüchternd, wie die Mittheilung, daß ein Cavallerieofficier, der sich in ein reiches Judenmädchen plötzlich verliebt haben soll, drückende Schulden hat. Die böhmischen Landtagswahlen sind nämlich eine Art Zahltag für die Jungczechen, und gerade knapp vor diesen Zahltag kommt mir die unseres erwachte Liebe der Jungczechen zu dem deutsch fortschrittlichen Juliusts-Oesterreich, gelinde gesagt, ein wenig verdächtig vor.

*

Es scheint nämlich, daß die Jungczechen eigentlich politisch insolvent sind. Wie der Cavallerieofficier, ehe er den Goldfisch angeln geht, mit einer eleganten Cocotte seinen Credit zu heben sucht, so haben die Jungczechen in ihrer bisherigen, mehrjährigen und ungemein kostspieligen Liaison mit dem Feudaladel ihr politisches Capital verbraucht. Schon die letzten Reichsrathswahlen, in welchen mehrere ihrer Candidaten gegen die parlamentsmüden Realinge der nationalsocialen und der agrarischen Partei durchsielen, haben darauf gedeutet, daß die Jungczechen beim czechischen Volke den unbedingten Credit von ehedem bereits eingebüßt haben. Und eben für die kommenden böhmischen Landtagswahlen wird ihnen noch weit Aergeres prophezeit. Trotzdegen thut ihnen jetzt eine wirthschaftspolitische Stachlung ihrer Kräfte so dringend Noth. Darum stehen sie im Marz plötzlich so categorisch für die Canäle verlangt, weil sie die Canäle für den Speck halten, mit dem man agrarische Wähler fängt.

*

Sie haben sich nur leider geirrt. Die entstimmigen Beschlüsse des deutschen wie des czechischen Landesculturrathes in Böhmen haben bewiesen, daß die Agrarier die Canäle gar nicht wollen, sondern nur Flußregulierungen. Also umsonst die Jungczechen mit Canal wieder Ahnengrabenungen. Bei diesem tollen Wahlerfang musste Herr v. Koerber, der Staatsmännische Militarist, seine wirthschaftspolitischen Ansichauungen über die Nothwendige von Flußregulierungen und Canälen in „leidenschaftsloser Sachlichkeit" wiederholt unternehmen. Präsident von Abrahamowicz hat sich bestimmen lassen, mit Rath, auch mit einem langen Mundvorrathsen — also hoffentlich auch nicht gum lentemal. Aber jetzt müssen, lest es was es wolle, die böhmischen Klüfte noch in der Frühjahrssession des Abgeordnetenhauses, auf dem Parket des Abgeordnetenhauses wenigstens, grundlich durchregulieren werden, weil sonst allzuviel Bauer auf der Mulden der czechischen Agrarier abbleibt. Dann im Herbst finden die böhmischen Landtagswahlen statt. Deswegen hat's jetzt mit den Flußregulierungen so große Eile, und daher in Gold auch nix so gut angelegt worden wie die 7½ Millionen Flußregulierungscanälchen, von denen die Jungczechen und die politischen Flüsse in der Hoffnung sich eine Landtagsmehrheit einzuwetten hoffen, ehe auch nur ein Bauer wissen von dem Anlehen wirklich ausgegeben ist.

*

Die czechischen Landtagsabgeordneten sind also nicht ohne Absicht nach Wien gereist, die Abgeordnetenhaus-Sitzungen sind nicht ohne die Tendenz zu besuchen, daß den Wählern der czechischen Landbevölkerung bisher nicht ohne Grund der Eindruck entstanden ist, daß die Jungczechen nicht mehr recht Lust haben, sich für die Interessen der Landbevölkerung zu begeistern, und daß sie sich nicht mehr viel Mühe geben, ihre Versprechungen zu halten. Die Jungczechen sind nicht mehr so populär, wie sie es noch vor einigen Jahren waren, und sie werden es nicht eher wieder werden, bis sie der Landbevölkerung wieder etwas bieten können, was sie auch haben will, und das ist nicht Canäle, sondern Flußregulierungen. Und eben deshalb sind die Jungczechen jetzt so eifrig für Canäle, weil sie sich davon eine Popularitätsaufbesserung versprechen, die sie sonst nicht haben können.

*

Die Rechnung ist nur leider gefehlt. Die entstimmigen Beschlüsse des deutschen wie des czechischen Landesculturrathes in Böhmen haben bewiesen, daß die Agrarier die Canäle gar nicht wollen, sondern nur Flußregulierungen. Also umsonst die Jungczechen mit Canal wieder Ahnengrabenungen. Bei diesem tollen Wahlerfang musste Herr v. Koerber, der Staatsmännische Militarist, seine wirthschaftspolitischen Ansichauungen über die Nothwendige von Flußregulierungen und Canälen in „leidenschaftsloser Sachlichkeit" wiederholt unternehmen. Präsident von Abrahamowicz hat sich bestimmen lassen, mit Rath, auch mit einem langen Mundvorrathsen — also hoffentlich auch nicht gum lentemal. Aber jetzt müssen, lest es was es wolle, die böhmischen Klüfte noch in der Frühjahrssession des Abgeordnetenhauses, auf dem Parket des Abgeordnetenhauses wenigstens, grundlich durchregulieren werden, weil sonst allzuviel Bauer auf der Mulden der czechischen Agrarier abbleibt. Dann im Herbst finden die böhmischen Landtagswahlen statt. Deswegen hat's jetzt mit den Flußregulierungen so große Eile, und daher in Gold auch nix so gut angelegt worden wie die 7½ Millionen Flußregulierungscanälchen, von denen die Jungczechen und die politischen Flüsse in der Hoffnung sich eine Landtagsmehrheit einzuwetten hoffen, ehe auch nur ein Bauer wissen von dem Anlehen wirklich ausgegeben ist.

*

Die czechischen Landtagsabgeordneten sind also nicht ohne Absicht nach Wien gereist, die Abgeordnetenhaus-Sitzungen sind nicht ohne die Tendenz zu besuchen, daß den Wählern der czechischen Landbevölkerung bisher nicht ohne Grund der Eindruck entstanden ist, daß die Jungczechen nicht mehr recht Lust haben, sich für die Interessen der Landbevölkerung zu begeistern, und daß sie sich nicht mehr viel Mühe geben, ihre Versprechungen zu halten. Die Jungczechen sind nicht mehr so populär, wie sie es noch vor einigen Jahren waren, und sie werden es nicht eher wieder werden, bis sie der Landbevölkerung wieder etwas bieten können, was sie auch haben will, und das ist nicht Canäle, sondern Flußregulierungen. Und eben deshalb sind die Jungczechen jetzt so eifrig für Canäle, weil sie sich davon eine Popularitätsaufbesserung versprechen, die sie sonst nicht haben können.

*

Die Rechnung ist nur leider gefehlt. Die entstimmigen Beschlüsse des deutschen wie des czechischen Landesculturrathes in Böhmen haben bewiesen, daß die Agrarier die Canäle gar nicht wollen, sondern nur Flußregulierungen. Also umsonst die Jungczechen mit Canal wieder Ahnengrabenungen. Bei diesem tollen Wahlerfang musste Herr v. Koerber, der Staatsmännische Militarist, seine wirthschaftspolitischen Ansichauungen über die Nothwendige von Flußregulierungen und Canälen in „leidenschaftsloser Sachlichkeit" wiederholt unternehmen. Präsident von Abrahamowicz hat sich bestimmen lassen, mit Rath, auch mit einem langen Mundvorrathsen — also hoffentlich auch nicht gum lentemal. Aber jetzt müssen, lest es was es wolle, die böhmischen Klüfte noch in der Frühjahrssession des Abgeordnetenhauses, auf dem Parket des Abgeordnetenhauses wenigstens, grundlich durchregulieren werden, weil sonst allzuviel Bauer auf der Mulden der czechischen Agrarier abbleibt. Dann im Herbst finden die böhmischen Landtagswahlen statt. Deswegen hat's jetzt mit den Flußregulierungen so große Eile, und daher in Gold auch nix so gut angelegt worden wie die 7½ Millionen Flußregulierungscanälchen, von denen die Jungczechen und die politischen Flüsse in der Hoffnung sich eine Landtagsmehrheit einzuwetten hoffen, ehe auch nur ein Bauer wissen von dem Anlehen wirklich ausgegeben ist.

*

Die czechischen Landtagsabgeordneten sind also nicht ohne Absicht nach Wien gereist, die Abgeordnetenhaus-Sitzungen sind nicht ohne die Tendenz zu besuchen, daß den Wählern der czechischen Landbevölkerung bisher nicht ohne Grund der Eindruck entstanden ist, daß die Jungczechen nicht mehr recht Lust haben, sich für die Interessen der Landbevölkerung zu begeistern, und daß sie sich nicht mehr viel Mühe geben, ihre Versprechungen zu halten. Die Jungczechen sind nicht mehr so populär, wie sie es noch vor einigen Jahren waren, und sie werden es nicht eher wieder werden, bis sie der Landbevölkerung wieder etwas bieten können, was sie auch haben will, und das ist nicht Canäle, sondern Flußregulierungen. Und eben deshalb sind die Jungczechen jetzt so eifrig für Canäle, weil sie sich davon eine Popularitätsaufbesserung versprechen, die sie sonst nicht haben können.

Digitized by Google

aus. Und wenn ich die jungczechisch-deutsche Wasserallianz von gestern und heute betrachte, kann ich mich mancher Bedenken für ihre weitere Entwickelung nicht erwehren

•

Denn, wir scheint, der Cavallerieofficier ist nicht seiner Cocotte, sondern die Cocotte ist des verarmten Cavallerieofficiers überdrüssig geworden, und wenn der jungczechische Sozialwind wieder Credit hat, wird er, fürchte ich, der bürgerlichen Verbindung ungeachtet, treu sein, wenn die Feudalen ihn wieder in Gnade aufnehmen. Natürlich wollen uns die officiösen Heiratsvermittler etwas anderes weismachen. Sie erzählen gerüchtweise, wie die Jungczechen sich stolz von den Feudalen losgesagt haben, um, von den Jungdeutschen endlich gehetzt, eine bürgerliche Verbindung mit den gemäßigten Deutschen einzugehen. Sie erzählen die Heiratsvermittler, die Börsenofficiösen. Aber, wir haben zufällig auch Gelegenheit gehabt, durch die „Narodni Listy“ ein Stück der Abscheidsreme mitanzuhören, die sich zwischen den Jungczechen und dem Feudaladel abspielt hat. Die Jungczechen haben gesiegt, dafs die Feudalen sie zuerst ruinirt und dann mit den Agrariern betrogen haben. Wie oft und reservirt dagegen haben sich die Feudalen zu diesem Muthausbruch verhalten! Und wie klug! Falls die Jungczechen, nachdem sie sich mit Wasser gestärkt haben, des bürgerlichen Verhältnisses müde, wieder in die Arme der geliebten Feudalen zurückkehren sollten, werden sie, wie dies in solchen Fällen üblich, jedes harte Wort, das sie jetzt ihrer Liaison geben, bei der Wiederanknüpfung mit schweren Werten aufwiegen müssen. Man lese nur den von vornehmer Zurückhaltung erfüllten sympathievollen Brief, den der Prinz Friedrich Schwarzenberg, auch Fido, alias Perfido genannt, über die Differenzen mit den Jungczechen im „Prager Tagblatt“ veröffentlicht hat. Gehört in den Musterbriefsteller für intermittierende Liebschaften. Diesen Brief haben freilich die Wiener Börsenofficiösen nicht abgedruckt. Welch zarte Aufsicht für den neuen Bund! Aber den Herren Dr. Kaizl und Dr. Adamek mufs dieser unfreundliche Abschiedsbrief aus Feudaler Hand sehr wohl gethan haben. Es gibt vielleicht noch ein Wiedersehen! Zukunftstendenzwoupslup: beim § 14; Zeit: nach den böhmischen Landtagswahlen; schönes Staatsstretchwetter natürlich vorausgesetzt!

•

Als die Nachricht von der Reise des Kaisers nach Böhmen gerüchtweise auftauchte, veröffentlichte das „Fremdenblatt“ am 8. März die folgende hochfreiche Notiz:

„Seit einiger Zeit werden von bestimmter Seite über die politische Lage tendenziöse Gerüchte in Umlauf gesetzt, die offensichtlich den Zweck haben, die Situation zu erschweren und seine Besserung aufzuhalten zu lassen. Es dauerte sich hier um Combinationen und politische Brunnenvergiftung. Wir können nicht genug davor warnen, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, die gänzlich unwahr sind und nur den Zweck verfolgen, zwischen den einzelnen Parteien Mifstrauen zu säen.“

Trotz oder gerade wegen dieses Dementis wurde dem Gerüchte von der Kaiserreise allgemein Glauben geschenkt und nun das Communiqué des „Fremdenblatt“ wurde für unwahr gehalten. Jetzt ist das Gerücht zur officiell abgestempelten Wahrheit geworden. Das schreibt nun das „Fremdenblatt“ (9. März) nicht errothen, sondern das leitende Blatt des „Fremdenblatt“ vom 14. Mai beginnt mit den heiteltönenden Worten:

„Was seit langem als frohes Anzeichen der wesentlichen Beruhigung, die in Oesterreich eingetreten, erwartet wurde, ist heute zur Gewissheit geworden. Se. Majestät der Kaiser tritt Mitte Juni die Reise nach Prag an“

Was also am 8. März „politische Brunnenvergiftung“ war, ist am 14. Mai zum „frohen Anzeichen der Beruhigung“ geworden. Immerhin hat der Officiöus die Ehrlichkeit, einzugestehen, dafs sein Dementi nicht geglaubt worden ist; sonst hätte man die Kaiserreise nicht als „frohes Anzeichen“ „erwarten“ können. Bisher haben solchen die officiösen Blätter nur bei Ministerwechseln die Ehre zu verheißen. Jetzt müssen sie es auch unter ein und demselben Ministerium bei jeder Gelegenheit thun.

•

Was wir vor vierzehn Tagen an dieser Stelle über die Concurrenz mit der druckfertigen officiösen „Rothspitzung“ berichtigte der Freundlichkeit der „Oldeutschen Rundschau“ gelagt haben, schient ebenso gewirkt zu haben, wie die Kritik, die wir gleichzeitig im Leitartikel der Canal- und Moerber-enthusiastischen Rede des Abg. Wolf haben zutheil werden lassen. Die „Oldeutsche“ schreibt jetzt auch schon, dafs sie den Herrn v. Koerber „keine Thräne nachweinen würde“, da unter ihm der Clericalismus üppiger gedeiht als je z. i. w., und Herr Wolf hat sich in seiner Ausschusrede über die Canale so kritisch und skeptisch ausgesprochen, dafs, wenn es nach ihm ginnge, der „historische Augenblick“, der ihn in einer ersten Rede zum Thränendrüs begeistert hat, auf absehbare Zeiten oder mindestens auf die nächste Herbstsession hinausgeschoben werden müsste. Es scheint, dafs den Oesterreichern, auch den Oldeutschen, die Regierungsnachsuppern so sehr zur zweiten Natur geworden ist, dafs es erst eines kräftigen Stofses bedarf, um ihre krimischen Zuckungen zu wecken.

•

Bei Herrn Wolf und den Oldeutschen ist die Wuth nun so ausgetobt, dafs eine Regierungsvorlage gerade in dieser Frage dem verhafsten Junkerthum der Ostmarken nicht mehr genügt; sie verlangen, praktisch wird es sich wohl nicht machen lassen, die Canäle so anzulegen, dafs in den Mulde wie in der Oder auch Schiffe fahren können, es soll nur den Oldeutschen und Herrn Wolf nicht mehr ärgern, wenn sie sehen, dafs auch die Tschechen am Wasser sich laben und Wasser trinken. Es scheint, dafs die Regierung sich diesen Wünschen nicht fügen will, sondern auf ihrer Vorlage beharrt. Wenn sie dies thut, so ist es ihr Recht, und wir können nur wünschen, dafs sie es thue. Denn wir sind überzeugt, dafs die Canäle, wenn sie einmal gebaut sind, sich als ein Segen für die Bevölkerung erweisen werden, und dafs sie, wenn sie nicht gebaut werden, ein Unglück für die Bevölkerung sein werden. Wir sind überzeugt, dafs die Canäle, wenn sie einmal gebaut sind, sich als ein Segen für die Bevölkerung erweisen werden, und dafs sie, wenn sie nicht gebaut werden, ein Unglück für die Bevölkerung sein werden. Wir sind überzeugt, dafs die Canäle, wenn sie einmal gebaut sind, sich als ein Segen für die Bevölkerung erweisen werden, und dafs sie, wenn sie nicht gebaut werden, ein Unglück für die Bevölkerung sein werden.

•

Im Centralverband sagte der weiland deutschliberale Abgeordnete Hofrath Hallwich, unter dem Zeichen der Investitions- und Wasserbauten werde es wieder eine Lust sein zu leben in Oesterreich. Ach, der Ulrich von Hutten kann sich schauden für diese Verbalhornung seines berühmten Wortes. Der Hofrath Hallwich hätte aber diese Anleihe bei dem armen Ulrich, dem grofsen Gottesstämpfer, nicht nöthig gehabt. Denn für Leute vom Schlage des Hofraths Hallwich ist es auch vor der Investitions- und Canalvorlage eine Lust gewesen zu leben in Oesterreich. Und wie zu leben! Hofrath Hallwich ist bekanntlich unter anderem Präsident der Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft, die im letzten Jahre einen Reingewinn von 53 Procent erzielt und an ihren Verwaltungsrath eine Tantieme von einer halben Million Kronen vertheilt hat. Wenn es da dem Hofrath Hallwich nach seine Lust zu leben in Oesterreich, dann weifs ich wirklich nicht, wie dick noch die Kohlengenimmte fliefsen müssen, damit auch der Hofrath Hallwich endlich auch der Reihe der Malcontenten in Oesterreich tritt.

•

Volkswirthschaftliches.

Die Verwaltung der Buschtiehrader Bahn, welche schon durch eine Reihe von Handlungen, die an dieser Stelle besprochen wurden, bewiesen hat, dafs ihre Empfindung für kaufmännische Correctheit nicht allzu ausgebildet ist, hat neuerlich wieder gezeigt, in welchem Mafse von Hinterhältigkeit sich die Leiter einzelner unserer grofsen Actien-Unternehmungen für berechtigt erachten. In einem insbesondere die Legung des zweiten Geleises auf dieser Bahn regelnden Uebereinkommen mit der Regierung vom 15. Juni 1897 hat die Verwaltung dieser Bahn die Verpflichtung übernommen, eine kleine Verbindungsstrecke in Karlsbad zu erbauen, der Regierung binnen zwei Jahren auf Kosten der Gesellschaft herzustellen und um die Concession für den Bau und Betrieb dieser Linie einzukommen. Nebenbei bemerkt, haben wir schon damals es getadelt, dafs so wichtige Verenbarungen nicht sofort amtlich im Wortlaut veröffentlicht werden. Es wäre erforderlich, eine regelmäßige Veröffentlichung des Uebereinkommens im Gesetzblatt. Nicht der Bahn im Jahre 1898 und die Regierung sah sich erst im Jahre 1899 veranlasst, in einer Urkundensammlung den Wortlaut dieses Vertrages bekanntzugeben. Zu ihrem letzten Geschäftsbericht nun erklärt die Verwaltung der Buschtiehrader Bahn, dafs die Regierung in Aufgebung dieser Linie, um die Concession für diese Verbindungsbahn einzuschreiten, worauf die Verwaltung dem Eisenbahnministerium mitgetheilt habe, „dafs wir nach der Sachlage dies ohne Genehmigung der Generalversammlung zu thun nicht vermögen und die Ertheilung dieser Genehmigung nicht zu erwarten ist, dafs wir jedoch nicht unterlassen werden, den beabsichtigten Rückkauf der Gemeinde sofort einzuleiten, falls wir dessen nicht enthoben werden.“ Das heifst, wir werden die Nichterfüllung der Verpflichtung, die wir im Namen der Gesellschaft übernommen haben, von der Generalversammlung bestätigen lassen. Die allzeit einsichtige „Neue Freie Presse“ findet das ganz „korrekt“. Wir sind in der That nun der Frage, ob eine Gesellschaft durch eine Erklärung ihrer Verwaltung bedingungslos verpflichtet werden kann.“ Mit Verlaub, diese Frage ist längst entschieden. Der Artikel 230 des Handelsgesetzbuches sagt darüber: „Die Gesellschaft wird durch die von dem Vorstande in ihrem Namen geschlossenen Rechtsgeschäfte berechtigt und verpflichtet.“ Und Art. 231 „Der Vorstand ist der Gesellschaft gegenüber verpflichtet, die Beschränkungen einzuhalten, welche in dem Gesellschaftsvertrage oder durch Beschlüsse der Generalversammlung für den Umfang seiner Befugnis, die Gesellschaft zu vertreten, festgesetzt sind.“ Gegen dritte Personen hat also eine Beschränkung der Befugnisse des Vorstandes, die Gesellschaft zu vertreten, keine rechtliche Wirkung.“ Die Verpflichtung der Gesellschaft ist also nach dem Gesetze unzweifelhaft, und höchstens kann die Verwaltung der Gesellschaft gegenüber schadenersatzpflichtig werden. Aber in diesem Falle ist überhaupt eine Genehmigung seitens der Generalversammlung nicht nöthig. Wie schon erwähnt, hat die Verwaltung den wesentlichen Inhalt des Uebereinkommens, und zwar gerade in diesem Punkte wörtlich den Actionären im Geschäftsbericht pro 1897 bekanntgegeben. Der Geschäftsbericht pro 1897 ist von den Actionären auch genehmigt genommen und genehmigt worden, und somit auch implicite das darin enthaltene Uebereinkommen mit der Regierung. Was die Verwaltung jetzt thut, ist ein einfacher Wortbruch, zu dessen Unterstützung sie die Actionäre heranziehen will. Und es wäre eine unbegreifliche Schwäche der Regierung, auf ihr vertragsmäßiges Recht zu verzichten. Incidentell mufs Verwahrung gegen Zeitungs-Meinungen der Buschtiehrader Bahn durch gerichtliche Entscheidungen klar gelegt werden, dafs es nicht angeht, Verträge zu schliefsen, die etwaigen Vortheile daraus zu geniefsen und sich den darin festgelegten Verpflichtungen nachträglich mit der Ausrede auf die Generalversammlung zu entziehen.

•

Dieser Tage war in mehreren Zeitungen ein Inserat zu lesen, in welchem die Actionäre der Oesterreichischen Nordwestbahn zu einer Actiengesellschaft zwecks der Rückkaufs-Verhandlungen, Aufbewahrung der Actien gegen Actien der Nord- und Handels-Actiengesellschaft in Bremen umgetauschen. Die Reichsbahnbrücke haben durch eine Reihe von Jahren mit glänzenden Erfolgen gearbeitet. Es ist hatten die Preise ihrer Produkte zum Schaden der Consumenten niedrig gehalten, die sich durch die hohen Tarifsätzen angelegt, mehrere Conkurrenzfabriken bildeten, für die der Bau auch unbedingt Not den hohen Tarifsätzen war es in Deutschland und Oesterreich vorher und die Preise Reichshalbhalt z. B. die noch im Januar 1902 12 Mark betrugen, sind jetzt auf die jetzige Geschäftszahl kann die ausländischen Mitbewerbungen verdient. Es zeigt sich hier, wie schon oft, dafs Privatbahnen zwecks in der Tarifsermäßigung, dafs der Tarif sämtlichen Tarifen nicht einmal zum Vortheil der ausländischen Industrien, der Ausfuhr gegen die Conkurrenzländern ein Tarif auf die „Schienen Nord“ Tarifes gehabt, dem bereits sämmtliche deutsche Ausfuhrländer und eine ausländische angehören, und der auch für Oesterreich-Ungarn gelten soll. Man kann sich auch schon ein Bild machen, wie sich die Verhältnisse gestalten werden die schwachen Bahnen, die nicht mehr Verkehrsmittel

getrieben und die Bildung neuer Fabriken provociert werden, worauf wieder ein Preiskampf folgen dürfte u. s. w., wie dies schon bei der harmonischen Regelung der Production üblich ist. Eigenartig ist die Form, in welcher die Actionäre der Triester Fabrik zum Umtausch ihrer Actien aufgefordert werden. Den Actionären wird in dem erwähnten etwa dreißig Zeilen langen Inserat über die Verhältnisse des vor wenigen Monaten gegründeten Unternehmens, dessen Actien sie nun in Umtausch gegen ihre bisherigen Actien erwerben sollen, gar nichts mitgetheilt, als die Capitalshöhe. Sonstige Anhaltspunkte zur Beurtheilung, ob der Umtausch zweckmäßig und der Umtauschcours angemessen sei, fehlen. Und wenn man auch den Verdacht ganz von sich weisen will, daß die Hauptinteressenten des Trusts die Gelegenheit benützen wollen, um die Triester Fabrik, deren Actien vor wenigen Jahren über 1000 Kronen und heute wenig mehr als die Hälfte davon notieren, billig an sich zu bringen, wird man eine derart oberflächliche Insormierung der Actionäre unzulässig finden. Das Gesellschaftsstatut, die „Anglo-Oesterreichische Bank, hat die unbedingte Verpflichtung, in einem eingehenden Exposé den Actionären der Triester Gesellschaft, welchen sie den Kauf der Actien einst zu viel höheren Cursen empfohlen hat, die Zweckmäßigkeit und die Angemessenheit der Bedingungen des Umtausches darzulegen und der ganzen Transaction eine weit größere Publicität zu verleihen. Denn das Interesse könnte einer Reihe von Actionären überhaupt entgangen sein und wenn man sich auch über die Angemessenheit des Umtauschpreises kein Bild zu machen vermag, so ist doch das eine gewiß, daß die einzelnen Actionäre, welche nicht umtauschen, zu Schaden kommen werden. Denn der Trust wird die Erträgnisse möglichst in der eigenen Bilanz aufweisen und nicht in den Bilanzen der Einzelfabriken, schon um Steuern zu ersparen. *ri.*

Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierte Fräulein Metzger als Fides, Amneris, Azucena und Carmen. Sie ist eine dramatische Stimme von ungewöhnlicher Begabung, ein echtes, vielversprechendes Bühnentalent. In jenen Rollen, die einen Vergleich mit Fräulein Walker herausforderten, merkte man allerdings einige Schwächen der Stimme, deren Klangfarbe nicht in allen Registern vollkommen ausgeglichen ist. Fräulein Metzger scheint das zu fühlen und forciert dann etwas ihre volltönenden tiefen Töne, während sie die höheren ängstlich umgeht und dann auch wohl häufig distoniert. Unter diesen Umständen schien das Experiment mit der Carmen (die übrigens an vielen Bühnen der Altistin zugetheilt wird) besonders gefährlich, gelang aber viel besser, als man erwarten durfte. Ja ich möchte sogen, die Künstlerin hat als Carmen ihre besten gegeben, denn sie elektrisierte das Publikum nicht blos durch ihr hinreissendes Spiel, sondern auch durch ihren Gesang, den man bei unserer sonst vorzüglichen Wiener Carmen-Darstellerin öfters bemängeln durfte. Auf jeden Fall rechtfertigt der große Erfolg des Fräulein Metzger den Versuch, den die Direction mit ihrem Gastspiel gemacht hat. **A. W.**

*

Um die Mitte der Neunzigerjahre ist Josef Ruederers Komödie „Die Fahnenweihe" zum erstenmale in Deutschland draußen gegeben worden. Einzelne Mängel der Composition konnten nicht unbemerkt bleiben und wurden auch gerügt, aber die literarischen Bedeutung dieses Widerspieles gegen die rührsamen Bauernstücke, in denen man uns bis zum Ueberdruß mit den theaterlichen Tugenden der Landbevölkerung gefüttert hatte, sowie die wilde Kraft der aus dem Drama hervorlohenden Satire fand nicht nur in literarischen Kreisen, sondern auch beim Publicum verdiente Anerkennung. Den Besuchern der am 15. Mai vom Deutschen Volkstheater veranstalteten Erstaufführung des Stückes im Wien war es vorbehalten, dasselbe auszubohnen und die Entdeckung zu machen, daß „Die Fahnenweihe" ein ödes Machwerk, eine Stümperarbeit oder dergleichen sei. Man könnte für diesen Misserfolg des Publicums vielleicht die Leitung des Volkstheaters verantwortlich machen, die über das ohne ihn in weit vorgeschrittener Saison gegebene Stück den Bannfluch einer zum Theil geradezu jämmerlichen Besetzung verhängte. Aber noch vor Beginn der Vorstellung hörte man bereits im Theater ganz laut erzählen, dem Stücke „müßte" eine Niederlage bereitet werden, und ein Theil des Publicums war von Anfang an von einer Feindseligkeit, die sich durch bloße Empfindlichkeit gegen die auf der Bühne vollzogene Geißelung der Lotterhaftigkeit nicht völlig erklären läßt, vielmehr den Eindruck einer wohlvorbereiteten Voreingenommenheit machte. Freilich, so gut gefallen wie Karl Costas einfältige Bürstelei „Ihr Corporal", die man acht Tage vorher unter rauschendem Beifall „zum erstenmale" gegeben hatte, kann nicht jedes Stück. Aber mit etwas mehr Achtung hatte man viel leicht eine literarische Arbeit eines begabten Schriftstellers behandeln können; von der Theaterunternehmung wenigstens konnte man das erlangen.

Max Burkhard.

*

Wer die Parodie einer Opernvorstellung hören will, der besuche jetzt die Aufführungen der italienischen Truppe im Carl Theater. Mit solcher Oberflächlichkeit und so unfassbarem Mangel jeder Rücksicht auf das anwesende Publicum ist noch selten in Wien eine Oper gegeben worden. Die Darsteller gingen sämmtlich nicht den primitivsten Anforderungen der Gesangskunst und dramatischen Darstellung. Die Coloratursängerin Signora de Spada besitzt zwar eine ziemlich bewegliche, aber keineswegs vollendet ausgebildete hohe Sopranstimme, die wie ein schriller Pfiff klingt, und bei dem seelenlosen Vortrag, der zwar Routine und Beherrschung der Schablone, aber keine innere Antheilnahme verräth, doppelt unangenehm wirkt. Der Tenor, Signor Giannini, ist ein sehr leidenschaftlicher, aber nur auf die rohesten Stimmeffekte ausgehender Sänger, der sich unausgesetzt im stärksten Fortissimo bewegt und wahrscheinlich in gar keiner anderen Nuance singen kann. Letztere Eigenschaft theilt er mit dem noch etwas unerfahrenen Bariton Signor Zanini. Am sympathischesten klingt noch die Stimme des Bassisten Signor dal Corso, aber eine über das Mittelmaß hinausgehende künstlerische Persönlichkeit ist auch er nicht. Man denke sich diese Künstlergesellschaft im Verein mit einem unbeschreiblichen Chor, der aus sechs Damen und sieben Herren besteht, die in ebenso unbeschreiblichen Costümen eine über alle Maßen dürftige Scenerie beleben und man wird ungefähr ein Bild von dem Totaleindruck dieser Vorstellungen haben. Der Dirigent Cavaliere Pietro Cussan musis taub sein, es wäre sonst unerklärlich, wie er den ganzen Abend hindurch dieses alles verwirrende Geschmetter der Trompeten und Posaunen ertragen kann, das nur durch die gewaltigen Schläge der von Dentzetti besonders reich bedachten großen Trommel übertönt wird, die mit der Macht einer Kanone rücksichtslos Furcht und Schrecken in den Reihen der Zuhörer verbreitete. Es gehört die ganze Geduld eines Wiener Vorstadtpublicums dazu, diese Vorstellungen, die in jeder italienischen Provinzstadt entschieden abgelehnt würden, überhaupt zu Ende kommen zu lassen. Für längere Zeit jedoch dürften die italienischen Künstler auch auf diese Lammsgeduld nicht rechnen können. **A. W.**

*

Die Wiener Kunstgewerbeschule hat — nach dem Rücktritte Storcks — in Baron Myrbach einen freiheitlich-fortschrittlichen Director und bald darauf in den Secessionsmitgliedern Moser, Hoffmann und Otto einen Zuwachs an Lehrern erhalten. Nun eröffnet sie die erste Ausstellung unter diesem neuen Namen, und sichert sich damit schon für Schule anders an. Alles ist belebt. Nicht nur die Schüler selbst, die wachsende Jugend, auch der ältere Lehrkörper, von dem kein Mensch glaubte, daß er noch wachsen werde, auch die öffentlichen und privaten Gönner und Unterstützer; die kunstgewerblichen Fachvereine, die Preisrichter und die Behörden. Es wird modern gelebt, modern entworfen, modern ausgeführt, modern beurtheilt und Modernes angekauft. Und es wird vor allem die Schülerausstellung selber — sonst bekanntlich nichts mehr als eine lang weilige Familienangelegenheit weniger Betheiligten — modern arrangiert, sehr hell, einladend arrangiert. Alles strahlt im dritten Saale des überreichlichen Museums von Farbe und Freude. Die Secession hat eine Kraftprobe bestanden, und es ist vielleicht nicht voreilig zu sagen: sie hat mit dieser Kraftprobe ihr eigentliches und stärkstes Gebiet enthüllt. Mit ihren eigenen großen Ausstellungen war bewiesen, daß sie seine Kenner hat, nun hat sie auch Leute, die sie auch praktische Lehrer geworden. Roller stellt einen ersten Jahrgang der Abtheilung für Zeichenstudien aus, darin wurde das Naturstudium, vor allem der Akt, zur Grundlage gemacht für die weitere dekorativ-geometrische Ausbildung; eine kleine Materialsudeute also im Rahmen der praktischen Lehrarbeit, eine nichtakademische Akademie, wie das Atelier bestehen will. Den tragen Hochschulen der Malerstadien sind solche kleine, rührige Zeichen- und Malcurse immer gefährlich gewesen, und der Rollerschen Curse, in dem nicht nur gezeichnet und gemalt, sondern auch nach besseren Modellen modelliert und die Naturform endlich sogar stilisierend verarbeitet wird, mag da für unsere Zeit beispielgebend wirken. Die übergeordnete „Fachschule für Malerei" leitet Moser. Bei ihm wird bereits alles vom freien Spiel dekorativer Einfalle bestimmt. Sein Malunterricht ist in Wirklichkeit ein Unterricht für Glasbilder, Kunstweber, Plastiker und Modisten. In diesen Klassen und Schulen, in denen zu werden vom Schülern selbst nach der Scherrebeker Art gewebten Bannerausführungen, in den Holzintarsien und Metallreliefen der Frauengarderobe, die aus seiner Schule kommen, decken überall Moserz unverfälschte Züge; seine Einfalle und Launen zeigen sich ihrer höchsten Aufgabe gewachsen bei der Bekleidung. Alle Lehrer für Architektur stehen Josef Hoffmann neben ihm, und dessen Architektur ist wieder in Wirklichkeit Wohnungseinrichtung. Die Interieurs sind durch Vollendung und Geschmack vielleicht das Ueberraschendste an der Ausstellung. Sie sind meistens sehr fein entworfen und glänzend unterstrichen und in die verhandenen Räume hineincomponiert. Durch sie kommen alle damit verbundenen Einzelheiten doppelt zur Geltung: die decorativen Bilder aus der Schule Czeschka. Die Plastiken aus den Schulen Breitner und Strasser, die prachtigen Keramiken, die farbigen Glasfenster und vieles andere. Vielleicht wird ein zweiter Rundgang uns noch manches davon näher bringen.

Alfred Gold.

Bücher.

Karl Krebs: Dilettodorfiana. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Schade, daß das Vieh in seiner letzten Gestalt nicht schon zur Zeit des Dilettodorfi Jubiläums erschienen ist, es hätte damals den jubilierenden Musikbrüdern, die sich über das Leben und die Werke des vielen nur zu wenigen bekannten Componisten unterrichten wollten, den erwünschten Aufschluß gegeben. Sein musikhistorischer Wert ist jetzt natürlich noch geringer. Zudem das Verzeichnis der Werke Dilettodorfis mit Aufzählung sämmtlicher Ausgaben verschönen und der Bibliothek, die Partituren und Stimmenreste dieser Werke enthalten, ist hier kein Lobpreis von unsichtbaren Werte, nicht minder die kurzen Inhaltsangaben und Charakteristiken mancher seiner Bühnenwerke. Auch der biographische Theil, der im

Digitized by Google

wesentlichen schon im Maiheste der „Deutschen Rundschau“ 1900 erschienen ist, enthält manche bisher unbekannte Details und Richtigstellung vieler Irrthümer, an denen feuilleton Bittersdorfs felsherable Autobiographie weist selbst schuld ist. Dem Werke sind überdies zwei Abhandlungen Bittersdorfs beigegeben: „Worauf ein Tonheer bei dem ernsthaften und worauf er bei dem komischen Singspiel hauptsächlich zu sehen hat“ und „Ueber das Scandieren italienischer Texte“. Erstlich finden wir darin noch die in fast göttlicher Sprache geschriebene Abhandlung des Propheten Heermes über die zwölf Symphonien des Beethoven, die er über Opus Mozart verfasst schrieb. Alles in allem ein ebenso interessantes als lehrreiches Buch, das nicht nur dem Liebhaber eine willkommene Lectüre sein, sondern auch unter den unentbehrlichen musikalischen Monographien seinen Platz behaupten wird.

R. W.

Benno Wille: Offenbarungen des Wachtolderbaumes. Roman eines Alsehers. Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

„Roman eines Alsehers“ betitelt der Verfasser eines der schönsten und reifsten poetisch-philosophischen Bücher unserer Literatur. Sollte man, um dem Leser eine Vorstellung von dieser Kategorie von Werken zu geben, seine Tendenz zu bezeichnen, auf anderes hinweisen, so müsste man diesen Roman etwa in einer Reihe mit Feodosij Bilchees „Auch Einer“, mit Sternes „Tristram Shandy“ zum Theil auch mit Christian Wagners „Sonntagsjüngern“ nennen. Man muss auch anderer Richtung an Zolaes „Studien“ erinnern, um zu charakterisieren, was etwa der Literaturfreund unter den „Offenbarungen des Wachholderbaumes“ zu erwarten hat. Ein poetischer Rahmen hält das Ganze zusammen: die allmähliche Entdeckung des philosophischen Helden vom Schicksal einer Jugendgeliebten, die sich im Verzweiflung ertränkt hat, und seine Verheirathung mit der Tochter des Geliebten ein Töchterchen hinterlassen, dessen Spuren der Held nachforscht. Teamwechsel mit Tochter und hinterlassene Papiere der Verstorbenen müssen ihm helfen, in seiner nächsten Umgebung das Kind aufzufinden. Bei den geglückten Versuche, das Töchterchen von der Gefahr des Ertrinkens zu erretten, zieht der Retter sich leichte, eine schwere Erkältung des Kindes zu, an der er er langsam dahinsiecht, bis es endlich durch den Tod erlöst wird. Aber dieses Dahinsiechen wird für seinen Geist zur Entfaltung eines auch höchste gesteigerten Innenlebens, eine Lebensphase, in der er sich zum höchsten modernen Pantheismus selbstständig durchgerungen hat. Die eigentliche poetische Fabel des Ganzen ist mit grosser Kraft und Energie entwickelt und ausgestattet; die Technik der allmählichen Enthüllung im Sinne der Dodyssee-Tragödie ist hier rhapsodisch episch aus meisterhaftester Gabe und der geistige Lebensraum, der hierbei direct ausgefüllen ist, wird durch die inneren, die geistigen Erlebnisse des poetisch und philosophisch gestimmten Helden geeitrigt, etwa wie in Goethes „Werther“. Der Wille handelt es sich hierbei um die geistige Entwickelungsgeschichte eines Repräsentanten modernen Geistes, der sich „Alsehen“ nennt, weil er gegenüber einer mechanisch naturalistischen Weltanschauung Beseelung und Vergeistigung alles Lebens und alles Seienden sucht und findet. Er sieht es, sich in Geheimnisse der Pflanzenwelt, der Landschaftslehre zu vertiefen, so hilft ihm die Vereinheitlichung von Poesie und Philosophie im höchsten Sinne auch den Wachholderbaum der Universalität unterschmilzt zu belehren und ihn zu beseelen. Bilde zum Mittelpunkte eines Kreises von Menschen, Landschaften und Allgedanken zu machen. Es ist dem Dichter zumeist wunderbar gelückt, während in abstracteren Gesprächen ein Monismus der Allbeseelung bis zur Atombeseelung entwickelt wird, zugleich die Natur der ländlichen Umgebung des Helden im einfachen Schlosse, in der Riesenwelde, im See und in den Wachholderbeergründen poetisch zu verlebendigen, und zwar auch einer Gestalt, die nicht wahllos mythisch anthropomorphisch, sondern unter feinster Naturbeobachtung verlebendigt, wie sie der modernen Naturforscher und Naturfreund ubt. Daraus ergibt sich eine ausserordentliche Reinheit der Poesie, wie denn Wille überhaupt mit gar wunderbaren, klaren Augen Leben und Natur betrachtet und mächtigen Sagenschatz der Heimatwelt, der Waldnatur, des menschlichen Traumlebens und die ethischen Zusammenhänge zwischen Natur und Menschenschicksal, Schuld, Sühne, und geistiger Entwicklung belauscht. Dies Buch rührt an die tiefsten Geheimnisse und Wunder unseres Erdenlebens, es ist poetische Gemeinschaft darinnen, die ich mit einem wunderschönen, epigenetischen Denken zur einheitlichen Andacht einer grossen Weltsonne in jenem Sinne vereinigt, der Goethesche Weltanschauung in eine Weltanschauungsreife weiterbildet, wie sie für unserer verbreiteten Natur kaum is entdeckt. An den Hochufern des Bodens, wo die innere Handlung, die Seelenlehre des Helden sich in den Naturformen seiner Umgebung spiegeln, kaiset der Dichter das Blüte in tierischen Formen sagen, die eine Schönheit und Reinheit des Naturtriebs zeigen, wie um die ganze jungere Kunst von Berlin nicht mehr kann. Blüte ist da gelungen, das Unreine in reinlich Geschlechtsorgane einverwandelt durch den Zusammenhang, in dem naturgeschichtlich Dinnen und Weber aus der Schöpfungsbetrachtungen der Dichtung hervorgehen. Meisterhaft in seine persönliche Beobachtungsgabe, indem, wie denn jeder Naturgeschicht der Art. Die epoch schiedenste Vorträge und Einschreibungen und glücklich ist die Stimme der Naturbeschreibung und Naturbeschreibungen, die in Dichter Sprache gehalten sind. Dicht an dieser Stelle kann der eigenthümliche philosophische Tiefen Wille mit seiner Begabung zum „Aufdecken“, der das unerschöpfliche „Wollen“ der Naturerscheinung ist, in Form und Leben, zum „Thatendrang“, der die unbefriedigende Fortsetzung unserer Zustände im Allgemeinen bedeutet, näher gekennzeichnet werden. Aber ich muss es lassen, weitere Einzelheiten hinzuzufügen, werden, das in Verbindung mit Widersprüchen im Leben und Lesen wieder der Leben wieder lebendigen Dichtung und das Lesen Weltbetrachtung aus der Hand nicht nimmt, ohne sich der ernsten Zeitschrift das Ganze, Dichter und Leser lieber eingestellt ist.

Wolfgang Nikolaus.

Revue der Revuen.

„Das literarische Echo“ (Verlag von Hermann Hillger in Berlin) bringt im 3. Heft des 3. Jahrganges einen Aufsatz von Ernst Heilborn über „Die Kulturaufgaben der Schule“, der sich mit der Frage beschäftigt, wie die Schule der Gegenwart ihre Aufgabe, die Jugend zu Menschen zu erziehen, erfüllt. Der Verfasser kommt zu dem Resultate, dass die Schule ihre Aufgabe nicht erfüllt, dass sie nicht Menschen, sondern Philologen erziehe. Er fordert eine Reform der Schule, die sich vor Allem auf die Lehrer erstrecken müsse. Diese müssten Menschen sein, die Menschen erziehen wollen, nicht Philologen, die Philologen erziehen wollen. Heilborn fordert ferner, dass die Schule nicht Wissen, sondern Können lehren müsse. Sie müsse Menschen erziehen, die sich im Leben zurechtfinden können, die Leben und Menschen kennen. Heilborn fordert ferner, dass die Schule nicht Wissen, sondern Können lehren müsse. Sie müsse Menschen erziehen, die sich im Leben zurechtfinden können, die Leben und Menschen kennen. Heilborn fordert ferner, dass die Schule nicht Wissen, sondern Können lehren müsse. Sie müsse Menschen erziehen, die sich im Leben zurechtfinden können, die Leben und Menschen kennen.

„Die Zukunft“ (Verlag von Maximilian Harden in Berlin) bringt im 32. Heft des 9. Jahrganges einen Aufsatz von Ernst Heilborn über „Die Kulturaufgaben der Schule“, der sich mit der Frage beschäftigt, wie die Schule der Gegenwart ihre Aufgabe, die Jugend zu Menschen zu erziehen, erfüllt. Der Verfasser kommt zu dem Resultate, dass die Schule ihre Aufgabe nicht erfüllt, dass sie nicht Menschen, sondern Philologen erziehe. Er fordert eine Reform der Schule, die sich vor Allem auf die Lehrer erstrecken müsse. Diese müssten Menschen sein, die Menschen erziehen wollen, nicht Philologen, die Philologen erziehen woll

lange nicht den Zauber hineinbringen, mit dem eine reizende Frau meine labyrinthische, graue Steinwelt — die Landschaft des Städters — umkleidete.

Die Morgen in den Kaffeehäusern, wenn ich auf sie wartete oder von ihr kam, unsere Fahrten, unsere Spaziergänge, unsere kleinen Soupers, unsere Verbogenheit!

Welch ungewohnte, überwältigende Freude für mich, wenn ich, von der Vorlesung nach Hause kommend, in meinem Studierzimmer eine Menge von Rosen fand, „damit ich nicht aufröre, an sie zu denken!“

Und dazu der dunkle Hintergrund, der krachende Boden unter unseren Füßen.

Es war das Geringste, daß ich in dieser Zeit zum erstenmale ernstliche und bedeutende Schulden machte; denn Marion hatte gar keine Ahnung davon, daß man auch anderswo als im Siegfriedskeller oder Imperial speisen könnte, daß man statt im Fiaker in der Tramway fahren, daß man sich eine Loge oder zwei Parquetsitze im Theater versagen, daß man sich überhaupt eine Laune versagen könnte. Und es war doch nicht möglich immer zu sagen: „ich habe kein Geld“, oder sie zahlen zu lassen. Wie oft setzte ich ihr meine Mittel und meine Lage klar auseinander, aber sie verstand es gar nicht; gerade wie sie ihr eigenes Vermögen hoffnungslos verschwendete. Ich habe später Einsicht in ihre Geldwirtschaft genommen; sie lag in einem Ehescheidungsprozesse mit dem Manne ihrer Stiefschwester, jenem italienischen Professor, einem dummen, aber schlauen und bösartigen Menschen, der aus ihrer beständigen Geldnoth — da sie ihre Rente stets vorzeitig erschöpfte — Vortheil zog, indem er ihr gegen Verzichte und Erklärungen zu Gunsten seiner Frau Geld vorstreckte. In diese Mißwirtschaft wurde ich hineingezogen; und das war umso drückender, als es geradezu ein Vergehen gegen die schwierige Lage meiner Familie war, die ich bereits hätte erleichtern sollen. Noch Jahre nachher habe ich daran zu tragen gehabt.

Man grollte mir zu Hause, ohne davon zu sprechen: man grollte mir umso mehr, weil sie fühlten, daß etwas Trennendes zwischen uns getreten war, weil ich die Abende nicht mehr am Familientische saß, der einmal so ganz meine Heimat gewesen war. Ich fühlte es bitter und konnte es doch nicht ändern.

Da hatte Marion den impertinenten Einfall, sie wollte meine Eltern kennen lernen. Ich war dagegen. Ich sagte ihr: „An einer Komödie, in der meine Eltern dupiert werden sollen, betheilige ich mich nicht — verlangen will ich auch nicht, und wenn du willst, so sage ich gerade heraus, daß du meine Geliebte bist — aber die Eltern sind Puritaner, und das kann nur zu einem Eclat und zu einem Bruch führen.“

Sie setzte ihren Willen durch. Eines Nachmittags gieng sie einfach zu meiner Mutter hinaus, stellte sich als „Bekannte von Madame Glüttner“ vor und war gekommen, um sich nach einem Dienstmädchen zu erkundigen; und sie war so, daß meine Eltern von ihr entzückt waren. Als ich eintrat, saß sie im Salon auf dem Divan im eifrigsten Geplauder neben meiner Mutter — ich blieb verblüfft stehen. Sie aber begrüßte mich sofort als alten Bekannten und „oh quelle mine!“ sagte sie „il paraît, docteur, que je vous effraie!“ Sie gerieth nicht aus der Fassung. Sie war so spießbürgerlich und häuslich und geistreich zugleich, sie sprach über die Dienstboten, human und doch strenge, sie machte meiner Mutter die raffiniertesten, wohlthuendsten und unmerklichsten Complimente — sie kannte die zugänglichen Seiten jedes Menschen im Augenblicke — daß selbst meine Mutter, die einen feinen Instinct für alles Unechte in einem Menschen hat, getäuscht wurde. Und wie sie mit mir sprach! Wie sie zu meiner Mutter — beim Kaffee, zu dem man sie zurückhielt — mit dem naivsten Gesicht sagte: „Sie wissen nicht, gnädige Frau, was für eine Bewundererin ihres Herrn Sohnes ich bin; ich bin auch schon in seinen Vorlesungen gewesen! — Sie könnten mich wirklich unterrichten, mein ‚Erz,‘ sagte sie, „und meiner Unbildung aufhelfen.“

„Das wär' eine neue Schülerin, Fritz,“ sagte mein Vater lachend.

„Ah nous serions joliment bien ensemble“ meinte Marion heiter. „Voulez vous, Docteur? Ich fürchte nur, Sie werden zu strenge mit mir sein!“

Wie sie den Kaffee lobte und die Einrichtung, und sehr ernst von der ihren sprach, und mit meinem Vater von Musik redete, und sich mit ihm in der Gegnerschaft gegen Wagner vereinigte — zu dem ich sie vor kurzem bekehrt hatte! — und ihm zu seiner Freude gegen mich beistand, wie sie beim Weggehen mich aufforderte, sie bald und oft zu besuchen — es war toll und keck und so reizend gespielt, daß all meine widersprechenden und widersprechenden Gefühle sich in Bewunderung lösten. Es liegt ein eigener Reiz im Fremdthum, wenn man liebt, im gewissen, kühlen Verkehr mit dem Leibe, an dem so jedes Aederchen, der Seele, in der da jede launische Regung kennt.

Später einmal, als man uns zu oft beisammen gesehen hatte, nahm meine Mutter an, daß ich mich bei diesem Besuche in sie verliebt hätte.

Noch eine andere Geschichte führte sie damals auf. Hans Glüttner, der sein Freiwilligenjahr machte, war im vollen Glanze seiner Dragoneruniform bei ihr erschienen und mit den niederschmetternden Worten: „Aber du bist jetzt interessant, Bubi, du hast ja einen Säbel!“ empfangen worden; dann hatte sie sich grausam abgewendet und ihn stehen lassen. Durch zwei volle Wochen war er böse. Aber als sie ihn wiedersah und ihn freundlich bat, ihr Karten zu einem Concerte zu besorgen, als wäre nie etwas vorgefallen und er sich schmollend abwenden wollte, brachte sie ihn nur durch ein: „Nicht böse sein, Hänserle, und nicht dumm sein!“ — von einem entsprechenden Blicke begleitet — zur Ordnung zurück. Und nicht nur das. Er wollte sogleich zärtlich werden; seine kriegerische Laufbahn hatte ihn Verwegenheit gelehrt; aber er bekam ein paar auf die Hände; und da war er ihr zu Füßen gefallen und hatte ihr nicht mehr und nicht weniger als einen Heirathsantrag gemacht. So wenigstens hat sie mir die Sache erzählt. Und sie hatte darüber keineswegs gelacht; sie war sogleich sehr ernst geworden und hatte ihm vorgestellt, daß sie nicht die richtige Frau für ihn sei, und daß sie ihn sehr lieb habe, aber nur, „par distance“. Er aber hatte zu weinen und zu toben angefangen, wie ein kleiner Junge; und auch zu Hause konnte er nicht schweigen, er theilte seinen Schmerz jedem mit, der ihn hören wollte, und bei Glüttner gab es großen Scandal. Die Mama wollte ihr das Haus verbieten und nur der Papa Glüttner, den sie gleichfalls umgarnt hatte, hielt ihr die Stange. Er inhibierte den entrüsteten Brief seiner Frau: „Wenn der Bub' so dumm ist, wie er lang ist, was kann denn sie dafür?“ — Aber das half ihm nichts. Seine Frau sagte ihm ihre Meinung und erklärte energisch, sie wenigstens werde „diese Person“ nicht mehr empfangen, und sie sorgte auch dafür, daß diese Worte Marion zu Ohren kamen. Marion lachte zuerst, dann war sie empört und begriff nicht, mit welchem Rechte sich Frau Glüttner „in ihre Privatangelegenheiten“ mische und was sie ihr vorwerfe, gerade in diesen Falle habe sie sich besonders „correct“ benommen. Indessen schrieb ihr Hans heimlich zärtliche Briefe, die sie aufs liebenswürdigste erwiderte, und da, später entdeckt, zu neuen Auftritten führten und mit Hansens Verbannung in die Provinz endeten. Als ich ihr Vorwürfe machte, sagte sie nur frivol: „Il faut battre les petits garçons tant qu'ils sont chauds!“

All diese kleinen Streiche, die für mich halb zum Lachen, halb zum verzweifeln waren, die meine ganze leichtherzige Lust mit einem Kranz von moralischen Stacheln umgaben, waren nicht das Schlimmste. Ich kam mir manchmal wie eine Mutter vor, deren Lieblingskind immer neue, nichtsnutzige Streiche begeht. Meiner ganzen Anlage nach war ich nicht leichtsinnig genug, darin aufzugehen und sie sachend zu thun, sie streiten auch zu sehr mein Herzschlagleben; und wenn ich auch nicht blind und toll verliebt war, wie ein ehrvaller Des-Grieux, so hatte ich sie doch lieb genug, um sie und unser Verhältnis anders zu wünschen. Sie freilich verscherte mich einmal in bitterem Ernst und mit zuckenden Lippen, daß es anders wäre, wenn sie nicht so genau wüßte, daß ich sie im tiefsten nicht liebte.

Unter der Schwelle ihrer dämonischen Frivolität und von ihrer impetuosen Lebensfreude verhüllt, lag ein rasender Schmerz darüber, sie empfand es als die tiefste Niederlage ihres Lebens, sie war überzeugt, daß das Schicksal sie damit den letzten Hohn zufügen hatte, und einmal — nur einmal — sagte sie mir: „Es ist wahnsinnig, daß ich dich vor Ernst erwählt habe, der so an mir hängt, der arme Junge, während dir gar nichts an mir gelegen ist.“

Das war das Schwerzlichste dieser merkwürdigen Zeit, daß, wenigstens für mich, die Gestalt meines lieben Freundes trauervoll hinter dem Vorhange, hinter den Coulissen unseres Lebens stand und jeden Augenblick irgendwie tragisch hervorreten konnte. Es wusste wissen, daß sie in Wien war, hatte sie vielleicht gesehen, vielleicht gesprochen — was wusste ich denn? — vielleicht uns zusammen gesehen, den bitteren Anblick, der für ihn sein konnte. Sie hatte mir gesagt, daß alles für immer aus sei zwischen ihr und ihm, denn er hätte sich vor ihr erniedrigt und „ihr müsse man den Herrn zeigen“.

Ich begegnete ihm selten, aber ich wusste, wie zerrüttet sein Leben war, ich hörte von einem seiner Collegen im Laboratorium, daß er seine Arbeiten vernachlässigte, daß er die Abende beim Tarockspiel im Kaffeehaus verlaß, daß er, reizbarer als sonst, jeden Augenblick Streitereien und Mensuren hatte.

Es war schrecklich zu denken, wie diese Incantation ihn vernichtete, während ich selbst das Werkzeug sein wusste. Und der Zufluss war doch immer, daß ich vor meinen eigenen Gedanken so dankte zu Marion flüchtete. Und die ergötzliche Grundstimmung meines Wesens, die ich nun gut kannte, trug mich ganz mit, da ich die seelischen Qualen übertauben wollte. Wie gebrochen und in Angst vor einer ernsten, drohenden, unbestimmbaren Schreckens schritt ich manchmal zu mir zurück.

Marion war damals vielleicht acht Wochen in Wien. Eines Vormittags kam ich von meiner Vorlesung an der Universität zurück und gleich zu ungewöhnlicher Stunde in die Wohnung, zu der ich den Schlüssel hatte. Ich hörte sie aufgeregt sprechen, und

Digitized by Google

als ich in ihr Zimmer trat, saß sie im Fauteuil, die Hände im Schoß gefaltet und ein Taschentuch zerknüllend; ihr gegenüber saß Ernst. Als ich eintrat, sagte er mit bitterer Ironie: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung für die Taktlosigkeit, daß ich ungeladen erschien und nicht erst bei dir anfragte . . .“

Ich zuckte die Achseln und sagte nur: „Bitte!“, tausend verherreende Empfindungen in mir. Sie saß aufgeregt von einem zum andern. „Soyez sage, Ernest!“ sagte sie, wie einst an jenem Abend. Er brach in ein wüthendes Lachen aus. „Merci, Marion,“ sagte er, „mais ne faites pas la gouvernante, ça finit par m'agacer!“

„Tant pis pour vous, mon cher,“ erwiderte sie ärgerlich.

„Ich werde Euch lieber allein lassen, wenn Ihr zu sprechen habt,“ sagte ich.

Marion errieth, was ich dachte. „Reste ici Fritz,“ sagte sie, „wir haben keine Geheimnisse.“

Ich fühlte, was in Ernst vorgehen mußte, und während ich ihn hätte in die Arme schließen wollen, stieg auch zugleich ein verächtlicher Zorn in mir auf und ich sagte: „Lieber Ernst, du hättest uns das ersparen können, aber jetzt . . .“

Mit einem gräßlichen Gesicht sah er mich an, ganz weiß und mit blauen Lippen; ich fürchtete schon, daß er sich auf mich stürzen würde, da begann Marion zu lachen — nervös und böse:

„Allez vous queller entre eux, sagte sie und drehte sich zum Fenster um und sah hinaus. Ihr Lachen ging in Weinen über und schnell und heftig begann sie zu klagen, was sie denn gethan, daß man sie so quäle, sie werde sich umbringen oder fortgehen, dann werde Ruhe sein, und sie ertrage das nicht und „allez vous en tous les deux,“ rief sie noch einmal, „monstres que vous êtes!“ Ernst sah mit tiefem Mitleid auf sie. „Adieu, Marion,“ rief er und stürzte fort.

Ich blieb. Sie hatte sich wieder zum Fenster gekehrt und ich ging ins andere Zimmer. Nach einiger Zeit kam sie mir nach, und indem sie sich auf den Zehen hob und mir in die Augen sah, sagte sie: „Tu ne vas pas croire, que je l'ai appelé?“

Ich glaubte es in der That nicht, aber die Stimmung zwischen uns wurde nach diesem Vorfall so peinlich, daß sie zuletzt auf meinen Rath abreiste. Wir wollten uns eine zeitlang nicht sehen, wir wollten in der Stadt nicht genießen, in der er in Qual lebte, wir wollten vielleicht versuchen, ob wir ohne einander sein konnten.

Aber die Folge war nur, daß das Leben für mich erst recht öde wurde; Ernst hatte seinen Vortheil von unserer Trennung, ich aber nur quälende Gedanken und Sorgen, Verstimmung und Einöde um mich, ohne jenes Fackellicht von Lust und Schönheit, das mein Leben durchleuchtet hatte.

Immer wieder zog es mich nach der Straße, in der sie gewohnt hatte; es war ein langes, einförmiges Zinshaus, aber immer sah ich hinter den Fenstern ihre Vorhänge, ihr Licht, träumte sie oben, mich erwartend, und stieg im Gedanken die Treppen hinauf, sah sie entgegenkommen mit ihrem unbeschreiblich glänzenden, erwartungsvollen Blick, fühlte ihre Arme, ihren Kuß, ihre Koseworte . . . und o, die Gewohnheit der Lust ist schrecklich, eine glühende Klammer, die das Fleisch nicht mehr loslässt.

Und als ihr Brief kam: „Komm', komm'! Ich will Dich haben!“, zögerte ich nicht länger, als ich unbedingt verbindert war: zwei Wochen nach Pfingsten schloß ich meine Vorlesungen und fuhr nach Pörtschach, wo sie mich erwartete.

Mein Jahr auf der Insel der Circe war noch nicht zu Ende. Als ich ankam, fand ich sie auf der Terrasse des Hotels in Gesellschaft zweier Herren, die sie mir vorstellte: „Herr Oberleutenant Kery — Maler Josef Breul.“ Beide schienen bereits gründlich im Zeug zu liegen; aber ich hatte keine Lust, meine Liebste hier Menschen fischen zu lassen, und setzte ihr dies, sobald wir allein waren, unzweideutig auseinander. Sie schämte einen Augenblick auf, dann schmollte sie, dann sagte sie sich und mir suchten und fanden eine Villa am anderen Ufer des Sees, nahe bei Maria Loretto, nur konnten wir aus dem und jenem Grund das Häuschen nicht gleich beziehen und wohnten noch eine zeitlang getrennt in Pörtschach in verschiedenen Gasthöfen. Die beiden Herren wohnten in demselben, wie sie, und alte Erfahrungen hatten in mir ein bittres Mißtrauen gegen meine Freundin hinterlassen. Sie fanden sich auch stets bei uns ein, und Circe zeigte nie, daß das Erscheinen der beiden neuen Helden ihr unangenehm sei. Breul war ein alter Bekannter, ein hübscher Mensch mit braunem Spitzbart, schönen luisernen Augen und weicher Stimme. Er drängte Marion, ihm zu sitzen; das that sie schließlich einmal, aber die Sitze mißlang, und der Maler vernichtete sie selbst wieder. Beide machten ihr den Hof und der Oberleutenant in einer Weise, die mir mißfiel. Er hatte offenbar entdeckt, daß wir ein Liebespaar waren, obgleich ich Marion mit weniger Höflichkeit begegnete und durchaus nicht den „amant en titre“ hervorkehrte — von dem Augenblick an glaubte er ihr keine Rücksicht schuldig zu sein und benahm sich die gegen über mit einer Freiheit, wie ich sie mir vor dritten nicht gestattete. Marion übersah schien meinen wütenden Zorn mit Absicht zu provociren zu beobachten und ergötzte sich daran, ich fand es unerhört, daß sie sich solch ein Benehmen gefallen ließ, und wandte in Aufregung und Aerger auf einen greifbaren Vorwand. Aber sie hatte nicht die Absicht, es zu Feindseligkeiten kommen zu lassen: im letzten Augenblick zeigte die grausame Katze ihre Krallen und nie noch hatte ich einen Menschen so gründlich mißhandeln gesehen, wie sie es dem unglücklichen Oberleutenant that. Und mit so geringfügigen Mitteln, so scheinbar absichtslos: sie erschien nur plötzlich zerstreut, verkannt ihn nicht, oder überhörte ihn, gab kalte kurze Antworten, bis er aus der Contenance gebracht war. Er war kein dummer Mensch. Er sagte: „Gnädige scheinen heute jedes meiner Worte auf die Goldwage zu legen!“

„O, auf die Goldwage lege ich nur Gold.“

„Aber ich habe nicht die Prätension, immer nur goldene Worte zu sprechen.“

„Sie meinen wohl: für mich thut es auch geringeres Metall — mercil Je m'en suis aperçue!“

Er lenkte ab: „Sind Sie schon in einem Segelboot gefahren, schöne Frau?“

„Ja, ich bin schon in einem Segelboot gefahren.“

„Und thun Sie es gerne?“

„Ja, ich thue es gerne.“

„Wollen Sie es morgen mit uns versuchen?“

„Nein, ich will es morgen nicht mit Ihnen versuchen.“

Das war fast brutal; nur sagte sie es so drollig, scheinbar so harmlos — was konnte er thun? Sie ließ ihm gar Ueberlegung nicht mehr Zeit. Sie sagte: „Es wird kühl, ich werde hineingehen — adieu, Herr Lieutenant! Sie sind heute zum Nachtmahl vergeben? Also adieu!“ Und mit einer Hand nahm sie ihr Kleid auf, den anderen Arm legte sie in den meinen — ich grüßte höflich, und wir gingen. Sie selbst hatte ihn veranlaßt, sich für den Abend, ich weiß nicht mehr wo, zu engagieren, weil er sie dort zu treffen erwartete.

Am andern Tag suchte er eine Erklärung, erhielt eine ganz unverblümte, und versprach sich zu bessern. Auch er mußte sich zu aufsäumen lassen, wie sie wollte; und nachmittags im Walde erzählte sie mir ihr Gespräch mit ihm mit großem Vergnügen und wiederholte die kleine Kapuzinade, die sie ihm gehalten, mit drolligem Pathos. Dennoch zweifelte ich nicht, daß, wäre ich nur acht Tage später eingetroffen, ich leicht meinen Sessel vor der Thüre und die Reitstiefel des Oberleutenants oder vielleicht die gelben Schuhe Breuls darauf hätte finden können. Ich war zufrieden, als wir endlich übersiedeln konnten.

(Schluß folgt.)

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Steiermark.

ROHITSCHER

SAUERBRUNN **Tempel-Styria** Quelle

WELTBERÜHMTES

Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser. 1492

Alexander Weigl's

Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte

„Observer“

WIEN. IX I. Turkenstrasse Nr. 17

Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit

XXVII. Band. Wien, den 25. Mai 1901. Nummer 347.

Clericalismus und Kirchenpolitik.

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Wer sich in unserer Zeit über sein Verhältnis zur Religion und Kirche, in der er geboren und erzogen wurde, Licht verschaffen will, hat in der Mehrzahl der Fälle ein lang dauerndes, inneres Martyrium zu erleiden. Die Zweifel und Bedenken beginnen gewöhnlich frühzeitig, schon in der Schule, aber der Zweifelnde bleibt sich selbst und seinem blinden Drange überlassen. Bei mir meldete sich diese Krise während der vierten Gymnasialclasse, in der sechsten Classe habe ich das Vaticanum und was damit zusammenhängt durchlebt — durchlitten, denn mir war die religiöse Frage schon damals die Frage der Fragen, die Frage überhaupt. In diesen Seelenkämpfen findet der sich entwickelnde Geist und Mensch seinen Rathgeber. Die Schule und die Lehrer verlagen in diesem Falle vollständig. Was waren mir alle die unregelmäßigen griechischen Aoriste, was konnte mir der handwerksmäßige Religionsunterricht sein in einer Zeit, in der ich aus den Zeitungen von der Versammlung der katholischen Bischöfe Deutschlands am Grabe des Hl. Bonifaz Kunde erhielt, in der die Streitschriften Döllinger's und Janus' besprochen wurden und in der schließlich wenigstens Bruchstücke aus den Reden oder Broschüren der Cardinäle Rauscher und Schwarzenberg zu meiner gierigen Kenntnissgelangten. Und welche innere Revolution verursachte in mir die endgiltige Unfehlbarkeitserklärung des Papstes! Welche Gedanken erweckte in meinem zweifelnden, aber noch immer gläubigen Gemüthe der Einmarsch der italienischen Truppen in das eben als unfehlbar erklärte Rom, wie bestürmten mich die ersten Siege der Deutschen über die Franzosen, in denen ich, meiner Stimmung entsprechend, den Sieg des mit geistig fremden und geradezu verhaßten Protestantismus über den französischen Katholicismus erblicken mußte! Schlag auf Schlag bedrängten die großen historischen Ereignisse das zerfahrene Gemüth — am 18. Juli 1870 die Erklärung des neuen Dogmas, in dem ich einen der stärksten geistigen Gewaltsacte erblicke, den folgenden Tag die Kriegserklärung Frankreichs, am 20. September die Besitznahme Roms, am 4. August der erste deutsche Sieg ... In meinen damaligen Nöthen offenbarte ich meine antipäpstliche und darum antikirchliche Ueberzeugung dem Religionslehrer — ich weigerte mich, an den vorgeschriebenen religiösen Uebungen theilzunehmen, die „Religion", das heißt den Katechismus, wollte ich gleich jedem anderen Gegenstand lernen. Zu meiner Ueberraschung stimmte der gutmüthige, religiös indifferente, alte Herr meinen Unfehlbarkeitszweifeln zu; in religiöser Hinsicht acceptierte er meinen Katholicismus ohne Unfehlbarkeitsdogma und überließ mich meinem Schicksale — — erst viele Jahre später beendigte ich die fortgesetzten inneren Kämpfe soweit, daß ich nach eingehendsten Studien der religiösen Zeitfragen mit dem Katholicismus auch formell und legal gebrochen habe. In meinem Erstlingswerke: „Der Selbstmord" zittern alle diese Erfahrungen und Seelenkämpfe nach.*)

Der Leser verzeihe die Erinnerung an diese persönlichen Erlebnisse, allein diese Erlebnisse und Erfahrungen sind, wie ich mich immer wieder und wieder überzeuge, für meine Zeit typisch. Das erkenne ich jüngstens an den religiösen Schicksalen des Grafen Hoensbroech, wie sich dieselben in seinen verschiedenen, der religiösen Frage gewidmeten Publicationen offenbaren.

Hoensbroech spricht zu den Lesern der „Zeit" selbst mir ist die Aufgabe zutheil geworden, über sein bisheriges Hauptwerk zu referieren; nun glaube ich die Aufgabe zum großen Theile eben durch die Erinnerung an das Selbsterlebte gelöst zu haben, sofern der religiöse Entwicklungsgang Hoensbroechs ähnliche Phasen und Peripetien aufweist, als ich sie aus eigener Erfahrung angedeutet habe. Hoensbroechs Werke als sind der Bericht über die geistigen Kämpfe eines Mannes, der sich dem Dienste der Kirche widmet, an dieser Kirche irre zu werden beginnt, sie aber trotzdem noch gegen ihre Gegner vertheidigt, bis er schließlich aus ihr ausscheidet und ihr Gegner werden muß. Graf Hoensbroech ist als glaubiger und eifriger Katholik nach absolvierten zweijährigen Studien dem Jesuitenorden beigetreten und ist im Orden dreizehn Jahre verblieben. Als Jesuit hat er seinen Orden mit voller Hingebung schriftlich vertheidigt.*) Aber gerade diese Vertheidigung nöthigte ihm das Studium seiner damaligen Gegner auf; nach dreizehn Jahren schwerer innerer Kämpfe tritt Hoensbroech aus dem Jesuitenorden, überzeugt von seiner moralischen und politischen Gefahr für Christenthum und die Cultur überhaupt, um schließlich dem Protestantismus beizutreten.***)

Von da ab hat Hoensbroech in einer Reihe von Schriften den Ultramontanismus zum Gegenstande seines Studiums und Angriffes gemacht.***) Unter Ultramontanismus versteht Hoensbroech das, was wir in Oesterreich Clericalismus nennen: ein weltlich-politisches System, das unter dem Deckmantel von Religion und unter Verquickung mit Religion weltlich-politische, irdisch-materielle Herrschafts- und Machtbestrebungen verfolgt. So lautet die Begriffsbestimmung Hoensbroechs, zu der er dann noch die weitere Erklärung hinzufügt, der Papst beanspruche in diesem Systeme, als Haupt der Religion, die Stellung eines weltlich-politischen Großkönigs über Fürsten und Völker.

Hoensbroech macht zwischen Katholicismus und Ultramontanismus in allen seinen Schriften einen Unterschied; in dem vom Papste geleiteten Ultramontanismus sieht er nicht die organische Entwickelung des Katholicismus, sondern seine Missbildung. Als geistiges Haupt des modernen Katholicismus ist der unfehlbare Papst insofge seiner Machtfülle für alles Widerchristenthum und Unreligiöses, und ganz besonders für all den Aberglauben verantwortlich, der sich besonders in den unmenschlichen Verfolgungen der Inquisition entladen hat. Hoensbroech weist auf die niederdrückende Thatsache hin, daß der Papst zu dem abergläubischen Teufelspuk und dem literarischen Unflat pornographischer Pseudomoral schweigt, während er sich oft über ganz untergeordnete Gegenstände ausspricht. Auch ich habe mir im verflossenen Jahre oft die Frage gestellt, warum der Papst den Ritualaberglauben in seiner Kirche so schändlich wüthen lasse; ich gestehe, ich habe von Leo XIII. ein Eingreifen gegen den, allem Christenthum Hohn sprechenden Ritualmordfanatismus erwartet, umsomehr, als in englischen Blättern öfters zu lesen war, daß die englischen Katholiken dem Papste direct ihre Beschwerden gegen den Antisemitismus vorgebracht haben. Aber Leo XIII. hat geschwiegen. Doch zum Taxil-Vaughan-Schwindel hat Leo XIII. nicht so geschwiegen. Taxil wurde in päpstlicher Audienz empfangen, der erdichtete Miss Vaughan wurde der päpstliche Segen zutheil, der Geheimvertrag des Papstes ermunterte die Schwindler in ihrem Vorgehen. Es gibt zu denken, wie es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts möglich war, daß eine gewisse Schwindlerbande, bestehend aus Taxil, Dr. Hacks, dem Schwager des Verlegers der clericalen „Kölnischen Volkszeitung", und dem Italiener Margiotta, die römische Curie mit dem Staatsrath derart bupieren konnte. Es ist sichergestellt, daß nicht nur der Papst, sondern auch die übrigen Machthaber des Vaticans die Machwerke dieser Betrüger gelesen und ihre greifbare Absurdität nicht durchschaut haben. Hoensbroech führt aus der Schrift Rieß' über den Gegenstand genügende Auszüge an, so daß der Leser über diese compromittierende Affaire hinlänglich unterrichtet wird.*)

*) „Der Selbstmord als sociale Erscheinung in der Gegenwart." 1. Bd. Gotha, Perthes. 1881.

*) Siehe z. B. „Der Jesuitenorden, seine Geschichte, Verfassung und Wirksamkeit bis zur Gegenwart." Mainz, Kirchheim. 1894. 2. Aufl. 1895. — „Der Jesuitenorden und seine Gegner." Ebenda. 1894. — „Der Jesuitenorden und seine Freunde." Ebenda. 1894

Ueberhaupt erbringt Hoensbroech in seinen Schriften aus der gesammten Literatur eine Masse von Belegen und ganz besonders machen seine ausführlichen Anzüge aus nicht leicht zugänglichen Werken (z. B. dem famosen „Herzenkammer“) sein Hauptwerk zu einer Materialiensammlung ersten Ranges. Durch seine Kritik werden zahlreiche Autoritäten (z. B. Hergenröther, Janssen, auch Prof. Pastor und viele andere) empfindlich getroffen.

Auf den reichhaltigen Inhalt der Hoensbroech'schen Schriften kann ich natürlich nicht eingehen. Dagegen will ich ganz ausdrücklich meine Uebereinstimmung mit seiner Ansicht aussprechen, dass der Clericalismus, zumal auch von den Politikern, studiert werden müsse. Das ist die grosse Unterlassungssünde des jetzigen Liberalismus, dass er die religiösen und Kirchenfragen nicht beachtet und darum auch in seiner Politik auf der Oberfläche haften bleibt, ohne die eigentlichen Triebfedern der conservativen und reactionären Politik zu begreifen. Die Philosophen und Soziologen befassen sich mit der Religionsphilosophie rege genug, aber diese Philosophie ist zu abstract, um auf weitere Kreise und tiefer wirken zu können. Hoensbroechs Unternehmen, eine eigene Disciplin: die Kirchenpolitik zu pflegen, ist darum ganz zeitgemäß und schließt sich an die reichhaltige und vielfach ganz vortreffliche theologische Literatur organisch an.*)

Hoensbroechs Kirchenpolitik befasst sich nur mit dem Katholicismus. Ich begreife das vollkommen und jeder Schriftsteller hat das Recht, sein Gebiet nach eigenem Ermessen allgemeiner oder specieller zu fassen. Wie gesagt, ich begreife das; aber nach meinem Dafürhalten wäre es schon an der Zeit, eine allgemeine Kirchenpolitik zu begründen, die alle für die europäische Cultur wichtigen Religionen und Kirchen, also den Katholicismus, den griechischen Orthodoxismus, den Protestantismus und Mosaismus (eventuell auch den Mohammedanismus) umfassen würde. Ich acceptiere Hoensbroechs kritischen Gesichtspunkt, aber eben darum mache ich nicht halt vor dem Katholicismus. Le cléricalisme, c'est l'ennemi — meinetwegen, aber nur der katholische?

Hoensbroech selbst muss den protestantischen Politikern den Vorwurf machen, dass sie den katholischen Clericalismus nicht nur hinnehmen, sondern sogar begünstigen: ja, was heißt denn das eigentlich? Fußten und begreifen die Protestanten nicht, was Hoensbroech am Katholicismus tadelt und begreift, oder ist Hoensbroechs Urtheil zu scharf, zu einseitig, ungerecht? Ist zwischen dem Katholicismus und Protestantismus ein solcher Unterschied, dass das Urtheil über das eine System nicht auch das andere mittrifft?

Ich sage ganz offen: auch der Protestantismus sordert die gleiche kritische Sonde heraus. Ich glaube z. B. Wesen und Entwickelung der protestantischen modernen Theologie von Schleiermacher bis Ritschel-Harnack ist ein nicht minder wichtiges Zeitproblem als die gleichzeitige Entwickelung des Katholicismus. Diese ganz eigenartige Verquickung von Philosophie, Wissenschaft, Theologie und Religion, diese ganz eigenartige historische Behandlung des Christenthums, diese ganz eigenartige gedanklichе Unentschiedenheit zwischen Glauben und Wissen, dieser in seiner Art ganz merkwürdige Pharisäismus (die leitenden Theologen verwerfen die Pharisäer nicht so barsch, wie es allgemein im Gebrauche ist — die moderne protestantische Theologie, sage ich, gegen die Hoensbroech anläßlich auch geschrieben hat, ist ein großes Zeitproblem und muss als solches mit der Thatsache verglichen werden, dass der moderne Katholicismus weientlich Jesuitismus ist.

Und nicht nur von der theoretischen, auch von der moralischen Seite muss der moderne Protestantismus beurtheilt und mit dem Katholicismus verglichen werden. Die Theologen beider Lager sind da fleißig an der Arbeit *) — in einer wissenschaftlichen Kirchenpolitik wollte ich beide Lager beurtheilt wissen. Um mich genauer auszudrücken: auch der Protestantismus und sein Clericalismus erbeute der Mosaismus; weist seine Schattenseiten auf. “

Und wenn man die Kirchen und Confessionen auf ihre Lehren und ihre Wirkung auf die Lebenserfahrung der Anhänger prüft, so darf man schließlich auch auf die Nichtmechschriften nicht vergessen. Es ist doch Thatsache, dass heute schon sehr viele Menschen, viel mehr als man glaubt und sich bessen bewusst wird, nur Mattrikelschriften (gilt ähnlich natürlich auch von den Juden) sind. Die Weltanschauung und Lebensführung dieser Menschen ist von der christlichen verschieden und muß ebenfalls kritisch geprüft werden. Die Theologie aller Confessionen befasst sich mit diesem Studium und noch mehr mit der Polemik gegen die nichtmechchristliche Moral und Lebensanschauung sehr eifrig, fast möchte ich sagen eifriger, als mit der eigenen positiven Aufgabe — die Philosophen und Soziologen haben dieses Gebiet noch wenig systematisch gepflegt. Alle orthodoxen Theologien weisen die Philosophie und Wissenschaft ab und predigen gegen die nichtmechchristliche und selbst nichtmechconfessionelle Moral und Lebensführung, die Polemik gegen modernes Denken und Empfinden und die Apologie des Confessionalismus ist, wie gesagt, ein großer Theil der theologischen Literatur — — wie könnte eine auf wissenschaftliche Basis gestellte Disciplin, die Kirchenpolitik, diese große und das moderne Geistesleben charakteriserende Thatsache unbeachtet lassen?

Goethes Wort vom Kampfe des Glaubens und Unglaubens als tiefstem und einzigem Thema der Weltgeschichte hat gerade für unsere Zeit einen tiefen Sinn. Was will dieser Kampf? Was will Mystik mit seinem Octave und Rolla, Goethe mit seinem Faust, Byron mit seinem Cain und Manfred? Was Mickiewicz mit seinem Konrad-Gustav, Krasinski mit seinem Heinrich und Pankraz? Was Dostojewskij mit seinem Iwan und Aljoša? Was will Tolstojs Levin? Was Garborgs Gram? Wer die Literatur nicht als geeigneten Gegenstand für Doktordissertationen und Schulprogramme ansieht, wer da begreift, dass Literatur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft Leben, unser Leben ist, wer dieses Leben der Gegenwart studiert und begreifend beobachtet, der wird sehen, dass die Aufgaben einer Kirchenpolitik weitere und tiefere Ansichten haben, als der indifferente Liberalismus und confessionelle Dogmatismus.

Von diesem weiteren Gesichtspunkte aus frage ich mich auch, wie erklärt sich der Jahrhunderte, ja Jahrtausende währende Kampf des Glaubens und Unglaubens? Dass der Katholicismus, dass der Protestantismus trotz aller Philosophie und Wissenschaft bestehen bleibt und zeitweilig sogar an Macht gewinnt, dass aber auch gleichzeitig Wissenschaft, Philosophie und moderne Kunst trotz der Macht der Kirchen sich entwickeln und erstarken — wie erklärt sich das? Tatsächlich haben sich beide Gegner unsäglichemal und in feierlichster Weise, wie kommt es, dass beide leben? Was bedeutet es darum, dass Lebende Lebenden derart chronische Leichenfeiern veranstalten? . . .

Der Clericalismus erhält sich offenbar nicht nur darum, weil er einst mächtig war, er ist kein bloßes Culturüberbleibsel, sondern er wird aus der jetzigen Gesellschaft immer wieder neu geboren. Wenn ich also den clericalen Aberglauben beobachte, kann und darf ich nicht verhehlen, dass auch Philosophie, Wissenschaft und Kunst abergläubisch sind? Es gehört viel philosophische Bauerei dazu, zu glauben, dass die Akademien und Universitäten eo ipso, immer und überall die Pflegestätte und der Hort wahrer, echter Wissenschaft und Kunst sind. Wenn man auf Galilei und seine Verfolgungen hinweist, so muss man auch auf die Verfolgungen hinweisen, die im Namen des Gedankens verübt, verbrochen wurden.

Scholastik, Pharisäismus, Jesuitismus — sind dieselben nur im Katholicismus und den Kirchen überhaupt zu finden? Gibt es keine philosophische, keine juristische, keine politische und nationale Scholastik? Pharisäismus und Jesuitismus sind überall, auf allen Gebieten, in allen Parteien und gesellschaftlichen Organisationen das probate Mittel, Macht zu erlangen. Was anderes als Pharisäismus und Jesuitismus ist der berechnende Byzantinismus? Wer wird, bevor er das Wesen des Jesuitismus begreifen will, nicht die zeitgenössische Politik analysieren? Auch die Demagogie! Inquisitoren und Autos! Sind nur die Kirchen und Theologen intolerant? Ist nur Rom gewaltthätig? Hoensbroech berichtet natürlich neben der katholischen Hexenverfolgung auch von der protestantischen; er meint jedoch, Luther habe sich nicht die unschöne, geradezu göttliche Autorität zugesprochen wie der Papst, der Protestantismus habe den Teufels- und Hexenwahn vom Katholicismus übernommen und die protestantische Hexenliteratur stütze sich auf die katholische als ihr Vorbild. Ich fürchte, auf dieses Argument gestützt, können alle reactionären gewaltthätigen Regierungen, Parteien, Corporationen und Einzelne auf das ältere Vorbild hinweisen; der Katholicismus könnte schließlich sich auf die Neuere anberufen — ich gebe zu, dass das stimmt, aber es wissen auch alle die gewaltthätigen Instinkte und Strebungen unserer Menschennatur, die lange noch nicht humanisiert ist. Ich habe das Gefühl, dass der Feuertod Servets durch Calvin mehr bedeutet in, weil Calvin selbst gegen das Papstthum sich schon aufgelehnt hat. Wenn unter Calvins Einflüssen und unter dem Drucke seiner Lehre und Disciplin in Genf in den wenigen Jahren 58 Todes- und 76 Todesurtheile vollstreckt und 76 Verbannungen durchgeführt wurden, so ist das weniger als die von Hoensbroech gezählten Zahlen von Opfern der katholischen Inquisition, aber auch in seinem Falle gilt nicht nur numerantur, sondern pondera. Auf den modernen Menschen wirkt jede Inquisition, jede Autorität und Macht und gar im Namen der Menschlichkeit

Digitized by Google

und des Fortschrittes veranstaltet, zu herausfordernd und beschämend.

Aber das *Unfehlbarkeitsdogma*?! Gewiß — aber wie viele Professoren und Journalisten haben sich nicht als unfehlbar erklärt! Und was thut der liberale Staat? Der amerikanische Staatswissenschaftler *Burgess* erklärt eben den Staat in aller Form als unfehlbar, und zwar unfehlbar in Theorie und Praxis — „the state can do no wrong“!*)

Dieser ungeheuerliche Satz ist nur einer von den zahlreichen Belegen für die Thatsache, daß die Politik in Theorie und Praxis mit dem Leben und der Entwickelung der Kirche viel inniger zusammenhängt, als geglaubt wird. Die Akten über das Verhältnis von Staat zur Kirche sind lange noch nicht geschlossen. Hoensbroech hat unlängst in der „Zeit“ der kirchenpolitischen Aufgaben der österreichischen Völker gedacht. Oesterreich und — Kirchenpolitik, energische, kräftige, belebende Kirchenpolitik! Oesterreichs geistiges Leben steht unter dem Banne der officiellen kirchlichen und politischen Indolenz, und darum erblicken so viele das einzige geistige Leben in den landesüblichen politischen und nationalen Zänkereien. Zur Festigung dieser Ueberzeugung hat der österreichische Clericalismus maßvoll beigetragen, und eben darum wäre uns, darin stimme ich mit Graf Hoensbroech vollkommen überein, eine lebenskräftige Kirchenpolitik ganz besonders nöthig. Es war der Zweck dieser Zeilen, zu zeigen, daß diese Politik als Culturpolitik im weitesten und besten Sinne des Wortes aufgefaßt werden sollte.

Ein kritischer Moment im Leben Rußlands.

Der erste Akt des Dramas, das Rußland seit dem Jahre 1900 durchlebt, ist zu Ende; von den Studentenunruhen hört man kaum einen Nachklang mehr; über tausend Menschen befinden sich im Gefängnis, einige Dutzend haben ihren Durst nach Freiheit und Wissen mit dem Leben bezahlen müssen; alle Hochschulen sind geleert. Andererseits hat auch Bogolsepow, einer der Hauptmitschuldigen an diesen Ereignissen, mit dem Leben gebüßt. Schon hat der zweite Akt begonnen: die Reformierung desselben betraut, verstärkt diesen Eindruck noch mehr. Das war die Ansicht fast der ganzen europäischen Presse, die sich beeilte, Rußland das Ende der Unruhen und eine normalere Entwickelung zu prophezeien. In Wirklichkeit ist die Sache jedoch nicht so einfach.

Die Vorfälle der letzten Monate erinnern auffallend an die Ereignisse, die sich in der Periode vom Jahre 1878 bis 1880 in Rußland abspielten.

Die Zeit der Reformen, 1861 bis 1874, erweckte das russische Volk, das bis dahin todt war, und es zeigte lebendige Kraft. Die Jugend drängte sich in Massen in die Universitäten, nahm wachsam die Tagesereignisse auf und brannte vor Begierde, zum Nutzen ihres Volkes arbeiten zu dürfen. Der gemeinsame Gedanke begeisterte sie: die Abtragung der Schuld dem Volke, d. h. hauptsächlich den Bauern gegenüber. Das waren die „Narodniki“, deren ideale Thätigkeit in einer Reihe von großen Processen, massenhaften Verurtheilungen und Verschickungen 1878 einen grauenhaften Abschluß fand. Zwei Dinge hatten die „Narodniki“ in dieser Zeit gelernt zu erkennen, daß die Volksmasse, d. h. die Bauern ihrer Propaganda ganz unvorbereitet und verständnislos gegenüberstanden, und zweitens, daß jedes Wirken im Volke, selbst das ausschließlich aufklärende, seinen Idealen und seiner Realisation nach friedlichste, beim Beziehen des Absolutismus unbedingt war.

Das erste wurde den Narodniki überzeugend vom Volke bewiesen, das zweite nach Ueberzeugender von der Polizei und der Staatsanwaltschaft. Man mußte also andere Wege suchen.

Wera Zasulitsch's Schuß, der den grausamen Stadthauptmann von Moskau, Trepow, niederstreckte, zeigte denselben, die nach Arbeit zum Nutzen des Volkes dürsteten, einen neuen Weg. Man mußte das geistige Niveau des Volkes heben, doch es hatte sich erwiesen, daß dies ohne politische Freiheit unmöglich sei. In Europa hatte sich das Volk die Freiheit auf den Barricaden erkämpft, unser Volk ist noch nicht reif dafür, nur haben aber eine gebildete Minorität, die mit Intelligenz und leidenschaftlichem Hasse dem Despotismus gegenüber gewappnet ist, sie muß im Kampfe die Initiative, ein gesetzwidrigen Maße den Kampf führen und ihre Energie, ihre Aufopferung muß über die der Regierung siegen, der jedes ideale Streben fremd ist. Wiera Sassulitschs Schuß hatte die Regierungskreise nicht ohne Grund in Verwirrung versetzt und zugleich weite Schichten des Volkes im gemeinsamen Gefühle des Hasses dem Despotismus gegenüber ermuthigt und geeinigt. Es entstand eine ganze philosophische Theorie von der Rolle der kritisch denkenden Persönlichkeit in der Geschichte. (Michailowsky, Lawrow.)

Man kann nicht behaupten, die Logik solcher Urtheile sei unanfechtbar, doch der Gang der Ereignisse führte unverweidlich zu solchen Forderungen. Sie entstanden selbstredend nicht auf einmal. Ein und ein halb Jahre lang führten die alten Ideen der Narodniki den Kampf um ihre Existenz mit den Ideen des politischen Mordes, als eines Mittels des politischen Kampfes; doch im Sommer 1879 siegten die letzteren endgiltig inmitten der verschiedenen Gruppen der radicalen Jugend.

Die „Narodniki“ verwandelten sich in „Volksbefreier“, der politische Mord wurde zum System erhoben, und der Terror begann seine Herrschaft.

Auf diese Weise ist die Entstehung des Terrors dadurch möglich geworden, daß die Regierung den lebendigen Kräften der Gesellschaft, die nach gemeinnütziger Arbeit lechzten, gewaltsam jede Bethätigung nahm. Doch das alles wäre zu wenig gewesen. Bei aller Opferfreudigkeit der Jugend im allgemeinen und der russischen insbesondere, sind nur Menschen, die sich in außerordentlichen Umständen befinden, zu einem politischen Morde fähig. Doch in einer solchen Lage befand sich eine Menge von Menschen. Die politischen Verfolgungen von 1858 bis 1878 hatten eine ganze Armee von Menschen aufgeboten, die aus dem gewöhnlichen normalen Leben gebracht waren und denen es nicht möglich war, eine friedliche Existenz zu führen. Natürlich nicht, weil das wenig begabte Menschen sind; nein, die talentvollsten russischen Schriftsteller haben sich in einer solchen Lage befunden. Es werden aber immerwährend Hausdurchsuchungen und neue Verhaftungen über sie verhängt, man schickt sie von einem Orte zum andern, man verbietet ihnen direct jede Thätigkeit oder legt ihnen grosse Hindernisse in den Weg; das Schlimmste ist aber, daß man den ihnen gestellten Aufgaben unmöglich macht, die Verbindung zu aufrechterhalten. Diese Masse von Menschen, die für ihre jugendliche Begeisterung büßen mußten, keiner friedlichen Beschäftigung nachgehen konnten und natürlicherweise verbittert waren, bildeten die Armee der Terroristen.

Alle Welt wird sich wohl noch an den heroischen Kampf eines kleinen Häufens von Terroristen mit der Regierung erinnern, an den Kampf eines Zwerges mit einem Riesen. Und dabei kämpfte der Zwerg mit soviel Muth, daß er die Regierung von seiner ungeheuren Kraft übersgezeugte und auch selbst an sie glaubte. Nach der Explosion im Winterpalais am 5. 12. Februar 1880, deren Urheber der Revolutionär Chalturin war, bei welcher der Czar nur durch einen glücklichen Zufall gerettet wurde, beschloß die Regierung, Concessionen zu machen. Zum eigentlichen Dictator Rußlands wurde Graf Loris-Melikow ernannt, der die revolutionäre Bewegung mit in Rußland neuen Mitteln zu bekämpfen versuchte: nicht durch politische Verfolgung — oder wenigstens nicht durch sie allein — nicht durch die Unterdrückung der Presse und der Universitäten, sondern durch Reformen und die Beruhige des nicht revolutionären Theiles des Volkes. Zu diesem Zwecke wurde der Rahmen der Preßfreiheit erweitert werden, die Zensurämter wurden einer gemilderen Gewalt von Selbständigkeit erlangen zc. Und Loris-Melikow bewerkstelligte es.

Doch er ließ einen wichtigen Fehler mit unterlaufen, der verhängnisvoll wurde. Er führte alle seine Maßregeln mit übereilender Laufmantel und Vorsicht durch, und während er beseelen vorbereitete, verbarg er sie, nach der Sitte der russischen Regierung, vorsichtig vor der Oeffentlichkeit. Der wichtigste seiner Gesetzentwürfe, die sogenannte Constitution Loris-Melikows. Die vom Czaren Alexander II. auf seinem Todestage unterschrieben wurde, gelangte erst ein paar Wochen, nachdem sie im Archiv begraben worden war, zur Kenntniss des Volkes, und dabei hatte das Projekt durch dasselbe verhängnisvolle That der Revolutionäre vom 1. 13. März 1881 unmöglich gemacht, der bei der Czar Alexander II. ums Leben kostete.

Nach dem 1. März gewannen die reactionären Elemente wieder Oberhand in der Regierung, die vom Wege der Concessionen auf den polizeilichen Weg zurückwandte. Man kann der Regierung Alexander III. nicht die Zielsicherheit und Energie absprechen, mit welcher Alexander II. sein ganzes Leben lang zwischen Reformen und Reaction geschwankt hatte, verfolgte Alexander III. unwandelbar den Pfad der Reaction. Allmählich und systematisch wurde die auch objectiv nicht allzu große Freiheit der Presse beschränkt, wurden die Rechte der Universitäten, der Semstwos, der Städte und der Gouvernementsregierungen beschnitten und wurden Maßregeln zur Wiederherstellung der Macht des Adels in Ungarn und der Bauern eingeführt. Und das alles geschah mit der Folgerichtigkeit und Absichtlichkeit einer unabänderlichen Politik, so daß der Bevölkerung, die nach und nach von Recht nach dem andern verlor, sich an alles gewöhnte und keinen geringsten Anlaß zum Protest fand. Das nächste „Ideal“ Rußlands, die Macht der revolutionären

*) J. W. Burgess, „Political science and comparative constitutional law“, I. pag. 50, 51.

Digitized by Google

Partei war gebrochen. Zu gleicher Zeit war das Volk wie in einen Schraubstock gepreßt.

Im Jahre 1894 bestieg Nikolai II. den Thron. Trotzdem er „in die Fußstapfen des Vaters" zu treten beabsichtigte, gab er doch dessen Consequenz und Planmäßigkeit auf. Nicht daß er irgend eine Neigung gezeigt hätte, in die Regierung Gesetzlichkeit einzuführen oder der Gesellschaft einige Freiheit zu gönnen, nein, er sprach sich gegen alle ähnlichen „kunstosen Träume" in einer Rede aus, die er gleich nach seiner Thronbesteigung mit einer Offenherzigkeit hielt, die seinem Freimuth alle Ehre machte. Doch er hatte keine genügend klare Vorstellung von der ihm zu Gebote stehenden Kraft und von den Grenzen, bis zu welchen die Geduld der russischen Gesellschaft sich treiben ließ. Nach dem einzigen Ziel strebend, das auch das Hauptziel seines Vaters gewesen war, der Festigung seiner autokratischen Macht, verstand er es gar nicht, die Mittel zu wählen. Der politische Druck, der auf die Presse, die Schulen, die Universität, die ganze Gesellschaft und das ganze Volk ausgeübt wurde, und besonders die von Bogoljepow im Gebiet der Volksaufklärung angewandten Maßregeln, am meisten aber „die zeitweiligen Regeln" betreffs der Einreihung der Studenten unter die Soldaten waren von einer Art, die unwillkürlich den Zweifel hervorrief: ob die Regierung, oder einige Mitglieder der Regierung (z. B. Bogoljepow) nicht etwas wie eine Revolte, einen Aufstand oder eine grandiose Demonstration provocieren wollten (wie das auch wirklich geschehen ist), um den Unzufriedenen, protestfähigen Elemente der russischen Gesellschaft mit einem Schlage zu vernichten. Eine solche Voraussetzung ist wohl kaum zu begründen. Die Gesellschaft ist aber in der That zu einem leidenschaftlichen Protest getrieben worden. Der Selbstmord durch Selbstverbrennung eines jungen Mädchens, Wjetrowa, im Petersburger Gefängnis (1897), das grundlose Prügeln der Studenten mit Kosakenpeitschen am 8./20. Februar 1899 gaben zu Studentenunruhen Anlaß; Ende des Jahres 1900 und im Beginne des Jahres 1901 brachen neue Unruhen aus, die noch nie dagewesene Dimensionen annahmen, wobei ein großer Theil der Arbeiter, weite Kreise der intelligenten Gesellschaft im allgemeinen und besonders die Schriftsteller und Gelehrten für die Studenten Partei ergriffen.

Freilich nicht die ganze Intelligenz, zum Beispiel die Professoren, unter denen die Studenten, die für ihr bescheidenes Recht kämpften, sich nicht von den Kosaken prügeln zu lassen, am ehesten eine Stütze finden sollten, entpuppten sich als die eifrigen Anhänger von Bogoljepows System. Einer Umfrage in sechs zu erklärenden Dieljanow und nach ihm Bogoljepow verfaßten systematisch die wirklich der Wissenschaft ergebenen Gelehrten (eine nicht vollständige Aufzählung befindet sich in Prof. Mosaryks Artikel, Nr. 340 der „Zeit") aus den Universitäten und ersetzten sie durch der Wissenschaft fremd gegenüberstehende Beamte, die auf den Gehalt und den Rang großen Wert legten. So richteten die Professoren der Moskauer Universität, als die Studentenunruhen ihren Höhepunkt erreicht hatten, an die Studenten einen Aufruf, in dem es hieß, die Studenten wären an den gegen sie ergriffenen Maßregeln selbst schuld, und in dem sie aufgefordert wurden, sich um der Liebe zum Wissen willen friedlich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, wie die Verhältnisse auch sein mochten, folglich auch beim Sausen der Kosakenknuten. Dieser schändliche Aufruf ist von 70 Personen, also fast von allen Professoren der Moskauer Universität unterschrieben, und unter diesen Unterschriften prangen nicht nur die Namen der der Wissenschaft ganz fernstehenden Creaturen des Unterrichtsministeriums, wie Shdanow, Troidowsky oder Tarasjow, sondern auch die Namen der wenigen Professoren, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben und bis jetzt geachtet wurden, wie Trubetzkoi oder Wernadsky. Es fehlt aber der Name des berühmten Professors für Botanik, Timirjasew, der offenbar seine Solidarität mit Bogoljepow nicht verkünden wollte. In Petersburg, Kiew und Odessa sonderte sich ein großer Theil der Professoren in der einen oder der anderen Form, aber mehr oder weniger deutlich, von den Studenten und der übrigen intelligenten Gesellschaft ab.

Die Krise sind Sie vom unterrichtet, welche Stellung die Regierung zu den Studentendemonstrationen nahm. Sie bewies sehr anschaulich, daß man in einem autokratischen Staate für die von der Polizei empfangenen Hiebe ebensowenig Genugthuung fordern darf, als man von seinen Bedürfnissen und seiner Noth laut reden darf. Der allgemein geachtete frühere Professor Miljukow wurde für das Sammeln von Unterschriften für die Bittschrift an den Czaren, in der um die Aufhebung der „zeitweiligen Regeln" vom Jahre 1899 betreffs der Einreihung der Studenten ins Militär eingetrieben wurde, ins Gefängnis gesteckt.

Dutzende von Studenten und Universitätslehrern, Hunderte von unter die Soldaten Gesteckten, Tausende von Verhafteten, Verbannten und aus der Universität Getriebenen sind die Opfer der Demonstrationen. Hier ist also wieder eine neue Armee unruhiger und Unzufriedener der Zeiten, für die aber Richter antworten kommen von Verbannten, aus dem Lebensgetriebe gerathenen Criminellen, die leicht sind, das ihnen und anderen zugefügte Unrecht hinunterschlucken und so zum leisen Mitstreichen für eine bessere Zukunft zu kämpfen. Wir haben also wieder alle jene Bedingungen vor uns, die den Terror des Jahres 1878 bis 1881 geschaffen haben: die furchtbare Reaction, die Last der Lebensverhältnisse der Intelligenz, die erprobte Unmöglichkeit der Anwendung gesetzlicher Kampfmittel und das Vorhandensein einer ungeheuren Armee, die zum terroristischen Kampf fähig ist. Es besteht zwar auch ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen 1878 und 1901. Damals, im Jahre 1878, erwiesen sich hauptsächlich die Vertreter der „Narodniki", d. h. der damaligen fortschrittlichen, revolutionären Partei als Terroristen. Jetzt wird die fortschrittliche, revolutionäre Gruppe von den Socialdemokraten gebildet. Die „Narodniki" stießen in ihrer Thätigkeit nicht nur auf den Widerstand der Regierung, sondern — was für sie natürlich viel schlimmer war — auf einen Boden, der für die Aufnahme ihrer Saat ganz ungeeignet war. Und die Verzweiflung, die durch diese unerwartete und ihnen unerklärliche Erscheinung in ihnen hervorgerufen wurde, war ein starkes Stimulans, das sie zum Terror führte. Auch die Socialdemokraten sind jetzt auf den Widerstand der Regierung gestoßen, dafür haben sie beim Volk ein Niveau vorgefunden, das für die Aufnahme ihrer Idee reif war; sogar noch mehr als das; sie brauchten nicht zu den Arbeitern zu gehen, sondern diese kamen ihnen zum größten Theil entgegen und suchten bei ihnen Rath. Die Socialdemokraten haben keinen Grund über Mißerfolg der bei den Arbeitern zu klagen, und kleinliche Verfolgungen der Regierung konnten ihr Vormärtsschreiten nicht hemmen. Deshalb stehen die in Arbeiterkreisen wirkenden Socialdemokraten dem Terror, als einem Kampfmittel, größtentheils ablehnend oder wenigstens sehr kalt gegenüber. Aus ihnen werden sich keine Terroristen bilden.

Trotzdem ist das Contingent der Menschen, aus deren Kreise sich die Terroristen recrutieren können, wie wir oben gesehen haben, mehr als ausreichend.

Und der Terror hat schon begonnen. Daß die Idee des politischen Mordes wieder recht populär geworden ist, wird schon dadurch bewiesen, daß Karpowitsch, der Bogoljepow getödtet hat, im Gefängnis von unbekannten Personen theure Blumen erhielt, deren Kostspieligkeit zur Annahme berechtigt, daß diese Sendungen nicht aus den Reihen armer, revolutionär gesinnter Studenten, sondern aus wohlhabenden Gesellschaftskreisen kamen. Der zu Karpowitschs Vertheidigung vom Gericht und nicht vom Angeklagten selbst gewählte Rechtsanwalt Turtschaninow hielt eine glänzende und kühne Rede zu dessen Gunsten.*)

Noch bedeutsamer ist die Thatsache, daß Wjera Sassulitschs Geschichte, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß, während die Sassulitsch, der die Geschworenen gestellt, unter Jubel freigesprochen wurde, Karpowitsch, der vors Staatsgericht kam, verurtheilt worden ist. Doch gab sein Proceß, gleich dem Proceß der Sassulitsch, der weiteren Entwickelung des Terrors einen neuen Impuls.

Diesmal hat sich die Regierung früher als vor zwanzig Jahren auf Compromisse eingelassen. Ein Mord, ein oder zwei Attentate (auf Pobjedonoszew und vielleicht auf Sipjagin) und heftige Studentenunruhen haben hingereicht, um von der Höhe des Thrones das Verbrechen einer Reform und die Ernennung eines Ministers zu erreichen, dessen Name keine ferneren Repressionen zu erwarten berechtigt.

Jetzt stehen wir vor der Frage, ob dieser Mann Loris-Melikows Fehler wiederholen wird oder nicht? Mit anderen Worten, ob er sich auf halbe Maßregeln beschränken wird, oder ob er in der Lage sein wird, thatsächlich eine Reform vorzunehmen, welche die Gesellschaft befriedigen wird.

Das wissen wir jetzt noch nicht, aber einige Thatsachen bekräftigen die erstere Annahme. Bei den bestehenden Verhältnissen ist keinerlei Reform ohne eine weitgehende Amnestie für alle an den Demonstrationen Betheiligten denkbar, ohne eine Amnestie, die es ihnen ermöglichen würde, die Hochschulen zu absolvieren. Und die Amnestie müsste bald erfolgen: jeder Tag der Verzögerung birgt Gefahr in sich. Und dabei hören wir, daß viele Studenten aus dem Gefängnis entlassen, dabei aber aus Petersburg ausgewiesen wurden. Was bedeutet das? Wen kann eine solche Maßregel befriedigen? Am wenigsten die aus dem Gefängnis Entlassenen: die Leben ist zu tragedem zerstört. Und diejenigen, die unter diesen vielen nicht mit inbegriffen sind? Vielleicht ist das nur der erste Schritt?

In diesem Falle befände sich Rußland die Möglichkeit einer friedlichen und normalen Entwickelung.

Doch das erscheint uns sehr wenig wahrscheinlich. Weder die Persönlichkeit Bannowskys, der Loris-Melikows Bildung und politischen Takt bekanntlich nicht besitzt, noch die Persönlichkeit des Czaren selbst, noch die Zusammensetzung der Regierung, in der Pobjedonoszew, Murawjew und Sipjagin eine hervorragende Rolle spielen, lassen bei der Regierung eine ernste Bereitwilligkeit, mit der Gesellschaft Hand in Hand zu gehen, voraussetzen.

A. Radin.

*) [illegible] für die Unterhaltung der Studenten [illegible] Beiträge [illegible] zum Besten [illegible] an eine der drei Petersburger Lehrlinge

Flussregulierungen in Oesterreich.

Von Prof. Dr. Albrecht Penck.

Die österreichischen Flüsse sind in vieler Hinsicht Schmerzenskinder des schönen Reiches. Nur wenige eignen sich für den Betrieb einer größeren Schiffahrt, nicht viele sind für industrielle Unternehmungen nutzbar gemacht, aber alle schlagen von Zeit zu Zeit aus ihrer sonst friedlichen Art, treten aus, überschwemmen das Land, vernichten Saaten, unterwaschen hier ihre Ufer und überschütten sie dort mit grobem Gerölle. Hochwasserkatastrophen gehören in Oesterreich zu den regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen. 1882 war das Pustertal der Schauplatz einer solchen, 1885 und 1888 das Etschgebiet; 1890, 1895, 1897 und 1899 waren die Nordseite der Alpen und gleichzeitig die Sudeten von solchen heimgesucht. Es ist ein schönes Ergebnis der Berathungen über die zu schaffenden Wasserstraßen, daß sie den Blick auf die österreichischen Flüsse gelenkt haben. Halten wir nicht alle der geplanten Canäle für gleich nützlich, und die Aufwendung von Millionen für den Bau von einigen von ihnen für keine glückliche Anlage, so sind wir überzeugt, daß jede Summe, die für die Verbesserung unserer Flüsse ausgegeben wird, dem Reiche von großem Vortheile sein wird.

Der nach den Berathungen des Wasserstraßen-Ausschusses in die Regierungsvorlage betreffend den Bau von Wasserstraßen aufzunehmende § 6 verlangt die Regulierung derjenigen Flüsse in Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Nieder- und Oberösterreich, welche mit den geplanten vier großen Canälen, die wir neulich besprochen,*) und den canalisierenden, bezw. zu canalisierenden Flussstrecken ein einheitliches Wassernetz bilden und sei es wegen der Zufuhr von Wasser, sei es mit Rücksicht auf die Geschiebebewegung für die projectierten Canäle besonders Bedeutung besitzen. Das will viel sagen, sobald wir uns vergegenwärtigen, daß in einem Flussgebiete alle Glieder mit einander in einer bestimmten Beziehung stehen und jedes einzelne für das Ganze von Bedeutung ist. Da es nun Elbe und Moldau, Oder, Weichsel und Dniester, March und Donau sind, die durch die geplanten Canäle zu einem Wassernetze verbunden werden sollen, so verlangt der neue Paragraph streng genommen eine Regulierung aller Flüsse Böhmens, Mährens und Schlesiens, Ober- und Niederösterreichs sowie der meisten Galiziens. Er verlangt eigentlich die Bändigung der Gerinne von genau zwei Dritteln Oesterreichs.

Allerdings spricht der Paragraph vorsichtigerweise nur von solchen Flüssen, welche für die geplanten Canäle von besonderer Bedeutung sind, und charakterisiert letztere durch den Hinweis auf die Wasserführung und Geschiebebewegung. Damit erscheint das riesige Progeamm einigermaßen eingeengt, aber es wird Thür und Thor geöffnet einer Menge von Interpretierungen des Gesetzes. Ein jedes Interessent wird behaupten, daß das von ihm ins Auge gefaßte Gerinne von großer Bedeutung für die geplanten Canäle ist, und da ein jedes einzelne Gerinne, wie wir bemerkten, wirklich Bedeutung hat, so wird es sich schwer entscheiden lassen, ob sie „größer" oder „kleiner" ist. Der neue Paragraph gibt der Regierung die Vollmacht, nach eigenem Ermessen die Regulierung der Flüsse vorzunehmen.

Wir möchten dies nicht tadeln. Wohl versetzt der Paragraph die Regierung in die Lage, den Wünschen von Interessenten weit entgegenzukommen und politische Vortheile einzutauschen gegen die Regulierung bestimmter Flüsse, aber er gewährt ihr zugleich die Möglichkeit, planmäßig und systematisch vorzugehen und damit ein großes, nothwendiges Werk zu schaffen. Indem das Wasserstraßengesetz ferner nunmehr in einem Zuge Canäle, Canalisierungen und Regulierung von Flüssen nennt, gibt es der Hoffnung Raum, daß die Gesammtheit der von ihm verlangten Aufgaben einer einzigen Behörde überwiesen werden wird und nicht verschiedene Aemter sich darin theilen, wie es gegenwärtig mit dem Baßerbau in Oesterreich der Fall ist. Die geschiedenreichen Bildbäche regulirt das Ackerbauministerium, die größer gewordenen Flüsse das Ministerium des Innern. Beide Behörden haben gewiß viel zu leisten versucht, als es bei den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln möglich war, aber glücklich ist es gewiß nicht, die Behandlung eines Organismus zwei Aerzten anzuvertrauen, die nicht direct zu einem Consilium zusammentreten, sondern auf etwas umständlichem Wege miteinander correspondieren. Wir hoffen, daß der neue Paragraph des Wasserstraßengesetzes die Schaffung eines einem Ministerium unterstehenden Wasserbauamtes zur Folge haben wird.

Ein solches Amt würde vor wenigen Jahren einer einigermaßen unbegreiflichen Aufgabe gegenübergestanden sein. Vor einem Jahrzehnte wußte man über die Wasserführung der österreichischen Flüsse noch recht wenig. Seither hat das hydrographische Centralbureau mit seiner Thätigkeit eingesetzt und hat in einer Linie ein enges Netz von Regenbeobachtungsstationen geschaffen. 1898 zählte man deren beinahe 2700. Dank diesem Netze wissen wir heute annähernd, wie viel Regen in Oesterreich fällt — es ist mehr als früher angenommen worden ist — und kennen damit die Wassermengen, die den Flüssen den Ursprung geben. Das Centralbureau hat ferner an nicht weniger als 800 Orten Pegelbeobachtungen eingerichtet, sowie mit systematischen Strommessungen begonnen, die uns mit den Wassermengen vertraut machen, die in den Flüssen sich thatsächlich bewegen. Dank der großen Strommessung bei Wien wissen wir heute, wie viel Wasser in der Donau vorbeirinnt. Es ist berechnet worden, als erwartet worden durfte. Das Bureau hat ferner den Regen aus den Hochwasserkatastrophen gezogen, den diese gewähren konnten. Es hat ihre Ursachen und ihren Verlauf eingehend studiert, und damit wichtige Daten über die Hochwassermengen gewonnen, mit denen man ab und zu zu rechnen hat. Vom Hofrathe von Jaśkowski vorzüglich organisiert, gegenwärtig vom Oberbaurathe Lauda ausgezeichnet geleitet, liegt das Bureau in den Händen von Technikern; es hat ferner in seinem Consulenten eine im Sinne der neueren Geographie geschulte Kraft. Es löst seine Aufgaben vortrefflich; uns eine Kenntnis der zu bändigenden Wasserarbeiten zu gewähren.

Weniger erscheint in einer anderen Richtung vorgearbeitet. Ueber den Bau der Flußbetten in Oesterreich sind wir noch nicht hinreichend orientiert. Ihn müssen wir in erster Linie kennen, wenn jene Betten reguliert werden sollen. Dies ist umsomehr zu betonen, als wir es bei der Vielgestaltigkeit der Erdoberfläche in Oesterreich mit mehreren Typen von Flußbetten zu thun haben, die sehr verschiedene Behandlung erheischen. In den Sudeten und Karpathenländern herrscht im allgemeinen normale Thalentwickelung, es münden die Nebenthäler gleichsohlig in die Hauptthäler, die Begehänge sind abgeböscht, Felswände sind selten. Die Function der Flüsse besteht darin, mit den überschüssigen Wassermassen auch die Gerölle und Geschiebemassen aus dem Lande herauszubefördern, was in der Regel glatt geschieht. Nur dann, wenn außergewöhnliche Hochwasser eintreten, greifen die Flüsse ihre Ufer an, unterwaschen sie und belasten sich mit einer größeren Geschiebemenge, als sie anstandslos bewältigen können. Uferschutzbauten sind also die Hauptwerke der Regulierung, die namentlich dort zu errichten sind, wo der Fluß Neigung zeigt, sein Ufer zu untergraben, und wie vor allem die Befestigung der losen Materialien zu bewirken hat, welche nahe am Flußbette liegen. Ganz anders ist die Thalentwickelung in den Alpen. Sie ist in den bei weitem größten Theile des Gebirges nicht normal. Es liegen die Sohlen der Seitenthäler in der Regel hoch über denen der Hauptthäler. Diese sind übertieft. Mit jähem Falle, häufig in enger Klamm erreicht der Nebenfluß den Hauptfluß. Man denke nur an die Mündung der Gasteiner Ache in die Salzach: nachdem sie ihr Gasteiner Thal in trümmlichem Wiesengrunde hin und her gependelt, tritt sie in den engen Klammpaß ein und stürzt sich schließlich in tosendem Falle bei Lend zur Salzach. Dies Beispiel ist typisch für die Alpen und wiederholt sich mit kleinen Veränderungen im größeren Theile des Gebirges ungezählemale. Hier ist die Function der Flüsse eine andere als in den Sudetenländern, sie schleppen ihre Geschiebelast nicht anstandslos mit ihrem Wasser aus dem Lande heraus, sondern geben sie bei Betreten des Hauptthales ab. Sie haben die Tendenz, das letztere zu verschütten, eine Tendenz, die sich in den großen Schuttkegeln, die sie bereits abgelagert haben und noch weiter aufschütten, deutlich ausprscht und vielfach auch darin zum Ausdruck kommt, daß die Hauptflüsse auf etzöhten Betten den Thalgrund durchmessen. Diese Aufschüttung bezieht ihr Material aus der Vertiefung der Nebenthäler und namentlich von den Thalgehängen. Hier hat die Flussregulierung in erster Linie einzusetzen, sie muß die Nebenthalvertiefung durch Sohlenbefestigung hindern, so wie wir es bei den Wildbachbauten üben. Sie muß die Thalgehänge dort befestigen, wo sie aus losen Schuttmassen bestehen. Diese Massen sind außerordentlich leicht ausgedehnter, als man gewöhnlich glaubt; zahlreich sind die Stellen in unserem Gebirge, bei welchem solche Verwühlungen eintreten können, wie sie 1899 das Dorf Hintau verheerten und den Betrieb der Linie Selzthal—Bischofshofen monatelang unterbrachen. Anders wieder ist der Bau der Strombette in unseren großen Ebenen. Ihr Gefälle ist vielfach verhältnismäßig groß, sehr bedeutend in der Regel ihre Wasserführung; sie vermögen daher eine bedeutende Arbeit zu entfalten, der die Ufer keinen entsprechenden Widerstand entgegensetzen. Aus losem Materiale aufgebaut, werden sie leicht unterwaschen, und der Strom verwildert. Hier ist die Uferbefestigung wieder Hauptaufgabe der Regulierung. Sie verknüpft sich mit einer zweiten: der Festlegung eines Normalprofiles für die Flüsse, welches sowohl große Hochwassermengen durchlassen kann, als auch die Niederwassermengen noch für die Schiffahrt aussnutzen gestattet. Die mannigfachen Arbeiten an der Donau bei Wien führen uns gerade der Schwierigkeit der letzteren Aufgabe vor Augen, nachdem die erste bereits gelöst worden ist. Ganz eigenartig endlich ist der Bau unserer ganz andere Verhältnisse aufweisenden Karstflüsse. Sie verschwinden in Schlundlöchern des verkarsteten Kalkstocks und treten dann wieder in mächtigen Quellen zutage. Hier ist die Erhaltung des Schlundloches und der unterirdischen Abzugsröhre das bei

*) Siehe in der Zeitschrift vom 4. Mai 1901 den Aufsatz: „Die Wasserstraßen-Vorlage". Die Zeitschrift vom 11. Mai 1901 enthält einen Aufsatz: „Die Wasserstraßen-Vorlage", Schluß. Die Zeitschrift vom 18. Mai 1901 enthält einen Aufsatz: „Die Wasserstraßen-Vorlage", Schluß.

Digitized by Google

der Regulierung zu lösende Problem. Es müssen die Flüsse gebändert werden, es muß ihrem Gerölle oder Schlamm zu verschiessen.

Wie verschieden auch die Aufgaben der Flußregulierung sind, und wie verschieden es wäre, Universalvorschläge für ihre Lösung zu machen, so zieht sich doch durch sie alle die specielle Aufgabe hindurch, den losen, im Bereiche des Flusses gelegenen Massen größte Aufmerksamkeit zu schenken. Das Studium dieser losen Bodenarten, die für den Ackerbau nicht minderer Bedeutung wie für den Flußbau haben, ist in Oesterreich noch sehr vernachlässigt, und sollen umfassendere Stromcanalisierungen und Flußregulierungen ausgeführt werden, so müssen vor allem jene losen Materialien nach ihrer Entstehung und Verbreitung näher erforscht werden, um spezifizellen, welche Regulierungsart im einzelnen anzuwenden ist. Es sei in dieser Beziehung auf Preußen verwiesen. Obwohl die dortige geologische Landesanstalt den losen Bodenarten besondere Aufmerksamkeit zuwendet, beschloß der Ausschuß zur Untersuchung der Wasserverhältnisse die Ausführung von besonderen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Wasserwege. Mit der Vornahme einer vorbildlichen Arbeit ist der kgl. Bezirksgeologe A. Leppla im Gebiete der Glatzer Neisse betraut gewesen. Seine geologisch-hydrographische, also physikalisch-geographische Beschreibung des Niederschlagsgebietes der Glatzer Neisse hat eine Menge beachtenswerter Gesichtspunkte gefördert, seine Karte zeigt die weite Verbreitung der losen Bodenarten selbst im Mittelgebirge.

Das Leben gerufen durch große geplante künstliche Wasserstraßen, trägt der im Parlamente erwachsene Wunsch nach Regulierung unserer Flüsse den Stempel seiner Herkunft darin, daß er sie beschränkt wissen will auf die Gebiete der zu canalisierenden und durch Canäle zu verbindenden Flüsse. Es zieht sich durch das Ganze der Gedanke, die Flüsse als Wasserstraßen nutzbar zu machen. Es hieße aber ihre Bedeutung unterschätzen, wollte man ihren wirtschaftlichen Wert bloß unter diesem Gesichtspunkte würdigen. Nur wasserreiche, langsam fließende Flüsse können Verkehrswege werden; die meisten unserer Flüsse aber fallen zu jäh und sind nicht wasserreich genug, um der Schiffahrt dienen zu können. Sie sind darum nicht nutzlos. Sie stellen reiche, nur zum geringsten Theile ausgenutzte Wasserkräfte dar. Wir nennen Pferdekraft die Arbeit eines Pferdes, das 75 Kilogramm in der Secunde 1 Meter hoch zu heben vermag. Ein Cubikmeter Wasser (= 1000 Kilogramm), welcher 1 Meter herabfällt, gibt 1 Liter Wasser (1 Kilogramm), das 1000 Meter herabstürzt, leistet daher die Arbeit von 13⅓ Pferdekräften. Der Donaucanal, Uferbereich, welcher die früher lebhaft betriebene Traunschiffahrt so sehr unterbrach, stellt daher eine Wasserkraft von über 8500 Pferdekräften dar, denn es sind freundlich 50 Cubikmeter Wasser, die 13 Meter hoch herabstürzen. Eine viel größere Arbeit leistet die kleine Krimler Ache. Sie dürfte nicht mehr Wasser, als 3 Cubikmeter in der Secunde enthalten, aber sie stürzt 380 Meter herab. Ihr vielbewunderter Wasserfall hat die Kraft einer 15000pferdigen Dampfmaschine, und diese riesige Kraft taucht ungenutzt vorüber, wie so viele andere der großen Wasserkräfte des Gebirges.

Der Grund dafür liegt weniger in der Eigenart dieser Kräfte und der Schwierigkeit ihrer Ausnutzung, als in der Unregelmäßigkeit ihrer Wasserkraft. Die Wassermenge unserer kleinen Gerinne ist großen Schwankungen unterworfen. Manchmal schrumpfen sie auf dünne Fäden zusammen, um dann zu Zeiten wieder vehement anzuschwellen. Selbst die durch die Seen des Salzkammergutes regulierte Traun schrumpft nach unseren Schätzungen manchmal auf etwa 17 Cubikmeter in der Secunde zusammen, und künstlich gesteigert auf über 400 Cubikmeter in der gleichen Zeit an. Dabei wachsen ihre Kraft am Traunfalle zwischen weniger als 3000 und beinahe 60000 Pferdekräfte. Solch ungeheure Gegensätze sind in der Industrie nicht recht verwendbar, denn diese braucht regelmäßig wirkende Kräfte. Das Problem ihrer Nutzbarmachung hat also eine künstliche Regulierung ihrer Wassermenge zur Voraussetzung; es heißt in den Zeiten des natürlichen Ueberflusses das Wasser aufsparen für den Freistand. Die Geschichte weiß schon in industriellen Gegenden Vorsorge für diese Aufgabe. Die Lenne bei Werdohl in Westfalen, die Regen bei Roding, sie sprechen in ihren Namen auf die Zeiten der Dürre. Mehr und mehr große Stauanlagen sind in den letzten Jahren in den industriellen Bezirken entstanden, um eine gewisse Constanz der Wasserkräfte zu erzielen. Doch also dies einmal nicht oder in einzelnen Fällen nicht durchführbar, werden in einem gegen Überschwemmungen, so ist damit zugleich die Lösung der Regulierung der kleinen Gerinne gegeben. Die Schwellen werden die Wasserkraft nicht vermehren, sie sparen in ihren Wehren

Zur Discussion über 1866.

Ein Artikel in Nr. 344 der „Zeit" von Armiger — unter dem Titel „Benedek" — entwickelte hinsichtlich der literarischen Thätigkeit der preußischen Generale v. Schlichting, v. Caemmerer, v. Lettow-Vorbeck und meiner eigenen in der Schrift „Strategische Erörterungen, betreffend die Grundsätze des Generals v. Schlichting," soweit sie den Feldzug 1866 in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, eine durchaus einseitige Auffassung. Der ausgebrochene Meinungskampf hat weder seinen Ursprung in den Friedjung'schen Veröffentlichungen, noch verfolgen seine Erörterungen den Zweck, darzuthun, wie Benedek 1866 hätte operieren müssen.

Es handelt sich vielmehr darum, ob die vom General v. Schlichting schon vor Jahren in seinem Buche „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart" dargelegten Behauptungen allgemeine Giltigkeit beanspruchen können. Es ist schwer, in großer Kürze die Tendenz eines Buches zu bezeichnen, jedoch kann man wohl sagen, daß Schlichting die Kriegskunst vergangener Jahrhunderte, sogar die Napoleons I., für mehr oder minder „abgewirthschaftet" erklärt und in dem Verfahren Moltkes die alleinige Basis erblickt, auf der weiter zu bauen ist.

Mit vielem Geist vorgetragen, gewannen seine Doctrinen viele Anhänger, erzeugten aber auch mit Recht starken Widerspruch, dem der General v. Lettow, der Major v. Freitag und zuletzt ich Ausdruck gaben. General v. Schlichting hatte nun vor kurzem eine Schrift „Moltke und Benedek" seinem großen Werke folgen lassen, in dem er appliratorisch zu beweisen suchte, daß 1866 ein veraltetes strategisches System dem durchaus neuen Moltkes unterlegen sei. Diese Schrift habe ich natürlich gleichfalls berücksichtigen müssen, indem ich behaupte, daß die größere und mindere Befähigung und die Unterschiede der beiden Heere, nicht das strategische System, Schuld an Sieg und Niederlage gewesen seien. Die Erörterung dieser Frage ist durchaus nicht ein „Streit um Kaisers Bart", wie Armiger behauptet, sondern für die Zukunft von weittragendster praktischer Bedeutung.

Wenn Armiger ferner behauptet, daß den betheiligten preußischen Generalen die nähere Kenntnis des österreichischen Heeres und Staates fehlen müsse, so fehlt ihm offenbar die Kenntnis der Werke jener Officiere, von denen die ausgezeichneten Geschichte von 1866 des Generals v. Lettow-Vorbeck, und auch aus österreichischen Quellen schöpfte. Im übrigen sind diese Verhältnisse für niemanden ein Geheimnis, und Friedjungs glänzendes Werk ertheilt darüber ganz neuerdings die beste Auskunft. Die Sache wird von den Betheiligten keineswegs „wie ein Kriegsspiel", sondern unter sorgfältiger Abwägung der moralischen Factoren behandelt.

Der Ausfall gegen die „Generalstabsgeschichtsmalerei" der betreffenden Gerade ist ganz unangebracht. Nun die preußische „Generalstabsgeschichtsmalerei" — d. h. tüchtige wissenschaftlich-praktische Arbeit — hat denn doch 1866 und 1870/71 keine ganz kleine Rolle gespielt. Was mich übrigens anbetrifft, so bin ich — mit Ausnahme eines Adjutantenjahres — nie im Generalstab, sondern immer im Truppendienst gewesen.

Jedem Historiker ist bekannt, daß die inneren Einwirkungen, die das Schicksal der Feldzüge entscheiden, oft erst nach Jahrzehnten zutage treten, wie denn z. B. die auf den Feldzug 1815 bezüglichen noch jetzt nicht ganz klar gelegt sind.

Die Erforschung und das Studium der Kriegsgeschichte ist aber — auch nach Napoleon — eines der entscheidendsten Mittel für die Ausbildung höherer Führer. Der satirische Ton, den Armiger den preußischen Generalen gegenüber anschlägt, erscheint daher nicht an der richtigen Stelle. Im übrigen behandeln die durch sie erörterten Streitfragen, soweit sie sich auf 1866 beziehen, durchaus nicht allein Benedek, sondern ziehen z. B. das Verhalten des Prinzen Friedrich Karl vor der Schlacht bei Königgrätz ganz gleichermaßen in den Kreis kritischer Erörterung.

Des weiteren meint Armiger, daß bei der schlechteren Infanteriebewaffnung der Oesterreicher „die Strategie einfach aufgehört" habe. Dies ist nicht richtig; die Führung und Taktik spielen auch dann ihre Rolle. Dies beweist das Treffen von Tramenau, wo Gablenz über ein preußisches Corps, das unsäßig geführt wurde, den Sieg davon trug. Die Oesterreicher besaßen zudem durchgängig gezogene Geschütze, die Preußen nur zum Theil.

An den von den Italienern, welche auch noch Vorderlader führten, gegen die Preußen 1866 gelieferten Gefechten überwog der Verlust nicht sehr stark den der Preußen, weil sie eine Convergenzlerntaktik ähnlich der preußischen hatten, wogegen Württemberger und Hessen, die mit der Stoßtaktik fochten, enorm verloren. In übrigen habe ich in meinen Schriften das Uebergewicht des Zündnadelgewehres immer hervorgehoben, mit dem Moltke bei Beginn des Feldzuges natürlich auch gerechnet hatte. Schließlich bemerke ich, daß ich in der Beurtheilung Benedeks als Führer einer großen Armee, bei aller Verschiedenheit seiner militärischen Befähigung und seines Charakters, mit Armiger ganz übereinstimme.

Berlin. A. v. Boguslawski,
Generalmajor z. D.

Ravenna.

Ravenna wird wenig besucht. Es liegt abseits der Heerstraße, hat weder Museen, noch frohes Volksleben, noch die landschaftlichen Reize des Südens. Braune sumpfige Ebenen dehnen sich aus, über denen die klagende Mädigkeit langer leidvoller Jahrhunderte lagert. Düstere Tamarisken, schwarze uralte Pinien, plumpe altersgraue Thürme ragen auf. Im Innern gibt es nur verwitterte kleine Häuser, die in langweiligem Einerlei schmutzig winkelige Gassen umsäumen. An den Thüren hocken arme Leute und lassen in schläfrigem Nichtsthun die Stunden vorüberziehen. Es ist eine verlassene, ernste, öde, trauernde Stadt, eine Todteninsel, eine Stadt des Schweigens. Doch deshalb gerade ist der Eindruck von Ravenna so unsagbar groß. Gerade weil die Gegenwart so todt ist, spricht die Vergangenheit desto lauter. Weil das Leben so verstummt ist, dröhnt desto mächtiger der Schritt der Weltgeschichte. Man spricht den Namen aus und alles steht vor uns: Thusnelda und Galla Placidia, Justinian und Theoderich, die sterbende Antike und das junge Germanenthum. Man athmet die Erinnerungen, die unsichtbar und doch drückend über dem Boden lasten, hört die Stimmen derer, die über die Jahrhunderte hinweg aus dunkler großer Zeit zu uns sprechen.

Es muß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung eine ähnliche Stimmung über Italien gelegen sein, wie über dem Frankreich des Rococo. Damals, in den Tagen des Louis XV., hatte eine raffinierl üppige Cultur ihren Höhepunkt überschritten. Alle Genüsse des Lebens waren ausgekostet, die Rosen Aphroditens verwelkt. Auch von außen machten Anzeichen eines nahen Verhängnisses sich bemerkbar. Denn unter den Fenstern des Königsschlosses erschienen wohlgelaunte verkommene Gestalten, höhnend, fluchend und drohend. Mißlo leistende man das Spiel mit Witze, Ironie, Absurde für alle Sünden, wurde wohlthätig und tugendhaft, enthaltsam und fromm. Rousseau tritt auf und predigt die Rückkehr zur Einfachheit. Die vornehmen Damen knien an Altären und gehen mit Processionen. Die vornehmen Herren schließen sich im Laboratorium ein, suchen den Homunculus zu brauen, die Geheimnisse des Lebens und Sterbens zu ergründen. Wahrsager, Geisterseher und Wunderdoctoren, die den müden lendenlahmen Menschen noch ein Lebenselixir versprachen, wurden die Heiligen der Zeit. Und man hatte sich mit dem Herrgott versöhnt, resumirtig für alle Laster gebüßt, als die Revolution kam und die ganze Herrlichkeit wegfegte.

Dieselbe Blennourant-Stimmung wie in den letzten Tagen des Rococo war in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung über die antike Welt gebreitet. Auch sie hatte mit allzuviel Delicatessen sich den Magen verdorben. Nordische Barbaren, in Rattenfell gekleidet, wild und struppig, waren wie Schreckgespenster, die der Hades ausgespieen, auf kleinen unheimlichen Pferden durch Italiens Gefilde gejagt. Das Gefühl, daß der Zukunft etwas Dunkles berge, daß etwas zu Ende gehe, erfaßte die Geister. So wurde man tugendhaft wie in Rousseaus Tagen. Nachdem man bienieden sich ausgelebt, lechzte man nach mystischen Wonnen, wollte sich im Stimmungsrausch einer gefühlvollen Religiosität benebeln. Doch ach, die alten Götter waren komische Figuren. Zu viele Offenbachiaden hatten von ihren menschlichen Schwächen erzählt. Zu viele kaiserliche Lustknaben waren Lusterdiche geworden. Also holte man bei Fremden, noch nicht compromittierten Gottheiten Trost, opferte dem Mithras und Serapis, dem Wud und der Isis, mengte ägyptische und asiatische Geheimlehren durcheinander, suchte im Glauben an Dämonen und eine spiritistische Seelenwanderung sich aparten Nervenkitzel, neue Gefühlsschauer zu verschaffen. Das Christenthum trug schließlich, da es in seiner Arktik und Uebersinnlichkeit am meisten der Stimmung des Zeitalters entsprach, den Sieg über die anderen orientalischen Geheimlehren davon. Seine Ausbreitung in Rom bezeichnet die Rousseau-Phase der Antike.

Rousseaus und Diderots Anhängern änderte nichts am Stil der französischen Malerei. Die Bekehrung war lediglich die, daß auf Boucher und Fragonard, die frivolen Weltkinder, Greuze, der Tugendapostel, der erbauliche Prediger, folgte. So wurde durch das Eintreten in den christlichen Ideenkreis auch nur inhaltlich das Repertoire der antiken Kunst verschoben. Das Christenthum in dem Moment, wo es auf heidnischen Boden gelangte, practierte mit den Anschauungen des Heidenthums, indem es aus einem semitisch-kunstfeindlichen ein heidnisch-kunstfreundlicher Cultus wurde. Durch der Zeit der heidnischen Kunst blieb es unverändert, daß die Bilder der Katakomben nur als Ornamentik Pompeji sind.

Es muß für die Römer der Beschäftigt einen seltsamen Reiz gehabt haben, dem Gottesdienst in diesem unterirdischen Grabgewölb beizuwohnen. Daß es von Verbotenes sich handelte, steigerte noch den romantischen Zauber. Die Verfolgungen, statt die Mysteriengesellen einzuschüchtern, schürten das Feuer heiß unter. So ward aus der ovalen Nische das Grab des Triumphators. Communion hieß unter den Zeichen des Kreuzes an der mysteriösen Stelle. Zudem der Unterirdischen stand mit dem Licht. In hell gemalt, Gottheit. Das Christenthum ist herrschende Staatsreligion und wendet dieser Stellung gemäß sich nun [illegible] ziemlich dem Gegentheil von dem, was es ursprünglich war.

Digitized by Google

Der Kunst erwuchsen daraus ganz neue Aufgaben. Auch sie musste den goldglitzernden Glanz, die feierliche Grandezza des antiken Kaiserthums annehmen. War man vorher, um dem neuen Gott zu dienen, in die Nische dumpfer Grabkammern hinabgestiegen, so versammelte man sich nun in Basiliken, in Königspalästen. Und zum Schmuck dieser Gottespaläste reichte die verschiedene, heiter tändelnde Wandmalerei pompejanischen Stils nicht mehr aus. Der Kaiser musste, wenn er in feierlichem Cortège durch die Pforte des Gotteshauses schritt, hier dieselbe goldstrotzende Pracht wie in seinem eigenen Palaste vorfinden. So wurde das Mosaik das letzte große Thätigkeitsfeld der antiken Kunst. Nachdem sie während ihrer heidnischen Aera in der Plastik den Hauptausdruck gefunden hatte, stieg sie zu Ehren des neuen Gottes noch auf dem Gebiete der Malerei ihre grandioseste Schöpfungen erstehen.

Das Zeitalter des Kaisers Justinian bedeutet den Louis Quatorze-Stil der Antike. Den Velasquez-Stil, könnte man noch richtiger sagen. Denn selbstverständlich fehlt den Werken alles Leutselige, Bramarbasiserende, Beifallbuhlende. Ein byzantinischer Kaiser hat nicht nöthig, sich in theatralische Positur zu setzen, um seinem Laos zu imponieren, hat nicht freundlich zu lächeln, um die Herzen zu gewinnen. Er ist da, von Gottes Gnaden, blickt von schwindender Höhe erhaben auf den Pöbel nieder. Unbarmherzigkeit muss seine Miene sein. Kein Zucken des Mundes darf einen Gedanken verrathen, der hinter der gefalbten Stirn sich birgt. In undurchdringlichem Schweigen muss der Hofstaat verharren. Dieses feierliche Ceremoniöse gibt den Werken der Mosaikmalerei ihren unsagbar seudalen, hochmüthig-zugeknöpften Adel.

Nie wird, wir später im Mönchsstil, Christus in Knechtsgestalt, als Leidender, Gekreuzigter dargestellt. Nie kommen jene Märtyrer vor, jene geschundenen Sklavengestalten mit den Wunden im Kopf, den Messern im Bauch, den Pfeilen in der Brust und den Zangen im Schenkel, von denen Goethe, der große Hellene, schreibt: „Die unglücklichen Künstler, was mussten sie malen: entweder Missethäter oder Verrückte, Verbrecher oder Narren.“ Ein byzantinischer Kaiser wird nicht gemartert, er herrscht. Also erscheint auch Christus nur als Pantokrator, feierlich im Kreise seines Hofstaates thronend, den Fuß auf die Weltkugel des byzantinischen Reiches gesetzt. Ob er Bart trägt oder nicht, ist Stilfeinstrage, wird durch die Barttracht des jeweiligen Kaisers bestimmt, und der bärtige Typus kam allgemein in Aufnahme, als der Hofordnung den Kahlen Bartlosigkeit vorschrieb und nur noch Oberbeamten den Bart gestattete. Führt für ihren minderjährigen Sohn eine Kaiserin die Regierungschaft, so erhält auf den Mosaiken der Zeit Maria den Ehrenplatz: auch sie nicht die Schmerzensreiche mit dem Schwert im Herzen, sondern die Theodokos, in deren Schoß der Kronprinz, seines künftigen Herrscherberufes bewusst, stolz und königlich residiert. Kein schwarzer Matronenschleier, wie auf späteren Bildern, deckt ihr Haupt, sondern eine glitzernde Krone. Eine Kinderkrone, nicht minder kostbar, trägt der Kronprinz. Und wie dem Roi Soleil die wallende Allongeperücke das Symbol der Gottähnlichkeit war, fließen die byzantinischen Kaiser in Erinnerung an den Sonnengott Helios mit einem strahlenden Nimbus sich darstellen. Der wurde im Himmelreich zum Heiligenschein: bei Christus reicher als bei den Beamten seines Hofes, die ihn in feierlichem Cercle umgeben. Deren Rangstufe ist in den Mosaiken mit peinlicher Genauigkeit verzeichnet — gemäß den Tafungen, die später für das Hofceremoniell der Kaiser Constantin Porphyrogenetos niederschrieb. Wird Christus mit Maria bedeutet schon der Größen-Maßstab die alles überragende Größe des Herrschers an. Kleiner gebildet, je nach ihrer Rangstufe, sind die andern. Jeder zeigt die Insignien seiner Würde. Die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus dürfen in nächster Nähe der Majestät verweilen, während die andern einen großeren ehrfurchtsvollen Abstand wahren.

Ravenna ist für diese letzte Phase antiker Kunstübung der classische Boden. Denn dieses Landnest, das heute so verlumpen und verarmt, in so ausgeplünderter, schwermüthiger Ruhe daliegt, war einst die Bühne weltereichstürzender Dramen. Die Hauptstadt eines weltbeherrschenden Reiches. Schon Augustus hatte die Stadt zum zweiten Kriegshafen Italiens erhoben. Als immer mehr die Gewitterstürme der Völkerwanderung sich aufkündigten, als barbarische Horden in immer größeren Lawinen sich über den heiligen Boden Italiens wälzten, bot Rom dem Herrscher nicht mehr den nöthigen Schutz. Ravennas Lage war sicherer. Dann das Meer gab die Möglichkeit sofortiger Flucht. Die weiten Sümpfe erschwerten jeden Angriff vom Festland. So wurde Ravenna 402 nach Honorius sein Hoflager. Später, als Galla Placidia, seine Schwester, für ihren Sohn Valentinianus die Regierung führte, begann die eigentliche Blütezeit der Stadt. Und diese Cultursblüte dauerte noch weiter, als im sechsten Jahrhundert Ravenna der Sitz des Exarchen wurde, der Hochburg, von wo Byzanz die Geschicke des Abendlandes lenkte. In diese Epochen sollen die Baukwerke, die in die kommende Woche erwartet als eherne Monumente hereinragen.

Das Mausoleum der Galla Placidia mischt mit ein wenig Phantasie Stadt Ravenna. Es ist ziegelich und klein, schlichte Mauerarchitektur, in die blaue Mosaiken verschenkt sind in freundlichen Ornamenten, Kränzen und in heiteren Tierbildern mit ihren Rauben und Beute gewunden. Antik ist das Hauptbild, das in sonnig südlicher Landschaft, die an die vaticanischen Odysseebilder mahnt, weidende weiße Lämmer darstellt, von einem jugendlichen Apollo oder einem jungen Paris — Christus ist es nicht, guten Hirten — gehütet, der seinen Heiligenschein wie einen phrygischen Strohhut trägt.

Ernster ist das Taufhaus S. Giovanni in Fonte. Denn antike Philosophen, würdige Männer in stilvoller weißer Toga, schreiten an der Decke in feierlichem Zuge daher. Doch wieder ganz an Pompeji, auch an die Grotesken der Loggien klingen die zierlichen Stillleben an, die weiter unten die Wand übergießen: Thronsessel und Altäre, Fruchtkörbe und Bücher. Und das Kuppelmosaik mit der Taufe Christi ist für das Forschen der alten Wister das allerunerwürdigste Zeugnis. Wie gemalte polychtische Statuen wirken trotz der später veränderten Köpfe die Gestalten von Christus und Johannes. Christus ist kein Adam, der sich seiner Nacktheit schämt, sondern ein Narcissus, der das Spiegelbild seines schönen Leibes voll Bewunderung in den Fluten schaut. Und weiter hinten, einen tropfenden Kranz im Haar, Schilf in den Händen, schwimmt pustend der Flussgott Jordan heran — ein Böcklin'sches Meerungethüm, der alte Triton aus dem Spiel der Wellen. Noch sind sie nicht todt, die Götter der Quellen und Flüsse. Noch lebt das Naturgefühl, das die Gestalten des griechischen Mythus zeugte.

Richard Muther.

(Schluss folgt.)

Neue Bücher über den alten Faust.

I.

Wer den Prolog im Himmel gelesen und bedacht hat, bedarf keines anderen Faustcommentars.“ Die Leute lesen es im „Goedeke“, aber sie glauben es offenbar nicht, denn jedes Jahr erscheint eine Reihe neuer Werke, die, mögen sie sich nun geradezu als Faustcommentare bezeichnen oder nicht, ihrem Wesen nach Faustcommentare sind. Bald sind es einzelne Scenen, die erläutert, einzelne Figuren, die kritisch zerfasert werden, bald wird der ganze Faust durchgearbeitet und entweder zu einem sich dahin schmierenden Brei germaint, oder mit saftigen Anmerkungen unterspickt, bald wieder wird uns mit geheimnisvoll wichtigem Gebahren irgend eine neue Idee entdeckt, die, ohne dass es bisher ein sterbliches Wesen geahnt hätte, die eigentliche Grundidee des ganzen Faust bilden soll.

Die Bücher der letzten Art sind die gefährlichsten, denn es ist zum Staunen, welchen Reichthum an Geist die Menschen aufzubieten vermögen, wenn es sich darum handelt, Unsinn als Tiefsinn hinzustellen. Manchmal freilich wird die Mischung von Witz und Abenteuer so seltsam, dass man sich zu fragen beginnt, ob der Autor nicht lediglich die gelehrtesten Mitmenschen aufsitzen lassen wollte. Derlei Fälle nämlich sind bereits vorgekommen. So hat einmal ein Mann ein Werk geschrieben, in dem er mit einem reichen philologischen Apparat zu beweisen suchte, die Juden seien als die ersten über Japan nach America gekommen und haben den neuen Continent bevölkert, die Dialecte der Rothhäute lassen sich auf das — Hebräische zurückführen. Einige ereiferten sich heftig gegen diese Lehre und suchten sie gründlich zu widerlegen, bis der Autor durch einen seiner Freunde in einer Zeitschrift erklären ließ, er habe sich nur einen Scherz mit den Herren Philologen gemacht.

An einen ähnlichen Scherz möchte man fast denken, wenn man die Schriften Ferd. Aug. Louviers über Goethes Faust zur Hand nimmt. Aber es sind ihrer ja wohl doch zu viele und die Sache währt zu lange für einen bloßen Ulk. Denn 1887 erschien das zweibändige Werk Louviers „Sphinx loenta est“, 1892 lässt Louvier in seiner Abhandlung „Goethe als Kabbalist in der Faustragödie“ die Sphinx noch immer weiter reden, 1897 ergreift sie in der Abhandlung „Cinsire und Rabbala in Goethes Faust“ abermals das Wort — und vielleicht hat sie auch seither noch ihre Stimme erhoben, ja vielleicht ist schon die „letzte abschließende zukünftige Arbeit“ erschienen, von der Louvier 1897 bereits den Titel mitheilt: „Deus locutus est“ — und mit ist dieses wichtige Ereignis nur entgangen. So mag sich denn der Leser an einigen Proben aus „Goethe als Kabbalist“ erbeitern. Louvier hat also die Entdeckung gemacht, „dass Goethe in seinem Faustwerke kabbalistischer Hilfsmittel sich bedient hat, um die Geheimnisse der Dichtung zu verbergen“, und hat das Goethische Faust „ein Geheimbuch“ ist, das in eine Schrift, „die vom Anfang bis Ende auf Täuschung des nachlässigen Lesers berechnet ist“. Und da alle „Kabbala“ — schließlich die Entzifferung bildet“ muss, „um ein Document, eine Handschrift, ein Testament u. dgl., kurz ein Schriftstück auffindbar zu machen, welches in ganz unerhörten Werke authentische Gewissheit gibt,“ so soll auch die von Louvier angebliche Kabbala „schließlich auf ein thatsächlich vorhandenes Actenstück von Goethes eigener Hand führen, das die urkundliche Gewissheit über die Faustgeheimnisse bringe“. Nun dieses „Schriftstück“ hat Louvier — wenigstens 1897 noch nicht vorgelegt, auch eine Anzahl von „Faustgeheimnissen“ hat er bereits mit Hilfe der Kabbala beschrieben. Dass die Figur des Faust selber „der Freiland im München“ darstellt, mögen jene,

die nun einmal auf Allegorien ausgehen, dankbar hinnehmen; vielleicht findet der eine oder andere auch Vergnügen an dem Gedanken, „daß Mephistopheles der Erebos" (die Finsternis) ist"; wenn uns aber mitgetheilt wird, „daß unter dem Kaiser" im Anfang des zweiten Theiles der berühmte Verleger Philipp Erasmus Reich in Leipzig verstanden ist, „daß unter dem Adler in der Schlachtscene Adelung sich verbirgt", „daß aus Euphorion im Faust kulturgeschichtlich die Aëronautik bezeichnet ist," so ist das schon nicht minder läppisch, wie die weiteren Entdeckungen, „daß die Hexe in der Hexenküche die jüdische Exegese, und daß das Irrlicht auf dem Blocksberge die jüdische Temurah repräsentiert." Es ist lehrreich zu sehen, wohin man gelangt, wenn man einmal beginnt, in Faust, Mephisto, Kaiser, Euphorion, Hexe, Irrlichtern etwas anderes zu erblicken als einfach — Faust, Mephisto, Kaiser, Euphorion, Hexen, Irrlichter zu. Lowier unterscheidet sich von den meisten Faustauslegern, die gelegentlich ganz vergessen, daß es zunächst die Geschichte von Dr. Faust ist, die uns Goethe vorführt, und daß die sie umrankenden und umwuchernden Arabesken nicht nach einem vorentworfenen Generalplane angefertigt sind, eigentlich nur durch die Besonderheit seiner Methode. Er wendet nämlich einfach die „kabbalistischen Hilfsmittel" der „alten talmudischen Exegeie" auf den Faust an. Ein paar Beispiele werden am besten diesen Vorgang erläutern.

Die „Zweigung" ist für Lowier eine Charade, und ihre Lösung lautet „Chiffernräthsel", andeutend, daß der ganze Faust ein Chiffernräthsel ist. Die „Chiffern" sind die „schwankenden Gestalten", „schwankend", weil „die hebräischen Buchstaben von den Kabbalisten bald als Ziffern und bald als Buchstaben betrachtet wurden"; statt „jugendlich" ist nach dem kabbalistischen Auslegungsgesetz der „Umdeutung der Buchstaben in Ziffern lautende" „jüdentsch" zu lesen, wodurch wir an den sprachlichen Ursprung des Alphabetes erinnert werden; die Zeile „Verklungen ach! der erste Wiederklang" weist auf Aleph, ein mit einem Kehlton aus Ende („Wiederklang") gesprochenes a (= ach) ꞇc. Ein wahrhaftes „Zauberwort" ist das Wort „Nu". Bei Schilderung des Kampfes zwischen Greif und Adler deuten die Worte „im gleichen Nu, Sie fahren auseinander zu, Sich Brust und Hälse zu zerreißen", darauf hin, daß Joach. Heinrich Campe (als Verfasser eines plagierenden Wörterbuches der „Sprit", als Verfasser von Kindergeschichten, „lobethaften Thaten genannt) den Artikel „Nu" (Nu = Nebelstreif = Adler) seines Wörterbuch abgeschrieben hatte. „Nu" aber weist im Faust auf das französische nous = wir, „nun" hingegen auf das griechische Wort νοῦς, der Verstand. Die Worte „Da habt Ihr's nun", mit denen Mephisto am Schluß des ersten Aktes des zweiten Theiles Faust auf die Schultern nimmt, heißen also, „da, im Dr. Faust, habt Ihr das νοῦς, den Verstand", also ist Faust der Verstand. Wegen dieser Doppelbedeutung von Nu und Nun macht Faust zu Mephisto auf seine Worte „Nun ist ratio — Vernunft gelegt, auf künftige Nu; Gelegenheit ist da, nun, Faufte, greife zu!" auch die Bemerkung: „Mit solchem Räthseltrain verschone mich!"

Das könnte man auch zu Lowier sagen. Wenn dieser aber etwa doch nur ein hartnäckiger Stirriker wäre, dann würde sein Buch sich freilich als eine der treffendsten Satiren darstellen, denn gar nicht viel anders als er haben so manche Faust-Erklärer gearbeitet und ganz ähnliche Wege wandelt in seinen Schriften über Bacon-Shakespeare Edwin Bormann, wenn er z. B. den Namen Horatio in die Interjection ho und das Wort ratio = Vernunft zerlegt, auf dieser Art beweisend, daß Horatio die Personifikation der Vernunft sei, und tausend ähnliche Aberwitzigkeiten mehr. Da man nicht mehr zweifeln kann, daß Bormanns Schriften ernst gemeint sind, müssen wir auch die Möglichkeit zugeben, daß es einen Menschen gibt, der das glaubt, was in Lowiers Faust-Schriften steht. Freilich, manches schmeckt schon sehr stark nach Satire. So, wenn Lowier behauptet, im Satz „Gelegenheit ist da, nun, Faufte, greife zu", sei „Faufte" der Imperativ eines Verbums, fauften — zugreifen (Goethe als Kabbalist S. 31), im Vorspiel auf dem Theater sei das Wort „commandiert" in „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so commandiert die Poesie", ein „einfacher Druckfehler" und man habe richtig „commentiert" zu lesen (Chiffre und Kabbala, S. 33), im Satz „Doch Ordnung lehrt Euch Zeit gewinnen", sei „Ordnung" Neologismus und „Zeit" Nominativ (ibid. S. 58). Zu wenn für die Behauptung, Faust sei der Verstand, angeführt wird, daß er ein Mann „von vielen Graden" genannt wird, was auf das doppeldeutige Wort spielen hindeute, so möchte man unwillkürlich „Oho" rufen und die Frage zu Gunsten der Satire und zu Ehren des menschlichen Verstandes für erledigt halten, wenn es keinen Edwin Bormann und keine Faustphilologen gäbe. Und ist schließlich Lowiers Buch minder unsinnig als die jüngste „Faust-Erklärung", mit der Hermann Türck die Faustliteratur bereichert?

Eine neue Faust-Erklärung", so nennt er sein neues bei Otto Elsner in Berlin erschienenes Buchlein, für das er schon in der dritten Auflage (!) seines Werkes „Der geniale Mensch" und in dem Aufsatze „Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust" Vorarbeiten geliefert hatte. Er unternimmt nicht mehr und nicht weniger, als den Sinn und Inhalt des ganzen Faust umzudeuten und hierfür findet er Zustimmung in der Kritik und einen Schaulpieler, Herrn Gregori, der sich zum Interpreten seiner Intentionen macht. Und schließlich ist es nicht einmal zu verwundern, wenn Türck genau als ein intelligenter Schriftsteller, und sein Fehler liegt nur darin, daß er sich in die Idee verrannt hat, unter die Anhänger einer von ihm aufgestellten Theorie über das Wesen des Genies auch Goethe einzureihen.

Türck lehrt: „Das Produktive, Schöpferische, Erfolgreiche des Genies beruht auf der Freiheit von Furcht und Hoffnung" (S. 24). „Umgekehrt ist alles Philisterhafte, Unproduktive, Banausische, Kleinlich-Nichtige gekennzeichnet durch die Abhängigkeit von Furcht und Hoffnung" (S. 25). Dieser Ansicht muß natürlich auch Goethe sein und die von Türck aufgestellte Lehre wird in der Mammaerschauung seine in den Worten der den Elesanten leitenden Klugheit nachzuweisen versucht: „Zwei der größten Menschenleiden, Furcht und Hoffnung, angeklettet, halt ich ab von der Gemeinde." In der ganze Faust ist eigentlich in letzter Linie eine riesige Illustration zu Türcks Ansicht über das Wesen der Genialität. „Der Uebermensch Faust" „reißt sich los von der Weisheit der Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen, um sich auf seine eigenen Füße zu stellen, sich seinem eigenen Genius anzuvertrauen . . . Das dichterische Bild für diese völlige Entscheidung und Wendung im Leben des Genies ist . . . die Hingabe an die Magie" (S. 28). Wenn sich Faust also der Magie ergibt, so heißt das nicht, daß er sich der Magie ergibt, sondern es ist ein symbolischer Ausdruck dafür, daß er — man kann wohl nicht anders sagen, als — beschlossen hat, ein Genie zu werden. Und solange er Genie ist, über Furcht und Hoffen steht, ist ihm auch die Sorge fremd. Denn die Sorge ist „als Kennzeichen des Philisters der Gegenzug zur Magie als Symbol des Genies (S. 32). Von sihr macht er sich frei (S. 35), da er allem sticht, „was die Seele mit Lust- und Qualgefühlen erfüllt". In dem Augenblick aber, wo Faust zu fürchten und zu hoffen beginnt, wo aus dem Genie „ein gewöhnlicher Mensch, ein fürchtender und hoffender, bald kleinmüthiger und bald sich überhebender und überklug dünkender Philister" wird (S. 9), gewinnt die Sorge Macht über ihn. Und dieser Moment tritt ein. „Was ein ganzes langes Leben voll Sinnen-, Schönheits- und Thatengenuß nicht fertig brachte, das bringt die greisenhafte Schwäche des höchsten Alters zuwege" (S. 42). „Des unwiderstehlichen Faust Lebenstrieb ringt, sein Ende noch, und als ein Vorbote der beginnenden Vernichtung kommt die Sorge, die Schwester des Todes zu ihm . . . Fausts magische Gabe, Geister zu schauen . . . beginnt sich beim Nahen der Sorge zu verlieren. Vier Gestalten sah er kommen, drei nur sah er gehen; die Sorge ist für ihn unsichtbar geworden" (S. 46). Da muß man sich doch an den Kopf greifen! Nicht darum läßt ja der Dichter den Faust sagen: „Vier sah ich kommen, Drei nur gehen", weil Faust seine magische Sehkraft verloren hat — er sieht ja doch auch die Gestalten kommen, Mangel, Schuld und Not, weil die Sorge überhaupt nicht mit den drei anderen fortgeht, sondern dableibt und durchs Schlüsselloch zu ihm hineinschlüpft. Ja, sie wird sogar jenseits des Schlüsselloches für Faust wieder sichtbar. Denn die Worte, „die Pforte knarrt und niemand kommt herein", beziehen sich gar nicht auf den Eintritt der Sorge, sondern bilden den Abschluß des vorher ausgesprochenen Gedankens: „Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt — und so verschärfet sichen wie allen". Und Faust sieht auch die eingetretene Sorge, jedoch sucht sich ihr zuwenden, aber sie gemeinend hereintritt, denn er verwundert sich nicht weiter und sagt: „Wer bist denn du?" und „Entferne dich", Bemerkungen, die man im Gespräche wohl nur zu sichtbaren Wesen macht.

Mit der wirklichen Erblindung Fausts beginnt nun nach Ansicht Türcks auch seine Vertrottelung oder vielmehr die progressive Entwickelung der latent wohl schon im ganzen fünften Act vorhandenen Alters-Paralyse. Diese Vertrottelung des Genies offenbart sich zunächst in der „Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit seiner Einsicht" (S. 50); so werden nämlich die herrlichen Worte gedeutet: „Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen, allein im Innern leuchtet helles Licht!" Dann zeigt sie sich darin, daß die Geister dem Faust nicht mehr gehorchen, und daß er glaubt, sie erfüllen seine Befehle, während sie sein Grab schaufeln. Ihren Gipfelpunkt erreicht sie in dem Entzücken an dem „leeren, eitlen Gedanken des Nachruhms" (S. 51), das sich nach Türck in den Worten kundet: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen." „Seelisch blind geworden, sieht sich Faust als Meer der Hoffnung, in einem Phantom, einem völlig einwohnbaren Glück, das er erst von der Zukunft erwartet und von dem er nicht wissen kann, ob es sich je realisiert, vollkommen beseligt und völlig ausgeruht: „Im Vorgefühle von solchem hohem Glücke genieß ich jetzt den höchsten Augenblick" S. 55).

Als die Freude Fausts, der seit dem Pacte mit dem Teufel, entgegen seinem dawals geäußerten Drange, in letzter Linie „sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern", eigentlich nur ein Leben der Selbstsucht geführt hatte, an dem, was er nun zum Schlusse vor dem „Verschieden" für die Menschheit geschaffen hat, an dem neuen Stücke Welt, das er für sie dem Meere abgewungen

Digitized by Google

hat — der Gedanke „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“ — und schließlich der Ausblick in die Zukunft: „Solch ein Gewimmel möcht ich seh'n, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen“ — das alles sind nicht Emanationen eines zur höchsten Abklärung gediehenen, vom Egoismus zum Altruismus vorgedrungenen Geistes, sondern läppische Phantasien eines alten Trottels! Natürlich verliert der vom Genie zum Trottel degradierte Faust jetzt auch die mit Mephisto eingegangene Wette, die überhaupt „nichts anderes“ war, als der Ausdruck jener Verzweiflung an der Erlangung einer wahren, höchsten Befriedigung, wie sie der Philister beständig für möglich hält, indem er sich in Furcht und Hoffung an alle erdenklichen Dinge kettet“ (S. 38). Ein Leben lang hat Faust dem Mephisto Widerstand geleistet; darauf soll es sich beziehen, wenn Mephisto von dem sterbend zurücksinkenden Faust sagt: „Ihn sättigt keine Lust, ihm genügt kein Glück“; aber, fährt Türck Mephisto weiter sagen: „jetzt im letzten Augenblick, der schlecht und leer ist, im Sterben, wo alle Lust und alles Glück verliegt und nichts mehr zu hoffen ist, gibt er endlich, müde gemacht durch die Zeit, übermannt von greisenhafter Schwäche, seinen Widerstand auf, verliert damit zum Schlusse doch noch die Wette und wird als ein Besiegter in den Sand gestreckt“ (S. 12). „Wer den Prolog im Himmel gelesen und bedacht hat“ — um die Worte Goedekes zu wiederholen — kann wohl kaum zu einem solchen Schlusse gelangen. Das war doch nicht Streitfrage zwischen dem Herrn und Mephisto, ob die Menschen im höchsten Greisenalter verzrotteln — oder nicht? Und so haben doch auch Faust und Mephisto nicht gewettet!

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es ist bekannt, daß Graf Goluchowski sich von seinem Leibfeuilletonisten, dem Zeitungsdiener Baron Dozzi, die „Exposés“ machen läßt, die er jedes Jahr mit Würde zwischen Inaugurierungen der beiden Delegationen vorträgt. Die Folge davon ist, daß Graf Goluchowski sich für einen großen Stilisten hält, während Baron Dozzi sich als Diplomaten fühlt. Dieser diplomatisch-stilistische Zweibund gedeiht nachgerade zu den feinen Institutionen der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie, da Exposés oder auch gar der Weltpolitik Wie sie es aber noch so wohlthätige Wirkungen entfaltet, wie in diesem Jahr. Dem Grafen Goluchowski ist es nämlich dank der Mitwirkung des Barons Dozzi und dem Baron Dozzi ist es dank der Mitwirkung des Grafen Goluchowski gelungen, eine schon recht bedenklich gewordene „europäische Lage“ binnen einer Stunde in der hoffnungsvollsten Weise aufzuhellen. Und das alles ohne Nennen, ohne diplomatische Noten, bloß durch den Stil im dreijährigen Exposé des Grafen Goluchowski.

*

Wer das nicht glauben will, braucht nur den Anfang des Exposés über die europäische Lage mit dessen Schluß zu vergleichen „Im Anfang besaß Graf Goluchowski den „ruhigen Verlauf der Ereignisse in Europa“ im letzten Jahr, verwies aber zur Erklärung dieser Thatsache auf die durch die chinesischen Ereignisse bewirkte augenblickliche Ablenkung, um daran einen hocherfreulichen Ausblick in die thatsächliche Zukunft zu werfen. Die betreffende Stelle lautet:

„Es mag richtig sein — ja paradoxal eine solche Behauptung erscheinen kann — daß hierzu zum erstenmale Zeichen im letzten Jahre die thatsächlichen Ereignisse wesentlich beigetragen haben, indem die Gesamtmacht, von anderen Sorgen erfaßt, mehr entlastet bedacht waren, jeder Verschwörung, die unternehmliche Complottierung bringen konnte, mit entschiedener Energie entgegenzutreten. Es mag nun dadurch aber die Thatsache selbst hervorgehoben und als ein erfreuliches Moment in unserer Jahresbilanz verbucht zu werden. Immerhin dürfen zuversichtige Schlüsse auch für die Zukunft gezogen werden dürfen, das vermehrte, gründlich Interesse, welches mit Aufbietung unerläßlich auf die besonderen Verhältnisse in seinem Binnenverkehr, den man den nahezu Orient nennt, kaum jemand zu verkennen.“

Also, die nächste Zukunft ist klar bedeutend. Das ist der Grundgedanke Dozzi'schen Werkes erster Schluß. Dieser allgemeinen Charakteristik folgt eine längere Auseinandersetzung über die einzelnen Punkte dem potentialen Verkehr. Dessen Vortrag war schon möglich auf eine ähnliche Stufe gehoben. Wenn man aber nach Dozzi'schen Stufe an das Ende des Exposés gelangt ist, macht man unbedenklich Sprung oder eine erstaunliche Wahrnehmung. Im Laufe des allerletzte Satzes langsam gründlichen Exposés hat sich nämlich die ganze Lage Europas in nichts geändert. Am Schlusse des Exposés sind die ungeschminkten Dozzi'schen Tatsachen aus des Exposés Anfang zu Worte gekommen, und der Minister sieht wieder vor derselben mit dem Exposé Zeitungsdiener Dozzi in der Hand.

*

Wie dem auch sei, Baron Dozzi hat sich wieder einmal glänzend bewährt, und wir können, Baron Dozzi, Sie können ganz ruhig in Ihre Heimat zurückkehren, denn der Minister hat Ihnen Ihr Exposé vorgelesen, und Sie können sich nun

Budgetprovisorium, weil sie Vertrauen zur Regierung des Herrn v. Koerber haben. Man sieht also schon, wer der Nächste an der Reihe ist, um angeschmiert zu werden in der österreichischen Politik. Mit dem Vertrauen einer Parteiengruppe zu einer Regierung fängt die Komödie immer an, und mit dem Vertrauensbruch derselben Regierung gegenüber jener Parteiengruppe hört die Komödie auf.

*

Die Deutsche Volkspartei hat zwei Varianten für ihre Regierungsfreundlichkeit. Entweder sie gibt die Abstimmung über eine Regierungsvorlage frei, dann stimmen die Volksparteiler jeder einzeln für die Regierung, so im Fall des Neurentenentwurfes. Oder die Volkspartei faßt einen Clubbeschluß, dann stimmen die Volksparteiler geschlossen für den Regierung; so jetzt im Fall der 90 Millionen Anleihe. In jedem Falle aber stimmen sie für die Regierung. Das ist die Hauptsache. Dadurch aber, daß sie dies bald mit „freier", bald bei gebundener Marschroute thun, sieht's für den verehrlichen fürstlichen Wähler doch so aus, als ob die Volkspartei zu verschiedenen Anlässen, je nach taktischer Zweckmäßigkeit, verschiedener Stellungnahme fähig wäre. Die Kunst, den Wählern etwas vorzumachen, ist schon alt und hoch angesehildet. Um so größer das Verdienst der Volkspartei, die diese Kunst noch um neue Methode bereichert hat.

*

Das ist aber nicht die einzige Neuerung, welche die Volkspartei in jene Kunst eingeführt hat. Eine andere ist die: Tauscht irgend eine neue Regierungsvorlage auf, so falsst die Volkspartei zunächst sofort irgend einen oppositionellen Beschluß, der der Regierung nicht schadet, weil er noch verfrüht ist, den sie der Partei aber später wieder loblich, freudig aufgibt. So hat sich die Volkspartei auch jetzt, kaum daß die Fahrkartensteuer in Sicht gekommen ist, mit allerhand Aber flugs eingestellt. Das wird aber die Volkspartei nicht hindern, auch diese Steuer zu votieren, sobald die Zeit dafür gekommen sein wird. Die Deutsche Volkspartei verreibt es eben immer rechtzeitig umzufallen, und die Regierung braucht sich nicht zu ängstigen, wenn die Volkspartei, so lange sie in einer Sache noch weit vom Schuß ist, zur Erheiterung ihrer Intelligenzzehörder das Steh auf Manderi spielt.

*

Unter den Deutschen gibt es zejt zahlreiche Parteien. Aber sie haben dafür gesorgt, daß auch der Mindergebildete sie von einander zu unterscheiden vermag. Die altdeutsche Partei wird, wegen der Los von Rom-Bewegung, mit Recht die Abfallpartei genannt. Die Deutsche Volkspartei dagegen hat sich durch ihre bisherige parlamentarische Leistungen den Titel Umfallpartei verdient. Die Deutsche Fortschrittspartei ist die ausgesprochene Verfallpartei. Die Christlichsocialen und die Clericalen aber blöden — gelobt sei Gott! — zusammen die Thrschfallpartei. Wer nur ein bischen Deutsch versteht, kann sich jetzt schon unter den zahlreichen deutschen Parteien mit Hilfe einiger Präpositionen zurechtfinden.

*

Von unserem Herrn Mitarbeiter Nils erhalten wir die folgende Zuschrift: Wie der Schenkungsakt vor das k. u. k. Haer vom 1901 nach weist, ist bereits in jener Militärsitzung, welche am 2. Juni 1900 unter jeder Cadettenschule ein Militärgeistlicher angestellt. Trotz dieser Thatsache wird vom k. u. k. Kriegsminister in seinem Budget an die gegenwärtigen Delegationen das bestemdende Verlangen nur die Bewilligung von geistlichen Professoren erster Klasse nur die Unterrichtsstelle in Fällen und für sämmtliche Cadettenschulen der Monarchie. Wer sich hier fest konzentrieren am besten der Umstand, daß für diesen Zweck ausschließlich katholische Geistliche in Betracht kommen. Diesem nach sollen also von nun an in jeder Militärschule zwei katholische Geistliche ihre Thätigkeit entfalten. Der protestantische Religionslehrer ist aber von jenem Zeitpunkt an ausgeschlossen. Charakteristisch für die clericale Strömung im Kriegsministerium ist auch der fernere Umstand, daß, während die katholischen Religionslehrer zum eigentlichen ständigen Lehrkörper gehören, die Religionslehrer aller anderen Bekenntnisse — Rabbiner, Seelsorger, Prediger als „externe Lehrer", mit den Assistenten, Dolmetschern und Musiklehrern eine besondere Gruppe bilden. Den angedeuteten Vorwand für im Vorteilsbrief wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Kriegsminister damit motivieren, daß in den Militärschulen ein Mangel an geeigneten Militärlehrkräften besteht und nicht behoben werden könne. Diese Behauptung aber muß die Militärverwaltung schon damals wissen müssen und können, als sie seine Einführung projektierte. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß ganz Oesterreich ein Defizit an Militärlehrern hat; dieser Zustand besteht aber nicht erst seit heute, sondern recht auf Jahre zurück. Insbesondere in den Jahren 1898 und 1899 wurde in der gesammten Lehrerschaft über diesen Uebelstand an Unterrichtswesen gekrönten, und der Kriegsverwaltung ist dies wohlbekannt gewesen.

*

Volkswirtschaftliches.

Der Finanzminister hat die Vorlage der neuen Zahrkartensteuer mit einer großen Rede eingebracht, in der er erklärte, daß sie in dem Moment, wo Oesterreich sich eine gesetzgeberische Maßnahme zu treffen anschicke, die Welt sehen solle, daß in Oesterreich niemand zum Hasse, am finanzielle Abenteuer ausgehinge. Wir möchten, der Finanzminister wird mit seiner Vorlage und seiner Rede das Gegentheil von dem erreicht haben, was er beabsichtigte. Er hat erst recht und Aufsehen erregen gemacht, daß man wohl bei Lappalien, wie Aufhebung des Mondau, Taxmeten Befreiungsverbindung p. Hpl. auf Bedeutung kommt, nicht aber die Millionen in den Etatsch der Finanzminister und Staatsbahnverwaltung bedeutend ersparen sollen, Dinge, die bisher kein Mensch gewußt wurden. Für die Meisten ist gesorgt, aber ins wird die Ordnung durchschnittlich sein, Zahrkarte überhaupt nur sich immer noch gerechtfertigt ist.

*

Die Regierung verlangt zu Kräftigung der Leistungsfähigkeit der Staatsbahnen, deren Rentenerträgnisse die Erwartungen nicht gerechtfertigt haben, die Ausgabe von 90 Millionen Kronen Prioritäten. Die Verwendung dieser Summe soll nach dem Gesetzentwurf folgendermaßen geregelt werden: 50 Millionen Kronen sollen zur Vervollständigung der Betriebsmittel, 40 Millionen Kronen zur Vervollständigung der Bahnanlagen verwendet werden. Die Verwendung der 50 Millionen Kronen für Betriebsmittel ist nicht weiter interessant, da es sich hier um Lokomotiven, Personen- und Güterwagen handelt, die ja in jedem Budget vorkommen. Interessanter ist die Verwendung der 40 Millionen Kronen für Bahnanlagen. Diese Summe soll verwendet werden für Bahnhofbauten, Verstärkung des Oberbaues, Vermehrung der Brücken, Verstärkung der Tunnelmauerungen, Vermehrung der Geleise, Herstellung von Ausweichen, Verlegung von Bahnstrecken, Herstellung von Verbindungsbahnen, Herstellung von Anschlußbahnen, Herstellung von Hafenanlagen, Herstellung von Landungsbrücken, Herstellung von Schutzbauten gegen Wildbäche, Lawinen und Steinschläge, Herstellung von Schutzbauten gegen Hochwasser, Herstellung von Schutzbauten gegen Rutschungen, Herstellung von Schutzbauten gegen Verschüttungen, Herstellung von Schutzbauten gegen Abbrüche, Herstellung von Schutzbauten gegen Abrutschungen, Herstellung von Schutzbauten gegen Einstürze, Herstellung von Schutzbauten gegen Erdrutschungen, Herstellung von Schutzbauten gegen Felsstürze, Herstellung von Schutzbauten gegen Steinschläge, Herstellung von Schutzbauten gegen Lawinen, Herstellung von Schutzbauten gegen Wildbäche

von den angesehensten Instituten gepflegt wird, die vor der Gefahr des „Ausschnittes“ standen. So heißt es unter anderem, daß allein die Lieferungsverpflichtungen der Deutschen Bank in London und New York sich auf 25.000 Stück belaufen haben. Die Deutsche Bank schickte zwei ihrer Directoren nach London um in einer Conferenz mit Herrn Morgan die Angelegenheit auf dem Gnadenwege erledigen zu lassen. Die Directoren nahmen ein Verzeichnis der Engagements sämmtlicher Firmen des heiligen Blases mit, soweit es ihnen von diesen mitgetheilt wurde. Aber da zeigte sich schon wie enorm die Amerikanerspielerei in Berlin wieder grassiert. Denn eine Anzahl, namentlich kleinere Firmen hatten ihre, ihre Engagements zu decouvrieren, weil sie fürchten mussten, ihren Credit bei den Banken zu schädigen. Der Erfolg der Reise der Bankdirectoren hat nicht die überschwenglichen Hoffnungen geschlechtigt, welche an sie geknüpft wurden. Zwar ist es dem Herrn gelungen, der Arbitrage Fesseln anzulegen zu erbitten. Aber für die Baissiers bleibt nur die eine Möglichkeit, ihre Engagements selbst unter schwersten Opfern zu decken. Auch die deutsche Bank soll recht beträchtliche Baissepositionen eingenommen haben. Man erzählt sich, daß es ihr persönlich gelungen ist, mit Herrn Morgan ein gütliches Uebereinkommen zu erzielen. Wie groß die Opfer waren, die sie dabei hat bringen müssen, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Da die übrigen Baissiers noch nicht wissen, wohin sie die Stücke bekommen sollen, ist die Gefahr für den Berliner Platz noch nicht völlig beseitigt. Wir werden erst am nächsten Ultimo sehen können, was für Schaden angerichtet worden ist.

*

Die zweite Sensation der verflossenen Zeit, der Zusammenbruch des mit der Firma Dannenbaum erst vor kurzer Zeit fusionierten Differdinger Hochofenwerkes, ist ein weiterer charakteristischer Beitrag zu den leidenschaften Zuständen in unserer Industrie. Sie gewinnen aber eine rechte Beleuchtung erst durch den gleichzeitig bekannt gewordenen Umstand, daß das Luxemburgische Verbreiglicher Arbeitenausdicat in den letzten Tagen officiell zugegeben hat, daß es ihm wegen der überaus schwierigen Lohnschäftslage nur noch möglich ist, einen ganz geringen Procentsatz seiner Production zu einigermaßen annehmbaren Preisen unterzubringen. Viel ernster noch ist die neue Sensation auf dem Hypothekenmarkt: die Berhaftung zweier Directoren der Pommerschen Hypothekenbank. Das Institut ist von den Nennern der Hypothekenverwaltungsrathe schon beim Zusammenbruch der preußischen Hypothekenbank als deren badische Nachfolgerschaft erkannt worden. Die Bank existiert schon seit dem Jahre 1868, musste aber im Jahre 1899 von Stund auf vorgenommen werden, da der Geschäftsbetrieb nur noch mühsam aufrecht war. Was jener Reorganisation hatten die dieseigen Mängel an, die jetzt zur neuen Katastrophe geführt haben. Behufs Uebernahme des zahlreichen Grundbesitzes der Pommernbank wurde nämlich im Reorganisationsstabe mit einem Actiencapital von nur 500.000 Mark die Immobilienverkehrsbank gegründet, die in der ersten Zeit nur zum Zwecke dieses ersten Umsatzes und der Abwicklung gut zu verwerten. Die Actien befanden sich zum größten Theil in dem Besitz des einen, jetzt verhafteten Directors Fritz Remmler. Später erweiterte jedoch die Bank ihren Geschäftsbetrieb, indem sie einerseits in der Zuckerindustrie oder Getreidehandel, andererseits auch in der Art der Pommernbank belichen wurden. Da durch die neuen preußischen Normativbestimmungen und dann durch das neue Reichsgesetz über die Hypothekenbanken Terrainbeleihungen sehr erschwert wurden, grandete die Pommersche Hypothekenbank als neue Tochtergesellschaft die Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank mit dem Sitze in Neustrelitz. Diese Begründung verschiedener Gesellschaften, die in ganz ähnlicher Weise, wenn auch meist gar so wüst, wie bei den verschlechten Zandenbanken sich abspielten, bot zu allen möglichen Täuschungen Gelegenheit, wodurch auch die Directoren in die Lage versetzt wurden, ihre Privatvortheile wahrzunehmen. Wegen die Bankleitung selbst schon seit langer Zeit Remmlerianern ein, ohne dass die Aufsichtsbehörde sich dennoch hatte, einzugreifen. Die Staatsanwaltschaft scheint nun aber heller als die Aufsichtsbehörde gewesen zu sein. Die Verhaftung der Directoren erregt mehr peinlichere Aufsehen, als es sich hier werden um Persönlichkeiten handelt, die in enge Beziehungen zur Umgebung des Kaiserpaares gestanden haben. Besonnlich war Herr Commerzienrath Sanden, der Leiter der Preußischen Hypothekenbank, persönlich gastfreien beim Kreiherrn v. Mirbach, dem Oberhofmeister der Kaiserin, und unter den verhafteten Angehörigen der Speditionsfirmen befinden sich auch der Generalconsul Schneider, der Hofspediteur der Kaiserin war! Auch die Pommersche Hypothekenbank ist vor ganz kurzer Zeit zur Hoflieferant der Kaiserin ernannt worden, und zwar mit der Bestimmung, dass sie infange berechtigt ist, jenen Titel zu führen, als die Directoren Schultz und Remmler an ihrer Spitze stehen. Diese Directoren sind nun die jetzt verhafteten Herren, von denen Herr Schultz sogar vor kurzer Zeit zum preußischen Commerzienrath ernannt wurde. Vor kurzem sprach man auch noch allgemein davon, daß zu den Geschäftsfreunden der Bank der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, der Bruder der Kaiserin, gehört. Die Bank hat diese Geschäftsverbindungen allerdings inzwischen abgelehnt. Bemerkenswerth ist es, dass die Pommersche Bank zum Titel „Hofbank“ hat sie sich erkundigt, bevor ihre Landesbehörde verständigt. Man hofft, dass die Pfandbriefbesitzer mit einem blauen Auge davon kommen werden. Sind sie immer sicher, daß die Taxe schließlich für die Berger der Beleihungen Zweifel haben? Jedenfalls ist die Affaire geeignet, die sehr gereizte Lage gründlich zu klären beitragen.

*

Kunst und Leben.

Im Burgtheater wurde das Lustspiel „Lumpi Lorch“ von [illegible] aufgeführt. Es ist [illegible] mit [illegible] Lustspiel [illegible] Lorch [illegible] Lumpi [illegible] Lumpi [illegible] Lumpi

ihrer Charakterisik lässt sich nur eines sagen: dass es sich nicht lohnt, sie kennen zu lernen. Niemals war eine Schauspielerin (oder Dilettantin) weiter davon entfernt, ein Ereignis zu sein, als Lucie Wiruna, die Fettgedruckte. Die Kritik ist Schweinerei. A. G.

•

Ada Christen ist in dieser Woche gestorben. Sie ist so berühmt gewesen, dass niemand mehr etwas von ihr las; denn nichts sagt bei uns so sicher ein, wie die Literaturgeschichte. Und so ist sie dem jüngeren Geschlechte nun eine Entdeckung, und es beweist sich ja bald, die Dankesschuld an sie entrichten zu können. Ada Christen war wie einer jener dahinfliegenden Meteorvögel, die mit schrillem Laut den Sturm künden. Sie hat eine neue Note in die deutsche Lyrik gebracht, nicht mit bewusster Absicht; sie war eine „Natur", wie es Goethe nennt, und unsere Zeit mit ihrem Prunkgut der lang' Tagen der Unterschiede und die persönliche Moral der Gleichtrigen fand den wilden Ausdruck zuerst in ihrem Dichterherzen. Die eigene Leides- und Seelennoth in in oft erschütternden Worten und Rhythmen fast unwillkürlich aus der Selbstverschlossenheit heraus zum Lied geworden. „Im Concertsaal", „Ich wenne um den Frühling", „Ich lehne mich nach müden Nächten" u. s. w. und hat sich ganz; als die eigenen Tafeln in ruhigen Wellen unter der Abendsonne Gott dahinzog, zu Büdern aus dem Leben anderer, in Geschichten und Träumen, objectiviert. Ein Herzensschicksal in Leid und Mitleid, die Empörung des zühlenden Herzens gegen die Kalte der Menschen, die Härte der Natur, ein stummer, der Verlegt der ungeschriebenen Gesetze, die ihr Recht fordern, die ihr Recht und der Nothwendigkeit der eigenen Weisen schöpfte, ein Protest dieses eigenen Wesens gegen die unerschütterliche Starrheit der Sitte, des Herkommens und all jene Heuchelein; der langgewordene Anspruch, den alles Lebendige an das Verbundene hat, das Kunterbunt des Unterdrückten von jenen behandten Tafeln des Daseins — dies der Inhalt ihrer Production. Sie war modern, ohne anderes Vorbild als das Leben und die Natur, modern vor den Modernen, naturalistisch vor dem Naturalismus, doch was sie vor den meisten auszeichnet, ist die Wärme und reiche Wahrheit, die Einfachheit, das Unverstellte, die Kunst, mit Allem und mit den verschiedensten Naturmenschen oder der geistvollen Verzerrsüchtig, neben all der oden innerer Leere unserer Zeiten. Es ist gar nichts Theatralisches, Posiertes, Freches, Kraftgerliches an ihr: der Schmerz des Innewerdens der Welt, wie man sich sie träumt und wie man sie erfährt, hatte sich zu fressend an sie eingekrallt, er war ja groß, er selbst, um mit sich Versöhn zu machen. Aber auch nur die Titel ihrer Werke lenkt, das ihren ganzen Wesensinhalt. Man fühlte in jeder ihrer Dichtungen, wie aus dem Herzen ihr das Lied aus Lenau quoll: „Was einmal tief und wahrhaft litt, gestaltet, das bleibt auf ewig die ins Mark gedrückt." Man vergleiche nur Gedichte der ersten und der letzten Sammlung — in jener noch das allerfeinstfühlende Leben, ganz knöpfen genimm, wie bei Annie Vivanti: „Ich habe nicht zu erhangen gesucht: der Strick ist abgerissen. Ich bin ins Wasser gegangen: sie er wischten mich bei den Füßen. Ich habe die Adern geöffnet mit: man hat mich doch gerettet. „Ich sterbe" — „Ich sterbe nicht" — „Ich bin" — „Ich hat der Sand mich gebettet" — „nun will sie zu leben versuchen. denn daran kann man doch vielleicht sterben — und das rhapsodische „Fragment" mit dem machtig anschwellenden Rhythmus seines allgemeineren, tenes Weh: wehes, und man fühl, es ist die eine einzige tortturgende Note. Und es ist die gleiche Note des Lebens aus den Schicksalen der Frauen in der novellistischen Skizzenbande: „Wie Lottchen malen lernte", „Vom Wege", „Aus dem Leben", „Unser Nachbarn", „Junger Mutter". Und in aller Bitterkeit doch etwas, das aus tief verkauft beruhigt, der wiene rische Ton und Klang, in der die Bodenmundart zur Kunst wird — die heimlich wirkende heimatliche Art, die Ada Christen unvergleichlich auch in der schonen Skizze, welche die Liebesgeschichte des alten Johann Strauß behandelt, eine Skizze, in der alles in das pulverende Licht einer rührenden Zartlichkeit und das Weh und Schöne eingetaucht ist, was Wien gehabt hat, und das in den Strauß'schen Melodien jubelt.

Marie Herzfeld.

•

Der Maler J. P. Kramer zeigt in der Secession sein Werk. Es ist Zum großeren Theil nach den Modellen einer agyptisch arabischen Tanzkünstlerin Almeh entstanden, neben dieser Hauptmasse sind einige Bilder aus dem Orient ebenso wohlgelungen getroffen. Colorit wird das ganze Urtheil erklaren, dass an den Secessionsbildern Kramer kaum etwas Secessionistisches zu finden. Tonnel ist meistens noch nicht viel gesagt. Aber trotzdem wird man mit Worten einer intellectuellen, kritischen Anerkennung an diesen Bildern nicht viel anfangen können. Sie sind Decorative Malerei, die Legende der Tanzerin, wie Kramer sie stellt, stelle nur den guten Geschmack in der That eine freudige Sache gewesen ist. Kunstler werden nur sehr wenig daraus machen. Was man mindestens noch den impressionistischen Formel, die alles zu malen gestattet, auch Bedeutungsvolles und Wesentliches sehen lassen, aber es ist eigentlich Kunstgewerbe. Es bringt Gleichgesinnte hinein, die gerade diese Form zum einzelne Welt des alten und neuen Orientes ausgezeichnet halten, nicht blos, malerisch, sondern vor allem literarisch. Es dramatisiert mit seinem Stoff und seinen Legenden. Es stellt als Maßstab die romantischen Bilder Fragen, die geschilderten, dammernden Gedanken unseren eigenen Weltbetrachtens. Dem verheißes gelohnungen, noch gegenüber Tonnel steht er was als, statt was anzugeben. Wir treten uns schauen schonen Phantasien von Modernen, von heiligen Bergen, von verwunschen Zauberpalasten und von Gottern. Darunter ist die Absicht deutlich, es mochten Gedanke, und von wie vielen bekannt, verdeutlicht, und sich allmalich auf. Aber unglaubliche Banalerie mischt unter Eingebung kann man sich nicht bedenken. Und vielleicht gar an einem gewohnlichen Zeitschriften zu denken, wo ein solches Bild Aufsehen erregt, mit Millionenauflage, wo der gutem Durchschnitt sich auf eine Stufe Zeitung einstellt. Es ist ein Zeichen für die Unklarheit, in welcher sich die gutten Kunstler befinden, dass es mit dem gutten Geschmack nicht mehr vereinbar ist, einen solchen Kunstler wie Kramer zu tadeln. Alfred Roth.

Man schreibt uns aus Berlin: Im Deutschen Theater (Matinee „Mutter Maria", ein Märchendrama von Ernst Rosmer. Berlin 1900. S. Fischers Verlag.) Eine Fülle bekannter Märchenmotive hat sich in dieser „Mutter Maria" zu einem ganz originellen und individuellen Reigen zusammengewunden; so groß ist die Fülle, dass die Motive die Grundidee des Dramas stellenweise überwuchert haben; um den Märchenstamm wuchern die Blumen und die Schlingengewächse und bedecken ihn mit ihren großen Blättern. Und selbst der Stamm theilt sich und wächst nach zwei Richtungen sich aus. Eine Erzählung, die auf Gretchentode mit den Schwestern den Reigen singt, wird von einem Ritter eingefangen, und ein Kuss weckt ihre Seele, und sie wandert, vom Tode geleitet, erdenwärts, um in Mutterschmerz und Mutterfreuden ein Menschenthum sich zu erlämpfen. Und andersseits: diese Bergbewohner ist die heidnische Mutter Natur, in der Nacht, in der sie den Kindern der Schweiser nachgeht, jetzt ist der Tod an ihres Kindes Wiege. Und sie kämpft mit Gott um das todte Kind — und erst als sie sich selbst bezwingt und ihrem Kinde den Weg gen Himmel weist, hat sie ihr Persönlichkeitsziel erreicht, darf sie selbst ausruhen in den Armen des Todes. Irdische und himmliche Mutterschaft sind diese zweifpaltige Ehre in ganz in Aeußerlichen ausgelegt. Das Drama hat dadurch an Bühnenwirksamkeit eingebüßt — ist nicht leicht verständlich; aber es athmet echte Märchenstimmung; hierhin lockt es und dahin, und das Gedicht ist in jeder Szene reizvoll in sich. Dieser Reichthum wird dem Beleid des Märchens gerecht. Ernst Rosmer hat Besseres gegeben, als diese Einkleidung eines nächternen, lehrhaften Gedankens in allegorische Fetzen. Sie gab in ihrem neuen Drama sich selbst. „Mutter Maria" ist ein hohes Lied auf die Mutterschaft des Weibes, das in ein Mysterium ausklingt. Das Märchen ist erlebt. Die Gestaltungskraft wuchst der sprachliche Ausdruck an und künstlerisch reich. Es war eine Sichtung, die das Publicum des Deutschen Theaters hier an sich vorüber ließ. Ernst Heilborn.

Bücher.

Dr. Walther Landauer: Das österreichische Actienrecht. Wien 1900. Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Das Bedürfnis nach einer systematischen Darstellung des österreichischen Actienrechtes mitzer besonderer Berücksichtigung des neuen Actiengesetzes wird durch das vorliegende Buch nicht befriedigt. Zwar der Inhalt kennt die Gesetze und Verordnungen, hat die Literatur fleißig studiert, aber es mangelt ihm an Kenntnis des praktischen Lebens. Es hat nur eine ungenaue Vorstellung von den Gebilden, welche das lebendigen Inhalt der in den Gesetzen aufgestellten Begriffe sind. Zum praktischen Gebrauche ist kein Buch wenig geeignet. Es ist nicht so. Der Seminar arbeit und auch als solche durch zahlreiche Lücken minderwertig. So heißt es z. B. Seite 401: „Das Vermögen der Actiengesellschaft kann dreierlei Art sein. Es kann zunachst ausschließlich aus barem Gelde bestehen, wie bei Banken und Zahlungsgeschäften. Es kann ferner zum Anfange an in barem Gelde bestehen, dem jedoch die Verwendung zu einem bestimmten Zwecke vorgeschrieben ist . . ." Also das Vermögen der Banken besteht in barem Gelde und zwar nicht nur bei der Gründung, sondern auch spaterhin! Seite 3: „Bei der Zeichnungsanmeldung in der Gründungsvorgang ist es deutlich und einfacher zu construieren. Die Projectanten, die Gründer, bringen das ganze Actienkapital selbst auf und gründen somit allein die Gesellschaft. Ihre erste Aufgabe ist die, die Actien gehörig durch mit Vorrecht weiter zu begeben, es liegt somit ein einfaches Verkaufsgeschäft vor." Seite 4: „Die Verbinder die Actien unmittelbar selbst behalten, zu den Actien anmelden. Seite 61: „Ein Beispiel der Kapitalsvermehrung der Actiengesellschaften ist die Ausgabe neuer Actien. Es kommen die Umstande mit mit bringen, dass diesen neuen Actien gewisse Bevorzugungsrechte eingeraumt werden mussen. Diese neuen bezeichneten Actien — Prioritatsactien . . ." Der Autor dürfte sehr erstaunt sein, zu erfahren, dass Prioritatsactien auch schon bei der Gründung ausgegeben werden können. Diese Proben dürften genügen. W. F.

Aller Buchner: Das „tolle" Jahr. Vor, während und nach. Von einem, der nicht mehr toll ist. Emil Roth, Gießen. Mk. 2.

Von den zahlreichen „Erinnerungen" aller Mitkampfer ist dies Buch wieder das beste, noch das lebendigste, weder das geistreichste, noch das langweiligste . . . wohl aber das lustigste und vielleicht auch deshalb das traurigste. Schon der Titel Buch und noch mehr der Untertitel Buch bezeichnet den ganzen Standpunkt des Verfassers. — Wenn der Aufschneider wenigstens noch, aber die dicken Verdienstkreuze, das Fahnen- und Standarten und der Ernst des praktischen Kraftgeistlichen bemuhen die alten „Kameraden". Die Brüder Ludwig Bauhaus aber, die vom Landwehrmann Adolf verlassen und ihrer Fahnen an einer Barrikade Hungerleiden, sind doch gewiss ganz Ernst des Augenblicks und der Besinnungsschwere damit ernst gerettet. Wie ist das ohne Pathos: das „tollen Jahres" zu nennen! Gerade dort wenigstens Achtsamkeit, sofern diesem Gedanken die politischen Realpolitik? Und weshalb nur Anekdoten, gut geschriebene Anekdoten und — ein paar Zeitgedichte, die nicht gut sind? Es ist doch nicht, es gibt doch noch immer ein paar Leute, die noch „toll" sind.

N. M. W.

Carl Ludwig Leerthum: Schreibebuch der Secretäre. Deutsch von Alfred Lichtenstein. Berlin, Verlag Siegfried Cronbach. 1900. 242 S.

Im Jahre 1900 erschien Lichtenstein's Uebersetzung von Leerthum's „Schreibebuch der amerikanischen Secretäre", einem Buch, das eigentlich nur das eine Interesse hat, dass man daraus die Kluft Zwischen dem Niveau der amerikanischen und der deutschen Bureaukratie ermessen kann. Wie sehr sind wir in Oesterreich-Ungarn, wenn auch nicht gerade stolz, so doch sehr zufrieden in unserem Amtsstil, wie sehr sind wir Amtsmenschen geworden! Wie sehr sind wir Amtsmenschen geworden! Wie sehr sind wir Amtsmenschen geworden!

Fälle interessanten Materials mit aus dem Briefwechsel früherer Verbrecher, verbrecherischer Liebe, von Verkündern und Verlästerern, Dieben, Betrügern und Gewaltthätigen. Natürlich wieden da überall die anonymen Briefe eine große Rolle. Sie sind in den Kreisen der Verbrecher oft so beliebt — wie in denen der Theaterleute. Aus letzteren besitze ich selbst eine Collection von einigen hundert Stücken. Da stehen obenan die Briefe, in denen Leute „aus dem Publicum“ (meist natürlich Logenbesitzer!) ihr bitter beklagen, dass Frau N. oder Fräulein N. oder Herr N. gar so wenig beschäftigt wird. Die erforderliche Ergänzung bilden dann die Briefe, in denen Leute aus dem Publicum, (ebenfalls Logenbesitzer) entrüstet sind, dass Frau M. oder Fräulein M. oder Herr M. diese oder jene Rolle spielt, wobei dann meist noch der Ausdruck irgend eines Erstaunens beigefügt ist, etwa dass der oder die Betreffende noch immer nicht lebendig geschunden wurde. Vielleicht veröffentliche ich einmal einige Documente aus meiner „anonymen Mappe“. Schrecklich wäre es nur, wenn die einmal in unrechte Hände fäme! Dem auf so manche anonyme Briefe habe ich hinausfreichrieben — von wem sie sind!

Max Burckhard.

Hans Erdmann: König Tod. Schauspiel in 3 Aufzügen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Held des Dramas ist Heinrich VI. — an sich eine wenig interessante Gestalt der deutschen Geschichte — der echte König seiner Zeit. Sein Wille, seine Launen sind ihm Gesetz. Rücksichten auf sein Weib, auf die Berliner der Kirche, des unterjochten Volkes sind ihm fremd. Sie alle müssen seiner Gewalt weichen. Nur der Tod ist mächtiger als er. Man sieht: eine großangelegte Epische, der jedoch der Vorwurf des conventionellen Schlusses (Siegelgatia, die Heldin, ihrer jungfräulichen Ehre beraubt, reicht ihm den Giftbecher, sowie der allzu schmucklose Sprache nicht ganz erspart bleiben kann. Dabei stellt es dem Stücke nicht ein jugendfrischen, kräftigen Momenten die erste Begegnung Heinrichs mit Siegelgatia, eine Liebesscene voll wollüstiger Begierde wäre da besonders hervorzuheben), noch an Gelegenheit zur Entfaltung leistender Bühnenwirksamkeit, und diesen bieten Aufzüge und Scenen das Ihre. Das bisher unbekannte, noch nicht ganz ausgereiften, aber gewiss talentvollen Autore zweifellos die freundliche Aufnahme, die ihm am „Neuen deutschen Theater“ in Prag zutheil wurde.

N. Germani.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (Mai). Julius Zeyer, Gießaprofessor an der Münchner kgl. Musikschule, hat 1875 zur Vorbereitung des ersten Bayreuther Bühnenfestspiels herangezogen worden war, schreibt über Richard Wagner als Vortragsmeister und Lehrer. Viel zu wenig sei der Meister von dieser Seite geschildert worden. Die Wahl eines ganzlich unbekannten, jungen Sängers, Georg Unger, für die Rolle des „Siegfried“, bot Wagner Gelegenheit zur vollen Entfaltung seiner Lehrkunst. Er bestrebte sich vor allem, dem Darsteller das Wesen seines Helden zu erschließen, gewissermaßen jegar zu inaggreiren. Unger, anfänglich eine voll kommene Verkörperung des Siegfried, sollte seine Individualität mit der des Heldendramas verschmelzen und dann von innen heraus wiedergeben. Viele ungeheuere Forderung, aber Wagner ging natürlich, durchaus aber durch seine unvergleichliche Anleitung auch bewuge mogtuh. Er sang alles lieber vor, und obwohl er gar keine Stimme, ja nicht einmal ein klang volles Organ hatte, wusste er durch sein Beispiel alles klar und eindringlich zu machen. Deshalb interessiert uns er auch, wie der Sänger bei den einzelnen poetischen Stellen seine Ansicht durch das Beispiel der Natur bestätigt. Da kein Sonnenstrahl unaufdringt, so gibt es keine Pflanzen; da gegen wimmelt es von Bakterien, das der ihnen Wasserdruck gar nicht genügt, da sein Vorgegenwirk genau damit regulirt ist. Während ein Theil der Tierwelt auf der Oberfläche des Wassers und unter dieser lebt, ist der andere mit eigenen Lebensorganen versehen und imstande, willkürlich das Element um sich her wie durch Schwimmen zu erfüllen. Ihre Augen sind in mancherlei Gestalt. Bald der ganze Körper wie ein Augapfel erscheint. Bei manchen Tieren sind die Lebensorgane, Lunge, Kiemen ganzen Körpers, während andere, aus zwei bis vielen Metern Tiefe beständig ihre Luftrate wie eine Wasserfontaine an einem Tropfen Wasser an der Luft haben, oder auf der Haut ruhen halten. Die Füße und Arme der Tiere werden die greifenden und schwimmenden Formen auf. Die schnell, Polarmeerluft durch Wasser, Luft, Eis, Schnee, Schlamm, Sand, die „Saltdyna“ durchreist, Polypen auf mehreren Stammen anlage und überall absolute sog. nasse Beständigkeit. Es langere Zeit von den Tierarten als mindestens 3 Stammgruppen, aus den Wasch aufgabe [illegible] und aus Schwimmthieren, die zu den Wasch Lunge atmen.

„Revue Franco-Allemande“ (April-Heft). Darin beschäftigt sich [illegible] mit Frankreich. Die drei Hauptgegenstände [illegible] Frankreich, [illegible] Frankreich, [illegible] Frankreich. Der [illegible] Frankreich [illegible] Frankreich [illegible] Frankreich

ihrer Einfälle, das Zimmer neu zu schmücken, erfreuen, oder Ueberraschungen, neue Menus für den Genuß des Tages erfinnen. Zum Leben hatte sie ein ungewöhnliches Talent.

Sie hatte auch jene traurige Stunden, in denen sie brütend dasaß und zu nichts zu bewegen war, bis sie plötzlich, sei es von selbst, sei es, daß ich sie zum Lachen gebracht, aufsprang und sich schüttelte und mit einem: „Eh bien! Passons là dessus!“ zu ihrem gewöhnlichen Wesen zurückkehrte. Besonders im vergangenen Winter, erzählte sie, hatte sie oft zu sterben gewünscht und oft daran gedacht, sich umzubringen. Vielleicht aber war das irrig.

Und zu allen Zeiten hatte sie eine Todesangst davor gehabt, ein Kind zu bekommen — weltlich der einzige unmatürliche Zug, der mir an ihr auffiel — „der Mann, den ich so liebe, daß ich ein Kind von ihm wünsche, der lebt nicht!“

Sie hatte eine sehr große, übertriebene Meinung von meiner geistigen Bedeutung — und, so sonderbar es ist, ich glaube wirklich, sie hat sich deshalb, und weil ich sie vernachlässigte und ihr stets ironisch begegnete, in mich verkarrt. Vielleicht auch, weil sie fühlte, daß ich, so verschieden ihr Wesen von dem meinen war, mich in sie versetzen und sie verstehen konnte. Meine historischen Studien hatten mich gelehrt, keinen Menschen zu richten, jeden aus sich selbst zu begreifen. Sie sagte einmal: „Du wärst halt besser mein Bruder als mein Liebster, und es ist eigentlich widernatürlich, daß ich mich doch in dich verliebt habe.“ Und verwegen fügte sie hinzu: „Dis donc Fritz, ne trouves tu pas que notre amour soit presque incestueux? c'est très interessant!“

Wenn ich sage, sie schien immer unberührt, so meinte ich keineswegs, daß sie etwa einen jungfräulichen Eindruck machte. Sie war eine Aphrodite oder eine Messalina, die Liebe war ihr Beruf und nur ihr natürlich und verwandelte sie nicht.

So wie sie auch absolut unkünstlich war, im weitesten Sinn. Nicht der reichste Mann der Welt, kein Prinz, kein König hätte sie gewinnen können, wenn er ihr nicht gefallen hätte. Und eines noch: Niemand verstand wie sie, in jeder, jeder Stellung, die sie einnahm, zu reizen, es war meist ganz unbewußt, aber eine aphrodisische Atmosphäre umgab sie und strahlte von ihr aus und verlieh ihr solche Macht.

Unbeschreiblich war sie im Wasser; nicht etwa eine gute Schwimmerin, o nein; es war die einzige körperliche Bewegung, die sie nicht lange ausübte, ich weiß nicht warum. Aber sehr gerne legte sie sich an heißen Tagen, gedeckt von den Büschen unseres Gartens, der eine kleine Bucht umschloß, im Schilf ins seichte Wasser, Kopf und Arme auf dem Ufer; dann zog sie wohl eine Menge Schilf über sich und einmal setzte sie sich einen Kranz von Schilf und Wasserblumen auf; ihr nackter Körper schimmerte durch das glänzende Wasser, und entzückt sah sie, wie ihrer Liebesmöglichkeit verführt, kleine Fische um ihre Knie spielten. Die habe ich etwas Mixenhaftes, wie circes Schweine geliebt — als diese lebende Bild. An einem ganz lauen Abend stand ihr sie dasselbe im Mondschein und sang leise ein französisches Fischerlied, weit draußen hielt ein Boot an — die leibhaftige Sirene, dachte ich.

Ueberhaupt war das warme dunkle Wasser in diesem einsamen Theile des Sees mit den schwärzlichen dürftigen Weiden, die wir manchmal regungslos an den Festen im tiefen Wasser lauern sahen, mit den Seerhalmen, die wie kleine steife schwarze Stöcke im Wasser hiengen, den großen Schilfkolben, die sich so sonderbar schwimmend entfernten, die richtige Umgebung für das settsame Geschöpf, und ein wahres Entzücken war es für sie, unter all dem Getier zu baden, während es mir ein Greuel war.

Aber bereits am ersten Tag, in der Sonne liegend, hatte sie mich verletzt, indem sie plötzlich sagte: „Glaubst du nicht, daß Dreul mich gerne so malen würde?“ Ich gab liegend eine unwillige Antwort und sie sagte mit ihrem Katzentrotz: „Wenn du aushörst, mich lieb zu haben, laß ich mich von Dreul so malen.“ Das war, was mich manchmal zurückrief, daß ein Wort, eine Geste jede Erlebnisse in ihr nachwirken ließen und mir verletzten. Und ich wußte mich daran erinnern: Spurlos geht das Leben an keinem Menschen vorüber.

Sie hatte in ihrem Zimmer einen kleinen, eingelegten Schrank. Ich stand einmal davor und betrachtete ihn, als sie sagte: „Willst du wissen, was darinnen ist?“ Sie drückte eine Feder; eine Holzplatte fuhr mit leichtem Rasseln in die Höhe, und viele kleine Fächer und Laden wurden sichtbar. „Nimm nur und lies!“ sagte sie und sah mich erwartungsvoll an.

Es waren Briefe der Unsäßigen, die in sie verliebt waren. Briefe jeder Art, von ganz jungen Burschen wie Hans Gluttner und solche von ganz alten Herren, von Gymnasiasten und Artisten, die Briefe meines Vetters und die meinen, die jenes Dr. Grobold, des Papageienpendees, mit einem undenkbaren Gemisch von Väterlichkeit und Cynismus. Briefe eines kleinen Schauspielers und eines armen Clavierlehrers, Briefe in allen Sprachen, geistreiche, rührende und kläglich dumme Briefe!

Mir gronte vor so viel geschriebenen Männerleben!

War ich wirklich Odysseus, und hatte mir ein Gott das Kraut Moly verliehen, um ein Jahr als Sieger auf der Sonneninsel der Circe „der hehren melodischen Göttin“ schwelgen zu dürfen, oder war ich, ohne es zu ahnen, auch nur einer ihrer gehörnten, verhexten Gesellschaft, ein Zeitvertreib dieses weiblichen Don Juans?

„Und in Spanien tausendundzwei,
Und Ihr, mein Herr, seid auch dabei!“

„Man sollte dich prügeln Marion,“ sagte ich.

„Einmal hat mich einer geprügelt.“

„Mein Blick fragte „Wer?“

„Mein Mann. Bei Nacht; er war so höse! Er hat mir schrecklich weh gethan, aber er war so alt und so bös und so komisch; ich hab' furchtbar lachen müssen und das hat ihn noch böser gemacht!“ Und sie lachte noch jetzt bei der Erinnerung.

Sie war die Tochter eines Oesterreichers und einer Französin; in Paris, eigentlich an allen elegenten Orten verzogen und verwöhnt, bis sie plötzlich die Eltern verlor und an die Frau eines Cisiffer Kaufmann verheiratet wurde. „Ich, die ich so keck und so lustig und so neugierig war! O, du kannst dir meine Verzweiflung einbilden! o quel temps! quel temps!“ Ich konnte mir's denken, den kläglichen erbitterten alten Mann neben diesem unbändigen Geschöpf — es muß ein grausamer Spaß, eine groteske Tragikomödie gewesen sein.

Von ihm hatte sie, da er unversehens starb, zu ihrem eigenen beträchtlichen Vermögen noch den größten Theil des seinen geerbt — aber auch den Proceß mit seiner Tochter, der sie ruinierte.

Ein eigenes Fach des Schrankes enthielt die Heiratsanträge, die sie leither erhalten, gleichfalls eine schwere Menge; einer von einem alten General, der ein Jahr vorher Witwer geworden, andere von ganz jungen Leuten — einer auch von Dreul, den sie schon lange am Fädchen hielt und der sie gerade am Tage, bevor ich ankam, hatte heiraten wollen, um ihr zwei Wochen später, als er auf meinen Wunsch nicht mehr empfangen wurde, einen unerhört groben Brief zu schreiben. „Warum hast du mir den nicht gezeigt?“ fragte ich.

„Damit du mit ihm rauft? Das ist nicht nöthig. Ich hab' es gern, wenn die Leute um mich raufen, aber nur die, an denen mir nichts liegt. Aber ist das nicht komisch,“ fügte sie hinzu, „daß alle mich heiraten wollen? daß keiner einsieht, daß ich eine Frau bin, die man nicht heiratet? Nur du, du bist mehr Mann, du hast mich nie heiraten wollen! Dis donc, Fritz, est-ce que tu vas m'épouser? — sag' es aufrichtig!“ Ich sagte: „Wenn du es durchaus willst ....“ Sie lachte und sagte: „Ich werde um den geistlichen 'errn schicken, daß er uns traut!“

Vielleicht führte sie während der Zeit, in die sie mit mir lebte, die „laufenden Correspondenzen“ weiter — ich überwachte sie nicht, und vielleicht hat das dazu beigetragen, sie an mich zu fesseln.

Sie war, wie sie war; damit mußte man rechnen. Wie konnte man sie einen Vorwurf machen? Manchmal sah ich die traurige Zukunft voraus, sah, wie dieses Sonnenkind nach seinem wollüstigen Flug kläglich flatternd die Erde streifen, und mit gebrochenen wunden Flügeln zuletzt jämmerlich kriechend im Kothe zugrunde gehen mußte. Dann fühlte ich ein ergreifendes herzzusammenziehendes Mitleid. Was gieng es mich an, ob sie selbst schuld war oder nicht, ob sie verderblich war oder nicht? Ich hatte sie lieb! Und ihr war etwas so Schwaches, in ihrer Art so Vollkommenes — und sie hatte mich sehr lieb gehabt, sehr! Zu unseren süßesten Stunden gehörten diese, wenn ich sie in meinen Armen hielt wie ein Kind, voll Liebe und Mitleid für dies Geschöpf, dem ich eine eigene Welt hätte erbauen mögen, die eben kein Mensch war mit menschlichen Tugenden und menschlichen Fehlern — die als eine sorglose Nymphe in den Feldern Pans hätte leben müssen.

Während wir so dahin lebten, alles vergessend, und ich mich absichtlich betrauchte, so daß das Leben vorüberlief, wie ein schillernder Teppich, in dem das schöne Weib, die Landschaft und unsere tausend jeden Tag verändernden Einfälle ein farbenreiches unaufhörlich wechselndes Bild schufen, kamen unter dem üppigen Gewebe schon einzelne farblose Fäden und langsam auch schwere graue Grundfäden zum Vorschein. Die Gedanken, die ich zu unterdrücken, denen ich nicht Zeit zu lassen suchte, kamen unwiderstehlich; und es gab Augenblicke, in denen ich meine Lage nüchtern weltlich betrachtete und mir sagte: Hat nicht jeder kalte Zuschauer, der nicht individualisiert, das Recht zu sagen: „Der arme Kerl verliebt sich in Zeit mit einer besseren Courtisane, bald von ihr ausgehalten?“ Sagen nicht all meine Arbeiten, meine endlosen, mühsam gesammelten Notizen unnütz in Wien in meinem Zimmer — die Zeiten vielleicht nie wieder aufsuchenden? War mir die Wissenschaft gar nichts mehr — die tuhle Göttin, der ich mich geweiht hatte?

Wohl weiß ich, daß meine Gedanken nur Ersonenten meiner Empfindungen sind. Und meine Empfindungen entsprangen nicht allein der Ueberanstrengung und Erschöpfung.

Es gab Augenblicke, in denen Marion mir unheimlich war, in denen sie mir nicht wie eine Nymphe, sondern wie ein schreckliches vampirisches Wesen erschien, das, von einem unreinen Geist besessen, von Mann zu Mann zoge, immer in der Suche nach etwas Verlorenem und Unauffindbarem, und in diesem Gejagt ich war.

Digitized by Google

Manchmal hatte sie einen Gesichtsausdruck, vor dem ich ein gewisses Grauen empfand, in dem ihre Augen gierig und starr und ihre Haut glatt und fahl wurde, so dass die Berührung mir peinlich war. Es waren nur Momente, aber sie waren. Und ich sah voraus, dass dieser Eindruck sich steigern und sie mir eines Tages als etwas Kaltes, Grässliches, Gieriges erscheinen würde. Und ich fürchtete mich schon vor diesem Ende. Ich wusste, dass auch sie früher oder später meiner überdrüssig sein würde — vermuthlich eines schönen Tages und ganz plötzlich, und es schien mir besser, dass ich bräche, als sie — aber ich fand nicht die Kraft, es zu thun.

Die Lösung kam ohne meinen Entschluss, unerwartet und schrecklich. Eines Tages, wir sassen auf ihrer Chaiselongue oder vielmehr sie lag, und ich sass vor ihr und hatte den Arm um sie geschlungen; es war ein heißer Sommervormittag, die grünen Jalousien waren herabgelassen, und ein gedämpftes warmes Licht war im Zimmer. Wir sprachen und sie rechtfertigte ihr Leben mit Worten, die ich ihr in den Mund gelegt hatte, und sie sagte noch: „Man soll über mich denken, wie man will — ich will nur lieben ... lieben ... lieben ... so reste me tire pas à conséquences!" — Ich erwiderte darauf nichts, sondern gieng auf ein früheres Gespräch zurück und sprach davon, dass ich bald würde abreisen müssen; sie aber verlangte, dass ich mit ihr in die Schweiz gienge, und sagte: „Komm mit mir, Fritz, komm mit mir, bitte, bitte!"

In diesem Augenblick läutete es, und da unser Mädchen fort war, gieng ich selbst, die Gartenthüre zu öffnen; der Bote brachte Briefe für Marion aus Italien und Frankreich, die Zeitungen und einen versiegelten Brief an mich von Ernst. Ich war so überrascht, dass ich ihre Briefe und Zeitungen auf den Gartentisch legte und den meinen aufbrach und las. Ich stand in der glühenden Sonnenhitze im Gartensand, die Buchstaben flimmerten auf dem blendenden Papier; als ich gelesen hatte, glaubte ich, alles wegthun und ungeschehen machen zu müssen, und wie sinnverwirrt gieng ich zur Gartenthür, um irgendwie hinauszukommen. In dem Augenblick erscholl Marions Stimme. Sie rief mich und fragte, wo ich bliebe. Ich aber hatte nur den einen Wunsch, ihr jetzt nicht zu begegnen, und lief durch die Thür in den Wald hinauf. Ich war noch nicht hoch gekommen, als ich umkehrte und wieder hinunterjagte. Ich musste sie sprechen. Und plötzlich fiel mir ein, es möchte vielleicht noch nicht wahr sein.

Der Brief lautete: „Lieber Fritz! Ich gehe. Ich habe gefunden, dass für die Gleichung meines Lebens nur die negative Lösung zu brauchen ist. Die Natur schafft so und so viele lebensunfähige Existenzen, die als Humus zu dienen haben. Ich werde in ihrem Sinn handeln. Ich halte es nicht mehr aus. Ich bin zu nichts nütze, ich habe an nichts Freude, es schlägt mir alles fehl, jeder Mensch, der mir begegnet, ärgert mich. Ich mag den Sonnenschein und die Luft nicht mehr leiden. Es ist besser, ich höre auf, anderen einen Platz wegzunehmen. Ich lebe, wie recht Ulrik hatte: „es gibt Augenblicke, où la vie est un opprobre et la mort un devoir."

Sehr leid thut es mir nur um meine armen Eltern, aber ich kann auf niemanden mehr Rücksicht nehmen, es hat auch nie jemand auf mich Rücksicht genommen. Wenn sie mich lieben, werden sie mich verstehen.

Ich schreibe Dir, damit Du Dir keine Vorwürfe machst. Es hat so kommen müssen. Du bist lebenskräftig und sieghaft und ich nicht. Aber ich kann es nicht ertragen, dass gerade Du mit ihr lebst. Du bist doch viel schuld!

Wäre das nicht, hätte was anderes mich zerbrechen. Sag' nur mit Deiner unzweifelhaften Logik: „Wer lebensfähig ist, der bringt sich nicht um" und so bist Du gerechtfertigt.

Leb' wohl und sei glücklich. Ernst."

Als ich zurückkam, sass Marion im Garten, und an der Blässe und Veränderung ihres Gesichtes konnte ich erkennen, wie ich aussehen mochte. Wir sahen uns nur schreckhaft in die Augen. „Woher ..." begann ich, und sie wies mir die Zeitung, in der bereits eine Notiz über den Selbstmord stand.

Wir sahen uns beide so ratlos, so verzweifelt an, es war so schrecklich emporgestiegen, nicht zu begreifen, nicht zu glauben und doch so wahrscheinlich, so klar, und es schrie uns beiden in die Ohren, und klagte uns an. Wir fühlten beide, dass etwas Tremendes, Grässliches geschehen war, dass wir uns in Luzern dafür morden, dass im nächsten Augenblick jeder mit Verwürfen anfangen konnte dass wir uns beide zu finden begannen.

Sie sagte nur „Ce pauvre Ernest!" und sah vor sich hin, dann warf sie sich ins Gras und begann zu weinen. Und obgleich ich es nicht wollte, gieng ich zu ihr, um sie zu beruhigen, zu trösten es war so furchtbar, sie auf der Erde liegen und weinen zu sehen aber sie stieß mich von sich und sagte „Va-t-en, va-t-en!", und ich gieng geradewegs, meine Sachen einzupacken.

Das Lebelliid-Attentat war, dass ich nie zu packen verstanden habe, und auch jetzt machte es meine Nervosität brachte, dass der Dienstbote nicht da war, dass ich nicht wusste, wie ich mein Gepäck fortbringen sollte.

Endlich kam sie mir zu helfen — aber sogleich setzte ich mich wieder oder starrte hinaus. Die Situation war so verwirrt — wir thaten alles schweigend, oder mit jenem gezwungenen äußernden Lachen, das uns in solchen Augenblicken befällt — endlich trug ich das Gepäck ins Boot, und sie half mir. Ich wollte nach Maria Loretto hinüberrudern und von dort jemanden ins nächste Dorf um einen Wagen schicken. Und jetzt fasste sie mich plötzlich um den Hals und küsste mich rasend, weinend — dann sagte sie „Va-t-en, va-t-en, vite!", und lange noch stand sie und sah mir nach. Ich aber machte jene entsetzliche Fahrt, die ich nie vergessen werde. Oft legte ich die Ruder nieder und bat zurück oder brüllte, immer neu erschreckt, aber das was geschehen war, um mich das dunkle herrliche Wasser und über mir dieser mitleidlose, strahlende, heiße, blaue Himmel — ich ließ die Ruder gleiten und heulte ... ich dachte nur an Ernst, und wie unbeschreiblich ich ihn geliebt hatte, ich wusste es jetzt mehr als je. Vielleicht kein Mensch hätte eine solche Lücke in mein Leben gerissen. In Maria Loretto schickte ich um einen Wagen und fuhr dann an den endlosen weißen Ochsenkarren vorüber, immer unter derselben bösen, feschenden Sonne, nach Klagenfurt und von da nach Wien, trostlos zu trostlosen Menschen.

Wenn in den, was ich gethan, eine Schuld war, ich hab' sie gebüßt. — Ernstens Eltern wussten nicht recht, was gewesen war, aber dass die Entfremdung zwischen ihm und mir mit seiner That zu thun hatte, ahnten sie, wussten vielleicht mehr, als ich annahm — jedenfalls hassten sie mich seither. Meinen Eltern war ich fast völlig entfremdet. In ihren strengen Anschauungen war ich schon lange ein sittlich verlorener Mensch. Mein bester Freund hatte sich umgebracht — und ich war jedenfalls mit eine Veranlassung gewesen — und Marion hatte ich gleichfalls verloren.

Elend habe ich diesen Sommer gemdet und spät wieder zu arbeiten begonnen, und durch zwei Jahre habe ich traurig gelebt und traurig gearbeitet, und in der Arbeit endlich ein gewisses Ersterben der Erinnerungen, eine langsame Befreiung gefunden. Dann erschien der erste Band meines Werks über die Alexandriner, und wieder ein Jahr später erhielt ich den Ruf als Extraordinarius ins Ausland und gieng gern fort.

„Und sie?" fragten wir. „Ich habe sie nicht wiedergesehen," sagte der Professor, „und sie ist, so viel ich weiß, nicht mehr nach Wien gekommen. Ich habe ihr nicht geschrieben und nur einmal Grüße von ihr bekommen, mit einer Locke, die um ein schwarzes Kreuzlein gebunden war. Was sie damit sagen wollte, weiß ich nicht. Ich habe mich geantwortet. Ich glaube, wie ich sie kenne, dass sie sich getröstet hat, und dass ihr Leben weiter führt, aber wo sie jetzt ist und wie sie enden wird, ob mit einer Heirat, ob im Cafe-chantant, oder auf der Straße, ob sie in unverwüstlicher Kraft und Schönheit verführend und begaubend weiter leben wird, eine neue Nimon de l'Enclos — das weiß ich nicht. Ich habe oft die Versuchung gefühlt, sie wieder zu sehen, mich wenigstens nach ihr zu erkundigen, aber immer hat ein geheimer Schrecken mich abgehalten. Sie ist schädlich, Zwietracht und Unheil stiftend unter uns gekommen, verderblich in ihrem Liebreiz, wie Helena. Es erschreckt mich fast, dass ich es von ihr erzählt habe."

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Curort Rohitsch-Sauerbrunn
Südbahnstation Pöltschach.
Frachtfreier Sommeraufenthalt.
Für Magen-, Leber- und Nierenleiden, Zuckerharnruhr, Gallensteine, Katarrhe der Schleimhäute. Prospecte durch den Director. 1425

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 1. Juni 1901. Nummer 348.

Die automatische Bedeckung.

Die Regierung fuchtelt wieder mit dem finanziellen Bedeckungsrevolver den Schreckhaften Abgeordneten vor der Nase herum. Der finanzielle Bedeckungsrevolver, das ist — frei nach der Großherzogin von Gerolstein zu singen — die Waffe, die einst „Vater Badeni“ trug. Unter diesem Vater der Lüge und Heuchelei wurde nämlich die Methode eingeführt, so oft das Abgeordnetenhaus irgend eine neue volksthümliche, aber das Budget belastende Maßregel beschlossen hatte, das betreffende Gesetz vor der Sanction auf „Lager“ zu legen — „Lagergesetz“ — und mit der Drohung, dass man es nicht eher zur Sanction empfehlen werde, vom Abgeordnetenhaus die Zustimmung zu irgend einer neuen Steuer zu erpressen, welche vorgeblich als Bedeckung für die neue Belastung dienen sollte. Als diese Methode unter Badeni ausfam, sprach man natürlich von halbasiatischen Manieren. Aber jetzt leben wir unter dem „auf der Höhe der Zeit“ wandelnden Ministerium Koerber, und eine Leuchte der deutschen Nationalökonomie, Herr v. Böhm, sitzt als Finanzminister darin, und doch ist schon wieder der halbasiatische Bedeckungsrevolver in Action. Herr v. Boehm hat jüngst aus dem steuerprojectereichen Nachlass des Herrn v. Bilinski die Fahrkartensteuer ausgegraben, die dem modernen Verkehr, den das Ministerium Koerber mit fetten Phrasen unablässig „hebt“, eine neue Fessel anlegt. Die Begründungsrede, die er aber dazu gab, war der unverhüllte Bedeckungsrevolver. Er zählte auf, dass durch die beschlossene Aufhebung der Mauten, durch die gewünschte Aufbesserung der Gehalte der Diurnisten und der Pensionen irgend welcher Witwen und Waisen dem Staatsbudget eine neue Belastung von 11 Millionen Kronen jährlich erwachse, deren „ersatzlose Uebernahme“ „unser Budget erschüttern“ würde. Dafür müsse eine neue Bedeckung durch die Fahrkartensteuer geschaffen werden, deren Erträgnis natürlich auf den Heller genau mit 11 Millionen Kronen für das Jahr berechnet wird. Das Mitleid mit den Diurnisten, den Witwen und Waisen war das stärkste Argument, das der gelehrte Nationalökonom für die neue Steuer geltend zu machen wusste. Als dann eine Deputation von Diurnisten zu ihm und Herrn v. Koerber kam, wurde der Bedeckungsrevolver schon ganz scharf auf Feuer gespannt. Wenn das Parlament die Fahrkartensteuer nicht noch in dieser Sessionsabschnitt — was alles noch? — bewilligt, kann den Diurnisten ihre Aufbesserung vom 1. Juli ab nicht bewilligt werden. Das war der tröstliche Bescheid, mit dem die beiden Excellenzen die bittstellenden armen Teufel entließen.

Den Diurnisten und kleinen Beamtenseelen mag Herr v. Böhm die Geschichte von der „Erschütterung des Budgets“ durch die elf Millionen Kronen mit Erfolg erzählen. Der kleine Beamte ist mit einem halseinschnürend knappen Budget für seinen Privatgebrauch zu rechnen gewohnt. Kommt ein neues Kind z. B. in seine Familie, so ist in der That sein „Budget erschüttert“, er muss sich entweder eine Gehaltserhöhung oder einen Nebenverdienst verschaffen, um die paar hundert Gulden, die das neue Kind jährlich kostet, zu „bedecken“. Aber so einfach liegen die Dinge beim Staatsbudget doch nicht. Was wollen die 11 Millionen bei einem Ausgabenetat von mehr als einer Milliarde überhaupt bedeuten! Außerdem kann die Staatswirtschaft mit der Privatwirtschaft eines auf fixe Bezüge angewiesenen Beamten gar nicht in Vergleich gestellt werden. Denn der Staat lebt nicht von festen Bezügen, sondern von variablen Einnahmen, von Einnahmen, die vornehmlich von Steuern, die in einem halbwegs lebendigen Staatswesen fortwährend, und glücklicherweise nur nach oben, variieren, das heißt mit der natürlichen Bevölkerungs- und Verkehrszunahme stetig steigen und durch diese natürlichen Steigerungen im voraus, sozusagen automatisch, die Bedeckung für die wachsenden Staatsausgaben liefern, solange sich eben deren Wachsthum in einer normalen, sozial

schließen, wäre für das Parlament eine Preisgabe nicht nur der Volksinteressen, sondern auch noch des letzten Stückes intellectueller Wertschätzung, auf den diese per Dampf betriebene Bewilligungsmaschine noch Anspruch erheben kann.

Mit der Bewilligung der 80 Millionen-Resundierung, mit dem stillschweigenden Verzicht auf eine mehr als nachträgliche Controle der Verwendung der Investitions- und Wasseregebäude hat das Parlament ohnedies schon einem künftigen 8 14-Regime die Wege geebnet. Nun noch außerdem neue Anlehen und neue Steuern votieren, hieße in dieser labilen Zeit eine neue Aera des Absolutismus sozusagen herausfordern. Das Parlament und die Wünsche der Bevölkerung finden jetzt bei der Regierung so liebevolles Entgegenkommen, nicht weil Herr v. Koerber ein demokratischer Staatsmann ist — nein, wahrlich nicht — sondern, nur weil die Regierung jetzt kein Geld hat. Und das Parlament und die Wünsche der Bevölkerung werden solange bei der Regierung des Herrn v. Koerber und bei jeder derselben Regierung gelten, solange das Parlament die Hand auf dem Beutel hält. Sowie es aber locker sitzt, ist's aus damit. Wenn die Abgeordneten einmal der Regierung einen ordentlichen Haufen neuer Revenuen auf Jahre hinaus bewilligt haben werden, dann werden sie vielleicht nur allzubald ihre blauen Wunder sehen, wie sehr dann das Parlament, die Wünsche der Bevölkerung und der Friede der Nationalitäten der Regierung Pomade sind. K.

Ultramontane Dummheit.

Eine Erwiderung.

Von Graf von Hoensbroech (Gross Lichterfelde bei Berlin).

Gegen Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens, um wie viel mehr wedie also auch ich armer Sterblicher vergebens gegen sie kämpfen.

Aber etwas anderes ist es, die Dummheit bekämpfen und besiegen und etwas anderes, die Festnagelung. Dazu gehören weder Götterweisheit noch Götterstärke, sondern nur ein geeigneter Hammer, ein geeigneter Nagel und das bischer Kraft, den Nagel einzutreiben.

Das ultramontane Wiener „Vaterland“ — um seine Festnagelung handelt es sich — hat jüngst (18. Mai) unter dem Titel: „Die päpstliche Inquisition“ die Thesen aufgestellt: „Die päpstliche Inquisition hat nie ein Todesurtheil gefällt und umso weniger je eines vollstreckt. Bezüglich der Häresie war es einzig und allein Aufgabe der Inquisition, zu untersuchen, festzustellen und, wenn nöthig, die kanonische Strafe vorlege. Lag das Verbrechen der formalen Häresie wirklich vor, so war es Sache der Inquisition, den Schuldigen der weltlichen Gerichtsbehörde zu übergeben, nicht mit dem Verlangen, ihn zum Tode zu verurtheilen, sondern mit der ausdrücklichen Bitte um Schonung.“

Diese Sätze sind die Variation des rührend-schönen Spruches: Ecclesia non sitit sanguinem, die Kirche dürstet nicht nach Blut. Nein, gewiß nicht, denn sie stiß die Ketzer verbrennen, und dabei fließt bekanntlich kein Blut. So lehrt unwidersetzlich die Geschichte. Lassen wir sie sprechen.

Zunächst steht fest, daß die von den weltlichen Gerichten gegen die Ketzer erlassene Todesstrafe des Verbrennens das Werk der Päpste war. Selbst ein so katholischer Mann, wie der österreichische Geschichtsforscher Ficker, schreibt darüber: „Das Verbrennen der Ketzer geht auf vom Papste (Gregor IX.) erlassene Weisungen zurück . . . Bei Beurtheilung der kaiserlichen Constitution Friedrich II., der die Blutgesetze gegen die Ketzer erließ, wird zu wenig beachtet, daß sie sich aufs engste an vorhergehende päpstliche Verfügungen anschließen, die es zunächst waren, welche die insbesondere in Deutschland alles Maß überschreitende Ketzerverfolgung veranlaßten“ (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, 1880, I, 179 ff.) Als ehrlicher Forscher konnte Ficker gar nicht anders schreiben, denn zu deutlich ist das Zeugnis des päpstlichen Inquisitors Bernhard Guidonis: „Die kaiserlichen Gesetze Friedrichs wurden auf Betreiben des apostolischen Stuhles verkündet“ (Practica Inquisitionis, Ed. Douais, Paris 1886, S. 173). Ueberdies haben eine ganze Reihe von Päpsten die Verbrennungsgesetze gegen die Ketzer bestätigt, ihre Befolgung unter Androhung der schwersten kirchlichen Strafen gefordert und sie in ihre eigenen Regesten und in das canonische Recht aufgenommen. Man lese die Bandzahlungen Innocenz IV., Alexander IV., Clemens IV. (vgl. Potthast, Reg. II, P. 11067, 11078, 11418, 17383, 19123). Die Worte Innocenz IV. z. B. lauten: „In der römische Kaiser Friedrich gewisse Ketzer gegen die bestehende Disziplin erlassen hat, durch die seine Zeit zerstört werden soll, und da wir wollen, daß diese Ketzer zur Stärkung des Glaubens und zum Heile der Gläubigen beobachtet werden, so befehlen wir den geistlichen Söhnen, welche der Obrigkeit helfen, daß sie diese Ketzer, deren Verbrechen wir bestätigen, in ihre Statuten aufnehmen und dass sie mit großem Eifer gegen die Ketzer vorgehen. Darüber ermahnen wir Euch Inquisitoren, als Vorsteher der dieses geistlichen Amtes zuerkannt hat, in jener Erhebung durch Ermahnungen und Strafen dies zu zwingen.“ Und wie die päpstliche Theorie, so war auch die Praxis der „Statthalter Christi“. Nur ein Beispiel für viele. In Brescia hatte sich die weltliche Obrigkeit geweigert, an einigen Ketzern, die ihr von den Inquisitoren übergeben worden waren, die Todesstrafe zu vollziehen. Die päpstlichen Inquisitoren beschwerten sich über diese Saumseligkeit bei Innocenz VIII., der dann folgendes Decret erließ: „Unser geliebter Sohn Antonius, Inquisitor der Lombardei, und der ehrwürdige Bischof von Brescia haben jüngst, wie uns berichtet worden ist, einige Ketzer zur gesetzmäßigen Strafe verurtheilt und der Stadtobrigkeit ausgeliefert, die Hinrichtung zu vollziehen. Zu nicht geringem Aergernis hat die Obrigkeit sich geweigert, das Urtheil auszuführen, ehe sie nicht die Processacten eingesehen hätte. Wir tragen Euch auf, der Obrigkeit zu befehlen, daß sie innerhalb sechs Tagen, nachdem Ihr sie aufgefordert habt, Euer Urtheil gegen diese Ketzer vollstrecke, und zwar ohne irgendwie in die Acten Einsicht zu nehmen. Sollten sie diesem Befehle nicht nachkommen, so verfallen sie der Excommunication. Gegeben zu Rom, unter dem Fischerring, am 30. September 1486, im dritten Jahre unseres Pontificates“ (Eymerie. Director. Inquisit. Ed. Pegna, S. 609). Also der Staat ist der Büttel der päpstlichen Inquisition; mit geschlossenen Augen muß er den ihm von der Kirche übergebenen Ketzer verbrennen.

Thomas von Aquin — ihn wird das „Vaterland“ wohl als Kronzeugen gelten lassen — schreibt: „Wenn die Kirche keine Hoffnung mehr hat, den Ketzer zu bekehren, so trennt sie ihn, im Fürsorgen für das Wohl der anderen, durch die Excommunication von ihrer Gemeinschaft, und überdies überläßt sie ihn dem weltlichen Gericht, damit es ihn durch den Tod aus der Welt schaffe“ (S. Theol. 2. 2. qu. 11. a. 3).

Auch die Theologen des Jesuitenordens sind für das „Vaterland“ gewiß maßgebende Autoritäten. So lasse ich denn wenigstens einen ihrer bedeutendsten, Adam Tanner, zu Worte kommen: „Die Todesstrafe gegen die Ketzer wird von den weltlichen Gewalten vollstreckt, aber im Auftrage und auf Befehl der kirchlichen Gewalt. Deshalb kann die weltliche Obrigkeit einen ihr ausgelieferten Ketzer von dieser Strafe nicht annehmen“ (Theol. scholast., Ingolstadt 1627, III, 474).

Und was sagt ein amtlicher Erlaß (instructio) der „Congregation der heiligen römischen Inquisition“ vom Jahre 1657? Er bezeichnet die Auslieferung an das weltliche Gericht ausdrücklich als gleichbedeutend mit der Todesstrafe: „Das Todesurtheil oder die Auslieferung an den weltlichen Arm (abgedruckt in Orationes et solemnitates in Universali Congregatione, Pars. VI, S. 6, n.). Kann die Unwissenheit des „Vaterlands“ noch schlagender zurückgewiesen werden? Ja, denn neben diesen Lehren der Inquisition hat die Geschichte auch die Thaten der römischen Inquisition aufgezeichnet, d. h. desjenigen Theiles der die Welt umspannenden päpstlichen Inquisition, wo der Papst zugleich weltlicher Herrscher war, wo die weltlichen Gerichte zugleich päpstliche Gerichte waren, wo also die „Auslieferung“ des Ketzers durch die Inquisition an das „weltliche Gericht“ nichts als leere, inhaltlose Form war. Ich spreche von Rom und dem Kirchenstaat.

Im Jahre 1492 wurde in Rom der Karmelitermönch Thomas Concete dem weltlichen Gericht „ausgeliefert“, d. h. verbrannt (Fredericq, Corpus I, 209); im Jahre 1533 wurde in Rom der Minorit Giovanni Mollio dem weltlichen Gericht „ausgeliefert“, d. h. verbrannt (Cantu, Heretici II, 338); im Jahre 1558 wurde in Rom der Waldenserprediger Giantobovico Pasquali dem weltlichen Gericht „ausgeliefert“, d. h. verbrannt (Cantu, a. a. O.). Und den Jahren 1566, 1567, 1581 berichtet der venetianische Gesandte am päpstlichen Hofe von einer ganzen Reihe von Ketzerverbrennungen in Rom (Matinelli, Storia arcana I. 48 ff.). Am 17. Februar 1600 wurde in Rom Giordano Bruno dem weltlichen Gericht „ausgeliefert“, d. h. verbrannt.

Aber „die Bitte um Schonung“ des Ketzerleibes, die der Inquisitor bei Auslieferung des Ketzers an das weltliche Gericht aussprach? Ja, diese „Bitte“ ist allerdings eine geschichtliche Thatsache, aber eine geschichtliche Thatsache dieser „Bitte“ stellt sich, dank die päpstliche Inquisition, unter Gutheißung der Päpste, jahrhundertelang einen Missbrauch der Sprache, eine pharisäische Heuchelei getrieben hat, wie sie in der Geschichte christlicher Zeitrechnung glücklicherweise sonst unerhört sind.

Die „Bitte“ lautete: „Deshalb übergeben wir diesen Ketzer dem weltlichen Gericht mit der innigen Bitte, daß das Urtheil über ihn nicht zum Tode und nicht zur Verstümmelung führe.“ Was kann es Rührenderes geben als diese innige Bitte? Weil der Ketzer nicht mehr in die mütterlichen Schöße der Kirche bleiben will, muss sie ihn aus ihrer Gemeinschaft entlassen; aber über die Trennung hinweg folgt ihm ihre Mutterliebe, und zärtlich steht sie den Staat an: schone das Leben und die Gliedmaßen des peinlichen Leidens!

Ja die ultramontanen Darstellungen über das Verhalten der [illegible] Mutter der Kirche und die wirkliche, die Wirklichkeit?? Der Kürze halber führe ich nur zwei classische Zeugen auf.

Antonius Diana, Consultor der Inquisition für das Königreich Sicilien, schreibt: „In Bezug auf die Vollstreckung des Inquisitionsurtheils ist dem weltlichen Richter jeglicher Eigenwille entzogen. Dem steht nicht entgegen die bekannte Bitte, die von den Inquisitoren vorausgeschickt zu werden pflegt, wenn sie den Ketzer dem weltlichen Arm überliefern, indem sie nämlich bitten, man möge barmherzig mit ihm verfahren. Denn diese Bitte ist nur eingelegt, damit die kirchlichen Richter der Gefahr entgehen, irregulär zu werden" (Resolutiones morales, Lugd. 1667, V, 423). Ganz im gleichen Sinne drückt sich der römische Theologe Franz Peyna aus in seiner dem Papste Gregor XIII. gewidmeten Ausgabe des schon genannten Eymeric'schen „Handbuches für Inquisitoren".

Hier haben wir also klipp und klar den eigentlichen Sinn der „innigen Bitte". Sie bezwecke keineswegs, ihrem Wortlaute entsprechend, die Schonung des Ketzerleibes, sondern sie bezwecke, die Herren Inquisitoren vor der „Irregularität" zu bewahren, die nach canonischem Recht mit Blutvergießen verbunden ist. Das Blut des Ketzers musste fließen, und die Ausliefer ung durch den Inquisitor führte unausbleiblich zu diesem Blutvergießen; aber da Blutvergießen den Priester „irregulär" macht, d. h. unfähig zum Genusse von Pfründen, so spricht der fromme Mann die „Bitte" aus, es möchte kein Blut vergossen werden. So wendet er sich für die Irregularität ab, und dem Ketzer bleibt der Tod nach wie vor gewiss.

Wie lesen wir doch von Pilatus, als er Christus seinen Feinden zur Kreuzigung auslieferte? „Da nahm Pilatus Wasser und wusch die Hände vor dem Volke und sprach: ich bin unschuldig an dem Blute, sehet Ihr zu, nehmet Ihr ihn und richtet ihn nach Euerem Gesetze" (Matth. 27, 24; Joh. 18, 31). Man sieht, auch Pilatus wollte beileibe nicht „irregulär" werden.

Was ist von der schönen These des „Vaterlands" übrig geblieben? Buchstäblich nichts. Sie hat sich in ihrer ganzen Ausdehnung als unwahr erwiesen. Wird nun das „Vaterland" widerrufen und meine Ausführungen seinen Lesern vorlegen? Schwerlich, denn es gibt keine unwahrere Presse als die ultramontane, mag sie in Deutschland oder in Oesterreich ihr Unwesen treiben. Geflissentlich hält sie ihren Leserkreis in Unwissenheit über die Wahrheit.

Doch das „Vaterland" stellt nicht nur eine These auf über die Duldsamkeit der Inquisition, sondern es erhärtet seine These auch durch Thatsachen aus der Geschichte der Inquisition. Was es aber nach dieser Richtung hin vorbringt, ist so spärlich, so nichtssagend, dass es sich nicht der Mühe lohnt, darauf einzugehen. Sollte aber das „Vaterland" eine Fortsetzung seiner Studien über die Inquisition beabsichtigen, so empfehle ich ihm die folgenden Thatsachen zum Abdruck; sie stammen aus echt ultramontaner Quelle. Der päpstliche Dominicaner-Inquisitor Wilhelm Pelisso erzählt in seiner „Chronik": „Zum Ruhme und Lobe Gottes, der seligsten Jungfrau Maria und der ganzen himmlischen Heerschar will ich einiges aufzeichnen, das der Herr in der Gegend von Toulouse gewirkt hat durch die Brüder des Predigerordens (Dominicaner) und auf die Bitten des heiligen Dominicus. Damals stark ein Ketzer namens Balvanus. Da entgieng den päpstlichen Inquisitor, Magister Rolandus, nicht. Er rief die Dominicaner, den Clerus und das Volk zusammen; sie giengen in das Haus, wo der Ketzer gestorben war, zerstörten es von Grund aus und machten es zu einer Dunghätte. Den Galvannus aber gruben sie aus, schleppten seinen Leichnam durch die Stadt und verbrannten ihn. Das ist geschehen zur Ehre unseres Herren Jesu Christi und der römischen und katholischen Kirche, unserer Mutter. Die Inquisitoren Petrus Cellani und Bruder Wilhelm Arnaldi ließen in Montjegarde den Ketzer Johannes de Garda mit zweihundertundzwanzig anderen Ketzern verbrennen. Im Jahre 1234 wurde die Heiligsprechung unseres heiligen Vaters Dominicus in Toulouse verkündet. Der Bischof Raimund von Miromonte feierte die Messe im Dominicanerkloster. Nachdem der Gottesdienst fromm und feierlich beendet war, wuschen sie sich die Hände, um im Speisesaal zu speisen. Da kam, durch göttliche Fügung und wegen der Verdienste des heiligen Dominicus, dessen Fest man feierte, einer aus der Stadt und meldete, dass einige Ketzer zu einer Hexe kommen, gegangen seien. Sogleich giengen der Bischof und die Dominicaner dorthin. Der Bischof entlockte der Kranken mit vieler Bosheit ein Bekenntnis ihres Glaubens. Dann sagte er: Du bist eine Ketzerin, was du bekennst, ist ketzerisch; ich, der Bischof von Toulouse, ermahne dich, den römisch-katholischen Glauben anzunehmen. Aber er richtete nichts aus. Da verurtheilte er sie in der Kraft Jesu Christi als Ketzerin. Er ließ sie mit dem Bett, in dem sie lag, zum Scheiterhaufen tragen und sofort verbrennen. Nachdem dies geschehen, giengen der Bischof und die Dominicaner zurück in den Speisesaal, und was dort bereitet war, aßen sie mit großer Fröhlichkeit, Dank sagend Gott und dem heiligen Dominicus, zur Erhöhung des Glaubens und zur Niederwerfung der Ketzer" (Biblioth. Carcass, n. 6119, bei Molinier, Le Guidonis Practica, Paris, 1880). Wie fromm und erbaulich sich das liest! Nein, ein Todesurtheil hat die Inquisition nie gefällt, und wer sie unduldsam nennt, verleumdet sie.

Auch an mir reibt sich das „Vaterland". Es entrüstet sich über meinen im December v. J. in dieser Zeitschrift veröffentlichten „Brief" an den Staatsanwalt Dr. v. Bobies, der die Confiscation meines Werkes: „Das Papstthum in seiner social-entturellen Wirksamkeit" für Oesterreich veranlasst hat. Diesen „Brief" nennt das „Vaterland" ein „widerwärtiges Schriftstück". Ich fürchte, auch der heutige Artikel ist für das „Vaterland", ein widerwärtiges Schriftstück".

Oesterreichische Justizverwaltung.

Seit fünf Jahren etwa gehört die prüfende Betrachtung der Thätigkeit des österreichischen Justizministeriums zu den Pflichten gegen den Staat.

Bis 1894 bestand in Oesterreich bei Schaffung gesetzgeberischer Reformen nicht die Uebung: die Gesetzentwürfe, in ihrem eigenen Zusammenhang und in ihrer Fernwirkung zu wenig durchdacht, in wichtigen Einzelbestimmungen vergriffen, an entscheidenden Stellen mangelhaft gefasst, den gesetzgebenden Versammlungen vorzulegen, nach erzwungener eiliger Beschleunigung im Parlamente als Gesetze kundzumachen, um dann endlich die Gesetze selbst — noch vor Beginn ihrer Wirksamkeit — im Verordnungswege theils aufzuheben, theils abzuändern, theils zu ergänzen. Diese Uebung datiert von der Civilproceßreform.

Für derlei neue Methoden der Gesetzgebungskunst müssten neue Wege gebaut werden.

Da es im ganzen nicht gelungen war, gegen das Staatsgrundgesetz, die Unabhängigkeit und Unversetzbarkeit der Richter auf ein Mindestmaß herabzudrücken, die Unabhängigkeit der Rechtsprechung nachzuahmen und die Justizverwaltung zum Herrn der Gerichte und der Rechtsfindung zu machen*) — wurde in dem zur Verfügung des Justizministeriums stehenden Fachorgane seit dem Jahre 1897 eine neue Denkweise geläufig zu machen versucht, im „literarischen Wege" die Lehre verkündigt, dass den „wissenschaftlichen Emanationen des Gesetzesredactors" autoritative Bedeutung zukommt und in einer bald wohlwollenden, bald drohenden und immer verfänglichen Sprache den Gerichten nahegelegt, den justizministeriellen Aeußerungen zur Auslegung der Proceßgesetze maßgebende Wirkung beizumessen.

Die gebräuchlichsten Wendungen dieser Art waren: „autoritative Lösung", „autoritative Quelle", „autoritativer Charakter", denen dann für alle, die daran glauben wollten, die Behauptung angefügt wurde, dass die Civilproceßordnung auf ganz neuen, in der Gesetzgebung bisher nie zum Ausdruck gelangten Principien ruhe, dass „es nicht leicht sei, vorhandene Vorstellungen aus unserem Gedankenleben verschwinden zu machen, wenn auch die Grundlagen, auf welchen dieselben basierten, nicht mehr bestehen**), obgleich in Wirklichkeit seit 25 Jahren nahezu drei Viertheile aller anhängig gemachten Streitsachen im öffentlich-mündlichen Bagatellverfahren von den Gerichten verhandelt wurden.

In den sorgfältig gearbeiteten Motiven Glaser's und in dessen Ausführungen im Hause der Abgeordneten bei Berathung des Entwurfes zum Gesetze vom 27. April 1873 war denn auch mit Recht darauf hingewiesen, dass das Bagatellverfahren die beste und verlässlichste Vorschule für den mündlichen Proceß zu bilden bestimmt ist, und dieses Verfahren hatte längst, bevor das neue Proceßrecht in Wirksamkeit trat, die Gerichte für den mündlichen Civilproceß so ausreichend vorbereitet, dass die Durchführung der neuen Gesetze ohne unüberwindliche Schwierigkeiten möglich geworden ist.

Von nicht geringerem Vortheil war hierbei, dass schon das Summarpatent vom Jahre 1845 in einer fünfzigjährigen Geltungsdauer durch die Festsetzungen seiner §§ 8, 16, 23, 25, 26, 33 und 49, wenn auch deren genaue Durchführung mit der bis zum Jahre 1898 von der Justizverwaltung beigestellten Mitteln nicht überall ermöglicht war, die Gerichte dennoch, namentlich in zahlreichen und wichtigen Bezirken Böhmens, daran gewöhnt hatte, auch im Streitverfahren, wenn nöthig, von amtswegen thätig zu sein und die Verhandlungsergebnisse kurz und geschickt zu protokollieren.

Diese vorbereitende Entwickelung des neuen Civilproceßrechtes wurde zum Schaden für die Erkenntnis, dass diesen principiellen Leistungen bloße Ausgestaltungen teil langen gefolgt seien, österreichischer Rechtseinrichtungen sind, unbeachtet gelassen, diese beste Gewähr für eine gedeihliche Einrichtung des Rechtszustandes nicht betont, vielmehr in ebenso überflüssiger als aufdringlicher Art Vorstellungen einer juristischen Geheimlehre geweckt, die nur wenigen Auserwählten das richtige Verständnis der neuen Gesetze zu verschaffen vermöge.

Zu selbst die solchen Lehren entgegenwirkende Anordnung des Rechtes der sachlichen Kritik, insbesondere der verfehlten Einzel-

Digitized by Google

bestimmungen der Processgesetze musste gegen Entstellungen einer Art von Scribenten, denen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Liscow das verdiente Denkmal gesetzt hat, erst erklämpft werden.

Dem für die geschilderten Irrlehren im „literarischen Wege" empfänglich gemachten Boden wurde dann mit dem Erlasse vom 3. December 1897 die „Fragenbeantwortung" zu den Civilprocessgesetzen, die im Verordnungswege gesetzliches Recht abzuändern beabsichtigte, eingepflanzt.

Allen diesen Unternehmungen ist zwar dank dem Zusammenwirken des Richterstandes, der Anwaltschaft und der Lehre an den Universitäten der endliche Erfolg versagt geblieben; nur dass ein nahmhafter Theil der — abgesehen von der allgemeinen Erhöhung der Beamtenbezüge — jährlich zehn Millionen Kronen betragenden Kosten der Civilprocessreform*) auf Rechnung der Schwierigkeiten zu setzen ist, die eine ohne zureichenden Grund eingeführte fremdländische Geschäftsordnung und sowie nicht ausbleibend durchdachte und fehlerhaft gefasste Gesetze im Gefolge haben, die vom Staate um den capitalisierten Betrag von 260 Millionen Kronen in Kauf genommen worden sind.

Im Mai 1899 wurde den juristischen Fachkreisen die Lehre verkündet, dass ein „weites Arbeitsfeld für die — nicht dogmatische, sondern — praktisch constructive Jurisprudenz", „dieser inneren Colonisation" in Aussicht genommen werden müsse.**)

Von anderer Seite war lang vorher, in einer im November 1897 erschienenen Schrift***) gezeigt, dass die Civilprocessordnung — nach dem Vorgang der hannover'schen vom Jahre 1850 — Festsetzungen enthält, welche die erfolgreiche Anwendung unseres materiellen Rechtes auf mehreren Lebensgebieten, insbesondere auch zur Unterdrückung belohnter Concurrenz, ohne Schaffung neuer Gesetze ermöglichen, und ein Richter war in einem Aufsatz über die Ratengeschäfte †) dieser Darstellungsart mit Glück gefolgt.

Die Justizverwaltung aber scheint „die innere Colonisation" in anderer Weise begriffen zu haben:

Der bestimmte und jeder Umdeutung unzugängliche Befehl des § 505, Abs. 3 C.-P.-O., dass „der Revision gegen ein bestätigendes Urtheil der zweiten Instanz eine hemmende Wirkung nicht zukommt", dass also dem Processgegner, der mit seinem Anspruch vor zwei Gerichten, in zwei Instanzen durchgedrungen ist, die endliche Verwirklichung seines Erfolges nicht versagt werden darf, obgleich dem unterliegenden Theil die (selten erfolgreiche) Beschwerde an die dritte Instanz offen bleibt, war einzelnen Eisenbahnunternehmungen, besonders aber dem Eisenbahnrate unbaum geworden.

Obschon in diesem Falle nicht die Sicherung des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen, sondern der wirtschaftlich Mächtigen gegen die Schwachen in Frage stand, wusste ein Angehöriger der Justizverwaltung, da die neuen Processgesetze als „Wohlfahrtseinrichtung" verstanden werden müssen, und das so sehr, dass selbst ihre Einführungsgesetze zu „Akten für obdachlose Processnormen" adaptiert worden sind, bald Rath.

Das von dem „whipper in" dieser Gesetze oft genug an den Tag gelegte geringe Maß von Rücksichtsnahme gegen deren Anordnungen††) hat — das ist eine der schlimmsten Folgen seiner seit vier Jahren wirkenden Alleinherrschaft — bereits Schule gemacht. In einem Aufsatz: „Maßnahmen zur Sicherung des Erfolges einer außerordentlichen Revision"†††) wurde ausgeführt, dass den letzterwähnten Revisionswerber ein „Rückforderungsanspruch" zustehe, dass dieser „zwar erst mit der Abänderung der unterrichterlichen Urtheile durch den Obersten Gerichtshof fällig (wird)", „aber als ein bedingter schon früher vorhanden (ist)" und dass dieser „bedingte Rückforderungsanspruch" „schon mit der Erhebung der Revision" entsteht.

Auf Grund dieser Lehren wurden den Gerichten in verständlicher Weise nahegelegt, solche durch die Leistung des Revisionswerbers und durch die Erhebung der Revision geschaffene „bedingte Rückforderungsansprüche" im Wege des Verbotes der eigenen Leistungspflicht des Revisionswerbers zu schützen.

Es war bisher üblich, einem Candidaten der ersten Staatsprüfung, der die bloße Aussicht auf das Entstehen eines Anspruches, die einfache Möglichkeit, die Erwartung ein Recht zu erwerben, von einem bereits bestehenden, wenn auch bedingten Recht nicht zu trennen vermag, der die sogenannte condicio juris von der Bedingung im technischen Sinn nicht unterscheiden kann, die Bitte zu unterbreiten, sich der Prüfungscommission ein zweitesmal — besser vorbereitet — vorzustellen. Auch in diesem Falle wurde die vorgetragene Lehre jüglich von Hugo Schulz („Jur. Bl." 1900, Nr. 44, Sperl („Jur. Bl." 1900, Nr. 45), endlich von Neumann-Ettenreich Vortrag in der Wiener juristischen Gesellschaft vom 28. November 1900, „Allg. öffent. Ger.-Ztg.", S. 411 und besonders Tiner ca. a. O. S. 412 eingehig reprobiert, der

*) Statistik des Zivilprozesses für das Jahr 1898. Wien 1900. S. 1 ff.

**) Ehrenzweig, Die Fahrlässigkeit und ihre Formen. Wien 1899. S. 1.

***) Ehrenzweig, Die Reform des Civilprocesses. Wien 1897.

†) Ehrenzweig, Ratengeschäfte. Wien 1898.

††) Ehrenzweig, Die Reform des Civilprocesses. Wien 1897. S. 1.

†††) Ehrenzweig, Maßnahmen zur Sicherung des Erfolges einer außerordentlichen Revision. Wien 1900. S. 1 ff.

Misserfolg des gewagten Versuches durch einen zweiten Aufsatz*) wenigstens noch verstärkt und Prof. Rosenblatt von Krakau der eifrig gefeilteten Sucurs vergeblich unternommen, da die Leibschäden solcher Constructionen selbst durch ein Feigenblatt nicht verdeckt werden können.

Wenn an sichtbarer Stelle thätige Angestellte des Justizministeriums bei dieser Stufe juristischer Durchbildung angelangt sind, ist freilich die Zeit vorüber, in der diese Centralstelle Impulse für die Rechtsprechung zu geben verstand, dann wird es auch verständlicher, dass die thener gewordene Justizadministration und das hochspezialisierte Gerichtsinstrument die noch im Jahre 1897, in der officiellen Ansprache an die Kanzleiinstructoren „verpönte, mittlerweile aber zur That gewordene „Geschäftsordnungswissenschaft" und kleinliche Kostenfestsetzungsrecognitionen mit Eifer pflegen, Thätigkeiten, mit denen das Versprechen der Befreiung des Richterstandes von manipulativen Geschäften und der Erhaltung der richterlichen Energie für die Rechtsprechung nicht im Einklang steht und gegen die schon vor vielen Jahren Wangerow das Wort geprägt hat: „In Dachstuben auf den Hausfichsang aufgehen."

Dann wird aber auch die „innere Colonisation" zunächst von andern besorgt und auf die Mitwirkung des Justizministeriums an diesem schwierigen Werke vorerst verzichtet werden müssen.

Wohl aber sind Erscheinungen eines solchen Betriebes rechtswissenschaftlicher Arbeit und justizadministrativer Thätigkeit geeignet Otto von Manteuffels verzweifelten Ausruf in Erinnerung zu bringen: „Das eben ist der Fluch dieses Systems, dass es nirgends Freude, nirgends Zufriedenheit, nirgends Dank erntet" (Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Berlin 1901).

Im Justizministerium, das noch unter Glasers unvergessener Leitung schwierigen Anforderungen gerecht zu werden wusste, scheint der wissenschaftliche Geist erstorben zu sein, dort hat der Zweckmäßigkeitsfanatismus die Rechtswissenschaft erschlagen, dort fehlt zwar nicht die herrschende, aber die ruhig und sicher führende Hand. Eine laum aufschiebbare Verbesserung seiner Organisation wird sich vielleicht in der Einsetzung eines ständigen Beirathes in Gesetzgebungsfachen finden lassen, dem Vertreter alter juristischen Berufsstände anzugehören hätten und der, in zwei drei Sectionen getheilt, jeden von der Justizverwaltung ausgehenden, wichtigeren Gesetzvorschlag und die grundlegenden Ausführungsverordnungen nach Anhörung des Vortrages eines ständigen Sectionsreferenten zu begutachten berufen wäre, bevor die fertigen Regierungsvorlagen an einen der gesetzgebenden Körper gelangen und die Durchführungsvorschriften erlassen werden. Ständige Berichte haben in richtiger Erkenntnis der unübersehbaren Vielgestaltigkeit des modernen Lebens nahezu alle Ministerien längst geschaffen: Das Justizministerium wird folgen müssen.

Wenn auch der Gesetzgebung ist in Oesterreich nicht erloschen; das Patentgesetz, der Checkgesetzentwurf, der vortrefflich durchgearbeitete Gesetzesvorschlag, betreffend die Regelung des Cartellwesens mit seiner in Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Begründung zeigen, dass die lebendigen Kräfte vorhanden sind und dass nur jeder an den rechten Platz zu stellen, das gesammte Können der einzelnen zusammenzufassen und die Kraft aller Fähigen im Dienste der Justizgesetzung und Verwaltung zu verwenden sein wird, damit das Justizministerium seinem Pflichtenkreise gewachsen bleibt.

Die Art der Ausarbeitung des dem Abgeordnetenhause kürzlich überreichten Entwurfes, betreffend die Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes vom Jahre 1869 zeigt wiederum, dass die Gestaltungsfähigkeit zu schwinden und die einfachsten gesetzgeberischen Aufgaben unlösbar zu werden drohen.

Mercati. Dr. Berthold Bed.

Kellnerschutz.

Bei einer früheren Gelegenheit habe ich einmal daran erinnert, wie im „Gasthaus des Trimalchio" dieser Prolz die auswartenden Sclaven fragt: „Habt ihr denn schon gegessen?" und hinzusetzt: „Gehet nur jetzt essen und schickt eine andere Abtheilung herein", sei seinen Gästen gewendet aber spricht: „Der Sclave ist auch ein Mensch." Welcher moderne Mensch denkt daran, dass der Kellner auch ein Mensch ist, wer fragt darnach, ob, wann, wo und wie dieser Mensch isst, schläft, sich erholt, einmal ein Buch liest, sich einmal ein Vergnügen macht? Welcher fromme Zelot wagt es, den Wirt seiner Stammkneipe zu fragen: „Du, heitigen deine Leute auch den Sabbath?" Die Frage wäre unsinnig; der Stammgast sieht es ja, dass am Sonntag die Kneipe am allervollsten ist und dass die Burschen da am allerunruhigsten und bis lange nach Mitternacht von einem Glas zum andern zu rennen haben. Die Verhältnisse der Bergarbeiter oder der Fabrikkinder zu erforschen, das hat seine großen Schwierigkeiten. Ja einen Kohlenschacht einzufahren, ist nicht jedermanns Sache, und vor dem Fabrikthore steht angeschlagen: „Unbefugten ist der Eintritt verboten!" Aber das Gasthaus ladet

*) Ehrenzweig, Maßnahmen zur Sicherung des Erfolges einer außerordentlichen Revision. Wien 1900. S. 1 ff.

jedermann zum Eintritt ein, und ohne Inquisition und Spionage, ohne irgend einen Menschen zu befragen, kann sich jedermann davon überzeugen, wie die Kellner leben. Man braucht nur in unauffälliger Weise ein paar Wochen hindurch ein Café-Restaurant zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten zu besuchen, und man wird sehen, es sind dieselben Burschen, die morgens um sieben Uhr putzen, um neun, um zehn, um zwölf, um ein, um drei, um fünf, um sieben Uhr, um Mitternacht und noch ein paar Stunden nach Mitternacht bedienen, Sonntag wie Wochentag, vom 1. Januar bis 31. December. Und er wird fünfzehnjährige Knaben unter diesen so ausgenützten Menschen finden. Wie haben hier eben einen der Fälle, wo die Sklaverei eine humane Behandlung der Dienenden möglich, unsere sogenannte Freiheit sie unmöglich macht, solange das wirtschaftliche Leben sich selbst, den ihm immanenten Gesetzen der freien Concurrenz überlassen bleibt.

Denn allerdings, die Gastwirte persönlich können nur in den seltensten Fällen für die Lage ihrer Angestellten verantwortlich gemacht werden. Die Zeiten sind vorüber, wo im ländlichen oder kleinstädtischen Gasthause das Bedienen der Gäste eine Nebenbeschäftigung der als Hauptberuf Landwirtschaft treibenden Familienglieder war und eine etwa gedungene Person, Bursche oder Mädchen, zur Familie gehörte. Vorüber auch ist die Zeit, wo in feinen Gasthäusern Wirt, Wirtin und Personal bei mäßiger Zimmerzahl und mäßigem Verkehr ein gemütliches und behagliches Leben führeten. Bis in die entlegensten Dörfer hinein wachsen sich die Gasthäuser zu Riesenhotels aus, die in der Saison bis unterd Dach mit Fremden vollgestopft sind, so daß schon für die Wirtsleute kaum ein Kämmerchen übrig bleibt, geschweige denn für das Dienstpersonal. Und die städtischen Schankwirtschaften, die der Deutsche mit dem Worte bezeichnet, das dem Franzosen die Wiedereinsetzung der Bourbonen bedeutet, die werden von Jahr zu Jahren her arg bedrängt. Einerseits von den Hausbaugrariern. Dals einem Schankwirt das Grundstück gehörte, auf dem er sein Gewerbe betreibt, kommt in einer Großstadt fast gar nicht mehr vor. Er ist für gewöhnlich Mieter, und durch fortwährende Steigerung des Mietzinses schöpft der Hausbesitzer den Rahm des Wirtschaftsertrages ab. Der Gastwirt sieht sich also, gleich allen heutigen Geschäftsleuten, gezwungen, so viel wie möglich an den Betriebsspesen zu sparen, und da ihm die Concurrenz nicht erlaubt, an Güte und Menge der Speisen und Getränke und an der Ausstattung der Räume zu sparen, so spart er an denen, die es sich gefallen lassen müssen, wenn sie nicht aufs Pflaster gesetzt werden wollen: an den Kellnern, Kellnerinnen und am Küchenpersonal. Zunächst wird deren Bezahlung herabgesetzt, dann die der Kellner ganz gestrichen, zuletzt läßt sich der Wirt vom Oberkellner noch einen Theil des Trinkgeldes herauszahlen. Manchmal führen die Kellner das Geld zwar nicht direct an den Wirt ab, aber sie haben Hilfspersonal zu besolden. In gewissen Berliner Cafés z. B. bezahlen die Zeitungsjungen täglich bis 25 Mark. Portierstellen müssen um hohe Summen förmlich gekauft werden. Das ist der merkwürdige Wandel ins Umgekehrte, den die Besoldung durchmacht. Statt frischen Essens (von menschlichen Mahlzeiten ist nicht die Rede, die Nahrungsmittel können nur verstohlen in Winkeln und drockenweise während des Bedienens heruntergewürgt werden) bekommen die Leute zusammengescharrte Reste, und von den Schlafstellen kann anständigerweise gar nicht gesprochen werden. Endlich ergibt sich die unmenschlich lange Arbeitszeit und der Wegfall aller Erholung von selbst aus der Art des heutigen Wirtschaftsbetriebes, der von morgens bis in die späte Nacht hin dauert und aus dem oben angegebenen Grunde die Einstellung von so viel Personen, dass Ablösung möglich wurde, nicht gestattet. Nur in solchen Wirtschaften, wo der Betrieb alle 24 Stunden hindurch gleichmäßig fortgeht, die Ablösung also durch die physische Unmöglichkeit, den Leuten das Schlafen vollständig abzugewöhnen, erzwungen wird, werden die Zustände wieder menschlich; hier sind die Leute in zwei Schichten getheilt, deren eine von Mittag bis Mitternacht, und deren andere von Mitternacht bis Mittag dient. Menschlich kann man das eigentlich auch noch nicht nennen, sondern nur erträglich; denn zum wirklich menschlichen Leben gehört, dass man des Tages arbeite, des Nachts ruhe. Als die Reichen daheim spreizten und sich vergnügten, die Armen meistens Sklaven waren, da tanzen auf ein halbes Dutzend Tischgäste manchmal zwei ganze Dutzend aufwartende Sklaven. Heut, wo jedermann „frei“ ist, müssen jedes Kellner im Laufe von 21 Stunden mindestens 600, manchmal aber auch 1000 Personen bedienen. Nachgewiesen sind jedoch nicht bloß die Privatpersonen, die Häuser besitzen, sondern auch die Communen und der Fiskus. Auf dem Faschingsredy der deutschen Gastwirtegehilfen, der im März 1900 in Berlin abgehalten werden ist, erzählte ein Theilnehmer sehr hübsch, wie in Posen die Pacht für Bahnhofrestaurant im Laufe der letzten 20 Jahre verdoppelt und verdreifacht, und die Lage der Kellner in genauer Proportion zur Pachtsteigerung verschlechtert worden ist. Ein zweiter gewaltiger Trigant des Gastwirtgewerbes ist die Ghrobräuerei. Der selbständige Gastwirt verschwindet. Jede Ghrobräuerei kauft eine Menge Wirtshäuser an und setzt Pächter hinein, die keine andere Aussicht haben, als das Bier der Eigenthümerin zu verschleißen. Diese brauprodukt einen so hohen Gewinn, dass die Pächter nach kurzer Zeit ihr bischen Mitgebrachtes zugesetzt haben und abziehen müssen: um Nachfolger, die einander überbieten, ist die Brauerei niemals in Verlegenheit. Wie könnte man erwarten, dass diese Opfer der Concurrenz sich der wiederum von ihnen abhängigen Opfer, der Kellner, annehmen sollten! Können sie sich doch selbst nicht helfen. Gleichzeitig aber gehen die Riesenhotels, deren Wert in die Millionen steigt, mehr und mehr in die Hände von Actiengesellschaften über; Actionäre aber haben höchstens zu ihrem Tantièmen beziehenden Director ein Verhältnis, dagegen gar keines zu ihren Arbeitern.

Ist unter diesen Umständen von den Gastwirten und Gasthofbesitzern nichts zu erwarten, so kann doch der Socialpolitiker die Dinge nicht weiter laufen lassen ohne einen Versuch der Besserung. Es handelt sich besonders um jene jugendlichen Arbeiter, die fälschlich Kellnerlehrlinge genannt werden. Die Bezeichnung ist deswegen falsch, weil der Kellner ein ungelernter Arbeiter ist, bei dessen Beruf es nichts zu lernen gibt als ein paar Handgriffe, die ein gewandter Bursche in drei Tagen weg hat. Eine junge Dienstmagd lernt unendlich viel mehr bei einer tüchtigen Hausfrau: aufräumen, putzen, waschen, plätten, Wäsche ausbessern, kochen, mit wenigem Gelde haushalten, Kinder pflegen und erziehen. Als einigermaßen gelernten Arbeiter kann man höchstens den Oberkellner in internationalen Hotels ansehen, die ein wenig französisch und englisch sprechen, und die Zahlkellner wegen der Uebung im Rechnen und Geldwechseln, die sie brauchen. Aber von allen diesen Künsten lernt er keine. Will er französische Stunden nehmen, so bekommt er keinen Urlaub dafür, und im Rechnen und Geldwechseln kann er sich nicht üben, weil beides der Zahlkellner allein besorgt. Was er etwa in all dem lernt, das lernt er nach vollendeter „Lehrzeit“. Das gesetzliche Lehrlingsverhältnis gewährt aber den Privatpersonen den Vortheil, dass sie für einen unbezahlten jugendlichen Arbeiter drei Jahre sicher haben. Sie können nun, wenn es ihnen einmal passt, ihre sämmtlichen Kellner wegschicken und haben dennoch Personal, denn der Lehrling darf weder kündigen, noch fortlaufen, er weiß, dass ihn die Polizei zurückbringt. Und diese Jungen von 14 bis 17 Jahren haben nun alle 365 Tage des Jahres 16 bis 18 und manchmal 20 Arbeitsstunden in schlechter Luft, ziehen sich den Schwindsuchtskeim zu und verfallen in ihrer Absperrung von allen Bildungsmitteln einer geistigen Verödung, einer Unwissenheit und Dummheit, die so weit geht, dass sie einem Erwachsenen oder jedem anderen Brotverdienst untauglich macht. Ein italienischer Analphabet, der sich auf der Straße herumtreibt und so manches von dem ausschnappt, was da gesprochen wird, ist beweitem nicht so unwissend als ein Junge, der eine deutsche Volksschule besucht und dann drei Jahre lang als Kellner gedient hat. Der Staat sollte daher das Lehrlingsverhältnis in der Gastwirtschaft nicht dulden und Beschäftigung von Knaben unter 18 Jahren verbieten.

Die Deutsche Reichscommission für Arbeiterstatistik, die bereits eine Kleinigkeit für die ebenfalls unmenschlich geschundenen Bäckerjungen geleistet hat, beschäftigt sich seit acht Jahren mit den Kellnern. Aber weil sie ein so radicales Mittel, wie das vorgeschlagene scheut, weil sie doch auch für die erwachsenen Kellner etwas thun will, und das bei der großen Verschiedenheit der Verhältnisse sehr schwierig ist, so wird sie, wie es scheint, nicht viel Klugs zustande bringen. Nach Anhörung von Vertretern der beiden Parteien hat sie folgendes, dem Reichstage vorzuschlagen, dass für Kellner, Kellnerinnen, Lehrlinge, Köche, weibliches Hilfspersonal der Küchinnen und sonstigen weiblichen Bediensteten eine Ruhezeit von acht Stunden täglich vorgeschrieben werde, die noch dazu an 60 Tagen im Jahre um eine Stunde verkürzt werden darf, ausserdem eine wöchentliche Ausgehzeit von sechs Stunden. In Gemeinden mit mehr als 10.000 Einwohnern soll statt der sechsstündigen Ausgehzeit alle drei Wochen ein freier Tag bewilligt werden. Weiblichen Personen unter 18 Jahren soll das Bedienen der Gäste untersagt, für Kellner und Köche unter 16 Jahren die Arbeit in der Zeit von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens verboten werden. An der Küche sollen Mädchen unter 16 Jahren die ganze Nacht hindurch beschäftigt werden dürfen. Kann die Zeiserei dieser Leute durch irgend etwas geeigneter bekleidet werden als durch diese Schutzvorschläge und Vergünstigungen? Der oben erwähnte Congress der Gastwirtsgehilfen hat sie als ganz ungenügend mit Entrüstung zurückgewiesen. Er fordert: die tägliche Arbeitszeit der erwachsenen Gehilfen soll höchstens 15 Stunden einschließlich der Pausen betragen; jugendliche Personen unter 16 Jahren dürfen nicht zwischen zehn und sechs Uhr gar nicht und tagsüber nur zehn Stunden beschäftigt werden. Weibliches Hilfspersonal muss über 18 Jahre alt sein und darf nachts zwischen zehn und sechs Uhr nicht in den Schankräumen beschäftigt werden. Jede Hilfsperson hat wöchentlich eine ununterbrochene Arbeitsruhe von mindestens 36 Stunden; alle vier Wochen muss diese Ruhe auf einen Sonntag fallen. Zum werden dann noch gefordert: eine Arbeitsordnung für jede Betriebsstätte, Zuwiderhandlungen der Wirthsleute und der Schlafmanne des Personales, obligatorischer Fortbildungsunterricht für die Jugendlichen. Diese Forderungen hat der Congress in einer Eingabe dem Bundesrathe und dem Reichstage überreicht. Die Gastwirtsbesitzer haben an-

Digitized by Google

sangs December in Berlin eine Versammlung abgehalten, auf der die Mehrheit erklärt hat, daß sie die Forderung einer achtstündigen Ruhezeit bewilligen wollen, so schwer ihnen auch dieses Opfer falle; gegen alles, was darüber hinausgeht, werden sie sich mit Händen und Füßen sträuben. Mag nun daraus werden, was da will, vorläufig hat die Bewegung wenigstens das Gute, daß das Publicum wieder einmal ein Stück von der sorglosigkeit zugedeckten Sclaverei zu Gesicht bekommt, auf der seine Existenz, sein Vergnügen und seine Behaglichkeit beruht.

Die Kellnerinnenfrage ist eine Frage für sich und noch weit verwickelter. In München haben sie die Kellnerinnen versucht, zur Abwehr zu greifen. Mitte December 1900 wurde von dort gemeldet, daß der Kellnerinnenverein gegen die jetzige Art der Stellenvermittelung protestiert, der Gastwirtevereein den Protest aber mit der Drohung beantwortet hat, alle Kellnerinnen zu entlassen und durch Kellner zu ersetzen. Die „Sociale Praxis" sagte voraus, daß der Kellnerinnenverein unterliegen werde, da ihm nur Ausbilfskellnerinnen angehören, die längere Arbeitslosigkeit nicht auszuhalten imstande sind, „während die in den besseren Restaurants thätigen Mädchen, die noch über Gesundheit, Jugend und ein hübsches Gesicht verfügen, dem Vereine fernbleiben". Es ist so gekommen.

Reisse. Karl Jentsch.

Das Ehrhardt'sche Schnellfeuerfeldgeschütz.

Wie bekannt, steht Oesterreich vor der Einführung eines neuen Feldgeschützes. Nachdem Deutschland und Frankreich in den letzten Jahren sich zur Neubewaffnung ihrer Feldartillerie mit Schnellfeuerkanonen entschlossen hatten, mußte diese Frage auch in Oesterreich über kurz oder lang zur Entscheidung gelangen. Bekanntlich ist hier das alte historische Kanonenmaterial die Bronze, während fast alle übrigen Staaten zum Stahl in seinen verschiedenen Herstellungsarten übergegangen sind. Der große Vortheil der Bronze beruht in ihrer verhältnismäßig großen Billigkeit gegenüber dem Gußstahl, da unbrauchbar gewordene Bronzerohre jederzeit umgearbeitet werden können, während solche aus Gußstahl in diesem Falle werthlos geworden sind. Es war somit auch selbstverständlich, daß bei den jahrelangen Versuchen die Bronze in erster Linie Berücksichtigung finden würde, und es kam nun wesentlich darauf an, ihr die Eigenschaften zu verleihen, die dem Gußstahl innewohnen und ihn für Kanonenrohre wertvoll machen, dies soll bei der neuerdings zur Anwendung gebrachten „veredelten Schmiedebronze" in hohem Maße gelungen sein. So sind denn nun auch bereits Schnellfeuerfeldgeschütze aus diesem Metall zur Einstellung gelangt. Um jedoch unparteiisch Vergleich über zu können, ist auch ein anderes Modell aus Gußstahl, das in neuerer Zeit vielfach genannte Ehrhardt'sche Schnellfeuergeschütz, ebenfalls zum Versuch eingestellt worden.

In weiteren Kreisen wurde dies Geschütz zuerst genannt, als es im vorigen Jahre bekannt wurde, daß die Engländer achtzehn Batterien davon bezogen hätten und dies in der Sitzung des deutschen Reichstages vom 11. December v. J. zur Sprache kam. Der preußische Kriegsminister erklärte darauf am nächsten Tage, daß auch der deutschen Regierung ihm neue Modell angeboten, aber noch nicht erprobt sei. Im Transvaalkrieg haben übrigens diese Geschütze bis jetzt keine Verwendung gefunden, wie hier ausdrücklich bemerkt sein möge, sondern sie haben nur zum Ersatz der durch den Krieg zum großen Theil aufgebrauchten Bestände der englischen Armee in der Heimat gedient. Die deutsche Firma war die einzige gewesen, welche die Geschütze in der von der englischen Regierung vorgeschriebenen Zeit zu stellen vermocht hatte. Aus den Verhandlungen des englischen Parlamentes ergab sich, daß von den beiden gleichzeitig beauftragten englischen Fabriken die eine gar nichts, die andere nur ein Drittel der Bestellung zu liefern vermocht hatte. Hierdurch war der Name der jungen deutschen Firma, von der bisher nur die Artillerietechniker der verschiedenen Länder Kenntnis hatten, in aller Mund gekommen. Jetzt ist sie nun durch den Wettbewerb in Oesterreich aus neue in den Mittelpunkt des Interesses gerückt.

Die Ehrhardt'schen Kanonen werden in der sogenannten „Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik zu Düsseldorf" hergestellt, die mit der „Fahrzeugfabrik Eisenach" zu einem gemeinsamen Unternehmen verbunden ist. Die Fabrik wurde in weiten Kreisen genannt, als sie 1895 in Chicago das von ihr einundene Preisverfahren zur Herstellung von Hohlkörpern zur allgemeinen Kenntnis brachte. Nach diesen Verfahren sind denn auch bei dem in Frage kommenden Geschütz das Rohr, einzelne Theile der Lafette und die Geschoßhülsen hergestellt worden, und es soll eine bedeutende Gewichtsverminderung gegen andere Modelle dabei erreicht sein. Es ist nämlich ein großer Nachtheil der bisherigen Geschütze mit aufgebrochem Rücklauf, daß die complicierten Vorrichtungen Gewicht des Geschützes sehr erhöhen, was dies beträchtlich bei dem Feldgeschütz-Schnellfeuerfeldgeschütz der Fall ist. Die Vorrichtung zur Verhinderung des Rücklaufes wird bei der Ehrhardt-Kanone durch eine Flüssigkeitsbremse erreicht, während das Wiedervorbringen des Rohres durch eine Feder bewirkt wird. Um schließlich das Geschütz festzustellen, befindet sich an der Lafette ein Sporn, wie ihn das deutsche und französische Geschütz ähnlich besitzen. Außerdem aber hat das Ehrhardt'sche Geschütz eine Vorrichtung, die es vom französischen unterscheidet und es gestattet, der Unterlafette durch fernwirkendes Ausziehen zwei verschiedene Längen zu geben, deren größere beim Schießen zur Ermöglichung eines großen Rohrrücklaufes, und deren geringere beim Fahren Verwendung findet. Bei den französischen war gerade die große mit der Rücklaufvorrichtung verbundene Länge beim Fahren ein großer Nachtheil. In Deutschland hat man bei dem neuen Geschütz von dieser ganzen Vorrichtung der Rücklaufsverminderung durch pneumatische oder Flüssigkeitsbremsen abgesehen, da man der Meinung ist, daß sie der Forderung der Einfachheit, die an jede Waffe für den Feldgebrauch gestellt werden muß, noch nicht genügend entspricht. Man hat sich hier mit einer Verminderung durch eine Seitbremse, die sich beim Rücklauf um die Lafettenage wickelt und anspannt, begnügt und für die Fälle wirklichen Schnellfeuers das starre Festhalten durch den Sporn angenommen. Im übrigen hat man Vernehmen nach auch Krupp der deutschen Regierung ein Geschütz mit Rücklaufsverminderung oder Aufhebung durch Sporn mit Federvorrichtung zum Versuch zur Verfügung gestellt.

Das Caliber der Ehrhardt'schen Kanonen beträgt 7·5 Centimeter, das heißt das meist jetzt für Feldkanonen angenommene, und besitzt zwei Richtmaschinen, eine zum Nehmen der Höhen-, die andere für die Seitenrichtung. Sie ist imstande, wenn nöthig, 30 Schüsse in der Minute abzugeben, eine Zahl, die von der deutschen Kanone mit herabgelassenem Sporn auch erreicht wird, ja sogar noch übertroffen sein soll.

Die Ehrhardt-Kanone trat zuerst in Wettbewerb mit anderen Systemen mit Rücklaufsverminderung im Jahre 1899 in Norwegen. Der damalige Oberstleutnant, jetzige Kriegsminister Stang, veröffentlichte in der „Norwegischen Artillerie-Zeitschrift" (1900, Heft 3) eine größere Arbeit hierüber, die in der „Schweizerischen Zeitschrift für Artillerie und Genie" (1900, October) übersetzt worden ist. Er sprach sich darin günstig für das Ehrhardt'sche System aus, bei dem er besonders das geringe Gewicht und die praktische Vorrichtung des Vorbringens des Rohres durch die Feder hervorhob. Die Ehrhardt'sche Kanone soll über sechs Systeme den Sieg davongetragen haben. Die Folge ist die Bestellung einer Versuchsbatterie für Norwegen gewesen, die in diesem Frühjahr dort erprobt wird. Im Februar 1900 wurden die Ehrhardt'schen Kanonen auch in der Schweiz mit verschiedenen anderen Modellen zusammen versucht. Auch hier hat sich die Commission sehr günstig über das System geäußert. Von einer weiteren Erprobung hat man in der Schweiz zwar Abstand genommen, aber nur aus dem Grunde, weil man die Anwendung einer Flüssigkeitsbremse mit den eigenartigen Verhältnissen des dortigen Gebirgsgeländes nicht für vereinbar hält. Endlich fanden am 31. September 1900 auf dem Ehrhardt'schen Schießplatz zu Unterlüß bei Celle ausgedehnte Schießversuche statt. Hier wurde die Bedienung der Geschütze auf Wunsch der Firma durch deutsche Feldartilleristen bewirkt, die das Geschütz zum ersten male sahen und nur eine Viertelstunde lang mit der Handhabung des Mechanismus bekannt gemacht waren. Als Zugführer dienten deutsche Unterofficiere der Feldartillerie, die den Schießplatz nicht kannten. Diese Versuche sollen trotzdem sehr günstig ausgefallen sein, wie die schon erwähnte „Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie" in ihrem Novemberheft 1900 berichtet. Also es scheint, daß dieser Anlauf den Schweizer Oberst Affolter zum Verfasser, der in derselben Nummer dieser Zeitschrift einen Aufsatz über die Rücklaufsgeschütze beendet, denen er eine große Zukunft prophezeit. Bei der Schilderung des erwähnten Versuches ist nur eine Unklarheit vorhanden, nämlich die Verwendung der Zugführer, da man sich kein Bild machen kann, wie bei einer Batterie von drei Geschützen — so fast stets sie nach Beschreibung und Bild gewesen sein — diese eingetheilt sein konnen. Die Schußzahl in der Minute soll hier 15 bis 16 gewesen sein. Dabei ist zu bemerken, daß diese Zahl erreicht ist, wenn, wie es scheint, Geschoß und Pulverhülse getrennt angewendet werden. Wenn diese zusammen als Einheitspatrone verwendet werden, was ebenfalls möglich sein soll, dann kann die Schußzahl auf zwanzig in der Minute gesteigert werden. Bekanntlich verwendet das deutsche Geschütz noch keine Einheitspatrone, dagegen ist dies beim französischen der Fall. Der Möglichkeit einhöhter Feuerschnelligkeit steht der Nachtheil schwieriger Verpackung und Gefährdung beim Transport in den Munitionswagen entgegen. Das Streben nach möglichster Steigerung der Feuerschnelligkeit darf eben niemals auf Kosten der Feldbrauchbarkeit unter allen Umständen überstrieben werden, wie so überhaupt diese neuen Schnellfeuergeschütze nur die Möglichkeit gewähren sollen, das Feuer in gewissen wichtigen Augenblicken zu größter Schnelligkeit zu steigern, nicht aber etwa dauernd ein solches zu unterhalten, denn dann würde ebenso wie beim modernen Magazingewehr, die Munition nicht mehr in genügender Menge zu beschaffen sein.

Digitized by Google

Auch England hat sich erst nach scharfer Erprobung der Geschütze zur Annahme entschlossen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß ein Truppenversuch hier nicht stattgefunden hat. Erst dieser kann über die Feldbrauchbarkeit völlig entscheiden, so daß in diesem Lande die augenblickliche Nothlage jedenfalls mitgetroffen hat. Es muß die Annahme dieses Modells hier aber noch umso mehr auffallen, als England in der That der erste Staat war, der die Flüssigkeitsbremse und Feder zum Vorbewegen des Rohres zuerst, und zwar schon 1890, eingeführt hat, allerdings nur für starke Ladungen, und sie auch heute noch besitzt. Daß sich daher dort auch viel Mißtrauung über diese Einführung einer deutschen Waffe geltend hat, ist wohl verständlich. Trotzdem ist nach Abliefernng der erwähnten achtzehn Batterien im Dezember v. J. ein neuer Vertrag auf zwölf weitere Batterien geschlossen worden, die ebenso wie die früheren zu je sechs Geschützen, neun Munitions- und drei Vorrathswagen in drei Monaten geliefert werden sollten.

Es ist nach alledem nicht zu leugnen, daß sich die Ehrhardt'sche Schnellfeuer-Feldkanone unter den Feldgeschützen mit Aufhebung des Rücklaufes eine bedeutende Stelle erworben hat, und Oesterreich hat daher recht gethan, es zur Erprobung mit zur Wahl zu stellen, es hat aber ebenso recht gethan, die verschiedenen Modelle zunächst den Truppen zur Einstellung und Erprobung zuzuweisen, denn nur aufgedehnte Versuche bei Uebungen und Schießversuchen können über die Feldbrauchbarkeit entscheiden.

Friedenau-Berlin. Oberstlieutnant v. Bremen.

Neue Bücher über den alten Faust.

II.

Macht Türck den Dichter des Faust zum Verfünder der Türck'schen Theorie über das Wesen des Genies, so erhebt ihn ein anderer Faust-Erklärer — zum Religionsstifter. „Christus und Faust, Gedanken über Religion und Sittlichkeit", so benennt Hans Marbach (nicht zu verwechseln mit Oswald Marbach) sein bei Karl Reißner (Dresden und Leipzig 1901) erschienenes Opus. Man kann darin manches Vernünftige über Religion lesen, für den Faust wird man nicht viel daraus gewinnen.

Das Wesentlichste der Ausführungen Marbachs besteht in folgendem. Die Anschauung der griechischen Philosophie, die den Menschen von der Gewalt des Schicksals befreite, indem sie die Tugend mit der Glückseligkeit identificierte (S. 9), stellte zu hohe Anforderungen an die Menge (S. 12). Der Art und Weise der Mehrheit entsprach besser die religiöse Auffassung der Juden, die nicht gleich den Griechen der Gottheit zum Trotz (S. 22), sondern durch Vermittlung eines weisen, gerechten, die Tugend schon hienieden belohnenden Gottes glücklich zu werden strebten (S. 21). Aber „das Leiden des Gerechten ist der dunkle Schatten, der sich aus dem hellen Weltbilde des jüdischen Optimismus nicht wegbannen läßt" — und „muß nicht jeder den Tod schmecken?" (S. 28). Die Ueberlieferung von dem Sündenfall und von der Erbsünde eröffnete die Möglichkeit, „sich mit dem Tode auseinanderzusetzen, ohne der Güte und Gerechtigkeit Gottes zu nahe zu treten" (S. 31) und die Dichtung (Buch Hiob) suchte zu erklären, wie so Gott sich befallen lassen konnte, den Gerechten Mißgeschick zu senden: „Hiob wurde wieder gesund und reich, wie er vorher gewesen war, und starb alt und lebenssatt. Ergo ist Gott gerecht und gütig... endlich einmal muß sich seine Gerechtigkeit und Güte offenbaren (S. 32). Christus verlegte dieses „endlich einmal" in das Jenseits (S. 37). Aber als Preis verlangte er die „Weltüberwindung", „völliges Aufgeben des Eigenwillens an den Willen Gottes" (S. 48). Als Surrogat für die fast über die Kräfte der Menschen gehende Weltüberwindung ließ Paulus den bloßen Glauben zu (S. 61) und die Kirche verwies den Menschen mit seiner Schwäche an den Schatz der Gnade, den sie verwaltete. „Die armen Sünder brauchten nur zu thun, was die Priester, im Namen Gottes, von ihnen dafür forderten" (S. 73). Die Forderung der Weltüberwindung, die Voraussetzung dieser ganzen Entwickelung war schon von Luther in seinem Kampf gegen die Kirche „unter dem Zwange der Nothwendigkeit... auf die Seite geschoben" worden, Goethe aber empörte sich zunächst „gegen sie mit vollem Bewußtsein" (S. 82). Doch im Kampfe gelangt Goethe und mit ihm sein Faust schließlich selbst zur Weltüberwindung (S. 99). Der große Reife wurde ein Christ aus tiefster Ueberzeugung und vollendete so die Reformation, indem er das bekriegte Wort aussprach: Das Räthsels des Lebens löst allein die That" (S. 97), „die That, die immer schuldbeladene, aus dem Egoismus entspringende That, die bei alledem allein uns das Leben lebenswert macht" (S. 97), die schließlich den Egoismus zum Altruismus führt. Aber „das Böse" ist für Goethe überhaupt „kein Feind mehr, dem man im besten Falle, wie Luther, das Tintenfaß an den Kopf wirft, sondern den man in seinen Dienst nimmt. Auch das Böse ist gottgewollt... nicht ein Hindernis für die Seligkeit, sondern ein Mittel, sie zu erlangen" (S. 102). „Kein Priester kann uns den Himmel mehr verschließen, in den der Schöpfer selbst alle seine Geschöpfe berufen hat" (S. 104). Daß dieser Himmel aber, „allen Geschöpfen Gottes zutheil werden muß, sie mögen so sündhaft sein, wie sie wollen, das wissen wir auch nur durch Goethe" (S. 104). Wenn es Herr Marbach nur ganz gewiß weiß — dann ist es schon recht. Im Faust aber sieht nichts davon, da erhalten wir vielmehr noch im letzten Akt, daß der Teufel mit einem „Schnapps" so manche arme Seele fängt, die aus dem Körper entflieht, und nur von dem künden die Engel, daß sie ihn erlösen können, der „strebend sich bemüht".

Von einer wahrhaft wohlthuenden Nüchternheit im Vergleich zu diesen Schriften ist der jüngste Faust-Commentar Minors, „Goethes Faust, Entstehungsgeschichte und Erklärung", von dem bisher zwei Bände erschienen sind (Stuttgart, Cotta 1901). Da werden Goethe und Faust nicht zu Aposteln neuer Theorien gemacht, sondern Goethe ist einfach der Mann, der so und so viele Decennien an dem Faust geschrieben hat, und der Faust ist der Faust. Nicht einmal als ein wirklicher Zauberer, der thatsächlich hexen konnte, wird er hingestellt, trotz der neuesten occultistischen Forschungen und der ernsthaften Versicherung, die uns Karl Kiesewetter*) gibt, daß Faust durch „gefühlentliche Entwickelung" seiner „magisch-medimmitischen Begabung" (S. 94) ein immer schärferes „Wahrnehmungsvermögen übersinnlicher Vorgänge" erwarb und schließlich „an das Meisterstück der Magie gieng, mit vollem Bewußtsein und bewußtem Willen eine Verbindung mit übersinnlichen Intelligenzen anzuknüpfen" (S. 100), wobei ihm nur das Malheur passierte, daß er „völlig im Geiste seiner Zeit befangen", glaubte, „den Teufel zu beschwören" und nichts erlangte, „als die Materialisation eines (— ihm wahrscheinlich wohlwollenden —) jener unqualificierbaren übersinnlichen Wesen, wie sie von der Urzeit an bis in unsere Spiritistenzirkel... umherspuken" (S. 101).

Daß sich auch Goethe das entgehen ließ! Welch wirksames Ende wäre es doch, wenn zum Schlusse herauskäme, Mephisto sei gar nicht der Teufel, sondern nur ein Schwindler aus der Welt der „übersinnlichen Intelligenzen", etwa ein ganz gemeiner Schlossgeist, der sich für den Teufel ausgegeben hatte, und nun ebenso beschämt abziehen muß, wie Flachsmann als Erzieher, von dem sich ja auch herausstellt, daß er gar kein wirklicher Lehrer ist.

Und nichts von derlei Dingen auch bei Minor. Ein kurzer Abriß der „äußeren Entstehungsgeschichte" des Faust, ein noch kürzerer, vielleicht allzu knapp gehaltener, über das „Verhältnis zur Sage" und einige Bemerkungen über persönliche Beziehungen im Faust — und der eigentliche Commentar beginnt. Zunächst besprendet an diesem die stoffliche Disposition. Minor behandelt den Faust, wie er uns heute vorliegt, nicht als einheitliches Ganzes, sondern er macht jedes der verschiedenen Entwickelungsstadien, die fixiert zu uns gelangt sind, zum Gegenstande gesonderter Betrachtung. Zunächst erörtert er die einzelnen (21) Scenen des „Urfaust", d. i. jener zum mindesten im wesentlichen noch aus der Frankfurter Zeit stammenden Gestalt der Faust-Dichtung, die uns in der Abschrift des Fräuleins v. Göchhausen erhalten ist. Daran reiht sich eine „Kritik des Urfaust", in der Minor die Voraussetzungen bespricht, von denen Goethe in dieser Arbeitsperiode ausgieng, und die Pläne, die ihm damals vorschwoben mochten. Dann folgt, eingeleitet von einer „äußeren Entstehungsgeschichte", ein Abschnitt über das „Fragment", in dem jene Gestalt des Faust besprochen wird, in der er 1790 im siebenten Band der Göschen'schen Ausgabe mit der Bezeichnung als „Fragment" veröffentlicht wurde, insbesondere also die neu hinzugekommenen Scenen „Hexenküche" und „Wald und Höhle" erörtert werden. Der zweite Band, das dann, abermals eingeleitet durch eine „äußere Entstehungsgeschichte", den „ersten Theil" des Faust zum Vorwurf, wie er 1806 druckfertig war und 1808 im achten Band der Cotta'schen Goethe-Ausgabe erschien. In einem nach der „äußeren Entstehungsgeschichte" eingeschobenen Exkurs über „die classische und die romantische Faust-Dichtung" teilt Minor, wie Goethe, angeregt, aber vielmehr verführt, die Stücke, als er das Faust-Fragment wieder vornahm, mit bewußter Absicht symbolische Züge in die Dichtung legte, wie ihm insbesondere möglich aus dem „Uebermenschen" Faust „der Mensch" Faust „als Symbol des strebenden Menschen" wurde, und welch starken Einfluß die Romantik auf die schließliche Gestaltung der in der Zeit des Sturmes und Dranges begonnenen, in der Periode des Classicismus überarbeiteten und fortgesetzten Dichtung übte. Und dann folgt wieder die Besprechung der einzelnen Stücke und Scenen, welche dem Fragment gegenüber neu hinzugekommen sind oder umgearbeitet oder umgewertet wurden.

So mag es zunächst scheinen, daß der „Faust", in eine Anzahl von Stücken zerrissen, dem Verständnis aber ferner gerückt als nähere gebracht worden sein dürfte. Aber dieses aus allgemeinen Erwägungen abgeleitete Urtheil über die Methode der vorliegenden Arbeit wäre unrecht. Gerade aus der gesonderten Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsphasen der Dichtung ergeben sich wertvolle Resultate, vor allem die einfache, natürliche Betrachtung des Faust als dramatische Bearbeitung einer volksthümlichen Sage

Digitized by Google

gegenüber den Versuchen, sie schon im ersten Theil in symbolische Spielereien aufzulösen, eine Nothwendigkeit, die auch im zweiten Theil in viel geringerem Umfange vorhanden ist, als gewöhnlich angenommen wird. Der Vortheil der Methode Minors zeigt sich insbesondere auch da, wo sich Sinn und Voraussetzungen einer Scene durch innere Verschiedungen im Gefüge des Ganzen geändert haben, während doch der Wortlaut der bezüglichen Stellen ganz oder nahezu derselbe geblieben ist. Treffend sagt Minor bei Erörterung der Umwandlung, welche die Domscene erfuhr, als aus den „Ereignen der Mutter Gretchens“ im Urfaust im Fragment ein beliebiges Todtenamt wurde: „Es ist Goethe ergangen, wie es jedem Dichter und Schriftsteller während der Arbeit ergeht: die Motive entwickeln sich unter der Hand sort und der Dichter wird am Ende weiter geführt, als anfangs seine Absicht war. Er sieht sich dann vor die Aufgabe gestellt, den Anfang mit dem Ende in Uebereinstimmung zu bringen und Ordnung zu schaffen“ (I., S. 349). In man kann geradezu sagen, daß die neuen Dichter erfonnen und geschaffenen Personen eine gewisse Selbständigkeit erlangen, und manchmal gleichsam eigenmächtig, wie gegen seinen Willen und seine Intentionen, zu handeln und zu sprechen beginnen und ihn durch hartnäckiges Beharren zur Folgeleistung zwingen.

Ein interessantes Beispiel dee Umweetung, die eine Seene durch bloße Versetzung erfahren kann, bietet die Scene „Wald und Höhle“. Im Fragment spielt die Scene nach dem Sündenfalle Gretchens, im fertigen Faust vor demselben. Die Worte insbesondere „So traunt' ich vom Beginde zu Genuß, Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde“, haben hiedurch einen ganz anderen Sinn erhalten. Früher enthielten sie die Quintessenz der erotischen Erfahrungen der Liebhaber Faust und Grethe, jetzt beziehen sie sich auf einen allgemeinen „Zustand der inneren Unbefriedigung“ (Minor II., S. 212). Mit Recht sagt Minor (II., S. 211): „Hier hätte man lernen können, wie das Verständnis einer dramatischen Dichtung weit mehr auf den phantasievollen Erfassen der Situation, als auf dem logischen Verständnis der Worte beruht, die an und für sich im engeren und im weiteren, im bildlichen oder im eigentlichen Sinne genommen werden können und erst durch die Situation ihre eigentliche Bedeutung erhalten.“

Nur schade, daß Minor dem hier ausgesprochenen Grundsatz selbst nicht immer treu bleibt. So gleich, wenn er von der angeführten Stelle im Fragment sagt, daß „im Genusse“ natürlich „gleich mit dem Genusse“ bedeutet“ und sich hierüber darauf beruft, daß auch Schiller einmal die Sinnentreuden als solche bezeichnet, die „im Genusse“ schon verschenken. Auf dem „phantasievollen Erfassen der Situation“ meine ich, ergäbe sich, daß Faust und der Dichter unter „im Genuß“ gar nichts anderes verstehen als „im Genuß“. Ueberhaupt scheinen mir die Vorzüge der Arbeit Minors hauptsächlich in den die Entstehungsgeschichte und das Verhältnis der drei Phasen der Faust-Dichtung behandelnden Ausführungen zu liegen; der erklärende Theil enthält meines Erachtens zu viel Subtilitäten und behandelt eine Reihe von Fragen, die man überhaupt gar nie aufwerfen sollte.

Hierher rechne ich zum z. B. die Frage, was Faust in dem Zauberbuch des Nostradamus wirklich „sieht“ (I. S. 51), oder die Frage „wann“ Faust an der Sphäre des Erdgeistes „lang gesogen“ hat (I. 54)? oder die Erörterung warum der Teufel hinkt. Es wirkt doch fast komisch, wie Minor die Bemerkung Siebels, daß „der Reif auf einem Fuße hinkt“ mit dem Hinweis auf das Geschäfter Mephistos in der Hexenküche rechtfertigen zu sollen glaubt: „Denn wenn der Teufel den Pferdefuß, den er nicht missen, d. h. nicht ablegen darf, hinter falschen Waden verbirgt, so ist es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich (!), daß er hinken wird“ (I. 123). Auch der Ergnis (I. 141 und 376), woher der Teufel das Schmuckkästchen hat, das er Faust für Gretchen brachte, gehört in diese Kategorie müßiger Erörterungen, ebenso wie die Abhandlung über Gretchens Vermögensverhältnisse (I. 143). Hat Gretchens „Ach wir Armen!“ wirkliche Berechtigung? fragt Minor und er hält es für nothwendig zu versichern, daß dieser Ausruf — in dem das Wort „Armen“ übrigens auch ganz allgemein auf die Menschen, als nach Golde drängende, am Golde hängende Wesen bezogen werden könnte — mit den Mittheilungen Gretchens über ihre Häuslichkeit nicht im „Widerspruch“ steht. Derlei Fisteleien, die darnach angethan wären, den, der auf sie eingeht, um den ganzen künstlerischen Genuß zu bringen, ihnen dann auch zu gewaltsamen Auslegungen und Herstellung erzwungener Beziehungen. So soll der Klage Gretchens, daß sie sich „weil es Aufsehn machen würde“ mit dem Schmuck nicht auf der Gasse, noch in der Kirche sehen lassen darf, ein unlösbarer Widerspruch, mit dem weiteren Klach Valentins“ sichen: „Zollt keine gottlose Rotte mehr tragen“, da dies „zur Voraussetzung hat, daß sie früher eine gottlose Rotte getragen hat“. Als wenn es nicht auch Mädchen geben könnte, denen Gretchen plötzlich eine viel schwerere oder ebenso schwere Sünde vorwirft. Minor läßt das arme Gretchen auch dafür das kleinste gottlose Mädchen bezahlen, denn es wurde zu ihrer Charakteristik „Schmuck und Geschmeide sind nicht in ihr Gesichtskreis, sie würde dann auch Schmuck und Putz besitzen“ (I. 143, 144), während Gretchen doch nur meint, dieser Schmuck, dieses Geschmeide, mit denen Frau Martha sie eben aufgeputzt und denen sie selbst es zuschreibt, daß sie süe ein vornehmes Fräulein gehalten wurde, gehören nicht ihr. Da hätte Goethe fast construiert wie mein Schulkollege Edelbauer, der, aufgefordert nach dem Beispiel „mein Hund — der Hund ist mein“ ein weiteres Beispiel für den prädikativen Gebrauch des Besitzpronomens anzuführen, mit der ihm eigenthümlichen Schlagfertigkeit erwiderte: „Mein Vater — der Vater ist mein“. Gerade in dem von Minor herangezogenen „Urfaust“ heißt es übrigens sogar ausdrücklich. „Der Schmuck und Schmeid Herr ist nicht mein“, worauf Mephisto erwidert: „Ach es ist nicht der Schmuck allein“.

Recht überflüssig erscheint mir auch die Erörterung, warum Faust in der Katechisierungsscene nicht vom Erdgeist redet (I., 184), oder wieso „Faust den Schlaftrunk sofort in Bereitschaft hat“ (I., 187). Mit Annahmen, wie „daß der Teufel, der ja voraussieht, wie es kommen wird, ihm schon für andere Zwecke in die Hand gegeben hat“ u. dgl., sollte man dem Dichter lieber nicht „zu Hilfe kommen“. Wenn der Dichter selber keine Erklärung gibt, brauchen wir auch keine. Die Dichtung hat da dieselbe Freiheit, wie die Sage, die Erklärung ist sehr einfach: „Er hat ihn halt.“ Ebenso meine ich, sollte man kein Wort darüber verlieren, ob der Teufel dem Faust absichtlich ein Gift statt eines Schlaftrunkes gegeben, oder ob Gretchen „etwas verstehen“ und der Mutter „zuviel gegeben hat“ (I., 187), oder ob die Mutter „zufällig an den Flaschen des wiederholt angewandten Schlaftrunkes gestorben ist“ (188, 199). Bei einer, ich möchte fast sagen, so juristischen Subtilität, hört es den Interpreten natürlich auch, daß in der Domscene Gretchen die Worte des lateinischen Hymnus versteht“ und er nimmt seine Zuflucht zu der Annahme, daß „sie eine deutsche Uebersetzung in ihrem abgegrissenen Gebetbuch findet“ (die ist gerade in der Stimmung, nach einer Uebersetzung zu suchen!), oder in der Schule gelernt hat“ (was nicht noch!). Aber der Dichter „sieht“ in Wahrheit gar nichts, denn wie Minor selber sagt, der Text des drei irae versteht; Gretchen spricht keinen „Commentar“ zum lateinischen Kirchenlied, der Dichter läßt nur parallel mit den Zeiten des Liedtextes die Gedanken sich in Gretchens Brust aus ihrer eigenen Situation heraus entwickeln. Bei dieser Genauigkeit, mit der Minor hinter den Coulissen der Dichtung Umschau hält, will er natürlich auch wissen (I., 227), ob es wahr ist, wenn der Teufel dem Faust in der Scene „Wald, offen Feld“ sagt, die am Nadweilen in seiner „eine Herenjagd“, und ein anderesmal beschuldet er uns mit einer ganzen Flut von „Irrungen selbst zugibt, „nicht zu beantwortenden Fragen“: „Führt der Teufel schon im Urfaust dem Helden Gretchen zu, oder ist es eine zufällige Begegnung, die er ausnützt? Ist es Wahrheit oder eine bloße Ausflucht des Teufels, der Faust zu reizen sucht, wenn Mephistopheles... dem sündenreinen Gretchen gegenüber, die eben von der Beichte kommt, sich mächtlos erklärt? Ist er mit Vorausschicht begabt, daß er im voraus weiß, Gretchen werde bei der Nachbarin sein, oder hat er seine ihrer Gewohnheiten ausspionieret und nimmt er nur die günstige Stunde wahr? Weiß er in der Bearbeitung der Auerbachscene auf Grund übernatürlicher Begabung, oder bloß auf Grund seiner scharfen Menschenkenntnis voraus, daß sich die Bestialität bei den Burschen bald herrlich offenbaren werde? Hat er das traurige Ende des Herrn Schwerdtlein erfahren oder erdichtet?“ Man sollte es nicht für möglich halten, daß jemandem derlei einfällt! „Und wie kommt Faust dazu, in der Ungeduld über den Hinausschleppung seiner Liebschaft auch nur einen Augenblick an eine Nothwendigkeit einer weiten Reise nach Padua zu glauben, da doch dem Teufel Zauberpferde und im Nothfall sogar ein Weinfaß zu Gebote stehen?“ (I., 268). Mit Recht spottet Minor oft in seinem Buch über den „Faust-Philologen“, so z. B. erhofft er noch eine „Doctordissertation, welche die Austritte und Abgänge des Mephistopheles auf die strenge Regel hin untersucht“, daß es da hinausgehen muß, wo es hereingekommen ist. Aber wandelt er nicht auch gelegentlich auf ähnlichen Pfaden wie jene, deren er spottet? Treffend sagt er einmal (II., 235): „Da Gretchen im August oder im October geboren und ihr Kind im Mai oder im Juni geboren worden ist, gelbt uns nichts an.“ Das Gleiche gilte wohl auch von den meisten der hier zusammengestellten Fragen.

Minor beschränkt sich übrigens in seinem Buche nicht auf die Erklärung des Faust, sondern er gibt auch einzelne Winke über Betonung und selbst über Inscenierung und Darstellung. Es ist gewiß sehr dankenswert, daß immer mehr von den Literaturgrößen sich aus den Kreisen der üblichen Meere hervorgeben und ihre Ansichten als solcher Autoritäten schaffen, daß sie sich ferner die aber den aus ihrer Berufsthätigkeit allzuleicht sich entwickelnden Anspruch professionellen Unfehlbarkeit allen Nicht-Professoren gegenüber nicht auch in ihre künftige Thätigkeit mit herüber. Gerade die praktischen Bemerkungen Minors z. B. schreinen mir manchmal vom unsicherem und recht schwankendem Boden zu stehen. Ich rede da gar nicht von dem, was er über die angeblich verfehlte Auffassung des Marthe Schwerdtlein sagt, eines Künstlers, der gerade in der sogenannten Charakterzeichnung und künstlerisch intuitiven

Erfassung seiner Rollen die meissen der gelehrten Commentatoren hoch übertragte, eines Künstlers, dem Minor auch schon bei einem anderen Anlasse, bei Besprechung des mit warmer Liebe und künstlerischem Empfinden geschriebenen Buches Gugliaa, nicht gerecht wurde. Aber ich will nur eine Bemerkung über „Betonung" und eine „Regiebemerkung" hervorheben.

Bei Besprechung der Gartenscene sagt Minor, er sei hinsichtlich der Verse „Es schien ihn gleich nur anzuwandeln. Mit dieser Dirn grade hin zu handeln" „zweimal aus dem Burgtheater um die richtige Betonung gefragt worden", und es sei „natürlich nicht gradehin' zu betonen", sondern der stärkere Accent liege auf „handeln", das hier den Sinn habe: „einen Liebeshandel anfangen": „geradehin" sei begleitender Umstand, im Sinne von „ohne Umschweife" (I, 167). Nun gar so „natürlich" ist die Sache wohl nicht, wie denn in so vielen der Streitfälle über Betonung den von Literaten und Kritikern gefällten „Entscheidungen" nicht jene ausschliessende Kraft innewohnt, die ihre Verfechter ihr beilegen möchten. Das „Deutsche Wörterbuch" z. B. ist in unserem Falle anderer Ansicht als Minor und erläutert „geradehin" in den citierten Versen mit „rücksichtslos" (IV. 1. II. S. 3550). Und eine Bedeutung von „handeln" im Sinne von „einen Liebeshandel anfangen" dürfte überhaupt kaum nachweisbar sein; auf Liebessachen bezogen würde es geradezu roire bedeuten; so verlangt schon Paraselsus „Ihr sollt euch gar abstinenter halten mit speiß und trank und mit frawen gar nichts oder fast wenig handeln". Den Gebrauch des Wortes in diesem drastischen Sinne wird man Gretchen gewiß nicht zumuthen können. Die Belegstellen im D. W. (v. handeln sub 7) weisen aber zweifellos die Bedeutung „mit einem handeln" = „mit einem umgehen, verfahren" nach (z. B. Du hast mit mir gehandelt, nicht wie man handeln soll, Mof. 20. 9). Dann ist aber „natürlich" gradehin zu betonen.

Nicht viel besser ist es mit der „Regiebemerkung" I., 196 bestellt: „Kundigen Regisseuren hätte die Lesart des Ur-Faust längst einen Fingerzeig geben können, wie sie, bei der üblichen Zusammenziehung der beiden Scenen, dem von dem Brunnen kommenden Gretchen den lästigen Krug abnehmen könnten:" „Gretchen kommt mit Blumen, nimmt die Blumenkörbe von dem Muttergottesbild herunter, schwenkt sie während der Scene mit Lieschen aus und kommt dann mit den Krügen vor das Muttergottesbild, wo sie sie wieder an ihren Ort stellt und damit los ist." Ich glaube, ein wenn auch unkundiges, so doch richtig empfindendes Gretchen würde dem kundigen Regisseur sagen: „Herr, lassen Sie mich mit dem Ur-Faust in Ruhe; wenn ich einmal mit dem Muttergottesbild mich zu beschäftigen angefangen habe, und dann die Scene mit Lieschen am Brunnen spiele, zerreiße ich mir und den Zuschauern die ganze Stimmung; habe ich einmal das Muttergottesbild im Auge gefaßt, dann darf mir kein Lieschen und kein lästiger Regisseur mehr dazwischen kommen."

Bei diesem Anlasse kann ich mir nicht versagen, eine Reminiscenz aus der Neuinscenierung des Faust im Burgtheater mitzutheilen. Die Inscenierung, welche ich vorfand, war zum Theil sehr „materialistisch". So tauchte bei den Worten Faustis in der Scene Vor dem Thor: „O, gibt es Geister in der Luft . . . So steiget nieder" ꝛc. hinter Faust und Wagner die Gestalt des Mephisto empor und Mephisto hinkte auch zum Schlusse der Scenen hinter den beiden in das Stadtthor hinein. Und gleich im ersten Monolog Faustis wurden die Worte „Es wölkt sich über mir — Der Mond verbirgt sein Licht — Die Lampe schwindet! Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen mir um das Haupt" mit Verinnerung, Verschwinden des Mondscheines, Flackern der Lampe, Dampf, rothem Licht begleitet, wobei natürlich der scenische Effect gar oft sich um ein Komma verspätete, so daß er dann den Worten erst nachfolgte. Da Faust aber sand, daß diese Materialisierung seine Worte wesentlich unterstütze, so bestieh ich sie, so wenig ich ihr billigen konnte. Nur eines wußte ich doch eliminieren. Bei den Worten „Es weht ein Schauer vom Gewölb herab", hörte ich nämlich immer ein eigenthümliches Geräusch, und als ich mich beim Inspicienten erkundigte, was denn das sei, wies er mir aus seinem eingerichteten Buche nach, es sei dies das „Schauerblech", welches dazu diene, das Geräusch des Hagels (Schauers) nachzuahmen. Jahre hindurch hatte man das so gemacht. Welchem „kundigen Regisseur" wohl dieser Einfall gekommen war?

Zum Schluß möchte ich noch auf ein einzelnes Wort hinweisen, das Minor in seinem Buch gebraucht: Er sagt, „dass Frosch gestäftet und verlegen sich . . . zurückziehen sollte" ꝛc. Der Gebrauch dieses burschikosen Wortes „gestäftet" in einem wissenschaftlichen Werke hat mich überrascht, aber ich will gleich hinzufügen, mich umso zuvorkommender berühmt, als es gerade in der Studentenscene völlig am Platze ist. Umso heftiger aber bin ich über die Schreibweise „gestäftet" gestolpert, denn wenn ich das Wort höre, höre ich es immer zweifach wie „gadeftet". Also frage ich, woher kommt das Wort? Ich konnte nichts Verlässliches darüber finden und will mir nur erlauben, unmaßgeblich und ohne jede Verantwortung auf einige Ableitungsmöglichkeiten hinzuweisen. Dem Sinne entspricht „gestäftet" Worten wie „gedustt", „klein gemacht", oder „mit Wasser begossen". Die Schreibweise „gestäftet" könnte wohl nur auf Tast hinweisen (gewöfferter Tast, vgl. Voss, Louise II., 440 = Tobin oder Tabinet, Adelung IV., 517) oder auf die Nebenform von Taufe „Täufte" (aber auch deofde, D. W. XI., 194). Auch an die Gaunersprache, der die Studentensprache ja vieles entnommen hat, könnte man denken, in der „tofes", „tofus", „tophas" . . . der Arretierte, Gefangene, Eingekerkerte, und „tassen", „tofes nehmen" . . . fangen, arretieren, „tophus sein" . . . im Kerker, Arrest sitzen, bedeutet (Avé-Lallement, Deutsches Gaunerthum IV., 482, 616). Wie man übrigens statt rüchtig „deftig" sagt (Avé-Lallemant l. c. IV., 616) ließe sich vielleicht trotz der Differenz zwischen Labial und Guttural auch an einen Zusammenhang von gedefftet mit gedukt denken. Bei der Schreibweise dessten oder devten drängte sich wohl auch der Gedanke an das mittelniederdeutsche dêfte (= duve) für Diebstahl, gestohlenes Gut und dêf für Diebe auf, wenn die Ausdrache des e nicht kurz wäre.

Max Burckhard.

Ravenna.

(Schluß.)

Von unvergleichlich größerer Wirkung freilich sind die Werke, die sich' bukolische Dinge nicht mehr kennen, sondern den Curatorialstil des byzantinischen Hofes sprechen, die an die Stelle eines tändelnden Symbolismus das Ceremonis-Dogmatische setzen. Um 547 mögen die Mosaiken von San Vitale, um 560 die von S. Apollinare nuovo entstanden sein. Das ist die Zeit Justinians, der Louis XIV.-Stil der Antike. Eine abendländische Sophienkirche sollte San Vitale sein, und dem Erbauer der Hagia Sophia, dem großen oströmischen Kaiser ist das Mosaik des Altarraumes geweiht. Eine goldene Schale in der Hand, in braunem Unterkleid, worüber die goldgestickte Stola sich legt, die eine diamantene Agraffe an der Schulter festhält, auf dem Haupt die Krone, in der eine Doppelreihe von Perlschnuren glitzert und flimmert, über den Fuß die purpurnen Stiefel der großen Gala-Uniform gezogen, schreitet er feierlich ernst dahin, von drei Kammerherren und einer Leibgarde begleitet. Ihm voran schreiten Geistliche, der Erzbischof Maximian an der Spitze, der die Ehre hat, in Gegenwart seiner Majestät die neugegründete Kirche zu weihen. Auf der anderen Seite, gleichfalls ein goldenes Gefäß als Weihgeschenk in der Hand, von ihrem Ceremonienmeister und Hausmarschall, ihren Ehren- und Hofdamen begleitet, naht die schöne Schlange Theodora, die erst im öffentlichen Haus, dann auf der Bühne sich in Tableaux vivants der artistischen Art producierte und nun die erlauchte Verrscherin des Morgen- und Abendlandes war. Als Heiligenschein umstrahlt sie eine purpurrothe perlenbesetzte Scheibe, fast noch prunkvoller als die Gloriole der Gottesmutter. Ein Weihwasserbecken, in das sie flüchtig die Spitze eines ihrer zarten, in allen Künsten erfahrenen Finger tauchen wird, steht im Vorraum der Kirche. Der Ceremonienmeister schlägt mit erhabener Geste eine Portiere aus schwerem Brocatstoff zurück, um Ihrer Majestät den Zugang ins Allerheiligste zu öffnen.

Herrgott, hat sich die Kunstgeschichte an diesen unbeschreiblich hohen Werken versündigt. Da redet man von einer christlichen Kunst, die mit der Geburt des Heilandes begann, jahrhundertelang im Embryozustand blieb, bis sie Giotto endlich zum Leben erweckte; spricht von Ineunabeln der christlichen Malerei; von rohen Anfängen, täppisch unbeholfenen Versuchen einer kindlichen Kunst, der noch jeder Sinn für Naturwahrheit und für seelisches Leben fehlt — und sieht nicht, daß die Werke gar keinen Anfang, nur ein wunderherrliches Ende, das Raffinierteste bedeuten, was die Antike schuf; daß es bis an dem Boden einer tausendjährigen herrlichst weltlichen Cultur ihren verwenerzeugenden Hautgout, ihre geheimnisvoll übersättigte Seltsamkeit schon hat. Das ist nicht das Ende, das ist tin du monde — das Ende der schönsten aller Welten, die es jemals gab. „Seelisches Leben", Anmuth und Liebenswürdigkeit haben sicher die Gestalten nicht, Justinian und Theodora würden den Künstler, der es gewagt hätte, so plebejisch freundlich sie darzustellen, ebenso aus seinem Hofamt entlassen haben, wie Philipp IV. und Marianne den Velasquez. Aber ist dieser Maximian mit dem blassen Gelehrtenkopf, der hochgewölbten gelehrtenhaften Stirn nicht Kunst der erhaunlichsten Portraits, die jemals gemalt wurden? Doch man vor Theodora nicht an die ägyptischen Bildnisse, ebensjehr wie an die mürbe Schönheit Tiepolos, an Sarah Bernhardt und Sinak ebensjehr wie an den dämonischen Zauber der allphonetischen Büsten? In einen schwarzen goldgesäumten Mantel sind ihre kalten Glieder gehüllt. Perlen, Smaragde und Rubinen, Topase und Amethysten flammern, gleißen und strahlen in kaltem seelenlosem Glanz blau, roth und meergrün in ihrem Haar und auf ihrer Brust, im Ohr und auf dem zierlichen Steckkissch, der kokett wie bei der Aloryatra Tiepolos unter dem golddurchwirkten Untergewand auftaucht. In starrem Schweigen verharrt der Mund, Blais sind die Lippen, fahl ist der Teint. Dunkle eingkörmige Schatten, die von vielen durchwachten Nachten zeugen, begrenzen die schwarzen eiskalten Augen. Es ist eine ausgebrannte vampyrhafte Schönheit, keine Anime, an der Gewerenkeiten sich kennten, Courtisane und

Digitized by Google

Heiligе, Frömmigkeit und Sünde in der Person einer Kaiserin verschmolzen.

Im starrer statuarischer Ruhe stehen auch die Meninas. Alle tragen Perücke — ganz wie in den Tagen der Marianne von Oesterreich oder der Flavier und Antonine in Rom. Keine Träume, keine Wünsche scheinen hinter der ernsten Stirn zu wohnen. Und doch gleichen auch sie dem Eid, der zur Mitternachtsstunde den Menschen das Lebensblut aussaugt. Unbeschreiblich ist die Moreauhe Neugie, mit der ihre schlanken Prinzessinnenhände ein Tuch, einen Fächer, eine Schale halten. Oder der überfeine Colorismus: diese bleichgrünen, bleichrosigen, braunen und dunkelschwarzen Kleider, deren matter farbloser Ton mit dem Gold der Diademe und Colliers, der Monstranzen und Kronen, der Lanzen und Schilde sich zu seltsam leichenhaften Harmonien verbindet. Es ist ein Werk, in dem das blaue Blut einer uralten Culturvergangenheit fließt: in dem der Geist altbyzantinischer Majestät und übercultivierter Fäulnis sich in überwältigender Weise spiegelt; ein Document jener Zeit, die Proosp in den „Mysterien von Byzanz" beschreibt: als haarsträubende Unsittlichkeit sich mit offiziellster Kirchlichkeit einte; als man im Weihrauch ein angenehmes Berauhigungsmittel für die gequälten Nerven entdeckt hatte.

Doch es darf nicht einmal von antikem Verfallstil gesprochen werden. Denn diese Antike besaß in ihrer christlichen Phase noch die Kraft, eine ganz neue Raumkunst hervorzubringen, ganz neue Aufgaben der Innendecoration in elastischer Vollendung zu lösen. Die Mosaiken in S. Apollinare nuovo enthalten vielleicht das Genialistische, was die Decorationskunst aller Zeiten schuf. Es handelte sich hier um den Schmuck des Mittelschiffes, also um einen fortlaufenden Fries, für den die Schilderung eines ernsten, ruhig sich fortbewegenden Zuges am besten geeignet schien. So schreiten auf der einen Seite zweiundzwanzig Jungfrauen mit Maria, auf der anderen sechsundzwanzig Männer auf den Heiland zu. Alle tragen Kränze; die Jungfrauen weiße Schleier und griechische Diademe auf dem Haupt. Nur wenig unterscheiden sich die Stellungen, die Bewegungen. Ganz die nämlichen ruhig feierlichen Falten werfen die weißen Gewänder, die nur durch die edelfeinbesetzten Gewänder der Jungfrauen, Stilisierte Palmen, die einzelnen trennend, wachsen im Hintergrund auf. Und da redet man von bewegungsloser Starrheit, von einförmigem Nebeneinander, von erfindungsarmer Phantasie; ahnt nicht, daß gerade diese Ruhe, diese Wiederholung des gleichen Bewegungsmotivs — ganz wie beim Parthenonfries oder beim Löwen- und Bogenschützenfries von Susa — den Eindruck des nie Endenden, Unwandelbaren, Ewigen gibt. Dazu bei aller Claisst der Linien doch in jeder Faltstellung, jeder Kopfneigung eine precise Gesetzlichkeit, die auch Moreau im thracischen Mädchen imitierte. Es ist die antike Kunst in ihrer letzten, betäubendsten Blüte: der panathenäische Festzug des Phidias, von einem gleich großen Künstler zu Ehren eines anderen Gottes erdacht. Wie falsch muß aller ämliche Naturalismus neben so erhabenem Stile, wie kleinlich jedes individuelle Kunstwerk neben dieser namenlosen cultischen Kunst erscheinen. Der junge Goethe schrieb zwar: „Der Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, stellt ihrer Ehre und ihrem Leben als ein Meuchelmörder nach." Doch auch das Wort des Concils von Nicäa: „Non est imaginum structura pictorum inventio sed ecclesiae catholicae probata legislatio et traditio" ist ein großer Gedanke, erklärt die unsagbare Wirkung dieser Werke, die gar kein Einzelner, sondern der Geist der Kirche geschaffen hat, an denen nichts Willkürliches, gesucht Persönliches stört, sondern die in machtvollem Unisono gleich feierlichem Chorgesang das Haus durchtönen.

Die decorative Kraft der Mosivkunst ist fabelhaft. Was die modernen Pointillisten in mühsamem Suchen fanden — durch fleckenartiges Nebeneinandersetzen ungebrochener Farben den Bitter Leuchtkraft und plastische Feinwirkung zu geben — hat diese Zeit der sterbenden Antike als etwas Selbstverständliches gewußt. Hausboch über dem Betrachter schweben die Gestalten, und doch ist die Kraft ihrer starren Linien so mächtig, daß sie allgegenwärtig sind, uns mit ihren Blicken verfolgen. Klein ist das Register der Farbentöne. Weiß, Grün, Blau, Gold stehen immer wieder. Gleichwobl ist die Kraft dieser leuchtenden Steine so groß, daß sie mit tiefer Farbenglut den ganzen riesigen Raum durchdringen und erwärmen. Wenn, wie in San Vitale, hüteren Wandbilder neben Mosaiken sich breit machen, fühlt man, wie machtlos der Pinsel neben dem Glase sich ist, fühlt, daß die Freskomalerei nur ein ärmliches Surrogat der Mosivkunst war, sich zu dieser verhält wie ein Bettelmönch zu einem byzantinischen Kaiser. Bettelhümlichkeit — das war seit dem Auftreten des Franciscus das Ziel. Also mußte der repräsentierende Stil, der durch Form und Farbe gewirkt hatte, einer stillosen Bettelkunst weichen, die in kindlich-naiver Erzählung biblischer Begebenheiten ihre Hauptaufgabe erblickte. Die Rücken der Bettelorden duften auch nicht in gleißendem Glanze leuchten. Aktetich blasse, magere lumpige Farben mußten den Geist des Franciscanerthums athmen. Es mußte schneller und billiger gearbeitet werden als in jener alten Epoche, die den Satz, daß Geld sei, noch nicht kannte. All das erklärt, daß die Wandmalerei der kommerziellen Epoch der Mosivkunst ward. Und denkt man an die Gegenwart, an die Ausstellungen von heute, so ist überhaupt kein Vergleich mehr möglich. In Venedig werden baumwollene Taschentücher verkauft, auf die das Standbild des Colleoni gedruckt ist. Wie diese Taschentücher sich zum Werk des Verocchio, so verhalten unsere Staffeleibilder sich zu den Mosaiken von einst — der Kunst jener großen Zeit, die von „mobilen" Kunstwerken noch nichts wußte, sondern Architektur, Plastik und Malerei nur als Theile einer einheitlichen Raumkunst auffaßte; der Kunst jener Zeit, als der Einzelwirkste noch nicht seine geistvollen Mätzchen machte, sondern alles einem großen, machtvollen Zusammenklang diente. „Ich bleue" — dieses Kundtwort war damals die Formel für alles, und als es vergessen ward, hat sich die Kunst zerspittert.

Es ist thöricht, diese erhabene Kunst, die nur auf dem Boden der abgeklärten antiken Cultur erwachsen konnte, als eine ganz frühchristliche zu bezeichnen; thöricht überhaupt, von dem Beginne des Christenthums eine neue Aera der Kunstgeschichte zu datiren und in dem Glaubenswechsel der römischen Kaiser, der heilig occultistischen Neigungen, theils politischen Erwägungen entsprang, ein kunstgeschichtlich maßgebenden Factor zu sehen. Denn wenn ich heute Buddhist oder Jude würde, bliebe ich doch der alte in meinem Geschmack, in meinen ästhetischen Bedürfnissen. Eine neue Aera hob erst in dem Augenblick an, als die jungen, unverbrauchten, kunst- und culturlosen, rohen und doch so bildungsdurstigen germanischen Völker in die kunstgeschichtliche Entwickelung eintraten.

Wie diese Völker zum Christenthume gelangten, ist schwer zu sagen. Es ist erklärlich, daß der Welt aus Uebersättigungsstimmung, und verbrechenen Magen sich zur Lehre des Gekreuzigten bekannte, daß für ein mystisches Ideal zu bluten, die Wollust der Raffiniertesten, Entnervtesten ward. Doch unerklärlich bleibt, wie die Germanen zu Gekreuzten wurden, diese jungen wagemuthigen Stämme, deren Held Siegfried, nicht Jesus hieß; die mit dem Spieß in der Faust den Bären tödteten und den Hirsch verfolgten, nicht in Kathedralen, sondern im heiligen Hain ihre stahlgepanzerten Götter verehrten. Die Welt wollten sie erobern, und man lehrte ihnen Verzichtleistung. Wie wilden Jodianer knieten sie ihre Feinde, und der Rauenrer sagte: Schlägt dich dein Feind auf die linke Wange, so biete ihm die rechte auch dar. Auf ihre Muskelkraft waren sie stolz, schoben in rücksichtslosem Egoismus alles Entgegenstehende zur Seite, und auf diese Herrenmoral sollte Knechtsmoral, pfäffische Demuth und Unterwürfigkeit folgen. Der Kreuzestamm sollte über die teutonischen Eichen ragen.

„In Namen dessen, der am Kreuz erblich." Mit diesen effervollen Worten setzt sich in Hebbels Nibelungen Theoderich die Krone aufs Haupt. Doch diese Annahme des Christenthum gar nicht aus festlichen Bedürfnissen, sondern als die letzte Religionsform der antiken Welt — wie ein Bauernjunge sich einübt, der in vornehme Gesellschaft kommt, oder eine Bankiersköchter sich taufen läßt, die einen herunteregekommenen katholischen Grafen heiratet. Was von diesen Heiratsprojecten der germanischen Heerführer erzählt wird, ist unglaublich: immer die Geschichte von Bonaparte, dem Advocatensohn, der um die Kaisertochter Marie Louise freit. Als Galla Placidia sich entmündigt, dem Barbaren Ataulph ihre blaugeaderte Hand zu reichen, wurde die Hochzeit nach römischem Ritus gefeiert. Der Gatte trug römische Tracht und fühlte sich nicht beschämt, als bei der Hochzeitstafel die Kaisertochter rechts von ihm auf erhöhtem Podium thronte. Alle bis auf Karl den Großen erblickten in der Verbindung mit einer Byzantinerin den stolzesten Traum ihres Lebens. Ein römisches Pensionat mußten ihre Töchter besuchen. Mit byzantinischem Hofstaat umgaben sie sich, hielten Triumphzüge im Stil der Cäsaren, verfaßten, des Schreibens unkundig, mit Hilfe ihrer römischen Minister Edicte im Curatorialstil der römischen Kaiser.

So war auch die germanische Kunst zunächst nur ein goldenes Reis, das ganz unorganisch auf einen wilden Schößling gepfropft ward. In Constantinopel hatte Theoderich seine jungen Jahre verlebt. Römische Schriftsteller und Gelehrte bildeten in Ravenna seinen Hofstaat. Seine Minister waren Römer. Also schleppte er auch für seine Kunstschöpfungen nur Fragmente aller Herrlichkeit zusammen. Zum Bau seines Palastes wurden antike Säulen verwendet. Um zu einem Reitermonumente zu gelangen, taufte er ein Goldmosaik des Kaisers Zeno auf seinen eigenen Namen um. Und so große Erinnerungen sein Grabmahl umschließt: so gern man in der verwilderten Einsamkeit dieser Gärten, unter deren jumpfiger Oberfläche eine ganze Vorstadt des alten Ravenna schlummert, von dem nordischen Heldenkönig, dem Recken des Nibelungenliedes, dem Dietrich von Bern der deutschen Sage träumt: von so gigantischer Kraft der riesige Steinblock ernst, der von Cyklopen auf die Mauern gethürmt scheint — eigentlich konnte das Mausoleum auch an der Via Appia in Rom sein, hart dem Theaterbesitzer, dem Hadrian aber der Carina Mercilla gewetht sein. Es spricht ein König, der die Macht hat, so viele Kraft in seinen Dienst zu stellen. Germanisches ist in dem Bau so wenig, wie Christliches in den Bildern der Katakomben.

Also Theoderich in Ravenna, hat Karl der Große in Aachen.

Digitized by Google

Byzantinisch war sein Palast, eine Wiederholung von San Vitale sein Münster. Aus Rom und Ravenna stammten die Marmorsäulen. Byzantinische Künstler schufen das Mosaik der Apsis, das in byzantinischem Hofstil den Heiland auf der Weltkugel darstellte, von den 24 Alten verehrt. Und das war das Vorspiel zu der großen Ausschlachtung der Antike, die nun begann. Bis hinauf nach Skandinavien mußten die Säulen antiker Gotteshäuser wandern. Jahrhundertelang waren Rom, Byzanz und Ravenna nicht nur die Marmorbrüche, auch die großen Fabriken, die das Abendland mit Kunst und Künstlern versorgten. Jahrhundertelang blieb die germanische Kunst ein byzantinisch-ravennatisches Ornament, das auf einen rohen unbehauenen Klotz geklebt war. Erst als das hehre Erbe der antiken Welt vollständig ausgezehrt war, als nichts mehr zu rauben war, als die jungen Barbaren, die den byzantinischen Meistern Handlangerdienste bei ihren Werken geleistet hatten, selbständig zu stammeln anfingen in der mühsam eingelernten Sprache der Kunst, kommt in das schöne Ornament ein seltsames Zucken und Beben. Die Linien fahren durcheinander. Ungeschlachte Glieder verstoßen mit plumpen Bewegungen, naive Gemüther mit lächerlichen Aeußerungen des Gefühls gegen alle Regeln der Etikette. Das junge Germanenthum wagt sich in seiner Bildheit, in seiner ungebändigten Mordlust zu zeigen, rächt — in den Bildern wenigstens — sich an den aufgedrungenen Göttern, indem es sie feindig und polternd, rösiet und würgt. Eine verkappte Christianisierungsarbeit scheint die ganze germanische Malerei. Und erst in diesem Moment, als das fremde aufgepfropfte Reis abfiel, als der wilde Schößling seine barbarischen Blüten trieb, nahm die Geschichte der mittelalterlichen Kunst ihren Anfang.

Richard Muther.

Henrik Pontoppidan.

Von Laura Marholm (München).

Es gibt zwei Testamente, wie jeder weiß: ein altes und ein neues. Das alte, jene große Menschheitsdichtung voller Blut und Psychologie, neben der die gepriesene Ilias doch eigentlich ein Fabulieren ins Blaue ist; das neue eine Apostle voller Zartheit und Verfeinerung, neben der wir selbst mit unseren Lebensformen uns oft wie rechte Cyklopen vorkommen können; jenes: ein Ausdruck von Kraft und Jugend; dieses: ein Zeugnis einer sehr späten, sehr raffinierten, müden und contemplativen Zeit mit einer ganz allgemeinen und alle Schichten durchdringenden Bildung, zwischen der die Ergötzungen und Sitten des Hofes wie ein Stück barbarischen Atavismus dastehen. Weniger allgemein bekannt als diese beiden Testamente ist das neueste Testament, das Quintessenz unserer Zeit: ihr Bekenntnis, ihr Geist, ihre Triebfeder, ihr Kultus und was sonst das Wesen einer Zeit ausmacht und lange vorher ausgeübt wird, bis sich 'mal einer findet, der es niederschreibt — soviel er davon weiß und versteht: ein Geschichtsschreiber.

Ehe die Geschichtsschreiber sich aber einfinden, pflegen die Dichter zu kommen, die überhaupt immer unbequeme Leute sind. Nebenbei sind sie auch noch die wahren und eigentlichen Historiker, denn sie sind mindestens Augen- und Ohrenzeugen von dem, was sie beschreiben, wenn sie es nicht geradezu am eigenen Leibe erfahren haben. Darum gibt es auch Zeiten, wo ihnen das Leben so schwer gemacht wird, daß sie recht selten werden: was ihnen aber dann an Zahl abgeht, pflegen sie in ihrer unbezwinglichen Zähigkeit an Gehalt zu ersetzen, und da es um sie herum so stumm ist, pflegen selbst ihre durch die Umstände gedämpften Stimmen gehört zu werden. Da kann es dann 'mal vorkommen, daß einer darauf verfällt, ein paar Punkte aus dem Testament unserer Zeit zu Papier zu bringen. Und da der Dichter immer den Einzelfall nimmt, um — mit oder ohne sein Zuthun — das ganz Typische dabei oder dahinter hervortreten zu lassen, so hat sich auch einer eingefunden, um über das Testament zu schreiben, das ganz einfach das Testament sind.

Dieser Mann ist Henrik Pontoppidan, Sohn einer bis auf die Reformationszeit zurückreichenden weitverbreiteten dänischen Pastorenfamilie, deren Namen auch in „Pontoppidans Katechismus" verewigt ist. In den protestantischen Pastoren hat immer ein Stück Geschichtsschreiberthum gesteckt, und dies ist auch der wesentliche Zug in der Dichtung Henrik Pontoppidans. Seine Beiträge zur Physiologie und Psychologie des Pietismus — unübertroffen vertieft in Erzählungen aus Bauern- und hauptstädtischen Kreisen — sind ebenso amüsante wie lehrreiche Provisorbildungen zur Culturgeschichte unserer Zeit. Mit besonderer Liebe hat er sich in diesem Studium dem „kleinen" Mann mit der großen geheimen Machtsphäre zugewandt; eine Gestalt wie den „Weber" studirt und gezeichnet zu haben — diesen schleichenden Verkehrer aus dem Armenhause, dessen Canäle sich hoch hinauf verlieren und dessen Feindschaft Personen aus den besten Kreisen und Verbindungen unterjochen kann — das ist keine appetitliche, aber eine nützliche Leistung; ebenso nützlich und ebenso wenig appetitlich wie die Aufschlüsselung der Motive, aus denen ein Bauernknecht zum Missionsprediger wird, und wie er es anfängt, ein keusches Leben zu führen. Pontoppidan zieht dabei einen eigenthümlich scharfen Strich, der nur Dänemark gilt, den ich aber auch dort nicht für eine ganz richtige Grenzscheide halte — zwischen den „Geweckten" aus dem Volk und denen aus den Kopenhagener Bildungs- und Standeskreisen. Letztere zeichnet er fast immer als gutgläubige, aber allmählich verrückt werdende Schwärmer, erstere einfach als Halunken. Es kann sich doch zuweilen auch umgekehrt verhalten. Aber das will Pontoppidan nicht zugeben und er hat auch seine Gründe dafür. Er meint nämlich, daß der praktische, aufs Thatsächliche gerichtete Sinn des Volkes den Selbstbetrug ausschließe, das dieser Parasit eigentlich nur in den höheren und verfeinerteren Kreisen nistet, die schon seit Generationen der groben Formen des Kampfs ums Dasein enthoben waren. Es ist eine Unkenntnis der Realität, die diese jungen Leute in Lagen treibt, an denen sie geistig und körperlich zugrunde gehen, während sie ganz selbstlos den höchsten Menschenpflichten zu dienen glauben.

So meint Pontoppidan.

Das Buch, in welchem das neue „Testament" zum Mittelpunkt gemacht ist, nennt er „Rothkäppchen", und es hat — vor einigen Monaten erschienen — schon einen großen buchhändlerischen Erfolg gehabt. Der Titel steht in keinem weiteren Zusammenhange mit dem Inhalte, als daß damit bezeichnet wird, daß dies ein modernes Märchen ist, in dem nicht der Wolf die Großmutter auffrißt, sondern das anscheinend so unschuldige Rothkäppchen selbst der Wolf — oder die Wölfin — ist, die alles um sich herum auffrißt. Es ist in der Composition auf die allereinfachsten Linien reduciert. Es kommen nur vor: der Vater, die Mutter, die Tochter, der junge Mann. Aber in diesen einfachen Linien zeichnet sich nächtern und klar die Geschichte von drei Generationen.

Die erste Generation ist todt. Sie stammte aus der Napoleonischen Zeit. Sie war leichtsinnig, genußsüchtig, ohne Familiensinn, täuschtsvoll, alles eher als durch die Finger: wie gewonnen, so zerronnen. Sie war ganz durchgättert vom Nachklange unbeschränkter Umwälzungen und zerschlagener Traditionen. Nichts ist sie, auch in ihr ist nichts Festes. So sah es aus in der Familie der Mutter, als sie ein Kind war. Ihr Vater — durch das Heiratsgut seiner Frau einer der Grundkönige des Landes — hat alles verjubelt, verspielt, verhummelt, verludert, sich selbst inclusive. Mutter und Kinder — an Glanz und Wohlleben gewöhnt — stehen bettelarm auf der Straße. Die Tochter wird Gouvernante, der Sohn stiehlt 2 Mark und wird dafür von seinem Principal fest nach Amerika befördert, wo er zugrunde geht. Sein Name, sein guter Name gilt was, wenn das Geld flöten ist. Der jungen Gouvernante gelingt es, von ihrem bescheidenen Platz am untersten Ende der Tafel die Blicke eines jungen reichen Gutsbesitzers auf sich zu ziehen. Pontoppidan schildert seine glänzende männliche Erscheinung: blond, breitschultrig, vollbärtig, wohlwollend und lebensfroh, der vollkommene Typus Kaiser Friedrichs III., zu jener Zeit in der Literatur wie im Leben gleich beliebt. Es folgt ein kurzer Liebesrausch, die Pein eines ganzen Lebens und verzeihet Tod des Gatten. Denn die kleine Gouvernante entwickelt sich zu einer schrecklichen Tyrannin. Das Weib in ihr stirbt ab, schon nach der Geburt des einzigen Kindes. Eine unnatürliche Gier nach Macht und Besitz erstickt alle menschlichen Gefühle und Triebe. Ihre Herrschsucht — von unnatürlicher Härte — ist durchkränkt von jener abscheulichen Heuchelei, die sich selbst stets als den verkürzten, betrogenen, hintergangenen Theil darstellt, die beständig alles um sich herum anklagt und sich nie anders als hoch auf dem Rosse der moralischen Entrüstung zeigt. Ewig sieht sie vor den Augen ihrer Frau das Elend, in das der Leichtsinn des Vaters ihre Familie gebracht, und dies Elend erweitert sich vor selbst zu den Schreckensgesichten der aufwachsenden Kinder aus jener Zeit, wo alles drunter und drüber gieng und die Siege eines italienischen Condottiere von Gibraltar bis Hyparanda alle Reiche Europas auseinanderdrepzeten. Es waren dieselben Jugendeindrücke, unter denen Moltke, Bismarck, Leo XIII., Christian IX. und andere noch lebende oder verstorbene Greise, die auf die Geschicke des Jahrhunderts den größten Einfluß ausgeübt, aufwuchsen, und die die Richtung ihres Wollens und ihrer Interessensphäre entscheidend bestimmten. Pontoppidan hat sich auch gar nicht die Mühe gegeben, in dem „Rothkäppchen" das Weben eines Beibes oder einer Individualität, oder auch nur einer Person festzuhalten. Er hat einfach als Geschichtsschreiber die Curve gezeichnet: hier ein durch die Revolution und den ersten Imperator zermalmter, verbunzerlichter, verpolsterlasierter Adel — dort die kärtigsten Individuen dieses Klein- oder Ritterlebens, gewordenen Adels sich wieder einbeulig in einer Kleinstadt- und Beschränkt, dem Mittel zum Zweck, zum Selbstzweck und zur vollständigen Manie auswuchs. Was noch von derselben übrig ist, muß aus dem Boote, der schöne, starke, gutmüthige Gatte „Rothkäppchens" wird von ihr verachtet und gebrochen, auch vor dem Sterbenden stellt sie sich in der Pose der gekränkten Liebe auf und schreit ihn mit ihren Vorwürfen zu Tode.

Aber was in der Gestalt dieser Frau aus der Vergangenheit ausersteht, das ist wieder nichts als der Absolutismus, die Bevormundung von allem und allen zum Zweck ihrer „Vollendung", die

Digitized by Google

von einem eigenfinnigen, vorgeitig gealterten Weib vorgeschriebene Form, nach welcher Façon jeder in ihrer Umgebung selig zu werden hat. Der gutmüthige Ehemann reist sich endlich, unerklärlich genug, in einer späten Verliebtheit in eine Schuldirektorstochterschwester vom „Rothkäppchen“ los und setzt die Scheidung durch — aber schon ein halbes Jahr später stirbt seine blühende Frau plötzlich an der Lungenentzündung, und er selbst verfällt von da ab in einer unerklärlichen Weise an einer geheimen Krankheit. Während letzterem macht er ein Testament, worin er Sophienhöhe, seinen Wohnsitz, in eine wohlthätige Stiftung verwandelt. Dies Testament stiehlt seine Frau, um die Erbschaft ihrer im übrigen schon freinreichen Tochter zu „wahren“, während seines Todesbrochlens.

Aber diese Tochter — ein verkümmertes, geängstigtes, unter undarmherziger Bevormundung gehaltenes Geschöpf — hat doch auf einem Punkte eine wunderliche Selbständigkeit: sie hat keinen einzigen Berührungspunkt mit dem Vorstellungs- und Interessenkreis der Mutter. Sie hat nur einen Wunsch: von ihr fortzukommen; sie kennt nur ein Grauen: in ihrer Nähe zu sein. Lieber folgt sie einem Missionär zu den Menschenfressern und unter wilde Thiere. Denn sie fühlt instinktiv, dass nur auf einer Stelle ganz und gar keine Möglichkeit des Wachsens für sie ist: auf diesem ausgedörrten, todten Boden des mütterlichen Herzens. Und die Mutter sieht, dass ihr Kind, ihr Besitzstück, ihr entgleitet, und nun öffnet die geizige Frau ihre geschlossene Hand und spendiert anonym 4000 Kronen, damit der junge Missionär unverzüglich in die Fiebergegenden und — wie so viele Missionäre — in den sicheren Tod geschickt wird. Später kann man ihn zu als Märtyrer verehren lassen.

Aber vorher schon ist das Entscheidende geschehen: die einzige, die von dem Verbleib des Testamentes weiß, die Tochter, gibt die Mutter an. Sie thut es, ohne es zu wissen. Und ohne zu wissen, dass sie ihn wegschaffen will, führt der Verlobte der Tochter die künftige Schwiegermutter den Richter zu.

Die Geschichte von drei Generationen ist zu Ende. Auch die drei Generationen sind zu Ende. Sie gingen weiter zurück in der Zeit, als der Dichter-Geschichtschreiber aus irgend einem Grunde einräumen will. Aber sie haben gelebt und haben die ganze Physiognomie unseres Jahrhunderts geprägt; und während die dritte Generation sich noch überall sichtbar mit den Sünden der Väter herumschleppt und an der Größe der Väter verkümmert, sehen wir noch heute den einen oder anderen Vater, einen realten, morschen, aber aufrechten Baum, zwischen uns emporragen und eifrig in gewohnter Weise weiterwirken — bis auch sie ihn die Nacht kommt, wo niemand wirken kann.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der Graf Goluchowski hat einmal originell sein wollen, aber der Versuch ist kläglich misslungen. Graf Goluchowskis Amt ist die Schöpferkeit. Nicht das Wollen ist sein erste Pflicht, sondern nur das Nein genehme. Seine Reden stehen nicht die politische Welt bewegen, wovon sie nur die Verdauung nicht stören. Die „Könige im Exil“ halten sich ihre eigenen Vorleser, die ihnen aus den Zeitungen die Welt so vorzulesen haben, wie sie sie sich denken und wünschen. Und aus dem gleichen seelischen Bedürfnis heraus, kann auch ein Minister des Großmacht als Minister des Aeußeren nur einen schönrednerischen Staats Illusionisten brauchen, als welcher sich Graf Goluchowski in diesen sechs Jahren in der That vorzüglich bewährt hat. Aber nun ist ihm plötzlich das ewige unwahre Geschwätz zu langweilig geworden. Er will in den diesjährigen Delegationen aus seiner Rolle fallen. Er hat nämlich den Staatsmann einmal zu spielen versucht, den unträglichen Beobachter und unbequemen Warner.

* * *

Das ist ihm aber übel bekommen. Die paar benommlichenden Bemerkungen, die er in seinem Exposé in der ungarischen Delegation am Dienstag vorigen Woche der Balkanpolitik gewidmet hat, sind, obgleich sie in den stilistischen Strudeleien des Barons Dozzi schließlich in ein hoffnungsvolles Zukunftsbild ausliefen, dem Grafen Goluchowski sehr schlecht vermerkt worden. Bei einem ernsten Staatsmann hätte man nur bedauert, ob und wie weit seine Besorchungen gerechtfertigt sind. Beim Grafen Goluchowski hat darüber kein Mensch ein Wort verloren. Wie wenn es sich um eine Verbalinjurie handelte, forderte man vom Grafen Goluchowski kategorisch den Widerruf. Nicht weil seine Darstellung unrichtig, sondern nur weil sie unpassig, veraltmung und verschreckend war, sollte er sie zurücknehmen. Und er hat sie zurückgenommen. In der Rede, mit der er am Abend der wegen Boole die österreichische Delegation beglückte, ist er in seine alte Rolle unrichtschlüpft, hat jederlei Beunruhigung als unberechtigterfügt erklärt, die aufgeschrieben Staatsmannsbarbier haben wieder ihre normale Verdummungsthätigkeit aufgenommen, und die Bosheit ihre persönliche Interessenpolitik. Nicht Graf Goluchowski, aber unmerklich Graf Goluchowskis Position ist seither Ali wieder beleuchtet. Man gedenkt heute, bedauchtet, warnen, „schwarze Panik“ am politischen Horizont schen zu wollen, wird ihn gewiss an weiter zeichnen.

* * *

Secrets nothdringenderen Bedarfs hat übrigens Graf Goluchowski in anderer Richtung bethätigt. Aber hier unbedeutlich, da hat der Gedanke in der Form einer Polemik gegen den Text. Dr. Kramar aufgetaucht, der in den gelesenen Ausführungen schloss, dass Serbien sich in Abhängigkeit von Oesterreich-Ungarn befinde. Dr. Kramar hat diese Behauptung des Delegierten Dr. Trumbić als eine Verunglimpfung Serbiens und der Balkan nicht gerechtfertigt erscheine“. Der unglückliche Dr. Kramar sollte also das Bad ausgießen. Dr. Kramar hatte aber über diesen Punkt nichts anderes gelagt, als was der Graf Goluchowski vorher auseinandergesetzt hatte, er hatte einfach die Dienstangabe des Grafen Goluchowski, die unserer auswärtigen Kassandra ausnahmsweise ersichtlich in den Kram paßte, ziemlich getreu nachgesprochen. Und — das ist das Köpflichste an der Sache — Graf Goluchowski war eitel genug, diese Nachplapperei dem Dr. Kramar in ironischer Weise im Anfang seiner Freitagsrede vorzuhalten, indem er spöttisch sagte, dass „die Ausführungen des Del. Dr. Kramar in so wenigen Punkten von dem Inhalt seines Exposés abweichen, dass er sich eigentlich wundern müsse, nicht der Zustimmung des Herrn Delegierten . . . . zu begegnen“. Das war unklug vom Grafen Goluchowski. Dr. Kramar hätte dem Grafen Goluchowski erwidern können, dass er sich noch viel mehr darüber wundern müsse, dass seine Ausführungen nicht die Zustimmung des Ministers gefunden haben, da sie doch, nach dessen eigenem Ausspruch, mit dessen eigenen, nämlich erster Rede übereinstimmten. Diese Ironie hätte ordentlich gesessen.

* * *

Eine anscheinend inspirierte Meldung, welche diese Woche gleich zeitig im „Wiener Tagblatt“ und in der „Frankfurter Zeitung“ erschien, verkündet der Welt die Heilsbotschaft, dass der Kriegsminister Baron Krieghammer nach den Delegationen zurücktreten und — gewissermaßen frafweise — nach Sarajevo versetzt werden soll. Aus dieser Meldung und der Umgebung des Kriegsministers kaumt, bedeutet sie einen Appell an das Mitleid der Delegationen. Der Kriegsminister scheint sich vor den Delegationen zu fürchten. Daraus könnte man ihm auch seinen standesmäßigen Beowurf machen. Denn das Dienstregiement gebietet dem Officier wohl Tapferkeit vor dem Feinde, aber nicht vor den Delegationen.

* * *

Wie sich der Parlamentarismus bei uns denn doch weiterentwickelt. In früherer Zeit bildeten jene Anträge von Abgeordneten das Stichblatt des parlamentarischen Witzes, in welchen irgend etwas von den Antragstellern nicht genügend rechtlich Ueberdachtes mit der typischen Schlussformulierung verlangt wurde: „Die Regierung wolle das Geeignete veranlassen, um . . .“ Die antragstellenden Abgeordneten überließen es vertrauensvoll der weisen Regierung, die Lücken ihres Antrages auszufüllen, Unmöglichkeiten auszuscheiden, Fehlendes einzufügen, um aus dem Entwurf das Durchführbares zu gestalten. Unter dem Ministerium Koerber sind wir bereits um einen Schritt weiter. Es bringt — siehe die Wasserfrage — die Regierung selbst schon Gesetzentwürfe ein, denen Hände und Füße, nämlich die entscheidenden Bestimmungen, z. B. die Namen der zu regulierenden Flüsse, die Zeit der Ausführung, die Voranschläge, das ganze commercielle und finanzielle Beiwerk, fehlen. Wenn aber Koerber an bei den Gesetzentwürfen des Ministeriums Koerber vorbehalten, „das Geeignete zu veranlassen, um . . . .“ z Einem künftigen Ministerium, welches sich dann den Kopf darüber zu zerbrechen haben wird, wie man die Koerber'schen Gesetze in die lebensfähige Wirklichkeit überführt. Das Ministerium arbeitet jetzt mit derselben Gründlichkeit und Sorgfalt, die ehedem der ausschließliche Ruhm der Parlamentarier war. In diesem, aber nur in diesem Sinn, könnte man das Ministerium Koerber, ohne Schmeichelei, ein parlamentarisches nennen. In anderen Ländern entsteht die parlamentarische Regierung auf die Art, dass sich das Parlament so hoch entwickelt, dass seine Führer schließlich die Regierung des Landes in sich vereinigen, beziehungsweise sind. Das Parlament nimmt dort die ganze Eigenschaften der Regierung an. Anders bei uns. Hier nimmt die Regierung die schlechten Eigenschaften des Parlaments an. So vollzieht sich der Ausgleich zwischen den beiden constitutionellen Gewalten bei uns. Man muss zugeben, der hier eingeschlagene Weg ist zumindest der bequemere.

* * *

In dem Organ des Dr. Baernreither und des Grafen Stürgkh, in der „Montagsrevue“ wird verlangt, dass das Abgeordnetenhaus sofort die Arbeit wieder aufnehme, damit die Regierung die Möglichkeit zu ersprießlicher Rente in besseren Lues aufnehme. Die beiden Zutreiber des Herrn v. Koerber begnügen sich also nicht damit, durch ihre Arbeitsprogramme das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig gemacht zu haben, sie wollen es jetzt auch beschäftigt machen. Ein solches Ehrgeiz stürmahr und würdig der beiden Führer des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, der sich selbst über den 1872er Strich seine eigene Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag ungeminbert zu erhalten gewusst hat, so dass auch heute noch, wenn irgendwo irgend ein großer Finanzskandal auftaucht, sicher irgend ein verfassungstreuer Großgrundbesitzer, wie im Fall der Länner Bankfondsbrief der Ritter Camille Stordendorf, mit „an der Spitze“ steht.

* * *

Volkswirtschaftliches.

Die Aufgesetzung unserer sozialpolitischen Gesetzgebung durch Einführung der obligatorischen Invaliden- und Altersversicherung ist gewiss ein hochst erfreuliches Ereignis. Der von der Regierung eingebrachte Gesetzentwurf zur Pensionsversicherung der Privatangestellten wird aber wenig Befriedigung hervorrufen. Vor allem deshalb, weil die Arbeiterschaft von den Vorbereiten des Gesetzes ausgeschlossen ist. In Deutschland hat man die Versicherungspflicht durch ein Maximaleinkommen begrenzt, in Oesterreich begrenzt man sie durch ein Minimaleinkommen. So wünschenswert auch die Versicherung der Privatbeamten sein mag, ansoweit wichtiger ist die Existenzsicherung der Arbeiter im Alter und Invaliditätsfalle. Schon deshalb, weil die Privatversicherung für die Arbeiter prinzipiell unmöglich ist, für die Angestellten aber bereits vor mehr als 30 Jahren besteht. Der Grund, weshalb man das Haus bei uns wieder einmal vom Dach aus zu bauen versucht, ist ja sehr einfach. Die Regierung will das Budget nicht durch Beiträge in den Arbeiterfonds belasten. Das geht aber auch. Der Beitrag kann durch eine weniger wichtigste Theil in dem schaffenden Volk des vorhandenen fehlt und auch das Versicherungsprinzip wird in dieser Weise hergestellt wird. Die Regierung will das auch die Versicherung

der Privatangestellten, welche unter das Gesetz fallen, eine unzulängliche und daß trotzdem die Belastung der Beitragspflichtigen unverhältnismäßig hoch ist. Die bedürftigsten Angestellten, die Versicherten der ersten Gehaltsclasse, werden eine Invaliditätsrente von 600 Kronen jährlich, eine Altersrente von 900 Kronen jährlich, die Versicherten der höchsten Gehaltsclasse eine Rente von 1200, resp. 1800 Kronen beziehen. Die Regierung behauptet zwar in ihrem Motivenbericht, daß sie das Existenzminimum bieten will, aber diese Leistungen sind nicht das Existenzminimum. Was soll einem Beamten mit Familie eine Invaliditätsrente von 600, ja selbst von 1200 Kronen helfen? Ein Beamter bekommt heute 1200 bis 1600 Kronen Gehalt je nach der Lebensstellung und Anzahl der Familienmitglieder, die er zu ernähren hat, meist kaum das Existenzminimum, wie soll er mit der Hälfte auskommen können? Und für diese minimale Leistung wird der Arbeitgeber mindestens 10 Procent der Gehaltssumme beisteuern müssen, der Angestellte 5 Procent. Das Gesetz verlangt das Invaliden- und Altersversicherungsgesetz von Arbeiter und Arbeitgeber zusammen kaum 1½ bis 2 Procent der Lohn-, respective Gehaltssumme der Angestellten, 14 bis 36 Pfennige per Woche. Bei einem Einkommen von 1200 Mk. zahlen Arbeitgeber und Arbeitnehmer je 7·50 Mk. im Jahre; nach unserem Gesetzentwurfe zahlt ein Angestellter mit einem Einkommen von 1200 Kronen 36 Kronen, sein Dienstgeber wird etwa das Dreifache zahlen müssen. Gewiß ist die Rente, die der Versicherte bezieht, eine weit geringere in Deutschland, aber im Verhältnisse zu den gezahlten Summen ist sie weit höher. Wenn man sich nicht als etwas anderes, als das, was sie ist, nämlich als das Existenzminimum der arbeitenden Classen, welches auch den Bessergestellten gewährt wird, denken dabei die Möglichkeit bleibt, sich auch anderwärts zu versichern. Bei den hohen Beiträgen, die sie nach unserem Entwurfe zu leisten haben, dürfte ihnen das kaum möglich sein. Darum wird auch dieser Gesetzentwurf niemanden befriedigen, die Angestellten nicht, weil er ihnen das nicht hält, was er ihnen verspricht, die Sicherung des Existenzminimums, die Dienstgeber nicht, weil er ihnen absolut und im Verhältnis zu der dadurch bewirkten Sicherung eine überaus hohe Belastung auferlegt. Es ist überdies die soziale Verpflichtung des Staates, einen Teil der Versicherungskosten auf sich zu nehmen, schon deshalb, weil durch die Sicherung ihrer Existenz Invalide und Greise der Oeffentlichkeit weit weniger in Versorgungshäusern, Spitälern und Strafanstalten zur Last fallen würden, als heute der Fall ist, weil die Versicherung wirklich produktive Existenzfähigkeit schaffen, dann lege sie ein allgemeines Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vor mit Staatszuschuß, will die Regierung das nicht und will sie die Verschiedenheiten der Privatbeamten beschränken, dann dürfte es sich wirklich empfehlen, nur den Versicherungszwang zu statuieren, es aber den Ueberlassen, sich den Beamten selbst zu überlassen, wie sie sich versichern wollen, denn es ist gar kein Zweifel, daß sie sich das vielfach billiger und besser richten können und jetzt schon richten als bei der bureaukratisch organisierten, voraussichtlich mit ungeheurer Regie arbeitenden Pensionsanstalt. Die einheitliche quasi Staatsanstalt ohne Staatszuschuß hat vielleicht wenig Existenzberechtigung.

Auf Einzelheiten des Gesetzentwurfes kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Nur weniges soll erwähnt werden. Eine der ersten Folgen des Gesetzes dürfte die sein, daß eine Reihe von bisher mit Monatslohn Angestellten auf Wochenlohn oder Taglohn gesetzt werden wird, um die Versicherungspflicht zu umgehen. Die gleich im § 1 getroffene Bestimmung, daß ein monatlich bezahlter Taglohn mindestens als Monatsgehalt im Sinne des Gesetzes anzusehen sei, ist daher doppelt unangebracht. Taglohn soll nicht monatlich bezahlt werden. Aber im Zusammenhang dieses Gesetzes wäre vor allem darauf zu achten, daß niemand, der dauernd angestellt ist, Taglohn oder Stundenlohn gezahlt werde. Zu Bezug auf die Invaliditätsrente bestimmt § 7, daß ein Invalider, der sich durch eine seinen Erwerbsfähigkeit entsprechende Beschäftigung einen die Invaliditätsrente, auf welche er Anspruch hätte, übersteigenden Bezug verdient, seinen Anspruch auf die Rente verliert. Das hat zur Folge, daß z. B. ein Invalider der ersten Gehaltsclasse, der sich 5. 300 jährlich verdient, außerdem noch K 600 Invaliditätsrente bekommt, während ein anderer, der sich K 600 verdient, die Rente verliert. Natürlich wird niemand, über die Rente zu verdienen trachten, es ist bereits, er kann das Doppelte der Rente verdienen. Belch ein Widerspruch! Es wäre zweckmäßig und einfach, den Verdienstbetrag, unberücksichtigt zum seiner Höhe, mit einem gewissen Procentsatz in die Rente einzurechnen. — Die Einbeziehung der Stellenlosigkeitsunterstützung in dieses Gesetz, so wichtig sie auch sein mag, bunzte vom staglichem Werte sein; sie compliciert die ganze Anlage ungemein, bringt ein völlig unberechenbares, alea torisches Moment in den Versicherungsausbau und wird viele Schwierigkeiten und Streitigkeiten verursachen. Vermindlich werden die Versicherten, welche, um die Unterstützung zu erhalten, nachweisbar unfreiwillig leer mussen, recht wenig davon haben. Und weder Versicherung oder Arbeitslosigkeit? Die Unterstützung entfällt im Falle freiwilligen Austrittes. Wie oft im man gezwungen, freiwillig auszutreten, sind der Specialfälle ist vorzusehen, auch einen schlechten Posten anzunehmen, der ihn vielleicht völlig beschäftigt, nur um der Unterstützung, auf welche er sich durch seine Einzahlungen ein Recht erworben hat, nicht verlustig zu werden. — Schließlich scheint der ganze Aufbau des Gesetzes, welches auf Alters- versicherung das Hauptgewicht, auf Invaliditat das geringere Gewicht legt, die Altersrente mit 1.60 , der Invaliditätsrente festsetzt, recht bedenklich. In Deutschland ist dies umgekehrt, und mit gutem Grund. Der Invalide im Maximalsatze hat ein viel größeres Unterstützungsbedürfnis als der Greis. Er wird oft in Familie, im seine gesunden Tagen und für seine Kinder sorgen mussen. Der Greis wird selten mindestens seine Kinder haben; oft wird er sich etwas erspart haben und seine Kinder werden ihn versorgen können. Die geringere Tötung des Invaliden scheint mir der Beurtheilung entwachsen zu sein. Also man Invaliditat der Reiche halber vorgeschlagen konnte. Ob einer 60. Jahre alt ist da oder keinen Schwindel, darum kriegt er auch seine volle Rente. Der Invalide aber ist immer schwindelverdächtig, darum kriegt er die geforderte Rente. So wird alle Beamtin auf den Kopf gestellt.

Vor Eröffnung der Session.

Vor kurzem hat der Abgeordnete Hannich im Abgeordnetenhause eine Interpellation über das Vorgehen von Steuerbehörden eingebracht, welche einen Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit betrifft. Seit einiger Zeit wird nämlich von den Steuerbehörden und Steuercommissionen immer häufiger an die Bahnverwaltungen mit der Aufforderung herangetreten, sie möchten über die Transportvermögen ꝛc., welche sie für Rechnung von namentlich bezeichneten Kaufleuten und Industriellen zu befördern haben, eingehende Auskünfte ertheilen. Wenn sich die Bahnen weigern, die von den Steuerbehörden verlangten Nachforschungen anzustellen, so werden ihnen Ordnungsstrafen auferlegt; meist kommt es dann zu Compromissen, dahin gehend, daß die Bahnen den Steuerbehörden gestatten, durch ihre eigenen Beamten selbst die betreffenden Nachforschungen in den Räumen und Büchern der Bahn vorzunehmen. Aehnliche Versuche des Fiscus kamen wohl auch unter dem alten Steuergesetz vereinzelt vor, meist aber blieben sie erfolglos. Die Bahnen weisen mit Recht darauf hin, daß eine Zumuthungen, und auch die Kaufleute und Industriellen haben allen Grund sich über die Organisation eines derartigen Spitzeldienstes gegen sie aufzulehnen. Der Fiscus hat seine eigenen Organe und durch diese hat er die Steuerbelemittlung der Steuerpflichtigen zu prüfen und eventuell zu beanständen. Unbefugte Personen aber in solchen Umfange zu seinen Diensten heranzuziehen, dazu fehlt jede gesetzliche Berechtigung. Allerdings ist im § 269 des Personalsteuergesetzes festgesetzt, daß jedermann gehalten ist, in Verfuerungsangelegenheiten anderer auf Verlangen Zeugnis zu leisten, oder als Sachverständiger Gutachten zu erstatten nicht minder auch, ein derartiges gehorchen offenbart würde". Die Vollzugsvorschrift vom 25. October 1896, VI. Hauptstück, Art. 6, sagt, daß unter Gewerbegeheimnis „auch solche Thatsachen zu verstehen sind, in deren Kenntnis der Zeuge nur mit Rücksicht auf ein zwischen den Kunden und den Gewerbetreibenden bestehendes Vertrauensverhältnis Wandel, Vermahrungspflicht gelangt ist". Es ist gar kein Zweifel, daß auch die Kenntnis der den Bahnen zum Transport übergebenen Gegenstände solche Geschäftsgeheimnisse sind, über welche die Bahn dritten, also auch dem Fiscus gegenüber, zur Verschwiegenheit verpflichtet ist. Davon aber abgesehen, geht es absolut nicht an, daß die Zeugnispflicht derart ausgedehnt werde, daß sie den Zeugnispflichtigen die Mühe und Unzugnehmen Erhebungen und Nachforschungen auferlegt werde. Die Weigerung der Bahnen, diesen Zumuthungen des Fiscus zu genügen, ist nicht deshalb berechtigt, weil, wie die genannte Interpellation zu bewesen sucht, die Bahnen als juristische Personen zur Zeugnisablegung überhaupt verpflichtet seien — juristische Personen sind Zeugnis ab durch ihre statutarischen Vertreter und Angestellte, und es ist gar kein Grund, Actiengesellschaften ꝛc. in solcher Beziehung außerhalb des gemeinen Rechtes zu stellen — sondern weil auch kein privater Verkehrter gezwungen werden darf, im Steuerangelegenheiten seiner Mitpflichtigen die Mühe und Erhebungen zu veranstalten, oder die Steuerorgane in seinen Geschäftsräumen beherbergen zu müssen. Der Fiscus, dessen Appetit beim Essen stets wächst, hätte, wenn es ihm bei den Bahnen glücken sollte, gar keinen Grund, bei diesen stehen zu bleiben, sondern würde an Schiffsrheder, Spediteure, überhaupt an jegliche Person mit ähnlicher Verkehrsorganen heranreiten. Und schließlich wäre keiner sicher, vom Fiscus nicht mit solchen unfangreichen und zweifelhaften „Ehrenauskünften" betraut zu werden. Deshalb muß beim ersten Versuche nachdrücklichst constatiert werden, daß der Zeugnispflicht zur Auslage dessen verpflichtet, was einer weiß, nicht was er erst erheben muß.

•

In Nummer 338 dieser Zeitschrift ist das Gutachten, welches der Centraldirector Kestranek über die Kosten der Roheisen Herstellung an die Prager Handelskammer erstattet hat, einer Kritik unterzogen und gegen dieses Gutachten unter anderem der Vorwurf erhoben worden, daß darin die Gestehungskosten des Eisens willkürlich angesetzt worden. Im § 19 Berichtigungen, welche Herr Centraldirector Kestranek daraufhin an die „Zeit" gerichtet hat, ist unter Mitarbeiter zwar sofort entsprechend entgegen getreten. Wir kommen trotzdem heute auf diesen Gegenstand zurück, weil eine in der letzten Woche erfolgte Publication den actenmäßigen Beweis für die Richtigkeit der von uns gemachten Angaben als wunder erfüllten Behauptungen bietet. Wir haben in Nummer 338 behauptet, daß der Preis, den die Böhmischen Werke für westphälische Cokes zahlen, Mk. 8·— pro Tonne beträgt, was Herr Kestranek als unwohr erklärte, worauf wir ent gegneten, daß es nebensächlich sei, ob sich die Cokes um 10 Pf. pro Tonne höher oder billiger stellen. In der vom Generalsyndicate der Schlesischen Kohlen- und Cokesvoerke hatte nun der Actionär Herr Jaroslawski den Antrag auf Einsetzung von Revisoren gestellt, welche die Cokesabschlüsse dieser Gesellschaft an die Prager Eisenindustrie Gesellschaft und an die Böhmische Montangesellschaft — welche sich im Besitze des großten Theils der Prioritätsactien der genannten Gesellschaft befinden und auf die Zinnannenzeigung ihres Verwaltungsrathes den alleinigen Einfluß ausuben — überprüfen sollten. Das Amtsgericht in Gottesberg hat aber die Einsetzung der Revisoren abgelehnt, nachdem die beiden böhmischen Gesellschaften, wie auch die Alpine Montangesellschaft durch ihre Schlußbriefe mit dem westphälischen Cokessyndicat vom März und Juni 1898 nachgewiesen haben, daß sie bis zum Jahre 1902 die westphälischen Cokes mit Mk. 8·10 pro Tonne geschlossen haben. Nach dieser gerichtlichen Feststellung der Cokespreise werden die Leser dieses Blattes sich darüber ein Urtheil bilden, wober Herr Kestranek den § 19 des Preisgesetzes so zu mißdeuten, die Irrthum genommen hat.

Kunst und Leben.

Die beiden Abende im Raimund Theater, welche jetzt von den „Tegetthoffern" mit Tanz, Umfang und Spiel ausgefüllt werden, erinnern die Kritik. In tonvrnischer Stimmung sitzen wir da und beobachten mehr die Natur dieser Naturkinder, als ihre Kunst. Beachtung der dient aber auch diese. Daß die Tegetthoff sich das Prinzip und die Schule der Schlierseer zueignen gewußt haben, nimmt ihnen nichts, wenigstens im Bauernstand ist Originalität noch immer starker als Schule

Digitized by Google

Im Jubiläumstheater spielte in den letzten Wochen Fräulein Agathe Barsescu in einer Reihe von Vorstellungen. Grillparzers Tragödie „Das goldene Vließ", „Graf Essex", „Der Sohn der Wildnis" waren von der Dame zu schwerer Heimsuchung erkoren. Man kennt die unerträgliche Art des Fräuleins Barsescu, die geradezu schmerzlich wirkt, da man sich ihrer einstigen, jetzt aber rettungslos untergegangenen Begabung entsinnt. Herr Hermann Benke machte als Jngomar eine gute Figur.

A. H.

Man scheidet uns aus Florenz: In der „Feanfurter Zeitung" vom 13. Mai las ich einen Mahnruf Adolf Hildebrands und bitte Sie, den Worten des großen Bildhauers auch in Ihrem Blatte Resonanz zu geben. Denn es betrifft eine Sache, die alle angehen müßte. Hildebrand wendet sich gegen die jüngst gefaßte Absicht, das Reiterstandbild des Königs Humbert in der Villa Borghese aufzustellen, die jetzt Eigenthum der Stadt Rom geworden ist. Er bekenntet den argen künstlerischen Mißgriff, das moderne Denkmal des Königs, der in der ernsten, schweren Blutschlacht gestanden, an einem Orte zu placieren, wo noch die Geister feiner Zeiten leben, und sagt voraus, wie sehr beide unter ihrer Nachbarschaft leiden werden. Das ist nun eine Klage, die auch bei uns die Künstler oft erheben: über den Stimmungsgegensatz zwischen ihrem Werke und der Umgebung, in die man es zwängen will. Aber Diesmal handelt es sich natürlich nicht um das erst zu machende Denkmal; die bisher unbewohnte Schönheit der Villa Borghese liegt Hildebrand am Herzen. Und während er in klugen, scheinbar ruhigen Sätzen nur diesen Einzelfall erörtert, trifft er die ganze Landplage, welche die unvergleichlichen Stadtbilder Jtaliens verunziert. Es ist eine sachliche Tragik darin: nicht minder psychologisch interessante Studie darüber schreiben, wie jede Stadt den Pittorie Emanuele und Garibaldi gerade auf jenen Plätzen auf stellt, welche die Bürger einer größeren Vergangenheit mit aller Kunst und Liebe als in sich geschlossenen, niemals zu verändernden architektonischen Akkord ihrer Geschichte erfunden hatten. In dieser Stadt werden die Denkmäler schon fülles, wenn sie den höchsten Forderungen der modernen Plastik entsprächen; wie es, wenn keines von ihnen sich über das Niveau einer Botevenezphantasie und handwerklichen Geschicklichkeit erhebt? Es liegt mir fern, den Jtalienern die patriotische Freude an den beiden ihren Befreiungskämpfen und um ihr geeinigtes Jtalien so selbst beraubten Helden des Glorienscheines. Die unglückselige Aufstellung fordert zu wenig günstigen Vergleichen für die Gegenwart heraus, und allen Aerger über die grob innerliche Mißachtung wahrhafter Größe enthält man vor den breiten Männern, denen — freilich wirdigeren — Denkmälern man in den neu gebauten Stadtvierteln nicht ungern begegnen würde. Vittorio Emanuele und Garibaldi, die stehen nun einmal da; aber in den nächsten Jahren wird jede Stadt, dem Beispiele Roms folgend, ihren Umberto errichten. Rasch sind Plätze und Winkel gefunden vorzugsweise, wo die Renaissance unverhüllt ihren Triumfeszug abhielt; sollen sie nun auch der Denkmalsseuche zum Opfer fallen? Tagegen muß Abhilfe geschaffen werden. Auf ein selbständiges Vorgehen der Jtaliener ist nicht zu rechnen; und ist Jtalien, wie es sein größter Dichter nannte, das Vaterland der Menschheit, dann muß uns Fremden auch ein Wort erlaubt sein. Nur kommen alle so unbefugig liche Einwände Empfangende in dieses den Göttern heilige Land, und jeder Rathschlag müßte, von Verehrung und Dankbarkeit ganz durchtränkt, ausgesprochen werden. Man sollte meinen, daß die Kunstgelehrten, die hier mit der feinrichen Miene eines Tempelhüters herumgehen, zunächst auf dem Plan sind, wenn es gilt, das Heiligthum zu vertheidigen. Aber den Streit ist eben der Streit um die Jahrestzahl der Einsetzung wichtiger als das Werk selbst, und Nachelangelo hat nur gelebt, damit Herr Karl Frey aus Berlin ihn wissenschaftlich verarbeiten kann. Zum Glück sind es noch Leute, die in Jtalien und seiner Kunst entschiedenere Werte verehren, als die Gelehrsamkeit, das Zipfelrich des an täglich zehnhundtige Archivarbeit zu trainieren — die Künstler. Sie stehen aus allen Ländern lauten Protest erheben gegen die leichtsinnige Vernaglimpfung des anbetungswürdig hohen Vorbildes jne Leben und Schaffen. Adolf Hildebrand hat als erster zur rechten Zeit gesprochen Hoffentlich nicht vergebens.

Dr. Hugo Haberfeld.

Bücher.

Rudolf Schwartz: Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Breitkopf Senf, 1900.

Heinrich Riethich: Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Breitkopf & Hartel, 1900.

Zwei Schriften über die Musik des abgelaufenen Jahrhunderts von ziemlich verschiedenem Charakter. Die erstere ist eine leider ungenaue und unvollständige Chronik, in der nur selten der Versuch gemacht wird, die trockene Erzählung bloßer Namen durch eine kleine Charakteristik zu beleben. Und wo der Versuch einer solchen gemacht wird, da macht man unwillkürlich, daß auch sie unsicherheiten wäre. So zum Beispiel wenn von „Fidelio" behauptet wird, „daß der heroische Ton des Werkes auch mehr in den Hintergrund trete". Denn, nachdem die Tendenzen des Befreiungskampfes der Napoleonischen Knechtschaft gewaltsam getrennt hatten, da waren die Worte erlösen, um die Florestan und Leonore kämpfen, Worte, die zu Herzen gehen durch Adeligkeit und Hoheit um die Bedeutung Zusammenhang von der Napoleonischen Knechtschaft auf immer? Und wenn sie es gethan hatten, dann wurde die Schilderung ebenso gekünstelt gewesen, wie es die Schilderung des Schwärmens um „Waffenbrüder" war, deßhalb man die Komponisten selbst schon längst überwunden hatte. Was wird auch solchen Urtheilen helfen, wo eine thatsache Ursache dieser unrichtigkeit in den Tatsachen selbst, wenn Abhandlung, die im wesentlichen nur eine Kompilation sein will, da nicht leiser Richtung hat, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden? In anderer Weise hat Riethich die Entwicklung der letzten zehnten Jahrhunderts besprochen. Es zeigt an zahlreichen Beispielen aus der neueren Musik, in welcher Weise sich die Harmonielehre der neueren Zeit entwickelt hat. Er findet da eine Erweiterung der gesammten künstlerischen Stilsummitel zu dem Zwecke, die großmöglichste Ausdrucksfähigkeit zu erreichen und die der Stimmung bis zu die feinsten seelischen Wendungen musikalisch nachzugehen, also eine Erweiterung nicht nur der Technik des Componisten, sondern auch seines Hörers. So eingehend und verständnisvoll dieses Thema auch in dem vorliegenden Werke besprochen wird, will es mir doch scheinen, als ob gerade die letzte Periode eine Einseitigkeit in früheren Zeiten häufig dieselben gewesen wären. Schon die ehedem viel größere Beobeitung und Beliebtheit der Programmusik spricht dafür, daß es sich in der Tonkunst nicht erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts um den Ausdruck seelischer Stimmungen handelte, obgleich zugegeben werden muß, daß die früher viel einfacheren technischen Mittel uns heute nicht mehr ganz adäquat erscheinen. Einer späteren Zeit wird es mit der Beurtheilung des neunzehnten Jahrhunderts auch nicht anders gehen. Wie dem auch sein mag, für das Specialstudium wird das Werk nicht nur wegen seiner Tendenz sondern auch wegen der interessanten Beispiele und historischen Beobachtete empfehlenswert sein.

R. Bb.

Paul Nikolaus Cossmann: Aphorismen. München, Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung.

In der dritten der elf Abtheilungen, aus denen dieses Büchlein besteht, in der mit der Ueberschrift „Literatur", gibt uns der Verfasser einen kleinen Anhalt, durch den wir zu einer geeigneten Beurtheilung der heiklen Kunstform des Aphorismus geführt werden können, sofern dies überhaupt noch nöthig ist. nöthig aber ist es namentlich gegenüber den Anmaßungen, in Aphorismen nichts weiter zu sehen, als geistreiche Einfälle und Anfälle, „Lebensweisheiten" oder ganz besonders „Gedankensplitter". Für Cossmann ist das Entscheidende die Zusammenfassung von Ansichten, die ein möglichst weites Gesichtsfeld umschließen, in ein möglichst kleines, aber auch möglichst deutliches Büchlein; so bezeichnet er selber die Aphorismen als „ganz kurzes, mit wenig Farben gemaltes", und so hat es es auch in seiner eigenen Leistung gehalten. In dem Maß, als die Philosophie unserer Tage die mehr künstlerische als theoretische Darstellung des Weltganzen hinter die schichteren Forschungsgebieten über Einzelnes zurücksteht, in eben dem Maß erhöht sich die Spannung des aus einmal vorhandenen und zusammengestellt vernachlässigten „metaphysischen Bedürfnisses": sie entlädt sich, wo der Gegendeuck am leichtesten zu überwinden ist, und der Aphorismus bietet ihr eine umso günstigere Gelegenheit dazu, als für ihn gegenüber hoffartigen Ansprüchen auf Vollständigkeit und Systematik „Grenzen" dem einmal nie gilt, kaum braucht niemand eine Compromittierung fürchten, wenn er in dem kleinen Häuschen dieser Colonie die weiten Feenlichte genießt. Die Fenstercheu gehen nach allen Seiten; man blickt auf „Menschen, Leben und Welt", auf „Wissenschaft (Philosophie des Besonderen)", auf „Literatur" und auf „Kunst", auf die „Philosophie des Lebens" und auf das „was da drüben", auf „die Frauen" und auf die „Liebe", auf „Geselschaft" und auf „Moral" und schließlich auf eine Gruppe „Maximen"; des „Bonmottes" und des „Aachworten" nicht erst besonders zu gedenken. Das sind wesentlich andere Blicke als die, mit denen wir Splitter auffingen. Cossmann, dessen Aphorismenbuch gerade als ein Beispiel gegen die Verwechslung des Aphorismus mit dem Gedankensplitter aufgestellt werden kann, ist geschlossenheit genug, daraus seine Programmrede zu machen, gibt aber just vor jener Neugierdeung des Aphorismus auch eine des Gedankensplitters an: „Es ist gut, wenn ein Geschriebene mit dem Autor nennt; denn dadurch liegen Gedankensplitter ab." Der Verfasser ist in diesem Büchlein nirgends angeraunt und läßt auch uns keine Splitter zusammenklauben, sondern eine einheitlich geschlossene Welt genießen. Und zur Kräftigung und Charakterisierung dieser Welt hier einiges Nähere anführen, hieße wohl nur, gerade gegen diese schöne, vom Leser ungesplittert zu genießende Einheitlichkeit angerecht werden.

Hans Schmidkunz.

Erwin Rhode: Der griechische Roman und seine Vorläufer. Zweite durch Zusätze aus dem Handexemplar des Verfassers und durch den Beitrag über griechische Novellistik vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf & Hartel, 1900. 611 Seiten

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die erste Auflage von Rhodes Buch erschienen ist. Die Bekanntschaft mit dem griechischen Roman ist aber seither kaum tiefer in die Allgemeinheit gedrungen. Eigentlich ist es nur die Erzählung des Longus von Daphnis und Chloe, die um der 1832 erschienenen Uebersetzung von Jacobs hie und da einmal auch von einem Nichtfachmann gelesen wird. Aber auch über den ästhetischen Werth dieses Romans gehen die Urtheile weit auseinander. Wie weit hat ihn Goethe, der ihn aus der französischen Bearbeitung Courriers kannte, in seinen Gesprächen mit Eckermann gestellt, wie abfällig beurtheilt ihn Wilamowitz! Aber es ist unbestritten nicht der poetische oder dichterische Inhalt, der an dem griechischen Roman weitergehendes Interesse erweckt, sondern der Umstand, dass uns hier eine neue Literaturform gewissermaßen vor unseren Augen erstehen sehen, dass wir verfolgen können, wie die griechische Dichtkunst, die in ihren Anfängen nicht als Erzählung, sondern in gemessener der Wuth, und Tage als Versform, von poetisch Erscheinungen aufgetreten war, und in ihrer Blüte in Epos und in der Tragödie wenigstens das antike Gebiet umfassend, in Verfall gerathen, schließlich hilflos dastand, bis sie sich allmählich wieder der Prosa bemächtigte. Aus der Entwicklung des griechischen Romans, der sich in Rhodes Buch ebenso wie Am [illegible] Mühlung [illegible]

Mag Burckhard.

Pierre Veber: Amours anciens. Roman. Paris, H. Simonis Empis. [illegible]

Amours Anciens, das ist der Titel des neuesten Romans, der in der Schule La Fontaines sich [illegible] Land [illegible] Roman und der doppelten Liebe auf

drm Titel ist also gerade so, wie die Fabel vom verliebten Löwen gegen die Liebe gerichtet, aber bei Pierre Veber ist es eine bestimmte Art von Liebe, die romantisch-sentimentale, die aufs Korn genommen wird. Es ist nicht Zufall, sondern guter Rath, daß Veber als Subtext seiner Demonstration nicht einen Franzosen oder einen anderen Vertreter der lateinischen Rasse, sondern einen Germanen erkoren hat, denn die Kunst der Liebe ist in Frankreich viel eher dazu, höchst gewöhnliche Liebesabenteuer zu poetisieren und zu spiritualisieren als Seelen- und anderen dadurch das Leben zu erschweren. „Schuld der Steuerer Heimath hierin gelegen“, schildert in Paris dazu, die Nichte seiner Wäscherin zu heiraten, und wie viel Deutsche haben es ihm, nachdem sie in Paris seßhaft geworden, nachgethan! Pierre Veber ist als Humorist von ehedem, der es hier zum erstenmale versucht, einen ernsten Stimmungsmann zu scheinen („L'Aventure“ und „Chez les Snobs“ wollten auch Romane sein, aber es waren nur vergrößerte Humoresken), nicht grausam genug, den sentimentalen Baron Claude Michel de Sembach, den er aus dem österreichischen Türnisein stammen läßt, mit einem seiner „Verhältnisse“ zu verkuppeln, aber sein Ihn und ihre zwischen unbezwingen Verhältnissen, die er mit Schalten will, aber doch auch nicht rechtsoften abzuschneiden wagt, verschuldet den Rückzug der jungen Amerikanerin ans guter Familie, die er wirklich liebt. Sembach denkt vielmehr an Selbstmord, aber er erkennt noch zur rechten Zeit, daß auch das noch eine romantische Uebertreibung ist, und beschließt, die von seinen Verwandten eingeleitete Convenienzehe mit seiner Cousine einzugehen, die ihm gleichgiltig und der er noch viel gleichgiltiger ist. Da Veber die Pirie seiner Satire gegen die Romantik richtet, so war es nicht sehr logisch von ihm, seinem Roman einen äußerst romantischen Anfang zu geben. Sembach macht nämlich seine Reise nach Frankreich zu Pferd, verirrt sich eines Abends in den Ardennen und bringt die Nacht in einem ausgebrannten Schlosse zu, wo eine Eindrecherbande heerrlich und in Freuden lebt und ihm gegenüber die aristokratische Herrschaft spielt. Die Gauner erzählen dem unerfahrenen Jüngling wahrheitsgemäß, wenn auch ironisch, ihre Lebensgeschichte, ohne daß er die Komödie merkte. Erst als er mit der ganzen Bande gerichtlich festgenommen wird, geht ihm beim Advokatenzeugnichter ein Licht auf. In den späteren Capitoln taucht immer von Zeit zu Zeit wieder einer von der Bande in romantische Lumpen drapiert auf und gesticuliert nach der Mode von 1840. Wer diese Mode nicht kennt, der schaue Seite 69: „A Auch, Mr. Sembach, vous descendez à l'Hôtel des deux Mondes, qui lui était recommandée“ zu leisen an und überschlage die Stellen, wo von der Bande des prince de Thunes die Rede ist!

Felix Vogt.

Karl Töpfe: Musikanten und Sonderlinge. Neue Musikantengeschichten. Berlin, B. Behrs Verlag.

Die Geschichten sind noch spießbürgerlicher gerathen, als die erste Sammlung. Trotzdem behalten sie inneren Wert genug, um viele Leser zu finden und zu verdienen. So viel Liebe zur Musik, Verständnis dafür und geschmackvolle Erzählungskunst findet man selten beisammen.

T. B.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau“ (April und Mai). Hermann Grimm be spricht Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. — Rudolf Eucken gibt ein Capitel aus seinem demnächst erscheinenden Werke: „Der Wahrheitsgehalt der Religion.“ — Ernst Elster beginnt mit der Veröffentlichung ungedruckter Briefe von Heinrich Heine aus den Jahre 1823, wo der damals 26jährige Dichter in Göttingen das studierte. Diese Briefe tragen schon das ganze Gepräge seines Stiles und Wesens; schwankend in der Stimmung, grillvoll, boshaft satirisch, sentimental, weich wüthig und gehässig zugleich, spiegeln sie den zerrissbaren Zwiespalt, der das Herz der deutschen Juden jener Zeit erfüllte. Trotzdem er sich vielfach im Gegensatz zur deutschen Cultur stellte und schon damals nach Paris weich gravitierte, bekennt er übrigens in einem dieser Briefe: „ich bin eine der deutschesten Bestien und weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fisch das Wasser ist, und daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann“.

In der „Umschau“ vom 25 Mai bespricht Dr. Reiß unter dem Titel „Ein neuer Angriff gegen die Abstammungslehre“ das vor kurzem erschienene Buch des Erlanger Professors A. Fleischmann über die Descendenztheorie. Nach dieser Kritik enthält das Buch eine „tendenziös entstellte Zusammenstellung wologischer Thatsachen“, die sich in das ob bäude der Abstammungslehre nicht einreihen lassen. Dr. Reiß vergichtet auf eine sachliche Würdigung des Buches, gibt dagegen eine persönliche Vorgeschichte, wie Prof. Fleischmann dazu kam, dasselbe zu schreiben. Er war nämlich bis vor wenigen Jahren überzeugter Anhänger der Abstammungslehre des Darwinismus. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bis zum Jahre 1896 fußten durchaus auf dieser Theorien, so auch der in diesem Jahre erschienene erste Band seines „Lehrbuches der Zoologie“. Im Jahre 1897 wurde der Lehrstuhl für Zoologie in Erlangen, wo Fleischmann außer ordentlicher Professor war, frei; in gleicher Zeit wurde der bayerische Landtag, dem Bundes aus, dass man als Vertreter der Naturwissenschaften auf den bayerischen Universitäten lieber Darwinisten mehr antiche. Merkwürdigerweise zeigte der im Jahre 1898 erschienene Band des „Lehrbuches“ gegen den ersten Theil eine radicale Umwandlung; von Darwinismus war nichts mehr zu merken. Nun aber diesen plötzlichen, auffallenden Gesinnungswechsel zu nicht überlieben zu können, war ein besonderes Capitel über „die Stammesgeschichte“ angekündigt, das in seinen Sätzen die ganze Abstammungslehre zur Unmöglichkeit erklärte. Fleischmann erbrieft die gewünschte Professur ... Diese in der That mißbrauchte Geschichte wurde zuerst von Hädel bekannt gegeben.

„La Revue“ (15. Mai). Camille Mauclair gibt in einem Artikel über die „Salons“ von 1901, den er „Die Nach, des Impressionismus“ benennt, einen zusammenfassenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der französischen Malerei. Zwiefach drängt sich dem Beschauer vor allem auf: der absolute Sieg des Impressionismus (denn obwohl die Werke von Manet, Renoir, Monet und Degas selber fehlen, stehen alle hervorragendsten Bilder von ihnen in den Salons einer Ein flüsse; und zweitens der realistische Drang nach Intimität, der sich durchwegs geltend macht. Man sieht nur Porträts oder Landschaften, während das Idealbild, das symbolische wie das tendenziöse, ganz seinen asylrecht und das Anekdotenbild ganz verschwunden ist. Auch Historienbilder sind nicht mehr gewollt und mit den „Scènes“ und „Tableaux de Genre“ hat man ganz aufgeräumt. Was sich vorwiegend zeigt, das ist ein großes können. Die technische Vollendung hat eine ungeahnte Höhe erreicht, die schwierigsten Lichtprobleme, an die man sich früher nicht herangewagt hätte, werden glänzend gelöst, und man darf wohl sagen, daß Frankreich über die besten Porträtmaler und Landschafter verfügt. Gleichwohl wird man von den Werken nicht sonderlich ergriffen; eine gewisse kühle Vornehmheit, die von den Bildern ausgeht, verhindert jeden heftigeren Eindruck. Der Verfasser sucht jedoch den Grund dafür weniger in einem Mangel an Temperament, als vielmehr darin, daß jeder Künstler zur Schau zu stellen, jener gebeuchelten Affectlosigkeit, welche sich die heutige Generation in ihrem Widerwillen gegen den Pathetischen, Oktavative zur zweiten Natur gemacht hat. — Gh. Ledonnran schreibt über die geistige Beschaffenheit der Chinesen.

„Revue blanche“ (15. Mai) befaßt sich neuerdings mit den russischen Dostojewski, jener Serie, die, von den Lehren Tolstois erfüllt, den Mißtrauisch verwirrt und denen es gegen Ende 1898 gestattet wurde, aus dem Kaufhaus auszuwandern. Auf Vermittlung eines Engländers, M. Wood, und nachdem auch die Duäker sich ihrer angenommen, wurde es 7000 Doukhobors gestattet, sich in Canada niederzulassen. Trotzdem sieben ihrer Gemeinden nicht anfgenommen wurden, weil sie widerspenstig, ihren Besitz grundsätzlich ein rungen zu lassen, da der Boden Eigenthum Gottes sei und nur seine Früchte dem Menschen gehören sollen; sie weigern sich, Geburten und Todesfälle registrieren zu lassen, da im Buche Gottes ohnedies genaue Rechnung über Leben und Sterben der Menschen geführt werde; sie weigern sich, Steuern zu bezahlen, Eheschließungen schließen oder lösen lassen, da dies eine Angelegenheit sei, die jeder nur mit seinem Gewissen abzumachen habe. Sie behaupten auch dieser Weigerung beharren zu müssen, da die Missbräuche und Verirrungen, zu welchen die Besitz gung durch christlichen Einrichtungen führen, nur allzu schlagend seien und man dem Wahren und Guten nur durch Unbangsamkeit und nicht durch laue Halbheiten zum Siege verhelfen könne. Sie sind deshalb ausschlossen, aus Canada, wo sie sich mühselig eine Heimat geschaffen, neuerdings auszuwandern, und an der Spitze ihrer in der „Revue blanche“ veröffent lichten Schrift mit der canadischen Regierung steht ein „Aufruf an die Menschheit“ mit der offenen Anfrage, ob es denn nirgends auf der Welt einen Ort gebe, wo friedliebende Menschen ihr Brot durch Ackerbau finden können, ohne mit ihren Gewissen in Conflict zu gerathen und die Gebote Gottes verletzen zu müssen. — Henry Dagan schreibt über die Arbeitslosigkeit in Amerika und etwa 24 Procent der Arbeiterbevölkerung seien zeitweilig beschäftigungslos, in Frankreich sind durchschnittlich zwei Drittel dauernd beschäftigt, während ein Drittel zeitweilig zur Arbeitslosigkeit verdammt ist; in England beträgt ihre Zahl gleichfalls 30 Procent, und wer die Verhältnissen hat sich in einem Zustande der Verwesung befindet. Merkwürdiger weise verneint man dem aber durch Vagabundenlegion und strenge polizeiliche Maßregeln zu begegnen, statt dem Uebel auf den Grund zu gehen und seine Ursachen zu beheben.

„Le Mouvement Socialiste“ (15. Mai) bringt eine Enquête über die socialistische Presse, die von einem Artikel von Hubert Lagardelle eingeleitet wird. Er schildert darin die Inhaltsarten der socialistischen Tagespresse, die nicht Eigenthum der Partei, sondern in den Händen von Privatunternehmern und demgemäß nichts weniger als unabhängig sei, ja zu Reclamezwecken von Capitalisten mißbraucht werde. — A. Braun, der im Anschluß daran über die socialistische Presse in Deutschland berichtet, schildert die Hauptschwierigkeit der Presse darin, daß dort die Blätter in einzelnen Nummern verkauft werden, wodurch sich weder die Einnahmen noch die Auflage genau bestimmen lassen, während in Deutschland der Abonnementsfang die Grundlage und materielle Stütze des Blattes bildet. Es bestehen dort politische, socialistische Tageblätter, wie das „Hamburger Echo“ und die „Leipziger Volkszeitung“, gegen 30.000 Abonnenten, der „Vorwärts“ sogar 56.000. Die socialistischen Fachblätter, welche Eigenthum der Syndicate sind, werden an die Mitglieder zumeist gratis vertheilt, doch in ihr Abonnement im Mitgliedsbeitrag inbegriffen; sie haben darum eine Auflage von 100.000 Nummern. All diese Blätter sind absolut unabhängig, Eigenthum der ganzen socialistischen Partei oder der localen Organisationen, aber immer unter Oberaufsicht der socialistischen Preßcommission. Nach Berlin des Verfassers leisten die socialistischen Redacteure aus Liebe zur Sache beweist in viel höherem Maße wie die Lohnsclaven bei der übrigen Tagespresse, die für den Achtstundentag kämpfen, arbeiten 16 Stunden im Tage“. Von der Partei kräftig gestützt, ist die socialistische Presse in Deutschland die viel lautere Kampfmittel, dem die Sache ihren mächtigen Aufschwung dankt. Ueber die socialistische Presse in Italien berichtet in Kürze Alexander Zdrzalcki, dass sie ausnahmslos Eigenthum der Partei sei und durch freiwillige Beiträge der Genossen erhalten werde. Die tägliche Tagesseitung „Avanti“, die in einer Auflage von 20.000 Nummern erscheint und den dritten Rang unter den socialistischen Blättern Italiens einnimmt, wurde 1896 von Ferri ins Leben gerufen, der durch seine parlamentarischen Agitationen dem Blatt einen Grundungsfonds von 100.000 Lire verschaffte, während zwei Parteigenossen weitere 30.000 Lire hinzufügten. Trotz der Verfolgungen — es erlebte innerhalb zwei Jahren 150 Confiscationen und hatte über 2000 Lire an Strafen zu zahlen — schwingt sich „Avanti“ unaufhaltsam zu einer Auflage von 80.000 Exemplaren empor. Die ganze Redaction verhaftet wurde, brauchte Ferri nur den Chefredacteur Bissolati zu nennen, und die Partei verfügt überdies über 82 Localblätter und zwei Wochenblätter, die auf Flugblätter im ganzen neben Journal-Exemplare 90.000 Nummer drucken.

Digitized by Google

„Engineering Magazine“ (April). Alexander Hume Ford schreibt über das große Arbeitsfeld, das sich englischen und amerikanischen Ingenieuren heute in Russland eröffnet. Russland stehe, wie etwa Amerika vor einem halben Jahrhundert, an der Schwelle eines ungeheueren industriellen Aufschwunges. Durch alle Mittel und Schutzzölle jeder Art zwinge Russland die Ausländer, sich auf seinem Boden niederzulassen und ihre Industrien mit russischen Arbeitern zu betreiben. Die 90 Millionen russischer Bauern, die während des halben Jahres beschäftigungslos sind, arbeiten gern für einen lächerlich geringen Lohn und die Regierung sorge dafür, dass sie nicht streiken. Russland werde jedes Opfer bringen, um den Frieden zu erhalten und namentlich mit Amerika im guten Einvernehmen zu bleiben. Das englische Gold ist ihm viel lieber als englisches Blei, und das Bemühen seiner Staatsmänner gehe dahin, Russlands größte Rivalen, England und Amerika, so sehr in industrielle Unternehmungen zu verwickeln und an seinem finanziellen Wohlergehen zu betheiligen, dass es von ihrer Seite nur unterstützt und nicht angefeindet werden kann. Dahin scheinen alle seine Maßnahmen zu zielen, und es ist sicherlich der für alle Theile wünschenswerthe und ausschlussvollste Weg. Bemerkenswert sei noch, dass, trotzdem Russland die Juden ausgewiesen habe, der ganze russische Handel heute wieder durch jüdische Hände gehe und die Juden sich eine ungeahnt einflussreiche Stellung und Bedeutung neuerlich zu erobern verstanden hätten.

„Nineteenth Century“ (Mai). Mrs. J. R. Green schreibt über die gefangenen Boeren auf St. Helena, unter denen sie längere Zeit auf der Insel verkehrt hat. Sie seien verschönigt und hätten sich, trotzdem sie den Krieg für einen durchaus ungerechten hielten, vielleicht sogar den Engländern unterworfen, wären dieselben minder barbarisch vorgegangen. Der entscheidende Umschwung sei erst eingetreten, als die Eingeländer anfiengen, die Gehöfte der Boeren niederzubrennen. Wie die auf St. Helena untergebrachten gefangenen Boeren ganz besonders unglücklich macht, ist die Unthätigkeit, zu der man sie verdammt. Die, welche man beschäftigt, gehen mit Eifer und Geschick an die Arbeit; aber kaum ein Procent der Gefangenen findet Beschäftigung, während die Uebrigen leiden müssen und durch diese ungewohnte Unthätigkeit geradezu krankhaft werden. — R. G. Busby schildert Japans Stellung in Korea, die es sich seit Schließung des Vertrages von Shimonoseki im Jahre 1895 zu schaffen verstanden. In der Hauptstadt Seul sind bereits fünf Procent der Bewohner Japaner, und auch in Fusan sowie in anderen wichtigen Städten befinden sich blühende japanische Ansiedlungen. Post und Telegraphen dienst liegen in ihren Händen, und sie erhalten etwa zwanzig Schulen und ebensoviele buddhistische Missionäre im Lande. Die Hälfte aller Banken sind in ihrem Besitz und auch ein Münzamt wurde von ihnen erbaut und eingerichtet. Sie besitzen die wichtigsten Concessionen für Bahn und Bergbau und haben überhaupt den bedeutendsten materiellen und moralischen Einfluss, während Russland nur sehr unvortheilhafte Schürfrechte auf Kohlen und unbedeutende Bahnschlangrechte besitzt. Allerdings hat es eine wichtige Kohlenstation und ziemlich wertvolle Wälder und Ländereien im Privat besitz und einen wesentlichen Einfluss bei Hof, Japan besteht kein Beispiel, dass Russlands Einfluss in Korea den Japans überholen hätte.

In „Macmillans Magazine“ (Mai) theilt ein englischer Roman, der als Kriegsgefangener bei den Boeren war, seine Erfahrungen mit. Obwohl aufgebracht gegen die englische Regierung, legten die Boeren gegen das Volk und nun gar gegen den Engelein durchaus keine Feindseligkeit an den Tag; der Verfasser bekauptet sogar, dass die Boeren weit mehr Sympathie für die Engländer, als für ihre Stammverwandten, die europäischen Holländer, hegen. Die Königin von England genoss allgemeines Ansehen, ihr Bild ist in vielen Boerenhäusern zu finden.

Da er hörte, wie sich der Freunde auf dem Sande näherte, erhob er sein mächtiges Haupt — und über das sonnverbrannte Antlitz mit den tiefen, leeren Augenhöhlen glitt ein Lächeln.

Der junge Wandersmann wunderte sich sehr und sprach zu ihm:

„Bist du es, der König gewesen und geherrscht hat über alles Land von den Ufern der Morgenröte bis zu den Ebenen des abendlichen Dunkels?“

Der Alte nickte.

„Ja, ich bin's!“ versetzte er mit räthselhaftem Lächeln.

„Und bist du es, der in einem Schloss mit fünfhundert Goldzinnen gewohnt und die schönsten Töchter der Erde sein genannt hat?“

„Ja, mein Sohn, das bin ich!“

„Und bist du es, der von seinem Volke verrathen wurde, von seinem Weibe verlassen, von seinen eigenen Söhnen gehasst und verflucht, die dir die Augen ausstachen und dich ins Elend hinaustrieben?“

„Ja, ja, gewiss — gewiss!“

„Und doch lächelst du?“

„Ja, warum sollte ich nicht lächeln?“

Da durchzuckte es den jungen Wanderer wie ein Blitz, und er rief:

„Wahrlich, dann hast du auch den Stein der Weisen gefunden, der alle Sehnsucht stillt, alle Wunden heilt und alle Schmerzen lindert! . . . Sag' es mir! . . . Ist es nicht so?“

Der Alte stutzte.

„Den Stein der Weisen? . . . Nun ja, du hast wohl Recht, mein Freund!“

„Aber wo ist er?“

„Tief drinnen!“ versetzte der Alte und schlug sich auf die Brust.

„Was meinst du damit? . . . O sag' es mir!“ rief der Jüngling und fiel mit ausgestreckten Händen auf die Knie. „Was ist der Stein der Weisen, der alle Sehnsucht stillt, der alle Wunden heilt und alle Schmerzen lindert?“

Da erhob sich der stolze König und sprach:

„Das ist die tiefe, stumme Menschenverachtung!“

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Kondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Steiermark.
ROHITSCHER
SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle WELTBERÜHMTES
Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser. 1427

Gustav Zwierschütz XIII., Wattmanngasse 10 empfiehlt sein
Realitäten und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
WIEN, IX. I. Türkenstrasse Nr. 17
[illegible] inländischer, französischer, englischer
[illegible] Abonnentin Artikel und Notizen
[illegible] grösstliche Form
Prospecte gratis und franco.

Der Stein der Weisen.

Allegorie von Henrik Pontoppidan.

Deutsch von Wilhelm Thal.

Es war einmal ein junger Bursch; der hatte vom Stein der Weisen erzählen hören, der alle Wunden heilte und alle Schmerzen linderte — und als ihm der Flaum ums Kinn sprosste, zog er in die Welt hinaus, um den Stein zu suchen.

Er suchte ihn am Born der Liebe, wo die schönen Mädchen der Stadt allabendlich zusammenkamen, um in großen Thonkrügen Wasser zu holen. Er schlug mit dem Pilgerstabe an den Himmelsfunken der Treue und stieg hinab in den tiefsten Schacht der Wissenschaft . . . doch nirgends fand er Erfüllung seiner Sehnsucht oder Heilung für seine Wunden.

Da hörte er von einem Manne, der einsam draußen in der Wüste mit einem Volk zusammen lebte. Es war ein verdrießener König, der über alles Land von den Ufern der Morgenröte bis zu den Ebenen des abendlichen Dunkels gebeherrscht hatte. Er hatte in einem Schloss mit fünfhundert Goldzinnen gewohnt und die schönsten Tochter der Erde sein genannt. Jetzt lebte er wie ein Bettler in einer elenden Erdhütte, von seinem Volke verraten, von seinem Weibe verlassen, von seinen eigenen Söhnen gehasst und verflucht, die ihm die Augen ausgestochen und ihn ins Elend hinausgetrieben hatten.

Der junge Bursch, der in die Weite hinausgewandert war, um diesen hartgeprüften Mann aufzusuchen, fand ihn vor seiner Erdhütte; er saß auf einem Stein und spielte mit fünf runden Kieseln, die auf dem Boden lagen und den Sand rundher aufwürfelten. Sein Bart- und sein Haupthaar war wenn wie das eines Greises, seine hochragende Mutter rauschte nur gebeugt, und es besaß kaum einen Lumpen, um seine Blöße zu bedecken.

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 8. Juni 1901. Nummer 349.

Die Probe auf das Exempel.

In seiner letzten Parlamentsrede hat Herr v. Koerber für den deutsch-czechischen Man-weiß-nicht-wann-Ausgleich eine ungemein anziehende Formel stilisiert. Sie findet sich in dem die deutsch-czechischen Streitigkeiten behandelnden hoffnungs- und vertrauungsvollen Schlußabsatz der Rede. Schaffen — heißt es dort — ist besser als Streiten. „Das Bedeutsamste" — führt dann die Rede fort — „ist allerdings die Formel für den Friedensschluß. Sie muß nicht eine Zauberformel sein, sie hätte nur mit den Worten zu beginnen: ‚Die beiden Böhmen bewohnenden Volksstämme wollen, daß . . .', und es wäre vollbracht." Die Formel klingt überaus plausibel. Besonders da leider die Gefahr nicht groß ist, daß sich die beiden Böhmen bewohnenden Volksstämme über eine Ordnung der nationalen Machtverhältnisse so bald einigen und Herrn v. Koerbers constitutionellen Respect vor dem Willen der beiden Nationalitäten so bald auf die Probe stellen. Dagegen existiert ein anderes Kronland in Oesterreich, in dem die beiden es bewohnenden Volksstämme sich in der That schon längst auf einen nationalen Ausgleich untereinander geeinigt haben. Es ist dies das Land Tirol. Dort hat Herr v. Koerber heute unmittelbar Gelegenheit und hätte sie schon längst gehabt, seine Achtung vor dem geeinten Willen der des Streitens müden Völker und seine Friedensliebe praktisch zu bethätigen. Es ist ganz wie Herr v. Koerber sich's für Böhmen denkt, keine „Zauberformel", was die Deutschen und Italiener in Tirol ausgesonnen haben. Die Formel ihrer Lösung des nationalen Problems beginnt sozusagen „nur" mit den Worten: „Die beiden Tirol bewohnenden Volksstämme wollen, daß . . .", nämlich, daß das welsche Südtirol endlich seine seit vierzig Jahren angestrebte Autonomie erhalte. Und doch ist auch in Tirol nichts, was dem nationalen Frieden ähnlich sähe, „vollbracht". Denn die Regierung will nicht, auch die Regierung des Herrn v. Koerber will nicht oder hat doch bisher nicht gewollt, daran allein ist der Ausgleich bisher gescheitert, und auch die letzte Rede des Herrn v. Koerber läßt eine berubigende Zusage in dieser Richtung vermissen.

Herr v. Koerber hat auch über die nationale Frage in Tirol gesprochen. Der vorsichtige Stilist hat aber diesen Theil seiner Rede von dem ihm sachlich verwandten böhmisch-nationalen Abiatz durch eine längere Auseinanderziehung über die Los von Rom-Bewegung getrennt. Das war sehr schlau. Denn über Tirol, wo Herr v. Koerber fürchten muß, sofort beim Wort genommen zu werden, spricht er in einem ganz anderen Geist als über Böhmen, wo seine Friedensworte vorläufig nichts weiter noch sind als billige Biedermännerei. Für Böhmen sagt er: „Kinder, einigt Euch, meinen Segen habt Ihr zum voraus." Für Tirol aber, wo sich die Kinder bereits seit 1899 geeinigt haben, müßte derselbe Herr v. Koerber in Jubel ausbrechen und mit Freudentränen in den treuen Augen den Völkern seinen Segen geben. Aber davon ist in dem Tiroler Excurs seiner Rede gar nichts zu bemerken. Herr v. Koerber hat vielmehr schon einmal, im Herbst vergangenen Jahres, in seinem bekannten Schreiben an den Baron Malfatti, dem Tiroler Ausgleich der beiden Nationalitäten ein starres „Nein" entgegengesetzt. Daraufhin haben die Italiener zu dem bewährten Mittel gegriffen, durch das man erfahrungsmäßig allein österreichische Regierungen zu bändigen vermag. Sie haben im Tiroler Landtage, dem sie bis dahin ein Jahrzehnt lang ferngeblieben waren, obstruiert. Seitdem zieht wohl Herr v. Koerber etwas mildere Saiten auf. Sein starres Nein ist gewichen, aber auch sein Ja ist noch nicht erfolgt, und ein freudiges schon gar nicht.

Vielmehr ist aus den Tirol betreffenden Aeußerungen des Herrn v. Koerber ein gewisses Unbehagen über die Einigung der beiden Nationalitäten unverkennbar herauszuhören. Zunächst sucht Herr v. Koerber seinen schroffen Absagebrief an den Baron Malfatti zu beschönigen, indem er ausführt, daß er ihn nur gedrieben habe, weil die damalige Einigung der beiden Volksstämme nicht „an der competenten Stelle", nämlich nicht im Tiroler Landtag, sondern in außerparlamentarischen Conferenzen der deutschen und italienischen Führer erfolgt ist. Nun, wenn zwei junge Menschen einander lieb haben, gefunden haben, werden die Eltern, bevor sie ihnen die Wohl paßt, ihre Zustimmung doch nicht verjagen, weil die beiden Liebenden den ersten Kuß nicht „an der competenten Stelle", im elterlichen Hause, sondern vielleicht in einem verschwiegenen Waldeswinkel ausgetauscht haben. Und über außerparlamentarische Verständigungsconferenzen zu zürnen, hätte doch Herr v. Koerber am allerwenigsten Grund, da ja die erste That und, wie die Officiösen damals schrieben, der erste „Erfolg" seiner Regierung gleichfalls die Einberufung einer außerparlamentarischen Conferenz, von Deutschen und Czechen nämlich, war, die allerdings zu keinem Ausgleich geführt hat. Kann man Herrn v. Koerbers Friedensliebe noch ernst nehmen, wenn man so sieht, wie er mit zweierlei Maß mißt? Und ist Herr v. Koerber der Schulmeister der Völker Oesterreichs, daß er sie strafen darf, weil zwei von ihnen, die Tiroler, ohne ihn das zustande gebracht haben, was zwei andere, die Böhmen, mit und unter ihm nicht vermocht haben, nämlich die außerparlamentarische Einigung von Volk zu Volk?

Für die Zukunft freilich verspricht der strenge Herr den Italienern eine zartere Behandlung. Begründung: weil sie inzwischen wieder in den Landtag eingetreten sind. Aber das haben sie doch nur gethan, um zu obstruieren, und in der Thronrede haben wir gehört: „Nimmermehr sind Erfolge durch Lähmung der Volksvertretung zu erzielen." Doch an die Widersprüche zwischen Worten und Thaten sind wir bei Herrn v. Koerber schon gewöhnt, und so wollen wir auch den Italienern den Lohn für ihre Obstruction nicht mißgönnen. Groß ist er vorläufig ohnedies nicht. Denn das nunmehr im Tiroler Landtagsausschusse von beiden Nationalitäten einmüthig ausgearbeitete neue Autonomieproject ist von der Regierung noch nicht genehmigt, und das Einzige, was Herr v. Koerber darüber in seiner Rede gesagt hat, klingt nicht sehr aussichtsreich: „Die Regierung wird nie und nimmer die Einheitlichkeit des Landes tangieren lassen. Das Land war von jeher Eins und soll auch immer Eins bleiben." Das ist das Argument, das die feudalen Staatsretter gegen jede administrative Zweitheilung eines national gemischten Kronlandes bereit haben: in Tirol die Conservativen mit dem Statthalter Grafen Merveldt an der Spitze; in Böhmen, wo die Deutschen vorläufig allein die Zweitheilung anstreben, die Staatsrechtler mit dem Oberstlandmarschall Fürsten Lobkowitz an der Spitze und den Jungczechen im Gefolge.

Solange aber die Regierung diesem Fetisch der Landeseinheit oder, wie man früher sagte, der historisch-politischen Länder-Individualitäten ihre Opfer bringt, ist auf den nationalen Frieden, für den eben noch keine andere „Zauberformel" gefunden worden ist als die reinliche Scheidung, trotz aller schönen Worte nicht zu hoffen, weder in Tirol noch auch in Böhmen. Die Probe auf das Exempel wird Herr v. Koerber in der allernächsten Zeit in Tirol zu geben haben. Wenn der Friede in Tirol kommen soll, braucht Herr v. Koerber bei der Entscheidung über das Autonomieproject nur im Sinne der völkerfriedlichen Worte zu handeln, die er in seiner letzten Rede Böhmen, nicht aber der „landeseinheitlichen", die er Tirol gewidmet hat. Eine der besten Eigenschaften des Herrn v. Koerber — auch von uns hochgeschätzt — ist ja die, daß er immer auch anders kann. Und die Italiener werden wohl mittlerweile im Innsbrucker Landtag darnach trachten, den Lohn für ihre „an der competenten Stelle" ausgeübte und noch ferner auszuübende Obstruction über das knappe Maß zu erhöhen, das ihnen vorläufig Herr v. Koerber zuzutheilen befunden hat. K.

Russische Hoffnungen und die russische Presse.

In dem sehr instructiven Aufsatz von A. Radin in Nr. 347 der „Zeit" über den kritischen Moment, den Russland heute durchlebt, wird zum Schluss die Frage aufgeworfen, ob die Regierung sich auch diesmal, zu Reformen gezwungen, nur zu halben Massregeln entschließen wird. Die Frage wird in letzterem Sinne als wahrscheinlich beantwortet. Es sei gestattet, auf die Situation zurückzukommen und sie beleuchtend darzulegen.

Wir müssen uns stets in Erinnerung halten, dass die Studentenunruhen, die ausgesprochene Parteinahme der Gesellschaft für sie, das Hundertschlagen der Bewegung in die Arbeiterwelt und nicht zum letzten die Attentate gegen Bogolepow und Pobjedonoszew die widerstrebende russische Regierung zu Reformver-

Digitized by Google

sprechungen gezwungen haben. Der Czar selbst, dem, wie manchem Thronfolger, früher der Ruf liberaler Gesinnung vorausging, hat sich als viel zu schwach erwiesen, um in den brennenden Fragen selbst Initiative zu zeigen. Er ließ sich von den reactionären Ministern Sipjagin, Pobjedonoszew und Murawjew leiten, die ihm klarzumachen suchten, daß allein in den Bahnen Alexanders III. Russlands Wohl sich entwickeln könne. Sipjagin spectelt soll unter dem Hinweis auf die ähnlichen Zustände in Frankreich vor der großen Revolution Kaiser Nikolaus II. von jedem liberalen Umschwung abzubringen gesucht haben. Aber die Ereignisse, das drohende Gespenst eines neuen Terror, waren diesmal stärker. Die ganze Gesellschaft, ein ebenso mächtiger wie undefinierbarer Factor in Russland, erklärte, es gehe so nicht weiter. Die Schriftsteller machten eine Eingabe an den Czaren, die freilich mit der Aufhebung der Petersburger Literaturgenossenschaft beantwortet wurde, Professoren demonstrierten, hohe Würdenträger opponierten, ja selbst in der Familie des Monarchen fanden die Reformideen in dem humanen Präsidenten der Akademie, Großfürsten Constantin, einen warmen Verfechter. Als die unglaublich ungeschickte Excommunication des Grafen Tolstoj erfolgte, faßte der als Dichter und Shakespeare-Freund angesehene fürstliche Herr seine Gedanken in einem satirischen Poëm von den „siebzehn Tauben" zusammen, das handschriftlich im ganzen Reich curfiert. Unseres Wissens ist es in deutscher Sprache noch nicht veröffentlicht. Es mag daher hier folgen:

Wie es gekommen — hat die Chronik nicht bewahrt:
Wir wissen nur, daß sieben sanfte Tauben (i. e. die lieben Bischöfe der Synode),

Als ihnen kund ward, daß der Leu (Leo Tolstoj)
Nicht leben wollt' nach ihrem Glauben,
Nein, frech nur leben wollt' nach Löwenart —
Beschlossen, ihm 'ne Strafe zu dictieren:
Ihn von der Vögel Schar zu excommunicieren.
Ein jeder weiß, zu leben verstehn.
Daß sie dem Leu gelandt das folgende Decret:
„Daß er nicht fliegen darf mit den Tauben,
Solang er nicht bekehrt zu ihrem Glauben,
Solang er nicht ertönt zu girren mit in wieken,
Wie es nach Taubenart sich thäte schicken."
„Victoria!" so jubeln nun die Tauben:
„Gelang's uns doch ihn peinlich zu belangen,
Wir waren samt wie Tauben, flug wie Schlangen."
Doch dürfte man sich hier die Frage wohl erlauben:
Was ist es denn, worin den Sieg zu sehn sie glauben?
Doch wenn man dann bedenkt, daß ja, wie allbekannt,
Gar mit dem heiligen Geist die Tauben sind verwandt,
So wird man, seinen Glauben zu beweisen,
Doch lieber Vorsicht walten lassen
Und solcher Fragen gerne sich enthalten,
Und lieber die sieghaften Tauben preisen. *)

A. M.

Auch in der russischen Presse begann sich diese Stimmung trotz des Druckes der Censur und der Strenge, mit der die angeblich nicht unter Censur stehenden Residenzblätter administrativ gemaßregelt werden, immer kühner hervorzuwagen. Selbst die oppositionistische „Nowoja Wremja", die nie mehr wagt, als sie wagen darf, desinierte die Stimmung in der russischen Gesellschaft dahin, daß dieselbe sich in „einem Zustande der Erregung und Spannung befinde, der lediglich eine natürliche Reaction auf den vorhergegangenen Zustand relativer Ruhe sei". Ohne direct namhaft zu machende concrete Gründe herrsche überall „eine gehobene, gleichsam unruhige Stimmung vor, mit einer klar erfaßlichen Nuance der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und dem Wunsche und der Erwartung von etwas Neuem". In traurigster Weise habe sich der Mangel an wirklichen Männern auf allen Gebieten geltend gemacht. Bei der Arbeit, die der Czar jetzt wartet, sei zu hoffen, daß es an ihnen jetzt nicht fehlen werde.

In allen Blättern wurde die Behandlung der unhaltbaren Zustände in Universität und Schule mit Leidenschaft discutiert. Offen erklärte die „Nedelja", die jungen strikenden Studenten träfe keine Schuld, denn sie hätten nur gegen Verhaltnisse Front gemacht, deren Unhaltbarkeit von den Höhen des Thrones selbst proclamiert worden sei. In den angeschwenen Zeitschriften wie „Westnik Jewropy", „Begaslew" und „Mir Bozhij" kam manches kühne und klare Wort zum öffentlichen Ausdrucke. „Keine Aufreizung, weder der Schule noch der Programme und des Lehrerpersonals, sagte z. B. das lepterietierte Blatt, wird heilen, wenn das Verhalten zur nothwendigen Reform ein unaufrichtiges sein wird; wenn man nicht anstrebt, die Schule als ein Werkzeug zu betrachten, das gemäß den herrschenden Parteianschauungen umgeformt und umgebrochen werden kann; wenn die offen verkaufbare Sache der neugeschaffenen Schule nur eine Bemäntelung raffinirtester Mannvaltationen und Intriguen sein wird, welche die Beibehaltung des Status quo anstreben; wenn sich endlich die Anschauung von Lehrer, als einem Sclaven, dessen einzige Eigenschaft blinder Vollstreckungseifer und völliger Mangel an Persönlichkeit sein müsse, nicht radical ändert." Offen erhoben in ihren Zeitungen die angesehensten Professoren des Reiches ihre Stimme für die Rückkehr zu den liberalen Tendenzen des unter Alexander II., 1863, geschaffenen Universitätsstatuts, das die Wahl der Professoren, Studentenverbindungen, Universitäts- und Studentengerichte in die Wege geleitet hatte. Ein Zeichen der Zeit war es auch, daß sich ein wahrer Sturm gegen das ultrareactionäre, slawophile Blatt in Moskau, die „Moskowskija Wjedomosti", erhob, das von der Regierung geschützt und protegiert worden war. In den „Peterburgskija Wjedomosti", dem Blatte des bekannten Fürsten Uchtomski, das der Czar täglich zu lesen pflegt, sind der Moskauer Zeitung Dinge gesagt und von der Provinzialpresse unbeanstandet nachgedruckt worden, wie sie ihr lange nicht gesagt worden sind. Man wies ihr hier nach, wie sie sich durch Lügen und Lügen um jeden Credit bei ehrlichen, anständigen Menschen gebracht habe. Die Liberalen habe sie als Revolutionäre verschrien, die Professoren als Verbreiter von Atheismus verleumdet, in der Spionage und Verdächtigung der in Russland lebenden Andersgläubigen und Andersprachigen das Unglaublichste glaubhaft gemacht. „Das sind sie, so schlossen die „Peterburgskija Wjedomosti", die echten Patrioten und Diener ihres Vaterlandes. Schlechdrin fürwahr hatte Recht, wenn er eben diese „Conservativen" — die Zerstörer par excellence nannte! . . . Mehr aber als alle Angriffe, das durch zahllose Acte der Willkür einigermaßen einstinkreichen Blätter verlängert werden könnte, spricht die Thatsache für die das Reich durchzitternde Erregung, daß sich die Kritik gegen die orthodoxe Staatskirche wendet, die mit Recht als der integrierendste Factor der Reaction angesehen wird. In den „Peterburgskija Wjedomosti" kam kürzlich ein Brief zum Abdruck, der dem officiellen Journal des Charkow'schen Erzbischofs „Glaube und Verstand" entnommen war. Der Brief war von einem „früheren Geistlichen" und deckte mit schonungsloser Offenheit die Schäden der Staatskirche auf. Er wies auf den herrschenden Übergiauben hin, an dem die niedere Geistlichkeit und deren Familien participieren, er charakterisierte die ganze Aeußerlichkeit der kirchlichen Lehren durch das Beispiel einiger vor kurzem verurtheilten schweren Verbrecher, die vor Gericht mit Ostentation ihre Zugehörigkeit zur Orthodoxie durch den emphatischen Hinweis bekräftigt hatten, daß sie in den Fasten selbstverständlich nichts anderes als Fische ähen! Er geißelte die Unterwürfigkeit der hohen Geistlichen vor der Staatsgewalt, die drastisch bei Aufhebung der Leibeigenschaft 1862 in dem Verhalten des Metropoliten Philaret sich documentierte, der zuerst ganz im Fahrwasser der reformfeindlichen Magnaten aus der Bibel bewies, daß der von Gott gewollte Zustand des russischen Bauers die Sclaverei sei, dann aber, als er auf Befehl des jungen Kaisers das Commissium erhielt, das kaiserliche Befreiungsmanifest für das Volk möglichst popular zu fassen, mit demselben Eifer darlegte, daß allein der freie Bauernstand die von Gott gesetzte Ordnung für Russland sei. Die Reaction seit 1881 habe die hoffnungsvollen Ansätze in der russischen Kirche unter Alexander II. vernichtet, heute hätten die Ideen Katkows und Pobjedonoszews wieder die Oberhand. Heute beweist man klipp und klar und singt davon in endlosen Kirchengebeten, daß nur die Selbstherrschaft in Russland am Platze sei. Was nun, wenn Czar Nicolai II. dem Grafen Tolstoj sein Wohlwollen zuwenden, wenn er etwa eine constitutionelle Monarchie errichten würde? Ohne Zweifel würde die Kirche auch damit sich formell abzufinden wissen, denn sie finde sich mit allem ab! Dass solche Worte ungestraft gesagt werden dürfen, ist symptomatisch.

Die Regierung wagt es offenbar nicht, dem Druck der Gesellschaft ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Der greise Unterrichtsminister Wannowski, stets als wohlwollend und ehrlich gerühmt, ist anscheinend entschlossen, die Versprechungen zu erfüllen, und zwar bald. Innerhalb Jahresfrist soll alles unter Dach und Fach sein. Das will für Russland viel besagen! Officiell ist bereits den Comitéis der Universitäten eine Reihe von Fragen zur umgehenden Beantwortung vorgelegt worden, die überaus charakteristisch sind! Da heißt es u. a.:

Mit welchen Befugnissen sollen die Aemter des Rectors und der Decane angestattet werden? Welche Nachtheile hat speciell ein von der Regierung ernannter Rector und welche Vorzüge kann ein vom Professoren-Collegium erwählter Rector haben?

Welche Maßnahmen sind zu einer Annäherung der Professoren und Studenten und zu einer Verstärkung des erzieherischen Einflusses der ersteren auf die letzteren erwünscht?

Sollen studentische Organisationen und Versammlungen zur Erörterung studentischer Angelegenheiten zugelassen werden?

Soll nicht ein Universitätsgericht in Sachen von Vergehen Studierender wieder eingeführt werden? Soll nicht unabhängig davon ein besonderes studentisches (kameradschaftliches) Gericht speciell für die Verhandlungen von Vergehen von Studenten, welche die Regeln der Ehre verletzen, eingeführt werden?

Welche Aenderungen sind in der Stellung der (polizeilichen) Universitätsinspection erwünscht? u. s. w. Das Männer, wie

Pobjedonoszew und Stjpjagin, Reformen, deren Grundzüge obige Fragen andeuten, nicht billigen, ja nach ihrer politischen Ueberzeugung nicht billigen können, liegt auf der Hand. Denn mit ihnen allein sind die liberalen Wünsche nicht befriedigt. Sie bilden lediglich die erste Bresche in dem altmoskowitischen Russland, in dem Absolutie, Bureaukratie und Aristokratie den heiligen Dreiklang angeben. Ist die Jugend erst liberal und westeuropäisch gebildet, so müssen die alten Schranken in Presse und Administration fallen, muss der Kirchenzwang aufhören, muss im letzten Grunde die Selbstherrschaft moderneren Prinzipien weichen. Das wissen natürlich die reaktionären Machthaber, und deshalb müssen sie die Reformen bekämpfen oder aufhören, Minister zu sein. Ob dieser Augenblick aber wirklich schon nahe ist, werden fühlere Beobachter der russischen Verhältnisse nicht unbedingt bejahen. Die genannten Männer sind einflussreich und klug, sie haben das Ohr des Kaisers und dieser ist bei allem Wohlwollen kein Mann fester Entschlüsse. Darum stehen die Jugend und die gebildete Gesellschaft mit Misstrauen den Versprechungen von oben gegenüber, deshalb haben die Studenten die Versprechungen mit erneuter Obstruktion beantwortet, die andauern soll, bis die ins Militär gesteckten Commilitonen freigegeben sind. Man steht sich gewissermaßen Gewehr bei Fuß abwartend gegenüber. Eine tiefgehende, die Herzen zwingende, halb revolutionäre Bewegung hat die breiten Kreise Russlands ergriffen. Was sie denken und empfinden, hat der jetzt so viel genannte (auch von der „Zeit" neulich charakterisierte) russische Poet und Patriot Maxim Gorki in seinem gewaltigen „Lied vom Sturmvogel" zum Ausdruck gebracht. Das bisher in deutscher Sprache weiter nicht bekannt gewordene Lied schließt mit den Worten:

„... Und in blauen Flammen toben Wolkenberge ob dem Meere,
Und das Meer, es fängt die Blitze, löscht sie aus, die Feuerpfeile.
Und wie glühend rothe Schlangen winden, krümmen sich die Strahlen auf des Meeres dunkler Fläche.

Sturm! Der Sturm, der Sturm ist nahe!

Lauf auf kreischt der Sturmverkünder und er schwebt in kühnem Fluge
Ueber blitzerstoffnem, grimmem, wüthend heulendem Gewoge und es ruft der Sturmverkünder:

Stärme stärker! Sturmgewitter!"

Petersburg. Observator.

Das Berliner Gewerkschaftshaus.

Durch die Jahrhunderte hindurch hat sich die Macht ihre steinernen Denkmale gesetzt. Kühne Bauten waren immer der Ausdruck der Herrschaft einzelner oder einer die einzelnen beherrschenden Idee. Auf den Fels gebaute Burgruinen erinnern an das Faustrecht der Ritter. Die Paläste der Renaissance an die durch kein Gewissensbedenken gehemmte Kraft ihrer Erbauerfamilien. Dome und Schlösser geben Kunde von der Siegesmacht der Kirche und den Neigungen der Staatshäupter.

Auch für die Mächte unserer Zeit sind ihre Bauten charakteristisch. Neben dem Cultus der Persönlichkeit, der das Uebertriebene in Monumenten zu wahren sucht, neben der wiedererwachten Lust am Kirchenbau, bestimmt, den religiösen Sinn zu erhalten und zu stärken, errichtet der neuzeitliche Staat als Unternehmer riesige Bahnhöfe und vornehme Postämter. Der Privatunternehmer oder die Actiengesellschaft baut Kaufhäuser in eigenartiger Anordnung. Gewaltige, durch Steinsäulen oder Eisenpfeiler verbundene Glasmassen, tragen die Besorgnisse des Warenmarktes eindringlich und zweckdienlich zur Schau.

Und neben dem „königlichen Unternehmer" steigt eine andere Macht empor. Das moderne Proletariat verkündet in Steinschrift die Bedeutung der Organisation — des Zusammenschlusses vieler, vereinzelt ohnmächtiger Individuen zu einer thatenstarken Körperschaft. Das kleine Belgien hat sich mit der Maison du peuple in Brüssel, dem Vorbild in Gent stolze Wahrzeichen der Kraft geschaffen, welche die dreifache Organisation, als Communen, Politiker und je nach Berufen, verleiht. In England verbreiten sich eine große Anzahl prächtiger Einkaufs-, Verkaufs- und Vereinshäuser der einen wie Millionen Genossenschafter und Gewerkschaftler über das ganze Inselreich. Neben ihren unmittelbaren ökonomischen und industriellen Zwecken tragen sie der geistigen Anregung, dem Schonheitssinn und der Unterhaltung in ausgedehntem Maße Rechnung.

Auch wer die ausländischen Anstalten kennt, ist überrascht, wenn er vor dem Berliner Gewerkschaftshaus steht. An einfacher Vornehmheit, Schönheit der Raumverhältnisse und zweckmäßigkeit der Anordnung wird diese Schopfung wohl kaum von einem Bau für gleiche oder verwandte Aufgaben übertroffen.

In Deutschland, das die größte und bestdisziplinierte politische Arbeiterpartei der Welt besitzt, haben die Verhältnisse die Entwickelung der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation lange gehemmt. Und es sind die wirtschaftlichen Vereine, die ihrer Natur nach am ersten die Befriedigung von Lebens- und Genussschaftsbedürfnissen unmittelbar anstreben. So fehlte Berlin, wo das Parteileben seine mächtigste Entfaltung hat, bis vor zwei Jahren der centrale Sammelpunkt, jenes äußere Wahrzeichen der Häuser bauenden Macht. Erst die Gewerkschaft gründete auch den Politikern, freilich unter socialdemokratischer Leitung, die Heimstätte, die sich jetzt an einem der Spreearme in freier und freundlicher Lage siegesstolz erhebt.

In dem sogenannten Salon Arons, auf den geselligen Abenden des früheren, wegen Zugehörigkeit zur socialdemokratischen Partei seines Lehrstuhles entsetzten Privatdocenten, war der Werkplan entstanden. Arons selbst war einer der ersten Träger und sorglamsten Pfleger der Idee. Mit ihm wirkten durch praktische Intelligenz hervorragende Gewerkschaftsführer, wie Timm und der gegenwärtige Geschäftsleiter des Hauses, Saffenbach, für ihre Ausführung. Im October 1898 wurde der Bau in Angriff genommen. Und nach 16 Monaten, noch ehe die letzte Hand angelegt war, drängten die Mieter heran. Kein schlagenderer Beweis für die Dringlichkeit des Unternehmens, als der stürmische Begehr um Einlass. Nicht nur der Berliner Gewerkschaftscommission, die früher in verschwiegenem Winkel, immitten sich drängender Straßen- und Häuserreihen, ein unauffälliges Dasein führte, nicht nur den einzelnen, bisher über die ganze Stadt zerstreuten Vereinen, nein der gesammten Arbeiterschaft war ein Heim, ein Mittelpunkt geschaffen. Sowohl für die Thätigkeit als für die Geselligkeit. Zu Ernst und Spiel, in dem vornehmen Schiller'schen Sinne geistiger Anregung und ästhetischen Genießens bis zu Bier- und Kegelfreuden. Allen Ansprüchen gemeinsamer Arbeit, der Bildung und der Unterkunft kommt das Haus entgegen.

Zunächst erfreut die Außenseite des vierstöckigen rothen Ziegelsteinbaues mit weißen Putzflächen, prächtig gegiederter Mittelfront durch ruhige Einheitlichkeit, durch eine gewisse einladende und anmuthige Mannigfaltigkeit. „Von allen Dingen wurde Wert darauf gelegt, mit der durch die verfügbaren Mittel gebotenen Einfachheit möglichste Schönheit der Ausführung zu verbinden. Die Gewerkschaften sagten sich, dass es hier gelte, auch auf den Geschmack der Arbeiter bildend einzuwirken, und dass die Schönheit und Solidität des Gebäudes auf den Ordnungs- und Reinlichkeitssinn des zahlreich dort verkehrenden Publicums fördernd wirken werde." Nach diesem Grundsatz ist überall verfahren.

Die Vorderfronte des Erdgeschosses enthalten das hübsche, an die Schultheiß-Brauerei verpachtete Restaurant. Es verfügt über geräumige Küchenanlagen, die jeder Forderung der Hygiene und der Zweckmäßigkeit genügen, und über drei gute Kegelbahnen. An Wochentagen besteht sein Publicum überwiegend aus den Kleinbürgern des Stadtviertels. Am Sonntag ist sein Charakter verändert. Da strömen die Arbeiter aus allen Theilen der Großstadt zu. Das Gewerkschaftshaus — Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht — ist am Umsatz der Brauerei interessiert. Die zu zahlende Miete steigt je nach dem Umsatz. Dies mag den Temperenzlern zu denken geben. Auch Schnaps wird verschenkt, indes — ein erfreuliches Zeichen für den Stand der Gäste — nur verschwindend gefordert.

Ebensalls im Unterhaus seitwärts finden wir die Berliner Gewerkschaftscommission. Die Bureaux der einzelnen Vereine vertheilen sich auf drei Stockwerke des Vorderhauses mit mächtigem Seitenflügel. Interessant ist ein großer Raum, wo verschiedene Tische als Arbeitsnachweis und Zahlstelle für kleinere Gewerkschaften dienen, die zur Zeit ein eigenes Bureau noch nicht halten können. Ein weiter Schritt mit vielen Zwischeninien von ihnen bis zu den Metallarbeitern. Mit über 30000 Mitgliedern bilden diese den stärksten Bestandtheil der aus 69 Vereinen mit 91758 Mitgliedern bestehenden Gewerkschaftscommission und haben allein sieben Räume inne. Darunter ein eigenes Bibliothekszimmer und ein zweizimmeriger Arbeitsnachweis. Ein Zeichen der wiedergehenden Conjunctur, war es in dem letzteren zu früher Stunde gedrängt voll. Außer den Vereinen beherbergt das Gewerkschaftshaus die Centralcommission der Krankenkassen in Berlin und eine Reihe von Orts-, localen und centralen Hilfskrankencassen. Eine Fülle von Belehrung und Material, die der Sociologe sonst im weiten Berlin mühselig zusammensuchen musste, lässt sich nun an einer Stelle gewinnen. Für große und wichtige Theile der verzweigten volkswirtschaftlichen Interessen: Organisation, Arbeiterschutz, Versicherungs- und Bildungswesen ist hier Anregung, Einblick, Auskunft erhältlich.

Durchschreitet man das Vorderhaus, so gelangt man in einen großen Hof, mit noch bestehenden Gartenanlagen. Ein prächtiger Baum, ein alter Geselle, überblickt gelassen die neue Welt, die sich von seinen Füßen bis zu seinem Gipfel um ihn her bewegt.

Die Front des den Hof abschließenden Quergebäudes steht hinter der des Vorderhauses nicht zurück. Ein imponierend schönes Treppenhaus führt zu den Gesellschafts- und Versammlungsräumen, deren größter mit den Galerien bis zu 1500 Personen fasst. Einmal allmonatlich treten sich hier die Häupter der organisierten Arbeiter: Redactionsvorstehen, Gewerkschaftsführer, Literaten. An einem der Säle hatten im Laufe des Winters Gesangsvereinsfeiern

Digitized by Google

stalt, die unter Führung von Max Osborn, Bruno Wille und anderen besichtigt wurden. Die Vortragenden erfreute der rege Antheil der Besucher; ihre Zahl ließ noch zu wünschen übrig.

In einem Seitenflügel hat die Arbeiterbildungsschule Unterkunft gefunden. Mit der besseren Behausung sind auch ihre langen Jahre hindurch kümmerlichen Aussichten gewachsen. Wenige strebsame Arbeiter sind energisch für die Fortdauer der Curse über Nationalökonomie, Geschichte, Literatur rc. eingetreten. Ihr Eifer und ihre Zähigkeit hat das stuckernde Uebersichtzt zu erhalten gewußt. Schließlich scheint der Erfolg ihre Bemühungen zu krönen.

Das Quergebäude schließt ein zweiter Hof und diesen ein zweites Quergebäude ab: die Herberge. — Die Herberge ist nicht wie das Restaurant in fremder Regie, sie ist das eigenste Kind des Gewerkschaftshauses. Künnlich bis auf den Sonderzugang von der Straße ziehen von den übrigen Theilen abgetrennt, steht sie innerlich im intimsten Zusammenhang mit der Heimstättenidee. „Das Herbergsgebäude hat nach hintenzu beiderseits Seitenflügel, so daß ein dritter Hof umrahmt wird. Auf jeder Seite ist erreicht, daß es in der großen Herberge keinen dunklen Winkel gibt.“ In geräumigen Badezimmern mit dreifachen Brausen und zwei Wannen und in einem Desinfectionsraum wird dem „Herrn der Wanzen und Läuse“ erbarmungslos das Handwerk gelegt. Ohnehin würden es seine Unterthanen in den musterhaft gehaltenen Schlafräumen nicht wohnlich finden. Zuviel Helle. Nicht ein einziger Platz zu versteckten Unterschlupf und stillem Brüten. Die Herberge enthält in Zimmern mit je 2, 4, 6 und 11 Betten, im ganzen 200 Betten. Der Preis bewegt sich zwischen 40 und 75 Pf. pro Nachtlager. Der Zugang zu den Schlafstätten ist am Tage verboten. Ein gutes Lesezimmer, in dem Lebensmittel nicht gereicht werden, gewährt Unterkunft ohne Kneipzwang. Das Herbergs-Restaurant liefert warme und kalte Speisen und Getränke zu Volkskücheupreisen.

Hier findet also der reisende Gewerkschaftler in unmittelbarer Nähe nung an seine Organisation gute und preiswerte Aufnahme und braucht nicht länger in schmutzigen Kneipen mit Hinz und Kunz zu campieren. Ein gewisses Standesgefühl im besten Sinne wird gestützt, erhalten. Wie sehr das Wanderwesen noch im Schwunge ist, zeigt, daß der Andrang nicht im Winter, der Zeit der verringerten Arbeitsnachfrage, sondern während der Reisemonate des Sommers am stärksten ist.

Fünf Tage gestattet die Herberge den Aufenthalt. Wer inzwischen nicht Arbeit erhält, hat in Berlin erfahrungsgemäß keine Aussichten. So wird es möglich, gleichzeitig unnöthiger Belastung der Vereinscasse vorzubeugen und der Nachtrage zu genügen. Da an erster Stelle organisierte Arbeiter berücksichtigt werden, ist mit der Herberge auch ein starker Sporn zum Eintritt in die Gewerkschaft gegeben.

Durch die drei großen Höfe, an die sich zum Theil Gärten der Nebenhäuser schließen, und durch eine Fülle hoher und breiter Fenster liegt das ganze Haus wie in Licht getaucht. Treppen und Fußböden sind durchwegs cementiert und mit Linoleum belegt. Beleuchtung, Heizung und Wasserzufluß entsprechen den weitesten gesundheitlichen Anforderungen der Neuzeit. Nicht das eleganteste Hotel ist in dieser Hinsicht besser versorgt als die Arbeiterherberge. Wer wollte bezweifeln, daß es sich hier um ein Wahrzeichen der Macht handelt? Inmitten des glänzenden Aufschwungs der deutschen Kaiserstadt hat vielleicht keine Schöpfung so große symptomatische Bedeutung, wie ihr Gewerkschaftshaus.

Berlin. Helene Simon.

Die christliche Kirche und die Mission der „Intellectuellen.“

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).

Die beiden vergangenen Jahrhunderte haben gewaltige Arbeit geleistet in der Erlösung des Menschen von socialer und geistiger Knechtschaft. Aber mitten in dem Triumph der entfesselten Kräfte drängt sich immer weiteren Kreisen die bange Frage auf: Wenn die alten Vorstellungen schwinden, die bisher mit der Macht der gläubigen Ehrfurcht den Menschen mit dem Menschen verknüpften und die ungeheure Selbstsucht niederhielten — woraus soll denn in Zukunft das sittliche Band geworden werden, das die auseinanderstrebenden Kräfte zusammenhält und hilfreiche Lebensgemeinschaft möglich macht? Ein tiefes Mißtrauen gegenüber all den beherrschen Tendenzen der modernen Cultur wird allerorten wach und macht selbst aufgeklärte Männer und Frauen bereit zur Anklehr unter die Gebundenheit der frommen Rebellierung.

Und doch liegt das Große und Hoffnungsreiche dieser ganzen Bewegung der Menschen von den Autoritäten eben darin, daß sie eine viel innigere Verehrung von Mensch und Mensch zum Ziele hat, als die Vergangenheit mit ihrer dumpfen Unterwerfung bieten konnte. Sieht man davon nicht, daß das Zusammenstehen nicht erwartet, um der Gegenseitigkeit zu entbehren, sondern um sie zu verwirklichen. Was der Christenheit Zeit und Kraft und Vergangenheit schreiben wird, das ist die einfache Thatsache, daß sie früher die Zusammengehörigkeit alles menschlichen Lebens ein Gebot war und ein Dogma und ein dunkler Instinct — während sie nunmehr ein inneres Erlebnis wird und ein Bekenntnis der freien Einsicht in die Bedingungen menschlichen Daseins. Während einst der Einzelne durch den Zwang von außen und durch dumpfe Hingebung mit dem Gesammtleben verknüpft wurde, ruft jetzt die immer gewaltiger und schwieriger werdende Culturarbeit nach einer reicheren und bewußteren Verbindung des Individuums mit den Interessen der Mitwelt: Wir müssen von innen heraus eins werden mit den Lebensgesetzen der Sattung. Darum die Forderung auf allen Gebieten als das Mittel, mit den eigenen Augen zu sehen, mit dem eigenen Herzblut zu erleben, mit dem eigenen Verstande zu begreifen, was sonst durch gebietende Tradition unserem Wesen von außen aufgeprägt wurde. Die Vorbedingung für solche Verinnerlichung der socialen Lebensordnung aber ist gerade das volle Heraustreten aus den Formeln und Geboten, die vorher das Individuum mit der Gemeinschaft verknüpften. Denn erst die Entfaltung reichen eigenen Lebens, die Befreiung aller geistigen Kräfte ermöglicht uns jene innere Theilnahme am Anderen, jenes tiefe Verstehen und Mitfühlen, jene geistige Ueberschicht über die socialen Bedingungen unseres Lebens, die den äußeren Zwang und die starre Regelung entbehrlich machen. Wohl geht die Cultur aller Länder durch eine Phase, in der die gelösten Kräfte, unsicher tastend oder zügellos sich auswirkend, der Gesellschaft das Gepräge des Chaos verleihen — aber doch hat Carlyle recht, wenn er prophezeit: „Ein großes Werk geht in diesen Tagen vor sich, ist bereits begonnen worden, schreitet langsam vorwärts und kann nicht leicht zum Stillstand gebracht werden — kein geringeres Werk als die Wiederherstellung Gottes und dessen, was in den Traditionen und der Geschichte der Menschheit göttlich war, aber während langer heruntergekommener Jahrhunderte vergessen wurde. Der wichtige, noch immer erhabene und gesegnete Gehalt von alledem, was man einst unter Gott und dem Göttlichen verstand, tämpft sich empor in der Seele des Menschen, wird sich herausschälen aus dem, was manche von uns — unehrerbietig in ihrer Ungeduld — das alte hebräische Gewand nennen, und wird von neuen die Väter segnen, bis von ihrer Wiedrigkeit, ihrem unerträglichen Druck und dem Wahnsinn ihrer Irrsahren befreien.“ Die Wiederherstellung alles Heiligen in der Tiefe der Menschenbrust durch das tiefere Erleben der Welt und durch das freie Erkennen ihrer Gesetze — das ist der Sinn des Goethe'schen „Faust“, und es ist der Sinn dieser Epoche der Auflösung und des Zweifels, durch welche die gegenwärtige Menschheit hindurchwandert. All das werkthätige Mitgefühl, das weitereichende Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit, das tiefere Verstehen der menschlichen Natur, das in dieser Epoche mitten in der Lockerung der alten Culturbewußtsein entgegentritt — all die Treue und Pietät, die sich über den Ruinen überlieferter Pflichtbegriffe entfaltet und mit ungeahnter Stärke Seele an Seele knüpft — das ist ja erst das Ergebnis des befreiten Innenlebens und der geistigen Beweglichkeit, die sich aus dem Zusammenbruch der autoritativen Lebensformen ergeben.

Freilich muß es verhehlt sein, die entfesselten Menschenkräfte durch die Unterordnung unter die alten Bezugenheiten zur Gegenseitigkeit und zur Selbstzucht erziehen zu wollen. Vielmehr gilt es, gerade auf ethischem Gebiete voll und ganz die Consequenzen der großen inneren und äußeren Umwälzungen zu ziehen und den Menschen gerade auf Grund seiner neuen geistigen Horizonte zu reiferer Selbsterkenntnis und zur Erkenntnis menschlicher Solidarität zu leiten. Es gilt den Versuch, das tastende neue Culturbewußtsein allmählich aus seinen Zweifeln, Unklarheiten und Widersprüchen zu befreien, um auf einem reicheren Wissen von den Thatsachen und den Gesetzen des menschlichen Natur und der socialen Gemeinschaft das neue Gewissen der Menschheit zu begründen. Und damit treten naturgemäß die „Intellectuellen“ in die Mitarbeit an der moralischen Cultur ein.

Demgegenüber betrachtet die Kirche nach wie vor alle diese freiheitlichen Tendenzen mit tiefstem Mißtrauen und schließt die Augen vor der Thatsache, daß dieselbe große Entwickelung, welche die alten Autoritäten zerstört hat, zugleich überreich ist an neuen moralischen Antrieben und Einsichten — lauter Kräften, die doch auch der Reinigung und Vertiefung der Religion zugute kommen werden.

Warum hat das Christenthum einst die heidnische Welt erobert? Weil es alle die höchsten Bildungselemente des Alterthums in sich vereinigte und den reifsten Bedürfnissen einer mannigfaltig aufgewühlten Epoche eine volle tiefselelte Antwort gab. Finden wir nicht in den Evangelien und in den Briefen der Apostel die erhabensten Antworten der griechischen Philosophie wieder, und verstanden nicht die Schriften der Kirchenväter das reichste Verständnis der Menschenseele mit all ihren Irren und ihrer Sehnsucht? Das Christenthum siegte über die alte Cultur, weil es ihr gegenüber relativ Neuland war.

Warum kann die christliche Kirche in ihrer heutigen Gestalt die moderne Welt nicht zurückerobern? Weil sie nicht die geistige und sittliche Kraft hat, die Bildungselemente unserer Zeit innerlich zu einer höheren Lebenslehre zu verarbeiten und gerade aus den unabweisbarsten und mächtigsten Bedürfnissen der gegenwärtigen Menschheit neue Kräfte für den Aufbau des Reiches Gottes zu schaffen.

Aus dieser mangelnden Fühlung der Kirche mit dem tiefsten Leben und Bedürfen der Gegenwart erklärt sich auch ihre Rathlosigkeit in der Anwendung ihrer Tradition auf die Conflicte der Gegenwart. Der Abfall von Jesus ist nirgend größer, als in der Kirche selbst; gerade weil man den natürlichen Grundlagen des Ethischen in den Lebensbedingungen der Gesellschaft nicht nachgeht, so entdeckt man auch nicht die lebendige und ergreifende Beziehung des Evangeliums zu der Noth der modernen Cultur.

Bezeichnend für diesen Zustand ist die Thatsache, daß in der Affaire Dreyfus (doch wohl einer Angelegenheit, die sehr viel mit dem Heile der Seelen zu thun hatte), das führende Wort gesprochen hat — Zola, der notorische Feind der Kirche und der beredteste Verkündiger des Glaubens an die Wiedergeburt der Gesellschaft durch die wissenschaftliche Bemeisterung des Lebens. Ferner sehen wir in dem Eroberungskrieger der Amerikaner gegen die Philippinos, im Transvaalkriege und in vielen inneren Culturfragen überall, wie die Kirche hinter dem öffentlichen Gewissen zurückbleibt; Machtinteressen verknüpfen sie mit den herrschenden Strömungen; patriarchalische und kriegerische Stimmungen einer längst vergangenen Culturepoche lassen auf ihrer Gedankenentwickelung und scheinen ihre Anpassung an die Forderungen der Gegenwart zu lähmen; das Befangensein in einem äußerlichen Wunderglauben trübt ihren Scharfblick für den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im gesellschaftlichen Leben und macht daher auch ihre Seelsorge oberflächlich und ineonsequent machen, und so ist sie selber, weit entfernt, als Hüterin der Gesittung zu wirken, nichts als ein Abbild der großen Verwirrung des sittlichen Urtheils, die augenblicklich durch die Culturwelt geht.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Kirche durch eine Ausbohrung mit dem intellectuellen Fortschritt wieder ein wirksamer Culturfactor werden könnte — in der Gegenwart wird sie thatsächlich mehr und mehr abgelehnt als der Träger jener geistigen Emancipation, welche die autoritativen Lebensformen zerstört hat und nun aus ihren eigenen Consequenzen heraus einen neuen Bund des Individuums mit der Gemeinschaft begründet. Das Auftreten der sogenannten Intellectuellen ist nur der Ausdruck dafür, daß die Vertreter der geistigen Cultur sich endlich darüber klar werden, daß ihr Kampf gegen die autoritäre Weltanschauung und jede Art von geistiger Knechtung am wirksamsten so durchgeführt wird, daß sie sich der moralischen Interessen der Gesellschaft annehmen und den Beweis liefern, daß die geistige Freiheit nicht eine leere Cue-Ilen der sittlichen Verbindlichkeit erschliessen kann, als der Glaubenszwang. In diesem Sinne sprach Arnold Toynbee einmal die Hoffnung aus, daß in Zukunft den Universitäten in der Führung und Erziehung der öffentlichen Meinung eine ähnliche Rolle zukommen werde, wie dem Clerus im Mittelalter.

Wie steht es nun aber mit der inneren Vorbereitung, der Organisation und dem Wirkungsplan dieser Intellectuellen? Sind sie ihrer großen Aufgabe gewachsen? Man kann diese Frage unmöglich bejahen und man würde den Akademikern mit ihrem schon übermäßig entwickelten Selbstgefühl einen schlechten Dienst erweisen, wenn man der Anschauung Nahrung geben wollte, als genüge eine Universitätsprofessur oder der Sitz in einer Akademie, um den Inhaber zu einem Orakel für die großen Angelegenheiten der Menschheit zu machen. Hat man doch nur zu oft constatieren müssen, wie wenig die sogenannte historische Bildung und die geistige Disciplin die Gelehrten davor bewahrt hat, außerhalb ihres Faches die unglaublichste Fahrlässigkeit des Denkens zu bekunden und in dem Trotz der gewissenlosesten und verschiedensten Politiker mitzulaufen — und sogar innerhalb ihres Faches vor lauter Lebensfremdheit und Specialismus Dinge zu übersehen, die der einfachste Arbeiter niemals verkennen würde. Man kann daher die Erbitterung begreifen, mit der sich Brunetière einmal gegen den Hochmuth der Intellectuellen gewendet und gefragt hat, mit welchem Rechte denn jeder beliebige Handwerker der Wissenschaft sich eine Autorität in tiefverwickelten Culturfragen anmaße und was etwa einen Chemiker oder Actengräber plötzlich befähige, sich in dem großen Zusammenprall der wirklichen Lebenskräfte zurechtzufinden und anderen den Weg zu weisen? Es ist demgegenüber erfreulich, daß gerade Frankreich das einzige Culturland ist, in welchem die Intellectuellen auf dem Wege sind, ihre ganze Wirksamkeit in vorbildlicher Weise zu vertiefen und sich all der Gefahren bewußt zu werden, welche die akademische Abgeschlossenheit der politischen Urtheilsbildung entgegenstellt. Und zwar ist man in folgender Richtung vorangegangen:

1. Man hat begriffen, daß der bloße einmalige Protest gegen die alte Staatssanction nichts hilft, sondern daß man zielsetzende neue geistig überwinden muß, wenn man sich einen dauernden Einfluß auf die Verantwortlichen und auf die öffentliche Meinung sichern wolle. Die Grundlage für die Action der Intellectuellen kann nur gebildet werden durch eine Wissenschaft von der menschlichen Cultur, welche die ethischen Grundlagen der Existenz der Völker ans Licht stellt.

In diesem Sinne entwickelt die Pariser „Union pour l'action morale" folgendes Programm einer Organisation der Intellectuellen:

„... Was die Existenz der „Union" rechtfertigt, das ist die Verwirrung der Geister, das ist die Aloierthcit, die viele von jenen empfinden, welche die religiösen Dogmen nicht mehr annehmen können und doch das unruhige Suchen nach einer lebenerfüllenden Wahrheit behalten haben. Man sucht die Probleme nicht, sie drängen sich auf. Die Autorität müsse gebot werden, weil sie den Lebensbedürfnissen unserer Demokratie entspricht, welche — man mag wollen oder nicht — die alte Glaubensgrundlage zerbrochen hat und daher nur in der Vernunft die Grundsätze der Ordnung und Einigkeit finden kann, ohne welche es ebensowenig eine Gesellschaft als einen lebendigen Organismus geben kann.

.... Die Frucht der Erziehung, welche wir begründen möchten, bestände darin, daß wir für die Gemeinschaft eine Stufenleiter ethischer Werte feststellen und der Ueberzeugung Verbreitung schaffen, daß es keinerlei Interesse eines Individuums, einer Gruppe, einer Partei oder selbst eines Vaterlandes gibt, welches gegenüber der Gerechtigkeit geltend gemacht werden könnte. So würde in unserer Nation eine einmüthige Gewissheit über die moralischen Grundlagen der Gesellschaft begründet werden, ein neuer „Geist der Oeffentlichkeit" ...."

2. Man ist sich darüber klar geworden, daß es sich bei der sogenannten „Universitätsausdehnung" nicht darum handeln kann, um alle actuellen Fragen vorschnitig herumzureden und nur auf solchen Gebieten Aufklärung zu bringen, welche möglichst weit von den augenblicklichen Conflicten der Cultur abliegen — sondern daß es ganz im Gegentheil die dringendste Aufgabe ist, mit dem Ernst und der Consequenz des unbestechlichen Gedankens gerade diejenigen Fragen zu beleuchten, die alle Köpfe und Herzen bewegen und nur zu lange dem bloßen Interessentum und dem Fanatismus ausgeliefert gewesen sind. Man findet daher in dem Vortragsprogramm der neubegründeten Pariser Volksuniversität im Quartier Faubourg St. Antoine beständig die actuellsten Probleme der Politik und Cultur in den Vordergrund gebracht — wobei der Gebrauch gehalten wird, daß das Gelagte stets in einer eingehenden Discussion weiter geklärt und besprochen wird.

3. Man geht prinzipiell auf ethische Anregung und nicht auf bloße intellectuelle Bildung aus. Es ist charakteristisch, daß diese Intellectuellen beständig betonen, daß sie nicht die intellectuelle Erziehung in erster Linie im Auge haben, sondern die Weckung und Klärung des Ethischen durch geistige Mittel. Darum begann ihre „University-extension" mit einer „société pour l'éducation éthique-sociale du peuple". Und ihr Programm sagt deutlich:

„... Unsere Union will versuchen, zwischen der Masse und den Mauern des Gedankens eine Verbindung herzustellen, damit die ersteren nicht mehr zu Vernunft und Wissenschaft zu zweifeln brauchen. Sie wird versuchen, zum Volke zu dringen durch Schulen und Volksuniversitäten und in ihnen die Gewissheit zu befestigen, auf der das moralische Leben beruht. Wie dies es schon eingangs gesagt: Wir haben ein Werk der Verstöhnung durch Erziehung unternommen."

4. Man hat jeden akademischen Hochmuth abgelegt und eingesehen, daß der Denker und Lehrer vor allem die lebendige Berührung mit dem Volksleben suchen müsse, wenn er fähig werden will, dies Leben selbst von höheren Gesichtspunkten aus zu beeinflussen. So sagte z. B. Gabriel Seailles in seiner Rede zur Eröffnung der ersten Pariser Volksuniversität: Der Geisteserbeiter habe gewiß dem Handarbeiter manches zu bringen, aber auch er habe die Einseitigkeiten seines Gesichtskreises durch Aussprache und Berührung mit dem schlichten Menschen und dessen Leiden und Erfahrungen zu berichtigen. Den ethischen Gefahren der Arbeitsteilung müsse durch eine solche gegenseitige Einwirkung und Gemeinschaft entgegengewirkt werden. Ein solches Zusammenmachen, eine solche Uebung im Verständnis der beiderseitigen Verpflichtungen sei der erste Beginn einer neuen Gesellschaft, die nicht durch Zwang von außen kommen könne, sondern nur dadurch, daß in innern Menschen die Fähigkeiten der Genossenschaft entwickelt werden. „Unser Ehrgeiz ist es, die neue Gesellschaft zu begründen, nicht sie zu erwarten."

Wer die Gesichtspunkte der Universitäts-Ausdehnungsbewegung in England, Amerika, Oesterreich und Deutschland mit dem hier skizzierten Programm der Intellectuellen vergleicht, der wird von der überlegenen Leistungen der Angelsachsen auf socialem Gebiete doch angetan müssen, daß in Frankreich die Mission der Intellectuellen mit allen Consequenzen ungleich schärfer erfaßt ist, als in allen anderen Ländern. Am weitesten zurück ist man in dieser Beziehung wohl in Deutschland. Die Professoren kündigen populärwissenschaftliche Curse an, um — wie dies z. B. seitens des Curators der Berliner Universitätslehrer proclamiert wurde — „die Arbeiter zum richtigen Gebrauch des Wahlrechtes zu erziehen". Da sollte doch wohl einmal einmal eine soziale Wochenschrift zur Professoren gegründet werden, um diese zum richtigen Gebrauch des Wahlrechtes zu er-

Digitized by Google

ziehen. Was wissen diese deutschen Gelehrten heute, mit wenigen edlen Ausnahmen, von den wirklichen socialen Zuständen und den Ereignissen in der Volkswelt? „Die gebildete Umwissenheit ist noch gefährlicher als die ungebildete," sagt man in Oxford, und daher war auch der eigentliche Grundgedanke Toynbees bei der Einleitung der university-extension, dass die Studierten ins Volk gehen sollten, um zuerst einmal zu lernen und dann erst zu lehren. Von diesem Sinne der ganzen Sache scheint man in deutschen Universitätskreisen keine Ahnung zu haben. Immer noch herrscht der Gedanke, dass es möglich sei, aus dem Studierzimmer heraus, ohne Lebenskenntnis, auf Grund „historischer Bildung", die große Bewegung unserer Zeit über ihre Methoden und Ziele zu belehren. Als ob ein wirkliches Verständnis der in der Geschichte wirkenden Kräfte möglich sei ohne jene Intuition der menschlichen Natur, wie sie nur durch lebendige psychologische Beobachtung des Menschen und seiner colle-tiven Lebensäußerungen gewonnen werden kann!

Leider muss man constatieren, dass auch die englische Universitäts-Ausdehnungsbewegung bis jetzt weit hinter dem zurückgeblieben ist, was Toynbee als ihre eigentliche Aufgabe erkannte: die Ausbreitung, Schulung und Erhaltung von ethischen Volkslehrern, die durch ein Zusammenwirken von höchster geistiger Anspannung und reichster Lebenserfahrung fähig würden, die Noth der Zeit am reinsten zu interpretieren und die Entwickelung zum Besseren geistig zu leiten. Ueber locale Hilfsarbeit und Ueberlieferung von bloßem Wissen sind leider alle die betreffenden Institutionen — Oxford-house, Mansfieldhouse, Toynbeehall u. a. — nicht wesentlich hinausgekommen. Ausgangspunkte bewusster planvoller socialethischer Volkserziehung sind sie nicht geworden. Vielleicht liegt der Grund zum Theil darin, dass kirchliche Kreise sich einen großen Einfluss auf die ganze Bewegung gesichert und sie gehindert haben, das große Werk in Angriff zu nehmen, für das die geistigen Mittel der Kirche heute nicht mehr zureichen. Die neue, schon oben erwähnte amerikanische Gründung Austin-Hall in Oxford scheint ein Anfang zu einer tieferen Auffassung zu sein. Bei der Eröffnungsfeier formulierte Ben Tillet, der Delegierte der Docker, sehr energisch den Protest der Arbeiterschaft gegen die bloße Ueberlieferung von todtem Wissen: Er hoffe, das „College" werde von dem Staube trockener, nationalökonomischer Wissenssätze rein bleiben. „Wir brauchen die Art von Erziehung, die uns hilft, das menschliche Herz zu verstehen, den Geist der menschlichen Geschichte, das Volksleben, den Charakter socialer Institutionen und so die geistigen Mittel der Emancipation zu beherrschen." Schöner kann gar nicht gesagt werden, dass die soziale Frage nicht bloß eine Frage der ökonomischen und politischen Technik, sondern vor allem eine Frage der „sittlichen Technik" ist. Wenn nur unsere continentale Arbeiterbewegung etwas mehr von dem Geiste dieser Realpolitik in sich aufnähme!

Es ist oft gesagt worden, dass die neue Strömung, welche die Universitäten in engere Berührung mit den großen Conflicten der modernen Cultur bringen will und das unmittelbare Eingreifen einer geistigen Aristokratie fordert, doch vielleicht darauf hinausgehe, die wissenschaftliche Arbeit der ihr nöthigen Stille und Objectivität zu berauben. Man vergisst dabei, dass diese Stille und Objectivität ungleich mehr geschädet ist durch all die zügellose Barbarei und das nackte Interessenthum, das durch die gegenwärtige Krise der Menschheit frei gemacht ist und allen geistigen Werten die Wurzel im Volksleben abzugraben droht und leider mehr und mehr auch schon vergiftend und trübend in die geistige Arbeit selber eindringt. Die Universitäten müssen sich die ihnen unentbehrliche Stille und Objectivität erst erkämpfen, indem sie in der Cultur Institutionen schaffen und Gedanken befestigen und verbreiten helfen, welche gewisse fundamentale Errungenschaften der Civilisation ein- für allemal sicherstellen. Und ferner: Glaubt man denn im Ernste, dass wir von Männern, die nie in ihrem Lebensgange in lebendige Berührung mit den Grundtatsachen ihrer Zeit getreten sind, und das concrete Bedürfen und Sehnen des Volkes nie an der Quelle studiert haben, dass solche Männer uns eine Wissenschaft des Rechtes, der Politik, der Oekonomie geben können, die wirklich den Forderungen des Lebens gerecht wird und fruchtbar wirken kann? Es wäre besser, wenn unsere Gelehrten weniger Parteipolitik betrieben — in und außerhalb des Hauses — und statt dessen ihr ganzes Denken gelenkiger machten durch persönlichen Einblick in Zustände und Menschen außerhalb ihres Berufskreises. Allermindestens sollte, wie in den „Settlements" Englands, Gelegenheit geschaffen werden für die Universitätslehrgenerationen und die oben Graduierten, sich den Blick für das concret Menschliche zu schärfen. John Stuart Mill schrieb dem Einflusse seiner Gattin eine tiefe humanisierende Wirkung auf alle seine socialwissenschaftlichen Schriften zu und dankte ihr die psychologische Erweiterung seines ganzen Horizontes: eine solche Correctur der Abstraction und des lebensfernen Theoretisierens bedarf die ganze sociale Wissenschaft mehr als je und sie kann sich derartige Einflüsse auf diesen sichern durch einen organisierten Contact mit dem Leben und Denken der anderen Classen. Unsere Socialwissenschaft im weitesten Sinne krankt zu oft wahrhaft entsagungsbedürftiger Weise an einem Specialismus, der sein Selbstbescheidung verloren hat und auf Grund ganz fragmentarischer Lebensansichten über hochcomplicierte Culturfragen seine Gutachten in die Oeffentlichkeit gibt.

Aus dem Bunde tiefernsten Denkens mit freierem Umblicke im wirklichen Leben muss endlich, auf der breiten Basis einer Wissenschaft von der menschlichen Cultur, eine neue weltliche Ethik erwachsen, nicht um Religion und Kirche zu verdrängen, wohl aber um die Wurzeln der ethischen Werte im realen Leben nachzuweisen und damit die Anwendung uralter Weisheit auf die Noth der Gegenwart zu ermöglichen.

Erinnerungen an J. R. Berger.

Die beiden Söhne des bekannten Politikers und Mitgliedes des „Bürgerministeriums", J. R. Berger, haben ihre Erinnerungen an den Vater und das Vaterhaus unter Einem Titel und Umschlag zusammengelegt.*) Aber mit Recht hat man schon von anderer Seite darauf hingewiesen, wie grundverschieden diese beiden Theile ausgefallen sind. Nur in zwei Punkten gleichen sie sich: in einer Verehrung des Vaters, die dem Fernestehenden wohl den Eindruck der Ueberschätzung macht — und in dem Gefühl, der Apfel sei doch wohl nicht weit vom Stamme gefallen. In beiden Fällen wird der Leser wohl zum Widerspruch gereizt, aber in so freundlicher, ich möchte sagen sachlicher Weise, dass selbst die innere Opposition, die doch sonst nicht eben auf zarte Formen zu achten pflegt, freundschaftlich bleibt; wieviel mehr ihr öffentlicher Ausdruck! Es erscheint uns wohl bedenklich, wenn unumschränkt von dem „strengwaltenden" Vater, seiner Genialität, seinem unvergleichlich feinen Verstehen gesprochen wird. War der strenge Logiker — der St. Just der Bankstriche, wie Laube meinte — der ausgezeichnete Jurist und witzige Gesellschafter wirklich eine so überragende Erscheinung in der Zeit der Glaser und Unger? Darf man vollends einen Mann, der 1870 den Sieg Frankreichs leidenschaftlich erhoffte, „den politisch hellsten Kopf seiner Zeit" nennen? Mir scheint Berger vielmehr ein Typus, als ein „genialer Einzelner". Die Restaurationszeit hat diese Gestalten so zahlreich hervorgebracht: politische Werthernaturen, weiter Gesichtskreis, voller rastloser Thätigkeit, aber in der letzten Probe versagend. Friedrich Wilhelm IV. ist der König dieses Volkes. Und ich meine, andere als die Söhne, Historiker sowohl wie Psychologen, würden dem witzigen Advocaten-Minister nicht einmal in dieser Heerschar eine Führerstellung einräumen, wie sie etwa dem Dänen Ola Lehmann und vielleicht selbst einem Jules Favre gebürt. Gambetta erhob sich über diesen Typus zum Mann der großen That.

Es geht also eine Hauptaufgabe des Buches ihrer eigentlichen Erfüllung verlustig: der Vater wird uns nicht in seiner eigentlichen Bedeutung gezeigt, sondern bald in Schlafrock, bald wieder auf einem zu hohen Postament. Das ist eigentlich verwunderlich, denn besonders auf den ersten Theil scheinen Fontanes prächtige Jugenderinnerungen eingewirkt zu haben: von hier nahm wohl Alfred v. Berger den Muth, dem eigenen herzlich geliebten Vater gegenüber objectiv sein zu wollen. Aber — man hat den Eindruck, als ob der Ahnennekrus dann doch seine Rechte gefordert hätte.

Alfred v. Berger spricht mit gemüthlicher Ruhe unaufhörlich von seiner eigenen mächtigen Begabung, von seinen eigenen ungewöhnlichen Talenten, von all dem, was in ihm selbst nicht zur vollen Entwickelung gekommen sei. In dieser Art ist das neu, und man möchte zunächst dem Unterschied widersprechen, den B. (S. 73) zwischen sich und der jungen und jüngsten Wiener Literatur mit ihrer Selbstbespiegelung macht. Doch soll man das nicht. Alfred v. Berger ist unzweifelhaft berechtigt, auf sich die Variation eines bekannten Dictums von Heine über Thiers machen zu lassen: er ist bedeutend, wenn er es auch fortwährend selbst sagt. Aber auch hier scheint mir doch eine starke Ueberschätzung der Phänomene vorzuliegen. Was er als Beispiele mittheilt, dass „Weltträthselgefühl" etwa — das als sehr reifer Mann Fr. Th. Vischer in „Noch Einer" prachtvoll formuliert hat — das wurde er wohl schwerlich so einzig finden, wenn er eben als Kind mit andern Kindern zu grübeln Gelegenheit gehabt hätte. Und darf man sich wirklich seiner unverglichlichen Logik rühmen, wenn man noch jetzt die höchst unlogische Bemerkung, die ganze Welt sei ein Wunder, sie sehr geistreich zu halten scheint, die doch nur ein leeres Jen a'esprit ist?

Immerhin aber — der Wiener Traumatung, der Aestetiker und Dichter ist wirklich ein feiner Psycholog, der die ihm eigene Kunst des Einfühlens und Nachempfindens auch da zu üben weiß, wo sie am schwierigen zu üben ist: gegenüber der eigenen Kindheit. Was aber ist Wilhelm v. Berger? Das der Sohn des Liberalen ultramontan ist, hat meines Erachtens niemand das Recht ihm vorzuwerfen: er brauchte sich deshalb wirklich nicht so oft zu verheidigen. Aber das compromittiert den Vater, dass der Sohn nur in manchmal fast eine Seite unbedeutender Anekdoten und Witzchen von ihm zu erzählen weiß. Die großen Epitheta reizen nur zu

*) Erinnerungen aus dem Leben J. R. Bergers. „Im Vaterhause". Wien, Wilhelm Braumüller.

genauerer Bemessung der Größe J. N. Bergers; aber gegen diese Darstellung müssen wir den Vater in Schutz nehmen und die paar Momente anrufen, in denen der jüngere Sohn ihn in ernstem Gespräch oder tiefer Gedankenarbeit zeigt.

Das Buch — leider schlecht gedruckt, als wolle es sich von selbst in seine Hälften auflösen — bleibt im ganzen unsichäpbar als ein Beitrag zur Psychologie, besonders für ein im Zritalter der Herbert Bismarck und Siegfried Wagner actuelles Thema: die Psychologie der „berühmten Söhne berühmterer Väter“.

Berlin. Richard M. Meyer.

Renaissance im Kunstgewerbe.

Das zeitgemäßeste Buch, das heute geschrieben werden müßte, wäre eine Geschichte des Kunstgewerbes. Von der großen Culturwandlung am Schlusse des 18. Jahrhunderts wäre der Ausgang zu nehmen. Bis dahin war die Kunst die natürliche Begleiterin des Lebens. Wie Holbein Façaden decorierte und für den Buchschmuck zeichnete, das Porträt Heinrichs VIII. malte und gleichzeitig die Toilette des Königs entwarf, war noch Boucher Maler und Decorateur, Tischler und Juwelier, Schneider und Theaterregisseur in einer Person. Diese Einheitlichkeit der Künste hörte auf, als seit der Revolution das gebildete Bürgerthum der Culturträger wurde und wie alles andere auch die Kunst in den Dienst seiner einseitig literarischen Interessen stellte. Plastik und Malerei, die früher nur die Aufgabe gehabt hatten, zu schmücken, mußten fortan der Vaterlandsliebe, dem Geschichtsunterricht und allerhand novellistischen Neigungen dienen, statt durch Farbe und Form durch den Inhalt, die Anekdote wirken. Das Kunstgewerbe, das nichts will und nichts kann als schmücken, hatte die Berechtigung zum Dasein verloren. Die Vertreter der „freien Künste“, ganz zu Gelehrten und Dichtern geworden, kehrten ihm verächtlich den Rücken. Die handwerkliche Tradition versiegte, weil Anforderungen an den Comfort des Lebens von den neuen Mäcenen nicht mehr gestellt wurden.

Es ist uns heute kaum faßbar, welche ästhetische Bedürfnislosigkeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit höchster geistiger Cultur parallel gieng. Auch Leonardo da Vinci war ein Denker und Grübler, ein großer Phasfinder auf allen Gebieten der Forschung. Und doch gieng er sicher wie ein Gott Vater: ein Kraftmensch, der Pferde bändigte und Hufeisen krummbog; ein Virtuos des Genusses, der sein Leben zum Kunstwerk machte. Unsere Denker aus der Zeit des Cornelius aber trugen einen Riesenkopf auf ungelenkem, am Schreibtisch verkümmertem Körper, eine dicke Brille vor dem armen, durch allzuviel Arbeit verdorbenen Auge und schrieben ihre Bücher in Zimmern, die so trostlos und armselig waren wie der fadenscheinige Diurnistenrock, der ihre schiefen Schultern umschlotterte.

In den Künstlern zuerst erwachte wieder die Sehnsucht nach ästhetischer Cultur. Die Geschichtsmalerei hatte in ihnen die Freude an den Formen und Farben der alten Epochen geweckt. Sie umgaben sich mit den Schränken und Truhen, den Gläsern und Thonkrügen, den Stoffen, Schmucksachen und Waffen, die sie brauchten, um ihren Bildern das Cachet culturgeschichtlicher Echtheit zu geben. Und aus den Werkstätten der Künstler gieng die Freude am alten Kunstgewerbe in die Kreise der obern Zehntausend über. Wenn es nicht echt war, war es doch imitiert. Alle Wohnungen wirkten, als ob sie aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, der Renaissance- oder Barockzeit herrührten.

Das zeigt gleichzeitig, wie unsähig das moderne Handwerk geworden war, noch aus sich selbst heraus Neues zu erzeugen. Gewiß hat jeder, der mit seinem Denken und Fühlen in einer alten Epoche wurzelt, das gute Recht, sich mit ausserlesenen Stücken aus dieser Zeit zu umgeben. Aber der lebendenKunst können solche Hutzmannslieblhabereien nichts nützen, und dumm ist, wenn ein Commerzienrath sich auf einem Lutherstuhl wiegt und, um Coupons abzuschneiden, die Thür eines Renaissanceschrankes öffnet. Noch dämmer, wenn die prunkvollen Möbel nicht einmal solvent sind, sondern nur hochstaplerisch ihren Reichthum simulieren.

Es war die Gründerzeit, und das Mobiliar war so unsolid, so wenig haltbar wie diese. Man drückte auf eine Credenz, und sie krachte zusammen. Sich auf einen Stuhl zu setzen, war ein Fallimente. Ueberall Schwindel und falsche Buchführung, hohe Steuerdeclaration und leere Casse. Dicke Goldketten sah man — es war Talmi; saß Marmorstatuetten — es war Stuck; sah Bronzestatuen — es war Pappe mit Flittergold. Und es dauerte nicht lange, so hatte die Freude am Unechten, Betrügerischen, falsch Aufgeschminkten überhaupt jeden Sinn für die vernünftige Gestaltung der Dinge getödtet. Nur dass es nobel aussah, lassen wir auf Sesseln, deren Armlehne der getrümmte Leib einer Sclavin war; verwahrten unsere Wäsche in Schränken, die der Miniaturausgabe einer Renaissancekirche glichen; schliefen in Betten, die, von Schwänen getragen, wie die Barke des Lohengrin aussahen. Lowen mit Meisingreif im Maul mußten uns als Thurklinzel dienen. Die Laste einer nackten Schönen umspannten wir, wenn wir einen Leuchter vom Tische hoben; traten Blumengärten nieder, wenn wir über den Teppich der guten Stube schritten. Während ich schreibe, blicke ich auf einen Ofen, dessen Medaillon die heilige Elisabeth, Brot an die Bettler austheilend, darstellt, und auf dessen Gesims nackte Putti sitzen, die mit einem Thränentuch eine barocke Urne umwinden. Denn das ist ja das Verteufelte, Wahnsinnstörende unserer Miets wohnungen, dass sie uns nicht einmal den Genuss des Nirwana lassen, statt kahler Räume uns protzig hergerichtete barbieren, deren Oefen und Plafonds, Thüren und Fensterstöcke wir erst mühsam vernichten müssen, bevor der häusliche Friede beginnen kann.

Eine Geschmackswandlung war umso weniger vorauszusehen, als der ganze Ungeschmack sich auf classische Vorbilder stützte. Denn mögen die modernen Erzeugnisse sich zu den alten verhalten wie ein bunter Theaterstoff zu echten Seidenstoffen oder Hutten — im Grunde war die Ornamentierungsmanie doch keine neue Krankheit. Sie war das in Blüte gekommene Unkraut, dessen keime die Renaissance in den Boden senkte. Schon damals, als die Antike ihre Auferstehung feierte, ließen die Künstler sich verleiten, mit den alten Ornamenten nichtsnutzig zu spielen. Sphinxe und Greifen, Drachen und Harpyien, nackte Männer und Weiber, Blumen, Vögel und Fische kehren häufiger auf den Möbeln und Geräthen wieder, als der Zweck es erforderte. Pokale mußten die Gestalt eines aufschnellenden Delphins, Leuchter die eines Blumenkelches, Krüge die eines dickbauchigen Mönches haben. Die Freude am figürlichen, naturalistischen Gestalten überwucherte das Bewusstsein für den natürlichen Sinn der Dinge.

Damit eine Wandlung eintrete, mußte die Aufmerksamkeit auf einen Still gelenkt werden, der diese tändelnden Auswüchse noch nicht kannte, sondern alles logisch, mit mathematischer Berechnung construierte. Diese Wiederentdeckung der Gothik erfolgte in England. Ruskin hatte in den „Seven Lamps of Architecture“ und in den „Stones of Venice“ sich in die Wunderwerke der gothischen Baukunst versenkt, hatte das feste Gefüge dieses Stils, seine strenge Folgerichtigkeit, seine unwandelbare, alles Vernunftwidrige ausschließende Logik gepriesen. Und er hatte, indem er sand, dass die Meister dieser Werke namenlose Handwerker waren, auch das Hohelied des mittelalterlichen Handwerkes gesungen, hatte ihn in Gegensatz gestellt zu den „freien Künstlern“ der Gegenwart, die gerade wegen dieser Freiheit auch so schmerzhaft vom Verein schwieben. Er war noch weiter gegangen, hatte alle Handbertigkeiten, das Spinnen mit dem Rad, die Weberei, die Holzschnitzerei zu neuem Leben erweckt; hatte durch sein Wort, dass jeder Gegenstand Kunst sei, dem man die Freude seiner Zeugung anmerke, die Kluft zwischen Kleinkunst und hoher Kunst überbrückt; hatte durch die Lehre, Kunst und Leben müssten sich durchdringen, eine „Religion der Schönheit“ begründet. Und so folgten auf den Messias die Apostel, auf den Lehrer die Deuter.

William Morris, der Dichter, setzte Ruskins Worte in Thaten um, machte sich vertraut mit allem, was zum Bestand des modernen Hauses gehört: mit Möbeln und Teppichen, Glasmalerei und Buchschmuck, Töpferei und Tapeten; errichtete in Morton Abbey, mitten in der Parknatur Englands, seine großen Fabriken und in London, im dichtesten Straßengewühl, seinen Laden mit dem Firmenschild: William Morris, Kaufmann. Cobden Sanderson zog die Robe des Solicitor aus, um die Buchbinderei zu erlernen. Walter Crane und Selwyn Image, Herbert Horn und Sedding, Lewis Day und Heywood Sumner, Boyley und Ribbe betraten kurz nach einander den Schauplatz. Es begann eine Zeitlang jenes Kunstgewerbes, dessen feiner Blütenstaub später Europa betruchtete.

Sehr viel später. Denn obwohl die Londoner Ausstellung und die ersten Schriften von Ruskin und Morris schon um 1850 Kunde von der großen Bewegung hätten geben können, war doch Englands Cultur so abgeschlossen und die Meinung von englischer Kunst so gering, dass weder die Werke, noch die Schriften Beachtung fanden. Von anderer Seite wurden uns die Augen geöffnet, ward uns die Doblheit unseres verlogenen Prunkstils mit seinem kunlosen Ornamente gezeigt. Ich meine die Werke der Ingenieure. Es war so seltsam, ein chirurgisches Instrument und ein Fahrrad, eine Locomotive und eine eiserne Brücke, eine Buchdruckerpresse und ein Dampfboot, eine Bahnhofshalle und ein Automobil zu betrachten: zu sehen, wie an diesen Werken der Zweck allein die Formen dictierte und wie gerade aus dieser Logik, aus dieser Abweichheit alles nichtigen Zierates sich der Einklang einer echten, ehrlichen Schönheit entwickelte. Hier war endlich einmal nichts Altes, Heber kommenes imitiert. Stolz standen die Künstler der gesammten Vergangenheit gegenüber. Die neuen Aufgaben eines neuen Jahrhunderts hatten ihn befähigt, in neuem Material einen neuen machtvollen Stil zu schaffen.

Bedenkt man diese Stimmung, erwägt man, dass das dunkle Gefühl, auch in das Kunstgewerbe könne diese junge stehafte Schönheit einziehen, unklar, doch schmächtig in manchem Kopf rumorte, so versteht man, dass das Bekanntwerden der englischen Werke nun wie ein Funke wirkte, der in ein Pulverfass fällt. Dieser große Moment war um 1890, und was sich seitdem weltweg

Digitized by Google

ist zur Genüge bekannt. Zunächst war die Wirkung eine negative. Man war schon glücklich, endlich Möbel zu sehen, die gar keine Ornamente, nichts dumm Figürliches hatten: Sessel, die wirklich Sessel, Schränke, die wirklich Schränke und keine Stuhlschichten, keine Kirchenfaçaden waren. Man köpfte die eigenen Buffets, Oefen, Spiegel und Standuhren, indem man die Giebel und Gesimse, Capitäle und Voluten haiserfein abschrauben; säuberte die Zimmer, indem man die Stuckplafonds überpinselte und die hohen Supraporten auf den Speicher trug. Dann begann man Neues im englischen Sinn zu schaffen. Die Möbel wurden imitiert in ihrer präzophaletischen Schlankheit und ihrem gothischen Archaismus. Schließlich erkannte man, daß die Gothik nur ein Begleitmoment sei, das einzig Maßgebende die Logik, die strenge Sachlichkeit des constructiven Gedankens. Jeder Gegenstand soll die Form haben, die seinem Zweck am besten entspricht, und die Ornamente, statt diese Zweckbestimmtheit zu durchkreuzen, sollen seine Beamtlichkeit, Handlichkeit und Brauchbarkeit nur steigern. Durch diese Erkenntnis des Grundprincips war auch die Abhängigkeit von den Engländern beseitigt und jedem freien Schaffen die Bahn geöffnet.

Folgt man van de Velde*), so wäre Belgien am frühesten in die Bewegung eingetreten. Die XX, ein Verein junger Brüsseler, die in Monet und Renoir, in Degas und Pissarro ihre Leitsterne sahen und in der Zeitschrift „Art moderne“ ihre revolutionären Gedanken verkündeten, erhielten 1891 durch eines ihrer Mitglieder, Willy Finch, einen Belgier englischer Abstammung, Kenntnis von den Dingen, die sich in London vollzogen hatten. Und die Folge war, daß der Neo-Impressionismus sie nun zu langweilen anfing, daß viele von ihnen ihren Beruf an den Nagel hängten und von der „hohen Kunst“ zum Kunsthandwerk übergingen. Finch wendete sich der Töpferei, Lemmen dem Buchschmuck zu. Der Architekt G. Serrurier begründete in Lüttich ein Möbelgeschäft, indem er sich anfangs ganz auf den Import englischer Erzeugnisse beschränkte, später aber seine eigenen Wege gieng. Zur Möbelfabrication kam auch van de Velde. Und durch van de Velde kam die Bewegung nach Paris.

Diese Stadt, die auf dem Gebiete der Malerei stets die Schöpferin des Allerneuesten war, hatte sich im Kunstgewerbe bisher seltsam conservativ verhalten, die excottenhaft überlebenden Formen des zweiten Kaiserreiches in die Republik herübergetragen. Wohl hatte die Schule von Nancy — Gallé und Majorelle — in ihren Möbeln und Glasarbeiten eine gewisse Modernität erstrebt. Die Kunstlöpfer Delaherche, Delyanrat und Bigot hatten ihre Werke in Einklang mit den Farbenharmonien des Impressionismus gebracht. Aber diesen zerspliterten Versuchen fehlte das Centrum. Einen solchen Mittelpunkt zu schaffen, versuchte Bing, der gewiegte Kunsthändler, der einen so feinen Fühler für alles Neue, Werdende hat — der kurz vorher den Japonismus lancierte und nun im Kunstgewerbe den kommenden Mann erkannte. Sein Haus Art nouveau, im October 1896 eröffnet, begann mit einem großen Posaunenstoß. Alle, die in America, Belgien und Frankreich auf kunstgewerblichem Gebiete Neues schufen, hatte Bing um seine Fahne vereinigt, außer den Genannten: für Töpfereien Dammouse und Mourier, für Gläser Tiffany, für Beleuchtungsapparate Bayard und Benion, für Gewebe Tierand, Ranffon und Rippl Ronan, für Schmucksachen Morren und Lalieque. Später hielt das Haus nicht, was es anfangs versprach, und wer Paris kennt, weiß auch, weshalb. Um die Geister des vierzehnten Ludwig und des dritten Napoleon zu vertreiben, die noch so riesengroß über dem Stadtbild schweben, hätte es eines Mächtigeren als des Herrn Bing bedurft. Immerhin haben die Wenigen, die seitdem auftraten — Plumet und Guimard, Sauvage und Selmersheim — sich ihre ersten Anregungen im Art nouveau geholt. Und die drei Zimmer, die van de Velde für Bing entwarf, wanderten von Paris nach Deutschland.

In Dresden sitzen bekanntlich eine Reihe sehr geschmackvoller Leute zusammen: Seidlitz und Weermann, Treu und Gurlitt, Max Lehrs und Kuehl. Wer als Erster das Bing'sche Haus besuchte, ist von der Geschichte noch nicht ergründet. Kurz, die Delegierten, die Dresden im Frühling 1897 entsendete, als es seine erste internationale Ausstellung plante, erwarben die van de Velde'schen Zimmer, und die Dresdener Ausstellung machte Sensation, indem sie als erste in Deutschland der Kunstdrechslerei eine Kunstgewerbeabtheilung beifügte.

Ja, die Sensation war ungeheuer. Es vollzog sich in Deutschland, was vorher in England und Brüssel geschah. Das Kunstgewerbe schien plötzlich der allseinseligmachende Glaube. Architekten tauschten nun, Bildhauer bekehrten sich, Maler veranstalteten Auctionen, entäußerten sich freiwillig aller Lakenstücke ihrer Werkstatt, um sortan statt der freien Kunst dem Kunstgewerbe zu dienen. Behrens und Wetzjoch, Eckmann und Hellmann, Moser und Czeschka, Obrich und Paulick, Paul und Riemerschmidt, Kunstgewerbliche Zeitschriften die von Koch, Brinckmann und anderen schossen wie Pilze aus dem Boden.

Heute ist der Begeisterung der ersten Stunde schon eine Abkühlung gefolgt. Unter die Propheten haben sich, wie immer, solche die falschen Apostel gedrängt. Das Fabrikantenthum hat sich des Stils bemächtigt. Originalitätssucht und Liebäugeln mit dem Publicum verleitet, ganz wie ehedem, Dinge hervorstellen, die das Gegentheil der Zweckdienlichkeit und Sachlichkeit sind. Ganz wie ehedem wird das Fehlen des Organismus durch gefallsüchtige Ornamente versteckt, die sich von den früheren nur dadurch unterscheiden, daß statt der Blume und des nackten Weibes nun der Bandwurm das Ideal der Geister geworden ist.

Aber eine Errungenschaft haben wir der kunstgewerblichen Bewegung doch zu danken: daß endlich wieder das Gefühl für den einheitlichen Zusammenhang der Künste wach wurde. Vorher war alles zerfahren. Wir kauften Bilder, die uns stoßlich anzogen, und hängten sie planlos an die Wand, obwohl das Auge ihre Anwesenheit eher als störend denn als wohlthuend empfand. Wir kauften Möbel und Teppiche, Kissen und Vasen, Statuetten und Leuchter, die vielleicht im einzelnen schön waren, aber nebeneinander sich wie Hund und Katze vertrugen. Heute ist klar geworden, daß ein solches Zimmer einem Potpourri gleicht, das die widersprechendsten Melodien in grellen Uebergängen verbindet, uns plump und roh aus einer Stimmung in die andere wirft. Es ist zum Bewußtsein gekommen, daß jedes Einzelding sich zum Ganzen zu weben hat, daß jedes Zimmer den Geist seines Besitzers spiegelt, daß die Kunst gleich stark wie die Musik auf die seelische Stimmung einwirkt, und daß wir auf Glück, auf die feinste Freude verzichten, solange wir durch die Dinge, die uns umgeben, nicht unser Leben zur schönen Harmonie gestalten.

Von all dem und vielem anderen plaudert van de Velde in seinem Buche sehr geistvoll: mit manchen Wiederholungen und manchen Seitensprüngen, ein bischen Eitelkeit und viel Polemik. Aber es freut stets, einem temperamentvollen Redner zu folgen, selbst wenn er in der Hitze des Gefechtes manche nicht sticchhaltige Worte sagt. Und wenn die Geschichte des modernen Kunstgewerbes noch immer zu schreiben bleibt, ist es sür den künftigen Historiker doch wertvoll, sich auf die Vorarbeit eines Mannes stützen zu können, der dieses Kunstgewerbe selbst mit gemacht hat.

Richard Muther.

Idenko Fibich und das Melodrama.

Am 15. October 1900 starb in Prag ein hervorragender Künstler, dessen Name heute außerhalb Böhmens meist nur engeren Fachkreisen bekannt ist, die seine gehaltvollen, durchwegs vornehmen Werke zu schätzen wissen. Und doch darf von ihm gesagt werden, daß er einen ehrenvollen Platz in der Musikgeschichte unserer Zeit bereits seit Jahren gesichert hat, und zwar nicht bloß als vielseitiger, fruchtbarer Mehrer des überkommenen Kunstschatzes, sondern auch als Bahnbrecher auf neuen Gebieten. Nächst Prag kennt ihn wohl verhältnismäßig am besten Wien: die Philharmoniker haben unter Hans Richters Leitung einige seiner Orchesterwerke mit durchgreifendem Erfolge aufgeführt (Es-dur-Symphonie, Ouverture zu Wechsleks Lustspiel „Eine Nacht auf Karlstein“), das E-moll-Clavierquartett ist wiederholt (von Door u. a.) gespielt und stets gern gehört worden, auf der Bühne der internationalen Musik- und Theaterausstellung 1892 kam während des Gastspieles des Prager böhmischen Nationaltheaters der erste Theil der melodramatischen Trilogie „Hippodamia“ („Nämluvy Pelopovy,“ „Pelops' Brautwerbung“) zur Darstellung. Bei dieser Gelegenheit war es denn auch, daß die Wiener Kritik in ihrer überwiegenden Mehrheit die weittragende grundsätzliche Bedeutung des beherzten Schrittes vom gesungenen Musikdrama Wagners zum gesprochenen Fibichs anerkannte und von mehreren Seiten sogar der Vorführung der ganzen Trilogie durch die vereinigten Mittel und Kräfte der beiden Hofbühnen das Wort redete. Dies ist nun vorderhand in Wien noch nicht geschehen; doch hat bald nach der Wiener Ausstellung das plastische Theater in Antwerpen die Aufführung der beiden ersten Theile der Trilogie, „Pelops' Brautwerbung“ und „Die Sühne des Tantalus“ gewagt (1893) und mit denselben einen entschiedenen Erfolg erzielt.

Ein Blick auf den Entwicklungsgang und das ganze Schaffen Fibichs zeigt uns sogleich, daß seine Vorliebe für das Melodrama keine bloß vorübergehende Eingebung des Augenblicks, wie die glückliche Lösung der höchsten Aufgabe auf diesem Gebiete kein bloßes günstiges Spiel des Zufalles gewesen ist.

Zdenko Fibich (geboren am 21. December 1850 in Weboric bei Caslau, war zwar kein Wunderkind, aber doch ein Wunderknabe: er dirigierte, etwas über 14 Jahre alt, in Chrudim den ersten Satz einer eigenen Symphonie mit solchem Erfolge, daß er bis dieser in Wien und Prag betriebenen Gymnasialstudien aufgeben konnte, um die Musik zu seinem Lebensberufe zu wählen und sich zu diesem Zwecke zunächst an das Leipziger Conservatorium zu wenden. Dies thun nun die zweijährigen Leipziger Studien, welche er dann, nach einem längeren Aufenthalte in Paris, bei Vincenz Lachner in Mannheim vertiefte, in die Sphäre Schumann'scher Gemüthstiefe brachten, war wenig begreiflicher, als ein feiner, sinniger, ja romantischer Zug durch das jugendlichen Künstlers

schon damals charakteristische. Seit 1871 lebte dann Fibich in Prag,*) und hier wurde gleich binnen wenigen Jahren der ursprünglich einseitig überwiegende Einfluß Schumanns durch das Gegengewicht von Wagner, Liszt und Smetana heilsam paralysiert, so daß Fibich rasch zum selbständigen Meister heranreifen konnte. In dem oben erwähnten Clavierquartett, das anfangs 1874 entstanden ist, zeigt sich diese Wandlung bereits vollzogen.

In einer Beziehung hat jedoch Schumanns Einwirkung auf den jungen Künstler nachhaltige Spuren für dessen ganzes ferneres Schaffen hinterlassen: die melodramatischen Balladen regten ihn zur Nachfolge an. Gleich Fibichs erstes Werk dieser Gattung, „Stědrý den" („Der Weihnachtstag," 1874), hatte, trotz der ungewohnten, vielfach angefochtenen Kunstform, einen durchschlagenden Erfolg nicht bloß vermöge seiner tief empfundenen musikalischen Charakteristik, sondern auch dank dem nationalen Balladenton, welchen der Componist aus K. J. Erbens Dichtung zu gewinnen wußte. Unter den weiteren zum Concertvortrage bestimmten Melodramen Fibichs hebe ich namentlich den „Vodník" („Wassermann"), dessen Text aus derselben poetischen Quelle stammt, wie der „Weihnachtstag," und dann „Hakon" hervor, dem ein Gedicht Vrchlický's zugrunde liegt. Beide sind zu einer Zeit entstanden, da sich Fibich bereits auf der Höhe seines dramatischen Schaffens befand (1883 und 1888), und beide waren gleich ursprünglich für Orchesterbegleitung geschrieben. Die übrigen melodramatischen Balladen des Meisters behandeln Verse von Freiligrath („Der Blumen Rache"), Rudolf Mayer („Veénost" — „Zwiegeist") und Vrchlický („Královna Emma" — „Königin Emma").

Was nun die Thätigkeit Fibichs als Operncomponist anlangt, so beginnt sie (von einem 1874 aufgeführten Erstlingswerke abgesehen) 1881 mit dem „Blanik" (Text von El. Krásnohorská), dessen Romantik in einer gewaltigen Scene im Inneren des sagenhaften Berges gipfelt; 1884 folgte dann die „Nevěsta Messinská" („Braut von Messina" nach Schiller), welche den Componisten nicht nur im Volkbetige der technischen Mittel Richard Wagners zeigt, sondern auch dem idealen Ziele desselben, dem modernen musikalischen Drama näher steht, als irgend eine andere böhmische Oper, und dabei doch individuell selbständig bleibt, in der Auffassung und Führung des tragischen Stoffes nicht minder als in der musikalischen Wiedergabe desselben.

Mit diesem Können ausgerüstet, faßte Fibich endlich den Gedanken an ein seensisches Melodrama großen Stiles, und nicht eine einzelne Tragödie war es, die er mit ununterbrochener Musik zu begleiten unternahm, sondern gleich eine drei Abende ausfüllende Trilogie, „Hippodamie" von Jaroslav Vrchlický (Anfangs 1890 kam „Peleops' Brautwerbung," im Laufe des darauffolgenden Jahres „Die Sühne des Tantalus" und „Der Tod Hippodamies" einzeln zur Aufführung, im Februar 1893 das ganze. Die Dichtung selbst, die sich aus der schon 1883 entstandenen Schulstragödie erst allmählich zur Trilogie erweiterte, war ursprünglich gar nicht für musikalische Begleitung bestimmt; erst das zuletzt (1889) geschriebene zweite Drama, „Die Sühne des Tantalus," wurde vom Dichter in Hinblick auf Fibichs melodramatische Behandlung geschaffen.

Die altergebrachten theoretischen Einwände und Vorurtheile gegen dieses Genre ließen sich wohl nur durch die Praxis entkräften. Das seensiche Melodrama jedoch, welches einst Georg Benda geschaffen hatte, konnte Fibich, der 1875 bei der hundertjährigen Gedenkfeier im böhmischen Interimstheater dieses seines Landsmannes „Ariadne auf Naxos" und „Medea" pietätvoll dirigierte, nicht zum Vorbilde dienen. Schon das regelmäßige Abwechseln von Declamation und Musik ließ beide Factoren endlos zerstückelt erscheinen und setzte durch diese ermüdende Einförmigkeit zugleich dem Umfange des Melodramas ziemlich enge Grenzen. Ferner ist sich Benda nur von einzelne auf eine oder zwei Personen beschränkte Scenen handelte — nicht zu gedenken jenes ungeheueren Fortschrittes, welchen die Ausdrucksfähigkeit des dramatischen Orchesters seitdem gemacht hat. Erst nachdem das Melodrama als selbständige Form von der Bühne gewichen war, um sortan nur noch hier und da als Episode in der Opern- und Schauspielmusik zum Vorschein zu kommen (obwohl gerade die Namen Mozart, Beethoven, Weber, Spohr, Marschner, Mendelssohn, Schumann beweisen, daß selbst große Meister nicht imstande waren, die Idee des Melodramas völlig zu ertödten), zeigten die für den Concertvortrag bestimmten Balladen Schumanns, und im Anschlusse an sie auch jene Liszts, einen erheblichen Fortschritt der melodramatischen Technik, der den Vergleich mit der historischen Entwickelung des Gesangsrecitatives nahe legt. Das gleichzeitige Einherschreiten von Wort und Ton nämlich, welches bei Georg Benda noch eine sehr seltene, höchstens wenige Tacte umfassende Ausnahme ist, hat dann, wie wir gesehen haben, zuvor in einigen Scenen von Schumanns „Manfred", die Oberhand gewonnen.

Hier nun war der Anknüpfungspunkt für jene zwischen Melodramen Fibichs gewesen; den weiteren Weg aber von diesen kleineren Kunstformen und von der bloßen dramatischen Episode zu einer ganzen Trilogie mußte er sich selbst bahnen. Offenbar konnte das begleitende Orchester kein anderes sein, als das Opernorchester, es erschient daher in der „Hippodamie" mit allen technischen Mitteln der modernen dramatischen Musik ausgerüstet, und doch verlangte die Anwendung dieser Mittel zur charakteristischen, stimmungsvollen Begleitung des gesprochenen Wortes eine Umsicht und einen Feinsinn, der bei weitem nicht allen Opernmcomponisten eigen zu sein pflegt. Es ließ zunächst das Tempo des gesprochenen dramatischen Dialoges mit einer solchen — bei individuellen Auffassung des Schauspielers allerdings den entsprechenden Spielraum gewährenden — Wahrscheinlichkeit abschätzen, daß daneben der symphonische Strom der Orchesterbegleitung ohne Unterbrechung fortfließen kann, ohne einerseits das ihm musikalisch gebürende Bewegungsmaß, anderseits aber seine psychologische und malerische Charakteristik einzubüßen. Der Opernccomponist, der dem Sänger Takt und Tempo unabänderlich durch den Cappellmeister vorschreiben läßt, hat hier ein leichtes Spiel: er bringt die eigene, noch so persönliche Auffassung ohne Widerstand und ohne Gefahr zu ungeschmälerter Geltung. Sodann verlangt das Melodrama eine viel weiter gehende Rücksichtnahme auf die Klangstärke des Wortes als die Vocalmusik, da ja dieses gesprochen eine bedeutend geringere Schallkraft und Tragweite besitzt, als gesungen, ganz abgesehen von dem Verzichten auf die Hilfe des Ensembles und des Chores, die den dramatischen Gradationen des Orchesters in der Oper das entsprechende vocale Gegengewicht zu bieten imstande sind. Die Instrumentation des Melodramas verlangt daher, bei gleichbleibendem Bedürfnis wuchtiger Accente, eine ungleich behutsamere, zartere Dynamik, als die der Oper.

Allen diesen Anforderungen entsprach nun Fibich in vollem Maße; war er doch ein geborener Dramatiker, dessen feine Empfänglichkeit für das poetische Wort sich nicht nur in der durchgeistigten und durchwühlten Auffassung, sondern auch in der declamatorischen Wiedergabe desselben bewährte, so daß er in seinen Opern seit der „Braut von Messina" geradezu zum Classiker der böhmischen Declamation geworden ist. Aber anderseits dürfte wohl eben deshalb, weil das Melodrama großen Stiles im Vergleiche mit der Oper ein noch eingehenderes Studium des Wortes, eine noch uneigennützigere Unterwerfung unter dasselbe vom Tondichter verlangt, die genial-kühne künstlerische That Fibichs, trotzdem sie technisch reif und vollendet vor uns steht, im Augenblicke nur wenig berufene Nachfolger finden. Doch scheint es mir außer Zweifel zu stehen, daß sie mit der Zeit als ein in der Entwicklungsgeschichte der dramatischen Musik unausbleiblicher Fortschritt wird aufgefaßt werden müssen.

Fibich war seinem ganzen tief angelegten und hochgebildeten Künstlergeiste nach ein entschiedener Fortschrittsmann. Ein solcher konnte aber nie als Nachahmer und Epigone bei seinen Vorbildern behaglich stehen bleiben, sondern mußte von Wagner, Liszt, Smetana, vor allem anderen eben — das unermüdliche Fortschreiten lernen, auch über die von diesen Meistern erreichten Ziele hinaus. So wußte er denn auch, als vorausblickender Kenner der Geschichte seiner Kunst, nur zu gut, daß die Ausgestaltung des gesungenen Dramas mit Wagner durchaus nicht zum Abschlusse gekommen ist, daß ihr durch Wagner im Gegentheil neue, weite, vorläufig noch unübersehbare Bahnen eröffnet worden sind, daß also das Melodrama nichts weniger als veraltet ist, die Oper etwa zu verdrängen, da es vielmehr in den ihm speciell zukommenden Stoffgebiete ergänzend neben ihr zu stehen hat. Daher konnte Fibich, nachdem ihm der große Wurf mit Vrchlický's „Hippodamia"-Trilogie gelungen, sich von neuem der Oper zuwenden und in schon binnen sehr wenigen Jahre (1895 bis 1900) vier Werke, die im Verein mit den beiden schon genannten („Blanik" und „Braut von Messina") eine feste Stellung im Opernrepertoire des Prager Nationaltheaters haben müssen, wenn sie, trotz ihres musikalischen und dramatischen Wertes, welcher sie den Schöpfungen Smetanas an die Seite stellt, nicht das unverdiente Los getroffen hätte, daß regelmäßig jedes neue Werk das vorhergehende, ohne Rücksicht auf dessen Erfolg, vom Spielplan verdrängt hat, um dann wieder selbst dem nächstfolgenden zu weichen.

Zunächst fühlte sich Fibich zu Shakespeare hingezogen, dessen „Sturm" ihn bereits vor Jahren zu einer symphonischen Dichtung angeregt hatte, und nun von Jaroslav Vrchlický zum Operntexte „Bouře" umgeschaffen wurde. Sodann griff er zu einer Episode aus Byrons „Don Juan", nach der ihm Agnes Schulz das Libretto zu „Hedy" (Haidee) schrieb, worauf er sich der heimischen Sage vom Mädchenkriege zuwandte und die „Záboj" componierte, deren Text ebenso wie jener seiner letzten Oper „Pod Jalovcem" („Unterm Wacholder") von derselben Schriftstellerin herrührt. Die sittlichen Wandlungen im Stimmungsgehalt wie im Stil der Opern Fibichs sind zunächst von den gewählten Stoffen bedingt, in denen er als echter Dramatiker aufgieng. So hat nach der melodramatischen Trilogie, deren Musik bei allem Aufgebot modernen Kunstmittel dem antiken Mythus in bewundernswürdiger Weise gerecht wird, „Bouře" (Sturm) mit seinem Zauberspuk und seinen Elementarwirkungen, „Hedy" (Haidee) mit seinem Orientalismus, „Záboj" mit seinem Heldenthum, „Pod Jalovcem" mit seinem Volksleben, jedes seine eigene Farbe, seine eigene Physiognomie.

*) Bloß ein Jahr (1873—74) hat Fibich seitdem anderweitig Stimmung gemacht, als Musiklehrer in Zeitau (Nordland). In Prag unterrichtete er privatim an einer Privat-Pädagogie für Clavierspiel und Componieren. Zweifellos ist, daß er auch 1878—1879 wieder ein Jahr in Zeitau weilte, wie aus einem Briefe an Ad. Dvořák hervorgeht, der Fibich dringend zur Rückkehr nach Prag einlud. Fibich antwortete, daß er sich dort nicht wohl fühle, da [illegible] fingierte er als Clavierdemonstrator beim Klavierhändler.

Digitized by Google

weiter Weise gerecht wird, die phantastische Märchenwelt der Zauberinsel Prosperos in ihm einen nicht minder vorzüglichen Interpreten gefunden, als die glühende Erotik der „Don Juan"-Epilode, so hat ihn „Zárka" ganz naturgemäß näher an Smetanas Libuša" gebracht, als sich von irgend einem anderen böhmischen Componisten sagen ließe, und „Arkonas Fall" wieder den rauhen Gestalten des frühen Mittelalters die entsprechenden markigen Accente zu verleihen gewußt.

Die Aufführung seiner letzten Oper hat Fibich nicht mehr erlebt. Erst einige Wochen nach seinem Tode, als posthumes Werk, kam „Arkonas Fall" heraus und wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen; der Antheil, den der Meister persönlich an den vorbereitenden Proben hatte, war aufreibend und anstrengend gewesen, um seiner durch körperliche Krankheit und geistige Ueberanstrengung untergrabenen Gesundheit den letzten Stoß zu geben. Fibichs Arbeitskraft war außerordentlich; trotz der aufgedehnten zeitraubenden Lehrthätigkeit, auf die er ja angewiesen war, schuf er eine imposante Reihe von Werken aller Art, auch außerhalb des dramatischen Gebietes. Dies letztere mußte hier, wo die Aufmerksamkeit der Leser hauptsächlich auf seine Melodramen gerichtet werden sollte, naturgemäß in erster Linie, wenn auch nur ganz summarisch, berührt werden. Doch sei wenigstens so viel mit Nachdruck hingewiesen, daß sein Buch auch wenn er nicht eine Note fürs Theater geschrieben hätte, immerhin den besten Meistern der letzten Jahrzehnte beizuzählen wäre. Nur einige wenige seiner Instrumental-Compositionen mögen hier zum Schlusse genannt werden, die nebst den bereits eingangs erwähnten diese Worte zu rechtfertigen imstande sind: drei gehaltvolle Symphonien; aus einer Reihe von symphonischen Dichtungen namentlich die durch köstliches Naturempfinden hervorragenden „Vesna" („Lenz") und „Podvečer" („Am Abend"); ein prächtiges Clavierquintett (mit Clavierette und Horn); von Clavierwerken aber nebst den (auch für Orchester arrangierten) „Bigilien" vor allem die unter dem Titel „Stimmungen, Eindrücke und Erinnerungen" erschienene Sammlung von vierthalbhundert kleineren und größeren Stücken, das intime musikalische Tagebuch eines großen Künstlers, eine reiche Fundgrube für jeden feinfühlenden Pianisten."

Fibichs Vielseitigkeit, seine fortschrittliche Tendenz, sein unerbittlicher künstlerischer Ernst, seine dramatische Begabung erinnern an Smetana, leider zeigt auch das Schicksal beider eine unverkennbare Aehnlichkeit. Wie Smetana mußte Fibich Schritt für Schritt die Anerkennung sich erst erkämpfen; und wenn auch seine Erfolge auf der Bühne, wie im Concertsaale, in stetiger Zunahme begriffen waren, so ist selbst heute noch das eingehende Verständnis für seine Kunst, die richtige Werthschätzung derselben im Grunde genommen doch nur auf engere Kreise beschränkt. Die Parallele mit Smetana drängt aber den Beobachter unwiderstehlich noch weiter: es ist nur eine Frage der Zeit, daß dem todten Fibich, ebenso, wie es bei Smetana der Fall war, auch außerhalb seines Heimatlandes jene volle Genugthuung zutheil wird, die ihm im Leben versagt geblieben ist.

Prag. O. Hostinský.

Zur Theater- und Bühnenreform.

Seit Anfang der Neunzigerjahre datieren in Deutschland die Bestrebungen für ein sogenanntes „Nationaltheater". Der damalige Rigaer Bühnenleiter und Regisseur Max Martersteig und der Literarhistoriker Prof. Schreyer gründeten 1894 die „Allgemeine deutsche Bühnengesellschaft". Jetzt werden diese Tendenzen fortgesetzt durch ein neues im Verlage von Fischer & Franke (Berlin) erscheinendes Organ „Deutsche Volksbühnen".

Es heißt in deren „Einführung": „Der Mangel einer wahrhaft nationalen Bühne, hat er nicht seitdem wie ein erbarmungsloses Schicksal gelastet auf H. v. Kleist, Grillparzer, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel? Der Mangel jeglichen dramatischen Stiles, bringt er nicht noch heute jeden jungen Dichter an den Rand der Verzweiflung?" Nun, diesen Mangel und so manchem anderen soll also Abhilfe geschafft werden. Ernst und ehrlich sind die Bestrebungen und die Männer, die sie zu ihrer Sache gemacht. Doch, leider! ich werde den Eindruck nicht los: sie verflattern ins Blaue und gerathen meist in das leidige Gebiet des Schlagwortes und der „allgemeinen Redensart"! Ich finde es ganz gut und löblich, ja nothwendig, daß man sich zum Beispiel allenthalben von dem überwiegenden Internationalismus, von der Ausländerei, in deren Zeichen wir im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte standen, zu befreien und auf deutsche Art zu besinnen und zu concentrieren beginnt; ich finde auch so manche Reformbestrebung, die sich auf das praktische Bühnenwesen, auf Technik und äußeren Apparat richtet, gut, verdienstlich und nothwendig: indessen, was bringt zum Beispiel eine Redewendung, wie „Mangel einer wahrhaft nationalen Bühne"? Eine ewige, alte Klage findet darin ihre Fortsetzung und Erneuerung. Weshalb? Weun wir bisher eine solche „wahrhaft nationale Bühne" nicht hatten, in dem Sinne, wie voreinst die Griechen, die Engländer und Spanier eine hatten, wenn selbst unsere Goethe und Schiller sie uns nicht zu schaffen vermocht haben sollen, so werden wir sie, fürchte ich, auch nicht mehr bekommen. Auf welchen Fundamenten sollte sie sich aufbauen? Was soll man überhaupt darunter verstehen? Worauf sie angebeteten Bestrebungen ungefähr hinaus wollen, das sieht man ja wohl. Schlagworte, wie „Heimatskunst", „Renaissance" und „Gothik", die man mit einer gewissen biedermännisch-gesinnungstüchtigen Emphase in einem altväterlichen Pathos vorträgt und mit recht billigen und abgegriffenen Redewendungen in die Breite commentiert, sagen alles. Aber wozu soll es führen, wenn Männer, wie Dr. Wachler, Herr Dr. A. v. Hanstein und Herr Literaturschriftsteller Scherzer dem Mal der Entwicklung in die Speichen greifen und mit ihrer lauschigen Analogie auch dem Blauen eine „nationale Bühnenkunst" beschwören? Ein ästhetisches und technisches Zwitterding, das sich in unserem heutigen modernen Milieu zum Erbarmen unglücklich fühlen muß und das immer wieder an Lustmangel kläglich zugrunde geht und immer wieder sich in seine sämmtlichen dunstigen Bestandtheile auflöst! — Nie werden wir etwas Neues und Nationales mehr durch diese Gothik bekommen! Das große Werk Goethes, dieses wahrhaften neuen Luthers der deutschen Sprache, die wahrhaft einheitliche neue deutsche Buchkunst, die er geschaffen, und der moderne Geist, der sie erzeugt, haben allem Mittelalter und aller Gothik ein- für allemal ein Ende gemacht! Das innerste nationale deutsche Rassen- und Individualitätsmoment in der mittelalterlichen Gothik und Renaissance ist von Goethe und unserer Classik der neuen Sprache und Wortkunst bereits organisch einverleibt. Im übrigen ist es unmöglich, jener Gothik und Renaissance heute eine Auferstehung zu bereiten. Es ist Sünde gegen den heiligen Geist der Entwicklung und der Moderne. Wie sind bei solchen Bestrebungen lediglich im Geschäft, ein eitles und dilettantisches Spiel mit allem möglichen vermodernden und verstaubten Rumpelkram zu treiben. Das alles ist eine Mode und weiter nichts. Wenn wir uns nach allem Internationalismus jetzt nachgerade wieder in einer lebendigen, fruchtbaren und modernen Weise auf deutsche Art besinnen und concentrieren wollen und müssen, so werden wir uns wieder in einen intimeren inneren Contact mit dem Geiste unserer Classik zu bringen haben, wenn wir uns zwar auch hier vor Aeußerlichkeit und Nachahmung hüten müssen. Die Bestrebung eine Nationalbühne aber geschieht ganz ins Blaue hinein. Sehen wir uns doch lieber die bestehenden Verhältnisse an und suchen wir sie zu verstehen, anstatt mit so allgemeinen Redensarten zu operieren und mit Bestrebungen, die bis dahin noch immer im Sande verliefen. Betrachten und berücksichtigen wir die modernen socialen und technischen Bedingungen und Verhältnisse und das Milieu, das sie für eine neue deutsche Kunst bilden. Das wird weitaus fruchtbarer sein.

Da hatte ich zum Beispiel in diesen Tagen eine Broschüre von Peter Behrens, dem bekannten Künstler, in Händen. („Feste des Lebens und der Kunst. Eine Betrachtung des Theaters als höchstes Culturisymbol. E. Diederichs. Leipzig 1900.") Da war ein Satz: „Am Saume eines Haines, auf dem Rücken eines Berges soll sich dies festliche Haus erheben. So farbenleuchtend, als wolle es sagen: Meine Mauern bedürfen des Sonnenscheines nicht! Seine Säulen sind umkränzt, und von sieben Masten wehen lange weiße Fahnen. Auf der Empore stehen Tubenbläser in glühenden Gewändern (!!) und lassen ihre langgezogenen Rufe weit über das Land und die Wälder ertönen." Und aus der Tonart weiter. Wer lacht da? Im Ernst! Nichts kennzeichnet die Verstiegenheit all dieser Reformbestrebungen drastischer! Man denke sich die Bauart unserer modernen Städte, man denke sich unsere ganze moderne Technik, unser Klima, unsere Sitten und unsere Lebensweise, unser modernes Milieu, man bedenke es als ein vernünftiger und unverbildeter Mensch mit seinen fünf gesunden Sinnen: und halte solch einen Vorschlag dagegen, suche solch ein Theatergebäude hineinzupassen! Die ganze dilettierende, archäistisch-alexandrinische Phantasterei liegt mit all ihrer Unmodelt, mit ihrem ganzen eitlen Scheinwesen hier völlig zutage! Man denke: die Tubabläser in den flammenden Gewändern! Und man denke aus brave, moderne Mitteleuropäer zu dieser Fata Morgana, zu diesem phantastischen Mondkalbe aus Wolkenkuckucksheim fürbaß wallfahren!

An einer anderen Stelle dieser Broschüre heißt es: „Das Theater, wie wir es jetzt noch gewohnt sind, nimmt seine Zuschauer in einem Raum auf, der in so enge Plätze und Logen zertheilt ist, daß jeder Zuschauer möglichst guten Einblick in die zuckfassenartige, perspectivische Bühne erhält. Es verlohnt als oberste Priuzip, dem Zuschauer eine Illusion zu geben: die Illusion der Natur, der Natürlichkeit in Handlung und Umgebung. Man soll für kurze Zeit an das wirkliche Geschehen der Dinge auf der Bühne glauben."

Nun ja? Und so ist es auch gut: so ist es uns liebvertraut, so paßt es in unser modernes Leben. Was sich für Altheller und für die Zeit der Gothik schicke, schickt sich nicht zu uns. Und was jene Zeiten nach ihrer Art hatten, haben wir heute nach unserer und nach Maßgabe und Möglichkeit unserer modernen Verhältnisse und Bedingungen! So wird technische Aenderungen und Vervollkommnungen sich im einzelnen meinetwegen nöthig machen werden. Aber

* Diese Broschüre ist zum Preise von 2 Mark 50 Pfennig (= 2 Kronen) in einer künstlerisch ausgestatteten Ausgabe bei C. L. Schultze, Verlag, in Hamburg erschienen.

sie müssen natürlich sein und sich organisch den modernen Bedingungen anpassen und sich aus ihnen entwickeln! Im übrigen wollen wir deren Nothwendigkeit erkennen und uns mit ihnen zufrieden geben. Was könnten diese Theaterbauten und Weihespielhäuser antiken oder gothischen Gepräges heute anders sein, als Curiositäten, in denen der Begüterte und der Blasierte eine raffinierte Schaulust befriedigt? Nie können sie heute eine Sammelstätte für das Volk sein! Nie unter unseren heutigen Bedingungen das, was sie doch sein sollen: national! Wo soll der Mittel- und Kleinbürger, der Arbeiter, der doch auch gern einmal ins Theater geht und im großen und ganzen vielleicht den dankbarsten und unverbildetsten Theil des Publicums ausmacht, das Geld und die Zeit hernehmen, um solche „Gaubühnen" zu besuchen? Bereits dies ist das bedenklichste Bedenken, das sich gegen solche Reformbestrebungen erheben läßt. Man gebe doch diesen Mondsüchtern von Ideen endlich den Laufpaß! Das ist alles entweder eitles „l'art pour l'art" oder Mode, Epigonenthum, Phrase, Archaismus! Keinen Schritt wird uns das alles vorwärtsbringen. Es sind Seifenblasen, welche die Mode treibt . . .

Verzichten wir überhaupt auf diese leere Redensart der „wahrhaft nationalen Bühne"! Verstehen wir die bestehenden modernen Verhältnisse! Unsere Theater und ihre Einrichtung und Technik sind durchaus diesen Verhältnissen entsprechend und ihnen organisch eingegliedert. Was soll ihnen jener alte Rumpelkram, gegen den sich jedes gesund-natürliche Empfinden modernen deutschen Volksgestaltes sträuben muß? Was soll uns all dieser raffinierte, dilettantische und historische — dieser schon Nietzsche gründlich verhaßte, greifenhafte, „historische" — Kram! Gewiß ist die Kunst unserer Schauspieler durch das Wirrwaar dieser Uebergangszeit, durch die Posse und das leichte Lustspiel, wie es sich aus der Gründerzeit bis in unsere Tage erstreckt, verdorben, zum Handwerk und Virtuosenthum entartet, gewiß lässt auch unsere Bühnentechnik und -Einrichtung sehr viel zu wünschen übrig; aber wir sollen die Reform organisch aus den modernen Verhältnissen und aus der modernen Zeitseele heraus entwickeln, nicht im Geiste eines spukhaften Pfandoedeutschthums aus der gothischen Rumpelkammer durchführen! Wir werden im allgemeinen nicht mehr und den neuen Geist des Naturalismus hemmen können. Fola hat im wesentlichen recht: „In theatre sera naturaliste, ou il ne sera pas". Wir werden diesen Naturalismus zwar in gewissen seiner Erscheinungen zu überwinden und abzuthun haben, wir werden den Internationalismus, die Auslanderei, die ihm anhaften, durch Concentration des individuell deutschen Geistes beseitigen müssen: aber wir werden um den Naturalismus überhaupt nicht mehr herum können. Der zur modernen Höhenkunst und zur Schönheit eines einheitlichen deutsch-modernen Stiles gesteigerte Naturalismus wird der Geist eines neuen, wahrhaft modern-deutschnationalen Theaters sein! Er oder sonst nichts! Was soll uns der Idealismus der Hellenismus? Nochmals: wollen wir uns auf unsere deutsche Art besinnen, so müssen wir wieder bei der Wortkunst und dem Geist unserer entgegnethen Classik anknüpfen. Das wird natürlich, nöthig und fruchtbar sein! Alles andere ist eitel Wolkenkuckucksheim! Den Geist der Moderne wollen wir zu einer neuen Schönheit klären! Das ist Ziel und dies that noth! Das soll unsere wahrste, schönste und fruchtbarste Begeisterung entbinden! Das modern Pathos, die modern Schönheit wollen wir entfesseln. In diesem Sinne wollen wir ein nationales Theater fördern und aufbauen! Es wird mir, denk' ich, in nächster Zeit noch Gelegenheit, das, was ich hier nur im allgemeinen andeute, eingehender zu entwickeln . . .

Soviel für diesmal. — Nur noch auf eine zweite, in mehr als einer Hinsicht interessante Broschüre möchte ich hier aufmerksam machen, die gleichfalls im Verlage von E. Diederichs (Leipzig) erschien. Sie ist von Max Mastersteig verfasst und betitelt sich: „Der Schauspieler, ein künstlerisches Problem." Beachtenswert ist zunächst ihre Ausstattung. Sie zeigt — wie übrigens auch die oben erwähnte Broschüre von P. Behrens — das der durch feine Ausstattungen verdienstvolle Verlag doch auch oft des Guten zu viel thut und manche bedenkliche Geschmacklosigkeit durchlässt. Da ist eine neue Druckype, von O. Eckmann erfunden. Unbestritten der sonstigen Verdienste des Meisters: etwas Schreckliches aber als diese Type ist mir auf diesem Gebiete seit lange nicht zu Gesicht gekommen! Natürlich wieder einmal eine neue Nuance der alten gothischen Fraktur-type. Es muss ja alles jetzt einmal altdeutsch und gothisch sein! Es ist neueste Mode und Caprice! Die Schrift macht einen geradezu nervöse. Es ist, als ob man eine offnische Kritschrift entziffern sollte. Das Enge und Gepresste, die mit alter Form zwielende und sie verunstaltende, verunbeutlichende Manier, diese Schnörkel, die oben die Seitenzahlen unpraktisch verstecken und erdrücken, diese schnörklichen Gedankenstriche, die einem das glatte Lesen erschweren, diese !, ? und ſ, die wie i aussehen: diese verkrachten großen Buchstaben, bei denen man oft erst herumdenken rathen muss, was sie vorstellen sollen: es foltert einen geradezu! Es peinigt die Augen! — All diese „stilvolle" Wurstelei und Schnörkelei heute: wann werden wir endlich wieder zur Vernunft kommen!

Das Buch selbst, so schwerfällig, unhändlich und attmodisch es auch geschrieben ist — namentlich ist die überaus häufige Verwendung von Fremdworten geradezu lästig! — ist nicht ohne Verdienste. Schon deshalb nicht, weil es von einem Fachmann und langjährigen Theaterleiter geschrieben ist. — Man betrachtet neuerdings, nach der blasiert-dünkelhaften Superklugheit des mechanistischen Materialismus, das Wesen des Genies und der Kunst wieder mit etwas mehr Respect. Das Genie ist zwar nicht mehr wie früher von „Gottes Gnaden", es ist nicht mehr der hehre Halbgott Thomas Carlyles: aber man stimmt seine Betrachtung auf den psychophysikomonistischen Ton. Diese Betrachtungsweise wendet Mastersteig auf das Wesen und die Kunst des Schauspielers an. Inmitten der heutigen Decadence dieser Kunst sucht sie Marksteig auf ihre wahre Würde, auf ihre charakteristischen Merkmale und ihre wahre Aufgabe aufmerksam zu machen und zu ihr zurückzuführen, und sucht diese Aufgabe auf Grund seiner praktischen Erfahrungen, eines achtenswerten Wissens und eines ernsten und eindringlichen Nachdenkens darzustellen. Er findet, „daß der Process einer künstlerischen Zeugung auf Suggestion und Hypnose" beruhe. Die Hauptaufgabe des Schauspielers sucht er in seiner Transfigurationsfähigkeit. An einer Stelle (S. 22) heißt es: „Es möge also die Annahme erlaubt sein, daß bei der Transfiguration wirklich ein hypnotisches Verfahren sich abspiele: die Richtigkeit oder auch nur der Wert derselben wird von dem Gelingen des Beweises abhängen, wie weit bei den beiden Vorgängen objective und subjective Merkmale als identisch sich erweisen. Ich glaube also sagen zu dürfen, daß der dramatische Charakter, wie er dem Schauspieler aus der Dichtung entgegentritt, unter Umständen die Gewalt habe, den Schauspieler in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, in welchem sich ihm der Gesichtspunkt jenes Charakters als eine Suggestion selbstthätig macht, der seine Perception zu bringen sich gesetzmäßlicher Anlass der Moment der Aufführung wirft. — So stellt sich mir dieser Vorgang dar, während er bis jetzt eine ganz andere Auslegung erfuhr, die auch eine andere Methode des Schaffens voraussetzte: da dachte man, der Schauspieler habe die ganze Summe menschlicher Lebensäußerungen, wo sie nur sichtbar wurden, an sich oder anderen, als einen Gegenstand seines Studiums zu erlassen u. s. w." — Das ist der Hauptgesichtspunkt des Büchleins. Man mag sich wie auch immer zu ihm stellen: es ist interessant, wie der Umschwung, den wir neuerdings allerthalben vom Materialismus zu psychophysisch-monistischen Betrachtungsweise sich vollziehen sehen, die Uebewindung des Materialismus, auch hier, auf dem Gebiete der Theorie der mimischen Kunst, sich vollzieht.

Möge auch diese Erscheinung als verheißungsvoll begrüßt werden für die Entwickelung einer neuen dramatischen Höhenkunst im modernen Geiste: einer Höhenkunst, die auf dem Wege des modernen Naturalismus sich zu der Stilreinheit einer neuen, deutschnationalen Kunst ausgestalten und uns die Verheißung der neuen Schönheit erfüllen möge! — Nochmals: auf dieſen, nur auf diesem Wege steigern wir die Zustände des gegenwärtigen Theaters zu einer nationalen Kunst . . .

Berlin. Johannes Schlaf.

Die Woche.

Politische Notizen.

In der Freude über das wiedergenesene Abgeordnetenhaus, seine unerhörte Arbeitslust und seine ungeahnte Arbeitskraft hat man fast ganz darauf vergessen, dass wir noch zwei andere Parlamente haben, die es noch immer ganz getrost an Arbeitslust und Arbeitskraft mit dem Abgeordnetenhaus aufnehmen können und überdies wie wiedergenesen brauchten, weil sie von so ungemein kräftiger Constitution sind, dass die gewisse Übertreibung krankheit sich noch nie an sie herangewagt hat. Diese zwei Wiener parlamentarischen Körper, die die andauernde Welt in der Freude über das wiedergefundene Abgeordnetenhaus fast ganz vergessen hat, haben sich gerade noch vor Thorschluss der politischen Saison rechtzeitig selbst in Erinnerung gebracht. Diese zwei Prachtexemplare von parlamentarischen Körpern sind: unser Herrenhaus und unsere Delegation.

Das soll kein Scherz sein, wir schreiben nur mit bitterem Ernst Denn, was der Thätigkeit des Abgeordnetenhauses in dieser Session so hoch auch gerühmt wird, ist ja doch nichts weiter als die Raschheit und Wucht irgendwelcher Arbeit, mit der es einige Regierungsvorlagen erledigt hat. Die Zuweisungsvorlage hat in vier Wochen, die Budgetvorlage in sechs Wochen, das Budgetprovisorium in vier Wochen alle Stadien der Berathung durchgemacht, und die Vorlagen sind zum Theil einstimmig, zum Theil mit an Einstimmigkeit grenzenden Riesenmajoritäten glatt angenommen worden. Für das Abgeordnetenhaus, das in den letzten vier Jahren gar gerne und auch in den früheren Sessionen, seit vierzig Jahren seines Bestandes alles nur nach langen Pein und Herbeiathmungen und vielfachen Abundenungen und nicht ohne kräftige Opposition erledigt hat, sind die letzten großen Bewilligungen immerhin eine Leistung. Aber was will dieser, natürlich auch nur vorübergehende, Arbeitseifer des Abgeordnetenhauses bedeuten, wenn man sich den gewaltigen Arbeitsleistungen vergleicht, die die anderen beiden Parlamente, Herrenhaus und Delegation, ohne auf besonderen Ruhm Anspruch zu erheben, jahraus jahrein spielend voll bringen? Das das Abgeordnetenhaus diesmal, wie es behauptet steht, nur ein wahres Wunder gethan hat, ist ja doch an Herrenhaus und Delegation seit jeher Regel. Zu Herrenhaus und Delegation wird die Hunderte von

Digitized by Google

Millionen Ausgaben heute wie allezeit in less than no time, in einem Weniger als nichts von Zeit, wie der Engländer sagt, bewältigt. Und nicht nur Ausgaben für volkswirthschaftliche Zwecke, wie diejenigen sind, um die es sich jetzt im Abgeordnetenhause gehandelt hat, sondern auch neue Steuern. Diese letzte und entscheidende Probe auf seine Arbeitsfreudigkeit hat aber das Abgeordnetenhaus trotz Wiedergewinnung bisher noch nicht einmal versucht, geschweige denn abgelegt.

*

Vom Gesichtspunkt der absoluten Arbeitslust aus sind alle Herrenhaus- und Delegation und Abgeordnetenhaus noch immer über. Und doch werden sie überall nur als gefällige Abstimmungsmaschinen verhöhnt, während man sich für das Abgeordnetenhaus wegen seiner paar Dampfbewilligungen vor lauter Lobpriesen gar nicht fassen kann. Darin liegt doch ein offenbares Unrecht gegen Herrenhaus und Delegation. Das können wir nicht dulden. Wenn man schon die möglichst unbiegsame, unbeugsame, unkritisierte Bewilligung der Regierungsvorlagen als höchste constitutionelle Tugend preist, dann muss man doch den reichsten Lorbeer den beiden parlamentarischen Körperschaften ertheilen, die in dieser Tugend immerdar glänzen, nicht aber dem Abgeordnetenhaus, von dem man noch gar nicht weiß, wie rasch seine plötzlich angenommene Tugendhaftigkeit wieder der Flogen sein kann.

*

In der vorigen Woche schon hat ein unvermuteter Rückfall in die förmlichen Sitten von ehedem dem Herrn v. Koerber und auch dem abgeordnetenhaus wie unserer ganzen Politik eine ernste Blöße gegenüber Ungarn und dem gesunden Menschenverstand verursacht. Die Episode ist in der regierungsfreundlichen Presse zumeist todtgeschwiegen worden. Wir müssen sie besprechen — zur Warnung für die voreiligen Lobpreiser der allzu arbeitsfähigen Abgeordnetenhaus — hier darf gelobt werden. In der Ubmännerconferenz vom Samstag, 1. Juni, verlangte Herr v. Koerber in pezemptoriellem Ton, dass sich das Abgeordnetenhaus noch in diesem Sessionsabschnitt über die Quote, „ei es nun in diesem, sei es in einem Sinn", entscheiden müsse, weil es „sonst seine Pflicht nicht erfüllen würde", und drohte für diesen Fall sogar die Verweigerung der Sanction der bereits beschlossenen Gesetze an. In der That ist die Entscheidung über die Quote am 30. Juni fällig, und wenn das Abgeordnetenhaus wirklich so regierungsfreundselig wäre, als es manche Leute gerne ansehen möchten, hätte es Herrn v. Koerbers constitutionell gerechtfertigten Wunsch auch ohne Drohungen erfüllen müssen. Dass dies nicht geschah, Herr Dr. Pacak begehrte heftig auf und beschwerte sich über die „Revolverpolitik" des Herrn v. Koerber. Darauf entspann sich eine recht ungemüthliche Debatte in der Conferenz, und der Schluss war, dass Herr v. Koerber klein wurde und sein Begehren auf die „erste Lesung der Quotenvorlage" in diesem Sessionsabschnitt beschränkte, worauf auch die hohe gebendeute Conferenz in aller Freundschaft einging. Damit war aber der Bluter fertig. In der Hitze des „Revolver"-Gefechtes hat nämlich weder Herr v. Koerber, noch haben es die Obmänner bedacht, dass der ungarische Reichsrath, der andere Compagnon in der Zweieinigung, längstens im Herbst aufgelöst und neugewählt werden muss. Wenn also die Quote nicht noch in diesen Sessionsabschnitt parlamentarisch vollständig erledigt wird, sind die letzten Beschaubungen der Quotendeputationen abermals hinfällig geworden. Die im Herbst neugewählende ungarische Reichstag muss eine neue Quotendeputation wählen, unser Reichsrath auch, die Deputationsverhandlungen müssen von vorne wieder anfangen, und die ganze erste Lesung der Quotenvorlage, die Herr v. Koerber jetzt im Abgeordnetenhaus durchführen lässt, ist für die Katz. Ihr Ungarn können sich aber den Buckel vollhauen ob der Weisheit der österreichischen Gesetzgeber, die aber die Unmöglichkeit der Leistungsfähigkeit Ungarns nämlichen wollen und nicht einmal wissen, wie lange die parlamentarische Legislaturperiode in Ungarn dauert. Wenn Herr v. Koerber „das Ansehen der Volksvertretung zu wahren", wie er in seiner letzten Rede versprach, auf diese Art unternimmt, ist er jedenfalls auf dem Holzweg.

*

Alle Achtung vor unserem Finanzminister Herrn v. Böhm. Er hat, wie man's im Schnitzerjon nennt, einen guten Kopf. Bor vierzehn Tagen war's erst, da verlangte er vom Abgeordnetenhaus die lobenswerthe Bewilligung einer neuen, der 24. Tabakfabrik, weil unser Budget an wenig glänzlich sei, um die Kosten der Anschaffung der Maschinen, der Aufbewerung der Thurmeinfahne u. s. w. erleichternde Rechnungsrate von 11 Millionen Kronen jährlich ohne „Erschütterung" zu tragen. Damals haben wir uns im Leitartikel der vorigen Woche erlaubt, auf die ernsteren Bedenkungslichkeiten solcher Finanzpolitik hinzuweisen. Heute rechnungsrathen 30 Millionen Kronen hinzuweisen, in welchen eine automatische Besserung für die 11 Millionen leicht zu finden wäre. Und nun hat man schon diese Woche von den Jubiläumsfreuden nur noch gehört. Sado ist nicht bewilligt worden soll. Aber noch mehr! Wie aus dem Amtsblatt ersichtlich, das Verkaufsamt hat, wie Herr v. Böhm sagte, die Hoffnung ausgesprochen, dass er selbst vor den Zensenschwierigkeiten der neuen, starken Anlehen in der automatischen Besserung dem Anlangen werde finden können. Zweifel sind nur gar nicht angebracht. Aber, wenn es sich um Verwendung neuer Steuern handelt, lassen wir gerne dem Finanzminister den Vortritt. Die gierigen Finanzpolitiker Steiert ist es nicht.

*

Herr Dr. Kaizl, der einzige Minister im Cabinette, hat schon drei Tage nach seinem Eintritt gethanen, dass man nicht eine „Partei der Arbeit" im Parlament und im Reichsrathe, sondern nur Arbeit selbst sei, dass die Erledigung der Tagesarbeit, nicht aber deren Verschleppung die Aufgabe unserer Parlamente sei, „Obstruction" sei das Gegentheil der Arbeit. An allen der Herr Minister Kaizl [illegible] [illegible] [illegible]

Nachforderung einräumen. Man sagt, darauf gienge die Gruppe nicht ein; eben deshalb darf der Finanzminister nicht auf das gegentheilige Gebahren eingehen. Aber noch schlimmer als die Zeitigung des Begebungsrechtes dieser Option, ist der Zinsenverlust, den der Staat durch die Option eventuell erleiden wird. Wenn die Emission gut geht, so wird die Gruppe, vielleicht schon im nächsten Monat die Option ausüben und was hängt dann der Finanzminister mit dem Geld an, das er zum größten Theil erst in einem oder in zwei Jahren braucht? Welchen Zinsfuß wird er für die 125 Millionen erzielen, zu deren Beschaffung er mehr als 4½% Zinsen zahlt? Hat er sich vorgesehen, daß die Gruppe ihm dafür 4½% Zinsen zahlt, wie es die Einsendung bei dem Anlehen der Donauregulierungs-Commission war? Der Verkehrscommission that's? Darauf wird die Gruppe wahrscheinlich nicht eingegangen und darum eben durfte er keine Option einräumen.

Warum wendet sich der Finanzminister überhaupt an eine Bankengruppe, deren Mitwirkung bei Finanzgeschäften des österreichischen Staates ebenso überflüssig ist, wie dies in Frankreich, England der Fall ist, wie dies in Deutschland vor der Panik vor Jurzem der Fall war, ehe die Hochconjunctur, der Krach und die kostspielige Weltpolitik den deutschen Geldmarkt deroutierten. Freilich, wir haben ja die Postsparcasse nach dem fausten Bismarck'schen Muster in die Rothschildgruppe aufgenommen und der Finanzminister thut sich wahrscheinlich noch etwas darauf zugute, daß die Gruppe ihr Garantie hat, obwohl die Postsparcasse als Emissionsinstitut bei Begebung der Zinsetitionsrente völlig Fiasco gemacht hat. Etwas besser wird es diesmal wohl gehen, da die neue Rente nicht zu dem großenaubsinnigen Curs der Zinsetitionsrente ausgelegt wird. Wir werden aber auch noch darauf herauskommen, in Concurrenz mit der Rothschildgruppe wird die Postsparcasse nie bei der Anleihebegebung eine Rolle spielen können. Wenn das Publicum, insbesondere die großen Fonds, Versicherungsgesellschaften, reichen Capitalisten die Wahl haben, bei der Postsparcasse oder bei den Banken zu zeichnen, so werden sie unbedenklich der letzteren den Vorzug geben, bei den Banken zu zeichnen. Die Postsparcasse ist überhaupt kein Emissionsinstitut in dem Sinne, wie es die Banken sind, und es ist ein gefährlicher Mißbrauch sie als solches zu verwenden. Von der Zinsetitionsrente mußte die Postsparcasse, um das Fiasco nicht gar zu offenkundig werden zu lassen, mehr als den vierten Theil zu Parteifeste übernehmen und sie erleidet daran einen Cursverlust von 10%. Was will die Postsparcasse jetzt von der Rente übernehmen, wo will sie die Mittel hernehmen, ihren Antheil zu begahlen, falls wider Erwarten die Anleihe ein Fiasco wäre? Wir wissen ja, daß sie illiquid mit Papieren überfüllt ist, daß sie dem Staate nur für 60 Millionen Staatsschuldverschreibungen Zinsen und Amortisation zahlen kann. Die Postsparcasse wäre mit ihren 1½ Millionen Sparconti betheiligt, mit ihren tausenden Lassen die denkbar beste Organisation, um Rente ins Publicum abzusetzen, wenn sie etwas weniger bureaukratisch geleitet wäre und wenn man bei mir nicht alles bald und daher schlecht machen würde. Nicht als Mitglied der Rothschild Gruppe, nicht als auf eigenes Risico arbeitendes Emissionsinstitut ist die Postsparcasse an ihrem Platze, sondern einfach als vermittelnde Zeichenstelle, als Casse, bei der das Publicum seine Renten kauft, der Staat seine Renten begibt. Wenn die erste Emission zu dem jetzigen Begebungscurse mit 94% direct dem Publicum angeboten würde, so würde die Postsparcasse einen Bombenerfolg erzielen und der zweitlose Zwischengewinn, den jetzt die paar Banken machen, würde den Tausenden von Zeichnern zugute kommen. Bei späterem Gelddarfe würden die Renten wenig unter dem Tagescurse, entweder in größeren Beträgen auf einmal im Wege einer Subscription, oder all mählich im Wege des freihändigen Verkaufes, leicht zu placieren sein und eine Provision von ¼ bis ½% den Banken und Wechselstuben, eventuell auch den ausländischen, eingeraumt, würde jede Sorge der Placierung überflüssig machen. Der Staat würde seine Rente beim anbringen, das Publicum sie eher billiger erwerben, der überflüssige Zwischengewinn der Banken würde entfallen, die Postsparcasse würde der ihr nicht zukommenden Rolle eines Emissionsinstituts entkleidet, die vergifteten Discussionen der jeder Anleiheoperation würden schweigen, die Abhängigkeit der Finanz, vermittlung von den Finanzcliquen würde aufhören. Es gehörte nur ein bischen Muth dazu, um dieses Resultat zu erreichen.

Oesterreichische Gewerbeförderung. Ein junger Buchhandlungsgehilfe, Herr P. S., mit langjähriger Praxis, guten Zeugnissen und genügendem Capital, hat vor kurzem um eine Concession zum Betriebe einer Buchhandlung im X. Bezirke Wiens angesucht. Das Gesuch wurde vom Buchhandlergremium warmstens befürwortet. Darauf erhielt er folgenden Bescheid vom Magistratischen Bezirksamt Favoriten, dto. 24. April 1901:

„Die k. k. niederösterreichische Statthalterei hat laut Erlasses vom 12. April 1901, Z. 21052, Ihrem Ansuchen um Verleihung der Concession zum Betriebe einer Buch- und Antiquariatshandlung verbunden mit einer Leihbibliothek und dem Standorte im X. Bezirke mangels des Localbedarfes im Sinne des § 23 der Gewerbeordnung keine Folge zu geben gefunden.

Gegen diese Entscheidung ist der binnen sechs Wochen von dem der Zustellung nachfolgenden Tage an gerechnet, bei der k. k. Statthalterei in Wien einzubringende Recurs an das k. k. Ministerium des Innern gestattet.

Hiervon werden Sie unter Rückschluss Ihrer Gesuchsbeilagen in Kenntniss gesetzt".

Wir haben den Bescheid wörtlich mitgetheilt, damit nicht etwa der Verdacht entstehe, daß die Ablehnung aus in der Person des Gesuchstellers liegenden Gründen erfolgt sei. Die Concessionsverweigerung erfolgte einzig und allein, weil im Sinne des § 23 der Gewerbeordnung kein Bedarf für eine Buchhandlung im Bezirke vorhanden sei. Favoriten hat eine Einwohnerzahl von etwa 120.000 Menschen, ist also eine Stadt, umgeben in der Größe von Graz oder Brünn. Und in diesem Bezirke besteht bisher überhaupt keine Buchhandlung, was natürlich bewerkt auch für vier andere Bezirke Gültigkeit zutrifft. Und da sich niemand findet, — vermuthlich nicht der erste — der dieser Schande ein Ende bereiten würde — ebenso wie Statthalterei, daß das Concessionsgesuch mangels eines Bedürfnisses abzulehnen sei. Commentar überflüssig. Ja, wenn es sich um eine Brantweinschanke gehandelt hätte! Eine zweite Hauptfrage, in der eine solche Entscheidung getroffen werden könnte, dürfte es in Europa nicht geben. Die Sache hat aber noch eine andere, nicht minder wichtige Seite; sie wirft ein Licht darauf, wie den österreichischen Behörden jede Kulturede recht ist, um die Entwicklungsfreiheit der Bevölkerung zu behindern. Jemand will eine Industrie schaffen, ein Geschäft errichten; zunächst wird, wenn er nicht etliche Gevatters hat, die sich für ihn verwenden, vor allem nein gesagt, und wenn er mich ist, wenn er viel Energie aufwendet, so bei diesem Nein. Nun, der in diesem Falle Betroffene hat die Energie und hat an das Ministerium des Innern recurriert. Herr v. Koerber hat Gewerbeförderung und Culturförderung auf seinem Programm. Wir werden bald sehen, ob auch er der Ansicht der Statthalterei ist, daß eine Buchhandlung für die 120.000 Einwohner von Favoriten überflüssig ist.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Viel Staub hat an der Börse die überraschende Wendung aufgewirbelt, welche die Affaire der Schweizer Eisenbahnverstaatlichung genommen hat. Ich habe bereits gelegentlich der Verhaftsitzung der Centralbahn darauf hingewiesen, dass gegen unsere hauptsächlichsten Bedenken eine Opposition sich nicht geltend machte. Man gab damals ganz unverhohlen der Ansicht Ausdruck, dass für die Actien der Centralbahn, die sich zum grossen Theil im Besitz der hauptsächlichsten Bankhäuser befinden, Vorzugsbedingungen gewährt worden seien, um dafür die Actien der übrigen Bahnen desto billiger einsäckeln zu können. Die eigenthümlichen Vorgänge, die jetzt bei der Nordostbahn obwalten, bezeugen die Richtigkeit dieser Betrachtung. Der Zorn der Börse richtete sich zunächst gegen die Firma Robert Warschauer & Co., die als die hauptsächlichste Vertreterin der deutschen Nordostbahninteressen gilt. In Berlin konnte man sich jedoch sehr leicht einen Reim darauf machen, dass diese Firma den Coulissen aufs höchste überrascht gewesen ist, dass sie selbst alles gethan hat, was in ihren Kräften stand, um noch in letzter Stunde die Uebernahme deutschen Capitals zu verhüten. Ausserhalb Berlins hat sich die animose Stimmung gegen die Firma Warschauer schon dadurch ziemlich beträchtlich erhalten, weil eines Tages bekanntlich von der „Nordostbahn" ein Dementi communicirt ist, die ein erhebliches Interesse an den Actien der Schweizer Centralbahn besitzt. Soweit man jedoch überhaupt in die Interna einer Firma hineingucken kann, glauben wir nicht, dass bei Robert Warschauer & Co. durch das Communiqué der Darmstädter Bank die Selbstmordgelst der Entschlüsse angefeuchtet ist. Ohne Zweifel aber wird ein Firma, an deren Spitze ein Mitglied der Familie Meudelssohn Bartholdy steht, niemals sich zu irgend welchen Unredlichkeiten hergeben. Nicht ganz zu schuldlos ist aber unsere haute finance als Coulissenthum. Es gewinnt thatsächlich den Anschein, als ob man gegen über der schweizerischen Regierung mit einem gewissen Maße von Verpflichtungen gespielt habe. Seit Monaten vermehrt man die haute finance darauf zu gewinnen, eine Organisation gegen die Schweizer Regierung zustande zu bringen, eine Organisation, die namentlich die Eintragung der deutschen Actien in die Bücher der Gesellschaft zu bewerkstelligen gehabt hätte. Es ist nicht gelungen, gegen diese Eintragung die unbedingte Voraussetzung zur Geltendmachung der Rechte des deutschen Actienbesitzes gewehen wäre. Im Zusammenhange damit steht auch, dass die Betreibungen des Aeltestencollegiums der Berliner Kaufmannschaft zur wirksamen Gegenwehr gegen die Schweiz letzig entschieden sind. Das Collegium hatte seiner Zeit eine Petition an Bundesrath eingereicht, aber bis jetzt noch nichts Näheres. Man mißt nun jetzt alles Lamentieren über die Vergewaltigung? Die Actien sind vorläufig nicht eingetragen und man ist ganz auf den guten Willen des Herrn Prof. v. Salis angewiesen, wann er die Generalversammlung kraft seines Actienbesitzes anzuberaumen beliebt. Das Verhalten dieses Herrn hat aber objekt unerklärlich, wenn man nicht an irgend welche Nebenabmachungen denkt. Es ist nicht recht glaubhaft, dass ohne solche ein Actionär sich durchaus benimmt zu dem billigsten Satze, der überhaupt möglich ist, seine Actien los zu werden. Freilich wird kaum eine deutsche Warenschädigung der jetzt über Herrn Salis herrschenden Zeller schon Erben erfolgt sein, aber ein großer Theil des Zeller'schen Capitals ist in der Jungfraubahn festgelegt, und man glaubt allgemein, dass der Bund wahrscheinlich früher oder später die Jungfraubahn übernehmen und für seinen Rechnung fertigstellen lassen werde. Ganz unmöglich ist das Bestreben der Directoren der Nordostbahn, welche direct das Interesse der ihnen vertrauenden Actionäre verletzt haben. Auch hier wittert man — ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt — den Einfluss von Regierungsvertretungen und verweist auf das Beispiel des Directors der schweizerischen Centralbahn, der ja auch schliesslich in den Staatsdienst übernommen worden ist. Wie der Zug tagen, darüber die deutschen Actionäre nicht darauf rechnen, mit ihren Forderungen durchzudringen.

* * *

Unter dem Vorsitz des Reichskanzlers ist eine Zollconferenz der Minister einzelner deutschen Bundesstaaten zusammengetreten. Die Sitzungen scheinen auf Jahren Bet den Einladungen in diesen Zollconferenz hat man es mehrmals dadurch versucht, einen Vertreter der freien Reichsstadt Hamburg zuzuziehen. Die Hamburger haben angeblich dieses große Seehandels naturgemäß ein ganz wesentliches Interesse an der „Neugestaltung unserer Zollpolitik". Es scheint auch die Absicht zu sein, diesen Wunsch nun die Stimmen der Majorität des Bundesraths soll gefügig machen mochte und auf Einzelheiten stimmen, unter denen natürlich Hamburg sich schwerlich jeder Einbuße des bisherigen Zolls wird fügen müssen. Selbstverständlich kann eine solche Gesinnung, die in der Bevölkerung gar nicht vorgefunden ist, keine Grundlage gedeihlicher Verhandlungen abgeben. Die hier bedeutenden Interessen, dass der Bevölkerung und dem Volk sich darüber klar werden müssen, wenn dem Reichskanzler bei den deutschen Zollconferenzen, wenn die Bedingungen der Zollunion, welche überschaut, was aber in Hamburg nicht geschehen ist, zu Stande kommen wird. Das die Hauptfrage sei, ist

Digitized by Google

Kunst und Leben.

Das Gastspiel des Herrn Bertram in der Hofoper hat in seinem weiteren Verlaufe leider die Schwächen des Künstlers deutlicher verrathen als das erste Auftreten und seine Vorzüge wesentlich in den Hintergrund gedrängt. Vor allem sind seine Stimmmittel nicht ausreichend. Herr Bertram hat eine bei Barytonen seltene Halsstimme, die weder in der Tiefe, noch in der Höhe einen ausgiebigen Klang besitzt. Die Töne bleiben, wenn sie auch noch so sehr forciert werden, im Halse stecken, während der übergezogene Brustton fehlt. Dieser Eigenthümlichkeit ist es zuzuschreiben, daß z. B. im „Don Juan" die zahlreichen Recitative textlich und musikalisch vollständig abfielen. Selbst in der Darstellung blieb Herr Bertram hinter den berechtigten Anforderungen weit zurück. So hafterte ihm eine gewisse kleinstädtische Eleganz an, die im Anfange weder den romanischen Cavalier, noch zum Schlusse den Helden glaubhaft machte. Wiederholt gerieth der Künstler in Verlegenheit, wie er in den Zwischenpausen das stumme Spiel gestalten solle, und er hatt sich in solchen Momenten damit, daß er in den affectvollsten Wendungen unausgesetzt auf der Bühne auf- und abmarschierte, seinen Partner ruhig stehen ließ und ihn zwang, die für Don Juan bestimmte Rede dem Publicum mitzutheilen. Auch die rein musikalischen Glanzpunkte der Rolle, wie die Serenade, das Champagnerlied und die Verführung Zerlinens, haben wir in Wien immer noch weit besser gehört. Daß Herr Bertram im „Figaro" anfänglich einen besseren Eindruck machte, schien daher zu kommen, daß von dem Glanz des trefflichen Ensembles offenbar ein Theil auf ihn abfiel, während im „Don Juan", der leider nicht zu den besten Aufführungen unserer Oper gehört, die günstige Wirkung von ihm hätte ausgehen müssen, was infolge der erwähnten Eigenschaften des Künstlers leider nicht der Fall sein konnte. Noch schien es mir, daß Herr Bertram vielleicht in kleineren Rollen für unsere Oper genügen würde, aber sein Escamillo hat mir auch das zweifelhaft gemacht. Seine Stimme klang auch hier in seinem Verhältnis zu seiner Rieſengestalt, sein gezieltes Wesen und der süßlichharmonante Vortrag des Toreadorliedes im zweiten Act paßte so wenig zu dem Charakter der Rolle, daß man abermals nur von einem mäßigen Erfolge sprechen konnte. Somit dürfte das Engagement des Herrn Bertram auf die Dauer keineswegs auf die Sympathien des Publicums stoßen.

M. W.

*

Im Burgtheater hat diese Woche Herr Nissen sein Engagement als Major Tresse in Sudermanns ergreifendem Drama „Ehre" und als Churfürst Friedrich Wilhelm in Kleists widerlichem, nach Calarsismus stinkendem Commissstoffstück „Prinz Friedrich von Homburg" angetreten. Herr Nissen ist den Wienern längst kein Fremdling mehr. Im Raimundtheater unten fand er mit Recht lebhaften Beifall. Dann folgte sein Gast spiel am Burgtheater. Tant der Hartnäckigkeit, mit der er darauf bestand, als Gast Liebhaberrollen zu spielen und infolge eines wahren Aestetterebens, das man gegen ihn eingeleitet hatte, war es damals unmöglich, sein Engagement durchzusetzen. Im Vorjahr hatte Nissen anläßlich des Gastspiels des Deutschen Theaters neuerlich Gelegenheit, seine Tuchtigkeit in mannigfacher Richtung zu zeigen und so hieß ihn denn das Publicum des Burgtheaters jetzt bei seinem Debut als einen lieben Bekannten herzlich wollkommen, ohne sich erst, wie seinerzeit, in Vergleiche zwischen den kunstlerischen Leistungen Nissens und denen Sonnenthals einzulassen.

*

Im Volkstheater wurden Samstag den 1. Juni, an einem der heißesten Tage dieses ungewöhnlich heißen Vorsommers, zwei Novitäten von Autoren, die sich bisher als Dramatiker noch keinen Namen gemacht haben, vor übervollstem Hause gegeben, während unlängst in Anderer's „Fahnenweihe" schon bei der Premiere ganze Bankreihen leer waren. Diesmal standen aber auch die Namen der Damen Odilon, Retty und Glöckner und der Herren Kutschera, Kramer und Tewele am Theaterzettel. Da mals hingegen konnte das Publicum schon aus der Besetzung mit zweiten und sechzehnten Kräften einen Schluß ziehen auf den niederen Wert den die Theaterleitung der Novitat beimaß. So verhielt denn auch die Tat sachlichung den Einacter „Frühlingswende" von Alfred Halm und dem dreiactigen Schauspiel „Der fremde Herr" von Olga Wohlbrück zu einem Erfolge, den zum mindesten das romantische Schauspielerehepaar der Frau Wohlbrück nicht verdiente, während in der „Fahnenweihe" schon Frl. Schwerzenfeer, der weibliche Hauptrolle zugetheilt war, genügt hatte, das Stück in Grund und Boden zu spielen Die beiden zu einem Spielabend vereinigten Dramen stehen auch innerlich in einem gewissen Zusammenhang In beiden wird uns eine Ehne vorgeführt, die es mit den landläufigen Moralgrundsätzen nicht sehr strenge nimmt, und beidemale sieht sich die Heldin vor die Nothwendigkeit gestellt, dem Manne, den sie liebt und der sie wieder liebt, zu entsagen. In ersterem Falle thut sie das aus Pflicht und Anstand, obwohl sie nicht den Trennungsgrund kennt, den hat, sondern dieser vom Manne angeführt oder doch in den anstand blumen liegt Im zweiten solchen Vorkommen, dem sie vom Leben gestellt hat, ist endlich die Zeit der „Frühlingswende" gekommen, und er muß eine standesgemäße Ehe eingehen, sie aber lehnt seinen im Schmerz der Trennungsnothwendigkeit ihr gemachten Heirathsantrag eben so ab, wie sie den Gedanken eines ferneren Verkehres mit dem Gatten einer Anderen von vornherein von sich weist. Freilich verliert sie sich auch nicht in übermäßige Trauer: wir sehen schon den Nachfolger des Lieutenants in der Gestalt eines dichtenden Doktors, der sich vorläufig als Bruder anbietet, aber die erwartungsvolle Frage nicht unterdrücken kann, ob der Lieutenant auch als Bruder anfangen mußte. Auch im zweiten Stück entsagt die Frau, aber sie entsagt, weil sie das Wohlleben an der Seite eines ungeliebten Gatten dem Leben der Entbehrung und Arbeit an Seiten des geliebten Mannes vorzieht, und dieser wohl bereit ist, ihr zu verzeihen, daß sie ihn um des anderen willen verlassen hatte, aber ihren Vorschlag, daß sie bei diesem bleiben und dafür ihn recht oft — besuchen wolle, mit Entrüstung zurückweist. So sind bei ähnlicher Situation gleichsam nur die Charaktere vertauscht: dort sehen wir die innerlich anständige Frau, hier den anständigen Mann. Die Darstellung war vorzüglich; nur Herr Tewele befand sich in beiden Stücken nicht ganz an seinem Platz; das war aber nicht seine Schuld; daß man es im zweiten Stück fast vergaß, war sogar entschieden sein Verdienst. Frau Odilon lieh den beiden Frauengestalten, die sie zu spielen hatte, ergreifende Töne und starke Accente — nur Schade, daß die Fortschritte, die sie vor einiger Zeit in so überraschender Weise in der Technik des Sprechens gemacht hatte, in ebenso überraschender Weise mit einemmale wieder fast spurlos verschwunden sind.

Max Burckhard.

„Ich hätte dreimal so viel geschrieben, wenn man mich nicht gerade hier in Wien an allem gehindert hätte." „Der Kaiser Franz hat sein Oesterreich für eine Insel im Meer gehalten. Daß es noch andere Länder gibt, das hat er nicht beachtet. In Oesterreich hat man damals beliebig alle Bücher verboten" . . . „Darum aber hab' ich mir auch vorgenommen, ich will nichts mehr mit Euch zu thun haben: mit Deutschland schon lange nicht, und wenn man mit in Wien in engegenkommt, auch mit Wien nicht. Es soll sie alle der Teufel holen." Ein Document ist dieser Tage erschienen. Grillparzer — man hat ihn schon an seinen Worten erkannt — spricht darin über Oesterreich und sich; Wirth v. Wartenegg, der ihn als Jüngling besuchte, hat diese Gespräche aus dem Anfange der Sechzigerjahre aufgezeichnet, und nun sind sie als Heftchen bei Konegen erschienen. Neues wird darin nicht mitgetheilt, aber Bekanntes in neuer, charakteristischer, schlagender Form. Die Censurplackereien tauchen wieder auf: mit der „Ahnfrau", die nur dadurch freikam, daß sie dem Grafen Pálffy persönlich gewidmet wurde; mit dem „treuen Diener", den Graf Sedlnitzky nannte, das Kaiser vor der Aufführung „ablaufen" wollte; mit dem „Tiroler", den ein böhmischer Censurhofrath verboten hatte, und den ein glücklicher Zufall — die Langeweile der Kaiserin Karoline Auguste — aus dem Archiv befreit hat . . . Delikatest der patriarchalischen Zeit; mit ihren eigenen Waffen hat sie sich selbst bekämpft.

R.

Bücher.

Norway: Official publication for the Paris Exhibition 1900. Christiania 1900.

Man hat Norwegen es das schönste und glücklichste Land Europas bezeichnet; jedenfalls ist es das interessanteste Land des skandinavischen Nordens nicht nur wegen seiner großartigen Natur und seiner weltberühmten literarischen Production, vielmehr noch wegen der Jugendfrische seiner ganzen nationalen Cultur, zu der ganz sicher auch der Beginn der Aufklärungszeit das Seinetorn und durch die Erwerbung der politischen Selbständigkeit im Jahre 1814 das eigene Erdreich gegeben, deren systematische und zielbewußte Pflege jedoch erst um 1814 ernstlich begonnen wurde. Zu Norwegen seit dem Untergange seiner ganz bedeutenden alten Cultur und damit auch seiner Schriftsprache im vierzehnten Jahrhundert die dänische Cultur angenommen und aus dieser die weiteren Stadien seiner geschichtlichen Entwickelung durchlaufen hatte, begann es die Begründung einer neuen selbständigen Cultur einzureiß, und zwar zunächst mit einer Rückkehr von dieser Gemeinschaftrei, einer Loslagung vom dänischen Volksgeiste auf allen Gebieten, anderseits mit einer Anlehnung der Erinnerung an die ruhmreiche Geschichte seiner ältesten Vergangenheit und um der Anknüpfung an die noch im Volke vorhandenen culturellen und sprachlichen Traditionen aus alter Zeit. Dieses Nationalitätsergewerk wurde nie auf den heutigen Tag mit solchem Eifer und Erfolge fortgesetzt, daß die Norweger schon am Ende des Jahrhunderts sich wieder einer eigenen, reichentwickelten, wenn auch noch unreifen Cultur berühmen können, die zwar — natürlicherweise — der dänischen und schwedischen noch nicht völlig gleichzustellen ist, aber diese bald eingeholt haben wird. Trotz dieser schweren nationalen Arbeit drehten die Norweger doch mit ihren Brudervölkern gleichen Schritt auf dem Normarsche nach den idealsten Zielen allgemeiner menschlicher Cultur und Evolution. Wer sehen hier die glückliche Lösung eines politisch-ethnographischen Problemes vor uns, die wahrlich Bewunderung verdient. Einen glänzender Beweis für diese hochgute Culturentwicklung nun wird uns durch die oben bezeichnete Publication der norwegischen Regierung vermittelt. Das 456 und XXXIV Seiten umfassende, auf das vornehmste ausgestattete und reichlich mit prächtigem Bildermaterial versehene Buch behandelt in monumentgetreuer von den berufensten Fachautoritäten verfaßten Schilderungen des Landes und Volkslande Norwegens in soweit wir derselben können gediegenster Weise, ohne Schönfärberei und Selbstgefälligkeit. Auf den Inhalt des prächtigen Buches hier näher einzugehen, ist bei dem Umfange und der Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes natürlich ausgeschlossen Doch möge immerhin die

Capitel, welche die Geschichte, die sozialen Verhältnisse, das Unterrichtswesen, die Sprache, die Literatur und die einzelnen bildenden Künste betreffen, als besonders interessant hervorgehoben werden. Die merkwürdigste Erscheinung in der neuen nationalen Cultur, zu ein in seiner Art beispiellosen Phänomen ist unstreitig die Entstehung einer neuen Schrift- und Literatursprache — des Neu-Norwegischen, das eine aus dem dänischen und dem norwegischen Volksdiom hervorgegangene Mischsprache bildet, in der das letztere immer mehr zur Vorherrschaft gelangt. Daneben wird aber in Norwegen auch eine um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus den vielen Bauerndialecten künstlich gebildete „Landessprache" applicirt, literarisch verwendet und in den Schulen gelehrt, aber — nicht gesprochen! Eben diese ungeklärten Sprachverhältnisse sind wohl der deutlichste Beweis dafür, daß die junge norwegische Cultur noch unfertig ist. In Bezug auf die allgemeine Cultur ist Norwegen wohl auf dem Gebiete der Industrie verhältnismäßig am wenigsten fortgeschritten, was ja im Einklick auf die Natur des Landes, die hauptsächlich die Viehzucht begünstigt, und bei dem colossalen Aufschwung, den der Handel und die Schiffahrt Norwegens genommen, begreiflich erscheint; gleichwohl besitzt es bereits seine entsprechende soziale Gesetzgebung, die sich noch in weiterer Fortbildung befindet.

Ewald Hause: Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder. Riva am Gardasee. Gustav Giorgio Stella. Vorwort. 2. verbesserte Auflage bei A. Edlinger, Innsbruck, 1901.

Die herrliche Landschaft um die Perle der nordtalienischen Seen, wo sich Goethe erquickt hat, wo Paul Heyse so gern weilt, wo Adalbert Stifter, Arnold Böcklin und so viele andere künstlerische Ernte gehalten haben, lohnt Hause in sein abgelönten, stimmungsvollen Genrebildchen voll. Es ist nicht eigentlich Poesie, was er gibt, aber es ist mit einem Trauche Poesie durchtränkt. Es sind Skizzen, vollständig realistische Schilderungen der natürlichen Charakterbilder, plastische Reisebeschreibungen und Gegenstandsschilderungen, aber nicht moderne und pedantische Aufzählungen, sondern flotte Skizzen ohne jede ermüdende Ausführlichkeit, die von guter Beobachtung zeugen und durch farbige Beschreibung und lebende Personen anziehen. Der Verfasser verfügt über ein ganz gesunde Naturphantasie und weiß die Sprache trefflich zu handhaben; nur die falsche Pluralform „Lichtleins" fällt ein paarmal störend auf.

Harry Maync.

Richard Schaukal: Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen. Leipzig. Verlag E. F. Tiefenbach, 1901.

Dieses Buch enthält eine Widmung an Arno Holz, eine Vorrede, ein Mittel- und ein Nachwort. Es ist zusammengesetzt aus Skizzen, Aphorismen, Essays und Tagebuchblättern. Ein Theil der Skizzen hat ein besonderes Vorwort, worin um Entschuldigung dafür gebeten wird, daß sie Peter Altenberg nachzuahmen sind. Von der Qualität der Aphorismen erhält man durch Beispiele vielleicht einen Begriff. In den Tagebuchnotizen heißt es z. B.: „Der Socialismus — eine Sache der Ueberlebenden" oder „Die Intuition — ein vollständig falsches, die sich ungern „anschlissen"". In dieser leichtfertigen Salopphheit ist dieses ganze Buch hingeschmiert. Herr Schaukal entschuldigt sich in einem seiner Vor-, Mittel- oder Nachworte wegen der Formlosigkeit des Buches, auch sein „Freund E. Th. A. Hoffmann" habe formlose Werke geschrieben. Es gibt aber eine Formlosigkeit, welche die Folge eines alle Formen brechenden, überstürzenden Inhaltes ist, und es gibt eine Formlosigkeit, die darin ihren Grund hat, daß einer, der nichts zu sagen hat, dafür auch nur schwer eine Form findet. Dieses ebenso affectierte als hohle Buch erinnert mit seiner unbegreiflichen Prätention an die Bücher jetzt schon halb vergessener Selbstvergötterers, an den Dichter Wilhelm Arent. Und da dieß man allgemein die Zeiten des dröhnenden Subjectivismus schon für ab gethan!

Stephan Großmann.

Revue der Revuen.

Im zweiten Maiheft der „Gesellschaft" macht Siegfried Hen, ein ehemaliger deutscher Officier, von einem Besuche beim Grafen Tolstoj Mittheilung, den er im letzten Winter zu Moskau abstattete. Tolstoj hat erst von neun bis abends an Sprechstunde, um tagsüber ungestört arbeiten zu können. Durch vornehme Gemächer muß der Gast gehen, ehe er in eine kleine, von einem Taglicht erleuchtete Zelle kommt — Tolstojs Arbeitszelle. Der Graf spricht dann das Urtheil mit einer Verurtheilung des Soldatenstandes und des Patriotismus. Auch den „Patriotismus im kleinen", wie er die Selbständigkeitsbestrebungen der Finnen, Czechen, Polen und Balkanslaven nennt, hält er für Unsinn, der nicht in unser Jahrhundert paßt. Der eigentliche Sprachenkampf scheint ihm lächerlich zu sein. Ueber die Juden in seinen socialpolitischen Anschauungen nimmt der Ackerbau, als die Basis jedes gesunden Staates wesens, die erste Stellung ein. Speciell Rußland ist ein Ackerbaustaat; sein Verderben ist der Schutz und die Begünstigung der Industrie durch den Minister Witte, obwohl nur zwei Procent der Bevölkerung Industrielle sind. Auch über die deutsche Literatur, die er bekanntlich im Original liest und gut kennt, sprach er. „Der Butterbauer" von Polenz lag gerade neben ihm aufgeschlagen, und er nannte ihn das Beste, was er von der neueren deutschen Literatur kenne.

„Nouvelle Revue" (Paris). Eine Enquête von Paul Portier über die Frage, ob es möglich wäre, eine liberale katholische Partei zu gründen. Unter den Antwortenden finden sich Clemenceau, Leroy-Beaulieu, Lemaître, Trarieux, Ribot, u. v. a. Fast alle bezweifeln die Möglichkeit einer solchen Partei, die ein Widerspruch in sich selbst wäre. Lemaître sagt u. a. das französische Vaterland sei jederzeit ganz unabhängig von den katholischen Ideen gewesen, doch könne es nie genug Parteien geben. Trarieux gibt zu, daß eine liberale, katholische Partei für die Katholiken von Bedeutung wäre und sie diese sich gewiß auch gründen; mit welchem Erfolg und welchen Resultat, war freilich eine zweite Frage. — M. Charpentier gibt im vorherrschenden Heft eine Abhandlung über chinesische Magie. Trotzdem die Chinesen Gott leugnen, glauben sie unerschütterlich an den Teufel und seine Helfershelfer, die Dämonen. Um ihrem Wirken zu begegnen, trägt jeder Chinese eine Reihe von Amuleten an sich; da der rothen Farbe eine besondere Schutzkraft zugeschrieben wird, so sieht man sie überall an der Kleidung angebracht, und namentlich die Kinder tragen rothe Bänder um Hand. Ebenso begegnet man überall in den Wohnräumen Streifen von gelbem Papier, die mit Zauberssprüchen beschrieben sind. Besondere schützende Kraft wird auch in China Gegenständen zugeschrieben, die von einem Hingerichteten stammen oder mit einem Ermordeten in Zusammenhang stehen, die namentlich unter dem Grundeisen unter dem Schaffot werden so wie verschiedenen Talismane vergraben. Eine nicht geringe Rolle spielen auch die Liebestränke, und ebenso ist jene in Europa als „Envoutement" bekannte Form der Beherung gebräuchlich, wonach man durch Verbrennung seines Bildes oder ähnliche Formen der Beschwörung den Tod eines Feindes aus der Entfernung herbeiführen kann. Zahlreiche Abbildungen illustrieren diesen Umständen in China natürlich ein glänzendes Auskommen; der Verfasser meint, ein Theil ihrer Macht beruhe darauf, daß sie betrogene Betrüger sind und seit an ihre eigenen Zauberkräfte glauben.

„Cassiers Magazine" (Juni). Josef Horner schreibt über die Ausbildung von Handwerkern. Heute erhielten — anders als früher — die Vorgesetzten ihren Vortheil darin, von einem Arbeiter immer nur einen und denselben Gegenstand, ja denselben Bestandtheil anfertigen zu lassen; je größer eine Fabrik ist, desto einseitiger wird die Ausbildung und Verwendung der Arbeitskräfte sein, und wenn es wirklich darum zu thun ist, nicht nur Geld zu verdienen, sondern sein Handwerk auch wirklich zu verstehen, der ist genöthigt, entweder bei kleinen Meistern in die Lehre zu gehen oder seine Stelle möglichst oft zu wechseln. — Ein weiterer Artikel ergählt von amerikanischen Versuchen, feste Stoffe durch Widerstandsringen zu pulverisieren, um die großen Kosten hierfür zu verringern. So wurde von W. C. Andrews in New-York versucht, Kohlen zu pulverisieren, mit Wasser vermengt durch Röhren zu leiten und sie am Bestimmungsort durch Verdunstung und Pressung wieder in feste Körper zu verwandeln. Ebenso versucht man in Spinnereien die Wolle durch Röhren mittels einem Fabrikgebäude aus einander zu bestreben, und auch mit dem Thon werden ähnliche Versuche angestellt, doch befinden sie sich heute alle noch im Stadium des Experimentes.

„Temple Magazine" (Mai). Ein Artikel des Herausgebers Dr. Murray über das Oxforder englische Wörterbuch, das bezeigt von „A" bis zum Ende von „G" umfassen ist. Das bisher erschienene Material bedeckt 16.516 Columnen zu 40½ Zoll Länge und 2½ Zoll Breite. Das Wörterbuch enthält heute bereits über 12.000 Worte und über 70 Millionen Buchstaben. Es wird nicht nur alle Worte enthalten, welche während der letzten 800 Jahre in England angewendet wurden, nebst ihrer Orthographie und ihrer Aussprache, sondern auch die Eintheilungsgeschichte jedes Wortes, seine Wurzel und seine Umwandlungen. Häufig auch die genaue Angabe, wo man ihm zuerst begegnet. Zur Schaffung dieses historischen Materiales wurden über fünf Millionen Notizen gemacht, und 2000 Leser haben sich freiwillig in den Dienst der Sache gestellt. Im Durchschnitt stehen in dem Oxforder Wörterbuch wohl verschiedene Anlegungen einer im Dictionar des Dr. Johnson gegeben. Bemerkenswert ist auch der niedrige Preis des Werkes; es wurde verordnet, daß der Käufer für einen Band 1 Pfund 1 Zoll und 8 Zoll Druckseiten von 2¼ Zoll Breite auf prächtigem Papier und in tadelloser Ausstattung erhält.

„Mare!"

Von Ilsebe Kurz.

Es gibt Augenblicksbilder, flüchtig gesehene Erscheinungen des Lebens, die eine unverlöschliche Spur in der Seele zurücklassen.

Ein solches Bild begegnete mir jüngst, als ich an einem trüben Novembermorgen mit ein paar deutschen Freunden von Venedig nach Chioggia fuhr. — Nichts Trauriger es als die Lagune an einem traurigen Tage. Die zahllos zerstreuten Inseln sahen, in Nässe und Nebel begraben, wie lauter Oede der Verdammnis aus. Ein niedriger, bleigrauer Himmel hieng über einem bleigrauen Meere, und die rostrothen Streifen, welche, die Flachen, von der Flut bedeckten Sandbänke bezeichnend, sich weithin durchs Wasser zogen, gaben dem melancholischen Bilde noch eine besonders düstere, fast möchte ich sagen, tragische Färbung.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand zumeist aus schweigsamen Chioggioten mit schweren Holzschuhen, Mützen, worauf der Schimmel wuchs und goldenen Ringen in den Ohren. Ein Weib in venetianischer Tracht — einem vielgefälteten, grünlich schillernden Shawl, der einst schwarz gewesen — und mit Spuren von Schönheit im edel geschnittenen Gesicht saß unter ihnen und zählte gierig wieder und wieder eine Handvoll Centesimi, die allerkleinste Münze des Landes: sie erschien mir wie das lebendige Sinnbild des tiefen Elends, zu dem die einstige Beherrscherin des Meeres herabgesunken ist. Nur im hintern Raume des Schiffes suchte ein Haufe junger Burschen die traurige Monotonie des Tages durch Gesang und lautes von Gesticulationen begleitetes Sprechen zu betämpfen.

Sie sangen mit vollen wohlgeübten Stimmen das melodische Schifferlied:

„Vieni sul mar.
Vieni a veggar ..."

in dem sich wie in einer zanft gleitenden Gondel alle Zauber der venetianischen Sommernacht wiegen.

Aber unter diesem Himmel verfingen die Zauber nicht. Die graue, unbegrenzte Wasserfläche mit den schwarzen Fahrzeugen, die darüberstrichen, hauchte eine Trostlosigkeit aus, vor der man sich

Digitized by Google

nicht retten konnte. Es war, als schwömme man zwischen Särgen einer feuchten graw umflorten Ewigkeit entgegen, über der die goldene Erdensonne niemals wieder scheinen sollte.

Wir glitten so nahe an San Clemente hin, daß das thierische Brüllen der dort eingeschlossenen weiblichen Irren uns zerreißend in die Ohren schlug. Nur in der Nähe von Menagerien hört man sonst ähnliche Laute. — Wie ein Riesenschwein schwamm die Insel des Grauens, auf der ein Hämchen grünt und jeder Fußbreit mit den tröstlos kahlen Backsteinbauten übersäet ist, auf dem Wasser. Ihr schwarzes Gitterthor mußte die Aufschrift tragen: „Lasciate ogni speranza," denn keine von den dort Eingemauerten kehrt jemals aus dem traurigen Asyl ins goldene Leben zurück. Und wie unheimlich weit sie sich ausdehnt, diese Veste des Wahnsinns — sie ist wohl zweimal so groß wie das gegenüberliegende San Servolio, das die männlichen Geisteskranken beherbergt. Woher das anfallende Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes unter den Heersharen des Wahnsinns? Wirkt die unausfüllsame Gedanken, der dieser schöne Menschenschlag verfallen ist, im weiblichen Organismus rascher und verheerender? Oder ist es der ökonomische Ruin des Landes mit seinem Gefolge von häuslichem Elend, das schwerer auf dem Gemüth der Frauen lastet?

Der Anblick unseres kleinen Dampfers mußte in diesen Lebendig-Todten den Drang nach Freiheit geweckt haben, Köpfe wurden an den Fenstern sichtbar, Hände streckten sich durch die Gitter, und in dem unartikulierten Gehaul, mit dem wir begrüßt wurden, konnten wir die Rufe: Oh andemo! Andemo! unterscheiden.

„Vieni sul mar
Vieni a vogar"

schallte es in grausamem Hohne aus dem hinterraume unseres Schiffes zurück, während wir ins Weite schwammen.

Ein großes schwarzes Schifferboot, von zwei Männern gerudert, kreuzte unseren Weg. Darin saß unbeweglich ein Weib im schwarzen Shawl, der ihr Brust und Schultern verhüllte, und neben ihr ein Mann, den der zugeknöpfte Ueberrock und eine gewisse officielle Haltung als Angestellten kenntlich machte. Das Boot kam aus der Richtung von Chioggia und fuhr eben hart an einer der Inseln — es war, wenn ich nicht irre, San Piero in Volta — hin, da gellte vom Strand der laute Schrei einer Kinderstimme: „Mare! Mare!" Mare!"

Es klang so schrill und herzdurchdringend, daß alle Blicke sich nach jener Seite wandten.

Ein kleiner etwa achtjähriger Junge war aus einem der elenden Häuschen am Ufer dann herausgestürzt und rannte schreiend und mit den Armen winkend auf das Wasser zu, das sich hier in einer seichten Bucht landeinwärts schmiegt.

Ein paar Weiber waren hinter ihm her und suchten ihn zurückzuhalten, doch er riß sich verzweifelt los und, immer „Mare! Mare!" rufend, sprang er geradeaus ins Wasser und watete durch Schlamm und Tang nach der offenen Lagune hinaus. Die Flut stieg ihm allmählich bis zum Hals, aber er ließ nicht ab, sondern rang sich mit Armen und Beinen durch das Wasser, dem Fahrzeug mit dem schwarzgekleideten Weibe nach, indem er mit der letzten Kraft seiner Lungen „Mare! Mare!" schrie.

Er konnte nicht richtig schwimmen, er zappelte bloß im Wasser und mußte ertrinken, wenn niemand beisprang. Die Weiber kreischten unthätig am Ufer; von unserem Dampfer, der weiterfuhr, schrie ihm die Mannschaft zu: „Kehr' um, du Narr, kehr' um!"; aber er hörte und sah nichts als das schwarze Boot, das ihm die Mutter entführte. Schon versank er bis über den Mund, seine Kleider sogen sich voll und zogen ihn hinunter, er verwickelte sich in den treibenden Tang und schnappte mit vorgequollenen, krampfhaft gerollten Augen nach Luft, aber noch immer strebte er mit den Aermchen weiter hinaus, und noch immer hörte man den gurgelnden Ruf: „Mare!", als endlich am Strand zwei Männer einen Kahn flott machten, um zu Hilfe zu eilen.

Wir fuhren schon weit und sahen nur noch aus der Ferne, wie sie glücklich zur Stelle kamen und eine triefende, zappelnde Last in ihren Nachen zogen.

Das schwarze Boot mit dem verhüllten Weibe glitt unaufhaltsam, lautlos wie eine Todtenfähre, San Clemente zu. Die darin saß, war ein armes Weib aus San Piero in Volta, das wegen Geisesstörung zu seinen Eltern nach Chioggia zurückgebracht worden war und heute von dort als unheilbar nach der Insel der Lebendig-Todten abgeschoben wurde.

Ihr Knabe hatte sie erkannt, wie sie, in ihren schwarzen Shawl gewickelt, in Begleitung eines Beamten der Anstalt theilnahmslos an ihrem Hause vorüberfuhr, und war, da sie seinem Rufen taub blieb, in der Verzweiflung ins Wasser gesprungen, um ihr nachzuschwimmen.

So erklärte mir die Frau im gestickten Shawl, die einzige von der ganzen Schiffsgesellschaft, die dem Vorgang mit Theilnahme gefolgt war, denn unsere Chioggioten hatten die ganze Zeit über gleichgiltig weiter gerauscht.

Ich habe nie etwas Tragischeres gesehen, als dieses verzweifelnde, unterschlinkende Kind und diese Mutter, die ihr eigenes Fleisch und Blut nicht mehr erkannte, die an seiner Todesangst vorüber stumpf und abgestorben ins Leere sah.

In diesem Bilde lag das ganze Maß von Jammer, das in der Menschenseele Raum hat, vor allem in der Kinderseele, die von keiner Resignation wissen kann. Kinderschmerzen sind stärker, concentrierter, zerreißender als die Schmerzen der Erwachsenen, sie enthalten in einem kurzen Augenblick eine Ewigkeit von Qual, nur daß sie selten auf die Dauer dem Gemüth eine Furche eingraben. Ich zweifle nicht, daß dieser kleine Junge sich schnell genug — vielleicht noch schneller, als ein deutsches Kind im gleichen Falle — über seinen Verlust getröstet haben wird. Vielleicht spielte er schon nach einer Stunde wieder ganz lustig unter seinen Kameraden mit den Kieseln und Muscheln am Strand. Die Natur des Südens erlaubt ihren Kindern kein langes Trauern und Grämen. Schnell schlang sie über Leid und Tod das Banner der Freude wieder auf, das sollten wir auch an jenem Morgen erfahren, denn als wir uns Chioggia näherten, erhellte sich der Horizont mit einem Ruck, als ob ein Vorhang weggezogen würde. Die Sonne brach hindurch, der Himmel rückte hoch hinauf und wurde leuchtend blau. Hunderte suchender Möven ruhten als weiße Punkte auf der glitzernden Flut. Die gelbrothen Segel standen körperlos wie farbige Visionen gegen den Himmel, die weiße Häuserreihe von Palestrina schimmerte in blendendem Lichte, das auch San Piero in Volta umfloß, und bald darauf war die ganze Lagune nur noch ein einziges, unübersehbares Silbergeflimmer.

In meiner Erinnerung aber blieb das Bild des halbertrunkenen Knaben unverwischbar zurück, es steht mich mit vorgequollenen Augen an, wie ein Bild der verzweifelnden Menschenseele selbst, wenn ihr das Liebste sühllos weggerissen wird, und wie aus den Tiefen der Dinge heraus ruft eine Stimme voll namenlosen Jammers: „Mare! Mare!"

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Curort Rohitsch-Sauerbrunn. Südsteiermark Pöltschach. Prachtvoller Sommeraufenthalt. Für Magen-, Leber- und Nierenleiden, Zuckerharnruhr, Gallensteine, Katarrhe der Schleimhäute. Prospecte durch den Director. 1423

Gustav Zwierschütz XIII./1. Wattmanngasse 20, ersuchen. Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei Verkauf.

Permanente Möbelausstellung Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen XIX. Gymnasiumstrasse 68—71. Stadtbahn Haltestelle Nussdorferstrasse. Neue Str. Tramway Basenausserstrasse. 1441

„Providentia."
Allgemeine Versicherungsgesellschaft in Wien.
In der abgehaltenen Generalversammlung wurde die Vertheilung einer
Dividende von 6%
beschlossen. 1443

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 15. Juni 1901. Nummer 350.

Kaiserpolitik.

Das neue Oesterreich, in dem wir, übereinstimmenden, allseitigen öffiziösen Versicherungen zufolge, seit den Ostern dieses Jahres des Heils leben, weist denn doch noch manche Aehnlichkeiten mit dem alten Oesterreich auf, das zu gleicher Zeit aus der Weltgeschichte verschwunden ist. Und merkwürdigerweise nicht bloß in Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten. Die höchste politische Kraftleistung dieses neuen Oesterreich der alten Offiziösen ist es gerade, die an das alte Oesterreich am lebhaftesten erinnert: die Kaiserreise nach Böhmen. Es ist doch gut, daß mit dem alten Oesterreich zu Ostern nicht auch die Erinnerung und die Documente seiner Geschichte verloren gegangen sind. Sie erleichtern uns die Erkenntnis des neuen. Wenn man jetzt die neu-österreichischen Offiziösen auf Treu und Glauben ließe, so möchte man wirklich fast meinen, daß die diesmalige Kaiserreise nach Böhmen so gar keine Analogie fände in den Annalen des alten Oesterreich. Wenn man sich aber in die älteren Jahrgänge derselben Offiziösen vertieft, findet man, daß diese bisher größte staatsmännische That des Gründers von Neu-Oesterreich, des Herrn v. Koerber, eigentlich nur eine, eher verschlechterte als verbesserte Nachahmung eines der letzten Verzweiflungsmanöver des letzten großen Staatsmannes von Alt-Oesterreich, des Grafen Taaffe, ist. Die Kaiserreise, die wir jetzt mitansehen, ist, soweit man bisher urtheilen kann, in der That eine Neuauflage der böhmischen Kaiserreise von 1891, und der Vergleichspunkte bieten sich mehr als zur Begründung dieses Urtheils, im Grund genommen, nöthig ist.

Fangen wir gleich mit dem Anfang an. Die tiefinnige Grundidee, die persönliche Autorität des Kaisers zur Förderung eines nationalen Ausgleiches zwischen Deutschen und Czechen auszunützen, ist den Urhebern beider Kaiserreisen gemeinsam. Nur hatte Graf Taaffe für diesen Zweck etwas mehr vorgearbeitet als Herr v. Koerber. Denn auf rein lyrische Weise, durch bloßes Hoch- und Slavarufen, und durch rein dekorative Mittel, durch bloße Ordensverleihungen an Deutsche und Czechen zugleich, ist der Ausgleich nicht zu machen. Ein schmollendes Liebesbärchen, das man nur einmal zusammenzuführen braucht, um seine Versöhnung zu bewirken, sind die Deutschen und die Czechen ja doch nicht, sondern zwei politische Mächte, die vorläufig noch durch gewaltige nationale Interessen und Ideale von einander getrennt sind. Dagegen kommt man mit leise flehenden Liedern, wie Herr v. Koerber sie von Zeit zu Zeit mit vielen Gefühle vorzutragen pflegt, nicht auf. Die reale Kluft kann nur durch ein reales Compromiß der Interessen und Ideale überbrückt werden. Zu einem solchen Compromiß hatte Graf Taaffe, ehe er die Kaiserreise veranstaltete, längst schon ein verhältnismäßig taugliches Substrat geschaffen, die Punctationen von 1890, die damals von allen deutschen Parteien, von den Altczechen und den Feudalen feierlich vereinbart wurden, deren Ausführung aber durch die siegreiche Gegenagitation der aufstrebenden Jungczechen zum Stillstande gekommen war. In dieser kritischen Situation, sozusagen, um den Ausgleichskarren über den steilsten Berggipfel zu bringen, sollte die Kaiserreise die letzte Nachhilfe bieten. Jetzt aber? Herr v. Koerber sitzt mit seinem Gefährte noch am Fuße des Berges. Seine Verständigungskonferenzen im Frühjahre 1900 sind gänzlich gescheitert, sein Sprachengesetzentwurf ist gleicherweise von Deutschen wie von Czechen abgelehnt worden, und wenn er nun eine neue Ausgleichsaction plant, so fängt er sie mit der letzten Reserve an.

Mit besonderem Witze, wie eine unerhörte Neuerung wird die loyale Eintracht belobt, mit der die beiden Nationalitäten in Böhmen den Kaiser jetzt empfangen. Als ob 1891 die beiden Nationalitäten vor dem Kaiser miteinander gestritten hätten! In Wahrheit haben sie sich damals vielleicht besser vertragen, als heute. Welche Diplomatie mußten die Minister v. Koerber und Dr. Rezek aufwenden, um dem Prager Bürgermeister Dr. Srb den einzigen kleinen deutschen Satz abzupressen, den er in seine czechische Begrüßungsrede eingeflochten hat. Und doch hat sich der Bürgermeister nicht enthalten können, gerade in diesen einzigen kleinen Satz die staatsrechtliche Idealforderung zu verweben, die für die Deutschen erfahrungsmäßig die schärfste Reizung bedeutet. Der Bürgermeister des Jahres 1891 dagegen, Herr Sole, hat ohneweiters seine Rede in zwei ungefähr gleiche Hälften getheilt, deren erste czechisch, deren zweite, einschließlich des Kaiserhochs, deutsch war. Und von einer staatsrechtlichen oder sonstigen politischen Anspielung war damals keine Spur. Der Kaiser fand aber auch mehr als eine bloß zu seinen Ehren improvisierte Familienfest-Eintracht der beiden Nationalitäten. In Smichow wurde er von einem deutsch-czechisch gemischten Gemeindeausschuß begrüßt und konnte seine besondere Freude darüber aussprechen, „daß hier beide Nationalitäten in Eintracht miteinander leben". Eine solche nationalpolitische Oase existiert heutigen Tages in Böhmen nicht mehr, und nur mit Mühe können dies mal die Demonstrationen czechischer Minoritäten des deutschen Sprachgebietes zurückgehalten werden, die sich damals gar nicht zum Worte meldeten. Als eine Freudenbotschaft durchlief jüngst die deutsch-böhmischen Zeitungen die Nachricht, daß der czechische Landsmannminister, um bei den Deutschen keinen Anstoß zu erregen, der Kaiserreise fern bleiben werde. Die Meldung hat sich als falsch erwiesen, offenbar weil die Czechen auf der Theilnahme des Dr. Rezek bestanden. Im Jahre 1891 aber ist der damalige czechische Landsmannminister Baron Prazak ohne Widerspruch von der Kaiserreise ausgeschlossen worden.

Wenn selbst die „Arbeiter-Zeitung" in der diesmaligen Kaiserreise im Vergleich zur 1891er eine Wendung zum Besseren sieht, so trägt sie die Erinnerung. Die Einleitung zeugt im Gegentheil diesmal von größeren Schwierigkeiten als 1891. Und trotzdem war auch 1891 die Kaiserreise ein großer persönlicher, aber kein nationalpolitischer Erfolg. Der Ausgleich ist nicht im geringsten gefördert worden. Die nationalen Gegensätze sind vielmehr nach der Kaiserreise viel schärfer geworden als je vordem, bis schließlich die eine der beiden vom Kaiser besuchten Städte, Prag, durch den Ausnahmszustand, die andere, Reichenberg, durch die Auflösung des deutschnational gewordenen Gemeinderathes und die Einsetzung eines kaiserlichen Commissärs gemaßregelt wurde. Ob die gegenwärtige Kaiserreise bessere Früchte tragen wird? Wir wünschen es, aber weder die Erfahrungen der vorigen Kaiserreise noch auch die allgemeine politische Psychologie gestatten große Hoffnungen. In allen monarchisch-constitutionellen Staaten kann man beobachten, daß die persönliche Autorität des Monarchen, wie gewaltig und unbestritten sie auch sei, den durch Machtverhältnisse und Stimmungen bedingten Gang der politischen Entwicklung nicht zu ändern vermag. Zuweilen gewinnt es sogar den Anschein, als ob eine allzu sichtbare politische Nachsicht des Monarchen die Widerstände gegen Regierungspläne nur noch steigern würde. Der deutsche Kaiser z. B. hat sich noch nie für eine Regierungsvorlage so nachdrücklich eingesetzt, wie für den Mittellandcanal, und doch ist gerade diese Vorlage zu einem der schwersten und hartnäckigsten Misserfolge der preußischen Regierung geworden. In England dagegen wird die Krone in die politische Tagesarbeit nicht hereingezogen, die Minister verfassen sich auf ihre eigene Kraft, machen sich selbst ihre eigene Politik, und alle Theile kommen dabei ganz gut weg. Auch der uns wäre es an der Zeit, weniger Kaiser- und mehr Ministerpolitik zu betreiben. Vier sich von der Kaiserreise gleich den nationalen Frieden verspricht, konnte einst eine Enttäuschung erleben. Deswegen thut man besser, wenn man von der Kaiserreise keine politischen Wirkungen erwartet. Kommen sie dann doch, so erfährt man eine angenehme Ueberraschung, und bleiben sie aus, so hat man nicht einmal eine Illusion verloren.

K.

Der Fall Millerand und die Krise innerhalb des Marxismus.

In Lissagarays Geschichte der Pariser Commune, die unter den Socialisten in französischer und deutscher Ausgabe sehr verbreitet ist, befindet sich ein Bild, das auf jeden Leser den großen Eindruck hinterlassen muss: Nachdem General Galliffet die Föderierten niedergeworfen, hielt er auf seinem Triumphzuge nach Versailles vom Pferde und wählte aus den Reihen der gefangenen Communards die ihm passenden Individuen zum Massenmassacre aus. In dem

Digitized by Google

Buche sind mehrere Illustrationen, z. B. ein Bild, wie die gefangenen Communards niederkartätscht werden; aber alle diese Bilder machen keinen so tiefen Eindruck, wie diese Darstellung Gallifets, wie er auf seinem nonchalanten Reitergange kaltblütig, seine Cigarre rauchend, eben eine Hängegestalt für das bestellte Massacre aussucht, das Weib wirft sich umsonst in krampfhaften Zucken auf die Knie. Der Correspondent der „Daily News", der bei einer Razzia mitgefangen wurde, hatte Gelegenheit, Gallifet bei dieser Episode zu beobachten und sich über das „Princip" der Gallifet'schen Auswahl klar zu werden: „Ich bemerkte, daß es nicht gut war, auffallend größer, schmutziger, reinlicher, älter oder hässlicher zu sein, als der Nachbar. Ein Individuum dankte es namentlich seiner eingeschlagenen Nase, daß er von den Leiden dieser Welt erlöst wurde." „Gallifet gieng die Reihen durch — berichtet Lissagaray — und sagte zu diesen und jenen mit seiner hungerigen Boßhmiene: Sie sehen intelligent aus, treten Sie heraus." Sie haben eine Uhr", sagte er zu einem anderen, „Sie müssen ein Beamter der Commune gewesen sein", und er stellte ihn auf die Seite . . ."

Man muß nicht Marxist sein, um sich darauf über den Menschen Gallifet das richtige Urtheil zu bilden, und abermals muß man nicht Marxist sein, um sich die Gewissensfrage zu stellen, ob man neben einem solchen Menschen nach reiflicher Ueberlegung in einem selbstgewählten Amte sitzen könne. Ohne Umschweife gesagt: ein Socialist, welcher Farbe immer, kann noch meinem Dafürhalten neben einem Gallifet nie und nimmer in einem und demselben Ministerium seinen Sitz haben. In ein Ministerium ohne einen Gallifet kann nach meiner Ueberzeugung jeder Socialist eintreten, der die anarchistische Doctrin vom Staate aufgegeben hat. Die Thatsache, daß sich die Marxisten und Socialisten trotz einer schon dreijährigen heftigen Polemik über den Gegenstand nicht einigen konnten, zeigt von einer Begriffsverwirrung, für die die Bezeichnung „Krise" entschieden zu schwach ist. Doch will ich vorerst für die Discussion die nöthigen Thatsachen recapituliren.

Millerand wurde neben Gallifet am 22. Juni 1899 Minister; Gallifet ist aus dem Ministerium Waldeck-Rousseau längst ausgeschieden. Kaum ist Millerand Minister geworden, theilten sich die französischen socialistischen Parteien in ein ministerielles und antiministerielles Lager: an der Spitze der Ministeriellen steht Jaurès, die antiministerielle Opposition leiteten Guesde und Vaillant. Die Gegner Millerands veranstalteten alsbald Versammlungen, in denen gegen die socialistische Ministerschaft energische Einsprache erhoben wurde; ganz besonders war der 1. Mai (Sonntag) am 5. August 1900 abgehaltene Regionaleongreß der Guesdisten (parti ouvrier) den Socialisten überhaupt die Theilnahme an jeder Bourgeoisregierung verboten und die ministerielle Politik als eine dem Classenkampfe und den Interessen des Proletariats gegnerische Taktik verworfen. Den nächsten Monat (22. September 1900) versammelte sich in Paris der internationale socialistische Congreß; die beiden feindlichen Lager der Franzosen wurden durch die ausländischen Socialisten verstärkt. Und zwar wurde die auf eine Einigung abzielende Resolution Kautskys mit 29 gegen 9 Stimmen (jede Nation hatte zwei Stimmen) angenommen: für Kautsky waren die Deutschen, Engländer, Deutsch-Oesterreicher, Böhmen, Dänen, Holländer, Belgier, Schweden, Spanier, Portugiesen, Argentinier; gegen waren nur die Bulgaren und Irländer, getheilt stimmten neben den Franzosen die Russen, Polen, Italiener, Nordamerikaner.

Nach dem Pariser Congresse wurde die Debatte pro — contra Millerand in allen Ländern geführt, ganz besonders in Deutschland, wo die Ansichten Jaurès u. Vollmar vereint, für Guesde schreibt Kautsky. Der Streit ist endlich vor den (seit 25. Mai) in Lyon tagenden III. französischen Parteitag gebracht worden, dessen Ergebnis für jeden Zeitungsleser in frischer Erinnerung ist: die scharfe, excommunicierende (Millerand habe sich durch die Annahme des Portefeuilles „außerhalb der Partei" gestellt- Resolution Deloutes gegen Millerand wurde fallen gelassen, dagegen mit 1964 gegen 12 die Anhänger Guesdes faiten sich nach der Niederstimmung des Antrages Delaportes entfernt — Stimmen die Resolution Briands angenommen, die dahin lautet, daß die Annahme des Portefeuilles durch Millerand für die Partei keine verbindlichen Folgen habe, weil der Minister die socialistische Partei nicht repräsentiere; Millerand habe sich durch die Annahme des Portefeuilles „außerhalb der Parteicontrole" gestellt.

An diese Thatsachen will ich nun einige Bemerkungen knüpfen und den Lesern der „Zeit" zugleich eine Fortsetzung der Berichte über die Krise innerhalb des Marxismus vorlegen.*)

Der ganze Streit über Millerand ist höchst unerquicklich, weil unglaublich begriffslos. Glimpflicher kann man das Gerede pro und contra nicht benennen. Man sehe sich nur vorerst die Gründe an, die selbst marxistische Parteiorgane für Millerand ins Treffen führten. „Nicht die socialistische Fraction, die Abgeordneten der Kammer, braucht das Ministerium, deren Unterstützung hätte es auch, wenn Millerand und Baudin nicht Minister geworden wären. Sondern das Proletariat von Paris, das so oft die Freiheit gerettet, als gierige Hände sich nach ihr ausgestreckt, wird von der verschüchterten Bourgeoisie angerufen zum Schutz der Republik. Die harte Noth bricht alle Feindschaften, und wenn die Republik in Gefahr ist, wenn die bis jetzt höchste Form der bürgerlichen Demokratie von dem Ansturm der Soldateska bedroht erscheint, so haben die französischen Socialisten nur eine Pflicht: die Republik zu retten. Das und wirklich nichts anderes bedeutet, daß Millerand und Baudin in das neue Cabinet eingetreten sind, obwohl der General Gallifet darin sitzt, jener Mensch, der die scheußlichen Greuel der Commune so sehr am Gewissen hat, und bei dessen Name jedem Proletarier die düstersten und bittersten Erinnerungen aufsteigen." So lesen wir z. B. in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom 23. Juni 1899. Also um die Republik zu retten — heißt es — mußte Millerand Minister werden? Genügten zu dieser Rettung nicht die socialistischen Stimmen, die Millerand noch um eine erhöht hätte? Eben lesen wir in den Zeitungen den Beschluß der italienischen socialistischen Abgeordneten, die den Vorwurf des „Ministerialismus" mit der Erklärung zurückweisen, sie hätten bei verschiedenen Gelegenheiten für das Ministerium gestimmt, um einen Handstreich der reactionären Opposition zu vereiteln: nicht für das jetzige Cabinet, vielmehr gegen ein drohendes Ministerium Sonnino hätten die socialistischen Abgeordneten gestimmt. Ich glaube nicht näher ausführen zu müssen, daß dieser Standpunkt der italienischen Deputierten während der Ministerschaft Gallifets auch den französischen genügt hätte. Auch das französische Ministerium brauchte und braucht gegebenenfalls die Stimmen und thatkräftige Unterstützung der Partei, der socialistische Minister war nicht nöthig. Und wenn er nöthig war, mußte Gallifet Kriegsminister werden? Hätte die Republik gerettet werden sollen, so war Gallifet, wie seine kurze Ministerschaft beweist, kein Rettungsanker; seine Wahl beweist, daß die Reiter der Republik über die Mitreiter sehr wenig nachgedacht haben. Gallifet war einstens der Protze Gambettas, und das genügte den Reitern der bedrohten Republik, und das genügte, scheint es, auch Millerand und genügt seinen Freunden noch immer.

Und diese Freunde verwechseln zwei Dinge. Millerand hätte im Ministerium Waldeck-Rousseau unbehelligt seinen Platz einnehmen können, wenn eben nicht auch Gallifet ernannt worden wäre; Jaurès vertheidigt beständig die Ministerschaft, während das Odiose an der Ministerschaft Millerands die Genossenschaft Gallifets war. Nun Gallifet nicht mehr Minister ist, wird die Sache Dreyfusch complicierter, das Odiose der eigentlich für die Gallifet'sche Kameradschaft fordert. Darum handelt sich's in dem ganzen Streite von allem Anfange an. Wenn Vollmar resumierend sagt: „Und deshalb, denke ich mir, wird Millerand wohl der erste, aber nicht der letzte socialistische Minister gewesen sein!"*) — so ist das gewiß ein sehr richtiger Ausspruch, gilt aber für normale Ministerschaften, für Ministerschaften ohne einen Gallifet.

Jaurès und Genossen vertheidigen Millerand besonders dadurch, daß sie den Gegnern denselben Opportunismus vorwerfen, der ihnen vorgeworfen wird.**) Das Argument ist schlagend, aber dennoch schartig, da Jaurès immer wieder nur soviel beweist, daß die Socialisten die Regierung unterstützen können, aber über die Ministerschaft Millerands neben Gallifet wird nichts bewiesen. Jaurès könnte sich sogar auf Marx und Engels berufen***) — aber Gallifet wird dadurch nicht vergessen werden.

Die „Neue Zeit" hat eben (22. Mai) innerhalb der Partei eine „heilsame Confusion" der Begriffe constatiert — der Fall Millerand zeigt dieselbe Confusion auf dem praktischen Gebiete der Politik. Solche Confusionen sind nur da möglich, wo die Fundamente des politischen Programmes nicht in Ordnung sind. Fehler kann jede Partei machen — das Ministerium Millerand neben Gallifet ist kein bloßer Fehler, sondern eine bengalische Beleuchtung der Krise innerhalb des Marxismus und Socialismus. So rächt sich Verwirrung in den theoretischen und praktischen Grundbegriffen. Die Millerand-Krise wird durch die theoretische, zumal philosophische Krise verschärft und bedingt, die innerhalb des Socialismus und speciell innerhalb des Marxismus eigentlich seit Marx besteht. Die Orthodoxen kennen die Sache und sich selbst wenden, wie sie wollen: — den Marx'schen Revolutionismus und Materialismus kann kein sortschrittlich Denkender, kann kein sortschrittlicher Politiker verteagen. Engels war klug genug, kurz vor seinem Tode den Revolutionismus, eigentlich den revolutionistischen Parteidruk, aufzugeben; aber einige Parteihäpfte thun noch immer, als wenn Engels sein Vermort in den Classenkämpfen in Frankreich nicht gethrieben hätte. Dieselben Herren vertheidigen auch den Marx'schen philosophischen Materialismus. Natürlich kann da nur Parteischolastik und Parteijesuitismus gedeihen und darin besteht eben

*) Vergl. Nr. 348 der „Zeit". Red.

*) Vollmar in den „Sozialistischen Monatsheften", Heft 6 des Jahres. Siehe Bernhard Parteiregierung und die Regierung unterstützt und die Hilfe

**) Vergl. Jaurès, Millerand, Deutsch.

***) Vergl. Engels, Einleitung zu Marx, Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850, S. 55, 91.

die Krise des Marxismus. Nicht darin ist das Wesen dieser Krise zu suchen, daß der Fortschritt der Philosophie, Wissenschaft und Politik zu neuen und verbesserten Formeln und Grundlagen drängt, sondern darin, daß mächtige Parteimänner den neuen Problemen die Spitze abbrechen und durch Aufwand von Tinte den Marx'schen Materialismus und Revolutionismus verheidigen.

Gleichzeitig werden aber diesen orthodoxen Marxisten Schritt auf Schritt opportunistische Concessionen abgerungen. Das zeigt sich überall. Speciell in dem Falle Millerand hat z. B. Kautsky die erwähnte Resolution verfaßt, in der ganz offenbaren Absicht, eine Einigung zu erzielen; die Einigung wurde nicht erzielt — Kautsky schreibt jetzt sehr heftig für Guesde.*)

Solche Halbheiten sind bei vielen Marxisten schon zur Gewohnheit geworden — einfach deshalb, weil sie zur Revision des Marxismus nicht die nöthige moralische und intellectuelle Kraft haben. Diese Halbheiten kennzeichnen auch die Millerand-Affaire. Ganz so wie die übrigen Parteien und Kirchen macht sich im Marxismus die Scholastik und der Jesuitismus breit; nur langsam geht die Scheidung der Geister vor sich, unso langsamer, als auch diejenigen, die die nöthige Revision vornehmen möchten, nur zögernd und tastend vorgehen. Es wiederholt sich im Marxismus das alte Spiel: die einsichtigeren Parteiführer sehen schon die Nothwendigkeit einer gründlichen Revision des theoretischen und praktischen Programmes ein, aber die Rücksicht auf die Parteimasse, der Druck des historischen Rechtes, d. h. die Rücksicht auf das ehedem Gepredigte verführt zu dem Wahne, es lasse sich eine Reform durchführen, von der weder Freund noch Feind wissen müßte. So entsteht die Scholastik und der Jesuitismus überall. Wenn Jaures den Gegnern Millerands die Thatsache vorhält, daß Liebknecht als Abgeordneter den Eid auf die sächsische Verfassung geschworen habe, so bemeist er ganz richtig, daß die orthodoxe Parteilehre mit den Thaten (auch der orthodoxen!) sich nicht vereinen lasse. Nun kommt aber die orthodoxe und radicale Rosa Luxemburg und fordert in ihrer Antwort Jaurès auf, ihr zu beweisen, daß der Eid, den Liebknecht dem sächsischen König geschworen, dieselben Folgen für die Arbeiterclasse Sachsens hatte, wie die Handelspolitik Millerands für das französische Volk;**) hier haben wir nur einen der vielen Belege für den radical-orthodoxen Jesuitismus, der die Thaten schließlich ganz opportunistisch nach ihren Folgen beurtheilt und hinnimmt.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

*) Die Nichteinigung beweist aber noch Gerechtigkeit gegen Sozialisten und Revolutionäre. „Auf jeden Fall kann doch aufgehoben, eingeschränkt und dann noch beseitigt werden, was es von einer geschworenen Verpflichtung gab.“ Sagt Kautsky. Und Guesde erklärt, der Eid der Minister verpflichte nicht mehr als der Eid der Deputirten, und da Letzterer keinen Anstand nehme, seine Partei zu verleugnen, wenn er Minister werde, so könne auch Millerand, wenn er Minister sei, seine Partei verleugnen. Ich will mich nicht auf die Seite Guesdes stellen, der meint, Millerand habe sich durch seinen Eid nicht gebunden, weil er ihn als Privatmann geleistet habe, da ich mich auf diese Theorie Guesdes nicht einlassen will. Aber Kautsky hat doch selbst gesagt, daß der Eid nicht gehalten werden müsse, wenn er Verbrechen gegen die Arbeiterclasse fordere. Und Millerand hat nicht gegen die Arbeiterclasse gehandelt.

**) „Neue Zeit“, XIX/1, 1. Bd.

***) Der geistreiche Paul Lafargue, Guesdes Schwiegersohn, hat als Antwort auch, nur anonym, zu machen, worauf den Antisemitismus anspielt, damit die Ehre in sich gerettet gelangen.

Delegationsglossen, Kriegsbudget und anderes.

Die Kriegsverwaltung ist heuer mit einem Minderworanschlage von nahezu drei Millionen vor die Delegationen getreten. Diese Thatsache war anfänglich recht verblüffend, eingeweihte Kreise wußten aber, daß diese Minderforderung erst durch eine in der letzten Minute eingetretene Umarbeitung des Budgets entstand, nachdem von Ungarn aus dem Minister nahegelegt worden war, daß infolge der bevorstehenden Wahlen für den Reichstag die ungarische Delegation im Falle einer Erhöhung für das Kriegsbudget nicht stimmen könnte. Die Folge war, daß noch in der zwölften Stunde das Kriegsbudget herabgesetzt wurde.

Nun wird es allerdings verständlich, warum die ungarische Delegation in der Angelegenheit des Militär-Pensionisiereweeines die Partei des Ministers ergriff und sich gegen diese Vereinigung wendete.

Manus manum lvat. Was die Ausschussberathungen anbetrifft, so sind wieder beim Budget des Ministeriums des Aeußern, noch bei jenem des Kriegs- und der Marine großzügige Fragen aufgeworfen worden. Vom Eintreten Oesterreich-Ungarns in den Weltbandel, wo doch jetzt durch die chinesischen Angelegenheiten genug Anregung vorlag, hörte man nicht das mindeste: immer Backendel- und Heurigen-Politik. Dabei einiges Raisonnieren und Jammern über den allgemeinen Niedergang, doch nirgends erblickte man eine willenskräftige, rettende That.***). Dies ist aber natürlich. Wo sollen in einem immer mehr und mehr rückständigen Staate weitausgreifende Ideen hervorkommen? Diese Erscheinung begegnet man bei uns die Handelspolitik und speciell den öffentlichen Bauten betreffend: die unsere, dem gegenübergestellt, heißt Geisterpolitik. Wir sind eben das Land der Phäaken, wo ewig am Herd der Spieß sich dreht, und wo zu Dingen, die andere Länder groß, stark und reich machen, keine Zeit ist. Das so beliebte, geistgetötete Wort aus der österreichischen Geschichtsstunde: Austria est in orbe ultima ist ganz richtig, wir sind überall die letzten, ob es nun in China ist, oder aber im Kriegswesen, überall werden wir überholt von anderen. Die Angelegenheit einer neuen Militär-Strafprocessordnung, die in beiden Delegationen zur Sprache kam, ist, so wie nicht anders zu erwarten war, für die Delegierten ebenso kläglich ausgegangen, wie in früheren Jahren. Im Zusammenhange damit stehen aber auch die Soldatenmißhandlungen, und zwar insofern, als es durch eine mangelnde Oeffentlichkeit der Bevölkerung nicht zur Kenntnis kommt, dass alle Ausschreitungen in dieser Richtung bestraft werden. Den Schaden hievon hat nur die Bevölkerung und die Armee. Von mehreren Delegierten wurde die Pflege des religiösen Geistes, und mehr als gerade nothwendig, nachdrücklich betont. Seit vierundvierzig Jahren wurde bis nun noch kein Angehöriger der Wehrmacht in der Ausübung seiner Religion behindert. Durch den Druck der Vertretungskörper ist aber in den letzten Jahren diese Angelegenheit zu einer Calamität ersten Ranges in der Armee geworden.

Genau so wie jener Abgeordnete, wünscht auch die Armee ihrer Sonntagsruhe (abgesehen davon, daß meistens an diesem Tage Angelegenheiten erledigt werden müssen, für die man während der Woche keine Zeit hat). Da es aber gerade zu den Annehmlichkeiten gehört, zum Beispiel im Winter bei 20 Grad Kälte und hohem Schnee um 6 Uhr früh 8 bis 9 Kilometer weit in die Kirche marschieren zu müssen und ob dort von einer Andacht überhaupt die Rede sein kann, ist wohl sehr fraglich. Sonntagsruhe ist dies aber auch nicht. Bei Regimentern, in welchen drei und mehr Confessionen dienen, findet in der Woche drei- und mehrmal Gottesdienst statt, so daß die militärische Ausbildung gänzlich gestört ist.

Da die Kirchengangsbestimmungen schon seit Jahren intensiv in der Armee durchgeführt werden, so war es eine lächerliche Farce, den Kriegsminister Arm in Arm mit K. H. Wolf den Delegatoren vorzuführen.

Was die von einem Delegierten neuerdings vorgebrachte Affaire Tacoli betrifft, so ist diese für die Armee endgiltig abgethan; alle bisher unternommenen Versuche von hoher Seite die Angelegenheit für den Betreffenden günstig zu gestalten, scheiterten. Wenn diese Wühlarbeit weiter fortgesetzt werden sollte, so werden sich Widerstände entgegenstellen, die das zu verhindern imstande sind. Ein anderer Delegierter hat es auch nicht angezeigt gefunden, sich gegen die Einrichtung der Heiratsannoncen auszusprechen. Mit dieser Aeußerung hat er sich in directen Gegensatz zu den Bedürfnissen der Armee und des verheirateten Officierscorps gestellt. Aus der Aufstellung dieser Frage allein leuchtet schon an und für sich hervor, daß der betreffende Abgeordnete die thatsächlichen Bedürfnisse mit Wünschen verwechselt. Nicht eine Abschaffung, nicht eine Herabsetzung der Heiratscautionen, sondern eine Erhöhung ist nöthig, alles Gegentheilige redet das Wort für die Pauperisirung der Officiere. Das von den Delegierten vorgebrachte Beispiel des Abganges so vieler Officiere aus Heiratsgründen gilt nicht. Denn, weiß jemand nicht seine feste Berufsstellung zu schätzen, schätzt er sie leichtsinnig, einer Liebelei wegen, in den Wind, so ist er einfach unzurechnungsfähig, ein fernerer Narr und ist ihm nicht zu helfen. Die Armee verliert in solchen Fällen nur Individuen, Zahlen und sonst nichts. Der ungarische Delegierte Gabriel Ugron brachte die Nothwendigkeit der Controle der Bestände und Vorräthe des Heeres zur Sprache. Abgesehen davon, daß ja diese Controle der Delegationen vorschriftsmäßig durch den k. u. k. gemeinsamen Theilen Rechnungshof — dem Kriegsminister war auch dieser Umstand unbekannt — auszuüben ist (siehe die bezüglichen militärischen Vorschriften über den ökonomisch-administrativen Controledienst), so wäre es gewiß gut, wenn sich die Delegationen einmal in dieser Richtung bemühen würden, sie würden so manches lernen, namentlich dann, wenn sie direct mit den Unterabtheilungscommandanten in Berührung treten würden. Sie würden den berühmten „Rock des Königs“ zu sehen kriegen, wie er von der Wiege bis zur Bahre in der Kleinindustrie gefliefert wird; auch unsere heutigen Soldatenmäntel, die nicht mehr „schier dreißig Jahre“ alt werden können und einen, geschweige denn „manchen Sturm“ zu erleben überhaupt nicht geeignet sind, weil es Spinngewebe sind, mit denen der Soldat — was kümmert's die Delegationen! — seine Blößen bedecken soll.

Von dem mangelnden Erlaß im Officierscorps der Armee wurde in den Delegationen „kein Wort“ gesprochen, trotzdem dieser Uebelstand bereits bedenkliche Dimensionen angenommen hat. Das Kriegsministerium legte den ungarischen Delegierten eine Nachweisung vor, aus der Folgendes zu ersehen ist: Neustädter Akademie: normierter Stand 450 Zöglinge, thatsächlicher 1900/1901 280 Zöglinge, also abgängig 165. Technische Akademie in Wien: normiert 270, thatsächlich 170 Zöglinge; Abgang 91. An den anderen Schulen ist es ähnlich. Im letzten Berbst mussten Zöglinge der Infanterie, des Trains und der Artillerie zur Cavallerie übersetzt werden, sonst hätte die Reiterei überhaupt keinen Cadetten bekommen.

Die Beantwortung der Interpellation des Dr. Zschocher durch den Kriegsminister, in Angelegenheit des Militär-Pensionisierecrees, brachte keine Aufklärungen. Im Gegentheil, die Sache wurde vom Minister geflissentlich auf ein Gebiet gedrückt, auf das sie gar nicht gehört, nämlich auf das politische: „Ruhe und Politik“ Dadurch

Digitized by Google

hat aber der Kriegsminister seine stupende Unwissenheit eingestanden. Er weiß nämlich nicht, dass es ein verfassungsmäßiges Recht des Militär-Pensionisten ist, sich geradeso wie jeder andere Staatsbürger wie immer politisch zu bethätigen und seine Meinung frei zu äußern. Beschränkungen unterliegen nur active Mitglieder des Heeres. Der Pensionist ist eben in staatsbürgerlicher Beziehung ein Civilist wie ein jeder andere. Das, was der Minister aber in der Delegation geantwortet hat, klärt klar erkennen, dass er die politischen Rechte der Pensionisten inhibiert, und dass dies eine eclatante Verletzung der Staatsgrundgesetze bedeutet, ist doch evident.

Bedauerlich für den Parlamentarismus in Oesterreich ist es, dass, trotzdem Juristen in den Delegationen sitzen, sich die Herren eine solche Behandlung gefallen lassen. Trotzdem der Kriegsminister in jener Frage sich ein beschämendes testimonium paupertatis ausgestellt hat, fühlte er doch keine Ueberlegenheit und spielte mit den Delegierten wie die Katze mit der Maus.

Der Verein der Militär-Pensionisten ist kein politischer Verein, aber selbst wenn er dies wäre, so ist dies ein gutes Recht der Pensionisten, das sich auf unserer Verfassung gründet. Der Herr Baron Krieghammer aber wollte wieder einmal als Retter des Vaterlandes aus schwerer Gefahr sich ausspielen. Einmal war dies schon der Fall: die „Zdc"-Affaire ist seine ureigenste Erfindung, die, wenn er seine unglückliche Hand nicht hineingesteckt, keinesfalls jene Dimensionen angenommen hätte, wie dies thatsächlich geschah.

Abgesehen davon, dass nicht eine einzige militärische Vorschrift den Pensionisten in der Bethätigung des politischen Auftretens behindert, und dies auch bis heute sein Befinde der constitutionellen Aera niemals gestaltet, muss es doch befremden, dass Herr v. Krieghammer hier beim Pensionistenverein politische Anstände findet, während der Herr k. u. k. Reserve-Oberleutenant Prinz Alois Liechtenstein in christlichsocialen Arbeiter-Versammlungen ungehindert hohe Politik treiben kann. Oder: an einigen jüngst vergangenen Sonntagen fanden in Wien Processionen statt. Nun war doch Tage vorher schon in allen Blättern zu lesen, dass diese Aufzüge „politische Demonstrationen" clericalen Calibers sein werden, und trotzdem nahmen gewisse Officiere in Uniform daran theil, trotzdem aber eben deshalb, weil es im Dienstreglement für das k. u. k. Heer, I. Theil, § 7, Punkt 46, verboten ist.

Aber: Ja, Bauer, das ist ganz etwas anderes!

H. Neustein.

Die Schädlichkeit der Arbeit.

Von Rudolf Kleinpaul (Leipzig).

In nie ungeahnter Art das Krankthun," sagt der alte Meckenburger. Aber ich weiß, was noch ungeahnter ist und das Krankseinerst exzeugt: dass ist das Arbeiten.

Was hat man nicht alles zum Lobe des fleißigen Arbeiters gesagt? Wie viele Spitchwörter gibt es, die den Segen der Arbeit rühmen! — Arbeit macht das Leben süß, lindert jede Last, der nur hat Bekümmernis, der die Arbeit haßt. Arbeit ist des Bürgers Zierde. Arbeit pflanzt Rosen auf die Wangen. Arbeit ist des Blutes Balsam und der beste Schlaftrunk. Dergleichen paßt gar nicht mehr in unsere Verhältnisse. Die Zeit ist lange vorüber, wo die Arbeit eine Lust und ein Wohlthat war, worüber wie der goldene Boden des Handwerks. Wenn man einmal das furchtbare Heer der Berufs- und Gewerbekrankheiten, der Staubeinathmungskrankheiten, der Gaseinathmungskrankheiten, der Eisenbahnkrankheiten überblickt, so findet man, dass es fast keine Arbeit auf der Welt gibt, die das Leben nicht verkürzte und nicht über kurz oder lang zu Krankheit und Siechthum führte.

Die Arbeit hat einen Krüppel aus der Menschheit gemacht, einen Krüppel mit einem Bäckerbein und einer Schusterbrust, mit einer Steinhauerlunge und einem Waschfrauenherzen, mit einem Erectierknochen und einem Eisenbahnrückgrat — das ist die Zierde des Bürgers und die Arbeit, die das Leben süß macht!

Arbeit ist gut, Arbeit ist wohlwendig, um das Leben zu erhalten, das heißt um Brot zu haben und reich zu werden. Aber einseitig und mechanisch, wie sie nachgerade geworden ist, gewährt sie doch nur Brot, indem sie die Gesundheit untergräbt. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen! — sagt Gott der Herr zu Adam. Der Schweiß ist eine sehr wohlthätige Einrichtung der Natur, zu schwitzen schadet niemand. Bäume der Syndemik hatte wieder drohenden, so sagte der Herr vielleicht: „Hinfüchend sollst du dein Brot essen, das du mit deinem Leben erkauft hast, und dein Verjüngen soll selbst eine Arbeit sein!"

Schädlichkeit der Arbeit! Ich rede hier keineswegs bloß von den notorisch giftigen Gewerben, von den Bleifarbenfabrikanten und der Zündwarenfabrication, von dem Arbeiten in den Arsenwerken, in den Zündhütten, in den Tuchfilzbereitungen, in den Bergwerken und in den Spitälern überhaupt. Ich rede auch nicht bloß von der Fabrikarbeit und der Industrie im engeren Sinne. Alles Arbeiten ist schädlich: man kann sagen, dass jedem Berufe und jedem Gewerbe eine eigenthümliche Krankheit wie ein Dämon zur Seite geht, und dass nicht einmal der Lumpensammler ohne Hadernkrankheit und nicht einmal der Schornsteinfeger ohne Schornsteingerechts ist. Wenn man sich die Krankheit als den besten Feind des Menschengeschlechtes denkt, so nimmt der Teufel je nach der Lebensführung des Individuums verschiedene Gestalten an. Man könnte eine ganz neue Eintheilung der Krankheiten darauf basieren. Jedermann hat die Fehler seiner Vorzüge, sagt ein Franzose. Jeder hat auch die Gebrechen, ich möchte sagen: den Wurm seiner Profession und seines Standes.

Wie mögen blicken, wohin wir wollen, nach oben oder nach unten, überall sitzt der Wurm. Der Diplomat, der mitunter gezwungen ist, drei Diners hintereinander zu absolvieren, hat das Podagra: der Bediente, der halbe Tage lang knien auf seiner Carosse steht, bekommt das Aneurysme der Kniekehlenarterie. Die Gnädige Frau hat die Gicht, ihr Dienstmädchen die Fingerentzündung und ihr Secretär den Schreibkrampf, während sich die Scheuerfrau von dem vielen Knien an der Kniescheibe ein Hygrom, das Housemaid'sknee der Engländer, zugezogen hat. Der Proletarier hat das, was man die Proletarierkrankheit nennt, der Kaufmann die Gewürzkrämerkrätze, die Grocer's Itch, der Geldgieser das Fingerfieber, der Bürstenbinder Miltzbrand, der Maler die Malerkolik, der Schauspieler das zum Glück kurz vorübergehende Lampenfieber, und der Herr Bureauvorsteher ist ein Staatshämorrhoidarius.

Der Fall, dass die Krankheit ihren Namen von dem Gewerbe entlehnt, in dem sie gleichsam gezüchtet wird, ist außerordentlich häufig; dadurch kommen eben ganz neue Classen von Krankheiten zum Vorschein. Wie erwähnten soeben die Gewürzkrämer- oder die Specereihändlerkrätze, worunter man die Schuppenflechte, Psoriasis, des Handtellers versteht. Daneben kennt man noch die Bäckerkrätze, die Psoriasis pistoria, die den Rücken der großen Bäckerhand befällt, die Waschfrauenkrätze und verschiedene andere Krätzen. Das Bäckerhandwerk ist ein ungewöhnlich schweres, starke Anforderungen an die Gesundheit stellendes; das Kneten und Auswirken des Teiges, das man jetzt in großen Bäckereien Maschinen überlässt, erschöpft die Kräfte des besten Arbeiters so, dass er stöhnen muss: dieses Gestöhn ist das herkömmliche Zeichen, dass der Geselle sein möglichstes gethan und den Teig vollkommen durchgewirkt hat. Hierauf muss er in gebückter Stellung am heißen Ofen stehen und die schweren Schieber halten; indem er dabei die Knie zusammenpresst und die Beine spreizt, entsteht das habituelle Genu valgum, wobei namentlich das linke Bein nach innen einknickt. Das ist das sogenannte Bäckerbein, mit dem man den entzündlichen Plattfuß der Kellner und der Ladendiener vergleichen kann. Keine Beschäftigung disponiert endlich in gleichem Grade zu Bronchitis und zu Herzkrankheiten wie dieses wichtige Handwerk, dem wir unser Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot, verdanken.

Und wie steht es mit denen, die auf die geistige Nahrung bieten, den Lehrern, den Geistlichen? Ach, sie haben die leidige Schulkleiderbräune, die in England the Clergymen's sore throat, in Frankreich Angine ecclésiale genannt wird. Will sagen: chronischen Rachenkatarrh, eine Folge des vielen Sprechens. Die Mäßer unter den Musikern leiden daher an Lungenemphysem. Bei Schriftstellern scheint unter dem jähen Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung das Herz zu leiden, daher die Verödung des Herzmuskels, die Nadolivitlerole, als ihre Berufskrankheit angesehen wird, was gewiss recht schlimm ist, da die guten Gedanken vom Herzen kommen sollen; während der Sympathicus von altersher für die Krankheit der Gelehrten, für den Morbus Eruditorum gilt, zu dem sie das viele Studieren und die sitzende Lebensweise disponiert. Die Setzer, um auch diese nicht zu vergessen, leiden gewöhnlich an Krampfadern, die sie mit anderen stehenden Gewerben, mit den Schmieden, den Schlossern, den Maschinisten, den Tischlern, den Waschfrauen theilen.

Es ist spaßhaft, dass so ein Setzer die schwierigsten Manuscripte, aber sich selbst nicht setzen kann, und dass dagegen die sogenannten Borsteher gewöhnlich Setzer sind. Man sieht aber, schon das bloße Sitzen, das Stehen, das Knien bei der Arbeit ist ungesund; wenn nun die Arbeit beides noch schadet! Wenn sie selbst eine Krankheit ist!

Wie sehr die Classification ins einzelne geht, zeigt z. B. die Ziegelbrenneranämie, die seit Jahrzehnten in den niederrheinischen Ziegeleien grassiert und angeblich von italienischen, nach Veichtwinten von wamischen und wallonischen Arbeitern eingeschleppt worden ist. Diese Leute arbeiten im Sommer auf den ofenischen Ziegeleien, im Winter in den belgischen Bergwerken, und in letzteren inficieren sie sich mit einem gewissen Wurme, der im Dünndarme des Menschen schmarotzt und Blutmangel und Blutarmut verursacht. Der gefährliche Parasit ist aber die Alte und Neue Welt verbreitet und scheint zunächst in Bergwerken vorzukommen. Auch beim Bau des Gotthardtunnels hat man ihn in den Siebzigerjahren beobachtet und daher die Krankheit auch Tunnelkrankheit oder Gotthardkrankheit genannt. Gnann bisehen, hätte sie also mit der Ziegelbrennerei als solcher gar nichts zu thun und wäre nur zufällig zu dem Berufe gekommen, nämlich eher den sogenannten endemischen Krankheiten zuzuzählen, die nicht sowohl an gewisse Beschäftigungen, als vielmehr an gewisse Oertlichkeiten gebunden sind. Freilich lassen sich

die Gewerbe vom Boden ebensowenig trennen wie die Nationen, nach denen man die Krankheiten auch classificiert.

Für viele Länder ist eine Krankheit typisch: die Cholera für Ost-, das Gelbe Fieber für Westindien, der Bandwurm für Abessinien, der Weichselzopf für Polen, der Gallenstein für Schwaben, das Pellagra für Oberitalien, die Augenentzündung für Aegypten; die Menge der Augenkranken fällt jedem auf, der die Ufer des Nils betritt, Aegypten hat die höchste Blindenziffer der Erde, Spanien Europas. Dagegen kommen in den kälteren Klimaten Ohrenkrankheiten viel häufiger vor, als in den wärmeren. Oft wird nun die Krankheit schlechthin nach dem Volke benannt, wie vorhin nach dem Handwerk, z. B. nach den Franzosen; man spricht in England geradezu von dem „frischen Fieber“, indem man den Typhus meint, in Deutschland von dem englischen Schweiß und von der englischen Krankheit, weil das feuchte England ein Nährboden der Rhachitis ist. Bleiben wir einmal bei England, es ist überhaupt ein ausnehmend ungesundes Land und steht in dieser Beziehung obenan.

Man denkt vielleicht, die Engländer haben nur den Spleen oder das Railwayspine. Mit nichten; das englische Volk ist physisch mehr heruntergekommen als irgend ein anderes in Europa. Nirgends gibt es soviele Krankheiten der Verdauungsorgane wie in England; es ist dies eine von den Engländern selbst zugegebene Thatsache, die Mr. Samuel Smiles, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, aus der Barbarei der englischen Küche erklärt. Die Ursache liegt darin, sagt er wörtlich in seinem Buche über die Sparsamkeit, im 15. Capitel, daß in keinem anderen Lande die Menschen soviel schlecht zubereitete Nahrung essen. Er hätte noch hinzufügen können: den Magen mit sovielen schädlichen Gewürzen und Sauern reizen, soviel Muskatnuß reiben, soviele Mixed Pickles brauchen und so schlechten Kaffee trinken. England liefert die meisten Gichtkranken, die meisten Steinkranken, die meisten Aneurysmen in Europa; nirgends wird soviel gestottert wie in England, und in den englischen Städten gibt es nach den Beobachtungen eines Londoner Arztes ganze Krebsstraßen und Krebshäuser. Natürlich ist auch der sogenannte Schornsteinfegerkrebs den Engländern eigenthümlich (Chimney-Sweeper's Cancer). Was Wunder, wenn in diesem Lande, das zugleich ein großer Fabriksstaat ist, nun auch die Gewerbekrankheiten üppig ins Kraut schießen, und der Arbeiter sich am Ende mit seinem Rasiermesser den Hals abschneidet und auf einen Zettel schreibt: „Was ist das Leben? Arbeiten und Ausruhen, Essen und Schlafen, Kranksein und wieder gesund werden, ich hab's satt!“

Volksbildung und Ethik.

Offener Brief an Herrn Dr. Fr. W. Förster

Sehr geehrter Herr! Sie haben in Ihrem Artikel „Die christliche Kirche und die Mission der Intellectuellen“ in Nr. 349 der „Zeit“ auch die Universitäts-Ausdehnungsbewegung besprochen und kritisiert. Sie haben mit Recht betont, daß durch solche Bestrebungen nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer lernen und lernen sollen; daß es Ueberhebung ist, ohne Kenntnis der Dinge wie sie sind, über sie Dinge wie sie sein sollen, aburtheilen zu wollen; und daß erst die enge Berührung zwischen „Intellectuellen“ und Massen zu den wünschenswerten Ziele führt und zu der Erkenntnis, wie lückenhaft unsere Katheder-weisheit ist.

Ihre weiteren Schlussfolgerungen vermag ich aber nicht als richtig anzusehen, obwohl ich mich in den idealen Zielen mit Ihnen eins glaube. Sie schreiben: „Wer die Gesichtspunkte der Universitäts-Ausdehnungsbewegung in England, Amerika, Oesterreich und Deutschland mit dem französischen Programm der Intellectuellen vergleicht, der wird trotz der überlegenen Leistungen der Angelsachsen auf socialem Gebiete doch zugeben müssen, daß in Frankreich die Mission der Intellectuellen mit allen Consequenzen ungleich schärfer erfaßt ist, als in allen anderen Ländern.“ Den Vorzug der französischen Bewegung sehen Sie darin, daß sie in der von ihr zu begründenden Erziehung „eine Stufenfolge ethischer Werke leisten will“: daß gerade die actuellen Fragen belenchtet werden sollen, welche „alle Köpfe und Herzen bewegen“. kurz, daß vor allem das ethische Moment, erst in zweiter Linie das intellectuelle Moment betont wird.

Mit Verlaub, darin scheint mir gerade eine nicht zu übersehende Inconsequenz zu liegen. Denn wer gibt uns Intellectuellen das Recht anzunehmen, daß wir, die an Erfahrung jedenfalls hinter der Masse zurückstehen, auf die wir wirken wollen, imstande sind mit der „Consequenz des unbedingten Gedankens“ all diese praktisch-ethischen Fragen zu beleuchten? All die edlen Männer, die sich in Frankreich der großen Culturmission unterziehen, sind doch auch Menschen, die unvollkommener Beeinflussung und dem Irrthume unterworfen sind. Ist denn jene absolute Sinnfestlege ethischer Werte schon festgestellbar? Ich meine mit dieser Frage nicht, daß man nicht einige allgemeine Sätze mit gutem Gewissen proclamieren könne — aber wohl, daß gerade ihre praktische Anwendung nicht selten recht zweifelhaft sein kann. Wo ist denn die Wissenschaft der Soziologie, die exacte allgemein giltige Sätze liefert, deren Autorität mit gutem Gewissen angerufen werden könnte? Ihr Beispiel und Ihr Wort mag gute Früchte zeitigen: wenn Sie aber Ihre persönliche Ansicht als wissenschaftliches Ergebnis darstellen, so legen Sie unter falscher Flagge. Sie thun aber mehr, als dies. Sie legen den Massen Ihre Ansichten vor, die Ihrer subjectiven Veranlagung, Ihrem Bildungsgange, Ihren Schlüssen aus einer Unzahl von Thatsachen durch mehr oder weniger wissenschaftliche Methoden entsprungen sind — ohne doch den Massen diese Thatsachen und diese Methoden zugänglich zu machen. Denn da Sie fälschlich nicht a priori und rein deductiv zu ethischen Erkenntnissen gekommen sind, dürfte doch das „Historische“ auch an der Bildung Ihrer Meinungen einen Theil haben. Sie geben den Massen, natürlich ohne es zu wollen, ein neues Dogma und eine neue Autorität, das Dogma und die Autorität der Intellectuellen. Ich weiß wohl, daß das neue Dogma denjenigen vorzuziehen ist, welche bisher den Glauben der Menschen beherrschten. Aber sind Sie auch sicher, daß es die Kraft hat, das Alte zu überwinden, wenn es Dogma bleibt? Und kann es das Ziel sein, ein neues Dogma an die Stelle des alten zu setzen?

Wir sind — wenigstens principiell — bescheidener in der Einschätzung unser selbst und deshalb auch geduldiger. Aber das Ziel, das wir uns vorsetzen, ist ein höheres.

Wir wissen, daß wir imstande sind, „vor lauter Lebensfremdheit und Specialismus Dinge zu übersehen, die der einfachste Arbeiter niemals verkennen würde“. Wir suchen hier in Wien den Arbeitern näher zu kommen nicht nur in den Lehrcursen, die sich an die Vorlesungen anschließen, sondern auch im „Volksheim“, wo wir durch lebendige psychologische Beobachtung der Menschen“ allmählich „jener Intuition der menschlichen Natur“ näher zu kommen hoffen. Wir wollen aber auch da etwas leisten, wo uns die Leistungsfähigkeit nicht abgesprochen werden kann, innerhalb der Grenzen unseres Wissens und unserer Natur, die leider enge genug sind. Wir theilen dem Arbeiter unsere Forschungsmethode und unser Wissen auf unserem Specialgebiete mit. Wir laden ihn ein, auf dem Gebiete, das wir halbwegs beherrschen, sei es in Vorlesungen oder in Schrift oder Geologie aber Geschichte Gedankengängen zu folgen, welche den großen Geistern gebahnt und vorläufig als der Wahrheit am nächsten kommend befunden wurden. Wir ordnen ihm das Thatsachenmaterial und zeigen, welche Schlüsse daraus gezogen wurden. Wir leiten ihn zum geordneten Denken an, aber ohne ihn zu bevormunden, namentlich ohne auf dem Gebiete ihm Meinungen aufdrängen zu wollen, auf dem er mehr Erfahrung hat, als wir. Wir richtig denken gelernt hat und wenn die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit in uns wohnt, der wird sich dann aus seinen Erfahrungen und dem Gelernten selbst seine Weltanschauung selbst bilden, und sie wird dann keine dogmatische, sondern in der That eine moderne sein. Unser Ziel ist, die Denkkraft zu wecken, die allzu häufig schlummert, damit das Volk wirklich ein Volk der Denker werde.

Deshalb gehen wir principiell auf intellectuelle Bildung, wenn auch nicht auf specialistische Verbildung, und nicht auf ethische Anregung aus, und wir glauben gerade dadurch den Culturkampf gegen jegliche autoritäre Weltanschauung und geistige Knechtung am besten aufzunehmen.

Ich glaube, Sie unterschätzen diesen Weg, weil er ein langer ist. Mir scheint dagegen die Bewegung der Intellectuellen, die Sie bevorzugen, durchaus wünschenswert. Auch sie wird gewiß auf ihre Weise die Intellectuellen dem Volke nähern. Aber sie wird, wie ich meine, mehr politische und momentane, als dauernde Erfolge haben.

L. M. Hartmann.

Elektricität an Schiffahrtscanälen.

Preußen, das im Ausbau seines Wasserstraßennetzes unermüdlich fortschreitet und eines Tages nach erfolgter Verbindung mit den Agrarieren auch seinen Mittellandcanal bekommen wird, hat wieder einen neuen Schritt zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit dieser künstlichen Wasserstraßen gethan. Am Teltowcanal, der großen Wasserader, die zur directen Verbindung der Elbe und Oder mit Umgehung Berlins geschaffen wird, soll die Bewegung der Fahrzeuge ausschließlich durch Elektricität stattfinden und jede andere Fortbewegung im Interesse der raschen Verkehrsabwickelung unterbleiben. Es ist das erstemal, daß ein Großschiffahrtscanal mit einer einheitlichen, modernen, und nach den bisherigen Erfahrungen allen anderen Tractionsmitteln überlegenen Betriebsart ausgerüstet wird, und in einem Augenblick, da auch die österreichischen Länder wieder lebhaft von Schiffahrts- und Canalprojecten bewegt werden, ist es zeitgemäß, auch mit dieser technisch wirthschaftlichen Seite der Canalfrage sich einmal zu beschäftigen.

Die elektrische Schiffsbauerei ist natürlich keine neue Sache, schon seit jehr viele Jahren liegen Erfahrungen vor, es sind auch solche dauernder Betriebe damit vor. Im Jahre 1893 gab in

Digitized by Google

Frankreich der Staat die Erlaubnis zur Ausrüstung einiger kurzer Strecken mit elektrischer Zugkraft. An dem vier Kilometer langen Canal von Dijon wurde zuerst eine kleine Straßenlocomotive mit Elektromotor verwendet, dann richtete die Firma Denefle & C. den 26 Kilometer langen Canal von Arc zur Deule zwischen Marles und Pont à Vendin auf dieselbe Weise ein. Längs des ganzen Treidel- oder Leinpfades, der alle alten Canäle begleitet, und auf dem die Zugpferde oder in den primitivsten Fällen die Kahnschlepper verkehren, ist eine Luftleitung gespannt, die mit zwei ziemlich entfernten Elektricitätswerken in Verbindung steht. Auf dem geebneten Treidelweg laufen kleine, aber ziemlich schwere Feldlocomobilen mit elektrischem Antrieb und drei breiten Rädern. Sie sind durch eine biegsame Leitung und einen Schleppcontact mit dem Speisedraht in Verbindung und haben eine anderthalb Zugkraft. Bei der Bewegung zweier Kähne wird das Stell, mit welchem der Kahn an dem „elektrischen Pferd" befestigt ist, von einer Locomotive einen Augenblick abgenommen, oder es werden beide Schleppwagen vertauscht und fahren, ohne sich zu begegnen, in entgegengesetzter Richtung weiter. Bei großen und besonders bei neu anzulegenden Canälen wird man wohl stets auf jeder Seite einen Steg für eine Fahrtrichtung vorsehen. Um die Abhäfen der vom Motor angetriebenen Hinterräder zu erhöhen und die Zugkraft der kleinen Maschine zu vergrößern, hat Denefle in Frankreich mit Metallsehnen umwunden. Die Transportkosten des elektrischen Schiffszuges sind bei dem zuletzt genannten Canal auf 13·5 Heller pro 100 Tonnen und Kilometer festgestellt worden und die Einrichtung scheint sich im ganzen auch bewährt zu haben, obwohl sie auf der genannten Strecke offenbar facultativ ist und den Schiffern auch ihre alten Fortbewegungsmittel erlaubt sind. Indessen scheint die Bewegung der immerhin schweren Locomobilen auf den oft sandigen oder schlecht befestigten Leinpfaden doch Schwierigkeiten zu bieten, denn es sind mehrfach Verbesserungsversuche gemacht worden.

Im Deutschen Reiche hat die Actiengesellschaft Siemens und Halske seit einigen Jahren die elektrische Schifffstraction auf Canälen in die Hand genommen und sie ist auch wohl bei der elektrischen Einrichtung des Teltowcanals im Spiele. Die ersten größeren Versuche fanden hier mit Unterstützung der preußischen Regierung am Finowcanal statt, wo eine verhältnismäßig kleine und im Grunde veraltete Wasserstraße einen ungewöhnlich regen Verkehr zu bewältigen hat. Im Jahre 1898 wurde hier zuerst das aus Amerika stammende Verfahren von Lamb und dann daßjenige des Oberingenieurs Köttgen der genannten Firma angewandt. Ersteres besteht darin, daß eine Art Seilwagen oder Laufkatze an einem starken Tragseil aufgehängt wird und sich daran entlang bewegt, indem ein zweites, dünneres Zugseil durch den Motor des Wagens auf eine Trommel gewickelt wird. An diesem Wagen, der sich etwa vier Meter über dem Ufer bewegen soll, wird der Schleppzahn mit Hilfe eines langen Seiles befestigt. Einerseits ist die Zugkraft dieser Vorrichtung nicht groß genug, andererseits wird durch den seitlichen Zug der schweren Kähne in den Canalbiegungen der Schleppwagen, bezehungsweise das ausgespannte Drahtseil gefährlich durchgebogen und beanspruchit. Die Versuche wurden demzufolge aufgegeben.

Das System Köttgen, welches am Finowcanal mit dem besten Erfolg — allerdings nur auf einer ein Kilometer langen Probestrecke — zur Anwendung gekommen ist, stellt eine Verwöhnmung der französischen Tractionsmethode dar. Um die zur Fortbewegung der Locomotive selbst erforderliche Reibungsarbeit zu vermindern, ließ Köttgen dieselbe auf einem neben dem Treidelweg verlegten Geleise laufen; die anfänglich für nothwendig gehaltenen Zahnstangen erwiesen sich als unnöthig. Die kleine vierräderige Maschine kann drei beladene, oder sechs unbeladene Kähne mit 4·5 Kilometer in der Stunde ziehen, während beim Pferdezug nur 3·5 Kilometer zu erreichen sind. Auf einem festen Leinpfad ist nur eine Schiene erforderlich, während die Räder der anderen Seite auf dem Boden laufen.

Wie steht es nun mit dem Nutzen dieser Einrichtung? Die Energiemessung bei den Versuchen am Finowcanal hat zu dem Ergebnisse geführt, daß auf eine Leistung von 100 Tonnen per Kilometer noch etwas billiger als in Frankreich, etwa für 12·5 Heller gerechnet werden kann, bei starken Verkehr würde das Schleppen vielleicht noch billiger werden. Da es sich bei der Binnenschiffahrt um große Lasten und lange Wege handelt, so bedeutet schon die geringste Preisverminderung einen großen Vortheil, sei es für die Schiffer, sei es als Frachtverbilligung für die Verbraucher. Dazu kommt die angeführten Arbeiterersparnis gering, als die oben übrigen Systeme sind, ist nicht zu bezweifeln, indessen Dampfschleppboote kommen bei starkem Verkehr und unter sonst günstigen Verhältnissen mit der Elektricität concurrieren, und aber auf den meisten Binnenschiffahrtscanälen nicht zu gebrauchen, weil sie den flachen Grund anwenden und die Böschungen zerstören. Die thatsächlichen Kosten des elektrischen Schiffszuges auf einem großen modernen Canal mit starkem Verkehr lassen sich abwägen gar nicht anders als durch die Praxis feststellen. Man kann hoffnung sagen, wo das ist und wenn nur Frachtgelegenheit kann die Sache nicht lohnen, aber nicht, wie tief sich die Kosten unter Umständen werden drücken lassen. Das hängt nicht allein von der Größe der Schiffsgefäße und der Verkehrsstärke, das heißt der Ausnutzung des Elektricitätswerkes ab, sondern noch von vielen Umständen. Elektricität kann unso billiger abgegeben werden, je mehr davon und je regelmäßiger sie verbraucht wird, und hier komme ich auf einen Umstand, der dem elektrischen Betriebe auf Schiffahrtscanälen eine ganz neue, wirtschaftlich schwerwiegende Bedeutung gibt.

Der Teltowcanal, an welchem dieses Experiment zum erstenmale in reiner Form und großem Maßstabe durchgeführt werden soll, wird vermuthlich eine Verkehrsstraße ersten Ranges. Bei 37 Kilometern Länge soll er die Spree oberhalb Berlin mit der Havel oberhalb Potsdam verbinden und Schiffe von 600 Tonnen tragen. Er bildet die beste Wasserverbindung zwischen dem Osten und Westen der preußischen Monarchie und nach dem Bau des Mittellandcanals und der Seeverbindung Berlins über Stettin wird er ein wichtiges Glied in der Verbindung der Nordsee mit den östlichen, der Ostsee mit den westlichen Gebieten Preußens sein. Er berührt etwa acht Vororte im Süden Berlins, in denen sich zum Theil schon jetzt großer Gewerbefleiß entwickelt, und die nach der Fertigstellung des Canals einen großen Theil der zur Decentralisation neigenden Berliner Industrie aufnehmen werden. Ein Canal übt eine ebensolche Anziehungskraft, wie ein großer Strom, und eine viel größere als eine Eisenbahnlinie auf die Industrie aus, die seinen Ufern wie einem Magneten folgt, weil eine unmittelbare und wohlfeile Transportgelegenheit für Rohstoffe und Producte viele andere Vorbedingungen des Erfolges aufwiegt. Nicht umsonst heißt das schmale Thal, in welchem der nichtsweniger als moderne Finowcanal geführt ist, das „Wupperthal der Mark", die Wasserverbindung allein hat genügt, dort eine dichte Reihe gewerblicher Stätten erblühen zu lassen, wie sie sonst nur eine Großstadt, eine Eisen- und Kohlengegend und ähnliche Anhäufungsmittel hervorrufen. Ziegeleien, Cisen-, Kupfer- und Messingwerke, Papier-, Asphalt-, Pappenfabriken u. s. w. lösen einander ab. Die Spree und Havel zeigen dasselbe Bild. Schon verlegen die größten Industriewerke Deutschlands, die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, Siemens & Halske, Borsig u. a. ihre Neuanlagen an Flüsse und Canäle.

Sollte nicht eine moderne Wasserstraße ersten Ranges in noch höherem Grade eine Lebensader der Industrie werden? Ueber ihre ganze Länge von elektrischen Kraftleitungen begleitet, bietet sie dazu noch mehr als bisher alle Voraussetzungen. Selbst ganz abgesehen von der Beleuchtung, hat sich der elektrische Antrieb von Fabriken aller Art so sehr eingebürgert, bietet er soviele Vortheile, daß eine Reihe großer Elektricitätswerke, etwa gleich demjenigen an der Oberspree, die über den Lauf eines solchen Canals vertheilt werden, alle Chancen haben, ständig beschäftigt zu sein und den Strom zum denkbar billigsten Preis abgeben zu können. Davon profitiert erstens die Industrie, zweitens der Verkehr des Canals und von der Verbilligung des letzteren hat wiederum die erstere Vortheil.

Ein merkwürdiger Gegensatz, diese Industriebezirke der Zukunft gegenüber jenen der Vergangenheit und Gegenwart! Dort eine Anhäufung schwarzer Steinmauern unter rauchenden Essen und zwischen verstockten Arbeiterkasernen, in denen Elend und Zuchtlosigkeit mit Gewalt erzeugt werden. Hier meilenlange, grünumbuschte Colonien, in denen sich zu beiden Seiten der belebten Wasserader Fabriken reihen, wo keine Essen dampfen, sondern Elektricität geheimnisvoll die Räder treibt, wo die Arbeiter in kleinen Häuschen inmitten ihrer Gärten leben und an das verstörte Arbeiterelend der großen Stadt zurückdenken, wie an einen schweren Traum.

Eugwig. W. Berdrow.

Das Studium des Kindes.

Unter denjenigen Gebieten, welchen sich die Forschung der neuesten Zeit mit besonderem Eifer zugewandt hat, steht die Psychologie in einer Reihe. Auf allen einigermaßen gangbaren Wegen ist man bemüht, in die Geheimnisse des Seelenlebens einzudringen. Selbstbeobachtung und Beobachtung an anderen, beide unter natürlichen und vielfach abgeänderten künstlichen Bedingungen, wetteifern miteinander oder arbeiten vielmehr vereint, um die psychischen Vorgänge klar und vollständig ans Licht zu stellen, ihren gesetzmäßigen Verlauf und Zusammenhang aufzuweisen und eine wissenschaftlich betriebsgrunde Gesammtauffassung vom Seelenleben des Menschen zu gewinnen.

Unter dem Einflusse der Entwicklungslehre verspricht man sich einen ganz besonderen Erfolg von der Beobachtung des Kindes. Nachdem Tiedemann, Pobisch, Siegismund und in neuerer Zeit besonders Preyer's die „Kinderpsychologie" auf deutschem Boden begründet haben, existiert sie sich gegenwärtig besonders in Nordamerika einer eifrigen Pflege. Dort und auch in England bestehen schon seit einer Reihe von Jahren besondere Vereinigungen für Kinderforschung. [illegible] und kürzlich sind in Frankreich

[illegible] Leipzig 1900 Zu Gießen

und Deutschland ebenfalls derartige Vereine ins Leben gerufen worden, so in Berlin, wo der rühmlichst bekannte Universitätsprofessor Stumpf an der Spitze steht, so auch in Jena, wo eine freie Vereinigung alljährlich bei Gelegenheit der Ferienwoche zusammentritt. Wie Nordamerika bereits mehrere Zeitschriften hat, die ausschließlich dem Studium des Kindes gewidmet sind, so besitzen wir auch seit sechs Jahren in Deutschland eine solche. („Die Kinderfehler," Zeitschrift für Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Pathologie. *)

Wie sehr nun aber auch das Studium des Kindes im allgemeinen geschätzt wird, so fehlt es doch nicht an Stimmen, die sich in dieser Beziehung ablehnend verhalten und nur den Erwachsenen als die wirklich wertvolle Quelle für die psychologische Forschung ausgeben. Eine derartige Einschränkung wäre aber nur dann gerechtfertigt, wenn das Seelenleben des Erwachsenen dasjenige des Kindes vollständig in sich schlösse. Ohne hierüber in in weitläufige Erörterungen eingutreten, läßt sich doch mit aller Bestimmtheit sagen, daß dies keineswegs der Fall ist. Zum Beweise hiersür reicht die Thatsache aus, daß Kinder, die sich wie Erwachsene geben, und Erwachsene, die sich wie Kinder geberden, stets und unbestritten als anormale Erscheinungen gelten. Zwischen Erwachsenen und Kindern besteht neben allem Gemeinsamen ein Unterschied, der in psychischer Beziehung ebenso tiefgreifend ist, wie er dies nachgewiesenermaßen in körperlicher Hinsicht ist.

Eine Psychologie, die sich auf den Erwachsenen beschränkt, ist zunächst unvollständig. Treffend hat darauf schon Berthold Siegismund in seinem 1856 erschienenen und von mir neu herausgegebenen Büchlein „Kind und Welt"**) durch einen Vergleich hingewiesen. Mit der Menschenseele, sagt er, sei es wie mit der Pflanze. Niemand dürfe behaupten, er kenne eine Pflanze, wenn er sie nur in ihrer Blütezeit gesehen habe, denn der Keim und die jüngsten Zustände seien eine gleichberechtigte, nur in anderer Lebensform existierende Verwirklichung eines bestimmten Wesens. Aber nicht allein aus Gründen der Vollständigkeit unserer Kenntnis des menschlichen Seelenlebens ist die Psychologie des Kindes von Bedeutung! Sie ist es auch, wie Siegismund gleichfalls hervorgehoben hat, aus Gründen der Verständlichkeit. Die Beobachtung eines Gegenstandes, der wie das Seelenleben der Entwickelung unterworfen ist, wird am besten da einsetzen, wo die Verhältnisse noch am einfachsten liegen, und alsdann der Entwickelung und Verwickelung folgen, also kurz gesagt, genetisch zu Werke gehen.

Nun darf man freilich die Bedeutung der Kinderpsychologie gegenüber der Psychologie der Erwachsenen nicht überschätzen, wie es neuerdings nicht selten geschieht. Zunächst ist das Seelenleben des kleinen Kindes durchaus nicht so einfach, wie man vielfach glaubt, wenn es auch nicht die verwickelte und verwirrende Fülle darbietet, die der auf der Höhe ihrer Entwickelung stehenden Psyche eigen ist. Sodann muß bedacht werden, daß die psychischen Erscheinungen auf einer niederen Entwickelungsstufe zum sehr großen Theil bei weitem nicht so deutlich zutage treten, sich lange nicht so stark von einander absheben, wie auf der höchsten. Die größte Schwierigkeit aber liegt in der richtigen Deutung der am Kinde äußerlich wahrgenommenen Thatsachen, in der Entscheidung darüber, welche seelische Vorgänge sich in den körperlichen Veränderungen, an die sich der Beobachter des Kindes allein halten kann, offenbaren, wobei noch ganz unberücksichtigt bleibt, daß auch psychische Vorgänge vorhanden sein können, die sich durch körperliche Erscheinungen nicht wahrnehmbar machen, und von denen daher die äußere Beobachtung nichts erfährt.

Es wäre somit ein großer Irrthum, wenn man der Beobachtung des Kindes für die psychologische Erkenntnis durchweg einen höheren Wert beimessen wollte, als der äußeren und inneren Beobachtung des Erwachsenen. Sehr gut hat hierauf George M. Stration in einem Artikel des amerikanischen „Educational Review"***) durch einen Vergleich der Psychologie mit der Kunst und der Literatur hingewiesen: „Wollen wir wissen, was Kunst oder Literatur wirklich ist, so müssen wir uns vor allen Dingen mit gereifter Kunst oder gereifter Literatur befassen. Nachdem wir die italienische und griechische Kunst gründlich studiert haben, sind wir vielleicht vorbereitet, die Bedeutung der rohen Kunstäußerung bei Naturvölkern und Kindern zu ermessen ... Die höheren Formen haben ihre eigene Erkennbarkeit, während die niederen solange wenig zu bedeuten haben, bis wir sehen, wohin sie führen; dann erst werden ihre verborgenen Kräfte offenbar." Eine Psychologie des Kindes ist nur dann möglich, wenn zunächst von dem Seelenleben des Erwachsenen Licht auf die noch wenig entwickelten seelischen Zustände fällt; ohne dieses Licht würde man beim Kinde viel zu wenig sagen können, und es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß dem Seelenleben des Erwachsenen für die Ausbildung der Psychologie die größere Bedeutung zukommt. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die genaue Untersuchung der niederen Formen wiederum in hohem Maße der Erkenntnis der höheren zugute kommt, daß es sich also um eine gegenseitige Förderung handelt. Will man sich das an einem Beispiele verdeutlichen, so braucht man nur an das Verhältnis von Embryologie und Anatomie zu denken. Die Beobachtung des Embryo ist anatomische Kenntnisse voraus, die an dem bereits ausgebildeten Körper gewonnen sind, und doch leistet sie ihrerseits wieder sehr wesentliche, ja in gewissem Sinne grundlegende Dienste, wie dies ganz besonders die neuen Untersuchungen Flechsigs über das Gehirn bewiesen. Münsterberg, dem man übrigens eine allzugroße Verschätzung der Psychologie des Kindes nicht nachsagen kann, ist denn auch der Meinung, „daß die Kinderbeobachtung für die Psychologie beinahe die grundlegende Bedeutung gewinnt, welche die Embryologie für die Anatomie besitzt". Zur Bestätigung dieser Ansicht reicht es aus, auf die Fragen nach dem Wesen des Ich und des sittlichen Bewußtseins hinzuweisen, die nur unter Zuhilfenahme des entwickelungsgeschichtlichen Verfahrens befriedigend gelöst werden können. Wer sich an Einzelheiten, die dem gewöhnlichen Verständnis nicht so nahe liegen, über die Bedeutung der Kinderpsychologie als einer Embryologie der Psyche unterrichten will, findet in den Forschungen J. M. Baldwins („Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse." Deutsch von Oermann,*) manchen überraschenden Aufschluß.

Die viel umstrittene Frage, welche Stellung die Kinderpsychologie zur Psychologie überhaupt einnehme, ist in dem Gesagten eigentlich schon beantwortet. Insoferne die Kinderpsychologie als entwickelungsgeschichtliches Verfahren zum besseren Verständnis der seelischen Vorgänge überhaupt beiträgt, hat sie den Charakter einer besonderen psychologischen Forschungsmethode: insoferne sie aber das psychische Leben des Kindes für sich, neben demjenigen des Erwachsenen mehr beschreibend ins Auge faßt, läßt sie sich als besonderen Theil der Psychologie des Menschen betrachten. Im ersteren Falle ist das Kind ein Hilfsmittel der Psychologie, im zweiten ist es ein Object derselben.

Münsterberg und andere haben bestritten, daß das Kind ein Object und die Kinderpsychologie ein Theil der Psychologie sei; sie wollen das Kind nur als Hilfsmittel und die Kinderpsychologie nur als Methode der Psychologie gelten lassen. Vom Standpunkte der rein psychologischen Wissenschaft, sofern sie nur die psychischen Gesetze ermitteln soll, läßt sich gegen diese Auffassung nichts einwenden, wohl aber vom Gesichtspunkte der pädagogischen Psychologie. Wenn man die Kinderpsychologie als Methode der psychologischen Forschung auffaßt, so gewinnt aus dem Seelenleben des Kindes nur das Bedeutung und kann nur das Berücksichtigung erfahren, was die allgemeine psychologische Erkenntnis fördert. Für den Pädagogen aber reicht dieser Dienst der Kinderpsychologie nicht aus; er muß auch das Kind für sich, monographisch, kennen lernen, wenn er es einigermaßen genau wissen will, mit wem er es zu thun und wie er mit ihm umgemäß zu verfahren hat. Was also die Kinderpsychologie in Rücksicht auf die Forschung, welche die gesetzmäßige Erklärung der psychischen Erscheinungen bezweckt, nur als Methode gelten; die pädagogische Kinderpsychologie ist ein besonderer Theil, der den Verlauf der seelischen Entwickelung von der Geburt bis zu einem bestimmten Zeitpunkte, etwa bis zum Eintritte der Pubertät, zum Gegenstande hat. Aber auch nur in diesem Sinne darf man von der Kinderpsychologie als von einem besonderen Theile reden, und nur in diesem Sinne sich stets gegenwärtig halten, daß dieser Theil mit dem Ganzen sehr innig verbunden und nur in diesem Zusammenhange völlig zu verstehen ist. Es kann der Ausbildung der Kinderpsychologie keinen Nutzen bringen; im Gegentheil es muß, wie uns die Bestrebungen in Amerika bereits zeigen, zur Unklarheit, Planund Ziellosigkeit führen, wenn man sie als eine in sich abgeschlossene Wissenschaft betrachtet und behandelt. Wir fürchten auch, daß es ihr nicht förderlich ist, wenn man sie mit anderen nichtpsychologischen Dingen zur „Kinderforschung" oder, wie man lieber sagt, zur Paidologie verbindet, es sei denn, daß dies mit dem klaren Bewußtsein geschieht, es handle sich dabei nur um eine Vereinigung encyklopädistischer Natur.

* * *

Wie ist nun die Psychologie des Kindes möglich? Die Quelle aller Psychologie ist die Beobachtung. Man kann erstens sich selbst und zweitens andere beobachten. Diese beiden Quellen der Kenntnis des Seelenlebens sind nicht von gleichem Werte. Wenn ich mich innerlich selbst beobachte, so empfinde ich unmittelbar, was in mir vorgeht; beobachte ich aber das Seelenleben anderer, so kann ich mich nur an das halten, was an ihnen äußerlich zur Erscheinung kommt, und muß es dann deuten. Eigentlich wahrnehmen kann ich an einem anderen z. B. nur den Ausdruck der Freude oder der Trauer; will ich aber einigermaßen empfinden, was in ihm vorgeht, wie ihm zu Muthe ist, so muß ich ihn mit den Gefühlen ausstatten, die ich selber habe, wenn ich traurig oder freudig gestimmt bin. Man sieht hieraus, daß die Selbstbeobachtung die Voraussetzung der Beobachtung anderer ist, daß ihr also nur die Psychologie der

*) Herausgegeben von Trumpf und Aller. Vom 6. Hefte ab Verlag von Arthur Felix in Leipzig.

**) Brandstetter 1897. Leipzig & Zeitz.

***) Septemberheft 1897.

Digitized by Google

größere Wert zukommt. In Rücksicht darauf, daß die Selbstbeobachtung die Hauptquelle aller Psychologie ist, liegt die Frage nahe, wie weit sie auch für die Kinderpsychologie in Frage kommt. Natürlich darf man nicht daran denken, daß das Kind sich in dem üblichen Sinne selbst innerlich beobachten solle. Aus naheliegenden Gründen ist das nicht möglich. Man könnte aber meinen, unsere eigene Erinnerung an die Kindheit — diese Erinnerung wäre ja auch eine Art Selbstbeobachtung — sei geeignet, über die Entwickelung wenigstens des eigenen Seelenlebens den nöthigen Aufschluß zu geben. Hätte es damit seine Richtigkeit, so wäre die Kinderpsychologie eine verhältnismäßig leichte Sache.

So liegen die Dinge aber nicht. Zunächst reicht die Erinnerung die erste Periode des Seelenlebens, die für die psychologische Erkenntnis die wichtigste ist und für die pädagogische Psychologie vielleicht einmal von hoher Bedeutung sein wird, überhaupt nicht zurück. Oder vermöchte jemand über die Anfänge seines Ichbewußtseins oder seines sittlichen Bewußtseins auf Grund eigener innerer Erfahrung Auskunft zu geben? Alles das und noch viel mehr ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Sodann ist die Erinnerung für die Zeit, in die sie hineinreicht, nicht vollständig genug, wie jedermann an sich selbst leicht finden kann. Die geringen Ergebnisse, welche Psychologen durch Umfragen nach den ersten Erinnerungen aus der Kindheit erzielt haben, kommen sicher nicht allein auf Rechnung der angewandten Methoden, die mangelhaft genug sein mögen, sondern sie haben ebenso sehr ihren Grund in der Sache selbst. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß nach den Untersuchungen der Franzosen Th. und C. Henri der geschlossene Strom der Erinnerungen durchweg erst drei Jahre nach der ersten Einzelerinnerung einsetzt*), und wenn man diesen „geschlossenen Strom der Erinnerungen" genauer betrachtet, so findet man, daß er überaus lückenhaft ist, selbst bei Männern, die sich eines sehr guten Gedächtnisses erfreuten. Wie kümmerlich ist doch unter dem entwickelungsgeschichtlichen Gesichtspunkte sogar die Selbstbiographie eines Goethe! Endlich erscheint die Rückerinnerung an die Kindheit nicht einmal völlig treu in dem, was wirklich aufbewahrt worden ist, namentlich nach der gefühlsmäßigen Seite hin. Daß Rousseau, wie er sagt, wirklich alles gefühlt habe von den Romanen, die ihm sein Vater vorlas, obwohl er nichts davon verstand, ist denn doch mehr als zweifelhaft. Daß die Jugend Bogumil Golz' wirklich so selig von dem Kinde empfunden worden ist, wie sie dem alternden Verfasser des „Buches der Kindheit" erscheint, möchten wir doch nicht zugeben. Höchst wahrscheinlich trifft hier Compayre's Bemerkung zu, daß bei der Rückkehr zu den schwachen und unbestimmten Jugenderinnerungen die Einbildungskraft umgestaltend und verschönernd wirke. Augustins Bekenntnisse aber können uns lehren, daß auch das Gegentheil einer idealisierenden Metamorphose möglich ist. Noch manche andere Einwände ließen sich gegen die ausschließliche oder doch vorzugsweise Benützung der Jugenderinnerungen als Quelle der Kinderpsychologie erheben; doch mögen sie hier übergangen werden. Natürlich schließt das nicht aus, daß sich in den Jugenderinnerungen einzelne sehr wertvolle Thatsachen finden. So bei Rousseau, der erzählt, daß ihm die Züchtigungen von Fräulein Lambercier lüsterregend gewesen seien, und dadurch dem Pädagogen und Psychologen einen deutlichen Hinweis auf die bisweilen schon im Kindesalter hervortretende Perversität des Geschlechtslebens gibt, so bei Karl Kingsley, so bei Thomas de Quincey, dem Opiumesser, und anderen in anderer Beziehung. In mancher Hinsicht können Ergebnisse einer derartigen Selbstbeobachtung durch nichts ersetzt werden — man denke nur an die Auslagen Bluthgeweener oder Kaspar Hausers — als Haupsache aber bleibt nur die Beobachtung des Kindes durch andere übrig.

An Beobachtungsstoff, der in dieser Weise an Kindern gesammelt worden ist, haben die letzten Jahre sehr viel zutage gefördert; doch kann man leider nicht sagen, daß der Fortschritt in der Erkenntnis der Seelenentwickelung dieser Masse entsprechend sei. Die Klage ist nicht unberechtigt, daß das aufgehäufte Material den Blick eher verwirre, als wirkliche Einsicht verschaffe. Das liegt daran, daß man vielfach zu wenig Gewicht auf die Beobachtung ein und desselben Kindes gelegt hat. Es bleibt noch die Aufgabe der Zukunft, die Entwickelung möglichst vieler Kinder biographisch genau aufzuzeichnen und dann vergleichig zu vergleichen. Bis dahin müssen Werke wie Compayres ausgezeichnet geschriebene „Entwickelung der Kindesseele" ausreichen.

*) Die Beobachtung des Kindes kann sich unter natürlichen und künstlichen Bedingungen vollziehen. Ersteres geschieht, wenn man dem Augenmerk auf das richtet, was das Kind unter den gewöhnlichen Verhältnissen und frei aus sich heraus thut: letzteres, wenn man absichtlich bestimmte Veranstaltungen trifft, besondere Verhältnisse herbeiführt, um zu sehen, wie es sich dann verhält, kurz wenn man experimentell verfährt. Es mag ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß diese beiden Methoden unter Umständen sich sehr nahe berühren, ja kaum auseinanderzuhalten sind; aber trotzdem ist ihre Unterscheidung nützlich. Da die erstgenannte Methode besonderer Veranstaltungen, die zum Theil sehr schwierig sein müssen, nicht bedarf, so ist sie ohne Zweifel die einfachere, wie sie denn auch zuerst Anwendung gefunden hat. Aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß sie für jedermann in fruchtbarer Weise leicht zu handhaben sei. Noch lange nicht jeder, der mit Kindern umgeht, vermag Beobachtungen anzustellen, die für die Kinderpsychologie von Wert sind. Selbst wenn wir einen durchaus nüchternen Blick voraussetzen, der das Kind sieht, wie es sich als Naturwesen wirklich darstellt, so haben wir die Bedingungen durchaus nicht erschöpft. Der Blick muß auch geschärft sein. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die mit diesem Grunde das Recht zur psychologischen Beobachtung jedem absprechen, der nicht Psycholog von Fach ist. Hiernach wäre es nicht Sache des Lehrers oder gar der Eltern, derartige Beobachtungen anzustellen. Wenn man nun auch zugestehen muß, daß in unserer Zeit, namentlich in Nordamerika, von Eltern und Lehrern besonders an der Hand von Fragebögen viel wertloses Material aufgehäuft worden ist, so geht jene Ansicht doch entschieden zu weit. Man darf Münsterberg, der in dieser Hinsicht besonders scharf seine Stimme erhoben hat, entgegenhalten, daß auch Berthold Siegismund kein Psycholog von Fach war und dennoch Beiträge zur Kinderpsychologie geliefert hat, die anerkanntermaßen zu den wertvollsten gehören, die wir überhaupt besitzen. Eltern und Lehrer, die über eine natürliche Beobachtungsgabe verfügen und sich, wo es nöthig ist, von Psychologen Richtlinien vorzeichnen lassen, werden beim Kinde manche psychische Thatsache finden, die der psychologischen und pädagogischen Wissenschaft einmal von Wert sein kann. Ist hiernach die Mitarbeit der Eltern und Lehrer unschätzbar, so ist sie in hohem Maße wünschenswert. Der Psycholog von Fach mag diese oder jene Thatsache vermöge seiner Kenntnisse besser beobachten und richtiger deuten; er ist aber nicht genügend mit dem Kinde zusammen, daß er der Mitarbeit derer entbehren könnte, die insofern in einer bedeutend günstigeren Lage sind.

Schwieriger und zum größten Theil nur dem Psychologen vorbehalten ist die Anwendung der experimentellen Methode. Diese richtet sich zunächst auf die Erforschung der Sinnesthätigkeit. So prüfte Kuismann mittels bitterer und süßer Stoffe den Geschmack der Neugeborenen; je suchte Kroner mittels schlechtriechender Substanzen festzustellen, ob das Kind am ersten Tage seines Lebens schon Geruchsreizen zugänglich sei, und Preyer, Binet, Garbini u. a. unterzuchten auf experimentellem Wege die Entwickelung des Farbensinnes. Compayre verspricht sich von der Anwendung der experimentellen Methode nicht viel, weil sie ein zu eng begrenztes und sehr an der Oberfläche der psychischen Entwickelung liegendes Gebiet habe, die Sinneswahrnehmungen, die Wahrnehmung der Entfernungen u. s. w. übergegen ist jedoch zu bemerken, daß sich dieses Gebiet sehr wohl erweitern und vertiefen läßt. So veranlaßte Binet ein Kind innerhalb zweier Jahre durch zweckmäßig gestellte Fragen sämmtliche zu verwirklichen Begriffsbestimmungen, um den Fortschritt zu finden; so stellte Ziehen Untersuchungen über die Ideenassociation des Kindes an, und Ansosso suchte durch zweckmäßig gewählte Fragen und Aufgaben sowie durch die sittliche Entwickelung bis zum zwanzigsten Lebensjahre zu ermitteln.

Allerdings ist noch die Frage zu beantworten, wie weit man ein Recht habe, an Kindern experimentelle Untersuchungen anzustellen. Jedenfalls nur soweit, als die körperliche und geistige Entwickelung des Kindes nicht gefährdet wird. Das gilt ganz besonders, wenn auch durchaus nicht allein, von der Anwendung der Hypnose und Suggestion. Hierüber vielleicht ein andermal.

Nachdem wir die Frage besprochen haben, auf welche Weise das Material für die Kinderpsychologie zu beschaffen sei, bleibt noch die, ob man sich mit der Sammlung von Thatsachen begnügen muß, die durch keine Theorie gefärbt sind", wie Siegismund sagte, oder ob man bei der Beobachtung von speculativen Theorien ausgehen soll. Beides hat seine Vorzüge wie seine Nachtheile. Verfährt man rein empirisch, so färbt man die Thatsachen nicht und sammelt möglichenweise alles, aber man unterscheidet vielleicht nicht oder doch nicht hinreichend zwischen dem, was wichtig und was bedeutungslos ist. Geht man von Theorien aus, so liegt die Gefahr vor, daß wichtige Dinge, die nicht in eine bestimmte Theorie passen, übersehen oder geweigert werden. Auf der andern Seite ist immerhin beherzigenswert, was Baldwin sagt: „Der sehr schädliche und philisiröse Betrieb, der von gewisser Seite gemacht wurde, die Wissenschaft in die Zwangsjacke der kahlen Beobachtung zu zwängen, ihr jedes Lebensblut, die speculative Erklärung der Dinge zu entziehen . . . hat über der Theorie ihren Bann ausgesprochen. Genau das Gegentheil ist richtig. Man gehe uns Theorien und wieder Theorien und neue Theorien. Jedermann, der eine Theorie hat, soll sie aussprechen. Gerade dies ist der Unterschied zwischen der Durchschnittsmutter und dem guten Psychologen. Sie mag eine Familie von einem Dutzend aufziehen und ist doch nicht imstande, eine einzige zuverlässige Beobachtung zu machen, während er es vermag, aus einem

einigen Laute eines Einsichtigen Theorien des Neurologen und des Erziehers zu bestätigen, die für die zukünftige Erziehung und die Wohlfahrt des Kindes von großer Bedeutung sind".

Altenburg, S. A. Chr. Ufer.

Drei Künstlerdramen.

Ein Holmgang Ibsen, Björnson, Hauptmann.

Fast gleichzeitig hatten Ibsen und Björnson, jener seine „Nordische Heerfahrt", dieser seine Novelle „Synnöve Solbakken" geschrieben; aber fast um ein Jahr kam Björnson dem Ibsen mit der Veröffentlichung vor und gerade darin, worin sie beide zusammengetroffen waren, erschien man Björnson als das führende Original. Und in ähnlicher Art entwickelten sich die Dinge in den nächsten Jahren. Treffend sagt Roman Woerner in seinem Buche über Ibsen*) (I., S. 69): „Alsbald hob da ein stiller, doch mit aller Ausdauer geführter Wettkampf zwischen den beiden Dichtern an — ein Holmgang, in dem von der zuschauenden Menge neun Jahre lang Björnson, ihr erklärter Liebling, als der Ueberlegene betrachtet und behandelt wurde, während Ibsen selten aufmunternde Zurufe, doch häufig genug Spott und Schimpf zu hören bekam. Björnson, Hüne von Gestalt und geborner Redner, verstand es jedenfalls von Grund aus, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; der kleine schweigsame Ibsen mußte warten, bis seine Werke so hoch aufragten und so laut für ihn sprachen, daß sie und ihn niemand mehr unbeachtet lassen konnte." Aber so wenig Ibsen der Mann war, den Björnson je hätte besiegen können, so wenig ist Björnson der Mann, den Weltpreis je als Besiegter aufzugeben. Nachdem der Name Ibsens zuerst bedeutet und dann auf dem Siegeszuge durch die Welt den Namen Björnsons überholt und mindestens ein Decennium lang unbestritten überstrahlt hatte, lenkte sich in der jüngsten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit wieder in erhöhtem Maße Björnson zu. Immer stiller und verschlossener war Ibsen geworden und kleiner wurde der Kreis jener, zu denen der Dichter sprach, wenn er mit leisen Griffen an den ewigen Grundproblemen der Menschheit rührte, oft nur andeutend, immer zweifelnd und den Bart der letzten Stützen aus dem Weltenbau tönend. Das ist nichts für die Menge, und wo die Menge vorgab, Baumeister Solneß, Klein Eyolf, John Gabriel Borkman habe ihr gefallen, dort hat die Menge einfach gelogen. Da nahm Björnson seinen Vortheil wahr und gieng der großen Frage, über die Ibsen nur leise Runensprüche raunte, direct zu Leibe: In dem Doppeldrama „Ueber die Kraft" behandelte er im ersten Theile die religiöse Frage ex professo und im zweiten Theile gleich auch noch die sociale. Und wenn Ibsen in einem Künstlerdrama, das er selbst einen „dramatischen Epilog" nennt, vom Publicum gleichsam Abschied nimmt, setzt ihm Björnson ein anderes Künstlerdrama entgegen, das schon mit dem Aufrufe „Laboremus" in seinem Titel sich in Widerspruch setzt zu der Resignation, die aus den Worten spricht: „Wenn wir Toten erwachen."

Aber noch ein dritter ist auf dem Plane mit einem Künstlerdrama erschienen, und da seit seinem ersten Auftreten die einen an ihm gerühmt, die anderen an ihm getadelt haben, daß er den Spuren des großen Magus aus dem Norden folge, so dürfte es gestattet sein, auch Hauptmanns „Michael Kramer" in die Betrachtung des letzten großen Holmganges mit einzubeziehen, den Ibsen mit seinem „Epilog" eröffnet hat.

Einen „dramatischen Epitog" nennt Ibsen sein jüngstes Drama. Möchte er doch unrecht haben, wenn er mit dieser Bezeichnung sagen wollte, es bilde den Abschluß seines künstlerischen Schaffens. Sie bedeute ihre Berechtigung, auch wenn der Dichter noch so viele neue Dramen dem dramatischen Epilogo folgen ließe. Diese könnten dann etwa ebenso wieder einen Cyklus bilden, wie die Dichtungen seiner letzten Periode, deren innerer Zusammenhang er durch dieses Schlußwort auch äußerlich zur Erscheinung gebracht hat, ihn bitdeten. Nicht an einen solchen Zusammenhang freilich ist zu denken, wie er z. B. an den einzelnen Theilen von Wagners Tetralogie allen in die Augen springt. Das eine Stück ist nicht die Fortsetzung des anderen und nur ausnahmsweise auch begegnet uns eine Figur aus einem früheren Stücke in einem späteren wieder Hilda Wangel. Und doch stimmt gerade der Vergleich mit Wagners „Nibelungen" in anderer Hinsicht. Was Wagner in der Musik unternommen, das hat Ibsen auf die dramatische Composition angewandt. Wagner ist überhaupt der Vorläufer und Vorkämpfer der modernen Bewegung in der dramatischen Technik. Er hat dem Realismus der Dramatiker die Pfade gewiesen, da er gegen die Unwahrheit im Aufbaue der Opernterte und in der oft nur äußerlichen Verbindung zwischen Dichtung und Musik auftrat, er hat die mißbräuchliche Verwendung der Monologe in der Oper beseitigt, lange bevor die Dramatiker seinem Beispiele folgten; er hat den geschichtlichen Drama die Existenzberechtigung abgesprochen zu einer Zeit, da alle Dramatiker noch darin wetteiferten, vor unseren Augen historische oder pseudohistorische Personen historische Ereignisse anzeteln und abwickeln zu lassen. Speciell Ibsen, der so lange in München lebte, hat, vielleicht unbewußt, sich in vielem durch die Art Wagners beeinflussen lassen, er ist denn auch für die dramatische Composition das geworden, was Wagner für die musikalische war. Wir können auch leicht die Beobachtung machen, daß dieselbe Sorte von Leuten, zu zumeist dieselben Leute, denen Wagner unausstehlich oder doch unverständlich war, die gleiche Abneigung oder Theilnahmslosigkeit auch Ibsen entgegenbrachten, soweit sie nicht etwa, gewitzigt durch die im Wagner-Kampf erlittene Blamage, an Ibsen von Anfang mit größerer Vorsicht herantraten.

Was nun Ibsens Dramen aus der letzten Zeit zu einer höheren Einheit verbindet und zugleich an die Compositionsart Richard Wagners erinnert, das ist die stete Wiederkehr und die fortwährend wechselnde Verflechtung gewisser Motive. Wie dass es bei Wagner musikalische Motive sind, bei Ibsen aber Ideen-Motive. Die Handlung wird ihm fast nur mehr zum äußeren Rahmen, in dem er diese Motive gestaltet, die einzelnen Probleme weiterführt, von verschiedenen Seiten beleuchtet und betrachtet. Und so schafft die Identität und Continuität der Motive, der behandelten Ideen, eine innere Einheit zwischen den in ihren Handlungen ganz selbständig gestalteten Stücken, die durch den „dramatischen Epilog" nun auch äußerlich zur Erscheinung gebracht wird. Wie man aber Wagner nur verstehen kann, wenn man sie einzelnen, sich oft gleichzeitig durchkreuzenden und verschlingenden Motive auseinanderhält, und man sofort irre würde, wenn man einen Theil einer Tonreihe, der zu dem einen musikalischen Gedanken gehört, einem anderen, ihn durchkreuzenden musikalischen Gedanken zuweisen und anreihen würde — so auch bei Ibsen.

Diese von Ibsen verarbeiteten Motive sind nun gar mannigfach. Ich kann hier nur einige wenige hervorheben. Da ist einmal die satirische Behandlung der menschlichen Lügenhaftigkeit einschließlich der Selbstbelügens. Hierzu tritt die Seelenanalyse, das Hervorsuchen der innersten, dem Individuum oft selbst verborgenen Gründe seines Handelns. Ein anderes Problem, das immer wiederkehrt, ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Meist führt uns der Dichter da eine Ehe vor, die aber nicht die wahre Ehe ist. In der „Nora" hatte er den Satz aufgestellt, daß eine solche Ehe, die keine wahre ist, auch nicht fortgeführt werden solle; und da nun die Leute ein Gezeter über die Frau anfiengen, die, trotzdem Kinder da sind, den Mann und ihr Heim verläßt, hat er uns in den „Gespenstern" gezeigt, wie in den späte er Kindern sich die Fortsetzung einer Ehe mit einem Gatten, dem die erforderlichen Charaktereigenschaften fehlen, rächen muß. Wiederholt führt uns der Dichter eine Ehe vor, die aus Gewinnsucht von einem Manne mit einer Frau eingegangen wurde, die er nicht liebt, und dann tritt dem Manne jene, die er geliebt, wieder entgegen und er sieht oder glaubt zu sehen, daß da das wahre Glück für ihn gewesen wäre, das er verscherzt hat. Auch den Fall behandelt der Dichter, daß die Frau entgegen ihrer Neigung, um der Versorgung willen, eingeht, — da ergibt, unverzeihliche Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben mordet in einem Menschen."

Neben dem Eheproblem aber durchzieht die letzten Stücke des Dichters die Frage nach den großen Wahrheiten des Alls. Wozu das Leben? Was ist die Leitlinie für den Menschen? Was soll sie sein? Kann er glücklich werden hier? Wofür der ganze Jammer? Gibt es einen Gott? Immer und immer dreht der Dichter all diese Gedanken in seinem Hirn. Zeigt sicher er uns den Egoisten vor und zeigt uns seinen Untergang, nachdem er den Glauben angetrogt glücklich sein könne doch nur der gesunde, rücksichtslose Egoist. Und dann wieder weist er uns etwas wie einen Schimmer von Hoffnung, daß man sich sein Dasein wenigstens erträglich machen könne, wenn man beginnt, sein Leben für die anderen zu leben. Klein Eyolf. In „Brand" trat uns der Dichter als Idealist entgegen — denn nicht nur als Romantiker hat er begonnen, auch als Idealist, ja Idealist ist er eigentlich geblieben, wie er auch den Romantiker nie ganz verleugnen lernte. Es ist nun der Frage, was man unter einem Idealisten versteht. Auch Ibsen hat ein Ideal, aber er hat nur mehr eines: die Wahrheit und er verlangt von den Menschen, daß sie die Wahrheit suchen und nach dem trachten, was ihnen Wahrheit zu sein scheint. So hat Brand gehandelt und der Schluß der Dichtung ist daher weder, wie die einen meinten, eine Verdammung auch des Brand'schen Ideals, noch, wie z. B. Woerner annimmt, ein Compromiß, ein Nachgeben des Dichters. „Voluisse sat est"; gewollt muß der Mensch ganz haben, ob es gelingt, das ist egal, insoferne ist Gott „deus caritas".

*) Roman Woerner, „Henrik Ibsen". 1. Bandchen. G. H. Beck'sche

Digitized by Google

Aber was ist diese Wahrheit? Ist sie erquicklich? Ist sie erfreulich? Ist sie so, daß man überhaupt bei ihr bestehen kann? Zwei Gruppen von Menschen schildert uns der Dichter. Die einen, das sind die, auf die er, sie verurtheilend und richtend, doch fast mit Neid hinblickt. Das sind die Egoisten, die Menschen, die mit zäher Selbstsucht ihr Leben leben und rücksichtslos über die Leichen derer, die ihnen im Wege standen, dahinschreiten. So lange sie in dieser Selbstsucht leben, sind sie glücklich. Eine Repräsentantin dieses Typus ist Rebekka West in „Rosmersholm". Aber ihrer Lebensauffassung steht gegenüber die ererbte traditionelle Rosmersholm'sche Lebensanschauung mit ihren falschen Idealen und die Lebensanschauung Ernst Rosmers selbst. Ernst Rosmer hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Menschen zu adeln, „Adelsmenschen" aus ihnen zu machen. „Die Lebensanschauung der Rosmers adelt .... aber sie tödtet das Glück." Ernst Rosmers Lebensanschauung war, daß in der „Schuldlosigkeit Glück und Friede" sei, diese Lehre hatte Rosmer „in allen jenen verdenken, frohen Adelsmenschen lebendig machen" wollen. Aber Rosmer glaubt selbst nicht mehr daran, er nennt es einen „ausgetrockneten Traum", „eine überreife Einbildung": „denn Menschen lassen sich wohl nicht von außen her adeln." Aber bei einer ist es ihm doch gelungen, bei Rebekka West. Sie wurde durch Rosmersholm „kraftlos gemacht". Ihr ist ihr „eigener, muthiger Wille geschwächt und gebrochen", sie hat „die Fähigkeit verloren, handeln zu können". „Es ist durch das Zusammenleben mit ihr gekommen", sagt sie zu Rosmer. „Es ist die Lebensanschauung des Geschlechtes der Rosmers oder eigentlich deine Lebensanschauung, die meinen Willen angelockt hat, mich mondeln heißt, sie des gesunden, kräftigen Egoismus der Jugend beraubt, er zur Erkenntniß gelangt, „daß es etwas so hoffnungsloses an und für sich" ist, die Sünde adeln zu wollen, in den Tod. „Weißt du so unverbrüchlich sicher — daß dieser Weg für dich der beste ist?" fragt Rebekka, und Rosmer erwidert: „Er ist der einzige, das weiß ich". — Und wenn du dich darüber täuschtest? Wenn es nur ein Irrthum wäre? Eins jener weißen Pferde von Rosmersholm?" — Und wenn das Ideal Rosmers: Wahrheit und Selbstgerechtigkeit, d. i. Gerechtigkeit im Handeln aus innerer Ueberzeugung, letztlich, i. e. der Natur, auch nur „eins jener weißen Pferde von Rosmersholm" ist?

Noch eines Problemes müssen wir gedenken, des Problemes der Künstlerschaft. Da haben wir schon in den „Kronprätendenten" einen Dichter, den Skalden Jatgeir, dann den Baumeister Solneß, und den Bildhauer Lyngstrand in der „Frau vom Meere". Aber auch die wissenschaftliche Thätigkeit wird uns vorgeführt und zwar in dem Schriftsteller Alfred Allmers und immer wird das Verhältniß des geistigen Schaffens zum Weibe, insbesondere zur Ehe behandelt.

Alle diese durch angedeuteten Momente finden wir im Epilog wieder und bis zu einem gewissen Punkt geführt. Und mehr als früher lüftet der Dichter den Schleier und läßt uns hineinblicken in die Welt seiner Gedanken. Wieder ist es eine Ehetragödie. Die Tragödie eines Mannes, der nicht die Frau geheiratet hat, die ihm innerlich nahestand, sondern eine andere, ein hübsches aber geistig unbedeutendes Weiben. Und die Ehetragödie ist zugleich eine Künstlertragödie. Arnold Rubek ist nicht nur Ehemann, sondern auch Bildhauer und als solcher hat er die Frau kennen gelernt, die ihm vielleicht alles hätte werden können. Sie war sein Modell. Wie der Bildhauer Lyngstrand in der „Frau vom Meere" es sich als die Bestimmung einer liebenden Frau dachte, den Künstler zu inspiriren, so dachte es sich der Bildhauer Rubek als die Bestimmung der liebenden Irene, sein Modell zu sein. Weiter nichts. „Ich vergieng mich nie wider Dich," kann er, da er als Ehemann Irene wieder trifft, sagen. Aber sie erwidert ihm: Doch thatest Du es! Du verglengst Dich wider mein innerstes Wesen." Und sie erklärt es so: „Ich stellte mich Dir zur Schau, wie mich nur ein Modell Schau stellen kann. Und nicht ein einzigesmal hast du mich berührt." Und doch gesteht er selbst, daß er manchen Tag von all ihrer Schönheit „wie von Sinnen war".

Und er erklärt auch, warum er trotzdem das Weib in ihr nicht fanden wollte. „Ich war ja damals noch jung, Irene. Und mich erfüllte jener Aberglaube: wenn ich dich berührte, wenn ich dich in Sinnlichkeit begehrte, so würden meine Gedanken unheilig werden, und ich würde nicht zu Ende schaffen können, was ich zu schaffen schaffen wollte. — Und ich glaube noch heute, es lag etwas Wahres darin." Und Irene „nickt mit einem Anflug von Hohn": „Zuerst das Kunstwerk — dann das Menschenkind." So haben wir wieder einen Egoisten vor uns, der um seiner persönlichen Ziele willen das Liebesleben einer Frau getödtet hat. Irene erzählt uns auch, was mit ihr geschah, als sie ihn verließ und davongieng. „In Varietés habe ich mich zur Schau gestellt — als nackte Statue gestanden in tebeuden Bildern. Und viel Geld eingestrichen. Das war ich von dir her nicht gewohnt — In hatteln keine." Und dann bin ich zusammengewesen mit Mannsleuten, denen ich den Kopf verdrehen konnte. Das war ich auch nicht gewohnt von dir her, Arnold. Du bist standhafter gewesen." Das, und daß sie ein paar Männer geheiratet und getödtet hat — natürlich einen nach dem andern, wurde Hjalmar Ekdal sagen — ist aber nur das Aeußere der Geschichte. Das Innere deutet darin, daß sie wahnsinnig geworden ist. „Ich schenkte dir meine junge, lebendige Seele, und stand da, mit leerer Brust — seelenlos. Dann bin ich gestorben." Sie, in der das Liebesleben getödtet wurde, redet von sich selbst wie von einer Todten.

Aber nicht viel mehr als ein Todter ist auch Rubek selbst. Freilich, Ruhm und Reichthum hat ihm das Werk eingetragen, das er nach dem Abbilde von Irenens Körper geschaffen. Aber künstlerische Befriedigung und künstlerische Schaffenslust brachte ihm sein Erfolg so wenig, als seine Ehe mit der kleinen Maja, die er, nachdem Irene ihn verlassen, als eine Art Rothbehelf genommen hatte, ihm eheliches Glück brachte. „Auferstehungstag" nannte er sein Lebenswerk, Irene nennt es „unser Kind". Als Rubek jung war, da dachte er sich „die Auferstehung müßte am schönsten und wunderlieblichsten darzustellen sein als ein junges, unberührtes Weib — das von seines Erdenwallens Erlebnissen entweiht — und ohne von irgendwelchen Flecken und Schlacken sich reinigen zu müssen zu Licht und Herrlichkeit erwacht". Aber dann, als Irene ihn verlassen, weil er „so voll unerträglicher Selbstbespiegelung" gewesen war, „nur Künstler — nicht Mann", da wurde er weltklug. Der Auferstehungstag wurde in seiner Vorstellung etwas Umfassenderes, er „erweiterte den Sockel, so daß er groß und geräumig ward. Und legte darauf ein Stück der gewölbten, berstenden Erde. Und aus den Furchen, da wimmelts nun herauf von Menschen mit feindlichen Thiergesichtern, — Männern und Weibern, — wie sie das Leben draußen mich kennen gelernt", sagt er. Und den strahlenden Freudenschimmer, der Irenens Abbild verklärt hatte, den dämpfte er auch ihr weg: selbst stellte er ihn den „Mittelgrund" — oder wie Irene sagt, in den „Hintergrund".

Das Bild drückte das Leben aus, wie er es jetzt sah. Und sich selbst stellte er auch in die Gruppe hinein. „Vorn an einer Quelle sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erdrinde nicht ganz losskommen vermag." Der Künstler nennt ihn „die Reue über ein verlorenes Leben". „Er taucht und taucht seine Finger in das rieselnde Wasser um sie rein zu spülen — und krümmt sich und bebet bei dem Gedanken, daß es ihm nie, nie gelingen wird. Die alle Ewigkeiten nicht rein wird — nicht frei werden, leben und auferstehen. Immer und ewig bleibt er sitzen in seiner Hölle." Da ruft ihm Irene „hart und kalt" wie ein Schimpfwort das Wort „Dichter" zu. „Warum Dichter?" fragt der Bildhauer und Irene erklärt es ihm: „Weil du ohne Kraft bist und ohne Willen und voll Absolution für all deine Handlungen und für all deine Gedanken. Du hast meine Seele gemordet — und dann modellierst du dich selber in Reue und Buße und Selbstanklage — und damit, vermeinst du wohl, sei dein Conto gesichen." Wer denkt da nicht an den in Trauer um Hedwig poserenden Hjalmar? „Weißt du noch," sagt Irene, „was für ein Wort du brauchtest — als du fertig warst — fertig mit mir und meinem Kinde? .... Du nahmst meine beiden Hände und drücktest sie warm. Und in athemloser Erwartung stand ich vor dir. Und da sagtest du: Ich danke dir von ganzem Herzen, Irene. Das ist, so sagtest du, eine segensreiche Epilode für mich gewesen." Auf das Wort hatte sie ihn verlassen, und jetzt nach Jahren hält sie ihm vor: „Ich hätte Kinder zur Welt bringen sollen. Viele Kinder. Richtige Kinder. Nicht solche, wie man sie in Gesellschaften aufbewahrt. Das wäre mein Beruf gewesen. Nie hätt' ich dir dienen sollen — Dichter." Auch das Wort von der Epilode gemahnt uns an Hjalmar. In jedem Menschen steckt ein Stück Hjalmar und so auch in Rubek. In Rubek aber weiset uns so vieles auf Ibsen selbst und — darum macht es den Eindruck, als hätte der Dichter sich den allgemein menschlichen Hjalmar von der Seele wegschreiben wollen. Ja, man wäre versucht zu glauben, daß er etwas die Maske lüftet, und es ist fast, als ob er uns andeuten wollte: auch ich habe einmal ein Liebesleben getödtet, ein Menschenleben, als Kunstopfer, und bereitet, statt als liebendes, blutendes, suchendes Menschenherz.

Der Gedanke drängt sich uns auf, weil Ibsen immer wieder auf das Problem des nur seine „höheren" Ziele verfolgenden Mannes zurückkommt, der ein Liebesleben getödtet hat, und weil in Rubek Züge vorkommen, die jeder unwillkürlich auf Ibsens eigenes Schaffen deuten muß. Hören wir einmal Rubek, was er von seinem „Meisterwerk" sagt, das „die ganze Welt" als solches preist: „Nichts weiß die ganze Welt. Nichts verräth sie." — „Nun, so nimm sie hoch zum Himmelsten empor —" meint Irene Maja. Aber Rubek ergänzt ihren Satz dahin, daß sie etwas ahnen, „was gar nicht da ist". „Was mir nie im Sinn gelegen hat. Sieht du, darüber sollen sie in Verzückungen. Es ist nicht der Mühe wert, sich so immerfort abzuquälen für den Mob und die ganze Masse — und diese ganze Welt." Spricht da Rubek oder nicht vielmehr Henrik Ibsen? Und dann redet Rubek von den Porträtbüsten, die er in den letzten Jahren machte: „Es sind keine eigentlichen Porträtbüsten .... Es sind etwas Verdächtiges, etwas Verlecktes in und hinter diesen Busten — etwas Heimliches, was die Menschen nicht sehen können — " „Nur ich kann es sehen," sagt er. „Und dabei amüsiere ich mich so köstlich. — Von außen zeigen sie jene frappante Aehnlichkeit, wie man es nennt, und wovor die Leute mit offenem Munde dastehen und staunen — aber in ihrem tiefsten Grunde sind es ehrverwerte, redselbstsüchtige Pferdestratzen und störrische Esels

schnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe — und bleibe, brutale Ochsenconterfeis sind auch darunter." All' unsere lieben Hausthiere also ... die der Mensch nach seinem Bilde verpfuscht hat. Und die den Menschen dafür wieder verpfuscht haben." Wie viele solcher Porträtbüsten hat nicht Ibsen geschaffen!

In diesen Andeutungen über künstlerisches Schaffen und in der analytischen Auflösung der Beziehungen zwischen Rubek und Irene liegt der Kern des Epilogs. Die Gattin Rubeks, Maja, der Rubek einst versprochen, er wolle sie mitnehmen auf einen hohen Berg und ihr alle Herrlichkeit der Welt zeigen, ein Versprechen, das er, gar bald ihre Unbedeutendheit erkennend, so wenig gehalten hat, daß er es ganz vergessen hat, ist nur Staffage, ebenso wie der Bärenjäger Ulfheim, mit dem Maja zu flirten beginnt. Das sind die zwei Seelen, die zusammenpassen, die zwei gesunden, ungebrochenen Egoisten, für die rein sinnlich veranlagte Frau, er die rohe, robuste Gewaltnatur, ganz Mann und in gar nichts Künstler, ganz im Gegensatz zu Rubek; nicht ein Lügner, der für die Zukunft Verlockendes der Welt verspricht, sondern der gesunde, rohe Lügner des Augenblicks, der die unerhörtesten Jagd- und Räubergeschichten erzählt, der aber der Frau Maja ein wirkliches, reales Schloß mit Jagdgründen und ohne Kunstwerke offerirt, sich bereit erklärt, dem „zahmen Raubvogel", der Maja bewacht, eins in die Schwingen zu schießen, und ohne zu zagen den Arm um ihren Leib schlingt und sie sicher auf schwindelndem Weg in die Tiefe hinunterträgt und vor dem Bergnebel rettet.

Und denselben Weg heraus kommen Irene und Rubek. Rubek und Maja sagen sich von einander los und Rubek und Irene beschließen — nachzuholen, was sie einst versäumt hatten. „Du und das Leben Ihr seid Leichname," meint zwar Irene, die sich ja selbst längst zu den Todten zählt. Aber Rubek nimmt sie ungestüm in seine Arme und sagt: „So wollen wir beide Todten ein einzigstes Mal das Leben bis auf die Neige kosten — bevor wir in unsere Gräber zurückkehren." Jubelnd stimmt Irene ein — oben auf dem Berg der Verheißung wollen sie ihr Hochzeitsfest feiern und durch den Nebel brechen sie aufwärts — da bricht eine Lawine los und schmettert sie ins Thal. Aus der Tiefe klingt der Jubel der sich ihrer Freiheit freuenden Maja, und die Gestalt einer Diaconissin, die dem Dichter einerseits die Wärterin der irrsinnigen Irene, andererseits die Personification ihres wie ein Schatten ihr folgenden Leides ist, ruft den beiden Verschütteten nach: „Pax vobiscum".

Schon früher hatten die beiden geträumt von einer „Sommernacht auf Bergeshöhen". Eine solche hätte ihnen das Leben sein können, hätten sie die „Sommernacht auf Bergeshöhen" nicht verscherzt. Aber „Was unwiderbringlich verloren ist," sagt Irene, „leben wir erst — wenn wir Todten erwachen." „Ja, was sehen wir da eigentlich?" fragt Rubek. Und Irene antwortet ihm: „Wir sehen, daß wir niemals gelebt haben." Und so entlästet uns der Dichter mit dem Gedanken, das, was uns Leben erscheint, sei der Tod, aber er sagt uns nicht, daß wir durch den Tod etwa zu einem wirklichen Leben erwachen.

Max Burckhard.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Darmstadt.

1.

Hermann Bahr, lieber, verehrter Hermann Bahr, der du das Wort vom Exodus sprachst, wüdest du nicht verrückt werden, du und die Künstler, die dir folgten, verrückt werden vor Langweile, Spießbürgerei und Schläfrigkeit, wenn ihr wirklich gezwungen wärest in dem schönen Darmstadt zu leben? Ja, ich kann mir vorstellen, daß ich als alter Herr hier mein Otium mit mehr oder weniger Dignitate genieße. Ich verstehe den Cyaces Nikolaus. Ich kenne auch Goethe und Weimar. Aber grauslich ist es trotzdem, erst immer nach Frankfurt fahren zu müssen, wenn man Großstadtluft athmen will. Unerträglich ist mitunter die Posse des leeren Raumes. Und so gern man auf dem Lande die Einsamkeit hat, so nervös macht es in der Stadt, auf einer elektrischen Bahn zu sitzen, die in einemfort klingelt, um nicht Menschen zu überfahren, die es in den weiten Straßen nicht gibt.

Ja, solcher weltseenen Ruhe bedarf der Künstler. Nur wenn wir die Centren verlassen, wo hundert widersprechende Eindrücke uns verwirren, können wir die eigene Persönlichkeit finden. Selbst dieser tröstende Gedanke täuscht. Denn auch nach Darmstadt kommt das „Drüben" und die „Wir Jekwitwa". Ihr Herausgeber, Fürst Diagilew, steht dem Großherzog nahe.

Dieser Großherzog ist ein physiologisches Problem. Es ist mir unbekannt, daß im hessischen Fürstenhause vorher künstlerische Neigungen hervortraten. Ja, es gibt keinen Fürsten, der mit solcher Begeisterung der Moderne dient. Alle müssen ex officio conservativ sein, sofern sie den Glauben an ihr Gottesgnadenthum haben. Zu Ernst Ludwig kämpfen offenbar die berühmten zwei Seelen — wie auch in seinem Schwager, dem Czaren. Die eine ist der moderne Mensch, der sich selber als Contradictio empfindet, im Innern lächelt über das, was er nach außen sein muß. Mit diesem Geiste der neuen Zeit, diesem geistlichen nihilistischen Gesellen, kämpft dann die Tradition, das Bewußtsein der Pflichten, die ein Fürst seinen Nachkommen, seinen Ahnen gegenüber hat. Wie solche Naturen enden, läßt sich nie voraussehen. Aus dem einen wird Johann Orth. Der andere erinnert sich plötzlich, daß er auf dem Thron Iwans des Schrecklichen sitzt. So ist auch möglich, daß Ernst Ludwigs Schwärmerei für die Moderne nur ein kleines Strohfeuer ist, daß viel Oppositionsgeist — die Lust, Vetter Wilhelm zu ärgern — mitspricht und daß er, älter geworden, auf seine Beziehungen zu dem jetzigen Künstlervolk ähnlich wie unsere Jugendbeleci zurückblickt. Sehr fest fundiert scheint wenigstens vorläufig die Darmstädter Moderne nicht. Sie wirkt wie ein aufgepfropftes Reis, wie ein fremder Blutstropfen. Eine mit dem Boden verwachsene Anstedlung ist aus der Künstlercolonie noch nicht geworden.

Eine neue Stadt, war in den Blättern zu lesen, wächst in der hessischen Residenz empor, eine Stadt, wie wir sie träumten: in der alles Kunst ist, wo nichts Unsichönes, Geschmacklosed, Rohes die ästhetische Sphärenmusik stört. Nun, das ist nicht ganz richtig. Ein paar Ausstellungshallen und sechs Häuschen, in denen die Künstler, ihr Geschäftsführer und ein Möbelhändler wohnen, verdienen den Namen einer Stadt noch nicht. Richtig aber ist, daß die Moderne erstmals an einem größeren Gebäudecomplexe darthut, was sie aus sich heraus, ohne Beihilfe der Alten vermag. Damit unterrichtet sie zugleich über die Grenzen ihres Könnens. Man sieht, weshalb die Franzosen im vergangenen Jahr noch aus dem alten Formenschatz schöpften. Denn eine imposante, festlich repräsentierende Wirkung zu üben, ist der neue Stil noch nicht fähig.

Bei der Biegung einer Seitenstraße wird ein seltsamer Aufbau sichtbar, ähnlich den Rutschbahnen, die Montagnes à la Russe genannt werden. Ein Durchblick auf die russische Kirche hätte wenigstens eine Perspective ergeben. Doch, da Privatbesitzungen eine solche Anlage verhinderten, scheint die Eingangspforte in das Nichts gesetzt. Und je näher man kommt, desto größer die Enttäuschung. Ist der Holzaun, der das Gelände absperrt, nicht ähnlich denen, die man aus Nürnberger Spielwarenschachteln kennt? Sind die blauen Ochsenaugen gut? Und ist der Gesammteindruck nicht so drollich und kleinlich, daß man an eine Oktoberfestwiese — Prater und Hasenhaide — eher als an eine Kunstausstellung denkt? Kaum Originalität ist an der Sache zu sehen. Denn in dem Velum, das die Pylonen überspannt, ist ein Sevillaner Straßenmotiv übernommen. Die blauen kurzstumpigen Säulen mit den goldenen Blättern sind Kirgisenstil — jedem bekannt aus den russischen Bauten in Paris und den Abbildungen der „Wir Jekwitwa". Dann die Bilder Bilcks, die das Übergeschoß des Ulbrich'schen Aufbaues zieren. Gibt es Flacheres, coloristisch Rohreres als diese Gestalten mit den akademischen Mänteln, die nirgends halten, und den archäischen Bewegungen, die aus griechischen Vasen, auch aus Sascha Schneiders Werken bekannt sind? Und diese Actecollection soll den „Drang der Menschheit zur physischen und moralischen Schönheit" bedeuten. Sind noch die Diener zu erwähnen, die in ihrer alten braungelben Livree schüchtern und befangen an den modernen weißblaurothen Pylonen lehnen. Nach diesen erhebenden Eindrücken setzt man den Fuß in das der Kunst geweihte Gelände.

Hier grüßen zwei Kartenhäuschen, und selbstverständlich werden in dem ersten Ansichtsspitzarten verkauft. Natürlich kauft man. Denn gerade von den Darmstädtern erwartet man auch auf diesem Gebiete die umwälzendsten Reformen. Doch sie haben nicht reformiert. Was sie festbieten, sind die bekannten, banal prosaischen Veduten oder jene hauptsaarumwogten Rossetttdamen, die in jedem Wiener Laden zu finden sind.

Dann eine schöne Vorberdeutung. Stehen in der Nähe. Auf jedem Unteeisch — zwölfmal, sechzigmal — liegt man in der Ulbrichschrift die Weisung: „Hauptrestaurant. Hofrestaurateur Feilbach. Table d'hôte 1 Uhr. Couvert Mark 3." Und durch dieses Massenangebot hypnotisiert, geht man nach links. Hier öffnet sich ein Platanenhain, durch rothe Gartenmöbel zum Restaurant gesternelt, und man glaubt satt Hoflust zu athmen. Denn jede elegante Menschen, mit einem Stich bald ins Russische, bald ins Englische bewegen sich auf den Kieswegen des Parkes. Officiere erhalten Beschleunigung ihres Anmarschmotivs, wenn sie, die künstlerischen Neigungen ihres Landesherrn theilend, sich möglichst oft in der Ausstellung zeigen. Die Corps der Hochschule beweisen ihre loyale Gesinnung, indem sie zu allen Tageszeiten Frühschoppen im Platanenhain halten. Selbst die Rellner — wirkungsvoll blau, roth und weiß gestimmt — sind glattrasiert und ceremonios wie Lakaien. Auch die „heiligen Sieben" zu sehen, hat man die Ehre. Olbrich, à quatre épingles, in perlgrauen Handschuhen, das berühmte Stöckchen mit dem silbernen Handgriff schwingend, nimmt wie Waldersee Meldungen entgegen und ertheilt Befehle. Behrens, königlich, in weißem Strandanzug, hält Cercle. Habich, gleichfalls im Strandanzug, Huber in Schwarz, zeigen sich dee bewundernden Mitwelt. Der Secretär Herr Deiter, durchschreitet wie sein Wiener College mit einer erhabenen Würde die Arena, als sei die moderne Kunst seine persönliche Schöpfung.

Digitized by Google

An den Bautern des Restaurationsorchester, Bierschank und Toilette, sind besondere Freiheiten nicht bemerkbar. Desto länger verweilt das Auge auf den merkwürdigen, jede Platane verunstaltenden Affichen. Entweder Kiseleks Lorbeeren lassen Feilbach nicht schlafen. Oder Olbrich hat das pädagogische Ziel, das Auge der Ausstellungsbesucher an seine Schrift zu gewöhnen. Anders kann ich die Affichenmanie nicht deuten.

Der Speisesaal zeigt jene kalkweiß holzbraune Reinlichkeit, die man vom Sulden-, Trafoi- und Karerseehotel kennt. Ja, den ganzen Tag scheint großes Reinemachen zu sein. Denn die Stühle sind umgedreht. Nein, Verzeihung, ich hielt die gakeligen Lehnen für Beine. Alle Vermunft ist verleugnet, um 4 tout prix originell zu erscheinen. Denn abgesehen davon, daß durch die dünnen, viele Langen emporstarrenden Hölzer der ruhige Eindruck des Raumes zerstört wird — die Kellner bleiben mit den Schüsseln an den Langen hängen; der Gast, der ahnungslos sich zur Seite biegt, hat eine Gehirnerschütterung zu riskieren. Sonst ist die Wirtshaft tadellos. Die Messer, Gabeln und Löffel, wohl auch die Weingläser und Kaffeetassen sind echte Olbrichs. Man bewundert das ästhetische Geschirr, und bedauert nur, daß der Gebrauch der Suppenlöffel in ihrer unheimlichen Breite erst eine Wanderweiterung durch operativen Eingriff voraussetzt.

Natürlich drecht sich das Gespräch um die Moderne. Es sind sehr laufkräftige, kunsthungrige Leute da. Plumpe Witze, die in Darmstadt Majestätsbeleidigungen sein könnten, werden nicht gemacht. Nur die Generationen bekämpfen sich. Nein, ist das reizend, das Haus von Christiansen, meint ein niedlicher Backfisch. Diese vollen Farben, der reinste Böcklin. — Kind, repliciert die Mama, wenn ich dir deine Zimmer so einrichte, kannst du in drei Jahren keinen Farbenkasten mehr sehen ohne Bauchweh. — Aber diese Gemütlichkeit, sagt das Töchterchen. Ja solch einem niedlichen Häuschen, so ganz für sich. — Ja, wirkt da zeitlebens hatzbrecherische Wendeltreppen auf- und abtragen? Weißt du eine Wohnung, die wie deine Puppenstube aussieht, wo es keinen einzigen großen Raum gibt und wo du ein anderes Kleid brauchst für jedes Zimmer, damit du auf die Möbel gestimmt bist? Die Kleine antwortet nicht, sondern fangt nur an! Sie hat sich zum schlechtesmal an der Olbrichschen Stuhllehne gestoßen.

Richard Muther.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wenn man die so oft entzückten Leitartikel liest, mit denen die officiöse, also fast die gesammte Presse die letzte Tagung des Reichsrathes unter dem Regime Koerber dithyrambisch feiert; wenn man daneben aus den Delegationsverhandlungen die allgemeinste Zufriedenheit erfährt, welche die außere Politik des Grafen Goluchowski bei den Vertretern der Nationen erweckt; und wenn man endlich aus den Reden des Herrn v. Kallay den blühenden Zustand kennen lernt, dessen sich Bosnien erfreut: so sollte man wirklich meinen, daß ganz Oesterreich auf dem Gipfel staatlichen Wohlbefindens angelangt ist. Nur ein „Aber" gibt es doch, nämlich, wenn die Gründlichkeitsfreunde hören. Wenn man das officielle und das officiöse Gerede für ernst nimmt, muß man annehmen, daß unsere innere Politik ebenso glorios ist wie unsere äußere, und unsere äußere nicht minder glorios wie die innere. Das Bosnien heute glorios sind regiert wird, wie Alt-Oesterreich, und Alt-Oesterreich jetzt minder glanzend wie Bosnien. Sowie man an einem Punkt zweifelt, fällt die ganze Wahrheitsfee auseinander. Halt man z. B. die Lobeshymnen auf die bosnische Verwaltung oder die äußere Politik für Mumpitz, so kann man auch die auf die innere Politik nicht mehr recht glauben, und umgekehrt. Denn die einen sind so dumfidel reisernerlen Stil gehalten wie die anderen. Die ganze naturschadenfrohe Falle ungetrübten Glückes zu ertragen, sind wir armen Oesterreicher aber gar nicht gewohnt. So wie die Eisenbahnunfälle auf den Linien Bodenbach und Bruck, ist uns nun auch das politische Unglück in den drei Reichshälften: Koerber Wahlschwindel Kallay, in voll des Maßes gefüllt. Denn sind wir noch nicht anerkannt genug. Unsere schwachen Reden hatten einfach diesen Austrag von Stiglehen noch alle. Heiliger Bureaukratius, er kaume doch unser!

Graf Goluchowski hat in der österreichischen Delegation gesagt, daß die Reden der Delegierten auf seine Politik nicht den geringsten Einfluß üben können. Das stimmt auch mit unseren Intentionen überein. Denn wir wollen ihn sagen, daß Graf Goluchowski seine Politik vollständig den Herrn Koerber, Gautsch, Kaizl, Kallay, Lueger, Wolf, von dem er nicht augenommene Wort sagt, seine Ansicht „in der Tasche hat", und der Herren Iwcek wieder nicht ganz entschieden widerspricht, wenn er sich Gelegenheit hat eines Besseren belehren zu lassen, die Kanzlerkunst zu verstehen, und sich nach den Launen Andersen also eine Leitlinie zu suchen. Wir wissen es doch schon lange gelegt. Aber daß er sich so deutlich darüber ausspricht, daß das Parlamentarische Leben ihn nicht beeinflußt, das ist neu.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß man sich in Oesterreich nicht mehr aufregt über Dinge, die vor einem Jahr noch Gegenstand der heftigsten Erregung waren. Wir haben uns an alles gewöhnt, an die Obstruction, an die Nothparagraphen, an die Ausgleichsprovisorien, an die Ausnahmsverfügungen, an die Wahlreformen, an die Wahlschwindel, an die Ausgleichsverhandlungen, an die Ausgleichsabschlüsse, an die Ausgleichsgesetze, an die Ausgleichsdurchführungen, an die Ausgleichsnovellen, an die Ausgleichsverlängerungen, an die Ausgleichsprovisorien

Der „Verein pensionierter Officiere“ und die „Reichswehr“.

Aus militärischen Kreisen erhalten wir die nachfolgende Zuschrift:

Der Ihren Lesern vortheilhaft bekannte Herr David, der Herausgeber der „Reichswehr“, hat sich soeben einer journalistischen Perfidie schuldig gemacht, welche verdient, öffentlich gebrandmarkt zu werden. Als sich im Frühjahr 1900 der „Verein pensionierter Officiere und Militärbeamten“ constituierte, wurde in den Ausschuß des Vereines auch der „Militärpensionist“ David gewählt, der seine „Reichswehr“ selbstlos in den Dienst des Vereines stellte. Nach wenigen Monaten jedoch verstummte plötzlich die „Reichswehr“; sie ignorierte den Verein völlig und nahm selbst von wichtigen Vorgängen innerhalb desselben keine Notiz. Die ursache dieser Schweigung Nr. 1 war unschwer zu erkennen. Wegen einiger Artikel, in welchen peinliche Vorgänge in China sowie im Untergange eines Schiffes „Jenta“ auf Grund strafbarer Indiscretionen publiciert wurden, hatte das Kriegsministerium sämmtlichen militärischen Casinos, Bibliotheken, Menagen zc. das Halten der „Reichswehr“ untersagt. Das Verbot trat Herrn David sehr empfindlich in — wie begreiflich, denn das Blatt, das vorzüglich von feinen Menschen mehr ernst genommen wird, mußte den Verlust von ein paar hundert militärischen Abonnenten sehr schmerzhaft empfinden. Beweis: Herr David verschmähte kein Mittel, um das Verbot rückgängig zu machen. Zuerst versuchte er es im Guten: das „Verbot“ wurde im Blatte verdächtigt; auf die agitatorische Ausnützung des formell ganz ungesetzlichen Vorgehens des Ministeriums gegen das Blatt wurde der zielet; die „Reichswehr“ wurde liebedienerischer und „patriotischer“ denn je (Herr David äußerte sich selbst: „Ich speibe ja förmlich Vonalitat!“); und zum Schluß unternahm Herr David seinen Canossagang ins Kriegsministerium. Und damit war auch wieder der Friede des Salons der Briefe dieser Taktik erreicht; denn dort soll der Militärpensionist David höchst minnesangmäßig complimentiert worden sein. Die Folgen traten in einer Schwenkung Nr. 2 sofort zutage. Die „Reichswehr“ erinnerte sich plötzlich wieder des vergessenen Vereines und brachte im Januar und Februar J. ein Reihe scharf geschriebener Artikel, in welchen das Vorgehen des Ministers in der Vereinsfrage aufs heftigste angegriffen wurde. Diese vom Ministerium fälschlich der Vereinsleitung selbst zugeschriebenen Artikel trugen nicht wenig zur Zuspitzung des Conflictes zwischen dem Minister und dem Vereine bei. Und nun kommt die Zeitgenossin und verkündet die Neuigkeit, der Minister vor dem parlamentarischen Forum zur Rechenschaft zu ziehen. Ein Ausschuß der österreichischen Delegation spricht der Minister zum erstenmal über den Verein. In seiner Antwort bringt er drei Momente vor: a) er sei dem Vereine gar nicht entgegengetreten — eine offenbare Unwahrheit; b) er wolle die Sache nicht weiter erörtern, da er nicht zum Ankläger seiner Kameraden werden möchte — ein zynisch heuchlerischer, hinterhältiger Angriff auf den Verein; c) schließlich sprach der Minister ganz zusammenhanglos von politischen Provocationen — eine unbegreifliche, unmotivierte Verdächtigung gegen den Verein. Die gesammte öffentliche Meinung war einstimmig in der Verurtheilung derartigen ministeriellen Vorgehens. Nur ein Blatt swang in diesem Momente dem Minister bei: die „Reichswehr“. Mit raffinierter Raubluft bewies sie in einem Leitartikel, daß durch die Antwort des Ministers der Conflict in beseitigenswerter Weise aus der Welt geschafft sei: Schwenkung Nr. 3! Die Vereinsleitung war natürlich entgegengesetzter Meinung. Sie erblickte in der Antwort eine hinterlistige Anklage, der nur durch die „Klucht in die Oeffentlichkeit“ wirksam begegnet werden könne — und entschloß sich zu dem bekannten offenen Brief an den Minister, wegen dessen der Untersuchungsrichter des F.M. Baron Rodich eine ehrengerichtlichen Untersuchung unterzogen worden ist, welche vom O. C. Wrbhmer, einem der Getreuen des Herrn v. Krieghammer, geleitet wird. Herr David sand den Muth, den greisen, kranken Feldzeugmeister Rodich, der in rührender, heimlicher Zurückgezogenheit die Ruhe seines Alters der Sorge um seine armen alten Kameraden geopfert gern sehen fallen zu lassen und hinterrücks seige anzugreifen: „Wir, die wir wohl nicht in den Verdacht kommen können, Anwalt des Ministers zu sein, können das Vorgehen des F.M. Baron Rodich nicht billigen . . .“ und in dem Momente, da dieser David also schreibt, stimmt vielleicht schon der Judasstohn in seiner Tasche . . . Man nennt die Namen der Vermittler, durch die sich David an den Minister gewendet haben soll. Aber ist es nöthig, Gerichte zu ergehen, wo der ärgere Thatbestand des Verrathes in boshichter Form so klar zutage liegt? Die „Reichswehr“ ist seit dem Waberl Strachal politisch todt, moralisch todt, bald die letzte Affäre des Blatt auch in militärischen Kreisen unmöglich machen.

Volkswirthschaftliches.

Zum Schlusse der Parlamentssession, als die Abgeordneten sich zu schichten, auf Ferien zu gehen, daher eine Besprechung im Parlament nicht mehr zu heimchen war, ist unser unermüdlicher Herr Eisenbahnminister mit seinem Bericht über die Ergebnisse der Staatsbahnen im Jahre 1900 heraus gerückt. Aber in Wirklichkeit ist es nicht der Bericht dieser Ergebnisse, so können und man begreift nach dem jammerlichen Resultat seiner Verwaltung, daß er sich, so oft aber das Defizit der Staatsbahnen im Jahre 1900 etwas in der Presse verlautet, stets beeilte, diese bedauernden Ausdiscretionen rasch zu dementieren. Aber die Wahrheit musste schließlich doch heraus und sie ist schlimm genug. Die Ergebnisse der Staats-Eisenbahnen haben nach den Ausscheidungen des Eisenbahnministeriums im Jahre 1900 einen Betriebsüberschuß von 52 Millionen Kronen ergeben, welcher eine Verzinsung des Anlagecapitals mit 2·0% gleichkommt. Das Anlagecapital der Staatsbahnen betrug bei den einfachen Angaben 2·52 Milliarden Kronen, und die 1½ fache Verzinsung dieses Capitals erfordert aber 100 Millionen; die Staatsbahnen arbeiten also mit einem Defizit von 48 Millionen Kronen. Dabei ist kein Ereigniss der Amortisationen eingerechnet, daher ist mehr denn sicher, daß ein derartiger Theil des Anlagecapitals eine jährliche Verzinsung als 1½% beanspruche, dass von den Linien der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft diese Posten nicht im Eisenbahnetat figurieren; z. B werden alljährlich mehr als 3 Millionen Kronen als Garantie-Subventionen an Localbahnen gezahlt, welche vom Staate betrieben, unter seiner Mitwirkung gebaut wurden, deren Lasten in die Staatsbahnwirthschaft hineingehören, denn der Staat bezahlt die Kosten, nur dass er sie nicht auf einmal in Capital, sondern alljährlich in Zinsen beträgt. Das Ergebnis der Staatsbahnwirthschaft wird von Jahr zu Jahr schlechter. Noch im Jahre 1896 betrug die Verzinsung, welche Ingeprapitals nahe an 3%; um fast 1% oder um mehr als 20 Millionen Kronen ist der Zuschuß, der heuer aus dem allgemeinen Budget für die Staatsbahnen geleistet werden muß, größer als der Zuschuß vor fünf Jahren. Daher sind, ganz nach der Art schlechter Verwaltungen und minder Geschäftsleute, die Versprechungen unseres Herrn Eisenbahnministers stets die folgsten; von Jahr zu Jahr präliminiert er eine Besserung des Eisenbahnbudgets, und von Jahr zu Jahr straft der Erfolg ihn lügen. Seit dem Jahre 1897 war das Ergebnis regelmäßig schlechter als der Staatsvoranschlag, für das Jahr 1900 um die stattliche von 13·6 Mil lionen Kronen. Und es ist nicht zu zweifeln, daß auch das Ergebnis des Jahres 1901 eine ähnliche Enttäuschung bringen werde. Im 13 Millionen Kronen sind die Einnahmen im Staatsvoranschlag für 1901 höher eingestellt, als im Jahre 1900 erzielt wurden und nur um 8 Millionen hat man die Ausgaben höher veranschlagt. Zu den Budget- oder anderen Ministerien werden zumeist absichtlich geringere Einnahmen und Ueberschüsse präliminiert, als berechtigterweise zu erwarten sind und als schließlich erzielt werden. Nur im Eisenbahnetat wird mit Absicht oder aus Unfähigkeit der Voranschlag schon gefärbt, die Ausgaben zu gering, die Einnahmen zu hoch angesetzt, so daß der Erfolg stets einen Ausfall gegen den Voranschlag bringt.

*

Wir ergänzen unseren Leiern nichts Neues, wenn wir kurz die Hauptursachen des beispiellosen Misserfolges der Staatsbahnwirtschaft aufzählen. Da ist zunächst die Erwerbung eines unrentablen Netzes zu enormen Preisen, zu einer Zeit, wo die öffentliche Meinung die großen Communicationen der Staatsverwaltung wenigstens misstrauisch trotiert hat, als es heute geschieht. Wir wissen, daß es nicht das Verdienst unserer Staatseisenbahnverwaltung ist, wenn ungerechtfertigte Ueberzahlungen einzelsolcher Bahnen heute verhindert werden, siehe Nordwestbahn- und Lemberg—Czernowitz-Bahnen. Dann ist der Kohlenbau, die aus „gezeichneten“ Kohlenlagern, die Bahnen und ertragbaren Bahnen, wenn sie Staatsbahnetat fressen. Warum all diese Bahnen gebaut, warum sie in einer Weise ausgerüstet werden müssen, als ob wir constant im Kriegszustande wären, weiß niemand und niemand kümmert sich darum. Der Kriegsminister beschäftigt sich und der Herr Eisenbahnminister folgt, zahlen muß ja ein anderer. Thatsache ist, daß alljährlich ungezählte Millionen in Bahnbauten für die Kriegsverwaltung hinausgeworfen werden, siehe die Bahn Lemberg—Sambor, die bosnischen Militärbahnen zc. Dann ist der Localbahnbau, welche nur zu oft nicht nach localwirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern entweder unter dem Druck der Militärverwaltung oder einen Feudalherrn oder einflussreichen Adge ordneten zuliebe gebaut werden. Was die mit Betriebsdefizit arbeitenden Localbahnen dem Staate kosten, ist unberechenbar, da die für eigene Rechnung von Staate betriebenen Localbahnen mit den Hauptbahnen zusammen ausgewiesen werden. Nur so viel kann man sich dabei denken, wenn man erfährt, wie die vom Staate für fremde Rechnung betriebenen Local bahnen arbeiten, bei denen wenigstens der Staat eine Garantie oder Capitals betheiligung übernommen und für die er im vergangenen Jahre sich 1½ Mil lionen aus seinen rückerstatteten Betriebsüberschüssen zugekehrt hat. So gibt es noch der sehr geheimen Statistik der Staatsbahnverwaltung mehr als 40 unter etlichen 70, welche mit Betriebsdefizit arbeiten, darunter eine mit einem Betriebs-Coefficienten von über 100%, und fast die Hälfte hat einen Betriebs-Coefficienten von über 80%, und die für fremde Rechnung betriebenen sind gewiß nicht die schlechtesten. Wenn es in solcher Lage noch eine Besserung, denn auch im Localbahnbau wird fortgewirtschaftet wie bisher und oft nicht darnach gefragt, ob Bahnen, deren Bau verlangt wird, irgendwelche Aussicht auf Rentabilität haben. Dann sind die zu geringen Einnahmen der Staatsbahnen lediglich der zu niedrigen Tarife schuld. Auch hier waren es die Interessenten einzelner Momente der Volkswirthschaft, welche die Tarifermäßigungen verantworten, sondern einerseits der Kampf mit den Privatbahnen, welche man durch niedrige Tarife concurrenzieren und dann billig verstaatlichen wollte. Aus diesem Kampfe sind die Privatbahnen recht bekanntlich durchaus nicht als Sieger hervorgegangen, denn ihre Ertragnisse haben wenig gelitten, sie rentieren fast samtlich durch gut, während die Staatsbahnen mit ungeheurem Defizit arbeiten. Anderseits waren die speciellen Tarifbegünstigungen, welche entweder mächtigen Interessengruppen, z. B den Zucker und Petroleum Industriellen oder Hafenplätzen gewährt wurden oder hinderten begünstigten Verkehrszweig, nicht um sie concurrenzfähig zu machen, sondern um ihre Concurrenz lahmlegen zu können der anderen Productionsorten zu erhalten, so dass nicht die Allgemeinheit, nicht die Consumenten, sondern nur die Ausnützung des thatsächlichen Tarifvorteiles auf Kosten ihrer Concurrenten einen Vortheil hatten, der sich in Frachtersparnissen äußerte, welche die Staatsbahnen seit den letzten Jahren angelangen, ein wenig einzuhammen, aber viel zu wenig, und die in ihrem Gesammtbetrag Millionen sind nicht wiedergutgemacht. Dann ist in den Jahren 1897 bis 1900 der Betrieb der Staatsbahnen hierselbst waren in unserem Blatte bei einem Jahre eine Reihe von Indicatoren zu lesen. Die Zahlen der Betriebsrichter im Betriebe um mit zu viel Beamten, so ist einfach, daß die eigentlichen Betriebsausgaben der Staatsbahnen pro 100 Wagen Achsbelastungen 7·61 K betragen, gegen 6·21 K bei der Nordwestbahn, 5·83 K bei der Elbethalbahn, 5·1 K bei der Aussig Teplitzer, 5·15 resp. 4·81 K bei der Buschtiehrader, 5·21 K bei der Lemberg, 5·07 K bei der Nordbahn. Die Ausgaben pro 1000 Bruttotonnenkilometern betragen bei den Staatsbahnen 12·61 K gegen 8·81, resp. 7·86 K bei der Buschtiehrader Bahn, 9·11 K bei der Lemberg, 8·15 K bei der Nordbahn. Also um 10 bis 50% mehr als bei den gedachten Bahnen. Und die vom Staat, die meine Aufsicht betriebenen Localbahnen haben durchwegs viel höhere Betriebsaufschläge als die selbstständigen Localbahnen. An dieser enormen Betriebsdefizit sind nicht der kleinste Theil, auch die hohen E-

Digitized by Google

werthungsstellen, nicht die Militärerfordernisse, nicht die geringen Einnahmen behandelt. Es ist die eigentliche Unfähigkeit der Staatsbahnverwaltung, den Betrieb billig und zweckmäßig zu führen. Und wenn man alles andere als Elementarereignisse ansehen wollte, die theuere Betriebsführung allein verlangt gebieterisch nach einer Reform unserer Staatsbahnverwaltung, an Haupt und Gliedern, wenn man will, daß nur ganze Bahnen geschlossen durch die Misswirtschaft auf den Staatsbahnen gehindert werde. Jetzt, wo das Staatsbahnnetz wieder eine sehr bedeutende Erweiterung erfahren soll, ist es höchste Zeit, diese Reform in der Verwaltung und Betriebsführung vorzunehmen. Es ist kein Grund, daß zu einer Zeit, wo fast jede österreichische Bahn — selbst die Südbahn, wenn man das Privoritätenkapital mitberücksichtig — ihr Anlagekapital angemessen verzinst, in einem Jahr, wo fast sämmtliche Bahnen Mehrerträgnisse aufweisen können, bloß die Staatsbahnen steigende Defizite erzielen müssen. Es werden sich in Oesterreich noch Fachmänner finden, welche dem Systeme des Geldhinauswerfens bei den Staatsbahnen ein Ende bereiten können. Wenn Herr v. Wittek es nicht kann, dann spricht das nicht gegen das Staatsbahnsystem, sondern gegen ihn.

Zu der „Wiener Abendpost“ bemühte sich ein Officiosus, die unglaublichen Ergebnisse der Staatsbahnen im vergangenen Jahre, als durch das Zusammentreffen widriger Umstände in einen Ausnahmszustand verursacht, hinzustellen. 3·2 Millionen Kronen des Ausfalles gegen den Voranschlag seien die Folge des Kohlenstriks, 2·3 Millionen die Folge von Hochwasserschäden und Schneeräumen, 0·7 Millionen erforderten Materialverpreisteigungen, 0·6 Millionen wurden nöthig durch die Verwendung rauchschwacher Coles auf den Wiener Stadtbahn und endlich 1·9 Millionen gehen auf Rechnung der Mehrleistungen von 5·7 Millionen Locomotivkilometern. Das macht alles zusammen nur 8·7 Millionen Kronen aus und 13·7 Millionen betrag der Ausfall gegen den Staatsvoranschlag. Was ist's mit den restlichen 5 Millionen? Für die Steuerträger spielen auch 5 Millionen noch eine Rolle, wenn sie auch unserem Eisenbahn Misswirthschaftsminister als quantité négligeable erscheinen mögen. Aber auch mit der Rechtfertigung der Mehrausgaben, soweit der Officiosus sie zu motiviren sucht, haben's bedenklich. Alle Bahnen, mit Ausnahme einzelner reiner Kohlenbahnen, haben den Ausfall, den der Kohlenstrik verursacht hat, im weiteren Verlaufe des Jahres bei weitem wettgemacht, so daß sie trotz der Mehrausgaben für Kohle höhere Erträgnisse erzielen konnten, nur die Staatsbahnen machen, andere Bahnen haben, wie bekannt, das während des Strikes für die Industrie auf weite Strecken die Ersatzkohle aus fernen Gebieten hergeführt werden mußte, die Staatsbahnen hatten 9000 Wagen zwei Monate außer Betrieb. Andere Bahnen beklagten sich darüber, daß sie durch den Strik schlechte Kohlen zur Heizung der Locomotiven verwenden und theuer bezahlen mußten. Die Staatsbahnen verwendeten hochwerthige Kohle, die wie Brot gesucht war, dort wo schlechte Kohle, die leichter zu bekommen war, denselben Dienst geleistet hätte. Das vergangene Jahr hat man von Hochwasserschäden nicht viel gehört, und wo die Staatsbahnen an zwei Millionen Hochwasserschäden erlitten haben, das hatte der Bericht schon mittheilen können. Aber davon schweigt er, dagegen geht aus einer Bemerkung im Bericht hervor, daß ein großer Theil dieser Mehrauslagen auf Rechnung der Jahre 1897 und 1899 entfällt. Und die hatte man doch schon im Voranschlag berücksichtigen können. Endlich soll die Mehrleistung an Zugskilometern an der Verschlechterung des Ergebnisses Schuld tragen. An der Vergrößerung der Ausgaben gemäß, aber wohl auch noch mehr an einer Erhöhung der Einnahmen, zumal im Laufe des Vorjahres bereits partielle Tariferhöhungen stattfanden. Im allgemeinen wachsen die Einnahmen mit den höheren Fahrleistungen. Bei den Staatsbahnen ist offenbar das Umgekehrte der Fall. Je mehr geleistet wird, desto größer das Defizit. Bei der Misswirtschaft, die auf unseren Staatsbahnen herrscht, ist allerdings auch das möglich. Aber von unseren Officiosen ist es unklug, daß sie auch mit Finessen darauf hinweisen, indem sie die Erhöhung der Fahrleistungen für den Ausfall verantwortlich machen!

Kunst und Leben.

Fräulein Rabitow hat bei ihrem Debut im Burgtheater als Clärchen leider die Besorgnisse jener gerechtfertigt, die sie und die Direction vor diesem Engagement gewarnt hatten. Wo Clarchen das zärtlich liebende Mädchen war und die Darstellerin ihre tiefe Stimmlage umgewungen zur weiche, innige Töne der Hingebung mystisch machen konnte, gelang ihr einzelnes sehr gut. In der Straßenscene im fünften Act aber versagte sie vollständig. Tais jede innere Gliederung, jeder Aufbau, und hiermit jede Möglichkeit einer Steigerung fehlte, daß die plastische Ueberführung Worte und ganze Sätze unverständlich machte, waren Uebelstände, die sich beseitigen ließen, wenn man jemand hätte, der sich auf derlei versteht und Lust hat, darauf zu achten; ein unüberwindbares Hinderniß für echte dramatische Wirkung in derartigen Scenen aber bildet das Organ der Künstlerin, das in der Tiefe hohl, klanglos und ohne Kraft erscheint und nur in schwindenden Nüancirungen leidlichen Eindruck macht. **Max Burckhard.**

Herr Slezak hat als Manrico sein Gastspiel an der Hofoper fortgesetzt. In Gegensatze zu Herrn Schrötter, dessen intellectuelle Nüancirung die gradlinige Abtönung nicht vollständig kennt, scheint bei Herrn Slezak die Einfachheit des Zugeständnisses die Oberhand gewonnen zu haben. Gelungenes hatte der Künstler einige recht hübsche Momente, namentlich in den lyrischen Stellen, aber im heroischen Theil der Rolle verlor er wiederholt die volle Herrschaft über seine Stimmmittel. Ich glaubte diesen Eindruck auch einem Kopfschmerz, weil man in der Strette der dramatischen Gegensätze am Zufälligkeiten leicht scheitern muß, Strenne sie jedem einzelnen Künstler in der Hast des Handelns Klippe bedeutet. Der nämliche Vorwurf, daß sie gerade in Contrastmomenten nicht gewachsen ist. Möge dieser Eindruck nur ein vorübergehender sein und Herr Slezak zur Zeit seines definitiven Engagements noch im Vollbesitze seiner Stimme sein.

*

In der ersten Opernvorstellung des Conservatoriums haben wir einige angehende Künstler kennen gelernt, die zu der Hoffnung berechtigen, daß sie dereinst auf deutschen Bühnen eine ehrenvolle Stellung werden behaupten können. Durch auffallend klangvolle Stimmen zeichneten sich Frl. Cankl und Frl. v. Weber aus. Das Duett der ersteren mit Frl. Stoller, die eine wohlgeschulte Sopranstimme von seltener Höhe besitzt, gehörte zu den besten Leistungen des Abends. Frl. Sedmak hatte zwar diesmal als Mignon weniger Gelegenheit, ihre Vorzüge in das rechte Licht zu stellen, aber wir wissen von früheren Aufführungen, daß wir sie zu den besten Schülerinnen des Conservatoriums zählen können. Frl. Rabberger überraschte durch Sicherheit und Gewandtheit im Acteren, und verstand es, ihrer etwas spitzigen Stimme die nöthige Tragweite zu geben. Einige glänzende Töne hat Frl. Magaziner in der Höhe. Von ihr hörte die tonlose Tiefe so unvortheilhaft ab, daß man sich wundern muß, wieso die junge Dame gerade für Altpartien auserlesen werden konnte. Von den Herren machte der Bariton, Herr Heil, den besten Eindruck. Auch Herr Beer wird vielleicht doch einmal ein ganz respectabler lyrischer Tenor werden. Im Spiel ließen sämmtliche Darsteller sehr viel zu wünschen übrig; es macht den Eindruck, als wenn der Regisseur gewisse stereotype Bewegungen gelernt hätte und unbarmherzig eingeübt hätte, mit denen er es unterließ, sie mitunter auf die nothwendigsten Behelfe des Schauspielers aufmerksam zu machen. Sehr wünschenswert wäre es gewesen, wenn sich auch das Orchester zu einer Solosteigung emporgeschwungen hätte. Es machte durchwegs den Eindruck eines unbedeutenden, auf jede selbständige Initiative verzichtenden Begleiters. **A. W.**

*

Im Theiseumtempel des Ballsgartens sind zehn antike Fundstücke zu sehen Unsere Archäologen haben sie als Frucht langjähriger Ausgrabungen aus Ephesos in die Heimat gebracht. Dem Eingeweihten geben das Nöthige über die Geschichte des ephesischen Bodens und der österreichischen Expeditionen; ein Katalog, dessen kluge Anordnungen enthaltenden Vorwort Robert v. Schneider, Director der Antikensammlungen, geschrieben, und ein Sonderdruck des Berichtes, den Otto Benndorf in der Sitzung der philosophisch-historischen Classe erstattet hat. (Vergl. Anzeiger der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1897, Nr. V—VI.) Doch glaube ich nicht, daß durch die geleisteten Ausgrabungen das Interesse des großen Publicums erweckt wird. Das hebt schon jetzt der ganzen Thätigkeit der Forscher gegenüber. Was diese im tiefen Grunde leitet, das Bemühen um Vermehrung unseres archäologischen Wissens und antiken Besitzes, vermag es nur schwer zu begreifen, darum nicht hoch zu bewerten. Und wovon es menschlich bei diesem Berufe ergriffen werden könnte, von der heiligen Schauerlust einer verschwundenen Cultur, dafür ist nichts in den sachlichen Referaten zu spüren. Nichts von der tragischen Verdeschaft, mit der moderne Menschen in den Gräbern der Vergangenheit die Schönheit suchen, von jener Schlemann'schen Besessenheit und fieberhaften Spannung, die d'Annunzio in der „gloria“ schildert. Offen theilnahmlos muß das Publicum vor den Werken selbst bleiben. Vielleicht wird es den Reiz des Antiquarischen empfinden. Aber das Geheimnis dieser besonderen Art wird sich ihm nicht enthüllen, weil ihm nicht das Leben gezeigt wurde, dessen Ausdrucksform sie sind. Diese Unterlassung ist nicht Schuld der Archäologen. Sie war durch die Art der Forderungsverletzung bedingt. An den ephesischen Ausgrabungen in Olympia und Pergamon gewesen, erscheint die Ausbeute gering. Damals wurden ganze Culturen in geschlossener Einheitlichkeit aus der Erde gehoben. Seitdem es Wood vor dreyig Jahren gelang, die Anddauente des Artemision aufzudecken, arbeitet die Engländer an der Wiedergewinnung dieses Wunderwerkes von Ephesos. Aber, falls überhaupt, wird sich einmal die Stadt der Artemis erschließen. Dem österreichischen Unternehmen waren demnach von Anfang an niedrigere Ziele gesteckt. Was jedoch zu leisten möglich war, das vollbrachten unsere Gelehrten mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit. In den künstlerischen Bestimmungen sind Ergänzungsversuchen der einzelnen Stücke Stellung zu nehmen, ist noch nicht der geeignete Zeitpunkt und hier nicht der Raum. Es muß das Erscheinen der angekündigten Publication abgewartet werden. **Hugo Fabricius.**

Bücher.

Dr. Wilhelm Bode: Die Lehren Tolstojs. Ein Gedankenausgang aus allen seinen Werken. Mit zwei Bildern. Weimar, W. Bodes Verlag, 1901.

Tolstojs Bahrheit ist eine einzelne Wahrheit und sie steht voller Widersprüche, aber Wahrheit bleibt sie trotzdem, und das Lesen seiner Schriften muß als Sezessionist und als Anregung zum Nachdenken über die gar mitige Fülle wichtigsten Probleme empfohlen werden. Empfehlung verdient daher auch das vorliegende Schriftchen des bekannten deutschen Kunstgelehrten, der die Verbindung zum Mitgeld und für Gallbauerlehrer, sowie nicht nicht, als der Verfasser Tolstoj nicht als unkritischer Jünger gegenübersteht, irrdem die Irrthümer und Uebertreibungen des russischen Propheten corrigiert. Seine Worten wird das Büchlein, das die schönsten Stellen aus Tolstojs Schriften in eine harmonische Biographie einfügt, als Erbauungsbuch dienen, und Bestbedeutungen, die sich noch nicht oder nur aus Zeitungen und Zeitschriften kennen, wird es die Kenntnis der Bahnbrechen seiner Lehre eine großen Zeitanwand vermitteln.

— e —

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von Bettelheim, Zakrzewski, Federn, Grimm, Hart, Jodl, Matsch, Mauder, Pol Ederer, Wilke u. a. herausgegeben von

K. Werckmeister. Im 75 Lieferungen oder in 5 Bänden. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Es ist ein großes und zugleich dankenswertes Unternehmen, über die Bedeutung und den Umfang dessen, was während des letzten Jahrhunderts von der modernen Gesittung erstrebt und erreicht worden ist, einen Ueberblick zu geben, unden die Helden des Gedankens und der That im lebenswahren Zügen auftreten und in kurzen, zweckentsprechenden Aufsätzen charakterisiert werden. Die besten Originale derselben sind, oft zum erstenmale, wiedergegeben, und viele rühmlichst bekannte Schriftsteller haben die gut orientierenden Abhandlungen verfaßt, so daß bildliche und literarische Darstellungen häufig kunstwerke für sich sind. Unter den Vertretern der einzelnen Nationen gehört den Deutschen der Ehrenplatz. Um mit den Staatsmännern zu beginnen, so ist ihre Reihe mit Stein, Schön, Hardenberg, Mohl eröffnet, denen sich Peel, Canning, Jefferson zr. anschließen. Das zu üppiger Fülle in Philosophie und Dichtung sich entfaltende Geistesleben weist eine große Vielseitigkeit der Erscheinungsformen auf; hier sei nur an Fechner, K. Fischer, Wundt, sowie an Gutzkow, Grillparzer, Geibel, Goethe (hofer in besonderer Lieferung behandelt), Grotz, Raimund, Petöfi, Puschkin, Turgenjew, Dickens u. a. erinnert. Gar stattlich ist ferner die Zahl der Sprach- und Geschichtsforscher (Curtius, Droysenbüllen, Bopp, Diez, Mommsen, Maxwilan, Wigner), wie der Rechts- und Volkswirtschaftslehrer (Eichhorn, Ihering, Roscher). Geradezu phänomenal ist aber die Galerie der Bahnbrecher in den naturwissenschaftlichen Disziplinen, wo wir in der Astronomie (Kepler und Herschel), in der Physik (Bunsen, Helmholtz, Edison zr.), in der Chemie (Berzelius, Liebig, Wöhler) nur Sterne erster Größe sehen, denen in der ärztlichen Wissenschaft Virchow, Graefe, Pettenkofer, Billroth zc. würdig zur Seite stehen. Und nun gar das vielgestaltige Gebiet der tönenden, bildenden und darstellenden Künste, wo nur der Namen Beethoven (in eigener Lieferung), Liszt, Rauch, Pilotty, Lenbach, Menzel, Schwanthaler, Klinger, wie der Makarten und Canon Lenbach Triumphe feiern, während die kritische Richtung in Burckhardt (klassisches Gesicht) und Schnaase trefflich vertreten ist! Technik und Industrie (Watt, Krupp, Jacquard) sind nicht außerach gelassen, doch verdient der Raum, auf weiteres eingehen. Von dem monumentalen Werke sind bis jetzt drei Bände vollständig erschienen; das Ganze kann mit Recht als ein wichtig ist zu gelten.

Prof. Kröberin.

Walter Besant: The Fourth Generation. Tauchnitz, 3517 S.

Dies Buch, von dem dieser Tage verbotherein bekannten englischen Schriftsteller, ist ein neuer Beweis für die in England immer stärker hervortretende Mode, wichtige Probleme nicht in Abhandlungen und Essays zu erörtern, sondern einem Romane zugrunde zu legen. Hier handelt es sich um die Verwirrung der Begriffe, die dadurch entsteht, daß in die vierte Generation für die Sünden der Väter zu leiden habe. Der Verfasser hat gut gethan, zuvor in einer Einleitung seine Meinung klar und deutlich auseinanderzusetzen. Danach liegt in der Aufstellung von Strafe und Buße im Sinne von natürlicher Folge und von Urteil und Vollstreckung die beträchtliche Gefahr, daß die Begriffe Recht, Abscheu Campaigns und seiner Nachkommen werde beweisen, wie die Folgen der väterlichen Handlungen für die einen zur Leiter, für die anderen zu einer abwärtsführenden Strafe werden können. Die Erzählung beweist die Richtigkeit dieser Idee, daß sie mit vollkommener Deutlichkeit nicht erklären, durchaus nicht. Der alte 93jährige Campaign hat vor siebzig Jahren im Jahzorn heimlich den Bonder seiner Gattin, seinen eigenen beiten Freund, erschlagen. Der plötzliche grausame Verlust dieses und der gleichzeitige Tod der Gemahlin, die der Schreck beim Anblick der Leiche ihres Bruders hahingerafft, ist aber im Wahnsinn der Menschen nicht der einzige Grund des lebendigen Todes des Einsiedlers, der seit jenem Tage weder ein einziges Wort gesprochen, noch überhaupt in irgend etwas Antheil am Leben genommen, man meint, er leide auch noch für die am bekannte Sünde seines Vaters. Das eigentliche dieses Alten liegt mit der Hauptlage in seinem bisherigen Zusammenhange, denn er hatte nur seine eigene schwere Schuld. Ebenso wenig scheinen aber die Handlungen des Vaters in den Kindern und Kindeskindern nachzuwirken, was doch die Geschichte dieser Familie darthun soll. Denn daß ein Sohn als Seemann ertrinkt, ein anderer Selbstmord begeht und zwei Söhne des letzteren als Betrüger und Verschwender den Namen der Campaigns in Unehre bringen, daß schließlich die Tochter des Alten unter dem Stande heiratet und in Noth und Elend gerath, das sind doch Schicksale, die absolut nicht als natürliche Folgen der Sünden der Vater hingestellt werden können. Das sollen sie auch die durch Blutsverbindungen ermöglichten Reflexwirkungen des Ungroßmeiles über die Erbtüchtigkeit „der Tendenz zum Verbrechen", wo doch die Leidenschaft des Jahzornes kein einziges Glied der späteren Generationen zum Bösen verleitet hat? Dazu kommen noch die vielen romanhaften Unwahrscheinlichkeiten, die der Verfasser ganz auffällig als durchaus natürlich hinstellen möchte, welcher sich auf westphysische Recht hartnäckigen einlässt, die auch diese Schwäche noch klarer hervorheben. Die Vorzüge des Buches bestehen auf der spannenden Erzählung, der feinen Detailschilderung und der schönen einfachen Sprache.

F. Graz.

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten" bringen in ihrem Heft vom 20. Mai die Besprechung eines vierbändigen Werkes von Heinrich Reticich unter dem über Bosnien und die Herzegowina unter der Verwaltung der Oesterreichisch ungarischen Monarchie. Der Verfasser der Besprechung, C. A. Feber, nennt das Buch einen Nothschrei, dem sein Autor weil von den politischen und ökonomischen Verhältnissen der occupierten Länder das Schlechteste zu berichten. Obwohl die bosnischen Bauern durch die österreichische Regierung aus ihrer Hörigkeit befreit wurden, die doppelt peinlich dadurch wurde, daß sie als Christen die Lehensgaben mohammedanischer Herren waren, hat sich ihre Lage seither eigentlich verschlechtert. Dem während der Vorzug früher in patriarchalischer Naturalwirtschaft mit dem Gutsherrn lebte und von der Scholle, auf der gerichtlich festgestellter, großer Pernachlässigung, nicht entfernt werden durfte, ist er heute zum Pächter herabgedrückt, muß seinen Zehent in Geld statt in natura entrichten, und zwar im Herbst, wo die Feldfrüchte am niedrigsten stehen. Ueberdies wird die Schätzung am Halm, und zwar von einer Commission vorgenommen, die ein Interesse an einer möglichst hohen Schätzung hat. Endlich wird auch das an den Gutsherrn zu liefernde Drittel nach dem für den Staat geschätzten Zehnten bemessen. So müssen, nach der Behauptung des Reisch anonymen, die Bauern allsährlich mehr als ihr ganzes Erträgnis auch noch einen Theil ihres Viehs dahingeben, um nur die Steuern und Abgaben zu decken. Zu dieser Mißstimmung über die wirtschaftliche Lage kommt die der orthodoxen Serben und der Mohammedaner über die unerhörte Proselytenmacherei der katholischen Propaganda. Reisch anowitsch ruft denn auch, indem er Oesterreichs Fiasco in Bulgarien darlegt und sämmtliche Missetaten des Serbiens der Hinneigung Milans zu Oesterreich zuschreibt, zur Schaffung eines slawischen Ballanbundes auf, für den sich immer ein Schutz bei dem mächtigen, in aller Welt geehrten Rußland finden werde.

„Das freie Wort" (20. Mai und 3. Juni). Georges Clémar schreibt über Magnaud, den in der letzten Zeit vielgenannten Präsidenten des Tribunals in Chateau-Thierry, der sich in Frankreich durch seine sensationellen Richterssprüche den Beinamen „le bon juge" erworben hat. Magnaud spricht unbekümmert um den bestehenden Codex das aus, was er als Recht erkannt hat und was den heutigen sozialen und ökonomischen Verhältnissen entspricht. Trotz der heroischen Antiki der betreffenden Richter spricht macht und ihm das Volk gewinnt, verstellt sich von selbst; Magnaud'n Ein flusis erstreckt sich aber auch auf die Gesetzgeber, die sich bemühen, die Gesetze der neuen Rechtsprechung anzupassen. So wurde das Gesetz, das die Erforschung der Vaterschaft verbietet und seit fast hundert Jahren so viel Unheil in Frankreich angerichtet hat, durch Magnaud's Urtheilen, das bereits heute ein Gesetzentwurf zu seiner Aufhebung vorliegt und demnächst Gesetzeskraft erlangen dürfte. Ebenso dürfte das Begnadigungsrecht der Berufsrichter auf seine Anregung hin demnächst eine große Ausdehnung erfahren. — Im Verlauf einer Artikelserie über das „Oesterreichische Problem" kommt Peregrinus auf die Los von Rom Bewegung und die Antwort zu sprechen, welche Erzherzog Franz Ferdinand und später der Jesuitenpater Roth in einer Nanzelpredigt darauf gegeben haben. Er bedauert das Werden einer deutschlandfeindlichen Haltung Oesterreichs.

„Revue de Paris" (15. Mai und 1. Juni). W. F. Stead stellt Betrachtungen darüber an, wie sich die Regierung König Eduard VII. voraussichtlich gestalten wird. Der Charakter des Monarchie hänge in England weit mehr, als man glaube, von der Person des Monarchen ab. Abgesehen davon, daß er der oberste Kriegsherr zu Land und zur See ist, hat er vor jenem Rathgeben den Vorzug, daß er dieselben nicht zu suchen braucht, sie suchen ihn, ohne Unterschied über den Parteien steht. Die Königin Victoria hat, obgleich sie sich streng an die Constitution hielt, den Charakter der englischen Regierung vollkommen verändert. Aus einem Symbol hat sie den englischen Thron in den Mittelpunkt des ganzen politischen Systems verwandelt; sie setzte den Einfluß der Krone bei der Autorität; sie hatte eine vorwiegend persönliche Wirkung und es fragt sich, inwieweit der neue König imstande sein wird, diese viktorianische Tradition aufrecht zu erhalten. Jedenfalls leiden seine bisherigen Antworten und Ansprachen weniger sardos, als dies sonst bei Thronbesteigungen der Fall ist, und zeugen von einer gewissen Selbständigkeit. Freilich entbehrt er zur jetzt Charakterfestigkeit, Consequenz und jener Fähigkeit, durch welche seine Mutter einen so sicheren Einfluß auf die Entschlüsse der Minister zu üben wußte.

„Westminster Review" (Mai) bringt einen bemerkenswerten statistischen Nachweis von Mrs. Francis Swinen über Geburten und Sterbefällen der Säuglinge. Im Jahre 1897 starben 143.850 Kinder im ersten Lebensjahr, und man hat berechnet, daß nahezu die Hälfte aller neugeborenen Kinder im Säuglingsalter sterben. Von 2983 Todesfällen erfolgten 2968 infolge ungenügender Ernährung und die Hälfte davon war noch keine drei Monate alt. In den Großstädten beträgt die Sterbeziffer sogar drei Kanttel der Geburten. Es handelt sich demnach nicht darum, die Zahl der Geburten zu vermehren, sondern die der Sterblichkeit zu vermindern. Um gesunde und lebensfähige Kinder in die Welt zu setzen, sollte keine Frau mehr als vier bis sechs Kinder gebären, und zwar in zwischen Raumen von sechs Jahren. Dann würde den Kindern eine entsprechende Lebenskraft und die Mutter die genügende Erholung an der Mutter brust gehoben sein, während jetzt die menschliche Nachkommenschaft weit unzugünstigeren Fortpflanzungsbedingungen unterworfen ist, als die jedes anderen Säugethieres.

Derselbe.

Von **Benno Rüttenauer.**

Er hieß Andreas Fürst. Er war mein erster Freund aus der Welt der Kunst und Wissenschaft. Ich sah zu ihm auf mit tiefster Verehrung, mit staunender Bewunderung, wie zu einem höheren Wesen. Den ersten Funken jenes Feuers, das wir Begeisterung nennen, senkte Fürst in meine junge Brust; ich erhielt von ihm meine geistige Feuertaufe.

Er war der Unterlehrer in unserem Dorf. Ich habe auch notdürftig das A-B-C bei ihm gelernt, sehr notdürftig, denn wir behandelten beide diese Wissenschaft mit großer Gleichgiltigkeit. Und nicht bei diesem traurigen Geschäft, und nicht in der Schulstube entzündete er meinen erwachenden Geist.

Von der Schulstube drückte er sich, wo er nur konnte, er meinte es gut mit uns. Aber meine Kameraden schienen das nicht zu begreifen. Sie hätten sich kaum verwundlicher betragen.

Digitized by Google

Denn sobald Fürst die Classe sich selber überlassen wollte, erhoben sie den größten Lärm und Tumult und nöthigten den Zurückgezogenen, seine stille Thätigkeit aufzugeben und herbeizueilen und den nächsten Krakehlern das Fell zu gerben.

In seiner anderen Thätigkeit gerbte er auch Felle, aber nicht mit ungebrannter Asche.

Noch weiß ich sehr gut, wie ich zum erstenmale das Heiligthum seiner geheimnisvollen Kunst betrat. Es war an einem Winterabend und schon dunkel. Ich ging am Schulhaus vorbei, Fürst rief mich vom Fenster aus an. Ob ich nicht zum Hafner Henninger gehen und den bestellten Ofen abholen wolle.

Auch die Töpferwerkstätte betrat ich diesen Abend zum erstenmale, und die kreisende Scheibe, wo unter der Hand des Meisters der formlose Erdklotz zum vorgedachten Gefäß in leichter Bildung emporwuchs, erregte schon meine Phantasie, und ich wurde damit vorbereitet und gleichsam gestimmt auf das heilige Erstaunen, das ich nachher erleben sollte.

Eine hohe rothe Mütze auf dem Kopfe, in einem faltigen grünen Schlafrock saß Fürst an seiner Arbeitslampe. Unter seinen Händen sträubte sich das Gefieder einer großen Ohreule.

Die Lampe, von einem mächtigen Schirm überschattet, verbreitete nur ein leises Dämmerlicht über das Zimmer.

Aber das war kein Zimmer, das saß aus wie eine Arche Noah.

Von der Decke schwebten, mit weit gespannten Flügeln, große Vögel herunter, Eulen, Falken, Bussarde. Andere saßen an den Wänden auf dem Geäste von künstlichen Bäumen. Auf andern Bäumen hockten rothe Eichhörnchen und knacken Nüsse, und ein gelbes Wiesel nahm ein Vogelnest aus. In einer Ecke duckte sich ein Fuchs ins hohe Gras und lauerte auf ein Feldhuhn, das nach Körnern pickte.

In hochgethürmten Glaskästen nahmen die Thiere menschliche Haltung und Tracht an. Da wandelte ein Eichhörnchen im Schlafrock, die lange Pfeife rauchend. Andere, in rothen Galaröcken, den Galanteriedegen an der Seite, stolzierten mit Damen in bauschigen Krinolinen.

Daneben, in noch schöneren Kästen, sah man das Märchen vom Rothkäppchen und die Thierfabeln des Lafontaine in leibhaftiger Gestalt. Und wieder in anderen Affen die Waldbewohner ganze Scenen des menschlichen Lebens nach, hielten Hochzeiten und Kindstaufen und feierten Leichenbegängnisse.

In der Nacht darauf träumte ich von einem wilden Wald und einem Zauberer darin, bei dem die Thiere sich versammelten und mit menschlicher Sprache und Handlung auftraten, gerade wie es in Fabeln und Märchen erzählt wird.

Und im Sinne dieses Traumes erschien mir seitdem Andreas Fürst. Ich dachte mir seine ausgestopften Märchen lebendig in bewegter Handlung, von seltsamen Stimmen durchtönt, und wenn ich in sein Laboratorium trat, verwunderte ich mich, alles in so todter starrer Haltung zu sehen. Ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn der Fuchs im Chorrock eine Predigt gehalten und die betreuten Eichhörnchen und ihre altmodischen Reifrockdamen ein zierliches Menuett getanzt hätten.

Und Fürst sah mein inneres Staunen, meine Begeisterung: er gewann mich lieb und hielt mich oft zu sich.

Ich durfte ihm im Mörser den Alaun stampfen, den er zum Gerben der Felle brauchte, und den Thon kneten, womit er den Rachen der Raubvögel ausstopfte, daß sie weit den Schnabel aufsperrten.

Ungefähr ein Jahr dauerte unser Verhältnis, dann wurde ich einmal lange krank, und als ich nach zwei Monaten wieder zur Schule ging, fand ich einen neuen Unterlehrer.

Fürst war versetzt worden.

Aber ich vergaß ihn nicht. Im Gegentheil, da ich ihn leibhaftig nicht mehr sehen konnte, verhinderte nichts meine Phantasie, ihn und sein Werk so phantastisch und reich wie nur möglich auszustatten.

Täglich war meine Phantasie geschäftig. Und Fürst und seine ausgestopften Wunder wurden in meiner Erinnerung je länger je lebendiger. Sie wuchsen schrankenlos ins Ungeheuere. Zuletzt konnte ich selber kaum mehr glauben, daß es in unserem armen Dorf einmal so wunderbare Dinge sollte gegeben haben.

Ueber ein halbes Jahrzehnt verging. Ich stand jetzt im vollen Knabenalter, im elften oder zwölften Lebensjahre. Da sollte eines schönen Sonntags eine Landkutsche ins Dorf hinein und hielt vor der Stegelbahn im Garten des Baumwirtes.

Das sei der Fürst gewesen, der ehemalige Unterlehrer, hieß es bald. Er sei nicht mehr Lehrer. Aber was er jetzt sei, erfuhr ich nicht.

Mir klopfte jetzund das Herz.

Ich wußte ihn schon, seine Leute aus der Kutsche, zum Glück wußte ich meinen Vater in Baumwirts Garten, und ich suchte mich unter irgend einem Vorwand an seine Seite zu drücken.

Ich ließ mich aber kaum im Garten blicken, als mir der alte Lehrherr zurief. Er wollte freundlich gegen mich sein, ich sollte aus seinem Glas trinken. Ich näherte mich schüchtern dem Tisch ich ergriff das Glas, ich nippte in bebender Aufregung . . .

Denn an diesem Tisch mußte er sitzen. Doch ich wagte nicht, die Augen aufzuschlagen.

— Kennen Sie den Paul Reinert nicht mehr, er war noch Ihr Schüler?

Der alte Schulmeister sprach die Worte, und ich konnte nicht zweifeln, an wen sie gerichtet waren.

Ich stand also unmittelbar vor ihm . . .

Und ich nahm mir ein Herz und schaute auf, mit ehrfürchtigem Schaudern. Da saß neben dem Oberlehrer, in saß schlumpiger, unreinlicher Kleidung, ein dicker Mann mit Hängebauch und Doppelkinn . . .

Er sah mich mit ausdruckslosen Blicken gleichgiltig an, er kannte mich nicht, er konnte sich nicht erinnern. Und kein Wort richtete er an mich.

— Du kannst wieder gehen, Paul, sagte der Oberlehrer.

Da war der große Augenblick vorüber. Ohne meinen Vater erst aufzusuchen, schlich ich mich aus dem Garten.

Also dieser Mann dort, den ich nicht erkannte, dessen Blick meine Seele erkältete, daß sie zusammenschrumpfte, er sollte derselbe sein, bei dessen bloßer Erinnerung mir's warm ums Herz wurde, derselbe, der mir den ersten Funken jenes Feuers, das man Begeisterung nennt, in die kindliche Brust gesenkt, den ich mir zum Mittelpunkt gemacht hatte von tausend bunten Phantasien, und der mir lebendig gegenwärtig gewesen war in der schönsten Einsamkeit meiner jungen Jahre . . .

Ich konnte es nicht glauben. Die Leute aber sagten, es sei derselbe.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Steiermärk.
ROHITSCHER
SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle WELTBERÜHMTES
Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser. 1422

Gustav Zwierschütz
XIII./1 Wattmanngasse Nr. 29, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente
Möbelausstellung
Stadtbahn Hallestelle Ausstellerstrasse, Neue Wr. Tramway Rosenauerstrasse.
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
III., Gymnasiumstrasse 63—71.
Täglich Schau- Verkaufs- und Besuchstag von 10 bis 8 Uhr.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verwendet zu seine Abonnenten Artikel und Notizen über irgendwelchen Gegenstand oder jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 22. Juni 1901. Nummer 351.

Früchte der Obstruction.

Während jetzt auf allen publicistischen Altären der neuen Gottheit geopfert wird, der parlamentarischen Arbeitsfähigkeit, scheint man au die alte Gottheit ganz vergessen zu haben, die gleichwohl noch lebt, in ihren Wirkungen noch fortlebt, der Obstruction. So undankbar sind die Menschen, und so kurzsichtig. Und doch hätten sie gerade bei der bewunderndeu Betrachtung der parlamentarischen Arbeitsfähigkeit der letzten Reichsrathssession guten Grund, der Obstruction der früheren Sessionen in alten Ehren zu gedenken. Denn die Mittel, mit denen Herr v. Koerber die Arbeitsfähigkeit der letzten Session erzielt hat, wären in Oesterreich nicht denkbar gewesen ohne die vorangegangene Obstruction, deren Früchte sie sind.

Man rühmt Herrn v. Koerbers außerordentliche Geschicklichkeit, durch die er das Wunder der Wiederbelebung des Parlaments bewirkt habe. Nun, seinen Fleiß und seine Einsicht mag man loben. Aber seine wundertätige Geschicklichkeit muß denn doch noch erst kritisch geprüft werden, ehe man Zukunftshoffnungen auf sie setzen darf. Wenn die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses einfach die Wirkung der überlegenen persönlichen Qualitäten des Ministerpräsidenten wäre, hätte sie sich schon viel früher einstellen müssen. Denn Herr v. Koerber ist nicht erst seit Ostern dieses Jahres, wo die Arbeitsfähigkeit eintrat, leitender Minister, sondern schon seit dem Januar des vorigen Jahres, und wenn er der Wundermann wäre, als den man ihn jetzt feiert, müßte von seiner unwiderstehlichen Geschicklichkeit schon in den ersten fünf Vierteljahren seiner Ministerpräsidentschaft etwas zu bemerken gewesen sein. Aber, was er in jener Zeit geleistet, zeugt gegen ihn. Seine ganze Thätigkeit bis zu dem Ostern war eine Reihe von schweren Mißerfolgen, die einem Mann von der ihm jetzt nachgerühmten Geschicklichkeit gar nicht hätten passieren dürfen. Ehe Herr v. Koerber zur Regierung kam, hatte er, schon lange Favorit bei Hof, hinter den Coulissen dafür gesorgt, daß die Scene möglichst bequem für ihn hergerichtet werde. Die Sprachenverordnungen waren durch das Ministerium Clary aufgehoben, die fälligen Staatsnothwendigkeiten waren durch das § 14-Ministerium Wittek für ein halbes Jahr im voraus sichergestellt worden. Nun konnte er ziemlich frei agieren. Nach dreitägigem Kampfe waren Deutsche und Czechen denn doch so weit, um sich wenigstens an einen Tisch zu setzen und über die Lösung des großen nationalen Problems gemeinsam zu berathen. Die erste Action des Herrn v. Koerber war denn auch die Einberufung der deutsch-czechischen Verständigungsconferenz. Welches Unglschick hat da Herr v. Koerber an den Tag gelegt! Wie ließ er sich durch leere Worte täuschen, durch nebensächliche Zugeständnisse irreführen! Die Conferenz scheiterte, und Herr v. Koerber bemerkte es nicht. Wie wenn alles am Schnürchen ginge, berief er Ende Februar den Reichsrath ein, von dem er die Votierung eines Budgetprovisoriums verlangte und erwartete. Woche um Woche ließ er hier mit Nichtigkeiten vertrödeln, ehe er einsah, daß er mit all seinem Gethue nichts vor sich gebracht hatte. Nun erst entschloß er sich zu einer neuen Action. Im Mai legte er dem Abgeordnetenhause einen von ihm entworfenen Sprachengesetzentwurf vor. Diese zweite Geschicklichkeit des Herrn v. Koerber endete damit, daß beide Streitparteien den Gesetzentwurf schlankweg ablehnten, die Jungczechen überdies die schärfste Obstruction organisierten, vor der Herr v. Koerber, wie seinerzeit auch Graf Badeni und Graf Thun, mit der Schließung der Session zurückwich. Der Sommer wurde durch unfruchtbare Geheimverhandlungen mit den Jungczechen ausgefüllt. Als der Herbst kam, trieb die Verzweiflung Herrn v. Koerber zu einer energischen That: er löste den Reichsrath auf, in der Voraussetzung, daß die Neuwahlen eine Mäßigung des nationalen Radicalismus bringen würden. Ihr Ergebnis war ein Sieg des nationalen Radicalismus auf deutscher wie auf czechischer Seite. Inzwischen waren durch die schleppende Anordnung der Wahltermine wieder vier Monate verstümmt worden.

Wenn Oesterreich durch die Sprachenkämpfe jetzt vier Jahre, vier kostbare Jahre verloren hat, so ist gut ein Jahr davon Herrn v. Koerber auf die allereigenste Rechnung, und nicht auf die Rechnung seiner Geschicklichkeit, zu stellen. Im neuen Haus nun lehrte Herr v. Koerber allerdings eine neue, eine an einer österreichischen Regierung überhaupt neue, überraschend neue Eigenschaft hervor, die alsbald die Arbeitsfähigkeit des Hauses für diesen Sessionsabschnitt in eine geradezu überhastete Bewegung brachte. Das war nicht die Geschicklichkeit — geschickte Regierungen haben wir in Oesterreich schon gesehen — sondern die Nachgiebigkeit, insbesondere eine finanzielle Nachgiebigkeit gegenüber dem Parlament, derengleichen man in Oesterreich nicht beobachtet hat. Es kommt ja doch nicht allein darauf an, daß das Parlament überhaupt arbeitet, sondern auch darauf, was und wie es arbeitet. Geschickt kann man eine Regierung nennen, die dem Parlament ihren Willen abstimmt. Eine Regierung aber, wie die des Herrn v. Koerber im letzten Sessionsabschnitt, eine Regierung, die dem Parlament in der Hauptsache, das nun anbetheten, seinen Willen thut, ist einfach eine nachgiebige Regierung. Vor Herrn v. Koerber hätte wohl keine österreichische Regierung eine fleine Milliarde Kronen für populäre oder als populär angesehene wirtschaftliche Zwecke bewilligt; vor Herrn von Boehm hätte keine Regierung ihre Ansichnungen über die Elasticität des Budgets und die Nothwendigkeit neuer Steuern über Nacht so gründlich geändert, wie dies durch den Mund des Herrn von Boehm geschehen ist; vor Herrn v. Koerber hätte wohl auch keine Regierung sich damit begnügt, aus einer arbeitsreichen Session keine andere Staatsnothwendigkeit als ein Budgetprovisorium auf das ganze Jahr heimzutragen; keine wäre so gedultig gewesen, sich in einer der ernstesten Angelegenheiten, in der Quotenfrage, mit der Farce einer ersten Lesung auf Nimmerwiedersehen abfertigen zu lassen; keine wohl wäre so bescheiden gewesen, in dem dem Abgeordnetenhause abgepreßten Trinkgeld von 80 Millionen Cassenbestände-Refundierungen einen staatsmännischen Triumph zu erblicken.

Die Regierung ist nachgiebig geworden gegenüber dem Parlament, das ist das Geheimnis des Erfolges der letzten Session und ihre Moral für künftigen Gebrauch. Sie hat sich damit, zunächst vielleicht in einer etwas überschwänglichen Weise, spät freilich, eine constitutionelle Tugend angeeignet, ohne die ein Staat auf die Dauer parlamentarisch nicht regiert werden kann. Die früheren Regierungen haben diese Tugend nicht beiessen. Ihre hervorstechendste Eigenthümlichkeit ist vielmehr eine ganz absolutistische Unnachgiebigkeit gegenüber dem Parlament gewesen, ein eiserner Eigensinn, der mit den constitutionellen Formen in unheilbaren Conflict kommen mußte, sobald das Parlament, sei es die Majorität, sei es eine Minorität, diese antiquierte Tyrannei einmal satt bekam. Bei uns war es eine Minorität, und das Mittel ihres siegreichen Widerstandes ist die Obstruction gewesen. Es hat jahrelanger Ausdauer bedurft, bis die österreichische Regierungsweisheit diese Lection schließlich capiert hatte und von der absolutistischen Zustaments- zu der constitutionellen Meinetwegen-Politik übergegangen ist. Wenn die Regierung neuestens endlich angefangen hat, dem Parlament nachzugeben und populären Strömungen zu folgen, so ist diese Wendung, durch die die Arbeitsfähigkeit der letzten Parlamentssession erzielt worden ist, eine Frucht der Obstruction. Nicht dem Herrn v. Koerber und seiner Geschicklichkeit, sondern sich selbst und ihrem constitutionellen Widerstand in vergangenen Jahren haben es die Abgeordneten zu verdanken, wenn es ihnen jetzt gelungen ist, Eisenbahn- und Canalwünsche, die heute noch Zukzichne in den Acten der Ministeriums geschlummert hätten, so rasch zum Leben zu erwecken und neue Steuer- und Quotenwünsche der Regierung so rasch zum Tode zu befördern. Und abermals nicht auf die Geschicklichkeit des Herrn v. Koerber, sondern auf ihre eigene Widerstandsfähigkeit werden die Abgeordneten angewiesen sein, wenn sie im kommenden Sessionsabschnitt denn nächsten großen Problem, dem des ungarischen Ausgleichs, eine Lösung sichern wollen, die den Anschauungen und Bedürfnissen der Bevölkerung entspricht. K.

Die Militär Spionage im Frieden.

Nur selten, gelegentlich der Ergreifung und Aburtheilung von Spionen oder bei großen Sensationsprocessen militärischer Natur wird die Oeffentlichkeit an das Vorhandensein der Militär-Spionage erinnert; daß sie im Kriege in vollem Umfange und mit größtem Nachdrucke in die Erscheinung tritt, ist allgemein bekannt:

Digitized by Google

weniger klare Vorstellungen herrschen im allgemeinen über das militärische Nachrichtenwesen im Frieden, welches einen wichtigen Zweig der Kriegsvorbereitung bildet und dauernd tausende von Menschen im Verborgenen beschäftigt. Man spricht nicht viel darüber, aus naheliegenden Gründen: es ist nicht von Vortheil, sich in die Karten blicken zu lassen, und alle diejenigen, die irgend mit der Sache zu thun haben, können nur wünschen, daß sie möglichst unbehelligt bleiben. Zwischen den großen Militärlasten findet dauernd ein stiller, aber mit aller Macht des Goldes, mit List und oft Verwegenheit geführter Wettstreit statt, um den Gegner auszuspähen und die eigenen Kriegsvorbereitungen zu verschleiern. Die merkwürdigsten, oft auch Abenteuerliche und Romantische streifenden Vorgänge treten dabei auf.

Wenngleich nun die Organisation des Militärnachrichtenwesens in den verschiedenen Staaten sehr verschieden ist und der Dienst selbst verschieden betrieben wird, so finden sich doch große gemeinsame Einrichtungen und Gesichtspunkte für die Friedens-Spionage, die eine kurze Charakteristik derselben gestatten. Eine solche erscheint nicht ohne Interesse nach den Ereignissen der letzten Jahre, die mehrere Spionageprocesse in den großen Militärstaaten gebracht haben, darunter die bekannte Dreyfus-Affaire und den Proceß Moseritz in Wien.

* * *

Im allgemeinen dienen der Friedens-Spionage:

1. Gewisse Centralstellen der Generalstäbe, Evidenz-(Nachrichten-)bureaux oder wie man sie sonst nennen will;
2. die Militärattachés;
3. die Agenten von Beruf;
4. Personen, die gelegentlich, sei es freiwillig oder auf Veranlassung, die Ermittelung gewisser Desiderate übernehmen. Es versteht sich, daß diese Kategorien nicht immer scharf auseinander zu halten sind und daß sie vielfach untereinander in Verbindung stehen.

Wir besprechen nun zunächst die Thätigkeit der Nachrichtenbureaux, die ihrerseits wieder je nach Bedarf von den Kategorien 3 und 4 bedient werden, während die Attachés ihre Berichte meist auf anderem Wege an die Centrale gelangen lassen.

Die Nachrichtenbureaux sammeln zunächst alle irgend erhältlichen Nachrichten über das Militärwesen der im Kriegsfall in Betracht kommenden Staaten; es handelt sich dabei nicht nur um Nachrichten rein militärischen Inhalts, wie über Organisation und dergleichen, sondern auch um solche über die allgemeinen politischen und culturellen, namentlich die Verkehrsverhältnisse der betreffenden Länder. Diese Art der Nachrichten wird fast ausschließlich den Zeitungen entnommen. Die Zeitungen des Auslandes werden durch die freuden Sprachen kundige Vertrauenspersonen gelesen und die Ausschnitte in bestimmten Zeiträumen dem Nachrichtenbureau übersegt und erforderlichenfalls commentiert eingeschickt. Schreibt beispielsweise die russische Regierung im „Warschawski Dziwnik" die Lieferung von 100.000 Ziegeln zum Bau einer neuen Kaserne in Warschau aus, so wird die betreffende Bekanntmachung alsbald an der zuständigen Stelle in Wien oder sonstwo bekannt sein und weiter verfolgt werden. Fordert die russische Kriegsverwaltung die polnischen Tuchindustriellen zur Lieferung von so und soviel Metern Tuch zur Militärzwecke auf, so bleibt das im Auslande den Generalstäben nicht unbekannt, wird vorgemerkt und wenn erforderlich weiter untersucht. Das Neuaufstellungen von Truppen, Organisationsänderungen, Neuanlagen von Straßen und Eisenbahnen u. s. w. im allgemeinen bekannt werden müssen, liegt auf der Hand, und so ist die Thätigkeit der Nachrichtenbureaux in diesen Richtungen mehr eine sammelnde und zur Kenntnis nehmende, als eine spurende und forschende, wie denn auch das Lesen der fremden Zeitungen nicht berufsmäßigen Agenten aufgegeben, sondern von sprachkundigen Beamten und Officieren im Nebenamte besorgt zu werden pflegt. Anlaßdem finden die Consulate im Auslande häufig militärisch Wandbares an das Nachrichtenbureau ein.

Die eigentliche Militär-Spionage beginnt erst da, wo die allgemein zugänglichen Nachrichten zu Ende sind, verlangen oder unzureichlich klingen. Hier tritt nun der Agent in Wirksamkeit.

Die Nachrichtenbureaux verhalten heutzutage in der Regel recht direct mit der Mehrzahl der Agenten, gewiß, es kommt auch vor, namentlich jedoch gewiß Vorsicht und Fahrt nicht selten zu Unzuträglichkeiten. Im allgemeinen verkehren die Centralstellen mit den Agenten im Wege der Corpscommandos, die sich zumeist an den Orten befinden. Diese haben die Aufgabe, die Localverhältnisse zu überwachen und zu ergründen, die einlaufenden Nachrichten einer Prüfung Brauchbares zu sichten, oder Aufträge auszutheilen, die ihnen von da werden. Von Zeit zu Zeit theilt das Nachrichtenbureau dem betreffenden Corpscommando mit, welche Nachrichten, Berichtnisse, Specialarten u. s. w. früher eingelaufen sind, und es pflegt die Centralstelle bei den Antworten Bemerkungen einfließen zu lassen, was über die Art und Weise der Arbeit der Agenten wissenswerth scheint, und so Winke zur Fortsetzung der Thätigkeit zu geben. Von Zeit zu Zeit pflegt auch eine Zusammenkunft der Agenten mit dem Nachrichtenbureau stattzufinden, wo dann die Agenten persönlich Bericht erstatten und Weisungen empfangen.

Warschau stattgefunden, war dann am 14. April 1899 der Zuschlag erfolgt, hatte der Bau nach Zeitungsnachricht vom 21. Juli 1899 begonnen und war er 5. August 1900 vollendet, so wird das Nachrichtenbureau schleunigst den Grenzbehörden aufgeben, das Fort erkunden und eine Zeichnung desselben anfertigen zu lassen, da solche bekanntlich nicht zu haben sind; dabei wird der Hinweis darauf, daß im Falle der Auftrag befriedigend gelöst wurde, die Bezahlung eine besonders reiche sei, nicht fehlen. Sache der Grenzbehörde bleibt es nun, unter den ihr zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten, die für diesen Zweck geeignetste herauszuziehen. Aber anderseits bieten vielfach Agenten sich unaufgefordert an und bringen ohneweiters Material bei, das ihnen von Wert zu sein scheint.

In allen Fällen wird nun das von den Agenten Gelieferte an das Nachrichtenbureau gesandt, wobei der Name des Agenten meist nicht genannt wird. Die Centralstellen kennen den Namen eines Agenten, selbst wenn er sie zuweilen vorzüglich bedient, häufig nicht. Dieses Verfahren ist unvermeidlich, wenn man nicht seitens dieser dunkeln, oft sehr fragwürdigen Schar von Spionen Indiscretionen und Unannehmlichkeiten aller Art erfahren will. Sie sind und bleiben Namenlose, so arbeitet sichs besser. Auch bekommen sie nichts Schriftliches in die Hand, nichts, was compromittieren könnte. Das Nachrichtenbureau der Centrale bucht nun die Einläufe, läßt sie prüfen und setzt die Bezahlung für jeden einzelnen fest.

Die Prüfung der Nachrichten ist eine sehr wichtige Sache. Man kann natürlich das, was von diesen verlorenen, geldhungrigen Existenzen geliefert wird, nicht ohne weiteres auf Treu und Glauben hinnehmen. Viele von ihnen sind höchst unzuverlässig, berichten nur nach dem Hörensagen, übertreiben, bauschen die Wichtigkeit des Gemeldeten auf, vermischen Wahres mit Falschem, oder lassen Wichtiges aus, auch fehlen ihnen oft die nöthigen Fachkenntnisse, um sachgemäß zu referieren; endlich gehört zur Spionage zweifellos Schneid, und die haben nicht alle. Rehmen wir wieder das oben erwähnte Warschauer Fort. In Rußland spaßt man mit Spionen nicht; das Fort muß aber erkundet werden; durch das Geld gelockt, macht sich ein armer Teufel von polnischem Juden anheischig, die Sache zu wagen: erfahrungsgemäß übernehmen die Spione jeden Auftrag, in der unbestimmten Hoffnung, ihn wenigstens zum Theil zu erfüllen. Er wählt sich dem Ort seiner Bestimmung, als er aber den Posten erblickt, fällt ihm das Herz in die Hosen und er macht nur eine ganz unzulängliche Zeichnung. Mit der Miene eines Siegers erscheint er bei der Grenzbehörde, nachdem er die ganze Strecke, die er zu Fuß und Stelle zurücklegt, durch lediglich seiner Phantasie entsprungene Details verwollständigt hat. Bei der Centrale erklärt der mit der Prüfung betraute Artillerieoder Pionnierofficier, daß dieser Typ eines Forts eine ganz Unmöglichkeit ist. In diesem Falle wird man den Agenten natürlich weder loszuwerden suchen, das darf aber beileibe nicht plötzlich, auf Knall und Fall, sondern ganz allmählich geschehen; man bezahlt ihn, auch wenn er ganz Unbrauchbares geliefert hat, und schickt ihn dann langsam ab, indem man ihn immer weniger beschäftigt. Nicht so einfach ist die Sache, wenn der betreffende Agent Fachmann ist, z. B. ein verunglückter russischer Zappenoffizier ist; seine Arbeit wird jedesfalls an und für sich wahrscheinlich und glaubwürdig erscheinen, ob sie aber die thatsächlichen Verhältnisse des zu erkundenden Forts richtig wiedergibt, ist sehr die Frage. Dann bedarf es längerer Zeit andauernder Beobachtung und Controle, um zu erkennen, ob der Agent auch wirklich zuverlässig ist. In der Regel wird man da zunächst einen anderen Agenten hinschicken und Auftrag geben, auch der Vergleich des von beiden Gelieferten läßt dann einigermaßen darauf schließen, wer von ihnen seine Sache mehr macht. Mit Sicherheit führt aber auch dieser Weg nicht zum Ziel: es kommt vor, daß ein Agent, den man jahrelang für zuverlässig hielt und der vermeintlich nach allen Richtungen erprobt ist, plötzlich doch irgend einer Gelegenheit als unzuverlässig entlarvt wird.

Neben den Grenzbehörden pflegen aber auch die Generalstäbe selbst Verkehr mit Agenten, namentlich solchen, die schon lange bekannt und erprobt sind oder höheren Gesellschaftsschichten angehören, endlich solchen, die sich aus feinen Stücken direct zur Verfügung stellen. Die Officiere der Nachrichtenbureaux treffen mit den Agenten an geeigneten Orten unauffällig zusammen, wozu oft weite Reisen zu machen sind. Das erlangte Material übermittelt der betreffende Officier, wenn er mit den Agenten im Auslande zusammenkommt, in der Regel mündlich; seiner Botschaft oder Gesandtschaft, die es mit den gewöhnlichen Gesandtschaftssachen per Courier befördert, darf es demnach nicht beigelegt werden, auch kann darüber gesprochen, ins Theater, und verfolgt die Zeit die die Kaserne wohnt angesehen. Communicationsmittel wird man bei ihrer nicht finden.

Wie haben nun die Verrichtungen der Agenten zu den Nachrichtenbureaux u. s. w. kennen gelernt: daß sie auch mit den Militärattachés in Verbindung stehen, versteht sich, und so wollen wir an dem Orte unserer Residenz einige sagen. Sie ist sehr dazu geeignet, weil Artillerie- und activen Officier bis zur Warte-

frau eines Bahnhofs-WC. sind alle Typen vertreten. Beamte, Lehrer, Kaufleute, Studenten, Priester, Sängerinnen, Privatiers, Bauern, Erzieherinnen, Aerzte und Arbeiter — es gibt keinen Stand, der sich nicht vorkommendenfalls der Spionage widmete. Die große Mehrzahl sind arme Teufel; Unteroffiziere, die, in Geldschwierigkeiten befindlich, einem Agenten in die Hände fallen; Schreiber in verschiedenen Bureaux, die sich herbeilassen, ihnen zugängliche, von den Auftraggebern näher bezeichnete Akten zu copieren und auszuliefern; verkommene Existenzen, die sich, besonders in den Grenzgebieten, Verunreinigen, vielfach miteinander in Verbindung stehen, verschiedene Unterschlupfe haben und die militärischen Vorgänge jeder Art verfolgen; Cantiniere und Marketender, denen ihr stetes Zusammenleben mit der Truppe manche Kenntnisse verschafft; Beamte der Militär-Intendanz und der Eisenbahnen; Glücksspieler; Halbweltdamen; namentlich die beiden letzten Kategorien werden wissenden Persönlichkeiten in höheren Stellungen zuweilen höchst gefährlich. In Oesterreich sind es vornehmlich Juden, in deren Händen die Militär-Spionage liegt. Die große Mehrzahl aller dieser Leute kommt meist nicht auf ihre Rechnung; gewöhnlich sind sie nur die Werkzeuge anderer Agenten, die die Sache im großen Maßstab betreiben und ihre Handlanger möglichst schlecht bezahlen. Aber die großen Agenten sind auch die interessantesten Persönlichkeiten dieser Species. Es gibt eine Anzahl derartiger internationaler Agenten, die jahrzehntelang im „Berufe" thätig sind und Reichthümer sammeln.

Im Jahre 1866 lieferte ein dem österreichischen Hochadel angehörender früherer Officier der preußischen Regierung Daten, deren Erlangung unmöglich schien; sie trafen mit absoluter Richtigkeit zu. Noch vor wenigen Jahren lebte dieser Mann als Gentleman und Grandseigneur auf seinem Gute in der Schweiz; hier empfieng er höhere Officiere, beherbergte sie in fürstlicher Weise, und nahm ihre Aufträge mit den Manieren eines Cavaliers — der er ja auch von Geburt aus war — entgegen. Dennoch wurden diesem Mann wehrfach die frechsten Mystifikationen nachgewiesen; hielt man ihm das vor, so glitt er vornehm darüber hinweg. Er lieferte immer und sehr viele, aber zwischen geradezu verblüffenden Leistungen beschrieb er manchmal aus ausführlichste und eingehendste Localitäten und Verhältnisse, die er nie gesehen hatte. Unzuverlässig sind sie alle, und bleiben es immer. Dazu tritt immer noch die Gefahr eines Doppelspieles.

Der Director einer großen, im östlichen Theil Europas gelegenen Eisenbahn verkaufte lange Jahre hindurch gewisse Schriftstücke, die sich auf die Kriegsvorbereitung bezogen, an eine fremde Macht. Dieser Mann gieng bei den Centralstellen der Macht, der er bediente, wie der, die er verrieth, ein und aus. Es kam vor, daß er die erlangten Kenntnisse zu Börsenoperationen im größten Stil verwertete. Als sein Treiben entdeckt wurde, blieb er sogar straflos; ganz besondere Verhältnisse ließen es rathsamer erscheinen, ihn sanft und allmählich aus seiner Stellung zu entfernen, als einen Eclat herbeizuführen. Die Brust dieses Mannes ist noch heute mit Orden bedeckt.

Auch Mojetig scheint aller Wahrscheinlichkeit nach nur das schlecht bezahlte Werkzeug eines derartigen Oberspions gewesen zu sein, der sich Dinge, die anderweit nicht zu erlangen waren, auf dem Umwege über Wien zu verschaffen suchte, was ihm nur zu gut gelungen zu sein scheint.

Indes — sapienti sat; es genüge, zu betonen, daß wie die Leistungen der Agenten unvermittelt nebeneinander das Vortrefflichste, zuweilen anscheinend Unerreichbare und gänzlich Unbrauchbares bieten, auch ihre Persönlichkeiten sich sehr stark differenzieren. Im übrigen gibt es gewisse Localle Brennpunkte der internationalen Spionage, die jedem geläufigen und energischen Agenten Gelegenheit bieten, sich weiterzubilden und selbst dabei zu bestehen.

Wir wenden uns nun zu den Militärattachés. Auch sie haben in hervorragendem Maß die Pflicht, Wissenswertes zu vermitteln; wie sie das auffangen, welcher Mittel sie sich dazu bedienen, ist ihre Sache und interessiert die Centralstelle grundsätzlich nicht. Sie dürfen sich nur nicht compromittieren. Auf der einen Seite muß ein Militärattaché ungeschient mit ganz exklusiven Kreisen im Verkehr treten, auf der anderen Seite muß er Figur machen in der ersten Gesellschaft des Landes, in das man ihn geschickt hat. So sind die Anforderungen an einen tüchtigen Militärattaché sehr hohe, und die Auswahl der geeigneten Persönlichkeiten ist nicht leicht. Zuweilen geschehen dabei Mißgriffe. Eine südosteuropäische Großmacht hatte vor Jahren den Posten eines Militärattachés in der Hauptstadt eines nordischen Reiches zu besetzen: nach der Lage der Dinge war dies Land das einzige, mit welchem die beiden Großmächte nach menschlichem Ermessen überhaupt in Krieg gerathen konnte. Zwei Bewerber standen zur Wahl: ein bürgerlicher Officier, gewandt, kenntnisreich, ersahren, der Landessprache vollkommen mächtig, aber arm; und ein infolge seiner Heirat gefürsteter Graf, reich, sehr elegant. Die Wahl fiel auf den Grafen, der keine Zulage verlangte, während dem Nebenbuhler darauf verwies, er müsse in jener notorisch sehr theuren Hauptstadt eine starke Zulage haben, um bestehen zu können. Hier war nach fiscalischen und repräsentativen Gesichtspunkten entschieden worden, allein dies ist nicht das Richtige in solchen Fällen.

Ein Militärattaché darf nicht zu — nun, sagen wir, zu delicat sein. Es gibt diplomatische Ruhepostien, die europäische Politik bringt das zuweilen mit sich, aber ein Militärattaché findet immer zu thun, wenn er überhaupt der Mann darnach ist. Für ihn heißt es: „in medias res": was er braucht, wird ihm ja vielfach angeboten, und seine Sache ist es, zuzugreifen und sich umzuthun, wenngleich er natürlich mit Vorsicht verfahren und seine Werkzeuge nur allzu in den höheren Ständen suchen wird. Er verkehrt Tag für Tag mit officiellen Persönlichkeiten und es ist wunderbar, was für Beziehungen sich da oft ergeben und welche Resultate bei Geschick und Glück zu erreichen sind. Im allgemeinen beschränkt sich die Aufgabe des Militärattachés auf Erstattung regelmäßiger Militärberichte, ein tüchtiger Mann wird aber auch viel anderweitiges Material liefern, das er sich gelegentlich auf dem einen oder anderen Wege verschafft. Von den großen Manövern, denen die Attachés beiwohnen, sprechen wir nicht weiter, denn da ist in der Regel am wenigsten zu sehen, das sind Volksfeste, und manche Kriegsverwaltungen lassen sogar bei solchen Gelegenheiten die geladenen fremden Officiere so liebenswürdig und so ausdauernd escortieren und eotovieren, daß sie überhaupt nicht dazu kommen, zu beobachten.

Zur Lösung specieller Aufgaben, z. B. zur Erkundung eines Forts oder dergleichen, wird ein Militärattaché natürlich nicht verwendet. Was geschieht nun, wenn die Agenten versagen, wie es vorkommen kann, der Attaché auch nichts zu berichten vermag, und die Sache doch von solcher Wichtigkeit ist, daß sie unbedingt ermittelt werden muß?

In solchen Fällen übernehmen eben andere Persönlichkeiten den Auftrag; zumeist sind es jüngere, strebsame Officiere, die von der betreffenden Centralstelle ad hoc mit einem ganz bestimmten Auftrag hinausgesandt werden; vollkommen freiwillig, wie sich von selbst versteht. Vor der Abreise steht dann niemals die Warnung, sich nicht ertappen zu lassen, und die Aufmunterung, daß in diesem Fall der betreffende kein Eintreten der eigenen Regierung für ihn zu erwarten hat: das ist stillschweigende internationale Uebereinkunft. Unter den hohen Generalen jeder europäischen Großmacht gibt es so manchen, der als Hauptmann in Feindesland und unter schwerster Gefährdung seiner Existenz derartige Dienste geleistet hat. Was der Agent nicht leistet, macht der Officier. Vergleiche das oben erwähnte Barichauer Fort.

Aber auch andere Persönlichkeiten finden gelegentlich Verwendung, zum bestimmte Dinge herauszubringen. Ingenieure und Techniker erhalten gelegentliche Aufträge, ebenso im Auslande reisende Kaufleute. Eisenbahndirectoren, die das Ausland besuchen, werden in der Regel Augen und Ohren offen halten. Selbst Damen übernehmen zuweilen die Ermittelung besonders von Personalien und Beziehungen, die sich den Nachforschungen eines Mannes entziehen.

Das angeführte ist der Apparat der Friedens-Spionage; ein ausgedehntes und ungeheuer interessantes Gebiet. Mit welchen verwogenen Mitteln sie oft arbeitet, davon kann sich selbst ein phantasievoller Kopf schwer einen Begriff machen. Aus naheliegenden Gründen entzieht sich aber die Erörterung derartiger Einzelheiten der publicistischen Darstellung. Notorisch ist, daß von allen europäischen Mächten Frankreich am meisten für Spionagezwecke aufwendet, freilich nicht immer mit dem gewünschten Erfolge.

Auch zwischen befreundeten, ja, verbundeten Mächten, ruht die Spionage nicht immer ganz. Es gibt zuweilen Punkte und Fragen, um deren Aufhellung und Beantwortung man den lieben Freund nicht direct bitten mag. Dann tritt die Ermittelung auf Umwegen ein, die natürlich in den verschiedensten Formen vor sich gehen muß. So ist die sonderbare Thatsache dagewesen, daß ein Staat dem andern als Beweis seines Vertrauens Daten zur Verfügung stellte und Einblick in Dinge gewährte, die der betreffende Militärattaché bereits längst auf anderen Wege erlangt und nach Hause gemeldet hatte.

C. F.

Das Elend der Hausweber in Böhmen.

Ueber die wirtschaftliche Lage der hausindustriellen Bevölkerung des Landes gewinnt man ein anschauliches Bild, wenn man die vor kurzem erschienenen, vom Handelsministerium herausgegebenen Berichte der Gewerbeinspectoren über „Die Heimarbeit in Böhmen" liest.

Dieser Band I. der vorerst erschienen ist und 170 Seiten umfasst, ist das Resultat der Erhebungen, welche die Gewerbeinspectoren zum Zwecke der gewerbegesetzlichen Regelung der Hausindustrie im Auftrage des Handelsministeriums mit Erlass vom 22. September 1897 über die Heimarbeit in Böhmen gepflogen, und bildet einen Theil des Gesammtmaterials, das in zwei noch folgenden Bänden die Heimarbeit in den übrigen Kronländern Cisleithens behandeln wird.

Digitized by Google

Galt bisher das Sprichwort vom schlesischen Webereleud, so geht aus den Berichten der Gewerbeinspectoren zur Genüge hervor, dass die Hausweber in Böhmen auf derselben Elendsstufe wie ihre schlesischen Arbeitsbrüder stehen, dass sie denselben Gesetze capitalistischer Ausbeutung schonungslos unterworfen sind wie jene.

Es geschieht zum erstenmal, dass man in Oesterreich Arbeiterelend mit solch authentischen amtlichen Daten belegt. Die Quelle, aus der wir schöpfen, ist also ganz zuverlässig, „objectiv" in dem Sinne, als die Herren Gewerbeinspectoren keinen Anlass haben mochten, die Dinge schwärzer darzustellen, als sie in der That sind.

Die Hausweberei erstreckt sich über 15 politische Bezirke des Königgrätzer Aufsichtsbezirkes und wird in circa 500 Ortschaften von annähernd 31.000 Heimarbeitern betrieben. Der Wert der Gesammtproduction an hausindustriellen Textilerzeugnissen beträgt circa 20 Millionen und die Höhe des Betriebscapitals fünf Millionen Gulden.

Die Weberei als Hausindustrie bildet in den allermeisten Fällen die Hauptbeschäftigung der Lohnweber. Der Gewerbeinspector sagt von ihnen: „Ihr ganzes Streben ist darnach gerichtet, das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung arbeiten zu können." Dies gilt besonders von den Ortschaften des Adlergebirges, wo infolge der sich von Tag zu Tag steigernden Zunahme der mechanischen Webstühle ein solcher Mangel an Beschäftigung sich fühlbar macht, dass „gegenwärtig mindestens zwei Drittel der Weber in den erwähnten Gegenden ohne Beschäftigung und daher der bittersten Noth preisgegeben sind".

Das ist nicht neu. Arbeitslosigkeit bedeutet für den Arbeiter jeglicher Kategorie Noth und Hunger. Sehen wir nun zu jenen, die das Glück haben arbeiten und „verdienen" zu dürfen. Von ihnen sagt der Gewerbeinspector:

„Die an sich schon sehr geringen Löhne der Weber stellen sich umso ungünstiger, als darin zugleich die Spulerlöhne der Frauen und Kinder der Weber enthalten sind und ausserdem die Auslagen für Stärke und Beleuchtung davon bestritten werden müssen. So kommen wöchentliche Löhne von 2 fl. und noch weniger dabei heraus." Bei Buntwaren kommen Wochenlöhne von 1 fl. 40 kr. vor. Bei Zephyren, gewebt in der Länge von 22 Metern und in der Breite von 70 bis 80 Centimetern, arbeitet der Weber und der Spuler volle drei Tage und verdient dabei 80 kr. bis 1 fl. 20 kr. Bei rothen Kalmuststoffen verdient der Weber in zwei Tagen 65 Kreuzer. Weberfamilien, welche nur wenige Kinder haben, halten diese nicht selten dem Schulunterrichte fern, um sie zu häuslichen oder gewerblichen Verrichtungen verwenden zu können.

Ist Arbeit vorhanden, dann ist jeder Augenblick kostbar, und Greisinnen sowohl als Kinder im zartesten Alter müssen zum Lebensunterhalte der Familie beitragen. Von einer bestimmten Arbeitszeit bei den Webern zu sprechen geht nicht an. Während der Saison, d. h. in den Wintermonaten wird von 4 Uhr früh bis 8, 9 Uhr abends und noch länger gearbeitet. Der amtliche Berichterstatter sagt in dieser Beziehung: „In manchen Fällen arbeiten der Mann und die Frau je abwechselnd 12 Stunden, so dass sich der Webstuhl ohne Unterbrechung im Gange befindet.

Es wurde constatirt, dass in einem Falle der Mann von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends und die Frau von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens den Webstuhl bediente. In einem anderen Falle fieng der Weber die Arbeit um 2 Uhr nach Mitternacht an und übergab den Webstuhl um 6 Uhr abends seiner Ehefrau, welche bis 1 Uhr nachts weiter am Webstuhle arbeitete. Frauen und Kinder müssen oft zwei bis drei Stunden früher aufstehen, um die „Schusigarne, welche der Weber nöthig haben wird, rechtzeitig auf die Spulen zu bringen."

Wenn die Leute zum Theile Sonntagsrube halten, so nicht um der Ruhe zu pflegen, sondern weil sie das Arbeiten am Sonntage für eine „Sünde" halten. Da sie aber, wie es im Berichte heißt, bei „drückendster Noth" dennoch auch am Sonntage arbeiten, „drückende Noth" aber permanent ist, so dürfen die Weber am Sonntage sehr häufig „lundjanen" und die Frommen nach und nach alle werden.

Der Gewerbeinspector des in Rede stehenden Aufsichtsbezirkes nennt die wirthschaftliche Lage der Heimarbeiter in der Weberei im allgemeinen eine unglückliche und meint, dass die Ursache des Nothstandes unter den Webern, namentlich in den politischen Bezirken Senftenberg, Landskron, Lützengkirchl, Neustadt, Hinsko in dem Umstande zu suchen sei, dass diese Heimarbeiter auf jener Stufe der Production stehen geblieben sind, auf welcher sie sich bereits vor 25 Jahren befanden. Die große Mehrzahl der Weber sei zu conservativ, um zu trachten, ihre ererbten Fertigkeiten durch neue zu bereichern und so aus den sich fort und fort in der Weberei ergebenden Fortschritten auch thatsächlich Nutzen zu ziehen.

Sieht man weiter zu, unter welchen Zeiche die Weber leiden, auf welch niedriger Stufe der Lebenshaltung die capitalistische Ausbeuterwirthschaft sie hält, dann begreift man, dass diese im Elend beständig dahinvegetirenden Menschen nicht mit Begeisterung den neuen, ihnen unbekannten Erscheinungen der „Neuzeit" zujubeln können, sondern mit bangem Herzen die Gegenwart, heute, wie in

kümmerlicher Sorge um das Stückchen Brot von heute auf morgen, vegetierend dahin in ewiger Entbehrung alles dessen, was das Leben schön und lebenswert macht. Man nennt sie conservativ und vergisst zu erwähnen, dass die Unternehmer es sind, die alles daran setzen, dass es mit den Webern beim alten bleibe. Die Unternehmer unterscheiden sehr wohl, was es heißt, sich den gewerbegesetzlichen Bestimmungen zu fügen, sie wissen, praktisch wie sie sind, ganz richtig den Profit zu werten, der aus der Heimarbeit der Hausweber fließt, und sie sind es, die conservativ bleiben, die Mehrwert einheimsen, ohne irgend welche Lasten, wie die Unfallversicherung, Krankencassen, Arbeiterschutz und dergleichen Unannehmlichkeiten sonst inwiewem, sich selbst noch einzelne Weber, vom Berichterstatter befragt, warum sie die Krankenversicherung ignorieren (für die sie natürlich selbst aufkommen müssten), „dass bei dem derzeitigen schlechten Geschäftsgange von der Eventualität einer Erkrankung abgesehen werden müsse".

Und doch, welchen Zufällen ist gerade der Hausweber und seine Familie in gesundheitlicher Beziehung infolge der mangelhaften Ernährung und der schlechten Wohnungsverhältnisse preisgegeben! Sagt doch der Berichterstatter über die sanitären Verhältnisse der Weberfamilien wörtlich Folgendes:

„Die ungünstigsten sanitären Verhältnisse findet man in den vom Nothstande heimgesuchten Ortschaften des Adlergebirges. Da dort fast überall die Fenster der Wohnstuben der Heimarbeiter das ganze Jahr, ja auch den Hochsommer hindurch, mit Hadern verstopft sind, so ist die Luft in diesen Wohnräumen geradezu verpestet.

In den meisten Fällen sind die Wohnräume von kinderreichen Familien bewohnt. Während der Wintermonate schlafen gewöhnlich alle Familienangehörigen in diesen Wohn- und zugleich Webreisbestätten, in denen gearbeitet, gekocht, Wäsche gewaschen und Brot gebacken wird; ja dort, wo dem Heimarbeiter kein Gefügel- oder Ziegenstall zur Verfügung steht, sind während der Wintermonate in der Wohnstube, meist unter dem Kachelofen, Hühner, Gänse, ja sogar auch Ziegen und Zicklein untergebracht. In den meisten Wohnungen der Weber findet man in den Frühjahrsmonaten an Diphtheritis, Scharlach, Masern u. dgl. erkrankte Kinder. Daneben arbeiten sorglos Väter, Mütter und die Geschwister; von einer Isolierung der Kranken von den Gesunden kann selbstverständlich keine Rede sein." So der Gewerbeinspector. Weiter heißt es dann, dass der Eindruck einer solchen Weberwohnung beim Betreten ein widerwärtiger, ja ekelerregender ist. In der Berichterstattung der Luft in diesen Stuben trägt nicht wenig auch der Tabakrauch der männlichen Familienmitglieder und der Umstand der Petroleumlampe im Webstuhle bei. „In solch' trauriger Umgebung heißt es dann im Berichte weiter, „verbringen viele Hunderte von Webersamilien, darunter die Kinder vom zartesten Alter angefangen, ihre ganzes Leben; kein Wunder daher, wenn das Dahinsiechen solcher Individuen schon in ihrer früheste Jugend beginnt."

Und nun zu der Methode, wie die Weber ihren Lohn empfangen. Der Heimarbeiter, zumal der Weber der Gebirgsgegenden, verkehrt nicht immer direct mit dem Auftraggeber, resp. dem „Arbeitgeber". In den allermeisten Fällen vermittelt zwischen diesem letzteren und dem Hausweber der „factor". Aber in vielen Fällen sind die Factoren Kaufleute, Krämer, Victualien- und Schnittwarenhändler, welche Eigenschaft sie gegenüber den Heimarbeitern gut auszunützen verstehen. Im Berichte heißt es an dieser Stelle wörtlich: „So geschieht es sehr häufig, dass der Lohnweber kaum einige Kreuzer bar auf die Hand bekommt und ihm fast der ganze Lohn in Brot, Kaffee, Zucker, Kleidungsstücken u. dgl. verabfolgt wird. Wenn der Factor ein Gastwirt ist, so muss der Lohnweber einen angemessenen Theil des verdienten Lohnes in Branntwein vertrinken. (Bier ist dort nicht erhältlich.) In dieser Weise wird der Alkoholismus in den der Noth preisgegebenen Gebirgsgegenden geradezu künstlich großgezogen. Der Branntwein führt die schon von Geburt aus schwachen Menschen einem vorzeitigen Siechthum zu; er absorbiert schließlich rasch auch die wenigen noch übriggebliebenen physischen Kräfte dieser Individuen und verwandelt sie in „Idioten."

Charakteristisch ist eine Art kalendarischen Sprichworts, das sich die Hausweber, zumal die Gebirgsbewohner, zurechtgelegt:

„Essen zu mal Wasserruppe und zu mal Kartoffeln gegessen sind, so ist die Woche weg!" sagen sie, und darin kommt das tägliche Wenn dieser Leute zum Ausdruck! Sie sollen auch darnach aussehen. Das amtliche Organ schildert sie: „Aschfahle Gesichtsfarbe, apathischer Gesichtsausdruck, eingedrückte Brust, schlaff herabhängende Arme, schleppender Gang" u. s. w. Der amtliche Bericht gibt ferner zu, dass infolge der niedrigen Verdienste der Hausweber der Alkohol stark unter ihnen überhandnimmt; sie begnügen sich nicht mehr, ab und zu ein Gläschen Schnaps zu trinken, sondern wollen ihn auch in der Suppe nicht entbehren, indem sie sich so mit Schnaps vermengt „pikanter" und „kräftigender" machen. Die Folgen dieser irrationellen Ernährungsweise machen sich natürlich auch bei den Schulkindern bemerkbar.

Die wirthschaftliche Lage dieser Heimarbeiter ist auch gelegen-

zeichnet durch einige budgetäre Beispiele, die der Bericht anführt. Darnach verdient eine Webersfamilie mit drei arbeitsfähigen Angehörigen und drei Schulkindern auf zwei Webstühlen jährlich 250 fl. Diese Familie verbraucht jährlich um 30 fl. Kartoffeln, um 50 fl. Brot, um 10 fl. Fleisch, um 20 fl. Mehl u. dgl., um 30 fl. Milch, um 50 fl. Beleuchtungs- und Heizmaterial und zahlt 20 fl. Zins. Der Rest von 40 fl. dient zur Anschaffung der allernothwendigsten Colonialwaren, Kleidungsstücke, Bezahlung des Schulgeldes u. s. w. Eine Witwe mit zehn Kindern verdient jährlich 200 fl. Die älteste Tochter arbeitet am Webstuhle und verdient in vierzehn Tagen nahe an drei Gulden. Die Kleineren und ganz Kleinen helfen ebenfalls mit. Von fünf Jahren aufwärts schon spulen sie Garn, machen Zwirnknöpfe und bringen zusammen einen Tagesverdienst von zwölf bis fünfzehn Kreuzern auf. Diese unglaublich niedrige Entlohnung wird erklärlich, wenn man erfährt, dass Kinder und alte Leute zum Spulen und zum Zwirnknöpfen verwendet werden und Tagesverdienste von einem, zwei, selten aber mehr als fünf Kreuzer resultieren. Dazu bemerkt der Berichterstatter: Die anhaltende Arbeit bei schlechter Ernährung bei zusammengedrückter Brust übt auf die Kinder einen äußerst ungünstigen Einfluss aus. Die Kinder werden sehr bald kurzsichtig, blutarm und tuberculös." Er traf in einer Webersfamilie bei der Erzeugung von Zwirnknöpfen ein fünfjähriges Mädchen an, das täglich zwei Dutzend Knöpfe erzeugte und hiebei einen halben bis eineinhalb Kreuzer täglich verdiente.

Um die Beleuchtungskosten in den Wintermonaten herabzumindern, versammeln sich bei Anbruch der Dämmerung Frauen und Kinder mehrerer Familien in der Wohnung einer Arbeiterfamilie, so dass dann zehn bis fünfzehn Personen gemeinschaftlich bei einer Lampe arbeiten.

Eine große Rolle im wirtschaftlichen Budget des Hauswebers spielen die Schadenersatz- oder Strafabzüge, die ihm der Händler, bezw. der „Factor" auferlegt. Bei der Ablieferung untersucht dieser das vorerst abgemessene und abgewogene Warenstück mit einer Lupe. Ist es entsprechend, d. h. nach Anzahl und Breite der Fäden nicht zu schütter, so wird ihm der Lohn ausbezahlt. Findet der Unternehmer aber an dem Stück etwas auszusetzen, so erfolgen Strafabzüge oft in der Höhe bis zu 50 Percent des Arbeitslohnes. Diese Vorgehen der Factoren veranlasst die Weber, für die weiter entfernt wohnenden Unternehmer in Mähren zu arbeiten, um mit diesen in persönlichen Verkehr treten zu können. Es gibt Weber, welche vier Stunden zum Unternehmer hin und zurück zu Fuß gehen, um den Factoreien zu entgehen, die ihnen so harte Strafbußen auflegen. Sie tragen schwere Körbe mit Waren, scheuen kein Wetter, um nur das sauer verdiente wenige Geld bar und ohne Abzüge nach Hause zu bringen.

Noch all dem hier Gesagten wird man ermessen können, welch ein peinvolles Leben es ist, zu dem die Hausweber Böhmens verurtheilt sind. Ihre elende, menschenunwürdige Existenz ist jetzt officiell beglaubigt.

In der Hausweberei herrscht der Rest alter, überkommener Produktionsformen. Die Unternehmer haben großes Interesse daran, diese Produktionsformen zu erhalten, weil sie aus den Heimarbeitern durch unbeschränkte Arbeitszeit und möglichst niedrigbemessene Löhne — frei von allen gewerbegesetzlichen Verpflichtungen — den größtmöglichsten Nutzen ziehen.

Werden die „maßgebenden Factoren" unter solchen Umständen Abhilfe schaffen? Die Zustände in der Heimarbeit sind dazu mehr als reif.

Benj. Brod.

Kosmos und Kirchenglaube.

Wäre mir mein Wilhelm Bölsche in Nr. 261 der „Zeit" zuvorgekommen, so hätte ich ihr einige Glossen zu dem geistreichen Buche von Troels-Lund „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten" geliefert. Jetzt hat Max Schneidewin die Betrachtungen des genialen Schweden durch eine Schrift („Die Unendlichkeit der Welt," Berlin, Georg Reimer, 1900) ergänzt, die mich veranlasst, die Hauptsache von dem, was ich zu sagen hatte, nun doch noch zu sagen.

Troels-Lund hat die That Giordano Brunos als die große Wendung der Weltgeschichte bezeichnet. „Voll neuer Lehre pickte der Menschengeist plötzlich mit dem Schnabel an die Weltschale. Sie gab nach und sprang. Und hinaus stürzte der Gesangene in die große wundervolle Welt, wo alles fremd, eisig fremd war." Alles, was ihm Halt, Trost und Hoffnung gewährt hatte, sah er zusammenstürzen, und von beträubendem Schwindel ergriffen, wirbelte er haltlos in der Unendlichkeit. Schneidewin zeigt dem gegenüber, dass die Sprengung der vermeintlichen blauen Krystallkugel und die Verwandlung der leuchtenden Punkte darauf in eine Welt von Sonnen zwar diese Wirkung haben müsste, sie aber bis heute thatsächlich noch nicht gehabt hat, dass jedoch Troels-Lunds Buch ganz gewiss der Gedankenlosigkeit ein Ende machen werde, und dass damit das Ende der kirchlichen Dogmatik gekommen sei. Nicht zwar schon die Erkenntnis der Unendlichkeit der Welt an sich bedeute dieses Ende, denn das Bewusstsein seiner geistigen und sittlichen Würde erhebe den Menschen doch über die materielle Welt, gleichgiltig, wie groß diese sein möge. Aber die Erkenntnis, dass die Fixsterne Sonnen seien, dass diese Sonnen Planeten haben und dass wenigstens einige dieser Planeten, wenn sie in dasselbe Stadium der Abkühlung, wie unsere Erde, eingetreten sind, bewohnt sein müssen, mache das Dogma von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Erlösung unmöglich; die Erde konnte, nachdem ihr Kopernikus die Würde des körperlichen Mittelpunktes der Welt geraubt hatte, immer noch ihr geistiger Mittelpunkt bleiben; nachdem sie Millionen, vielleicht Billionen gleichberechtigte Concurrenten bekommen habe, könne sie das nicht mehr; sich die Erlösung auf allen bewohnten Planeten wiederholt, „als reisendes Gottspiel" vorzustellen, sei ein gotteslästerlicher Gedanke. Schneidewin spricht von diesem Wandel des Weltbildes nicht etwa mit Entzücken, wie jene, die „das in gewissem Sinne doch höhere Alte mit Jubel in den Abgrund stürzen sehen" und dadurch beweisen, dass sie das Neue weniger aus Liebe zur Wahrheit als aus Hass gegen den alten Glauben aufgesucht und angenommen haben. Er rechnet die kosmologischen Thatsachen zu den traurigen Wahrheiten, die man nur annehme, weil der kategorische Imperativ der Wahrhaftigkeit es gebiete, und bekennt, es seien schreckliche Stunden für ihn gewesen, wo er sich zu ihrer Annahme habe entschließen müssen.

Wie er nun sich und andere über den Verlust eines beseligenden Glaubens zu trösten sucht und aus dem Schiffbruch rettet, was zu retten ist, soll hier nicht berichtet werden; ich will hier nur kurz darlegen, dass der Schiffbruch auf Einbildung beruht; die Entdeckung der Fixsternwelt macht den Glauben an die Erlösung so wenig unmöglich, wie es die allgemeine Annahme des kopernikanischen Systems gethan hat. Zunächst ist Giordano Bruno gar nicht der Entdecker der Unendlichkeit der Welt. Die Unendlichkeit des Raumes wenigstens hat der alte Lucretius so unwiderleglich bewiesen, dass man sich wundern muss, wie neuere Philosophen, z. B. E. v. Hartmann, sie bestreiten können. Denken wir uns, sagt der alte Epikuräer, V. 957 bis 983 des ersten Buches, den Raum einmal begrenzt, und einen Schützen an die Grenze gestellt. Kann dieser in der von der Welt abgewandten Richtung schießen oder kann er es nicht? Wenn er es kann, so ist es auch über die angenommene Grenze hinaus noch Raum vorhanden; findet dagegen sein Geschoss ein Hindernis, so muss doch auch dieses Hinderniss räumlicher Art, ein irgendwie erfüllter Raum sein; dieser ist also nach allen Seiten hin unbegrenzt. In der Vorstellung, die sich die Scholastiker nach Aristoteles und den Neuplatonikern geschaffen hatten, war das Primum mobile, der Fixsternhimmel, das Hindernis, an dem der Pfeil des Schützen abgeprallt sein würde. Aber diese Kugel ward von der Unendlichkeit des Empyreums umfasst, die man sich zwar von der Herrlichkeit Gottes ausgefüllt dachte, die aber doch nichtsbestoweniger eine Unendlichkeit war. Der Gedanke der Unendlichkeit, man mag sie sich als leeren Raum oder von irgend etwas Materiellem oder Geistigem erfüllt denken, macht zwar den Grübler, der schon ein geborener Narr ist, vollends verrückt, aber in Collisionen mit irgend welchen Dogmen verwickelt er ihn nicht.

Die Annahme aber, die nach Schneidewin die Collision herbeiführen soll, dass nämlich die Fixsterne Planeten hätten und dass auf einigen dieser Planeten vernünftigen Wesen bewohnt sei, ist nicht nothwendig. Der Materie an sich, das sagt Schneidewin selbst, kommt gar keine Bedeutung zu; das niedrigste Thier, gesetzt er, ist mehr wert als alle Sonnen, sofern diese nur glühende Körper oder Gasbälle sind. Man braucht sich gar nicht einmal zum metaphysischen Idealismus zu bekennen, der heute nicht wenige Vertreter hat, und nach dem die Körperwelt ohne wahrnehmende Seelen undenkbar, ein reines Nichts ist; man kann beim naiven Realismus verharren und wird doch sagen müssen: Erde, oder, größer ausgedrückt, Stoff, hat doch nur als Daseinsbedingung und Werkzeug für den Menschen Wert und ist ohne die Beziehung auf ihn, mag der Koth metaphysisch sein, was er will, dem Werte nach wirklich ein Nichts. Und es ist, abgesehen von dieser Beziehung, vollkommen gleichgiltig, ob dieser Koth, oder wie man den Stoff sonst nennen mag, in der Form von Kieselerzen, oder von Dummerde, oder von Blei oder Gold vorhanden ist, ob er sich im festen, im flüssigen oder im gasförmigen Aggregatzustande befindet, ob er ein unendliches Nebelmeer oder ein System von Kugeln bildet, ob diese Kugeln stillstehen oder den Raum durchwirbeln und da ein Nichts durch Multiplication nicht wächst, so ist es auch gleichgiltig, ob von diesem Nichts nur soviel vorhanden ist, dass man ein Sonnensystem daraus machen kann, oder ob es auf Billionen Sonnensysteme reicht.

Schwanst mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen:
Ist die Natur nur groß, weil sie in Zahlen Euch gibt?
Eine Gegenwart in der einzelnste Herrlich im Raume,
Aber, Alexander, im Raum treibst das Gott keine nicht."

Wie merkwürdig, dass Schneidewin, der unter anderem auch von Schillers Unendlichkeitsgefühl handelt, dieses kein an die Astronomen gerichtete Epigramm nicht erwähnt! Also der materielle

Digitized by Google

kosmos an sich hat nichts zu bedeuten. Und dass die Fixsterne Planeten, die Planeten aber Bewohner haben, ist doch nur eine Vermuthung; eine Vermuthung, die viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber bei aller Wahrscheinlichkeit doch nur eine Vermuthung, die wir zur Gewissheit zu erheben vorläufig keine Mittel haben. Die Hypothese von Kant und Laplace ist eben — Hypothese. Wahrscheinlich ist es so zugegangen, wie es die beiden Grossgeister beschrieben, aber dabei gewesen sind wir nicht; wir können daher auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, dass jeder Sonnenball Planetenbälle absondern müsse. Und gesichert ist, so können wir nicht mit Gewissheit behaupten, dass derselbe Entwickelungsprocess, der auf unserer Erde organische und zuletzt vernünftige Wesen hervorgebracht hat, auch auf allen übrigen Planeten solche erzeugen müsse. Die Chemiker und Biologen haben noch nicht einmal zu zeigen vermocht, dass und wie die unorganische Materie Organismen hervorbringen könne; wie käme ich dazu, zu glauben, dass sie sie hervorbringen müsse? Wenn Schneidewein den Gedanken unerträglich findet, dass um der Menschlein dieses einen winzigen Erdballs willen Billionen Sonnensysteme in die Unendlichkeit ausgegossen sein sollen, so fällt er in die Ueberschätzung des multiplicierten Nichts zurück, die er selbst so entschieden zurückgewiesen hat. Er wendet die Rechnerei der sparsamen kleinbürgerlichen Hausfrau an auf die Natur, die, um einem einzigen Organismus das Dasein zu sichern, Millionen Samen verschwendet. Und wenn es die Absicht der Natur war, vernünftige Wesen zu schaffen, wenn diese Absicht nur durch ein menschliches Hirn Vernunft erlangen konnten, wenn der Leib, welcher Träger des Hirns ist, sammt allen anderen organischen Gebilden nur auf einer Kugel von der Beschaffenheit unserer Erde entstehen konnte, wenn eine solche Kugel nur als Planet einer Sonne möglich war, wenn diese Sonne andere Sonnen fordert, die sie im Gleichgewicht erhalten, und diese anderen Sonnen wieder anderer Sonnen bedürfen, so hat der Gedanke, dass alle Sonnensysteme der Welt nur um des einen Menschen willen da seien, und dass unsere Erde das teleologische Mittelpunkt der Welt sei, durchaus nichts Ungereimtes an sich. Daher lässt sich auch gegen das Erlösungsdogma, wie ansechtbar es immer sonst sein mag, aus der Kosmologie kein Einwand herleiten, und die meisten Astronomen sind denn auch, von Kopernikus, Kepler und Newton bis auf den Pater Secchi, fromme und gläubige Christen gewesen. Nicht das christliche Dogma, sondern der Aristotelismus, mit dem es verquickt war, hat Galilei in den Kerker und Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen gebracht.

Ja, es wäre nicht einmal ungereimt, wenn man die Erde für den ruhenden physischen Mittelpunkt der Welt halten wollte, obwohl selbstverständlich ihre Bedeutung von Raumbeziehungen nicht abhängt. Natürlich meine ich dies nicht im Sinne des Berliner Pastors Knak, der vor dreiundbreissig Jahren durch die Bestreitung des kopernikanischen Systems die Heiterkeit der civilisierten Welt erregt hat, sondern ich meine es so. Alle Bewegung ist relativ, d. h. bewegt kann man einen Körper nur nennen mit Beziehung auf einen anderen Körper; absolute Bewegung, Bewegung an sich, gibt es nicht. Wenn es im Raume nur einen einzigen materiellen Punkt gäbe, so hätte es keinen Sinn, von diesem zu sagen, er ruhe oder er bewege sich, weil ein Ort im leeren Raum für ihn gerade so gut wäre, wie der andere; es würde ihm ganz gleichgiltig sein, an welchem Ort er sich befände, und wäre eine Ortsveränderung unter diesen Umständen denkbar, so könnte sie doch nicht constatiert werden. Denken wir uns zwei materielle Punkte im sonst leeren Raume, die sich einander nähern oder von einander entfernen, so findet ohne Zweifel Bewegung statt, aber die Bewegung, Bewegung an sich, gibt es nicht. Wenn es im Raume nur einen einzigen materiellen Punkt gäbe, so hätte es keinen Sinn, von diesem zu sagen, er ruhe oder er bewege sich, weil ein Ort im leeren Raum für ihn gerade so gut wäre, wie der andere; es würde ihm ganz gleichgiltig sein, an welchem Ort er sich befände, und wäre eine Ortsveränderung unter diesen Umständen denkbar, so könnte sie doch nicht constatiert werden. Denken wir uns zwei materielle Punkte im sonst leeren Raume, die sich einander nähern oder von einander entfernen, so findet ohne Zweifel Bewegung statt, aber die Bewegung, Bewegung an sich, gibt es nicht. Wenn A im Raume nur einen einzigen materiellen Punkt gäbe, so könnte man sagen, dass er sich bewege, das vermag niemand zu sagen. Erst wenn ausser jenen beiden Punkten eine Menge anderer Gegenstände vorhanden sind, die ihre Lage gegen einander nicht verändern, vermag man die Frage zu beantworten. Bleibt A in derselben Lage zu jenen dritten Gegenständen, so bewegt sich B, behält B die alte Entfernung von dem umgebenden Complex, so bewegt sich A, verändern beide ihre Lage zur Umgebung, so bewegen sich beide. Wenn nun A seine Entfernung von B und allen übrigen Gegenständen verändert, so könnte ich ebenso gut sagen: A ruhe und seine ganze Umgebung bewege sich; indes ... [illegible] ist de-nominativ: wenn ein ausser Complex von Dingen unverändert existiert und nur ein einzelner kleiner Gegenstand durch Ortswechsel auffällt, so existiert es passender, diesen als bewegt, jenen als ruhend anzusehen. Aber wenn der bewegte Gegenstand ein empfindendes Wesen ist, so fühlt er doch, ob er in Bewegung oder in Ruhe ist. Nein, das fühlt er nicht. Ich bitte um Entschuldigung, dass ich an Kant, die Elementare der Bewegungslehre erinnere, jeder kennt sie, aber nicht jeder denkt daran. Die Empfindung des Luftzuges ist ganz gleichgiltig, ob ich der stillstehenden Luft entgegenlaufe, oder ob die bewegte Luft als Wind mich anbläst, wenn ich es nicht sonst wissen muss, ob ich fahre oder ob der Wind geht, das Gefühl sagt mir's nicht. Was ich davon wahrnehme, ist nur die Differenz zwischen der Temperatur, die mich die Stube und Fensterritzen, die der Wagen und der umgebende Boden, der Fahrtwind, die Luft und meinen Körper mitbringt; die Erkenntnisquelle, um sich wissen zu müssen, und was ich habe, das ist mir [illegible] Sondern sondern die der Umgebung. Wenn sich der Zug, worin ich sitze, sacht zu bewegen anfängt, sehe ich den stillstehenden Nachbarzug vorübergleiten. Durch die Oeffnungen des Lift sehe ich die benachbarte Wand herunterfallen, im Fesselballon sehe ich die Landschaft fallen. Und während ich mich in Beziehung auf den einen Gegenstand bewege, kann ich in Beziehung auf einen anderen stillstehen; so verändere ich meine Lage zum Ufer nicht, wenn ich auf dem Deck eines Schiffes mit dessen Geschwindigkeit in der der seinen entgegengesetzten Richtung schreite. Und da sich nun unsere Sonne um irgend eine andere Sonne bewegt, diese wieder um eine andere u. s. f., so könnte es wohl sein, dass einem ausserhalb der Welt stehenden und das ganze Getriebe durchschauenden Beobachter unsere Erde als der ruhende Mittelpunkt des ganzen Kosmos erschiene. Daran ist, wie gesagt, rein gar nichts gelegen; es soll nur darauf hingewiesen werden, dass Raumbeziehungen für unsere Weltansicht so wenig zu bedeuten haben, wie materielle Quantitäten. Die Sache verhält sich so, schreibt Kurd Laßwitz in seinem neuesten Buche („Wirklichkeiten"), „dass Religion mit der theoretischen Erkenntnis direct überhaupt nichts zu thun hat". Und weiterhin: „So wenig man die Drehung der Erde als sittlich oder unsittlich bezeichnen, so wenig man die Dankbarkeit nach Metern oder Grammen berechnen kann, ebenso wenig besteht ein Schluss von den Objecten des Glaubens auf die Objecte des Wissens, oder umgekehrt."

Das Wissen von der Natur, wollen wir doch ergänzend beifügen; denn aus dem, was wir von der Menschenseele und von der Weltgeschichte wissen, lassen sich allerdings sehr gewichtige Gründe gegen das kirchliche Erlösungsdogma ableiten. Aber die Naturwissenschaft ist für dieses so ungeschrieben wie für alle übrigen Dogmen. Was sich gegen den Kirchenglauben sagen lässt, das liegt auf den Gebieten der Psychologie, der Geschichte, der Ethik und — der Religion. Die sich so nennende Aufklärung hat in ihrem einhundertjährigtägigen Kampfe gegen den Kirchenglauben hierin nicht einen Fussbreit Terrain abgewonnen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren die Vornehmen Europas Freigeister, heute sind sie kirchenfromm, und ob die Eroberung einiger Arbeiterkreise durch die Socialdemokratie den Verlust auswiegt, lässt sich schwer berechnen. Eine der Ursachen des Misserfolges ist die Einbildung, dass die Ergebnisse der Naturwissenschaften den religiösen Glauben unmöglich machten.

Karl Jentsch.

Weisse.

Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns über Nikolaus Lenau.

Mitgetheilt von Dr. Benno Frankl v. Hochwart.

Wir veröffentlichen in den Nummern 311 und 318 der „Zeit" einiges aus der noch unveröffentlichten Correspondenz Anastasius Grüns Auersperg über Lenau und die Herausgabe seiner Werke. Mit den folgenden Briefen beschließen wir die Publication.

An Gustav Pfizer.

Thurn am Hart, 20. October 1854.

... Ihren freundlichen Mittheilungen folgte mein theilnehmendstes Interesse und mein innigster Dank. Mit herzlichster Freude erfüllte mich die Schilderung Ihres häuslichen Glückes, möge es freudig fortblühen und gedeihen! Auch ich darf mich zu den Zufriedenen und Beseligten zählen; ich stehe in einer überaus glücklichen Ehe, welcher leider nur der „Kinderegen" versagt blieb; freilich der Schlussstein des wohnlichen Gebäudes. Indessen alles Glück hienieden ist nur ein relatives: man soll sich seinen Antheil nicht verringern; indem man nur Bescheidenere im Auge behält, man kann ihn aber erhöhen, indem man auf die minder Beglückten zurückblickt. Meine Poesie, nach der Sie sich so wohlwollend erkundigen, wirft jetzt nicht unmittelbar als äußerlich; sie hilft mir über so manches hinweg, was unsere Tage uns an Unerfreulichem bieten; ich habe in ihr immer nur Segen, niemals den „Fluch" und „Anathemsiegel" erkennen können. Indem die ausländisch so blendenden Flitter des literarischen Marktes bei mehrer Bekanntschaft sehr bedeutendschwinden und deßen Erzeuge, meist Werke des Zufalls und der Tageslaune, ins den Eingeweihten und Kunstkenner in ihrem wahren Werte merklich zusammenschrumpfen, so kann man sich deutschen, wenn man überhaupt wollen, hie und da ein Saatkorn streuen will, doch nicht ganz entgehen; und so hoffe ich, dort auch Ihnen, werthester Freund, der Sie über Mäße allzustrengrecht-unbescheiden in Ihrer Zurückhaltung wollen, noch einmal zu begegnen.

Ihr lieber Brief kam mir wie eine willkommene Fügung gerade in einer Zeit zu wünschen, wo ich mich eben unmittelbar an sie wenden wollte und mittelbar schon gewendet hatte. Sie nannten zwei aus meiner intimsten Nähe, unvergessliche Namen: Schwab, der mir ein klares, mildes, wohlwollendes und irgendwerbesendes Wesen über das meinige strahlen hieher Freunde verklärend leuchtet, und Reinhold, der mir durch die rechten und wärmsten Herzens „durch das Leben strahlen Freunde ein dunkeln Faden zieht", wie einmal einer so treffend sagte. Diesen dunkeln Faden muss ich

gewissermaßen jetzt noch fortspinnen. Baron Cotta hat mich nämlich zur Ordnung und Zusammenstellung der beabsichtigten Gesammtausgabe, sowie zur Verfassung eines kurzen Lebensabrisses dazu aufgefordert.

... Auch die Lebensskizze liegt zur Einsendung an der Verlagsbuchhandlung schon bereit. Abgesehen von den Schwierigkeiten einer Bewegung auf einem ziemlich ungewohnten Terrain, haben die von Ihnen erwähnten neueren „literarischen Nachgrabungen und Reminiscenzen“ meine Aufgabe noch bedeutend erschwert, indem sie mir zugleich zur Pflicht machten, das von Ihnen zuletzt Geförderte, mitunter Entstellte nicht mehr zu übergehen. Ich war bestrebt, durch Liebe und Wahrheit meinem Ziele näher zu kommen. Dennoch muß ich mir zur Beruhigung und Sicherung gegen spätere Reue den gewandten, kritischen Beirath eines so einsichtsvollen, sachkundigen und zartfühlenden Freundes wie Sie, dem ich zugleich die unbedingte Wollmacht einräume, mit dictatorischem Stift zu kürzen, zu ändern und ganz zu streichen, dringendst erbitten, bevor ich diesen biographischen Erstlingsversuch der Oeffentlichkeit zu übergeben wage. Wollen Sie mir daher gütigst gestatten, daß ich Ihnen das Manuscript mit nächstem übersende, und wollen Sie auch so gefällig und freundlich sein, sich der erbetenen Mühewaltung mit aller Strenge zu unterziehen? Entschuldigen und gewähren Sie wohlwollend meine Anliegen und empfangen Sie im vorhinein meinen besten Dank. Indem ich mich in Ihr und der Ihrigen Angedenken empfehle und Sie bitte, bei Gelegenheit Ihrem edlen Bruder, dessen Wiederherstellung mich aufs innigste freut, unserm Ufland, dann dem Herrn D. H., Prediger von Grünenstein, Dr. Mengel, Christoph Schwab und unsern sämtlichen gemeinschaftlichen Freunden meine achtungsvollsten und herzlichsten Grüße zu melden, mit innigster Hochachtung und unwandelbarer Freundschaft

Ihr treuergebener

A. Auersperg.

*

An Gustav Pfizer.

Graz, 26. December 1854.

Innigst verehrter Freund!

Empfangen Sie vor allem meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die liebevolle Aufmerksamkeit, welche Sie meinem Manuscripte geschenkt, sowie für die höchst dankens- und beachtenswerten Bemerkungen, welche Sie in Ihrem freundlichen Schreiben vom 18. d. M. niedergelegt haben. Die geringe Anzahl der von Ihnen ausgesprochenen Bedenken, Ihr zustimmendes Kennerurtheil überhaupt, obschon ich dessen wohlwollende Nachsicht nicht verkenne, beruhigt mich in wohlthuender Weise über das Wagnis jenes meines biographischen Erstlingsversuches. Wenn ich im Nachfolgenden einige der von Ihnen beanständeten Punkte mit Bemerkungen begleite, so geschieht dies nicht im Geiste des Widerspruches gegen die vorgeschlagene Redaction, der ich fast überall beipflichte, sondern nur zur Verständigung und Erläuterung, wobei es für mich sehr befriedigend ist, auf keine wesentliche Differenz in unseren gegenseitigen Anschauungen zu stoßen. Der wichtigste und schwierigste Punkt ist gleich der erste, S. 5: „Gelegenheit verschaffte, sich mit eigenen Augen von der Untreue des Gatten zu überzeugen.“*) Ich gestehe offen, dieser Passus beunruhigt mich, seit ich ihn niederschrieb. Ich fühle mit Ihnen das Peinliche des Gedankens an eine solche Situation; und doch konnte und kann ich mich nicht zu einem Fallenlassen dieser Mittheilung entschließen. Es galt hier den innigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, wenn auch mit möglichst zartem Ausdrucke, festzustellen. Die gegründete Annahme, daß N. schon im Mutterleibe den Keim jener Melancholie, die ihn durchs ganze Leben beherrschte, empfangen habe, konnte meines Erachtens nicht übergangen werden. Aber nur das Selbstgeschehenhaben des Unwürdigsten kann die furchtbare Wirkung auf die Mutter und zugleich auf das unter ihrem Herzen schlummernde Kind in ganzem Maße erklärbar und glaublich machen. Die von Ihnen vorgeschlagene „zweifelhafte Gewißheit“, obschon allerdings minder verletzend, wurde jenen Zusammenhang bedeutend schwächen, da allenfalls auch glaubwürdige Zeugen, aufgefangene Briefe u. dgl., genügt haben konnten, dieselbe zu verschaffen, ohne die gleichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Dies meine Gründe. Entscheiden Sie gefälligst, ob sie Ihrt genug sind, den anstößigen Passus zu rechtfertigen! Wenn Sie diese Frage verneinen müssen, so erlaube ich Sie, jene Stelle durch die von Ihnen vorgeschlagene Absänderung: „Die zweifelhafte Gewißheit von der Untreue des Gatten verschaffte“ oder durch die folgende, beide Terrierungen vermittelnde, zu ersetzen: „Die angenehmste und sonst weitesloste Gewißheit v. d. U. d. G. verschaffte.“ Letztere behält zwar das Thatsächliche bei, drückt es aber, wie mir scheint, in milderer Form aus . . .

S. 101 möge an betreffender Stelle Ihre richtigere Redaction eingefügt werden: „Venus Braut war, wie sich bald herausstellte — obschon nicht ganz unbemittelt, so doch nicht im Besitze eines Vermögens, welches eine ausbreichende Besitzeur für den Unterhalt einer Familie zu sichern vermochte.“ — Taufendmal muß ich um Vergebung bitten, daß ich während des Niederschreibens Ihre Textierung zu ändern mir erlaubte. Ich stieß mich nämlich plötzlich an dem von Ihnen gewählten Ausdrucke: „eines den Unterhalt einer Familie sichernden Vermögens“, weil ich die Möglichkeit einer unseres verewigten Freundes unwürdigen Auslegung befürchtete, nämlich als habe er sich und seinen künftigen Haushalt von seiner Braut ernähren zu lassen beabsichtigt. Die Hoffnung auf eine ergiebige Besitzeur erscheint mir dagegen seiner nicht unwürdig und zugleich jenem Misverständnisse vorzubeugen. Ich weiß nicht, ob sich mein etwas lang ausgefallener Satz gut in den übrigen Text einfügen läßt, und muß Sie daher bitten, bei Einschaltung desselben mit gehöriger Rücksicht auf die Vorder- und Nachsätze die allenfalls erforderlichen stilistischen Modificationen freundlichst vornehmen zu wollen.

(S. 101.) Die hier beanständete Fassung käme ganz nach Ihrem Vorschlage zu ändern, wie folgt: „In Wien wurde er auf den Umstand, daß, da keine Verzinsung des Capitals bedungen sei, er zunächst einer regelmäßigen Rente entbehre, von besseren Rechnern aufmerksam gemacht.“

S. 120 schlage ich in Ihrem Sinne und nach Ihren gefälligen Aufklärungen folgende Textierung vor:

„Es konnte nicht lange unentdeckt bleiben, daß wiewohl nur durch ein Spiel des Zufalls, mittels der irreführenden Buchstaben, eine leidige Mystification*) stattgefunden.“ Ich erlaube mir hiebei insoferne von Ihrem Vorschlag abzuweichen, als ich die Worte: „von niemand entfernt beabsichtigte“ wegließ, weil das ausschließlich hervorgehobene Spiel des Zufalls ohnedies jede persönliche Absicht verneint, und dann weil die nebenbei folgende Betonung jenes sich von selbst verstehenden Nichteinwirkens nach meinem Gefühl einen allfälligen Verdacht eher erwecken als fernhalten könnte. Dies wären die Bemerkungen, mit denen ich die von Ihnen freundlichst gemachten Vorschläge, denen ich, wie Sie sehen, im wesentlichsten bestimmen muß, begleiten zu sollen glaubte. Wo es mir nicht gestückt sein sollte, Ihnen meine Absicht annehmbar zu machen, bitte und ermächtige ich Sie nochmals, von dem Seine, den ich in Ihre Hände legte, ganz nach Ihrem Dafürhalten unbeschränkten Gebrauch zu machen . . .

Was mich einst in den Tagen der unbefangensten und eindrucksempfänglichsten Jugendlichkeit nach dem lieben freundlichen Schwaben geführt, zieht mich noch immer mit Macht dahin; ich bin, wenn auch älter, in dieser Beziehung wenigstens nicht kälter geworden. Sie gehören dort zu meinen ersten, liebsten Begegnungen, und wie gerne würde ich wieder einmal, wie vor Jahren, den herzlichen Druck der mir dargebotenen Freundeshand nicht bloß im Geiste erwidern! Die alte Sehnsucht ist noch immer da, wenn sich auch ihrer Verwirklichung und Befriedigung bisher manches widersetzte: so früher die empfindliche Lücke, welche der Tod unseres unvergeßlichen Schwab in einen Freundeskreis gerissen, den er einst so schön zu beleben wußte, und welchem nach solchem Verluste zu nahen mich immer noch eine gewisse Bangigkeit zurückhielt; später, und zwar in diesem Jahre, wo ich über München nach Stuttgart auszusitzigen vor hatte, die an ersterem Orte mitherrschende Cholera, deren Nähe mir doch gerne meidet, wenn es thunlich ist. Vorsicht und Hoffnung, Erinnerung und Sehnsucht müssen mich einstweilen für das diesmal gescheitertere Project entschädigen, bis dessen Ausführung sich thatsächlich verwirklichen läßt. Möchte dies recht bald geschehen!

Empfangen Sie nochmals meinen herzlichsten innigen Dank.

Mit den wärmsten Grüßen und dem treuen Ausdrucke unwandelbarer Hochachtung

Ihr aufrichtigst ergebener

A. Auersperg.

Die besten Wünsche ins neue Jahr!

Patriotismus.

Ein Brief.

An die Redaction der „Zeit“.

Da Sie, geehrte Herren, in Erinnerung an meinen letzten von Ihnen veröffentlichten Artikel über Vaterlandsliebe, an mich die Frage richten, ob ich nach einem mehr als einjährigen Aufenthalt in der Fremde mit verklärtem oder abgekühltem Vaterlandsgefühl nach Schweden heimkehre, will ich auf diesen Gegenstand eingehen, indem ich aussspreche, was ich ein langem darüber denke:

Es gibt eine Art von Patriotismus, die niemals abgekühlt werden kann, die, welche uns in Reich und Arm übergegangen. Wie der ganze Volkscharakter vom Klima bestimmt wird, von der Fruchtbarkeit, von der Höhe über dem Meeresspiegel, von der Vertheilung des Ackerlandes und der Wälder, der Seeküsten und der Wasserläufe, der Dauer des Winters und der Nähe des Südpols,

Digitized by Google

so wird bei jedem einzelnen die Vaterlandsliebe im Tiefsten bestimmt von all den sinnlichen Eindrücken, aus welchen deren primitivste Form, das Heimatortsgefühl, entwickelt wird. Dieses rein physiologische Element in der Vaterlandsempfindung ist all den späteren Zusätzen der Reflexion, Phantasie und Cultur ebenso überlegen, als der einfache Hunger mächtiger ist, denn all die gesellschaftliche Bildung, die ihn verfeinert und beherrscht hat. Die unentbehrlichste Grundlage für den Patriotismus sind daher die Erinnerungsbilder, welche die Kindheitseindrücke in unserem Gehirn zurücklassen. Diese Erinnerungen binden uns später mit dem Band, das schon die Edda das stärkste genannt hat, dem Bande, das aus allem gebildet ist, was man nicht prüfen kann: Lichterscheinungen, Düften, Tönen, Geschmacksempfindungen...

Als ich das erstemal im Auslande gewesen — ich war damals eben in Wien — da, als ich nach kaum zwei Monaten wieder heimkam und schwedische Felsen wiedersah, brach ich in Thränen aus. Die Kinderheimat mit ihren Alltags- und Festgewohnheiten, mit Blumennamen und Kuckuksruf und Erdbeerduft und Weihnachtslichtern — alles das gibt den Einschlag in unserer Individualität. Und alle unsere späteren Gefühle, Gedanken und Handlungen bekommen ebenso stark ihr Gepräge von diesen Eindrücken, wie von der Erblichkeit. Aber diese Erkenntnis hindert mich nicht einzusehen, daß es erst die Culturwerte sind, die das patriotische Gefühl reich machen.

Das Kind kennt lieben, indem es ein Land liebt; aber, wenn der Mensch einmal lieben lernt — was die Hauptsache ist, was macht es dann aus, wo er liebt? Wo ich ich selbst sein kann, mich selbst suchen, mich selbst finden, in reichster Harmonie mit mir selbst leben kann — da ist meiner Seele Vaterland, und das fällt nicht immer mit dem geographischen zusammen. Gern würde ich z. B. alle schwedische Kunst, sowohl die, welche wir selbst hervorgebracht, als die, welche Ausländer uns gemacht, in Verlust gerathen lassen, wenn ich der Menschheit mit diesem Opfer die sixtinische Kapelle erhalten könnte. Es gibt eben so wenig patriotische Gefühle, mit denen man Kunst genießen, als es patriotische Gefühle gibt, mit denen man Kunst oder Literatur oder Wissenschaft produzieren kann. Diese haben alle eine einzige Heimat, die Menschenseele, im Falle sie etwas taugen, und eine einzige Bestimmung, die Vergessenheit, wenn sie es nicht thun. Unser Werk gedeiht am besten dort, wo wir, liebend, uns am meisten vertiefen: wo wir niederlegen, was für uns den tiefsten Lebenswert hat. Und sollten wir nicht eines anderen Volkes Leid oder Freude theilen können, wenn dessen Betrebungen uns sympathischer sind, als gerade die unseres eigenen Volkes? Und auch wenn wir in unserem Lande bleiben, so taugt das nicht, was wir daheim machen, wenn es nicht in Wechselwirkung mit allem anderen steht. Je größere und je mehr gestige Werte ein Individuum genießen, lieben, in sich aufnehmen kann, je mehr Gesichtspunkte es sich angeeignet — und überwunden — desto reicher ist sein seelischer Vorrath. Warum sollte dies nicht auch von einem Volke gelten? Was bedeutet es, wenn man sich einen nationalen Stoff aneignet, wenn dessen Nahrungswert gering ist? Rindenbrot oder Weizenbrot, Wasser oder Wein — das ist die Frage, aber nicht, wo der Wein oder Weizen wächst. Eine Biographie von Leonardo oder Beethoven führt mich in eine Welt von unendlich höherer Bedeutung als z. B. unsere ganze schwedische Geschichte.

Die nationale Bewegung, die jetzt in allen Ländern stark hervortritt, ist nur ein kleiner Nebenfluß des großen Stromes, auf dem wir alle fahren: Durchbruch des Individualismus. Neue Menschen, größere Menschen, das ist das Ziel! Diese Menschen können nun nicht durch Züchtung gebildet werden, sondern durch geistigen und materiellen Verkehr, durch geistige und leibliche Rassenmischung. Aus der reichsten Wechselwirkung zwischen Individuen und Völkern soll das neue Volk, die edlere europäische Rasse hervorgehen. In dieser soll man das Germanische und das Romanische finden: Gedankentiefe und Klarheit, Gemüth und Esprit, Phantasiegewalt und Formungsstrafft, Innigkeit und Leidenschaft, breiten Humor und feinschlüpfen Nuancenreichthum, einen ausgeprägten Individualismus und ausgeprägte soziale Tendenzen. Mein ganzes Buch, sowie das „Jahrhundert meines Kindes", ist in der That mit seinem zusammengesetzten Wesen ein Product solcher Zusammenschmelzung. Als ich das erstemal daran und auf den „Römer" Rheinwein trank, erinnerte ich mich, daß ich, nach meiner Mutter Stammbaum, ein halb Dutzend deutscher Kaiser zu Ahnen gehabt zu haben scheine, was jedoch mein Selbstgefühl wenig erhöhte. Nur auf eines war ich unermeßlich stolz: daß unter ihnen der erste Europäer, der Stammvolk Friedrich II. gewesen. Man reden jetzt soviel von den Gefahren des Kosmopolitismus. Aber lassen Sie uns doch auch von dem Schaden sprechen, den die Cultur und die Menschenleere von dem schlaffen Patriotismus erleiden, der den Horizont, das Herz, das Hirn einkrümmt, der sie machte als der Hummel die Menschen zu dunkeln, Neuigkeit, und schiefen Lebensweisen macht, ebenso oft, zu wissen, als es sie zu Seelen macht. Gewiß daß ich in einer Reihe von europäischen Ländern in der Lage, die Leistungen dieser Art von Patriotismus [illegible] daß das hat mehr als alles andere mir die Gewißheit verliehen, daß der Nationalismus gleich wie der Individualismus für die Cultur unentbehrlich ist: daß das Kind zum Patriotismus erzogen werden muß, daß jedoch der entwickelte Mensch sich selbst erziehen muß, ihn wieder zu überwinden.

Wien, Juni 1901. Ellen Key.

Los von der Natur.*)

Ich kann in die Begeisterung, die dieses Buch erweckt, nicht ganz einstimmen. Viele Partien sind unverständlich, manche Sätze von einer Gedankentiefe, in die kein Taucher kommt. Der letzte Abschnitt — über den Zusammenhang von Schöpferkraft und Liebe — steht überhaupt zum Vorhergehenden in keiner Beziehung. Es scheint, daß Ruskin anfängt, die Geister zu verwirren, daß seine selbstherrliche Art, vom Thema abzuspringen und immer ob manny things statt von der Sache zu reden, manchem unserer Jüngeren den Kopf verdreht. Trotz aller Planlosigkeit und Schwerverständlichkeit aber zwingt Kunowski in seinen Bann. Das Buch ist kein Opus, das der Anregung eines Verlegers sein Entstehen verdankt. Es ist ein Werk, in dem ein ernster Mann sich über Fragen ausspricht, die ihn jahrelang marterten: der Schmerzensschrei eines Künstlers, der ziellos im Dunkeln tappte; der Jubelruf eines, der endlich das Ziel sieht.

Dieses „Ziel" hat im vergangenen Herbst zahlreiche Gutachten über Akademien und künstlerischen Unterricht zusammengetragen. Die meisten versochten die Ansicht, daß der Lehrer nichts besseres thun könne, als den Schüler frei gewähren zu lassen, da jede Beeinflussung die Eigenart tödte. Jetzt kommt eine Stimme aus dem andern Lager. Ein Mann, der Privatschulen und Akademien durchlief und hier überall nach freiem Gutdünken arbeitete, erscheint sich am Schluß seiner Lehrzeit als reiner Thor, weiß darauf hin, daß die Freiheit nur zu blodem Herumtappen führe und daß in Deutschland besonders alle Kraft sich nutzlos zersplittere, weil die Malerei aufs Geradewohl, nicht als lehr- und ernbare Wissenschaft betrieben werde. Wir durchwanderen moderne Ausstellungen. Wir sehen Bilder, die mit technischem Geschick sondergleichen die apartesten Naturstimmungen wiedergeben. Und sie lassen trotz allen Virtuosenthums kalt. Der Maler selber fragt sich in stillen Stunden vergebens, weshalb die Stimmung, die er vor der Natur so intensiv empfunden, im Bilde nur so unklar zutage tritt. Die Antwort liegt in den Worten Böcklins: „Die Natur birgt wohl in Farbe und Form den Inhalt aller möglichen Bilder. Doch des Künstlers Beruf ist, diesen Inhalt mit Verstand auszulesen, zu wählen, zu verbinden". Diese Fähigkeit der Synthese, die Fähigkeit, das Wichtige herauszuschälen und das Gleichgiltige wegzulassen, fehlt unseren Künstlern. Sie beginnen ihre Bilder, noch bevor sie sich selbst darüber klar sind, was eigentlich an dem Motiv sie fesselte. Sie arbeiten ins Blaue hinein, ohne vorher zu fragen, was zu accentuieren sei, was auszuscheiden

Diese Fähigkeit aber, die Natur bildmäßig zu sehen, ist lehr- und lernbar. Statt zu erlauben, daß der Schüler, ohne zu wissen warum, Studie auf Studie malt, hat der Lehrer ihn anzuleiten, das Significante jedes Naturausschnittes, das Significante jeder Physiognomie zu erkennen, sich logisch Rechenschaft zu geben, weshalb von hundert Bewegungen, von hundert Gestalten plötzlich eine zu uns spricht, während alle anderen nichts sagen. In diesem Sinne haben die alten Meister, wenigstens die Italiener, gearbeitet, und wenn auch das Schlagwort „Rembrandt als Erzieher" ein schiefes ist, so ist doch das andere „Leonardo als Erzieher" weit treffender. Denn dessen Bedeutung liegt nicht darin, daß er, göttlicher Inspiration vertrauend, die Welt mit einigen Meisterwerken beschenkte. Sie liegt darin, daß er der große Organisator des gesammten Kunstschaffens Italiens ward, indem er seine Aesthetik logisch begründete, in seinem Malerbuch den Schülern alles Lehr- und Lernbare seiner Kunst vererbte. Wie ist ein Zürnender, ein Entsetzter, ein Liebender darzustellen, wie Verzückung, Hingebung, Trotz, Bitterei zum Ausdruck zu bringen? Das war in jenen Tagen nicht dem Zufall, dem Spielen des einzelnen überlassen. Denn Leonardo hatte Regeln gegeben, hatte die Summe zahlloser Beobachtungen aufgezeichnet, und auf diesem festen Fundament konnten die Folgenden weiter bauen. Sie hatten nicht nöthig, jeder für sich die Malerei neu zu erfinden, die Beobachtungen, die schon andere gemacht, nochmals mühselig auch zu machen, sondern alles Wissen war Allgemeingut. Jeder wußte auszuwendig, wie sein Meister den unendlichen Reichthum der Natur anfasste, durch welche Gebärden, welche Mimik er bekannte Gefühle zum Ausdruck brachte. Jeder hatte bei jeder neuen Aufgabe schon den Typus, das Schema zur Hand, das nur variiert werden mußte, um immer neu zu stimmen. Und daraus, daß der gesammte Tradition in jedem einzelnen lebendig war, daß wenige Feinfühlende Meister nur weiter ausgebaut und verfeinert wurden, erklärt sich die unerhörte Classicität der alten Kunst. Daraus

erklärt sich, dass Meister auftreten konnten wie Rubens und Rafael, die fast fabrikmäßig — ganz wie die Japaner — Kunst im höchsten Sinne des Wortes erzeugten, während beim Größten der Modernen ein zufälliger glücklicher Wurf mit ganz misslungenen Arbeiten wechselt. Daraus allein auch erklärt sich, dass die alte Kunst trotz aller Vornehmheit zugleich eine Volkskunst war. Heute stößt alles Neue auf Unverständnis, wird als bizarr, als capriciös empfunden, weil es abrupt kommt, ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist, momentaner Eingebung, subjectiver Laune sein Dasein dankt. Aber die Venus von Milo und die sixtinische Madonna wurden verstanden, weil sie Dingen, die jeder kannte, die classische Form gaben, weil sie nur Glieder einer festgefügten Kette waren, weil ihre Meister nicht aus dem Nichts, sondern aus der Ueberlieferung herauswuchsen. In diesem Sinne ist der Kunstunterricht zu reorganisieren. Auf die Freiheit muss wieder das Gesetz, auf das zielslose Draufloswagen die Wissenschaft folgen. Auch die Kunst Frankreichs dankt ihre Größe nur dem Umstand, dass sie niemals die Fühlung mit der Vergangenheit riss, alle Errungenschaften der Piadhöhe sofort wissenschaftlich begründet und als Lehre und Lernstoff dem kommenden Künstlergeschlecht vermachte.

Im Grunde genommen sind diese Ideen nicht neu. Kunowski erzählt selbst, dass er die entscheidenden Anregungen einem seltsamen Manne dankt, der groß veranlagt, doch in der Bewegung gehemmt, als Lehrer an der Breslauer Kunstschule verkümmerte: jenem Albrecht Bräuer, dem auch Gerhart Hauptmann in der Gestalt des Michael Kramer ein Denkmal setzte. Analoges fand in Boeckins Tagebuch enthalten. So denn er sagt: „Ich glaube nicht, dass das viele Naturstudieren besonders förderlich ist. Oft geht man in der Natur zwischen Steinen, Bäumen und Büschen, ohne etwas zu finden, das wert ist gezeichnet zu werden. Und plötzlich wird man durch eine Kleinigkeit (einen Busch, der gegen die Luft steht oder dergleichen) überrascht. Fragt man sich dann: Woher kommt es, dass man sich hier sagen muss, das ist so schön, wie man es sich zum Bilde nur wünschen kann, so wird man durch die Lösung einer solchen Frage mehr lernen, als durch vieles Studienzeichnen.“ Auch auf Hand v. Marées kann verwiesen werden; auf Adolf Hildebrandt, Conrad Fiedler und Karl v. Pidoll, die literarisch Marées' Lehren verbreiteten. Aber Kunowski hat das alles doch so selbständig durchdacht, so sehr am eigenen Leibe erlebt, dass seine Worte wie ein Evangelium wirken. Schade, dass die moderne Nervosität und vieles andere der Sache im Wege steht. Sonst wäre es möglich, dass ein schöner Traum sich erfüllte. All das Suchen und Tasten, all das unklare Streben, das wir seit Manet erleben, könnte die Einleitung zu einer großen Synthese sein, zu einer Kunst, die — neu, verwoben und volkstümlich zugleich — wie in den Tagen Griechenlands unser armes Leben verklärt.

Richard Muther.

Drei Künstlerdramen.

Ein Holmgang Ibsen, Björnson, Hauptmann.

II.*)

In seinem Drama „Ueber unsere Kraft“ hat Björnson das religiöse Problem behandelt, das Ibsen so oft gestreift hatte, nur dass dieser mehr von der ethischen Seite desselben ausgegangen war, während Björnson das dogmatische Moment in den Vordergrund gestellt hat. In „Laboremus“ bringt Björnson, ähnlich wie Ibsen in seinem Epilog, das Wesen des künstlerischen Schaffens in Verbindung mit dem Schicksale und dem Liebesleben seines Helden. Aber die Verbindung ist viel äußerlicher als bei Ibsen. Bei diesem ist die künstlerische Idee bestimmend für das ganze Verhältnis zwischen dem schaffenden Manne und der in dem Kunstwerk verkörperten Frau, bei Björnson aber dient das Kunstwerk, von dem die Rede ist, eigentlich nur als Hebelpunkt für die Bemühungen derjenigen, die den jungen Künstler von einer Frau, die seiner nicht wert ist, loszissen wollen.

Der Opernstoff Undine war der Kuppler gewesen, der den jungen Componisten Langfeld und die Pianistin Lydia zusammengeführt hatte. In der Oper Undine soll die Sehnsucht des Meeres nach dem Himmel zum Ausdruck gebracht werden. Undine ist Langfeld das Meer, „das Meer, das zum Lande will . . . auch den Himmel wiederspiegeln kann“. „Wie muss das Meer schwermüthig in die Unendlichkeit hineinsehen . . . Das Land kann es nicht verrücken, den Himmel nicht erreichen.“ Undine „spiegelt den Himmel wieder, aber sie hat ihn nicht. Darum: Bieder hinab! zurück von allem, was fest und unerreichbar ist. Sie umschlingt und flieht . . . Sie begehrt und weicht.“

In Undine erblickt Langfeld aber auch ein Bild der Musik. „Die Musik muss das Leben, wie das Meer um das Land. Das, was davon stürmt — auf Abenteuer — sozusagen die Fortsetzung, das, was sich nicht halten, nicht einholen lässt — aber auch niemals Ruhe bekommt.“ „Immer auf der Grenze! Zwischen Bekanntem und Unbekanntem, weiter als sie selbst weiß, geht die Musik. Wenn alles gesagt ist, spricht sie weiter. Aber sie endet in dem, was sie auch nicht sagen kann.“ Die Parallele zwischen Undine und der Musik mag recht müßig erscheinen, den positiven Kern der Bemerkungen Langfreds über Musik aber haben wir präciser schon bei E. T. A. Hoffmann und bei Richard Wagner gelesen. „Das ist ja eben das wunderbare Geheimnis der Tonkunst,“ sagt Hoffmann, „dass sie gerade da, wo die arme Rede verstegt, erst eine unerschöpfliche Quelle der Ausdrucksmittel eröffnet.“ Und bei Wagner heißt es: „Die Tonsprache spricht als reines Organ des Gefühles gerade nur das aus, was der Wortsprache an sich unaussprechlich ist.“ Und: „Die Wahrheit ist die Größe des Dichters am meisten dadurch zu ermessen, was er verschweigt.“ „Spanne deine Melodie kühn aus,“ ruft er dem Componisten zu, „dass sie wie ein ununterbrochener Strom sich durch das ganze Werk ergießt: in ihr sage du, was ich verschweige, weil nur du es sagen kannst und schweigend werde ich alles sagen, weil sich dich an der Hand führe.“ Da Langfred Richard Wagner citiert, wo er sich gegen dessen „endlos fleigendes Heben und Ziehen“ ausspricht, hätte er ihn ganz gut auch hier nennen können, wo er bei ihm eine kleine Anleihe macht; dafür würden wohl die meisten die in der etymologischen Ableitung des Namens Langfred durch Julia liegende Wagner-Reminiszenz überhaupt am liebsten vermissen: „Langfriede! . . . Du sollst mir den langen Frieden bringen.“ („Wo mein Wähnen Frieden fand, Wahnfried“ . . . 2c. oder „Gutrun — Sind's gute Runen . . .“ 2c.)

Undine ist aber für Langfred nicht nur das Meer und die Musik, sondern auch Lydia und darum ist Lydia gar nicht einverstanden mit Langfreds Ansicht, dass Undine den Himmel nicht erreichen kann. Lydia hat freilich etwas weltfremde Anschauungen darüber, was für sie der Himmel ist. Als sie noch eine arme Pianistin war, da stellten offenbar die „schönen Häuser im Villenviertel“ für sie den Himmel dar, und um dieses Himmels theilhaftig zu werden, heiratete sie den alten Herrn Wisby, ohne dessen Hilfe Undine eben den Villen-Himmel nicht erreichen konnte. Freilich war die Erreichung des Zieles für sie nicht so einfach wie für die „Frau vom Meere“, die auch mit einer Neigung für einen andern im Herzen, um der Verlorgung willen, den Distriktsrath Dr. Wangel zum Manne genommen hatte. Denn Herr Wisby war verheiratet. Aber wie man bereit Schwierigkeiten beseitigen kann, das hatte ja schon Rebekka West, jene andere „reizende Meerfrau“, wie Ulrik Brendel sie titulierte, gelehrigen Schülerinnen vorgemacht. Frau Wisby war krank. Sie war von der Tuberculose befallen. In drastischer Weise schildert uns Lydia ihren Zustand als den eines „phthisischen Skeletts, das seine Knochenarme nach dem lebendigen Leben ausstrecken will,“ seinen „Gestathem in das Dasein röchelt,“ als Personification der „Schwindsucht-Gefahr“. Ein Heilung hatte man Frau Wisby Mühe empfohlen. Vielleicht hatte Fräulein Borgun, Frau Wisbys erwachsene Tochter, diese Mühe besorgen können, aber Fräulein Borgun theilte uns selbst mit, dass sie nicht um ihre Mutter sein konnte, weil Tuberculose „ansteckend“ sei. So engagierte man denn durch eine Concertagentur eine ausgezeichnete Pianistin, eben unsere Lydia, die sich für Geld jenen Gefahren unterzog, die Fräulein Borgun vielleicht aus Liebe hätte auf sich nehmen können. Aber wenn die eigene Tochter eine so herzlose Person war, dass sie, um nicht selbst krank zu werden, sich von der Mutter ferne hielt, von der Mutter, die sie gewiß in ihrer Krankheit treu gepflegt hatte und nicht darnach gestagt hätte, dass Tuberculose, Typhus, schwarze Blattern, Pest ansteckend sind — was konnte Frau Wisby von Fräulein Lydia erwarten? Fräulein Lydia hatte die Kranke schon zur Hälfte gesund gemacht, da fiel es ihr ein, Herrn Wisby zu heiraten, und nun wollte sie natürlich „seine Frau nicht mehr heißen. Sie wollte sie aus dem Wege schaffen“. Sie nahm „ihre Kräfte, Stück um Stück“. Mit ihren Blicken, mit ihren Augen, mit ihrer Musik. Auch die Musik kehrte sie gegen die Kranke“. Und die Kranke „verstand alles . . . sagte nichts . . . und starb“. Und dann heiratete Herr Wisby diese seltsame Clavierkünstlerin.

So hatte sie zunächst ihren Himmel erreicht. Aber gar bald verlangte sie nach einem anderen Himmel. Erstens war Herrn Wisby gleich nach der Brautnacht der Geist seiner Frau erschienen und hatte ihm mitgetheilt, „die, von der du jetzt kommst, die hat mit dem Leben gewonnen,“ zweitens hatte der Arzt der jetzigen Frau Wisby, Dr. Nann, Herrn Wisby die Mordgeschichte bestätigt und graviernde Eröffnungen über das Verleben Lydias gemacht, was natürlich alles nicht ohne Einfluss auf das Benehmen Herrn Wisbys gegen seine Gattin bleiben konnte, und drittens geriet Lydia der junge Langfred viel besser als der alte Wisby. Und so erblickt sie den Himmel jetzt darin, dass der junge Langfred mit ihr durchgehen solle. Der junge Langfred findet sich hierzu willig bereit, er fängt schon an seine Noten einzupacken, und Undine konnte ungefährdet ihren zweiten Bräutigam erreichen, wenn der junge Langfred keinen Onkel hätte. Dieser Onkel ist Doctor Nann, ebenso originell als Onkel seines Neffens, wie er es seinerzeit als Arzt der Frau Wisbys und als Freund des Herrn Wisby gewesen war. Als Arzt hatte er seine Patientin verlassen, weil er geglaubt hatte, es sei nicht alle Hoffnung auf ihre Genesung ausgeschlossen. „Niemand sage,“ ruft er mit Emphase aus, „dass sie doch streben müsse, wie es auch sonnen wäre. Hätte ich nicht

*) Siehe Nr. 350 der „Zeit“.

Digitized by Google

geglaubt, daß sie selben könnte — daß sie auf dem Wege der Besserung war — wäre ich denn von ihr gereist? Hätte ich sie dann einem anderen Arzt überlassen?“ Ein gewöhnlicher Arzt würde wohl sagen: „Wäre noch irgend etwas zu machen gewesen — wäre ich dann von ihr gereist? Hätte ich sie dann einem anderen Arzt überlassen?“ Ebenso sonderbar wie die Argumentation des Arztes Dr. Kann, ist auch die Argumentation des Freundes Dr. Kann: er hatte Herrn Wisby keinerlei Ausschlüsse über den Charakter und die Handlungsweise Lydias gegeben, um ihn zu „schonen“. Eine solche Motivierung ist schon offenbare Hilfslosigkeit des Dramatikers und so wird versucht, auch hinter der früher erwähnten Erklärung Borgnys, sie habe darum nicht um die kranke Mutter sein können, weil deren Krankheit ansteckend war, keine Gesichtsroheit der jungen Dame und kein verschrobenes Princip des Dichters zu suchen, sondern in ihr nur einen unglücklich gewählten technischen Behelf zur Construierung der erforderlichen Situation zu erblicken. Denn eben dieser jungen Borgny bedienen sich der Dichter und Dr. Kann als eines klugen und liebenswürdigen Wesens, um durch sie den Neffen Langfred von Lydia abzuziehen und seiner Arbeit wieder zuzuführen.

Daß dieser seltsame Arzt und Freund auch als Onkel nicht normal sein und nicht auf die einfache Idee kommen kann, mit seinem Neffen deutsch oder vielmehr norwegisch zu reden, ist ja wohl selbstverständlich. Er will sich nicht „einmischen“, wenigstens „nicht so, daß er es merkt“. So führt er denn Wisbys Tochter Borgny unter falschem Namen bei ihm ein, als eine Dame, die von seiner Undine gehört hat und ihm „eine wirkliche Begebenheit“ erzählen möchte, was „seinen ganzen Plan von Grund aus ändern“ könnte. Fräulein Borgny ist „als Reporterin aus Norwegerin in einer Person“ auch gar nicht ängstlich, bei Herrn Langfred allein in seinem Hotelzimmer zu sein. Aengstlich war sie nur damals gewesen, als es sich darum gehandelt hatte, die kranke Mutter zu pflegen. Sie erzählt Langfred nun die Geschichte dieser Mutter, die durch Lydia mit Musik getödtet wurde, aber ohne sich zu erkennen zu geben oder Namen zu nennen, nur als Motiv für die Undine. Langfred macht auch sofort die Anzuwendung für seine Oper, daß der, den Undine liebt, verheiratet sein muß. Und da Undine die Frau des Geliebten tödten will, hat sie „Gesetze verletzt, die sie nicht kannte“ und sich hierdurch „den Weg zur Welt verspertt, zu der sie hinauf wollte“. Fräulein Borgny hält die Anregung, die sie zur Aenderung der Oper Undine gegeben hat, für völlig genügend, da sie erfährt, Langfred wolle der großen Pianistin, mit der er alles bespreche, die Sache erzählen, und sie empfiehlt sich mit dem ganz in Ibsen'scher Manier mehrdeutig geformten Wunsche, daß da, wo Langfred arbeite, „reine Luft sein möchte“.

Es ist das doch etwas gewagt von ihr. Langfred könnte ja mit Lydia zuerst durchgehen und dann erst von der Undine mit ihr reden. Oder Lydia könnte klug sein und sich in dem Gespräch oder Undine seine Blöße geben. Aber Langfred ist das Reden über Musik wichtiger als die Vereinigung mit Lydia, und Lydia ist thöricht. Sie ist gegen die Aenderung, die ihr als „sentimentaler Plunder“ erscheint: „Es wird ja ein Kampf zwischen Liebe und Moral. Als ob wir nicht genug davon hätten!“ Sie verheimlicht geradezu die Pianistin, die nur „nahm, was ihr altes Recht war“, und sieht „kein Verbrechen in der That der Undine“, denn „das Märchen von der Undine, das ist die große Naturesehnsucht, die große Liebe zu dem, was über ihr ist, zu dem, was erlöst, es möge kosten, was es wolle.“ In dem sich um dieses Thema entwickelnden Wechselgespräch nun erkennt Langfred, wie verschieden ihre beiden Naturen sind, daß sie „zwei verschiedenen Welten“ angehören. Er spricht schon ganz unverblümt den ihm von Borgny suggerierten Wunsch nach „reiner Luft in den Stuben“ aus, sie aber ist empört über ihn, daß er „einen großen antiken Stoff“ so entstellen will durch „dies christliche . . . . .!“

So wärten also die beiden bereits getrennt, und es bedürfte gar nicht mehr des nochmaligen Erscheinens Borgnys, die Lydia schon früher durch ihre Aehnlichkeit mit der verstorbenen Frau Wisby erschreckt hatte und nun deren Frage „Wer bist du?“ mit den zwischen orakelhaftem Pathos und platter Aufklärung schwankenden Worten „die Tochter meiner Mutter“ beantwortet. Lydia verliert hierauf „ihre ganze Stärke“ und „geht langsam hinaus“, Borgny fühlt vorläufig das Bedürfnis, zu ihrem Vater zu gehen, der seit Beginn des zweiten Aktes spurlos verschwunden ist, und Langfred, den der Onkel schon im zweiten Akt durch die Ueberreichung des väterlichen Siegels mit dem Wahlspruche „Laboremus“ vergeblich zur Arbeit gemahnt hatte, erklärt nun, daß er noch lange nicht werde arbeiten können. Friedrich sagt der Onkel hinzu: „Aber dann wird's besser.“

Zunächst wird er nach seinem Lehrsatze, daß gesunde Menschen „Arbeit und Frau ans deutschen Zuckerle heraus“ wählen, wohl Fräulein Borgny heiraten. Ob wir es wünschen sollen, daß er dann an seiner Undine weiterarbeitet, das wissen wir freilich nicht. Im zweiten Act hat uns zwar Lydia „einige Takte aus dem Hauptmotiv der Undine“ angekündigt, aber sollen wir uns wirklich aus dem, was uns da ein Herr Kapellmeister in das Drama componiert, ein Urtheil über die musikalische Begabung des Helden bilden? Das ist immer geschwindelt, wenn und in einem Theaterstück auf der Bühne ein Kunstwerk, einer der handelnden Personen vorgeführt wird. Aber da Ibsen die „Auferstehung“ seines Helden beschreibt, muß uns Björnson doch wenigstens ein paar Takte der Oper des seinigen vorführen. Und überall sehen wir dieses äußere Anlehnen an Ibsen, in einzelnen Figuren, in der Verarbeitung von Ibsen behandelter Motive, ja auch in der Nachahmung jener Art des Ausdruckes, die auf eine tiefere Bedeutung hinweist und in uns forschendes Grübeln zurücklassen soll, was es wohl sei, auf das der Dichter uns hinzeigt. Nur daß bei Björnson die bedeutsamen Worte oft nur leere Decorationen sind, die wohl die Menge täuschen, hinter denen aber in Wahrheit nichts steckt.

Viel weniger als Björnson lehnt sich Hauptmann an Ibsen an: und doch wie viel weiter reicht er an ihn heran. Auch zu seinem Michael Kramer mag Ibsens Epilog die Anregung gegeben haben. Auch hier steht ein Künstler im Mittelpunkte der Handlung, auch hier erfahren wir im wesentlichen, was sein Kunstwerk darstellt — „den Mann mit der Donnerkeule“ — auch hier eine Reihe feiner Bemerkungen über das subjective Schaffen und Empfinden des Künstlers, auch hier der Gedanke von der erlösenden Macht des Todes („der Tod ist die mildeste Form des Lebens“) und ein unbestimmtes Ausklingen in die letzte, ewige Frage, „wohin es geht“: „Von irdischen Festen ist es nichts! Der Himmel der Phäsen ist es nicht! Das ist es nicht und jen's ist es nicht, aber was . . . was wird es wohl sein am Ende?“ Hiermit ist aber die Aehnlichkeit auch zu Ende, kein Johannes Wockerat erinnert hier an einen vorbildlichen Heilmar und ganz selbständig ist Hauptmann auch in der Wahl und Gestaltung seines Stoffes.

Es ist ein ganz eigenthümliches Problem, das Hauptmann diesmal behandelt. Vielleicht hat ihn zunächst nur die technische Schwierigkeit daran gereizt — aber schließlich ist auch dem tiefinnersten Wesen nach ein echtes Kunst- und Meisterwerk zustande gekommen.

Drei Akte hindurch führt uns der Dichter einen jungen Menschen vor, von dem wir nichts wie Schlechtes sehen und hören. Talent hat er zum Malen, das ist sein einziger Vorzug, aber auch der wird nur zum Anlaß, uns seine Trägheit um so widerlicher erscheinen zu lassen. Wir sehen im ersten Act die Roheit des Burschen gegen Mutter und Schwester, im zweiten seine Verschlossenheit und Verlogenheit gegenüber den ergreifenden Versuchen des Vaters, den Weg zu seinem Herzen zu finden, im dritten seine lüsterne Begehrlichkeit im Verkehre mit einem jungen Mädchen, sein prahlerisches Getue und seine Feigheit. Und nachdem nun der junge Mann durch Selbstmord geendet, hat der Dichter im letzten Akte die Gestalt, die in den drei Akten lang durch diese Charakterzüge kam, empor, immer höher und höher, er läutert sie uns durch den Schmerz des Vaters, er zeigt sie uns in der verklärenden Kraft des Todes und schließlich gewinnt er nicht nur dem trauernden Vater, sondern auch dem betrauerten Sohne unser Mitgefühl. Ja nicht nur unser Mitgefühl — mehr, er bringt ihn und innerlich nahe!

Wir werden zunächst ergriffen von dem Schmerze des alten Mannes, der vor Glück und Freude gezittert hatte, als seine Frau nach vierzehnjähriger Ehe ihm den ersehnten Sohn geboren hatte, der sich mit dem Neugeborenen in seiner Klause eingeschlossen und ihn wie im Tempel vor Gott dargestellt hatte — und der dann sehen mußte, daß er den Weg zu dem Innern aller seiner Schüler finde, nur nicht zu dem seines Sohnes. Wir lesen uns aber auch die Frage vor, mußte das alles so kommen? An dem schief gewachsenen, häßlichen Knaben hatten sie wohl alle die ganzen Jahre hindurch geständigt. Die Mutter durch blinde Parteilichkeit, der Vater durch ein Ueberma von Ernst und Strenge, die Schwester durch kühle, Objectivität und — und erst jetzt — anderen „schlimme Bestien sind doch die Menschen!“ sagt uns der Vater, und nach dem Bilde, das sich im dritten Akte vor uns abspielt, können wir es uns ja wohl ausmalen, wie sie es überall und immer mit ihm getrieben, mit dem Knaben, der in die Schule gieng, mit dem Jüngling, der die Akademie in München besuchte — mit dem Nichtsthuer, der in den Straßen und Schenken herumlungerte. Trefflich hat uns der Dichter einige dieser Qualgeister vorgeführt. Liese Bauch vor allem, die Tochter des „Reinemachens“ und die ewige Feindin Wagnis, und jene, die an der Oberfläche der Dinge haften, werden auch die Verwunderung nicht ganz los, daß der alte Kramer nun auf einmal ganz anders von seinem Sohne redet als früher und schließlich dessen Tod mit dem des Heilands in eine Parallele bringt. Und doch ist das Wagnis gelungen und Hauptmann hat mit höchstem

Digitized by Google

Geschick die große Gefahr vermieden, daß der Gegensatz zwischen dem, was wir soeben von dem Sohne gesehen, und der Art, wie nun über ihn gesprochen wird, uns komisch erscheine und zum Lachen verleite. Und so ist der letzte Akt von „Michael Kramer“ in gewissem Sinne ein Gegenstück zu den merkwürdigen Capiteln, in denen Sterne im „Tristram Shandy“ den alten Shandy den Tod seines Sohnes Bob betrauern läßt, und in denen er uns, ohne unser Empfinden zu verletzen, von dem Mitgefühle mit dem trauernden Vater sachte hinüberführt zu dem Mitleiden mit dem Thoren.

In „Schluck und Jau“ hatte Hauptmann einen mißlungenen Versuch gemacht, die Art Calderons mit der Art Shakespeares zu kreuzen, er hatte aber vor allem darauf vergessen, daß wir modernen Menschen Scherze, die sich die Mächtigen dieser Erde mit armen Teufeln erlauben, nicht mehr komisch, sondern nur mehr anwidernd finden können. In „Michael Kramer“ ist Hauptmann wieder zu seiner eigenen Art zurückgekehrt. Er möge bei ihr bleiben. Dann kann er mit Ehren auch vor dem großen Norweger bestehen. Und, wenn er wieder ein Stück schreibt, so möge man es doch in Wien aufführen, auch wenn es in Berlin durchfallen sollte: bester ein durchgefallener Gerhart Hauptmann als ein erfolgreicher Otto Ernst.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Das von Herrn v. Koerber in der parlamentarischen Buttonshalle zu dem „kannend billigen“ Preise von rund einer Milliarde Kronen für den österreichischen Staat käuflich erworbene Ausstellungsobjekt: „Der Völkerfriede in Böhmen“ hat, vom malerischen Standpunkte betrachtet, nur einen Fehler. Es wirkt bloß, wenn man aus der Ferne betrachtet, und immer deutlicher besser, je weiter man von der Bildfläche entfernt ist. In der Nähe besehen, ist es dagegen nicht zu erkennen.

*

Gelegentlich der Kaiserreise in Böhmen z. B. konnte man in den weißen Wiener Blättern lesen, wie großartig nebsdem die beiden Nationalitäten in Böhmen sind. Die Wiener Blatter werden eben gerade in der richtigen kilometrischen Distanz von Böhmen redigiert, um das Koerber'sche Bild schon zu finden. Am meisten hat sich dabei das Wiener „Fremdenblatt“ ausgezeichnet, indem es schrieb:

„In der That wurde die Festwoche in Böhmen nirgends auch nur durch das geringste Symptom nationaler Nervosität getrübt.“

Daß „Fremdenblatt“ ist ja bekanntlich hochoffiziös, und die Offiziösen sind, ebenso bekanntlich, von der Wahrheit immer und überall um einige geographische Breitegrade weiter entfernt, als andere Leute. Ein gebildeter Mensch wird das leicht begreifen. Nicht minder aber auch, daß die an Ort und Stelle erscheinenden, die böhmischen Blätter, von dem Völkerfriedensbild gelegentlich der Kaiserreise beinahe nichts bemerkt haben. Die „Narodni Listy“ haben sogar das Ausstecken schwarzgelber Farben gelegentlich der Kaiserreise für Landesverrath erklärt. Thut nichts! „Die Festwoche — wie sagt doch der Mann im Monde, pardon! — „Fremdenblatt“ — die Festwoche in Böhmen hat nirgends auch nur durch das geringste Symptom nationaler Nervosität getrübt.“ Die ungetrübte Freude, die schwarzgelben Farben als Landesverrath geächtet zu sehen, kann man den patriotischen Oesterreichern des „Fremdenblatt“ ruhig gönnen.

*

Die ausländischen Blatter haben bei Beschätigung des Koerber schen Ausgleichswerkes natürlich eine wenigstens noch günstigere Stellung als selbst die Wiener Blätter, weil sie von dem Bild noch weiter entfernt sind, als diese. In ganz weit entfernt gelegenen, wie etwa den hotokudischen Blättern, Herrn v. Koerbers Ansicht gelegentlich der Kaiserreise zu verfolgen, waren wir leider durch Zeitmangel verhindert. Aber schon die Urtheile der reichsdeutschen Blätter waren uns vortheilhaft genug. Ihre Berichte über den Verlauf, sowie den Erfolg der Kaiserreise waren denn auch fast durchwegs entschieden — was sich eben aus der großeren Entfernung zwanglos begreift. Nur ein Blatt hat diesmal den „Misvorgangten“ gespielt, ein Blatt, dem sonst diese Rolle eigentlich fremd ist, die „Kölnische Zeitung“. In einem langen Feuilleton über die Kaiserreise wird das nationalpolitische Terdikt gefällt. Angesangen von der Thatsache, daß von dem „Hochpunkt“ der Kaiserreise, der Feier der Krönung der Moldau brücke, die Deutschen dadurch ausgeschlossen wurden, daß der Eintritt nur rein czechische Einladungen dazu verstatte, bis zu der anderen That sache, daß der Bürgermeister von Prag sich weigerte, dem Kaiser bei zuwohnen, wenn man dort nicht in der nationalen Czamara erscheinen dürfe, werden in dem Reisefeuilleton der „Kölnischen Zeitung“ als unerquickliche Vorfälle von der Koerberei als ebenbürtig „Symptome nationaler Nervosität“ dargestellt, durch die der Besuch des Kaisers in Oesterreich-Ungarn „getrübt“ wird. Doch an all dem ist nicht Herr v. Koerber schuld, sondern nur die „Kölnische Zeitung“. Während die anderen reichsdeutschen Blätter sich mit den Berichten des offiziösen Correspondenzbureaus und den dazu gewonnenen „unmittelbaren“ Eindrücken ihrer in Wien in der Nähe des Preßbureaus gebliebenen Correspondenten begnügt haben, ist die „Kölnische Zeitung“ so unvernünftig gewesen, einen Correspondenten zur Kaiserreise an Ort und Stelle nach Prag zu schicken. Dort in dem Raum gleich am ersten Tage das Mißlingen passiert, das er mit eine an den Prager Bürgermeister in deutscher Sprache gerichtete schriftliche Bitte um eine Unterredung mit der Bundeseinheit seine Antwort erhielt. Auch beim Bad der Krönung der Schlacht unvorsichtiger Weise betrachtet und dabei allerlei Alcohol mit dem arglosen Friedensbilde bemerkt kann, kein Blut ist durch die dazwischen des Angesichtes erworbene Buddharuhe bedeutlich „getrübt“ worden. Deshalb ihm ganz recht! Wozu ist der Ungläubliche auch nach Prag gegangen, wenn er die Völkerversöhnung in Böhmen lennen lernen wollte? Das hätte er billiger und — was die Hauptsache ist — besser, d. h. ungetrübter in Wien haben können: Herrengasse 7.

*

Wie wir hören, beabsichtigt die Wiener Künstlergenossenschaft für ihr Schnaufest im nächsten Winter den Völkerfrieden in Böhmen zum Vorwurf zu nehmen. Die Besucher müssen sich schon durch ihr Costüm entweder als Deutsche oder als Czechen deklarieren. Die Herren, die als Deutsche mimirten wollen, erscheinen im Frack, die, welche als Czechen auftreten, kommen in der Czamara. Ministerpräsident Herr v. Koerber hat natürlich auch sein Erscheinen zugesagt. Um seine „Neutralität“ zu markieren, wird er ein neu zu construierendes nationalpolitisches Verbindungsfeld tragen, dessen linke Hälfte ein halber Frack, dessen rechte Hälfte eine halbe Czamara sein, deren Aermel aber das ungetrübte Gold der Völker Oesterreichs symbolisieren wird. Die Minister Hartel und Rezek, werden sich in einem gemeinsamen Paar Unaosprechlicher zeigen, aus denen nur ihre Rümpfe und Köpfe getrennt herausragen werden. Die Rede, die Herr v. Koerber halten wird, wird natürlich doppelsprachig sein und genau soviel Buchstaben deutsch wie czechisch enthalten und im Czechischen ebenso wenig einen klaren politischen Gedanken enthalten wie im Deutschen.

*

Zu derselben Zeit, da Herr v. Koerber in Prag weilte, hat der Circus Barnum dorselbst sein Gastspiel eröffnet.

*

Den böhmischen Lehrern sagte Herr v. Hartel in Prag, „daß die Lehrer in Oesterreich sich größerer Freiheiten zu erfreuen hätten, als in irgend einem Lande der Welt“. Ganz richtig! Die Lehrer genießen nämlich in Oesterreich nebst den anderen Freiheiten auch noch die Freiheit des Verhungerns, die ihnen durch die niederen Gehalte, die schlechten Avancementsverhältnisse, die allgemeine Protectionswirthschaft und die politische Verfolgungssucht mit mehr als staatsgrundgesetzlicher Sicherheit gewährleistet ist.

*

Als Herr v. Koerber noch Sectionschef war, wurde ihm in Beamtenkreisen rühmend der Ausspruch nachgesagt, daß es in der österreichischen Verwaltung nicht besser werden würde, ehe nicht die aristokratischen Statthalter wegjagt würden. Als nun in diesen Tagen Herr v. Koerber als Ministerpräsident in Prag die Statthalterei beamten begrüßte, pries er die „bewährte Führung des von mir und Ihnen gleich verehrten Herrn Statthalters“. Ja, was soll wohl dieser Dodel sprach Koerber? Will Herr v. Koerber damit sagen, daß auch die Prager Statthaltereibeamten ihren Chef, den Grafen Coudenhove, zum Teufel wünschen? Oder hat Herr v. Koerber, der große Ministerpräsident, nicht mehr so viel Muth der Wahrheit wie einst Herr v. Koerber, der kleine Sectionschef?

*

In derselben Rede sagte auch Herr v. Koerber zu den Beamten: „Ihre Instruction ist Ihr Eid.“ Es ist richtig, daß bei manchen Beamten die ganze geistige Vorbereitung zu ihrem Amte wirklich in nichts anderem besteht, als im Hinuntergleiten ihres Eides in guter Meinung für diese Gattung von Beamten dürfte gerade der Graf Coudenhove sein. Der Eid, besonders der Geheimrathseid, reicht ja wohl, wie die Erfahrung zeigt, zur Beforgung der höchsten Staatsgeschäfte in Oesterreich vollständig aus. Aber für die kleinen Verrichtungen, die gerade der großen Masse der gewöhnlichen Beamten obliegen, reicht ja doch der Eid allein nicht aus, es muß auch noch eine, oft sehr bedeutende, Portion Sachkenntnis hinzutreten. Das ist doch sonst dem Herrn v. Koerber wohl bekannt. Nur im Augenblick des Grafen Coudenhove hat er auf die Sachkenntnis vollständig verzichtet. Herr v. Koerber ist eben ein höflicher Mann. Im Hause des Hohenten soll man nicht vom Streit und im Bureau des Grafen Coudenhove soll man nicht von Sachkenntnis reden.

*

Die Minister v. Hartel und Rezek haben sich in Prag von den Hofdiners dispensieren lassen, um die dadurch gewonnene Zeit zu Inspectionen zu benutzen. Der Eindruck, den sie dadurch sonstigen in Cabinet sonstigen zu durch ohne „Fleißaufgaben“ nicht schlafen gehen. Hoffentlich bleibt ihnen nun auch der Fleißzettel in der „Wiener Zeitung“ nicht lange aus.

Volkswirthschaftliches.

Der von uns so oft besprochene Verlosungsschwindel der Bnschtiehrader Bahnprioritäten in nun endgiltig erledigt. Der Oberste Gerichtshof hat die Entscheidung des Civilhandelsgerichtes Prag ange hoben und entsprechend der Entscheidung der ersten Instanz dem Curator die Bewilligung zur Klageführung verweigert. Der Oberste Gerichtshof hat sich also wieder auf den Standpunkt der Rechtsverwegung begeben, den er im Prag Tiroer Consolsfall eingenommen hatte, den er aber in der Laufen schien, da er für die Bnschtiehrader Prioritäten einen Curator bestellte und die Einberufung der Versammlung der Rechte der Prioritäre begründete. Aus dem Umstande, daß von 9814 umlaufenden Prioritäten nur 1213 in der Versammlung vertreten waren, von denen 1053 in die Proceßführung und ein Beitzer von 1?00 Stücken gegen dieselbe gestimmt hatten, schließt der Oberste Gerichtshof, daß die überwiegende Majorität der Prioritäre ihre generalisierten Rechte nicht für gefährdet erachtet habe, respective es nicht für angezeigt erachtet, mit der Klageführung vorzugehen. Aber dabei wollen wir uns nicht lange aufhalten, denn hier ist wahrlich kaum mehr die Rede des Obersten Gerichtshofes mit halten, dass die ganze Angelegenheit dadurch eine Beschwichtigung hat, um einer Serien Wunderlast der Betheiligten beschieden werden. Dieser Argument ist kein Entscheidungsgrund, sondern eine Ausrede. Allerdings sind der Oberste Gerichtshof einen ähnlich und ähnlich Entscheidungsgrund an. „Warum kommt noch, daß kaum Zweifel? der Zeichen der Prioritäre oder einzelne

Digitized by Google

Priorität in der Lage ist, seine Rechte gegen die Actiengesellschaft, wenn gleich in anderer als in der vom Curator in Aussicht genommenen Weise, zu wahren." Man ist gewohnt, den Entscheidungen der Gerichte und vor allem des Oberlen Gerichtshofes einen gewissen Respect entgegenzubringen. In diesem Falle aber macht es einem der Oberste Gerichtshof schwer. Der Art. 7 sagt nämlich nur, dass die Prioritäre, wenn die Gesellschaft ihren Verpflichtungen ihren gegenüber nicht nachkommt, berechtigt sind, die sofortige Rückzahlung zu verlangen. Das ist directer Hohn auf die sich geschädigt erachtenden Prioritäre. Diese beklagen sich, dass ihre Rechte verletzt werden, weil sie ein Recht haben, tilgungsplanmäßig und durch bis ans Ende der Laufzeit des Tilgungsplanes reichende Bedingungen rückgezahlt zu werden, während die Gesellschaft die Rückzahlungen beschleunigt, und der Oberste Gerichtshof sagt ihnen: Ihr könnt Euch ja noch früher rückzahlen lassen. Der Gerichtshof schlägt den Prioritären den Vergleich auf ihre tilgungsplanmäßigen Rechte vor, mit welchen sie in keinem ganz anderen Falle, dass die Gesellschaft in Zahlungsschwierigkeiten wäre, wo es also viel dringenderes Interessen zu wahren gälte, freiwillig auf diese Rechte verzichten würden, um ihr gefährdetes Capital sofort zurückzuerhalten. Ein Hausherr, der mit seinem Mieter einen Contract auf fünf Jahre hatte, wird kündigen, wenn der Mieter seinen Mietzins nicht zahlt. Er behält darf der Mieter doch nicht den Mietvertrag brechen und nach einem Jahre ausziehen. Wer den Schaden hat braucht für den Spott nicht zu sorgen. Aber der Oberste Gerichtshof hätte gut gethan, sich dieses Spottes zu enthalten. Er sieht sich gegen ihn selbst. Der Oberste Gerichtshof hat ein für jeden Gerichtshof. Nur nicht immer. Das hat er ganz anders über diesen Punkt gedacht. Mit Beschluss vom 5. December 1899 hat er die Einsetzung des Curators für die 5%igen Prioritäten der Buschtiehrader Bahn folgendermaßen begründet: „Die Abweichung der Eisenbahnverwaltung im Jahre 1899 von diesem genehmigten, dem Gesetze entsprechenden Verfahren, ... erfordert eine gemeinsame Austragung dieser Frage zwischen dem Vorprioritäten und den Prioritätsbesitzern. Da die einzelnen Prioritätsbesitzer ihre aus dem genehmigten Tilgungsplane in Betreff des Auslosungsmodus resultierenden Rechte selbständig nicht geltend machen können, diese Rechte wegen Mangels einer gemeinsamen Vertretung überhaupt nicht zur Geltung gebracht werden können, so könnte jedenfalls eine Gefährdung dieser Rechte eintreten." Also im Jahre 1899 konnten die Rechte nur gemeinsam geltend gemacht werden, heute kann jeder Prioritär selbständig vorgehen. Entweder der Oberste Gerichtshof hat sich damals über die Rechte der Prioritäre nicht klar, oder er verleitet dieselben heute nicht. Zwischen seiner damaligen Entscheidung und der nun vorliegenden ist ein unlösbarer Widerspruch. Die Frage war zu lösen: Ist die Gesellschaft berechtigt gewesen, vom Tilgungsplan abzuweichen oder nicht? Diese Frage konnte nur durch die gerichtliche Entscheidung ausgetragen werden. Durch die Rechtsverweigerung wird die Frage nicht entschieden, sondern nur unterdrückt. Sollte die Frage aus welchen Gründen, ist unerheblich — unentschieden werden, dann war es überflüssig, den Curator zu bestellen, 1½ Jahre Mühe und Kosten auf werden zu lassen, damit die Frage ausgetragen werde. Beim Entscheidungen die schuldige Achtung zu bezeugen, kann man selbst von einem übertreiblichen, im schuldigen Respect geübten Staatsbürger nicht verlangen. Wir entscheiden uns für den Respect vor der Entscheidung vor 18 Monaten. Damals hat der Oberste Gerichtshof Recht gesprochen. Heute übt er eine Rechtsverweigerung und was er als Begründung beifügen anführt, nennt man seit den Tagen des alten Griechenlands „Sophisterei".

H.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Provisorien, welche seit langem auf dem deutschen Geldmarkt und dem gesammten deutschen Wirthschaftsleben lasten, ist jetzt in eine regulare Krise übergegangen. Der chronische Verlauf dieser Krise wird von acuten Fieberanfällen unterbrochen. Soeben ist der erste dieser Anfälle überwunden. Der Zusammenbruch der Dresdener Creditanstalt und der mit ihr zusammenhängen Elektricitäts Actiengesellschaft nimmt an Heft und Interesse des Deutschen Reiches hinaus Aufsehen erregt. Raumlich auch in Oesterreich dürfte dieses Fallissement ein besonderes Interesse beanspruchen, weil sowohl das Finanzinstitut wie auch die von ihr abhängige Kunstwerk-Gesellschaft, schon ihrer geographischen Lage nach, enge geschäftliche Beziehungen zu Oesterreich pflegen mussten. Wenn es sich bei dem Zusammenbruch wirklich nur, wie man die und da annehmen scheint, um das Ende einer leichtsinnigen Verwaltung handelte, so wäre das zwar sehr die mitbeleidenden Actienbesitzer und Obligationäre bedauerlich, aber man brauchte den Vorgang im unsere Allgemeinverhältnisse keine weitere Bedeutung beizulegen. Aber leider handelt es sich um den Zusammenbruch eines Systems. Es liegt sich fest so recht die außerordentlich große Gefahr, welche durch die moderne Gründungsgesetzgebung hervorgerufen wird. Diese moderne Technik ist in irgendwo so eingebildet wie in der Elektricitätsbranche. Sie besteht in der Kunst, eine Gesellschaft immer in die andere zu schieben, den Gesellschaft der einen Gesellschaft durch eine Actienausgabe der anderen zu bezahlen. Kurzum, es handelt sich bei all diesen Unternehmungen darum, mit möglichst geringen Capitalbeträgen, die zudem mit Kredit zu gewinnen waren, die Actienmajorität zu erwerben. Die Gründer

daß dieser Gegner und einzige Zeuge des Auftrittes zufällig starb, scheint er sich das Leben. So spitzsindig, behauptet Schnitzler, verfuhr Lieutenant Gustl. Er hat ihn verkannt. Was ein Lieutenant ist, ist immer geradeheraus und spielt nicht Versteckerl: wenn ihm jemand die Cigre nimmt, so nimmt er dafür immer „Genugthuung". Dem Dr. Schnitzler selbst hat er es vor allem gezeigt, denn der hat jetzt zur Strafe seine Charge verloren, und wenn er überhaupt noch die Möglichkeit haben soll, weiter zu leben, so könnte das höchstens — pub horror — in Gesellschaft von Grottisten der Fall sein. Vor wenigen Tagen hat der Wacker überdies ein anderes, blutiges Beispiel dafür in Polen geliefert, und man wissen wir's: stärker als Lieutenant Gustl ist niemand in der Welt. Lieutenant Gustl hat immer einen Säbel oder — einen Ehrentalg.

Am.

*

Die Zeitungen melden, daß das Heine-Grab in Paris den neuen Schmuck eines Standbildes erhält, und ergänzen auch die Vorgeschichte. Die Wiener Sammlung, die seinerzeit blos zur Bekränzung des Grabmales eingeleitet wurde, hat also so hohe Erträgnisse ergeben, daß die dänische Bildhauer Hasselriis machte mit seinem schon längst fertigen Modell eines Grabmonuments ein so entgegenkommendes Angebot, daß der Einschluß, das Monument anzukaufen, in der That nahe lag. Vorzüglich wird also weitergesammelt. Mitarbeiterin wurde aber die Hasselriis'sche Sculptur in einer Photographie bekannt, die hingegen — wenn ich nicht irre — schon von Gustav Karpeles in seinem Heine-Buch abgebildet ist. Und da wird eines klar: kunstlerisch wird man von dem Werke arg enttäuscht sein. Der Schöpfer des Denkmales auf Corfu, der dort eine schlichte, fast einfach ganz in einfachster Form gehaltene Erinnerung zusammenfassenden und verkürzenden Stil offenbarte — hier wirft er marktschreierisch und theatralisch. Keine Spur von Einfachheit an diesem Standbild. Am Ende eines Gradbeetsteines erhebt sich ein recht schulmäßig gegliederter Postament. Ein Schmetterling zieht es, als Symbol der Unsterblichkeit. Eine Leier Heine's darneben und, wie Heine sagt, auch ein Kranz von Rosen scheint als anerkennendes Gleichnis darauf gesetzt zu sein. Zwei Palmenzweige finden fernerhin Ruhm, und ein Stundenglas zwischen ihnen mahnt — ich interpretiere doch recht? — zugleich an den Tod. Kommen noch dazu vier Delphinnasen mit Lyderen, ein Mauerkranz und endlich ein Kranz mit Schleifen, die eine gemeißelte Inschrift tragen sollen. Alles das breite man sich in schwerem Stein gehauen. Da könnte die Porträtbüste selbst (auf dem Postament) noch viel breiter sein, als sie thatsächlich geraten — sie käme für den ganzen Geschmack doch nicht gar Geltung. Leider wird ein künstlerischer Protest kaum noch fruchten und vielleicht sogar nur mißverstanden werden. Schon spricht zuviel politische Phrase in der Frage dieses Cultes mit: sei es dafür, wie jetzt in einem liberalen Theil Oesterreichs, sei es dagegen, wie unter den „Pharisäern der Nationalität". Der Dichter der „Disputation" hätte wohl die breite Stimme empfunden.

Alfred Gold.

Dresdener Kunstausstellung.

Die Wiener Secession hat großen Erfolg in Dresden. Die Auswahl der Bilder, die sie sandte, ist ebenso geschickt, wie die Anordnung vornehm. Klimts Philosophie beherrscht wie in Paris die Hauptwand und wirkt sich besser als dort, weil sie effectvoll eine ganze Gruppe Nackt beschließt. Auch der Schubert und die Landschaften Klimts werden sehr bewundert. Moll's Diner ist für die Gemäldegalerie erworben. Stohr hat seine Nixen, Andri drei Bauernbilder verkauft. Kurz, es freut, zu sehen, wie wurdig die Wiener Kunst auswarts sich zeigt und wie ungetheilten Beifall sie findet. Widerspruch ist den Secessionen sehr erwünscht. Die Stadt gibt ein lehrreiches Beispiel, was vernünftige Kunstpolitik auf den verschiedensten Gebieten vermag. In Wien ist das Verhältnis der Staatssammlungen zur modernen Kunst mehr oder weniger platonisch. Man sitzt dort auf alle Ecke. Das genügt. Die Directoren der Dresdener Museen haben den selbstverständlichen und gerade deshalb so oft vergessenen Grundsatz, daß eine Sammlung, die aus früheren Jahrhunderten repräsentierende Kunstwerke aufweist, nicht beim neunzehnten Jahrhundert zah lings abbrechen darf; daß schon der historischen Vollständigkeit halber die Kunst der Gegenwart gleiche Berücksichtigung wie der Vergangenheit fordert, und daß man dem Staate viel Geld spart, wenn man sich rechtzeitig — noch bevor sie Börsenpapiere geworden — des Besitzes der entschiedenen Werke versichert. Seit dem Beginne der Neunzigerjahre trug Karl Woermann, der Director der Gemäldegalerie, Sorge, und die modernen Abtheilung auf ein anfangliges Niveau zu bringen, das sich sehen lassen kann. Die Ankaufscommission, ist nicht nur Autorität auf dem Gebiete der Innenhaben, sondern weiß auch, daß ein Museum kein Mausoleum sein darf, daß es die Aufgabe hat, lebenspendend zu wirken. So kam die Graphik der Gegenwart mitgehends besser als an manch Dresdener Kunstschaukasten zur Geltung. Und in den Ausstellungen dem Publicum alle Meister der Originalkunst vorzuführen, das Wesen der Graphik, der Director der Sculpturensammlung, leitet, ist enorm. Unter heftigem Widerspruch der Dresdener Bildhauer, die ihn der Ausländerei bezichtigten, hat er es jetzt gethan. Das Dresdener Albertinum ist einer der hervorragendsten Sammlungen der Welt zu nennen, wo alle Koryphäen moderner Plastik — Rodin, Barthelemy und Meunier, Klinger und Hildebrandt — in mustergültigen Werken vertreten sind. Eine gleichwertige weitmannische Kunstpflege, für die ganz unsere Kunst generationen mehr danken werden, als wenn sie persönlich wären, an den unterschiedlichen Localgrößen der Dresdener Gesellschaften verschwendet zu sehen. Bedeutet von seelig, ein reiner Kenner moderner Kunst schaffens, vertritt diese Principien im Albertinum. Und was man seltsamsten berührt im Vergleich zu den Kaiserwerken, das andersartig herrscht — diese Männer machen auch die Dresdener Ausstellungen. Ich bin kein Freund der Kunstschauten. Ich weiß, wie wenig sie geeignet sind, um die Kunst sich kümmern und wie wenig dem modernen Schaffen durch die Thätigkeit von Komitees gedient ist, die sich lediglich als physiologische Registrierungsmaschinen hatten. Doch in Dresden liegen die Verhältnisse anders. In ein kunstgelehrtes Publicum hat, was es sein soll, hat es ein persönliches Verhältnis zur Kunst, blickt es nicht nur kaltherzig, auch nur flüchtig; trägt er seine Scheuklappen, um durch den Anblick neuer Kunstwerke nicht in seiner retrospectiven Aesthetik beirrt zu werden, so kann es dem Künstler ein viel nützlicher Handlanger sein. Denn er hat mehr gelehrt. Sein Blick ist freier. Seine wissenschaftliche Schulung ermöglicht ihm, leichter einen Stoff zu verarbeiten und nach logischen Gesichtspunkten zu gliedern. Und das ist schließlich die einzige Fähigkeit, die die Veranstalter von Ausstellungen brauchen. So wie sie gewöhnlich inseniert werden, sind diese Ausstellungen nachgerade eine Landplage geworden. Es ist sinnund zwecklos, daß alljährlich Kunstwerke, die keine vernünftige Erwägung jondern Sa Majestät le Hasard vereinte, in einem Gebäude zusammen gesperrt werden; sinn- und zwecklos, daß zahllose Leute aus diesem Anlaß sich hinsetzen und über das zufällig Zusammengeschwemmte ebenso zufällige Urtheil schreiben. Und nun sehr man, wie wundervoll in Dresden die Aufgabe gelöst ward. Hier ist Logik und Klarheit, Manner, die zwar Bilder nicht malen aber gut beurtheilen können, haben sich bemüht, für einige Monate in Dresden alles zu vereinigen, was geeignet ist, den Besucher vollkommen über die Tendenzen der modernen Kunst zu belehren. Das man das Beste wieder findet, was im vergangenen Jahr in Paris war, versteht sich von selbst. Doch auch bedeutsame unbekannte Meister aus den verschiedensten Ländern wurden aufgespürt. Die graphische Ausstellung, von Lehrs zusammengebracht, ist eine der lehrreichsten, die es jemals gab. Das Kunstgewerbe ist gleich gut, wie auf der berühmten Ausstellung von 1897 vertreten. Die plastische Abtheilung, von Treu geordnet, ist exkanntlich. Auch ein anderer schöner Versuch wurde erstmals gemacht: nicht nur moderne Erzeugnisse werden vorgeführt. Bildwise von van Dyck, Rembrandt, Velasquez, die die Gemäldegalerie birgt, hängen neben solchen gut lebender Meister und gestatten das Verhältnis der Modernen zu den alten Classikern zu studieren. Und mit welchem Verständnisse gehen die Leute auf all diese Dinge ein. Statt, wie es sonst geschieht, rath- und ziellos durch die Säle zu irren, stehen sie hier instinctiv, daß ein kundiger Cicerone sie leitet. Das Material ist belehrt. Die Bilder hängen so, daß jeder beim Durchschreiten der Säle gleichsam einem wohlgeordneten, klaren Vortrag lauscht. Für Wien ist die Reform des Ausstellungswesens eine Lebensfrage. Was die Secession, in ihren Räumlichkeiten beschränkt, nicht vermag, das läßt sich im künstlerhause leisten. Möchten die Herren, die hier zu gebieten haben, sich Dresden ansehen. Sie werden dann im nächsten Frühling eine ander Ausstellungsstelle überraschen.

Richard Muther.

Bücher.

Rudolf Kleinpaul: Das Mittelalter, Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. 2 Bände mit 454 Illustrationen und 21 Bohbildertafeln und Farbendrucken. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther, 728 S., Lexikon 8°.

Ist es schon schwer für einen modernen Menschen, sich zeitweilig in die Denkweise der anderen Gesellschaftsclassen angehörigen Zeitgenossen zu versetzen und sie zu verstehen, so ist es, absolut genommen, geradezu als unmöglich zu betrachten, dem Geistes- und Gesellschaftsleben früherer Jahrhunderte durch inneres Verständnis vollkommen gerecht zu werden. Nichtsdestoweniger ein interessantes Problem. Dieses Jahr bringt naturgemäß, wenn überhaupt ein tieferes Geschichtsverständnis Eigenthum der Nation werden, jedem einzelnen Staatsbürger in Fleisch und Blut übergehen soll.

Die ganze wirtschaftliche und geistige Culturwelt, die man als „Mittelalter" zusammenzufassen zu begrenzen pflegt, ist weiteren Kreisen des deutschen Volkes bis heute noch ein Buch mit sieben Siegeln. Was jedes jedem zu wissen meint, ist ja nichts anderes als der Niederschlag jener romantischen Auffassung, welche in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts herrschte und, um es in einem Worte zu sagen, im Mittelalter die Verwirklichung allerlei schöner und heimlicher Dinge der eigenen Zeit erblickte. In der Wissenschaft hat eine derartige Auffassung schon längst keine Stelle mehr, die geschichtliche Einzelforschung hat die Lebensbedingungen und Lebensweise einzelner Gesellschaftsgruppen jenes Zeitalters längst dargestellt und bringt täglich neues Material dafür bei. Aber obwohl einige ganze Reihe grundlegender Werke über Wirtschaft und Rechts-, Verkehrs- und Sozialgeschichte die vorhandenen sind, eine eigene mittelalterliche Unterabtheilung eingerichtet haben, in die jetzt noch nicht der Versuch gemacht worden, in einer „Culturgeschichte des Mittelalters", die den Verhältnissen entsprechend aber das engere Vaterland hinausgehen sollte in größeren Umfangen ganz Europa in den Bereich der Betrachtung ziehen müßte, alles das in abgerundeter Darstellung zusammenzufassen, was die Sonderdisciplinen an Ergebnissen zutage gefördert haben. Eine dahinzielende eines solchen Buches wäre es, unser schärfer Skrupellosung der Culturverhältnisse jener Jahrhunderte dann zu ermöglichen, wenn jeder selber zu zeichnen, die durch ihre Lebhaftigkeit die Phantasie des Lesers in der rechten Weise anregen. Diesem Ziele am nächsten gekommen ist bisher Lamprecht in den entwickelnden Abschnitten seiner „Deutschen Geschichte", aber hier ist eben die Aufgabe eine wesentlich andere, in dass schon der Raum und eine einzelne scharfe Zeichnung unmöglich machte. Diese Aufgabe hat sich Kleinpaul gestellt. Die „Culturgeschichte des deutschen Volkes" von O. Henne am Rhyn rechtfertigt durch den Inhalt den Titel nicht und hat die Fortführung ergebnote der letzten Jahrzehnte nur in ungenügender Weise benutzt. Kleinpaul bieten Verhältnissen verdient das oben genannte Werk eine geringere Beurtheilung, als es bisher erfahren hat. Es ist noch nicht das, was geschaffen werden muss, kommt dem Ideal aber doch einen wesentlichen Schritt näher, namentlich dadurch, dass alle Lebensgebiete, tagliches Leben in Palast und Hütte und Bauernwohnungen, Kinder und Kleider, Jagden und Vergnügungen, Spiele und Belustigungen, Handel und Gewerbe, Acker und Bergbau, Leben, Verschiedenheiten und Besonderheiten, Fahrende Leute und Aerzte, Tracht und Kleidung, behandelt und Natürlich liegt sich bei so dem ein reiches Material auch manches nachträgen und das Beste noch charakteristischer gestalten, manche Abschnitte zum Beispiel der über den Vogelfang Tanz und etwas knapp ausgefallen, aber andererseits ist ein wirklich klares Verhältnis und eine gute Uebersicht über das Gebotene eingetreten, so dass

Digitized by Google

das Werk mit gutem Nutzen gelesen werden kann. Ganz hervorragende Bedeutung gewinnt es aber erst durch die mehr als 450 Abbildungen in ganz musterhafter, technischer Ausführung — auch Ausstattung und Druck des Textes sind vollendet —, die sämmtlich nach Art, Zeit und Vorlage bestimmte und durch Text erklärte Abbildungen aus mittelalterlichen Handschriften oder mittelalterlicher Gegenstände vorführen. Schwerlich wird man in einem andern Buche so viele und so verschiedenartige Lebensfragen dargestellende Bilder als Erläuterung zum Texte einer Culturgeschichte finden, wenn auch verhältnismäßig viele französische Vorlagen benutzt sind; doch die geeignetsten aus deutschen Quellen sind ja bekanntlich nicht allzu häufig.

Dr. Armin Tille.

Franz Evers: Der Halbgott. Gedichte. Verlag „Kreisende Ringe", 1901. Mit einem Titelbild von Prof. Max Klinger.

Schon in den Tiefen von Evers' früheren Gedichtbuchern liegt vieles, das zur Charakterisierung seiner lichtscheuen Persönlichkeit dient. „Gedichte aus der Hölle", „Visionen", „Königslieder", „Hohe Lieder", „Paradiese", „Der Halbgott" — in dieser ansteigenden Tonleiter klingt schon sein Eigenstolz und sein krankverwüstes Pathos deutlich durch, das sich allmählich zur Selbstverherrlichkeit steigert. Und dieser „Halbgott" bildet wohl den Culminationspunkt seiner selbstgefälligen und erhobenen Individualität, die hymnische Trunkenheit und die barbenhafte Begeisterung trägt ihn höher denn je. Hier hat Evers schon den Purpurmantel, den er in den Königsliedern trug, und die Priesterroge der „Hohen Lieder" abgelegt und lauscht nun der verschwiegenen Musik des Kosmos und den Liedern im Weltraum. Aber gerade in den bizarrsten Bildern gräßlichster Verzerrtheit, in denen er seiner Absicht am nächsten kommt, gelingt ihm niemals eine echte hinreißende Gefühlswirkung. Evers überrascht, blendet, erregt oft durch den ungeheuren rhetorischen Prunk seiner Verse, aber der Erfolg geht nie über den todten Punkt der intensiven Anstrengung zu einer lebendinnerlichen unverwischbaren Wirkung hinaus. Er berauscht nur sich selbst und nicht den Leser. Dagegen zeigen seine Lyrismen, von Dehmel stark beeinflussten Gedichte, unter denen Rosenglut, Feier, König Herbst wohl den Anspruch erheben können, mit den besten Gedichten der Besten verglichen zu werden, wie sich dieser Dichter auf der anderen Seite zu wahrhaft lyrischer Innigkeit durchzuringen vermochte. Freilich verlieren diese wenigen sich in dem dreihundert Seiten starken Band, der trotz einer tiefen und lebensfrohen Läuterung seines Dichters an künstlerischer und einheitlicher Wirkung hinter den „hohen Liedern" und dem schlichten, schmalen Buche „Paradiese" hart zurückbleibt.

Stephan Zweig.

Revue der Revuen.

„Die Umschau" brachte vor einigen Wochen einen Artikel von Dr. L. Reh über das neuerschienene Buch „Die Descendenztheorie" von Prof. Dr. Albert Fleischmann-Erlangen. Darin wurden dem Verfasser Vorwürfe in Bezug auf die Gründe seiner Wandlung zum Antidarwinismus gemacht. Den Inhalt dieses Aufsatzes gaben wir in der „Zeit" Nr. 348 wieder. Darauf erhielten wir nun von dem Herrn Prof. Fleischmann die folgende Zuschrift: „In Nummer 348 dieser Zeitschrift vom 1. Juni 1901 ist unter „Revue der Revuen" aus einem Aufsatz eines Herrn Dr. L. Reh wider besseres Wissen ein verleumderischer Aufsatz von E. Hackel nacherzählt hat, trotzdem ich dieselbe in der Vorrede des genannten Buches vom 18. October 1900 energisch zurückgewiesen hatte. Es ist absolut unwahr, daß meine wissenschaftlichen Ansichten bei dem Zoologie-Tag oder der Abstammungslehre des Darwinismus gefallt haben, denn ich bin im Jahre 1891 durch die exacte Untersuchung stammesgeschichtlicher Fragen aus einem begeisterten Jünger ein tatsächlicher Gegner der heute noch weit verbreiteten Modetheorie geworden und habe damals meine Umanschauung selbst erlangt mußte, weil ich meine veränderte Ueberzeugung im Sommer-semester 1891/92 durch eine öffentliche Vorlesung bekannte. Die Neubesetzung des Erlanger Lehrstuhles für Zoologie kam erst im Sommer 1895 in Frage und hat in meinen wissenschaftlichen Erwägungen niemals eine Rolle gespielt. Der erste Zoologe, mit dem ich über den Zoologie-Tag in Cambridge im Sinne der Descendenztheorie verhielt, als die beiden übrigen Theile, das Schlußcapitel über die „Stammesgeschichte" ist geschrieben, um die Leser meines Buches vor einer mir durchaus falsch erscheinenden Lehre zu warnen, nicht um der den Feinden der Aufklärung Beifall zu finden. Erlangen, 13. Juni 1901. Prof. Dr. Fleischmann." Wir veröffentlichen diesen Brief, ohne damit in der Controverse selbst, wo Hackel und Prof. Fleischmann einander gegenüberstehen, Stellung nehmen zu wollen.

„Revue des Deux-Mondes" 15. Mai. Gaston Boissier erzählt, wie Tacitus zum Geschichtsschreiber wurde. Besonders Ammianus Marcellinus gegenüber. Als Verfasser einer römischen Provinz kann er ohne Interesse, Beobachtungen anzustellen und das Material für sein Werk „gesammelt" zu sammeln. Er mag Rom zurückreisen und zu einer gewissen Unthätigkeit verdammt, kann er die universitäre Muße, die man arbeitet, und wandte sich dieser Thätigkeit zuerst lieber zu, um sich von dem Anblick des unerträglichen Elends, welche die Provinzen des Imperiums in Rom sahen, abzulenken. Denn Sappola unterscheidet Schauspielen gegen der Nacht, nicht denken er als das wirkliche das Abgehen von Gesellschaften zum Festessen der Gastfreundschaft. Schon Bonnenne Calum hatte diese Meinung empfohlen, doch wurde sie nicht unterstützung der Zeit, schreibt und in Schrift, Gesellschaft, Kreis, Gesprächen und Briefen, Artikeln etc. Sappola Grundsätzlichkeit" gibt, diese machen im wesentlichen Verlust in Paris nicht; Sappola Theorie, Methode des Artikels. Schon als Professor in Paris hat er 1872 in Zeitung Bedeutung [illegible] Sappola [illegible] Sappola [illegible] Sappola

Eigentlich freute es ihn, so vortreffliche Grundsätze von ihr zu vernehmen, und mit einer Verabredung auf den folgenden Tag trennten sie sich. Sie sahen sich oft und wurden vertrauter. Er erzählte ihr, wie einsam er bisher gelebt. Sie glaubte es mit. Langsam begann sie sich in seiner Atmosphäre heimisch zu fühlen. Sie gewöhnte sich daran, in ihm ein ganz anderes Wesen zu sehen, als die Männer in Paris sind. Allmählich glaubte sie sogar, was er sagte. Sie begriff seinen Hass gegen die käufliche Liebe, der nicht aus Geiz entsprang; denn ihr — das fühlte sie — würde er alles geben, was er hatte. Sie war stolz darauf, diesen feinen Unterschied zu verstehen, und sie fühlte sich auch von ihm in ihrem Innersten verstanden, wenn sie traurig war, und sogar, wenn ihr ihm einen falschen Grund dafür vorlog. Sie wusste, dass er sie doch begriff, der sonst mit so vielen Seiten ihres unruhigen, kindischen Wesens gar nichts anzufangen wusste. Einmal erzählte sie ihm von ihrer ersten — einzigen — Liebe und dabei fühlte sie, dass der Hass gegen die Männer, den die Einsame dieses ersten Liebhabers in ihr erweckt, leise schwand, während sie sich Constantin anvertraute. Ihre Worte schienen ihr eine befreiende Beichte, aus ihrer Seele glitt alle Bitternis, die sie stets unter der ausgelassenen Lustigkeit gespürt hatte.

Jeden Mittag kam nun Leontine zu ihm ins Atelier. Mit raffiniertem Verständnis bereitete sie ihm das Frühstück und konnte sich nicht genug thun im Erfinden und Anordnen von kleinen Gerichten, wofür er leider gar keinen Sinn hatte. Sobald die Dämmerung eintrat, wurde sie unruhig und eilte davon. Sie habe eine Stelle bei einer Familie, wo sie abends die Schulaufgaben der Kinder durchsehen und einer alten Dame aus den Werken von Georges Ohnet vorlesen müsse. Nur selten konnte sie sich einmal abends frei machen, und dann liebte sie es, von ihm in sehr exceptionelle Theater wie das Odeon oder die Komische Oper geführt zu werden.

Um diese Zeit geschah es, dass Constantin um das kleine Vermögen kam, von dessen Zinsen er lebte. Verzweifelt erklärte er Leontine, dass er nun nach Deutschland reisen müsse, um eine Stellung zu finden. Sie brach bei dieser Nachricht zusammen. Es gab einen rasenden Auftritt. Sie würde ihm überallhin folgen. Allein hielte sie dieses abscheuliche Paris nicht mehr aus. Schließlich versicherte sie — plötzlich getröstet — dass sie ihm in Paris eine Stelle verschaffen werde, die mindestens soviel eintrage, als das verlorene Capital. Constantin hatte noch für zwei Monate zu leben. Leontines Worte zweifelte er niemals an und so war der Vertrag bald vergessen. Beide fühlten nun erst wie sehr sie sich liebten. Nach zwei Monaten musste Leontine gestehen, dass sie ihr Versprechen nicht halten könne. Alle Bemühungen waren umsonst gewesen. In seiner Verzweiflung dachte er daran, sich auf Reichskosten durch das Consulat nach Hause befördern zu lassen. Doch Leontines Leidenschaft zeigte sich nun in einer Art, die ihn erzittern machte. Mit unvermuteter Kraft klammerte sie sich an ihn: er gehöre ihr; nicht zum zweitenmale ließe sie sich von einem Manne zum besten halten. Lieber stürbe sie sofort. Als sie ihn verstimmt, wie vor einem entsetzlichen Naturschauspiel, vor sich stehen sah, wurde sie ruhiger. Was zwei Monate nicht gebracht, würde ein dritter bringen. Eine erste könne sie ihm leicht wöchentlich 25 Francs leihen, da sie gut bezahlt werde und eine kleine Summe erübrigt habe. Constantin fürchtete sich vor ihr. Er hatte nicht gedacht, wie fest sie miteinander verknüpft waren. Nun durfte er sie wirklich nicht allein lassen, nachdem er eine solche Liebe in ihr geweckt. Er nahm das Geld an und es war für beide selbstverständlich, dass sie sich heiraten würden, sobald Constantin eine Stelle gefunden habe. Lieber war aller Jammer verschwacht, und besonders Leontine schien ihr Glück kaum tragen zu können.

Eines Mittags erwartete er sie vergeblich. Auch an den folgenden Tagen blieb sie aus, ohne dass eine Zeile von ihr gekommen war. Constantin war ratlos. Er wusste nur, dass sie auf dem linken Ufer wohnte, das sie ihm streng verboten hatte, aus Angst, er würde in die Netze eines der dortigen Mädchen gerathen. Am allerwenigsten durfte er jemals zu ihr kommen. Sie wäre compromittiert gewesen. Eines Abends, als sie doch nicht mehr kommen konnte, verließ er verzweifelt seine Wohnung. Unter der Thür stand die Hausmeisterin. Sie erstaunte über seine bleiche Miene und fragte, wie er sich befinde. Es war ihr aufgefallen, dass Madame nicht mehr kam, und Monsieur stets zu Hause blieb. Mit gutmüthiger Hausmeisterinnen-Weltweisheit nennte sie sich etwas zusammen. Madame Leontine sei gewiss krank. Sie schalt seine Unvorsichtigkeit, dass er nicht einmal ihre Adresse wusste. Da ihre Familie nicht in Paris wohne, müsse sie leicht in einem der Hospitäler zu finden sein. Constantin trieb sich das Adressbuch geben und entwarf eine Route für den folgenden Tag. Früh morgens machte er sich auf und ging von einem Krankenhaus zum anderen, um nach Mademoiselle Leontine Pradel oder Pratel zu fragen. Er wusste nicht einmal ihre genaue Orthographie. Da seine Gedanken ganz erschöpft waren, ging er zu Fuß durch die endlosen, heißen Straßen der Pariser Vorstädte. Zu der Charité sagte ihm ein Aufseher Studenten, eine Dame Pratel sei in den letzten Tagen eingetheilt worden und heute morgens einer Peritonitis erlegen. Ob er vielleicht ein Herr Constantin Weigel sei. Man habe ihn vor einer Stunde benachrichtigt, dass Mademoiselle Pratel einen Brief für ihn hinterlassen hätte, den man ihm lieber persönlich geben wolle. Constantin war keines Wortes fähig. Der Student schickte einen Diener nach dem Brief.

„Sie sind gewiss auch ein guter Freund von Léo gewesen," sagte er zu Constantin, „sie war eine gute, kleine Person, wie sie jetzt in Paris immer seltener werden. Was meinen Sie, wenn wir gemeinsam für ein anständiges Begräbnis sorgten? Der Gedanke widerstreibt mir, die hübsche kleine Léo so ganz ohne Feierlichkeit auf dem Armenfriedhof verscharren zu lassen . . ."

Constantin schwieg. Er verstand von alledem nichts. Der Student meinte, er zögere, und redete ihm weiter zu:

„Wir hatten doch viel Vergnügen von ihr . . . Und sie nahm einem wirklich nicht mehr Geld ab, als sie unbedingt brauchte . . . Nun Sie wissen sicher auch von ihren zwei kleinen Bälgen und der alten Mutter in Lorient, denen sie monatlich 80 Francs sandte. — Aber in der letzten Zeit muss es ihr doch schwer geworden sein, das Nöthige zusammenzubringen. Sie hatte kein Talent, den Leuten Geld zu entlocken. So musste sie zuletzt — wie sie mir noch gestand — oft vier bis fünf Besuche an einem Tag empfangen und das konnte ihr zarter Körper nicht ertragen."

Constantin hörte starr, fast ohnmächtig, die Worte des Studenten. Er war stumpf gegen alles. Indessen brachte der Diener den Brief. Mechanisch las er die kraftlosen Schriftzüge:

„. . . es ist mir nun doch endlich gelungen — der Besitzer der Kunsthandlung Benazet will Deine sämmtlichen Arbeiten für 3000 Francs kaufen. Er hat Dein Verzeichnis durchgesehen und ist von dem kleinen Probebildchen entzückt. Er wird Dich dauernd mit monatlich 250 Francs im Louvre oder in den Museen der Provinz beschäftigen. — Ach, ich würde überall hin mitgereist, wir hätten zusammen schöne Länder gesehen. Nun aber ist dies mein Testament. Es geht mit mir zu Ende . . ."

Dann kam der Abschied, noch ein letztes wildes Aufflackern ihrer Liebe.

Der Student und der Diener blickten theilnahmsvoll auf Constantin. Willenlos ließ er sich in ein kleines Cabinet führen, wo in einem langen weißen Hemd die zerbrechliche blasse Leontine lag. Zwischen den mageren Kinderhändchen hielt sie ein kleines Kreuz.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Steiermark ROHITSCHER SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle WELTBERÜHMTES Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser.

Gustav Zwierschütz XIII. I. Wittgensteinstraße

Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei

Permanente Möbelausstellung Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen IX. Gymnasiumstrasse 69—71

Digitized by Google

PROSPECTUS.

Steuerfreie 4%ige österreichische Staats-Renten-Anleihe in Kronen im Nominalbetrage von 250,000.000 Kronen.

KUNDMACHUNG.

Der k. k. österreichische Finanzminister ist auf Grund des Gesetzes vom 6. Juni 1901, R.-G.-Bl. Nr. 63, ermächtigt, zur Bedeckung der Erfordernisse für die Herstellung mehrerer Eisenbahnen auf Staatskosten, für die Vollendung der auf Grund gesetzlicher Ermächtigung bereits in Ausführung begriffenen Staatsbahnen, dann behufs Beteiligung an der Capitalsbeschaffung für den Bau von Privatbahnen, ferner für die Durchführung von Investitionen im Staatsbahnbetriebe für die Zeit bis Ende des Jahres 1903, endlich behufs Refundierung von in den Jahren 1898 bis 1900 vorschussweise aus Cassenbeständen bestrittenen Investitionserfordernissen des k. k. Eisenbahn-Ministeriums, im ganzen zur Beschaffung eines Barbetrages von 567,038.000 Kronen, Obligationen der durch das Gesetz vom 2. August 1892, R.-G. Bl. Nr. 131, geschaffenen vierperzentigen steuerfreien Staats-Renten-Anleihe auszugeben.

Auf Grund dieser Ermächtigung wird nunmehr ein Nominalbetrag von 250,000.000 Kronen emittiert.

Die Schuldverschreibungen lauten auf den Inhaber und sind in:

5.000	Abschnitten	(Nr. 43.001— 50.000)	zu je	100	Kronen
12.500	„	(Nr. 200.001 — 212.500)	„ „	200	„
86.000	„	(Nr. 105.001—191.000)	„ „	2.000	„
6.000	„	(Nr. 8.001— 14.000)	„ „	10.000	„
750	„	(Nr 5.701— 6.450)	„ „	20.000	„ ausgefertigt.

Die Stücke sind vom 1. März 1893 datiert, in deutscher Sprache ausgestellt und tragen in Facsimile die Unterschriften des k. k. österreichischen Finanzministers, des Leiters und eines Controlors der k. k. Staatsschulden-Casse, weiters des Präsidenten und eines Mitgliedes der Staatsschulden-Controlcommission des Reichsrathes.

Die Schuldverschreibungen werden mit 4% fürs Jahr in halbjährigen Raten am 1. März und 1. September eines jeden Jahres nachhinein verzinst und sind mit 22 halbjährigen Coupons, von denen der nächste am 1. September 1901 fällig wird, versehen, sowie mit einem Talon, gegen welchen seinerzeit die neuen Couponsbogen bei den Zahlstellen kostenfrei erhoben werden können.

Nach den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen ist dem k. k. österreichischen Finanzminister das Recht vorbehalten, die Anleihe jederzeit ganz oder theilweise nach vorhergegangener Kündigung zurückzuzahlen, wobei eine Kündigungsfrist von mindestens drei Monaten eingehalten werden wird.

Die Anleihe ist gesetzlich steuerfrei und erfolgt die Auszahlung der Zinsen und der eventuell zur Rückzahlung gekündigten Schuldverschreibungen **ohne jeden Steuer-, Gebühren- oder sonstigen Abzug.**

Die Coupons verjähren sechs Jahre nach ihrem Fälligkeitstermine, gekündigte Schuldverschreibungen dreissig Jahre nach dem für ihre Rückzahlung bestimmten Termine.

Der Inhaber kann die Zinsen, sowie den Betrag der etwa gekündigten Schuldverschreibungen gegen Einlieferung der fälligen Coupons, bezw. der gekündigten Schuldverschreibungen, erheben:

bei den **österreichischen Zahlstellen** in Kronen und mit dem Gesetze vom 2. August 1892, R.-G.-Bl. Nr. 126, festgesetzten Währung;

in **Berlin**, **Frankfurt a. M.**, **Hamburg** und **München** in Mark D. R.-W. zum jeweiligen Course der kurzen Wechsel

„ **Amsterdam** in holländischen Gulden zum jeweiligen Wechselcourse, zu welchem der Remitous erfolgt,

und zwar:

bei der **k. k. Staatsschulden-Casse** in Wien, bei den **k. k. österreichischen Landes-Haupt-Cassen, k. k. Finanz-Landes-Cassen, k. k. Landes-Zahlämtern**, sowie bei sämmtlichen **k. k. Steuerämtern**;

ferner bis auf weiteres: in **Berlin** bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ „ **Mendelssohn & Co.,**
„ der **Bank für Handel und Industrie,**
in **Frankfurt a. M.** dem Bankhause **M. A. v. Rothschild & Söhne,**
in **Hamburg** der **Norddeutschen Bank in Hamburg,**
„ dem Bankhause **L. Behrens & Söhne,**
„ „ „ **M. M. Warburg & Co.,**
in **München** der **Bayerischen Vereinsbank,**
„ dem Bankhause **Merck, Finck & Cie.,**
„ **Amsterdam** „ „ „ **L. Auerbach.**

Alle Bekanntmachungen, welche sich auf diese Anleihe beziehen, werden ausser in der „Wiener Zeitung" auch in vier ausländischen Zeitungen, darunter zwei Berliner und eine Frankfurter, veröffentlicht.

Wien, im Juni 1901.

Der k. k. österreichische Finanzminister:
Böhm m. p.

Unter Bezugnahme auf die vorstehende Kundmachung Seiner Excellenz des Herrn k. k. österreichischen Finanzministers wurde der Betrag von

Nominale 125.000.000 Kronen steuerfreier 4%iger österr. Staats-Renten-Anleihe

zur Subscription aufgelegt.

Die Subscription fand

am Donnerstag den 20. Juni 1901

statt.

Wien, am 20. Juni 1901.

Das k. k. Postsparcassen-Amt.
K. k. privilegierte Allgemeine österreichische Boden-Credit-Anstalt.

S. M. v. Rothschild.
K. k. priv. Oesterreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVII. Band. Wien, den 29. Juni 1901. Nummer 352.

Das österreichische Dilemma.

Das Schielen ist eine politische Krankheit in Oesterreich, vielleicht geradezu die politische Krankheit Oesterreichs. Wir meinen damit nicht den physischen Defect, der ja auch auffällig häufig unter den österreichischen Politikern vorkommt. Wir meinen nur das Schielen in dem auf die Politik übertragenen Sinne, das Schielen über die Grenze ganz besonders. Es gibt keine Nationalität in Oesterreich, der nicht von ihren nationalen Gegnern bei jeder wichtigeren Gelegenheit der Vorwurf gemacht wird, dass sie über die Grenze schielt. So sollen die Deutschen über die Grenze nach dem Deutschen Reiche schielen, die Czechen nach Russland, die Italiener nach Italien, die Rumänen nach Rumänien und so weiter. Das wäre ja sicherlich ein schweres Uebel. Allein, wenn bloß die Völker Oesterreichs über die Grenze schielen würden, wäre die Sache nicht so arg. Es könnte über der Vielköpfigkeit dieser Völkersamtie noch immer ein väterliches Auge walten, das unverwandten, geraden Blickes auf Oesterreich allein gerichtet wäre: das Auge der hohen Regierung. Erst gerade die Regierung macht das Uebel unheilbar. Die k. k. Regierung nämlich, nicht die gegenwärtige allein, sondern jede, jede echte k. k. Regierung schielt über die Grenzen. Natürlich nicht in der gleichen Absicht, die eine Nationalität der anderen in liebenswürdiger Auffassung zuschreibt. Jede der Nationalitäten soll zu dem ihr zugesagten Grenznachbar hinüberschielen, um von ihm einst annexiert zu werden. Die österreichische Regierung schielt aber gleichzeitig zu allen Grenznachbarn hinüber, nur nicht in dem Wunsche, nicht in der Hoffnung auf die Annexion, sondern vielmehr in dem lebhaften Bestreben, die Annexion irgend einer der Nationalitäten Oesterreichs durch irgend einen der Grenznachbarn durch ihre weise Politik rechtzeitig zu verhüten.

Diese Angst vor der Annexion, welche der österreichischen Regierungen Sinnen und Trachten beherrscht, steht im Reflexverhältnis zu den passiven Annexionsgelüsten, welche die Nationalitäten einander gegenseitig zuschreiben. In Wahrheit schielen die Völker Oesterreichs nur in Momenten des nationalen Paroxysmus über die Grenzen, sowie ja auch das sehrsterile Auge in hochgespannter Leidenschaft zeitweilig die gerade Richtung verliert. In halbwegs normalen Zuständen aber schielen die Völker Oesterreichs nicht, sondern sehen gerade vor sich hin auf das reale Object ihrer politischen Bestrebungen, den Völkerstaat Oesterreich. Die österreichischen Regierungen aber, toujours en vedette, schielen in leidenschaftsloser Begierlichkeit nach allen Seiten hinaus, dass ihnen nicht etwa unversehens eines der Völkerbruchstücke von einem liebwerten Nachbarn hinweggannetiert werde. Bei den Regierungen ist dieses Schielen schon sozusagen ein organisches Leiden. Es verhindert selbst in ruhigen Zeiten eine nüchterne Lösung des Nationalitätenproblems. Sind die Völker national erregt, ist ein nationaler Friede schon der Völker wegen unmöglich. Sowie sich aber die Völker beruhigen und aus Friedensmerk schreiten, tritt regelmäßig die jeweilige patentiert österreichische Regierung mit ihrer ewigen Unruhe und Besorgnis störend dazwischen. Alle Vorschläge auf administrative Zweiteilung national gemischter Provinzen mussten bisher an dieser Angst scheitern. Wenn die Deutschen in Böhmen z. B. verlangten, dass das Königreich Böhmen in zwei verwaltungstechnisch getrennte Sprachgebiete, ein deutsches und ein czechisches oder auch gemischtes, getheilt werde, so haben die Staatsweisen in dieser friedlichen Scheidung zweier bisher unverträglicher Landesgenossen immer den Anfang vom Ende, die Vorbereitung zur vollständigen Lostrennung des deutschen Sprach- und Grenzgebietes in Böhmen von der österreichischen Gemeinschaft und zu dessen dereinstiger Angliederung an das Deutsche Reich gesehen, und wenn die Czechen — bis auf die vereinzelte Belimer Rede des Prof. Masaryk aus den letzten Tagen — einer solchen Zweiteilung beharrlich so gewaltigen Widerspruch entgegengesetzt haben, so haben sie jedenfalls sehr wohl gewusst und auch schlau berechnet, wie wohlthuend patriotisch ihr Geschrei über die Unheilbarkeit des Königreiches Böhmen als Bekräftigung der Unheilbarkeit Oesterreichs den Regierungen in die Ohren klingt. Oder wenn die Italiener die administrative Sonderstellung Wälschtirols verlangen, tritt ihnen sofort v. Koerber mit der in dem bekannten Brief an den Baron Malfatti niedergelegten hochfeierlichen Versicherung entgegen, dass auf ein derartiges Ansinnen „überhaupt keine österreichische Regierung“ eingehen könnte, was soviel besagen will, als dass eine solche Zweiteilung unösterreichisch, anti-österreichisch, anti-dynastisch, die Einleitung zur Preisgabe Wälschtirols an Italien, mithin die Vorbereitung zum Hochverrath wäre, und es ist erstaunlich, dass noch nicht einer der findigen Tiroler Staatsanwälte auf die geniale Idee gerathen ist, wegen der nationalen Zweiteilungsbestrebungen bald Tirol unter der Anklage der Vorbereitung zum Hochverrath in Arrest zu setzen.

Der nationale Friede mit nationaler Sonderung galt also bisher als das specifisch Anti-österreichische, die unlösbare Landeseinheit mit dem unaufhörlichen Nationalitätenkatzlyt aber als echt- und gut-österreichisch. Da war die Wahl für die Regierungen nicht schwer. In den letzten Wochen aber ist dieser eingewöhnte Gedankengang durch einen logischen Querstrich durchkreuzt worden, der der Regierung und, um in Herrn v. Koerbers Stil zu sprechen, „jeder österreichischen Regierung überhaupt“ noch manches Kopfzerbrechen verursachen wird. Bei dem Streit um die nationale Autonomie Wälschtirols ist in Herrn Schönerers originellem Geist die Idee aufgetaucht, dass, entgegen der bisherigen Anschauung, im alldeutschen Interesse die bisher nur von den Patentpatrioten geschätzte Landeseinheit der national gemischten Provinzen der nationalen Zweitheilung eigentlich vorzuziehen wäre, und so hat er das neue alldeutsche Parteidogma verkünden lassen, dass die ehemals deutschen Bundesländer der Monarchie nicht national getheilt werden dürfen. Die Idee ist nicht übel. Wer an eine dereinstige Wiedervereinigung der deutschen Bundesländer Oesterreichs mit dem Deutschen Reich in irgend welcher Form denkt, kann immerhin wünschen, dass die in diesen Bundesländern wohnenden Nichtdeutschen darin erhalten werden, weil man in einem wiedervergestellten großdeutschen Bundesstaat diese nichtdeutschen Völkersplitter leichter zu assimilieren hoffen darf. Die Idee ist neu. Bisher wurde die Landeseinheit unserer Provinzen immer nur vom Gesichtspunkt der Untheilbarkeit des 1867 constituierten Nationalitätenstaates Oesterreich vertheidigt. Herr Schönerer und die Alldeutschen haben sie sich jetzt vom Gesichtspunkte der Untheilbarkeit des 1866 aufgelösten deutschen Bundesstaates angeeignet. Wo es sich um „Landeszerreißungsvorschläge“ handelt, werden jetzt die Alldeutschen an der Seite der Altösterreicher kämpfen. In Tirol thun sie es schon heute. Der Statthalter von Tirol, Graf Merveldt, dankt es nicht zum geringsten der alldeutschen Agitation, wenn sein langjähriger und in letzter Zeit schon ziemlich isolierter Widerstand gegen das Südtiroler Autonomieprojekt nun eine ungeahnte Reinung in der Bevölkerung erhält.

Für den Augenblick mag diese alldeutsche Unterstützung der Regierung in ihrer Noth recht willkommen sein. Ob aber dieser neue und so ungleiche Kampfgenosse ihr nicht schließlich doch Bedenken gegen ihre bisherige, einzig patriotische Landeseinheitsdoctrin erregen wird? Die nationalen Zweitheilungen sind für den Bestand Oesterreichs eine Gefahr — so war man bisher anzunehmen gewohnt. Doch auch die Landeseinheit ist für den Bestand Oesterreichs eine Gefahr — diesen Schluss muss die Regierung ihrer traditionellen Denkweise gemäß aus der neuen Lehre Schönerers ziehen. Ein Drittes aber gibt es nicht. Ja, wo bleibt dann Oesterreichs Bestand? Dem fatalen Dilemma kann man nicht mehr entgehen, sobald man sich einmal auf Zukunfts- und Landkarten-Politik einlässt. Nach dem bisherigen Stand der zukunftsgeschichtlichen Forschungen in Oesterreich war es für die Regierungen klar, dass sie die Landeseinheiten aufrechterhalten müssen, wenn sie den Bestand Oesterreichs sichern wollen. Die neuesten Forschungsergebnisse des Herrn Schönerer müssen sie aber bestürzten lassen, dass sie mit den Landeseinheiten den Zusammenhalt des Kaiserhauses ebenso gefährde wie ohne sie. In der Nacht sind eben alle Kühe schwarz, und aus den dunklen Büchern des Schicksals kann man alles Heil und Unheil herauslesen, genau so wie bei der Kartenaufschlägerei. Da wird es doch vielleicht für die österreichischen Regierungen „überhaupt“ das Beste sein, die ganze Disciplin der Zukunftswissenschaft den anderen zu überlassen und sich bei ihren Plänen und Maßnahmen ausschließlich

Digitized by Google

auf die Gegenwart und deren Bedürfnisse zu beschränken. Dann könnte sie auch über nationale Zweitheilungspläne unbefangener urtheilen. Wenn sie nicht mehr vowiel über die Zukunft Oesterreichs debitierte, könnte sie uns inzwischen die Gegenwart erträglicher gestalten. Solange die Regierung selbst über alle Grenzen schielt, schielen wir, in angestammter Anhänglichkeit, nach allen Seiten mit. Wenn aber die Regierung sich einmal das Schielen abgewöhnt, wird es vielleicht auch bei den Völkern Oesterreichs nach und nach aus der Mode kommen. K.

Majestätsbeleidigung in England.

Die kürzlich ohne gerichtliche Ermächtigung erfolgte Beschlagnahme eines irischen Blattes wegen Majestätsbeleidigung (seditious libel) regt eine Reihe von Fragen rechtlicher und politischer Natur an, deren Beantwortung manches Vorurtheil des Continentes in Sachen der englischen Pressfreiheit corrigieren dürfte.

Ein Preßrecht, eine Ausnahmsstellung der Presse in einem ihr günstigen oder ungünstigen Sinne, gibt es in England nicht, oder höchstens nur in rudimentärem Umfange neuerer Gesetzgebung. Eine durch die Presse begangene strafbare Handlung — die an und für sich strafbar sein muß, ohne Beziehung dazu, daß sie durch den Druck erfolgt — wird nach ganz den gleichen Grundsätzen beurtheilt, wie irgend ein anderes Delict. Daraus ergeben sich wichtige Folgen, z. B. für die Frage der Verantwortlichkeit und Mitschuld; „libel" z. B., das ist die Verbreitung unwahrer, ehrenrühriger Gerüchte, wird von jedem begangen, der an der Verbreitung mitwirkt: also vom Drucker angefangen bis zum Jungen, der die Zeitung in den Straßen ausruft; im Verjahre wurde sogar der Besitzer einer großen Leihbibliothek haftbar gemacht für ein Buch in seinem Geschäft, das ein „Libel" auf den Kläger enthielt. Anderseits kommen der Presse natürlich auch alle Vortheile des englischen Rechtes zugute; man denke nur an die barbarische Lehre der continentalen Juristen vom Versuch und von der Vorbereitung, die von mancher Seite in Deutschland bis ins Ungeheuerliche ausgedehnt zu werden versucht wird, im Vergleiche zu der englischen Auffassung, die mir als ein Grundprincip wirklicher Freiheit erscheint.

Die englische Pressfreiheit ist also nichts anderes, als der Ausdruck der englischen Freiheit selbst: dass man alles thun kann, was das Gesetz nicht ausdrücklich als strafbar bezeichnet: und der englischen Auffassung vom Versuch und von den Grenzen der mit der Freiheit des „Individuums collidierenden Prävention. „Die Freiheit der Presse" — sagte Lord Mansfield in einer berühmten Entscheidung — „besteht darin, dass man ohne vorausgehende Prüfung drucken kann, aber dem Gesetze verantwortlich ist." Das klingt sehr viel und sehr wenig sein. Das hängt ab vom Gesetze, vor allem aber von den Geschworenen. Die Judicatur der Geschworenen ist ein weiterer wesentlicher Bestandtheil der englischen Preßfreiheit. Wir erinnern uns alle der Stelle aus Buckles „Geschichte der Civilisation in England", wo er schildert, wie an den Wahrsprüchen der Geschworenen die Versuche der Georgs, die Presse durch obsolete und neue Gesetze zu knebeln, scheiterten. Auf der anderen Seite verstehen die englischen Geschworenen von heute keinen Spaß, wo es sich um Geschäft oder ähnliche Dinge handelt. Die sonst unerschütterliche Nachsicht, die die englische Presse den Theatern angedeihen lässt und die entschieden sowohl auf die dramatische Production wie auf die Schauspielkunst ungünstig einwirkt, entspringt der Angst, wegen „Libel" verklagt und zu schweren „Damages" verurtheilt zu werden. Erst vor einigen Wochen verurtheilten Londoner Geschworene ein Tagblatt zu der hohen — allerdings im Appellwege herabgesetzten — Entschädigungssumme von 1900 Pfund Sterling oder 22.000 Gulden und Kosten, wegen einiger Bemerkungen über eine Firma, deren Ware als gesundheitsschädlich bezeichnet worden war.

Nehmen wir den Wahrspruch der Geschworenen in dem, was wir politische Processe nennen wollen, als den Ausdruck der Stimmung der Mittelclassen an, so kann man sagen, dass die Mittelclassen auf diesem Wege Gesetze beseitigt haben, ohne sie formell aufzuheben. Das gilt aber immer nur für England im engeren Sinne; nicht für Irland, für Irland, wo die englische Versammlungsfreiheit nicht existiert, wo Geschworenengerichte und unabhängige Richter nur als Phrasen und als Theorie bestehen, besteht immer die Gefahr, dass irgend ein allen Boycott heraufbeschwört wird, um damit politische Zwecke zu verfolgen. Darum müssen wir darauf hinweisen, dass es eine Majestätsbeleidigung im staatsrechtlichen Sinne gibt. Eigentlich aber keine Majestätsbeleidigung im Sinne des österreichischen § 63, sondern als eine Form von „sedition", entsprechend unserer „Störung der öffentlichen Ruhe" (ob innerhalb Verhetzung der Massen). Verbrauch enthält das ein obsoletes englisches Gesetz von 1661 (II. liebe alte Bluterei) betreffend vom Hass und Verachtung gegen die Person, oder die Regierung und Parlament, Kriegsvolk — die gewöhnlich in Irland stehen — zu erregen. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass ein Gericht Edwards, wie Lord Russell es darstellt, jemals wieder [illegible] Jahre 1759 (Rex versus Dr. Shebbeare). Strafbar sind Worte, die auf die königl privaten Charakter und private Lebensführung hinzielen, ihm corrumpierte oder parteiische oder andere verwerfliche Motive für seine Politik zuschreiben, die insinuieren, er sei ein Tyrann und nehme kein lebhaftes Interesse am Wohlergehen seiner Unterthanen, oder die ihn beschuldigen, absichtlich irgend eine Person oder Classe, zum Unterschied von seinen übrigen Unterthanen, zu begünstigen oder zu unterdrücken. Das ist natürlich eine demonstrative und keine taxative Aufzählung.

Dass diese Gesetze in England todter Buchstabe sind, braucht durchaus nicht verwunderlich zu erscheinen. Nicht etwa deshalb, weil die Engländer solche Dinge nicht sagen oder schreiben. Sie haben seinerzeit Majestätsbeleidigungen die Menge begangen. Die Regierung meinte bei der Debatte über die Beschlagnahme des irischen Blattes, der brandstandete Artikel entziehe sich der Wiedergabe. Sonntag brachte ihn das Londoner Wochenblatt „Reynolds Newspaper" in seinen saftigsten Stellen unbeanstandet zur weiteren Kenntnis der Oeffentlichkeit. Beiläufig bemerkt, war der Artikel des „Irish People" in erster Linie eine Polemik gegen Cardinal Vaughan und die vornehmen englischen Katholiken. Während die katholische Kirche in Irland radical und anti-englisch ist, und während in England selbst einige Zeit geglaubt wurde, die Katholiken, als eine Minorität und unter einem ungünstigen Vorurtheil stehend, müssten insolge dessen auf der Seite politischen und socialen Fortschrittes kämpfen, besonders da der englische Katholicismus selbst wieder zum großen Theile von Irländern repräsentiert wird, hat der anglo-katholische Clerus und die anglo-katholische Presse Partei ins Kingdom gebissen und, während des Krieges und aus Anlass des Thronwechsels in Loyalität geschwelgt. Darum der Zorn des „Irish People", das sagt, wer denn eigentlich der Mann sei, den die katholische Kirche Englands so anräuchere. Die nun folgenden Aeußerungen über den König sind allerdings in Oesterreich nicht wiederzugeben; es sind aber durchaus nur die alten, längst bekannten Dinge, die da breitgetreten werden. In England, um es nochmals zu sagen, würde kein Hahn darnach krähen, wenn derartiges geschrieben würde. Es ist aber sehr fraglich, ob ein Anzug auf Widerklagung dieser neralten Bestimmungen Aussicht auf Erfolg hätte. Wer jemals in Hyde-Park oder an anderen öffentlichen Plätzen Freidenker und Atheisten jedes einzelne Dogma des Christenthums bekämpfen gehört, wird wohl kaum glauben, dass nach dem Gesetze 9 10 William III c 35, 53 Georg III c. 160 „die Ableugnung der Wahrheit des Christenthums oder der Autorität der heiligen Schrift seitens eines im Christenglauben Erzogenen oder zu ihm in England Uebergetretenen" ein Verbrechen ist; dass dieses Gesetz nicht nur noch besteht, sondern dass seine Anhebung 1887 — abgelehnt wurde.

Nicht in der ungeheuerlichen Form der Beschlagnahme liegt das Bemerkenswerte — denn die Beschlagnahme erfolgte ohne jede gerichtliche Ermächtigung — denn die Regierung behauptete, gar nicht dazu ermächtigt gewesen zu sein: es sei keine amtliche Beschlagnahme, sondern die Verhütung eines Verbrechens, die Pflicht jedes Staatsbürgers, sei erfolgt. Diese kühne Construction wird wahrscheinlich von den Gerichten als unzulässig erklärt werden: wie denn selbst die „Times" über die ganze Angelegenheit mit recht mäßigem Entzücken sprach. Das Bedeutsame liegt in dem Hervorholen dieser alten Gesetzesparagraphen und Urtheile, und darin, dass dagegen im Unterhause so gut wie kein Widerspruch erhoben wurde. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, welches Arsenal von reactionären Waffen im englischen Recht verborgen liegt. Und was die Geschworenen als die Correctur dieser Gesetze anlangt — man muss nicht, sagt der Staatsrechtslehrer Dicey, vergessen, dass vor einem Jahrhundert die bürgerlichen Geschworenen von Regierungen einer anderen Classe, zu der sie sich in Gegensatz befanden, angerufen wurden, dass sie heute aber im eigenen Interesse entscheiden. Für die Zukunft liegt hierin entschieden eine gewisse Beborgnis.

London. Dr. Maximilian Bach.

Ein Tag der Unzukömmlichkeiten im Tiroler Landesschulrath.

Von Peter Rosegger.

Das war ein Tag der Unzukömmlichkeiten, wie solche von Zeit zu Zeit abgehalten werden müssen. Die Herren fassen beisammen in dem hohen Rathe. Mancher verfasste über ein gemüthliches Gedicht, aber heute hatte er es zu ernste gelesen. Heute müsste das ernste angehört werden, das Amtsgeschäft, und das ist bei den meisten Zuhörern besonders unerwünscht.

Es handelte sich um Einlaufe über unzukömmliche Vorfälle in den Landschulen.

„Wir haben heute, meine Herren," sagte einleitend der Vorsitzende, „im Raum mit Ihnen, freigebräunten Gesichte, dessen graue [illegible] Sie [illegible] Sie haben heute Die Frage, bringen Sie

Digitized by Google

doch einmal die Mappe B. — wir haben heute einige Einläufe zu erledigen, die — danke!" Er legte die Mappe vor sich zurecht und nahm die schmalgebogenen Actenstöße heraus.

„Haben Sie die Güte, Herr Doctor!" Er lud den Nächstsitzenden ein, das Schriftstück vorzulesen.

„Bitte!" sagte der Doctor und ergriff das Blatt.

„Haben die Herren etwas dagegen, wenn ich das Fenster öffne? Es wird schwül."

Dienstbereit flogen die Flügel auf.

Der Doctor begann: „Also, Nummer eins. Eine erbauliche Katechetengeschichte, meine Herren. Sie erlauben."

Die einen bliesen ihre Nasen pusternd ins Sacktuch aus, die anderen putzten mit dem Sacktuchzipf ihre Augengläser — wohl damit sie besser lollen hören können.

„In Kleingoding," begann der Doctor, das einemal in den Bogen, das anderemal über den Rand desselben hinausblinzelnd, „hat der dortige Cooperator in der dritten Volksschulclasse über die Wunderkraft der heiligen Namen geredet, und zur Erhärtung seines Lehrstückes folgendes Exempel erzählt: Da war — der Berichterstatter verbessert, dass es der Wahrheit gemäß wörtlich wiedergegeben ist. Da war einmal ein frommer Mann, der einen Star-mag besaß und demselben aus kindlicher Frömmigkeit die drei heiligen Namen einlernte. Des Morgens, wenn der Mann aufwachte, begrüßte ihn der Star mit dem Rufe: Jesus, Maria und Josef! Desgleichen, wenn er an die Arbeit ging, oder zu Tische, oder wenn er sich des Abends schlafen legte. Auch wenn der Vogel Hunger oder Durst hatte, oder ein anderes Leid, als wenn die liebe Sonne zum Fenster hereinschien, rief er in Schmerz oder Freude die drei Worte aus, also dass das Haus jeden Augenblick mit den heiligen Namen besegnet ward. Nun trug es sich zu, dass eines Tages aus Unachtsamkeit der Magd der Star seinem Käfig entkam und hinaus-flog in den grünen Wald. Und zur Stunde stieg vom hohen Himmel ein Geier nieder auf das arme wehrlose Thier. „Jesus, Maria und Josef!" kreischt der Vogel in großem Schreck. Was geschieht? Als der Geier diesen Ruf hört, prallt er zurück, es erlahmen seine Flügel und er stürzt in den Abgrund. Daraus ersieht Ihr, liebe Kinder." — Und nun die Moral: „Gewöhnet Euch an, die heiligen Worte recht oft auszusprechen. Wenn sie schon beim unvernünftigen Thier eine solche Wunderwirkung haben, um wie mehr erst beim Christenmenschen."

Der Doctor hatte das gelesen und dann den hohen Rath der Reihe nach angeblickt.

„Nun? Was sagen die Herren dazu?" fragte der Vorsitzende.

Der eine stemmte den Ellbogen auf den Tisch, stützte das Haupt auf die Hand und brummte: „Es ist ganz niederträchtig, den Kindern mit solch naturwidrigem Gefasel den Kopf zu verwirren. Solches Afterbelgeschwätz, anstatt die Kleinen in den Naturwissenschaften zu unterrichten, sie darüber aufzuklären, dass der Cicarmah und der Geier auch dogmatische Dinge speisen."

Der Vorsitzende blickte auf den nächsten. Dieser that einen großen Athemzug und sagte: „Wenn ich der Sache von diesem Standmah und dem Geier auch keine besondere Bedeutung beimessen möchte, so finde ich doch — offen gestanden —." Er brach ab, wollte dem Vorsitzenden mit seiner Meinung nicht vorgreifen. Denn dieser hatte noch nicht gesprochen, obschon ihm entschieden das erste Wort gebürte. Denn er war ein Graf.

„Nun, bitte, Herr Rath?"

„Excellenz!" murmelte ein dritter und machte mit der Hand eine Bewegung, gleichsam, als gebe er Sr. Excellenz darüber das Wort, ob man dem Katecheten den Geier durchgehen lassen solle, oder ihm eine Rüge ertheilen müsse.

Seine Excellenz zuckte die Achseln und sagte kurz und trocken: „Was weiter? Ist halt ein clericaler Geier gewesen."

Sie lachten und der Bogen wurde beiseite gelegt. Nun kam das zweite Stück dran. Das war die Beschwerde des Dorfschulrathes zu Mittenwies darüber, dass der Lehrer den Kindern gelagt hätte, es sei nicht wahr, dass die Sonne aufgehe. Es drehe sich vielmehr die Erde um die Sonne. Man bitte hohenorts, eine so offenkundige Lüge zu bestrafen. Als Zeuge einerseits, dass der Lehrer die Worte wirklich ausgesprochen habe, und anderseits, dass die Sonne Tag für Tag aufgehe, gebote sich die ganze Gemeinde Mittenwies.

Seine Excellenz legte das Actenstück beiseite und sprach: „Die Herren aus Mittenwies werden demnächst dem Reichsrathe wahrscheinlich ein Gesetzvorlage unterbreiten, es möge bekanntgegeben werden, dass in Zukunft die Erde nicht mehr um die Sonne kreisen darf, sondern die Sonne täglich pflichtgemäß auf und unterzugehen hat, damit man ihrerwegen nicht am Ende gar die Schuldbuch abäudern müsse."

Sie lachten und eine weitere Erledigung dieser Beschwerde aus Mittenwies hat nicht stattgefunden.

Das dritte Actenstück schien sich insofern an das erste, als es den Katecheten einer Nachbargemeinde betlagte. Dieser hatte nämlich bei Behandlung des Naturgegenstandes den Schulkindern folgende Geschichte erzählt: In alter Zeit, als in Deutschland fast noch heftiger als heute das Christenthum verfolgt wurde, gieng eines Tages ein Priester mit Monstranze und Hostie aus, um einem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu spenden. Und als der fromme Mann so im Gebete dahinwandelte, da wurde er plötzlich angefallen von heidnischen Heiden, die ihn mißhandelten und des hochwürdigsten Gutes beraubten. Dann ritten sie davon, verbrauten die Monstranze, um das Gold derselben unter sich zu theilen, und die Hostie warfen sie zur Erde. Dort blieb sie liegen unter Heidekraut, von wildem Gewürme umzingelt. Da flog zur Zeit ein Bienenschwarm über die Heide, und als diese Thierchen die Hostie liegen sahen, umflogen sie die Stelle im Kreise und huben an, aus wilden Blumen Wachs zu sammeln und aus Wachs ein Tabernakel zu bauen für den Leib des Herrn. Gar herrlich war das Tabernakel, mit Treppleln und feinen Säulen und einem kunstreichen Baldachin. Und in die zierliche kleine Kalle huben sie die heilige Hostie. Also blieb das Tempelchen stehen, Hirten fanden es und an derselben Stelle wurde eine Kirche erbaut, genannt die Immenkirche, in welcher das Wunderwerk der Bienen heute noch zu sehen ist.

So war die Katechetengeschichte dem Schulrath hinterbracht worden. Da schlug einer der Herren Räthe die Hand auf den Tisch und rief aus: „Das ist nun aber schon zu arg! Das sind Faustschläge ins Gesicht der Natur und der Wahrheit! Wie kann bei systematischer Züchtung solchen Unsinnes der Lehrer den Kindern die Naturgesetze einprägen? Das ist ja die reinste Schule des Aberglaubens. Das Thierreich so in die Religion hineinzuzerren. Ich glaube, meine Herren, das können wir länger nicht dulden!"

Der Excellenz-Präses zuckte ein wenig die Achseln und meinte, da müsse man erst einen Immenzüchter fragen, ob die Bienen auch Altäre und Tabernakel bauen können. Wenn ja, dann falle der Act dem Gewerbeamte zu.

Sie lachten wieder ergebenst. Aber ganz unten am grünen Tische saß ein altes Männlein, das bisher geschwiegen hatte. Jetzt räuperte es sich angelegentlich und bob das Wort: „Wenn ich mir erlauben darf, geehrte Herren! Die bisher geäußerten Auffassungen in so ernsten Dingen scheinen mir nicht recht am Platze zu sein. Ich frage, wollen wir in der Schule nach Religion, oder wollen wir keine?"

„Unsere Religion ist Geerechtigkeit und Sittlichkeit," versetzte einer der Räthe.

„Gut. Also dann keine Religion. Die Geerechtigkeit besorgt das Gesetz und die Sittlichkeit besorgt der Brauch."

„Religion muss sein!" sagte der Nebensitzende würdevoll.

„Das Volk muss Religion haben."

„Jeder Mensch muss Religion haben," rief das alte Männlein, „und er hat sie, wenn oft auch nur unbewusst. In jedem — er müsste denn allzu krisol sein, Excellenz! — ist eine Sehnsucht nach Uebernatürlichem, ein Durst nach Geheimnisvollem und Weihevollem, nach höchster Erhebung dessen, was wir gut und schön nennen. Dieses übersinnliche Sinn im Menschen auszubilden, gehört zur Erziehung, zur Bildung. Wenn im religiösen Unterricht nichts Schlimmeres vorkäme, als was unsere heutigen Actenstöße aufweisen, wir könnten zufrieden sein. Die beiden Legenden, die uns zur Prüfung vorliegen, sind ich geradezu schön und rührend. Sie zeigen, dass Gott nicht bloß für den Christenmenschen da ist, sondern auch für die Thiere und denten damit die Zusammengehörigkeit und Gottlichkeit aller Creature an. Das schadet den Kindern gar nicht. Und auch nicht den Erwachsenen."

„Der Starmah!" lachte jener, „und diese bigotten Bienen! Das ist ein Unsinn."

„Aber Religion müsse sein, sagen Sie?" entgegnete der Alte. „Hören Sie einmal. Wenn Sie an die Transsubstantiation glauben, oder Sie lehren lassen wollen, dann können Sie diesen Starmah mit dem Geier und diese tabernakelbauenden Bienen getrost mit in den Kauf nehmen. Ganz getrost. Denn Legenden sind wahrlich nicht das Schlechteste in der katholischen Kirche. Der Name des Heilandes zihmt die Raubthiere, Bienen haben Wachs mit dem abdachlosen Gott und bauen ihm eine Hutte. Ich gestehe, mich berühren solche Geschichten geradezu. Und wer da besuchet, dass sie den kindlichen Sinn von der realen Welt zu sehr ablenken und in den Aberglauben hineintreiben konnten, der lasse alle Poesie außerhalb der Schulstube und verwehre auch den Dichtern Eingang mit ihren sinnigen Fabeln, Legenden und Liedern. Das ist meine Meinung. Ebenso überflüssig ist es, sich über den Lehrer zu ereifern, der ein unvernünftiges Naturgesetz vorgetragen hat, oder über einen rubrenden Dreschflegel, der das Kreisen der Erde um die Sonne verbietet. Der heutige Tag der Unzukommlichkeiten ist nach meiner Meinung nachgerade gegenstandslos. Wenn wir den Leuten den Rath geben, sinder in der Schule Dinge nicht zusammen zusammen, die nicht zusammengehören, so glaube ich, dass wir unseres Amtes gewaltet haben. Naturgeschichte für den Kopf, Religion fürs Herz —"

„Und Zuckerwein für den Magen!" sagte Se Excellenz, die Sitzung auflösend.

Das war eine der Rathssitzungen im Tiroler Landesschulrathe unter dem Vorsitze des — Grafen Taaffe.

Digitized by Google

Der Zusammenbruch des modernen Gründungssystems in Deutschland.

Mit unheimlicher Schnelligkeit bricht das Verhängnis über die allzu vertrauensselige deutsche Finanzwelt herein. Schlag auf Schlag stürzen die stolzesten Gebäude zusammen. Als das Conglomerat der Preußischen Hypothekenbank zusammenbrach und als sich ferner die geradezu ungeheuerlichen Zustände bei der Pommerschen Hypothekenbank entpuppten, da wurde man mit Recht darauf hin, daß neben der Verschuldung der leitenden Persönlichkeiten doch auch ganz wesentlich zum Sturz der Gesellschaften das sogenannte Verschachtelungssystem beigetragen habe, jenes unheilvolle System, das durch die Gründungen von allen möglichen Tochtergesellschaften charakterisiert wird. Durch diese verschiedenen eng in einander greifenden Gesellschaften werden umfangreiche Schiebungen, sowohl von Capital als auch von Geschäften, ermöglicht. Nachdem die Anregung über die Hypothekenfrage sich etwas gelegt hatte, wurden Stimmen laut, die darauf aufmerksam machten, daß diese Verschachtelung, welche so verhängnisvolle Wirkungen bei den Hypothekenbanken geübt hat, gar nicht bei ihnen allein vorkomme, sondern daß diese Art einfach zum modernen Gründungssystem gehöre, daß namentlich die Elektricitätswerke eine solche Praxis seit Jahren üben und daß eine verheerende Krisis gerade über die so organisierten Werke hereinbrechen müsse, mit dem Tage, wo das Publicum nicht mehr willfährig alle ihm angebotenen neuen Actien und Obligationen ankaufen werde. Der Zusammenbruch der Elektricitäts-Actiengesellschaft vorm. Kummer in Dresden, die den Fall der Dresdener Creditanstalt nach sich zog, hat diesen Prophezeiungen nur zu sehr recht gegeben. Aber diese Propheten haben auch darin das richtige getroffen, daß es sich hier um eine neue Gründungsmethode handelt, und daß infolge dessen der Vorfall bei der Dresdener Creditanstalt und bei Kummer nicht als einzelne Erscheinung betrachtet werden darf. Und so ist es gekommen. Wieder ist ein altes Bankunternehmen zusammengekracht und wieder ist das Débacle erfolgt durch die allzu enge Verquickung mit einer Gesellschaft, die in geradezu unerhörter Weise nach dem modernsten System gearbeitet hat. Der Zusammenbruch der Leipziger Bank, die seit 1839 bis vor ganz wenigen Jahren eines der angesehensten Institute Sachsens war, steht im engsten Zusammenhange mit dem eigenthümlichen Geschäftsgebaren der Actiengesellschaft für Trebertrocknung in Cassel. Die Entwickelung dieser Gesellschaft ist so charakteristisch, daß sie einer eingehenden Würdigung wert ist. Im Jahre 1889 wurde das Unternehmen gegründet, ursprünglich um die Trocknung von Biertreberen zu erwerben und Patente in großen zu betreiben. Das Capital war vorerst ein kleines und wurde nach und nach auf den immerhin noch verhältnismäßig geringen Betrag von 1 Million Mark erhöht. Am 25. Januar 1895 gelangten zum Curse von 135½ % die Actien an der Berliner Börse zur Einführung, nachdem zu den verschiedenen Patenten, die die Gesellschaft schon besaß, das sogenannte Bergmann'sche Patent zur Verwertung von Holz und Holzabfällen auf dem Wege der trockenen Destillation erworben worden war. Dieses Patent sollte der Gesellschaft verhängnisvoll werden. Man verfrach sich davon Wunderdinge. Man errichtete Tochtergesellschaften in aller Herren Länder. Diese Tochtergesellschaften erwarben zu hohen Preisen die Lizenzen der Patente, und sie wurden mit theilweise ganz enormen Summen in selbständige Actiengesellschaften umgewandelt. Auf diese Weise scharten sich um die Muttergesellschaft schließlich eine stattliche Reihe von Tochtern. Wir nennen davon folgende: Die Vereinigten chemischen Fabriken zu Schweinfurt, die Schlesische Actiengesellschaft für chemische Industrie in Weißwasser, Vereinigte norddeutsche chemische Fabriken Glückstadt in Hamburg, die Bosnische Holzverwertungs-Actiengesellschaft in Wien, die Erste galizische Actiengesellschaft für Holzdestillation in Lemberg, Finnische Holzverwertungs-Actiengesellschaft in Helsingfors, die Ungarische Holzdestillations-Actiengesellschaft Csepel in Ujlawa, Actiengesellschaft für Holzdestillation und chemische Industrie in Rußland, Société chimique du bois, société anonyme in Nantes, Società italiana per la industrie chimiche in Genua. Abgesehen von diesen Tochtergesellschaften, ist die Trebergesellschaft noch bei dem Dr. Kellner-Syndicat in Wien, bei der Eiweiß- und Fleischextract-Company, G. m. b. H. in Altona, bei der Continentalen Hochofengasgesellschaft in Dortmund betheiligt.

Während der ersten Jahre ihres Bestehens hatte die Trebergesellschaft ganz ansehnliche, aber wenig anständige Dividenden vertheilt, die sich durchschnittlich auf der Höhe von 10 % bieten. Anno nach der Einführung an der Berliner Börse aber begann eine enorme Steigerung des Cursniveaus. Es wurde nämlich 25 % ausgeschüttet, es fand bei der Erhebung des Actiencapitals von 3 Millionen auf 6 Millionen im Jahre 1896 die jungen Actien bereits mit 200 % emittiert werden können. Dann verbreitete man 50 und 100 % und die Actien begannen in schier unglaublichem Siegeslaufe bis auf 800 % zu steigen. Das war im Jahre 1897. Im Jahren 1897 und 1898 hielten sich die Actien immer noch auf dem respectablen Curse von annähernd 700 %, der höchste Curs des Jahres 1899 war 418 %, während sie noch im vorigen Jahre, wenn auch niedriger, so doch noch immer 336 % höchstens notierten. Alle Welt mußte natürlich annehmen, daß diese stattlichen Dividendenerträgnisse durch das Bergmann'sche Patent erzielt worden seien, und daß vor allen Dingen natürlich die einzelnen Tochtergesellschaften den Löwenantheil davon aufgebracht hätten. Diese Illusionen wurden eines Tages zerstört durch eine Privatmittheilung der verschiedener Concernregimenter der Trebergesellschaft in den Tageszeitungen. Eine heftige Annoncenpolemik entspann sich, die schließlich im October 1899 ihren vorläufigen Abschluß durch eine umfangreiche Schrift fand, welche seben angesehene chemische Fabriken in Deutschland und Belgien veröffentlichten. In dieser Schrift wurde die völlige Werthlosigkeit der Bergmann'schen Patente dargetegt. Es wurde gleichzeitig an der Hand der Bilanzen der verschiedenen Trebergesellschaften deren innere Haltlosigkeit nachgewiesen, und es wurde bei einem Theil derselben überhaupt bezweifelt, daß sie lebensfähig seien. Dem trat die Trebergesellschaft ebenfalls in einer längeren Druckschrift entgegen. Sie vermochte jedoch in weiteren Kreisen das Mißtrauen nicht zu besiegen, und die Zulassungsstelle der Berliner Fondsbörse konnte sich namentlich wegen der Unklarheit der eingereichten Bilanz nicht entschließen, bei der neuerlichen Capitalserhöhung der Trebergesellschaft von 6 auf 12 Millionen, die jungen Actien zum Handel an der Börse zuzulassen. Wie recht sie daran gethan hat, zeigt sich jetzt, wo sich herausstellt, daß die verheißenen Gewinne vermuthlich zum großen Theil aus Buchgewinnen bei der Gründung der Tochtergesellschaften stammen.

In der Generalversammlung der Trebergesellschaft vom 3. November 1899 traten die Leiter fast sämmtlicher Tochtergesellschaften an, um zu bethenern, daß die Angriffe der Concurrenz nichtswürdige Manöver seien. Interessant ist namentlich die Rede des ungarischen Reichstagsabgeordneten Kubinyi, der als Mitglied der Direction der ungarischen Firma selbst eine Würde als ungarischer Vertreter in der Trebergesellschaft einnahm. Er sagte unter anderem Folgendes: „Mir thut es leid, daß unser geehrter Herr Präsident, Herr v. Szalavsky, durch Krankheit verhindert ist, hier zu erscheinen, aber er hat mich, damit ich meine Pflicht nicht vergesse, mittels eines Schreibens beauftragt, ich soll hier meine Stimme erheben und für alles eintreten, was die Trebertrocknung zu thun und zu lassen gebeut (!), um darzuthun, daß diese sieben Concurrenten unrecht haben, um ihnen ihre Waffen ins Gesicht zu schleudern, und um der Trebertrocknung Sand anzuspritzen." Durch die späteren Ereignisse hat sich aber an bemerkenswertester Stelle die Ausführung des Directors Liebaut von der Nanteser Gesellschaft herausgestellt. Er tud alle Herren ein, seine Fabrik zu besichtigen, seine Correspondenzen durchzusehen, um die Unwahrheit der Concurrenzbehauptungen ihnen darthun zu können. Das war am 3. November 1899, dabei schloß das Jahr 1899 für die Nanteser Gesellschaft mit einem Verlust von einer 1½ Millionen Francs ab, von dem auf die Fabrication allein 641.000 Francs entfielen. Und der Geschäftsbereich dieser jetzt bereits aufgelösten Gesellschaft, daß weder auf Maschinen noch auf Material Abschreibungen gemacht worden sind. Der Bericht schließt mit den charakteristischen Worten: „Dieses ist das Ergebnis der peinlichen Untersuchung, welche wir auf Grund der Geschäftsbücher der Gesellschaft angestellt haben. Wir hätten gewünscht, es wäre besser gewesen." Schon am 20. Januar 1900 mußte zwischen der Nanteser Gesellschaft und der Cassler Trebertrocknungs-Gesellschaft ein Vertrag geschlossen werden. Aus dem Vertrag, der mir abschriftlich im französischen Originaltext vorgelegen hat, möchte ich folgende Stelle hervorheben: „Nachdem die Zubertriebigung der Fabrik und die Fabrication begonnen hatten, konnte man sich leicht übergezogen, daß das gute Functionieren, das nothwendig war, um die garantierte Ausbeute von 50.000 Tonnen Holzabfallen zu sichern, bei weitem nicht erreicht wurde." Aus diesem Grunde mußte schon vom 1. Februar 1900 ab der Betrieb der Tochtergründung von der Muttergesellschaft vollkommen für eigene Rechnung übernommen werden. Und trotz alledem wagte der Director Liebaut noch im November des Jugikjahres 1899 in der Allgemeine Rede zu halten. „Ja man hat sogar noch weiter gegangen. Anstatt die Urheber der belebtdigenden Angriffe gegen die Gesellschaft, insbesondere die durch Schäfte ihrer Kritik sich auszeichnende „Frankfurter Zeitung", gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen, hielt man eine Deputation der Handelskammer von Cassel nach Nantes reisen, die ein Gutachten abgab, demzufolge nach den Büchern der Gesellschaft ein Bruttoüberschuß (!) von 877.500 Francs zu erwarten ist.

Ich habe es nur nöthig gehalten, den Leiern der „Zeit" diese Dinge doch einmal ausführlicher darzustellen, weil vermuthlich die ganze Affaire noch ein gerichtswürdiges gerichtliches Nachspiel haben wird. Ueber das, was bei dem Jahre 1899 geschah, kann ich mich kurzer fassen. Die Trebergesellschaft schlug jetzt eine Taktik des Abwartens ein. Sie begnügte sich damit, auf ihren Generalversammlungen mit Majoritäten Directionsmajorität die Opposition

niederzustimmen und sie ließ sich noch im Februar dieses Jahres von einer so constituierten Generalversammlung eine weitere Capitalserhöhung von 9 Millionen Mark votieren. Diese Capitalserhöhung sollte dazu dienen, eine Reihe von Tochtergesellschaften wieder zurückzukaufen, weil man dadurch das Bedenken der Berliner Zulassungsstelle gegen die Zulassung der jungen Actien zu besiegen hoffte. Diese Zulassung war für die Gesellschaft und noch mehr für ihre Aufsichtsräthe zu einer Lebensfrage geworden, weil sie bis oben heran mit den Werten der Tochtergesellschaft vollgepropft waren. Sie versuchten durch alle möglichen Transactionen, indem sie Rückkaufsverpflichtungen eingingen, indem sie sich den berüchtigten Finanzschwindler Hugo Löwy zum Agenten warben, wenigstens vorübergehend einen Theil ihres Actienbesitzes abzustoßen. Es ist bekannt, daß die Aufsichtsräthe selbst bei den Spielhagenbanken große Summen lombardiert hatten. Trotz dieser Gedrungenheit konnte sich der Curs der Actien dewunderswert halten. Auf die Angriffe in der Presse antwortete die Trebergesellschaft so gut wie überhaupt nicht. Dafür aber mußte Herr Director Exner von der Leipziger Bank, der zu den Aufsichtsräthen gehörte, verschiedentlich beschwichtigend mit möglichst unklaren Ausführungen hervorreten. Man schüttelte allgemein den Kopf über den hohen Cursstand der Actien, namentlich seitdem der Proceß in Prerau die verzweifelte Verhältnisse der ungarischen Tochtergesellschaft dargelegt hatte, deren Director wir oben erwähnt haben und nachdem die Zustände bei der Nanteier Gesellschaft bekannt geworden waren. Das Geheimnis des Actienerfolges, das an der Berliner Börse schon lange ein offenes gewesen, wurde durch mehrere Wiener Blätter einer weiteren Oeffentlichkeit verständlich gemacht. Eines dieser Blätter schrieb damals, „es leien bei einer Bank außerhalb Berlins so große Posten Trebercacien lombardiert, daß ein größerer Cursrückgang bedenkliche Folgen haben müßte. Jedes angebotene Stück werde durch die Firmen S. Bleichröder und Steinzitel und Comp. aufgenommen und an die lombardierende Bank abgeführt".

Diese lombardierende Bank war die Leipziger Bank, die, wie sich jetzt herausstellt, mit 87 Millionen an der Trebergesellschaft interessiert ist, die nicht nur durch Lombardberedite, sondern auch durch regen Acceptaustausch und viele Garantien sich festgelegt hat. Man hat in der hiesigen haute finance wegen dieser Verstrickungen, die ein völligen Zusammenbruch der Leipziger Bank mit Nothwendigkeit früher oder später herbeiführen mußten, jede Sanierung abgelehnt. Man hat hier in Berlin die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, weil man wirklich nicht begreift, ob Frivolität oder Wahnsinn die Direction zu solchen Engagements geführt haben!

Die deutsche Finanzwelt ist von dem Zusammenbruch der Leipziger Bank aufs schwerste getroffen, nicht nur weil 30 Millionen Accepte der Bank im Umlauf sind, die sich glücklicherweise nur zum geringsten Theil im Besitze unserer hiesigen großen Privatdiscontleure befinden. Nicht nur, weil die sächsische Geschäftswelt durch das Fallissement zweier angesehener sächsischer Banken aufs schwerste geschädigt wird, und weil diese Schädigung auf die hiesige Bankwelt, insoweit sie mit Sachsen in Verbindung steht, zurückwirken muß. Mehr als das alles beunruhigt die allgemeine Empfindung, daß man es hier nicht mit einem Einzelfall, sondern mit einem Symptom zu thun hat. Man fürchtet, daß das Mißtrauen gegen die Banken im allgemeinen wieder überhand nehmen kann, umso mehr, als die Situation in anderer Geschäftswelt eine außerordentlich kritische ist. Die neuerliche Ermäßigung unserer Reichsbankdiscounts ist kein freundliches Zeichen, sondern im Gegentheil das Zeichen einer allgemeinen Beunruhigung, weil alle deutschen Geschäftskreise wegen des überaus faulen Einganges ihrer Forderungen große Summen flüssig halten müssen. Die von uns in diesen Blättern*) vor mehr als Jahresfrist angekündigte allgemeine Handelskrisis hat mit ungeheurer Wucht eingesetzt und man weiß nicht, was noch in der Zeiten Hintergrund schlummert. Man weiß es noch nicht, aber man fürchtet es schon.

Berlin. Georg Bernhard.

*) [illegible]

Die Königgrätzer Depesche.

Ein neuer Beitrag zur Geschichte der Schlacht von Königgrätz.

In der biographischen Verarbeitung des Benedek'schen Nachlasses brachte Dr. Heinrich Friedjung unter anderen Dingen auch eine völlig neue Darstellung der Stimmungen und Begebenheiten am 1. und 2. Juli 1866 im Hauptquartiere der österreichischen Nordarmee. Sie weicht von jener des officiellen Generalstabswerkes in mehreren Punkten erheblich ab, erzählt von einem am 1. Juli vormittags in der Prager Vorstadt zu Königgrätz abgehaltenen Kriegsrathe und bringt auch eine genaue, aus verlässlichen Quellen geschöpfte Wiedergabe des kurzen, aber bedeutungsvollen Depeschenverkehrs, der unmittelbar darauf zwischen der Hofburg und dem Armeecommando stattgefunden. Darnach hat Benedek an diesem Tage 11 Uhr 30 Minuten vormittags nicht „ohne daß irgend jemand aus seiner Umgebung darum wußte", sondern erst nach vorheriger Besprechung und in völliger Uebereinstimmung mit seinen berufenen Rathgebern jenes tiefernste Telegramm abgeleitet, in welchem er dem Kaiser dringend und um jeden Preis zum Friedensschlusse rieth, eine Katastrophe für die Armee als unvermeidlich bezeichnete. Nach dem Generalstabswerke antwortete der Kaiser um 2 Uhr 10 Minuten nachmittags telegraphisch dem Armeecommandanten: „Einen Frieden zu schließen, unmöglich. Ich befehle — wenn unausweichlich — den Rückzug in größter Ordnung anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Es ist klar, daß dieses kaiserliche Antwortte legramm, besonders die fast vorwurfsvolle Frage am Schlusse desselben — in so gefahrvoller Stunde an den Feldherrn gerichtet — auf tiefer Entschließungen und weiter Combinationen den schwerwiegendsten, ja ausschlaggebenden Einfluß nehmen mußte. Gleichwohl wurde es in den zahlreichen Schriften, welche die Lage der Nordarmee unmittelbar vor der Schlacht bei Königgrätz erörtern, vermieden, diese Depesche in den Bereich ihrer Betrachtungen zu ziehen, und es geschah dies zweifellos aus schuldiger Ehrfurcht vor dem Monarchen, der sie nach der officiellen österreichischen Darstellung eigenhändig und in ihrer Gänze verfaßt hatte. So galt es fast dreißig und etlichen Jahren für unumstößliche Gewißheit, und todesunerschrockene Streiter, sich für Militär-Schriftsteller, weder hüben noch drüben, diese kaiserliche Antwortdepesche einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Nun fördert aber Dr. Friedjung in „Benedeks nachgelassenen Papieren"*) eine wesentlich andere Genesis jener Depesche zutage, und da nach dieser Darstellung der Passus betreffs einer etwa stattgehabten Schlacht bloß einer Anfrage des damaligen Generaladjutanten Grafen Crenneville entstammt, so kann man sich nunmehr auch über die Consequenzen dieses Fragesatzes rückhaltlos äußern.

Nach den Darlegungen Friedjungs, die auf sicherstem Grunde beruhen, hatte der Kaiser auf das obenerwähnte Telegramm des Armeecommandanten mit eigener Hand die Erledigung geschrieben: „Einen Frieden zu schließen, unmöglich. Wenn Rückzug nöthig, ist derselbe anzuordnen." Punctum. Kein Wort weiter. — Daß der Rückzug der Armee in der That nöthig sei, wurde schon im Kriegsrathe**) erkannt, der — wie wir ebenfalls jetzt zum erstenmale vernehmen — am Morgen dieses Tages im Beisein Benedeks, der Generale Henikstein und Krismanic, des Obersten Krismanic, des Obersten Krismanic, des Obersten

beide Theile der Depesche mit einander verquickt und auch die wirklichen Worte des Kaisers einigermaßen entstellt.

Wenn wir vorhin den Plan des Oberstlieutenants v. Beck als ebenso lachgemäß wie verständig bezeichneten, so geschah dies nicht etwa unter Zugrundelegung unserer heutigen, allerdings klaren Kenntnis der damaligen Sachlage, sondern lediglich nach jenen Eindrücken und Nachrichten, wie sie am 1. Juli im österreichischen Hauptquartiere thatsächlich vorlagen. Die Armee befand sich in einer Verfassung, welche unumgänglich einige Tage der Ruhe und Erholung erheischte, um die gelockerten Verbände wieder herzustellen, die Verpflegung zu ordnen, kurz, die erwünschte Schlagfertigkeit wieder zu erlangen. Auch sie in der am 1. Juli mittags bezogenen Aufstellung*), so musste sie spätestens am nächsten Morgen einen feindlichen Angriffes gewärtig sein, der nach der Ueberzeugung des Armeecommandanten unvermeidlich eine Katastrophe im Gefolge gehabt hätte. Es war also geboten, möglichst rasch den Rückzug fortzusetzen, vor allem das linke Elbeufer zu gewinnen und hiedurch wenigstens der Gefahr eines unmittelbaren Angriffes auf die ungeordneten Massen, die sich da zwischen Sadowa und Nedelist auf einige Stunden der Ruhe hingaben, vorzubeugen. Die nächsten Elbeübergänge waren schon binnen wenigen Stunden, die entfernteren — jene bei Pardubitz — mittels eines starken Tagemarsches zu erreichen. Hatte die Armee schon so mannigfache Beschwerden und Strapazen wie in der letzten Woche ertragen, so konnte ihr nach mehrstündiger Ruhe wohl auch noch diese eine Marschleistung zugemuthet werden — zumal für die Bewegung hinter die Elbe, in eine Aufstellung Přelouč—Pardubitz—Sezemitz, mindestens vier Marschlinien besserer Qualität zur Verfügung standen. Im Laufe des 2. Juli hatte selbst angelangt, wäre sie der Gefahr eines feindlichen Angriffes für eine Weile entzogen gewesen und hätte außerdem günstige Verhältnisse für eine offensive Abwehrvertheidigung gefunden, wobei ihr der Elbewinkel nördlich von Pardubitz, der durch Anlage von Befestigungen zu einer Art Brückenkopf hergerichtet und besetzt werden konnte, außerordentlich zustatten kam.

Ein Angriff auf diese Stellung — welchen Benedek, wie er die Situation am 1. Juli abends kannte — frühestens erst am 4. Juli zu gewärtigen hatte, zwang preußischerseits entweder zur Theilung der Kräfte, indem nämlich die zweite Armee auch weiterhin am linken Elbeufer belassen wurde, oder zur Forcierung der Elbelinie in der Gegend von Elbeteinitz—Přelouč. Im ersteren Falle konnte sich Benedek an seinem linken Flügel auf die directe, defensive Vertheidigung beschränken (vollständige Räumung des rechten Ufers, Vernichtung der Brücken 2c.), das Gros seiner Armee aber in der Gegend von Sezemitz—Neu-Hrositz mit Erfolg gegen den preußischen Kronprinzen verwenden und dadurch eine bedeutende numerische Ueberlegenheit gewinnen. Im letzteren Falle aber ergab sich für Benedek die Gelegenheit, den preußischen Flankenmarsch (denn ein solcher wäre nöthig gewesen, um den Elbeübergang bei Elbeteinitz—Přelouč zu erzwingen) durch einen Vorstoß aus dem Brückenkopfe heraus zu stören oder den preußischen Armeen am linken Ufer, u. zw. während ihres Ueberganges mit verkümmelter Kraft in den Weg zu treten. Keinesfalls war die Nordarmee aus einer derartigen Aufstellung ohne weiteres zu belagieren, am allerwenigsten durch bloße Bewegungen und Manöver, und Moltke selbst setzt sich auseinander**), wie schwer es ihm wurde, darüber schlüssig zu werden, ob — falls die Oesterreicher hinter der Elbe ständen — die Armee des Kronprinzen auf dem linken Ufer belassen oder auf den rechten mit der des Prinzen Friedrich Karl vereint werden sollte. Allerdings vermuthete er Benedek in einer Stellung zwischen Josefstadt und Königgrätz, die Flügel an diese Festungen gelehnt, und bezeichnet diese Position im Gegensatze zum österreichischen Generalstabswerke als noch bedeutend stärker, als jene bei Pardubitz. Dieser scheinbare Widerspruch mag darin seine Erklärung finden, dass Moltke in seinen Memoiren die Verhältnisse im Auge hatte, wie er sie thatsächlich am 1. Juli sah, wo er weder vom Vormarsche Benedeks nach Dubenetz, noch von dessen nächtlichem Rückmarsche in die Stellung bei Chlum Kenntnis hatte, die Letztere daher vielmehr in vorbereiteter Position bei Königgrätz-Josefstadt glaubte, hätte er dies alles, dann noch das Debacle der zweiten Armee damals schon gekannt, so wäre ihm eine solche Anstellung kaum so „vortheilhaft“ erschienen. Unter den angeführten Verhältnissen war nämlich die Zeit auf Seite der preußischen Armeen viel zu knapp, als dass Benedek noch rechtzeitig in die Stellung Josefstadt-Königgrätz einrücken und sie namentlich gegen Westen hin sichern konnte, wo die preußische zweite Armee bereits in der Nähe stand und alle Elbeübergänge bis inclusive jenen bei Jaromer in Händen hatte. Aus dieser Ursache, und nicht aus der im Obigen absichtlich angeführten, hatten wir in der That Pardubitz für den Punkt, wohin die Nordarmee aus ihren Lagern vom 1. Juli zurückgehen musste. Ohne das Eingreifen des Grafen Clam-Gallas wäre sie diese Aufstellung in etwa 2 × 24 Stunden bezogen und dadurch der Gefahr eines Angriffes, den sie heute seit dem 1. Juli gewärtigen musste, entronnen.

Wenn wir vorhin den Plan des Oberstlieutenants v. Beck als ebenso lachgemäß wie verständig bezeichneten, so geschah dies nicht etwa unter Zugrundelegung unserer heutigen, allerdings klaren Kenntnis der damaligen Sachlage, sondern lediglich nach jenen Eindrücken und Nachrichten, wie sie am 1. Juli im österreichischen Hauptquartiere thatsächlich vorlagen. Die Armee befand sich in einer Verfassung, welche unumgänglich einige Tage der Ruhe und Erholung erheischte, um die gelockerten Verbände wieder herzustellen, die Verpflegung zu ordnen, kurz, die erwünschte Schlagfertigkeit wieder zu erlangen. Auch sie in der am 1. Juli mittags bezogenen Aufstellung*), so musste sie spätestens am nächsten Morgen einen feindlichen Angriffes gewärtig sein, der nach der Ueberzeugung des Armeecommandanten unvermeidlich eine Katastrophe im Gefolge gehabt hätte. Es war also geboten, möglichst rasch den Rückzug fortzusetzen, vor allem das linke Elbeufer zu gewinnen und hiedurch wenigstens der Gefahr eines unmittelbaren Angriffes auf die ungeordneten Massen, die sich da zwischen Sadowa und Nedelist auf einige Stunden der Ruhe hingaben, vorzubeugen. Die nächsten Elbeübergänge waren schon binnen wenigen Stunden, die entfernteren — jene bei Pardubitz — mittels eines starken Tagemarsches zu erreichen. Hatte die Armee schon so mannigfache Beschwerden und Strapazen wie in der letzten Woche ertragen, so konnte ihr nach mehrstündiger Ruhe wohl auch noch diese eine Marschleistung zugemuthet werden — zumal für die Bewegung hinter die Elbe, in eine Aufstellung Přelouč—Pardubitz—Sezemitz, mindestens vier Marschlinien besserer Qualität zur Verfügung standen. Im Laufe des 2. Juli selbst angelangt, wäre sie der Gefahr eines feindlichen Angriffes für eine Weile entzogen gewesen und hätte außerdem günstige Verhältnisse für eine offensive Abwehrvertheidigung gefunden, wobei ihr der Elbewinkel nördlich von Pardubitz, der durch Anlage von Befestigungen zu einer Art Brückenkopf hergerichtet und besetzt werden konnte, außerordentlich zustatten kam.

Ein Angriff auf diese Stellung — welchen Benedek, wie er die Situation am 1. Juli abends kannte — frühestens erst am 4. Juli zu gewärtigen hatte, zwang preußischerseits entweder zur Theilung der Kräfte, indem nämlich die zweite Armee auch weiterhin am linken Elbeufer belassen wurde, oder zur Forcierung der Elbelinie in der Gegend von Elbeteinitz—Přelouč. Im ersteren Falle konnte sich Benedek an seinem linken Flügel auf die directe, defensive Vertheidigung beschränken (vollständige Räumung des rechten Ufers, Vernichtung der Brücken 2c.), das Gros seiner Armee aber in der Gegend von Sezemitz—Neu-Hrositz mit Erfolg gegen den preußischen Kronprinzen verwenden und dadurch eine bedeutende numerische Ueberlegenheit gewinnen. Im letzteren Falle aber ergab sich für Benedek die Gelegenheit, den preußischen Flankenmarsch (denn ein solcher wäre nöthig gewesen, um den Elbeübergang bei Elbeteinitz—Přelouč zu erzwingen) durch einen Vorstoß aus dem Brückenkopfe heraus zu stören oder den preußischen Armeen am linken Ufer, u. zw. während ihres Ueberganges mit verkümmelter Kraft in den Weg zu treten. Keinesfalls war die Nordarmee aus einer derartigen Aufstellung ohne weiteres zu belagieren, am allerwenigsten durch bloße Bewegungen und Manöver, und Moltke selbst setzt sich auseinander**), wie schwer es ihm wurde, darüber schlüssig zu werden, ob — falls die Oesterreicher hinter der Elbe ständen — die Armee des Kronprinzen auf dem linken Ufer belassen oder auf den rechten mit der des Prinzen Friedrich Karl vereint werden sollte. Allerdings vermuthete er Benedek in einer Stellung zwischen Josefstadt und Königgrätz, die Flügel an diese Festungen gelehnt, und bezeichnet diese Position im Gegensatze zum österreichischen Generalstabswerke als noch bedeutend stärker, als jene bei Pardubitz. Dieser scheinbare Widerspruch mag darin seine Erklärung finden, dass Moltke in seinen Memoiren die Verhältnisse im Auge hatte, wie er sie thatsächlich am 1. Juli sah, wo er weder vom Vormarsche Benedeks nach Dubenetz, noch von dessen nächtlichem Rückmarsche in die Stellung bei Chlum Kenntnis hatte, die Letztere daher vielmehr in vorbereiteter Position bei Königgrätz-Josefstadt glaubte, hätte er dies alles, dann noch das Debacle der zweiten Armee damals schon gekannt, so wäre ihm eine solche Anstellung kaum so „vortheilhaft“ erschienen. Unter den angeführten Verhältnissen war nämlich die Zeit auf Seite der preußischen Armeen viel zu knapp, als dass Benedek noch rechtzeitig in die Stellung Josefstadt-Königgrätz einrücken und sie namentlich gegen Westen hin sichern konnte, wo die preußische zweite Armee bereits in der Nähe stand und alle Elbeübergänge bis inclusive jenen bei Jaromer in Händen hatte. Aus dieser Ursache, und nicht aus der im Obigen absichtlich angeführten, hatten wir in der That Pardubitz für den Punkt, wohin die Nordarmee aus ihren Lagern vom 1. Juli zurückgehen musste. Ohne das Eingreifen des Grafen Clam-Gallas wäre sie diese Aufstellung in etwa 2 × 24 Stunden bezogen und dadurch der Gefahr eines Angriffes, den sie heute seit dem 1. Juli gewärtigen musste, entronnen.

*) Siehe Nr. 351.

**) Siehe Nr. 351.

*) Siehe Nr. 351.

**) Siehe Nr. 351.

Denn kaum anders, als durch den verhängnisvollen Frageatz des Telegramms von 2 Uhr 10 Minuten nachmittags ist es zu erklären, dass Benedek — der doch gewiss nicht der Mann sprunghaft wechselnder Entschließungen war — schon am Abend dieses Tages seine Ansicht änderte und die Durchführung des Rückmarsches zunächst um einen Tag hinausschob. Die Depesche, in welcher er diesen seinen Entschluss dem Kaiser anzeigte (11 Uhr nachts), verräth bereits deutlich die Verwirrung, welche die Crenneville'sche Frage in den Köpfen des Hauptquartiers angerichtet hatte. Ohne diese Frage ist das Telegramm des Kaisers klar und bestimmt — mit dieser ist es unverständlich, verworren. Der erste Theil der kaiserlichen Antwortdepesche genehmigt vorbehaltlos den Rückzug, falls ihn der Feldherr für nöthig erachtet; der zweite Theil verräth aber einiges Besremden darüber, dass der bisherige Rückzug — wie es scheint — ohne Schlacht erfolgte! Die beiden Sätze waren schlechterdings unvereinbar, hoben sich gegenseitig auf, wie immer sie Benedek und Krismanić interpretiert haben mochten. Mit einem Worte, Benedek wusste an diesem kritischen Tage gar nicht, was der Kaiser eigentlich von ihm wollte, und hieraus erklärt sich auch das widersprucksvolle Telegramm von 11 Uhr nachts, worin er seine weiteren Entschließungen nach Wien meldete. Er bezeichnet es darin als wahres Glück, dass der Feind „bis zur Stunde“ noch nicht drängt, weil sonst unsichtbar eine Katastrophe eintreten würde. Schon in der nächsten Zeile erklärt er aber, die Armee auch noch am 2. Juli ruhen und sie erst am 3. Juli nach Pardubitz zurückführen zu lassen, und dies auch nur mangels Trinkwasser und nicht etwa, um einem feindlichen Angriffe, also einer „Katastrophe“ zu entgehen. Da auch am folgenden Vormittage keine Erläuterung der unklaren Depesche vom vorherigen Tage, keine weitere Nachricht aus der Hofburg anlangte, so mochte Benedek immer mehr in der Meinung bestärkt worden sein, dass man in Wien nur eine Schlacht als Motiv für einen Rückzug gelten lasse, und mittags stand bereits der Entschluss in ihm fest, den Rückzug nach Pardubitz — wie ihn Oberstlieutenant v. Beck vorgeschlagen — gänzlich zu sistieren und es den verweinlichen Wünschen des Kaisers gemäß in der unbeendeten Stellung auf eine Schlacht ankommen zu lassen.

Denn spätestens um die Mittagsstunde des 2. Juli, da alle Corps-Commandanten, Cavallerie-Divisionäre und Generalstabschefs im Hauptquartiere versammelt waren, um die weiteren Entschließungen des Armee-Commandanten zu vernehmen, hätte dieser die Dispositionen für den Rückzug ausgeben müssen, wenn ein solcher noch in seiner Absicht gelegen hätte. Man ist versucht, es ihm als grimmige, gereizte Entschlossenheit auszudeuten, dass er auf die Bemerkung Gbelsheims, es werde noch heute abends oder spätestens morgen früh ein feindlicher Angriff erfolgen, gar nicht weiter eingieng und sich um die Vorgänge auf der Feindesseite anscheinend nicht viel kümmerte. Und beiläufig zur selben Stunde, da Oberstlieutenant v. Beck den Kaiser dahin informierte, dass ein Rückzug auf Pardubitz das einzige Mittel sei, um die Armee aus ihrer bedrängten Lage zu entziehen und dass dieser Rückzug eben jetzt in Durchführung begriffen sei, langte vom Armeecommando die Nachricht an, „... Boje einen weiteren Rückzug nicht nothwendig zu haben.“ (2. Juli, 3 Uhr 30 Minuten nachmittags. Diese Depesche ist offenbar die Antwort auf die Frage des Grafen Crenneville. Wenn also Dr. Friedjung in „Benedeks nachgelassenen Papieren“ (S. 375) meint, „es sei nicht bekannt geworden, welche Gründe den Feldherrn bestimmten, von dem im Kriegsrathe vereinbarten Plane abzugehen“, so bietet er selbst, u. zw. durch seine Ausführungen über die die Genesis der meinerwähnten Depesche, den Schlüssel zur Lösung dieser Frage.

Dass Benedek einmal stutzig gemacht durch dieses Telegramm den Gedanken eines Rückzuges absolut gänzlich fallen ließ und diesen am 3. Juli auch nicht mehr vorsuchte, wie ihm dies von der Mitte bisweilen zugemuthet wird, ist gewiss gerechtfertigt; denn man kann sich das Unheil gar nicht dichter genug ausmalen, welches eingetreten wäre, wenn die Nordarmee an diesem Tage, nach einmarschierten vorderster Position, aus einer Rückzugsbewegung hätte heraus hätte in den Kampf treten müssen. Der Rückzug hätte sich unter allen Umständen dadurch verlangsamt, dass Benedek mussten, daß man über am 2. Juli zwei oder drei Armeecorps und einige Batterien der Armee Abtheilungsweise in der Linie Popowitz—Dohalitz—Horenowes hindurchlie um am nächsten Tage dem zu unternehmenden Angriffe aus die Bisherigkeit handzuhalten und den Rückmarsch der nördlich Aufmarschlie zu decken. Diese Arrieregardenstellung konnte allerdings die vor den Divisionen des Prinzen Friedrich Karl eine weitere in Schach halten, wäre aber bald unhaltbar geworden, da sie — wie bereits erwähnt, die schon seit 2 Uhr morgens [illegible] Marschcolonnen [illegible] unterbrochen Stellungnahme mit [illegible] konnte. Wie immer sich die Dinge [illegible] hätten, die Armee [illegible] Elbeufer konnte

Digitized by Google

sich nunmehr dem österreichischen Rückzuge am rechten Elbeufer anhängen, Prinz Friedrich Karl inzwischen mit der Armeegarde reinen Tisch machen, indes die Armee des Kronprinzen, am linken Ufer vorrückend, gewiß noch die Linie Smiřitz–Libitz erreichen konnte. Die etwa über die Elbe entkommenen Armeetheile Benedeks mußten daher am folgenden Tage eines unmittelbaren Angriffes von Norden her gewärtig sein, und am 4. Juli hätte sich die preußische Heeresleitung unzweifelhaft die vollständige Einschließung der Nordarmee (wie dies schon in der Moltke'schen Depesche vom 30. Juni*) angedeutet war) zum Ziele setzen können. Es war daher von Benedek klug und verständig gehandelt, daß er am 3. Juli lieber in theilweise vorbereiteter Stellung einen Angriff erwartete, als daß er weiter an dem im Kriegsrathe vereinbarten Plane eines Rückzuges festhielt. Dieser letztere — am 2. Juli spätestens bis mittags begonnen — konnte die einzige Situation, wie oben gezeigt, mit einem Schlage verändern. Nach diesem Zeitpunkte aber war dieser Plan sowohl nach unserer heutigen Kenntniß der Sachlage, als auch nach allem, was Benedek damals wußte und wissen konnte, schlechterdings undurchführbar.

Wenn wir vorhin die Ansicht ausgesprochen haben, daß ein rechtzeitiger Rückmarsch in die Stellung bei Pardubitz, wie ihn Oberstlieutenant v. Beck vorgeschlagen, die Nordarmee in eine strategisch sehr vortheilhafte Situation, die preußische Heeresleitung aber vor ein schwieriges Dilemma gebracht hätte, so will damit keineswegs gesagt sein, daß in diesem Falle eine etwaige Schlacht bei Pardubitz, geschweige denn der ganze Feldzug von Benedek gewonnen werden mußte. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß für die damalige österreichische Armee ein nachhaltiger militärischer Erfolg aus hier nicht näher zu erörternden Ursachen bei auch noch so günstiger operativer Constellation geradezu ausgeschlossen war und daß es ganz müßige Spielerei ist, wenn man sich an der Hand theoretischer Combinationen allerlei Eventualitäten vorausstellt, welche etwa eingetreten wären, wenn zum Beispiel die Südarmee früher herangezogen, das Gefecht bei Blumenau bis über Mittag hinaus fortgesetzt worden wäre u. dergl., und sich dann in dem Glauben wiegt, daß in dem einen oder dem anderen Falle die endgiltige Niederlage doch noch abgewendet werden konnte.

Was wir aber in vorstehendem dargethan zu haben glauben, ist, daß es aus der unmittelbaren Gefahr, aus der strategisch verzweifelten Situation, in welche die Nordarmee anfangs Juli hineingerathen war, noch eine Rettung gab — eine Rettung im Sinne, daß die Armee nach dem Vorschlage des heutigen Chefs des Generalstabes schon am 4. Juli, gleichsam mit einem Schlage, eine überaus günstige und völlig gefahrlose Position erlangt hätte, aus welcher sie noch manche Offensivstöße führen, der preußischen Heeresleitung noch manche schwierige Aufgabe bereiten konnte und daß der Krieg bei aller Verschiedenheit der beiderseitigen Machtmittel keineswegs an einem Tage, mit einer eclatanten Katastrophe zum Nachtheile Oesterreichs enden müßte.

Wäre der Plan des heutigen Oberstlieutenants Friedrich Ritter v. Beck zur Durchführung gelangt und nicht — wie wir heute annehmen können — durch das Dazwischentreten des Grafen Crenneville vereitelt worden, so wären zweifellos auch die politischen Consequenzen einer so plötzlichen und für die übrige Welt völlig überraschenden Niederlage vermieden oder doch abgeschwächt worden und der Welt wäre kaum eine solche Ueberraschung geboten worden, wie zur Frühstückszeit des 4. Juli, da Napoleon III. unvorsichtig und telegraphisch eine österreichische Meldung zum Geschenke erhielt und Cardinal Antonelli bereits den jüngsten Tag gekommen glaubte.

Zitterer.

Ellen Key.

Ein kindlicher Umriß.

Man trifft hie und da in der sehr guten Gesellschaft, die an keine Classe gebunden ist, Menschen von hoher Cultur. Sie sind in vielen Läuden und ihren Gedankenwelten zu Hause und doch voll wacher Sehnsucht nach neuer Beute an Gefühlen und Ideen. Die Unterhaltung wird in solcher Gesellschaft rasch bewegt und reich, voller Anmuth in Scherz und Ernst, und die anfängliche Fremdheit löst sich bald. Doch wenn man sich verleiten läßt, irgend einem Gegenstand in gemeinsamer, zickzackiger Unterredung mittels Frag' und Antwort nachspüren bis zu den tiefsten Gründen, kommt plötzlich mitchlbar der Moment, wo man aufhört, einander zu verstehen, mithin auch aufhört, weiter zu discutieren. Denn alle denkenden Menschen unserer Tage, soweit sie überhaupt, wenn auch nur in einer ganz unsichtbaren Epoche unserer Sonnenwelt, an Fortschritt glauben, scheiden sich in solche, die diesen Fortschritt bloß einem mechanischen nennen, der in der Mehrung unserer praktischen und unseres Thatsachenwissens besteht, und in solche, die auf eine organische Entwicklung der Menschheit, d. h. auf eine Höherentwicklung der Gattung „homo sapiens" rechnen, auf die Entstehung neuer Arten in uns, auf ein Durchdringen der menschlichen Seele. Kommt man einmal im Gespräch zu dem Punkte, wo dieser Wesensunterschied im Denken zutage tritt (und die natürliche Schwere des Gespräches führt immer zu ihm), so taut sich die unsichtbare Mauer der Fremdheit wieder auf, die Menschen von Menschen trennt, die Mauer, die alle brüderlichen und alle verneinenden, die realistisch und die idealistisch angelegten Geister, die verzichtenden und die wollenden Naturen trennt. Die Harmonie ist gebrochen, die Worte fallen träge, gleichgiltig von den Lippen, die sich nichts Besonderes mehr zu sagen haben: die Welt und der Gesellschaftsaal erscheinen plötzlich dunkler und kälter, und Trübsinn legt sich zusammenschnürend auf jedes Gemüth.

Es gibt aber liebenswürdige Naturen, welche diese Scheidewand der Geister einzureißen suchen. Sie sind in der Seele des Gegners ganz gut behandelt: sie wissen seine Entschlüsse und seine Gründe; sie haben für die Gründe auch Gegengründe, vor allem aber haben sie die Macht, zu verführen. Der Dreißiglinien stellen sie neue Illusionen entgegen, herrliche, lockende Illusionen. Sie kennen die starken Worte und bezaubernden Klänge. Und was sie aufbauen, ist das dritte Reich. Das dritte Reich Ibsens. Das Reich, in dem sich Heidenthum und Christenthum vermählen, Sinne und Seele sich zu einer höheren Einheit durchdringen werden. Auf feste Säulen stellen sie sein Dach, und Götterbilder, Götterbilder für jedermann, winken drin. Auf die feste Erde gründen sie das Reich und oben schaut der blaue Himmel hinein. Dies Reich verkünden sie, es ist im Anbruch. Es kommt, heute oder morgen, doch es kommt sicher, und ohne Wunder noch Posaunenstöße, unmerklich, einfach und selbstverständlich, als natürliches nothwendiges Product der nothwendigen und natürlichen Entwickelung. Es kommt, und der Wolf wird mit dem Lamme grasen . . .

Solch eine liebesstarke Natur und Künderin des dritten Reiches ist Ellen Key. Man liest ihre Essays, und das feivole Lächeln der skeptischen Kinder unserer Welt erstirbt. Man wird ernst und man wird tief bewegt, und in die Bewunderung mischt sich ein bischen Neid. Glauben können, so glauben können! Denn wahrhaftig, dieser Glaube an die menschliche Zukunft ist der Glaube, welcher Berge versetzt. Wenn viele so stark zu glauben vermöchten, dann wüchse vielleicht der machtvolle geniale Wille in der Menschheit heran, der das Unmögliche zur Erscheinung brächte. Schon gibt es mehrere Menschen in Europa, die so glauben. Es sind gewiß deren sieben; doch müssen es wohl erst siebenundsiebzig sein. Dies weiß sicher auch Ellen Key; aber es erschüttert sie nicht: denn sie kann warten.

Was Ellen Key vor allen anderen Wesen dieser Erde auszeichnet, ist die Art, wie sie alle Gegensätze in sich aufnimmt und verschmilzt. Sie ist wie jene, die Zarathustra-Nietzsche liebt, wie jene, deren Seele übervoll ist, so daß sie sich selber vergessen und alle Dinge in ihnen sind. In den schönen Buche „Menschen", das von den beiden Browning handelt und von Goethe, sucht sie das Wort der letzteren an: „Ich habe nicht an einer Denkungsart genug: ich brauche mehrere". Dies paßt auf sie. Sie bedarf immer zwei conträrer, die sie zu einer Einheit zusammenzwingt. Auch sie ist eine Persönlichkeit, „oft gerundet, nie geschlossen". Sie ist von jeder genialen Natur, von jedem bedeutenden Gedankensystem gefesselt, doch nie gefangen. Wie die Menschengeschichte sich in Wellen vorwärtsbewegt, durch wechselnde Bildungen und Barbarei'en, durch Revolutionen und Reactionen und die unaufhaltsame Strömung Nahrung zieht aus dem einen und dem anderen; so wie das geistige Erbe unternehmungsfreier Culturen immer mehr einen Theil unseres eigenen Wesens wird, so ist für Ellen Key alles, was Menschen je gedacht und gefühlt und gebildet haben, in Philosophie und Religion, in Kunst und Staat, Stoff für ihre private Entwickelung. Jesus und Spinoza, Marx und Nietzsche, alle werden in Erziehern ihrer Seele: sie weiß aber, alle Fortentwickelung besteht darin, daß man seine Erzieher überwindet, indem man aus ihren Lehren nimmt, was der eigenen Seele zur Nahrung taugt, und das übrige wegwirft. Die Wahrheiten, die sie bandeten, waren keine absoluten Wahrheiten; es gibt keine anderen als persönliche Wahrheiten, und die muß man selber finden. Wie Tolstoj es ausdrückt: man kann nicht nach einem fremden Gewissen leben, und wäre es ein größeres, als unser eigenes ist. Alle Werke Ellen Keys sind ein Suchen nach dem eigenen Gewissen, ein Finden der persönlichen Wahrheit, ein Entdecken ihres eigenen Ich, welches aber so erfüllt ist von leidenschaftlich vibrierender Glut, daß es anströmen muß, soll es nicht in dunklen Flammen sterben; es ist ein Ich, so voll besten Lebens, daß es sich als ein absolutes empfindet, daß es seine individuellen Träume als Wirklichkeiten sieht, an die es unbirrsam glaubt und andere glauben macht.

Sie glaubt vor allem an das Leben, und das ist ihre Religion: ihm zu dienen, seine Absichten zu fördern, ist ihr Gottesdienst und ihre Moral. Sie sieht in die Ahnlichkeit der „Gesinnungsgenossen" sie exkennt dann eine plastische Macht, einen Willen, der die höchste Wertmacht, der absolut sein muß. Den man achten muß, in seinen Rechten zu erhalten und selbst in seinen Uebergriffen weil Leben zu verehren. Was will aber das Leben und wie verwirklicht der Mensch das Leben in vollendeter? Es will natürlich

Digitized by Google

vor allem sich selbst; es will leben, so viel als möglich leben, möglichst stark, möglichst wirkungsvoll leben: und das hat der Mensch stets geahnt und empfunden und die machtvollen Erscheinungsformen des Lebens als furchtbar und groß und schön angebetet, und gut zu heißen und zu lieben gesucht. Wer das Leben steigert, dient also dem Willen, dem Leben innewohnt, dem unbekannten Gott, der die Welt und uns beseelt und durchstrahlt; alles dient ihm, auch der Zerstörer, auch der Tod, denn alles ist ein Theil von ihm und alles entwickelt sich aus der Nothwendigkeit, die sein inneres Gesetz ist: aus dem Trieb, zu sein, der unzerstörbar, von Anbeginn und ohne Ende, und daher vernunftgemäß ist und seine Mittel zu wählen wissen muß. Aus dieser Grundanschauung schöpft Ellen Key ihren unerschütterlichen Optimismus und den Muth und die Kraft ihres Effektivismus. Hier und hier ist die Begrenzung der Persönlichkeit Jesu und dies sind die Gesetzen seiner Lehre: fürchtet Euch aber nicht und seid echte Jesu-Jünger! Da und dort steckt die Vornehmheit des materialistischen Heidenthums unserer Zeit: aber fürchtet Euch nicht und seid tapfere Atheisten! Dies und das läßt sich gegen Nietzsche und Stirner und den extremen „culte du moi“, gegen den Uebermuth des Egoismus und die Verherrlichung der wenigen auf Kosten der übrigen sagen: doch fürchtet Euch nicht: höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit, sich selbst ausbilden die erste Pflicht, die Herankunft des Genies ermöglichen, die Seelen für die Empfängniß und das Verständniß des Großen vorbereiten das Alpha und Omega aller Menschenerziehung. Eines und das andere und gar vieles, Schweres muß man gegen den Altruismus und seine Verkörperung in den Lehren des Communismus und des Socialismus einwenden, und es droht aus ihnen die überwiegende Herrschaft der Mehrzahl, der Mittelmäßigen — so der Allzuvielen, der Dummen, Rohen, Wertlosschlechten: thut nichts: fürchtet Euch nicht, die jetzige Gesellschaft im Sinne der neuen Gesellschaftstheorien umzugestalten; aus ihren Gefahren werden Mittel der Abwehr entstehen und nur jene Form des Lebens im Staate wird sich erhalten können, die dem einzelnen sein Recht im ganzen wahrt, und die imstande ist, die Entwickelung der großen und vornehmen Persönlichkeit als edelste und heiligste Errungenschaft der neuen Freiheit zu hegen. Und in dieser großen und vornehmen Persönlichkeit wird jene Empfindung emporwachsen, die sie schon heute über die individuelle Einengung hinausbringt, das Gemeingefühl, das nicht Mitleid ist, sondern Mitverständnis alles Menschlichen und das Einbezichen der ganzen Menschheit in die eigene Person, so daß jedes private Erlebnis mächtig und tragisch als gemeinsames, als Menschenlos empfunden, getragen und überwunden und dem Hilfswürdigen geholfen wird, nicht wie einem Bettler, sondern wie einem Bruder.

Wie schön sieht Ellen Key diesen Zukunftsstaat! Wie lebt sie darin so sicher, als ob er verwirklicht wäre! Die Frauen werden ihn aufbauen helfen, die Frauen, die durch die errungene Freiheit und Bildung würdig geworden sein werden, die Mütter und Erzieherinnen eines neuen Geschlechtes zu sein; die Frauen, die vor allem werden Mütter sein wollen und Erzieherinnen in irgend einer Art, die Frauen, für die Lieben das Centrale des Daseins ist, und die es als höchste Aufgabe betrachten, in welcher Form es auch sei, immer reicher, tiefer und feiner zu lieben! Die Trägerinnen der Natur, des Impulsiven, Instinktiven in der Menschheit auch heute noch zu sein, und zugleich auch die Trägerinnen der höchsten Cultur, der zartesten Sitte, der nuancierten Empfindung, die geborenen Widersparte alles Kalten, trocken Systematischen, einseitig Verstandesmäßigen, Horte der Phantasie, des Gemüthes und alles fruchtbar Schönen!

All ihre Gedanken über die Zukunftsmoral, über den Zukunftsstaat, über die Frau der Zukunft, die Kunst der Zukunft entwickelt Ellen Key meist in antinomistischer, oft dialogischer Form, indem sie die conträren Theorien darstellt, in ihrem Für und Wider abwägt und in visionärem Schauen unendliche Perspectiven voll goldener Morgenröthen auftollt: denn sie glaubt festiglich, daß nur das Wertvolle Bestand hat und daß im Leben selbst das Heilmittel für alle Lebens- und Entwickelungsfeindliche liegt. Das in rührend und hinreißend zagleich. Aber nie ist Ellen Key so sehr sie selbst, nie ist sie so völlig Dichterin, so der Anschauung des Schönen voll, so im Tiefsten religiös, wie wenn sie in ihre eigene Seele hinabsteigt und daraus hervorholt, was sie selbst erlebt und zu innerem Frieden geleitet hat. Aufsätze wie „Stille“ und „Vom Louvre“ gehören zum Feinsten und Seelenvollsten, das die moderne Zeit hervorgebracht. Es zittert in der Schlichtheit des Dichten Genießens alles überwundene Menschenleid mit und macht das Glück unendlicher, voll einer schmerzlichen Rührung, es ist darin das Abbild einer Seele, in der allumfassende Güte und allumfassendes Verstehen verinnigt, eigenartig und ein Stück edelster und vornehmster Cultur gewonnen. Obgleich ein Volk, das sich solche Erzieher hegt, Man möchte selbst zum Kinde werden können und ihr zu Füßen sitzen.

Fortsetzung folgt.

Marie Herzfeld.

Heimatkunst in Frankreich.

Das neueste ethnologische und geistige Phänomen, das in Frankreich in die Erscheinung getreten, ist sicherlich die Decentralisationsbewegung, die sich vor drei Jahren bahnbrechen hat und sehr energisch und eigenartig einsetzte. Dieselbe begann im Schoße von Paris mit der Initiative der Madame Juliette Adam, die als Herausgeberin der „Nouvelle Revue“ dieses bedeutende Organ in den Dienst der Idee stellte. Schon vor einigen Jahren kam es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Provinzen und Paris. Man kann sogar sagen, der Boulangismus habe die festen Grundlagen der Trennung geschaffen, den Paris befand sich damals im völligen politischen Zwiespalt von den großen Städten, wie Lyon oder Marseille. Einzelne Vorfälle in der Provinz erregten großes Aufsehen, so besonders die Unruhen in Nimes anläßlich des Verbotes der Stierkämpfe, die in dieser Gegend ebenso populär wie in Spanien sind.

Die Südländer sind sehr stolz, sehr unabhängig, sie hängen sehr an ihren traditionellen Sitten und ertragen nur mit tiefem Ingrimm die Hänseleien der Pariser, denen sie den Vorwurf machen, sie hätten keinen Raffzeug und wären Internationalisten und Atheisten. Das ist wenigstens die allgemeine Ansicht im religiösen Theile des Südens, d. h. in der ganzen alten toulousanischen Gegend von Cahors bis Tette. Die Unruhen in Nimes halten ihren Ursprung in einer tiefgehenden Erbitterung der Nimenser, die da erklärten, es wäre schon genug, daß die Regierung ihnen eine schädliche Politik aufdränge; sie brauche ihnen nicht noch ihre eigenen Gepflogenheiten zu verbieten und ihre Sitten und Neigungen umzuwandeln. Allgemein fühlte sich die Provinz tiefverletzt, als sie sehen mußte, daß Paris immer mehr und mehr sich zu einem Anziehungspunkt ausbildete, dem alle ihre Kinder zufielen, ohne je wieder zurückzukehren. Paris hat sich seit einigen Jahren stark amerikanisiert, die Reclame hat ungeheure Fortschritte gemacht; es hat sich dort auf dem Gebiet des Geistes und des Geschmackes ein absolut tyrannisches Monopol herausgebildet, und der Provinzgeist wird hier verspottet. Das ist aber durchaus ungerecht, denn nur sehr wenige Künstler von Ruf, die in Paris leben, sind wirklich geborene Pariser. Drei Viertel entstendet die Provinz, diese liefert sie, aber die Ehre, die sich für sie daraus ergeben sollte, läßt man ihr nicht zuteil werden. Wenn in dem Mobiliar oder der Tapisserie noch ein Stil existiert, so ist das nur den großen Provinzstädten zu danken, von ihnen holt sich Paris seine Muster. Es war also eine logische Folge, daß sich in einem bestimmten Moment ein Conflict erheben mußte, und die Formel dieses Conflicts war die Decentralisation.

Madame Adam, die die französischen Provinzen liebt und mit ihnen in beständigem Verkehr steht, war schon durch ihre Freundschaft mit Mistral den geeignetste Persönlichkeit, um diese Bewegung hervorzurufen. Sie hat bedeutend zur Verbreitung der felibreischen*) Sitten beigetragen und war auch eine der ersten Besucherinnen der früher so oden Azurküste; auch hat sie die erste Villa in Villauris gegründet, das heute eine hübsche kleine Stadt ist, in der berühmte Keramiken gefertigt werden. Ihre Initiative wurde von einer Gruppe Deputierter aus dem Süden, sowie von einzelnen Schriftstellern gefördert, denen die antiken Reste der Provence an den Ufern lagen. Barres schloß sich dieser Bewegung an, die sich sehr schnell constituierte.

Auch in der Bretagne erhoben sich Proteste. Paris beabsichtigt nämlich nichts geringeres, als der Provinz jeden pittoresken Reiz zu rauben. Und das läßt sich leicht begreifen. Nehmen wir ein einfaches Beispiel: die Pariser Eisenbahnen veranstalten jetzt Rundreisefahrten zu stark ermäßigten Preisen, die die früher einsamen Gegenden, deren ganze Schönheit gerade in ihrer Unzugänglichkeit und Einsamkeit bestand, in wenigen Stunden mit einer Flut von Besuchern überschwemmen. Die Bretagne ist auf diese Weise dem haitenden Ärm des Ausflügler preisgegeben. Die Züge führen nothgedrungen einen geschäftlichen Anschwung herbei; die Sitten modernisieren sich; die alten Bräuche gehen verloren, und nach und nach schwindet so der Charakter des Landes. In der Bretagne haben mehrere vortreffliche Dichter, darunter Charles Le Goffic und Anatole Le Braz, eine Art Liga zur künstlerischen Verheidigung gegründet.

Im Süden war das Terrain bereits entsprechend bearbeitet. Der französische Süden ist streng feudal geblieben. Das „Felibrerthum“, das in Paris lächerlich erscheint, ist dort eine wichtige confoderative Macht, die mit den Bauern und Arbeitern in directer Berührung steht. Ein Fähver der Felibres genießt das Ansehen eines wahren Fürsten und erfreut sich in allen ländlichen Städten großer Autorität. Es ist ein Freimaurerthum der Kunst und Sitten, das von seinen Anhängern eifrig aufrechterhalten wird. Die Versammlungen der Felibres finden sehr häufig statt und haben Aehnlichkeit mit den ehemaligen Gelagen und den „Vereinen“ der Trouveren. Man declamiert dabei alte Gedichte, spricht von den

*) Felibre ist ein junger Dichter der Provence, dessen

Sitten des Mittelalters und belebt die Neigung zum provençalischen Dialect durch Recitationen, durch Wettkämpfe in der Poesie und im Gesang und durch jene verschiedenen Trinkfeste, die man „triandos“ nennt und die eigentlich gelungene Improvisationen sind. Man belebt das Andenken an Roumanille, Jasmin, Théodore Aubanel, Felice Gras, Anselme Mathieu, die sich um Mistral scharten und der latino-provençalen Renaissance vorarbeiteten. Bei all diesen Vereinigungen tritt eine deutliche Feindseligkeit gegen den Norden und besonders gegen Paris zutage.

Eine Gruppe von Schriftstellern und dichterisch veranlagten Deputierten, zu denen Clovis Hugues, Maurice Faure, Paul Marieton gehörten, haben ein Band der Zusammengehörigkeit geschaffen, als sie vor einigen Jahren auf den Gedanken kamen, Vorstellungen in den großen römischen Amphitheatern zu veranstalten, die sich noch jetzt in einzelnen Städten vorfinden. Noch jetzt zeigen diese Riesenbauten in Arles, in Béziers, in Nimes, in Montpellier ihre imposanten Ruinen. Die Vorstellungen, die seit vier Jahren in Orange, unter Mitwirkung von Mounet-Sully, der den Oedipus spielte, und kürzlich in Béziers, wo man die „Dejanira“ von Saint-Saëns und den „Prometheus“ von Aeschylos gab, veranstaltet werden, haben zwischen den Decentralisatoren in Paris und denen des Südens einen sehr starken geistigen Contact hergestellt.

Natürlich hat sich speciell um Frédéric Mistral ein eigenes Centrum des Protests gegen den Parisianismus gebildet, obwohl sich der große provençalische Dichter von diesen Kämpfen stets ferngehalten hat. Alle Felibres haben sich um ihn geschart. Auf seine wunderbaren Werke haben sie sich gestützt, um die Wiedereinführung der provençalischen Sprache in den Gymnasialunterricht mit allen ihren Rechten zu verlangen und gegen Paris zu protestiren. Trotz seines streng antiquirten christlichen Charakters, in welchem er inbrünstige und naive katholische Hymnen mit pantheistischen Dichtungen paart, haben sie in ihm den Menschöpfer eines geistigen Paganismus gesehen, und in seinem Namen alle ihre Forderungen gestellt.

Die jungen Poeten des Südens haben einen stark ausgeprägten socialistischen Zug und stehen dem Volke sehr nahe. Das hängt mit dem Geist ihrer Sprache zusammen, mit den traulichen Sitten ihres Landes, in dem die Classen in einer alles verbindenden Gemüthlichkeit sich finden und mit einander verschmelzen. Es fehlt ihnen an Tiefe und psychologischen Kenntnissen, doch sie haben ein sehr lebhaftes Empfinden für den Lyrismus. Die meisten haben die Neuerungen des von den Symbolisten eingeführten freien Verses adoptiert und bedienen sich desselben mit Verständnis; das Provençalische, das sie alle sprechen, ist thatsächlich eine so musikalische Sprache, daß sie unwillkürlich verschiedene Rhythmen sich anpaßte. Sie birgt sogar in ihren Worten eine beständige Mannigfaltigkeit kräftiger Reime, die das Französische nicht kennt. Diese Poeten kennen sich und unterhalten bei Gelegenheit der „Félibres“-Versammlungen oder der Studentencongresse rege Beziehungen mit einander. In Bordeaux, in Toulouse, in Montpellier und in Aix, namentlich in der letztgenannten Stadt, einer echten Provence-Hauptstadt (Aix ist weit mehr Hauptstadt als Marseille, wo man sich sehr wenig mit Kunst beschäftigt), sind Revuen gegründet worden. Sie theilen sich in lyrische Poesie und Artikel von stark ausgeprägtem Socialismus. Die interessanteste ist sicherlich „L'Effort“, die in Toulouse veröffentlicht wird. In ihr sich einige junge Leute von wirklichem Talent gezeigt haben, wie der Dichter Maurice Magre, der sehr feine Essayist Jean Bioillis und der Poet Marc Lafargue, der gleichzeitig ein sehr interessanter socialistischer Theoretiker ist. In Marseille lebt ein Künstler von hoher Bedeutung, das ist der Maler Valère Bernard. Er hat mit impressionistischen Bildern von hübscher Farbengebung angelangen, hat sich dann schriftweise zu einer sehr mystischen Stilkunst aufgeschwungen und vereint mit seinem malerischen Talent ein starkes Können als Romancier und Dichter. Er hat in provençalischer Sprache einen Roman geschrieben, der die vom Volke bewohnten Viertel von Marseille mit ertaunlich realistischer Kraft schildert, sowie einen mit Aquarellen illustrierten Gedichtband, in welchem einige wunderbare und packende Lieder enthalten sind. Ein junger Dichter, Albert Brandenburg, und ein junger psychologischer Romanschriftsteller, Edmond Jaloux, haben in Marseille Hoffnungen erweckt, die auf zwei originelle Talente schließen lassen.

In Toulouse ist man schon daran gewöhnt, eine wahre Künstlerkarawane, Maister, Sänger, Maler, nach Paris ziehen zu sehen. Diese Stadt schickt ein sehr bedeutendes Contingent von Künstlern nach der Hauptstadt. Die meisten unserer Tenore und viele unserer Maler sind Toulousaner wie z. B. Benjamin Constant und Carolus Duran. Aus Montpellier sind ebenfalls mehrere Dichter gekommen, in erster Reihe Paul Valery, einer der vornehmsten Geister des Symbolismus. Sicherlich wird die Decentralisation in dem neuen Geschlecht eine Legion entschlossener Anhänger finden. Dem lockenden Zauber von Paris erliegen sie nicht, denn wenn sie dorthin gehen, kehren sie, ohne geblendet zu sein, in die Heimat zurück, und da es der Regierung an Psychologie fehlt und sie nichts thut, um den Conflict zu beruhigen, so läßt alles darauf schließen, daß wir bald einen sehr heftigen Kampf erleben werden. Die Provinz modernisiert sich, die Theatertruppen spielen hier alle Novitäten der Saison, und so hat sie von Paris das Gute, daß es bietet: die Werke, ohne seiner schlechten, entnervenden Atmosphäre, seiner Abspannung und seinen moralischen Kämpfen ausgesetzt zu sein. In der That findet man in der Provinz die Grundzüge einer weit energischeren und neueren Moral, als die der Pariser ist. Ganze Sammlungen von Bänden, die neuer Kunst oder vorgeschrittenen Ideen Ausdruck geben, wie die des „Mercure de France“ haben das Schicksal, daß der Verkauf in der Provinz um drei Viertel stärker ist als in Paris. Paris aber beurtheilt die Provinz noch wie vor mit großer Leichtfertigkeit, schiebt ihr Gedanken unter, die sie sämmt nicht mehr hat, und macht billige Witze über sie, die ihre wirkliche Eigenart parodieren: die Provinz dagegen hat aus Büchern und Zeitschriften eine genaue Kenntnis der Hauptstadt, ist ihr gegenüber also bei ihrem Wettstreit nothgedrungen im Vortheil.

Paris. Camille Mauclair.

Darmstadt.

II. *)

Künstler sollten nicht schriftstellern. Diesen Rath gab schon Goethe. So gern man ihnen folgt, wenn sie Persönliches mittheilen, so leicht verfallen sie in Phrasen, wenn sie ästhetische Lehrgebäude errichten.

Man kommt, durch den Platanenhain zurückschreitend, an dem Postkartenbuchhäuschen vorbei zu einem zweiten Kartenhaus, das als Verschleißstelle für den Katalog und andere Schriftstücke dient. Wie schwer ist es, darüber keine Satire zu schreiben. Nachdem die Kunst lange planlos in der Vergangenheit umhergeirrt, dann gleich nutzlos die Natur durchstöbert, ward ihr — wie in Behrens' Festschrift die schwer lesbare „Behrensschrift“ zu buchstabieren erlaubt — endlich die himmlische Offenbarung. „Wir wissen jetzt, daß nicht die einzelne Form in der Natur uns ein nachahmenswertes und ausschlaggebendes Vorbild sein soll, sondern das gewaltige Gesetz in der Natur, das Gesetz, das uns mit dem Planetensystem verbindet.“ Wer das versteht, vor dem neige ich in unbegrenzter Hochachtung mein Haupt. Der Katalog besticht durch einfache Ausstattung. Er ist frei von dem Frostchaich und den andern Setzerinjectionen, die man in Wien so liebt. Dafür strotzt er von Gemeinplätzen, Quartanerpoesie und unhaltbaren Thesen. Hätte man Fachmänner — etwa Bode und Brinckmann, Lessing und Lichtwark, Muthesius und Gurlitt — gebeten, kurze prinzipielle Erörterungen über das moderne Kunstgewerbe zu schreiben, so wäre ein sachliches, instruetives Buch entstanden. So bietet es nur den Sonntagshumoristen Gelegenheit, ihren Witz zu üben. Es wirkt kindisch, wenn uralte farbensymbolistische Ideen wie funkelnagelneue Entdeckungen verkündet werden. Auch an der klaren Weltanschauung der Darmstädter kommt gelinder Zweifel. Denn entweder bin ich Reitbel, dann ist der Handwerker, den ich die Ausführung meiner Gedanken anvertraue, nur mein Handlanger, ein namenloser Sclave. Oder ich bin Demokrat, suche meine Kunst in den Dienst der Maschine, des modernen Handwerks zu stellen. Dann muß ich vermeiden mich als Snob zu gerieren. Sagt also Olbrich von seinem Wohnzimmer: „Dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben, war Motiv für alles. Des Abends feierliche Stunden und die Heiligkeit der Einsamkeit sollten hier empfunden werden. Einem Vorhole gleich, von dem man zur Ruhe geht. Weißes Linnen, weiße Nolker ohne prunkvollen Zierat spielen mit dunklen Flächen ein ruhiges Spiel. Die Raumpoesie wolle ich hier in einfachster Form zur höchsten Wirkung bringen. Dies zu erreichen halten mir die Darmstädter Möbelfabrik durch die Einrichtung der Möbel: Frau Moraewe, Fräulein Kleinsteuber, Fräulein Schnjel, Fräulein Rüdiger durch Näh- und Stickarbeit“ — so ist das eine Mischung von Aesthetenthum und Demokratismus, die nur in einem cerveau désiquilibré ihren Sitz haben kann. Würde der Katalog baldmöglich zurückgezogen, so wäre der Sache ungemein viel genützt.

Noch den Kopf erfüllt von den hochtrabenden Phrasen nahm man dem Allerleistaften immer mehr und sieht als erstes Ausstellungsobject einen riesigen weißen Sonnenschirm mit rothen Ornamenten im Secessionsstil, darunter zwei Blumenmädchen, die sich recht zwecklos vorkommen unter den vereinzelten Menschen, die ratlos das Gelände durchkreisen. Dann folgt blau, sehr blau — das „Haus der Blumen“. Lichtwark veröffentlichte 1897 seine niedliche kleine Schrift „Makart-Bouquet und Blumenstrauß“, worin er von dem wohlthätigen Einfluß sprach, den der Blumenstrauß auf die Erziehung des Farbensinnes haben kann. In Darmstadt werden diese Lehren sehr geschickt commentiert. Es ist eine Freude, zu sehen, wie wunderbar klassicherts und dunkelblau, violett und weiß, grün, schwarz und orange, hellilla, hellgelb und hellblau, dunkles Roth und dunkles Grün zusammenzustimmt und mit der Farbe der Pflanzen die der Vasen und die Verfassung des Bodens in Einklang gebracht ist. Einzig störend im Blumenhaus ist die Plastik.

*) Siehe Nr. 350 der „Zeit“.

Digitized by Google

Denn Frauenkörpe sind feine Blumenständer. Mögen die Zweige den Damen in die Gehirnschale gesteckt oder mag die ärgste Barbarei dadurch umgangen sein, daß den Schönen Napoleonshüte aufgesetzt wurden, die den Hyacinthen als Behälter dienen — das gute moderne Kunstgewerbe verpönt solche Wasserkaspe, hasst alle geurrhaften Gefässe, denen der Locotentstil der Napoleonszeit frönte.

Das Spielhaus gegenüber wirkt als Bau nicht übel. Mag es von außen mehr einem Circus als einem Theater gleichen und mag es aggressibar sein, daß das ganze Innere mit Segeltuch ausgespannt ist, statt daß die Bretter selbst in der gewünschten Farbe getönt wurden — die Abtönung auf Dunkelviolett und das Fehlen aller zerstreuenden Ornamente gibt doch dem Raum etwas so träumerisch Ruhiges, daß es wunderbar fein müßte, hier in künstlerischen Genüssen zu schwelgen: hypnotisiert durch Farbe, eingelullt durch Musik. Das war ja das Hohe Programm der „Darmstädter Spiele". „An Stelle des Theaters, das unseren Unterhaltungen dient, gilt es, eine Stätte für die heiligste Kunst zu schaffen. Nur durch die bildenden Künste — Architektur, Plastik und Malerei — können die tönenden Künste — Dichtung und Musik — zu einer höchsten Offenbarung werden. Auf einem malerisch prächtigen, symbolisch zur Dichtung stimmenden Hintergrund, vor einem in festliche Farben gekleideten, andächtig lauschenden Theilnehmerkreis, Alles im Banne feierlicher Architektur, bewege sich der Schauspieler als der Priester des Wortes, der schönen Geberde und des Tanzes." So verkündete noch im März Peter Behrens. Doch wie wenig hat sich von den schönen Worten erfüllt. Wie wenig durchdacht war der ganze Spielplan. Um Richard Strauß zu hören, braucht niemand nach Darmstadt zu fahren. Die magisch-spiritistischen Vorstellungen des Herrn Meunier-Sclar aus Frankfurt können die Schauspielkunst nicht reformieren. Rothe Papierlaternen im Garten aufhängen, die Damen veranlassen, sich rothe Blumen ins Haar zu stecken und solchen Gästen ein „Fest in Roth" titulieren, ist für den Atlas nichts Neues. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Ja, auch die Mans ist schon tot, nur das Defeit übrig.

Neben dem Spielhaus liegt — flankiert von „tropischen Teichen", wie sie ähnlich jedes Aquarium aufweist — das „Gebäude für Flächenkunst". „Für Flächen- und Körperkunst" müßte es richtiger heißen, da unter die Bilder auch Skulpturen mischen. Und für den Schwindel, von dem man sprechen wird, wenn man hier schiefe, mit grauem Segeltuch bedeckte Ebene emporsteigt, bleibt man auch hier unbelohnt. Eine Elite-Ausstellung moderner Kunst war versprochen. Der Großherzog selber, seinem persönlichen Geschmacke folgend, hätte die Einladungen erlassen. Die ersten Meister Europas würden vertreten sein. Nun, der Geschmack ist nicht schlecht. Doch die Elite fehlt. In München und Dresden, Benedig und Glasgow finden internationale Kunstparaden statt. Dorthin sind die Wiener, dorthin mit ihren Standardwerken die Russen gegangen, auf die in Darmstadt besondere Erwartungen gesetzt waren. Also steht man außer russischem Kleinkram ein paar Bilder von Kallmorgen, Lesslikow, Loeffz, von Rüsselberghe, Stevogt und Trübner; einige Skulpturen von Hahn, Hugo Kaufmann, Stuck und Trubetzkoi: ein paar Zeichnungen von Heine, Paul, Sattler und Wilke. Sonst tritt nur die Jugend auf, die allerjüngste, die sich anderwärts mit den Nebenräumen begnügt. Und Mißstimmt des Ganzen war so sehr der Zufall, daß neben den ernsten Kunstausstellungen dieses Sommers die Darmstädter übertaunt nicht in Frage kommt.

Doch das wäre ja gleichgiltig. Was Miethe und Pisko, Calsirer und Schulte thun, brauchen die Darmstädter nicht zu wiederholen. Nach Darmstadt kam man, um zu sehen, was sie selber leisten — die sieben Glücklichen, denen ein begeisterter junger Fürst die schöne Möglichkeit, voll sich auszuleben, gab und für deren Ruhm drei Zeitschriften sorgen. Im Ernst Ludwig-Haus wird die Neugier beriedigt. Behrens zeigt hier seine „Behrensschrift", Beleuchtungskörper, gewebte Stoffe und Vasen: Buch die Studien zu den vorunglückten Bildern, die er für das Eingangsportal und den Festsaal des Hauses schuf: Christiansen Placate und Glasfenster, aus denen viel grelle Farbenfreude, ein unculitvierter, fast barbarischer Colorismus spricht. Bossell und Habich sind die Vertreter der Plastik. Der eine stellt Porträtmedaillen aus und niedliche Schmuckdosen: Colliers, Gürtelschließen, Broschen und Knöpfe, ehy apart in der Form und durch die Verwendung bunter Steine auch in colouristischen Bizarrie gestaltet. Neber Habich ist Nau zu reden. Er ist tödt. Die Statuette eines Narcissus wirkt obendrein wie Hohn. Der Kolossalstatuen vor dem Ernst Ludwig-Haus leer sind. Und er ist wohl wie Bossell huldigen in ihren Kleidbonzen einem recht unwichtigen Gedanken. Denn eine Schale und ein Streichung, ein Brief beschwerer und ein Leopult sind am schönsten dann, wenn sie in wechtem Material und gediegener Ausführung, fein in Linien und Farben, nichts weiter beabsichtigen, als ihrem Zweck zu dienen. Alle künstlichen Zutaten, alle aufgepropften Lust wirkt wie dem Reiz Gerade dann treiben die Zutaten ihr Spiel. Wie sie weise Zurückhalte mit Absicht

schwerer nur als Faun, ein Leipzuit nur als nackte Dame, ein Schreibzeug als nackten Mann sich denken. Und mag die Ausführung besser als bei der älteren Dutzendware sein, so ist das Princip doch gleich schlecht. Das Auge wird übersättigt. Man bekommt den Verfolgungswahn, wenn, wo man geht und steht, eine Nuditat sich aufdrängt; verliert jede Lust, noch eine Statue noch ein Bild zu betrachten, wenn schon die Gebrauchsgegenstände des Alltags uns mit Kunst übersättigen.

Außer den Werkstätten haben zwei Privatwohnungen — die von Huber und Bürck — im Ernst Ludwig-Haus Platz gefunden, und man wird hier avertiert, daß eine weitere Entäußerung bevorsteht. Denn dieser Wohnungen wegen ist man eigentlich da. Man hat moderne Zimmereinrichtungen schon genug gesehen: bei Scala und in Dresden, bei Keller und Reimer und im Verkaufshaus der Vereinigten Werkstätten. Doch immer waren sie unpersönlich. Ein Rest der Schaubude, des Bazars, des künstlich Hergerichteten blieb übrig. In Darmstadt, hieß es, sollte das anders sein. Wir sollten eine Ausstellung sehen, die gar keine Ausstellung wäre; sollten in Wohnungen, denen ein bestimmter Mensch sein Gepräge gegeben, uns so frei bewegen, als wären wir bei lieben Freunden zu Gast. Nun, der Empfang ist nicht recht freundlich. Alle Thüren sind durch Stricke versperrt. Auf jedem Tisch, jedem Stuhl, jedem Bett liegt ein Zettel mit dem Vermerk: nichts anrühren. Hält man in Darmstadt alle Leute für Vandalen? Hätte man der Sache zuliebe nicht dafür sorgen können, sich von paar Aufsehern vertreten zu lassen? Es wird durch die zimperliche Hausfrauenbesorgnis gerade das zunichte gemacht, was dem Unternehmen seine Eigenart, seinen stimmungsvollsten Reiz gegeben hätte.

Die weitere Hoffnung war, man könne von der Darmstädter Ausstellung die Geburtsstunde einer neuen Baukunst datieren. Bisher gab es nur Künste: eine neue Malerei und ein jungaufstrebendes Kunstgewerbe. Die Einheitlichkeit, der große Zusammenhang fehlte, weil die Baukunst mit dieser Entwicklung nicht Schritt hielt. Der hessische Großherzog hatte seinen Künstlern eine fertige Häuser, sondern leeres Gelände gegeben, es gehen ermöglicht, sich ein Haus zu errichten, an dem alles — vom Dachstuhl bis zur Gartenmauer, von der Thür bis zum Erker — die Sprache der neuen Zeit reden sollte. Also herrschte die Ansicht, der „Stil" dieser neuen Zeit werde sich endlich enthüllen, ein großer, einheitlicher Zug würde in das Schaffen der Gegenwart kommen.

In der That sind die Häuser von Behrens und Christiansen, von Habich und Olbrich sehr schön. In ihren freundlichen Linien, ihren lustigen Farben fügen sie sich wunderbar dem Rahmen dieser sanften deutschen Waldlandschaft ein. Man beneidet Menschen, denen ein gutes Geschick es vergönnt, auf einem so herrlichen Fleck Erde zu leben: bewundert Künstler, die den landschaftlichen Character dieses Erdwinkels so fein verstanden, daß diese Häuser gar nicht wie Hänser wirken, sondern wie die natürliche Fortsetzung der Linien und Stimmungen der Landschaft. Freilich ist die Lösung der Probleme, die uns andere angien, ist damit garnichts gewonnen. Wir wohnen in der Großstadt, im Miethaus. Und der Bauernhausstil ist nur für Cottagezwecke verwendbar. Ja, der sogar, der es sich leisten kann, seine Privatwohnung außerhalb der City zu haben, wird mit den Unbequemlichkeiten des Einkommunikationes sich nicht warmen verfehlen. Namentlich die der Lage der Einräume und besonders den verschiedenen Stockwerken bleibt solange offen, bis das Treppenproblem ganz anders als in den Darmstädter Häusern gelöst ist.

Somit herrscht natürlich das Individualitätsprincip. Das Haus soll verwachsen sein mit seinem Besitzer wie das Gehäuse mit der Schnecke, soll außen und innen das geistige Weben seines Bewohners spiegeln. Le style c'est l'homme. Wie von dem Hause Stucks gesagt werden kann, daß er „sich selber gebaut hat", sind die Häuser der Darmstädter gebaute Persönlichkeiten.

Behrens, als Schriftsteller in wundervoll, feierliche Phrasen im Manuskript und der Schreibschrift und im Notendruck Bossiets verkündend, verdient auch als Baumeister das Epitheton des Pieteros Magnuses. Es ist einziger daß nicht den Bauernhausstil, sondern den französischen Villenstil, nicht Holz, sondern glasierten Backstein gewählt. Repräsentierend nach außen, ist sein Fürstenhaus ebenso praktisch im Innern. Mosaiken kämpfen mit Intarsien, verblüherte Entdeckten mit verschieden Thonen. Die ganze Anlage ist so reich, daß man glaubt, bei einem Hamburger Großkaufmann oder einem Cementer-Fabrikanten den Besitzer zu sehen.

Alle übrigen Bauten, bunte Chinds, stets von dem Grundgedanken symmetrischer Gestaltung ausgehend. Christiansens Haus „zu Rosen" ist also ein Farbenfleck: ein gebautes Glasfenster, ein gebautes Placat. Den Gipfel aber erreichte das Mosaikbild eines nackten Paares, das sich in Rosen die Hand reicht. Das Rosenhaus Habich im Dahlweg und an den Fensterbrüstungen, das Bild in einer Nische, das an der Treppe und den Gartenlauben sich wiederholt, ist geradezu abscheulich. Das die Brandta und das Haus Habich sich in Zimmern sogar befinden durchzieht die Schlafzimmers selbst eine Rosenguirlande, mit ihren Stachelnschwanz rahmt. Wenn ich

Digitized by Google

hier wohnen müßte, würde ich so rabiat wie ein Toro, dem die Bandarilleros bunte Mäntel vorhalten.

Das Haus Habich wird daneben soll monochrom und ästetisch. Nicht nur die Abgüsse griechischer Bildwerke und Hadrich's eigene Arbeiten ihnen kund, daß man im Hause eines Plastikers wohl. Auch die Bilder, die er aufhängt, haben etwas Farbloses, Strenges. Graublaue und dunkelbraune Stoffe vereinen sich mit dem Weiß der Wände zu ernsten, kühlen Harmonien.

Olbrichs Grundnote ist wie immer die Grazie: jenes fast überseine Gefühl für den musikalischen Stimmungskreis des Lichtes und der Farbe, das schon in Wien bemerkt wurde. Er beschränkt sich nicht wie Christiansen darauf, einen einzigen lauten Farbenaccord anzuschlagen. Das Zimmer ist ein inniches Gedicht, das mittels magischer Lichtspiele und magischer Farben eine andere seelische Stimmung auslöst. Daß der „Raum der Reinheit" vorhin das Badezimmer weiß ist, läßt sich als Neuerung zwar nicht preisen. Verblüffend aber ist, mit welcher Sicherheit er auch in den anderen Räumen seine Stimmgabel schwingt. Im Speisezimmer gibt das Grundmotiv der gedeckte Tisch. Alles ist hell und licht, von der Kalkwand bis zu dem Jasminzweig, der die Tafel schmückt. Die Halle ist auf Dunkelgrün und Lila, das Wohnzimmer auf Lila und Weiß gestimmt. Das grüne Wohnzimmer, nach Osten gelegen, soll es dem Gast ermöglichen, sich beim Erwachen die Stimmung vorzugaukeln, als ob er zur Morgenstunde durch einen Tannenwald schreite, wo die Sonnenstrahlen auf thaugrünen Moose spielen. Das rubinrothe Zimmer, nach Westen gelegen, soll die symphonische Begleitung zur Melodie des Sonnenuntergangs sein.

All diese kunstgewerbliche Lyrik ist so schön, alles verwebt sich zu so schmeichelnden, träumerisch wollüstigen Harmonien, daß man meint, Olbrich als erster habe die Stimmungskraft der Farbe entdeckt, all jene Reize, mit denen sie so unverwerzegt auf den Fasern der Seele spielt. Daß in einigen Zimmern, wie im Kloster von San Nust, seltsame Uhren stehen, deren Ziffern kabbalistischen Zeichen gleichen, und daß man in der fahlgrünen Beleuchtung sich wie gestorben vorkommt, umdrängt von Leichen, die dem Grab entsteigen, steigert noch den unheimlichen, spiritistisch-mystischen Zauber. Erst dem Sputhaus entstohen, an das profanische Licht des Tages gelangt, wird man inne, daß man ästhetische Dinge schon bei Duysmans las. „Der Herzog spielte seinen Salon in eine Arche von Noichen, in denen eine solche Uebereinstimmung von freundlichen und düsteren, von zarten und krassen Farben waltete. Dann ließ er sich in einer dieser Nischen nieder, deren Decoration ihm am besten mit der Eigenart des Werkes, das er gerade las, zu harmonieren schien. Einmal gab er ein Diner, um ein kleines Mißgeschick, das ihm zugestoßen war, elatisch zu feiern. Da war der Speisesaal ganz schwarz ausgeschlagen und führte nach dem völlig ungestalteten Garten hinaus, dessen Alleen zu diesem Zwecke mit feinem Kohlenstaub bestreut waren. Das kleine mit Trauerflor umrandete Wasserbecken war mit schwarzer Tinte gefüllt, die Gebäude bildeten Fichten und Cypressen. Die Mahlzeit wurde auf einem schwarzen Tischtuche serviert, auf dessen Mitte sich Blumenkörbe, mit Veilchen und Skabiosen gefüllt, befanden. In hohen Kandelabern brannten grünliche Flammen, und Wachskerzen in Armleuchtern erhellten den Saal. Ein unsichtbares Orchester spielte Trauermärsche, und die Gäste wurden von nackten Negerinnen, bekleidet mit Pantoffeln und kleinen Strümpfen aus Silbergewebe, die mit glänzenden Kügelchen besäet waren, bedient. Man aß von Schwarzbrot, schwarzen Rande-, Stachelhäutenjunge, russisches Schwarzbrot, reife türkische Oliven, Caviar, Seebarben, Wildpret in schwarzer Sauce, so schwarz wie Lakritzensaft, Trüffelpuree, Chocoladenpudding, dem dann ganz dunkle Blutpürsche, blauschwarze Trauben, Maulbeeren und schwarze Kirschen folgten. Man trank aus dunklen Gläsern die Weine von Limagne und Roussillon, von Tenedos, Val de Peñas und Porto und labte sich schließlich noch dem Kaffee mit Aufschnaps, Kwas, Porter und Stout. Die Einladungen waren auf Papier mit breitem schwarzen Trauerrand geschrieben."

Diese Stelle zeigt, wohin, consequent durchgeführt, die Darmstädter Bestrebungen führen. Die Malerei machte sein Manet eine riesige Entwickelung durch. Die subtilsten Lichtnimmungen lernte sie wiedergeben, die kahnsten Farbenzusammensetzungen verstehen. Und da die meisten, die heute auf kunstgewerblichem Gebiete schaffen, erst Maler waren, ist es erklärlich, daß das malerische Princip auch in das Kunstgewerbe, in die Baukunst kam. Der Entwurf eines Zimmers ist dasselbe, wie die Komposition eines Bildes. Das Ganze in Farbenvision. Durch das Fenster wird die Lichtführung bestimmt. Die Tesen und Sessel, Kissen und Blumen sind die Farbenflecke, entweder zu einheitlicher gearmonie gestimmt oder durch den Gegensatz sich zu höherer Wirkung steigernd.

Die Frage ist nur, inwieweit diese Stilsicherheit maßgebend für uns andere sein darf. Noch sind die Tage der Renaissancebegeisterung unvergessen. Damals wurde durch die zufällige Thatsache, daß die Maler alle Bilder ins ihre Wohnräumlichkeit brauchten, die ganze gebildete Bourgeoisie veranlaßt, sich mit antikener Renaissance zu umgeben. Obzeich thöricht, obzeich unselbständig wäre es, wollten wir heute teppinher uns in den Farbentrog stürzen. Denn wir sind keine Paradiesvögel, wir sind Menschen in schwarzem Rock. Betonen die Künstler so stolz den persönlichen Charakter ihrer Wohnungen, so sollen die unsrigen nicht minder persönlich sein. Und dieses Persönliche werden sie nie haben, wenn wir einer Modesclavitung folgen; nie, wenn wir sie fertig von Olbrich, Vandevelde oder Hoffmann beziehen. Sie werden es nur haben, wenn sie organisch gewoden sind, wenn unser eigener Geist die einzelnen Stücke beseelt, selbst Disparates zu seelischer Harmonie verwebend. Wieder sei ein Hessershesser, diesmal ein klassischer citiert, der aus dem Fata Morganaland der Darmstädter uns auf realen Boden zurückführt. In seinen Briefen über ästhetische Erziehung stellt Schiller den Satz auf: Das Künstlerische ist das Reinmenschliche. Und Heinrich v. Stein, in seinem wunderreichen Buch über die Aesthetik der deutschen Classiker, commentiert ihn durch das Beispiel: „Ich erwarte in einem Zimmer seinen für den Augenblick abwesenden Besitzer. Unwillkürlich haftet der Blick an der Einrichtung und Ausschmückung des Raumes. Zunächst fallen mir die Bilder auf. Sie hängen nicht in starr symmetrischen Gruppen, sondern so verschiedenartig vertheilt, daß ihre Anordnung auf einen Betrachter weist, der, sinnvoll sich an ihnen erfreuend, jedes von ihnen an einer bestimmt ausgezeichneten Stelle zu sehen und wiederzusinden wünscht. Gleichermaßen zeigt verschiedenartig charakteristische Rahmung die besondere Theilnahme an jedem einzelnen Blatt. Die Bilder stellen sich so dar, daß sie auch bei flüchtigem lieberblick den Gedanken an die Persönlichkeit aufdrängen, welche gerade diese Bilder sich zum Zimmerschmuck wählte. Des weiteren bemerke ich die Stellung des Arbeitstisches, der Repositorien und finde, daß sie auf zweckmäßige Benutzung des Lichtes und der Luft, auf regelmäßige, emsige Arbeit weisen. Ein Aufzeptap deutet Stunden des Sinnens, des einsamen, hingegebenen Nachdenkens an. Weitere Züge aber scheinen den fremden Besucher zu behaglichem Gespräche eingeladen. Dieses alles in einer einzigen Anschauung vereinigt, fühle ich mich deutlich und wohlthuend, durch die Vermittlung aller dieser Gegenstände, von einer menschlichen Seele angesprochen, und in der Erinnerung an ein solches Zimmer ist mir nicht anders zu Muthe, als hätte ich ein freundliches, warm empfindendes Wort vernommen. Einen solchen Eindruck nenne ich schön. Dabei brauchen die einzelnen Gegenstände, welche die Einrichtung des Zimmers ausmachen, den Wert nicht eben gefestet zu haben. Sie brauchen keine eigentlichen Kunstwerke zu sein. Das Schöne besteht einzig in dem Ganzen des Eindruckes. Hingegen können in der Zimmereinrichtung eines Reichen alle einzelnen Möbel und Stoffe von ausgesuchter Kostbarkeit und Pracht sein; so ist es mir doch nach einem solchen Anblick zu Muthe, als habe ich mich an etwas gestoßen; so eckig, kalt und nüchtern war das Ganze ihrer Zusammenstellung. Es muß demnach, damit ein Ganzes schön erscheine, eine gewisse Wechselwirkung darin zur Anschauung kommen, welche von den verschiedenen betrachteten Gegenständen zu einem sie bestimmenden und gleichsam durchdringenden geistigen Princip hinleitet. Das Schöne ist kein formaler Canon, etwa ein Gesetzmäß der Linienführung in der Malerei, sondern der Eindruck des Schönen kommt dadurch zustande, daß ein geistvoller Bewohner den Gegenständen seiner Zimmereinrichtung eine bestimmte Gestalt und Ordnung gibt. Oder anders gesagt: das Schöne ist das anschaulich gewordene Princip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen. Schönheit ist Seele."

Richard Ruther.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wir sind doch viele Woche um eine kleine Hoffnung ärmer geworden. Die „Wiederbelebung Oesterreichs", die uns für die allernächste Zeit in sybillinischen Andeutungen worden ist, wird, wie ein Einweihen Aehnliches weiß der einsichtsvollen Regen, und nach Beendigung der böhmischen Wirrsale, in einem von Herrn v. Koerber einzuberufenden parlamentarischen Ausschuß der „Montagsconferenz", des Organs der Nordbrücken Regierungsmänner, von unseren Vorschlägen und Wünschen ebenso wenig Notiz nehmen, wie sie es bisher gethan haben. Und das Ganze ihrer Zusammenstellung. Es muß demnach, damit ein Ganzes schön erscheine, eine gewisse Wechselwirkung darin zur Anschauung kommen, welche von den verschiedenen betrachteten Gegenständen zu einem sie bestimmenden und gleichsam durchdringenden geistigen Princip hinleitet. Das Schöne ist kein formaler Canon, etwa ein Gesetzmäß der Linienführung in der Malerei, sondern der Eindruck des Schönen kommt dadurch zustande, daß ein geistvoller Bewohner den Gegenständen seiner Zimmereinrichtung eine bestimmte Gestalt und Ordnung gibt. Oder anders gesagt: das Schöne ist das anschaulich gewordene Princip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen. Schönheit ist Seele."

Richard Ruther.

Digitized by Google

sammen Oesterreich wird wieder einmal nicht wiederbeleht, sondern, wie schon seit zwanzig Jahren, wird wieder einmal weiter fortgewurstelt werden, solange es noch geht. Das ist die traurige Ueberraschung, welche uns die „Montagspresse", das Organ, in dem Herr v. Koerber mit Vorliebe seine politischen Actionsprogramme in die Welt setzen läßt, diese Woche beschert hat.

*

„Die Sackgasse einer derzeit aussichtslosen Zwangsrittsnahme der böhmischen Ausgleichsfragen — so drückt sich die „Montagspresse" aus — darf nicht betreten werden. Eine politische Majorität — so lautet ihr zweites Gebot — darf weder gebildet noch ihre Bildung zugelassen werden." Also kein deutsch-czechischer Ausgleich und kein parlamentarisches Bürgerministerium! Die Vorbildung ist die Sackgasse getauft. Alles bleibt beim alten, beim alten Oesterreich wohlgemerkt. Das hätten wir vielleicht billiger haben können als um eine Milliarde.

Eine nationalpolitische Wirkung hat die böhmische Kaiserreise also doch gehabt: Vor der Kaiserreise hat alle Welt auf das baldige Zustandekommen eines deutsch-czechischen Ausgleiches gehofft; nach der Kaiserreise darf man daran nicht einmal mehr denken.

Ein verspäteter Officiosus, der diese Woche unter dem Tam-Tam-Titel „Oesterreichs Wiedergeburt" aus das Ministerium Koerber", noch aller Hoffnungen voll, eine Glorificierung des Ministeriums Koerber in der Berliner „Nation" abgelegert hat, glaubert in seiner maßlosen Freude ein nettes Geheimnis aus der politischen Küche des Herrn v. Koerber aus. Herr Rudolf Springer — unter diesem Pseudonym schreibt der Mann — will den Lesern der „Nation" recht deutlich zeigen, wie großartig Herr v. Koerber „sich auf die politische Arbeitskunst verstehe". Objectivstes Beweis die ingeniöse Art, wie es ihm gelungen ist, den unbändigen Klofač zu pacifizieren. Herr Rudolf Springer, dem, nach einer anderen Andeutung in seinem Artikel zu schließen, die Kanzleiarbeit des Abgeordnetenhauses zur Verfügung zu stehen scheinen, schildert den „vermuthlichen" Hergang dieser Staatsaction wie folgt:

„Klofač, der nationalsocialle Arbeiterführer, hat als verbummelter Student, ein interessantes Leben hinter sich und einer ehemaligen Comparsen erzählte in einem Blatt einige Episoden — ein ganzer Rattenkönig von Sittlichkeitsverbrechen mit eingehenden Belegen. Als daraufhin Klofač die Ehrenbeleidigungsklage zu erheben beharrlich unterließ, und auch im Parlament sich diese skandalösen Schweigens befleißigte, fand es die Staatsanwaltschaft" — auch nicht am Platze, ihn aus seiner Ruhe zu stören. Mit ihm verstummte sein Anhang."

Also, Herr Klofač hat nach dieser Darstellung, einen „ganzen Rattenkönig von Sittlichkeitsverbrechen" auf dem Gewissen, die „eingehenden Belege" dafür werden von einem seiner „Comparsen" veröffentlicht. Die Situation ist sicherlich, daß in jedem Belastungs anhängig regierenden Staat der Staatsanwalt gegen Herrn Klofač einschreiten müßte. Da setzt die „Kleinkunst" des Herrn v. Koerber ein. Herr Klofač ist Abgeordneter und Führer der czechisch nationalsocialen Obstructionisten. Herr v. Koerber sorgt dafür, daß der Staatsanwalt ihn nicht aus seiner Ruhe störe. Herr Klofač feinerseits sorgt, im Austausch der Dienste, dafür, daß seine Herren v. Koerber nicht länger durch ihre Obstructionen aus seiner Ruhe störe, und Oesterreich ist gerettet. Es ist „wiedergeboren", wie Herr Springer sagt. Nacht der „Kleinkunst" des Herrn v. Koerber verdanken wir also die Wiedergeburt Oesterreichs durch die Sittlichkeitsverbrechen des Herrn Klofač. Wenn Herr Klofač nicht geschändet und genothzüchtigt hätte, würde freilich, trotz aller großen und kleinen Künste des Herrn v. Koerber, Oesterreich noch wiedergeboren worden sein. Aber denken wir nicht weiter daran. Solange die Verjährungsfrist der Sittlichkeitsdelicte des Herrn Klofač läuft, können wir uns an dem wiedergeborenen Oesterreich ergötzen, und im übrigen bleibt den Patrioten noch immer die Hoffnung, daß Herr Klofač, ehe die Verjährungsfrist seiner alten Sittlichkeitsdelicte zu Ende geht, irgend welche neue Sittlichkeitsdelicte begeht, die Oesterreichs Wiedergeburt für einige weitere Jahre sichern. Das ist die sittliche Idee, die dem neuen Koerberschen Oesterreich zugrunde liegt, wie sie sich in officiösen Nepsen malt.

Volkswirtschaftliches.

Herr v. Büttel ist wieder einmal an der Arbeit, einer Privatbahn ein Millionengeschäft auf Kosten der Steuerzeuger zu machen. In dem Budgetausschusse des Abgeordnetenhauses wurde mitgetheilt, daß die Verwaltung dieser gemeinsamen Bahn mit den beiden Regierungen verhandle, um ein Absolutes garantiertes Anlehen anzunehmen. Da die ungarische Regierung einen Grund hat, einer Privatbahn Geschenke zu machen, sollen die Ungarn mit ihr anmachen. Die österreichischen Steuerzahlungsmüssen auch unseres Erachtens zu anderen Zwecke da. Das von der österreichischen Regierung in garantierende Anlehen soll zum Bau eines zweiten Geleises auf der Arlbergbahn verwendet werden. Im Jahre 1880, also vor der Lostrennung Ungarns, in der Nasch-Oderberger Bahn ein Erträgnisgrund von 2,884.200 fl. garantiert wurde, und nachdem der Trennung der beiden Reichshälften erfolgt war, in durch ein im Jahre 1876 abgeschlossenes Uebereinkommen bestimmt worden, wie viel von der Bruttosumme der Einnahmen Oesterreich-Ungarn und Bosnien und Herzegowina als Antheil der Gesammtbruttoeinnahmen und Ungarn mehr zu bezahlen hat. Ungarn hat von 1876 bis 1882 nicht weniger als 1,41 Millionen Kronen zu wenig bezahlt, somit die österreichische Staatsbahn bei Abrechnung der Einnahmen um 1,41 Millionen Kronen zu wenig bekommen. Diese Differenz wurde nun durch den Vorgang der Verstaatlichung der Südbahn noch vergrößert, und zwar in der Weise, daß Ungarn nun über die ungarische Regierung gar nichts mehr bezahlt, sondern die Südbahn nicht einmal die ungarischen Einnahmen, sondern nur die Einnahmen der Südbahn in Ungarn selbst an die österreichische Staatsbahn abführt. Diese Differenz, welche die

dass das zweite Geleise auf der Kaschau-Oderberger Bahn hergestellt und dadurch die Leistungsfähigkeit einer Bahn beträchtlich erhöht werde, welche das wichtigste, ja fast das einzige Ausflussthor des ungarischen Handels nach Norden ist, welche also im Falle der Zollerneuung die bedeutendste Exportroute Ungarns nach und über Nordwestdeutschland wäre, und über welche, was noch mehr zu bedeuten ist, die deutschen Waren nach Ungarn gelangen und dort den unsrigen Concurrenz machen würden, während die Bahn für den österreichischen Handel nach Ungarn, vom Kohlenexport etwa abgesehen, ziemlich bedeutungslos ist. Braucht die Bahn aber das zweite Geleise nothwendig aus Verkehrs- und Sicherheitsrücksichten, gegen welche eventuell auch diese handelspolitischen Erwägungen zurücktreten müssen, dann muss die Gesellschaft das zweite Geleise eben auf eigene Kosten legen.

•

Die Emission der Kronenrente ist, wie zu erwarten war, ganz gut, aber ohne Glanz gegangen. Die Postsparcasse hat zwar weniger triste figure gemacht, als bei der Emission der Investitionsrente, aber wenn man von den circa 50 Millionen, die bei ihr subscribiert worden sind, die etwa 30 Millionen abrechnet, welche die Banken ihr überwiesen haben, und welche sie selbst gezeichnet hat, so bleiben etwa 20 Millionen übrig, welche das Publicum bei ihr subscribiert haben mag. Das ist ziemlich mager. Aber, wie wir schon vor der Emission andeuten durften, ist, solange die Postsparcasse in Concurrenz mit den Banken Subscriptionen sammelt, ein besseres Resultat nicht zu erwarten, und das ergiebt beweist gar nichts gegen die Fähigkeit des österreichischen Staates direct durch die Postsparcasse Anlehen an das österreichische Capital abzusetzen.

•

Der Krach der Leipziger Bank, welcher eigentlich der Krach der Trebertrocknungs-Gesellschaft ist, des grössten Schwindelunternehmens, das in Deutschland seit Jahrzehnten gegründet worden sein dürfte, hat auch für Oesterreich-Ungarn seine Bedeutung. In diesem Krach gibt es nämlich einen Verunglückten, das ist die bosnische Landesregierung. Wie erinnerlich, hat Herr v. Mattay das letzte bosnische Anlehen, nebenbei bemerkt, zu für die damaligen Verhältnisse ungünstigen Bedingungen, durch die jetzt fallit gewordene Leipziger Bank begeben. Wir haben es schon damals getadelt, dass die bosnische Regierung ihre Anleihen durch eine Bank zweiter Ranges, deren Credit durch die Verbindung mit der Trebertrocknungs-Gesellschaft empfindlich gelitten hatte, begebe. Es ist ein Glück für die bosnische Regierung, dass der Krach erst jetzt und nicht vor zwei, drei Jahren eingetreten ist, sonst hätte sie dabei auch noch um viele Tausende Mark Zinsen mehr bezahlen müssen, als ihres das Anlehensgeschäft mit der Leipziger Bank umso leichtsinniger, da sie besser als viele andere wissen musste, wie innerlich faul die Trebertrocknung und alles, was mit ihr in Verbindung stand, war. Denn Herr v. Mallay konnte die Geschäfte der Trebertrocknung aus eigener Erfahrung. Er hatte in seiner in Bosnien neue Tochtergesellschaft der Trebertrocknung gründen sollen, welche allerdings aus dem Krach des Mutterinstituts mit einem blauen Auge herwegkehen dürfte, aber nicht etwa, weil ihre Gründung eine weniger unsolide gewesen wäre, als die der anderen Tochtergesellschaften, sondern deshalb, weil man das Mutterinstitut rechtzeitig zwang, die für der verbleibenden Anlage mit der westlichen Balkan zum grössten Theil zurückzuersetzen und insbesondere deshalb, weil die bosnische Regierung das staatliche Holz auf viele Jahre zu so fabelhaft billigen Preisen verschloss, dass der Präsident der Gesellschaft, Herr Dr. Josef Maang, öffentlich erklären konnte: „Ich kann behaupten, dass keine Holzgesellschaft der ganzen Welt Holz zu so billigen Preisen zu Verzügung hat, wie wir.“ So geschehen in der Generalversammlung der Cassler Trebertrocknung am 3. November 1899, zu welcher Vertreter der meisten Tochtergesellschaften zusammenkamen, um als wissenschaftliche Zeugen die glanzende Lage der nun weltrechten Gesellschaft und ihrer Tochterinstitute zu bekunden. Treie Holzverträge ermöglichen es der Bosnischen Gesellschaft mit halbwegs günstigem Erfolg zu arbeiten, während alle anderen Unternehmungen der Trebertrocknung, die sich nicht ähnlicher Begünstigungen seitens einer absoluten Regierung erfreuen, mit Verlust arbeiten. Wenn also jetzt in Deutschland bei dem fragserschütternden Krach spiel, das der Krach der Leipziger Bank und der Trebertrocknung zur Folge haben wird, das allgemeine Interesse auf die Blosslegung der Faden dieses zentralen Schwindels gerichtet sein wird, dürfen wir in Oester reich, dass dabei auch unsserem werde, warum die bosnische Regierung das Holz der bosnischen Wälder zu Schleuderpreisen verkauft hat.

Max Burchard.

•

Kunst und Leben.

Als dritte Antrittsrolle hat im Burgtheater Fräulein Rabilow die „Maria Stuart“ gespielt. Ihre Maria reichte nicht im entferntesten an die zur vollendetsten tunstlerischen Reife gediehene Elisabeth der Bleibtreu und an den von herrlichstem Feuer durchglühten Mortimer des Matny. Ein Fräulein Blanck als Menadon brauchte sich aber Fräulein Rabilow trotzdem nicht gefallen zu lassen. Unbegreiflich ist, dass man Herrn Heine in einer Rolle wie der des Tavrion, für die er ziemlich alles fehlt, plötzlich. Er konnte wohl mit Recht sagen: „Ich gehore nicht auf diesen Platz.“

Max Burchard.

•

Das Gastspiel des Deutschen Theaters brachte als Letztes Bolzogens „Lumpengesindel“. Gerade zwei Jahre, nachdem der erste Versuchen der Realmuchen Bühne mit eben diesem Stück in Wien debutiert hat. Damals war der Eindruck frisch und hygieiend. Die Mundart einer neuen, jeugenen deutschen Schauspielkunst drang zum ersten mal zu uns, die im Hinterland wohnen. In dem Bolzogen'schen Stück sind Menschen der modernen Literatur und darunter moderne Literaten selbst mit glücklicher Ironie gezeichnet ihre Ueberedn, ihre Sprachweise, ihre Anregungsnervosität, ihr trockener Humor, und aus dem Zusammenspiel der Schauspielertruppe schien damals alles das wie aus einem eigens dafür geschaffenen Erdreich von selber plastisch herauszuwachsen. Zwei Jahre sind seitdem vergangen — der Zauber der Frische stellt sich heute nicht mehr ein. Wir kennen nun die Berliner von mehreren Seiten. Die Illusion einer mühelos liegenden, in einem neuen Wesen begründeten Schauspielkunst, die ich damals hatte, war nur Illusion. Wir sehen heute, dass es überall Grade und Unterschiede gibt, und auch in diesem Ensemble Nähte und Lücken. Frau v. Pöllnitz ist von einer komödiantischen Abschreckticheit, die über allen Naturalismus hinausgeht. Herr Schwaiger spielt einen Polizeiwachtmeister in jener schwächlichen, hauchenden Andeutungsmanier, die nicht dem Naturalismus, sondern dem Anfänger eigen ist. Auch Fräulein Heims scheint, nach ihren grossen Erfolgen des vorigen Jahres, abzuhalfasen. Andere Neubesetzungen waren freilich wieder ausgezeichnet, wie Frau Lehmann, wie Herr Wassermann. Herr Wassermann, von der Erscheinung und den Mitteln eines genial limmelnden Schauspielers — eine eigene Species! — dabei von überaus besonnen zurückhaltendem Verstand, ist eine complicierte Erscheinung: er macht den Eindruck, als lasse er auf den höchsten Punkten mit Absicht halt. Aber als „Genie“ Faßmann konnte er zum Glück nur die derbe, freudigere Seite wirken lassen, und mit einer eingelegten Kainz-Copie verstand es sich zur naivsten Schauspielerwirkung.

Alfred Gold.

•

Durch die Blätter geht ein Schreiben Klingers, das sein Mensch versteht. Es ist an Begas gerichtet und spricht von Gebern, nahezu zwei Millionen, die von Berliner Künstlern nicht dem Zwecke zugeführt worden, zu dem sie gegeben waren. Der Rede Sinn ist so dunkel, dass die Zeitungen eine Scandalaffaire wittern. Begas sei über dieses Vorgehen von Klinger so bestungen, der Unterstaguung bezichtigt, dass er sich jo actuell ist der Sache wieleicht nicht. Und Klinger in billigen Cokettesprechen sagt, man auf die weniger schlimme These hinauslaufen, Begas' Arbeiten seien wertloses Zeug und es sei nicht anständig, dass ein Künstler, der nur Wertloses liefere, dafür Hunderttausende einstecke. — Endlich lenkt das Bismarck-Denkmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf Dinge, die den deutschen Michel bisher nicht aufregten. Es soll ein Denkmal gesetzt werden. Die Concurrenz wird ausgeschrieben. Der Sieger ist Begas. Das hatte sich jo oft wiederholt, dass es gar sühen Gewohnheit ward. Zu revolutionieren sist nicht ein, weil die Denkmalheben gleichgiltig waren. Auch passten die Arbeiten von Begas so gut nach Berlin, der Stadt der baroquen Plastik, die es auf Erden gibt. Bei Bismarck liegen die Verhältnisse anders. Er ist uns mehr, als die viri obscuri, die die Siegesallee bevölkern. Er ist uns ein heiliges Palladium, ein Symbol. Wir wünschen nicht, dass Josef Lauff ihn an mache; insbesondere tief, dass Anton v. Werner ihn male. Darum bedauern wir auch, dass Begas, der Anton v. Werner der Plastik, das Denkmal setze. Es kommt in Erinnerung, dass außer Begas andere deutsche Bildhauer leben: Hildebrandt, Klinger, Stuck und so manches Junge, der es nicht gewagt hätte, uns das Siegesgefäss aus Caltans Panoptikum als Statue Bismarcks zu servieren. — Für das Bismarck-Denkmal kommt Klingers Akt zu spät. Doch das Denkmal Richard Wagners steht in Aussicht. Reflexionen wir für Begas den Waldefee. Der sängt auch mit W an. Aber erinnern wir uns der „andern“ nicht erst dann, wenn der Wagner des Herrn Begas enthüllt ist.

Richard Mather.

Bücher.

Henri Rochefort: Abentener meines Lebens. Autorisierte deutsche Bearbeitung in zwei Bänden von Heinrich Conrad. — Stuttgart, Verlag von Robert Lug, 1896.

Der deutsche Uebersetzer hat an Rochefforts Selbstbiographie, die bis zur Knallerd aus seinem letzten Exil im Februar 1895 reicht, ein Werk der Pietät begangen, indem er die zuni Bande des Originals durch zahlreiche Citate, die auf zwei reduciert sind, aus Briefen, Reden und anderen hatten kann, und alles weggelassen, was blosse politische Zänkerei und ebenbare Fälschung von Thatsachen ist. Rochefort ist, von seiner abwindenden Politik abgesehen, ein glanzender, witziger Causeur, der unnie amüsiert ist, als er sich um die historische oder menschliche Wahrheit nie im mindesten bekümmert. Die Thatsachen sind ihm immer so hat, wie er sie gerade zu dem ihm vorschwebenden Schimpf oder Witzeffect braucht. Als Geschichtsquelle sind daher seine Aufzeichnungen so trub und unzuverlässig, als möglich, aber als Unterhaltungslectüre sehr zu empfehlen. Es ist dem Uebersetzer im ganzen auch recht gut gelungen, den leichten und doch Originalton zu Treffen und nachstehen. Irrtümer sind selten. Ich notierte beim Durchblattern Bd. II. S. 15 „Mein lieber alter Collège“ in einem Briefe Schoelchers an Rochefort. Das Original lautet: Mon cher et ancien collègue“, und das bedeutet: „Mein lieber ehemaliger Collège“ Schoelcher war um jedenfalls zwanzig Jahre älter, als Rochefort, und ihre Collegenschaft in der Regierung der Nationalverthedigung hatte nur vom 3. September bis zur letzten Demission Rochforts am 1. November 1870 gedauert. „Alt“ hat also hier keinen Sinn. Bd. I. S. 15 finde ich einen „Raumvers aus Babylon,“ an dem Rochefort anschuldig ist, denn er übersetzt „un assassinat avait le sol pour meuble.“ Auf der gleichen Seite wird „un projet de loi sauvage“ bieser durch einen „grausamen“ als durch einen „wilden“ Gesetzesvorschlag wiedergegeben werden. Mit Genugthuung bemerkte ich am ersten Capitel die Begleitung der schandlichen und langen vorbereiteten Beschuldigung der Maria Antonietta, der Rochefort allein von allen Menschen auch nur die Halbschuldigkeit verantwortlich macht, in der er überdies noch Maria Theresia verunglimpft. Rochefort kommt wirklich erst in gut weg in dieser deutschen Bearbeitung seiner Denkwürdigkeiten, wenn er sich in dieser modernen Fassung bisher je nur den gleichen

Digitized by Google

Eindruck gemacht, wie im Original. Ich bin durch die Lectüre der einfaltigen Bodheten des alten Lutenmannes fast zu einem Bewunderer des dritten Kaiserreiches geworden.

Felix Vogt.

Dr. Karl Ueberhorst: Das Komische. Zwei Bände, VIII u. 562 und XXIV u. 824 Seiten. Leipzig, Georg Wigand, 1896 u. 1900.

Der Verfasser hielt seiner Arbeit eine Definition des Begriffes des Komischen voraus, oder vielmehr er behauptet eine solche „Definition" zu liefern, indem er sagt: „Die geforderte Definition lautet: Komisch erscheint uns ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft einer anderen Person, wenn uns an uns selbst keine oder derselben schlechten Eigenschaft zum Bewußtsein kein kommt, und dass keine heftigen, unangenehmen Gefühle in uns hervorruft" (I., S. 2). Das ist aber, wie der vorderwähnten Construction gang abgeleben, keine Definition des Komischen, es wird uns nicht gesagt, was das Komische ist, sondern nur, wann uns gewisse Dinge komisch erscheinen, womit nicht nothwendig ausgeschlossen wäre, dass uns nicht auch noch andere Dinge komisch erscheinen können. Die aber uns dem ganzen Zusammenhange zu entnehmen ist, meint der Verfasser, dass überhaupt nur diese Dinge „wirklich" komisch sind. Er unterscheidet „im ganzen vier Arten von dem Gebiete des Komischen angehörenden Erscheinungen" (I., S. 1): „Wirklich komisch ist jede Erscheinung, durch die sich jemand als eine wirklich lächerliche Person kundthut, scheinbar komisch eine solche, durch die auf jemanden der Schein fällt, eine lächerliche Person zu sein, wobei seine wirkliche Beschaffenheit ob lächerlich oder nicht nicht in Betracht kommt, der harmlose Witz usw. ist" die Auslage oder Andeutung einer verborgenen; für das komische unsichtbaren Wahrheit unter einer absichtlich hervorgebrachten komischen Form, der tatsächliche Witz endlich die Andeutung oder scharfe Hervorhebung eines bei jemandem vorhandenen Komischen unter einer absichtlich hervorgebrachten komischen Form." Als wirkliche Definition kann man das wohl auch nicht bezeichnen, da das Komische auch in seine Wirkungen, als das Lächerliche, bestimmt wird; aber immerhin enthimmt man dem Zusammenhang dieser Stellen, was der Autor meint. Da ihm nun „das komische ein Zeichen einer schlechten Eigenschaft jemandes" ist, entwirft er ein „Verzeichnis sämtlicher guter Eigenschaften des Menschen", welches „Luster" ist: „A. Vorzüge des leiblichen Menschen. 1. vollkommener Sinn, 2. normale Geschicklichkeit, 3. Kraft, 4. körperliche Geschicklichkeit, 5. biegsame und schöne Stimme, 7. sinnliche Reizfülle, 8. Schönheit, 9. Anmuth; B. Vorzüge des Geistes: 10. Gutes Gedächtnis, 11. Freuden von Zerstreuen, 12. geistige Gewandheit, 13. Scharfsinn, 14. Urteilskraft, 15. gewandte, correcte und schöne Rede, 16. Phantasie, 17. Witz, 18. Geschmack. C. Tugenden: a) Tugenden der Weisheit: 19. Klugheit, Thätigkeit und Ausdauer, 20. Muth, Selbstvertrauen und Entschlossenheit" usw. Diese Aufführung genügt wohl, um zu zeigen, wie schlecht dieses Verzeichnis „lustet". Nach Seite 2 und 3 der Einleitung konnte man vermuthen, man rubricierl der Verfasser auf über 200 Seiten 378 „Beispiele des Wirklich Komischen aus der Literatur". Der zweite Theil des Werkes erörtert dann die Arten des „Tatsächlich Komischen", ferner des Witzes, Spottes und Scherzes und der „scheinbar eingeschleuten (spitzigen, lobenden oder tieferen) Anlage". Auch hier liegt der Wert der Arbeit nicht in dem gesammelten Material als in den theoretischen Ausführungen des Verfassers.

Max Burckhard.

Alfred Schnerich: Die Frage der Reform der Kirchenmusik. Wien 1901, Gerold & Comp.

Freunde der Kirchenmusik werden in dem anregenden Büchlein eine ebenso begeisterte als sachlich begründete Vertheidigung der Worte der sogenannten Wiener Schule finden. Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, in deren Verachtung in der Kirche von den „Caecilianern" lebhaft angegriffen wird. Mächter, die der Bewegung in der Kirchenmusik bisher kern standen, werden sich freilich fragen, wozu es denn komme, dass die katholischen Componisten unserer Epoche noch der Vertheidigung bedürfen, und wieso gerade innerhalb der katholischen Kirche gegen eine Anerkennung gestritten werden kann, die doch ihren grossten Stolz bilden sollte und deren Pflege die katholische Kirche vor jeder anderen Confession voraus hat? Man sieht hier allerdings zunächst vor einem Rathsel. Wer dieses innere Wesen jedoch die eigenen Interessen vollkommen absolut und ausschließlich verkennt hat, der muss sich unwillkürlich fragen: und denn die Kerzen noch bei Sinnen? Wollen sie denn mit Gewalt die ehernen Bluten ihrer eigenen Religion vernichten? Der ärgste Feind der katholischen Kirche konnte für seinen vernichtenden Todesstoß bereiten, als diese innerkirchen Zerklüfter der ärgsten Kirchenmusiken. Man vergesse nicht, dass es, wenn diese Bewegung Erfolg haben konnte, auch dann einmal verrechnen Wege heißen soll, mehr gabe. Man konnte dann mit Recht sagen, dass auch das absichtlichste Amüsieren, die Werke des Makrel und Zachner, ja selbst die Prunkgewänder der Geistlichen in derselben Gnade vor Gott Anspruch haben wie die „Unterrichtsmethoden" unserer Caecilien. Solange man diese Werke nicht kennt, solange man nicht zugibt, dass eine schmalzige Scheine zum höher heiter sangt als der Cantus Firmus, weil man auch nicht lachen dürfen, dass ein vom Beste mit Gebet gefangener Chorral, oder eine Note vom Rudolfi Lasser sangt, als eine Arie von Handel oder Mozart. Wenn die Kirche in Zeiten der Volksbedrängnis sonnet antwortet, dass sie selbst Antikatholiken von Seelen gerettet gestattet, so ist es eine tiefe kirchliche Anschauungsweise, dem sonstigen Weltbetrachten nur durch den Bestand der christlichen Kunst entgegenzutreten zu wollen. Schon Gregor der Große hatte sich gegen die gesetzte in Zeitlichkeit Anderen, wie Mathematik und Philosophie und in gleicher Absicht gedankenfeindlich, die Gedanken und Empfindungen des Menschen, wie der Mathematik gegenüber durch die Lehre einer Gnaden bewahrenden und ewiges durch die Lehre einer Gnaden bewahrenden und ewiges durch die Lehre einer Gnaden bewahrenden und ewiges

wo sie an Hunger und Kälte zugrunde gingen. Denen, die noch zurückgeblieben waren, gaben die eindringenden Russen den Rest.

„Mercure de France“ (Juni). Léon Blum berichtet von Johannes Joergensen, einem dänischen Schriftsteller, der, aus dem um Georg Brandes gescharten, rationalistischen Studentenkreis hervorgegangen, sich unter dem Einfluß der Schriften des katholischen Philosophen Ernest Hello zum Katholizismus bekehrte und jetzt dessen Apostel in Dänemark ist. Die Geschichte seiner Bekehrung oder Erleuchtung — wie er es nennt — hat Joergensen in seinem Buch „Unsere liebe Frau von Dänemark“ geschildert. „Zwei Eyen in Prosa „Der jüngste Tag“ und „Eva“ folgten darauf. Bloß meint Joergensen einen gewaltigen Schriftsteller von tiefer Inbrunst und Reinheit der Gesinnung, beiden Entsehen in dem nüchternen, puritanischen Dänemark, wo seine Schriften ihn dem Odio und allen Parteien aussetzen, geradezu als ein Wunder anzusehen sei.

Im „Imperial & Colonial Magazine“ erzählt Charles Rous-Marten vom modernen Maori. Man habe den Gedanken zurückgewiesen, Maoris zum Kriegsdienst in Südafrika zu verwenden. Sehr mit Unrecht, denn die Maoris gehören zu den getreuesten und schmuckesten Soldaten der englischen Armee. Sie erfüllen gewissenhaft ihre Bürgerpflichten und sind gewandte Geschäftsleute. Viele Maoris haben in ihrer Eigenschaft als Gutsbesitzer weiße Arbeiter in ihren Diensten, die sie entsprechend bezahlen. Viele von ihnen sitzen im neuseeländischen Parlament und nehmen eifrigen und intelligenten Anteil an Verwaltung und Regierung des Landes. Manche sind auch Priester der anglikanischen Kirche und führen einen tadellosen Lebenswandel. Zur Illustrierung ihrer großen Bildungsfähigkeit erzählt der Verfasser, wie er eines Abends spät in einem vornehmen Restaurant der Hauptstadt einen vereinzelten Gast antraf; es war ein Eingeborener, tadellos gekleideter älterer Herr von etwas dunkler Färbung; er hatte die besten Manieren und handhabte sein Besteck mit sicherer Eleganz. Zum Lesen des Menüs bediente er sich eines goldenen Zwickers. Er schien in jedem Punkt ein korrekter englischer Gentleman; erst bei näherer Betrachtung ist dem Verfasser eine leichte blaue Tätowierung im Gesicht seines Tischgenossen auf, von dem es sich unterdem herausstellte, daß er in jungeren Jahren ein eifernbuliger und leidenschaftlicher Menschenfresser gewesen war.

„Leisure Hour“ Mai. F. B. Davis schreibt über Lew Wallace, den Autor des berühmten Romans „Ben Hur“, der in Palästina zur Zeit von Christi Geburt spielt und von dem in den Vereinigten Staaten allein mehr als 1 Million Exemplare verkauft wurden. Nebst diesem literarischen Erfolg trug dieser Roman seinem Verfasser auch noch den persönlichen Vorteil ein, daß er vom Präsidenten Harrison zum General und Gesandten in Constantinopel ernannt wurde, mit der Bedingung, einen auf dortigem Boden spielenden Roman zu schreiben, die Wallace durch sein Buch „The Prince of Judia“ erfüllte. Zweifelsohne erwies sich der Sultan für diesen Verherrlicher des Christenthums eine besondere Vorliebe und hielt ihn oft eine Woche lang als Gast zu Mittag zu Tisch. Wallace sagt vom Sultan, er sei zweifellos der größte Diplomat von Europa. Unscheinbar und schmächtig in seiner Erscheinung, besitzt er doch eine ganz ungewöhnliche Energie und Arbeitskraft und ist imstande, 24 Stunden ununterbrochener thätig zu sein. Er hat eine ungewöhnliche Menschenkenntnis und hält bedeutende Leute gern um jeden Preis in seiner Umgebung fest. Er hat deshalb auch Wallace an, in türkische Dienste überzugehen und sich in Constantinopel selbst ein hohes Amt nach seinem Gefallen zu wählen oder auch als türkischer Gesandter nach Paris oder London zu gehen. Wallace zog jedoch vor, in seine Heimat zurückzukehren, wo er gegenwärtig im Staate Indiana in Crawfordsville ein herrliches Haus bewohnt, das eine Combination eines mittelalterlichen Schlosses mit einer türkischen Residenz bildet. Die volle, ein unabhängiges Denken, der durch eine Autorschaft kein Eintrag geschieht, ist von Bücherregalen umgeben und bildet zugleich den Arbeitsraum des Generals Wallace.

Der Gram.

Erzählung von **Anton Tschechow.**

Aus dem Russischen übersetzt von Clara Brauner.

Nachdruck verboten.

Es ist um die Dämmerstunde. Großflockiger, nasser Schnee umkreist lässig die eben angezündeten Laternen und bedeckt die Dächer, die Pferderücken, die Schultern und die Hüte mit einer dünnen, weichen Schicht. Der Droschkenkutscher Jona Potapow ist weiß wie ein Gespenst. Er hat sich auf dem Bock zusammengenauert, wie es einem menschlichen Körper nur möglich ist, und rührt sich nicht. Selbst wenn eine ganze Schneewolke auf ihn herabgelassen wäre, würde er es wohl kaum für nöthig gehalten haben, sich davon zu befreien. Auch sein Pferd ist steif und regelos. Durch seine Unbeweglichkeit, seine eckigen Formen und die steifartigen, geraden Beine erinnert es selbst in der Nähe an ein Lebkuchenpferdchen, wie man sie für eine Kopeke kriegt. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach in seine Gedanken vertieft. Wenn man jemand von dem Pflug und dem vertrauten grau in grau gehaltenen Miesen fortschleppt und ihn in diese von ungeheuerlichen Lichtern, von unaufhörlichem Lärm und laufenden Menschen erfüllten Abgrund schleudert, muß er nachdenklich werden.

Jona und sein Pferdchen stehen schon lange auf demselben Fleck. Sie sind vorwärts vom Hof fortgefahren und haben noch immer keinen Fahrgast gehabt. Aber jetzt senkt sich das nächtliche Dunkel auf die Stadt herab. Die Blässe der Laternenlichter geht in lebhaftes Leuchten über, und der Straßenlärm wird lauter.

— Kutscher, auf die Wiborgskaja! Kutscher!

Jona fährt zusammen und sieht durch die vom Schnee verklebten Wimpern einen Herrn in einem Militärmantel mit Kapuze.

— Auf die Wiborgskaja! wiederholt der Herr. — Schläfst du denn? Auf die Wiborgskaja! — Zum Zeichen der Zustimmung zieht Jona an den Zügeln, und dabei schütteln sich vom Pferderücken und von seinen Schultern Schneeschichten herab ... Der Herr steigt in den Schlitten. Der Kutscher schnalzt mit den Lippen, streckt schwanenartig den Hals vor, erhebt sich und fuchtelt mehr aus Gewohnheit, als weil es noththat, mit der Peitsche herum. Das Pferd streckt auch den Hals vor, krümmt seine steckähnlichen Beine und setzt sich unschlüssig in Bewegung ...

— Wohin fährst du, zum Kuckuck! hört Jona gleich am Anfang aus der dunklen, sich hin- und herbewegenden Menge rufen. Wohin treibt dich der Teufel? Halte dich rechts!

— Du kannst ja nicht fahren! Halte dich rechts! sagt der Herr zornig.

Der Privatkutscher schimpft, der Fußgänger, der beim Passieren der Straße mit der Schulter den Kopf des Pferdes gestreift hat, wirft zornige Blicke hinüber und schüttelt sich den Schnee vom Aermel ab. Jona sitzt auf dem Bock wie auf Nadeln, fährt mit den Ellbogen nach allen Seiten herum und dreht die Augen wie ein Wahnsinniger hin und her, als begreife er nicht, wo und wozu er da sei.

— Was für Schufte alle sind! — witzelt der Herr. Sie lauern darauf, mit dir zusammenzustoßen oder unter das Pferd zu gerathen. Sie haben das so verabredet.

Jona dreht sich zum Fahrgast um und bewegt die Lippen ... Er will offenbar etwas sagen, aber aus seiner Kehle dringt nur ein Schnaufen.

Was denn? — fragt der Herr.

Ein Lächeln verzerrt Jonas Mund, er strengt sich an und sagt heiser:

— Diese Woche ist's geschehen ... mir ist mein Sohn gestorben, Herr ...

— Hm! ... Woran ist er denn gestorben?

Jona dreht sich mit seinem ganzen Körper um und sagt:

— Wer weiß das! Wahrscheinlich am Fieber. Drei Tag' ist er im Spital gelegen und ist gestorben ... Es ist Gottes Wille.

— Kehr um, Teufel! — ertönt es im Dunkel. — Hast du nichts im Schädel drin, alter Hund? Schau doch mit deinen Augen!

— Fahr' zu, fahr' zu ... — sagt der Herr! — So kommen wir bis morgen nicht hin. Nur zu!

Der Kutscher streckt wieder den Hals vor, erhebt sich und holt mit plumper Grazie mit der Peitsche aus. Dann schaut er sich ein paarmal nach dem Fahrgast um, aber dieser hat die Augen geschlossen und scheint nicht aufgelegt, zuzuhören. Nachdem der Herr auf der Wiborgskaja angekommen ist, bleibt Jona vor einer Schenke stehen, kauert sich auf dem Bock zusammen und rührt sich wieder nicht ... Der nasse Schnee färbt ihn und das Pferd wieder ganz weiß. So vergeht eine Stunde und dann eine zweite ...

Ueber das Trottoir schreiten laut mit den Galoschen stampfend und mit einander streitend drei junge Leute: zwei davon sind groß und schlank, während der dritte klein und buckig ist.

— Kutscher, zur Polizeibrücke! — schreit der Buckligste mit sich überschlagender Stimme. — Wir sind drei ... Du kriegst zwanzig!

Jona faßt die Zügel und schnalzt. Zwanzig Kopeken sind eine schlechte Bezahlung, aber ihm ist das ganz gleichgiltig ... Ein Rubel und fünf Kopeken sind für ihn jetzt riesig, wenn er nur Fahrgäste hat. Die jungen Leute ziehen sich drängend und schimpfend an den Schlitten heran und wollen sich alle drei auf einmal niedersetzen. Jetzt beginnt die Lösung der Frage: welche zwei sitzen können und wer als dritter stehen muß? Nach langem Schimpfen, Faxenmachen und nach gegenseitigen Vorwürfen beschließt man, der Buckligste müsse stehen, weil er der kleinste sei.

Nun los! — knarrt der Bucklige, der sich hinstellt und Jonas Nacken anbläst. — Treib an! Was du für eine Mütze hast, Bruder! Ja ganz Petersburg findet man keine ärgere ...

— He ... he ... — lacht Jona. Ich hab' eine andere ...

— Nun, der du keine andere hast, treib' nur an! Wirst du den ganzen Weg so fahren? Ja? Dann kriegst du's aber ...

Der Kopf brummt mir ... spricht einer von den Langen. — Gestern bei den Dukmasjows haben Wässjka und ich zu zweien vier Flaschen Cognac ausgetrunken.

Ich verstehe nicht, warum du lügst! — sagt der zweite Lange wütend. Er lügt wie ein Vieh.

Gott straf' mich, wenn's nicht wahr ist ...

Das ist genau so wahr, wie wenn man sagt, daß eine Laus hustet.

He -e! grinst Jona. Das sind lustige Herrschaften!

Digitized by Google

— Pfui, daß dich der Teufel hol' — ruft der Bucklige entrüstet aus. — Wirst du fahren oder nicht, altes Luder? Fährt man denn so? Hau nur mit der Peitsche los! Hüh! zum Teufel! Hüh! Tüchtig hauen!

Jona spürt hinter seinem Rücken den beweglichen Körper und die Stimmwellen des Buckligen. Er hört die an ihn gerichteten Schimpfworte, er sieht Menschen, und das Gefühl der Einsamkeit beginnt ihn allmählich zu verlassen. Der Bucklige schimpft so lange, bis er sich an einem verschnörkelten, sechsfödigen Schimpfwort verschluckt und einen Hustenanfall bekommt. Die Langen fangen an, von einer Nadjeschda Petrowna zu sprechen. Jona schaut sich um. Als eine kurze Pause eintritt, schaut er sich nochmals um und murmelt:

— Und mir ist diese Woche ... mein Sohn gestorben!

— Wir werden alle sterben! — seufzt der Bucklige und wischt sich nach dem Husten die Lippen ab. — Nur zu, nur zu! Meine Herrschaften, ich kann unmöglich so weiter fahren! Wann wird er uns hinbringen?

— Treib' ihn doch an ... Hau ihn auf den Nacken!

— Altes Luder, hörst du? Ich werde dir den Nacken bearbeiten! ... Wenn man mit deinesgleichen Umstände macht, kann man zu Fuß gehen! ... Hörst du, altes Vieh? Oder machst du dir nichts aus unseren Worten?

Und Jona hört mehr den Schlag auf den Nacken, als er ihn spürt.

— He— e .... — lacht er. — Lustige Herrschaften ... Gott schenke ihnen Gesundheit!

— Kutscher, bist du verheiratet? — fragt der Lange.

— Ich? He— e .... sind das lustige Herrschaften! Jetzt habe ich nur eine Frau: die Erde ... Ha-ha ... Das heißt das Grab! Mein Sohn ist gestorben, und ich lebe ... Das ist eine sonderbare Sache, der Tod hat sich in der Thür geirrt ... Statt zu mir zu kommen, ist er zum Sohn hin ...

Und Jona wendet sich um und will erzählen, wie sein Sohn gestorben ist, aber jetzt seufzt der Bucklige auf und erklärt, sie seien, Gott sei Dank, endlich da. Nachdem Jona die zwanzig Kopeken eingesteckt hat, schaut er den in einem langen Thorweg verschwindenden Bummlern lange nach. Er ist wieder einsam, und es wird wieder still um ihn ... Der für kurze Zeit verstummte Gram erwacht wieder und stürmt mit noch größerer Macht auf die Brust ein. Jonas Augen gleiten unruhig und gequält über die Menschenhaufen hin, die sich durch die beiden Straßenseiten drängen: wird sich unter diesen Tausenden von Menschen auch nicht einer finden, der ihm zuhören will? Doch die Haufen drängen sich, ohne ihn und seinen Gram zu beachten ... Dieser Gram ist ungeheuer, grenzenlos. Wenn er Jonas Brust zersprengen und ihr entströmen könnte, würde er wohl die ganze Welt überfluten, man sieht ihn aber trotzdem nicht. Er hat es verstanden, sich in eine so nichtige Schale zu verkleiden, daß man ihn selbst bei Tag mit einem Licht nicht sieht ...

Jona sieht den Hausmeister unter dem Thor stehen und entschließt sich, ihn anzusprechen:

— Sag', Bruder, wie spät wird's jetzt wohl sein? — fragt er.

— Es geht auf zehn ... Warum stehst du da? Fahr' weiter!

Jona fährt ein paar Schritte vorwärts, kauert sich zusammen und gibt sich dem Gram hin ... Er hält es schon für vergeblich, sich an Menschen zu wenden. Doch es vergehen keine fünf Minuten und er richtet sich auf, schüttelt den Kopf, als hätte er einen stechenden Schmerz empfunden, und zieht die Zügel an ... Ihm ist schlecht. „Auf den Hof" — denkt er. — „Auf den Hof!"

Und das Pferd beginnt im Trab zu laufen, als hätte es seinen Gedanken erraten. Nach anderthalb Stunden sitzt Jona schon beim großen, schmutzigen Ofen. Auf diesem Ofen, auf dem Fußboden und auf den Bänken schnarchen Leute. Die Luft ist dumpf und schwül ... Jona blickt die Schlafenden an, kratzt sich und bedauert, daß er so früh nach Hause gekommen ist ...

— Ich habe mir nicht einmal den Hafer verdient" — denkt er. — „Daher auch der Gram. Ein Mensch, der seine Sache versteht ... der selbst satt ist und bei dem das Pferd satt ist, ist immer ruhig ..."

In einer Ecke erhebt sich ein junger Kutscher, kratzt schläfrig und bengt sich zum Waschereimer hin.

Hast du Durst? — fragt Jona.

Es wird wohl so sein!

Ja ... Wohl bekommt's ... Und mir ist mein Sohn gestorben, Bruder ... Hast du's gehört? Diese Woche, im Spital ... Jetzt hat man's ...

Jona schaut, welchen Effect seine Worte gemacht haben, er sieht aber nichts. Der Junge ist mit dem Kopf unter die Decke geschlüpft und schläft schon. Der Alte seufzt und kratzt sich ... Er hat ein ebenso großes Bedürfnis, zu sprechen, wie der Junge eins, zu trinken, hatte. Es ist bald eine Woche, daß der Sohn gestorben ist, und er hat noch mit niemand, wie es sich gehört, davon gesprochen ... Man muß mit Maße und mit Verstandnis davon sprechen ... Man muß erzählen, wie der Sohn erkrankt ist, wie er sich gequält hat, was er vor dem Tode gesprochen hat, wie er gestorben ist ... Man muß die Beerdigung und die Fahrt ins Spital, um die Kleider des Verstorbenen zu holen, beschreiben. Die Tochter Anissja ist im Dorf geblieben ... Auch von ihr muß man erzählen ... Ja, kann man denn alles aufzählen, wovon er jetzt sprechen könnte? Der Zuhörer muß schzen, seufzen, jammern ... Und noch besser ist's, mit Frauen zu reden, sie sind zwar dumm, heulen aber nach zwei Worten.

„Ich werde nach dem Pferde schauen" — denkt Jona. — „Man hat noch immer Zeit zum Schlafen ... Ich werde mich noch ausschlafen ..."

Er zieht sich an und geht in den Stall, in dem sein Pferd steht. Er denkt an den Hafer, an das Heu, an das Wetter ... An seinen Sohn kann er nicht denken, wenn er allein ist ... Man kann mit jemand von ihm sprechen, doch ist es unerträglich, schaurig, allein an ihn zu denken und sich sein Bild vorzumalen ...

— Kaust du? fragt Jona sein Pferd, als er dessen glänzende Augen sieht. — Nun, kau' nur zu ... Wenn wir keinen Hafer verdienen, werden wir Heu fressen ... Ja ... Ich werde schon zu alt zum Fahren ... Mein Sohn sollte fahren, nicht ich ... Das war ein echter Kutscher ... Wenn er gelebt hätte ...

Jona schweigt eine Weile und spricht weiter:

— So ist's, Bruder ... Kusjma Jonitsch ist nicht mehr da ... Gott hab ihn selig ... Es ist ihm auf einmal eingefallen und er ist gestorben ... Also, sagen wir, du hast ein Füllen und bist seine leibliche Mutter ... Und sagen wir, dieses Füllen stirbt ... Das thut einem ja weh?

Das Pferd kaut, hört und streift die Hände des Herrn mit seinem Athem ... Jona läßt sich hinreißen und erzählt ihm alles ...

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Kondorfer
alcalischer SAUERBRUNN
natürlicher

Steiermärk.
ROHITSCHER
SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle
WELTBERÜHMTES
Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser. 1422

Gustav Zwierschütz
XIII., Hauptstrasse Nr. 20, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente
Möbelausstellung
Städtisch Baltestelle Ausstellerstrasse, Neue Wr. Tramway Rasenauerstrasse.
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
XIX. Gymnasiumstrasse 69—71.
Geöffnet Sonntag, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 8 Uhr.
Übrige Tage bis 4 Uhr. Sonntag und Donnerstag für Heller. 1441

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17
liest alle wichtigen politischen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verschickt an seine Abonnenten Artikel und Notizen [illegible] gegen Einsendung [illegible] über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 6. Juli 1901. Nummer 353.

Von Tisza zu Ugron.

(Epilog zur ungarischen Incompatibilitäts-Debatte.)

Das Budapester Abgeordnetenhaus hat seine Thätigkeit mit einer lärmenden, skandalösen und peinlichen Sitzung abgeschlossen, bei welcher die Galerie heulte und die Polizei intervenierte. Noch muß das Magnatenhaus einige langweilige Sitzungen halten und dann, gegen Ende dieser Woche, wird das ungarische Parlament seine wohlverdienten Ferien antreten dürfen. Das wird ein langer Sommerschlaf sein, aus dem es kein Erwachen mehr gibt, denn das Abgeordnetenhaus wird — trotz aller officiösen und halboffiziösen Betheuerungen und Versicherungen — anfangs September bloß zusammenkommen, um auseinanderzugehen; es wird die allerhöchste Botschaft empfangen, daß die Uhr abgelaufen und die „Rechnung mit dem Wirt" — der bekanntlich bei den ungarischen Wahlen eine einflußreiche, maßgebende Rolle spielt — zu machen sei. Im October dürften nämlich die Neuwahlen stattfinden, doch dem Urtheil der Volksmenge hat diesmal das Abgeordnetenhaus selbst die Richtschnur (und zwar eine „Richtschnur", wie dieselbe der Nachrichter gebraucht) in die Hände gegeben. Der Delinquent verurtheilte sich selbst zum Tode und wenn die geehrten Wähler im Sinne der beiden Gesetze wirken werden, die in der Aera Szell zur Sühne für die Wahlgreuel der Vergangenheit geschaffen wurden: die Gesetze über die Curialgerichtsbarkeit in Wahlangelegenheiten und die Incompatibilität der Abgeordneten nämlich, dann dürften von den vierhundert ungarischen Abgeordneten, die jetzt noch das Parlament schmücken, kaum zweihundert wieder in die heiligen Hallen in der Ständorgasse einziehen. Durch den Gesetzentwurf über die Curialgerichtsbarkeit wird den amtlichen Pressionen und halbamtlichen Bestechungen bei den Wahlen ein Damm gesetzt, durch das Incompatibilitäts-Gesetz wird es aber den Abgeordneten unmöglich gemacht, sich ihre Wahlspesen nachträglich von Banken, Actiengesellschaften und Privaten bezahlen zu lassen, indem sie als Directoren, Aufsichtsräthe und sogar titelloie Senjale gegen hohe Provisionen Rentendienste in den Ministerien leisten. Da sich nun die Bánffy'sche Garde — Ehre den Ausnahmen! — zum Theil aus Stuhlrichtern und Vice-Stuhlrichtern zusammensetzte, die mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln der amtlichen Gewalt „gewählt" wurden, zum Theil aber aus Directoren, Aufsichtsräthen, Rechtsanwälten und Beamten ungarischer und fremdländischer Actiengesellschaften bestand, so kann man leicht errathen, daß das Abgeordnetenhaus nun endlich der Ausdruck des reinen und klaren Volkswillens sein könnte — wenn eben das Volk einen reinen und klaren Willen hätte.

Ehe jedoch die Wähler ihr Verdict sprachen, haben sich bereits einige unserer Abgeordneten in stillen Ausschußberathungen und öffentlichen Sitzungen die „leidene Schnur" angedoten und wenn dieselben auch mit einem höflichen: „Bitte, nach Ihnen!" von der Einladung keinen Gebrauch machen wollten, so steht doch fest, daß mehrere Parlamentarier in der Debatte über das Incompatibilitäts-Gesetz schwer, ja tödlich verwundet wurden. Von den kleinen Leuten wollen wir nicht sprechen — sie sind zumeist nicht der Rede wert — jedoch den größten unter den Verunglückten seien noch zum Abschluß unserer Betrachtungen über die Incompatibilitäts-Bewegung in Ungarn ein paar Worte gewidmet. Nur ein paar Abschiedsworte und sein Nekrolog, dann hierzulande hat der Politiker zumeist ein ungemein zähes Leben. Er stirbt noch schwerer als ein Rhinoceros. Abgeordnete, die man längst begraben wähnte, wandeln noch immer lieblich lächelnd im Licht, Politiker, die man in allen Ueberhitzte, verlassen die Gruft und halten wieder selbstbewußte Reden, denn das neue Werk Lhlens: „Wenn wir Todten erwachen!" ist in Ungarn eine alte Neuigkeit, die noch schon seit dreißig Jahren auf dem politischen Repertoire erhält.

Wie gesagt, in der Incompatibilitäts-Debatte wurden einige Parlamentarier schwer und weniger schwer verwundet. Zu den schwer, ja tödlich verwundeten Abgeordneten gehört Gabriel Ugron, zu den leichter verletzten Koloman Tisza und Sohn. Sprechen wir zuerst, ehe wir in eine Betrachtung des Falles Ugron eingehen, über den Unfall Tiszas. Obwohl in den Wiener Zeitungen der gewisse Minister-präsident Koloman Tisza noch immer als „der große alte Mann" und sein Sohn, Graf Stephan Tisza, als der große junge Mann Ungarns geschildert werden, weiß jedes Kind im Reiche der Stephanskrone, daß der Name Tisza viel, sehr viel von seinem Nimbus einbüßte. Der Sturz des Ministerpräsidenten Tisza war tief und schwer; er verlor unter Szapáry fast vollständig den Einfluß, gewann dann, in der kirchenpolitischen Campagne, wieder politische Macht, verlor dieselbe jedoch unter Weckerle abermals und erst in der letzten und schändlichsten Periode des Bánffy'schen Regimes — als Tisza im Namen Bánffys die parlamentarische Clotüre proponierte, die jammervolle Tücher Clausel gutheißt und mit seiner berüchtigten Lex Tisza die Verfassung antastete — erst in dieser traurigen politischen Periode errang er wieder eine leitende politische Stellung. Er mußte einen enormen Preis für diese nur wenige Wochen währende Führerrolle bezahlen, denn als Bánffy fiel, stürzte Tisza mit ihm. Bánffy freilich verschwand vom Schauplatz, während Tisza sich gemüthlich hinter Koloman Szell niederließ, um nun in der Szell-Partei die Rolle des „invaliden Compagnons", wie er sich selbst nannte, zu spielen. Tisza sagte einst bei einer Soiaset, als ihn der Monarch warnte, Birnen zu essen: „Majestät, ein ungarischer Ministerpräsident muß einen guten Magen haben," und dieser gute Magen scheint dem heute bereits mehr als sechzig Jahre zählenden Politiker von einem freundlichen Geschick bewahrt worden zu sein, denn der alte Staatsmann mußte in der Aera Szell manchen Brocken schlucken, den ein anderer kaum vertragen hätte. Dabei ist dieser gute Magen in der Familie Tisza offenbar erblich, denn auch der hoffnungsvolle Sohn des gewesenen Ministerpräsidenten, Graf Stephan Tisza, der seit der Wahlgreigehobotte den Namen „Herbert" führt, kann viel vertragen. Das ist umso erstaunlicher, als bei ihm die Philosophie des Greisenalters noch nicht das Temperament beschäftigte und kühlte. Der Sohn gleicht überhaupt in allen Stücken dem Vater. Er ist starr, kalt, unfreundlich und unsympathisch, dabei aber klug, berechnend und schlau. Vater und Sohn sind ein Herz und eine Seele und wenn sie auch im Parlamente zwei Stimmen haben, so besitzen sie doch nur eine Ansicht und eine Meinung, und zwar zumeist die Meinung des jungen Grafen Stephan Tisza, an den der „alte General", wie ihn heute noch seine Anhänger nennen, mit schwärmerischer Liebe hängt. Es ist begreiflich, daß die Tiszas mit der neuen politischen Ordnung in Ungarn unzufrieden sein müssen. Unter Szapáry, Weckerle und Bánffy führten sie trotz mancher unglücklichen Zwischenfälle die Regierung und die Regierungspartei dann und wann wohin sie wollten, und der junge Tisza war nahe daran, Minister zu werden, in Bánffy wollte ihn sogar zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses machen. Unter Szell hatten die Chancen des jungen Politikers fast unter den Nullpunkt, denn durch die Fusion und die Rückkehr der während der Exzler-Aera ausgetretenen politischen Koryphäen in die Regierungspartei gewann die Majorität Politiker von dem Gewichte Szilágyis, Appponyis, Ciekus, Horánszkys, Andrássys und Hedervárys und es ist nur logisch, daß sich der neue Ministerpräsident lieber auf diese Politiker stützte, als auf die Tiszas und deren Anhänger, die schon vielen ungarischen Regierungen verhängnisvoll wurden. So reifte allmählich im Lager der Tiszas der Plan, die Incompatibilitäts-Bewegung zu einem Vorstoß gegen das Ministerium Szell zu benützen. Am 28. Januar l. J. richtete denn auch Graf Stephan Tisza Briefe an jene Actiengesellschaften, bei welchen er bisher Directionsrath gewesen. Er erklärte, auf seine Stelle verzichten zu wollen, weil er aus politischen und patriotischen Motiven gegen das neue Incompatibilitäts-Gesetz kämpfen müsse. In einem Schreiben, das der Abgeordnete dem Wiener Bankdirector Moritz Bauer sandte, schlug er besonders moralische Accente an, offenbar in dem Bewußtsein, ähnliche Gefühle bei dem Wiener Bankier auszulösen. Er betonte, „daß er sich unentwegt in den Dienst der Sache setzen wird

genommen. Dabei mußten sich alle Kenner des parteipolitischen Lebens in Ungarn sagen, daß der Vorwand zu einem Bruch mit Szell psychologisch vorzüglich gewählt war. Nicht etwa, als wäre die geplante Aktion populär gewesen; im Gegentheile, ganz Ungarn forderte ungestüm die Revision des Incompatibilitäts-Gesetzes und eine Scheidewand zwischen Politik und Geschäft. Doch die Tißzas suchten in den letzten zwanzig Jahren niemals die Popularität, und auch jetzt boten sie der ganzen öffentlichen Meinung die Stirn, indem sie den Kampf gegen das neue Incompatibilitäts-Gesetz begannen. Am 3. Mai verurtheilte der alte Koloman Tißza in den Coulissen des Abgeordnetenhauses das neue Gesetz, ohne noch in der ersten Lesung gegen dasselbe zu stimmen, „ohne Rücksicht darauf, ob die Partei- und Cabinetsfrage gestellt wird". Am 10. Mai wurde eine Erklärung Koloman Tißzas publicirt, in welcher er sein Verbleiben in der Regierungspartei davon abhängig machte, daß alle von ihm in Aussicht genommenen Modificationen des Gesetzentwurfes von der Regierung und der Majorität angenommen werden. Am 11. Mai sprach Koloman Tißza in der Conferenz der Regierungspartei und versicherte, daß die Vorlage seine glückliche" sei, daß er weiters „nicht billigen könne, daß jene Elemente vom Gebiete der Volkswirthschaft ins Gebiet verdrängen könnte" sagte er einmal, und das nächstemal rief er sogar aus: „Es wäre ein großes Unglück, wenn jene Elite der ungarischen Gesellschaft, welche bisher an der Leitung großer Industrieunternehmungen theilgenommen hat, dies nicht mehr thun könnte." Und auch er forderte die Annahme seiner Modificationen, weil er sonst aus der Regierungspartei scheiden müßte. Doch seine wesentlichen Modificationen wurden durchwegs abgelehnt. Koloman Szell stellte die Cabinetsfrage, Desider Szilágyi, der eigentliche Vater des Incompatibilitäts-Gesetzes, bekämpfte alle principiell wichtigen Modificationen des jungen Tißza; Apponyi, Andrássy, Horánszky, und andere maßgebende Persönlichkeiten der Regierungspartei traten ebenfalls gegen jede Verwässerung des neuen Gesetzes auf, und die ganze Action der Tißzas mißglückte. Jetzt sollte der große Trumpf: der Austritt aus der Regierungspartei, folgen. Die Tißzas rechneten darauf, daß alle Abgeordneten, die mehr oder minder incompatibel sind, mit ihnen gehen werden, aber diese incompatiblen Herrschaften ..... schätzte ihre Zahl auf mehr als 150 — waren um keinen Preis zu bewegen, aus der Regierungspartei auszutreten. Vielleicht liebten sie das politische Milieu, vielleicht fürchteten sie die Unpopularität, vielleicht glaubte ihnen auch vor den Neuwahlen, vielleicht dachten sie an die Actiengesellschaften .... kurz, als die Stunde des Austrittes herannickte, überlegten sich schließlich auch die Tißzas die Sache und blieben in der Regierungspartei. Der historischen Genauigkeit wegen sei noch constatirt, daß der alte Tißza seine einzige der von ihm aufstellen Modificationen einbrachte. Die große Action, von der die Tißzas wieder, ja alles erwarteten und die sehr gut eingeleitet war, weil sie mit den persönlichen Interessen vieler Abgeordneten rechnete, vernunglückte vollständig. Die Tißzas hatten sich nicht nur vor der Oeffentlichkeit wieder als Vertheidiger der parlamentarischen Corruption gezeigt, sondern sie hatten auch in der Regierungspartei selbst einen beschämenden Echec erlitten, denn die neue politische Aera vollbrachte abermals noch das Wunder, daß ein Theil jener Abgeordneten, welche unter Banffy mit Fenereifer gegen die Aeußerung des Incompatibilitäts-Gesetzes stürmten, unter Szell mit demselben Feuereifer für die Revision dieses Gesetzes kämpfte! Ein Wort des jüngeren Dumas verrieth, darf man in diesem Falle wohl sagen: „Bei einem Politiker ist alles möglich sogar das Gute." Die Tißzas scheinen an diese Möglichkeit nicht gedacht zu haben, und jetzt wollen auch die kleinen Leute in der Regierungspartei über sie „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen," schrieb Bismarck. Jedenfalls hat die Incompatibilitäts-Debatte den Tißzas eine schwere Niederlage gebracht, und es ist natürlich, daß vielerlei behauptet werden wird. So wurde uns einem Falle selbst dem bisherigen Ange hat, daß die Tißzas eigentlich keine Partei hinter sich haben, daß ihnen der Muth und die Kraft zu einigen politischen Actionen fehlt und daß sie einen gar zu guten Magen besitzen.

Viel ernster als der Unfall der Tißzas ist, nur wenig haben, die Action Ugrons. Man kennt seinen Fall sicherlich aus den Berichten der Tagesblätter und deshalb können wir noch über die Aufsehenerregende hinweggehen. Obwohl Ugron weiß und wußte, daß sein „Duellmotiv" den Dreibund nicht berührt, so wurde ihm auch hier sich sein Zusammenhang sehen, wenn auch eben die Neuheit manches erschwert, daß ein Politiker, der ein Duell von 11 Minuten hinter sich hat, einige Tage nachher Ugrons haben als Eingeweihte, ganz nur wenn das der Fall ist, und dann wenn nicht in der Lage ist, sich zu schlagen, ohne total lächerlich zu werden. Ugron

„Diplomaten" die Tripel-Allianz sprengen will. Der Dreibund hat in beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie die große Majorität der Parlamente für sich, und die Bemühungen der 11, höchstens 13 Mann zählenden Faustfaff-Truppe Ugrons (die nebstbei antisemitisch angehaucht ist, trotzdem zwei Israeliten in der Partei wirken) erscheinen im allerbesten Falle bloß komisch. Doch gerade zu empörend sind die materiellen Triebfedern der Ugron'schen Action. Dieser oppositionelle Parteiführer, der seit Jahr und Tag von Moral überfließt, Politikern Lectionen gibt und zwei Abgeordnete (Peter Dobrianczik und Georg Siell) aus dem Parlamente förmlich verjagte, weiter seinen politischen Gönner in Frankreich verkaufen. Für eine halbe Million Francs wäre Ugron zu haben gewesen, aber es scheint, daß Frankreich dieser Preis zu hoch war. Ugron hat mit seiner Action gegen den Dreibund eigentlich nur ein altes Wort Walpoles bestätigt. Walpole behauptete, daß jeder Politiker seinen Preis habe, und den Preis Ugrons kennt jetzt die Welt, freilich, ohne diesem Angebot die entsprechende Nachfrage entgegen zu stellen. Trotzdem Ugron sich als politischer Charakter schwächster Sorte bewies, muß man den Sturz dieses Parlamentariers bedauern. Er gehörte zu den sympathischesten Erscheinungen des Abgeordnetenhauses. Ein hoher, schöner Mann, gebräuntes, echt ungarisches Antlitz, prächtige, modulationsfähige Stimme und eine brillante, oft wirklich poetische Rednergabe. Ugron verstand es, zu erwärmen, zu enthusiasmieren und seine Reden zur Zeit der Wehrgesetzdebatte waren kleine Meisterwerke der parlamentarischen Eloquenz. Seit mehr als dreißig Jahren steht Ugron im politischen Leben. Er selbst sagte einmal im Parlamente, daß er ein Schüler Deáks sei, mit dem er in der Nähe einst auf den Bänken der Opposition saß und seinen leidenschaftlichster Gegner er später wurde. Ugron war stets eine leidenschaftliche, feurige Natur. Er organisierte den tollen Putsch in Siebenbürgen, kämpfe im Jahre 1870 in der französischen Armee gegen Deutschland, jagte den verrücktesten Geschäften nach und verlor sein Vermögen dabei, bis es sich der „volkswirtschaftlichen Thätigkeit" verschrieb, Fabriken gründete, Eisenbahnen baute und allerlei Geschäfte machte, von denen seine Haftarieerungen berichtigt geworden sind. In den letzten Jahren scheinen ihn nur noch Eindrücke rasch zu werben. Seine Freunde sagen, daß er reich werden wollte, um bei den Wahlen eine starke, antiösterreichische Partei zu schaffen denn ohne Geld kann sich selbst die Opposition in Ungarn keine „reinen" Wahlen denken — seine Feinde dagegen behaupten, daß er reich werden wollte, um sich vom politischen Leben zurückziehen zu können. Es scheint, daß ihn seine Feinde richtiger beurtheilten, denn nur die krankhafte Sucht, Geld, viel Geld zusammen zu raffen, konnte einen Politiker auf den Gedanken bringen, eine politische Rank mit französischem Geld in Ungarn zu gründen, konnte einmal einen Führer der Unabhängigkeitspartei dazu verleiten, mit Rußland zu kokettieren, mit jenem Rußland, welches in Ungarn, wo die Erinnerungen an das Jahr 1849 im Volke leben und weben, geradezu verhaßt ist. Allerdings wird jeder, der objectiv die politischen Verhältnisse in Ungarn betrachtet, leider constatieren müssen, daß sehr viele Parlamentarier an derselben Sucht, Geld zu verdienen, leiden, und selbstanverweise waren die heftigsten öffentlichen Ankläger Ugrons einen Abgeordneten, die in Banken und Fabriken als Directoren sitzen, dort enorme Bezüge haben — einer von ihnen gar 150.000 Kronen jährlich! — obwohl sie weder vom Bankwesen, noch von den industriellen Aufgaben jemals eine blasse Ahnung hatten. Dieser Umstand kam Ugron zustatten. Hätten makellose, uneigennützige, populäre und angesehene Politiker öffentlich gegen ihn das Wort ergriffen, hätten beispielsweise Szilágyi oder Apponyi Ministerpräsident Szell stellte sich von allem Anfang auf den Standpunkt, daß die Regierung mit der ganzen Affaire nichts zu schaffen habe in officiellen Parlamentssitzungen den Stab über Ugron gebrochen, wäre dieser Politiker wahrscheinlich, mit Verlaub zu sagen, mausetodt gewesen, und weder die Galeriescandale, noch die Studentendemonstrationen und alle nachträglich inscenierten Vertrauenskundgebungen wurden Ugron geholfen haben. Da aber die wirklich maßgebenden Politiker schwiegen und Abgeordnete als Ankläger Ugrons auftraten, die bis zum Halse in der feinsten Incompatibilität stecken und auch heute nichts weniger als popular sind, deshalb mag man in einem allerdings sehr kleinen und sehr „conservativen" Theil der ungarischen Gesellschaft Ugron zu entschuldigen. Man sagt, daß er eine mundaine, was der Minister-präsident Banffy that, nämlich, mit fremdem Geld die Wähler zu corrumpieren, und daß er nur anstrebte, was andere seiner Collegen erreichten, nämlich in stille Pfründen zu gelangen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß diese Argumentationen auf allen Seiten hinken. Die Wahlmanipulationen Banffys waren ebenso verwerflich und thatsächlich, wie diejenigen Ugrons, und die Thatsache, daß Abgeordneten, sich von Banken oder Actiengesellschaften bezahlen lassen, ist eine der traurigsten Erscheinungen des politischen Lebens, die eben durch das neue Incompatibilitäts-Gesetz nur Stempel und Siegel angeprägt werden muß, soll nicht ..... Unmöglichkeit zur ganzen Action kommen.

Die Argumente dieser Vertheidigung hat bisher bereits einige Parteiblätter ziemlich deutlich, andere weniger verwendet. In den

interessantesten Erscheinungen, die in Mitleidenschaft gezogen wurden, gehören zweifellos Tißa (Vater und Sohn) und Ugron. Niemand wird diese beiden Fälle miteinander vergleichen wollen, aber da sie in der Innompatibilitäts-Bewegung wurzeln, müssen sie nebeneinander gestellt werden, zumal sie die Innompatibilitäts-Frage von den zwei wichtigsten Seiten beleuchten. Koloman Tißa war niemals ein Freund der „volkswirtschaftlichen Thätigkeit“: er selbst hat im Laufe seiner parlamentarischen Wirksamkeit nie eine Stelle bei Banken oder Actiengesellschaften angenommen, und es ist eine bekannte Thatsache (die ihm nur zur Ehre gereicht), daß er ärmer aus dem Ministerpräsidium schied, als er seinerzeit in dasselbe einzog. Sein Sohn, Graf Stephan Tißa, war weniger heikel nach dieser Richtung. Er ererbte alle möglichen Actiensinecuren, nichte sogar in Bezirken und Bukarester Actiengesellschaften als Verwaltungsrath und vertheidigte wiederholt im Parlament seine „volkswirtschaftliche Thätigkeit“ mit einem Eifer und einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wären. Daß er schließlich doch auf alle seine Stellen bei Actiengesellschaften resignierte, beweist am besten die Hinfälligkeit seines Standpunktes. Wenn er noch vor kurzem im Club der Regierungspartei das neue Innompatibilitäts-Gesetz als „großes Unglück Ungarns“ bezeichnete und dieses Gesetz dennoch annahm, so zeigt dies wieder, daß das Unglück nicht gar zu groß gewesen sein muß. Gewiß ist bloß, daß die mit den Actiengesellschaften verquickten und verfilzten politischen Interessen ein mächtiger Vortheil in der Hand der Regierenden waren. Abgeordnete, die in Banken oder Actiengesellschaften saßen und ihre Luxusbedürfnisse von den armen Actionären bestreiten ließen, bildeten stets den Kernstock der Jasager im Parlament. Diese „Mamelucken“ hätte man nicht einmal mit Gewalt aus der Regierungspartei vertreiben können, und mit ihnen vollbrachten manche Regierungen, und dann und wann auch die Tißza, das Unglaublichste. Auch jetzt sei der Action gegen das Innompatibilitäts-Gesetz rechneten die Tißzas auf diese Schar, aber die Tißzas vergaßen, daß die incompatiblen Politiker in der Regierungspartei, eben bloß in der Mitte der Regierungspartei, zu allem bereit sind, aus der Regierungspartei aber niemals ausscheiden dürfen, denn die Banken und Actiengesellschaften können keine oppositionellen Abgeordneten, sondern nur Politiker brauchen, die mit den Ministern innim sind und immer bleiben. Die beschämende Hohlheit, welche die Tißzas mit der Action in Abrede stellten und die ihnen schließlich den schlimmsten politischen Schimpf trägt, wird nun durch das Innompatibilitäts-Gesetz hoffentlich für immer unmöglich gemacht.

Auch Machenschaften, wie diejenigen, welche Ugron versuchte, sind fürder ausgeschlossen, denn jeder Abgeordnete, der als Agent auftritt, verliert in Zukunft sein Mandat. Gabriel Ugron wird also ebenfalls auf seine „volkswirtschaftliche Thätigkeit“ verzichten müssen, sofern er es nicht vorzieht, auf seine politische Wirksamkeit überhaupt zu verzichten. Er spielte schon bisher alle politischen Farben, war hintereinander radical, liberal, clerical und antisemitisch; er hat gegen den Clerus gewühlt, den Antisemiten Istóczy insultiert, die Delegationen als Schmach erklärt, ist aber später ein Schleppträger des Clericalismus geworden, hat sich dem Antisemitismus in die Arme geworfen und ist in die Delegation eingetreten, um dort seine Politik gegen den Dreibund zu versuchen, die allerdings nicht jenen goldenen Hintergrund hatte, von dem er träumte. Wäre er nun beginnen noch einmal Politik zu treiben wird, muß die nächste Zukunft lehren. Es ist, wir wiederholen es, möglich, daß Ugron aus dem politischen Leben scheidet, obwohl ihn die clericalen Politiker gern festhalten möchten sein großes rednerisches Talent wäre nämlich nun ganz in ihren Händen, aber es ist wahrscheinlicher, daß er weiterkämpft, bei den nächsten Wahlen mit Hilfe der reactionären Volkspartei wieder eine Partei von 11 bis 13 Mann zusammenbringt und im nächsten Reichstag seine kleinen Spielchen neuerdings aufstimmt. Gelüstlich dürfte er nicht mehr werden. Leute, die in ihm den Rächer des zwanzigjährigen Hundertes erblicken wollen, haben ihn wahrhaftig überschätzt, ja selbst Leute, die in ihm einen ungarischen Lueger zu finden wähnten, haben sich geirrt. In der Sucht nach Geld hat er sein großes Talent vergeudet, sein einst bedeutendes Ansehen zerstört und seine schöne Zukunft vernichtet. „Hier sieht er, der Schatten eines großen Namens.“

Ueber alle Widerwärtigkeiten, Unfälle, Niederlagen und Katastrophen der einzelnen triumphiert jedoch die Allgemeinheit, triumphiert endlich, endlich einmal die sogenannte politische Moral. Das Innompatibilitäts-Gesetz ist geschaffen! Es ist von vielen kleinen Schwächen und Fehlern, die dem ersten Entwurf anhaften, befreit; es ist streng, aber gerecht, und wenn es streng und gerecht gegen alle angewendet werden wird, dann muß das politische Leben Ungarns von jenen schmutzigen Schlacken gereinigt werden, die demselben in den letzten Jahren anhafteten. Freilich hängt jetzt alles von der Durchführung des Gesetzes ab, denn bei einer lahmen oder nachsichtigen, oder bloß „gesetzlichen“ Handhabung desselben würde es seinen Zweck und seine Bedeutung verlieren „und alle seine Garantien wären,“ um ein Wort Rechbergs zu gebrauchen, „das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben stehen“.

Budapest. Arpád.

Die Rechtsprechung in Börsenprocessen.

Die Urtheile unseres Obersten Gerichtshofes in Börsenprocessen erregen stets großes Aufsehen. Sind sie der Börse günstig, so werden sie mit Freude begrüßt; sind sie ungünstig, was noch öfter vorkommt, so entsteht eine bis zum nächsten Urtheile andauernde, große Beunruhigung, die in ihren Aeußerungen jedem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung einflößen muß, daß die Börse diese Urtheile nicht versteht, und ihnen mit der dumpfen Angst vor einer force majeure gegenübersteht. Sonst ließe es sich gewiß nicht erklären, daß einer der hervorragendsten Finanzmänner Wiens die Besorgniß aussprechen konnte, nach den Urtheilen des Obersten Gerichtshofes könnte auch das Transportgeschäft, welches die neue Anleihe übernahm, gegenüber der Finanzverwaltung die Einwendung von Spiel und Wette erheben. Wer immer an dieser Verwirrung die Schuld tragen mag: der Oberste Gerichtshof trägt jedenfalls das Seinige dazu bei, sie zu vermehren. Seine Urtheile stimmen miteinander nicht und zumal in der jüngsten Zeit wird in dem einen feierlich verworfen, was das andere für recht erklärt. Es macht fast den Eindruck, als ob innerhalb des Tribunals selbst zwei juristische Strömungen sich bekämpften, und welche von beiden den Sieg erringen wird, wissen nur die Götter allein. Eine ähnliche Erscheinung konnte man zu Beginn der Neunzigerjahre bei dem deutschen Reichsgerichte beobachten. Daß aber solche Widersprüche in Urtheilen der höchsten Gerichte den davon Betroffenen nicht angenehm und auch dem Ansehen der Rechtsprechung nicht förderlich sind, wird kein Einsichtiger bestreiten. Sieht es doch fast aus, als ob statt der unbeugsamen Göttin der Gerechtigkeit der blinde Zufall die Proceßentscheidung fälle.

In Wirklichkeit hat man aber hier mit Vorsätzen und Rückschlägen zu thun, in welche der Kampf um das Werden eines neuen Börsenrechtes sich auflöst. Die große Menge der ehrlichen Staatsbürger glaubt, daß das Recht in eherner Beständigkeit verharre, solange nicht durch die gesetzgebende Gewalt die Gesetze abgeändert werden. In Wahrheit ist aber die Auslegung der Gesetze in stetem Flusse begriffen, und in Fragen, welche im Vordergrunde der politisch-wirtschaftlichen Kämpfe stehen, spielt bei der Auslegung nicht bloß die juristische, sondern auch die allgemein politische und wirtschaftliche Ueberzeugung mit. Es ist daher nicht möglich, das Gesetz nur zum Rahmen, der dem Raum absteckt, innerhalb dessen die Tendenz, einer bestimmten Anschauung zum Siege zu verhelfen, frei walten kann und man gelangt zu systematisch zusammenhängenden Rechtssprüchen, welche neben dem Gesetze emporgewachsen sind, eigentlich aber Fortbildungen des Rechtes ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Gewalt vorstellen. Ob dies gut oder schlecht sei, ist eine müßige Frage; es ist einmal so, und zwar in allen Culturländern.

Bisweilen auf dem Gebiete der rechtlichen Beurtheilung von Börsespeculationsgeschäften der Aufsicht finden wir in den meisten Ländern die Entwickelung einer Art prätorischen Rechtes, in England, Frankreich, Belgien, Italien, in der Schweiz, im Deutschen Reiche und in Oesterreich. Bisweilen hält gerade in dieser Frage die Judicatur selbst gegenüber strieten Vorschriften der Gesetzgebung an ihrer abweichenden Auffassung fest, wie dies in Frankreich der Fall gewesen. An dem Gesetze wird solange ein Angriffspunkt gesucht, bis die Tendenz der Judicatur endlich eindringen kann. Im Deutschen Reiche haben nach mehrere Jahre die sinnigsten Köpfe der deutschen Juristenwelt die Rechtsprechung des Reichsgerichtes in Börsensachen oft mit schlagenden, juristischen Argumenten bekämpft. Das Reichsgericht ist dennoch unerschüttert seinen Weg gegangen, und die von ihm aufgebauten Rechtssätze in dieser Frage wurden zuletzt im Lehrbuche seines heftigsten, wissenschaftlichen Widersachers als — geltendes Recht vorgetragen. Ein hervorragendes Mitglied des deutschen Reichsgerichtes hat selbst anerkannt, daß in der Judicatur desselben eine bestimmte Tendenz liege, und so wird es wohl auch nicht falsch aufgefaßt werden, wenn gesagt wird, daß auch die Rechtsprechung unseres Obersten Gerichtshofes in dieser Frage von einer bestimmten, zweifellosen, energischen Tendenz geleitet ist: von der, die Börsenspeculation Uebervorner hintanzuhalten. In dieser Tendenz hat man jene Geschäfte in die Rubrik von Spiel und Wette gedrängt und die gesetzlichen Vorschriften über solche aleatorischen Geschäfte bei der Beurtheilung von Börsespeculationen gehandhabt. Der Weg, welcher zu diesem Ende leitete, war der juristisch schwierigsten voll. Unser oberstes Tribunal hat, getreu dem von den ausländischen Gerichten gegebenen Beispiele, die meisten dieser Hindernisse bereits aus dem Wege geräumt, und die letzte Entscheidung zeigt, daß der gordische Knoten, wenn er sich als unlösbar erweist, schließlich auch zerhauen werden kann.

Es handelte sich zumeist darum, die Börsespeculationsgeschäfte Uebervorner als Spiel und Wette zu qualificieren. Man that dies, indem man, welches immer der Wortlaut des Vertrages war, annahm, daß Spiel und Wette vorliege, wenn es den Parteien nicht um den wirklichen Bezug von Effecten, sondern lediglich um die Erziehung von Differenzen zu thun war, die effective Erfüllung der abgeschlossenen scheinbaren Kauf- und Verkaufsgeschäfte also ausdrücklich oder stillschweigend ausgeschlossen war. Die Um-

Digitized by Google

stände, aus welchen diese „stillschweigende" Ausschließung gefolgert ward, wurden immer weiter gefaßt, so daß nach der Rechtsprechung unseres Obersten Gerichtshofes es zur Annahme eines Spieles eigentlich genügt, wenn nur die Absicht eines der beiden Contrahenten nicht auf wirkliche Lieferung gerichtet war und der andere Theil diese Absicht kennen mußte.

Das juristische Hinderniß, das sich dieser Construction der Dinge in den Weg stellte, lag in der eigenthümlichen Art, in welcher sich die Speculation der Outsider an der Börse abspielt. Diese können ja niemals unmittelbar ein Geschäft an der Börse abschließen, sondern benutzungen einen Bankier damit, für sie als ihr Commissionär an der Börse Papiere zu kaufen oder zu verkaufen. Der Mittelsmann, welcher scheinbar nur einen ihm gewordenen Auftrag vollführt, konnte sich mit Recht darauf berufen, daß jedenfalls er nicht mit dem Committenten gespielt habe; in Oesterreich konnte er noch dazu anführen, daß an der Börse selbst geschlossene Geschäfte nach ausdrücklicher, gesetzlicher Bestimmung nicht als Spiel angesochten werden dürfen, daß er demnach nur ein Geschäft auftraggemäß ausgeführt habe, von welchem sestehe, daß es rechtlich nicht als Spiel oder Wette beurtheilt werden dürfe. Plötzlich mußte man dieser vollkommen logischen Argumentation bei, so konnte die Klage nicht verlogt werden.

In der That hat ungefähr bis zum Jahre 1892 die Auffassung von Spiel und Wette vor dem Commissionsgeschäfte die Segel streichen müssen, und damit war für die weit überwiegende Mehrzahl der Fälle die Speculation mit den Outsiders vollkommen klaglos geworden. Erst um das angegebene Jahr entschloß sich, deutschem Muster folgend, der Oberste Gerichtshof, dem Commissionsgeschäfte näher zu Leibe zu rücken. Er verfolgte es mit geradezu unerbittlicher Schärfe und ist eben jetzt daran, den entscheidenden Schritt zu thun.

Es ist eine Thatsache, daß der Commissionär, welcher für das Privatpublicum Aufträge an der Börse ausführt, in der übergroßen Mehrzahl der Fälle nicht angibt, bei wem er gekauft oder verkauft hat. Es ist weiter eine Thatsache, daß er, sei es manchmal oder häufig, einen anderen Curs als den wirklich erzielten, seinem Auftraggeber anrechnet. Gelegentlich hiezu und vielleicht auch die juristische Rechtfertigung gibt ihm eine Gesetzesstelle, welche ihm bei Commissionsaufträgen in Börsenpapieren gestattet, selbst seinem Auftraggeber zu verkaufen, und von ihm zu kaufen, also für ihn bei sich zu kaufen, beziehungsweise für ihn an sich zu verkaufen. In diesem Falle muß er nach der geltenden Auffassung bloß beweisen, daß er den Börsenpreis an dem betreffenden Tage eingehalten habe. Dadurch kann der Commissionär, wenn er ein Papier an der Börse für seinen Committenten gekauft hat und dasselbe an jenem Tage im Preise steigt, als Selbstverkäufer eintreten und solchergestalt spielen. Die Möglichkeit dessen, soweit die deutschen Börsen reichen, unter dem Namen des „Schnittes", nach dem Berichte eines Fachschriftstellers an der Berliner Börse sogar unter dem Namen des „goldenen Schnittes" bekannt und theilweise wohl auch — geschätzt war. Neben der nur mehr decorativ wirkenden Provision stellte dieser „Schnitt" in manchen Fällen den eigentlichen Gewinn des Commissionärs dar, welcher ihn denn auch in manchen, besonders crassen Fällen dazu veranlassen konnte, das Privatpublicum zum Spiele zu überreden: denn diese dem Bankier gegebene Marge konnte natürlich je nach der Scrupellosigkeit desselben mit größerer oder geringerer Schärfe ausgenützt werden. Der Sachverhalt war in den meisten dieser Fälle der: der Commissionär war eigentlich nicht Selbstcontrahent, er hatte den Auftrag an der Börse vollzogen. Er stellte sich aber so, als ob er Selbstcontrahent wäre, um den „Schnitt" einkriegen zu können. Die Gerechtigkeit gebietet hervorzuheben, daß hier wirklich das Gesetz den Anlaß zu jenem nicht ganz seltenen Gebaren gegeben hatte, und daß unter der Herrschaft desselben die übliche Provision ebenso gering geworden war, daß der „Schnitt" gewissermaßen nur eine stillschweigend vereinbarte Ergänzung derselben zu bilden schien.

Auf diesen schwachen Punkt im Verhältnisse zwischen Commissionär und Outsider warf sich nun der Oberste Gerichtshof, um seiner Tendenz zum Siege zu verhelfen, und den Wall des Commissionsgeschäftes, der sich um die Börsenspeculation Unbemittelter schützend gezogen hatte, umzuwerfen. Er stellte den Commissionär vor die Wahl: entweder Commissionär oder Selbstcontrahent: im ersten Falle genauer Nachweis über die Ausführung des Auftrages an den dem Committenten berechneten Cursen durch Zeugen, Handelsbücher u. s. w. Diesen Beweis haben in den dem Gerichtshofe unterbreiteten Fällen die Commissionäre nicht geführt, ja an führen aus leicht begreiflichen Gründen nicht vermocht. Blieb nur der zweite Fall. Sie waren Selbstcontrahenten, sie hatten mit ihrem Committenten gespielt. Nach der obigen Darstellung entwendi dies freilich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht dem wirklichen Sachverhalte. Der Commissionär hatte das Geschäft an der Börse abgeschlossen, aber in anderem Sinne. Lediglich, so meinte unsere der Gerichtshof, trat dies nicht das erwähnte, sondern ein Deckungsgeschäft, das der Commissionär für sich selbst abschloß, der Cursmann vom Spiel und Wette wurde angelassen.

Es ist überflüssig, den Widerstand zu schildern, den diese Argumentation bei den davon Betroffenen, welche mit juristischen Fictionen gezüchtigt wurden, hervorrief; dieser Widerstand ist niedergerungen worden. Die Böse verfügte diese Urtheile früher und wohl auch jetzt nicht; allein sie hat mit ihnen gerechnet, sie gewissermaßen als geltendes Recht angenommen und sich wohl kaum mit der Frage beschäftigt, ob es sich nicht verlohnte, den Nachweis der Ausführung der Geschäfte an der Börse zu den — berechneten Cursen zu führen. Damit waren die Geschäfte der Commissionäre mit den Outsiders in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle für Spiel und Wette erklärt. Die Rechtsfolge bestand in der Unklagbarkeit solcher Geschäfte. Schriftweise vorbringend, sprechen die Judicate auch aus, daß die auf solche Geschäfte gegründete Anerkennung und Bürgschaft rechtlich wirkungslos sei, das einem zur Novation einer solchen Schuld gegebenen Wechsel die Einwendung der nicht empfangenen Valuta entgegengesetzt werden könne u. s. w. Die Commissionshäuser schienen solcherart dem Belieben des speculierenden Publicums überantwortet; die Schuld war zur Ehrenschuld geworden, d. h. zu einer solchen, die nur der Ehrenmann zu bezahlen sich bemüssigt fand.

In Wirklichkeit fand die Sache freilich bei weitem nicht so schlimm. Schon früher hatten die Commissionshäuser aus Gründen der Einbringlichkeit und Sicherheit ihrer Forderungen darauf gedrungen, daß das speculierende Privatpublicum bei ihnen einen Einschuß, zumeist Depot oder „Deckung" genannt, erlege. Hatten die entstandenen Differenzen den Einschuß erschöpft, so wurde auf dessen Ergänzung gedrungen oder die eingegangenen Geschäfte schleunig abgewickelt. Der Einschuß bestand selten aus Geld, meist aus Coupons oder sonstigen Wertpapieren. Jeder, der ihn erlegte, wußte, daß dies mit einer Trennung von Nimmerwiedersehen war, der Commissionär hinwieder glaubte, daß bis zum Wert der erlegten Deckung seine Forderung zweifellos geschert sei. Die Judicatur bewirkte daher vorerst nur, daß der Commissionär ohne Deckung Aufträge nicht übernahm und wachsam zusah, ob die Deckung erschöpft sei. Die Speculationen der Outsider wurden demnach wohl hinsichtlich ihrer Dauer und Ausdehnung ein wenig beschränkt, keineswegs aber unmöglich gemacht.

Die ersten Spekulanten nun, welche nach einem Fehlschlagen ihrer Operationen nicht nur ihre Zahlung ablehnten, sondern gar noch die Deckung rückforderten, wurden als unmoralische Spieler gebrandmarkt und mit ihrer Klage, bisweilen mit ganz beträchtlichem Aufwande sittlicher Entrüstung, abgewiesen. Forderungen aus Spiel und Wette gehören nicht etwa zu den schlechthin ungiltigen Forderungen, sondern zu jenen, „zu deren Eintreibung das Gesetz bloß das Klagerecht versagt", welche aber als „Naturalobligationen" trotzdem bestehen und gewisse rechtliche Wirkungen entsalten. Zu solch' letzteren gehört auch das Verbot, im allgemeinen nicht gerichtlich gefordert werden kann, so sind sie nach dem Gesetze dennoch „insoweit verbindlich, als der bedungene Preis nicht bloß versprochen, sondern wirklich entrichtet oder hinterlegt worden ist", was schon Zeiller mit vollem Rechte so auslegte, daß der eingesetzte oder bei einem dritten hinterlegte Preis verfalle und von dem Gewinner der Wette auch gerichtlich gefordert werden könne. Der Zweck des Gesetzes ist ganz einfach der, das „antockende Spielen auf Borg" zu verhindern, nicht aber, wie den Gesetze heute so häufig angenommen wird, Spiel und Wette überhaupt zu verbieten. Man unterschied ja ausdrücklich zwischen erlaubten und unerlaubten Wetten und Spielen. Der Einsatz aber ist nichts anderes, als ein Wertgegenstand, den der Spieler vor oder während des Spieles hingibt, dessen er sich entäußert und der nach der Entscheidung des Spieles, insoweit der Spielverlust reicht, dem Gewinner anheimfallen soll, mit einem Worte das, was der Spieler buchstäblich „aufs Spiel setzt". Der Einsatz kann aus Faselmünzen, Schmuckgegenständen, Geld, Wertpapieren, kurz aus allen möglichen Wertgegenständen bestehen, und es steht auch gewiß rechtlich nichts im Wege, daß der eine Schmuck, der andere Bargeld einsetze, und im voraus bestimmt werde, nach welchen Wertrelationen die beiderseitigen Einsätze miteinander in Beziehung gebracht werden. Auch das ist anerkannt, daß nicht beide Theile einsetzen müssen. Der eine kann sich mit dem Worte seines Partners begnügen, der andere einen Einsatz fordern. Soweit aber ein Einsatz vorhanden ist, ist der Einsetzende mit demselben verhaftet. Wie der Einsatz rechtlich aufzufassen ist, ob er ein Pfandrecht, eine bedingte Uebereignung des anderen übergebene körperliche Sache ist, spielt dem gegenüber wohl eine untergeordnete Rolle; jedenfalls kann er nicht zurückgefordert werden. Ein solcher Einsatz ist nun wohl auch das, was der Committent bei dem Commissionär vor Beginn des Spieles oder während desselben in Baream, in Loco, in Wertpapieren hinterlegt. Wenn das jenes Urtheil des Obersten Gerichtshofes bemerkt, daß die als Deckung übergebenen Wertpapiere den „bedungenen Preis" nicht darstellen, „denn um diese Papiere wurde nicht gespielt, sondern um die Cursdifferenz", so ist diese Auffassung wohl nicht haltbar. Um die Cursdifferenz, als etwas Immaterielles, will niemand spielen, so wenig wie die Wäschespieler um die Anzahl der gewonnenen Augen spielen; sondern gleichwie die Anzahl der Würfelaugen soll

Digitized by Google

auch die Cursdifferenz lediglich bestimmen, wer gewonnen hat und wieviel sein Gewinn beträgt. Gespielt aber wird um Geld oder Wertpapiere, und es kann weder gesagt werden, daß beide Theile genau um dasselbe spielen müßten, noch daß die Vereinbarung unzulässig sei, daß der eine von seinem etwa in Wertpapieren bestehenden Einsatze gerade soviel verliere, als sich aus der entscheidenden Cursdifferenz in Verbindung mit dem Curswerte des Einsatzes ergebe.

Nach dem letzten Urtheil des Obersten Gerichtshofes ist dieser allerdings anderer Auffassung. Das Depot kann, zum mindesten, soweit es nicht in barem Gelde besteht, zurückgefordert werden, und es ist sraglich, ob man zuletzt nicht auch das Vargeldepot wird zurückfordern lassen. Damit ist der Commissionshandel bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgt, und in der That, soweit es sich um den Verkehr mit dem Privatpublicum handelt, jeder rechtlichen Basis beraubt. Der Commissionär ist der Gefahr ausgesetzt, daß jene seiner Committenten, deren Operationen mit Verlust abgeschlossen haben, durch 30 Jahre die erlegten Depots zurückfordern können. Seine rechtliche Stellung und seine wirtschaftliche Existenz ist gleichermaßen bedroht. Die Erregung muß eine umso größere sein, als der Commissionär an dem Verluste seines Committenten ja nichts gewinnt, sondern die Differenz, welche sich nur um die Provision und allenfalls auch den „Schnitt" verringert, bar an der Börse entrichten muß. Der Committent, welcher den Einwand von Spiel und Wette erhebt und sein Depot zurückbegehrt, entwendet daher nicht etwa dem Commissionär einen unmoralischen Gewinn, sondern lediglich ihm ein unmoralisch-unzweifelhaftes Anerbieten läßt ihm für sich bezahlen, während er den Gewinn eingestrichen hätte. Die Sache liegt also ganz anders, als sonst bei Spielen und Wetten.

Ueber das Unmoralische eines solchen Verhaltens seitens der Spekulanten ist wohl kein Wort zu verlieren. Aber es muß auch gestattet sein, hervorzuheben, daß die Judicatur, zumal in ihren letzten Auslassungen, wohl weder ihren Willen diese Unmoral fördert und in weiten Kreisen geradezu den Anreiz schafft, Treu und Glauben im Verkehre in solch offenkundiger Weise zu verletzen — eine unbedenkliche Folgewirkung der Rechtsprechung, welche leider nicht bestritten werden kann. Noch vor wenigen Jahren hielt es die überwiegende Mehrzahl für unehrenhaft, Börsenschulden nicht zu bezahlen. Dann kam die Zeit, in welcher die Spieler den Einwand in immer größerer Zahl erhoben und hohnlächelnd dem von seinen Verlusten gebeugten Commissionär erklärten, er hätte ihrem Worte nicht trauen sollen. Heute wird von manchen Seiten das Publicum geradezu haranguiert, auch das schon Geleistete, den Einsatz, zurückzufordern, und eine Handlungsweise, die jedermann für unehrenhaft bezeichnen muß, wird von gewissen Seiten sogar glorificiert, als etwas ungemein Verdienstliches hingestellt. Das ist ein Zustand, der unmöglich weiter fortbestehen kann, soll nicht die Grundlage unseres ganzen Rechtslebens, Treu und Glauben im Verkehre, schwere Erschütterungen erleiden.

Diejenigen irren jedoch, welche glauben, daß eine Plenissimar-Entscheidung des Obersten Gerichtshofes, welche einen die Rückforderbarkeit der Depots ausschließt, einen Ausweg aus dem Dilemma zu bieten vermöchte, in das man unstreitig gerathen ist. Die Jurisprudenz in allen Ehren; aber die Urtheile selbst zeigen, daß der Zweck derselben der ist, die radicale Einschränkung des Börsenspiels herbeizuführen, und dieser Zweck, man muß es sagen, kann nicht erreicht werden, wenn die Nichtrückforderbarkeit der Depots ausgesprochen wird und sonst alles beim alten bleibt. Dann hat der Commissionär seine Deckung, er kann ja nach seiner Charakteranlage weiter „schreiben," verbrecherischer Gewinne existieren und solchergestalt können manche Commissionäre zur Verleitung der Bevölkerung zum Börsenspiel veranlaßt werden. Die österreichische Bevölkerung, in welcher der Spieltrieb eigentlich durch Jahrhunderte von staatswegen gezüchtet wurde, in welcher überdies das Verständnis schwieriger kaufmännischer Transactionen so wenig verbreitet ist, muß in der That, in ihrem eigenen Interesse, vor dem schrankenlosen Börsenspiele geschützt werden. Der Differenzeinwand kann dieses Ziel nicht erreichen; seine Zulassung eröffnet ja im Gegentheile dem Spieler noch eine letzte Chance, die mit der Zeit wohl verausichtlich werden wird. Auch ist die Zulässigkeit des Einwandes in bedrohlichen Zeitläuften von allgemeiner volkswirtschaftlicher Gefahr. Wenn auf die Periode der großen Hausse der Cursstnrz folgt und der Differenzeinwand zugelassen wird, dann wird die Krise ungemein verschärft, weil infolge der Untreue der einen, die anderen zahlungsunfähig werden und das ganze Gebäude der Creditorganisation ins Wanken gerät. Der Rückschlag einer großen Börsiperiode auf das ganze Wirtschaftsleben steht aber in Oesterreich noch in allgemeiner Erinnerung. Will man von der Börse, worauf sie wohl Anspruch hat, die Last einer schwankenden Rechtsprechung nehmen, ihr klares, unzweideutiges Recht geben und die Judicatur von der Last einer abnormalen Gesetzesinterpretation befreien, zugleich aber die Einschränkung des Börsenspiels bewirken, so gibt es hierzu nur ein Mittel: eine ehrliche Reform der Gesetzgebung. Dazu sind denn auch bereits Frankreich und das Deutsche Reich geschritten, Frankreich, indem es im Sinne der Vertragsfreiheit den Differenzeinwand formell aufhob und alle derartigen Geschäfte für klagbar erklärte, das Deutsche Reich durch eine sinnreich construierte Gruppe von Maßnahmen, welche von gesunden Grundgedanken ausgehen, wenn sie auch zu drakonisch ausgefallen sind und deshalb in der That den Verkehr behindern.

Die reichsdeutschen Maßnahmen wollen vor allem den „Schnitt" thunlichst beseitigen. Damit ist sehr viel gewonnen. Alle aufmerksamen Beobachter werden wohl darin übereinstimmen, daß die Aussicht auf diesen vom ermöglichten Committenten fast uncontrolierbaren Gewinn den eigentlichen Anreiz zur Verleitung zum Börsenspiele gibt. Müßten sich die Commissionäre mit der Provision begnügen — und würde diese auch, wie natürlich, beim Wegfallen des „Schnittes" erhöht — so entfiele für sie der Anreiz, zum Börsenspiel unter Aufwendung großer Regiekosten anzureizen, was heute bisweilen geschieht. Das ganze Geschäft würde auf eine gesunde, reinliche Basis gestellt. Lug und Trug, welche heute — sehr zum Schaden der so zahlreichen, ehrenhaften Elemente der Börse — das ganze Commissionsgeschäft umhüllen, beseitigt werden. In einem anlängst abgeführten Processe kam es hervor, daß ein großes Commissionsinstitut seinen Committenten überhaupt keine Provision berechnete, sondern sich durch Angabe eines anderen Cures schadlos hielt. Die Sachverständigen gaben an, „daß es im Geschäftsverkehr nicht üblich ist, daß der Commissionär den Committenten direct auf die von ihm vorgenommene Erhöhung des Cures aufmerksam macht". Wenn solches im Geschäftsverkehr nicht „üblich" ist, so bedarf es hier bringend einer Aenderung. Dann werden die Commissionäre auch in den Stand gesetzt sein, ihre Forderungen bis ins Detail nachzuweisen und es wird jedermann klar sein, daß nicht sie mit dem Committenten gespielt, sondern lediglich dessen Aufträge vollführt haben. Freilich müßten die Börsenspeculationsgeschäfte gewisser Outsiders von vornherein für ungiltig erklärt werden, wenn sie zur Berufsstellung und zur Vermögenslage des Spekulanten in einem offenbaren Mißverhältnisse stehen und wenn dieses Mißverhältnis dem Commissionär bekannt war oder bei Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen und redlichen Kaufmannes doch hätte bekannt sein müssen. Liegt hierin auch eine gewisse Beschränkung der allgemeinen Handlungsfähigkeit, so ist diese doch nothwendig, damit nicht die „rustiei" unseres modernen Wirtschaftslebens die Opfer commerzieller Transactionen werden, für welche ihnen Verständnis und Vermögen fehlen. In dieser Richtung wird sich wohl eine gesetzliche Regelung der Frage bewegen müssen. Was heute vorliegt, ist ein gegensetziges Versteckenspielen, bei welchem die Böse nicht mit der Baarheit herausrückt, die Börse hinwieder durch Anwendung von Fictionen die Geschäfte zu Spielen, den Commissionär zum Spieler stempeln, und schließlich um das Depot die heiße Schlacht wogt, in welcher eine Plenissimar-Entscheidung einer der Parteien den Sieg bringen soll, der doch nach der Lage der Dinge unmöglich ein dauernder sein kann. Erdaulich ist ein solches Schauspiel wahrlich nicht, und auch in den Hallen der Justiz würde man wohl mit einem Seufzer der Erleichterung von dem Differenzeinwande und den Gentlemen, die ihn erheben, Abschied nehmen.

Dr. Wilhelm Rosenberg.

Noch einmal Volksbildung und Ethik.

Offene Antwort an Herrn Dr. L. W. Hartmann.

Sehr geehrter Herr! Ihre freundliche Auseinandersetzung mit meiner Kritik der continentalen „university extension" ist mir eine wertvolle Anregung, meine Ausführungen in Nr. 349 der „Zeit" noch in einigen Punkten zu ergänzen. Sie werden mir glauben, daß es mir gänzlich ferne liegt, die Energie und die Unbeirrtheit zu unterschätzen, mit der ganz besonders die Führer der Wiener Universitätsausdehnung ihr Werk in Angriff genommen haben. Aber gerade je mehr diese ganze Bethätigung an Erfolg und Verbreitung zunimmt und je mehr sie eine bedeutsame Rolle in unserer ganzen Culturentwickelung zu spielen berufen scheint, desto mehr scheint es mir angebracht, einmal zu einer Revision der Gesichtspunkte und Methoden herauszufordern. Meine diesbezüglichen Bemerkungen haben jedoch Ihre Ansicht von der Berechtigung und der Zulänglichkeit des bisherigen Arbeitsplanes noch nicht erschüttert. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, was mir in Ihrer Vertheidigung nicht überzeugend erscheint.

Sie sehen einen Widerspruch darin, daß ich einmal so nachdrücklich die Grenzen hervorhebe, welche dem volkserzieherischen Wirken der Gelehrten gesetzt sind, die, ihrer ganzen Lebensweise entsprechend, oft von den realen Kräften und Strömungen des Lebens wenig verstehen, als die Männer der praktischen Arbeit — und doch auf der anderen Seite den Intellectuellen die Fähigkeit zuspreche, die ethischen Rathgeber der Massen zu werden. Nun — ich meine gewiß nicht, daß die „Intellectuellen" in ihrer ethischen Einwirkung so ins Einzelne gehen sollen, daß der praktischen Lebensbeurtheilung des einfachen Mannes nichts mehr zu thun übrig bleibe. Sondern die Universitätsmänner sollen vielmehr die ethische Lebensansicht des Arbeiters

Digitized by Google

dort ergänzen, wo es sich um die breitere Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im gesellschaftlichen und organischen Leben handelt. Inmitten der wachsenden Complexität unseres gesellschaftlichen Daseins genügt der gute Wille allein nicht, um wirkliche Gesittung zu fördern. Das Verhältnis unserer Handlungsweise zu den Lebensinteressen menschlicher Gemeinschaft kann objectiv nur richtig festgestellt werden, wenn wir immer gründlicher die realen Verkettungen und Wechselwirkungen des socialen und individuellen Daseins zu enthüllen suchen. Wir haben z. B. heute zahlreiche Praktiker des socialen und politischen Lebens, die da die Ansicht vertreten, dass die Moral uns ins Privatleben gehöre. Unter diesen Männern sind durchaus ernsthafte und reine Charaktere. Was ihnen fehlt, ist der geistige Ueberblick über diejenigen Realitäten des socialen Lebens, welche die Kurzsichtigkeit derartiger Ansichten zeigen. Die university extension in Frankreich ist gerade aus der gebieterischen Nothwendigkeit hervorgegangen, der alten „Staatsraison" eine tiefere Interpretation dessen, was auf die Dauer allein „Raison" im Staatsleben ist, entgegenzustellen. Oder soll sich etwa die Wissenschaft, welche die elementaren Kräfte der Natur in den Dienst der Cultur gezwungen, nunmehr als bankerott erklären, wo es sich darum handelt, auch die unzugänglichen Gewalten in der menschlichen Gesellschaft durch die geistige Beherrschung unserer Lebensbedingungen in den Dienst der Gesittung zu stellen? Wenn all unser Wissen nicht dazu helfen kann, auch unserem Gewissen tiefere und sicherere Grundlagen zu schaffen, wird dann nicht der Tag kommen, wo die Menschheit mit elementarer Gewalt unter die Botmässigkeit der „autoritären Weltanschauung" zurückkehrt? Denn wichtiger als die Herrschaft über die Natur wird es den Menschen immer erscheinen, dass geistige Mächte da sind, welche die ungemessene Selbstsucht den Zielen des gemeinsamen Lebens unterordnen und das Bewusstsein menschlicher Solidarität wach halten. Wenn diese Mächte nicht durch die Wissenschaft geoffenbart werden, so wird man sich wieder zu den alten Quellen der Offenbarung wenden und Zeichen und Wunder suchen.

Sie betonen sehr richtig, dass eine solche Wissenschaft vom Menschen und von der menschlichen Gemeinschaft noch nicht ausgearbeitet sei. Aber ist das ein Beweis dafür, dass man die Concentration geistiger Kräfte auf diese Forschungen nicht als dringendste Aufgabe der Universitäten und vor allem einer university extension bezeichnen soll? Glaubt man, dass die Menschheit wirklich in ihren tiefsten Lebensfragen auf die Dauer wird von der Hand in den Mund leben wollen, bloß weil die Methoden der Feststellung auf diesen Gebieten schwieriger sind, als etwa in der Chemie und der Geologie? Wenn ich die französische Universitätsausdehnung pries, so that ich das nicht, weil sie jene Aufgabe gelöst hätte, wohl aber weil sie dieselbe in ihrer ganzen ungeheuren Dringlichkeit erkannt und in die Hand genommen hat. Was schon heute möglich ist, das ist, dass die Docenten in ihrer „Extension-Thätigkeit" wenigstens versuchen, aus ihrer eigenen Lebensarbeit heraus weniger das auszuwählen, was sie in ihren Vorlesungen geben für Studierende, die ein Examen zu absolvieren haben, sondern das, was eine concrete Beziehung zu den drängendsten Lebensfragen des Arbeiters hat und seinen Horizont zu erweitert, wo es sich um Erkenntnisse handelt, die seine eigene Lebenserfahrung nicht geben kann. Der Physiologe und Mediciner mag das seruelle Problem besprechen; der Pinchiater Gesichtspunkte geben für Menschenbehandlung in Fällen nervöser Ueberreizung, Störung und Abnormalität, sowie für Beachtung derartiger Erscheinungen in der Kindererziehung. Der Naturforscher möge seine Gesichtspunkte für die Beurtheilung der actuellen gesellschaftlichen Probleme hinzubringen und dazu beitragen, Aufklärung zu geben über missverständliche Confusionen, die von Charlatanen der Wissenschaft oder von Parteidenern aus bestimmten naturwissenschaftlichen Fesichten gezogen sind. Der Historiker arbeite sich in ein culturgeschichtliches Material ein, das geeignet ist, das Denken des Arbeiters gerade bezüglich wichtiger Fragen in der Geschichte seiner Classe, der großen Industrie und der socialen Kämpfe überhaupt zu erweitern. Der Literarhistoriker bringe dem Volke diejenigen Lösungen und Darstellungen der ewig menschlichen Conflicte nahe, welche die großen Dichter aus einem Erleben heraus gestaltet haben, das auch dem einfachen Menschen verständlich ist. Und dann, warum soll nicht gerade aus dem tiefen Bedürfnisse des Volkes nach socialethischen Gesichtspunkten heraus die Soziologie auch an unseren Universitäten eine ähnlich wichtige Rolle erhalten, wie sie das in Amerika und Frankreich längst hat? Durch das bloße Bestehen eines solchen Faches würde viel geistige Arbeit von bloßem geltenden Muskaganze auf die wichtigsten Probleme des Lebens gelenkt werden. Wie wenige unserer Philosophen nach heute zum Beispiel habig, etwa einen Satz über das Problem der Demokratie zu halten im Anschlusse an die concrete Geschichte der Demokratie und innerhalb der Arbeiterbewegung?

Miss Jane Adams, die Leiterin des „Hull house Settlement" in Chicago, sagt einmal [illegible]

[illegible]

lassen es den Charlatanen, diejenigen Dinge durchzudenken und zu lehren, die das Wohl der Menschheit aufs allertiefste betreffen."

Sie stellen es als eine Mission der reinen Wissensüberlieferung hin, dass die Denkkraft des Arbeiters gestärkt und entwickelt werde. Sie wollen den Arbeiter nicht bevormunden. Sie wollen ihn zum geordneten Denken bringen durch Einblicke in Ihre Forschungsmethode ꝛc. Verzeihen Sie, dass ich es für schlechterdings unmöglich halte, den Arbeiter in solchen Cursen wirklich so in die Arbeitsmethode der Wissenschaft einzuführen, dass er von Ihren Voraussetzungen aus denken und Ihre Resultate selbständig prüfen kann. Eine solche Nachprüfung ist hier nicht möglich — ohne Dogma geht es nicht ab. Genug, dass der Arbeiter weiß, dass die wissenschaftliche Methode selber kein Dogma anerkennt — für ihn aber ist das ihm Gegebene zunächst etwas, was er nur glaubig hinnehmen kann. Ich glaube, zum geordneten Denken wird der Arbeiter kaum erzogen, wenn ihm plötzlich Dinge dargeboten werden, die keine „organische" Anknüpfung an seinen Erfahrungsgang und seinen Lebenskreis haben. Wichtiger erscheint mir, gerade für Erziehung zum geordneten Denken, dass eine Erweiterung seines Wissens sich möglichst unmittelbar an all das anschließe, was ihm fragwürdig erscheint in seiner eigenen Interessensphäre — naturwissenschaftlich, social technisch, politisch, ethnologisch, physiologisch. Um solche Verknüpfung pädagogisch herzustellen, dazu bedarf die continentale Universitätsausdehnung dringend einer Einrichtung, die für Toynbee die Grundlage und das erste Wort der ganzen Bewegung bildete: Es müssen junge Academiker monatelang in sogenannten socialen „Settlements" mit dem Leben und Denken des arbeitenden Mannes Fühlung gewinnen — eine Fühlung, wie sie etwa durch solchen festen Umgang und solches Eindringen in alle Lebensbedingungen des Volkes möglich wird.

Verstehen Sie mich also recht, sehr geehrter Herr Doctor, ich will nicht ethische Predigt an die Stelle geistiger Darbietungen gesetzt sehen, sondern ich will den ethischen Gesichtspunkt in erster Linie anerkannt sehen für die Auswahl und die Behandlung der Wissensstoffe, die in solchen Cursen vorgebracht werden — damit dem Volke nicht Steine statt Brot geboten werden. Ich wünschte, dass im Vordergrunde der sogenannten Volksbildung mehr das stehe, was die Gewissen anregt und was die Stellung des Einzelnen zu seinen Mitmenschen und zur menschlichen Gemeinschaft auf breitere Lebenskenntnis gründen kann. Ich möchte Sie fragen, ob nicht Ihre eigenen Lebenseindrücke es bestätigen müssen, dass wir heute gerade auf dem Gebiete der Volksbildung etwas an geistigem Manchesterthum leiden. Man entscheidet überall die geistigen Kräfte nach theilt nach allen Seiten die Gaben des Wissens aus und geht dabei von einem nicht ungeprüften Vorurtheil aus, dass die hier entfesselten Kräfte nothwendig der wirklichen Gesittung und dem inneren Fortschritt dienen werden — man meint, dass intellectuelle Volksbildung, wenn auch nicht ganz unmittelbar, so doch in ihren weiteren Consequenzen auch Volksveredelung mit sich bringe. Eben diese Voraussetzung aber bedarf sehr ernster Nachweise. Es kommt eben darauf an, von welchen Willensrichtungen und Gesinnungen des Menschen das Wissen und die geweckte Denkkraft in Dienst genommen wird. Ist der Sinn des Menschen nicht seit auf das Wesentliche im Leben — die Cultur des inneren Menschen — gerichtet, so kann mannigfaltiges Wissen gerade von diesem Wesentlichen ablenken und die Ursache von Hochmuth und Ueberhebung werden oder gar als Mittel des äußeren Erfolges gesucht und demgemäß verwertet werden. Vor mir liegt die englische Wochenschrift „Democracy", in der sich folgende Betrachtung eines englischen Arbeiterführers über die Resultate der erhöhten Volksbildung findet, die jedenfalls sehr zu denken gibt:

„Nachdenkliche Arbeiter, frei darüber, dass ihren Knaben und Mädchen bessere Gelegenheiten gegeben sind, als einst ihnen selber offen standen, und kurz auf das weitliche Wissen, das ihre Söhne und Töchter zur Schau tragen, sind doch weit entfernt davon, die Wirkung zu würdigen, welche dieses erweiterte Wissen auf Charakter und Benehmen ausübt. Sie beklagen sich darüber, dass gar der erwarteten edlen Bildung nur zu oft bloße geistige Bewegtheit — mere smartness — zutage tritt. Die Verwaltung eines großeren Wissensgutes entwickelt Hochmuth und Verachtung der Handarbeit; eine völlige Abwesenheit von einem bestimmt bestalten Pflichtgefühl macht sich geltend — und später, wenn die Knaben und Mädchen heranwachsen, stellt sich ein Interesse für die Fragen, welche die ältere Generation bespricht, als sie noch jung war . . . Diese Volksbildung hat auf welches Blatt ihre die „Daily Mail" möglich gemacht, und in all die Theile der Tagesseiten, welche die Verlagshäuser unserer drei Cents-Revolverblatt-Literatur füllen können. Sogar der beliebte Rathenrätsel wurde durch verantwortlich gemacht für Mängel des Charakters. Da wir bedenken der Wahrheit auf die Tüchtigkeit Fähigkeit der Charakterbildung zurückgehen. Der Hang zur Arbeiten von heute hat seinen Idealismus nicht [illegible]

[illegible] Musikhallen zu und [illegible] Sonntagsblatt und Musikhallen zu und [illegible] Kampf um den Sonntag in den älteren Manieren, der nicht mit [illegible] Schlimmerem [illegible] worden. Das nur zu oft aus einem [illegible]

Gewiss liegt es mir gänzlich ferne, diese Betrachtungen gegen die hohe Volksbildung auszubeuten wie auch der englische Verfasser derselben kindlich reactionäre Hintergedanken hat — aber

darüber werden wir uns doch alle nicht täuschen dürfen, daß die intellectuelle Weiterführung breiter Volksschichten nur dann von Segen für diese und für die Cultur werden kann, wenn man ihnen damit nicht etwa nur die geistigen Mittel an die Hand gibt, sich über die ehrwürdige Ueberlieferung der Vergangenheit erhaben zu fühlen, sondern vor allem eindrucksvolle Geschichtsmuster und Thatsachen, die das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen verdoppeln und seiner demüthigen Einordnung in die Gemeinschaft neue Begründungen geben und überhaupt die diesseitigen Wurzeln des sittlichen Ideals nach allen Richtungen durch Soziologie, Biologie und Geschichte bloßlegen. In unserer Zeit des Nietzsche-Sophismas und des politischen Jesuitismus jeder Art muß diese Aufgabe doch wohl dringender als je erscheinen. Von der Ueberschätzung des Volksbildungswesens bloßer intellectueller Anregung und Wissensbereicherung — ohne unmittelbare und sichtvolle Beziehung auf die Consticte und Aufgaben des menschlichen Zusammenlebens — werden wir uns schneller zurückkommen, je mehr wir uns klar machen, daß der bildenthe Theil des wissenschaftlichen Geistes, die Genauigkeitsdisciplin der Forscherarbeit und der strengen Unterschung, von den Hörern solcher Curse niemals wirklich erlebt werden kann.

Gewiß werden die hier skizzierten Aufgaben für eine pädagogische und socialethische Revision und Vertiefung der Universitätsausdehnung höchst schwierig und der Zusammenarbeit vieler Kräfte bedürftig erscheinen — darin aber werden Sie gewiß mit mir übereinstimmen, daß die für beide betroffene Theile gleich unheilvolle Verbindung von Staat und Kirche, die immer rücksichtslosere Verbindung staatlicher Machtinteressen mit der kirchlichen Organisation nur dann einer freieren Entwicklung Platz machen kann, wenn die staatlichen Gewalten gewahr werden, daß die großen sittlichen Interessen des gesellschaftlichen Lebens auf dem Boden des freien Denkens eine mindestens ebenso sorgfältige Behandlung erfahren, als auf dem Boden der kirchlichen Tradition — daß also der Fortschritt der geistigen Freiheit nicht identisch ist mit der sittlichen Auflösung.

Zürich. Dr. Fr. W. Foerster.

Alte Jungfern.

Schon lange bevor von einer Frauenfrage die Rede war, gieng mir das Schicksal der Frauen, die Frage ihres persönlichen Lebensglückes lebhaft zu Herzen, und meine Beobachtungen richteten sich ganz besonders auf die alten Jungfern. Durch ein Zusammentreffen von Umständen kam ich in die Lage, viele von ihnen zu kennen, zu studieren, Documente zu sammeln, und sie flößten mir soviel Mitgefühl ein, daß ich sie sogar zu Heldinnen einiger meiner Romane und Novellen machte. Aber ich möchte nicht, daß man in diesem Ausdruck „Mitgefühl“ eine irgendwie demüthigende Auslegung gibt, und um jedes Mißverständniß zu vermeiden, will ich lieber ein anderes Wort hierherziehen und sagen: das Interesse, welches sie mir einflößten, das menschlich und künstlerisch Ergreifende ihrer Lage veranlaßte mich dazu; wohl auch die warme Sympathie, die ich einigen darunter entgegenbrachte, auch solchen — oder vielleicht gerade am meisten solchen — die mir noch gethan.

Eine endlose Kette von Gestalten ist es, die an mir vorüberzieht. Manche trippeln schüchtern, mit kleinen Schritten und scheuen unfreien Bewegungen, wie sie den Vögeln im Käfig eigen sind; andere gleiten listig und vorsichtig, mit unhörbaren Schritte, wie auf sammetenen Katzenpfoten; wieder andere schreiten stark und trotzig vorüber, sie verwechseln Schroffheit mit Sicherheit, Brutalität mit Kraft; in jeder Geste, jedem Blick, in der Stimme wie im Lächeln verräth sich ein Bemühen, sich den Anschein des männlichen Geschlechtes zu geben, da sie in dem eigenen ihren Beruf verfehlt. Und alle, wie sie sich auch geben mögen, tragen das gleiche, geheimnißvolle Merkzeichen: ein ungreifbarer Schleier scheint sie zu umhüllen, sie vom freisenden Strom des Lebens zu trennen und in eine Welt der Unwirklichkeit und Erstarrung zu bannen. Nur ab und zu gelingt es einer oder der anderen hervorragenden Individualität, von besonderen Gaben unterstützt, den Bann des Typus zu brechen, und sie scheint dann etwa eine Wunde nur von noch tieferer, unlöslicherer, verzweiflungsvollerer Trauer. Aber ich liebe sie alle: die Ergebenen, die Rebellischen, die Märtyrerinnen, die Lüstigen, die Neidischen, die Falschen, die Wahrhaftigen, alle, alle! Ich liebe sie, weil dies die wahrhaft Unglücklichen sind, die Verkürzten, die Beraubten, die Opfer der Gesellschaft, in welchen äußeren Verhältnissen sie auch leben, auf welcher gesitigen Stufe sie auch stehen mögen. Sie sind die Opfer, die man erlösen müßte, wenn wirklich eine Erlösung möglich, eine Besserung zu erzielen wäre.

Sehr ernste, von den besten Absichten erfüllte Leute hört man oftmals sagen: „Aber sind denn die Frauen zu gar nichts anderem auf der Welt?“ Nein, in erster Linie zu Ehnen, und das scheint mir nicht wenig. Wenn es nicht so wäre, dann brauchte man doch zum mindesten nicht als Frau auf die Welt zu kommen. Alle anderen Fragen, über die Zukunft zu den Studien und den Berufen, über die Rechte und Freiheiten, über die soviel Geschrei gemacht wird, sind ja wie Seifenblasen gegenüber der einen Capitalfrage, der einzigen wirklichen Frauenfrage. Das Uebrige mag gut, vortrefflich, ausgezeichnet sein, aber es ist nicht nothwendig. Und indem man alle Kräfte darauf concentriert, entzieht man sie dem eigentlichen Zwecke; man schädigt den Stamm in dem Eifer, sich der Zweige anzunehmen, und unter dem Vorwande, der Sache der Frauen zu dienen, verfälscht man ihre Wesen und nimmt ihnen ihren Lebenszweck in der Schöpfung wie in der menschlichen Gesellschaft.

„Glauben Sie nicht,“ warf mir kürzlich ein sehr gescheiter junger Priester ein, „daß es Seelenzustände geben mag, die auch die Frau auf andere Wege als die der Mutterschaft verweisen? Und hat nicht auch die Frau das Recht, frei das zu wählen, was ihr behagt?“ Gewiß hat sie das. Auch die Ausnahme ist ein Regel, oder hat zum mindesten die gleiche Existenzberechtigung wie die Regel. Aber die Ausnahme gibt keinen Maßstab für die allgemeinen Bedürfnisse. Jeder von uns hat wohl schon einen Drahtseilkünstler gesehen; aber das beweist noch nicht, daß das Drahtseil der natürliche allgemeine Fußweg ist. Wenn man, wie im gegenwärtigen Fall, Gesetze für ein Geschlecht schuf, wo es unzählige Anlagen unterschied, welches seine natürlichen Anlagen sind, und ob es ihm und seinen Nebenmenschen nicht zu größerem Nutzen gereicht, wenn es seine speciellen Gaben entwickelt, statt daß es sich die des anderen Geschlechtes anzueignen versucht. Das Problem der Frauenfrage scheint mir nur durch eine Steigerung der Weiblichkeit zu lösen. Immer innerlicher, immer gemüthvoller sollten die Frauen werden: über die Quellen des Lebens sollen sie wachen und ihren verschmachtenden Geschöpfen das erdenzen, was zu ihrer beider Glück noth thut: Liebe. Für die Frauen scheinen vor allem die Worte des edlen Dichters und Denkers bestimmt: „Ihr müßt noch so viel studieren und werdet doch klein bleiben; lieben — lieben — lieben — dann werdet Ihr groß sein!“

Gesetze über die erweiterten Frauenbeufe erlassen ist ja gewiß sehr wichtig, aber mit dem Glück der Frauen hat das nur sehr indirect zu schaffen; denn das wichtigste leibliche Bedürfnis der Frau hängt innig und harmonisch mit dem Zweck zusammen, für den sie geschaffen wurde, und jene Gesetze können ihr nur zustatten kommen, wenn sie im Einklang mit dem Gesetz der Liebe stehen, von dem der Connervationstrieb mit dem Manne und ihre thätige Theilnahme am öffentlichen Kampf ums Dasein sie jedoch entfernen. Ich sage nicht zufällig „ihre thätige Theilnahme“, denn fern sei es von mir, die Frau von der Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen, so wenig der Mann den Antheil an den Vorgängen in der Familie aufgeben soll, wenn dies auch eigentlich das Gebiet seiner Gefährtin ist: denn indem sie sich zwar nicht in die Geschäfte theilen, aber doch im Geiste zusammenwirken, stützen und ergänzen sie einander. „Der Ehrgeiz,“ schrieb hierüber Mirabeau, „soll nicht Neigung sein, sich zu ändern, aus dem eigenen Stand herauszutreten, sondern sich innerhalb desselben auszuzeichnen,“ eine feine Unterscheidung, die jede Frau ernstlich erwägen sollte, die sie alle ruhmvollen Traditionen der Vergangenheit verleugnet.

Nicht untergeordnet, nicht übergeben, nicht gleich, sondern verschieden, aber gleichwertig! Da dies meine Formel hinsichtlich der beiden Geschlechter ist, so frage ich mich, warum man von der Frau verlangen sollte, daß sie nicht ihren eigenen auch die Pflichten des Mannes übernimmt, während doch niemand dem Manne zumuthet, sich die Pflichten der Frauen anzunehmen? Es gibt kein moralisches, wissenschaftliches oder volkswirthschaftliches Gesetz, das eine solche Verkehrung der Rechte und Pflichten rechtfertigen würde, denn während es für die Würde der Frauen genügt, der Berufsarbeit des Mannes den unsichtbaren und unersetzlichen Beruf der Mutterschaft entgegen zu setzen, hat man wissenschaftlich und volkswirtschaftlich den Segen der Arbeitstheilung längst festgestellt.

Es gibt welche, die ihre Absichten nicht verbergen, sondern ausdrücklich sagen: Wir wollen die Auflösung der Familie, des Namens, der Gesetze, des Erbrechtes, der Liebe — alles dessen, was nicht der brutale Kampf ums Dasein ist. Sind a priori so lasser, aber es ist zum mindesten ein ehrliches Bekenntniß und eine Ansicht, über die sich streiten läßt. Wenn aber eine Närrin ein brennendes Zündholz in die Menge schleudert, so weiß man nicht, was daraus werden kann. In der Panik, der Aufregung, der Verwirrung werden entsetzliche Verheerungen angerichtet, und zahlose Leute stehen den Entzündungsherd, ohne auch nur zu wissen, wem sie es verdanken. Voll Mitgefühl und Erbarmen erinnere ich mich unter anderem an eine dunkige alte Kämpfer. Ich weiß nicht, wer das brennende Zündholz in ihrer Nähe fallen ließ, aber ganz verwirrt und geblendet lief die Aermste von Haus zu Haus, um Unterschriften für ein Gesuch um Einführung eines Ehescheidungsgesetzes zu sammeln. Ich gedenke hier leidenschaftslos nicht über die Ehescheidung zu sprechen, ich erwähne es nur wegen der Sonderbarkeit, daß eine derartige Person sich nur zur Fürsprecherin einer den antigen Sache machte. Wie ein lebloser Automat, der einen Mechanismus in der Nähe hatte, der Berufene sie nur unwirksam und verschreckter Stimme: „Die Freiheit, die Freiheit der beiden Gatten

Digitized by Google

die Trennung von Tisch und Bett"; es war, als wollte einer, der auf dem Grund eines Koffers verschickt wurde, seine Reiseeindrücke, die Wüste, das Meer, das Nordlicht schildern!

Es ist hier nicht der Platz, auch nur andeutungsweise auf die rückschrittliche Utopie der freien Liebe als bestimmtes zu verweisen, denn, abgesehen von der Frage des Gewissens, würde sie das Problem nur bezüglich des Physischen lösen, während doch ein ganzer Complex anderer Gefühle im Zusammenhang mit der Liebe steht, und selbst diejenigen, die nach einem freien Verhältnis der Geschlechter streben, ihm, um es auf ein höheres Niveau zu heben, eine gewisse Treue, Verantwortlichkeit und gegenseitige Verpflichtung beigesellen müssen, die es zu einer Art von Ehe machen.

Auch die wirtschaftlichen Klippen würden durch die Emancipation der Frauen nicht umschifft, denn, indem die Zahl der Arbeitskräfte sich verdoppeln würde, müssten — sobald es nicht mehr Ausnahme, sondern Regel wäre — die Löhne sich, nach dem Gesetz des Ausgleiches, entsprechend vermindern, so dass schließlich zwei verdienen würden, was der Mann bisher allein verdient; und wer daher am meisten verlieren würde, das wären die Frauen, die zu den Lasten, den Pflichten, den Mühen und Leiden ihres Geschlechtes auch noch die Lasten, Mühen und Leiden des Mannes zu tragen hätten. Und das nennt man die Rechte der Frauen verschaffen!

Aber da der Ausdruck nun einmal geprägt ist, so wollen wir ihn gelten lassen. Wir alle sind Frauenrechtlerinnen! Es gilt nur, sich zu verständigen, und um sich zu verständigen, muss man vor allem mit dem Vorurteil aufräumen, dass eine so schwerwiegende Frage nur auf materiellen Gründen beruhe, wie es die Reformatoren behaupten, oder auf der Schwäche und Sentimentalität der Frauen, der Zielscheibe eines ebenso läppischen als ungerechten Spottes.

Das Schlimmste, was einer Frau widerfahren kann, ist die Ehelosigkeit, nicht weil der Mann an sich das höchste der Glücksgüter ist, sondern weil die Frau in der ehelichen Verbindung, in der Gründung der Familie die Möglichkeit zur Bethätigung all ihrer Fähigkeiten findet, mögen dieselben auch noch so rein geistig sein. Die Ausnahmen, die sich ohnedies ihre eigenen Wege suchen, abgerechnet, würde eine Verkehrung der Geschlechter, die jenen wenigen nicht zustatten käme, die große Zusammtheit der Frauen schädigen, die sich nur in vergeblichen Bemühungen verzehren und ihr Ziel immer mehr aus den Augen verlieren würden.

Mailand. Neera.

Maxim Gorki.

Von Georg Brandes.

Die Umrisse der Lebensgeschichte Gorkis zu kennen, ist die wesentlichste Vorbedingung für das Verständnis seiner Bücher. Denn offenbar schildern sie nur das, was er gesehen und erlebt hat. Nie ein Stoff aus der Vergangenheit, nie ein Blick in das Land der Phantasie, nie ein Aufschwung in den Bereich der Höchstgebildeten. Eine Stoffwelt, die dem fremden Leser völlig neu ist. So neu, dass die Bruchheilung der Gabe Gorkis, die Wirklichkeit wiederzugeben, sowie seines dichterischen Talentes überhaupt dem nichtrussischen Leser recht schwer wird. Vor allen Dingen muss man das Original kennen, soll man die Aehnlichkeit eines Porträts beurtheilen.

Gorki ist ein Beschreiber und ein Seelenkenner: er ist weder der Mann der Idee, noch der Form. Von den großen russischen Erzählern, die Europa kennen gelernt hat, giengen die älteren von einer Idee aus, Gogol vor allem, dann Turgenjew, Gontscharow, in seinem Alter Tolstoj. Mit Ausnahme des durch und durch westländisch gebildeten Turgenjew hatten sie alle eine Neigung, in ihrem Gegenstande zu verstinken. Werke wie „Krieg und Frieden" oder wie Tolstojewskis Romane gleichen eher Palästen als Büchern; es wird zuviel in sie hineingepfropft: es gehricht ihnen, selbst wo man die französischen Vorbildee aus dem Buche herausfühlt, stark an gekünstelter Kunst.

Dieser Mangel an einem klaren Grundgedanken tritt bei Gorki, sobald er etwas sehr groß Angelegtes, wie in dem Roman „Foma Gordejew" ausführen will, zutage. Er wird hier leicht unübersehbar, und das Interesse für die nicht sehr fesselnde Hauptperson erlahmt dann und wann. Wo er sich mit vielen Personen abgibt, wie in der Novelle „Verlorene Leute", und sie einen um den anderen umständlich beschreibt, sie dem Leser wie an einem Faden aufgereiht vorführt, wird er durch seine Weitschweifigkeit, durch die allzu große Behaglichkeit, mit der er sich verliert, durch den Mangel an Blick für künstlerische Verkürzungen, ermüdend und schwerfällig. In der eigentlichen Novelle aber, wo er sich in ein paar Hauptpersonen vertiefen kann, ist er ein Meister und vollendet.

Er ist nicht gerade ein Schilderer der Gesellschaft, denn von alle seine Bücher handeln von außer ihr stehenden Verbrechen. Er hat eine Vorliebe für Vagabunden, Leute, die außerhalb des Gesetzes leben und mit ihm geschlossen sind, für alle Arten von Verbrechern und Verbrechten, Zahnbrechen und Spitzbuben und selbst den Frauenzimmern. Ohne sie gerade zu verdecken, [illegible] kühn, anfprechend durch ihr relatives Recht, ihren Lebensmuth oder ihren trotzigen Stolz erscheinen.

Er ist kein Erotiker, ist sogar nach russischer Weise keusch im Ausdruck, was er auch schildern mage. Seine Frauengestalten stehen jedoch alle hoch: es ist etwas Unerschlossenes, Räthselhaftes in ihnen, selbst wenn sie eine freie Sprache führen. Eine seiner Erzählungen, die sich fast ausschließlich um ein junges Mädchen „Varenka Olessow" dreht, ist eine wahre Perle. Varenka ist bezaubernd und höchst originell in all ihrer Unwissenheit und ihrer Sonderbarkeit. Sonst wird der Vordergrund seiner Erzählungen zumeist von Leuten aus jenen Classen eingenommen, in denen Hunger und Schnaps schalten, wo Roheit und Schlauheit herrschen, wo Frauen wie Männer Prügel bekommen und man größtentheils unter freiem Himmel nächtigt. Aus ihnen allen leuchtet einem die vorurtheilsfreie, bittere, in ihrem Unabhängigkeitsdrange stolze Lebensphilosophie des Dichters entgegen; eine Menschentiefe, die chemisch rein von Empfindsamkeit ist, und eine Freiheitsliebe, die, so stark sie auch ist, nur in Rußland als aufrührerisch empfunden werden kann, anderwärts nur als eine Entschuldigung der Fehler erscheinen würde, die der unbezwinglichen Hang zur Ungebundenheit im Gefolge hat. So in den vortrefflichen Erzählungen „Das Ehepaar Orlow" und „Der Pilger".

Er verlohnt sich, etwas länger bei den einzelnen Werken zu verweilen. *)

In „Varenka Olessow" unternimmt Maxim Gorki ausnahmsweise einmal einen Streifzug nach Tuegenjews Gebiet, behandelt das Leben der höheren Classen und verlegt den Schwerpunkt seiner Schilderung in die Gestalt eines jungen Mädchens, das mit großer Sorgfalt ausgeführt ist. Sie hat von Kind auf auf dem Lande gelebt, ist schön wie ein Maitag, lockend wie eine unausgesprochene Verheißung sinnlosen Glückes, verblüffend durch die naive Logik ihrer frischen, fröhlichen Vorurtheile. Sie ist in ihrer strotzenden Gesundheit kräftig ohne Wildheit, stolz ohne Kälte, jungfräulich, sicher und frei.

Diesen jungen Mädchen hat Gorki eine Schwärmerei für schlechte französische Sensationsromane in den Mund gelegt. Russische Dichter findet sie langweilig: sie schrieben über Dinge, die sie zum voraus kenne, verständen nichts Interessantes auszudenken, theilten nur die alltägliche Wahrheit mit. Und lieben Sie die Wahrheit nicht? fragt sie ein Moskauer Privatdocent. Ich sage jedem die Wahrheit ins Gesicht, antwortet sie; doch was ist denn daran zu lieben? Das ist meine Gewohnheit; was ist daran zu lieben? Und sie preist ihre Franzosen. Sie hätten wirkliche Helden, die anders sprächen als andere Menschen und andere Gedanken hätten, immer tapfer, verliebt, heiter wären u. s. w., während die russischen Helden gar keine Helden seien, sondern gewöhnliche Menschen, ohne Kühnheit, ohne feurige Gefühle. Sei das ein Held, der dumm und plump ist, hin und her spricht, seine Liebe erklärt, dann nachdenkt, wie es mit ihr bestellt sei, für's erste nicht heiraten mag, und wenn er heiratet, seiner Frau bittere Abgeschmacktheiten sagt und sie dann verläßt — was wäre daran interessant? Lese man dagegen das Buch eines Franzosen, so zittere man für die Helden, bedauere sie, bete sie an, weine, wenn sie zugrunde giengen, sei ungeduldig, den Roman zu Ende zu lesen, und förmlich verzweifelt, dass er schon zu Ende sei. Am besten gefielen ihr die Bücher über interessante Bösewichte, solche, die klug und stark wären, tückische Netze zu legen verständen, Schwierigkeiten zu überwinden wüssten, schließlich gefangen würden.

Hier hat sich Gorki darin gefallen, den Inhalt der Romane, die die literarisch Harmlosen lieben und die Gebildeten geringschätzen, wie als Gegenstück zum russischen Roman mit seiner einfachen Wahrheitsliebe zu skizzieren. Deslligerweise handelt nichtsdestoweniger eine sehr große Anzahl von Gorkis eigenen Erzählungen von interessanten Missethätern, wenn diese auch nicht zu Romanhelden gemacht sind; übrigens aber hat er aus ihrer durch den Mund eines dritten seine eigene Auffassung von der Sendung der Dichkunst zu erkennen gegeben. Die Bücher sollen uns lehren, den Sinn des Lebens zu verstehen, die Wünsche der Menschen und die wahren Beweggründe ihrer Handlungen zu begreifen. Die Menschen begreifen, hieße ihnen viele Fehler vergeben. Pflicht einer ethischen Tendenz ist es, den Menschen zu erklären, worin das Glück, das sie alle erstreben, besehe und wie man es finden könne. Was den letzteren Punkt betrifft, theilte er doch etwas zuviel von dem ethischen Schriftsteller verlangt haben. Denn während alle so ziemlich einig darüber sind, was unter Unglück zu verstehen sei, gehn es eben so viele Arten von Glück als Arten von Menschen. Seine eigenen Bücher lehren denn auch nicht gerade, worin wir das Glück suchen sollen. Sie zeigen uns hauptsächlich, wie und weshalb das meiste Volk in Rußland dessen verlustig geht, und wie man in diesem harten Existenzkampf sich ohne Glück behilft. Im übrigen nennen sie der Dinge, das, was er beobachtet und halb und halb erlebt hat, zu schildern, die Freude, es zu schildern,

*) [illegible] Volksversammlungen öffentlicher Bücher [illegible] Verlag Schmidt & Co. in Berlin [illegible] Die Red.

Digitized by Google

offenbar zu stark in Beschlag, um ihm Zeit und Raum zu Lebensregeln zu lassen.

Er verweist mit Vorliebe bei verkommenen und in elendester Lage befindlichen Wesen, in denen jedoch bedeutende ursprüngliche Kräfte schlummern, die zur Folge haben, daß sie sich abwechselnd oder für einige Zeit zu einem tüchtigen oder genialstreichen Leben emporschwingen. Ein vorzügliches Beispiel ist das „Ehepaar Orlow". Dieses Paar ist jung, der Mann ein Schuhmacher, die Frau schön und jung; sie leben in einem elenden Keller, der Mann säuft und prügelt sein Weib, so oft er betrunken ist, auf das jämmerlichste. Sie ist trotz allem nach wie vor in ihn verliebt, wiewohl der elende Hof, in dem sie wohnen, von ihrem Geschrei widerhallt. Allein der Schmutz, in dem sie leben, dringt allmählich in die Gemüther ein, und gegenseitiger Ekel wie gegenseitiger Abscheu ist nahe daran, an Stelle der Liebe einzunehmen. Da findet sich eines Tages in ihrem ungefunden Keller ein junger Student in weißem Leinenkittel, sonnverbrannt, mit munteren, braunen Augen ein, ein Mensch von einer Art, wie sie ihn nie zuvor gesehen haben. Er ist Mitglied der Gesundheitscommission und kommt, um zu inspicieren, desinficieren und die Elemente der Gesundheitspflege des gemeinen Mannes zu studieren. Seine lustige, intelligente Ueberlegenheit wirkt auf die beiden gesunkenen Seelen wie Sonnenschein. Und als die Cholera ausbricht und ihre Opfer im Armenquartier zu fordern beginnt, melden in einer Art naiver Begeisterung, die ganz die Furcht überwindet, sowohl der Mann wie die Frau sich zur Krankenpflege. Eine zeitlang werden beide gleichmäßig davon erhoben, dann aber sinkt er in sein altes Laster, seine alte Rohheit zurück, während sie sich von ihm scheidet und sich emporarbeitet. — Gorki hat seine Geschichte geschrieben, worin zugleich so viel Rohheit und so viel Bildung im Dienste prunkloser Menschenliebe geschildert wäre.

Eine Menge Erzählungen spielen sich in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung ab. Zahlreich sind die Landstreicher- und Verbrechergeschichten von Schmugglern, Lügnern, Strolchen, die im Handumdrehen zu Mördern werden können, die aber durch ihren guten Kopf oder das natürliche Gefühl, das mitunter bei ihnen hervorbricht, ergötzen. Der „Pilger" ist der humoristische Vagabund, der durch seine Einfalle, Unverschämtheit und übermütige Heuchelei sich überall Zutritt und Unterstützungen verschafft. Tiellan ist der gerissene und kluge Schmuggler, Jemeljan Piljai ist der Mann, den die Verzweiflung nahe daran ist, zum Mörder zu machen, der aber statt den Mord zu begehen, in die Lage kommt, einer jungen Selbstmörderin das Leben zu retten, und der, seines Elends ungeachtet, ritterlich ihr Anerbieten einer Geduldertätigung ausschlägt. „Kain und Artem," die Geschichte von dem schönen Athleten, der stolz und ohne das leiseste Gefühl von Scham als Alphonse lebt, und dem kleinen gehunzten Juden, der nach einem Ueberfall das Leben des Starken rettet und ihn dafür zum Schüler gewinnt, scheint bis zu einem gewissen Punkte die Geschichte von der Mönch und der Maus. Doch Gorkis Bitterkeit läßt es nicht zu, daß die Fabel sich wiederhole. Er schließt damit, daß Artem seine Hand von Kain wieder abzieht; er hat im innersten Herzen auch nicht das leiseste Mitgefühl, die ungewohnte Rolle des Beschützers langweilt ihn.

In „Foma Gordjejew" hat Gorki die Psychologie der russischen Großkaufleute innerhalb zweier Generationen gezeichnet. Das Seelenleben eigenwilliger Kraftmenschen wird vor uns entfaltet, wie es unter der rerdienten Roheit und Selbstsucht aufzugehen pflegt. Ein trotziges Selbständigkeitsgefühl ist hier das Element, auf das sich etwas Schönes und Großes aufbauen ließe. Allein Eigenwille und Unflugheit der Hauptperson bringt diese zum Falle. Foma endet als geisteskranker Trunkenbold. Ueberhaupt nimmt in Gorkis Büchern der Branntwein denselben Platz ein, wie im russischen Leben. Man sieht, wie in den unteren Ständen jeder Aufschwung darin erstickt wird. Ein Meer von Branntwein spült hier über alle russischen Saaten dahin.

„Foma Gordjejew" enthält eine Männergestalt, wie etliche Frauengestalten, die man nicht vergißt. Die Männergestalt ist der überaus weltkluge, weise, alte Kaufmann Majafin mit seiner beißenden Lebensphilosophie — eine fast Dickens'sche Figur. Die Frauengestalten sind dessen Tochter, deren leidenschaftlicher Lebenseifer und heißer Bildungsdrang ungestillt bleiben, weil sie die Härte des Vaters erdrückt und die seine Gegenliebe schenkt, wie ein paar Courtisanen der Wolgakaste, eine, die lauter unterwürfige Hingebung, und eine andere, die schon in ihrer Kühnheit und ihrem Stolze ist.

Doch keine Frauengestalt, die Gorki geschaffen hat, kann sich mit Warenka Olesjew messen und keine ist auch nur entfernt so fein ausgearbeitet wie diese. Ihr ist ein angehender Universitätsprofessor gegenübergestellt, ein junger Mann mit normalen Ansichten, verständig, freisinnig, weder conservativ noch schwärmerisch, der davor zurückbebt, sich an ein weibliches Wesen zu ketten, dessen Anschauungen er mit seinen eigenen nicht in Einklang zu bringen vermag. Doch beständig dagegen ankämpfen muß, sich von dem sinnlichen Reiz, den er empfindet, nicht überwinden zu lassen, alles in allem ein Pedant, der der stillen Ironie Gorkis anheimfällt.

Warenka vermag den Nutzen des Botanisierens nicht einzusehen. Was für einen Nutzen kann es denn bringen, zu wissen, wie eine Klette wächst? — Denselben, den wir daraus ziehen, den Lebensprocess an irgend einem Menschen zu studieren. — Lebt denn aber ein Mensch wie der andere? ruft sie aus. Esse und trinke ich wie ein Bauer? Und leben viele so wie ich? — Und auf die Frage, wie sie denn lebe, antwortet sie mit der Erzählung, wie sie ihren Sommertag verbringe, das heißt, welche Freude es ihr ist, die Sonne scheinen zu sehen, in das kalte Wasser zu springen, Waldluft zu athmen, die Wirtschaft zu führen, am Abende Mond und Sterne emportauchen zu sehen, all dies mit einer jugendlich frischen Beredtsamkeit, die beweist, daß Abstractionen für sie nicht vorhanden sind; dazu ist sie ein allzu concretes Wesen.

Und, wie alle Abstraction, so liegt ihr auch die Mathematik fern. Sie ergötzt ohne Scheu, daß sie den Knecht weidlich geprügelt habe, und will es nicht Wort haben, daß daran etwas Unrichtiges sei. Es sollte gedroschen werden und er, das Vieh, hatte sich betrunken; er darf sich aber nicht unterstehen zu trinken, wenn gearbeitet werden muß.

Der beredte Vortrag des Docenten über die Humanität entlockt ihr nur Bewunderung, wie schön und fließend er spreche. Auf seine Denkweise aber geht sie durchaus nicht ein. Sie gibt es ihm nicht zu, daß Gleichheit zwischen den Menschen wünschenswert, noch auch, daß das Leben ein Kampf sei. Im Gegentheil, sagt sie naiv, die Menschen leben in der Regel friedertig. Daß das allgemeine Beste auf Gleichheit beruhen sollte, leuchtet ihr nicht ein. Ihr Vater ist Oberst; ein gemeiner Bauer könne ihm nicht gleich sein. Sie sagt auch nicht, was der Docent mit seinem Gerede über Gerechtigkeit wolle. „Ich brauche keine Gerechtigkeit," ruft sie in ihrem jugendlichen Kraftgefühl aus, „und wenn ich sie einmal brauche, werde ich mir sie selbst schaffen. Was machen Sie sich denn um alle Welt Sorgen?" Als ihn hierauf ein Gewitter zwingt, auf dem Gute ihres Vaters zu übernachten, „wenn er nur niemand dadurch belästigt," ruft sie verwundert aus: „Ist das ein Mensch! Immer fürchtet er zu belästigen und ungerecht zu sein! Da lieben Himmel, wie langweilig muß Ihr Leben sein, immer den Zaum zwischen den Zähnen! Meiner Meinung nach sollte es so sein: Wollen Sie jemanden belästigen, so belästigen Sie ihn eben, wollen Sie ungerecht sein, so seien Sie es!"

Mit ihrem ungeschliffenen Verstande, ihrer elementaren Ursprünglichkeit und ihrer sinnverwirrenden Schönheit macht sie einen solchen Eindruck auf den widerstrebenden Pedanten, daß sich ein paarmal unwillkürlich die Leidenschaft, die er in sich bekämpft, verräth und er ihren Ausbruch zu verhindern suchen muß. Dies besonders ist ganz meisterlich von Gorki beobachtet und geschildert. Er hat aus dem Grunde das Phänomen gekannt, daß man im Augenblicke der Leidenschaft Dinge sagen kann, die einen selbst überraschen und durch die man sich weniger dem dritten, dem die Worte gelten, als seinem eigenen staunenden Ich enthüllt.

Mit außerordentlicher Kunst ist hier in der Novelle jenem ersten Paare ein zweites gegenübergestellt, das in einem verwandten Gegensatzverhältnis zu einander steht. Es wird von der kalten, allzu klugen und praktischen Schwester des Docenten und einem jungen idealistischen Schwärmer, einem Pagen aus dem Mittelalter, gebildet, in den sie verliebt ist, und der sie anbetet. Die ganze Composition endet künstlerisch und kühn mit einer Dissharmonie, indem der Docent, als er einmal am frühen Morgen Warenka zufällig im Flusse baden sieht, von sinnlicher Leidenschaft übermannt und von der aufgebrachten jugendlichen Schönen handfest dafür gestraft wird.

Der Reiz, den Gorki auf uns ausübt, beruht ohne Zweifel zum Theile darauf, daß seine Stoffwelt uns so neu ist. Nein als Dichter betrachtet, erhebt er sich nicht über so manchem unberühmten Erzähler kleinerer Literaturen. So steht ihm z. B. der junge dänische Schriftsteller Andersen-Nexo mitunter durchaus nicht nach. Der ungeheure Widerhall aber, den all das findet, das sich an ein erwachendes Volk von weit über hundert Millionen Menschen wendet, wirkt auf den Vortrag des Erzählers zurück und leiht jeder Aeußerung größeres Gewicht. Es ist schwierig, vor wenigen Zuhörern zu sprechen; in einem ungeheueren, überfüllten Saal, der mit Theilnahme lauscht, ist es verhältnismäßig leicht, einen sehr starken Eindruck zu machen.

Das von den russischen Schriftstellern eingeflößte Interesse wird überdies durch ihr persönliches Schicksal erhöht. Sie alle kam hat die Regierung verfolgt, selbst die großen alten wie Puschkin, Lermontow, Turgenjew. Viele hat sie gemartert, wie Dostojewski, Tschernischewski, Kropotkin. Korolenko kam 1887 nach Moskau aus seiner Verbannung nach Sibirien zurück, und nun hat Gorki die Mannhaftigkeit seines Wesens mit einer Haft gebüßt, die gleich zeitig seinen Ruf über die Erde verbreitet und seine Gesundheit zerrüttet hat.

Digitized by Google

J. J. Davids neue Novellen.

Ein neuer Novellenband von unserem trefflichen J. J. David ist immer ein Genuß für stille, gute Stunden, denen man eine besondere Weihe geben möchte. Wie man nach starker geistiger Ermüdung sich auf ein feuriges Gespräch freut, das alle Spannung leise verzittern läßt und uns mit neuer Kraft erfüllt, so kann man auch zu seinen schlichten, tiefgefühlten Erzählungen greifen und überzeugt sein, daß man in köstlich einfacher Form einen feinigen Gehalt, einen neuen Ausschluß über die wundersame Gabe bekommt, sich ein bescheidenes Glück zu schaffen. David ist eine stille, versonnene Natur, die einem unsicheindaren Flüßchen der Ebene gleicht, das durch eine scheinbar reizlose Gegend langsam und träge dahinzieht. Blickt man aber näher zu, wie übersascht ist man durch den Reichthum an versteckten Mert, an ungeahntem Leben voll innerlicher Bedeutung und rührselhafter Schönheit. Dem Novellisten David ist ein Zauber eigen, der nicht hoch genug geschätzt werden kann, Poesie zu entfalten, wo man sie nicht vermuthete; er hat jenes echte Poetenerbtheil, daß er mehr sieht als andere Menschenkinder, Besseres, Schöneres, daß sich ihm hinter der unbedeutenden Hülle plötzlich ein Schatz auftut, voll von wirklichem Poetengold. Manches ist allerdings kraus, fast barock in seiner Vermummung, machts fast hart und zähe, aber immer von Neuem ersteht, diesem absonderlichen Aeußern zum Trotz, das Wahre, Schöne und Gute.

Da findet sich in einem eben erschienenen Bande des Wiener Dichters*) eine Geschichte „Der Talisman" von so tiefscher Einfachheit und so seiner Herzlichkeit, daß man nach der Lektüre dem Manne, der sie aus erzählte, gerne die Hand drücken und nur das eine Wort sagen möchte: „Danke!" Er zeichnet in dem schwachen Ferdinand Neunteufel wieder einmal eine jener Gestalten, die kaum einer so kennt, wie er, Menschen, deren Kraft nur in der Zähigkeit besteht, mit der sie sich aus Elend und Noth ein Dasein zuechtzimmern, unbedeutend, klein, armselig nach außen und doch ein Königreich innerer Beleitigung; Menschen, gebrechlich und wenig geeignet für das Fortkommen im Kampf ums Dasein, und doch manchmal tapfere Kämpfer. Menschen voll Liebe, voll Herzensgüte, die sich bescheiden lernen und von den Reichen, Glänzenden beneidet werden müßten ihrer stillen Glückseligkeit wegen. Solche rührende Gestalten darzustellen, versteht niemand so gut als David. Ein Wort des neuen Bandes (S. 156) will mich nicht mehr verlassen, seit ich es las, weil es mir für David gar zu charakteristisch erscheint: „matte Süßigkeit." Ich meine, im guten Sinne läßt es sich auf die Erzählungen Davids anwenden.

Nicht so sehr der Inhalt nimmt uns gefangen, als der Ton, in dem Alles vorgetragen wird. Darin liegt eine meerwunderige Mischung von Zartheit und Härte, von beabsichtigter Rauheit und unwillkürlicher Rührung. So spricht einer, der weiß, daß ihm gern das Herz mit dem Verstande durchgeht, der sich deshalb hart im Zaum hält, aber durch ein leises Vibrieren der Stimme, durch die Wahl einer unscheinbaren Wendung verräth, was hinter den Worten liegt. Mit Absicht behält David die Art der gewöhnlichen Rede bei, manchen Dialectausdruck, manches Abgebrochene, manches Schriftwidrige, dem Alles leb für ihn. Dadurch gewinnen seine Novellen ihre Unmittelbarkeit und wirken wie Erlebnisse. So legt er z. B. die Geschichte des zarten Lehramtscandidaten Ferdinand Neunteufel, seiner braven tüchtigen Frau und seines Söhnchens, des „Arbeitshansel" und des „Spielhansel," einem sonderbaren Kauz, dem Medicinier Lorenz Lorenzen, in den Mund, der sie nun halb ernsich, halb gerührt vorbringt und mit einem harmlosen Scherz endet, um die Wehmuth kunstlerisch zu lösen. So faßt er die Geschichte der in rühmten Schulspielers Wladimir Pospialski seiner Frau erzählten („Die Trotka" wodurch sich dieser zugleich selbst charakterisiert und in eine Doppelnovelle zum besten gibt. Dem genialen, aber vom Vertrinsenthum angekränkelten Künstler — Davidson schwebt natürlich vor steht in seinem gleichnamigen Sohn eine Figur gegenüber, die Contrast und Parallele zugleich ist, mit der tüchtigen Wienerin Marie Klemperer ein kurzes reines Liebesglück erlebt und dann in Rom als „Mimenesch" und Künstler im feinen ästhetischen Lebensgenuß seine Tage verbringt.

„Die Mühle von Wranowitz", mit der David seinen Band beschließt, führt in die mährische Heimat und erzählt von dem letzten Glück eines armen Lungenkranken, des Baron Friedrich Brantsch; seine Tage sind gezählt, einsam lebt er im verfallenden Schlosse, auf das ihn seine Familie geschickt hat, weil seine Gesundheit keiswielige Badereisen nicht mehr lohnt; langsam erschleicht sich sein Herz der kräftigen Müllerstochter Hanka, langsam zieht vorübergehende Besserung in sein Leben, langsam wendet sich ihm das Mädchen in erwachendem Muttergefühl zu: sie, die Starke, Gesunde hat Mitleid mit dem Armen, Kranken. Eine stürmische Sommernacht führt sie zusammen und bringt einen kurzen Liebesbund, dessen Frucht dann vom Vater die hohere Cultur, von der Mutter die alte Bodenkraft erbt und als gesunder Mann weiterlebt. Der Freiherr stirbt bald, nachdem er erfahren hat, daß Hanka ein Liebespfand unter dem Herzen trägt, er glich jener schwarzen Föhre am Rande der Sandgrube, von der David sagt, sie habe so hart am schrofften Abhang gestanden, daß es ängstlich war. „Jeder Augenblick, jeder Windstoß mußte, so schien es, sie in die Tiefe niederwerfen" (S. 171 f.). Die beiden Hauptfiguren, der leidende Mann und das kraftstrotzende, harte Mädchen, sind von anderen lebensvollen Typen der Dorfbevölkerung umgeben und in eine unansehnliche Landschaft voll intimer Schönheit hineingestellt.

Davids neue Novellen sind reich an scharfen Detailbeobachtungen und glücklichen Ausdrücken, durch die eine Figur rund gezeichnet wird. So heißt es z. B. von Frau Johanna Neunteufel, einem Kind des Volkes, das sich der Gnade zu einer treuen Lebensgenossin erzogen hat: „sie muß einmal hübsch gewesen sein, wie von der Sorte, die Kattun besser kleidet, wie Seiden." Sie spricht hochdeutsch „so gewiß schulmäßig gelernt. Und es sitzt ihr so wenig, wie die Handschuhe ihren Händen sitzen". Oder vom prächtigen Ferdinand Neunteufel, dem still Anmuthigen, sagt der Erzähler: „Es war so etwas Farbloses an ihm, wie verwochen, wie wenn sehr viel Regen und Sturm sein blschen Farbe weggeräth und weggeblasen hätte." Solche Wendungen kommen mit einer Ungezwungenheit, als handle sichs um Selbstverständliches. Darin muß überhaupt ein Vorzug Davids erkannt werden: er macht gar kein Aufhebens mit seinen Geschichten, jegliches Pathos hält er ihnen fern und sich selber auch; er versteckt seine Erzählerkunst und bleibt hübsch natürlich. Am wohlsten fühlt er sich in Wien und in seiner mährischen Heimat, wenn ihm auch der Sinn für andere Städte, z. B. Rom, nicht fehlt. Das Intime zieht ihn an, die zarteren Conflicte, das Tragische der stillen Art. Auch habe für seine Dichtungen das Wort „Kammerpoesie" gepaßt und kann es auch auf die neuen Erzählungen anwenden. Im ganzen Band nichts Lautes, kein Ausschrei, kein leidenschaftlicher Ausruf, höchstens ein leises Klagen, noch häufiger ein muthiges Verbeißen des Schmerzes.

Hatte man sich früher bei David mitunter an C. F. Meyer erinnert gefühlt, dieser neue Band konnte höchstens etwas an die Ebner-Eschenbach gemahnen, aber die Aehnlichkeiten stammen aus einer gemeinsamen Wurzel: aus dem österreichischen Heimatboden. David entfaltet sein Wesen immer klarer und tut ein Recht dazu, denn er ist einer. Ihm fehlt die laute Genußfreudigkeit, die man unseren Wienern vorwirft und bemeidet, aber er hat eine Kraft, zarte Freuden, lauschige Stimmungen, träumerische Melodie zu genießen. Das gibt ihm seine Stellung und macht ihn zu einem Einsamen.

Richard Maria Werner.

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die Woche.

Politische Notizen.

In den Landtagen geht alles wie am Schnürchen. Die Völker versöhnung ist, dank der „leidenschaftslosen Beharrlichkeit" und „rücksichtsvollen Behandlung" des Herrn v. Koerber, bereits so dick geworden, daß man in den paar Landtagen, wo Nationalpolitik überhaupt noch getrieben wird, den nationalpolitischen Verhandlungen mit Ruhe entgegensehen konnte. In vier Landtagen hat man nationale Streitfragen discutiert, in allen vieren haben sich die nationalen Debatten in allseitiger Zuriedenheit aufgelöst.

*

Ueber diese nuerhörten Triumphe der Beruhigungspolitik schreibt die Officiosen allerdings kein Wort. Man weiß ja, warum. Herr v. Koerber ist ein gelehrwerener Feind der bezahlten Preisrecla me. Seit der böhmischen Kaiserreise mit den pyramidalen politischen Wirkungen, die sie nach sich zog, gelegen. Hindert er durch die unheimliche Häufung von Erfolg auf Erfolg den Neid der Oeffentlichkeit zu erregen. Deswegen hat er seit der den Officiosen, der Stadt der Entzückung von Subventionen und Nachrichten, direct verboten, ihn auch nur mit einem Lobwort zu loben. Früher konnte man kein officiöses Blatt aufschlagen, ohne zu lesen: Herr v. Koerber hat, Herr v. Koerber hat, Herrn v. Koerbers unablässigen Bemühungen ist das große Werk gelungen u. s. w. Jetzt kann man die Officiosen alle vom Leitartikel bis zum letzten Inserat durchforschen, und man wird ob nicht einmal mehr auch nur dem gehendetsten Rauben des Ministerprasidenten begegnen. Herr v. Koerber hasst jetzt sich und seine neuesten Erfolge selbst totschweigen. Und diese Kunst, mit Bescheidenheit kann man nicht bilden. Sollen die Götter auch vor Neid vergehen, wir lassen uns das Vergnügen nicht nehmen, Herrn v. Koerbers landtägliche Erfolge zu loben, wie sich's gehört.

Im Landtage von Istrien nahm die neue Aera der landtäglichen Versöhnlichen ihren Anfang. Herr v. Koerber hatte den Landtag, statt nach Parenzo, nach Capodistria einberufen. Darüber aufgebracht, haben die Italiener den Landtag gesprengt. Das haben alle Tageblätter gemeldet, nur den Commentar haben sie, obwohl er für Herrn v. Koerber zu schmeichelhaft war, verschwiegen. Das Amtsblatt der Landeshauptmannschaft Capodistria hat Herrn v. Koerber so honnisch, dass gut beide Istrien bewohnenden Nationalitäten beschwichtigt haben aus dem Landtage nach Hause gehen und. Die Slovenen sind darüber, daß der Landtag, trotz der Bitten der Istrianer, nicht nach Parenzo einberufen, die Italiener wieder und darüber, daß der Landtag, trotz der Bitten der Slovenen, in Capodistria abgehalten wurde. Die Landtagssession in Istrien scheint ein sehr beschwerliches Geschäft zu sein. Und das alles hat Herr v. Koerber mit dem unglaublichen Geschicke, das ihn auszeichnet, fertig gebracht.

Digitized by Google

Nicht geringere Zufriedenheit herrscht im Landtag von Tirol. Dort war zunächst zwischen deutschen und italienischen Parteiführern ein Autonomie-, d. i. nationales Ausgleichsproject zustande gekommen. Darüber erhob sich im guten Land Tirol ein lesbalter Streit. Von allen Seiten, von Deutschen wie Italienern, wurde vorerst dafür und dagegen argumentiert. Die Ruhe des Landes war gestört. Was that da die Regierung? Sie ließ die officiösen Zeitungen dagegen schreiben. Die Ausgleichsmänner auf deutscher wie auf italienischer Seite verloren nun den Muth und ließen das Autonomieproject fallen. Jetzt ist die nationale Ruhe in Tirol wiederhergestellt. Und da soll einer noch sagen, das Herr v. Koerber nationale Fragen nicht zu lösen verstehe!

*

Im Landtag von Böhmen ließen die feudalen Großgrundbesitzer, um ihre Verstocktheit recht auffällig nach oben hin zu bekunden, durch den Grafen Bouquoy einen Wahlreformantrag einbringen, durch den sie den verfassungstreuen Großgrundbesitzern einen Theil der Mandate ihrer Clique überlassen wollen. Die Letzteren, die den Verfassungsstreit in Erbpacht genommen haben, waren wüthend über diesen geschickten Coup. Aber sie wussten sich zu helfen. Sie erließen gegen die Wahlreform einen scharf schüssigen Protest. Jetzt ist natürlich der Antrag begraben, und das Resultat ist allseitige Zufriedenheit. Die Feudalen sind zufrieden, dass sie die abgunstenden Mandate nun mindestens sechs Jahre länger behalten können. Die Verfassungstreuen sind zufrieden, dass sie den Feudalen ihre großmüthige Ausgleichsoffensive verpatzt haben, und auf ihre Feudalen sind die Czechen, und auf ihre Verfassungstreuen sind die Deutschen stolz. Was will man noch mehr?

*

Im Landtag von Mähren arbeitet ein Penelope-Ausschuss seit vier Jahren schon an dem nationalen Ausgleich. Bisher hat man sich nur über formale Punkte geeinigt. Nun sollte es an die Machtfrage gehen. Da erklärte namens der Czechen Herr Dr. Ziegler, dass sie auf den Ausgleich pfeife, und auf der Stelle erwiderte ihm namens der Deutschen Herr Dr. Fux, dass auch er auf den Ausgleich pfeife. Endlich also wieder eine Gelegenheit, wo Deutsche und Czechen gleichberechtigt und gleichwertig zusammenarbeiten. Sie pfeifen nämlich beide zusammen auf den mährischen Ausgleich. Gegenüber dieser Interessenzumung in einer nationalen Frage ist kaum mehr denkbar, als wie sie sich da in Mähren zwischen Deutschen und Czechen plötzlich ergeben hat.

*

Auch für die kommende Reichsrathssession stehen die Aussichten herrlich. Es ist zu hoffen, dass die im letzten Sessionsabschnitte wieder erwachte Corruptionsfähigkeit des Abgeordnetenhauses noch weiter anhalten wird. Bedenkliche Leute meinen zwar, so wie im Frühjahr werde es im Herbst nicht gehen können, da doch Herr v. Koerber nicht abermals eine Milliarde zur Verfügung haben werde, um alle großen und kleinen Schmerzen unserer Parteien und Politiker zu lindern. Herr v. Koerber weiß das aber besser. Für den Herbst hat er sogar eine bequemere und sicherere Milliarde in Vorrath, um die patriotische Arbeitswilligkeit des Hauses anzuregen. Er braucht dazu keine neuen Einnahmsbewilligungen, keine neue Canalvorlage, Herr v. Koerber verschafft sich die Milliarde Dispositionsfonds einfacher, als sich's irgend jemand bisher noch gedacht hat. Die neue Corruptionsmilliarde steckt — man rufe! — im Staatsbudget und seinen hunderten von Titel und Posten. Wer da zu suchen versteht, der kann im Budget noch „Zucker" für die Parteien finden, als in jedem Canalvortrage. Die Idee des Herrn v. Koerber, das ganze Staatsbudget in eine Conditorei oder in einen Dispositionsfonds zu verwandeln, ist genial. Sie sichert die Arbeitsfähigkeit des Parlaments nicht nur für den nächsten Herbst, sondern, da das Milliardenbudget alljährlich herauskommt und sogar absichtlich wachsen, erscheint durch diese Gesichtspunkte der Bestand Oesterreichs in wachsender Stärke auf unabsehbare Zeiten gesichert.

*

Herr Dr. Rezek war unlängst bereits in Prag, um sich bei Herrn Dr. Kaizl und wie die jungczechischen Staatsmänner sonst heißen, nach den Zuckerln zu erkundigen, die Herr v. Koerber für die Parteien in sein Budget wünschen. Die Zuckerchen haben ihm aber vorläufig die Antwort verweigert, es werde in drei Monaten noch Zeit sein, darüber zu sprechen. Ach, wie unvernünftig doch diese Parlamentarier sind! Verstehen nicht, warum Herr v. Koerber jetzt schon die Geschäftsordnung des Landtages für der nächsten Reichsrathssession anpasse wünscht! Jetzt im Sommer wird in den Ministerien der Vorentwurf ausgearbeitet, da konnte man alle die Zuckerl, sein sachte eingebettet, unterbringen, und wenn sich dann bei der Vorlegung des Budgets im Herbst zeigen würde, dass meckwindig diese Posten darin den „Kreuzer" nicht mehr aus dem Wasser schauen sieh, konnte Herr v. Koerber mit der gewohnten Miene der Staatsnothwendigkeit sich ruhig auf seine evidente Vaterschaft zurückziehen. Wenn die Jung czechen ihn aber ihre Wünsche erst nach der Vorberathung des Budgets kundgeben, muss er das Budget vielleicht noch darnach umarbeiten, und alle Welt sieht dann, dass er nur auf das Geschrei der Parteien hin das Budget gemacht hat. Bei der Canalvorlage haben ihm die Jung czechen mit den nachträglich angemeldeten Zusatzeigenthümlichen schon einen ähnlichen Streich gespielt, und Herr v. Koerber möchte heute Budget, dieser heiklen Staatsvertrauensfrage, womöglich diese gefährliche Situation vermeiden. Deswegen hat er seinen commis-voyageur, Herrn Dr. Rezek mit dem Musterkoffer von bedeutenden Concessionen, wie es in guten Geschäftshäusern üblich, schon einige Monate vor der Saison auf die Reise geschickt. Aber die Jung czechen wollen so unvernünftig, ihm ihre Wünsche bekanntgeben, wollen partout möglichst viel für sich und ihre Clique haben. Was lässt sich dagegen machen? Es wird auch so gehen. Die Budgetdebatte in Wohl ist Tanz und Lustspielaufführung genug, um die ganzheaten Corruptionsgelüste Tenuis und Leichtsinn auf den Markt zu werfen, wenn auch die Bewilligungen von Seite der jungczechischen Emporkömmlinge und Dilettanten erst unter in der Saison aufgegeben werden.

*

Anlässlich waren unter Zuhörung der Herren v. Kaizl und Leopold Pokorny zwei Deputationen beim Minister, um sich für die Sanctionierung der großen Investitionsgesetze und hauptsächlich, wie sie sich die Rede des letztgenannten Deputationsführers hervorgieng, auch für die Ernennung des Herrn v. Koerber zum Ministerpräsidenten zu bedanken. Der Vorgang ist wenig neu, eine Specialität des Regimes Koerber, aber gar nicht so ohne. Der aufgeklärte Despotismus hielt an dem Grundsatz fest, dass der Monarch ein offenes Ohr für alle Klagen haben müsse, die gegen seine jeweiligen Regierung erhoben werden. Aber wir leben ja nicht mehr unter dem Absolutismus, sondern, wie allbekannt, im „ruhig fortschreitenden Verfassungsstaat". Da muß Alles anders sein. So wird denn auch unter dem Regime Koerber nun die umgekehrte Praxis eingeführt, dem Kaiser werden Deputationen zugeschickt, um die Minister zu loben. Das ist eine ungemein praktische Neuerung des Herrn v. Koerber. Die Lobdose Zeit des Monarchen wird jedenfalls weniger in Anspruch genommen, wenn er drei der Leute zu hören braucht, die mit den Ministern einverstanden sind, als wenn er alle die Leute hören müsste, denen dieser oder jener Minister nicht gefällt.

*

Ein kohlspieliger Auftritt. Im Jahre 1896 gab der Bernsdorfer Metallwarenindustrie Herr Arthur Krupp eine Bierteilmillion Gulden für den „Reichswehr" her, um beider zu Herrn berufen zu werden. Das einzige Ergebnis seiner herrenhäuslichen Thätigkeit war bisher die rasch berühmt gewordene Herrenhausrede, in der Herr Krupp im letzten Sessionsabschnitte, zum allgemeinen Ergötzen der technisch gebildeten Menschheit, die volle Oder eines Canals von Wien nach Triest entwickelte. Der ungenannte Doctor K. der Herrn Krupp diese Idee konstituiert hat, hat sich offenbar einen schlechten Witz mit dem verehrten Herrenhäusler erlaubt. Dieser Witz kostet die besagte Vierteilmillion. Und das Witzigste an der Sache ist, dass die Kosten dieses Witzes nicht der Witzbold bezahlt hat, sondern der gute Mann, der ihm aufgesessen ist.

Volkswirthschaftliches.

Die Staatseisenbahn-Verwaltung scheint zur Erkenntnis gelangt zu sein, dass sie als größter Consument die Pflicht und die Macht hat, sich und die Oeffentlichkeit vor maßlosen Preisforderungen der kartellierten Unternehmer zu schützen. Einzig zwang sie das Eisenkartell mit den Preisen herunterzugehen, wenn es nicht wollte, dass die Schienenlieferungen an ungarische Werke vergeben würden. Nun scheint sie auch unserer Kohlenbarone durch die Drohung, sich mit preußischer Kohle zu versorgen, nachgiebig machen zu wollen. Besser als alle Kartellgesetze würde die consequente Durchführung dieses Princips seitens des größten Consumenten, der Staats-Eisenbahn-Verwaltung durch das Gespenst der betroffenen Kartelle von diesem Wege nicht abbringen, immer vorausgesetzt, dass ihre Action überhaupt ernst, nicht blos Spiegelfechterei ist.

*

Die k. k. Staatsbahnen haben eigene Platzkarten für Eilzüge eingeführt, welche, im voraus genommen und bezahlt, ein Vorrecht auf die Beförderung mit dem betreffenden Zuge gewähren. Es ist das eine neue Steuer und Belästigung des Publicums, die insbesondere für Personen, welche öfters zu ihren Verrichtungen reisen, höchst peinlich zum Aergernis gezwungen sind, die unangenehme Consequenz haben können, dass sie über Hauptmarkt, oder vielleicht nur stehend befördert werden. Für die Bahnverwaltung wird es jedenfalls verlockend sein, ihre Pflicht nach § 6 des Betriebsreglements, jeden Reisenden zu befördern, soferne er sich den regelmäßigen Transportmitteln möglich ist, den Reisenden ohne Platzkarte recht zu nehmen und so das Publicum zur Lösung der Platzkarte zu zwingen. Reisende auf Zwischenstationen, an denen überhaupt Platzkarten nicht ausgegeben werden, sind von diesem Reisekomfort ja unmöglich bedroht. Obwohl durch in Eilzügen, darauf kein Vorrecht besteht, sie gleichwohl sicher sind, dass die Einführung dieser Platzkarte jeder gesetzlichen Grundlage entbehrt und mit dem Betriebsreglement sogar in directem Widerspruch steht. § 17 des Betriebsreglements sagt ausdrücklich: „Einzelne bestimmte Plätze werden nicht verkauft. Eine Ausnahme ist nur für bestimmte Züge mit besonderen Einrichtungen und für besondere amtliche Zwecke zulässig." Dass unter solchen Zügen und Wagen nicht die gewöhnlichen Eilzüge und Eilzugswagen, sondern nur Luxuszüge, Schlafwagen, Salonwagen u. dgl. gemeint sind, liegt auf der Hand. Zu selben Paragraphen heißt es weiter: „Beim Eintreffen des den Reisenden gehörigen, zur Fahrt mit unbenutzten Wagenborige in einen Platz zu belegen." Dieses gesetzlich gewährleistete Recht jeder den Reisenden ohne Platzkarte durch diesen Erlass entzogen, denn in der Ausnahmsbestimmung heißt es ausdrücklich, dass Reisende ohne Platzkarten durch Belegen eines verlassenen Platzes keinen Anspruch auf denselben erwerben. Wie mit dem bestehenden Wesen ist es mit dem Wechsel nicht zu vereinbaren zu bringen. Der § 15 Minister Wunsch hat allerdings schon Breschen so leichtsinnig und wird es vielleicht ziemlich von uns finden, dass wir uns auch bei dieser „die Bequemlichkeit des Publicums" getroffenen Maßregel auf die Finger legen.

Wochenschau.

Man schreibt uns aus Berlin.

Das Zahlheil der Trebergesellschaft ist entschieden. Mit der Kraft der Verzweiflung kämpfen die Antisemitenführer darum, die Oeffentlichkeit zu erhalten. Allerdings geht es dabei nicht ohne Reibereien abgeschlossen, sondern weil sie sich vor Straße schämen wollten. Es handelt sich um nichts um eine Verpflichtung von über 20 Millionen Mark. Und eine solche Summe zu beschaffen, war völlig unmöglich. Man hatte wohl die Hoffnung angenommen, in Deutschland das Geld zu bekommen, oder die Agenten der Gesellschaft auf englischem Boden, die von vorn schon erwachten Verlust Opfer Leuten und Reichenbeil, bemühten sich auch eifrigste, in London die Oeffentlichkeit zu Stimmung zu machen. Man versuchte auch, die leidige schon aufgelassene „Idee eines amerikanischen Trusts zur Tiefbetreibe" endlich zur Ausführung zu bringen. Aber abgelehnt davon, dass die Amerikaner die Leute zu betreten, welche die Tiefbetreibe als nur Schwindel. Es half nichts, dass die Schwindel Lemscheiden, haben sich angeschlossen die Berliner Börse, aufgeregt sich verhalten. Wegen Deutschland ist man misstrauisch geworden seit dem Bankkrach, und aufgeklärt schon so, als ob in London und New York die Verhältnisse noch nicht so sind, wie sie sein sollen, als ob man dort viel bedenklicher und schlimmer gewendet ist. Das Zahlheil der Trebergesellschaft ist nun doch der große

Digitized by Google

Krach vorzubereiten, so daß diese Hilfsquelle für die Trebergesellschaft gar nicht in Betracht kommen kann. Also selbst wenn mit der Concursöffnung noch zugewartet worden wäre, es wäre doch dazu gekommen. Die Aussichten für die Trebervertilgung sind nun dadurch noch ungünstiger geworden, daß die guten Tochtergesellschaften den Versuch machen, sich von der Gesammtmasse zu trennen. Bekanntlich hatte die jüngste Capitalserhöhung der Trebergesellschaft den einen Vortheil gegenüber schwerwiegenden Nachtheilen, daß die wenigen guten Unternehmungen, welche vorhanden waren, durch die Zufuhr neuer Capitalien in die Muttergesellschaft werden sollten. Nun wird seitens der guten Tochterunternehmungen, besonders seitens der Actiengesellschaft Renner & Co., behauptet, daß der Fusionsact noch nicht perfect geworden sei, und durch dieses Loch versuchen sie nun zu entschlüpfen. Ganz klar vermag man die Motive zur einer solchen Handlungsweise nicht zu durchschauen. Es wird nämlich vielfach behauptet, daß die Actien der Tochtergesellschaften sich bereits in den Händen der Aufsichtsrathsmitglieder befinden, und daß diese Herren in ihrem eigenen Interesse und zum Schaden der Trebergesellschaft jetzt die Fusion für null und nichtig erklären wollen. Trifft dies zu, so würden wir es hier mit einer ausgesprochen dolosen Handlungsweise zu thun. Ueber hannt wird man die Empfindung nicht los, daß die ganzen Machinationen, welche in Cassel im letzten Augenblick in Scene gesetzt wurden, weniger der Rettung der Gesellschaft, als der der Aufsichtsrathsmitglieder dienen sollten, und man kann eigentlich nur bedauern, daß die Staatsanwaltschaft so lange zögerte, die Herren unter Dach und Fach zu bringen, umso mehr, als an eine Reconstruction gar nicht zu denken war.

*

Die Folgen des Zusammenbruches der Leipziger Bank kommen erst jetzt der Geschäftswelt langsam zum Bewußtsein. Zwei kleinere Actiengesellschaften, welche mit dem Institut in engster Verbindung standen, haben bereits ihre Zahlungen einstellen müssen. Aber eine ganze Menge von Firmen dürfte ihnen folgen. Wenn es irgend möglich ist, wird man versuchen, die großen Unternehmer über Wasser zu halten. Die Filiale der Deutschen Bank in Leipzig hat bekanntlich, daß sie sich bereit erklärte, Depositbücher der Leipziger Bank bis zu 3½% zu beleihen, auch für die kleineren Elemente ihr möglichstes gethan. Die Reichsbank hat, wie der letzte Ausweis deutlich zeigt, das redliche Bestreben, der sächsischen Industrie und dem sächsischen Handel so viel wie irgend möglich Unterstützung angedeihen zu lassen. Aber man weiß nicht recht darauf hin, daß die Leipziger Bank eine außerordentlich coulante Gefälligkeit war, so daß die anderen Banken kaum einen vollwertigen Ersatz für sie bieten. Dazu kommt nun noch, daß gerade die Menge der kleinen Geschäftsleute am wenigsten auf eine durch greifende Unterstützung rechnen darf, da sie sich zum Theil darauf gefaßt machen muß, die Krisis in Sachsen noch weiter um sich greifen zu sehen.

*

Aber es erscheint fraglos, daß die Krisis auf Sachsen nicht beschränkt bleibt. Es ist absolut unwahrlich, anzunehmen, daß der Centralpunkt des Deutschen Reiches, der in den mannigfaltigsten Geschäftsverbindungen zu Sachsen steht, völlig unberührt bleiben soll. Aber außerdem müssen sich in den Kreisen der Berliner Finanz immer mehr die Sorge ein, daß auch dort, wo ein Zusammenbruch mit dem sächsischen Bankerott nicht in unmittelbaren Nachhang steht, das Krisis man nicht aufgehalten hat. Namentlich beobachtet man auch wie vor die Elektricitätswerke mit mißtrauischen Blicken, und das Gerücht will nicht verstummen, daß der nächste Krach dem Kreise eines großen Elektricitätswerkes zuhören wird. Qui vivra, verra.

*

In den Kreisen der Berliner Börse herrscht großer Jubel darüber, daß trotz der schweren Schläge der Zahltag fast völlig ohne Zwischenfall verlaufen ist. Nur zwei Berliner Bankiers haben ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können. Es handelt sich aber hier um Häuser von ganz untergeordneter Bedeutung, die gar nicht in Betracht kommen können. Aber die Berliner haben in der That gar nicht solche Ursache, darüber, denn im nächstöffentlichen Theil der heutigen Bankwelt sieht es denn doch etwas anders aus, als in dem officiell aufgeputzten. Wenn ich auch auch nicht dem jetzt hier viel gebrauchten Wort, daß „die ganze Bevölkerung bestellt", unbedingt anschließen möchte, so ist doch die Behauptung berechtigt, daß nicht im Innern unserer Geschäfte jetzt manches anders aus als noch vor einigen Monaten. Schon bei der Katastrophe, die über die Dresdener Creditanstalt hereinbrach, war es voraussehig, eine riesige große Bedrängnißlage zu nennen, die, wie man sich erzählte, etwa vier Millionen Mark von dem Kapital der Dresdener Creditanstalt gierig hatte. Das ist natürlich auch unter der Hand arrangiert worden, und der Fall ist unter der Ruhe der officiellen Zahlungsschwierigkeiten nicht erschienen. Theilweise, dem Krach der Leipziger Bank war die Sache etwas anders. Das Bleichreder mit etwa acht Millionen betheiligt ist, von denen nach Lage der Dinge natürlich die Hälfte als Verlust abgeschrieben werden muß, macht bei dem großen Vermögen der Firma schließlich nicht viel aus. Aber eine andere Firma ist mit einer ähnlichen Summe engagiert gewesen und sie konnte es nicht im gleichen Maße auslachen. Diese Firma, deren Inhaber einen bekannten israelitischen Adelsgeschlechte angehört, das auch schon einen preußischen Finanzminister unter seinen Mitgliedern zählte, war ziemlich stark auch bei der Trebergesellschaft interessiert. Wie ich erfahre, hatten ein sehr angesehenes rheinisches Bankhaus, die deutsche Bank und die Disconto-Gesellschaft zusammen mit etwa sechs Millionen Mark engagiert, und die Verluste, welche sie dadurch auch hinnen nichts. Ein Gegenstück! Die Firma trat am Ultime ebenfalls als Gläubigerin auf. Ferner spricht man von Schwierigkeiten einer anderen großen Bankfirma, deren Commanditist ein bekannter süddeutscher Adliger, Inhaber von Ihr Schwierigkeiten dürfen hier weniger aus dem Bankfach selbst sein, das Bankhaus selbst vielmehr einer Entwicklung seiner sächsischen Verhältnisse. Der Frankfurter Commanditist will sich zurück. Es wird der Firma vorläufig über den Zeitpunkt geholfen sein, [illegible] in den nächsten Monaten mehr Verpflichtungen [illegible] als [illegible] Capitalien natürlich gut [illegible] [illegible] [illegible]

mehrung und Verbilligung der localen Verkehrsmittel soll die Ansiedlung außerhalb der Stadt ermöglichen. Freilich spottet die Größe des Wohnungsübels bisher aller Mittel zu seiner Bekämpfung. Dass aber die englischen Behörden bisher schon soviel auf diesem Gebiete thun konnten, danken sie der Unterstützung der gesammten öffentlichen Meinung, die den Behörden in ihrem Reformeifer kräftig beisteht. Dass hat die Bodenreformbewegung bewirkt. Im Zeichen der Bodenreform steht, bisher theils unbewusst, theils absichtlich, die Wohnungspolitik in England. Und noch dadurch ihrer Copenheimer mit seinem Werke. Hierin scheint mir eine tiefe Lücke dieses Buches zu liegen, besonders auch deshalb, weil die Bodenreformbewegung noch öffentsichtlicher die privaten Bemühungen um die Wohnungsreform inspirierte. Und den vortrefflichen Plan des Verfassers bilden gerade die Mittheilungen des Verfassers über die Fürsorge Brühes für Wohnungen für unbemittelten Volksclassen. Große Actiengesellschaften haben es verstanden, bei Vermietung von billigen, gesunden Wohnungen an stabil beschäftigte Arbeiter auch ihren eigenen Vortheil zu wahren. Damit wirkt der Verfasser am besten für die Verbreitung seiner Reformideen, indem er an praktischen Beispielen zeigt, wie das Streben nach möglichem Gewinn sich gut mit dem Dienste des Gemeinwohles verträgt. J. P.

Gaston Maugras: Der Herzog von Lauzun. Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Zwei Bände Octav. München 1901. Albert Langen.

Bei dem Titel „Der Herzog von Lauzun" denkt man zualleererst an den famosen Gascogner, den Günstling Ludwig XIV., der durch seine Excentricitäten, seinen Witz und durch das Glück bekannt geworden ist, das er bei den Frauen hatte. Er war ein kleines, unansehnliches Männchen, ein kecker Zwerg, und doch wussten die gefürchtetsten Eroberinnen ihn bezaubernd den ganzen Hof, die Prinzessinnen und den König. Dieser Lauzun ist es nicht, mit dem sich das Buch beschäftigt. Es gibt noch einen anderen Lauzun, der eigentlich Biron hieß und der ein Zeitgenosse Ludwig XV. und XVI. gewesen ist. Ursprünglich hatte nämlich Monsieur Charles Armand de Gontaut, Herzog von Biron, Antoinette de Bautru, eine Nichte des obengenannten, kinderlos verstorbenen Herzogs von Lauzun geheiratet, und durch diese Heirat war die Herzogswürde von Lauzun an das Haus Biron gekommen; sein jüngster Sohn heiratete 1744 das reiche Fräulein Du Châtel. Als nun die letztere im Jahre des Heils 1747 am 13. April in dem Schlosse der Gontaut Biron auf der Rue Richelieu zu Paris einem Sohne das Leben gab, hatte dieser, Louis Armand de Gontaut Biron, als das erste mannliche Kind der Familie und als der einzige Erbe der Biron zugleich die Anwartschaft auf den Lauzun'schen Herzogstitel, den er bei seinem jeweiligen Ableben erben sollte, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an; seine Lebenszeit fällt (die Daten in den Conversationslexicons sind abweichend und wahrscheinlich genauer) mit der Ludwig XVI., noch richtiger mit der seines intimen Freundes, des Herzogs von Orleans, zusammen (1747 bis 1793). Er starb wenige Wochen nach dem Bürger Egalité auf dem Schafott. Daher denn auch das Buch von Maugras den Nebentitel trägt: und die intimen Hofkreise 1747—93. Dieser zweite Herzog von Lauzun gilt nämlich seinerseits wiederum für eine Verkörperung der Zeit, ihrer Fehler und ihrer Vorzüge, ihres Geistes, ihres Witzes und ihrer unseligen Leichtfertigkeit — er war in jeder Beziehung eine glänzende Erscheinung, galt Talleyrand schön, tapfer, geistreich, vornehm und liebenswürdig — er schlug Lafayette nach Amerika, um für die Unabhängigkeit der Colonien zu fechten, und starb, von seinem eigenen Volke angeklagt und verurtheilt, mit einem Lächeln auf den Lippen. Er sah ein nach Freiheit, und er sah den Tod kommen, um ihn zur Hinrichtung abzuholen, er hatte sich Austern und Weißwein bestellt; „Bürger," sagte er zum Scharfrichter, „lass mich gefälligst aufessen, ich werde nicht lange machen!" Hiernach hieß er den Wächter Langlois ein gutes Glas bringen, theilte es mit ihm und sprach: „Ich trinke auf deine Gesundheit, du wirst es nöthig haben bei dem Geschäft, das du verrichtest!" — und mit der leichten Ironie eines edlen Geistes folgte er ihm und bestieg den Armenkinnbacken, indem er „die große Reise" antrat. Er hat angeblich selbst Memoiren hinterlassen. Im Jahre 1841 sollen sie gedruckt worden; die berühmte Schrift ist jedoch verloren gegangen, und vom Herzog von Lauzun hinterließenen Manuscript unter der Presse sei und dass die Folge ein großer Scandal sein müsse, indem viele Persönlichkeiten, namentlich viele Frauen, die dadurch arg compromittiert wurden, noch lebten. Das Manuscript wurde also mit Beschlag belegt, aber die Neugier Vorrieths, die neugierig war, erreichte, dass man es ihr einige Tage lieh. Sie ließ es in aller Eile copieren, und nach dieser Absichtist tellen dann im Jahre 1821 bei Baeross Libaie die Mémoires du Duc de Lauzun erschienen sein, nachdem das Originalmanuscript längst dem Polizeiminister unzugänglich und verschwunden worden war. Sie wurden zur eine Fälschung erklärt, Jean von Gentis wollte die echten Memoiren gesehen und gelesen haben, die gar nicht wieder zu erkennen seien der Verfasser hat sie zur authentisch, und auf sie stützt sich in erster Linie seine Biographie Lauzuns, die von den Mitschreibern eines alten französischen Werkes wiederholt und ergänzt worden ist. Diese mit den Worten Maugras angezeichnet worden ist. Das Buch wird, da solche Werke Mode sind, auch seine Leser finden, obwohl es kein Meisterstück und weder übersichtlich, noch elegant geschrieben ist; durch die Uebersetzung hat es nicht gewonnen. Der Versuch war peinlich ist, 1/2 Man glaubt, nun die Bande den Geschreibern unanständiger Anekdoten vorgelesen zu haben müssen (II, 36). Er wurde trotz seiner unschweren Einfamie von Schulden angefreiten II, 36. Und wenn man den unterthänigsten Unsinn aufsetzt, wo auf religiösem Garten die einzig berechtigte Ueberzeugung aus dem Französischen schreiben, so sollte man dieses, dass das Buch nicht München 1901, sondern in Cannyer Centrum 1801 hergestellt worden sei. Also nochmals zur Zeit des Herzogs von Lauzun, deren Aleidung aber nicht altmodisch war. Und übermann möchte ich unter den neuen Lauzun setzen, was rund um junges Mädchen in einer Leidschlüssel mit Weißzeit unter den neuen Ton Lauzte schuck. Das alle war mir lieber! Rudolf Kleinpaul.

Revue der Revuen.

„Socialistische Monatsschrift" (Zuni). Albert Weidner schreibt über Robert Reitzel, den im Jahre 1898 verstorbenen Herausgeber der freisinnigen Wochenschrift „Der arme Teufel", die in Detroit in den Vereinigten Staaten in deutscher Sprache erschien. Reitzel, ein Mannheimer von Geburt, der von seinen Eltern zum Pastor bestimmt wurde, wanderte nach Vollendung seiner Studien 1871 nach Amerika aus, wo er zuerst mit bitterer Noth zu kämpfen hatte. Nachdem er in Washington vor der evangelisch-reformierten Synode sein Predigtexamen abermals abgelegt hatte, trat er an derselben Gemeinde sein Amt an, gerieth aber infolge seiner freisinnigen philosophischen Ansichten bald in Conflict mit der Kirchen behörde. In einer eigentlichen Amtsniederlegung kam es jedoch nicht, da die Gemeinde sich auf seine Seite stellte und sich als „freie Gemeinde von Washington" unter Reitzels Leitung constituierte. Von da an wurde Reitzel einer der Führer der freireligiösen Bewegung in Amerika und zog von 1875 bis 1883 als Wanderlehrer durch viele Städte der Mittel- und Oststaaten. Speciell in Detroit hielt er im Winter 1882 bis 1883 einen Cyklus von religiös-philosophischen Vorträgen, und der große Anhang, den er sich dadurch schuf, veranlasste ihn, sich in diesem Ort, wo das deutsche Element stark vertreten ist, niederzulassen und seine Wochenschrift „Der arme Teufel" zu gründen, die er vom Herbst 1884 ab bis zu seinem Tode fast allein redigierte. Nebst seinen prächtigen Gesinnungen, die er seinen Landsleuten in einem glänzenden, lebendigen Stil vortrug, mittheilte, erwarb sich Reitzel noch überdies das große Verdienst, daß er den Deutschen in den Vereinigten Staaten die Kenntnis der neueren deutschen Literatur in seinem Blatte vermittelte, indem er nebst Goethe, Schiller, Storm, Anzengruber und Heller auch Nietzsche, Mackay, Wille, Panizza und viele andere in der Gesinnung verwandte zum Abdruck brachte. Der Verfasser nennt die 14 Jahrgänge des „armen Teufel" ein Denkmal deutscher Literatur und regt namentlich zur Herausgabe einer Auswahl von Reitzels Prosa in deutschen Verlag an. Reitzel war so sehr die Seele seines Unternehmens, dass dasselbe fast gleichzeitig mit ihm erlosch, trotzdem er seinen Freund Martin Dreschet mit seiner Weiterführung betraut hatte. Sein Lieblingsplan soll gewesen sein, Bruno Wille als Herausgeber seiner Lebensarbeit in Amerika zu sehen.

„La Revue" (1. Juni). Henri Allais veröffentlicht eine Reihe interessanter, ungedruckter Documente über einen Abenteurer, namens Matharin Bruneau, der im Jahre 1816 festgenommen und im Gefängnis von Bicêtre in Rouen interniert wurde, weil er sich für den Sohn Ludwigs XVI. ausgab und namentlich an seine angebliche Schwester, die Herzogin von Angoulême, unzugehörige Briefe richtete. Angeblich mit Brunneau verheiratet ein Deutscher, namens Paul Bernhardt, zu erwecken, dass er der dem Schuster Simon entkommene Dauphin sei, und auch er hielt sich vorwiegend an die Herzogin, die keinesweges vom Tode ihres Bruders überzeugt war, aber doch keinem der beiden Praten besten einen entscheidenden Glauben schenkte. Bruneau war schon früh in seiner Jugend für schwachsinnig gegolten hatte, verstand es Bruneau, seine Rolle so geschickt durchzuführen, dass er sich eine Reihe von Anhängern gewann. Als ersten Libois, den Schlosser des Gefangnisses, der ihm in seiner eigenen Wohnung Gelegenheit bot, mit Fremden zu verkehren; dann einen Mitgefangenen, einen gewissen Lajon, der früher Gallionsbeamter in Rouen gewesen war, glanzend mit der Feder umzugehen verstand und zahlreiche Beziehungen hatte, die er in den Dienst der Sache stellte. Die Briefe, die er für Bruneau verfasste, trafen so sehr den richtigen Ton, dass sie auf die Herzogin Eindruck machten und sie veranlassten, zwei Vertrauenspersonen mit Nachforschungen zu senden, um sich den vermeintlichen Dauphin anzuschauen; doch scheint das Ergebnis kein günstiges gewesen zu sein, da sie sich auch weiterhin nicht um seine Sache kümmerte. Inzwischen aber hatte Bruneau die Unterstützung von allerhand vornehmen Damen und mächtigen Gönnern gewonnen, und die Agitation gedieh so weit, dass eines Tages im Jahre 1817 in den Ortschaften um Nonen Aufrufe placatiert wurden, welche das französische Volk aufforderten, seinen wahren König zu betreten. Ueberdies wurden von dem Gefangenen Bilder angefertigt und unter anderen der Herzogin von Angoulême aber Bernhardt im Jenjahre 1818 Briefe, die sie ihm schrieb. Dem Treiben ein Ende, verurtheilte Bruneau zu zwei Jahren Kerker und 2000 Francs Strafe und zog den Directer des Gefangnisses zur Rechenschaft. Aber es ist immerhin charakteristisch, dass unter der Regierung Ludwigs XVIII. eine derartige Hochstapelei so weiten Kreise ganze Jahre lang bieten konnte, und noch heute innerhalb der Mauern eines Gefangnisses, ohne dass die Behörden eingeschritten waren, was sich mit Bestimmtheit erklärt, dass der damalige Polizeiminister Decazes ein Interesse an der Aufrechthaltung dieser Action hatte, durch die er die Herzogin von Angoulême in Schach hielt, indem er ihren Prätendenten gegen den Deutschen Raubzug aus spielte.

„Cornhill Magazine" Juni. G. Colmore führt in der Aufstellung seiner „Kamikerwidersacher" fort. Er schildert sich diesmal mit der Entdeckung des Cyklonmotors von von Hund. Dies bedeutet allen Ballast tilge, barometrische Cirkeln, an der dem Unten ein gewisser Recht an gewissen Orten dort. Der Verfasser schildert, wie er dabei mit Schrecken inne wird, dass die Bewohnungsweise entstellt, weil das bauliche Behagen nur Leute, die sich in einen geistlichen Zweifeln doch immerhin noch beschränken müssen, ganz besonders wachsig ist. Zwei Dienstleute sind gestattet, doch muss die Anzahl der Zimmer beim Eingehen mit der Anzahl der Bewohner übereinstimmen. Bisher wurden 70 Pfund schillig im ihre Dienstleute, Unterricht und Privatvergnügen angewiesen und der Posten „Vergnügungen" wird mit 25 Pfund im Jahre ein Budget einschließt. Dem Betrag des Gehaltes wird überdies weiter 10 Pfund für das Kundschaftsgeschenk, welches man aber bezugend entgegnen muss, bei dem man mit praktischer Rücksichtnahme eingewohnen — Ein Bücherbrief, Neue Bücher, Sitten, verschiedene Einnahmen und einem verschollenen Schriftsteller gewidmet Grabbe, der gleichwohl in den Briefsteller-Literatur in den sonderlichen einzuordnen gestattet.

Der dumme Junge und das Eidechschen.

Erzählung von Kurt Aram.

1.

„Continental!“ — „Inghilterra!“ — „Polaro!“ — „Milano!“ — „Minerva! Minerva!“ So schien sie auf den blassen, jungen Menschen ein, der als einer der letzten den Schnellzug Mailand—Rom verlassen hatte und sich einen Augenblick ziemlich rathlos umsah.

Ein neuer Hoteldiener kam hinzu und rief: „Allemagna, Signore! Allemagna!“ Da schüttelte der junge Mensch energisch abwehrend den Kopf.

„Hotel Minerva, Piazza della Minerva, Signore!“

„Minerva kann ich brauchen,“ sagte der lange, blasse Mensch und hielt dem Hoteldiener die nicht gerade geräumige Reisetasche hin. Der nahm sie eilfertig an sich und hub schnell unter Strömen von Scheltworten der anderen Hoteldienersleten seinem Gast zum Wagen, riss den Schlag hastig auf, schlug ihn ebenso hastig zu, pfiff, und fort rasselte der Wagen, froh, seinen Gast sicher zu haben.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Wieder riss ein Diener den Schlag auf, nahm die Reisetasche und geleitete den Gast zum Portier, der fett und afthmatisch in seinem temperlartigen Häuschen thronte wie ein indischer Götze. Er maß den Ankömmling einen Augenblick prüfend von Kopf bis zu Füßen.

„Votre bagage, m'sieur?“

„Ich habe weiter kein Gepäck.“

Der Portier zog das feiste Gesicht in die Länge und schellte. Ein Oberkellner kam, flüsterte mit dem Portier und fragte dann:

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Ein Zimmer. Und zwar ein schönes, geräumiges Zimmer.“

Der Oberkellner maß nun auch zweifelnd den jungen, blassen Menschen, der vor Aerger über den Blick noch blässer wurde. Schon wollte der Kellner bedauernd die Achsel zucken, da zog der Fremde die Brieftasche, entnahm ihr zwei Tausendmarkscheine, die er hier zu deponieren wünsche. Der fette afthmatische Portier lütete sofort zuvorkommend die goldbesetzte Mütze. Auch der Oberkellner stand nun ganz zu Diensten und führte den Herrn, nachdem das Geld deponiert war, zu seinem Zimmer.

„Sechs Uhr ist Dinerstunde. Wünschen der Herr vielleicht vorher noch etwas?“

„Nein, danke.“

„Sehr wohl.“

Einen Augenblick sah der lange, blasse Mensch prüfend durchs Zimmer. Es gefiel ihm. Er nickte zufrieden. Dann griff er zur Reisetasche und entleerte sie. Es kamen zutage ein Anzug, drei Kragen, zwei Paar Manschetten, ein Hemd, ein Bädecker, eine große Schachtel mit Cigaretten, ein Band Horaz, Goethes Italienische Reise und der erste Band der Goethe'schen Gedichte, in dem die römischen Elegien stehen.

Die Cigarettenschachtel legte er vorsichtig auf den Tisch vor dem Sofa. Die anderen Gegenstände ward er achtlos und möglichst schnell in den Schrank.

Er zündete eine Cigarette an, streckte sich auf das Sofa, rauchte und starrte zufrieden zur Decke. Wie die Ruhe nach der endlosen, rätternden Fahrt wohlthat! Eine ganze Weile lag er still, rauchend. Plötzlich sprang er auf und tollte durchs Zimmer. Frei! Frei! Niemand hatte ihm zu befehlen. Kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer!

Als er aber in dem großen Spiegel seine wilden Freudensprünge sah, schämte er sich, legte sich wieder auf das Sofa und rauchte, dachte.

Sein Vater war ein pedantischer Regierungsrath in Karlsruhe. Er wollte, daß sein Sohn dasselbe würde. Der aber dichtete. Mit der Zähigkeit des Pedanten spürte der Vater den Machwerken seines Sohnes nach, bis er sie gefunden hatte, und verbannte sie dann erbarmungslos vor den Augen des Knaben. Er schwieg dazu, hasste aber seinen Vater. Er rächte sich dadurch, daß er trank, möglichst rohe Ausdrücke brauchte, in der Schule faul war, auf schmutzige Nägel sah und sich weigerte, Manschetten zu tragen. Die Mutter hatte zwar mehr Verständnis für ihren Aeltesten, weil er aber so roh wurde und den Eltern soviel Kummer bereitete, hielt sie es für angemessen, den Jungen nie Güte und Liebe zu zeigen. Erst mußs er sich bessern, dachte sie. Der Sohn hasste dafür die Mutter noch mehr als den Vater, der ja nur ein Pedant war. Die meisten Lehrer liebten den langen, blassen Jungen auch nicht. Er war gar zu faul. Und dann, weil er immer so gleichgiltig, kalt, ja sarkastisch that, wusste man nie recht, woran man mit ihm war. Nur ein Lehrer hatte ihn geliebt, als der Junge in der Quarta saß. Heimlich hatte er ihm dafür Veilchenthränchen aufs Katheder gelegt. Als aber die Kameraden dahinterkamen und ihn auslachten, mochte er auch diesen Lehrer nicht mehr, war er doch, wenn auch unabsichtlich, schuld, daß der Knabe sich vor den andern eine Blöße gegeben hatte. Zur Confirmation schenkte ihm ein reicher Onkel zehntausend Mark, in der Hoffnung, es würde ihm zum Fleiß anspornen. Denn von dem Geld sollte er einmal studieren. Der Reiche aber wollte nicht studieren, er hatte ganz andere phantastischere Pläne im Kopf. In Untersecunda erhielt er einen neuen Lehrer, der die Knaben aufs äußerste peinigte. Er war widerwillen Lehrer geworden und rächte sich für den aufgezwungenen Beruf, indem er durch Hohn und Spott darauf ausging, jede Spur von Selbstgefühl in seinen Schülern wegzuspüren. Der lange, blasse Junge schwieg lange dazu, was den Lehrer nur noch mehr reizte. Als er aber dem Untersecundaner gegen Ostern in seiner hämischen Weise eines Tages sagte: „Werde doch Schuster, mein Sohn. Bis zur Prima bringst du's nie, denn die fehlt das Beste, der Verstand!“, sprang er wutschnaubend auf, schlug seinen Peiniger rechts und links um die Ohren und verließ, ehe der völlig verblüffte Lehrer zu sich kam, hastig das Classenzimmer. Er lief nach Hause. Der Vater war auf der Regierung, die Mutter glücklicherweise auch abwesend. Der Junge eilte in seines Vaters Arbeitszimmer. Er wußte, wo das Geld aufbewahrt wurde, und erbrach den Schreibtisch, da er sich anders nicht schnell genug öffnen ließ. Fünftausend Mark fand er. „Da prostituiert der Alte ja noch fünftausend,“ sagte er und steckte das Geld zu sich. Er entnahm einem Büchercregal den Bädecker von Mittelitalien, in dem er schon oft gelesen hatte, sichtch auf sein Zimmer, nun ein paar Sachen in seine Reisetasche zu packen, und eilte zur Bahn. Sein Ziel war Rom.

Zuerst fuhr er aber, wenn das auch ein Umweg war, nach Heidelberg, um wenigstens einen Tag im berühmten „Hirschen“ Student zu sein, das heißt, mächtig zu trinken. Das doch etwas von Onkels Geld die gewünschte Verwendung fände.

2.

Nun war er in Rom. Frei! Frei!

Wieder sprang er auf. Aber ihn schwindelte ein wenig, so daß er sich gleich wieder setzte. Er hatte die letzten vierundzwanzig Stunden nur ein paar Apfelsinen zu sich genommen, weil seine Scheu, seine Unkenntnis des Italienischen, und der Stolz, diese Unkenntnis nicht zu verrathen, ihn dahin brachten, während der langen Eisenbahnfahrt von der italienischen Grenze an nichts mehr zu kaufen. Spät abends war er in Heidelberg abgereist. Die Apfelsinen hatte er in Basel erstanden, wo er einen Tag blieb. Davon wollte er sich bis Rom nähren. Da er aber nicht wußte, wie lange die Fahrt dauerte, waren die Apfelsinen lange vor der Zeit verzehrt.

Er sah nach der Uhr. Es war erst halb sechs. Er steckte sich eine neue Cigarette an. Einige Wochen wird er erst mal hier wohnen, das Leben zu genießen. Dann würde er sich ein kleines, gemüthliches Zimmer mieten und arbeiten. Anderthalb Jahre reichte sein Geld sicher, vielleicht sogar zwei. Es war zu hamos, daß es beim Wechseln mehr statt weniger wurde. In anderthalb bis zwei Jahren würde er aber ganz gewiß von seiner Bevoduction leben können, auch wenn er sich alles ganz nüchtern überlegte. Schließlich wird selbst der pedantische Vater noch stolz auf seinen Sohn sein. Aber nach Deutschland kehrte er so leicht nicht wieder zurück. Selbst nicht, wenn die Mutter darum bäte.

Er machte ein wenig Toilette, besah sich im Spiegel und war stolz auf seine lange, magere Gestalt, das schmale, blasse Gesicht mit dem Bartansatz. So leicht würde niemand in ihm einen durchgegangenen Secundaner vermuthen. Wie oft war er schon seiner Länge wegen für achtzehn, neunzehn gehalten worden.

Endlich schlug es sechs, und gleichzeitig begann ein feierliches Läuten durch das ganze Hotel. Wie zur Kirche, dachte er. Na ja, Essen war schon zu Hause der einzige Gottesdienst, der mit Andacht verrichtet wurde.

Er öffnete die Thür. Dals er nur ja nicht seine Zimmernummer vergaß. 86! Was es, Der Portier sprach offenbar nur Französisch. 86! Gott sei Dank, soweit reichte auch noch sein Französisch. Er bewegte sich gemessenen Schrittes, gleichmüthigen Gesichts, aber doch ein wenig unruhigen Herzens die teppichbedeckten Treppen hinunter. Unten stand ein Groom und führte ihn zum Speisesaal.

Der Anblick des festlich erleuchteten Saales ließ den Jungen betroffen stille stehen. Etwas so Schönes hatte er nicht erwartet. Wände und Säulen strahlten im gelblichen Weiß des Marmors. Geräumige Nischen prangten in Oleandergrün, aus dem sich schimmernd die Statuen griechischer Götter und Göttinnen erhoben. Die Augen des langen, blassen Jungen leuchteten vor Glück über all das Licht, all die Schönheit.

Es lachte jemand. Der Junge sah sich mißtrauisch um. Lachte jemand über ihn? Das sollte ihm schlecht bekommen! Doch nein. Ganz am Ende der langen Tafel, die noch fast unbesetzt war, saßen ein paar Menschen, nur mit sich beschäftigt, die lachten. Beruhigt setzte sich der Junge an das andere Ende der Tafel. Das nächstemal werde ich nicht so bänerisch früh erscheinen, gelobte er sich, und griff nach dem Brotkorb, das neben seinem Teller lag. Sein Magen knurrte gewaltig. Auch eine große Caraffe Rothwein stand neben ihm. Er schenkte sich ein, denn er war sehr durstig.

Allmählich füllte sich der Saal. Gegenüber nahm eine Dame Platz. Der lange, blasse Junge sah einen Augenblick auf, blickte aber gleich wieder unter sich, betroffen von dem Blick aus den großen, schwarzen Augen dieser Dame.

Digitized by Google

Ein Kellner kam und legte ein neues Brötchen neben den Teller, da das erste verschwunden war. Hungrig aß der Junge das zweite Brötchen. Der aufmerksame Kellner sorgte sofort für ein drittes, das der Junge gleich in Angriff nahm, denn er wurde immer hungriger, und zwischen seinen langen Rippen war viel Platz. Er schenkte sich ein zweites Glas Wein ein, wischte dabei aufsehen und bemerkte wie sich ein kleiner, dicker, schwarzer Herr auf kurzen, runden Beinen der jungen Frau von Gegenüber näherte. Er setzte sich. Es sah aus, als nehme ein kugelunder Luftballon Platz.

Hastig verzehrte der Junge das dritte Brötchen, ohne zu merken, wie die junge Frau ihn immer erstaunter musterte.

Ein Kellner erschien und fragte französisch nach den Zimmernummern der neuen Gäste. Gott sei Dank, daß er sie sich französisch gemerkt hatte. Wie leicht hätte er sich blamieren können! Er griff nach einem vierten Brötchen, das schon neben ihm lag.

Die junge Frau lächelte und machte ihrem Mann, dessen parfümierter Schnurrbart über die ganze Tafel duftete, auf das Phänomen aufmerksam. Da sie annahm, der junge Mensch sei Franzose, sagte sie deutlich: „Wer hat er schon verschlungen. Ich wette, bis die Suppe kommt, hat er zehn im Magen." Der kleine Dicke lachte und meinte: „Man sieht den Hunger. Ist wette fünfzehn!"

Trotzig aß der Junge noch ein fünftes Brötchen. Er hatte die Worte wohl verstanden, wollte es aber noch nicht zeigen. Er kann auf Rache.

Endlich erschien die Suppe. Eifrig nahm ein kräftiger, unterseister Mann mit langem rötlichen Bart neben dem Jungen Platz, verbrenzte sich und murmelte: „Philipp Gerdes in Firma Gerdes, Feldmann und Compagnie. Aus Westphalen." Der Junge verbrenzte sich fleiß, ohne seinen Namen zu nennen. Dann ärgerte er sich über diese gesellschaftliche Verfehlung und musterte den Westphalen feindselig, ob er etwa auch über ihn lache. Herr Gerdes aus Westphalen löffelte aber eifrig an seiner Suppe, ohne sich weiters um seine Umwelt zu kümmern.

Der Junge trank ein drittes Glas und aß zur Suppe das sechste, kleine wohlschmeckende Brötchen. Er lugte dabei vorsichtig zu der jungen Frau hinüber. Sie war mit ihrem Nachbar zur Rechten beschäftigt und achtete nicht auf ihn. Hübsch war sie, sehr hübsch, mußte sich der Junge trotz seiner feindlichen Gefühle gestehen. Zierlich, hastig und doch so graziös in allen Bewegungen. Wie ein Eidechschen. Aber dieser widerliche, kleine Fettsack zu ihrer Linken, der auch über ihn gelacht hatte. Holde Wuth stieg in dem Jungen auf. Während der fünf Gänge verstieße er sich immer mehr in Rachepläne, ohne aber Essen und Trinken zu vergessen.

Als der Nachtisch vorüber, stand er auf, verbeugte sich gegen das Ehepaar und sagte laut: „Gestegnete Mahlzeit, gnä' Frau!" Dann zog er seine Briefstasche und entnahm ihr eine Visitenkarte. In Basel hatte er sich hundert drucken lassen. Bernt von Hagen, Berlin, stand darauf. Er hielt sie dem kleinen Dicken hin. „Hier, mein Herr, meine Karte!" Stolz verließ er den Saal.

Am Ausgange drehte er sich aber noch einmal um. Seine Rache schien gelungen zu sein. Sie sah, wie der kleine Dicke auf seine Frau einredete. Natürlich, jetzt hatte der Fettsack Angst! Die Frau aber, wahrhaftig, sie lachte. Er hörte es deutlich. Ein schnelles, helles, kurzes, spöttisches Lachen. „Das sollst du büßen, büßen sollst du das," murmelte er. Eilig trat er vor das Hotel und gieng erregt auf und ab. Todtsicherlich würde er den widerlichen Fettsack. Dann wird wohl auch dem Eidechschen das Lachen vergehen. Ueberhaupt, wie konnte sie so einen schlechten Geschmack haben. Pfui Teufel!

In der Nähe des Hotels trank er in einem Café einen Absinth. Auf sein Zimmer ließ er sich eine Flasche Falerner kommen. Wofür hat man denn Horaz gelesen.

3.

Bernt von Hagen wachte am anderen Morgen ziemlich spät auf. Kaum hatte er gefrühstückt, ließ sich auch schon der kleine Dicke von gestern abend melden. Er stammelte mit großer Hast in mangelhaftem Deutsch Entschuldigungen, nachdem er sich als Monsieur Mazare aus Luxemburg vorgestellt und dann gleich auf einem Sessel platzgenommen hatte. Es sei nicht bös gemeint gewesen, ein kleiner, harmloser Scherz.

Bernt von Hagen machte ein sehr übles abweisendes Gesicht, wenn ihm auch die Aufgeregtheit des parfümierten kleinen Fettsacks große Genugthuung bereitete.

Bewundert und bedauert hat er, dachte Bernt dann. Das nun? Eigentlich war die Sache nach seiner Commentkenntnis damit beigelegt. Aber er wollte das nicht. Der Mensch war ihm zu widerwärtig. Unglaublich, wie kann das Eidechschen so was heiraten! gieng es ihm wieder durch den Sinn. „Es thut mir leid, mein Herr, aber die Ehre gebietet mir. Sie doch zu fordern für den mir angethanen Schimpf, zumal noch andere Personen zugegen waren."

Monsieur Mazare sprang auf und tobte durchs Zimmer. Or sei Geschäftsreisender, er sei Familienvater, das Duell gienge gegen seine Grundsätze, man wäre hier nicht in Deutschland, sondern in einem freien Lande. Er schlage sich nicht, unter keinen Umständen.

Da schoß Bernt ein anderer Gedanke durch den Kopf. „Ich will mich zufrieden geben, wenn Ihre Frau Gemahlin ebenfalls um Entschuldigung bittet." Monsieur Mazare nickte eifrig, zustimmend. „Und wenn Sie hundert Mark an die Armen der Stadt zahlen. Da wurde der Kleine wieder aufgeregt. Soviel Geld um so eine kleinen Scherz! „Monsieur, je vous prie, sützt Francs!" — „Hundert Mark." — „Pas du tout, pas du tout!" — „Hundert Mark!" —

Endlich verstand sich Monsieur Mazare seufzend dazu, da sah, daß der Deutsche sich nicht erweichen ließ. Nun wollte er ab die Sache gleich ganz aus der Welt schaffen. Herr von Hagen sol sofort mit zu seiner Frau kommen. Bernt erschrak und sträubte sic Aber Monsieur Mazare gab nicht nach. Klopfenden Herzens ab mit unnahbarer Miene gieng Bernt schließlich mit. Er durfte si doch jetzt keine Blöße geben.

Die junge Frau kam ihm sehr freundlich entgegen. Als sie aber anfieng, sich zu entschuldigen wegen des harmlos gemeinte kleinen Scherzes, wehrte Bernt heftig erröthend ab. „Aber ich bitt gnä' Frau, bitte kein Wort darüber. Es ist ja nicht der Rede wert." Der kleine Dicke machte große Augen. O, diese Deutsche jetzt sind sie so, jetzt sind sie schon wieder anders. Wer kann s verstehen. Dann schlug er sich aber an die Stirn, denn auf einm verstand er. Hätte ich doch meine Frau geschickt. O, ich Dummkop dachte er.

Das Eidechschen führte die Unterhaltung sehr geschickt, d dass Bernt sich einbilden konnte, er führe die Unterhaltung. Do schmeichelte ihm nicht wenig. Auch nahm das Eidechschen zu sammen, ihre Augen nicht allzu oft auf dem jungen Menschen ruhen zu lassen, denn dann wurde er gar so verlegen. Das mach ihr zwar Spaß, aber man mußte offenbar sehr vorsichtig mit ihm umgehen, wenn man ihn nicht verschrecken wollte.

Eine Frage beschäftigte sie schon seit gestern. Die Antwor mußte sie noch heute haben. Endlich gelang es ihr, die Frag nach seinem Alter unauffällig einzuflechten. Bernt wurde rot „Aber Sie erröthen ja wie ein älteres junges Mädchen? Sind Sc schon so alt?"

„Nein, gnädige Frau. Ich bin noch so jung!"

„Ach!" Die großen, schwarzen Augen öffneten sich weit, al wollten sie sich einsaugen in den langen, blassen Menschen. E wurde bleich unter dem Blick. Schnell senkte sie die Lider ein wenig

„Ich bin erst neunzehn, gnä' Frau."

„Schon neunzehn?" Es klang fast ein wenig enttäuscht „Nehmen Sie's nicht übel, Herr von Hagen, fast hätte ich Sie für jünger gehalten."

„Das ist ja mein Unglück," seufzte Bernt elegisch.

„Weshalb Unglück? Jugend?! Nennen Sie das Unglück? Wieder öffneten sich die schwarzen Augen unheimlich weit. De Junge zitterte. Das Eidechschen schlug rasch einen anderen To an. „Und Berliner sind Sie auch? Ein jerissener Berliner? Sie imitierte den Jargon mit Glück. Bernt lächelte geschmeichel Das Eidechschen sah den Jungen aufmerksam an. Sie traute nich recht. Wahrscheinlich log sich der dumme Junge aus falscher Scha älter als er war. Hoffentlich.

Bernt fühlte immer wieder von Zeit zu Zeit den saugende Blick der schwarzen Augen.

Etwas benunruhigt, aber doch sehr gehoben empfand er sich endlich.

(Schluß folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Kondorfer

natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Eine neue Faust-Erklärung

Von

Dr. Hermann Türi

II. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis geheftet Mk. 2. elegant gebunden Mk. 3.

Soeben erschien:

Dr. Richard Maria Werner

Dr. Friedrich Jonas

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Digitized by Google

Curort Rohitsch-Sauerbrunn. Südbahnstation Pöltschach. **Prachtvoller Sommeraufenthalt.** Für Magen-, Leber- und Nierenleiden, Zuckerharnruhr, Gallensteine, Katarrhe der Schleimhäute. Prospecte durch den Director. 1123

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 30, empfiehlt seine **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Permanente **Möbelausstellung** **Ed. Trinkl** Atelier für Wohnungseinrichtungen III., Gymnasiumstrasse 69—71. Stadtbahn Haltestelle Vasaplatz. Nahe der Tramway Hauptstrasse. Geöffnet Sonntag, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 8 Uhr. Entrée Dienstag 1 Krone, Sonntag und Donnerstag 60 Heller. 1441

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Die auf jede Actie der Oesterreichisch-ungarischen Bank für das erste Semester 1901 (44. Dividenden-Coupon) statutenmässig entfallende Dividende von

Achtundzwanzig Kronen

wird vom 1. Juli l. J. an bei den Hauptanstalten in Wien und Budapest, sowie bei sämmtlichen Filialen der Oesterreichisch-ungarischen Bank ausbezahlt.

Wien, am 26. Juni 1901.

OESTERREICHISCH-UNGARISCHE BANK.

Bilinski
Gouverneur.

Gold
Generalrath

Pranger
Generalrath.

Nachdruck wird nicht honorirt. 1165

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 13. Juli 1901. Nummer 354.

Der dritte Kanzler Deutschlands.

Selten ist in Berlin ein Extrablatt mit solcher Gleichgiltigkeit aufgenommen worden wie das, das den Tod des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe meldete. „Wissen Sie schon, daß Hohenlohe todt ist?“ fragte Samstag nachmittag der eine den andern, und die Antwort bestand fast immer in einem einfachen „Ja“ oder „So“! Kaum irgend wer, der ein Wort des Bedauerns oder auch der Kritik hinzugesetzt hätte. Der Verstorbene hatte eben, wenigstens als Kanzler, die Menschen zu kalt gelassen, als daß sie sich jetzt bei seinem Tode in der einen oder anderen Richtung erwärmen sollten. Sein Tod war für die Masse ein fait divers, und zwar keines von den interessanteren. Die Zeitungen widmeten ihm natürlich sämmtlich einen Leitartikel. Kurz genug war er meistens. In diesen Hochsommerzeiten ist man als Zeitungsschreiber zu froh, wenn man einen Leitartikelstoff hat. In politisch bewegteren Zeiten hätten viele den Unfall mit einer „sympathischen“ Notiz erledigt. Es ließ sich ja auch wirklich wenig über den Entschlafenen sagen. Wenigstens über ihn als Kanzler.

Hohenlohe gehört zu den Männern, die, wie Benedek, das Unglück haben, eine glänzende Laufbahn damit abzuschließen, daß sie zu hoch gehoben wurden. Benedek, der Höchstcommandierende, verwirrte in Wochen Jahrzehnte des Ruhmes. Hohenlohe, der Kanzler, zerstörte in einigen Jahren ein Leben voll treibeifrischer und nationaler Verdienste. Die Lebensbilanz endet mit einem gewichtigen Debet, weil der Versuch, sich an das Größte zu trauen, mißglückte. Aber es wäre ungerecht, darüber die früheren Creditposten zu vergessen.

Die Hohenlohes sind neben den Stolbergs fast die einzige reichsdeutsche Familie des hohen Adels, deren Mitglieder sich um das öffentliche Leben kümmern, und die sich auch nicht für zu gut halten, als Beamte unter ihren „Vettern“, den Hohenzollern, zu dienen. Als junger Mann trat der baierische Staatsangehörige Prinz Chlodwig zu Hohenlohe in preußischen Verwaltungsdienst. Er that das, weil er so dem nationalen Gedanken am besten dienen zu können glaubte. Ihn, den Katholiken, zog das protestantische Preußenthum mehr an, als der Clericalismus seiner Heimat. Der nationale Gedanke war für ihn sein Leben lang ausschlaggebend. Und weil er die nationale Einigung von den Hohenzollern her und von der preußischen Disziplin erwartete, verdiente er sich dort seine politischen Sporen. Als gereifter Mann stellte er sich dann seinem engeren Vaterland zur Verfügung, aber nur, um Baiern klar zu machen, daß es in einem Deutschland Hohenzollern'scher Prägung aufgehen müsse. Die Jahre nach 1866, wo er als baierischer Ministerpräsident seinen Landsleuten das „Los vom Particularismus!“ und „Hin zu Preußen!“ staats- und wirthschafts- und vor allem nationalpolitisch einzupauken verstand, stellen die Sonnenhöhe seines Daseins dar. Den Befreiten von 1866 war es zu machen, daß sie sich mit ihren Siegern zu einem Lebensbund auf Gedeih und Verderb zu einigen hätten, das war seine weltgeschichtliche Aufgabe. Und er löste sie unter den schwierigsten Verhältnissen in dem fast ganz katholischen Lande im Kampfe mit dem Clericalismus. In wenigen Jahren vollzog sich hauptsächlich durch ihn ein beispielloser Umschwung der öffentlichen Meinung. Die Bevölkerung Badegefühle Baierns gegen die „Saupreußen“ wandelten sich in die Stimmung um, die zu den gemeinsamen Siegen 1870/71 und zur Deutschen Kaiserkrönung führte. Es wäre natürlich eine lächerliche Uebertreibung, zu sagen, erst Hohenlohe habe die Baiern national gemacht. Aber er erst hat ihnen die Ueberzeugung beigebracht, daß sie nur dann gute Deutsche sein, wenn sie mit Preußen einen „ewigen Bund“ schließen. Von allen einzelstaatlichen Staatsmännern hatte Hohenlohe den für den reichsdeutschen Samen hartesten Boden zu pflügen. Daß er ihn doch aufnahmsfähig gemacht hat, spricht für die Tüchtigkeit des Ackermannes. Es gab einen heißen Kampf mit den widerstrebenden Naturgewalten. Aber damals war Hohenlohe noch ein Kämpfer, kein genial gewaltthätiger wie Bismarck, sondern ein scharfsinnig zäher. Er siegte, indem er die Gegner nicht unwarf, sondern umwandelte. In wenigen politischen Dingen nachgebend, für das große Ziel mit unbeugsamer Energie eintretend, in der Form verbindlich, in der Sache scharf, Staatsmann im Wollen, Diplomat in der Ausführung, so vollbrachte er im kleinen das zwischen Baiern und Preußen, was Bismarck im großen zwischen Deutschland und Oesterreich ausführte. Im kleinen — dies „Kleine“ war freilich die Grundlage für 1870/71.

Das diplomatische Meisterstück, das Hohenlohe als baierischer Ministerpräsident geleistet hatte, trug ihm das unbedingte Vertrauen Bismarcks ein. Darum stellte er ihn auf den schwierigsten Posten, den Deutschland zu vergeben hatte. Graf Harry Arnim war nach dem Kriege Botschafter in Paris gewesen und hatte sich dort für die Wiederherstellung der Monarchie interessiert. Seine plötzliche Abberufung sammt ihren sensationellen Begleiterscheinungen und Folgen ließ keine Nachfolge als eine dornenvolle Aufgabe erscheinen. Bismarck betraute den Fürsten Hohenlohe damit. Und es war wahrhaftig kein Mißgriff. Bismarck verlangte von seinen Diplomaten, daß sie „einschmeicheln wie die Unterofficiere“. Bei Hohenlohe war die Forderung eines solchen Cadavergehorsams nicht nöthig. Er trieb aus Ueberzeugung Bismarck'sche Politik. Harry Arnim war ganz gewiß ideenreicher als sein Nachfolger. Aber es gieng natürlich nicht, daß der deutsche Botschafter in Paris auf eigene Faust eine Politik macht, die der der Wilhelmstraße stracks zuwiderlief, selbst wenn man annimmt, daß diese Politik klüger war als die von Berlin aus befohlene. Hohenlohe faßte seine Stellung absolut correct auf. Unabhängigkeits-Velleitäten lagen ihm ferne. Er wollte, was Bismarck wollte. Im großen waren sie einig, und im einzelnen ließ ihm Bismarck freie Hand. Frankreich war ein von Todeswunden langsam genesendes Land. Hier handelte es sich darum: quieta non movere! Der Heilungsproceß durfte nicht unterbrochen werden, weil Deutschland alles Interesse an der Consolidierung der französischen Republik hatte. Alles, was man brauchte, waren die seinen Hände eines taktvollen Diplomaten, der jede aufstauchende Schwierigkeit beseitigte, ehe sie bis zu einer Differenz ausgewachsen war. Das besorgte Hohenlohe einfach tadellos. Er konnte nicht aus dem besiegten Todfeind Deutschlands binnen einigen Jahren seinen Freund machen. Kein Genie hätte das fertig gebracht. Er konnte nur dafür sorgen, daß zwischen den beiden Gegnern die Umgangsformen der guten Gesellschaft herrschten und allmählich um einige Grade wärmer wurden. Nicht als Operateur wurde er nach Paris gesandt, sondern als Krankenschwester. Er begriff seine Aufgabe und führte sie mit musterhafter Zartheit durch.

Etwas Aehnliches sei ihm zu, als er die Nachfolge Edwin v. Manteuffels als Statthalter von Elsaß-Lothringen antrat. Manteuffel, der vielfach von der deutschen Presse zu hart beurtheilt wird, hatte die eingeborene Bevölkerung um eine Idee zu gut und die altdeutsche Beamtenschaft vielleicht um eine Idee zu schroff behandelt. Jedenfalls gieng den seinem Tode ein tiefer Riß durch die Bevölkerung. Hohenlohe sollte ihn schließen. Er sollte die Misstimmung der eingewanderten Deutschen beseitigen, ohne doch die Eingeborenen zu verstimmen. Ob nicht schon weitere Jahre bewusster Versöhnungspolitik à la Manteuffel mehr geschafft hätten als zehn Jahre einer nirgends anstoßen wollenden Politik Hohenlohes, ist schwer zu sagen. Jedenfalls erwies sich Hohenlohe auch in Straßburg als der bewährte Diplomat. Erreichte er nicht viel, so verdarb er doch auch nichts. Es gibt zu Zeiten und Orte, wo die Politik des „Fortwurstelns“ das immerhin kleinste Uebel ist.

Jedenfalls war Hohenlohe in Straßburg an seinem Platz, in Berlin nicht. Wenigstens nicht, nachdem er in's höchste hoch in die Siebzig gekommen war, und unter einem jungen, temperamentvollen, energischen und plänereichen Monarchen. „Onkel Chlodwig“ folgte höchst ungern dem Rufe Wilhelms II. Es war, wie man sich ausdrücken pflegt, ein „patriotisches Opfer“, das er brachte. Das ist natürlich eine leere Phrase. Es gibt kaum etwas Fadenlenswerteres, als wenn jemand eine Stelle annimmt, der er sich nicht gewachsen fühlt, und je verantwortungsvoller die Stelle ist, umso unverantwortlicher wird der Fehler. Bei aller Hochachtung vor der Gesinnung, aus der heraus Hohenlohe den Ruf als Reichskanzler annahm, darf doch der scharfe Tadel über seine Kanzlerthätigkeit oder -untüchtigkeit nicht unterdrückt werden.

Politisch verdanken war ihm in den sechs Jahren von 1894 bis 1900 so gut wie nichts. Das das große,

Digitized by Google

wenn auch noch unvollkommene Werk des bürgerlichen Gesetzbuches unter ihm zum Abschlusse kam, daran ist er ungefähr ebenso unschuldig, wie Preußens schlechtester König, Friedrich Wilhelm II., etwas dafür kann, daß das unter Friedrich dem Großen in jahrzehntelanger Arbeit vorbereitete Riesenwerk des preußischen Landrechtes erst nach 1786 publiciert wurde. Und die Reform des Militärstrafprocesses weist so große Mängel auf, wie eben wieder der Sensationsproceß wegen Ermordung des Rittmeisters v. Korsigk zeigte, daß man nicht mehr weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn eine so kümmerliche Reform ganz gescheitert wäre, um in einigen Jahren umso sicherer wirklich gründlich vorgenommen zu werden. Der Ausbau der deutschen Seemacht ist allerdings ein gewaltiger Fortschritt. Aber er muß ausschließlich auf das Conto des Kaisers gesetzt werden, dem es in erster Linie zu verdanken ist, wenn heute der Flottengedanke in Deutschland bis sehr weit nach links hin populär ist.

Positive Errungenschaften sind wenig da, und wo sie da sind, verdanken wir sie nicht Hohenlohe. Das innerpolitische Leben, das sich unter Caprivi so verheißungsvoll entwickelt hatte, ist unter ihm geradezu zurückgegangen. Die Socialreform hat völlig gestockt. Das große Culturwerk des Mittellandcanals ist bereits zweimal gescheitert und heute aussichtsloser als je, weil Hohenlohe bei der ersten Ablehnung nicht die Entschlussfähigkeit besaß, dem Kaiser zu dem einzig richtigen Mittel der Auflösung des Abgeordnetenhauses zu raithen. Wiederholt wurde der Versuch gemacht, die kümmerlichen Freiheiten, die wir in Deutschland haben, noch einzuschränken. Für Preußen wurde ein Vereinsgesetz eingebracht, das so freiheitsfeindlich war, daß es unter dem treffenden Namen des „kleinen Socialistengesetzes" der Geschichte einverleibt worden ist. Die Zuchthausvorlage schreckischen Angedenkens, die der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung den Garaus gemacht hätte, ist noch in zu frischer Erinnerung, als daß man viele Worte darüber zu verlieren brauchte. Beide Gesetzentwürfe wiesen die Unterschrift Hohenlohes auf.

Daß sie nicht von ihm ausgiengen oder auch nur gutgeheißen wurden, weiß man. Er war im Herzen immer der alte Liberale geblieben. Das kam noch hier und da zum Durchbruch. Als 1898 Miquel die „Politik der Sammlung", das heißt eine Art Kartell der Parteien der Rechten gegen die Linke, proclamierte, schrieb Fürst Hohenlohe einen Privatbrief an den „rothen Prinzen", den liberalen Prinzen von Schomaith-Carolath, um seine Gandidatur gegen des conservativen Führers v. Heydebrand zu unterstützen. Das Verbindungsverbot für die politischen Vereine, das das politische Leben Deutschlands aufs äußerste einengte, wurde auf Drängen Hohenlohes aufgehoben, ohne daß man, wie die Conservativen forderten, reactionäre „Compensationen" damit verquickte. Es ist dies sogar das einzige positive Verdienst, das man dem dritten Kanzler nachweisen kann. Daß sein Sohn als einziger Conservativer im Reichstage gegen die Lex Heinze stimmte, wurde allgemein so ausgelegt, als wenn auch der Vater für die Fesselung der Kunst nicht schwärme. Und diese Auslegung dürfte richtig gewesen sein.

So wenig man also daran zweifeln kann, daß Hohenlohe auch in seinen alten Tagen kein Reactionär geworden war, so wenig entschuldigt das sein Verhalten, ja umso schärfer muß man es verurtheilen, wenn er mit seinem guten Namen solche Schändlichkeiten, wie sie die Zuchthausvorlage enthielt, zu decken fertig brachte. Seit den unseligen Fünfzigerjahren Friedrich Wilhelms IV. haben wir in Preußen keine solche Fülle von reactionären Versuchen wieder gehabt, wie unter der Kanzlerschaft des „liberalen" Fürsten Hohenlohe. Er that nichts. Aber er ließ die anderen thun. Und das müssen sie gründlich aus. Zwei brünische, aber wirtliche Kanzler hat es unter Hohenlohe gegeben: erst Stumm, der für alle Zeiten in Deutschland den Typus des Arbeiterunterdrückers darstellt, und dann Miquel, der sich vom Communisten zum Protector und Protege der Hochconservativen durchgemausert hat. Caprivi hatte den Agrarierthum das Rückgrat gebrochen. Miquel leimte es unter Hohenlohes Duldung wieder zu sammen. Der Bund der Großgrundbesitzer und das Agrarierthum auf der Grundlage des Hochschutzzolles zum Zwecke des Aushungerntodes entstand unter Hohenlohe, zwar wider Hohenlohe, aber durch Hohenlohes eigene Minister. Alle Zolluetze, an denen wir jetzt kranken, sind Hohenlohesche Erbschaft — wohlverstanden: Erbschaft wider Willen des Erblassers.

Je höher Hohenlohe äußerlich stieg, umso tiefer sank sein Ansehen auf den Dank seines Volkes. Und das Gesammturtheil kann nicht anders lauten als eben: er ein guter Deutscher, ein gutmüthiger Ehrenmann, ein feiner Kopf, aber ein verhängnisvoller Kanzler.

H. W. Meisach.

Zur Frage der Autonomie für Welschtirol.

Mit seltener Einmüthigkeit hat sich ganz Deutschtirol ohne Unterschied der Parteien erhoben, um den Dr. v. Grabmayr'schen Entwurf einer neuen Landesordnung zu Fall zu bringen, was auch möglich zu beseitigen.

Außer den geistigen Urhebern dieser „administrativen" Autonomie, wie sie Dr. v. Grabmayr, als er sich selbst von seinen gegreuesten Anhängern verlassen sah, beschönigend zu bezeichnen pflegte, findet sich heute fast niemand mehr im deutschen Landestheile, der seine Hand für dieses Opus ins Feuer legen möchte, und es ist höchst bezeichnend, daß die Welschtiroler, die diesem Entwurfe anfangs kühl bis ans Herz hinan gegenüberstanden, nun plötzlich sich für ihn zu erwärmen beginnen und ihn mit allen Mitteln ihrer Beredsamkeit und Aufwand der verfügbaren Logik durchzusetzen versuchen. Schon die Verlesung der Protestkundgebungen von 100 deutschen Gemeinden hatte bei den italienischen Landtagsabgeordneten einen wahren Wuthausbruch zur Folge. Als im December vorigen Jahres der Tiroler Landtag unter den düsteren Zeichen der Obstruction seitens der Welschtiroler seine Thätigkeit begann, war man plötzlich selbst in den hochconservativen Kreisen ziemlich autonomiefreundlich geworden, und auch die Regierung zeigten sie sich bei einzelnen Parteien vollständig bereit Handlung zu Gunsten der Autonomie begünstigen zu wollen. War zu der Schreden vor Obstructionsscenen, wie sie im Parlamente in Wien sich abgespielt hatten, dem ganzen Landtage wie der Regierung in die Glieder gefahren. Einstimmig war daher in der Sitzung vom 16. Jänner l. J. der Antrag auf Einsetzung eines Comités zur Ausarbeitung einer neuen Landesordnung angenommen worden, welches Comité aus Angehörigen aller Parteien zusammengesetzt war.

Wie kommt es nun, daß jetzt, nachdem es Dr. v. Grabmayr gelungen war, einen Entwurf zustande zu bringen, der, wenn auch nicht den vollen Beifall der Italiener, doch die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit dieses Comités gefunden hatte und der selbst die allerdings unverbindliche Genehmigung der Wiener Regierung erhalten haben soll, so plötzlich auf allen Seiten dem Grabmayr'schen Operate zahlreiche und heftige Gegner bei allen Parteien Deutschtirols erstanden sind? Die Erscheinung, daß vor einem halben Jahre noch alle Parteien des Tiroler Landtages bereit waren, die ihnen damals vertraulich bekannt gegebenen Grundzüge autonomer Einrichtungen für Welschtirol anzunehmen und daß der hierauf aufgebaute Entwurf einer neuen Landesordnung fast ebenso einmüthig von allen deutschen Parteien bekämpft wird, ist jedenfalls höchst merkwürdig: sie läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß jede Partei Bedenken trug, für die Lösung eines für das Land Tirol sowohl staatspolitisch, wie national, finanziell und wirtschaftlich hochwichtigen Problems die Verantwortung zu übernehmen, ohne heute auch nur annähernd angeben zu können in der Lage zu sein, die aus der Gewährung der Autonomie in allen Beziehungen zukünftig sich ergebenden Consequenzen mit einiger Sicherheit überblicken zu können.

Wir wollen nun versuchen, die Frage der Autonomie Welschtirols in ihrer historischen Entwickelung, sowie deren politische wie finanzielle Tragweite in Kürze darzustellen.

Das Streben der Welschtiroler nach einer gewissen Sonderstellung des italienischen Landestheiles ist nicht etwa ein Product der modernen Nationalidee; schon viel früher, und zwar angeblich aus wirtschaftlichen Gründen, haben die Italiener die Forderung nach einer selbständigen Verwaltung Welschtirols erhoben und immer wieder erneuert. Die Art und das Maß dieser Selbstverwaltung ist je nach der augenblicklichen Strömung sehr verschieden, und ebenso schwankend ist die Haltung der einzelnen österreichischen Regierungen, die seit dem Jahre 1848 bald mit einer kaum begreiflichen Connivenz den Forderungen der Italiener gerecht zu werden versuchten, dann aber wieder denselben ebenso unumwunden zu versichen gaben, daß sie auf Gewährung ihrer Wünsche gar nicht hoffen durfen. Es würde zu weit führen, wenn man auf die einzelnen Phasen der Autonomiebestrebungen näher eingehen oder die bezüglichen Verhandlungen im Tiroler Landtage auch nur skizzieren wollte. Zu einem gewissen Beudepunkt ist diese Frage erst gelangt, als der Landtag in der Sitzung vom 16. November 1899 auf Antrag der italienischen Abgeordneten mit Stimmenmehrheit den Beschluß faßte: „Der Landtag anerkennt das Bedürfnis, daß den italienischen Landestheile durch besseren Belangung der nur ihn betreffenden Angelegenheiten auch besondere Einrichtungen und Organe der Selbstverwaltung angestanden werden," zu welchem Zweck der Landesausschuß beauftragt wurde, für die nächste Session Anträge in Form eines Gesetzentwurfes auszuarbeiten.

Im Sinne dieses Beschlusses hatten nun die italienischen Abgeordneten auf 15. September 1900 einen bezüglichen Gesetzentwurf dem Landesausschusse überreicht, nach welchem zwar der Beschluß nicht beobachtet, an einigen Bestimmungen aber derart eingegriffen und eingeschränkt wurde, daß derselbe nur mehr als eine unbedeutende Kluft weiter zu bezeichnen bestimmt war, indem

Digitized by Google

alle wichtigen Fragen, wie die Landesculture, die öffentlichen Banten und Straßen, die Gemeinde- und Schulangelegenheiten in die Competenz der Gebietsvertretungen verlegt wurden, welche hierin, und zwar die deutsche für Deutschtirol, die italienische für den italienischen Landestheil, endgiltig entscheiden konnten und deren Beschlüsse nur, wenn sie Gesetzeskraft erlangen sollten, der kaiserlichen Sanction bedurften. Um diese Abgrenzung und die Trennung der Verwaltung auch äußerlich zu zeigen, enthielt der Entwurf die Bestimmung, daß die deutsche Gebietsvertretung zu ihren Sitzungen sich in Innsbruck, die italienische in Trient versammelt. Auch die von beiden Gebietsvertretungen als Vermittlungs- und Ausführungsorgane einzusetzenden Gebietsausschüsse sollten ihre Amtslocale in Innsbruck, bezw. Trient und erhalten ihr eigenes Beamtenpersonal. Zieht man noch in Betracht, daß die beiden Gebietsvertretungen die zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten nöthigen Mittel durch Einhebung von Umlagen bis zu 50 Procent der directen Steuern, und zwar auch ohne kaiserliche Sanction sich zu beschaffen ermächtigt wurden, so ist doch deutlich genug ausgedrückt, auf welches Ziel die Italiener losstenerten. Dieselben haben auch in der Begründung ihres Entwurfes ganz unverhohlen erklärt, daß die Verschiedenheit der Sprache und der Bedürfnisse des deutschen und italienischen Landestheiles und namentlich der Umstand, daß jene italienischen Abgeordneten, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind, den Verhandlungen im Landtage nicht zu folgen vermögen, eigene Verwaltungsorganismen für beide Landestheile erfordern und daß das einzige und einfachste Mittel hiersür jenes sei, einen eigenen Landtag zu schaffen, der von jenem in Innsbruck getrennt ist. Der Sprecher der italienischen Abgeordneten, Dr. Grilz, hat aber ausdrücklich die Bemerkung beigefügt, daß sie den oben skizzierten Entwurf, welcher die vollständige Trennung nicht aussprecht, nur deshalb eingebracht hätten, weil sie sich auf dem Boden des Landtagsbeschlusses vom Jahre 1889 bewegen wollten. Dieser Entwurf fand aber nicht die Zustimmung des Landesausschusses. Wenn auch seitens des Vertreters der liberalen Partei im Landesausschusse die Erklärung abgegeben wurde, daß er in Rücksicht der thatsächlich bestehenden Verschiedenheiten den italienischen Landestheile zur besseren Besorgung der besonderen, nur diesen betreffenden Angelegenheiten ohne Zerstörung der Landeseinheit auch besondere Einrichtungen und Organe der Selbstverwaltung zugestanden wissen möchte, so bezeichnete derselbe diesen Entwurf, weil er über den Landtagsbeschluß vom 16. November hinausgeht, deutscherseits für unannehmbar. Auch die clericale Partei nahm einen ähnlichen Standpunkt ein und verwahrte sich gegen die Schaffung eines Zustandes, der das kleine Land Tirol eigentlich mit drei Landtagen und mit drei Landesausschüssen beglücke. Aber auch staatsrechtliche Bedenken wurden von dieser Seite geltend gemacht und betont, daß es ihrerseits als unstatthaft betrachtet werde, dass auf Grund des Nationalitätenprincipes in Oesterreich staatsrechtliche Gebilde geschaffen werden sollen. Das Comité konnte sich daher über einen an den Landtag zu stellenden Antrag nicht einigen und beschloß bloß das Sitzungsprotokoll mitzutheilen, weshalb der italienische Abgeordnete Dr. Dordi in der Sitzung des Landtages am 22. Jänner den Dringlichkeitsantrag stellte, die Anträge des Comités für die autonome Verwaltung Italienisch-Tirols sofort in Verhandlung zu ziehen. Nachdem die Dringlichkeit dieses Antrages mit Zweidrittelmajorität angenommen war, ergriff der Statthalter das Wort, um den Schluß des Landtages im Allerhöchsten Auftrage zu verkünden.

Damit hatte die Autonomiefrage im Tiroler Landtage vorläufig ihre Erledigung gefunden. Die wälschtirolischen Abgeordneten, über das Vorgehen erbittert, zogen sich grollend zurück und mieden den Landtag. Alle späteren Sessionen wollzogen sich unter dem Zeichen der Abstinenz der nationalen italienischen Landtagsabgeordneten, welche selbst durch die Ernennung des Fürsten Lustkerklärung der Mandate und Durchführung von Neuwahlen in ihrem eisernen Willen, sich unbeugsam zu zeigen, nicht mürbe gemacht werden konnten. Wohl hat es an Versuchen der verschiedensten Art nicht gefehlt, dieselben wieder nach Innsbruck zu locken. Die Landesvertretung wie die Regierung überboten sich im gegenseitigen Werbeifer, den Italienern auf wirtschaftlichem Gebiete Vortheile zu gewähren: diese nahmen sie zwar an, selbstverständlich ohne zu danken, verblieben aber halsstarrig in ihrem Schmollwinkel zu Trient. Erst im Abgeordnetenhause wurden die Fäden der Anknüpfung wieder aufgenommen und sollen vertrauliche Besprechungen mit der Regierung gepflogen worden sein, welche das Maß der an den italienischen Landestheil zu gewährenden Autonomie zum Gegenstande hatten. Thatsache ist, daß Graf Badeni sich die Unterstützung der Italiener dadurch sichern zu können glaubte, daß er ihnen gewisse Versprechungen machte, deren Inhalt zwar nicht bekannt geworden ist, aber immerhin geeignet war, bei den Wälschtirolern eine gewisse Hoffnung auf endliche Erfüllung ihrer Wünsche zu nähren. Im Jahre 1897 überreichten nun die wälschtirolischen Abgeordneten dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Badeni ein Memorandum nebst dem Entwurfe einer neuen Landesordnung, in welchem sie ihre Mindestforderungen in Bezug auf die ihnen zu gewährende Autonomie näher begründeten. Es hieß damals, daß die Regierung dieselben als unannehmbar bezeichnet habe. Dieselben verdienen jedoch insoferne eine nähere Beachtung, weil sie im gewissen Sinne die Grundlage bilden, auf welcher die später, sei es mit, sei es ohne Wissen der Regierung, durch den Abgeordneten Dr. Kathrein eingeleiteten Verhandlungen über die Bedingungen des Wiedereintrittes der wälschtirolischen Landtagsabgeordneten in den Tiroler Landtag geführt wurden.

Nach diesem Entwurfe sollte die Landesvertretung bestehen 1. aus der durch 42 Abgeordnete Deutschtirols vertretenen deutschen Curie, 2. aus der durch 25 Abgeordnete Italienisch-Tirols vertretenen italienischen Curie, 3. aus den 67 Abgeordnete zählenden Landtage. Die Competenz der beiden Curien sollte sich auf alle Sonderinteressen des betreffenden Landestheiles erstrecken, während jene des Landtages lediglich auf Angelegenheiten des ganzen Landes beschränkt war. Die Tagung des Landtages und der beiden Curien soll zu gleicher Zeit, u. zw. in Innsbruck stattfinden; jedoch hält jeder dieser Vertretungskörper seine eigenen Sitzungen ab; dem Landtage präsidiert der Landeshauptmann wie bisher, während die beiden Curien ihren eigenen Vorsitzenden aus ihrer Mitte wählen. Als eine naturgemäße Folge dieser Dreitheilung der Landesvertretung und deren Competenz ist auch deren geschäftsführende Stelle, nämlich der Landesausschuß, dreifach abgetheilt. Er besteht 1. aus dem in Innsbruck amtierenden Curialausschuß für Deutschtirol mit fünf aus dieser Curie gewählten Mitgliedern, 2. aus dem in Trient amtierenden Curialausschuß für Italienisch-Tirol mit gleichfalls fünf Mitgliedern, und 3. aus dem durch Vereinigung dieser beiden Ausschüsse entstehenden Landesausschusse, welcher seine Sitzungen in Innsbruck hält. Zum Wirkungskreise der beiden Curien, welche zur Erledigung der ihnen zugewiesenen Geschäfte ihr eigenes Beamtenpersonal erhalten, gehören u. a. die Boden- und Forstcultur, die Straßen- und Wasserbauten, die Verwaltung der eigenen, jedem Landestheile gehörigen Fonds, die Genehmigung des Voranschlages und Rechnungsabschlusses, die Beschaffung der zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten erforderlichen Mittel, zu welchem Zwecke sie besondere Umlagen bis zur Höhe von 50 Procent der directen Steuern erheben dürfen, die Inanspruchnahme des Credits, die Ausübung durch bisher dem Landesausschusse zustehenden Wirksamkeit in Gemeindeangelegenheiten, die öffentliche Gesundheitspflege, das Vorspann- und Einquartierungswesen. Dabei bei diesem Wirkungskreise der Curien der Gesammtlandtag nur mehr zu einem Scheinleben verurtheilt war, ist einleuchtend; ihm steht nur die Verwaltung des Landesvermögens sowie die Sorge für die Verzinsung und Tilgung der Landesschulden zu; er hat für die öffentlichen Banten und Wohlthätigkeitsanstalten, insoferne sie nicht Landesanstalten zu bestreiten sind, zu sorgen, sowie die für Landeszwecke erforderlichen Darlehen durch Ausschreibung von Umlagen zu beschaffen. Zu Bezug auf die Behandlung der Regierungsvorlagen, Erstattung von Gutachten, ferner bei Beurtheilung allgemeiner Gesetze und Einrichtungen in Bezug auf ihre Rückwirkungen auf das ganze Land oder die beiden Landestheile haben der Landtag und die Curien die gleichen Rechte und sind von einander vollständig unabhängig. Nur in dem Falle, als die Beschlüsse einer Curie Gesetzeskraft erlangen sollen, daher der Allerhöchsten Sanction bedürfen, muß jede Curie die Zustimmung der anderen einholen, was in der Weise geschieht, daß sich die beiden Vorsitzenden der Curien unter dem Präsidium des Landhauptmannes versammeln, um ihre Stimme abzugeben. Einigen sie sich, so gilt das Votum der Curie als angenommen. Andrerseits wird ein Vermittler-Collegium aus je vier den beiden Curien entnommenen Abgeordneten constituiert, welche einen Bericht ausarbeiten haben, worauf sich die Vorsitzenden nochmals zur Abstimmung versammeln. Einigt auch diesmal keine Einigung, so ist der Beschluß der Curie abgelehnt. Es ist nicht zu verkennen, daß sich für eine solche Autonomie, welche mit der Aufhebung der Landescinheit gleichbedeutend war, weder die Regierung, noch sonst jemand im deutschen Landestheile erwärmen konnte. Selbst wenn in gewissen Kreisen der deutschliberalen Partei die Geneigtheit bestand, angesichts der nicht wegzuleugnenden nationalen, socialen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten des sogenannten Trentino das Recht auf ein gewisses Maß von Selbstverwaltung in diesem Landestheile anzuerkennen, so war doch auch für diese eine Autonomie nach dem Zuschnitte des Abgeordneten Sathoori, welcher als der Vater jenes Entwurfes gilt, unannehmbar, ja es wurde offen ausgesprochen, daß sie derselben eine vollständige Trennung Deutschtirols vom Wälschtirol mit zwei Landtagen und zwei Landesausschüssen als ein kleineres Uebel vorziehen würden. Daß sich unter solchen Verhältnissen die zur Anbahnung eines Ausgleiches gepflogenen Verhandlungen zerschlagen mussten, ist klar; die Italiener wollten von ihren Mindestforderungen auch nicht ein Pünktchen streichen lassen, ein solches Maß von Autonomie war selbst der gemäßigt-liberalen Deutschtirole Dr. Kathrein zugestehen nicht in der Lage. Die Italiener blieben daher auch wie vor dem Landtage fern, ließ immer noch der Hoffnung hingebend, daß die Regierung doch endlich nachgeben und sich zu Concessionen bereit finden werde. Da erschien eines Tages, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die bekannte Antwort Dr. v. Koerbers, welche jede Hoffnung

Digitized by Google

der Italiener mit einem Schlage vernichtete und durch ihre schroffe Abweisung selbst in den den Italienern nicht gerade freundlich gesinnten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregte. Dieser Schritt der Regierung, für welchen man vielfach — sicher mit Unrecht — den derzeitigen Statthalter Grafen v. Merveldt verantwortlich machte, war entscheidend für die darauf folgende Haltung der Italiener, welche nunmehr einsahen, daß das bisherige Mittel der Abstinenz nicht mehr verfange und daß man, um einen Erfolge zu gelangen, in Oesterreich zu schärferen Maßregeln die Zuflucht nehmen müsse. Der Verlauf der parlamentarischen Ereignisse in Wien war ja auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen, und so wurde denn eines Tages die deutsche Bevölkerung Tirols mit der Nachricht überrascht, daß die Abstinenz der Italiener aufgegeben sei, daß dieselben in dem Ende 1900 einzuberufenden Landtage erscheinen wollten, aber nicht um etwa dessen Arbeit zu fördern und im gegenseitigen Einvernehmen einen Ausgleich in der Autonomiefrage herbeizuführen, sondern in der Absicht, durch Obstruction jede Thätigkeit desselben insolange zu hindern, bis ihre berechtigte Forderung nach Gewährung einer Autonomie erfüllt sei. Der eingangs erwähnte Landtagsbeschluß, die Einsetzung eines Comités zur Ausarbeitung einer neuen Landesordnung, und der nunmehr zur Verhandlung stehende Dr. v. Grabmayr'sche Entwurf sind das Ergebnis der Verhandlungen, welche zur vorläufigen Einstellung der Obstruction der Italiener in jener Landtagssession geführt hatten.

Der von Dr. v. Grabmayr ausgearbeitete Entwurf einer neuen Landesordnung beruht in Wesenheit auf dem im Jahre 1897 von den Italienern dem Grafen Badeni überreichten Memorandum. Wir finden in demselben wieder die drei parlamentarischen Vertretungskörper, nämlich den Landtag, die deutsche und die italienische Abtheilung des Landtages, sowie die drei autonomen Executivorgane; den Landesausschuß, die deutsche und italienische Section des Landesausschusses. Der Wirkungskreis des Landtages und seiner Abtheilungen ist im Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung so ziemlich der gleiche, wie er in dem Memorandum skizziert wurde. Allerdings erfährt die Competenz der Abtheilungen insofern eine nicht unwesentliche Einschränkung, als die Mitwirkung an der Gesetzgebung selbst in allen, nur die besonderen Angelegenheiten betreffenden Fragen nicht der Abtheilung zusteht, sondern dem Landtage vorbehalten bleibt. Jede Abtheilung kann daher unabhängig vom Landtage und von der anderen Abtheilung in der ihr Gebiet betreffenden Angelegenheiten zu der Innehaltung der gesetzlichen Grenzen berufen und beschließen. Mit dieser Bestimmung glaubt der Entwurf der Erhaltung der Landeseinheit genügend Rechnung getragen zu haben. Derselbe trifft, um diesen Gedanken noch schärfer zum Ausdruck zu bringen, noch eine Menge von Anordnungen, die alle den Zweck verfolgen, zu zeigen, wie ängstlich der Verfasser auf die Landeseinheit Bedacht genommen. Sie sind übrigens zu belanglos und von zu nebensächlicher Natur, daß es kaum nöthig erscheint, sie hier näher zu bezeichnen. Nur in einem Punkte verdient diese Vorlage eine Beachtung: § 47 bestimmt nämlich, daß die Sitzungen der Abtheilungen nicht öffentlich sind; nur die Landesausschußbeisitzer erhalten das Recht, denselben beizuwohnen. Die neue Landesordnung weist daher eine im öffentlichen Leben Oesterreichs wohl als Unicum dastehende Erscheinung auf, daß ein Vertretungskörper im geheimen seine Berathungen pflegt und seine Beschlüsse faßt, sich daher der öffentlichen Controle entzieht.

Wenn dieser Entwurf alsbald nach seinem Bekanntwerden bei allen deutschen Parteien einer lebhaften Opposition begegnete, so darf man sich hierüber nicht verwundern. Der in demselben geschaffene Verwaltungsapparat ist ein so complicierter, daß an ein ungestörtes Functionieren desselben gar nicht zu denken ist. Man stelle sich nur vor, daß nach dieser Landesordnung drei Vertretungskörper und drei Ausschüsse nebeneinander ihres Amtes walten und in gewissen Dingen doch ein gemeinger Verband zwischen denselben hergestellt werden soll. Von den Mehrheiten abgesehen, welche dem Lande hierdurch erwachsen, erscheint es mehr als traglich, ob nicht gerade der Umstand, daß die Beschlüsse der Abtheilungen nach § 19 dem Landeshauptmanne, bezw. dem Landtage mitzutheilen sind, welcher dieselben hüteren kann, zu weit ärgeren Reibungen zwischen den beiden Nationalitäten führen kann, als es bis jetzt jemals der Fall war. Wie glaubten daher nicht, daß diese Landesordnung den Wünschen und Bedürfnissen der Italiener für die Dauer entsprechen wird. Dieselbe ist unpraktisch und vielfach undurchführbar, sie wird sich daher schon nach wenigen Jahren als werthlos erweisen. Es sind Dinge aber bereits in Arbeit, an den kann mehr möglich sein, auf den deutschen Stand zurückzugreifen. Die vollständige Trennung, die Schaffung einer eigenen Provinz „Trentino", die doch in Wahrheit das letzte Ziel aller national denkenden Italienischen bilden, wird das Erbe von Trient sein. Man wird den Italienern, denen man heute den Mund wässerig macht, die ganze Sache nicht mehr verübeln können. Die Schuld aller Denjenigen, welche [illegible]

schiefen Ebene bewegt, die unaufhaltsam zur vollständigen Lostrennung führen muß. Wenn auch letztere aus finanziellen Gründen vom Standpunkte Deutschtirols kaum zu perhorreszieren wäre — denn an der Gesammtsteuerleistung Tirols pro 6½ Millionen nimmt Welschtirol mit rund 1½ Millionen Antheil, während der perentuelle Antheil der auf Welschtirol entfallenden Ausgaben 22¼ % beträgt — so muß doch jeder Versuch einer Landestheilung schon aus nationalen Gründen als eine schwere Schädigung der nationalen Interessen Deutschtirols betrachtet und bekämpft werden, insolange denselben nicht ein genügender Schutz geboten wird. Einen solchen vermißt man jedoch in dem Grabmayr'schen Entwurfe, welcher allerdings durch Festlegung einer nationalen Grenze den deutschen Besitzstand in Tirol für gesichert hält. Dies ist aber eine Selbsttäuschung, die nur auf eine vollständige Verkennung der Deutschtirol durch die zunehmende italienische Invasion drohenden Gefahren und deren wahren Ursachen zurückzuführen ist. Durch keine natürliche Grenze wird man dieser unseres Erachtens vorzubeugen imstande sein; denn das Vordringen der welschen Elemente in das deutsche Südtirol ist hauptsächlich auf wirtschaftliche Gründe zurückzuführen, die trotz der Autonomie fortbestehen werden. Der italienische Arbeiter mit seinen geringen Lebensansprüchen, seiner sprichwörtlichen Genügsamkeit, seinem Arbeitsfleiß mit kleinem Lohne wird immer die größte Gefahr für die Verwirklichung der angrenzenden deutschen Gebietstheile bilden. Daran wird auch die Thatsache nichts zu ändern vermögen, daß die Grabmayr'sche Landesordnung die Angelegenheiten der deutschen Schulen in Welschtirol der Competenz der italienischen Abtheilung entrückt und sie dem Landtage zuweist. Die Absicht, den deutschen Besitzstand zu schützen, erfährt aber insoferne eine ganz wesentliche Einschränkung, daß die Grenzlinie derart gezogen ist, daß das ladinische Fassathal zur italienischen Abtheilung gehört. Durch diese von der Bevölkerung durchaus nicht gewünschte Angliederung dieses Thales an das Trentino, wodurch insbesondere auch das Schicksal von für Bozen höchstwichtigen Fleimsthalbahn zu Gunsten Trients entschieden ist, wird der Verwälschung dieses ladinischen Gebietes und hierdurch auch dem Vordringen welschen Wesens in die deutschen Gebiete mächtiger Vorschub geleistet.

Für die Deutschen ist daher dieser Entwurf einer Landesordnung unannehmbar. In einer Denkschrift des Deutschen Volksvereines für Südtirol, das ja durch die Autonomie in seinen wirtschaftlichen und nationalen Interessen zunächst berührt wird, sind die Forderungen der Deutschen klar und bündig auseinander gesetzt: 1. Hintanhaltung der angestrebten Errichtung italienischer Schulen auf deutschtirolischen Gebieten; 2. Concessionierung und Subventionierung des Bozen-Fleimsthalbahn-Projectes; 3. Angliederung der Gemeinden des Fassathales an den politischen Bezirk Bozen und die Errichtung deutscher Schulen daselbst; 4. Angliederung der deutschen Gemeinden des Nonsberges (Laurein, St. Felix, Proveis und Unserer Frau im Walde) und der deutschen Gemeinden des Fleimsthales (Altrei und Truden) an die Bezirke Bozen, resp. Meran. Ohne Erfüllung dieser Cardinalforderungen wird wenigstens die deutschnationale Partei in Tirol selbst nicht für ein noch so geringes Maß von Autonomie Welschtirols zu haben sein.

Die Deutschen haben den Italienern wegen ihres Freisinns, wegen ihrer Cultur stets hohe Achtung gezollt; sie haben denselben auch niemals in der Erhaltung ihrer nationalen Interessen und Bedürfnisse Schranken gesetzt, und es ist nicht richtig und den Thatsachen widersprechend, wenn behauptet wird, daß die Welschtiroler bei den Deutschen wenig Verständnis für ihre wirtschaftlichen Eigenheiten gefunden hätten. Aber man ist deutscherseits trotzdem bereit, denselben ein gewisses Maß von Selbstverwaltung in ihren eigenen Angelegenheiten einzuräumen; aber deutsche Interessen dürfen hierdurch nicht tangiert werden. Insolange hierfür sichere Bürgschaften nicht geboten sind, wird man die nationalgesinnten Deutschen stets als Gegner jeder Art von Autonomie Welschtirols zu betrachten haben.

Innsbruck. Clemontanus.

Ueber Hilfsschulen für schwach befähigte Kinder.

Den Besuchern der Wohlfahrtsausstellung im Jahre 1898, welche sich nicht mit einem flüchtigen Ueberblick begnügt haben, wird eine Baudraisel aufgefallen sein, welche das Vorkommen von Blindheit, Taubstummheit und Geistesschwäche in Oesterreich auf Grund statistischer Erhebungen veranschaulichte. In einer anderen Abtheilung waren Lehrmittel und Zeichnungsarbeiten einiger Anstalten für Blinde, taubstumme und schwachsinnige Kinder ausgestellt, und weder Besucher, die hier zum erstenmal in der bedrückenden Ernst kennen gelernten waren, in wie vielfacher Gestalt das Unglück der Menschheit drohe, bemächtigte sich ein Gefühl hoher Befriedigung angesichts der Thatsache, daß es nicht bloß möglich sei, die unglücklichen Mängel der Sagenarten des Unterrichtes und der Erziehung abhelfend wirken zu können, sondern sie auch zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.

Die österreichischen Anstalten haben auf jedem Gebiete der Heilpädagogik glänzende Erfolge erzielt und zum Theile bahnbrechend gewirkt. Insbesondere ist Oesterreich als Heimstätte der Blindenpädagogik zu betrachten. Leider ist die Zahl der heilpädagogischen Anstalten eine so geringe, dass sie nicht einmal zur Aufnahme der Bedürftigen eines Kronlandes — Galiziens — ausreichen würden. Besonders traurig ist es um die Anstalten für schwachsinnige Kinder bestellt; der Staat hat seine einzige ins Leben gerufen und die Erhaltung dieser humanitären Anstalt in den Ländern und einigen Wohlthätigkeitsvereinen überlassen. Nicht mehr als wie- bis fünfhundert von den tausenden schwachsinnigen Kindern Oesterreichs sind in Erziehungsanstalten untergebracht*), und es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn alljährlich eine Unzahl verwahrloster Schwachsinniger dem Laster und Verbrechen in die Arme fällt.

Wenn auch die Behauptung einiger italienischer Gelehrter als stark übertrieben zurückgewiesen werden muss, dass die schwersten Verbrechen hauptsächlich von Schwachsinnigen begangen werden, welche die Tragweite ihrer Handlungen nicht zu ermessen vermögen, so muss doch zugegeben werden, dass Schwachsinnige leicht verwildern und deshalb zur Ausführung schwerer Gewaltthaten gelangen können. Sollier nennt daher die Imbecillen geradezu „Antisociale", Gegner der menschlichen Gesellschaft. Von ähnlichen Erwägungen war wohl der österreichische Heilpädagoge Deinhart geleitet, wenn er behauptet, dass durch Errichtung von Erziehungsanstalten für Schwachsinnige späterhin eine Verminderung der in Gefangen- und Zwangsarbeitshäusern untergebrachten Schädlinge erzielt werden könnte. Nicht blos humanitäre, sondern auch praktische Rücksichten lassen daher die Begründung von Bildungsstätten für geistig zurückgebliebene Kinder als ein Gebot der Nothwendigkeit erscheinen.

Während in Oesterreich die Schwachsinnigenfürsorge kaum über das Anfangsstadium hinausgelangt ist, macht sich in Deutschland das Bestreben geltend, sämmtlichen bildungsfähigen schwachsinnigen Kindern einen ihrer Eigenart entsprechenden Unterricht zu sichern. Das Anstaltswesen ist in Deutschland zu hoher Blüte gelangt, es bestehen gegenwärtig nicht weniger als 74 Institute, die annähernd 10.000 Zöglinge beherbergen. Allerdings können diese Anstalten nicht sachgemäß miteinander verglichen werden. Einige widmen sich nur der Pflege bildungsunfähiger Idioten, andere sind ausschließlich für bildungsfähige Schwachsinnige bestimmt, aber alle diese Anstalten, so verschiedenartig sie im einzelnen auch sein mögen, bilden Glieder einer Kette, insofern, als in ihrer Organisation alle möglichen Erscheinungsformen des im Kindesalter vorkommenden Schwachsinns Berücksichtigung gefunden haben.

Trotzdem können auch in den Anstalten Deutschlands nicht alle schwachsinnigen Kinder Aufnahme finden. Bezgandt schätzt deren Zahl auf annähernd 45.000; berücksichtigt man die Zahl der in Anstalten untergebrachten Kinder, so bleiben noch immer 35.000 unversorgt. Untersuchungen in einigen Volksschulen Berlins und Hamburgs haben ergeben, dass namentlich die unteren Classen durch schwachsinnige Schüler stark belastet sind. Diese bilden aber ein Hindernis für den Unterricht, da es dem Lehrer unmöglich ist, gleichzeitig schwachsinnige und geistig normale Schüler zu unterrichten, und daher die Beschäftigung mit den einen eine Verkürzung der anderen bedeutet. Es lag deshalb nahe, den schwachsinnigen Kindern außerhalb der Unterrichtsstunden einen Nachhilfeunterricht zu ertheilen, der unter Umständen auch die durch Krankheit zurückgebliebenen normalen Schüler zugezogen wurden. Diese Einrichtung bewährte sich jedoch nicht, und so gelangte man schließlich dazu, geistig zurückgebliebene Kinder in besonderen Classen von hierzu befähigten Lehrern unterrichten zu lassen; die Lehrbücher und Lehrbehelfe blieben die gleichen wie in der Normalschule, doch wurde das Lehrziel bedeutend herabgemindert. Anfänglich wurden die Hilfsclassen in verschiedenen Zimmern bestehender Schulgebäude untergebracht. Aber die rasch zunehmende Schülerzahl und die Verschiedenheit des Schulunterrichtes führte in vielen Städten zur Begründung eigener mehrclassiger Hilfsschulen, die sogar in besonderen Schulgebäuden untergebracht und mit wichtigen hygienischen Einrichtungen (Schulbädern, Schulküchen) versehen wurden.

Während die Hilfsclassen den Volksschulen, in deren Gebäuden sie untergebracht wurden, organisch angegliedert waren, erlangten die mehrclassigen Hilfsschulen immer größere Selbständigkeit. Wenn auch die Leiter benachbarter Volksschulen den Hilfsschulen ihn Nebenamte vorstehen, so ist dies nur als eine administrative Maßregel zu betrachten, welche die pädagogische Unabhängigkeit der letzteren in keiner Weise beeinträchtigt. Deshalb bedeutet die Verfügung der Berliner Schulverwaltung, Nebenclassen in den bestehenden Gemeindeschulen zu errichten, die schwach befähigten Schüler in einigen Lehrgegenständen gleichzeitig mit den normalen zu unterrichten und sie sobald als möglich wieder dem Hauptunterrichte zuzuführen, einen entschiedenen Rückschritt. Merkwürdig genug ist die Begründung dieser vom heilpädagogischen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigenden Maßregel: mit der endgiltigen Ueberweisung in eine Hilfsschule würde man dem Kinde den Stempel der Minderwertigkeit für alle Zeiten und oft voreilig aufdrücken und ihm daher in seinem weiteren Fortkommen hinderlich sein. Damit ist ein Vorurtheil, welches der pädagogischen Wissenschaft überhaupt und insbesondere den Bestrebungen, die Zöglinge erwerbsfähig zu machen, von jeher im Wege steht, zum erstenmal amtlich beglaubigt worden. Thatsächlich ist es das Ziel aller heilpädagogischen Bemühungen, die charakteristischen Merkmale der Minderwertigkeit zu bannen, und in zahlreichen Fällen ist es gelungen, Kinder, die ohne heilpädagogische Einwirkung zweifellos in die Nacht des Blödsinns versunken wären, zu erfolgreicher Berufsarbeit zu befähigen. Die Behauptung, dass erst durch den Eintritt in eine Hilfsschule dem Kinde der Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt wird, beruht auf einer groben Verkennung der wirklichen Verhältnisse. Berlin besitzt eine Musteranstalt für die Erziehung schwachsinniger Kinder in Dalldorf. Hätte die Schulverwaltung die Erfolge dieser Anstalt zuvor berücksichtigt, so wäre ein solches Urtheil, das die Interessen der Heilpädagogik aufs schwerste beeinträchtigt, niemals abgegeben worden.

Von größter Bedeutung ist die Institution der Schulärzte für die Hilfsschulen geworden. Ueber den körperlichen Zustand der schwach begabten Schüler hat eine Untersuchung des Berliner Arztes Kylisher wertvolle Aufschlüsse gegeben: nach dieser litten von 255 Kindern — die zahlreichen Fälle von Krankheitscomplicationen mit eingerechnet — 76% an inneren Krankheiten, 10% an Nervenleiden, 64% an behinderter Nasenathmung, 5% an Sprachstörungen, 35% an Herabsetzung der Hörschärfe, 19% an Verminderung der Sehschärfe. Noch umgünstigere Gesundheitsverhältnisse hat Dillner in Plauen i. V. ermittelt, doch gestattet die geringe Zahl der untersuchten Kinder (38) keine weiteren Schlüsse. Schmid-Monnard hat 125 Kinder der Hilfsschule in Halle a. S. untersucht und bei 80% Buchcrungen im Masen-Rachenraum angetroffen. Sieht man ferner ab von den Berichten von Hosacker (Düsseldorf) und Lauer (Frankfurt a. M.) in Betracht, so ergibt sich die Thatsache, dass ein großer Theil der die Hilfsschulen besuchenden Kinder auch körperlich krank ist. Die ärztliche Behandlung erfolgt nicht durch den Schularzt, sondern auf Grund eines von letzterem ausgestellten Certificates von einem Arzt nach Wahl der Familie oder von dem Armenarzt des Bezirkes, unter Umständen auch ambulatorisch in einer Klinik oder einem Spital. Die bei den Schülern der Hilfsschulen angetroffenen körperlichen Erkrankungen sind in der Regel nicht als Ursachen der geistigen Minderwertigkeit anzusehen, sondern haben gewöhnlich die Bedeutung einer Complication, deren Beseitigung häufig erst die Möglichkeit für einen entsprechenden Unterricht schafft. Das verhältnismäßig schwere Erkrankungen bei schwachsinnigen Kindern übersehen werden, ist darin begründet, dass die Eltern gewohnt sind, Erscheinungen, die bei normalen Kindern bedenklichen wären, stillschweigend auf Rechnung des geistigen Defectes zu setzen. Da die Hilfsschulen fast ausschließlich von Kindern der ärmeren Classen besucht werden, so ist die regelmäßige Ueberwachung ihres Gesundheitszustandes durch einen Hausarzt als ausgeschlossen zu betrachten.

In Deutschland wurden im Jahre 1897 4281 schwachbefähigte und schwachsinnige Kinder in 201 Classen von 225 Lehrkräften unterrichtet. Minderweile sind die Hilfsschulen außerordentlich vermehrt worden und man dürfte mit der Annahme nicht fehlgehen, dass gegenwärtig ungefähr 7000 Schüler in Hilfsschulen unterrichtet werden.

Die Vorzüge der Hilfsschule und in zweifacher Hinsicht zu berücksichtigen: einerseits werden die Volksschulen von einem Schüler material befreit, das den Fortgang des Unterrichtes hemmt und die Schuldisciplin gefährdet; anderseits kann eine große Zahl schwachsinniger Kinder einen ihrer Eigenart entsprechenden Unterricht empfangen, ohne dass die Nothwendigkeit besteht, hierfür einen besonderen, kostspieligen Apparat ins Leben zu rufen. Die noch in manchen Städten bestehenden minder zweckmäßigen Hilfs- oder Nebenclassen werden wohl im Laufe der Zeit zu Hilfsschulen umgestaltet werden. Der Andrang zu den Hilfsschulen, die im Verhältnis zu der enormen Menge bedürftiger Kinder bisher in nur geringer Zahl vorhanden waren, hat wahrscheinlich eine Maßregel veranlasst, die mit der Verwehrung der Hilfsschulen zurückgenommen werden dürfte: die Aufnahme in die letzteren darf nämlich nach den Bestimmungen einiger maßgebenden Schulbehörden z. B. Frankfurt a. M.) nur dann stattfinden, wenn ein Schüler nach zweijährigem, regelmäßigem Besuch einer Normalschulclasse infolge von Schwachsinn das Lehrziel nicht erreichen konnte. Wenn man in Betracht zieht, dass das Kind unter Umständen auch eine Classe des volksschule wiederholen muss, so kann diese Maßregel den Verlust von drei Jahren zur Folge haben, welche bei einem Schüler von geringen geistigen Fähigkeiten überhaupt nicht mehr hereingeholt werden kann. Von einigermaßen erfahrener Lehrer muss sich nach kurzer Zeit ein Urtheil über die geistigen Fähigkeiten seines Schülers bilden können.

*) Einer Zeitungsnachricht zufolge wurde kürzlich in einer Zeitung der Gründungsausschuss des nördlich-österreichischen Landesfürsorgevereines für Schwachsinnige angekündigt, betreffend die Errichtung einer Privat- und Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder, verbunden mit der Bedingung, dass [illegible] Kinder [illegible] aufgenommen werden müssen. Diese Anstalt ist [illegible] Landesfürsorgeanstalt für Schwachsinnige [illegible] Kinder [illegible] Land [illegible] Gelangt diese Bedingung zur Ausführung, so würde [illegible] Kinder in Anstalten [illegible] Staat [illegible] Kindern auf [illegible] Landesbeiträgen [illegible]

Digitized by Google

zu diesem Zwecke wäre es allerdings dringend zu wünschen, dass schon dem Candidaten in den Lehrerseminaren Gelegenheit geboten würde, die im Kindesalter am häufigsten vorkommenden geistigen Abnormitäten aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Der gegenwärtig herrschende Enthusiasmus für die Hilfsschulen, welcher sich in einer immer höher anschwellenden Literatur kundgibt, lässt befürchten, dass diejenigen, welche die Vollkommenheit dieser Einrichtung bezweifeln, für Nörgler und Feinde des Fortschrittes erklärt werden. Aber selbst auf diese Gefahr hin erscheint es mir als Pflicht, darauf hinzuweisen, dass der gesammten Institution bei aller Anerkennung für ihre Vorzüge auch schwere, verhängnisvolle Mängel anhaften. Zweifellos ist in der Hilfsschule für den Unterricht in vorzüglicher Weise vorgesorgt; aber die Frage liegt nahe, wie es denn um die Erziehung der schwachsinnigen Kinder bestellt sei. Schon bei normalen Kindern ist das Zusammenwirken von Elternhaus und Schule in Sachen der Erziehung für dringend nothwendig erachtet worden, und aus diesem Grunde hat man allenthalben Elternconferenzen angeregt, die aber leider insolge des geringen Verständnisses und Interesses vieler Eltern für pädagogische Fragen zu keinem besonderen Ergebnis geführt haben. Die Erziehung schwachsinniger Kinder erfordert besondere Befähigung, was daraus hervorgeht, dass von den zahlreichen Erziehern, die ihre Fähigkeiten bei normalen Kindern erprobt haben, ein nur verschwindend kleiner Theil für die Arbeit in heilpädagogischen Anstalten geeignet ist. In vielen Fällen ist die Lasterhaftigkeit der Eltern als unmittelbare Ursache der geistigen und körperlichen Minderwertigkeit der Kinder zu bezeichnen; so befinden sich nach den Angaben von Schmid-Monnard in der Hilfsschule zu Halle a. S. Kinder von Säufern, Dieben, Prostituierten (40% aller Eltern). Es ist klar, dass solche Eltern zur Erziehung schwachsinniger Kinder nicht befähigt sind, und es wäre Pflicht der Behörde, hier einzuschreiten, wie dies in Plauen i. V. geschieht, wo in dringenden Fällen Kinder sogar zwangsweise Pflegeeltern zur Erziehung übergeben werden. In anderen Städten verbleiben die Schüler während der schulfreien Zeit in Kinderhorten; die Hilfsschule in Leipzig ist bereits zu einer Tagesanstalt umgestaltet worden. Alle diese Vorkehrungen sind aber nur Surrogate für die Anstaltserziehung.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass eine große Zahl schwachsinniger Kinder körperlich gebrechlich ist und einer besonderen Pflege bedarf. Diese dürfte in ausreichendem Maße nur den wenigsten Kindern im Elternhause zutheil werden. Vielfach fehlt es an der nothwendigen Zeit, häufig auch an gutem Willen. Vielen Kindern mangelt die nothwendige Nahrung*), und es ist deshalb in manchen Hilfsschulen die Einrichtung getroffen worden, dass wenigstens eine warme Mahlzeit verabreicht werden kann. Körperliche Entbehrungen müssen aber ihre Schatten auch auf die geistige Entwicklung werfen, und es ist deshalb anzunehmen, dass die Lehrer in den Hilfsschulen thätigen mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die nicht nur in der geringen Begabung der Schüler begründet sind. In den Berichten einiger Hilfsschulen wird auch der Gesahren gedacht, welchen die unselbständigen Kinder auf den in größeren Städten oft weiten Schulwegen ausgesetzt sind. Nur in seltenen Fällen sind die Eltern oder Geschwister in der Lage, die Schüler zu begleiten oder abzuholen, und es müssen daher für deren Ueberwachung Kinder benachbarter Volksschulen oder deren Anverwandte in Anspruch genommen werden, die sich hiefür freiwillig melden. Um allen diesen Uebelständen abzuhelfen, bleibt nichts anderes übrig, als die Hilfsschulen mit vollständigen Internatseinrichtungen zu versehen, und diese Reform bedeutet gleichzeitig die Umwandlung der Hilfsschulen in Unterrichts- und Erziehungsanstalten. Durch die Errichtung von Schulwerkstätten, die sich leicht in den Rahmen einer Erziehungsanstalt einfügen ließen, wäre die Möglichkeit geschaffen, schwachsinnige Kinder für die Erlernung eines Broterwerbes vorzubereiten. In den Anstalten könnten auch die psychopathisch minderwertigen, nervösen Kinder Aufnahme finden, die einer Sondererziehung nach heilpädagogischen Grundsätzen bedürfen, um später ihr im Leben nicht Schiffbruch zu erleiden, und die für die Hilfsschule insofeine nicht in Betracht kommen, als ihre Leistungen in der Schule durchschnittlich genügende sind.

In jenen Ländern, welche mit der Errichtung von Bildungsstätten für schwachsinnige und schwachbefähigte Kinder im Rückstand geblieben sind, wäre mit der Schaffung von Hilfsschulen eine nur halbe Maßregel getroffen. Die Erziehungsaufgaben der Heilpädagogik lassen sich nur in besonders eingerichteten Anstalten erfüllen. Die Hilfsschulen können nur für Kinder von geringer Begabung als ausreichend erachtet werden, deren Erziehung und Pflege keine weiteren Rücksichten erfordern.

Dr. Theodor Heller.

Vertragen sich Naturforschung und Kirchenglaube?

Karl Jentsch hat über die Frage einen grundgescheiten und höchst amüsanten Aufsatz geschrieben*). Er meint, dass wir gewichtige Gründe haben, den „Kirchenglauben" in seinen Dogmen anzuzweifeln. Aber er glaubt nicht, dass das mit Mitteln der Naturforschung geschehen könne.

Einer hatte behauptet, schon bei Giordano Bruno habe thatsächlich in leichten Kämpfe die Naturforschung gesiegt. Unendlichkeit der Welt, unendliche viele Sonnen. Unendliche Sonnen: unendliche Planeten. Auf all diesen Planeten Menschen. Vor diesem Gedanken, hieß es, macht die Erlösungstheorie Bankerott. Es geht doch nicht an, dass der Messias überall herabgekommen sei oder noch herabkommen solle. Die Erde ist so wenig wie Gravitationscentrum der Welt sortan ihr geistiges, teleologisches Centrum. Und das bricht dem Dogma den Hals. Jentsch aber will das nicht Wort haben. Die Unendlichkeit, ja nur Vielheit menschenbewohnter Planeten sei naturwissenschaftlich bloß eine Hypothese, die nicht obsolut nothwendig sei. Wie man sich aus einer gewissen (allerdings spitzfindigen) mathematischen Construction heraus die Erde immer noch als ruhenden Weltpunkt denken könne, so suche auch dem teleologischen Gedanken an sich nichts im Wege, dass alle übrige Weltentfaltung bloß erfolgt sei, um diese eine Erde mit ihren Menschen so in Scene zu setzen, wie sie ist. Von hier steigt dann Jentsch zu dem allgemeineren Satz, dass überhaupt unter Naturwissen und die Religion, inclusive Kirchenglauben, schlechterdings gar keine Conflicte haben könnten — haben müssten. Ich beschränke der Annahme, dass der Kirchenglaube aus anderen Gründen unhaltbar und überlebt sei. Dazu lässt sich nun doch, scheint mir, mehreres bemerken — ebenso friedlich im Tone, wenn schon nicht im Resultat.

Zunächst muss ich dem Manne ein Wort sagen, den Jentsch angreift. Wenn ich die Dinge so ganz fein auf die Goldwage legen soll, so ist mir die Vielheit menschenwimmelnder Planeten allein allerdings noch kein absolutes Argument gegen eine Erlösungstheorie in dem Sinne des christlichen Dogmas. Gott hundertmilliontrillionenmal Menschen geschaffen hat und noch öfter, und diese Menschen giengen alle denselben bekannten ärgerlichen Weg der Verderbnis, so ist es an sich gewiß keine Blasphemie, wenn ich mir auch für alle diese Planetenbewohner des Als eine entsprechende Erlösung durch ein separates Herabsteigen des Gottessohnes denke. Die Geschichte wird bloß complicierter, aber die Sache einmal überhaupt so zugegeben, deshalb noch keine Blasphemie: ein unendlich Schaffender Gott kann auch unendlich oft seinen Sohn vorweg und als Bruder eigentlich noch auf die Mühle des Herrn Jentsch selber, bloß um der Logik willen, die nun einmal angeschnitten ist.

Mein nächster Einwurf trifft aber schon Jentsch für sein Theil. Die Vielheit bewohnter Planeten sei bloß Hypothese, sagt er, also nicht beweiskräftig. Dieses Argument ist in diesem ganzen Streit schon ein mißliches. Was ist in den großen Linien des modernen naturwissenschaftlichen Weltbildes nicht Hypothese? Ich kann nicht von Naturgesetzen reden, ohne eine Hypothese zugrunde zu legen. Ich kann die Worte „Leben", „organisch", „anorganisch", „Entwickelung", „Chaos", „Kosmos" und tausend andere nicht in den Mund nehmen, ohne Hypothesen. In der simpelsten Definition, etwa des Begriffes „Pflanze" oder selbst „Mensch", stecken Rattenkönige von Hypothesen. Nichts, schlechterdings aber auch gar nichts ist da absolut bewiesen. Aber darum geht auch gar nicht die Frage. Hier sieht die Naturforschung mit ihren Ergebnissen: ein Hypothesenschaubude. Und hier steht das christliche Weltdogma: ebenfalls einlach ein Hypothesengebäude. Was sich fragt, ist: welche Hypothese ist für uns heute, für unser heutiges Bedürfnis, für das Thränlämpchen Verstand, das wir gerade besitzen, die immerhin wahrscheinlichere? Und in diesem Punkte, finde ich, unterscheiden sich die beiden Hypothesengebäude, relativ nebeneinander gestellt, allerdings — und zwar zu Gunsten der naturwissenschaftlichen Hypothese. Daran ändert gar nichts, ob ich im Princip bei beiden Fällen ein hypothetisches Grundelement setstelle. Es kann zum Beispiel einer den ganzen Darwinismus eine Hypothese bedenklicher Art nennen und kann doch nicht leugnen, dass diese Hypothese immer noch den uns zugänglichen Erfahrungsmaßstaben von heute zum Beispiel der Geologie gegenüber wahrscheinlicher ist, als die mosaische Schöpfungsgeschichte. Um das Gewachsen, das Vortreten solcher graduellen Wahrscheinlichkeiten hat es sich auch geschichtlich in den großen Tendenzen der Menschheit immer nur gehandelt. Und es ist an dem Zuge bedeutete in Bruno Tagen die Idee, dass der Raum unendlich und die Anzahl der Sonnen sein, in der That einen Fortschritt — zu Gunsten jeder, gebotene zur Erde. Durch Erde, hatte man sich gedacht, selbst als Planet zur Sonne, [illegible] Bild, dass eine Sonne Planeten habe [illegible] Erfahrung wir die nächstliegende, wahr-

Digitized by Google

unter Erden jede Sonne umwandelten. Diesen Schluß machte der schlichteste Verstand, und mit dieser neuen „Wahrscheinlichkeit" kam das bisher Geglaubte der Kirche jetzt in Concurrenz.

Mit absoluten „Beweisen" kommt man da aber nicht durch. Beweisen worden ist die Sonnennatur der Fixsterne erst im neunzehnten Jahrhundert durch die Spectralanalyse. Und, wenn ich mich auf den skeptischen Standpunkt des Herrn Jentsch stelle, so wäre er selbst mir zugeben, daß in einem feinsten Sinne der Beweis selbst heute nicht erbracht ist. Die Thatsache, daß sich die meisten Fixsternspectra und das Spectrum der Sonne so auffällig ähneln, könnte immerhin durch ein besonderes Raffinement doch noch ein Zufall sein. Ich erinnere an eine verwandte Thatsache: zwei so verschiedene Dinge, wie ein Körper in Weißglut und ein Gas unter hohem Druck, ergeben dasselbe continuierliche Spectrum. Es können also, da wir nur das Resultat dort haben, auch sonst ganz verschiedene Ursachen immerhin das gleiche Resultat haben und thatsächlich vortäuschen. Wir würden hier nur in dasselbe ein, was ich oben vorweg betonte: daß nämlich unser ganzes Naturwissen zuletzt nur ein Gewebe großer Wahrscheinlichkeiten ist. Zumal, wenn ich so rigorose Forderungen ins Feld führe, wie Jentsch, der die Kant-Laplace'sche Weltbildungstheorie nicht als Material gelten läßt, denn „dabei gewesen sind wir nicht". Mit diesem Satze ist die Brauchbarkeit jeglicher „historischen" Thatsache verneint, die Geschichte, Culturgeschichte, Geologie, Paläontologie sind einfach ausgemerzt aus jeder Debatte, denn „dabei gewesen sind wir nicht". In Wahrheit verschieben aber solche Sätze nur den ganzen Kampfplatz. Sie erwecken den Glauben, als spiele der Kampf zwischen Naturforschung und Kirchengläubige sich mit „absoluten" Waffen ab, während er doch nur ein Zwist innerhalb unserer Denk-Relationsäten ist mit einem kleinen Wahrscheinlichkeitsplus mehr oder weniger nach dieser oder jener Seite.

Ein Nebenpunkt, den ich wenigstens hier streifen möchte, betrifft den Standpunkt zur „todten Materie" und zum „Leben", den Jentsch einnimmt oder wenigstens für seine Betrachtung von seinem Gegner acceptiert. Ich thue mein Theil denke vom „Stoff" der Welt unterhalb des Organischen keineswegs so, daß ich ihn in solcher Debatte einfach ein „Nichts" nennen könnte. Das Leben ist doch mindestens aus ihm „geworden", nicht wahr? Sagen wir meinetwegen, Leben stehe zum Anorganischen, wie bildlich die Venus von Milo zu dem einfachen Marmor, aus dem sie mineralisch besteht. In der alten, kirchlich conservierten Schöpfungstheorie ist das allerdings ein fundamentaler Unterschied. Die Venus ist der Marmor plus Gott, und ihr gegenüber Moleschott, Büchner, Haeckel kommt auf diesen Gott-Künstler. Aber so stehen wir ja doch naturwissenschaftlich eben nicht mehr vor den Dingen. Uns hat (im Bilde weiter gesprochen) der Marmor in sich die natürliche Gabe gehabt, Venus von Milo zu werden. Der Weltstoff hat die Gabe gehabt (Gabe ist immer noch ein schlechtes Wort, nebenbei), auch Leben und sogar Menschen aus sich hervorgehen zu lassen. Das „Wie" gebe ich dabei für diese Betrachtung völlig preis. Meinetwegen sei es rein so gewesen, daß der Stoff sich so lange durch alle denkbaren Formen durchgearbeitet hat, bis endlich auch diese die Venus des Bildes — zustande gekommen ist. Die Gabe lag dann in der Zähigkeit des Rappelns und der Logik, die die Möglichkeiten setzte. Diese Logik des Würfelspieles als Belteigenschaft genügt mir vollkommen schon, sie schließt alles ein und der Rest ist nur „Weg" — das Resultat bleibt dasselbe. Es ist aber ja auch möglich, daß der Weg direcier gegangen ist, daß ein geraderes Entwicklungsgesetz schon existiert hat, eine sozusagen abgekürzte Logik. Das sei hier nicht untersucht, da ja die Dinge nur „natürlich" das heißt in sich beschlossen ohne eingreifenden Finger Gottes, bleiben. Aber summa summarum weiß ich durchaus nicht, wie Jentsch eine so grelle Sonderung von Anorganisch und Organisch als „Nichts" und „Etwas" gerade vom Boden moderner Naturforschung aus pleiten kann. Seine Sorte „Stoff" existiert meines Erachtens nicht in der Naturforschung, sondern nur in einer bestimmten modernen Naturphilosophie, und zwar als taube Blüte eines Denkfehlers, der einmal wieder selbst mit Gemütsdrucke „Etwas" aus dem „Nichts" abzuleiten gedachte.

Doch ich gestehe, daß diese Dinge zu jehr ins Weite führen. Bleiben wir bei den Kernpunkten. Als centrales Problem erscheint mir eine Verlauschung, die Jentsch unbewußt ganz unbefangen vornimmt. Religion setzt er einfach vorrudentisch mit Kirchenglaube und Kirchendogma. Den Satz, daß Religion und Naturforschung nicht miteinander in Conflict kommen konnten, gebraucht er als Beweis, daß es auch Kirchenglaube und Naturerkenntnis nicht könnten, oder besser: hätte beides schlechtweg nie dagestanden, das nur einmal beweisen zu werden braucht. Hier kann ich nun gar nicht mit. Ich halte mich selber für ein ausgesprochen religiös veranlagtes Menschenkind und habe in der That noch nie deshalb einen inneren Conflict mit naturwissenschaftlichen Dingen gehabt. Auf der anderen Seite habe ich mich aber scharf vom Kirchendogma gelöst, eben wegen naturwissenschaftlicher Dinge. Der Grund ist sehr einfach. Mein religiöses Leben umfaßt als weitesten Kreis meine gesammte Gedankenwelt. Es umspannt alle ganz naturgemäß auch alle die größeren „Wahrscheinlichkeiten", die ich mir im Leben erworben habe, darunter die naturwissenschaftlichen. Und es umspannt auch die Logik, die diesen Wahrscheinlichkeiten vor geringeren den Vorrang einräumt. Das Kirchendogma dagegen gibt mir ein Buch in die Hand: die Bibel. Es verlangt, daß ich gewisse Hypothesen über eine Entstehung annehmen soll, obwohl diese in grobem Widerspruch stehen zu viel wahrscheinlicheren, der gewöhnlichen Methode der Geschichtsforschung entsprechenderen Annahmen. Und es verlangt weiter, daß ich auch ihm Hypothesen über Vorgänge der Weltentwickelung und Naturgesetzlichkeit entnehmen soll, die den besten Wahrscheinlichkeiten der Naturforschung ebenso sehr entgegenstehen. Ich leje da beispielsweise von der Sintflut, die den ganzen Erdball temporär unter Wasser gesetzt hat. Nun werden Sie mir zugeben, lieber Herr Jentsch: die gesammte Geologie mit ihren Ansichten über Eiszeit, Länder- und Meeresvertheilung in der Erdepoche, da der Mensch schon da war, historische Thier- und Pflanzengeographie und so weiter und so weiter, das alles soll ein ungeheures Gewirre und Gewoge von Hypothesen sein — aber die Wahrscheinlichkeit dieser naturwissenschaftlichen Hypothese ist trotzdem einfach erdrückend gegen die paar dürftern Worte des biblischen Berichtes und ihre Hypotheien-Wahrscheinlichkeit. Nun halten Sie die physikalische Wahrscheinlichkeit, daß unter bestimmten Bedingungen die Gravitation wirkt, gegen die Erzählung, daß Christus unter eben diesen Bedingungen auf dem Wasser gewandelt ist. Oder die chemische Wahrscheinlichkeit, daß Wasser ohne Zuthat anderen Stoffes stets Wasser bleibt, gegen die Erzählung, daß Christus Wasser zu Wein verwandelt habe. Vor solche Conflicte führt aber der Kirchenglaube auf Schritt und Tritt. Diese und andere Dinge werden von Kindern als buchstäblich wahr auswendig gelernt, die gesammte Ordnung des moralischen Lebens wird davon abhängig gemacht, das Gewissen der Gläubigen wird gewissermaßen darauf vereidigt. Religion — ja was hat Religion freilich mit diesen Dingen zu thun? Ist Religion nur möglich auf Grund des Bibeldogmas? Der Religion kann die Hypothese des unausdenkbaren Naturgrieches ein Grundpfeiler sein im Sinne von Goethes Gott-Natur; Religion kann aber auch Menschenopfer und Schamanenthum des rohesten Wilden umschließen.

Der Kirchenglaube, von dem Jentsch ausgeht, ist ein ganz spezifisches Zeitproduct innerhalb des ungeheueren Rings religiösen Lebens in der Menschheit, ein Zeitproduct, das als solches rund seit Brunos Tagen allerdings in einen unausthaltsamen Conflict mit der Naturforschung gerathen ist: in den Conflict der schwächeren Hypothese gegenüber der besseren. Es ist ein taktischer Zug innerhalb dieses Conflictes, wenn der Kirchengläubige uns glauben machen möchte, es falle die Religion als solche in der Menschheit, wenn seine Bibelhypothesen fallen. Im Gegentheil aber. Ich halte den Sturz des Bibeldogmas für den Befreiungstag der Religion im Culturleben der Menschheit. Ich für meinen Theil kann nur sagen, daß er in mir diese Befreiung subjectiv gewesen ist. Ich bin aus dem Kirchendogma nicht herausgetreten, um mich von der Religion frei zu machen, sondern um endlich Religion zu finden.

Wenn nun Jentsch, der ja doch selber auch keine Lanze für den Kirchenglauben brechen will, zum Schlusse sich darauf zurückzieht, es sei eben bloß unser „Wissen von der Natur", das beim Glauben nicht mitreden möchte, andere Geistesgebiete thäten es aber doch — so scheint mir das auf einen Wortstreit hinauszukommen. Er führt zum Beispiel Psychologie und Geschichte als solche Quellen an, die in der That „sehr gewichtige Gründe gegen das kirchliche Erlösungsdogma" lieferten. Aber ist die Psychologie nicht auch ein Zweig der Naturforschung gerade im modern-naturwissenschaftlichen Sinne? Und ist die Methode, die man in der Geschichte Traditionen und Büchern also auch der Bibel gegenüber lernt, anders als die Methode der Naturforschung? Wahr bleibt eben bloß, daß nicht Folgerungen aus dem Gravitationsgesetze oder aus der Chemie des Wassers allein das Bibeldogma umwerfen können, oder wenigstens, daß dieses Umwerfen von seiner Ecke aus noch nicht allein reine Bahn schafft für eine gesunde Fortentwickelung auf neue positive Werte hin, über das Verneinende, Zerbrechende hinaus. Aber das liegt an dem einfachen Umstande, weil doch nun einmal das Dogma sich so tief mit dem religiösen Leben der höchsten Cultur verquickt hatte: und wo immer Religion in Frage kommt, da bedarf es des ganzen Menschen, des Menschen mit all seinen Wissenszweigen und anderen Seelenkräften — im Aufbauen wie im Zerstören. Geschichtlich bleibt aber ebenso wahr, daß in diesen letzten dreihundert Jahren die Naturforschung im Vordergrunde der Aufraumarbeit gestanden hat — sie musste es, weil sie im Vordergrunde des ganzen modernen Menschen stand. Ich gehe mit jedem, der mir sagt: Religion ist mehr als Naturwissenschaft. Der ganze Mensch ist eben mehr als der zeitweilige Vordergrund seiner Existenz. Aber auch der Kirchenglaube von heute ist nur mehr ein solcher Vordergrund der echten, unvergänglichen Religion, nicht diese Religion selbst.

Schriftsteller-Vereinigung.

Wilhelm Bölsche.

Digitized by Google

Zur Erklärung von Goethes Faust.*)

Als Max Burckhards Besprechung meiner Faust-Schrift erschien („Die Zeit" XXVII, S. 121), war die zweite stark vermehrte Auflage dieser selben Schrift bereits fertiggestellt („Eine neue Faust-Erklärung", 2. verm. Aufl. Berlin 1901), sonst wäre ich dort noch auf seine Einwürfe eingegangen. Ich führte aus (1. Aufl., S. 27 f.; 2. Aufl., S. 30 f.): „Der Verständige, der sich keinen Illusionen mehr hingibt und, von Furcht und Hoffnung unbeeinflusst, alles in seiner wahren Natur erkennt, macht sich auch keine Illusionen mehr darüber, dass er nie das wahre Ziel seiner Sehnsucht, ein ewiges, unendliches Glück, eine wahrhaft vollkommene Befriedigung erlangen wird. Bei allen genialen Menschen drückt sich dieses tiefe Unbefriedigtsein in einem melancholischen Grundzug des Charakters aus, wie schon Aristoteles bemerkt hat, und auch von Goethe sagt einmal der Kanzler v. Müller: „Bei ganz heiterer Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten, gehetzten Strebens, einer gewissen inneren Desperation." Auch Faust ist ein desperater, ein genialer, ein Übermensch, kein fürchtender und hoffender Philister. Nachdem er, der Gelehrte, alles hergebrachte Wissen sich zu eigen gemacht hat, sieht er, wie unzulänglich es im letzten Grunde ist. Verzweifelt reißt er sich los von der Weisheit der „Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen", um sich auf seine eigenen Füße zu stellen, sich seinem eigenen Genius anzuvertrauen und mit eigenen Augen zu sehen, statt durch die Brille der althergebrachten Gesichtsmittel. Das dichterische Bild für diese wichtigste Entscheidung und Wendung im Leben des Genies ist die Hingabe an die den profanen Augen verborgene Welt der Geister, ist die Hingabe an die Magie. Burckhard bemerkt dazu: „Wenn sich Faust also der Magie ergibt, so heißt das nicht, dass er sich der Magie ergibt, sondern es ist ein symbolischer Ausdruck dafür, dass er — man kann wohl nicht anders sagen als — beschlossen hat, ein Genie zu werden." Burckhard meint also, die Magie sei nicht im bildlichen Sinne als Symbol des Genies, sondern im eigentlichen Sinne als veritable Zauberei zu fassen. In dem 1776 erschienenen Aufsatze Goethes „Nach Falconet und über Falconet" heißt es aber: „Das Auge des Künstlers findet sie (die tons, die seinen Schwingungen) überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall, er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Anlage zu Gebäuden, überall sieht er die heiligen Schwingungen und lesen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritte erblickt sich ihm die magische Welt, die jene große Künstler innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studierte und unstudierte, im Zaume halten und den reichen Sammler in Contribution setzen werden. Jeder Mensch hat mehrmals in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allegenwärtig faßt, dadurch ihn die Welt eingesammter belebt wird." Hier kann Burckhard natürlich nicht wie oben sagen: „Wenn sich nach Goethes Worten beim Künstler bei jedem Tritte die magische Welt eröffnet, so heißt das eben, dass sich ihm die magische Welt eröffnet, und wenn Goethes Meinung zufolge jeder Mensch mehrmals in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt hat, so heißt das eben, dass er die Gewalt der Zauberei gefühlt hat"; denn Burckhard wird zugeben müssen, dass hier die magische Welt und die Zauberei im symbolischen Sinne zu verstehen sind, und zwar als Bild für die geniale Art der Anschauung. Und wenn Goethe später in „Dichtung und Wahrheit" von der Magie des 16. Jahrhunderts redet, so wird Burckhard auch da das Wort mystisch nicht im eigentlichen, sondern im bildlichen Sinne nehmen.**) Es liegt daher nicht so sehr fern, auch im „Faust" die Magie als Symbol des Genies zu verstehen. „Faust" ist eben eine symbolische Dichtung,***) und was darin die Magie, die Zauberei als Symbol bedeutet, das lehrt uns der gleichzeitig mit dem „Ursaust" entstandene Aufsatz „Nach Falconet und über Falconet" und die oben angeführte Stelle in „Dichtung und Wahrheit". Wenn Faust sich der Magie ergibt, so ist das natürlich nicht, wie Burckhard mir unterlegt, „ein symbolischer Ausdruck dafür, dass er beschlossen hat, ein Genie zu werden", sondern ein symbolischer Ausdruck dafür, dass sein ursprüngliches Genie zum Durchbruch gekommen ist, nachdem es lange an seiner Entfaltung dadurch behindert worden war, dass Faust der Philisterweisheit folgen zu müssen glaubte. Wir finden im Entwickelungsgang aller großen Menschen zuerst eine Zeit, in der sie noch nicht ihrem eigenen Genius zu vertrauen gelernt haben, in der sie vielmehr voller Enthusiasmus irgendwo der Vollkommenheit schon verkörpert zu finden glauben, bis sie endlich entdeckt und verzweifelt alle Illusionen abschütteln und von sich aus, in durchaus origineller, genialer Weise Stellung zur Welt nehmen. Dieses selbstmächtige Fortstürmen auf eigener Bahn löst sie dann bei flüchtiger Betrachtung als Egoismen erscheinen, während sie in Wahrheit die größte Hingabe in der Verwirklichung ihrer schöpferischen, Leben erzeugenden Ideen bethätigen. So meinte auch Burckhard, dass Faust „seit seinem Pakte mit dem Teufel, getrieben seinem damals geäußerten Drange, in letzter Linie „sein eigen Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern", eigentlich nur ein Leben der Selbstsucht geführt hat." Dass dieser Egoismus aber von ganz besonderer Art sein muss, zeigt sich daran, dass er zum Schluss das reichste Leben schafft. In diesem Egoismus bringt es Faust fertig, einem ganzen Volke die Existenzmöglichkeit zu gewähren, während dem utopistischen und illusionistischen „Altruismus" bei aller der Sorge gebenden Faust nichts mehr gelingt, ja deutlichster Fingerzeig, wie Goethe über diese denkt. Jeder wahrhaft altruistisch gesinnte Mensch wird bei der Ueberwindung der Widerstände, die die Umgebung der Verwirklichung seiner schöpferischen Ideen entgegenstellt, selbständig und selbstmächtig vorgehen und so den Schein des Egoismus erwecken, während derselbe eingebildeten Schwärmer, der seine aller Wirklichkeit fremden Utopien entwickelt und viel zu selbstsüchtig beschränkt ist, um seine Einbildungen auf ihre Wahrheit an dem Maßstabe der Wirklichkeit zu prüfen, der Ruhm zuteil wird, ein altruistischer Menschen- und Volksfreund genannt zu werden.

In meiner Faust-Schrift (1. Aufl., S. 46; 2. Aufl., S. 55) führte ich ferner aus: „Des hundertjährigen Faust Lebenskraft versiegt, sein Ende naht, und als ein Vorbote der beginnenden Vernichtung kommt die Sorge, die Schwester des Todes, zu ihm, die immer und überall ihren Eingang findet, wo wahres Leben und wahre Thätigkeit zu schwinden anfängt: ‚Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein'. Fausts magische Gabe, Geister zu schauen, ihre Sprache zu verstehen und ihre Macht zauberkräftig abzuwehren oder zu seinem Dienst zu verwenden, beginnt sich beim Nahen der Sorge zu verlieren. Vor Gestalten sich zu kommen, dies muss sich er geben; die Sorge ist für ihn unsichtbar geworden." Dazu bemerkt Burckhard: „Da muss man sich doch an den Kopf greifen! Nicht darum lässt ja der Dichter den Faust sagen: ‚Wer sah ich kommen, drei nur geh'n, weil Faust seine magische Sehkraft verloren hat — er sieht ja doch auch die drei anderen, Mangel, Schuld und Noth sondern weil die Sorge überhaupt nicht mit den drei anderen fortgeht, sondern dableibt und durchs Schlüsselloch zu ihm hineinschlüpft. Ja, sie wird sogar jenseits des Schlüssellochs für Faust wieder sichtbar. Denn die Worte, die Pforte knarrt — und niemand kommt herein', beziehen sich gar nicht auf den Eintritt der Sorge, sondern bilden den Abschluss des vorher ausgesprochenen Gedankens: ‚Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt — und so verschuchtert ziehen wir allein'. Und Faust sieht auch die eingetretene Sorge, sobald er sich ihr zuwendet, oder sie genügend hervortritt, denn er verwundert sich nicht weiter und sagt: ‚Wer bist denn du?' und Entferne dich', Bemerkungen, die man im Gespräche wohl nur zu sichtbaren Wesen macht." Darauf ist zu erwidern, dass Faust in der That die Sorge unsichtbar wird: denn sonst müsste er von seinem Balkon*) aus gesehen haben, wie sie durch das seit verschlossene Thor ins Haus hineinschlüpft. Dass er wohl noch die drei anderen grauen Weiber Mangel, Schuld und Noth, aber nicht mehr die Sorge zu sehen vermochte, ist ein Bild dafür, dass er sich ein „Reicher" jener noch zu erwehren vermag, während er der Macht dieser anheimfällt.**) Gegen das, was man sieht, vermag man noch anzukämpfen; dem unsichtbaren Gegner sind wir rettungslos preisgegeben. Jenseits des Schlüsselloches kann die Sorge nur traut nicht, wie Burckhard meint, wieder sichtbar werden, selbst wenn Faust sie zu sehen vermöchte, weil sie in einem Palast doch wohl erst andere Räume zu durchdringen hat, bevor sie an die Thüre gelangt, die, nur an-

*) Herr Freemann Tarde hat der Redaction diese Arbeit, die Angenommen auf meine Bitte hin, [illegible] [illegible] Besprechung seines Schrift, [illegible] [illegible] [illegible] einzelnes. Um der Sache willen, die mir am Herzen liegt, [illegible] [illegible] [illegible]

gelehnt, zu Fausts Wohngemach führt.*) Diese nur leichtangelehnte Thüre**) knarrt, als die Sorge sie aufstößt. Faust, der das Geräusch hört und doch niemand hereintreten sieht, wird von Entsetzen gepackt. Goethe, der äußerst sparsam mit Anmerkungen ist, schreibt hier ausdrücklich vor, daß Faust „erschüttert“*** nämlich von Furcht erschüttert, fragen soll: „Ist jemand hier?“ Diese Frage, die sich unmittelbar an die Worte anschließt: „Die Pforte knarrt und niemand kommt herein,“ ist nur dann verständlich, wenn Faust wohl aus einem Geräusch auf die Anwesenheit einer Person schließen kann, sie aber nicht zu sehen vermag; denn würde er sie sehen, wie könnte er dann erst noch fragen: „Ist jemand hier?“! Nähme man aber selbst irrthümlich mit Burchhard an, Faust sehe zunächst die Sorge nur darum nicht, weil er von ihr abgewandt stehe, oder weil sie aus dem dunklen Hintergrunde noch nicht genügend hervorgetreten sei, was veranlaßt ihn dann zu der Frage: „Ist jemand hier?“, wenn er nicht ein Geräusch hört, das auf die Annäherung einer Person schließen läßt, und deshalb dann nicht dieses Geräusch in dem Knarren der Pforte, von dem eben Faust redet? Ist es aber das Knarren der Pforte — und ein anderes Geräusch ist in keiner Weise angedeutet — dann sagt ja Faust ganz ausdrücklich, daß er trotz dieses auf die Annäherung einer Person hindeutenden Geräusches niemand hereinkommen sieht. Auch die auf die Frage Fausts: „Ist jemand hier?“ erfolgende Antwort der Sorge: „Die Frage fordert ja!“ beweist den von mir dargelegten Zusammenhang; denn würde Faust sie zu sehen vermögen, so würde ihm die Sorge einfach antworten können: „Du siehst ja, daß ich vor dir stehe;“ warum trotz ihr also noch dasjenige, ob sich jemand hier befindet? Die Sorge findet aber, weil sie für ihn unsichtbar ist, seine Frage durchaus berechtigt: Ja, du hast richtig aus dem Geräusch auf die Anwesenheit einer unsichtbaren Person geschlossen; deine Frage ist also am Platz und darf daher eine Antwort fordern. „Die Frage fordert ja!“ Nachdem sich Faust nunmehr vergewissert hat, daß in der That jemand vor ihm steht, stellt er folgerichtigerweise die andere Frage: „Und du, wer bist denn du?“ Der Ton dieser Frage, die Wiederholung des „du“, deutet auf Erstaunen und Unwillen. Burchhard hält diese Frage, wie auch den weiteren Befehl Fausts: „Entweene dich!“ für „Bemerkungen, die man im Gespräch wohl nur zu sichtbaren Wesen macht.“ Warum? Kann denn jemand, der eine Person nur hört und nicht sieht, sei es weil er blind oder weil es stockdunkel ist, diese „Bemerkungen“ nicht machen? Kann er eine Person, die er nur durch das Gehör wahrnimmt, nicht fragen, wer sie sei, und ihr gegenüber nicht den Wunsch aussprechen, daß sie sich entfernen möge? Den Satz: „Die Pforte knarrt und niemand kommt herein,“ wie Burchhard will, unmittelbar an die vorhergehenden Verse dem Sinne nach anzuschließen, ist völlig unmöglich. Diese Verse lauten:

„Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben sich rund und rund umgarnt:
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.
Und so verschüchtert stehen wir allein.“ Die Unterwunschen

genau nach der Bedeutung dieses Wortes.

Welchen Sinn soll im unmittelbaren Anschluß daran der Vers „Die Pforte knarrt und niemand kommt herein“ besitzen, wenn er nicht einfach der Thatsache Ausdruck gibt, daß Faust in diesem Augenblicke wirklich die Thüre mit knarrendem Geräusch sich öffnen und doch niemand hereintreten sieht? Wie will Burchhard in diesem Verse „den Abschluß des vorher ausgesprochenen Gedankens: „Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt — und so verschüchtert stehen wir allein“ finden? Der Gedanke ist ja bereits in sich vollkommen abgeschlossen: wer abergläubisch ist und ängstlich besorgt auf allerlei Vorzeichen achtet, dem kein krächzender, sich selbständig seinen Weg suchender Uebermensch mehr, sondern einer, der sich in seiner Seelenverfassung den Zustande des abergläubischen, furchtsamen, „verschüchterten“, sich nach Hilfe umwendenden und dadurch zum Alleinstehen verlangenden Kleinmenschen nähert. Das Faust „verschüchtert“, ängstlich besorgt wird, deutet eben auf den Einfluß der Sorge, der wie ein erklärender, tödender Hauch von ihr ausgeht und ihre unheilvolle Nähe bereits fühlbar macht. Das ängstliche Sorge, Furcht und Aberglaube aufs engste mit einander verknüpft sind, das ja die Furcht die einzige Quelle des Aberglaubens ist, fand Goethe, worauf ich neuerdings (2. Aufl., S. 124 f.) hingewiesen habe, in dem „Theologisch-politischen Tractat“ Spinozas mit allem Nachdrucke und aussührlich dargelegt, so daß gerade an dieser Stelle des Gedichtes der Einfluß der Spinozastudien Goethes auf die Ausbildung des Gedankenzusammenhangs im „Faust“ mit unzweifelhafter Sicherheit von mir nachgewiesen ist.

Burchhard bemerkt dann noch: „Mit der wirklichen Erblindung Fausts beginnt nun nach Ansicht Türcks auch seine Verknotelung oder vielmehr die progressive Entwickelung der latent wohl schon im ganzen fünften Acte vorhandenen Altersparalyse.“ Dem widersprechen aber weitläufige Ausführungen von mir, die Burchhard ganz übersehen zu haben scheint.*) Ich weise sehr nachdrücklich darauf hin, daß Faust auch im fünften Act, trotzdem er „im höchsten Alter wandelnd“ auftritt, sich der „maßigen Gabe des Genies“ erfreut, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu sehen und sich keine Illusionen weder über die Welt noch über die eigene Person zu machen. Als ein schöpferisch thätiger, nach einer reinen Verwirklichung seiner Ideen strebender Uebermensch hat er es beständig nicht mit Illusionen und Utopien, sondern mit der wirkstrebenden, harten Wirklichkeit zu thun, wobei ihm die Grenzen seiner Macht und die seinem Streben gezogenen Schranken immer wieder voll zum Bewußtsein kommen:

„So sind am härt'sten wir gequält
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt....
Des allgewaltigen Willens Wir
Leicht sich an diesem Sande hier....
Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn.“

Von einer „wohl schon im ganzen fünften Act vorhandenen Altersparalyse“ kann also nach meinen Ausführungen (1. Aufl., S. 43 ff., 2. Aufl., S. 51 ff.) und nach meiner ganzen Auffassung gar keine Rede sein.**) Erst da beginnt im fünften Act eine Umwandlung und Verklärung der ganzen Sinnesrichtung Fausts, wo die Sorge ihn unsichtbar wird, sich ihm nähert, ihn furchtsam und abergläubisch macht und schließlich mit seiner Blendung ganz von ihm Besitz ergreift: „Die Menschen sind im ganzen Leben blind, nun Faustе! werde du's am Ende.“ Jetzt erst packt ihn die schlimmste Seite der an endliche, vergängliche Dinge fettenden Sorge, nämlich die blöde Hoffnung, die ihn, im schärfsten Gegensatz zu früher, völlig die Grenzen seiner Macht und die seinem Willen gezogenen Schranken verkennen läßt, so daß er sich nunmehr ohne Rücksicht auf die ihm fremd gewordene Wirklichkeit in lauter Illusionen und Utopien bewegt. In Betreff der genaueren Ausführung muß ich auf meine Faust-Schrift verweisen, insbesondere auf die neuen Darlegungen und Beweise in der zweiten stark vermehrten Auflage (auch auf das Capitel „Goethes Selbstdarstellung im Faust“ in der vierten vermehrten Auflage meines Buches „Der geniale Mensch“ und auf meinen Aufsatz im Goethe-Jahrbuch 1900 „Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust“). Nur das eine möchte ich noch zum Schluß betonen: solange Faust der sehende ist, auch im fünften Act, ist er auch der kritische, der schaffende, productive, geniale Mensch. Mit der Blendung durch die Sorge hört dagegen jede Kritik und damit auch jede productive Thätigkeit auf. Der, das das reichste Leben geschaffen, war der sehende Faust: der blinde bringt nichts mehr zuwande. Das deutliche Bild dafür ist damit gegeben, daß des blinden Fausts Befehl, einen großen Graben zu ziehen, der sein Werk krönen soll, nicht ausgeführt, sondern thm statt dessen in grimmiger Verhöhnung seiner eingebildeten Machtstellung sein enges Grab gegraben wird. Wie sehr Faust dabei die Umgebung verkennt, und in welch erassen Gegensatz seine Einbildungen zur Wirklichkeit stehen, ist bildlich damit gekennzeichnet, daß er sich an dem „Geklirr der Spaten ergetzt“, in der festen Ueberzeugung, sein Befehl, den großen Graben zu ziehen, werde ausgeführt, während in Wahrheit nur die Lemuren sein Grab schaufeln. Wie Goethe diesen selben Gedanken mirpemäßig durch ein anderes Bild ausdrücken wollte, zeigt, wie ich neuerdings nachgewiesen habe (2. Aufl., S. 131 ff.), das Faust Paralipomenon Nr. 91. Hier ist das Bild für die Verkennung der Wirklichkeit durch den blinden Faust damit gegeben, daß er der festen Ueberzeugung Ausdruck gibt, die Sonne stehe hoch am Himmel, ja er glaubt sogar ihre

*) Daß auch das ganze Auftreten des Famulus in und vor Fausts Studierzimmer [illegible] des [illegible] Faust [illegible] Auftreten des [illegible] Faust [illegible] Auftreten des [illegible] Faust [illegible] Auftreten

Straßen erwärmten seinen alten Körper, während in Wahrheit der Schlag der Uhr die Mitternachtsstunde verkündet:

„Mephistopheles.

Und Mitternacht bezeichnet dieser Schlag.

Faust.

Was fabelst du, es ist ja noch Mittag!
Wie herrlich muß die Sonne scheinen;
Sie thut so wohl den alten Beinen."

Der Schluß dieses Paralipomenon deutet dann, ganz entsprechend meiner Auffassung, wenn auch in sehr unbestimmter Form, eine völlige Umkehr und Sinnesänderung Fausts zur freudigen Ueberraschung des Teufels an:

„Faust.

Komm mit.

Mephistopheles.

Du willst?

Faust.

Ich fordr' es selbst von dir."

Er gibt also nicht etwa nur den Verlockungen oder dem Drängen des Teufels nach, sondern er „fordert" sogar das, was er früher dem Versucher abgeschlagen hatte. Daß Faust dennoch gerettet wird, ist ein Beleg dafür, daß für die Beurtheilung des ewigen Werdes eines Menschen nur die Handlungen in Betracht zu ziehen sind, in denen sich die positive, produktive, wahrhaft schöpferische Natur des Ewigen, des „Herrn" selbst, ausspricht. So werden wir auch im Leben den hohen Wert eines genialen Menschen nach den positiven Leistungen seiner besten Tage beurtheilen, nicht nach dem, was er in schwachen, unglücklichen Stunden vielleicht verfehlt hat. Gerade im „Prolog im Himmel" ist diese innige Beziehung des positiv gerichteten, schöpferisch beanlagten Menschen Faust zu der höchsten, Leben schaffenden, produktiven Kraft des „Herrn" deutlich zum Ausdruck gebracht, wie ich sehr ausführlich dargelegt habe (1. Aufl., S. 68 ff.; 2. Aufl., S. 83 ff.), so daß ich auch in diesem Punkte nur dem Gedankengang des Dichters selbst zu folgen brauchte.

Hermann Türck.

Der neue Humor.

Ich will nicht zu gründlich sein und damit anfangen, was denn Humor überhaupt sei. Ich will annehmen, daß wir den alten Humor kennen und erforscht haben, und frage nur: was ist's nun mit dem neuen, den die moderne Literatur in ihrem Programm hat? Ist er schon da oder ist er immer noch bloß Programm? Und sind Humor und Programm überhaupt jemals in Einklang zu bringen? Die Ueberbretl rühren allerwärts ihre Trommeln, und die Berliner Schallee und Rauscher schallten und rauschen jetzt mit wichtiger Reclame in einem Gastspiel zu Wien. Der neue Humor, so scheint es also nach den Zeitungsnotizen, ist — wie alle richtigen Ideale — auf dem Wege".

Seine äußeren Formen, seine neuen Geberden kann man in der That nicht verkennen, und nirgends weniger als eben jetzt in Wien. Hier ist nämlich seit urdenklichen Zeiten eine eigene, unbekümmerte, mehr oder weniger gemüthliche Gattung Humor zu Hause, die bei Nestroy ihren fürunumwirbelten Höhepunkt erreicht und sich später zur sanften Ebene des Feuilletons, der witzigen Kritik geeignet hat. Hier in Wien gilt der Humor für echtestes Bodengewächs, hier hat er seine stärkste Wurzelhaftigkeit, hier hat er seinen beruhmt gewordenen Nofenamen „Humor". Hier also, wenn irgendwo, ist der Boden geschaffen, die Schlacht zwischen Neu und Alt auszutragen. Nun haben wir die neodeutschen Ueberbretter gesehen, und über die Witzigen sind hier wiederum Witze gemacht worden: Wien läßt sich nicht ivoten. Und nun wissen wir's aus einem handgreiflichen Exempel: unser alter Humor und der neodeutsche neue streben in ihrem äußeren Stil wirklich auseinander. Jener will nichts als Wirkung machen, und um die Pointe zu erreichen, sind ihm so ziemlich alle Mittel, auch die hausbackensten, recht: er haftet im letzten Grunde auf einer rationalistischen, zumeist sogar ausgesprochen politisch liberalen Weltanschauung, der er alle Objekte, denen man irgendwie mit Witz beikommen kann, sorglos einordnet. Der neudeutsche Humor verrath dagegen sofort in seinem Aeußeren, daß er diese Einseitigkeit des „gesunden Menschenverstandes" und seine Trockenheit der Pointen nicht kennt. Politisch vor allem wird man bei ihm auch im allerersten Ueberbrettl, dem „Simplicissimus" vergeblich nach einer festen, ruhigen, sachlichen Grundlage suchen: es ist ja nur selbstverständlich, daß er durch die Philosophien der letzten Zeit, durch Ibsen, Nietzsche und den Socialismus radicaler, aber auch unsicherunklarer gemacht worden ist. Die Einheit und Einheitlichkeit seiner Lustigmache liegt vielmehr anderswo, sie liegt in der Form: der neodeutsche Humor ist mit Absicht und Bewußtsein „literarisch"... Damit ist seine Stärke und seine Schwäche charakterisiert.

War man früher für das Theater, für die Gesellschaft, für den Sonntagsleser humoristisch, so ist man es jetzt für den Literaturkreund, für den Literaturkenner, für den Feinschmecker. Selbstverständlich sind diese beiden Strömungen zu allen Zeiten neben einander hergegangen, aber man kann immerhin sagen: früher war das erstere, heute ist das zweite Mode.

Man muß die moderne Literatur und ihre Anfänge schon ziemlich genau kennen, um für diese neue Humormode das Auge richtig vorzubereiten. Man muß verstehen, wie diese Mode speciell aus der Literaturkneipe hervorgegangen ist.

Ursprünglich war's ein Humor zur Erholung junger Studenten und Literaten oder, noch genauer, einer eigenen Species: junger Literaturstudenten. Nach der Mühsal des ernsten Dichtens, die überdies das Unangenehme hat, daß sie nicht immer glückt, ist es ja eine Erleichterung, am Biertisch mit Leidensgenossen zusammen ironisch zu sein. Man parodiert die älteren Muster, man befreit sich von der Schwere seiner eigenen ernsten Neuerungsbestrebungen durch ein paar Stunden des Leichtsinns und Stumpfsinns, die seit jeher eine nicht üble Art Gelegenheitslyrik ergaben. Man klimpft zusammen für ernste Literatur, aber da der Mensch ein geselliges Thier ist, verbindet sich mit diesem Zusammensitzen sofort auch eine eigene Art heiterer Geselligkeit; da ist der Humor gleichsam Oberton anderer Töne, Begleiterscheinung anderer Erscheinungen, er ist das Satyrspiel nach dem Ernst, er ist die für den intimen Kreis berechnete Zugabe des sonst ernsten Kritikers... Langsam löste sich diese Intimität auf. Hartleben trat mit seinen Parodien hervor, Bierbaum mit seinen Epifteln an Lilieneron, die er im Münchener Rathskeller abgelaist; Wolzogen, der Universelle, Flinke, lernte zu anderen Techniken bald auch diese, und eine kleine Schule neuen deutschen Humors war mit einemmale begründet. Was in der durchaus ernsthaft, vielen sogar allzu ernsthaft gemeinten Literaturbewegung der letzten Achtzigerjahre, als Anhang und Widerspiel des Ibsenschen, des Hauptmann'schen, des Holmannsthal'schen Ernstes, ursprünglich nur zur heiteren Füllung der Pausen, entstand, betrat mit einemmale die Bahn eigener Entwickelung. Und „neuer Humor! neuer Humor!" wurde das Schlagwort, das schon das ganze letzte Jahrzehnt beherrscht. Wolzogen, der Vermittler, war der Muster dieses Streites, und in seinem „Lumpengesindel" hat er neben anderen, als possenhaften Elementen einige kleine Proben dafür geliefert.

Nach alledem sehe ich die Charakteristik des neuen Humors wohl mit Recht darin, daß er „literarisch" ist. Aus einem exclusiven Literatenkreis geht er hervor. Mehr sogar: in Verbindung mit dem Studium der Literaturgeschichte scheint er sich zu entwickeln. Man lernt im Seminar die verschiedenen Stilarten deutschen Schriftthums kennen, und zu parodistischen Zwecken ein beliebter Schulstoff — macht man davon Gebrauch. Sogar die Anfangsphase. Darüber gieng man freilich bald hinaus, als die Intimität des geschlossenen Kreises gesprengt war: mit den Literaturstudenten verbinden sich bald Bummler, Dichter, Maler und Geschäftsleute. Der „Simplicissimus" wird begründet. Neue Namen treten auf, oder zumindest ein Name, der eine Welt für sich ist: Frank Wedekind. Ist Hartleben noch studentisch, durchschnitzig witzig, sogar liebenswürdig, so geht Wedekind mit einem Satz darüber hinaus: als ein Dichter der Groteske, ein wahrhaft Neuer, ein von Himmel Gefallener. Sein Humor — ich möchte ihn ob seiner Phantastik einen positiven Humor nennen — hat schon nicht mehr die Beziehung des Schiters und Parodisten zur modern norddeutschen, vorsichtig realistischen Literatur. Aber derselben Entwickelungslinie reiht er sich doch ein. Aus der modernen Schriftstellerkneipe ist zu Dreiviertheilen auch er zu erklären. Schließlich kommt es ja gerade im Humor am meisten darauf an, aus welcher Weltperspective man blickt, von welchem Standpunkt aus. Und auch die Wedekind'sche Perspective ist die des Literaturkammunisten, an dem man sich vergnügen kann, an dem man Mäuschen treibt und eher noch ein tüchtiger Stumpfsinn begrüßt wird, an dem eine ganze Welt in Frage gestellt und zu ihrem Ernst — ein neuer Ulk verbindet werden kann. Auch Wedekind, und er sogar vor allem, ist Boheme. Er selber freilich ist stark genug, um dabei Dichter zu bleiben, aber die Rufer und Vermittler wollten mit ihm Schule machen, und sofort tauchte wieder jene Gebrauchswaare des neuen Humors auf: das Programmatische, die literarische Spielerei der Boheme.

Diese Schule ist für uns das neodeutsche Ueberbrettl, da wir Wedekinds eigenes Particular „Ich Tausendsassa", nicht kennen. Daß im Humor der Ueberbrettlhumoristen sehr viel neu Gewolltes, Gemachtes, Artanpassiges mitläuft, ist längst kein Geheimnis mehr. In der That, nachdem wir Wedekind kennen, und nach allem, was wir uns von seinem Umkreis versprechen dürfen, bedeutet die Ueberbrettlei eine Abwendung und einen Rückschritt. Beziehen ist der Spleitus. Reservationen sind dann gemacht. Dagegen macht sich die gewaltige Programmmäßigkeit heiterer Studenten wieder breit, und junge, literarisch gebildete Schauspieler tauchen mit einem Parodienabend des Stein einer neuen ästhetischen Humorgattung vor — sie tanzen dann den unsäglichen Tanz „Schall und Rauch". Man unterhält sich bei ihnen „Das Cabaret", man unterhält sich noch

Digitized by Google

besser bei ihren „Webern“. Aber selbst diese guten und um soviel mehr die schlechten Proben verrathen es, wie tief dieser scheinbar souverane Humor in der alten Tradition des Schüler-Ulk steckt. Es ist fatalisch nicht anders: fleißige Seminarjünger lernten die Stilarten deutscher Literatur kennen, und nun machen sie an freien Abenden — alles hat seine Zeit — ihren Scherz damit.

Nehmen wir alles in allem: dürfen wir von einem neuen Humor sprechen? Nehmen wir den ganzen Wedekind und auch Christian Morgenstern, nehmen wir das Beste von Hartleben, Wolzogen und Bierbaum — es ist noch immer mehr Erwartung als Erfüllung. Der moderne Humor hat das schwer kurlsicht schienen mir immer in einem verwandt: seit langem stehen sie da und dort einmal auf. Aber wer wird behaupten, daß wir schon fliegen können!

Alfred Gold.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Der Ungarischen Hypothekenbank und der Unionbank ist es gelungen, französische Banken für die Capitalsbedürfnisse Ungarns zu interessiren. Inmitten der Krise, die in Mitteleuropa herrscht, ist dies für Ungarn ein erfreuliches Ereigniß. Mehr noch als Oesterreich leidet das capitalsarme Ungarn seit Jahr und Tag an dem völligen Versiegen der einst so reichlichen Capitalszuflüsse aus dem Ausland. Theils hatte der große eigene Geldbedarf der einstigen Gebahrenden Ungarns dieses Versiegen zur Folge, theils war es die eigene Verschuldung Ungarns: einerseits die Oesterreichische gegenüber der ganz besonders Gebahrenden, die das politisch ohnmächtige Oesterreich nur durch Repressalien auf wirthschaftlichem Gebiete strafen konnte, anderseits hat die Verwendung des ausländischen Capitals zu Industriegründungen und Bahnbauten, für welche die wirthschaftlichen Voraussetzungen fehlten, das ausländische Capital abgeschreckt. Wenn das französische Capital nun ausdrücklich starke Ungarn-Capitalsanlage suchen wird — vorerst sind nur die finanztechnischen Voraussetzungen dazu in der Gewinnung einer mächtigen Bankengruppe geschaffen worden — wird man sich hüten müssen, dieses Capital wieder zu unrentablen, lebensunfähigen Unternehmungen zu verwenden. Aber auf anonymes Capital angewiesen ist, muß vor allem dafür sorgen, daß die Verzinsung desselben nicht ausbleibt. Die Details der Operation sind aus der Tagespresse bekannt. Einige Worte wollen wir nur noch über die durch die Operation herbeigeführte Fusion der Ungarischen Agrar- und Rentenbank mit der Ungarischen Hypothekenbank sprechen, zumal weil sie vielgenannt gibt, ans die nun aus heimerzeit so scharf kritisierte Fusion der Nieder österreichischen Escomptegesellschaft mit der Böhmischen Escompte bank zurückzukommen. Ob die nun vorgenommene Theilfusion durch Er werbung der Mehrheit der Actien der Agrarbank seitens der Hypothekenbank unbedingt zweckmäßig ist, bleibe dahingestellt. Aber auf jedenfalls bisher — vielleicht nur infolge der widrigen Verhältnisse am Geldmarkt — nicht recht entwickeln können. Und die Fusion ist gewiß zum Theil dem Bedanken entsprungen, den Gründern der Gesellschaft, von allem der Union bank und der Ungarischen Escomptegesellschaft und deren Gründern, die das in den Actien der Agrarbank immobilisierte Capital wieder flott zu machen. Indes wird auch die Agrarbank durch die nun gewonnenen Beziehungen zum französischen Capital entwicklungsfähiger und wertvoller. Jedenfalls aber ist die Erwerbung derart erfolgt, daß sich finanztechnisch nichts dagegen einwenden läßt. Die Hypothekenbank hatte bekanntlich 30 Millionen Kronen ihrer Actien zur Erwerbung von 12 Millionen der Prager Bank verwendet, deren Ertragnis schon durch die doppelten Steuern und Verwaltungsspesen eine starke Einbuße erleiden muß. Statt das Ertragnis des Unternehmens, dann wird sich das in der Dividende sehr fühlbar machen. Die Hypothekenbank hingegen gibt nun Millionen Gulden Gold Actienominale aus, um dafür gegen neun Millionen Gulden Actien nominale der Agrarbank einzunehmen. Die Escomptegesellschaft muß die Escompthenbanken mit 5·60%, in die Bilanz einsetzen, die sympathetischen heißt der Actien der Agrarbank mit 4·80%, unter zwei ein mit hoch ihre Reserven um ja dreimillionen Gulden. Das eine ist finanztechnisch gerechtfertigt, das andere war ein gezwungenes, schon technisch unzulässiges Verfahren.

Zu „Allgemeinen Tarifanzeiger“ potentiert jemand gegen „eine Wochenschrift“, in der behauptet wurde, daß der österreichische Staat der Kaschau-Oderberger Bahn nur die Hälfte der Subventionierung zum Millionengeschenk machen wolle. Der Zuschrift, ein alter Tüfkenne des Herrn v. Taaffe, ist ein Schlaumeier. Er will die Oesterreicher bei ihren Gefühlen gegen Ungarn packen und fährt aus, daß die österreichische Strecke der Kaschau-Oderberger Bahn in den letzten Jahren, mit Ausnahme des Jahres 1900, so gute Erträgnisse aufgewiesen habe, daß dadurch auch die Verzinsung für das prioritierte Actienn von 12 Millionen Kronen gedeckt sei, die Staatsgarantie also gar nicht in Anspruch genommen werden würde. Es werden nun die Ueberschüsse zur Deckung des zweiten Gelehes verbraucht werden, anstatt, wie bisher, zu Gunsten der ungarischen Garantie verwendet zu werden. Sehr schön, aber im Vertrage betreff der Ueberschüsse über die österreichische Garantiesumme mit 10 Mio Kronen und die diesjährige Einnahmenentwicklung läßt auch keinen viel höheren Ueberschuß erwarten. Was aber geht denn die Garantieverpflichtung in Ruhe Kronen, so hätte der Staat sich bei ganzen Betrag zurückgezahlt. Und so der herrschenden europäischen Wirthschaftskrise und den Rückgang des Betriebsausgaben ist alle Aussicht, daß auch die nächsten Jahre dem vorstehend gunstigeren Ergebnis bieten werden. Die Staatsverwaltung wäre also doch wahrscheinlich ein Millionengeschäft oder gar um mehrmillionen Gulden zahlungsfrist gewährten Theil herausbekommen. Auch dies die Absicht, die Führung des patriotischen Gefühls anbelangt, dass man die Reserven in den österreichischen Kassa durch Leipzig, da [illegible] gastlichen Kassen betreten sollte, so dürfte das noch viel besser gelingen, wenn man das zweite Gelehe ohne Garantieverhältnis legen lässt. Wenn die Offiziösen des Herrn v. Taaffe sich darüber aufregen, dass wir ihnen den Garantieerhöhungsbraten schwieriger erreichbar machen wollen, so wissen sie, warum sie es thun. Sie wissen, dass die Legung des zweiten Gelehes ohne Garantieerhöhung dadurch wahrscheinlich eine Dividendenermäßigung der Kaschau-Oderberger Actien zur Folge haben würde und dass die gleiche Frage für die Nordwestbahn in der Zeiten Hintergrunde schlummert, der man durch die Entscheidung bei der Kaschau-Oderberger Bahn präjudizieren will.

*

Der Krach der Casseler Trebertrocknungs-Gesellschaft hat zur sofortigen Folge gehabt, dass Herr Dr. Josef Kranz, der Präsident der Bosnischen Holzverwertungs-Gesellschaft, eingestehen musste, dass es auch mit diesem, dank den günstigen Holzverträgen mit der bosnischen Regierung und dem guten Holzhantierungsvertrag mit der Bareler Eisenindustrie, zum Paradefluß der Treber Gründungen geworbenen Unternehmen ziemlich jaul aussehe. 1,200.000 Kronen schulden ihr das Casseler Mutterinstitut und die sind natürlich wertlos. Aber auch sonst zeigt die Bilanz, dass das Unternehmen nicht gerade in glänzender Lage ist. Das ganze Actiencapital von drei Millionen und noch eine halbe Million mehr stecken in den Fabriken, Maschinen &c. und ob die von der Trebertrocknungs-Gesellschaft errichteten Fabriken und gelieferten Maschinen den angegebenen Wert haben, mag billig bezweifelt werden. Wo man das Obch für die 1½ Millionen Creditoren hernehmen wird, das weiß heute wohl Herr Dr. Kranz selbst nicht. Aber die bosnische Regierung will ihn nicht im Stich lassen, denn an dem Fortbestand der Fabrik dürfte neben Dr. Kranz, der statutarisch für sich und seine Erben vor Vertheilung einer Divi bende 10% des Reingewinnes nach Abzug der Reservedotierung und der Tantiemen an den Aufsichtsrath durch 25 Jahre bezahlen, die Regierung am meisten interessiert sein. Sie ist ihm auch bereits beigesprungen, indem sie drei ihrer Vertrauensmänner zum Eintritte in die Verwaltung commandierte. Ob die das Unternehmen retten werden? Das Gute hat die Sache jedenfalls, dass man sich mit dem unter Mitwirkung der bosnischen Regierung inszenierten Gründungsschwindel zur Hölle nicht beeilt zu eilen wird. Gegründet war die Gesellschaft mit einem Patentcento von 1½ Millionen, das später allerdings, da sich die völlige Wertlosigkeit der Patente bereits stelle, großentheils niedergelegt wurde. Aber auch sonst sind die Staaten dieser Gesellschaft sich bewusst, von der Construction bis diese Gesellschaft erhielten principiellen Bewilligung, Prioritätsactien auszugeben, angefangen, bis zur Gewinnbetheiligung des Dr. Kranz, auf welche er in der Generalversammlung großmüthig für heuer zu verzichten erklärte! Wiederholt sind die Statuten eingeführt worden, man kann daraus ersehen, daß diese vorschreiben, dass die Generalversammlung alljährlich innerhalb der ersten drei Monate nach Ablauf des Geschäftsjahres, das mit Ende December schließt, ein berufen werden muss, aber die diesjährige Versammlung fand am 6. Juli, die vorjährige gar am 31. Juli statt. Das Wunder, wenn dann von den Actionären der Statutenvorlegungen dieses Unternehmens behauptet wird, die diesjährige Generalversammlung, zu der auch Vertreter der bosnischen Regierungscommissär anwohnte, sei abgehalten worden, obwohl gar keine Actien dazu deponiert worden! Zum Verwundern wäre es, wenn es anders gewesen wäre, denn seit zwei Treiben der Action gehörten zu der Treber trocknung und die erlagen in der Concursmasse der Leipziger Bank und sind schwerlich vertreten gewesen. Die Generalversammlung war eine Tochtergesellschaft, die der Hofstellations Actiengesellschaft in Aussig, konnte eben aus demselben Grunde mangels Actiendeponierung nicht abgehalten werden. Zur Beschlussfassung bedarf es aber der Vertretung von zwei Zehntel des Actiencapitals, und wenn selbst dasselbe nicht vollzeit an Weise der Casseler Gesellschaft befindlichen Stücke vertreten gewesen wären, so würde das immer noch nicht zwei Zehntel des Actiencapitals ausmachen. So genau nimmt man es aber offenbar in Bosnien nicht. Man wird wohl noch von der bosnischen Wirthschaft hören, wenn auch die sichere Tatsache von der Bestechung von Beamten der bosnischen Regierung zur Trebertrocknung jorgsam schweigt und auch den Umstand, dass die bosnische Regierung für letztes Anlehen durch die Leipziger Bank begeben hat, offen bar auf Commando nicht der Erwähnung wert gefunden hat.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Unsere Bankactien scheiden sich augenblicklich in zwei Gruppen, und zwar in die mit Termin gehandelten Actien unserer großen Institute und in die der kleinen Mittelbanken, welche nur per Cassa umgesetzt werden. Die erstere Kategorie vermag sich trotz allem ziemlich im Curse zu halten. Aber man darf den Curs nicht für diese Kategorie nehmen, sondern muss sich vor Augen halten, dass diese Curse künstlich gehalten sind, dass die großen Institute verpflanzt sind die Kraft besitzen, tagtäglich ihre eigenen Actien kaufen zu lassen. Natürlich werden diese Käufe schnell nicht zur eigene Anlagung der Banken gemacht, da das Actiengeld das verbietet. Es werden wohl die Herren Actionäre sein, die diese Käufe machen. Aber auch Kaufer anderen, allerdings wahrscheinlich mit dem Depot der Banken. Im Gegensatz zu diesen Actien der großen Institute stehen aber die der kleinen, deren Markt augenblicklich völlig darniederliegt. An meisten interessiren hier augenblicklich drei Banken, deren Curs besonders stark zurückgegangen ist, nämlich die Berliner Bank notiert augenblicklich 58·—, die Breslauer Discontobank 78·—, und die Niederländische Bank 58·—. Die beiden erstgenannten Banken haben sich noch der allgemeinen Meinung viel zu schnell entwickelt. Sie haben in wenigen Jahren ihr Actiencapital verdrei und verzweifacht. Die Berliner Bank hat es sogar im Laufe von der Jahren vervierfacht. Die Böhmische Bank hat zwar bekanntlich besonderen Interesse, weil in derjenigen sie als Bank Banke Gönner Banken in Mitteleuropa an der Börse, deren einziger Inhaber der Leo Wenn ist, auch Verwalter des Kunstvereins ist. Aber wenn man einen der nicht interessiert sind möglichsten Specialisten der Berliner Börse, der sie seit der Existenz kennt, die Bank unumstandlich befragte, so schien sie [illegible]

Digitized by Google

betheiligt zu haben. Jedenfalls spricht man hier, dass das Schlimmste zu befürchten sei. Allerdings fehlt es auch nicht an Stimmen, die den starken Cursrückgang gerade dieser Banktactien auf Manipulationen zurückführen, die zur Vorbereitung einer Fusion dienen sollen. Jedenfalls ist es klar, dass gerade in der augenblicklichen Zeit der fortwährende Rückgang dieser kleineren Bancktactien Anlass zu ewiger Beunruhigung gibt, und zwar nicht nur den zunächst betheiligten Actionären, sondern eigentlich der gesammten Börse. Es ist deshalb eine ganz gerechtfertigte Forderung, wenn man verlangt, dass die Banken endlich der Oeffentlichkeit völlig klaren Wein über ihren Zustand einschenken, um dadurch jene Beunruhigung zu beseitigen, der die Gesammtheit Semestralbilanzen veröffentlichen sollten. Diese Semestral bilanzen sind namentlich deshalb von Wichtigkeit, weil man dadurch in den Besitz einer ungeschminkten Darstellung des Status käme, denn am 1. Juli hatte keine der Bankverwaltungen die Möglichkeit einer falschen Bilanz vorauszusehen, und man hat deshalb auch kaum die bei den Jahresbilanzen üblichen Schminktöpfchen und Schönheitspflästerchen hervorholen können.

*

Für die deutschen Bankenkrach jetzt eine recht triste Zeit anbrechen zu wollen. Das Nichtzustandekommen der argentinischen Anleiheserie war für die Bankwelt ein schwerer Schlag, nicht nur weil ihr dadurch dieses wahrscheinlich recht lukrative Geschäft entgangen ist, sondern vielmehr deshalb, weil der rapide 10%ige Cursfuss, der argentinischen Anleihen dem Publicum eine Warnung vor allzu leichtsinnem Ankauf von ersteren Werten gewesen ist. Das ist für die Banken doppelt unangenehm, weil die Zeit augenblicklich denkbar günstig war, um ausländische Anleihen unter das Publicum zu lancieren, denn die Capitalisten haben sich von den Actien zurückgezogen und können sich anderseits mit dem allzu billigen Zinsfuss der heimischen Anleihen nicht befreunden. Mit Mühe aber ein Unglück nie allein zu kommen pflegt, so gesellt sich auch diesmal zur argentinischen Misere noch die türkische. Nach allen Meldungen, welche aus der Türkei kommen, scheint es doch nur eine Frage der Zeit zu sein, wie lange die Pforte ihren Verpflichtungen noch wird nachkommen können. An fürem guten Willen mag es gar nicht fehlen, denn wer an der besten Wille erkennt vor dem Gebot der Unmöglichkeit. Gleichzeitig kriselt es nun auch in New-York bedenklich, so dass eigentlich für den Capitalisten nichts mehr übrig bleibt, woran er Freude haben kann. An eine Wendung der augenblicklichen Verhältnisse zum Bessern scheint nicht im entferntesten gedacht werden zu können.

*

Die von mir jüngst geschilderten Verhältnisse auf dem Discontemarkt, die sich nach dem Zusammenbruch der verschiedenen Provinzbanken herausgebildet haben, erfuhren eine weitere Zuspitzung dadurch, dass man jetzt den Privatdiscont für zwei Kategorien von Wechsel getrennt festlegt. Die gewöhnliche Privatdiscontrate nunmehr für gute Wechsel, während ¼% bis ½% unter dem officiellen Satz allerfeinste Bankreceptr gehandelt werden. Die Zahl dieser allerfeinsten Acceptanten ist natürlich denkbar gering, dem dazu sind nur diejenigen Privatpersonen und Banken zu rechnen, vor deren Geschäftsocalitäten das Milstouen unbedingt Halt macht: Aber wie wenig von dieser Kategorie gibt es noch!

*

Einen ausserordentlich ungünstigen Eindruck macht hier allgemein die soeben veröffentlichte Bilanz der Elektrizitäts-Actiengesellschaft Schuckert & Co. Sie zeigt ein typisches Bild für das bei den meisten unserer Elektricitätsgesellschaften herrschende Verschachtelungsunwesen. Aber in dem Maße haben sich leidet die arglosen Vertrauten die Zuanspruchnahme der Schuckert Gesellschaft durch ihre Tochtergründungen nicht vorgestellt. Der Effectenbesitz ist mit einer 32 Millionen-Ziffer in der Bilanz aufgeführt. Davon entfallen 19·27 Millionen auf den Besitz von 2882 Millionen Mark Nominal Actien der Continentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Der Erwerb dieser Actien zu 66⅔% wurde seinerzeit als ein grosser Glück für die Schuckert Gesellschaft gepriesen, weil die Actien damals über pari notierten und mithin durch sie eine erhebliche stille Reserve in die Bilanz gebracht ward. Im vorigen Jahre erbrachten die Actien 7% Dividende, während bei diesmal erträglos blieben. Darauf ist denn auch in diesem Jahre der Ausfall des Reingewinnes um 3 Millionen bei Schuckert zurückzuführen. Beim Schuckert noch wird 10% Dividende gegen allerdings 14%ige im Vorjahre zu vertheilen, so ist dies in Anbetracht des Besitzes der Continentalen Actien zum mindesten recht unvorsichtig. Die stille Reserve, welche in dem billigen Einstandssatz dieser Actien lag, ist heute bereits völlig aufgezehrt. Denn der letzte Börsenwert betrug bloß rund etwa 71%, also weniger als der Einkaufspreis. Zum die Actien völlig gestrichen sind. Da nun kann angenommen ist, dass im nächsten Jahre eine wesentliche Besserung des Electricitätsgeschäftes platzgreifen wird, so lässt sich heute schon voraussagen, dass der Besitz der Continentalen Actien für die nächste Bilanz einen Verlust ergeben wird, den man bei wohlgeer Vorsicht schon diesmal hatte in Reserve stellen nennen. Nun besitzt aber die gesammte übrige Summe des Effectenconto nur einer ganz wenigen Ausnahme ebenfalls aus Actienen von Tochtergesellschaften. Neben einer Reihe der neuen Betheiligungen figurieren dort die Actien der Bayerischen Elektrizitäts Actiengesellschaft mit 3·9 Millionen Mark, die Actien der russischen Gesellschaft Schuckert & Co. in St. Petersburg mit 1·9 Millionen Mark, die Actien der S. ete. Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Paris mit 3·5 Mill. Mark. Dazu ist jedoch die Verschuldigkeit der meisten nicht erwähnt. Bei einem Actiencapital von 12 Millionen hat das Tochterunternehmen die enorme Schuld von 7·5 Millionen Mark zu übernehmen. Diese Summe ist theilweise bereits natürlich zum überwiegenden Theil Forderungen an alle möglichen deutschen Electricitätsfabriken, und bekanntlich unterhält die Schuckert Gesellschaft in allen Theilen Deutschlands Verkaufsagenturen. Es ist möglich, dass die Zentrale Schuckert & Co. Gesellschaften an die deutschen Tochterunternehmungen verbürgt sind, in der Uebersicht der finanziellen Lage wird dadurch nichts geändert, denn es ist natürlich, dass die Tochtergesellschaften zunächst ihre Schulden an die Zentrale abzutragen haben, ehe sie an Dividendenzahlungen denken können. Es ist also ein Trugschluss, wenn man aus der Höhe der Dividende auf die Rentabilität der Tochtergesellschaften schließt. Diese Rentabilität ist vielmehr in der Höhe der Schuld zu suchen, welche sie der Zentrale gegenüber haben. Diese Schuld ist aber, wie gesagt, in der Bilanz nicht ersichtlich gemacht. Dem man müsste zunächst im Stande sein, die Schuld der Tochtergesellschaften an die Zentrale mit der Schuld der Zentrale an die Tochtergesellschaften zu vergleichen, um zu sehen, ob die Zentrale mehr Forderungen an die Tochtergesellschaften hat, als diese Verbindlichkeiten gegenüber der Zentrale haben. Nur in diesem Falle wäre es möglich, die Dividende der Zentrale als Maßstab für die Rentabilität der Tochtergesellschaften zu betrachten. Da aber diese Schuldverhältnisse nicht ersichtlich gemacht sind, so ist es auch nicht möglich, die Rentabilität der Tochtergesellschaften zu beurtheilen, und es ist deshalb auch nicht möglich, die Rentabilität der Zentrale zu beurtheilen

Dr. A. Schiz: Zur Aesthetik der Musik. Das Wesen der Musik und ihre Beziehungen zum gesammten Geistesleben. Für Jünger und Freunde der Tonkunst. Zweite umgearbeitete Auflage der „Geheimnisse der Tonkunst 1891“. Stuttgart, J. B. Metzler'sher Verlag. 1900.

Ein Buch, das trotz des langathmigen Titels verdient, gelesen zu werden; ein Buch, das ausnahmsweise nicht bloß hält, was es verspricht, sondern thatsächlich in überraschender, hochpoetischer Sprache, ohne Phrase, ohne Schwulst, mehr bietet, als der bloße Titel besagt; ein Buch endlich, das umfassender ist, die mit Recht in Mißcredit geratheue „Aesthetik“ wieder zu Ehren zu bringen, weil ein gediegener musikalischer Fachmann in begeisterter Weise das Wort führt. Auf 348 Seiten behandelt der Autor das Wesen der Musik im Verhältnis zur Natur, Wissenschaft, den Künsten; das Doppelwesen der Musik als Tonkunst und Tonsprache, in welchem Capitel eine meisterhafte Analyse der Beethoven'schen Sonate in C-moll, op. 99, Zeugnis seines gründlichen technischen Könnens ablegt; Musik und Geschichte, Mechanik, Erbit, Medicin, Pädagogik, Politik, Religion, Philosophie, Richard Wagners Dramen und das Melodram, das „Geheimnis der Tonkunst“ folgen aufeinander in logischem, übersichtlich zusammenhang, und eine Rückschau, das früheren vollkommen wüdeig, schließt mit einem Ausblick in die Zukunft das Werk ab, dem noch weitvolle Anmerkungen und erläuternde Zusätze angefügt sind. Besonders fesselnd sind die Capitel über Ethik, Medicin und Politik, die anschreinend mit Musikk gar nicht Stammen haben, in der That aber nur aus ihr, wie schön und glücklich der Zusammenhang hergestellt ist. Daß der Autor nicht überall recht hat, hier und da auf Widerspruch stoßen wird, oft nicht entschieden genug Partei ergreift, manchmal zwischen principiellen Gegensätzen vermitteln will, eingelnes, z. B. die Philosophie mit überschätzt, hier und da etwas ungerecht ist, z. B. Berlioz gegenüber, ist nur der Vollständigkeit wegen angeführt; all dies tangiert aber in keiner Weise den hohen Wert des Werkes, von dem man ehrlich sagen kann: Lieset, et celluez encore! Jeder, der fertige Künstler, der ehrliche Kunstjünger, sowie der ernste Dilettant werden vollste Belehrung und Befriedigung finden. Wie können daher das Buch mit gutem Gewissen jedermann aufs wärmste empfehlen; möge es die Verbreitung finden, die es vollauf verdient.

Heinrich Kaska.

Peter Egge: Gammelholm. Eine Jugend und Wandergeschichte. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter. Adrer Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1901.

Auf Gammelholm hatte Ruth die schönsten Tage ihrer Kindheit verlebt. Gammelholm ist für überhaupt ihre Kindheit aufgeschlossen. Auf Gammelholm ruhte sie, da sie nach schweren Schicksals hart in der fremden Weltstadt getroffen. Von Gammelholm zog sie fort, von neuem ihrer Kunst zu leben, flügel des Lebens, flügel der Kunst spannten sich aus, sie hinaus zu tragen. Auf Gammelholm wird sie sich retten, wenn sie das Leben verschmähen will. Auf Gammelholm — über der Tür — eine Ruhe liegt darauf. „Gammelholm war das Schönste und Reichste, was sie gesehen und empfunden hatte. Gammelholm war alles Gute in ihr.“ Das Leben bewahrt den Menschen immer ein Plätzchen, wo sich Halt und Ruhe finden lassen. Was das Leben dem Berufenen auflädt, wachst sich hier in seiner Seele, daß es ruhig liegt, ein Ziel, ein Weg und ein heimlich Reichthum komme. Und als Ruth als große Künstlerin hierher zurückgekehrt war, die große, tiefe Liebe im Herzen, die große Trauer in der Seele und den Nachklang dieser letzten großen Stunde, da sie des Gelichten Berrunne und Verstehende gewonnen war für seine letzten Zweifel, seine letzte Erkenntnis, da wurden die Künstlerin in ihr schwierig, daß sich ihre tiefste Menschwerdung vollziehen konnte. „Ich konnte aus dem Leid und dem Entbehren nichts Großes und Reiches schaffen. Erst werden ich habe wie die Most dazu beseligen, oder ich habe sie zerbrechen,“ heißt ihr der Geliebte auf dem Totenbett bekannt. Ihre Kraft sollte nicht zerbrechen. Auf Gammelholm, dem Ende der Tante, sollte ihr die Kraft bleichen sein, die Erleben zur Harmonie in ihrem Wesen zu formen. Unbewußt, wie im Schlafe. Denn sie sollte wieder hinaus als ganze Künstlerin, vereint mit Welt und Menschheit, voller Güte und Ruhe, voller Vertrauen und Unverletzt, aus nichts, nichts zerbrochen in sie. Ein ganzer Mensch. Und der Erfüllung Kartte ihr die Schwingen, und sie flog aus, wie der Vogel, in dem der Trieb mächtig geworden ist, dem Frühling nachzuziehen. Zu dieser Ravheit, die den Dichter verrath, mit vielen reichen Lebensbeziehungen, die nur aus der Schauung in uns anregen kann, wachst sich das ose aus. Aufes Jugend, ihr Verhältnis zu ihrem Vater, zu den Geschwistern, ihr Wandern, das Erwachen ihres Talentes, ihre Gesangsstudien in Paris, ihr Liebeserleben und ihre Liebeserlebnisse mit Ingolf Boom, das Instinctive ihrer Kunstübung im Gegensatz zu seinem Berufsdrang, das scheint sich alles in uns einzuschließen, wie Dufte und Strahlen und Klange, die überall um uns sind, und immer uns sind, wie Kindern, die vor der Schönheit und ihrem Geheimnis staunen und sich freuen. Die Bitterms des Lebens ist gewesen und aber wunden in der Poesie dieses Buches.

Wilhelm Holzamer.

Revue der Revuen.

Deutsche Revue (Juni). Heinrich v. Poschinger veröffentlicht eine Reihe Jugendbriefe Kaiser Wilhelms des Großen. Es ist eine Briefsammlung die von Herrn A. Kohn in Berlin 1897 in 200 Exemplaren gedruckt und privat verteilt, aber nie in den Buchhandel gebracht wurde. — Professor A. Weichselbaum schreibt „über die Heilbarkeit von Krankheiten und die Grenzen der ärztlichen Kunst“. Eine Heilung kann nur dann erfolgen, wenn zunächst die Krankheitsursache zu wirken aufhört, die Arzt sie ermittelt und Methode einkennt und die etwa zugeführte Giftstoffe und Toxine sich ausscheiden oder unschädlich und regelrechten können. Nun gibt es aber Fälle, bei denen Degenerationskrankheit sein gänzlich abgeht, weshalb eine Erkrankung dieser Organe niemals vollständig zu heilen ist. Bei anderen Leiden, die eine große Regenerationskraft besitzen, ist dann eine Heilung sogar ohne äußeres, ärztliches Eingreifen möglich, und sie gezogen für die sogenannten Naturheilmethoden; aber auch in diesen Fällen wird die Heilung durch Medicamente oder operative Eingriffe jedenfalls beschleunigt und befördert.

„Revue des Deux-Mondes“ (1. und 15. Juni). Robert de la Sizeranne constatiert bei Besprechung der „Salons“ von 1901 eine entschiedene Reaction und Rückkehr zu den früheren Kunstprincipien. Der Realismus verbannte die Composition; der Impressionismus die Wiekung durch die großen Schattenmassen: den bei den neuesten Werken der Jungen mache sich überall das Bestreben nach Composition und die Verwendung großer Schattenpartien bemerkbar. Noch deutlicher ist der Rückschlag bei den Sculpturen. Im Gegensatz zu der modernen Richtung, die von den Naturalisten, trotz ihres unkünstlerischen Charakters, so gern verwendet wurde, herrschte man wieder das Nackte und auch der von der Modernen so verpönte „Faltenwurf“, und hinsichtlich der Frisur hat es gerade die Führenden unter den Jungen, die sich den alten Traditionen wieder zuwenden. — Th. Benyon berichtet über Thomas Wentworth Higginson, den letzten Ueberlebenden der Gruppe Emerson, Hawthorne, Wendell Holmes, einen Schriftsteller und Essayisten, der zugleich an allen Phasen seiner Heimat thätig theilgenommen hat. Ein tapferer Amerikaner, bei sich Higginson nach einander als Geistlicher und Reformator, als Oberst in den Befreiungskriegen und als Staatsmann und Politiker im Frieden bethätigt; seine Lieblingsfragen, für die er sich am meisten in Wort und Schrift eingesetzt, waren die Emancipation der Sclaven und der Frauen. — Georges Servières gibt eine interessante Analyse von Richard Wagners Tannhäuser, die alljährlich durch die Pariser Theater in Umlauf gebracht werden. Danach hätten sich die Einnahmen innerhalb der letzten fünfzig Jahre verviersacht, während die Preise sich nur um ein Drittel vertheuert haben. Die Einnahmen, welche im Jahre 1850 fünf Millionen repräsentierten, betragen heute gegen 25 Millionen. Dagegen sind auch die Kosten nicht gering. Namentlich an der Oper werden kleine Vermögen von der Ausstattung verschlungen; eine neue Oper erfordert durchschnittlich 600 Costüme, und einzelne davon, namentlich die der Solisten, kosten 700 bis 800 Francs und darüber. Jede Ballettänzerin trägt in ihren Röcken 15 bis 16 Meter Tarlatan, wovon die Oper jährlich 75.000 Meter verbraucht. M. Bianchini, der Costümier der Oper, der die Costüme componiert, hat eine Sammlung von 200.000 Modebildern, die nach historischen Epochen und Kategorien registriert sind.

„Empire Review“ (Juni). J. T. Tonkin, der viele Jahre als Arzt einer südnesischen Expedition an den Ufern des Niger verbrachte, erzählt vom Sclavenhandel in den dortigen Gegenden und von den Mitteln, die zur Beschaffung des kolossalen Menschenmaterials angewendet werden. Sie sind sehr verschiedener Art: da gibt es fingierte Hausierer, die sich in die Dörfer schleichen und heimlich die Kinder an sich locken, Mädchenfänger, die alle Künste der Verführung üben, um ihre Opfer ins Garn zu locken. Als Nachtmit erscheint dann oft noch obendrein ein schlauer Betrüger, der den armen Dorfbewohnern dies Verschwinden ihrer Kinder als das Werk eines bösen Zauberers darstellt und ihnen Opfergeschenke zu seiner Besänftigung entlockt, mit denen er seine Raubzüge unterstützt. Mancher wird ergend ein reicher Privatier aus einer der mohammedanischen Städte, der sich noch einer Emotion fehnt, zum Beignügen mit seinen Freunden und Dienern ein bischen auf die Sclavenjagd in die umliegenden Dörfer, fengt, brennt und mordet und zieht mit einer hübschen Beute ab; aber all diese „Privatunternehmen“ verschwinden gegen die officiellen Sclavenzüge, die von den Emiren des Hausolandes abgehalten werden. Abgesehen von dem regelmäßigen Tribut, den sie aus den Dörfern erhalten, nehmen diese kleinen Despoten keinen Anstand, nach Bedarf mit ihren Leuten in die Gebieten einzufallen, die zu verheeren und die Bewohner mit sich fortzuführen; der Verfasser sah mehr als einmal ganze Städte verödet daliegen und meilenweite Strecken bebauten Landes verwildern, weil ihre unglücklichen Besitzer die Opfer solcher Ueberfälle geworden waren. Sclaven sind der Preis jedes Kampfes, der zwischen den Mohammedanern der Negend ausgefochten wird. Ihnen die Ehren gelehnte, die man anstandslos. Anfängtich sind die Schrecken solcher nicht sicher Ueberfälle, wo man den Dorfbewohnern das Haus über dem Kopfe anzündet, um sie aus ihren Verstecken hervorzutreiben; die alten, unbrauch baren Leute werden zurückgelassen, ebenso die ganz kleinen Kinder, die man aber manchmal auch, in Sacken zusammengeworfen, mit fortschleift, während man die Sclaven wie eine Heerde vor sich hertreibt. Es ist ein mumterbrochener, rascher Marsch, der oft tagelang dauert. Wer erschöpft zusammensinkt, wird einfach seinem Schicksal überlassen und getödtet auf der Straße. Der letzte Zusammenbruch wird mit dem Tode bestraft; demnach geschieht es nicht selten, daß bei solchen Transporten ganze Ketten von Sclaven die Flucht ergreifen und ihren Bewachern auch wirklich manchmal entkommen. Von den englischen Behörden wird der Sclavenhandel und die Sclavenjagd der südnesischen Nachbarn, wie es heißt, mit allen Mitteln und auf das energischeste bekämpft, jedoch ohne daß es ihnen bisher gelungen wäre, diese Greuel ganz zu beseitigen.

Der dumme Junge und das Eidechschen.

Erzählung von Kurt Aram.

(Schluß.)

4.

Sortan waren das Eidechschen und Bvent viel zusammen. Zuzweilen schlich sich Herr Gerdes aus Westphalen an. Dann stellte sich auch gerne Monsieur Mozare ein, denn sie schätzten sich. Schon weil sie beide von Kunst nichts hielten. Herr Gerdes war hieraus sicher stolz, wie einer stolz ist, wenn er von einer Modekrankheit verschont bleibt. Er kam jedes Jahr einigemale auf der Durchreise nach Neuenfisen hierher. Er wahlte aber den Umweg über Aom nur deshalb, weil der einzige Sport seines trockenen Geschäftsirdens

Digitized by Google

darin bestand, möglichst oft den Papst zu sehen. Monsieur Mazare war dies Jahr nach Rom gereist, nur weil seine Frau darauf bestanden hatte. Da freute es ihn denn sehr, in Herrn Gerdes aus Westphalen endlich einen vernünftigen Menschen zu finden, mit dem sich ein verständig Wort reden ließ.

Es dauerte nicht lange, so verbrachte Bernt seine freie Zeit, wenn er nicht mit dem Eidechschen zusammen war, meist auf seinem Zimmer. Er dichtete wieder heftig. Aber nicht die Lyrik à la Heine, die er früher bevorzugt hatte, sondern reinste, keuscheste Lyrik auf das Eidechschen. Je unsicherer er nach und nach in seinem Glauben an die Reinheit des Eidechschens wurde, umso hehrer und heiliger wurden die Gedichte auf sie.

Manchmal, wenn der Abend kam, tauchten plötzlich vor ihm ihre saugenden Augen auf. Dann erinnerte er sich auch an mancherlei nicht sehr passende Situationen, in denen sich das Eidechschen vor ihm sehen ließ. Wie sie oft die Beine übereinander schlug! Man konnte die durchbrochenen, schwarzseidenen Strümpfe sehen, und zwischen den Maschen die bleiche Haut.

Dann sprang er auf und lief auf die Straße, lief, lief, bis er endlich erschöpft zur Ruhe gieng.

Vergehn Tage waren vergangen. Madame Mazare wurde ungeduldig über die nicht zu besiegende Schüchternheit ihres jugendlichen Anbeters. Aber unschuldig, sehr unschuldig war er sicher, auch wenn er nicht gelogen hatte bei der Angabe seines Alters. Und weil er so unschuldig war, mochte sie das Spiel noch nicht aufgeben.

Eines Morgens schlug sie vor, gemeinsam die Vaticanischen Galerien zu besuchen. Monsieur Mazare und Herr Gerdes aus Westphalen waren nicht sehr erbaut. Man stand sich da doch nur die Beine in den Leib. Aber immerhin zeug es sich leichter, wenn sie zusammen giengen. Mochten die beiden anderen von Kunst schwärmen, sie konnten dewein ein klares Wort von Geschäften reden. Bernt strahlte natürlich vor Glück über den Vorschlag. Das Eidechschen war doch eine echte Frau. Es konnte ja nichts Schöneres geben, als sich zusammen mit der Angebeteten ertheben an dem Höchsten, was die Kunst geschaffen hat. Das Eidechschen lächelte leicht. Sie hatte ganz andere Pläne als die drei Männer.

Gegen Mittag standen die vier unter den Colonnaden des Petersplatzes. Monsieur Mazare und Herr Gerdes sahen abgespannt, aber doch ganz zufrieden aus. Das Eidechschen machte einen fast verärgerten Eindruck. Bernt selbst sträumlich verstört drein.

Das Ehepaar nahm einen Wagen, während der Herr Gerdes bei Bernt blieb. Eine Weile sahen sie stumm den beiden nach, dann sagte Herr Gerdes: „Er ist wirklich ein großartiger Geschäftsmann. Aber die Frau! Nehmen Sie sich inacht. Sie ist.... ein kleines Zwiechen."

„Rein"! fuhr Bernt auf. „Das ist nicht wahr. Sie ist ein capitales Schwein!"

„Do nää!" rief Herr Gerdes ganz perplex. „Das weiß man wohl besser." Bernt war aber schon fortgeeilt.

Er lief eine Weile blind drauf los. Das war wirklich zu viel, wie diese Frau sich benommen hatte vor den Statuen und Bildern. Diese ewigen Anzüglichkeiten in Wort und Blick. Pfui, pfui! Er nahm auch einen Wagen und ließ sich zur Porta S. Sebastiano fahren. Nach frischer Luft, nach Natur schnte er sich.

Er bezahlte und stieg die Via Appia in die Höhe. Immer weiter, nur weiter. Aber er hatte heute kein Auge für die ausblühende Natur und die Trümmer großer Vergangenheiten.

Er kah auf. Es war tiefdunkel um ihn her. Da hörte er, wie die Sonne brannte, wie er hungrig und durstig geworden war, trotz seines Kummers. Nicht weit von ihm, links am Weg stand eine halbzerfallene Hütte. Ein paar Hühner picken im warmen Sande, eine Ziege meckerte.

Müde stieg er die schmale, steile, morsche Holzstiege in die Höhe. Die Treppe mündete in einen kahlen Raum, in dem sich niemand befand. Aus einer Nebenkammer tauchte nach einer Weile ein altes Weib empor, das erschrickt aufkreischte, als es den Fremden bemerkte. Fast gleichzeitig lief von unten eine laute Männerstimme, so daß Bernt ein wenig erschrak. Aber er beruhigte sich, als er zwei weiche, weibliche Stimmen antworten hörte. Die Treppe ächzte und stöhnte unter geschäftigen Füßen. Herein stürmte ein Mann mit zwei jungen Frauen. Sie waren sehr lustig, offenbar etwas angetrunken, dachte Bernt. Der Mann bestellte ihm gleich derb auf die Schulter, die beiden Schönen lachten ihn an. Die Alte verschwand wieder in einen Winkel. Die drei redeten auf Bernt ein, ohne daß er ein Wort verstehen konnte. Sie reichten ihm den Mund und machte eine Geberde des Schluckens, dann des Kauens. Die Weiber lachten verständnisvoll. Die eine Schöne knete von einer buntbemalten Holzkiste nieder, zog nicht sehr reine Wäsche heraus. Die sie aßen und den schmutzigen Boden warf, und dann ein Beil und Messer. Der Mann schlachte dewein mit der anderen Schönen. Sie sind wohl rasch verheiratet, dachte Bernt. Aber es war ihm gleichgültig. Er hatte nur Gier nach Essen und Trinken. Auch die alte Hexe kam wieder zum Vorschein, mit Brot und Käse. Bernt aß und trank, als ob es sein letztes Mahl wäre. Er hatte alles nicht aus. Aber die drei redeten so schnell, daß er nicht folgen konnte. Er hatte nur Gier nach Essen und Trinken. Auch die alte Hexe kam wieder zum Vorschein, mit Brot und Käse. Bernt aß und trank, als ob es sein letztes Mahl wäre. Er hatte alles nicht aus. Aber die drei redeten so schnell, daß er nicht folgen konnte. Er hatte nur Gier nach Essen und Trinken.

hungrig in Brot und Käse, daß Bernt auch Muth bekam. Dabei schwatzten sie immer zu. Namentlich die beiden jungen Frauen. Und während sie schwatzten, woren auch alle Glieder in Bewegung. Ein Ameisenhaufen in der Frühlingssonne kann nicht lebendiger sein. Ein Krug Wein kam zum Vorschein, der reihum gieng. Der Käse roch allerdings fürchterlich.

Dann fiengen die beiden wieder an zu schäkern, und ehe sich Bernt dessen versah, sah ihm auch ein schallender Kuß auf der Wange. Die drei lachten über seine Verlegenheit. Da griff er zu und küßte wieder.

Sofort machten die drei ernste Gesichter und sprachen leise miteinander. Dann nickten sie sich zu, und der Mann hielt Bernt die flache Hand hin, während die andern die Bewegung des Geldzählens ausführten. Bernt griff in die Tasche und legte ein größeres Geldstück in die flache Hand, das den Mann zu befriedigen schien. Sofort sprang die eine Schöne auf, drängte sich dichter an den langen, blassen Jungen und hielt auch die flache Hand hin. Als er nicht gleich etwas gab, umschlang sie ihn, küßte ihn heftig und hielt wieder die Hand hin. Da griff Bernt in die Tasche, warf eine Menge kleine Münzen auf den Tisch und entwischte aus dem Zimmer, während sich die drei um das Geld balgten.

Draußen lief er still. Weshalb lief er eigentlich fort? Doch als die beiden Schönen an der Thür erschienen, winkten und lockten, lief er schnell weiter. Warum eigentlich? Da schämst dich, dummer Junge. Da wurde Bernt zornig und sprach zu sich selbst: „Mein, aber ich will rein bleiben, rein".

Er schritt immer eiliger aus. Er wußte schon, für wen er rein bleiben wollte. Eine heiße Sehnsucht nach dem Eidechschen kam über ihn. Wie fein, wie vornehm war sie. Pfrr, wenn er an die beiden Weiber dachte! Und daß sie so ein bischen frivol war? Nun ja, Ehifferinnen von altrazzosischer Abstammung haben das wohl so an sich. Und dann: ihr Mann kann ihr doch wahrlich nichts sein. Da müßte die junge Frau ja auf Abwege geraethen.

Die Sehnsucht trieb ihn immer schnellere Füße. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, wurde ihm doch wieder recht ungemüthlich.

Wenn ich ihr nur einmal wirklich ins Herz sehen könnte! Da muß doch Gutes, Schönes sein, das nur schlaft und wartet, geweckt zu werden. Sonst könnte ich sie doch nicht lieben. So.... so grenzenlos!

Man müßte einen Versuch machen, einen Rettungsversuch. Irgend etwas wunderbar Schönes, Herrliches müßte plötzlich vor sie hintreten. Da würde es sich schon zeigen, was in ihr war, und daß die Frivolität nur Maske, hinter der das Edle sich versteckte und wartete, daß einer käme und die Maske wegriffe.

Als Bernt wieder zum Hotel kam, noch ganz versunken in Gedanken, das Eidechschen zu retten, als er die Umgebung wieder vor Augen hatte, in der er das Eidechschen meist sah, wußte er sich selbst verworten, weil er auf einmal nicht mehr recht glauben konnte an eine Rettung des Eidechschens. „Man werft, daß dein Vater ein Pedant ist, denn du bist auch einer", sagte er sich.

Aber es wollte doch nicht mehr ruhig in ihm werden. Einen Versuch konnte man doch machen. Ich liebe sie ja.

5.

Beim Diner am folgenden Tage war Herr Gerdes aus Westphalen sehr aufgeräumt. Es war ihm gelungen, zwei Einlaßkarten zu erlangen für einen Empfang im Vatican. Voraussichtlich würde der Papst zu sehen sein. Er war sehr stolz, denn es hatte ihn viel Geld gekostet. Die zweite Karte hatte er gekauft aus einer Regung von Galanterie gegen das Eidechschen. Ihr wollte er sie anbieten. Als er damit heranckam, sahe das Eidechschen.

„Pardon, Herr Gerdes, es ist sehr freundlich von Ihnen. Ich danke Ihnen sehr. Aber Sie müssen entschuldigen, so was interessiert mich nun einmal nicht. Nur alle die sternalten Männer, die man da zu sehen bekommt. Ich interessiere mich wirklich mehr für jüngere Leute."

„O Herr, o Heir!" Mehr vermochte Herr Gerdes nicht zu antworten. Monsieur Mazare empfand Mitleid. Er bat ihn, doch ihm die Karte zu überlassen. Er würde ihm aufrichtig dankbar sein. Verschmitzt lächelnd meinte Monsieur Mazare, er habe nämlich ungeheuren Respect vor Sr Heiligkeit. Die im Vatican seien die bewundernswürdigsten Gesellschleute, allen anderen weit über. Schon deshalb würde er die Karte gern benutzen. Solches Lob tröstete Herrn Gerdes aus Westphalen sehr. Er gab Monsieur Mazare die Karte.

„Wissen Sie, was mich wirklich interessieren würde?" fragte das Eidechschen. „Ich habe mir erzählen lassen, daß am 21. April auch in diesem Jahre das Geburtsfest Rom erlauchter worden ist. Leider werden wir da noch nicht hier. Das möchte ich sehen. Könnte man das nicht irgendwie machen?"

„Wie nicht" antwortete Herr Gerdes, „das kostet sachha viel Geld."

Auch Monsieur Mazare erschrak sehr und bemühte sich, Madame diese Idee auszureden.

Digitized by Google

Bernt wurde blaß und roth. Da wäre sie ja, die Gelegenheit. Es gibt ja gar nichts Wunderbareres. Er faßte einen großen Entschluß. Und sollte es tausend Mark kosten!

Bernt verhandelte jetzt viel mit dem dicken, asthmatischen Portier, in dessen Achtung der junge Mann durch seine Pläne bedeutend stieg.

Alle möglichen Menschen stellten sich darauf hin bei ihm ein. Sie redeten, gesticulierten, handelten, gingen, kamen wieder und handelten von Neuem. Endlich war es so weit.

Mit feierlich-ernstem Gesichte suchte Bernt das Eidechschen auf, das allein war und sich langweilte. „Sie haben heute Abend nichts Besonderes vor, gnädige Frau?“

Das Eidechschen sah ihn neugierig an. „Nein“, entgegnete sie. „Würden Sie mir dann diesen Abend schenken?“

„Was haben Sie denn eigentlich vor, Sie fehen wirklich ganz unternehmend aus.“

„Eine kleine Ueberraschung, gnädige Frau. Auch müßte ich bitten, nachher den andern nichts davon zu sagen.“

„Was?“

Sieh mal an, dachte das Eidechschen, er ist doch schon neunzehn, der Schlingel. Was er auf einmal Muth hat.

„Ich habe einen Wagen bestellt, gnädige Frau. Ich bitte sehr, gnädige Frau. In einer Stunde etwa darf ich Sie abholen, nicht wahr?“

„Sie wollen mich wohl entführen?“

„Aber ich bitte, gnädige Frau!“

„Und mein Mann?“

„Es wäre mir allerdings lieb, wenn er nichts erführe.“

„Ei, ei, Herr von Hagen, das wird ja immer gefährlicher!“

„Nicht im geringsten, gnädige Frau. Ich versichere Sie!“

Sie lachte unternehmend. „Mir ist's schon recht. Ich bin nur neugierig, was Sie sich ausgedacht haben.“

Bernt behielt sein feierliches Gesicht. „Also in einer Stunde?“

„Wie Sie befehlen, Herr von Hagen.“

Bernt empfahl sich.

„Herr von Hagen!“

„Sie befehlen, gnä' Frau?“

„Soll ich Toilette machen?“

„Ach ja, bitte.“

Als er draußen war, lachte das Eidechschen und zog sich um. Allmählich wurde sie aber doch ein wenig unruhig. Wer weiß, was der Schlingel plant, Aha! Es wird schon zu ertragen sein.

Als Bernt klopfte, war sie bereit.

„Wollen Sie den ganzen Abend dies feierliche Gesicht zur Schau tragen, Herr von Hagen?“

Bernt lächelte erröthend. „Nur noch eine Stunde, gnädige Frau.“

Er geleitete sie zu dem Wagen, den der Portier eigenhändig öffnete.

„Sie haben's ja fein vor.“

Bernt lächelte geschmeichelt und ließ sich auf dem Rücksitz nieder.

„Sehen Sie sich doch an meine Seite, Herr von Hagen!“

In langsamem Trab gieng es durch belebte Straßen. Ab und zu fiel ein Lichtstrahl in den dämmerigen Wagen. Dann schauten sie einander prüfend an.

Während er der jungen Frau so nahe war, überkam Bernt immer mehr die beglückende Gewißheit, daß gleich alles Gute und Schöne in dem Eidechschen wach werden würde. Wer weiß, bald ließ sie sich dann gewiß auch scheiden und heiratete ihn. Was lag an den paar Jahren Altersunterschied. Die Hauptsache war, daß sie sich liebten und einander etwas waren. Er rückte ihr ein wenig näher. Da ihre Hand ihm nahe war, ergriff er sie und küßte sie leise. Sie ließ es ruhig geschehen voller Erwartung, wohin die lange Fahrt eigentlich gienge.

Es wurde stiller auf den Straßen, dunkler.

„Mein Gott, was machen Sie, wohin bringen Sie mich?“ sagte das Eidechschen leise, nervös, unruhig.

„Nur noch einen Augenblick, einen kleinen Augenblick, Sie werden gleich sehen.“

Der Wagen hielt. Vorsichtig half Bernt dem Eidechschen zur Erde. Sie hätte laut auflachen mögen. Statt ins Cabinet particulier, wie sie eigentlich erwartet hatte, führte er sie ins Colosseum. Doch nein, sie wollte nicht lachen. Der gute Junge! Jetzt wußte sie, was er geplant hatte. So ein verliebter Thor verpaßt sich Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft, dachte sie, als Bernt schweigend den Arm bot und sie, von einem Fackelträger geführt, in den zweiten Stock geleitete.

Bernt beugte sich vor und rief: „En avant!“ Eigentlich hatte er es italienisch rufen wollen, aber in der Erregung konnte er sich absolut nicht auf das leichte Wort besinnen.

Tief unter ihnen flammten riesige Fackeln auf. Wie blutrothe Finger standen sie bei der Windstille, und lange, schwarze Schatten ragten regungslos an den mächtigen Steinsäulen in die Höhe. Ueberall erhoben sich die blutrothen Finger der Fackeln. So groß ihre Zahl auch war, vermochten sie natürlich nicht den Riesenbau zu erhellen. Nur hier und da trat eine Fläche roth aus dem Dunkel hervor und zitterte leicht im brandrothen Fackellicht. Wie wenn ein ungeheurer, schlummernder Kyklop im Dunkel der Nacht kleinen Menschenlichtern etwas von seiner vorweltlichen Größe preisgibt, die so nur noch riesenhafter erscheint.

Bernt fühlte, wie das Eidechschen schneller athmete unter diesem Eindruck. Er lehnte sich leicht an sie, einen Arm um ihre Taille, wie zum Schutz vor dem Ungethüm, das sie umdrohte.

Langsam erloschen die Fackeln. Dunkel und Todesstille.

Da erhellte sich leicht der äußerste Saum des Gemäuers ihnen gegenüber. Und langsam, leise legte sich vom Himmel her ein zartblaues Gewebe über den ganzen Bau. Der Mond, der milde Zauberer, trat langsam aus einer schweren, schwarzen Wolke.

Bernt fühlte seine Augen feucht werden, so überwältigte ihn dieser neue Anblick. Es war, als gieße der Himmel Verzeihung aus über das steinerne Ungethüm, das so viel Blut gesogen, so viel Martern geschaut, das Brüllen wilder Menschen und wilder Thiere so oft gehört hatte. Das Eidechschen bebte an Bernts Seite. Er wollte sie umschlingen, da trat der Fackelträger vor, der bisher stumm in angemessener Entfernung hinter ihnen gelehnt hatte.

Schweigend geleitete Bernt das Eidechschen zum Wagen zurück und setzte sich neben sie. Kaum hörbar glitt der Wagen durch den Mondenschein. In dem Eidechschen war mancherlei wach geworden, was lange, lange geschlafen hatte. Sie war gerührt über sich selbst um deswillen.

Als aber der Wagen wieder in belebte Straßen kam, wo der Mondschein keine Macht mehr hatte, und das Laternenlicht in regelmäßigen Abständen kaltgelbe, neugierige Strahlen in den dunklen, langsam gleitenden Wagen warf, stieg langsam, leise eine Mißstimmung in der jungen Frau auf. Wozu wecken, was so lange ruhig geschlummert hatte? War sie nicht ganz sentimental gewesen eben? Mechanisch sah sie zum Fenster hinaus auf den Trubel in den Straßen. Langsam glitten sie an all den hastenden Menschen vorbei, der dem Vergnügen nachjagten. Man sah es deutlich an all ihren Bewegungen.

Ihr Körper straffte sich. Weg mit der albernen, deutschen Sentimentalität! Genieße die Jugend! Genieße den Augenblick! Sie warf beide Arme um Bernt und preßte ihre heißen, verlangenden Lippen auf die seinen. Der Junge war erschrocken, überließ sich dann aber einen Augenblick dem Taumel, der von diesen Lippen in ihn überrann. Aber nein, diese langweilen Lippen, diese schwülstige Mund! Er machte eine kleine, ganz unwillkürliche Bewegung, sich zu befreien. Das Eidechschen hatte sie aber doch gespürt. Sie gab ihn sofort frei, lachte schneidend und warf sich in ihre Ecke zurück.

„Verzeihen Sie“, stammelte Bernt und haschte nach ihrer Hand.

Heftig schlang sie die Arme in einander. „Lassen Sie mich, ja?!“

Der feiste, asthmatische Portier öffnete discret lächelnd den Wagenschlag. O dies Lächeln! Bernt hätte ihn ohrfeigen mögen.

Scheu gieng er hinter dem Eidechschen her, das immer noch kein Wort gesagt hatte. Plötzlich wandte sie ihm ihr bleiches Gesicht zu. Aus den etwas zusammengekniffenen Lidern funkelte kalter, harter Haß ihn an. „Sie, Sie dummer Junge Sie!“ zischte sie. Schnell, mit hastigen Bewegungen raschelte sie vor ihm her auf ihr Zimmer, ohne sich ihm noch einmal zuzuwenden.

Eine Weile starrte Bernt hinter ihr drein den schmalen Gang entlang. Dann schlich er auf sein Zimmer. Lange saß er da im Dunkeln. Seine Gedanken zogen ihn und her, so daß er keinen festhalten konnte. Plötzlich standen sie alle einen Augenblick mitten im wilden Tanzen still, daß er es wie einen körperlichen Stich empfand. „Vorbei!“ sagte er laut. Dann lobte er zähneknirschend in maßloser Wuth über sich selbst, über sie, über alles durch das Zimmer. Später gieng er aus und betrank sich.

6.

Bleich, verbissen, unlaverte er fortan das Eidechschen, das ihn wie sonst behandelte. Blühende Eifersucht zeigte an ihm, wenn sie mit andern freundlich war. Er wollte es doch nicht glauben, aber sie zwang ihn dazu: Vorbei.

Den Plan zu ihrer Rechten hatte jetzt eine dicke, fromme Spanierin inne, neben der ihr herannahenden Sohn saß. Bernt sah wohl, wie das Eidechschen gerade so mit dem anfieng, wie sie mit ihm angefangen hatte. Wohl daß der kleine, kläffige Spanier nicht so dumm war wie er.

Plötzlich sprang er eines Tages während des Essens auf und lief aus dem Saal. Er konnte das nicht mehr länger mit ansehen. Er war nicht mehr Herr über sich. Er hätte den beiden an die Kehle springen können. Und doch konnte er von dem Eidechschen nicht lassen.

Draußen überreichte ihm der Portier einen dicken, mit einem Siegel verschlossenen Brief. Er nahm ihn, ohne ihn anzusehen, gieng auf sein Zimmer, legte den Brief unerörtert auf den Tisch und setzte sich ans Fenster, das auf einen Lichthof gieng.

Digitized by Google

Wie todt jetzt alles um ihn her war. Kein Laut drang bis zu ihm. Keinen Menschen gab es mehr, der ihn was angieng, der ihn liebte. Er starrte auf den Brief und nahm ihn wieder an sich. Ein heftiger Schreck überfiel ihn, als er das Siegel ansah und merkte, daß er von der deutschen Botschaft kam. Er fühlte, das konnte für ihn nichts Gutes bedeuten. Aber nur kalt Blut! Er nahm langsam sein Messer und schnitt den Brief langsam, wie um Zeit zu gewinnen, auf. Er achtete pedantisch darauf, daß er nicht verletzt würde. Dann steckte er langsam ein Licht an und las. Zuerst das Schreiben aus der Kanzlei der Botschaft, dann den andern Brief, der einlag und von seinem Vater war. Der seßhafte Badeter von Mittelitalien hatte seine Spur verrathen, zumal der Regierungsrath wußte, wie sein Intellekter für Rom glühte.

Nun ist's aus, ganz aus, sagte sich Bernt. Aus dem Brief des Vaters schlug ihm der ganze enge, kleinliche Ton seines Elternhauses entgegen. Er schüttelte sich vor Grausen. Dahin zurück? Nie und nimmer!! Dann drehte er den Brief hin und her, als suche er noch etwas. Endlich wußte er, was er suchte. Er sah den Brief noch einmal genau an. „Kein Wort von meiner Mutter," murmelte er, sprang auf, ballte die Fäuste und schrie: „Kein Wort von meiner Mutter!"

Er erschrak aber gleich über den lauten Ton. Man konnte ihn ja hören. Vorsichtig mußte er sein, kalt bleiben, alle Gedanken zusammennehmen. Jetzt galt's! Wer weiß, vielleicht lauert unten schon einer von der deutschen Botschaft, um den Ausreißer in Empfang zu nehmen. Am Ende würde man Gewalt anwenden!

Aufmerksam las er das Kanzleischreiben nochmals. Es war ganz bureaukratisch gehalten. Am Schluß freilich enthielt es die Aufforderung an den Empfänger, sich am nächsten Tag zwischen Vier und Fünf auf der Kanzlei einzufinden. Bernt lächelte, grinste höhnisch. Das könnt' Euch passen, das glaub' ich Euch! ... Er sah die spöttischen Gesichter der Bureaukraten. Er wußte, man wollte ihn zwingen, wieder nach Karlsruhe zurückzukehren. Der Vater hatte ja geschrieben, er verlange unter allen Umständen eins von dem missrathenen Sohn, daß er nämlich das Abitur mache.

Er sollte nach allem, was er erlebt hatte, wieder eine Schulbank drücken und sich von übellaunigen Lehrern wieder wie einen dummen Jungen behandeln lassen? Haha!

Er sah schon seine Kameraden, wie sie höhnen würden ... Und wenn er wirklich auf die Botschaft gienge? Dann würde man auch hier im Hotel alles erfahren. Er sah, wie sich der feiste, asthmatische Portier schüttelte vor Lachen, wie die Kellner grinsten, wie die Gäste bei Tisch sich über den durchgebrannten Secundaner amüsierten. Er sprang jäh auf und hielt sich die Ohren zu. Er hörte ganz deutlich das schnelle, helle, kurze, spöttische Lachen des Eidechsechen. Gerade wie damals bei der Brötchenaffaire würde sie lachen. Und das erirug er nicht, lieber alles andere, lieber sterben.

„O, ihr kriegt mich doch nicht, nie, nie!"

Leise griff er nach seinem Hut, leise zog er den Ueberzieher an. Leise öffnete er die Thür, daß sie nur ja kein Geräusch mache. Vorsichtig spähte er hinaus, ob niemand auf ihn lauere. Leise, immer wieder aushorchend, schlich er die Treppen hinunter. Unten drückte er sich in einen Winkel und wartete, bis der Portier in seinem Tempelchen saß, bis niemand an dem Hoteleingang stand. Leise schlich er hinaus.

Hastig sprang er um die Ecke, athmete erleichtert hoch auf und mischte sich unter die Menge, die hin und her wogte, auf der Jagd nach Vergnügen.

7.

Am andern Tag, als das feierliche Läuten durch das ganze Hotel brendet war, als alle längst Platz genommen hatten, blieb Bernts Stuhl dem Eidechsechen gegenüber leer.

„Herr von Hagen ist wohl auf einem Ausflug?" erkundigte sich Herr Gerdes aus Westphalen.

„Ich weiß nicht," erwiderte Madame Mazare gleichgiltig und wandte sich nach rechts zu der dicken, frommen Spanierin.

Am folgenden Tag sragte Herr Gerdes das Eidechsechen: „Herr von Hagen ist wohl abgereist?"

„Weshalb fragen Sie mich? Ich weiß von nichts," erwiderte Madame Mazare ärgerlich.

Der junge Spanier hatte ihren langanhaltenden Blick meerwürdig ruhig, fast kalt angenommen. Das beschäftigte sie sehr.

Am dritten Tag trat ein Oberkellner an den leeren Stuhl und erkundigte sich, ob die Herrschaften vielleicht wünschten, wohin Herr von Hagen gereist sei. Von der deutschen Botschaft sei auch schon darnach gefragt worden.

Aber niemand wußte etwas.

Am vierten Tag kam Herr Gerdes aus Westphalen sichtlich erregt zu Tisch und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „E Herr, o Herr!" sagte er und wischte weiter. Er warf einen scheuen Blick neben sich auf den leeren Stuhl. Das Eidechsechen war unruhigte.

„Was ist?" fragte Mazare.

„Herr von Hagen ist todt!" sagte Herr Gerdes aus Westphalen sehr laut.

„So sprechen Sie doch leiser," flüsterte Madame Mazare, ein wenig erschreckt von der Kunde.

„Er hat sich selbst getödtet," fuhr Herr Gerdes aus Westphalen leiser fort. „Heute morgen hat man ihn gefunden. In einem Loch beim Colosseum. Durch einen Hund ist man aufmerksam geworden. Hunde und Vögel hatten schon an ihm gefressen. O Herr, o Herr!"

Die drei schwiegen eine Weile. Die Suppe kam. Die drei dankten.

„Er heißt gar nicht Bernt von Hagen. Fitz Schultze heißt er. Er ist auch gar nicht aus Berlin, sondern aus Karlsruhe. Ein durchgebrannter Thunichtgut ist er, Secundaner, noch nicht sechzehn!"

„Wie?" fuhr Madame Mazare auf. „Wirklich?"

Herr Gerdes aus Westphalen nickte betrübt über so viel Schlechtigkeit.

„Also doch," murmelte das Eidechsechen. „Hätte ich das gewußt!" fügte sie leise hinzu. „Ganz anders hätt' ich ihn behandelt. Noch nicht sechzehn? Der dumme Junge, so ein dummer Junge!"

Der Fisch kam. Die drei dankten.

Mseur Mazare schwieg immer noch. In ihm kämpfte das Mitleid mit dem Aerger, daß er sich von so einem dummen Jungen hatte ins Bockshorn jagen lassen.

Der Kellner bot nochmals Fisch an. Die drei sahen unwillkürlich nach dem leeren Stuhl und lehnten wieder ab.

Wieder schwiegen sie.

Endlich raffte sich Mseur Mazare auf und rief laut: „Garçon!" Leise sprach er mit Madame und Herrn Gerdes. Die nickten zustimmend. Der Kellner kam. Die drei erhoben sich.

Herr Gerdes aus Westphalen wies an das andere Ende der Tafel und sagte: „Wir wünschen von jetzt an dort zu speisen."

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Steiermärk. ROHITSCHER
SAUERBRUNN Tempel-Styria Quelle WELTBERÜHMTES
Erfrischungs-Getränk. Unübertroffenes Heilwasser.

Permanente Möbelausstellung Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungs-einrichtungen
III. Gymnasiumstrasse 63—71.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 20. Juli 1901. Nummer 355.

Ein parlamentarischer Sieg der Freiheit in Italien.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. **Napoleone Colajanni** (Rom).

Mit dem Worte „Revolution" bezeichnete die italienische Rhetorik durch den Mund des Generals Marselli die Abstimmung vom 18. März 1876, durch welche die Regierung in Italien zum erstenmal aus der Gewalt der Rechten in die Hände der konstitutionellen Linken unter Führung von Depretis übergieng.

Wenn man nach den vom Lande gebrachten Opfern und den thatsächlich errungenen Erfolgen urtheilen soll, beschränkt sich die „Revolution" auf den bescheidenen Umfang einer Erbedung. Jedenfalls könnte man die pomphafte Bezeichnung „Revolution" besser auf die Abstimmung vom 22. Juni v. J. anwenden, welche sich zu einem großen Sieg der Freiheit, dem ersten, gestalten hat, der von besonderer Bedeutung ist, weil er in einer Situation erfochten wurde, die einen neuen Fingerzeig für das Verhalten der Regierung gegenüber dem großen socialen Problem bietet.

Einige Worte über die parlamentarischen Vorgänge, welche der Abstimmung vom 22. Juni den Charakter eines ersten Sieges der Freiheit verleihen.

Im italienischen Parlament wurde mehrmals die grundlegende Frage der Auflösung des Vereins- und Versammlungsrechtes und des Verhaltens der Regierung hiezu aufgeworfen; jedoch nie wurde diese Frage, wie in der letzten parlamentarischen Schlacht, in concreter Form, mit Ausschluß eines jeden doctrinären Einschlages, und mit wahrhaft praktischem Sinne behandelt, der die Discussion auf dem Felde der thatsächlichen Verhältnisse führen ließ, anstatt sie auf das Gebiet der Formeln und Träumereien hinüberzuspielen.

Die Sache der Freiheit und des Versammlungs- und Vereinsrechtes unterlag, als sie in ihrer Blüte 1862, 1866 und 1878 behandelt wurde.

Die Niederlage war 1862 nicht formell. Denn infolge der glänzenden Vertheidigung des Vereinsrechts durch den Baron Bettino Ricasoli, Minister des Innern und Ministerpräsident, votierte eine große parlamentarische Majorität eine Tagesordnung, welche vom Ministerium angenommen werden konnte. Aber dem Wesen nach war es eine Niederlage. Denn in die Frage griff unrechtmäßigerweise König Victor Emanuel II. mit einem Brief an Ricasoli ein (den der Minister am nächsten Tag, 28. Februar, muthig beantwortete), und das Cabinet, welches die Vereinsfreiheit vertheidigt hatte, mußte abtreten.

Die Vorfälle des Kampfes von 1878 sind bekannt. Man discutierte des Langen und Breiten über die doctrinäre Formel des Unterdrückens und Vorbeugens und benutzte das Attentat Passanantes auf Humbert I. in Neapel als Vorwand, um das Ministerium Cairoli-Zanardelli (welches übrigens auch polizeilichen Uebergriffen und Attentaten auf die Freiheit der Bürger vorzubeugen verstanden hatte) mit der Abstimmung vom 14. December 1878 zu stürzen, welche mehr das Resultat von Ranencnen und persönlichen Ehrgeiz, als des Auseinandersetzens verschiedener entgegengesetzter politischer Ansichten war.

Nach 1878 wurde gelegentlich von Interpellationen und Budgetberathungen jährlich über Vereins- und Versammlungsrecht und die damit nothwendigerweise zusammenhängende Preßfreiheit gesprochen, aber die Frage erhob sich nicht zu der Wichtigkeit wie in der vergangenen und der jetzigen Legislaturperiode. Der heroische Kampf der Obstruction, der die gegenwärtige Krönung des Sieges ermöglichte, wurde nun mehrfach um die liberale Regierungsauffassung einer Ministeriums, um den Bestand des repräsentativen Systems selbst geführt, dessen Unterdrückung der General Pelloux erst hinterlistig und dann mit offenem Visier mit dem Decreto-Legge (Gesetzverordnung) vom 30. Juni 1899 versucht hatte. Die Behauptung, daß es sich nicht nur um eine politische Ansicht handelte, sondern daß das ganze Vertretungssystem auf dem Spiele stand, ist nun richtiger, als nicht bloß die constitutionelle Linke mit der äußersten Linken vereint gieng, sondern sich auch viele ältere und Conservative anschlossen — darunter zwei Träger der Halskette des Annunciata-Ordens, Di Rudini und Bianchieri. Der letzte war dagegen der wahre politische Kaupt, in welchem zum erstenmale einem Ministerium, das sich fest und offen zur liberalen demokratischen Anschauung bekennt, der Sieg durch eine Majorität von 80 Stimmen zufiel, eine Majorität, welche selbst der optimistischeste Regierungsanhänger am Vorabend nicht erhofft hatte.

*

Den Fremden können die Details der parlamentarischen Scharmützel und der kleinen Verschwörungen in den Corridoren von Montecitorio und in manchen aristokratischen Salon für und wider das Ministerium nicht interessieren. Da handelte es sich hauptsächlich um kleine, mehr oder weniger erlaubte Umtriebe, um die Majorität zu Gunsten des Ministeriums zu bilden oder zu hintertreiben. Aber manche Bemerkung über die Urheber des Kampfes und über manches kennzeichnende Ereignis, das die heutige politische Situation in Italien beleuchten soll, scheint mir doch nothwendig.

Die Rechtlichkeit, Intelligenz und Freiheitsliebe des Ministerpräsidenten Zanardelli, welche immer mit der Anhänglichkeit für die Monarchie Hand in Hand giengen, waren und sind außer Zweifel. Seine politische und moralische Autorität ist derart, daß selbst die erbittertsten Gegner des gegenwärtigen Ministeriums aus aufrichtiger Achtung und geschickter Parteitaktik ihn nicht anzugreifen wagten: und fast alle Redner der Rechten und des Centrums unter Sonnino verschonten ihn und ließen durchblicken, daß im Falle einer durch eine parlamentarische Niederlage bewirkten Krise das Ministerium sich mit dem Deputierten von Rieto als Haupt wieder hätte constituieren können. Der Zorn richtete sich dagegen gegen den Minister des Innern, Giolitti, und auf ihn warf man sich mit ungewohnter Heftigkeit und Hartnäckigkeit. Warum?

In der Vergangenheit Giolittis gibt es gewiß manchen dunklen Punkt, der Anlaß zu strenger Kritik bietet. Ich will leidenschaftslos und mit einer gewissen, gleichsam historischen Gerechtigkeit etwas erwähnen, woran ich mich selbst erinnere, indem ich die falsche Bescheidenheit, die sich dann immer in Heuchelei verwandelt, beiseite lasse. Thatsächlich war ich es, der den Hauptantheil als öffentlicher Ankläger hatte, als ich am 20. December 1892 in der Kammer die Scandale bei der Banca Romana aufdeckte: und ich war es, der wiederholt, aber vergeblich das von Giolitti geleitete Ministerium auf die Gefahren aufmerksam machte, welche die Bewegung der „Fasci" in Sicilien barg, die dann mit blutiger Gewalt und unter Verhängung des Belagerungszustandes und Einsetzung von Kriegsgerichten unter dem Ministerium Crispi beendigt wurde, das der Regierung Giolittis folgte.* Dieser letztere kiel infolge des Urtheiles des berühmten Comites der Sieben, welches infolge meiner Anklage am 20. December eingesetzt worden war. Dieser Anklage folgten sieben Monate parlamentarischen Kampfes, den ich und noch einige Deputierte führten. Ich führe dies an, um zu beweisen, daß ich nicht übertriebenes Wohlwollen für den gegenwärtigen Minister des Innern hege.

Die von Giolitti während seiner Ministerpräsidentschaft begangenen Fehler waren folgenschwer. Aber sie wurden noch von denen seiner Nachfolger übertroffen, so daß sich noch und noch in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zu seinen Gunsten vollzog, der anfangs unmöglich geschienen hätte. Die sieben Jahre vom 23. November 1893 bis zum Winter 1900 widmete Giolitti einer thätigen, ausdauernden, intelligenten Arbeit der Rehabilitierung. Er nahm an allen wichtigen Berathungen theil, und ohne sich um den augenblicklichen Erfolg zu bekümmern, ließ er seine Gegenheit entgehen, ohne sein wahrhaft liberales und demokratisches Reformprogramm in der Steuerfrage hervorzukehren. Seine Beharrlichkeit besiegte allmählich alles Mißtrauen bei den verschiedenen Elementen des Parlamentes und des Landes, so daß, als Zanardelli zum Nachfolger Saracens berufen wurde, die öffentliche Meinung Giolitti als Minister des Innern bezeichnete. Und in wenigen Monaten hat er zu beweisen verstanden, daß er ein Mann ist, der durch Erfahrung gelernt und das Vertrauen verdient hat, welches ihm das Staatsoberhaupt, der Ministerpräsident und die Majorität des Parlamentes entgegenbrachten.

Seine Feinde in der Kammer gaben ihm als geschworenen Feind der herrschenden Einrichtungen an, weil er sich mit der

Digitized by Google

republikanischen äußersten Linken verbunden hatte, deren Stimmen er suchte und annahm. Aber außerhalb des Saales, in den Corridoren und in den Clubs, wurde mit hämischer Hartnäckigkeit seine Moralität angegriffen und er als Mann ohne Scrupel, der jeder Unehrlichkeit fähig sei, hingestellt.

Die beiden Beweggründe des Angriffes hatten der elementarsten Kritik nicht Stand.

Zunächst ist bekannt — ohne auf die classischen Beispiele Englands zurückzugreifen, wo abwechselnd den Homerulers von Whigs und Tories Ministerien zufiel wurde — daß alle italienischen Minister, seitdem eine äußerste Linke besteht, deren Stimmen gesucht und angenommen haben, um sich zu halten. Das Ministerium Di Rudini fiel kaum nach Constituierung nur durch die Stimme — eine einzige Stimme — Giuseppe De Felices, der damals von den Galeeren gekommen war, wohin ihn das Kriegsgericht von Palermo geschickt hatte. Derselbe Sonnino, der den Fall des Cabinets Saracco herbeiführte, machte unzweideutige Avancen, um die Unterstützung der äußersten Linken zu erlangen. Und es ist bekannt, daß Di Rudini, der in der letzten Discussion aufgefordert worden war, das Ministerium wegen seiner illegitimen Verbindung mit den sogenannten umstürzlerischen Parteien anzugreifen, ehrlich und mit Würde sich weigerte, anderen das vorzuwerfen, was er selbst besolgt hatte. Es gelang so Zanardelli leicht, sich eine große Ovation durch vier Fünftel der Kammer zu verschaffen, als er am 22. Juni seinen unerschütterlichen Glauben an die Freiheit und an das Königthum aussprach, trotz der Stimmen, welche er von den Republikanern des Berges erhielt.

Nicht weniger voreurtheilvoll oder zum mindesten wenig aufrichtig ist die Anklage der Immoralität, welche man in privaten Kreisen gegen Giolitti schleudert. Sie verliert ihren Wert durch die bloße Thatsache, daß die Deputierten, welche sie erhoben, bis zum Servilismus Anhänger Crispis waren, der sich als unverschämter Feind jedes öffentlichen und — privaten Anstandes erwies. Ich gehöre zu jenen, die keinen Unterschied zwischen öffentlicher und privater Moral zugeben wollen; es ist jedoch Thatsache, daß ein solcher in jedem Lande anerkannt und täglich angewendet wird, sowohl von den Gesetzen, wie man als beredtest bezeichnen als auch von den Anglosachsen, die sich für höherstehend halten. In Bezug auf private Moral ist Giolitti unbedingt unantastbar, und es freut mich, darauf hinzuweisen, daß ich dies nicht erst heute constatiere, wo die Verhältnisse die Partei veranlaßt haben, ihn ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, sondern daß ich dies schon in meinem Buche „Banken und Parlament“ hervorhob, zu einer Zeit, da der von mir aufgenommene Kampf gegen Giolitti erbittert war und fast persönlichen Charakter angenommen hatte. Dies zur Steuer der Wahrheit.

Und die Wahrheit erheischt, zu sagen, daß viele Gegner in Giolitti nicht den immoralischen Mann, nicht den liberalen Politiker hassen, sondern den geschickten und energischen Minister des Innern, der die Wahlen zu machen versteht und der im Falle der Auflösung der Kammer unter dem gegenwärtigen Cabinet die Gegner in den verschiedenen Wahlkreisen wahrscheinlich unterliegen lassen könnte.

*

Die letzten Verhandlungen erreichten eine ungeheure Wichtigkeit, nicht wegen ihrer politischen Seite, sondern wegen der Ursache, welche sie, erst im Senat und dann in der Kammer, hervorrief. Gegen die Politik der gegenwärtigen Regierung thaten sich Conservative und Reactionäre zusammen, weil sie fanden, daß dieselbe übertrieben nachgiebig gegen die in Ligen vereinigten Landleute der Lombardei und Venetiens und zu wenig energisch in der Bechwiderung und Unterdrückung der Land- und Industriearbeiterstreiks vorgegangen sei. Eine Landgedenung der großen localen Frage gab so die Gelegenheit oder den Vorwand zu der politischen Gährierung.

Uebergehen wir die sozusagen technische und logische Verhandlung Zanardellis und Giolittis für ihr Verhalten. Sie bemerken ganz richtig, daß die in der Kritik so heftigen Gegner einen rettenden Weg weder zeigen wollten noch konnten, der von dem vom Standpunkt des gegenwärtigen Cabinets aus zu betretenden wesentlich verschieden wäre.

Bleiben im Senat, noch in der Kammer sieht man zur Auflösung der Ligen der Landleute; keiner bezweifelte das Striketecht, alle aber beklagten, daß Socialisten und Republikaner sich an die Spitze der Bewegung zur ökonomischen Besserung der Lage der Arbeiter gestellt hätten. Aber welche Schuld trifft die Regierung, wenn dem so ist? Fällt nicht den Monarchisten jede Schattierung die Verantwortung zu, wenn die Vertheidigung des Arbeiter sich das Mandat der sogenannten Umsturzler gewerden ist? Waren nicht die Gründbesitzer, die Capitalisten und die früheren Regierungen daran schuld, wenn die Arbeiter durch lange Jahre in erbarmlichen Stand und in der crassen Unwissenheit blieben? Und darf die Regierung, während diese Classen kommen, das es sich um einen Classenkampf handelt, und sich für eine der contradictorischen und der Capitalisten und der Arbeiter stellen, indem sie die eine ungerechte und gewaltthätige Classenherrschaft brechen will?

Ungerecht wäre sie, weil sie sich einen in correctester Form unternommenen Versuch zur Besserung der eigenen so elenden Verhältnisse der Landleute widersetzen würde, die sich durch ihre Haltung der Freiheit würdig gezeigt haben; gesetzwidrig wäre sie, weil die organisierten Arbeiter nach Hunderttausenden zählen, die sich ihres Rechtes und ihrer eigenen Kraft bewußt geworden sind. Die Unterdrückung ihrer Bewegung hätte daher mit großer Wahrscheinlichkeit den Bürgerkrieg entfesselt. Dies sagten die angegriffenen Minister; und dies haben die verschiedenen Redner der Majorität, besonders diejenigen der äußersten Linken, hervor, welche die Bewunderung ihrer unversöhnlichen Gegner hervorriefen.

Die Darlegung der Schuldlosigkeit des gegenwärtigen Ministeriums in der jetzigen Situation, seiner peinlichen Achtung für das Gesetz und für die Verfassung, seiner Unparteilichkeit in dem Kampfe zwischen Capital und Arbeit, indem es gleichzeitig das Striekerecht und die Freiheit der Arbeit derer achtet, die die Striken den ersetzen wollen, dies alles wurde von Giolitti in einer meisterhaften Rede voll Klarheit, Aufrichtigkeit, Muth und Deutlichkeit ausgeführt.

Er legte indirect die Berechtigung der Landleute dar, Versuche zur Besserung ihrer Verhältnisse zu machen, und bediente sich dabei offieieller Documente und besonders der berühmten agrarischen Enquête, welche von einem so geistvollen und ehrlichen Conservativen wie Senator Taeini angeregt und eingeleitet worden war. Die Redner der äußersten Linken unterstützten diese gerechten Ansichten, indem sie hervorhoben, daß die Landleute der Gegenden, in welchen die Ligen bestehen und die Strikes entwickelt sind, Tagslöhne zwischen 60 und 80 Centesimi beziehen. Damit wurde officiell constatiert, daß die Löhne der italienischen Landarbeiter die niedrigsten in Europa sind und daß sogar diejenigen der russischen Bauern übertreffen. Es ist daher begreiflich, daß Giolitti seiner Freude Ausdruck gab, daß durch die Ausstände die Löhne etwas gestiegen waren, und zwar um eine Summe, die er, jedoch zu optimistisch, auf 48,000.000 Lire jährlich schätzt. Die Gegner des Ministeriums hätten in einer Hinsicht gewonnenes Spiel gehabt: wenn sie nämlich behauptet hätten, daß die wenig günstige Lage der Grundbesitzer und der Pächter hingewiesen hätten. Aber sie haben diesen Umstand nur oberflächlich erwähnt, und zwar aus einem klaren und unerbittlichen Grund: sie selbst waren es, die durch eine vierzigjährige Mißregierung und durch ein hiedurch bedingtes ausbeuterisches Steuersystem die wirtschaftliche Rückständigkeit aller socialen Classen — der Grundbesitzer wie der Arbeiter — verschuldet haben. Jede Anklage gegen das Ministerium würde sich deshalb gegen die Ankläger selbst kehren!

*

Und nun? Wird diese Idylle, der Friede der äußersten Linken mit dem Ministerium Zanardelli-Giolitti von Dauer sein? Wird sich die Herrschaft der Freiheit befestigen? Werden die Arbeiter ihr Werk der friedlichen, wirtschaftlichen und intellectuellen, der politischen und moralischen Erziehung fortsetzen können?

Ich und alle diejenigen, welche die langsame, aber unausgesetzte fortschrittliche Umwälzung der Nation vorziehen, möchten gern diese gewichtigen Fragen in bejahendem Sinne beantworten; aber, obgleich zu Pessimismen wenig geneigt, die Leser der „Zeit“ wissen es, die so häufig durch die allerschönsten Vorgänge Lügen gestraft werden, möchte ich doch nicht mit meiner wohlbegründeten Meinung zurückhalten.

Ich fürchte, daß das Ministerium Zanardelli-Giolitti in der Steuerreformfrage scheitern wird; ich fürchte noch mehr, daß die Strikes fortdauern und Anlaß zu blutigen Zusammenstößen zwischen Arbeitern und Militär geben werden. Und in diesen Fälle würden sich wahrscheinlich die unseligen Ereignisse von 1893/94 und 1898 in der entsprechenden reactionären Verschlimmerung wiederholen. Die schwere Aufgabe der demokratischen Parteien, insbesondere der äußersten Linken, ist daher gegenwärtig, die Verwirklichung dieser Befürchtung zu verhindern. Und sie müssten ihre Energie und ihren Einfluß dahin geltend machen, den Arbeitern Ruhe und Vorsicht zu predigen. Vor allen anderen Verbesserungs- und Reformplänen müssten sie daran denken, alles zu sichern, was durch den Sieg vom 22. Juni 1901 errungen wurde. Und wahrlich, es war kein kleiner Sieg!

Die Großthaten des Herrn Jabrzyński.

I

Wenn in Oesterreich unter der gegenwärtigen Regierung die geheimen trauligen Gelüste, Einzelne oder einen Staatsstreich aus Mißmuth mit sich selbst, aber ohne tragischen Enthusiasmus, sondern in einem darüber hinaus durchführt, will sich in Galizien wieder eine Episode vollziehen, welche ins allgemein österreichische Gebiet eine ganz neue Bedeutung erlangen kann und dem politischen Leben in Oesterreich eine nahere Betrachtung verdient. Der Thatsachen, die alle gegen Anklage, unleugbar: der Vicepräsident des galizischen Landesschulrathes, Herr Michael Bob-

rzyński ist noch einer mehr als zehnjährigen Thätigkeit amtsmüde geworden und zieht sich auf sein Krakauer Universitätskatheder zurück.*) Diese unscheinbare Thatsache erscheint aber in einem anderen Lichte, wenn wir hinzufügen, daß das Universitätskatheder für Herrn Bobrzyński nur eine Interimsbrücke sein soll. Gleichzeitig mit der Kunde von seinem Rücktritt von der Vicepräsidentenstelle und seiner Wiederberufung an die Krakauer Universität wurde von conservativen Organen ausdrücklich gesagt, Herr Bobrzyński sehne sich nach größerer öffentlicher Thätigkeit und gedenke sobald als möglich in die politische Arena herabzusteigen; es sei schon im voraus bestimmt, daß er das erste vacant gewordene Reichsrathsmandat bekommen und eventuell in Wien die Führerrolle im „Koło polskie" übernehmen soll. Diese Stellung — um sie fügen gleichzeitig optionelle Organe hinzu — lasse dem Herrn Bobrzyński die Erreichung seines eigentlichen Zweckes, eines Ministerportefeuilles, nach welchem er bisher einigemale umsonst gehascht hat, näher und praktikabler erscheinen, als seine bisherige Amtsthätigkeit. Dass das keine vagen Combinationen, sondern ernst zu nehmende Pläne der in Galizien uneingeschränkt herrschenden Clique sind, braucht nicht besonders betheuert zu werden, da sich ja die betreffenden Herren selbst nicht im mindesten genieren, davon öffentlich zu sprechen. Also ist Herr Bobrzyński noch ein „kommender Mann", einer der galizischen „vierzehn Nothhelfer", die es sich vorgesetzt zu haben scheinen, mit galizischen Hausmitteln das kranke Oesterreich zu Tode zu retten. Dies möge begründen, daß ich es im folgenden versuche, dem deutschen Publicum die Großthaten des Herrn Michael Bobrzyński auf dem schulpolitischen Gebiete (denn die Schule ist in Galizien eine durchaus politische Institution — in welchem Sinne, das wird weiter erklärt werden), wenn auch nur andeutungsweise zu erzählen.

Herr Bobrzyński ist seines Zeichens ein Historiker von der sogenannten „Krakauer Schule". Was für eine Schule das ist, wird am besten an dem Herrn Bobrzyński selbst, einer ihrer Koryphäen, klar. Seine wissenschaftlichen Vorbereen hat er sich nicht durch mühsame Quellenforschungen oder durch zeitraubende Archivstudien erobert. Seine „Geschichte Polens im Umriß" ist lediglich eine Zurechtdrehung längst bekannter Thatsachen im Sinne einer äußerst reactionären, despotischen und freiheitsfeindlichen Doctrin. Polen gieng am inneren Anarchismus, am Mangel einer starken Königsmacht, am Mangel der Selbstbeherrschung zugrunde. Es hatte in den letzten zwei Jahrhunderten seiner politischen Existenz keinen einzigen Staatsmann, welcher sich — im Guten oder im Bösen — wirklich groß erwiesen hätte. Die Führer wagten es nicht, zu befehlen, die Masse hatte das Gehorchen verlernt. Die schlachzizische Gleichheit tödtete den Staat, welcher nur auf der Grundlage einer gesunden, sozialen Ungleichheit gedeihen kann. Polen fiel, gieng aber nicht unter. „Noch können wir alles — sage, alles wiedergewinnen, denn wir haben Kräfte und Talente, die uns größere erlangen, wenn wir das ganze gesunde Erbe der Vergangenheit hüten, wenn wir nur zu siegen und festzuhalten lernen." Jeglicher Idealismus ist zu nichts, wenn wir keine Organisation, keine Regierung, keine Macht, keine Herrschaft haben. Jegliche Politik ist gut, welche zur Herrschaft führt. Man muß vor allem die Macht erlangen und dieselbe dann festhalten. Keine sogenannten Principien sollen den Herrschenden den Weg zur Erlangung der Vortheile verlegen. Eine gesunde politische Pädagogik im Lande soll die Herrschenden das Befehlen, die übrige Gesellschaft das Gehorchen lehren. Der Geist der Disciplin soll wachgerufen werden, ein Gefühl der Verehrung für Persönlichkeiten, welche Kraft ihrer Tradition, ihres Talentes, ihrer Bildung und Verdienste den Vorrang haben; so soll eine gesunde Hierarchie geschaffen und erhalten werden, daß die einen zu führen, die anderen jene zu unterstützen und zu folgen verstehen.

Im Sinne solcher Anschauungen wurde die ganze Geschichte Polens „reconstruiert", wurden Urtheile über historische Persönlichkeiten und Geschehnisse gefällt; dem Historiker handelte es sich nicht um die Erforschung objectiver, historischer Wahrheit, sondern eigentlich um eine Exemplification der Theorien und Doctrinen einer einzigen, und zwar der sogenannten Stanczyken-Partei, an einer Reihe nach Gusto zugeschnitzter Fälle. Es ist darum ganz natürlich, wenn diese „Geschichte" den Grundsatz — keineswegs der wissenschaftlichen, sondern der politischen Thätigkeit des Herrn Bobrzyński bildete. Er wurde Landtags- und Reichsrathsabgeordneter und erwies sich bald als eine tüchtige parlamentarische Kraft. Natürlich widmete er seine ganze Kraft dem Dienste der herrschenden Stanczyken-Partei, verrichtete Handlangerdienste für ihre geborenen Führer: Dunajewski, Skrzdlowski — er konnte geduldig warten in der Hoffnung, es bald auch zum Regieren zu bringen.

Die Reihe kam auch bald an ihn. Es war am Anfange der Neunzigerjahre, als der galizische Landespascha, Graf Badeni, Galizien den Ruhm des bestadministrierten Landes verschaffen wollte. Während er selbst an die übrigen Theile der Maschine seine bekannte „eiserne Hand" anlegte, überließ er dem Herrn Bobrzyński die Schulangelegenheiten. Da ja gesetzmäßig der Statthalter auch Präsident des Landesschulrathes ist, so wurde Herr Bobrzyński Vicepräsident. Vor seinem Amtsantritte soll er sich die ausgedehntesten Machtbefugnisse ausbedungen haben und war auch wirklich volle zehn Jahre unumschränkter Herr über alles, was nur irgendwie zum Schulsache gehört. Von dem, was auf diesem Gebiete in dieser Zeit geschehen ist, geschah nichts ohne sein Wissen oder gar gegen seinen Willen. Er wollte reformieren, reorganisieren, regeln und ordnen — und was hinterließ er nun? Die Geschichte unseres Schulwesens in dieser Zeit ist ein wahres Martyrium, dessen erschütternde Darstellung viel mehr Platz beanspruchen würde, als ich mir hier gönnen kann. Ich will nur einiges herausgreifen, wobei ich mich größtentheils auf polnische Publicationen stütze, damit es nicht heißen möge, als spräche ich so aus nationaler Verbissenheit oder aus persönlichen Gründen.

Das galizische Schulwesen wird durch die jeweilige Zahl der Analphabeten charakterisiert. Das galizische Landesschulgesetz vom Jahre 1873 bestimmt zwar ausdrücklich, daß in jedem Dorfe, wo sich im Umkreise von einer Meile vierzig Kinder im Schulalter finden, eine öffentliche Schule gegründet werden soll. Zehn Jahre nach der Einführung dieses Gesetzes bestätigte der Landesmarschall Zyblikiewicz, daß in dieser Zeit nur 200 Schulen gegründet wurden, daß 2500 Gemeinden keine Schule besitzen, daß kaum 13 Procente der Bevölkerung des Lesens mächtig seien, und, wenn es so fortgeht, es kaum in neunzig Jahren in jeder Gemeinde eine Schule geben wird.

Der Landtag raffte sich auf — zu einer Resolution, wodurch der Landesschulrath aufgefordert wurde, es dahin zu bringen, daß binnen zehn Jahren keine Gemeinde ohne Schule sei. Wie ernst damals die Hoffnungen waren, beweist am besten die Rede des damaligen Mitgliedes des Landesschulrathes, des Grafen Stanislaus Badeni. „Ich denke, wir können entschieden hoffen, binnen zehn Jahren ohne übermäßige Belastung des Landesfonds das zu erreichen, was uns bis unlängst so schwierig erschien, das heißt, daß in jeder Gemeinde eine Schule existieren wird. Wenn der hohe Landtag aber es als angezeigt betrachten möchte, für neue Schulen eine höhere Taxe zu präliminieren, als jene, welche der Landesschulrath in seinem Präliminare nannbaft macht, besteht kein Hinderniß, daß noch vor Ablauf von zehn Jahren alle Gemeinden mit Schulen ausgestattet werden." Das wurde im Jahre 1884 gesprochen.

Sieben Jahre giengen ins Land. Das Landesbudget für Volksschulen wurde erhöht. Das Badeni-Gesetzen war in aller Pracht aufgegangen. Und als Herr Bobrzyński seine oberste Magistratur im Schulfache antrat, gab es im Lande „fast vier Millionen Analphabeten, fast 3000 Gemeinden ohne Schulen, 40 Procent der Kinder im schulpflichtigen Alter ohne Unterricht." („Słowo Polskie", 1901, Nr. 149.) Es vergiengen abermals zehn Jahre, während welcher Herr Bobrzyński regierte — wirklich und unumschränkt regierte — und die Statistik zeigt uns folgende Ziffern. Von den 6260 Gemeinden sind 1264 mit Schulen ausgestattet, doch sind in dieser Zahl 341 nicht active Schulen einbegriffen (106 nicht activ aus Mangel an Lehrern, 235 nicht activ aus Mangel an Schulgebäuden). Da aber größere Städte auch mehrere Schulen besitzen, bleiben 2500 Dorfgemeinden ohne jegliche Schule, und 700000 Kinder machen auf, ohne irgendwelchen Schulunterricht genossen zu haben. In diesen zehn Jahren wurden 450 neue Schulen gegründet, 1800 neue Lehrer aufgenommen. Das Landesbudget für das Schulwesen wuchs von 25 auf 8 Millionen Gulden. Und die Zahl der Analphabeten betrug zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts volle 5,021.940*), war also während der achtjährigen Regierungszeit des Herrn Bobrzyński eher gewachsen als gemacken. Ist es denn möglich? wird man vielleicht verwundert ausrufen. Ich werde nicht antworten, daß in Galizien alles möglich ist. Das wäre zu stereotyp. Selbst in Galizien müsste ein ganz außerordentlich veranlagter Kopf kommen, um ein solches Ergebnis zu erzielen. Die Darlegung, wie das geschehen ist, wird uns die erste Großthat des Herrn Bobrzyński vor die Augen führen.

Seine hohe Stellung als Leiter des Schulwesens in einem armen, verwahrlosten Lande faßte Herr Bobrzyński keineswegs als eine schlichte, verantwortungsvolle und verpflichtende Function auf. Er wollte regieren, stark regieren, im Geiste seiner oben entwickelten politischen Doctrin. Nicht die Volksmassen zur höheren Cultur, zum selbständigen Denken und Arbeiten er wollte eine Provinz des kurzlugen Polens zur Disciplin, zum Gehorchen, zur Ergebenheit an seine Ideen, an eine ihm beliebige „gesunde Hierarchie" erziehen. Pädagogische und wissenschaftliche Rücksichten waren ihm ihm von untergeordneter Bedeutung; er trieb eine rein politische Pädagogik und zeigte eine wirklich bewundernswerte Energie und Consequenz in der Verfolgung seiner Zwecke. Die Stanczyken-Partei, welche ihn als ihren Vertrauensmann an

*) Der Zeitschrift für Volksschulwesen „Szkoła" zufolge, welche sich auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1900 ausführlich mit dieser Frage beschäftigt hat. Nach dieser Quelle sind 5,021.940 Analphabeten in Galizien vorhanden, 2,500.000 Kinder im schulpflichtigen Alter sind ohne Unterricht geblieben, 3000 Gemeinden sind ohne Schulen, 1800 Lehrer fehlen, 450 Schulen sind nöthig, 40 Procent der Kinder im schulpflichtigen Alter genießen keinen Unterricht.

Digitized by Google

diesen Posten berief, hatte vollen Grund, mit ihm zufrieden zu sein; und wenn sie jetzt, da er (aus persönlichen Gründen eines ungestörtern Ehrgeizes) vom Amte scheidet, ihm wortarg und sogar etwas verstimmt ziehen lässt, so hat das vielleicht darin einigen Grund, dass er trotz alledem für sie zu wenig gethan, oder richtiger, dass der Erfolg doch den Hoffnungen nicht ganz entsprochen hat.

Was sich die Staatsgenossen Hartel von der Bischofmütze bei Herrn Bobrzynski versprechen zu dürfen glaubte, das haben ihre Vorgyhern mehr als einmal ziemlich unverhohlen ausgesprochen. Schon während der Regierungszeit des Herrn Bobrzynski hatte der Präsident des Pädagogischen Vereines, Abgeordneter und dann Herrenhausmitglied, Fürst Georg Czartoryski in einer öffentlichen Rede die Ansicht vertreten, dass „die Bildung nicht unumgänglich notwendig sei, da man ja auch ohne sie gut und ehrlich sein kann". Und im Jahre 1899 schrieb Graf Stanislaus Tarnowski, Universitätsprofessor und Präsident der Akademie der Wissenschaften, aus Anlass der antisemitischen Raufereien in den westlichen Bezirken, den Hauptgrund der Schuld an den Vorgängen trage die neue Volksschule: „Es raubten die jüngeren Bauern aus der heutigen Schule, die alten gemäßigten und gottesfürchtigen Analphabeten haben nur zugesehen." Das waren keineswegs vereinzelte Ausfälle; ähnliche Gedanken wurden zur Grundlage des Volksschulunterrichts gemacht. Die Volksschule soll dem Bauernkinde vor allem das beibringen, was es in seinem künftigen Bauernstande am nötigsten hat — Religion vom Standpunkte seiner Erzieher — also Gehorsam, Gottesfurcht, Geduld, Liebe zur Scholle, Genügsamkeit und ähnliche Tugenden. Eigenes Denken, Wissen, Charakter — danach wurde nicht gefragt.

Dieses System traf Herr Bobrzynski bei seinem Eintritt ins Amt schon an; er hat es aber alleitig ausgebildet und mit allerlei klingenden Phrasen verbrämt. Eine Unmasse Papier wurde in diesen Jahren im galizischen Landesschulrathe verbraucht, fortwährend wurde reformiert, administriert und inspiciert. Aber das Schulwesen sank dabei in einemfort. Die erste That des Herrn Bobrzynski war die Herausgabe einer „Instruction für die Lehrer" (1893), in der als oberstes pädagogisches Princip die These aufgestellt wurde: „Die Schule soll die Jugend über die Aufgaben und Bedingungen jener Berufe aufklären, aus welchen die Kinder der betreffenden Schule herkommen und welchen sie sich wahrscheinlich auch widmen werden." Also eine speciell eingerichtete Erziehung für Bauernsöhne, für Handwerkerlehrlinge, für Beamtensöhne, mit dem klar ausgesprochenen Hintergedanken, jeder Schüler solle bei seinen Leisten bleiben, und niemand dürfe sich über seine angestammte Kaste hinaufarbeiten. Der schlachtzizische Kastengeist beherrschte diese Instruction, sowie die ganze Wirksamkeit des Herrn Bobrzynski. Es wurden wirklich verschiedene Kategorien von Volksschulen geschaffen: Dorfschulen und Stadtschulen, Schulen mit Classen und mit Abtheilungen; der Uebergang aus einer Schule in die andere wurde erschwert, und der Uebergang der absolvierten Dorfschulkinder ins Gymnasium fast unmöglich gemacht. Gleichzeitig wurde auch die Reform der Schulbücher in Angriff genommen, die jetzt aber noch nicht durchgeführt, während die für die neuen Bücher bestimmten Lehrpläne lange Zeit vor den betreffenden Büchern erschienen und obligat eingeführt worden sind. So wurde ein Chaos geschaffen, indem die Lehrer aus alten Büchern nach neuen Plänen lehren mussten und sich oft gar nicht zurechtfinden konnten. Das Hauptschädliche aber an diesen Plänen und Instructionen war, dass sie das individuelle Eingehen des Lehrers, seine pädagogische Selbständigkeit ganz und gar ausschlossen: er musste die und die Stunde in der und der Classe so und nicht anders durchnehmen. Der stupideste Lehrer, welcher nur ganz mechanisch das in dem Lehrplane vorgeschriebene Material abhaspelt, ist der beste und kann sich im Falle der Gutsgesinnung bei den Unterrichtes hinter dem obligaten Lehrplan verschanzen; der echte Lehrer, der es wagen sollte, seinen Lehrplan der Fähigkeit der Kinder anzupassen oder sich aus pädagogischen Gründen Abweichungen vom vorgeschriebenen Plane zu erlauben, bekommt eine Rüge. Dazu kommt noch, dass die Instruction zu den Lehrplanen, die Lehrpläne zu den Schulbüchern nicht passen; dass weder die Instruction noch die Lehrpläne noch auch die Bücher von praktisch gebildeten und erprobten Volksschullehrern verfasst, so dass die Volksschullehrer um ihre Meinung bei der Einführung dieser Reformen gar nicht befragt worden sind. Ja, noch mehr: Nachdem die Reformen eingeführt worden und ihre Mängel von allen ehrlich arbeitenden Lehrern erkannt und durchgefühlt worden sind, wurde es ihnen von dem Landesschulrathe verboten, die Reformmängel des Herrn Bobrzynski irgendwie zu kritisieren. Selbst unter sich, oder den Bezirksreferenten der Schulbehörde, ist es den Lehrern nicht erlaubt, die Mängel der Schuleinrichtung beweglichen, zu beraten und zu beseitigen.

Ueberhaupt ist die Stellung des Volksschullehrers unter Herrn Bobrzynskis Regime die allagenervierteste, die man sich denken kann. Er ist zu alles, nach Staatsbeamter, nach Beamter des Landesausschusses, nach Beamter des eigenen Willen, seines Charakters, seiner Ueberzeugung. Er ist der Sohn sich wohl mit der Schule in Einklang und darf seine Pflicht auszuführen, seinen Beruf als Lehrer, als Erzieher, als Vorgesetzten Clique genehm ist. Sein Gehalt ist lächerlich klein — bei den Dorfschullehrern 200 bis 500 Gulden jährlich; seine Stellung ist schutzlos; er wird von verschiedenen Seiten beaufsichtigt; der Dorfschulze, der Dorfpfarrer, der Grossgrundbesitzer, der Schankwirt, der Gendarm, der Bezirkshauptmann, der Bezirksinspector — jeder von ihnen fühlt sich berufen, ihn zu inviglilieren, jeder kann über sein Schicksal entscheiden. Anonyme Denunciationen oder einen dem Inspector missliebigen Lehrer werden als vollgiltige Beweise seiner Schuld betrachtet und der Lehrer ohneweiters weggefegt, im besten Fall in irgend einen fernen Bezirk transferiert. Transferierungen, welche sehr oft der härtesten Strafe, dem materiellen und moralischen Ruin gleichkommen, hat Herr Bobrzynski in ein raffiniertes System gebracht. Der Lehrer brauchte sich nicht irgendwie politisch bemerkbar gemacht zu haben, er brauchte keineswegs vom Geiste der Anstehung besessen zu sein — solche werden im Fache gar nicht gefunden — er brauchte nur ein ehrlich denkender, aufopferungsvoller und die Volksaufklärung ernst nehmender Lehrer zu sein, so wurde er über kurz oder lang ohne Angabe der Motive, „aus Dienstesrücksichten", in irgend ein entlegenes, vernachlässigtes Nest transferiert, wo er seine Kräfte vergeuden, seine Lust an der Arbeit verlieren musste. Keine Bitte von Seite des so hart Betroffenen, von Seite der Gemeinde, wo er erfolgreich arbeitete, hat je geholfen; solche Bitten schadeten dem betreffenden Lehrer in den Augen des Herrn Bobrzynski noch mehr; je beliebter der Lehrer im Orte war, desto gefährlicher schien er unserem Schutzpolen, desto schleuniger musste er ausgeordet und entfernt werden.

Dafür dürfte unter Herrn Bobrzynskis Regime das liebe Protectionssystem üppiger denn je empor. Unsere Schulbücher sind schlecht und theuer, weil zu deren Verfassung nicht die Fähigsten und Erprobtesten, sondern die meist Protegierten berufen werden und für ihre Arbeit Protectionshonorare bekommen. Zu Inspectoren werden die charakterlosesten, speichelleckerischsten und ausführungsfähigsten Individuen gemacht, wenn sie die Gunst des Herrn Bobrzynski sich zu erobern und zu erhalten verstehen. Inspectoren und Lehrer, welche eine dem Herrn Bobrzynski genehme Politik machen, dürfen in ihrem Fache faul, unwissend und roh sein, dürfen sich scandalös aufführen, strafgerichtlich belangt und abgeurtheilt werden, der ganzen Gemeinde verhasst sein — das schadet ihnen gar nichts. Je weniger sie arbeiten, je verhasster sie den Bauern oder der Lehrerschaft sind, desto besser für den Herrn Bobrzynski; sie werden parlout an einem Ort behalten oder in eine bessere Stellung transferiert.

Hand in Hand mit der Protectionswirtschaft geht auch ein raffiniertes Spioniersystem, von welchem unser Schulwesen durchtzogt ist. Der Lehrer muss die Schüler, der Inspector die Lehrer auch außerhalb der Schule spionieren. Für die Gymnasialschüler wurden auf Andringen des Herrn Bobrzynski Uniformen eingeführt, welche einerseits den ärmeren Kindern den Gymnasialunterricht vertheuerten und dadurch unerschwinglich machten, andererseits aber direct den Zwiglationszwecken dienen mussten. In den meisten galizischen Gymnasien werden außerdem von einzelnen Lehrern oder Katechesen Schülerevereine unter irgend einer religiösen Maske gegründet, mit dem ausgesprochenen Zwecke, alle andersdenkenden Schüler auszuspionieren und zu denunciieren. Und während Schülervereinbindungen, welche hauptsächlich wissenschaftliche oder Fortbildungszwecke haben, streng geahndet und verfolgt werden, erfreuen sich diese confessionellpolitischen Vereine des hohen Schutzes, ihre Mitglieder werden bei den Classificationen, Maturitätsprüfungen und Stipendienverleihungen protegiert u. s. w.

Ist es dann zu verwundern, dass bei einer solchen Wirtschaft das allgemeine Niveau der Volksbildung in zehn Jahren eher herab- als hinaufgegangen ist? Dass die Zahl der Lehrer im Verhältnis zu den immer anwachsenden Anforderungen nicht wachsen will? Dass immer mehr Lehrer aus dem Fache emigrieren, wenn sie nur irgend eine rentablere und ruhigere Stellung als Amtediener, Kanzleischreiber bei irgend einer Fabrik, Gemeindeschreibre oder dergl. erhaschen können? Dass immer mehr Volksschulen „aus Mangel an Lehrkräften" geschlossen werden müssen? Dass die activen Schulen immer mehr mit Lehrkräften ohne die vorgeschriebene Qualification besetzt werden müssen? Dass einzelne Classen in den Dorfschulen durchschnittlich 60 bis 100 Kinder zählen, so dass an einen rationellen Unterricht gar nicht zu denken ist? Und wenn es auch nicht gelingen wird, dass Herr Bobrzynski viele von diesen Uebeln in statu nascendi bereits vorgekommen hat, so muss doch ihre virtuose Ausbildung und Systematisierung im Dienste einer verfehlten, aber als seine eine Gesinnung bezeichnet werden. Diese Idee war: Dem Wohlthun der Volksaufklärung mit „padagogischen" Mitteln Halt zu gebieten. Er hat es vollauf; seit Jahre lang hat er seine volle Kraft an diese Aufgabe gesetzt. Ob es das Ziel erreicht hat? Selbst seine besten Freunde, die Staatsmänner, wagen es nicht, diese Frage zu bejahen. Er hat viel gemacht, doch kein voller Sieg ist ihm zutheil geworden. Seine zweite Epoche hat war grosser.

Ivan Franko.

Trustgründungen in Nordamerika.

Die Parallele, die gewöhnlich zwischen Trusts und Kartellen gezogen wird, ist nur zum Theil berechtigt. Es gibt zwar in Amerika zahlreiche Trusts, die den Kartellen gleichartig sind, d. h. die den Zweck verfolgen, den Wettbewerb zu beschränken oder auszuheben, um so die Rentabilität der im Verbande stehenden Einzelunternehmungen aufrechtzuerhalten oder zu steigern. Aber diese Trusts haben gegenwärtig an Bedeutung verloren. Das Kartellstadium der Trusts hat einer anderen Phase der ökonomischen Entwickelung Platz gemacht. Die Trusts haben eine neue Gestalt angenommen, die von den Kartellen Europas und den Trusts im bisherigen Verstande des Wortes wesentlich abweicht. Die Trusts neuen Stils sind Riesen-Actiengesellschaften. Das Wort Trust hat also seinen ursprünglichen Sinn in der Anwendung auf Unternehmungsverbände verloren; denn ursprünglich bedeutete Trust eine bestimmte Rechtsform, in welcher Unternehmungsverbände organisiert wurden. Heute wird das Wort Trust in allen Fällen angewendet, wo eine Großunternehmung der Productions- oder Verkehrsgewerbe in der Lage ist, wesentlichen Einfluß auf die Preisgestaltung auszuüben. Da gegenwärtig in der Regel nur Actiengesellschaften das erforderliche Capital aufbringen, um derartige Großunternehmungen zu betreiben, bezeichnet der Sprachgebrauch des öffentlichen Lebens in Amerika auch diese Riesen-Actiengesellschaften als Trusts.

Wenn wir die Wandlung, die der Begriff Trust durchgemacht hat, verfolgen, wird uns klar werden, warum die Entwickelung der Trusts in der Richtung der Actiengesellschaft fortgeschritten ist. Anfänglich waren, wie schon erwähnt, auch in Amerika alle Unternehmungsverbände unter ganz verschiedenen Bezeichnungen kartellartig organisiert. Alle diese Vereinigungen litten an denselben Mängeln, an denen die europäischen Kartelle leiden, an der Kurzfristigkeit, Kündbarkeit und ähnlichem. Da fand der Rechtsanwalt der Standard Oil Company, Dodd, eine Rechtsform, mit der zahlreiche Organisationsvortheile verbunden waren, die Rechtsform des „Trust“. Im Trust war die einheitliche Leitung verschiedener in einem gewissen Grade selbständiger Betriebe geschaffen. Gleichartige mussten monarchisch oder durch ein Collegium von kleiner Mitgliederzahl geleitet werden; dafür war die Rechtsform des Trust vortrefflich geeignet. Bald wurde das Interesse und der Unwille der Wähler und der gesetzgebenden Körperschaften durch diese Unternehmungsverbände erregt. Die Rechtsprechung war den Trusts feindlich. Antitrustgesetze erklärten die Unternehmungsverbände, in welcher Form sie auch abgeschlossen sein mochten, für ungesetzlich und strafbar. Die Trusts verstanden es, diesen Schlage der Gesetzgeber auszuweichen, sie gaben die rechtlich verbotene Organisationsform auf und constituierten sich in der deutlich zulässigen Form der Corporation der Actiengesellschaft. Diese Umwandlung hatte meistens eine Fusionierung der bis dahin wenigstens theilweise selbständigen Unternehmungen zur Folge, woraus sich in vielen Fällen eine steigende Productivität und Rentabilität ergab. Die Trusts, die in den letzten Jahren gebildet wurden und so großes Aufsehen in der ganzen Welt erregen, sind als Actiengesellschaften gegründet und unterscheiden sich nur wirthschaftlich, nicht juristisch von anderen Actiengesellschaften. Trust und Riesen-Actiengesellschaft sind heute ganz gleichbedeutend. So wird zum Beispiel in dem Berichte der Industrial-Commission von „large corporations“ gesprochen und in Parenthese hinzugefügt „the so-called trusts“.

Ueber die Geschichte und die Ausdehnung dieser Art von Trusts, soweit sich das durch Zahlen angeben lässt, unterrichtet uns ein Aufsatz in den „Quarterly Publications of the American Statistical Association“*) vom März 1901. Vor dem Jahre 1887 wurden 6, von 1887 bis 1890 235 Trusts gegründet. Diese Zahlen umfassen aber nur die Productions-, nicht die Verkehrsgewerbe, sie umfassen nur die als Actiengesellschaften oder als Trusts organisierten Unternehmungsverbände. Zu Beginn dieser Jahresreihe war ja die Rechtsform Trust noch zulässig. Die in letzteren Formen organisierten Unternehmungsverbände entziehen sich gewohnlich der statistischen Erfassung. Nach einer Aufzählung von Holt, die ziemlich zuverlässig sein soll, gab es im Jahre 1899 sogar 381 Trusts hier ist das Wort im weitesten volksthümlichen Sinne genommen. Von diesen 381 Trusts waren 255 als Actiengesellschaften constituiert.

Die Vertheilung der 235 Neugründungen auf die Jahre 1887 bis 1900 ist ganz ungleich; die Ziffern schwanken von 2 im Jahre 1894 bis auf 87 im Jahre 1899. Allgemeine Schlüsse lassen sich wohl aus diesen Zahlen nicht ziehen. Bedeutsam wird ist die Zahl für das Jahr 1899; denn in den vorausgehenden Jahren steht das Jahr 1898 mit 20 an erster Stelle, im Jahre 1900 sinkt die Zahl der Neugründungen auf 12. Auch was die Summe der Capitalien der Gründungen anbelangt, überragt das Jahr 1899 alle übrigen bei weitem. Es ziehen hier 2 213 395 000 Dollars der Summe von 8 31,415 000 Dollars gegenüber, die im Jahre 1900 erreicht wurde, dann folgt das Jahr 1898 mit 708 600 000 Dollars. Die übrigen Jahre weisen viel geringere Ziffern auf. Die niedrigste Stufe der Scala nimmt das Jahr 1888 mit 23 600 000 Dollars ein. Auch aus der Vergleichung des Durchschnittscapitals, das in den einzelnen Jahren auf einen Trust entfällt, lässt sich wohl keine Regel ableiten, da für die Höhe des Capitals einerseits die Art der betreffenden Industrie, anderseits die Art der Bewertung der Apports ausschlaggebend sind.

Von ganz besonderem Interesse ist die Frage, in welchem Zusammenhange Trustbildung und allgemeine wirtschaftliche Lage stehen. Hier stoßen wir auf einen wesentlichen Unterschied zwischen den europäischen Kartellen und den amerikanischen Trusts neueren Stils. Die Kartelle entstehen in der Zeit wirtschaftlichen Niederganges, wenigstens eines Niederganges für die betreffende Industrie, wenn ein Theil der concurrierenden Unternehmungen dem Wettbewerbe um jeden Preis bereits zum Opfer gefallen ist oder sich dem Zusammenbruch nähert. In Amerika wurden auch solche Unternehmungsverbände geschaffen, sie sind aber nicht typisch für die jüngst verflossene Zeit. So bildete sich zum Beispiele der Trust der Zuckerraffinerien erst, als der Preiskampf aufgehört von vierzig betheiligten Unternehmungen dankerott gemacht hatte. In Europa werden die Kartelle ganz allgemein als Preisfalschirme aufgefasst, ja Schönkant hat sogar den Geburtstag der Kartelle in das Krisenjahr 1873 verlegt. „Am 9. Mai 1873, als in Wien die Sterbeglocke des „wirtschaftlichen Aufschwungs“ gelte, wurde die Geburtsstunde der Kartelle eingeläutet.“*)

Die Entstehung der Trusts setzt gerade entgegengesetzte Bedingungen voraus. Nur in der Zeit einer aufsteigenden Conjunctur kommen solche Trustgründungen zustande. Die Depressionsjahre 1893 bis 1896 waren der Trustbildung nicht förderlich, wohl aber die „Boom“-Jahre 1898, 1899, 1900.

Woraus erklärt sich diese Verschiedenheit der beiden Arten von Unternehmungsverbänden? Nur aus der Rechtsform, in der der Verband organisiert ist. Jeder Trust, der als Actiengesellschaft gegründet wird, soll zwei Zwecke erfüllen, die auf entgegengesetzten Voraussetzungen beruhen. Der Trust soll eine Organisation der Production herbeiführen und dadurch dem Chaos des freien Wettbewerbes mit seinen vielen Schäden ein Ende machen. Diesen Zweck kann der Trust am besten zur Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs verwirklichen, wenn die schädlichen Folgen schrankenloser Concurrenz am meisten empfunden werden. Der Trust, der als Actiengesellschaft gebildet wird, ist aber auch eine „Gründungsform“, bei der die Absicht der Betheiligten vor allem dahingeht, Gründergewinne zu erzielen. Da aber eine Cursbesteigerung der emittierten Actien nur zu erwarten ist, wenn sich die Rentabilitätsaussichten der betreffenden Industrie bessern, werden solche Consolidationen mit Vorliebe zur Zeit aufsteigender Conjunctur ins Werk gesetzt. Denn nur in einer Epoche günstiger Conjunctur ist das Publicum geneigt, zu steigenden Cursen Industriewerte zu kaufen.

Weiterhin lässt sich der Zusammenhang zwischen Kaufthätigkeit und Kauflust des Publicums und Trustgründungen noch aus einer zweiten Tabelle Conants entnehmen, an der die Neugründungen nach der Vertheilung auf die verschiedenen Monate sichtbar gemacht sind. Es ergibt sich, dass im ersten Halbjahre die bei weitem grössere Anzahl von Gründungen stattfand. Seit dem Jahre 1894 bis zum Jahre 1900 inclusive entfallen 103 Gründungen auf die ersten, 61 Neugründungen auf die letzten sechs Monate des Jahres. Zum Theil dürfte dies, wie Conant meint, auf den gewöhnlich billigeren Geldstand des ersten Halbjahres zurückzuführen sein.

Die neueren Trusts sind also in der Regel „Gründungen“; eine Darstellung der typischen Stadien einer solchen Gründung wird das anschaulich machen. Sofort auffallen muss, dass oft die leitenden Personen solcher Consolidationen Financiers sind, nicht Industrielle. Doch bevor noch der Banquier auftritt, enthalten der in genannte Promoter seine mühevolle, aber auch überaus gewinnbringende Thätigkeit. Der Promoter ist ein Ueberredungskünstler, der den betheiligten Unternehmern die Vorzüge seines Planes, der Fusionierung der bisher selbständigen Unternehmungen in eine Actiengesellschaft, zu suggerieren weiß. Ist das geschehen, werden die bisherigen Eigenthümer der Unternehmungen, respective die Actionäre theils in bar, theils in Vorzugsactien bezahlt. Es soll im allgemeinen üblich sein, den dem wahren Werte der Unternehmung entsprechenden Theil des Capitals in Vorzugsactien auszugeben, dann kommen dann noch die common shares, sie sind das eigentliche wahre, die Uebercapitalisierung.

Doch der Promoter braucht Gehilfen, die ihm die erforderlichen Garantien zur Verfügung stellen und für den Absatz der Actien sorgen. Jetzt greift der Financier, der underwriter ein. Er verpflichtet sich, einen Theil der Actien, natürlich tief unter pari, abzunehmen, und bekommt dafür überdies einen Theil des Commerzhofs. Das underwriting und Promoter, die Hauptacteure der Trustgründung, auch den ersten Anspruch an der Gewinnchance haben, soll das Beispiel des Whiskytrusts zeigen, wie tief eine schädliche Uebercapitalisierung war, denn sie ist jedenfalls Ursache der Apports bei der die bisherige Eigenthümer [illegible]

*) Luther Conant, Industrial Combinations and Trusts. [illegible]

Digitized by Google

und 100,000 in preferred shares, der Promoter aber, der doch dabei gar keine Gefahr läuft, 150,000 Dollars in common shares, der underwriter 100,000 preferred und 150,000 Dollars common shares.

Solche Gründungen bieten die häufig ausgenützte Gelegenheit zu Mißbräuchen aller Art. Zahlreiche Reorganisationen und Kapitalsvermindernden deuten darauf hin, daß oft der productive Unterbau in keinem Verhältnisse zum finanziellen Oberbau steht. Unerhörte Ausbeutung der leichtgläubigkeit des Publicums ist alltäglich; die Monopolstellung des betreffenden Unternehmens würde mit Recht die Aufsicht auf steigende Gewinne eröffnen, wenn nicht die Ueberkapitalisierung, die in ihrem wahren Umfange nur wenigen Eingeweihten bekannt ist, jede Schätzung zunichte machen würde. So ist die Preisbildung der betreffenden Actien in die Hand einiger weniger Spekulanten gegeben, die auch die Preisbildung der Producte der Industrie ihren Spekulationsabsichten unterordnen. Die Möglichkeit, große Spekulationsgewinne zu machen, die bald dem Productionsgewinne vorgezogen werden, hat zur Folge, daß die Geschäftspolitik mancher Trusts nicht die Stabilisierung, sondern die Labilisierung der Preise bewirkt.

Mit welchen Mitteln diese Trusts arbeiten, will ich nicht länger ausführen. Ein Bild der zahllosen Mißstände läßt sich auch dadurch gewinnen, daß wir die Vorschläge prüfen, die zur Behebung derselben gemacht worden sind. Im großen und ganzen sind es Vorschläge, die eine Reform des Actienrechts bezwecken. So hat zum Beispiel die Industrial-Commission in ihrem „Preliminary report on trusts and trade combinations" folgende Vorschläge gemacht. Richtigkeit und Vollständigkeit der Prospecte bei Neugründungen, genaue Angabe des emittierten Capitals soll durch Verantwortlichkeit des Promoters erreicht werden. Die Art des Unternehmens, die Stellung der Directoren, Beamten und Vorstandsmitglieder soll in der Incorporationsurkunde ersichtlich sein. Die Actionäre sollen Einblick in die Geschäftsführung gewinnen. Zu diesem Behufe sollen die Directoren eingehende, zumindest jährliche Berichte erstatten. Die Sitzungen der Directoren sollen den Actionären zugänglich sein. Die Namen der Actionäre und der auf sie entfallende Besitz an Actien sollen vor der Generalversammlung den Miteactionären bekanntgegeben werden. Endlich ist der Mißbrauch der Stellung als Director hintanzuhalten.

Die Industrial-Commission setzt große Hoffnungen in die Verwirklichung dieser Vorschläge. Sie glaubt nämlich, auch die Monopolstellung der Trusts dadurch brechen zu können. Die größeren Actiengesellschaften", heißt es in ihrem Berichte, „die sogenannten Trusts, sollen verpflichtet werden, jährlich einen entsprechend geprüften Bericht zu erstatten, der im Detail ihre Activa und Passiva, ihren Gewinn und Verlust zeigt; dieser Bericht und die Prüfung desselben geschieht unter Eid und unterliegt der Aufsicht der Regierung." Der Zweck dieser Oeffentlichkeit ist, „den Wettbewerb zu ermuntern, wenn die Gewinne übermäßig groß werden, und auf diese Weise die Consumenten gegen allzu hohe Preise zu schützen und die Interessen der Angestellten dadurch zu wahren, daß sie Kenntnis von der finanziellen Lage des Unternehmens erhalten, dem sie angehören."

Ob sich diese weitgehenden Hoffnungen erfüllen, ist zum mindesten zweifelhaft. Bis vor wenigen Jahren fiel das Trustproblem und das Problem einer Reform des Rechtes der Corporationen zusammen. Jetzt, wo die beiden Probleme sich verquickt haben, wird man wohl trotz der verfassungsrechtlichen Schwierigkeiten mit Energie daran gehen, das Lösbare der beiden Probleme zu lösen. Die Gründe, die zu einer Reform des Actienrechtes drängen, will ich mit den Worten zusammenfassen, die James Bryce im Jahre 1891 geschrieben hat: „Wer die unverantwortliche Natur der Macht in Betracht zieht, die drei oder vier Männer oder vielleicht nur ein Mann durch eine Actiengesellschaft, z. B. eine Eisenbahn oder eine Telegraphengesellschaft ausüben können, wer den Schaden bedenkt, den sie dem Publicum und ihren Concurrenten zufügen können, die cynische Frechheit, mit der oft sie Rechtthum verwendet wurde, um Bonnie und Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften vom Pfade der Rechtschaffenheit abzulenken, der wird im Bestreben der amerikanischen Massen, die Verwaltung der Actiengesellschaften zu regeln und den Umfang ihrer Befähigung zu beschränken, nichts Unverminftiges finden." Die Entwickelung des Trustwesens im letzten Jahrzehnte hat die Mißstände nur verwiesacht und verschärft; wenn die Krise, die in America sich vorbereiten scheint, bereits wäre, ist sie wohl zum großeren Theile eine Folge der Trusts und der Art, wie sie gegründet werden. Dr. Peter Mayer.

Die Crenneville Depesche.

In Nr. 353 dieser Zeitschrift befindet ein aufsehenerregender „Sturmer" Artikel über, welcher sich mit unterschiedlichen Versuchen der „Neuigkeit" Depesche, das heißt des Telegramms, welches Kaiser Franz Joseph am 4. Juli 1866 aus Brünn an Crenneville richtete, um seinen Sieg über Benedek und seine Absicht, Frieden zu schließen, zu melden, befaßt. Der Artikel bringt auch eine Reproduction des Telegramms und bringt deshalb Interesse [illegible]

Frieden zu schließen. Das kaiserliche Telegramm mit der Antwort, ein Frieden sei unmöglich u. s. w. und dem Nachsatze, „hat eine Schlacht stattgefunden?" ist seit mehr als dreißig Jahren publici juris und konnte wohl als die unmittelbare Veranlassung dazu gelten, daß Benedek am 2. Juli stehen blieb und am 3. die aussichtslose Schlacht annahm. Friedung hat seither dargelegt, daß der Nachsatz mit der Frage, ob eine Schlacht stattgefunden habe, nicht vom Kaiser selbst, sondern von Crenneville stamme. Diese Thatsache bestätigt Stürmer und ergänzt sie durch die Mittheilung, daß der am 1. Juli im Benedek'schen Hauptquartier anwesende, damalige Oberstlieutenant v. Beck, der jetzige Feldzeugmeister, im Kriegsrathe auf einen Rückzug auf Pardubitz gedrungen habe, daß Benedek diese Absicht zu der jenigen machte und von derselben ausschließlich durch das von Crenneville „ergänzte" Telegramm abgebracht worden sei. Diesen Nachtag er den Wunsch des Monarchen nach einer Waffenentscheidung herausgelesen habe. Also: Benedek blieb am 2. stehen und wurde am 3. geschlagen, weil Crenneville sich eigenmächtig erlaubt hatte, seine private Frage, ob eine Schlacht stattgefunden, mit der kaiserlichen Unterschrift und Autorität zu versehen.

Man kann sehr darüber streiten, ob sich die Dinge wirklich so verhalten haben, und ob Benedek nicht einfach deshalb stehen blieb, weil er am 1. nicht weiter vom Feinde gedrängt wurde und gar Lust hatte, dass die Hoffnung einer Entscheidung annehme; in letzterer Beziehung sagte ihm der Crenneville'sche Nachtag keineswegs etwas Neues. Aber — es sei, und wir wollen zugeben, daß das Telegramm vom 1. aus Wien der Anlaß zur Katastrophe von Sadowa wurde. Dennoch fühlen wir uns gedrungen, den weiteren Folgerungen Stürmers bestimmt entgegenzutreten: diese Folgerungen bewegen sich hauptsächlich nach zwei Richtungen. Einmal sagt er, es sei ausschließlich Crenneville zuzuschreiben, daß die Katastrophe am 3. und bei Königgrätz erfolgte, der Nachtag des Grafen im kaiserlichen Telegramm — also ein Satz all sonstigen — sei schuld, daß die Niederlage so plötzlich und so schwer hereinbrach; zweitens entwickelt er die Beck'schen Gedanken vom 1. Juli und behauptet, wäre der Rath des damaligen Oberstlieutenants und jetzigen Feldzeugmeisters, der das einzig Richtige traf, befolgt worden, so wäre eine Katastrophe, wie Königgrätz, nicht eingetreten, die Nordarmee hätte den Preußen den Sieg viel schwerer gemacht, den Krieg in die Länge gezogen, und die „Consequenzen der Niederlage" das heißt wohl die Friedensbedingungen, wären „vermieden oder doch abgeschwächt" worden. In Sachen wäre hätte man benutzen können, wenn Beck gefolgt, wie anders könnte heutzutage Mitteleuropa dastehen!

Demgegenüber beschränken wir uns auf ein paar kurze Bemerkungen. Vor allem: es ist kein Zufall, wenn der Graf Crenneville sich eine Ergänzung des kaiserlichen Telegramms erlaubte, und wenn diese Ursache wirklich Königgrätz verschuldet hat, so ist sie nur ein Symptom und die natürliche Folge der Verhältnisse gewesen. Wer war denn Crenneville? Er war der Mann, dessen Glück sich an das Ungluckstern 1859 knüpfte, der Mann, der 1859 das Vertrauen Seiner Majestät zu gewinnen verstand durch die Art, wie er die Ursachen der damaligen Niederlage und die Leistungen der Armee, wie der oberen Führer beurtheilte, er war der Mann, der dann, über 1866 hinaus, das unsichtbare Glück genoß, das volle Vertrauen des Monarchen in allen militärischen Dingen zu besitzen, Allerhöchst denselben als Generaladjutant fortdauernd berathen zu dürfen und auf das Urtheil Seiner Majestät den Einfluß zu üben, den ein Unterthan, ein ergebener und treuer Diener eben ausgeüben vermag. Er war der Nachfolger des allmächtigen Grunne, diese Stellung gründete er sich auf den Bitternissen des Jahres 1859. Aehnlichen Einfluß auf den Allerhöchsten Kriegsherrn haben während Seiner langen Regierung außer ihm nur Grunne und Seine Excellenz der dermalige Chef des Generaladjutanten-Corps, Graf Bellegarde, mit der gleichen Macht geübt. Ein solcher Mann aber, der die Gedanken seines Herrn so genau kennt, der denselben in einer schweren Stunde, wie der 1. Juli war, berathen darf — ein solcher Mann erlaubt sich seine Eigenmächtigkeiten, sondern telegraphiert uns das, was der Monarch wohl auch selbst depechiert haben würde, wenn es üblich wäre, daß Monarchen das Allerhöchstpersönlich thun. Mit einem Wort, jeder, der die Dinge einigermaßen kennen, wird sich sagen, daß der Kaiser am 1. Juli mit Crenneville sprach, seine Vorschläge wegen der Antwort hörte und ihn dann beauftragte, zu telegraphieren. Dafür, daß Crenneville den vom Kaiser selbst niedergeschriebenen Wortlaut imsta selbst erweitert hatte, dann selbst jeder Anhalt, und dagegen spricht das unterschiedliche Verfahren, das der Monarch auch nach 1866 seinem Generaladjutanten bewahrte, zu einer Zeit, wo Allerhöchstderselbe den Zusammenhang der Dinge aus dem Generalstabswerk kennen mußte. Auch in Crenneville doch Feldzeugmeister und besonders ausgezeichnet worden. Selbst aber wenn sich Crenneville wirklich eine Eigenmächtigkeit erlaubt haben sollte, so sind die Folgen davon keine zufälligen gewesen. Die Geschichte zeigt viele Beispiele dafür, daß das [illegible] Verhältnis zwischen Monarchen und Generaladjutanten selten nicht zu verhängnisvollen Verwicklungen geführt hat, die in Serien hervorgetreten.

Wilhelm I. kannte das, hielt seine Generaladjutanten grundsätzlich streng in ihren Schranken, und betrachtete sie als nichts weiter, denn als höhere Hofbeamte in Militäruniform.

Was endlich die in dem fraglichen Artikel an vielen Stellen und recht nachdrücklich hervorgehobene Behauptung betrifft, alles würde ganz anders gekommen sein, wenn Benedek die Strategie des damaligen Oberstlieutenants v. Beck, des jetzigen Feldzeugmeisters Freiherrn v. Beck, Chefs des Generalstabes der k. u. k. gesammten bewaffneten Macht, befolgt hätte, so ist darauf nur zu erwidern, dass eine Strategie fortgesetzter Retiraden, wie die vorgeschlagene es war, schwerlich zu besseren militärischen und politischen Resultaten geführt haben würde. Die Stellung bei Parbubitz war gewiss stark, aber sehr leicht zu umgehen, Benedek hätte weiter zurück müssen, und eine Ende wäre die Auflösung der Armee ohne Schlacht gewesen. Selbst Clausewitz glaubt doch nicht an die Möglichkeit, mit der schon durch die früheren Gefechte und die Ländnahel so hart mitgenommenen Armee am 5. oder 6. Juli einen Offensivstoß zu führen, der den Feldzug für Oesterreich entschied. Aber auch eine Verlängerung des Widerstandes war gegenüber der Moltke'schen Strategie, die dem Gegner auf den Fersen blieb, nicht möglich; das konnte man vielleicht zur Zeit Maria Theresias, aber damals konnte man es nicht mehr. So trat die Nordarmee am 3. Juli ihrem Gegner in ausfichtslosem, aber ehrenvollem Kampfe ritterlich gegenüber, sichtig sich recht die einzelne Truppen leistete Heroisches, sie gieng erst zurück, als sie dreimal so viel Todte und Verwundete hatte, als die Preußen, und hat alles in allem ihrer Geschichte bei Königgrätz ein schönes Blatt hinzugefügt. Nicht in den operativen Fehlern Benedeks ist die Ursache für die Niederlage zunächst zu suchen, sondern darin, dass man den Krieg mit einem tapferen, aber in vielen Richtungen unzulänglichen Heer überhaupt begann; führte man ihn, so musste er verloren werden, und wir glauben, die Nordarmee macht in der Act, wie sie thatsächlich besiegt wurde, eine bessere Figur in der Geschichte, als wenn sie die Retirdenstrategie des damaligen Oberstlieutenants v. Beck befolgt haben würde. Niemand daß die hervorragenden Feldherrneigenschaften Seiner Excellenz des Feldzeugmeisters v. Beck höher als wir, wir meinen und hoffen aber doch, dass der General jetzt nicht so denkt und jetzt nicht so verfahren würde, wie der damalige junge Oberstlieutenant von geringer Erfahrung dachte und berieth; zum Handeln und Beranworten war er ja am 1. Juli 1866 nicht berufen, sondern trat lediglich als Berichterstatter auf, und da fahen sich die Dinge doch ganz anders an!

Treuneville hat nach 1859 großen Einfluß dadurch gewonnen, dass er immer und immer auseinandersetzte, wie schlecht es die anderen gemacht hätten, und wie man es hätte machen können, sollen, müssen. Das besticht: aber es steckt leider verdammt wenig dahinter, und keine Gewähr ist dafür vorhanden, dass die Treppenweisen damals oder gegenwärtig die Sache besser verstehen, als die Opfer, denen sie post festum den Text leien. Ener.

Machs Analyse der Empfindungen.*)

Vergleichen wir den Alpect der wissenschaftlichen Arbeit in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit dem in der ersten Hälfte, so drängt sich sofort der Gegensatz von Analyse und Synthese auf. In den ersten fünfzig Jahren überwog das Bestreben, alles Gegebene unter große allgemeine Gesichtspunkte zusammenzufassen und schließlich einer philosophischen Weltanschauung einzuordnen: es herrschte das System; in den letzten Jahrzehnten galt es, das Complexe zu zergliedern, alle Gangheiten in ihre Elemente aufzulösen; es herrschte die specialwissenschaftliche Einzelforschung, die bei den Naturwissenschaften größten Theil ihrer Erfolge der Analyse verdankte. Und schließlich ist diese analytische Denkrichtung zum allgemein- und alleinigitigen Forschungsprincip, zum philosophischen Glaubensbekenntnis geworden: jede andere Fragestellung als die nach den letzten Elementen, ihrer Beschaffenheit und ihren Beziehungen, wurde als trügerisch oder sinnlos verworfen: die Analyse wurde principiell antimetaphysisch und verschärfte womöglich noch die Heftigkeit des Kampfes, der von den verschiedenen Parteien, von Positivisten, Agnostikern, Phänomenalisten 2c. gegen die Möglichkeit einer Metaphysik geführt wurde. Beronte der Neu Kantianismus die Relativität aller Erkenntnis: „ignorabimus", sprach Dubois Reymond sein „ignorabimus", je trat in den letzten Jahrzehnten eine Richtung auf, der man den noch schärferen Babbispruch: „volumus ignorare" in den Mund legen könnte: Wissenschaft kann nicht und will nicht die Wahrheit erfassen, das Sein erklären, sondern sie will eine Beschreibung der Elemente in möglichst ökonomischer Weise geben, nichts weiter. Wissenschaftliche Theorie ist nicht die wahrste, sondern die praktischste, zur Orientierung und zur Lebensbethätigung in der Welt geeignete Formulierung. Alles Metaphysische flieht nur diese Sparsamkeit, ist Kraftvergeudung und daher von Uebel.

*) Ernst Mach: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Jena, Gustav Fischer. 1900.

Zu den bedeutendsten Vertretern dieser Richtung gehört, neben dem jüngst verstorbenen Richard Avenarius, aber unabhängig von ihm, Ernst Mach. Er ist eine eigenartige Erscheinung in der heutigen Gelehrtenwelt; umfasst er doch (seit Fechners und Helmholtz' Tod als einziger) die beiden einander scheinbar so fern liegenden Gebiete der Physik und Psychologie mit seinem Forscherinteresse und seinem erfolgreichen Schaffen.

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenfassung seiner psychologischen Anschauungen und Leistungen.

Erkenntnistheoretische Erwägungen der oben angedeuteten Art waren es, die ihn von seinem Hauptfach, der Physik, zur Psychologie führten. Machs eindringende Zergliederung der physikalischen Erscheinungen blieb nicht stehen bei jenen sonst als „letzten" anerkannten Begriffen wie: Körper, Stoff, Ursache, Kraft 2c., sondern schritt weiter und weiter und kann schließlich zu dem Ergebnis, dass das letzte nicht weiter Analysierbare, mithin die Elemente der Physik, nicht Körper, sondern Empfindungen seien: Farben, Gestalten, Töne, Drucke, Zeiten, Räume; es ist ein Unding und ein Ungedanke, hinter diesen noch etwas besonderes sie Tragendes und Erzeugendes anzunehmen: „Nicht die Körper erzeugen Empfindungen, sondern Empfindungscomplexe bilden die Körper." Und ebenso ist es sinnlos, hinter den Verknüpfungen der Elemente noch irgend ein „mythologisches" Prinzip, dass sie bewirkt, eine „Ursache" zu fingieren: an die Stelle der Causalität hat die Functionalbeziehung der Empfindungselemente zu treten.

Es ist klar, dass diese Anschauung die alte metaphysische Grundtrennung von physischer und psychischer Welt hinfällig macht. Dieselben Empfindungselemente, z. B. Drucke und Temperaturen, bilden den Gegenstand der Physik, wenn man ihre Beziehungen untereinander, den Gegenstand der Psychologie, wenn man ihre Beziehungen zu dem Empfindungscomplex „mein Körper" und zu jenen Elementen anderer Quantität, die wir „Erinnerungsvorstellungen", „Gefühle" u. l. w. nennen, untersucht. „Nicht der Stoff, sondern die Untersuchungsrichtung ist in beiden Gebieten verschieden." Ebenso ergibt sich aus dieser Auflösung alles Bestehenden in Elemente, dass auch das „Ich" als geschlossene Einheit unhaltbar wird. Es ist gleichfalls nichts als eine Summe von Elementen, welche in etwas engerem Zusammenhang stehen. In der Auffassung der Beziehungen zwischen den Empfindungen und den physiologischen Vorgängen des Leibes schließt sich Mach der weitverbreiteten Hypothese des Parallelismus an.

Dies sind die allgemeinen Voraussetzungen, von denen aus unser Forscher an die psychologische Analyse herangeht. Er berücksichtigt hierbei vor allem die Empfindungen, während die anderen Elemente, wie Gedächtnisbilder, Willenserscheinungen, nur kürzer gestreift werden.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle seine Empfindungsanalyse, die sich auf Raum-, Zeit- und Bewegungswahrnehmung, auf Tonhöhe-, Intensitäts- und Klangunterschiede erstreckt, im einzelnen zu besprechen. Mach offenbart hier die ganzen Vorzüge und Schwächen des geistvollen, productiven Autodidakten.

Frei von psychologischen Schulstreifen, stellt er eine zwanglose Wanderung durch einzelne Provinzen des Empfindungsreiches an, wo es ihm zulagt, länger verweilend, dann wieder in schnellem Wechsel fesselnde Scenerien dem Begleiter vorführend. Seine physikalischen Interessen lassen ihn oft die Dinge von originellen Seiten sehen, und es glückt ihm nicht selten, Probleme zu formulieren und Lösungen zu finden, die für die Psychologie seine weitere Bereicherung ihres Bestandes darstellen. Anderseits ist es natürlich, dass sein durch persönliche Neigungen abgelenkter Blick weite Strecken des Empfindungsgebietes unberührt lassen muss, dass ferner seine Untersuchung und Begriffsformulierung zuweilen etwas aus dem Groben gehauen erscheint, da er nicht geeignet auf die ganze feinen Problemen gewidmete Geistesarbeit der Zeit aus Werk achen konnte. Auch war es ihm selbstverständlich nicht möglich, die seit der ersten Auflage (1885) ungeheuer angeschwollene psychologische Literatur über die ihn beschäftigenden Fragen zu verfolgen; dass ihm hierdurch manches Grundlegende entgieng und dadurch in einigen Punkten eine gewisse Rückständigkeit eintrat, ist bedauerlich. Zuviesen hat diese zweite Auflage nicht die Bedeutung wie die erste, welche seinerzeit in der That manchen Gebieten der psychologischen Forschung frisches Blut zugeführt hat.

Machs analytische Fähigkeit ist recht scharf und wird oft durch eine meisterhafte Terminologie in Ausdrucken einfacher, aber schlagender Expressionen unterstützt. Er versteht es trefflich, die mannigfachen Einzelheiten, welche in irgend einer Wahrnehmung, zum Beispiel dem Sehen einer räumlichen Gestalt, dem Hören einer Melodie, enthalten sind, uns isoliert zum Bewusstsein zu bringen. Hierbei stößt er oft auf Erscheinungen, von denen andere Psychologen gemeint hatten, dass sie lediglich in der Verknüpfung mehrerer Elemente bestanden, während er sie in jenen, weiter nicht auflösungsfähige Elemente beobachtbare hielt, auf diesem Wege kommt er dann, unseren üblichen Abstand an „Einwirkungen" beträchtlich zu verminchren: so kennt er besondere Bewegungsempfindungen um deren

Digitized by Google

Erforschung er sich sehr verdient gemacht hat), Zeitempfindungen, Tiefenempfindungen, Rhythmusempfindungen u. s. w. Man kann sehr wohl seine neuen Beobachtungen anerkennen, ohne diesen Deutungen und Bezeichnungen überall zuzustimmen; indessen für die Erörterung solcher Specialfragen ist hier nicht der Platz.

Ebensowenig kann ich auf den Inhalt des letzten Capitels näher eingehen, welches aus der vorangegangenen psychologischen Analyse die Folgerungen für die Physik zieht. Machs originelle Auffassung, die jede Auflösung der physikalischen Gegebenheiten wie Temperaturen, Farben, Töne, in ein System mechanischer Bewegungsvorgänge verwirft, ist ja aus seinen theoretischen und historischen Arbeiten bekannt genug.

Mach's Werk ist ein wissenschaftliches, aber nicht so farbloses, wie solche zumeist sind; denn abgesehen von dem sachlichen Wert des eigentlichen Inhaltes interessiert es sowohl, weil es eine heute stark verbreitete wissenschaftliche Betrachtungsweise geradezu typisch repräsentiert, als auch, weil es auf jeder Seite eine eigenartige selbständige und ganze Persönlichkeit verrät. Dies habe ich umso lieber hervor, als ich bekennen muss, in den Grundvoraussetzungen weit von denen Machs abzuweichen. Mir erscheint eine weltanschauungslose Wissenschaft, die jede Einordnung des Gegebenen in große allumfassende, wenn auch hypothetische Zusammenhänge verschmäht, um nur Beschreibungsökonomie zu sein, einer freiwilligen Verarmung und Verödung menschlichen Geisteslebens gleichzukommen — indes das sind ja selbst Weltanschauungsfragen, fund Wertungen, über welche eine Verständigung auf rein theoretischem Wege nicht möglich ist.

Breslau. Dr. L. William Stern.

Die Blutmischung als culturgeschichtliche Macht.

Zwei Auffassungen stehen zur Zeit in der Geschichtsforschung einander gegenüber, von denen jede die Existenzberechtigung der anderen bestreitet und die Wahrheit für sich allein in Anspruch nimmt: die individualistische, welche von allen Historikern der alten Schule und den ideologischen Denkern vertreten worden, und die materialistische Geschichtsauffassung, deren Begründer Thomas Buckle war und deren gegenwärtige Vertreter in Deutschland Lamprecht ist. Jene legt, wie ihr Name besagt, den Accent auf die hervorragenden Einzelpersönlichkeiten, diese auf Masse und Milieu, und jede will von ihrer Basis aus das gesammte geschichtliche Leben einseitig erklären, die eine als das Werk der führenden Geister, die andere als das sich naturgesetzlich gestaltende Leben.

Wie überall, dürfte auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, nämlich in der Auffassung, dass das geschichtliche Leben durch das Zusammenwirken von Einzelindividuum und Masse zustande kommt, dass jedes seinen wohlgemessenen Theil dazu beiträgt, das keines ohne das andere sein könnte, dass nur in ihrer Wechselwirkung das Leben eines Volkes gipfelt, und es müssige Frage ist, ob das führende Einzelindividuum als bloßes Werkzeug zu betrachten, welches ein Volk in seinem dunklen Drange sich erschafft, oder ob das letztere nur der Amboss, auf dem das erstere sich die Waffe schmiedet für seinen Thatendrang.

Individuum und Masse verbindet die Blutgemeinschaft. Wenn wir danach behaupten, dass die Geschichte eines Volkes im tiefsten Grunde die Geschichte seines Blutes ist, so wollen wir den vorgenannten Auffassungen damit nicht noch eine dritte zur Seite stellen, sondern das Moment bezeichnen, in dem jene beiden als in einem höheren dritten aufgehen, wie zwei Steine in ihrer chemischen Verbindung. Die alten Völker erlebten „Geschichte" erst nachdem sie mit anderen Völkern, nachdem sie mit dem Völkerleben in Berührung gekommen, welchen wir als den geschichtlichen zu bezeichnen pflegen, und der die Länder um das Mittelmeer umfasst. Die ältesten Nachrichten, welche wir haben, betreffen die Berührungen der Aegypter zu den Babyloniern und Assyrern. Später griffen die Perser in diesen Völkerkreis ein, dann die Griechen, endlich die Römer. Von den Völkern, welche außerhalb dieses Kreises standen, wissen wir wenig, oft so gut wie nichts. Von den genannten Völkern aber erlebten wir, dass die „Cultur" von einem auf das andere übergieng und von jedem in neuer Weise und in höherem Sinne verarbeitet wurde. Die Entstehung und Anfänge der Cultur bleiben in Dunkel gehüllt, aber von der Uebertragung der Cultur sind wir imstande, dass die jeweilig nur durch Blutmischung des einen Volkes mit dem anderen erfolgt sein kann. Keine Rasse kann die andere, kann die Cultur und Lebensanschauung einer anderen verstehen und Interesse für diese gewinnen, wenn sie ihr nicht mit dem Blute der Culturträger gewissermaßen einverleibt worden. Blutmischung allein vermag ein Volk zur Cultur zu befähigen, die Vermischung mit einem Culturvolk allein die Blutmischung zu Stande zu entwickeln. Das Blut als wichtig schwächende und die Blutmischung als culturgeschichtliche Macht aufgefasst, ist nicht [illegible] Geschichte zu begreifen, wie sie [illegible] Geschichtsauffassung [illegible] [illegible] [illegible]

Der Verfasser darf es sich zurechnen, den Gedanken, dass alle Cultur allein durch Blutmischung zustande kommt, in die Culturgeschichte eingeführt zu haben. Er ist verschiedentlich aufgenommen worden. Auch der Autor des jüngst erschienenen Buches „Volksthum und Weltmacht in der Geschichte", Albrecht Wirth,*) hat ihn sich zu eigen gemacht und seinen Ausführungen zugrunde gelegt, indem er bekundet, dass Cultur, „außer durch Blutmischung, schlechthin unübertragbar" sei (S. 8). „Die greifbar gewordene Cultur" wirke auf andere Rassen sofort, „wofern die alten Träger der Cultur mit der neuen Rasse sich mischen; sonst kann sie nur verwandte Begabung anfachen, kann anregen, reizen, ohne jedoch zu zeugen. So haben wir römisch-christliche Cultur aufgenommen, weil römisch-keltisches Blut in unseren Adern fließt. „Ich habe zwischen geistiger Cultur und materieller Civilisation unterschieden," sagt Wirth an anderer Stelle (S. 39), „und habe vermuthet, dass Cultur nur durch Blutmischung übertragbar sei." Wenngleich sonach Albrecht Wirth die Bedeutung des Blutes als culturgeschichtliche, schöpferische Macht zu würdigen weiß und erkennt, dass „die Wucht des thätigen (individualistischen) Elements dem leidenden (der Masse) ungefähr gleich sein", dass „Geschichte ein Product aus beiden" sein müsse (S. 200), so neigt er persönlich doch mehr der individualistischen Geschichtsauffassung zu, wie er denn in unmittelbarem Anschlusse an die vorigen Sätze erklärt, es wolle ihm vorkommen, „dass, wie man auch immer historische Wirkungen abwägen, abmessen und abschätzen mag, die Einzelthat sich stärker als alle Massenzustände gezeigt habe". Sachlich hingegen verhält er sich in seinem Buche ganz anders, indem er das Aufsteigen der Völker allein aus der Tüchtigkeit der zugrunde liegenden Rasse, den Niedergang aus dem Verderb derselben, vorzugsweise durch Vermischung mit minderwertigen Volksthum zu erklären sucht und die Wucht des individualistischen Elements dabei ganz unberücksichtigt lässt. Soviel über seine Methode. Zur Aufgabe selbst hat er sich gestellt, wie er in dem einleitenden Abschnitt sagt (S. 5), „eine Form geschichtlichen Lebens näher zu untersuchen, die bisher noch wenig behandelt wurde, ich meine die Entstehung und Fortbildung des Volksthums".

Rasse ist das ursprünglichste, in seiner Entstehung unaufgeklärte Element. Wenngleich es nirgends mehr reine Rasse gibt, kann man doch letztere dem Volksthum gegenüber postulieren, zu welchem eine Rasse erst durch Vermischung mit anderen Rassen und gefolgende Culturentwicklung wird. Auf diese Unterscheidung von „Rasse" und „Volksthum" scheint Wirth großen Wert zu legen. Jedenfalls stellt er sie als etwas durchaus Neues hin und wandelt sie in bogenlangen, ermüdenden Wiederholungen ab. Allein Friedrich Müller, den Wirth nicht erwähnt, hat in seiner „Allgemeinen Ethnographie" den Unterschied zwischen „Rasse" und „Volk", zwischen anthropologischem und ethnologischem Gebilde längst überzeugend dargethan, und zwar schärfer und faßlicher als Wirth, aus dessen unklarer Darstellungsart er nicht mit genügender Schärfe hervortritt. Wirth verfügt über ein ungeheures Thatsachenmaterial, das er zum Theil auf seinen Weltreisen gesammelt, und dieses macht den Hauptwert seines Buches aus. Es ist ein sehr ergiebiges Nachschlagebuch für den, der sich über die entlegensten, unbekanntesten, bedeutungslosesten Völkerschaften und das, was man von ihrer Geschichte weiß, unterrichten will. Des Verfassers Blick springt fast auf jeder Seite vergleichend über alle fünf Erdtheile, so dass es dem Leser oft vor den Augen flimmert und schwirrt. Wir müssen indessen gestehen, dass wir außer einer Unzahl von Namen und Daten wenig Neues aus dem Buche gelernt haben, jedenfalls nichts an neuen Gesichtspunkten, die einem solchen Werke erst bleibenden Wert verleihen. Wirth will eine vergleichende Rassengeschichte geben, und glaubt dazu einer weltgeschichtlichen Betrachtung zu bedürfen, die kein wichtiges Volk ausschließt. Aber in dem Bestreben, möglichst alle Völker und Völkchen anzuführen, von denen die Geschichte meldet, vernachlässigt er nothwendige Culturen, wie die der Azteken und Inka, die kaum berührt werden. Die Darstellung erhält dadurch einen recht unglaubhaften, einseitigen Charakter. In der Hauptsache beschränkt der Verfasser sich auf den Culturkreis, den er mit der Bezeichnung „Europäisch" umfasst und in welchem er drei Culturstufen unterscheidet, Semiten, Arier und Turanier. Zu den letzteren rechnet er alle Volksthümer, welche bei den ersteren beiden nicht unterzubringen sind, von den Basken bis zu den Chinesen. Chronologisch unterscheidet er vier Epochen der Culturentwickelung: die neolithische, die classische Zeit, das Zeitalter der Doppelbildungen, welches er mit dem Einfalle der nördlichen Barbarenvölker in die südlichen Culturreiche im dritten Jahrhundert n. Chr., der Germanen und Mongolen, beginnen lässt, und die oceanische Zeit der abenteuerlichen Entdeckungen. Die beiden letzten Abschnitte sind der Geschichte, insbesondere den Rassen-Bänden gewidmet, von denen Verfasser sich indessen nicht viel verspricht. Dagegen bewundert er die Volksbünde, wie die Vereinigung aller continentalen Deutschen unter „Anschluss allmählig auch der Holländer.

Es ist an dem Thor keine leichte Aufgabe, ein so umfang-

reiches Material, wie der Verfasser sich vorgenommen, in Beziehung zu einander zu setzen, so dass man ein einheitliches Gesammtbild daraus gewinnt. Wirth hat dies versucht, aber es ist ihm nicht, oder nur in sehr mässigem Grade gelungen. Wirklich gut in diesem Sinne ist nur die Darstellung auf S. 102, wo er zeigt, wie durch den Vorstoss der Türken die Europäer sich genöthigt sahen, neue, westliche Handelswege aufzusuchen, den Seeweg nach Ostindien finden, die Türken und Mohammedaner dann im Rücken fassen und ihnen Südafrika vorwegnehmen, Indien und den südlichen Archipel streitig machen. Wäre überall so viel mehr hier die Wechselwirkung der Völkerbewegungen und Culturen klar und überzeugend dargethan, dann könnte das Buch auf eine ganz andere Wertung Anspruch machen. Meistens steht indessen das Thatsachenmaterial recht unvermittelt nebeneinander. Sammelwerke solcher Art haben wir indessen bereits genug. Worauf es ankam, war, die Wechselwirkung der Culturvölker, den Verlauf des elektrischen Culturfunkens in allen seinen Zickzacklinien und Gabelungen im Zusammenhange zu erweisen. Zu diesem Zwecke hätte sich der Verfasser eine Menge von Namen und Daten ersparen und dafür die Beziehungen der ältesten Culturvölker eingehender behandeln dürfen. Die uralte Culturverbindung zwischen Indien und China zum Beispiel wird kaum gestreift, und dass die alten Culturreiche Mesopotamiens auf hamitischer Grundlage standen, kaum erwähnt, wie denn diese Urrasse, die Hamiten, welcher die westliche Cultur soviel verdankt, eine nur sehr kümmerliche Rolle in der ganzen Darstellung spielt; sie wird fast andauernd mit der semitischen in einen Topf geworfen. Ueberhaupt hat der Verfasser es oft recht seltsam hergestellt. So ist er Skandinavien „von der Ostsee aus" durch die Gothen bisiedelt worden (S. 62); als das entscheidende Moment zur Entstehung der Malayen erscheinen ihm die Hindu (S. 72); die Vortheile des Buddhismus liegen für ihn darin, „dass er keine besonderen Ansprüche an die Denkkraft des Menschen stellt und daher leicht die denkträgen Massen gewinnt, zumal er allen endgiltige Befreiung vom Leid verheisst", und der Vorzug des Islam ist vielleicht darin zu suchen, „dass er folgerichtiger als alle andere Glaubensformen das Göttliche vom Menschlichen trennt, und Gott unnahbar hoch über alles Irdische stellt, auch über seinen Propheten, dergestalt, dass zwar ein Gemüthsverhältnis zur Gottheit nicht aufkommen konnte, jedoch wirksam jeglichem Herabsichen und Entwürdigen derselben vorgebeugt wurde". (S. 89.) Diese Unnahbarkeit also hält der Verfasser für einen Vorzug! Wallensiein hatte nach ihm „Deutschland von den Alpen bis zur Ostsee geeinigt" . . . aber „der fanatische Eigensinn des mitelgen Ferdinand" zerbrach das Werk seines grössten Staatsmannes, verhinderte das Erstarken des Reiches zu Ueberfee und verursachte die Entvolklichung unserer amerikanischen Siedler". (S. 162.) Die Einigung Deutschlands durch Wallenstein — Ferdinand und die Entvolklichung unserer amerikanischen Siedler? Wir müssen gestehen, dass wir der Kühnheit dieser Phantasie nicht zu folgen vermögen. Von Gustav Adolf als dem Zerbrecher des Wallensteinschen Werkes scheint der Verfasser nichts zu wissen.

Wirth hatte sich eine bedeutsame, zeitgemässe Aufgabe gestellt. Seine Kraft reichte nicht zu, sie zu lösen, aber er hat mit dem Brauchtthum, das er geliefert, wenigstens angedeutet, was zu leisten gewesen wäre: die Beziehungen und Wechselwirkungen von Rasse und Volksthum, Volksthum und Weltmacht auf dem ganzen Gebiet der Geschichte in einem einheitlichen Bilde zu erfassen und als die Geschichte der Rassen- und Blutmischung zu veranschaulichen. Dies ist die Aufgabe, welche dem Geschichtschreiber und Culturforscher als sein gegenwärtig höchstes Ziel im grossen Zuge der Weltgeschichte vorschwebt. Die älteren Werke auf diesem Gebiet enthalten kaum ein Wort von der Bedeutung und der Rolle, welche die „Rasse" in der Geschichte spielt. Sie sind entweder blosse Chroniken, Zusammenfassungen der Haupt- und Staatsactionen, oder mehr oder weniger nur Biographien der führenden Individuen und Völker, bezw. Statistik von Masse und Milieu. Erst in der jüngsten Zeit bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass unter der Decke eines jeden Volkslebens, das eine Cultur und Geschichte erzeugte, sich eine Blutmischung vollzog, und dass die Cultur im Grunde nur der Ausdruck dieses Mischungsvorganges war, gleichsam der neue chemische Körper das Product der Verbindung zweier Grundstoffe, welche in ihm nicht unter-, aber mit ihren Eigenschaften aufgegangen sind. Gobineau ist der Begründer dieser neuen zeitgemässen Geschichtsauffassung, und in der Richtung, welche er angegeben, wiewohl bei weitem nicht erschöpft, muss die ganze Welt- und Culturgeschichte umgeschrieben und auf eine neue Grundlage gestellt werden.

Berlin. Heinrich Treesmans.

Die moderne ungarische Novelle.

Alexander Bródy erzählt im Vorworte zur zweiten Auflage seiner Novellensammlung „Elend" mit einem gewissen Stolze, dass dieses das erste Werk gewesen, welches in ungarischer Sprache die Lehren des Naturalismus verkündet. Wenn man aber das Buch durchliest, so findet man in demselben kaum etwas von jenen Zuthaten, die nach Zolas Theorie dem „roman experimental" zukommen. Brodys ganzer Naturalismus besteht darin, dass er sich mit armen, hungernden und frierenden Menschen beschäftigt. Dasselbe gilt auch von der um zwei Jahre später — 1885 — erschienenen Novellensammlung „Verkommen" des „Naturalisten" Eduard Kabos, sowie von der aus dem Jahre 1886 stammenden Novellensammlung „Tantalus" des „Psychologen" Alexius Gozdu. Diese drei Bände, die Ouvertüre der ungarischen Moderne, sind auch sonstwieweit für ihren weiteren Verlauf, Richtungen, Tendenzen, Principien, kurzum Schule findet man bei unseren Romaneiers nur in jenen Arbeiten, die sie während eines längeren Auslandaufenthaltes verfasst. Sowie sie aber hier heimisch geworden, kümmern sie sich um alle Theorien und Strömungen den Teufel.

Sie haben mehr Talent als Gelehrsamkeit, stehen mit der Poesie auf besserem Fusse, als mit der Philosophie. Auch will nicht jeder ein „anderer" sein, sondern sie schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen und die Laune uns Herz ist. Nichts ist deshalb schwerer, als sie in Gruppen zu theilen. Wenn ich es doch versuche, geschieht es nur aus rein äusserlichen Gründen, der bloßen Uebersichtlichkeit wegen.

„Magyaren" möchte ich die eine Gruppe nennen. Nicht darum, weil in ihnen das ungarische Wesen besonders prägnant zum Ausdruck gelangt, sondern weil sie vollkommen abgeschlossen von allen sonstigen Erscheinungen in der Weltliteratur dastehen. Da ist allen voran Koloman Mikszáth. Er ist gar nicht Magyare, sondern gehört zu den an den südlichen Ausläufern der Karpathen wohnenden Paloćen. Die Ethnographen und Historiker streiten wohl über diesen schon seit sieben bis acht Jahrhunderten vollständig magyarisierten Volksstamm, der einen ganz eigenartigen Dialect spricht, sehr viel, aber darin stimmen alle überein, dass die Paloćen trotz ihrer geringen Bildung geistig ausserordentlich veranlagt sind und nicht nur die gewöhnliche Bauernschlauheit, sondern wirklichen Verstand und Witz haben. Und Mikszáth ist die Verkörperung des Paloćenthums. Ich wette darauf, dass er noch nicht zwei Dutzend ernste Bücher ernst gelesen und nie über ein feuilletons, sociales oder politisches Problem nachgegrübelt. Und doch hat er schon oft tief bis in das Wesenscentrum solcher Probleme hineingeleuchtet. Wissen, Logik, Lebensanschauung, das alles wird eben bei ihm ersetzt durch die Divinationsgabe des Genies. Er sieht Welt und Menschen nicht durch die Brille des Culturraisonnements. Vor den verwickelsten Delicatessen und Mysterien der Moderne steht er rathlos, aber dennoch lächelnd. Er ist durchaus Naturmensch, aber ein solcher höchster Art. Er hat nicht das Bewusstsein, sondern den Instinct der Erkenntnis. Deshalb sieht und fühlt er Dinge, die selbst den versiertesten Augen und Nerven Geheimnis sind. Und ebenso ist er durchaus Naturmensch in seiner Schreibweise. Die Sucht nach Nuancen des Ausdruckes, die zag de Feptheton und alles ähnliche sind ihm fremd. Ja es schreibt ganz ungemein Einfache, Bemerkungen, Beobachtungen nieder, vor denen „artistischer" Naivetät jeder gebildete Schriftsteller zurückschrecken würde. Deshalb machen auch alle seine Arbeiten den Eindruck des durchaus Unvermittelten. Seine Menschen sind nicht Geschöpfe der Synthese, aus tausenden Beobachtungen zusammengeschweißt, das Milieu ist bei ihm niemals gezeichnet, gemalt oder auch nur beschrieben. Und doch lebt alles, ist alles wahr und wirklich. Für den breit angelegten Roman mit Handlung, Verwicklung und Composition reicht allerdings seine sonst so scharfe Kraft nicht aus, aber in der kleinen Novelle und im Feuilleton ist er ein allererster Meister, der nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch mit seinem etwas sentimentalen Humor den Leser unbedingt gefangen nimmt.

Zur selben Gruppe rechne ich auch Karl Eötvös. Nachdem derselbe als Politiker, Redner, Publicist, Jurist und Vertheidiger sich einen berühmten Namen gemacht, ist er mit sechzig Jahren zu seiner Jugendliebe, der Schriftstellerei, zurückgekehrt und hat vor kurzem seine gesammelten Werke in zwölf bis achtzehn Bänden herausgegeben. Die vier ersten Bände sind auch schon erschienen und haben ihm im Handumdrehen in die erste Reihe der ungarischen Literatur gestellt. Eigentlich brachten sie nichts Neues. Denn man fand in ihnen nur jene tausendfachen Schnurren, Anekdoten, Erinnerungen, Phantasien und Geschichtchen, mit denen dieser unerschöpfliche aller Causerie schon seit Jahrzehnten seine Zuhörer in den Couloirs des Abgeordnetenhauses, oder an seinem schon historisch gewordenen Stammtisch im Café Abbazia ergetzt. In ihm erlebt die altangenommene Erzählerlaune, die die Ungarn aus ihrer östlichen Heimat mitgebracht, eine glorreiche Erneuerung. Er ist nicht nur in der Darstellungsart, sondern auch im Gedankengang so klar und doch impulsiv, so keusch und doch nüchtern überlegt, Magyare, nur Magyare. Er hat nicht einen Funken von Sentimentalität, aber viel derbe Liebenswürdigkeit und noch mehr derben Humor. Das Musikalische ist aber seine Sprache. Dieselbe hat den intensiven Erdgeruch des ungarischen Bodens, ist wuchtig und dabei doch fein ciselliert, durchaus volksthümlich und doch originell

Digitized by Google

Ein noch ziemlich junger Name in der ungarischen Literatur ist derjenige Stephan Tömörkény's. Seine Welt ist die ungarische Puszta und deren gesammte Lebewesen, Mensch und Thier. Gradlinig, einfach, ohne Wechsel in den Contouren, wie das Aeußere dieser Welt, ist auch ihr Inneres. Keine Spur von complicierten Gefühlen. Dieselben gehen alle geradewegs vorwärts, ohne jedwedes nervöse Zickzack. Selbst dort, wo sie beinahe elementar aufeinandertreffen, geht es einfach, fast schematisch zu. Von dem großen, weiten Horizonte der Puszta hebt sich kein Gefühl, kein Conflict scharf gesondert ab. Tömörkény's Pusztenerzählungen sind Momentaufnahmen, mit großen, breiten, nebeneinander hingelegten Farbenflächen, innerhalb ausserordentlich fein und scharf gezeichneter Contouren. Fast wie moderne Flächendecoration. Nichts tritt scharf körperlich hervor und doch wirkt es unvermittelt auf Geist und Gemüth. Bei jeder Erzählung drängen sich Erinnerungen an irgend einen der großen modernen Stimmungsmaler an uns heran, trotzdem Tömörkény, der ziemlich weltverloren in einer ungarischen Provinzstadt lebt, gewiß keinen derselben kennt. Aber er ist selbst Maler — wenn auch nur mit Worten — und zwar ein moderner Maler, nach Wahrheit strebend und doch voll eigener Stimmung, voll Phantasie. Alles mit eigenen Augen gesehen und mit eigenem Herzen fühlend.

Ebenfalls ein Landschaftsmaler in Worten ist Stephan Bársony. Er sieht die Natur mit einer Schärfe und Wahrheit, wie nur die realistischesten Landschaftskünstler, und so weiß er sie auch zu schildern. Aber so scharf er auch die Natur sieht, er findet nichts Höfisches an ihr, weil er in sie verliebt ist. Er ist natürlich auch ein gewaltiger Nimrod, der mit allen Thieren des Waldes und des Feldes, der Lüfte und des Wassers auf intimstem Du und Du-Fuß steht. Mancherlei begegnen auch seinen Streifzügen auch Menschen. Sind es verzeihlicherweise, complete Menschen, dann bleiben sie ihm fremd, unverständlich, wo er aber der menschlichen Natur in ihrer Urspünglichkeit begegnet, kann er oft bis zu tragischer Höhe emporsteigen, wie in der Novelle „Ecce homo", einem bäuerlichen Eifersuchtsdrama von fast classischer Einfachheit.

Eine andere Gruppe möchte ich „Jung-Ungarn" nennen, trotzdem bei vielen derselben das Haupt schon mit Silberfäden umwoben ist, und kaum einer mehr in der ersten Jugendblüthe steht. Hieher zöhte ich in erster Linie Alexander Bródy. Er hat in früheren Jahren hie und da bei den Franzosen, und manchmal auch bei den Russen etwas genascht, war bald Naturalist, bald psychologischer Analytiker. Natürlich alles in seiner eigenen Art, niemals als Nachtreter oder Nachempfinder. Auch die Armeleutekunst nahm ihn oft gefangen. Kurzum er hat — wie das schon Jugendart ist — mit allen modernen Strömungen kokettiert. Aber er ist doch zu sein impressionistische Künstlernatur, als daß er sich in einem Geistesfladium verlieren, verklären könnte, hat er innerlich recht eigentlich niemals zum schulmäßigen Naturalismus gehört, so hat er in neuerer Zeit sich auch von den Aeußerlichkeiten desselben befreit. Den Beginn machte er in seinem Romane „Die silberne Ziege". Er baipelt dort die Lebensgeschichte eines Helden nicht in einem einheitlichen, detailliert ausgeführten Bilde ab, sondern jedes Lebensstadium gibt ein eigen Bild. Bald ein großangelegtes Zeitgemälde, bald wieder ein kleines, feines mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausgeführtes Genrebild. Dann wieder kommt eine kurze flüchtige Skizze, fast nur in Conturen und mit ganz leichter Färbung, und dann wieder ein durchaus modernes, ein wenig stilisiertes Stimmungsbild. Was Bródy mit diesem Roman begonnen, hat er nun schon seit mehr als Jahresfrist mit der ziemlich dickleibigen Monatsschrift „Das weiße Buch" fortgesetzt. Er ediert diese Monatsschrift nicht nur, sondern schreibt sie auch vom Anfang bis zum Ende ganz allein. Er gibt da Romane, Novellen, Phantasien, Feuilletons, Leitartikel, Kroquis, Tagesneuigkeiten in wahllosem Durcheinander. Und auf jeder Zeile tritt das Ich des Verfassers uns entgegen, ein überaus interessantes Ich, das sieht und haist, lacht und weint, in tausenden Accenten leuchtet und je nach Laune bis zur Erbärmlichkeit wahr, aber auch bis zur Verbrecherhaftigkeit ariectiert sein kann.

Sehr stark im Banne der modernen Franzosen steht Zoltan Ambrus und Julius Prkar. Der erstere bevorzugt in der Form den Natur aus ein Grimmer heftiger Naturalismus, ein farbenreicher Erzähler und ein feiner, manchmal etwas sentimentaler Denker, der dem Leben und dessen Nöthchen nachspürt und am liebsten die menschlichen Schwachen und Nichtigkeiten variiert, stellt er sich mit Vorliebe in das elegante Gewand des Salonmannes. Gegen das Traumen wappnet er sich damit, daß er die Lebensthatsachen des Tages aus der Romanperspective niederschlägt, die merkwürdigen auch thut, und seine Psychologie hallt er in allerlei geistreichen Antithesen zu Tage, so daß man nur eigene Manier, nicht aber Leben, Menschen und ganze Mädchen gerade an deutlichen Erzählungen [illegible] sehr von der Eleganz, die [illegible] Zuchtsmäßigkeit anbetrifft, [illegible] allmählig zu bessern beginnt. [illegible] lüsternes Gemälde und hat als erster und beinahe auch als einziger in der ungarischen Literatur die Melodie des Symbolismus und des Mysticismus angeschlagen. Die Art gewisser moderner französischer Moralpsychologen hat Desider Malonnay. Ernst und gewessen, wie in seinem Wesen ist er auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten. Er liebt Probleme, sowohl pfuchischer als socialer Art, die er mit allerhand Theorien exit knüpft und dann ebenso theoretisch löst. Ist bei Malonnay alles Wissen, so ist bei Stephan Gergely alles Nerven. Er ist moderner Decadent im besten Verstande des Wortes. Ihn interessieren nur Nervenprobleme in ihrer äußersten Spitzfindigkeit, Menschen, Natur, Kunst haben für ihn nur in so feinster Verästelungen, in ihrem äußersten Raffinement Werth. Dabei hat er Geist — und nicht wenig — nur nicht nur über andere, sondern auch über sich selbst zu spotten. Was ihn von manchen anderen Decadents vortheilhaft unterscheidet, ist, daß kein Funken von Originalitätshascherei in ihm ist. Er hält in Form und Sprache immer das künstlerische Maß. Er braucht nicht erst durch Aeußerlichkeiten sich als übercreie Culturblute hinzustellen, sondern er ist es wirklich. Deshalb paradiert er auch nicht mit seinem Modernismus und Decadententhum, sondern gibt sich viel mehr Mühe, es zu verbergen. Mit psychologischen Motiven hat sich auch fast stets Alexius Gozsdu befaßt, der nun schon seit langem die literarische Unterschungskunst mit der praktischen vertauscht und in den Dienst der Justiz getreten. Ihn interessierten zumeist gesellschaftliche Verirrungen, und hiebei erinnert er oft mehr an die Russen, als an die Franzosen, obgleich er, wie kein zweiter Ungar, sich an die theoretischen Lehren des Naturalismus hält.

Als Kämpfer für den modernen Realismus trat auch Eduard Kabos auf. Er wollte ein objectiver Realistenmaler sein, aber seine Phantasie, die voll mit Bildern, Gleichnissen und Sentenzen steckt, machte ihn bald zu einem der subjectivsten unserer Autoren. Aus jeder seiner Schöpfungen, sei es ein Croquis, eine Novelle, ein Roman oder ein Schauspiel, blickt uns seine ureigenste Person entgegen, sein Denken, sein Fühlen, sein Ich und Weien. Geblieben ist ihm von seinen Erstlingsstreben nur die rücksichtslose Offenheit, die manchmal bis zur Bahrheitswuth wird. O, er sagt den Leuten nicht immer angenehme Dinge. Und doch haben seine Erzählungen, denn es ist unverkünstelt in den Erfindungen von immer neuen Fabeln, und seine Bilder und Gleichnisse treffen stets das Richtige.

Auf der psychologischen Linie der Moderne balancieren Edmund Gerö und Zoltan Thurn. Gerö war ursprünglich ein liebenswürdiger und witziger Humorist. Dann kamen ihm aber Nietzsche und Ibsen über den Weg, und das Lachen vergieng ihm. Er, der früher nur die Oberflächen gesehen, hastete nun begierig nach dem, was dahinter. In seiner Novellensammlung „Individuen" ist er schon mitten drin im Labyrinth der Psychopathologie. Auch heute noch kommt er sich mit derselben nicht zurecht, das ihn jetzt schon mehr die Pinchopathologie der Massen, als der Individuen interessiert. Pinchopathische Probleme behandelt auch Thurn mit Vorliebe. Sein Buch „Narren" erzählt von lauter armen, unglücklichen Menschen, denen einmal ein großes, sonderliches Weh widerfahren, das in ihrer Seele unauslöschliche Spuren hinterlassen. Aber nicht nur eine unregelmäßige Verschiebung in der Seele einzelner, sondern auch auch einen solchen Rud in der Psyche einer großen Menge weiß der Autor darzulegen.

Von ganz anderem Caliber ist Thomas Kóbar. Diesen Nerven tassen nicht sühlbenerantig, sich weithinstreckend, zitternd nach Nuancen und Stimmungen. Er ist unter allen Verhältnissen ruhig und selbstbewußt, klar in seinen Gefühlen, sicher in seinem Urtheilen. Bei Kóbar hat immer und überall der Socialmoralist den Vortritt. Aber er ist kein Moralist nach der Elle, sondern hat seine eigene und zumeist auch interessante Auffassung von Menschen und Geschehnissen. Seine breiten und wertvollen Arbeiten sind eigentlich auch nur derartige socialmoralische Erörterungen in novellistischer oder Romanform. Er, sowie Ignotus, ein Sohn unseres genialen Publicisten Leo Beigelsberg, Bela Tóth, Eugen Heltai und Sigmund Stollári gehören zur ständigen Garde des Wochenblattes „Hét". Redacteur desselben ist Josef Kiss. Ein Mann mit ganzen Garben und ewig jungem Grün, hat er es verstanden, seinem Blatte ein ganz eigenartiges Gesicht zu geben. Es hat weder Richtung, noch Tendenz, es gibt seinen Mitarbeitern vollste Freiheit. Journalistische Feinheit, elegante Form und Aristokratie schaut Kiss aus seinem, Beobachtungsnetz weder den ganzen Geschmack verurtheilt es am schwarzen. Da er es verstand auch noch der erste unserer lebenden Dichter zu sein, so ist es leicht einleuchtend, wie viel ihm die neuere ungarische Literatur zu danken hat, zumal, wenn man bedenkt, daß er auch verschiedenen Entdeckern und Erziehern junger, [illegible] Talente ist. Auch zu seiner Garde zurechnenkern: Ignotus ist durch und durch ein Dichter, seine Nachdichte Heines in ungarischer Sprache, mit Verständnis auch von Heine an Stelle des Weltschmerzes, den Heine in der Nachahmung oft hat, Lebes seiner Geschichten, ob [illegible] Plaudereien, etwas [illegible] sind [illegible] stets ist es aus feinste eiselliert [illegible] Form, sondern [illegible] Er sieht alles durch seine eigene

Brille, weiß auch dem Allergewöhnlichsten neue Seiten abzugewinnen und das Unmöglichste in schöne Formen zu bannen. Seine Bücher sind nicht für die Vielen, Allzuvielen, aber Leckermäuler haben ihre Freude daran. Eugen Heltai ist der Romaneier des ewigen Bohêmethums, ein ungarischer Murger, aber mit etwas modernem Katzenjammer, während Szollósi seine Freude an spitzfindigen pinchischen und socialen Problemen hat, die er mit fein literarischem Geschmack behandelt, um sie dann in eine knappante, journalistische Pointe ausklingen zu lassen. Ja zumeist ist die ganze Erzählung nur der Pointe zuliebe da.

Der Liebling der ungarischen Leswelt ist Franz Herczeg. Seine Helden bewegen sich ebenso wie er selbst, und wie es sich für einen so tadellosen, amusanten Causeur ziemt, fast nur in fashionabler Gesellschaft. Man kann ihm lange, lange zuhören, ohne müde zu werden, ohne aus einer gewissen wohligen Zuhörerlaune zu kommen. Denn er plagt uns nicht mit Problemen, unverständlichen Künstlerlaunen, oder dogmatischen Thesen. So wie der Vogel singt und man ihm zuhört, ohne nach dem Warum und Darum zu forschen, so hört man auch Herczeg gerne zu, ohne viel Grübelei, weil es hübsch ist und die Zeit angenehm vertreibt. Er macht seine weiten Flüge in unbekannte, geheimnisvolle Gebiete, sondern bleibt bescheiden in seinem kleinen Reiche. In dem aber bewegt er sich musterhaft. Eines vielleicht fehlt ihm. Ein Funke von dem „heiligen Wahnsinn" der Alten. Etwas von jenem geheimnisvollen Fluidum, welches den Schriftsteller über das gewöhnliche Erdenmaß hinaushebt. Diesen Mangel ersetzt aber Herczeg durch natürlich einsichtsreiche Lebensklugheit. Es fällt einem förmlich schwer, unter seinen Novellen die eine oder andere hervorzuheben. Sie sind alle gleich hübsch, gleich angenehm zu lesen. Sogar seine Moralsatiren, wenn er sich hie und da zu solchen versteigt, sind so nett erzählt, daß man sich von ihnen nicht getroffen fühlt, sondern nur zerstreut.

Der besten einer war der vor kurzem leider so jung gestorbene Daniel Papp. Ein kleiner Roman, einige Novellen und Feuilletons, das ist seine ganze Hinterlassenschaft. Und selbst dieses Wenige ist der Menge unzugänglich. Zu feine, fast möchte ich sagen zu viel heimliche Poesie ist darin. Alles, was scharf in die Augen sticht, äußerlich farbensatte Diction, poetisches Raukenwerk, interessante Pose, alles das fehlt. Und doch sind alle diese Arbeiten fein in der Sprache, fein im Denken und Fühlen, eine Kost für literarische Gourmands, die nicht gerne die Rosen am Wegesrande pflücken, sondern sich erst durch Dornen und Gebüsch durcharbeiten, ehe sie in das Heiligthum der Poesie eindringen. Erinnert, wenn auch nicht in Stil, Form und Gehalt, in der Stimmung Papp an Anatole Franee, so erinnert Stephan Petelei an niemanden Geringeren, als Gottfried Keller. Petelei, ein reformierter Seelsorger draußen in der Provinz, hat nur wenig geschrieben. Hätte er aber auch nur die einzige, etwas größere Novelle „Die Nachtigall" gedichtet, so wäre er auch schon einer unserer Ersten. Es ist die Geschichte eines kleinen, süßen Wägleins in Frauengestalt, das in einem goldenen Käfig lebt, und als ein einzigmal der Windhauch des freien Lebens es streift, stirbt es . . . mein verklingt es, wie der letzte Hauch einer poetdichtigen Liebesmelodie.

Ein mehr beschaulicher Charakter, mit schönem descriptiven Talent, ist Sigmund Zeböl, während Julius Werner und Eugen Kemeches sich mit Vorliebe im mehrbändigen Roman umhertummeln, der erstere mit historischen Stoffen, der letztere als seiner Beobachter des Comitatslebens.

Eine besondere Gruppe bilden unsere Humoristen und Excentricerzähler. Wir haben derselben gar viele. In jedes Blatt einen oder zwei zu gründer Versügung und mehr. Dieselben kummern sich nicht um Strömungen, Analysen, Snobismus und sonstigen literarischen Schnick-Schnack und erzählen ihre heiteren Einfälle frisch von der Leber weg. Die letzteren, die Excentricerzähler, seien hier nur der Gattung nach erwähnt, von den Humoristen muß ich aber einige nennen, sonst wäre mein Bericht lückenhaft. Als Senior der jüngeren Humoristen gilt Viktor Rákosi recte Sipulus, der Mann mit der überwältigen Rossesprungphantasie, die stets im Zickzack läuft und selbst den ernstesten Dingen die Schellenkappe anlegt. Aber Sipulus ist nicht bloß ein lustiger Geselle, der uns mit hinreißelt in den tollen Sprudel seiner guten Einfälle und oft noch besseren Ausfälle, sondern unter dieser fröhlichen Oberfläche birgt sich auch ein scharfer Sittenrichter, dessen Peitsche selbst vor den ältesten autistischen Unarten nicht den geringsten Respect hat. Satiriker veranlagt ist Martin Tóldi recte Lucian. Er macht mit seiner schalen, witzigen Respertlosigkeit seinem Namensvetter alle Ehre. Er hat einen außerordentlich feinen Geruch für alles Lächerliche und sagt unbarmherzig mit seinem Spott darüber hin. Junger Autor ist Ignaz Kozma, der im Proceß des Sektates bis auf den allerjüngsten Weltpreeis alle großen „Straßaffairen" vor dem Richtstuhl seines Spottes einer Revision zu unterziehen, und hat sich dieser Aufgabe mit vielem Geist entledigt. Sanfter, mehr spottend als spottend, eher lächernd als lachend in Murai. Und nun zum Schluß der langen Reihe sei auch der ungarischen Frauen in der Literatur erwähnt. Eine kleine Legion mit wenig Witz und viel Verbissung, deren Talent zur Mosse der Production zu schreiendem Mißverhältniß steht. Aber ich verzichte ihnen, weil sie uns zwei Talente gegeben, wie Szitra (Grafin Alexander Teleki) und Janka Szabó-Nagall. Szitras Terrain ist jene Gesellschaft, der sie selbst angehört. Sie ist ein heiterer Lebensphilosoph, wie es schöne junge Frauen — zu denen gehört sie auch — zu sein pflegen, die, nachdem sie den Blütenstand der ersten Illusionen abgestreift, ihre Erkenntnis nicht in platte Alltagsnüchternheit umsetzen, sondern mit einem feinen Lächeln würzen, und so zu einer Quelle neuen Vergnügens werden. Noch solcher Frauenart spielt Szitra die Verschenkerin, die sie rechts und links sieht, auf ihre spitze Feder, besteht sie lachend von links und von rechts, wirft sie aber nach nicht entrüstet fort, sondern legt sie bei Seite, mit einer feinen Entschuldigung, daß sie als vornehme Dame gewagt, so laut zu lachen. Sie hat das Talent, mit wenigen Strichen und ganz leichten Farben nicht nur eine Situation, sondern auch einen Menschen in voller Leibhaftigkeit vor uns hinzustellen, und wählt für beide die Modelle im wirklichen Leben. Nicht so elegant, aber kräftig ist Frau Szabó-Nagall. Was sie sieht und beobachtet, deutet wohl auf das Auge eines Weibes; wie sie es sieht, das ist eher Männerart. Sie würde vielleicht an die Ebner-Eschenbach erinnern, wenn sie deren weiten Horizont und großen Menschenblick hätte.

Budapest. Josef Diner-Denes.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Man wird sich noch oft mit dem Verhältnisse der bosnischen Regierung zum Treber Schwindel befassen müssen. In den letzten Nummern dieser Zeitschrift haben wir ausgeführt, daß unser Mitwirken bei der bosnischen Regierung eine schwindelhafte Gründung mit scandalösen Statuten und wiederholten Statutenverletzungen vorzugen worden ist, daß zu Gunsten dieser Gründung die Hölzer aus ararischen Waldungen verschleudert worden sind. Noch wichtiger erscheint die Thatsache, daß die bosnische Regierung direct durch ihr actives und passives Verhalten den Betrügereien des Mutterinstituts, der Cäsiler Trebertrocknungs-Gesellschaft, Vorschub geleistet hat. Bei der Gründung konnte trotz der herrenden Talonsteuerbefreiung noch insoferne bona fide vorgegangen werden sich, was man gemeint haben kann, das Bergmann Patent werde die darauf gesetzten Erwartungen erfüllen und auch das mit ungeheurer Capital verbundene Fabrik bleibe aber dauernd auf, als die Fabrik in Betrieb gesetzt wurde und sich herausstellte, daß man mit dem Bergmannverfahren keine brauchbaren Erzeugnisse herstellen konne. Bis in die allerletzte Zeit hat die Trebertrocknungs-Gesellschaft mit den glänzenden Resultaten der bosnischen Fabrik Reclame und Gimperling in großen betrieben. Obgleich die officielle Kritik der Betriebsfähigkeit des Bergmann-Patents behauptete, wurden doch zu dessen Ausnützung immer neue Fabriken mit enormem Capital und riesenhafter Agiotage errichtet. Die Fassung berufen sich auf die glänzenden Erfolge der, unter den Augen der bosnischen Regierung, welche durch den Commissär und einen Director in der Gesellschaft vertreten war, arbeitenden Fabrik. Die Erfolge waren so glänzend, daß nach dem ersten Betriebsjahre das Bergwannverfahren aufgegeben und die maschinelle Einrichtung der Fabrik angeschreitet werden musste. Alles auf Verlangen der bosnischen Regierung mit Rücksicht auf die Muttergesellschaft, die überhaupt in großen Theil der Patent Anspruche fallen lassen musste. So war die Wirklichkeit, aber in den Bilanzen und dem Geschäftsberichte der Fabrik, die einen von der bosnischen Regierung eingesetzten Director hat, stand kein Wort davon. Die Cäsiler Gesellschaft konnte bei dieser Lage der Dinge mit dem Hinweis auf die glänzenden Resultate der bosnischen Fabrik ankommen. Lange nachdem die bosnische Fabrik das Verfahren nach Bergmann aufgegeben hatte und höchstens zum Scheine einen kleinen Betrieb nach diesem Patent aufrecht hielt, reinvestierte die bosnische Regierung nicht, als der Präsident der bosnischen Gesellschaft, Dr. Kranz, ausdrücklich erklärte, „daß keine Gesellschaft das bosnische Verfahren nach wie vor deshalb" und sie schwieg auch, als derselbe Dr. Kranz unter all den weihrauchschwenkenden Leitern der Tochtergesellschaften in der Generalversammlung vom 3. November 1899 die bosnischen Fabriken als ein stolzes Werk der Actiengesellschaft für Trebertrocknung pries. Wäre die bosnische Regierung, da sie die Welt lehrte, daß das Bergmannverfahren thatsächlich im Jahre 1898 erkannt hatte, offenlich aufgerichtet, hatte sie die Patentrechtsklagen und Machinenausbeschlagungen, die sie von dem Mutterinstitut in der Zeit erwarte, offenlich gestellt, bezw. in dem Geschäftsbericht der Gesellschaft die Kenntnis verbracht, das Cäsiler Mutterhaus habe im Jahre 1898 als berthaltsmäßig kleiner Bau zusammengebrochen, der ungeheure Strich, der Tausendhands Bettelwirthschaft erbeten müßte, wäre vermieden worden. Die Cäsiler und Leipziger Directoren werden sich vor dem Strafrichter wegen falschen Zeugen, Betrügereien, Schwindelhafte Thatsachen zu verantworten haben. Wer wird aber die bosnische Regierung richten, die all dem Vorschub geleistet hat?

*

Was an dieser Stelle immer vorausgesagt worden ist, ist voll standig eingetroffen. Wir in Oesterreich, die vom Aufschwunge in Deutschland nichts anderes mitgemacht haben, als die Gelehrsamkeit und die Notizen darin, werden von der deutschen Presse dazu aufgemuntert. Die Eisenbahnen hatten im vorigen Jahre, trotz der mit einer Verdoppelung der Betriebsmittel verbundenen Belastung in Deutschland ungeheuren Verdienst. Jetzt Einschränkung in Betrieb, die allmählig Einschränkungen im Eisen hervor; die unmittelbare Verminderung dieser Einnahme ist, wie immer, der Arbeiterschaft in Handen von Personen, welche einen nicht minder großen Theil des Arbeitsgewinnes nicht erhalt haben, sondern schadlos gehalten sind. Bei uns vor etlichen Monaten ist der in Bergwerksgruben die Arbeiter zu viele eingestellt. Darauf sind, wie bekannt, die Arbeiter überzählig worden, oder in Bezahlung verkürzt, zu werden und wer von langer Zeit nur 20 K. Lohn in Hand hat, ist überzeugt, daß er sehr viel weniger hat, als er haben sollte, und weiß nicht

Digitized by Google

ihrer Effecten gegen dar erworben und in den eisernen Schrank gelegt haben, dass all diese Käufer, welche die Ueberstreibungen in der guten Zeit verursacht haben, in den schlechten Zeiten eine furchtbare Gefahr für die Börse und für die ganze Volkswirtschaft bilden. Denn die fortwährenden Cursrückgänge mehren die Berliner alle Effectenbesitzer, vor allem der Banken und nähren dadurch das Misstrauen, das sich im Gefolge der drohenden Creditkrisis in Deutschland, auch bei uns einstellt, ohne dass drei und besondere Veranlassung dazu vorhanden zu sein scheint. Denn wir kranken in hier Linie doch nur an dem für unseren Capitalsreichthum zu grossen Effectenbesitz, den nur Speculation, die sie fürchtet, zu raschem Abstosse bewegen könnte.

Nun hat man sich ein bisschen beruhigt; das Capital scheint anzufangen, die Effecten, welche die Speculation leinerzeit um 50 bis 100% theurer gemacht hat, zweiwert zu finden, und man kann daher die Situation objectiv beurtheilen, ohne fürchten zu müssen, durch Hinweis auf irgend eine Schädlichkeit die Panik zu verstärken. Für unsere Industrieunternehmungen ist zweifellos eine schlechte Zeit gekommen. Die Exportindustrien werden Deutschland viel schärfer als Concurrenten begegnen, als in den letzten Jahren und auch den Inlandsmarkt werden sie gegen Deutschland vertheidigen müssen, indem sie für die Preise, die dort für der deutschen Concurrenz nach Zuschlag von Fracht und Zoll kein Rendement bieten. Darum ist auch nicht daran zu glauben, dass unsere Eisenindustrie, selbst wenn sie im Herbst das Kartell neu bildet, nennenswerte Preiserhöhungen vornehmen könne. Jedenfalls werden unsere Industrieunternehmungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit einer Verminderung ihrer Dividenden rechnen müssen. Dasselbe gilt von den Eisenbahnen, bei denen sich der Niedergang der industriellen Conjunctur in den Einnahmen schon fühlbar macht, deren Ausgaben aber kaum noch den Culminationspunkt erreicht haben dürften. Am schlechtesten aber sind die Banken daran. Das laufende Geschäft, das sie für die Zinsenmassen geben, zurück; insbesondere die Banken, die grosses flüssiges Eigencapital haben, leiden unter dem billigen Zinsfuß, während jene Banken, welche einen grossen Theil ihres Capitales verzinnt haben, weniger darunter leiden. Neue Emissionen gehen gut nicht; die Industrieunternehmungen der Banken arbeiten schlecht und an den Effectenbeständen, die sie fortwährend verwehren müssten, um den Cursfuß entgegen anarbeiten, erleiden sie enorme Verluste. Allerdings ist es möglich, dass diese Verluste bis Ende des Jahres theilweise wieder hereingebracht werden. Die Banken sind also auch der wunde Punkt des Marktes und es ist nur natürlich, dass man in solcher Zeit schärfer allen Schäden in den Bilanzen der Banken nachspürt und dass jene Banken, deren Wirthschaft in guten Jahren nicht einwandfrei gewesen, in diesen Zeiten hiezu zur Benutzung des Marktes beitragen. Im ganzen und grossen sind unsere Banken in verhältnismäßig gut situierten Jahren, die neue Gründungszeit hinter uns, daher auch wenig faule Werte. Wenn die Industrieunternehmungen, welche die Creditanstalt in den letzten Jahren gegründet hat, schlecht gehen, vielleicht überwertet sind, so wird hoffentlich die Dividende der Creditanstalt dadurch einen Rückgang, eine geringere werden. Bei der ausserordentlichen Liquidität ihrer Mittel würden auch viel grössere Verluste ihr keinen dauernden Schaden bringen. Die Bodencreditanstalt ist überhaupt keine Gründungsbank, sie kann dem Markte keine Belastung einflössen. Die Escompte-Gesellschaft hat einen neuen Capital beigezogen, um es erst leichter zu tragen. Die Unionbank ist überaus vorsichtig gestellt, die Transactionen mit den Agrarbanken macht sie übrigens viel mobiler. Bei der Anglobank wäre vielleicht der grosse Acceptumfang bedenklich, aber auch sie ist vorsichtig, gerade jüngstlich gestellt man darf annehmen, dass diese Accepte auf Creditgewährungen an Lander- und Industrieunternehmungen für Betriebscapital bewirken, daher eventuell rasch, wenn nöthig, ein gezogen werden können. Die Landesbank hat bekanntlich einen bedeutenden Theil ihres Capitals von altersher immobilisiert und auch in den letzten Jahren hat sie sich insbesondere in Wiener Localitäten in einem Ausmaß engagiert, das mit den daraus zu erhoffenden Erträgen kaum in Einklang stehen dürfte. Aber bei der Landesbank ist das Glück, dass man ihre Schulden ziemlich genau kennt. Es ist keine Gefahr, dass man sie überschätzt, und man braucht bei der Tüchtigkeit der Leitung ihres Aufsichtsrathes wohl kaum befürchten, dass sie sie wesentlich vermehren werden. Im ganzen beruhigt mich, dass sie ihren Actionären so scharf vertheidigt; niemand glaubt, dass sich zur Banksactien derzeit besondere Liebhaber finden und wenn alles Material, das an den Markt kommt, sich seine Kundenschaft den Cours entgegenkommen muss, so ist klar, dass dies von selbst geschieht. Gewiss nicht zur Rechnung der Bank. Das thun schon die Antichresante, aber mit den Mitteln der Bank und dem Lumpf gemischt sind eine andere Sache. Was von der Landesbank gilt, gilt in noch höherem Maße von Bankvereinen. Bankvereinsactien sind schon in guten Zeiten nie angeboten, all das, was in den letzten Wochen auf den Markt geworfen wurde, hat alle die Bank einsetzenden Kind dass der Bank vereint in zahlreichen Unternehmungen engagiert ist, die eben derzeit kein Vergnügen machen dürften, als nahezu Lokert bekannt. Das Schlimmste aber ist, dass man keinen Bilanzen nicht gewinnt, dass sie abweisen. Von der Bank der Verkäufe des Bankvereines ist schwer zu sagen, ob sie der Zahl nicht zu hoch ist, deren Actien ein [illegible] eingebracht ist, wie viel Material es durch die Verwaltung Hass & Deutsch hereingenommen hat, wie viel Material Actionäre der Bank, die nicht auch Actionäre des Bankvereins sind, dem Bankverein zu Verfügung gestellt haben. Das ist Vertrauen gegen Vertrauen, Gefälligkeit gegen Gefälligkeit, und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Bankvereinsactien in dieser Zeit [illegible] werden. Die Unternehmungen, [illegible] dieser Stelle wiederholt besprochen, [illegible] Das [illegible] Einlagenstand [illegible] der im Abschlusse Dezember [illegible] [illegible] Ziffern [illegible] Gründungen [illegible] [illegible] [illegible]

gehandelt hat — wenigstens insoweit nicht etwa später noch höhere Dinge bekannt werden. Aber in einem Punkte haben sich Aufsichtsrath und Direction sehr unfair benommen. Nämlich in der Tantiemefrage. Ich rügte jüngst schon die Höhe der mit 900.000 Mk. angesetzten Tantièmen. Die Direction hat sich bereit erklärt, diese Summe auf 500.000 Mk. zu reduciren, aber an dieser immerhin noch ganz enormen Summe haben sie trotz aller Reclamationen festgehalten. Man kann es den Actionären wahrhaftig nicht verübeln, dass sie sich über ein solches Verhalten empören, und es scheint uns nicht zu genügen, dass der Aufsichtsrath sich dazu bereit erklärt hat, die Tantièmen zinslos der Gesellschaft bis zur nächsten Generalversammlung zur Verfügung zu stellen. Gerade durch diese Haltung in der Tantièmefrage hat sich die Direction einen großen Theil des Vertrauens verscherzt, das sie bisher genoss. Das Vertrauen ist aber die Grundlage für ein so eigenartig organisirtes Unternehmen, wie es die Schuckert-Gesellschaft repräsentirt. Die Direction wird ihre jetzige schroffe Haltung natürlich noch einmal schwer zu bereuen haben. G. B.

Kunst und Leben.

„Und gewiss, es war niemand geschickter und gewandter, Erbschleicherei zu ergeuen, als er, ja es schien Maxime zu sein, sich dadurch eine neue, künstliche Familie und die unsrommste Pietät einer Anzahl Menschen zu verschaffen." (1805. Goethe, Tag- und Jahresheste, über zorrard Bertens, also nicht über Georg Hertz Taubin.

*

„Wer immer an dieser Publication gelehen wäre, der wäre der Erbe geworden," sagte Professor Haberda. Folgt daraus das Recht, auch den ersten besten anzuklagen?

*

Wenn ein Fall, der ganz klar in das Civilrecht gehört, uns Strafrecht hinübergezogen wird, so liegt eine keineswegs unbedenkliche Verrückung der juridischen Grenzgebiete vor. Das Schwert der Themis sei blank und stets gezückt. Aber das Schwert des Tamokles soll es nicht sein, das herumrasselt, wann immer der Zornesadern der Geduld des öffentlichen Anklägers, reißt und geschwind, wer darunter steht.

*

„Geh' hin, du sollst auf Erden für mich zeugen" gebietet Gott der Jungfrau von Orleans und legt ihr damit eine schwere Verpflichtung auf. Man hat oben wieder gesehen, wie schwer es einem gemacht werden kann, für jemanden zu zeugen. Belasten ist angenehmer und gefahrloser.

*

Aber ohne jeden Scherz; Geist es an, mit einem Worte, mit einer Handbewegung Anklagen entwerfen zu wollen, noch ehe sie vernommen wurden? Einen Wall zu errichten, den das entlastende Material nicht überzeigen kann, in dem aber breite Thüren für jedes Wort der Belastigung an gebracht sind? Ich in solchen Dingen das geltende Strafgesetz, das unsere Gemüther zu schrecken vermögen? Und in der gute Leumund seiner Bürger für den Staat nicht eine ebenso wichtige Sache, die nicht ungestraft ange lastet werden darf, als die Frage, wenn die Verfassungsschaft eines Sonderlings zufällt, gar, nachdem nicht die mindeste Aussicht bestand, sie seine dem Fiskus gedeihen?

*

„Testamentum in extremis" — bei Lebensgefahr für die Civilakter und doch Gefahren für alle, die bei seiner Errichtung Beistand leisteten.

* * *

Der niederösterreichische Landtag wird nicht genug gewürdigt. Man kann aus seinen Verhandlungen noch mancherlei Neues lernen. Zum meine nicht nur Schimpfen, obzwar eine genaue Kenntniss dieser parlamentarischen Umgangssprache einem am Ende im alterthümlichen Lebenslagen nützlich sein mag, an deren Möglichkeit ein Gebildeter so ungerne denkt, dass sie einem anders ganz unverbesserlich erscheinen können. Es ist doch eine ganz hübsche Idee, dass dem Landtage ein ausführliches Lexikon für die bildende Kunst stiftete, und wir sind nur begierig, wie die Landesgalerie aussehen wurde, wenn sie nach den Wünschen der Mehrheit zusammengestellt wurde. Einmal möcht' ich hinein. Die müsste doch gar zu niedlich und erbaulich sein. Aber man hört auch heute Dinge, die man sich hinter die Ohren schreiben muss, um die sie einem geschlagen werden. Alle, die sich dem Studium widmen, sind — wir möchten's parlamentarisch ausdrücken — geistig minderwertig, oder im kräftigen Deutsch der Landbude: sie sind Trottein. Denn mit viele Studenten können sich vom Be gimne ihrer Universitätszeit weder auf das, was Sonntag vom 14. Juli ist das große Wort gesollen: „Wer sich nach seinem achtzehnten Lebensjahre nicht selber erhalten kann, ist unbedies ein Trottel." Also sprach ein Vertreter des Volkes, dessen Stimme Gottes Stimme ist, der Abgeordnete Wern. Ein herrlich' Wort!

Analyse.

Man schreibt uns aus Berlin: „Die Hoffnung auf Segen", Schauspiel in vier Akten von Hermann Heijermanns jun., wurde von dem Meiningter Ensemble im Neuen Theater aufgeführt. Hier hat der verderbliche Zeitgeist in ein ganz dichterisch empfundenes und gestaltetes Drama ganz unerträglich hineingespielt. Die literarische Mode sieht es bekanntlich als ihre besondere Obliegenheit an, jegliches Empfinden zu belunden, sur die Unterdrückten gegen die capitalistischen Unterdrücker Partei zu nehmen, und das ist hübsch von ihr. „Im Traum aber sindet diese Tendenzmache gar unsäglichen zu Plattheiten! Denen geberte denn auch der vierte Akt der „Hoffnung auf Segen" die Ehre, ein entsetzliches Verwandter des Gontsse Bernd, hat ein Schiff auslaufen lassen, trotzdem man ihm sagte, die Planken seien morsch, das Schiff ist untergegangen, und — der Rheder verhaftet sich die Angelegenheit der ertrunkenen Mannschaft, ohne dass ein Gedanke der Reue, des Mitempfindens in ihm aufkame; er ist der capitalistische schnarre Mann, und es ist leicht sur Meinchen unfundige schwer, an ihn zu glauben. Zieht man aber von diesem vierten Act ab, so bleibt das Drama allerdings eine Absalme, doch viel blieb übrig. Naturvoll ist der Charakterentwicklung dieser Bauer gestaltet; wagnisluftig und temperamentvoll, ein Draufgänger, der eine; instinktiv und in sich gekehrt der andere. Und das Temperament des Aelteren und die Neugierigkeit des Jüngeren kommen dramatisch zu voller Wirkung. In einer wuchtigen Scene bricht die Todesangst dieses Jüngeren aus; er hat gebört, dass das Schiff, für das er sich hat anwerben lassen, morsch sein soll, er beschwört die Mutter, ihn zu verstecken, umsonst, die Gendarmen kommen und schleppen ihn an Bord. Im dritten „Bilde" dann sitzen die Frauen zusammen, während der Sturm um das Häuschen wüthet. Aus Sagenmotiven ist eine eigene Stimmung gewonnen, und dithyrambisch, aber schön klingen wiederum die Temperamentsausbrüche hinein. Alle die vielen Gestalten aus dieser Schiffsmesse, vorzüglich die Lusaffen des Armenhauses, sind ganz individuell, in scharfen Linien gezeichnet; sie bleiben auch nicht Silhouetten, sondern stehen da als Lebenskämpfer; aber ihr gemeinsames Schicksal löst, da der Abschluss fehlt, dennoch keine tragische Wirkung aus. Die Einzelzüge sind voll Kraft und Leben, als Ganzes ist dieses Schifferdrama nichts als ein grausames „Spiel der Wellen".

Ernst Heilborn.

*

Herr Karl Jentsch schreibt uns:

Haben Sie die Güte, der sonderbaren kurzen Entgegnung auf Wilhelm Bölsches liebenswürdige Potemik in Nr. 353 der „Zeit" gegen meinen Artikel in Nr. 352 Ihres Blattes Raum zu geben:

1. Ich identificiere keineswegs Religion und Kirchenglauben, nicht einmal Christenthum und Kirchenglauben, wie viele meiner Aufsätze und mehrere meiner Büchlein beweisen; man kann eben in ein paar Sätzen nicht alles hineinbringen, was gesagt werden müsste, wenn jede Unklarheit ausgeschlossen sein sollte.

2. Die naturwissenschaftlichen Angaben der Genesis gelten, wenigstens in der katholischen Kirche und dem Aberglauben nach, bei weitem nicht alle als Dogmen; sogar in Katechismen wird z. B. ausdrücklich bemerkt, dass unter den sechs Tagen der Schöpfungsgeschichte wahrscheinlich lange Zeiträume zu verstehen seien.

3. Dass Herr Bölsche für seine Person die Ergebnisse der Naturforschung selbst nicht mit einer ganz feinen Bibelerklärung zu vereinbaren vermag, glaube ich ihm gern; in meinem Aufsatze aber handelte es sich um die Frage, ob die moderne Naturerklärung den Bruch mit dem Bibelglauben zur Folge haben müsste, bei allen Menschen und namentlich bei denen, die man das Volk zu nennen pflegt, zur Folge haben müsse.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Karl Jentsch.

Neisse, 14. Juli 1901.

Bücher.

Dr. phil. Heinrich Meyer: Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachenlehre und Sprachproben. Göttingen 1901, Franz Wunder. XVI u. 107 S. 8°.

Der Titel sollte richtiger heißen: „Grammatik der Burenvolkssprache," denn die officielle Sprache war niederländisch oder englisch, wo nicht gar hochdeutsch. Aus Meyers Darstellung geht hervor, dass sich die eigentlichen Mackthaber der Buren ihrer volksthümlichen Mundart, die auf eine ältere Form der südlichen, Amsterdamischen Sprechweise zurückführt, allesett schämten und dass der kleine Kreis von Leuten, die ihr seit den Siebzigerjahren zu einer literarischen Geltung zu verhelfen suchten, damit eine Bewegung nicht hervorzurufen vermochte, die genau genommen, doch nur als Mittel zur Erreichung ganz persönlicher Vortheile dienen sollte. Irgend welche literarisch nennenswerten Erzeugnisse weist diese Mundart trotz ihrer bedeutenden territorialen Verbreitung nicht auf. Diese Mundart hat aus den Wechselbeziehungen des Burenvolkthums der Nachbarschaft aufgenommen. Ihr grammatischer Bau ist noch einfacher aber dürftiger als der des Englischen. Sie hat, wie die meisten Sprachen indogermanischer Gruppe, wenn sie mit fremden Sprachen zusammenstoßen, die Tectinations und Conjugationsmöglichkeiten eingebüßt, sie ist verarmt, wie das Judendeutsche, die bulgarische und neugriechische Sprache, aber sie ist bei alledem keine sogenannte Mischsprache geworden; denn der Bure hatte in seiner Bedürftigkeit wohlgelernt keine Notwendigkeit, seinen kargen Sprachschatz mit Einlehnungen aus andern Sprachen zu bereichern. Die Burenmundart wird den Weg der malayisch-portugiesischen Mischsprache gehen, nämlich untergehen, sobald Englands Macht die Transvaalgebiete behaupten sollte. Meyer leistete mit seiner fleißigen und grundlichen Studie der Dialectforschung einen dankenswerten Dienst, vielleicht auch deutschen Auswanderern, die sich unter Buren heimisch machen werden. Diesen „prat Dietsch" Bedürftige genügen wohl seine Angaben, die Sprachproben sehr wenig. Eine Auswahl von Gesprächen und volksthümlichen Redensarten wäre eher angebracht gewesen als die Proben von Bibelübersetzungen und Annibelbern, denen man die Anlehnung an Vorbilder der Muttersprache anmerkt.

F. S. N.

Raoul Francé: Der Wert der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1900.

Wenn die Zeit der Ideen aus Kleidches Stuben und Trauperstube in einen naturwissenschaftlich gebildeten, aber stark romantisch-religiösen Salon gedrungen, so wird eine neue Spielart der „blauen Blume" erwachsen, und mit einer solchen haben wir es hier zu thun. Es ist eine recht individuelle Bekenntnisschrift, deren Interesse wesentlich auf psychologischem Gebiete liegt. Die Heilt sich in drei Abschnitte, von denen der erste den Entstehungsgang in der Naturwissenschaft, der zweite die Resultatschaffe des Erkennens beleuchtet. Diesen beiden wird im dritten „das Culturideal eines Naturforschers" gegenübergestellt, aber eines durch Nietzsche aus seiner Bahn gerissenen, der nun, wie es sagt, „von seiner Heimat" Abschied nimmt, „weil er dort nicht mehr leben kann". Als Schlussatz hatte Nietzsche, der abendländische Zukunftsverkünder, den „theoretischen Menschen", den Nachkommenden, der Resultaten der Wissenschaft, bekannt. Als einer solchen Seite sieht hier betrachtet Francé abschätzig auch Nietzsche selbst, den unterem Nietzsche. Jener Schauder, worin er, erde in grauenhaften

Digitized by Google

Nihilismus; Geistesnacht sei das Ende des sokratischen Geistes; das Tragicum Nietzsches, der am ungezügelten Extremitätstrieb zugrunde gegangen, sei nicht individuell, sondern typisch. Aber so scharf es die spätere Epoche Nietzsches verurtheilt, ebenso leidenschaftlich gibt er sich dem jugendlich mystischen Schwärmer gefangen, und das Ergebniss ist eine so heftige Anklage der Wissenschaft und des modernen Geistes überhaupt, wie man sie sonst nur seitens ganz fanatischer Vertheidiger des Offenbarungsglaubens gewohnt ist. Zwar entrollt er zum Schlusse kein kirchliches, sondern ein künstlerisches Kulturideal; „die wahre Cultur ist der Cultus des Genius“, heißt es zuletzt. Doch auch das ist nur eine persönliche Wendung, und dieselben Voraussetzungen haben Tausende und Abertausende, die gleich ihm an der Wissenschaft verzweifelten, in das Asyl der Kirche zurückgeführt. Jedenfalls ist seine Schrift eine wahre Rüstkammer für alle Feinde des wissenschaftlichen Denkens; in seinem theologischen Seminar sollte sie fehlen. So darf sie auch eines bedeutenden Erfolges sicher sein, wenn das Wort Berechtigung hat, dass die höheren Klassen und Individuen sich heutzutage alle nach Religion sehnen, und dass die Zeit nicht mehr fern sei, in welcher das „Loslösen eines neuen Glaubens“ als Zeichen feiner Bildung gelte. Dieser Erfolg ist ihr umso mehr verbürgt, als es wenige Bücher von ähnlicher Tendenz gibt, die so viel Geist und Kenntnisse in eine so leichte und gefällige Form zu kleiden verstanden. Trotzdem beziehen wir nicht, dass der echte, ehrliche Wissenschaft unter diesem Angriffe erliegen wird.

Eduard Bertz.

Paul Mongré: Efstafen. Hermann Seemanns Nachf., Leipzig.

Dem jungen Deutschland war Form nichts mehr, Stimmung alles. Seine Poesien lösten sich auf in Stimmungen. Jetzt aber verdichtet sich die gelöste, fließende Stimmung wieder zu geschlossener Form, die einen einheitlichen, bestimmten Eindruck hervorruft, nicht den des Undeutbaren, Bedürfig Präsonanten eben von Holz' „unbestimmter Schlich zum Schlich“. Es in eine Uebergangszeit, der die Kart-pour Kart-Anhänger und Neuromantiker, unter ihnen Paul Mongré, angehören. „Efstafen“ ist ein bedeutend kühl Zeitroman schmeichelnder Titel. Zum Glück deckt er den vor uns liegenden Abschnitt des Buches, die Sonette, schon gar nicht. Am Uebrigen trifft er ungefähr für den Inhalt zu, und auch nur viele der „verschollenen Gedichte“ nur für die Mehrzahl der „Aatterstüge“ zu. Es sind das philosophische Dichtungen im Style von Zarathustras Ewigkeitslied und auch gedanklich von Nietzsche sehr stark beeinflusst, die gleich Wombertz „Der Gralsbecher“ und „Die Schöpfung“ nur unter bestimmter Voraussetzung zu würdigen sind. Für den breiten Publikumgeschmack werden sie „Falterflügel“ immer daulisches Gebäd bleiben, und selbst ein hingebender Leser — Mongrés Gedichte sind dann zu lesen — wird nicht von dem Gedanken loskommen, dass sich der Dichter auf seinem Schmetterlingsflügen in schwerlastige und langsüssige Betrachtungen verliert. Das Hasting nur selten ein, dass Zarathustras, gibt Mongré andererseits wirklich Neues („Freundschaft und Geselligkeit“, „Wille und Zukunft“). Aber auch das Neue ist Gnade, nicht Beginn, äußerster Auslaufer, nicht Vorbotbecher zu unerschlossenen Reichen. Und wie der Jdeengehalt die Form. Die Verbindungsworte bevorzugt Mongré sehr, und so kommt es, dass auch entsetzt heran; diese Ueberdeutung Nietzsches. Die Wortmalereien, die Thürmung tolollal wortender Worte, die Häufung von Alliterationen, die verwirrend oft wechselnden Bilder, der große Umfang mit Aleyide: Silben wie Ar und Ueber- Ueberwelt, Ueberzeit, Ueberall, Ueberall, werden, wie das Gepräge des Unausgeglichenen, ueberhaft Unruhigen und des Unbeständigen, Mystischen. Auch zur einzelne der „Rondels“ haben diese Eindwendungen Geltung. Im großen und ganzen sind sie jedoch abgeklärter, beherrschter als die „Falterflüge“ und der verwandte Theil der „Verschollenen Gedichte“. Weder Mongrés Humores noch der Gegensatz schatten, fürs „Ueberbrettl“ gut verwendbar, bald durchsichtig von einer an Tehmel gemahnenden Sinnenlust, bald von erster Jdeenleidenschaft oder symbolisch durisch, teilen sie zur wertvollen Gabe des Dichters über; den Zeiten.

Leonhard Adelt.

Revue der Revuen.

Im Juli-Heft der „Deutschen Rundschau“ fein Richard Ehrenberg seine Artikelreihe „Aufklärung und Bedeutung großer Vermögen“ fort. Ein Juni-Heft hatte er, „noch zuverlässigen Tuellen, namentlich einigen Staatsarchiven“, die Anfänge des Hauses Rothschild geschildert, die in der Vermittlung von Darlehen aus den Kapitalien des Landgrafen von Hessen, sodann in der mit der damaligen Mangelsituation Staatsbedürfnisse Zuversicht und Raschheit durchgeführten Uebermittlung der englischen Zahlungen an die gegen Napoleon kriegführenden continentalen Mächte bestanden. Der Artikel im Juli-Hefte beschäftigt sich mit dem Beginne der inter nationalen Bedeutung des Hauses, ihrer Betheiligung an den großen Anleihen, welche die continentalen Staaten zur Sanierung ihrer durch die Kriegsjahre zerrütteten Finanzen annahmen. Anfangs waren die Bankier Baring Brothers und Hope & Co. auf diesem Gebiete übermächtig und die Bedeutung der Rothschilds lag mehr auf dem Gebiete der Berlei hvermittlung. Die erste große Anleihe, das sie vermittelten, war diejenige vom Jahre 1818, die 265 Millionen Francs betrug und die bei dem Regimentswechsel zum Theater des Schauspielunternehmens abgelaufene Theaterunternehmen Holzel in London leitete, in die die damaligen Verhältnisse abermals günstigen Bedingungen und man hat sich großen Vortheil aus der Verbindung mit der Banque de France, mit Amsterdam und Frankfurter Häusern. Ueberall bedienten sich die Rothschilds bereits der ausgezeichnete Technik ihrer Arbeitsgliederung. Durch die Zahlung und Annahme der Einzahlungen eines, welche sie zum großen Theile durch Wechsel verrichteten. Durch die eng gegenseitige Fühlung in Zinsfuß und Course, durch die Schnelligkeit der Nachrichten und Aufträge, durch die Sicherheit der Transporte eine große Rolle und die Wichtigkeit den Häusern Rothschild, wenn dasselbe zu berichten. Schließlich erscheinen auch einzelne Züge des ungemeinen Wesens, Muth, die große Aufgabe, die Rothschilds in ihrer Zeit gelöst haben, in ihrer Bedeutung auf die Geschichte der Finanzen und der Staaten. Schärfung und die Zeit, in der sie gelöst haben, in ihrer Bedeutung auf die Geschichte der Finanzen und der Staaten.

dazwischen kam, nachgängig gemacht, hauptsächlich infolge des Umstandes, dass mit der Gruppe auch die Minister Metternich, Hardenberg, Neisel rode u. a., welche Betheiligungen an dem Anleihengeschäfte genommen hätten, zu Schaden gekommen wären. Die Rothschilds wussten den Finanzcredit der Staaten glänzend zu heben, und schon der genannte preußische Geheimrath Rother u. a. rühmten he ungeheuer, noch mehr Georg, dessen Urtheil aber wohl „belochen“ war. Anderseits gab es auch damals schon Dinge, die die Scrupellosigkeit des Hauses bewiesen. Im Jahre 1820, als sie die Einnahmen der österreichischen Staatsanleihen besorgten, wussten sie durch Borsenmanöver und Zeitungsartikel die Gewinnsucht des Publicums maßlos anzustacheln. Damals bargerte sich zum erstenmale das börsen mäßige Zeitgeschäft und das Börsenspiel weiter Kreise in Frankfurt, Augsburg und Wien ein. Als im Jahre 1821 gemeinsam mit Wilfe, Baring und Labite die Conversion mehrerer Milliarden französischer 5%-Rente in Angriff nahmen, contreminierten sie insgeheim, ohne den Mitbetheiligten davon zu sagen, große Posten Rente, und als das Conversionsproject scheiterte, hatten alle Betheiligten große Verluste, nur Rothschild nicht. Der ehemalige Diener der Rothschilds, der bei den österreichischen Finanzgeschäften, der Bankier David Parish, beschuldigte sie in den Briefen, die er bei seinem Selbstmorde hinterließ, der größten Herzlosigkeit und des Undanks.

„Grande Revue“ (Juni). Francis de Pressensé schreibt über die Jugend und den Entwicklungsgang des Marquis of Salisbury. Er begann seine öffentliche Laufbahn mit 23 Jahren, nachdem er vorher Australien und Neuseeland bereist hatte und sogar während ein paar Monaten Polsgräber war. Er war von vornherein ein leidenschaftlicher Tory und Anglikaner, erwedte durch seine oratorischen Gaben große Aufmerksamkeit, unter anderem auch die Gladstones, und war ein gesteirichter und gefürchteter Journalist. Die Verfassung, er mag wollen oder nicht, de deutender geworden ohne den Adelstitel, den er mit auf die Welt gebracht, und jede neue Rangerhebung — er wurde durch Erbschaft nach und nach Graf und Marquis — verringere eigentlich seine persönliche Bedeutung. Jedenfalls sei der junge Salisbury sympathischer und interessanter gewesen, als er der heutige Premier-Minister ist.

„American Review of Reviews“ (Juni) bringt einen ausführlichen, reich illustrierten Artikel über die Panamerikanische Ausstellung, die bekanntlich in Buffalo im Staate New York vor kurzem eröffnet wurde. Ursprünglich als Weltausstellung gedacht, für welche fast über Nacht eine Summe von 1 Million Dollars gezeichnet wurde, verwandelte man das Project nach reiflicher Ueberlegung in eine bloß amerikanische Ausstellung. Sie bedeckt 350 Acres Grund und hat im ganzen 10 Millionen Dollars gekostet. Die Stadt Buffalo wurde wegen der großen Nähe des Niagarafalles gewählt, der die Ausstellung mit ungeheurem Mengen von Elektrizität und einem Meer von elektrischen Lichtern versorgt, was die Ausstellung namentlich bei Nacht zu einem prachtvollen Anblick macht: überhaupt finden die decorativen Gesetze der modernen Kunst dort ihre weiteste Anwendung. So werden die Gebäude, wenn man durch das Südportal eintritt, eine ganze Farbenskala auf, die mit Kalmgrün beginnt, blauen, grauen und gelben Tönen einsetzt, die allmählich in Orange, Granblau und Violett verlaufen, um in den Eisenbeigrad des elektrischen Thurmes, der die Avenue abschließt, auszuklingen. Die raffinierten Lichteffekte der nächtlichen Beleuchtung sollen diese Farbenanordnung zu ganz besonderer Wirkung bringen. Vom praktischen Gesichtspunkt betrachtet, bietet die Ausstellung das vollständigste Bild der central und indamerikanischen Productionen, das die Welt bisher gesehen, trotzdem Brasilien nicht offiziell vertreten ist, und Venezuela, Uruguay und Paraguay ausgeblieben sind. Deutlich geht allerdings aus dieser Zusammenstellung hervor, wie sogenannten ein dauernder Aufschwung für die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes ist, was das Beispiel Mexikos besonders erweist, und der Verfasser des Artikels meint, die Amerikaner aus romanischem Geblut werden mit ihrer raschen Auffassung gewiss erkennen, dass sie vor allem auf eine Stabilisierung ihrer politischen Verhältnisse hinarbeiten müssen und dass die Zukunft sie ebenfalls darauf hinweisen, mit den Vereinigten Staaten in gutem Einvernehmen zu leben. Ein einziges Nord und Südamerika wäre imstande, der ganzen übrigen Welt die Stirne zu bieten.

Frau Rubens.

Bildhauerin Sitterlbuch.

Von Alexander Brodm.

Autorisierte Uebersetzung von Bertha Kastner.

Damals war ich am allerärmsten und ich fühlte mich auch am allerunglücklichsten. Heute weiß ich's — ich war niemals glücklicher.

In jener Zeit wohnte ich in der Meisengasse bei Frau Saphir. Wie häufig, als ob ich damit alles gesagt hätte, was für jene Zeiten bezeichnend und interessant ist. Bei Nennung dieser Namen tauchen vor meinem Geiste gegen die Decke des Raies auf, den ich an jedem und jenem Tage zu Mittag genossen habe. Und doch sind zwanzig Jahre verflossen, seit ich eine Mist mit Frau Rubens theilte. Denken Sie, bitte, nichts Schlechtes dabei, wir lebten wirklich nur von derselben Mist. Freilich, auch was das Quartier betrifft, trennte uns Frau Saphirs Mache, die gleichzeitig Wohnzimmer, Salon und Schlafzimmer repräsentierte.

Ich muss Sie ja aber erst mit Frau Saphir bekannt machen. Diese verschrobene Frau war von ihres Mannes Namen, sodass Namens nur das Recht einer gewöhnlichen Mieterin allen Rechtes. Der Erbalter des Hauses war bekanntlich ohne Stellung: nur an vier bis fünf bestimmten Tagen des Jahres kam er in die Lage, in irgend

einem Vorstadtwirtshaus als „Weinjunge" (Bieeolo) auszuhelfen. So war denn die ganze Existenz der alten Leute von uns abhängig — von den drei Schwestern, die das kleinere Zimmer der kleinen Jahreswohnung bewohnten, und von mir, der ich in dem größeren hauste. Worauf sich meine damalige Existenz aufbaute, weiß ich nicht mehr ganz genau. Ich glaube, ein Mundvorrat mit Milch erhalten und im Herbst der Quittenkäse, den ich pfundweise von den jüngeren weiblichen Mitgliedern meiner auf dem Lande wohnenden Verwandtschaft zugeschickt bekam, deren jungfräuliche Phantasie von dem Gedanken aufgeregt wurde, daß ein Vetter in der Hauptstadt lebt und kämpft.

Jetzt darf ich es schon eingestehen, daß ich nur sehr wenig gekämpft habe. Ich lag den ganzen Tag auf dem Sopha und wartete — am liebsten auf den Geldbriefträger, obgleich ich dazu weder Ursache, noch ein Recht hatte. Hier und da kam er dennoch und brachte mir von unglaublichen Orten unglaublich kleine Summen. Wären es aber, meinen damaligen Verhältnissen entsprechend, noch so große gewesen, länger als einen Tag hätten sie doch nicht gedauert, denn damals fehlte mir die schöne Tugend der Sparsamkeit noch vollständig. Ich war außerstande, mich schlafen zu legen, solange ich Geld in den Taschen hatte. Ich war aufgeregt, fast krank, wenn ich nicht alles — bis auf die letzten zwanzig Kreuzer, deren ich zum nächsttägigen Frühstück bedurfte — ausgegeben hatte. Sogar diese Vorsorge für das Morgen verstimmte mich ein wenig, und ich machte mir Vorwürfe ob meiner Philisterei, denn der Gedanke beunruhigte mich, daß ich vielleicht doch kein Poet sei.

Aber nein, damals war ich es wirklich. Niemals ein besserer als damals, da wir in der Mörkergasse wohnten. Unter diesen ärmlichen, fast möchte ich sagen: niedrigen Verhältnissen fühlte ich mich wie ein verzauberter Prinz, der trotz der schmutzigen gemeinen Umgebung rein und edel bleibt. In jenem Hause hat man mich wirklich geehrt und anerkannt, das kann ich sagen. Sogar Frau Saphir liebte mich mehr als ihren einzigen Sohn. Dazu gehörte freilich nicht viel. Der Jüngling kam nur einmal monatlich nach Hause und ich hatt jeden Monat einmal ihn durchprügeln und hinauswerfen.

Wie Sie sehen, zählten wir, die wir uns in der kleinen Wohnung zu versammeln pflegten, nicht gerade zu den Mustermenschen. Und dabei war ich auf dem Wege — natürlich aus falschem Schamgefühl — den Depeschenträger zu unterschlagen. Dieser Mensch hatte mehrere Monate hindurch ein Winkelchen des „Saphir-Heims" in Altermeiste und machte sich dadurch denkwürdig, daß in dem saulwelzigen Budapest niemand trägere Beine besaß als er. Er schien zu allem in dieser Welt eher geschaffen als zu seinem Beruf, und gerade infolge dessen war es seine Bestimmung, diesen Beruf auszuüben. Da er ein außergewöhnlich selbstsüchtiger Mensch war, verlauerte er uns mit seinen Klagen und Seufzern die Lust und verbitterte uns das Leben.

Das heißt — so weit wir es zuließen. Ueber uns vier konnte die Traurigkeit keine Macht erlangen; uns erblühte sogar aus der Noth die Blume der Freude und selbst aus dem düsteren Kampf der Sturmwinde wirbelte sich für uns der Staubsand heraus. Unter den Nubens-Mädchen zählte die älteste kaum 19, die jüngste 16 Jahre. Ihre Mäulchen waren stets zum Lachen verzogen. Die Sage ging, daß ihr Vater, ein verstoffener Schneider, sie noch in seiner letzten Stunde angeschrien habe:

„Luerhost! So schlechte Mädels! Ich leide wie ein Bäckergesell und sie lachen!"

Sie lachten sogar, wenn sie weinten. Schuld daran trugen ihr Mund, ihre Zähne, ihre Seele und wahrscheinlich auch die ihnen unbekannte Mutter, welche sich sehr darüber gefreut haben mochte, daß ein Handwerker sie, das einfache Bauernkindermädchen, zur Frau genommen hatte. Sie schenkte kurz hintereinander drei Kindern das Leben und schied dann lächelnd von der Erde, auf welcher ihr — nach ihrer Ansicht — eine so schöne und bedeutende Rolle zugefallen war. Die Mädchen konnten sie damals nicht beweinen, jetzt aber — besonders an stillen Feiertagsnachmittagen — pflegten sie in Schluchzen auszubrechen, das sich jedoch regelmäßig bald in Lachen verwandelte, wenn sie sich erinnerten, daß ihre Mutter Veronica Stackelbeere geheißen hatte.

Die Jüngste unter ihnen hieß auch Veronica — Stackelbeerchen war ihr Spottname und ihre Schwestern drohten ihr oft, daß sie sie auffessen würden. Was mich betrifft, so hätte ich ihr wirklich fast aufgegessen. Sie war ungemein lieb und reizend dumm. Sie stand in Ateliers Modell, und die jungeren Maler nannten sie Frau Rubens, weil sie ungewöhnlich stark, rosig, blondhaarig und dunkeläugig war. Ihr Gesicht, ihre Gestalt, ihr ganzes Wesen glich ebenfalls der in einem Spiegel verzerrten und doch so wenig beleidigten Gewaltin des großen Meisters. Daß sie gern, bereitete Veronica großes Vergnügen; ihr Gesichtchen strahlte, wenn irgend ein Zeichenlehrer mit Wichtigthuerei ihre Schultern und ihre Brüste lobte. Sie selbst rühmte sich ein.

„Meine Füße haben einen schönen Spann; sie sind ein klein wenig rococo, aber das ist gut!"

Sie plapperte diese Worte nach, ohne sie zu verstehen. Die jungen Malerinnen, deren beständiges Modell sie war, pflegten sie zu belehren, aber sie auch arg zu zerzausen. Manchmal kam sie daher mit geschwollenem Gesicht, verweinten Augen und trotziger Miene heim.

„Ich sitze lieber hundert Männern als einer Frau," klagte sie. Es dauerte auch gar nicht lange und sie ließ die Malerinnen im Stich. Sie gieng in die männliche Abtheilung und saß den jüngeren Eleven, aber nur Halbact, Ganzact nie!

Beim Flackern des überheizten Eisenofens, im abendlichen Familienkreis sprachen wir oft über dieses Thema. Sie hätte auch gegen Ganzact nichts einzuwenden gefunden und Frau Saphir redete ihr sogar zu, denn in dieser Weise könnte sie leichter zu einem Mann kommen; die Männer seien nun einmal so. Die beiden Schwestern lachten nur:

„Thu's, wenn du dich getraust! Aber wenn du's thust, dann woge nicht, zu uns zurückzukommen, Stachelbeerchen!"

Ich erbleichte schon bei dem Gedanken, insolge dessen warf ich mit erschütterndem Cynismus dazwischen:

„Weshalb nicht? Die Hauptsache ist der Verdienst. Wenn's Ihr Beruf erfordert? Auch Herzogininnen haben's gethan."

Ich zitterte förmlich vor den Augenblick, wo sie einmal mit gerötheten Wangen nach Hause kommen und gestehen würde, daß sie's gethan. Das würde mein Ende sein und mich zu den unglücklichsten Menschen der Welt machen, denn ich hätte ein Mädchen geliebt, das meiner unwürdig war und das ich nicht mehr hätte heiraten können.

Denn — ich hoffe, Sie werden das natürlich finden — ich war seit entschlossen, „Frau Rubens" heimzuführen, für sie zu kämpfen, sie für mich zu erziehen und zu mir emporzuheben. O, achtzehnjähriges thörichtes Herz, in welchem sich ein Gefühl so festnistet, daß es auch die Stelle des Verstandes ausfüllt!

Jetzt zerbreche ich mir den Kopf, um vom Standpunkt der Volkskunde festzustellen, wovon die drei erwachsenen Mädchen eigentlich lebten. Von Kirschen — in der Kirschenzeit. An diese Periode erinnere ich mich am lebhaftesten, sie ist auch die charakteristischste für ihre Lebensweise. Sie nähten sich von den Obstarten der jeweiligen Saison und tranken reichlich Leitungswasser dazu, aber trotzdem gab es in der Hauptstadt keine gesundheitsstrotzenderen Mädchen als Katherina, Riza und Veronica. Ihrer Nahrung entsprechend, kleideten sie sich auch. Sie trugen sehr bunte halbseidene Sommerblousen und dazu abgetragene, schwere Herbströcke.

Da ich es nicht ziehen konnte, daß Veronica mit einem kindersinnenschirm einhergieng, kaufte ich ihr einen wirklichen Damensonnenschirm.

Sie zitterte vor Zorn, als ich ihr ihn überreichte:

„Wofür sehen Sie mich an?" fragte sie. Das Haar sträubte sich ihr vor Erregung, ihr Gesicht wurde so roth, daß es glänzte, mich aber zwr es vor Schreck — so sind die Männer.

Weinend fiel sie mir um den Hals:

„Sie wollen mich in Versuchung führen, mich kaufen!" Mir traten die Thränen in die Augen, mein Herz krampfte sich zusammen, weil ich mir Gewalt anthun mußte, um noch nicht das entscheidende Wort zu sprechen. Ich glaubte kein Recht zu besitzen, einem Mädchen von Liebe zu sprechen, dessen Wohnungsverhältnisse sie zwangen, meine Werbung anhören zu müssen, ob sie wollte oder nicht.

Sie faßte sich schneller als ich.

„Wenn ich einen Schirm brauche, kauft mir mein Onkel einen!" erklärte sie mit verdüsterter Sicherheit.

Der Onkel! Er ersetzte den drei Schwestern Vater und Mutter und verlieh ihrem unabhängigen, freien Leben patriarchalische Farbe: auf ihn deuteten sie sich, wenn jemand sie zu beleidigen wagte, und an ihn dachten sie, wenn die zwei älteren Mädchen infolge ihrer zerrissenen Schuhe an schönen Frühlingstagen nicht ausgehen vermochten. Diesen Onkel achteten, liebten und fürchteten sie, er war ein Mann von „Stellung" — Petschiftecher — und besaß ein kleines Häuschen in Mezgyer — die „Villa"! Wegen seiner Frau konnten sie nicht ganz bei ihm sein, aber an Sommersonntagen pflegte er in die Stadt zu kommen und mit den Mädchen in ein Gasthaus zu gehen. Er bestellte gewöhnlich Huhn, denn Veronica liebte Backhuhn mit in Schmalz gebackener Petersilie über alles. Die beiden älteren Mädchen, Weißnähterinnen von Beruf, stickten ihm aus Dankbarkeit Dutzende von Taschentüchern.

Wenn ich die Thatsachen nicht fälschen will, muß ich gestehen, daß der Gravcur auch mir gefiel. Er war ein ernster Bürger, der, als er die Mädchen einmal besuchte, sie auch in meiner Gegenwart ermahnte, den Pfad der Tugend nicht zu verlassen.

„Bleibt christ- und anständig; werden nicht, werde ich meine Hand von Euch abziehen. Die Hauptzier des Weibes ist ihre Unschuld; wenn es den Worten der jungen Leute kein Gehör schenkt, endet es immer gut."

Da der brave Mann verheiratet und gesetzten Alters war, konnte man seiner Moralpredigt keine selbstsüchtigen Motive unterschieben. Mir quellte er nicht; im Gegentheil, er erklärte mich für einen gebildeten Menschen, der sicherlich nichts Böses im Schilde

Digitized by Google

führe. Selbst mit meinem damaligen Verstand ward es mir klar, dass er gegen mich nur deshalb nachsichtig war, weil er wollte, dass ich ihn in seiner Abwesenheit herausstreiche.

Die Mächten waren glücklich, dass der Onkel sie mit seiner Liebe so sehr auszeichnete, und „Frau Rubens“ — das Kind — setzte sich auf seine Knie und streichelte ihn:

„So ist's recht, lieber Onkel, befehlen Sie uns nur, was wir zu thun haben.“

Der Graveur befahl aber nicht, sondern sagte nur streng: „Du Kleine, gib hauptsächlich auf dich acht! Dein Blut ist etwas heiß! Uebrigens — was bist du eigentlich?“

„Modell, lieber Onkel.“

„Modell? Schon gut, ich verstehe, aber das ist doch eigentlich kein Beruf?“ Nachdenklich und etwas ärgerlich fügte er deutsch hinzu:

„Für ein junges, gesundes Geschöpf ist das wahrhaftig kein Beruf!“

„Was soll ich beginnen, was anfangen?“ fragte Veronica verstimmt.

„Lerne Maschinnähen, Vordertheile von Schuhen ansertigen — das wird gut bezahlt. Hilf die selbst und Gott wird dir helfen!“ wiederholten die beiden älteren Mädchen ganz hingerissen. Bald darauf empfahl sich der Onkel, und wir blieben unter der Nachwirkung seiner großen Weisheit und Ehrenhaftigkeit ganz niedergeschlagen und doch begeistert zurück und berathschlagten, wie wir Veronica von einem Broterwerb befreien sollten, der für ein Mädchen kein Beruf ist.

„Am besten ist, sie heiratet,“ bemerkte Frau Saphir, die ebenfalls anwesend war.

„Ich heirate nicht!“ erklärte Frau Rubens. „Lieber will ich sterben, ehe ich mich vor meinen Schwestern verheirate, und dann sind die Männer auch alle so egoistisch!“

Dabei blickte sie mich an. Ich vermochte mir nicht vorzustellen, weshalb sie mir zürnte. Ich hatte schon einigemale bemerkt, dass sie, wenn sie ganz in meine Nähe kam, sich plötzlich abwandte. Sie hatte schon mehreremale in meiner Gegenwart auf dem Divan geschlafen. Ich kam immer zu ungelegener Zeit, sie sagte stets: „Pardon, bitte, man kann sich ja nicht einmal mehr anziehen!“

Einmal aber bat sie mich, ihr einen Splitter aus dem Finger zu entfernen:

„Bitte, geben Sie acht! Machen Sie sich nichts aus ein wenig Blut!“

Ich nahm mir Mühe, aber meine Hand zitterte, die ihrige nicht minder. Das Mädchen athmete schwer, blickte mich aber mit lachenden Augen an:

„Ungeschickter! Lassen Sie's sein!“

Wir standen auf dem Gang. Die Abenddämmerung war hereingebrochen, alle im Hause saßen gerade beim Abendessen. Das gemüthliche Eiszeugglasklopfer hörte die friedliche Ruhe im Hofe. Wir blickten stumm ins Dunkel hinein, aber umso kräftiger fühlten wir unsere gegenseitige Nähe.

Veronica unterbrach zuerst mit gereizter, aber kindlicher Stimme die Stille:

„Wenn ich in den Brunnen spränge, würden Sie mir nachspringen?“

„Ja!“

Ihre Hand suchte die meinige:

„Warum sind Sie kein Maler? Ihr Modell würde ich immer sein und sonst keines anderen. Sie brauchten mir nichts zu zahlen. Ihnen würde ich sitzen, wie Sie wollten. Sie würden nach mir die Rubens malen, was die Ungeschicten vergebens versuchen, weil ich nicht will, dass es ihnen gelinge. Ihnen würde es gelingen und Sie würden so berühmt werden wie die Franzosen. Lernen Sie malen, in einem halben Jahr würden Sie mehr wissen als alle anderen zusammen. Ich bete Ihnen!“

Man rief sie zu Tische. Es gab Liptauerkäse mit Kümmel, ich erinnere mich ganz genau daran.

Sie aß mit gutem Appetit, ihre Augen blitzten während des Essens vor Vergnügen. Das schmeckte mich ein wenig. Wie konnte sie sichs kurz nach dem ersten Bekenntnis so gut schmecken lassen! Ich hätte keinen Bissen herunterwürgen können; feindlich hatte ich an jenem Abend zufällig auch nichts zu brechen und zu beißen. Ich schlief die ganze Nacht kein Auge. Zwischen des leeren Magens schüttelte mich das Fieber, meine Zähne klapperten, am Morgen lief ich sogar in Chemisch. Auch in der folgenden Nacht wiederholte sich mein sieberischer Zustand, obgleich ich meinen ingamlichen Magen betrieblich hatte. Das Herz hielt sich nicht so leicht beruhigen, ich wusste nicht, was ich damit beginnen wollte.

So quälte ich mich in jener Zeit, die Wochen und Monate andauerte. Das Mädchen mochte, wenn auch nicht bleichen, so doch ähnliche Qualen durchgemacht haben. Wir zitterten für einander, fürchteten aber Gott, das Gesetz, das Gerede der Welt und den Onkel, der seine Brüderchen als Dormund gewissenhafter denn je erwarten. Ja, eines Tages unterstatte er Frau Rubens das Modell stehen ein für allemal.

„Das ist kein Beruf; die Maler sind alle lasterhafte Schurken! Ich bin dein einziger Verwandter und verbiete dir hiermit, in Zukunft auch nur ein Wort mit einem von ihnen zu wechseln.“

Die arme kleine Veronica vertheidigte tapfer sich und ihre Freunde, die sie lieb hatte, weil sie sie lobten, mit ihr scherzten, sie in ihren Atelierklatsch einweihten, sie in Sammt- und Seidencostüme steckten und ihr noch Geld dafür gaben, dass sie sich von ihnen bewundern ließ. Weinend verabschiedete sie sich von ihnen, denn sie sah ein, dass der Onkel recht hatte:

„Ich sehe ein, dass das Modellstehen kein Beruf für ein ernstes Weib ist.“

„Was wirst du beginnen, wenn du einmal alt bist?“ bemerkte der Onkel.

„Ja, was werde ich beginnen?“ gab sie zu und sah ihn mit ihren blauen Kinderaugen verständnislos an, wie ein Reh, auf das man mit dem ihm unbekannten Flintenrohr zielt.

Sie gab sich zufrieden und wir mit ihr.

Von da an sah sie sich nach einer neuen Stellung um. Der Onkel berief sie einmal hierhin, einmal dorthin und sie speiste sehr oft in der Stadt mit ihm — Suppe, Fleisch, Mehlspeise und Obst. Allmählich entfremdete sie sich uns; mit mir vermochte sie gar nicht mehr zu sprechen, ohne dass ihre Augen voll Thränen standen. Oft würdigte sie mich keines Blickes und erklärte, wenn sie zugrunde gienge, trüge ich die Schuld daran.

Eines Tages kam sie besonders spät und mit einem neuen Hut nach Hause. Ihre sonst korallenrothen Lippen waren bläulich weiß, ihre klangvolle Stimme heiser. Ich schlenderte vor dem Hause herum — ich glaube, um sie zu erwarten. Sie zog mich unters Thor, drückte sich rasch und küsste mir die Hand.

„Sie sollen mich nicht mehr lieben!“ hauchte sie kaum hörbar und sagte dann fast kreischend hinzu:

„Der Onkel ist der Schurke und nicht die Maler!“ — — — Kurz darauf saß Frau Rubens bei den Malern Ganzacl. Ich hörte es aus ihrem eigenen Munde. „Mir liegt nichts mehr daran, mögen sie mich malen, wie sie wollen.“

Ich aber verließ in der Morgendämmerung in Begleitung eines verschwiegenen Dienstmannes die Mörsergasse und das „Saphir-Heim“. Meine Lippen bewegten sich tonlos, was dem Dienstmann auffiel.

„Beliebes Sie zu beten, junger Herr?“

„Nein, ich beliebe zu suchen! War das ein elendes, lasterhaftes Nest: ich trenne mich, davon loszukommen!“

Damals warf ich dem Atelier gelben Häutchen Küsse und Küsse nach. Jetzt möchte ich mich vor demselben niederwerfen: aber ich suche es vergebens; nicht einmal den Platz vermag ich mehr zu finden. Die Spuren von Frau Rubens' weißen Füßchen bedeckt ein Element, das weder Sand noch Staub, weder Schnee noch Rauch ist, sondern alles vereinigt, was in dem einen Wort „Großstadt“ enthalten ist.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaktion der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschutz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 20, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente
Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtung u. Dek. Gymnasiumstrasse 68—71.
Stadtbahn-Station Meidling. Nächste Wg. Tramway Hauptstrasse.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 27. Juli 1901. Nummer 356.

Chinesische Kriegsbeute und europäisches Völkerrecht.

Dieser Tage fand in Toulon und Marseille die Vertheilung der Kriegsbeute aus der Expedition nach China an die aus Ostasien in die Heimat zurückgekehrten französischen Truppen statt. Die von der Mannschaft erbeuteten Objecte wurden durch einen Beamten der Militär-Intendantur übernommen, abgeschätzt und sodann öffentlich verkauft. Die Ausgabung der Verkaufspreise geschah durch Bankinstitute jener Städte, und es erhielten einzelne Mannschaften Beträge bis zu tausend Francs. Dieser für ein modernes Kriegsweisen und für die Cultur der Gegenwart verblüffende Vorgang gründet sich auf das Gesetz vom Jahre 1895. Die seinerzeitige Votierung durch das französische Parlament ist damals der europäischen Oeffentlichkeit gänzlich entgangen und in der Presse des Auslandes mit keinem Worte besprochen worden.

In den vorliegenden französischen Fällen handelt es sich nicht um erbeutetes feindliches Kriegsmaterial oder anderes Staatseigenthum, sondern offenbar um feindliches Privatgut. Abweichend von der Kriegsführung des Alterthums, wo man nicht allein die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, sondern aller Bewohner des gegnerischen Staates und ihres Eigenthums erstrebte und auch durchführte, geht der Grundzug des europäischen Völkerrechtes seit dem sechzehnten Jahrhundert dahin, in letzterer Beziehung Schonung walten zu lassen. In allen neuen Militär-Strafgesetzen finden wir die Bestimmungen, dass feindliche Personen und feindliches Gut unantastbar seien. Seit Hugo Grotius ist das Bestreben der Völkerrechtslehrer darauf gerichtet, jede Unmenschlichkeit und Barbarei aus der Kriegführung der civilisierten Völker zu verbannen. Es hat sich das Princip jener Kriegsführung gebildet, dass die Völker sich im Kriege so wenig Uebel zufügen sollen, als mit dem Zwecke der Kriegsführung vereinbar ist.

Schon Montesquieu — also ein Franzose — hat diesen Grundsatz des heutigen Völkerrechtes in seinem „Esprit des lois", chap. III, mit folgenden Worten ausgedrückt: „Le droit des gens est naturellement fondé sur ce principe, que les diverses nations doivent se faire dans la paix le plus de bien, et dans la guerre le moins de mal, qu'il est possible, sans nuire à leurs véritables intérêts." Was die Behandlung feindlicher Sachen betrifft, so fiel das feindliche Privateigenthum nach dem Kriegsrechte der Alten dem Sieger anheim; was man dem Feinde als Kriegsbeute abnahm, galt als das sicherste Eigenthum. Nach dem heutigen Völkerrechte ist im Landkriege als oberster Grundsatz aufzustellen, dass das feindliche Privateigenthum unverletzlich ist. Zwar kann durch Contributionen und Requisitionen das feindliche Privateigenthum in Anspruch genommen und im Falle der Verweigerung mit Gewalt weggenommen werden, allein einzelne Soldaten dürfen sich desselben nicht bemächtigen. Ausgenommen ist nur der Fall der erlaubten Plünderung, eine Gelegenheit, die in einem zukünftigen Kriege zwischen regulären Armeen äußerst selten oder gar nie vorkommen dürfte. Die von der Sitte bestimmte rechte Weise des Krieges wird Kriegsmanier genannt. Nur im Falle als der Gegner seine Kriegsmanier beobachtet, oder wenn die äußerste Noth zwingt, ist es gestattet, die Kriegsraison, das strenge Kriegsrecht, welches selbst die Vernichtung des Gegners erlaubt, anzuwenden. Nach der Auffassung des heutigen europäischen Völkerrechtes führen die Staaten durch ihre Repräsentanten und nicht die einzelnen Einwohner der Staaten gegen einander Krieg, wie dies im Alterthum der Fall war. Der Kriegszustand findet nach heutiger Auffassung nur zwischen den Combattanten, das ist den von den kriegführenden Staaten bestimmten Streitern statt. Gegen diese Personen dürfen sich Kriegsmittel, alle Mittel zu ihrer Besiegung anzuwenden und sie im Kampfe zu tödten. Unmenschlich darf aber auch gegen sie nicht verfahren werden, weshalb Vergiftungen von Brunnen, Anwendung von unnützer Schmerzen bereitenden Geschossen u. s. w. durch die Kriegsrechte verboten sind. Im Gegensatz zu diesen zwischen den Staaten codificierten Bestimmungen hat jedoch England, dasselbe England, das so gerne an der Spitze der Civilisation zu marschieren beliebt, in seinen letzten Kriegen — auch im südafrikanischen — die sogenannten Dum-Dum- und die Explosivgeschosse in Anwendung gebracht. Das Merkwürdige und Bezeichnende an der Sache aber ist, dass trotz dieser Thatsache auch nicht ein einziger ernster Schritt unternommen wurde, um England zum Aufgeben dieses völkerrechtswidrigen Verfahrens zu zwingen. Der Vorwurf trifft in erster Linie die Presse. Sind die feindlichen Soldaten bereits wehrlos und verwundet, so darf gegen sie kein Act von Gewaltthätigkeit ausgeübt werden. Jede Gewaltthätigkeit gegen friedliche Bewohner des Feindeslandes ist nach dem Strafgesetze zu beurtheilen. Das Kriegsrecht des Alterthums kannte nur wenige Schranken in der Behandlung feindlicher Personen, sie überließ sie der Willkür des Siegers, mit der Wahl zwischen Knechtschaft und Tödtung. Der Kriegsgefangene wurde nach der Auffassung der Alten Sclave; heute ist die Kriegsgefangenschaft nur die Beschränkung der persönlichen Freiheit, um die Rückkehr auf den Kampfplatz zu verhindern. Das österreichische Militär-Strafgesetz bestimmt im § 10: „Verbrechen und Vergehen werden auch an dem wehrlosen Feinde . . . begangen." Die Berauhung Gefangener oder Verwundeter wird mit den strengsten Strafen bedroht, z. B. § 265 öfterr. M.-St.-G. Bemerkenswert ist in dieser Beziehung das deutsche Militär-Strafgesetz. Dort sind die Fälle wie Diebstahl, Körperverletzung, Unterschlagung u. s. w. keine Antragsdelicte, sondern sie sind von amtswegen zu verfolgen (§ 127). Diese Bestimmung ist eine für die Praxis im Felde sehr geeignete Codification. Ihr liegt die Absicht zugrunde, dass alle im Kriege begangenen strafbaren Handlungen geahndet werden, umsomehr als im Kriege der Verletzte, durch den Kriegsschrecken eingeschüchtert, oft nicht wagen wird, den Antrag auf Bestrafung zu stellen.

Das Schauspiel, das sich dieser Tage in Frankreich, in Toulon und Marseille, abspielte, dürfte wohl einzig dastehen in der Civilisation des zwanzigsten Jahrhunderts, und deshalb haben wir es für nothwendig erachtet, jene Vorgänge hier einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen.

Gerade da wir diese Zeilen schreiben, führt uns der Zufall die Nummer 57 vom 17. Juli 1901 des „Berliner Militär-Wochenblattes" zu. Wir finden darin die folgende Annonce:

China-
Kunstsachen, Porzellan, Stein, Bronze 2c.
kauft und verkauft
Berlin NW.
Otenk, 47 Unter den Linden.

Wir enthalten uns diesbezüglich jeden Commentars, bemerken jedoch, dass diese Sache anfallend nach der „Legende" von den „französischen Pendulen" riecht. Im übrigen soll das „Berliner Militär-Wochenblatt" das officiöse Organ des preußischen Großen Generalstabes sein. Sapienti sat!

H. Resilen.

Die Großthaten des Herrn Lobrzyński.

II.

Außer der schon charakterisierten Mission der edelmüthig um sich greifenden Volksaufklärung einen Kämpfer aufzureten hatte Herr Lobrzyński noch eine zweite, mit den Rutheneu fertig zu werden. Auch hier sollte er im Geiste seiner Brotgeber, der herrschenden Schlacht zen, handeln; seine bessere Einsicht als Historiker und theoretischer Staatsmann sollte zur besseren Zwietmäßigung und nöthigenfalls zur Beschönigung der Action dienen.

Es ist doch wunderbar, wie wenig der Historiker Lobrzyński aus der Geschichte des polnischen Staatswesens gelernt hat. Wiederholt ist es nur ein Beispiel für den methodologischen Bankrott, das das Studium der negativen Beispiele allein zu keinem positiven Wissen führt. Herr Lobrzyński hat zu erkennen vermocht, das Grundübel der polnischen Republik sei der Mangel an einer festen Gewalt, an einer strammen Staatsautorität gewesen. Er hatte sich nur das moskowitische Reich unter Iwan dem Schrecklichen mit seiner unbegrenzten Executive ansehen sollen, um an seiner Theorie ein wenig irre zu werden. Doch einerlei. Zu Sinne seiner historischen Einsicht that er es der politisch unfähigen Kaste heute und unterstützt sie, auf das Gebiet des Staatslebens überhaupt die Fähigkeit zu leben.

Digitized by Google

Ich war einige Zeit bei der Redaction der ruthenischen Schulbücher, welche unter persönlicher Oberaufsicht des Herrn Bobrzynski fertiggestellt werden, als Hilfsschreiber thätig (mein Mickiewicz-Artikel in der „Zeit“*) hat mich unter anderem auch dieser „Begünstigung“ unwürdig gezeigt!) und habe bei dieser Gelegenheit vom Herrn Bobrzynski persönlich Einiges vernommen, was für seine Principien in der ruthenischen Frage charakteristisch ist. Als praktischer Staatsmann interessiert er sich wenig für abstracte Theorien, wie die ethnographische und sprachliche Selbständigkeit des ruthenischen Volkes, besonders wenn diese Selbständigkeit gegenüber dem Grossrussenthum mit besonderer Stärke betont wird. Dagegen ist ihm die Anschauung von der staatlichen und kirchlichen Zusammengehörigkeit der Ruthenen mit den Polen ein noli me tangere, eine durch Jahrhunderte geheiligte, durch die Wissenschaft festgegründete Tradition, in welcher die Jugend erzogen werden soll. „Ich wünsche, dass von allen diesen Läufereien zwischen Kosaken und Polen in den Schulbüchern nichts gesagt werde“ — sagte mir der Historiker Bobrzynski. Also eine 300jährige Geschichte, der ganze gualvolle Process der Verbindung Polens im 17. und 18. Jahrhundert soll vor der heranwachsenden Generation einfach verschwiegen werden. Ebenso soll die Idee der Kirchenunion mit Rom, welche im Interesse des alten polnischen Reiches lag, auch jetzt noch mit eisernen Klammern festgehalten werden. Und so werden in den Schulbüchern die ruthenischen Unionsbestrebungen, welche fataleerweise beim ruthenischen Volke nie einen richtigen Anklang fanden und sehr oft nur den verhängnisvollen Bruderzwist schüren halfen, als ein heiliges Vermächtnis des ruthenischen Volkes dargestellt, wenn auch die historische Wahrheit darüber in Brüche geht. An diesen zwei Principien hält Herr Bobrzynski mit äusserster Zähigkeit fest, liest selbst ruthenische Correcturen, merzt eigenhändig alle Häresien gegen diese Principien aus und setzt Verbesserungen ein, welche den offenbaren Geschichtsfälschungen wie ein Ei dem anderen gleichen.

Es sei an dieser Stelle gleich eines grossen und glänzenden Sieges gedacht, welchen Herr Bobrzynski über den schrecklichen Rebellenhäuptling Bogdan Chmelnezkyj ohne jegliches Bluvergiessen davontrug. Das denkwürdige Geschenis hat sich im Jahre 1895 zugetragen. Damals wollte eine ruthenische Elementargrammatik herausgegeben werden. Herr Bobrzynski hat die Correcturen des Büchleins pünktlich gelesen und begutachtet, dasselbe wurde gedruckt und gebunden — in 10.000 Exemplaren. Das erste Exemplar wurde dem Herrn Bobrzynski noch einmal zur Prüfung vorgelegt — der Herr ist in Exfüllung seiner Amtspflicht äusserst gewissenhaft und, o Greuel! Da findet er auf einer der letzten Seiten des Büchleins unter den Paradigmen eines einfachen Satzes das blutgräuelvolle Satzgefüge: „Chmelnezkyj war ein grosser Hetman.“ Und flugs ergeht der Befehl, das Büchlein müsse zurück zum Buchbinder, der unglückliche Zettel müsse in allen 10.000 Exemplaren herausgeschnitten, neu gedruckt und hineingeklebt werden, nachdem der schreckliche Satz durch einen unverfänglichen ersetzt worden ist.

Man wird mich vielleicht fragen, wie es denn möglich ist, dass ein so verständiger und scharfdenkender Mann, wie Herr Bobrzynski unzweifelhaft ist, auf solche kleinliche und eines Mannes der Wissenschaft unwürdige Kunststücke verfallen kann. Leider ist die ruthenische Frage für unsere Polen eine schiefe Ebene, auf welcher auch der festeste Fuss ausgleiten. Ich denke, Herr Bobrzynski ist aber weit auch einer der Anhänger jener eine wiederbelebten polnischen Theorie, welche sich das künftige politisch unabhängige Polen nicht in den Grenzen des ethnographischen Polens, sondern in den Grenzen der sogenannten „freiwilligen Gravitation“ vorzustellen liebte. Nun ist es aber eine fixe Idee bei allen polnischen Restaurationsversuchen, eine Idee, welche schon in den Dreissiger jahren von dem ersten Historiker des ersten grossen Restaurationsversuches, Moritz Mochnacki, mit grossem Nachdruck gepredigt wurde, dass ein selbständiges Polen ohne ruthenische Hinterländer in Galizien und in der Ukraine ein Ding der Unmöglichkeit ist. Also gilt es in diesen Ländern, einstweilen in Thätigkeiten, diese freiwillige Gravitation zu stärken oder, da sie hier gar nicht existierte, künstlich zu schaffen. Es wäre äusserst interessant, alle diese Versuche in Galizien darzustellen, würde mich aber von meinem gegenwärtigen Thema zu weit abbringen. Es sei hier nur gesagt, dass Bobrzynskis Regierungszeit mit der sogenannten Badenischen „neuen Aera“, das heisst, mit dem auf gegenseitiger Duldung basierten Ausgleiche zwischen den ruthenischen Abgeordneten und den als österreichischen Beamten kostümierten polnischen Staatsmann zusammenfiel. Graf Badeni verbrach den Ruthenen verschiedene Concessionen, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens. Die Abgeordneten und ihre Anhänger waren meist Gymnasialprofessoren, welche es entweder gar nicht, oder nur [illegible] bolt, zu gelernen war. Herr Bobrzynski sollte die Sache ganz [illegible]. Es wurden wirklich ein paar neue ruthenische Gymnasien gegründet, die Normalunterrichtssprache [illegible] Gymnasien wurde [illegible] gebessert, einigen durch Anstösse am Deutschthum [illegible] ein nicht unbedeutender Nebenverdienst zugeschoben, die Zahl der ruthenischen Katheder an der Lemberger Universität vermehrt. „Alles und noch mehr werden wir Euch geben,“ soll damals Herr Bobrzynski dem etwas enthusiastisch angelegten Abgeordneten Okuniewski gesagt haben, „aber Euere Seelen müssen wir erobern.“

Nun, es ist interessant, diesen Seeleneroberungszug etwas näher zu verfolgen. Der Ausgangspunkt war das von Bobrzynski bei der Inauguration des Przemysler ruthenischen Gymnasiums feierlich proclamierte Losungswort: „Unter gemeinsamem Dache!“. Nur in engster Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit mit den Polen wurde der Ruthenen eine Existenzberechtigung zuerkannt. Und auch das blieb bort, wo es sich nicht anders machen ließ. Russische Gymnasien konnte man nicht kurzer Hand beseitigen; das bezügliche Gesetz wurde ja in Wien geschmiedet. Also sollten sie wenigstens „unter gemeinsamem Dache“ untergebracht und etwaigen Sonderbestrebungen im Urquell vorgebeugt werden. Dass sich diese Gemeinsamkeit für ruthenische Gymnasien sowohl in administrativer, als auch in pädagogischer Hinsicht unzweckmäßig und nachtheilig erwies, das kümmerte Herrn Bobrzynski gar nicht. Im Gegentheil, er verbiete es noch besser zu machen. Unter dem Vorwande, polnischen Schülern das Erlernen des Ruthenischen zu erleichtern, erließ er im Jahre 1898 eine Verordnung, wonach der Unterricht der ruthenischen Sprache und Literatur an galizischen Mittelschulen nach zweierlei Norm ertheilt werden soll: die eine Norm soll fortan nur in den ruthenischen Mittelschulen (es gibt deren im ganzen zwei achtclassige und zwei incomplete Gymnasien und seine einzige Realschule) gelten und den vollen acht-, respective siebenjährigen Curs der alt- und neuruthenischen Sprache und Literatur nach den bisherigen Mittelschulplane umfassen; die zweite Norm soll aber in den Mittelschulen mit polnischer Vortragssprache und vornehmlich für Schüler polnischer Nationalität gelten (obwohl diese Schulen auch von vielen Ruthenen besucht werden). Hier soll der Unterricht im Ruthenischen auf das Maß des Elementarunterrichtes herabgedrückt werden: Lesen, Schreiben, Declamieren und die Lektüre im Umfange des Lesebuches für Lehrereleminare erhöhtspenden Lehrstoff an diesen Schulen. Der Unterricht beginnt für polnische Schüler erst in der vierten Classe und soll nur in ganzen fünf, respective vier Jahre. Damit den Anfängen das planmäßig vorgeschriebene Altruthenische nicht gleich im Anfang unüberwindliche Hindernisse in den Weg lege, wird im reducierten Plane das Mittruthenische in die achte Classe verlegt und dem Lehrer ausdrücklich vorgeschrieben, den Unterricht möglichst praktisch zu betreiben, also Lesen, Schreiben und Sprechen zu üben, dasie aber möglichst wenig Grammatik und beliebe keine Literaturgeschichte zu lehren. Und damit den Lehrer gegenüben Schülern auch jede Schatten der Furcht vor irgend einer Prüfung benommen werde, verordnet Herr Bobrzynski, dass die Forschritte im Ruthenischen bei der allgemeinen Classification nur positiv, nicht aber negativ angerechnet werden sollen. Äusserdem ist das Ruthenische kein Gegenstand der Maturitätsprüfung, und soll dem Schüler nur auf dessen Verlangen die durchschnittliche Note aus den vier letzten Semestren ins Maturitätszeugnis eingeschrieben werden.

Auf diese Weise wurde die ruthenische Sprache und Literatur auf allen nichtruthenischen Gymnasien als ein minderwertiger Gegenstand behandelt, zu dessen Erlernung man sich keine Mühe zu nehmen braucht; der Unterricht dieses Gegenstandes wurde in den höheren Classen auf das elementarste Niveau herabgedrückt, und ganz unvorbereiteten und ignoranten Jünglingen wurde die Möglichkeit eröffnet, sich als patentierte Kenner des Ruthenischen zu gerieren und somit auch bei Besetzung jener Lehrer- und Beamtenstellen, für die eine gründliche Kenntnis des Ruthenischen gefordert wird (zum Beispiel an ruthenischen Gymnasien, ruthenische Candidaten aus dem Felde zu schlagen.

Nicht unklug war Herr Bobrzynski auf dieses Mittel der Seelenveroberung gefallen: er hatte schon vorher diesen seinen genialen Plan verrathen, indem er sie das seit vielen Jahren vacante Katheder des österreichischen Civilrechtes mit ruthenischer Vortragssprache in Lemberg, mit Simultanierung zweier ruthenischer Candidaten, einen der ruthenischen Sprache nur gar nicht mächtigen, dazu auch wissenschaftlich ganz unbedeutenden Polen, einen gewissen Herrn Pawlicki besetzte und ihm auch die Docentur an der Universität verschaffte. Freilich hat er sich damit eine grundliche Blamage geholt, da die Anstellung dieses Herrn von allen Ruthenen als eine Provocation empfunden wurde und Herr Pawlicki im Verlaufe von drei Semestren kaum einzigen ruthenischen Hörer bekam, wodurch er schließlich veranlasst wurde, auf seine Docentur zu verzichten. Ähnlichen unbedeutenden Novitäten soll nun vorgebeugt werden: jeder beliebige polnische Streber soll fortan leichterlen Kaufs eine Qualification im Ruthenischen zu erwerben imstande sein.

Zu den niederen Aegionen des Schulwesens ging die Reformierung leichter. Die allgemeine Forderung der Ruthenen nach ruthenischen Volksschulen für das zahlreich ruthenische Volksschulen wurde durch das Schulgesetz Unsanmsage [illegible] Ruthenischen, welche Sohr [illegible] Anfangsstufen anfrat, gab es kein einziges [illegible] Nach zehnjähriger Thätig-

Digitized by Google

keit hinterläßt er zwar auch kein einziges ruthenisches Lehrerseminar, aber auch keine einzige ausschließlich ruthenische Volksschule! Und das ist wohl die größte von seinen Großthaten. „Und das hat mit seinem Singen der Utraquismus gethan.“ Herr Bobrzynski hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Sache so klug wie möglich einzurichten. Unter dem Mäntelchen des Utraquismus wurde das Ruthenische an den Lehrerseminaren möglichst systematisch behandelt. Lehrer, deren größtes Verdienst darin bestand, die ruthenische Sprache und Literatur in den Augen der Candidaten lächerlich und verächtlich zu machen, wurden zu Directoren und Inspectoren gemacht. Bei den Prüfungen behandelte man das Ruthenische wie etwas ganz Minderwertiges; Candidaten und Candidatinnen, die etwas ruthenisch — wenn auch noch so incorrect — lesen konnten, erhielten gute Qualificationen und wurden mit Absicht an den ausschließlich ruthenischen Schulen angestellt, wo sie nothgedrungen die polnische Vortragsmethode einführten. Bezirksinspectoren, gewöhnlich Leute von feinem Gefühl für Ton von oben wehenden Wind, begünstigten alle polonisatorischen Bestrebungen der Lehrer und besonders der Lehrerinnen, welche ihren glühenden polnischen Patriotismus, ihre Intoleranz und Verachtung für das „bäuerische“ Ruthenenthum in die Schulen hineintrugen. Wenn die Schulkinder nur im Polnisch-Lesen und Sprechen gute Fortschritte aufwiesen, wurde ihnen und den Lehrern alles übrige nachgesehen. Obwohl es in Galizien ein Landesgesetz gibt, wonach die Vortragssprache in der Volksschule von der Beschaffenheit der Gemeinderäthe abhängt, werden solche derartige Beschlüsse entweder einfach ignoriert oder mittels dienstlertiger Organe abgeändert, oder es werden, wenn es nicht anders geht, die Schulen aus Mangel an Lehrkräften geschlossen und in die Aubrik der „inactiven“ versetzt. Das Wachsthum dieser inactiven Schulen ist vielleicht die charakteristischste Erscheinung während der Regierungszeit des Herrn Bobrzynski. Die Zahl der Volksschulen überhaupt wuchs vom Jahre 1890 bis zum Jahre 1898 von 3567 auf 3726, also nur um 129, während die Zahl der inactiven Schulen in derselben Zeit von 256 auf 480, also um 230 sich vermehrte. Noch interessanter dürften folgende Ziffern sein. Im Jahre 1894/95 gab es 171 polnische und 286 ruthenische inactive Schulen, im Jahre 1897/98 nur 155 polnische und 321 ruthenische derartige Schulen. Diese Ziffern gewinnen ihre volle Bedeutung, wenn man bedenkt, daß unter activen quasi-ruthenischen in Wirklichkeit gemischten) Schulen im letzten Jahre 1471 einclassige, 282 zweiclassige, 15 dreiclassige und 12 fünfclassige waren, also 1780 active ruthenische Schulen im ganzen 2175 Classen, 1896 active polnische Schulen aber nur als 3500 Classen repräsentieren, daß es in Galizien keine einzige ruthenische sinf-, sechs- und mehrclassige Volksschule gibt, daß außer Lemberg keine größere Stadt in Galizien eine ruthenische Volksschule besitzt. Kein Wunder also, daß von den 78 galizischen Bezirken 14 ofigalizische und kein einziger westgalizischer über 40 Procent von den zum Schulbesuch verpflichteten Kindern aufweisen, die gar keinen Unterricht genießen; daß welche von den 18 Bezirken, wo 40 bis 70 Procent Kinder ohne jeglichen Unterricht aufwachsen, wieder 11 auf Ostgalizien entfallen, und von den weiteren 20, wo es 30 bis 39 Procent solcher Kinder gibt, wieder 13 in Ostgalizien gelegen sind, so daß im ganzen 17 polnische Bezirke 20 bis 36 Procent schulpflichtiger Kinder ohne Unterricht belassen, dagegen 38 vorwiegend ruthenische Bezirke 20 bis 77 Procent solch gelegneter Kinder aufweisen.

Sollte aber jemand aus diesen traurigen Ziffern auf die Culturfeindlichkeit oder die Unthätigkeit des ruthenischen Volks schließen wollen — was ungerechtfertigt und auch unserer Machthaber mit ihrer Statistik darthun wollen — so möge er noch folgende Ziffern und Thatsachen in Erwägung ziehen. Im Jahre 1869, als der jetzige polnisch-patriotische Schulrath constituiert wurde und die Schulen aus der Obhut der Conffistorien übernahm, gab es in Galizien 1293 ruthenische und 1055 polnische Schulen. Noch im Jahre 1873 gab es in Ostgalizien im Verhältnis zur Bevölkerung mehr Schulen als in Westgalizien. Noch im Jahre 1875/76 besaßen im Zlaczower Kreise von den 300 Gemeinden nur sieben keine Schule, im Stryjer Kreise von den 231 Gemeinden nur 31, im Tarnowoler Kreise von 270 Gemeinden nur 32, im Stanislawoer von den 203 Gemeinden nur 52. Dagegen hatten im Bobowiecr Kreise von den 375 Gemeinden keine Schule 238, im Wochniaer Kreise von den 315 Gemeinden 137, im Tarnower Kreise von den 360 Gemeinden 131. In den Lehrer-Bildungsanstalten gab es 82 ruthenische und 45 polnische Candidaten.

Wie faßte nun die neue Schulbehörde ihre Aufgabe auf? Man sehe und bewundere! Im Jahre 1871 wurden aus 1293 ruthenischen Schulen 572 und aus 1055 polnischen Schulen 782, dagegen aus 67 utraquistischen plötzlich 787 gemacht. Im Jahre 1874 gibt es keine einzige utraquistische Schule mehr, nur 1537 ruthenische und 1118 polnische. Es war die Zeit nach der ersten directen Wahl in den Reichsrath, und in Wien hatte der Abgeordnete Wildauer ein Halloh über die Polonisierung ruthenischer Schulen erhoben!. Im Jahre 1875 finden wir wieder 260 utraquistische, 1490 ruthenische und 1045 polnische Schulen. Mein Wunder, daß angesichts solcher rein politischer Experimente die ruthenische Bevölkerung die Lust an der Volksschule verlor und die Zahl der Volksschüler in einem einzigen Jahre im Berezanyer Kreise um 895, im Gorlower Kreise um 631, im Lemberger Kreise um 395, im Stryjer Kreise gar um 1232, überhaupt um 2194 abnahm.

Im Jahre 1876 wuchs die Zahl der polnischen Schulen um 30, die Zahl der polnisch-ruthenischen um 27, dagegen nahm die Zahl der ruthenischen Schulen um 33 ab. Es war wiederum keine Hexerei, sondern eine natürliche Folge ganz concreter und planmäßiger Arbeit. Von den im ganzen Lande aus der Schulsteuer gesammelten Geldern wurden verhältnismäßig bedeutende Summen nach Westgalizien für die Gründung neuer und für die Ausgestaltung alter Schulen gespendet, während die östlichen Bezirke sich mit immer geringeren Zuschüssen aus dem Landesschulfonde begnügen mußten. So bekamen im Jahre 1877 Bezirk Radwornia 4068, Gorlow 1758, Zaleszczyn 3026, Husiatyn 5708, Tarnopol 4186, Berezany 3566, Grodek 806, Drohobyc 2884 Gulden, während Rzeszow mit 15.494, Jaslo mit 11.050, Neu-Sandec mit 9605, Mysleniec mit 9369, Wadowiec mit 15.455 und Jaroslau, wo die Zahl der ruthenischen Schulen gleichzeitig abnimmt, mit 16.845 Gulden für polnische Schulen bedacht werden.

Dieselbe Politik wird auch weiter verfolgt. Im Jahre 1878 werden die Bezirke Wadowiec mit 13.000, Wochnia mit 12.000, Jaslo mit 12.347, Rzeszow mit 17.065, Przemysl, wo aus 90 ruthenischen Schulen plötzlich 41 gemacht wurden, mit 19.000 Gulden für polnische Schulen subventioniert, während die immer mehr verarmenden und dem Analphabetismus anheimfallenden östlichen Bezirke mit lächerlich geringen Quoten abgefpeist werden: Grodek bekommt 1090, Zolkov 1030, Berezany 1923, Husiatyn 3000, Zaleszczyn 1500 Gulden u. s. w.

Herr Bobrzynski hat dieselbe Methode beibehalten, aber mit einer kleinen Abänderung. Die letzten Ausweise über die Vertheilung der Landesschulfonds an verschiedene Bezirke sehen nicht so frappant ungleich aus wie früher — ; aber das meiste Geld verschlingen die Städte, wohl darum, weil es hier gar keine ruthenischen Schulen gibt, das Geld also doch zur Stärkung ausschließlich des polnischen Elementes verwendet wird. So bekommt im Jahre 1897 Krakau allein 119.875 Gulden, also gerade so viel, wie sechs ärmste und am meisten vernachlässigte ruthenische Bezirke zusammengenommen. Zahlreiche Bitten armer ruthenischer Dorfgemeinden um Subvention aus dem Landesschulfonds für ihre Schulen sind von abschlägig beantwortet, „weil jetzt die Städte an der Reihe sind“.

Wie systematisch auch sonst ruthenische Kinder von der Schule ferngehalten und polnische zu derselben herangezogen werden, beweisen noch folgende Ziffern. Noch am Anfange der Siebzigerjahre hob der Landesschulrath in seinen Rechenschaftsberichten einigemale hervor, daß in Ostgalizien die Frequenz der Kinder in den Volksschulen größer ist als in Westgalizien. Wie verhält sich die Sache gegenwärtig? Leider wissen wir das nicht genau, da der Landesschulrath sich hütet, die Statistik der zum Schulbesuche verpflichteten und die Schule thatsächlich besuchenden Kinder polnischer und ruthenischer Nationalität zu verrathen. Er hat gute Gründe dazu. Einmal, im Jahre 1880, begieng er die Unvorsichtigkeit und publicierte die diesbezügliche Statistik. Sie war sehr dazu angethan, auch den stumpfsinnigsten Ruthenen einen Schreck um die Zukunft ihres Volkes einzujagen. Folgende kleine Tabelle möge das Bild veranschaulichen:

Bezirk	Schulpflichtige Kinder		Von Schule wirklich besuchte Kinder	
	polnische	ruthenische	polnische	ruthenische
Sanok	11.897	16.012	58 %	29 %
Przemysl	5.079	13.598	48 %	21 %
Jaroslau	9.728	11.886	51 %	28 %
Jaworowo	3.911	13.286	67 %	30 %
Sambor	3.853	12.028	80 %	27 %
Drohobyc			56 %	25 %
Lemberg Stadt			43 %	4 %

Man wird es vielleicht angesichts solcher Ziffern nicht zu stark finden, wenn der ruthenische Abgeordnete Dr. Iwaniewski im galizischen Landtage (März 1899) in die verzweiflungsvollen Worte ausbrach: „Der Landesschulrath löscht das Licht meines Volkes aus; sein System besteht darin, die armseligen Kreuzer dem ruthenischen Bauern auszupressen, um dafür das Licht nach Westen zu tragen, und die armen, hungrigen Kinder dieser Bauern sollen in der Finsternis verkommen.“

Doch damit nicht genug. Durch künstliche Eintheilung der Volksschulen in solche von höherem und niederem Typus, sowie in Stadt und Dorfschulen, wobei der Lehrplan, die Lehrbücher u. s. w. ganz dieselben sind, und der Unterschied nur in der kargeren Besoldung und größeren, schwierigeren Arbeit, sowie in den größeren Chancen auf der Seite der Dorfschullehrer besteht, wünschte es Herr Bobrzynski, alle tüchtigeren, strebsameren Lehrkräfte aus den Dörfern

Digitized by Google

in die Städte hinüberzuziehen. Da es aber nicht angieng, die Dorfschulen alle zu schließen, so wurde zu ihrer Besserung eine neue Kategorie — die der unqualificierten Lehrer und Lehrerinnen — erfunden. In zehn Jahren der Bobrzynskischen Herrschaft wuchs die Zahl dieser „Lehrkräfte ohne Qualification" bis zu 1163, so daß sie 21·5% aller galizischen Volksschullehrer beträgt. Es versteht sich, daß bei der Anstellung solcher unqualificierter, prüfungsloser Lehrer Protection die allergebräuchlichste Leiter ist; das mag auch erklären, daß wir auf 304 unqualificierte Lehrer 959 unqualificierte Lehrerinnen besitzen. Bei der Vorliebe des Herrn Bobrzynski für Ruthenen wird es auch ganz erklärlich erscheinen, daß 846 von diesen oft wirklich unqualificierbaren Lehrkräften ihre Arbeit der Erleuchtung Ostgaliziens widmen, welches sich besonders der schönen Zahl von 688 unqualificierten Lehrerinnen erfreut. Doch genug dieser Ziffern, welche sich wie ein schlechter Scherz ausnehmen würden, wenn sie nicht bittere Wahrheit wären. Die Regierungszeit des Herrn Bobrzynski füllt eine besonders dunkle Karte in der überhaupt wenig erfreulichen Geschichte des galizischen Schulwesens und möchte eine besondere Monographie beanspruchen, für welche die Zeit noch lange nicht gekommen ist. Zum Abschied möge aber Herrn Bobrzynski noch einmal das Wort zugerufen werden, womit einst der Abgeordnete Dr. Ckuniewski seine Rede im Landtage über das Schulwesen schloß: „Betrachtet Euch diese Wirtschaft, meine Herren, und Ihr werdet es begreiflich finden, daß auch die Besten unter uns an der Möglichkeit einer friedlichen Entwickelung des ruthenischen Volkes in Oesterreich zu verzweifeln beginnen, und daß Leute, welche wahrhaftig keine Russophilen sind, sich zum Rufe versteigen: „Und sollen wir wirklich ertrinken, so mögen wir eher im russischen Meer ertrinken als in der polnischen Pfütze."

Lemberg. Iwan Franko.

Das französische Vereinsgesetz in seiner endgiltigen Fassung.

I.

Wenn je ein Ministerium der dritten französischen Republik mit einer ihm bestimmt vorgezeichneten Aufgabe gebildet wurde, und wenn jemals ein neugeformtes Cabinet mit einem genau umschriebenen Programm vor die Landesboten trat, so war dies in beiden Fällen das Ministerium Waldeck-Rousseau. Als der Mann, der im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts der böse Geist Frankreichs gewesen war, als Charles Dupuy am 12. Juni 1899 zum dritten — und hoffentlich letzten — Male von der Ministerbank gefallen war, da lief alles, was wirklich republikanisch im Lande war, nach einem politischen Führer, der fähig und gewillt wäre, zweierlei zustande zu bringen: erstens die der Republik von mittärischer Seite her drohenden Gefahren zu beschwören, und zweitens die immer steigende politische, soziale und finanzielle Macht der katholischen Geistlichkeit, insonderheit der Ordensgeistlichkeit, zu brechen, eine Macht, die nachgerade eine bedrohliche Höhe erreicht und sich mit all ihren geistigen und materiellen Mitteln der republikfeindlichen Sodatesla zur Verfügung gestellt hatte. Herr Waldeck-Rousseau und seine Genossen im Amte nahmen diese doppelte Aufgabe an und gestalteten ihr Regierungsprogramm, das man seither das „Programm der republikanischen Vertheidigung" genannt hat, dementsprechend. Den ersten Theil von Aufgabe und Programm hat das Cabinet während seines nun bereits mehr als zweijährigen Bestehens erledigt, soweit sich dies ohne allzu tiefe und gefährliche operative Eingriffe in den Heeresorganismus bewerkstelligen ließ. Aeußerlich besehen, sind Organisation, Mannszucht, Pflichterfüllung und leidlich auskömmliches Verhältniß wieder in die Reihen des Officierscorps eingezogen; im Inneren ist freilich das meiste, wenn nicht alles, beim alten geblieben. Einsichtneidender und bedeutsamer ist die andere Reform ausgefallen, mit deren Vorbereitung sich das Ministerium, mit deren Aus- und Durchführung sich die Kammern zu befassen hatten, die Reform der bisher giltig gewesenen Vereinsgesetzgebung. Doch auch hier muß man sich vor Mißverständnissen und übereilten Schlußfolgerungen hüten. Die Reform, so wie sie nunmehr an den Pforten steht, das neue Vereinsgesetz, wie es von Kammer und Senat, unter Zugrundelegung des Regierungsentwurfes, angiebt und vom Präsidenten der Republik promulgiert worden ist, bedeutet einen guten und anerkennenswerten Schritt vorwärts, bedeutet, wenn schon nicht gerade eine Revolutionierung, so doch eine wesentliche Schwächung der früheren clericalen Uebermacht. So lange es aber noch heute selbstthätig wirkenden Gesetze und Verordnungen gibt, kommt alles auf die handhabung der Vorschriften, auf die Auslegung der Gesetzesparagraphen an, und diese liegen in der Hand der jeweiligen Regierung, der Gerichte und der jeweiligen competenten Behörden, das heißt in der Hand von Menschen, die, wie alle Menschen, subjectiven Anschauungen und Launen zugänglich sind. Da drüber ist niemand weiter zu reden nötig, daß allen Gesetzen und Verordnungen gegenüber, wie es kaum wohltig gewesen, hier besonders darauf zu reflectieren, wenn nicht das neue französische Vereinsgesetz seinen Zweck, seine Mängel beisße, die begründete Hoffnung hinsichtlich der zweckentsprechenden Auslegung der einzelnen Bestimmungen und somit auch der praktischen Wirksamkeit des Ganzen aufkommen lassen. Aus diesem Grunde wäre es also verfrüht, sich eines Sieges zu freuen, der vorderhand rein theoretischer Natur ist; erst die Zukunft, allerdings schon die nächste, kann zeigen, ob man in dem Gesetze in seiner heutigen Form wirklich die Vertheidigungswaffe in Händen hält, die man hat schmieden wollen. Sehen wir uns jetzt, und zwar speciell im Hinblicke auf diese Zukunft, etwas genauer in dem Gebäude des Gesetzes um, um uns dabei in den Labyrinth der 21 Artikel und 63 Paragraphen zu verirren.

Die neue „Loi sur les Associations" stellt sich bei der Analyse ihres Textes als ein Gemisch aus zwei verschiedenen, allerdings innig und untrennbar unter einander verbundenen Materien dar. Der eine Grundstoff, wenn ich so sagen kann, ist dem gemeinen Rechte entnommen und bildet einen reformierenden und erweiternden Zusatz zum bisherigen Vereinsrechte im allgemeinen. Der andere dagegen ist völlig neu geschaffen, er ist es so recht eigentlich, den man als die gegen die Congregationen gerichtete Waffe ansehen muß. Schon in dem von Herrn Waldeck-Rousseau stammenden Entwurfe zu dem Gesetze waren beide Theile vorhanden, aber es ist interessant zu erfahren, daß der ursprüngliche, vom Ministerium ausgearbeitete Text eigentlich nur jenes erste Element, das einer allgemeinen Reform der Vereinsgesetzgebung, enthielt, ja nicht einmal die Bezeichnung „religiöse Genossenschaft" (congrégation religieuse) kannte. Das, was das Gesetz zu einem Kampfmittel gegen die Orden macht, ist also im wesentlichen erst von den Kammern hinzugefügt worden. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß der Ministerpräsident einen Kampfe gegen die Bruder- und Schwesterschaften abgeneigt gewesen wäre; aber er glaubte den Zweck des Gesetzes, die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen Staat und Kirche, schon durch eine allgemeinere Fassung erreichen zu können, nach der die Orden gleich allen anderen Vereinigungen zu behandeln gewesen wären, ohne einer Ausnahmegesetzgebung zu unterstehen. Durch die Berathungen im Parlament sind die beiden Grundgedanken des Gesetzes deutlicher hervorgehoben und von einander unterschieden worden: auf der einen Seite erscheint uns daher die Neuerung als eine Erweiterung und Liberalisierung der bisherigen, veralteten und in der Praxis auch schon vielfach durchbrochenen Gesetzgebung, denn sie wirft den Artikel 291 des Strafgesetzbuches ganz über Bord, durch den die Vereinsgründer und -Mitglieder einer strafrechtlichen Beaufsichtigung unterstellt waren: auf der anderen nimmt sie dagegen die sich durch ihre Ziele und ihren ganzen Habitus von allen übrigen Vereinen scharf abhebenden religiösen Genossenschaften scharf aus; Korn und schafft für sie Bestimmungen, in denen wir gleich auf den ersten Blick Ausnahmebestimmungen erkennen, da sie für andersartige Vereinigungen nicht gelten. Dies drückt sich schon äußerlich durch die Wahl der Bezeichnungen aus. Denn während in den zwölf Artikeln der ersten beiden Titel des Gesetzes immer nur von „associations" kurzweg die Rede war, taucht in Artikel 13, mit dem der dritte und letzte Abschnitt des Gesetzes beginnt, zum erstenmale die Bezeichnung „congrégation religieuse" auf. Und während man vorher den zulassenden, gewährenden und Freiheiten einräumenden Bestimmungen weit häufiger begegnet war, als den einschränkenden, verbietenden und Strafe androhenden, ist nun (in Titel 3) das Umgekehrte der Fall. Natürlich aber erfreuen sich auch die religiösen Genossenschaften der Freiheiten und Zugeständnisse, die in den beiden ersten Theilen aufgezählt sind, soferne nicht die Artikel des dritten Theiles ausdrücklich das Gegentheil bestimmen; andernfalls würde es sich ja nicht um ein einheitliches, für die gesammte Bevölkerung maßgebendes Gesetz, sondern um zwei völlig getrennte, zwiespältigen „zusätlig" gemeinschaftlich berathene und promulgierte Gesetze handeln. Wir haben nunmehr in Frankreich fast vollständige Vereinsfreiheit, die der die größtenheils unter dem ersten und den zweiten Kaiserreiche auferlegten Fesseln lediglich ist, wir haben eine Vereinsgesetzgebung, die wenigstens besser als die frühere in ein republikanisches Staatswesen paßt. Wir haben aber auf der anderen Seite Einschränkungen und Verbietsbestimmungen, die nur für eine ganze unzutreffende Classe von Vereinigungen, für die religiösen, giltig sind, früher nicht bestanden. Der schonen republikanischen Theorie zufolge — die auch während der Berathungen von unterschiedlichen Rednern angerufen worden ist — passen diese Ausnahmsbestimmungen allerdings nicht in einen modernen Freistaat, wie denn überhaupt das Wort „Ausnahme" dem Princip der Gleichheit vor dem Gesetze eigentlich ins Gesicht schlägt. Aber Noth bricht Eisen, und wohin man in der Praxis mit manchen Gleichheiten und Freiheiten gelangen will, das ist gerade die Geschichte der religiösen Orden in Frankreich deutlich genug gelehrt. Man hat schon gegen Socialisten und Anarchisten Strafgesetze geschmiedet, weil man die Thätigkeit dieser Parteien mit dem Bestande von Staat und Gesellschaft in einen unlösbaren Zusammenhang brachte; vereinbar hielt; warum also soll man Staat und Gesellschaft vor der Monarchie halt machen, obschon diese [illegible] eine vielleicht ungefährlichere und unmittelbarere

Beschränkt wird die neu erstandene Vereinsfreiheit nur insofern, als Vereine, „deren Zweck sich mit den bestehenden (sonstigen) Gesetzen oder den guten Sitten nicht vereinigen lässt, oder in der Beseitigung der republikanischen Regierungsform oder der Verringerung des Bestandes des Staatsgebietes besteht," nicht zulässig sind und jederzeit und ohne Einhaltung irgend welcher Entschädigung an die ehemaligen Vereinsmitglieder aufgelöst werden können, ganz abgesehen von der etwa über die letzteren zu verhängenden Strafe. Nach einer treffenden Definition des Begriffes „Verein", durch die dieser von den kaufmännischen, finanziellen und sonstigen Erwerbsgenossenschaften geschieden wird, bestimmt das Gesetz, dass nur die Vereine der Anmeldepflicht unterliegen, die vom Staate die Rechte einer juristischen Person nachsuchen und bewilligt erhalten. Diese allein sind annähernd denselben Verpflichtungen unterworfen wie die religiösen Genossenschaften. Sie haben wie diese eine namentliche Liste ihrer sämmtlichen Mitglieder an die Verwaltungsbehörde einzureichen, worauf auch das Domicil und ein etwaiger Beruf der Mitglieder vermerkt sein müssen; ebenso sind die Vorstandsmitglieder und deren genau umschriebene Functionen zu erwähnen, und schließlich müssen Zweck, Sitz und Mittel des Vereines namhaft gemacht werden. Im Laufe der Zeit eintretende Personal- oder Statutenveränderungen sind innerhalb einer vorgeschriebenen kurzen Frist an die Behörde einzureichen, und Bücher über die Einnahmen und Ausgaben des Vereines sind kaufmännisch zu führen und jederzeit zur Verfügung der Obrigkeiten zu halten. Wo aber die Bestimmungen für gewöhnliche Vereine einerseits und für religiöse anderseits wieder auseinander gehen, das ist da, wo das Gesetz von der zu ertheilenden oder zu verweigernden Autorisation handelt. Diese wie gesagt, alle Laienvereine, die nicht auf die „capacité juridique" Anspruch machen, gar keiner besonderen Ermächtigung bedürfen, und während den Laienvereinen, die die Rechtsfähigkeit nachsuchen, die Ermächtigung durch einen bloßen Erlass der Verwaltungsbehörde ertheilt werden muss, sobald diese den Verein als „d'utilité publique" etiquettiert — nebenbei gesagt, ein in Frankreich überaus dehnbarer Begriff, eine Bezeichnung, die in den meisten Fällen nur sagen will, dass das betreffende Unternehmen nicht gerade gemeingefährlich ist — kann ein religiöser Verein nur durch Parlamentsbeschluss, das heißt, durch ein besonderes Gesetz, autorisiert werden, und auch nur, falls er sich den über die Anmeldung erlassenen Bestimmungen angepasst hat, und falls seine Statuten Gnade vor den Augen eines ad hoc eingesetzten außerparlamentarischen Ausschusses gefunden haben. Dieser Ausschuss und das Parlament bleiben also immer Herren über das Schicksal des sich um die Zulassung bewerbenden religiösen Verbandes, und darin liegt, wenigstens in der Theorie, immerhin ein gewisser Schutz gegen das Ueberhandnehmen der Orden. Betrachten wir, der Uebersichtlichkeit halber, gleich hier die Bestimmungen, die hinsichtlich der Auflösung von Vereinen getroffen sind; sie sind für die Orden nicht minder drückend als die bei der Anmeldung geltenden. Kann ein Laienverein, wie erwähnt, nur untersagt oder aufgelöst werden — und zwar ausschließlich durch gerichtliche Erkenntnis — wenn seine Satzungen oder seine Mitglieder gegen die allgemeinen Gesetze oder gegen die gute Sitte verstoßen oder wenn sie eine Gefahr für die Integrität des Territoriums oder für die gegenwärtige Staatsform darstellen, so kann ein Ordensverband ohne Richterspruch, bloß durch eine vom Präsidenten der Republik gegengezeichnete Verfügung des Ministerrathes aufgelöst werden, und dais die Motivierung der Maßnahme dabei meist nicht so peinlich genau ausfallen wird, wie bei einem juristischen Verfahren, liegt auf der Hand. Eine gewisse Compensation dieser harten Bestimmung findet sich freilich in einem anderen Artikel, durch den der Ministerrath ermächtigt wird, den bereits zugelassenen Orden die Gründung neuer Zweigniederlassungen oder die Erweiterung bestehender zu bewilligen, falls sie darum einkommen. Ein Zwang für den Ministerrath, dies zu thun, besteht aber natürlich nicht. Den nämlichen Ausnahmsbestimmungen unterliegen freilich auch solche Vereine, die „der Mehrzahl ihrer Mitglieder nach aus Ausländern bestehen oder deren Vorstand sich aus Ausländern zusammensetzt oder deren Sitz sich im Auslande befindet." Für jeden Lebenden ist es aber klar, dass dieser, im ersten, allgemeinen Theile des Gesetzes enthaltene Artikel, wie auch ein paar andere minder wichtige, vorwiegend gegen die Orden gerichtet sind, die jenen Voraussetzungen großentheils entsprechen und ihr Fortbestehen vom Auslande aus Rom empfangen. Neben ihnen können höchstens noch international-revolutionäre Vereine in Betracht, wogegen in Frankreich lebende Ausländer, die sich französischen Vereinen anschließen, ebenso wie diese selbst, keinen Ausnahmsbestimmungen unterworfen sind.

Die „pièce de résistance" des neuen Gesetzes ist aber der Artikel 14, sowohl im sinnlichen Sinne und was seine Bedeutung anlangt, als auch hinsichtlich der wirklichen „résistance", die sich gegen ihn geltend gemacht hat und in der Praxis seiner Anwendung voraussichtlich noch geltend machen wird. Diesen Artikel konnte man das Testament Jules Ferrys nennen, das nun endlich vollstreckt worden sei, denn er bestimmt, dass „kein Mitglied einer nicht autorisierten religiösen Congregation, sei es direct, sei es durch untergeschobene Personen (sogenannte Strohmänner) eine Unterrichtsanstalt irgend welcher Art leiten oder in einer solchen Unterricht ertheilen kann." Besser wäre es freilich gewesen, dieses Verbot auf sämmtliche geistliche Genossenschaften, auch auf die ermächtigten, auszudehnen, aber das wäre schließlich mit dem Geiste des ganzen Gesetzes schwer vereinbar gewesen: denn eine Congregation, die gerade noch ungefährlich genug wäre, um die Ermächtigung für ihren Aufenthalt in Frankreich zu erlangen, dagegen schon zu gemeingefährlich, um das Recht, Unterricht zu ertheilen, zu erhalten, wäre ein Zwitterding, von dem höchst ungenau definierter rechtlicher und socialer Stellung, und ein Gesetz, das solche Zwitterwesen schüfe, wäre ein „graduiertes" Ausnahmegesetz von bedenklicher Tendenz. Da aber eine Ausweisung sans phrase sämmtlicher Orden von Kammer und Senat nicht zu erlangen gewesen wäre, so musste man sich mit dem Nothbehelf begnügen, den Artikel 14 darstellt. Dass aber auch dieser den Clericalen schon viel zu weit geht, erkennt man an dem Gezeter, das in den ultramontanen Blättern angestimmt wird, und man wird es wahrscheinlich noch mehr an dem passiven Widerstande erkennen, den die Congregationen der Ausführung dieser Bestimmung entgegensetzen werden. Die Jesuiten haben z. B. mit einem gewissen Cynismus zu verstehen gegeben, sie würden nach ihrer „en bloc" erfolgten Ausweisung einzeln wiederkommen und ihre Thätigkeit an den Lehranstalten fortsetzen; nur würden sie sich dann mit „Abbé" anstatt, wie bisher, mit „Bon père" anreden lassen.

Paris. **Poller.**

Zur Reform der Güterbeförderung bei den k. k. Staatsbahnen.

In der Sitzung des Eisenbahnausschusses des österreichischen Reichsrathes vom 2. Mai d. J. erwiderte der Eisenbahnminister Dr. v. Wittek auf die Anfrage des Abgeordneten Dr. Ellenbogen, betreffend die endliche Durchführung der Reform in der Güterbeförderung, Scheidung des Rah- und Fernverkehres bei den k. k. Staatsbahnen: Es werde dieser Frage vom Eisenbahnministerium das angelegentlichste Augenmerk zugewendet, doch liegen die der ausgedehnten Anwendung dieser Transporte entgegenstehenden Schwierigkeiten darin, dass bei uns die Stationsanlagen nicht entsprechend ausgestattet seien, ferner der Stückgutverkehr, auf den sich die erwähnte Beförderungsweise beziehe, in Oesterreich noch nicht so entwickelt sei wie in Deutschland, so dais insbesondere auf unseren Eisenbahnen das erforderliche Materiale zur Verladung für eigene Fernverkehrswagen fehle. Bei Einführung solcher Reformen dürfe aber die Betriebsökonomie nicht außeracht gelassen werden.

Es ist dies ungefähr der Tenor dessen, was in den officiösen Antworten auf unsere bisherigen Artikel*) trotz oftmaliger Widerlegung breitgetreten wurde, wogegen unseren ziffermäßigen gegentheiligen Beweisen gegenüber ein bezeichnendes Stillschweigen beobachtet wurde. Man kann sich eben mit großen Phrasen immer leichter um eine Frage herumdrücken, als mit ziffermäßigen Belegen vorgebrachte Thatsachen entkräften. Nun kommt gerade das Erscheinen zweier Publicationen gelegen, und zwar der Bericht der k. k. Staatseisenbahnverwaltung für das Jahr 1900 und die Statistik des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen für das Rechnungsjahr 1899, um dem Herrn Eisenbahnminister zu beweisen, dais er bezüglich seiner im Eisenbahnausschusse vorgebrachten Angaben irrig informiert wurde. Wir nehmen nämlich an, dais Herr Dr. v. Wittek infolge seiner angestrengten politischen Thätigkeit wieder Zeit noch Muße hatte, sich mit dieser Frage eingehend zu befassen.

Wenn die Behauptung, mit welcher der Durchführung der Reform opponiert wird, dais der Stückgutverkehr in Oesterreich nicht so entwickelt sei wie in Deutschland, und das erforderliche Materiale für Fernverkehrswagen fehle, der Wirklichkeit entspräche, dann müsste ersteres die procentuelle Verhältniszahl des Quantums der Stückgüter zu dem der Wagenladungsgüter, zweitens die von den Stückgütern durchschnittlich zurückgelegte Wegstrecke bei uns wesentlich niedriger sein als in Deutschland. Nehmen wir nun die von der Statistik des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltung geboteten Ziffern zum Vergleiche, so finden wir, dais dem nicht so ist, und dais sowohl der kilometrische Stückgüterverkehr pro 33,231 Tonnen 1899 einen größeren Procentsatz, 8·13 % (1898 = 8·13 %), des gesammten beförderten Gütergesammtquantums der österreichisch-ungarischen Bahnen betragen hat, als der auf den deutschen Staats- und Privatbahnen pro 34,262 Tonnen 5·7 % (1898 = 5·5 %), als auch, dais die durchschnittliche Länge des von jeder Tonne Stückgutes zurückgelegten Weges auf unseren Bahnen 114·81 Kilometer (1898 = 111·21 Kilometer), auf den deutschen Bahnen 110·71 Kilometer (1898 = 111·05 Kilometer) erreiche, daher von einem Zurückbleiben auf unseren Linien nicht die Rede sein kann; und wenn zugegeben wird, dais für Deutschland das Materiale zur Einführung der Reform gegeben war, dann ist es zumindest für unsere Bahnen auch vorhanden.

*) Siehe Nr. 344 u. 345.

Digitized by Google

Beweiskräftig hiefür und sehr interessant ist die folgende zum Vergleiche der österreichischen und deutschen größeren Bahnen dienende Aufstellung:

1899 — Bahnen	Betriebslänge Ende 1899 Kilometer	Gesammtquantum frachtpflichtiger Güter ersterer Posttarifer und tranchierter Regie guter Tonnen	Stückgüter Tonnen	Vom Gesammtquantum waren Stück guter Procente	Durchschnittl. Weglänge für jede Tonne Stückgut Kilom
Preuß. Hessische Staatsbahnen	30.303·91	205,124.760	8,728.019	4·257	131·97
Baier. Staatsbahnen	5.840·20	17,909.737	1,242.013	6·93	138·12
Sächsische Staatsbahnen	3.005·53	24,333.166	1,586.414	6·52	75·20
Württembergische Staatsbahnen	1.826·11	8,036.761	729.955	9·08	78·92
Elsaß-Lothring. u. Luxemburg.					
Eisenbahn	1.826.36	23,444.887	614.301	2·62	67·51
K. k. österreich. Staatsbahnen	10.935·83 *)	31,066.505	1,899.507	6·114	127·75
K. Ungar. Staatsbahnen	7.853·29	18,040.608	2,081.986	11·54	165
Südbahn, österr.					
Neb.	1.474·98	7,601.420	543.372	7·14	167·13
Oesterr. ung. Staatseisenbahn Gesellschaft	1.391·89	10,106.301	1,818.477	18·30	100·74
Mail. Ferdinands Nordb., Hauptneg.	1.037·63	13,738.179	483.666	3·63	119·58
Oesterr. Nordwestb., garant. Linie	627·96	3,771.121	628.225	16·62	110·84

Die durchschnittliche Weglänge hängt einerseits von der Richtung des Hauptverkehres, anderseits davon ab, ob in dieser Richtung die Güter ununterbrochen auf dem Geleise einer Bahn, oder ob sie auf denen mehrerer Bahnen geführt werden. So betrug z. B. im Jahre 1899 die durchschnittliche Weglänge für Stückgut auf den k. ungarischen Staatsbahnen 176·28 Kilometer, auf den niederländischen dagegen nur 85·33 Kilometer. Auf dem großen zusammenhängenden von Westen nach Osten sich erstreckenden Netze der preußisch-hessischen Staatsbahnen hätte sich ein viel größerer Unterschied in der durchschnittlichen Weglänge der Güter ergeben, den von fremden Bahnen allseitig begrenzten und unterbrochenen Linien der k. k. österreichischen Staatsbahnen zeigen müssen, wenn wirklich auf den ersteren verhältnismäßig mehr Güter für den Fernverkehr vorhanden gewesen wären als auf den letzteren.

Es ist bezeichnend für das Verkennen der Tragweite der Reform, daß man in den derselben gegnerischen Kreisen immer noch einzig und allein nur ihren Einfluß auf den Stückgutverkehr und nicht den auf den gesammten Güterstandport vor Augen hat, gerade, als ob man hauptsächlich mit Güterzügen zu rechnen hätte, welche nur Stückgüter führen, und nicht mit solchen, die zumeist Wagenladungsgüter vereint mit Stückgütern zu transportieren haben. Hierbei wird auch übersehen, daß schon bei Zusammenstellung der Züge mit Wagen für Wagenladungsgüter und Stückgüter die Scheidung für Nah- und Fernverkehr vorzunehmen ist. Der große Vortheil der Reform, welchen die Preußen erkannt haben und laut Verordnungsblatt für Eisenbahnen und Schiffahrt vom 13. November 1901, als Besörderungsvorschriften, die von den bisherigen abweichende, neue Grundsätze aufstellen, gekennzeichnet haben, ist darin gelegen, daß die für weitere Entfernungen bestimmten Sendungen nicht mit den für kürzere Entfernungen bestimmten Gütern von Station zu Station bummeln müssen, sondern die directen Züge entweder nur auf den bedeutenderen Stationen zum Ein- und Aussetzen von Wagen halten oder von einem Verkehrsgebiete in das andere gleichsam übergeführt werden. Es ist den Deutschen eben klar geworden, wie sehr einerseits gerade das viele Rangieren den Transportefect vermindert und einen großen Procentsatz der Zugkraft absorbiert, je das gegenüber der Transportkilometerleistung eine unverhältnismäßig große Rangierkilometerleistung steht, anderseits die Wagen eine umso vielfachere Ausnützung zulassen, je öfter sie durch rascheren Lauf einer Wiederverwendung zugeführt werden, das ferner weniger Wagen und ganze Züge auf den Strecken und Stationen herumstehen müssen und hiedurch die Verkehrssicherheit gehoben wird.

Selbstverständlich braucht man auch bei Beibehaltung planloser Verladung und Zugzusammenstellung und bei wechselnden Verkehre zum Manipulieren und Rangieren immer mehr und unverhältnismäßig größere Geleislängen. Während nun das Ziel und Resultat der Reform ein Minderbedarf an Längen durch tiefere Ausnützung desselben wäre, folglich eine Entlastung der Geleislängen der Stationen noch sich ziehen würde, kommt man mit der komischen Forderung einer Vergrößerung der Stationsanlagen als Vorbedingung für die Einführung der Reform, i. e. für einen Minderbedarf an Geleislängen. Sind Stationen durch den gewachsenen Verkehr einer Vergrößerung der Anlage bedürftig, dann hat dies keineswegs mit der Reform etwas zu schaffen, welche doch die meisten Stationen von überflüssiger und unnöthiger Arbeit entlasten soll. Auf den öfter gemachten Einwand, die Reform ließe sich wegen der vielen verkehrsschwachen Linien nicht durchführen, muß bemerkt werden, daß in den größeren Stationen, die zumeist Zugsbausgangs- und Endstationen sind, das zur Bildung von Wagen für den Nah- und Fernverkehr nöthige Güterquantum jederzeit vorhanden ist, während die Verladung und Zufuhr der von den industriedrmeren Mittelstationen herrührenden Güter in der Weise erfolgen muß, daß diese beim Eintreffen auf den Uebergangsstationen der Hauptlinie ohne größere Manipulationen und Umladearbeit mit den Zügen der Hauptlinie weiterrollen können. Daß dies möglich ist, haben bereits die ersten Durchführungsarbeiten der Reform im scharfen Gegensatze zu den irrthümlichen gegnerischen Behauptungen bewiesen. Wenn der Einwand neuerdings gemacht werden sollte, würde dies nur Unverständnis bewiesen, und daß es nicht genügt, Organe zu einer Arbeit zu commandieren, zu welcher sie bei allen sonstigen unbestrittenen Vorzügen nicht geeignet sind.

Die Fahrzeit der Züge bildet ein wichtiges Moment für die Rentabilität, da sie von großer Bedeutung für die Transportofsten ist. Denn je rascher ein Zug eine bestimmte Strecke zurücklegt, desto geringer wird durch zumindest kürzere Verwendung der Locomotive und Wagen der Antheil der einzelnen Fahrt an den Gesammtkosten für Verzinsung und Amortisation, und desto kleiner werden die entfallenden Kosten für das Zugspersonale. Wie weit dies geht, ist aus einer im Vorjahre von einigen Oberbeamten der k. baierischen Staatsbahnen ausgearbeiteten Denkschrift über ein künftiges Betriebsprogramm zu ersehen*), in welcher der Nachweis geliefert wurde, daß in Bayern 1 Kilometer Schnellzugsbeförderung 76 Pfennige, dagegen 1 Kilometer Personenzugsbeförderung 1 Mark kost. Erklärt wird dies dadurch, daß bei Personenzügen mit längerer Fahrzeit die Locomotiven viel weniger ausgenützt werden können, die Wagen der Züge viel länger auf der Fahrt sind, und daß auch für das Fahrpersonale größere Diäten und höhere Fahr- und Ausbleibegelder vergütet werden müssen. Die Denkschrift gelangte zu dem Vorschlage, außer den internationalen nur an wenigen Stationen haltenden Schnellzügen mehr Localschnellzüge als bisher verkehren zu lassen.

Wie bei jedem großen Verkehrsunternehmen müssen sich auch bei den großen Verkehrsanstalten mit dem wachsenden Verkehre die Betriebsausgaben pro Einheit, also in unserem Falle für Brutto-Tonnenkilometer oder Achskilometer verringern, wenn eine vernünftige Lauswirtschaft befolgt wird. Bei den k. k. österreichischen Staatsbahnen stiegen aber die Ausgaben von 1894**) mit 11·63 Kronen pro 1000 Brutto-Tonnenkilometer auf 14·48 Kronen im Jahre 1900 und die Gesammtausgaben, die 1894 noch 85·59 Procente der Gesammteinnahmen betragen haben, auf 89·29 Procente. Die kilometrischen Gesammtausgaben stiegen auf den Gesammtnetze der k. k. Staatsbahnen im Jahre 1894 mit 13.462 Kronen auf 18.858 Kronen im Jahre 1899 und 18.867 Kronen im Jahre 1900. Hiebei sind die unter dem Titel „sonstige zu den eigentlichen Betriebsausgaben nicht gehörigen Kosten" verzeichneten Ausgaben, welche für 1900 872.859 Kronen ausmachten, eingerechnet. Die immer wieder hervorgehobenen bedeutenden Kosten der Gehaltsregulierung sind pro 1900 mit 5,082.853 Kronen eingestellt und entsprechen 2·7% Procent der Gesammtausgaben oder 35 Heller pro 1000 Brutto-Tonnenkilometer. In Anbetracht dieser ungünstigen Gebarungsweise sollte man doch erwarten, daß alles daran gesetzt werden würde, um aus diesen schmählichen Ergebnissen herauszukommen, umsomehr als jetzt die k. k. Staatsbahnen nicht einmal mehr die halbe Verzinnung des Anlagecapitals aufbringen, während die anderen großen Bahnen von Jahr zu Jahr bessere Resultate aufweisen und eine entsprechendere Verzinnung bieten. Hiebei ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Privatbahnen eine erorbitante Leistung an Staatssteuern, Coteringen und Stempelgebühren und Gebührenäquivalenten leisten haben, welche bei den k. k. Staatsbahnen wegfallen. Außer einer Tarifpolitik, welche die Interessen der Verfrächter, allerdings nicht unter der Grenze der vollen Gestehungskosten, so weit als möglich berücksichtigt, müssen Erfolge im internen Dienste der k. k. Staatsbahnen erreicht werden.

Vor allem muß endlich an die einheitliche centralisierte Durchführung der Reform, Streichung des Nah- und Fernverkehres beim Güterstransporte auf den ganzen Netze der k. k. Staatsbahnen ge-

Digitized by Google

gangen und versucht werden, eine Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit bei allen Güterzügen, ausgenommen die Sammelgüterzüge, oder wie sie der k. k. Generalinspektor Gustav Gerstel bezeichnet, die Zwischenwerkehrs-Güterzüge, durchzuführen. Im Jahre 1900 verkehrten auf den für Rechnung der k. k. Staatsbahnen betriebenen Linien, exclusive Bhmer Stadtbahn, 30.444 Expreß- und Schnellzüge, 346.532 Personenzüge, 78.297 gemischte Züge, 392.054 Güterzüge und 27.131 Regiezüge mit einer Fahrgeschwindigkeit von 35 bis 45 Kilometern pro Stunde bei den Personenzügen, 24 bis 28 Kilometern bei den directen und Güteeilzügen und 15 bis 20 Kilometern bei den übrigen Güterzügen. Je weniger die überwiegende Mehrzahl der Züge in der Fahrgeschwindigkeit von einander abweicht, desto leichter ist der Verkehr zu bewältigen, eine desto größere Zuganzahl kann befördert werden, und eine umso höhere Verkehrsleistung beist resultiert. Mit dem Wegfalle des Moments, daß Personenzüge schneller fahren als die directen Güterzüge, entfallen auch Aufenthalte der letzteren auf den Stationen und den offenen Strecken. Anstatt nun die Reform, wie wie es in allen früheren Artikeln verlangten, einheitlich auf dem Gesammtnetz durchzuführen, mit der Vergeudung von Millionen an Arbeitskraft und Materiale, wie wie es in Nr. 299 der „Zeit“ ziffermäßig nachzuweisen versuchten, unerschwinglich und bedrückend einen moralischen Zwang auf die Privatbahnen auszuüben, dem Beispiele der k. k. Staatsbahnen Folge zu leisten, um dann vielleicht in nächster Zukunft zu einer für sämmtliche österreichische, ungarische und deutsche Bahnen geltenden Vereinbarung für die Verladung und Beförderung von Stückgütern wie für Wagenladungsgüter zu kommen, will man bei den k. k. Staatsbahnen die Reform stückweise und streckenweise, was soll auf eine Vereteilung hinausgeht, durchführen. Der Bericht der k. k. Staatsbahnen für 1900 sagt sich sehr ausführlich über die Reform aus, er theilt nämlich in zwei Zeiten mit: „In Vorbereitung ist die weitere Ausdehnung der bereits im Jahre 1898 und 1899 in einzelnen Staatsbahn-Directionsbezirken eingeführten Reform des Güterzugsdienstes und der Verladeweise der Stückgüter.“ Ja, sind denn die Studien und Vorbereitungen noch immer nicht beendet und hat man sich noch immer kein endgiltiges Urtheil bilden dürfen? Es scheint, daß man gänzlich daran vergißt, daß aufseehalb der Amtsstuben das Leben unaufhaltsam fortschreitet und thatkräftige Männer fordert, die reissen, was sie wollen und wie sie es wollen, und daß man mit dem Kattsetzen solcher, wenn sie sich finden, der Lösung der Frage nicht aus dem Wege geht. Laut der Rede des Reichsrathsabgeordneten Dr. Ellenbogen in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. März d. J. wurde der zur Durchführung der Reform von der Generalinspection zu den k. k. Staatsbahnen übersetzte äußerst talentierte, begabte und eifrige Beamte gemaßregelt. Es dürfte in Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse der Ansicht gewesen sein, daß es zur energischen Durchführung der Reform benöthigt sei, und damals gebandelt haben. Diesen Irrthum mußte er wohl büßen. Wenn man nun sieht, auf welche Art einzelne Directionen zu opponieren in der Lage sind, dann muß man der, zwecks politischer Ausnützung von manche Seite verlangten Erweiterung der Machtbefugnisse der k. k. Staatsbahn-Betriebsdirectionen, die angeblich behufs Abteilung des Wagenmangels nothwendig sein soll, entschieden entgegentreten. Eine solche capitale Dummheit begiebt gerade noch, Gerade das Gegentheil des Angestrebten wäre die Folge, denn, da die Zuganzusammenbringung der verschiedenen Güter zu verschiedenen Zahrezeiten erfolgen und die einzelnen Linien (Betriebsdirectionen) daher ungleichmäßig beschäftigt sind, muß die Wagendirigierung von einer Centralstelle aus geleitet werden, um den sich streckenweise und plötzlich zeigenden Anforderungen entsprechen zu können. Mit der einheitlichen Durchführung der Reform auf dem Gesammtnetze wird die Wagenverschwendung und damit eine der Hauptursachen des Wagenmangels wegfallen.

Julius Flamm.

Die Ausbentung der Todescandidaten.

Nach einem Beitrag zum gegenwärtigen Tuberculose Congress.

Millionen sind Jahr für Jahr Opfer der Civilisation; durch die Schwindsucht allein, und nur in Deutschland, sollen alljährlich 200.000 Menschen sterben. Man sagt wohl, daß sie noch nicht so schlimm daran seien, weil sie bis zuletzt Leben erhoffen: man redet vom Segen des Südens mit seinen Palmen und Orangen, die den Winter zum Frühling machen, man rühmt Sanatorien, die ihre Pforten denen öffnen, die Geld mitbringen; und heute hat man schon von Acclimatisierungsanstalten im Tiefste der Schwindsucht zu erzählen, die denen Heilung bringen sollen, welche arm sind. Alles scheint von Humanität und Wissenschaft zu triefen, der Doctor möchte ein Entdecker sein, der Patient ein Heiler. Allein, wer mit dem Getriebe und dem Leben hier bekannt ist, die von den Schwindsüchtigen leben, und wer sie gesehen hat, Jahr für Jahre, und ihr Leiden mitgefühlt, den erfüllt Schmerz, es sagt sich, daß die Wissenschaft mitunter der Humanität nicht imstande ist, das Leidenreich zu verdecken, das die Civilisation schafft; denn was immer gegen die mörderischeste Krankheit unserer Tage unternommen worden ist, ist in hundert Fällen oft 99mal nur das Pflaster, das den Leib verhüllt, bis es mit Wissenschaft und Humanität zu Ende ist. Es ist das große Drama, gegen welches das der Bühnen, wobei Zuschauer sich amüsieren und Dichter auf Erfolge lauern, ein Kinderspiel ist. Vererbung, Ausbeutung, unvernünftige Lebensweise, und was die Civilisation gebracht, sind die Ursachen der Legion von Schwindsüchtigen. Wer nichts hat, geht daheim zugrunde, neben der Fabrik, im Hofe und Hinterhause, in der Dachstube; der Tod tritt als Erlöser auf, und dem Schwindel ist ein Schnippchen geschlagen, denn wo nichts zu holen ist, sucht man nichts. Wo Geld ist, gibt es Hausarzt, Pflegerin, Specialist, Fahrstuhl, Sanatorium, selbst den Süden und was Kunst und Wissenschaft an Technik zuwege gebracht haben. Aber fast alle Faetoren, die Heilung vorgeben, sind in der Regel arge Täuschung, ja häufig Verwündigung an Leib und Seele derer, die von Specialist zu Specialist, von Ort zu Ort pilgern, bis sie Palmen und Orangen mitsammt dem Heilserum verstlucken und sich vergeblich nach der Stunde daheim sehnen, dem Händedruck der Liebe, ehe sie ihren Geist ausbauchen.

Der Gang ist gewöhnlich folgender: Der Doctor erklärt, nachdem er vergeblich Arznei- und Hausmittel angewendet, daß er sich nicht getraue als Specialist fühle, und er räth, den Professor zu consultieren. Nachdem ein Onkel, eine Großmutter für die nöthigen Gelder erweicht worden sind, die die Cur erfordert, von welcher Blätter glänzende Resultate zu erzählen haben, bringt man den Kranken in die Stadt, und das oft durch eine ermüdende Reise und unter Aufregungen; denn nicht nur kommt ihm die Erkenntnis, daß man ihn flieht, wo er sich zeigt, sondern er fürchtet den Ausspruch des Professors, und ob die Gelder reichen werden; ist es ja so, daß jene, die Curen machen, häufig vom Geldverlangen leben. Die Scene beim Specialisten ist für Kenner selten erfreulich. In einer Stunde sollen womöglich 20 Kranke beraten werden. Der Professor spricht oft wie ein Buch, er ist Autorität; Kehlkopfspiegel, Apparate, Magnesiumlicht, Fläschen umgeben ihn, als könne und wisse er alles, während ihm meistens gerade das fehlt, was der Kranke braucht. Aber als Autorität sagt er: „Sie haben das und das und müssen deshalb nach J. Ich gebe Ihnen ein Billet für Dr. N. daselbst; er wird Ihnen sagen, was zu thun ist, er ist ein ausgezeichneter Arzt.“ Allein nicht der nächstgute Arzt und sein natürliches Klima ist er wählig gar nicht orientiert; er weiß oft weder, wie es mit den Staub- und Windverhältnissen daselbst aussieht, noch mit Kälte und Nebel in den betreffenden Monaten, er kann auch unmöglich überall, noch zu allen Jahreszeiten dort gewesen sein. Er verläßt sich zumeist auf den Arzt daselbst, aber der bestallte ist bekanntlich nicht immer der beste, und es gibt Collegen, die in Anstalt und Haus ganz anders denken, als wenn sie im Fract ihre Ausmartung machen. Und so auch weiß der Specialist die Gegenstadt nicht, wie der verschiedenen Orte und Sanatorien in den verschiedenen Stadien des Leidens wirken; und das es Patienten gibt, die ihm nicht folgen! Viele laufen von Ort zu Ort, von Anstalt zu Anstalt, vom Sanatorium ins Hotel, vom Hotel ins Privathaus. Und niemand kann verlangen, daß der, der jährlich tausend Kranke verschickt, auch weiß, ob es Ort, Anstalt, Doctor oder Lebensart des Patienten sind, was diesen gesund gemacht oder krank gebracht. Die Schwierigkeiten sind schier unglaublich, nicht zuletzt der Mangel an einer wissenschaftlichen meteorologischen Tabelle der Orte in Bezug auf Winde, Niederschläge, Temperaturen ꝛc., und das alles verglichen und auch auf die einzelnen Monate in Durchschnittszahlen berechnet. Hätte er das, so wüßte er vieles, was er heute nicht wissen kann, besonders weil so viele der Orte das Mädchen für alles zu sein vorgeben, nämlich alles heilen wollen, anstatt ehrlich zu sein, wodurch vermieden würde, daß Curorte den Ruin erleben. Weil die Schwierigkeit für den Specialisten der Großstadt, die verschiedenen Orte und Sanatorien, inclusive Leiter und Aerzte nur einigermaßen zu kennen, eine immer größere wird, je unsicher alles wird, darf niemand den Stein erheben gegen die Person, wo das System errichtet erscheint.

Ist der Kranke in einem Sanatorium, so ist es noch am besten daran. Es gibt hygienische Maßregeln, diätetische Vorschriften, sachliche Ansicht, Hilfe und Pflege und nicht selten sogar den Versuch, das Heim zu ersetzen. Aber es stellen sich doch Dinge ein, die ihn beunruhigen. Der eine findet, daß nicht genügend Aussicht geübt wird im Sinne der Moral; der andere empfindet den Mangel des Individualisierens; oder er leidet unter Defecten anderer Art, etwa dem Umstand, daß er ewig Kranke, von früh bis abends Husten und Spucker als Genossen hat, die immer dasselbe reden, nämlich von sich und der Krankheit, daß es oft schlimmer daran zu sein denkt, als es der Fall ist — dies und anderes mehr in das Gehirn. Kommen dann die Geldbriefe dazu, die Briefe des Mahnens und Jammerns, so wird das beste Sanatorium nicht zum Wunder. Die Erfolge der Anstalt, oft mit 70 Procent angegeben, treffen ihn nicht oder wenig, oder sie treffen ihn, und er kehrt in die Heimat zurück, aber zugleich in das alte Leben, die unerwünschten Verhältnisse, und vielleicht nimmt ihn der Friedhof schon in nicht kommender Frühling auf. „Wäre er in andere Behandlung gekommen, alles wäre

Digitized by Google

gut gewesen!“ heißt es; aber die Wenn und Aber machen nicht lebendig. Es soll der Ort schuld sein; der Specialist hätte ihn nicht nach X. sondern nach Y. schicken sollen, oder es soll etwas anderes sein. Freilich gibt es Sanatorien mit glänzenden Resultaten; es ist jedoch nicht zu bestreiten, daß dieselben Bruchstücke sind, von denen jedes in der Regel eine Summe von günstigen Momenten zur Voraussetzung hat, und das ebenso vor, als nach der Cur. Das Totalergebnis ist in den meisten Fällen: Verzögerung, und sie kostet unglaubliche Opfer.

Immerhin sind die Sanatorienbesucher, auch wenn sie von Ort zu Ort ziehen, weit besser daran, als die, welche in Hotels und Pensionen oder in Privathäusern der Curorte leben. Viele dieser Gäste sind nicht gerade arm, aber sie müssen sparen: die meisten haben mit dem Groschen zu rechnen, der ihnen lieber ist, als der Pfennig. Sie kommen von der Scylla in die Charybdis, denn wo der Kranke auch noch kein Geld hat, wird er noch mehr ausgebeutet, als wenn er alles haben kann. Am schlimmsten sind jene daran, die dabei nicht die einfachsten Regeln hygienisch-diätetischen Lebens kennen. Ihr Dasein spottet aller Beschreibung. Die „billigen“ Zimmer sind so ungeheuer, wie die Nachtgeschirre. Hier hängt alle Tage Wäsche vor dem Fenster; dort werden Teppiche, Matratzen, Schwindsuchtsbetten geklopft; Staub und Gerüche, peststarke, umgeben oft Haus und Zimmer; die Straße wird gerade gereinigt, ehe der Regen kommt, und gesprengt, wenn es zu spät ist; der Wassergraben darf weiter stinken, das Curcomité hört nicht auf die Klage, und wo der Pferdemist liegt, liegt er: der halb Verhungerte hat die Curtaxe zu zahlen. Alles kostet Geld und viel Geld, und der Kranke, täglich gepreßt, wird ausgeschunden, bis jede Stunde lang nach einem Glase Wasser rufen oder klingeln, und kommt es, ist es nicht warm, sondern kalt, oder warm anstatt kalt. Ist der Curort mit Sturm gepeitscht, wackelt das Zimmer: ist die Kälte eingezogen, heizt der Ofen nicht, und das bischen Holz kostet eine Menge Geld. In den Stunden der Cual kommt der Doctor nicht, und fehlt wieder Geld, will selbst die Waschfrau nicht warten. Im Orte sind Hinz und Kunz „Wissenschfter“, der Hausknecht will hygienische Bauten anführen, und ist ein ganzer Curort ohne Baugeist, so hat der Müller den Schutz ein Haus vorbaut, wo es gibt ichon Orte, die den stolzen Namen „Stazione climatica!“ auf ihre Tafeln schreiben, doch nicht ein Sanatorium haben, nicht einen Curarzt, nicht Gemüse, Butter, Milch und andere Dinge, dafür ganze Straßen und Winkel voll Dreck, veritablem Menschendreck, und dazu einen „Curpräsidenten“, der selber schwindsüchtig ist, und hinter dem der Mann mit dem Zettel für die „Curtaxe“ lauft. Endrich, nachdem der verlassene, von Arzt zu Arzt, von Ort zu Ort irrende Kranke an eigenen Leibe erfahren, daß die Heimat unendlich liebevoller ist und schließlich gründet, als die Fremde mit dem Leben ohne Hilfe, kommen die inneren Conflicte, und wohl ihm, wenn er noch in die Arme der Mutter, der Gattin, des Kindes eilen kann!

Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese ganze in Gang gesetzte Verschickungsmaschine in sich selbst defect ist, daß man sie nicht weiß, ob moralisch dirigier als wissenschaftlich, ob gewerbsmäßig oder aus moralischen Gründen sie hier, daß der, der kein Geld hat und keine Gesundheit, nicht den Weg zu betreten ein Recht hat, der Gelder verschlingt, die er oft nicht oder schwer als Gesunder zurückerstatten konnte. Die Beerwandten, die oft selbst nicht viel haben, anzupumpen und Gelder zu leihen, welche voraussichtlich nicht ohne große Opfer zurückzahlbar sein werden, ist weder sittlich, noch gesundheitsfördernd, denn wo das Gemüth gedrückt ist, blüht der Leib nicht. Der Niedercläbig trifft die meisten, selbst jene, welche ihr eigenes Heim aufgeben. Die Consilien bleiben nicht aus, und das Geld fliegt davon. Was der Specialist, die Kleie ihm und in die Ferne sieben, was das Sieben und die Bewinnung, die Honorare für ärztliche Besuche, hundert notwendige Handzuge, die bezahlt sein müssen — es ist eine Kette der Verdrießlichkeiten, denn jeder Curort ist ein System des Verdienens, bis zum Barbier, der das Treffache von dem in der Heimat verlangt und dem Kranken sagt, was alle sagen: „Alles ist theuer!“ Aber mit dem Verlegenen Aufbewahren und Besorgnissen, einem Stück der Krankheit selbst, gehen in Hand und Hand die Curtaxbindungen über Klima, Tee, Wetter, Arzt, Pflegerin, Preise, Fortschritte. Man mag glaubt, z. B. „endlich“, findet man eine Barentaille, und wo es Sennenschen gibt, dort in er oft für zu geringe Zeit, oder es ergeht der Staub, der haubdreck ist und den Hals schimmer macht als die Kalte daheim. Man sieht sich im System des Geldmachens; oft nicht einmal der Sprache mächtig, geht dem Kranken alles ouer, das auf das Postwesen und die Verpflegungsgebühre. Die Aufregung, die sich vermindern sollte, scheint zu wachsen; Zustände treten ein, welche daheim nicht vorhanden waren. Zusammengenommen, die nie verbrechen, wenn er nicht Hypochon ist, und zugleich klimatische Curanstalt, die er nicht voraussehen, oder medicinische, die sein Leid nicht verstehen oder welche er dadurch nicht zu empfinden hatte, daß er einen Lungenkatarrh, der ihn zuweilen quält, bei Tag und Nacht mit Husten und Auswurf ist. Fort! wohl dem, der Arzt, Bad ist zu nahe hatte. Er ist der Stadt sich dient geworden, weil er sein Heim nicht gewöhnt ist, noch soviel Staub. Die Nachtschweiße wollen nicht aufhören, Medicamenten und Probieren scheint vergeblich; dabei dort er, daß in D. und P. Nachtschweiße bald weg sind. Bei ihm wird noch ein Leiden bemerklich: er geräth in das Stadium des Medicinierens und Calculierens, verursacht durch die ewigen Krankengeschichten, die er auf der Promenadenbank hört und in Büchern liest. Die Luft ist ihm zu feucht, er sehnt sich nach der trockenen, und wenn er sie hat, entdeckt er, daß sie zu trocken ist, oder es scheint noch ein Nebenübel aufzutauchen. Er ist das Bild des Jammers, Thermometer und Medicinflasche sind Gefährten geworden, wo er einst von Sonne und Gesundheit getränkt. Er ist das Opfer des Specialisten. Der Halsspecialist braucht eine andere Methode als der der Nerven und der Nieren, und so dreht er sich im Kreise herum, und ein Glück, wenn ihn der fanatische Specialist, der immer neue Wunder der medicinischen Feilschrift und der Fabrik verdankt, nicht ruiniert! Bei dem einen sollen alle zugleich herzkrank sein; nach dem anderen soll alles immer anders wo sitzen, oder das feinste Organ, der Kehlkopf wird gepinselt, geschnitten, gebrannt, mit Morphium betäubt, und was es gibt, und endlich ist der Kranke unfähig für die natürliche Ausnützung des Organs. Er wurde Todesenandidat durch einen Fanatiker, der noch nicht von der Natur gelernt, daß sie, sich überlassen und gestützt durch sie selbst, wieder zu sich kommt, wie die zerstetene, mißhandelte Pflanze am Wege. Wer in die Hölle fanatischer Katheder-specialisten geschaut, die ihre Ableger in hundert Orten haben, den gelüstet nicht nach ihnen; sie schleppen ihre Opfer von Monat zu Monat, von Nord nach Süd, und Tausende von denen, die gesund sein und leben könnten, sind ihnen Beute der Sünden. Sie ist verflucht, die Verschickung von Pontius zu Pilatus, von einem Land zum andern.

Der Hausarzt kennt des Schwindsüchtigen Natur, die Anlage von Vater und Mutter, das Leben des Kranken, seine Umgebung, Erziehung, Klima, Natur des Ortes: er kennt alles, wie der Landmann seinen Boden und seine Pflanze. Hätte ihn nicht der fanatische Katheder-specialist irre gemacht, er hätte gewußt, daß der Apfelbaum nicht zum Orangenbaum gehört und der Schwindsüchtige daheim, wo er geboren wurde, wo er lebte und erkrankte; und er würde wissen, daß, wenn ihn nicht die Heimat gesund macht, ihn die Ferne erst recht nicht gesund machen kann, und wenn sie einmal rascher gesund macht, daß er nicht zurück kann, ohne durch die heimatliche Natur von neuem sich der Gefahr auszusetzen, weit ihn der Süden verweichlicht hat und er daheim nicht die Puppe im Glaskasten sein kann, sondern ein Glied natürlichen Lebens. Und hat der Hausarzt einigermaßen denken gelernt, dann weiß er, daß, weil Curorte und Sanatorien im Norden wie im Süden ihre und Erfolge haben, dieß nicht zum Norden, noch zum Süden abhängen, so daß sie zu Hause am größten sein müssen, weil hier die Summe der Hilfe und Liebe am größten ist: zumal der Kranke, wenn er die Gelder, die die Reisen, Specialisten und Curorte verschlingen, zu Hause anwenden würde, daheim geradezu Luxus haben könnte. Selbst nach dem Tode verlangt die Fremde beträchtliche Gelder, kostete ja eine Familie die Heimführung des Verstorbenen von Italien nach Deutschland weniger als 1000 Mark und 37 Artefe und Briefe amtlicher Art. Die natürliche Stätte der Heilung ist das Heim. Es ist unsittlich und unwissenschaftlich, wenn der Hausarzt, gezwungen durch Fanatiker, die Schwindsüchtigen zum Specialisten der Universität bringt, oder sie auf sie verweisen muß, denn der Weg der Verschickung ist an sich falsch, weil alle die Medicinalautoritäten in diesem Falle meistens weder Zeit, noch Gelegenheit haben, den Kranken kennen zu lernen und ihn zu beraten, da ja in jeder Sprechstunde viele Menschen warten und einander förmlich übertauben. Der Specialist weiß in der Regel nicht nach dem, was er fragen sollte: was Vater und Mutter sind, wie ihre Gesundheit und die der Geschwister, wie das Leben des Kranken, dessen Erziehung, Beruf ꝛc. Es tritt der Apparat in Function, Diagnose und Medicin mit der Anweisung, sich nach 3 zum Dr. N. zu begeben. Nach Nr. 24 kommt Nr. 25, denn die meisten halten die Diagnose für die halbe Heilung, während Millionen Diagnosen sich schon als falsch erwiesen und erweisen werden, und noch keine einzige Diagnose die Heilung war. Es ist wieder Stück, noch wissenschaftlich, ein System zu erbauen, wo der Kranke, der vom Staat erzogene und unterkommene, der Schüler des Professors, als halber Doctor, er selber als ganzer gilt, der ihm als ganzen einmal das Diplom ausgestellt hat. Warum der Hausarzt erst den Hofrath consultieren muß, wenn es sich um den Patienten des Hausarztes handelt, ist nicht recht zu verstehen. Es wäre noch sittlich und wissenschaftlich, wenn beide einander das sagten, was der andere nicht weiß, und beide den Kranken gemeinsam behandelten. Es ist aber weder sittlich, noch wissenschaftlich, wenn der Professor den Kranken, anstatt ihn zu behandeln, zum Dr. N. schickt, den er häufig kaum beim Namen nach kennt. Es ist nicht sittlich, noch wissenschaftlich, daß der eine heute so, morgen der andere so behandelt und der Kranke bunte zu dem, morgen zu jenem geschickt wird, bis er, nach selber Aberglauben zugrunde geht: es gibt Fälle, in den Kranke, durch solche Behandlung nach Neapolen kommt und dreißig Consilien hat in wenigen Jahren, in welcher jeder das

Neueste wissen möchte, gelangt der Kranke dabei zu ebenso vielen Curmethoden, als er zu Specialisten kommt. Mit anderen Worten: das System ist krank bis in die Wurzel. Die Specialisten controlieren einander nicht, noch werden sie controlisiert; sie arbeiten weder gemeinsam, noch mit dem Hausarzte; dazu kennen sie einander so gut wie nicht. Der größte Charlatanismus kann im Mantel der Wissenschaftlichkeit stattfinden, selbst das Verbrechen. Während der Kranke niemand, den er nicht kennt, nicht zehn Gulden leiht, übergibt er sich mit Haut und Haar dem ersten besten Specialisten, der, wenn er ihn zugrunde gerichtet hat, nicht überführt werden kann, weil es im Systeme liegt, daß einer den anderen ebenso leicht als sich selbst entschuldigen kann. Und anderseits ist der gewissenhafte Specialist nicht imstande, Großes zu leisten, weil er die räuberische Methode, die die Krankheit verlangt, nicht durchführen kann, da es ja im Systeme liegt, daß der Kranke in der Fremde wandernd nicht Familie und Heimat finden kann und was sie ihm geben sollten, und der Specialist nicht thun kann, was er sollte und möchte, weil alles unnatürlich ist.

Maderna am Gardasee. Ewald Hawle.

Ein gothischer Dramatiker.

Zur Frage der Theater und Bühnenreform.*

Im ersten diesjährigen Maiheft des „Literarischen Echo" las ich einen elf Spalten langen, „Die Königstragödie" betitelten Aufsatz des Leo Berg über ein Drama „Sebastian" (Bertin, Hermann Walther, 1900) von Kurt Geucke, dem ein Porträt dieses Dichters beigegeben war. Ich erfuhr aus diesem Aufsatz, daß, was die bisherigen großen Dramatiker, die Shakespeare, Hebbel, Wagner, die Björnson und Ibsen bis jetzt versäumt oder nicht erreicht, trotz aller Aufmerksamkeit, die ihr Genie diesem Problem zugewandt, nun diesem Kurt Geucke gelungen sei: nämlich mit seinem Drama „Sebastian" die Königstragödie *par excellence* zu schreiben. Wenn nun diesem „Sebastian" auffallen noch nachgerührt wurde, daß seine Sprache an Kraft, Schönheit und Ausdrucksfähigkeit alles überrage, was, abgesehen selbstverständlich von Nietzsche und etwa noch Prinz Schönaich-Carolath (sic!), seit Jahrzehnten, seit Heines Tode in deutscher Sprache geschrieben worden ist, (!!) so urtheile man, ob da unsereiner nicht Appetit auf so etwas bekommen sollte! Und wenn ich dann nun zudem noch unterrichtet wurde, dieser „Sebastian" sei „eine Schöpfung aus dem Hauptstrom von Leben und Seele" und daß „bei der Armseligkeit, in die das Drama der jüngsten Zeit verfallen — was für der allerjüngste Zeit vielleicht nicht gerade unzutreffend ist! — und ihrer Verunstaltigung der Sprache" Geuckes Werk „mit seinem hohen Adel und großen Sprachreichthum eine ganz besondere Würdigung verdiene" und „sicherlich von vielen wie eine Erlösung begrüßt werden würde," daß es, ganz aufgeführt, vielleicht „einen neuen Abschnitt des modernen deutschen Theaters einleiten werde," da hielt es mich nicht mehr! — Ich bin nicht Spekulant und trotz allen Gewohnheiten und Gewohnlichkeiten des Heitalters immer noch Idealist genug, um nicht jenen großen Kollegen und „Erstoller" meiner und unserer unterschiedlichen Sehnsucht, wo auch immer er auftaucht, als den neuen Messias zu begrüßen. Hier mußte zum mindesten ein Johannes sein. Also, ich ließ mich den „Sebastian" meine drei Mark kosten und bekam ein großes blau Buch, mit einem dicken gelben Papier, 195 Seiten lang und bereits von außen so gothisch als nur denkbar, freilich aber mit einer wunderschönen und sehr modernen Zusammenstellung von dunkelblau, lila und gelbgrün.

Als ich es aufschlug, fand ich — bedeutsamer „Wink mit dem Zaunpfahl" und willkommene Suggestion für den nicht ungewöhnlichen „Stritter", der sich etwa nicht zu helfen wissen sollte — eine Widmung „den Königen der Erde", auf daß es uns alsdann nicht zu schwer werde, zu gewahren, wie Kurt Geucke zum erstenmal der Erlauchte ist, der die Königstragödie in ihrem ganzen Umfange erfaßt habe in dem Problem des falschen Königs.

Ich hatte von Kurt Geucke mein Lebtag noch nichts gehört. Trotzdem ich auch, meiner „abweichenden Richtung" ungeachtet, für unsere moderne Neuromantik, datiere sie etwa von Männern wie Otto Julius Bierbaum und Hugo v. Hofmannsthal vertreten wird, manches, in diesen Fällen sogar viel übrig habe. Nun muß ich von einer so überaus bedeutsamen Größthat erfahren, die sich im Bereich der neuromantischen vier Pfähle vollzogen, und muß mich schämen, daß mir ein Dichter, der sie vermocht, bis dahin entgehen konnte!

Indessen, ich muß gestehen, daß ich mich nachträglich nicht mehr so sehr schäme: trotz jenes elliptischen Aufsatzes einer so „imponierenden Erscheinung" wie Leo Berg. Vielmehr möchte ich eigentlich nur gar zu gern mal gewissen Leuten gehörig auf die Tintenfingerchen klopfen, die gar nicht wissen, was sie mit ihrem neunmalklugen Gescheidsein für einen polizeiwidrigen Unfug anrichten. Leider habe ich für meine Person nicht die nöthige Zeit dazu. Aber beeinträchtigt, wie man in der einem selbst geborenen Würdigung durch all diesen theoretisierenden und ästhetisierenden kritischen Dilettantenqualm ist, sehnte man sich doch wohl von Herzen nach einem herzhaften, forschen und frischen Kerl, der mal mit diesem Unfug ein gehöriges gründliches Aufräumen macht! Die Papierflut der Phrase wird nachgerade denn doch zur Sintflut!

Also ich schäme mich nachträglich nicht mehr und bin eigentlich nur einer herzhaften Entrüstung voll. Mein Gott! nur dieser eine Satz in seiner profunden Gedankenlosigkeit, dieser Satz, daß „seine (Geuckes) Sprache an Kraft, Schönheit und Ausdrucksfähigkeit alles überrage, was, abgesehen selbstverständlich von Nietzsche und etwa noch Prinz Schönaich-Carolath, seit Jahrzehnten, seit Heines Tode in deutscher Sprache geschrieben worden ist" (!!). Ich brauche mich noch nicht einmal zu bemühen, seine Haltlosigkeit den biederen p. p. „Sebastian" selbst gegenüber zu beweisen: allein schon die Zusammenstellung von Nietzsche und Schönaich-Carolath! Und sonst niemand! Ausgesucht diese beiden! Seit Heines Tode! Wanzengift, Insectenpulver her!!

Ich schäme mich nicht mehr und freue mich vielmehr, gerade an diesem „Sebastian" sozusagen ein Ideal unserer Gothiker und neuesten Bühnenreformer an das Licht ziehen zu können; und zwar so ein recht feines, so recht eins nach dem Herzen von Männern wie Dr. Wocher, Dr. Adalbert v. Hanstein und vor Literarhistoriker Schreyer. War mein erster Aufsatz neulich in der „Zeit" das Präludium, so rücken wir hier wie Heren Kurt Geucken, so der Sache selbst „intimer" auf den Leib.

Diese „gothische Neuausfasse" von heute! Ich habe ja ein leidlich gutes Herz, es ist mir in einem Sinne, der mir nur schmeichelhaft sein kann, schon des öfteren nachgerührt worden: und dieses gute Herz hat denn meinerwegen selbst für die Erscheinung dieser gothischen Neuausfasse noch was übrig, weil immerhin auch sie mit anderen Erscheinungen ein Anzeichen ist, daß noch allem Internationalismus und Weltschmerz deutsche Art, schreibe man selbst die Vocabel wieder mal mit „dem harten d", endlich sich wieder auf sich selbst besinnt und in den intimeren Zusammenhang ihrer nationalen Tradition sich zurückfindet: aber das soll mich denn doch nicht hindern, vor der Sache da, wo sie so recht kaustisch ihre Schattenseiten hervorkehrt, nachdrücklichst zu warnen und auf eine fundamentale Reinigung und Sichtung der ästhetischen Begriffe, die sie auffielli, zu dringen. Wäre alles mögliche ethische, religiöse und sonstige Dunkelmannsthum herzhaft dahinter, dann gienge es noch an. Das hat doch wenigstens Rasse und Charakter. Aber wenn der Begriff eines rechtschaffenen und ehrenwerten Epigonenthums — es gibt auch große Epigonen — in den Dilettantismus der ästhetisierenden und dichtenden Schulmeister welcher Art auch immer umschlägt, wenn der dichtende Schulmeister und Pfuscher sich als den ästhetischen Retter des Vaterlandes auffpielt und eine so weitgehende Resonanz findet, wie heute in unseren Literaturblättern, da hört's auf!

Und hier haben wir so einen. So recht einen dichtenden Schulmeister! In diesem Herrn Kurt Geucke, dessen Preis da mit einemmale, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, in wunderlicher, geradezu millenniarer Eintracht Journale wie das „Literarische Echo", „Berliner Börsen-Courier", „Gesellschaft", „Deutsche Romanzeitung", „Deutsches Wochenblatt", „Grenzboten", „Gegenwart", abgesehen von unterschiedlichen pädagogischen Literaturblättern und Lehrerzeitungen, zu singen beginnen!

Man kann nicht leugnen: er hat Talent. Man muß zugestehen, er führt sein Thema ganz geschickt und sozusagen fehlerfrei durch. Aber leider, man sieht nur soviel auch, mit den ersten zwei Seiten, warum? Weil er eben seinen Schiller und Shakespeare „nicht ohne Profit tractiert hat". Etwa wie wenn Heinrich Dumpf Zeit hatte und sich an die Sache heranmachen würde. Der meinenwegen ein intelligenter Primaner, der unter seine deutschen Aufsätze eine Eins zu bekommen pflegt. Es ist so recht eine „Aufgabe im Deutschen" und als solche, sicherlich darfen wir ihr die Nummer Eins nicht vorenthalten. Dieser Ruhm soll denn auch dem guten Sebastian also von vornherein und auf alle Fälle geschert sein. Zwar, er hat manche Scnteuz, manche ausgewachsene Lebensweisheit und hier und da eine gewisse ästhetische Anteilnahme, die über die des Schulmeisters und begehten Obersprimaners hinausmeckte; aber was besagt das in unserem schwierigen Zeitalter? Auch mich an einer Stelle ethebt er sich in das heilige Ministerium der Person sichten. Er in Mann wie Otto Julius Bierbaum mag sich verleiten ein Skarpiel abverdient, das noch so selbst und dem romantischen Recept ist: irgendwie, man weiß oft selbst nicht wie, wunderbar! es hat den Charme seiner Individualität; immer tut einem das psychische Seelengeschick des Meisters Otto Julius Bierbaum auch all den romantischen Flitter hindurch an. Darum ist das hausbewirrte Nebelgebilde eines Bierbaum immer noch durch einen Kunstwert von der Hand und der Hand und correctesten, der pennsylvanischen Ofen einer Gemeinschaft, der gemeinwirrenden Schulmeisterei getrennt. Das ist eben ein Ge nennus? Aber auch nicht an einer Stelle dieses „Sebastian" ist mir gelungen, das Gefühl des Wertes der Gestalt zu gewinnen, in hätte es eine auch noch so heute [illegible] nicht entdecken können, als die [illegible]

* Soll einen Aufsatz [illegible]

Digitized by Google

Schulmeisters, wenn schon eines intelligenteren, der meinetwegen auch — seine Anknahme — so etwas wie lyrische Ader hat, die mit braven Geschick Formen des Volksliedes nachempfindet. Geradezu frappant, und so echt, daß man sich an die Stirne tippt und fragt: wo hast du denn das nur schon mal in deinem „Wunderhoen" gelesen?

Und so ist es denn auch mit der Sprache des Dramas überhaupt. Ebenso gekickt, virtuos und ebenso erbärmlich unoriginell und unpersönlich nach der nun nachgerade x-mal reprobten und erschöpften Schablone. Man bemühe sich, in dem ganzen Drama eine einzige, aber auch nur eine einzige Stelle und Redewendung zu finden, die über den Jargon des klassisch-romantischen Jambendramas hinausginge und ihn irgendwie weiterbildete; eine Stelle, die einen auch noch so bescheidenen individuellen Ruch hätte! Meist vielmehr verschlechtert Genche diesen Jargon mit einem Schwulst, dessen dilettantische Unnatur namentlich da unerträglich wird, wo er an Stellen eine Steigerung bringen will und nach einem höchsten pathetischen Ausdruck trachtet, die eine besonders intensive seelische Vertiefung und eine wichtige Kriese der Handlung bedeuten sollen.

Wie mit der Sprache aber, so ist es mit den Ideen, diesen Ideen, die von unseren Neugothikern so besonders stürmisch für die Dichtkunst verlangt werden und auf die sie sich so viel zugute thun. Der „Sebastian" trägt ihrer meinetwegen eine tüchtige Fracht. Sie nehmen sich auch alle sehr reif und intelligent aus; doch man gähnt, indem man es constatiert; man findet sie leeren, correct und so unangenehm selbstverständlich; man möchte sagen, so abgeschrieben. Wenn sie sich nicht etwa in das Gebiet der schönen Redensart schlechthin verlieren; so z. B. in der entsetzlichen Weisheitspose, die der brave Sebastian, der für einen König meist ein wirklich außerordentlich guter Mensch und so ein bischen Hamlet in der Westentasche ist, gegen Schluß des Stückes annimmt. Ein so erklügelter Conflict! — Und überdies so unbestimmt, so verwachsen allgemein und abstract durchgeführt!

Nein, das ist alles noch nicht einmal junger Wildenbruch, dessen sehr individuelles Mreckmal immerhin wenigstens eine höchst wirksame Theatralik war, die ein recht braves und blutwarmes Temperament hatte.

Und diese Personen! Diese kläglichen Theaterpuppen, aus allem möglichen Urväterhausrath und Gaederobenkram zusammengeflickt! Diese Immaculata z. B., dieses Gemisch aus Raimendelein und Ophelia, in dem auch nicht ein winziger lebendiger Blutstropfen der prächtigen beiden Vorbilder fließt! Alle diese schwadronierenden, schönmäßigen Marionetten!

Nun ist ja aber die „theorie" dieser gothischen und „nationalen" Richtung immerhin vorsichtig genug, die „Bearbeit", die der „bisherige" Naturalismus für diese „neue nationale Höhenkunst" geleistet, nicht zu verkennen; und so finden sich denn nun in unserem „Sebastian" auch gewisse Elemente von Milieutechnik, die mit so possierlichen Kostenleidern auf so drolligen Spinnebeinen herumhaspeln, daß es zum Kugeln ist! Man sehe daraufhin z. B. gleich den Anfang des Stückes.

Das ist nun deutsche und nationale Renaissance unseres Dramas! Das erfrecht sich, sich „Uebewindung des Naturalismus" zu nennen! Das soll die neue „Höhenkunst" sein! Und so ein Herr Genche thr Messias und Erlöser!

Ich denke, es ist nichts als letzte Agonie des epigonalen Idealismus.

„Die Armseligkeit, in die das Drama der jüngsten Zeit verfallen!" schreibt Herr Leo Berg, die „imponierende" Literatur-, nudiumi: Papiermann. Ja ja! Hauptmann, Sudermann, Halbe, Schlaf und wir anderen Krümper! Denen es an jeder Psychologie, an jeder „Tiefe des Problems", an jedem Colorit, an jedem „Speckgeist" mangelt! Endlich sind wir aus dem Sattel gehoben dnuch das prosunde Genie des Herrn Kurt Genche! Der neue Shakespeare ist vor der Thür!

Ja ja: die Gothik und die „deutsche Volksseele"! Ich gestehe gern und sogar mit Stolz und einem gewissen Selbstbewußtsein: ich bin von jeher eine stille und intime Liebe für die Gothik nie ganz los geworden, und es ist mir seit lange ein Bedeihnis gewesen, einmal ein Wort darüber verlauten zu lassen; jetzt empfinde ich es geradezu als eine moralische Pflicht. Ich werde ihr in meinem nächsten Aufsatz dieser Serie nachkommen. Wie himmelweit anders aber und vertrauter sieht ihr lebendiges Antlitz aus, als dieses neugothische anämische Spukgesicht, das dieses kläglich-ästhetdliche Heimchengeziert, das der wahren Gothik und den wahren deutschen Vorbildern nichts abzeichnen, als wie sie sich krähern und wie sie spinden!

Alles in der Welt hat seine Entwicklung und Metamorphose: auch die Gothik und die „deutsche Volksseele". Kämpfen wir, ich habe es gelegentlich bereits betont, bei dem Deutschthum unserer Classiker an, dann haben wir die heute einzig mögliche Gothik. Der gerben wir aber dabei nicht, daß auch diese Lebenscurerin der Classik überwunden sein will. Wenden man sich aber einer älteren Gothik zu, so mage man den Muth haben, zu sehen, wie sie in Wirklichkeit ist. Dann gehört freilich ein gehöriges Maß von Courage dazu, den diese staubtrockenen, epigonalen und dilettierenden Schulmeister neuesten Datums niemals aufbringen werden.

Wir werden in unserem nächsten Aufsatz versuchen, eine reine Anschauung von der älteren und mittelalterlichen Gothik zu gewinnen, und werden sehen, was wir auch heute, in einer Zeit, wo sich unser Nationalempfinden nach allem Internationalismus wieder kläftigen möchte, wahrhaft noch von ihr profitieren und lernen können, unbeschadet all der unumgänglichen Errungenschaften unserer modernen Zeitläufte!

Berlin. Johannes Schlaf.

Die Denkmalsenche.

In Oesterreich graffiert sie ja nicht. Ihr Herd ist Preußen. Die Denkmäler sind so verschieden wie die Länder selbst. Spricht man von österreichischer Plastik, so denkt man an den Handn und den Schubert, den Mozart und Hellmess Standbild der Kaiserin, das so schön, so zum Weinen schön ist. Wird von preußischer gesprochen, so sieht die Siegesäule vor uns: übereibesgroße Uniformknöpfe, Marschallstäbe und Stiefel. Nur die Ideen des Monarchismus und Militarismus werden mit den Mitteln der Plastik verkündet. Und dem erleuchteten Beispiel der Capitale folgt die Provinz. In allen Städten, stets in derselben Pose, stehen ordenbesäte Uniformierte — jede Straßenkreuzung, jeden Platz verpierrend: Fürsten und Generäle, deren Namen niemand weiß, von denen niemand ahnt, was sie sollen — sofern nicht ihre Aufgabe ist, ein paar Kunstfreunde, die es in Deutschland noch gibt, zu Absolutisten zu machen. Eine wahre Massenausgestion herrscht. Kaum ist ein Feldzug gesetzt, kaum der Entbüllungspsech gerodet, da sammeln ehrenwerte Männer, denen es um Kunst und Decoration — besonders ihres Knopfloches — zu thun ist, schon wieder Geld für ein neues. Wie lange wird die Seuche noch wüthen? Soll aller Ungeschmack des vergangenen Jahrhunderts in das neue geschleppt werden? Will man nicht einsehen, dass diese ganze Art Kunstpflege mit Kunst fast gar nichts, beito mehr mit Steuerthum und ästhetischer Roheit zu thun hat?

Im Louvre der alten Meister spielen Denkmäler bekanntlich eine ganz nebensächliche Rolle. Zuerst denkt man immer an ihre freien Schöpfungen: die Erztüren des Ghiberti, den Georg des Donatello, die Kinderscheibe des Robbia, den David des Michelangelo, den Perseus des Benvennto Cellini. Das waren die Werke, die das Aeußere der Gebäude, die Loggien und freien Plätze schmückten. Selbst historische Ereignisse, Siege der Freiheit wurden nicht dadurch verherrlicht, dass man das Ereignis selber in realistischer Treue verewigte, sondern dadurch, dass man seine Statue, eine Judith, ein Athlet vor einem öffentlichen Gebäude errichtet wurde. Die eigentlichen Denkmäler waren Ausdruck persönlichen Herrengeistes, also meist Privatschöpfungen derer selbst, die sie setzten. Auch wenn ausnahmsweise die Commune sie setzen ließ, in dem Bedürfnis, einen Menschen zu ehren, auf dessen Werke, dessen Thaten sie stolz war, wurden sie nicht im Freien, sondern im Innenraum, in den Kirchen oder Rathhäusern aufgestellt. Man war der Ansicht, dass nur Werke, die entweder praktischen Bedürfnissen dienen, wie die Brunnen, oder solche, die große Zeitideen, allgemein Menschliches aussprechen, wie die Allegorien, Heiligenfiguren und Götterbilder, in die Oeffentlichkeit gehörten, dagegen diejenigen, die dem Andenken eines einzelnen gewidmet waren, an den Ort, wo es gewirkt hatte oder begraben war. Diese Empfindung war fein. Denn erstens wurde durch die Umgebung die ruhig feierliche Stimmung verbreitet, die der Anblick des Denkmales forderte. „zweitens blieb durch die Verbindung mit der Baukunst die Plastik vor Ausschreitungen bewahrt. Sie verlor nie das Bewusstsein, eine decorative, schmückende Kunst zu sein, war gezwungen, bestimmten Beleuchtungsverhältnissen, gegebenen räumlichen Vorbedingungen Rechnung zu tragen. Und diese Verbindung mit der Baukunst ward auch dann gewahrt, wenn — was selten geschah — das Denkmal eines Mannes, der ein Held war gewirkt, dessen große Thaten im ganzen Volke lebendig waren, mitten im rauschenden Weltgewühl, unter freiem Himmel errichtet wurde. Man stellte es in einen der malerischen Winkel, an denen die alten Städte so reich sind, wo es wirkungsvoll diente, wenn es aus Marmor war, die dunklen, wenn es aus Bronze war, die hellere Wand einer Kirche oder eines ruhigen Palastes. Das kleine Leben, das sich dicht daneben entfaltete, die geringe Entfernung des Betrachters vom Monument liefen es gewaltig und groß erscheinen, ohne dass diese Wirkung durch unkünstlerische Mittel zu erkaufen war — durch jene Steigerung des Maßstabes aus Augenmerkliche, die stets zu aufgeblasener Hohlheit führt.

Was kann das neunzehnte Jahrhundert diesen Werken der alten Meister um Ernst stellen? Ja nicht an sich schon bedeutlich, dass hier von freien Schöpfungen fast gar nicht, nein, immer und immer nur von Denkmälern die Rede ist? Und hat diese Denkmalwuth irgend etwas mit dem Monumentalsinn der Renaissance, mit dem Ernst und Glauben an sich? Oder entstammt sie derselben trüben Quelle, aus der die Gründerzeit ihren Angedenkens entflois?

Digitized by Google

Es kann nicht oft genug hingewiesen werden auf die weiterschütternden Ereignisse, die sich am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen. Bis dahin war die Kunst die natürliche Begleiterin des Lebens. Man umgab sich mit schönen Dingen, weil man ohne sie nicht sein konnte. Auf den Kloß der jungen bürgerlichen Cultur ward dagegen die Kunst nur als loses Ornament geklebt. Man pflegte sie, doch nicht aus ästhetischem Bedürfnis, nur wenn sie ausserartistischen Zwecken diente. Nach all den Dingen, die früher die Bildhauer geschaffen hatten — frei erfundenen Statuen, Brunnen, Grabmälern, Gebrauchs- und Schmuckgegenständen fürs Haus — war also keine Nachfrage mehr. Plastik und Denkmalplastik wurden gleichbedeutend, da nur Denkmäler nicht „frivolem Luxus", sondern „hohen, großen Gedanken" dienten.

Die ersten waren wenigstens von einem Hauch der Begeisterung durchzittert. Sie feierten die Ideen der Freiheitskriege. Ihr Pathos war echt. Vieles von dem, was wir heute erstreben, war schon damals die Sehnsucht der Besten. Ein kleines, unscheinbares Denkmal thue es nicht — schrieb Arndt 1814 in seinem Aufruf für das Schlachtendenkmal bei Leipzig — auch nicht ein solches in Leipzig selbst. Es müsse draußen stehen, wo so viel Blut floß; müsse herrlich und groß sein wie ein Kolosß, eine Pyramide, ein Dom: ein Erdhügel, Feldsteine darauf gewälzt, ein riesiges eisernes Kreuz darüber, auf diesem eine goldene Kuppel, die weit in die Ferne leuchte. Das Land ringsum müsse für geheiligt erklärt, unwohlt und mit Eichen bepflanzt werden, ein Kirchhof für deutsche Männer, auf dem das Vaterland gefallene Helden begrabe.

Bald nach, wie bald war es mit dieser Begeisterung vorbei. Wie bald gierte die Vaterlandsliebe in ein Werben um Fürstenthronen, der Heroenkult in ein Breitreiten geschichtlichen Lehrstoffes über. Das ist das Verächtliche in der Kunstpflege der Bourgeoisie. Große, ganz neue Probleme warf das neue Zeitalter auf. Die Welt arbeitete, litt und kämpfte. Unerhörte Umwälzungen auf allen Gebieten des geistigen, industriellen und socialen Lebens kamen. Die Bourgeoisie wagte es nicht, in ihren Denkmälern von all diesen Großthaten des Jahrhunderts zu künden, von all den Schmerzen und Hoffnungen, die unsere Zeit bewegen. Nein, sie fuhr fort, das „Heil der im Siegerkranz" nachanisch auch dann noch herunter zu leiern, als gar kein Anlaß zum Enthusiasmus mehr vorlag. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß die Plastik anderes vermöge, als die Liebe zum angeklammten Fürstenhaus, die Segnungen des Militärdienstes zu besingen. Und aus diesem Arbeiten mit todten Gedanken, die keinen Hund, geschweige einen Bildhauer vom Ofen locken, ergaben sich alle weiteren Misseren.

Zunächst das Missverhältnis zwischen dem nichtigen Stoff und der Größe des Denkmals. Die Form der Büste, worauf sich die Renaissancemeister beschränkten, erschien zu ärmlich. Jeder brave General ward in ganzer Figur gegeben — selbst wenn in Wahrheit dadurch nur dem Schneider gehuldigt wurde, der den Waffenrock anfertigte. Und Serenissimus! War schon die Achtung für den Untergebenen so groß, so konnte der Respect vor dem Landesherren nur dadurch allerunterthänigst bezeugt werden, daß man sein Standbild überhaupt zu einen Galavorstellung fürstlichen Pompes machte. Es war nicht mehr würdig genug für den Fürsten vom Bückeburg, daß er wie Ludwig XIV. übermenschengroß auf überlebensgroßem Hengste dahersprengte. Er mußte erhaben wie ein Gott, hoch, unnahbar über der Erde schweben. Also begann eine Ausbildung des Sockels, wie sie keine frühere Epoche kannte. Allegorische Damen, die Tugenden verkörpernd, die der Verewigte nach Ansicht seiner Landeskinder hatte, wurden ihm zu Füßen gesetzt — beauem für den armen Künstler insofern, als ein Buch oder eine Keule, ein Lamm, ein Tuch oder ein ähnliches Requisit genügte, der nämliche Dame, die eben „Wissenschaften" spielte, mußte als die Stärke, die Demuth oder Gerechtigkeit aufspielen. Oder man folgte den Historienmalern, machte das Standbild zu einem Compendium der Landesgeschichte, indem man zu Füßen des Haupthelden in kleinerem Maßstab alle Berühmtheiten seines Zeitalters vereinigte. So kamen Lessing und Kant zu der seltenen Ehre, neben den Militärs unter dem Riesenpferdeschwanz des alten Fritz zu stehen. Aus den Denkmälern ward ein Massenconglomerat der verschiedensten Statuen. Der Gymnasiben- und Schulmeistergeist war unerschöpflich im Erfinden tiefsinniger Huldigungen. Und diese Anhäufung kleinlicher Einzelheiten war auch insofern falsch, als schon der Standort der Monumente eine andere artistische Behandlung gefordert hätte. Wir kommen zu den Dingen, an denen nicht die Bourgeoisie, sondern die Entwickelung des Städtebaues schuld ist.

Beziehungen zu bestimmten Räumen, wie es früher die Grabkapellen oder die Rathhäuser waren, hatten die Persönlichkeiten, denen Denkmäler errichtet wurden, nicht. Die Aufstellung der Monumente im Freien ward also nur Regel erhoben. Hier aber fehlten gleichfalls all die traulichen Winkel, in denen ehedem solche Denkmäler standen. Das Areal- und Steinsystem kam — all das, was Sitte in seinem wundervollen Buche schildert. Weite Strecken leeren Geländes — nicht mehr „Plätze" im alten Sinn — bildeten die Kreuzungspunkte breiter, gerader Straßen. Und in dieses leere Gelände — wer zuerst auf den Einfall kam, ist noch unerforscht — ganz genau in die Mitte, so wie Zirkel und Richtscheit es angaben, wurden die Monumente gesetzt — in den leeren Raum, in das Nichts, ein meilenweites Nirwana. Was das bedeutet, fühlt jeder, der den Colleoni des Verrocchio mit einem unserer Kaiserdenkmäler vergleicht.

Ist ein Mensch groß? Das kann ich nicht sagen, wenn er allein, auf vierzig Schritte Distanz im Felde steht. Ich sehe es erst, wenn ich mich neben ihn stelle, oder wenn ein anderer noch kleinerer in der Nähe auftaucht! Ist ein Dom groß? Das sagt mir die „Umfreiheit". Die kleinen angebauten Häuser reichen es, über deren Dächer er so hoch, so ins Unermeßliche aufragt. Mit den Monumenten ist es dasselbe. Die alten, obwohl klein, wirken riesig, weil die ganze Umgebung ihre Größe steigert. Die neuen, an sich kolossal, wirken doch nur klein, weil die Entfernung vom Betrachter zu groß ist und jedes Vergleichsobject zur Bemessung ihrer Größe fehlt. Klein und winzig auch deshalb, weil zu viel kleinliches Zeug den Gesammteindruck zersplittert. Schon die Regwyer wußten, weshalb sie ihre riesigen Sphinxen nicht naturalistisch durchbildeten, sondern als einheitliche architektonische Massen gaben, deren Detailgliederung nicht die Hand des Bildhauers, sondern Licht und Schatten besorgte. Die Modernen in ihrer Freude an geschichtlichem und allerhand anderem Beiwerk verfahren so ungeschickt wie ein Placatkünstler, der statt auf markig stilisirte, ruhig einfache Linien zu setzen in Menzel'scher Detailmalerei schwelgen wollte. Und das Ergebnis ist, daß das Riesenmonument auf der weiten Fläche nicht anders wirkt als ein Tafelaufsatz auf weißem Tischtuch. Mit dem Unterschied, daß der Tafelaufsatz künstlerische Durchbildung erkennt, während man nicht möglich ist, einen weißen Mantel langen Stiefel, einen hausbohnen Interimsrock, einen faustgroßen Uniformknopf, eine fabrikschlothohe Hose oder eine thürgroße Rote naturalistisch zu bilden, ohne in die klotzigste widerwärtigste Roheit zu verfallen. Das einzige Glück ist, daß von all diesen Einzelheiten nichts bemerkt wird, da ein Monument, das von freiem Himmel sich abhebt und nicht einmal eine scharfe, klar ausgesprochene Silhouette hat, überhaupt nur als plumpe, ungebohlte, formlose Masse wirkt. Das Unglück aber ist, daß unsere Künstler zur Aufgaben gehetzt wurden, die jedes Talent ruinieren, und daß das Volk, in der Meinung, einer guten Sache zu dienen, sein sauer verdientes Geld hergibt für Dinge, von denen es besser wäre, daß sie nicht entständen. Tolstoj erörterte, ob wir überhaupt das Recht hätten, an Kunst zu denken, bevor ganz andere, weit größere Probleme gelöst seien. Morris gab auf die Frage, wie Kunst in das Leben der Armen zu tragen sei, die melancholische Antwort, der wichtigste Schmuck für solche Wohnungen sei vorläufig eine Seife. Und wir vergegenwärtigen uns, daß unsere Anlage von Werken, die weder unserem Wohlbefinden, noch der Kunst, noch irgendwelcher guten Sache dienen; in Werken, die Hunderttausende kosteten und deren Wert gleich Null ist.

Wo ist die Hilfe? Wie kann Besserung eintreten? Bei der officiellen Denkmalplastik sind alle Mittel vergeblich. Denn todte Ideen gebären keine lebendigen Werke. Wir können dem Unwesen nur dadurch steuern, daß wir keinen Pfennig mehr hergeben für Dinge, die nur der Ordens- und Titelsucht byzantinischer Greise ihr Dasein danken. Wir müssen den Muth haben zu bekennen, daß alle diese Markgrafen und Feldwebel höherer Ordnung uns gänzlich Hekuba, Schall und Rauch sind; müssen jedes Marktück, das wir für Unkunst ausgeben, als Verrath an der wahren Kunst betrachten.

Wo es aber wirklich sich um Denkmäler handelt, die uns vom Herzen kommen; um Männer, von denen wir wünschen, daß ihr Bild für ferne Geschlechter ein heiliges Symbol sei — stolze Erinnerung und ernste Mahnung — da seien wir auch mit dem Herzen dabei. Sorgen wir, daß die Fehler vermieden werden, deren Kenntnis wir so theuer erkaufen; daß solche Aufgaben nur ein Künstler löst, ein echter und freier, den weder höfische Rücksicht, noch bureaukratisches Dreinreden hemmt. Leisten wir Verzicht auf banale Porträtwahrheit. Denn auch Verrocchio, als er den Colleoni schuf, gab nicht den Mann, der uns als solcher gänzlich gleichgiltig ist, sondern ein Symbol der Condottierenzeit, den Ritter schlechthin, der, wegen Tod und Teufel ohn Furcht, in Eisengewohnter eiserner Ruhe hinzieht. Lernen wir von der Natur, daß ein Siegesdenkmal nicht nothwendig eine Germania, eine Borussia oder ein sterbender Chinese zu sein braucht, sondern daß es seiner ist, ein schönes Werk dem Andenken an den Sieg zu weihen. Sorgen wir, daß all die Kraft unserer Bildhauer, die bisher von der Denkmalplastik nutzlos aufgesaugt ward, wieder, wie in den alten Epochen, der freien künstlerischen Schöpfung zugute kommt. Erinnern wir uns, daß in der Werkstatt gar manches Meisters eine Statue, eine Gruppe steht, die, eine launige Gartenanlage oder die Front eines Hauses besser schmücken könnte, als das naturgetreue Bildnis eines Generals, das wir, wenn das Bedürfnis vorliegt, in der Illustrierten Zeitung besser als in monumentalem Denkmal genießen. Erinnern wir uns namentlich, daß wir, im Geschichtstabellen beigrat, noch ganz vergessen das zu verherrlichen, was unsere eigene Zeit uns brachte: ihre großen socialen Gedanken, ihre rein menschlichen

Digitized by Google

Empfindungen. Werke wie Bartholomés Todtenmonument oder Meuniers Denkmal der Arbeit weisen uns den Weg zu neuen, großen und schönen Zielen. Sorgen wir dafür, dass diejenigen, in deren Kopf solch ein lebendiger Gedanke reift, die Mittel erhalten, ihn durchzuführen. Schaffen wir Plätze in unseren Städten, Campo-santi der Kunst, in denen das Volk unter Statuen wandelt, ge-weihte Bezirke, wo der Alltag verstummt, nur das Schöne herrscht, der Geist Großer Thaten uns umwittert. Der Staatsidee in jedem Sinn ist damit mehr gedient, als durch das Einblasen der Landes-geschichte und durch pöbelhafte Bildung. Denn es ist die Gabe der Kunst, der echten und wahren, dass sie den Menschen beglückt, ihn edel und gut macht.

Richard Muther.

Die Woche.

Volkswirtschaftliches.

Den Wiener Börse-Commissionären geht es wirklich schlecht. Im Gesetze in ihnen ausdrücklich zugesichert, dass „bei Rechtsstreitigkeiten aus Börsegeschäften die Einwendung, dass dem Anspruche ein als Wette oder Spiel zu beurtheilendes Differenzgeschäft zugrunde liege, unstatt-haft sei“ und die Börsen Commissionsgeschäfte hat man seit Bestehen des Börsegesetzes als Börsespielschäfte angesehen und nun wird ihnen der Klagenvorwurf aus solchen Geschäften vorwiegen. Ja noch mehr, zu einer Zeit, wo die Börsenaufträge ohnedies gänzlich fehlen, sehen sich die Commissionäre der Gefahr ausgesetzt, nicht nur mit ihren Ansprachen aus Börsegeschäften abgewiesen zu werden, sondern noch überdies die zur Bezahlung der Differenzen erhaltenen und bereits verwendeten Depots anzurechnen, ja aus eigenem erlegen zu müssen. Das Wunder, wenn sich die Leute geschädigt um ihre guten Rechten wehrlos fühlen und die Welt nicht mehr zu verstehen meinen. Das wird ihnen wohl niemand übel nehmen können und auch der Wiener Börsekammer nicht, wenn sie sich der Interessen der Börsefrohner annimmt. Und auch damit hat sie voll kommen recht, dass sie in ihren Memorandum an die Regierung sagt, dass durch die Zulassung des Differenzeinwandes die Justiz geradezu zur Handlangerin der Immoralität herabgewürdigt wird. Aber sonst zeigt die Börsekammer in diesem Memorandum eine Befriedigkeit, die man der Bertretung einer so bedeutenden Körperschaft kaum zumuthen sollte. Dass die Börsekammer in den antisemitischen Strömungen gegen die Börse ein belangenswertes Zeichen der Abschaudigkeit Oesterreichs gegenüber den anderen Culturstaaten erblickt, beweist bereits, dass sie nicht weiß, was im Auslande vorgeht. Denn sonst müsste sie wissen, dass die gleichen Strömungen auch in anderen Ländern, zumal in Deutschland, nicht weniger mächtig auftreten, ja dass sie in Frankreich mit unserer Judenfrage der deutschen nur nachäumen. Die Börsekammer, die dann mit großer Emphase und mit vielen Phrasen die wichtigen Functionen der Börse betreibt, gelangt zu dem Ausruf, dass die Vermittlungsthätigkeit aller Kategorien durch die lediglich Rechtsunsicherheit nicht nur scheinbar, sondern bereits sowohl redmert ist, dass sie den Existenzennen eines regelmäßigen Verkehres nicht mehr zu entsprechen vermag. Ja, nicht denn die Börsekammer wirklich, dass die Vermittlung des Börsespiels zu den unpfleichen Functionen einer Börse gehört? Nun die Vermittlung des Verkehres für das anlage-suchende Publicum ist die pflichtmäßigste nützliche Aufgabe der Börse. Und diesem wird durch die Differenzeinwand doch nicht Abbruch gethan! Wenn jemand sich gegen bares Geld Effecten kauft, oder Effecten, die in seinem Besitz sind, verkauft, so tritt eines solche wegen des Differenzeinwandes für den Vermittler nur ein. Das Geschäft aber soll vollzogen werden. Und neben dem Ohium einer gesetzlichen Sanction des Vertragsbruches ist das bisherige Argument gegen die Zulassung des Differenzeinwandes nicht, dass er das Börsespiel verhindert, sondern dass er des oben nicht vermag. Und somit die Börsekammer glaubt oder glauben machen will, dass die Zulassung des Differenzeinwandes die Börsespielsucht mindern würde, ja erfülle, und wenn sie ausspricht, dass der „unerwünschte Zusammen-hang zwischen dem Effecten-Besitzerden und dem Anlage suchenden Publi-cum mit der Börse so gut wie unterbrochen sei“ und dass „es nicht selten kann, dass der weitere Ausbau der sonst unentbehrlichen Einrichtungen der Börse wegen des Mangels an Unterstützung Schwierigkeiten erfährt, so ist sie wieder auf dem Holzwege. Die Unterbrechung des Zusammenhanges des Anlagesuchenden mit der Börse ist nicht die Folge der Zulassung des Differenzeinwandes. Das Anlagepublicum hat mit ihm nichts zu thun. Dem Institutionen sind mit solchen Sorgen genug, der Umstand, dass sein Anlagebedürfnis im Rückgang ist, ist einzig die Folge der schlechten wirthschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs, andernfalls er es die Folge der volkswirthschaftlichen Verhältnisse, welche die Effecten arme im letzten Jahrzehnt durchgemacht hat. Und diese haben eben mit dem Bestehen des gesetzlich und thatsächlich zulässigen Differenz-einwandes und mit der Börsespielsucht nichts zu schaffen. Die Börse-spielsucht und ist durch Verbote nicht zu beseitigen, sondern sie wird immer mehr besonders in Zeiten wirthschaftlicher Depression, wo Jedermann nach Gewinn und Gewinn sucht, und wo jeder Gewinn, der durch Arbeit nicht zu erlangen ist, durch Spiel gesucht wird. Das Spiel ist ein Laster, wie der Alkoholismus, und wie dieser kann es nicht durch Verbote ausgerottet werden. Es kann nur durch Erziehung und Aufklärung eingedämmt werden. Und wenn die Börsekammer sich dieser Aufgabe unterzieht, so wird sie einen dankbaren Boden finden. Die Börsespielsucht ist nicht eine Krankheit der Börse, sondern eine Krankheit des Volkes, und wenn sie sich auf der Börse besonders breit macht, so ist das nur ein Beweis, dass sie auf dem Boden der Börse besonders gute Nahrung findet. Und diese Nahrung ist nicht der Differenzeinwand, sondern die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Publicums, das sich von Schwindlern und Gaunern, die sich als Börsemänner ausgeben, ins Bockshorn jagen lässt. Dagegen kann nur Aufklärung helfen, und diese ist Sache der Börsekammer, wenn sie sich der Interessen der Börse annehmen will.

Die Börsekammer hat sich auch mit der Frage der Zulassung der Börsen in Prag und Lemberg befasst und ist zu dem Resultate gekommen, dass sie sich gegen die Errichtung dieser Börsen nicht aussprechen könne, weil sie sich nicht gegen die Errichtung von Börsen

heiligen" Faustiemänderlieferungen gehört, entsteht dem Antisemitismus ein Gegner. Wie die Gegnerschaft im einzelnen beschaffen ist, soll hier nicht erörtert werden, da es mich zu sehr erheblichen und umfangreichen Auseinandersetzungen veranlassen würde. Dem Verfasser ist es, und zwar selbstverständlich, nicht gelungen, zu beweisen, was er beweisen will: semitische Rasse und semitisches Wesen seien „Wahnvorstellungen". Richtiger und der Anlage des Buches entsprechender wäre es gewesen, statt uns auf 500 Seiten eine ethnographische Schrulle vorzuführen, den Ton auf das Unchristliche, das Unreligiöse des Antisemitismus zu legen; umsomehr, als der Verfasser zur Behandlung dieses Themas die genügende geistige und religiöse Unabhängigkeit, wenn nicht zu besitzen, so doch anzustreben scheint. Zu klarer und einheitlicher religiöser Anschauung hat er sich, sehr zum Schaden seines Buches, allerdings noch nicht durchgerungen.

Groß-Lichterfelde bei Berlin. **Graf von Hoensbroech.**

Bericht der k. k. Gewerbe-Inspektoren über ihre Amtsthätigkeit im Jahre 1900. Wien 1901.

Der letzte Jahresbericht der österreichischen Gewerbe-Inspektoren unterscheidet sich nicht wesentlich von seinen Vorgängern in den letzten Jahren. Er bietet dasselbe Bild mubevoller, aber unzureichender Thätigkeit. Bieder hören wir die gewohnten Klagen über den elenden wirtschaftlichen und socialpolitischen Verhältnisse im Kleingewerbe, die noch immer gleich weit von der Durchführung der gesetzlichen Vorschriften entfernt sind, während es in der Großindustrie langsam, sehr langsam besser wird. Am erfreulichsten im ganzen Berichte sind noch die Kapitel über die Arbeitszeit in der Großindustrie. Die Sonntagsruhe hat sich in 2318 beaufsichtigten fabriksmäßigen Betrieben gut eingebürgert, in 3364 Betrieben eine geringere Arbeitsdauer als 11 Stunden eingeführt, in 2718 Betrieben eine Verlängerung über die gesetzliche elfstündige Arbeitszeit gewährt. Es wird dem Gesetzgeber obliegen, die Errungenschaften, die die Arbeiter aus eigener Kraft erreicht haben, gegen Aufstalle zu sichern und sie zwangsweise auf alle Arbeiter auszudehnen. **J. P.**

Dr. Stephan Hock: Die Bampyriagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur. Berlin, Alexander Duncker, 1900.

Was an ewigem Gehalt, an souveräner Beherrschung der Form, an dramatischem Leben, an dichterischer Kraft in den köstlichen Balladen der Goethe'schen Balladen enthalten ist, das hat Hock durch seine Vorsleabende bei uns glücklich popularisiert. Der gelehrten Forschung wird Nennliches nie gelingen, schon weil ihr Kreis immer der der Fachleute, höchstens noch der „stillen Gemeinde" im Lande bleibt. Auch Hocks Arbeit, fürchte ich, wird über diesen Kreis nicht hinausdringen, so reiche Anschlüsse und Anregungen hier zu finden sind über Goethes „Braut von Korinth" wie über die Vampyrsage überhaupt, die der Ballade zugrunde liegt und in Marschners bekannter Oper in einer anderen Variante sich lebt. Unser Bewunderung sind nicht nur die hilfreichen und belehrenden literarischen Materialien, mit kräftigen Strichen und in anziehender Weise hat der Verfasser das Sagenmotiv mit seiner bizarren Verteinigung von dränsiger Glut und geheimnisvollem Spuk, von Wollust und Schrecken einer seits auf seine physiologischen und anthistischen, ethnischen und historischen Grundlagen hin geprüft, geordnet, gesichtet und zeitlichen Verbreitung nachgewiesen, aus seiner Verbindung mit ähnlichen Motiven herausgeschält und trotz seiner Anpassungsfähigkeit möglichst rein dargestellen gesucht. Viel Minderwertiges, namentlich aus deutscher, englischer und französischer Romantik, war zu teilen und zu sichten. Aber gerade darin ist der Wert der Arbeit gelegen. Es scheint, daß unsere Literarhistoriker endlich doch von den Olympen, auf denen sie der reine Glanz der Sonne nur zu oft geblendet hat, herabsteigen wollen in die Thäler, wo freilich wieder trübe Nebeln den Lichtstrahl brechen. **r. c.**

Dr. Heinrich Schurtz: Urgeschichte der Cultur. Mit 535 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und einer Kartenbeilage. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1900.

Der Entdeckerfreudige der Länder und Völkerkunde ist vorüber und hat nur wenige Bildnisse und bolare Gegenden unbesucht gelassen. Aber wenn die Bilder vermehrt sind, Neues und oft gut gesehen und beschrieben, vieviel Taut wir den verschiedsten „Bilden" schuld sind und die treue Bewahrung der Artunden unserer eigenen Entwickelung. Das oben genannte Buch des vorbildaccreditierten Bremer Ethnographen in seine Kenntnis dieser Erkenntnis. Als solche lag es, was alles vorthin Recte, „in der Luft", d. h. einer Menge trefflich Bearbeiten zuletzt zusammen und darum hin und ließ ein solches Bert als Zusammenfassung unser Gegebenheit mit Sicherheit voraussehen. Trotz seinem Titel bringt es nicht entwicklungsliches und archäologisches Bissen im engeren Sinn, das ja in anderen Werken reichlich zu finden ist, sondern den einfachen Tatsachenbestand der in der Gegenwart bestehenden Völkerkunde Os ist alles mit eigentlich eine Urgeschichte der Cultur, sondern eine ethnographische Darstellung derselben, wie sie in fremden Kreisen und besonders bei den niedrig stehenden Rassen der Menschheit zu finden ist. Ein einheitlicher Zug mehr dennoch geschieht, „Anfänge und erste Entwicklung der Cultur nach den Zeugnissen der Völkerkunde". Vergleichen war dem Autor natürlich zu Lage; aber „Geschichte" sollte sich ein Buch nicht nennen. Das muß einen langen Atem abkommt, sondern nachdem und mehr kleine Kapiteln nachweisende Zusammenfassung. Soviel ist gegen das Werk kaum ein Einwand zu erheben. Es hält sich sprachlich und sachlich durchaus auf einer mehr, als unserer Zeit und unseres Volkes würdig ist. Bei der Fülle des Materials, wenn es auch ein fremden Erdteilen und Zonen, aus der Tierwelt des Urmenschen stammt, ist dem Autor sachlich weniger vorzuwerfen. Die Gruppierung des Stoffes ist klar und einfach. Jedes Kapitel behandelt „Die Anfänge der Cultur" ursprünglich und gründe Beschäftigung, Kleidung, Wohnung, Kunstwerken, Verkehrsmittel und Handel, „Die Gesellschaft" Familie, Schichtungen, Stand, Zeit, und Wirtschaft, „Die Wirtschaft" und Anfänge, Formen, Culturpflanzen und Haustiere, Gewerbe und Handel, „Die materielle Cultur" Beherrschung der Kräfte und Stoffe, Technik, Waffen, Werkzeuge u. s. w., Schmuck und Kleidung, Bauwerke, Verkehrsmittel und „Die geistige Cultur" Sprache, Kunst, Religion, Recht und Wissenschaft. Die bildliche Ausstattung ist reich und schön, aber oft in so losem Bezug zum Text, daß man den Übersichte dieser Combination an Wort und Bild also deutlich merkt. Das soll kein Tadel sein; denn es gieng eben nicht anders, wenn die anziehend geschriebenen Capitel durchaus gleichmäßig mit Illustrationen durchsetzt sein sollten, was ja wieder einen harmonischen Eindruck macht. In den besten Handbüchern der Völkerkunde findet man größere oder kleinere Theile die sich inhaltlich mit dem Gegenstande des Schurtzschen Werkes decken, so zum Beispiel: D. Peypl, 2. Aufl., S. 103 bis 336; F. Ratzel, 2. Aufl., I. S. 1 bis 132. Neu ist die selbständige und ausführliche Behandlung des Stoffes, aber so aus der Völkerkunde, aber ihr nicht mehr eigentlich angehört, sondern den bunten und interessanten, aber wurzellosen Formentanz der jüngeren Culturgeschichte sinnvoll ergänzt. Jedem, der die Grundlagen und Linien unserer weltumspannenden Cultur tiefer verstehen will, sei darum das neue Buch von Schurtz warmstens empfohlen.

M. Hoernes.

Graf Leo N. Tolstoj: Der Sinn des Lebens. Antwort an den Synod. Brief an den Czaren und seine Leute. Autorisierte Uebersetzung an N. Löwenfeld und A. Frofanoff. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

Raphael Löwenfeld: Gespräche über und mit Tolstoj; dritte vermehrte Auflage. Mit Porträt der Gräfin. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

In dem Tolstoischen Büchlein wird von dem großen Dichter der Grundgedanke seiner Weltanschauung in einer längeren Reihe aphoristischer Reflexionen mannigfach variiert dargelegt. Vielfache Wiederholungen waren dabei unvermeidlich, aber man liest doch alles mit Interesse und fühlt sich immer von gefördert. Denn er hat Recht: Der Sinn des Lebens besteht darin, daß wir den Willen Gottes thun, der uns in das Leben gesandt hat, d. i. Gottes, erfüllen. Sein Wille aber besteht darin, daß wir unsere Seele bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit in der Liebe entwickeln und dadurch zur Begründung der Innigkeit zwischen den Menschen und allen Wesen und der Welt das wirtige beitragen sollen. (S. a. a. O., S. 22) — Diese Anschauungen in die Summe Tolstoja an den Synod und sein offener Brief an den Czaren und seine Leute beigefügt, Dokumente, die gewiß dauernden Wert beanspruchen dürfen. Das andere Bändchen enthält N. Löwenfelds Gespräche über und mit Tolstoj in einer dritten vermehrten Auflage. Die bekannte interessante Schilderung der ersten Reise des Verfassers zu Tolstoi und seiner Angehörigen in Moskau und Jasnaja Poljana wird durch die Schilderung seiner zweiten Fahrt nach Jasnaja Poljana im Juli 1898, die bisher noch nicht in Buchform erschienen war, glücklich ergänzt. Das lebendig und feinfühlig geschriebene Buchlein ist mit einem schönen Bilde der Gräfin Sophie Tolstoj geschmückt. **L. S.**

Otto Julius Bierbaum: Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1895 bis 1900. Verlag der „Insel" Schmiter und Löffler. 1901.

Diese Sammlung aller und neuer Serie Bierbaums kommt fast wie eine Rechtfertigung und kommt zu guter Zeit. Denn sie geradezu gewaltsame Protestion, mit der die liebe Lesewelt dieses Ich in Serie setzte, und durch ihren lauten Erfolg sind wir lustig gemacht. Vollends verstimmt aber durch die Geschmacklosigkeit, mit der sich in diesen Tagen allerlei hohles Dichtum und Brutalum als Bierbaumsche Art präsentierte, hatten wir für eine Seite die Unverschämtheit in dicke Bücher zu sammeln, die sich verlohren. Es thut er nun gewissermaßen die Thüren zu kinem Garten auf. Aus den ersten Seiten des Buches spielt ein Bierbaumsbrief an Arnold. Man kennt die tapferste, etwas tüftliche Art, in der Bierbaum gewaltige Briefe schreibt. Man kennt sich ganz gut den Kerl in der ewigen Jagd nach grammatikalischen Briefe, die gleich immer eine neue und eine neue Manuskripten wollen. Aber man kennt auch seine guten ernsteren Seite, und die kennt, mit der er vollständig zufrieden, mitunter complettartige Töne zu einem lieben, innigen Lied zu stimmen weiß. Dieser lustliche Gedichtband gewährt in der Tat Gelegenheit, sich zu orientieren und beruhigenden Standpunkt. Aus all den Serien Bierbaums ohne Recht aus sein sämtlichen Werken, vor allem aus seiner Schaukel, herkommt leicht. Die Absicht ihm folgender Verfassungsbau, die Gedichte einzeln unter Buchstaben liegen nicht in Kreise seiner Dichtungen. Aus seinen Serien liegt das bekannte Scherzen der Verse, und die Muskeln, die er mit Vorliebe in Bewegung setzt, sind die Muskeln, die er mit Vorliebe anspannt oder in unterschied Größe und den Proportionen verändert. Schon sind dabei einen besten Klang in den Ohren. Ein Dichter ist reich und schön, wenn er mit Vorliebe Wortspiele und Wortspiele, Wortspiele und Wortspiele schmückt. Beim Lesen, ein wenig ist. Dann bietet es uns in Verbindung [illegible] mit einer Art Intuition der Schönheit, und [illegible] Ton und Sache [illegible] Form von unterschiedlich Werte. Aber [illegible] Bierbaum, [illegible] Dichter, [illegible] ein jedes Gedicht [illegible] Dichter [illegible] Gedichte [illegible] Gedichte [illegible] Gedichte

von der besseren, der „angewandten" Luft und ihrer sonnigen Zukunft nachgerade sehr skeptisch geworden, und die Bibliotheken haben ihre Reise als Lyrik Ruhebetten trefflicher Gedichtbücher sicherlich noch nicht ausgespielt.

Hans Müller.

Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau" (Juli). Dr. Fr. W. Förster schreibt über **Imperialismus und Sozialwissenschaft**. Unsere Aera ist das naturwissenschaftliche Zeitalter, das den Triumph der Geschwindigkeit die Elemente durchseilt. Aber diesem Gleichen der Macht ist eine ungeneure Begehrlichkeit nach Ausdehnung aller Erdenschätze entsprungen und damit das Verlangen, sich überseeische, noch unerschöpfte Gebiete anzueignen. Der Burenkrieg, die Annexierung der Philippinen und Cubas, die Besetzung Chinas sind Neigerungen dieses „Imperialismus". Die Völker werden für diese Eroberungszüge und die damit verbundenen ungeheuren Ausgaben durch den Vorwand gewonnen, dass der Handel der Flagge folge und die Schaffung neuer Absatzgebiete für die heimische Industrie unerlässlich sei. Die Statistik aber widerlegt diese Behauptungen, sie erweist, dass nicht die Flagge, d. h. der politische Besitz, sondern die Preiswürfe die maßgebende Factor bei Eroberung eines Handelsgebietes ist. Die Beobachtung lehrt überdies, dass die Zeit der geschlossenen Weltreiche vorüber, und die internationale Arbeitstheilung in Gewerbe, Rohstoffforderung und Landwirtschaft so stark im Vorschreiten begriffen ist, dass keine Colonieen der einzelnen Gruppen mehr nöthig sind, sondern die Staaten auf die gegenseitige Ergänzung und Aushilfe angewiesen sind. — **Karl Lamprecht** behandelt in seinem — einem demnächst erscheinenden Band deutscher Geschichte entnommenen — Artikel Fragen moderner Kunst. Eine merkwürdige Ueberreinstimmung zeigen dem Historiker zwischen der modernen und der urzeitlichen Kunst, sowie zwischen der Psyche dieser beiden Epochen; nur bei damals instinctiv aus dem bloßen Trieb hervorgegangen, was heute aus der vollen Bewusstheit individuellen Erzeugens entspringt. Hier wie dort strebt die Kunst vorwiegend aus dem Nervenleben, einem gesteigerten, in den Vorstellungsbereich gehobenen Nervenleben; und da die Musik unter allen Künsten diejenige ist, die sich am unmittelbarsten an die Nerven wendet, so hat naturgemäß in ihr die moderne Empfindungsweise ihren höchsten und vollkommensten Ausdruck gefunden. Wagners Gesammtkunstwerk, in seiner Verbindung der drei Künste mit den darstellenden Künsten noch einer andern ausgeprochen modernen Tendenz Uebrige leistet, war die erste ganze Errungenschaft der neuen Zeit und schuf den großen Bruch in den Damm der neuen Zeit, durch den die Wasser eines neuen Seelenlebens unaufhaltsam einströmten.

„Die Gegenwart" vom 6. Juli bracht einen mit Juda Monens unterzeichneten Artikel über **Die Entdeckung der Zukunft**, der Verfasser vertritt den Standpunkt der Assimilation. Er geht nicht so weit, wie ein jüngst in den Preußischen Jahrbüchern vertretener Autor Rene Bentis Levia, der Selbstzuschreibung des Judenthums durch Conversion verlange; vielmehr hofft er dem Juden seine Religion dadurch erhalten zu können, dass er sie aus einer Gegensatz des Widerwillens zu einer erträglichen und sympathischen Lehre macht. Man bringe unter Deutschen die Religion in Einklang mit dem Volksbewusstsein. Man schaffe vor allem das Hebräische aus dem Unterricht ab und die langathmigen Gebete, die dem Juden, wenn sie überhaupt noch, vollständig nichtssagend und unverständlich bleiben; es sind Ueberschwenglichkeiten aus einer anderen Zeit und einer anderen Erdzone. Man halte sich nur an die schlichten Grundsätze der Pentateuche, der Thora, und beseitige alles Traditionelle, was den Juden heute unnützerweise von Nordostländern trennt.

„Revue blanche" (15. Juni und 1. Juli). Alexander Ular behandelt **„Die europäische Frage in China"**. Sein erster Artikel reproduciert eine Reihe chinesischer Originalbriefe, die den Beweis haben, aus die Situation aus dem chinesischen Gesichtswinkel zu zeigen. Es ist sehr bezeichnend, darin die Aufzählung der Steuer und diplomatischen Privilegien zu sehen, welche die „Barbaren" in China genießen, und der Umstand, dass sie unter dem ersten Eindruck geschrieben wurden, dürft dafür, dass man es hier leider nicht mit tendenziösen Erfindungen zu thun hat. Kein Wunder, wenn die Chinesen die „fremden Teufel" mit gehässigen Namen bezeichnen und namentlich den deutschen Kaiser, der für den officiellen Kriegsherrn gilt, als den Urheber alles Uebels halten. Dagegen ist der Kaiser von Russland in den Augen der Chinesen der Messias, von dem sie Schutz und Heil erwarten. In seinem zweiten Artikel „Das Schicksal der russo-chinesischen Verständigung" legt der Verfasser dar, wie dies keineswegs eine zufällige Lage, sondern das von der russischen Regierung systematisch verfolgte Ziel einer planmäßigen Politik der Nach ihm hatte Russland, dem es an der capitalistischen Basis fehlt, lediglich den Plan gehabt, sich dieselbe in China zu schaffen und sich die „gelbe Gefahr" zu Nutze zu machen. Als letztes Endziel schwebe ihm wohl vor, China in einen russischen Lehnstaat zu verwandeln, dessen Bevölkerung — sich bekehrt, sich Zahnmedizin zu lehren, und diese Stellung habe es heute schon inne. Zwischen Russland und Japan bestehe China weder Deutsche noch genommen sich seine Angelegenheit. Der vom buddhistischen Oberen im Entwicklungsgang mit der russischen Regierung inaugurierte Besuch Russland, der eigentlich ein Triumphzug war, werde von Russland gut Auch dem Auswärtigen, sich als Heiler der Tibetische anzubieten und sich so Einfluss auf das buddhistische China, Russlands Ziel, zu verschaffen. Japan, das Russland kein unbedingtes Zutrauen, und dem, dank Japan, Russland nicht gewachsen ist, hat sich mit Russland in unaufrichtiger Weise Japan habe sich mit Russland in unaufrichtiger Weise Japan habe sich mit Russland in unaufrichtiger Weise Japan habe

„Serlboners Magazine“ (Jun.) bringt einen Artikel über Finnland von Henry Norman. Darin wird sein Verhältnis zu Rußland unter einem neuen Gesichtspunkte besprochen: Rußland sei, auf das Recht des Stärkeren gestützt, zweifellos wirthschaftlich und gewaltthätig vorgegangen, doch habe es auch von finnischer Seite nicht an Aufreizungen gefehlt; auch hätte Finnlands wirthschaftliche Lage sich ohne den russischen Schutz niemals so günstig gestaltet, und namentlich die Zollverhältnisse hätten den Finnen große Vortheile über Rußland eingebracht. Endlich müsse Finnland froh sein, so glimpflich davon gekommen zu sein, da Rußland doch ebenso leicht und straflos eine Annexion des Landes hätte durchführen können, wenn es Finnland erst unabhängig erklärt und dann in einen Krieg verwickelt hätte.

Ueber den Schriftsteller, der sich zu viel einbildete.

Phantasie von Maxim Gorki.*)

Es ist nicht gut, wenn ein Schriftsteller zu viel Verehrer hat, es ist nicht gut! Nur den Sumpfpflanzen gedeiht ein Ueberfluß an Feuchtigkeit zum Wohl — die Eichen brauchen wenig davon.

Hier will ich von einem Bürschchen von Schriftsteller erzählen, das auf dem Wege zum Ziel, ganz unerwartet, in den Morast der Popularität gerathen ist, wie es, den Schlamm des Lobgesanges schluckend, sich unsinnig und lächerlich geberdete, und was schließlich mit ihm geschehen ist, als die schweren nebligen Dünste des Ruhmes ihm zu Kopf stiegen. Der Bursche war treuherzig, aber nicht ganz dumm, und durch seine Aufrichtigkeit unterschied er sich von seinen Collegen; daher widersprach er sich auch täglich.

Er lebte in einem Lande, dessen literarischer Ruhm wenig bekannt war. Als er über die ersten Anzeichen der Popularität stolperte, wurde er mißtrauisch und dachte: „Es wird einem doch bange zu Muthe: posaunen die Trompeten, so hört man es nicht, bläst ein Rohrpfeifchen, so ist die Freude groß!“

Das Bürschchen war nicht bescheiden, nicht im geringsten, es kannte vielmehr seinen Werth — das war das Gange!

Auch wußte es noch, daß es in seinem Lande kein Volk, sondern bloß ein Publicum gibt, daß dieses Publicum literarische und andere Berühmtheiten schafft, daß das „Volk“ nach seiner Weise lebt, die Schriftsteller verachtet, an Zaubermächte glaubt, das ganze Leben arbeitet und doch immer hungert, und daß es zu jeder Zeit bereit ist, die Literatur sammt den übrigen vom Publicum gepflegten Künsten einem Sack voll Mehl einzutauschen.

Trotzdem fühlte es, daß die außerordentliche Aufmerksamkeit des Publicums ihm nicht unangenehm war. Bald sieng es auch an, sehr schmeichelhafte Briefe von seinen Lesern zu bekommen. Der eine nannte ihn „talentvoll“, ein anderer schrieb schwarz auf weiß „der Hochgeschätzte“. Eine Leserin schrieb einfach, aber kräftig: „Danke vielmals,“ als ob der Schriftsteller ihr Seide zur Jacke geschenkt hätte. Und ein Krämer, der auch mit Büchern handelte, schickte ihm einen Brief überschwenglichen Inhalts.

Der Teufel, der treue Gefährte des Schriftstellers, flüsterte ihm aber lachend zu: „Mutz! du bist jetzt für das Publicum, was eine junge Geliebte einem entrückten Geanbart ist. Auch thu' nicht so bescheiden: die Karausche hat's gern, in Sahne geschmoren zu sein und der Schriftsteller im Rauche des Ruhmes geräuchert zu werden — ha! ha! ha!“

Und so wagte mein Bursche sich immer mehr und mehr vor die Augen des Publicums.

Er sieht — man applaudiert ihm, und er gewohnt sich an diesen Rauch, wie der Trunkenbold an den Wein, ja es fängt ihm an, ohne Applaus langweilig zu werden.

Eines Tages, an einer belebten Stelle, umringt ihn die Menge; applaudierend und „Bravo“ schreiend drückt sie ihn an die Wand.

Der Schriftsteller sieht aber vor der Menge, lächelt boshaftig, und es wird ihm so süß zu Muthe, so süß, als ob man ihn in Syrup tunke! Es ist das entsetzlich, daß er das Publicum in so geringer Entfernung sieht.

Zum erstenmale fühlt er sich aber auch so besangen und gar ängstlich in seiner Gegenwart.

Es scheint ihm, man würde ihn sofort unter den Armen packen, und ganz häßliche Gedanken steigen ihm in den Sinn. Er glaubt, ein jeglicher vergleiche seine eigenen Ohren mit den seinigen, und es scheint ihm, daß jeder es unbedingt feststellen wolle, wie in Ohren die längeren seien. Jeder bei ihm mein Buchdachen, daß seine Ohren immerzu wachsen und wachsen — bis ins Unendliche!

Das Publicum aber schaut ihn an und schreit: „Bravo! Bravo!“

Da entbrennt in der Seele meines Helden der dürstere Zweifel: wem gehört denn seine Persönlichkeit? Gehaben die vielleicht, er wäre ihr Eigenthum, mit dem sie wohl gleich wie mit einem Balle zu spielen anfangen?

Der Teufel aber steht hinter ihm und kichert boshaft: „Hi! hi! hi! Sieh' da! Sieh' da!“ Da schaut mein armes Bürschchen hin und sieht: die Menge wächst von Zehn zu Hunderten und hört nicht auf, zu applaudieren.

In der Menge stehen auch die wohlerzogenen Söhne Judas Ischariots, Ignatius Loyolas und andere Verehrer Christi, stehen fest und klatschen auch in die Hände. Wie Tausende von Nadeln dringen die Augen des Publicums in die Brust des Schriftstellers, befangen blickt er auf die Menge und sieht, wie alle Gesichter in ein einziges slavisches Gesicht zusammenschmelzen, auf dem statt Augen nur zwei trübe Flecke zu unterscheiden sind. Und die Nase in diesem Gesicht! Sie ist so groß wie ein Elephantenrüssel. „Sieh,“ meint der Teufel boshaft lachend, „ihre Führer zogen ihr die Nase aus, ohne das Feuer im Herzen zu entflammen, daher ist die Menge auch blind. Und sieh' nur, was für eine Zunge sie hat!“ Vor den Augen des jungen Helden bewegen sich große sinnliche Lippen, einen finsteren Schlund öffnend, in dessen Tiefe eine schleimige, dicke Walze „Bravo“, „Bravo“ schreit . . .

Und der Schriftsteller beginnt zu sprechen:

„Nun, glaube ich an die Aufrichtigkeit Eurer Empfindungen, aber eines verstehe ich nicht, eben womit ich diese warmen Gefühle geweckt habe. Wisst Ihr, daß es mir zuweilen dünkt, Ihr liebt mich nur deshalb, weil ich keinen Rock*) trage und gar zu oft unanständige Wörter gebrauche? Auch scheint es mir, wenn ich lyrische Gedichte mit dem linken Fuß zu schreiben gelernt hätte, so würde Eure Liebe noch größer sein!“ „Bravo“, „Bravo“, klaffte das Publicum. „Ferner scheint Ihr mir nicht die richtigen Leser zu sein, Ihr seid nur Verehrer. Der wahre Leser verlangt, daß der menschliche Geist und nicht die Person selbst das Wichtige ist, daher betrachtet er auch nicht den Schriftsteller wie ein Kalb mit zwei Köpfen. Er liest den Schriftsteller, glaubt ihm aber nicht, sondern denkt selbst über das Buch nach: das ist so, das ist nicht so. Und thut dann, was ihm gut dünkt. So schafft er die Geschichte. Ihr aber, meine Herren, schafft keine Geschichte, sondern nur Scandale!

Wahre Leser gibt es wenig, dagegen solche wie Ihr — sehr wie viel!

Aufrichtig gesagt, empfinde ich keine Sympathie für Euch, noch weniger Achtung. Man müsse das Publicum achten, meinen oft meine Collegen, aber warum — das konnte mir keiner sagen.

Was meint Ihr, wofür kann man Euch wohl achten?“

Schweigend schaut er die Menge an. Dieselbe wird auch todtstill und, wie es scheint, denkt sie nach.

Von irgendher kommt ein kalter Windstoß.

„Nun, da habt Ihr's,“ lagt nach langem Schweigen der Schriftsteller, „Ihr selbst könnt nicht finden, wofür man Euch zu achten hätte!“

Ein Mann mit fuchsrothem Haar tagte mit einer Baßstimme: „Wir sind Menschen!“

„Nun, habt Ihr denn viel wahre Menschen unter Euch? Fünf vielleicht, auf ein Tausend, solche, die leidenschaftlich glauben, daß der Mensch allein der Schöpfer, der Gebieter des Lebens ist, und daß sein Recht, frei zu denken, frei zu sprechen und frei zu wandeln — ein heiliges Recht ist. Nur kühl, vielleicht, sind fähig, für dieses Recht einzustehen und im Kampfe für dasselbe ohne Furcht dem Tode ins Auge zu sehen. Die meisten aber sind nur Sclaven des Lebens oder seine unverschämten Wirte! Ihr alle seid zahme Spießbürger, die bloß zeitlich die Aemter des wahren Menschen verwalten. Was an Euch menschlich ist, ist bloß zoologisch! So schaue ich nun in Eure trüben, schüchternen Augen, und mit Schrecken bemerke ich, wie wenig es unter Euch Kühne gibt, wie wenig Reine. Arm ist mein Land an starken Menschen und schon wieder ist die Zeit da, wo es Helden braucht!“

Zwanzig Personen etwa kehren dem Redner den Rücken und verlassen den Saal. Er aber fährt fort: „Ein guter, ehrlicher Mensch strebt immer nach etwas, sucht etwas. Ihr aber lebt still, friedlich, unbeweglich, wie es Euch einmal vorgeschrieben ist. Es ist Euch zu wenig Platz, denken übst Ihr wenig, Euch zu rühren wagt Ihr nicht, und rings um Euch wie Rippbacken im Zimmer eines Freudenmädchens, ragen die morschen und ganz verwesten Traditionen. Das alles hindert Euch, den Finger zu rühren. Es sind Eure ehrlichen Ideale, die zu hinzen Ihr keinen Muth habt, obwohl sie Euch wie in Ketten geschmiedet halten. Und bringt der Wind neue frische Luft in die stickende Atmosphäre Eurer Umgebung, so schlagt Ihr die Fenster zu aus Angst vor Schnupfen. Die Ruhe leidet Ihr nicht, die Ruhe scheuch Euch. Aber Ihr müsst etwas sie Eure Güte haben, Steif zu Unterhaltung braucht Ihr, nun so streit Ihr, wie Bettler, die Hand nach der Literatur, um etwas von ihr für Eure Verwendung zu nehmen. Die Literatur ist für Euch eine schöne Bäuerin in der Absichtsmitten Sinne: alltäglichen Lebens. Es gefällt Euch, wenn die Menschen von Mut und Gottle schreien, aber es gefällt Euch blos — wenn Liebe, nach Gott

*) Aus: Gorki, Phantasien und Legenden. Deutsch von Max Zerling. Berlin, Schuster & Loeffler.

*) Gorki trägt einen Rock.

Digitized by Google

erregt bei Euch die Literatur, nichts mehr als Lob und Tadel. Nicht Menschen sind Ihr, sondern nur müßige Zuschauer, Publicum. Es würde sich gar nichts ändern, wenn Ihr mit einemmale verschwunden wäret; verschwändet Ihr unter der Erde, auf der Erde würde sich nichts geändert haben."

Das Publicum schrumpft immer mehr zusammen: es hört lange Reden nicht gern. Der Teufel aber lacht still, er kennt ja den Wert des Ganzen. Die Redner, hingerissen von der Erfüllung seiner Pflicht, bemerkt nichts davon.

„Das Leben ist ein herrliches Poem, und der ist ein Mensch, der nach seinem Inhalte forscht, wenn er auch nichts findet, der alles fassen will, wenn er es auch nicht kann, der allmächtig wie sein Vater im Himmel zu sein strebt, obgleich er nicht imstande ist, seine Schwachheit zu überwinden.

Habt Ihr etwas gehört von der Wahrheit, von der Gerechtigkeit, von dem brennenden Wunsch, alle Menschen stolz, frei und schön zu sehen? Ihr wollt nur satt sein, warm wohnen, die Frauen unter dem Vorwande einer Liebe vergewaltigen. Still, gemüthlich, ruhig und langsam zu leben — das ist Euer Glück.

Euer Streben nach höherem Glück ist keine fünf Heller wert. Man fängt das Glück mit starken, muskulösen Händen. Ihr aber seid Hasenfüße, Schwächlinge — nicht 'mal eine Fliege könnt Ihr ohne fremden Beistand fangen. Mittels giftiger Papierchen: „Fliegentod", kämpft Ihr mit denen! Es dauert mich der Fliegen! Ihr könnt unruhig werden, aber wann? Wenn das Leben Euch unbequem wird, da die Gage zur Wohlernährung Eurer Familie nicht ausreicht, oder wenn Eure Frauen vor lauter Langeweile im Zusammenleben mit Euch Euch untreu werden. Ihr stöhnt, philosophiert — das Leben erscheint Euch schwer, zu gräßlich, bis . . . die Gage erhöht ist, oder Ihr eine Geliebte gefunden habt. Durch das ewige Aechzen und Klagen über das Leben vergißt Ihr schon früh das Ehr Eurer Kinder.

Ihr fesselt ihr Ohr an die Abgeschmacktheiten und Kleinigkeiten des Lebens, und ihr Gedanke stumpft sich wie ein Schwert, mit dem man anfängt Köpfe — Zwerge abhaut.

So schlagen nun auch die Kinder, ermüdet durch Eure Schilderungen des Lebens, das Ihr ja nicht kennt, die entgegengesetzten Pfade ein, werden ruhig, alt vor der Zeit, gehen und suchen ein warmes, fettes Dasein, finden es auch und leben in Ruhe und Schlaf, dem Beispiele der Eltern folgend. Sie sind wie ein frischer Mergel, mit dem man die alten Furchen des alten Gebäudes ausgebessert hat. Dieses unreine, morsche, schwere Gebäude ist durchdrängt mit dem Blut derjenigen, die es erbaut hat. Schon schwankt es vor Kraftlosigkeit, erfaßt von der Ahnung baldiger Vernichtung, und mit Angst erwartet es den Stoß, um in Trümmer zu zerfallen. Schon reißen die Kräfte, ihre Zahl nimmt zu. Kaum gelingt es ihnen, sich selbst zu unterdrücken, und Flammen der Ungeduld entladen sich bald hier, bald da. Sie kommen, sie werden kommen, dann kracht aber dasselbe Gebäude und stürzt über Euren Häuptern zusammen, wenn Ihr auch nur deshalb Strafe verdient, weil Ihr — nichts getan habt! Es gibt keine Unschuldigen im Leben . . ."

Es ist nur noch ein sehr kleiner Theil des Publicums zurückgeblieben. Mit Bedauern schauen die einen auf den Schriftsteller; mit Vergnügen haben sie seine Erzählungen gelesen, aber betrübt hören sie ihm zu, es ist ja gar nichts Aesthetisches in seiner Rede! Die anderen schauen spöttisch drein. Es fühlte sich keiner getroffen, es war nur allen schrecklich langweilig.

Ein Jüngling, die Brauen ziehend, ruft zornig: „Es sind ja alles Worte, sagen Sie lieber, was für ein praktisches Ziel Sie haben?" Ein alkoholischer Greis beantwortet mit einem tiefen Seufzer: „Ach, in der Jugend bin ich auch Romantiker gewesen!"

Eine Dame im schwarzen Kleid fragt: „Was, schimpft er über die Frauen?" Der Teufel lacht.

„Auch muß ich noch sagen, daß Ihr Euch gar zu gern unglücklich stellt. Ihr thut es aus Berechnung, denke ich, denn Ihr habt ja gar nichts, womit Ihr Euch gegenseitig Achtung und Sympathie verdienen könnt. Nun, so stellt Ihr Euch unglücklich, um Bedauern und Mitleid zu wecken; billige Gründe, mit denen Ihr im gleichen Maße den Hund verlorgt, dem zufällig eine Kompagne den Fuß zermalmt hat. Hütet Ihr doch gesunde, starke Lebenstuft! Mein, das Leben liebt Ihr nicht. Ihr fürchtet Euch vor demselben. Eure Tiebe nehmt Ihr verschämten Mienen davon . . .

Feige Menschen, arme Bettler! Schade doch der Herr möglichst viel Alkohol aber Eure Häuser, damit Ihr unruhig werdet!"

Von den Bretern, die vor dem Redner noch stehen, ist einer beleidigt und ruft: „Zum Teufel! Wir sind doch nicht alle so. Er ist schon unverschämt!"

„Mein Herr, verlangen Sie keine Gerechtigkeit von mir. Noch gibt es keine Gerechtigkeit im Leben! Wer kann unter Euch Gerechtigkeit sein? Alle sind Ihr gleich schlecht. Nicht Ihr doch sie Gerechtigkeit dar, wie kann man Euch denn da in Worte und Schlechtigkeit nie? An der Zukunft denkt Ihr alle [illegible] Pfennige, im Grunde [illegible] alle eines und dasselbe. Ich denke, Ihr seid [illegible] Ihr [illegible] Ihr [illegible] Ihr [illegible]

man Menschenhaß beibringt, ein apathisches kaltes Streben nach einkommenreichen Stellungen und andere ähnliche Weisheiten.

Ich stelle, weiß nicht warum, mir immer vor, daß man da etwas anderes lehre. Aber tretet Ihr ins Leben ein, so nehmen alle diese Greuel durch Eure Gegenwart nicht ab. Ich will nicht sagen, daß Ihr neue Häßlichkeiten ins Leben ruft — nein, ich werde das nie behaupten. Ich weiß nur so viel: mit 25 Jahren leugnet Ihr das Privateigenthum und mit 35 seid Ihr Besitzer von soliden Häusern! Ich weiß, für sich zu arbeiten versteht Ihr. Ich frage aber, was habt Ihr für das Leben gethan? Ihr empfindet alle gleich kalt, auch diejenigen von Euch, welche feurig reden.

Wieviel Niedrigkeiten gibt es unter Euch — versucht Ihr dieselben auszurotten? Die beiten unter Euch wenden sich mit Ekel davon ab — das Streben, rein zu sein, ist löblich, aber ein ehrlicher Mensch fürchtet den Schmutz nicht!

Aufrichtig gesagt, daran, daß das Leben so ekelhaft ist, sind wir alle gleich schuld. Auf der Erde gibt's noch keine Gerechten . . .

Aber woher habt Ihr dieses Kriechen vor der Macht, wo habt Ihr gelernt, so sclavisch für die Unverletzbarkeit Eurer Haut zu fürchten!

Ich behaupte, alles das Häßliche, Niederträchtige, das auf jedem Schritt und Tritt in die Augen sticht, lebt nur darum und wuchert nun uns so stark, weil es im festen Boden wurzelt, nämlich in unserer Angst für die Unverletztheit unserer Haut und in unserem ganzen sclavischen Fühlen.

An dem Elend unseres Lebens tragen wir alle gleich die Schuld. Glaubte ich an die Macht des Fluches, ich verfluchte Euch alle. Ich glaube aber an etwas anderes: Schon kommen andere Menschen, Kühne, Redliche, Starke. Schon bald . . ."

„Genug!" sagt der Teufel lachend. Das Bürschchen schaut sich um: weder vor ihm, noch hinter ihm ist eine Seele.

„Mir ist bange zu Muth, wo sind die denn alle hin, ich bin noch nicht fertig!"

Sie verbrannten in den Flammen deiner Rede, ha! ha! ha! Siehst du den Ruß auf der Decke? Das ist das Ganze, was von ihnen zurückgeblieben ist. Komm, lass uns gehen!"

Ich weiß nicht, was mit meinem Helden geschehen ist, auch habe ich keine Lust, den Schluß zu dieser Geschichte zu dichten, denn ich ahne nichts Gutes für meinen Helden.

Doch bin ich überzeugt, daß es nicht gut ist, wenn der Schriftsteller zu viel Verehrer hat, und jeder, der mit dem Publicum etwas zu thun hat, sollte immer die Luft um sich herum mit der Carbolsäure der Wahrheit reinigen.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Permanente Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
III. Gymnasiumstrasse 38—71
Stadtbahn Hallestelle Neudorferstrasse. Neue Mr. Tramway Hauptmautstrasse.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Tarkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 3. August 1901. Nummer 357.

Agrarische Hochflut.

Schmunzelnd reiben sich die deutschen Agrarier die Hände. Größeres Heil ist ihnen noch nie widerfahren als durch den Entwurf des neuen deutschen Zolltarifes. Natürlich jubeln sie nicht laut. Dazu sind sie viel zu kluge Leute. Vorzeitiges Triumphgeschrei würde wahrscheinlich den Triumph vereiteln. So stellt man sich denn lieber nur halb befriedigt. Man nennt das Dargebotene „bescheiden" und behält sich verschärfende Anträge vor. Das Herz der deutschen Agrarier schlägt stürmisch rasch vor Freude über die selbst sie überraschende Vollständigkeit ihres Sieges. Aber äußerlich bleiben sie ganz kühl. Die Regierung hat ja guten Willen prästiert. Man kann ihr die Note „ausreichend" nicht vorenthalten. Aber eigentlich hätte sie doch noch schärfer ins Zeug gehen müssen.

Doch wissen die Agrarier natürlich ganz genau, daß noch nie eine Regierung, die ein Land mit überwiegender Industrie zu vertreten hatte, es gewagt hat, einen so extrem agrarischen Tarif vorzulegen.

Und das trotz der Erfahrungen mit der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik!

Man muß lange in der Wirtschaftsgeschichte aller Völker suchen, ehe man einen ähnlich raschen und ähnlich umfassenden Fortschritt finden kann, wie ihn Deutschland in den acht Jahren seit den Handelsverträgen durchlaufen hat. Der Volkswohlstand hat sich wunderbar gehoben. In Preußen ist z. B. das zur Einkommensteuer veranlagte Einkommen seitdem von rund 5 Milliarden auf rund 7½ Milliarden gestiegen. An dieser Steigerung ist gerade das Einkommen der unteren Schichten hervorragend betheiligt. Die Zahl der Censiten, die steuerfrei bleiben, weil sie weniger als 900 Mark Einkommen haben, ist von 68 auf 63% gesunken, und der Arbeitslohn ist pro Kopf um 75 Mark gestiegen. Alle erfreulichen Begleiterscheinungen des wachsenden Volkswohlstandes haben sich gezeigt und die Eigenthumsvergehen haben sich vermindert, die Zahl der Ehescheidungen und der Geburtenüberschuß hat zugenommen, die Auswanderung ist auf ein Minimum — von 130.000 auf etwa 30.000 — herabgegangen. Trotz der wirtschaftlichen Krisis, die Deutschland zur Zeit durchmacht, kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß es von allen Culturländern in der glücklichsten Entwickelung begriffen ist.

Aber diese Entwickelung ist von allem Anfang an den Agrariern ein Dorn im Auge gewesen. Denn sie bedeutet das absolut sichere Ende der Herrschaft des ostelbischen Junkerthums. Je mehr sich Deutschland zum Industrie- und Handelsstaate entwickelt, umso gewisser rückt das politische Schwergewicht aus dem feinen landwirtschaftlichen Osten nach dem industriereichen Westen und nach den Handelsmetropolen des Nordwestens. Politisches und wirtschaftliches Uebergewicht decken sich nicht immer, sind auf die Dauer aber identisch. Heute sind die Großgrundbesitzer in Deutschland wirtschaftlich sogar entthront, politisch aber noch ausschlaggebend. Sie wissen, daß dies Verhältniß sich nicht lange aufrecht erhalten läßt. Da sie aus eigener Kraft sich wirtschaftlich nicht heben können, benützen sie ihre politische Uebermacht, um die überlegenen wirtschaftlichen Concurrenten, Industrie und Handel, durch eine unsinnige Wirtschaftspolitik lahmzulegen.

Sie versuchen es wenigstens.

Die Landwirtschaft ist durch die Handelsverträge nicht geschädigt worden. Die Zahl der landwirtschaftlichen Zwangsversteigerungen ist sogar in den letzten Jahren regelmäßig und erheblich zurückgegangen. Das Einkommen und der Landwirthschaft ist, wie die preußische Einkommensteuerstatistik nachweist, bedeutend, um etwa eine Viertelmilliarde, gestiegen. Aber den Nutzen davon hat allerdings fast ausschließlich der von Gartenbau und Viehzucht lebende kleine und mittlere Grundbesitz gehabt. Die getreideverkaufenden Großgrundbesitzer sind thatsächlich wirtschaftlich stark zurückgegangen. Die Mehrzahl von ihnen sieht heute genau so wackelig, wie die Ueberzahl der deutschen Bauern in ihrem Besitze festsitzt.

Die deutsche Agrarbewegung aber, wie sie sich in dem Bunde der Landwirte verkörpert, ist ausschließlich getragen von dem Geiste des Großgrundbesitzerthums.

Die politische Leistung des preußischen Junkerthums, die mit der Gründung des Bundes der Landwirte 1892/93 beginnt und in der Vorlegung des neuen Zolltarifes gipfelt, nöthigt zur Bewunderung. Sieben Jahre hat es gearbeitet, wie noch nie eine Classe, selbst die socialdemokratische Arbeiterschaft nicht ausgeschlossen, gearbeitet hat. Der alte und wahrhaftig sehr begründete Gegensatz zwischen Bauern und Junkern wurde fast völlig überwunden. Die Parteien der Linken hatten stets fast ausschließlich die Städte bearbeitet. Der Bund der Landwirte gieng in das kleinste Dorf. Er hat im Jahre 1900 9000 Versammlungen veranstaltet, das heißt, da etwa 100 großstädtische und Centrumskreise für ihn ganz ausfallen, er hat durchschnittlich in jedem Wahlkreis in einem Jahre ohne Wahlbewegung 30 Versammlungen abgehalten. Er zeigte den Bauern, wie sie, ohne eine Hand zu rühren, durch den Antrag Kanitz, durch die Grenzsperre, durch Hochzoll und ähnliche Maßregeln ihre Einnahmen gewaltig vergrößern könnten. Wer nimmt nicht, was er kriegen kann? Scharenweise, etwa 200.000 an der Zahl, ließen sie sich allmählich von den Sirenenklängen der Großgrundbesitzer bezaubern und wurden zahlende Mitglieder des Bundes. Kaum ein Bauer kam in die Leitung. Die wurde von den Großgrundbesitzern allein wahrgenommen. Und geschickt, das muß man ihnen lassen. Sie gründeten keine eigene Partei, denn sie machten sich eine Partei nach der anderen unterthänig. Conservative, Freiconservative und Antisemiten wurden im Handumdrehen zu Executivcomites des Bundes der Landwirte. Die Nationalliberalen, diese im Grunde vor allem großindustrielle Partei, sträubten sich ein wenig. Aber heute besteht die nationalliberale Reichstagsfraction fast nur noch aus Vasallen des Bundes. In die Centrumskreise eindringen ist dem Bund noch nicht gelungen. Aber sie bielten sich nur dadurch immun, daß sie sich übermäßige Quantitäten agrarischen Zersetzungsstoffes einimpfen ließen. Die katholischen Bauern sind mit wenigen Ausnahmen keine Mitglieder des Bundes der Landwirte geworden. Aber das Centrum ist aus Furcht vor dem Bunde so agrarisch geworden, daß seine Bauern das auch gar nicht mehr nöthig haben. Die 100 Centrumsmänner, auf deren Credit die Caprivi'sche Handelspolitik kommt der Ermäßigung der Getreidezölle geschrieben steht, sind heute die ersten, die diese Handelspolitik gerstören und das Brot wieder theuer machen wollen.

So sieghaft hat der Bund der Landwirte gearbeitet. Freilich dankt er seine Erfolge am meisten der Furcht vor seiner Macht. Er siegte, weniger weil er so stark war, als weil man ihn für so stark hielt. Als der Kampf rücksichtslos gegen ihn aufgenommen wurde, fuhrte er fast immer zum Ziele. Aber vor diesem rücksichtslosen Kampfe bebten selbst die Männer der Linken zurück. Bis in die Reihen der freisinnigen und der süddeutschen Volkspartei sind die Ideen des Bundes der Landwirte vorgedrungen. Volksparteiliche Reichs- und Landtagsabgeordnete traten für eine „mäßige" Erhöhung des Schutzzolles ein. Selbst die Mauern der Freihandelsfestungen haben dem Dröhnen der agrarischen Trompeten nicht stand gehalten.

So kann der neue Zolltarif auf etwa eine Zweidrittelmehrheit im Reichstage zählen.

Der agrarische Boden war im Reichstage durch die Agitation des Bundes der Landwirte in prächtig gedüngt und bearbeitet, daß kaum ein Schutzzoll dieser Mehrheit hoch genug erscheinen konnte. Die größte Schwierigkeit für den Bund lag gar nicht im Reichstag, sondern in der Regierung. Der Zolltarif beweist, daß er ihrer spielend Herr geworden ist. Die Höhe der Zollsätze zur Getreide wirkt nicht überraschend. Ueberrascht aber hat es allgemein, daß selbst der Lieblingswunsch der Agrarier, der Doppeltarif, acceptiert worden ist. Man hielt ihn in der Oeffentlichkeit seit Monaten für beseitigt. Ueberraschen hat ferner die ungeheure Steigerung der Zollsätze auf Milch und Aleisch, auf Eier und Butter. Was einen agrarischen Entwurf war man gefaßt. Aber man erwartete doch nicht, daß ein Weltpolitiker, wie Graf Bülow, sich so mit Haut und Haaren dem preußischen Krautjunkerthum verschreiben würde.

Es ist ein müßiges Beginnen, Betrachtungen darüber anzustellen, ob der Entwurf dem Grafen Bülow imponiert hat, oder ob es ihm nicht vielmehr ganz recht sein würde, wenn eine tüchtige Agitation im Volke zu einer Abschwächung des Bündnertarifes führte. Noch jetzt fällt es zu leicht, der Absicht aller der Reichskanzler

Digitized by Google

weiß, schwer, in ihm den überzeugten Befürworter einer extrem-agrarischen Partei zu erblicken. Aber ob der Entwurf Bülows Ueberzeugung, was man nicht recht glauben kann, oder seiner Schwäche, was sehr glaublich erscheint, auf das Conto zu setzen ist, jedenfalls deckt er ihn mit seinem Namen und ist voll dafür verantwortlich zu machen.

Graf Bülow der Protagonist des Hochschutzzolles — das ist die Krönung des agrarischen Gebäudes, zugleich ein Meisterstück der bündlerischen Politik.

Herr v. Miquel und Graf Posadowsky haben jahrelang in zäher Arbeit den Umschwung der deutschen Politik, ihre Ablehr von der Handelsfreundlichkeit Caprivis und ihre Umkehr zu dem Ideal des Bundes der Landwirte, vorbereiten helfen. Graf Posadowsky ist seit der 12.000-Mark-Affaire als heillos compromittiert politisch kalt gestellt. Herr v. Miquel hat wider Willen ziehen müssen. Aber ihre Erbschaft hat Graf Bülow ohne benefizio inventari angetreten. Mag sein, dass er noch immer kein Agrarier ist. Jedenfalls brauchen sich die extremsten Agrarier keinen andern Kanzler zu wünschen. Wäre Freih. v. Wangenheim, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Reichskanzler, so könnte er kaum einen anderen Zolltarif vorlegen.

Allerdings bietet gerade die Maßlosigkeit des Entwurfes gewisse Aussichten zu seiner erfolgreichen Erstümpfung. Entweder er nur eine mäßige Erhöhung einiger landwirtschaftlicher Positionen, so wäre der Kampf dagegen verlorene Liebesmühe. Jetzt dagegen, wo alles auf dem Spiele steht, wo die Lebenshaltung des Volkes fast in jedem einzelnen Punkte bedroht ist, ist auf entschlossenen und umfassenden Widerstand zu rechnen. Hätte man sich darauf beschränkt, entweder den deutschen Getreidebau mit höherem Schutz zu bedenken, oder der deutschen Viehzucht neue Vortheile zu verschaffen, oder den Obst- und Gemüsebau durch höhere Zollsätze zu pousstieren, so wäre selbst vom wissenschaftlichen Standpunkte aus eine Vertheidigung des Entwurfes möglich. So aber ist er der glatte Widersinn. Denn da Deutschland sowohl Getreide wie Holz wie Fleisch wie Obst einführen muss, so ist es zwar denkbar, es auf dem einen oder anderen Gebiete durch vermehrte Production vom Auslande unabhängig zu machen, aber unmöglich, es in allen diesen Dingen auf die eigenen Beine zu stellen. Sie alle mit hohen Zöllen belasten, heißt daher, die Consumenten unerträglich belasten, ohne die Production auf gesunde Bahnen zu führen.

Darum wird die Kritik der Wissenschaft mit demselben Rechte einsetzen wie die Agitation der Massen.

Und der voraussichtliche Erfolg?

Ich bin seiner nicht ganz sicher, weil der deutsche Liberalismus zu sehr herunter gekommen ist. Socialdemokratie, freisinnige Vereinigung, Nationalsoziale, Handelsvertragsverein haben ihre Schuldigkeit getan. Einzig und allein die fortschrittliche Volkspartei ist in ihrer Agitation dadurch gehemmt, dass hervorragende ihrer Mitglieder sich für eine Zollerhöhung festgelegt haben. Und die Freisinnige Volkspartei Eugen Richters, die dank ihrer trefflichen Organisation viel machen könnte, wird durch ihre Fractionsengherzigkeit an jeden kühnen Vorgehen gehindert. Statt ihre ganze Kraft gegen das Agrarierthum zu kehren, hat sie seit Monden ihre Stärke darin gesucht, an dem Vorgehen des Handelsvertragsvereines herumzunörgeln. Als sie bei der Reichstagsstichwahl in Memel-Heydekrug eben in die Lage kam, einem Socialdemokraten gegen einen conservativen Hochschutzzöllner zum Mandat zu verhelfen, versagte sie völlig. Eugen Richters doctrinäre Abneigung gegen die Socialdemokratie ist so unüberwindlich, dass er selbst jetzt, wo alles in Deutschland auf die Entscheidung zwischen agrarischem Raubschutz und industriefreundlichem Fortschritt hindrängt, zu keiner klaren Entscheidung kommen kann. Siegt das Agrarierthum bei dem Zolltarif, so kann es in erster Linie den bekanntesten deutschen Liberalen seinen Dank dafür abstatten.

Reichstag und Regierung sind sich agrarisch einig. Die Entscheidung steht bei Kaiser und Volk.

Nicht in dem Sinne, als wenn der Kaiser sich durch eine mächtige Volkserhebung gegen die Agrarier einschüchtern lassen würde. Dazu ist er viel zu selbstbewusst. Aber wenn er einsieht, dass der Zolltarif eine so ungeheuere Stärkung der Socialdemokratie herbeiführt, dass seine Flottenpolitik dadurch gefährdet wird, so konnte ihn das doch stutzig machen.

Zwei Gesetzwahlen haben in den letzten Tagen unter dem Zeichen des Zolltarifes stattgefunden. Seit 1898 haben in dem ostwestphälischen Landkreis Minden-Lübbecke die Socialdemokraten es von 2000 auf 7000 Stimmen gebracht, und in Mülheim-Duisburg, dem westdeutschen Wahlkreis des neuen preußischen Handelsministers, hat sich ihre Stimmenzahl in denselben drei Jahren einfach verdoppelt. Sie stieg von 5000 auf 11.000. Beide Erfolge wurden errungen durch die Parole: wider den Brotwucher!

Noch ist der Kaiser nicht. Mit seinem Wort hat er sich aus der Socialistenfrage herausgehalten. Am Gegentheil, alle seine Reden [illegible] in den Mittelpunkt jeder des Volkstümlichen [illegible] Gegenwart [illegible] hat er sich wieder auf den Standpunkt gestellt, die von unseren Agrariern wie ein Peitschenschlag empfunden wird: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“

Auf den Kaiser kommt unendlich viel an. Wie er sich entscheiden wird, kann noch niemand sagen. Er ist das große X. Nur als solches darf er in die Rechnung eingestellt werden. Da er ein Mann plötzlicher Entschlüsse ist, wird man gut thun, nicht zu früh die Sache für in der einen oder anderen Richtung hin erledigt anzusehen. Jedenfalls darf er nicht als feste Stütze der Agrarier angesehen werden. Und das zählt immerhin.

Das Wichtigste bleibt jedoch die Agitation des Volkes. Das deutsche Volk wird hier eine entscheidende Probe seiner Männlichkeit abzulegen haben. Die Mehrheit will kein theueres Brot. Besitzen die wenigen wachenden Millionen die Energie, die vielen schlummernden Millionen zu einem offenen Antibrotwuchereibekenntnis zu bringen, so wird man den neuen Zolltarif zu Grabe tragen, auf die Gefahr hin, in diesem Grabe die neubewilligten Halbbetrügen für Ordenszeichen, Wappenschilder, Flaggen und Särge mit einzuscharren.

Berlin. H. v. Gerlach.

Das französische Vereinsgesetz in seiner endgiltigen Fassung.

II.

Hat man jetzt also, wenigstens auf dem Papier, eine leidlich gute Waffe gegen die politischen und, wenn das Wort statthaft ist, didaktischen Uebergriffe der Orden in der Hand, so lässt sich leider nicht das Gleiche hinsichtlich der anderen schweren Gefahr sagen, die dem Laienstaate von den Congregationen droht: hinsichtlich der massiven Häufung des Besitzes der „toten Hand“. Und hat die Kammer die ursprüngliche Regierungsvorlage, soweit sich diese mit der politischen Thätigkeit der Orden befasste, nicht unwesentlich verschärft, so hat sie es sich bedauerlicher Weise angelegen sein lassen, die mit Bezug auf die social-finanzielle Seite der Frage vom Ministerium getroffenen Bestimmungen zu verwässern und vor allem so ungenau zu fassen, dass sich ihrer Ausführung sehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellen dürften. Zunächst kurz das, was die Kammern in dieser Beziehung an der Regierungsvorlage unverändert gelassen haben. Das Gesetz verpflichtet sämmtliche Orden — für spätere Zeiten, das heißt, nach Ausmerzung der nicht autorisierten, bleibt freilich nur der verhältnismäßig kleine Bruchtheil der staatlich Zugelassenen übrig — über ihr bewegliches und ihr unbewegliches Vermögen genau Buch zu führen und am Jahresschlusse ein Inventar an die Verwaltungsbehörde einzureichen, der auch zu jeder beliebigen anderen Zeit das Recht zusteht, die Bücher einzusehen. Strafsällig und rechtlich null und nichtig sind alle Handlungen und Vereinbarungen irgend welcher Art, die zur Täuschung der Behörden hinsichtlich des wahren Vermögensstandes der Orden abzielen, nicht ermächtigten Congregationen das Weiterbestehen auf französischem Grund und Boden zu ermöglichen oder die eigentlichen Besitzer von Gütern durch Unterschiebung von Strohmännern zu verheimlichen trachten. Als solche Strohmänner werden dann definiert: erstens, Ordensmitglieder, die an Ordensgut mehr als ihren eigenen Apport besitzen oder verwalten; zweitens, bürgerliche oder Handelsgesellschaften, die irgendwelchen besitzen, auf denen sich Ordensgesellschaften niedergelassen haben; drittens endlich, alle Eigenthümer von Liegenschaften, die von nicht autorisierten Orden bewohnt werden. Dass alle diese fein ausgeklügelten Bestimmungen nichts als Palliativmittelchen sind, liegt auf der Hand. Wenn die Ordensbrüder, zunächst die den ermächtigten Congregationen angehorenden, vertrauenswürdige Laien finden, die ihnen in dieser Hinsicht gefällig sind — und da sie sie bis jetzt noch immer gefunden haben, so ist nicht einzusehen, warum sie später an diesem „Artikel“ Mangel leiden sollten — so werden sie sich stets durch die Maschen des Gesetzes hindurchschlüpfen und über Gelder und Liegenschaften verfügen, die eben nicht in der „officiellen“ Buchführung erwähnt sind. Dann werden aber auch die ausgewiesenen Congregationen wiederkehren, sich den ermächtigten anschließen, sich mit ihnen verschmelzen und, dergestalt unter falscher Flagge segelnd, an den irdischen Gütern Raubantheil haben, die anscheinend unbetheiligten Dritten, in Wahrheit aber den autorisierten Orden gehören. Solche und ähnliche Durchstechereien zu vereiteln, wird aber sehr schwer halten, da bekanntlich nichts einem Pfaffen so ähnlich sieht wie ein anderer Pfaffe, und man einen ausgewiesenen Assumptionisten nicht gut verbieten kann, sich in einen zugelassenen Lazaristen zu verwandeln und dann das Retourbillet nach Paris zu benützen. Das große Radicalblatt, das Herr Waldeck im Einverständnisse mit der Kammermehrheit zur Anwendung bringen wollte, ist seinen Händen vom Parlament wieder entwunden worden. Es hatte die Einziehung des Vermögens aller nicht autorisierten Congregationen durch den Staat vorgesehen und da das Vermögen, die etwas nach 1792 noch übrig geblieben, [illegible] [illegible] [illegible]

halb seiner Grenzen herrenlos gewordenen Gutes; politisch betrachtet, würde dem Staate aus der Ueberuahme des hinfällig gewordenen Ordensgutes die Pflicht erwachsen, die von den betroffenen Congregationen etwa ausgeübten Werke der Mildthätigkeit auf seine Schultern zu nehmen. Die Maßnahme wäre also beim Lichte besehen gar nicht so revolutionär gewesen, wie sie auf den ersten Blick vielleicht erscheint. Kammer und Senat haben aber dennoch nichts von ihr wissen wollen, sondern da threistatt die Zurückerstattung des Ordensgutes an — und hier beginnt die Komik des Gesetzes — die „Berechtigten" verfügt.

Die „Berechtigten"! Das ist gut gelagt, aber, wer sind diese Berechtigten? Die Kammer hat sich die Beantwortung der Frage sehr leicht gemacht. Durch den seinerzeit viel besprochenen Antrag L'hopiteau, den sie annahm, bestimmte sie, dass die Schenker oder Erblasser, aus deren Händen das Klostergut geflossen war, beziehentlich die Erben derselben, die zunächst in Frage kommenden Personen seien. Den Gerichten überließ sie sodann die undankbare und mühevolle Aufgabe, diese Leute in jedem einzelnen Falle zu ermitteln, mit der Maßgabe, dass hierbei niemals eine Verjährung der etwa auftauchenden Ansprüche eintreten könne. Die Tendenz dieser Bestimmung ist klar: Da es den Abgeordneten L'hopiteau und Genossen angesichts der in der Kammer herrschenden Stimmung nicht möglich war, den auszuweisenden oder nicht zu genehmigenden Orden ihr Vermögen ungeschmälert zu erhalten, so suchten und fanden sie einen Ausweg, auf dem sich ihnen das vom Staate „gerauchte" Gut wieder zufließen ließ. In der Theorie ist es ersichtlich, dass Leute, die so fromm sind, dass sie ihr Vermögen den Orden vermachen oder schenken, nicht plötzlich einen Anfall von Reue bekommen und das Vermachte oder Geschenkte zurückfordern werden; und was für den einzelnen gilt, das gilt in der Regel auch für die Familien, so dass im allgemeinen nicht zu befürchten steht, die Nachkommen oder sonstigen Anverwandten der Erblasser und Schenker würden ihre Rechte zum Schaden der Orden geltend machen. Im Gegentheil leistet dieser Artikel des Gesetzes dem so beliebten Strohmännerwesen erst recht Vorschub. Doch nicht allein die Theorie der Bestimmung ist verwerflich, auch in der Praxis werden sich die Schwierigkeiten häufen. Anstatt in irgend welcher gemeinnützigen und vor allem genau festgesetzten Weise über das hinfällig gewordene Klostergut principiell zu verfügen und dann den einzelnen Ordensbrüdern und -Schwestern die Beweispflicht zuzuschieben, dass sie selbst oder Dritte ein näheres Anrecht darauf haben, bürdet das Gesetz den obnedies schon genügend mit Arbeit überhäuften Gerichten die Last auf, diese Leute erst in langwieriger Untersuchung ausfindig zu machen, widrigenfalls naturgemäß und entsprechend den allgemeinen Rechtsbestimmungen die Lose Eigenthümer des Vermögens bleiben, die es bisher waren, das heißt, die Ordensgenossenschaften. Und welche handwurmartige Länge werden die Civilprocesse dieser Art annehmen! Hat man die französische Procedur schon früher einen „Urwald" genannt, so wird das Dickicht noch undurchdringlicher gemacht durch so vage Bestimmungen wie die vorliegende. Im Detail wurde dann sisigewesie verfügt, dass Geber, die ihr Vermögen den Orden für einen bestimmten wohlthätigen Zweck geschenkt oder vermacht haben, dieses Vermögen nach seiner Rückerstattung an die ursprünglichen Besitzer wiederum einem solchen wohlthätigen Zweck zuwenden müssen. Da sieht man wieder einmal den allgegewärtigen französischen Geudarm, der alle Welt „bemuttern" und beaufsichtigen muis! Man sagt den Leuten: Hier habt Ihr Euer früheres Eigenthum wieder. Aber es ist nicht mehr Euer unbeschränktes Eigenthum, aber das Ihr frei verfügen könnt! Ihr müsst es zu dem und dem Zwecke verwenden! Und welche ungeahnten Schwierigkeiten werden belagtem Staatsgendarm aus der Beaufsichtigung der zahllosen und über das ganze Land verstreuten „Halbeigenthümer" erwachsen! Wie wird es in der Praxis erreichbar sein, eine ausreichende Controle darüber auszuüben, ob die Gelder auch einem „entsprechenden" Zwecke zugewandt werden? Wäre es da nicht viel einfacher gewesen, den von sozialistischer und radicaler Seite ausgegangenen Antrag anzunehmen, demzufolge der Staat den ganzen Besitz der ausgewiesenen Orden zu übernehmen und zu gemeinnützigen — nicht allein „wohlthätigen" — Zwecken zu verwenden gehabt hätte?

Es ist wahr, der Senat, der schon mehrfach in den letzten Jahren einen gesünderen Sinn an den Tag gelegt hatte, als die Kammer, hat auch hier etwas Ordnung geschaffen, wenn schon bei weitem nicht in dem Umfange, wie es wünschenswert gewesen wäre. Er hat dem die Vertheilung der Güter nicht ermächtigten Orden behandelnden Artikel 18 eine erweiterte und präcisere Fassung gegeben und zunächst bestimmt, dass sich das Vertheilungsverfahren unter der Aufsicht und Leitung eines Seuatsiers und auf gerichtlichem Wege zu vollziehen habe, wobei der Senatsier alle Rechte und Machtbefugnisse eines gerichtlichen Zwangsvollstreckers besitzt. Aus der so seuatsierten Masse können die Ordensmitglieder einzeln das Gut reclamieren, das sie seinerzeit für den Orden selbst erworben haben, oder das ihnen durch Erbschaft in der directen oder der Seitenlinie, oder endlich durch Schenkung oder Vermachtnis in directer Linie zugeflossen ist und das dem gemeinsamen Ordensgute einverleibt wurde. Betreffs der nicht aus directer Linie stammenden Schenkungen und Vermächtnisse müssen sie aber den Beweis antreten, dass sie keine „Strohmänner" des Ordens, das heißt, weder Geschäftstheilhaber des Schenkers oder Testators, noch Eigenthümer der von dem ausgewiesenen Orden bisher bewohnten Liegenschaften sind. Der Paragraph, der auf das zu wohlthätigen Zwecken vermachte oder geschenkte Gut Bezug hat, wurde vom Senat unverändert gelassen.

Als die alten Herren des Oberhauses mit diesen zu immerhin etwas präciseren Bestimmungen fertig waren, stellte sich bei ihnen offenbar eine gewisse Ermüdung ein, denn als die Frage aufauchte: Was soll mit dem nach jenen Abzügen eventuell noch verbleibenden Ordensgute — und es dürfte in den allermeisten Fällen noch ein recht erkleckliches Sümmchen disponibel sein — geschehen? da antworteten auch sie, gerade so wie es schon die Kammer gethan hatte: es soll „unter die Berechtigten" vertheilt werden! Die Senatscommission hatte sich wenigstens bemüht, in Ermangelung einer positiven Antwort eine negative zu geben. Sie hatte gesagt, in keinem Falle sind unter den „Berechtigten" die Mitglieder des aufgelösten oder nicht ermächtigten Ordens zu verstehen. Im Plenum des Oberhauses wurde diese Definition aber beseitigt und anstatt ihrer ein Antrag Trarieux angenommen, demzufolge die Mitglieder eines nicht ermächtigten Ordens, die entweder persönlich mittellos sind oder aber nachweisen, dass sie durch ihre eigene Arbeit zum Erwerb des einstigen Ordensvermögens beigetragen haben, Anspruch auf eine lebenslängliche Leibrente oder auf eine einmalige Kapitalszahlung haben. Die Höhe dieser Summen richtet sich einmal nach den noch verfügbaren Mitteln des betreffenden Ordens und dann nach der von den Mitgliedern nachweisbar geleisteten Arbeit. Dieser Antrag des bekannten Kämpfers im Dreyfus-Handel macht dem Gerechtigkeitssinne seines Urhebers alle Ehre, aber ob es wirklich Pflicht des Staates ist, aus herrenlos gewordenen Gütern denen einen Lebensunterhalt zu sichern, die sich bis dahin mit der Anstellung eines unproductiven Colleivwerdienstes, im übrigen aber mit Nichsthun beschäftigten, ist doch die Frage. Denn mögen die Betreffenden noch so „arbeitsam" gewesen sein, immer waren sie es nur für den Orden, beziehentlich für die Kirche im allgemeinen, nicht aber für die bürgerliche Gesellschaft, für deren Oekonomie ihre Thätigkeit nur den Wert eines geschätzten Müssiggauges hatte. Und da es anderseits in dieser nämlichen bürgerlichen Gesellschaft Arme und Nothleidende in Fülle gibt, die trotz sehrzehntägiger gemeinnütziger Thätigkeit nicht auf einen grünen Zweig kommen können, so wäre dieser Antrag, wie jeder Elemente wohl angezeigter und, im socialen Sinne des Wortes, gerechter gewesen. Auch hier sei eine die praktische Seite der Angelegenheit betreffende, kurze Betrachtung angeschlossen. Man hat die Menge der in Frankreich lebenden Ordensmitglieder wenigstens ungefähr berechnet und zahlen erhalten, die zwischen 30000 und 50000 für die Männer und zwischen 130000 und 160000 für die Frauen schwanken. Anderseits hat man den gegenwärtigen Vermögensstand aller sich in Frankreich auflösenden geistlichen Genossenschaften zu ermitteln versuchtet, wobei aber die Ergebnisse mangels einer auch nur einigermaßen ausreichenden Unterlage sehr weit auseinandergingen. Die weit links stehenden Calculatoren veranschlagten das Vermögen der „todten Hand" in Frankreich auf acht Milliarden Francs; die Clericalen schlugen es auf höchstens eine bis anderthalb Milliarden an. Nehmen wir den Durchschnitt, also etwa fünf Milliarden, als Grundlage an und dividieren wir diese Zahl durch 200000 (die Durchschnittszahl der männlichen und weiblichen Ordensmitglieder), dann erhalten wir ein Vermögen von 25000 Francs pro Kopf. Die Clericalen, die einerseits die Zahl der Ordensleute möglichst niedrig greifen, anderseits aber auch gern die „Armut" ihrer Schützlinge darthun möchten, kommen zu erheblich niedrigen Ziffern, etwa zu 3000 bis 5000 Francs auf den Kopf berechneten Capitals. Nehmen wir, mangels sicherer Angaben, auch hier den Durchschnitt aus den beiden Extremen, dann ergibt sich die Summe von ungefähr 15000 Francs für jedes einzelne Ordensmitglied. Ein solcher Besitz wäre ja freilich noch kein „Reuparement", denn Tausende von Leien besitzen ebenso viel und mehr, ohne dass die Höhe ihres Vermögens von irgend jemand beanstandet würde. Was die Freunde der Orden bei dieser Berechnung aber wohl absichtlich — außer Betracht lassen, dass ist die Thatsache, dass tausend mittlere und selbst kleine Vermögen, in einer Hand gelegt, einheitlich verwaltet, praktisch angelegt und zur Erreichung eines bestimmten, fest vorgestellten Zieles verwendet, in der That eine Macht darstellen, eine Gesdmacht, die das finanzielle Gleichgewicht auch eines großen und reichen Landes sehr wohl zu stören vermag, von den unterirdisch gemeinschaftlichen Verbindungen und Einflüssen Geldes ganz zu schweigen. Und wie sich diese Gesmacht in bedroh licher Weise nach außen hin, gegenüber Staat und Gesellschaft, fühlbar macht, ist wirkt sie unabringend auch innen hin, gegenüber den Ordensmitgliedern. Denn es ist klar, dass wenn ein einzelner von den Zinsen eines Capitals von 15000 Francs nicht zu leben vermag, hundert unter einem Dache lebende Besitzer von je 15000 Francs schon ganz auskommlich und tausend sogar glänzend zu

Digitized by Google

existieren vermögen. Darum ist den in der oben angeführten Weise vom Staate aus dem ledig gewordenen Ordensgute unterstützten Personen mit der Zubilligung eines Capitals von rund 15 000 Francs oder einer entsprechenden Lebensrente bluterwig genützt. Sie werden mit diesem Almosen nicht emporkommen, sie werden, wie im Kloster, wo sie theoretisch zwar auch nicht besser, praktisch aber weitaus glänzender gestellt waren. Auf diese Weise wird eine Masse Müssiggänger geschaffen, die die Reihen des geistigen Proletariats oder des Verbrecherthums noch mehr verstärken müssen.

Schließlich hat auch der Senat keine Antwort darauf ertheilt, was mit dem Ordensbesitze geschehen solle, der nach den erwähnten Abzügen noch übrig bleiben kann und voraussichtlich auch wird. Der Richter, der in jedem Einzelfalle anzurufen ist, soll sich aus der Affaire ziehen, so gut er es eben vermag, und schon im voraus darf man sich über das bunt schillernde Mosaik von Urtheilsprüchen freuen, das angesichts einer so lückenhaften Gesetzgebung herauskommen muß. Jeder Richter wird seine eigenen Ansichten, seine Sympathien und Antipathien zur Geltung bringen, und die klugen Ordensleute werden bald heraus haben, welche Gerichte zu „günstigen" Anslegungen neigen und welche nicht. Sie werden es, da ihre Institute zumeist über weite Gegenden des Landes verstreut sind, in der Regel so einzurichten wissen, daß nur die congregationsfreundlichen Richter zu Worte kommen, und auf diese Weise den Gesetze — wenn nicht seinem Buchstaben, so doch seinem Geiste — ein Schnippchen schlagen, durch das es ihnen möglich wird, einen namhaften Theil ihrer vergänglichen irdischen Güter zu behalten und ins Ausland zu exportieren oder französischen Strohmännern anzuvertrauen.

Die letzte vom Senat im Texte des Gesetzes angebrachte Aenderung betrifft die Frist, innerhalb deren sich die Congregationen den für die Anmeldung vorgeschriebenen Formalitäten zu conformieren haben, und die von sechs auf drei Monate verkürzt wurde. Darob haben die Clericalen fürchterlich gezetert, als ob es eine Ungeheuerlichkeit wäre, von einem Vereine zu verlangen, er solle den Behörden innerhalb neunzig Tagen, von der Promulgierung des Gesetzes an gerechnet, seine Statuten, Mitgliederverzeichnisse und ein paar andere Angaben schriftlich unterbreiten. Die Orden werden nun aber in den sauren Apfel beißen müssen, da sie im Unterlassungsfalle ipso facto als aufgelöst und das Landes verwiesen gelten, und der Ministerpräsident konnte denn auch neulich in der Kammer verkünden, er habe schon von einer stattlichen Anzahl derartige Genehmigungsgesuche erhalten, die nach und nach einem außerparlamentarischen, zum großen Theile aus Mitgliedern des Staatsrathes, dann auch aus Angehörigen der beiden gesetzgebenden Häuser bestehenden Ausschusse zur Prüfung überwiesen werden, der sie seinerseits der Kammer und dem Senate zustellt. Bei diesen sieht, wie erwähnt, in letzter Linie die Entscheidung über das Schicksal jedes einzelnen Ordens. Schon im kommenden Herbst und Winter wird es sich zeigen, inwieweit die Kammern, aber auch das Ministerium in seinen diesbezüglichen Anträgen, gewillt sind, den in dem Gesetze ausgesprochenen Grundsatz der Ausschließung aller nicht autorisierten Orden von der Unterrichtsertheilung in der Praxis Rechnung zu tragen. Zu einer directen Durchbrechung dieses Principes wird es wohl keinesfalls kommen; möglich wäre es dagegen, dass sich Einflüsse zu Gunsten einer sehr weitherzigen Anwendung des Gesetzes hinsichtlich der Zulassung der Orden geltend machten, und zwar besonders der Orden, die sich schon bisher mit Unterricht und Erziehung befasst haben. Dadurch aber wäre der Hauptzweck des Gesetzes vereitelt, denn dieser wurde sich, mit Rücksicht auf die Zustände, aus denen das neueste Werk des Parlaments hervorgewachsen ist, in einer thunlichst weitgehenden Ausmerzung geistlicher Einflüsse aus der Schule gesucht werden.

Paris. Potter.

Wirthschaftskrisen.

In der Volkswirthschaft werden stets gute Zeiten mit schlechten abwechseln, günstige Conjuncturen von ungünstigen abgelöst werden, dem Aufschwung wird der Niedergang folgen. Aber muss es deshalb Wirthschaftskrisen geben? Die Volkswirthschaftslehre besaht die Frage, insbesondere die socialistische Doctrin sieht in den Krisen eine der charakteristischen Erscheinungen der capitalistischen Wirthschaft. Dass Krisen auftreten, wird man vorläufig nicht verhindern können. Aber es ist der Untersuchung wert, ob man nichts dazu thun kann, dass die Krisen weniger verheerend wirken.

Nicht von der mannigfachen Arten localer Krisen, local soweit in Bezug auf ihre territoriale Ausdehnung als auch in Bezug auf den Umfang der Wirthschaftszweige, die sie ergreifen — ist die Rede. Die Krise, die jetzt, insbesondere in Deutschland, herrscht, ist allgemeinen Charakters, sie ist der Ausdruck einer glänzenden Conjunctur für alle Productionszweige und ausgedehnter Prosperität gewesen.

Wenn sich auch [illegible] normales Verhältnis zwischen Consum und Production [illegible] [illegible] wenn auch Gegenstände gemacht werden, die dem Begriff [illegible] Verwendung versprechen, wenn neue auswärtige Absatzgebiete eröffnet werden, dann erhöht sich die Productionsthätigkeit des Landes. Der Absatz wächst durch die Bestellungen der neuen Handelsgebiete und der neuen industriellen Betriebe, die zahlreichen anderen Arbeitsgelegenheit bieten. Die ausgiebigere und lohnendere Beschäftigung vermehrt die innere Consumtionsfähigkeit, und für den gesteigerten Consum tritt größere Nachfrage nach Waren ein. Der Aufschwung steigert sich selbst, die Unternehmungslust wächst, Handel und Production sind in Blüte. So weit ist der Aufschwung normal und könnte, wenn er nicht künstlich gesteigert würde, in langsamer Erstarkung lange Zeit, geradezu unendlich lange anhalten, ohne dass ein Rückschlag, geschweige denn ein Krach eintreten müsste. Während der Conjunctur, wie übrigens jederzeit, rufen allerdings mannigfache Ursachen Rückschläge in einzelnen Industriezweigen hervor: Absatzausfälle durch Kriege, geänderte Zollgesetze, Missernten, wechselnde Mode und vieles andere. Aber solche dauernde oder temporäre Widrigkeiten werden in reichen Ländern schwerlich einen allgemeinen Rückschlag einer großen Conjunctur, geschweige denn eine Wirtschaftskrise hervorrufen. Der Krach kommt wohl meist von anderer Seite, und sie gewiss diesmal von anderer Seite gekommen.

Der gesteigerte Absatz von Fertigproducten, der höhere Preise und höheren Verdienst bringt, veranlasst die Fabrikanten, ihre Fabriken zu erweitern und neue Fabriken zu erbauen, und zwar ihre Productionsfähigkeit rascher zu steigern, als der Consum wachsen kann. Das allein aber würde noch keinen so heftigen Rückschlag hervorrufen. Denn der Ausgleich würde sich ziemlich rasch vollziehen, der wachsende Consum der sich stetig vermehrenden Bevölkerung bald die Productionsfähigkeit einholen. Auch dem Anhäufen von Vorräthen seitens der Händler, welche steigende Preise erwarten und gleichfalls zur Ueberschätzung der Conjunctur verleiten, würde bei Fertigproducten verhältnismäßig bald Einhalt geboten werden, denn der Zerfluss in der Verbrauchsschätzung müsste bald auffommen. Aber die Conjunctur, welche bereits die Production an Fertigwaren über die Absatzmöglichkeit hinaus gesteigert hat, wirkt noch intensiver in gleicher Richtung auf jene Industrien, welche nur Vorstufen des Productionsprocesses der Fertigwaren darstellen. Sie erhalten die größere Nachfrage nach Fertigproducten als verstärkten Antrieb, und sie erweitern sich nicht nur, um der stärkeren Production an Fertigwaren zu genügen, sondern darüber hinaus, und auch sie geben den Antrieb rückwärts an die Vorderindustrien weiter. Und so allmählich erhalten alle jene Industrien, welche die Basis aller anderen sind, welche die Productionsmittel zur Herstellung der anderen Waren erzeugen, die Werkzeug-, Maschinen-, Eisen-, Bau- und Kohlenindustrien u. s. w. Alle Ueberstreibungen, die sich die andern Industrien in ihrer Ueberschätzung der Conjunctur zu Schulden kommen lassen, gelangen bei diesen Industrien zur potenzierten Wirkung. Ja noch mehr: da die vermehrte Nachfrage nach Productionsmitteln den Anreiz zur Erweiterung und Vermehrung der dieselben erzeugenden Industrien bedeutet, müssen sie noch über die Herstellung der eigenen Concurrenzfabriken arbeiten. Die im Bau befindlichen Ziegel- und Cementwerke sind die breiten und dringendsten Abnehmer für Ziegel und Cement, die neuen Hochöfen für Eisen, die neuen Maschinenfabriken für Maschinen. Darum ist auch die Nachfrage am stürmischesten in jenen Industrien, welche am Anfang des Productionsprocesses stehen, und die Preise dieser Güter steigen am stärksten. Noch ein anderer Grund bewirkt, dass die Production der Rohstoffe am stärksten steigt. In ihnen kann sich viel leichter eine Massenspeculation breit machen, als in den specialisierten, nicht so „vertretbaren" Fertigproducten. Durch die spiculative Nachfrage nach den Rohstoffen und den primitiven Industrieproducten entsteht eine Fälschung des Bedarfes, die die Preissteigerung und die Productionsvermehrung solcher Güter beschleunigt. Die Preissteigerung der Rohproducte und Halbfabrikate und Hilfsstoffe wirkt zurück auf die Productionskosten der Ganzfabrikate. Die Erzeuger von Fertigwaren erhalten den Rückschlag des Steigens, den sie an die Vorproducenten weitergeben haben, in der Erhöhung aller Productionskosten, und sie können sich an den Consumenten nicht mehr schadlos halten, weil bei ihnen zuerst sich die Ueberschätzung des Consums einlebar macht, weil sie bereits mit ihren Absatz kämpfen, daher mit den Preisen herabgehen müssen. An dem Missverhältnis der Preise der Endproducte zu denen der Roh- und Hilfsstoffe zeigt sich zuerst die Uebertreibung der Conjuncture, an den dadurch hervorgerufenen Verlegenheiten der Erzeuger von Fertigproducten bricht sich die Conjunctur. Die am Boden der Productionspyramide arbeitenden Gewerbe empfinden den Rückschlag an der Kegel und später; sie sind mein noch mit dringenden Aufträgen überhäuft, [illegible] [illegible] Zeit, wo die Conjuncture längst im Rückgang ist. Die bedeutende Steigerung von Eisen und Kohle werden verlangt, wenn der Rückschlag bereits [illegible] [illegible] sieht, ja wenn er schon eingetreten ist. Daher [illegible] [illegible] Tatsache, dass die größten Ueberspannungen in den Productionsmitte[illegible]-Industrien vorkommen, als [illegible] [illegible] [illegible]

also um 50% gestiegen ist, und dass der grösste Consumzuwachs (18·5 Kilogramm) im letzten dieser Jahre eingetreten ist. Wo gibt es eine andere Industrie, von besonderen Verhältnissen der Mode u. dgl. abgesehen, die einen ähnlichen Aufschwung in wenigen Jahren nehmen könnte? Es ist klar, dass eine derartige Consum-, resp. Productionssteigerung, die nicht nur in der Eisenindustrie, sondern in den meisten Productionsmittel erzeugenden Industrien zu verzeichnen ist, nicht ihre Berechtigung findet in einer gleichartigen Erhöhung des wirklichen Verbrauches, sondern darin, dass diese Industrien ihre Conjuncturen zum grossen Theile aus der gesteigerten Nachfrage nach Productionsmitteln, ja sogar nach Consumgütern beziehen. Man glaubt der Nachfrage für den Verbrauch nicht genügen zu können, und in Wirklichkeit produciert man zum grossen Theil für die zukünftige Conkurrenz. Daher, nämlich weil diese Industrien auf Bestellungen für die Productionserweiterung angewiesen sind, welche in den Zeiten widriger Conjunctur ausbleiben, kommt es auch, dass die Fertigproducte-Industrien verhältnismässig leichter die Conjunkturrückschläge überwinden, überhaupt viel rascheren Conjuncturwechsel haben, während die Productionsmittel erzeugenden Industrien, die Bauge werbe, die Eisen-, Kohlen-, Maschinenindustrie, neuestens auch die elektrische Industrie u. s. w., viel schwerer von Conjuncturrückschlag betroffen werden, wozu sich noch der Umstand gesellt, dass gerade diese Industrien meist des grösten Capitalsaufwandes für ihre Anlagen bedürfen.

Aber der Rückschlag kommt noch von einer anderen Seite. Jedes Land kann zunächst nur seine Ersparnisse zur Gründung neuer Fabriken verwenden, und die Ersparnisse sind nicht unbegrenzt, daher auch die Zahl der daraus zu erbauenden Fabriken nicht. In der günstigen Conjunctur, wo alles nach Arbeit sieht und sucht, nimmt man es aber nicht so genau, und in der Jagd nach Gewinn spannt jeder eingelne seinen Credit mehr und mehr an, um durch dieses Creditcapital sich am Bau neuer Fabriken zu betheiligen. Die individuelle Anspannung des Credits wird zur allgemeinen Ueberspannung, die Zinsläße steigen und erhöhen die Productionskosten; es kommt der Moment, wo der Credit derart überspannt ist, dass die Gewährung neuer Credite kaum mehr möglich ist. Der Notenumlauf ist so hoch gestiegen, dass die Bank zur Erhaltung ihres Metallschatzes Einhalt gebieten muss. Die Industrie braucht aber immer grössere Credite, um ihre auf gesteigerte Productionsfähigkeit eingerichteten Werkstätten voll auszunützen, und der Rückschlag muss eintreten, sobald die Industrie den nöthigen Credit nicht mehr zur Verfügung gestellt erhält.

Diesen beiden widrigen Umständen gesellt sich ein ihre Entwickelung überaus begünstigendes drittes Moment hinzu. Es ist eine alte volkswirtschaftliche Erfahrung: Betriebscapital darf zum grossen Theil auf Credit nicht beschafft werden. Gründungscapital nicht, aber doch nur theilweise in langfristigen, unkündbaren Schulden. Im modernen Großbetrieb, der hauptsächlich die Form der Actiengesellschaft hat, kann sich natürlich diese unwirtschaftliche Creditbeschaffung für Baucapital genau so vollziehen wie für Einzelunternehmen, indem die Actiengesellschaften direct Schulden machen, die über das erforderliche Betriebscapital hinausgehen, in Hypothekaranlehen, Theilschuldverschreibungen, Wechselverpflichtungen und schwebenden Schulden. Die Gefahr der Aufnahme von Hypothekaranlehen und Ausgabe von Theilschuldverschreibungen ist natürlich eine geringere, obwohl man es oft genug erlebt hat, dass Gesellschaften an solcher Ueberschuldung zugrunde giengen.

Viel wichtiger ist die indirecte Gründungsthätigkeit auf Credit, die darin besteht, dass diejenigen, welche das Capital für Actiengesellschaften beisteuern, die Actionäre, also die eigentlichen Unternehmer, dieses Capital nicht besitzen, sondern ausleihen. Das ist eben derselbe Fall, den wir beim Einzelunternehmer tadeln. Allerdings für die Actiengesellschaft ist, wie das Capital zusammengeflossen ist, die es dem Actionär nicht zurückzugeben genöthigt ist, auch wenn er es verlangen würde, ist geringe Gefahr, wohl aber für die Allgemeinheit, wenn die Zahl solcher auf Pump tauenden Actionäre grossen Umfang annimmt. Eine Zeitlang hält sich diese Geldbeschaffung innerhalb der eigenen Mittel des letzten Geldgebers, es tritt also in letzter Linie nur Creditgewährung einzelner Glieder der Volkswirtschaft an andere ein, aber es kommt der Moment, wo auch diese letzten Geldgeber nicht die eigenes Capital besitzen, sondern auf Credit bei der Notenbank oder im Ausland beschaffen durch Aufnahme von Darlehen auf grosse Effectenumsätze, durch Einreichung ihres gegen Gewährung von Betriebscapital erworbenen Wechselportefeuilles, endlich durch Unterhaltung eines grossen Kreceptumlaufes. Wir wissen, dass all dies in Deutschland in ungeheurem Maße geschehen ist, und weil dies geschehen ist, konnte es auch keinen einfachen Rückschlag nach dem Abbruch der Conjuncture geben, sondern es musste eine Krise eintreten. Denn all das sind kurzfällige Verpflichtungen, welche nicht mehr verlängert werden, wenn der Aufschwung vorüber ist. Es wird Zurückzahlung des Credits verlangt, aber der einzelne Creditnehmer und die ganze Volkswirtschaft haben das Geld zur Rückzahlung nicht, es ist verbaut worden. Und die Effecten, welche als Unterlagen der Reportdarlehen und der Accepte dienen sollten, erweisen sich als minderwertig, vielfach als wertlos, denn die Fabriken, zu deren Errichtung sie ausgegeben wurden, können bei den geänderten Warenpreisen und Absatzverhältnissen nicht mehr rentieren. Diesen Fabriken wird auch das nöthige Betriebsbeapital nicht mehr geliehen, und sie müssen zusammenbrechen, und mit ihrem Zusammenbruche verlieren alle jene ihr Geld, welche diese Actien erworben oder beliehnt hatten. Der Zusammenbruch der Dresdener Creditanstalt, welche für den fortwährenden Capitalsbedarf der Elektricitätswerke Kummer durch Verkauf der Actien an ihre Clientel sorge, welche ihrerseits der Bank das Geld schuldig blieb und sie zu grossem Acceptumlauf zwang, ist ein typisches Beispiel solchen gefährlichen Gründungsherganges.

Die Verwebung von Actien mit entlehntem Capital, als Beschaffung von Gründungscapital auf Credit, ist also eine große Gefahr, da sie das sich Uebernehmen der Volkswirtschaft überaus begünstigt. Sie ist aber mindestens ebenso gefährlich aus dem Grunde, weil sie ein treibendes Moment zur Ueberschätzung, zur Fälschung jeder Conjuncture ist. Der Capitalist, der sich an einem Unternehmen mit eigenem Capital betheiligt, ist in der Regel vorsichtiger als der Speculant, der fremde Mittel dazu in Anspruch nimmt, jener sucht jumeist Verzinsung, dieser Cursgewinn. Die Käufer von Actien mit fremdem Geld, die Speculanten und Spieler, treiben den Curs der Actien maßlos in die Höhe. Das stete Steigen der Curse, welches nicht eintreten könnte, wenn nur Capitalisten mit eigenem Gelde Actien erwerben könnten, bewirkt, dass die Leute, die an Effecten Geld verdienen und die Industriellen, welche sie Geld verdienen sehen, in der Beurtheilung der Conjuncture sanguinisch werden; das Steigen der Effectencurse bewirkt ruggestiv das Steigen der Warenpreise. Dieses Steigen der Warenpreise, welches nicht die Folge vermehrten Absatzes, sondern einer Suggestion ist, wirkt aber die schon oben gekennzeichneten Folgen gesteigerten Absatzes in Bezug auf Gründung neuer Fabriken. Je mehr die Warenpreise in die Höhe gehen, desto mehr Fabriken werden gebaut, und sie werden umso leichter und leichtfertiger gebaut, als man das Capital für ihren Bau nicht bei den vorsichtigeren Capitalisten zu suchen braucht, sondern die Speculanten und Spieler es willig und mit hohem Agio zwar nicht eigentlich liefern, aber vermitteln. Die Speculation ist also, wie bereits oben, auch in eine thätige Verwebung zur Beschaffung von Bauccapital darstellt, wird Anlass, dass sich der Fehler immer erneuert und potenziert, dass die Ueberspannung des Credits sich immerfort steigert, dass die Errichtung neuer Fabriken, welche die Conjuncture fälschen, noch übertrieben wird. Die Speculation steigert den Aufschwung, sie verstärkt in der Folge unermesslich den Krach. Wie das sauve qui peut all dieser Speculanten dann im Krach noch zur Verschlimmerung der Lage beiträgt, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Zu den besprochenen Factoren, welche die Verwebung des Aufschwunges hervorrufen, der unbewüsten Fälschung des Consums durch die Bestellungen für Productionsmittel, zumal für neu zu errichtende Fabriken, und der Speculation mit entlehntem Capital, tritt die Leichtfertigkeit des Gründens und der Capitalwirtschaft überhaupt hinzu, wie sie der durch den leichten Verdienst erzeugte Optimismus hervorruft. Wenn die Geldbeschaffung anfängt, schwieriger zu werden, greift man zu bedenklichen Gründungsmodalitäten, die dann in der Zeit des Niedergangs verhängnisvolle Folgen mit sich bringen. Wir haben in Nr. 352 der „Zeit“ die modernste Form gefährlicher Gründungsciterein in der Concern-Wirthschaft kennen gelernt.

Dann kommen die schwindelhaften Gründungen und Finanzoperationen; sie hängen mit dem eigentlichen Aufschwung nicht direct zusammen. Sie kommen vor in Zeiten volkswirtschaftlicher Stagnation und müssten auch im wirtschaftlichen Aufschwung nicht auftreten. Die verbrecherischen Manipulationen mit den durch Bankprivilegien gewährleistete ungeheuren Berthen leitens mehrerer großer Hypothekenbanken, die Benutzung der Bankpositen der Leipziger Bank zur Fütterung der längst als faul erkannten Casseler Trebertrockaungs-Gesellschaft konnten unternommen werden, ohne dass die ganze Volkswirtschaft in Blüte stand, und sie hätten eines Tages zusammenbrechen können, zu einem Zeitpunkte, wo ringsherum glänzende Conjuncture herrschte. Allerdings gelingen solche verbrecherische Manipulationen in der optimistischen Stimmung des Aufschwunges leichter, und in der Zeit des Mistrauens während der Krise sind sie zusammenbruchs-beschleunigt. Wegen solcher Zusammenbrüche aber, wie diesmal, in einer kritischen Zeit erfolgen, wird die Krise nicht aber verschärft. Man konnte es ja beobachten, wie verhältnismäßig unblutig die Krise verlaufen ist, solange sie sich nur als Ueberproduction, als Niedergang nach dem Aufschwung darstellte. Es gab Curseverluste, zugrunde gegangene Speculanten, schlechte Bilanzen, aber sind da leichte ein Unternehmungen, aber eigentlich blieb alles ruhig. Die Geschäfte giengen schlecht, aber die ganze Volkswirtschaft blieb unerschüttert. Bedenklich wurde die Situation, als die Depotheknbanken zusammenbrachen. Und doch liegt der Hauptbestandtheil eigentlich absolut vom wirthschaftlichen Schwen. Die unrechtmäßigen Kredite erwerben in der Regel keine Pfandbriefe, sondern thun dies

Digitized by Google

und die von ihren Renten, Pensionen ꝛc. Lebenden, und so sehr auch viele Existenzen geschädigt wurden, Handel und Production litten nicht so sehr. Der Krach der Dresdner Creditanstalt und des Elektricitätswerkes Kummer, welche in die Reihe der leichfertigen Finanzierungen gehören, brachte eine weit tiefergehende Erschütterung. Als aber die Leipziger Bank und die Trebertrocknung krachten, entstand die Furcht vor der Gefahr eines allgemeinen Zusammenbruches. Das Mißtrauen, die Creditschwierigkeiten nahmen ungeheuere Dimensionen an; das eine schwindelhafte Institut und sein Krach haben die Industrie und die ganze Volkswirtschaft mehr geschädigt als der schlechte Geschäftsgang aller anderen Industrien, der dem Aufschwunge gefolgt ist.

*

Das wären die Hauptkategorien der Erscheinungen, die den Aufschwung bilden, übertreiben und den Krach hervorrufen. Und sie regen zu dem Gedanken an, ob nicht das Ueberwuchern solcher Erscheinungen während des Aufschwunges vermieden werden kann, so daß der unvermeidliche Niedergang nach dem Aufschwung nicht zum Krach ausarten muß.

Man ist gerade jetzt, da sich gezeigt hat, daß all die gut gemeinten Gesetze versagen, welche im Deutschen Reiche in den letzten Decennien geschaffen worden sind, um die wirtschaftliche Entwickelung regelmäßiger zu gestalten, geneigt, zu glauben, daß der Krach ein Elementarereigniß ist, gegen das sich nichts thun läßt. Man liest solche Aeußerungen besonders in den liberalen, und zwar vor allem in den Wiener Zeitungen fast alltäglich. Ich glaube, daß die Erscheinungen des letzten Aufschwunges und des Krachs solchen Pessimismus nicht rechtfertigen. Man brauche nur den letzten Aufschwung in Deutschland mit der Gründerperiode der Siebzigerjahre zu vergleichen, um einen gewaltigen Fortschritt zu erblicken. Es ist vielleicht noch nicht alles abgerechnet an Sünden der letzten Jahre, und es mag noch viel Leichtfertiges, vielleicht auch manches Verbrecherische an Gründungen der Oeffentlichkeit zur schmerzlichen Kenntniß gelangen: aber soviel ist sicher, die Zahl der schwindelhaften Gründungen läßt sich nicht entfernt mit der Zahl jener in den Siebzigerjahren messen. Das Actienwesen ist ungleich solider geworden, und auch die Leichtfertigkeit des Publicums in Bezug auf Capitalskanäle und Speculation ist weit geringer geworden. Schließlich konnte das einzige große Schwindelunternehmen, die Trebertrocknung, von seinen Actien trotz beispielloser Reclame und Agiotage nur den geringsten Theil ins Publicum bringen.

Die größere Solidität hat zum Theile ihren Grund in der zunehmenden geschäftlichen Bildung der Bevölkerung, zum Theile aber zweifellos in den Bestimmungen des Actien- und Börsengesetzes. Die strengen Gründungs- und Verantwortungsvorschriften des Actienrechtes, der Prospectzwang des Börsengesetzes haben unendlich viel Gutes gestiftet. Was wäre in Deutschland alles an Schwindelgründungen vorgekommen, wenn diese Gesetze nicht gewesen wären? Verbrechen wird man nie unbedingt verhüten können, man kann nur ihre Ausführung erschweren und, wenn doch welche vorkommen, die Urheber nachher bestrafen. Daß trotz des deutschen Börsengesetzes der Fall Trebertrocknung vorkommen konnte, beweist nicht, daß sich gegen Schwindel nichts thun läßt. Im Gegentheile, daß nur vereinzelt solche Vorkommnisse bekannt geworden sind, beweist, daß bereits große Erfolge erzielt worden sind, und daß man nur auf dem bisherigen Wege fortfahren muß, um den Schwindel noch wirksamer zu verhüten.

Die Vorschriften für Publicität der Bilanzen und Rechenschaftsberichte müssen noch verschiedenen Richtungen verschärft werden. Die Geschäftsberichte müssen viel detaillierter gehalten werden, die Zahl der Debiteren-Conti, die Art ihrer Bedeckung, die Effectenbestände, die Conjunctalverbindlichkeiten müssen bis ins einzelne Detail in den Geschäftsberichten dargestellt werden und noch vieles andere, dessen Aufzählung hier zu weit führen würde. Die Banken müssen mehr als einmal im Jahre vollständig Bilanz machen und monatliche Rohbilanzen mit der gleichen Detaillierung der Debiteren, Effecten und Conjunctalbestände veröffentlichen. Und vor allem muß die Verantwortung des Aufsichtsrathes erhöht werden. Ueberzeichnungen Angaben zwölfe haben im Aufsichtsrathe der Leipziger Bank überaus anständige, zum Theil auch sehr geschäftskundige Menschen. Daß diese Leute dem Director Exner blindlings vertrauten, daß sie sich um die Geschäftsgebarung nur in der Entgegennahme seiner Berichte bekümmert haben, in wohl auf der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, auf den Leichtsinn und die Vertrauensseligkeit zurückzuführen. Da müssen aber strenge Gesetze nachhelfen. Die Verschleppung zu überwachen, deren Verantwortlichkeit an sich heute laue strafbare Handlung ist, muß, wenn sie, wie hier, zu so schlimmen Consequenzen führt, strafbar werden. Zahlsüchtige Verschadigung fremden Eigenthumes ist strafbar. Damit aber diese Ueberwachung von vornherein eine wirksame sei, muß im Gesetz bestimmt werden, daß die Oberbeamten, Cassiere, Procuristen, Oberbuchhalter u. dgl. nicht von der Direction, sondern vom Aufsichtsrath ernannt werden, und daß der Aufsichtsrath verpflichtet sei, sich regelmäßig von den Oberbeamten Bericht erstatten zu lassen. Dadurch werden auch die Oberbeamten verantwortlich, und die Directionen werden durch constant im Geschäftsbetriebe stehende Personen controliert. Es ist keine Gefahr, daß sich keine Aufsichtsräthe mehr finden werden, wenn ihre Thätigkeit und Verantwortung derart eine schwierigere wird. Im Gegentheile sind Aufsichtsrathsstellen bei großen Gesellschaften so gut honoriert, daß sich immer Bewerber um sie finden werden, und daß auch Arbeit und Verantwortung von ihnen verlangt werden kann. Wer aber nicht genug wirtschaftliches Interesse an der Actiengesellschaft nimmt, um diese Pflichten zu tragen, der soll ihr fern bleiben. Keinesfalls aber darf die jetzt herrschende Cumulierung von Aufsichtsrathsstellen fortdauern.

Das ist die eine Reformarbeit, durch die bewirkt werden soll, daß leichtfertiges und schwindelhaftes Gebaren, wenn auch nicht verhütet, so doch erschwert werde. Die zweite, noch wichtigere Reform betrifft den Actienhandel. Ich habe ausgeführt, daß der Kauf von Actien mit entlehntem Capital den Aufschwung und nachher die Krise potenziere. Man muß dafür sorgen, daß dieses Uebermaß an Gründungen, mit anderen Worten die Ueberproduction hintangehalten werde. Darum muß der Erwerb von Actien mit fremdem Capital, das Börsenspiel der Massen, verhindert werden. Die Staatsverwaltung muß rücksichtslos gegen das Börsenspiel vorgehen. Die Anschauung, das das Börsenspiel neben Vortheilen bekannten, aber meiß mehrals unterschätzten Schäden auch Nutzen bringe, muß endlich fallen gelassen werden, und die Bekämpfung des Börsenspieles darf nicht vom privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte aus geführt werden. Nicht weil der Spieler dabei um sein Geld kommt, muß das Börsenspiel verhindert werden, sondern weil das Börsenspiel des Publicums unermeßliches Unheil für die ganze Volkswirtschaft anrichtet, weil es aus einem Aufschwung ein Gründungsfieber macht, weil es im Principe verstellt ist, daß Gründungen gemacht werden in Erwartung der Verwendung des Capitals, das den Preis ihrer Actien nicht bezahlen, sondern ihnbdig bleiben. Weil man also dem Spiel nicht aus privatwirtschaftlichen, sondern aus öffentlichen Ursachen zu steuern hat, ist auch die Bekämpfung des Börsenspieles durch den Differenzeinwand im Principe verfehlt. Zulassung des Differenzeinwandes wird das Börsenspiel nie wirksam einschränken. Das Börsenspiel, der Ankauf von Wertpapieren mit fremdem Geld, muß gesetzlich verboten sein, und die Durchführung des Verbotes dadurch gesichert werden, daß man die Commissionäre, die Bankdirector und Leiter der Banken, welche Geschäfte für das Publicum in Wertpapieren machen, ohne den vollen Gegenwert in die Hand zu bekommen, bestraft. Die Durchführung dieser Reform ist nicht schwer, und sie würde keinerlei schädliche Consequenzen mit sich bringen. Doch kann ich im Rahmen dieses Artikels nicht näher auf die Sache eingehen, sondern ich werde demnächst Gelegenheit haben, diesbezügliche einfache, leicht ausführbare Maßnahmen vorzuschlagen und eingehend zu begründen.

Dann thut ein Drittes noth. Die Presse, deren Aufgabe die Erziehung des Publicums ist, muß sich endlich ihrer Pflicht bewußt werden. Ich spreche nicht von unserer Wiener Presse, die eben so corrupt als unfähig ist. Dass eine bezahlte Presse, deren Weizen in der Zeit der Ueberspeculation blüht, ihr nicht Einhalt zu thun bestrebt sein wird, ist selbstverständlich. Die deutsche Presse steht ja thurmhoch über dem Niveau der Oesterreichischen, aber auch ein durchschnittliches gutes deutsches Blatt glaubt, seine Aufgabe erfüllt zu haben, wenn es ein gutes Nachrichtenblatt ist. Das allein genügt nicht. Die Leitaufsätze müssen nicht nur angenehm geschrieben, sondern belehrend werden, und das thut insbesondere in finanziellen Angelegenheiten nur ein kleiner Theil der Presse, theils aus Unvermögen, theils weil die Presse, auch wenn sie unabhängig ist, um ihren Nachrichtendienst nicht zu schädigen, sich scheut, irgendwo anzustoßen, und deshalb die Kunst unterdrückt. Weil aber die weitaus größte Mehrzahl der Blätter so handelt, verhallt die Kritik der Wenigen, die sie unabhängig und tadlich üben. Es wäre nicht möglich gewesen, daß der Gründungsschwindel jahrelang betrieben werden konnte und solche Dimensionen annehmen hätte, wenn die ganze deutsche, insbesondere die sächsische Presse, den Stimmen der wenigen großen Blätter, welche Jahr und Tag den Kampf gegen sie führten, den nöthigen Nachhall gegeben hätte. Und nicht nur in Bezug auf solche Einzelfälle, auch im allgemeinen kommt die Presse ihrer Aufgabe, aufklärend über die wirtschaftlichen Gefahren ihre Zusammenhänge, Ueberreizungs-Symptome ꝛc. zu warnen, viel zu wenig nach.

Dann wäre noch Folgendes möglich: Anklagen, wie solche die „Frankfurter Zeitung“ gegen die Ledergesellschaft gebracht hat, müssen so [illegible] nicht willkürlichen gegenüber[illegible] Ausnahmen, in einer Generalversammlung oder einem öffentlichen Vortrage oder durch Redensarten abthun. Ueber derartige [illegible] der Verwaltungen direct strafbare

Handlungen vorwerfen, muß eine öffentliche Auseinandersetzung erfolgen. Es müssen die Gesellschaften verhalten werden, die betreffenden Zeitungen gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen. Wenn die Gesellschaft die Klage unterläßt, dann müssen die Gerichte ex offo die Untersuchung bei der Gesellschaft anordnen; denn dann ist es sicher, daß etwas faul ist. In beiden Fällen aber müssen die Vorgänge bei den Gesellschaften in breitester Oeffentlichkeit verhandelt werden. Man darf sich dabei nicht beruhigen mit dem Hinweise, daß es Sache der Actionäre wäre, ihre Interessen zu wahren. Sowie das Börsenspiel aus öffentlichen Interessen, nicht aus dem Privatinteresse der Spieler, zu bekämpfen ist, so muß dem Actienschwindel aus öffentlichen Gründen entgegengetreten werden. Ist an den Angriffen der Presse nichts wahr, dann wird die betreffende Zeitung bestraft werden, und der öffentliche Beweis, daß nichts daran ist, kann dem Credit der Gesellschaft nicht schaden, keinesfalls mehr, als wenn die Anklagen der Presse unwidersprochen und unwiderlegt bleiben. Sind die Behauptungen aber wahr, dann darf man nicht jahrelang zögern, dem Schwindel zu steuern, um die Verbrecher, wenn sie nicht gerade durchgegangen sind, nachträglich zu strafen. Das Gefühl der Verantwortung aber das Bewußtsein, für schwerwiegende Anklagen regelmäßig vor Gericht Rede stehen zu müssen, wird die Presse vor leichtfertigen Anklagen abhalten. Die Befriedigung aber der erfüllten Pflicht, das Ansehen, dessen sich die Blätter z. B., welche mit ganzer Kraft den Trebertrocknungsschwindel bekämpft haben, heute erfreuen, wird den Ansporn geben, auch bei erhöhter Verantwortung mit der Kritik nicht zurückzuhalten. Ich bin mir wohl bewußt, daß derartige Bestimmungen angesichts der vielleicht nicht vollständigen Unbefangenheit einzelner Behörden gegenüber großen Actiengesellschaften dazu mißbraucht werden können, um die Kritik zu erschlagen, statt sie in That unzuspitzen; doch was kann nicht alles mißbraucht werden? Und wenn wir nicht von der Voraussetzung ausgehen, daß es der ernste Wille der Gesetzgebung und der Behörden ist, die Wiederkehr ähnlicher Ausschreitungen und Erkrankungen der Volkswirtschaft, soweit es in ihren Kräften steht, zu verhüten, so ist überhaupt eine Discussion über die zu treffenden Maßregeln überflüssig.

Das etwa sind die wichtigsten Reformen, welche vorzunehmen sind. Gewiß wird damit nur den Krankheiten Einhalt gethan werden, und auch nur zum Theile, welche jetzt bereits in Massen auftreten. Die wirtschaftliche Entwickelung bringt aber immer neue Krankheiten, und der letzte Anschwung hat das schon gezeigt. Die Kartelle, von denen man anfangs meinte, daß sie eher mäßigend auf die Warenpreissteigerung wirken würden, haben, wie sich dann herausgestellt hat, insbesondere durch den Zwang, auf lange Zeit hinaus Uebernahmsverpflichtungen einzugehen, furchtbaren Schaden angerichtet. Und das ist schlimm. Falsche Maßnahmen der unorganisierten Wirtschaft sind weniger schädlich als solche einer organisierten Wirtschaft, denn die Organisation soll ja ein Fortschritt sein. Daß indes neue Schäden auftreten, denen man noch nicht beizukommen vermag, darf uns nicht veranlassen, Krankheiten, denen man bereits vorzubeugen weiß, unthätig gegenüberzustehen. Weil sich morgen jemand den Typhus holen kann, darf man ihn doch nicht heute der Erkältungsgefahr aussetzen.

Ich glaube, man vermag zwar nie den Niedergang nach dem Aufschwunge zu verhüten, wohl aber kann man durch entsprechende Maßnahmen Ausartungen des Aufschwunges und dadurch den verheerenden Wirkungen des durch die Ausartungen hervorgerufenen Krachs zum großen Theile vorbeugen. Die wichtigste dieser Maßnahmen ist die Bekämpfung des Börsenspieles.

Walther Federn.

Der Zusammenbruch des modernen Gründungssystems in Deutschland.

Zu dem in Nr. 352 der „Zeit“ unter obigem Titel erschienenen Artikel hat der ungarische Reichstagsabgeordnete, Herr Georg v. Kubinyi, der Redaction folgende Berichtigung zugehen lassen:

„Kaiza, am 24. Juli 1901.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

In den allerletzten Tagen wurde ich aufmerksam gemacht, daß in der Nummer 352 der „Zeit“, speciell in dem Artikel „Der Zusammenbruch des modernen Gründungssystems in Deutschland“, meiner insbesonders Erwähnung geschieht, als mir bei Gelegenheit der Generalversammlung der Trebertrocknung vom 3. November 1899 folgende Aeußerung imputiert wird:

„Wie thut es leid, daß unser geehrter Herr Präsident, Herr v. Szalavszky, durch Krankheit verhindert ist, hier zu erscheinen, aber er hat mich noch, damit ich meine Pflicht nicht vergesse, mittels eines Schreibens beauftragt, ich soll hier meine Stimme erheben, und für alles eintreten, was die Trebertrocknung zu thun und zu lassen hat, gedenkt, um darzuthun, daß diese sieben Concurrenten Unrecht haben, um ihnen ihre Waffen ins Gesicht zu schleudern, und um der Trebertrocknung Dank auszusprechen.“

Ich verwahre mich aufs entschiedenste gegen die Unwahrung, derartige Aeußerungen im allgemeinen gesprochen zu haben, und erkläre, daß ich im Namen des Herrn v. Szalavszky gar keine meritorischen Aeußerungen gemacht habe, und seinerseits zu irgend einer Aeußerung, weder schriftlich noch mündlich, ermächtigt worden bin.

Ich lege Ihnen den officiellen Bericht über die fragliche Casseler Versammlung bei, aus dem ersichtlich ist, was ich, und daß ich bloß in eigenem Namen gesprochen, und eine ganz getreue Schilderung der dazumal bestandenen Verhältnisse gegeben habe.

Ich bitte Sie recht sehr, mich nur auf Grund des § 19 Ihres Preßgesetzes, sondern in sicherer Erwartung auf Ihre Loyalität diese Rectification in Ihrem werten Blatte dadmöglichst erscheinen zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Georg v. Kubinyi.“

Hierauf erwidert der Verfasser des angefochtenen Artikels:

Der angeblich officielle Bericht, den Herr v. Kubinyi beilägt, ist zunächst gar kein officieller Bericht. Wenn Herr v. Kubinyi sich die Mühe gegeben hätte, auch nur die erste Seite dieses Berichtes durchzulesen, so würde er gemerkt haben, daß es sich bei dem in seinen Händen befindlichen Schriftstück lediglich um ein Referat in indirecter Rede handelt, das von der Trebergesellschaft an ihre Interessenten verschickt worden ist, in welchem die Ausführungen der einzelnen Redner nur kurz gekennzeichnet sind, die von uns wörtlich citierte Stelle in ihrer wahren Form also gar nicht vorkommen kann und auch nicht vorkommt. Glücklicherweise sind wir aber über den Wortlaut der Rede des Herrn v. Kubinyi genauer unterrichtet, als er selbst es heute scheinen will. An unseren Händen befindet sich der uns seinerzeit von der Direction der Casseler Trebertrocknungs-Gesellschaft zugesandte Originalbericht über die Generalversammlung der Actiengesellschaft für Trebertrocknung vom 3. November 1899. Es handelt sich hier um eine stenographische Aufnahme zweier als sehr gewissenhaft bekannten Berliner Parlamentsstenographen, Max Bäckler und Dr. Fritz Specht. Der Bericht umfaßt 18 Folioseiten. Auf Seite 7 und 8 findet sich im Anschluß an eine längere Kundgebung des Herrn Robert v. Schenk-Lebeda die Rede des Herrn Reichstagsabgeordneten v. Kubinyi-Budapest. Der Schluß dieser Rede lautet wörtlich, wie wir ihn citiert haben, wir setzen ihn ohne Kürzung nochmals hierher:

„Ich bitte“ — schloß Herr v. Kubinyi seine Rede — „um Entschuldigung, daß ich vielleicht etwas scharf gesprochen habe. Es ist, wie schon gesagt, in der Indignation über dieses Verfahren geschehen. Mir thut es leid, daß unser geehrter Herr v. Szalavszky durch Krankheit verhindert ist, hier zu erscheinen. Aber er hat mich noch, damit ich meine Pflicht nicht vergesse, mittels eines Schreibens beauftragt, ich solle hier meine Stimme erheben und für alles eintreten, was die ‚Trebertrocknung‘ zu thun und zu lassen gedenkt, um darzuthun, daß diese sieben Concurrenten Unrecht haben, um ihnen ihre Waffen ins Gesicht zu schleudern und um der ‚Trebertrocknung‘ den Dank auszusprechen. Weiter habe ich nichts hinzuzufügen. (Stürmischer Beifall.“

Auch wir haben dem nichts weiter hinzuzufügen. Durch den stenographisch aufgenommenen Wortlaut seiner Rede wird nun wohl auch Herr v. Kubinyi wieder daran erinnert werden sein, was er eigentlich gesagt hat. Wenn Herr v. Kubinyi selbst sagt, was er sagte, als Albernheiten bezeichnet, so müssen wir es natürlich in sein Belieben stellen, welch Urtheil er über seine eigenen Redeleistungen fällen will. Viel ernster erscheint uns jedoch das Eingeständnis des Herrn v. Kubinyi, daß er weder mündlich noch schriftlich von Herrn v. Szalavszky zu irgend einer Aeußerung ermächtigt worden ist. Danach hat er also in der Versammlung vom 3. November 1899, mit Verlaub zu sagen, etwas renommiert.

Doch worin der Streit? Die „Kassa“ ist inzwischen bekanntlich am 31. Juli d. J. den Weg aller Treber, nämlich in den Concurs gegangen, und Herr Georg v. Kubinyi hat durch dieses untowards event aufsehört, im Verwaltungsrath der weiland „Kassa“ neben den Herren Adolf Schmidt-Cassel, Arnold Sumpf-Cassel und August Heinrich Erner-Leipzig zu sitzen, die ihrerseits diese Sitze schon vorher mit anderen Sitzen in den zuständigen Strafgerichten in Leipzig und Cassel vertauscht haben.

Walther [illegible] wegen Verwandt.

Die nordgermanischen Sprachen.

Von J. C. Poestion.

Der skandinavische Norden, worunter hier Dänemark, weil die großen Inseln Island, Schweden und Norwegen [illegible] übt seit einigen Jahrzehnten sowohl durch [illegible] seine Kunst auf die übrige gebildete Welt, besonders [illegible] überaus mächtige, ich möchte fast sagen [illegible] aus. Von Jahr zu Jahr wächst die Anzahl [illegible]

Digitized by Google

die hinauflehnen nach den Reichen der Mitternachtssonne und sich nicht sattsehen können an der stimmungsreichen, bald wild-gewaltigen, bald reizvollen Natur mit ihren uns Wunderbare grenzenden Phänomenen. Und noch mehr fühlt die literarische Welt sich angezogen von dem unerhörten Glanze einer classischen, heimisch-eigenartigen und doch vom modern-europäischen Geiste geschulten und befruchteten Kunst. Die hervorragendsten skandinavischen Dichter und Schriftsteller, allen voran die norwegischen, sind neben den unsrigen, ja zum Theile auf Kosten der unsrigen, zu einer Geltung gelangt, die eigentlich in keinem normalen Verhältnis steht zu dem Umfange und der Bedeutung unserer eigenen Literatur. Auf den Alten aus Skien blickt die ganze gebildete Welt in fast scheuer Verehrung, wie sie wohl noch auf keinen anderen Heros der Weltliteratur zu seinen Lebzeiten geblickt hat. Aber auch die übrigen Geistesheiden des Nordens, Björnstjerne Björnson, Jonas Lie, Kielland u. s. w., die Dänen Holger Drachmann, Jakobsen u. a., die Schweden Strindberg, Verner von Heidenstam u. s. w., sind jedem Literaturfreunde auf das beste bekannt. Aehnlich verhält es sich mit den hervorragendsten skandinavischen Tondichtern, Malern, Bildhauern und Architekten, deren Namen bei uns den meisten Gebildeten und jedem Fachmanne geläufig sind.

Da nun die nordische Literatur und Kunst bei uns sich so fest eingebürgert hat und auch die nordischen Lande soviel bereist sind, ist es beinahe unbegreiflich, daß über den politischen, ganz besonders aber über die Nationalitäts- und Sprachenverhältnisse der skandinavischen Reiche im allgemeinen noch immer die verworrensten und verkehrtesten Anschauungen herrschen, was ich selbst aus fortwährender eigener Wahrnehmung bezeugen kann. Für die meisten ist der gesammte skandinavische Norden ein verschwommenes Conglomerat von Ländern und Völkern, das ihnen jedoch als eine gewisse Einheit erscheint, die sie Schweden benennen. Diese Vorherrschaft Schwedens in den unklaren Anschauungen über die skandinavischen Norden ist wohl auf Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg zurückzuführen, nach dem bekanntlich die Schweden in Deutschland und Oesterreich einen so schrecklichen Ruf hinterließen, vielleicht aber auch auf literarische Einflüsse, z. B. durch die so lange und noch heute in gewissen Kreisen beliebte Tegnér'sche Frithjofs-Sage und vielleicht noch mehr durch die weitverbreiteten, überaus häufig gelesenen Romane der Schwedinnen Friederike Bremer, Sophie Mary von Knorring, Marie Sophie Schwartz und Emilie Flygare-Carlen. Dagegen wäre freilich einzuwenden, daß auch der Däne Anderlen im deutschen Lesepublicum Generationen hindurch zahllose begeisterte Verehrer besessen hat, und an Dänemark noch viel jüngere geschichtliche Erinnerungen geknüpft sind.

Zwischen Norwegern und Dänen wurde, solange jene der dänischen Krone unterstanden, gewöhnlich kein Unterschied gemacht. Holberg z. B. galt selbst auch den Nordländern als dänischer Dichter. Seitdem (im Jahre 1814) Norwegen zwar ein durchaus selbständiges, aber mit Schweden in Personalunion verbundenes Reich geworden ist, werden die Norweger wieder, falls sie nicht auch immer für Dänen gehalten werden — trotz aller flammenden Proteste Björnsons — als Schweden angesehen, und man kann noch heute in sonst gut unterrichteten Journalen gerade Björnson selbst als „schwedischen" Dichter bezeichnet finden. Das gelehrte Völkchen der Isländer gar wurde von den meisten für „eine Art Eskimo" oder andere nordische „Wilde" gehalten, und über seine Staatszugehörigkeit sind noch jetzt bei vielen die seltsamsten Meinungen anzutreffen.*) Den Nordländern selbst gereicht diese Unkenntnis des Auslandes bezüglich ihrer nationalen Verschiedenheit innerhalb der gemeinsamen Stammeseinheit zu nicht geringem Verdrusse: denn „es ist ein Familienzug im ganzen nordischen Stamme, dass er überhaupt immer ein scharferes Auge für die Besonderheiten hatte und mit Vorliebe die Verschiedenheit hervorhob", wie der Norweger Lolle bemerkte;**) noch jetzt wachen Dänen, Schweden und Norweger mit großer Eifersucht und Empfindlichkeit über die Wahrung und Anerkennung ihrer nationalen Eigenart. Sie kämpften sich doch auch die so nahe verwandten Stämme wiederholt unter einander mit großer Erbitterung in Kriegen, und stehen schon seit geraumer Zeit wieder Norweger und Schweden einander als feindliche Brüder gegenüber. Am stolzesten waren immer die Norweger, die schon in der alten Zeit hochmüthig auf Dänen und Schweden herabblickten, denen sie nicht dieselbe Kampfestüchtigkeit zuerkannten. Sie actten diesen auch jetzt noch als „eingebildet". Aber auch zwischen Dänen und Schweden scheint schon in der alten Zeit keineswegs immer ein brüderliches Verhältnis bestanden zu haben, und bekannt ist es, daß der in diesen Jahrhunderten scheinbar mit größter Begeisterung ins Leben gerufene politische Skandinavismus an der traurigen Eifersucht der Dänen scheiterte, die in ihrem Kampfe um Schleswig-Holstein von Schweden und Norwegen im Stiche gelassen wurden.

Dieselben unklaren Meinungen, die auch vielfach bezüglich der Verschiedenheit der einzelnen nordischen Volksstämme herrschen, erstrecken sich natürlich auch auf die nordischen Sprachen. Viele halten sie insgesammt für „Schwedisch"; andere, die es besser wissen wollen, für „eine Art Plattdeutsch". Die wenigsten kennen die Unterschiede zwischen Dänisch und Schwedisch; Dänisch und Norwegisch aber gelten allgemein noch als ein und dieselbe Sprache. Bei dem actuellen Interesse nun, das diese Sprachen und den oben angeführten Gründen für uns gewonnen haben, dürfte es nicht überflüssig erscheinen, ihnen in aller Kürze einige orientierende Bemerkungen zu widmen.

Als die Mutter der heutigen nordischen, d. h. nordgermanischen Sprachen erscheint das Urnordische, das den skandinavischen Zweig des Urgermanischen bildet, und von der germanischen Bevölkerung Skandinaviens beiläufig bis zum neunten Jahrhundert ziemlich einheitlich gesprochen wurde. Noch vor dem achten Jahrhundert jedoch begann sich infolge selbsttätiger, d. h. in raschem Tempo ghaltener Mode und Verlegung des Hauptstoßes auf die Wurzelsilbe im ganzen Organismus der Sprache ein Wandlungsprocess zu entwickeln, der insbesondere während der sogenannten Wikingerzeit (circa 800 bis 1050), in der ja die Energie und Kraft der Skandinavier auch in ihrer Sprache zum Ausdruck gelangte, rapide Fortschritte machte und schließlich den Charakter der Sprache fast völlig veränderte. Man bezeichnet die „diamantharte, krystallerine, goldschwere" Sprache der Wikingerzeit, in der außer sonstigen Skaldengedichten die ältesten Eddalieder gedichtet sind, Altnordisch. Sie wurde auch in skandinavischen Norden, mit Einschluß von Island, das gegen Ende des neunten Jahrhunderts von Norwegen bevölkert wurde, sondern auch in den von Nordländern besiedelten Gegenden Russlands, Englands, Schottlands, Irlands, Frankreichs (Normandie) u. s. w. gesprochen. Sie erklang selbst am Kaiserhofe zu Constantinopel, wo bekanntlich Nordländer (zunächst Isländer) seit dem zehnten Jahrhundert als Leibwache des Basileus dienten.*)

Erst ungefähr um die Mitte des fünften Jahrhunderts, also noch der vollständigen Einführung des Christenthums in den nordischen Ländern, fand deutlicher mehrere Sprachweige zu unterscheiden, die sich dann allmählich zu vier (Literatur-) Sprachen oder richtiger Dialecten: Altnorwegisch, Altdänisch, Altschwedisch und Altisländisch, entwickelten. Von diesen vier Sprachen erscheint das Altisländische als die wichtigste und interessanteste sowohl wegen ihrer Ausbildung zur größten Vollkommenheit und Schönheit, wie auch wegen der überaus reichlichen und classischen Literatur (Skaldendichtung, Edda, Sagas u. s. w.), die in dieser Sprache hervorgebracht wurde. Auch das Altnorwegische erreicht einen hohen Grad der Verdollkommnung; seine Literatur jedoch steht hinter der altisländischen verhältnismäßig ziemlich weit zurück. Das Altdänische und das Altschwedische hingegen fanden erst von ungefähr 1300 an einige, fast nur auf Gesetzgebung beschränkte literarische Anwendung.

Von der Mitte des vierzehnten bis ungefähr zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fand dann im Dänischen, Schwedischen und Isländischen der Uebergang zu den gleichnamigen neunordischen Schriftsprachen statt. Das Norwegische aber war schon bald nach 1350 nicht mehr als Schriftsprache gebraucht worden, hauptsächlich infolge der Pest, die Norwegen in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts heimsuchte und jede literarische Thätigkeit plötzlich zum Stillstande brachte. An seine Stelle trat mehr und mehr das Dänische, welches, nachdem Norwegen 1573 auch politisch an Dänemark gegliedert worden war, die officielle Kirchen-, Schul- und Rechtssprache des Landes wurde. Die Umgangssprache des weitaus überwiegenden Theiles der Bevölkerung Norwegens, nicht nur der Landbewohner, sondern auch der Städter, blieb jedoch, allerdings in viele Dialecte gespalten, auch weiterhin das Norwegische.

Sollen nun die einzelnen nordischen Sprachen mit Einschluß des Neunorwegischen in ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstadium genauer ins Auge gefaßt werden, so kann man natürlich nicht von den Schriftsprachen im wörtlichen Sinne ausgehen, die in auf historischer Schreibung beruhen und daher vielfach ein falsches Bild der lebenden Sprache darbieten. Es handelt sich darum, wie die einzelnen Sprachen in Wirklichkeit lauten, d. h. um die von den Gebildeten ohne dialectische Färbung und deutlich gesprochene Sprache. Erst in der gesprochenen Sprache treten ja auch die charakteristischen Eigenheiten derselben voll zutage, die oft viel mehr im Lautsystem als im Wortschatz und in den Flexionsformen zum Ausdruck kommen. Der allgemeine lautliche Charakter einer Sprache hängt dabei aufs innigste zusammen mit der ganzen individuellen Eigenart des betreffenden Volkes; denn wie die Aussprache des Individuums im ganzen das Gepräge seines Wesens und Charakters trägt, so sieht das ganze geschlossene Lautsystem einer Sprache Articulationsbasis, „Mundlage" in genauester Verbindung mit dem Charakter, dem Temperament und der Nervosität des betreffenden Volkes. Die nordischen Sprachen z. B., die ein-

*) Vgl. Kluge, Urgermanisch, 2. Auflage, Strassburg 1901, S. 3.

*) Vgl. Vigfusson-Powell, Corpus poeticum boreale, Oxford 1883, I. Band, S. 464 ff. Ueber die Varangerwaräger, die Leibwache des Basileus, siehe Vigfusson-Powell, a. a. O.,

ander doch sonst so ähnlich sind, daß sie eigentlich nur als verschiedene Dialecte ein- und derselben Sprache erscheinen, unterscheiden sich in dieser Hinsicht sehr wesentlich von einander. Der norwegische Phonetiker J. Storm bemerkt hierüber in seinem berühmten Werke „Englische Philologie“: „Das schwedisch-norwegische und das dänische Lautsystem stehen sich so fern, daß sie sich zu einander fast wie diejenigen fremder Sprachen verhalten, was die gegenseitige Auffassung der Laute sehr erschwert. Man versteht zwar alles, kann es aber nicht oder nur unvollkommen nachahmen. Es gelingt einem Schweden oder Norweger eher, deutlich oder englisch ohne fremden Accent zu sprechen, als dänisch. Dasselbe gilt vom Dänischen in seinem Verhältnis zum Norwegischen oder Schwedischen.“

Wenn es sich nun den lautlichen Charakter einer Sprache handelt, kommt natürlich auch die Frage nach dem ästhetischen Werte derselben in Betracht, d. h. wie der Klang der Sprache ans Ohr schlägt, oder mit anderen Worten, ob die Sprache „schön“ oder unschön klinge. Die Beantwortung dieser Frage hängt zunächst davon ab, welche bestimmten Laute etwa einer Sprache besonders eigen oder in derselben stärker vertreten sind, und wie die Einzellaute an sich ästhetisch einzuschätzen seien. Welche Sprachlaute sind nun aber an und für sich schön oder unschön, bezw. schöner als andere? Es ist kein Zweifel, daß sangbare Laute schöner sind als nicht sangbare. Sangbar sind alle mit Vibration der Stimmbänder gebildeten Laute, also die Vocale (auch Diphthonge) und die sogenannten „weichen“ (besser: klingenden oder stimmhaften) Consonanten b, d, g, j, l, m, n, r, „weiches“ s und „weiches“ sch und spirantisches d (z. B. im englischen th in father) u. a., während die sogenannten „harten“ (besser: klanglosen oder stimmlosen) Consonanten p, t, k, f, ch und spirantisches t (z. B. im englischen thing), besonders aber die „harten“ Zischlaute s, sch, ts, (z), als bloße Geräuschlaute, von einem musikalischen oder empfindsamen Ohre unangenehm „unschön“, vernommen werden. Die klangvollsten Laute sind die Vocale, die denn auch als die Hauptträger des Klanggepräges einer Sprache erscheinen. Unter diesen sind die reinen (besonders a, i, u) klanglich schöner als die unreinen, gemischten und Uebergangslaute, wie z. B. das im Deutschen und Dänischen so häufige schwache (tonlose) e. Am lichtesten klingt das reine, sonore (stalierische und schwedische) a. Je reicher also eine Sprache an Vocalen überhaupt, besonders aber an reinen ist, desto wohlklangender und schöner wird sie klingen, namentlich wenn die Vocale in harmonischer Abwechslung auf einander folgen. Ebenso ist ein gutes Verhältnis von stimmhaften Consonanten zu stimmlosen in akustisch-ästhetischer Hinsicht ein Vorzug. Consonantenanhäufungen wirken fast immer unschön. Auch der mehr oder weniger ausgeprägte musikalische Wortaccent und Rhythmus spielt eine gewichtige Rolle bei der Bestimmung des ästhetischen Wertes einer Sprache, die nicht überschen werden darf.*) Endlich trägt nicht wenig zur Vermehrung oder Verminderung der Sprachschönheit die größere oder geringere Sorgfalt in der Behandlung oder Aeticulation der Sprache bei. Dies gilt nicht nur bezüglich der einzelnen Individuen sondern auch bezüglich der verschiedenen Völker und hängt zumeist vom Temperament derselben ab. Wir erwähnen gleich hier, daß die nordischen wie alle germanischen Völker nicht mit solcher Deutlichkeit und Feinheit artiolieren wie die romanischen, insbesondere die Franzosen. Diese allgemeinen Regeln gelten indessen nicht als starres Gesetz. Im kunstmäßigen und seelenvollen Vortrage gewinnt auch eine sonst wenig gefällige Sprache an klanglicher Schönheit. Uebrigens ist die richtige Schätzung des Klangwertes einer fremden Sprache nicht jedermanns Sache; es gehört dazu ein phonetisch geschulter und normaler (nicht verweichlichter) Gehörsinn, sowie volle und nationale — Unbefangenheit. Auch ist im Laufe der Zeit durch die veränderten Lebensweise der Gebildeten, namentlich durch den häufigeren Aufenthalt in geschlossenen Räumen, der volle natürliche Klang abgeschwächt und dadurch auch die Empfänglichkeit und entsprechende Wertschätzung für natürlichen kräftigen Wohllaut vermindert worden. „Je tapissierter das Stubenleben ist, mit Teppichen auf dem Boden und Portieren vor den Thüren, desto abgedämpfter wird auch die Sprache,“ bemerkt Jespersen in seiner „Phonetik“. Der Gehörsinn eines Volkes, in dessen eigener Sprache schwaches e in den Endungs- und Ableitungssilben vorherrscht, ist dadurch so verwöhnt, daß es vollsonende Vocale, in selbst das reine a, an diesen Stellen unangenehm und undeutsch empfindet und die betreffenden Sprachen als hart, rauh, lärmend u. dgl. bezeichnet. Es ist aber eine Schwäche übereinerter Cultur, nur weiche oder matte Klänge schön zu finden; auch sogenannte harte Klänge können schön sein, wenn sie nur harmonisch sind, und eben diese entsprechen dem kraftvollen Wesen der alten Germanen, insbesondere auch der nordischen, deren Sprachen reich an kräftigem Wohllaut waren. Den stärksten vocalischen Nachklang derselben finden wir noch in der jetzt schönsten germanischen Sprache, im Schwedischen und zum Theil im Isländischen.

Das interessanteste Idiom ist auch jetzt noch das Isländische. Es hat sich von allen skandinavischen Sprachen am wenigsten verändert und weicht namentlich in seiner historischen Schreibung von der alten Sprachform so wenig ab, daß noch jeder Isländer, die alte Prosa ohne erhebliche Schwierigkeit liest und versteht. Immerhin hat natürlich auch das Isländische während der 550jährigen Periode von der Zeit seiner ersten Classicität (circa 1200 bis 1350) bis auf den heutigen Tag mannigfache Wandlungen in seinem Laut- und Formensystem wie auch im Stil und in der Syntax durchgemacht. Es gab für dasselbe auch Zeiten der Verwilderung, des Eindringens und Vorherrschens fremder (besonders dänischer) Wörter und Sprachformen. Das Dänische spielte in auch politischen und commerziellen Gründen auf Island eine ähnliche Rolle wie in Norwegen. Im achtzehnten Jahrhundert und in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts war der Einfluß des Dänischen zeitweilig so stark, daß sich gewisse Danophilen sogar zu dem Vorschlage verleiten ließen, die isländische Sprache ganz aufzugeben und durch die dänische zu ersetzen.*) Die erste isländische Zeitung erschien denn auch (1773) in dänischer Sprache. Allein die hervorragenden Dichter und Schriftsteller hielten das Banner ihrer Muttersprache immer hoch und bewahrten das Isländische nicht nur vor dem Verfalle, sondern brachten es im neunzehnten Jahrhundert unter möglichster Beseitigung der eingedrungenen Fremdwörter sogar zu neuer Blüte und Classicität und bildeten es zu der modernen geschmeidigen Literatursprache aus, als die es heute erscheint. Diese Sprache erwies sich noch ebenso fähig, den modernsten Trieben der heimischen Dichtkunst als intimste Wirkungen erzielendes und allen Neuämpfen sich anpassendes Ausdrucksmittel zu dienen, wie fremde Dichtungen, z. B. Homers Ilias und Odyssee, Popes Versuch über den Menschen, Klopstocks Messiade u. dgl., in gleicher Schönheit wiederzugeben. Die isländische Nachdichtung von Miltons Verlorenem Paradies ist sogar schöner als das Original und die beste Homer-Uebersetzung (in Prosa) ist die isländische!

Die geringe Veränderung des Isländischen während einer so langen Zeitperiode ist eine höchst seltsame Erscheinung in der Geschichte der Sprachen, da sie ganz im Gegensatze steht zu den sonst geltenden Grundregeln der Sprachentwickelung, keinen überflüssigen Luxus zu dulden, die Formen abzuschleifen und zu unterdrücken. Das Isländische wäre darum eine wahrere Idealsprache im Sinne der Anschauungen Jakob Grimms, A. Schleichers, F. Bopps, G. Curtius' u. a., wornach man die Entwickelung und die Veränderungen der Sprachen als eine Krankheit und Verstümmelung, als ein Verderbnis und einen bedauernswerten Verfall aufzufassen hätte, während hier doch „der Verfall“ in Wirklichkeit Fortschritt und Vervollkommnung, der Conservatismus aber Rückständigkeit bedeutet. Die belagte Erscheinung läßt sich übrigens nicht unschwer erklären: 1. durch die Abgeschiedenheit Islands von dem Weltverkehre mit seinem hastig pulsierenden Leben und beständigen Wechsel von Neubildungen; 2. durch die Jahrhunderte hindurch andauernde überaus traurige wirtschaftliche Lage des isländischen Volkes, die es um sein lebhaftes Temperament und seine Energie brachte und dadurch kein rascheres Sprachtempo aufkommen ließ; 3. durch die fast leidenschaftliche Lese- und Memoriertuft der Isländer, insbesondere aber durch die bis auf die neueste Zeit allgemein gepflogene Lectüre der alten Sagas, und endlich 4. durch den Conservatismus dieses Volkes, der Island zu einer „wahren Schatzkammer für alle Ueberlieferungen der Vergangenheit“ gemacht hat, und dem u. a. die Musikgeschichte die lebendige Erhaltung uralter, heidnisch aus der Zeit um 1000 stammender Gesangsformen (allerdings Barbareismen wie den ♯♯♯ Tritonus und das sogenannte Hucbaldsche „Quintorganum“!!!) bis auf den heutigen Tag zu verdanken hat.

Was den ästhetischen Wert der jetzigen isländischen Sprache betrifft, so muß erklärt werden, daß derselbe nicht gering anzuschlagen ist. Das Isländische gehört unbedingt zu den wohllautendsten Sprachen; doch hat es immerhin gegenüber der ältern vocalreicheren**) Sprache an ehrenem Klange und reinem Wohllaut nicht wenig eingebüßt.

(Schluß folgt.)

Die Erziehung zur Ehe.

Von Gabriele Reuter. Berlin.

In Wien ist von einem bedeutenden Schulmanne der Plan gefaßt worden, für Frauen und Mädchen Curse, das heißt eine Reihe zusammenhängender Vorträge über Kinderpflege und Kindererziehung einzurichten. Ein Plan, dem man von Herzen die Verwirklichung und eine rege Betheiligung wünschen kann, wenn er in einem klaren und freien Geiste gefaßt und ausgeführt wird.

Der Glaube, daß das Weib durch einen Raturinstinct oder durch ein heiliges Gottesgeschenk ein- für allemal befähigt sei, ihre junge Brut mit den besten Mitteln aufzuziehen, gehört in unserer Zeit mit Recht bedenklich ins Schwanken. Vielleicht weil die Natur-

*) Vgl. z. B. Sievers, Grundzüge der Phonetik, 3. Aufl. S. 1 ff. Jespersen, Lehrbuch der Phonetik, S. 1 ff. Storm, Englische Philologie, 2. Aufl. S. 1 ff. Sweet, A handbook of phonetics, S. 1 ff. Passy, Etudes sur les changements phonétiques, S. 1 ff. Victor, Elemente der Phonetik, 3. Aufl. S. 1 ff. Trautmann, Die Lautgesetze, S. 1 ff. Gutzmann, Physiologie der Stimme und Sprache, S. 1 ff. Techmer, Phonetik, S. 1 ff. Ellis, Early English pronunciation, S. 1 ff. Grammatiken der einzelnen Sprachen.

**) Die Zahl der Vocale und Diphthonge beträgt im Altisländischen 27, im Neuisländischen nur 20.

Digitized by Google

instinete bei uns Culturmenschen überhaupt nicht mehr so stark und sicher wirken, vielleicht weil wir unter „Aufziehen“ heutzutage etwas viel Complicierteres und Weitumfassenderes verstehen, als je zuvor in der Menschheitsgeschichte. Das gilt nicht nur für die Bildung der Seele und des Geistes, es gilt in demselben Maße für die Pflege des Körpers. Darum ist es ja sehr nothwendig, dass das junge Weib, ehe es in die Ehe tritt und bevor es Mutter wird, oder in den Jahren, wo Ehe und Mutterschaft schon sein ganzes Geistes- und Gemüthsinteresse ausfüllen, mit den Hauptergebnissen der Wissenschaft auf dem Gebiete der Hygiene und mit den Grundbegriffen moderner Pädagogik bekannt gemacht wird.

Doch ist ein Unterricht, wie der geplante, wenn er über einige schablonenhafte Lehrsätze und die Einprägung bekannter Recepte hinaus in die Tiefe und in die Breite wirken soll, durchaus keine leichte und einfache Angelegenheit. Würde er sich aber darauf beschränken, so könnte es geschehen, dass er mehr Schaden als Nutzen stiftete, indem den jungen Frauen, die ja meist sehr autoritätsgläubig sind, noch der letzte Rest von treffsicherem Instinct weggelehrt würde und sie auflnar und schwankend mit einigen nur oberflächlich begriffenen Maximen operieren würden, mit Maximen, die sich womöglich noch mit ihrem sonstigen persönlichen und gesellschaftlichen Leben, Thun und Fühlen im Gegensatz befinden .... Das Böseste bei aller Kindererziehung aber ist, wenn das Kind empfindet: es sind Gegensätze vorhanden zwischen der Art, wie seine Eltern leben, und wie es selbst behandelt wird. Das ganze Streben des normalen Kindes besteht in dem Verlangen, alles so zu thun wie die Erwachsenen in seiner Umgebung, und wie die anderen Kinder, mit denen es spielt. Von diesen Einflüssen regulieret einer den andern in der wohlthätigsten Weise.

Es kommt also, wie man sieht, bei aller Kindererziehung hauptsächlich auf das Leben der Erwachsenen an. Eine alte Wahrheit, die doch von sehr wenig Eltern in ihren tiefsten Consequenzen begriffen wird.

Eine geistig nicht besonders begabte Person, die aber von heiterem gleichmäßigem Temperament und gütigem Herzen ist, wird voraussichtlich ihre Kinder besser erziehen, als eine gescheite, aber nervös überreizte und launenhafte Frau. Was nützt das klarste Wissen, die schönsten, edelsten Grundsätze, wenn man nicht die Charakter- oder Nervenkraft besitzt, sie von morgens sechs bis abends acht Uhr und wie oft auch noch in der Nacht in die That — nein, in tausend und abertausend kleine und große Thaten umzusetzen! Und das unaufhörlich, ohne je zu ermüden, gerade in den Jahren, in denen die Frau auch körperlich am stärksten in Anspruch genommen wird. Alle Erziehung ist in erster Linie Selbsterziehung des Erziehers.

Und nun die große Frage: Wozu will man sich selbst und seine Kinder erziehen?

So lange man das nicht weiß, wird man sich immer im Kreise herum drehen und schwerlich viel weiter kommen.

Ja aber — höre ich rufen — darüber kann doch kein Zweifel bestehen! Zu gesunden, tüchtigen, edlen Menschen!

Mit Verlaub: was verstehen wir unter einem gesunden, tüchtigen, edlen Menschen? Und wenn das Leben diese drei Begriffe miteinander in Conflict brächte — welchem von den dreien würde unser Gewissen den Vorrang geben — welcher würde als Sieger aus dem Kampf hervorgehen?

Der Begriff „Gesundheit“ ließe sich ja formulieren, wenn auch die Mittel, die den glücklichen Zustand herbeiführen sollen, Legion sind, und er trotzdem nur selten erreicht wird.

Aber was heißt „ein tüchtiger Mensch“? Ist das ein guter Staatsbürger, ein tüchtiger Gewaltsmann, ein geschmeidiger Berufsmensch, der sich in wechselnde Zeiten, Verhältnisse und Menschen klug zu finden weiß? Oder ist es ein Mensch, der seiner Ueberzeugung vom Recht selbst einen einschneidenden und einträglichen Wirkungskreis zum Opfer bringen würde?

Und was heißt Tugend, was edle Gesinnung? Ist es edel, sich für die Gegenwart und die Nächsten opfern, oder sich für die Fernsten bilden und härten?

Heißt edle Gesinnung: mit Wenigem vorlieb nehmen, conditionslos bescheiden und liebevoll sein, oder das Höchste wollen, radicalistisch auf dem „Alles oder Nichts“ bestehen, abschätzen, was da beamten und halten will, habe es ein noch so gutes, trautes Gesicht?

Wählen wir den Himmel oder die Erde? Wollen wir Moral und Natürlichkeit, oder Glauben, oder Freiheit? Sind wir Vergangenheits- oder Zukunftsmenschen, wir Gegenwartsleute?

Aber das alles sind ja philosophische Fragen, wird man mir einwenden. Das hat doch nichts mit dem Kochen von Zerleth-Klachen, mit dem Rommenspriel, mit der Pädagogik der Mutterstube und mit Frobels Bewegungs- und Beschäftigungsspielen zu thun.

Sehr viel! Du es damit zu thun. Alles hat es damit zu thun. Klarheit und Sicherheit aber das, was man glaubt und nicht glaubt, selbst die verborgene Wurzel sein, aus der all unser Thun sich organisch und natürlich entwickeln, wie eine gesunde Pflanze wachsen soll. Der heutige Mensch aber ist eine Verneinung so viele, als ihrer sind, noch lebenden Weltanschauungen, und noch sind die Bejahungen, die sich ihm bieten, so wenig sprossfähig voraussagen kann, was Geistesart er tragen wird, und oft weiß er es bis zu seines Lebens Ende nicht einmal selbst.

Jeder Lebensweise liegt ursprünglich eine Weltanschauung zugrunde. Praktische und alltägliche Dinge hängen oft fester, als der moderne Mensch sich klar ist, mit alten religiösen Vorstellungen zusammen. Man denke nur an die jüdischen Speisegesetze, die eine grundsätzliche Scheidung zwischen dem auserwählten Volk und den Heiden bewirken sollten. Man denke an die schwarze Suppe und die Gymnastien der nackten jungen Spartaner und im Gegensatz dazu an den Kampf, den im freien Mittelalter die Geistlichen gegen die öffentlichen Badeanstalten führten, ein Kampf, der wohl damit motiviert wurde, dass sie im entarteten Rom zu Stätten raffinierter Lust geworden waren, der aber ebenso sehr in der christlich-ästhetischen Anschauung fußte: es sei Sünde, den irdischen Leib zu pflegen. So war es völlig gerechtfertigt, dass vor ungefähr 20 Jahren eine kirchlich-orthodoxe Familie in Preußen es mit Entrüstung ablehnte, ihre Kinder in den Kindergarten zu schicken, da er ein Gewächs des modernen Unglaubens sei. Frobel sieht in der That auf dem Grunde des Achtundvierziger-Liberalismus und einer gemäßigten religiösen Aufklärung, die ihren Ausdruck in den Protestantenvereinen fand.

Es ist derselbe Geist, der, durch gescheite Männer und Frauen nutzbar gemacht, den größten Theil unserer Schulmänner und unsere Pädagogik regiert. Gerade auf diesem Wege ist er so einflussreich in unser gesammtes Leben gedrungen, dass selbst die katholische Kirche und ihre Erziehungsanstalten, die doch auf einem ganz entgegengesetzten System beruhen, mit ihm pactiert und sich manches von seinen Errungenschaften angeeignet hat.

Er wirkt dadurch eigenthümlich nivellierend, Gegensätze verwischend, Altes und Neues verbindend. Sein Stempel ist die Toleranz, er wirkt demokratisch. Er will das Nationelle, das Gemeinnützige. Er beherrscht heute das Bewusstsein der Menge und wird es voraussichtlich noch eine ganze Weile beherrschen.

Aber es gibt doch schon eine Anzahl von tiefer und weiter blickenden Menschen, die sich sagen, dass dieser Geist demokratischer Gleichmacherei nicht die höchste sittliche Entwickelung sein kann, dass nach ihm andere Erkenntnisse, größere Freiheiten gegenüber dem Ueberlieferten und eine strengere Unterwerfung unter gewaltige und in ihrer Gewalt als göttlich erkannte Naturgesetze folgen werden.

Auch sie benützen Wort und Schrift, um für ihre Ueberzeugung zu werben. Und in den Köpfen der jungen Leute, die begierig und anfnahmefähig nach allen neuen Tönen horchen, entsteht eine hilflose Verwirrung, welche sehr oft dahin führt, dass sie schließlich alles Nachdenken über höhere Ziele, da es sie ja doch zu keiner Klarheit führt, aufgeben und sich auf die plattefte Alltäglichkeit beschränken.

Aber Rudimente aller der Ansichten, die sie in ihrer Jugend aufgenommen und nicht verarbeitet haben, machen sich bei Gelegenheit doch noch bemerkbar, regieren plötzlich ihr Thun und machen es sprunghaft und widerspruchsvoll, rauben ihm die innere Logik und dem Menschen die Harmonie, aus der allein schöne und gange Lebenswirkungen hervorgehen.

Darum werden auch die geplanten Erziehungscurse für Mütter nur dann eine segensreiche Zukunft haben, wenn sie den jungen Theilnehmerinnen vor allem die Wichtigkeit der einen Frage einprägen: Wozu wollt Ihr Eure Kinder erziehen? Seid Ihr Euch über das Ziel klar, so bieten wir Euch hier eine Auswahl der besten Mittel. Und dann ist es an Euch, zu wählen, was sich für Euer Ziel als das Richtige ergibt. Es gilt vor allem: abweisen zu lernen, was von allen Seiten stürmt und drummend in den Erziehungsplan eindringen will. Es gilt, sich täglich aus all den wirren, bunten Bildern, die die Sinne betäuben und das Denken zerstreuen wollen, immer wieder zur Klarheit durchzuringen. Und das ist sehr schwer, sehr aufbauend. Es führt zu angebunten Kämpfen, oft zu Conflicten mit dem Liebsten, was unser Herz kennt. Es macht auch gar nicht im gewöhnlichen Sinne glücklich. Aber wir sind nicht geschaffen, um glücklich zu sein. Wäre das der Sinn der Welt, so wäre das Ergebnis ein recht missungenes. Selbst in dem am höchsten geschätzten „Mutterglück“ finden sich doch immer nur einzelne Stunden vollendet reiner Freude.

Wir sind geschaffen, uns zur höchstmöglichen Schönheit auszubilden und unser beschiedenes Theil zu der Entwickelung der Menschheit beizutragen. Wohin diese führen, wo sie enden wird, ist uns verborgen. Wir müssen eben glauben. Bis sie noch viele Phasen der Verwollkommnung in Dunkelheiten hat.

Und man kann dem jungen Weibe nicht feierlich genug die Bedeutung schildern, die das Amt, das dieser wartet, für die Menschheitsgeschichte besitzt. Man kann nicht ganz und herzlich genug die Begeisterung in ihr wecken und wahren, welche ihr die Opferkraft geben soll, über den Schwierigkeiten und Lasten und den tausend auftauchenden kleinen Prüfungen der Mutterschaft ihre große Würde und Geschichte nicht zu vergessen. Ernst und strenge und mit energischer Klarheit soll man sie darauf hinweisen, dass all ihr Sorgen und Mühen umsonst sind, wenn sie nicht durch die Arbeit an ihrer eigenen

Person, durch die richtige Ausbildung ihres eigenen weiblichen Körpers und ihres menschlichen Geistes wie durch die Wahl eines gleichgesinnten, frischen, gesunden Gatten den Boden geschaffen hat, aus dem ein neues Geschlecht mit gesunden Nerven und heiterem Lebensmuth aufsprießen kann.

Neue Romane und Novellen.

Besprochen von Richard Maria Werner.

Wenn wir die Technik der zahlreichen neuen Werke, die erschienen sind, in Betracht ziehen, so fällt vor allem zweierlei auf. Die Form des Tagebuches, die eine Zeit lang weniger beliebt schien, beginnt jetzt wieder stark hervorzutreten, obwohl sie neben dem Vortheil größerer Unmittelbarkeit, lebhafteren Mitlebens, psychologischer Zerfaserung und leichter Uebergänge Gefahren birgt, die kaum jemals vermieden werden können. Ein wirklicher Künstler wird sich ihrer nur dann bedienen, wenn sein Stoff ihn dazu zwingt, aber bei unseren modernen Erzählern fehlt gerade dieser Sinn für die nothwendige Form leider sehr häufig. Dadurch steigert sich der Eindruck, dass wir es mit fortwährenden Experimenten zu thun hätten, und die Gattungen vermischen sich: Novellen nennen sich Romane und umgekehrt. Ohne ersichtlichen Grund wird ein Tagebuch geschrieben, wo es sich darum handelt, ein umfassendes Zeit- oder gar Weltbild festzuhalten, während es doch nur den intimen Seelenvorgängen als Ausdrucksmittel dienen oder die Auffassung der Zeitverhältnisse aus einer subjectiven, daher unwillkürlich verzerrten Anschauung geben sollte.

Noch bedenklicher aber erscheint mir die andere Form, die geradezu eine Unform ist: man schreibt Romane gleichsam in Fortsetzungen. Statt einen künstlerischen Fluss der Erzählung zu gewähren, bricht man willkürlich ab, springt von einem zum andern und verbindet dadurch eine ästhetische Stimmung. Das Ganze sieht aus, wie zerpflückt, denn die einfachsten beliebten Mareen an den Leser oder die „schöne" Leserin, die gelüstigen Phrasen: „aber sehen wir, was inzwischen X und Y trieb" ꝛc., diese Verlegenheitsmittel schlecht componierender Erzähler wagt man nicht mehr anzuwenden und bleibt also bei der schlechten Composition. Das fällt besonders bei den sogenannten Berliner Roman unangenehm auf. Von beiden Möglichkeiten liegen Beispiele vor, für die Tagebuchform auch gelungene.

Georg Engel*) lässt seinen Helden, Prof. Karl Bartentin, einen Literarschriftsteller und Volksliedersammler, im Irrenhause heimlich aufzeichnen, was er unmittelbar vor seiner Verbeichtung mit Lilli, der Tochter des reichen Großhändlers Karstrom, und dann während seiner kurzen Ehe mit dem hinreißend schönen Weib erlebte. Der seingeartete, auch körperlich zarte Mann tritt dem vollsaftigen leidenschaftlichen Weibe gegenüber und fühlt unwillkürlich Furcht vor demselben Wesen, zu dem ihn alle seine idealen Gefühle ziehen. Nach der Verlobung fühlt er sich erschreckt und verletzt durch die Regungen erwachender Sinnlichkeit, die er an seiner Braut beobachtet. Er schwebte bisher in überirdischen Regionen, die Wissenschaft war seine einzige Geliebte, in deren Umgang vom Verlangen und leidenschaftlichen Begehren allerdings nichts zu fühlen war. Dies Motiv zeigt uns eine vollständige Umkehrung alles bisher Gebräuchlichen. Der feminine Mann spielt fast die Rolle, die bisher ein Privilegium des Weibes war, freilich ein erblich belasteter Mann, der auch im Irrenhaus endet. Wir sollen aber keineswegs eine Ausnahmeerscheinung in ihm sehen, denn Engel will durch seinen Roman darthun, dass der Gedanke nicht für die Ehe geschaffen sei. Daubei hat bekanntlich in seinen graziösen Skizzen „Femmes d'artistes" denselben Gedanken für den Künstler durchgeführt, und Engel endet seinen Roman mit dem Reim:

Wissenschaft und Kunst
Sind Gottes Gunst,
Sind weiß und rein,
Fordern ein Leben ganz allein.

Solche Thesen lassen sich ja verfechten, man konnte freilich den vortrefflichen Roman Wilhelm Hegelers „Ingenieur Horstmann" anführen und behaupten, nach solchen Vorgängen sei auch der Ingenieur als Ehemann nicht zu gebrauchen, und käme schließlich zu den Ehen Spasse des alten Abraham a Sancta Clara, dass kein Stand gute Ehemänner abgebe. Zum Ueberfluss in nun Engels „Held" auch noch ein unerfahrenes Menschenkind, das durch seinen Mangel an psychologischer Erkenntnis grausam sein Ehegluck zerstört. Denn anfangs ist er ganz glücklich und sieht Lilli in seine Anschauungen, Interessen und Liebhabereien hineinwachsen, während er gar kein Verständnis für ihre Welt hat. Dann aber wird Capitän Jensen, ein Mann von Kraft und Energie, sein Verhängnis: er sieht, wie dieser männliche Charakter auch auf Lilli Eindruck macht, statt aber durch sein Benehmen der Frau über diesen harmlosen, rein ästhetischen Eindruck hinwegzuhelfen, beginnt er zu schmollen, betrachtet sie von Anfang als Schuldige und verwandelt durch sein derbes Zutappen erst das Nichts in ein Etwas. Lilli wird garnicht schuldig, nur ihr Verhältnis zu den beiden Männern wird verschoben. Barkentin schleicht ihr nach, da sie sich für immer von Jensen verabschieden will, und sucht sie zu tödten; zwar trifft er sie nicht wirklich, ist aber von der fixen Idee besangen, dass er sie getödtet habe, und lässt sich davon nicht abbringen. Im Irrenhause schreibt er in sein Tagebuch die ganze Geschichte, um zu beweisen, dass er kein Wahnsinniger, sondern ein Mörder sei.

Die Voraussetzungen von Engels Roman sind unwahrscheinlich, das Ganze wird dadurch verfehlt, aber im einzelnen gelingen Theile von wirklichem Reiz, so dass man den Roman mit Interesse, sogar mit Spannung liest. Bewiesen hat er seine These natürlich keineswegs, aber das ist schließlich gleichgiltig: man braucht das Werk nur als Unterhaltungslectüre zu fassen, um es gelten zu lassen, mehr ist es nicht. Die Tagebuchform lässt es zweifelhaft, und das ist berechtigt, ob wir es mit einer Ausnahmeserscheinung oder einem neuen Zeitthypus zu thun haben.

Ganz unglücklich ist die Wahl dieser Form in einem Roman von W. Im mich*): er führt uns eine Frau vor, die aus Angst vor der Liebesenterbung einen Mann durch die Zeitung gesucht und zu ihrem Unglück auch gefunden hat, aber nach einem Leben voll Enttäuschung und Qual zugrunde geht. Die Erfindung ist ganz romanhaft, zeigt Vorliebe für grelle Scenen, trotzdem enthält das Werk ein Stück Frauenleben, das, aller abenteuerlichen Einhüllung entkleidet, eine gewisse Wahrheit und Typik nicht entbehrt, aber wie roh ist alles gemacht!

In drei Novellen bedient sich Erwin Steinau**) der Ichform und zeichnet mit zarten Strichen bedeutsames Frauen, die, getäuscht durch den Mann, auf das Glück der Ehe verzichten und aus dem Zusammenbruch ihres Lebens eine resignierende Haltung retten. Stimmungsvoll erzählte harmlose Geschichten.

Breit angelegt, reich an Menschenschicksalen und Abstufungen der Liebe, ist der moderne Roman „Liebe ist ewig", mit dem Wilhelm v. Polenz***) die in „Thekla Lüdekind" begonnene Wendung fortsetzt. Jutta Reimers steht in der Mitte, ein Mädchen, das sich aus den Schranken der bürgerlichen Vorurtheile zu einer freieren Auffassung des Lebens und zu künstlerischer Unabhängigkeit durchringt und im Wechsel ihrer Anschauungen mit verschiedenen Menschen, mit mannigfaltigen Spielarten der Liebe zusammenkommt. Polenz steckt in der Fortsetzungstechnik fest, erst im letzten Drittel ringt er sich zu einer stetigeren und gleichmäßigeren Erzählung durch. Früher zerrt er uns bald zur einen, bald zur anderen Gruppe, die unverbunden nebeneinander stehen; immer wieder reißt der Faden ab, damit auch das Interesse des Lesers. Zudem ist der Vortrag ungleichmäßig und der Stil oft merkwürdig gewunden. Aber prächtig sind Menschen schildern, dass sie rund und leibhaftig vor uns stehen, ob sie nun so unwichtig sind, wie der Bildhauer Xaver Pangor, dessen Frau schließlich Jutta wird, oder so rührend zart, wie seine Geliebte, Lieschen Bläsmer, so genussſüchtig wie Papa Reimers oder so berechnend wie Fanny Spänglein, zu der sich Reimers und sein Sohn Eberhard den beiden Klingsberg gleich verhalten. Polenz führt sein Thema: „In der Liebe haben wir das ewige Leben" mit Aufgebot einer ziemlich großen Personenzahl durch, nicht so allseitig und überreich wie D. v. Schönthan („Im Normärz der Liebe", 1900), aber doch auch mit einem Blick auf die typischen Verhältnisse. Jutta und ihr Bruder Eberhard vertreten in ihren Liebesschicksalen jene Prüfungen, Enttäuschungen und jene schließliche Beglückung, die mit größerer oder geringerer Aehnlichkeit jedes Mädchen und jeder junge Mann unserer Zeit durchmachen muss. Sein Roman ist trotz der unausgeglichenen Darstellung ein ernstes Werk.

Das kann ich nun von Heinz Tovotes neuem Roman†) nicht behaupten, der in seiner Technik, Erfindung und Ausführung unkünstlerisch, in seiner Tendenz sensationssüchtig erscheint. Zwei Expressungsgeschichten laufen parallel, deren eine zwischen Frau Anna Cordelius und Rolf v. Jonge mit den niederträchtigsten Mitteln arbeitet, aber glatt abgewiesen wird und darum an der socialen Stellung der Personen nichts ändert, während die andere, viel harmlosere den ehrlichen Bildhauer Prof. Ernst Rode, der sein Modell Lili und ihren schuftigen Vater Kuhl abweist und es auf einen Prozess ankommen lässt, in Aerger und Tod treibt. Tovote arbeitet mit seiner bekannten Gewandtheit, aber unkünstlerisch, derb, ja roh; kaum ein Anlass dazu, die Motive zu verticfen (Agnes Geständnis, die Elemente des Romans zu verbinden; eigentlich bleiben es zwei Geschichten, die von der gewohnlichen Conspirierie des Berliner Gesellschaftsromans zusammengehalten werden. Für einen Autor von so vielen Auflagen hält Tovote recht wenig auf sich und operiert unter Anrufung an eine wirkliche Berliner Scandal-

*) „Die Angst vor dem Rufe". Roman. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Verlagsbuchh. Lutz Sedlich.

Digitized by Google

geschichte mit den gebräuchlichen Romaningredienzien. Aber er thut es mit Geschick und Raffinement.

Wie man mit einigem Talent die vorhandenen Elemente mischen und eine neue Combination zusammenbringen kann, das zeigt J. F. Porițky,*) dem man ohne große Schwierigkeit seine Muster nachweisen könnte: wer sich um die Wahrscheinlichkeit nicht kümmert, wer nicht viel auf eine stungemäße Gliederung gibt, wer von Otto Julius Bierbaum die Cusiglieli, von den Russen etwas Psychologie, von den Norwegern etwas Tendenz borgt, und halbwegs zu erzählen versteht, der schafft eine Novelle wie „Die Studentin".

Was man auch heute noch wagen darf, das zeigt ein Roman von B. W. Zell,**) „Fahrendes Volk", von dem mir eine „zweite Auflage" und eine rühmende Besprechung im „Literarischen Echo" (I, S. 394) vorliegt. Dem Verfasser schwebt die Entwicklung einer Schauspielerin vor, aber vom Titel an ist nichts echt und auch nur passend. Wien steht bei den Artisten des Colportagevermögens, bei tiefschwarzen Intriganten, neben Verbrechern, dirnenhaften Schauspielerinnen, genialen Genies ꝛc. Man könnte glauben, die erste Auflage des Romans sei vor ein paar Menschenaltern erschienen, so unberührt von der modernen Literaturentwickelung ist dieses Erzeugnis für Leihbibliotheken. Von Zeit zu Zeit muß man auch solcher Erscheinungen gedenken, wenn man gleich die Stunde bedauert, die man ihnen gewidmet hat.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Die „Neue Freie Presse" weiß zu berichten, daß die Regierung der Nordwestbahn gestattet habe, zur Bestreitung der dringendsten Investitionsbedürfnisse — nicht zur Legung des zweiten Geleises — auf dem garantierten Netz eine schwebende Schuld im Betrage von vier Millionen Kronen aufzunehmen und die Linien hiefür in die Betriebsrechnung einzustellen. Daß die Ausrüstung der Nordwestbahn heute schon eine völlig ungenügende ist, ihr rollendes Material unzureichend und alt ist, ist zweifellos; die Aufnahme einer Creditoperation zur Erneuerung desselben ist also mehr als dringlich. Die bewilligte Summe kann kaum für den nächsten Bedarf genügen. Wie kommt aber der Staat dazu, für diesen Mehrbedarf der Nordwestbahn aufzukommen, und mit welchen Rechte gestattet ihr die Regierung, die Linien der schwebenden Schuld in die Betriebsausgaben einzustellen? Die Höhe der Garantiesumme ist geeignet, schaudern, auf eine Erhöhung derselben hat die Bahn keinerlei rechtlichen Anspruch. Das weiß Herr v. Wittek und weiß Herr v. Taussig, und beide wissen auch, daß das Parlament niemals zu einer Erhöhung der Garantie willfahren wird. Um die Befragung des Parlamentes zu umgehen und doch der Nordwestbahn das Geschenk zu machen, gestattet Herr v. Wittek, die Linien der schwebenden Schuld in die Betriebsausgaben einzustellen. Anscheinend sind aber keine Betriebsausgaben, und die Regierung hat kein Recht, der Gesellschaft diese Buchung zu gestatten. Es ist übrigens dafür gesorgt, daß diese von Herrn v. Wittek beabsichtigte Verschleuderung der Steuergelder zu Geschenken an die Bahn des Herrn v. Taussig nicht aufrechtbleibe. Die Budgetpost, in welcher dieses Geschenk enthalten sein wird, muß vom Reichsrathe genehmigt werden; das Parlament hat schon einmal einen von der Regierung vorbereiteten Schenkungsbrief an die Nordwestbahn zerrissen, das Parlament wird es auch diesmal thun.

*

Die „N. Fr. Pr." weiß auch zu melden, wieso die Nordwestbahn den Muth schöpft, den Forderungen der Regierung, das zweite Geleise zu legen, ihren passiven Widerstand entgegenzusetzen. Die Gruselgeschichte gibt der Regierung nur das Recht, auf die Herstellung des zweiten Geleises zu „dringen". Also die Regierung hat das Recht, den Eintritt bestimmter Umstände daraus zu „dringen", daß Nordwestbahnen bei dem Trangen aber nicht nachzugehen. Wozu nur kann der Regierung dieses Recht ertheilt worden sein mag? Darauf „dringen" kann auch der Herr Peter Zaruk in Floridsdorf, und er behält auch nicht einmal einen Hut in der Concertionsurkunde ausdrücklich ertheilten Rechtes. Nur in der „Zeit" stehen seit Jahr und Tag auf Legung des zweiten Geleises. Das aber ist eben der Unterschied. Unserem Trangen braucht die Gesellschaft nicht nachzugehen. Das „Trangen" der Regierung ist aber die Forderung nach Erfüllung eines vertragsmäßig festgelegten, mit Gesetzeskraft ausgestatteten Anspruches, und diesem Trangen kann durch die Gerichtsexecutive Geltung verschafft werden. Aehnlich heißt die „N. Fr. Pr." noch die allerdings nicht mehr thatsache zu bestreiten, daß die Gesellschaft zwar jetzt auf dem Standpunkte steht, daß der Anspruch auf das zweite Geleise an Werth der Erhaltung der Staatsgarantie erheblich sinke. Aber sie meint, daß Parlament werde auch die „N. Fr. Pr." belehren, die Nordwestbahn besitze Bestimmungen anderer Bahnen, Wenn's hoch geht, Privatrecht aber ist, worauf die Actionäre die Rechtsanklage über Verletzung nach Legung des Gesetzes stützen könnten, gerade Bestimmungen anderer Bahnen nicht. Es ist Pflicht, daß Regierung und Parlament der Nordwestbahn die Zustandsbringung auferlegen.

[illegible]

unternehmens aufzuklären, dessen Actien für sie einen so hohen Wert repräsentierten, daß sie noch jetzt den größten Theil davon mit hohem Aufgeld erwarb. Aus dem Berichte der Leipziger Concursverwaltung hat man erfahren, daß im Besitze der Leipziger Bank sich 4 Millionen Mark Schuldtitel Actien befinden. Wie sind die dorthin gekommen? Es bleibt einzig und allein die Erklärung, daß man diese Actien bei der letzten Capitalserhöhung nicht losgeworden ist und sie gegen bosnische Actien umtauschte. Das würde natürlich nicht gerade dafür sprechen, daß die Schuckert-Gesellschaft ihre Gestehung an Sanierung hat, daß sie bereits Verbindungen für die schlechte Beurtheilung der Bosnischen Elektricitätsgesellschaft in Zaize ist der Umstand, daß es sich hier um eine Gründung der Trebergesellschaft handelt! Man kann ja sehr oft nichts dafür, daß der Emissionsgänger ein unanständiger Kerl war. Aber die Achtung, welche das Publicum vor der Nürnberger Firma Schuckert hat, müßte Gesellschaft bestand, ist etwas ins Wanken gerathen, seitdem man weiß, daß in Zaize vor Herrn Wacker Herr Schmidt aus Cassel den Sessel des Präsidenten inne gehabt hat. Dazu kommt noch, daß unseres Wissens noch jetzt oder wenigstens vor noch ganz kurzer Zeit auch in Bezug auf die Direction zwischen der Bosnischen Elektricitätsgesellschaft und dem Dresdner Syndicate der Trebergesellschaft, der Bosnischen Holzverwertungs-Actiengesellschaft, eine Personalunion bestand. Der Leiter beider Gesellschaften war Herr Dr. Josef Kranz, ein über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannter Finanzjurist. Herr Josef Kranz palette zu den Ernen, Schmidt und Genossen, denn auch er konnte in Bezug auf die Gediegenheit ganz wie seine Herren und Meister seine Secupel. Hier etwas hinter die Coulissen zu leuchten, ist von Interesse. Zunächst scheint uns ein der Ausführung dringend bedürftiger Vorgang in folgendem zu liegen: Als nach der Fertigstellung der Elektricitätswerke in Zaize die Linien der Schuckert-Gesellschaft darüber um Auftrag bitten werden, so muß vielleicht irgend ein Zusammenhang zwischen diesen beiden gleich hohen, aber so verschieden gedeckten Summen besteht. Jedenfalls aber wäre es für die Schuckert-Actionäre von hohem Interesse zu wissen, wieso die an Herrn Dr. Kranz bezahlte Summe kommt, namentlich ob die Leitung der Schuckert-Gesellschaft mit den 500.000 Gulden an Herrn Dr. Kranz aus ihren privaten Mitteln gezahlt hat oder etwa aus den fremden Geldern, die ihr zur Verwaltung anvertraut waren. Sollte die letzte Muthmaßung, die wir nicht zu weitere eigenen machen wollen, zutreffen, so müßten wir weiter fragen, ob die Schuckert Gesellschaft in der Frage eines Specialmitgliedes Herr Dr. Kranz der Schuckert Gesellschaft gegenüber hat, daß man dafür eine solche Entschädigung für nicht zu hoch hielt. Anderseits würde man dann aber auch Herrn Dr. Kranz die Frage vorlegen müssen, wie er es mit seiner Stellung als Director der Bosnischen Elektricitätsgesellschaft vereinbaren konnte, der Generalversammlung derselben beratung doch zu bewerkende Vortheile zu verschaffen. Es kann sich bei der Zahlung an Herrn Dr. Kranz jedenfalls nicht etwa um eine Gewinnverheilung aus der bosnischen Gesellschaft handeln, da bei der bosnischen Gesellschaft factisch ein Nutzen niemals erzielt worden ist. Man kann doch nicht gut annehmen, daß man der Verheilung eines Gewinnes vorgenommen hat, der nur auf dem Papier künftlich herausgerechnet war. Herrn Dr. Kranz verband eine enge Freundschaft mit dem gemeinsamen Finanzminister Herrn v. Kallay. Bekanntlich fand an die letzte Generalversammlung der Gesellschaft im Palais des Reichsfinanzministeriums statt. Der Finanzminister v. Kallay stimmte sich mit der bosnische Gesellschaft schon insofern, als er Herrn Hofrath Reith zum Regierungscommissär einsetzte. Ta muß man doch fragen: Wusste denn der Herr Regierungscommissär gar nichts davon, daß die immerhin ganz stattliche Summe von 500.000 Gulden auf Conten, die ganz wirthschaftlich von Zeiten der Verwaltung beeinflusst wurden, verbucht worden sind? Jedenfalls unverkennt jene Buchung eine Verschleierung und Fälschung der Bilanz, die nach dem Strafgesetze zu ahnden wäre. Wusste der Regierungscommissär auch nichts von den hinterseen Bureaux, welche die Elektricitätsgesellschaft in dem Palaste des Herrn Dr. Kranz innehat und wo die Geschäfte vielleicht mit Rücksicht auf den Palast, beziehungsweise aber mit der Bedienstetin des Unterschleuses im Einklang stehen durfte. Vor allem haben natürlich jetzt die Schuckert-Actionäre das ernste Interesse daran, solche Fragen zu stellen und beantworten zu lassen. Herr Rudolf Reith ist auch meinen Informationen kein Neuer. Bei der Rendung aber Jahrzahl hingestellt werden kann. Dem Vorsitzen, die bosnische Industrie noch näher Rücksicht hat zu nehmen, und um sogar dazu, sich persönlich mit eigenem Capital an einer zum Zwecke abschließenden Sache zu betheiligen. Nun Herrn Dr. Kranz hatte er natürlich nur 500.000 Gulden von einem Theil der baaren Einlage, ein Theil. Auch dies ein Verfahren zur Verwaltung fremder Vermögen gehörig war. Nach Abschluß des Kauf [illegible] Hälfte es sich selbst heraus, das Dieses Theil [illegible] [illegible] [illegible]

14% in Aussicht standen. Dieses Gerücht hat recht behalten, denn das Werk hat 13¹/₄% Dividende declariert und damit allen Erwartungen entsprochen, die man billigerweise in heutiger Zeit stellen kann. Der Bruttogewinn von 6¹/₂ Millionen Mark überstieg noch etwas die Ziffer des Vorjahres, so daß man diesmal wohl zwei Millionen gegen 1·7 Millionen hat abschreiben können. Das Resultat ist auch insofern als günstig zu bezeichnen, als in diesem Jahre zum erstenmale das erhöhte Actiencapital von 25·2 Millionen an der Dividendenvertheilung partecipiert. Das verhältnismäßig günstige Resultat hat sich trotz der Verluste in den Hamburger fachen Umständen herzuleiten. Zunächst liegt seine Stärke in der Fabrication einzelner Specialitäten und in der Schienen- und Eisenbahnmaterialienbestellung, so daß dadurch die Schwankung in der Conjunctur nicht so starken Einfluß auf den Betrieb in Bochum hat wie auf andere Werke. Zweitens hat der Bochumer Verein eine großen Theil seiner Rohmaterialien selbst her, und drittens gehört der Generaldirector Baare zu den wenigen Leuten, die vorsichtig genug waren, zu den vorjährigen Bahnsinnspreisen sich kein Roheisen auf den Hals zu kaufen. Kann man so mit den Resultaten des Vereines zufrieden sein, so hört man doch allgemein die Ansicht, daß es vermuthlicher gewesen wäre, wenn der Bochumer Verein die ungünstige Conjunctur dieses Jahres benützt hätte, um eine Stabilisierung der Dividende dadurch hervorzurufen, daß er diesmal weniger vertheile. Es scheint aber, als ob gewisse Finanzinteressen eine minderstens 13%ige Dividende diesmal geheimrich verlangten. Vermuthlich hoffen bei einer dadurch hervorgerufenen Curssteigerung die Conservativen endlich ihre Actien, die sie aus der letzten Capitalserhöhung noch übrig haben, los zu werden.

*

Für einen Industriewerth scheint jetzt wenigstens ein Schein von Hoffnung aufzudämmern, nämlich für unsere Röhrenwerke. Die als ganz bestimmt verlautet, ist eine vorläufige Einigung zwischen den deutschen Röhrensyndicaten und den österreichischen Mannesmannröhren erzielt worden. Es war gerade dieser Geschäftszweig, der schon lange an niedrigen Preisen laborierte, zu wünschen, daß bessere Tage für ihn kommen. Die österreichischen Werke haben gut daran gethan, sich mit den deutschen zu einigen, da die fortwährenden Unterbietungen sie ebenso wie die deutsche Industrie ruiniert hatten. Hoffentlich stört nicht noch in letzter Stunde irgend eine persönliche Reibung das Zustandekommen des Planes.

Georg Bernhard.

Kunst und Leben.

Der confiscierte Octave Mirbeau. Da die Literaten nachgerade die Gewohnheit des „Entdeckens" aufgegeben haben, so scheinen die amtlichen Organe diese Thätigkeit zu übernehmen. Das Buch „Le Jardin de Supplice" des Octave Mirbeau, das in Paris bei Fasquelle erschien, ist in Wien confisciert worden. Ein Buch, das bei Pariser Verleger in Wien confisciert wurde, ist Mirbeaus Tierschinderroman in der That. Hält man sich an diesen „Jardin" Mirbeaus, so begreift man, daß Bismarck deutschen Tierschinderroman, so spürt man, wie sanft, wie verschämt und liebenswürdig verwichsend der sonst ganz vortreffliche Roman der Bierbig, und wie unerbittlich, furchtbar, unmachtgierig Mirbeaus Werk ist. Dort ein Tierschinderhaus, das sicher nicht so schlecht geführt wird, als eben sein muß, hier eine Tiererin, die sich tyrannisiert, mißbraucht fühlt, die, voll tückischer Sklavenwürde, mit dem Schicksal aufgeregt. Die Deutsche — eine ergebene Kleinbürgerin, die blindlings dient; die Französin — ein Weib, das ihre Herrschaft liebt, verachtet, unbändig haßt, ein Weib, das alles sieht, und die Nuancierten ihrer Perversion und Herrin! Schon das Temperament des französischen Romans muß einem deutschen Staatsanwalt (einem Deutschen und Staatsanwalt!) wider den Strich gehen, dieses Temperament, welches übertreibt, unterstreicht, carikiert, um nur das Wesentliche greller zu betonen. Im zweiten Comicationsroman, im „Garten der Qualen", ist das wenige Anstößige ganz ganz, ganz nebensächlich. Dabei, dies ist nicht zu leugnen, ist der „Garten der Qualen" das aufreizendere Buch. Octave Mirbeau ist nicht unsonst an der Seite Jean Graves, des Anarchisten, in der Redaction des „Revolté" gestanden. Nichts ist seinem leichterlichen Temperamente verhaßter als der harmonieheilende Geist des Philisters. Je unempfindlicher, je stumpfer Thommemédiocre ist die Tragik der Gegenstände ist, desto erbitterter empfindet sie der psychologische Revolutionär. Der mittelmäßige Geist sieht nirgends Tiefdramatik, im Gegentheil: aber nichts ist Mirbeau haßerfüllender erscheinen, als diese „Harmonie" der stumpfen Seelen. Dem Mirbeau, der beim blutenden Rosibeef über die Stege menschlicher Hymnanität perroriert, dem stumpfen Bürger, der Menschen in Strafanstalten langsam hinsterben läßt und dann Reime zur Unterstützung entlassener Strafling gründet, dem stumpfen Bürger, der Leute in Irrenhäuser sperrt, weil sie leiet und sich dann als fortschrittlicher Wähler bestimmt, wie freisinnig fühlt, wollte Octave Mirbeau im „Garten der Qualen" ein rothes Tuch vors halten. Eine Orgie des Blutrausches ist dieser Roman, eine prunkvolle Erörterung über den Mordbrang der Menschheit, den legitimen, im Krieg, in der Industrie und in der Justiz, und den illegitimen im privaten Leben, in der Liebe, deren innerem Zusammenhang mit allen gearteten Instincten schon Schopenhauer betont hat. Je gequerter der bourgeoise Leier der Aufstellung dieser Theorien wird, desto anschwellender wird Mirbeaus Pamphlet. Die Eigabilung der Torturen an dunkelsten „Meriten der Laster" gehört zu den verwerflichsten Entgleisungen moderner Literatur . . . Mirbeaus pamphletistisches Gebaute ist in Erfüllung gegangen, der Bourgeois ist epate. Herr Bobies hat es aus schriftlich.

Stephan Großmann.

In stiller Stunde kort man „Die Hauter sprechen". Es ist stille Zeit am Franzosenring, und man hört in der Universität ganz deutlich jenes Murmeln, welches Rascal bedeutet. Es geht in Fetzels Weisheiten wahrhaftig den Nordgang. An die bekanntesten dieser Todesstunde gehnnnt heute wenig mehr lorin — als der Akademiker. Noch eben zur rechten Zeit hat der akademische Senat eine Erinnerung herausgegeben, nach der die Zugehörigkeit zur Academie noch hervorragend auch das Recht auf ein Textbuch unter den Arcaden in sich schließe. Es scheint, die Allmächtigen erschrocken vor der Gesellschaft, die sich, wenn es so fortgehe, da in einiger Zeit zusammenfinden könnte. Ganz besonders schlimm steht es mit den Philosophen. Gerade heuer ward da übel geholzt. Sueß erreichte die Altersgrenze und ging; Goumperz wartete nicht erst, bis er gehen mußte, sondern empfahl sich. Mach, den man vor den Jahren seiner unvergleichlichen Kraft in Prag gelassen, wo er ungern genug gewesen, ein Anregner wie wenige und ein höchst moderner Geist, Mach, der schon seit Beginn seiner Wiener Lehrthätigkeit kränkelte, muß in den Ruhestand treten. Wiener Lüfte, immer in sich selbst gekehrt und wunderlich, sind gleichviel beschwichtigen, sich nach der Schweiz zu empfehlen. Das ist für ein einziges Jahr ein ganz hübsches Verlustconto. Andere Zierden der Facultät rücken dem Tage näher, da sich die Thüre des Hörsaales für immer hinter ihnen schließen wird. Es ist sonderbar, daß man von der Altersgrenze nicht lassen will, so klar es ist, daß herausgestellt hat, daß sie Betreten ein Dauphinsband bei Berufungen aus Deutschland ist; daß man noch nicht einsieht, welche Fülle von Autorität ein großer Namen darstellen kann, mit welchem Glanz es eine Facultät umgeben kann. Man denke an Berlin. Kein Mensch hindert einen Schauspieler, über die Tage des Platzwirten hinaus von Liebe zu spielen, die er nicht mehr stillen kann. Ein Gelehrter aber muß wie die Dinge schweigen, von deren Erkenntnis er immer noch voll ist. Nicht viel besser stehen die Dinge bei den Juristen. Auch da kennt man jene Männer, die bereit sind, jeden Ruf nach außen anzunehmen, die Wien nur als Durchgangs- und Lauerposten betrachten. Die Wenen, die wir in der akademischen Lotterie gezogen hatten, die bleiben uns liegen wie Blei; unsere Treffer entflattern uns behend. Es rächt sich jene echtösterreichische innere Unaufrichtigkeit. Man hat der Universität ein freies Reglement gegeben, man wünscht aber durchaus nicht, daß sie davon nach seinem eigentlichen Wesen Gebrauch mache. Es gibt Winke — sanfte, und, wenn sie nicht prompt genug verstanden werden, sehr deutliche Handweisungen. Mehr als eine Berufung der letzten Jahre wurde mit einem Wunsch der oberen Gewalten erklärt und entschuldigt. Je mehr Mittäten aber verhanden sind, desto gelungiger sind sie. Eine Null ist immer bildsch rund und abgerundet. Ganz besonders muß sich aber jede Beschäftigung der philosophischen Facultät rächen. Der Geist an ihr ist bestimmend für die Gesinnung des kommenden Geschlechtes. An ihr werden die Lehrer unserer Mittelschulen gebildet. Sind sie voll des freien Bekenntnisses zur Wissenschaft, so werden sie in ihren Schülern jenen Hunger der Wahrheit weiten, der sich nicht bescheidet, der prüft und Autoritäten nur gelten läßt, soweit sie sich durch eigene Leistungen bewähren Theser Beruf fordert wie keiner Idealismus. Der Anblick standhafter Mittelmäßigkeiten, die sich behaupteten, diewesi sie sich eine Professur erlosen und seinen eigenen Schein zu bewahren, nur nicht in der Lage sind, Anregung zu geben, der kann ihn nicht erwecken. Unsere philosophische Facultät gleicht einem Weiher, aus dem die frischesten Quellen abströmen. Sie beginnt zu sumpfen. Man sorge für freien und kräftigen Zufluß.

Francesco Crispi soll sterben. Das wird wieder einmal nette Fleißaufgaben und Gemühungen setzen, sich als „Meister des Stils" zu zeigen. Eiertänze sind für den Zuschauer immer ergötzlich und schwierig für den, der sie ausführt — besonders wenn man sich zwischen tanten Eiern bewegt.

Anuhus.

*

Jesuiten werden jetzt in Paris billig zu haben sein, dagegen dürften möblierte Zimmer im Preise steigen. Wie die „Neue Freie Presse" nämlich berichtet, haben die Mitglieder des in Frankreich von der Auflösung bedrohten Ordens beschlossen, im Lande zu bleiben und sich als Altermieter, je zwei Patres zusammen, vorläufig selber ins Ausgedinge zu begeben. Das neueste Capitel der französischen Geschichte heißt also: Jesuiten als Zimmerherren in Paris! Welche undekannten Situationen kommen da erfolgen — der Hilsterer bereite sich, seine Beobachtungen zu machen. Denken die Bürger von Paris, ebenso wie in Wien, hier wenmies daren Studen auf Anshängezetteln anbieten, dann werden die „Zimmer für Jesuiten" wohl bald alle Zimmer für gewöhnliche „alleinstehende Herren" verdrängen. Denn der Hausvorst hielt bekanntlich den „solchen" Mieter, und wahrend der Zimmerherr sonst eine unvermeidliche Benzung des Treppenhauses verlangt und womöglich auch noch separierten Eingang von der Stege aus, werden die Patres doch wohl — bescheidener sein. Sie wollen ja auch, bezeichnenderweise, zu je zweien eine Wohnung theilen. Sie bezahlen, wenn man unter den Anzeigen lesen wird: „Zu einem Jesuiten wird ein zweiter ans Zimmer gesucht" oder „Ein ruhiger Pater ist noch zu vergeben. Unter „Soeben" wird dem Ausstattungsbrauch der Chambres garnis wird es dann rasch ein Ende nehmen; wenn die geistige Dame unkerseinen zu sagen pflegt:

„Der Herr bekommt noch ein Seyphi herein,"

wird es jetzt wohlen werden, geistlichendsicht:

„Brüderchen! und vollständige Liquori-Ausgabe im Hause."

Man sieht, welche Revolution bevorsteht, und zwar — trotzdem es sich hauptsächlich um eine Veränderung in der Altermiete handelt — bewesentlich bloß eine Altervevolution. Denn eines bleibt zum Schluß noch besonders zu erwähnen: der anfgeloste Orden Loyolas vermischt sich jetzt mit der Bevölkerung. Sein Einfluß kann wachsen, statt abzunehmen. Und wenn Herr Waldeck-Rousseau heute, daß seine Maßregel eine gerichtliche Ausgleichung in den Landen der bourgeoisen Organisation beschränken werde, so kann er möglicherweise durch den ungeheuren Schutt überrascht werden, der sich schließen nach ein paar Jahren in allen Treppenhäusen von Paris um wohnende Jesuiten in die Höhe . . . Hoang soit qui mal y pense.

Ann.

Bücher.

Neuen Romane waren uns in den letzten Tagen zugegangen. E. Langen (München) 1897. Louis Paris: Erinnerungen an Ludwig Thoma. Paul

Zur Zeit der Theaterschließung wollen wir ein kürzlich erschienenes Epos, das gegenwärtig viel Beachtung gefunden, Interessenten zur Lectüre empfehlen.

Digitized by Google

am meisten hechelten. Treffsitzen und Antidreyfusitten bewiesen, daß der große Dichter, wenn er noch am Leben wäre, ihrer Partei angehören würde. Renan und Taine wurden ebenfalls fast ausgebeutet, und namentlich aus den Werken der letzteren gogen die Nationalisten die wunderbarsten Consequenzen. Einer von ihnen, der Mitarbeiter der royalistischen „Gazette de France", Charles Maurras, griff aber sogar zu Goethe und entdeckte nach Paul Bourget, der die Stelle schon im Jahre 1892 in einem Briefe an Maurice Barrès, den dieser im Anhang seines „Ennemi des Lois" veröffentlichte, behauptet hat, Goethes gegen die Anschuldigung gerichteten Ausspruch: „Ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen". Dieser Vorgang hat wohl den anonymen Verfasser des vorliegenden Buches, einen Staatsbeamten, veranlaßt, unter der Maske Goethes die Probleme der gegenwärtigen französischen Literatur- und Geistesgeschichte kritisirend und das Familienleben der Dreyfuß zu erörtern. Das Spiel ist furchtbar gewagt, und namentlich in den Augen des deutschen Lesers ist ein wenig lächerlich, daß sich Goethe in einem angenommenen Paradies mit seinem getreuen Eckermann um nichts anderes kümmert, als um die moderne Literatur Frankreichs und um den Dreyfusfall, aber dies einmal zugegeben, darf man auch freudig anerkennen, daß der Verfasser genug philosophischen Geist, besonnenes Urtheil und Goethe Kenntnis besitzt, um die bedeutende Maske theils mit Würde, theils mit Eleganz zu tragen. Die Daten der einzelnen Tagebuchblätter, die unerhalb drei Jahren in der „Revue Blanche" erschienen, bevor sie in zwei Bänden wurden, zeigen, daß wir es nicht mit einem Werk aus einem Guße zu thun haben, aber der Leser findet am Schlusse ein Namenregister, das ihn glücklich durch dieses Labyrinth aphoristischer Betrachtungen leitet. Es gibt uns schon einen annähernden Begriff des Inhaltes, wenn wir da constatiren, daß Balzac, Byron, Chateaubriand, Bourget, Chateaubriand, Dante, Dreyfus sechs, Flaubert sechs, France fünf, Hugo neun, Journes fünf, La Bruyere zehn, Michelet sieben, Molière zwei, Pascal vier, Racine fünf, Renan sechs, Jules Renard fünf, Rousseau vier, Sainte Beuve sieben, Schiller vier, Shakespeare vier, Spinoza vier, Stendhal sieben, Taine drei, Tolstoi sechs, Voltaire vier und Zola drei Erwähnungen aufzuweisen hat.

Felix Vogt.

Reinhold Günther, Dr. phil., Hauptmann im eidgenössischen Füsilierbataillon Nr. 17: Heerwesen und Kriegführung in unserer Zeit. Berlin 1901, Bossische Buchhandlung.

Ein gut geschriebenes, in allen Hauptsachen recht zuverlässiges Buch, das Laien und jüngere Officiere rasch orientiert und auch manchen älteren und erfahrenen Soldaten vielfache Anregung bieten wird. Der Herr Verfasser beginnt in kurzen, klaren Abschnitten die allgemeine Bedeutung des Krieges, die Wehrsysteme der verschiedenen Staaten und die Organisation derselben, die Mobilisirung und Versammlung sowie eine Charakteristik der Waffengattungen, die wir allerdings lieber an anderer Stelle, nämlich beim Kampf gesehen hätten. Nun geht er zu den Hilfsmitteln der Landesvertheidigung über, wendet sich dann zur Truppenführung, wobei er mit Kriegsrath und Operationsplan beginnt, dann Meldungsdienst und Aufmarsch behandelt, um darauf zu einer Studie über die Gefechtsarten sowie über Unterkunft und Verpflegung der Heere anzuschließt. Der eigentlich operative Theil der Darstellung zerfällt in die Capitel „Anstlarung und Sicherung", „Angriff und Vertheidigung", „Kampf", „Rückzug und Verfolgung". Den Beschluß bilden der Festungs-, Gebirgs-, Klein-, See- und Colonialkrieg.

Arne Garborg: Der verlorene Paier. Berlin 1901. S. Fischer.

Dieses Buch stellt weniger ein poetisches Kunstwerk als einen philosophischen Tractat dar. Es ist das Tagebuch eines verlorenen Sohnes, eines Mannes vom Schlage der Arne Garborg'schen „Müden Seelen". Der, aufgerieben und angeekelt von einem wilden Leben der Unzucht und der Sünde rückschlend bemerkt, ohne die Heimat wieder zu finden. Er, der sich in der Jugend um keinen Gott gekümmert hat, ist im Alter in Resignation ein brunstiger Gottsucher geworden, der, in der Tiefe erfaßt von der Musik seines nordischen Stammes, sich in religionsphilosophische Probleme verliert. In zweiter Stunde findet er seinen Gott, sterbend an einem Gott, mit dem sich ruhig leben, nicht einig, mit dem sich leicht voll leben und schaffen läßt: mit seine Religion der Selbstentäußerung, die sich vielfach mit Tolstoi'schen Grundsätzen deckt. Der Stil des Buches, das verschwindend wenig plastische Gestaltung zeigt, ist der der Bibel, zumal der neutestamentlichen Parabeln, und geht zuweilen in rhythmisch freie Dithyramben über, bei denen man von Vers zu Hoffentlich „Versen" denken kann.

Harry Mauer.

Karl Federn: Rosa Maria. Roman. Berlin, Verlag von Siegbert Cronbach. 1901.

Das wirkliche Mysterium spielt nicht nur unserer Wahrheitsliebe, sondern auch unserer Feindseligkeit im Leben; es stellt über beiden Extremen einer die Geschichte einer Liebe, und das dürfte noch so Einzelnen dazu mitzutheilen und das dürfte noch so intensive Anatomie der Wirklichkeit, so kann es sich noch immer drehen, daß zum Schluß das Charakteristische bleibt: eben das Mysteriöse. Und dazu gehört — was noch mehr ist — das ungeordnete Material in unglaublichen Verhältnissen stellt sich einer und auch einer unfantastisch weiß als unwahrscheinlich. Der Verfasser des „Rosa Maria" scheint mir darum ein Beispiel zu bieten. Er hat vollkommen klar Charaktere und Situationen gesehen, die Liebe und einen Mann, einen Mann, der sich in der Wirklichkeit mit dem Verschwinden des Mysteriums abfindet, und eine Frau, deren Mutter — Rosa Maria — ihr Leben lang dem Mysterium nachgejagt ist, und in der Wirklichkeit ihr Leben verschwendet hat. Es ist eine Tragödie, und gleichzeitig merkwürdige Situationen, Schicksale, Leben, die uns etwas angehen müssen, deren Mutter „Rosa Maria" ist, die Rosa Maria, der das Mysterium nicht verschwunden ist, und die Rosa Maria, der das Mysterium nicht verschwunden ist, und die Rosa Maria, der das Mysterium nicht verschwunden ist, und

Autoritäten zu citieren haben. Trotzdem die Akademie der Wissenschaften seit dreißig Jahren kein Mittel diplomiert, wissen sie alle Aelteste, die einem ähnlichen Berufsfach gelten, für ihre Zwecke zu verwerten. Da für Heilung in vergnügtesten und unbelohnten Fällen versprechen, so ist ihnen jederzeit eine große Clientel gesichert, und die angeschwellten Tagesblätter nehmen — von dem großen materiellen Gewinn bestechen — keinen Anstand, diesen Curpfuschern gewissenlos den größten Nachdruck zu verleihen; die amerikanischen Blätter haben in solchen Fällen wenigstens den Anstand, jede Bürgschaft abzulehnen, insofern sie solchen Annoncen oder Reclameartikeln den Vermerk „communicated“ beifügen. — Dr. R. Romme berichtet von einem neuen Verfahren der Schmerzlosmachung durch eine Cocain-Injection ins Rückenmark (und zwar zwischen dem vierten und fünften Rückenwirbel). Die Methode, die gegenwärtig nicht nur bei Operationen, sondern auch als schmerzstillendes Mittel bei andauernden schmerzhaften Zuständen angewendet wird, führt nach ihren Entdeckern den Namen „Bier-Tuffier Methode“ und soll keine größere Gefahr mit sich bringen, als die Chloroform- oder Aether-Narkose.

„New Liberal Review“ (Juli). In seinem Artikel: „Der Schlüssel zum Mittelländischen Meer“ bespricht E. W. Stuffield die Frage von Gibraltar, das mit Ausnahme für einen unschädlichen Besitz englischen Besitz gehalten wird. Es könne gar keinen zu Hafenanlagen ungünstigeren Strand geben; die Küste weist keine natürlichen Buchten auf und ist den heftigsten Anfuren des Mittelmeeres ausgesetzt. Im Falle eines Krieges mit Spanien müsste Gibraltar von Marello verköstigt werden, was bei seiner fabelhaft dichten Bevölkerung von 20.000 Köpfen nicht leicht wäre. Ueberdies ist die Niederlassung der Engländer auf Gibraltar den Spaniern ein Pfahl im Fleisch, und England würde deshalb in jeder Hinsicht nur gewinnen und sich seine Lage verbessern, wenn es Gibraltar gegen das an der afrikanischen Küste befindliche Ceuta vertauschte. Die Spanier würden gewiss gern auf diesen Tausch eingehen, die Franzosen sich ihm, bei gewissen Zusicherungen, nicht widersetzen, und England bekäme dadurch einen Hafen mit einem prächtigen Hinterland, hätte einen Halt mehr in Nordafrika und demgemäßen Einfluss auf alle dortigen Vorgänge. Strategisch liege für den Besitz von Ceuta weit besser vorbereiten als Gibraltar mit seinen steilen Felsen, und die Meerenge am Eingang des Mittelländischen Meeres wäre ebenso bewacht, die Controle über die ein und anstandenden Schiffe liese sich von dem einen Ufer genau so ausrechterhalten wie von dem andern. Ueberdies beherrsch Gibraltar ohne Flotte die Meerenge ebenswenig wie etwa Dover den Canal La Manche.

„Blackwoods Magazine“ (Juli) bringt einen Aufsatz von Ambrose Pratt mit dem Titel „Ruß“. Es ist eine Art von Mafia in Australien, die diesen Namen führt und sehr zahlreiche Mitglieder zählt. Der von hiesige Einfluss dieser Gesellschaft wird mit dem von „Camorra“ verglichen. Ursprünglich waren die „Rußes“ gewöhnliche Strolche, aber die Verfolgungen der Polizei zwangen sie dazu, sich zu organisieren, u. z. erst dadurch wurden sie zu einer gefürchteten Macht. Früher gierigen sie nur offener und unverstorener Weise vor; jetzt handelt sie heimlich, wodurch es viel schwerer geworden ist, ihnen beizukommen. Sie haben einen Anführer, den sie „den König“ nennen und dessen Befehlen sie unbedingt gehorchen. Wer sich widersetzt, wird von den Mitgliedern gejagt. Auch der geliebten Vergehen oben die Mitglieder selbst eine recht grausame Zuflug, die jedoch von niemand so sehr bestraft wird, und da immer eine größere Anzahl von Henkersknechten — etwa zwanzig — zur Execution beordert werden, so fühlt sich keiner speciell als Mörder. Will jemand, der dieser Mafia angehört, aus ihr scheiden, so muss er ein Schriftstück unterschreiben, worin er sich zu einem großen Verbrechen bekennt; durch diese Maßregel behält die Gesellschaft auch über die ausgetretenen Mitglieder Gewalt und hält sie, durch die Drohung, sie den Behörden anzuzeigen, jederzeit in Schach. Hat irgend ein Outsider den Hass der „Rußes“ auf sich gezogen, so wissen sie sich seiner, trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Polizei, früher oder später zu bemächtigen und er wird einen Tages zu Tode gefunden aufgefunden. Bei den Wahlen machen sich die „Rußes“ sehr unliebsam geltend; wird ein neuer Candidat aufgestellt, so wird er von den „Rußes“ aufgefordert, sich ihren Interessen anzupassen. Thut er das, so gelu alles gut; wo nicht, entstehen die fürchtbarsten Scenen in den politischen Versammlungen und es gelingt ihm schwerlich, sich durchzusetzen. Ursprünglich waren die „Rußes“ nur vermiedete Gaßenjungen, wie die Londoner Hooligans; erst als die Polizei ihre rohen Streiche streng bestrafte und sogar standrechtlich gegen sie vorgieng, entwickelten sie sich zu einer gefährlichen Verbrecherbande. Gleichwohl sind diese Outlaws disciplinirt. Die Cannibali ist in ihren streiten streng verpönt; die Mitglieder werden angehalten, ihre Frauen und Kinder anständig zu ernähren, und wer eine Spielschuld nicht zahlt oder sonstwie sein Wort bricht, dem wird das rasche Ende abgewandt.

Der Faun.

Von Sigismund Morawski.

Aus dem Polnischen von J. v. Zimmermann.

Das Symposion im Landhaus des Euklides erstreckte sich bis spät in die Nacht hinein; der Glanz der Sterne erhlaiste schon, und das runde Gesicht des Mondes spiegelte sich in den dunklen, leichtbewegten Gewässern des Gottes von Salamis, und die Freunde ergötzten sich noch immer an dem Gelage. Sie lauschten den Erzählungen des Menander aus Phaleron, welche von traurigen Ereignissen berichteten, denn Menander konnte und wollte im Kreise seiner Freunde keine Gedanken nicht verbergen.

Er sprach von dem Kummer, den ihm sein Weib Lais bereitet, und klagte die Ohnmacht, was er von ihr halten sollte die das Unrecht begangen, einen braunen Sclaven ihm vorzuziehen.

Gerade war er zu Ende und warf einen prüfenden Blick auf die Tischgenossen. Was werden sie ihm antworten? Aber sie schwiegen. Die einen nickten mit dem Kopfe zum Zeichen der Theilnahme, die anderen verdeckten ihre Gesichter und ihre Gedanken hinter den mit Pramnawein gefüllten Schalen.

Menander lehrte sich gegen das Meer, von wo ein kühler Wind wehte und ein geheimnisvolles Murmeln der Wellen herüberdrang; traurig blickte er in den dunklen Abgrund — vielleicht wäre in seiner Tiefe das Vergessen ...?

Dies bemerkte Euklides, der Gastfreund, welcher ihm die Hand drückte und sprach:

„Dir, Menander, und Euch, Freunden, werde ich eine Begebenheit erzählen, die ich selbst erlebt und die Euch allen zur Warnung dienen kann. Ich werde sie erzählen, um Menander zu trösten und Euch einen Wink für die Zukunft zu geben.“

Hiebei lehnte er sich an eine Marmorsäule und sprach also:

„Ich gieng in den Wald mit Yona. Es war hell und warm, die Frühlingssonne, deren Strahlen sich durch das dichte Grün der Bäume Bahn brachen, beschien den Boden, auf dem wir wandelten. Fürwahr, kein Boden: es war ein bunter Teppich, der knisterte und der aus dem gelben, vorjährigen, trockenen Laub der Eichen, aus frischen, grünen Gräsern, aus Veilchen und Schlüsselblumen gewebt war. Ringsumher ertönte Musik: das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen und Hummeln, das Zirpen der Grillen ... inmitten dieses Orchesters sang als erste Stimme eine in der Luft schwirrende Mücke ein allerliebstes Solo.

Wir beide waren geblendet von dieser Schönheit der Farben und des Lichtes, wir waren entzückt von dem Zauber dieser Musik und berauscht durch den Duft der Frühlingsblüten.

Die lustigen Strahlen der Sonne, die Bienen und die Hummeln, die Vögel, die unsichtbaren Mücken — sie fragten uns fingend:

„Und Ihr? Und Ihr? ...“

Und keinen es nicht erlaubt, die Harmonie dieses Concertes zu stören, und so fügten wir zu den Accorden dieser Frühlingslieder das Echo unserer Küsse.

Welche Musik! Was für Musikanten! Welch herrliches Kunstwerk!

Plötzlich rauscht es in den Haselnußsträuden. Ich sagte nichts, ich blickte nur ringsumher. War es ein Thier oder ein Mensch, oder gar ein ausgelassener Faun?

Yona bemerkte meine Unruhe und — o Wunder der Frauenseele! — lehnte ihren Kopf an meinen Arm, schloß die Augen, und ihre rosigen, kaum geöffneten Lippen baten:

„Noch, noch! ...“

Und ich vergaß das Rauschen in den Sträuden und die Unruhe, und lange, lange unterbrach ich nicht die berauschende Musik.

Aber eine Mücke, eine unartige Schwester jener, welche in unserem Concert die erste Geige gespielt, sieng an, zudringlich zu werden und das rosige Näschen Yonas zu umkreisen. Erst verscheuchte ich sie durch Küsse, die ich auf dieses allerliebste Gebilde drückte, aber Yona bot mir ihre lieblichen Lippen und so verjagte ich die Mücke mit einem Farrenkraut. Da setzte sich die Zudringliche auf meine Nase und dann fühlte ich einen stechenden Schmerz. Die Bosheit wollte mich vor ihr lächerlich machen! Ich sieng nach ihr mit der Hand und wollte sie tödten. Sie floh. Nach einer Weile summte sie wieder an meinem Ohr, die Frevlerin!

Ich riß mich aus der Umarmung der Geliebten und verfolgte mit dem Farrenkraut in der Hand die Kecke. Ich sah sie gut; groß war sie, größer als andere Mücken, groß vollgesogen mit meinem Blute.

Wie ich sie so mit Eifer verfolge, höre ich plötzlich in der Nähe ein Lachen, das es mit durch Mark und Bein gieng. Ich schame — da sitzt auf einem Baumstrunk ein bärtiger Faun. Er zeigt mir die Zähne, und seine Augen funkelten. Ich stand wie gelähmt. Er hörte auf zu lachen und warf lüsterne Blicke auf Yona.

Eine grenzenlose Eifersucht bemächtigte sich meiner: dieses Ungeheuer sollte sich erkühnen, sie in ihrer Frauen- und Geliebtenwürde durch seine frechen Blicke zu beleidigen?

Nun bemerkte auch sie ihn.

„Schau,“ sagte sie, welch ein komischer Faun dort auf dem Baumstrunk sitzt.“

Ich ganz empört:

„Komisch? ... Ekelhaft, widerwärtig, schmutzig! Komm, Yona!“

„Nein, nein! Er ist sehr hübsch. Niemals noch sah ich einen lebenden Faun. Bitte, rufe ihn her!“

Und wieder wandte sie zu mir ihren Mund, einen Kuss erbittend.

„Ich liebe dich so sehr, Euklides; thu dies, bitte, bitte, rufe ihn ...“

Immer ist der Mann schwach einem geliebten Liebe gegenüber, so oft er seine verwandte Energie dem Beweise der Liebe

Digitized by Google

vorziehen sollte; wie oft dagegen spielt er die undankbare Rolle eines Helden in kleinlichen Mißverständnissen der Liebe.

Wundert Euch daher nicht, meine Freunde, daß ich den Faun herbeirief, aber schöpfet daraus eine Lehre für die Zukunft.

Auf mein Rufen sprang der Faun vom Baumstrunk herab, hüpfte bald auf dem einen Fuß, bald auf dem anderen, lachte, schlug Purzelbäume und näherte sich uns. Dann blieb er stehen, sah mich ironisch an und begann Yona mit lüsternen Blicken zu messen.

Wie war sie entzückend schön in ihrem hellen Gewande, mit Blumen im goldigen Haar und dem Lächeln auf den Lippen .... Aber sie fürchtete sich offenbar vor dem Faun, denn sie schmiegte sich fester an mich.

‚Sieht du, Bärtiger,‘ dachte ich mir, ‚diese Schönheiten sind nicht für dich! Nicht für die Säue sind die Schalen mit Samos — nicht für die dickhäutigen Skythen die Wunder des Phidias!‘

Unterdeß machte der Faun noch einen Purzelbaum, einen zweiten, dritten ... und konnte in seinen tollen Sprüngen gar nicht genug kriegen.

‚Bieh! ...‘ dachte ich mir.

Und Yona fragte mich:

‚Kann ich ihn streicheln?‘

‚Tu's nicht, er ist schmutzig und beißt.‘ Ich wußte, daß er nicht beißt, aber ich wollte sie schrecken.

‚Er beißt?‘

‚Ja, er beißt.‘

‚Nein, er beißt nicht.‘

‚Ganz gewiß, er beißt!‘

‚Dich wellecht würde er beißen, aber mich doch nicht!‘

Peinlich berührten mich die Worte; und doch offenbarte sich in ihnen die ganze Frauenseele ....

‚Also streichle ihn!‘ sagte ich gereizt und stieß sie leise von mir.

Sie sah mich vorwurfsvoll an, doch schon nach einer Weile lächelte sie und langte mit ihrer kleinen Hand nach dem rothen Barte des Ekligen.

Der Faun kicherte und verzerrte sein Gesicht in lüsternem Lachen.

‚Sieh, Euklides‘, rief Yona, ‚wie komisch er lacht! Noch nie hörte ich einen Faun lachen. Und noch nie ...‘

Ich unterbrach sie. Aber wiewohl ich durch diesen Mangel an Schönheitsgefühl im Innersten meines Herzens betroffen war, wollte ich sie nicht beleidigen.

‚Weißt du, Euklides, ich werde ihn küssen. Es wird so drollig sein, einen wirklichen, lebenden Faun küssen!‘

‚Ihn küssen?‘ rief ich aus. ‚Aber das ist ja unmöglich.‘ Ich dachte noch, was ich vorbringen sollte. Schließlich konnte ich mich nicht mehr zurückhalten und sagte:

‚Er ist räudig!‘

‚Räudig, räudig! Ha, ha, ha ... räudig! Ist das komisch! Räudig, räudig! Aber nein, nein! Sieh nur, Euklides, wie hübsch er ist!‘

Und indem sie lachte wie ein silbernes Glöcklein — dieses Lachen, das mir sonst immer das Glück der Götter verliehen und mich jetzt zur Raserei brachte — streichelte sie das Gesicht des Waldungethüms, das, durch diese Berührung offenbar erfreut, ihr die Finger mit einer langen, spitzigen Zunge zu lecken begann.

‚Ich werde ihn küssen, ich will ihn küssen, einmal nur! Erlaube, bitte, erlaube!‘ ...

Ich griff nach ihrem Arm:

‚Yona, was thust du?‘

Aber sie riß sich von mir los, und ihr wunderschöner Mund legte einen Kuß auf die haarige Wange des braunen Ungeheuers! Da geschah etwas Gräßliches. Der Faun stieß ein unmenschliches Gebrüll aus, riß Yona in irre Arme und sie mit Küssen bedeckend, trug er sie fort in das Dickicht! ....

Ich weinte. Ich empfand in diesem Augenblicke mehr Leid für sie als Zorn. Dann lief ich rasch ins Thal, dem Meerbusen zu, wo mich mein leeres, von Erinnerungen übervolles Heim erwartete ... Während ich lief, hörte ich nur das ironische Lachen der Gräken; der Bergwind lief hinter mir und beschleunigte meine Eile: er schien mir spottend nachzurufen:

‚Geh nach Hause ... nach Ha a ause ... nach Ha aufe!‘

Am Abend aber, als die untergehende Sonne die Höhen des Hymettus mit Purpur überguß, ging ich wieder in den Wald hinaus. Im Herzen barg ich außer meinem großen Schmerze Mannesmuth und der Rache Lust. Ich beschloß, Yona wiederzufinden, den Faun zu ködten und dann mit ihr in mein Landhaus am Gyoi von Salamis wieder zurückzukehren. Der Faun war ja an allem schuld: für ihr hatte ich Beute der Bergwand bereit. Ueber meine Schultern hangte ich Bogen und Köcher und verjagte in diesem zwei vergiftete Pfeile und eine aus Hanf gedrehte Sehne. Dabei entrann ich jedwedem Leid.

‚Mein‘ tröste ich den Faun, dann nehme ich sie zu meine Arme und verspreche ihr, alles zu vergessen. Wenn aber sie sich weigern sollte, mit mir zu gehen, so tödte ich auch sie, und an dieser Schnur hier hänge ich mich auf.

Mit solchen Gedanken erfüllt und voll der Trauer, erreichte ich die Waldweise, wo wir des Morgens dem Faun begegnet waren. An dieser Stelle hatte sie mir durch ihren Leichtsinn das Leben gebrochen, sie, ohne die ich jetzt nicht leben konnte ...

Ich blieb stehen und schaute ringsumher. Nirgends eine Spur der Verlorenen. Ich bringe in das Dickicht ... nichts! Jeden Augenblick bleib ich stehen und horche ... nichts.

Nichts höre ich als meines Herzens Schlag, in bodenlosem Schmerze hämmernd.

Plötzlich dringt der Ton einer Schalmei aus der Ferne zu mir.

Dort sind Menschen, Menschen! Sie werden mir helfen in der Ausführung der Rache, beim Vollzuge der Gerechtigkeit! Ich eile rasch zur Stelle, von wo die Flötentöne kommen. Nur noch einige Schritte, einige Schritte! Ich biege die letzten Haselzweige voneinander ... es muß doch hier sein ... ich höre doch das Flöten ...

Aber auch hier keines Menschen Spur, nur von oben dringt noch die lustige Weise durch das Gezweig. Ich blicke hinauf: auf der Eiche sitzt der Faun. Einen Fuß hat er über den anderen gekreuzt und trillert mit den Fingern auf der Schalmei. Langeweile auf seinen Zügen. Offenbar war das Knittern der Zweige von ihm vernommen worden, denn wendet er, ohne zwar das Spiel zu unterbrechen, den Kopf nach meiner Richtung und schielt nach dem Ankömmling.

Ich überlege nicht lange und greife nach Köcher und Bogen. Aber er springt vom Baum herunter, ist pfeilgeschwind bei mir und weist mit der Hand vor sich hin. In diesem Augenblick erst erblickt ich Yona im Grase liegend. Ich stürze zu ihr — sie schläft. Sie athmet tief; an den herrlichen Wimpern hängen Thränen: gewiß war sie weinend eingeschlummert ...

Ich wecke sie mit Küssen und rufe:

‚Yona, Yona, du bist mein!‘

Sie erwacht und sieht mich bestürzt an. Plötzlich höre ich hinter mir die qualende Stimme des Faun:

‚Nimm sie die wieder, ich habe nichts an ihr! — Ihr führt die Frauen in den Zauberwald, wo der Höhenwind und die Bienenschwärme Liebchen singen mitten unter Waldblumen, und danach wollt Ihr die Faune tödten? Weshalb? Deshalb, weil deren einfache Sitten die gelangweilten Frauenherzen erfreuen?! Ha, ha, ha, hau, hau, uuu ...‘

Ich wende mich um: der Faun ist verschwunden. In der Ferne knistern Haselnußzweige, und ich höre zum Abschied nur das Wort:

‚Narrenvolk! ...‘

Dann kehrte ich mit Yona in das Landhaus am Busen von Salamis zurück und verzieh ihrer und meiner Schuld. Aber oft noch, wenn die untergehende Sonne die bläulichen Zacken des Hymettus blutig färbt, erinnere ich mich an jenen Frühlingsabend, und es klingt mir in den Ohren das Wort des Faun:

‚Narrenvolk! ...‘

Seitdem aber führe ich meine Geliebte nie wieder in den Zauberwald, wo der Höhenwind und Bienenschwärme mitten unter Waldblumen Liebchen singen, und wo die Späße der ausgelassenen Faune den dummen Athenern empfindlichen Schaden bringen.“

Menander seufzte tief ...

Richtigstellung.

Im vorwochentlichen Artikel „Zur Reform der Güterbesteuerung bei den L. L. Staatsbahnen“ von Julius Flaum, soll es auf Seite 54, zweite Spalte, 21. Zeile von unten, 17 858 Kronen statt 18 858 lauten.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Ed. Trinkl
Möbelausstellung Atelier für Wohnungseinrichtungen
IX. Gymnasiumstrasse 69—71.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 10. August 1901. Nummer 358.

Unsere handelspolitischen Helden.

Von unserer Straßenpolizei sagen die Spötter gern: Wenn man sie nicht braucht, steht sie einem an jeder Straßenecke aufdringlich im Weg; so wie aber irgendwo etwas Unangenehmes passiert, wogegen man die Hilfe der Polizei herbeiwünscht, ist der Polizist der erste, der vor der Gefahr Reißaus nimmt. Diese unliebenswürdige Schilderung geschäftigen Nichtstuhns mag unsere Straßenpolizei vielleicht ungerecht mitnehmen. Das soll hier gar nicht entschieden werden. Aber auf unsere handelspolitischen Zoll- und Burgwächter trifft sie in diesen Tagen, seit der deutsche Zolltarifentwurf der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, haarscharf zu.

Die Publication des deutschen Zolltarifentwurfes hat die handelspolitische Thätigkeit unserer Staatsmänner mit fast kalendermäßiger Genauigkeit in zwei Phasen geschieden. Bis zu jenem unvorhergesehenen Zeitpunkte, an dem die Handelspolitik der nächsten Zukunft für ganz Europa plötzlich actuell wurde, waren unsere Regierungen von handelspolitischer Weisheit voll. Vor lauter unactueller Handelspolitik konnte man über actuelle politische Fragen anderer Art mit ihnen kaum sprechen. Wollte man z. B. in den Delegationen den Grafen Goluchowski über den Gang der äußeren Politik abhören, so stimmte er statt dessen ungeheten einen handelspolitischen Lobgesang auf die mitteleuropäische Zollunion an. Wenn anderseits im Reichsrath alle Welt von Herrn v. Koerber endlich dessen erlösende Ideen über die Nationalitätenprobleme, den § 14 oder den ungarischen Ausgleich zu wrenchmen gespannt war, überraschte er sie mit einem unzeitgemäßen Couplet über die gewaltigen handelspolitischen Umwälzungen, welche die Aufmerksamkeit der Menschen in den nächsten Jahren fesseln würden. Mit ihrem handelspolitischen Siedersatz schienen uns unsere Regierungen über ihre Unfähigkeit auf den Gebieten der höheren Politik trösten zu wollen. Den diesjährigen Sommer, der nicht nur dem Ministerium Koerber, sondern, darüber weit hinaus reichend, dem ganzen österreichischen Regierungssystem in fast allen gemüthlichpachigen Kronländern — Böhmen, Mähren, Schlesien, Tirol, Steiermark, Istrien — nationalpolitische Mißerfolge über Mißerfolge brachte, wollte man zu einer ganz besonders glanzvollen Demonstration der handelspolitischen Unermüdlichkeit unserer Staatsmessen benützen. An den Bundestagen, wo man sich selbst in den besiegerierten Ländern eine kleine Erholungspause im Regieren gönnt, sollten unsere österreichischen und ungarischen handelspolitischen Capacitäten zu einer Conferenz über unseren künftigen Zolltarif zusammentreten, nachdem die öffentliche Meinung seit Jahresfrist mit officiösen Noten über die tiefsinnigen Vorarbeiten zu dieser Conferenz beheiligt worden war. Die hochgelobte Conferenz kam auch zustande. Am 25. Juli wurde sie bei ungezählten Gläsern Cessius vom Handelsminister Freiherrn v. Call im Wiener Handelsministerium feierlich eröffnet. Von diesem bureaukratischen Hochamt gab auch ein officiöses Communiqué der Welt gebührende Kenntnis. Aber weiter ist die Conferenz nicht gediehen. Am 26. Juli erschien nämlich der deutsche Zolltarifentwurf. Die schöne Zeit des unverbindlichen handelspolitischen Geschwätzes war vorbei, der Moment zur That war da. Und in diesem Augenblick gieng auch die österreichisch-ungarische Zolltarifconferenz sprach- und lautlos auseinander, so rasch die beschäftigten Maschinen nur laufen konnten. So schnattern in sein dem berühmten Hornberger Schießen eine gebildete Unterhaltung noch nicht verlaufen. Die handelspolitische Polizei, die so stramm auf Posten gestanden, so oft mit dem Säbel gerasselt und die Passanten so gern angeschnauzt hatte, war nicht mehr zu sehen, sowie in Gestalt des deutschen Zolltarifentwurfes das eine ernste Ereignis die handelspolitische Straßenruhe störte.

Seitdem sind vierzehn Tage verflossen. Ganz Mitteleuropa ist infolge des deutschen Gesetzwurfes seufzungen in einen handelspolitischen Debattierclub verwandelt. In Deutschland wie in den anderen Ländern beräth man die Folgen jenes Zolltarifes, bespricht man die Gegenmaßregeln, mit denen die betroffenen anderen Staaten ihn beantworten konnten. Der russische Finanzminister Herr v. Witte beispielsweise, der bisher sich kaum noch handelspolitisch hat vernehmen lassen, schüttelt in so kalt jeden zweiten Tag eine handelspolitische Gegenidee aus dem Aermel: er will Repressalien üben, die russischen Wanderarbeiter den ostpreußischen Großgrundbesitzern entziehen, eine internationale zollpolitische Conferenz aller europäischen Staaten will er einberufen, weiß Gott was alles noch. Nur in Oesterreich herrscht seit dem fatalen 26. Juli tiefe handelspolitische Stille allerwärts, umso tiefer, je näher man den Regierungsbureaug kommt, und unser mackeres Land, dessen Regierung bis zu jenem Tage an handelspolitischer Hyperatrophie zu leiden schien — besaßen wir doch neben dem unvergleichlichen Handelsminister Baron Call, im Grafen Goluchowski einen handelspolitischen Minister des Aeußeren, in Herrn v. Koerber einen handelspolitischen Ministerpräsidenten, in Sectionschef Sibral und Hofrath v. Roesler handelspolitische Beamten-Capacitäten durchwegs erster Qualität — sieht auf einmal wie handelspolitisch ausgestorben aus.

Der Casus ist vielleicht kein Zufall nicht. Durch die exorbitanten Erhöhungen des deutschen Zolltarifentwurfes hat die Handelspolitik für Oesterreich aufgehört, ein harmloses wirtschaftspolitisches Spiel zu sein, mit dem sich unsere Staatsmänner so gerne die Zeit vertrieben, weil dabei politisch nichts zu riskieren war. Die Handelspolitik ist plötzlich mit einer unserer großen politischen Kreuzfragen, die unsere Staatsmännischen Duldser so ungern auf sich nehmen, in Eins zusammengewachsen, mit der Frage des ungarischen Ausgleichs. Die agrarischen Hochzölle des deutschen Entwurfes schließen Ungarns landwirtschaftlichen Export, ohne den Ungarn nicht leben kann, vom deutschen Markte aller Voraussicht nach fast gänzlich aus, es bleibt den Ungarn nur ein großer, guter Markt übrig: das ist der österreichische. Wollen sie im Vertragswege eine Ermäßigung der deutschen Landwirtschaftszölle erlangen, so kann wieder die Compensation dafür nur in unseren Industriezöllen, also im Fleisch der österreichischen Industrie gefunden werden. Die ungarische Großmäuligkeit, die uns so oft mit Zollrennung gedroht hat, die in den dahlen Clauseln des § 14-Ausgleichs wie in der staatsrechtlichen Zweitheilung der Handelsverträge mit dritten Staaten, diese Zollrennung auch rechtlich vorbereitet hat, könnte sich jetzt bitter rächen. Wenn heute die Oesterreicher die Zollrennung durchführen, können wir von Rußland, falls dieses mit Deutschland wirklich in einen handelspolitischen Conflict geräth, einen Handelsvertrag erlangen, der unserer Industrie in Rußland ganz neue Absatzgebiete eröffnet. Ohne das agrarische Anhängsel Ungarn können wir auch bei den Balkanstaaten unserer Industrie Vortheile verschaffen. Und gegenüber Deutschland eripaen wir uns eine Menge industriezöllnerischer Gegenconcessionen, falls wir auf Ungarns landwirtschaftlichen Export, dem wir bisher immer unsere eigenen Industrie-Interessen geopfert haben, einmal keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchen. Ungarn aber, seit Jahren schon wirtschaftlich entkräftet, hätt isoliert den agrarischen Vorstoß Deutschlands heute einfach nicht aus, wenn wir ihm nicht hilfreich zur Seite bleiben. Wenn heute ein großer, ein österreichischer Staatsmann in Oesterreich wäre: der könnte von all den brüchigjährigen Unrecht, das sich uns im ungarischen Ausgleich verstrickelt, mit einem Ruck ein gewaltiges Stück beiseite schieben. Der hochagrarische deutsche Zolltarif wäre die gründeste Conjunctur für uns im Ausgleichskampfe gegen Ungarn: ein Geschenk des Himmels, das Gott dem Herrn v. Koerber im Stiel beschert hat, ein Hauptstreffer, den er ihm in den Schoß geworfen hat . . . Aber gerade darum vielleicht nur haben unsere Staatsmänner vor diesem Zolltarif so instinctiv rasch und sinkenlos die Flucht ergriffen. Die harmlose Handelspolitik fängt an, sehr ernst zu werden. Da halten sich unsere Staatsdiener lang als möglich lieber feern vom Schuss, wie unsere Straßenpolizei, wenn's mal wo ordentlich losgeht.

K.

Culturkampf in Spanien.

Im März dieses Jahres hat „Die Zeit" einen Artikel von mir veröffentlicht, der mit folgenden Worten schloß: „Einen allgemeinen Absolutismus, das ist das Regime, unter dem wir seit einigen Jahren in Spanien leben. Es ist unzweifelhaft, dass die [illegible] brutale Knutenwirthschaft, wie sie unter unglücklichen [illegible] Zeiten gepflogen, die Gemüther aufwiegelnd und die Zwietracht [illegible] dass sich hier wieder drein machen, [illegible] Ausnahmen gegen den Liberalismus zu [illegible]

Digitized by Google

Rom will nicht müßig mit ansehen, wie Spanien sich von jahrhundertlanger geistiger Hörigkeit befreit und gierig den belebenden Hauch moderner Ideen einathmet. Indessen aber rüttelt der gesunde Theil des Volkes — die mittleren und unteren Classen — an seinen Ketten und wird sie auch, des kann man sicher sein, mit unwiderstehlicher Gewalt sprengen. Die letzten Wirren waren bloß die Vorboten dessen, was noch kommen wird. Derselbe Streit, der jetzt in Frankreich tobt, wird über kurz oder lang auch in Spanien ausbrechen."

Jener Streit nun, der in Frankreich beinahe ausgefochten ist, hat sich nunmehr hier in seiner ganzen Schärfe entfonnen und dürfte noch zu manchen Erschütterungen führen. Die bedenklichen anticlericalen Wirren, die vom 1. bis 15. Februar in allen größeren Städten vorgekommen waren und blutige Aufregungen in Gefolge gehabt hatten, machten bald einer ruhigeren Stimmung Platz, als die Königin-Regentin, die Bedenklichkeit der Lage einsehend, der clericel-conservativen Regierung den Laufpaß und dem liberalen alten Sagasta das Heft in die Hand gab. Die öffentliche Meinung legte augenblicklich ihre Gereiztheit ab, indem sie sich der Hoffnung hingab, das liberale Cabinet, in welchem sich so freisinnige und thatkräftige Männer wie Gras y. Romanones und General Weyler befanden, werde bei immer höher steigenden schwarzen Flut einen starken Damm entgegensetzen. Diese Hoffnung hat sich bislang leider nur zum kleinsten Theile erfüllt. Weyler schaffte einen Theil des Militärclerus (Feldprediger) ab, und Romanones, Unterrichtsminister, stellte ein Decret von 1885, dessen Urheber der liberale Minister Alvareda war, wieder her, um den staatlichen Unterricht gegen die alles verschlingenden Klostercohlen in Schutz zu nehmen. Kraft dieses Decretes wurde an den Gymnasien und Realschulen der Religionsunterricht, der bisher obligatorisch war, facultativ; den Universitätsprofessoren wurde vollständige Denk- und Glaubensfreiheit zugeschert, und den privaten Lehranstalten wurde das Recht entzogen, akademische Zeugnisse und Diplome zu ertheilen. Die Spitze dieses Decretes war gegen die klösterlichen Lehranstalten gekehrt, die, um Reclame pro domo zu machen, mit größter Leichtigkeit solche Titel verliehen und in letzter Zeit sogar ohne Intervention der staatlichen Unterrichtsbehörde auf ihrer Hochschule in Oñate Doctorentitel nur so verschleuderten. Im übrigen aber zeigte sich das Cabinet äußerst unschlüssig, als es sich darum handelte, die im Lande herrschende, tiefgreifende Erregung sich von selbst legen werde. Um der am 11. Juni bei der Eröffnung der Cortes verlesenen Thronrede wird zwar angekündigt, die Regierung werde es sich angelegen sein lassen, die schwebende religiöse Frage in befriedigender Weise zu lösen, wie das aber zuwege gebracht werden soll, wird nicht angegeben. Man hatte allgemein erwartet, daß die liberale Regierung es als ihre erste Aufgabe betrachten würde, eine baldige Umänderung des 1851 zwischen dem Papste Pius IX. und der Regierung der Königin Isabella II. abgeschlossenen Concordates vorzubereiten, aber bislang wurde ein ernstlicher Anlaß in dieser Richtung nirgends wahrgenommen. Es befremdete allgemein, als man sah, daß die liberale Regierung den erzclericalen Marquis von Pidal, der sich unverhohlen für die unbedingte Beibehaltung der religiösen Orden ausgesprochen hat, auf dem Botschafterposten beim Vatican behielt, denn es ist logisch undenkbar, daß die Verhandlungen, die auf eine Schmälerung der kirchlichen Interessen hinauslaufen, von diesem Fanatiker geführt werden könnten. Das Verbleiben des Marquis auf seinem von Isabella II. innegehabten diplomatischen Posten schien deutlich genug darauf hinzuweisen, daß man keine Eile hatte, an die Aenderung des Concordats heranzutreten.

Die Verstimmung in den breiten Schichten des Volkes über die Zaghaftigkeit der Regierung begann sich nun wieder fühlbar zu machen, aber zweifelsohne wäre sie nicht so scharf zum Ausdrucke gekommen, wie dies wirklich der Fall gewesen ist, wenn die clericalen Elemente nicht eine herausfordernde Haltung angenommen hätten. In der That benützen diese die Ablaßfeiertage des Jubeljahres dazu, um Heerschau über die ihnen verfügbaren Streitkräfte zu halten und nebenbei Propaganda für ihre Zwecke zu machen. Anstatt unauffällig die vorgeschriebene Anzahl von Kirchen zu besuchen, thaten sich die Clericalen in großen Scharen zusammen und durchzogen unter Abhissung von Kirchenliedern die Hauptverkehrsadern der Städte, eine brennende Kerze in der Linken, einen schweren Knittel in der Rechten, die clericalen Blätter nahmen dabei den deutlichsten Hetzton an und forderten die Katholiken auf, jede Menschenfurcht abzulegen und eventuell schlagende Beweise ihres Glaubenseifers zu liefern. In Carmona, einem Nachtlichenest, nahm der „Correo Catolico" kein Blatt vor den Mund und erklärte: „den Nichtwissenden werden wir eventuell mit Messerstichen und Revolverschüssen beizubringen." In Pamplona und Teruel ging die Unverschämtheit der Priesterschaft soweit, daß sie alle Privatgebäuden gewaltsam, wo ihnen das Haupt zu entblößen. Sie hatten dabei in Gruppen mit Cimbeln und Schalen, denen sie die Münzen vom Volke herausrollten und die man Sodalitäten sich die schändliche Form solche hatte annehmen. Diese Bruderschaften, die sich zum Zwecke der Bereicherung herausgebildet hatten, verunstalteten das [illegible] Bilder zur Heranlockung einer Bevölkerung, welche [illegible] Gemeingefährlichkeit [illegible] Dem [illegible]

Haupt zu entblößen brauchen. In Madrid fand am Prozessionstag eine anticlericale Straßenkundgebung statt, an deren Spitze sich der Civilgouverneur stellte, um blutige Collisionen zu verhüten. In allen größeren Städten fanden anticlericale Meetings statt, in denen die heftigsten Reden gegen den Clerus gehalten wurden. In Valencia kam es zu furchtbaren Keilereien zwischen Republikanern und Theilnehmern der Prozession. Am ernstesten aber haben sich vor einigen Tagen (am 17. Juli) die Dinge in Saragossa gestaltet. Die Republikaner und Freidenker der aragonesischen Hauptstadt hatten einen Aufruf an allen Straßenecken angeschlagen, um gegen die auf genannten Tag anberaumte Jubiläumsprozession zu protestieren. Letztere sollte von der berühmten Pilar-Kirche, wo „unsere liebe Frau von Saragossa" verehrt wird, ausgehen und dann weitere drei Kirchen besuchen. Vor der Pilar-Kirche hatte sich eine große Menschenmenge aufgestellt, die, als sie wahrnahm, daß an der Spitze des Zuges der Carlistengeneral Cavero mit einer großen Anzahl von Gesinnungsgenossen schritt, in ein ohrenbetäubendes Pfeifen ausbrach. Ein Geistlicher schlug einem der Protestler mit einem Fahnenstock den Schädel ein. Als der eben herbeigekommene Civilgouverneur dies sah, eilte er in die Kirche hinein, und, zum Stellung nehmenden Domcapitel sich wendend, rief er: „Meine Herren! Es ist Blut geflossen; um weiteres Unheil zu vermeiden, wird es das Beste sein, von der Prozession abzustehen." Die Geistlichen aber antworteten wie aus einem Munde: „Die Prozession findet statt, es komme, was wolle. Wir sind auf alles gefaßt!" Und wirklich waren sie es, denn die Geistlichen sowohl, wie die übrigen Prozessionsleute waren mit Knütteln, Messern und Revolvern versehen. Als die Protestler dies sahen, liefen sie nach Hause, versahen sich mit ähnlichen Waffen, kamen zurück und stürzten sich auf die Procession. Ein erbittertes Handgemenge begann. Ueber 200 Schüsse wurden gewechselt. Bald war das Straßenpflaster mit Blut gefärbt, und die Wärter des Rothen Kreuzes eilten herbei, um die zahlreichen Verwundeten zu verpflegen. Die Processionsleute wurden zum Rückzug gezwungen und flüchteten in die Kirche zum Heiligen Philipp von Neri, von deren Glockenthurm herab sie unablässig auf ihre Feinde schossen, bis berittene Gendarmerie heransprengte und die Ordnung wieder herstellte. Es gab einen Todten und über 60 Verwundete. Am selben Tage berichtete das Civilgouvernement in Oviedo zu sieden, daß den Insassen durch Sturmläuten Hilfe herbeirufen. An folgenden Tage wurden viele Klöster, der erzbischöfliche Palast, die Kirchen und Seminarien mit Steinen bombardiert. Die meisten Geistlichen, für ihr Leben fürchtend, verließen verkleidet die Stadt. Dort sind nunmehr die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummt, der Gottesdienst eingestellt. Die geschilderten Vorgänge geben einen Begriff von der Heftigkeit, mit der gegenwärtig in Spanien die religionspolitischen Gegensätze aufeinander stoßen.

Auch im Parlament hat der religiöse Clericalen und freiheitlich Gesinnten ein erbitterter Kampf entsponnen. Im Senat sang Pidal, der zeitweilig seinen Botschafterposten in Rom verlassen hat, das Lob der religiösen Orden, deren rechtmäßiges Bestehen für ihn über allen „Zweifel erhaben ist, und forderte die Regierung auf, die weitere Entwicklung und Ausbreitung der Klöster zu begünstigen. Im Congreß «Unterhaus» verlangte der Carlist Irigaray die Abschaffung des Art. 11 der Verfassung, welcher die Religionsfreiheit bestimmt. Der Erbprediger Maura, der uns clericale Luger übergelaufen ist, vertheidigte den Gesichtspunkt, daß die religiösen Orden bloß durch das canonische Recht regiert werden. Der Conservative Marquis de Padilla wollte ebenfalls die Congregationen von jeder staatlichen Intervention befreit wissen. Das Haupt der Conservativen, Herr Silvela, entrüstete sich gegen den „niederträchtigen Pöbel", der die Jubiläumsprocessionen auflöst, und forderte die Regierung auf, das Recht der Katholiken zu schützen. Dagegen traten der Unabhängige Canalejas, der Liberale Alfonso Gonzalez und der Republikaner Melchiades Alvarez entschieden für die staatlichen Vorrechte ein. Der conservative Diputeat Romero Robledo legte dar, daß alle religiösen Orden bis auf drei, die ausdrücklich durch das Concordat berechtigt seien, gegen das Gesetz sich in Spanien etabliert hätten und demnach ihre Lage noch legalisieren müßten. Die Republikaner brachten den Gesetzesvorschlag ein, alle religiösen Orden ohne Ausnahme aufzulösen und das Cultusbudget abzuschaffen. Der Ministerpräsident Sagasta hat in einer der letzten Cortessitzungen seinen Standpunkt zu dieser Frage dargelegt: Er erkläre, alle religiösen Orden, bis auf die drei durch das Concordat bezeichneten, müßten sich dem Vereinsgesetze unterwerfen. Sodann stelle er ein Specialgesetz für die Congregationen in Aussicht. Ein solches Specialgesetz ist in der That dringend nothwendig, denn die Congregationen passen nicht in den Rahmen des Vereinsgesetzes hinein, und die Fassung des letzteren ist in manchen Punkten so undeutsam, daß es den Congregationen ein Leichtes sein wird, das gewünschte Ziel einfach zu umgehen.

Der Widerstand der Anhänger aller nicht durch das Concordat bevorzugten Ordensgenossenschaften gewinnt immer mehr Boden und hat selbst unter den conservativen Landesvertretern zahlreiche Anhänger. Am 28. Juli haben in Madrid, Barcelona, Valencia und allen größeren Städten Protestkundgebungen stattgefunden zur Erinnerung

an die an genanntem Tag des Jahres 1837 erfolgte Veröffentlichung des Gesetzes, betreffend Aufhebung der religiösen Orden, und um die Regierung aufzufordern, ein ähnliches Gesetz auszuarbeiten. Die Auflösung der Congregationen wäre übrigens in Spanien nichts Neues. Karl III. verfügte durch seine Verordnung vom 2. April 1767 die Jesuiten aus allen spanischen Landen und confiscierte ihre Güter. Die Cortes von 1820 schafften durch ein Gesetz vom 1. October die Mönchsorden, sowie die Schulen der Militärorden von Calatrava, Santiago, Montesa und Alcántara ab. Im Jahre 1835 wurden durch königliches Decret vom 11. October neuerdings alle Congregationen aufgelöst, 1836 durch königliches Decret vom 8. März und 1837 durch das Gesetz vom 25. Januar (am 25. Juli veröffentlicht) alle Klöster und religiösen Anstalten für beide Geschlechter auf der Halbinsel, auf den Canarien und Balearen und in den nordafrikanischen Besitzungen aufgehoben. Das Concordat vom 17. October 1851 gestattete bloß die Niederlassung von drei Mönchsorden, des Sanct Vincenz von Paul-, des Sanct Philipp Neri- und eines dritten, nicht bezeichneten Orden, sowie von Nonnenorden, die sich dem Lehramt und der Wohlthätigkeit widmen. Das Decret (vom 12. October 1868) der revolutionären Regierung, zu deren Mitgliedern auch Sagasta gehörte, hob den Jesuitenorden von neuem auf, und das Decret vom 15. October desselben Jahres löste alle Congregationen auf, die seit dem 29. Juli 1835 sich auf spanischem Gebiet niedergelassen hatten. Erst seit der Wiederherstellung der Bourbonen 1874 fingen die Congregationen wieder an, in Spanien einzuziehen, obschon sie gesetzlich nicht dazu berechtigt waren, aber die verschiedenen Regierungen waren schwach und thöricht genug, Gottes Wasser über Gottes Land laufen zu lassen und sich der schwarzen Invasion nicht zu widersetzen. Erst jetzt, nachdem die Klöster den dritten Theil des gesammten Besitzes Spaniens an sich gebracht haben und meistentheils starke Bürgen des Carlismus geworden sind, erkennt man die Lage in ihrem ganzen bedenklichen Umfang. Wie wir gesehen haben, würde es der Regierung, wollte sie gründlich mit den Congregationen aufräumen, weder an Präcedenzfällen, noch an gesetzlichen Handhaben fehlen, aber sie scheint sich zu einem energischen Schritt nicht aufraffen zu können. Einerseits ist der altersschwache Sagasta kein Freund von radicalen Maßnahmen, andererseits ist den bedrohten religiösen Orden in der Person der frommen Königin Maria Christine eine mächtige Beschützerin entstanden.

Ich habe schon früher gezeigt, wie die Regentin sich in den Dienst des Clericalismus stellte, indem sie, den Eingebungen des Jesuitenpaters Montaña folgend, ihre älteste Tochter mit einem Mitgliede aus dem Hause der neapolitanischen Bourbonen, dem Lande zum Trotze, verheiratete, ein Beweis, daß sie durchaus entschlossen ist, gemeinsame Sache mit der religiös-politischen Reaction zu machen. Pater Montaña ist zwar, infolge Einsprachs des Vorjammens, seiner Stellung als Religionslehrer des Königs Alfons XIII. und als Gewissensrath der Königin entsetzt worden, aber sein Geist lebt in den Hallen des Königschlosses fort. An der, vor kurzem hier stattgehabten Jubiläumsprocession betheiligten sich sämmtliche Lehrer des Königs, mit Scapulieren ausstaffiert und brennende Kerzen tragend. Als die Königin vernahm, daß eine Straßenkundgebung gegen die Procession stattgefunden habe, ordnete sie eine dreitägige Sühnefeier in der Schloßkapelle an, an der sämmtliche Insassen des Palastes theilnehmen mußten. Vor einigen Tagen brach eine partielle Ministerkrisis aus, infolge der Uebernahme des Kammervorsitzes durch den bisherigen Minister des Inneren Moret. Es verlautete, daß der talentvolle Abgeordnete Alfonsin Gonzales das erledigte Portefeuille bekommen werde, und nach den Auslassungen des Ministerpräsidenten zu urtheilen, galt dies für eine abgemachte Sache. Als aber Sagasta aus dem Palast kam, wo er mit der Königin Rath gepflogen, erklärte er, vorläufig werde er das Portefeuille des Inneren durch den Unterrichtsminister versehen lassen, und die Krisis werde erst später, nach Cortesschluß, ihre Lösung finden. In politischen Kreisen sagte man sich, die Königin habe die Wahl von Gonzalez, der im Parlament eine energische Rede gegen die Congregationen gehalten, geradezu verworfen. Ich bin natürlich nicht in der Lage zu controlieren, inwieweit dies zutrifft, aber jedenfalls zeigt das umlaufende Gerücht, daß die öffentliche Meinung von den ultramontanen Gesinnungen des Hofes überzeugt ist. Indessen nimmt der Religionsstreit, wie die blutigen Vorgänge in Valencia und Saragossa zeigen, immer gefährlichere Formen an, und wenn die Regierung nicht bald aus ihrer Apathie aufwacht, so dürfte sie, wie Romero Robledo voraussieht, durch den Ausbruch eines Bürgerkrieges auf einmal unliebsam aufgerüttelt werden.

Madrid. Dr. Julio Bronú.

Die politischen Parteien in Croatien.

Von einem Croaten.

Seit dem Eingreifen Oesterreichs in die Geschichte Croatiens bis zum heutigen Tage gab es in Croatien drei politische Strömungen: eine für den Anschluß an Oesterreich, eine zweite für den Verband mit Ungarn, die dritte für die Selbständigkeit Croatiens. Diese Strömungen waren eine natürliche Folge der Einwirkung der Machtfactoren und der Regierung des Volkslebens gegen dieselben. Die Parteibildungen erscheinen als Reflex der Bewerbungen und des Druckes von außen und der Freiheitsbestrebungen von innen. Geschichtsbildend treten diese Bewerbungen nach der Schlacht bei Mohacs durch Erledigung des Thrones in Ungarn und Croatien auf. Dann unter Leopold I. und in den Türkenkriegen. Später unter Karl VI. bei Schaffung der Pragmatischen Sanction. Weiters unter Kaiser Josef, Franz II. und den Napoleonkriegen. Endlich 1848, 1861 und 1867. Ohne in Einzelheiten einzugehen, sei nur einiges zum besseren Verständnis und zur richtigen Beurtheilung der heutigen Zeit und deren Bestrebungen in Croatien erwähnt.

Unter Leopold I. empfand Ungarn besonders schwer den Druck der österreichischen Politik. Nicht minder Croatien. Ungarn war auf die sogenannten deutschen Comitate Oberungarns zusammengeschmolzen. Die Türken residierten in Ofen und bedrängten Croatien. Da waren in Ungarn die Protestantenverfolgungen auf der Tagesordnung. Auf dem Reichstag zu Preßburg 1662 sprach der Banus von Croatien, Graf Nikolaus Zrinji, die Worte: „Ich bekenne mich zu einem anderen Glauben, aber Eure Freiheit ist auch die meinige, das Euch zugefügte Unrecht ist auch mir angethan.“ Dr. Franz Krones*), Seite 591 u. ff., berichtet darüber und über die Lage Ungarns nach dem Wasvarer Frieden. Ungarn sollte auf den Lorbeer der übrigen Erblänger gebracht werden. Am 1. April 1666 wechselten Palatin Wesselény und Banus Peter Zrinji, Bruder des mittlerweile eines tragischen Todes gestorbenen Banus Nikolaus Zrinji — beide waren Urenkel des Nikolaus Zrinji, des Helden von Sziget — einen Bundesbrief, in welchem sie gelobten: „Tam in prosperis quam in adversis, alter alterum non deseremus, sed mutuis nosmet auxiliis ad ultimam usque sanguinis guttam defendemus.“ Banus Peter Zrinji und sein Schwager Kristo Frankopan wurden unter Verheißung eines sicheren Geleites nach Wien berufen. Dort wurde ihnen der Criminalprocess gemacht, und am 30. April 1671 wurden sie zu Wiener-Neustadt enthauptet. Dann folgte in Ungarn „das Blutribunal oder die Eperieser Schlachtbank“. Die befestigten Städte fielen eine nach der andern. Die letzte, Munkacs, wurde von Jelena, der Tochter Peter Zrinjis vertheidigt. Sie war die Mutter Rakoczys, des gefeierten großen Nationalhelden Ungarns. Am 18. Januar 1704 erließ Rakoczy einen Aufruf an die Croaten, worin es hieß: „Der alte Ruhm der Bane hat nunmehr einen geräuchten Titel. Die Gewalt des Banus ist auf wenige Comitat beschränkt. Erinnert Euch Eurer Heldenfamilien, welche Oesterreich vernichteten. Wo sind Eure Zrinjis, welche den Namen Eurer Nation in der ganzen Welt verherrlichten? Wo die Frankopanis, die festen Säulen der croatische Heldenn, heute erscheinen sie in den magyarischen Büchern als Volksfeind magyaren. Kaiser Leopold dagegen scheint nach der Befreiung Wiens und Ofens von den Türken unter anderen folgendes an die Croaten: „Wir gratulieren Uns, daß Wir solche Unterthanen haben und gratulieren Euch zu Eurer Standhaftigkeit und Ausdauer, was in der ganzen Christenheit zu allen Zeiten als Erinnerung erzählt werden solle, Eure heroische und nie zu viel gelobte Tapferkeit diene zum Schutze Eures Vaterlandes.“ Als in Wien auf die Annahme der Pragmatischen Sanction durch die Croaten besonderes Gewicht gelegt wurde, eröffnete der Agramer Bischof Mirko Esterhazy am 9. März 1712 den croatischen Landtag mit den Worten: „Da sich diese heldenmüthige Nation zum Heile der Christenwelt der männlichen Linie der Habsburger anheimgab, so möge sie auch in diesen schweren Zeiten ihr Schicksal mit der weiblichen Linie Oesterreichs verbinden.“ Franz II. verlangte von den Croaten Hilfe gegen Napoleon mit den Worten: „Ganz Europa wird sehen, daß Euer König mit Euch eines Sinnes ist, daß Mir und Euch nichts anderes am Herzen liegt, als daß wie mit allen Kräften bis zum letzten Blutstropfen unsere Constitution bewahren werden. Wir waren bereit, wir sind vereint und bleiben vereint bis ans der Tod trennt. So denkt Euer König, Euer Vater, der Euch wie seine Kinder zärtlich liebt und ohne Aufhören lieben wird.“ Damals wurde den Croaten die Vereinigung Dalmatiens mit Croatien versprochen. Diesethen leisteten dem Aufrufe begeistert Folge. Bischof Vebovec schreibt aus jener Zeit: „In dieser gefahrlichen Situation zeigte sich der Patriotismus der croatischen Nation im glänzendsten Lichte. Der Bauer wetteiferte mit dem Bürger, und den Bürgern in Dalmatien sollte zu bringen.“ Von zwei Seiten angegriffen, von den Türken und Franzosen, rückten die Croaten unter Peter Kacsics, vorerst vor und eroberten einen Theil Dalmatiens, mußten es jedoch zugeben des Schönbrunner Friedens sammt einem großen Theil Croatiens, bis in die Nähe Sissets, an Napoleon herausgeben. Kaiser Franz kündigte dies den Croaten mit den Worten an, daß er „die Land zu Gunsten der Gesammtmonarchie opfern müsse“. Napoleon aber formte sofort aus dem unter seine Gewalt gekommenen Theile Croatiens, Dalmatien, Istrien und

*) Geschichte der ungarischen Nation.

Digitized by Google

Krain ein einheitliches Königreich. Er hoffte durch Erfüllung dieses sehnsüchtigen Wunsches der Croaten auch ihre Herzen zu gewinnen. In seiner Proclamation an die Croaten sagte er: „Trotz Eures Heldenthums ist der Krieg für Oesterreich schlecht ausgefallen, welches selbst in diesem Falle von seinen Principien nicht abgelassen hat und durch Abtrennung Eures Vaterlandes sich seine deutschen Provinzen zu retten bestrebt war.... Euer trauriges Los berührt mich umsomehr, als ich Euren nationalen Charakter, der in der Liebe zum Vaterlande und in der Treue zum Herrscher ganz ausgeht, genau kenne .... Mich führt zu Euch nicht die Begierde nach Gebiet und neuen Ländern, ich verlange Euch zu Herzen, die ich gerne als die mir theuersten Edelsteine erobern möchte. Brüderlich mit Euch verbunden, wird meine starke Regierung Euch emporheben zu Glück und Wohlstand." — In der That bot die damalige französische Verwaltung alles auf, das Land kulturell zu pflegen und die Bevölkerung für sich zu gewinnen. Noch heute erinnert sich dessen das Volk. Allein die Liebe zum angestammten Herrscherhause konnte sie nicht erschüttern.

Eine neue Bewegung entstand in Croatien um das Jahr 1835. Sie begann mit Gaj und einigen seiner Freunde. Sie war die croatische Renaissance auf dem Gebiete der Literatur. Das waren die sogenannten Illyrier. Der croatische Staatsgedanke war damals noch nicht zum Bewußtsein gelangt. Aber die Bewegung stärkte das Empfinden des Volkes und den Widerstand gegen die Uebergriffe Ungarns. So gieng es fortschreitend bis zum Jahre 1848. Man mag noch so sehr vom Einflusse des Hofes sprechen, die Ereignisse des Jahres 1848 sind auch in Croatien dem Freiheits- und Unabhängigkeitsdrange des croatischen Volkes entsprungen. Aber es fehlte schon damals ein richtiger Führer der croatischen Nation, ein abwägender, in die Zukunft blickender Staatsmann. Jellačić, gewiß von den besten Absichten beseelt, war ein schwankender Politiker. Er hatte das Geschick Croatiens in Händen. Aber statt zu führen, die Zügel festzuhalten, wurde er geschoben und gedrängt. Bald hatte er den festen Boden unter den Füßen verloren. In Wien wurde er kalt gelassen, Ungarn haßte ihn, Croatien wußte ihm keinen Dank.

Jellačić zeugte Strossmayer. Er machte den jungen Hofcaplan zum Bischof. Wie die Fähigkeiten, vererben sich auch die Fehler des einen auf den anderen. Sein politischer Aufstieg glich dem eines Meteors. Es erglänzte, blendete, aber die Curve, die es beschrieben, erlosch vor unseren Blicken. Ab und zu erschien das Meteor wieder am Horizonte. Es wechselte die Bahn. Die Curven durchkreuzten sich. Sie ließen aber, wenngleich hell aufleuchtend, nicht das Erhehre zurück. Sein brillanter Geist rotierte ohne inneren festen Kern, ohne Fixpunkt eigener Weltanschauung. So war er als Kirchenfürst, als Politiker, als Mensch. Alle Widersprüchenfülle der er ehemals zu den aufgeklärtesten und liberalsten Geistern. Er stand mit an der Spitze gegen das Infallibilitätsdogma. Er hielt fast am jüngsten Tage. Als Pius IX. von ihm Unterwerfung forderte, erwiderte er auf dessen Drohungen: „Wird man in der Weise von der Richtigkeit und Heiligkeit des Glaubens überzeugt? Ist Jesus Christus so vorgegangen? Hat er nicht das unglaubigen Thomas Hände in seine Wunden gethan? Nur so gewinnt man für die Lehre Gottes." Später hat er selbst seine Worte Lügen gestraft, und während er ehemals Christen und Juden zu einem Glauben vereinigen wollte, begann man ungefähr unter seiner Patronanz mit der Hetze gegen Andersgläubige. Als Politiker bewegte er sich in den extremsten Zickzacklinien. Er hatte sich selbst mit dem Fürsten Michael von Serbien zu tief eingelassen. Er wollte den Magyaren, die er eine Zeit hindurch Sympathie hegte, ihre Politik gegen ihn eingestehen. Stille verrieth seine Pläne an die österreichische Regierung, bei der er, ehemals persona gratissima, dann in Ungnade fiel. Als Mensch besaß er sich manchmal, unterhielt mystische Verbindungen und war ein leiser Schüler jüdischer Francs. Aber manch Aermer hatte unbewußt von ihm Almosen, und ein bewerbsagender Dichter Croatiens war das Opfer seiner Verschwendung, weil er seine Vaterlandslieder dem politischen Decorate des Bischofs nicht opfern wollte. Wenn man mich einmal das Glück des Dichters er war Priester in Strossmayers Diocese — anbinden könnte, so gut dies als ein Spaß.

Jellačić und Strossmayer sind Schatten und Zeichen und Träger der tief tragischen Strömungen, die damals und auch manchen Jahr ihre Kraft in sich trugen. Er gemahnte die nationalistische Abdämmung in Agram, den beginnenden Antagonismus mit den Magyaren. Man hätte diese großen Mittel, die ihm zur Verfügung waren, schaffen sich selbst eine staatliche Existenz, Finanzen, Advocaten und Gerichten, da das Lösungswort zu proclamieren. Aber das Einklangsmaß war eine feste schwere Lyre, eine ungeschickte Beschäftigung. Das Lösungswort war ein Schwert, das Lösungswort ist heute nationale Idee. Es ist nicht wohl zu verstehen, daß Strossmayer in Zusammenhang mit Jellačić, Gaj und Starčević als Vorläufer der Unabhängigkeitsbewegung Croatiens angesehen wird. Der Ausgleich mit Ungarn, der Dualismus, die Verfassung, die Verwaltung, die Finanzen, die Zollgemeinschaft, die Bank, die Eisenbahnen, die Schiffahrt, die Handelsverträge, die Wehrmacht, die Gesetzgebung, die Justiz, die Gerichtsbarkeit

vor ihm. Von vielen der Seinen mehr gefürchtet als geliebt, von der Opposition immer bekämpft, steht er bereits volle sechzehn Jahre an der Spitze der Landesregierung, gleich unerschüttert in Agram wie in Budapest. Selbst die vielbewährte Hintertreppenpolitik unter Bánffy vermochte ihn nicht zu beseitigen und die Anhänger Stroßmayers besorgen sogar, dass er die Jahre des heiligen Petrus am Marcusplatze erreichen könnte.

Daraus darf aber nicht der Schluss gezogen werden, dass das System, welches er mit seinen namhaften Erfolgen bisher durchgeführt, im Volke tiefere Wurzeln geschlagen hat. Dazu fehlt eben in Croatien der Nährboden. Die Regierung in Croatien ist ein wahres Unicum. Ihr recht ein mächtiger Stabsapparat zur Verfügung. Indem haben mit 2 1/2 Procent der Bevölkerung das Wahlrecht, und auch dieser Bruchtheil ist durchsetzt mit offiziellen Wählern. Ein Vereinsrecht gibt es in Croatien nicht. Die Presse steht noch unter den Bestimmungen des alten österreichischen Preßgesetzes. Nur mit diesen Mitteln lassen sich die natürlichen Bestrebungen des Volkes nach Freiheit und Unabhängigkeit von Ungarn niederhalten, nur hierdurch das herrschende System erhalten. Der Bann ist gewiss der letzte, der sich über die wahren Empfindungen und Bestrebungen des Volkes täuscht.

(Schluss folgt.)

Bau und Wandelbahnen!

Unter dem Lärm und im Getümmel der Classen- und Rassen-, der Concurrenz- und Zollkämpfe, der Kriege, Kriegsrüstungen, Kriegsübungen, der kriegerischen und höfischen Schaustellungen behaupten die Humanitätsbestrebungen nur mühsam ihr bescheidenes Dasein. Es ist wahr, die europäische Menschheit ist seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts humaner geworden, als sie bis dahin war. Wir foltern, verbrennen und viertheilen nicht mehr, weder wirkliche Verbrecher, noch Ketzer und Hexen, weil unsere Nerven durch den Anblick solcher Proceduren angenehm erregt zu werden verlernt haben (wie es scheint, sollen sie jetzt in den Colonialkriegen wieder dazu angelernt werden); wir erlassen Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetze, freilich mehr durch politische Nothwendigkeiten gezwungen als von Nächstenliebe getrieben und in Bewegung wie von einzelnen Menschenfreunden und von großen Körperschaften wird jahraus jahrein viel gethan für Arme, Kranke, Sieche, Kinder und Greise, wenn auch nicht immer aus ganz uneigennützigen Bewegründen. Aber was will all das zusammengenommen bedeuten gegen die Geldmittel, Anstrengungen und Arbeiten, die für selbstsüchtige und zum Theil geradezu inhumane Zwecke aufgewandt werden? Wieviel Elend könnte gemildert, wieviel Freude verbreitet, wieviel Laster und Verbrechen verschuldet werden, wenn — um nur eines zu erwähnen — der zehnte Theil dessen, was auf Mordwerkzeuge und Mordmaschinen (solche sind doch die Kriegsschiffe) ausgegeben wird, auf Erholungsstätten für die weniger bemittelten Stände verwendet würde!

Es hieße hundertmal gewärmten Kohl noch einmal aufwärmen, wollte ich weitläufig nachweisen, dass das Sitzen im Wirtshaus keine Erholung und für die meisten der schlechten Luft, des Alkohols, der Verkürzung der Nachtruhe wegen, theilweise schon als Siechen, da für sehr viele zur Erholung Bewegung gehört, sogar Gift ist; dass aber die städtischen, namentlich die großstädtischen Wohnungsverhältnisse fast alle, die nicht zu den oberen Hunderttausend gehören, dazu zwingen, wenn auch nicht täglich, so doch hier und da, namentlich bei schlechtem Wetter, ihre Erholung im Wirtshaus zu suchen, und dass dieser Zwang eine Hauptursache des übertriebenen Alkoholgenusses und aller aus diesem hervorgehenden Uebel ist. Mit Recht dringt daher der wackere Vorkämpfer der Mäßigkeitsbestrebungen, Dr. Bode in Weimar, auf die Wohnungsreform, auf die Einrichtung von Erholungsstätten, wie es deren in England schon in größerer Anzahl gibt, in denen man weiten darf, ohne zum Genuss alkoholischer Getränke gezwungen zu sein, zu in denen man gar nichts zu genießen braucht, sondern gegen ein kleines Eintrittsgeld sich mit Lesen, körperlichen oder Gesellschaftsspielen, Unterhaltung oder bloßem Ausruhen erholen kann. Es gibt zu auch sehr großartige Stiftungen für diesen Zweck, deren Benützung ganz frei ist, Paläste, die mit Gärten, Spielplätzen und Bibliotheken verbunden sind, wie in London der Bridgeston und Peabodystift, im Deutschen Reich und in Preußen Gesellenhospize, Gewerkvereinshäuser, Heimberger zur Heimat, Paläste von politischen, confessionellen und Vergnügungsvereinen, die ähnliches, leider meist nicht ohne confessionelle oder politische Nebenabsicht leisten. Aber am Maßstabe des Bedürfnisses gemessen, sind alle diese Veranstaltungen zusammengenommen nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und das Bedürfnis der Bewegung in freier Luft befriedigen nur die verhältnismäßig wenigen, die große Gärten und Spielplätze haben, diese aber, sowie die Promenadenanlagen und Volksgärten, durch deren Schöpfung sich das neunzehnte Jahrhundert auszeichnet hat, nutzen nichts bei schlechtem Wetter, und schlechtes Wetter haben wir in unserem Klima an durchschnittlich 180 Tagen im Jahre. Unser Klima erfordert daher außer den genannten Erholungsstätten bedeckte Hallen oder an einer Seite offene Säulengänge, in denen die Erholungsbedürftigen an allen Tagen im Jahre, auch bei schlechtem Wetter, in freier Luft sich ergehen oder sitzend ausruhen können. Wenn die Nordländer weit mehr trinken als die Südländer, obwohl — sollte man meinen — gerade die Hitze zur Aufnahme größerer Flüssigkeitsmengen zwingen sollte, und obwohl vielen Südländern spottbilliger Wein zur Verfügung steht, so scheint mir das daher zu rühren, dass sich der Südländer schon durch den bloßen Aufenthalt im Freien kostenlos leibliches Behagen verschaffen kann, während der Nordländer, wenn die natürliche, kostenlose Behaglichkeit, dieses Behagen durch künstliche Mittel zu erzwingen sucht, die meistens ihr Ziel verfehlen. Dass die allgemeine Nothwendigkeit von Vorrichtungen, welche die Erholung in freier Luft bei schlechtem Wetter ermöglichen, bis heute noch nicht eingesehen worden ist, muß umso mehr Verwunderung erregen, da sie von den Directionen aller Curanstalten anerkannt wird: die meisten Besucher solcher Anstalten hätten deren theure Wandelbahnen nicht nöthig, wenn ihnen daheim Gelegenheit geboten worden wäre, sich durch tägliche Bewegung im Freien die Krankheit vom Leibe zu halten. Was wir an derglechen Bauten in Städten haben: die Arcaden in München, die nach dem Muster der Viktor Emanuel-Galerie angelegte Berliner Passage, das sind nur Spielereien.

Obgleich das Bedürfnis solcher Wetterschutzvorrichtungen im Süden weit weniger dringend ist als bei uns, haben es doch die Alten empfunden und in großartiger Weise befriedigt. Wie in der römischen Kaiserzeit durch öffentliche Gärten, durch Bäder, die auch Gärten, Säulenhallen und Bibliotheken umfassen, und durch an den Straßen hinlaufende Säulenhallen dem Volke ein angenehmer Aufenthalt im Freien auch bei schlechtem Wetter geschaffen war, hat Ludwig Friedländer in seinen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms erzählt, die von den Socialpolitikern noch viel zu wenig berücksichtigt werden, und auf die ich daher schon bei vielen Gelegenheiten aufmerksam gemacht habe. Zu den zahllosen Quellen, die Friedländer benutzt hat, gehört auch die Lobrede des Rhetors Libanius (314 bis 393 n. Chr.) auf seine Vaterstadt Antiochia in Syrien: namentlich entnimmt er für den Bericht über die Wasserleitungen dieser Stadt, mit der sich in der Wasserversorgung auch nicht eine einzige moderne Großstadt messen kann. Dagegen erwähnt er die antiochenischen Säulengänge nur nebenbei. Gerade ihnen aber widmet Libanius ein ausführliches Lob, das der sozialen Gesichtspunkte wegen, die er dabei hervorhebt, allgemein bekannt zu werden verdient; gerade die Umstände freilich, die für uns Nordländer bei unseren modernen Wohnungs- und Gesellgkeitsverhältnissen öffentliche, geschützte Erholungsstätten erwünscht und zu einer Nothwendigkeit machen, konnten für den Syrer des vierten Jahrhunderts nicht in Betracht kommen.

Von Osten nach Westen, erzählt Libanius, durchzieht die ganze Stadt in gerader Richtung eine Doppelsäulenhalle; zwischen den beiden Hallen läuft die ungedeckte breite Straße, die vortrefflich gepflastert und ganz glatt ist: sie ist so lang, dass es einen Fußgänger ermüden würde, sie von einem Ende zum andern zu durchwandern, und dass man nach vier Stunden leichten Durchmarsch besser eines Pferdes bedient. Zu den Mitte bilden nach allen Seiten offene gedeckte Hallen den Ausgangspunkt für andere Säulenhallen, die sich nach Norden und nach Süden hinziehen. Während nun drei der vom Mittel- und Kreuzungspunkte auslaufenden Doppelhallen sich bis an die Stadtmauer erstrecken, ist die vierte, die nach Norden gerichtete, kürzer: sie reicht nur bis zum Kaiserpalast, ist aber dafür, als dessen Vorhalle, desto prächtiger geschmückt. Diese Säulenhallen nun bereiten uns von den Unbequemlichkeiten, die uns sonst die gewaltige Größe unserer Stadt verursachen würde. Bewundert Euch nicht, sagt Libanius, ich so ausführlich darüber rede! Das hat das Augenschmitz, sondern auch das Nutzlichste am städtischen Leben scheint mir der lebhafte Verkehr der Bürger miteinander zu sein. Gibt es doch nichts Süßeres, als etwas Gutes zu sagen, etwas noch Besseres zu hören, sich miteinander zu berathen, zu vernehmen, was den Freunden begegnet ist, je nachdem sich mit ihnen zu freuen oder zu betrüben, und von ihnen die gleiche Theilnahme zu erfahren. Es läßt sich gar nicht aufzählen, was alles für Annehmlichkeiten und Vortheile aus diesem ununterbrochenen freundschaftlichen Verkehr erwachsen. Obschon Antiochien [illegible] wohnen, in Wirklichkeit aber nicht besser daran sind und nicht mehr von einander erfahren, als wenn sie in verschiedenen Städten wohnten. Regenguss, Hagel, Schnee und Sturm [illegible] Haus, nicht anders, als wären sie anscheinend [illegible] meisten Abgeblätterten unter den Schatten einer [illegible] der Mauer sitzen. Treiben sich in solchen [illegible] auf einer Straße, so umarmen sie einander, [illegible] einer langen und geschlossenen [illegible] kommen, und schelten auf das Wetter, [illegible] vieles zu unterhalten, was das [illegible]

Digitized by Google

Ueber uns Unglückschwestern nur freilich waltet ein freundlicher Zeus, der uns mit Schnee, Hagel und Stürmen verschont. Aber Regen bescheert doch auch uns der Wechsel der Jahreszeiten; naß jedoch macht er uns nicht; nur aufs Dach hören wir ihn rauschen. Unter dem Dach unserer Säulengänge wandeln oder sitzen wir, je nach Belieben, in aller Gemächlichkeit. Gar zu weit hat ja, bei der beschriebenen Anlage dieser Wandelbahnen, niemand zu einer; aber auch die ziemlich weit entfernt wohnen, gelangen trocken hinein, weil die Häuser je einer Seite aller Straßen mit einem vorspringenden Regendache versehen sind. Dazu kommen dann noch die Tempel, die Theater, die öffentlichen Bäder, die so unter die Wohnhäuser vertheilt liegen, daß jeder einen solchen Versammlungsort nahe hat. Und so blühen denn bei uns infolge des ununterbrochenen Verkehres Liebe und Menschenfreundlichkeit, so daß die Länge unserer Säulengänge uns nicht allein Annehmlichkeiten bereitet, sondern das befördert, was für den Menschen das wichtigste und höchste ist. —

So dieser alte Heide. Unser Marktverkehr ist ja seit einigen Jahrzehnten in den meisten Großstädten durch die Anlage von Markthallen bequemer geworden, so daß unsere „Selwen" oder Haustrauen gerade für diesen Zweck nicht gar zuviel Abhärtung brauchen, aber die elektrische Bahn kann, abgesehen von ihrer Lebensgefährlichkeit in Berlin und anderwärts, die Wandelbahnen schon deswegen nicht ersetzen, weil sie zwar die Ueberwindung der Entfernungen erleichtert, jedoch kein Ort für gemüthlichen Aufenthalt im Freien ist. Solchen haben viele deutsche Mittelstädte früher durch die Laubengänge ermöglicht, die aber jetzt fast allerorten zu Läden ausgebaut worden sind; die einzigen mir bekannten noch oder mittelteutsche Städte, die sie sich, allerdings nur um den Marktplatz herum, bis heute bewahrt haben, sind Hirschberg in Nieder-Schlesien und Jägerndorf in Oesterreichisch-Schlesien.

Neisse. Karl Jentsch.

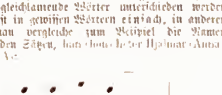
Die nordgermanischen Sprachen.

Von J. C. Poestion.

(Schluß.)

Nächst dem Isländischen hat das Schwedische seinen nordischen Charakter am besten bewahrt. Es bleiben hier in den meisten Fällen die in gewisser Stellung für den nordgermanischen Sprachencharakter bezeichnenden „harten" Consonanten (p, t, k) unverändert und auch einige alte Formen und vollkommene Endungs- und Wortableitungsvocale (besonders a) erhalten. Anfangs waren die schwedischen Dialecte nur wenig von den dänischen verschieden. Während der Zeit der kalmarischen Union, deren Hauptreich Dänemark war, wo auch die Unionskönige ihren ständigen Aufenthalt hatten, gelangte überdies die dänische Sprache auch in den beiden anderen Reichen zu so überwiegender Geltung und Einflußnahme, daß sie nahe daran war, sich sowohl das Schwedische, wie das Norwegische zu assimiliren und dadurch jene nordische Spracheneinheit herbeizuführen, die dann im neunzehnten Jahrhunderte — vergeblich — angestrebt wurde. Mit der Sprengung der Union gieng jedoch auch das begonnene Einigungswerk in die Brüche, und das Schwedische entledigte sich nunmehr wieder der meisten Danismen und setzte seinen eigenen schon früher eingeschlagenen Gang der Entwickelung fort. — Der Wortschatz hat hauptsächlich durch mehrache Sprachmischung viel von seiner Ursprünglichkeit verloren. Schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte wurde eine überaus große Anzahl von niederdeutschen Wörtern übernommen. Später sind infolge der Reformation und des dreißigjährigen Krieges sehr viel hochdeutsche Wörter in die schwedische Sprache eingedrungen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte kamen dazu noch zahlreiche französische Lehnwörter. Einzelne einflußreiche Schriftsteller bereicherten die Sprache auch durch Aufnahme altschwedischer und altisländischer Wörter. Während des neunzehnten Jahrhunderts wurden dann wohl viele Fremdwörter wieder ausgemerzt und durch heimische Neubildungen und Dialectwörter ersetzt; allein die heutige Sprache besitzt deren noch immer mehr, als es unbedingt nöthig erscheint. Im ganzen weist das Schwedische noch immer ein weitaus altertümlicheres und nordischeres Gepräge auf, als das Dänische.

Das Schwedische hat auch noch den urnordischen, musikalischen Accent bewahrt, der an bestimmte Wortformen gebunden ist und durch den auch sonst gleichlautende Wörter unterschieden werden können. Dieser Accent ist in gewissen Wörtern einfach, in anderen zusammengesetzt; man vergleiche zum Beispiel die Namen Hjalmar und Anna in den Sätzen, [illegible] d. h. er hieß Hjalmar. Anna.



Aus diesen Andeutungen aber die Laut- und Formenverhältnisse des Schwedischen mit seinen volltönenden Endsilben u. s. w. kann bereits im allgemeinen geschlossen werden, daß diese Sprache „schön" klingen müsse. Es sei noch im besonderen bemerkt, daß die a-Laute sehr häufig sind, und gerade das schwedische reine a (gleich dem italienischen) zu der schönsten Nuance dieser Laute zählt. Der Wohllaut des Schwedischen läßt sich auch noch genauer aus den statistischen Untersuchungen constatiren, die hierüber vom Prof. Wising angestellt wurden. Darnach sind 78 Procent aller Laute dieser Sprache stimmhaft (gegen 72·9 Procent im Deutschen), 39·2 Procent aller Laute Vocale (gegen 36 Procent im Deutschen). Auch die Vertheilung der Laute erscheint im Schwedischen sehr günstig; so enthält z. B. eine Seite von Strindbergs „Röda rummet" (das rothe Zimmer) 396 Vocale, 390 stimmhafte und 250 stimmlose Consonanten. Diesen Vorzügen gegenüber kommen nicht gerade seltene Consonantenhäufungen wie z. B. falskspelare (Falschspieler) kaum in Betracht. Bezüglich der Vocale ist im allgemeinen noch zu bemerken, daß sie tiefer gesprochen werden, als in den übrigen nordischen Sprachen, wodurch das Schwedische im ganzen ein tieferes und kräftigeres Klanggepräge erhält, am meisten dem Dänischen gegenüber. Diese Lautverhältnisse gestalten das Schwedische nicht nur zur schönstlingenden nordischen, sondern germanischen Sprache überhaupt. Schon J. Grimm äußerte sich dahin, daß unter allen romanischen und deutschen Sprachen das Italienische und Schwedische den größten Wohllaut besitzen haben und daher die sangbarsten seien. Und Friedrich Diez pflegte in seinen Vorlesungen zu bemerken, daß er das Spanische für die schönste romanische, das Schwedische aber für die schönste germanische Sprache halte. Auch die Nordländer selbst räumen unter ihren Sprachen dem Schwedischen den ersten Rang ein. So schrieb z. B. der norwegische Literat Kristofer Randers erst vor kurzem, man sei versucht, die schwedischen Schriftsteller zu beneiden, daß sie in ihrer Sprache ein Instrument zum Spielen haben, das namentlich im gebundenen Stil biegsam und wohlklingend sei, wie wenige, und wozu jedenfalls kein anderes von den skandinavischen Völkern ein gleiches aufzuweisen habe. Das verfeinerte dänische Ohr findet begreiflicherweise das Schwedischen weniger Gefallen. „Es ist uns zu hart, und es hat zu viel Klang; so viel können wir nicht vertragen," bemerkte der berühmte dänische Sprach- und Literarhistoriker N. M. Petersen. Für fremde Ohren ist das Schwedische, nach A. Rambeau, in längerer Rede gesprochen, „von einschläfernder Wirkung etwa wie die schöne, aber einförmige Melodie eines feierlichen, dem Inhalte nach nur wenig verständenen Gesanges."

Esaias Tegner charakterisiert in seinen bekannten Epigrammen auf die Sprachen das Schwedische in folgenden Versen, deren Lob uns nicht als übertrieben erscheinen wird:

Sprache der Ehr' und der Helden! du gibst dich edel und männlich,
Klingst wie das Erz so rein, gehst wie die Sonne so fest.
Auf den Höhen da wohnst, wo der Donner sprickt und die Stürme,
Denn die Reise des Thals sind nicht geschaffen für dich.
Spiegle dein Antlitz im Meer und wasch' von den männlichen Zügen
Fremde Schminke dir weg; — bald verlechzt ist es zu spät!

Das Dänische ist die am weitesten vorgeschrittene und am meisten abgeschliffene Sprache, die ihren nordischen Charakter am wenigsten beibehalten hat. Schon das Altdänische war, „seiner ganzen Anlage nach die unmittelbarste der nordischen Sprachen". Alle Veränderungen, die es mit dem Altisländischen gemeinsam hat, sind im Altdänischen früher eingetreten, und außerdem befam die Sprache schon frühzeitig einen anderen Charakter dadurch, daß die Endungsvocale a, i, u in einen einzigen Laut, nämlich e (der später zu tonlosem e abgeschwächt wurde) zusammenfielen, wodurch schon damals eine fast völlige Auflösung der Flexionsformen herbeigeführt wurde. Dazu kommt noch, daß die nordischen (und niederdeutschen) Sprachen gegenüber dem Hochdeutschen charakteristischen, im Isländischen, Schwedischen und zum Theil Norwegischen noch erhaltenen „harten" Consonanten p, t, k nach Vocalen in die entsprechenden „weichen" sprantischen Laute übergiengen, und daß der musikalische Accent aufgegeben wurde.

Bezüglich des Wortschatzes sei nur kurz bemerkt, daß dieser noch mehr als der schwedische schon vor der Reformation von niederdeutschen und durch diese auch romanischen Wörtern überschwemmt worden ist, und nach der Reformation die Aufnahme nun auch hochdeutscher und französischer Lehnwörter sogar noch in größerer Ausdehnung erfolgte, und daß trotz der puristischen Bestrebungen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch heute eine überaus große Menge besonders deutscher Lehnwörter zu den allergebräuchlichsten der dänischen Sprache gehören. Im Vergleiche mit dem „fernhaften, germanischen, voll lautenden" Altnordischen könnte man wohl das „matterzogene, abgeschwächte, tonlose" Dänische als eine geradlich verfallene Ruine dieser Sprache bezeichnen, aus der sie hervorgegangen. Obgleich der modernen wissenschaftlichen Auffassung von Sprachentwicklung bedeutet dies der skandinavischen Sprachen erscheint.

Man wird nach allem, was hier bereits über das Dänische bemerkt worden ist, nicht erwarten, daß dieser Sprache ein besonderer Wohllaut zu eigen sei; in der That steht das Dänische im Rufe geradezu hässlich zu sein.*) So schreibt z. B. L. Passarge in seinem trefflichen Buche „Sommerfahrten in Norwegen", die Dänen hätten mit der Schweiz und dem Königreiche Sachsen „auch die merkwürdig hässliche Aussprache gemein, welche den verwandten Schwaben Einlagen einflößt, den Norwegern aber geradezu lächerlich klingt, etwa wie einem Deutschen das Sächsische. Wollen die Norweger als auf der Bühne eine recht komische Figur darstellen, so lassen sie dieselbe dänisch reden". Die Regel für die Aussprache des Dänischen lautet nach demselben Autor: „man spreche so breiig und so undeutlich als möglich, die Vocale so, als ob man verschiedene fremde Stimmen nachahmte und den Hörer verspotten wolle, dazu die Consonanten lispelnd".

Es steht fest, daß die vielen weichen Laute und Schwächungen in Gemeinschaft mit dem schwachen e dem Dänischen ein etwas verwischtes, energieloses Gepräge verleihen. Es entspricht dies ebenso der weicheren Anlage der skandinavischen Volksnatur bei den Südskandinaviern, wie die mit einem größeren Aufwande von Muskelkraft gesprochenen Idiome des Schwedischen und Norwegischen den härteren und kräftigeren Seiten dieses Charakters bei den Nordskandinaviern. Als entschieden unschön muß im Dänischen der sogenannte „Stoß" bezeichnet werden, der an die Stelle des musikalischen Accentes getreten ist und den charakteristischesten Zug in der Physiognomie dieser Sprache bildet. Der dänische Professor Jespersen gibt in seiner „Phonetik" die beste physiologische Erklärung des „Stoßes" und charakterisiert ihn mit folgender Episode: Eine holländische Dame, die beim Unterrichte im Dänischen mit ihren Schülern den Stoß einübte, erzählte, daß der Vater eines dieser Schüler einmal zu ihm sagte: „Jongen, lik toek zoo mei: dat is zoo slecht voor je keel!", worauf der Sohn antwortete: „Ik lik niet, Pa: ik sprok deensch." (Schluckt doch nicht so, Junge; es ist schädlich für deinen Hals!" — Ich schlucke nicht, Vater; ich spreche bloß dänisch.) — Auf den „Stoß" bezieht sich wohl auch der für die Dänen wenig schmeichelhafte französische Ausdruck: „soupir danois" als euphemistische Umschreibung für Rülpsen (Le Roux, „Dictionnaire comique", Amsterdam 1718).

Sind somit die wesentlichen Voraussetzungen für klanglichen Wohllaut im Dänischen schon von Haus aus nur spärlich vorhanden, so wird derselbe noch weiter vermindert durch die monotone und undeutlich-murmelnde Aussprache, die bei den Dänen so häufig ist. Bei sorgfältiger Aussprache (Vorlesen, Predigen) oder im kunstund seelenvollen Vortrage von Versen, gewinnt das Dänische ganz bedeutend und kann ebenso kräftig wie einschmeichelnd, überhaupt ganz hübsch lauten. Es kommen hierbei auch die sehr feinen Lautabstufungen und Schattierungen dieser Sprache zur größeren Geltung, die dem Ausländer sonst leicht entgehen, und für die der Däne selbst ein sehr empfängliches Gehör besitzt. Die Urtheile über das Dänische sind denn auch nicht durchaus übereinstimmend. Wie subjektiv überhaupt solche Schätzungen einer Sprache sein können, mögen noch die folgenden Aeußerungen zweier gewiß urtheilsfähiger nordischer Schriftsteller bezeugen. Der bekannte Däne Karl Gjellerup bemerkt (in „Ved Grænsen", d. h. an der Grenze) über das lebhafte Abschiedsgespräch zwischen mehreren dänischen Herren und Damen vor Abfahrt eines Eisenbahnzuges: „Es war ein ununterbrochenes Geplapper. Alles mit dieser mühlenartigen Zungenfertigkeit, mit den klanglosen Consonanten und faden Vocallauten und in dem einförmigen Tone ohne Steigen und Fallen — gleich den Linien des Landes — der den Heimkommenden stets in der ersten dänischen Station überrascht . . . Seien wir einig, daß dies eine gräßliche Sprache ist!" Dagegen schreibt der Schwede Ola Hansson (in „Das junge Skandinavien"): „Wie die Natur des Landes, so seine Sprache. Die dänische Sprache mit ihren weichen Endungen und weichen Consonanten ist lieblich wie die Buchenwälder in der Zeit des Blätterspringens, weich wie die lange Wellenlinie der Flachlandhügel — der lyrische Spruch die liebliche Sprache". Man wird also im allgemeinen behaupten können, daß das Dänische zwar nicht schön klingt, jedoch immerhin sein bedeutenden, wenn auch nicht intimen Reize hat. Dem Schweden Tegner aber wird man wohl beistimmen müssen, wenn er von der dänischen Sprache singt:

„Rein, du gefällst mir nicht; für die nordische Stärke zu weichlich,
Bist für des Südens Geschmack doch viel zu nordisch du auch."

In die Reihe der modernen nordischen Sprachen ist im neunzehnten Jahrhundert auch ein als Norwegisch bezeichnetes Idiom getreten, worunter jene Sprache zu verstehen ist, die gegenwärtig in Norwegen von den Gebildeten des ganzen Landes ziemlich einheitlich als heimische Muttersprache gesprochen, wenn auch noch nicht allgemein geschrieben wird. Diese gesprochene Sprache ist seit Jahrhunderten schon eine Mischsprache aus dem Dänischen und dem eigentlichen Norwegischen (vgl. oben), in der das Dänische das „feinere" literarische und daher regulierende Element bildete, das, je gewählter die Rede war, umso vorwiegender, ja — wie in der Schriftsprache — fast ausschließlich zur Geltung und Anwendung gelangte. Die Schriftsprache der Norweger war denn auch bis vor nicht langer Zeit fast reines, d. h. wenig norwegifiertes Dänisch. Allein seit der Lostrennung Norwegens von Dänemark (1814) ist unter dem wachsenden Einflusse der jetzt immer mehr von Dänischen sich entfernenden und der norwegischen Volkssprache sich anpassenden Umgangssprache auch die schriftsprachliche in beständiger Annäherung zu jener begriffen, so daß auch jetzt mit jeder Generation mehr norwegisch und weniger dänisch wird und sich bereits in anderen Bahnen bewegt als das Dänische.*) Da das Norwegische zumeist noch — aus praktischen Gründen — nach der dänischen Orthographie geschrieben wird, bleiben dem Leser die Verschiedenheiten, die zwischen dem norwegischen und dem dänischen Lautsystem wie auch in anderer Hinsicht bestehen, natürlich zum größten Theile verborgen. Das Verhältnis zwischen Norwegisch und Dänisch ist einigermaßen ähnlich dem zwischen Amerikanisch und Englisch. Es gibt aber, nach Storm, keinen norwegischen Schriftsteller mehr, und wäre er der reinste Purist, der mit seinem besten Willen reines Dänisch zu schreiben vermag, selbst wenn vielleicht der eine oder andere meint, es gut zu können. Soweit ist es in Amerika noch nicht gekommen. Der ganze Sprachprocess aber, die Entstehung einer neuen Schriftsprache sozusagen vor unseren Augen, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der Sprachgeschichte. Der Norweger selbst nennt seine Sprache gewöhnlich „Dansk-Norsk", d. h. dänisches Norwegisch; richtiger wäre es, sie als „Norsk-Dansk" (norwegisches Dänisch) zu bezeichnen. Sie wird in der Literatur in allgemein giltiger, classischer Form durch Henrik Ibsen repräsentiert. „Ibsens Sprache," bemerkt Storm, „ist ebenso weit entfernt von verfeinertem Conservatismus wie von unbesonnenem Radicalismus; sie ist echt norwegisch und weicht doch von der älteren Norm nicht soweit ab, daß die Dänen sie nicht noch mit Vergnügen lesen können." Auf den dänischen Bühnen werden Ibsens Dramen natürlich dänisch gesprochen, und man benützt daher auch immer eine „dänische Uebersetzung" derselben, wodurch jedoch ein Theil der Eigenthümlichkeit Ibsens verloren geht.

Neben dieser allgemeinen, wesentlich auf dem Sprachgebrauch in der lebenden Sprache beruhenden und daher natürlichen Bewegung machen sich jedoch in Norwegen auch verschiedenartige bewußte Sprachbewegungen (maalstræv) in streng nationaler Richtung geltend. So versuchte der sonst nun seine Muttersprache sehr verehrte Oberlehrer K. Knudsen der natürlichen Sprachentwicklung vorzugreifen und unter anderem an Stelle der allgemein gebräuchlichen Fremdwörter nordische, d. h. theils den norwegischen Volksdialecten, dem Schwedischen, ja auch dem Dänischen entlehnte, theils auch ganz neu gebildete, in die Form der ostländischen Bulgarsprache gekleidete Wörter zu setzen. Einen begeisterten Anhänger seiner Tendenzen fand Knudsen in Björnstjerne Björnson. Die Sprache dieses Dichters ist daher auch ungleich und nicht als mustergiltiges Norwegisch anzusehen. Sie wird von den Dänen viel weniger leicht verstanden als die Sprache Ibsens, weshalb eine Ausgabe von Björnsons Werken mit sprachlichen Anmerkungen versehen worden mußte oder in besonderen dänischen Ausgaben erschien. Ivar Aasen construierte um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aus den alterthümlichsten norwegischen Dialecten eine künstliche „Landessprache" (landsmaal, die von anderen zum Theile modificiert wurde, sehr hübsch, wirkungsvoll und echt norwegisch klingt, auch sich vorzüglich als Sprache für die Poesie, für Märchen und Volkssagen eignet, jedoch, wie Storm bemerkte, wenig Aussicht hat, in Wirklichkeit nicht zu existieren, da sie nicht gesprochen zu werden. Eine Anzahl Dichter und Schriftsteller schrieben und schreiben in dieser „Sprache", darunter hochbegabte wie Aasen selbst, dann Vinje, Mortensen, besonders aber Arne Garborg, dessen „Haugtussa" das Meisterwerk der Landsmaal-Poesie bildet. Diese Kunstsprache erfreut sich bei den Norwegern einer solchen Beliebtheit und Wertschätzung, daß sie sogar als Lehrgegenstand in die Schulen eingeführt wurde. Eine wirkliche norwegische „Landessprache" ist sie jedoch nicht, und sie kommt deshalb für uns hier nicht weiter in Betracht.

Das Neu-Norwegische ist also eine Mischsprache aus dem Dänischen und der alten heimischen Volkssprache. Diese aber steht von allersher dem Schwedischen weit näher als dem Dänischen. Das ganze norwegische Lautsystem hat viel mehr mit dem dem schwedischen gemein als mit dem dänischen, und das Norwegische bewahrte auch noch gleich dem schwedischen die zweifache Wortmelodie. Die grammatikalischen Abweichungen des Norwegischen vom Dänischen sind so zahlreich, daß es zu weit führen würde, auch nur auf die wichtigsten derselben hier näher einzugehen. Ich erlaube mir, die Zweifler an der Berechtigung des Vorwurfes von Dänisch, Dänen es noch immer so viele gibt, auf mein dagegenstehendes Zitat zu verweisen, das tendenz Lehrbuch

*) Nur so ist es zu erklären, daß Ludwig Steub in seinem Buche „Drei Sommer in Tirol" (1871) sagen konnte, er habe in Kopenhagen „keine Spur von Dänisch" gehört.

*) Ein ähnlicher Sprachprocess hat sich in Amerika bei den Deutschen vollzogen. Die Sprache der Deutsch-Amerikaner ist ein Gemisch von Deutsch und Englisch, das sich immer mehr dem Englischen nähert und sich bereits in anderen Bahnen bewegt als das Deutsche.

Digitized by Google

der norwegischen Sprache hinzuweisen, in dem sich auch die Lautlehre sehr ausführlich behandelt findet.) Der Wortschatz des Norwegischen endlich weist eine große Menge (über siebentausend) von zum Theile den norwegischen Dialecten entnommenen alten, kernigen Stammwörtern auf, von denen die meisten im Dänischen gar nicht, einige aber nur in der Poesie und im gehobenen Vortrag gebraucht werden.

In Bezug auf seinen klanglichen Wert steht das Norwegische zwischen dem Schwedischen und dem Dänischen. Es hat ein tieferes und kräftigeres Klanggepräge als Dänisch, steht jedoch in dieser Hinsicht — hauptsächlich wegen des schwachen e-Lautes seiner Endungs- und Ableitungssilben — dem Schwedischen nach, das denn auch den meisten Ausländern hübscher klingt, als Norwegisch. Aber „wie klar, einfach und sicher" klingt das Norwegische doch dem Dänischen gegenüber! Man hat in dieser Hinsicht ganz zutreffend an das ähnliche Verhältnis von Portugiesisch zu Spanisch erinnert.

Die Norweger haben die Dänen in der schönen Literatur — ausgenommen etwa in der Lyrik (Holger Drachmann) — längst überflügelt. Darum gilt auch das literarische Interesse des Auslandes für den skandinavischen Norden jetzt zu allermeist Norwegen; dadurch wurde auch dem Norwegischen eine Bevorzugung vor den übrigen nordischen Sprachen zutheil, die sich bald über das rein literarische Gebiet hinaus erstreckte, u. zw. hauptsächlich auf Kosten des Dänischen. „Die Fremden lernen Norwegisch, nicht Dänisch", schrieb G. Brandes 1896 in „Politiken" und klagte gar bitterlich über das veränderte Verhältnis. Die Bevorzugung des Norwegischen besonders dem Dänischen gegenüber hat übrigens auch ihre praktischen Gründe. Das Norwegische ist nämlich viel leichter zu erlernen, als das Dänische mit seinem launenhaften Charakter und seiner Aussprache, die für den Fremden beinahe ebenso schwierig ist, wie die russische. Das Norwegische ist einfacher, auch in der Aussprache, die besonders dem Deutschen dadurch erleichtert wird, dass die norwegische Articulationsbasis dieselbe ist wie die deutsche. Hiezu kommt aber noch ein viel wichtigerer Umstand: spricht man Norwegisch, so versteht man nicht nur ohne Schwierigkeit gebildete Dänen und Schweden, sondern man kann sich gebildeten Leuten auch in den beiden anderen nordischen Ländern verständlich machen. Das Schwedische bietet diesen Vortheil nicht. Schweden und Dänen verstehen einander erst nach längerer Uebung; ein gebildeter Norweger versteht beide mit Leichtigkeit. Prof. J. Storm sanf diesen Autorität wir uns bezüglich dieser Daten berufen können) erzählte z. B. in „Kristiania Morgenblader" 1897, er habe einmal beobachtet, wie ein vielgereister schwedischer Professor in seiner Verzweiflung zur — deutschen Sprache greifen musste, um sich in einem dänischen Hotel verständlich zu machen. In Dänemark hält man übrigens, wie schon bemerkt, Norweger immer für Schweden — natürlich zu nicht geringem Aerger der Norweger. Ein Schwede hingegen hält niemals einen Norweger für einen Dänen. — Das Norwegische verdient also in jeder Beziehung die Bevorzugung, die ihm zuerst als der Ursprache jener Dichtungen zutheil geworden ist, die auch die gebildete Gesellschaft des Auslandes in ihren zaubergewaltigen Bannkreis zog. Dass durch den Glanz dieser Kunst auch Land und Volk jetzt in eine günstigere Beleuchtung gesetzt worden, ist nur natürlich und gerecht. Der Begründer der dänischen Cultur war übrigens ein Norweger — Holberg.

Nationale Eigenart.

Von Robert Sieger.

In einer Zeit, in der Chauvinismus, Jingothum, Alldeutschthum, Litely, internationaler Socialdemokratie, internationaler Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst, sich bis zu einem Paroxismus steigern zu wollen scheinen, der der confessionellen Wuth vergangener Zeiten gradezu komisch nachsteht, dürfte es angezeigt sein, die „nationale Eigenart", das Schoßkind der Chauvinisten aller Nationen und unserer Alpenländer im besonderen, näher zu betrachten und mit seine Wurzeln und eigentliche Natur hin zu prüfen. Da es am nächsten liegt, werden wir uns in erster Linie mit der deutschen Eigenart befassen.

Wenn wir das Volk gehabt haben, unter mehreren civilisierten Nationen zu leben, ihre Sprachen zu erlernen, ihr Gemüthsleben und ihre Cultur in uns aufzunehmen, so erscheint uns der Begriff der „nationalen Eigenart" in einem abenteuerlichen Lichte. Wir müssen uns sagen, welche Eigenart wir besser bewerten sollen, die deutsche, die englische oder die französische. Und man sich genannte Volk und dieses Gebiet bestreitig zu kämpfen zum unterthänigen Gehorsam gegen die großen Ideale der in diesen Völker als Ausdruck ihrer eigenartigen Cultur[illegible] Von gestaltet in der Einheit, dass [illegible] Mindermertigkeiten empfunden werden und man gerade deshalb aus der Noth eine Tugend zu machen, d. h. die erst noch zu analysierende Eigenart unter Ausschluss jeder Kritik als etwas allgemein sittlich Erstrebenswertes apodiktisch hinzustellen versucht.

Es ist eine alte Geschichte, dass man die Schwächen und Fehler seines eigenen Volkes erst dann wirklich zu verstehen anfängt, wenn man sie unparteiisch mit den in gleicher Lage in Betracht kommenden Eigenschaften fremder Nationen vergleicht. Natürlich ist es nothwendig, dies völlig vom outside standpoint aus zu thun, da kann man soll sich jedweder nationalen Regung in dieser Situation entäußern und lediglich vom rein menschlichen Standpunkt aus urtheilen.

Mir stiegen über die deutsche Eigenart die ersten Bedenken auf, als ich nach Paris und London kam und zunächst einen Vergleich zog zwischen der Art, in der man sich dort und in Deutschland kleidet und in der man diesseits und jenseits des Canals seinen Körper pflegt. Ich sehe auf den Gesichtern dieser Leser das Lächeln, das sie bei dieser Erwähnung „Ernste" Menschen in Deutschland halten es bekanntlich unter ihrer Würde, der Aesthetik des täglichen Lebens irgendwelche Beachtung zu schenken. Man erklärt das eben mit äußerst geringschätziger Miene für „Aeußerlichkeiten", ist aber, abgesehen von jeder Aesthetik, zu kurzsichtig, sonstige Consequenzen dieser Aeußerlichkeiten zu würdigen.

Um bei dem edelsten Körpertheile anzufangen, so halten es in Deutschland eine große Menge Menschen für deutsch-eigenartig, sich das Haupthaar möglichst selten schneiden zu lassen. Die Begleiterscheinung dieser Gepflogenheit ist zunächst eine constatierbare: mehr oder minder stark ausgeprägte Fettigkeit und trockene Haare, die schließlich sich bei den „Kameraden" und buntbemützten Cultusstufen die Herstellung der so beliebten Allee für unternehmungsluftige Thierchen auf Grund einer übermäßigen Dosis Pomade. Abgesehen von dieser keineswegs ästhetischen, speisisch deutschen Mode, ist der ganze Proceis der Kopfbehandlung alles andere, nur kein hygienischer. Nun zur Kleidung.

Wir stoßen da zunächst auf das Jägerhemd. Man hat viel über die hygienische Berechtigung der Jägerkleidung gestritten. Wenn auch die Zeit vorbei ist, in der man den am Kragen einer seidenen Cravatte Versiorbenen als abschreckendes Beispiel für alle Nicht-Wollapostel hinstellte, so ist die Gemeinde der Jägerianer in Deutschland doch noch so groß, dass man an ihr nicht vorübergehen darf. Die Wollsünger behaupten, dass der durch Tragen von Wolle hervorgerufene mehr oder minder starke Hautreiz „gesund" sei. Dies zu entscheiden überlasse ich Berufeneren. Nicht zu leugnen ist aber, dass die Secretion der Haut durch das Tragen von Wolle sehr gesteigert wird und dass, wer Ai sagt und „weiße Wolle" meint, auch B sagen und sich mit Rücksicht auf seine Gesundheit täglich baden oder waschen müsste. Dass dies unter deutschen Jägerianern in Frankreich und England gibt es so gut wie keine) nicht immer sehr beliebt ist, dafür sprechen die Düfte, denen man in Gegenwart dieser Leute oft ausgesetzt ist. Der Engländer trägt keine Wolle, gebraucht aber trotzdem sein „sponge-bath" sehr ausgiebig. Er führt ein solches Möbel sogar als Handschuh, sogar verlässt auf seinen Reisen mit sich, da er es nicht in jedem Hotel vorzufinden fürchtet. Der Franzose und Italiener trägt weder Wolle, noch badet er allerdings den Vorwurf auf sich, sich täglich zu baden oder zu überschütten.

Es ist wohl nicht gerade als erfreulich zu bezeichnen, dass man den Deutschen auf Reisen im Auslande an seinem geschmacklosen Exterieur mit ziemlicher Sicherheit erkennt. Wenn man schon vom Durchschnitts-Deutschen sagen muss, dass ihm nicht viel Schönheitssinn eigen ist, so trifft dies ganz speciell dabei zu — ich habe in einer Lunie den Mann im Auge — wie es seine Kleider zuschneiden lässt, wie er sie mit Wäsche und Kleidungsstücken auf Reisen und Schlafen ausgestattet, und welche Zwecke er trägt. Der furchtbaren Zahnstocker sind in jedem Theil durch Schnürschuhe und Knöpfstiefel verdrängt, ist geblieben aber — namentlich in kleinen Städten — immer noch zum eigenen Besitzand der deutschen „Mode". Man kann sich auch mit Vorliebe Hüte, deren Krempenrand so groß ist, dass man zu der Ueberzeugung kommen könnte, man verwende in Deutschland die Thüren als Spritzlatter. Und dann diese Hutformen! Mich ergriff einmal ein wahrer Zorn, der erst große Zeit in Deutschland war, warum von den „Jung Siegfrieden Leipzigs jeder einen anderen Hut trug! Dieser Hut-Individualismus wäre entschieden zu rechtfertigen, wenn er aus dem Bedürfnis hervorginge, immer neue Hutformen zu schaffen. Aber nun sehe man sich einmal das Volk der Hut-Träger an und dann verlange man nicht von mir, dass ich mich noch „unbefangen" Standpunkt aus damit beschäftige, [illegible] Eigenart" zu erwähnen. Ich [illegible] Eigenart danach, seinen äußeren Menschen

Digitized by Google

nach seinen Begriffen besser, solider erscheinen zu lassen, als er ist. Hierzu gehören unter anderem die Vorhemdchen, die Gummiwäsche, Papierwäsche, ferner: Cravatten mit Mechanik, die aufstehen, als wären sie geknüpft, die Zwirnhandschuhe, der hellkammwollene Regenschirm u. s. w. In anderen Ländern ist zu auch nicht alles Gold, was glänzt, aber die Talmi-Sucht, den pseudo-soliden persönlichen Effect mit billigsten Mitteln hervorzubringen, ist wohl speciell „deutsche Eigenart". Wir werden Analoges noch auf anderen Gebieten kennen lernen. Es kommt dabei neben dem mangelnden Schönheitssinn auch die deutsche Sparmanie, die man natürlich als nationale Tugend preist, in Betracht. Auch beim Franzosen constatiert man wohl, dass er aus Wenigem „Etwas" macht. Aber dabei kommt der französische Schönheitssinn zu Worte, und es springt zwar materiell nichts Wertvolleres, aber etwas Gefälligeres heraus.

Es würde zu weit führen, bei den „Aeußerlichkeiten" noch länger zu verweilen. Ich möchte nun einige Worte über Sitten, Gebräuche und Umgangsformen sagen. Man hält sich in Deutschland viel über die unhöflichen Ausländer auf, die Restaurants, Läden ꝛc. betreten, ohne den Hut abzunehmen. Vom Standpunkte der deutschen Sitte ist diese Entrüstung zu begreifen. Die Frage ist nur, ob es nicht ebenso unpraktisch ist, unmäßig ist, seinen Sinn in öffentlichen Leben so oft auf- und abzusetzen. Der deutsche Provinzler bringt es sogar fertig, beim Betreten eines Ladens seine Kopfbedeckung bereits vor der Thüre abzunehmen. Es ist das ein Stück feiner Bedientenhaftigkeit, die man dem Deutschen mit Recht vorwirft. Dahin gehört auch das tiefe Hutabziehen, ganz zu schweigen vom studentischen Gruß, den Bierbaum in „Stilpe" so famos rubriciert und dessen Anblick bei vernünftigen Menschen lediglich Lachkrämpfe hervorruft. Dieses „Affenthum" unserer „gebildeten" Jugend ist noch bei anderen Gelegenheiten zu beobachten, so beim gegenseitigen Vorstellen. Mir hat immer die englische Manier gefallen: aufrecht, Händedruck, verbindlich ohne Affectation. Der Franzose gilt bei vielen Deutschen als affectiert. Obwohl er in mancherlei Situationen sein gallisches Pathos spielen läßt, ist er gerade von dem, was man gemeinhin „affectiert" nennt, in vielen Fällen weit entfernt. So auch beim Vorstellen, bei dem er eine leichte Verbeugung macht und „Monsieur", resp. „Madame" flüstert. Hat ein Deutscher im Moment der Vorstellung einen Kneifer auf der Nase, so reißt er ihn „aus Anstand" (lies: serviler Affectation) mit Behmenz ab. Es ist eine merkwürdige Sache um viele Phasen dieses deutschen „Anstandes". Im vorliegenden Falle verhindert er z. B. den Kurzsichtigen, sein vorgestelltes Vis-à-vis deutlich zu erkennen. Die Namen werden so devot hastig und undeutlich gemurmelt, dass keiner der Betheiligten sie versteht. Dazu kommen auf beiden Seiten chinesische Verbeugungen, die der ganzen Action etwas ungewein Groteskes verleihen. Die Engländer halten sich eher etwas seitlich, hier und da zwischen zwei Deutschen in England sich gebendes, Schaupiel die Seiten. Ich habe überhaupt gefunden, dass der Engländer, wenn er auch vielfach eine gewisse Plumpheit der Bewegung zur Schau trägt, die z. B. mit der französischen Grazie so sehr contrastiert, jedenfalls eine große Natürlichkeit in seinen Umgangsformen aufweist, die aber dem Deutschen, infolge seiner Hochschätzung der gedrechselten und gespreizten Lieutenant-„Höflichkeit", als ungehobelt erscheinen.

Eines nicht zu unterschätzenden Bestandtheil der deutschen Eigenart bilden Sitten und Gewohnheiten der akademischen Jugend. Man ist auf Seiten der Alldeutschen stets krampfhaft bemüht, die Rüpeleien der Couleurstudenten mit dem frischen, fröhlichen Trunk, der überschäumenden, überschäumenden deutschen Jugendkraft zu entschuldigen oder zu vertheidigen, während sie in Wahrheit nur Manifestationen sind eines innerhalb unseres Volkes noch nicht überwundenen Restes primitiver Roheit, den wir noch näher kennen lernen werden. In der englischen Pädagogik ist schon lange die Erziehung zu Selbstbeherrschung als vornehmstes Princip anerkannt. Man mag über die Auswüchse des Sports (bei seiner gleichzeitigen höchsten Bewertung für die Volksgesundheit) denken wie man will. Jedenfalls verräth es einen höheren sittlichen Standpunkt, wenn man seine überschüssigen Körperkräfte beim Cricket, Rudern, Reiten oder auf der Tigerjagd in Indien bethätigt, statt anständige Menschen anzurempeln, zu prügeln, oder sonstigen Unfug zu treiben. Man braucht wahrlich kein Philister zu sein, um die in die soeben Entartung auch der deutschen Studenten, die fast eine völlige Umschreibung des früher so entwickelten Studententhumes zuwege bringt, tief zu beklagen. Fromde wirklichen Studentenulks kommen angesichts der Thaten unserer zukünftigen Staatsbeamten kaum noch auf ihre Kosten. Es ist zumal unter den Couleurstudenten nur das Faxfen- und Kneipenthum übriggeblieben.

Unverwechslich ist es, dass man bei Behandlung der deutschen Studentenangelegenheit auf das Duell zu sprechen kommt. Es steht auch wie vor im Reiche der Gespenstergeschichte und des militärischen Geistes in voller Blüte. In England kann es als überwunden gelten. Die Gründe hierfür sind nicht nur in dem ruhigeren Temperament des Angelsachsen zu suchen, sondern auch in seinem „common sense", der ihm eine so lächerlich unlogische Institution als seiner unwürdig erscheinen lässt. Der Deutsche, der jedes zu ihm gesprochene Wort auf die Goldwage legt, („German touchiness" nennt das der Engländer) ist stets auf dem Sprunge, überall Beleidigungen zu wittern und auf seine Weise zu „rächen". Es hängt das aufs engste mit der individualistischen Selbstüberschätzung unserer Landsleute zusammen. Der Individualismus des Angelsachsen besteht darin, dass er für sich das Recht in Anspruch nimmt, selbst zu handeln, statt andere für sich handeln zu lassen, dass er für sich die Toleranz in allen Dingen fordert, die er selbst übt. Der deutsche Individualismus äußert sich meist auf kleinliche Weise. Es gibt wohl außer Deutschland kein Land der Erde, in dem jeder so sehr das Bedürfnis fühlt, als etwas besonderes angesehen zu werden. Ich sehe täglich in der elektrischen Bahn. Die eine Seite des Wagens war bis auf einen Platz besetzt, die andere fast leer. Ein dicker Herr steigt ein, zwängt sich in den einen Platz der nunmehr infolge der Beleibtheit des neuen Fahrgastes übervollen Seite. Da gegenüber vorläufig noch viel Platz ist, nimmt man dies Gebaren nicht gerade freundlich auf und macht dem dicken Herrn nur soviel Platz, wie einem Menschen von normalem Umfang zukommt. Er fängt an zu schimpfen und fluchen und wird dieserhalb vom Schaffner mit Recht zur Ruhe gewiesen, da seiner Stimme Niemand die Damen zu lauschen beginnt. Darauf erneutes Schimpfen an die Adresse des Schaffners: „Kerl, Sie wissen wohl nicht, wen Sie vor sich haben?!" Die Wuth erstickte seine Stimme, und da er inzwischen an seinem Ziel angelangt war, erfuhr man leider damals nicht, wen man „vor sich hatte". Ich brachte es später in Erfahrung, der Herr war Chorist an einem Vorstadttheater!! Der Fall ist mutatis mutandis typisch. Diese Individualpeitschen sieht im eigenthümlichen Gegensatz zu dem knechtigen Servilismus des Deutschen, der im Beamtenthum seine schönsten Orgien feiert. — Ich lebte bereits länger als ein Jahr in London und war circa drei Jahre überhaupt nicht in Deutschland gewesen, als ich eines Tages auf dem Londoner deutschen Consulate etwas zu thun hatte. Ich trat in das Bureau des subalternen Consular-Beamten und wurde dort in einem, dem ständig in Deutschland Lebenden geläufigen, Unterofficierston angeherrscht und nach meinem Begehr gefragt. Wenn einem das in England, wo Beamten-Pöbelei und -Anmaßung so gut wie unbekannt sind, passiert, so ist naturgemäß die Wirkung auf den Angehörigen des deutschen Reiches, der dem die Cultur-Errungenschaft dieses Nasenrentnos infolge mehrjährigen Fernseins aus Deutschland in Vergessenheit gerathen war, von doppelter Stärke. Derselbe Schreiber hatte mich nachher in meiner Angelegenheit in das Zimmer des Consuls zu geleiten. Dort konnte ich mit Behagen Zeuge sein von der Aehrfeirte deutscher Eigenart. Der brave Mann näherte sich seinem Vorgesetzten in der Stellung eines dressierten Vierfüßlers und zog die unterthänigsten Register seines nunmehr tierisch säuselnden Organs. Ich habe die Unterzeugung, dass dieser Charakterbesen der Deutschen das Kriechen nach oben und das Brutalisieren nach unten selbst von der Mehrzahl derjenigen Deutschen unterschätzt wird, die sich über das angemein Beschämende der Erscheinung völlig klar sind. Man hört oft die Ansicht äußern, dass mit dem Wachsthum des „größeren Deutschland", mit der „Erstarkung des Nationalbewußtseins" auch die Bedientenhaftigkeit der Deutschen mehr und mehr schwinden werde. Ich benehme die Leute, die so sprechen, um ihren Optimismus, der sie das nicht nur Verderben, nun „nationales Gewissen" sich und anderen gegenüber zu beruhigen. Alle, die nicht mit Herrn Professor Hasse nach „mehr Chauvinismus" verlangen, sollten ehrlich bekennen, dass das deutsche Volk mit jammt seinen „krummen Demokraten" an der schweren Krankheit charakterloser Unselbständigkeit des Handelns immer noch schwer leidet, und dass dem Deutschen der Zug für unbevormundete Bewegung nahezu völlig fehlt. Das Hakenzusammenschlagen ist zu einer Art nationaler Institution erhoben. Man findet es bereits in der Schule vor. Statt dem endlich auch von wenigen vorgeschrittenen deutschen Pädagogen erkannten Standpunkt, dass der Lehrer sich seinem Schüler als Freund gegenüberstellt, gefallen sich noch viele unserer Lehrer und namentlich Oberlehrer in der Rolle eines unterrichtenden Officiers. „Oberint dum imolinari", das ist mit relativ wenig Ausnahmen immer noch das A und D deutscher Erziehungsweisheit. Dass es auch etwas gibt, was man „Charakterbildung" nennt, und dass dies nur erreicht werden kann, wenn man sich das Vertrauen des Schülers erwirbt, wenn man als Mensch zum Menschen mit ihm redet — das wird wohl von den Herren noch lange nicht begriffen werden. Wo bliebe da die Autorität, wo die Subordination! Man kennt ja das Lied! Dafür hat aber auch Deutschland das unbestrittene Verdienst, das Geburtsland einer Species zu sein, die anderswo kaum ihresgleichen hat: des Streberes. Man kann, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, dass namentlich unsere höheren Schulen wahre Züchtungsanstalten des Streberthums sind.

Ich sprach bereits oben von der unserem Volke noch innewohnenden Roheit. Sie erwächst in den unteren, wie in den „gebildeten", oder doch als gebildet geltenwollenden, Schichten. Die Studenten, die vor circa zwei Jahren in Jena das gesammte

Digitized by Google

Inventar mehrerer Hotelzimmer auf die Straße warfen, oder diejenigen „Musensöhne“, die es nicht verschmähten, allein gehende oder reisende Damen gröblich zu insultieren, fallen genau unter dieselbe Rubrik, wie die Horde von Ladenschwengeln, die eine Baumpflanzung verwüsten, oder die Schar Arbeiter, die beim Begegnen anständiger Frauen einen Sport daraus machen, Zotenlieder zu singen. Es gibt auch hier wieder eine Menge nationaler Beschwichtigungsbosträge, die nicht müde werden, bei derartigen Vorkommnissen (zumal wo es sich um die „akademische Jugend“ handelt) stets mit dem Alkohol als Milderungsgrund bei der Hand zu sein. Dem wäre entgegen zu halten, dass der Alkoholismus in England und Frankreich kaum geringer ist, dass aber in diesen Ländern die Roheitsakte als Selbstzweck nicht im entferntesten so zahlreich sind, wie in Deutschland. Unter diese Rubrik zählte ich in erster Linie den oben charakterisierten Vandalismus. Es sollen mir da unmöglich jene italienischen Gipsfigurenhändler auf dem Quai Voltaire in Paris ein. Die Leute stellen ihre Ware auf der breiten Quaimauer auf und entfernen sich oft viertelstundenlang, ohne dass ihnen auch nur ein Stück ihrer Figuren und Figürchen muthwillig zertrümmert wird. Etwas derartiges wäre in Berlin undenkbar. Geradezu steht das Verhalten der großen Masse bei höfischen und militärischen Festlichkeiten in Berlin, in Hinsicht auf die bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Exzessen, in sonderbarem Gegensatz zu dem der Pariser Bevölkerung am Nationalfest. Am 14. Juli herrscht namentlich abends von sechs Uhr an auf den Plätzen und Straßen von Paris ein Leben, wie man es in dieser Weise vielleicht auf der ganzen Welt nicht wieder findet. Aber Rempeleien, Prügeleien oder sonstige Roheiten (namentlich Frauen gegenüber) gehören trotzdem zu den größten Seltenheiten. Wenn man in diesen enormen Menschenansammlungen jemand anstößt oder auf den Fuß tritt, so nimmt der Betreffende nicht, wie in vielen ähnlichen Fällen in Deutschland, an, dass dies mit einer gewissen räuflustigen Absicht geschehen sei. Mit einem „je vous pardon, Monsieur“ ist die Sache applaniert. Eine Veranlassung zu Reibereien gibt in Deutschland oft das überlaute Reden an öffentlichen Orten. Den nach Deutschland kommenden Engländern und Franzosen erscheint dies in besonders grellem Licht, da es bei ihnen mit Recht als unfein gilt. Worte, die nur für ein oder mehrere am Tische Sitzende bestimmt sind, derart herauszuschreien, als ob sämmtliche im Local Anwesenden als Zeugen für das Gesagte angerufen werden sollten.

Ueber die deutschen Trinksitten im allgemeinen und die akademischen Trinksitten im besonderen ist schon soviel geschrieben worden, dass es schwer fällt, etwas Neues darüber vorzubringen. Eine große Unsitte möchte ich aber bei diesem Punkt nicht unerwähnt lassen, die nicht nur unter den Studenten anzutreffen ist: die fortwährende Aufforderung zum Trinken. Dass man in Gymnasialkreisen diesenigen gering achtet, die nicht eine bestimmte Anzahl Schoppen vertragen können, weil ich hier nicht weiter kommentieren. Das sind schließlich Jugendlichkeiten, wenn sie auch vielen durch die später auf der Universität geübte forcierte Fortsetzung dieser Praktiken für ihre Gesundheit in hohem Grade verhängnisvoll werden können. Wenn man aber in vielen Kreisen der „guten Gesellschaft“ es für fein hält, einen Gast, der es höflich aber bestimmt abgelehnt hat, über den Genuss eines ihm bekömmlichen Quantums Alkohol hinauszugehen, unumwendlich zum Weitertrinken zu animieren, und falls er wiederum dankt, sich unmöglich in taktloser Weise auch noch fortwährend nach den Gründen seines geringen Alkoholbedürfnisses zu erkundigen, so bleibt es den Deutschen vorbehalten, dies für eine besondere Nuance der Gastfreundschaft auszugeben. Diese „Trinkfreite“ verdient einmal festgenagelt zu werden, da sie symptomatisch ist für unsere vom übermäßigen Alkoholgenuss beherrschte Gesellgkeit.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch eines zweiten Mangels gesellschaftlichen Anstandes gedenken, das in Deutschland leider bis in die „gebildetsten“ Kreise hinein zu finden ist. Ich meine das unappetitliche Essen. Gegen das „Messerschlucken“ ist schon soviel gesagt worden, dass man kaum annehmen muss, diese „Sitte“ lasse sich nicht ausrotten. Aber außerdem bleibt noch genug Unerfreuliches übrig. Man kann da in Hotels und Restaurants zuweilen, wie im Kreise der Familie Dinge erleben, die geeignet sind, einem den Appetit gründlich zu verderben. Einer legt sich beim Essen geradezu auf den Tisch, ein zweiter schlürft und schmatzt, ein dritter kocht er Geschwätzigkeiten in den Zähnen herum, ein vierter saugt das Mehr so laut, dass man jeden Augenblick fürchtet, er schnürle sich die Finger mit dem Messer in den Mund. Ein fünfter bohrt mit Behagen darin herum, ein sechster, als habe ein Gang die gleiche Arbeit mit seiner Zunge verrichtet. Ein siebter bearbeitet zwischen den Gängen wiederholt seinen Bart mit einer Taschenbürste, ein achter auch sein Kopfhaar. Ein siebenter sitzt Weinrandern und spuckt die Schalen aus einbrüchiger Entfernung mit Vorliebe auf den Tisch, ein neunter u. s. w. u. s. w. Derartige Dinge in Gesellschaft zu beobachten, speziell England, die am manierlichsten von allen Völkern essen, ist erstens ein erziehender, zweitens ein Kapitel zu lernen.

Zum Schluss kommen wir noch auf einige Charaktereigenschaften zu sprechen. Es ist wohl kein Zufall, dass für das deutsche Wort „Schadenfreude“ kein Aequivalent in den anderen Cultursprachen existiert; der Begriff muss unsicherlich werden. Dieser Zug kommt natürlich auch bei anderen Nationen vor, aber hier gewissermaßen nur als Ausfluss individueller Erregung. Der Deutsche ist der „chronisch Schadenfrohe“. Die Schadenfreude gehört zusammen mit der Bedientenhaftigkeit und der Denunziationssucht zu einer Gruppe ausgesprochenster ethischer Defekte der deutschen Volkspsyche. Die Denunzianten im „Lande der Denker“ besitzen ja im Majestätsbeleidigungs-Paragraphen die herrlichste Handhabe, um mit Leichtigkeit jeden Menschen ins Gefängnis zu bringen. Wenn man Gelegenheit gehabt hat, in gewissen Beamtenkreisen zu verkehren, in denen die Majestätsbeleidigung sozusagen an der Tagesordnung ist, und dann eben diesen Herren gegenüber es wagt, auch nur ein Wort gegen die Institution der Monarchie im allgemeinen vorzubringen, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, dass neun Zehntel dieser Vertreflichen sich „im Kampf um die heiligsten Güter“ wie die Indianer geberden, indem sie, ohne irgend eine Argumentation in Anwendung zu bringen, mit unnachahmlicher Geberde der Ueberlegenheit auf die Schweiz, Nordamerika und Frankreich als Staaten hinweisen, die in ihrer „republikanischen Corruption“ tief unter Deutschland stehen. Dass diese Zeitgenossen oft keine Ahnung von der Verfassung dieser Staaten, vom Charakter der sie bewohnenden Völker u. s. w. haben, ist natürlich vom Gesichtspunkte der Vertheidigung „nationaler Eigenart“ völlig belanglos. Nur immer tapfer in das Entrüstungshorn stoßen und mit Emphase verkünden, dass „einem da doch noch unsere geordneten Zustände lieber sind“.

Der Leser erschrecke nicht. Es ist nicht meine Absicht, eine Behandlung der Frage, ob Republik oder Monarchie, an den Haaren herbeizuziehen. Es kam mir nur darauf an, zu zeigen, dass die von Chamberlain sehr geringschätzig „Objectivität“ des Deutschen nicht immer im gewünschten, resp. gelobten Maße vorhanden ist. Der Deutsche steckt vielfach unbewusst noch tief im feudalistischen Denken. Der Historiker wird mir auch dies als eine geschichtliche Nothwendigkeit hinstellen. Das kann mich, der ich mich darauf beschränke, Thatsachen vorzubringen, nicht beirren. Es bereitet mir stets eine ungeheure Freude, wenn diejenigen meiner lieben Landsleute, die sich mit Stolz „Demokraten“ nennen, bei Erwähnung einer demokratischen Einrichtung vor Loyalismus der amerikanischen Freien Staaten, sich in einen heiligen Zorn hineinreden, der sie das widerspruchsvoll-lächerliche ihrer Expectoration gänzlich übersehen lässt. Es ist ihnen trotz ihres Demokratenthums ein geradezu peinlicher Gedanke, dass ihre, der Professoren und Commerzienräthe überhaupt hochwohlgeborene Sprösslinge jemals in die Lage kommen könnten, auf den Schulbänken die Söhne von Arbeitern und Handwerkern in großer Zahl zu Nachbarn zu haben. Vielleicht spielt daher auch ein Stück uneingestandener Furcht mit, die „wohlstituierten“ Schüler möchten in diesem wohlgeeint freien und gerechten Concurrenzkampf nicht immer so gut abschneiden, wie sie es unter anderen Verhältnissen zu thun pflegten.

Es hat sich wohl schon mancher Deutscher, der sich von den antisemitischen Radaubrüdern abgestoßen fühlte, gefragt, warum gerade in Deutschland und Oesterreich die Judenhetze einen solchen Grad erreichen konnte. Man sagt, jedes Land hat die Juden, die es verdient. Dies bedarf eines Commentars. Abgesehen von der anthropologischen Antipathie, die Arbeit es sich darauf festgesetzten, warum die Juden auf gewissen Gebieten ein unzweifelhaftes Uebergewicht über die Deutschen gewinnen konnten. Es ist hieran nicht nur die sich als etwas Secundäres ergebende Ueberlegenheit ihrer commerziellen Instinkte und das, immer nur im verächtlichen Sinne angewandte, Anpassungsvermögen schuld. Wir haben es in erster Linie mit der schnelleren Auffassungsgabe, mit einer größeren Beweglichkeit, einer überlegenen Schnelligkeit des Handelns, einer mehr auf das Zunächstliegende, das Praktische gerichteten Intelligenz zu thun. Es springt dies sofort in die Augen, wenn man sieht, wie in Ländern, in denen diese Bedingungen von der arischen Bevölkerung selbst erfüllt werden, die Juden gar keine Rolle spielen, d. h. dass man dort eine antisemitische Bewegung nicht kennt. Man kann mit Sicherheit voraussagen, wie die Juden dort das größte wirtschaftliche Uebergewicht erlangen, wie die ihnen eigenthümlichen Qualitäten im geraden Gegensatze stehen zu den Eigenschaften der Arier, unter denen sie leben. Wie leben das z. B. beim kurhessischen Bauern, den, infolge seines aus Mißtrauen und Schwerfälligkeit bestehenden unzertrennlichen Begleiters, nur mit der Hand über Nase hinweggeholfen werden kann, und dem Juden, das classische Land der „Güterschlächterei“. Ein ähnliches Bild gegenüber den Juden bietet der Oesterreicher mit seiner sprichwörtlichen Indolenz. Wie hier in einzelnen Fällen, so steht der Deutsche im allgemeinen dem Juden vielfach hilflos gegenüber. Der Deutsche ist zu schwerfällig, zu langsam im Denken und Handeln, zu sehr selbstverständlich auf seinen angestammten Besitz, wenn auch oft die

einer seiner Eigenschaften zusammen, die als Vorzug gepriesen wird: seiner übergrossen Bescheidtlichkeit, seiner übermässigen Reflexion. So hoch diese Gründlichkeit auf anderen Gebieten, auf denen der Deutsche eigelliert, auch bewertet werden muss: hier gereicht sie ihm zumeist zum Schaden.

Allbeutsche Leser, die es über sich gewonnen haben, mir bis hierher zu folgen, werden nun auch erwarten, dass ich auf die wirklichen Vorzüge der Deutschen zu sprechen komme. Diesen Gefallen bedauere ich ihnen nicht thun zu können. Nicht als ob mir das Gerechtigkeitsgefühl dafür fehlte: ich finde nur, dass das Preisen aller guten Eigenschaften der Deutschen täglich so tausendfach geschieht, dass ich, der in erster Linie auf die Schäden unseres Volkes hinweisen wollte, es mir gern ersparen kann.

Leipzig. Kurt Wigand.

Liliencrons Prosa.*)

Heimatkunst! Wie oft schwirrte das Bartels'sche Wort in den letzten Jahren! Zu den wahrhaft grossen Heimatkünstlern, die freilich die „Schule" der Heimatkünstler sich nicht zuzählt, gehört der Dichterbaron Liliencron. Seine Kunst, ihm aus den heimatlichen Erdschollen zugewachsen, ist urprünglich, naiv, gesund. Die Modernsten — von Hauptmann bis Matterlinck, von Schnitzler bis Hofmannsthal — sind Nervenmenschen; ihre Kunst wird aus Nervenerregungen gezeugt, und ihre Gestalten werden von den Nerven regiert. Im Grunde genommen also Uebererzeugung, ein auf Krankhafte grenzender Zustand. Liliencron schert sich den Teufel um Nerven; und die Moral des Spiessbürgers kümmert ihn nur, wenn es für ihn gilt, ihr gegenüber und allem Philisterthum zum Aerger das Recht der Natur zu wahren. Er, dem so unzählligemale Unmoralität vorgeworfen wurde, will eine höhere, auf Selbstzucht begründete Sittlichkeit, höher als die durch Staat und Kirche conessionierte Moral je zu sein vermöchte. Ein heller, frischer Kampfruf klingt durch seine gesammte Lyrik, die sich zusammen mit seinen prachtvollen Schlachtenbildern langsam Bahn gebrochen hat.

Die Dramen Liliencrons freilich und seine übrigen, in Band II bis VI der Gesammtausgabe vorliegenden Prosadichtungen sind noch so gut wie unbekannt. Der Dichter bezeichnet die Sammlungen „Aus Marsch und Geest", „Könige und Bauern", „Roggen und Weizen" als Novellen, „Breide Hummelsbüttel" und „Der Mäcen" als Romane. In Wirklichkeit hat er nur mit dem Erstlingsromane „Breide Hummelsbüttel" eine grössere zusammenhängende Prosaarbeit geschrieben. Ein Zweiundvierzigjähriger verfasste diesen Roman der letzten Sprossen eines holsteinischen Adelsgeschlechtes; trotzdem weist er dermassen alle Fehler und Ungeschicklichkeiten einer Anfängerarbeit auf, dass er als Ganzes genommen beinahe dilettantisch wirkt. Die Technik ist noch ganz die der alten Schule, und was modern und eigenartig an dem Buche ist, das hat mit dem Romane als solchem wenig zu schaffen. Liliencron ist eminent begabt, aber durchaus einseitig. Die Fähigkeit, objectiv zu gestalten, ist ihm versagt; seine Individualität bricht immer wieder durch und überstinet alle Versuche objektiven Gestaltens. Dieser Mangel seiner Begabung schlieset auch die Hoffnung aus, dass er der grosse Epiker seines Volksstammes werden wird, wozu ihn seine heisse Liebe zu seinen Landsleuten und ihrer Geschichte zu bestimmen schien. In seinem zweiten und letzten Romane „Der Mäcen" hat Liliencron jeden Versuch, aus seiner Subjektivität herauszugehen, von vornherein aufgegeben; in Tagebuchform theilt er seine Wünsche und Ansichten, Kritiken und Beobachtungen mit. „Der Mäcen" ist in gewissem Sinne eine Vorarbeit zu dem kunterbunten Epos „Poggfred" und im übrigen den Skizzensammlungen anzureihen.

Als Novellist und in seinen Skizzen ist Liliencron der Antipode Maupassants. Es ist merkwürdig: Liliencron, der seine Gedichte peinlich streng ausfeilt, den ein unreiner Reim ausser sich bringt, ergibt sich in den Prosaarbeiten völliger Formlosigkeit, nimmt in wörtlichsten Sinne den Gegensatz zwischen Poesie und Prosa als „Gebunden — ungebunden". Einzelne Skizzen sind nichts als Rohstoff zu Gedichten; einige wenige besser ausgearbeitete (vornehmlich historische) könnte man als Balladen in Prosa bezeichnen. Andere sind leicht hingeworfene Plaudereien, gleichsam Improvisationen. Der Dichter plaudert munter darauf los — von einer Hühnerjagd meinetwegen. Während er über die schwermüthige Haide schreitet, fällt ihm ein Storm'sches Gedicht ein — gleich muss er es niederschreiben. Er legt sich auf's Gedenken, und mit der Erinnerung um ihn herum und in ihm weht seine Phantasie eine Geschichte, meist eine romantische Liebesgeschichte. Liliencron sieht realistisch, empfindet romantisch. Das gibt seinen Naturschilderungen einen eigenthümlichen Reiz, das verleiht seinen Phantasiereien eine verwirrende Lebenswahrheit. Im Gegensatze zu Johannes Schlaf mit seiner zerfliessenden Stimmungsmalerei bevorzugt Liliencron kräftige, oft derbe Töne. Und doch durchdringt sie die leise, poetische Melancholie seiner nordischen Heimat. Bei allem Naturalismus — welch feinsinnige Vertiefung nichtiger Beobachtungen. Ein Beispiel: „Ein Käferchen in unglaublich schönem Röckchen hastet an mir vorüber, unbekümmert um meinen Fuss, den ich vorhalte. Es macht einfach einen kleinen Umweg. Käferchen, Käferchen, wie noh war dir der Tod." Neben Teufelsstein Wort- und Satzdrängen („Endlich, vieles überschlagen müssend, machte ich Schluss," „Durstbefriedigung tritt ein," „Inordnungshaltung," „Weisslangwollbärtig," „Handeinzeln," „Ein mehr wunderbarer Mensch"), neben schiefen Vergleichen, zu denen der Dichter selbst in Klammern anmerkt: „Ein unsinniger, blödsinniger Vergleich," die er dennoch aber nicht zu unterdrücken vermag, finden sich sprachschöne Schilderungen, die man entzückt wieder und wieder liest, finden sich versteckte Finessen inmitten halb beabsichtigter, halb unbeabsichtigter Formlosigkeit und seine Vergleiche wie diese: „Ein Löchlen, wie aus der Nacht gestohlen, fiel über die Stirn."

Liliencrons Hauptbedeutung liegt zweifellos auf dem Gebiete der Lyrik, aber dieselbe prächtige Vollnatur als Mensch und Dichter tritt uns doch auch in den Prosawerken entgegen, wenn auch vielleicht diese oder jene Skizze aus der Gesammtausgabe hätte ausscheiden können.

Stettin. Leonhard Adelt.

Die Woche.

Politische Notizen.

Aus militärischen Kreisen erhalten wir die folgende Zuschrift:

Der derzeitige gemeinsame Kriegsminister, Herr v. Krieghammer, hat wieder einmal das Bedürfniss gefühlt, von sich reden zu machen. Beförgt um das geistige Wohl und Wehe der Officiere hat er verordnet — Beiblatt Nr. 21 — dass von nun an — ausgenommen die Militärärzte und Medicamentenbeamten — kein Officier sich ohne Bewilligung des Kriegsministeriums an einer Hochschule inscribieren lassen dürfe. Er sollte froh sein, dass Officiere ohne Hintansetzung des Dienstes, selbstthätig bestrebt sind, ihr Wissen und Können zu erweitern. Statt solche Bestrebungen zu fördern, sucht er sie noch zu verhindern und zu erschweren. Herr v. Krieghammer scheint in einer selbstgemachten Welt zu leben und von der Wirklichkeit keine Notiz zu nehmen, denn sonst müsste er beispielsweise von den unerhörten Erfolgen der Universitätscurse und von dem Bildungshunger aller Kreise der Bevölkerung Kenntniss haben. Durch diese bildungsfeindliche Maßregel hat der Kriegsminister neuerlich bewiesen, dass er und seine Parteifamen im reactionären Fahrwasser liegen. Aber glaubt etwa unser Kriegsminister durch seinen Ukas den Abgängen im Officierscorps zu begegnen, indem er einzelne hindert, sich solche Kenntnisse zu erwerben, die sie im Civile verwerten können, um dann dem Militärstande Adieu zu sagen?

Volkswirthschaftliches.

Herr Dr. Kaizl hat bekanntlich als Finanzminister neben seinen vielen 14 Thaten eine von allen Officiösen hochgepriesene Leistung aufzuweisen: das Retzenregulativ. Dass das ganze Reizenregulativ seinen Pfifferling wert ist, haben unabhängige Beurtheiler schon damals erkannt, und die seitherigen Verhältnisse haben es behaltigt. Recht schaffen kann eben nur ein Gesetz. Aber eines sollte das Regulativ bewirken. Eine Beschleunigung des administrativen Verfahrens bei der Erbeilung von actienrechtlichen Bewilligungen. Das Regulativ bestimmte zu diesem Zwecke, dass die Behörden alle actienrechtlichen Gesuche, wie Concessionirungen, Statutenänderungen ꝛc., mit „aller Beschleunigung" zu erledigen haben. Die Erledigungen müssen die Gesuche binnen vierzehn Tagen an das Ministerium mit einem motivierten Antrag über das Gesuch vorlegen. Dem Ministerium hat das Regulativ kein Frist gestellt, und es waren da mals in der „Zeit" publicierten Artikel") ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, wie wenig damit es den Verfassern des Regulativs um die Erreichung des vorgeblichen Zieles, der Beschleunigung des administrativen Verfahrens war. Und doch hielt dieses Gesetz das recht gelehrt. Wie lange die Genehmigung der Errichtung einer Actiengesellschaft dauert, erhellt die Oeffentlichkeit meist nicht. Denn in der „Wiener Zeitung" liest sie wohl, wann die Concession ertheilt ist, auch aber, wann um dieselbe angesucht wurde. Aber die „Wiener Zeitung" veröffentlicht auch die Genehmigung der angeführten Statutenänderungen. Und wie lange das dauert, kann aus der „Wiener Zeitung" entnommen werden, weil die Daten der betreffenden Generalversammlungs Beschlüsse angeführt sind. Und da findet man unter anderen, dass sechs, acht, zwölf Monate zwischen den Tage der Generalversammlungs Beschlüsse und der Genehmigung verstrichen sind. Ja, am 11. Juli 1901 ist eine am 12. November 1899 beschlossene Statutenänderung, also nach 20 Monaten, genehmigt worden! Allerdings kann das Ministerium auch anders. Und die Statuten Aenderungen der Niederösterreichischen Escomptegesellschaft und Lebensmittel nach wenigen Wochen genehmigt worden. Aus der Tatsache des Bestehens der Statuten Aenderungen kann man sich einen Begriff davon machen, wie lange die Genehmigung der Errichtung neuer Actiengesellschaften dauert. Die Gründer und behördliche Actienrechtliche Genehmigungen sind eine Fabel geworden, als das Papier, auf welchem die Statuten verfasst gedruckt ist.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Zahlungseinstellung der Firma Schlesinger-Trier in Breslau ist die neueste Episode in dem Kampfe zwischen Actienbank und Syndicaten, als die eine Seite [illegible]

Digitized by Google

*) Detlev v. Liliencron: Adjutantenritte und andere Novellen. Band II bis VI. Berlin, Schuster und Loeffler. o. J.

Landau, nicht nur zu den beliebtesten Mitgliedern der Berliner haute finance gehörte, sondern auch als sehr reich galt. Es ist merkwürdig. Wenn man jetzt, nachdem das völlig unerwartete Ereignis eingetreten ist, zurückdenkt, so scheint es einem ganz eigenartig zu sein, daß so lange Zeit auf die Möglichkeit eines Fallissements des Hauses Landau niemand gekommen ist. Denn die Landaus galten als sehr wagehalsige Gründer. Eine Fülle von Gesellschaften entsprang ihrem allzu fruchtbaren Gründerschoß. Und die Landau'schen Gründungen gehörten zu denjenigen, die unter der Ungunst der Conjunctur zuerst und am meisten zu leiden hatten. Trotzdem hat man die Landau'sche Position für völlig unerschüttert gehalten, weil noch der allgemeinen Meinung die Landaus über eine so große Geschicklichkeit verfügen sollten, daß sie sicherlich bereits seit lange all ihre faulen Werte auf ihre Kundschaft abgeschoben hätten. So erzählte man sich's. Aber es war nicht so. Sondern, wie sich jetzt herausstellt, war der Generalconsul Eugen Landau mit seinen Gründungen finanziell noch auf das Engste verknüpft, während sein Bruder, Commerzienrath Hugo Landau, den überwiegend größten Theil seines Vermögens hatte retten können. Die Breslauer Firma wurde im Jahre 1849 gegründet. Der alte Jakob Landau, der ursprünglich mit Pferden und Cigarren handelte, war dann zur Gründerzeit nach Berlin gekommen und hatte hier eine Filiale seines Breslauer Geschäfts eröffnet. Durch die Gründung der Lautabütte, welche ihm durch seinen Freund, den damaligen Grafen, jetzigen Fürsten Guido Henckel v. Donnersmarck, übertragen wurde, trat er mit Bleichröder in Verbindung und legte dadurch den Grundstein für seine pecuniäre und gesellschaftliche Stellung. Von seinen Söhnen übernahmen die eben erwähnten zwei das Geschäft, während ein älterer Sohn als naturwissenschaftlicher Privatgelehrter den Coburg-Gothaischen Freiherrntitel in Muße genießt. Die Landaus haben es verstanden, sich in der haute finance eine Sonderstellung dadurch zu verschaffen, daß sie sich mit einer Gruppe süddeutscher Banken umgaben, deren Directionsposten zum großen Theil mit von ihnen abhängigen Individuen besetzt waren. Die bekannteste Landau'sche Gründung ist die Nationalbank für Deutschland, die bald nach der Gründung vorgarnisiert werden mußte. In den letzten Jahren hat sie sich etwas von den Landaus emancipiert. Zum Erfolg dafür hatten die fünfzig Gründer aber die von ihnen völlig abhängige Breslauer Discontobank mit Beschlag belegt, die ja auch infolge Landau'scher Speculationsgründungen lebensgefährlich erkrankt war. Von neueren Bankgründungen ist namentlich zu nennen: die Bairische Bank und die Sächsische Landesbank, die beide auch noch unerjährigem Besuchen wieder liquidiert. Ein wichtiges Glied in dieser umfangreichen Kette, welche die sogenannte Landau Gruppe repräsentiert, ist die Actiengesellschaft für Montaninduſtrie, die sich an dieser Stelle schon eingehend besprochen habe. Ueberhaupt zeigten die Landaus einen großen Hang zu Industrialgründungen, namentlich Bergwerksgründungen. Schon sich die gewagtesten Schiebungen vornehmen lassen. Es war ihnen vorbehalten, mehrere Kleinbahngesellschaften zu gründen, die nichts weiter waren, als Finanzierungsgesellschaften für alle möglichen Kleinbahnbauten. Es sind hierher zu rechnen namentlich die Allgemeine deutsche Kleinbahngesellschaft, von deren Tochtergründungen die Schlesische Kleinbahngesellschaft die bekannteste ist.

Die Nationalbank für Deutschland hat erklären lassen, daß sie ohne finanziellen Schaden sich von ihrem Aufsichtsrathsvorsitzenden Eugen Landau trennen kann. Es ist auch gut so, denn ihre Stellung nicht allzu wörtlich zu nehmen, aber insofern erscheint uns diese Behauptung richtig, als in den letzten Jahren das Verhältniß zwischen Vater Landau und Tochter Nationalbank etwas kühler geworden war. Zwar sah in der Verwaltung der Schwager, der Schwiegersohn, der Onkel und ein Vulenfreund von Eugen Landau, aber einer der Directoren, Oscar Peter, galt als Gegner der Landau'schen Interessen. Das mochte den Landaus gleichgiltig sein, solange ihre übrigen Banken florierten, aber als in der Zeit der allgemeinen Misère die anderen Institute verlagten, da schielten sie doch sehnsüchtig nach der Tochter, die sich durch die Treue und den ihnen bethätigten Gehorsam nicht verdient hatte. In den letzten Monaten machte sich das Bestreben der Landaus bemerkbar, die Nationalbank von neuem zu occupieren. Es kam zwischen Herrn Peter und der Landau Partei zu Meinungen, die in einer erregten Scene ihren Höhepunkt fanden, infolge deren Herr Peter resignierte und Director Hugo Landau sich das Schicksal der Nationalbank gestaltet hatte, wenn zu ihrem Glück nicht vorher die Landaus von der Höhe ihres Ansehens herabgestürzt waren.

Wohin die unbedingte Beeinflussung durch die Landaus führt, zeigt das traurige Beispiel der Breslauer Discontobank. Aus ihrem Breslauer Provinzdasein war sie als hauptsächliche Bank hierhergekommen und stand zuletzt an der Spitze der hiesigen Specialitätenbewegung. Eugen Landaus Einfluß, ein ganz junger Mensch von verhältnißmäßig Jugend, aber ohne praktische Erfahrung, trat in die Direction an die Seite eines bedeutenden Sachkundigungsrathes und eines wohlhabenden Directors. Die Bank war eine der ersten, die vor dem Sturm der Krise ihre Segel streichen mußte. Das war ihr Glück, denn sie kam noch mit einem blauen Auge davon! Jetzt soll sie von der Landau'schen Gruppe abgestoßen werden. Jetzt nicht in der Form einer Entschuldigungsbrief, sondern vermuthlich wird man sie mit Hilfe der Handelsgesellschaft Handlungen und diese Gesellschaft wird der dieser Gelegenheit die ihr passenden Geschäfte aber nehmen.

Es wundert sich, daß die Aufsichtsbehörde der Bank für Handel und Industrie, Berlin, Jägerstraße 30, Bankhaus Gebrüder Schickler, Berlin, Behrenstraße 54

und dort ist sogar der Wunsch geäußert worden, es möge den Officieren verboten werden, außer Dienst den Säbel zu tragen.

Gegen ein solches Verbot wäre gewiß nichts einzuwenden. Es könnte jedenfalls nicht schaden. Nützen würde es aber auch nicht sonderlich viel. Darf der Officier den Säbel nur mehr im Dienst tragen, so riskiert der elegante Bürgersmann nicht mehr Säbelhiebe, sondern nur mehr Stockschläge und Ohrfeigen. Das wäre ja schon was. Erstens gäbe es eine Abwechslung: die ewigen Säbelattaquen werden schon fad. Zweitens aber ist der Stock nicht ein so mörderisches Instrument wie der Säbel. Das Verbot des Säbeltragens wäre also immerhin ein Fortschritt, der Leute mit bescheidenen Ansprüchen an das Leben vollauf befriedigen könnte.

Nun sind wir aber nicht bescheiden. Wir stellen ungeheure Ansprüche. Wir sind raffiniert, in allen möglichen Genüssen raffiniert. Und unser Ehrgefühl ist so krankhaft empfindlich, daß es uns als eine Schmach erscheint, eine aufs Maul zu kriegen. Wir haben den Ehrgeiz, möglichst ungeprügelt durchs Leben zu gehen. Kann uns, wenn wir solche ideale Forderungen stellen, das Verbot des Säbeltragens genügen?

Manche, viele, fast alle werden sagen: ja. Sie ententieren so: heute ist der Officier gegenüber dem Civilisten im Vortheil. Er hat einen Säbel, der Civilist hat bestenfalls einen Stock. Die Partie steht nicht gleich. Kann sich aber der Officier auch nur dieser bürgerlichen Waffe bedienen, so ändert sich die Sache. Denn einen Stock hat der Civilist auch. Es ist aber nicht, wie jetzt, von vornherein ausgemacht, daß er den Kürzeren ziehen muß. Das Verbot des Säbeltragens kann uns also genügen.

Dieses Raisonnement ist sehr oberflächlich. Es ist eine sehr rohe, sehr unphilosophische Anschauung, daß zum Hauen ein Stock gehört, nicht mehr und nicht weniger. Wer garantiert uns denn, daß uns ein Officier, der uns prügeln will, den Stock, mit dem wir uns wehren wollen, nicht einfach wegnimmt und ihn auf unserem Rücken zerbricht? Wer garantiert uns, daß wir uns überhaupt getrauen werden, von unserem Stock Gebrauch zu machen? Denn nicht ein Stock gehört zum Hauen, sondern Courage. Haben wir sie?

Unter Umständen. Es kommt alles darauf an, wie der, der uns prügelt, angezogen ist. Das hat sich im Fall Aufricht deutlich gezeigt. Aufricht wurde auf einem sehr belebten Ort überfallen. Die beiden Officiere konnten ihm zur Promenade nur den Cordon Corso vor einem stark besetzten Kaffeehaus auf. Sie waren entschieden der schwächere Theil. Sie hätten fürchterliche Hiebe bekommen können, wenn sich die Leute nur gerührt hätten, Aufricht zu Hilfe zu kommen. Die Ausrede, daß sich der Vorfall „blitzschnell“ abgespielt habe, gilt nicht. Der Verwundung Aufrichts gieng ein längeres Gespräch voraus. Es wäre möglich gewesen, ihren Ueberfallsplan beizuspringen. Man that es nicht. Wie aber, wenn an Stelle der beiden Officiere zwei schlecht gekleidete, „anscheinend dem Arbeiterstand angehörige“ Individuen gestanden wären? Kein Zweifel, es wäre ihnen sehr schlecht ergangen, selbst wenn sie mit Revolvern bewaffnet gewesen wären. Das heißt aber: Nicht der Säbel macht uns bange, sondern der Rock.

Man kann das übrigens täglich auf der Straße beobachten. Wenn ein Officier und ein Civilist einander in den Weg rennen, so weicht fast immer der Civilist aus. Er weicht aus, ohne sich diesen überhaupt bewußt zu werden, ganz instinktiv. Wenn wir sich der Abneigung, der in einem Anzug kommt, den Kragen aufstellt, ohne es zu bemerken. Und auch in derselben Absicht: um sich zu schützen. Die Säbelhiebe, die wir gelegentlich von Officieren bekommen, sind nur die logische Consequenz dieses unwillkürlichen Ausweichens, dieses in Furcht ausgeartetten Respects. Der Civilist, der dem Officier so hurtig Platz macht, ist der Urahne des Civilisten, der von dem Officier Hiebe bekommt. Daß es Säbelhiebe sind, ist ein reiner Zufall. Das Verbot des Säbeltragens ist also wohl nicht das beste Mittel gegen das Bräsenzwesen.

J. St.

Bücher.

Prof W. Förster: Himmelskunde und Weissagung. Berlin 1901. Dr. J. Edelheims Verlag.

Ein Astronom und zugleich ein abgeklärter und liebevoller Betrachter des Werdeganges der Menschheit stellt uns dar, wer auf tieferen Cultur stufen sich mit vindovitzigster Wortwendigkeit aus der Sternkunde die Sternbeutung hervorgehen wusste, er verfolgt das Entstehen des Cauons von Regeln, nach welchen die Astrologen ihre Prophezeiungen herstellen, und zeigt an den Beispiele Keplers, des berühmten Astronomen und legten großen Astrologen, wie die völlige Beherrschung jener Regeln schließlich zur völligen Ueberzeugung von ihrer Haltlosigkeit führen musste. Eine eingehende Behandlung erfährt das höchst interessante Verhältnis Wallensteins zu Kepler. Wie mächtig auch in Kepler der Drang nach einer „umfassenden Harmoniierung der Erscheinungen“, das innere Bedürfnis, überall Beziehungen zu sehen, bestehe, er konnte die Augen vor den Thatsachen nicht verschließen, die jeden Zusammenhang zwischen den Constellationen und den „Kartieularitäten“ des einzelnen Menschenschicksals widerlegen, und es erkannte zum Schlusse seiner Laufbahn auch die Bedeutung der Gleichzeitigkeit für die großen historischen Ereignisse nicht mehr an. Hierin liegt er unendlich hoch über Schiller. Jenen Glauben an die Sterne ist von Schiller zu einem edlen Fatalismus, zum Bewusstsein von der Ohnmacht selbst der Wachthaften am Leben, idealisiert worden; es war in Wirklichkeit ein niederer Aberglaube. Kepler selbst musste Wallensteins warnen, seine Prophezeiungen nicht zurecht zu machen. Er war der Ansicht, der Ursprung der Sterndeuterei, namentlich in England gegenwärtig wieder Wurzel schlägt, erscheint Prof. Forsters Schrift, abgesehen von ihrem sachlichen Interesse, als eine höchst zeitgemäße Warnung, sich nicht von neuem in Illusionen verstricken zu lassen, von denen sich schon einmal Gebildetere freigekämpft haben.

R. E.

Edmund König: W. Wundt. Seine Philosophie und Psychologie. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1901. Broschiert M. 2·40 Seiten.

Der Altmeister der modernen Seelenforschung begeht nächstes Jahr seinen 70. Geburtstag, und heute schon rüstet sich der große Schülerstern zu Ehrungen, die zum guten Theil einen programmatischen Charakter tragen. Als erste dürfen wir das vorliegende Buch betrachten, das der Feder des unbedingtesten Anhängers entstammt. Es beginnt mit einem biographischen Abriss, der uns Wundts Laufbahn von Heidelberg über Zürich nach Leipzig schildert. Wer aber hofft, hier etwas über das unerfreuliche Verhältnis zu Helmholtz zu erfahren, der wird enttäuscht: die außerordentliche Zartsinnigkeit Wundts hat wohl ein genaueres Eingehen auf das Räthsel, warum die beiden Denker keinen Contact miteinander finden konnten, verhindert. Das ganze übrige Buch enthält eine, wie ich gleich vorausschicke, äußerst geschickt aufgebaute, überall klare und völlig unaufschreibare Darstellung der Lehren Wundts, von der Erkenntnistheorie zu Naturwissenschaften und Psychologie, von da zur Metaphysik fortschreitend und bei der Ethik endend. Diese Reihenfolge ist insoferne wichtig, weil eine erkenntnistheoretische Erwägungen die Grundlegung der modernen Psychologie als einer Wissenschaft und ihre Coordination zur Naturwissenschaft nicht vorhanden werden kann. Nach Wundt ist Psychologie die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung, die Naturwissenschaften dagegen beruhen auf der Abstraction von den subjectiven Zuständen, die in den Vorstellungen enthalten sind, somit reduciert sich der Gegensatz von Vorstellung und Gegenstand, Erscheinung und Ding an sich auf den des anschaulich und des begriffsmäßig Erkannten“. Darin angelt, wie König richtig sieht, in der That das ganze Gedankenmeer Wundts. Da es unmöglich ist, in so knapper Skizze gedrängene Partiengnen, wie die Königs, noch zu resümieren, so müssen wir hinsichtlich aller weiteren Einzelheiten auf das Buch selber verweisen. Im ganzen wird wohl der Eindruck der gleiche sein, wie man ihn auch immer wieder aus Wundts eigenen Schriften gewinnt: Wundts Denken und unwegsamliche Bedeutung in seiner Psychologie sowie auch in der Erkenntnistheorie, soweit sie die Psychologie vorbereitet. Rein speculativ hat zu Wundt auch in philosophischen Systemen schaffsinnig tretffiert, manchen interessanten Gedanken geäußert, aber in seinem „System“ doch im wesentlichen nur ein eklektisches Conglomerat geschaffen, dessen Widersprüchlichkeit mir gerade seine jugendliche Kraft zu sein scheint. Von der normativen Ethik gilt das Gleiche; in der explikativen, vornehmlich völkerpsychologisch durchsetzten feiert allerdings der Psycholog Wundt wieder seine Triumphe. Monumentalwerke sind seine „Logik“ und alle seine Psychologischen Bücher, und die „Völkerpsychologie“ weltlich von vorn allen. Von ihnen ist auch ein unermesslicher Einfluss auf die natur- und geisteswissenschaftliche Forschung ausgegangen. Dies scheint mir in der hierin allzu gleichmäßig feierierenden Darstellung König nicht scharf genug betont zu sein. Immerhin ist das kleine Buch ein Verdienst. Ich empfehle es allen, die Wundt kennen wollen, ohne in seinen, als eine angenehme Zusammenfassung seiner Ideen: denen, die ihn ehrlich kennen lernen wollen, als eine klare und unbedingt zuverlässige Einführung in seine nicht gerade leicht lesbaren Werke; und am dringendsten den leider recht Zahlreichen, die schon längst über ihn schreiben und urtheilen, ohne ihn zu kennen, und denen sortan jede Entschuldigung ihres Verkennnisses mangeln wird. Ernst Bykkow.

Dr. Tomitsu Osaki: Geschichte der japanischen National-literatur. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1899.

„Wenn auch kaum ein Zweifel darüber herrschen kann, daß Japan in vielen Beziehungen ein hervorragendes Land ist, so ist es doch noch weiteren Kreisen unbekannt, daß Japan auch das Anrecht hat auf einen Platz in der Reihe der literarisch leistungsfähigen Länder.“ So kennzeichnet der reichen japanischen Literatur, die mit ihren Anfängen noch weit über das ehrwürdige Alter der griechischen classischen Literatur hinausreicht, ist im Abendlande noch so gering, daß es fremden Gelehrten bisher nicht möglich war, sich ein Urtheil über sie zu bilden. Und doch die Bedeutung, die Objekt zur Abfassung seines Werkes veranlassten, sie das wir ihn zu großem Danke verpflichtet sind, denn die Art, wie wir früher gewohnt waren, alles was vor und außerhalb der Griechen und Römer lag, zu ignorieren, hat sich in der Wissenschaft schwer gerächt und hat in der Politik unendliche Ueberschätzungen hervorgerufen. Mit Recht nimmt der japanischen Literatur muss man nicht minder kennen, wie über die Fruh zeitigkeit und Schönheit ihrer Dichtungen. Es fehlt leider nur an einer genügenden Anzahl von Beispielen. Meiner Ansicht nach wäre es unmöglich nothwendig, dass dem vorliegenden Werke ein zweiter Band folge, der, ähnlich wie Scherrs Bildersaal der Weltliteratur, den reflatorischen des ersten illustriert. Dann erst wird man in Europa ein selbständiges Urtheil über japanische Literatur zu fällen imstande sein. Durch die ganze Darstellung geht mehr oder weniger das Bestreben hindurch, zu zeigen, dass sich in der japanischen Literatur eine Entwicklung vollzieht wie in Europa, und dass deshalb das Geistesleben des östlichen Asien dem europäischen um nichts zurückstellt. In denselben Sinne thut ja auch der Chinese gern das alte Europa mit der Bemerkung ab, dass er alles das schon längst besessen habe, was wir als besondere Errungenschaften unserer Cultur preisen. Bis zu einem gewissen Grade ist diese verächtliche Bemerkung auch richtig, aber die bloße Thatsache, dass Japan sich genehtigt hat, Europa bis ins kleinste Detail nachzuahmen, und dass es erst durch diese Nachahmung die hohe Stellung errang, die es gegenwärtig einnimmt, beweist, dass diesem östlichen Asien doch ein weniger Factor gefehlt haben muss, ohne den es nicht möglich ist, sich auf eine gewisse Stufe der Cultur zu empfehlen, und dieser Factor ist eben in noch höherem Grade den Fehler begangen, der auch uns eigen war: die Ignorierung alles Fremdländischen. Sie glaubten, den hohlen Gipfel der Cultur zu erklimmen, ohne den niederen Berg zu ersteigen, auf dem sich der andere Fehler herzieht erst entwickelt, als wir ihn, nicht sie uns, entdeckten. In Europa hat erst Marco Polo schon Hunderten die Bekanntschaft mit China und Japan gelehrt, in Japan hat erst Haus die Kenntnis Europas nachgeholt, die Sonnchen zu lernen verstand hat, und in China hat weder Haus noch Dunchen etwas gelernt. Der Chinese hält seine Bestrahmung gegenüber jede empfindlich auf eigenen Leibe. Die wechselseitige Bekanntschaft mit der beiderseitigen Literatur muss in Europa und Asien dazu beitragen, die gegenseitige Achtung zu erhöhen und die Erkenntnis zu befestigen, dass jedes Volk der Erde von dem andern vieles Gute zu empfehlen und ihm manches zu lehren hat.

R. E.

Digitized by Google

Adolf Wilbrandt: Feuerblumen. Roman. Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

In der guten alten Zeit, da war das Romanschreiben eine ganz andere Sache. Große Ereignisse, große Menschen hochstehenden Standes die Zeit, und wenn die Allegorischkeit einmal zu nüchtern wurde, verlangte man von der Poesie unsinnige Umgewöhnliches, Herrliches. Die Phantasie der Romandichter konnte sich nie genug thun an sonderbaren Menschen mit wunderbaren Schicksalen, und wer die üppigen Ranken seiner Erfindungsgabe mit Treugem Verstande zu geschmäßigen Figuren zu ordnen wußte, war der Künstler. In Wahrheit, so ist auch Kunst auf diesem Gebiete, wie man braucht es nur sehr flüchtig genommen, die nicht mehr begangenen Pfade ins Land der Dichtung einzuschlagen, um immer von neuem über die alten, schon bald vergessenen Herrlichkeiten zu staunen. Zeigt ist Richtung und Weg ein anderer worden. Groß sind sie und die Schicksale, die jeder Mensch in seiner eigenen Brust trägt, nicht auf das Lawogne, unbedeutende Gräß kommt es an, sondern auf die inneren Kräfte, die es zu gestören drohen. Groß ist der besondere Mensch, der seine Besonderheit zu wahren sucht gegen die allgemeine Größe der Zeit, ausgedrückt durch das Vormärzdrängen der Masse, die stürmisch wie ein einziges Individuum voll neuer ungeheurer Kräfte daliegt. Und nun der arme Poet, der diese Wandlung zu spät erkannt hat! Innerlich kann er sie nicht mehr mitmachen — was bleibt ihm übrig, als sich äußerlich mit dem Unbequemen abzufinden? Widerandt hätte sich viel lieber mit was anderem als diesen „Feuerblumen" abgegeben, diesen Blumen des Hasses, die mit seinem feinen, in solchen bürgerlichen Weizen aufblühen, zwecklos, aber doch nothwendig. Wenn es nach ihm gienge, müßte ein Naturwunder geschehen und die Mohnblume zum Schluß soweit gebeffert sein, daß sie eines Morgens als brave Weizenähre mit rothen Tupfen — nützlich und doch schön — aufwachte. Aber es ist unmöglich; und so endet der Roman in rührender Hilflosigkeit; diese schlimme „moderne" Richtung ist daran schuld, wie an so vielem anderen. Sie erkundt gewöhnlich nicht, daß sich alle Liebespaare am Schluß kriegen; also kriegen sie sich auch bei Wildbrandt nicht — niemand weiß, warum. Ganz klar ist sein Ziel bringt er freilich nicht übers Herz; so gibt es doch noch zwei glückliche Paare. Wie die einander bekommen, erinnert lebhaft an die alten Lustspiele Wildbrandts. D. Bach.

Emil Ertl: Mistral. Novellen. Stuttgart, 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Emil Ertls epische Kunst zu begrenzen und abzuschätzen ist nicht leicht. Heut schreibt er eine streng stilisierte historische Novelle, morgen Parabeln und Märchen, heut eine realistisch moderne Erzählung, morgen eine zolale in weichen, fließenden Farben. Ein eigentes Gebiet hat er sich noch nicht erobert, einen eigenen Ton noch nicht gefunden. Er ist noch allzu abhängig. Er möchte wohl gern C. F. Meyer sein, ist aber auch ein Epigone von Paul Heyse und Richard Voß. In solcher Abhängigkeit freilich schafft er Gutes, d. h. gute Unterhaltungsnovelle. Er ist ein Mann von feinem Geschmack und feiner Formensprache. Aber es ist er bereits allzusehr im Besitze der technischen Mittel als daß man sich an eine selbständige Entwicklung von ihm erhoffen könnte. Er hat schon zu viel kunstvolle Cultur und Politur. Er schafft nicht mehr naiv und impulsiv, sondern bewußt und berechnend, mit einem Wort, er nähert sich der Manier. Auch zur Tendenz neigt er: ihm ist die Kunst oft nicht Selbstzweck, sondern nur ein Gefäß, mit unsympathischer Nebenabsichten. Er sucht den Leser oft als Dialektiker zu überreden, wo er ihn als Poet überzeugen müßte. „Der Handschuh", die längste der in diesem Bande gesammelten zehn Novellen, ist ganz guten Theil poetische Klügelei. Sie ist ausgeklügelt und feinsinnig, aber sehr nach der Theorie und nicht nach der Wirklichkeit erdacht. Der in vornehm geleiteten Conversation, dem billigsten und wertlosesten Darstellungsmittel, ist ein zu breiter Raum gewährt. Viel verbrämte Reflexion steht auch in der Novelle „Der Ausnahmefeier", die trotz oder vielmehr gerade wegen der stark und grell aufgetragenen Farben sehr lau läßt. Eine Schar verlorener Arbeiter will nach Brasilien auswandern. Die Polizei verhindert die Ausschiffung, ihnen auf den Bahnhof zu folgen. Tödlich wird eine alte, fromme Frau, die den einzigen Sohn verliert, so gerecht, daß sie, die in der Sozialdemokratie in Knechtschaft der Verführern ihres Kindes lebt, in krankhaften Aufregungen Selbstmord begeht. Das unerhörte, eine Reihe verbrechen verbindet und als Naturnotwendigkeit in Kette gelegt wird. Hier tritt die Absichtlichkeit storend hervor. Lebens starke und die Farben der lyrischen Tapezerien unter dem poetischen Firnis der Novelle der vorbrechen. Die Gegensätzlichkeit in „Der Sohn Manns" und „Die Mutter Manns" gegeneinanderstellen will anscheinend nicht einander, sondern Gegensätzliches bewusst. Das Interesse ist, wie hier geschildert, überhaupt nicht vorhanden. Besonder bemerkbar wird in der gesamten Arbeit in den aus zusammenhängenden Novellen „Mistral" und „Salvagnac". In letzterer namentlich erinnert man immer wieder daran, daß Stimmungen nicht durch Stimmungsworte geschaffen werden. Auch Dichtere seine Bemerkungen. „Mistral" ist die zigeunerische Geschichte einer jungen Schauspielerin im Zauber. Die einmal in diesen Leben hineindrängt etwas sein möchte, die nur kaufen will, sieht und verkäuflich wird; ein wenigstens Theil von ihnen ist ganz hübsch. Allerdings ohne Kunst. Es ist eben nur Stoff und Stoffliches, nichts weiter. Darum wirkt auch die Novelle nicht tragisch, sondern nur peinlich. Ähnliches gilt auch von der Novelle „Salvagnac". Die Arbeit, von Emil Ertl verstehen ist, wird bei den Lesern nicht besonders Dank finden. Der Verfasst wird vielleicht einmal Besseres schaffen können. Hanns Mayer.

Revue der Revuen.

„Der neue" [illegible] [illegible] [illegible]

Ein Theeabend bei Frau Petersen.

Von Multatuli.

Von Multatuli, dem berühmten verstorbenen holländischen Schriftsteller, erscheint demnächst im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden — zum erstenmale in deutscher Uebersetzung — der Roman „Die Abenteuer des kleinen Walther". Wir sind in der Lage, aus den Druckbogen schon heute eine Probe zu veröffentlichen, und unsere Wahl fiel auf eine in sich abgeschlossene kleine humoristische Familienscene im Alt-Amsterdam. Frau Petersen, eine arme Schuhhändlerswitwe, die Mutter des jugendlichen Helden Walther, gibt einen Theeabend und ist bemüht, die Conversation ihrer Gäste im Gange zu erhalten. Damit beginnt unser Beitrag.
D. Red.

— Komm, Stoffel, erzähl' du nu mal was, sagte die freundliche Gastgeberin*), die zeigen wollte, daß ihre Kinder mehr könnten, als kneifen und umstoßen, zu ihrem erwachsenen Sohne, dem Hilfslehrer.

— Ich weiß nix im Augenblick, sagt Stoffel ohne die mindeste sokratische Hoffahrt.

— Ach, man zu, sag' mal, was du neulich mal sagtest ... och zu — so is er immer, Frau Mabbel, er muß erst 'n bißchen angewärmt werden, sonst geht es nicht. Aber dann is er auf 'n Posten, das werden Sie sehen — zu, Stoffel — er wird wohl sein von seiner Schule, wissen Sie ... das is 'ne Stück Arbeit mit so 'ner Schule! Ja, Frau Krümmel, Sie glauben gar nicht, was so alles dabei ist! ... Sollte man da wohl 'ne Ahnung von haben, daß alle Wörter männlich oder weiblich sind? Is es nich so, Stoffel?

— Ne, Mutter.

— Nich? Aber was denn ... und neulich sagtest du — es is man, wissen Sie Frau Zippermann, um ihn zum Schnacken zu kriegen, aber das geht mich so mir nix dir nix, wissen Sie, weil er müde is von der Schule — und neulich sagtest du, dais alles ...

— Ne, Mutter. Männlich, weiblich oder sächlich, hab' ich gesagt.

— Na hören Sie's, Frau Mabbel ... wo er das bloß her kriegt! Denken Sie, Fräulein Laps, ich bin weiblich, und die Lampe auch, und Ihre Mütze — Ihre Cornette, wissen Sie — auch, und Sie auch ...

— Ne, Mutter, Cornet is männlich ... alle männlichen Berufe ... und Fräulein ist sächlich.

Fräulein Laps machte ein merkwürdiges Gesicht. Sie sächlich ... das hatte sie nie gewußt.

— Is es möööglich! riefen die Gäste bei all diesen Neuigkeiten.

— Ja, Menschen, und noch mehr, sagte Frau Petersen erfreut, daß sie ihren Augen Stoffel endlich zum Reden gebracht hatte. Noch mehr, Sie sagen kein Wort mehr, wenn Sie das hören. Was denken Sie wohl, daß Sie sind, Frau Krümmel?

— Ich ... ich? Was ich bin?

— Ja, ja ... was Sie sind, was Sie eigentlich sind!

— Na ... ich bin Frau Krümmel, sagte das Weib, aber sie sagte es mit etwas Unsicherheit, denn sie las aus dem triumphierenden Blick der Frau Petersen und aus den tiefsinnig zusammengekniffenen Lippen von Stoffel, daß sie schließlich wohl ganz was anderes sein könnte als Frau Krümmel.

Die Spannung war zu schön, um sie nicht zu verlängern, und darum, eine bejammerte Sache zur allgemeinen machend, fragte Stoffels Mutter, indem sie mit ihrem Blick im Kreise herumgieng:

— Und Sie auch, Frau Mabbel, und Sie, Fräulein Laps, und Sie, Frau Zippermann, und Sie, Stottern ... was denken Sie, was Sie so alle miteinander sind?

Keine von ihnen wußte es. Dies wird nun niemandem sonderbar vorkommen, der von der Schwierigkeit der Selbsterkenntnis Einsicht hat, aber so meinte der überschlaue Stoffel es nicht. Die Sache lag tiefer. Fräulein Laps antwortete zuerst und rief mit stolzer Selbstgenügsamkeit:

— Ich bin Fräulein Laps.

— Is mich ... is mich ... lange nich!

Aber herregottja, bin ich nicht Fräulein Laps?

— Ja ... a ... a ... Sie sind wohl Fräulein Laps, aber Stoffel hat nicht gefragt, wer Sie sind, sondern was Sie sind ... das ist der Witz!

Was ich bin? Na ... geresemiert!

— J ... a ... a ... a ... das sind Sie wohl von Reisen, aber ne, das is es nu nich. Die Frage is, was Sie sind! Stoffel, helf mir mal ...

Stoffel sagte mitten zwischen zwei Rauchwolken und also so projectionsal wie möglich:

Fräulein Laps, ich wünschte zu wissen, was Sie sind aus einem zoologischen, das will sagen: thierischen Gesichtspunkt.

— Da bekümmere ich mich drum, sagte Fräulein Laps, wie jemand, der im Begriffe ist, sich beleidigt zu fühlen.

— Ich bin eine Wickelfrau, sagte die Stottern, und dabei bleibe ich.

— Und ich die Frau von dem Brot- und Kuchenbäcker, rief die Nachbarin von gegenüber, mit etwas Bestimmtem im Ton, das einem zu verstehen gab, daß sie auf alle Fälle an dieser Meinung festzuhalten gedenke.

— Gut, gut, Frau Mabbel, aber ich meine aus einem zoologischen, das heißt thierischen Gesichtspunkt ...

— Wenn es unanständig wird, geh ich lieber weg, sagte Fräulein Laps.

— Ich auch, fügten Frau Krümmel und Frau Zippermann bei, denn wir kommen zu unserem Vergnügen.

— Menschen, seid doch man ruhig ... es steht in 'n Buch ... Stoffel, sag' es man — Sie werden drüber lachen, Frau Mabbel, und das Schönste is, daß es in 'n Buch steht ... Sie können nichts dagegen sagen — zu, Stoffel, sag' es man!

— Fräulein Laps, sagte Stoffel feierlich — und es war ein bedeutungsvoller Augenblick angebrochen an dem „kleinen Abend" der Frau Petersen — Fräulein Laps, Sie sind ein Säugethier.

Ich bekenne meine Unzulänglichkeit als Geschichtsschreiber der Krisis, die auf das schreckliche Wort folgte.

Fräulein Laps, die directer angegriffen war als die andern, und die überdies als demnächstige Uebungshalterin etwas mehr Kriegerisches in ihrem Charakter hatte, ließ ihr Gesicht alle Farben annehmen, die gewöhnlich gebraucht werden, um Zorn zu schildern. Die vorletzte französische Romanschuale hielt sich da an Grün, aber da sie kein Französisch las, ließ sie sich zu einem schreckeinflößenden Violett bestimmen, und rief ... nein, sie rief nichts, denn sie hatte keinen Athem. Aber sie kniff ihren Zahnspalt*) zu Grus und sah Stoffel und dessen Mutter wechselweise an, auf eine Weise, die sie vor Gericht sehr belastet haben würde, wenn diese beiden Personen jenes Abends zum Sterben gekommen wären.

Stoffel entgieng ihrem Blick, indem er sich — ungefähr in der Manier der Tintenfische, wenn sie Unannehmlichkeiten erwarten — in eine dicke Rauchwolke hüllte. Aber die arme Frau Petersen, die nicht rauchte, war waffenlos. Sie stammelte demüthig:

— Es steht in 'n Buch, es steht wahrhaftig in 'n Buch! Ach, so leid doch man vernünftig, Leute ... es steht in 'n Buch!

Es kam Luft in Fräulein Lapsens Kehle, genügend Luft, um sie vor Ersticken zu bewahren. Sie wartete darauf einen Augenblick, hustete, warf den mißhandelten Ueberrest von ihrem Zahnpaar auf den Tisch und begann:

— Frau Petersen! Sie sind selbst 'n Säugethier, Sie und Ihr Sohn, das sag' ich Sie! Ich bin so anständig, wie Sie nur denken können, denn mein Vater machte in Getreide, und niemals hat jemand ... sieh: so viel auf mich zu sagen gehabt! Fragen Sie alle Menschen nach mir, und ob ich mich je mit Mannsvolk abgegeben habe oder so etwas ... und ob ich nicht jeden das Seine gebe ... und er war Geschäftsführer, wissen Sie ... und wir wohnten überm Altweiberhaus ... denn er machte in Getreide, und da können Sie auch mir fragen, hören Sie? Sie können Gott sei Dank überall nach mir fragen ... aber nie und nitte ist mir das passiert, was Sie mir anthun, und wenn ich mich nicht bedächte, würde ich Sie Ihrem Sohne, bis Sie beigetheilt wären ... ja, das thäte ich! Und ich sage Ihnen nun nochmal, daß Sie vielleicht ein Säugethier sind, Sie und Ihr Sohn und die ganze Familie — weg, Trude! — mein Vater machte in Getreide, wissen Sie ... und ich bin zu anständig, um durch Sie ...

Aber, Lapsen, es steht ins Buch ... du meine Güte, glauben Sie mir ... es steht ins Buch!

Ach was, Maul halten mir Ihrem Buch! Sie sollten lieber stille sein von Ihrem Buch ... Sie, Sie, die Sie Gottes Wort verschachert und verthan haben ...

Stoffel, hol denn doch dein Buch, rief die Mutter, und zeig es doch der Lapsen ... ach lieber Gott, was habe ich angerichtet!

Geht zum Teufel mit Euerm Buch und Euern Säugethieren. Sie haben mir gar nix zu zeigen in dem Buch, das sage ich Ihnen! Und ich sag' Ihnen noch einmal, daß Sie meinewegen ein Säugethier sind, Sie und Ihr Lümmel von Sohn, und Ihre Frauenzimmer von Töchtern, die anstwachsen wie ...

Friede, Mine und Stine, in der Meinung protestieren zu müssen dagegen, daß etwas hapern solle an der Weise ihres Aufwachsens, klatschen nun auch mit. Die übrige Gesellschaft schrie von Zeit zu Zeit ein Wort dazwischen. Frau Petersen rief nach ihrer Riechdose und sagte, daß sie's nicht überleben werde, Frau Stetter forderte ihr „alles Kirschtagtuch", und Stoffel sprache den Finken sich, so gut er konnte.

Alle waren aufgestanden und wollten vorgehen „Man konnte

*) Die Wirthin hat den Gästen, die sie zu sich geladen, das Recht, sie zu bewirthen, und heißt deshalb in der Regel Gastgeberin.

*) Zahnspalt = Mund.

Digitized by Google

viel vertragen, aber das nicht." Frau Krümmel würde den Fall ihrem Mann mittheilen. Frau Lippermann der Versicherung oder dem Katasier. Frau Stotter würde es dem Herrn auf der Prinzengracht erzählen, den sie gewickelt hätte, und Frau Mabbel ich weiß nicht wem. Kurz, jeder wollte diesen oder jenen hineinziehen in die Sache, und der Himmel mag wissen, ob es nicht bei dieser Drohung geblieben wäre, wenn nicht zu guter Stunde der Hausgenius der Peterlens in diesem Augenblick einen würdigen Mann an der Glocke hätte ziehen lassen.

Frau Petersen holte Athem, und sie that gut daran, finde ich, obschon es allzeit dumm ist, zu lagen, was man zu thun gut befunden würde, wenn man ein anderer wäre, als man ist. Es kommt mir aber nun so vor, weil ich in ihrem Fall würde Athem geholt haben. Erstens, da ich berechnen kann, daß sie es lange nicht gethan hatte. Dann weiß ich, wie man in heikler Lage von jeder Veränderung Hilfe erwartet und Veränderung von jeder Kleinigkeit. Und endlich, weil ich denke, daß Frau Petersen in diesem Punkt wohl ein Mensch wie alle andern gewesen sein wird.

— Ach, Menschen, seid doch vernünftig, die Herren werden jetzt da sein.

Die „Damen" behaupteten, daß die „Herren" noch nicht da sein könnten, weil es noch zu früh wäre, und just diese Ungewißheit, ob es die Herren seien, gab der furchtbaren Krisis eine günstige Wendung.

Ungewißheit wirkt immer lähmend, gleichgiltig, ob sie oder ob sie nicht in Verbindung steht mit der Sache, die uns beschäftigt. Ueberdies, wenn man gelört wird im Zorn, ist es sehr schwierig, den richtigen Punkt wiederzufinden, wo man stehen geblieben war.

Fräulein Laps verluchte dies wohl, aber es gieng nicht, denn ihr: „Säugethier . . . ich will ihr mit 'n Säugethier!" wurde übersümmt durch: „Herr du meine Zeit, sonst kommt er nie vor zehn". Frau Petersen machte geschickt von dieser Ablenkung Gebrauch und wußte ihre Gesellschaft zu bewegen, wieder Platz zu nehmen. Mine sollte „offenziehen". Trudchen wurde mit dem „Zurechtbringen" der Kinder beauftragt — die sehr schlecht dabei fuhren — und die Gastgeberin selbst hatte gerade mit einer neuen zoologischen Abhandlung begonnen, die einen angedeuteten Frieden herstellen sollte, als die Thüre geöffnet wurde, und Meister Pennewip, der Lehrer, sich der noch versammelten Gesellschaft zeigte.

— Guten Abend, Frau Petersen, ich bin Ihr unterthäniger Diener. Ich sehe, Sie haben Gesellschaft, lndes . . .

— Das bedeutet nig, Meister. Kommen Sie nur herein und setzen Sie sich nur.

Frau Petersen erlustete mit Blitzesschnelle, daß sich eine Gelegenheit bot, um den Vortheil wieder zu gewinnen, den sie verloren hatte. Stoffel hatte gelagt, es stünde in einem Buch . . . was in einem Buche stand, wußte der Meister wissen; und also:

— Meister, rief sie, ist es wahr oder nicht, daß Fräulein Laps ein Säugethier ist?

Ich bin überzeugt, daß Pennewip diese Frage in die Classe der „sonderbaren Anslassungen" einreihte. Er zuckte über seine Brille weg und beschrieb langsam einen Kreis mit seinem Blick, der überall voranggestreckten Köpfen begegnete mit langen Hälsen, offenem Munde und zurückgehaltenem Athem. Besonders Fräulein Laps hatte etwas Drohendes in Miene und Haltung, das deutlich sagte: Antwort' oder stirb! Bin ich ein Säugethier?

— Wen habe ich das Vergnügen zu sprechen? fragte Pennewip, wahrscheinlich ohne zu bedenken, daß dies die Streitfrage noch eigenthümlicher machte, weil es nun den Anschein erhielt, als sei die thierische Dualität von Fräulein Laps abhängig von ihrem Namen, von Wohnort, Alter, Familienbeziehungen und Beruf.

— Ich bin Fräulein Laps von unten-von, sagte sie.

Ah . . . so! Fräulein Laps, Sie gehören in der That zu der Classe der Säugethiere.

Es rang sich in der Gesellschaft ein zehnfacher Seufzer los. Frau Petersen triumphierte wieder. In der Politik und in Familienfragen ist ein vollkommenes Gleichgewicht undenkbar. Die Parteien oder Mächte sind fortwährend in auf oder niedersteigender Bewegung

Die Macht Laps, die nichts gewonnen hatte mit ihrer jetzen entwickelten Heftigkeit, wollte nun einmal versuchen, was Gutmüthigkeit zu erreichen imstande wäre.

Aber Meister, wie konnen Sie das sagen? Mein Vater machte in Getreide . . .

Fräulein Laps, antworten Sie mir . . .

Gott ja, Meister, aber . . .

Antworten Sie mir, Fräulein Laps: wo wohnen Sie denn, oder richtiger ausgedrückt: wo ein wohnen Sie?

Worin ich wohne? Nu . . . in meiner Stube hier drunter . . . zwei Zoch Fenster . . . sicher Aussang . . . mit Aussruch auf'n Viertel von der Regierung unter.

— Dies war keineswegs die Bedeutung meiner Frage, Fräulein Laps. Derselben Bedeutung war, zu erfahren, ob Sie gehören zu der besonderen Classe von organischen Wesen, welche sich aufhalten in einer Austerschale!

— Ja, ja, Fräulein Laps, rief die triumphierende Gastgeberin, darauf läuft's hinaus, darauf läuft eben die ganze Sache hinaus, sehen Sie?

Und Stoffel fügte hinzu, daß eigentlich die ganze Sache darauf hinausliefe.

Fräulein Laps sah ein, daß sie dann ein verlorener Mensch wäre, denn sie mußte zugeben, daß ihr gewöhnlicher Aufenthalt nicht in einer Austerschale sei.

Mit Erstaunen sah sie den Meister an, der sich durchaus nicht beirren ließ durch den Eindruck, den seine Vernehmung auf Frau Laps hatte, und mit etwa Nichterlichem in Ton und Perücke fuhr er fort:

— Können Sie im Wasser leben? Haben Sie Kiemen?

— Im Wasser? Aber Meister . . .

Perücke links. Das bedeutete: keine Aders.

— Oder halb im Wasser, halb auf Land?

— Meister, wie sollte ich . . .

Perücke rechts: keine Ausflüchte!

— Antworten Sie mir, Fräulein Laps. Haben Sie kaltes Blut? Bringen Sie lebendige Junge zur Welt?

— Es ist Sünde, Meister!

Die Perücke hatte etwas von einem Sturmbock, und mit Recht. Denn da folgte die sturmbodige Frage:

— Können Sie Eier legen, Fräulein Laps? Dies frage ich nur, nur dies: Können Sie Eier legen . . . wie?

Das konnte sie nicht!

— Dann sind Sie ein Säugethier, Fräulein Laps.

Und die Perücke kam wieder in die Mitte und zur Ruhe. Sie hatte Fräulein Laps ans dem Felde geschlagen.

Ich möchte wohl wissen, wie sich der Leser die Gesellschaft vorstellt nach diesem erschrecklichen Urtheil, das keine höhere Berufung zuließ, denn Pennewips Gesicht hatte die Erscheinung einer letzten Instanz. Auch war keine Spur von Gnade in seinen zusammengekniffenen Augenbrauen.

Nun denn, ich erkläre, daß die verdutzte Gesellschaft nach Pennewips Entscheidung sich auf den Ausruf beschränkte: „So . . . o . . . o!", ohne jemanden anzufliegen, zu zerkratzen oder sonst zu belästigen.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Permanente
Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
XIX. Gymnasiumstrasse 69—71.
Straßenbahn Haltestelle Nussdorferstrasse. Neue Wr. Tramway Nussdorferstrasse.
Ausstellungsräume: Werktags und Sonntags von 10 bis 6 Uhr.
Telephon 8243. Kleine Anzahlung und Darlehen ohne Gebühr.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 17. August 1901. Nummer 359.

Eine sehr unpolitische Politik.

Wahltag ist Zahltag. Die politischen Leistungen, welche die Parteien in den Parlamenten und auch in den bei uns so beliebten außerparlamentarischen Conventikeln vor sich gebracht haben, werden ihnen am Wahltag von den Wählern honoriert. Wir in Oesterreich befinden uns derzeit wieder in der interessantesten Nähe solcher Zahltage. Vor allem steht auf dem Hauptkriegsschauplatz unserer inneren Politik, in Böhmen, den beiden wichtigsten Nationen Oesterreichs, den Deutschen und den Tschechen, in den Landtagswahlen eine solche Entscheidung bevor. Durch die zufällige Beendigung der Landtagswahlperiode kommen die Wähler, kaum ein Jahr nach den Reichsrathswahlen, in die Lage, mit dem Stimmzettel in der Hand ihr Urtheil gerade über die so vielgerühmte letzte Reichsrathssession abzugeben. Die Wahlen sind noch nicht erfolgt. Aber die Wahlstimmung hat sich schon ziemlich deutlich ausgeprägt, und wenn von dieser Stimmung auf das spätere Wahlergebnis geschlossen werden darf, wird das Urtheil, das die deutsche wie die tschechische Wählerschaft bei den böhmischen Landtagswahlen sprechen wird, die Anhänger der unpolitischen Politik des Herrn v. Koerber nicht wenig zu überraschen geeignet sein.

Denn die Wählerschaft, die Bevölkerung, ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse waren es ja, die Herr v. Koerber mit seiner unpolitischen Politik zu treffen vorgab. Nur die Wünsche der Bevölkerung! Dass sich Herr v. Koerber an den Sprachenstreit, an den ungarischen Ausgleich, an den § 14 nicht herangewage, weil er sich zur Lösung dieser durch die Krise der letzten Jahre brennend gewordenen Fragen nicht fähig fühlte, das hat Herr v. Koerber nie gesagt. Von den Grenzen seiner Fähigkeiten hat er überhaupt nie gesprochen. Aber die Wünsche der Bevölkerung waren es, die allen seinen patriotischen Appellen zur wirthschaftlichen Arbeit die moralische Begründung gaben. Die Bevölkerung — so wurde Herr v. Koerber nicht müde zu predigen — wünsche endlich einmal mit den großen politischen Problemen in Ruhe gelassen zu werden, sie sehne sich nicht nach einer Lösung der Sprachenwirren, nicht nach einer Verbesserung des ungarischen Ausgleichs, nicht nach der Abschaffung des § 14, sie sehne sich vielmehr einzig und allein nur nach wirthschaftlicher Arbeit, nach neuen Eisenbahnen, nach neuen Canälen und — wie wir im Geiste der Thaten des Herrn v. Koerber hinzuzufügen uns erlauben — vor allem anderen nach einer Wiederaufhilfung der durch die Misswirthschaft des Thun'schen Finanzministers Dr. Kaizl geleerten Staatskassen. Es ist dem Herrn v. Koerber gelungen, die herrschenden Parteien sowohl auf deutscher, wie czechischer Seite, zu dieser Auffassung zu bekehren. Das war der große Triumph der letzten Reichsrathssession. Zu Ostern, förmlich über Nacht, wurden Jungczechen, Deutschfortschrittler, Deutschvolkliche, die einander vordem so heftig befehdet hatten, plötzlich ein Herz und eine Seele. Einer göttlichen Erleuchtung folgend, stellten sie — wie man's von den Coalitionsseiten her nennt — eines Tages die drei großen Staatsprobleme, die bis dahin der staatsmännischen Kunst des Herrn v. Koerber im Wege gestanden hatten, zurück und warfen sich mit einem Eifer obneglei chen auf die ihnen von Herrn v. Koerber vorgelegten wirthschaftlichen Milliardengesetze, die denn auch schließlich, fast ohne tschechische Berathung, mit einer an Terrorismus grenzenden Absolutismuswuth, in beispielloser Geschwindigkeit und auch Oberflächlichkeit durchpeitscht wurden. Dass diese Parteien etwa aus Liebediennerei gegen die Regierung die offenen politischen Wunden des österreichischen Staatskörpers unberührt gelassen und sich auf die Morphiumeinspritzung vermittels der Milliardengesetze beschränkt hätten, haben sie auch nie gesagt. Auch sie haben sich vielmehr nur auf die Bevölkerung, die vielgeliebte, und auf ihre Wünsche, die theueren, berufen und zur Begründung ihres Vorgehens ganz besonders die Rücksicht auf die kommenden Landtagswahlen in Böhmen vorgeschoben, bei denen die Eisenbahn- und Canalgesetze den Jungczechen die wirksamste Waffe gegen die Agrarier, den Deutschfortschrittlern und Deutschvolklichen gegen die Altdeutschen werden sollten.

Jetzt sitzen wir in der mit einem Kostenbetrage von einer Milliarde vorbereiteten böhmischen Landtagswahlcampagne mitten drinnen. Was aber die großen wirthschaftlichen Gesetze, diesen Triumph des zwanzigsten Jahrthunderts, betrifft, so hat in der ganzen deutschen und czechischen Wählerschaft des Landes Böhmen noch kein Hahn danach gekräht, und von der „Krönung des Gebäudes", der mit Barnum'scher Reclame ins Werk gesetzten Kaiserreise nach Böhmen ist auch nicht eine Spur von völkerversöhnender Wirkung übrig geblieben. Vielmehr jetzt in der böhmischen Wahlcampagne die Bevölkerung diskutiert, das sind ausschließlich die nationalpolitischen Fragen. Jene Parteien aber, die durch die Nur-Wirtschaftspolitik gestärkt werden sollten: die Jungczechen auf der einen, die Deutschfortschrittler und die Deutschvolklichen auf der anderen Seite, kämpfen mit dem Aufgebot der Verzweiflung gegen die czechischen Agrarier dort, gegen die Altdeutschen hier, die beide, statt von ihr gerualmt zu werden, bei der unpolitischen Politik des Herrn v. Koerber wunderbar und merkwürdig gut gedeihen. Diese völlige politische Unfruchtbarkeit und Fruchtlosigkeit der unpolitischen und Kaiserpolitik des Herrn v. Koerber haben wir schon damals, als noch der große Jubel darob ganz Oesterreich, das heißt die ganze servile Presse erfüllte, an dieser Stelle vorausgesagt, und wen's interessiert, der kann das Nähere etwa in den Artikeln „Die Bevölkerung" vom 13. April und „Kaiserpolitik" vom 15. Juni d. J. ausführlicher nachsieen. Was aber jetzt festzustellen wichtiger scheint, sind die ersten Anzeichen von Selbsterkenntnis, die sich wenigstens in der von den Segnungen der Koerber'schen Führung am tiefsten getroffenen Deutschen Volkspartei zu zeigen beginnen. Am letzten Sonntag hat in Bruck a. d. Mur eine Conferenz von deutschvolklichen Abgeordneten stattgefunden, die durch einige stramme Resolutiönchen der Noth der Partei aufhelfen sollte. Und was haben da die Treppenweisen der Deutschen Volkspartei resolutioniert? Dass im nächsten Sessionsabschnitt des Reichsrathes die Volkspartei darauf bestehen müsse, dass vor und neben allem anderen die drei großen Staatsprobleme Oesterreichs in Angriff genommen werden, die Sprachenfrage, der ungarische Ausgleich, der § 14 — genau jene Probleme, deren Zurückstellung in der letzten Session der große Scheinerfolg des Herrn v. Koerber war, für den jetzt freilich seine Helfershelfer, die Deutschvolklichen, die Deutschfortschrittlichen und die Jungczechen in der böhmischen Landtagswahlcampagne zu büßen haben.

Herr v. Koerber kommt dabei gut weg. Solange es ihm gelingt, die politisch-parlamentarische Thätigkeit der Parteien, gemäß seinem persönlichen Mangel an politischer Capacität, auf harmlose, unpolitische Gegenstände zu beschränken, kann er ruhig fortwursteln. Wenn er seine Wünsche und Bedürfnisse für solche der Bevölkerung ausgibt, kann die Bevölkerung ihn nicht dementieren, da er als unpolitischer Minister ihren Stimmzetteln unerreichbar ist, sondern sich für den Missbrauch ihres Namens nur an jenen gemäßigten Parteien rächen, die seiner unpolitischen Politik ihre Beihilfe geleistet haben. So hat schon die unpolitische Politik des Grafen Taaffe die Altczechen ruiniert, die unpolitische Politik des Ministeriums Windischgrätz-Wiener hat die deutschliberale Partei zerstört, und die unpolitische Politik des Herrn v. Koerber wird allem Anschein nach auf die neuesten Gemäßigten, auf die Deutschfortschrittler, die Deutschvolklichen und die Jungczechen bereits die Nachwirkungen. Es ist das wirklich, noch in ganz anderem Sinne als ihre Urheber sie genannt haben, eine unpolitische, eine sehr unpolitische Politik, die eine gemäßigte Partei nach der anderen zugrunde richtet, um die politische Unzulänglichkeit außerparlamentarischer Zufallsminister für einige Zeit nothdürftig zu decken. Wenn die gemäßigten deutschen und czechischen Parteien am nächsten böhmischen Wahl- und Zahltag nothgedrungen werden, so werden sie mindestens nachträglich erkennen, wie unpolitisch auch sie mit ihrer unpolitischen Politik an sich selbst gehandelt haben. K.

Oesterreich und Italien in Albanien.

Seit einiger Zeit wird die italienische Presse nicht müde, von Albanien zu sprechen, und auch im italienischen Parlament geht es schon mehrere Debatten, in welchen sowohl die Regierung als auch die verschiedenen Parteien ihre Ansichten und Bestrebungen kundgaben. Zu großen und ganzen thaten die Italiener, als ob

Digitized by Google

sie Anlaß zu großer Sorge hätten, daß Oesterreich demnächst Albanien besetze, daß Oesterreich überhaupt schon Vorbereitungen dazu treffe, und daß es von höchster Nothwendigkeit sei, solchen Bestrebungen entgegenzuarbeiten, weshalb Italien nichts besseres thun könne, als in Albanien selbst eine Agitation zu entfalten, dort italienische Schulen und Postämter zu errichten und die künftige Einverleibung Albaniens vorzubereiten.

Das Italien diese Entwürfe nicht nur akademisch behandelt, sondern in die That umsetzt, beweisen folgende Thatsachen: erstens, daß wirklich bereits die Errichtung von italienischen Postämtern in Albanien angeordnet ist; zweitens, daß die italienische Dampfschiffahrtsgesellschaft „Puglia“ bereits ihre Dampfer direct bis Scutari verkehren läßt und die italienische Post überbringt, während sie zugleich eine Locallinie Medua—Ebodi—Dulcigno plant; drittens, daß der montenegrinische Thronfolger Danilo unlängst in Rom eine drohende Rede hielt, in welcher er erklärte, daß die Türkei in ihrem Widerstande gegen eine eventuelle österreichische Besetzung Albaniens auf die Hilfe Montenegros und Italiens werde rechnen können; viertens, daß die Errichtung italienischer Lehrer nach Albanien behufs Errichtung italienischer Schulen beschlossen wurde; fünftens, daß Italien nicht nur gelegentlich des Zwischenfalles von Prevesa seine drei stärksten Panzerschiffe dorthin sandte und ein Ultimatum stellte, um durch die voraussichtlich gewiesene Unterwerfung der Pforte den Albanesen zu imponieren, sondern, daß es jetzt weitere drei Kriegsschiffe an die albanesische Küste schickte, um von der Pforte eine Entschädigung von Frcs. 200.000 für angeblich mißhandelte Italiener zu erpressen.

Wer die Verhältnisse in Albanien so gut aus eigener Anschauung kennt, wie ich, und dabei unbefangen ist, wird aus diesen Vorgängen auch die richtigen Schlüsse ziehen, und wenn man auf dem Wiener Ballplatz nicht blind und taub ist (wie dies allerdings schon oft vorgekommen ist), so wäre es höchste Zeit, den italienischen Bestrebungen rechtzeitig entgegenzutreten.

Die Sache ist nämlich für den Eingeweihten sehr durchsichtig. Seit durch die Heirat der Prinzessin Helena mit dem damaligen italienischen Kronprinzen Montenegro den Italienern nähergerückt ist, versucht Fürst Nikola sich vor der befürchteten Erdrosselung durch Oesterreich dadurch zu sichern, daß er Italiens Appetit auf Albanien lenkt. Von seinem Standpunkte aus ist das auch ganz Raffinirmännisch thig; sein Standpunkt ist aber nicht jener Oesterreichs, das alle Ursache hat, sich dabei nicht übertölpeln zu lassen.

Italien nimmt in seiner Großmannssucht, die ihm schon in Abessinien so viele Niederlagen zugezogen hat, Albanien als „venezianisches Erbe“ in Anspruch und beruft sich darauf, daß die gebildeten Albanesen italienisch sprechen, daß 150.000 Albanesen seit 400 Jahren in Apulien wohnen, daß die Geistlichkeit Albaniens größtentheils italienisch sei und daß Italien verloren wäre, wenn durch Annexion Albaniens an Oesterreich die Adria ein „österreichischer See“ würde.

Alles dies ist aber grundlos. Albanien hat niemals den Venezianern gehört, sondern nur ein paar Küstenplätze und selbst diese nur vorübergehend. Zwar galt die albanesische Küste im zwölften Jahrhundert als venezianisch, doch tiefer ins Innere kamen die Venezianer niemals und auch die Küstenplätze verloren sie schon im dreizehnten Jahrhundert, mit Ausnahme von Durazzo, das von 1393 bis 1501, Dulcigno, das von 1408 bis 1571, Scutari, das von 1396 bis 1479, Lis (Alessio), das von 1386 bis 1501 (mit zweimaligen längeren Unterbrechungen), und Avlona, das bis 1691 venezianisch war. Vom Innern gehörten nur die Städte Krona (1400 bis 1415 und 1467 bis 1478) und Dibaste (1440 bis 1478) zu Venedig. Aber selbst wenn Venedig ganz Albanien viele Jahrhunderte lang besessen hätte, so wäre daraus für das heutige Italien kein Rechtstitel abzuleiten, da sonst letzteres mit gleichem Rechte auch Ansprüche auf Griechenland, Cypern, Creta und Küstenstriche am Marmarameer erheben könnte. Nach dem Rechte der Eroberung sind derartige „Rechtstitel“ ebenso erloschen, wie jene Oesterreichs auf Oberitalien.

Was nun die Behauptung betrifft, daß die gebildeten Albanesen italienisch sprechen, so ist dieselbe ungefähr so richtig, wie jene, daß die gebildeten Aegypter italienisch reden. Das heißt: italienisch ist in einigen ehemals venetianisch gewesenen Städten die Sprache der Kaufleute. In Albanien kommt man deshalb bei der Kaufmannschaft von Skodra (Scutari), Durazzo, Avlona und Lis mit italienisch durch; auch sprechen auch die von der Propaganda die in Rom ausgebildeten Pfarrer in Albanien italienisch; aber man kann annehmen, daß im ganzen höchstens ein halbes Procent Albanesen italienisch versteht.

Daß in Süditalien noch Nachkommen der im fünfzehnten Jahrhundert dorthin ausgewanderten Albanesen wohnen, die ihre Sprache bewahrt haben, ihre Zahl wird zwischen 50.000 und 100.000 angegeben, im richtig; aber auch Oesterreich hat noch viele albanesische Ortschaften in Dalmatien und Istrien, und gar ein in Griechenland wimmelt es von Albanesen! Das sind also auch keine [illegible]

Daß die albanesische Geistlichkeit größtentheils italienisch spricht, habe ich schon oben erwähnt; es ist dies die natürliche Folge ihrer Ausbildung in Rom. Das gibt aber Italien auch noch keine Ansprüche auf das Land.

Solche besitzt allerdings Oesterreich völkerrechtlich ebensowenig; es kann sich also lediglich darum handeln zu untersuchen, für welchen der beiden Staaten der Besitz Albaniens eine größere Culturnothwendigkeit wäre und welcher von ihnen Albanien im Besitze des andern, mehr zu fürchten hätte.

Die Italiener schreien natürlich mit der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit: „Wir können niemals zugeben, daß Albanien österreichisch wird, da sonst die Adria von Oesterreich beherrscht würde“; aber das ist nur eine hohle Phrase, da der ganze Lärm überhaupt von Italien nur deßhalb angezettelt ist, um wieder einmal im Trüben fischen zu können. Man wünscht nämlich, Oesterreich durch das Geschrei einzuschüchtern, seine Zustimmung zur späteren Annexion Albaniens zu erlangen, indem als Pression die Drohung des Ausscheidens Italiens aus dem Dreibund und der Anschluß an den Zweibund benützt wird. Wenn aber heute Albanien wirklich italienisch wäre, so würde sich Italien breiten, es den Oesterreichern als Tauschobject gegen Südtirol anzubieten. Bei einem solchen Tausche wurde kein einziger Italiener mehr in einem österreichischen Albanien irgend etwas Anstößiges oder gar Gefährliches finden.

In der That ist nicht einzusehen, was für ein Nachtheil für Italien entstehen würde, wenn Albanien heute von Oesterreich besetzt würde. Die italienische Flotte ist materiell der österreichischen weit überlegen, folglich kann auch die in den albanesischen Küstenstädten wohnende österreichische Flagge durchaus nicht die Herrschaft über die Adria begründen. Handelt es sich doch dabei hauptsächlich nur um die „Häfen“ — besser gesagt Rheden — von Medua und Durazzo, von denen einer elender als der andere ist. Medua besteht nur aus einigen Häusern und Durazzo ist ein armseliges Fiebernest von 1400 Einwohnern; denn Avlona, das etwas besser ist und gegen 5000 Einwohner zählen dürfte, gehört schon zu Unteralbanien, dessen Bevölkerung von jener Oberalbaniens in jeder Beziehung (auch sprachlich) so verschieden ist, wie z. B. jene von Mecklenburg von jener Tirols. Gegen (Oberalbanesen) und Tosken (Unteralbanesen) bestehen sich gegenseitig nicht und hassen sich gründlich. Es ist daher zweifelhaft, ob Oesterreich gut thäte, seine Aspirationen bis an die epirotische oder gar griechische Grenze auszudehnen.

Als vierten „Hafen“ könnte man noch Ebodi an der Bojana bezeichnen, bis wohin dieser Fluß für kleinere Dampfer schiffbar ist und wo die Verbindung mit Skodra kürzer und besser ist, als jene über Medua. Durch Vertiefung der Bojana könnte übrigens Skodra selbst mit geringen Kosten zum Seehafen gemacht werden, was für den österreichischen Seehandel von großem Werte wäre.

Denn das darf man nicht übersehen: bis vor kurzem beherrschte der österreichische Handel Albanien durch die Lloyddampfer, welche Dulcigno, Medua, Durazzo und Avlona anliefen. Erst seitdem auch italienische Schiffe die Verbindung zwischen Bari und den albanesischen Häfen unterhalten, betheiligt sich auch Italien am Handel. Dabei wäre aber immer noch Oesterreich im Vortheil, wenn man sich dort die Sache etwas mehr angelegen sein ließe.

Albanien im österreichischen Besitze würde daher für Italien nichts anderes bedeuten, als daß es in seinem ohnehin noch recht bescheidenen Handel zwischen Apulien und Albanien einigen Abbruch erlitte. Das wäre alles, und derlei widerstände auch manchen Staaten ohne territoriale Veränderungen bloß durch zollpolitische Verordnungen, ohne daß deßhalb der Frieden bedroht erschient. Auch von einer Bedrohung Süditaliens durch Oesterreich und von einer Abiperrung der Adria durch die österreichische Flotte kann keine Rede sein. Erstens eignet sich keiner der albanischen Häfen zur Anlage eines Kriegshafens und eine solche wäre deßhalb mit Kosten verbunden, die gar nicht im Verhältnisse zum Nutzen stünden; zweitens kann eine schwächere Flotte der stärkeren niemals ein so breites Meer, wie die Adria, absperren, selbst wenn Oesterreich die Pforta bezahlt die Küste besäße — ganz abgesehen davon, daß Italien an der gegenüberliegenden Küste viel bessere und wichtigere Häfen (Bari, Brindisi, Barletta, Molfetta ꝛc.) hat.

Ganz anders liegt aber der Fall, wenn Italien Albanien besitzt! Dann kommt Oesterreich in eine böse Lage. Es ist ihm dann auf der Balkanhalbinsel ein Uebergriff vorgeschoben; ferner ist es noch von Italien nicht nur bei Gorz und Triest, sondern auch bei Novibazar bedroht, weil die Italiener im Kriegsfall, unterstützt von den Montenegrinern, in Bosnien einbrechen und dort Unannehmlichkeiten verursachen könnten; endlich wäre der österreichische Handel mit Albanien vollständig vernichtet.

Unter diesen Umständen kann man also wohl sagen, daß keine selbstbewußte, verständige Regierung in Oesterreich jemals zugeben kann, daß Albanien in italienischen Besitz übergeht.

Spiridion Gopčević.

Die politischen Parteien in Croatien.

Von einem Croaten.

(Schluß.)

Wir kommen nun zur dritten Partei. Dr. Ante Starčević ist ihr Gründer. Wie über vieles von Croatien ist man im Auslande auch über Starčević gar nicht oder ganz falsch informiert. Ante Starčević ist die bedeutendste politische Persönlichkeit, die Croatien seit Jahrhunderten hatte. Mit Stolz nannte ihn das Volk seinen großen Sohn. In seiner Seele entzündete sich der Funke der croatischen Staatsidee, des geeinten und freien Croatiens. Seine moralischen und politischen Grundsätze sind musterhaft. Wurzelte die Macht Strossmayers in dessen Stellung, so wuchs die Größe Starčevićs empor aus seiner Enthaltsamkeit und Dürftigkeit, die er als seinen größten Reichthum, als die Gewähr seiner vollen Unabhängigkeit schätzte. Ante Starčević hatte keine socialen Bedürfnisse. Er lebte von seiner Feder, die ihm, als Mitarbeiter seines Parteiorganes, nur die einfachste Nahrung und ein bescheidenes Zimmerchen als Wohnung sicherte. So hielt er es bis zu seinem Greisenalter. Diese Selbstlosigkeit, gepaart mit der reinsten Moralität, war seine unüberwindliche Stärke. Auch die Klarheit und Schärfe seines Geistes waren bewundernswert. Seine Ausdauer und Energie suchen ihresgleichen. Seine Strenge gegen sich und andere, selbst gegen seine nächsten Blutsverwandten, wenn sie nach seiner Auffassung fehlten, war verblüffend. Die Idee, der er sein ganzes Leben weihte, war sein Heiligthum, und das Volk, voran die Jugend, folgte ihm begeistert in dieses Heiligthum. Der Schutt von Jahrhunderten lagerte auf der croatischen Idee. Die Ruinen einstiger Größe begruben sie vollends. Ante Starčević war der Schadenräumer, der sie an das Tiefen herausholte. Und wer sich ihr entgegenstellte, den schlug er mit eiserner Faust nieder. Zunächst war es Strossmayer und sein Anhang. Diese Partei behandelte Starčević als den größten Feind Croatiens, und er war es, der sie im Volke entwurzelte.

Als er zum erstenmale von der croatischen Sprache und dem croatischen Staatsgedanken sprach, wurde er verlacht und verhöhnt. „Croatisch" war ja vergessen. „Illyrisch", „südslavisch", „slavisch", das war die Tagesparole. Es allein erfasste das belebende und siegbafte Element der nationalen Idee. So schlug er die Illyrier, die Südslaven und die Panslavisten der Reihe nach aus dem Felde. Auf ihrem Rückzuge schufen sie das „Serbo-Croatenthum". Darin lag schon die erste Anerkennung des Sieges Starčevićs. Aber er nahm das nur als eine neue Verschlechterung der croatischen Idee. Er wollte sie rein und klar, ohne eine Beimengung. Nun warf er sich auf die neuen Strebsphären. In zahlreichen Abhandlungen, die von einer umfassenden Belesenheit und Sachkenntnis zeigen, lieferte er den Nachweis, dass der Name „Serb" für die nationale Idee verderbienstiere, und nur von dem römischen „servus" stamme. Eine serbische Nation in Croatien gibt es nicht. Das war seine Lehre. Es gibt hier nur eine Nation, die croatische. In dieser Nation leben Bekenner verschiedener Religionen, namentlich Katholiken, Pravoslawen und Muhammedaner; aber alle bilden nur eine Nation, wie sie nur eine Sprache sprechen, die croatische. Während die Strossmayer-Partei das „dreieinige Königreich" Croatien, Slavonien und Dalmatien im südslavischen Verbande anstrebte, verwarf Starčević diese Trialität als Verkümmerung der Einheit und Integrität des croatischen Staatsgedankens und knüpfte unmittelbar an das alte Königreich Croatien an, dessen territoriale Einheit und Freiheit durch die croatische Nation selbst hergestellen ist. Dabei perhorreszierte er ganz die Bezeichnung „Großcroatien". „Kein Großcroatien" — sagte er — „nicht größer, nicht kleiner, als Gott es geschaffen". Er war auch der bedeutendste Publicist Croatiens, seine Satire vernichtend. Hass, Verläumdung und Herabwürdigung folgten ihm durch sein ganzes Leben, er aber blieb unerschütterlich. Nur eine große Partei legte er kein Gewicht. Seine Action hatte eine tiefere Bedeutung als eine Regierung zu stürzen. Er wollte das ganze Volk heranziehen zur Freiheit und Unabhängigkeit. Mit größter Energie trat er gegen den Panslavismus auf. Den Namen „Slave" verwarf er ganz, da er Sclave, Schande, Unterdrückung bezeichne. Russen, Polen, Czechen, Croaten seien Russen, Polen, Czechen und Croaten, aber nicht Slaven, die es als Nation nie gegeben. Sein erster Mitarbeiter war anfangs Eugen Kumičić, ein wahrer Feuerkopf, ein croatischer Perez. Während Starčević fast niemals seine Stube verließ, bereiste Dautermit Europa, suchte überall Verbindungen für Croatien. Seine Leistungen im Landtage waren bedeutend, seine publicistische Thätigkeit unermüdlich. Seine Vaterlandsliebe glich einem lodernden Vulcane. Er endete frühzeitig bei einem Zusammenstoße, beim Putsch in Rakovica, wo er erschossen wurde. Die croatische Nation bewahrt ihm eine dankbare Erinnerung.

Die von Ante Starčević geschaffene Rechtspartei wuchs rasch empor. David Starčević, ein Neffe des Führers, nahm die Stelle Lautermits ein. David, ebenso wie Ante Starčević, ist eine wahre Hühnengestalt. Sein ganzes Wesen zeigte den lampfesmuthigen Volkstribun. Sein Redetwift ist unübertrefflich, seine Sprache riss das Volk mit. Kommte er auf einem Wahlplatze sprechen, so war der Sieg des Candidaten der Rechtspartei gesichert. Die Gegner liefen zu ihm in Scharen über.

Eine gleich überschäumende Natur ist Eugen Kumičić. Ein Mann von breiter Intelligenz, Schriftsteller ersten Ranges, von einer Beredsamkeit, die wie der Wildbach dahinbraust, alles mit sich fortreißend. Seine Vaterlandsliebe wetteifert mit seiner Aufopferung. Ein croatischer Zola, ein unermüdlicher Bekämpfer Strossmayers. — Noch sind aus den Tagen der jungen Rechtspartei der Fiumaner Patricier Erasmus Barčić, der damalige Secretär der Zenger Handelskammer Josef Grzanić, Brodan in Dalmatien, sodann der ehemalige Abgeordnete Franz Folnegović und der Advocat Milo Ivanić, Männer von bedeutenden geistigen Fähigkeiten, zu nennen.

Diese und noch andere Jünger Starčevićs trugen seine Gedanken in das Volk und bahnten ihnen siegreich die Wege. Die historische Vergangenheit Croatiens trat immer mehr in den Vordergrund, das freie und geeinte Königreich Croatien mit seiner Culturmission am Balkan trat in das Bewusstsein des Volkes. Die geistige Atmosphäre, die hiedurch geschaffen, übergieng bald auf die öffentlichen Einrichtungen. Starčević hatte den Triumph, die croatische Sprache als solche in Amt und Schule, in Verwaltung, Justiz und Gesetzgebung eingesetzt zu sehen. Auch in Dalmatien, Istrien und unter den Slovenen zündete der Funke, und die Mohammedaner in Bosnien und Hercegowina horchten auf, Starčević, der ihre Tugenden pries, wuchs in ihrem Ansehen. Im Jahre 1891 wurde der Gedanke eines Nationalgeschenkes für Starčević angeregt, ein Haus in monumentalem Style, Starčević-Dom, in Agram, seine Ideen versinnlichend, sollte gebaut und ihm übergeben werden. Die Gegner sachten über den Gedanken, nur wenige hielten es für unmöglich, dass die nöthige Summe durch Sammlungen im Volke aufgebracht werde. Aber das Volk begeisterte sich für den Gedanken, und es war rührend, wie es mit dem Ausdrucke der höchsten Liebe und Verehrung in Massen seine kleinen Gaben herbeibrachte. Schon 1894 konnte der Grundstein gelegt und 1895 das Starčević-Heim dem Führer der Nation übergeben werden. Starčević, im 73. Lebensjahre stehend, hatte eine schwere Krankheit überstanden. Der Saal war überfüllt. Wie zur Grundsteinlegung waren zur Uebergabe Vertreter und Corporationen aus Slavonien, Dalmatien, Bosnien, Istrien und von den Slovenen erschienen. Wie erwähnen die geweinen und theilweise heutigen Abgeordneten zum Bywer Reichsrathe: Bianlini, Perić, Dapar, Dr. Trumbić aus Dalmatien, Dr. Laginja und Spinčić aus Istrien, Dr. Tavčar, den Führer der liberalen Slovenen, aus Laibach. Franz Folnegović, damals Präsident-Stellvertreter der Partei, hielt bei der Uebergabe die Ansprache. Starčević erwiderte, er habe arm gelebt und wolle arm sterben und nehme das Geschenk, dessen er nicht benöthige, nur aus Hochachtung für das Volk und als Beweis von dessen verwandten Gesinnungen an.

Neben der Rechtspartei, an deren Spitze so Starčević stand, sank die Strossmayer-Partei, vulgo Unabhängigkeitspartei, zu einem blossen Schemen herab. Aber gerade als die Rechtspartei ihren Höhepunkt erreichte, wusste sie sich auf demselben nicht zu erhalten. Es wurden Beziehungen mit Strossmayer angeknüpft. Starčević mahnte hievon ab. Er fürchtete die Zersetzung seiner Partei und noch mehr die Schwächung des croatischen Staatsgedankens, für den er gelebt und gewebt. Aber die Ermahnungen Starčevićs wurden nicht beachtet. Die Beziehungen wurden stärker und einige Machenschaften offenkundig. Da unternahm Starčević, sich am Körper, aber stets frisch an Geist, einen Act von Heroismus, wie er in der Geschichte der Parteibildungen kaum seinesgleichen haben dürfte. Er stieß seine ganze Partei von sich, trat aus den Club der Rechtspartei aus und hieb damit den Baum, den er selbst großgezogen, bis an die Wurzel ab. Nur zwei drei Parteigenossen folgten ihm. Mit ihnen gründete er „die reine Rechtspartei", das ist: die Partei des reinen croatischen Staatsgedankens. Das war kaum drei Monate nach der Uebergabe des Nationalgeschenkes. Entsetzt schaute das Volk auf die Vorgänge in Agram. Es konnte den Zusammenhang nicht fassen. Starčević führte eine in integrum restitutio aus. Aber das Volk glaubte seinen Abtrünningen. Diese, mit Franz Folnegović an der Spitze, bemächtigten sich des Parteiorganes in Agram belzeiten. Durch dieses allein erlangte die Oeffentlichkeit von den internen Vorgängen. In einem Manifeste an das Volk wurde erklärt, Starčević sei geistig total geschwächt. Bloßnirung, ein Werkzeug in den Händen eines Spekulanten. Auch in die Rechtspartei von deren auswärtigen Feinden entsendet wurde, um sie zu vernichten. Da man auch die Lösung des Antisemitismus auf die Massen in Wien sah, wurde sogar in diesen Parteiblatte verbreitet, Starčević sei in die Hände der Juden gefallen. Da der erste Trunk in der Regel der nachhaltigste ist, so glaubte das Volk alle diese Absurditäten, und als Starčević mit seinen wenigen Getreuen ein neues Tgan, das „Hrvatsko Pravo" — uns Leben trat, war es bereits zu spät, denn auch die Provinzorgane der Rechtspartei schrieben aus der Tasche der Abtrünnigen. Starčević blieb mit seinen Getreuen ganz isoliert. So sind auf der einen Seite das Gros der ehemaligen Rechtspartei unter Führung Franz Folnegović, auf der anderen Seite Dr. David Starčević mit seinem zweiten

Digitized by Google

noch jungen, aber intelligenten und vielversprechenden Neffen, Abgeordneten Dr. Mile Starčevič, dem Schriftsteller Eugen Kumičič und dem Abgeordneten Dr. Josef Frank. Es entbrannte unter den ehemaligen Freunden und Genossen ein heftiger Kampf, der gegen Starčevič und seine Getreuen mit den Mitteln der Verleumdung geführt wurde und selbst noch heute theilweise andauert. Schritt um Schritt musste das kleine Häuflein um seine Ehre und um seine Position kämpfen. Vom Lande, insbesondere von Dalmatien, kamen Parteigenossen, sprachen mit Starčevič, übergezogen sich von seiner ungeschwächten Geisteskraft und erfuhren aus seinem Munde die wahre Ursache des Parteibruches. Starčevič berief auch noch eine allgemeine Versammlung ein, in der er selbst das Volk aufzuklären gedachte. Doch ein tragisches Geschick wollte es, dass er unmittelbar vor der anberaumten Versammlung, Ende Februar 1896, verschied. Wohl waren bereits vom ganzen Lande die Führer und ehemaligen Anhänger herbeigeeilt, sein Leichenzug war von seltener Ausdehnung, und er wurde seinem Wunsche gemäß nicht in dem grossen Centralfriedhof, sondern in einem kleinen Hügeldorfe bei Agram, in Sestine, an einsamer Stelle bestattet. Man hoffte und versuchte noch über seinem Grabe eine Versöhnung; aber die Gegensätze wurden von dritter Seite geschürt und verschärft, und so blieb es beim Bruche.

Die kleine Partei der „Reinen", wie man sie spöttlich nannte, übernahm bald die Führung in allen nationalen Fragen und wuchs zusehends. Die „Partei Folnegović", als sie sich, bis sie die „Reinen" nicht bezwingen konnte, nannte, schrieb sich immer mehr dem Motto der Strossmayer-Partei und dadurch auch deren Principien. Nach kurzem Kampfe wurde Folnegović von seinen Leuten fallen gelassen, und da hierdurch die Abtrünnigen ihre bedeutendste geistige Kraft verloren, so haschten sie nach allen Richtungen, um nur ihre Position zu behaupten. Endlich einigten sie sich bei den Wahlen 1897 mit den Strossmayerianern zu einer Coalition, wodurch wieder die Anhänger Strossmayers in den Landtag kamen. Strossmayer wurde als der Schöpfer der Coalition und deren grosser Führer gepriesen. Was Starčevič vorausgesehen, das war nun eingetreten. Jetzt stehen im Landtage thatsächlich drei Parteien einander gegenüber: die Regierungspartei, die Coalition der Anhänger Strossmayers und der ehemaligen Anhänger Starčevič' und die reine Rechtspartei. Die Regierungspartei hält fest an dem Verband mit Ungarn. Die Coalition ist in erster Linie auf den Sturz der Regierung gerichtet, da der rechte Flügel der Coalition, die Anhänger Strossmayers, wie die Regierungspartei, auf dem Ausgleichsstandpunkte fußt, während ihr linker Flügel sich formell wohl noch immer zum Programm Starčevič' bekennt, thatsächlich aber in das Slaventhum mit antisemitischem Einschlag steuert. Die reine Rechtspartei steht unerschütterlich auf dem Principe der Freiheit und Einheit Croatiens. Sie knüpft mit Starčevič unmittelbar an die Märtyrer der croatischen Nation, an Zrinji und Frankopan an. Ihr hervorragendes Mitglied, Eugen Kumičič, derzeit Vicepräsident der Partei, hat das Leben, Wirken und tragische Ende dieser Männer in einem historischen Romane dem Volke erschlossen.

Es ist der bedeutendste Roman, den die croatische Literatur aufzuweisen hat, und führt den Titel: „Die Verschwörung Peter Zrinjis und seines Schwagers Krsto Frankopan". In neuester Zeit schrieb Kumičič ein Drama „Peter Zrinji", mit dem gleichen Inhalt. Beide Werke verfolgen denselben Zweck. Sie liefern den historischen Nachweis, dass diese Männer keine Verschwörer waren und unschuldig 1671 in Wr.-Neustadt enthauptet wurden. Das Drama ist vom Grosse Starčevič durchglüht, zur Freiheit und Unabhängigkeit Croatiens begeisternd. Es fand eine Aufnahme, wie nie vorher in Agram ein Drama. Nicht endenwollender Beifall durchtobte das Theater bei dessen erster Aufführung am 24. October. Das grosse Haus war in allen Räumen ausverkauft. Viele mussten, ohne einen Platz erobern zu können, nach Hause. Auch bei den späteren Aufführungen war das Haus ausverkauft. Das Stück beginnt mit einer poetischen Scene. Der junge Frankopan dichtet und spricht die Worte: „Ewig lebt, wer ehrenvoll zugrunde geht." Frankopan war thatsächlich Dichter, und diese Worte stammen aus einem seiner Gedichte. Vor länger denn 200 Jahren hat er sie in einer Vorahnung gedichtet, und sie erfüllten sich an seinem Geschicke. Sinnend spricht sie der Dichter, am Schreibtische sitzend, in der ersten Scene. In weihevoller Stimmung wurden sie vom ganzen Hause aufgenommen, als ob der Geist der Geschichte lebendige Gestalt angenommen. Der ehrenvolle Kampf für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Unabhängigkeit ist auch die Kampfesparole der reinen Rechtspartei. Die „Zukunft wird über ihr Geschick entscheiden."

Wirthschaftliche Krisis und Arbeitsmarkt in Deutschland.

Der seit dem Jahre 1895 besonders lange andauernde, fast ununterbrochene Aufschwung hat aufgehört. Industrie und Handel befinden sich im Niedergang. Dies ist für Deutschland so sicher und unbestritten,

Allein, wenn über diese Hauptsache Uebereinstimmung herrscht, so hebt für die genauere nationalökonomische Beobachtung der Gegenwart der schwierigere und wichtigere Theil erst an: die einzelnen Erscheinungen in Bezug auf ihren Wert und ihre Bedeutung zu prüfen, die Ursachen, sowie die größere oder geringere Schwere der wirthschaftlichen Krisis einigermaßen zu bestimmen.

I.

Von allen Ereignissen, die das deutsche Wirtschaftsleben in der letzten Zeit betroffen haben, hat keines ein so weitgehendes Aufsehen erregt, wie der Zusammenbruch der Leipziger Bank. Es ist begreiflich, dass man, namentlich im Auslande, in diesem Bankbruch so recht das Merkmal und das Wahrzeichen des hereingebrochenen Niedergangs erblickt. Die Leipziger Bank ist im Jahre 1858 begründet worden. Sie gehört zu der älteren Reihe mitteldeutscher Banken, die in den Zeiten des beginnenden deutschen Zollvereins dem deutschen Wirtschaftsleben auch nach der finanziellen Seite hin die Mittelpunkte zu geben bestrebt waren. Durch die sächsische Industrie und den Messverkehr weithin bekannt, hatte sie eine lange und ehrenvolle Vergangenheit hinter sich, als am 25. Juni bekannt wurde, dass sie ihre Zahlungen eingestellt habe. Den Todesstoß hatten ihr ihre Beziehungen zur Casseler Trebertrocknungs-Actiengesellschaft gegeben. Diese Gesellschaft und insbesondere ihre große Ausdehnung sind recht jungen Datums. Begründet wurde die Gesellschaft im Jahre 1897. Sie beschäftigt sich bis zum Jahre 1895 mit der technisch vervollkommneten Trocknung von Brauerei- und Brennereiabfällen, hauptsächlich zum Zwecke der Futter- und Düngerverwertung. In dem genannten Jahre erwarb sie das Bergmann'sche Patent, das angeblich imstande sein sollte, die Holzdestillation in einer bis dahin unbekannten vortheilhaften Weise zu betreiben. Seit damals wurden systematisch zur Ausbeutung dieser und anderer Patente Tochtergesellschaften begründet: chemische Fabriken in den verschiedensten Theilen Deutschlands (Schweinfurt, Bleibmühle, Hamburg u. a. m.), Holzindustrie- und Holzverwertungs-Gesellschaften, namentlich im Auslande, so eine bosnische Gesellschaft mit dem Sitze in Wien, eine galizische in Lemberg, eine finnische in Helsingfors, ferner ungarische (Allava), russische, auch französische (Nantes), italienische (Genua) u. a. m. Das Actienkapital, das ursprünglich mit dem bescheidenen Betrage von 350.000 Mark begonnen hatte, wurde seit dem Jahre 1899 beständig und zuletzt in steigendem Tempo auf über 20 Millionen Mark erhöht. Die Ausdehnung dieser Actien hatte die Leipziger Bank übernommen, die auch für die zahlreichen Gründungen Bankvorschüsse machte. Einwendungen gegen das Bergmann'sche Patent, die von sehr sachverständiger Seite wiederholt erhoben wurden, wurden durch Kundgebungen der Direction und ihrer Mittelsmänner mit dem Einwande zur Seite geschoben, dass sie von Concurrenten kamen. Die Capitalsaufnahmen wurden dazu verwendet, um Dividenden zu zahlen, und sobald zu den Verwendungszwecken das Geld fehlte, wurden, gestützt auf die Thatsache der Dividendenzahlungen, neue Capitalien aufgenommen, denen dann ein gleiches Schicksal bereitet wurde. Die Dividenden stiegen von 7 auf 10, 38 und 50 Procent, der Curs der Actien bis an 600, vorübergehend 685 Procent, noch zuletzt waren 25 Procent Dividende gezahlt worden. Allmählich drang die Wahrheit über die Minderwertigkeit der Patente, über den schwindelhaften Ursprung der Dividenden, über die Schiebungen in den Bilanzen durch. Auch die Börsen gaben dem mit allmählicher Verabreitung der Actienwerte Ausdruck. Als die Leipziger Bank, mit diesen Werten zu sehr belastet, sich genöthigt sah, ihre Zahlungen einzustellen, war der Vertrauensschwund ihr Geldgeber entzogen. Am 24. Juni standen ihre Actien an der Berliner Börse 170 Procent, am 26. Juni 20 Procent.

Dies ist in der Hauptsache die Geschichte des Bankkrachs. An der Aufklärung der Einzelheiten arbeiten gegenwärtig Conkursverwalter und Staatsanwalt. Soviel ist sicher, dass die Engagements der Leipziger Bank an der Liebergesellschaft übernommene Actien, Wechselverbindungen u. a. m. im ganzen etwa 85 Millionen Mark betragen.

Zu vielen Vorfälle suche ich vergebens Züge, die für unser deutsches Wirtschaftsleben bezeichnend wären. Man braucht, um die Geschäftsgebarung der Leipziger Bank zu beurtheilen, nicht die Einzelergebnisse abzuwarten. Nicht in der Unzurechnlichkeit der Schuldnerin, sondern in der Höhe des Objectes in der Verwurf begründet. 85 Millionen Mark mit ein Object hingeben ist mit bankmäßigen Grundsätzen ebenso wenig zu vereinbaren, wie etwa versicherungstechnisch in rechtfertigt wäre, wenn eine Feuerversicherungsgesellschaft für sich allein eine ganze Großstadt in Versicherung nähme. Man braucht noch nicht einmal hinzufügen, dass das genannte Actienkapital der Leipziger Bank 48 Millionen betrug. Denn, wenn es auch doppelt und dreifach so groß gewesen wäre, so hat jedes Object noch immer seinen gewissen Grenzen, die für ein normales an Beispielen Maß in Betracht kämen. Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Zusammenbruches der Banken an Industrie-Unternehmungen hat, liegt darin, in der Entlassung von Arbeitern, in der Beschränkung von gewerbe Schulden. Die Funktion wird

in ihr Gegentheil verkehrt, wenn auf ein einzelnes Object Engagements von geradezu uncontrolierbarer Größe eingegangen werden. Es gibt Banquiers, die angesichts dieser Thatsache allen Ernstes behaupten, die Directoren der Leipziger Bank seien vor dem Zuchthause sicher, weil sie nur ins Tollhaus gehören könnten. — An irgendwelchen Anzeichen dafür, dass an unseren großen Banken auch sonst derartige Unbesonnenheiten vorkommen, fehlt es vollständig. Die führende Actienbank, die Deutsche Bank, besitzt neben einem Actiencapital von 150 Millionen Mark noch eine Reserve von 50 Millionen Mark. Ein derartiger Reservefonds in Höhe von 33⅓% des Actiencapitals war in früheren Zeiten bei Großmannverordnungen unbekannt. Höchst wahrscheinlich besitzen unsere Großbanken auch versteckte Reserven. Einen Bankverkehr großen Stils hat Deutschland erst zu Anfang der Siebzigerjahre erhalten. Die damals eintretende wirtschaftliche Krisis hat unsere Bankwelt in ziemlich jugendlichem Zustande getroffen. Es ist durchaus nicht anzunehmen, dass die gewaltigen, seit damals entstandenen Finanzorganisationen in dieser Beziehung nichts gelernt haben sollten. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die Sicherheit der jetzigen Actienbanken eher größer ist, als sie in den Bilanzen erscheint, wie umgekehrt.

Eher könnte man schon die Vorgänge auf dem Hypothekenmarkt als symptomatisch bezeichnen. Ende des vorigen Jahres sind die Preußische Hypotheken-Actienbank und die Deutsche Grundschuldbank zusammengebrochen. Zu Anfang dieses Jahres ist ihnen die Pommersche Hypothekenbank mit der Mecklenburg-Strelitz'schen nachgefolgt. Alle vier betrieben in der Reichshauptstadt ein umfangreiches Geschäft und gehörten zu den bekanntesten Hypothekenbanken. Allein trotzdem haben ihre Zusammenbrüche niemanden überrascht, der diesen Dingen auch nur mit einem Minimum Aufmerksamkeit gefolgt ist. Die Unsolidität, die im Verkehr von Hypothekenbanken vorkommen, lagen in Berlin auf der Gasse. Dem ganzen Geschäftszweig haftet ein haut-goût an, von dem sich zwar einige Banken freihalten, aber nicht soviele, dass nicht der Ruf des ganzen Geschäftszweiges darunter hätte leiden müssen. Dass Hypothekenbanken, wenn sie häufiger Grundstücke kaufen und damit eingelassen mussten, sie zu hoch bezahlen zu haben, Schuster, Schneider und Portiers als Strohmänner ins Grundbuch eintragen lassen, war ein offenes Geheimnis. Dass Banken eigens zum Zwecke solchen Strohmännerthums sich Schwesterbanken hielten und Tochterbanken gründeten, war noch allgemeiner bekannt. Das Hypothekenbank-Gesetz von 1899, das diese Unternehmungen unter staatliche Aufsicht stellt, hat die Uebelstände noch verschlimmert. Denn soweit ist die geschäftliche Schulung unserer Bureauktatie noch nicht gediehen, dass sie imstande wäre, über gerichene und gerissene Geschäftsmänner eine wirksame Controle zu üben. Die unwirksame Controle aber hat nur den Nachtheil, dass das Publicum sich sicher wähnt. Wie um ein Schulbeispiel zu diesem Satze zu liefern, hat die Pommersche Hypothekenbank unmittelbar nach Erlass des Gesetzes auf ihre Prospecte die Worte „unter staatlicher Aufsicht" als Reclame gesetzt. Ueberhaupt spielte in der Leitung dieser Banken die Fähigkeit, sich ein zu geben, eine große Rolle. An der Spitze der Preußischen Hypotheken- und der Grundschuldbank standen Persönlichkeiten, die bei frommen Spenden zu Kirchenbauten eine große Rolle spielten. Ja, der Pommer'schen Hypothekenbank gelang es sogar, den Titel einer Hofbank der Kaiserin zu erhalten.

Durchmustern wir also die Vorgänge in der Bankwelt, die in der letzten Zeit Aufsehen erregt haben, so sind die der Hypothekenbanken zwar als symptomatisch für den Betrieb dieses Geschäftszweiges anzusehen; aber es ist dies doch eben nur ein Geschäftszweig unter vielen. Als bezeichnend für Bankbetrieb und Industriefinanzierung überhaupt kann in allen hier besprochenen Fällen zusammengenommen nur eins gelten: dass verwickelte und undurchsichtige Systeme der Schwester- und Tochtergesellschaften, verschärft durch Personalunionen in Directoren- und Aufsichtsrathsstellen 2c. 2c. Ueber die Vetterwirtschaft in deutschen Aufsichtsräthen ließe sich zu Nutz und Frommen der Geschäftswelt manch kräftig Wörtlein sagen. Es gibt ein „Adressbuch der Directoren und Aufsichtsrathsmitglieder"; allein dies lässt in der Hauptsache nur erkennen, wieviel Aufsichtsrathsstellen 2c. der einzelne in solchen Actiengesellschaften hat, die an der Berliner Börse gehandelt werden. Nur auf besonderen Wunsch einzelner Persönlichkeiten ist über diesen Rahmen hinausgegangen. Von Interesse wäre es gerade, die Personalunionen da kennen zu lernen, wo der Betreffende sie eher verborgen haben möchte. Dieser Uebelstand ist sicher sehr viel größer, als er den meisten Beobachtern erscheint; und vollends die neue Form der „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" ist wie dazu geschaffen, derartige Uebelstände zu züchten. Allein, so sicher an der Aufsichtsraths-Organisation der Actien- und ähnlichen Unternehmungen vieles zu bessern ist, ebenso sicher ist mit dieser localen Seite das Symptomatisch-Allgemeine an den Bankbruch-Vorgängen erschöpft. Was materiell namentlich den Vorgang Escheles wichtig betrifft, so ist die Geschichte der Ueberspeculation die Geschichte eines Schwindelunternehmens. Das Blühen und Verblühen solcher Unternehmungen hat einen gewissen „zusammenhang mit dem wirthschaftlichen Auf- und Niedergang. Denn Schmarotzerpflanzen gedeihen gut, solange der Baum sich üppig entwickelt, um den sie sich gerankt haben; und wenn diesem die Säfte knapp werden, so sind jene zuerst geschöpft. Wenn in solchen Zeiten ein Schwindelunternehmen entlarvt wird, so muss man darauf gefaßt sein, dass andere ihm folgen werden (und der Fall Terlinden hat dies zu auch schon gezeigt). Wer aber hierin das Wesen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Krisis in Deutschland sehen wollte, würde sich jedes Mittels zu ihrem Verständnis beranben.

II.

Versuche, eine gewerbliche Krisis an Vorgängen aus dem Bankleben zu illustrieren, gipfeln darin, an Schwankungen auf der Spitze der Pyramide Bewegungen abzuleiten, die sich in ihrem Innern vollziehen. Man kann aber zu jenem Zwecke auch den gegentheiligen Weg einschlagen. Man kann die breite Grundfläche betrachten, auf der schließlich die ganze Pyramide ruht, und an gewissen Veränderungen der breiten Grundfläche die Erschütterungen kennen lernen, denen der Bau ausgesetzt ist. Wenn die Bankwelt eine Stufe oberhalb der Industrieunternehmer darstellt, so ist die Arbeiterwelt unterhalb derselben. Mögen die Veränderungen, die im Leben des einzelnen Arbeiters vor sich gehen, für die Volkswirtschaft als Gesammtkörper noch so minimal sein, die Arbeiterschaft als Ganzes stellt eine so breite Fläche dar, dass, auf sie projiciert, alle Veränderungen leichter erkennbar dem Auge sich darstellen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, bin ich seit etwa vier bis fünf Jahren bestrebt, diese Veränderungen unter allgemein volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte zu beobachten und in der Halbmonatsschrift „Der Arbeitsmarkt" zu einer ordnungsmäßigen Berichterstattung zu gestalten. Diese Gestaltung stellt ein wissenschaftliches Problem dar, und ich würde kaum gewagt haben, mich auf die Ergebnisse einer immerhin noch so jungen, sich nur auf wenige Jahre erstreckenden Beobachtung zu berufen, wenn nicht inzwischen ein so ausgezeichneter Jahresbericht, wie Calwers „Handel und Wandel" in der Benützung der doch gesammelten Ziffern und Beobachtungen den Beweis ihrer Verwertbarkeit geliefert hätte.

Verfolgt man die Beobachtungen des „Arbeitsmarkt", so zeigt sich zunächst, was sich bei jeder guten Krankheitsgeschichte zeigen muss, dass die Keime schon im gesunden Körper lagen. Zu einer Zeit, als die gesammte Industriewelt noch des Frohlockens voll war, musste der „Arbeitsmarkt" schon aus mehreren Orten Arbeitslosigkeit melden, und zwar nicht etwa als Gegensatz, sondern geradezu als Folge der günstigen Geschäftslage. Die Kohlenbergwerke konnten in der Hochconjunctur nicht mehr allen Anforderungen gerecht werden, und das führte in manchen Industrien zu nothwendigen Betriebseinschränkungen; wo denen die Hochsein bestoßen wurden, machte sich daraus hervorgehenden Mangel an Coks, Roheisen und Holzbezug an den verschiedensten Stellen der Maschinen- und Metallindustrie geltend. Vom Standpunkte der Volkswirtschaft betrachtet, liegt hier ein organischer Fehler vor, ein Misverhältnis zwischen zwei Gliedern desselben Körpers, das ein regelrechtes Ineinandergreifen ihrer Functionen verhinderte.

Böse Zungen behaupteten damals, dass die Werke, wenigstens theilweise, absichtlich die Lieferungen unterstießen, um unter dem Vorwande der Unmöglichkeit einen Mangel an Rohstoffen und damit eine Theuerung herbeizuführen. Es kann völlig dahingestellt bleiben, inwieweit der Argwohn richtig ist. Denn dass später die Kohlen-, Coks- und andere Syndicate Betriebseinschränkungen vorgenommen haben, um die Preise in die Höhe zu bringen, steht fest. Es läuft im wesentlichen unter dem Gesichtspunkte, den wir hier verfolgen, auf dasselbe hinaus: dass nämlich ein Glied dem anderen den Dienst versagt. Ob aus Unfähigkeit oder aus Mangel an gutem Willen, in dem einen, wie in dem anderen Falle haben wir die organische Störung, die wir suchen, gefunden.

Um dieselbe Zeit (seit Anfang 1901) trat, zuerst in Gestalt der Angst vor einer Ueberfüllung durch die amerikanische Concurrenz, sodann auch ohne Rücksicht auf die Einzelgefahr, die Ueberproduction in fast allen Industrien der Metalle und Maschinen zutage und ward die Preise mit Macht. Eine Ueberproduction bedeutet ein Misverhältnis zwischen Production und Consumtion, oder wenn man will, zwischen Production und Bedarf in Lasten der ersteren. Eine Ueberfüllung des Marktes mit Waren, für die Abnehmer fehlen, kann entstehen und entsteht bestandig, ohne dass dem ein reinen Producenten der Vorwurf gemacht werden könnte, dass er falsch gerechnet habe, dies schon deswegen nicht, weil es einzuweilen an Verwaltungsstellen fehlt, um dieses für unser gesammtes Erwerbsleben grundlegende Verhältnis festzustellen. Mit einer Productionsstatistik hat man neuerdings in Deutschland begonnen; so anerkannt unvollkommen sie ist, sie bietet doch wenigstens einiges. Für eine Statistik des Consums und des Bedarfes, mit seinen Auf- und Abgängen sind die jetzt aber auch noch nicht die Anfangsmaßnahmen vorhanden. In der Bedarf demnach in seinem Angenblick des Wirtschaftslebens ein genau zu bestimmende Größe, so hat sie viel doch teil, dass die Production einigermaßen mit dem gehörigen

Digitized by Google

werden kann, wenn Bedarf und Aufnahmefähigkeit in demselben Maße gesteigert werden. Bei allen Massenartikeln hängt die Aufnahmefähigkeit im wesentlichen von einer gesteigerten Consumtionsfähigkeit der Arbeiter ab. Wenn daher bei hochgehender Conjunctur die Production steigt, so bleibt die Aussicht auf Verkaufsfichkeit nur dann bestehen, wenn die Consumfähigkeit der Arbeiterklasse, die durch die Lohnhöhe ausgedrückt wird, in demselben Maße Kreist. Für den Geschäftsmann mag es ein ärgerliches Zusammentreffen darstellen, daß so oft in Zeiten guter Conjunctur, gerade wenn sich irgend eine kleine Schwierigkeit zeigt, die Forderung nach Lohnerhöhungen hinzukommt. Für den Volkswirt sind beide Ereignisse nun eins. Sowohl jene Preisschwierigkeiten als die Lohnforderungen sind beide ein Symptom dafür, daß die Production weiter vorgeschritten ist, als die Consumtions- und Aufnahmefähigkeit ihr zu folgen imstande waren. Es gehört heutzutage ein gewisser Muth dazu, sich noch zu dem Glauben zu bekennen, daß die Nationalökonomie das längst zum alten Eisen geworfene Gesetz von der Harmonie aller berechtigten Interessen wieder aus der Rumpelkammer wird hervorholen müssen. Aber die Stikes auf dem Gipfelpunkte der Hochconjunctur, gerade in dem Augenblicke, wo das Abwärtsgleiten beginnt, sind ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß die Interessenmerklasse ein Interesse daran hat, das Lohnniveau der Arbeiter in demselben Maße wie die Production zu erhöhen, wenn auch diejenigen, die sich als die lauteren Bekämpfer des Unternehmerthums geberden, dieses Interesse entweder todtschweigen oder (was noch schlimmer ist) gar als schon befriedigt hinstellen wollen.

Auch hier fließen wir auf einen durchaus organischen Fehler, nämlich auf den Mangel an Einrichtungen, die mit der Production zugleich die Consumtionsfähigkeit heben oder aber jene von dieser abhängig machen.

Führen wir die Krisis auf diese Momente zurück, so erklärt es sich, daß sie auf dem Arbeitsmarkt besonders früh zu merken war. Im September 1899 zeigte sich bereits die merkwürdige Erscheinung, daß der Andrang an den Arbeitsnachweisen zunahm, obgleich er allzuhäufig in diesem Monat geringer zu werden pflegte. Wenngleich die Lage auch auf dem Arbeitsmarkt noch immer günstig war, so war dies doch ein zweifelloses Zeichen der abnehmenden Gunst. Im Winter 1899/1900 mußten die österreichischen und sächsischen Bergarbeiterstrikes jene Auffassung bestätigen. In der Berliner Metallindustrie herrschte damals bereits Arbeitslosigkeit. Der „Arbeitsmarkt" hatte in der ganzen Zeit auf dieses Symptom hingewiesen, während die Börsen bis zu den Cursstürzen vom 26. April und 6. Juni in einer, wie zeit eingestanden wird, ungerechtfertigten Aufwärtsbewegung verharrten. Aus den Berichten der öffentlichen Arbeitsnachweise im Deutschen Reiche, soweit sie an jene Berichterstattung angeschlossen sind, erhält man ein ziemlich deutliches Bild der wirklichen Lage und ihrer Entwickelung. Auf 100 ausgebotene offene Stellen kamen Arbeitsuchende:

	Jän.	Feb.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
1898	149	131	105	106	114	106	113	108	96	113	118	130
1899	131	111	103	95	95	99	98	107	92	109	109	124
1900	125	111	94	98	97	101	103	114	112	107	110	140
1901	165	146	122	114	115	116	117	109				

In diese Züge der wirtschaftlichen Entwickelung der letzten Jahre sind die Momente einzureihen, nach denen man gewöhnlich eine Krisis zu bemessen pflegt. So insbesondere die Erhöhung der Discontsätze. Es ist wahr, daß in dieser Zeit der Reichsbankdiscont um die Wende von 1899/1900 eine Höhe erreichte, wie seit dem Bestehen der Reichsbank noch nie dagewesen war. Aber es kann kaum etwas Thorichteres geben, als in der Geldknappheit oder Geldtheuerung die Ursache einer wirtschaftlichen Krisis zu finden. Sie ist nicht jemehl Ursache, sie Symptom der Krankheit, wenngleich ein wirkungsvolles. Wenn unter dem Einflusse beständiger Productionserweiterungen der Zinsfuß so hoch steigt, daß dadurch die Productionserweiterung aufhört, gewinnbringend zu sein, so ist dies eben ein Zeichen dafür, daß die Production jenen Stand erreicht hat, an dem das Maß von Aufnahmefähigkeit bereits überschritten ist. Die Discontsätze zeigen, daß dieser Punkt gegen Ende des Jahres 1899 nicht nur erreicht, sondern an der Hauptsache sogar schon erkannt war, ebenso wie anderseits, das schnelle Sinken und der jetzige Tiefstand des Anlage suchende Capital sozusagen vor Augen führt. Der Discontsatz der Reichsbank betrug am

1899	
1900	
1901	

Dasselbe gilt von den Cursen des Industriemarktes. Hier stand im Mittelpunkte der Krisis die Industrie der Metalle und Maschinen. Sie erlitt in den gesamten Industrieländern, als: in England, Belgien, Frankreich und Deutschland, die größten Verluste. Auf der anderen Seite die Textilindustrie, die Nahrungsmittelindustrie, die Papierindustrie, die Industrie der Steine und Erden, die Industrie der Verkehrsmittel, wurden bestimmte man im März d. J. das Roheisen-Syndicat wegen Herabsetzung der Preise. Es behauptete seinerseits durch das Cokessyndicat geeifelt zu sein, und dieses hat allerdings die Politik der consequenten Preissteigerung mit einer Unerbittlichkeit und mit einem Erfolge fortgesetzt, wie sie in unserem wirtschaftlichen Leben in diesem Maße noch nicht vorgekommen waren. Von 1894 bis 1900 ist der Cokespreis ziemlich genau verdoppelt worden. Einzig und allein der Halbzugverband hat die kaufmännische Einsicht gehabt, daß es besser gehandelt ist, die Kunden zu schonen, als sie zu schröpfen. Innerhalb der Maschinenindustrie hatte ein schnell und mächtig emporgekommener Erwerbszweig besonders schwer zu ringen: die Elektricität. Sie ist im wesentlichen erst ein Kind des letzten Jahrzehnts und wurde unter dem Einflusse der wirtschaftlich günstigen Jahre vor eine solche Fülle plötzlicher Aufgaben gestellt, wie sie eine junge Industrie wohl noch nie zu bewältigen hatte. Der Zusammenbruch der Elektricitäts-Gesellschaft Kummer im Verein mit der Dresdener Creditanstalt ist dafür, wiewohl er im Auslande weniger von sich reden gemacht hat als jene großen Bankbrüche, dennoch weit mehr für die gegenwärtige Krisis bezeichnend. Auch daß eine so angesehene Elektricitäts-Gesellschaft, wie „Helios" in Cöln, mit einem Manne an der Spitze, der Techniker und Verwaltungsmann in einer Person und in beiden gleich sehr anerkannt war, in Schwierigkeiten geraten konnte, muß als durchaus charakteristisch für diesen Industriezweig bezeichnet werden, wenngleich die Gesellschaft durch Abstoßung oder Hinausschiebung mancher Unternehmungen sich zu halten mit Erfolg bestrebt war. Auch dabei ihr Nürnberger Seitenstück, die Elektricitäts-Actiengesellschaft Schuckert, in diesem Jahre keine Dividende gibt, aber doch den Versuch machte, Tantièmen zu vertheilen, gehört in dieses Capitel. Rehnlich geht es mit anderen schnell aufkommenden Erwerbszweigen, wie denn die Fahrradindustrie von vornherein so zu betrachten war. Auch die Kleinbahngesellschaften haben sich wiederholt übernommen (eine Kleinbahn, die bekannte zu den Festspielen von Oberammergau, war es übrigens, die auch der Elektricitäts-Gesellschaft Kummer den letzten Stoß gab). Die Abwärtsbewegung der Curse zeigt uns, daß große Bergwerksgesellschaften, die ihre Rohmaterialien zum größten Theil selbst beschaffen, oder gar, wie die Harpener, zu den Hauptgrößen des Cokessyndicats gehören, von dem Niedergang mit betroffen werden, wenngleich nicht in demselben Maße. Im folgenden seien zwei Bergwerks- und zwei Elektricitäts-Gesellschaften nebeneinander gestellt. An der Berliner Börse notierten am letzten

	1898	1899				1900			1901
	Dec.	Dec.	März	Juni	Sept.	Dec.	März	Juni	Juli	12. Aug.
Harpener	178	60	202	20	218	80	198	25	173	10	168	10	181	25	170	25	149	80	152	25
Laura	217	90	253	50	282	25	237	25	190	—	191	20	211	90	197	50	178	75	180	90
Allg. Elektric.-Gesellschaft	284	25	305	30	254	60	216	50	241	00	190	75	198	90	192	80	174	00	174	25
Schuckert	310	00	327	40	332	00	296	25	253	00	167	75	174	25	133	70	92	25	100	10

Hierzu kommen nun noch die Wirkungen jener Gruppe von Bankbrüchen, denen wir eine, wenn auch nur begrenzte, so doch symptomatische Bedeutung zuerkannten. Die Zusammenbrüche von Hypothekenbanken und die amtliche Darlegung der Mißbräuche entzogen der Bauthätigkeit die Gelder. Der Rückgang der Bauthätigkeit wirkte auf Eisen- und Cementfabriken, auf Ziegeleien und Kalkbrennereien zurück, ebenso wie anderseits mit dem Rückgang der Industrie im allgemeinen die Neuerrichtung von Fabriksgebäuden abnahm. Im Baugeschäft geht der Rückgang und die Entmuthigung so weit, daß jetzt die Production sogar hinter dem Bedarf zurückbleibt: das Bedürfnis nach kleinen Wohnungen bleibt ungedeckt.

III.

Unser Gesammtergebnis geht dahin, daß wir es in der gegenwärtigen Krisis nicht mit einzelnen großen Ereignissen als Ursachen zu thun haben, sondern mit einer Abwärtsbewegung, wie sie bei den heutigen Zuständen der Volkswirtschaft und ihrer Organisation als nothwendige Folge jedes Aufwärtssteigens anzusehen ist. Daraus folgt einerseits, daß man sich nicht etwa der Täuschung hingeben darf, mit der Verwindung der Schmerzen die Krisis hinter sich zu haben. Es folgt aber anderseits ebenfalls daraus, daß bis jetzt kein Grund besteht, um etwa einen allgemeinen Zusammenbruch zu prophezeien, wie er nach einer Aufwärtsbewegung, die rein schwindelhaft gewesen wäre, allerdings erwartet werden müßte. Die Lage der deutschen Industrie ist ernst, aber nicht verzweifelt. In der Hochlage der Jahre 1899 ff. ist eine Schwindelhaftigkeit dadurch, daß sie dazu neigt, [illegible] zu sein. Zur Zeit der [illegible] war es richtig, in Hinsicht zu erkennen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Jetzt aber, wo die Preisbewegungen sich erfüllt haben, ist es [illegible] zu sorgen, daß sie

das gegentheilige Extrem eintritt. Diejenigen, die sich in Schwarzmalerei gefallen, können es in solchen Zeiten erleben, daß böse Prophezeiungen wahr werden, bloß dadurch, daß man sie beständig an die Wand malt. Bis jetzt ist noch nicht einmal gesagt, daß wir überhaupt einer Krisis entgegen gehen. Denn wie die Mediciner unterscheiden, ob die Krankheit mit Krisis oder Lysis endet, so ist es auch nicht nothwendig, daß die Schmerzen und Zerrungen, die mit dem Aufhören einer günstigen Conjunctur verbunden sind, durchaus nur durch das Medium heftiger Ausbrüche zum Abtoben gebracht zur Gesundung führen müssen, es kann auch hier im Wege langsamen Abwärtsgleitens der Punkt erreicht werden, wo dann wieder eine Aufwärtsbewegung beginnt.

Charlottenburg-Berlin. **Dr. Zuckow.**

Zur Insufficienz der Wiener Krankenanstalten.

Das Wiener Spitalswesen krankt an dem chronischen Uebel, das in der inneren Medizin den Namen „Insufficienz nach Ueberanstrengung" führt. Die Symptome dieser Erkrankung, die unter allen Organen den Herzmuskel am häufigsten befällt, treten ein, wenn ein Organ dauernd zur Leistung einer übernormal großen Arbeit gezwungen ist; wenn die Reservekräfte, die dem Organe zur Verfügung stehen, versagen, kommt es zu Störungen, die zur schweren Schädigung des ganzen Organismus führen müssen, und die nur durch eine rationelle Behandlungsart, welche auf Kräftigung des erkrankten Organes und möglichste Entlastung desselben hinarbeitet, verhindert oder behoben werden können.

Die Symptome der Wiener Spitalsinsufficienz werden oft genug in der Oeffentlichkeit unter dem Schlagworte der Wiener Spitalsmisere beklagt; die Behandlung aber, die das erkrankte Organ bisher erfahren hat, muß direct als irrationell bezeichnet werden, da sie kaum eine symptomatische, viel weniger eine causale genannt werden kann. Die Insufficienz des Wiener Spitalswesens findet ihre Begründung vor allem in der principiellen Mangelhaftigkeit der öffentlichen Sanitätsgesetzgebung. Während der Grundsatz, daß die Krankenfürsorge nicht Sache des Staates, sondern Aufgabe der Landes- und Stadtverwaltungskörper ist, auch in Deutschland gilt, scheint bei uns gesetzlich weder Stadt, noch Land zur Fürsorge für die in ihrem Wirkungskreise Erkrankten verpflichtet, auch gegenwärtig muß nur für den Fall von Epidemien von der Gemeinde für eine hinreichende Menge von Nothspitälern Vorsorge getroffen sein.

Werfen wir auf die Anfänge der Misère einen Rückblick.*)

Kaiser Josef II., der Gründer des Krankenhausfonds, hatte wohl erkannt, daß die Centralisierung der öffentlichen Krankenpflege ein Gebot der Humanität sei und — saluti et solatio aegrorum

das große allgemeine Krankenhaus errichtet; aber sowohl dieser hochherzige Monarch, als dessen Nachfolger haben es unterlassen, dem Fonds die zur Erledigung seiner großen Pflichten nothwendigen Geldmittel in hinreichender Fülle zuzuwenden, während anderseits der Umstand, daß ein k. k. Fonds mit der Aufgabe der Krankenpflege in Wien betraut war, alle öffentlichen Corporationen factisch dieser Verpflichtung enthob.

Die regelmäßigen Einnahmen des Krankenhausfonds setzten sich in den ersten Jahren seines Bestandes zusammen: 1. aus den Erträgnissen der sogenannten Bilioite-Hoffmann'schen Stiftung im Betrage von circa 700.000 fl., mit deren Uebernahme dem Krankenhausfonds die weittragende Verpflichtung zugefallen war, nicht bloß bedürftigerige Kranke zu verpflegen, sondern auch die ambulatorische Krankenpflege der Armen durchzuführen; 2. dem jährlichen Beitrage des Bürgerspitalsfonds für die dem Bürgerspitale abgenommenen Verbindlichkeiten, endlich 3. den Verpflegsgebühren der Zahlungsfähigen.

Schon wenige Jahre nach der Gründung mußten die Anzeichen der Unzulänglichkeit des Krankenhausfonds in Erscheinung treten, da der Fonds infolge der Uebernahme des Bilioite-Hoffmann'schen Stiftungsbriefes „aus dem Titel einer keineswegs für ausbmlante Krankenpflege allein bestimmten Stiftung jährlich für die Krankenpflege außerhalb seiner Spitäler Zahlungen leistete, die dem Erträgnisse eines Capitals von nahezu einer halben Million gleichkamen", insofern als aus den Fonds-Capitalien nicht bloß die Bezüge der Bezirksarmenärzte und Armenärzte, sondern auch die Kosten der den Armen verschriebenen Medicamente zu zwei Drittel gelegt wurden.

Man begann alsbald mit der symptomatischen Therapie anzuwenden dem Fonds anfangs einen Zuschlag für alles nach Wien gebrachte Brennholz zu, an dessen Stelle später ein Verzehrungssteuerzuschlag trat; eine weitere Einnahmsquelle wurde dadurch gewonnen, daß dem Fonds seit 1803 von allen innerhalb von Wien sich ergebenden Verlassenschaften eine Einhebungsgebühr zufiel.

Doch auch diese neuen, nicht unerheblichen Einnahmen mußten bei der ganz systemlosen Gebarung und Buchführung sich als vollkommen unzureichend erweisen: es wurde nämlich die längste Zeit nur der durch die laufenden Einnahmen nicht gedeckte Rest der Ausgaben als Maßstab genommen, um die Höhe der Verpflegskosten der zahlungsfähigen Wiener nach der III. Classe zu berechnen.

Erst seit 1860 wurde auch für die zahlungsunfähigen Wiener, die bisher umsonst verpflegt worden waren, eine Verpflegstaxe eingehoben, die schon nach drei Jahren eine ziemlich beträchtliche Erhöhung erfuhr, ein Zeichen, daß das chronische Uebel, an dem der Krankenhausfonds leidet: finanzielle Insufficienz, sich wieder bemerkbar machte. Die damals getroffene Verfügung, der Fonds möge die Interessen seiner Werthpapiere, die Zinsen für vermietete Localitäten u. s. w., sowie die Einnahmen aus der Verlassenschaftsabgabe zur Tilgung der Passiven und zur Anlage eines Reservefonds verwenden, konnte auch fernerhin nicht zur Durchführung gelangen.

Im Gegentheil. Der Krankenhausfonds, der kaum ausreichte, die Kosten der schon bestehenden Spitalseinrichtungen zu decken und für die Kostenhöhe der ambulanten Krankenpflege aufzukommen, wurde bei der Errichtung neuer Spitäler in ganz ungebührlicher Weise in Anspruch genommen. Die Errichtung jedes neuen Spitales in Wien bedeutete eine neue Schwächung des Krankenhausfonds, der nur durch Verpfändung seiner Werthpapiere und Aufnahme von Darlehen bei anderen Fonds — mit Aufgebot aller ihm zur Verfügung stehenden Reservekräfte — weiter zu functionieren vermochte.

So zwang die Errichtung des Wiedener Spitales den Fonds zur Aufnahme eines Darlehens von einer halben Million beim Hospitalfonds; auch um die Erbauung des zum ewigen Gedächtnisse an den weiland Kronprinzen Rudolf gestifteten Krankenhauses „Rudolfsstiftung" zu ermöglichen, wurden nacheinander der Hospitalfonds, der Stadterweiterungsfonds und unter der Verwaltung des Reichs-Kriegsministeriums stehende Stellvertreterfonds herangezogen, bis man auf das altbewährte Staatshausmittel verfiel, durch Contrahierung eines Lotterieanlehens die nöthigen Gelder zu beschaffen. Das System, die Fonds im Bedarfsfalle für einander einspringen zu lassen, mußte oder konnte sich vor allem an dem Krankenhausfonds bitter rächen, denn es wäre zumindest begreiflich, wenn in Zeiten, wo das Reichs-Kriegsministerium in Nöthen war, und solche gab es in den Sechzigerjahren, als Revanche, für militärische Zwecke die Capitalien des Krankenhausfonds verwendet worden wären.

Abgesehen von diesem etwas dunklen Punkte in der Fondsgeschichte bedeutete die Errichtung der „Rudolfsstiftung" für den Fonds, dem gegen Uebernahme des Spitales und zweier dem Hospitalfonds gehöriger Güter die Pflicht erwuchs, das Rudolf-Lotterieanlehen zu tilgen, die Aufbürdung einer neuen schweren Last, da er eine jährliche Rate von 90.000 fl. bis zum Jahre 1914 zu tilgen hat.

Berücksichtigt man, daß von Jahr zu Jahr die Schulden des Krankenhausfonds anwuchsen, die Einnahmen aber keineswegs in gleichem Tempo anstiegen, da ja bis in die jüngste Zeit der Krankenhausfonds unter dem Titel Krankenverpflegung jährlich schwere Verluste erleidet, so werden die auf dem Gebiete der öffentlichen Krankenpflege Wiens bestehenden „Incompensationsstörungen sich leicht begreifen lassen; das Jahrbuch des Wiener Allgemeinen Krankenfonds 1892 gibt kurz und bündig „die zu verhängnißvollem Stillstande führende Spannkraft auf anderen Gebietern" zu.

Die Thatsache, daß gelegentlich der Schaffung von Groß-Wien die Vorortespitäler sammt ihren Schulden dem Krankenhausfonds zur Verwaltung überwiesen wurden, führte zu dem Uebereinkommen vom 1. December 1891. Es wurde die einheitliche Verpflegsgebühr per Kopf und Tag — 1 fl. eingeführt, wobei sich allerdings der niederösterreichische Landesfonds für die jährliche Mehrbelastung eine Vergütung von 40.000 fl. jährlich ausbedang, die Einhebung der Verlassenschaftsabgabe im ganzen erweiterten Stadtgebiete verfügt, während der Verzehrungssteuerzuschlag nunmehr entfiel, ein Tausch, bei dem der Fonds auf seine Rechnung kam.

Die früher so fehlerhafte ökonomische Gebarung wurde reformiert — auf dem Papiere. Denn auch weiterhin konnte die Fondsverwaltung nicht daran denken — wie es beabsichtigt war — die Einnahmen aus der Verlassenschaftsabgabe zur Tilgung der Schulden, zur Herstellung, Einrichtung und Erhaltung der Spitäler, sowie zur Stärkung des Reservefonds zu verwenden, da der großen Kosten der Ambulanzen, die Remunerationen der bis 1891 bereits für angestellten Armenärzte, sowie die Kosten für die von ihnen verschriebenen Medicamente in den Erträgnissen der Bilioite-Hoffmann'schen Stiftung eine ganz unzureichende Bedeckung fanden und finden; auch den Auslagen für die Krankenverpflegung gegenüber ist die Summe der einlaufenden Verpflegsgebühren sammt dem Beitrage des Unterrichts-Etats für die Benützung der Spitalslocalitäten seitens der Kliniken, sowie für die durch dieselben entwachsenden Mehrkosten der Krankenverrechnung nicht kostendeckend.

Die complicierte Rechnungsführung hilft darüber nicht hinweg, daß der Krankenhausfonds gegenwärtig in allen interessierten Kreisen als bankerott gilt — die Errichtung des auf der Höhe modernen Krankenhauswesens stehenden Kaiser Franz Josefs-Spitales, mit dem Nothstandsgesetze von mehr als einer Million, soll die Cassen des Krankenhausfonds vollends ausgeleert haben, zumal ein großer Theil des Geldes nun auf Cumpf zu haben war.

*) Siehe Jahrbuch des Wiener Allgemeinen Krankenfonds 1892.

Digitized by Google

Wir glauben, durch Wiedergabe der complicierten Anamnese des schwer leidenden Wiener Krankenhausfonds die Begründung für seine gegenwärtige Insufficienz geliefert zu haben. Der krankhafte Zustand des Wiener Spitalswesens äußert sich in folgenden Hauptsymptomen: 1. Chronischer, manchmal acut ausbrechender Bettenmangel; 2. Fehlen von geeigneten Vorkehrungen zur wirksamen Bekämpfung der gefährlichsten Volkskrankheiten, der Tuberculose und Syphilis; 3. auf allen möglichen Gebieten auftretende, dem Zwecke der salubri et solatio aegrorum errichteten Heilanstalten oft zuwiderlaufende, knickrige Sparjamkeit.

Was das erste Symptom anlangt, hat in der Sitzung des niederösterreichischen Landtages vom 9. Juli d. J. der Abgeordnete v. Lindheim darauf hingewiesen, daß in Wien auf 10.000 Einwohner nur 36 Krankenhausbetten kommen, während auf dieselbe Einwohnerzahl in London 57, in Paris 91, in Petersburg 98 Betten entfallen, derselbe Abgeordnete hat verlangt, daß die Zahl der Betten um mindestens 1500 vermehrt werde.

Mit Rücksicht auf das besonders ominöse zweite Symptom glauben wir allerdings nicht, daß selbst die Errichtung eines Spitales mit 1500 Betten gegenüber der Wiener Spitalsmisère die geeignete und gebotene therapeutische Maßregel wäre; wir meinen vielmehr, daß wer allem eine Wenden der Sanitätsgesetzgebung in dem Sinne nothwendig ist, daß Stadt und Land zur Bekämpfung nicht bloß der in Form von Epidemien auftretenden acuten Infectionskrankheiten, sondern der viel gefährlicheren chronischen Infectionskrankheiten, insbesondere der Tuberculose und der Syphilis, verpflichtet werden.

Was namentlich auf dem Gebiete der Antituberculosenbewegung bei uns bisher geleistet wurde, hat ebensowenig Wert, wie wenn man auf eine große, eiternde Wundfläche ein Schönheitspflästerchen picken würde.

Die von der Statistik constatierte hohe Tuberculosemortalität in Oesterreich — es sterben jährlich 140.000 Menschen an Tuberculose, und unter 1000 Sterbefällen sind bei uns 450 (in Deutschland 220!) der Tuberculose zuzurechnen (s. Rede des Abg. v. Lindheim) — ist die entsetzliche Folge der hierorts üblichen, lagen und fahrlässigen Stellungnahme zur Frage der Bekämpfung der Tuberculose. Die Entfernung der Tuberculosen aus den allgemeinen Spitälern, in denen sie nur neue Infectionen hervorrufen, während sie selbst nur rascher und sicherer als ohne Spitalsaufenthalt dem Tode verfallen, sowie die in Zukunft zu erstrebende individualistische Behandlung der Phthisiker in geeigneten kleineren Anstalten würden mit einemmale dem Platzmangel innerhalb der großen Spitäler auf rationelle Weise ein Ende bereiten und dabei die Tuberculosemortalität und -Morbidität wesentlich vermindern.

Auch die wirksame Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten scheitert an dem unseligen Platzmangel innerhalb der Wiener Spitäler. Dies soll nicht länger geduldet werden. Dem öffentlichen Scandal, daß man in Wien, in der Stadt, wo der Schöpfer der modernen Dermatologie, Hebra, lehrte, nicht in der Lage ist, allen Geschlechtskranken den Spitalsaufenthalt bis zur zweifellosen Heilung zu gewähren, muß sobald als möglich ein Ende bereitet werden. Mit Recht forderte daher der Führer der österreichischen Socialdemokratie, daß in Wien ein großes Syphilispital errichtet werde. Während man aber die ambulante Behandlung von Syphilitikern soweit als möglich einschränken sollte, hielt sich über diese wichtige Angelegenheit der Bürgermeister von Wien mit dem billigen Witz hinweg, man möge diese . . . . in die Wüste schicken. Die möglichst energische Bekämpfung der Volkskrankheiten Tuberculose und Syphilis ist von so ungeheurer Wichtigkeit, daß es Wunder nimmt, weshalb sie nicht von allen Parteien in gleicher Weise gefordert wird. Wir haben allerdings in Oesterreich gegenwärtig nur Begeisterung für Wetterkunststücke und -wege zur Verjüngung; aber eine rührige Agitation in Wort und Schrift sollte das Volk dahin aufklären, daß eine politische Partei, die sich über eine der wichtigsten Fragen des allgemeinen Volkswohles in schwacher Weise hinwegsetzt, vom politischen Schauplatze zu verschwinden habe.

Wunde mit den vorgeschlagenen Maßnahmen zur rationellen Bekämpfung der Volkskrankheiten alsogleich und unabhängig von dem Plane der Errichtung eines neuen großen klinischen Spitales begonnen werden, so könnten die Wiener Spitäler bald in ausgiebiger Weise entlastet sein.

Parallel damit wäre die finanzielle Stärkung des Krankenhausfonds das Ziel finanztherapeutischer Maßnahmen.

Der Erhöhung der Verlegsgebühren, einer höchst unpopulären Maßregel, konnten wir nicht das Wort reden.

Dagegen ließe sich der niederösterreichische Landesfonds wohl dazu bewegen, auf die jährlich ihm zu zahlenden fl. 400.000 zu verzichten; auch der Stadtverwaltung Wien dürfte es nicht schwer fallen, die Bezahlung der Armenärzte und der von ihnen verschriebenen Medicamente in ganzer eigene Regie zu übernehmen; endlich müßten die Schulden, die den Fonds infolge der Inanspruchnahme seiner Haftung der öffentlichen Corporationen erwuchs bei der Gründung von Spitälern, als bei denen Interessenzung empfohlen, ein wesentlichen unter Zuziehung des Landes, Bundesbeitrages und der Stadt Wien übernommen werden. Insbesondere kann es nicht als Erfrung des Angedenkens unseres weiland Kronprinzen Rudolf angesehen werden, daß man dem Krankenhausfonds, der mit Mühe seinen dürftigen Aufgaben nachkommt, die Lasten für die Errichtung eines Spitales zumutet, das dem Namen eines Prinzen trägt.

Vielleicht würden diese Maßnahmen im Verein mit der Errichtung neuer Spitäler seitens der Gemeinde genügen, um endlich daran zu gehen — ohne Sparsamkeit — die Hygiene und Krankenpflege in den Spitälern auf das wünschenswerte höhere Niveau zu bringen.

Denn es soll nicht verschwiegen werden, daß das gegenwärtige Sparsystem die Abtheilungsvorstände geradezu zwingt, mit der Diät zu knausern, daß innerhalb der Spitäler fast alle hygienischen und prophylaktischen Maßregeln zur Bekämpfung der Tuberculose infolge Geldmangels unterbleiben, daß auf manchen Abtheilungen die Einrichtungen fehlen, um innerhalb des Krankenzimmers den Patienten ein Bad zu geben u. s. w.; es muß auch darauf hingewiesen werden, daß die Bezahlung der an den Spitälern wirkenden Aerzte und Beamten eine meist unzulängliche ist.

Der vor allem innerhalb der Spitäler auszurichtende Kampf gegen die Volkskrankheiten und gegen Erkrankungen überhaupt erfordert, wie jeder andere Krieg: Geld, Geld und wieder Geld.

Solange aber der Krankenhausfonds sich in so beholtenen und tristem Zustande befindet wie jetzt, solange z. B. die Erhöhung des Budgets um circa fl. 70.000, die die Regulierung der Bezüge der Subalternärzte erfordern soll, einfach, trotz officiell zugestandener Wichtigkeit, aufgeschoben wird, weil diese Bagatelle nicht aufzubringen ist, solange ist es Pflicht aller hierzu Berufenen, den maßgebenden Factoren ein Caveant consules ne quid detrimenti capiat eas publica zuzurufen.

Medicus.

Die alten Jungfern.

Ein offener Brief an Frau Neera.

Verehrte Frau! Als ich das so verpönte Wort „Alte Jungfern“ über einem Artikel von Ihrer Hand las,*) dachte ich mir, daß nun einmal endlich auch in Europa — wie bei uns in Amerika schon längst — diesen verkannten Geschöpfen Gerechtigkeit widerfahren würde. Leider wurde ich darin getäuscht. Sie stehen diesen unglückseligen Menschenkindern nicht bei, deuten ihnen nicht den Weg, den sie einschlagen sollen, sondern drücken ihnen Ihre Sympathie, Ihr Bedauern aus und machen ihnen fast sogar zum Vorwurf, was doch die meisten nicht ändern können — die Ehelosigkeit, die Unmöglichkeit, den höchsten Beruf der Frau erfüllen zu können. Wichtiger scheint mir aber eine andere Seite der Betrachtung: was soll aus den hunderten und tausenden von Mädchen werden, die sich nicht verheiratet haben, weil sie kein Mann gefragt hat, oder weil „der Rechte“ nicht kam?

Vielleicht werden Sie mir antworten, daß es besser wäre, nicht auf den „Rechten“ zu warten, damit man nicht die Gefahr läuft, eine „alte Jungfer“ zu werden, damit man den Endzweck des Weibes erfüllt, Gattin und Mutter zu werden. Soll aber ein Mädchen eine liebvolle Ehe eingehen, nur um ihren „höchsten Beruf“ zu erfüllen? Ist sie dadurch geheiligter, als wenn sie zwar einsam durchs Leben geht, jedoch dieses Schreckliche, die Hingabe an den unglieblichen Mann, nicht erdulden muß? Würden Sie es verlangen, daß ein alterndes Mädchen eine „Vernunftehe“ eingeht, um verjorgt zu sein und um den höchsten Beruf zu erfüllen?

Und wie, wenn ein Mädchen sich nicht verheiraten kann, weil man sie überhaupt nicht gefragt hat? Sollen diese Frauen sich damit abfinden, daß ihnen nun gar kein Glück anderer Art erblühen könne? Sollen sie als „gute Tante“ oder „ältere Schwester“ Aschenbrodeldienste verrichten, oder als wertlose, unnütze und überflüssige Familienmitglieder behandelt werden, die schließlich sich selbst und anderen nur im Wege stehen? Muß denn aus einem unverheirateten Mädchen ein solch verachtetes Geschöpf werden? Ist dieses Problem der unverheirateten oder alleinstehenden Frau noch in keinem Staat Europas gelöst?

Sehen Sie, verehrte Frau, hier, in meinem Lande, gibt es keine alten Jungfern mehr in dem veralteten, für uns veralteten Sinn des Ausdruckes. Wir haben unzählige unverheiratete Mädchen in Amerika, die nicht ledig bleiben, weil sie es vorgezogen, sondern weil man sie nicht gefragt, oder weil der Rechte nicht kam. Denn absichtlich, um emancipiert zu sein, um am öffentlichen Kampf des Daseins theilzunehmen, bleiben die wenigsten Frauen ledig. Die meisten nehmen erst diese öffentlichen Kämpfe auf, nachdem sie die Hoffnung, sich zu verheiraten, aufgegeben haben. Fern sei es mir, die ich selbst mein Glück, das eheliche Glück und den Beruf der Frau als Mutter glaube, die emancipierte Frau als Ideal zu verkünden. Es handelt sich aber darum, was eigentlich „emancipiert“ heißt, und dieses Wort hat auch wohl in unserem Lande eine andere Bedeutung als in Europa, eine Bedeutung, die nicht mehr Ihr

Mitleid herausfordern wird. Unsere Mädchen glauben nicht, dass es nöthig ist, sich die Haare kurz zu schneiden, Männerkragen und -Röcke zu tragen und über Freiheit und Gleichheit zu predigen, um, was wir die higher education of women nennen, zu geniessen. Unsere Art Emancipation beeinträchtigt die Lebensfreude und den Lebensgenuss der jungen Mädchen, die den höheren Unterricht empfangen, keineswegs. Jubelnd und jauchzend verbringt das „College-Girl" die Zeit vom 18. bis zum 22. und 23. Lebensjahr. In ihrer Universität ist sie glücklich; sie lernt die schwierigsten Dinge, bildet sich zum Arzt, zum Advocaten, zur Krankenpflegerin oder gar zum Politiker aus; dabei übt sie sich körperlich wie geistig und gedeiht prächtig. Sie kleidet sich nach der neuesten Mode, ist hübsch, liebenswürdig und weltgewandt und hat gar nichts vom Blaustrumpf an sich. Nun kommt sie nach Hause und geht in die Gesellschaft — kommt frisch an Körper und Geist in die Welt, in der viele ihrer Genossinnen schon anfangen zu verblühen, oder sich für blasiert oder gar passée halten. Sie nennt sich mit dreißig Jahren noch nicht alt — ist es auch nicht, weder an Geist, Herz, Gemüth noch Gestalt, und wenn dann ihr Leben sich weiter hinzieht, ohne dass sie sich verheiratet, so hat sie inneren Ersatz in sich, eine Fülle des Wissens — einen Beruf. Dann ist sie nicht die gebeugte, trauernde, eingeschrumpfte „alte Jungfer", sondern ein Weib, dem jeder Verehrung zollen muss, eine Frau, die ihre ganze Weiblichkeit bewahrt hat, die eine mütterliche Freundin sein kann, eine Stütze der Armen, eine treue Pflegerin der Unterdrückten und Verstoßenen.

Es gibt tausende solcher Frauen hier. In dem einen Staate Massachusetts allein gibt es 70.000 bis 80.000 mehr Frauen als Männer. Was müssen aus diesen werden? Soll die alleinstehende Frau etwa in Sack und Asche ihr Leben vertrauern, oder sich der Gesellschaft unmöglich oder widermärtig machen? Und warum sollen diese Frauen nicht in das öffentliche Leben treten? Warum sollen sie sich nicht mit der Verbesserung des Schulwesens befassen, Antheil an politischen und staatswissenschaftlichen Dingen nehmen, Wohlthätigkeitsvereinen aller Arten vorstehen und jeden Beruf ergreifen, zu dem sie sich fähig fühlen?

Natürlich wird es immer Frauen geben, die ihre Weiblichkeit verleugnen, die überspannten, bizarren Ideen nachgehen, die glauben, dass sie schreien müssen, um gehört zu werden. Doch es gibt ja auch überspannte Männer, warum beurtheilt man diese milder? Also, Frau und Mutter, wenn man Frau und Mutter im edelsten, höchsten Sinne sein kann, und das ist man immer, wenn man liebt; aber wenn nicht Frau und Mutter, so doch ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft — das sollen unsere Mädchen sein. Wollen sie nicht, verehrte Frau, im Verein so vieler edler Genossinnen in dem culturellen Europa den „alten Jungfern", die Sie heute bloß bedauern, den Weg zum Glück weisen?

New-York. Harriet S. Voss.

Barockmalerei in Prag.

Der alte Woltmann, der Verfasser des Holbeinbuches, hat einmal Prag mit Rom verglichen. Die Fülle von Denkmälern der Kunst, die Reste stolzer Vergangenheit schienen ihm so überwältigend, dass er dies große Bild nicht scheute. Vielleicht scheint es doch gewagt. Die Vorstellung der ewigen Stadt ist zu ungeheuer. Jedes Erinnerung an Italien drängt sich wirklich unwillkürlich auf. Hier wie dort ragt die alte Zeit schweigend, aber lebendig in das Geräusch unserer hastigen Tage. Wie auf italischem Boden bei jedem Schritt tieriß du die Mauern, die von den Schatten der großen Thaten umwirrt scheinen. Die Wege der Geschichte haben auch den alten Platz, den das Leben ihnen einst geschnitten. Du bist nicht nur auf das Mumiendasein in den Museen verwiesen. Thürme und Brücken, die Paläste, Klöster und Kathedralen bewahren noch ihren alten Schmuck. Viele Tage genügen nicht, alles zu schauen. Wo nicht Rom möchte man wenigstens Florenz sich zurückrufen. Es liegt der gleiche Ernst über beiden. Und träumerisch an klaren Abenden, über den Fluss hinaus zum Laurenziusberge und den herrischen Linien des Hradschin blickend, lässt du dich verleiten, an Viale bei Cellà, an Piazza Michel-Angelo, den heiligen Hügel von San Miniato zu denken. Die dort kaum fühlbar gegliederten abschüssigen Wegen lange hinabsteigen zwischen weißen Mauern, hinter denen über weite grüne Gärten feine Kuppeln winken. Die blutigen Kämpfe der Parteien haben beide Chroniken zu verzeichnen. Für Savonarola hat Prag seinen Huß. Sicherlich darf eher hier als an der Elbe der Name von Florenz genannt werden. Freilich jenes entsaltet die Blüte seines Wesens der Welt des Quattrocento. Prags Schönheit ist barock. Es ist ein wenig das deutsche Florenz des siebzehnten Jahrhunderts.

Ueberall sind die Erinnerungen der Stadt. Unter den Fliederbäumen des Judenkirchhofes, wo zahllose Tafeln und verwitterte Sarkophage wie die versteinerten Klagen des Jeremias dicht anstarren, ruhig da auf Boden, der vielleicht zwölfhundert Jahre seinen Todten dient.

An mittelalterliche Kunstblüte erinnert der romanische Bau von St. Georg auf dem Hradschin oder das Byzantinische Evangeliarium mit seiner fränkischen Handmalerei. Im St. Veitsdom hat Prag seinen Antheil an der Gothik, den Meister Theodorich in der Malerei vertritt. Es sind die Fresken im Emmauskloster aus der Zeit der Luxemburger. Aber wer es unternähme, die Elemente zu schildern, die, heute noch, den Charakter der Stadt bilden, würde unaufhaltsam in die Epoche des großen Krieges gedrängt. Prag, für zwei Jahrhunderte die Quelle der Leiden, in welche die Kämpfe um die Glaubenstreiheit ganz Mitteleuropa gestürzt, erfährt am Ende als die Hochburg des siegreichen Katholicismus. Mit dem Friedensschluss von Osnabrück stellt es sich dar als ein Fort der Jesuiten. Und das nun folgende Centennarium, das seinen Abschluss mit den Kriegen Friedrichs II. findet, ist noch einmal, wie zur Entschädigung für langes Dulden, eine Zeit der schönsten Blüte.

Josef Neuwirth, in seiner Publication über Prag,*) hat es sich entgehen lassen, auf diese Periode seine Schilderung zuzuspitzen. Die Abbildungen sprechen deutlich genug, in welcher Entwicklung sich die Reihe vollzieht.

Adel und Kirche sind die beiden Mächte, die jetzt den Charakter der Kunst bestimmen.

Die Hocharistokratie, deren Unbotmäßigkeit der Krieg gebrochen, ist durch ihre Unterwerfung unter das Kaiserhaus nur von neuem gestärkt, hat sich zu einem fürstlengleichen Dasein über Bürgerschaft und Landsländen erhoben. Fürstliche Repräsentation zeigt der Welt die Stufe der Macht, die sie erklommen. Glänzende Bauten führen sie auf. Große Einfahrten, Balkone von wuchtigen Atlanten getragen, wirkungsvolle Durchblicke durch Vestibule und Hof, Treppenhäuser von riesigen Dimensionen: so stehen noch heute die Hotels der Waldstein, Nostitz, Rohan, Morzin, Czernin, Lobkowitz als pompöse Zeugen jenes stolzen Herrendaseins.

In der kirchlichen Baukunst wetteifern die neu erstarkenden Orden, Kreuzherren, Prämonstratenser, vor allen die Jesuiten mit ihren üppigen Gotteshäusern, Stiften und Schulen, den Sieg der Hierarchie aller Welt zu verkünden. Eine extatische Begeisterung, eine überirdische Schwärmerei, ein jubelnder Siegesdrang sind diese neuen Baukünstler des Barocks. Derselbe musikalische Rhythmus, der in den kühnen Kuppeln, den mit Pilastern und Säulen geschmückten Façaden lebt, beherrscht das Innere. Alles ist wie unter den Klängen einer überirdischen Melodie in jubelndem Flusse aufgeschossen und krystallisiert. So schwingen sich und beben die Säulen. So wogen die Gewölbe, so rieseln und rauschen die Kanzeln, Orgelchöre und Altäre mit ihren Sturzbächen von Feuerstrahlen, Wolken und Engelscharen. In flatternden Gewändern, in blendendem Marmor oder in Gold und Silber auf Altären und Sarkophagen von dem gleichen Rhythmus fingerissen die erlauchte Ritterschaft des Kreuzes, die getreuen Cavaliere Jesu.

Dieser künstlerische Prunk erweckt eine neue Malerei. Die Corridore, Empfangsäle, Refectorien, Bibliotheken, Kirchenkuppeln lechzen nach Farbe und Bildern. Von den Altären müssen die alten Legenden in phantastischer Pracht zu den Scharen der Menge reden, die eine neue Verführung, eine neue Betäubung suchen kommt.

So erwächst in dieser Zeit eine einheimische Malerschule.

Unter den hussitischen Wirren war die alte Prager Malerei, die noch im vierzehnten Jahrhundert geblüht hatte, erstickt. Da es, wie Erzherzog Ferdinand von Tirol 1578 von Prag aus berichtet, „allhie nit viel künstlicher werchlem" gibt, ist man lange auf Ausländer angewiesen. Wie in der Architektur, so sind auch in der Malerei noch bis ins siebzehnte Jahrhundert italienische Meister tonangebend. Nach dem Kriege kennt es von neuem im eigenen Boden. Im gewissen Sinne ist Prag diese ganze Epoche über geradezu eine hohe Schule der Kunst, durch jene glänzende Sammlung von Meisterwerken aus ganz Europa, welche die kaiserliche Burg auf dem Hradschin barg. Rudolf II. hatte sie angelegt. Während Fehde und Zwist sein Reich in Anfruhr hielten, saß er in Prag auf seinem Schlosse, lauschte den gleißenden Versprechungen seiner Alchymisten, blickte mit Tycho de Brahe nach den Sternen Doch am liebsten saß er in seiner Kunstkammer, verträumte seine schwarzen Stunden im Spiel mit funkelndem Geschmeide; vor Statuen, vor Bildern von der Hand der großen Meister des Südens und des Nordens. Sie zumeist dem Cultus der Frau und des schönen Fleisches gewidmet waren. Bis zum Ende des Jahrhunderts blieb jene Sammlung das Ziel der Kunstfreunde und der Künstler. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges hatten sie freilich manches Schmuckes beraubt. Allein die Lücken füllten sich, seit Ferdinand III die Sammlung Lord Buckinghams anlegtann.

Eine Stätte, die großen Meister der Kunstgeschichte zu studieren. Eine Stadt von üppigen vornehmen Bedürfnissen, Gelegenheit zu lohnenden Aufträgen — das lockte alle heran, deren Fähigkeiten dem Schmucke des Daseins zu dienen vermochten.

An der Kunstakademie, gegenüber dem Kinderspital stehen neben Tizian, Dürer, Rubens die Namen von Sticia und Brandel. Es sind die beiden Nationalheiligen der böhmischen Malerei. Kaum

Digitized by Google

dem Fachmann bekannt sind sie, und ebensowenig die anderen, die man in gleichem Athem aufzählen darf. Die Kunstgeschichte hat sie noch nicht entdeckt, Barockmalerei war von je ihr Stiefkind. Es ist dem Fremden nicht leicht, sich durchzufinden; unter der Fülle verschwimmen immer wieder die Umrisse dieser noch unaufgeklärten Gestalten. Heute, wo das Barock unserer Kunst keine Gefahr mehr bedeutet, reizt es doch wieder, auch diese Verschmähten zu prüfen.

Wenig mehr als ein halbes Dutzend kann ich nennen, alle, wie mir scheint, zu Unrecht vergessen. Nur einzelne sind mir greifbar. Nur ein paar Anregungen sind hier zu geben.

Reden Steta vertritt Zimbrecht die ältere Generation. Er ist von München zugewandert. Wenig ist von ihm erhalten. Er starb, wohl jung, an der Pest zu Prag im Jahre 1680. Er scheint nur religiöse Stoffe behandelt zu haben. Auf dem Hochaltar der Stephanskirche in der Neustadt sah ich sein Hauptwerk: Die Steinigung des Heiligen. Ein kräftiger Wirklichkeitssinn verbindet sich mit einauerentschlossem Idealismus. St. Stephan in der Mitte der Composition, schon in ein Knie gesunken, vergisst die Marter, da in seiner Verzückung der Himmel sich über ihm auftut, von wo ein Engel naht, um ihm mit Palme und Siegeskranz zu schmücken. Eine dichte Menge umgibt ihn im Halbkreise. Kräftige, derbe Jünglingsgestalten mit nackten Waden, aufgestreiften Hemdärmeln, bücken sich eifrig nach Steinen, schleudern und sind geschäftig am Blutwerk. Die Farbe ist tief und saftig, an Venezianer, auch Rubens, gemahnend. Die Hintergrundlandschaft ist dazu in discreten grauen Tönen gestimmt, was schon ein eigenes Offnen macht. Reden wirkt er mit seinem Karmeliterbild in der Kirche St. Maria de Victoria (Kleinseite) ernst und würdig, wo er weiße Kutten mit schwarzen Schatten zu großen blauen und feurigen Tönen contrastiert. Waagen kannte von ihm noch eine heilige Rosalie; eine Heimsuchung Mariä, sowie Anna und Joachim, die Maria leiten lehren, seien aus der Hibernerclerie in die städtische Galerie übernommen. Heute fehlen sie. Nach ihnen formulierte Waagen sein Urtheil, das ihn auf Raphael zurückführt. „Wir ist kein anderer Maler bekannt, welcher in einer so hohen Zeit sich von seinem großen Vorbilde die ungemeine Einfachheit und Ruhe der Composition, den Adel der Formen, die Reinheit der Gefühle, den treflichen Geschmack der Gewänder in dem Maße angeeignet hätte, als dieser Zimbrecht."

Auch Steeta kennt die Italiener sehr genau. Er war jahrelang in Venedig, Bologna, Florenz und Rom. Dennoch wäre es ungerecht, in ihm nicht mehr als einen provenzartigen Eklektiker zu erblicken. Gewiss ist er nicht ohne Vorbilder, von dem ihn zu Nationalstolz der Böhmen hinaufschrauben möchte. Aber er ist ebenso weit entfernt von jener Mittelmäßigkeit, zu der man ihn auf deutscher Seite hat herabdrücken wollen. Steeta ist eine complicierte, überaus interessante Erscheinung. Mag er hundertmal unselbständig, roh oder nachlässig erscheinen: vor jenen Bildern, wo er ganz er selbst ist, hat man das Empfinden, eine neue Art, das Leben zu fühlen, an den herkömmlichsten Stoffen ausgedrückt zu sehen. Eine ganze Reihe von Werken besitzt das Rudolphinum. Da sind Porträts von großer Lebhaftigkeit, manchmal leichtem an Franz Hals gemahnend. Da ist jener Edelsteinschleifer mit seiner Familie, die Werkstatt im Hintergrunde. Und man ist überrascht durch dieses Arbeiterbild, wo ganz moderne Probleme berührt sind, wo man geradezu an Liebermanns Weber oder Spinnerinnen erinnert wird. Eigenartig ist seine religiöse Malerei. Waagen nahm seine dramatisches Talent in dem Hochaltarbild der Matthäuskirche (Kleinseite). „Auf die Bitte Johannes des Täufers und mehrerer Johanniterritter um den göttlichen Beistand gegen die Sarazenen, schleudert das Christkind (ein wie neues Bild), der Erzengel Michael und andere Engel den Blitz auf die Flotte der Türken, deren Untergang man im Hintergrunde sieht." Seine Hauptwerke hingen in der Teinkirche. Von dort stammt, heute ebenfalls im Rudolphinum, sein Bild für die Makronenfraternität. Es ist sehr bezeichnend für seine Art. „Lucas, die Madonna malend." Die Heilige durchaus als Maler gefasst, vor großer Staffelei. Maria sitzt streng im Profil, ganz Modellpose. Jesus, ein derber kleiner Range, lehnt sich liebend an ihre Knie. Von oben schwebt Engel ins Gemach. Das Seltsame liegt in der Stimmung, dem großen Architekt. Aus tiefen Schatten leuchtet Marias Antlitz, bleich, fremdmund, verträumt. Am merkwürdigsten aber berührt das Bild, welches Christus vor Kaiphas zeigt. Der Heiland so gar nicht herkommlich, eine Verahnung von Munkacsy etwa, mit Ahde gemischt. Die Hohenpriester bleiben ganz im Halbdicht. Nur auf Christus fällt ein fahles Licht, der sein weißes Gewand, sein bald zur Seite gewendetes wächsernes Antlitz trifft. Diese Bewegungslosigkeit, die nur in einem Reigen des Hauptes Ausdruck findet, mit der Fanatikerschaft des scheinen Pfaffenvolkes erhöht, gibt den eigenartig modernen Charakter, der so aus dem Zentrum herausfällt.

In Steeta hat zum erstenmale der Slave das Wort. Romantisch phantastisch scheint er, und manchen schwerfällig dumpf. Seine, nimmermüde Thätigkeit ist in einem Athem mit deutscher Tüchtigkeit. Es hat sich vielleicht zuviel geschaffen. An zahlreichen Werken in der Sammlung Postig, in der Theresianer Galerie sind sie zu verfolgen. Als er 1674 in hohem Ansehen starb, begrub man den eigentlichen Begründer der neuen Prager Malerei. Durch ihn war der Stand des Künstlers, die Kunstübung nach Sandrarts Worten „aus dem tiefen Schlamm äußerster Verachtung" erhoben, in dem sie bis dahin gesteckt hatte.

Zwischen Steeta und der von Brandel angehörten jüngeren Generation steht die imposante Persönlichkeit Michael Willmanns. Zwanzig Jahre jünger als der Altmeister, dürfte er nicht ohne Einfluss von ihm gelassen sein. Aber wenn es auch oft genug vorgekommen ist, dass Werke beider verwechselt wurden, so lässt sich nur constatieren, dass beide von schroffster Verschiedenheit sind. Willmann ist in Prag um 1650 kurze Zeit ansässig gewesen. Allein von Schlesien aus, wo er dem Leubuser Cistercienserstift attachiert war, hat er seitlebends innige Verbindung mit Prag unterhalten. In Königsberg 1630 geboren, ist er früh nach Amsterdam gekommen. Sein Lehrer war Jacob Backer; seine Kunst lernte er vor Rembrandts und Rubens' Werken. Er starb 1706 zu Leubus, damals ebenso berühmt, wie heute vergessen. Zweifellos ist Willmann einer der bedeutendsten deutschen Künstler des Barockzeitalters. Er war mehr als Provinzialgenie, mehr als bloßer Heiligenmaler. Der große Chuefürst schätzte seine Werke. Seine Breslauer Rathhausbilder (das Urtheil des Salomo und des Kornhyles) sind zwei überaus wertvolle Documente der Rembrandt-Schule. Aus seinen wenigen Porträts spricht ein eminentes Talent. Im Schlosse der schlesischen Klosterstutter erwachsend, hat er neben hundert routinierten Sachen ein paar echte Meisterwerke geschaffen. In seinen Landschaften findet man eine intime Poesie des Lichtes, eine Stimmungsmalerei, die manches heute Gestende vorausnimmt. In seinem „Marientuks" im Breslauer Museum ist er so fein wie Gainsborough. Als Freskomaler in der Josefskirche zu Grüssau dürfte er das beste geschaffen haben, was in Deutschland (außer Würzburg mit Tiepolo natürlich) aus der Zeit erhalten ist. Vieles, was er in Prag gemalt, ist nicht mehr vorhanden. Unter den Altären der Strahower Stiftskirche sind sich wenige, was seine Bedeutung verrieten. Die schöne Tafel mit Christus bei Maria und Magdalena ist einzig imstande, ihn würdig zu repräsentieren. Allein in der Rostiz'schen Galerie erkennt man ihn wieder. Der schöne junge David mit dem Haupte des Goliath erinnert an Rubens, ohne doch so robust, an van Dyk, ohne so sentimental zu sein, an Caravaggio selbst ohne das Pledestische. Es ist ein echtes Werk des Barock, in dieser Neigung zum Contrapostieren, doch ohne die Maßlosigkeit. Ganz eigen dagegen ist die „Verklärung Christi". Drei Jünglinge hat auf dem Berge Tabor Jesus den Verlucher mit sich genommen. Da kommen die Engel des Herrn und dienen ihm. Auf ihren Händen stehend schwebt er ins Thal hinab. Noch ist seine Hand drohend erhoben nach dem infernalischen Feuer, das hinter dem entsetzenen Satan blitzt. Seine Engel sind hübsche, zärtliche Bachische mit großen, bunten Flügeln. Einer trägt ihm den weißen Mantel, der prächtig zu seinem rothen Kleid contrastiert. Andere umflattern ihn und tragen Schüsseln, Becher, Kuchen, um ihn zu laben. Die Harmonie der goldgrotten Töne, das feine Weben und Verschimmern des Lichtes, die liebenswürdige und zugleich fromme Naivetät, die süßliche, flosslose Malerei, die sichere decorative Wirkung — alles dies gibt ein charakteristisches Beispiel seiner zu wenig gekannten Kunst.

Zwei Verwandte und Schüler Willmanns leiten zu der jüngeren Generation über. Lischka war sein Stiefsohn, Neunherz sein Eidam. Dieser ist mir in Prag nur mit seinen Fresken an der Decke der Strahower Stiftskirche begegnet. Doch darf man an diese Arbeiten keine endgiltigen Urtheil setzen. Seine Bedeutung dürfte man erst in der Kreuzherrenkirche in Schlesien, dort finden sich auch Fresken und Altargemälde von Brandel. Die „Himmelfahrt Mariä" am Hochaltar stammt von ihm. Und dadurch widerlegt sich die Annahme, dass die Bilder der Kreuzherrenkirche von Lischka seien. Die derbe Himmelfahrt stimmt mit der Grüssauer genau überein. Ein schönes, großes phantastisches Werk. Maria ist nicht mehr die Mutter Christi: es ist die Geliebte, die ihrem Bräutigam entgegeneilt. Jesus fast nackend, sieht oben in den Wolken und breitet seine Arme aus, um sie zu umfangen. Die ganze Ekstase religiöser Schwärmerei ist hier schlagend zum Ausdruck gebracht. Von Lischka dürften dann wohl nur einige Bilder der Ursulinerinnen-Kirche sein. Die Kuppel im Presbyterium der Kreuzherrenkirche hatte er vollendet, um den übrigen Raum an Lorenz Reiner abzugeben. Und Brandel und Reiner sind nun die eigentlichen Genies der Schule zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Brandels Malerei war die barockeste Kunstkammer. Sein Leben, Schaden, war der Zwiespalt, in dem Mann der künstlerisch nach Ausdruck Ringende und unsicher Tastende hätte thun können, als dass er ihn den Schinkel zur Galerie in die Hand drückte. Brandel ist nicht schwankend zu sehen. Er war bald ein beliebter Porträtist. Die Farbe war seine Stärke. Er schlug die vollen, [illegible] Accorde zu [illegible] Colorismus der großen Italiener [illegible] Sein Colorismus [illegible] Tobias heilt den blinden Vater", in der [illegible] Pinakothek dann. Die Kaumeisterkirche St. Maria de Victoria [illegible] Stationen seiner Kunst. Ein

prächtiges Werk ist die „Verkündigung des Engels an St. Joachim und Anna“. Sie knieen vor dem Altar. Eine dichte Wolke quillt bis zu ihnen hernieder. Ein ganzer Schwall von Putten gaukelt über ihnen, sitzt auf den Simsen und Vorsprüngen der Mauer. Engelsköpfchen flattern überall. Wie ein Blitz schießt der Verkündigungsengel hernieder. Hinter dem ganzen öffnet sich eine reiche Gartenarchitektur im Stil der Spätrenaissance. Der blaue Himmel contrastiert seltsam zu dem mystischen Vorgang. Eine lichte feine Farbensymphonie von grau, blau, orange und goldigen Tönen. Aus seiner späten Zeit muß man den „Tod des Josef“ daneben halten, der schwarz und roh wirkt und den ganzen traurigen Verfall dieses hochbegabten Künstlers verrät. Dann Brandel war eine ungestüme und jugellose Natur. Sein Schicksal erinnert fast an Sodomos Biographie. Bei seinem frühen Ruhm war er bald in glänzenden Verhältnissen. In der ganzen Monarchie, bis nach Spanien waren seine Schöpfungen verbreitet. Er lebte als Grandseigneur, hielt Wagen und Pferde, Dienerschaft. Seine Ehe soll unglücklich gewesen sein, er trank, geriet in Schulden. Dann ließ er sich scheiden und führte mit seiner Maitresse ein ruheloses Zigeunerleben. Denn immer noch war seine Kunst begehrt. Schließlich ist er auch von seiner Geliebten verlassen. In tiefster Armut bringt er die letzten Lebensjahre in Kuttenberg zu, wo er 1739 einundsiebzigjährig stirbt. Mit seinem Tode erwacht der Nationalstolz: er, der ohne einen Pfennig umkam, hatte einst die Goldgrube zu Eule gegründet. Reiches Leben war dort erblüht. Nun gedenkt man seiner. Ein prächtiges Begräbnis wird ausgerüstet. Der Magistrat, die Honoratioren der Stadt, die Jesuiten, der Convent von Sedletz, die Berg- und Münzbeamten und 300 Bergknappen mit brennenden Grubenlichtern geleiten den Leichenzug. Die Barbaraficke nahm seine irdischen Reste auf.

Neben ihm ist Reiner der ungezogene Liebling der Grazien, die lebte große Persönlichkeit. Graker, Joh. Georg Heintsch, Fr. Xaver Balsko, alles interessante und originelle Geister, müssen zurücktreten, um hier noch ein wenig Raum für den genialen Wenzel Laurentius zu schaffen. Er ist eines von den Wunderkindern die später nicht enttäuscht haben. Mit zwanzig Jahren war er eine Berühmtheit. Die Kunsthändler warteten hinter seiner Staffelei, um ihm die noch nassen Bilder fortzutragen. Man spezulierte auf ihn, er arbeitete auf Accord. Im Sommer malte er auf den böhmischen Schlössern und Stiften. Den Winter brachte er in Prag zu. Er ist ein ritterliches, kraftvolles Temperament. Gleich seinen Versuche in Fresco, an der Kirche auf dem weißen Berg, sind Schlachtenbilder. Zwei große Schlachten malte er auch im Serenschen Garten auf der Kleinseite. Die Decke der Aegidikirche zeigt in einem großen herrlichen Fresco einen leidenschaftlichen Kampf um einen christlichen Tempel. Oder er malt dort den König Wenzel, der Bratislav besiegt hat, als ritterlichen Helden, gepanzert, auf stolzem Schimmel mit rother Schabracke. Fahnen wehen, Pferde bäumen sich, Engel schweben hernieder um den königlichen Heiligen zu krönen.

Reiner war als junger Fant der tolle Raufbold, so wie ihn sein Selbstporträt im Rudolphinum schildert. Der derbe runde Kopf mit den sprühenden Augen, den flatternden Haaren paßt zu der Beschreibung, die von ihm gemacht wird. Nachts zogen die jungen Leute in Prag, Studenten, Adelige, Künstler, singend und bezecht durch die Gassen und suchten Abenteuer. Reiner immer an der Spitze, im Lederkoller und Schlapphut, die Hand immer am Raufdegen.

Später wurde er wenigstig. Er wurde ein braver Ehemann, besaß Häuser und Güter. Bis an sein Ende als Mensch wie als Künstler beliebt, ist er von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Sein Hauptgebiet ist das Fresco. Aber auch im Staffeleibild schuf er als Landschafter, Thiermaler und Porträtist Vorzügliches. Er malte Heiligenlegenden und antike Stoffe. Sogar Theaterdecorationen besaß das Chotzener Theater von ihm. Die kriegerischen Ereignisse der Vierzigerjahre trübten seinen Lebensabend. Als Besitzer von mehreren Häusern und Grundstücken in und um Prag, mußte er außerordentliche Steuern und Beandshahungen an die Franzosen zahlen. Ein guter Theil seines Vermögens ging verloren. Böhmens Glanzzeit geht damals auch schon ihrem Ende entgegen. So stirbt er als letzter Vertreter dieses künstlerischen Aufschwunges der deutschen Gegenreformation. Noch nicht sechzigjährig, wird er 1743 zu St. Aegidi beigesetzt.

Die Kunstgeschichte hat sich mit der Architektur des Barock auseinandergesetzt und beginnt auch der Plastik näher zu treten. Die Malerei hat man bisher verschmäht. Man hat nur ihre Auswüchse gesehen, ihr Schwulst, Roheit, Aftercitelkeit oder auch Pedanterie vorgeworfen. Ich glaube, es ist interessanter zu untersuchen, wie der Geist, die Stimmung der Zeit sich in diesen Werken spiegelt. Die Phantasie, das Empfinden, das Naturgefühl zu begreifen, das sich dahinter verbirgt. Die Darstellung des Lebens, des Menschen, der Landschaft, der Sitten hat hier, scheint es, einen Ausdruck gefunden, der künstlerisch doch noch einmal ein ziemlich hohes Niveau repräsentiert. Immer wieder drängt sich der Gedanke auf, daß es erst der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ist, der die gute Tradition vernichtet.

Breslau. Erich Klossowski.

Georg von Ompteda.

Georg von Ompteda kann ein wenig mehr, als zu können vielleicht gut ist. Er ist auch ein glänzender Schilderer von Aeußerlichkeiten. Und er ist es jedesmal dann am meisten, wenn eine innere Antheilnahme erkaltet oder kaum vorhanden ist.

Georg von Ompteda ist auch Feuilletonist. Der Anblick des Lehrter Bahnhofes mit dem ständigen Ein und Her der rangierenden Züge, den hastenden Gestalten, den arbeitslastenden Rollkrechten gibt ihm ein Feuilleton ein, das mit den inneren Erlebnissen seiner „Drohnen“ eben nur in feuilletonistischem Zusammenhang steht. Sein neuer Roman „Monte Carlo“) ist im Grunde ganz Feuilleton. Er erschöpft sich in flotten Schilderungen Monte Carlos, der Landschaft, der einzig schönen, der Spielbank, der Gesellschaft — Reiseeindrücke eines sehr gewiegten Feuilletonisten. Eine Gestalt, ein Stück Lebensgeschichte ist da hinein componiert: ein norddeutscher Edelmann, ein blonder, biederer Hüne, verfällt der Leidenschaft des Spiels und geht zugrunde in — Monte Carlo. „Monte Carlo“, der feuilletonistisch gepägte Begriff, bildet den Refrain am Schlusse jedes Capitels.

Ganz folgerichtig ist die psychologische Entwickelung. Dieser Mann hat früher bereits als junger Officier gespielt; was er an sich nunmehr erfährt, ist nichts als ein Rückfall in die alte Krankheit. Und Stufe für Stufe in diesem Abwärts ist festgelegt. Er wird nervös und gedankenlos, alle anderen Interessen gehen ihm verloren, er beginnt zu knausern, zieht sich von jedem Umgang zurück, verwahrlost in seiner Toilette und verliert ganz den Glauben an sich selbst. Das ist eine Lebensrechnung, bei der nichts übrig bleibt. Die Nervenwerkzeuge ist nachher nur die Quittung. Und wie Ompteda diesen Mann gestaltet hat, bleibt auch an menschlicher Antheilnahme nichts für ihn übrig. Ompteda selbst nimmt gegen ihn nur gegen ihn Partei. Was in dieser Charakteristik und dieser psychologischen Entwickelung geglückt ist und vielleicht auch blendet, das kommt auf Rechnung der Routine.

Aber dann sind da zwei Scenen, aus denen doch etwas anderes spricht. Eines Tages stellt sich der blonde Hüne vor den Spiegel, hebt die rechte Hand und spricht: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, daß ich die letzten hundertausend Mark, die ich auf der Bank habe, nie erheben werde.“ Tags darauf ist er ein Meineidiger. Und ein junges Mädchen, das er von Herzen lieb hat, die blonde Tochter eines preußischen Landraths, die mit einem Kirschkeanz auf dem Strohhut in Monte Carlo auftaucht, kommt eines Tages in sein Hotelzimmer und überwindet alles, alle Wohlerzogenheit und mädchenhafte Scheu, und flehl ihn an, nicht mehr zu spielen, und bittet und beschwört ihn. Er steht dabei, und seine Gedanken sind ganz wo anders, und er überlegt die Chancen seines nächsten Spiels. Von diesen beiden Scenen geht eine innerliche Wirkung aus. Man fragt sich, welcher Art sie ist.

Als Georg von Ompteda sich Rechenschaft ablegte über seine Welt, als er jüngstes Gericht abhielt über die Menschen, wie er sie begriff, ward ihm ein unwandelbarer Maßstab: die Arbeit. Sie ist ihm Halt und Lebenszweck des Menschen. In allen Schwanken moralischer Begriffe, in allem Wechsel dessen, was verschiedenen Gesellschaftsschichten als Ehre gilt, ein Merkmal bleibt, die Arbeit. Der nicht arbeitende Mensch ist unmoralisch und wird früher oder später declassiert. Zur Arbeit, zur vornehmsten, ruft Ompteda den Adel. Die Arbeit ist ihm die Moral des Menschen. Und diesen selben Maßstab, in derselben Härte und mit demselben blinden Vertrauen in die friedengebende Kraft der Arbeit hatte vor Ompteda ein anderer deutscher Schriftsteller angelegt — Gustav Freytag. Er hatte damit das bürgerliche Princip in der Literatur statuiert. Georg Freiherr von Ompteda ist einer unserer bürgerlichsten Autoren.

Und eben darum war er in unserer Zeit zum Historiographen des deutschen Adels berufen.

Sehr competierst ist diese Weltanschauung nicht, zumal sie Ompteda auf zu und nein stellt. Lebensberechtigung und einen Schimmer Lebensglück findet Sylvester von Gener nur in der Arbeit. Die Schicksale der Eysen'schen Familie gestalten sich ganz nach der Arbeitsfähigkeit ihrer Glieder. Trotzdem — sind der Genialität gänzlich nutzlos und werden zuletzt so ihren arbeitenden Schwestern umgebracht.“ Spieler in Monte Carlo — „schaffen keine Werte für ihr Volk. Sie sind nutzlose Gesichöpfe. Warum solche Leute bedauern? Wegen sie sich doch erträuten. Fort damit.“ Sehr competierst ist diese Weltanschauung nicht, aber in der Kunst erzielt das Einfachste noch immer stärkste Wirkung. Die größte Schlichtheit wird hier hohe Kraft. Und es sind starke, reine Eindrücke, die Ompteda aus dieser sachlich klaren Weltbetrachtung gewonnen hat.

Ompteda liebt den ruhigen Fluß der Darstellung. Von der

Digitized by Google

Neigung des modernen Romans zu dramatischer Composition ist bei ihm nichts zu spüren. Sein Vortrag ist ganz ruhig, meistens auch ganz sachlich. Eine gewisse Breite steht ihm gut an. Er interessiert auch ohne forsttürmende Handlung. Sein bestes Buch „Sylvester von Geyer“ ist sogar handlungsarm. Kleine Züge weiß er fein und wirksam zur Geltung zu bringen. Er hat als Erzähler wenig Temperament, und temperamentlos sind meist die Gestalten, die er zeichnet. Norddeutsche, von einem Norddeutschen ruhig und Auge gesehen. Er liebt es, seinen Büchern Dämmerungen zu geben. In der Erinnerung aber, wenn das Gelesene selbständig wieder auftaucht, heben sich einzelne Scenen klar hervor, und bestimmen Gliederung und Anordnung des Ganzen. Wie sich die Zeichnung der norddeutschen Ebene nach der Lage der Kirchthurmspitzen einprägt.

Solch eine Scene ist in „Eysen“ das Abschiednehmen des Poltzens von seinem Sohne, der sich nicht mehr halten kann und nach Amerika abgeschoben wird; vor dem Besteigen des Schiffes gehen die beiden noch einmal zu „Pforde“, um gut zu essen. Von solchen Scenen in „Monte Carlo“ sprach ich. Ihre Wirkung ist — moralischer Art. Und das ist bei einem Schriftsteller nicht zu verwundern, der die Arbeit zum Maßstab des Lebens macht. Ompteda ist auch Moralist. Und da er modern und vorurtheilsfrei genug ist, die Arbeit nach ihrer productiven Kraft zu bewerten, so stellen sich ihm immer Zahlengrösse ein. Ompteda ist ein rechnender Moralist.

Den zahlenmäßigen Geldbegriff hat Balzac in die Literatur eingeführt. Unter deutschen Schriftstellern kenne ich keinen, der so stark mit Zahlen operierte, wie Ompteda. In „Monte Carlo“ rechnet man die täglichen Gewinn- und Verlustscenten mit, und man weiß sehr bald, wie viel zu verlieren überhaupt da ist. In jedem Augenblick kann man den Abstand von der Katastrophe schätzen, und ich sehe nicht ein, warum dieses Spannungsmittel unkünstlerischer sein soll als andere. Ziffern bestimmen unsere äußere Lebensführung, und bei den meisten ist die innere davon abhängig. Und gerade diese Meisten interessieren Ompteda. Sonderlinge sind ihm gleichgiltig: den Gebuldigen, die am Arbeitsstrange der Menschheit nach Kräften mitziehen, gehört sein Herz. Er setzt seine beste Hoffnung auf den Theil des Adels, der durch Mittellosigkeit gezwungen ist, von seinen Privilegien abzukommen und auf dem Markt des Lebens rüstig mitzuthun. So entdeckt er sich die shabby nobility von neuem und macht gerade sie zum Ausgangspunkte guter Kräfte. Sein Sylvester von Geyer wäre und würde ein ganz anderer Mensch, wenn man ihm wochentlich nur ein Zwanzigmarkstück zukommen lassen könnte. Er würde sich freier und reicher entwickeln, aber bei Ompteda verlöre er dadurch an Duft. Denn Ompteda will das Joch für den Menschen, das Joch der Arbeit. Es ist ein leiser unfreier Zug in seinen Gestalten — sie vertragen die willkürliche Verfügung über ihr Selbst nur schlecht — und diesen Zug theilen sie wohl mit dem, der sie ins Leben gerufen.

Unser Bürgerthum beginnt adeliger zu werden als unser Adel. Der feste Maßstab aber wird für Ompteda künstlerisch zu einer Kraft. Man bewegt sich bei ihm auf gesichertem Boden. Die Einblicke, die er in das Leben gewährt, sind klar. Seine Gestalten prägen sich ein und haben ein Innenleben. Man weiß, wie sie mit ihrem Einkommen haushalten, aber man weiß auch, wie sie sich innerlich dazu stellen werden, wenn es für sie gelten wird, vom Leben Abschied zu nehmen. Sie machen sich nicht viel überflüssige Gedanken, es gibt Schätze, die für sie nie gehoben werden, von deren Vorhandensein sie kaum etwas ahnen; aber in ihrer Weise finden sie sich zurecht, und sie erreichen ihr Ziel, wenn auch das Ziel kein menschlich sehr hohes ist. Es ist ein schlechter, aber doch ein ausgeprägter, innerlichkeitsfeindlicher Typus des Romanes hinterlassen. „Sylvester von Geyer“ und „Eysen“ stehen darin meiner Ansicht nach über dem, was auf dem Gebiete des Romans heute, mit sehr wenigen Ausnahmen, bei uns geleistet wird.

Es war noch etwas Romanzit in der Art, wie sich das Bürgerthum bei Freytag in die Arbeit fand. Ompteda verzuckert die Pille nicht, er hat nur ein Achselzucken und die taube Meinung: „Das ist jetzt so, ist nicht nothwendig, weiß aber, daß ich thätig bin.“ „Das Leben ist kein Kunstspiel.“ Er appelliert an die Disciplin seines Adels. Der Wettenkurier ist bei ihm gleichsam ein höchster Kriegsherr. — Es ist etwas Soldatisches in seinem Pflichtgefühl, und er ist ein soldatischer Tröster.

Ernst Hetbun.

Die Woche.

Politische Notizen.

[illegible]

diplomatischen Noten unterzeichnet. Also, einen Erfolg hat Graf Goluchowski in seiner Abwesenheit nicht zu verzeichnen. Doch sein Hauptrivale und Mochtegern-Nachfolger Herr v. Kallay, der bosnische Verwaltungsminister, hat in der Urlaubszeit des Grafen Goluchowski einen bedenklichen Stoß erlitten, von dem er sich kaum allzubald erholen dürfte. Die österreichisch-ungarischen Minister leben aber insgemein nicht so sehr von ihren eigenen Erfolgen, als von den Misserfolgen ihrer Rivalen. Den österreichischen Ministern zum Beispiel geht es am besten, wenn die ungarischen Minister Pech haben; die ungarischen haben am größten da, wenn die österreichischen Minister Pech sind, und Graf Goluchowski vollends ist, vermöge seiner staatsrechtlichen Doppelstellung, immer obenauf, sowohl wenn die österreichischen, wie wenn die ungarischen Minister wackeln, und selbst aus dem Misgeschick eines gemeinsamen Collegen zieht er seinen Vortheil, wie der Fall Kallay beweist.

Graf Goluchowski ist wohl auch schon während seiner Amtsthätigkeit in allerlei seine Affairen eingemischt gewesen. So war z. B. die unter Baron Dorzi mit einem gefälschten Artikel des „Glas Cyrnagorca“ geführte Preßcampagne gegen den Fürsten von Montenegro eine sehr sondere Geschichte, über die sich Herr v. Kallay keineswegs sicher sehr ge fühlt hat. Aber wenn den Herrn v. Kallay nichts passiert ist, das hat doch der Graf Goluchowski noch nicht mitgemacht. Brechen da in Deutschland ein paar Schwindelgesellschaften zusammen, und siehe, es stellt sich heraus, daß mit den Hauptschwindlern — Leipziger Bank und Casseler Trebertrocknung — Herr v. Kallay und seine hochgepriesene bosnische Regierung lustig waren. Als seinerzeit in Frankreich der große Boulanz Schwindel zusammenbrach, richtig war auch ein österreichischer Minister, Herr v. Dunajewski, nicht fern vom Schuß. Der weite Blick und die kosmopolitische Geistesrichtung österreichischer Minister sind auf diesem Gebiete gewiß aller Anerkennung wert. Bo immer sich ein großer Finanzschwindel interniert, ob in Amerika oder in Deutschland: irgend ein österreichischer Minister muß irgendwie mit dabei gewesen sein. Die österreichischen Minister sind große Philosophen. Nichts Menschliches ist ihnen fremd. Daraus ich erklärt, daß ihnen öfter als andern Ministern was Menschliches passiert.

*

Herrn v. Kallay ist jetzt so was Menschliches passiert. Solange der große Preisring, den er von jeher für sich zu gewinnen so gut wie sicher sind, sich pharisäisch nur über die Leipziger und Casseler Ofenschwindler erstreckte, und die bosnische Tabakregiegesellschaft der Casseler Mama, das Schoßkind des Herrn v. Kallay, die Bosnische Holzverwertungsgesellschaft ruhig und dem Spiele fleiß, hielt Herr v. Kallay noch an der Seite seines finanziellen Vertrauensmannes, des Herrn Dr. Wrany, aus. Sowie aber vor vierzehn Tagen in der „Zeit“ auch einige Andeutungen des bosnischen Lohnschebens ausgeplaudert wurden, fiel Herrn v. Kallay das Herz nach unten und, noch ehe der Hahn ein zweitesmal geträht, das heißt, die „Zeit“ wieder erschienen war, sagte er sich in aller Form von der bosnischen Tochter los. Herr v. Kallay war bewogen, die Firma, die das saubere Schiff des Dr. Wrany verlieh, Der Begleich mit einer Natte ist allerdings für einen k. u. k. Minister nicht sehr ehrenvoll. Sollen wir also lieber den Begleich mit dem Grauthier anwenden, das dem sterbenden Löwen den Fußtritt versetzt? Das wäre doch noch viel weniger schmeichelhaft. Also begleichen wir Herrn v. Kallay überhaupt mit nichts. Seine bosnische Verwaltung ist schon längst als unregierleichtlich anerkannt, und jetzt ist auch er noch unregierlichbar geworden. Es geht doch nichts über unsere bosnischen Specialitäten.

*

Die Lossagung des Herrn v. Kallay von der bosnischen Holzgesellschaft ist in der Weise erfolgt, daß Herr v. Kallay der bosnischen Gesellschaft die Bezahlungszinsen, die sie bisher ein geschuldigter Verkäufer mit der bosnischen Verwaltung gemein, entzogen hat. Dabei hat ein größeres Publikum einmal einen Einblick in die eigenthümliche bosnische Industrieprivilegien gewinnen können. Zuerst pflegt eine Regierung, wenn sie eine Industrie fördern will, ihr so lange Begünstigungen zuzusammen, als die betreffende Industrie schwach ist, sie vor ihr aber zu entziehen, sobald die Industrie prosperiert. Bei der bosnischen Holzgesellschaft war es genau umgekehrt. Die Gesellschaft hatte so lange auf Begünstigungen Anspruch, als sie minderlens 3% Dividende herauszuwirtschaften. In dem Momente, wo die Dividende unter 3% sank, wurden die Vertragszinsen, die Begünstigungen entzogen. Der Sinn dieser Sperrung von Industrieförderung ist unserer unbegreiflichen Intelligenz unerforschlich, aber Bosnien ist überhaupt noch lange nicht erforscht. Es soll dort noch andere Anomalien geben.

*

Für uns Journalisten sind immer die Preßmenschen besonders interessant, mit denen sich ein Minister umgibt. Herr v. Kallay hat da eine besonders reiche Galerie um sich herumgehängt. An der Spitze steht der Sections chef v. Hellenbach, der jedem der anderen berühmten Preß-Sectionschefs der auswärtigen Regierungen, den Freiherrn Holban, Dorzi noch einen Vorsprung vorgeben kann. Das gewaltthätige Temperament des Herrn v. Kallay war der vor einigen Jahren verherrlichte ewige Ehrenfeld von der „Gesellschaft“. Nebenbei steht Herr Josef Gorzi in seinen Diensten — auch ein Name, über den die Geschichte bereits lange ihre Meinung sind hat. Gorzi war es, der vor ein paar Jahren, als die Jungczechen Herrn v. Kallay in den Preßcorridoren toll und voll arbeiteten, mit dem jungczechischen Abgeordneten Dr. Tuk und Genossen eine Reise durch Bosnien unternahm, deren „Ergebnis“ ein die Kallay'sche Verwaltung verherrlichendes Kinderbuch war, das von Herrn Dr. Tuk als Verfasser gezeichnet, von Herrn Gorzi aber verfaßt war. Der neueste Fall ein Beispiel, wie die einmündlichen bosnischen Verhältnisse, die Herr Tuk so gut wie die Welt der Leser [illegible] Bosnien, [illegible] Herr v. Kallay gelungen, seine bosnischen Lor

[illegible]

Emil und Leben.

[illegible] für Katherin Friedrich wird [illegible] Leben [illegible] Leben [illegible] Leben

immer an den Verfügungen einer hohen Behörde leiden müssen. Es ist nun richtig: Die Kaiserin Mutter war nicht so allgemein beliebt, daß bei ihrem Hinscheiden elementare Ausbrüche des Volksleides zu besorgen waren. Als der liebenswürdige Idealist ihre Hand in die Bismarcks legte, der Meinung, so eine Brücke über das Gewesene zu schlagen, da fand er sich in einer der vielen Selbstdarstellungen seines Lebens, dem es nicht an der Heldenhaftigkeit der Gebärde des Duldens, nur an der Gelassenheit und Unbarmherzigkeit der großen Thatenmenschen gefehlt hatte. In seinem Weibe lebte mehr davon, daher der Hass des Kanzlers, dem nach seiner Mannhaftigkeit und seinen Gesinnungen Schärfergewaltig ein Greuel sein musste. Ein Weib kann nach altem deutschen Recht nicht mündig sein. Ferner Fürst „der Mundschaft walten." Es entspricht aber ganz dem Wesen des neuen Reichs, dass er für alle seines Blutes die allgemeine und gleiche Verehrung fordert. Sind einmal Anomalien zulässig und genehm, so kann es bald dahin kommen, dass das Erforderte in Auflehnungsrichtung Trauer die Maßnahme bildet. Welches nicht zu dulden ist. Und nun gibt es viel Geschrei über die Schädigung, welche da und dort durch diesen Beschl geschaffen wird. Sie betrifft zumeist Inhaber von Unternehmungen, welche dem öffentlichen Begnügen dienen. Ein Deutscher, der aus Begnügen denkt oder der gar andere einfügen will, während seines Kaisers Mutter zur Erde gesenkt wird, der verdient Strafe. Sie wird diesmal dort exercitiert, wo man sie am schmerzlichsten empfindet: am Säckel. Desto ehrlicher wird sie sein. Oder soll man vielleicht von amtswegen die Heuchelei dulden? Wer nicht aus innerem Herzensdrang weint, dem schafft man Grund dazu. Wenn eine Schiffahrt der Trauer angeordnet ist, dann darf es den Insels geben, wo breite Gestellen im Trockenen sitzen und herumtergrinsen und die, in deren Seelen der geheimnisvolle Contact zwischen Unterthan und Regentenhaus noch voll und ganz, nach wie vor, unentwegt und unbekümmert waltet.

*

Der Reichskanzler Graf Bülow selbst hat die Ausweisung eines Journalisten, der in einem New-Yorker Blatt einen „Schmähartikel" gegen Wilhelm II. veröffentlicht, aus Berlin verfügt. Und da spricht man sein letzter Akte an Bismarck's Testament von einer Erschütterung der Stellung Bülows. Einen Mann von diesem Eiser für seines Herrn Namen wird man doch nicht gehen lassen! Nur soll man sich erinnern, dass der erste Kanzler gleichfalls mit Journalisten, die ihm nicht zu Gesicht standen, nicht viel Federlesens machte. Aber ist der Fall des „Reichsglöckners", der krank und elend in der Verbannung starb, dann ganz vergessen? Heute Naturen bedienen sich immer der Presse gern, wenn sie ihnen willfährig ist. Sie beleidigen sie beim mindesten Widerstand mit aller Leidenschaftlichkeit. Was aber einem Bismarck zustand, dies muss dem Souverän recht sein. Und an der Größe seiner Handlungen, der Volksrechte seines Willens, ermisst man so recht die vogende Stellung des allerhöchsten Herrn.

Anakus.

Cherchez la femme! Der Historiker, Culturhistoriker und der Politiker hat mit manch stillen geheimnisvollen Kräften zu rechnen. Und oft lohnt es die Mühe, ihnen nachzuforschen. Ein Schriftsteller unterzog sich dieser Aufgabe und gibt unter dem Gesamttitel: „Das Wiener-regiment an den europäischen Fürstenhöfen" eine Serie belehrlicher Werke heraus, die bei H. Steinitz in Berlin erscheint. Mitte Juli I. J. erschien unter der Rubrik „Die Cultisse am Wiener Hofe". Allein schon die „Wiener Zeitung" vom 3. August d. J. brachte das Confiscationsverfahren wegen Majestätsbeleidigung und Verletzung der Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses. Es ist rasche Arbeit! Das Erkenntnisgericht ist Wels. Wels ist ein kleines oberösterreichisches Städtchen, fernab vom literarischen und politischen Treiben. Wie mag es nur gekommen sein, dass die Wiener Staatsanwaltschaft so rasch von dem Erscheinen des Werkes Kenntnis erhielt und vor allen anderen Pressgerichten eingreifen konnte? Ich weiß es nicht. Ich kenne die Welter Verhältnisse nicht; mir ist nur bekannt, daß diese Stadt in der Nähe von Wattsee liegt. Was das beanständete Buch schildert, erfährt es nun in seinem eigenen Schicksal: Weibliche Einflüsse . . .

Carolus.

Bücher.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges im Jahre 1866. Zürich, Läsar Schmidt, 1901.

Der Name des Verfassers bleibt ungenannt, der Autor hat sich aber gar keine Mühe gegeben, einen Schleier über seine Person zu breiten, sondern man hat schon nach dem Lesen weniger Seiten die Gewissheit, den ehemaligen Oberkommandanten der Nordarmee zu haben. Seine Geschichte ist bekannt genug; einer der tüchtigen Officiere der Armee, stand er einem ihm vorgesetzten Prinzen nicht zu Gesicht und wurde daher noch vor 1866 pensioniert; seitdem fristete er ein trauriges Dasein in Graz; 1894 schrieb er „Der Krieg im Jahre 1809, nach officiellen Quellen nicht officiell bearbeitet" und wurde damit durch Verlust der Charge gemaßregelt. Wenn dies Verfahren von von weiterer Schriftstellerei abzuhalten bestimmt war, so hat es, wie voraussichtlich, seinen Zweck schlecht erfüllt. Die heute vorliegt die Arbeit hat den großen Fehler, in ihren Urtheilen viel zu kühn und hart zu sein. Das Vorteil auf die österreichischen Zustände schmückt, ist schlechthin und endlich zu hoch. Verbitterung, Groll und Aerger des Soldat eigentlich doch nie so weit vergessen darf, wie er es in den vorliegenden Blättern thut; wenn er aber Monarchie-Politik zur hohen angebracht und Moltke-Verehrung zur rohe mangelhaft erklärt, so wird das einfach komisch. Dann nimmt das Buch von Deutschen und Zeitlinnen, ist auch nicht gerade gut geschrieben, so dass die meisten Urtheile aber dieses Werl gedankt verwandelnd aufstellen dürften. Und doch ist es, wie wir glauben, das bedeutendste und Interessanteste, was bisher über 1866 der öffentlichkeit worden ist. Die Monographien sind hat, schon begrandet und festgehalten, und den glauben nicht. Dass ich viel Trennen dagegen vorbringen lassen wird. Bartels offenbar das Aufgabe des Krieges nicht aus dem militärisch-technischen Verlauf oder einzelnen Operation, wie es die zuständigen Militär thun, sondern er sucht und findet die Ursachen für Sieg und Niederlagen in dem Wertunterschied der beiden Heere und Staaten. Er stellt sich damit auf den einzig richtigen, nämlich den historischen Standpunkt, und das darf, zu, das soll man vierundbreißig Jahre nach den Ereignissen. Neue Thatsachen hat er kaum beigebracht, da ihm die Archive selbstverständlich verschlossen sind, aber was er bringt, ist stets an sogend, klug treffend, wenn auch vor der Art, wie man es bei der Regel nicht schreibt, noch viel weniger drucken lässt. Dennoch oder vielmehr gerade deshalb wird das Buch zweifellos viel gelesen werden und großes Aufsehen hervorrufen. Es ist schade um Bartels. Trotz seines vorzeitigen und unfreiwilligen Ausscheidens aus dem Dienst würde er sich mit seinen scharfen Blick zweifellos eine geachtete und bedeutende Stellung als Militärschriftsteller haben erwerben können, wenn er es über sich gebracht hätte, einiges Maß zu halten.

A.

Trautweins Tirol, das baierische Hochland und das Allgäu, Tirol und Vorarlberg und die Alpengebiete von Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain; bearbeitet von Heinrich Hess. Zwölfte vermehrte Auflage. Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1901.

„Trautweins Tirol" war von jeher ausgezeichnet durch Sachlichkeit und gründliche Erfahrung. Heute, durch Heinrich Hess, den Kenner der Alpen, ist das Buch in der loeben erschienenen neuen Auflage das unübertroffen beste geworden; es schlägt den „Baedeker" wie den „Meyer". Es hat die Grenze der Ausführlichkeit im Bunde mit Uebersichtlichkeit, Kürze und angenehmer Handhabung erreicht, und nicht weniger als eine Uebersichtskarte der Alpen mit 41 Specialkarten, 5 Plänen und 13 Ansichtsskarten ergänzen die meisterhafte Arbeit. Sie besteht äußerlich aus beiden Bänden, die man bequem aus der soliden Hülle nehmen und wieder hineinstecken kann. Stichproben, die wir reichlich vorgenommen haben, er gaben die sorgfältigste Behandlung, die die neue Auflage erfahren hat, welcher zahlreiche touristische Kräfte zur Seite gestanden haben. Heute, wo Tausende Tirol unerreicht ist, ist die neue Auflage allen aus Herz gelegt, welche die Tiroler Alpen lieben.

M. C.

Die elf Scharfrichter. Münchener Künstlerbrevil. Erster Band: Dramatisches. Buchschmuck von Albert Fiebiger.

Schall und Rauch. Erster Band von May Reinhardt. Mit Buchschmuck von Albert Fiebiger. Beides verlegt bei Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig 1901.

Vor einigen Wochen kennzeichnete ich in diesen Blättern den „neuen Humor", den man jetzt in deutschen Landen durch die Ueberbretlmode angebahnt wissen will. Ich sehe keine Ansätze, aber noch nicht keine Um erlösungen. Ja, ich sehe noch immer nicht die Sicherheit, dass er wirklich Gestalt gewinnt; noch kann alles im Nebel verschwinden. Das Wolzogen'sche „Bunte Theater" schließt „bunte" Compromisse; und auch seine Freunde werden heute eines nicht in Abrede stellen können: dass es vorsichtiger gewesen wäre, zuerst das Talent, das Material sich zu sichern und dann zu organisieren und zu gründen. Künstlerisch vorsichtiger — andere Erfolge mag man dazu rechnerisch und mit dem ungefehlten Verstand erzielen. Man wird mir neben dem Bunten Theater das Münchener „Elf Scharfrichter" Brettl, das auf seinen Reisen zu uns noch nicht gekommen, zumindest in den gedruckten Texten bekannt gemacht liegt hier die Erzählung? hier die Ueberzeichnung, die Originalität eines modernen Barock? Leider auch hier nicht. Vergnügen nicht im Zweifel der vorliegenden Bändchen. Nach diesen Proben zu schließen, ist auch die Münchener scharfrichterliche Satire eine sehr wenig blutige. Gelospft und geheult wird darin eingemalt, aber niemand wird dabei das Grinsen lernen. Niemandem will man wehe thun. Behutsame Tupen und intrinsische Formen kennen auf: die politische Lyrik übet mit Transvaal, China und Waldersee und der Scherz mit Serenissimi altväterlicher Taudebyerrlichkeit, daneben die literarische Stilparodie, vor allem natürlich nach Maeterlinck; das ist alles. Der kühnheit der Satire, Thoritie, Groteske, Allan Chaye Poe und Büchers de l'Isle Adam erwartet, kommt bei Bierbaum Kotz und Hans v. Gumppenberg nicht ganz auf die Rechnen. Wir vorerig verbeidt der brave und schreckhafte Bürger, der wie jüngst in einem ängstlichen Wiener Feuilleton zu lesen war, eine Epoche der Scharfrichterpoesie hinreich heraufziehen sieht. Er lasse sich vom Titel nicht irren. Er ist das Büchlein und wird sich bald von der Harmlosigkeit des enthüllt sehen; denn es konnte auch vom Sonntagsnumerstren der gut bürgerlichen Wiener Tagesseitung geschrieben sein. Herr Pepy hat ähnliches, sogar schon derberes an halbvergessen Zeiten verbrochen. Beruhige dich, Biest!

Der Monodiantemalt „Schall und Rauch" ist aus den Anfangsbogen bekannt. Der betriebsame Verlag gibt nun auch dessen, theils gekaunwelte, theils ernsthafte, theils in langen Regiebemerkungen verschwirrte „Texte" sein sämtlichen gedruckt heraus. Stimmt mutis sein. Wenn wir schon eine neue Kunstsammlung Ueberdrett haben, so will auch der Buchhandler mit einer Theaterbrett-Bibliothek nicht zu kurz kommen: er kündigt ein mehrbändiges Unternehmen mit R und B. an, mit mehreren Abtheilungen und endlosen Fortsetzungen an. Dem Jahrhundert gibt er sein Programm. Gönnen wir's ihm. Gönnen wir Herrn Reinhardt und den anderen lustigen Unternehmungsbanden ihr Amüsement. Nur werde damit auch der Markt wieder zu Rode. Schon ist uns ein Wiener „Schall und Rauch" angekündigt worden. Wer sollten nicht solche Arten sein und gleich von allen haben wollen. Ich beantrage einen gesitigen Schutzzoll.

Alfred Weid.

Revue der Revuen.

Die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 2. August bringt einen Vortrag von Georg v. Mayr über Staatswissenschaft und Politik. Er will beweisen, dass es neben der Politik als Kunst auch eine Politik als Wissenschaft gebe. Sie habe es mit den Gesetzen zu thun, welche das Leben der Völker beherrschen. Diese Gesetze seien nicht willkürlich, sondern sie seien gegeben. Sie seien ebenso wie die Naturgesetze, welche der Ingenieur kennen muss, wenn er eine Brücke bauen will. Der Staatsmann müsse sich aus Kopf gegenüber den Gesetzen des Lebens verhalten, wie der Ingenieur gegenüber den Gesetzen der Natur. Der Vortrag ist sehr lesenswert.

1819 nach Berlin kam, stieß er überall auf Ablehnung und Hohn, und es war eine materielle Rettung für ihn, daß der Verleger Hitzig ihn zur Redaction eines Abendblattes berief. Alexis erwies sich als ein journalistisches Genie; er war unerschöpflich im Erfinnen von Sensationen und kam von selber — in einer Zeit wo die Tagespresse erst im Entstehen war — auf alle Ideen, welche wir als moderne Zeitungskniffe rühmen. Er plante eine großartige Organisation von Correspondenzen und Nachrichten, und zwar mit Betonung des Schnellen und Kurzen. Er versuchte auch seine Ideen über Staat, Kunst und Erziehung uns Volk zu tragen, unsittlich aber unter dem Druck von oben und unter der feigen Gesinnungsknechtschaft nicht zu gehen, sich um des Broterwerbs willen zu den größten Zugeständnissen verstehen. Die anderthalb Jahre seiner journalistischen Thätigkeit bieten ein Bild des traurigsten moralischen Niedergangs, aus dem er sich nur durch den Tod erretten konnte.

„Revue blanche“ (15. Juli und 1. August). „Des Grèves Patronales“ heißt ein Artikel von Henri Dagan. Im Gegensatz zu den Arbeiterausschüssen gibt der Verfasser eine Uebersicht über die Streiks der Arbeitgeber, nämlich all jene willkürlichen Arbeitseinstellungen und Fabriksschließungen, durch welche die Unternehmer eine Pression auf die Arbeiter ausüben, die Löhne herabdrücken, ihr Personal beliebig vermindern. Diese „Streiks der Arbeitgeber“ sind keineswegs eine neue Einrichtung, sondern lassen sich bis in die Dreißigerjahre zurückverfolgen und haben sich besonders in dem letzten Jahrzehnt gehäuft. Schon 1833 schlossen die Schiffsbauer in Liverpool einverständlich ihre Werften, um ihren Arbeitern das Versprechen abzuzwingen, keinem Arbeiterverein beizutreten, und 1837 begannen wie in Frankreich einen Streik der Arbeiterbesitzer, mit dem Zweck, die Löhne herabzudrücken. Allerdings stellte der Staat dem ein Gesetz entgegen, das die Brotherren sogar mit Freiheitsstrafen bedrohte, wenn sie sich verbündeten, um ihre Macht gegen die Arbeiter zu mißbrauchen, ein Gesetz, das Napoleon III. 1864 erweiterte, indem er die Strafen in Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren verwandelte und Geldstrafen von 500 bis 3000 Francs einsetzte. Dennoch nahmen die Coalitionen der Arbeitgeber mannigfachen ihren Fortgang, nahmen die Form von Kartellen und Syndicaten an und erreichten ihren Höhepunkt in den amerikanischen Trusts. Die Register der Vereinigten Staaten weisen im Jahre 1898 nicht weniger als 353 solche Trusts mit einem Gesammtcapital von 5118 Millionen Dollars auf und beherrschen gegenwärtig 90 Procent der gesammten Industrie. Es fehlt nicht an Gegenbewegungen, und ein Abgeordneter aus Texas schlug sogar vor, die Theilnehmer solcher Coalitionen mit Geldstrafen bis zu 500.000 Dollars und 1 bis 5 Jahren Kerker zu bestrafen, falls sie gegen die Arbeiter ausschreiten; aber gegen die Trusts mit ihrem ungeheuren Einfluß und der Möglichkeit, die Richter zu bestechen, kommen solche Maßnahmen natürlich nicht auf. — Alexander Klar bringt wieder eine Reihe chinesischer Originaldokumente, die sich diesmal auf das Wirken der Missionare beziehen.

Im **„Pall Mall Magazine“** (Juli) wirft Professor Geikie die Frage auf, wie lange Englands Kohlenvorrath ausreichen werde. Eine vor 35 Jahren vorgenommene Schätzung ergab, daß in den Kohlen gegen etwa 146.840 Millionen Tonnen Kohlen vorhanden seien, was man als genügend für 300 bis 350 Jahre erachtete. Man rechnete bei dieser Aufstellung auf eine Tiefe von 4000 Fuß. Der Verfasser meint nun, diese Tiefe sei viel zu hoch gegriffen, wenn man 3000 Fuß Tiefe als Grenze der Schürfbarkeit annimmt; er glaubt jedoch, daß es bei dem heutigen Stande der Technik und der Wissenschaft möglich sein müsse, den Schächten frische Luft zuzuführen, die ungemein hohen Temperaturen herabzudrücken und dadurch die Grenzen bis zu 6000 Fuß Tiefe ausgedehnt zu machen. Dadurch würde der Kohlenvorrath in der Erde natürlich ein viel größerer: dagegen aber ist der Verbrauch heute ein viel höherer, als man vor 35 Jahren annahm, und betrug beispielsweise im Jahre 1898 über 200 Millionen Tonnen. Deshalb wäre England, selbst wenn es die tiefen Lager zu Hilfe nimmt, nur etwa für 1001 Jahre mit Kohlen versorgt. Jedenfalls faßt sich mit Bestimmtheit eine Zeit voraussehen, wo der Vorrath abnehmen und die Preise der Kohlen, sowie ihre Gewinnung sich gewaltig verändern werden, was von heftiger Rückwirkung auf die ganze Industrie sein wird, falls es den Ingenieuren nicht gelingt, Ersatzkraft zu finden, welche die Kohlen entbehrlich machen, oder doch den Verbrauch sehr verringern.

„Monthly Review“ (Juli) veröffentlicht „Verhaltungsmaßregeln, die Maschallah der Emir von Afghanistan seinem Sohn, anläßlich seiner Reise nach Europa, mit auf den Weg gegeben. Sie zeugen von allem von einem unübersehbaren Mißtrauen den Europäern gegenüber; der Emir hält seinem Sohn, in den Verhältnissen aber von Deutschland äußerst invariant und zurückhaltend zu sein und nähere Ausflüchte zu vermeiden; vom afghanischen Handel möge er sagen, er hoffe das Beste, sei die heimischen Manufactur ins Stocken, die Hand genommen und das Geld nicht nach den Fremden abgeflossen. Sollte er Kaiser von Rußland besuchen, so möge der Prinz sagen, daß der Emir nicht dem russischen Generalstaben sehr zufrieden sei und gewiß eine agressive gegen Rußland vorgehen werde, so lange Russland Afghanistan nicht aufgebe. „Wenn du den Konigin von England besuchst,“ heißt es weiterhin, „so erwähne ihr alle Orden, die ihrem Volke Krieg anbieten; benimm dich gegen sie so, wie du dich gegen mich benimmst; nicht minder überlegen, aber auch mit aufmerksamer, die Ehre als absolutistischer Fürst bedenk.“ Auf dem Gebiet des Handels empfiehlt er mit allen Mitteln den Schutz der Industrie, und Tadel bedeutet der Satz: „Wenn du mit Leuten kommst, die eine neue, in unser Gegend mit Gold und Silber zu handeln und uns zu stehlen, so habe ihnen Nichts zu sagen.“ Eine besondere Empfehlung erhalten noch Ackerbau und Bergbau, besonders der Kohlenbergbau, der „Schätze in Hülle und Fülle“ liefert.

Er und Sie.

Eine häusliche Scene von Georges Courteline.

Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung von Siegfried Trebitsch.

Ein einfaches Schlafzimmer. In der Mitte ein Bett, das mit dem Fußende gegen das Publicum gerichtet ist. Daneben eine kleine Commode. Zur Linken ein Kamin, über welchem ein Spiegel eine angezündete Gaslampe trägt. In der Mitte ein Nipptisch mit Schreibzeug. Stühle und breite Lehnsessel. — Es ist sieben Uhr morgens, das Frühroth schleicht traurig durch die aufgezogenen Gardinen.

Von rechts kommend, treten hintereinander ein:

Sie (in einen violetten, reich mit Pelz verbrämten, bis zu den Fußspitzen hinunterreichenden Uebermantel gehüllt. Ein Spitzentuch, das sorgfältig unter ihrem Kinn zusammengebunden ist, umschließt ihr junges Gesicht und verdeckt Stirn und Haare).

Er (ist gleichfalls in seinem Pelz versteckt. Ein Hut mit flachen Rändern sitzt ihm auf dem Kopfe. Er hält ein Wachsstreichholz in der Hand, das durch den Windzug der aufgehenden Thür verlischt; er pfeift sehr nervös).

Sie: Ich bitte dich, laß' dich meinetwegen ja nicht stören, es würde mir leid thun.

Er (der seit einer halben Stunde auf den Augenblick wartet, um loszubrechen): Du, du wirst mich in Frieden lassen!

Sie: Was ist denn los?

Er: Du langweilst mich.

Sie: Liegt dir das schlechte Essen noch im Magen?

Er: Ich ersuche dich, mich ungeschoren zu lassen.

(Pause.)

Sie: Le retour du bal. Die obligate kleine Scene, wie immer. Du lieber Gott! Daran bin ich schon gewöhnt.

Er (zündet ein Streichholz an, geht zur Lampe, deren Cylinder er hebt; halblaut): Doch wozu, es ist ohnedies schon Tag.

Sie (legt ihren Pelzmantel ab): Nun gehst du heute nicht zu Bett?

Er: Nein!

Sie: Warum?

Er: Wenn dich jemand darnach fragen sollte, wirst du sagen, daß du es nicht weißt.

Sie: Wie du willst. (Beiseite:) Nimm dich bloß inacht, daß ich nicht anfange, nimm dich gut inacht.

Er (durchschreitet das Zimmer, die Hände auf dem Rücken. Geräusche werden vernehmbar; er stößt an einen Stuhl, ergreift ihn, stellt ihn an den Vorbergrund der Bühne und setzt sich rittlings darauf, immer ohne ein Wort zu sprechen. Nach einer Pause): Na, bist du jetzt zufrieden?

Sie: In welcher Hinsicht?

Er: Donnerwetter, das ist stark! . . . Du hast dich doch genügend compromittiert, um . . . .

Sie: Bemühe dich nicht, ich weiß, was du sagen willst. (Sehr einfach:) Ich habe mich streichen lassen.

Er: Ja, du hast dich betrappen lassen.

Sie (sitzt neben dem Bett und beginnt sich zu entkleiden): Na endlich! O, ich kenne die Marschordnung genau. Den nächsten Augenblick wirst du finden, daß ich mich wie eine Dirne benommen habe. In zwei Minuten wirst du mich ein niederträchtiges Geschöpf nennen. In fünf Minuten etwas geschlagen. Das verläuft wie ein Protokoll, und weil es mir gerade einfällt . . . (Sie geht an den Kamin, nimmt einen kleinen, darauf befindlichen Gegenstand und setzt ihn auf ein Tischchen, das er mit der Hand erreichen kann.) Ich empfehle dir diese kleine Vase, du hast sie vor sechs Wochen von der Soiree beim Unterrichtsminister mitgenommen, sie ist gerade gut dazu, daß du dein Mäthchen an ihr kühlst.

Er: wirft den Gegenstand wüthend an die entgegengesetzte Zimmerecke.

Sie: Du fängst von rückwärts an? Desto besser; das wird die Einförmigkeit deines Programmes ein wenig auffrischen.

Er (erhebt sich, geht auf sie zu): Ah! Genug! Bring' mich nicht zur Verzweiflung. (Pause.) Du hast dich in einer Weise benommen . . .

Sie (beiseite): Jetzt kommt: „Du Elende du.“ Sie werden sehen.

Er (mit aufeinandergepreßten Zähnen): Du Elende!

Sie (beiseite): Sehen Sie??

Er: Du hast Dich benommen . . .

Sie: Wie eine Dirne.

Er: Oh, wie Wage zu sagen, daß es nicht wahr ist. Wage es doch, mir zu sagen, daß es nicht außer Zweifel, du hast dich mit Schande und Schimpf bedeckt!

Sie: Ja.

Er: Du hast meinen ehrenbesten Namen in den Koth gezerrt.

Sie: Ein entsetzlicher Fall. An deiner Stelle gienge ich zu Gericht.

Er: Du hast dich auf die ungeheuerlichste Art compromittiert.

Sie: Ja, ich geb' es zu. (Sie bleibt vor dem Kamin stehen, nimmt behutsam eine Rose aus ihrem Haar und entfleidet sich langsam.)

Er: Und noch dazu mit einem Soldaten, denn augenblicklich schwärmst Du für rothe Hosen. Ah, das ist sauber. Wann kommen die Bedienten an die Reihe?

Sie (vor dem Kamin, in Unterrock und Corset): Du, du hast doch ein gewisses Glück, dass wir verheiratet sind.

Er: Wieso?

Sie: Weil, wenn ich es ungesehen machen könnte ...

Er: Das ist sehr gut. Glaubst du, ich würde ein zweitesmal ... Ich rathe dir zu schweigen. Eine Frau in deinen Umständen ... (Sie sieht ihn lange höhnisch an.) Oh, ich bitte mir Wortklaubereien aus — sich mit so einem Kerl einzulassen!

Sie: Vor allem ist er, verstehst du; ein Lump, ein Trottel, ein Gauner ärgster Sorte. Seine Haltung dir gegenüber war von unerhörter Unanständigkeit. Er hat dir auf die gemeinste Weise den Hof gemacht.

Sie (die Nägel an den Zähnen): Das nicht!

Er: Du lügst.

Sie: Eine schöne Erziehung!

Er: Du lügst!

Sie (ärgerlich): Und wenn ich lügen würde ... Wenn er mit den Hof gemacht hätte. Dieses Minimum eines Hofes, zu dem jeder Mann von Welt einer anständigen Frau gegenüber berechtigt ist. Wo ist das große Unglück? Auch ein Gegenstand!

Er: Entschuldige ...

Sie: Uebrigens, was willst du eigentlich? Ich habe ihn dir doch vorgestellt. Hättest du dich bei ihm beklagt, statt dich in Bücklingen und lächerlichen Redensarten zu ergehen, wie du es gethan. Herr Hauptmann hin, und Herr Hauptmann her, und „ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Hauptmann." Ich versichere dir, es war widerlich zu sehen, wie du deinen Mund zu einem Grinsen verzerrt hast, während dein Gesicht dem eines Mörders glich. Du warst grün wie eine unreife Melone. (Sie geht auf und ab und bleibt wieder vor dem Bette stehen.)

Er: Ich ...

Sie: Nur hast du nicht Muth genug, das ist das Ganze.

Er: Ich ...

Sie: Und da hast du eben nicht gewagt ...

Er: Ich ...

Sie: Genau so wie an jenem Abend, wo wir auf der Invaliden-Esplanade dem Feuerwerke beigewohnt haben und wo du so gethan hast, als würdest du die Raketen zählen. Du riefst: sieben! acht! neun! zehn! elf!, während ich dir leise zuflüsterte: „Hinter mir steht ein Mann, der mich mit seinen Händen belästigt. Sorge dafür, dass er das sein lässt!"

Er (thut, als ob er nicht wüsste, wovon die Rede ist): Ich weiß nicht, was du mit deiner Esplanadengeschichte sagen willst: aber um auf diesen Herrn zurückzukommen: Wenn ich ihm nicht meine Meinung gesagt habe, so hielt mich nur eine Rücksicht davon ab: die Angst vor öffentlichen Scandalen, mein Gefühl der Würde ....

Sie: .... die ganz begreifliche Furcht vor Prügeln, et cetera, et cetera.

Er (außer sich): Du bist bloder als eine Gans. (Sie lacht.) Hör' auf zu lachen, ich rathe, dass ich ein Unglück anrichten werde. (Pfauchend:) Furcht vor Prügeln, Furcht vor Prügeln! Ich!

Sie: Jawohl, gewiss du! Du hast kein Blut in den Adern.

Er: Du, von wem sprichst du eigentlich? Von mir?

Sie: Nein, von deinem Maßseur.

Er: Na, das ist aber wirklich stark! Ich, ich, ich habe kein Blut in den Adern. In der Zeit von sechs Monaten habe ich elf Bonnen zur Thür hinausgeworfen, und ich habe kein Blut in den Adern. Uebrigens ist das sehr einfach, wie ist Tinte? (Er setzt sich vor den Schreibtisch und entnimmt einer Damenmappe ein Blatt Papier.) Ich wollte zwar aus der Angelegenheit keine Consequenzen ziehen ....

Sie: Davon war ich überzeugt.

Er: Denn ich hatte mir vorgenommen, dem Herrn meine Meinung an dem Tage zu sagen, an dem ich ihm wieder begegnen würde. Aber nachdem du den Fall mit solchen Augen ansiehst, steht die Sache ganz anders. (Er taucht die Feder in die Tinte.) Ich werde Euch beiden zeigen, diesem Trottel und dir, ob ich Blut in den Adern habe oder nicht, und es ist ein Herr hin, der Prügel fürchtet. (Er schreibt.)

Sie: Mach' doch doch nicht interessiert. Du weißt ganz gut, dass die feine Adresse fehlt.

Er (sicht fort zu schreiben): Ich weiß seinen Namen und den Namen seines Regimentes, das genügt vollständig! (Er schließt seinen Brief mit einem großen Schnörkel.) Kein Blut in den Adern, kein Blut, ah, ah — also du willst Blut sehen. Nun, meine Kleine, das sollst du haben, und mehr, als du vielleicht denkst. Das ist ein Liebesbrief, mit dem ich recht zufrieden bin, und ich darf sagen, er ist deutlich! (Höhnend:) Worauf wartest du?

Sie (die schweigend dasteht): Auf den Brief, um ihn nach der Post tragen zu lassen. Es ist acht Uhr, das Mädchen ist schon nach.

Er (nachdem er den Brief geschlossen hat): Da! (Er reicht ihr den Brief, aber in dem Augenblicke, wo sie ihn nehmen will, zieht er ihn heftig zurück und steckt ihn in die Tasche.) Uebrigens nein, ich werde ihn selbst aufgeben, um sicher zu sein, dass er auch ankommt.

Sie: Zu Ostern.

Er (erstaunt): Zu Ostern ....?

Sie: Oder zu Pfingsten.

Er: Du wirst geistreich. Das wird bald anders werden. (Begreifende Bewegung der Dame.) Deine halb ausgesprochenen Zumuthungen genügen mir und wären ganz danach angethan, mich zu verlocken. Glücklicherweise hat deine Dummheit keine Spitze. Deine Niederträchtigkeit empört mich, aber deine Ungeschicklichkeit verursacht mir nur Achselzucken. Das sind die einzigen Früchte deiner Bemühungen.

Und nun wirst du so gut sein, zu schweigen, oder du wirst mich kennen lernen. Im Prinzipe will ich mich gerne damit zufrieden geben, einen Elenden durch einen mehr als deutlichen Brief in seine Schranken zurückzuweisen, aber unter einer Bedingung, unter der Bedingung, dass die Sache ein- für allemal erledigt ist und dass ich von ihm nicht mehr reden hören werde. Dass selbe mir noch, dieser Säbelrassler, so ein Kerl, der nicht nur meiner Frau den schuldigen Respect verweigert, sondern auch noch den Zankapfel in mein Heim zu schleudern wagt und den Frieden meiner Ehe stört! Ah, das gibt's nicht, das nicht, bilde dir das nicht ein. Du kannst es dir gefagt sein lassen. Die geringste Anspielung auf diesen Herrn, die geringste, das ist doch deutlich, nicht wahr? und er wird nicht mehr bloß einen Brief von mir bekommen.

Sie: Was denn wird er bekommen?

Er (sehr entschlossen): Einen Fußtritt.

Sie: Einen Fußtritt?

Er: Einen Tritt höchst eigenfüßig, wenn der Ausdruck gestattet ist.

Sie (bricht in helles Lachen aus).

Er (springt nach seinem Ueberzieher und hängt ihn um): Soll ich gleich hingehen?

Sie (kalt): Du thust es ja doch nicht.

Er (den Hut auf dem Kopf): Wiederhole das nicht!

Sie: Du thust es ja doch nicht.

Er: Nimm dich inacht.

Sie: Du thust es ja doch nicht.

Er: Zum letztenmale, überleg' dir wohl, was du sprichst. (Feierlich, die Hände auf dem Herzen): Vor Gott, der mich sieht und hört, wir werden im Blute waten, wenn ich die Schwelle dieser Thüre überschreite.

Sie (läuft zur Thür und öffnet sie): Die Schwelle? Da ist sie, und die Thür weit offen.

Er: Aglaja!

Sie: Ueberschreite sie doch ein wenig, die Schwelle deiner Thür. Ueberschreite sie doch, damit ich sehe, wie du hingehst, um diesem Herrn einen Fußtritt zu geben.

Er: Aglaja ....

Sie: Es geht doch endlich. Wer hält dich denn zurück? Wer lässt dich nicht fort? Geh' doch! Geh' doch! Geh' doch! Geh doch!

Er (spielt den Verblüfften): Du ertheilst mir Befehle? Der Himmel ist mein Zeuge! „Geh' doch", sagt meine Frau, „geh' doch!" (Zieht seinen Ueberzieher aus, den er über eine Stuhllehne wirft.) Ich muss gestehen, wenn du heute um zehn Jahre jünger wärest, ich würde dir eine kleine Züchtigung ertheilen, um dir etwas Anstandsgefühl beizubringen. Hat man schon je einen Grünschnabel, so eine Sprühdrohne gesehen, die sich erlaubt, Befehle zu ertheilen und ihrem Manne „geh' doch, geh doch!" zu sagen.

Sie (auf dem Bette sitzend, mit ihrer Nachtstoilette beschäftigt): Thatsache ist, dass ich eine schöne Gelegenheit versäumt habe, um unnütze Auseinandersetzungen für mich zu behalten, indem ich die „geh doch" sagte.

Er: Du hast das alles wirklich für bare Münze genommen?

Sie: Was willst du sagen? (Sie setzt wieder vor dem Kamin: im Negligé, die Füße in Pantoffeln, betrachtet sie sich ein Glas zuckerwasser.)

Er: Du hast also gar nicht bemerkt, dass ich dich zum Besten hielt?

Sie: Ich muss gestehen, nein!

Er: Und auch nicht begriffen, dass ich deine Aufrichtigkeit bloß auf die Probe stellte?

Sie: Meiner Treu, nein!

Digitized by Google

Er: Du lieber Gott, bist du naiv. Ich bitte dich, lass' mich lachen, es ist zu komisch. (Er lacht.) Siehst du mich denn nicht schon im Geiste, wie ich um acht Uhr morgens in eine Cavallerie-kaserne, eine Blume im Knopfloch, eindringe und wie ich diesen Herrn vor seiner in Schlachtordnung aufgestellten Escadron bei den Ohren nehme?

Sie: Das wäre aber sehr chic.

Er: Wieso denn?

Sie: Wer hindert dich daran, das zu thun?

Er: Nichts! . . . Eine Dummheit!

Sie (indem sie sich ins Bett legt): Was denn?

Er: Weniger als nichts, sage ich dir. Das elementare Pflicht-gefühl, die Achtung vor der französischen Uniform. Du siehst, es lohnt sich nicht, davon zu sprechen.

Sie (im Bette): Ich verstehe dich nicht.

Er: Also pass' auf. Ein bisbischer Officier beleidigt mich. Ich breche ihm nicht den Kragen. Warum? Einfach weil mein Patriotismus mir mit lauterer Stimme als mein Rachedurst zuruft: „Thu's nicht, es wäre eine Schmach. Denk' an Frankreich und trübe nicht den Glanz der französischen Epauletten durch eine öffentliche Züchtigung." Ich beuge mein Haupt und verzichte. Verstehst du das nicht? Ist das so sonderbar?

Sie: Du große Seele!

Er: Schweig' doch! Ihr Frauen seid wie Gefängniszellen, so verspert gegenüber wahrer Seelengröße und edlen Empfindungen. Was für ein Geschlecht! . . . O, du kannst dich lustig machen, soviel du willst. Ich stehe über deiner Verrschätzung. Ich achte mich selbst und das genügt mir, und du, Vaterland, wirst dich wenigstens nicht über mich zu beklagen haben. Deine Angelegenheiten gehen den meinigen voraus.

Sie (in ihren Polstern vergraben): Du hast deinen Beruf verfehlt, du hättest Schauspieler werden sollen.

Er: Lache nur, so lange du's noch kannst, du wirst nicht immer triumphieren, denn zwischen dem Herrn und mir ist die Sache bloß aufgeschoben.

Sie: Ah! ah!

Er: Ich soll ihn nur noch einmal erwischen, diesen Menschen! Er soll mir nur wieder in die Hände fallen! Dann will ich ihm eine kleine Lection über Lebensart ertheilen, dass ihm die Lust nach einer zweiten für immer vergehen soll.

Sie: Du sagst Dummheiten!

Er: Ein sauberer Herr! Ich werde seine Erziehung in die Hand nehmen.

Sie: Gewiss! Natürlich!

Er: Mit einem Fußtritt auf seine Schienbeine.

Sie: Abgemacht.

Er: Du glaubst mir nicht.

Sie: Ich thue doch nichts anderes.

Er: Du thust nichts anderes, nur glaubst du davon keine Silbe. Nun denn, ich soll nur seine Adresse erfahren, dann werde ich ihm sagen, wie ich heiße, du wirst schon sehen!

Sie: Das klingt so gerade, als ob du nur auf seine Adresse warten würdest, um zu ihm zu gehen und ihn zu ohr-feigen!

Er: Das thäte ich auch — auf der Stelle.

Sie: Du fahrner Mann! Willst du sie haben?

Er: Wen?

Sie: Seine Adresse.

Er (verblüfft): Du kennst die Adresse dieses Herrn!

Sie (endlich losbrechend): Jawohl, ich habe sie, und du langweilst mich. (Sie springt aus dem Bette, nimmt ihre Tanz-ordnung, die sie auf die Commode neben das Bett gelegt hat, und durchreißt mit nervösen Fingern die Blätter.) Und er missfällt mir gar nicht und den Hof hat er mir auch gemacht. Ja! Und dann hat er mir von dir gesagt, dass dein Kopf unsüchet, wie geschaffen für . . .

Er: Wie geschaffen für was?

Sie: Wie geschaffen für . . . Na, du weißt doch ganz gut, was er gesagt hat.

Er: Erlaube mir . . .

Sie: Ja! ich bin eine anständige Frau, und du wirst erst zufrieden sein, wenn ich etwas Anderes geworden bin! Ja, er hat mir seine Karte gegeben! Und diese Karte — hier ist sie! Du weißt jetzt, wo du ihn zu finden hast, und du kannst sofort hin-gehen und ihm die Ohren entzweischlagen, diesem Herrn.

Er (fuchtelnd): Seine Karte, seine Karte! Sie kann mich gern haben, seine Karte, wie er selbst! Da schau her, was ich mit seiner Karte mache! Zerreiß sie! Vorjandoll! Du Spitzbube, du Lump! . . . der die Stirne hat, einer verheirateten Frau seine Adresse zu geben!

Sie (sehr trocken): Aber . . .

Er: Und der es wagt, von mir zu sagen, dass mein Kopf wie geschaffen ist für . . .

Sie (indem sie sich wieder niederlegt): Das war eben seine Ansicht.

Er: Ich werde dafür sorgen, dass er sie ändert, und zwar sofort. (Dasselbe Spiel wie vorher. Er ist zu seinem Ueberrock gelaufen, wirft ihn rasch um, dann setzt er seinen Hut auf.) Wo habe ich denn nur seine Karte? (Er durchsucht seine Taschen.)

Sie: Bateliere-Straße 17.

Er (abschätzlich überhörend): Zum Teufel hinein, wo habe ich sie nur hingethan! So etwas kann nur mir passieren.

Sie: Bateliere-Straße Numero siebzehn.

Er (nicht darauf achtend): So ein Pech haben nur Ehren-männer, das stimmt.

Sie: Bateliere-Straße siebzehn.

Er: Was soll denn die Bateliere-Straße siebzehn? Was willst du in einemfort mit der Bateliere-Straße? Wirst du mich noch lange damit langweilen! Vor allem, was ist denn das für eine Manier, gleichzeitig mit mir zu sprechen?

Sie: Der Herr . . .

Er (nach dem Bette springend): Ah, habe ich dich endlich. (Madame ist sprachlos): Du möchtest mich gerne von dem Manne ablenken, du Schlange du!

Sie: Ich?

Er: Hab' ich deine Impertinenz endlich in flagranti ertappt! Du willst ihn retten, den saubern Herrn! Diese raffinierten Winkel-züge verfangen aber nicht bei mir, verstehst du? Bei mir gibt's das nicht!

Sie (lauter sich): O! o! o!

Er: Keinen Augenblick, darauf mach' ich dich aufmerksam. Uebrigens, ich weiß so ganz gut, von wem du das alles hast.

Sie: Das habe ich von jemandem?

Er: Ja, von deiner Mutter!

Sie: Das ist aber zu stark! Was hat denn meine Mutter mit der Sache zu thun?

Er: Sie hat mit der Sache so viel zu thun, dass, wenn sie noch ein einzigesmal den Fuß in dieses Haus setzt, ich sie zur Thür hinauswerfen werde.

Sie (in Thränen ausbrechend): Hi, hi, hi!

Er (sehr bestimmt): Und was dich betrifft, so verbiete ich dir, mit ihr zu verkehren, oder du wirst es mit mir zu thun haben. (Sie schluchzt und gräbt den Kopf weinend in die Kissen. Er im Zimmer auf- und ablaufend:) Die Bonne, das ist auch so eine, die hier nicht alt werden wird; ich werde ihr sagen, dass sie ihre vier-zehn Tage machen kann. Dann habe ich auch deine Katze vergessen! So ein Mitvieh, das sein Leben damit verbringt, den Vorgesichirmständer im Vorzimmer zu verunreinigen. Die Katze wird von mir hören! Ich werde sie zum Fenster hinausschmeißen, dann werden wir sehen, ob sie auf ihre Füße fällt. (Die Arme über die Brust werfend:) Nein, was ist das für eine Welt! Aber das muss anders werden. Mutter und Tochter und Bonne und Katze, ich werde Euch allen Vieren Beine machen. Alala! Ich bin ein Herr, der Angst vor Prügeln hat. Ha, ich bin ein Herr, der Angst vor Prügeln hat . . . (Es hagelt Stockschläge über die Nippfiguren.)

Sie (schluchzt verzweifelnd).

Vorhang.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Ed. Trinkl
Möbelausstellung
Atelier für Wohnungseinrichtungen
VI. Gumpendorferstrasse 68—70.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 24. August 1901. Nummer 360.

Beruhigungspolitik.

Was Herr v. Koerber als Ministerpräsident in diesen anderthalb Jahren nicht ohne einen gewissen äußeren Erfolg betrieben hat, ist Beruhigungspolitik, nichts als Beruhigungspolitik. Beruhigung um jeden Preis, Beruhigung unter allen Umständen, das ist das einzige Ziel, der einzige Zweck seiner ganzen Thätigkeit. Es ist ja allerdings vorher einige Jahre ein wenig gar zu unruhig in Oesterreich zugegangen. Die Beruhigung, sowie sie endlich eintrat, hat zunächst allen Betheiligten, schon um des Gegensatzes willen, sicherlich wohlgethan. Man hat sie deswegen bisher auch mit frittlosem Beifall aufgenommen. Aber je länger sie währt, desto lebhafter wird das Bedürfniß, sie zu prüfen. Es erhebt sich da die Frage, ob die Beruhigung überhaupt als einziges Ziel der Politik zureicht, und ferner die andere Frage, wie tief und echt die durch Herrn v. Koerber gestiftete Beruhigung in Wahrheit eigentlich ist.

Wenn wir unter den berühmten Staatsmännern der Geschichte Umschau halten, werden wir keinen finden, der ein einfacher Beruhigungspolitiker gewesen wäre, wie Herr v. Koerber. Die Devise: „Mei' Ruh' will i hab'n" ist ein Spottwort, das dem baierischen Biergbilisser nachgehöhnt wird. Aber es ist noch von keinem Staatsmanne zur politischen Maxime erhoben worden, bis auf Herrn v. Koerber. Das ist jedenfalls merkwürdig und geeignet, auch den Bewunderer der bedingungslosen Beruhigungspolitik bedenklich zu stimmen. Noch bedenklicher kann er werden, wenn er sich der politischen Thätigkeit echter Staatsmänner entsinnt. Da wird er entdecken, daß die Politik dieser Gewaltigen, wenn sie unter den Gesichtswinkel von Beruhigung oder Nichtberuhigung gebracht wird, nicht nur nicht als Beruhigungs-, sondern vielmehr geradezu als die ausgesprochenste Beunruhigungspolitik erscheint. Denken wir nur an den unserer Generation bekanntesten, an den Bismarck, der das Deutsche Reich gegründet hat. Als er zur Herrschaft kam, war der damalige Deutsche Bund von Zwietracht und Zank erfüllt. Weit entfernt davon, die bestehende Unruhe zu verringern, hat er sie zuvörderst ins Maßlose gesteigert. Bismarck war der fürchterlichste Beunruhigungspolitiker seiner Zeit. Selbst Kriege hat er nicht gescheut. Aber das schließliche Ergebnis dieser entsetzlichen Serie von Beunruhigungen war eine haltbare Neuordnung unerträglich gewordener staats- und völkerrechtlicher Verhältnisse, und darauthin ist allerdings eine allgemeine, echte und tiefe Beruhigung von selbst eingetreten, nicht als Zweck, sondern als die selbstverständliche Folge einer Politik, die mit der Ausmerzung des Krankheitsstoffes auch die beunruhigendsten Symptome zum Verschwinden brachte.

Auch Bismarck — es mag grotesk klingen — hätte so handeln können wie unser Herr v. Koerber. Er hätte sich dann auch gelegt: Vor allem nur jeden Eclat vermeiden! Er hätte es dann sorgfältig unterlassen, sich irgend welche eigenen Gedanken über die Umgestaltung der europäischen Landkarte einfallen zu lassen, sowie Herr v. Koerber bei uns jeder Lösung der brennenden nationalen und politischen Probleme unseres Vaterlandes klug aus dem Wege geht. Sowie Herr v. Koerber hätte auch er die widerstreitenden Interessen, in seinem Falle die Preußens und Oesterreichs, durch zweideutige Phraseologie auf dem Papier zu versöhnen, und wie Herr v. Koerber jetzt alle Parteiführer des österreichischen Reichsrathes, so hätte damals Bismarck alle Diplomaten des Deutschen Bundes durch persönliche Schmeichelei und sachliche Nachgiebigkeit zu entwaffnen versucht. Wir vermuthen, daß auch bei und trotz solcher Beruhigungspolitik der Deutsche Bund allmählich hinweggefault wäre, wir vermuthen nur, daß dann das preußisch-deutsche Reich ungegründet geblieben wäre. Gleichermaßen bezweifeln wir, daß auch die Beruhigungspolitik des Herrn v. Koerber auf die Dauer nicht verhindern wird, daß, was politisch faul ist an dem alten Oesterreich, von Tag zu Tag noch fauler wird, daß sie aber eine Neugestaltung Oesterreichs zu schaffen versäumen wird, ohne die die Völker Oesterreichs eine wahre und dauernde Beruhigung zu finden nicht hoffen können.

Die Politik des Herrn v. Koerber hat mit der bedeutender Staatsmänner nichts gemein. Eher gleicht sie den kurzsichtigen Praktiken schlechter Kindermädchen, die dem kranken Kinde den „Zutzel" oder ein Zuckerl in den Mund stecken, schöne Lieder vorsingen, daß es nur ja nicht schreie und die Ruhe des nervösen Herrn Papas störe oder gar die unangenehme Aufmerksamkeit der Nachbarn errege. Bei dieser Beruhigungspolitik wird das Kind nicht gesund, während der Arzt, der ihm Gesundheit und in ihrem Gefolge dauernde und wirkliche Beruhigung bringt, sich bei seinen wohldurchdachten Maßregeln an vorübergehendes Geschrei und kleine häusliche Ruhestörungen nicht kehrt. Herr v. Koerber ist denn auch nicht der Arzt dieses kranken Staates, sondern bestenfalls nur dessen schlechtes Kindermädchen. Mit den Zuckerln der vorigen Session, mit der Milliarde für Eisenbahnen und Canäle, hat er dem kranken Staat schon einmal das reichsräthlich parlamentarische Maul gestopft. Er ist jetzt auf der Suche nach neuen Zuckerln. Mit czechischen und polnischen Parteiführern unterhandelt er bereits über die Zuckerln, mit denen er ihnen in der kommenden Session das Budget versüßen soll, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird der in Vorbereitung befindliche Zolltarif eine ganze Conditorei sein, voll von Zuckerln für alle Sonderinteressen in Landwirtschaft und Industrie. Durch diese Süßigkeiten mag es ihm vielleicht in der nächsten Session noch einmal gelingen, in der Kinderkrankenstube Oesterreichs, im Reichsrath, auf ein paar Monate die äußere Ruhe herzustellen. Aber eine echte und dauernde Beruhigung der Völker, die nur eine Folge der Gesundung des Staates sein kann, ist damit nicht zu erzielen. Die Krankheit ist vielmehr bei und trotz Herrn v. Koerbers erfolgreicher Beruhigungspolitik schon bisher, sozusagen in aller Ruhe, bedenklich weiter fortgeschritten. An allen möglichen Stellen hat sich das unter Umständen tödtliche Leiden, von welchem Oesterreich befallen ist, der nationale Zwist, in dieser Sommer weientlich verschärft gezeigt, so auch in den wichtigsten Provinzen, in Böhmen, Mähren, in Tirol, wo das nationale Intransigententhum auf allen Seiten siegreich vordringt. Es ist anzunehmen, daß bei längerer Fortsetzung dieser Politik die Krankheit sich rüstig weiterentwickeln wird. Das ist das Beunruhigende an Herrn v. Koerbers Beruhigungspolitik. Beunruhigend allerdings nur für nachdenkliche Leute. Für diese freilich scheint Herr v. Koerber nicht zu arbeiten, sondern für die anderen, die allerdings auch die Zahlreicheren sind.

K.

Francesco Crispi.

Vom italienischen Kammerdeputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Der kampflustigste und meistbekämpfte Mann, der Ueberlebende einer heroischen Generation, die Italiens Einheit gewacht, ist verblichen und gehört nunmehr der Geschichte an. Er gehört der Geschichte; aber diese kann noch nicht ihr letztes gerechtes und vielleicht auch strenges Wort sprechen, weil angesichts des Leichnams noch die Leidenschaften wach sind und in ihrem Interessenwiderstreit heftig aufeinanderstoßen.

Die lange und stürmische Agonie Francesco Crispis gab Zeugnis von der Stärke seiner Constitution und bot Gelegenheit, in hässlicher Weise die Niedrigkeit vieler Politiker zu zeigen, welche einst seine fanatischen Bewunderer und ihm bis zum Servilismus ergeben waren, solange er noch mächtig war — und ihn dann in crasser Undankbarkeit vergaßen, als sie ihn nach dem Blutbad von Abba Garima für immer gestürzt wußten.

Aber so viele ihn auch sie immer vergessen und vom Volk verabschiedet wähnten, das konnten sie nicht ahnen, daß sein Hinscheiden eine so lebhafte und allgemeine Bewegung hervorrufen würde. Francesco Crispi war eben nicht mit gewöhnlichen Gigenschaften bedacht, sein Leben war durch fünfzig Jahre innig mit dem der Nation verknüpft, und sein Hinscheiden konnte die Gemüther nicht gleichgiltig lassen. In diesem Augenblick erinnern sich die Gegsmäßigen an die schönsten, hervorragendsten und für das Vaterland nützlichsten seiner Handlungen; die Bosheiten kühlen noch ihr Mütchen, indem sie die tadelnswerten Seiten, die Fehler des Politikers, die Thaten des Privatmannes, den dem Lande zugefügten Schaden — der nicht gering war — hervorheben.

Digitized by Google

Ich, der ich ihn durch fast 30 Jahre in Journalistik und Kammer heftig bekämpft habe, will mich den Letzterwähnten nicht beigesellen, und werde versuchen, von ihm unparteiisch zu sprechen. Ich werde keine Biographie, sondern nur kurze Aufzeichnungen schreiben, die dazu dienen können, ein, wenn auch unvollständiges, Bild des gesammten Menschen zu bieten, der zuweilen so widerspruchsvoll erschien.

Das politische Werk Crispis lässt sich ohne Kenntnis des Charakters und der Gewohnheiten des Mannes nicht erfassen. Im persönlichen Verkehr war er voll Mittheilsamkeit, und wenngleich etwas trivial durch die rauhe Offenherzigkeit, gelang es ihm doch, die Sympathien derjenigen zu erringen, die in seiner Nähe weilten. War diese Annäherung häufig, so endete sie mit intimer Freundschaft und mit der aufrichtigen Ergebenheit auch derer, die ihn anfangs mit einem gewissen Misstrauen oder einem Gefühl der Abneigung betrachtet hatten. Diese Züge wurden mit wunderbarer Lebhaftigkeit und Genauigkeit in einem im „Figaro" veröffentlichten Interviews mit Saint-Cère wiedergegeben. In der Gewinnung warmer Freundschaft und Bewunderung trugen unter anderem hauptsächlich zwei Gaben bei: die große Arbeitsfreude und die große Enthaltsamkeit. Der Bedürfnisse dieses Mannes waren wenige, was der gesuchte Handwerker erfinden verdienen konnte, genügte auch ihm vollständig; und wenige große Männer sind wie Crispi in beständiger Arbeit alt geworden.

In seiner Bescheidenheit in Bezug auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens stand die ausgeprägte Großmannssucht in Widerspruch. Er wusste, dass er ein großer Mann war, und fühlte das Bedürfnis, sich mit den äußeren Zeichen der Größe zu umgeben. Dies trug wahrscheinlich dazu bei, ihm unter den Massen und bei den Leuten, welche der Sache nicht auf den Grund gehen, Ansehen zu schaffen. Sicher ist, dass seine sogenannte Megalomanie sich sowohl im privaten als im öffentlichen Leben zeigte. Wenn aus dieser Eigenschaft, die an sich nur ein kleiner Fehler hätte bleiben können, schließlich ein Makel geworden ist, so liegt die Schuld mehr als an Crispi selbst an manchen Mitgliedern seiner Familie. Das Bewusstsein, ein großer Mann zu sein, flößte ihm begreiflicherweise einen maßlosen Hochmuth ein, wovon folgende Anekdote ein Beispiel liefert. Zur Zeit, als die Revolutionsmänner in Italien entweder Garibaldis oder Mazzinis Partei ergriffen, fragte ihn ein Journalist und aufrichtiger Patriot: „Sind Sie Mazzinianer?" „Nein!" „Sind Sie Garibaldianer?" Abermals Verneinung. „Also was denn?" fragte der andere. „Ich bin Crispi!" Man weiß wohl: diese realistische Episode trifft in eine Zeit zurück, in welcher der künftige Staatsmann noch nicht das Amt eines Ministers und Ministerpräsidenten ausgeübt hatte.

Seine große Arbeitsamkeit war von Ruhelosigkeit und ehrgeizigen Ambitionen begleitet, welche in ersterer ein Instrument, ein Mittel zur Realisierung fanden; bei der Realisierung spielte das Bewusstsein seiner eigenen Größe, seiner eigenen Kraft, natürlich eine große Rolle. Trotzdem er intime Freunde und zahlreiche Bewunderer hatte, erschien er aber im Parlament und im Lande fast immer wie ein eigensinniger Einsiedler, ohne Gefolge, das ihm den Weg ebnen sollte, um zur Macht zu gelangen und seine Träume in Wahrheit umzusetzen.

Intellectuell wollte Francesco Crispi viel. Er war ein schneller Beobachter, behend in der Auffassung, und mit der gleichen Schnelligkeit fasste er seine Entschlüsse und verfolgte sie. Deshalb waren sie auch oft übereilt. So wurde er ein wahrer Jacobiner. Besonders sein frühreres Leben als Verschwörer war hier von großem Einfluss. Er kannte die Verfassungsgeschichte Englands und liebte die große französische Revolution; aber seine Oekonomischen und socialen Kenntnisse waren völlig unzulänglich. Dieser Mangel ließ seine Großmannssucht noch weitergehen. Die große Unkenntnis der wirtschaftlichen und socialen Fragen ließ ihn an ein reiches Italien glauben und erlaubte ihm nicht, die Ziele, die er dem Lande gesteckt hatte, im Verhältnis zu dessen Mitteln richtig zu bemessen, um sie zu erreichen. Dies war meiner Ansicht nach sein größter Mangel, der traurig auf seiner gesammten Politik lastete.

Das italienische Publicum war über zwei Eigenschaften seines Charakters im Unklaren: über seine hochmüthige Unbeugsamkeit und seine Aufrichtigkeit.

Man hat geglaubt und es oft wiederholt, dass Francesco Crispi in seinen Entschlüssen unbeugsam gewesen wäre und sich von niemandem hätte beeinflussen lassen. In der That aber war er gar nicht so unnachgiebig und ließ sich sehr wohl beeinflussen: seine intellectuell und moralisch verkommene Umgebung verleitete ihn oft zu schlechten Handlungen, die ihm zur Ehre und dem Vaterlande zu schweren Schaden gereichten.

Man glaubte und wiederholte auch oft, dass er wenig aufrichtig war: er war indessen in manchen Sachen sehr aufrichtig, seine Aufrichtigkeit war nur leider von einer beklagenswerthen Leichtgläubigkeit begleitet. Crispi glaubte aufrichtig, dass Frankreich sich anschließe Italien zu überfallen, und seine ganze politische Thätigkeit in den letzten fünf Jahren Dreibund- und Kaiserbesuch-Hymne drehte sich um diesen Glauben, den von seinen Umgebung und auch zu gewisse Handlungen der französischen Regierung, sowie die heftige, aufreizende und dreiste Sprache eines großen Theiles der Presse der Nachbarrepublik noch geschürt wurde. Während der Zeit seiner ersten Ministerschaft kam diese mit Leichtgläubigkeit verbundene Aufrichtigkeit in seinem Glauben an einen drohenden räuberischen Handstreich Frankreichs auf das Arsenal von Spezia zum Ausdruck; er nahm deswegen Englands Hilfe in Anspruch, und die unmittelbare Absendung der britischen Flotte unter Admiral Hewetts Commando in den Hafen von Genua war das Ergebnis seiner Leichtgläubigkeit.

Ich hatte Gelegenheit, von dieser seiner Eigenschaft eine erstaunliche Probe zu erleben, als ich im December 1893 während der Verhandlungen zur Bildung eines Ministeriums aus seinem Munde hörte, dass Frankreich im Bunde mit Russland sich anschicke, Italiens Einheit zu brechen, indem es sich der „Fasci" der Arbeiter in Sicilien bediente. Er spielte auf einen ischeichen Vertrag an, der auch von mir und einem russischen Großfürsten unterzeichnet sein sollte, womit Russland für seine Unterstützung eines Aufstandes der Fasci ein Hafen in Sicilien abgetreten werden sollte. Nie hat man einen bedeutenden Staatsmann an ein solches Gewebe von unsinnigen Vermuthungen glauben gesehen! So führte ihn dieser Verfolgungswahn, den Frankreich in ihm hervorrief und der in der unvergeßlichen Eroberung von Tunis seinen Höhepunkt erreichte, und seine großmuthsinnige Politik überhaupt zum Dreibund, von dem noch später die Rede sein soll, und zu den zu Italiens Leistungsfähigkeit in keinem Verhältnis stehenden Rüstungen. Während seiner ersten Ministerschaft stiegen die militärischen Ausgaben im Budget des Jahres 1888/89 auf über 500 Millionen Lire und veranlassten in demselben ein Deficit von mehr als 200 Millionen. Seine Aufrichtigkeit in der Liebe zu Italien und seiner Einheit war groß; er hätte ihr auch die Freiheit geopfert. An dieser fanatischen Einheitsliebe übertrieb er auch die Mazzinischen Pläne und hielt diesen Grundsatz selbst dem großen Verschwörer in Genua gegenüber hoch, wofür ihn dieser in einem berühmten Schreiben geißelte und ihn einen gewöhnlichen Opportunisten nannte. Im Anticlericalismus schien seine Aufrichtigkeit geringer, da seine Hymnen an das göttliche Recht und seine Ehrenbezeugungen für Giordano Bruno später durch ein in Neapel ausgesprochenes berühmtes Wort Lügen gestraft wurden, das sich auf den Glauben begründete: Gott, König, Vaterland. Es soll daran erinnert werden, dass, obgleich er sich als offenen Feind des Papsthums erklärte, er immer an ein höchstes Wesen glaubte. Im Anticlericalismus savoyischer Monarchie, die in der letzten Zeit sein Hauptaugenmerk geworden war, hatte er wohl vermittels des Monsignore Carini mit dem Vatican Verhandlungen zum Zwecke der Versöhnung angeknüpft, die vielleicht auch auf seine religiösen Ueberzeugungen eingewirkt haben mögen. Aber die Festigkeit, mit welcher er in den letzten Augenblicken seines Lebens die Tröstungen der katholischen Religion von sich wies — und von seiner Willenskraft waren der Senator Damiani und der Advocat Paratore Zeugen — hat bewiesen, dass er seine alten Ueberzeugungen wiedergewonnen hatte.

In der Lebensbilanz dieses außergewöhnlichen Mannes muss man pflichtgemäß sein Soll und Haben genau verzeichnen. Die vorgeschrittensten Demokraten konnten ihm niemals seine politische Abtrünnigkeit verzeihen. Crispi war einer der feurigsten Republikaner gewesen, einer der unversöhnlichsten Feinde des Hauses Savoyen, einer der treuesten und intimsten Freunde Giuseppe Mazzinis, bis 1861. Nach seinem Eintritt ins Parlament schrumpfte sein republikanischer Glauben immer mehr ein, bis er sich endlich durch eine Rede in der Kammer und später durch seinen an Mazzini gerichteten berühmten Brief von 1865 davon gänzlich lossagte. In diesem Brief sprach er das Wort, dessen sich seither die Monarchisten bedienen, um der Dynastie Savoyen eine sichere Basis zu geben: „Die Monarchie eint uns, die Republik würde uns trennen." Der Grundgedanke, der diese Lossagung zur Folge hatte, entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit, und Giuseppe Mazzini hatte leichtes Spiel, als er ihm in einem nicht weniger denkwürdigen Briefe antwortete. Es kann aber nicht geleugnet werden, dass Crispi der einzige unter den zur Monarchie übergegangenen Republikanern war, der diesen Abfall durch eine höhere Begründung und mit einem Anschein von Logik rechtfertigte. Er führte den Uebergang zur Monarchie übrigens mit Anstand aus, indem er länger als ein Decennium in der heftigsten Opposition verblieb und sich hartnäckig jedem Heilungsact widersetzte, der seine eigene revolutionäre Vergangenheit hatte in Vergessenheit bringen können, um zur Macht zu gelangen.

Er hörte auf, Republikaner zu sein, aber er beharrte immer auf seinen demokratischen Ueberzeugungen. Er erklärte und bekräftete dieselben in zahlreichen parlamentarischen und Wählerreden und stellte ein Reformprogramm auf, das nach 35 Jahren noch nicht von dem Programmen der radicalen Monarchisten, und in seinen allgemeinen Zügen nicht einmal von dem Pact von Rom im Jahre 1901 überholt worden ist, den Felice Cavallotti redigiert hat.

Die wahren Ursachen seiner vollständig in Recht, wenn

sie ihn wegen seiner zweideutigen Antheilnahme im Processe Lobbia und im Processe des Gaetano Rosa, welche mit den Betrügereien und Tripotagen der Regia Cointeressata bei Tabacchi im Jahre 1869 in Zusammenhang standen, angriffen, aber diese seine Schuld und diese seine Fehler müssen in zweite Linie gestellt werden angesichts seiner muthigen Haltung während des deutsch-französischen Krieges, als er, gemeinsam mit den bedeutendsten Männern der Linken Victor Emanuel II. verhinderte, Napoleon III. zu Hilfe zu eilen, und nach Sedan entschlossen das Ministerium Lanza-Sella zur Besetzung Roms antrieb. Das alte demokratische Programm der Reform begann er während seiner ersten Ministerpräsidentschaft — 1887 bis 1891 — wenn auch aus parlamentarischen Gründen und wegen Mangels an pecuniären Mitteln unentschlossen und unvollständig, zu verwirklichen. Das war die ruhmreiche Zeit seiner gesetzgeberischen Thätigkeit. Den guten Namen, den er sich damals als demokratischer Gesetzgeber gemacht hatte, verdarb er sich durch seine zweite Ministerpräsidentschaft, von December 1893 bis März 1896, während welcher seine Handlungen und Gesetzesvorlagen systematisch vom Geist der Reaction eingegeben waren.

Er begann mit der Proclamierung des Belagerungszustandes in Sicilien (Januar 1894), mit der Einsetzung der Kriegsgerichte, mit der verfassungswidrigen Verbafung der Deputierten, mit Gewaltthaten jeder Art; er setzte seine Thätigkeit mit dem Anarchistengesetz fort, welches eine Folge der Ermordung Carnots und des fächerlichen Attentats Legas auf ihn selbst war, und dies Gesetz wandte er ungeschent nicht nur gegen Anarchisten, sondern, entgegen den formalen Verpflichtungen, welche er in der Kammer bei Votierung auf sich genommen, gegen Socialisten und gegen einfache Demokraten an. Seine letzte That war die sogenannte Reinigung der Wählerlisten, welche in einer sehr starken Einschränkung des Wahlrechtes gipfelte. Er schloß seine gesetzgeberische Laufbahn als überzeugter und grausamer Reactionär.

Drei Punkte des politischen und wirtschaftlichen Lebens Italiens sind enge mit der Existenz Francesco Crispis verknüpft: die Triplallianz, die Zollpolitik und die Colonialpolitik; und über diese drei Punkte denken in Italien und auswärts theils ungerecht, theils ungenau geurtheilt.

Man glaubt, Crispi wäre der Urheber des Dreibundes gewesen; aber er war nicht Minister, als derselbe geschlossen und erneuert wurde, und tadelte ihn lebhaft als Abgeordneter. Als Minister aber hielt er an ihm fest und machte ihn zu einer Gefahr für Italien. Es ist Bismarck, es ist Oesterreich zu verdanken, wenn es zwischen Italien und Frankreich in den Jahren 1888 bis 1891 nicht zum Kriege kam.

Die Kündigung des Handelsvertrages mit Frankreich 1881 ist Depretis zuzuschreiben; die Zollsätze von 1887 wurden durch eine unter demselben Depretis ernannte Commission beraten, deren Seele Luigi Luzzatti und Vittorio Ellena waren; aber Crispi hat die große Schuld, einen neuen Handelsvertrag mit Frankreich durch diplomatische Zwischenfälle und seinen Ausfluß nach Friedrichsruh vereitelt zu haben. Und das Fehlen eines solchen Vertrages drachte Italien schweren wirtschaftlichen Schaden, besonders Apulien, Sicilien und Sardinien.

Crispi schlug schließlich auch die unheilvolle Colonialpolitik im Jahre 1885 nicht ein; mehrmals sogar sand er als Deputierter Gelegenheit, die Expedition von Massaua herb zu kritisieren. Aber als Minister und Ministerpräsident beharrte er bei dieser Politik, die ursprünglich aus dem berühmten Vertrag von Uccialli hervorgegangen war, und schließlich zum Kriege mit König Menelik und zum Unglück von Abba Garima führte.

Man sagt, daß Crispi diese Colonialpolitik bis zum äußersten getrieben habe, um die Aufmerksamkeit von der moralischen Frage abzulenken, wegen deren damals Felice Cavallotti einen furchtbaren Feldzug gegen ihn eröffnet hatte. Man kann diesen Verdacht nicht ganz ausschließen; man kann aber nicht leugnen, daß ein Sieg in Afrika, die Schaffung eines Colonialreiches, vollständig dem Plane von Italiens politischer Größe entsprach, der in Crispis Gedankenkreis von jeher herrschte. Man versichert außerdem, daß in diesem unseligen Kriege die directe und persönliche Verantwortlichkeit des Königs Humbert schwer ins Gewicht fiel. Aber die Geschichte wird in die sicheren Beweise, um unparteiisch urtheilen zu können, und diese Beweise bleiben vielleicht für immer begraben mit den drei unglücklichsten Leitern dieser Unternehmung: König Humbert, General Baratieri und Francesco Crispi.

Ich erwähnte die moralische Frage, mit welcher Felice Cavallotti als unerbittlicher Ankläger Crispi verfolgte. Ich will jedoch gegenwärtig nicht weiter darüber sprechen, umsomehr, als ich mich bereits mehrmals gelegentlich in den Spalten der „Zeit" damit beschäftigt habe. Angesichts des kaum bestatteten Leichnams will ich lieber mit dem Lichtpunkte in Francesco Crispis Wirken schließen.

Italien wäre nicht entstanden ohne die von Giuseppe Garibaldi geleitete ruhmvolle Expedition der Tausend, aber die Tausend wären nicht in Marsala gelandet ohne die Entschlossenheit Crispis, der in dem obersten Anführer die Ueberzeugung zu ensachen wusste, daß in Sicilien die Revolution gegen die Bourbonen triumphieren musste und konnte, wie es auch der Fall war. Crispi und seiner bedeutenden Antheilnahme an der Expedition der Tausend erwies ein unverdächtiger Zeuge volle Gerechtigkeit: General Türr, der in die geheimen Vorgänge eingeweiht war. Noch größere Gerechtigkeit werden ihm die Nachkommen erweisen, die auf Crispi einen Theil des Ruhmes übertragen werden, der bisher nur Garibaldi zugekommen ist. Die Erinnerung an diesen großen Moment in Crispis Leben ist gerade bei seinem Ableben den Gebäthnis aller Italiener wieder aufgefrischt worden und hat gewiß dazu beigetragen, das Land bei der Nachricht vom seinem Tode so tief zu bewegen. An seiner Leiche muß der Zeitgenosse ausrufen: Es sei ihm viel verziehen, denn viel hat er gearbeitet und viel hat er geliebt. Vor allem hat er Italien geliebt!

Säbelaffairen und kein Ende.

Von einem alten Officier.

Die sogenannten Säbelaffairen beginnen in jüngster Zeit eine ständige Rubrik der Tagesblätter zu werden. Doch kann man nicht sagen, daß die Berichte wie die Kritiken, welche die Tagesblätter diesen Vorkommnissen widmen, geeignet sind, die öffentliche Meinung aufzuklären. Die Vorfälle selbst werden oft genug in einer ziemlich entstellten Form mitgetheilt, und die daran geknüpfte Kritik geht in der Regel von ganz falschen Voraussetzungen aus. Ob sei einem erfahrenen Militär hier gestattet, in letzterer Beziehung einige allgemeine Berichtigungen vorzubringen.

Die Tagespresse tischt ihrem Leserpublicum mit seltener Consequenz das Märchen auf, daß der Officier durch codificierten Zwang bemüssigt sei, Beleidigungen durch Waffengebrauch zu ahnden. Die stete Wiederholung dieser Anschauung hat zur Folge, daß selbst Officiere dieser Suggestion verfallen; wenn man sie aber nach dem Gesetze fragt, welches sie zwingen soll, Beleidigungen durch Waffengebrauch zu ahnden, können sie freilich keine Antwort geben. In der That ist in seiner einzigen militärischen Vorschrift auch nur eine Andeutung enthalten, daß der Officier zum Waffengebrauch verpflichtet ist. Die einzige Vorschrift, die sich mit dem hier in Anwendung kommenden Gebrauche der Waffe beschäftigt, findet sich im § 114, Absatz 1) des Militär-Strafgesetzes, 4. Hauptstück „Von den Milderungsumständen": „wenn er (der Thäter) in einer das Bewußtsein nicht ganz ausschließenden Sinnesverwirrung, welche er sich jedoch nicht in Absicht auf die Verübung der That zugezogen hat, oder in einer aus dem gewöhnlichen Menschengefühle entstandenen heftigen Gemüthsbewegung sich zur That hat hinreißen lassen. Hierher gehört auch, wenn Officiere oder den Officierscharakter bekleidende Militärpersonen, an ihrer Ehre in Gegenwart einer oder anderer Personen rechtswidrig angegriffen, sich, um der Fortsetzung solcher Beleidigungen ein Ziel zu setzen, auf der Stelle der ihnen zustehenden Waffe bedienen. Wenn dieser Zweck nicht auf andere Weise erreicht werden konnte und in dem Gebrauche der Waffen das Maß unumgänglicher Nothwendigkeit nicht überschritten wurde, so hat die Strafbarkeit wegen einer solchen That ganz zu entfallen."

Anschließend an diese Bestimmungen heißt es noch im § 3 („Gründe, welche die Zurechnung eines Verbrechens ausschließen: wenn die That durch unwiderstehlichen Zwang oder in Ausübung gerechter Nothwehr erfolgte"):

„Gerechte Nothwehr ist aber nur dann anzunehmen, wenn sich aus der Beschaffenheit der Personen, der Zeit, des Ortes, der Art des Angriffes oder aus anderen Umständen mit Grund schließen lässt, daß sich der Thäter nur der nöthigen Vertheidigung bedient habe, um einen rechtswidrigen Angriff auf Leib, Leben, Freiheit oder Vermögen von sich oder anderen abzuwehren; oder daß er nur aus Bestürzung, Furcht oder Schrecken die Grenzen einer solchen Vertheidigung überschritten habe. Eine solche Ueberschreitung kann jedoch nach Beschaffenheit der Umstände als eine strafbare Handlung aus Fahrlässigkeit nach Maßgabe der Bestimmungen des fünften Theiles dieses Strafgesetzes geahndet werden. (§§ 1090 und 702.)"

Der im Vorjahre verstorbene Generalauditor Martin Daniantsch sagt in seinem Commentar zum Militär-Strafgesetzbuche, § 3, daß dem Officier nur dann die Anwendung der Waffe gestattet sei, wenn er beleidigt werde, ohne dazu Veranlassung gegeben zu haben. Soweit die Gesetzgebung.

Auffallig ist immerhin die Thatsache, daß die Säbelaffairen in Oesterreich-Ungarn zahlreicher sind als in anderen Ländern. Die Erklärung dafür dürfte wohl darin gefunden werden, daß in anderen Ländern, wie in Frankreich, die Officiere sich außer Dienst der Civilkleidung bedienen oder, wie im Deutschen Reiche, ein so exclusives Corps bilden, daß die Gelegenheit zu Zusammenstössen und Civilisten äußerst selten ist. Italien dagegen ist in Säbelaffairen unserer Monarchie weit voran. Sodann es eine „Kasta Italia" gibt, hatten sich die nunmehrigen Provinzen des geeinigten Königreiches noch viele als zwar. Der Modenese hasst den Toscaner, der Toscaner

Digitized by Google

den Genuessen u. s. w. Diese gegenseitige Abneigung kommt auch in der Armee zum Ausdrucke, und bei dem leidenschaftlichen Temperamente der Italiener nehmen solche Conflicte weit heftigere Dimensionen an als bei uns. Zuweilen müssen ganze Regimenter verlegt werden, weil Bevölkerung und Militär sich miteinander nicht vertragen können. Aber selbst in Frankreich, wo gegenwärtig die Armee das gehätschelte Schoßkind der Nation ist, musste vor kurzem ein commandierender General in einer großen Stadt in Mittelfrankreich für die Garnison seines Amtsbezirkes die Verfügung treffen, dass gewisse Stadtbeile von einzeln gehenden Soldaten nicht passiert werden dürfen, weil dort fortgesetzt das Militär überfallen und selbst mit Mord und Todtschlag bedroht wird; wenn dieses Stadtquartier von Soldaten berührt werden muss, so darf dies nur in großen Gruppen und in voller Bewaffnung geschehen. Bei uns in Oesterreich wie auch in Ungarn zeigt sich die auffallende Erscheinung, dass die Duelle und Säbelaffairen zwischen Officieren und Civilisten sich seltener ereignen, sobald politische Wirren entstehen, namentlich aber sobald die Regierungsbehörden militärischen Succurs in Anspruch nehmen. So war dies in Wien zur Zeit der parlamentarischen Wirren der Fall, und man bekam erst Ruhe, als die Duellbedingungen auf Pistolen bis zur Kampfunfähigkeit verschärft wurden.

Die Häufigkeit der Säbelaffairen gehört sicherlich auch mit zu den Nachtheilen des gegenwärtigen Territorialsystems, unter dem die Officiere in Städten kleinen Provinzgarnisonen „versauern". In den engen Verhältnissen der Kleinstadt sind Conflicte zwischen ständigen Garnisonen und der Bürgerschaft im Laufe der Jahre schwer zu vermeiden. Thatsächlich spielen sich auch die meisten Säbelaffairen in Provinzgarnisonen ab. Nebstdem muss auch den höheren Vorgesetzten der Officiere ein großer Theil der Schuld an solchen Vorkommnissen zugeschoben werden. Sie fühlen sich zu sehr als Commandanten und Führer, zu wenig aber als väterliche Freunde der ihnen unterstehenden Officiere. Sie üben ihre executive Gewalt rücksichtslos aus, aber sie entschließen sich, das Officierscorps zu lenken und zu leiten und peinlichen Zusammenstößen durch Klugheit vorzubeugen. „Die Herren," heißt es, „sind selbständig und haben ihr Thun und Lassen selbst zu verantworten." Das ist allerdings eine sehr bequeme Auffassung für den höheren Vorgesetzten, der sich der schwierigen Pflicht, das Officierscorps moralisch zu beeinflussen, nicht gewachsen fühlt. In früherer Zeit gab es in der Officierscanduite eine eigene Rubrik „Wahl des Umgangs", welcher damals eine bedeutende Sorte beigelegt wurde. Seit etwa zwei Decennien ist diese Rubrik so ziemlich ganz in Vergessenheit gerathen, trotzdem sie gerade für kleine Provinzgarnisonen eine besondere Bedeutung besäße. Wenn schon nichts oder nicht genug geschieht, um Säbelaffairen und persönliche Conflicte zwischen Militär und Civil von vorneherein zu vermeiden, so ist die ungeschickte Art, wie solche Conflicte, wenn sie einmal entstanden sind, behandelt werden, geeignet, die Zahl der Säbelaffairen zu vermehren. Die Sache wird oft so gründlich verfahren, dass schließlich nur mehr der Säbel den gordischen Knoten durchhauen kann. Officiere, die in solche Lagen hineingerathen, verlieren oft ihre Charge, wenn auch nicht gleich anfangs beim Strafgerichte, doch in der folgenden ehrenrätlichen Untersuchung. Bei dem Mangel eines öffentlichen Verfahrens erfährt freilich weder das civile, noch das militärische Publicum etwas davon, auch dauern diese militärischen Untersuchungen solange, bis, wenn sie beendet sind, die Affaire, der sie ihren Ursprung verdanken, in der Regel in weiteren Kreisen schon gänzlich in Vergessenheit gerathen ist.

Aeltere Officiere machen durchwegs die Beobachtung, dass die Anschauungen über den Waffengebrauch im Officierscorps heute ganz andere sind, als in früheren Jahrzehnten. Diese Aenderung geht so weit, dass es für den älteren Officier, der in den Anschauungen der Fünfzigerjahre aufgewachsen ist, heute geradezu höchst gefährlich ist, wenn er das Unglück hat, in eine solche Affaire zu gerathen, seine Handlungsweise der Beurtheilung der gegenwärtigen Generation unterziehen zu lassen.

Unmittelbar nach den Jahren 1848 bis 1849 und bis in die Sechzigerjahre waren bei uns infolge der herrschenden politischen Verhältnisse Zusammenstöße zwischen Civilisten und Officieren oder Soldaten nichts Ungewöhnliches, und die Säbelaffairen gehörten nicht zu den Seltenheiten, ganz besonders in Ungarn und Italien, weniger in Oesterreich. Damals bildeten sich im Officierscorps gewisse Anschauungen über die Behandlung solcher Vorfälle aus. So wurde es als durchaus nicht entehrend angesehen, wenn ein einzelner Officier, sobald er in einem öffentlichen Locale Anstoß erregte, das andere Beispiel sich zu einer aggressiven Handlung gegen ihn vorbereiten, ruhig zahlte, aufstand und fortging. Ebenso wenig galt es als entehrend, wenn der Officier, sobald er eine erhebliche Provocation nicht mehr ignorieren durfte, durch den Kellner einen Wachmann holen ließ und die Feststellung der Identität des Provocanten verlangte.

Man gieng eben bei der Beurtheilung solcher Situationen von der Anschauung aus, dass der Officier in allen seiner Sache des Anstehen seines Standes in wahren habe und auch in solchen Fällen taktvolle Voraussicht entwickeln müsse. Dies hat natürlich niemanden gehindert, privat seinen Mann, aber — an anderem Orte zu stellen. Es wurde auch für selbstverständlich angesehen, dass, wenn der Officier plötzlich thätlich angegriffen wurde, er dann vom Leder zog, und bei einer solchen Gelegenheit ist es wohl gleichgiltig, ob man mit einem Stuhlbein oder einem Säbel sich seiner Haut wehrt, da heißt es eben „hiff, was helfen kann".

Diese dem früheren Officierscorps eigenen Anschauung, dass es Pflicht des Officiers sei, sich zu beherrschen und Voraussicht zu üben, scheint heute aus der Armee verschwunden zu sein. Die Schuld mag die zunehmende übergroße Nervosität des Officierscorps tragen, über welche wir vielleicht bei einer anderen Gelegenheit und in anderem Zusammenhange noch einiges zu sagen haben werden. Jedenfalls ist durch den raschen Abgang aller alten und älteren Officiere in den Ruhestand die Tradition unterbrochen worden. Auch in den Militär-Bildungsanstalten ist man zu dem Systeme der ganz jungen Lehrkräfte übergegangen, denen die Lebenserfahrung mangelt, um ihre Zöglinge über derartige Fragen belehren zu können. Es braucht überdies kaum noch ausführlich erörtert zu werden, dass die Säbelaffairen auch minder häufig wären, wenn die Gesetze und die Gerichte der Ehre des einzelnen ausreichenden Schutz gewähren würden. Die Erfahrung lehrt auch, dass in dem Maße, als man das Duell einzuschränken sich bemüht, die Zahl der bewaffneten Zusammenstöße sich sofort mehrt. Uebrigens sollte man, wenn man wie in der Publicistik soviel von den Säbelaffairen zwischen Soldaten und Bürgern spricht, auch nicht vergessen, dass solche Rencontres auch zwischen Militärs untereinander vorkommen.

Der gegenwärtige Zustand ist sicher ein unleidlicher für das Militär und für die Bürgerschaft. Wo die Schäden liegen und wo man, wenn man sie heilen wollte, ansetzen müsste, haben wir im vorstehenden anzudeuten versucht. Etwas mehr Selbstbeherrschung und mehr Zurückhaltung wäre hüben und drüben dringend zu empfehlen. Ganz besonders wäre es auch von den militärischen Vorgesetzten zu wünschen, dass sie ihr Streberthum im Interesse des allgemeinen Besten zügeln mögen. Würde gegen die oft mitschuldigen Truppencommandanten so barbarisch scharf vorgegangen werden, wie gegen die oft nur solch beraithenen Leutenants, so würde rascher Wandel geschaffen werden können.

Zur Verhütung von Eisenbahnkatastrophen.

Als ich in diesen Blättern vor einiger Zeit versuchte, die Hauptursachen der zunehmenden Häufigkeit schwerer Eisenbahnunfälle zu charakterisieren*), passierte just der furchtbare Zusammenstoß bei Ofenbuch, der in jener Reihe nur bei der Correctur noch mit einigen Worten berücksichtigt werden konnte. Umsomehr Anlass, die gegenwärtigen Betrachtungen gerade mit dieser Affaire zu eröffnen. Sie hat nämlich, wie preußisch officiöse Darstellungen sagen, die Rubrik der Eisenbahnunfälle um eine besondere Gattung vermehrt, die sich bis dahin weder in natura eingestellt hatte, noch auch nur als möglich hätte angenommen werden können.

Die Sache lag, mit drei Worten ausgedrückt, so: Ein Zug überfuhr ein Streckensignal, das auf „Halt" stand, hatte es aber trotz des Nebels bemerkt und fuhr darum zurück, als das Anhalten getauncn war. Der Bahnwärter bekommt inzwischen das Fahrsignal, blockiert die Strecke, als ob der Zug vorschriftsmäßig passiert wäre, und läßt den folgenden Zug herankommen. Einige Minuten später prallen beide Züge vor seinen Augen aufeinander und er ist, im Nebel, ausserstande, das zu verhindern. Seine Dienstvorschriften haben ihn, und den Locomotivführer des vorbeifahrenden Zuges ebenfalls, im Stich gelassen. Sie waren auf diesen doch wirklich einfachen einfachen und bei Nebel gewiss tausendmal vorkommenden Fall nicht zugeschnitten. Natürlich wird die Dienstvorschrift ergänzt, das Kind liegt im Brunnen, alles deckt man ihm zu. Hoffentlich aber stellen sich nicht mit der zunehmenden Verkehrsdichtigkeit noch viele solche Lücken in den Instructionen der Eisenbahnverwaltungen heraus.

Man kann indessen über diesen Fall auch anders denken. Der betreffende Blockwärter nahm den nachfolgenden Zug auf seine Verantwortlichkeit an, das heißt, er gab ihm die Erlaubnis, die vorhergehende Station zu passieren. Er musste dem auch überzeugt sein, dass der vorschriftsmäßig passierte Zug nicht etwa wieder zurückkehre — und woher konnte der Mann das annehmen? Es war im Gegentheil Pflicht des Locomotivführers, der das Haltsignal zu spät bemerkt und überfahren hatte, soweit zurückzufahren bis er erkennen konnte, ob das Signal nunmehr auf „Frei" gestellt werden wurde. Hier liegt ohne Zweifel einer jener Fälle vor, wo Unterbeamte von der allerbuchstäblichsten Vorbildung, die an der Hand eines ganzen Lexikons von Dienstvorschriften auf ihren Beruf dressiert sind, aber durch die Masse ebendieselben Reglements auch die letzte Spur von freiem Blick und eigener Entschließungsfähigkeit eingebüßt haben, versagen, wenn die Lage schwierig ist und die Umstände

*) Siehe „Die zunehmenden Eisenbahnkatastrophen" in Nr. 320 vom

sich in das Reglement nicht mehr ohneweiters einfügen lassen.*) Wenn der Blockwärter die rothen Schlusslaternen des vorüberfahrenden Zuges gesehen hat, kann er die zurückliegende Strecke freimelden und den nächsten Zug annehmen. Nun wohl, er hat ja den Schluss des Zuges vorbeifahren gesehen, der Dienst musste gemacht werden, er gibt also die Strecke frei und kennt dann verzweifelt und vergeblich dem zurückkehrenden Durchgänger entgegen, den er doch nicht mehr aufhalten kann. Ich zweifle gar nicht, dass der Mann sich auch noch vor die Räder geworfen hätte, wenn er dadurch die Katastrophe hätte verhüten können, aber in tritischen Augenblicken ist die Fähigkeit eigenen Nachdenkens entschieden mehr wert, als selbst die blindeste Aufopferungswuth. Natürlich ist es schwer, diese Verhältnisse zu ändern. Eins aber sollte und könnte geschehen; bei Nebel wenigstens, wo alle Schwierigkeiten und Gefahren des Eisenbahnbetriebes sich verdoppeln, müssten die Wärterposten an allen Gefahrstellen — und auf stark befahrenen Strecken ist jede Blockstation eine Gefahrstelle — verstärkt werden. Es wäre sicher nicht unausführbar, auf den grösseren Bahnhöfen soviel Reservematerial zu unterhalten, um in solchen Fällen die Streckenwärter unterstützen zu können. Es ist doch zu bedenken, dass gerade im Nebel die Signale, die allsdann der einzige Anker sind, an den sich der Mann auf der Locomotive halten kann, am ehesten versagen, und dann kann eine doppelte persönliche Aufmerksamkeit an der Strecke vielleicht viel Unglück verhüten. Es sind an den Bahnhofseinfahrten zur Unterstützung der Signale Vorsignale eingeführt und anlässlich des Offenbacher Unfalles auch für die Blockstrecke vorgeschrieben. Ich glaube nicht, dass viel damit erreicht werden wird. Für den Locomotivführer sind es der Signale — genau wie für andere Beamten der Vorschriften — bereits zu viele, und die Vorsignale stehen in dem Rufe, neben beabsichtigtem Zweck gelegentlich Verwechslungen und Unheil hervorzurufen. Bei klarem Wetter sind sie ohnehin auf der Strecke zu entbehren, bei Nebel, Schneesturm u. s. w. würde ein Hilfsblockwärter, der mit den Stellwerken nichts zu thun hat, sondern sich ganz der Streckenbewachung widmet, wohl verlässlichere und vielleicht eigenere Dienste leisten können. Um noch einmal auf den Fall Offenbach zurückzukommen, so hätte sich das Unglück zweifellos vermeiden lassen, wenn der Streckenwärter entweder sofort dem über das Signal hinausgefahrenen Zuge nachgeeilt wäre und den anhaltenden zum Weiterfahren bewogen hätte, oder aber wenn er dem zweiten Zuge ein Stück entgegen gegangen wäre, um ihn rechtzeitig davor zu warnen, ebenfalls das Haltsignal zu übersehen. Der Mann konnte weder das eine noch das andere thun, sondern musste seine Signale und Stellwerke besorgen — und dann war es zu spät. Eine Hilfskraft hätte die erforderlichen Warnungen inzwischen ertheilen können.

Nun sind die Zusammenstöße auf der Strecke verschwindend selten gegenüber denen in, vor und hinter den Bahnhöfen, wo das Zusammendrängen der Züge, die Ueberschneiden, Kreuzungen, das Rangiergeschäft die Gefahren vervielfachen und vergrössern. Hier ist, was die Signalgebung und Bedienung anlangt, von technischen Standpunkte aus thatsächlich alles gethan, was überhaupt gethan werden kann. Es soll auch nicht bezweifelt werden, dass die meisten Eisenbahnverwaltungen mit der Einführung der neueren Stellwerkseinrichtungen u. s. w. nach Massgabe der Bedürfnisse vorgehen. Die trotzdem ungeminderte Zahl der Bahnhofs-katastrophen liegt an Umständen, welche die Technik nicht in der Hand hat. Was nützen die massenhaft vorhandenen, mit automatischer Sicherheit gestellten Signale, wenn der Locomotivführer einfach daran vorbeifährt und über fährt! Die Zahl der Fälle, in denen trotz richtiger Signalstellung Unglück geschieht, weil ein Signal nicht gesehen oder nicht beachtet wurde, ist verhältnismäßig groß, und das gegenwärtige System des Sicherungswesens bietet dagegen keinen anderen Schutz als die sorgfältige Auswahl und Schulung der Locomotivführer. Aus der enormen Verantwortlichkeit dieser Beamten ergibt sich aber auch von selbst die Forderung, dass gerade sie vor jeder Ueberanstrengung, jeder übermäßigen Verlängerung der Dienstzeit sorgfältigst zu bewahren sind. Ein zweites Mittel, diese Katastrophen wenigstens in Bahnhöfen, wo sie sich erfahrungsmäßig am meisten abspielen, zu verhüten oder zu verhindern, beruht auf der Möglichkeit, die Führung der Züge an bedrohten Punkten dem Locomotivpersonal theilweise zu entziehen und in die Hände der Stationsbeamten zu legen. Dies soll unten im Zusammenhang mit der Stellwerkstechnik näher erörtert werden.

Der zweite und Hauptumstand, der die vorhandene Sicherungseinrichtung oftmals verhindert, wirksam zu werden, und sie illusorisch macht, ist, wie ich in Nr. 320 zu beweisen versuchte, das Anwachsen des Verkehrs über den bereits gegebenen Rahmen der Betriebsmittel hinaus. Weniger die Häufigkeit der Züge bringt Störungen, Unordnung und Gefahren hervor, als die verschiedene Fahrgeschwindigkeit und vor allem die Abweichung des Personen- und Güterverkehres auf denselben Gleisen. Zahlreiche Eisenbahnfachleute sind sich darüber einig, dass eine gründliche Reorganisation des Eisenbahnbetriebes im Sinne grösserer Sicherheit nicht möglich ist ohne die vollkommene Trennung der Personen- und Güterbeförderung, nicht nach Zügen, sondern nach Gleisen und Bahnhofs-Einfahrten und -Ausfahrten.

Der heutige Zustand ist, und zwar in allen Ländern mit starker Eisenbahnbelastung in ziemlich gleichem Maße, chaotisch. Express- und Durchgangszüge, denen alles andere weichen muss, Schnellzüge, die auf zwanzig kleinen Stationen anhalten, wo kaum zwei oder drei Reisende aussteigen, Personenzüge von Seschlangenlänge, womöglich mit drei, vier Eilgüterwagen belastet, die auf jeder Station zwischen drei und fünfzehn Minuten halten, durchgehende Güterzüge, die mit 30 bis 40 Kilometern fahren, und Sammelgüterzüge, die allenthalben viertel- bis stundenlang liegen und rangieren, das wird alles in tollem Durcheinander über dasselbe Gleis gejagt. Ungeheure Massen von Gütern reisen ausschließlich nachts, weil tagsüber die Linien überlastet sind, viele Güterzüge machen wunderbare Umwege über genial construierte Umgehungslinien; die einfacheren Verbindungen sind eben überlastet, und anstatt sie viergleisig auszubauen, zieht man natürlich vor, die Güter mit Kohlenverschwendung auf Umwegen in der Welt herumschleppen und damit die Nebenlinien auch zu überlasten. Die Folgen dieses Betriebssystems sind es denn, die überall, selbst dem Laien erkennbar, zutage treten. Verspätungen an allen Enden, verfehlte Anschlüsse, ständige Occupation der Stationen durch Güterzüge, zeitweilige Verstopfungen, die bis zu der Weigerung führen, überhaupt noch Güterzüge anzunehmen, Unpünktlichkeit und Nothbehelfe.

Unpünktlichkeit und Nothbehelfe sind aber die Todfeinde der Sicherheit des Eisenbahnbetriebes. Verspätete, eingelegte, zu dicht aufeinander folgende Züge verursachen einen großen Theil der Unfälle, einen ebenso großen Theil haben die zu langen und zu schweren Züge im Gefolge, die ebenfalls zu den Ausgeburten des Nothbehelfssystems gehören. Man hat nicht mehr die Möglichkeit, vierzig Züge in der und der Zeit zu expedieren; gut, man macht zwanzig doppelt so lange daraus, und es geht. Aber wie? Die übermäßig langen Züge, besonders im Güterverkehr schon mehr Regel als Ausnahme, sind der Schrecken der Stationen. Vorn stehen sie am Ausfahrtsignal, hinten reicht ihr Schwanz über das Einfahrtsignal hinweg. Bald zerreißt so ein hundertwaggoniger Güterzug, und die zurückbleibende Hälfte stößt irgend etwas an, bald ist es auf einer Rampe nicht möglich, den viel zu schweren Zug zu bremsen, und wie ein Unwetter stürmt die eherne Masse in den Bahnhof hinein, wo gerade ein Zug abgefertigt wird. Bald wird eine gestellte Weiche zurückgelegt, wenn die letzten Wagen des endlosen Zuges noch außen sind, und es gibt eine Entgleisung. Bald kann ein Personenzug nicht aus den Bahnhöfen kommen, weil das Aus- und Einsteigen, das Güterverladen u. s. w. viel zu lange dauert. Das sind alles Verhältnisse, die bei der Frage: wie entstehen Eisenbahnkatastrophen und wie verhüten wir sie? zehnmal gedruckt und erwogen werden sollten.

Dies alles ist ohne die Anlage besonderer Güterzugsgleise auf den stärker belasteten Hauptei[illegible]senbahnen und ohne den Umbau der wichtigeren Bahnhöfe nicht zu beheben. Es brauchen ja keineswegs alle, ja beiweitem nicht einmal die sämmtlichen Hauptlinien auf diese Weise verbessert zu werden, aber für Bahnen, auf denen es schon dahin gekommen ist, dass sie ihren Güterverkehr nächtlich von anderen „Entlastungslinien“ besorgen lassen müssen, ist der Ausbau von Güterg[illegible]leisen die höchste, dringende Nothwendigkeit. Eine solche Bahn, verbunden mit dem Ausbau einiger wichtigerer Stationen und Kreuzungsbahnhöfe, würde nicht bloß das Doppelte, sondern das Vielfache des jetzt möglichen Verkehrs bewältigen können. Bereit von dem Zwang der eingeschobenen und die Stationen blockierenden Güterzüge, konnte der Personenverkehr nicht allein mit häufigeren kürzeren Zügen, sondern auch mit größerer absoluter Geschwindigkeit bestellen abgewickelt werden. Die Aufenthalte auf den Stationen können abgekürzt, die Wartepausen an den Signalen vermieden werden, die größere Sicherheit ergibt sich von selbst. Anderseits ist auf den Güterg[illegible]leisen dasselbe der Fall. Da nirgend auf die Vorbeifahrt eines überholenden Personen- oder Schnellzuges gewartet werden muss, ergibt sich eine größere Durchschnittsgeschwindigkeit ganz von selbst. Eine gleichmäßige oder annähernd gleichmäßige Schnelligkeit aller Züge auf derselben Gleis kann ebenfalls die Leistungsfähigkeit einer Bahn stark vermehren. Nicht in der dichten Zugfolge, denn dieselbe nicht auf Minuten, wenigstens Minuten ausarcet, sondern in der beständigen Ueberholung und Verschiebung der verschieden schnell fahrenden Züge unter einander liegt gegenwärtig die Gefahr. Da nähern sich unaufgesetzt Züge, die zu ganz verschiedenen Zeiten abgefahren waren, und die langsameren müssen oftmals Nebengleise aufsuchen, um die rascheren vorbeizulassen. Kommen Verspätungen hinzu, so wird bald ein Zug über, was er vor und hinter sich hat.

Dies alles muss vermieden, wenn auf besonderen Gleise nur Züge von annähernd gleichen Geschwindigkeiten verkehren. Mit Ausnahme der wenigen Expresszüge [illegible] Ueberholungen nicht stattfinden, und es kann die Zahl der Verkehrszüge im gleichen

*) Natürlich wurde vor der ein Zug passiert, [illegible] Signal [illegible] Vorsignal [illegible] Mann wurde nur [illegible] Zug [illegible] Locomotive [illegible] Blocksignale [illegible] Mann [illegible]

Digitized by Google

noch vermehrt werden durch die Theilung in oftmals haltende Local- und selten haltende Fernzüge, ohne damit neue Complicationen hervorzurufen. Das sowohl verkehrstechnisch als im Interesse der Betriebssicherheit ideale System der Zugfolge würde sich darnach wie folgt gestalten. Den Verkehr der grossen Handels- und Industriestädte und gleichzeitig den Durchgangsverkehr zwischen den Staaten vermitteln die schon heute vorhandenen Express-, Schlafwagen- und D-Züge, die jedoch viel seltener zu halten brauchen und deshalb bei gleicher Fahrgeschwindigkeit dennoch eine grössere Reisegeschwindigkeit erzielen. Zwischen ihnen haben in angemessenen Zeiträumen Personen-Fernzüge zu verkehren, die auch in den bedeutenderen Zwischenstationen halten, aber durch alle kleineren Landstädte und Haltepunkte hindurchführen. Diese auch im innerstaatlichen, von 30 bis 50 Kilometern haltenden Züge dienen als Zubringer für die Expresszüge und können selbst eine hohe Fahrgeschwindigkeit erzielen, da sie drei- bis viermal seltener als jetzt anhalten. Zwischen ihren Haltestationen hätten dann endlich ganz kurze Localzüge, beziehungsweise Einzelwagen mit Accumulatorenbetrieb, wie sie sich schon in vielen Fällen, besonders in Italien, bewährt haben, in kurzen Zwischenräumen von einer Stunde etwa zu verkehren, und zwar so, dass sie ihre Anfangs- und Endstationen stets kurze Zeit vor, beziehungsweise nach der Abfahrt und Ankunft der Fernzüge erreichen oder verlassen. Kreuzungen der Express- mit den Fernzügen werden ausnahmslos auf die grösseren Stationen verlegt, solche von Schnell-, resp. Fernzügen mit Localzügen auf die kleinen Haltepunkte, wo die grossen Züge Durchgangsgleise besitzen und die Abfertigung der Localzüge, meist nur Motor- mit Anhängewagen, sich auf besonderen Gleisen ähnlich wie die Expedition von Strassen-, resp. Kleinbahnen abspielt.

Auf diese Weise liesse sich eine nach den heutigen Betriebsmitteln utopische Reichhaltigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit des Eisenbahnverkehrs erreichen. Die Durchgangszüge würden an Zahl und Länge stark zurückgehen, wenn sie nicht mehr, wie heute, grossentheils dem Provinzialverkehr auf Entfernungen von 50 bis 100 Kilometern zwischen den Kreis- und Miniaturhauptstädten dienen müssen. Dafür stände ein billigeres Mittel in den nahezu ebenso schnellen Fern- und Personenzügen zur Verfügung, die den gesammten Verkehr auf grosse und mittlere Entfernungen aufzunehmen haben, dafür aber von dem Hemmschuh des Localverkehrs und des platten Landes ganz befreit sind. Letzterer fährt dabei ebenfalls nicht schlecht. Er erhält von einer Kreis-, bezw. Mittelstadt, von einem Kreuzungspunkt zum anderen, zahlreiche Fahrgelegenheiten in Form einfacher, nach Bedarf mit Anhängewagen versehener Motorwagen, die nicht nur verhältnismässig rasch gehen können (weil sie weniger Kraft und Zeit zum Anfahren und Bremsen verbrauchen und auch auf den Stationen sehr rasch abgefertigt werden können), sondern auch billig und mit sehr guter Ausnutzung der Plätze betrieben werden können. Es würde die Sicherheit dieser Betriebsweise vor allem darauf beruhen, dass an Expresszügen, die ausschliesslich I. und II. Classe zu führen haben, wenige und kurze nöthig sind, deren Fahrplan sich sogar so würde aufstellen lassen, dass sie mit Localzügen überhaupt nicht zusammentreffen, indem während der kurzen Zeit, die sie zum Durchmessen einer Localstrecke von 30 bis 50 Kilometern gebrauchen, im Localverkehr derselben Strecke eine Pause entstellen kann. Ueberholungen der Fernzüge durch Expresszüge werden ebenfalls sehr selten sein, da letztere nur wenig geringere Fahrgeschwindigkeit zu haben brauchen. Sämmtliche Züge könnten leichter sein, besonders würden die Fernzüge weniger mit Gepäckwagen belastet werden, alle Bewegungen würden an Pünktlichkeit gewinnen, und eine jetzt unerreichbare Sicherheit in der Abwickelung des Dienstes würde ganz von selbst platzgreifen, sobald nur diese Pünktlichkeit hergestellt ist.

Neben diesen nur dem Personenverkehr dienenden Gleisen geht nun auf einem besonderen Schienenwege der Güterverkehr her. In ähnlicher Weise noch Local- Sammel- und Fern- (Eil-) Güterzügen getrennt, finden er wenigstens auf den mittleren und grösseren Bahnhöfen, wo die auf den Zwischenhaltpunkten gesammelten Güterwagen angehängt werden, ausreichende, von den Personenzuggleisen getrennte Rangieranlagen. Eine solche Güterbahn, auf der Zug auf Zug folgen könnte und die Durchschnittsgeschwindigkeit nicht mehr durch ein fortwährendes Ueberholen der Personenzüge beeinträchtigt würde, stellt natürlich bedeutende Anforderungen an Baulosten, bietet aber auf der anderen Seite soviele Vortheile, dass sich die Bauzinsen sicher nicht als ein todtes Capital erweisen würden. Einmal können die vorhandenen Betriebsmittel besser ausgenützt, es kann der Wagenumlauf beschleunigt werden, und alle Gründbautechniker sind sich darin einig, dass an der wirthschaftlichen Catastrikat des Güterwagenumlaufes bei jetziger Wagenumlauf, das nutzlose unendlange Verweilen der Güterzüge auf den kleinen Stationen schuld ist. Dann braucht auch nicht mehr ein Theil des Zugverkehrs auf einer Linie auf Nebenbahnen abgewickelt zu werden, um hier alle, eben geschilderten Erschwernungen der Localverkehrs überflüssig zu machen. Es können die 9 Vortheile im Gegentheil entlastet werden und dadurch möglicherweise in die Lage kommen, 50 Jahre die veränderte Verkehrsordnung, die ihnen viel mehr Arbeit, aber auch viel mehr Einnahmen bringt, ohne Erhöhung ihrer Betriebsmittel zu bewältigen.

Ordneten Verkehres ebenfalls zu nähern, wenn auch nur mit zweigleisigem Betrieb. Auf Bahnen mit schwächerem Verkehr wird sich ja die obige Eintheilung der Züge auch bei zweigleisigem Betrieb ganz gut durchführen lassen, indem die Güterzummel- und -vertheilungszüge in die Classe der Localzüge, die Eilgüterzüge in die der Personen-Fernzüge eingereiht werden, was Geschwindigkeit und Zahl der Haltepunkte betrifft.

Nun, einstweilen ist es soweit noch nicht, und mancher unnöthige Zusammenstoß wird noch von der Unzulänglichkeit des heutigen Systems Zeugniß ablegen, bevor Umwälzungen, wie die eben gekennzeichnete, sich Bahn brechen. Inzwischen bleibt die Frage bestehen, was ist gegen die häufigsten der Eisenbahnunfälle im Rahmen der heutigen Betriebsmittel zu thun? Ein gröberes Maß von Regelmäßigkeit in der Zugfolge muß unbedingt erreicht werden, und als Mittel dazu ist die vorhin skizierte Umgestaltung des Güterverkehrs von mehreren Seiten vorgeschlagen worden. Um die langsame Fahrt der Güterzüge zu beschleunigen, ihre Länge zu vermindern, jedes unnöthige Rangieren zu vermeiden, muß ein größerer Theil der Güterzüge als Eilgüterzüge mit Uebergehung aller kleineren Stationen befördert werden und wenigstens der Durchschnittsgeschwindigkeit der Personenzüge erhalten. Zwischen den von ihnen ganz Aufenthalt benutzten Sammelgüterbahnhöfen müssen Localzüge den Güterverkehr der kleinen Stationen vermitteln, sammeln und, zu fertigen Zugtheilen geordnet, den Eilgüterzügen überweisen. Ob damit für die Sicherheit viel erreicht wird, ist ungewiß, aber etwas jedenfalls. Die Zahl der Ueberholungen dürfte vermindert, die Länge der einzelnen Züge herabgesetzt werden.

Nun zu den Bahnhöfen, in oder vor denen, wie schon mehrfach betont, die größte Zahl der Unfälle stattfindet. Hier ist an den stärker belasteten eine Erweiterung der wichtigeren Stationen unumgänglich. Weit nöthiger als der Umbau der Stationsgebäude erscheint meist die Erweiterung der Gleise, um das Rangiergeschäft und die Zugdurchfahrt grundsätzlich zu trennen. Auf einem Bahnhof mit ausreichenden Gleisanlagen und ausreichender Beamten- und Arbeiterzahl wird immer weniger Unglück passieren, als in einer drangten, mit Rothbehelfen arbeitenden Station. Allerdings sollten derartige Umbauten nicht immer weiter nur auf die Bedürfnisse der Gegenwart, sondern mindestens auf einen absehbaren Zeitraum der Zukunft berechnet werden, damit nicht immer wieder auf die Zeitpunkte des Fertigwerdens und des Zukleinwerdens so zu unmittelbar aufeinander folgen, als wenn sie zusammengehörten.

Die Bahnhofssignale sind einer technischen Verbesserung wohl kaum noch fähig, allerdings sind die vollkommensten zur Verfügung stehenden Signal- und Weichenstellwerksysteme bis jetzt nur auf sehr wenigen großen Bahnhöfen eingeführt. Die wichtigsten Grundsätze des modernen Stellwerkswesens, vor allem die gegenseitige Abhängigkeit der Signale und Weichen voneinander, so daß zusammengehörige Theile nur vereinigt bedient werden können, feindliche Weichen einander ausschließen u. s. w., finden indessen allenthalben mehr und mehr Eingang. Eine Einrichtung, die allerdings mit erheblichen Kosten verbunden ist, würde geeignet sein, die Bahnhofsicherung dahin abzuschließen, daß auch diejenigen Fälle, wo ein Versehen oder eine Verschuldung des Locomotivführers vorliegt, wirksam bekämpft werden. Daß dis dahin mit allen Sicherheitsmaßregeln nur halbe Arbeit getban ist, wurde schon am Eingange dieser Betrachtungen betonet. Eine absolut schützende Wirkung der richtig gestellten Einfahrtssignale ist nur dann vorhanden, wenn es dem Zuge unmöglich ist, auf das geschützte Gleis hinauf zu fahren. Dazu muß jede Bahnhofseinfahrt eine Weiche hinter dem Einfahrtssignale haben, die sich zwangläufig mit dem Signale zugleich bewegt und das Gleis solange, wie das Signal auf Halt steht, verschließt. Der Zug, der das Haltsignal überfährt, gelangt alsdann auf ein Seitengleis, welches selbstverständlich stets frei sein und für andere Zwecke überhaupt nicht benutzt werden sollte, am besten ein Sandgleis, auf welchem der durchgehende Zug von selbst gebremst wird. Der Locomotivführer ist in diesem Falle selbst bei einem schweren Versehen unschädig, den Zug zu gefährden, und empfindliche Strafen für das verschuldete Einfahren in das Sandgleis würden bald eine entsprechende Aufmerksamkeit zur Folge haben. Es ist wahrscheinlich, daß eine solche Einrichtung, wenn sie durchwegs in allen Stationen, wo Zugüberholungen, Kreuzungen oder rasch aufeinander folgende Zugeinfahrten, sie ferner umfangreiche, die Durchdurchgleise in Anspruch nehmende Rangierarbeiten vorkommen, durchgeführt würde, eine Menge von Katastrophen unmöglich machte. Nur allein dürften die zahlreichen Zusammenstöße, die jetzt bei der Durchführung der Schnellzüge durch kleinere Stationen vorkommen, selten gemacht werden, wenn die zuweilen vorkommenden Versehen der Locomotivführer auf diese Weise mechanisch corrigiert wurden.

Es gibt in eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, die das Ueberschen von Signalen, derselbigungsolle Vorsignalen unmöglich machen soll u. Die mechanischen Kontrollvorrichte, die, in einiger Entfernung von den Vorsignal aufgestellt, die Locomotivpfeife durch den Anstoß eines Hebels zum Ertönen bringen, sind an mehreren Eisenbahnlinien bereits mit Erfolg und nicht nur versuchsweise, zur An-

wendung gebracht. Sie sollen bei Nebel, Schneetreiben u. s. w. in Thätigkeit treten. Ihre mechanische Beschaffenheit ist aber bis jetzt noch nicht derart, daß man besonders viel Vertrauen in ihre Functionen setzen könnte. Die Annahme liegt nahe, daß solche, nur vereinzelt angewandten, leicht verlöschlichen und den größten Theil des Jahres außer Thätigkeit befindlichen Hilfsmittel gerade im Falle der Noth einmal versagen, was bei den seit vielen Jahren erprobten Signal- und Weichenstellwerken nicht zu befürchten ist.

Uebrigens sei noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, daß alle diese Sicherheitsapparate und Signale u. s. f. Nothbehelfe sind, die wohl den Bahnbetrieb in seinen heutigen Schwierigkeiten unterstützen, aber ihn nicht definitiv heraus befreien können. Dazu ist einzig und allein ein dem angewachsenen Verkehre entsprechender Ausbau der Hauptlinien und eine reichlichere Bemessung des Personals auf der Strecke und in den Bahnhöfen geeignet. Eine Zugdichtigkeit und Schnelligkeit, wie sie in den letzten zehn Jahren üblich geworden ist, kann mit den früher zugänglichen Mitteln nicht mehr bewältigt werden, sie bewegt sich in Fesseln und sucht diese Fesseln zu sprengen. Die Unfälle, Bahnhofverstopfungen und das beschämende Geständnis der Eisenbahnverwaltungen, den Verkehr ohne Behilfe der Weichenstellen nicht mehr bewältigen zu können, sind Zeichen dieser Bewegung, und es wäre an der Zeit, daß sie die richtige Deutung und Beachtung finden.

W. B.

„Evelyn Innes" und ihr Dichter.

Prosper Mérimée hatte einst „Wilhelm Meisters Lehrjahre" das langweiligste Zeug von der Welt genannt und damit die Bibel der Romantiker jener einzigen, von Voltaire verhonten Literaturgattung zugewiesen. Freilich, die Langweile ist eine Stierhaut, die in unendlich viele schmale Streifen geschnitten werden kann, mit der sich, wie es weiland Dido that, ein beträchtlicher Bezirk umspannen läßt; sie ist ein rechter Kautschukbegriff, der denkbar in subjectivste Maßstäbe.

Um Kleineres mit Größerem zu vergleichen: eine bekannte deutsche Schriftstellerin hatte vor drei Jahren über den Roman „Evelyn Innes" des Irländers George Moore das harte Urtheil abgegeben, er biete „endlos langweilige Capitel". Der drakonische Spruch schien nicht geeignet, dem Dichter im Ausland neue Freunde zu werben. Und doch wären sie ihm umso mehr zu wünschen, da er daheim von den Fanatikern mit scharfen Waffen bekämpft, von den Gleichgiltigeren mit geringschätzigem Lächeln abgethan wird.

Zweierlei hat ihm diese exponierte Stellung verschafft. Er vergaß, wollte vielleicht ein wenig die Grenzen vergessen, die im Vaterlande Byrons und Shelleys jedem Talent gesteckt sind. Er brachte von Frankreich, das seine Kunstanschauungen siebte und läuterte, ihn zu einem seltenen Theoretiker machte, wie sein Essayband „Impressions and Opinions" bezeugt, einen crassen Realismus mit, der gelegentlich nicht vor Gewaltthätigkeiten, zu auch Geschmacklosigkeiten zurückschreckte. Er hatte den Muth, mit diesem Realismus zu prahlen und zu trotzen. Die tiefernste, von wahrer Sittlichkeit erfüllte Grundidee seines Dienstbotenromans „Esther Waters" konnte infolge dessen gröblich verkannt werden und bot den willkommenen Anlaß, ihn in Acht und Bann zu erklären. George Moore wurde von den Moralwächtern und -Wächtern an den Pranger gestellt. Von nun an schien er sich in den Dienst einer anderen Sache stellen zu wollen. Eine neue Lebensaufgabe lockte ihn: Irland, diesem englischen Stiefkind, dem Schellen einst im Rausche jugendlicher Begeisterung seine Sympathien schenkte, will er die Kunst und die Cultur bringen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit zwei gleichgesinnten Genossen, mit dem Dramatiker Mr. Martyn und dem Lyriker Mr. Yeats, und gründete das irische literarische Theater, um endlich der zum Handwerk herabgesunkenen Bühnenkunst, die in London von des Pöbels Gnaden lebt, in Dublin eine würdige Stätte zu bereiten. „Eins zu werden mit dem Instinct der Rasse," hält er fortan für seine Mission. „Wir sind nichts außerhalb unserer eigenen Rasse, außerhalb der Traditionen und Geschicke der Rasse." Er selbst trat in der Vorrede zu der Komödie „The Bending of the Bough" als Programmatiker auf und schoß den ersten Pfeil ab. Seine Figuren Jasper Dean und Ralph Kirwan, die ähnliche Ziele wie ihr Schöpfer verfolgen, wurden ihm zu Sprachrohren, und London wurde unter dem Namen Southbaven mit der vollen Schale seines Spottes übergossen. Der offene Krieg brach aus.

George Moore hat sich einer Tendenz mit Herz und Hand, mit Haut und Haaren verschrieben. So sehr sie seine vaterländischen Gefühle ehrt, so müßte es doch im Interesse der Kunst bedauert werden, wenn seine Werke fortan sub specie missionis betrachtet werden müßten. Ich möchte lieber sagen: George Moore hat sich in eine Tendenz verrannt. Vom menschlichen Standpunkt müssen wir sie billigen: dem Künstler kann sie jedoch schädlich werden, ist sie bereits geschädlich geworden.

Denn ihre Spuren lassen sich bis in sein jüngstes Buch hinein verfolgen. Nachträglich zu ein heidnisch-druidischer Mystizismus hineingearbeitet, der anfänglich nur eine vage pantheistische Färbung besitzt. Alle Dean stammt in direkter Nachkommenschaft von Jasper Dean ab. Ja, an einer Stelle wiederholt er genau dieselben Worte, die in der Komödie dem irischen Salon-Nephilopheles Kirwan in den Mund gelegt waren.

*

Würden wir statt des Titelblattes auch einmal das „fly-leaf" überfliegen, so hätten wir schon vor drei Jahren, als „Evelyn Innes" die Werkstatt ihres Dichters verließ, mühelos erraten können, daß ihr einstens eine „Sister Teresa" folgen werde. Der Titel zum mindesten stand fest, wenn sich auch der Gedanke einer Fortsetzung nicht mit Nothwendigkeit aus dem Inhalt ableiten ließ.

Die letzten Seiten des Romans hatten uns an die Schwelle des Klosters und zu vorübergehendem Besuch des Klosters selbst geführt. Hier sieht Evelyn, in der Jugend eine strenge Verehrungerin des Glaubens, bis ihr die Sirenenstimme der Welt ertönungen war, nach schwerer geistiger Krise gleichsam zur Nachcur auf. Hier wollte die gefeierte Sängerin im Umgang mit der gütigen Priorin und den frommen, „geschlechtslosen" Nonnen von den Irrungen und Wirrungen der Liebe genesen. Hier gewann sie einen tiefen Einblick in die Schriften der heiligen Teresa. Dieses Buch erschien Evelyn, „wie wenn sie die Thür eines kleinen, engen Gartens aufstieß und auf das weite Land der Welt hinausschaute. Es war wie das Einathmen der weiten Ewigkeitsluft nach der eines muffigen Zimmers; und wie einer, der auf der Höhe eines Hügels steht und einen aufsteigenden Vogel sieht, einen wilden Vogel mit dem Lichte des Himmels auf den Schwingen, so schien Evelyn diese Seele zu sehen, wie sie auf ihrem Fluge zu Gott ihre Schwingen schlug". Damit war die Romantik eines bewegten Künstlerlebens in die Sackgasse der Mystik eingebogen. Der Mukk war früher der Sieg über die Jungfrau leicht geworden; der Religion sollte der Sieg über die Kunst schwerer werden. So schloß das Ganze wenig vertrauenerweckend mit einem Vielleicht, mit einem Fragezeichen, hinter das der Kritiker nothgedrungen auch das seinige setzte. Zu diesem Fragezeichen mußte George Moore im zweiten Bande Stellung nehmen.

Er hätte sich und uns Bedenken ersparen können, wenn er die beiden Theile nicht getrennt und durch den Titel unterschieden hätte. Den begangenen Fehler versprecht er aber durch eine Schlußredaction, das das Ganze unter dem einen Titel „Evelyn Innes" zusammenfaßt, wieder gut zu machen. Gleichzeitig hat der erste Band, der jetzt nach englischer Sitte als Volksausgabe erschienen ist — leider wird er immer Caviar fürs Volk bleiben — eine völlige Umarbeitung erfahren: eine so völlige, daß der Verfasser meint, nie sei ein Werk so von Grund auf umgeschrieben worden. Er sucht das Verfahren zu rechtfertigen, indem er auf das Beispiel von Shakespeare, Balzac, Goethe, Wagner, Fitzgerald und unter den Lebenden auf Meredith und Yeats verweist. Er hätte auch Mörikes Nolten „Grünen Heinrich" anziehen können. Gleichwohl ist er nicht einer gewissen Willkür nicht freizusprechen. Kunstwerke sollen ausreifen. Sie stehen nicht mit der ersten besten populärwissenschaftlichen Abhandlung, die regelmäßig als zweite verbesserte Auflage angekündigt wird, auf einer Stufe. Quod scriptum est, scriptum est: das sollte für den Künstler Norm sein.

In diesem besonderen Falle ist jedoch die Umarbeitung, sofern sie einer Zusammenstreichung gleichkommt, zu entschuldigen, ja freudig zu begrüßen. Denn das Nebenwerk literarhistorischer Exkurse oder musiktheoretischer Auseinandersetzungen über den Geist der Wagnerschen Musik, so viel Vortreffliches darin niedergelegt ist, hängte sich wie ein Bleigewicht an die Handlung. Andererseits lag gerade in dem „singular Diffusion" des ersten Bandes ein gewisser Reiz: der Anblick eines mit übervollen Händen Spendenden. Namentlich in den ersten Theiles erster Hälfte hat Moore erhebtich condensiert. Der größeren Ueberschüchtheit wegen sind jetzt aus den 35 Capiteln des Originals bei einer Verminderung des Gesammtumfanges von 90 Seiten deren 46 geworden; ein einzelnes Capitel (3. B. das 31.) wird jetzt in drei zerlegt.

Doch nur an einer Stelle ist ein einschneidender Zusatz erfolgt: Evelyn wirft sich jetzt nicht mehr ihrem zweiten Liebhaber, Ulick Dean, während des Zwischenactes der Tristan-Aufführung in ihrer Garderobe begeisterungstrunken an den Hals, sondern sie unternehmen gemeinschaftlich einen Anfall auf Irland. Die historische Stätte Chapelizod, an der Liffe gewandelt, ist das Ziel ihrer Wallfahrt. Aus der Localbesichtigung hofft Evelyn Anregung zu gewinnen. Trotz der Enttäuschung, die schließlich jeder derartige Platz bereitet, wurde Liffe doch ein Theil ihres Wesens: floß in ihr Blut über; tauchte daraus hervor. Im Grunde ist die irische Reise, der drei volle Capitel gegönnt sind, nur ein Vorspiel, um den Dichter Evelyn nicht nach Gebühr zu preisen, ein Mittel zum Zweck, ein recht plumpes sogar, das durch seine Absichtlichkeit verstimmt, um am nutzbringen Orte Propaganda zu machen. Hier ergreift der Programmatiker aus der Vorrede zu „The Bending of the Bough" das Wort. Dieselben Gedanken, ja dieselbe Fassung der Gedanken. Nebenher wird Yeats'sche Poesie ein wenig in poetische Prosa

Digitized by Google

auflöst. So ertönt in „Evelyn Innes“ nachträglich ein wuchtiger Accord ad maiorem patriae gloriam.

*

Ad maiorem Dei gloriam wird das Leitmotiv für „Sister Teresa“: mehr noch als Leitmotiv: das A und das O des Romans.

Wollte man schon aus „Evelyn Innes“ die Auseinandersetzung des Verfassers mit der katholischen Kirche, seinen Standpunkt zur Beichte herauslesen, so ist „Sister Teresa“ eine große Paraphrase über dieses Thema, die in der Selbstverleugnung gipfelt. Alle Stadien dieses Verwandlungsprocesses werden mit anatomischer Sorgfalt bloßgelegt. Auch hier überwuchert wieder die Fülle der Einzelzüge die wenig zusammengeschrumpfte Handlung. Von Geschehnissen im landläufigen Sinne kann kaum noch die Rede sein; an ihre Stelle tritt die innere Action, die eine Frauenseele schaudert, erschüttert, durchwühlt, umstürzt. In Diderots „La Religieuse“ finde ich das Motto für die Moore'sche Religieuse: „L'homme est né pour la société; séparez le, isolez le, vous idées en désuniront, son caractère se tournera; des pensées extravagantes germeront dans son esprit, comme les ronces dans une terre sauvage. Placez un homme dans une forêt, il y deviendra féroce; dans un cloître . . . c'est pis encore. On sort d'une forêt, on ne sort plus d'un cloître; on est libre dans la forêt, on est esclave dans le cloître.“ Oder, um Moore für Moore sprechen zu lassen: „We are animals first, we are religious animals afterwards.“

An Sex- und Leib vermochte man zu verhungern, war Evelyn hinter jene Mauern geflüchtet, die das Weltenweh nicht eindringen ließen. Ihre Vergangenheit hatte sie nicht wie eine Schlangenhaut abzustreifen vermocht; sie packt sie aufs neue an der Schwelle der vita activa. Selbst im Kloster hatte ihre Kunst mit dem seruellen Hintergedanken geliebäugelt: sie wollte den Männern gefallen, konnte nur aus sich herausgehen, wenn sie Männer unter ihrer Zuhörerschaft wußte. Die Entdeckung einer Beschäftigung wird von nun an das Problem ihres Lebens. Wieder tauchen ihre früheren Liebhaber auf; wieder gerät die Morphinistin der Liebe in Gefahr, der Versuchung zu erliegen. Der eine beredet sie, daß ihr Platz an der Seite ihres Vaters sei; der andere schlägt ihr die Ehe vor; beide sind in dem Wunsche einig, sie vor dem Katholicismus zu bewahren. Und da unsere Freunde nur eine mehr oder minder unvollkommene Verkörperung unserer Gedanken sind, meint Evelyn, sie brauche nur ihre Gedanken zu ändern, um ihre Freunde zu ändern. Noch schwankt sie zwischen Sinnenraunel und Entsagung. Eine Concertreise zum Besten des arg verschuldeten Klosters und das Aufgehen im Dienste der Wohlthätigkeit sind nur Palliativmittel, unvollkommene Versuche der Abtödtung. Schließlich siedelt sie zu ihrem Vater nach Dulwich (der durch ihre Gemäldegalerie berühmten Londoner Vorstadt) über. Evelyn war stets zu viel Weib, um eine gute Tochter sein oder werden zu können.

Da erhält Mr. Innes, ein kirchlicher Musikhistoriker, von Rom aus den Auftrag, den Chor zu reformieren. Feuer und Flamme für diese edle Aufgabe, in der er die Erfüllung seines Lebenswerkes erblickt, bricht der alte Mann sofort auf: Evelyn soll in Kürze nachfolgen. Sie verkauft ihre gesammte Habe und meldet sich bei den frommen Schwestern, die sie mit offenen Armen empfangen. Langsam gewöhnt sie sich ein, so lächerlich ihr auch selbst der Uebergang von der Primadonna zum Aufwaschmädchen erscheint. Und die kluge Priorin durchschaut sie, wenn sie ihr sagt: „Meine liebe Evelyn, du hast kaum eine Vorstellung von dem, was unser Leben ist, du kannst es nur zum anfang, du hilft auch nur Theaterspielerin, du spielst nur auf einer anderen Bühne, das ist alles.“ Da der epische Fluß strömt, wird von dem braunen Mittel Gebrauch gemacht, Evelyns Gemüthszustand durch Briefe an ihren in Rom weilenden Vater und einen Würdenträger der Kirche zu durchleuchten. Noch tändelt sie mit ihrem Beruf: der Freiwilligen ist er bloßer Zeitvertreib. Aber sie ahnt nicht, wie sich das Netz allmählich über ihrem Haupte zusammenzieht.

Der plötzliche Tod ihres Vaters, an dessen Sterbebett sie nach Rom eilt, ist der Schlußstein dieser Episode ihres Daseins. Eine große Revolution vollzieht sich in ihrem Innern. Als sie nach einem Monat wieder an die Klosterpforte pocht, scheint alles Weltliche aus ihr ausgebrannt, die Verpuppungskrisis hinweggetilgt. Ohne Glauben zu leben, kommt ihr jetzt wie Abphrikos vor. Evelyn Innes ist ausgetilgt. Sie empfängt den Namen Teresa, der von ihr bewunderten Heiligen. Das Glück, das sie auf der Bühne vergeblich gesucht, kommt ihr hier zu lächeln. Ihre zagen religiösen Bedenken beeinträchtigen nicht den Frieden ihrer Seele. „Der Christus, den ihre Gedanken gebären, war weder das Opfer, noch der Bräutigam, sondern der junge Mann, der in Galiläa erschienen war und eine Lehre predigte, die allein die Menschen vor sich selbst retten konnte.“ So ist ihr der Glaube nur eine Quelle des Glückes.

Hat sie dieß die heiß begehrte Ruhe gefunden, so wird sie für andere zur Ruhestörerin. An ihrer Persönlichkeit haften noch allerlei Zimmerbarbitzen aus einer anderen Welt, aus der Welt. Ihre Vergangenheit, deren sie sich leicht entäußert, lebt der Priorin ein lästiges Ueberall der Weltverwirrtheit zur Zeit ihres Eintritts gehört es unter den Nonnen: ein Zeitsinn war ausgebrütet. Viele der vita contemplativa überdrüssig, neigten realerer Bethätigung zu. Eine der Schwestern, die ihr durch gemeinsame mystalische Uebungen besonders nahe stand, muß das Kloster verlassen, weil ihre Liebe zu Evelyn ihre Liebe zum Gekreuzigten zu übertönen droht. Hier betritt Moore mit künstlerischem Feingefühl einen Boden, auf dem Diderots „La Religieuse“ nur allzu reichlich Schlamm abgelagert hat.

Evelyn hat die Genugthuung, durch ihren Gesang das Kloster von der Schuldenlast befreit zu haben. Ihre Pflicht ist damit erfüllt. Doch es gibt kein Zurück: sie ist eingekleidet worden, hat den Ring empfangen, ist zum Auserkorenen gezwungen. Was soll sie noch unter diesen Frauen? Dahinvegetieren? Dazu steht ihr die traumverlorene Unbefangenheit. Nie wird sie deren kindlich heiteren Sinn erlangen. Sie sängt an, sie zu hassen. Wagners Musik erwacht in ihr aufs neue mit all ihrer Brunst und Inbrunst. Träume von verlorenem Wonnen drängen auf sie ein. Religiöse Scrupel steigen in ihr auf. Sie muß das Sacrament stehlen, um der Blasphemie zu entgehen. Nur die Flucht kann sie vor dem Schlimmsten bewahren. Ihre Seele schmachtet in Höllenqualen. Unter dem fürchterlichen Druck dieses Pandämoniums bricht sie zusammen. Es ist ein völliger Nervenbankerott. Von den Aerzten aufgegeben, empfängt sie die heiligen Sacramente und die letzte Oelung. Doch sie erholt sich; der Friede der Genesung erquickt sie. Ihre geistige Spannkraft ist gelockert.

Was verliert sie eines Tages, gerade wie ihre Mutter, auf der Höhe ihres Könnens ihre Stimme. Die Rückkehr in die Welt hat ihren Zauber eingebüßt. Evelyn zögert; sie erschöpft sich im Warten. Als sie endlich des Schlüssels habhaft wird, schließt sie das Thor auf, setzt einen Fuß in die andere Welt und kehrt, des Tageslichts entwöhnt, in das Halbdunkel ihrer Zelle zurück.

Von diesem Wrack konnte uns der Dichter nicht scheiden lassen. Der Kampf und Krampf einer Seele durfte nicht ganz umsonst gewesen sein. Darum läßt er zum Schluß einen lauten Regenbogen aufsteigen und gibt seiner Heldin ein verklärendes Lächeln. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen,“ jubelin die Faustischen Engel. Das ist poetische Gerechtigkeit. Und so findet Evelyn am Abend ihres Ringens in der Arbeit Beschiedigung. Unter der neuen Priorin ist die Einrichtung der Schule ins Werk gesetzt worden; Teresa wird Gesanglehrerin. Und auch ihren Werkeltag wird die Sonntagsstille scheinen. Also verkündet sie ihrer Weisheit letzten Schluß: „Alle Dinge sind von gleicher Bedeutung: verschickt nichts, ob wir kleine Kinder unterweisen oder das thun, was die Welt für ruhmvoll hält. Das Wichtige ist zu leben, und wir kennen das Leben nicht eher, genießen es nicht eher, bis wir es beiseite schieben. Das klingt paradox, aber es ist nur eine einfache kleine Weisheit. Das Leben ist der Wille Gottes, und um in Gottes Willen einzudringen, müssen wir uns selbst vergessen, müssen wir versuchen, außerhalb unserer selbst im allgemeinen Leben zu leben . . . Solange wir im Willen Gottes leben, scheint es belanglos, wo wir leben, ob wir in dieser Welt leben oder im Himmel.“

Ihr Facit lautet nicht anders als das weltmüthige Bekenntnis Sue Bridehead's (in Thomas Hardys „Jude“): „Unser Leben war ein vergebliches Streben nach Selbstergötzen. Aber Selbstverleugnung ist das Höhere.“ Selbstergötzen in „Evelyn Innes“; Selbstverleugnung in „Sister Teresa“.

*

Das Buch dieser Frauenseele wird hier zugeklappt. Bis in ihre geheimsten Regungen und feinsten Schwingungen haben wir sie begleitet. Wir besitzen wenig so ins Kleinste ausgeführte Darstellungen in der modernen Literatur. Ein ganzer Band ist nöthig, um die einzelnen Etappen einer geistigen Metamorphose aufzuzeichnen. Denn im Grunde waren wir am Ende des ersten Bandes bereits an derselben Stelle angelangt. Neue Schicksalsschläge brechen nicht mehr über die Heldin herein. Selbst dem Tod ihres Vaters, eines alten Mannes, den sie doch ziemlich leichten Herzens im Stiche ließ, als sie ihr Gelichter entführte, können wir nicht eine so erschütternde Tragweite beimessen, daß er Evelyn in ihren Anschauungen umzukrempeln vermöchte. Was erlebt sie noch? Sozusagen nichts. Ihr Charakterbild erhält keine Bereicherung, nur eine Vertiefung. Und wir rücken nicht recht vom Fleck. George Moore bewegt sich in einer Kreisbahn. Er kehrt zum Ausgangspunkt der Entwickelung zurück ein Verfahren, das er mit Vorliebe, am auffallendsten in den „Celibates“, wählt und das er in „Sister Teresa“ dahin formuliert: „Everything comes back to the same point in the end.“ So ist das Leben.

Evelyn selbst ist aber vielleicht zu sehr nach dem Abbild des Lebens geformt. An poetischen Charakteren besitzt nur ihre Folgerichtigkeit; die Consequenz in die Grundbedingung ihrer Schönheit. Evelyns tragisches Geschick ruht in ihrer mangelnden Fähigkeit, sich auszuruhen. Sie ist ein Mosait schwankender Entschlüsse, ihre Unentschlossenheit das hervorragendste Merkmal ihres Wesens. Man könnte mit Hamlet einsetzen: Entweder Hamlet, der in die bittere Klage ausbricht: „Schwachheit, dein Name ist Weib!“, doch gefällt es uns nicht in der Selbstverleugnet der Sanftmüthigkeit? Das Leben

schafft und duldet solche Menschen; in der Literatur können wir ihnen nicht die höchste Staffel der Vollendung zuschreiben, ob sie nun Evelyn Innes oder Sister Wiedehand oder — Georg v. Hartwig heißen. Esther Waters kennt diese Unbeständigkeit nicht; mit der Zähigkeit der angelsächsischen Rasse schreitet sie aufrecht und unbeirrt auf ihrem Dornenpfade dahin.

George Moores Meisterhand bewährt sich wieder in der Zeichnung des Milieus und in der Sprache. Die Klosterluft umfängt uns mit ihrer ganzen Reinheit und Milde. Ohne nach der einen oder anderen Seite in Tendenz zu verfallen, ohne dort mit Katholiken und hauptsächlich Neukatholiken, hier etwa mit Sidonie an einem Strange zu ziehen, lässt Moore eine herbstliche Schönheit sein Gemälde umspielen. Mit welcher Sicherheit wird die großdenkende Priorin, mit welcher kindlichen Unschuld werden die ballspielenden Nonnen dargestellt! Und zum Glück hält sich das Ganze von bengalischer Beleuchtung des Glaubens fern. Hier könnten Mrs. Humphry Ward, die Verfasserin des „Helbeck of Bannisdale", und John Oliver Hobbes, die Verfasserin des „Robert Orange", mit Erfolg in die Schule gehen.

Als die vornehmste Würze betrachten wir endlich die Sprachbehandlung. Georg Moore hat Stil. Darin ist er unseren Romanschreibern größtenteils überlegen. Vielleicht übertreibt er hie und da die Art, wie er seine Sätze pointiert. Die Grammatik nimmt er auf die leichte Schulter. Unbekümmert um die strenge Wortfolge, schwelgt er in rhetorischer Prosa. Keine Seite, die sich nicht durch irgend eine neuartige Fassung auszeichnete. Seine Sentenzen sind nicht silberne Tafelaufsätze am falschen Orte, sondern spriessen aus der Darstellung hervor. Und die Fülle und der Reiz seiner Gleichnisse sind bewundernswert und überraschend.

Wer auch nur einmal die Bekanntschaft dieses Dichters gemacht hat, wird die Zeitungsmär, in England habe die Literatur keine Heimstätte mehr, als Verleumdung betrachten müssen. Als ob nicht außerdem Charles Swinburne und George Meredith und Thomas Hardy gewirkt hätten und wirkten!

Berlin. Max Meerfeld.

Hinter der Weltstadt.

Ueber den Verfasser des „Liebeslebens in der Natur" hörte ich jüngst ein Urtheil, vor dessen Standpunkt ich seine Leser warnen möchte. „Solche Popularisierung wissenschaftlicher Forschung ist nicht ohne Verdienst", meinte jemand, der sich natürlich zu den wissenschaftlichen Forschern rechnet. Als ich die Frage stellte, ob denn Bölsche nicht weit mehr als ein Popularisator sei, bemerkte ich eine stutzende Nathlosigkeit, wie sie bezeichnend ist für einseitige Geister. Wer den Wert eines Gedankenbaues nach der „Exactheit" bemißt, der wird auch zu dem neuen Buche unseres fruchtbaren Schriftstellers kein passendes Verhältnis finden.

Bölsche gegenüber muss man ästhetisch empfinden, Sinn haben für den Reiz der Form, für Stimmungswerte und Farbenglanz der Phantasie; man muss ferner nicht jenen Agnostikern angehören, die aus ihrer Unsäbigkeit zur Weltanschauung eine Tugend machen und über „Metaphysik" zetern, um ihre „exacten" Detailbeobachtungen als die wahre Wissenschaft hinzustellen. Der Künstler-Philosoph bildet denn auch aus dem Buche „Hinter der Weltstadt"[1] das Anziehende. Noch den Leser sagte ich mir: Ein Bölsche, wie er leibt und lebt, mit deutschen hervorstechenden Zügen, die wahrzu in solcher Totalität bereits vor fünfzehn Jahren auffielen, als mir Bölsche zum erstenmale begegnete. Einer von jenen Rheinländern, die Formeiprit und französisches Redneratpathos mit deutscher Tiefe verschmelzen — von unerwüdlicher Frische, wenn auch die Gestalt etwas Dreadentes hat — ein schwächlicher, nervöser, etwas länzelnder Körper mit nervösen Händen und Füßen, darauf ein massiver Schädel aus der Lüneburger Heide, edel gewölbt — das Gesicht fein geschnitten und eiselert, eine mädchenhafte Nase, winzige Ohren, der Bart jedoch germanisch blond und reckenhaft — träumend, grübelerisch die blauen Augen, seltsamerweise aber zugleich klug beobachtend und oft zwinkernd vor verhaltenem Witz — der Andacht fähig und auch wieder carnevalistisch bis zur Frivolität — verdindlich lächelnd, dabei aber ein heimlicher Spötter — im Gebrauder sprudelnd von Phantasie, Kenntnissen und Ideen, besonders auch von rarikernder Schaffenskraft, bei aller Beweglichkeit indessen Netz aufgelegt zum ruhigen Besagen, zur deutschen „Gemütlichkeit". Das ist die Persönlichkeit, die sich im vorliegenden Buche ausprägt: nur dass jener Zug stark entwickelt ist, welcher vom Vater Bölsche aus der Lüneburger Heide stammt und in der märkischen Kiefernheide neue starke Nahrung fand.

Seit dreizehn Jahren wurzelt Bölsche nicht mehr in Berlin, sondern in dem von Forsten und majestätischen Seen umgebenen „Vororte" Friedrichshagen. Im Harzhurt der endlosen einsamen Wälder hat er langsam „die schwarze Bande der Großstadt gelöst und körperlich wieder heruntergewachsen". Wie Zwiebelhäute sind die „nervösen Beiheiten und exaltierten Weltauffassungen der Großstadt" von ihm abgefallen, und „an ihrer Stelle trat mit der derberen Schicht Bauernhaut ein vollständig verändertes Denken und Fühlen". Berlin ist ihm ein wahrer Krater, der am geistigen Leben fängt. „Je höher die Etagen unter den Rauchhimmel stiegen, desto flacher wird die Gemütsbildung, und desto mehr leucht jede Geistesäußerung vom Treppenfeigen. Der Sinn geht verloren für die feinen Werte in Natur und Kunst, also gerade für das, worin die Entwickelung ansteigt, die niemals in Springbrunnen aufplatscht, sondern immer nur in den feinsten Haarröhrchen der Weltphysik sich ihren Weg sucht. Darüber — der einzelne kann's nicht helfen, und es hieße ihm nichts übrig als zu flüchten, glücklich, wenn's darauf gelingt. Ich persönlich habe die Weltstadt hinter mir und kann ihren Rauch jetzt ganz behaglich am rothen Westhorizont sich gelegentlich wie gespenstische Krallen ausstrecken sehen, ohne Odysseus-Sehnsucht und ohne Angst, dass diese schwarze Katze mich noch einmal fristet."

Bedeutet nun schon dieser Standpunkt mit seinem Werben für landschaftliche Natur, für stimmungsvolle Einsamkeit und Selbstbesinnung einen bedeutsamen Beitrag „zur ästhetischen Cultur", so enthält das Buch auch noch eine Fülle von Betrachtungen ästhetischer Fragen und Feinmonente. Die literargeschichtlichen Verhältnisse Friedrichshagens, der dort heimische oder verkehrende Schriftstellerkreis, die Bohème der Großstadt, die „hungernden Akräunchen und Hutzelmäunchen der Berliner Kunst", Werke und Unvollkommenheiten des Naturalismus, Gerhart Hauptmann, die Gebrüder Hart, Fontane, Hermann Grimm, Georg Ebers und die Ebner-Eschenbach, dazu natürlich Goethe und Heine, bezeichnenderweise auch Novalis — solche Themen werden mit feinstem Geschmack und theoretischem Tiefsinn, mit prickelndem Esprit, schillernder Phantasie und hinreissender Beredsamkeit behandelt und zu einem fast systematischen Totalität verwoben. Besonders reizvoll sind die großen Linien, die Bölsche in der Entwickelung der Natur und Cultur originell nachweist, die geschichtsphilosophischen und naturphilosophischen Aperçus. Ich erwähne beispielsweise die glänzende Ouverture „Dem neunzehnten Jahrhundert". Wie hier die Ideen flegen, wie sie gleich Pfauen und Feuerwerken ihr Gefieder blitzen lassen, mag aus folgenden Stichworten hervorgehen, mit denen die Seiten dieses Capitels überschrieben sind: „Am Mäggelsee", „Die Göttin", „Hundert Millionen", „In rasendem Tempo", „Der Triumph der Technik", „Das Werkzeug", „Herr der Erde", „Die beiden großen Stufen", „Die Bäte der Zeit", „Eine humaine", „Der alte Tolstoi", „Korallentempo", „Die Entwickelungsidee", „Kosmogonie", „Capacität der Menschenseele", „Die alten Ideen", „Seelische Löwenkrallen", „Ideenverfeinerung", „Der Kampf gegen das Nass", „Fall der ‚ewigen Institutionen'", „Auf der Wasserscheide".

Bölsches Wendung zu einer ästhetischen Naturphilosophie, die bereits im „Liebesleben" sich bemerkbar machte, tritt im neuesten Buche entschieden und muthiger auf — besonders in der Studie über Kunst und Natur, in den Novalis-Betrachtungen, die den Erkenntniswert der Poesie hervorheben, vor allem aber in der begeisterten Wertung des künstlerischen Naturphilosophen Fechner, dessen Anschauung in derselben Richtung fortentwickelt wird, welche bereits meine „Offenbarungen des Bachbolderbaums" gewiesen haben. Bezeichnet diese Ideengrenze den sinnenden, Andacht suchenden Einsiedler, so bewahrt sich an anderer Stelle wiederum der für das öffentliche Leben interessierte Thatenmensch. So z. B. in den Märzträumereien auf dem Friedhofe der achtundvierziger Freiheitskämpfer und in dem eminent beherzigenswerten Weckrufe „Freie Universitäten". Diese Stimmen machen es ganz deutlich, in welchem Sinne Bölsche „hinter der Weltstadt" steht — und zwar mit viel Spott für die falschen Bedürfnisse und Moden, für den ganzen Kleinkram der „Cultur", doch keineswegs als verbannerter Hinterwäldler — vielmehr als ein scharfer Beobachter aus der Zurnchgezogenheit ins Objective und als ein Pionnier der wahren, höchsten, ewigen Cultur.

Friedrichshagen. Dr. Bruno Wille.

Das Genießen von Kunstwerken nach Goethes Lehren.

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts veranlaßtete Goethe in Weimar kleine Ausstellungen von Werken bildender Kunst; solche Gelegenheiten, eine Anzahl Gemälde und Statuen in einem Raume vereinigt zu sehen, waren damals in Deutschland noch sehr spärlich, und das Publicum mag sich mit geschärfter Andacht zu den Kunstwerken begeben haben, als wir das bei heutigen Ausstellungen gewöhnt sind. An einem alten Bürgermorgen 1803 trat ein schöner und liebenswürdiger Jüngling in die weimarische Sammlung, noch ehe die Zimmer geheizt waren. Vor allen Bildern zog ihn die „Charitas" von Leonardo da Vinci am stärksten an; der eine Kupferstamm in Cassel hatte eine vortreffliche Copie des Gemäldes eingelandt. Die feine Traurigkeit des Mundes, das

[1] Hinter der Weltstadt. Bilder aus der Einsamkeit. Von Wilhelm Bölsche. Mit einem Titelbild von Fidus. Mit 8 Illustrationen. Leipzig 1901.

Digitized by Google

Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes sprachen zu ihm. Der Jüngling schaute sich um; er war allein mit dem Bilde. Und da konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf das Glas des Rahmens zu drücken, gerade über den süßen Mund der Charitas! Es sah ja niemand!

Kurze Zeit nachher trat Goethe in das Zimmer und er bemerkte sogleich, daß die Charitas geküßt war. Der Jüngling hatte mit seinem warmen Athem das kalte Glas angehaucht und dann seinen Kuß in seinen eigenen Hauch gedrückt. Der Hauch fror sogleich an, die Lippen waren mitten darin deutlich erkennbar. In stiller Seligkeit betrachtete Goethe den Abdruck und erwog, wer von den jugendlichen Kunstfreunden der Urheber gewesen sein mochte. Für die Jugend sprachen Lippen und That, in der Frühe vor der Heizung war die That geschehen, leicht war es nun festzustellen, wer die Schöne so von Herzen bewundert hatte.

Diese Art der Kunstbewunderung bereitet uns, wenn wir sie wahrnehmen, einen Augenblick Verzwingen, aber die rechte Art ist es freilich nicht. Ein Kunstwerk soll nicht mit der lebendigen Natur in Wettstreit treten. Die Fabel von Pygmalion, der sich in seine Statue verliebte, ist ganz amüsant, aber der Aesthetiker muß dagegen einwenden, daß kein Künstler, sondern höchstens ein Pfuscher und ein zum Brutalen neigender Mensch, Natur- und Kunstwerk derartig verwechseln könnte. Wohl liebt der Künstler das Werk seiner Phantasie, aber sein Gefühl „gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden". Ebenso ist es ganz spaßhaft, wenn wir von einem Maler des Alterthums lesen, er habe Kirschen so natürlich gemalt, daß die Spatzen gestogen kamen; der Aesthetiker aber urtheilt: diese Kunstliebhaber waren eben echte Spatzen.

Das Verwischen von Kunst und Wirklichkeit finden wir am häufigsten bei der unreifen Jugend und im ungebildeten Volke. Die Jugend wird oft als dankbarstes Publicum gerühmt, aber nicht vom unbefangenen Beurtheiler oder vom hochstehenden Künstler, denn sie sehen, daß die jungen Leute vor allen Dingen aufgeregt, in erwünschten Träumen bestärkt, in Leidenschaften emmuiert und über allerlei Halbdunkles aufgeklärt sein möchten, was alles doch nicht Aufgabe der hohen Kunst ist. Der kluge Theaterdirector wird dieses Publicum freilich schätzen und wird den Dichter ermahnen, für sie ein buntes Allerlei zusammenzustellen nach dem Motto: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen":

„Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüte
Vor einem Spiel und lauscht der Offenbarung;
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus einem Werk sich melancholische Nahrung;
Dann wird bald hier, bald jenes angetrieben,
Bald jeder steht, was er in Bezug trage."

Dieser Jugend gleicht das naive Volk. Als Goethe in Italien die erste Tragödie sah, reisten ihm die Zuschauer mehr als das Stück. „Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen," notierte er auf seiner Schreibtafel. „Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigene gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fieng das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie vertangten, der Alte sollte sein Schwert zurückstehen, wodurch dann freilich die folgenden Situationen des Stückes wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat ins Proscenium und bat demüthig, sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden; die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen."

Dieses selbe Volk hat auch kein Verständnis, wenn es den wahren Kunstgenuß zufällig beobachtet. Goethe verehrte in Rom eine antike Minerva, die im Palaste Giustiniani aufgestellt war, und die Frau des Custoden, die ihm den Saal aufschloß, machte sich Gedanken, warum dieser Deutsche jene Statue so lange betrachten mochte. Und sie fieng an zu jammern. Die Statue sei ehemals ein heiliges Bild gewesen und die Engländer, die von dieser Religion seien, pflegten es noch heute zu verehren. Sie küssten ihr die Hand, die denn auch ganz weiß schimmerte, während die übrige Statue bräunlich war. Ja, neulich habe eine englische Dame sich vor ihr auf die Knie gewerfen und habe sie angebetet: es sei zum Lachen gewesen und sie, die Custodin, habe hinausgehen müssen, um vor der wunderlichen Fremden nicht gerade heraus zu lachen. Warum sie aber denn nun auch so lange vor dem Bilde stehe? Er habe gewiß daheim eine Schöne, die diesem Marmor recht ähnlich sehe.

Wir sehen, es gehört Reife und Bildung dazu, das Kunstschöne in der rechten Weise zu genießen. Goethes Wort: „Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung" paßt auf das Empfangen der Kunstwerke so gut wie irgendwo. Aber leider erleben wir es beständig, daß auch Gebildete die Kunst nicht richtig aufnehmen. Es liegt der Fehler darin, daß wir mit erwiderem Ochsinn an jedes Kunstwerk eingetreten sind. Die allermeisten Kunstwerke erregen trübe Gefühle, die zur Zeit weder lebhaft noch gründ abentheuert, noch von Ruh in runde sind. Wer in die Musik geht, soll es ernst und feierlich thun, mit aufgeschlossener Seele, und der Vorwurf, die Tagesarbeit der Kritik Kraft, in nicht zu gut dazu; ebenso viel Ernst und Kraft müssen wir aber auch in den Tempel der Kunst mitbringen. Es ist freilich Sitte geworden, von der Kunst nur Erfrischung zu verlangen, sie erst herbeizurufen, wenn wir von der Arbeit oder materiellen Genüssen müde sind.

„Wenn diesen Langeweile treibt.
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und was das Allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale."

Wir müssen den Künsten Zeit und Aufmerksamkeit gönnen, wenn wir uns überhaupt mit ihnen beschäftigen wollen. Denn „das müßte eine schlechte Kunst sein, die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hereintritt". Als der Maler Moritz Oppenheim aus Frankfurt seinen berühmten Landsmanne zwei Bilder zeigen durfte, schenkte Goethe ihnen eine sehr lange Aufmerksamkeit und dann bat er, daß die Bilder noch länger bei ihm belassen werden möchten, „weil Sachen, über die der Künstler lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen". Andauerndes Betrachten wandelt unser erstes Urtheil oft merkwürdig um. „Es begegnete und geschieht mir noch" — sagt Goethe von sich selbst — „daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werde ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr." Freund Schiller hielt es nicht anders; als er den Schluß von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" erhalten hatte, schrieb er: „Eine wichtige und wahrhaft ästhetische Schätzung des Kunstwerkes ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden." Das war keine Phrase, wie seine nun folgenden, sehr ausführlichen Briefe an Goethe beweisen. Er dachte wie der Freund, daß man ein Kunstwerk nicht eben mit einem Blicke streifen, sondern daß man gläubig und ernst sich hinein versetzen muß. „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben . . ."

Eine große Forderung Goethes an den guten Willen des Publicums war die, daß es immer wieder das sehen sei, bekannte Stücke noch einmal zu hören. Er wußte recht gut, daß die Menge das Neue und nur das Neue liebt, er hielt das aber für den Verderb des Theaters in doppelter Hinsicht: weder die Zuschauer, noch die Darsteller bringen genugsam in die Tiefe der Dichterwerke, wenn sie von einem Stücke zum anderen eilen. Er rühmte die italienischen „großen Kinder", die sich dieselbe Oper vier bis sechs Wochen lang jeden Abend vorspielen lassen. Auch der gebildete Pariser sieht die classischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und sich die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. „Hier in Weimar" — fuhr er gegen Eckermann fort — „hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine Iphigenie' und meinen Tasso' zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publicum findet sie langweilig. Sehr begreiflich. Die Schauspieler sind nicht geübt, die Stücke zu spielen, und das Publicum ist nicht geübt, sie zu hören. Würden die Schauspieler durch öftere Wiederholung sich in ihre Rollen so hineinspielen, daß die Darstellung ein Leben gewänne, als wäre es nicht eingelernt, sondern als entstünde alles aus ihrem eigenen Herzen, so würde das Publicum sicher auch nicht ohne Interesse und ohne Empfindung bleiben."

Gerade der hohen Kunst ist es eigenthümlich, daß man ihr entgegengehen muß, um all ihre Schönheit deutlich wahrzunehmen. Sie verlangt gläubige Seelen. Besonders von der antiken Kunst lehrt Goethe, daß sie sich ohne Enthusiasmus weder fassen, noch begreifen lasse. „Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in unser Heiligthum." Ein anderes Mal erinnert er an die Zeit, wo es mehr als sonst üblich war, Deutschthümen zu vertheilen, die als „Manuscript für Freunde" bezeichnet waren. „Wem dies befremdlich sein könnte, der bedenke, daß am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sei." Gerade die Kritiker sind diejenigen, für die die Kunstwerke nicht bestimmt sind, und wenn jetzo ein sehr großer Theil des Publicums meint, es müsse auf Theaterstücke, auf Gemälde, auf Concertvorträge durch Kritisieren vorgiebt, so ist das nur ein Beweis von Verbildung. „Die Kritik ist eine bloße Angewöhnheit der Modernen," sagte unser Dichter im Alter; er wußte wohl, daß wir es uns nicht ganz verbieten können, diesen oder jenen Mangel an dem Dargebotenen zu empfinden, aber wir sollen uns bemühen, die Mängel zu übersehen und sollen namentlich nicht andern den Genuß verderben, indem wir verdächtlich behandeln, was ihnen Freude macht. Wir haben mehr davon, wenn wir Schönheiten, als wenn wir Fehler entdecken. Alles Anlernen der Kunst helfe im eigentlichen Sinne „erbaulich", confluentes sie ist das nur ein Beweis von Verbildung.

könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel wären"; Goethe sagte dieselbe Wahrheit ernster. Bei Delacmälden, Kupferstichen, Mosaiken z. wenn jedermann, dass der Beschauer seine Augen nicht zu nahe an das Werk bringen darf; ebenso verhält es sich aber in der Poesie. Was haben wir davon, wenn wir die Stellen finden, wo Homer geschlafen und wo Sophokles seine Purpurgewänder mit weissem Zwirn zusammengenäht hat? Wir haben mehr Freude, wenn wir mit Goethe zugeben, „dass der Dichter, besonders der moderne, der lebende Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurtheilers machen und voraussetzen darf, dass man construktiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreisse oder den etwa schon vorhandenen Riss vergrössere."

Auch das müssen wir bedenken: wenn ein Kunstwerk heute nicht zu uns spricht, so ist es vielleicht eine wunderbare Wirkung auf uns aus, sobald wir um gewisse Lebenserfahrungen reicher oder in unserem Geschmack feiner oder vielleicht nur um einige Jahre älter werden. „Ein Buch wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird," schrieb Goethe an Schiller, als sie beide von der Poetik des Aristoteles viel Vortheil zu haben glaubten; Goethe hatte dasselbe Buch in derselben Uebersetzung schon vor dreissig Jahren gelesen und nichts daraus entnommen. So geht es uns mit vielen Kunstwerken, ganz besonders auch gerade mit Goethes Dichtungen. Einige davon verstehen wir schon als frühe Kinder, für die meisten werden wir erst allmählich durch das Leben reif, und es ist eigentlich schade, dass wir sie ihrer Berühmtheit wegen schon in der Jugend lesen und dann ganz und gar einbilden, wir kennten sie. Was wir in der Schule „gehabt" haben, ist oft für das ganze Leben verloren. Als zu Goethe ein Engländer sagte, der Tasso gelte für schwer verständlich, erwiderte der Dichter: „Die Hauptsache beim Tasso ist, dass man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe." Viele seiner bedeutendsten Werke nehmen wir aber erst dann richtig auf, wenn ähnliche innere Kämpfe und schwere Erfahrungen hinter uns liegen, wie der Dichter sie als Untergrund seiner Mittheilungen verwendet. Vom zweiten Theil des „Faust" sagte er selber: „Es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

Goethe war ein stolzer, seines Werkes wohlbewusster Mann, aber wie könnten doch von ihm lernen, mit Demuth und Dankbarkeit die Gaben der grossen Künstler anzunehmen. Gerade zu mit Ehrfurcht pflegte er die Namen Shakespeare, Molière, Mozart, Rafael zu nennen, oft bekannte er, dass er sich mit ihnen wie mit den alten Griechen immer wieder beschäftigen müsse, um sich zu ihrer Höhe immer wieder emporzutheben. Wenn er Kupfer nach den grossen italienischen Meistern betrachtete, empfand er: „Wir kleinen Menschen sind nicht fähig, die Grösse solcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müssen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um solche Eindrücke in uns aufzufrischen". Auch einige der weniger Berühmten nannte er mit enthusiastischer Anerkennung, so die englischen Erzähler Sterne und Goldsmith und ihren griechischen Vorläufer Longos. Solche edle Geister sind, wenn wir nach Goethescher Art sie geniessen, ein Heilmittel, sobald unsere Seele alt und krank und feige werden will; den Umgang mit ihnen leiert unser Dichter, dessen jugendkräftiges Wesen noch in hohem Alter oft bewundert wurde, als seine Panacee:

„Sprich, wie du dich immer und immer ernen'st?" —
„Niemand's auch, wenn du immer am Grossen dich freu'st
Das Grosse bleibt frisch, ermahnend, belebend,
Im Kleinlichen fröstet der kleinliche bedend."

Weimar. Dr. W. Bode.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wir hatten bisher geglaubt, dass die Wiener Tagespresse die Wahrheit über Ministeer zu schreiben verbannt nicht hätte; wir hatten uns getäuscht. Wir bedauern unsere irrige Meinung und berichten uns, sie rückhaltslos. Die Wiener Tagespresse hat gerade in diesen Tagen gezeigt, dass sie Intelligenz genug besitzt, um selbst Ministern ihre Fehler nachzuweisen — freilich erst, wenn diese gestürzt sind. Wie die Nekrologe der Wiener Tagesblätter über den verstorbenen Dr. Koizl gelesen hat, in über alle seine Fehler und Mängel vorzüglich unterrichtet, welche diesselben Blätter mit dem Mantel gouvernementaler Liebe zu bedecken bestissen waren, so lange Dr. Koizl als Minister in Function oder zur Disposition noch unter den Lebenden weilte. Allerdings, ein jeder Minister unterscheidet sich in einigen nur die Provinz nicht ganz unbewanderten Punkten von einem Verstorbenen. Er kann noch Aussicht auf Beförderung haben, Decorationen, auch Informationen kann er eins jener Welt nicht geben, wie wertvoll, ja geradezu sensationell solche auch waren; selbst der Eitelkeit eines Schmeichlers, der sich schon durch ein Lobeserhebendes mit einer Excellenz noch heglaubt traut, kann er nicht mehr schmeicheln, jedoch kann der Tod den Mangel beseitigen. Das alles mag dem physisch erwachten Freimuth der Wiener Tagespresse im Antlitz über den Tit Natalie leben Schimmer von Heroismus nehmen. Aber die Wahrheit bleibt, die sie — wenn auch ein wenig mal a propos — im Nekrolog zum Schlusse, sogar unmerkbar zur ihre Intelligenz. „Ein Todter, doch kein Chamäleon" — ja hat die Wiener Tagespresse den Dr. Koizl nekrologisiert. Dieses Compliment kann man ihr nach der Lectüre der Nekrologe zurückgeben.

Als den talentvollsten unter allen möchten wir den Nekrolog des officiösen „Fremden Blatts" hervorheben. Mit unnachsichtlicher Schärfe deckt es den entschiedenen Fehler in der Politik des Ministers Koizl auf, indem es schreibt:

„Der Anhebung der Sprachenverordnungen zuzustimmen, konnte sich Dr. Koizl nicht entschliessen. Wenn er damals seine Persönlichkeit für diese Vorlagen, die wohl auch er für nothwendig hielt, einer weiteren Action erkannt hatte, eingesetzt hätte — die Czechen hätten sie wohl kaum als Kriegsfall gegen ein ihnen bereundetes Cabinet angesehen. Die Krise wäre zumindest verkürzt und vereinfacht worden. Dr. Koizl konnte es sich aber nicht abringen, seine Unterschrift unter ein Document zu setzen, das ein Zugeständnis an die Czechen wieder zurückzog, obwohl ihnen, wie die Verhältnisse damals lagen, neue Vereinbarungen bald einen Ersatz gebracht hätten. Ein grosser Moment ist damals verstümmt worden. Das Cabinet Thun konnte der Schwierigkeiten nicht Herr werden und mit ihm trat auch Dr. Koizl zurück."

„Ein grosser Moment ist damals verstümmt worden." Ach, wie wahr das ist! Wir haben das vor Jahren schon des öfteren irgendwo gelesen. Freilich mussten wir es auch selbst schreiben, um es lesen zu können — in der „Zeit". Aber es freut uns jetzt doch, unsere eigenen Ansichten über österreichische Regierungsfehler durch ein orthodoxes österreichisches Regierungsblatt fast wörtlich bestätigt zu sehen. Der Tod hat eine ausgleichende Wirkung. Der Tod eines Ministers gleicht selbst die Urtheile officiöser und oppositioneller Journalisten über den Minister aus.

Als wir während der Ministerschaft des Dr. Koizl in einer Polemik mit der „Arbeiter-Zeitung" und im Gegensatz zu ihr für die Anhebung der Sprachenverordnungen eintraten, mussten wir uns von der „Arbeiter-Zeitung" darüber belehren lassen, dass die Sprachenverordnungen ganz entbehrlich, ihre Anhebung aber geradezu unmöglich sei. Im Nekrolog der „Arbeiter-Zeitung" aber heisst es, dass unter heftigen Kämpfen Anhebung, dass zur Zeit der Ministerschaft des Dr. Koizl die Anhebung der Sprachenverordnungen „unvermeidlich" war, dass dies damals sogar dem Dr. Koizl klar gewesen sein musste. Der „Arbeiter-Zeitung" jedenfalls ist es damals nicht klar gewesen. Aber jetzt ist es ihr endlich doch klar geworden. Freilich ist inzwischen nicht nur der Dr. Koizl, sondern sind schon vor ihm die Sprachenverordnungen gestorben. Was sagte und doch damals die „Arbeiter-Zeitung" nach? Dass der Hass uns blind mache. Und die „Arbeiter-Zeitung" scheint der Tod jetzt sehend gemacht zu haben.

Noch einige Kleinigkeiten: Die „Neue Freie Presse" schreibt: „Das übrige Oesterreich mit Ausnahme der Czechen kann sich nur mit Grauen der Tage erinnern, in denen die Macht in den Händen . . . des Dr. Koizl lag." Nun, der „Neuen Freien Presse" hat man es, solange Dr. Koizl Minister war, nicht gerade angemerkt, dass es ihr vor ihm gegraut hätte. Das „Neue Wiener Tagblatt" sagt dem Dr. Koizl nach: „Der öffentliche Geist wurde durch seine ministerielle Thätigkeit häufig genug auf eine harte Probe gestellt." Da gestemt es sich aber hinzuzusagen, dass besagter öffentlicher Geist, soweit er in den Wiener Tagesblättern und speciell auch im „Neuen Wiener Tagblatt" waltet, jene Probe während Dr. Koizls Ministerschaft glänzend bestanden hat.

*

Die Wiener Tagespresse ist wirklich nicht so schlecht, als wir geglaubt haben. Wenn man so hört, wie lustdicht sich die Wiener Presse zumeist gegen die Acte eines activen Ministers abspertt, möchte man manchmal verzweifeln. Aber es gibt doch auch eine Gerechtigkeit auch bei den Wiener Tagesblättern. Wenn der Mann mit der Hippe seines Amtes gewaltet und der ganze Fall nur mehr historischen Wert hat, dürfen die Völker Ehrerechts auch aus ihrer Tagespresse des Ministers Fehler und Mängel erfahren. Freilich kann damit diese posthume Action an den Dingen nichts mehr ändern werden. Aber sie kann nützlich sein für die Besserung Oesterreichs vielleicht, für die zukünftige Presse absolut nicht. Der geht's wurst besser, je mehr Fehler und Mängel der Minister sie zu verschweigen hat.

Volkswirtschaftliches.

Die Meldung, dass die bosnische Regierung der Bosnischen Hotpverwertungs-Gesellschaft die Privilegien entzogen hat, wodurch, wie die „N. Fr. Pr." in einer Besprechung der genannten Gesellschaft des Ertrages von K 2,000.000 auf K 1,600.000 sinken werde, wird in Fachkreisen eifrig beivrochen. Es gibt Leute, welche meinen, dass bei ordentlicher Bilanzierung überhaupt nie ein Ertrages vorhanden gewesen wäre. Doch das nur nebenbei. Auch kennt sie nicht die Akte, die man sich über den sonderbaren Vertrag wundert, welcher dem Unternehmen Begünstigungen zusichert, wenn es ihm gut geht, und sie ihm entzieht, wenn es ihr gut nothwendig braucht. Das Vort v. Kallay das Bedürfnis übt, sich öffentlich von der compromittierenden Gesellschaft des Herrn Dr. Mayr loszusagen, wundert niemanden, der sich an die Acte über die besonderen Verhältnisse einiges Interessante der Welt zu erzählen haben dürfte, es nicht wahrscheinlich ist, dass man ihn allzulang seiner lassen werde. Aber auch wichtiger als sein bisheriges Zaudern ist der Ausspruch v. Kallay das Unternehmen, seiner Besitzer Herr Dr. Mayr habe auch in Wien zu erhalten, wenn das Vermögen der bosnischen Regierung im Anfang der Acte, die finale Bedeutung hat dadurch zu bekommen, wo der Antastete dieses Vermögensnehmer in die Hand der Verfügung der Gesellschaft Dr. Mayr & Co. gelangen will, um sich dessen zu bedienen, um Dr. Mayr & Co. in Wien zu erhalten. Dieses Verständnis durch die Tatsache, dass [illegible] Dr. Mayr & Co. in Wien [illegible] Dr. Mayr & Co. [illegible] Dr. Mayr & Co. [illegible] Dr. Mayr & Co. [illegible]

Digitized by Google

kannt ist und der, wie behauptet wird, vertragsmäßig Präsident auf Lebenszeit ist. Also die Eliminierung ist nicht leicht und dals, solange er in der Verwaltung sitzt, sich Capitalisten finden würden, welche das Unternehmen sanieren würden, ist ziemlich ausgeschlossen. Also muß man es zur Liquidation treiben. Aber da ergibt sich eine neue Schwierigkeit. Zwei Drittel der Actiencapitals sind in den Händen der Leipziger Cassenverwaltung oder vielmehr, wie behauptet wird, auch nur zum Theil, der Rest ist bei einem englischen Consortium verpfändet. Ohne diese Actien kann man aber nicht einmal eine zur Beschlußfassung der Liquidation befähigte Generalversammlung abhalten, denn Statutarisch müssen zu einem solchen Beschlusse drei Viertel der Actien vertreten sein und in der Generalversammlung vertreten sein. Also ohne diese Actien kann man gar nichts machen, man kann die Gesellschaft nicht fortführen, man kann sie nicht liquidieren. Diese Actien möglichst billig zu erwerben, ist jedenfalls ein Bedürfnis der gegenwärtigen Verwaltung und des Ministeriums, wenn es irgend eine Action mit dem Unternehmen zu keiner Erhaltung mit oder ohne Dr. Baron, zu seiner Liquidierung und eventuellen Neuanstichtung oder Anschließung an ein anderes bosnisches Industrieunternehmen vorhat. Und da drängt sich der Gedanke auf: Der Wert der bosnischen Tredecatien wird natürlich von der Gewährung oder Entziehung dieser Privilegien abhängig sein. Sollte dieser Effect und die dadurch hervorgerufene Möglichkeit, die in Händen der Leipziger Bank befindlichen Actien billig zu erwerben, nicht Haupt- oder Nebenzweck der in ihren Mitteln niemals wählerisch gewesenen bosnischen Regierung bei der Ertheilung der Bewilligungen gebildet haben?

•

Der Bilanz der Creditanstalt hat man diesmal mit mehr Spannung entgegensehen, als seit langem. Erwartete man doch Aufschluß durch sie, welche Rückwirkungen der schlechte Geschäftsgang in Oesterreich, bis sich von Jahr zu Jahr — trotz Investitionen und Canäle — steigernde Erschlaffung unserer Unternehmungslust und die Krise in Deutschland auf die großen Finanzinstitute ausgeübt habe. Die Tagespresse machte redliche Anstrengungen die Bilanz als befriedigend hinzustellen. Unbefriedigend kann eine Bilanz nach mehrfacher Richtung sein. Sie kann unbefriedigend sein, weil die Erträgnisse mit dem allgemeinen Geschäftsgang nicht im Einklang stehen, sodann weil die Erträgnisse infolge der allgemein ungünstigen Verhältnisse sinken, endlich weil sie für sich und an sich durch ihre Undurchsichtigkeit Mißtrauen gegen die Wahrheit ihrer Ansätze hervorruft. Letzteres wird man der Creditanstalt nicht zum Vorwurf machen können. Zwar dem, was eine vorgeschrittene Actiengesetzgebung und Actienpraxis an Bilanzaufstellung und Bilanzdetails verlangen sollte, entspricht die Bilanz der Creditanstalt nicht entfernt, aber unter den österreichischen Banken bietet sie doch in ziemlich das Maximum an Bilanzdetails, und schon der Umstand, daß sie allein unter allen großen österreichischen und deutschen Banken regelmäßig Halbjahrsrechnungen ausweist, ist ganz besonders anerkennen. Man fragt man sich allerdings, warum die Creditanstalt nur das Gewinnconto und nicht auch das Bilanzconto publiciert. Was nun die Ergebnisse selbst anbelangt, so zeigt sich die Rückwirkung der schlechten Conjuncture ins besondere, wenn man die Ziffern nicht nur mit dem Vorjahre, sondern mit denen mehrerer Jahre vergleicht. Es ergibt sich gegen den Ausfall großt genug. Denn man den Gewinnvortrag ausschaltet, so beträgt der Ausfall 1·3 Millionen Kronen oder 22·1%, bei ist ersten Semester 1900 erzielten Gewinnes von 5·9 Millionen. Netteneapital und Reserven per 19·3 Millionen erfrachten in diesem Semester 21·1%, 47·7% per Anno, gegen 81·7% per Ultimo ersten Semester 1900. Das ist gerade genug Rückgang. In dem schlechtesten Halbjahre des letzten Decenniums, dem Jahre 1892, verdiente die Creditanstalt zwar nur 3·61 Millionen Kronen, alto um 1 Million weniger, aber das Eigencapital der Bank betrug damals nur 36·7 Millionen und dennoch konnte sich daher mit 7·7% also immer noch ein volles Procent höher als im abgelaufenen Semester. In dem festen Jahrhalbjahr 1893 hatte das Eigencapital aber 12% per Anno getragen. Also gar so gering sind die Spuren, welche der gegenwärtige Rückgang Oesterreichs in der Bilanz der Creditanstalt zurückgelassen hat, nicht. Auch die Einzelposten geben ein ähnliches Bild. Die Provisionen, in denen sich zwei Jahren auch der An theil an der ungarischen Creditbank verbirgt ist, sind bei 1893 nur im Jahre 1898 noch eine Kleinigkeit niedriger gewesen, als ein um 20 Mil lionen geringeres Eigencapital nach Interessen noch zu tragen vermochte, das ungünstige Jahr 1893 hatte sie noch um 1·3 Millionen Einzahlte weit niedriger geschätzt hatte. Da zeigen sich die geschäftlichen Vortheile, welche das allgemeine Vertrauen in die Solidität und Leistungsfähigkeit einer Bank auf die schwierigen Zeiten bringt. Der Creditanstalt ist in diesen Monaten große Einlagen zu, welche anderen Banken entzogen wurden, obwohl diese zum Theile, wie an dieser Stelle mehrmals erwähnt, zur Festhaltung der Einlagen unverhältnismäßig hohe Zinsen vergüteten, die die Creditanstalt niemandem zahlt. Ein großen Antheil hat das Effecten- und Emissionsgeschäft erlitten, das angesichts der wenigen Sicherheit und der beträchtlichen Verluste aller Arten nicht zu verwundern ist. Hatte die Creditanstalt nicht den vom Standpunkte einer tüchtigen Bilanzaufstellung nicht zu billigenden 1893stand, in guten Jahren gehörige Reserven anzulegen, die in schlechten Jahren zur Aufbesserung herangezogen werden, so hätte sich in diesem Conto kaum das ungünstigen Ergebnisses ein Ausdruck finden können, wie bei der ungarischen Creditbank. Auch somit sind die Provisionsabschlagungen der wunderte Punkt der Bilanz, die Wechsel- und Zahlungsgebarung der Creditanstalt bietet ähnliche Erscheinung. Auf den schlechten Geschäftsgang der Zahlungen kann die Bank natürlich nichts. Schwankungen, die entweder ihrer Verantwortung, wie ausgeschlossen die Effectenbörse, auch die Zeitabschlüsse, auch sind viel zu hoch bei ihrer Einrichtung in die Actiengesellschaft bewertet werden. Es ist nicht ihre Aufgabe, sondern es ist auch Verhältnis dazu. Aber immer noch ist das Verhältnis der Creditanstalt ein günstiges, der Schlußsatz kann zu verschiedenen Deutungen Anlaß geben, aber kaum einen Nachtheile verursachen. Das Verhältnis der Creditanstalt ist ein günstiges, der Schlußsatz kann zu verschiedenen Deutungen Anlaß geben, aber kaum einen Nachtheile verursachen. Das

die anderen Institute Folge leisten. Allerdings machen sie bisher keine Anstalten dazu.

Kunst und Leben.

Im Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde ist eine Krisis ausgebrochen, die durch die Berufung Emil Sauers entstanden ist, der zum Leiter einer „Meisterschule" für Clavierspieler ernannt wurde und in dieser neuen Stellung einen Gehalt von 7000 fl. beziehen wird. Durch die Errichtung einer Meisterschule, sowie durch die Art der Berufung Sauers und namentlich durch die damit zusammenhängenden Beneficien scheinen sich zunächst die Vertreter des Faches, die Herren Dvor, Epstein und Fischhof zurückgesetzt und reichten ihre Demission ein. Ihnen folgten merkwürdigerweise auch die Geiger Hellmesberger und Rosé, sowie der Letzter des dramatischen Unterrichtes für Opernschüler Herr Gisli, letzterer jedenfalls ohne zum Schaden des Conservatoriums. Die Gründe und Gegengründe, die alle Parteien für ihre Sache vorbringen, ergeben ein so complicierres Material, daß es selbst dem allen persönlichen Beziehungen gleich Fernstehenden schwer wird, ein unparteiisches Urtheil zu fällen. Soviel ist gewiß: gegen die Berufung Sauers an das Wiener Conservatorium ist sachlich nicht das Geringste einzuwenden, sie wird vielmehr als erste Ruhmesthat der Direction Perger für die Anstalt von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein. Ob aber gerade die Bezeichnung „Meisterschule" unumgänglich nothwendig war, dürfte denn doch bezweifelt werden. Es ist, als wollte man an die Universität eine hervorragende Kraft des Auslandes berufen, mit dem ausdrücklichen Bemerken, sie sei berufen, Gelehrte heranzubilden. Unwillkürlich würden dann die bereits vorhandenen Lehrkräfte die Frage aufwerfen, wozu sie denn da gewesen seien. Aber auch abgesehen von diesen rein persönlichen Reflexionen, lassen sich doch künstlerische Meisterschulen nicht dadurch schaffen, daß man deren Heranbildung in einer hiezu bestimmten Anstalt decretiert. Ob aus Sauers Schule wirklich Künstler oder Meister hervorgehen werden, weiß heute weder er, noch diejenigen, die ihn in die Meisterschule berufen haben. Was sie uns bringen wird, hängt so sehr von dem Schülermaterial und der Zeitverhältnissen ab, daß eine Voraussetzungen, der zu erreichenden Resultate zum mindesten überflüssig ist. Auch darin liegt ein entschiedener Vortheil, daß mit Sauer eine jüngere Kraft für den Unterricht gewonnen wurde. Zum Künstler gehört noch viel mehr als zum Gelehrten eine gewisse Elasticität des Geistes und Körpers, ohne die man einmal die überzeugende Kraft des künstlerischen Beispiels, das der Schüler mit innerlicher Begeisterung wirken will, nicht zu erreichen ist. Niemand wird darin einen Vorwurf gegen die älteren Lehrkräfte erblicken. Man wird im Gegentheil anerkennen, daß auch sie diese Kraft besessen haben, und würde der Berufung jüngerer Kräfte die persönliche Spitze dadurch nehmen, daß man eine gelegliche Altersgrenze schafft, die in Kunstanstalten noch legenstreicher wirken wird, als sie bereits an den Universitäten gewirkt hat. Damit im Zusammenhange aber stände eine Regulierung der Gehalts- und Pensionsverhältnisse, die dringend einer Reform bedürfen Gerade durch die Berufung Sauers ist die Verwichtheit der bisherigen Gehaltsverhältnisse in das rechte Licht gerückt worden. Deshalb läge es im Interesse der Anstalt wie der daran wirkenden Lehrkräfte, daß sie, statt lahme Demissionen zu geben und die Beseitigung tadelnder Uebelstände zu verlangen, lieber die Sicherung ihrer wirthschaftlichen Stellung verlangen und in gemeinsamer Action zum Ausdruck bringen. Es dürfte ihnen Gelegenheit genug sein zur Sprache kommen, was vielleicht die ganze Stellung des Conservatoriums als Privatanstalt von Grund aus ändern und der Unterrichtsverwaltung eine willkommene Anregung bieten wird.

A. W.

•

Regierungsrath Glossy hielt an der Spitze der Wiener Stadtbibliothek und übernimmt es nicht die Leitung unseres Rathhausblattes. Das stimmt nachdenklich. Als er gehen sollte, behauptete die Eingeweihten, man wolle ihn aus dem Rathhause haben, wo er schon durch seine überlegene Bildung manchem unbequem sei, und habe ihn also — hinaufprotegiert, die Treppe hinauf, zur Thüre herausgeschoben. Und nun bleibt er — und zwar auf seinem Stuhlen? Das ist nicht anzunehmen, da muß was dahinter stecken. Es ist ja richtig — er ist unser erster Fachmann vielleicht. Ein Bibliothekar, der die ihm anvertrauten Schätze zum Gemeingut aller gemacht hat, der nicht einmal dann verschließen wird, wenn man ihm das eigene Obdach bricht. Er ist ein Sammler von großem Umfange und mit großerer Intuition des Feuilletons, dem manches lohnbare Fund für das städtische Museum, seine eigenste Schöpfung geglückt ist; ein Kenner des Wienerischen; ein Meister der Kunst, eine Persönlichkeit aus ihrer Zeit herauszuheben zu lassen und zu erklären. Wenn einmand sich nur seiner Schriften, seiner Briefe über seine Anstellung, und was man da alles auf einen Blick erfuhr und lernte. Er hat es sogar eine Zeit verstanden, Literatur zu treiben mit seinem „Almanach der Stadt Wien", der wohl sehr verbessernd begonnen hat. Aber derlei Absetzig hat man nicht lange angehalten. Nun: Glossy ist allerdings als Localbibliothekar der rechte Mann an richtiger Stelle, ihr durchaus vermachen mit dieser Stellung, die durch ihn das erst wurde, was sie ist. Zeit kann aber kaum mit bei uns den rechten Mann auf den rechten Fleck? Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Ich laß es mir nicht nehmen — da steckt etwas dahinter . . . .

•

Von der Reise. Die Marktberichterstattung macht recht erfreuliche Fortschritte. Es ist erstaunlich, wie es sich besonders Treich zu zusammenwächst, und es ihnen, als hätte die große Culturarbeit, die Oesterreich jemals unternommen, jetzt doch in einem gedeihlichen Ende kommen. Es ist gar lieblich, wie sich die jungen Stammbuchen finden in die Tatsachen, damit sie der Statist beschreibe ein prunig am Spitzel zanke — Lederungenauigkeit, die den Segel prangt, damit kein Oberer Sterbenheil bedroht werde. Aber der innere Fortschritt ist da. Es bringt die gummen Treiche, schadigt den erbarmlichen Bauer, und dem ist nichts heilig, was beherrschte Umsicht anzeigende Ruhe. Ach — wie zu oft gilt ein bescheidenes Wort mit einer lauten Sandale, ein Mann, dem nichts heilig genug macht, das Leeren die Treppe.

Digitized by Google

Im Museum zu Aquileja zeigen sie interessante Dinge. Es ist zu wenig Volksbindsys da, aber allerhand gibt es immer zu lernen. Ein Ding ist besonders merkwürdig. Sie hatten da ein Kobeltuch. Das wurde um den Leichnam geschlagen und die Knochenreste sammelten sich darin, nachdem das Fleisch von der Lohe des Scheiterhaufens verzehrt war. Das ist nun mindestens anderthalb Jahrtausende her, und es sieht beinahe aus, als wäre dies Tuch eine Frozzelei auf unsere Industrie, das samose Asbesthaus des Grafen Waldersee und wer weiß was noch. Auf die Reden des Grafen nicht. Denn da vergeht einem freilich jeder Spaß.

Anastas.

*

1600 Arbeiter der Wienerberger Ziegelwerks-Gesellschaft sind in den letzten zwei Wochen entlassen worden. Ursache: Geschäftsstille. Die einen werden nun einen Nebenverdienst finden, einen sehr gelänglichen „Das ist einmal schon so!“ darüber hinweggehen, die anderen werden es agitatorisch auszunützen versuchen. Und dann spricht man nicht mehr darüber. Diese 1600 Menschen aber leben weiter! Ohne zu übertreiben, kann man sagen, daß — bei der allgemeinen Krise — kaum ein Zehntel dieser Leute in ordentlicher Zeit Arbeit finden wird. Für sie ist es doppelt schwierig. Sie sind von Jugend an in den Lehmstätten und bei den Ziegelöfen gestanden und haben nicht die Eignung zu einer anderen Beschäftigung. Sie sind da draußen geistig und körperlich verkümmert. Die jungen Burschen haben es noch gut. Die gehen hinaus zum Donauwasser oder zu einem Straßenbauschotter und können immerhin einige Kreuzer verdienen. Nachtlager finden sie in den Prateranen oder auf der Schmelz. Aber die Alten?! Da gibt es Leute, die 30 bis 40 Jahre dort in Arbeit standen und nun entlassen werden. Leute, die auf diesem Grunde geboren wurden, kaum Kinderreden entwickelten, schon die Lehmen zogen und nicht aus dem Bereich der Werke hinauskamen. Und jetzt sind sie entlassen . . . Sie haben eine Pension erhofft — 90 Kreuzer die Woche! — und diese erhalten sie nicht, weil sie angeblich noch „arbeitsfähig“ sind. So bestimmt es das Statut der Vereinscasse. Heute haben sie noch ein Heim. Die Wohnungen in den elenden Hütten und Baracken, die die Gesellschaft an ihre Arbeiter vermietet, können sie noch zwei Wochen bewohnen. Dann müssen sie fort. Und sie werden fort, werden in die weite Welt ziehen, ohne Obdach, ohne Verdienst. Was aus ihnen wird? Wen kümmert's! Weder die private Wohlthätigkeit, noch die Gemeinde, noch der Staat gedenkt ihrer. Und das ist fast das Traurigste bei dieser Katastrophe!

Corvinus.

*

Einem Gesetzten, der sich mit dem Rathe einer neugebackenen kühnen Hypothese beehrt, kann manchmal etwas Unangenehmes passieren: nämlich daß ihm einer glaubt. Es kann ihm zustoßen, daß man ihn schleichthin beim Wort nimmt. Man denke sich das in der Medicin. Was da ist nicht alles schon — akademisch unter Akademikern — verkündet worden, als neuentdeckte Schadlichkeit oder als neu entdeckes Heilmittel. Wenn man nun dies Anhängsel der Praxis sinde. Wenn Professor Koch bloß zu sagen brauchte, eine mit Perlsucht behaftete Kuh sei ein recht liebenswürdiges, unschädliches Geschöpf für den Haushalt, und sofort kämen die Leute, die darauf schwören und an sich selber Jenguin ablegen wollen. Man mache die diese erbsdenn Cantion aus. Kranke Haustiere werden ein gehäuftes Nerlich. Denn man weiß die Auctorität feiern. Deutschland kann an seinem Gelehrten nicht zweifeln lassen und schlicht patriotisch Tuberkelbacillen, die von Thieren stammen. Ein grotesker Fall, nicht wahr? Aber unwahrscheinlich, wird man sagen. Nun, die Wirklichkeit hat dieser Tage einen Gegenbeweis geliefert, und zwar eben dem Professor Koch mit seiner Hypothese. Ein liebenswürdiger College hat ihm seinen eigenen Körper für die Experimente mit der thierischen Tuberculose angeboten. Er selber will gegebenenfalls ihm zum Triumphe verhelfen. Aber er selber glaubt an diesen Fall nicht, das ist die neue Vermeidung. Mit der einen Hand gibt er dem Begleiten ein festbares Geschenk — die Möglichkeit der entscheidenden Probe — mit der anderen hält er dem Betrübten ein boshaftes Hindernis vor: seinen eigenen Zweifel. Dieser Zweifel findet unsonsehr Echo, als er von dem opiernuthigen Dr. Garnault in derselben eingedrungen ist. Und unsonsehr wahnt er also zur Vorsicht. Was wird geschehen? Professor Koch, ein armer reicher Mann der Wissenschaft, kämpft, da er das Angebot annehmen oder ablehnen soll, nun einen Kampf zwischen Ruhm und Gewissen. Um den Ausgang ist mich nicht bange.

Fan.

*

Zu dem in Nr. 356 der „Zeit“ erschienenen Aufsatz „Ein gothischer Tramatiker“ von Johannes Schlaf erhielten wir von Herrn Leo Berg eine Zuschrift, in der es u. a. heißt:

„Johannes Schlaf schreibt zu Beginn auf Leo Bergs im Literarischen Echo erschienene strikt der Tragödie ‚Sebastian‘: Ich wenn ich dann andere noch unveröffentlicht werke, so ist das nicht seine Absicht, aus dem Hauptstrom von Leben und Seele und habe bei u. f. w.“

Eine kleine, aber nicht unwesentliche Abweichung von meinem Text veranlasst mich, um eine Berichtigung zu ersuchen. Bei mir heißt es: Eine Schöpfung aus dem Hauptstrom von Seele und Leben ist der Sebastian nicht. Aber bei u. f. w.“

Darauf erwidert Herr Schlaf, dem wir von der Berichtigung Mittheilung machten:

„Ja, ich habe mich geirrt. Es heißt also in Herrn Leo Bergs Aufsatz: Eine Schöpfung aus dem Hauptstrom von Leben und Seele ist der Sebastian nicht. Also gerade umgekehrt, als ich citiert habe. Ich meine indessen: eine unsre massivere Ungeheuerlichkeit ist z. B. die Behauptung, daß Goethes Stücke an Kraft, Schönheit und Ausdrucksfähigkeit alles überrage, was, abgesehen selbstverständlich von Nietzsche und etwa noch Prinz Schowasch Carolath i., bei Jahrhunderten bei seinem Tode in deutscher Sprache gedichtet worden ist.“ Und ferner meine ich, daß es überhaupt von vornherein ein bedenklicher Fall, pas ist, einen Dichter von so einer völligen Unperschönlichkeit, wie Herrn Nietzsche, etwas ist Spalten langen Aufsatzes um Boden gelegwege dem im Innen zu wirdigen. Das ist die Hauptsache; und so wird denn meine kleine Flüchtigkeit leidne Herrn Leo Bergs Kohl nicht gerade fettmachen'. Im übrigen ist es selbstverständlich, daß ich sie bedauere. Ich bitte Sie, dieser Entschuldigung in der „Zeit“ Raum zu geben.“

Wir geben dieser Richtigstellung gerne Raum, glauben aber mit Herrn Schlaf, daß an dem Gedankengang seines Aufsatzes dadurch nichts geändert wird.

D. Red.

Bücher.

C. T. A. Hoffmanns sämmtliche Werke in fünfzehn Bänden.

Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach.

Leipzig, Max Hesses Verlag, 1900.

Den bekannten volksthümlichen Classikerausgaben deutscher Verlage reiht sich seit einiger Zeit noch die Sammlung von Max Hesses Verlag in Leipzig würdig an. Die Hesse'schen Ausgaben stehen an Wohlfeilheit den Reclam'schen, welche bisher die billigsten waren, etwa gleich, sind von guter Ausstattung und sind außerdem mit biographischen und literarhistorischen Einleitungen von bedeutenden Literaturgelehrten, sowie mit guten Porträts versehen. Das wichtigste Verdienst dieser Sammlung ist aber darin, daß sie nicht nur die Werke der schon in viele ähnliche populäre Classikerlsammlungen aufgenommenen Autoren, sondern manmehr auch eine vortreffliche, von Ed. Grisebach besorgte Ausgabe der sämmtlichen Werke E. T. A. Hoffmanns enthält. An einer gediegenen, wohlfeilen und vollständigen Ausgabe der Schriften dieses genialen Romantikers hat es bis jetzt gefehlt, obwohl „ausgewählte Werke“ E. T. A. Hoffmanns wiederholt herausgegeben wurden. Die zwei früheren, bei Reimer und bei Hempel in Berlin erschienenen Gesammtausgaben waren weder billig, noch vollständig und konnten daher den größten romantischen Erzähler in seinem Vaterlande nicht einmal so populär machen, wie er es in Frankreich durch Uebersetzungen geworden ist. Die Grisebach'sche Ausgabe bringt zum erstenmale eine Sammlung der sämmtlichen Schriften Hoffmanns, allerdings mit Ausnahme der musikalischen Aufsätze, deren Fortlassung sehr zu bedauern ist. Außerdem enthält sie eine sehr interessante Darstellung des Lebens und Schaffens Hoffmanns von Grisebach, sowie drei Selbstporträts und zwölf Nachbildungen der von Hoffmann selber gezeichneten und der Callot'schen Illustrationen aus den Originalausgaben einiger Hoffmann'scher Werke. Daß der Herausgeber für eine genaue Wiedergabe des Originaltextes gesorgt hat, wissen wir durch den Herausgeber Ed. Grisebachs verdürgt, besten Ausgaben, die Werke von Schopenhauer, Bürger, Heinrich von Kleist und Lichtenberg, wegen ihrer peinlich sorgfältigen Textrevision und ihrer bibliographischen und biographischen Anmerkungen allgemein als die besten Ausgaben dieser Schriftsteller geschätzt werden und deren bibliographische Werke ungemein gründliche Bücherkenntnisse bekunden. — Von den übrigen Autoren der Hesse'schen Sammlung sind noch Hebbel, Gaudy und Eichendorff besonders zu erwähnen, da auch deren Werke bis jetzt nur wenig durch populäre Ausgaben verbreitet wurden. Die Hebbel'schen Werke von Grisebach liegen in sechs Bänden vor. Die Gaudy'schen Werke enthalten die bekannten Einleitungen von seinem Freunde Emil Kuh und eine Biographie von Professor H. Krumm; Gaudys Werke wurden hier von Professor A. Sieger, Eichendorffs Werke von Rudolf v. Gottschall herausgegeben.

Magnus Schwantje.

Dr. Egon von Komorzynski: Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin. B. Behrs Verlag (E. Bock), 1901.

Ueber das vorliegende Buch ist schon viel gesprochen worden. Da es, wie jeden eine streng wissenschaftliche Arbeit der Tagespresse, gerade actuell kam, aber aus allem Lob habe ich das höchste, beste nicht herausgehört, welches dem Verfasser zu erheben war, dass seine Leistung völlig selbst ständig, ohne Vorbild, wenn auch nicht ohne Vorhilfe entstanden ist. Ein weitschichtiges, zum Theil schwer zu beschaffendes Material zu heben auch schon anderwärts mit redlicher Mühe und emsigem Fleiß durchdrungen, doch Komorzynski hat, was mehr gilt, mit scharfem Verstand und guter Einsicht auch die richtige Art gefunden, es darzustellen: er hat die „Schablonen“ aufgedeckt, nach welchen Schikaneder sowohl wie alle die anderen Altwiener Theaterschriftsteller ihre Komödien machten, die wechselnden Verschiebungen und Benützung fabricierten, und damit die Typen für hunderte von Barietäten festgelegt. In der Ausstellung dieses Schemas, nach dem nun Marinelli, Hensler, Perinet und wie sie alle heißen, die Hausdichter des Leopoldstädter, Wiedener und Josefstädter Theaters, bearbeitet werden können und sollen, sehe ich den dauernden Werth der Arbeit der Wissenschaft erworben hat. Das wirksame, zugkräftige Stück und damit der Erfolg des ganzen Unternehmens ist jedoch nicht allein von der Art abhängig, wie jenes die Schablone aufgelegt, verziert und verschnörkelt wird: es tritt noch eine Reihe von anderen Factoren ins Spiel. Wie man schreiben kann — etwas anderes war der Verfasser des Stückes nicht — der vollendete Leser findet über das alles bei Komorzynski genügende Andeutungen — und endlich oder eigentlich vor allem die Schauspieler, sie, die Erreger von Lachen und Weinen bei der Menge, ihre Schwächen, der Gegenstand ihres Hauptinteresses, welche das Publicum in und auswendig kannte mit all ihren Eigenheiten und Schwachen, die immer wieder bes benützt zu Raimund und Nestroy Anlass zu stehenden Späßen, zu stehenden Zigaren gaben, und die dadurch so recht jenen intimen Rapport zwischen Bühne und Zuschauer herstellten, der allein das gewisse theatralische Bündel zu wirken vermag: vergessen zu machen, dass diese Welt der Bretter eine Welt des Scheins ist. Hier lobt uns Komorzynski leider einigermaßen im Stich, er bietet kaum mehr, als die antiken Tadeln Tragoen wussten er wohl anzudeuten und die Aristoteles eines meisten Meisterwerke verstehen, das er gut erfasst und scharf hervorgehoben hat, dass man die Geschichte der Schikaneder'schen Theaterunternehmungen nicht schreiben kann, ohne gleichzeitig die Entwicklung des Leopoldstädter Theaterverhältnisses zu verfolgen: was es doch ein gesellschaftliches Leben und Treiben um die Kunst des Publicums, um wohlbestimmtes Zeitungsvorkommen und

Digitized by Google

Ueberbieten, wo sich Trumpf bald in Marinellis, bald in Schikaneders Händen fand. Und hier lag auch der Punkt, wo Schikaneder und sein Werk in das reichbewegte und vielgestaltige, freilich an großen Individualitäten arme geistige Leben der josephinischen und leopoldinischen Epoche hätte eingefügt werden können, wo der Antheil zu zeigen war, den die Volksbühne an dem Kampf zwischen Illuminatenthum und Obscurantismus nimmt, jenem Kampf, der den österreichischen Sturm und Drang bedeutet, den die Furcht vor dem Jacobinismus nicht hat entscheiden können, der in den Anfängen verschwisterten Schule Aberglaube und reactionärer Romantik weiter und die heute tobt. Aber man darf nicht zuviel verlangen, zumal nicht von einem Erstlingswerk. Homozynski hat jedenfalls durch das sicher unbuchrechtigte Gestrüpp älterer Wiener Theatergeschichte einen breiten Pfad gebahnt, der — wie man sieht — nur den Wunsch nach weiteren Ausblicken erweckt. e—r.

Marie von Ebner Eschenbach: Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Berlin 1901. Verlag von Gebrüder Paetel.

Diese Siebzigerin ist doch eine höchst sebauliche Erscheinung. Es ist eine so schöne Glasscherbe in ihr. Nichts von jener Unruhe, an der wir alle leiden. Gesetzmäßig, möchte man sagen, produciert sie. Nicht jede Ernte ist gleich; aber das ist, wie nicht jeder Jahrgang gleich ist. Immer aber bleibt der Acht, einige ewige Gesetzlichkeit es ist nichts von einer Erschöpfung des Bodens zu spüren. Ja, man möchte den Dint über letzten zwei Novellenbücher beinahe als symbolisch bezeichnen. Denn, was gibt es in Spätherbsttagen? Allerdings Fallaub; aber zwischen den verbraunten Blättern leuchten auch die köstlichsten und reifsten Früchte vor, die der Baum zu getigen vermag, und in der neuen Sammlung von sieben werkwürdige Erzählung: „Der Vorzugsschüler.“ Ein armer Bub, hinter dem immer schreckhaft die Pflicht steht; von dem man aus bester Meinung Entsagen gegenüber jeder Freude, Verzicht selbst auf die Entwickelung seiner eigensten, der musikalischen Begabung fordert, die er aus dem Grau seines Lebens hervorgetrieben, an seinem Herzen gepflegt, in die Nacht des Todes flüchtet. Seine letzte That ist aber eine That der Güte — ehe er ins Wasser geht, schenkt er seine Schuhe einem armen Hantierer, und ein letztes Licht fällt auf seinen Hügel: die schwerzenreiche Mutter tröstet den gebrochenen Vater. Dann ist „Modlons Grab“, eine Hexengeschichte aus Mähren, die zu einer ganz merkwürdigen Höhe aufwächst und mit einem mächtigen Orgelton schließt: die Frau, die ihr Mann unendliches Herzeleid angethan, also daß sie ihn fern seine Heimat ließ, denn ein Eid stand zwischen ihnen, daß seinen den ersten Schritt zum andern thun werde, begeigt die Leiche, die man ihr ins Haus bringt. Endlich hat sie ihn ganz und ungeheilt. Das geöffte Meisterstück der Ebner Eschenbach vielleicht überhaupt ist „Die Spitzin“. Ein wüster Geselle, ohne rede Liebe, der Prügelstrafe für jedermann, in einem oberösterreichischen Dorf aufgewachsen, ist verstoßt und teufig, daß er lieber hungert als bittet. Die reiche Frau des Orts weiß es gut mit ihm, aber er will nicht Gutes und schaden Gelder. Sie sich seine Freundschaftwinds und wächst sonst anderes für ihn thun — aber bitten muß er, das thut er nicht. Er arbeitet in einem Steinbruch; nichts hat er vom Leben, als den Schlaf. Eine Hündin, der man die Jungen bis auf einen weggenommen, hört ihn, ihren Herrn suchend, darin, und in blinder Wuth schlägt er das Thier zu Tode. Sterbend bringt sie ihm die Einzigen, empfiehlt es ihm. Und beim Anblick des hilflosen Wesens erwacht der Mensch in ihm. Die Neue ruft ihn auf — er thut, was er für sich selber nie gethan: „Schadenfreien, Frau Schadenmitten — i bitt um a Mülch.“ In jedem Lesebuch sollte und müßte die Geschichte stehen. Sie ist einzig. **J. J. David.**

W. Polenz: Luginsland. Dorfgeschichten. F. Fontane & Co, Berlin 1901.

Sechs Erzählungen von ungleichem Wert. Die erste ist eine mit abgebrauchten Mitteln arbeitende Neuheizegeschichte. In den „Glocken von Neummünsterschach“ ist die harte Strafe für das leichte Vergehen so unwahrscheinlich wie der milde Schluß. Dagegen sind „Mutter Mauslichens Liebster“, „Ein weiser Schulzing“ und „Attilagalla Mina“ ausgezeichnete Beiträge zur körperlichen Psychologie. **R. M. M.**

Manfred Fuhrmann: Roman eines Decadenten. Berlin 1901. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Manchmal ist es so in der That unmöglich, talentvolle Nachahmung von mißlungener Parodie zu unterscheiden. Jegesch ein Dilettant bringt Tinte vor, die Lakrichen sind, und man kann dem beiden Büchern nicht herausbekommen, ob sie ernsthaft oder ironisch gemeint sind. Ein Anfänger, mann — wie der Buchhandlerzettel behauptet: ein junger Pfälzischer — hat von den Krankheiten und Wiederspruchen unserer Uebercultur zweifellos viel gehört und noch mehr gelesen; gerieben hat er wohl wenig, durchlebt nichts davon. Sein Buch wiederholt in dem hochaufgeblasen Stil der Colportageliteratur eine Anzahl von Gemeinplätzen unserer modernen Romane — unter anderem klaubt er auch meinen „Roman aus der Decadence“ auf verstanden zu haben —, verzerrt die Zustände bis ins Unwahrscheinliche, übertreibt die Gegensätze und deckt Analyse bis an die Grenze des Idiotischen und bringt alles dies mit einer Breite, der eine andere Zeit anmerken, daß sie Romane lesen und verarbeiten. Titel des „Romans eines Decadenten“ verspricht etwas gänzlich neues, ja Recht auf einen der Stoff durch seinen Mangel an jeder künstlerischen Qualität. Es ist wieder Belastungsmaterial nach Cesare Lombroso, wieder wurde noch unsere Nerven, unser Herz, unser Hirn, unser Gehirn, unser Rückenmark, unser Blut, unser Fleisch und Bein, unser Haar und unsere Haut. Ein Jahrhundert-Roman soll es werden, ein Zeitroman, ein Roman des Jahrhunderts, der Zeit, der Menschheit. Titel des Buches: „Roman eines Decadenten“ — und dann ist es nichts als ein Gemisch von Lesefrüchten, Gemeinplätzen, Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten, Unsinn und Blödsinn. Titel des Buches: „Roman eines Decadenten“ — und dann ist es nichts als ein Gemisch von Lesefrüchten, Gemeinplätzen, Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten, Unsinn und Blödsinn. Ein solches Buch kann man nicht kritisieren, man kann es nur verurtheilen. Es ist eine Sünde wider den Geist, eine Sünde wider die Kunst, eine Sünde wider die Menschheit

„Grande Revue“ (Juli). Raoul Allier berichtet von den Umtrieben einer religiösen Vereinigung mit politischen Zwecken, die im 16. Jahrhundert in Frankreich ihr Wesen trieb. Es war die „Compagnie du Saint-Sacrement“, deren Mitglieder man auch kurzweg „Les Dévots“ nannte. Sie war unter Ludwig XIII. von Herzog von Bertaudour mit Hilfe eines Jesuitenpaters und eines Kapuziners gegründet worden. Mit der geheimen Absicht, indirect die Regierung zu leiten, wendete sie sich officiell gegen die Ketzer und die Protestanten. Ihre Spione und Agenten hatte sie in allen Kreisen, doch standen auch viele geringere Leute in ihren Diensten, die ausgelesen waren für ihre eigentlichen Zwecke unterrichtet zu sein. Sie wusste ihre Ziele mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben, aber gerade dies Mystische gab ihr eine große Gewalt über die Gemüther. Trotzdem es aber ihr allen Eingeweihten bekanntes Ziel war, die weltliche Macht und den Einfluss der Kirche zu erheben, vermochte ihr der Cardinal von Paris die Bestätigung, und auch der Papst verhielt sich ablehnend, weil Rom nicht in Conflict mit den Bischöfen gerathen wollte. Ein zweiter Artikel, der sich eingehend mit der politischen Thätigkeit der Gesellschaft befassen wird, folgt in der nächsten Nummer. — Rudolf Broda zeigt die Loyalitätsgrenze der spanischen Gerichtsbehörden anlässlich des Anarchistenprocesses von Montjuich. Die liberale Bewegung in Spanien ist heute stärker als zuvor und ist zu einer Art Revolution geworden, an der die Kreise der Kaufmannschaft, die Separatisten, die Socialisten und Anarchisten theilnehmen. Diese Revolution werde nicht zu unterdrücken sein, da sämmtliche Kreise an ihrem Gelingen interessiert sind. Dabei seien alle Sympathien der liberalen Kreise in Spanien auf die Nachbarrepublik, auf Frankreich gerichtet, das in Spanien einen wirklichen Verbündeten finden könnte und nicht überlehen sollte, während die Regierungstreise den Anschluss an den Dreibund suchen und sein Heil in Deutschland erblicken.

„Mercure de France“ (August). Remy de Gourmont schreibt über Erjoly und Schönheitsbegriff. — Bigie Joos feiert in einem längeren Artikel die hundertste Jahrung des Geburtstages eines englischen Malers, Richard Parkes Bonnington, der, obgleich in Nottingham geboren, seinem ganzen Bildungsgang nach den Franzosen zugerechnet werden darf. Bonnington war namentlich in kleinen Studienbildern und intimen Landschaften hervorragend und als Radierer und Illustrator berühmt. Delacroix schrieb dem jungen Meister, der mit 28 Jahren starb, kurz vor seinem Tode: „Sie sind König auf Ihrem Gebiet und Raphael hatte es Ihnen nicht nachgethan. Lassen Sie sich durch die Worte der andern und deren Umfang nicht anfechten, da die Ihrigen Meisterwerke sind.“

„Cassiers Magazine“ (August) berichtet über die mächtigste Kanone der Welt. Es ist ein zur Vertheidigung der Küsten construiertes Geschütz; sein Rohr misst 16 Zoll im Durchmesser, und seine Kugeln tragen auf 21 Meilen Entfernung. Es ist das weitestlich mehr, als bisher durch irgend ein anderes Geschütz erreicht wurde. Denn der vor dem Kriege von Deutschland producierte Riesenkanone krupps, deren Rohr 9·5 Zoll im Durchmesser hat, schleudert ihre Geschosse bloß 12½ Meilen weit; und während man von ihr annahm, dass sie über 8000 Fuß hoch zu schießen vermöchte, vermag die amerikanische Kanone eine Höhe von 30.000 Fuß zu erreichen. Die ganze Länge des Rohres, das rückwärts mit und an der Mündung 28 Zoll misst, beträgt 49 Fuß, die Gewicht 126 Tonnen und die Geschwindigkeit ihrer Projectile 2700 Fuß in der Secunde! — John Ward erzählt von den großen Damm- und Canalbauten an unteren Nil. Im Jahre 1899 wurden diese Bauten sowohl beim ersten Katarakt bei Assuan, als auch bei Assiut, 200 Meilen näher zu Kairo, in Angriff genommen. Sie haben nicht nur den Zweck, die Ueberschwemmungen einzudämmen, sondern die Wässer beim Wachsen des Nils zu allerlei, zum Theile ziemlich hoch gelegene Canäle zu leiten, wodurch den sonst wasserarmen Gegenden des Landes Wasser zugeführt werden soll. Auch der alte „Ibrahimisch Canal“ wird dadurch wieder in Thätigkeit gesetzt, und man erwartet von diesen Wasserwerken eine ganze Regeneration des Landes. Die Scenen, die sich unter dem strahlend blauen, tropischen Himmel entwickeln, wo eine Legion von Arbeitern aller Rassen durcheinander wimmeln und sich in den verschiedensten Tonarten unterhalten, wo gigantische Steinblöcke zwischen den Palmen an den Ufern des Nils anlangt werden, gethürmt liegen, erinnern an die Riesenbauten der Pharaonen: aber das Kreischen der Dampfsräne, das Pfeifen der Locomobile, die Detonationen des Dynamit gehen Zeugnis von dem Wandel der Zeiten und Segnungen der modernen Technik.

Großvaters Zopf.

Eine einfache Geschichte von Franz Keinwitter.

Lang, lang ist's her, seit ich meine Kinderschuhe vertreten, schon eine ganz kleine Ewigkeit. Ja, ja, und wie beschieden ich war, als „Schimmelprinz“. Nicht Ross noch Reiter, wie so ein ungenügsamer, verwöhnter Stadtjunge forderte ich als höchste Belohnung besonderer Brauheit, nein, ich war es schon vollauf zufrieden, wenn mir gestattet wurde, den „Kriegsschädel“ des Großvaters mit dem weißen, verschossenen Wehrgehäng und der in die Klinge eingeätzten Inschrift: „Für Gott, Kaiser und Vaterland 1868“ auf der schwarzen Lederscheide zu sieben, den Tornister, den ehrbedeutsamen einem Officier des General Benson bei der Waffenstreckung auf den Wiltauer Feldern abgenommen, auf den Rücken zu schnallen, oder endlich gar — die hechste aller Erdenwonnen — in dem Kasten der Großmutter, den ich nie anders als den „schönen“ hieß, herumzuwühlen. Za dieser, dieser Kasten! Noch steckt mir der Athem, wie er so unsäglich scharf und deutlich in meinem Gedächtnisse emporkramt, selbst mit seinem Geruche nach Zirbelholz. Aber auch welche Bauart, welche Farben, wie ganz anders als bei andern Geräthen, die in den Zimmern und Gängen herumstanden! Rococo nennt man so was, extragte ich später in der Lateinschule; damals aber, in der Zeit, von der ich spreche, hatte ich nur das eine Wort: „Himmlisch!“ Himmlisch war der blaue und weiße Ton, in dem er gefärbelt, himmlisch die Rosensträuße in den Füllungen der Thüren, die glänzenden Messingbeschläge und gar der Aufsatz: Ein Blumenkorb, aus dem zwei Fruchtgewinde hinquollen über den schwarzen, sonderbar verschnörkelten Buchstaben gehaltene Inschrift: Maria Theresia anno Domini 1783“. Dabei fand dieses Unicum von einem Einrichtungsstück auch durchaus nicht dem alltäglichen Blick ausgesetzt drunten in dem Wohnzimmer, sondern zwei Treppen hoch droben in der sogenannten guten Stube, diesem Sammelpunkte alles Erdenschönen, diesem Paradiese meiner Sehnsucht. Nicht ebenso groß wie die „Luttes Kanner“ daneben, wo vor Zeiten ein Geizhals statt des herzgotts seinen Goldhaufen anbetete und dafür, wie gebürend, auch vom Teufel geholt wurde, war sie für mich schon bedeutend durch die vielen Bergien, Glasstürze, die Fahne, die der Vater einmal von einem Freischießen aus Trient heimgebracht, und dann ganz besonders durch die „Krippel-Truhe“ mit der uralten aus Holz geschnitzten Darstellung von Christi Geburt und Erscheinung, und endlich letztens und erstens durch den „Kasten“. Mein Gott, hunderte und hunderte von Stunden träumte ich mich in der Frühe nach dem Erwachen und abends vor dem Einschlafen hinauf in sein Inneres, bis ich und mein Bruder Peter es völlig greifbar vor uns hatten. Himmlisches Spielzeug, was der aber auch nicht alles enthielt! Nur ein Homer könnte all die Schätze würdig beschreiben. Da waren einmal drinnen, nun nur etwas zu sagen, uralte, vergilbte Brautkränze, seltsam geformte Körbe aus Glasperlen, Wachstafeln und Wachsstöcke, eine große Birne mit Schatzpfennigen, eine kleine Metallglocke, nach der Sage hochgeweiht und aus dem Kloster Stamms herrührend, ferner das Taufzeug, bestehend in Häubchen mit Rosabändern, Windeln, Fatsche und Decke, in dem alle Kranewitter seit unvordenklicher Zeit zum erstenmal auf der Welt ihren Staat prunkvoll, ferner war da ein kleines Kreuz aus Buchsbaumholz, mit dem in der Hand sie dieselbe wiederum verlassen, dann wieder alte Bildchen, auf Taffet gemalt, mit treuherzigen Sprüchen; Briefe, in die von liebender Hand mit der Nadel ein Herz eingestochen, großgeblumte Seidentücher in nicht mehr gangbaren Mustern und Farben, Bestgierden, Blumen und Bänder, verschossen, uralt, und noch vieles, vieles andere, was die Großmutter erst nach und nach vor meinen kindlichen Blicken ausbreitend entfaltete.

Wie lange war es nun eines Tages wieder, daß ich in diesen Herrlichkeiten kramte, daß ich aus einer bisher nicht bemerkten Lade eine Tafel hervorzog, in der sich ein blonder Haarzopf befand — von einem grünen Myrtenkranz umgeben. Die Großmutter mochte mit ihren Gedanken im Augenblicke wo anders gewesen sein, wie sie aber herfah, glitt ein merkwürdiger Schatten über ihr Gesicht, griff sie hastig nach dem Ding in meiner Hand und führte es zitternd an die Lippen; dabei perlten ein paar große, große Thränen über die alten tiefen Wangen, die ich so oft geherzlicht und liebkost. „Großmutter, nicht weinen, ich will's gewiß nicht mehr thun!“ Aber da hatte sie sich auch schon wieder gefammelt, denn sie war trotz ihres Alters noch immer ein starkes Weib. „Schau, Kind, alles sollst du wissen, du bist zwar noch zu jung, um es ganz zu begreifen, aber später wirst's schon einmal einsehen und verstehen. Und nun komm her da zum Fenster und merk' auf. Siehst du da drüben jenseits des Platzes, auf dem nur unterbrochen von dem schmalen Schattenstrich der Marienſäule die Sonne flutet, das Haus? Dieses Haus war vor sechzig Jahren mein Heimathaus. Mein Gott, wie man alt wird. Damals, ja damals kannte ich noch nicht, wie heute, war ich flink und fest auf den Beinen wie eine, war ich ein Mädl von zwanzig Jahren, ferngesund und mundsahnde, wie man sagte. Aber was ich erzählen wollte — richtig — ich saß also da drüben in unserer Wohnstube dort bei dem Fenster — das erste an der Straße von Zinst her und blickte hinunter auf den Platz. Es war wie heute der gleich schöne, wolkenlose, sonnenwarme Augusttag, nur etwas stiller, ohne Fuhrwerk, Peitschenknall und knarrende Karren, denn es war Sonntag um die Gottesdienste. Da Tages, wo er, Stefan hatten, in sich paradiesgroß nichts als ein großes, lauschendes Ohr ist. Selbst die zwei Pappeln dort verhielten ihren Athem und nur ab und zu erklang wie aus weiterweiter Entfernung ein Hahnschrei.

Merkwürdig wie es ist, wie es einen oft überkommt! Ich hatte zu Mittag gegessen, das Geschirr gewaschen und mich dann dus zur Gottesdienstzeit an das Fenster gesetzt, wie sonst die zweiundfünfzig Sonntage des Jahres auch. Ich dachte an dies und jenes, ganz gleichgiltige Dinge, als ich auf einmal die Hände vor das Gesicht schlug und anfing zu weinen, unaufhaltsam, bitterlich. Die große getäfelte Stube — es soll einmal eine Wirtsstube gewesen sein — in der ich doch geboren und aufgewachsen war, dunkte mich auf einmal in ihrer Weite so leer, so feind, so unsäglich einsam. Ich fühlte mich so verlassen von den Menschen, wie ausgestoßen von der Welt: niemand, niemand, keine Seele, die nach mir fragte, die sich um mich kümmerte, um mich sorgte, seit

Digitized by Google

die Eltern gestorben und die Schwestern sich verheiratet, so recht das Schicksal der Fliege, die melancholisch in dem weiten Raume herumsummte. Mein Gott, mein Gott! Aber nein, nein, Flausen, nichts als Flausen, die keinen Deut nützen! Ist ein Tag wie der andere, jeder ein Geschenk Gottes, auf das unzählige ungeborene Generationen herumwarten. Ihn tapfer benützen und — Kopf in die Höh'. Muth ist der Vater aller Tugend. Damit war ich auch schon aufgestanden und griff nach einem alten Buche: „Meyreris Relationes, das ist Beschreibung aller Denkwürdigkeiten, so sich hin und wieder in Deutschland, Hoch- und Nieder-Burgund, Böheim, Hungarien ꝛc., in diesem verwichenen 1614tem Jahre zugetragen" mit dem Vermerke auf dem Titelblatt ex libris Georgi Kempter Beneficiat Innst 1690, um darin zu lesen. Aber ganz merkwürdig, wie es war! Weder die Geschichte vom Fetimitsch, weiß zu Franzel, von den ich hier so oft erzählt, daß sie ihn in Frankfurt als Modell gedient, theilt, noch der in der Nordsee aufgeschnappte Fisch mit dem Wort „salve" auf dem Rücken vermochte meine Gedanken zu bannen; im Gegentheil, nur schwerer und dämlicher wurde es mir zumuthe. Die Einsamkeit schwoll förmlich vor mir auf, wollte mich geradezu erdrücken, was ich mir auch vormachte und vornahm, ich kam von den trüben Gedanken nicht los, ich fühlte sie völlig körperlich außer mir, wie sie Gestalt annahmen, wie sie hervorkrochen aus allen Winkeln und Ritzen der alten Stube, aus dem braunen Getäfel, den breiten Fenster- und Thürnischen, unter den Bänken der breiten Himmelbettstatt, ja zwischen den Veilchen, Nelken und Pelargonienstöcken hervor und auf mich eindrangen. Mit tausend Händen, Fingern und Greifwerkzeugen. Es war rein nimmer zum aushalten, dazu rannen die Thränen unaufhaltsam, völlig zum ersticken. Gott, Gott! Aber nein! Da, da Hilfe, in höchster Noth läutete es draußen „zwölfe". Völlig gedankenlos fieng ich an: „der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, die Botschaft, die Botschaft und abermals die Botschaft", weiter kam ich nicht, es war wie ein Sprung in meinem Gedächtnis. Ich begann also aufs Neue „der Engel des Herrn" und mit aller Kraftanstrengung abermals „der Engel des Herrn" und nun, seltsam, hast du das schon einmal erlebt, war es mir plötzlich wie ein Strahl vom Himmel, wie eine innere Erleuchtung. Alle Bangigkeit war gewichen, ja mich dünkte, es wäre auch mir ein Engel erschienen, der mir den Auswog gezeigt aus aller Qual, der mir gesagt was zu thun: „heiraten!" Ja Büble „heiraten", und siehst so spaßig dünkte mich selbst der Gedanke, daß ich, die nie an einen Mann gedacht, völlig überlaut anstachte, ohne deshalb im mindesten an der Ausführung der Idee zu zweifeln. Heiraten ja, das machte alles mit einem Schlage anders, aber wen? Meiner Treu den ersten, der da die Straße herauskommt, ja den ersten. Wenn er aber ein Lump ist, oder dich nicht mag, sieht das viel mir damals gar nicht ein. Im Gegentheil, völlig siegesgewiß, nicht einmal in besonderer Neugier, setzte ich mich wieder ans Fenster. Es dauerte auch nicht zu lange, da kamen auch schon die ersten Kirchgänger vorbei, und wie immer waren es Weibsleut. An ihrer Spitze humpelte mit der breiten Knollnase zu jedem Schritt den Takt gebend in Wisling und Fazzelkappe das böseste Maul des Dorfes, die alte „Tuftbaut". Ihr folgte dann in einiger Entfernung die alte „Brehme", die „Krenbeiserin", der „Buhin" und endlich das „Tangeles Pfand", weißt schon, die sich beim Teufsbannen spliterbrzhagelnackt auf den Sad hocken mußte, aber dafür statt Geld vom Satan, von den Menschen drei Monate Zuchthaus erhielt, und noch andere, aber beileibe kein Mannsbild. Endlich, schon waren wieder Minuten vergangen, zeigte sich an der Biegung beim „Simala" ein Schatten, und der war behost. Jetzt, jetzt, rubig Herz — kommt die Person selbst um die Ecke — Mein Jesus, der „Krameter", mein Großvater, der! — Fort wär ich erschrocken, doch warum? Im Gegentheil, es war ein stattlicher Bursch, schon in den Dreißigen, nur etwas abweisend, stolz in seinem Gehaben, der erst vor wenigen Monaten aus Augsburg, wo er durch sieben Jahre als Becher im Geschäft gestanden, mit einem „Nürnberger Eichen", der ersten Taidenuhr im Dorfe und einem ebenso einzigen Haarspeise kunten am Scheitel heimgekehrt war. Nebidem sollte er auch „Baben" mitgebracht haben, wie man sich zuraunte, mindestens die Stäfe in dem langen grünen Rocke, den er trug, waren viel genug dazu. Völlig fest und sicherer, als unsere Bauern, denen die schwere Arbeit ihr Gangwerk verdorben, schritt er einher, und jetzt sah er auf und merkwürdigerweise gerade auf mein Fenster. Ich klopfte: „Franzl, komm ein wenig herauf!" Er mußte mich sofort verstanden haben, wenigstens Kand er still, nickte dann mit dem Kopfe, dann das Fenchen hinten baumelte, was mir mikewuch verkam und — bereits ein paar Minuten darauf meine Wohnstube. Ich hieß ihn erst bei mir an dem Tisch platznehmen, holte dann aus dem Kasten ein Glaschen „Enzeler" hervor und begann das Gespräch. Mein Gott, beiderseits Gehässigkeits wirde nicht viel gewesen sein, je bald vom Feld und vom Vieh und von was sonst der Bauer immer spricht als Einleitung.

Endlich ich merkte schon das Wort auf seiner Zunge, daß ich ihm zu so mal kaum gewinn bare — plötzte ich geradezu heraus: „Willst mich nicht heiraten?" „Heiraten" so etwas is nit s zu Muth war, mussie ich doch lachen, laut und hellaut über das blödsinnige Gesicht, das er dabei machte. Ja, heiraten Franzl, s is schon richtig, und damit begann ich ihm haarklein auseinanderzusetzen, was mich zu diesem Entschluß bewogen und wie wir's, was Hab und Gut anlangt, schon wagen könnten miteinander. Als ich ihm so alles nach meinem Sinn dargelegt, gieng ich, ohne seine Antwort abzuwarten, hinaus in die Küche, um Kaffee zu kochen für beide, in Wahrheit aber, um ihm Zeit zu lassen zur Ueberlegung. Ja, Büble, so hab' ich gethan. Aber weiter. Meine Beschäftigung mag dem Guten ein wenig zu lang vorgekommen sein, denn plötzlich gieng die Thür hinter mir, umschlossen kurz darauf zwei Arme meinen Leib und brannten unter den Worten: „Marie, du bist mein!" zwei heiße, glühende Lippen gerade da unter dem Auge auf meiner Wange. Sie fühlen und wart denk' ich mir und kehre den Spieß um und sage „aber". „Was aber, Marie?" „Ja, unter einer Bedingung," wiederum ich. „Einer Bedingung?" „Ja, und die ist, nicht weniger und nicht mehr, als daß am Hochzeitstag dein Zöpfchen dahinten zurückbleibt unter meiner Scheer, denn schau, was Franzen Mode sein wie's will, ich hab' vorthin, wie du da herumstamst, über dich gedacht und — ich will nichts Lächerliches an meinem Mann. Das Zöpfchen! Zwar wollte er sich drehen und wenden erst im Scherz und dann im Ernst, ich sag' dir aber, Bäbele, es blieb endlich doch in meinen Händen und ist dasselbe, das später mit meinem Brautkranz unter Glas gebracht, du vorhin aus der Lade hervorzogst.

Schau, fuhr sie dann nach einer Weile innerer Betrachtung fort, indem sie mich zugleich von dem Fenster wegzog, dort hängt Großvaters, meines Mannes, Bild. Gelt ja, Alter, wir haben zusammen gute und böse Tage gehabt in Haus und Feld, Sturm und Regen, aber auch warmen Sonnenschein, und vor allem: Friede und Eintracht und brave Kinder. Ja ja, und als es mit dir zum Sterben kam, viel, viel zu früh für mich, und du von mir Abschied nehmen wolltest und ich dir die Tafel mit deinem Zopfe in meinem Brautkranze zeigte, da, da ist es noch einmal wie Freude über dein Gesicht hingegangen, da hast du mich noch einmal geküßt mit deinen schon erkalteten zitternden Lippen und hast gesagt „ich dank' dir, Marie, du warst mir immer, immer ein gutes, gutes Weib!"

Ja ja, ein gutes Weib, Bübele, hat er gesagt, wiederholte sie noch einmal und fügte dann nach einer Pause der Ergriffenheit hinzu: „Schau, Franz, warum ich dir das alles heute erzähle, wo du noch so jung bist. Der guten Lehre willen, damit auch du, wenn du zum Altare trittst, den Zopf aufopferst, den jeder trägt, der Mensch ist, das heißt dals du nur das thust und von andern nur das verlangst, was nicht die Eigenliebe will, sondern Vernunft hat. Ist's so und ist deine Braut gleichen Sinnes, dann aber auch nur dann wird jeder Tag Euch zum Lohn sein."

So die Großmutter!

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Permanente **Ed. Trinkl**
Möbelausstellung Atelier für Wohnungseinrichtungen
III Symonistrasse 68—71.
Stadtbahn Haltestelle: Aspernbrückengasse, Neue Wr. Tramway Hauptverkehrsstrasse.
Grösstes Spezial-Lager und Fabrikation von Möbeln aller Art.
Kataloge und Kosten-Anschläge gratis und franco.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17

Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 31. August 1901. Nummer 361.

Der Pseudo-Staatsmann.

Graf Goluchowski — wir nehmen nämlich bis auf weiteres an, daß er noch wirklich Minister des Aeußern und oberster Gebieter des officiösen Heerbanns ist — Graf Goluchowski also hat eine Strafexpedition ausgeschickt. Aber nicht wie Graf Waldersee gegen die wehrlosen Chinesen, sondern gegen das waffenstarrende Rußland. Doch braucht darum noch kein Russe für sein Leben zu zittern. Die Goluchowskische Strafexpedition besteht nicht aus Officieren und Soldaten, sondern nur aus blendsaren Journalisten, und sie kann nicht die Wirkung unserer alten Gewehre, sondern nur neuerdings die der alten Federn unseres k. u. k. Preßbureaus erproben, denen allerdings wenigstens die Lackwaschen nach seines Gegners auf die Dauer Widerstand zu leisten vermocht haben. Die Russen können auch heute schon lachen, wenn sie das bisherige Ergebnis der im Aus- und Inland gegen sie betriebenen Preßcampagne betrachten. Wohl ist das Opfer nur klein, das sie bisher gefordert hat, aber den Russen ist es nicht eben theuer, es ist nichts als das letzte Restchen der eigenen diplomatischen Reputation des Grafen Goluchowski, das sie zerstört hat; es ist das letzte Fünkchen von Glauben an seinen einzigen Erfolg — das Balkan-Abkommen mit Rußland — das diese Preßjeder ausgeblasen hat.

Als Graf Goluchowski im Mai 1895 zum Minister des Aeußern ernannt wurde, war alle Welt nicht wenig überrascht. Trotz ererbten Genies — sein Vater schon war Minister gewesen — trotz ererbten Grafentitels, trotz ererbten Reichthums hatte er es in der diplomatischen Carriere nicht weiter als zur untergeordneten Function eines Bukarester Gesandten gebracht und sich dann, allem Anscheine nach, von seiner diplomatischen Aussichtslosigkeit selbst überzeugt, ins Privatleben zurückgezogen. Von seinen Gütern wurde er plötzlich — auch heute weiß kein Mensch warum — ins Ministerpalais am Ballplatz berufen. Mit dem hohen Amt kam ihm, wenn auch nicht gerade der hohe Verstand, so doch immerhin der hohe Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo, wie Lord Salisbury einmal sagte, der Posten des „zweiten Bismarck" in Europa frei war. Graf Goluchowski strebte ihn offensichtlich an. In dilettantischer Vielgeschäftigkeit suchte er sich in alle diplomatischen Händel der Welt einzumengen. Doch überall wurde er mit seinen Vorschlägen, wie ein Liebig beim Spiel, rasch abgefunkt. Da ereignete sich eine sonderbare Episode, die seinen flatterhaften Ehrgeiz mit ungestiller Kraft auf ein bestimmtes Ziel hinlenken mochte. Im October 1896 erschien in den „Hamburger Nachrichten" die Enthüllung des Fürsten Bismarck von dem sechsjährigen geheimen „Rückversicherungsvertrag", den er 1884 hinter dem Rücken des Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn und gegen diesen mit Rußland abgeschlossen hatte. Die österreichisch-ungarische Diplomatie, die von diesem Geheimvertrag nun erst sechs Jahre nach seinem Ablauf aus den Zeitungen erfuhr, war bis auf die Knochen blamiert. Das Revanchegelüst des Nachfolgers des Grafen Kalnoky wie der Copistenehrgeiz des „zweiten Bismarck" mochten schon damals dem Grafen Goluchowski die Idee eines österreichischen Separatabkommens mit Rußland nahegebracht haben.

Nach nicht langer Frist schien es, als ob diese Idee sich zusagen von selbst in Wirklichkeit umsetzen sollte. Als Graf Goluchowski gelegentlich der Kaiserreise im April 1897 mit dem damaligen russischen Minister des Aeußern, dem Grafen Murawjew, in Petersburg zusammenkam, muß Graf Murawjew wohl sehr rasch erkannt zu haben, wen er vor sich hatte. Wenigstens behandelte er ihn darnach. Er pfleg mit ihm eine „offene Aussprache" — allerdings, wie Graf Goluchowski in den letzten Delegationen zugestehen mußte, nichts weiter als dies — ergieng sich in Freundschafts- und Interessengemeinschafts-Betheuerungen und versprach schließlich dem Grafen Goluchowski, daß Rußland um dem Balkan nichts ohne Oesterreich unternehmen würde, wogegen Graf Goluchowski, der ohnedies im Erfordernisfalle in Petersburg gewesen wäre, was er auf dem Balkan unternehmen sollte, dem Grafen Murawjew treuherzig versicherte, daß auch Oesterreich auf dem Balkan nichts ohne Rußland unternehmen würde. Und so giengen Fuchs und Gänserich in diesem Einvernehmen auseinander.

Das unwahrscheinlichste mag des richtigen mit Balkan Abkommen mit Rußland gewesen sein, auf dessen Vorbereitung Graf Goluchowski bis jetzt geruht hat. Wäre Graf Goluchowski damals in den Gang der Weltpolitik genügend eingeweiht gewesen, so hätte er wissen müssen, daß Rußland, in Ausführung des Lobanow'schen Programmes, eine weltreichende Action in Ostasien plante, und wenn er das gewußt hätte, so hätte er auch ahnen müssen — was sterblichere Geister inzwischen oft genug öffentlich warnend ausgesprochen haben — daß Rußland durch dieses sogenannte Abkommen Oesterreich nur verhindern wollte, seine Chancen auf dem Balkan auszunützen, solange Rußlands Ausmerksamkeit durch China in Anspruch genommen war, und wenn Graf Goluchowski wirklich der zweite Bismarck gewesen wäre, dann hätte er sich nicht durch die unverbindlichen Redensarten Rußlands fesseln lassen, sondern die Verlegenheit des Rivalen ausgenützt, um den Interessen seines eigenen Staates auf dem Balkan mit einem kräftigen Ruck einen tüchtigen Vorsprung zu verschaffen.

Statt dessen hat Graf Goluchowski die günstige Conjunctur nur zu seinem persönlichen Vortheil ausgenützt, um einige Jahre lang als erfolgreicher Staatsmann zu posieren. Er hatte etwas erzielt, was bei oberflächlicher Betrachtung mit einem Erfolg verwechselt werden konnte. Das war ihm genug. Für die Verwechslung wurde dann ganz gründlich gesorgt. Als er im November 1897, mitten während der Badeni-Stürme, vor die Delegationen trat, ließ er sich wegen der russischen „Aussprache" wie ein siegreicher Feldherr feiern. Alle Parteien ohne Ausnahme votierten ihm begeistert ihre Anerkennung. In der ihm devotendsten Presse wurde er noch über Bismarck gestellt. Die „Neue Freie Presse" — um nur ein Beispiel zu citieren — verglich sein angebliches Abkommen, dem sie „eine unermeßliche Tragweite für Europa" zuschrieb, direct mit der „Genialität des Bismarck'schen Rückversicherungsvertrages" und fand den Goluchowski'schen Geniestreich noch genialer: „Die Politik der Monarchie erreicht den gleichen Zweck, aber ohne Verkünstelung und zweideutige Heimlichkeit" (Leitartikel vom 21. November 1897). Nun wäre es am Fürsten Bismarck gewesen, zum Grafen Goluchowski in die Schule zu gehen, um von ihm zu lernen, wie man's besser macht. In allen ordentlichen Blättern des In- und Auslandes wurde, unter der scrupellosen Preßsteitung des bekannten Barons Doczi, von dem russischen Abkommen wie von einem ordentlichen und echten Vertrag gesprochen, mit Paragraphen, Clauseln, sogar Geheimclauseln und Unterschriften darauf. Graf Goluchowski und seine Leute widersprachen dem nicht, die Russen, die den Grafen Goluchowski an seiner Eitelkeit glücklich eingefangen hatten, schwiegen natürlich auch, und Graf Goluchowski konnte die ganzen Jahre über draußen vom Balkan zehren, den ihm ein Vertrag einbrachte, den er gar nicht abgeschlossen hatte.

Inzwischen haben die Russen in Ostasien von der Besetzung von Port Arthur bis zur Eroberung der Mandschurei ihr Stück Arbeit gethan, und nun wenden sie sich mit gestärkten Kräften wieder dem Balkan zu. Schon im vorigen Sommer haben sie dort ihr altes Spiel wieder aufgenommen. Ihr erster Handstreich galt Serbien, wo sie gelegentlich der Vermählung des Königs mit einem kühnen Griff Oesterreichs theuer erkauften Einfluß aus dem Lande hinauswarfen. Graf Goluchowski hätte schon damals energisch aufbegehren müssen. Doch er schwieg, um den falschen Ruhm seines angeblichen Abkommens nicht zu zerstören, und that so, als ob auch der russische Handstreich in Serbien in einem Paragraphen des bekannten Abkommens vorgesehen gewesen wäre. Doch die österreichfeindlichen Kreise in Serbien verbreiteten sich auf dem Balkan in unheimlicher Folge. Es wusste der Tag kommen wo der ganze Zauber des russischen Geheimvertrags zusammenbrach. So entdeckte sich denn Graf Goluchowski endlich, in der Delegationssitzung vom 21. Mai einen Zipfel der Wahrheit zu lüften und zu bekennen, daß nicht, wie jahrelang allgemein geglaubt, geschrieben und geglaubt worden war, ein „Vertrag" oder eine „Convention" zwischen ihm und Rußland abgeschlossen worden war, sondern daß nur eine „offene, loyale Aussprache", das ist ein Privatmeinungsaustausch stattgefunden hatte, dessen Ergebnis eine verschwommene „Uebereinigung" und einige schwankte „Gesichtspunkte" gewesen seien sollen, die den Russen aber vollständig aus den Augen geschwunden zu sein schienen.

Auf dem Balkan ist jetzt so [illegible] geworden wie seit langem nicht. Die Russen haben [illegible] Balkanvölker Mißtrauen [illegible] für sich, und neuerdings [illegible] Einbahnstraßen auch [illegible]

Digitized by Google

sich gefügig zu machen. Italien aber arbeitet in Albanien gegen Oesterreich los. Den andern scheint der ganze Balkan zufallen zu sollen. Uns aber bleibt nur der mit papierenem Zeitungslorbeer gekrönte Pseudo-Staatsmann Goluchowski übrig, der jetzt auch mit zeitungspapierenen Geschossen gegen Russland losgieht. Unsere offiziöse Preßcampagne wird kaum Rumänien beruhigen, noch weniger Russland erschrecken. Wenn sie irgend etwas Gutes bewirkt, so kann es nur dies sein, daß sie endlich auch den politisch Blinden die Augen öffnet über die staatsmännische Qualität des Grafen Goluchowski und den Mumpitz seines einzigen Erfolgs. Denn, entweder existiert ein Abkommen mit Russland, das Hand und Fuß hat: dann muß Graf Goluchowski es jetzt veröffentlichen, will er die Russen vor der Welt ins Unrecht setzen. Oder — wie nach Graf Goluchowskis letzten Delegationserklärungen anzunehmen — es existiert ein solches greifbares Abkommen gar nicht, nun dann sind wir den Russen einmal gründlich aufgesessen. Ob so oder so, ist Graf Goluchowski ein Opfer seiner diplomatischen Eitelkeit, auf die die Russen spekuliert haben. Wenn wir jetzt noch ein Stück unseres Einflusses und Ansehens auf dem Balkan und in der ganzen Welt einbüßen, so bezahlen wir damit die Prahlsucht eines Ministers, der in zwei Jahre lang von Russlands Gnaden ein erfolgreicher Staatsmann scheinen wollte, da er es zu sein nicht die Kraft besaß. K.

Graf Waldersee.

Es war im Jahre 1889 auf einer märkischen Landjunkerhochzeit. Noch war Bismarck Reichskanzler. Aber sein Sturz lag schon in der Luft. Man wußte, daß der junge Kaiser auf die Dauer nicht mit ihm auskommen könne. „Wer wird sein Nachfolger werden?“ Das war die große Frage, die alle Gemüther beschäftigte. „Nicht wahr, Waldersee hat die meisten Chancen?“ fragte man mich, der ich aus Berlin kam und Neuigkeiten wissen mußte. Ich erzählte, soviel ich konnte, und ich konnte den Herren gar nicht genug Persönliches über den Grafen berichten. „Ja, das ist unser Mann, das ist ein Christlich-Conservativer.“ Und die alten märkischen Junker stießen auf den „künftigen Kanzler“ an. Damals waren sie nämlich auf Bismarck, der für das „Kartell“ zwischen Conservativen und Nationalliberalen eintrat, nicht gut zu sprechen. Für einen guten Christen hatten sie den Mann, der die Civilehe eingeführt hatte, der nie in die Kirche ging, zudem nie gehalten. In politischer wie in kirchlicher Beziehung schien ihnen Graf Waldersee, der „Freund Stöckers und Hammerstein's“, bedeutend zuverlässiger.

Seit jenem Tage hat Graf Waldersee nicht aufgehört, als Reichskanzlerecandidat zu gelten. Augenblicklich beschäftigt sich die politische Presse, die Wahlblätter an der Spitze, wieder einmal besonders viel mit seinen Aussichten, Bülow abzulösen. Solange er lebt, wird er dem Geschick wohl nicht mehr entgehen, auf seine Kanzlerfähigkeit und Kanzlerwahrscheinlichkeit hin geprüft zu werden.

Und doch würde man ihn sehr falsch beurtheilen, wenn wir in ihm, dem einzigen „politischen General“ Deutschlands, vor allem einen Möchte-gern-Politiker sehen wollten. Waldersee ist auch heute noch viel lieber Militär als Staatsmann. Er hat sehr wenig Aussichten, Reichskanzler zu werden. Er hat aber auch keineswegs den Wunsch, wie man in der Oeffentlichkeit so vielfach annimmt. Es hat ja Momente gegeben, wo er, militärisch unbeschäftigt, politische Rivalitäten hatte. Aber sie sind längst vorüber.

Noch heute haben alle Militärkreise zu seinen militärischen Fähigkeiten unbedingtes Vertrauen. Man hält ihn, den Liebling Moltkes, für den fähigsten deutschen Strategen seit Moltke.

Die größte thatsächliche Leistung seines Lebens fällt in die Jahre unmittelbar vor 1870. Damals war er Militärattaché in Paris. Wenn Deutschland den Krieg unter völliger Kenntniß der Leistungsfähigkeit der französischen Truppen, ihrer Stärke, ihres Mobilmachungsplanes u. s. w. begann, so ist das Hauptverdienst dabei Waldersee zuzuschreiben. Dank seiner Verwendung von diplomatischem Geschick, gesellschaftlichem Talente und militärischem Genie, war es ihm gelungen, den militärischen Organismus Frankreichs wie mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten. Seine Berichte nach Berlin sollen unerreichte Meisterstücke sein. Während des Krieges war er im Stabe Moltkes als der beste Kenner Frankreichs auch des Generalstabschefs wertvollster Berather. Nächst Moltke soll keinem deutschen Offizier mehr Verdienst an dem erfolgreichen Ausgange des Feldzugs zustehen. So verschieden wenigstens Kachmänner.

In den Friedenszeiten hat er dann die Stufenleiter der militärischen Ehren durchlaufen. Sein Name wurde nicht allzu oft genannt, auch nicht, als er Chef des Generalstabes geworden war. Reden hielt er damals nicht. Das war unter Wilhelm I. nicht üblich. Man wußte im Volke, daß die wichtigste Stellung im deutschen Heere in seiner Hand war, und daß sie in besseren nicht sein konnte. Besonderes über ihn drang nicht in die Oeffentlichkeit.

Das wurde anders, als sich das Leben des ersten Kaisers seinem Ende zuneigte, als die unheilbare Krankheit des Kronprinzen offenbar wurde, und als man merkte, daß Graf Waldersee der Vertrauensmann des Prinzen Wilhelm sei. Tag für Tag waren damals der Prinz und der Graf zusammen. Ueber alles sprachen sie zusammen, zumeist über militärische und religiöse Dinge. Aber auch die Politik wurde behandelt. Ein freilich weit verbreiteter Irrthum ist es jedoch, anzunehmen, Waldersee habe damals den Thronerben für die Stöcker'sche christlichsoziale Politik einzunangen versucht.

Richtig ist, daß zwischen dem Grafen Waldersee und dem damaligen Hofprediger Stöcker gewisse Beziehungen bestanden. Aber sie waren keineswegs politischer Natur, sondern aus religiösen Gründen durch die Frauen entstanden. Die Gräfin Waldersee ist Amerikanerin, eine orthodoxe Protestantin mit jenem Zuge zu praktischer Bethätigung des Christenthums, wie man ihn gerade in Amerika viel findet. Die von Stöcker für Berlin begründete Stadtmission, die „die durch den Mammonismus der oberen Classen und die materialistische Weltanschauung der Socialdemokratie gottlos gewordenen Massen“ der Kirche wieder zuführen sollte, zog die Aufmerksamkeit der Gräfin auf sich. Sie gieng zu Frau Stöcker und bot ihre Mithilfe an. Bald stand die Gräfin mitten in der Fülle jener Bestrebungen, die sich um den Namen Stöcker gruppierten, und förderte sie mit ihren großen, materiellen Mitteln, mit ihrem weitreichenden gesellschaftlichen Einfluß und nicht zum wenigsten mit ihrer eigenen, starken Persönlichkeit. Aber nur um die religiösen Unternehmungen Stöckers kümmerte sie sich. Von seiner christlichsocialen Partei hat sie nie etwas wissen wollen, noch weniger von seinem Antisemitismus, der ihr als orthodoxer Anglo-Sächsin von vornherein unsympathisch sein mußte.

Durch die Frauen lernten sich die Männer kennen. Aber diese Beziehungen blieben ziemlich oberflächlich. Man war einander persönlich sympathisch. Aber eine volle politische Uebereinstimmung hat nie bestanden. Graf Waldersee konnte sich für Stöckers christlichen Socialismus nicht erwärmen, wie er zu Bekannten offen aussprach. Anderseits machte Stöcker ebenwenig ein Hehl daraus, daß ihm an der Reichskanzlerschaft Waldersees wenig liegen würde, weil seine eigenen politischen Ideen dadurch kaum gefördert werden würden.

Wie die Beziehungen Waldersees zu Stöcker überhaupt, so wird auch die berühmte „Waldersee-Versammlung“ aus dem Jahre 1887 überwiegend falsch beurtheilt. Prinz Wilhelm und seine Gemahlin waren damals allerdings von den Stöcker'schen Bestrebungen begeistert. Der Prinz wollte einen entscheidenden Schritt zu Gunsten der Stadtmission thun. Eine große Versammlung von Notabilitäten sollte sich dafür ins Zeug legen. Diese Versammlung sollte eigentlich in den prinzlichen Palais stattfinden. Aus internen Gründen — ich glaube, es war irgend ein Umbau im Zuge — gieng das nicht. Da machte die Gräfin Waldersee darauf aufmerksam, daß im Generalstabsgebäude die geeignetes Säle zur Verfügung ständen. So fand die Versammlung zwar „bei“ Waldersee statt. Aber weder war sie durch ihn veranlaßt, noch hatte sie ein politisches Gepräge. Sie war nur den Bestrebungen der Stadtmission gewidmet. Allerdings wurden diese „christlichsocial“ vom Prinzen Wilhelm gebraucht. Sein lebhaftes Temperament hatte ihn in seiner Sympathie für Stöcker etwas weiter gehen lassen als nöthig war.

Wesentliches als Bismarck richtig schien. Bismarck verfolgte seit einiger Zeit mit großem Mißtrauen die Antimität Waldersee—Prinz Wilhelm—Stöcker. Er hatte zwar einst die Stöcker'sche Bewegung begünstigt, weil er hoffte, mit ihrer Hilfe Berlin dem Liberalismus und der Socialdemokratie zu entreißen. Aber als die Bahlerfolge ausblieben, ließ er sie fallen. Da er leidenschaftliche Gegner liebte, Stöcker, weil er von seinem kirchlichen Bekenntniß zur Errichtung eines protestantischen Centrums beförchtete, und weil ihm seine soziale und antisemitische Politik das gewünschte Einvernehmen zwischen Conservativen und Nationalliberalen zu stören schien. Stöcker als Berather des Prinzen Wilhelm war ihm schon unheimlich genug. Kam aber nun auf die höchste deutsche Militär und intimste Freund des Prinzen als Dritter zu dem Bunde hinzu, fand in dem Hause Waldersees und in gewissermaßen unter seinem Protectorate eine Versammlung statt, in der sich der künftige Thronfolger offen für Stöcker aussprach, so, meine Bismarck, müsse etwas geschehen.

Und es begann die officiell-Preßcampagne, die in dem Artikel der „Post“ über „Stockerei und Muckerei“ gipfelte. Gegen Stöcker wurden die Hauptpfeile gerichtet. Aber es war Bismarck durchaus recht, wenn auch Waldersee einige abbekam. Er hatte ihn im Verdacht, dass er als Haupt der Kriegspartei durch directe Berichte an den alten Kaiser, entgegen den Bismarck'schen Absichten, zum Kriege mit Frankreich gedrängt hätte. Vor allem witterte er in ihm einen ernsten Bewerber um den Kanzlerposten und damit einen Conkurrenten für seinen Sohn Herbert, den er für den prädestinierten zweiten Kanzler hielt.

Die Campagne der reptilienfondsgenährten Bismarck'schen Preßmannschaften hatte theilweise Erfolge. Zwischen Stöcker und dem Prinzen Wilhelm entstand ein Abgrund, der sich bis heute nicht geschlossen hat. Ausschlaggebend soll gewesen sein, daß „man“ dem Prinzen die Auffassung beibrachte, Stöcker habe sich seiner Person bedient, um sich seine Sonderbestrebungen Propagande zu machen. Das war die geeignete Taktik, um einen Mann von empfind-

Digitized by Google

lichem Selbstgefühl mit baurundem Mißtrauen zu erfüllen. Jedenfalls hat Herbert Bismarck bei diesem Kampf hinter den Coulissen eine hervorragende und vorübergehend auch erfolgreiche Rolle gespielt. In dem Maße der Entfremdung von Stöcker fand eine Annäherung des Prinzen an die Familie Bismarck statt. Dabei blieb jedoch sein Verhältnis zu Waldersee intim. Nur in einem Punkte zeigte sich die Veränderung: über Politik wurde nicht mehr gesprochen. Die Gräfin Waldersee klagte damals gelegentlich darüber, daß jeder Versuch ihres Mannes, das Gespräch mit dem Prinzen auf politische Dinge lenken zu bringen, kurz zurückgewiesen werde. Es scheint, als wenn es der Bismarck'schen Campagne gelungen wäre, in dem Prinzen nicht nur den Eindruck hervorzurufen, daß ihn Stöcker beeinflussen wolle, sondern auch, daß Waldersee und Stöcker politisch an demselben Strange zögen.

Die unbedeutende Abkühlung des Verhältnisses zwischen dem Prinzen und dem Grafen, die eigentlich nur in der Begrenzung ihres Gesprächsstoffes lag, wuchs sich zum Bruche aus, als Caprivi Reichskanzler geworden war. Was Bismarck II. bewogen hat, seinen bisherigen Intimus aus der überragenden Stellung des Chefs des Generalstabes zu entfernen und ihn als Kriegskommandanten nach Altona in die Verbannung zu schicken, ist unaufgeklärt. Die einen führen es auf eine Manöverkritik zurück, bei der Graf Waldersee zu scharf die Kriegführung des jungen Kaisers — es handelte sich um riesige Cavallerieattaquen — getadelt haben soll. Andere sprachen von einer Meinungsverschiedenheit über Artillerieangelegenheiten, die bei einer gemeinsamen Reise nach Stettin zum schroffen Ausbruche gekommen sei. Wieder andere meinten, Waldersee sei viel zu klug, als daß er sich je eine solche Unvorsichtigkeit hätte zu schulden kommen lassen. Waldersee selbst hat jedenfalls seine Umgebung in keinem Zweifel darüber gelassen, daß er seine Ungnade auf eine Intrigue zurückführt. Und zwar machte er den Grafen Caprivi für diese Intrigue verantwortlich. Caprivi soll es unheimlich gewesen sein, einen Mann von der Bedeutung Waldersees in ständigem Verkehr mit dem Kaiser zu wissen. Was den Kaiser zu seinem Entschlusse gebracht hat, ist jedenfalls bisher mit Sicherheit, soviel ich weiß, nicht einmal dem Grafen Waldersee selbst bekannt.

Für Waldersee war die Versetzung ein empfindlicher Schlag. Nachdem er jahrelang den einflußreichsten militärischen Posten innegehabt und nebenbei die Vortheile einer wunderbaren Dienstwohnung und einer riesigen Repräsentationszulage genossen hatte, nachdem er und vielleicht noch mehr seine Gattin im gesellschaftlichen wie im Verein sleben Berlins die erste Rolle gespielt hatten, nachdem er durch das unbedingte Vertrauen des Monarchen vor allen anderen ausgezeichnet worden war, mußte er nun eine Stelle einnehmen, wo er einer unter zwanzig war, mußte er nach einer langweiligen Provinzstadt ohne geistige Anregung und ohne gesellschaftliche Reize.

Damals trat die politische Verjüchung an ihn heran. Die „Fronde", die mit allen Mitteln gegen Caprivi arbeitete, hielt ihn für ihren gegebenen Bundesgenossen. Mußte er nicht mit Recht verstimmt sein? Allerlei Elemente drängten sich an ihn. Mit verschiedenen Politikern trat er in nähere Berührung. Bekannt ist, daß er dem Chefredacteur der „Kreuzzeitung", Freiherrn v. Hammerstein, eine Hypothek auf ein Haus gab, das angeblich zur Errichtung einer Druckerei gekauft war. Daraus hat man auf ein Conspiriren mit den einflußreichen conservativen Politikern geschlossen. Thatsächlich handelte es sich nur um einen Act der Gefälligkeit gegenüber dem von Schulden fast erdrückten Menschen, der sich durch die faulsten Schiebungen zu retten versuchte. Aus Mitleid sprang Waldersee ihm bei, als er ihn um die, übrigens verhältnismäßig geringfügige Summe bat. Da Waldersee dabei den Hintergedanken gehabt hat, es könne nie etwas schaden, einen Mann von dem Einflusse, wie ihn Hammerstein damals noch hatte, sich zu verpflichten, das läßt sich schwer entscheiden.

Bedenklich muß es für die Uneingeweihten erscheinen, daß Waldersee ein so anrüchiges Subject, wie der in letzter Zeit wieder vielgenannten Schumann-Normann wiederholt empfangen hat. Schumann-Normann war der berüchtigte Polizeimensch, der das Kunststück fertig brachte, gleichzeitig bei dem Antisemiten Boasch und bei Herrn Hirsch Hildesheimer, beim „Bowarts" und bei Stöcker empfangen zu werden, der für die „Etsafette" Jules Ferrys, für den vaticanischen „Osservatore cattolica" und für den „New-York Herald" schrieb. Schumann-Normann, eine Art verbrecherisches Genie, hat fast bei allen Ministerstürzen und politischen Scandalen der Neunzigerjahre seine Hand im Spiel gehabt. Neben mehreren Millen und einem stattlichen Bayernmögen, dessen Zinsen er jetzt in der Schweiz verzehrt, hat er es verstanden, sich in Deutschland den Ruf des geriebensten politischen Abenteurers der Neuzeit zu erwerben.

Dieser Schumann-Normann, der sich an alle aus irgend einem Grunde unzufriedenen einflußreichen Leute heranzudrängen verstand, und der sich geschickt überall damit einzuführen, daß er wichtige und zunächst auch wahre Nachrichten überzumitteln, fand bei Waldersee Zutritt. Dass er angenommen wurde, läßt, wie überhaupt der politische Verkehr Waldersees in jenen Jahren, darauf schließen, daß ihn politische Dinge damals stark anzogen. Hätte er gewußt, wer dieser geheimnißvolle Mann eigentlich sei, der bei jedem Politiker unter einem anderen Namen verkehrte, so hätte er nicht bloß aus Reinlichkeits-, sondern einfach aus Klugheitsgründen die Hand von ihm gelassen. Jedenfalls setzte er ihn sofort vor die Thür, als er von dritter Seite auf die Qualitäten des Herrn aufmerksam gemacht wurde.

Seitdem das Altonaer Exil beendet, und der Graf wieder in die alte Gunst beim Kaiser eingerückt ist, ist irgend welche politische Thätigkeit bei ihm nicht festzustellen gewesen. Die Stellung als Armeeinspecteur befriedigt ihn. Sie ist dem Rang nach die höchste. Hat er doch nun drei regierende Fürsten als „Collegen": den Prinzregenten von Braunschweig, den Großherzog von Baden, den König von Sachsen. Sie hat den materiellen Inhalt, daß er im Falle eines Krieges eine der vier großen Armeen Deutschlands zu führen haben würde.

Diese Stellung noch als diese Ehrenstellung ist ihm das Vertrauen des Kaisers, das bei jeder Gelegenheit bekundet wird. In der großen Oeffentlichkeit hält man den Grafen für glühend ehrgeizig. Das ist ein Irrthum. Personen, die ihn näher kennen, trauen ihm eher etwas Eitelkeit zu. Da diese Eitelkeit Hand in Hand geht mit einem außergewöhnlichen Maß von Klugheit, so hat er keine Neigung, seine übergeordnete Stellung als Vertrauensmann des Kaisers und angesehenster Militär Deutschlands gegen eine Kanzlerherrlichkeit einzutauschen, die doch nur von kurzer Dauer sein würde. Wenigstens hält er, der den Kaiser so genau kennt, nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er sich schon deshalb nicht darnach sehne, Kanzler zu werden, weil er weiß, wie schnell man sich dabei abnützt.

Die vielen Reden, die er jetzt gehalten hat, werden vielfach darauf zurückgeführt, daß er den Wunsch habe, dadurch in den Augen des Kaisers den Beschäftigungsnachweis zum Nachfolger Bülows zu erbringen. Wer das annimmt, unterschätzt denn doch die Urtheilsfähigkeit des Grafen. Er weiß, daß er auf diesem Wege ganz gewiß nicht Kanzler werden würde.

Warum er dann soviel gereden hat? Nun, er ist eben etwas eitel, auch nicht mehr ganz jung. Ihn ärgert vielleicht die wenig freundliche Behandlung, die seine Person und das China-Unternehmen überhaupt in einem großen Theil der deutschen Presse gefunden hat. Bismarck hat ja nach seiner Entlassung auch bedeutend mehr geredet, als nöthig war, weil er glaubte, „seinen Ruhm vertheidigen" zu müssen.

Unmöglich ist es natürlich nicht, daß Waldersee noch einmal Kanzler wird. In der Politik gibt es ja keine Unmöglichkeiten. Aber überaus unwahrscheinlich ist es, zumal er selbst nicht danach strebt.

Es ist vielleicht nicht ganz unnütz, jetzt angesichts des Preisräthsels als unbefangener Zuschauer das festzustellen.

Berlin. H. v. Gerlach.

Die Heeresreform in Frankreich.

Bei unseren französischen Nachbaren plant man zur Zeit einschneidende Reformen der Heeresorganisation, die bei den Wechselbeziehungen des internationalen Militarismus auch für die übrigen europäischen Militärstaaten nicht ohne Interesse sein dürften. Man schickt sich an, die seit Jahren geplante zweijährige Dienstzeit in die That umzusetzen. Dabei hatte sich zu Beginn der Campagne das überraschende Ergebnis herausgestellt, daß die Mehrheit der Kammercommission, die mit der Berathung des betreffenden Gesetzentwurfes beschäftigt ist, über den Regierungsvorschlag hinaus zu einer einjährigen Dienstzeit greifen wollte. Im allgemeinen wurde dieser Vorschlag nicht nur nicht ernst genommen, man hatte ihn sogar von socialistischer Seite als eine Gefahr bezeichnet. Zumal gab die bündige Erklärung ab, daß es sich mit dem Vorschlage der einjährigen Dienstzeit nur um ein schlaues Manöver der Meliniſten Gruppe handelt, die durch ein Ueberspannen des Bogens die gesammte Reformvorlage zum Scheitern bringen wolle. Nichtsdestoweniger lag in jenem Beschluß, die einjährige Dienstzeit in Frankreich zur Einführung zu bringen, ein Symptom von höchster Bedeutung, das nicht unterschätzt werden darf. Kenner der militärischen Verhältnisse Frankreichs erblicken darin nichts Geringeres als die Dämmerung eines Militärstaates, wie es seit Jahren das Programm der socialistischen Parteien aller Länder bildet.

Das Symptom wird umso bedeutender, wenn man in Betracht zieht, daß gleichzeitig in Belgien und in Holland eine Reform des Heerwesens im Gange ist, und England im Begriffe ist, eine Umwandlung seines bisherigen Militärsystems vorzunehmen.

In Frankreich hat bis jetzt das Militärgesetz von 1889 allgemeine Geltung, das man seinerzeit in den militärischen Kreisen dieses Landes „das Gesetz der missverstandenen allgemeinen Wehrpflicht" nennt. Man wollte damit ein demokratisches Ausbedungszugeständnis erlassen: man wollte „die Gleichheit des Bürgerrechts" gewissen übrigen wurde dabei um, das eine gewaltige Gleichheit beim demokratischen Princip ist, und das sie nur das moderne Frankreich

Digitized by Google

technisch undurchführbar ist. Das demokratische Princip, wie es z. B. in der Armeeorganisation der Schweiz zum Ausdruck kommt, besteht gar nicht darin, daß alle Bürger eine schablonenmäßig gleiche Dienstzeit zu erfüllen haben, sondern vielmehr darin, daß gerade den geistig höher stehenden Kreisen der Nation die Pflicht erwächst, höhere Ränge in der Armee zu bekleiden und die zu diesen Stellungen nöthigen Eigenschaften durch eine längere Dienstzeit zu erwerben. Bei der Schweizer Armee gilt der Rang eben nicht als eine Belohnung, sondern als eine Pflicht, die der intellectuell höherstehende übernehmen und auszuüben gezwungen ist.

In der That ist die allgemeine dreijährige Dienstpflicht in Frankreich, wie sie das Gesetz von 1889 vorschreibt, nur auf dem Papier stehen geblieben. Eine Recrutenclasse liefert zufolge der für die Landarmee in Betracht kommenden 16.000 Freiwilligen alljährlich durchschnittlich 240.000 Mann. Bei einer gleichmäßigen dreijährigen Dienstzeit würde sich im Momente der Einberufung des Contingents folgender Stand ergeben:

Die letzte einberufene Classe	240.000 Mann
Die vorhergehende Classe, abzüglich 1 % Abgang	230.400 „
Die älteste Classe, Abgang 7 %	223.200 „
Die Cadres ꝛc.	110.000 „
in Summa . . .	803.600 Mann.

Das letzte Budget bewilligt jedoch nur 571.843 Mann; daraus ergibt sich, daß die vollständige Durchführung dieses alten Wehrgesetzes niemals möglich war.*) Man sah sich von Anfang an veranlaßt in der Praxis das Gesetz dauernd zu umgehen. Nach Gaston Moch,**) dem ich diese Daten entnehme, wurden bereits im Jahre 1890 39 % der Recruten nur auf ein Jahr eingestellt und von den übrigen 61 % diente ein großer Theil nur zwei Jahre. Im Jahre 1894 wurden sogar 45 % auf nur ein Jahr eingestellt. Es ist einfach materiell unmöglich, das ganze Contingent auf drei Jahre einzustellen.

Gleich nach Einführung dieses Gesetzes begann man die Agitation für die zweijährige Dienstzeit und bereits im Jahre 1891 beschäftigte sich die Kammer mit einem Reformvorschlage. Auch im Jahre 1894 ist der Vorschlag in der Kammer wieder aufgegriffen worden und beschäftigte seit dieser Zeit aufs intensivste die militärischen Kreise der Republik. Bei dem Stillstand der französischen Bevölkerung und bei dem fortwährenden Wachsen der deutschen Bevölkerung ist es für die eingeweihten Kreise Frankreichs erwiesen, daß der numerische Wettlauf mit Deutschland auf Grund einer immer stärkeren Anspannung nicht durchführbar ist. Auch die zweijährige Dienstzeit würde nur ein vorübergehendes Mittel bieten, die französische Armee der deutschen Armee numerisch gleichzugestalten. Daraus ist es erklärlich, daß man, um die ausgebildeten Mannschaften zu vermehren, ohne das Budget in unerträglicher Weise zu belasten, den Gedanken der einjährigen Dienstzeit vielfach ventiliert.

Einer solchen Reform stehen indes manche gewichtige militärische Bedenken entgegen. Die einjährige Dienstzeit wird namentlich von Gaston Moch und zahlreichen anderen Officieren der französischen Armee auf das einleuchtendste bekämpft. Moch erklärt die einjährige Dienstzeit als „ein Zwitterexistem, das weder eine Armee noch eine Miliz zu liefern imstande wäre. Dieses System würde den Effectivbestand nicht genügend decken, und man würde gezwungen sein, mehr als 200.000 Freiwillige aufzutreiben, was dem Lande die größten finanziellen Opfer auferlegen würde". Aber noch von einem anderen Gesichtspunkte aus bekämpft Moch die einjährige Dienstzeit. Sie ist nicht nur nicht ausreichend für die Gesammtorganisation, sie ist auch nicht nöthig, wenn es sich darum handelt, einen guten Militärsoldaten auszubilden. Sie bietet ferner nicht die Garantien vollkommener Einheiten, wie dies bei den stets nur auf Kriegsfuß einberufenen Einheiten der Schweizer Armee der Fall ist.

Als eine sehr einleuchtende Erklärung dafür, warum die zweijährige Dienstzeit sich in Frankreich nicht lange wird halten können, und schließlich eine Erleichterung dafür, weshalb man jetzt daraus verfällt, die zweijährige Dienstzeit ganz zu umgehen und die einjährige Dienstzeit einzuführen, führt Gaston Moch an, daß die gleichmäßig für alle eingerichtete zweijährige Dienstzeit für ungefähr die Hälfte des Contingents nur eine Entlastung von ungefähr zehn Monaten Dienstzeit mit sich bringt, während sie die Lasten von einer beträchtlichen Anzahl von Personen, die heute nur zehn bis zwölf Monate unter der Fahne sind, auf vierundzwanzig Monate erhöht. „Diese letzteren nun, die sich am meisten benachtheiligt fühlen werden, bilden die große Mehrheit der bürgerlichen Classe. Diese verschiedenen Ausnahmen, die so gestaltet sind, daß in sonderbarer Weise das Gesetz der drei Jahre' anzuwenden, kommen ganz besonders den jungen Leuten dieser Classe zugute. Und wenn es wahr ist, daß das ganze Volk die Gesetzgeber wählt, so ist es nicht minder wahr, daß diese in ihrer Mehrheit und wahrscheinlich für lange Zeit noch zur bürgerlichen Classe gehören, die, sei es durch ihre höhere Bildung, durch ihre größere Masse oder einfach durch ihre Vermögensverhältnisse in die Volksvertretung gerufen werden . . . Wenn nun diese Gesetzgeber bemerken werden, daß die Reform des Gesetzes von 1889 hauptsächlich ihrer eigenen Familie Schaden bringen wird, so gilt es 100 gegen 1, daß sie die Reform verwerfen oder daß sie, wenn sie diese angenommen haben sollten, sich beeilen werden, eine neue Reform zu acceptieren."

Diese Erläuterungen sind in der That höchst einleuchtend, und die überraschende Mittheilung, daß sich eine Commissionsmehrheit der französischen Kammer für die einjährige Dienstzeit ausgesprochen hat, erhält dadurch eine sehr trübe Begründung. Es ist dem französischen Volke unmöglich, die dreijährige Dienstzeit aufrecht zu halten, es ist den Gesetzgebern unmöglich, die Ungleichheiten des Dienstes, wie sie in der Praxis bei der dreijährigen Dienstzeit durchgeführt wurden, bei der zweijährigen Dienstzeit beizubehalten. Die bürgerlichen Classen sehen mit der zweijährigen Dienstzeit ihre Interessen geschädigt. Kein Wunder, wenn ihnen plötzlich der Gedanke der einjährigen Dienstzeit als ein Ausweg erscheint. Diese einjährige Dienstzeit ist jedoch technisch nicht durchführbar und würde zudem nicht imstande sein, dem Lande die nöthigen Vertheidigungskräfte zu erhalten. Frankreich befindet sich demnach in einem Dilemma, aus dem nur herauszukommen ist, wenn es das ganze bisherige Militärsystem der Großmächte verlässt. Auch französische Militärkreise, ganz abgesehen von dem bekannten Hauptmann Gaston Moch, scheinen sich dieses Weges wohl bewusst zu sein. So äußerte sich der bekannte Oberst Patry, der schon vor einigen Jahren die zweijährige Dienstzeit als bevorstehend ankündigte: „Die zweijährige Dienstzeit mag dauern, solange sie kann, aber wir werden in Frankreich wie bei allen europäischen Völkern in einer mehr oder weniger kurzen Zeit nothwendigerweise zur Organisation von Milizen gelangen, und zwar schneller, als man es im allgemeinen glaubt."

Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Anläufe in der Militärcommission der französischen Kammer und die noch zu erwartenden Berathungen im Plenum selbst von höchster Tragweite, da, wie aus denselben auch hervorgehen wird, der Weg zur Umwandlung des Heeres einer europäischen Großmacht zu einer Miliz auf das unzweideutigste damit vorgezeichnet wird. Gelingt es aber erst, in einem Militärstaate das Odium gegen die Volkswehr zu beseitigen, so wird die Praxis in verhältnismäßig kurzer Zeit den Nachweis erbringen, daß das Milizsystem für die großen Culturstaaten gegenüber dem alten System der stehenden Heere einen ungeheuren Vortheil bietet. Haben sich erst Frankreich, Belgien, Holland und England dieser Erkenntnis bemächtigt, dann werden sich die europäischen Mittelmächte derselben nicht mehr lange verschließen können.

Berlin. Alfred H. Fried.

Zur Frage der Bagdadbahn.

Vor zwei Jahren*) ging von Berlin und Constantinopel die Parole aus: die Bahnfrage sei in positivem Sinne entschieden; der Sultan habe der deutschen Anatolischen Eisenbahngesellschaft die Ertaubnis ertheilt, die Bahn über Bagdad bis Basſora fortzuführen, und überdies habe die Garantie für die Rentabilität der Linie. Es folgte die Reise der Studienkommission unter Leitung des Generalconsuls Stemrich, der von Konia bis Aintoeh am Persischen Golf, zum Theile auf verschiedenen Routen, die Linienführung und die wirthschaftlichen Aussichten des Bahnbaues feststellen sollte. Von den Ergebnissen dieser Commission ist bisher nichts weiter durchgedrungen, als daß der Generalconsul äußerst pessimistische und die Techniker sehr optimistische Grundsätze empfangen und sich an der zustimmenden Stelle entschieden geäußert haben. Zu der Zeitschrift ist seit andertthalb Jahren über diese Schwierigen über die Angelegenheit, und es kann keinem „Kenner" unterliegen, daß irgendwo ernstliche Schwierigkeiten entstanden sind. Worin sie bestehen, ist unsicher zu sagen: Da Sultan wenigstens [illegible] Garantiebereitwilligkeit des Sultans

nicht über die Mittel, ihren Versprechungen den nöthigen soliden Rückhalt zu geben.

Herr v. Siemens hat bereits während der allgemeinen Freude über die Concession im Spätherbst 1899 in Berlin Gelegenheit genommen, Wasser in den Wein zu schütten, indem er öffentlich erklärte, es handle sich überhaupt noch nicht einmal um eine wirkliche Bauerlaubnis, sondern bloß um eine „Vorconcession", die erstheilt sei. Im Frühling des vorigen Jahres wurde dann deutlich, wo der Stein des Anstoßes, über den man auszuscheinlich noch immer nicht hinüber ist, liegt: die Pforte trug sich mit dem Gedanken einer allgemeinen Zollerhöhung — und die Botschafter protestierten. Bereits im Juni mußte die türkische Regierung nachgeben. Seitdem steht auch die Bahnangelegenheit auf einem todten Punkt.

Nebenlich wie Persien ist die Türkei nicht in der Lage, ihre Zollsätze einseitig zu erhöhen, vielmehr sind diese durch Capitulationen mit den Mächten gebunden und nur auf demselben Wege wieder zu ändern. Nach den letzten Abmachungen beträgt der Satz, der erhoben wird, ein Achtel, gleich 12½ Procent, vom Werte der eingeführten Ware.

Die Höhe der Bauksten für die Bagdadbahn wird von der Deutschen Bank auf 600 Millionen Francs geschätzt: pro Kilometer etwa 300.000 Francs. Rein bautechnisch ist dieser Ansatz erstaunlich hoch gegriffen, zumal nach der neuesten Linienführung des Projects die eigentlichen Gebirgsstrecken im Taurus und in Nordsyrien auf wenige hundert Kilometer reduciert sind. Man hat aber von vorneherein mit den durch orientalisch-türkische Verhältnisse bedingten Nebenausgaben gerechnet. Die Zahl der bei einem so großen Unternehmen von Constantinopel bis Bagdad zu füllenden Hände ist Legion.

Abweichend von dem sonst üblichen Modus einer Zinsgarantie für das Baucapital wünschen die Unternehmer der Bagdadbahn, im Anschlusse an die schon jetzt bei der anatolischen Eisenbahn übliche Praxis, die sogenannte Kilometergarantie von der türkischen Regierung zu erhalten. Da für die ersten Jahre nach Fertigstellung des Baues schwerlich mehr als 4000 bis 6000 Francs im Durchschnitte pro Kilometer zur Vereinnahmung gelangen werden, so muß sich also die Türkei darauf gefaßt machen, daß sie bei einer Länge der ganzen Linie Konia-Kuweit von 2500 Kilometern jährlich 15 Millionen Francs zuzuschießen hat. Diese Summe ist für das jetzige türkische Budget schlechterdings nicht aufzubringen. Die Steuerkraft der Bevölkerung ist bereits in so hohem Grade angespannt, daß alle weiteren fiscalischen Versuche nur ein negatives Ergebnis haben können, und namentlich seit der Christenmetzel in den östlichen Provinzen und der Ausdehnung der Hamidie-Organisation auf das Vilajet Mosul, wo die kurdischen Irregulären im Begriffe sind, die ganze Ackerbaubevölkerung durch ihre Plünderungen zu decimieren, ist dem Handel und Wandel im Osten des Reiches ein so schwerer und folgenreicher Stoß versetzt, daß sich die Staatseinnahmen dort immer noch fortgesetzt verringern. Zahlungsanweisungen der Regierung auf die Einkünfte jener Provinzen, die schon vor den Massacres finanziell minder leistungsfähig waren und Zuschüsse zur Militär und Verwaltung forderten, sind seit Jahren nur mit äußerster Schwierigkeit und starken Rabatten unterzubringen.

Es bleiben also nur die internationalen gebundenen Finanzzölle. Ein Aufschlag um einige Procente würde schon ein wesentliches Stück der Schwierigkeiten heben, und offenbar ist man gleich nach jener „Vorconcession" an die Verwirklichung der Idee herangetreten. Mit welchem Erfolg, belagt der Protest der Botschafter und der Rückzug der Pforte.

Die Motive für den Widerstand der übrigen Mächte sind ja ohnewieters klar, wenn auch bei ihnen untereinander große Verschiedenheiten obwalten. Zunächst ist es das allgemeine Interesse, Deutschland nicht allein den großen Vortheil von der Bahn ein heimsen zu lassen. Von vorneherein ist nichts unwahrscheinlicher, als daß die übrigen im Orient interessierten Staaten durch ihre Zustimmung zur türkischen Zollerhöhung der Ausdehnung des deutschen Einflusses vom Bosporus bis ans Persische Meer einen so immensen Dienst leisten werden, wie der, um den es sich hier handelt — wenn sie nicht dafür Compensationen erhalten, die ihnen annehmbar scheinen. Damit ist das Bagdadbahnproject nach seiner politischen Seite hin gekennzeichnet. Vorläufig kann aber davon nicht aus ihm werden, wenn die deutsche Politik nicht in der Lage ist, denjenigen Reflexionen, deren Einspruch gegen die finanzielle Kräftigung der Türkei in Frage kommt, tractabwo in der Welt entweder den guten Willen Deutschlands für ihre Wünsche so wertvoll zu machen, daß sie, um ihn sich für sich zu haben, am Bosporus nachgeben — oder Deutschland muß den anderen im Orient selbst wenigstens eine ausgiebige Theilnahme an den Vortheilen des Bahnprojectes in Aussicht stellen.

Es scheint, daß man auf dem letzteren Wege mit Frankreich in der That zu einem Einverständnis gelangt ist; wenigstens hatte wohl sonst nicht eine wesentlich französische Capitalsgruppe eine Betheiligung von 1/5 des Bahncapitals für den Fall des Baues zugesichert erhalten. Mit England liegt die Sache gleichfalls klar: zu dem Preise für die Haltung Deutschlands in der südafrikanischen Frage gehört natürlich auch der Gegendienst in Konstantinopel. Italiens Wünsche oder Nichtwünsche haben kein entscheidendes Gewicht; es verbleiben also Russland und Oesterreich.

Seit fast einem Jahre geht in der ganzen Türkei die Rede, Russland habe die deutschen Wünsche verhindert, Wirklichkeit zu werden, und die Bahn würde überhaupt nicht gebaut. Das ist Bazargeschwätz von Aleppo bis Basra; auch türkische Zeitungen haben sich in dem Sinne geäußert. Aber nicht nur das: es ist russischerseits auch unter den Türken aufgespreng worden, nicht Deutschland, sondern die Russen würden den Bau ausführen. Daß die Bagdadbahn mit russischem Capital entstehen soll, ist eine Lesart, die natürlich nicht für europäische Ohren berechnet ist; es gab aber und gibt auch noch „Kräfte", die in Anatolien und weiter nach unten dies Gerücht eifrig verbreiten. In der That kann es im türkischen Orient kaum eine für Russland unangenehmere Sache geben, als die anatolisch-mesopotamische Centralbahn. Vollends in seiner ursprünglichen Gestalt war das Project für die Petersburger Regierung schlechthin unannehmbar. Der türkische Generalstab hat im Einverständnis mit den deutschen Instructoren seinerzeit das Bahnneg in der asiatischen Türkei, wie es vom militärisch-strategischen Gesichtspunkt aus für die Türkei wünschenswert wäre, ausgearbeitet. Danach sind die projectierten Linien so geführt, daß die Truppen aus dem fünften Militärbezirk mit dem Sammelcentrum Aleppo auf einer Linie über Marasch, Adana und Konia auf den eventuellen europäischen Kriegsschauplatz dirigiert werden sollen, die aus dem letzteren aber (Bagdad—Mosul) über Diarbekir und Charput nach Siwas, das heute Concentrationspunkt im Norden und Osten Anatoliens vorstellt. Auf Siwas mündet auch nach diesem Plane die Verlängerung der Bahn Constantinopel—Angora, und von Siwas geht der Strang ostwärts weiter bis Erzerum, dem einzigen nach dem Verluste von Kars noch übrig gebliebenen großen Bollwerk gegen die russische Invasion Kleinasiens. Die Magistrallinie zum Golf hieß also hiernach: Constantinopel—Angora—Kaisarie—Siwas—Charput—Diarbekir—Mosul—Bagdad—Basra.

In der That wäre auf diese Weise das militärisch-politische Interesse der Türkei sehr gut gewahrt, denn die Zusammenziehung der verfügbaren Streitkräfte an den Punkten, wo sie im Falle eines Krieges mit Russland (und welchen anderen sollten die Türken zu führen in die Lage kommen?) stehen müßten, ist besser als so gar nicht möglich. Damit ist natürlich auch schon gesagt, daß Russland diesen Typus des türkischen Bahnnetzes, soviel an ihm liegt, nie zustande kommen lassen wird, und es hat denn auch nicht lange gedauert, bis man zienlich gleichzeitig bekannt, daß die Bagdadbahn auf jeden Fall den ganzen Norden umgehen soll. Natürlich rämen würde und daß durch ein russisch-türkisches Abkommen östlich von Heraklea (Ereglí am Schwarzen Meer und nördlich der Linie Angora—Diarbekir nur die Russen oder aber der türkische Staat selbst eine Eisenbahn zu bauen das Recht hätten. In der russischen Presse erschien ein förmlicher Katalog, der sämmtliche nördlichen und östlichen Vilajets in Bezug auf Bahnbau strikte als russische Interessesphäre reclamierte; überdies wurde ausgeschlossen, daß alle Hauptpläne des so peinlichberührten Obersten mit russischen geistlichen Missionen und Waisenhäusern — für die Armenier bekgt werden sollten!

Jetzt ist also die sogenannte Nordvariante aufgegeben; man will sich nach Ueberschreitung des Taurus in der Gegend des Passes Gülek Boghas die cilicischen Pylen des Altertums nach Möglichkeit in der Ebene südlich von Gebirge halten und Mosul nicht über Diarbekir, sondern über Harran und Teich-Ghobur erreichen. Militärisch bedeutet das, daß die Truppen des VI. Armeekorpskes auf jeden Fall fünf bis acht Wochen später dort sind, wo man sie Russland voraussichtlich zunächst braucht: in der Gegend um Erzerum. In dieser Zeit kann über dem Schützelspunkt von Kleinasien leicht schon der Doppelader wehen. Immerhin ist auch das noch ein großer Fortschritt gegenüber dem Zustande beim letzten Orientkriege, daß die Mannschaften, die sich in Mosul gesammelt hatten, erst ein halbes Jahr nach der Kriegserklärung auf dem Schauplatze der Operationen eintrafen.

Viel wichtiger noch, als diese unmittelbaren Erwägungen, sind aber die indirecten Folgen des Bahnbaues im Sinne militärischer Kräftigung der Türkei. Was der gesammte Stand an Material, an Soldatenmaterial und Geld. Namentlich für das ersiere ist er jetzt zum weitaus überwiegenden Theil, und zwar nach Quantität wie nach Qualität, auf die kernhaft osmanischere und islamischere Bauerbevölkerung Anatoliens angewiesen; alles andere kommt bisher nur eigentlich als Zuhuße und Succurs in Betracht. Die Folgen der Bahn werden sowohl Volks-, als auch Grundbesitzvermehrung sein. Reuteren kann sich die Linie nur, wenn sich zu den von ihr durchgegangen Landschaften die Cultur des Altertums und der Mittelalter, in einer Linie der Ostseeländer, Arabien, Nordsyrien, Mesopotamien und das Irak kommen zusammen und dann wird Orient, so ansehnen, wie heute ganz Russland erscheint. Schon die allgemeinen Wirkungen der Bahn auf den Verkehr allein sind

Digitized by Google

selbst wenn nur ein Viertel alles kulturfähigen Landes im Gebiete des Euphrat und Tigris wieder unter den Pflug kommt, so wird sich die Bevölkerung dieser Gebiete ohne Schwierigkeit verdreifachen und der Ertrag des Grundzehnten vervierfachen, von der sonstigen Einnahmesteigerung an indirecten Steuern ganz zu schweigen.

Diese Entwickelung der Dinge wäre natürlich ebensosehr dem russischen Interesse entgegen, wie sie dem allgemein mitteleuropäischen entspricht. Russland will eine schwache Türkei, um sie gegebenenfalls mühelos überrennen und sei es Constantinopel, sei es das pontisch-armenische Hochland, annectieren zu können. Es ist keineswegs gesagt, dass die russischen Wünsche bereits für die nähere Zukunft in dieser Richtung gehen, aber sie perhorresciren bestimmt alles, was ihnen nicht nur für jetzt, sondern auch für später hier einen schwer zu sprengenden Riegel vorschiebt. Und das thäte die finanziell-militärische Erstarkung der Türkei mit Sicherheit. Insbesondere sind Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Mächte, für welche die Bewahrung des türkischen Orients vor der russischen politischen oder wirtschaftlichen Vergewaltigung besonders wichtig ist. Einflusslos repräsentiert der deutsch-türkische Handel ja nur einen geringen Bruchtheil der commerciellen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei, aber er ist in dem Maße gleichfalls entwicklungsfähig, in dem die Kaufkraft des türkischen Marktes sich vermehrt. Das ist zu erwarten, sobald in Gestalt babylonischen und kleinasiatischen Korns und mesopotamischer Baumwolle wertvolle und massenhafte Ausfuhrartikel einen kräftigen Geldstrom in den Orient lenken. In dieser Beziehung ist die enorme Steigerung des Exportes russischer Manufacturen bezeichnend, die nach Buchara und den unmittelbaren Besitzungen Russlands in Mittelasien hin eintrat, sobald die Eisenbahn dorthin fertiggestellt war und die turkestanische Baumwolle in jährlich steigender Menge die innerrussische Industrie versorgte. Die Kaufkraft und Kaufwilligkeit der Eingeborenen wuchs direct proportional der Vermehrung des mit Baumwolle bestellten Areals. Jeder Zuwachs des Handels bedeutet aber für die Türkei weiterhin eine Vermehrung der Zolleinkünfte, die obzehin eine Hauptrolle im türkischen Budget spielen.

Von welchem Ende also man die Sache auch ansehen mag, es ergibt sich immer dasselbe Bild: der Türke wird durch die Bagdadbahn aus eigenen Kräften widerstandsfähiger gegen die russischen Aspirationen auf den Orient und dient dadurch neben seinen ja in erster Linie in Betracht kommenden eigenen Interessen auch denen der mitteleuropäischen Staatengruppe, die um ihrer selbst willen nicht dulden darf, dass alle Länder des vorderen Asiens in die russische Machtsphäre hineingezogen, für den europäischen Einfluss und den europäischen Handel aber dadurch ein verschlossenes Gebiet werden. In diesem Sinne kann es daher auch an einer Verständigung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn als dem in besonderem Sinne in der Türkei parallel interessierten Mächten über den Bau der Bagdadbahn und seine finanzielle Ermöglichung nicht fehlen.

Wenn man die seit mehr als einem halben Jahre gesteigert energischen und anebenerwähnten Tiraden der russischen Presse zum Thema des deutsch-türkischen Bahnbauprojectes verfolgt hat, so fällt dabei allerdings auf, dass die Bahn nicht mehr als etwas russischerseits noch zu Verhinderndes behandelt wird, sondern meistens als eine leider im deutschen Sinne und zum deutschen Vortheil entschiedene Sache, bei der es jetzt nur noch darauf ankäme, für Russland eine ausreichende Compensation zu bekommen. Vielleicht ist diese Compensation schon da und liegt irgendwo am Gelben Meere: vielleicht ist der Handel um die russische Zustimmung zur Zollerhöhung für die Garantiezahlungen im Beweis schon gekläret und es gibt nächstens laut der Voreuropäischen von 1899 eine wirkliche. Man hört ja auch, dass neben dem französischen russisches Capital als zur Mitbetheiligung in Aussicht genommen sei. Dieses letztere hätte dann seinen derzeitigen Ausenthaltsort jedenfalls nicht in den Tresors russischer „Capitalisten", sondern in größerer Nähe des Herrn Witte. Billig kann Russland seine Zustimmung in keinem Falle geben oder gegeben haben, denn alles in allem genommen, bedeutet die Bagdadbahn für seine von alterher gehegten Hoffnungen und Pläne ein tödtliches Hinderniss.

Uebrigens ist es auch noch eine Frage, was die türkischen Staatsgläubiger in einer Verstärkung der Staatseinnahmen sagen werden, von der zunächst für sie noch nichts abfällt.

Kommt ein Einvernehmen über die „Höhe nicht zustande, so bleibt ja immer noch als letztes Mittel eine türkische Anleihe zur Bildung des Actumetzgarantiefonds. Der Curszettel dafür sei noch ermöthet, dass einige ganz schwindsüchtige Kopie schon auf den Coursen verzeichnet sind, die mit so hamphaften Lüfer von Zudien bis Mexiko betriebenen Sammlungen für die „Weltbahn", die angeblich schon über eine Million türkische Pfund ergeben haben, sollen in diesem Sinne für die von Deutschland aus projectierte und ebenso große Lebenskraft des Staates verwendet werden.

Lemanski.

Die Anfänge der Kunst und die Kunst der Griechen.

Nichts ist natürlicher, als dass dem Kunsthistoriker, der — nach unserer Organisation der Wissenschaften — stets ein Specialist auf dem Gebiete der neueren Kunst ist, die Kunst der Griechen zur Gänze sehr alterthümlich und die archaisch-griechische Kunst als eine echte Primitivkunst erscheint. Die kolossalen inneren und äußeren Evolutionen, welche die europäische Kunst seit dem Alterthume erlebt, zusammen mit dem fragmentarischen Zustand, in welchem die Antike überliefert ist, müssen bei ihm diesen Anschein erwecken. Die tiefere, dunklere Wasserschichte hält der Schwimmer für den Meeresgrund und ahnt nicht die ferneren Abgründe, die sich unter ihr auftun.

Dem Archäologen läge die richtige Einsicht näher; aber eine vorgefasste Meinung lenkt seinen Blick von der Entwickelung außerhalb der griechischen Welt hinweg. Für ihn ist griechische Kunst die Kunst an sich, die archaische ist primitiv, die classische vollendet. Absoluter Anfang und absolute Vollendung schließen den Lebensgang dieser Erscheinung in sich; voraus liegt gar nichts, dahinter nur ein Nachleben. Nur ungern anerkennt er andere geschichtliche Voraussetzungen, als gewisse, allgemein menschliche Anlagen, die auch anderen Völkern zugestanden werden, und eine beispielloß hohe Begabung des alten Griechenvolkes, durch die die Kunst erst Kunst geworden sei. Orientalische Einflüsse, die im mykenischen Culturkreise uns nahezu ein Jahrtausend älter sind, als die archaische Stufe der spezifisch-hellenischen Kunst, werden wohl zugestanden, weil sie auf keine Weise geleugnet werden können, aber immer wieder das Griechische gegen sie ausgespielt und ihre Bedeutung zu Gunsten des letzteren soviel als möglich herabgesetzt. Das hat eine gewisse Berechtigung, sofern es sich darum handelt, das eigenthümlich Griechische in der jüngeren Entwickelung der Kunst am östlichen Mittelmeerbecken scharf herauszuarbeiten, was eine schöne und dankbare Aufgabe ist; — es ist aber unberechtigt, wenn dabei bezweckt wird, aus den Anfängen der griechischen Kunst die Anfänge der Kunst überhaupt zu reconstruieren.

Die Anfänge der Kunst und Cultur sind allerdings nicht nur in jenen zeitlichen und räumlichen Fernen anzutreffen, wo der Prähistoriker und der Ethnograph sie suchen und finden. Sie stehen uns überall nahe, auch in der Gegenwart und im eigenen, mit Erbsichten übersteten Völkerkreis. In jedem Kinde, jedem Erwachsenen lindlichen Geistes sind sie uns zugänglich; wir können sie im Schalrohr studieren, in sogar experimentell herbeiführen, wir musst man dabei vor den Einmischungen aus höheren Kunstsphären auf der Hut sein und beim Experiment sich hüten, dasselbe störend zu beeinflussen.

Daher müssen die Anfänge der Kunst auch in Altgriechenland gefunden werden können: da man aber nicht weiß oder nicht berücksichtigt, was wirklich primitiv oder prähistorisch und was als fremdes Element aus einer höheren Kunstsphäre hinzu gekommen ist, wird die Gesammterscheinung nicht analysiert; man nimmt sie in ihrer Gänze für eine Urgegnung, und kommt so zu ganz falschen Vorstellungen über diesen Gegenstand.

Die Keime der einzelnen menschlichen Künste liegen offenbar in einer unbifferenzierten Urkunst, deren Elemente in Körperschmuck, Tanz und Gesang bestehen und nicht einmal dem Menschen ausschließlich eigen sind. Das ist das Ei, aus dem die Geschwister hervorkriechen, um bald einzeln, bald vereint durchs Leben zu gehen. Aber von da, von der Grenze der Thierkunst, ist's noch weit zur Plastik und zur Malerei. Der Skulpturschmuck ist sicher älter als der Bemalschmuck (die Ornamentik), die Tanzmaske älter als das Götzenbild; denn was liegt dem Menschen näher als sein eigener Leib? Lange, ehe er eine Keule, einen Schild verzierte, bemalte er Arm und Gesicht; lange, ehe er in Haus oder Feld ein Idol aufstellte, übte er selbst in verschiedener Gestalt die beabsichtigte Schreckwirkung, sei's als Zauberpriester, Richter oder bloß als Angehöriger eines bestimmten Stammes mit bestimmtem Thiertotem.

Sowie die Organprojection im Werkzeug erst nach vollendeter Ausbildung der menschlichen Organe ihre Entwickelung finden konnte, so hat der Mensch auch die bildende Kunst erst dann gleichsam aus seinem Körper hinaus in den Raum projicieren, als er jenes erste Stadium, das der Kunst aus eigenen Körper, als ausschließliche Kunststätte überwunden hatte. Vielleicht hat bei dieser in den Raum hinaus projicierten Plastik anfangs immer noch etwas vom natürlichen Menschenleib mitgewirkt, zwar nicht vom lebenden, aber vom toten. Man hat den Uebergang der freien Plastik im Schädelpfahl gesucht. Auch aus Mumienmasken darf man denken und daran, dass manche Wappenbilder, Ahnenbilder und Götzenfiguren der Naturvölker wie nach dem Vorbilde von Leichen mit eingesunkenen Backenhöhlen gestaltet sind. Auf den Neuen Hebriden bestreicht man die Schädel der Verstorbenen mit Lehm und fügt sie an eine künstliche Menschenfigur aus Bambus, Zweigen und Lehm.

Mag dem aber sein, wie immer — sicher ist das älteste Schnitzwerk vom Urkünstler genau so beseelt gedacht, wie Mensch

Digitized by Google

und Thier. Es wäre nie zur Plastik gekommen, wenn der erste Künstler nicht gedacht hätte: ich schaffe ein beseeltes Wesen! Denn so ist der Geisteszustand des Naturmenschen, dass er sich ein Bild ohne Seele nicht denken kann. Wenn das noch heute allerorten beobachtet wird und die Primitiven ihre Furcht vor dem Porträtiren damit begründen, dass sie meinen, er trüge ihre Seele weg, so ist gar nicht einzusehen, warum diese in der Gegenwart vielfach abgeschwächte Vorstellung in der Urzeit nicht in allergrößter Stärke geherrscht haben soll. So hätten wir für die älteste Entwickelung der Plastik drei Stufen gewonnen: den Lebenden, den Todten (die Reliquie) und das Bild (zunächst das Bild des Todten, d. i. des Ahnen), angekrönt zu schamanistischen Zwecken.

In den Menschenfiguren der Naturvölker erkennt man noch lange den Ursprung der Plastik aus der Maske — auch auf griechischem Boden. Große flache Gesichter, Scheiben ohne Hinterhaupt, sieht man an den sogenannten „Inselfiguren" der Kykladen und Kreias, an prähistorischen Thonfiguren Bosniens, Rumeliens u. s. w. Auch der die Maske tragende Holzpfahl, dem wir eine dunkle Mittelreihe zuschreiben möchten, trickt noch durch in den nunmehrlich langen, tonlichen Hälsen aller jener in Gräbern oder Wohnstätten gefundenen Idole. Treffend bemerkt Schurtz („Urgeschichte der Cultur", S. 532), dass Zeit- und Raumkunst einander gegenüberstehen, wie Lautsprache und Bilderschrift. Was ist nun aber älter: die Sprache oder die Schrift? Die Zeitkunst gibt der Stimmung, der Absicht momentanen Ausdruck: in der Raumkunst müssen beide bis zur Vollendung des Werkes gleichsam künstlich festgehalten werden. Dazu gehört Selbstbeherrschung, Geduld, Verzicht auf ablenkende Zerstreuungen, mit einem Worte: Cultur.

Die Plastik, wie wir sie verstehen, ist also eine relativ junge Kunst und nicht so alt, wie die Poesie. Es brauchte einer gewissen Ausbildung der letzteren, die die ersten Werke der bildenden Kunst entstehen und Verständnis finden konnten. Nur infolge der Verschiedenartigkeit des Stoffes kennen wir Bildwerke aus Zeiten, deren dichterische Producte verweht oder in ihren grossen Nachkommen spärlich aufgegangen sind. Erst später in geschichtlichen Zeiten, wo nichts mehr zu verloren gelt, tritt die Priorität der Poesie deutlich hervor, und Dante geht Michelangelo voran, wie Homer dem Phidias, der in direct gelagt haben soll, dass das Ideal erst in sprachlicher Form fixiert sein müsse, ehe der Künstler auf Verständnis bei seinem Publicum rechnen dürfe.

Für die prähistorische Kunst folgt daraus, dass es in der älteren Steinzeit Jagd- und Liebeslieder, Thierfabeln und Thiertänze gegeben haben muss, die den figuralen Schöpfereien der Höhlenbewohner Frankreichs entsprachen, aber viel älter waren, als diese Arbeiten, und sich auch dort fanden, wo solche Schnitzwerke fehlen. In der jüngeren Steinzeit, da die Ahnen und Feste zum Preis einer großen weiblichen Gottheit, die man im Haus und in den Gräbern waltend dachte und als zeugende und wieder verschlingende Urmutter verehrte. In beiden Perioden haben sich, wie die Stratigraphie der Denkmäler zeigt, die charakteristischen Formen nicht gleich am Anfang entwickelt, sondern erst um die Mitte und gegen das Ende hin. Wenn in der jüngeren Steinzeit Europas äußere Einflüsse mitwirkten, so müssen ihnen doch innere Impulse entgegengekommen sein. Denn eine Verpflanzung künstlerischer Formen von Land zu Land geht nur soweit, als der Boden dafür vorbereitet ist, nicht darüber hinaus, wo das Verständnis fehlt.

Die Horn- und Knochenschnitzereien der Quartärzeit lassen auf eine nicht erhaltene Holzsculptur schliesen, die ihrerseits auf eine rein praktische Verwendung des Holzes folgte. Vom Ende der Quartärzeit angefangen sind die Stoffe der prähistorischen Plastik dieselben wie heute: Thon, Stein, Bronze; allein man nahm diese Materialien nicht gleichzeitig in Angriff. Bekanntlich gliedert sich die vorgeschichtliche Zeit in die Stein-, Bronzezeit und Eisenzeit, aber man formte nicht etwa in der Steinzeit den Stein, in der Bronzezeit die Bronze in belebter Gestalt, sondern in der (jüngeren) Steinzeit vorwiegend Thon, in der Bronzezeit wenigstens local auf den griechischen Inseln und sonst) daneben den Stein und erst in der Eisenzeit die Bronze. Mit anderen Worten: die Verwendung der Culturstoffe zu praktischen Zwecken (Waffen und Werkzeugen) gieng der Verarbeitung zu Bildwerken voraus und leitete offenbar auf diese hin. Ohne eine prähistorische Bronzezeit mit ihren Sicheln und Beilen hätte es in jüngerer Zeit weder Bronzemedaillen noch Bronzestatuen gegeben.

Es gibt aber ein noch älteres Material der Plastik als Bronze, Stein und Thon, ja als Knochen und Kernholz der ersten homogenen Schnitzwerke: das ist das mannigfache Stoffwerk der Fetische, Puppen und Vogelscheuchen, das ist Stroh, Laub, Reisig, Fetzen von Thierfell u. s. w. u. s. w.: hierher gehören die Lumpen und Füllsel, aus denen sich eine fanatisierte Volksmenge rasch das Bild eines wüthend gehaßten Feindes schafft, um es dem Galgen oder dem Feuer zu überliefern. Aus solchen Stoffen sind nicht nur in allen späteren Zeiten, sondern namentlich in den ältesten plastische Werke gebildet worden, weil es dann der geringsten Zeit und Geduld bedarf. Diese Arbeiten sind uns aus der älteren Steinzeit natürlich nicht erhalten, und nur darum kennen wir als die absolut ältesten Bilder von Menschenhand kleine Rundfiguren aus Mammuth-Elfenbein, welche nackte Frauen darstellen, dann, aus etwas jüngerer Zeit, die schon länger bekannten naturalistischen Thierbilder, in Summa: profane Werke, die nicht auf jenen dämonischen Ursprung der bildenden Kunst hinweisen.

So erweckt die Ueberlieferung eine trügerische Vorstellung, als ob am Anfange aller Bildnerei eine realistische Profankunst gestanden habe. Aber zugleich lässt sie doch noch erkennen, wie in allen großen Phasen der prähistorischen Kunstentwickelung die Plastik gleich vorangeht. In meinem „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" habe ich dies ausführlich dargestellt und brauche mich hier nicht weiter damit zu aufzuhalten. Wie ist aber die Zeichnung entstanden?

Offenbar durch Decoration der Flächen an plastischen Gegenständen, zuerst am menschlichen Körper, dann an Masken, Bildern und Geräthen. Diese „Decoration" ist ursprünglich nicht etwa ästhetische Flächenbehandlung infolge eines horror vacui, sondern Imitation dessen, was man auf den Flächen der Naturdinge bemerkt, und was sich nicht anders, als durch Zeichnung wiedergeben lässt. So wurde diese in der Folgezeit eminent schmückende Richtung der Bildnerei ebenfalls nicht frei erfunden, sondern organisch, durch den Zwang der Umstände ins Leben gerufen, wie denn überhaupt bei allen neuen Erscheinungen des Culturlebens der freischaffende Menschengeist lange nicht die Rolle spielt, die man ihm zu seiner höheren Ehre gern zindicieren möchte.

Vieles begünstigt sodann die flächenhafte Darstellung der Naturdinge. Jeder Körper ist in von Flächen begrenzt; aber diese sind in der Natur unendlich viele, in der imitierenden Plastik werden sie aus praktischen Gründen auf eine möglichst geringe Zahl reduciert und eine Menge plastischer Einzeltheiten des Vorbildes als Innentinien eines Umrisses wiedergegeben. Es ist aber ein Irrthum, zu glauben, dass die Zeichnung der Plastik zeitlich voranget oder auch nur unabhängig neben ihr entstanden ist, weil das Auge die Körper als umrissene Flächen erblickt, ihre Hinterseite nicht sieht u. i. w. Denn der primitive Künstler huldigt nicht dem Schein, sondern der Wirklichkeit: er will die Dinge darstellen, nicht wie sie dem Auge erscheinen, sondern wie sie wirklich sind. Er weiß aber, dass sie in Wirklichkeit Körper und von mehreren Flächen begrenzt sind; deshalb dauert es lange, bis er es wagt, sie in reiner Zeichnung darzustellen.

Das lehren die Thatsachen der Kunstentwickelung im quartären Zeitraume, und es beweist gar nichts dagegen, dass Jahrtausende später von Buschmännern naturalistische Thiersilhouetten auf glatte Felswände gezeichnet worden sind. Denn nicht jede sicherlaur ganz urwüchsige und voraussetzungslose Kunstäußerung ist ein wirkliches Zeugnis für den Ursprung der Kunst. In noch höherem Grade als von der Zeichnung primitiver Jägerstämme gilt dies von den ältesten Werken der griechischen Kunst, die unter dem sichtbaren Einfluss der gealterten Künste des Morgenlandes entstanden sind.

Prof. Dr. M. Hoernes.

Was wir unseren Kindern verdanken.

Bret Harte hat den wohlthätigen Einfluss der Kinder auf die Erwachsenen plastisch in mehreren Capiteln seines Romans „Gabriel Conroy" geschildert, dessen Held durch seine Kinderliebe zu einem geradezu aufopferungswilligen Menschen wird, während er auf der anderen Seite den Militärarzt Duchesne einen unverheirateten Spieler, den sein nervenerregender Beruf krank gemacht hat, durch Umgang mit Kindern curieren lässt. „Ich habe Sie wenigstens einen Monat hindurch mit keinem Kinde reden gesehen," sagt dieser ironische und weitschauende Arzt zu dem Vergnügungsreisenden Jack Hamilton, „und ich hätte gute Lust, Sie nach einem Findelhause zu schicken, zum Nutzen und Frommen der Babies, wie zu Ihrem eigenen Vortheil. Suchen Sie einen armen Rauchero mit einem Dutzend Kinder ausfindig zu machen ... dann wird diese Mattigkeit bald aufhören. Sie werden schmerzenfrei werden und sich wieder so wohl und munter fühlen, wie je zuvor."

Es steckt ein großes Stück Wahrheit in diesem Recepte. Die Erfahrung lehrt uns, dass jedes Kind einen großen Theil der Liebe, die ihm seine Eltern erweisen, schon dadurch vergilt, dass es sie selbst zu besseren, vollkommeneren Wesen macht, als sie vor seinem Eintritt in die Familie waren. Nicht das Elternhaus, auch nicht die Schule oder Kirche ist die Pflanzschule der selbstlosen, opferfreudigen und jungebenden Nächstenliebe, sondern das Kinderzimmer. Dieses ist der Ort, an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen, um sich als wachsende Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichsam in den Ocean der Menschheit zu ergießen. Die Kinder sind es, die in ihren Eltern das göttliche Feuer der Selbstaufopferung entzunden und nähren, die Wesen vertiefen und verinnerlichen, ihr Empfinden erweitern und klären, in ihr Gemüth das Maß des Großherzigkeits mit den anderen Menschen schaffen: sie lehren die Eltern von den verhärteten und verknöcherten Herzen und machen die Alten zu

Digitized by Google

Kindern, denen nach dem Ausspruch des Heilands das Himmelreich gehört. Menschen, denen es nicht beschieden ist, eigene Kinder an die Brust zu drücken, haben schwere Mühe, den durch Nachkommenschaft offenbart sich schon in dem Reiche der Thiere. Die Mutterthiere berauben ihre Brust der Haare und Federn, um den Jungen ein warmes und weiches Lager zu bereiten. Der Scorpion, dem man gewiß keine zärtlichen Triebe zuschreibt, läßt sich, gewissen Angaben zufolge, von seinen zahlreichen Jungen den Lebenssaft aussaugen, und er schwindet sichtlich im Kreise der schnell wachsenden Brut dahin. In ähnlichem Sinne wurde der Pelikan, von dem man glaubte, daß er seine Jungen mit dem eigenen Herzblut tränke, zum Symbol der göttlichen Liebe erwählt. Das Raubthiermütter ihre Jungen mit Heldenmuth selbst gegen den Gatten vertheidigen, finden wir natürlich; aber wie selbst scheue und fliehertige Thiere durch Gefahren, die ihren Jungen drohen, zu Heldinnen werden, muß unsere Bewunderung erwecken. Um den Elephanten sicher und mühelos zu erlegen, zündet man die Ueregebüsche an, in denen er sich verbirgt. Rings von der Lohe umgeben, liefert das edle Thier, dem sicheren Verderben preisgegeben, Proben eines erschütternden Heroismus. Es achtet nicht der sein Fell röstenden Hitze, sondern taugt den Rüssel voll Wasser und bespritzt sein Junges über und über, um wenigstens seine Descendenz dem drohenden Verderben zu entreißen.

Wir sind aber auch in der Lage, bei Thieren, welche Junge haben, eine über den Rahmen dieser hinausgreifende Liebe zu constatieren. Die Singvögel haben einen wahren Drang nach Aufopferung. Man hat beobachtet, daß Junge, denen ihre Eltern geraubt wurden, zwei- bis dreimal im Wiederholungsfalle von Nachbarn adoptiert und großgefüttert wurden; ja, einige lockere Vögel nützen diese Pflegesucht der gutherzigen Singvögel regelmäßig in der unverschämtesten Weise aus. Ebenso hat man die Beobachtung gemacht, daß einzelne Vögel von ihresgleichen gefüttert wurden. Mitgefühl und Erbarmen sind auch der wegen ihrer Selbstsucht geradezu verschrienen Hauskatze nicht fremd. Sie nimmt in der Zeit, in welcher sie eigene Junge säugt, auch fremde Junge, wie Füchse, Kaninchen, Häschen, ja die sonst von ihr aufs eifrigste verfolgten jungen Ratten und Mäuse an ihre Brust, ohne daß der Milchandrang sie dazu nöthigte.

Wir verdanken den Kindern aber nicht nur das köstliche Gut der selbstvergessenen Liebe. Sehr schön hat Rückert gesungen:

Von deinen Kindern lernst du mehr als sie von dir,
Sie lernen eine Welt von dir, die nicht mehr ist,
Du lernst von ihnen eine, die nun wird und gilt.

In der That ist dasjenige, was wir von unseren Kindern lernen, beziehungsweise lernen können, unvergleichlich bedeutsamer als dasjenige, was sie von uns lernen können. So unwahrscheinlich dies auch klingen mag, so ist es dennoch wahr. Ich werde dabei nicht an das Dozenspiel denken, an die Klarheit, welche der Lehrer über den zu lehrenden Gegenstand durch die Nothwendigkeit gewinnt, sich seinen Schülern möglichst verständlich zu machen. Mir schwebt bei dieser Behauptung vielmehr dasjenige Kindesalter vor, in welchem von Lernen und Lehren im gewöhnlichen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede sein kann.

Was unsere Kinder später bei uns lernen, ist zunächst die Sache des Wissens, des Kopfes. Das das Gelernte sich vom Wissen zu That, von der Theorie zur Praxis verdichtet, vom Kopf in Herz und Gemüth übergeht, das liegt nur zum geringsten Theile in unserer Hand. Wir können für sie lesen, schreiben, rechnen; aber das Was und Wie der Anwendung, die sie einst von dem Externen machen werden, steht außerhalb unserer Machtsphäre, es bleibt den Kindern selbst überlassen, es ruht in der Zukunft und in einer Reihe unserer Umstände, über die wir nicht Herren sind. Wir können nur die Saat ausstreuen, aber der Sonnenschein, der Regen, alle die Factoren, welche das Wachsthum und die Reife der Saat zu weitestlich bedingen, liegen außer uns. Bezüglich wir aber Saatkörner, die mit solcher Reinkraft ausgestattet sind, daß sie sicher, nachdem sie dem Boden anvertraut wurden, emporschießen, blühen und Früchte zeitigen, dann brauchen wir nicht ängstlich nach Wind und Wetter und all den Momenten auszuschauen, von welchen die gedeihliche Entwicklung unserer Saat so wesentlich abhängt.

Ueber solche Saatkörner verfügen wir aber nicht. Unsere Kinder besitzen sie jedoch in großer und Fülle. Und sie werden sie sicherstellend verschwendrisch unter ihre Umgebung, aber auch zu uns, ausstreuen, ohne daß wir es merken.

Schon aus dem Grunde, daß unsere Kinder [illegible] scheuen, mit unseren Fehlern vor ihnen zu stehen. Und wer nicht den Muth hat, diese auszutilgen, verbirgt sie wenigstens vor ihnen. Ein Bekannter erzählte mir, daß er sich eines Tages in einer sehr griesgrämigen Stimmung befand. Eine stattliche Anzahl von Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten hatte sich just an diesem Tage ein Rendezvous bei ihm gegeben. Die Kobolde des Zornes und Aergers grinsten aus den finsteren Furchen, die sie ihm in die Stirne gegraben hatten, sie jagten ihn im Sturmschritte aus einer Zimmerecke seiner Studierstube in die andere und verleideten ihm die Lust zur Arbeit. Er hatte sich so sehr in seine Verbitterung verrannt, daß er an seinen dreijährigen Liebling, der in einer Ecke hockte, ganz vergaß. Dieser hatte aber umso lebhafter an den Vater gedacht und alle seine Extravaganzen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt. Als ihm das Spiel zu lange dauerte und zu bunt wurde, trat er dem Vater plötzlich in den Weg, faßte ihn an den Rockschößen, hob seine treuen Augen zu ihm auf und suchte ganz vergagt die Stirne zu glätten: „Vater, lach doch einmal!“ „Eine Secunde lang,“ fuhr mein Gewährsmann fort, „sah ich dem Störenfried mit wirrem, finsterem Blick in die umflorten blauen Augen und wollte ihm schon ärgerlich den Rock aus den Händchen reißen, um meine wilde, stumme Jagd weiter fortzusetzen, da fragte das traurige, verschüchterte, aber immer noch silberhelle Stimmchen: „Kannst du gar nicht mehr lachen?“ Damit war der Bann gebrochen. Der Dämon, der mir die Lippen zusammengepreßt hatte, mußte sie freigeben, ich drückte sie auf das Stirne meines kleinen Geisterbanners, hob ihn hoch in die Höhe und flog nun laut an zu lachen, noch nicht aus innerem Drang, sondern nur zur Feststellung der Thatsache, daß ich noch lachen könne. Erst als der Kleine mit einstimmte, war das letzte Eis geschmolzen, und ich war wieder vollständig der Alte, als ich das Zeugnis ausgestellt erhielt: „Jetzt bist du wieder lieb, aber vorhin habe ich mich so vor dir gefürchtet.“ Mein erstes Gefühl nach jener Scene war das der Scham. Ich schämte mich der Bösen, die ich mir vor meinem Kinde gegeben hatte, indem ich einer verdrießlichen Grille nachhängen und sie Herr über mich werden ließen konnte. Und diese Herrschaft, die ich als etwas ganz Selbstverständliches errang, der entgegenzutreten ich nicht einmal den Versuch wagte, hat der kleine Knirps durch seine plötzliche Intervention so vollständig gebrochen!“

Wie hat er es nun angefangen, über welche Mittel verfügte er, um dieses Wunder zuwege zu bringen? Das Nachdenken über diese Frage führt zu dem ersten Fundamentalsatze im Erziehungscanon unserer kleinen Lehrmeister, das so sicher wirkt, weil es ohne jede Absicht, ja ohne alles Bewußtsein von unseren uns erziehenden Kleinen angewendet wird — zu dem Grundprincipe, daß Kinder, sich selbst überlassen, immer zufrieden und heiter sind. Wenn wir Großen ihnen nur das Eine nachthun wollen und ihre Wirtuosität darin nur halbwegs erreichen, so haben wir schon ungemein viel von ihnen gelernt.

Wer je eine Kinderschar beobachtet, dem springt der laute, jugendliche Frohsinn, der sie beseelt, sofort in die Augen. Aber selbst das einzelne Kind, das im Zauber weilt, mit einem Stein spielt oder an einem Papierfreierin seine Kurzweil sucht und findet, wird als Grundzug seines ganzen Wesens niemals jene kindliche Selbstzufriedenheit und ungezwungene Heiterkeit vermissen. Die große Masse macht sich die Erklärung dieses Privilegiums, welches die Kleinen vor uns Großen voraus haben, sehr leicht. Die Kinder, sagt man, können leicht heiter und zufrieden sein, sie haben ja noch keine Sorgen, welche ihnen die Lebenslust trüben. Wer je der Kinderwelt nähergetreten ist, wird dieser Erklärung nur eine bedingte Richtigkeit zugestehen; denn die Kleinen haben in ihrer kleinen Welt thatsächlich ganz dieselben Anliegen, wie die Großen in der ihrigen. Eine Hand voll Spielmarken hat in ihren Augen dieselbe Bedeutung, wie in den unsrigen eine Hand voll Goldstücke. Sie freuen sich mit dem Besitz und härmen sich über den Verlust so gut, als es die Großen thun, ja ihr Schmerz wie ihre Freude ist viel intensiver, eingreift den kleinen Menschen viel tiefer als den großen. Wie ist seine Empfindung schmerzlich erregt bei jedem Apfel und bei jeder Kirsche, die das andere Kind mehr erhält, wie schreit es auf, wenn ihm ihm eines seiner Besitzthümer entreißen will, und wie strahlt bei jedem neuen Spielzeug die helle Freude aus allen Mienen und Gebärden!

Und doch unterscheidet sich die Art und Weise des kindlichen Schmerzes von dem unserigen. So viel der Schmerz des Gemüths des Kindes auch ergreift, so heiße Thränen er ihm auspreßt, er ist nicht nachhaltig. Es bedarf nur einer Ablenkung der kindlichen Aufmerksamkeit von der Veranlassung des Schmerzes auf irgend einen anderen Gegenstand, um das noch thränende Auge wieder zu Freude aufstrahlen zu sehen. Gewiß kennen die Kinder den [illegible] Schmerz, wie sie dem physischen unterworfen sind, aber die mit nachhaltiger Intensität verbundene, bohrerliche Richtung des Gemüths auf den Schmerz, die wir Sorge nennen, ist ihnen fremd. Es ist also nicht richtig, daß die Kinder keine Sorge kennen, aber die Sorge [illegible] unserer ist [illegible] warum sie dieselbe nicht kennen, [illegible] Bewußtsein [illegible] ist einen ganz so beschaffenen ist wie bei

Digitized by Google

uns. Der Grund hiervon liegt einfach darin, daß die Kinder immer beschäftigt sind, daß sie nicht müßig gehen können.

Ich habe noch nie ein normales, gesundes Kind sich selbst überlassen gesehen, ohne daß es tatlos thätig gewesen wäre. Wie ein perpetuum mobile ist es geschäftig von früh bis spät. Als ob sie nicht Blut, sondern Quecksilber oder lebendige Ameisen in den Adern hätten, hüpfen, springen, reißen, bauen, lachen, fragen, essen und trinken unsere kleinen Pädagogen, bis der Schlaf ihnen die Augen schließt. Diese fortwährende Aktivität und die Art und Weise, wie sie dieselbe betreiben, ist es, die ihnen das Leben süß macht und erhält. Oft muß man die Emsigkeit, Gründlichkeit, Hingebung und Beharrlichkeit bewundern, mit welcher zarte Kinderhändchen ihre Hantierungen verrichten. Dieser bienenartige Fleiß, der sie alles Mögliche und Unmögliche sammeln läßt, dieser innere Wissensdrang, mit dem sie die Blume zerpflücken, ein Bild zerschneiden, ihre Trommel zerschlagen und den Spiegel zertrümmern, nur um zu erfahren, „was darin ist“ und „wie es innendig aussieht“, die mütterliche Sorgfalt für die Puppe, die Ausdauer bei der Aufstellung des Baukastens, diese zahlreichen, mit der wichtigsten Miene der Welt ausgeführten Geschäfte lassen keinen Sinn und, was noch mehr ist, keine Zeit zu Launen und Sorgen. Das Kind geht so vollständig in dieser seiner Thätigkeit auf, daß es Veranlagenheit und Zukunft darüber vergißt, daß es nur den Augenblick ausnützt, diesen dafür aber voll und ganz genießt. Wer aber unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart mit vollen Zügen genießen kann, der ist glücklich. Das Glück sprießet Heiterkeit will durch fortwährende Thätigkeit und durch Freude an der Thätigkeit bei den Kleinen wie bei den Großen erworben werden. Wo unsere Neigung der Berufsthätigkeit und die Berufsthätigkeit der Neigung entspricht, wird sich auch überall die höchste Freude finden. Müßiggang ist nicht nur der Anfang aller Laster, sondern auch aller Sorge und Schwermuth. Wie man sie aus dem Herzen und aus dem Hause bannt, können wir nirgends besser als an dem Beispiele unserer Kinder lernen.

Es sei uns noch gestattet, auf eine andere für unsere eigene Erziehung höchst bedeutsame Lebenskregel aufmerksam zu machen, welche aus dem Beispiele unserer Kinder zu uns spricht. Sie schütteln, selbst wo ein gewaltsamer Eingriff in ihre naturwüchsige Heiterkeit dieselbe stört, ihr Weh leichter ab, als die Erwachsenen es vermögen. Sie kennen nichts Böses, vor allem aber tragen sie keinen Haß nach. Der Erzieher, welcher ein Kind zu strafen genöthigt ist, wird von der Strafe mehr und länger verbittert, als dieses selbst. Es trägt dem gerecht und auf vernünftige Weise strafenden Erzieher selten lange nach, und kaum eine Selbstüberwindung wenige Minuten nachher die strafende Hand mit derselben Innigkeit küssen und hat absolut kein Verständnis dafür, wie man Haß im Herzen hegen und pflegen kann. Wo dies im vorgerückten Kindesalter nicht mehr der Fall ist, hat das Beispiel der Großen seinen unseligen Einfluß bereits geltend gemacht. Es gehört nur wenig Umwennung dazu, dem Kinde die himmlische Gabe des Vergessens aller Widerwärtigkeiten zu rauben und ihm das Gift des Grolls und der Tücke einzuflößen. Es bedarf für das Kind nur weniger Stunden, oft nur weniger Minuten, um alles Leide zu vergessen. Mit jedem neuen Tage beginnt für das Kind ein neues Leben, welches durch keine Spur von dem Weh des gestrigen Tages vermuthlich wird.

Nirgends auf Erden erscheint das Ebenbild Gottes getrübter, als in der Brust, in welcher die schwarzen Nachtgedanken des Grolles und des Hasses nisten, und nirgends tritt es herrlicher und herzgewinnender auf, als in dem Leben des Kindes, dessen Fähigkeit, zu vergeben und zu vergessen, nur von Gottes himmlischer Liebe und Gnade übertroffen wird. Wie sichern sich nun die Kinder den beglückenden Besitz dieses göttlichen Angedenkens? Durch ihre unermüdliche Thätigkeit, von der wir schon gesprochen haben.

So können wir durch den Umgang mit den Kindern mehr lernen, frommer, edler und weiser werden, als oft durch den Umgang mit den weisesten Leuten unserer Bekanntschaft.

J. B. Mauz.

Neueste Dichtungen von Arthur Schnitzler.

Dem Literarhistoriker liegt es nahe, die einzelnen Skizzirungen des Tages auf ihren Zusammenhang mit der allgemeinen dichterischen Entwickelung hin zu prüfen, beim neuesten Werke eines Schriftstellers zu fragen, welche Bedeutung ihm beim Vergleiche mit dessen bisherigen Leistungen zukommt. Und wen das drei jüngsten Dichtungen Schnitzlers gegenüber wenigstens zwei in solcher Verwahrung ganz besonderen Anlaß: Die Jahre 1900 I wird man sicherlich einmal bei einem Ueberblick von Arthur Schnitzlers dichterischem Entwicklungsgange wohl zu beachten haben. Schnitzler hat in diesen zwei Jahren seinen ersten Versuch im Roman gemacht und hat den bisherigen Umfang seines dramatischen Schaffens mit einer Tragödie hohen Stils abgeschritten. Ein dramatisches Werk wie „Der Schleier der Beatrice“*) konnte nur gelingen auf Grundlage so langjähriger und scharfer psychologischer Beobachtungen, wie sie die beiden fast gleichzeitig damit erschienenen Erzählungen, der Roman „Frau Bertha Garlan“**) und die Novelle „Lieutenant Gustl“***), erkennen lassen. Soweit das Renaissancedrama von den aus kleinlichen Verhältnissen der nächsten Umgebung und des Tages berichteten Erzählungen auch abliegt, so ist die psychologische Meisterschaft doch dem Schauspiel und den beiden Erzählungen gemeinsam.

„Lieutenant Gustl“ ist durch die unerfreulichen Folgen, welche die Veröffentlichung des Werkes für den Verfasser nach sich zog, in allen Tageszeitungen genannt worden. Auch sehr militärfromm gesinnte Leser werden nicht recht verstehen, wie die Novelle im österreichischen Offizierscorps so schweres Aergernis erregen konnte. Zum Idealmenschen zählt dem leichtsinnigen Lieutenant Gustl freilich recht viel, aber es ist doch sehr fraglich, ob auch bei strenger Auffassung des militärischen Ehrbegriffes Gustl sich des Offiziersstandes unwürdig macht, wenn er durch den zufälligen Tod seines Beleidigers die Sache für erledigt ansieht. Sein selber Todesentschluß hat doch nur Größe bewiesen, daß es ihm mit der Reinerhaltung des Ehrbegriffes, wie er im Kameradenkreise einmal festgestellt ist, bitterer Ernst ist. Im alten spanischen Drama würde zweifellos die Dichter und Publicum beherrschende Auffassung, trotz dieses glücklichen Todesfalles des handlesten Bäckermeisters, den freiwilligen Sühnetod des Cadalleco gefordert haben. Unter den modernen Lesern werden wenige den lebenslustigen, durch manche Züge seiner Theilnahme weckenden Lieutenant zum Tode verdammen, und jedenfalls war der Gustl, dessen Bekanntschaft wir gemacht haben, gar nicht einer solch tieferen Auffassung des Ehrbegriffes fähig, daß er sich gesagt hätte: der Schimpf haftet an mir, ob jemand darum weiß oder nicht, und darnach bereitig gehandelt hätte. Es wird in Oesterreich wie in anderen Ländern genug Offiziere geben, die so denken und handeln würden, aber ein großer Theil, vor allem der noch jungen, noch nicht durch den Ernst des Lebens ernsteren Offiziere wird wie Lieutenant Gustl handeln. Und die Vorführung eines solchen, eben noch unreifen jungen Mannes wird nach dem Empfinden der meisten civilistischen wie militärischen Leser keinen Angriff auf Staatsmaßnahmungen enthalten, wie sie jedenfalls verletzend etwa in Sudermanns „Ehre“ erhoben worden sind. Nachdem einmal die Novelle vor ein anderes Forum, als das der ästhetischen Beurtheilung gebracht worden ist, war eine Stellungnahme zu jener Frage nicht zu vermeiden. Als Dichtung besteht „Lieutenant Gustl“ nach künstlerischer Seite zu einem Theile mit Werken Hauptmanns novellistischer Studie „Der Apostel“ heraus. Hier wie dort haben wir die Entwicklung eines Seelenzustandes als den eigentlichen Inhalt. Bei Schnitzler sogar aber der stärkere Aufspannung die heitere Auflösung, der Held wird aus seinem todbringenden Vorstellungskreise durch den Kobold Zufall gerettet, während Hauptmanns Held in der Flut der auf ihn anbrausenden Wahnvorstellungen rettungslos versinkt. Als novellistische, psychologische Studien mehr, denn wie als wirkliche Novellen dürften beide Werke zu bezeichnen sein. Während aber Hauptmann als Autor die Umgebung schildert und uns als einer, der gleichsam in das Innere des Apostels hineinschaut, von diesem wachsender Geistesverwirrung berichtet, hat Schnitzler mit technischer Virtuosität sich jeder Einmischung des Erzählers enthalten. Vom ersten bis zum letzten Worte, von der Inquwnie über die ernste Conceptmacht bis zum innern Zubel über die Mittheilung des schärfsten Kellners, haben wir es nur mit dem Helden selbst als Sprechenden oder mit solchen Personen zu thun, denen dem innern äußeren und innern Vorgang erfahren wir in nur als Theilnehmer von Gustls Gedankenmonolog. Selbst die Beleidigung, welche der thöricht von Gustl gereizte Bäckermeister dem entwaffneten Offizier an den Kopf schleudert, erfahren wir nur aus Gustls Gedanken, die für den Leser eben die Mundstoffarm annehmen. Freilich hätte Schnitzler dabei besser gethan, Gustls Gedankenspinne etwas abzukürzen. Im Verhältnis zu dem knappen Inhalt und zu der gewählten Form ist die Novelle zu lang erachten trotz des unwählig frischen Tones, der in jedem einzelnen Zuge lebensvollen Lebensausdruck.

Die unbedeutende Lebenssubjectivität in jener einzelnen Person wie in dem greifbaren Milieu des ganzen kleinen Städtchens leistet uns auch in dem Roman „Frau Bertha Garlan“. Schnitzler hat sich auch im Roman auf eine einfache Handlung beschränkt. Ohne Liebe hat Frau Bertha nach Aufgabe ihrer Jugendhoffnungen auf eine Künstlerlaufbahn ihren braven Bibliothekbeamten, aber in der jungen Witwe wächst immer unabweisbarer die Sehnsucht hervor, auch einmal etwas zu erleben. Das Bild eines einsamen Kameraden, der innerlichen ein brauner Gefährte geworden ist, und welcher in ihr lebendig, ist nicht die Zukunft zu Wege, die sich den Verzweifelnden ist der Leutnant, in der Bertha den Helfer ihres Lebens finden möchte, nur eines von seinen vielen galanten Abent-

Digitized by Google

teuern, und enttäuscht kehrt Bertha in ihren engen Philisterkreis im kleinen Landstädtchen zurück, während ihre Freundin sich vergiftet, um den eingetretenen Folgen ihrer Liebesabenteuer zu entgehen. Wir wüssten dem Dichter Dank, wenn er seinen Roman nicht mit einem gar zu normal-physiologischen Vorgang abgeschlossen hätte, wenn wir auch seine ironische Absicht dabei ganz gut verstehen. Frau Gerlan, die zu gerne das hohe Meer der Leidenschaften befahren möchte, hat so gar nichts vom Uebermenschen an sich. Humorvoll lächelnd blickt der Dichter seiner armen Heldin über die Schulter und weiß doch unsere Theilnahme für das arme, thörichte Hascherl zu wecken. Der Humor, der über dem ganzen schwebt, unterscheidet den im einzelnen so wirklichkeitstreuen Roman doch wieder von den meisten naturalistischen Erzeugnissen.

Die scharfumrissenen Augenblicksbilder des „Anatol", „Liebelei" und „Freiwild" haben zur Genüge gezeigt, dass Schnitzler es mit den Vertretern des naturalistischen Dramas in Deutschland wohl aufnehmen kann, während im „Vermächtnis" Anklänge an die Rührseeren des älteren Wiener Volksstückes nachwirken. Allein die Kinderjahre des „jüngsten Deutschlands", in denen dem zielbewussten Dramatiker nur die Gegenwart in Hinter- und Vorderhaus Stoff bieten konnte, sind schon seit einiger Zeit vorüber. Gerhart Hauptmann hat im „Florian Geyer" eine unglückliche, Sudermann im „Johannes" eine erfolgreiche Liebe für das einstens todtgesagte und todtgewünschte historische Drama bethätigt. Schnitzler selbst schweifte bereits im „Bacchus" und dem „Grünen Kakadu" zurück ins achtzehnte Jahrhundert und in die Zeit des Biedermeiers. Aber trotz dieser beiden Einacter musste sein neuestes Drama „Der Schleier der Beatrice" überraschen. Hier war ihm ein großer, kühner Wurf voll und ganz gelungen. Gerade weil ich als Augenzeuge dem Misslingen des Werkes auf der Bühne beigewohnt habe, darf ich das behaupten. Nicht das Werk des Dichters, sondern ganz einseitig die Aufführung trug die Schuld an dem Falle des Werkes. Schnitzlers Drama mit seinem berauschenden Renaissanceefeste im Schlosse des Herzogs von Bologna erfordert die höchste Pracht der Ausstattung. Im Schauspiele des „Vereinigten Breslauer Theater" herrscht eine Sparsamkeit, dass auch das unbedingt Nothwendigste der Ausstattung nicht hergestellt wird, und eine so unerschütterliche Gleichgiltigkeit gegen die Tragödie, dass selbst das Vorhandene nur der Oper vorbehalten bleibt. Noch schlimmer aber war es, dass für die Rolle der Beatriee, mit der das Stück steht und fällt, nicht eine von den beiden, zwar auch nicht passenden, doch immerhin noch möglichen Darstellerinnen gewählt wurde, sondern eine Schauspielerin, die von vornherein spielte, weil sie glaubte, zu wissen, wie Beatrice zu spielen war. Aber auch sonst gute, ja ausgezeichnete Kräfte versagten infolge einer gänzlich unfähigen Regie an jenem Unglücksabend derart, dass man Zutrauen zu dem Werke gewinnen musste, welches selbst durch eine solche unverantwortliche Misshandlung nicht in allen Scenen zugrunde gerichtet werden konnte.

Ein psychologisches Problem steht auch hier im Mittelpunkte. Der kluge und lebenskräftige Herzog Bentivoglio selbst fragt an der Leiche des Dichters Filippo Loschi erschüttert:

„Was bist du für ein Weiser, Beatrice?...
Warst du nicht, Beatrice, nur ein Strauch,
Das mit der Krone spielte, weil sie glänzte,
Mit einer Dichters Seel', weil sie voll Raubtier,
Mit einer Jünglings Herzen, weil's die gut
Verschenkt war... So nannten wir dein Thun
Bering und Arzel — und du warst ein Kind!"

Wir dürfen vielleicht eher sagen, seelenlos wie eine Undine erscheint uns die leichtsinnige Tochter des verrückten Bauers und der buhlerischen Mutter. Widerstandslos als ein echtes Naturkind, jenseits von gut und bös, gibt sie sich instinctiv ohne jede Berechnung dem jeweiligen Eindrucke hin. Die phantasievollen Reden des Dichters und die ernsten Ermahnungen des Bruders, der Glanz der Herzogskrone, von Bolognas schönstem Manne ihr geboten, und die Erinnerung an Loschis glühende Zärtlichkeit beherrschen sie jeweils so vollständig, dass sie, ohne an anderes zu denken, sich rückhaltlos dem reinen Eindruck hingibt. So handelt dies rein sinnliche Weib stets nur im Instinct, bis sie endlich, von dem Herzog an Loschis Leiche gezerrt, zu spät zu eigener Seelenthätigkeit erwacht. Es ist ein wunderbarer Charakter, den Schnitzler in diesem Kinde geschaffen hat und mit ebenso viel Phantasie als dramatischer Technik hat er um Beatrice den Schleier seiner Handlung gewoben. Zu eine ein zige Nacht hat er die Shakespeare'sche Fülle seiner poetischen Gestalte zusammengedrängt. Cäsare Borgias im Jahre 1501 vergeblich unternommener Ausfall auf das von Bentivoglios scheerischer Bologna der Schnitzler die schmale, geschichtliche Grundlage, aus der er sein lebenspulsirendes Drama aufbaute. Wie ein Weltuntergang breitet den von Borgias und Neapels Scharen eingeschlossenen Bayohnern Bolognas vom Herzog bis zum letzten Krämer herab der nächste Morgen, und unser glühender will in dieser letzten Nacht die Lebenslust auskaufen. Es sind die Sommertage der Renaissance, die Zeit einer gewaltigen Nationalkunst, wirklichen Uebermenschen, die in Kunst und Liebe, Hass und Machtgier stets bis ans äußerste gehen. Noch in Niedergänge jener großen Geschichtsepoche sehen wir es in Benvenuto Cellinis Lebensschilderung, die kein Geringerer als Goethe seiner Uebersetzerthätigkeit wert achtete, von welch blinder Macht der Leidenschaft jene italienischen Künstler und Tyrannen, Frauen und Päpste des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in jähem Lebensdrang dämonisch hingerissen wurden. Solch Wirbelwind allverzehrenden Verlangens hat auch den Dichter Filippo Loschi beim ersten Anblick der sechzehnjährigen Beatrice Nardi ergriffen. Freundschaft und Vaterstadt, die Ehrerbietigkeit gegen seine edle Braut, ja selbst seine geliebte Kunst, alles will er verraten, um mit jenem Kinde zu fliehen, zu leben, zu lieben! Nicht die wirkliche Beatrice Nardi liebt er aber, sondern das Geschöpf, zu dem er selber sie umgedichtet hat. Filippo ist der Phantasiemensch, der Dichter, der nicht das wirklich Vorhandene sieht, sondern je nach der Stimmung des Augenblicks die Wirklichkeit mit seiner Einbildungskraft umschafft. Allein eben weil er um die gemeine Wirklichkeit der Dinge zaubergleich den Wohlglanz der Dichtung zu weben weiß, wirkt Filippo auf alle, die sich ihm genaht, so unwiderstehlich hinreißend, dass sie ihn nie mehr vergessen können. Der Herzog ist von seinem Leib ergriffen, und dem kühnen Grafen Andrea Fantuzzi sinkt das Schwert, das er gegen den an seiner Schwester Frevelnden erheben sollte. Die florentinische Courtisane will nach ihm keinem andern mehr gehören, und Beatrice, die er von sich gestoßen, stiehlt sich als des Herzogs Braut aus dem Palaste, um noch einmal an Filippos Worten sich zu berauschen. Er hatte die Geliebte fortgestoßen, weil sie durch Erzählung ihres ehrgeizigen Traumes, ohne es auch nur zu ahnen, dass sie Liebes that, seine Phantasiekraft beschleckt, vernichtet hat. Nun ist der Traum Wahrheit geworden, als des Herzogs ehelich Gemahl hat sie die Burg der Bentivoglios betreten. So steht das Kind zwischen dem Dichter und dem kraftvoll in der Wirklichkeit wurzelnden edlen Fürsten. Filippo flieht freiwillig aus der Welt, die ihm nicht an das Maß seiner Phantasie zu reichen scheint; der Herzog will vor dem drohenden Schlachtenmorgen für sich und ganz Bologna das Leben in Schönheit auch in ungezügeltem, maßlosem Verlangen genießen. So hat er sich die schönste Tochter des auf seine schönen Töchter so stolzen Bolognas angetraut für diese eine Nacht, ehe das Schwert des Borgias dem nach Leben und Genuss Dürstenden für immer allen Durst stillen soll. „Das Leben ist die Fülle, nicht die Zeit," mit dem Rufe zieht er eher befriedigt als klagend zum letzten Kampf aus. Allein selbst dieser fürstliche Uebermensch vermag Beatrice nicht zu wecken; von ihm flieht sie zu ihrem Dichter und findet doch wieder nicht den Muth, mit ihm zu sterben, um dann endlich an seiner Leiche die Ruhe im Tode zu finden.

Ein gewaltiger Shakespeare'scher Zug geht durch das ganze von Kraft und Leben glühende Werk. Man wird nicht ängstlich abwägen, ob der Dichter nicht doch etwas viel in die eine Nacht gepresst hat. Nicht um Boileau'sche Einheit der Zeit war es ihm zu thun, sondern gerade aus der drängenden Enge der Zeit wollte er das Uebermaß des Lebensbegehrens hervorglühen lassen.

Vielleicht hätte eine düstere Lagerscene in Borgias Zelt, die uns die dämonische Macht des Fürchterlichen und Unerbittlichen unmittelbar, nicht bloß aus den Schreckensrufen der Bolognaer Bürger vorgeführt hätte, die Wirkung noch erhöht. Aber auch so wie das Werk nun im Drucke vorliegt, erscheint es als eine der bedeutendsten dramatischen Schöpfungen, welche die letzten Jahre in deutscher Sprache entstehen ließen.

Breslau. Max Koch.

Willy.

Henry Gauthier-Villars, Willy und D'Ouvreuse, das sind drei Namen für den gleichen Schriftsteller. Der erste ist der wirkliche Name, den man auf historischen Monographien und unter den ernsthaften musikalischen Artikeln des „Echo de Paris" und der „Revue Universelle" liest. Das Pseudonym Willy diente zuerst für kleine Humoresken und seit einigen Jahren für satirische Romane, deren bis heute vier vorliegen, „Maîtresse d'Esthète", „Un vilain Monsieur", „Claudine à l'École" und „Claudine à Paris". L'Ouvreuse endlich ist das Pseudonym des Pseudonyms. Gauthier-Villars, der schon damals Willy hieß, nahm es vor etwa fünfzehn Jahren an, als Lamoureux seine Concerte im Sommercircus abhielt und er in „L'Art et la Vie", einer ephemeren Zeitschrift jugendlicher Literaten, darüber Bericht erstattete. Er hüllte sich dabei in den Mantel eines doppelten Pseudonyms, weil er nicht nur die Musiker, sondern auch das Publicum einer scharfen und ziemlich indiscreten Kritik unterzog. Diese Kritik war und ist auch heute noch, wie die Gauthier-Villars in den Concertberichten des „Echo de Paris" fortsetzt, je persönlich als möglich, aber sie ist nicht verletzend, weil sie mit übermuthigem Humor und einem erstaunlichen Aufwand von Vorspielen gewürzt ist und schließlich doch auf wirklichen Sachkenntnis beruht. Die Maske der Legendschließerin des Claque circus, dass ist der Sinn des Pseudonyms, wurde so soviel bestaunt, klatschen, dass viele Leute anfangs darauf schworen, die Lorbeere sei zwar viel zu gebildet, um wirklich mit

Digitized by Google

einer roth behänderten Haube auf dem Kopfe Ueberzieher zu verwahren und Schemel zu vermeiden, aber es müsse doch eine weibliche Feder sein.

Von den Romanen Willys fällt der erste, „Maîtresse d'Ethelet", noch ganz in die Manier der Ouvreuse, denn er ist in der Hauptperson, der ungebildeten Concierge-tochter von Montmartre, die sich durch natürliches Anpassungsvermögen zur Muse einiger überspannter Künstler und Literaten aufschwingt, nur zu sehr der Wirklichkeit abgelauscht. „Un vilain Monsieur" war ebenfalls nur eine behaglich ausgesponnene klatschhafte Anekdote. Ganz anderer Natur sind dagegen die beiden Bücher, deren Heldin die vielseitig gebildete, aber unerzogene oder vielmehr selbsterzogene Gebirtentochter Claudine ist. Der Ton ist zwar auch hier fast durchwegs humoristisch, er wird sogar oft genug äußerst pikant und auch die alte Vorliebe für Wortspiele ist nicht ganz verschwunden, aber Claudine ist nichtsdestoweniger ein origineller, streng durchgeführter Charakter und die Einzelzüge ihrer Geschichte sind voll der feinsten Beobachtungen, die nicht aus andern Büchern, sondern offenbar aus dem Leben selbst geschöpft sind. Claudine ist eine neue Varietät des unabhängigen jungen Mädchens, das, in der französischen Literatur lange verkannt, seit einigen Jahren ein beliebtes Romanproblem geworden ist. Im ersten Buche ist Claudine eine Art Dorfprinzessin. Durch die Schneefenstern ihres Vaters, der das mütterliche Kind fast ganz einer treu ergebenen, aber bäuerisch ungebildeten Amme überläßt, wird sie in das Landstädtchen Montigny verschlagen und besucht dort eine höhere Mädchenschule, deren Sitten und Unsitten sie selbst in einem Tagebuch beschreibt. Da Claudine weder in ihrem verbohrten Vater, noch in der Amme, noch in ihren gesellschaftlich tiefer stehenden Mitschülerinnen geistigen Anhalt findet, so ist die etwas veraltete Tagebuchform, die auch in „Claudine à Paris" festgehalten wird, wenigstens einigermaßen motiviert. Die Schulverhältnisse, Claudinens „bête noire", interessiert nicht nur mit einem Schulinspektor, der ein politischer Streber ist, sondern auch mit einer hübschen Unterlehrerin, für die sie eine verdächtige Zärtlichkeit entwickelt. Ebenso lasterhaft angelegt ist Luce, die jugendliche Schwester der Unterlehrerin. Sie sucht ihre Zärtlichkeit der pikanten und munteren Claudine aufzudrängen, wird aber von ihr regelmäßig geprügelt. Luce liebt aber auch die Prügel mehr als die Gleichgiltigkeit. Im zweiten Bande finden wir Luce als Maîtresse ihres reichen Pariser Onkels wieder.

„Claudine à Paris", die übrigens auch allein sehr gut verstanden und gewürdigt werden kann, ist insofern das genaue Gegenstück zur „Claudine à l'Ecole", als hier ebensoviel von der verdächtigen Zärtlichkeit des reizenden, etwas mädchenhaften Vetters Marcel für seinen romantisch düsteren Freund Charley die Rede ist, wie dort von den Gefühlen der Directorin. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht von der Unsittlichkeit dieser Romane gesprochen, obschon es Gauthier-Villars durchaus vermieden hat, schlüpfrige Scenen direct zu schildern. Claudine führt immer die Feder, und sie ist bloß eine Zeugin dritter Hand, die ihre Beobachtungen mit den Früchten einer an keine Schranken gebundenen Romanlectüre combiniert. Claudine nimmt auch ein sehr moralisches Ende. Sie heiratet den verwitweten Vater des von seiner einfältigen Großmutter verzogenen und vom Freunde Charley corrumpierten Knaben Marcel, nachdem sie durch einen unglaublich großmüthigen Vorschlag ihre volle Unabhängigkeit von allen Vorurtheilen und ihre Uneigennützigkeit dargethan hat. Da nämlich der egoistische Marcel seiner Cousine vorwirft, sie werde als Stiefmutter sein väterliches Erbe verkürzen, macht sie dem Vater des schmierigen Jungen allen Ernstes den Vorschlag, ihm bloß als Maitresse anzugehören. Dieser hält aber sofort bei dem in seinen Schnecken aufgehenden Gelehrten um Claudinens Hand an, und sie wird ihm ohneweiters zugeworfen. Marcel wird, wie sein eigener Vater sagt, fürs erste seine ganze Großmutter aussitzen können, deren Schwäche an seinen Verirrungen schuld ist. Charakteristisch für den Gesammton ist aber immerhin das freche Schlußwort der guten Amme: „Du hast recht, den Großen zu nehmen. Du bist immer noch Zeit, wenn dir die Ware nicht gefällt, dir auch den Kleinen zuzulegen!" Diese Amme spricht nämlich von menschlichen Liebesverhältnissen genau so, wie von denen ihrer Katze. Die Katze Fanchette ist übrigens so genau und so liebevoll gezeichnet, daß sie den Leser, der an den moralischen Auswüchsen der Menschen Willys Anstoß nehmen sollte, mit dem geistreichen Verfasser wieder versöhnen wird.

Paris. Felix Vogt.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Im Kampf um die intensive Handelspolitik hat der Stuttgarter Stein im „Neuen Wiener Tagblatt" seine Stimme vernehmen lassen. Wir heben nicht diese Jubiläumsrede von der Begabung und dem weiten Blick eines Volkswirthes, und seine Anerkennungen sind auch dann beachtenswert, wenn man vermuthet, daß die eigentlichen Beweggründe die Bevorzugung der allgemeinen Handelspolitik im engeren Vereine der Interessen der von ihm repräsentierten Industrie-Zweige gegenüber einer im zweiten Falle eintritt für die Schutzzollpolitik à outrance, wie sie in dem neuen deutschen Zolltarif ihren Ausdruck findet, ein. Darüber, daß die vom Fürsten Bismarck im Jahre 1879 inaugurierte Zollpolitik der deutschen Volkswirtschaft zum Vortheile gereicht hat, ist man heute so ziemlich einig. Indes der sichtbarste Aufschwung Deutschlands fällt in die Zeit der Ermäßigung vieler Zölle, und vor allem der Getreidezölle seit 1892, und schon aus diesem Grunde beweist die zugegebene Zweckmäßigkeit der Bismarck'schen Zollpolitik nichts für die nun geplante ausgiebige Erhöhung der Zollsätze, und speciell der Agrarzölle. Auch ist es noch keineswegs ausgemacht, daß den Schutzzöllen der wesentlichste Antheil am Aufschwung zukommt, und wenn Herr Wittgenstein in dieser Beziehung mit den Vereinigten Staaten und Deutschland kommt, so wäre ihm zu antworten, daß sich England beim Beginn dieses Jahrhundert sehr wohl befunden hat ohne jeden seiner heute hohen Schutzzölle in der Entwickelung zum mindesten nicht gleichen Schritt hält. Die bloße Sicherung des inländischen Marktes, auf welche Herr Wittgenstein hinarbeitet, genügt eben durchaus nicht, um den Unterschied der zur Herstellung der Produkte nöthigen Arbeitsquantum auszugleichen, in welchem er gewiß mit vollem Recht eine wesentliche Ursache der Ungleichheit der Lohnhöhen, der Consumfähigkeit und des Wohlstandes der Völker erblickt. Kann man also Herrn Wittgensteins Argumente, so interessant sie sind, nicht als beweiskräftig für die Erspriesslichkeit des deutschen Zolltarifentwurfes anerkennen, so geht dies noch weniger für die von ihm vorgeschlagene österreichische Zollpolitik. Herr Wittgenstein erklärt sich als überzeugter Verfechter der Trennung der österreichisch-ungarischen Zollgemeinschaft. Das ist eine neue Note in der österreichischen Industrie. Bisher haben nur einzelne der tüchtigen Wirtschaftspolitiker Oesterreichs die Ansicht vertreten, daß eine Trennung des gemeinsamen Zollgebietes und die Errichtung von Zollschranken zwischen den beiden Reichshälften nicht so schreckhaft sei als gemeiniglich angenommen wird und jedenfalls der geschlossenen aller ungarischen Activationen vorzuziehen sei. Schon bei den Kampf um Ungarn um einen günstigen Zoll- und Handelsvertrag ist es gut, wenn unsere Industriellen die Furcht vor der Trennung verlieren, wenn sie sich auch kaum die Begründung des Herrn Wittgenstein zu eigen machen dürften. Herr Wittgenstein erklärt, daß die österreichische Landwirtschaft in ihrer Entwickelung und Culturintensität durch die Concurrenz Ungarns gehemmt worden sei. Die Hebung der Lebenshaltung und Consumfähigkeit der 12 Millionen Landbevölkerung aber und damit die Hebung des inneren Absatzes sei für die österreichische Industrie viel wichtiger, als die Pflege des ohnedies unaufhaltsam zurückgehenden Exports an Industrieproducten nach Ungarn. In dieser Gegenüberstellung des Exports gegenüber dem inneren Markte begegnet sich Herr Wittgenstein mit den an dieser Stelle stets vertretenen Anschauungen. Die Frage ist nur, ob die Loslösung Ungarns und die Einführung von Agrarzöllen und die dadurch bewirkte Verbauerung der Westhälfte die bisher so minimale Consumfähigkeit unserer Massenbevölkerung wirksam zu heben vermag. Und da sind berechtigte Zweifel stattlich. Ein großer Theil unserer Bauern ist Getreideverkäufer, nicht Getreideverkäufer. Ein Parcellenwirthschaften in Galizien hilft der Getreidezoll ebensowenig als den armen Alpenbauern und Weidebesitzern in den Alpenländern. Nur die größeren und guten Grundbesitzer werden davon profitieren. Und ob deren erhöhter Profit auch zur Erhöhung der Löhne und der Lebenshaltung der von ihnen abhängigen Landbevölkerung führen würde, ist durchaus nicht ausgemacht. Gerade Herr Wittgenstein hätte alle Ursache in dieser Hinsicht nicht allzu optimistisch zu sein. Als es sich darum handelte, von den so hoch gelegenen Getreidezöllen der nahen Industrie auch den Kohlenarbeitern ihren Theil zukommen zu lassen, da waren es die intimsten Freunde des Herrn Wittgenstein, welche sich dem auf das entschiedenste und leider zum großen Theil siegreich widersetzt haben. In der Praxis sieht die Behandlung des Problems der wirtschaftlichen Entwickelung durch Herrn Wittgenstein und seine Freunde also ganz anders aus, als in der Theorie. Und wir fürchten, daß das auch bei den Großgrundbesitzern der Fall sein würde, so daß die Einführung der Agrarzölle wohl die Vertheuerung der Lebensmittel wie in Deutschland, nicht aber die entsprechende Erhöhung der Löhne und der Lebenshaltung der Landbevölkerung, also auch nicht die Zunahme des Absatzes der Industrie und die Vermehrung des Einkommens jedes einzelnen zur Folge haben würde. Und darum scheint uns — ob nun die Entwickelung zur Ansicht haltung oder zur Trennung des gemeinsamen Zollgebietes führen mag — die Begründung des Herrn Wittgenstein für österreichische Agrarzölle wenig beweiskräftig.

*

Die Oesterreichisch ungarische Bank bringt Goldmünzen in den Verkehr. Die Wiener Presse, welche gewohnt ist, jede Etappe in der Valutaregulierungsaction als eine große That zu begrüßen, hat dies auch bei diesem Anlaß gethan. Auf die Bevölkerung, welche noch niemals Bloß im Verkehr gesehen hat, mag die Möglichkeit, Gold statt Zahlungsmittel zu verwenden, in gewissem Sinne ein Ereigniß sein, darüber hinaus kommt dem Beschluß der Bank keine besondere Bedeutung zu. Ueberhaupt ist die ganze Valutaregulierungsaction nur in den Augen der Presse ein wundervolles Kunstwerk. In Wirklichkeit bestand sie in nicht viel mehr, als daß eine Bank durch Ankäufen und Verkäufen ihrer Devisen Gold aus dem Auslande beschaffen, welches zur Bedeckung der Banknoten hinterlegt wurde, mit denen die Staatsnoten eingelöst werden. Dann mußten Regierung und Parlament übergangen werden, wenn nur energisch mit Gewalt gehandelt, dabei eine entschlossene Haltung, welche die Presse und den Wallenstein Antipathie der Parlamentarier doch noch mindestens zwei Jahre entfernt ist, das wird sich erst zeigen. Das Bewirken wird sich erst rächen, wenn sich ein unabsehbarer Theil des Volkes thatsächlich des nur Annahme der Barzahlungen im Besitze erst. Die eingetretenen Schwierigkeiten aber werden sich sicherlich, wenn der Barzahlungen aufgenommen

Digitized by Google

sind. Dann wird eine vernünftige Wirtschafts- und eine vorsichtige Budgetpolitik nöthig sein, damit man zwischen den zwei Gefahren, dem Schwinden des Goldschatzes und dem Wiederauftreten des Goldagios auf der einen Seite und einem hohen und stark wechselnden Banzinsfuß auf der andern Seite, glatt hindurchkommt.

* * *

Der Oberste Gerichtshof hat vor wenigen Tagen in einem Börsendifferenzgeschäfte entschieden, daß das von dem Commissionten erlegte Depot als hinterlegter Wettpreis anzusehen ist und als solcher im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht zurückgefordert werden kann. Der Oberste Gerichtshof begründet seine Entscheidung sehr richtig damit, daß eine entgegengesetzte Auslegung gegen Treu und Glauben im Verkehre verstoßen und den unredlichen Vertragstheil in die Möglichkeit versetzen würde, Spielgewinne entgegenzunehmen, Spielverluste aber auf den Vertragsgegner zu überwälzen. Es ist noch nicht lange her, daß die Oberste Gerichtshof die entgegengesetzte Entscheidung gefällt und etwa erklärt hat, das Depot sei nicht als Spieleinsatz anzusehen, müsse daher zurückerstattet werden, und jeder Versuch, diese aus öffentlichen Rücksichten erflossene, zur Eindämmung des Börsenspieles bestimmte, zwingende Rechtsnorm zu umgehen, müsse entschieden zurückgewiesen werden. Man wird nicht behaupten können, daß solche diametral entgegengesetzte Entscheidungen, welche den Aufbau der Processe an einem reinen Lotteriespiel machen, den Respect vor der Justiz erhöhen. Ob die diesmalige Entscheidung nun der zufälligen Zusammensetzung des Senats zu danken ist oder ob thatsächlich, was zu wünschen wäre, eine Aenderung in den Anschauungen unserer obersten Justizbehörde über den Differenzeinwand eingetreten ist, das muß abgewartet werden. Zu dieser Stelle ist wiederholt ausgeführt worden, daß das Recht der Rückforderung der Depots, wie die Zulassung des Differenzeinwandes überhaupt nur demoralisierend auf Publicum und Börse wirken muß. Darum ist es besser, von der Sanction des Vertragsbruches, dieser ebenso unsoliden als abgenützten Waffe gegen das Börsenspiel, überhaupt abzusehen und zu trachten, den angestrebten Zweck auf andere Weise zu erreichen.

* * *

Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierte Frau Fleischer Edel als Elsa und Margarethe. Sie erwies sich als eine ganz tüchtige und routinierte Künstlerin, die aber nach keiner Richtung hin eine hervorragende Leistung bot. Für unsere Oper sind ihre Stimmmittel etwas zu schwach. Die Schwerfälligkeit, mit der sie sich in leidenschaftlichen Momenten bewegt, die Vorsicht, mit der sie in höhere Stimmlagen aufsteigt, lassen vermuthen, daß Frau Fleischer austrengenderen dramatischen Partien kaum gewachsen ist. Wir haben die Margarethe von unseren Kräften oft besser gehört, immer aber den Mephisto besser als diesmal von Herrn Bertram. A. B.

* * *

„Ein Fallissement", das bekannte Börsenspiel'sche Drama, ist die Geschichte eines schwindsüchtig reichen Kaufmannes, der über die schwebenden Differenzen zwischen Soll und Haben nicht ehrlich Bilanz zieht, sondern mit schwerhehlen Ziffern, mit neuen Credit, mit Plänen, mit Hoffnungen, sich darüber hinwegzutäuschen sucht. Gleichzeitig aber ist es auch ein feines Charakterbild, der feinerlei nicht eine einzige falsche oder auch nur ungenaue Farbe in unserer geschäftlichen oder gesellschaftlichen Bilanz dulden will. Zwei Gegensätze also, ein phantastischer Kaufmann und ein nüchterner Dichter, treten einander gegenüber und kämpfen den dramatischen Kampf in diesem Stück. Die Abrechnung geschieht im zweiten Act. In dem Kaufmann aus Comptoir kommt ein Advocat, ein Bevollmächtigter der Banken, deren Geld der Großhändler entlehnt, und nimmt ihm auf listige Weise ein Inventar seiner Besitzes ab. Der elegante, verwöhnte, eitle Speculant glaubt damit bloß eine seiner vielen gesellschaftlichen Formalitäten zu erfüllen, aber nun sieht ihm der unheimliche Gast näher an den Hals. Nun weist er ihm Stück für Stück die Baarlosigkeit seiner Activen, die Höhe seiner Passiven nach. Nun zwingt er ihn zur Bankrotterklärung. Mit diesem virtuos durchgeführten Act ist der letzten, unbeirrbaren, meistersicheren Verstandes- und Gewissenhaftigkeit in der dramatischen Hohepunkt des Stückes erreicht. Damit aber auch der Höhepunkt des dichterischen Interesses. Eine constructive, äußerliche, stückische Lösung des Conflictes im Familienkreise schließt sich an. Hier im zweiten Theil verfügt der Autendichter, der geniale Bühnentheaterschreiber Byronjun. Hier verfolgte er zumindest damals noch, als er das „Fallissement" schrieb, vor 5 Jahren: der Fraser aller schwankarm Werke im Comptoir und Salon, der mit dem unerbittlichen Advocaten ein Stück von sich auf die Schaubühne stellte, war als Dramatiker damals selber noch ganz frei von solchen Mängeln. Damals? Seitdem hat er „Abhorreno" und manches andere auch künstlerisch Fehlerhafte geschrieben. Das Deutsche Volks-Theater gab die zwei Acte des Stückes mit voller einer vorzüglichen Verwandlung für fünf aus, wogegen nichts zu sagen wäre. Aber das ist nur das, da auch die ganze Eigenart seiner Dramatik schon entschieden Nachahmung fand. Hier ist der Act, der [illegible] Advocat [illegible] Comptoir [illegible] Inventar [illegible] Stück [illegible] Bankrotterklärung [illegible] Conflictes [illegible] Familienkreise [illegible] Stück [illegible] Dramatiker [illegible] Stück [illegible] Nachahmung [illegible]

Bücher.

Die Erste Sammlung. Erste öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen. Zürich, Danzenberg & Cie., 1900.

Das Schriftchen, das [illegible] auf dem Gebiete der Volksbildung schon [illegible] Dienste [illegible] Lesestoff für den [illegible] öffentlichen Bücher [illegible] Bibliothekare [illegible] Anregungen [illegible] Institutes für Gemeinwohl [illegible] Schweiz [illegible] England, Oesterreich-Ungarn [illegible]

Digitized by Google

kommungen ein. Schwankend und unsicher dialogisiert auch Herr Eppens, der den Kaufmann gab. Aber für seine weit schwierigere Partie verdient er unter allen Umständen auch den größeren Dank. Im ersten Theil verdarb der sonst ausgezeichnete Herr Brandt die Stimmung.

Alfred Gold.

* * *

† Ich habe mir ein gläubig und unverdorbenes Gemüth bewahrt und zweifle nicht an der Existenz ungeheuchelter, katholischer Leute, die mit glaubensstark und eifrig sind, will ich der Oeffentlichkeit und dem Verkaufe des Leitmeritzer und Reichenberger Tagesblattes, daß bei diesen Anlässen von allem eher denn von Politik gesprochen wird. Da sagte einer der Redner: „Dem katholischen Oesterreich dankt die ganze abendländische Welt die Stellung und Erhaltung ihrer christlichen Cultur." Das ist doch lediglich volksthümliche Geschichtsforschung; volksthümlich, weil sie, ohne jedweden Beleg, ohne Daten und Beweisen, sie jedermann leicht faßlich ist. Ein anderer Redner führte aus: „Glaubt mir, liebe Freunde, Gott ist ein gar fürsorglicher Gärtner und verhüte dementsprechend bei seinen Schöpfungswerken. Die thierischen Instincte der gefallenen Menschennatur wurden ebenso viele Organe dämonischer Heimsuchungslust und teuflischen Vernichtungsdranges." Ueberlich daraus: „Und das Kind, dieses herzige Pfand der Gattenliebe, ist es nicht wie eine junge Pflanze, dürstend nach Licht und Luft, von oben? Lerute es daheim nicht Zucht und Gottesfurcht, dann wächst es auf wie ein leblose, dorniger Strauch. Sieh die junge Brut eines Otternpaares, welche solche Knaben und Mädchen des Unterhauses verlassen." Auch hier ist keine Spur von Politik. Der fürsorgliche Gärtner, der seine Schöpfungswerke mit thierischen Instincten versieht, sowie die jungen Pflanzen, die wie eine Geierbrut das Nest verlassen, sollen lediglich beweisen, daß Thier- und Pflanzenwelt ein organisches Ganzes bilden. Wenn aber ein Redner ausruft: „Die Protestanten, die mit ihrem Christenthum bankerott wurden, wollen auch uns bankerott machen" — so ist dies nur der Schmerzensschrei eines fürsorglichen Geschäftsmannes, eine Abwehr „unlauteren Wettbewerbes". Rein obiologische Studien und Vorführungen sind es, wenn ein Redner conjubiliert, daß die „Los von Rom"-Bewegung nicht genügend verlaufen ist, was aber bald eine Wendung nehmen könne. Und nun gar die Worte des Leitmeritzer Vorsitzenden: „Ihr christlichen Frauen schneidet eher das Tischtuch entzwei, ehe Ihr Eure Männer abhalten lässt!" Harmlosere, unpolitischere Aeußerungen gibt's da gar nicht! Das ist nicht einmal eine Vorlesung über die Heiligkeit und Unlösbarkeit der Ehe — das ist schlankweg eine Familienangelegenheit. Und wie mit der Familie, hat man sich auch mit der Allgemeinheit befaßt. Beweis dessen der Ausspruch: „Die ganze wesentliche Gesellschaft liegt über die schlechten Zeiten und das herrschende Elend, und das mit Recht. Es werden auch die Mittel der Reformirung und der Wiedergesundung gesucht. Es gibt aber nur ein einziges Mittel und das ist: Christus." Dies ist eine — ausschließlich unpolitische — Lösung der socialen Frage.

* * *

† Die Geheimpolizei ist ein lieblich und bescheiden Ding. Sie strebt nicht nach der Bewunderung der Oeffentlichkeit und waltet im verborgenen. Höchstens, daß sie und in der Form tragend eines „Mißgriffes" ein Lebenszeichen gibt. Sonst wissen wir nur, daß sie nicht und aus Detectives und Considenten besteht. Von den letzteren hat Buttlauer im parlamentarischen Leichenhause einmal ausgeplaudert, daß sie gewöhnlich in die Classe der Nichtgentlemen gehören. Das ist begreiflich, denn ihr Amt — die ersten Spuren eines begangenen Verbrechens oder eines verlosten Missethäters aufzufinden und sie dann dem Detectiv „zur weiteren Amtshandlung" zu übermitteln — bedingt eine große Vertrauensfülle mit den Verbrecherkreisen, denen sie oft selber selbst angehören. Da ist es leicht möglich, daß sie zeitweilig recognoscieren werden, oder eine „gute Idee" selbst ausführen. Es ist daher auch begreiflich, wenn die Detectives ihre Hilfsorgane unter Polizeiaufsicht stellen, sie schaes beobachten. Und so kam, daß eines dieser „Organe" jüngst sich wegen der Affäre, daß er sich als Landrichter herumtreibe und sich von seiner Geliebten erhalten lasse, vor einen Wiener Gericht zu verantworten hatte. Doch der Beschützer — ein Detectiv — mußte angeben, daß der Angeklagte als Polizeiconsident einen Erwerb habe, und daß er ihnen wusste. Ja, er mußte sich von dem Angeklagten den Vorwurf gefallen lassen, die Angeklagten aus „Neid" erzeigt, weil er — der angeklagte Consident — anderen Detectives die schönsten Einbrecher für kaut bis sechs Gulden zuschanze und nicht auf den Antrag des Beschützers eingegangen sei. Der Angeklagte wurde freigesprochen und auch für den Detectiv hatte die saubere Beschuldigung keine Folgen. Der Verlauf der Gerichtsverhandlung war lehrreich und amüsant. Aber das erschöpft den Vorfall nicht. Ein Detectiv, der aus Concurrenzneid einen Considenten unschädlich machen will — das erzeugt die schönsten Perspectiven und bietet prachtvollen Lesestoff. Sie wär' es, wenn der Detectiv A durch „seinen" Considenten B die Spuren eines Verbrechens verfolgen lässt, deren der Detectiv C mit Hilfe „seines" Considenten D nachgeht? Oder um den Detectiv B eine Blamage zu bereiten, ihn durch seinen Feiger imstitionieren lässt? Und so mit Strasse weiter! Wir empfehlen, den Kampf zwischen den Detectiv und den Considenten — den Arm und den Zeigefinger der Geheimpolizei — auf das Hebet" und „Allerheiligst" zu bringen. Es ist höchst schwierig, [illegible] und gewiß modern Aberdies würde man sich dann auf dem übrigen [illegible] Amtsruhe ein wenig beschaut gen. Und das wäre nützlich!

internommen, um die Einrichtungen der Volksbibliotheken genau kennen zu lernen. Die Frucht dieser Reisen und langjähriger Studien der überreichen Literatur dieses Gebietes liegt nun in einem überaus ausgiebigen, trefflich geschriebenen Buche vor. Es ist durchaus kein trockenes Sammelwerk aller möglichen Daten, wenn es auch in Bezug auf das Thatsächliche das Beste und Reichste ist, was auf diesem Gebiete bisher gesagt wurde; es ist eine zusammenhängende Darstellung der Entwickelung des Volksbibliothekswesens in allen Ländern, beginnt mit Nordamerika, England, dann vor allem Deutschland, und geht dann auf die übrigen Länder Europas und der civilisierten Welt über. Gleich das erste Capitel des Buches: „Ist eine Erhöhung der Volksbildung nothwendig und nützlich?“ ist außerordentlich lesenswert; gerade wir sind es heute mehr denn je nöthig. Capitel über die Volksbibliotheken in Nordamerika, England und auch Deutschland, die von schönen Beispielen freigebiger, großartiger Spender zu öffentlichen Bildungszwecken erzählen, von unserem „reichen Manne“ gelesen würden, der wohl ob und zu, wenn man ihn anbettelt, eine kleine Gabe gewährt, in der Frage solcher Bildungsmittel, wie Volksbibliotheken und Lesehallen, aber himmelweit hinter seinen Glücksgenossen in England und Amerika zurücksteht. In einem weiteren Capitel bespricht der Verfasser die Einrichtung und Verwaltung der Volksbibliotheken und Lesehallen. Bei seiner genauen Kenntnis aller Einrichtungen in England und auf dem europäischen Festlande, bei seinem feinen Blicke und praktischen Sinne, bei seiner wissenschaftlichen Schulung an den großen Bibliotheken Preußens und der Vereinigenommenheit, die ihm nicht jede Einrichtung gut erscheinen läßt, weist sie zufällig englisch oder amerikanisch ist, finden wir daher hier alles, was in diesen Dingen zu sagen ist, jedermann, der auf oder ferne mit derartigen Dingen zu thun hat, wird das Buch in diesem Abschnitte genau studieren müssen. **Dr. J. Himmelbauer.**

Emil Reicke: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Mit 130 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. — Monographien zur deutschen Culturgeschichte. Herausgegeben von Georg Steinhausen VII. — Leipzig, Eugen Diederichs, 1900.

Der Verfasser wird in einem besonderen Bande dieser Monographien ausführlich das Leben und Treiben der Schüler und Studenten in der deutschen Vergangenheit schildern. Es wäre vielleicht besser gewesen, er hätte diese Arbeit zuerst unternommen, da mit der Entwickelung des Studentenwesens ja die Gestaltung des Gelehrtenlebens wesentlich beruht. Was uns aber der Verfasser in diesem Bande bietet, ist sehr gut geschrieben; mit einer umfassenden Literaturkenntnis ausgerüstet, hat er aus dem reichen vorliegenden Materiale gerade das ausgewählt, was den Gebildeten zu erfahren von Wert ist, und eine Schilderung entworfen, die nicht nur belehrt, sondern auch angenehmste unterhält. Er beginnt mit Mitte — zu welchem Zwecke hier als Illustrationen Proben von Rundschriften und von gotischer Schrift eingeschaltet sind, wird wohl manchem Leser unerklärlich erscheinen — dann gibt er ein Bild von den äußerste harte des Grossen, von der Klosterschule, beleuchtet die Entstehung der Universitäten, das Uebergewicht, das während des Mittelalters die Theologie behaupten und das in der Blütezeit des Humanismus zurücktritt, schildert, wie seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die entgegengesetzte Richtung die Herrschaft gewinnt, wie Gelehrsamkeit und Pedanterie und Einseitigkeit lange Zeit den deutschen Gelehrten anhaftet und sie nur sehr langsam sich von diesen Verirrungen zu befreien vermögen. Ein reiche bedeutende Persönlichkeiten sind lebendig charakterisiert. Kurz: der Verfasser bietet uns hier ein sehr verdienstliches Buch, aus dem man viel lernen kann. Auch die Ausstattung ist sehr gediegen, man bemerkt, man merkt doch nicht, wie bei den früheren Bänden der Monographien, so klar die Absicht obschon die Darstellungen von schreibenden Leuten in mehr als genügender Zahl uns geboten werden. Wenn schon auf diese Bilder ein Wert gelegt werden sollte, könnten sie Anfangs bis ans Ende tadellosen Druck aufweisen. So wäre gewiß vieles in der Wiedergabe der interessanten Miniatur, die Woltmann Woermann in ihrer Geschichte der Malerei I. 287) publicieren, erwünscht gewesen. Nun, es scheint nicht den Wünschen des illustrierenden Verlegers zu entsprechen, daß alter Miniaturen zur Veranschaulichung der Monographien verwendet werden, aber allein die Kupferstiche und Holzschnitte des 15. bis 18. Jahrhunderte verwenden, so muß er doch darauf achten, gerade die beiden Abbildungen zu verwerfen. Das Porträt von Martin Opitz (angl. z. B. nichts; da war der Stich von Seyring nach Bartholomäus Strobel zu verwenden. Statt des traurigen Machwerkes, das Opitz als Greis darstellen soll, hatte der Stich von Bause nach Schenks benutzt werden sollen. Eine prächtige Tarstellung des Wiener Recke magnuli-n-, die in Abrahams a Santa Clares Ren eröffneter Welt Gallerie x. Nürnberg 1703) sich findet, durfte sich der Verleger auch entgehen lassen. So ließen sich noch viele Abbildungen anführen, die in dem vorliegenden Bande mehr am Platz gewesen wären, als was uns da geboten wird. Vor allem ist zu bedauern, daß die zahlreichen Stammbücher, die von der zweiten Hälfte des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts reichen, mit ihren so interessanten Bildern nicht benutzt werden; für die Illustrierung des in Aussicht gestellten Studentenlebens würden sie gerade das beste Material liefern. Lobend verdient hervorgehoben zu werden, daß die Zinkographien viel sauberer abgedruckt werden sind. Zwar der Druck nach Turers herrlicher Melancholie ist Bd. 301 sehr schlimm misslungen, doch finden sich in diesem Bande auch manche recht wohl gelungene Abdrücke. Wenn der Drucker wirklich lernt, wie mit solchen Zinkätzungen umzugehen ist, so wird dies den weiteren Lieferungen der Monographien nur von Nutzen sein.

Prof. Alwin Schulz.

Wielands Werke. Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut, 1900. 4 Bände.

Um die „Sermuthen Gedichte“ und die „Singspiele“ vermehrt, durch eine neue, auf der Basis der modernen Wieland-Forschung stehende biographische Einleitung bereichert, mit trefflichen Einleitungen und kommentierenden Glossen versehen, tritt die vorliegende Ausgabe nach drei Decennien das Erbe der von H. Kurz besorgten Edition an. Mit Recht weist der Herausgeber darauf hin, daß jede solche Ausgabe, sobald sie über das Gemeinnützige hinausgreift, subjectiv erscheinen muß; immerhin muß anerkannt werden, daß die Rücksicht auf den Geschmack des Durchschnittslesers nicht zu Gunsten literarhistorischer Belleitäten hintangesetzt wurde. Der Herausgeber hat auf den bei Classikerausgaben üblichen Lesarten-Apparat Naumannsgeb mogen verzichtet — im Handel auf die von ihm verfolgten Zwecke gewiß mit Recht; doch muß auch bei dieser Gelegenheit auf die Nothwendigkeit einer historisch-kritischen Gesammtausgabe hingewiesen werden, wie sie Suphan für Herder, Lachmann-Maltzahn für Lessing, Ester für Heine geschaffen haben. Schon Goethe meinte — Professor Koch hat bereits darauf hingewiesen — das vergleichende Zusammenhalten der einschneidenden Aenderungen, die Wieland in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke vorgenommen habe, würde nicht nur für die Kenntnis seiner Entwickelung, sondern auch für die Entwickelung der ganzen deutschen Literatur in dem langen Zeitraume von Wielands Wirken äußerst lehrreich sein. Das hat durch eine solche Gesammtausgabe erschlossene Verständnis der verschiedungen Lebens- und Geistesmoge, der Irrungen und Wirrungen des Bohemien unter unseren Classikern wurde der Volksthümlichkeit Wielands erst den Boden bereiten. **H. fr.**

Gustav Wied: Die leibhaftige Boxheit. Roman. — Wier Satyrspiele. Novellen in Dialogform. Beides in autorisierter Uebersetzung von Mathilde Mann. Verlag von Albert Langen, München.

Wied hat in Skandinavien trotz seiner Jugend schon einen großen literarischen Namen. Auch in Deutschland wird er ihn sicher haben, dafür bürgen die beiden Bücher, die jetzt gleichzeitig in der Langen'schen Verlage erschienen sind. In den Satyrspielen zeigt er sich uns mehr als Satiriker, scharf, amüsant, geistreich, immer auf einer sehr ergiebigen Jagd nach Pointen und nicht immer ganz über seinem Stoffe stehend, manchmal etwas absichtlicher, auch bitterer, als er gerade sein müßte. Das Buch steckt voll von kleinen Finessen und ist ein Lesebuches für den literarischen Feinschmecker. Aber ganz sättigt es nicht, es hinterläßt doch ein Gefühl, als fehlte einem noch etwas, es preßelt mehr auf der Zunge, als daß es nähre, es lobt im geistigen Verdrennungsprocesse nicht genug innere Wärme an. Es ist ein bischen jugendlich klassisch und darum auch und durch dünisch. Ganz anders, ich möchte sagen, jungermanischer, tritt uns der Dichter in seinem Romane entgegen. Es ist derselbe Gustav Wied, wie in den Satyrspielen, aber er steht auf einem anderen Standpunkt. In diesem herzerfreuenden Buch ist er nicht Satiriker, sondern Ironiker und Humorist. Der Blasiertheit hat sich zu ruhiger Weltweisheit angereift, die Bitterkeit ist geschwunden und hat einem künstlerisch liebevollen Verhältnisse selbst für das Kleinste und Schwächste Platz gemacht. Der Dichter schildert uns in diesem Romane, der eigentlich kein Roman ist, das Leben und Treiben in einem kleinen Nest, einem Landstädtchen, wie eben sich für den anderen interessiert und jeder natürlich seinen Spitzunnen hat. Und dabei es es versteht, auch uns für diese Menge kleiner Leute, die so wenig wichtig sind, zu interessieren, ohne ihre Eitelmeite zu regend welcher Schilderungen aufzubauschen, ist ein gutes Zeichen dafür, wie lebendig und natürlich diese Menschen gesehen und hingestellt sind. Wied schildert gewiß, aber nicht in der prätentiösen und geschickten Art und Weise, wie es heute viele Künstler auf allen Gebieten der Kunst zu thun pflegen. Er vergisst nie, das Stilisieren verschieden heißt, nicht Hinzufügen von aber Häßigem Nebensächlichem, sondern Weglassen alles Unwesentlichen. Er liest die Charaktere auf eine Grundidee und baut sie dann ganz allmählich, ein wenig ecliger und sultiger macht, aber ohne zu carikieren. Damit erreicht er es, daß in diesem Roman jeder Mensch seine eigene Physiognomie hat, an der man ihn sofort wiedererkennt, wenn der Verfasser ihn vorhin auch nur ganz flüchtig mit ein paar Worten gestreift hat. Und doch ist der einzige Uebergang unter allen diesen Kleinstädtern der Zollcontrolleur, genannt „Die leibhaftige Boxheit“. Er ist der einzige, der die heitere Philosophie in sich hat, die den ganzen Roman durchleuchtet, die weise Erkenntnis, daß man Leben und Welt so nehmen soll, wie sie sind, daß es kein Glück gibt, als abhängt, unser Glück von irgendwelchen Menschen zu machen, daß das, warum wir unser Auftreibungen und Entbehrungen kämpfen, nachher, wenn wir es errungen haben, meistens nichts ist. Aber, Du lieber Gott, jeder kann das halten, wie er will. Wer weiß denn, ob er nicht nachher gerade sehr unglücklich ist, das Leben so anzugreifen zu machen? Das ist eben die Freiheit des Lebens. Einer mag sie sich nehmen, der andere leicht, jedenfalls aber wird Wied sympathischer und an seinem Genre bedeutender Roman jedem, der ihn liest, eine Stunde verschaffen, wo er sie leicht nehmen muß, angestreift von dem warmen Humor des Dichters. **Moriz Hahn.**

Eduard Alu: Geschichten aus Sachsen Sieben Juden F. Fontane & Co. Berlin 1901.

Wenn ich den „Neuen Schwabenspiegel“ Alus nur gering einschätzen konnte, so irene ich mich, über viel Besseres zu finden. Jenes Buch wurde ich nur in die Gesellschaft Weihbrechts stellen, unter das Zeichen seiner anspruchsvollen „Phalanx“: jetzt sind eher Jean Paul und der Dieb des „Phantasus“ seine Vorbilder. Denn das Gefühl einer gewissen literarischen Verschwandtschaft wird man auch hier noch nicht los, so sehr man auch ringt. Das Capitel über die Denkmalsteine, die Rede über die Schriftsteller-Vereinigungen, und manches andere, auch das 18. Buch „Gedenkbuch“ verdienten es wohl, in einem Buch von solcher Reinheit der Gesinnung allgemeiner zugänglich zu werden. **R. W. M.**

Gerhard Lindaua Amoor. Das Element. Roman. Dresden und im „Insel“-Verlage bei Schuster und Löffler in Berlin und Leipzig. 1901.

Ich bedauere, das Buch nicht loben zu können. Ich bedauere Dasaufrichtig, weil dem Verfasser sein Werk sicher viel Arbeit und innerlichen Angelegenheit mit gewiß gelegt hat. Es ist ein Buch, das ein Gedenkbuch der jungen Maler ist, ein Buch, das ihnen Freude machen wird, aber vor dem Werke. Tatsächlich Element hat sich nicht in packender und wundlichster

Digitized by Google

Weiße Mar Meßer in seinem „Traum vom Weide“ behandelt. Ductama Knoops Darstellung ist „romanhaft“ im schlechten Sinne des Wortes. Jung Walters Schicksal erfüllt sich schließlich in einer unwahrscheinlichen Malerin Adelheid Terlmeden, in Kürze Leida genannt, die immer an den unwahrscheinlichsten Stellen des Romanes auftritt. Doch ist es nicht genug, daß der unschuldige und harmlose junge Mensch von den Flammen der Liebe böse verlenzt wird, er muß auch noch in einem mit höchst unwahrscheinlichen Mitteln romanhaft herbeigeführten Brande einen schrecklichen Tod finden. Vereinzelte hübsche und wahre Scenen — so die, in der Walter sich der Frau seines Bruders enthüllt — vermögen nicht das im ganzen verfehlte Werk des Verfassers zu retten, dem früher schon Besseres gelungen ist.

Max Lorenz.

Marie Stona: Im Spiel der Sinne. Novelle. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt (vorm. S. Schottländer).

Frau Marie Stona ist keine Verfechterin der Emancipation. In ihren Novellen liegt fast nie das Weib, sondern immer der Mann, wenn er uns auch in mißlungenen und sehr schwachen Exemplaren vorgezeigt werden. Und dieses Bangen des Weibes wird in seinen sinnlichen Instincten begründet, die es auf eine untergeordnete Stufe stellen. Die Frauen in Stonas Novellen geben sich durchwegs als Spielzeug jenem hin, der ihren Sinnen ein wenig zu schmeicheln versteht, und nur das letzte Stück, die „Briefe an einen Todten“, läßt die Rollen vertauschen und den Mann einen Spielball seiner launen sein. Im allgemeinen sind ihre Herren der Schöpfung wahre Erbärmlichkeiten. Nicht etwa schlechte Charaktere, aber eben gar keine: eitel, geistlos, kleinigkeitskrämer, jedes Gemeinmenschen oder Herz und Hirn, aber trotzdem hart genug, ihre weiblichen Opfer zu finden, Frauen, die, wie sie uns Stona schildert, weit himmelhoch über ihren Verführern stehen. Das Buch hat insofe dessen einen äußerst pessimistischen und beschämenden Einschlag und wird am allerwenigsten jene befriedigen, die an eine Steigerung der Geschlechter glauben. Der müde, resignierte Reiz, der über manchen Stellen des Buches liegt, läßt einen wünschen, das Weben seiner Verfasserin, das mit in diesen vier oft etwas skizzenhaft gehaltenen Novellen nicht voll ausgedrückt erscheint, einmal in einem größen, weit ausholenden Werke kennen zu lernen.

Hugo Greiz.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ (Juli). „Werden die Fortschritte der Waffentechnik die Kriege verschwinden lassen?“ heißt der Artikel eines Anonymus, der sich als „ein alter Officier“ unterzeichnet. Man hat oft behauptet, die furchtbaren Verheerungen der modernen Feuerwaffen würden in Zukunft jeden Krieg in kurzester Zeit beenden, wo nicht un möglich machen. Dem stellt der Verfasser eine statistische Zusammenstellung gegenüber, die ergibt, daß in den friedericianischen Kriegen bei Zorndorf und Kunersdorf über 40 Procent aller Gefechtsverluste heim oder verwundet wurden; bei Alpern 38, bei Waterloo 23, bei Leipzig und Inkerman 21 Procent. Dagegen gab es bei Königgrätz nur 7 ½, und in den blutigsten Schlachten des deutsch-französischen Krieges nur 12 bis 16 Procent. Aberdings ist das die Durchschnittsziffer beider schlagenden Armeen, während bei getrennten Aufstellungen auf den Sieger durchschnittlich ein geringerer, auf den Besiegten ein höherer Procentsatz entfällt: aber immerhin ist eine stetige Abnahme der Sterblichkeitsziffer zu oorzeichnen.

„Die Grenzboten“ Nr. 28 und 30 bringen einen Artikel von Hugo Bartels über das britische Parlament. Im Gegensatze zur allgemeinen Anschauung, daß England ein demokratisch regiertes Land sei, behauptet der Verfasser, daß es direct wie indirect unter einer Adelsherrschaft stehe. Da ist vor allem das Oberhaus, das sich, von allen Wahlkämpfen unberührt, aus seinen erblichen Mitgliedern zusammensetzt. Ihren Grundstock bilden die englischen Lords, während die Schotten und die Irländer, obwohl sie theilweise auch alteren und besseren Adel sind, nur vertürzt erscheinen. Es hat im ganzen gegen 500 Mitglieder, die sich aber nur bei sehr wichtigen Abstimmungen vollzählig einfinden; sonst sind seine Sitzungen spärlich besucht, und da die Redner seine Wähler zu fürchten haben zu gewinnen brauchen, so lassen auch die langathmigen Reden mog Behelfs der Charakter des Hauses annehmen. In dieser Hinsicht bedeutet der Oberhaus den festen Punkt im parlamentarischen Leben; der Lord Lanzler verlorrert die höchste richterliche Gewalt unter dem Könige. Meine Vorlage kann ohne Zustimmung des Oberhauses Gesetz werden. Und selbst das Unterhaus ist, trotz seiner bunteren Zusammensetzung, die Domäne der hohen Stände. Schon der Kern einer Partei, die je nach der Lust des Wahler 300 bis 1000 Pfund betragen, lassen nur sehr wohlhabenden Leuten die Erlangung eines Mandates möglich erscheinen. Ueberdies muß der Abgeordnete eine gros seine Tasche haben, will anders dieselben materiellen Vorbedingungen sichert auch der Eintritt des Briefadelsdiplomatischen Mitgliedern und Anhängern seiner Partei die meisten Mandate. So enthielt das im Jahre 1900 gewählte Unterhaus nicht weniger als 47 Söhne von Peers, 57 Baronets, 19 Ritter, zahlreiche Mitglieder des titellosen Landadels und so Weiter. Wie wenig demokratisch die englische Regierung ist, erweist der Umstand, daß alle wichtigen Posten des geheimen Kabinets nur solche aus Adelichen nehmen, die keinen erblichen Titel anhaben. Von allen ernennen Ministern ist nur das allgemeine Stimmrecht der Einführung wirklich nahe gekommen: von 7 Millionen im Jahre 1832 sind die Wähler allmählich auf 8 Millionen der erwachsenen männlichen Bevölkerung gestiegen.

„Revue de Paris“ 1. und 15. August. Gustav Kahn schreibt über Edouard Dujardin's „Abbild“ (s. Nr. 358). Dujardin hat sich in seinem Buch nicht allein mit dem Problem der Form, sondern auch mit dem Problem der Psychologie beschäftigt. Er will die Seele seiner Helden nicht durch Beschreibungen, sondern durch ihre Worte und Gedanken selbst charakterisieren. Dujardin hat sich dabei an Edouard Dujardin's „Abbild“ (s. Nr. 358). Dujardin hat sich in seinem Buch nicht allein mit dem Problem der Form, sondern auch mit dem Problem der Psychologie beschäftigt. Er will die Seele seiner Helden nicht durch Beschreibungen, sondern durch ihre Worte und Gedanken selbst charakterisieren. Dujardin hat sich dabei an

Digitized by Google

fasst, den Chateaubriand von 1824 bis 1827 in den Spalten des „Journal des Débats“ gegen die französische Regierung führte. Bis anfangs 1824 war er unter Ludwig XVIII. Minister des Aeußern gewesen. Am 6. Juni wurde er infolge von allerhand Intriguen des Ministerpräsidenten Villèle dieses Postens entsetzt. Schon am nächsten Tag fand sich Bertin, der Herausgeber der „Débats“, beim Premierminister ein, mit der Aufforderung, Chateaubriand den Posten eines Gesandten in Rom zu verleiben, und da dieser Vorschlag abgelehnt wurde, eröffnete das „Journal des Débats das Feuer auf das Ministerium und Chateaubriand selbst griff wieder zur Feder, um, wie einst den Minister Decazes, nun auch Villèle in Artikeln und Flugschriften zu bekämpfen. Der Ministerpräsident begegnete dem vor allem durch Einführung der Censur. Nun begann erst recht der Kampf bis aufs Messer, der mit gleicher Erbitterung von den liberalen, wie von den regierungsfreundlichen Blättern geführt wurde und nur beim Tode Ludwigs XVIII. und der Thronbesteigung Karls X. eine kurze Unterbrechung erfuhr. Der Verfasser versucht nun nachzuweisen, daß viele Ideen und Pläne des Villèle durch ein Act persönlicher Rache, durch ein Ausfluß der Gesinnung bei Chateaubriand waren. Schon vor seinem Sturz sei dieser pinzipielle Gegensatz vorhanden gewesen, und eben dass er ihn hervorlehrte habe ihm den Hass des Ministers zugezogen und seine Verabschiedung herbeigeführt. Sein Verhalten nach derselben sei deshalb durchaus nicht als „Abfall“ zu bezeichnen, der sein ganzes Leben Lügen strafe. Royalist der Tradition und der Empfindung nach, habe sein mächtiger Geist sich doch gegen den Zug der Zeit nicht verschließen können, und sein dichterisches Gemüth wurde sogar von den Freiheitsideen und den Erhebungsstürmen der Revolution mit fortgerissen. Wenn auch die Bücher de Chateaubriands wuisse, was er seinen Ahnen schuldig war, während der Schreckenszeit emigrierte und sich gelegentlich der Restauration in den Dienst der Bourbons stellte. Gerade als guter Royalist mußte er sich der Reaction, die, wie er richtig prophezeie, nur der Revolution vorarbeitete, entgegenwerfen, und als die Julirevolution Karl X. vom Thron stürzte, war Chateaubriand der erste, der der gefallenen Majestät einen Dichtergruß zuiandte. — Adolphe Boschot beschäftigt in einem offenen Brief an Gaston Boissier, den lebenslänglichen Secretär der „Académie,“ eine Reform der französischen Prosodie.

„Le Mouvement Socialiste“. A. Hamelin berichtet über die Thätigkeit der Arbeitersocietäten in Bordeaux und Umgebung. Vor etwa 33 Jahren, als der Begriff der Syndicate eben erst anfieng in Frankreich Wurzel zu schlagen, gründeten zwei Typographen, Lacoste und Pianenot in Paris die erste Genossenschaftsdruckerei, der im Laufe der Zeiten so viele ähnliche folgten, daß sie heute das ganze Gewerbe in Paris beherrschen. Dieser Idee aber Perlen Lacoste nicht zum Opfer, sondern ergriff, und sogar die städtische Druckerei und das „Journal Officiel“ hat man ihnen übergeben. Es bestehen zweierlei Genossenschaftsdruckereien: solche mit gleichem Lohn und sogenannte „Prorata-Commundytgesellschaften“, das sind jene, bei denen die Betheiligten in etwas verschiedener Weise voll sind. Die Organisation der Gesellschaften ist eine vortreffliche. Gewöhnlich wenden die Administrationen oder die Druckereibesitzer, die eine Arbeit zu vergeben haben, sich an das Syndicat, das einen Vertrauensmann entsendet, der sich eine der Arbeit angemessene Anzahl von Mitgliedern wählt. Nach allen Regeln, nachdem er die Fähigkeiten seiner Mitarbeiter genügend kennen gelernt, werden die Remter vertheilt und es werden Metteur en page, die Correctoren, der Buchhalter, der Einnehmer u. s. w. ernannt: Diese Wahl wird alle drei Monate erneuert, so dass eine beständige Controle bleibt und kein Missbrauch der Amtsgewalt einreißen kann. Nebrigens kann, wenn nur ein Viertel der Mitglieder es verlangt, eine außerordentliche Versammlung einberufen werden, falls man mit der Gebarung eines der Vorstandsmitglieder nicht einverstanden ist, und sie hirer Stelle entsetzen will. Die Mitglieder sind vollkommen frei; will einer mit der Arbeit für einen oder mehrere Tage aussetzen, so hebt er es seiner Collegen an, nur ist er verpflichtet, einen Ersatzmann zu stellen. Lässt er dagegen die Gruppe auch nur ein einzigesmal im Stich, so wird er von der Arbeit ausgeschlossen und durch einen anderen ersetzt. Ebenso wird ersetzt, wer sich nicht pünktlich zum Beginne einstellt, und verliert seinen Tag. Für die Erkrankungen sorgt theils ein freier Mutualismus von 30 Centimes per Tag und Feiertag und 2·50 Francs für die Nachtarbeit. In strittigen Fällen hat das Syndicat als Schiedsgericht zu entscheiden, doch kommen solche sehr selten vor, ebenso wie sich in der mehr als 30jährigen Praxis kaum zwei oder drei Fälle von wirklichem Betrug an den Genossen ereignet haben.

„Review of Reviews“ bringt in ihrem Juli-Heft eine interessante Biographie des Dr. E. J. Dillon, des bekannten Journalisten Englands. Der Verfasser, Mr. Stead, nennt ihn den fähigsten, gebildetsten und dabei jindigsten, talentvollsten und unterrichtetsten Publicisten der jetzigen Generation. Er ist ein trefflicher Orientalist und hat überhaupt ungewöhnliche Sprachgabe, plastische Phantasie und historische Kenntnisse. Er ver braichte viele Jahre in Frankreich, wo er seine Neigung für Talcheraus und Bücherei, bei denen er Sanskrit und die semitischen Sprachen studierte. Sein Wandertrieb verführte ihn nach Russland, wo auch 1880 seine ersten Artikel, in wie in russischer Sprache, veröffentlicht wurden und er eine Lehrstelle an der Universität zu Charkow als Docent für orientalische Sprachen übertug war 1885 verheit er Charkow und gieng nach Odessa, wo er verantwortlicher Leiter des „Odessa Blattes wurde. Durch die Censurschwierigkeiten nach einem Jahr von Odessa vertrieben, kehrte er endlich in seine englische Heimat zurück, wo er zuerst Mitarbeiter der „Wall Mall Gazette“ wurde und sich bald einen Namen durch seine glänzenden Artikel in der „Fortnightly Review“ bemerkbar machte. Gleichzeitig schrieb er aber unter den verschiedensten Pseudonymen in fast allen großen englischen Zeitschriften, unter anderem eine sensationelle Serie über die Politik des Vatikans, die man in der europäischen Presse dem Cardinal Galimberti zuschrieb. Schließlich hat er in den letzten Verhältnissen zum „Daily Telegraph“, in dessen Dienste er noch heute steht und zuletzt die Belagerung von Ladysmith als Kriegscorrespondent mitgemacht hat. Er ist vielleicht der einzige Journalist der Welt, der mit gleicher stilistischer Vollendung deutsch, französisch, englisch und russisch zu schreiben vermag; sein Name ist mit allen diesen Sprachen in der europäischen Literatur verbunden; er war als Gor-

respondent in Kreta, Armenien und China, überdies auch in Rennes während des Dreyfus-Processes, wo er täglich mit eigener Hand drei bis sechs Columnen sullte. Was seine Heiterkeit besonders wertvoll macht, ist die Gesinnungstüchtigkeit, die sie erfüllt. — Ein zweiter Artikel heißt: „Der Tod des englischen Liberalismus". Das englische Parlament, zu dessen Bestand eine traurige Opposition zählt, gleiche gegenwärtig einer Uhr ohne Pendel. Die liberale Partei ist zerfallen; es fehlt ihr die Seele und damit alle Kraft und Directive. Sie hat auch auf keine Regeneration aus den Reihen der englischen und schottischen Liberalen zu rechnen. Ihre einzige Stütze muß sie in der irischen Nationalpartei erblicken; Redmond und Dillon sind die einzigen Führer der Opposition, auf die heute noch zu rechnen ist.

„Nineteenth Century" (August). Percival Landon erzählt von der Entdeckung einer Reliquie, die in Bhattipotra in Indien gefunden wurde; es ist ein Knochensplitter, der dem Buddha Gautama zugeschrieben wird. Man stieß zuerst auf eine Granitkugel von neun bis zehn Fuß im Umfang; dieselbe zeigte Spuren schwerer Bearbeitung und zerfiel bei starkem Druck in zwei Hälften, deren Innenseiten mit Inschriften in klaren Buchstaben versehen war. Sie besagte, daß in einem kleinen, in einer Höhlung der Kugel verborgenen Kästchen, das feuerzeigen ein Krystallkästchen umschloß, der Knochensplitter vom Haupt des Gottes enthalten sei, und thr Datum, das nach unserer Zeitrechnung angesähr auf das Jahr 250 v. Chr. entfällt, läßt erkennen, daß die Reliquie etwa fünfzig Jahre nach Buddhas Tod in dieser Weise verschlossen wurde. Abgesehen vom historischen Interesse dieses Fundes meint der Verfasser, daß er sich auch als politisches Mittel gebrauchen ließe, um den Dalai-Lama, der neuerdings so sehr zu Rußland hinneigt, für England zu gewinnen; er befürwortet deshalb die Entsendung einer Deputation nach Tibet, die dem Dalai-Lama im Namen des Bicekönigs die heilige Reliquie zu überbringen hätte. — Zwei Artikel, einer von Parlamentsmitglied Archibald Hurd, der andere von Edmund Robertson, behandeln die Frage, ob der englischen Kriegsmarine und sind bemüht, die in letzter Zeit entstandenen Besorgnisse zu beschwichtigen. Trotz des Wachsthums der anderen Flotten sei England immer noch so stark, wie die Hälfte der anderen zusammengenommen. Von den 129 neuen Kriegsschiffen, welche sür die sieben Mächte gebaut wurden oder noch im Bau begriffen sind, gehören England 50 Stück und von den 1,500.000 Tonnen, welche ihre Ladung zusammen beträgt, entfallen 560.000 Tonnen auf England allein. England beherrscht ein Drittel der bestehenden Kriegsflotten und hat auch heute ein besseres und zahlreicheres Schiffspersonal aufzuweisen, als vor fünf Jahren. Es wäre deshalb gewissenlos, den Steuerzägern eine noch höhere Last aufzuerlegen, als 35 Millionen Pfund, die das jährliche Marinebudget gegenwärtig beträgt.

Die Solognotte.

Von **Willy.**

Aus dem Französischen.

Auf dem Marktplatze von Montiers-au-Perche war der Dienstmarkt, der Johannismarkt, wo Knechte und Mägde sich verdingen, lebhaft und lärmhaft im Gange. Von dem glänzenden Dunkelblau der aneinander gedrängten Männerkittel, zwischen denen sich nur mit Mühe einige freche Gassenjungen, der Rippenstöße spottend, durchzwängten, hoben sich die „mouchoirs-colleron," die buntfärbigen Halstücher der Bäuerinnen, hell ab. Das Aufstampfen der Holzschuhe und der derben Nagelschuhe auf dem trockenen Boden übertönte fast das Durcheinander der Gespräche und das Geschrei des rastlosen Marktens wie ein dumpfer Trommelwirbel. Nach und nach bildeten sich da und dort Gruppen, um welche die Pächter herumtrichen, die hartnäckig auf ihren Angeboten bestanden, ungern einen Handel abschlossen und sich an Pfiffigkeit und argwöhnischem Zaudern zu überbieten suchten.

Endlich lieng sich doch der Platz an zu leeren, und das Café du Perron, wohin ein großer Theil der Menge strömte, füllte sich mit Gästen. Die Bauern setzten sich zu ihren Kalben, die sie langsam und mit hörbarem Zungenschlag herabschlürften, und unterhielten sich immer lebhafter, je mehr der Inhalt der Gläser zur Neige gieng. Plötzlich wurde noch einmal mit lautem Klirren der Scheiben die Fensterthüre des Locals aufgerissen, und eine Stimme rief, das Gerüusch der Gespräche übertönend:

„Wüst Ihr's schon? Die Solognotte hat einen Dienst gefunden!"

„Wo? Bei wem? Wer hat sie gefangen?"

„Meister Rigaut von Gravelet."

Seit frühem Morgen sprach man nur von der Solognotte, einer stattlichen Brünette von vierundzwanzig Jahren, sehr frisch, teufelsmäßig appetitlich in ihrem braunen Pelzwerk und mit ihrem feinen Spitzenhäubchen auf dem wohlgekämmten, glänzend schwarzen, vollen Haarknoten, Sie kam aus der Sologne, aus der Umgebung von Romorantin, und hat sich als erste Magd an. Mehr als ein Pächter, den ihre allzu weißen Hände stutzig machten, kratzte sich unentschlossen hinter den Ohren, da ihn denn doch der schelmische Blick der schönen dunklen Augen und das seltsame Lächeln ihrer feuchten Lippen, zwischen denen eine Reihe kurzer kleiner Zähne durchblitzte, lebhaft anzogen. Halb spöttisch, halb bewundernd zeigten sich die Bauern gegenseitig die schöne Blume der Sologne, indem sie sich in die Seite stießen und verständnisvoll zublinzelten. Die große Neuigkeit verbreitete sich rasch von Café zu Café und wurde rasch im ganzen Marktviecken bekannt. Man hielt sich sehr darüber auf, aber im stillen beneidete man doch den neuen Herrn der Solognotte:

„Verflucht Kerl, der Rigaut, er muß immer und überall den Rahm abschöpfen!"

„Glaub' ich wohl! Er kann thun, was er will. Niemand sagt ihm was. Er hat kein Weib zu Hause, das ihm hätt befehlen kann, wenn er hotten will. Verflucht Kerl, der Rigaut! Er ist noch mehr Schürzenjäger mit fünfzig Jahren, als sein Vater selig, der Teufel soll mich holen!"

Meister Rigaut bewirtschaftete den Pachthof Grand-Bleu, dessen Wiesen zwei Kilometer von Montiers-au-Perche an der Straße liegen und an die von Petit-Bleu anstoßen, die nach dem Tode des alten Rigaut seine Tochter Elisa Cormier geerbt hatte. Eine billige Güterntheilung hatte die guten Beziehungen zwischen Bruder und Schwester nicht getrübt. Sie hatten sich gerne aus bei der Ernte, liehen sich ihre Knechte und sogar ihre Pferde. Am ersten Sonntag jedes Monats spielte Pierre Rigaut seine Partie Karten bei der Schwester und brachte den Abend dort zu. Als wohlerbetene Frau wußte sie ihn vom Heiraten abzuhalten, da sie einst beide Bleu in der Hand ihres Sohnes Petit-Louis zu vereinigen hoffte, der mit fünfzehn Jahren ein sanfter und zurückzweigener, aber sehr kräftiger Junge war.

Elisa fand wenig Gefallen am Eintritt dieser „Kreiatur" bei Pierre Rigaut.

„Wozu hast du dieses Weibsbild nöthig?" sagte sie am nächsten Tage zu ihrem Bruder in ärgwöhnischem Tone. „In deinem Alter! Was wird man dazu sagen? Und woher kommt sie denn? Warum hat sie sich nicht da verdungen, wo sie zu Hause ist? Das ist alles nicht recht katholisch!"

„Halt 's Maul! Das geht dich nichts an!"

Die Mutter Cormier sagte nichts mehr, denn sie wußte, daß man ihren Bruder nicht reizen durfte, aber am Abend sagte sie zu ihrem Manne:

„Gib acht, diese „Kreiatur" bringt uns nichts Gutes!"

„Was willst du," entgegnete der Pächter gleichgiltig, „Rigaut wird sich eben mit der Solognotte einlassen, warum nicht?"

„Und wenn sie nun ein Kind von ihm kriegt?"

„Das wird er schon beizeiten merken. Sie sind ja nicht verheiratet. Das gibt ein „Schwalbenkind" mehr. Braucht man darüber zu schreien?"

Elisa schüttelte nachdenklich und mit starrem Blicke den Kopf.

Ein Jahr verstrich. Die Solognotte behielt ihre runde Taille, ihre Brombeerenfrische und ihr seltsames Lächeln.

„Nun," fragte Elisa gelegentlich mit verhaltenem Aerger ihren Bruder, „und deine Solognotte?"

Pierre hatte etwas von seinem alten guten Humor eingebüßt. Er schüttelte langsam den Kopf und sagte kühl, indem er ins Weite sah:

„Ei nun . . . ei nun . . . Ich hab' mich nicht zu beklagen. Nein, meiner Treu, ich würde lügen, wenn ich sagte, ich hätte mich zu beklagen."

Er hatte sich auch in der That nicht zu beklagen über Marie, die Solognotte. Sie gab nicht den geringsten Anlaß zu böser Nachrede und arbeitete wie zwei Männer. Wenn er sich schon um vier Uhr morgens erhob, um in der Kühle eine Lustfahrt zu besorgen, so fand er immer die dampfende Suppe auf dem eichenen Tische. Die immer zur rechten Zeit gemolkenen Kühe wurden fett. Die Wäsche hatte kein Loch und füllte mit blendender Weiße in regelmäßigen Schichten die Schränke, deren Beschläge und Schlösser glänzten.

„Du siehst," sagte Meister Cormier zu seiner Frau, „du siehst, du machst dir immer ohne Noth dumme Gedanken."

„Dumme Gedanken?" entgegnete die Pächterin scharf, „sie ist noch viel pfiffiger, als ich geglaubt hatte. Das ist alles!"

Eines Sonntags aber fielen Meister Cormier und seine Frau bei der großen Messe fast von ihren Stühlen und blickten sich blaß vor Entsetzen an, da sie den Pfarrer feierlich verkünden hörten:

„Ein Eheversprechen sind eingegangen Meister Rigaut von Grand-Bleu, Sohn von u. s. w., auf der einen und Jungfer Marie u. s. w. auf der andern Seite."

In der Kirche wurde es unruhig. Ein Flüstern erhob sich. Die Cormiers fühlten aller Blicke auf sich lasten, und hätte Elise nicht ihre zitternden Beine gefürchtet, so wären sie gleich abgezogen, um ihre Beschämung zu verbergen.

„Was sagst du nun?" krächzte Elisa nach Beendigung der Messe. „Glaubst du nun, daß sie eine durchtriebene Person ist? Sie hat die Sache fein eingefädelt. Sie hat dem alten Schwein geherzig eingebeizt, und er muß schließlich am Altar vorübergehen, um in das Schlafgemach der Gaunerin zu kommen!"

Der Zorn verrauchte jedoch noch und noch wieder, denn die Jahre schwanden dahin, und die Taille der Meisterin Rigaut blieb zur Verzweiflung ihres Mannes unerbittlich schlank. Meister Rigaut selbst hatte stark gealtert. Seine Schläfen wurden weiß, seine hohe Gestalt krümmte sich, grausame Sorgen durchfurchten seine Stirne. Man erzählte sich, daß es jetzt in stumpfsinnigem Schweigen und

Digitized by Google

trüben Blicken stundenlang am Kamin sitze, wie ein Mann, auf den ein Hirnschlag lauert.

„Die Sache geht besser, als ich geglaubt hätte," sagte sich Elisa. „Grand-Ney wird unserem Petit-Louis zufallen. Er ist schlau, der kleine Racker, und geht seinem Onkel nicht mehr von der Seite."

Petit-Louis hatte in der That die Gelegenheit gewittert. Er war voll Aufmerksamkeit für seine Tante, denn er war sicher, dem Alten zu gefallen, wenn er die Solognotte bei guter Stimmung erhalte.

„Später kann er sie ja heiraten, dachte Elisa. Der Onkel ist alt und nicht mehr recht auf den Beinen. Wirklich nicht dumm, was er da einrührt! So ist er auf alle Fälle sicher, den Hof zu bekommen."

„Aber er rührt sich nicht," sagte Cormier mit breitem, zufriedenem Lachen. „Der Spitzbube macht seine Streiche im Stillen."

„Du weißt ja, dass er immer so war. Er ist ein dissel von oben her, wie mein seliger Vater war. Er sagt nichts, er behält alles für sich."

„Sicher ist aber doch, dass er gut mit der Solognotte steht. Sie stimmen zusammen, wie zwei Liebesleute."

Am Zusammenstimmen fehlte es in der That nicht, aber eines Tages brach der vortheilhafte Accord plötzlich ab zum großen Schmerz der Meisterin Elisa.

„Sag mir doch, Frau," fieng eines Morgens Cormier zögernd an, „wie kommt vor, Petit-Louis sei seit einiger Zeit nicht mehr so hochtrabend. Dort geht gerade Rigaut über seine Wiese. Wenn wir verwichen, thun anszutragen? Er weiß gewiß mehr, als er sagen will."

„Sieh doch, wie hochmüthig er aussieht!" bemerkte die Pächterin, ohne direct zu antworten. „Er ist ja heute fast so grade wie ein Pfahl, er, der sonst so krumm war, dass er seit sechs Monaten einen Rücken wie eine Sichel hatte. Nun kommt er eben auf uns zu."

„Vielleicht sagt er uns, warum der Kleine nicht mehr nach Grand-Ney geht. Ich sehe ihn nicht mehr mit der Solognotte schwatzen, wenn sie ihre Kühe melkt. Haben sie sich etwa gezankt?"

„Ei," rief die Meisterin Cormier plötzlich voll Erstaunen, „Rigaut ist im Sonntagsstaat! An einem Wochentag! Da muss etwas los sein!"

Der alte Rigaut schritt, wie ein junger Mann, über den Hof. Ueber seinem guten schwarzen Tuchrock, der oben etwas heraussah, trug er einen glänzenden steifen gestärkten blauroth-n Sonntagskittel, der sich bei jeder Bewegung aufbauschte und knisterte. Seine Gesichtsfarbe war leicht gerothet, er war frisch rasiert, er lächelte mit den hellen Blicken eines Tanzbodenkönigs, der ganz auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Er trat festen Schrittes ins Haus und sagte sehr laut:

„Recht guten Tag miteinander!"

„Du bist aber mal schön, Bruder," bemerkte sinnlauer die Pächterin. „Obst du auf die Hochzeit?"

Rigaut lachte: „Ich wette ein Fass Most ohne Wasser, dass Ihr nicht errathet, warum ich herkomme."

„Nein, bei meiner Treu," erwiederte Cormier.

„Nun denn, mein Junge hol' uns eine Flasche Boudiane neuer Most aus Nevel- und Birnensaft gemischt, damit wir ein Wort reden können."

Cormier gieng.

„Sag' mir, Elisa, weißt du, wie alt ich bin?"

„Warum soll ich das nicht so gut wissen, als du?"

„Wie alt denn?"

Er lachte, und da Elise mit den Schultern zuckte, ohne zu antworten, um ihre Unruhe nicht zu verrathen, fuhr er fort:

„Ich gehe ins Sechzigste, mein Kind, ja wahrhaftig ins Sechzigste, und seh's du wohl, ich nehm' es mit jedem Dreißiger auf. In allem und allem, heiß du wohl, in allem und allem!"

Cormier kam mit zwei Flaschen zurück und füllte den Gläser mit gelbem Schaum, der auf den Tisch abrann.

„Wo ist Petit-Louis?" fragte Rigaut.

„Ich weiß nicht, er ist über Feld. Warum?"

„Weil ich ihn um was bitten möchte. Er wird gewiss ja sagen, so was schlägt man nicht ab. Und dann ist es ja auch heil., die Jungen anzuhalten. Meint Ihr nicht?"

Die Alte sah sich ihr Vorhaben mit knochigen Händen und lachte in seiner heimtückischen Art, indem er Cormier ab und zu einen Stoß in den Rücken gab. Die Cormiers sahen sich und einander ihn an, sperrten den Mund auf und bekamen nicht klug werden.

Nachdem Alle ein und Gläser geleert waren, erhob sich Rigaut, wischte sich mit dem Aermelaufschlag den Mund und sagte:

„Ei nun, wenn Petit-Louis nicht kommt, so sagt ihm doch in mein Namen. Ich bin's, bei mir kommt es immer so bitten, was mir gut scheinbar."

„Ich möchte ihn halt bitten, Pathe zu sein."

„Aber für wen macht ihr diese Bestellung?" fragte Cormier bestürzt.

Der Alte schwieg einen Augenblick, dann hob er den Kopf, blickte seinen Schwager von der Seite aus seinen blinzelnden Augen an und sagte:

„Für mich."

„Für dich!" brach die Pächterin los, „für dich! Seit wann hast du denn ein Kind?"

Rigaut riß die Augen diesmal weit auf und schleuderte seiner Schwester einen triumphierenden Blick zu. Dann sagte er:

„Es ist noch nicht da, aber ich habe es für in drei Wochen bestellt."

„Die Solognotte ist also . . . in anderen Umständen?"

„Seit einer Stunde sage ich dir das!"

„In anderen Umständen!"

„Na, warum denn nicht? Bin ich nicht dazu da?"

Der alte Percheron gieng langsam durch den Hof zurück. Die Schadenfreude schüttelte seine Schulter. Er öffnete das Hoythor, und bevor er es zufallen ließ, rief er noch unter dem Gegacker der Hühner und dem Getrampel der Pferde im Stall:

„Ihr müßt mir aber noch heut' Abend sagen, ob der Junge will."

Als Petit-Louis einige Stunden später heimkam, rief ihm seine Mutter zu:

„Weißt du, Junge, was geschehn ist? Errath', wer eben hier war!"

„Wie soll ich das riechen?" antwortete der junge Mann mit Gleichgiltigkeit.

„Dein Onkel! Er will, dass du bei ihm Pathe seist. Die falsche Person, die Solognotte, hat einen gefunden, dem sie jetzt ein Kind dankt. Wer, das weiß ich freilich nicht, jedenfalls nicht der Vater Rigaut! Aber du sagst nichts?"

Petit-Louis blieb in der That stumm. er war ganz blass geworden.

„Und weiter weißt du nichts zu sagen! Die Sache geht dich doch noch mehr an, als uns. Jetzt musst du die schon Grand-Ney aus dem Sinne schlagen. Das Kind der Solognotte kriegt das Gut. Aber wer hat uns den Possen gespielt? Wer hat die Sache angerichtet? Sie kommt ja nie vom Hofe fort: und niemand geht hin. Wer kann es nur gewesen sein?"

Plötzlich packte Petit-Louis Heraus:

„Kreuz Schock Schmeerwulk! Daran nicht zu denken! O ich Esel, o ich Esel! Die hat mich schön drankriegt, die infame Gaunerin! Na, ich danke! O ich Esel, o ich Esel!"

Die Meisterin Cormier glaubte zu verstehen. Sie fragte lauchend, wie halb erstickt:

„Aber sag' doch, großer Lümmel, du hast doch nicht diese saubere Arbeit besorgt?"

Ein Bild des Jammers mit hängenden Armen, gesenktem Kopfe und krampfhaft verzogenem Munde flüsterte Petit-Louis dumpf:

„Freilich hab' ich's!"

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Ed. Trinkl
Möbelausstellung
Atelier für Wohnungseinrichtungen
III Gymnasiumstrasse 69—71

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 7. September 1901. Nummer 362.

Der Blagueur.

Das Jahr 1895, das der galizischen Kaiserreise folgte, darf als das moderne Unglücksjahr Oesterreichs angesehen werden. Denn dieses Jahr hat uns die beiden großen Staatsmänner der polnischen Adelsclique nach Wien gebracht. Im September dieses Jahres wurde uns als Ministerpräsident der Graf Badeni beschert, der scrupellose Aventurier, der Oesterreich in ein Abenteuer geschleudert hat, in dem es, dank der „leidenschaftslosen Beharrlichkeit“ des Herrn v. Koerber, bis auf den heutigen Tag stecken geblieben ist. Der Mai jenes Jahres aber gab uns als neuen Minister des Aeußern den Grafen Goluchowski, einen ausgezuchten Blagueur, der sich jahrelang unerhörter diplomatischer Erfolge zu rühmen und rühmen zu lassen wagte, die sich nun im Lichte der Thatsachen als leere Blague erweisen. Was sonst die geriffiensten Blagueure leisten, ist ein lächerliches Nichts im Vergleich zu dem, was der Graf Goluchowski mit weisengleichen Mitteln zu erreichen verstand. Der gewöhnliche Blagueur renommiert vielleicht mit einflußreichen persönlichen Beziehungen, die er unterhalte, oder einem sportlichen Kraftstück, das er einmal zusammengebracht, oder einem Naturwunder oder einer ethnographischen Merkwürdigkeit, die er auf seinen Reisen gesehen habe. Das sind unschuldige Tändeleien, wenn man sie neben die Leistung des Grafen Goluchowski stellt, der von einer seiner Reisen, von der im April 1897 unternommenen Reise nach St. Petersburg, die Lösung eines der schwierigsten internationalen Probleme, der orientalischen Frage, die endgiltige Ausschaltung Oesterreichs mit seinem ältesten Gegner, mit Rußland, mit nach Hause gebracht zu haben sich gebrüstet hat.

Und auf welch schmalem Thatsachen-Fundament diese thurmhohe Blague kunstvoll aufgebaut worden ist! Graf Goluchowski hatte im April 1897 mit dem damaligen russischen Minister des Aeußern, dem Grafen Murawiew, eine „Aussprache“, wie er es später selbst genannt hat, über Balkanpolitik. Eine Aussprache, das war alles! Du lieber Gott, worüber kann man sich nicht alles „aussprechen“, wenn der Tag lang ist. Aber wer möchte sich auch, seit die Kunst des Schreibens sich verallgemeinert hat, in irgend einer halbwegs wichtigen Angelegenheit auf eine vage mündliche Aussprache verlassen! Wenn man im Privatleben auch nur eine Wohnung auf eine längere als die herkömmliche Frist mieten will, schließt man schon einen schriftlichen Vertrag. Im Geschäftsleben vollends ist es eines der primitivsten Gebote kaufmännischer Ordnung, daß man jede irgendwie bedeutsamere mündliche Verabredung der Sicherheit wegen auch noch schriftlich bestätigt. Nun erst gar in den Aemtern, wo doch wegen jedes Quarks Süße von Acten zusammengeschmiert werden! An der Spitze aller Aemter aber steht auch in dieser Beziehung die Diplomatie, die von der Kunst zu schreiben und Urkunden abzufassen, selbst ihren Namen entlehnt hat. In der internationalen Politik kann wirklich kein Spatz vom Dache fallen, ohne daß sich seinetwegen ein umfangreiches Schriftenwechsel ergibt. Die Lösung der orientalischen Frage aber wollte Graf Goluchowski mit einer einfachen Aussprache im April 1897 erreicht haben, deren Wortlaut nicht einmal ein Phonograph festgehalten hat. Als er im November 1897 zum erstenmal nach dieser wunderbaren Aussprache vor die Delegationen trat, rühmte er sich nichts Geringeren, als das „engste Einvernehmen mit Rußland, eine neue mächtige Bürgschaft für den europäischen Frieden“ geschaffen zu haben.

Was aber das Merkwürdigste ist, diese unerhörte Aufschneiderei wurde allseits ernst genommen. Gleich in der damaligen österreichischen Delegation wußte sich der Zungenfechter Dr. Stransky als Russenfreund vor Freude kaum zu lassen über „den Markstein in der Geschichte Europas,“ wie er den gemüthlichen Petersburger Plausch des Grafen Goluchowski nannte, während auf der anderen Seite der deutsche Delegierte Dr. Groß, naiv genug, seinen tiefsinnigen Besorgnissen über „eine allzuweitgehende Annäherung“ an Rußland Ausdruck gab, die „eine Verstimmung unter den Mitgliedern des Dreibundes hervorzurufen geeignet sei“. Das war aber dem Grafen Goluchowski des bösen Spiels noch nicht genug. In der Thronrede des folgenden Jahres, 1898, ließ er den Dreibund unerwähnt, pries dafür in seinem Exposé immer lauter die schon längst zu einem formlichen Abkommen mit Rußland umphantasierte „Aussprache“, an der er nun noch eine neue Fabelqualität entdeckte, nämlich die darin „aufgestellten Grundprinzipien, die unsere Orientpolitik — die einzige, die wir überhaupt noch haben — beherrschen“. Die Folge war, daß sich, besonders in der reichsdeutschen Presse, die Idee festzusetzen begann, daß Oesterreich-Ungarn vom Dreibund abgerückt, zu Rußland abgeschwenkt sei und nunmehr die berühmten zwei Eisen im Feuer habe. Diese Fabel, die, wenigstens noch einer Angabe der „Neuen Freien Presse“ (3. December 1899), sogar dem Fürsten Bismarck „in seiner sauenburgischen Einsamkeit den Schlaf und Rächte gestört“ haben soll, nahm schließlich so feste Formen an, daß Graf Goluchowski sich in den Delegationen des Jahres 1899 geradezu genöthigt sah, wie er wörtlich sagte, „auf das Entschiedenste jenen falschen Auffassungen entgegenzutreten, die den irrigen Glauben an einen Wandel in der Orientierung unserer auswärtigen Politik leicht erwecken könnten“, und mit erhobener Stimme die unveränderte Fortexistenz des Dreibundes zu beteuern. Das war der Höhepunkt der Blague. Die Leute glaubten von der geheimnisvollen Aussprache schon mehr, als selbst Graf Goluchowski sie glauben zu machen für gut fand. Das Phantasiegebilde mußte auf Rußland wurde in der Meinung der Menschen allgemach stärker, als die wirkliche Allianz mit Deutschland und Italien. Die Blague hatte zu stark gewirkt. Graf Goluchowski mußte ihr endlich Einhalt gebieten.

Von da an gieng es allerdings abwärts mit der Blague. Die Goluchowski'schen Exposés wurden Schritt für Schritt von den Ereignissen Lügen gestraft. Die vielgepriesene Aussprache hindert die Russen, wie sich's seit einem Jahre zeigt, absolut nicht, den Einfluß Oesterreich-Ungarns aus der Balkanhalbinsel stückweise hinauszuwerfen und den eigenen an dessen Stelle zu setzen. Diese harten Thatsachen, die sich in letzter Zeit so sichtbar gehäuft, haben der Blague von 1897 den Rest gegeben. Aber Graf Goluchowski scheint schon eine neue Blague vorzubereiten. Wie es heißt, bemüht er sich zu erwirken, daß der gegenwärtige russische Minister des Aeußeren, Graf Lamsdorff, auf der Rückreise von Paris nach Wien kommt, damit von der Zarenreise auch für uns ein kleiner Brocken abfällt. Da könnte es wieder zwischen dem Grafen Goluchowski und dem Grafen Lamsdorff zu so einer verdächtigen „Aussprache“ kommen, die dann Graf Goluchowski zu einem neuen Balkanabkommen aufblagieren kann, vorausgesetzt, daß die Leute nicht schon alle geworden sind, die an seine staatsmännische Fähigkeit glauben. K.

Ein maritimer Handstreich auf Constantinopel.

Von einem Militär.

Seit einiger Zeit wird die öffentliche Aufmerksamkeit durch Nachrichten von der Balkanhalbinsel wieder auf den europäischen Orient gelenkt. Russische Agitationen in den Balkanländern, russische Flottendemonstrationen, Zusammenziehungen russischer Truppen längs des Pruth u. s. w. werden gemeldet — alles Dinge, die der Beachtung in hohem Maße wert sind. Einige Zeit hindurch waren die Ziele der russischen Politik von der seit Jahrhunderten befolgten Richtung scheinbar abgewichen und wiesen entlang nach Centralund Ostasien. Es ist daher in höchstem Grade aufstellend, daß Russland nun auf einmal sein altes Actionsfeld wieder aufsucht. Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man die Ursachen in den Ereignissen in China, dem Erwerb der Mandschurei und insbesondere in der Uneinigkeit und Eifersucht der Großmächte sucht. Russland will die Aufmerksamkeit von Ostasien ablenken und hofft gleichzeitig in Europa neue Errungenschaften einzuheimsen. In früheren Zeiten führte diese Operationslinie des russischen Heeres auf Constantinopel über die Barrieren Donau und Balkan. Gegenwärtig aber, wo das im Frieden von St Stefano um seinen Siegespreis betregene Rumänien sich durch eine Reihe von Grenzbefestigungen wechselseitig gemacht hat und seine Hauptstadt die „zweitgrößte Lagerfestung der Welt“ ist, muss Russland daran denken, seinen Wunsch nach dem Besitze Constantinopels ewentuell in anderen Richtungen der Verwirklichung zuzuführen. Unter all den Möglichkeiten, die sich ihm darbieten, liegt eine besonders nahe, die hier einer kurzen Beachtung unterzogen werden soll. Es ist dies ein Handstreich auf den Kontinepel von der Seeseite aus vermittels Debarkierung und Landesangriff. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sollen

Digitized by Google

hier durchaus nicht gelegnet werden. Es darf nur nicht übersehen werden, daß, wie die Erfahrung lehrt, auch notorische Schwierigkeiten ein Unternehmen begünstigen, wenn sie den Gegner zur Sorglosigkeit verleiten. Insoferne sind auch die augenfälligen Schwierigkeiten eines maritimen Handstreiches auf Constantinopel nicht von vornherein als entscheidendes Gegenargument anzusehen. Dazu kommt noch, daß eine von russischer Seite in den letzten Jahren getroffene Neuerung ein solches Unternehmen außerordentlich begünstigen würde, soferne sie nicht geradezu als eine wohlbedachte Vorbereitung dazu anzusehen ist.

Wir denken dabei an den russischen Hafen Sebastopol, der am 1. Jänner 1894 aufgehört hat, ein Handelshafen zu sein, um der Hauptkriegshafen der russischen Pontusflotte zu werden. Die in Sebastopol geschaffene Situation bietet nun für einen Handstreich auf Constantinopel den besten Ausgangspunkt, und in den neugeschaffenen Verhältnissen dieses Kriegshafens liegt die Gewähr, dieses Unternehmen unaufhaltsam, im geheimen vorzubereiten und alsdann derart bereit zu stellen, um die Durchführung in der denkbar kürzesten Zeit überraschend auszuführen, umsomehr als die Ueberfahrtsdauer nur neun Stunden beträgt. Um die Gründe zur Concentrierung von Truppenmassen wird wohl Rußland nie verlegen sein.

Wenn wir uns nun zur genaueren Betrachtung des eigentlichen Unternehmens wenden, so müssen wir dasselbe nach seinem Verlaufe in zwei Abschnitte trennen, u. zw. 1. die Landung, 2. den Vormarsch gegen Stambul und Niederwerfung der feindlichen Streitkräfte.

Hierbei sei gleich betont, daß eine Forcierung des Bosporus gänzlich ausgeschlossen ist, weil diese Action zeitraubend und der Erfolg höchst fraglich ist. Es bleibt somit nur eine Landung an der thracischen oder kleinasiatischen Nordküste übrig. Die Verhältnisse dieser Strandgebiete sind für eine Debarkierung im allgemeinen nicht besonders einladend — steile, fast hafenlose Küsten, starke Strömungen, gewaltige Stürme — und so können für den vorliegenden Zweck nur die kleinen Buchten, Kilia auf europäischer und Rivo auf kleinasiatischer Seite in Betracht kommen. Diese sind zwar durch je ein nahes türkisches Fort — vorausgesetzt, daß sie Kriegsbesatzungen haben — mit Krupp'schen Kanonen geschützt, doch dürfte es der an Caliber und Zahl überlegenen Schiffsartillerie zweifelsohne nicht schwer fallen, diese binnen der kürzesten Zeit niederzukämpfen. Nahelegend ist es, gleichzeitig an beiden Punkten zu landen, weil dies Vorgehen den nicht zu unterschätzenden Vortheil hätte, daß ein von Rivo im Rücken der Streitkräfte gegen den Bosporus rasch gegen das unbesetzte, 30 Kilometer gegen Südwesten gerichtete Curtari (22 Kilometer vordringendes Streifcorps, welches plötzlich im Angesichte der Hauptstadt erscheinen würde, große Bestürzung hervorrufen und ein Bombardement Constantinopels von den kleinasiatischen Strandhöhen aus eine demoralisierende Wirkung hervorbringen müßte, deren Folgen bei der Vertheidigung der Landseite sehr bald zu spüren wären. Die Wahrnehmungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege zeigen uns, daß die Türken, die gewiß zu den besten Soldaten der Welt gehören, für Flanke und Rücken sehr empfindlich waren, was auch die Russen wiederholt ausgenützt haben. Gleich an dieser Stelle sei auch bemerkt, daß ein gewaltsames Eindringen einer Kriegsflotte in die Dardanellenstraße zur Unterstützung eines Handstreiches auf Constantinopel, infolge der dort etablierten Vertheidigungsmittel ein sehr aussichtsloses Unternehmen wäre. Die Forcierung des Bosporus ist noch niemals versucht worden, die des Hellespont wiederholt, aber ohne, oder nur mit scheinbarem Resultat. Demzufolge müßte sich die russische Mittelmeerescadre mit einer Demonstration begnügen, oder aber, entlang der europäischen, sich dem Eindringen der Engländer Lyperns zu widersetzen trachten. Die Landung bei Kilia hat den Vortheil, daß der Angreifer mit Umgehung der äußeren stärkeren Befestigungslinie, sogleich auf den weniger widerstandskräftigen inneren Gürtel stößt und sich durch gewaltsamen Angriff der Werke bemächtigt. Von Kilia aus wäre als nächstes Ziel das Baldgebirge von Belgrad, welches nur sieben Kilometer von der Landungsstelle entfernt ist, ins Auge zu fassen. Der Besitz dieses Baldgebirges bringt dem Angreifer den Vortheil, daß er die geeignete Aufstellung und die Bewegungen einschließen und den Gegner hindert, Einblick in die feindlichen Verhältnisse zu gewinnen. Ueberdies gelangen auch die Reserven für die Wasserversorgung der Hauptstadt in die Hände des Angreifers, wodurch eine ganz erhebliche Beunruhigung der Vertheidigungskraft eintreten müßte, da Constantinopel nahezu vollständig von jeder Wasserzufuhr abgeschnitten wäre und die innere Stadt keine Einwohnerzahl hat, wie im Baldgebirge von Belgrad, durch die es auch geschieht, daß Adrianopel-Besatzung Communicierens halber, falls ein Vertheidigungsplan im Rücken nicht benützt wird, aber nur die Verfügbaren, in aller Eile gesammelten Truppen der Garnison den Angreifer im freien Felde entgegenstellen werden. Derzeit besitzt Constantinopel eine Garnison von 30.000 Mann, nachdem aber die Besatzung, a. m. erscheint es eine Armee von mehr als 120.000 Mann einzurichten sein, so muß man, daß es einer Truppenzahl bedarf, um eine sein erhebliche, als auch für die offensive

vertheidigung ungenügend ist. An dieser Stelle wäre auch zu erwägen, wann das zur Beihilfe aus Adrianopel herangezogene Armeecorps eintreffen könnte. Mit dem Auftreten offensiver türkischer Truppen müssen wir aber auch diesen Theil unserer Betrachtungen schließen, weil alles weitere in das Gebiet willkürlicher Combination fallen müßte, und wenden uns nunmehr zur Besprechung jener Verhältnisse auf türkischer Seite, wie sie bereit für die Abwehr eines überraschenden Angriffes auf Constantinopel bestehen.

Betrachtet man Constantinopel vom Standpunkte des Kriegsbaumeisters, so drängt sich sogleich das Urtheil auf, daß dieses gerade nicht ein Räthsel zu lösen gegeben ist. Die Natur hat hier so reichlich wie kaum an einer zweiten Stelle alle Elemente für eine erfolgreiche Vertheidigung vorbereitet. Die Position von Stambul kann, was die Bedrohung von der Seeseite anbelangt, bei entsprechender Verwendung der Verstärkungs- und Kampfmittel moderner Technik zu einer absolut uneinnehmbaren gemacht werden. Vor etwas mehr als einem Lustrum hat einer der berühmtesten Kriegsbaumeister der Gegenwart, der belgische General-Lieutenant Brialmont, den Türken seinen Rath zur Verfügung gestellt. Ob aber leither auch nur der erste Spatenstich geschehen, ob die Bestellungen auf die kolossalsten Drehthürme und Panzerbatterien erfolgt sind oder nicht, das dürfte selbst Allah nicht bekannt sein — Rußland aber ist es ganz gewiß bekannt. Gelegenheit sich zu informieren hat Rußland gehabt oder, besser gesagt, sich geschaffen, die letzten russisch-türkischen Friedensmessungen, durch russische Generäre ausgeführt, wurden vom militärischen Auslande allgemein dahin gedeutet, daß Rußland sich militärische Daten holt.

Für die Herstellung einer starken Vertheidigungsfront landwärts sprechen mehrere Linien zur Auswahl, alle mehr oder weniger hierzu geeignet, darunter die des alten Makronitchos, doch mehr die Lage die günstigste, weil sie bei gleicher Ausdehnung von 50 bis 60 Kilometern, wie die weiter rückwärts gelegenen und bei dem gleichen Vortheile guter Flügelanlehnung, einen tieferen, geschlossenen Manövrier- und Lagerraum schafft, den Kampf am entferntesten von der Hauptstadt hält, dabei nahe genug derselben, um ihre Ressourcen, Arsenale, Depots rc. ausnützen zu können; endlich genügt bei entsprechender Instandhaltung und Bedienung — eine resolute Vertheidigung vorausgesetzt — das bisher Geschaffene für das Bedürfnis des ersten Angenblickes, ist aber keineswegs so beschaffen, wie es sein müßte, um ans Constantinopel das zu machen, was es sein könnte: ein Kampfobject, zu dessen Bezwingung selbst die stärkste Armee zu Lande und zur See eine ganze Kraft ansetzen müßte, bei noch immer sehr fraglichem Erfolge. Gegenwärtig wird die Zufahrt aus dem Schwarzen Meere, der Bosporus, durch zwölf geschlossene Forts und Batterien auf der europäischen und durch acht auf der kleinasiatischen Seite mit zusammen 350 Geschützen, darunter auch Kruppsche 15 bis 28 Centimeter-Kanonen, gesichert. Der Bosporus ist ein vielgewundener, schmaler Canal und auf beiden Seiten so günstig gestaltet, daß Schiffe, welchen Cours sie auch nehmen mögen, von allen Seiten beschossen und, was besonders wichtig, ernstlich leiden würden. Die Forcierung dieser Meerenge, wenn ernstlich vertheidigt, ist — das sei zu wiederholen gestattet — daher ein Wagnis, zu dem selbst der kühnste Admiral sich gewiß nur zögernd oder nothgedrungen entschließen könnte. Dieser Theil der Vertheidigungsanlagen Stambuls hat aber den Nachtheil, daß auf der kleinasiatischen Seite das gegenüber Constantinopel gelegene Scutari nicht in den Befestigungsrayon einbezogen ist, so daß es einem plötzlich auftretenden unternehmenden Gegner möglich ist, von den Höhen hinter dem Scutari-Friedhofe mit Geschützen zu beschießen, deren Donner unzweifelhaft binnen kurzem den Fall der Hauptstadt nach sich ziehen würde. An eine Thrikmahne der türkischen Flotte am Kampfe im Falle eines Handstreiches ist nicht zu denken, denn die Schiffe sind abgerüstet, großtentheils unbrauchbar und rosten in den Depots, ein Ausfahrungsdienst zur See aber nicht zu erwarten. Die Türkei hat nur traurige Erfahrungen auf dem Gebiete des Seekrieges zu verzeichnen, und in den beiden letzten Kriegen hat sich ihre Marine durch gar besondere Unthätigkeit ausgezeichnet. Aber selbst zur Zeit der kräftigsten Entwickelung des Reiches war sie nichts anderes als eine Seeräuberflotte und ihre berühmtesten Admirale berüchtigte Corsaren. Diese traurigen Erfahrungen bewiesen sich aber die Osmanen als Fatum zu deuten, indem sie sagen, daß Gott ihnen die Herrschaft der Erde gegeben, den Ungläubigen aber jene des Meeres gelassen habe.

Auf der Landseite in Stambul, abgesehen von der 45 Kilometer langen urbanistischen Mauer Makronitchos, durch drei hintereinander liegende Reihen von Werken auch gesichert: Die Linien von Tschatadschi; von Yedi Kuleh-Thore bis zum Ufer des See von Derbos. Von welchen vorgeschobenen, 45 Kilometer langen, das Terrain gut gewählt, wurden sie von Mukhtar-Pascha im letzten russisch-türkischen Kriege erbaut. Ihr ganzer 24 Werke, meist kreisförmig, sie haben, nacheinander und nur 4 bis 5 Gehäuse eingerichtet. Da die Anlage Mukhtar's anerkannt, so suchte 1879 Sadyk Pascha diesen abzuändern: Auf dem Hang wurden Schützen-

gräben eingeschnitten und so eingerichtet, daß eine Enfilierung des Angriffes erzielt wurde; in der Linie der Schützengräben wurden vom Entfernung zu Entfernung Batterien für Feldgeschütze construiert, fünfzig Schritte vor dieser Linie wurde eine zweite von leichteren Schützengräben angelegt und das Vorterrain glacisartig hergerichtet. Endlich wurden unter Benützung der Rundwerke gerännige Batterien für Positionsgeschütze etabliert, in der Mitte von zwei Batterien sogar zwei übereinander für Etagenfeuer. Schließlich wurde eine Zweigbahn bis zum rechten Flügel der Stellung angelegt. Für die Ausrüstung wurden 250 Positions- und 150 Feldgeschütze berechnet, überdies aber noch eine viel größere Anzahl von schweren Geschützen und Mörsern als Reserve bereitgestellt.

2. Die Linie Makriköi—Kilia. Besteht aus drei Gruppen von Schanzen, im Süden dichter, im Norden und Nordosten (!) schütterer aneinander gereiht, und 3. die innerste Linie, auf der letzten Bodenwelle vor den Thoren der Hauptstadt und auf den Höhen westlich des Bosporus von Balikli bis Bujukdere, ist eine Reihe von Redouten und Batterien.

Die beiden letzten Linien bestehen freilich nicht die Prüfung einer strengen Kritik. Sie sind in zwei Abschnitte getheilt, von welchen der nördliche 34 Stück 39 und 12 Centimeter Krupp'sche Kanonen und der südliche 48 durchwegs ältere Geschütze hat.

So leicht die Lösung der fortificatorischen Aufgabe Constantinopels ist, so schwierig ist die für die Vertheidigung gleichfalls hochwichtige Frage der Wasserversorgung des Platzes. Die meisten Wasserreservoire liegen im Norden der Stadt im Waldgebirge von Belgrad und zwischen Bujukdere. Die süßen Wasser von Büjükconstantinopel könnte sich daher keine acht Tage gegen einen Feind halten, dem es gelingen würde, diese weitabgelegenen Reservoirs in seine Gewalt zu bekommen oder die Hauptleitungen an irgend einer Stelle zu zerstören.

Der Besitz des Bosporus und der Dardanellen ist für Rußland eine Grundbedingung, eine eiserne Nothwendigkeit, um als Seemacht eine der sonstigen Bedeutung des Reiches entsprechende Machtstellung zu erlangen, um das von den Fürsten und Staatsmännern sieberhaft erstrebte Ziel zu erreichen: die Gründung einer Weltmacht. Constantinopel aber, breit hingelagert zu beiden Seiten des „Goldenen Horns," kann, wenn es einmal, in die Hände der Russen gefallen, mit allen Hilfsmitteln der modernen Kriegskunst ausgerüstet wird, nur eine noch viel größere Bedeutung erlangen, als es sie heute schon in den Händen der Türken besitzt. Es wird Napoleons berühmtes Prophetenwort vollauf rechtfertigen: „Constantinopel besitzen, heißt die Welt beherrschen!"

Die britischen Kriegskosten in Transvaal.

Beim Ausbruch des Krieges gegen die Buren prophezeiten die „Jingos", daß für den leichten, kurzen Spaziergang nach Prätoria sechzigtausend Mann genügen würden, der Schatzkanzler, daß er 200 Millionen Mark für den Feldzug brauche, und der Kriegsminister, daß man den Gesammtverlust an Menschenleben höchstens auf dreitausend abschätzen sollte. Der alte Krüger aber machte einen allgemeinen Kostenanschlag und meinte, die Briten könnten Transvaal haben, aber nur für einen „Entsetzen erregenden" Preis. Ohm Paul kannte seine Buren aber besser, und England gibt ihm heute vollkommen Recht. Magersfontain und Ladysmith erschwerten den Spaziergang nicht unbeträchtlich, und wenn Feldmarschall Roberts auch „schon" nach acht Monaten in Prätoria einzog, so hat die Beendigung des so oft bereits „beendeten" Krieges nun schon weitere dreizehn Monate angedauert. Und etwas mehr als sechzigtausend Mann hat England auch aufbieten müssen. Nach einer unlängst veröffentlichten Aufstellung haben über 350.000 Mann auf längere oder kürzere Zeit in Südafrika Kriegsdienste verschiedener Art geleistet. Die Zahl setzt sich zusammen aus 206.000 regulären Truppen, 52.000 Irregulären aus Natal und der Capcolonie, 17.000 Freiwilligen aus den anderen britischen Colonien, 28.000 Yeomen, 17.000 Freiwilligen aus England, 25.000 Militeuten aus England und 5000 seit dem Frühjahr recrutierten Mitgliedern der südafrikanischen Polizeitruppe. Der jeweilige Effectivstand des Heeres betrug seit achtzehn Monaten rund eine Viertelmillion.

Dieser Rechenfehler in der Zahl der benöthigten Truppen und der Dauer des Krieges hat denn auch dem ursprünglichen Kostenanschlag des Schatzkanzlers dem Preisziatze des Präsidenten Krüger recht nahe gebracht. Aus den 200 sind 350 Millionen Mark geworden, vorausgesetzt, daß der Krieg etwa im October wirklich zu Ende kommt. Wenn nicht, dann wird der Schatzkanzler eben zum siebentenmale vor das Parlament treten müssen mit dem Bedauern, sich geirrt zu haben, und der Bitte, weiter borgen zu dürfen. Denn auch das reiche England, das sich in den ersten Monaten des Burenkrieges „sich kleinen Krieg spielend leisten konnte", hat längst herausgefunden, daß seine Steuertaschen für solche Kriegskosten nicht voll genug sind. Die Erhöhung der Einkommensteuer von 3½ auf 6 Procent, Mehrabgaben auf Bier und Branntwein, Thee und Tabak, neue Zölle auf Zucker und exportierte Kohlen, sowie die Aufbringung des Tilgungsfonds der Staatsschulden, bringen doch, so bemerkbar sie sich auch im Ausgabebudget des einzelnen Steuerzahlers machen, nur etwa 900 Millionen Mark in die unersättliche Kriegskasse. Für den Rest muß man zum Schuldenmachen seine Zuflucht nehmen und hat denn auch und nach die netto Summe von 2900 Millionen Mark aufgehäuft. Die mühsamen Ersparnisse des Staates während eines Vierteljahrhunderts sind damit wieder verloren, denn um eben soviel hatte man seit 1875 die Staatsschuld durch jährliche Tilgungen verringert. Dieselbe übersteigt jetzt wieder 15 Milliarden Mark, denen nicht, wie in anderen Staaten, der Besitz von Eisenbahnen, Domänen, Forsten u. dgl. gegenüberstehl. Auch nach Beendigung des Krieges wird die Verzinsung dieses Schuldenzuwachses, von seiner Tilgung gar nicht zu reden, eine neue Steuerlast von mehr als 70 Millionen Mark für England bedeuten. Denn die Hoffnung, daß das reiche Transvaal dem „freiwillig angegriffenen" England die Kriegskosten ersetzen wird, hat ja ein Finanzfachmann der Regierung nach längerem Studium der muthmaßlichen Steuerkraft der eroberten Republiken auf die griechischen Kalenden verschoben.

Doch die Kostenberechnung eines Krieges hat wie die Handelsbilanz eines Landes auch ihre unsichtbaren Posten. In den Büchern des Schatzamtes finden wir weder die 50 Millionen Mark eingetragen, welche aus den Taschen von Privatleuten zur Unterstützung der Frauen und Kinder der Kämpfenden oder Gefallenen geflossen sind, noch die Einnahmeausfälle der ihres Broterwerbes beraubten Familien. Wir finden nicht die Verluste verzeichnet, welche die Verschwendung des Geldes auf commercielle und industrielle Objecte herbeigeführt, nicht die Millionen an Dividenden, welche durch die fast zweijährige Betriebseinstellung der südafrikanischen Goldminen ausgefallen sind, nicht die gewaltigen Einbußen am Capital englischer Anlagewerte, deren Preisniedergang zum größten Theile durch den Krieg veranlaßt worden. Ist doch selbst die Staatsanleihe um 20 Procent im Werte gesunken. Auch die neuen Anleihen hat man nicht mit Gold bezahlt, das sich etwa in langen Strümpfen angesammelt oder in den Banken ruhlos herumlag. Man hat berechnet, daß England sich für Ausnahme der Kriegsanleihen einer Milliarde Mark seiner ausländischen Anlagen hat entledigen müssen. Die Verschiebung wird sich ebenfalls lange fühlbar machen. Denn mit solchen Zinsen bezahlte es mühelos den Ueberschuß seiner Einfuhr über seine Exportwerte. Jetzt muß es diese Zinssumme im eigenen Lande verdienen und in eigenen Steuern aufbringen.

Indessen, was wollen diese Geldeinbußen, selbst wenn sie in die Milliarden gehen, gegen die Verluste an Menschenleben besagen. Ist doch jene „Hochfluth" von 3000 Todten bereits auf nahezu 17.000 angeschwollen. Darunter (wie Oesterreich-Ungarn) ein Drittel, 5900 Officiere und Mannschaften, sind auf dem Schlachtfeld gefallen oder ihren Wunden erlegen. Die übrigen haben Fieber und andere Krankheiten hingerafft. Bemerkenswert bleibt dabei, wie verschieden sich der Procentsatz der Officiere zu den Mannschaften in den beiden Classen stellt. Bei den Gefallenen oder den Wunden Erlegenen kommt schon ein Officier auf noch nicht elf Mann, bei den Todesfällen durch Krankheit aber erst ein Officier auf 39 Mann, oder, in Procenten ausgedrückt, 8⅞ und 2½. Die letztere Zahl entspricht ungefähr den Verhältnissen, wie sie auch in anderen Kriegen bei ausgebrochenen Krankheiten gemacht hat; die erstere ist jedoch erheblich höher und rührt wohl zum besten Theil davon her, daß die trefflichen Burenschützen sich die Officiere besonders aufs Korn nehmen oder nahmen. Denn die Mehrzahl der Gefallenen fanden sie in den ersten Monaten des Krieges ihren Tod. Bei Magersfontain, dem verlustreichsten Tage des Feldzuges, fielen 26 Officiere und 217 Mann, in der Woche, die um Spion Kop gekämpft wurde, 33 und 348; die letzten Tage vor Ladysmith kosteten 35 Officiere gegen 328 Mann, und je einer weniger fiel bei der Umzingelung General Cronjes bei Paardeberg. Anziehlts dieser Zahlen ist es interessant, daß die in alle Himmel des Heldenthums gepriesene Waffenthat Baden-Powells, der fast sieben Monate dauernde Widerstand in Mafeking insgesammt 5 Officiere und 73 Mann kostete. Die unvergleichlichen Helden müssen doch sehr kugelsicher gelesen haben! Zu den 17.000 Todten muß man als dauernde Opfer des Krieges wohl noch die Mehrzahl der 3100 Mann hinzunehmen, die als Ganzinvalide aus der Armee entlassen sind. Sie bilden die schlimmsten Fälle aus den 52.000 Mann, die in's heimische Behandlung und schnelleren Erholung aus Südafrika nach England gesandt wurden sind und die auf 800 noch in den Hospitälern Liegende bereits wieder eingetreten und vielfach auch zum anderemale hinausgesandt sind. Auch 2200 Officiere kamen als Invaliden heim, aber von ihnen ist kein einziger als unbrauchbar entlassen worden. Wie das wohl kommen mag? Steckt wirklich ein Fünkchen Wahrheit in dem schnöden Witz, daß ein gewisser Officier das Invalidenzeichen als Auszeichnung betrachtet?

Sind aber mit diesen Zahlen die Opfer des Krieges erschöpft? Sind es nicht auch Verluste, wenn nicht an Menschenleben, so doch

Digitized by Google

am Leben der Menschen und des Volkes, dass von den 15.000 Leuten, die durchschnittlich in den Hospitälern Südafrikas liegen, gar viele einen Schaden an ihrer Gesundheit behalten, und lehrt nicht alte Erfahrung, dass auch der Glücklichste in einem längeren Feldzug einen „Knacks“ in seinem Körper abbekommt? Und hat England den Krieg nicht noch theurer als mit Milliarden, ja selbst mit diesen Tausenden von Todten bezahlt durch die Offenbarung der Unfähigkeit seiner Generäle und seiner Truppen, der Verlogenheit seiner Staatsmänner und seiner Presse, der Brutalität seiner Kriegsführung? Der Krieg hat das moralische Ansehen Englands in der ganzen Welt geschädigt und immer noch haben Krüger und seine Buren nicht ihren vollen, Entsetzen erregenden Preis!

London. Wilh. F. Brand.

Der deutsche Zolltarifentwurf.

Der deutsche Zolltarifentwurf wird bei uns zumeist nur von dem Gesichtspunkte der Rückwirkung beurtheilt, welche er auf unseren Handel mit dem Deutschen Reiche ausüben würde. Leider wiederholt sich eben auch hier derselbe Vorgang, welcher uns schon bei dem Ausgleiche mit Ungarn die grössten Nachtheile gebracht: man stärkt die Position des Gegners, indem man die eigenen Schwächen voll entblösst und laut die Schäden bejammert, die unsere Ausfuhr nach Deutschland durch die Verwirklichung der vorgeschlagenen Zollsätze erleiden würde. Die beziehlichen, nicht selten arg übertriebenen Stellen sind in Tagesblättern und Zeitschriftschriften oft wiederholt worden, dass ich auf eine Darlegung derselben füglich verzichten kann, umsoweniger, als ich diesen faischen Weg nicht auch selbst betreten will.

Wohl werden — wenn mit Deutschland kein Tarifvertrag zustande kommt und die deutschen Zollsätze für unsere Einfuhr so bleiben, wie sie im Entwurfe vorgeschlagen sind — etwa 300 Millionen Kronen unseres Exportes nach Deutschland nachtheilig betroffen und rund 150 Millionen ziemlich in Frage gestellt; aber noch mehr würde durch eine ähnliche Erhöhung unseres Zolltarifes Deutschland geschädigt, denn es hat ein viel grösseres Interesse an der Erhaltung seiner Ausfuhr zu uns als wir an der Erhaltung unseres Exportes nach Deutschland. Wenn auch der letztere im ganzen höher bewertet ist als unsere Einfuhr aus Deutschland, so sind doch bei dieser ganz andere Interessen im Spiele, als bei jenem. Fast drei Viertel unseres Exportes nach Deutschland bestehen aus Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen, also aus Waren, welche Deutschland zur Deckung seines Bedarfes unbedingt importieren muss, weil es sie in genügender Menge nicht selbst erzeugt. Daran werden auch die höchsten Zölle nicht viel ändern, denn die Mindererzeugung in Deutschland ist viel zu gross, als dass das Manco gedeckt werden könnte, selbst wenn die Produktion bis zu den bekanntlich recht engen Grenzen der Möglichkeit angedehnt werden würde. Die Gefahr, die für uns in den hohen deutschen Agrarzöllen liegt, besteht also vorwiegend nur in der Verteuerung der Lebensmittel und der daraus resultierenden Abnahme des Consumes in Deutschland, welche unzweifelig auf unseren Export zurückwirken müsste. Diese Consumabnahme wird aber — mit Rücksicht auf deren unübersehbare Folgen für die Lebenshaltung der Bevölkerung, die Verbreuerung der gesammten Produktionskosten, den deutschen Industrieexport, die Beschäftigung und die ganze Machtstellung des Reiches — die deutsche Regierung sicher sorgsam aus dem Wege gehen.

Wir brauchen also um die Zukunft unseres Exportes von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen nach Deutschland nicht besorgt zu sein, sowenig wir nicht differentiell ungünstiger behandelt werden als andere Staaten. Auch dann steht uns aber für die Mehrzahl dieser Artikel der Weltmarkt offen, auf dem wir sie, vielleicht mit geringerem Nutzen, aber sicher absetzen können.

Anders steht es freilich mit unserer Ausfuhr industrieller Erzeugnisse nach Deutschland. Diese sind keine Weltmarktware, und für den Verlust des deutschen Absatzes lässt sich nicht sowol und nicht leicht ein Ersatz finden. Nun repräsentiert sich dieser Theil unserer Ausfuhr nach Deutschland auf rund 190 Millionen Kronen, von denen bei Verwirklichung der beantragten Zollsätze mehr als die Hälfte in Frage gestellt, im Falle eines Zollkrieges wohl der grösste Theil verloren wäre. Ein deutscher Zolltreg bloss mit Oesterreich allein ist aber nicht gut denkbar, wurde sich vielmehr gewiss nach kurzweil mit Russland einrichten, welches in Deutschland ähnliche Interessen zu wahren hat wie wir. Russland hat zu schon vielen ähnlichen Anlass gehabt, dass es eine Erhöhung der deutschen Getreidezölle als eine Massnahme betrachte, die den Neubaldschluss eines Tarifvertrages mit Deutschland unmöglich mache. Ist letzterem Falle würden wir also den Ausfall unseres Exportes industrieller Produkte nach Deutschland wahrscheinlich ertragen können, wenn wir die Gelegenheit benützen würden, deutsche Zollsätze aus Russland zu umgehen und unsere Ausfuhr an deren Stelle zu bringen. Gelingt also dies, so ist allerdings das, dass der ganze Export zurückgeht, der Zweifelsfall nach Deutschland im Werte von 190 Millionen Kronen verloren und sonst nirgends abzusetzen wäre: wird dieser Ausfall nicht mehr als wettgemacht durch die gleichzeitige (durch die Erhöhung unserer Einfuhrzölle bewirkte) Verbinderung des Importes deutscher industrieller Producte zu uns, durch die Ermöglichung und Belebung der heimischen Erzeugung derselben? Wir viele Industrien würden da laut aufjubeln, von dem drückenden Alp der übermächtigen deutschen Concurrenz befreit; wie viele neue Industrien würden entstehen und befruchtend auf unsere Volkswirtschaft wirken.

Man wende nicht ein, ich übertreibe und male zu rosig. Ich habe zu schon die Erfahrung für mich. Die Schutzzollpolitik der Jahre 1882 bis 1891 hat uns die grössten Vortheile gebracht; an tausend neue Fabriken entstanden in diesem Zeitraume, grossentheils für Productionen, die in Oesterreich bis dahin überhaupt nicht vertreten oder bloss in allerkleinsten Anfängen vorhanden waren. Die Manufactur in der Textilindustrie machte Platz dem mechanischen Betriebe, es entstanden ganz neue chemische, Metall-, Glas-, Textil- und andere Industrien; die Ausfuhr stieg von rund 600 Millionen Gulden im Jahre 1876 auf rund 800 Millionen im Jahre 1891, die Einfuhr in demselben Zeitraume bloss von 535 Millionen auf 614 Millionen, das Activum der Handelsbilanz von 61 Millionen auf 173 Millionen; aus einem Agrarstaat wurden wir Industriestaat.

Diese grosse und schöne Entwicklung wurde nun durch die Verträge des Jahres 1891 mit einem Schlage unterbrochen, das Entstehen neuer Industrien so gut wie völlig verhindert, von den bisher entstandenen die schwächeren preisgegeben und nur die stärkeren gerettet. Die Einfuhr stieg von 1891 auf 1898 um 200 Millionen Gulden, die Ausfuhr aber stagnierte völlig, und das Activum der Handelsbilanz sank 1891 bis 1897 von 173 auf 11 Millionen Gulden, um im Jahre 1898 sogar in ein Passivum von 12 Millionen zu übergehen. Erst in den zwei folgenden Jahren — es sei aber ausdrücklich constatiert, nicht dank den Verträgen, sondern einzig und allein dank der ausserordentlichen Weltconjunctur, von der einzelne Strahlen sich bis zu uns verirrten — änderte sich dieses Verhältnis zu unseren Gunsten, freilich nur auf kurze Zeit, denn heuer schlug es wieder um. Wenn sich auch einzelne bisher geschützte Industrien vergrössern und entwickeln, so blieben wir doch im ganzen weit hinter der industriellen Entwicklung aller unserer Nachbarstaaten zurück. Neues wurde bei uns fast gar nichts geschaffen, denn es konnte bei dem zu niedrigen Zollschutz gegenüber der ausländischen Concurrenz nicht aufkommen; auch aber fanden nahezu alle unsere Exportindustrien mit Ausnahme einiger Specialitäten, eine neu entstandene starke Concurrenz im Auslande, die nur auf den Ablauf der Verträge wartet, um unsere Ausfuhr lahmzulegen. Der deutsche Entwurf ist dafür ein lehrreicher Beweis.

Ich glaube klar genug dargelegt zu haben, was uns in dem Falle, wenn der deutsche Entwurf Gesetz wird und es zu keinem Tarifvertrag mit Deutschland kommt, erwartet, ioferne wir Gleiches mit Gleichem vergelten. Unsere Ausfuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen wird nur wenig beeinflusst, der Ausfall des Exportes industrieller Producte wahrscheinlich durch erhöhte Ausfuhr in andere Länder ersetzt, schlimmstenfalls wird der Absatz einiger bestehender und gesetzlicher Industrien vermindert, vielleicht werden sogar einige Existenzen inmitten. Auf der anderen Seite steht aber ein vielfach grösserer Gewinn für die heimische Volkswirtschaft durch Vergrösserung und Neugründung einer ganzen Reihe von Industrien. Die Wahl kann da nicht schwierig sein, umso weniger als ja jede Verbesserung des Zolltarifes eine Verschiebung der Industrieverhältnisse mit der nothwendigen Consequenz der wirtschaftlichen Ruins einzelner Individuen im Gefolge hat. Dass diese Folge bei der bevorstehenden Aenderung des Zollregimes auf alle Fälle und ganz sicher — mag nun der künftige deutsche Zolltarif in der oder jener Position höhere oder niedrigere Sätze enthalten als der Entwurf — eintreten wird, ist wohl jedem Unbefangenen schon heute klar, und die Rücksicht auf gesichtete Einzelinteressen kann deswegen die Entscheidung nach dieser oder jener Richtung nicht wesentlich beeinflussen.

Anders in Deutschland. Mehr als die Hälfte der deutschen Ausfuhr nach Oesterreich Ungarn, im Betrage von mehr als 300 Millionen Kronen, besteht aus industriellen Erzeugnissen, die wir bei uns entweder selbst schon erzeugen, oder doch grösstentheils selbst erzeugen können. In dem Momente, wo wir diesen Producten die Grenze gegenüber Deutschland verschliessen, hat Deutschland diesen Absatz so gut wie gänzlich verloren, denn auf dem Weltmarkte finden sie nicht so leicht Ersatz hierfür. Durch die Verschliessung seiner Grenzen gegen unsere Lebensmittel- und Rohstoffeinfuhr schädigt es sich selbst, in der Verhinderung unserer Fabrikserzeugnisse trifft es sich selbst nicht gleichwertigen Ersatz für den Verlust seines Exportes zu uns. Und der höhere Zollschutz nützt seinen mächtigen, hochentwickelten und saturierten Industrie nicht entfernt so viel, wie er anderseits, in welcher gar viele und lebensfähige Productionszweige noch nicht vertreten sind. Das Räsonnement, es gehe ihm gleichfalls, wir sind unlustgbar im Vortheil. Ein Grund mehr auch für uns, zu aussuchen, und dürfen der Sache nicht mehr lange zusehen, indem wir uns einseitig in übertrie-

benem Jammern über Verluste, die und bevorstehen, ergehen, ohne auch die Vortheile unserer Lage zu berücksichtigen.

In Deutschland nun sind die thatsächlichen Verhältnisse wohl bekannt, und mit Rücksicht darauf kann mit Gewissheit angenommen werden, dass man es dort auf einen Zollkrieg nicht ankommen lassen, vielmehr einen Tarifvertrag mit uns wird schließen wollen. Diese Absicht hat man in Deutschland wiederholt, auch neuerdings kundgegeben, und an ihrer Wahrhaftigkeit ist nicht zu zweifeln. Um einen, für uns nur halbwegs günstigen Vertrag mit Deutschland zu ermöglichen, müssen wir uns aber vor Augen halten, dass ein solcher Vertrag auf dem Prinzipe do ut des beruht und dass wir von Deutschland keine Zollermäßigung erlangen werden, wenn auch wir ihm keine entsprechende Ermäßigung werden bieten können, das heißt, wenn die Zölle unseres künftigen autonomen Zolltarifes nicht verhältnismäßig ebenso hoch erscheint werden, wie diejenigen des deutschen Tarifes, so hoch, dass sie die deutsche Einfuhr zu uns empfindlich belasten.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachte ich die Veröffentlichung des deutschen Tarifentwurfes als ein wahres Glück für Oesterreich: es war das ein Stoß, unter dessen Wucht auch der fanatischeste Freihandels-Enthusiasmus zu Falle kommen musste und der auch unsere Regierung, selbst gegen ihren Willen, zwingen musste, das von Deutschland gegebene Beispiel nachzuahmen. Auch wir müssen den Ausspruch des deutschen Reichskanzlers Bülow vollinhaltlich acceptieren: „Die neuen Handelsverträge können nicht einfach eine Abschrift der alten sein; die inzwischen stattgehabten Verschiebungen und Veränderungen auf wirtschaftlichem Gebiete müssen berücksichtigt werden.“ Nur muss bei uns diese Berücksichtigung eine sehr weitgehende und intensive sein, denn wir haben — wie schon oben bewiesen — seit den Handelsverträgen des Jahres 1891 auf dem Gebiete der Industrie gar vieles versäumt und sind darin hinter anderen Staaten weit zurück geblieben. Unsere mäßigen Vertragszölle haben in allen jenen Productionszweigen, die bei uns nicht schon altgesessen und hochentwickelt waren, weitaus nicht hinreichend, um unsere viel schwierigeren Productionsbedingungen zu überbrücken, und so stagniert unsere industrielle Entwickelung seit einem Jahrzehnt in bedenklicher Weise. Fast alle Productionsbedingungen sind bei uns härter und schwieriger als in anderen Industriestaaten; unsere Steuern, unsere socialpolitischen Lasten, unsere Frachtentsätze sind höher, unsere Communicationsmittel sehr wenig entwickelt, unsere besseren Wasserläufe, gerade den productionsstärksten Kronländern fehlt die nahe Verbindung mit dem Meere, wir haben wenig Capital, keine commercielle Auswanderung, wir sind seit Jahren zerklüftet in politischen und nationalen Kämpfen, unsere Production wird noch dazu gehemmt und niedergedrückt durch eine oft engherzige, wenig freundliche Gesetzgebung und Verwaltung, uns fehlt infolge alles dessen auch der Unternehmungsgeist. Wir haben keine glücklichen Kriege geführt und hatten auch keine überragenden Staatsmänner. Das Wunder, dass unter solchen Verhältnissen eine Production einen entsprechend höheren Zollschutzes bedarf, als ihre glücklicheren Schwestern in anderen Industriestaaten, und was Wunder, dass ihr die heutigen geringen Zollsätze keine Impulse, kein Leben einflößen konnten!

Diesen Fehler gutzumachen, ist unser künftiger Zolltarif berufen, und deshalb preise ich den deutschen Tarifentwurf als ein Glück für uns, weil er uns zwingen wird, den gleichen Weg zu betreten, den er wandelt, weil nur auf diesem Wege der Abschluss eines günstigen Handelsvertrages erhofft werden kann.

Kommt es aber zu keinem Vertrage, dann wird die Schuld seines Scheiterns nicht an uns liegen, dann werden wir zwar Nachtheile erleiden, aber die Vortheile werden überwiegen. Der Schaden wird zum größeren Theile auf Seite Deutschlands liegen. Denn Oesterreich ist weniger auf Deutschland angewiesen als Deutschland auf Oesterreich — um abermals eine Aeußerung Bülows zu variieren.

Soviel von der Rückwirkung des deutschen Zolltarifentwurfes auf Oesterreich-Ungarn. Nun ist es aber selbstverständlich, dass der deutsche Entwurf nicht allein von diesem, immerhin sehr begrenzten Gesichtspunkte beurtheilt werden darf; vielmehr ist es nothwendig, auch der Ursache zu suchen, warum er so und nicht anders gemacht wurde.

Sicher ist, dass er nicht bloß Oesterreichs halber entworfen wurde, dass er nicht bloß gegen Oesterreich errichtet ist. Unsere Ausfuhr nach Deutschland beträgt ja nur etwa ein Achtel von Deutschlands Gesammteinfuhr, und auch die übrigen sieben Achtel werden von dem deutschen Entwurfe ebenso, oft mehr noch betroffen, als unsere Ausfuhr. Der Entwurf muss also — wie übrigens selbstverständlich — vom Standpunkte der gesammten deutschen Volkswirtschaft beurtheilt werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss nun allerdings zugestanden werden, dass in dem Entwurfe eine in einzelne Rücksichtnahme auf Wünsche einer einzigen Partei, etwa der Agrarier, nicht zu bemerken ist; vielmehr ist das Licht auf alle Seiten gleichmäßig vertheilt, und auch die Industriezölle erfahren eine oft wesentliche Steigerung. Nicht „Agrarstaat oder Industriestaat“ ist also die Losung, sondern der beantragte Tarif stellt sich als ein durchwegs einheitlich gearbeiteter, alle Zweige der heimischen Production berücksichtigender hochschutzzöllnerischer Abwehrtarif dar, welcher so recht allen theoretischen Prinzipien über die Gestaltung eines autonomen Schutzzolltarifes entspricht, jedoch eine weitgehende Revision durch Handelsverträge — abgesehen von den wenigen, gesetzlich fixierten Minimalsätzen — zulässt. Dieser Eindruck wird jedoch zum Theile verwischt durch die verschärften Bestimmungen über die Retorsionsgölle, aus welchen hervorzugehen scheint, dass man in Deutschland an das Misslingen der Verträge, zumindest mit einigen Staaten, glaubt und deshalb den autonomen Tarif von vornherein als ausgesprochenen Kampftarif erstellt.

Gegen wen soll der Tarif nun gerichtet sein? Dass weder Oesterreich-Ungarn, noch Russland, noch andere nach Deutschland exportierende Staaten gemeint sein werden, die Zölle der Entwürfe für ihre Ausfuhr nach Deutschland zu acceptieren, ohne die deutsche Einfuhr in ihre Länder mit gleichfalls hohen Zöllen zu belasten, dürfte wohl den Verfassern des deutschen Tarifes selbst von vornherein klar gewesen sein. Die Folge dieses gegenseitigen Ausschlusses fremder Importe wäre also für Deutschland eine Selbstbeschränkung auf die eigene Wirtschaft und ein völliger Verzicht auf den Weltverkehr, was allerdings mit der ganzen Entwickelung Deutschlands, mit seiner Tradition, mit seinem Eigeninteresse in diametralem Widerspruche stünde. Deutschland, welches vermöge des Anwachsens seiner Bevölkerung und seiner stets steigenden Lebenshaltung immer mehr Lebensmittel aus dem Auslande beziehen muss, ist gezwungen, zum Austausche dafür industrielle Producte zu exportieren, zu deren Herstellung es wieder Rohstoffe einführen muss. Es kann und darf sich dieses Warenverkehr nicht unterbinden, denn sobald es sich auf sich selbst beschränken wollte, würde es aus dem Kreise der Weltmächte verschwinden und wirtschaftlich wie culturell immer tiefer sinken. Ebenswenig kann das zu Oesterreich-Ungarn, Russland, kurz irgend ein modernes Staat thun.

In dieser allgemeinen gegenseitigen Abhängigkeit der modernen Staaten liegt lange nicht die Gefahr, die ihr einzelne zuschreiben. Die Erfahrung lehrt uns, dass der Weltverkehr immer größere Dimensionen annimmt und dass der Warenaustausch innerhalb einzelner Staaten sich desto rascher hebt, je mehr dieselben industrialisiert sind. Das naheliegendste Beispiel hierfür bietet uns Ungarn, welches ja ursprünglich die Lebensmittelkammer Oesterreichs und der Empfänger seiner industriellen Producte war und es auch dem Willen nicht nach in Zukunft bleiben sollte. Als nun Ungarn nach seiner Selbständigmachung energisch an die Schaffung einer eigenen Industrie ging, wehklagte man in Oesterreich laut über den drohenden Verlust des ungarischen Absatzgebietes. Was geschieht aber thatsächlich? Unser Export an Industrieproducten nach Ungarn nimmt trotzdem stetig zu, selbst in Waren, die Ungarn auch schon selbst erzeugt; mit der Industrialisierung Ungarns steigt auch die Lebenshaltung der dortigen Bevölkerung, mit ihr deren Consumkraft und Importbedürfnis. Einzelne mögen Schaden erlitten haben, unsere Volkswirtschaft als Ganzes hat nur gewonnen.

Die Abhängigkeit von der Weltwirtschaft ist also für den einzelnen Staat durchaus nicht von Schaden, solange diese Abhängigkeit allen Staaten gemeinsam ist. In Deutschland selbst ist man sich dessen wohl bewusst und will auf seinen Antheil an der Weltwirtschaft, auf seinen „Platz an der Sonne“ keineswegs verzichten. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ ist in des Deutschen Kaisers Lieblingswort. Der deutsche Zolltarifentwurf befindet sich nun mit dieser Absicht durchaus scheinbar in Widerspruch, aber eine Scheinbar, denn er ist nur im Zusammenhalte mit einer zweiten Devise desselben Kaisers: „Wälser Europas, wahret Euere heiligsten Güter“ zu beurtheilen und zu verstehen.

Ich habe schon erwähnt, dass die Abhängigkeit von der Weltwirtschaft für den einzelnen Staat solange nicht schädlich, sondern vortheilhaft ist, solange sie allen Staaten gemeinsam und annähernd gleich ist; sie wird erst gefährlich, wenn einzelne Staaten durch künstliche Mittel diese Abhängigkeit zu ihrem Vortheile auszunützen, denen dann machen sie sich die übrigen allmählich tributär und sich zu Herren der Welt. Dem rechtzeitig vorzubeugen und das Gleichgewicht wieder herzustellen, ist eine Existenzfrage der Menschheit gien.

Diese Aufgabe nun soll zweifellos der deutsche Entwurf erfüllen. Seit wenigen Jahrzehnten haben sich die Industrieverhältnisse arundlich verschoben; die Industrie, die noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eigentlich nur im westlichen und Mittel-Europa bestanden war, hat seither in fast allen europäischen Ländern, in Russland, Amerika, Nord- und Südamerika seinen Fuß gefasst und manche Staaten, die vor wenigen Jahren nur Rohstoffexporteure und Fabrikatenkäufer Europas waren, arbeiten heute selbst mächtige Industrien. So kommt es, dass [illegible] nach im Jahre 1891 [illegible] die Gestaltung der Zollverhältnisse [illegible] dass [illegible] nicht nur die Verhältnisse Europas maßgebend [illegible] die heute die ganze Welt [illegible] [illegible] [illegible]

welches — darüber ist kein Zweifel — heute gehört ist. Nicht durch Russland, nicht durch Frankreich, denn deren hohe Schutzzölle haben ihnen zwar zu großem Vortheile gereicht, aber das Abhängigkeitsverhältnis der Staaten voneinander nicht wesentlich verschoben; eine mäßige Erhöhung der übrigen Zolltarife stellt hier das Gleichgewicht sofort wieder her. Auch nicht durch die ostasiatische Industrie, denn bei dieser ist der Großbetrieb erst im Entstehen und macht gegenwärtig dieselbe Entwicklung durch, wie seinerzeit der europäische; nur die dortige Hausindustrie ist uns für lange Zeit gefährlich. Wohl aber sind es die Vereinigten Staaten von Amerika, die das Gleichgewicht im Welthaushalte stören. Die ungeheure Ausdehnung und verhältnismäßig geringe Bevölkerung der Vereinigten Staaten, ihr Reichthum an Naturschätzen aller Art machen die Vereinigten Staaten zum derzeit unentbehrlichen Lieferanten von Lebensmitteln und Rohstoffen für das dichtbevölkerte Europa. Frühere konnte Europa diese Waren noch mit seinen Fabrikaten bezahlen, heute ist ihm das infolge der Entwicklung der amerikanischen Eigenindustrie und der dortigen Prohibitivzölle nicht mehr möglich. Das wäre schließlich noch erträglich, wenn dieser Ausfall durch Mehrexport in andere Länder wettgemacht worden wäre; nun beabdrängt aber Amerika die europäische Industrie schon in allen Erdtheilen und wird sie verdrängen, wenn nicht rechtzeitig Maßnahmen zur Abhilfe getroffen werden. Die Vereinigten Staaten waren eben in Bezug auf die Gründung der Eigenindustrie in einer glücklichen Lage; sie brauchten sich dieselbe nicht erst aus kleinen Anfängen heranzuziehen, Arbeiter nicht erst zu schulen; sie bezogen alles, Arbeiter, Werkführer, Ingenieure, Maschinen, erforderlichenfalls auch Capital aus Europa und standen fertig da. Sie legten aber auch an die Industrie den amerikanischen Maßstab an, verbinderten vorerst die europäische Einfuhr durch hohe Zollsätze und brachten dann ihre Industrie durch technische und commercielle Vervollkommnungen, durch Errichtung von Kolossalbetrieben unter einheitlicher Leitung auf eine Stufe, zu welcher Europa kaum je gelangen wird. Ihre Ueberlegenheit ist heute nicht mehr zu leugnen, und sie behängnen uns nicht mehr bloß auf unseren Exportmärkten, sondern selbst schon im eigenen Lande. Die Export von Fabrikaten stieg binnen zehn Jahren (1890 bis 1900) von 150 Millionen Dollars auf 434 Millionen Dollars,*) dagegen sinkt ihr Fabrikatenimport von Jahr zu Jahr und betrug 1900 bloß 130 Millionen Dollars. Das speciell Europa betrifft, so importiert es aus Amerika jährlich Waren im Werte von rund 1060 Millionen Dollars, exportiert aber dahin nur rund 400 Millionen, also nur etwa ein Drittel seines Importes. Sechshundert Millionen Dollars führt also Europa jährlich ein an Amerika ab, und diese Summe ist noch stetig in Wachsen begriffen. Dabei ist nicht nur unsere Handelsbilanz, sondern unsere gesammte Zahlungsbilanz mit Amerika passiv, denn die Vereinigten Staaten sind auch sonst unsere Gläubiger. Es ist kaum mehr eine Uebertreibung, wenn man dieses Verhältnis als eine Tributpflichtigkeit Europas an Amerika bezeichnet.

So darf aber die Bereicherung der Vereinigten Staaten auf unsere Kosten nicht lange fortdauern: ein gemeinsames Vorgehen der europäischen Staaten gegen diese Gefahr ist eine Frage ihrer eigenen Existenz. Theoretisch ist diese Pflicht schon lange anerkannt, und Oesterreich-Ungarn (A. v. Peez) gebürt das Verdienst, sie zuerst hervorgehoben zu haben. Auch active Staatsmänner (Bülche, Caprivi, Goluchowski) haben es enthusiast von ihr gesprochen. Aber freiwillig werden sich die europäischen Staaten zu einem gemeinsamen Vorgehen wahrscheinlich erst entschließen, wenn es schon zu spät sein wird, da einem Einvernehmen eine ganze Reihe politischer und wirtschaftlicher Rivalitäten, Sonderwünsche, Misstrauen und Mißgunst entgegenstehen. Wohl aber können sie zu einer indirecten Einigung durch das Beispiel eines von ihnen gezwungen werden, und dieses Beispiel, dunkt mir, ist durch den deutschen Zolltarifentwurf gegeben worden. Ebenso wie der Tarif, nach obiger Darlegung, notwendigerweise zu einem österreichisch-ungarischen Zolltarife gleichfalls hochschutzzöllnerischer Tendenz führt, ebenso wird er auch andere europäische Staaten zu ähnlichem Vorgehen zwingen, und anlässlich der Verhandlungen über den Abschluss von Handelsverträgen unter den europäischen Staaten wird man dann zu einer Einigung, etwa durch Ausschluss der Meistbegünstigung für außereuropäische Staaten oder dieser für die Vereinigten Staaten, schon leichter gelangen.

Möglich, dass diese Tendenz den Berathern des deutschen Zolltarifentwurfes heute klar und dass sie sich nur von der Rücksicht auf die politische Consellation in Deutschland selbst leiten lassen. Möglich, aber nicht wahrscheinlich: dem widerspricht die bekannte Auffassung des eigentlichen Leiters der deutschen Politik über die Aufgaben des Deutschen Reiches. Den Zeig autonomer Zollpolitik auf Grundlage dieses Entwurfes kann Deutschland nicht wandeln, ohne in sein Verderben zu gehen.

Dr. R. Sylowitz.

*) Diese Ziffern sind der officiellen Statistik des Staatsschatzamtes entnommen.

Schwenden im Zeichen der Elektricität.

Dass die gebirgigen Theile fast aller europäischen Länder in ihren Wasserkräften einen noch ungehobenen Milliardenschatz besitzen, weiß nachgerade jedes Kind, also am Ende auch jede Regierung. Dass es hier und da — beileibe nicht allenthalben — möglich wäre, die Hand von staatswegen auf diese Quelle zukünftigen Nationalreichthums zu legen und nicht dem Capitalismus, der bereits die Industrie, den Grund und Boden, meist auch schon die Verkehrsmittel, ferner den größten Theil der Waldungen und Bergwerke verschlungen hat, auch noch sie zu überlassen, scheint erst sehr vereinzelt einigen leitenden Persönlichkeiten zu dämmern. Die Nachricht, dass die schwedische Regierung gesonnen sei, einen Theil der heimischen großen Wasserkräfte einheitlich auszubauen und zum Betriebe des Staatsbahnnetzes durch elektrische Kraft zu benützen, ist aus diesem Grunde ebenso überraschend als erfreulich und legt es nahe, einige wirtschaftliche Betrachtungen daran zu knüpfen.

Den kritischen Beobachter des vielbesungenen technisch-wirtschaftlichen „Aufschwunges“ muss es schon wohlweislich berühren, einmal einen großen Gründungsplan aus dem Kreise realer — nicht bloß finanzspeculativer — Interessen hervorgehen zu sehen. Wer mit der Entstehungsgeschichte moderner Gründungen, selbst solcher allerseinster Provenienz, einigermaßen vertraut ist und weiß, dass es sich zumal häufiger um den Nutzen an der Gründung, als um denjenigen der Gründung handelt, ist immer froh, einmal ein Object entstehen zu sehen, von dem sich die Unternehmer selbst mehr versprechen, als Emissions-, Curs- und Lieferungsgeschäfte. Die staatliche Ausbeutung der schwedischen Wasserkräfte, die nunmehr von der ministeriellen Berathungscommission auf Grund ihrer Studien der Regierung dringend empfohlen ist, soll von dem Stockholmer Landwirtschaftsdepartement aufgegangen sein, und wenn auch wirklich der erste Anstoß noch etwas weiter zurück, vielleicht auch nicht ganz innerhalb der schwedischen Grenzen zu suchen sein sollte, so bürgt doch die schwedische Regierung immerhin dafür, dass das Geschäft im ganzen ein rentables und seine Gründung nach bosnischer Art fein wird, wenn es eben zustande kommt.

Was ist denn beabsichtigt? Der größte Theil der schwedischen Staatsbahnen*), vor allem die großen Stammbahnen der bottnischen Küste, die Linien durch Ober- und Unter-Norrland, das Netz der Südweststücke und die transskandinavische Expressbahn Lulea—Gellivara—Ofoten mit ihrem, einer ungeheueren Steigerung fähigen Erzverkehr, sollen vollständig elektrisch betrieben werden. Die bestgelegenen und selbst im Hochsommer über mindestens 1500 Pferdestärken verfügenden Wasserkräfte, deren Entfernung von den nächsten Kraftbedarfsstellen nicht zu groß ist (40 bis 50 Kilometer scheinen als Grenze angenommen zu sein), sollen ausgebaut und in staatlichen Betrieb genommen werden, um den Energieverbrauch der Bahnen, für den Personen- und Güterverkehr gleichermaßen, zu decken. Die langen Züge sind durch kurze, häufig aufeinander folgende, die Personenzüge vielleicht durch Motorwagen zu ersetzen.

So einfach das aussieht, so ist doch ein Project von einer ähnlichen Tragweite noch niemals und nirgends aufgestellt worden. In den Militärstaaten hat vor allem jede Anregung von technischer Seite nach dieser Richtung bis jetzt die Antwort gefunden, dass an eine allgemeine Einführung des elektrischen Betriebes nicht gedacht werden kann, solange noch nicht die absolute Sicherheit gegen Betriebsstörungen größeren Umfanges ihrer Leitungsdrähten, Störungen in den Centralen u. dergl. gewährleistet wird. Wer soll diese Gewähr bieten, solange der elektrische Dauerbetrieb eines großen Eisenbahnnetzes eben noch unerprobt ist? Eine Nichtwettmacht, die ohnehin ziemlich außerhalb des waffenstarrenden „Concertes der Mächte“ steht, darf sich diesen Luxus eines friedlichen Riesenexperimentes schon eher erlauben. Dazu liegt die große Bedeutung des schwedischen Versuches für das Ausland.

Bis jetzt sind größere Eisenbahnstrecken im Vollbetrieb fast nur in Italien elektrisch ausgerüstet, der bedeutendste Versuch — Mailand Gallarate und weiter zu den Seen — ist sogar noch in Vorbereitung. Auch die ungarischen Versuche wollen noch nicht bedeuten. Der Güterverkehr mit elektrischer Zieblraft ist in irgendwie nennenswertem Umfang noch gar nicht versucht. Und nun die Riesenidee des elektrischen Baudaues von — sagen wir vorläufig — nur 2000 Kilometern. Vollbahnen, die sich auf einen Raum vertheilen, wie ungefähr zwischen London und Budapest, die Verdrängung von circa 300 Dampflocomotiven durch Motorwagen oder elektrischen Vorspann, die Anlage von einigen Dutzend Wasserkraftwerken, deren jedes Millionen kosten dürfte. Der Technik stehen da große Aufgaben bevor, der Finanzkunst noch größere.

Zahlen sind langweilig, deswegen kann ich sie, um den Umfang der geplanten Unternehmung zu verdeutlichen, nicht ganz entbehren. Mögen auch die folgenden Ueberschläge nur ganz ungefähre Natur sein. Wenn nur 2000 Kilometer, also zur Zeit der Fertigstellung

noch nicht die Hälfte des Staatsbahnnetzes, elektrisch eingerichtet werden sollte, so wäre die Leistung von etwa 300 Locomotiven, rund 120.000 mechanische Pferdestärken, zu ersetzen. Soviel auch davon bei der Umsetzung von Wasserkraft in elektrische Energie, bei der Fortleitung u. s. w. verloren gehen mag, so wird der Rest von vielleicht 60 Procent in elektrischen Locomotiven und Motorwagen doch einer wesentlich gegen heute gesteigerten Leistung fähig sein. Legt man demnach einen Kraftbedarf von 120.000 Pferdestärken zugrunde, so ist nicht zu bezweifeln, dass dieselben den im Bereich der Eisenbahnlinien liegenden Wasserfällen und Stromschnellen sehr wohl entzogen werden können. Gleichviel auf wieviele Kraftwerke die Leistung vertheilt wird, so wird ein Capitalaufwand von 120 Millionen Kronen (schwed.) das Mindeste sein, was die Kraftwerke ausschließlich Bodenerwerb kosten. Rechnet man dazu allermindestens noch 80 Millionen für die erforderlichen Leitungen, Unterstationen, Locomotiven und Motorwagen, so ist das 200 Millionen-Project fertig. Im Grunde kann man die Geschichte nicht einmal theuer nennen, Deutschland lässt sich seine neue Panzerflotte das Doppelte kosten, und die schwedischen Nationalökonomen mögen wohl elektrische Bahnen für erstaunlich als Panzerschiffe halten. Allerdings bleibt Schweden zur Deckung wohl kaum etwas anderes als eine Anleihe, und die Staatsschuld würde sich beinahe verdoppeln. Ob das Land geneigt sein wird, diese Vermehrung von 40 Kronen pro Kopf mit in den Kauf zu nehmen, wird sich ja zeigen.

Nun die Kehrseite der Medaille. Was mit der elektrischen Betriebseinrichtung erreicht werden soll, ist nichts Geringes. Schweden hat keine nennenswerthen Kohlenlager. Es muss die Steinkohle sowohl für den Industriebedarf als für die Eisenbahnen importieren. Die Steinkohlen machen mit rund 30 Millionen Kronen den größten Einzelposten aus. Die gesammte Ersparnisse reicht nicht aus, den Kehleinimport zu bezahlen. Durch die Umwandlung der Staatsbahnen auf elektrischen Betrieb ließen sich wohl 10 bis 15 Millionen Kronen von diesem Import streichen. Das Geld bliebe im Lande, der Gegenwert würde sichtbar werden in einigen tausend Stellen für einheimische Arbeiter und Beamte der neu geschaffenen Elektrieitätswerke. Der Verkehr selbst dürfte bei dem Wechsel nur gewinnen. Die Personenzüge würden in erster Linie. Statt der langen, spärlich über den Tag verstreuten Züge die stündlich oder halbstündlich auf einander folgenden Motorwagen, die insbesondere den Localverkehr geradezu reformieren müssten. Die Tarife können sehr niedrig gestellt werden, so niedrig wie es irgend die Hebung des Werkes erforderlich scheinen lässt, denn die Vermehrung des Wagenwerks vermindert die kilometrischen Betriebskosten rapide. Der Güterverkehr könnte wahrscheinlich ebenfalls auf Tarifermäßigungen rechnen, denn die Rentabilität der Anlage wächst umso schneller, je größer die Leistungen sind, die Unterhaltung der Kraftwerke ist fast gleich theuer, ob 5 oder 50 Güterzüge auf den Tag laufen. Im Gegentheil, erst eine volle Beanspruchung der vorhandenen Linien würde die Elektrieitätswerke auf die Höhe ihrer Ertragsfähigkeit bringen. Wieviel die Holz-, Eisen- und Erzausfuhr und diese Posten bedeuten fast zwei Drittel des schwedischen Exports durch Ermäßigungen des Eisenbahntarifes gewinnen wurden, ist schwer abzuschen, aber eine Zunahme der Ausfuhr erscheint jedenfalls sicher. Die Leistungsfähigkeit des vorhandenen Eisenbahnnetzes würde bei elektrischem Betrieb bedeutend größer sein, die Ausnützungsfähigkeit der Linien für Personenzüge würde einen intensiven Betrieb ohne Gefahrerhöhung. Die Reineinnahmen würden vielleicht nicht sofort, aber sicher bei zunehmender Verkehrsdichtigkeit größer sein, als beim Dampfbetrieb.

Soviel von den unmittelbaren Wirkungen der beabsichtigten Neuerung. Wer kann sagen, welche Folgen dieselbe außerdem noch in volkswirtschaftlicher Hinsicht haben würde? Vielleicht bedarf es für die Privatbahnen nur des Anstoßes, um dieselbe Umwälzung im großen Umfange herbeizuführen. Vielleicht wäre der Staat gezwungen, sämmtliche Bahnen in seinen Betrieb zu nehmen, um die angelegten Kraftwerke voll auszunutzen und die erforderliche Einheit der Betriebsweise zu sichern? Sämmtliche Eisenbahnen eines Landes aus dem Kraftüberschuss der Wasserfälle betrieben, ein Eisenbahnnetz von 10.000 Kilometern ohne Rauch, Qualm, Waldbrände — das wäre thatsächlich ein Fortschritt, mit dem sich das zwanzigste Jahrhundert glänzend einführen würde. Aber es ist nicht schwer, weiter zu denken. Das Reh elektrischer Stadtlinie, welche allenfalls das ganze Land überspannen würde, könnte nicht ohne einschneidende Wirkungen für die weitere industrielle Entwickelung sein. Ein Werk nach dem andern würde sich ansiedlern, und längs der Bahnen entstünde jene fortlaufende Reihe industrieller Betriebe, die wir an fabrikaren Flusslinien und großen Canälen beobachten. Die Wasserkräfte würden sich vielleicht bald unzureichend erweisen gegenüber den gegenden Anspruchen der Industrie und des Verkehrs, aber durch verbesserten Ausbau, durch Thalsperren, Wildbachverbauung u. s. w. würde der endlich wieder an eine bedeutende Wasserwirtschaft gewöhnte Mensch ihnen vielleicht das Doppelte ihres heutigen Energiewertes entziehen können. Es würde das erste große Beispiel der Canalisation eines Landes von der Steinkohle gedacht werden, oder vielmehr, den Tiefländerstaaten, den Besitzern der schwarzen Steinkohle würden entgegengetreten die Industrievölker der Bergländer im Besitz ihrer rauschenden Wasser.

Coswig. Wilhelm Berdrow.

Eine Kritik der Sprache.

Es ist immer bedenklich, wenn gescheite Leute von einem einzigen Gedanken so hypnotisiert werden, dass er in ihnen ganz starr und fest, „fix", und damit für ihr wissenschaftliches Denken eine „fixe Idee" wird.

Ein solcher Gedanke ist für Mauthner*) die Irrealität der allgemeinen Begriffe. Sie sind entstanden durch Abstraction, durch Heraushebung des Gemeinsamen aus vielen ähnlichen Fällen, also aus einer Verminderung der Wirklichkeit, aus einer Verarmung derselben um das Individuelle. Und die Sprache hat diese allgemeinen Begriffe fixiert, sie hat ihnen durch die Worte eine unberechtigte Existenz gegeben, und eine Wirklichkeit vorgetäuscht, die nicht vorhanden ist. So ist die Sprache eine Betrügerin.

Aber nicht einmal consequent ist diese Betrügerin. Sie ändert noch dazu ihre Listen und Schliche. Die Worte ändern ihre Bedeutung im Laufe der Zeit. Walther von der Vogelweide verband mit denselben Worten einen ganz anderen Inhalt als wir. Immer aber, bei allem Wechsel bleibt sie arm und armselig, unfähig das wirkliche Erleben zum Ausdruck zu bringen.

Aber nicht genug des Unglücks! Selbst wenn die Sprache dem Erlebnis zum Ausdrucke dienen könnte, was nützte es ihr? Sie existiert ja gar nicht! Oder wenigstens sie existiert nicht als „allgemeine Sprache". Diese Abstraction ist eine Frechheit erster Ordnung, denn niemand hat die allgemeine Sprache je vernommen. Aber die einzelnen Volkssprachen existieren doch! Gott bewahre, auch sie sind Abstractionen, Frechheiten zweiter Ordnung. Trotzdem wird die Volkssprache weiblich geschmäht als „leider Dual, der von Mund zu Mund sich entgegenspeit und trächtig und ansteckend, aber unfruchtbar und niederträchtig sich vermischt!" Man möchte fragen: Wozu einen Schatten prügeln? Die Volkssprache gibt es ja nach Ihrer ausdrücklichen Erklärung gar nicht. Denn das Volk selbst existiert ja bei Ihnen gar nicht. Es gibt vielmehr bloß Einzelmenschen, deren jeder seine eigene Sprache spricht, jedes Wort mit einem Nachklange seiner Erlebnisse, mit einer individuellen Färbung, die der andere nicht nachzufühlen vermag, da er eben anderes erlebt hat. „Alles Elend der Einsamkeit kommt nur von der menschlichen Sprache." (S. 38.) „Durch die Sprache haben es sich die Menschen nur immer unmöglich gemacht, einander kennen zu lernen." (S. 54.) Aber die Sprache des Einzelmenschen, sein Leben lang oder wenigstens die Zeit seiner Reife hindurch dieselbe bleibend, diese ist doch endlich etwas Reales! Nein, belehrt uns Mauthner, auch sie ist Abstraction, Frechheit dritter Ordnung, auch die Sprache des Individuums ist ja wechselnd; anderdem: das Vergangene und Zukünftige ist nicht vorhanden, es bleibt nur die Gegenwart, nichts als das augenblicklich gesprochene Wort. Aber auch das Wort ist noch eine Abstraction, eine Frechheit vierter Ordnung: es existiert nicht, sondern nur die augenblickliche Bewegung der Sprachwerkzeuge. (S. 185 ff.)

Ob wohl Mauthner bedacht hat, dass man sein Verfahren gegen ihn selbst kehren kann! Er selbst richtet sich gegen die verallgemeinernde Abstraction, aus der die Begriffe entstehen, er findet dies Verfahren willkürlich und Wirklichkeit widersprechend. Indem er dies thut, übt er ebenfalls eine Abstraction, die isolierende, und glaubt mit ihr die Wirklichkeit zu erreichen. Nur durch diese isolierende Abstraction kann er eine Sprechbewegung trennen von der ihr vorangegangenen und von den ihr folgenden, den Laut vom Worte, das Wort vom Satze, den Satz von der Rede, die Vergangenheit von der Gegenwart und diese von der Zukunft.

Die Wirklichkeit ist ein ununterbrochener Zusammenhang. Nur durch isolierende Abstraction kann er die Sprache des Einzelnen, der sie von seiner Umgebung getrennt hat, von dieser trennen. Das individuelle Seelenleben unterhält fortwährenden Austausch von Gedanken und Gefühlen, die ja auch durch Mimik und Pantomimik sich ausdrücken, mit anderen Seelen der Gegenwart und der Vergangenheit, und das Ungleiche in denjenigen Gedanken und Gefühlen, die für gleich gelten, ist ein Minimum gegenüber dem Gleichen. Es ließe sich sogar von Ungleichheit gar nicht reden, wenn es nicht ein Mittel gäbe, die Gleichheit festzustellen. Wie es keinen Wechsel gibt ohne Beharrung, keine Bewegung ohne Einheit, keine Wirkung ohne Ursache, so auch keine Ungleichheit ohne Gleichheit. Und wenn auch keine Gleichheit mit meinem Mitmenschen vorhande, so konnte ich ihm gegenüber auch von keiner Ungleichheit sprechen. Die isolierende Abstraction, die sich ihrer selbst als solcher nicht bewusst ist, sondern die volle Wirklichkeit zu geben glaubt, ist genau so verhängnisvoll, wie die verallgemeinernde Abstraction, die das Individuelle kennet. Und beide Verfahrungen sind in der Tat die Ursache der Finsternisse, die uns umgeben.

Digitized by Google

Zenon suchte die Bewegung auf diese Weise hinwegzubeweisen. Er theilte den Raum in isolierte Punkte, die Zeit in isolierte Augenblicke, so dass es zwischen dem Fixierten keine Verbindung gab und der fliegende Pfeil, der sich in jedem bestimmten Augenblicke immer an einem bestimmten Punkte befand, in jedem Augenblicke in einem Punkte, also in Ruhe und nur für den trügenden Augenschein in Bewegung war. Berkeley hingegen verwarf jede Fixierung, jede Trennung, er fand, es sei nichts gegeben als Vorstellungen, es sei falsch, in ihnen einen objectiven und einen subjectiven Bestandtheil von einander zu scheiden und jedem derselben eine selbständige Existenz zuzuschreiben. Der objective Bestandtheil existiere vielmehr nur in dem subjectiven und durch denselben, es gebe nur Vorstellungen und Einheiten von Vorstellungscomplexen, d. h. Geister. Er hätte nicht zugegeben, dass er — was D. Liebmann thun mit Recht entgegenhält — einen logischen Fehler begienge, wenn er ein allgemein beizehendes Urtheil einfach umkehrte. Das Objective ist auch subjectiv. Daraus folgt nicht: alles Subjective ist objectiv. Wenn die Neger Menschen sind, folgt noch nicht, dass alle Menschen Neger sind. Diesem Einwande kann man nur entgehen, wenn man Objectives und Subjectives oder, nach Berkeleys Ausdrucke, esse und percipi schlechthin identisch setzt, wie Berkeley thut. Denn identische Urtheile kann ich ohne weiteres umkehren. (Zum Beispiel: Augustus ist der erste römische Kaiser.) Aber diese Identificierung ist ein Verstoß Berkeleys gegen die Wahrheit. Jeder hat in seinem Seelenleben bloss Sein, bloss Erleben, das lange nicht perciperi wird, weil wir uns dabei unser selbst als Subject nicht bewusst sind, das erst später durch Erinnerung als das unsere anerkannt wird, so dass also eine Zeitlang bloß Sein, bloß esse ohne percipi vorhanden war, wie noch weiter unten durch Gegenüberstellung des Bewusstseins und des Selbstbewusstseins klarer werden wird. Wer also hier, wie Berkeley, die Verschiedenheiten der Wirklichkeit nicht kennt, sondern aus Scheu vor der Abstraction als gleich betrachtet, der begeht nicht minder einen Fehler, wie der, der nach Zenons Vorgange nicht bloß methodologisch, sondern objectiv isolieren will, was objectiv verbunden ist. Aber solche Einwände hat sich Mauthner nicht gemacht. Darum gelangt er ungefähr zur gleichen Stufe, wie einst Gorgias, der Leontiner. „Es existiert nichts (bei Mauthner höchstens die Welt dieses Augenblicks). Und wenn etwas existierte, so wäre es nicht erkennbar. Und wenn es erkennbar wäre, so wäre es nicht mittheilbar."

Der letzte dieser drei Sätze ist ja die nothwendige Folge des Banzerd der Individualität, den nach Mauthner jeder trägt, und der ihn von seinen Nächsten abschließt. Wieder auch der zweite Satz des Gorgias ist nach Mauthner Wasserbrei. Nein, Herr Kritiker, hier sagen: „Es sei, die Sprache ist ein elendes individuelles Spiel, oder eine individuelle Spielregel (für alles menschliche Thun und Treiben ein Lieblingsgleichnis Mauthners, das wohl an den alten Heraklit erinnern soll), aber zum Erkennen bedürfen wir ihrer ja gar nicht, wir erkennen durch Denken." Unsinn, würde Mauthner antworten, das Denken ist unmöglich ohne Sprechen, es theilt darum das elende Los der Sprache. Das Wissen ist auch nur „soziale Illusion", ein „Gesellschaftsspiel".

Kein Denken ohne Sprechen! Alle Einwände, die gegen diese schon von Max Müller aufgestellte Unwahrheit erhoben worden sind, weist Mauthner zurück. Was die Thiere betrifft, so macht er es sich heuem: ihr Denken, meint er, sei automatisch, bloß das, was bei Schopenhauer den Verstand ausmacht, das auch beim Menschen genüge, um Objecte zu sehen, Entfernungen zu schätzen, ähnliche Functionen mittels apriorischer Kategorien zu vollziehen, ohne als Denkthätigkeit zum Bewusstsein zu kommen. Das eigentliche Denken, die Vernunft, die Bildung und Feststellung abstracter Begriffe sei ohne Sprache unmöglich. Wenn der ein Taubstummer den Begriff „Hund" hat und dabei nicht an das Lautbild „Hund", noch an das cattipreebende Schriftbild denkt, weil er beide gar nicht kennt, sondern nur an ein den Begriff vertretendes Gesichtsbild, wahrscheinlich an einen bestimmten Hund, den er gesehen hat? So ist das auch eine Sprache, antwortet Mauthner, da er ja das Gesichtsbild des Hundes oder ein Symbol dafür seinem taubstummen Genossen pantomimisch vorreichnet. Nein, Herr Kritiker, diese Verzeichnung kann doch unterbleiben, dann hat der Taubstumme den Begriff bloß mit einem Gesichtsbilde. Dasselbe thut oft ein vollsinniger Mensch, aber beim Taubstummen sind wir ganz besonders sicher, dass sich kein Gehorsbild, also kein lautsprachliches Element in irgend einem Grade der Bewusstheit dem Gesichtsbilde zugesellt. Die Sprache ist gewiss förderlich für Ausbildung des Denkens. Aber wie die ersten Stufen bestehen ohne die Sprache erreicht werden, so verlässt es den Denker oft auf der höchsten Stufe seiner Entwickelung. Mathematik studieren dürfte ohne Sprache klarer, wenn auch nicht unmöglich sein. Aber einem ausgebildeten Mathematiker kann ich ganz bequem, ohne Sprache, mathematische Gedanken mittheilen. Ich brauche ihm nur zum Beispiel die neu entdeckte Methode der Auflösung einer schwierigen Gleichung in einem ausgearbeiteten Beispiele zuzusenden. Ohne ein einziges Wort [illegible] mathematisch. Gleichen [illegible] Fall [illegible] gemeinsame Eindrücke, wecken sie eine Thätigkeit [illegible]

gefundene Hilfslinie ziehe, die einen neuen Beweis eines Lehrsatzes ermöglicht. Auch hiezu brauche ich kein Wort zu denken, noch zu sprechen, nur eine Figur zu zeichnen, und dem andern, der über dasselbe Problem schon nachgedacht hat, zuzusenden.

Die Identität des Denkens mit dem Sprechen ist also eine Illusion. Mauthner freilich glaubt, fast ihrer die „dreieinigen Göttinnen", das Denken, die Logik und die Grammatik entführt zu haben. Berkeley wollte eine „Logik" der Worte hinweggiehen um den schönsten Baum der Erkenntnis zu zeigen, dessen Frucht prächtig und uns sehr wohl erreichbar ist". Mauthner zieht mit dem Vorhange auch den Baum hinweg. Dennoch aber wendet er das entthronte Denken selbst an, um außer der Sprache noch die Psychologie oder wenigstens einige Theile derselben zu stürzen.

Denn nicht minder skeptisch als der erste Theil des Buches, „Das Wesen der Sprache", will sein zweiter Theil „Psychologie der Sprache und Sprache der Psychologie" sein gelesen. Auch hier macht Mauthner Jagd auf Abstracta, denen keine Wirklichkeit entsprechen. So wird „das Bewusstsein" für überflüssig erklärt. Gedächtnis und Animerksamkeit genügen, um das ganze Seelenleben zu decken. Aufmerksamkeit und Zerstreutheit sind eigentlich verschiedene Auffassungen desselben Zustandes (S. 513). Es gibt eine Zerstreutheit aus Aufmerksamkeit, die eben auf der Concentration auf ein Object oder einen Gedanken und aus Nichtbrachtung alles übrigen hervorgeht, und eine „Zerstreutheit aus Unaufmerksamkeit, aus allgemeiner Interesselosigkeit.

Weder der Purpur fällt, mais auch der Herzog nach. Wenn es kein Bewusstsein gibt, so gibt es auch kein Selbstbewusstsein. Wirklich ist nur das Jchachtäht, hervorgegangen aus der Empfindung des Schmerzes und der Wahrnehmung des eigenen Körpers.

Und so wie Bewusstsein und Selbstbewusstsein, wird noch mancher andere Begriff der Psychologie als Contrebande erkannt und confisciert. Auch Wille und Gefühl finden keine Gnade vor des Kritikers Augen.

Leider aber zeigt Mauthner, dass er zwar viele psychologische, auch psychiatrische und physiologische Werke gelesen hat, aber in die tiefsten Geheimnisse der Psychologie oder wenigstens in die wichtigsten Distinctionen doch nicht eingedrungen ist. Sonst hätte er erkannt, dass die Zerstreutheit aus Interesselosigkeit nicht mehr zur Aufmerksamkeit, sondern zu ihrem vollen Gegensatze, dem ungehemmten Spiele der Associationen, dessen Extrem die „Ideenflucht" bildet, zu rechnen ist. Auch wäre ihm dann nicht entgangen, dass das Jch, das Selbstbewusstsein, nach der Ansicht der ernstesten Psychologen nicht auf einem Gefühle, auf dem Comex Inhalte des Bewusstseins, sondern auf einer Thätigkeit, der Entgegensetzung beharrlicher und constanter gegen vorübergehende und variable Vorstellungen beruht, und dass es eben darum, weil es eine Thätigkeit ist, auch aufhören kann, wie es thatsächlich z. B. unmittelbar vor dem Einschlafen, nach dem Erwachen, vor oder nach einer Ohnmacht geschieht, wo wir wohl Bewusstsein, aber kein Selbstbewusstsein haben, uns nicht der Umwelt als ein anderes, ein Jch entgegensetzen, vielmehr erst durch einen deutlich gefühlten Act der Besinnung wieder diese über dem bloßen Bewusstsein stehende höhere Stufe erreichen.

Aber im ganzen ist der zweite Theil doch fruchtbarer als der erste. Der erste scheitert einfach an der Consequenz des Verfahrens Mauthners, die, wie oben erwiesen, sich gegen ihn selbst wendet. Der zweite aber bringt neben dem skeptischen Kehrreim sehr viel gute Beobachtungen und Bemerkungen, auch allerlei aus einschlägigen Büchern ausgelesene Einzelheiten. Verdienstlich ist auch die Kennzeichnung des unausstehlichen Schwätzers Lombroso.

Aber warum — diese Frage drängt sich auf — spricht Mauthner über Dinge, was er aus zweiter Hand, nicht dass, was er aus erster Hand hat? Als ich den Titel seines Buches las, dachte ich, hier wird einmal ein Schriftsteller schildern, was jeder Schreibende so oft erlebt! Wie die Sprache, wenn man's streng nimmt, hinter der wünschenswerten Energie des Ausdruckes so oft zurückbleibt! — freilich erlebt man es ja nur in derjenigen Sprache, in der man schreibt. „Unmöglich der Stoff der Sprache! Anscheinend so reich, zeigt sie sich doch manchmal arm. Wohl jeder deutsche Schriftsteller, der Fremdwörter meiden will — eine unberechtigte Forderung des guten Geschmackes — hat es schmerzlich empfunden, dass es für „interessant" kein es bedeutendes deutsches Wort gibt. Weiter aber die Furcht! Wie oft ist da im Deutschen z. B. das Flexionszeichen abgefallen, so dass die Stellung des Wortes im Satze nicht aus seiner Form sofort hervorhebt, wie es bei den classischen Sprachen so deutlich geschieht. Wie oft vermisst man den Reichthum an Participien, der die lateinische „Verschlungenheit" ermöglicht, der es fertig bringt, dass die complicirtesten Nebensätzchen so kurz, schart und bequem sind. Wie oft hinwiederum vergisst man sich als Deutscher ängstlich gegenüber dem Englischen, dessen Sprache noch viel weniger Beugungsformen hat, ja beinahe dem Französischen, dem durch eine starre Wortstellung die grammatischen psychologische Gruppierung der Worte unmöglich wird. Dabei hätte er seinen Leidensgefährten

[illegible] Mangel an Flexionsformen, [illegible] Sprache, schwerfällig [illegible] [illegible] [illegible]

seinen Berufsgenossen manchen Wink geben können, wie sie die Scylla der Unklarheit und die Charybdis der Weitschweifigkeit meiden können! Schade, daß er es nicht gethan hat. Statt eigenen Gewächses „frisch vom Fass“, gibt er uns Wein, den er selbst erst in Flaschen gefaust und nicht einmal gut gepfropft hat.

Es soll laut dem Vorwort auf den vorliegenden ersten Theil noch ein zweiter Theil folgen, der die Sprachkritik auf die allgemeine Sprachwissenschaft anzuwenden sucht, und ein dritter Theil, der Grammatik und Logik sprachkritisch behandelt. Diese beiden sollen binnen Jahresfrist erscheinen. Von einem vierten Theile, der die Geschichte des sprachkritischen Denkens in einer Geschichte der Philosophie verfolgen sollte, fürchtet Mauthner, daß er unvollendet bleibe.

Der allgemeine Paradoxismus oder besser Paralogismus wird in den folgenden Bänden weiter herrschen und muß herrschen infolge der skeptischen Grundstimmung. Aber die speciellen einzelnen Kühnheiten und unhaltbaren Behauptungen sollte Mauthner mäßigen. Im vorliegenden Bande sind sie reichlich, anscheinend mit Absicht gehäuft. So S. 189/190: „Vielleicht stand Aristoteles hinter Zehntausend da, wo der Patagonier heute hinter der drei steht,“ weil die griechische Sprache nur bis 10.000, die patagonische nur bis 3 besondere Zahlwörter hat). Oder: S. 52 „Die griechische Sprache starb bald nach Aristoteles.“

Ein abschließendes Urtheil wird erst nach Kenntnis des zweiten und des dritten Bandes möglich sein. So viel aber ist jetzt schon sicher: Wenn die folgenden Bände nicht ganz anderes Geschütz auffahren, so werden Psychologie, Grammatik, Logik und allgemeine Sprachwissenschaft aus diesem Ansatze der Skepsis unerschüttert und ungeschwächt hervorgehen. Daß die Sprache für die unendlichen Fälle der Erscheinungen arm ist, das ist eine alte Sache. Aber jede Wissenschaft und nicht minder die Dichtung überwinden in stetig steigendem Maße diese Armut, indem sie sich eine immer freiere und reichere Sprache, eine immer mehr der Wirklichkeit angepaßte Terminologie schaffen. Die Psychologie ist gerade dafür ein Muster. Die gegenwärtige Psychologie ist darin viel reicher als die des achtzehnten Jahrhunderts und diese wiederum viel reicher als die des Alterthums. Und die wissenschaftliche wie die dichterische Terminologie wirken langsam, aber sicher verfeinernd zurück auf die Sprache der Gebildeten. Dieser Proceß wird trotz Mauthner ungeschwächt weitergehen.

Leipzig. Prof. Dr. P. Barth.

Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus und Heines.*)

Neue Thatsachen will Klein-Hattingen nicht geben, vielmehr legt der Verfasser den Nachdruck auf die „psychologische“ Verarbeitung der Daten. Indessen sind Hölderlin und Lenau nicht sowohl psychologische, als psychiatrische Gegenstände, zu ihrer Beurtheilung sind bestimmte Kenntnisse nöthig, und da der Verfasser diese nicht hat, mißlingt ihm, trotz redlicher Bemühung und im allgemeinen richtiger Auffassung, manches. Die meisten Bearbeiter wollen pragmatisch sein, wollen zeigen, wie im Leben eins aus dem andern kommt, und wie schließlich die Katastrophe aus den Ereignissen herauswächst, wenn man so sagen darf. Diese Pragmatik hat im Drama ihren guten Sinn, im Leben aber hat die Sache ihren Haken, denn da ist es mit der Motivierung nicht weit her, uns unerkennbare Mächte regieren, und das bewußte Denken und Thun läuft nur nebenher.

In einem Leben, wie in dem Hölderlins, sind die individuellen Erlebnisse von geringer Bedeutung. Hölderlin erkrankte mit 32 Jahren an Dementia praecox, d. h. er verfiel einer Entartung des Gehirns, die ihn blödsinnig machte. Es handelt sich hier um eine endogene Erkrankung, d. h. um eine, die ihre Ursache in der individuellen Anlage hat, zu der der Keim mit auf die Welt gebracht wird. Hölderlin war eigentlich von vornherein krank: alle seine Eigenthümlichkeiten, seine Ueberschwänglichkeit, seine Haltlosigkeit, seine Unfähigkeit, sich in der Welt zurechtzufinden, sind Ausdruck seiner krankhaften Beschaffenheit. Hätte er andere Leute und Ereignisse getroffen, so wäre der Erfolg wahrscheinlich derselbe gewesen, es hätte auch Schwantungen, Täuschungen u. s. w. gegeben und schließlich wäre die Krankheit auch zu ihrer Zeit ausgebrochen. In dem Liebesleben zeigt sich das Pathologische besonders deutlich, aber es handelt sich doch immer nur um Symptome, das eigentliche Wirksame liegt viel tiefer. Die erste Liebe Hölderlins ist übrigens nichts als eine Jugendefelei, wie Heine sagen würde. Erregbare junge Leute gleichen geladenen Leydener Flaschen, gleichgiltig, wie der Leiter gestaltet ist, der ihnen genähert wird, er entlockt ihnen immer ungefähr denselben Funken. So machte auch Hölderlin irgend ein harmloses Mädchen zum Gefäße seiner unendlichen Sehnsucht und ließ sie dann sinken, wie es nicht gut anders sein kann. Stärker ist das Pathologische im zweiten Falle, in der Liebe zu Diotima. Daß ein junger Hauslehrer eine hübsche unverstandene Bankiersfrau anschwärmt und daß seine Verehrung dankbar angenommen wird, das ist gerade nichts besonderes. Aber Hölderlin eigen ist die Maßlosigkeit, er geht ganz in seiner aussichtslosen Verstimmelung auf und kann der Sache nicht Herr werden. Natürlich hat der Verfasser darin recht, daß es sich nicht um „Freundschaft“ handelt, es ist eben krankhafte Liebe. Zu diesem Leiden kam noch die Einsicht, daß die dichterischen Leistungen den Ansprüchen nicht entsprachen, indessen Ursache der Erkrankung war weder das eine, noch das andere. Uebrigens erkennt auch der Verfasser an, daß Hölderlin unter allen Umständen zugrunde gegangen wäre, daß die „unheilvolle Naturanlage“ unabänderlich war.

Etwas anders liegt die Sache bei Lenau. Dieser, stark erblich belastet, war auch von vornherein eine in hohem Grade pathologische Natur. Einen Melancholiker allerdings kann man ihn nicht nennen, wie der Verfasser es thut, denn über das im populären Sinne sogenannte melancholische Temperament gieng seine krankhafte Art weit hinaus, und mit der wissenschaftlich sogenannten Melancholie hat sein Zustand gar nichts zu thun. Populär zu reden, war er ein sehr begabter, aber charakterloser Mensch, wissenschaftlich war er ein durch Vererbung Entarteter mit der diesen Kranken eigenen Heftigkeit, Willensschwäche, den Stimmungsschwankungen, der Hypochondrie u. s. w. Aber die eigentliche Geisteskrankheit Lenaus ist ganz eine Sache für sich. Lenau erkrankte mit 42 Jahren an progressiver Paralyse, einer exogenen Gehirnkrankheit. An ihr kann jeder erkranken, der eine bestimmte Art von Infection früher erlitten hat; vielleicht sind die von vornherein Abnormen etwas mehr bedroht, aber die wesentliche Ursache der Krankheit bleibt immer das von außen in den Körper eingedrungene Gift. Man darf also die Sache bei Lenau nicht so auffassen, als wäre die eigentliche Geisteskrankheit die Fortsetzung und Steigerung seines ursprünglichen pathologischen Zustandes. Wäre die Infection nicht eingetreten, so wäre Lenau wahrscheinlich nie im engeren Sinne des Wortes geisteskrank geworden, er wäre trotz aller Verkehrtheiten und aller Hypochondrie relativ gesund geblieben, da er doch einmal vier Jahrzehnte zurückgelegt hatte, ohne daß die endogene Form sich weiter entwickelt hätte. Schwer zu beantworten ist die Frage, inwieweit schon vor dem Ausbrechen der progressive Paralyse bestanden hat. Daß sie schon viele Jahre vorher sich durch vorübergehenden Wahnsinn kundgegeben habe, ist auf keinen Fall anzunehmen, jedoch mag schon einige Jahre lang der Geisteszustand durch die Paralyse beeinflußt worden sein. Bei der Verlobung mit Marie Behrends bestand sicher schon ein gewisser Grad von paralytischem Schwachsinne. Das Liebesleben Lenaus ist eigentlich in hohem Grade widerwärtig. Abgesehen von einer unglücklichen Jugendliebe handelt es sich in der Hauptsache um ein seit 1833 bestehendes platonisches Verhältnis mit einer verheirateten Frau und einige Versuche, durch anderweite Anknüpfungen von dieser Frau loszukommen. Der Verfasser gibt sich große Mühe, Frau Löwenthal zu loben. Vielleicht war sie doch nur eine kluge und kühle Frau, die sich in der Liebe des Dichters konnte und ihm zwar wohlwollte, ihn aber nicht liebte. Es kommt jedoch gar nicht darauf an. Das Betrübende ist die mehr als zehnjährige Liebe, dieses Hin- und Herzerren in angenehmen und unangenehmen Aufregungen, dieses Wollen und Nichtwollen, die unmännliche, würdelose Art des Ganzen. Wäre Lenau ein durchaus ein fremder Mann gewesen, es müßte einen ein Ekel fassen vor dieser erotischen Zeitverschwendung. Nicht übel hat die Frau Sophie gesagt: „Es ist nichts mit so einem Dichter.“ Uebrehaupt mögen die ganzen Liebesleben, wie sie der Verfasser schildert, nur als abschreckende Beispiele angesehen werden, und kein Leser möge vergessen, daß er Krankengeschichten liest.

Hölderlin wie Lenau sind schöne Beispiele für den Zusammenhang zwischen Pathologie und Genie. Beider Talent war zwar unsicherkunft, aber sie waren wirklich ausgezeichnete Dichter. Auch war offenbar die Natur hier zu schwach für das Talent, dieses zersprengte den normalen Zusammenhang, oder es glich einer Pflanze, die den übrigen Fähigkeiten den Nährstoff wegnahm. Die krankhafte Beschaffenheit war hier wirklich Bedingung des Talentes. Uebrigens ist in solchen Fällen nicht zu vermeiden, daß die Krankhaftigkeit des Uebrigen auf das Talent abfärbt. In der That gehört sowohl die Poesie Hölderlins wie die Lenaus zur „Kajetanpoesie“, und das ewige Gejammer wird auf die Dauer ganz unerträglich. Der Verfall, den Lenaus Dichte bei überspannten Weibern finden, zeigt, was an der Sache ist.

Wenn wir von Lenau zu Heine übergehen, kommen wir aus der Gehirnpathologie in die Nervenpathologie: die Aetiologie bleibt dieselbe, indessen die Pfychiatrie hat nicht mehr viel zu suchen. Wenn man will, kann die übertriebene Sensualität Heines an das Pathologische, sonst aber ist Heine im wesentlichen eine gesunde Natur. Gerade, daß er viel Diners in sich trägt, das gehört mit zur Gesundheit. Die Verdrehung Heines durch den Verfasser ist wohl in der Hauptsache richtig, nur die Bezeichnung „gemüthetief“ ist doch nicht recht passend, anmuthig und weich trifft eher. Unter Sehn und Mehnen, ja, aber nicht gemüthetief.

*) Klein-Hattingen, Dr. Carl. Hölderlin, Lenau und Heine. Ihr Liebesleben. Berlin 1901. A. Timmlers Verlag. gr. 8°. 2 Bl.

Digitized by Google

Die merkwürdige Geschichte der Heine'schen Ehe erzählt der Verfasser sehr gut und auch den wunderlichen Abschluss des Lebens durch die Liebe zu der Mouche, im ganzen ein Liebesleben, das man auch seinen Feinden nicht wünschen möchte.

Leipzig. P. J. Möbius.

Wilhelm Raabe.

Sei gegrüßt, du großes, träumendes Vaterland!" Das ist der Gruß, in dem die „Chronik der Sperlingsgasse" ausklingt. Es ist viel von Raabes eigenem Schicksal in diesem Gruße.

Es geht ein Riss durch Raabes innere Entwickelung. Einmal in seinem Leben ist er stecken geblieben und hat dann nicht mehr aufwärts gewachsen. Und das hat sich um das Jahr 1870 vollzogen. Der Träumer brauchte den Traum. Die Verwirklichung dessen, was er ersehnt hatte, die Einigung Deutschlands und der äußere Glanz des neuen Reiches machten ihn arm. Er verlor den Blick für seine Umgebung, das Gefühl für das, was sein Volk bewegte. Er spann sich ganz eng in sein Gedankennetz ein und schloss die Läden vor seinem Fenster. So wurde er zu einem Sonderling.

Vom Herbst 1871 bis 1872 hat Raabe seinen „Christoph Pechlin" geschrieben. Eine „internationale Liebesgeschichte" nennt er den Roman, in dem er davon ergießt, wie ein kleiniger, fröhlicher Schwabe unter den Pantoffel seiner Braut, einer Engländerin, geräth. Zur rechten Zeit tritt es zutage, dass die tyrannische, imgründliche Braut bereits wohlbetrahene Mutter ist, und so kommt der Schwabe frei. Ein Ehepaar, dessen weiblicher Theil gleichfalls unbeschränkt und herzlos herrscht, ist den Brautleuten gegenübergestellt — äußerer Situationskomik zogt die Handlung nach. Und diesem Buch hat Raabe im Jahre 1890 bei Erscheinen der zweiten Auflage eine Vorrede gegeben, in der er die Entstehung des Romans aus den Eindrücken der Gründerperiode nachweisen wollte: „so war dem deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Thaler rollten auch in den Gossen, und nur zu viel Hände griffen auch dort darnach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!" Aber vergeblich, ganz vergeblich spürt man irgendwelchen inneren Beziehungen dieser Zeitstimmung zu diesem Roman nach; sie sind nicht vorhanden.

Und Raabe hat das Verhältnis zur Gegenwart, zum Leben um ihn herum auch später nicht wiedergefunden. Der Fortschritt lähmte ihn. Je weiter die Entwickelung der Folgezeit ging, desto spannen, desto enger wurde seine Welt. Mehr und mehr verlor dieser Realist den Boden unter seinen Füßen. Der Dichter der Sonderlinge wurde selbst zum Sonderling. Immer willkürlicher gieng er mit der Motivierung um, wie ein Taschenspieler schaltete er mit Raum und Zeit. Die gerade Linie der äußeren und inneren Entwickelung gab er preis, um sprungweise vorwärts zu kommen. Entscheidenden Scenen gieng er aus dem Wege, um bei den Nebensächlichen behaglich zu verweilen. Es degenerierte selbst sein Stil, der immer flackernder und dabei undurchsichtiger wurde. Der Psychologe in ihm stellte den Dichter ganz in Schatten. Nur ein Gegenvorstellendrund noch, den seine Romane vermitteln: der Hass gegen die in Reih und Glied.

Aber sei gegrüßt, du großes, träumendes Vaterland! Solange der Traum ein Traum blieb, fand er seinen besten Deuter als Wilhelm Raabe. Hinter seinen Altenswerken, zu denen man nur mühsam eine Art von Verhältnis findet, ersteht in vollem Glanz seine Jugenddichtung. Und die ist in allem Wechsel der Zeiten und der Anschauungen ganz jugendfrisch geblieben.

Da ist das alte Haus in der engen Gasse der kleinen Stadt. Die Treppe ist abgetreten, und es fällt nicht sonderlich viel Licht durch die niederen Fenster. Bescheidene Leute wohnen da, die mit dem Groschen rechnen müssen, und auf denen die tägliche Arbeit lastet. Aber es wirkt etwas in ihnen, das ihnen zum Trost ist und sie erhebt, und sie blicken nach einem großen Licht. In einem deutschen Kleinstaat liegt die kleine Stadt, aber das Empfinden dieser Menschen weist über die engen Grenzen hinaus. Ein wundersüßes Gefühl des Gegenseitigen erhebt, hervorgerufen durch eine große Schuldt.

Die Schuldt ist es, die Raabes Menschen über ihre Umgebung erhebt, durch die sie recht eigentlich erst Menschen werden.

Die Schuldt, über wie er es in seinem besten Roman genannt hat, der Hunger. Dieser Hunger bewegt Raabes Welt. Er ihn haben, scheint nicht mehr die ärmste Wirklichkeit, die sie gefangen hält: eine andere Welt erhebt vor ihren Augen, eine Welt der Schönheit oder der Macht, des Geheimnis oder des Seelenfriedens. Dann treibt sie diese Hunger oder diese Schuldt, der sie ist nach Rache und des Wunder zu bezt. Die einen suchen ihre Schuldt in Ehren und Reichthum und Genuss zu stillen, und sie werden betrogen. Den andern, denen die Schuldt spricht, die nach Größe hungern, die Forderen suchen, gibt Raabe ihrer Schuldt Erfüllung. Nicht in der Welt, wie der Mensch das Bild gestaltet hat; viel Leidenschaft und viel tückischer zugleich ist in dieser Dichtung Raabes Bewahrung. Die Pforte, die zum Glück führt, heißt bei Raabe: Hingebung an den Nächsten.

Es ist eine doppelte Spiegelung: seine Sehnsucht zeichnet ein Leben in der Enge, und aus diesem Leben treibt eine Sehnsucht die Menschen hinaus; sie finden sich dann später in der Enge wieder.

Der Mensch, den Raabe liebt, ist ein Träumer. Das ist das Deutsche in seiner Art, das ist das Wirklichkeitsmäßigste nicht zu dem höchsten macht, ihn sogar misöchtet. Sein Reich war nie ganz von dieser Welt. Die Schusterkugel, die an der Lampe hängt, wird ihm zu einem Symbol der Versenkung in ein erträumtes, sehnsuchtumwebtes Glück. Und dass innere Leben bedingt ein äußeres: der Träumer wird zum Sonderling. Sonderlinge finden sich zusammen und bilden eine ganz kleine Gesellschaft neben der andern, der großen. So stark ist der Absonderungstrieb in Raabes Menschen, dass es immer ein großes Gefühlsrins für sie ist, sich zu beweiben. Sie sind die prädestinierten Junggesellen, und wenn sie in schwerer Arbeit Befriedigung finden, so wäre ihnen bei einem bloßen Zuschauersein wirklich doch noch wohliger zumuthe. Wenige Schriftsteller haben ihre Gestalten so nach dem eigenen Bilde geschaffen wie Raabe: ein stark persönlicher, lyrischer Zug ist in seiner Dichtung. Und man kann es verfolgen, wie sich der Typus des träumerischen Sonderlings steigert und steigert in seinen Werken: Täubrich-Pascha ist bereits im Bann einer Monomanie.

Raabes Menschen dürfen es äußerlich zu nichts bringen, das ist selbstverständlich. Seine Officiere werden als Lieutenants a. D.: seine Candidaten bekommen eine Hauspfarrerstelle; seine Philologen altern als Correctoren. Alle, die etwas erreichen an Stellung und Rang, sind Raabe von vornherein verdächtig; braucht er sie, so lagiert er sie in seinem großen Carricaturenzimmer. Ein Geheimrath hat zum mindesten eine Frau, die ihn ganz unter aller geheimräthlichen Würde behandelt; nur das vermag mit seiner Stellung zu versöhnen. Dafür aber entdeckt Raabe unter den Allervercachtetsten gute Gesellen, denen sein Herz zuschlägt. Der Rauber Horacker, von dessen Mordthaten man weit und breit erzählt, ist ein armes, geknäuftes, liebebedürftiges Menschenkind. Und was der Welt thöricht gilt, das heißt Raabe weise. Ein ausgesprochen christlicher Zug, der sich dem vorstechend Deutschen in seinem Wesen paart.

Nichts Sonderlingshaftes aber ist Raabes Frauengestalten eigen, oder doch wenigstens nicht den bezeichneten. Für seine liebe „Frau von der Geduld", für die Mutter seines Hungerpastors, kand er ganz neue Farben. Schlicht gab er ihnen schlichtes Menschenthum, und keine seiner männlichen Gestalten läßt ihnen sich verehrender. Und wenn Raabe beliebt, sich selbst in ein adeliges Sprechzimmer Jungfrauenzutrop, ein Mitstrauen in zarte Bande; aber das ist mehr äußerlicher Natur oder aus Resignation geworden: den Traum der Liebe hat auch dieser Träumer gesponnen, und es ist ein zartes, liebliches Frauenbildnis, das er ihm gezeigt.

Das Thörichte vor der Welt gilt Raabe weise. Es ist das bei ihm mehr als ein Mitsachten dessen, was die Menschen preisen, mehr als ein Selbervrüfenwollen: Raabe ist Skeptiker. Er mistraut nicht nur den staatlich angestellten und verordneten Leuchten der Wissenschaft — der Wissenschaft selbst mistraut er. Eine logische Dartenung ist ihm nicht beweiskräftig in sich. Der Verstand ist ihm nicht Maßstab für die Erscheinungen des Lebens. Den Vorspiegelungen der Phantasie gibt er recht vor den Deductionen der Erfahrung. Die Welt der Einbildungskraft stellt sich ihm ebenbürtig, nein, berechtigter neben die der Wirklichkeit. Und dieser romantische Scepticismus Raabes steigert sich wiederum seltsamerweise um das Jahr 70 zu ausgesprochenem Pessimismus. Die Wirklichkeit gilt ihm da nur noch als Verrat an jener anderen Welt, die die Einbildungskraft zaubert. Der Mensch kann sich ihr nicht entziehen. Und wird Illusion und das Träumen Tugend: es ist das ein Standpunkt, den Raabe später wieder überwinden sollte, doch blieb etwas von dieser Anschauung zurück. Erscheint in Raabes späteren Werken der Humor oftmals forciert, so hat das auch seine inneren Gründe.

Raabe liebt den breiten, vollen Fluss der Erzählung, und es ist etwas Behäbigendes in seiner Darstellungsweise. Er labet den Leser zu ruhigem, überlegenem Genuss. Er zieht nicht hinein in die Handlung, die er darstellt, man bleibt in einiger Entfernung und über den Dingen. Lockende Abwege beschreitet er gerne und folgt ihnen gern soweit, als sie ihn locken. Gelegentlich wandelt er sich selbst in den drolen Zuschauer und agiert wohl den Chor in den Dramen, die er schreibt. Das Wörtlein „man" macht ihn stutzig, und er läßt sich lustig darüber aus, was „man" den Tag über treibt und wie „man" empfindet. Er schildert die unbilden Schicksale und Gräuthe des angebenen Gymnasiasten, selbst wenn er fortfahren muss, dass diese beiden jugendlichen Helden Haus Unwirrich und Moses Freudenreich keineswegs Gelegenheit haben konnten, belagte Schicksale und Gräuthe zu ihrer Kenntnis zu bringen. Mit dem Schluss seines Romans entlässt er die Straße, die zum Ziel führt, sieht und mehr, was sie noch ab und zu auf Seitenwegen zu kennen. Man wird der Verwendung für ihn Ereignis. Die volle Darstellung wandelt sich mehr und mehr in eine Darstellung von Ueberlegungen, die zu solchen Entwickelung der Handlung wird ärmer.

Das Persönliche steigert sich zum Willkürlichen, und Raabe, der Realist, verlernt es, seine Menschen natürlich sprechen zu lassen. Sie reden Raabe'sche Glossen.

Raabe ist der Philologe in der deutschen Literatur. Literarische Reminiscenzen stellen sich Schritt für Schritt bei ihm ein, und eigenthümlich umrankt sie sein Humor. Das classische Alterthum blinzelt immer in seine Gegenwart hinein. Seine Phantasie gönnt sich dauernd Excursionen ins Reich des Gelesenen. Bücher sind ihm und oftmals auch seinen Menschen die besten Tröster. Und wie er die kleine Stadt sucht und in ihr das beschiedene Haus, so hat er eine besondere Vorliebe für einen Claudius, einen Hölty. Literarische Vorbilder wie Jean Paul und Dickens wirken ganz ersichtlich auf ihn ein, und er freut sich der Verwandtschaft und sucht durchaus nicht, sie zu verheimlichen. Es ist auch etwas Philologenhaftes in seinem Stil, und das nimmt mit dem Alter zu. Man kann sich Raabe nicht gut anders vorstellen als Hans Fechner ihn gemalt hat: inmitten seiner Bibliothek. Auf dem Arbeitstisch aber steht eine Vase mit blühenden Blumen des Feldes.

Kein anderer deutscher Schriftsteller der Gegenwart hat so ausgesprochene feine „Gemeinde" wie Raabe. Das macht, die Witzung, die von seinen Büchern ausgeht, ist eine stark persönliche. Und seine Persönlichkeit gibt sich liebenswert.

„Es ist eine Glocke, die klingt über alle Schellen," hat Raabe einmal gesagt, und man glaubt diese Glocke zu hören, wenn man ihn liest. In seinen besten Büchern ist Feierabendstimmung. Und die Glocke tönt, und es wird gleichgiltig, was die Menge will und erstrebt, und die eigenen Leiden und Freuden werden klein, und eine große Ruhe senkt sich hernieder. Die Erinnerung erwacht und mit ihr die Sehnsucht nach einem entsöhnenden Trost. Und es ist Frieden in dieser Sehnsucht. Als ein Sucher des Wesentlichen offenbart Raabe sich, des Bleibenden. Seine Menschen tragen ein Etwas in sich, das mit ihnen nicht begraben werden kann, sie wirken fort, sie verstehen den Sinn ihres Sinns. Sie leben und sterben als Lebensdeuter.

Raabe wuzelt in einer ganz bestimmten Zeitperiode, und die sind ihm Nichtsis inmitten seiner literarischen Thätigkeit. Es folgte eine Zeit, die ihm nicht mehr sprach und die er nicht mehr verstand. Der Zeit aber, die er innerlich erfaßte, gab er Ausdruck über die Zeit hinaus.

Es ist auch etwas Zukunftskräftiges in seiner literarischen Richtung. In der Verbindung von Romantik und Realismus, die ihm eigen, ist etwas ausgesprochen Deutsches. Und wenn wir es jetzt erleben, daß sich der äußerliche Realismus der Neunzigerjahre zu innerlichem, zu persönlichem Realismus wieder durchkämpft, so darf man Raabes dabei denken.

Berlin. Ernst Heilborn.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die Position des Kriegsministers Freiherrn v. Krieghammer soll, nach mannigfachem Wanken, in den letzten Tagen wieder fester geworden sein. Wodurch? Wieso? Sollte der tertische alte Sünder plötzlich in sich gegangen sein? Hat er sich etwa seine autokratischen Spielereien bei den Officiersavancements abgewöhnt? Oder hat er sich den „feinen Ton in allen Lebenslagen" gegenüber seinen penibelnarteten Kameraden angewöhnt? Hat er vielleicht seine provinzwehrheidlichen oder hat er gar seine bildungsfeindlichen Ansichten paradigetzungen? Ist ihm am Ende auf seine alten Tage der Ruvoj aufgegangen über die verrottete Wirthschaft in vielen Zweigen der Militärverwaltung? Oder hat er — Stoff behufs" — den Augenblick zu reinigen begonnen? . . . Nichts von alledem. Nicht einmal — der Allgewaltige verstehe uns diese Vertrauensfrage — nicht einmal seine Schanden hat er bezähmt. Wie wäre es sich sonst erklären, daß neuerlich gesetzlich haben? Wodurch? Wieso? Ja, wer das nicht begriffe, verstünde Alt Oesterreich nicht. Der Freiherr v. Krieghammer ist in den Zeitungen idarf angegriffen, seine Taenision ist in den Zeitungen gefordert, die Nach richt, daß sie bewilligt, mit Jubel aufgenommen worden. Was den Zeitungen fasst man sich in Oesterreich aber nicht dirigieren, absieht nicht. Wenn die Zeitungen etwas verlangen, etwas billigen, dann geschieht's instinctmäßig nicht oder doch instinctmäßig nicht gleich, damit es nicht so aussehe, als ob die Zeitungen wirklich etwas bezweckten hatten. Aber nicht weil die Zeitungen sind, sondern weil sie es sind, in einem gewissen Grad die Völker sind, deren Wünsche und Beschwerden, gelegentlich doch mindestens, von den Zeitungen verbolmetscht werden. Denn die Völker haben nichts dreinzureden in Oesterreich. Wer noch absieht, ob wir es so herrlich weit gebracht hätten, wenn die Völker jemals etwas zu sagen gehabt hätten in Oesterreich!

*

Aus dem Petersburger Blatte „Nasi" reproduciert das „Fremden Blatt" ein inhaltreiches Interview mit einem „hervorragenden österreichischen Politiker", welches von dem officiellen Blatte selbst als „erschöpfend" bezeichnet wird. In der That ist man ganz erstaunt, wenn man sich durch diese Sammlung von „Ja, ist nicht so schlimm" durchgelesen hat. Aber der „hervorragende Politiker" ist niemand Geringerer als der Herr v. Koerber. Dann hatte auch sie das „Fremden Blatt" einem amtlichen Mitarbeiterabdienen wohl nur „hervorragend" gehalten? Sie ragen alle hervor, solche Mittelmäßigkeitsexistenzen, schaffe sie auf dem amtlichen Laufelist hinaus, sonst der Zufall in der parlamentarischen Arbeit das Publicum hervorragt, sobald er, um sich sehen zu lassen, aufs Postament steigt.

*

Der hervorragende Politiker, der augenblicklich auch die gewiß hervorragende Politik des „Fremden Blatt" bestimmt, hat in diesem Interview mit seiner bekannten Aufrichtigkeit und Unzweideutigkeit seine Ansichten über alle schwebenden oder, wie das „Fremden-Blatt" halbamtlich sagt, „obschwebenden" politischen Fragen — verschwiegen. Er zieht es noch immer vor, sein politisches Programm in der Goldwaschung des Schweigens schuldig zu bleiben, anstatt es an der Silberwährung des Redens auszugeben. Man wird nicht klüger, wenn man das endlose Interview durchgelesen hat. Aber man kann sich mit der Beobachtung trösten, daß, nach dem Interview zu schließen, auch der „hervorragende Politiker", bei dem selbst die Politik zu den unpolitischen Gegenständen gehört, nicht er behilb klüger geworden zu sein scheint, seit er sich zum letztenmal hat hören lassen.

*

Ein Beispiel: Der „Hervorragende" ohne Politik spricht über den Austritt der Ruthenen aus dem galizischen Landtag. Die Regierung, sagt man, habe daher ihre Hand im Spiel gehabt. Der hervorragende Politiker, dem zum Politiker allerdings nichts mehr fehlt als eine Politik, bezeichnet diese Angabe als „geradezu widersinnig", perorient über „Machiavellismus" und „ernste Zeiten". Darnach sollte man meinen, daß die Secession der Ruthenen eine schlimme Sache sei. Nicht wahr? Aber das Interview hat ja doch vor den Zweck, zu beweisen, daß es gar nicht so schlimm in Oesterreich stehe, als mitunter hervorragende Politiker anzunehmen geneigt sind. In der That weiß auch der hervorragende der ruthenischen Secession eine gute Seite abzugewinnen. Nachdem er den Antheil der Regierung an dieser Action so entschieden abgeleitet hat, findet er, daß auch die Secession der Ruthenen, wie alles, was seit dem Regierungsantritt des Herrn v. Koerber vorgeht, gut ist, sie wird, sagt er nämlich, „dazu beitragen, einen modus vivendi zwischen den beiden Völkerstämmen in Galizien herbeizuführen". Nun, warum hat denn Herr v. Koerber in der Zeit, daß auch er an dieser Secession mitgewirkt habe, als „geradezu widersinnig" erklärt? Sollte es wirklich widersinnig sein, anzunehmen, daß eine österreichische Regierung zur Herstellung eines modus vivendi unter den Nationalitäten mitwirkt, oder glaubt am Ende Herr v. Koerber selbst an die völkerversöhnende Bedeutung der Secession nicht, gegen deren politische Gefährlichkeit er sich mit Kraftausdrücken wie Machiavellismus sträubt? Eines oder das andere — aber hindes nicht. Wer lügen will, muß bekanntlich ein gutes Gedächtniß haben, und wer alles schon und gut finden will, darf sein Plus über seine Lippen lassen.

*

Wie dieselbe Sache an verschiedenen Stellen verschiedenen Anwert findet! Den Einfluß des Grafen Stürgkh ist es größtentheils zuzuschreiben, daß die Deutsche Fortschrittspartei und die Deutsche Volkspartei in der letzten Reichsrathssession für unpolitisch Arbeit des Herrn v. Koerber so monierlich gepriesen haben. Daher kriegt der Graf Stürgkh von oben den Geheimrathstitel, die beiden Parteien aber kriegen von unten, von ihren böhmischen Wählern, Schläge dafür.

*

Der Abgeordnete Schöneerer hat jüngst die Deutsche Volkspartei eine „Actiengesellschaft für Eisenbahn und Canalbauten" genannt. Darüber ist das Organ des Abgeordneten Prade ganz außer sich. Na, na, es gibt unter den Abgeordneten der Volkspartei noch einige Verwaltungsräthe, die gar nicht so unrosiflich sein dürften, wenn die Volkspartei so eine Actiengesellschaft mit einer Milliarde Capital und sie deren Verwaltungsräthe wären.

*

Volkswirthschaftliches.

Die österreichische Regierungspolitik setzt wieder Triumphe in dem gegenwärtigen Curssturz der Nordbahn-Actien, welcher einen kleinen Vorkurtach zur Folge hat. Jahn Jahre hindurch hat die österreichische Regierung den Actionären der Nordbahn Garantien für ihre Actien gegeben, welche den Erträgnis des Haupthahnnetzes 1100 fl. per Actie übertrieg, ganz ungereichend Gebrauch gemacht. Einblick vor drei Jahren entschloß sich die Regierung, einen Feldzug gegen die Nordbahn zu führen, indem sie war nie bestehende Tarifherabsetzungen forderte, dagegen die Einführung neuer Tarife verweigerte, welche geeignet gewesen wären, mit Beseitigung verlangte. Die Folge war ein starker Ausfall im Erträgnis des Jahres 1899, der jedoch im Jahre 1900 fast völlig wett gemacht wurde. Heuer aber, angesichts der Kündigungen der allgemeinen Conventionen, hat die Nordbahn vor einem großen Dilemma, und wieder verlangt die Regierung auf Grund der günstigen Verkehrsergebnisse neue Tarifreductionen. Während der Jahre, in welchen die Regierung von ihrem Rechte auf Tarifherabsetzung, das im allgemeinen volkswirthschaftlichen Interesse ausgeübten, für im Gegen ausdrücklich zur Pflicht gemacht ist, hat sie es in keinen Falle gethan. Es kann das Geschick der Nordbahn angehenne anschauungen, mit den Erfolgen der Euro, und als endlich die Regierung von ihrem Rechte Gebrauch zu machen anfing, hatten zahlreiche Personen an dieses Recht und zum wenigsten an die Möglichkeit energischer Gebrauchmachung desselben ganz vergessen und die Actien zu Hochcursen erworben. Hatte die Regierung während der 15 Jahre seit der Erwerbung der Concession durch regelmäßige Tarif reductionen, wie es ihre Pflicht war, das Erträgnis stets nahe an 1100 fl. herabgedrückt, so wäre diese Reduzierung des Erträgnisses allmählich und völlig schmerzlos erfolgt, die Actien hätten nie einen Cours von 1500 Kronen erreichen können, und es hätte nie ein Capitalist, dem 2000 Kronen entrissen werden, der zahlreichen kleinen Capitalisten, welche allen Anlaß hatten, die Nordbahn-Actien als ein Asyl in ihre Hände zu legen, ungeheuren Schaden bringt. Zahlreiche, und Hunderte, sowie der Fall dann unvermeidlicher Schwere drohen die Regierung zu lenken ob, zu spät Gebrauch gegen Privilegien machen, welche sie, wie sich jetzt herausstellt, nicht besitzen. Es ist ein Zeichen der Regierung, daß sie

Digitized by Google

Drucke der öffentlichen Meinung irgend eines dieser Rechte erinnert, hat es auf die überraschten Interessenten die heftigste Wirkung. Nebenbei wie bei der Nordbahn wird sich die Regierung auch einst Tages ernennen müssen, daß die Nordwestbahn, die Elisabethbahn und die Kaschau-Oderberger Bahn verpachtet sind, ihre Linienführungen und Geleiseanlagen auf eigene Kosten vorzunehmen, und dann wird es wieder eine Periode bei den durch die jahrelange Unthätigkeit der Regierung irregelassenen Actionären geben. Die österreichische Politik führt allerorten zu Kalamitäten.

*

Die Wiener Presse hat einen neuen Rothleidenden entdeckt: die österreichische Oroß-Eisenindustrie. Es ist nicht nur ein Schaudern ob deren Lage der Betrachtungen jener, welche dieser armen Industrie noch die Schutzzölle, deren sie sich jetzt erfreuen, bei den künftigen Handelsverträgen entziehen wollen. So nothleidend, wie es anschaut, ist diese Industrie aber nicht, und zu bedauern sind nur die Capitalisten und Speculanten, welche den übertriebenen Vorstellungen der Ersten Zeitschriften, Referate und Convolute Glauben schenken und sich die Actien der Eisenwerke zu jenen Hochpreisen angekauft haben, zu welchen die Actien abzustoßen der gelungene Plan der alten Großactionäre war. Allerdings weiteten die Actien der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft 1875 Kronen, als es der Verwaltung beliebte, die Reserven auszuschütten, und heute stehen sie kaum 1500 Kronen, aber heute vor drei Jahren notierten sie auch nicht höher. Die Actien der Alpinen Montangesellschaft wurden bis 580 Kronen hinaufgetrieben, und heute notieren sie nur 390, noch weleutlich höher als vor drei Jahren. Und die Erträgnisse dieser armen Industrie? Die Prager Eisen-Gesellschaft wird heuer 23 bis 24%, allerdings waren es 70% im Gesammt 1898/99, aber noch weleutlich mehr als in allen vorhergegangenen Jahren zahlten. Die Alpine Montangesellschaft wird heuer vielleicht nicht mehr die vollen 10% zahlen, welche sie in den letzten beiden Jahren vertheilt hat, aber noch immer weit mehr als in allen früheren Jahren. Die Böhmische Montangesellschaft wird heuer vermuthlich auch nicht mehr als 8% zahlen wie im Vorjahr und vielleicht wird die Dividende sogar etwas niedriger sein als 8%, welche von 1895 bis 1898 alljährlich vertheilt wurden. Aber nach Nothlage sehen diese Ziffern doch nicht aus. Im Gegentheil. Früher konnten die Gesellschaften nach Belieben hinunter, dass die enormen Dividenden in den Zeiten der Hochconjunctur erzielt wurden, da die Erträgnisse aber in einem so ungewöhnlich ungünstigen Jahre, in welchem die Eisenindustrie Deutschlands eine heftige Krise durchmacht, die Besitzungen für inländische öffentliche Bauten minimal sind und der Kohlenpreis angesichts des Sinkens der inländischen Capitalverzinsungen weitaus übersteigen, ist der Beweis der Erträglichkeit der Zollherabsetzungen erbracht. Dass diese Reductionen im Interesse der Eisen verarbeitenden Industrien unbedingt nöthig sind, ist in einer Reihe von Artikeln in dieser Zeitschrift nachgewiesen worden. Aber auch Capital und Bären haben ein Interesse daran, dass ein Zustand anhalte, der den Trabziehern der Industrie die Möglichkeit gibt, durch schrankenlose Ausnützung des Schutzzolles enorme Erträgnisse aufzuhäufen, dann zu Hochcursen die Actien abzustoßen, hierauf zur Wiederherstellung des Zollschutzes einen Nothelfand zu arrangieren, die Actien zu pari werfen und billig zurückzukaufen, um die Verkäufe der Actionäre als Schuld gegen die Besitzenden, die Zölle herabsetzen, zu benützen.

Kunst und Leben.

Frau Gutheil-Schoder sang kürzlich zum erstenmale die Venus in Wagners „Tannhäuser". Dreimal, die in die eine ganz anders, in den äußersten Extremen sich bewegende Darstellung der Liebesgöttin erwarten, waren bisher entstanden. Frau Gutheil hielt ihrem Tannhäuser eine wohl durchdachte, in allen Details intellectuell abgeklärte Vorlesung. Eine Göttin der leidenschaftlichen, sinnlichen Liebe ist sie aber nicht gewesen. In dieser Beziehung. Da auch Herr Winkelmann nur mehr durch weise Zurückhaltung und Mäßigung den Anforderungen seiner Rolle gerecht zu werden vermag, glich die ganze Scene im Venusberg mehr einer trockenen Auseinandersetzung, die dem Geiste der Dichtung durchaus fern liegt. Die Nebenarbeitgruppe der sinnlichen Mittel aber durch Nebennahme hochdramatischer Partien dritte Frau Winkel Schoder auf die Tanze mehr bereiten als das Publikum. Von den übrigen Darstellern sind Herr Demuth als Wolfram obenan. Die Inszenierung des ersten Finals hat einen Theil des ihm erst kürzlich verliehenen Glanzes leider wieder verloren.

N. B.

*

Das Jubiläumstheater hat mit seiner ersten Vorstellung zu einem Kinderschutzfest Anlass gegeben. In allen Lettungen liest man Briefe des Herrn Bohemann Nissen und einer unbekannten jungen Dame, die einander das große Thal an einer Ueberfüllung des Parkes machen. Vergessen war darüber nicht das Thal selbst. Dieses aber scheint [illegible] [illegible] [illegible]

Gertrud Franke-Schievelbein: Der Unkenteich. F. Fontane & Co. Berlin 1901.

Man begegnet gern Frau Gertrud Franke Schievelbein unter der Maße der heutigen Romanschreiber; denn sie weiß kräftig zu gestalten, interessant zu erzählen und vor allem, sie hat stets etwas Eigenes zu sagen. Sie ist eine ausgeprochene Persönlichkeit, die ihr modern-weibliches Empfinden mit fast männlicher Kraft auszusprechen wagt und auszusprechen versteht. Mutig soziale, aber gesittige Emancipation predigt sie ihrem Geschlecht, und das Problem der Ehe ist ihr unbedingt das wichtigste im Leben. Schade nur, daß es in ihrer Kunst oft allzu sehr nach alle Problem erscheint, daß das Thema nicht immer poetisch rein aufgearbeitet wird, sondern einen Nüchstand von Tendenz hinterläßt. Gertrud Franke-Schievelbein muß sich vor den Klippen der Idealisirung hüten. Einer ihrer letzten Romane, „Die Energetiker“ betitelt, neigt sich eine gewisse Menschenspecies mit Fellen in der Elbe, die nur in Zeiten großer Dürre und Noth sichtbar werden. So krystallisiert sie in der Regel, nur oft allzu regelmäßig, ihre Romane um gewisse Symbole, wie man sie sich an sich gern gefallen läßt. Ihr vorliegender Roman gruppiert alles äußerlich und innerlich um einen Sumpf, wie das vor ihr in ähnlicher Weise Wilhelm Raabe im „Dräumling“, Theodor Fontane im „Stechlin“ gethan haben. Ihr „Unkenteich“ findet in seiner Symbolik ein Gegenstück in der klatschsüchtigen Enge der beschränkten Kleinstadt, die voll von Moralunken steckt, die teil zusammenhalten und dem einzelnen, der nicht mit ihnen muckt, das Leben verleiden und vernichten, — der Künstler, Theater-Schneider und Handschuhmacher, die Dummen, denen Verstand nicht über ihre Nase reicht — sind vereint eine tödliche Macht.“ Ihnen verfällt ein tüchtiges Menschenpaar, besonn glückliche Ehe schon ein Viertesjahr auch der Traumg mit einem Kinde gekrönt wird. Ihr ist ein sittlichen Ernst und das Seelenleben der intolge dessen Geächteten und Verfehmten, die eine Sünde ihrer nach siebenjähriger Verlobung überschämenden Leidenschaft fürchtbar hart büßen müssen, vor uns aufgezeigt. Richard Volkmar ist Gymnasiallehrer dies Thema ist aktuell; man denke nur an Hans Hofmanns „Gymnasium zu Stolpenburg“, Max Dreyers „Probekandidat“, Hans Hoffmanns „Klachemann als Erzieher“); ein Disziplinarverfahren droht ihm seine Existenz zu vernichten. Da verläßt ihn sein Weib, die schöne, starke Lene, der „Wildvogel“, mitsammt dem Kinde, um ihm nicht im Wege zu stehen, und nun sind die Unken gemeint, der Frau alle Schuld zuzuschieben, den Mann dagegen zu entlasten und ihn in Gnaden wieder aufzunehmen. Und der, voll Zorn gegen die Gelebte, deren Flüchtmotiv er nicht begreift oder nicht begreifen will, ist auf dem besten Wege, sich an die Unken wegzuwerfen, um erst recht, und zwar als Geeinteter, in den Unkenteich zu gerathen, in den er ertrinken müßte, wenn nicht alle er, erleichtert durch den Tod seines gefährlichsten Schülers, sich noch in letzter Stunde auf sich selbst besinnt, seinen Abschied einreicht und seinem Weibe nachgeht. Das treffliche Oberlehrerpaar, aus dessen Hande er sie geholt hat, nimmt sich der beiden, ihrer hingerissenen Existenz Verlaufen, in großherziger Liebenswürdigkeit an; auf dem Wege zu verschiedenen Gliedern der Gesellschaft, die sich zur „Clique der Hawsiran“. — Diese Lösung betriedigt natürlich in seiner Weise, sie ist überhaupt keine Lösung, sondern ein an den Haaren herbeigezogenes, mit Gewalt zum Guten umgebogenes, trivialer Romanschluß über verlegt die Kraft der Dichterin vollkommen. Bedauer darf sein Dasein nicht einmal philosophisch begründen, sondern muß es sich in harten Lebenskampf erringen. Ein Mann von so kraftvoller Eigenart, wie er, kriecht nicht unter das Notdach eines Asyles, das ihm Freund und Freundschaft öffnen, sondern er zimmert sich selbst sein Haus. So ist auch hier, wie in den meisten Romanen der Verfasserin, der Schluß der schwächste. Ein übrigen malt sie auch allzu sehr in Schwarz und Weiß und unterstreicht zu dick. Das Hazardspiel des Oberlehrers doch oben und der Unkenteich tief unten werden mit gar zu deutlichen Fingerzeigen gegen einander ausgespielt. Auch die Symbolik wird wohl ein wenig zu weit getrieben, wenn Wolfmar sagt, der Mensch verantwortlichkeitslos handelnd in einer Nacht, ohne es zu wollen und zu wissen, über den getrockenen und schneebedeckten Unkenteich hinwegkommt wie Gustav Schwabs Reiter über den Bodensee.

Harry Maync.

Octave Mirbeau: Les vingt et un jours d'un Neurasthénique. Paris, S. Fasquelle éditeur, 1901.

Mirbeau hat einen ausgezeichneten Titel gefunden, um aus der Roth eine Tugend zu machen. Ein Nervenkitzler ist ein Weinlich, der sich in allen möglichen Ecrevsen bewegt und evvig unbefriedigt ist, weil er die Ursachen seiner Leiden, die in ihm liegen, in der äußerlichkeit sucht und seiner Meinung nach auch findet. Die Erkenntnis und Empfindungen eines Nervenkünstlers können daher, wenn sie zu Papier gebracht werden, auch nur ein Bild des zerrissenen Pessimismus darstellen. Jedenfalls ein Position ist völlig ausgeschlossen, auch kommt man unter dem Vorwande der Nervenleidenne ein Buch nach den verschiedensten, gestalt und geschmacklich weit auseinander liegenden Breiten zusammenstellen und dennoch dem Leser vorgeben, er habe ein Werk aus einem Guße vor sich. Der über alles Erwarten große Erfolg des „Tagebuches einer Zofe“, dem die österreichische Censur die letzte Weihe gegeben, veranlaßte Mirbeau und seinen Verleger, sofort einen neuen Preis zu verbinden, und da der Verfasser kein Genie im Schneiderliche vorzustellig hatte, so stellte er ein alter Lite eine Reihe von Zeitungsschnitten, die im Laufe der letzten Jahre zumeist im „Journal“ und in der „Aurore“ erschienen sind, zusammen und verbindende Worte, Erklärungen und Betrachtungen zu einem Zusammenhange mitlaufen und sich nach allen Regeln der Kunst losgewollenen Romanschnitzers aus gibt. Tick, sein Werk verschiedet möglichen den Wert des Buches keineswegs. Denn alles, was Mirbeau schreibt, hat Hand und Fuß, und oft genug wirkt er ein Bild möglichsten Klarheit und überzeugender Wahrheit und Verwerflichkeit in sehr oder ganzig voll, packenden und packenden Texte, aus denen ein anderer einen ganzen Band machen würde. Der Band wird beeinflussen und entgegenstoßen beschäftigen. Fortsetzung folgt.

Während die Aufzeichnungen des Nervenkünstlers jedenfalls das Interesse, daß sie verdienen, sind die Erzählungen, die Mirbeau in seinem Buche gibt, die Erzählungen, die Mirbeau in seinem Buche gibt, allenfalls anstandsmäßig, und da es sich an diesen beiden Stellen um heikle Beziehungen handelt, so wird vielleicht auch der Ruf Mirbeaus leiden. Die einzelnen Geschichten des Nervenkünstlers machen auch mehr den Eindruck, auf wirklicher Beobachtung zu beruhen, als die Erlebnisse der allzu scharfsichtigen und scharfsinnigen Zofe. Die Perle des Bandes ist wohl die Geschichte, wie sich ein authentischer Marquis, ein reaktionärer Abgeordneter der Normandie, einem Pariser Kleider aufdrängt, der sich in der Nähe seines Schlosses angesiedelt hat, um ihm für den jahrelangen Spott seine alte Staatskutsche und einen abgerackerten Gaul aufzuschwatzen. Dieser „adelige Roßkamm, Schwindler und Patriot“, wie ihn Mirbeau nennt, ist auf der anderen Seite gleich bereit, „in den Sumpf zu treten“, um mit den Bauern wieder seinen Frieden herzustellen. Köstlich ist auch die Nachbildung eines abrahamhaften Plaidoyers des berühmten Advocaten Du Buit, der einen betrügerischen Spekulanten dadurch herauszreißt, daß er ihn emphatisch mit einem Landmanne vergleicht, der sein Korn aufspeichert, wie jener das Kupfer zu occaponieren suchte. Schwach ist dagegen die Satire gegen den Minister Leygues, der trotz seiner gaskonischen Schwatzhaftigkeit und seiner mangelhaften Jugendberedte doch ein befähigter Staatsmann ist.

Fritz Vogt.

Die Lieder der Bilitis. Nach der aus dem Griechischen besorgten Uebersetzung, verdeutscht von Franz Wagenhofen. Budapest. Verlag von G. Grimm. 1900.

Pierre Louys: Idyllen. Eine neue Wonne. Das Häuschen am Nil. Bylitis. Leda. Ariadne. Uebersetzt von Armin Schwarz. Budapest. Ebendaselbst.

Pierre Louys: Die Abenteuer des Königs Pausol. Autorisierte Uebersetzung von Armin Schwarz. Budapest. Ebendaselbst.

Die Titelbilder, mit denen der Verlag die Bücher ausstattete — nur das zu den „Liedern der Bilitis“ ist annymbar; es soll von einer etruskischen Vase stammen — ist Pierre Louys dann doch nicht wert. Sie sind von einer ordinären Geschmacklosigkeit, wie sie eigentlich nur auf die Titelblätter pornographischer Literatur gehört. Und so viel Publizitätsrat bring' ich meinerseits nicht auf, Pierre Louys einen Pornographen zu heißen. Obgleich alle diese fernellen Finessen bei einigen Franzosen nachgerade auf jenes Gleure hinauslaufen, das sie als das einzig zu verpönende hinstellen. Die Sache langweilt allmählich. Trotz allem Geist, trotz aller künstlichen Duftung und Farbenpracht. Und wenn er stellenweise fast künstlerischer Vollendung des Materials und des Zeitgeistes und trotz aller ganz raffinöse. Es ist nachgerade zu sehr immer dasselbe. Bei Pierre Louys benutzt sich diese Richtung der modernen französischen Decadenz mit der römisch-hellenischen des Petron und Apuleius. Ich bewundere, wie kein zweiter gestreicht, wie virtuos Louys Weise und Colorit jenes Zeitalters und des in de Abele trifft; in dieser nur manch anderer Hinsicht sind seine Bücher von Bedeutung. Immerhin aber ist mir ein Roman, wie z. B. „Der goldene Esel“ des Apuleius, so lasch auch seine Moral und Weltanschauung, mit seiner Sprachgewalt und seinem mehrfachen Humor lieber. Das interessiernste und merkwürdigste dieser drei Bücher sind die „Lieder der Bilitis“. Die Gelehrten, heißt's, zerbrechen sich den Kopf darüber: aber offenbar ist das Buch eine Mystifikation. Diese Lieder sind nicht von der Hetäre Bilitis, sondern von Pierre Louys. In jeder Verfassung, wie sie hier in modern und Lebensgefühl, zu intim, als daß sie auch sein sollten und sei es auch anti-decadent. Die Uebersetzung der drei Bücher ist erträglich.

Johannes Schlaf.

Revue der Revuen.

„Die Umschau“ Angetit: bringt einen Aufsatz von Übersetzerin J. Dietzerich mit dem Titel: „Ein englischer Dichterstaat“. Demnach habe heute einen thatsächlich vom Perzenten bedrohten Ort aufzuweisen. Es ist Northwich in der physischen Cheshire, ein Verkehrsmes Städtchen mit etwa 17.000 Einwohnern. Unter der Stadtoberfläche, die der Stadt als unzuverlässiges Fundament dient, befinden sich mächtige Steinsalzlager aus, die seit Jahrhunderten Gegenstand von Bergbau sind. Diese Salzgebäres verbrechen. Jene Jahrzehnte hindurch etwa 250 000 Tonnen, und die Lager gelten für unerschöpflich. Doch ist es nur natürlich, daß diese an dauernden Umwälzungen Erdrindungen zur Folge haben, die sich bis auf die Oberfläche fortsetzen, und es gibt kaum ein Haus in Northwich, das nicht mehr oder minder die Spuren dieser Bodenbewegungen aufzuweisen hätte. Als Gegenmaßregel haben die Bewohner eine schiefe Bauart eingeführt, durch die die Häuser von ihrem Fundament unabhängig gemacht werden; so daß sie sich gemeinschaft mit einer wachtigen Bodenlage, die trotzdem Fundament und Fundament auf Fundament ruht. In einem Stadt eingenommen, so daß sie über ihrem Fundament gehoben und der unterhöhlte Teil Raum einnehmen, wodurch es möglich wird, daß eine Lage erhält. Zur Bewerkstelligung der baldigst hervorgetretenen Notwendigkeit wird die jeden Hausbesitzenden Einbringen Steine eine Abgabe, und zwar 2½ Pfennigen in Bezug der Zahl der Bewohnerschaft. Diese Abgabe wird in Form einer Steuer eingehoben

bergbaubetrieb, der den größten Theil Englands mit dem nöthigen Kochfalz versorgt, nicht eingeschränkt werden kann.

„Die Nation“ (August): „Ein Land ohne Strikes“ nennt Louis Stapenhorst einen Artikel, worin er H. D. Lloyds neues Buch über Neuseeland bespricht. Anfangs der Neunzigerjahre war Mr. W. P. Reeves „Minister of Labour“ in der australischen Kolonie, da dort nacheinander Strikes der Hafenarbeiter und der Schuhmacher ausbrachen. Letzte Reeves 1892 dem Parlament Neuseelands einen Gesetzentwurf zur Einführung obligatorischer Schiedsgerichte vor; nach langjährigen Kämpfen wurden dieselben im Jahre 1894 eingeführt, und seither ist Neuseeland factisch ein Land ohne Strikes. Obwohl es auch dort nicht an Meinungsverschiedenheiten fehlt, ist es in diesen sechs Jahren doch nie zu einem Stillstand im Betrieb gekommen. Können die streitenden Parteien zu keiner privaten Einigung gelangen, so treten die Unternehmer oder die Gewerkvereine zu wählen aus Arbeiter zusammen und das Gericht, dessen Spruch dann jetzt gegen 100 Streitfragen durch dieses von Reeves erkämpfte Gesetz, das dem Land den socialen Frieden sichert, entschieden worden sein. Besonders begenswerth ist auch seine erzieherische Wirkung, da es Unternehmer und Arbeiter zwingt, sich zu Vereinigungen zusammenzuschließen; es sollen unter seinem Einfluss nicht weniger als 40 derartige Organisationen ins Leben getreten sein, und die Colonie weist Australien soll gegenwärtig eine ähnliche Einrichtung geschaffen haben.

„La Revue“ (1. und 15. August) bringt unter dem Titel „Autour de la vie de Jésus“ eine Reihe der interessanter Briefe des Soziologen Victor Considerant an Charles Fourier aus den sechziger Jahren. Aus den sechziger Jahren stammend, schließen sie sich an dessen Veröffentlichungen, und enthalten in ihren kritischen Besprechungen eine höchst merkwürdige Auffassung des Christenthums. Gleich seinem Lehrer Fourier hält Considerant das Auftreten des Christenthums gegenüber allem sonstigen socialen Ereignis. Der Einzug in Jerusalem am Palmsonntag wäre danach das Signal zu einer Revolution gewesen. Judas, der thatkräftigste unter den Jüngern, war ihr hauptsächlichster Anstifter, und man rechnete auf eine ungeheure Theilnahme des anzuführenden Volkes. Aber der Anschlag mißlang, zum Theil durch Jesus selber, der den ihm angebotenen Mitteln widerstrebte und so zum Opfer der Behörden wurde; Judas aber nahm sich das Leben, nicht aus Reue über seinen Verrath, den er nach Considerants und Fouriers Auffassung gar nicht begangen hatte, sondern aus Verzweiflung über das Scheitern seiner Pläne. Nach Considerant hatte das Christenthum seine Rolle ausgespielt; das socialrevolutionäre Element habe den Kampf um Recht nicht gegen den 64stadien entzündet; von nun an könne die Menschheit nur mehr glauben, was sie weiß, und was sich auf Wahrheit gründet; und die gegenwärtige Aufgabe sei an der Arbeit, um die wahre Religion der Menschheit und Menschlichkeit, die Religion der Vernunft und Wissenschaft zu sein, und dass sie werden die Quelle des Schönen und Guten hervorgehen. Uebrigens sei auch Jesus der Vertreter des höchsten Grades der zu jener Zeit möglichen Vernunft, Erkenntnis und Wahrheit gewesen. — Lino Ferriani schreibt über „Die Liebe bei den Kindern“ und bringt zum Beleg Briefe von Kindern, die ihren Vater und Freizeit Lehrer, die von heftigen Liebesleidenschaften befallen waren. Er hält, gerade weil die Phantasie bei jeder Verliebtheit eine so große Rolle spielt, Kinder besonders zugänglich dafür und zeigt, welch tiefen Grad Liebe, Eifersucht und Hass bei ihnen zu erreichen vermögen. Charakteristisch ist, dass die aus niederen und verbrecherischen Ständen stammenden Kinder mit Mord und Todtschlag acten der Rache und Eifersucht drohen, während bei den Kindern der höheren Stände der Gedanke an Selbstmord sich alsbald einstellt. Er legt den Müttern die Ueberwachung ihrer Kinder und namentlich die Vermeidung von aufregenden Büchern und Theaterstücken ans Herz und warnt überdies vor Zuchthaus und Corrigenden, wo er für die Dauerhafte von derartigen Verirrungen und Perversitäten hält.

„Westminster Review“ (August) veröffentlicht einen Artikel von Ch. Stanford und Tsiu Ko, der die chinesischen Aufstände in einem neuen Licht zeigt. Danach hätten die Boxer in einer Linie gegen die Russen gerichtet, die sie aus dem Lande treiben wollten. Die Russen hätten nämlich entschieden in den von ihnen occupierten Gebieten der Mandschurei gehaust. Die Bevölker wurden wie die Sclaven zur Arbeit gezwungen und beim leisesten Versuch von den Soldaten niedergeschossen oder gepeitscht. Die chinesischen Beamten, die sich weigerten, den russischen Befehlen zu thun, wurden verhaftet, gefoltert und durch Beschimpfungen dazu gebracht, jede Gesetzlosigkeit geschehen zu lassen. So wurde das Land vollständig verwüstet, unbebaut gelassen, und es ist kein Wunder, wenn keine wirksamere Bewaffnung existiert zur Selbstwehr gegriffen hat und sich mit den Boxern verbunden, um diese abscheuliche Art abzuschütteln. Freilich ist dieser Aufstand, weil er rechtlich und zweckmäßig protestiert ist, nicht gerade, doch nicht zu sehr ganz berechtigt, da er die Regierung in Peking zwang, den Bestrebungen der Russland zu widerstehen.

Auch eine Liebe.

Von Hans Hie.

Wenn Bootsmann Austen am Sonntag in seiner blauen Paradeuniform, den Allgemeinen unter dem Arm, die Frau immer ein Stück weiter hinter sich her, auf den andern Straßenseite, um Mode nur zu sehen, so mächtig verlangen, es werde genau an diesem Augenblicke sein Lieblingslied lauten.

Sie sahen stattlich aus und wohlbehäbig, so ordentlich, wie sie verschönten, miteinander Schritt zu halten, aber freilich jedes für sich allein ein bischen Platz brauchten.

Und wenn die Leute nicht besser Bescheid gewusst, sie hätten glauben müssen, hier gehe ein friedliches und gottgefälliges Ehepaar in das Haus des Herrn ein.

Fromm und andächtig saßen sie auch zusammen in der Kirche drinnen, bloß konnten sie über das Gebetbuch nicht ganz einig werden, denn der Bootsmann war weitsichtig, und wenn er sang und das Buch von sich weghielt, musste sie aufstehen und sich strecken, um zu sehen.

Aber sonderlich länger als den heiligen Sonntagsmorgen mochte es selten und es kam ein anderer Klang in die Bootmannspfeife? Er begann wieder zu wörteln und zu spoten und zu sticheln und über sie Bemerkungen zu machen, so dass die zwei allerorts im Volksmunde waren.

Er hatte gerade seinen langen guten Sonntagnachmittagsschlummer absolviert und kam erst die Pfeife angezündet — und nun stand er, in Hemdärmeln, der Hitze wegen, draußen auf der Holztreppe und sah nach der Frau, die mit den Paalsens gegenüber an der Ecke einen Wortwechsel hatte.

Meckert sie nicht wie eine Gais da droben . . . stört dem ganzen Steig den Sonntagsfrieden . . .

„Wer, wer, wer ja — h — hi — etsch . . . W — e — e — er ja“, machte er ihr voll Aerger nach.

Sie stand da und zeigte den Leuten eine Rolle Leinwand, auf der Erdbeere waren, und behauptete, deren Jungen seien es, die über den Zaun geklettert und auf der Bleiche herumgestampft waren, ärgerte sich jetzt um Mittag, während alles in der Kirche gewesen, und das hätten sie nur gegen der paar armseligen Apfelzweige gethan, die nicht in Ruhe sollten da hängen dürfen.

Bootsmann Austen dampfte und murmelte schadenfroh:

„Meiner Seel' und Seligkeit, glaub' ich nicht gar, sie kriegt endlich einmal eins über den Schnabel gejahren. Sie wird ganz still . . .“

Er blinzelte zufrieden . . . „Man trifft halt zufälligerweise auf eine andere Madam, die auch — sich nichts gefallen lässt, nein — hihihi-h! Man muss in den sauren Apfel beißen . . . Hihihi-h — man muss in den sauren Apfel beißen . . .“

Auf einmal stammte der Wortwechsel von neuem auf, und das etwas exforierte, weiter- und teddhgerätliche Antlitz des Bootsmanns drehte sich über den Steig hinab.

Höhö — jetzt fehlt sie wieder los . . .“ Er spuckte und zog über das Pfeifenmundstück mit höhnische Grimassen.

„Hört einmal, jetzt beginnt sie gar zur Erbauung des ganzen Steiges mit ihren neun Kindern . . . Ja wahrhaftig. Sben in S. Francisco. Und Dluffen, der in Lima den Hafendampfer führt; nun schnurrt der ganze Kreisel ab . . . Sie muss prahlen, und stünde sie mit dem Kopf voran im Waschtrog . . . Hi, hi, fi — jetzt sind wir erst bei Maren angelangt, die ihre Sachen „vollgezählt und vollgemachen und gespuzt und gemärkt nach Frederikshall nachgeschickt bekam“. Und Gottlob, sie sahen da auch, Maren stammte von ordentlichen Leuten her . . . Und wissen Sie, darauf kommt es an; gleich und gleich gesellt sich gern.“

„Höhö, ja wohl, ja,“ sandte der Bootsmann hinter ihr her, wie wir schon gleich sind, ja sie und ich — ausnahmen wir zwei Eier. Nur, als sie ausgebrütet ward, kam etwas in die Quere. Huih — huih.“ Er ahmte ein paar Pfiffe nach.

Sein Gesichtsausdruck gieng in ein behagliches Grinsen über, als er den Segelmacher Timme unten den Steig daherstapfen sah. Der Bootsmann ließ die Pfeife im Munde hängen und machte eine Bewegung, als ob er durch ein Fernrohr zu ihm hinabguckte.

Der Segelmacher hielt sich dicht an die Hausmauern. Er blieb hier und da stehen und sah hinaus, lauerte wohl, ob er für den Nachmittag jemanden mit sich auf ein Glas Toddy oder zwei hinab zu Gjörsa kriegen und oder Chancas reden könnte. Sie waren vor etlichen dreyig Jahren mit einander gefahren und hatten dort bei den Insein gelegen und zwei Monate im Sonnenbrand gewartet.

Der Segelmacher hielt inzwischen ein Stück weit von der Treppe.

„Warm heute, Segelmacher.“

„Pu — uh ja.“ Er spähte zu den Fenstern hinauf. „Ist ist . . . man drinnen Nachmittag allein zu Hause . . .“

„O — jawohl schon . . . während die Frau dort oben auf dem Steig Abendbetrachtungen hält,“ grinste Austen.

Der Segelmacher blinzelte zum Bootsmann aufwärts:

„Wenn wer uns heute Nachmittag drunten bei Gjörsa zusammenkneipten, Austen? Es ist dort so eine Kühle in der Hinterstube.“

Er bandte ein hurtiges Glück empor.

„Es wäre denn zu thun, dass wir ein bischen bald fortkämen.“

„Hat keine Eile, hat keine Eile. Sind noch drei Kinder übrig, die nie ihnen vorlegen muss . . .“

Der Bootsmann lehnte seine Pfeife am Geländer aus.

Es war gerade drin gewesen und eben erst in seine Leinwandjacke hineingelangt, als Madame Rusten putzeud und ein gut Theil hurtiger, als ihre fette, blutreiche Person vertrug, daherkam. Sie hatte den Segelmacher gesehen und die Gefahr geahnt.

Der Bootsmann empfieng sie mit einer Grimasse der Enttäuschung.

„Schrecklich, wie du's auf einmal eilig kriegeseit, Gertrud! Du solltest dir doch Zeit lassen zum Athemholen; du kannst ja vor Pusten gar nicht reden ... Still, still ... warte doch, hab' Gedult ... Du weißt ja, dieser Schwindel, den du hast ... So gehen wir denn, Segelmacher."

„In dieser Hitze?" rief die Frau aus. „Wollen Sie nicht eintreten, Segelmacher, und etwas genießen: wir haben doch noch ein Glas Bier aufzuwarten."

„Jaha ja — nun zieht man die sanften, lockenden Saiten auf — legt Schlingen."

„Ach, ich habe mich so recht gefehmt, zu hören, wie es um Ihre arme kranke Frau steht, Timme, die, wie man sagt, sich mit der Rückensicht herumzieht."

„Nun will sie nicht, daß wir weiter kommen — und so kommen wir auch nicht weiter ... Die Schlange war das hinterlistigste Thier im Feld ..."

„Arme Janna; wir liefen und spielten miteinander oft in der Seefraße unten, als wir noch Kinder waren. Ja, sie war allerdings etwas jünger ..."

„Nun spielt sie nach verschiedenen Richtungen ... Höhö, hihi — es gehört mehr als ein Segelmacher für dieses Gewäßer. Und ein längeres als eines Segelmachers Garn, um dieser Tiefe auszuloten ... Man sindet sie oft bei drechundert Faden ..."

„Was steht da denn da und redest und murrst so die ganze Zeit, Rusten. Du wirst doch nicht am hellen Sonntagnachmittag hinausgehen in die Stadt, mit dieser zerfetzten Rockjacke, die so herabhängt, bis ich sie wieder instand gemäht habe ..."

„Hört einmal diese Mannigfaltigkeit an! Sie hat allerhand Schmäbet, je nachdem, für wen sie singt, muß ich dir nämlich sagen, lieber Freund ... War es nicht eben erst, als schrie eine Hornuele droben am Steig — Schu-u-hu!" schrie er hohl und geräuschig, „das war für Madame Paulens Ohren. Und nun, für uns, da singt sie Triller."

„Sie werden doch in dieser Hitze ein Glas gutes kaltes Bier nicht verschmähen, Timme. Und dann könnte ich wohl immerhin dazu etwas zum beißen schaffen."

Der Segelmacher guckte zum Bootsmann auf. Er möchte für sein Theil danken, wenn die Madam tractieren wollte.

„Schau, schau, schau, schau," zischte der Bootsmann, „sie bringt es zuwege, bringt es zuwege ... Bedaumt noch einmal, Segelmacher, daß sie uns da nicht Leide nun aufs Land hinaus gezogen. Wir mögen an der Spule, soviel wir wollen, zappeln ... Aber es gibt doch noch Einen, der hinter ihr her ist, wohin sie auch schlüpft, und wenn der Tang auch noch so tief. Und geht's nicht anders, so schlag ich auf den Tisch und ihne dem Weibe Einhalt. Denn in diesem Hause ist nur einer, der regiert ..." Er senkte den Ton zu leiser Vertraulichkeit: „Auch glaube ich nicht, daß sonst irgend wer mit ihr gentig geworden wäre — kein anderer auf Erden. Denn sie weiß ganz genau, daß ich ihre Schliche kenne ... He he — eh he, man soll hier nicht gähnen, noch sich langweilen, sagte der Mann, als er im Dornbusche lag ..."

Na na, die wahre Weisheit lehrt, daß man das Beste aus seinen Widerwärtigkeiten machen soll, Timme ... So gehen wir denn in die Stube hinein ..."

„Hier ist Beardseye für die Pfeife ... und hier sind Zündhölzchen."

Sie stopften die Pfeifen und zündeten an und letzten sich am Klapptisch zurecht und dampften.

„Wo bleibt sie nun? ... Wenn wir auf den Teufen Bier noch warten sollen, so — so — Gott verdammne mich — da gehen wir unseren Cure, Segelmacher."

In diesem Augenblicke klirrte es an der Küchenthür, und Madam Rusten kam herein mit zwei Bierflaschen, Korkzieher und mit butterbeschmierten Roggenlucken auf einem Brett.

„Da hätte ich doch auf ewig meine Seligkeit verschworen, es gebe nicht einen Tropfen Bier im Haus. Aber so geht's, wenn man zu Zweien ist. Wer weiß, was sie noch alles hat!"

„Ich hob meiner Treu die beiden Flaschen auf und legte sie in den Keller, wegen der Brandtore, die wir neulich hier im Hause hatten," erklärte Madam Rusten. „Und sie sind halt nicht in Gebrauch gekommen. Knappen und sparen zur rechten Zeit führt weit, wie Sie wissen, Segelmacher."

„Hei wahrhaftig ja — und Saus und Braus macht leeres Haus ... und manche Weiber sind so ... und sagenta, sagte die Frau, als sie Ballenja sagen sollte ... und Kerse-oberon und ... eins muss eben sein zum andern; und Gedult erlangen ... Hätten wir damals drunten im Beyzedbrei am Chinees doch wenigstens einen Tropfen trinkbares Wasser gehabt, Segelmacher. Aber einen Topf brannes, faules Zeug im Tag und dazu dreißig Grad Hitze, so daß der Theer schmolz ... Hu, mir ist, als säße mir der Geschmack von all dem Guano noch scharf im Halse. Ihn richtig wegspülen kann ich all mein Lebenlang nicht. Skaal!"

„Das ist gutes Bier — kaltes Bier, das," stimmte der Segelmacher zu.

„Aber die Weiber, sieht du, Timme" — er schielte nach der Frau hinüber — „sind eine widerborstige Rasse auf der ganzen Welt. ... Skaal, Timme!"

„Während Ihr da sitzt und schwätzt," unterbrach Madam Rusten, „gehe ich mit dem Kleiderstoff, den ich für Maren gekauft habe, zu Schiffer Eilersten hinab, damit ich das Zeug losfriegen und einen Gruß mitschicken kann. Denn Eilersten lichtet mit seiner Schaluppe vor Nacht die Anker. Sie waren gestern schon fertig."

„Gott verdamme mich, nimmt sie nicht den Shawl um, in dieser Brathitze," rief der Bootsmann voll Aerger aus. „Sie kann stürzen — macht nichts — so wie ihr das Blut zu Kopf steigt ... Nein, nein, wenn die Haltung nur stolzer wird, Gertrud! ... Aber die Eilersleit, ja ..." erklang es, als Madam Rusten mit dem Kleiderstoff unter dem Arm zur Thür hinauseilte.

„... Nun sollseh du sehen" — der Bootsmann fuhr zum Fenster hin, wo seine große Gestalt gebückt stehen blieb — „wie das Weib Dampf aufsetzt und die Gasse hinabwackelt. Kannst du mir sagen, was für einem Vogel sie gleicht — eine Ente ist es nicht, und auch einer Kalkuhnenne nicht recht ... 's ist bei Gott eine Taubergans ... Mitten im Sonnenbrand, und wenn ihr auch die Luft ausgeht, bei ihrer Schwerathmigkeit ... die Gesundheit — und wenn sie sich etwas sprengt — das macht nichts — gar nichts — wenn sie nur ihren Willen durchsetzt!

„Skaal, Timme!"

„Skaal, Rusten!"

Sie spülten das letzte Glas hinab.

Die Augen des Segelmachers hingen starr an der Zimmerdecke, während der Bootsmann sie und da nach ihm hinguckte.

„Jah — jah — jah — es ist kein Bier mehr da, wie Sie sehen, Timme. — Hü, püh — heiß! Wenn die Frau nur daheim wäre; die hätte uns ein paar Flaschen herüber holen können. Das war gerade nur sonst, um andern durstig zu werden ..."

Der Segelmacher hörmmte in die Luft hin, aber ließ sich nicht zu einer Aeußerung über die Gastfreiheit des Hauses verführen.

Sie dampften weiter.

„Hm, hm —"

„Hm, hm —"

Der Segelmacher blies und klopfte die Pfeife aus und stopfte sie wieder sehr träg und langsam.

Der Bootsmann klopfte die seinige auch aus, aber stopfte sie hastig in die Tasche und stand auf:

„Eigentlich hatten wir an Brandy und Wasser gedacht und werden nicht da zwei leeren Flaschen gegenüber vor Anker liegen bleiben, accurat, wenn wir recht durstig geworden sind."

Der Hausschlüssel wurde in dem gewohnlichen Loch hinter dem Thürpfosten verwahrt — und darauf stapften die beiden miteinander den Steig hinab zu Györia.

Sie schlossen Schlag ei bei Györia drunten, und des Bootsmannes schwere Gestalt beschattete an dem hellen Abend das Gangfenster, während er unnöthig lange herumtappte, um die Gastenthür auf- und dann wieder richtig zugesperrt zu kriegen. Er rumorte und brummelte drinnen im Gang, ließ dann die Stubenthür aufhallen und blieb stehen und schaute in die offene Schlafkammer hinein.

„Wurst' ich es nicht, daß sie in der Nachtjacke noch wach dastzen würde aufpaßen, so daß man nicht einmal ruhig ins Bett kommen konnte ...

Ja, richtig, ja, wenn sich's mit diesen sprechenden Mundwinkeln zusammenzieht — ist es nicht, als setze sich alles Unglück des Landes hier gerade unter ihre Nase ...

Ne- heim, sagen thust du nichts, du — Denn du bist eine, die auch ohne Worte die Meise kennen kann ... und den Text ... Hu — und da schau sie nur einer an — Na, leg los, Weib ... Diese Scheinheiligkeit und Verstöhnis, vor der man auf den Socken herumspringen soll ..."

„Wortlos, sag ich nur, daß du endlich daheim bist, Rusten weg von diesem trinkenden und saufenden Segelmacher ... Deine Leber, weißt du ..."

„So — o — trink' ich jetzt am Ende gar — wollt du sagen, daß ich auch trinke ..."

Und da redet sie so fein von meiner Leber, die nichts Starkes vertragt, nein, gar nichts. Hinterher, ja wohl — ja, hinterher ... Denn recht haben muß man immer. Man geht ungerade, wenn man nicht recht behalten und da sitzen und nus armen Jungendlichen predigen kann ... Nackalsweis — ist wie ein Kerl in den Fluß, daß sie immer zu obenst, oben auf der Spitze der Gerechtigkeit, auftaucht ... Oder, du Gertrud, so zum Grampel nur dieswal sollte man da an dieser deiner großen Tugend nicht ein bissl

Digitized by Google

schütteln und rütteln dürfen ... Da geh' ich ja, mit Schmerz und Schaden sowohl an der Leber als am Beutel — und darüber kannst du dich wohl mit Recht beklagen, denn der Segelmacher ist nicht der Mann, um zu bezahlen oder auszulegen ... Und die Leber, was daraus noch wird, das ... Ja, du kannst dich damit trösten, das es sticht, accurat hier in der rechten Seite. Hu—u—uh — es ist schmerzlich, als ob es da brennen thäte .... So, das du dich damit ruhig kannst setzen und salben lassen: in dem Stück hab du recht ...

Schaut nun einmal, sieht sie nicht aus wie ein Grabstein, mit dem Mund bis aufs Kinn herab ... Nei—ein, ich bin noch nicht todt.

Aber da frag ich nur, wer ist schuld daran, dass ich heut' in die Suppe fiel?

Ja—a, ja—a, wie das zugieng, du? ... Man ließ alle Schlauheit und Tücke aufmarschieren und drehte und wendete sich und lächelte wie Butter und bot Speise und Trank, um den Segelmacher in die Stube zu locken. Wenn sie die Vögel erst gefasst hatte, dann — no, so sollten sie auf der Leimrutte auch sitzen bleiben. Hihihi, sie bringt zwei alte Kerle ins Geleise zu trinken und dann kennt sie, Gott helfe mir, aus dem Haus! Lasst uns da sitzen, an den Strand gelaufen, durstig und gelangweilt ... Aerger, als wenn es mit Bosheit wäre ausgedacht worden ...

Da war es auf einmal dies Kleid für Maren, dass dich so in Hitze brachte. Und — höhö — ja, wenn es eins von den Kindern ist, dann freilich —

Allein der Mann! ... an den denkt sie nicht mehr als nur gerade so ... Er" — (der Ton des Bootsmannes wurde galgenbitter) — „er soll nur arbeiten und sich rackern, bis er alt und grau wird wie so ein schäbiger Schindergaul ...

Aber nun ist ja die Leber da, auf die ich hoffen darf ... Denn all die Unvernunft mitansehen — wie du herumgehst und treibst es und rennst und zankst im Sonnenbrand, so dass du mitten im Steig dastehst und schluckst und jappst, obschon du weißt, du hast den Athmafcampf am Buckel ... Früher war die ewige Hetzerei mit all den neun Kindern, die gewaschen und gekämmt und gespeist und zu Weisheit und Sitte zurecht gestutzt werden sollten. Aber es ist, Gott helfe mir, jetzt auch nicht um ein Haar besser. Sie fährt herum wie ein Ballon ohne Steuer, seit sie um den ganzen Ballast erleichtert ist ..."

„Nun wirst du doch endlich schauen, ins Bett zu kommen, Austen," warf die gute Madam unangesehen dazwischen.

„Hehe, beißt nichts an bei der Gerechtigkeit, die, die ist poliert —

— Na, ob sie nicht eigentlich eher einem Gertrudsvogel*) gleicht ... Einen Schnabel hat sie wie eine Mauerkelle — und Augen wie eine Wildgans — und zischt — — und zischt —" lag er da und murrte er.

„Du hast doch Marens Kleid noch fortbekommen, Gertrud?" Damit erhob er sich plötzlich noch einmal eifrig im Bett.

*

Eines Morgens, mehrere Wochen später, hiengen weiße Laken vor den Fenstern oben am Steig bei Austen, sowohl vor denen, die nach dem Garten, als vor denen, die nach der Straße führten. Die Frau war am Tag vorher gegen Abend bei einem Asthmaanfall gestorben.

Drinnen schlich der Bootsmann von der Stube ins Schlafgemach und dann, wenn er eine Weile da gelesen und sie angeschaut hatte, wieder in die Stube hinaus. Sie lag noch in ihrem Bett, mit geschlossenen Augen, die Nase hoch, und ein Haubenband hatte ihr Mutter Jewsen unter dem Kinn festgeknüpft, als sie Austen half, die Leiche in Ordnung zu bringen; sie lag da, sich selbst so gleich, so unangefochten, als ob sie ihn weder bemerke, noch beachte, mit einem kleinen, launigen Zug, als verstehe und würdige sie sein ewiges Spintisieren über sie sehr gut, wenn sie bloß wolle.

Dann in der Stube versuchte er es bald mit dem einen Stuhl, bald mit dem andern. Da saß er und nagte seine Fingerknöchel und murmelte ...

„Hab' ich mir's nicht gedacht ... hab' ich mir's nicht gedacht, sie müsste herumgehen und es treiben, bis sie eines Tages ..."

Er stuhr unruhig wieder auf, öffnete den Schrank, schaute hinein, schloss ihn ... Stand dann und grübelte weiter beim Klavotritt, wo der Nähstein lag, mit den Steckadeln und dem Wollfaden, der aus der Stopfnadel hieng. Rührte daran nicht, rührte daran nicht, ich nur darauf.

Er setzte sich dann auf die Tellerreihe in der Küche. Da betrat sich die Katze lang und klagend unter der Bank und sprang ihm unverwandt mit ein paar funkelnden, braudgelben Augen an, und gähnte ein jammervolles Maul. Es wurde ihm kalt und klamm, als sei es der Schicksalsvogel, den er in der Gerichtskammer wieder sahe, in jener Nachtschwacht, da sie das Todesurteil über sieben Mann bei Sanden Hoof verlasen.

Und er gieng sachte in die Kammer hinein, wo die Leiber und die Röcke von ihr an den Kleiderrechen hiengen. Die Schuhe standen darunter, mit den Schnürriemen drin.

Sein Gesicht verzog sich wie im Krampf und er schöpfte einüber das anderemal den Athem schwer und tief, mit einem Stöhnen.

Dann musste er wieder auf den Zehen hinein in die Schlafkammer schleichen ... Da sitzen, wie er die ganze Nacht gesessen, und sie ansehen und denken, sie merke es und fühle ihn und sie sei doch nicht fort ... Es war so gering, das was trennte —

Dass sie völlig weg sein sollte ...

So wie sie beide es miteinander gehabt hatten, seit ihrem achtzehnten — nein, vorher, seit ihrem siebzehnten Jahr.

Er erinnerte sich an so vieles, noch von der Zeit her, da sie als junges Mädel unten an der Brücke herumsprang ... und wie er sie geneckt und aufgezogen hatte.

Er saß beim Bett und schaute stumm und starr sie an und begriff nicht ... Dass Gertrud — seine Frau — nicht mehr — auf der Welt sein sollte ... während sie doch da lag, so dass er sie bei der Hand nehmen konnte ... Etwas vom Schattenabriss des Antlitzes zeichnete sich schwachgrau an der Wand ab, und vor seinem inneren Gesicht stieg etwas auf, wie von einem anderen Land, in dem Gertrud ohne ihn weilen sollte.

Da klappten ihre Augen halb auf, und er sah, dass sie gebrochen waren. Es durchfuhr ihn mit eisigem Entsetzen. Das war die Gewissheit — Gertrud war todt — von dannen.

Er drückte die Augen behutsam nieder, küsste sie zu — war draußen beim Eckfchrank und fand zwei Kupfermünzen und legte auf jedes Auge eine.

Er setzte sich nieder und blieb so und betrachtete ihre Hände ...

„Du warst meine Freude, Gertrud, Tag für Tag! ..."

Gegen Abend kam der Schreiner Andersen, um sich wegen des Sarges zu erkundigen.

Er fand den Bootsmann, mit dem breiten Rücken und dem grauen Kopf ganz auf die Bettdunen herabgebeugt.

„Bootsmann — Bootsmann," flüsterte er und versuchte ihn aufzuheben.

„Bootsmann!" stieß er entsetzt hervor.

Jedoch Bootsmann Austen war kalt und steif und der Schreiner merkte: Austen war todt.

*) Gertrudsvogel = Bootsmannsausdruck für Segelmacher.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 89, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
IX. Garnisongasse 28—31.
Stadtbahn Haltestelle: Aussenberstrasse. Vorst. Str. Tramway: Hasenauerstrasse.
Tel. 341

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle Wiener, sowie die meisten in Wien, in der Welt in deutscher, französischer, englischer und italienischer Zeitungen erscheinenden Artikel und Notizen über Industrie, Handel, Politik, Kunst, Literatur, Theater, Musik etc. etc. und liefert dieselben in kürzester Zeit, oft schon gedruckt, in Ausschnitten von 10 bis 8 Uhr.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 14. September 1901. Nummer 363.

Die moralische Frage.

Noch selten hat ein politisches Schriftstück in Oesterreich so strenge Kritiker gefunden, wie der jüngst veröffentlichte Wahlaufruf der alldeutschen Partei zu den böhmischen Landtagswahlen. Mit wahrer Wonne hat sich die Presse der anderen deutschen Parteien auf diese Kundgebung gestürzt und an diesem Blatt Papier alle die Wuth ausgelassen, welche die in den letzten Jahren so erfolgreiche und nun wieder so erfolgversprechende Agitation der Alldeutschen in ihnen angesammelt hat. Trotzdem ist dieses anscheinend von allen Seiten so gründlich zerfetzte Manifest in seinem Hauptstücke von der Kritik völlig unberührt geblieben.

Die unerbittlichen Richter haben den „sachlichen" Theil des Aufrufes, seine nationalpolitischen Reeepte, gründlich durchstöbert, die darin berührten Fragen, ob deutsche Staatssprache, ob Zweitheilung Böhmens, ob Centralismus, ob Föderalismus, haben sie mit ebensoviel Sachkenntnis wie Wortaufwand erörtert, sogar den Stil des Schriftstückes haben sie tüchtig gerupft, und wo die vorhandenen Stilfehler dem kritischen Witze nicht genügten, noch einen oder den anderen Stilfehler hineininterpretiert. Aber glaubt denn irgend ein vernünftiger Mensch ernstlich daran, daß die Alldeutschen durch schönen Stil oder eine endgiltig entdeckte Lösung des nationalen Problems bisher bei den Wahlen gesiegt haben, in Zukunft zu siegen hoffen? Die nationalpolitischen Reformvorschläge des Aufrufs sind alte Gemeinplätze der deutschnationalen Agitation, die alle deutschnationalen Parteien nach der Reihe ihrem Credo schon längst einverleibt haben. Ueber diesen allen deutschnationalen Parteien gemeinsamen Grundstock von Anschauungen geht vorsichtigerweise der Aufruf gar nicht hinaus. Von den speziell alldeutschen Ideen wie von der Bundesländertheorie, der Sonderstellung Galiziens und Dalmatiens, der gesetzlichen Inoorporierung des deutsch-österreichischen Bündnisses oder der Los von Rom-Bewegung wird man vergebens ein Wort in dem Aufruf suchen, der ja auch nicht auf eine esoterische Wirkung innerhalb der alldeutschen Partei, sondern nur auf die exoterische Wirkung auf die bisher anderen Parteien angehörigen Wähler berechnet ist. Und was den schönen Stil betrifft, so haben die Feuilletonisten der Politik, die jede schlechte Sache mit glatten Worten zu decken verstanden, glücklicherweise auch in der österreichischen Politik, der Parteienpolitik wenigstens, wenn auch nicht der Regierungspolitik, endlich ausgespielt, und der schlechte Stil, als — an sich gewiß bedauerliche — Reactionserscheinung, gehört jetzt gleichfalls schon zu den gemeinsamen Gütern aller deutschnationalen Parteien in Oesterreich.

Auf die Fülle neuer nationalpolitischer Gedanken oder auf die Musik der Worte kann der Erfolg des alldeutschen Wahlaufrufes und der alldeutschen Wahlagitation unmöglich gestellt sein. Auf was denn dann? Der Wahlaufruf sagt es jedem deutlich, der lesen und verstehen will. Es ist ausschließlich die moralische Frage, mit der die Alldeutschen den Fortschrittlichen und Volklichen den Garaus machen wollen. Die größere, und zwar die erste Hälfte ihres Wahlaufrufes ist ganz ausdrücklich dieser moralischen Frage gewidmet, die in dem gegen die anderen Parteien gerichteten Vorwurfe der „Zwitterhaftigkeit", der „Unentschiedenheit", der „Charakterschlechtigkeit" und des „persönlichen Ehrgeizes" der Führer bis zur persönlichen Zuspitzung abgewandelt wird. Der moralischen Frage gilt auch der Mittel- und Kernsatz des Aufrufes, der lautet: „Zuerst müssen die Verräther und Mitläufer kaltgestellt werden, die eigenen Reihen müssen eine Säuberung erfahren, dann erst wird unser Kampf zum Siege führen." Das und nichts anderes ist die These, um die jetzt bei den böhmischen Landtagswahlen der Kampf zwischen den deutschen Parteien geführt wird. Gerade um diese These haben sich aber die sonst so scharfsinnigen und anekdotenreichen Kritiker aus den anderen Parteien stillschweigend herumgedrückt.

Wenn aber die anderen Parteien gerade auf die Hauptsache des alldeutschen Wahlaufrufes, auf die moralische Frage nichts zu erwidern wissen, dann haben die Alldeutschen, noch ehe gewählt wird, die Schlacht schon zur Hälfte gewonnen. Seit mehr als zwanzig Jahren ist die moralische Frage der Sprengsatz für die deutschen Parteien in Oesterreich. An der moralischen Frage ist die Verfassungs-, auch Verwaltungsrathspartei genannt, zugrunde gegangen. Die moralische Minderwertigkeit des Herrn v. Plener jun., der als Minister seine politische Vergangenheit verleugnete, um sich in einer der höchstbezahlten staatlichen Sinecuren eine glänzende Versorgung zu sichern, hat die Vereinigte Linke in Trümmer gelegt. Alles Glück und Mißgeschick der deutschen Parteien in Oesterreich ist nur aus der moralischen Frage zu erklären. Auch die deutschfortschrittliche wie die deutschvolkliche Partei verdanken ihren Bestand — die eine die Erhaltung eines Theiles der Mandate der alten liberalen Partei, die andere die Eroberung des anderen Theiles — wesentlich der moralischen Frage, der die Vereinigte Linke nicht mehr Stand zu halten vermochte. Einmal im Besitz, haben aber diese Parteien sehr rasch ihres moralischen Ursprungs vergessen und sind derselben Charakterschwäche verfallen, der ihre Vorgängerinnen erlegen sind. Allerdings hat noch keine dieser Parteien einen Plener aus ihren Reihen und auf ihren Rücken zur Macht emporsteigen sehen. Aber der durch die Katastrophe Plener übermüdet rauisch gewordene deutschböhmische Wähler läßt den Parteien dazu auch nicht mehr die Zeit. Er wartet nicht mehr, bis eine Partei den ganzen Proceß der moralischen Entartung durchgemacht hat. Er macht kurzen Proceß mit einer faulwerdenden Partei. Wie im Krieg richtet er nach Standrecht und gibt, noch ehe die von deutschvolklichen Abgeordneten Kaiser geforderten formalen Beweise erbracht sind, nach Indizien sein Urtheil ab. Schon die ersten Anzeichen von Charakterschwäche genügen, um sein Vertrauen zu erschüttern. Solcher Anzeichen waren aber in diesem letzten Jahr mehr als genug zu beobachten. Man denke nur an die pompösen Aufrufe und Reden, mit denen diese Parteien in der vorjährigen Reichsrathswahlcampagne die Aufhebung des § 14, die Revision des ungarischen Ausgleiches, die gesetzliche Festlegung der nationalen Rechte als die unerläßlichen Vorbedingungen einer — wir citieren beispielshalber den Traunauer Parteitag der Deutschfortschrittlichen vom September vorigen Jahres „dauernden Gesundung der staatlichen Verhältnisse" ausgerufen haben. Diese Versprechungen hat aber weder die eine noch die andere Partei in der Reichsrathssession zu erfüllen auch nur versucht. Sowie Herr v. Koerber die Miliarde für Eisenbahnen und Canalbauten springen ließ, fielen sie wie die Strohhalme um und stimmten in den officiösen Jubelchor von der „Wiedergenesung Oesterreichs" ein, dem jetzt die übermüthige alldeutsche Agitation mit ihrer unwiderstehlichen moralischen Frage wie ein höhnendes Echo folgt. K.

Johannes v. Miquel.

Es wird wenige meiner Artikel, die ich in diesem Blatt über die innere Politik Deutschlands veröffentlicht habe, geben, in denen nicht Miquel erwähnt worden wäre. Der Mann spielte eben, solange er Minister war, eine so überragende Rolle, daß man kaum irgend einen Gegenstand behandeln konnte, ohne seines Einflusses zu gedenken. Trotzdem ist sein Tod kein politisches Ereignis, sondern nur ein Anlaß für die Presse, ihm noch einmal ihre Spalten zu widmen. Seit Miquel anfangs Mai wider seinen Willen verabschiedet wurde, war es mit einem Schlage völlig aus mit seiner politischen Bedeutung. Der bedeutende Mann war noch da, aber er hatte keine Bedeutung mehr. Denn er hatte einfach nichts hinter sich, keine Partei, nicht einmal eine Gruppe.

Selbst die Agrarier, die in dem gestürzten Bismarck immer ihren heimlichen Kaiser verehrt hatten, diesen geringschätzigen Wort wie ein Orakelspruch beachtet wurde, giegen an den politischen Aeußerungen des gestürzten Miquel, die er in einigen Zuschriften zum besten gab, kühl vorüber. „Wir haben ihm nie getraut," hatte ja die „Deutsche Tageszeitung", das führende Blatt des Bundes der Landwirte, schon vor ein paar Jahren geschrieben: da lag der Hase im Pfeffer! Er hatte niegends Vertrauen, selbst bei den Leuten nicht, denen er jeden Wunsch an den Augen absas. Sie nahmen alles mit Vergnügen entgegen, was er ihnen darbrachte. Aber er blieb ihnen unheimlich. Es war ihnen zu klug. Sie hatten es wohl selbst im unmodisch, daß ein so kluger Mann aus Ueberzeugung der übrige sein könne. Darum waren sie nie so dankbar gewesen, dies er ihnen einen Stuhl durch die Rechnung machte. Sie

Digitized by Google

gedachten des Wortes Bismarcks, dass seinen Augen die pupillarische Sicherheit fehle.

Und doch verdanken ihm die Agrarier mehr als irgend einem anderen Staatsmann, selbst Bismarck nicht ausgenommen. Seine agrarische Wirtschaftelt datiert ja nicht erst seit den letzten Jahren, sondern begann schon zu der Zeit, wo er noch nationalliberaler Parteiführer war. Als er Anfang und Mitte der Siebzigerjahre mit Bennigsen zusammen die damals von Bismarck patronisierte, parlamentarisch fast allmächtige nationalliberale Partei dirigierte, sah er seinen Hauptzweck darin, ihr die Richtung nach rechts hin zu geben und das Wörtchen „liberal" im Parteinamen möglichst in den Hintergrund treten zu lassen. Von Jahr zu Jahr accentuierte sich dies Bestreben mehr. Als Bismarck 1878 die schutzzöllnerischen Bahnen einzuschlagen begann und in Centrum und Conservativen geeignete Werkzeuge dafür erblickte, folgte ihm das mehr freihändlerisch gerichtete Gros der Nationalliberalen nicht. Miquel stand auf Seite Bismarcks. Aber da ihm seine eigene Partei im Stiche ließ, zog er sich grollend von der Politik zurück und sah mit Genugthuung, wie der Kanzler die Nationalliberalen so an die Wand drückte, dass sie ganz klein wurden. Je tiefer der Stand der Nationalliberalen von der Herrlichkeit der parlamentarischen Allmacht zur Ohnmacht einer kleinen Oppositionsgruppe war, umso rascher bekehrten sie sich zur Bismarck'schen Wirtschaftspolitik. Miquel unternahm es, die Trümmer der Partei zu sammeln und sie als geschlossene Hilfstruppe Bismarck zuzuführen. Er war der Vater des „Heidelberger Programms" von 1884, mit dem die Nationalliberalen alle freihändlerischen Velleitäten abschworen und offen auf die Seite der Rechten traten. Forderten sie doch sogar das eigene Initiative eine Erhöhung der Getreidezölle. Miquel schöpfte neue Hoffnung. Als das Centrum sich bald darauf gegen Militärforderungen ablehnend verhielt, und Bismarck das Bündnis von Conservativen und Nationalliberalen zum neuen Grundpfeiler seiner Politik machte, war Miquel sein eifrigster Helfer. Er, der seit 1878 den Reichstag gemieden hatte, ließ sich 1887 wieder wählen. Der berüchtigte Kartellreichstag, der den Schutzzoll von 3 Mark auf 5 Mark erhöhte, der in agrarischen — Zucker- und Branntweinsteuer- und reactionären — Verlängerung der Legislaturperioden — Gesetzen starke Stücke leistete, stand unter dem vollen Einfluss von Bismarck-Miquel. Freilich, Bismarck war der Meister, Miquel der Geselle, und Bismarck gebörte nicht zu den Meistern, die eine Verwischung der Rangunterschiede dulden. Miquel aber fühlte sich selbst zur Meisterrolle berufen. So begann er denn bald, gegen Bismarck zu arbeiten. Er warnte seine Parteigenossen, sich mit Bismarck zu identificieren. Aber da er bei ihnen nicht die genügende Folgsamkeit fand, rückte er von ihnen ab. Seine ganze Aufmerksamkeit concentrierte er sich auf das neue Besitzobjekt, das inzwischen aufgegangen war, auf den jungen Kaiser. Niemand hat den Kaiser psychologisch so erfasst, wie er. Der Kaiser fühlte sich der alten Bismarck'schen Politik gegenüber als der Vertreter einer neudeutschen Reform- und Weltpolitik. Er wollte etwas Neues bauen. Darum machte die Rede, die Miquel als Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. 1889 in seiner Gegenwart hielt, einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Beide stimmten zusammen in dem freilich nur negativen Gedanken, dass „die alten Parteien sich überlebt hätten". Für Miquel war damit der Weg, auf dem neue große Agrarparteien schaffen wollte, für den Kaiser, wie sich später herausstellte, etwas erheblich anderes. Jedenfalls fand Wilhelm II. damals, dass Miquel „sein Mann" sei, wie er ihn oft genug aussprach. Darum machte er ihn sofort nach Bismarcks Sturz zum Finanzminister, später auch noch zum Ministerpräsidenten des preußischen Staatsministeriums.

So gewaltig Miquels Verdienste als Ressortminister waren, so unheilvoll war sein Einfluss auf die Gesammtpolitik. Schon zu Caprivis Zeiten steifte er den Agrariern den Nacken. Als der Kanzler 1891 alles daran setzte, um den russischen Handelsvertrag durchzubringen, ließ er auf einem officiellen Diner das Wort fallen, die Conservativen müssten die größten Esel sein, wenn sie den Vertrag bewilligten. Es spricht für die unbeschreibliche Gewandtheit Miquels, nur seinen unwiderstehlichen Einfluss auf den Kaiser und für die Art, wie er ihn zu nehmen wusste, dass er trotz dieses Wortes im Amte bleiben, ja dass sein Einfluss in den nächsten Jahren noch wachsen konnte. Kaum waren die Handelsverträge unter Dach und Fach, so begann der 1892 gegründete Bund der Landwirte seine Minierarbeit dagegen. Und Miquel sorgte dafür, dass diese zum Theile in die wunderlichsten Formen gekleidete Agitation des Bundes der Landwirte nicht etwa als verwerfliche Opposition, sondern als ein loblicher Act der Staatserhaltung aufgefasst wurde. Bald war man vom ostpreußischen Antisemitismus und Landwirt bis zu den höchsten Spitzen des Reichsamtes Zaboen übrigens, dass ein guter Patriot in den Capriwischen Handelsverträgen, die der Kaiser als „rettende That" bezeichnet hatte, ein nationales Unglück, und die „rettende That" in ihrer Gesinnung durch eine pflichtene Hochschutzzollpolitik erblicken müsse. Die ganze Raffiniertheit Schlechtigkeit diente nun dazu, in „loyalster" Manier die Verbreitung der Agrarpolitik zu ermöglichen, indem

dem neuen Zolltarif zuspielt. In dem Staatssecretär des Innern, Grafen Posadowsky, der der eigenen Ideen gänzlich ermangelt, fand er einen fleißigen und geschickten Ausführer seiner agrarischen Anregungen. Miquel sorgte dafür, dass der „wirtschaftliche Ausschuss", der eigentlich berufen war, um die neuen Handelsverträge in jahrelanger Arbeit vorzubereiten, sich zu einem Ausschuss zur Verhinderung von Handelsverträgen gestaltete. Er proclamierte bei den Wahlen die „Politik der Sammlung", die die Großgrundbesitzer und die Großindustriellen zu einer Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit zusammenschweißte. Er verschuldete schließlich das Gelingen des großen Canalplanes. Hätte er nicht die erste Canalvorlage so lau vertheidigt, dass die Conservativen das Gefühl hatten, sie „müssten die größten Esel sein, wenn sie sie bewilligten", hätte er nicht nach der Ablehnung der ersten Vorlage die Auflösung des Abgeordnetenhauses verhindert, hätte er nicht weiterhin jede energische Politik paralysiert, so wäre wahrscheinlich etwas zustande gekommen.

Ueber die Canalvorlage ist er zu Falle gekommen. Er hinterließ als Erbschaft die Diöcesditerung der Canalidee und die Propagierung des Hochwasserprojektes. Mehr konnten die Agrarier wahrhaftig nicht verlangen.

Wenn man die Frage aufwirft, wie ein so kluger Mann so heillos agrarisch enden konnte, so wird es schwer, ja unmöglich sein, eine befriedigende Antwort zu finden. Sonst ist seine politische Entwickelung durchaus begreiflich. Als Republikaner und Communist fieng er 1848 an, und als kaisertreuer Vertheidiger der bestehenden Gesellschaftsordnung hörte er auf. Das ist die politische Carrière der meisten hervorragenden Achtundvierziger gewesen. Aber Agrarier ist sonst kaum einer geworden. Nur Einen hätten wir von allen, war dies Los beschieden. War es innere Ueberzeugung? Die besten Freunde Miquels werden lächeln, wenn sie die Reden dieses hartgesottenen Realpolitikers mit dem mephistophelischen Lächeln in Verbindung mit dem Worte „Ueberzeugung" gebracht sehen. War es Berechnung? Er war gläubend ehrgeizig, wollte Kanzler werden. Vielleicht dass er, der die zähe Macht des preußischen Agrarierthums kennen gelernt hatte, im Bunde mit ihm am ehesten zu seinem Lebensziele zu gelangen hoffte. Jedenfalls ist das Agrarierthum Miquels das große Rätsel seines Lebens.

Von seinen drei Söhnen ist einer Cavallerieofficier, einer Landrath, einer Diplomat. Sein Schwiegersohn ist adeliger Großgrundbesitzer in Schlesien. Er selbst war agrarisch, adelig und Inhaber des Schwarzen Adlerordens geworden. Kurz, äußerlich glich er und seine Familie dem Typus des preußisch-deutschen Ministers. Und doch hat soviel mehr in ihm gesteckt, dass er außer Bismarck und Caprivi als einziger unter den Staatsmännern des neuen Deutschen Reiches Anspruch auf historische Bedeutung hat. Der eminent kluge Mann war eben in erster Linie ein finanzpolitisches Genie.

Noch heute gehört es zu den angenehmsten Erinnerungen meiner Beamtenzeit, wie ich zum erstenmal mit den Früchten dieses Genies zu thun hatte. Ich war in einem landräthlichen Kreise Vorsitzender der Einkommensteuer-Einschätzungscommission. Es galt, die erste Einschätzung nach dem Miquel'schen Einkommensteuergesetz vorzunehmen. Im allgemeinen gehört es nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Steuerlebens, wenn man zum erstenmal ein neues Gesetz in die Praxis umsetzen soll. Da stellen sich meist soviel Lücken und Zweifel heraus, dass man froh ist, wenn die Uebung der Jahre erst ein gewisses Gewohnheitsrecht herbeigeführt hat. Mit den neuen Miquel'schen Gesetzen war es anders. Da ihrer leuchtenden Klarheit boben sie sich von den bisher giltigen Steuergesetzen ab. Sie waren fast bis in die kleinste Einzelheit von ihm selbst ausgearbeitet. Der Stil kristallklar. Keine Casuistik, und doch Anekdotik für jeden Fall. Das Ganze functionierte wie ein feines Uhrwerk. Die Revisionsinstanz. Man konnte oberamtlich eine ästhetische Freude bei der Handhabung der Gesetze empfinden. Alle Vorzüge des Miquel'schen Genies spiegelten sich in ihnen wieder: seine sprachliche Meisterschaft, sein praktischer Sinn, seine preußische Schärfe, seine reiche Lebenserfahrung. Der Mann hatte nicht umsonst in seinem Leben alle Stadien vom Candidaten der Theologie bis zum Leiter der Disconteegesellschaft, vom Rechtsanwalt bis zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M., vom Schüler eines Karl Marx bis zum Führer der nationalliberalen Partei durchlaufen. Einem preußischen Minister mit den üblichen Vorbildungen des Verwaltungsbeamten wäre selbst bei hoher Begabung ein solcher Griff nicht geglückt. Mit der ungewöhnlichen Begabung musste sich eine ungewöhnliche Laufbahn verbinden, um ein so ungewöhnliches Ergebnis zu erzielen.

So groß die technisch formellen Vorzüge der Miquel'schen Steuergesetzgebung sind, sie traten sie doch natürlich an Wichtigkeit hinter den sachlichen zurück. Ein Maß von Socialpolitik wurde in ihnen dirigiert, wie es die Steuergesetze weniger anderer Staaten aufzuweisen haben. Aus ein paar leitenden Gesichtspunkte des Einkommensteuergesetzes will ich hervorheben. Einmal sind alle Einkommen unter 900 Mark steuerfrei. Sodann wird bei den übrigen bis 3000 Mark auf die Familienverhältnisse des Steuerpflichtigen Rücksicht genommen. Für jedes Kind unter

14 Jahren wurden bei den unteren Einkommensteuerstufen bis 3000 Mark 60 Mark vom Einkommen in Abzug gebracht. Im einzelnen ist es geregelt, wann eine Ermäßigung um eine oder mehrere Steuerstufen eintreten muß oder eintreten kann. Weiter hat Miquel zuerst die Selbsteinschätzung für die Einkommen über 3000 Mark eingeführt. Steuerhinterziehungen kommen natürlich noch vor. Aber sie sind infolge der guten Controle und der strengen Strafbestimmungen selten geworden. Welche gewaltige Einkommen die wohlsituierten Classen in Preußen haben, stellte sich erst durch diese Selbsteinschätzung heraus. Bis dahin war es z. B. in gewissen Distrikten der Großindustrie üblich gewesen, daß die Einschätzungscommissionen die Bankdirectoren nach ihrem festen Gehalte einschätzten, die das Vielfache davon betragenden Tantièmen aber ganz außer Ansatz ließen. Damit wurde aufgeräumt. Das große Einkommen stellte kein Steuerprivileg mehr dar. Im Gegentheile, die, wenn auch mäßige Progression, die mit der Hauptvorzug der Steuerreform ist, stellt den Beginn eines Steuerlichen Gesundungsprocesses dar, den andere Finanzminister später mit viel geringerer Mühe weiter fortführen können. Die Einkommensteuer hebt bei 900 Mark Einkommen mit 6 Mark, also mit viel weniger als ein Procent an, um sich allmählich bis zum Einkommen von 100.000 Mark auf vier Procent zu steigern.

Gewiß ist das sachlich noch lange nicht das Ideal einer Einkommensteuer. Aber, wie man sieht, wie Länder wie Italien oder Frankreich überhaupt nicht zu einer Einkommensteuer kommen können aus Angst vor dem damit angeblich verbundenen Eindringen in Privatverhältnisse", so wird man von der Miquel'schen Einkommensteuer immerhin eine der größten Errungenschaften Preußen-Deutschlands erblicken. Sie hat einen Ausbau nöthig. Aber Miquel hat das Fundament gelegt, gediegene Baumeister werden gelegentlich ein neues Stockwerk darauf setzen können.

Die Vermögenssteuer bildet die logische Ergänzung zur Einkommensteuer. Miquel vertrat mit Recht die Ansicht, daß es Ungerechtigkeit sei, das sundiere und unfundierte Einkommen gleichmäßig heranzuziehen. Aber aus Capital oder Grundbesitz Renten bezieht, dessen Einkommen ist einen ganz anderen Charakter als das Einkommen aus Lohn oder Gehalt. Das eine überdauert den Rentenbezieher, pflanzt sich auf die Erben fort. Das andere ist an die Person geknüpft, kann jeden Augenblick erlöschen. Eine gleichmäßige Heranziehung beider Einkommensarten ist eine innerliche Ungerechtigkeit. Darum setzte Miquel durch, daß das Vermögen besonders besteuert wird. Nur mit ein Halb von Tausend, das ist wenig. Schon das Prinzip ist entschieden. Die Phrase von der „Unantastbarkeit des Privateigenthums" wurde vermieden. Ein socialistischer Gedanke wurde in die Praxis eingesetzt. Ce n'est que le premier pas qui coûte. Der Punkt zum Einhaken für später ist da.

Auch das Gemeindesteuergesetz stellt einen gewaltigen Fortschritt dar. Es wurde dafür gesorgt, daß die Haus- und Grundbesitzer, die dank den bestehenden Communalgesetzen überall ausschlaggebend sind, nicht mehr in der Lage sind, die Steuern zu ihren Gunsten zu vertheilen. Das Verhältnis von Real- und Personalsteuern wurde festgelegt. Außerdem wurde den Gemeinden der Weg gewiesen, die Speculation in Grund und Boden im Wege der Steuergesetzgebung einzuschränken und sich die Spekulationsgewinne zum Theil nutzbar zu machen. Wie es in der Natur der Sache liegt, mußte ein Communalabgabengesetz der Selbstverwaltung der Gemeinden einen gewissen Spielraum lassen. Miquel that, was er konnte, indem er einmal den Machtmißbrauch der Gutsbesitzer unmöglich machte und anderseits den Gemeinden die Möglichkeit eröffnete, die Bahnen der Bodenreform einzuschlagen.

Natürlich hat er mit seinen Steuergesetzen sich viel Feinde gemacht. Die großcapitalistisch gesinnten Manchesterliberalen haben es ihnen früheren Parteigenossen nie verziehen, daß er durch die Einführung der Selbsteinschätzung die Verschleierung des Einkommens aufs äußerste erschwert hat. Die Conservativen schicken sich gerade jetzt wieder zum Sturm auf einen Theil des Vermögenssteuergesetzes an, weil es die Großgrundbesitzer übel vermerken, daß man ihre schlecht bewirthschafteten Latifundien nach dem Verkaufs- und nicht nach dem Ertragswert zur Vermögenssteuer heranzieht. Die Bauernbündler agitieren ununterbrochen gegen die Bestimmungen über die Realsteuern, die das Communalabgabengesetz enthält. Jedoch: viel Feind, viel Ehr! das gilt in diesem Falle bestimmt. Nicht weil die Gesetze schlecht sind, werden sie bekämpft. Gerade das, was ihren größten Vorzug ausmacht, findet natürlich den erbittertsten Widerstand der Leute, die sich dadurch früherer unberechtigter Privilegien beraubt sehen.

Miquels Reform der directen Steuern hat den Finanzen Preußens das feste Rückgrat gegeben. Wenn wir trotz wirthschaftlicher Depression und trotz der Verschleuderung der Reichsfinanzen ohne besondere Sorgen in die Zukunft sehen können, so ist das sein Werk. Gute Finanzen sind nächst der „Justitia" sogar das beste „fundamentum regnorum". Dafs Miquel das Finanzwesen Preußens nicht nur so solide und so glänzend gestaltete, sondern es auch mit der sozialen „Justitia" in Einklang brachte, das ist sein unvergängliches Verdienst.

Viel agrarisches Unkraut hat er geätet. Uns, die es satt zu ersticken droht, wird es schwer, ihm volle Gerechtigkeit zutheil werden zu lassen. Wir leiden zu sehr unter den Folgen seiner agrarischen Verirrung. Aber das Unkraut wird wieder ausgejätet werden. Bestehen bleiben wird sein geniales Finanzwerk. Spätere Generationen werden von dem Agrarier Miquel nichts mehr wissen. Des größten preußischen Finanzministers werden sie in Dankbarkeit gedenken.

Berlin. H. v. Gerlach.

Der ungarische Reichstag 1896 bis 1901.

(Ein Rückblick und ein Ausblick.)

Jenen Damen ähnlich, welche nach einer wild verlebten und verliebten Jugend im Alter tugendhaft und fromm werden, hat das ungarische Abgeordnetenhaus nach einer Aera der Rechtsbeugung und Gesetzlosigkeit einen soliden und normalen Lebenswandel begonnen und ist endlich mit der sattsam bekannten Devise: „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit" selig im Herrn v. Széll entschlafen. Der ungarische Reichstag 1896 bis 1901 ist nicht mehr. Das berüchtigte Banffy'sche Abgeordnetenhaus wurde aufgelöst und die Exhylbewegung ist im Zuge, die Ungarn mit Hilfe von reinen Wahlen ein in maßlosester Unschuld strahlendes Parlament bringen soll. Das neue Abgeordnetenhaus wird anfangs October zur Welt kommen und Ende October bereits seine Thätigkeit beginnen. Schon jetzt hört man die Versicherung, daß dieses Kind („ein Engel ist so rein") der Huld aller Politiker empfohlen sein müsse, doch wir wollen ruhig die Geburt abwarten, geduldig die ersten Schritte verfolgen, ehe wir über die reinen Wahlen unser bescheiden Sprüchlein sagen.

Vorerst wollen wir uns noch ein wenig mit dem Reichstage 1896 bis 1901 beschäftigen, dem wir in der „Zeit" wiederholt unsere Aufmerksamkeit widmen mußten, der aber sicherlich noch einen Nachruf verdient, denn es war ein eigenartiger, merkwürdiger Reichstag — „Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehn." Schon der Umstand, daß dieselbe Majorität zum Schlusse der Parlamentssession sich all jene politischen Fragen begeistert war, von welchen sie bei Beginn der parlamentarischen Arbeit nichts wissen wollte, ist charakteristisch, doch noch charakteristischer ist es, daß jene beiden Parteien, welche sich im Anfange mit der größten Leidenschaftlichkeit bekämpften, schließlich und endlich in einer einzigen Partei, in der Regierungspartei natürlich, „vereinigt wurden und jetzt gemeinschaftlich, unter derselben Fahne und mit derselben politischen Schlagworten den Wahlkampf ziehen. Freilich wäre es ein Irrthum zu glauben, daß die Gegensätze von ehedem total verschwunden, daß die ehemaligen Mitglieder der oppositionellen Nationalpartei, die heute zur Regierungspartei gehören, alle Kämpfe der Vergangenheit vergaßen oder jene Mitglieder der Majorität, welche stets einer Fusion mit der Nationalpartei widerstrebten, nun überaus entzückt sind. Es herrschte in den letzten zweieinhalb Jahren im Schoße der großen liberalen Majorität, die nach außen einig und geschlossen auftrat, oder zum mindesten auftreten sollte, immer eine große Spannung, vielleicht eine gewisse Unzufriedenheit und, wenn wir schon früher") an dieser Stelle ausführten, daß diese Differenzen in der Regierungspartei nicht durch Declamationen über die nothwendige und unerläßliche „Einigkeit der liberalen Partei" aus der Welt zu schaffen sind, sondern es schwinden werden, bis wichtige, persönliche Fragen gelöst und zahlreiche persönliche Ambitionen befriedigt sind, so haben uns die Ereignisse Recht gegeben. Das sogenannte „Agrarprogramm", welches ein hervorragendes Mitglied der Regierungspartei, Okay Alexander Károlyi, in einem Briefe und in einer Rede an seine Wähler entwarf, hat eine Spitze gegen die beiden Tiszas: Vater und Sohn und der Rechenschaftsbericht des alten Tisza in Großwardein richtete sich wieder, obgleich der ungarische Crispi schlau und pfiffig nur von „Principien" sprach, nicht nur gegen den Grafen Károlyi — was zu billigen gewesen wäre — sondern auch gegen die gewesene Nationalpartei. Jetzt, unmittelbar vor den Wahlen, ist es allerdings ein ruhiges Fahrwasser, zu leben, das die Interessengegnerin in der Regierungspartei, die bisher nur in den Clubräumen, und zwar in discreter Weise anstanchten, mit einemmale auf offenem Markte in plumper Weise verhandelt werden. Doch, wie gesagt, es war vielen klar, daß es zu diesen Auseinandersetzungen kommen müsse, und es ist noch auch dunner und voller werden, wenn Ministerpräsident Széll, dessen „Taktische Genialität" in der Wiener Presse jetzt in allen Tonarten gefeiert wird, sich nicht entschließt, seine Stellung über den Parteien in seiner Partei zu verlassen. Es war ein Keimes Wunder, daß diese Reibungen, Frictionen und Zusammenstöße in Majorität bisher die Position des Ministerpräsidenten nicht ernstlich erschüttert und vielleicht war es bloß das Damoklesschwert der Wahlen, das seit dem Amtsantritte des Cabinets Széll über dem Banffy'schen Abgeordnetenhause hing, das einen offenen Zwiespalt in der Regierungspartei verhinderte. Denn alle Parteien in der Regierungs-

Digitized by Google

partei wollten unter dem Schutze der Regierung in die Wahlen ziehen, keine der verschiedenen Gruppen ist der Majorität wollte eine Secession versuchen, zumal die Erfahrungen der jüngsten Zeit, und zwar sowohl die Secession unter der Führung des Grafen Julius Szapáry in der kirchenpolitischen Campagne, wie auch die Secession unter Führung Desider Szilágyis in der Ex lex-Aera zeigten, dass selbst die erbittertste Fronde sehr bald zum warmen Ofen der Macht zurückkehrt. Um wie viel nothwendiger war es nun, während der Wahlperiode im Club der Majorität auszuharren! Schon Desider Szilágyi, der nicht allein ein talentierter und charaktervoller Politiker war, sondern auch alle Künste und Pfiffe der Clubintrigue zu handhaben wusste, sagte einmal: „Nur in der Majorität kann man mit Erfolg Opposition machen.“ Er hat dies auch wiederholt gethan, und es ist tief zu beklagen, dass dieser geniale und energische Staatsmann plötzlich starb, denn er hätte die reinliche Scheidung in der liberalen Partei beschleunigt und sowohl den reactionären Elementen, welche sich hier einnisten wollen, wie den corrupten Politikern, die ihre Geschäfte seit manchen Jahren unter liberalen Phrasen betreiben — den Ausstritt aus der Regierungspartei wesentlich erleichert.

Jetzt, nach dem Tode Szilágyis ist es fraglich, ob die Majorität in Bälde einheitlich und conform werden und ob im Feuer der Neuwahlen eine Verschmelzung der liberalen Elemente und eine Ausscheidung der reactionären Schlacken stattfinden wird. Es ist auch fraglich, ob Ministerpräsident Szell im neuen Reichstage diese Verschmelzung und Ausscheidung — die in letzter Analyse doch nur zu einer numerischen Schwächung der Regierungspartei führen müsste — forcieren will, denn sein Temperament ist ein friedliches und da er in der letzten Zeit mehrere Concessionen gemacht hat, als politisch-parlamentarische Verschnaufungen herbeizuführen, so wird er möglicherweise auch in Zukunft in dieser Friedensmelerei nun jeden Preis einen der wichtigsten Theile seiner politischen Mission erblicken. Dass diese Versöhnungsactionen aber zu keinem wirklichen und dauernden Frieden führen können, dass die politischen Differenzen, die durch persönliche Gegnerschaften verschärft, ja, hin und wieder geradezu vergiftet werden, nicht durch Zeitungsartikel und Reden zu bannen sind, weiß jeder, der die Vorgänge hinter den Coulissen der ungarischen Politik kennt. Den größten Schaden wird schließlich Ministerpräsident Szell erleiden, denn die divergierenden Strömungen sehr unangenehm werden dürften, sobald die Abgeordneten die Sorgen wegen der Wiederwahl hinter sich haben und durch keinerlei Bedenken mehr daran gehindert sind, ihren wahren Gefühlen offen und unumwunden Ausdruck zu geben. Wiederholt hat schon der letzte Reichstag Conflicte im Schoße der Regierungspartei gezeitigt, die nicht wenig Heiterkeit bei der Opposition erregten, welche sich nun jedes Auftrittes, der die Maske proclamierte „Einigkeit der liberalen Partei“ und besonders über das Bestreben jeder einzelnen Gruppe in der Regierungspartei lustig machte, den Liberalismus für sich und ihre Zwecke mit Beschlag zu belegen. Vielleicht ist es hier gestattet, mit einigen Worten darauf hinzuweisen, dass die ungarische liberale Regierungspartei niemals eine einheitliche, freisinnige Partei war. In der alten Deák-Partei nahmen die Conservativen einen hervorragenden Platz ein. In der Tisza-Partei saßen so viele Conservative und reactionäre Elemente, dass Tisza stets den historischen Antrag Jusths wegen Einführung der Actiengesellschaft niederstimmen ließ und mit Rücksicht auf seine Partei den staatsrätlichen Proceß von Tisza-Eszlár duldete, der einen Schandfleck in der ungarischen Geschichte bildet. Die Szápary-Partei war entschieden conservativ und lehnte sogar die von der Opposition provocierten gewaltigen kirchenpolitischen Reformen schroff ab. Ob die Weckerle-Partei die liberale Kirchenpolitik durchgeführt hätte, wenn Szilágyi sich nicht an Weckerle gklammert haben würde, bleibt eine Frage, denn es gibt Leute, die behaupten, dass nicht nur Weckerle, sondern auch das Gros der liberalen Partei bereits im ersten Stillstand auf dem Wege nach vorwärts gewonnen war. Doch wie dem auch sei, die erfreuliche Thatsache ist nicht zu leugnen, dass die liberale Partei Ungarns wenigstens auf dem Gebiete der Kirchenpolitik einmal wirklich liberal war. Seither hinet sie sich vor jedem neuen Schritte in der liberalen Richtung. Die Bánffy-Partei nahm mit offenen Armen die reactionären Gegner der Kirchenpolitik auf, und die Szell-Partei vereinigte unter dem Schlagworte „Concentration der Kräfte“ die widerstrebendsten politischen Factoren unter einem Hute. Natürlich wird der objective Beurtheiler zugeben, dass es in jeder Beziehung centrome, einige und compacte Regierungsparteien auch anderwärts nicht gibt. In England wird die Majorität aus zwei Parteien gebildet, die in manchen wichtigen Fragen auseinandergehen: in Frankreich sind Opportunisten und Socialisten in den Reihen der Regierungspartei zu finden, in Deutschland alle möglichen Politiker und in Österreich sogar alle unmöglichen. Man kann beruhigt sein, wie man will, dass jedes Mitglied der liberalen Regierungspartei in Ungarn dieselben politischen Gedanken und dieselben religiösen Ueberzeugungen habe, wie sein College, das heißt Mitglied der Majorität wollte und wollen Leute, die sich Radikale nennen, kann man [illegible] denn der vielgerühmte Freisinn der liberalen Partei in Ungarn hat für den Renner der Verblüffte manches große Fragezeichen übrig. Gewiss, die liberalen kirchenpolitischen Gesetze sind eine große Errungenschaft, aber die liberale Partei hat sonst wenig Liberalismus bekundet. Es sei nur auf einige Momente aufmerksam gemacht. Trotzdem eine sogenannte liberale Partei seit fast dreißig Jahren in Ungarn am Ruder ist, hat die Socialpolitik hier nicht den geringsten Erfolg aufzuweisen. Trotzdem die sogenannte liberale Partei seit fast drei Decennien herrscht, wurde kein Gesetz geschaffen, welches das Nationalitätengesetz Deáks beseitigt, sondern nur Gesetze die dasselbe in nichts weniger als liberaler Weise abschwächen. Trotzdem die liberale Partei seit der Wiederherstellung der Verfassung die Zügel der Regierung in der Hand hielt, hat die Zahl der Wähler fast gar nicht zugenommen, und von 17 Millionen Einwohnern besitzen bloß 700.000 bis 800.000 Einwohner das Wahlrecht, weshalb man auch unter den 450 Abgeordneten noch keinen Vertreter des Arbeiter- oder Bauernstandes entdecken konnte.

Wie man aus diesen Thatsachen — denen man leicht noch sehr viele und recht unerfreuliche anfügen könnte — ersieht, wäre demnach dem Liberalismus der liberalen Partei noch ein wenig anzuhetzen. Deshalb berührt es recht komisch, wenn die einzelnen Mitglieder der Regierungspartei gegeneinitig an ihrer freisinnigen Gesinnung mäkeln und die „Alten“ sich als bessere und waschechtere Liberalen dem p. t. Wählerpublicum vorstellen wollen als die „Neuen“, die „Neuen“ hingegen wieder betheuern, dass sie weit liberaler sind als die „Alten“. Man geht zu weit, wenn man sagen würde, dass die Alten und die Neuen an den Rabbi und den Mönch Heine erinnern, doch man darf ruhig behaupten, dass der Liberalismus der ungarischen Regierungsparteien einer ganz entschiedenen Auffrischung bedarf. Dass die unter Szell durch die Fusion der liberalen Partei mit der Nationalpartei reorganisierte und treonstruierte Regierungspartei bisher nicht geeignet war, Reformen anzubahnen und große Schöpfungen herbeizuführen, ist selbstverständlich, denn, genau genommen, hatten sich zwei langjährige Gegner unter dem Zwange der Verhältnisse verbündet, in welchen die Bitterniss leidenschaftlicher Kämpfe fortwuchtete. Dazu kam noch, dass die Mehrheit der Majorität experimentierte, da jene Schöpfungen, welche der Reichstag 1896 bis 1901 vollbrachte, durchwegs auf die Initiative der Opposition zurückzuführen waren.

Man muss sich nur erinnern, um welche politische Fragen zu Beginn des jetzt aufgelösten Reichstages gekämpft wurde. Eine der wichtigsten Fragen war die Interpretation des Ausgleichs mit Oesterreich, des ungarischen Gesetzartikels XII vom Jahre 1867 und speciell der §§ 52 bis 62 dieses Gesetzartikels, die über die wirtschaftliche Unabhängigkeit handeln. Die vielgenannte Szellsche Formel acceptierte nun wohl die oppositionelle Interpretation und die liberale Regierungspartei, die zwei Jahre hindurch diese Interpretation bekämpfte, nahm dieselbe nun zur Basis ihres Programms an. Eine nicht minder wichtige Frage war die Reinheit der Wahlen. Die vereinigten oppositionellen Parteien entschuldigten die Obstruction, mit der sie die Bánffy-Regierung bekämpften und schließlich stürzten mit dem Hinweis auf die Wahlen des Jahres 1896, bei welchen das Ministerium durch Anwendung von allen Mitteln der Corruption und Pression eine außerordentliche Mehrheit zusammenbrachte. Die Opposition forderte Garantien für die Reinheit der Wahlen und dieselbe Regierungspartei, die diese Garantien bisher verweigert, ja sogar einen von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf freilich nicht ohne Einwilligung Baron Bánffys) niederzestimmt hatte, musste die Gerichtsrichtsbarkeit anuchmen. Doch nicht genug daran Noch eine Frage beschäftigte anfangs das Abgeordnetenhaus in lebhaftester Weise, und zwar die Frage der Incompatibilität der Deputierten. Die Mitglieder der ungarischen Regierungspartei bekämpfen seit jeher eine besondere Vorliebe für reichdotierte Stellen bei Banken und Industriegesellschaften und sie nützen ihren Einfluss bei der Regierung aus, um diese Stellen zu erhalten, wie sie dann später ihren Einfluss bei der Regierung ausnützen, um den betreffenden Unternehmungen Vortheile zu verschaffen. Ueber dieses Thema wurde wiederholt in der „Zeit“ berichtet*), und auch der Widerstand besprochen, den die liberale Partei jeder Beschränkung ihrer „wirtschaftlichen Thätigkeit“ entgegensetzte. Nun, trotz dieses Widerstandes, trotz der vielen Artikel des Incompatibilitätsausschusses, der alles auf der Welt für incompatibel erklärte, trotz der Opposition der Tisza Gruppe wusste schließlich die liberale Partei auch noch das Incompatibilitätsgesetz schlucken. In allen politischen Fragen, in allen principiellen Fragen hat also die alte Regierungspartei capituliert, ja die Thronrede sprach zum Schlusse noch ihre Befriedigung über diese Beendung durch Gottes Fügung aus, und es ist gar nicht abzusehen, dass deshalb Versöhnung und Erbitterung in den Reihen der „Alten“ zurückbleibt, die sich überdies auch mit der der Tisza, der Weckerle-Aera und den Plänen hinsichtlich einer Verbindung der Personalunion gründlich blamierten.

Doch diese principiellen Niederlagen wären noch zu ertragen gewesen. Die Majorität, welche Baron Bánffy zusammensschweißte,

*) Siehe [illegible] XXXI. Jahrgang, S. 1 der „Zeit“.

war niemals heikel, denn sonst wäre sie mit Bánffy nicht durch Dick und Dünn gegangen, mit Bánffy, der an den gewaltthätigen Chinesen Tschin-Schin gemahnte, welcher alle Bücher verbrennen ließ, weil die Gelehrten nicht an seine Weisheit glauben wollten. Um wie viel behaglicher mußte sich übrigens diese Mehrheit fühlen, als Koloman Széll, getragen von der öffentlichen Meinung, aber eigentlich doch nur infolge eines diplomatischen Meisterstreiches in Wien ihr Ministerpräsident und Führer wurde, alle unangenehmen parlamentarischen Scenen und Scandale unmöglich machte und die Aera des ewigen parlamentarischen Friedens inaugurierte. Die Opposition schwieg oder säuselte Liebeslieder, doch der Friede hatte dennoch sein bitteres Ende; er kostete nämlich Geld und Einfluß. Das Inompatibilitätsgesetz brachte manche Stütze der Regierungspartei zum fette Einnahmen und die nach dem Sturze Bánffys in die Regierungspartei zurückgekehrten Dissidenten, sowie die in die Majorität eingetretene Nationalpartei wollten an der Tafel der Macht mitsperren. Die Nationalpartei erlebte auch langen Kämpfen in der Person einige Obergespanstellen, eines ihrer Mitglieder wurde Staatssecretär, doch in der Regierung selbst bekam sie keinen Platz, weil die verschiedenen Gruppen in der Majorität, wie dies ebenfalls schon hier erzählt wurde, sich gegenseitig bekämpften, gegenseitig paralysierten und dadurch gegenseitig den Weg zu den Ministersauteuils versperrten. Da die alte Regierungspartei naturgemäß im Cabinet vertreten war, so handelte es sich für sie vor allem darum, keinen Ministerwechsel eintreten zu lassen und sie operierte so geschickt, daß sie die Ernennung des genehmen Präsidenten der Nationalpartei, Ferdinand Horánszky, zum Minister des Innern stets vereitelte, obgleich der Ministerpräsident (wie er wenigstens betheuert), Horánszky gerne im Cabinet gesehen hätte. Der Kampf gegen Horánszky, gegen die ehemalige Nationalpartei und gegen die ehemaligen Dissidenten wird unter den Schlagworten des Liberalismus betrieben und der Ausruf des alten Tißza in Großwardein: „Wer Agrarier ist, kann nicht Mitglied der liberalen Partei sein," richtet sich in erster Reihe gegen die Nationalpartei, die in ihren Reihen manchen Agrarier, darunter auch den erwähnten Grafen Alexander Károlyi, besaß. Freilich trifft dieser Ausruf in zweiter Reihe auch die Darányi-Gruppe in der Majorität, denn der Ackerbauminister Dr. Darányi hat sich speciell bei der Tißza-Clique durch sein frühzeitiges Abschwenken zu Széll mißliebig gemacht und sein vielbesprochener Pariser Toast, der in den Worten ausklang, daß er Agrarier sei, scheint ebenfowenig Tißzas Beifall zu haben, wie die auffallende Freundschaft Darányis mit Károlyi. Tißza öffnete also die Thür des liberalen Klubs, aber Széll schloß dieselbe wieder mit einer Rede, die alle Gruppen der Regierungspartei befriedigte, weil alle in dieser Rede hineinlasen, was sie eben wollten und weil alle vor allem .... in der Regierungspartei zu bleiben wünschen.

Ueberflüssig wäre es, zu betonen, daß die Zustände in der Regierungspartei unter solchen Umständen keineswegs ideale sein können. Durch die innere Zerrissenheit war diese Partei unfähig, eine ernste und große Action zu entfalten, ja, es kam fast einem Wunder nahe, daß dieser Reichstag noch die Curialgerichtsbarkeit und das Inompatibilitätsgesetz schaffen konnte. Was dieser Reichstag sonst noch vollbrachte, war nichts anderes als — um mit Ludwig Kossuth zu sprechen — „die Registratur der Wiener Befehle", denn es wurden bloß einige Gesetze votiert, die man in Wien dringend benöthigte, die Ausgleichs- und Quoten-Provisorien nämlich. Infolange die inneren Wirren und Zwistigkeiten in der Regierungspartei kein Ende nehmen, ist auch nicht daran zu denken, daß in Ungarn liberale legislatorische Schöpfungen gelingen werden. Durch die Beseitigung der persönlichen Differenzen, durch die Reorganisierung der bestehenden persönlichen Gruppirungen, muß der Grund zu einer thatkräftigen Vertretung und zu einer in allen wichtigen principiellen Fragen wirklich einigen, von allen reactionären und in Geldfachen allzuliberalen Elementen gereinigten liberalen Majorität gelegt werden. Weicht der Ministerpräsident aber dieser Lösung der schwebenden Conflicte aus, will er lieber mit den kleinen Leuten seines Cabinets fortwirtschaften, als die großen Talente der Majorität — sei es aus Furcht vor neuerlichen Verstimmungen, sei es aus einer begreiflichen Aversion gegen Politiker, die ihm über den Kopf wachsen und gefährlich werden können — in den Dienst der praktischen Politik stellen, so werden alle seine Friedensreden doch ohne eigentlichen Erfolg bleiben. Trotz Curialgerichtsbarkeit und trotz Inompatibilitätsgesetz dürfte das neue Parlament im Wesen dem soeben verschiedenen gleichen und von der Durchführung großer politischer Conceptionen wird im nächsten Reichstage, falls keine Aenderung im Gefüge der Majorität eintritt, ebenjowenig die Rede sein, wie in diesem Reichstage die Rede davon war. Und was den Liberalismus betrifft, je kann derselbe in einer meinigen Regierungspartei stets nur in der Weise praktiziert werden, daß, wie das ungarische Sprichwort sagt, die Ziege satt wird und der Kohl dennoch keinen Schaden erleidet". Kurz, es ist zu befürchten, daß die Ziegen und Buke im liberalen Garten weiter gedeihen und der alte Kohl auch fernerhin aufgewärmt werden wird.

Budapest. Arpád.

Die deutsche Zollpolitik und das österreichisch-ungarische Zollbündnis.

Als vor einigen Wochen der neue deutsche Zolltarifentwurf [illegible] cierte wurde, wies fast unsere gesammte Tagespresse auf [illegible] unheilvollen Consequenzen hin, die uns Oesterreichern bevorstünden, wenn dieser Entwurf Gesetz werden sollte, und rief unsere Industriellen zum Kampfe auf. Zum Glück fanden sich nicht allzuviele Industrielle, die im „ersten Schrecken" die Schwächen ihrer Position in der Form von „Interviews" bloßlegten; sie hatten offenbar nicht überlegt, wie leicht und bequem sie damit den zukünftigen deutschen Unterhändlern ihr Geschäft machten.

Schon damals aber war zu beobachten, daß eine große Mehrheit innerhalb der industriellen Kreise durch diese Kassandrarufe sich durchaus nicht aus ihrer Ruhe bringen ließ, daß Stimmen laut wurden, die gegen den deutschen Entwurf keinerlei Einwendungen zu erheben erklärten, ja — horribile dictu — es fanden sich Leute, die einen auf der Basis des Entwurfes aufgebauten deutschen Tarif mit Freude begrüßen wollten; thatsächlich erschien es ja undenkbar, daß auf den „groben Klotz" eines deutschen Hochschutztarifes nicht auch der „grobe Keil" eines österreichischen Retorsionstarifes folgen würde. Der Anfatz „Der deutsche Zolltarifentwurf" von Dr. M. Botowsky in Nr. 362 der „Zeit" gibt zum erstenmale etwas nüchternen Geschäftspunkten bezüglich der Wirkungen des deutschen Entwurfes auf den Gesammtverkehr zwischen dem Deutschen Reich und allen seinen europäischen und außereuropäischen Zoll-Compacifenten Raum; ich möchte nun den sich speciell zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ergebenden Verhältnissen doch einige besondere Worte widmen.

Die österreichische Publicistik hat bei der Erörterung der Frage dem Zweifelerlen-Zustand unserer Monarchie wenig oder gar nicht Rechnung getragen; fast möchte ich meinen, daß die Majorität der österreichischen Zeitungsleser einen, sozusagen, „rein" ungarischen Standpunkt eingenommen hat, nämlich den einseitigen Standpunkt des Getreide, Vieh ze. exportierenden Agrarculturstaates, über welchen — in seiner Ausschließlichkeit — die einseitshanische Hälfte des Reiches denn doch einige Zeit hinauszuwachsen ist. Haben wir denn soviel Ursache, für unsere Brüder jenseits der Leitha uns zu erhitzen, welchen die Errichtung von Zollschranken zwischen den beiden Reichshälften nur eine Frage der Zeit ist? Mag es auch officiell geleugnet und officiös nicht zugegeben werden, es ist doch so, oder nur ein offenes Geheimnis, daß es wenige Ungarn innerhalb der für die Beurtheilung und Förderung solcher Fragen competenten Kreise gibt, die nicht in der Erablierung des selbständigen Zollgebietes Ungarns Heil sehen, die einen aus kirchthurmpolitischen, die anderen aus nationalökonomischen Ursachen. Ob sie recht oder unrecht haben, das ist nicht Gegenstand der augenblicklichen Erörterung; wohl aber glaube ich, daß die plötzlichen Streitlichter, welche die über den deutschen Tarifentwurf entfesselten Discussionen auf die ökonomischen Zusammenhänge des ganzen Weltheils werfen, unseren ungarischen Freunden und Nachbarn einiges zu denken geben sollten. Welche Perspective eröffnet sich der Bodenwirtschaft eines von Oesterreich durch Zollschranken getrennten Ungarn, welchem zugleich einerseits der Rest des einst so umfangreichen Exportes nach Deutschland entzogen wäre, während anderseits Rußland und Rumänien den durch agrarische Schutzzölle von Deutschland abgelperrten Ueberschuß ihrer Ernten nach Oesterreich ergießen; nach jenem Oesterreich, welches dann keinen erleichterten Grund mehr haben wird, sich, wie es bisher mit Mühlicht auf Ungarn geschehen, gegen den Import fremden, billigen Getreides zu wehren! Ich bin ein sehr überzeugter Anhänger der Realunion, als dass ich den ungarischen Zwischenzollschwärmern wünschte, sie mögen eines Tages vor diesem ihr Rhodus, hic salta stehen, und wünsche aufrichtig, dass der § 2 des Gesetzes vom 21. December 1867, der aus der Zollgesetzgebung eine gemeinsame Angelegenheit beider Staaten macht, bestehen bleibe.

Die vorerwähnte mögliche, wahrscheinliche, ja unter den oben erörterten Voraussetzungen nahezu sichere Verschiebung in den Verhältnissen der Einfuhr von Lebensmitteln sieht nun auch zur Widerlegung der oft geäußerten Ansicht, daß ein industrielles Oesterreich auf Ungarn als Absatzgebiet nicht verzichten könne, und deshalb für die ungarischen Bodenprodukte stets die Thore offen halten müsse. Dem gegenüber läßt sich mit Sicherheit aussprechen, daß in gleichem Maße, als Oesterreich sich den Importe erschwert und balkanischer landwirtschaftlicher Producte eröffnen wurde, diese Länder bereitwillig ihre bisherige Einfuhr an Erzeugnissen deutschen Gewerbefleißes durch den Import österreichischer Halb- und Ganzfabrikate ersetzen werden; überdies wird Ungarn auch aus der Erwägung heraus

wir eine Verständigung mit dem Deutschen Reiche, indem die deutschen Zölle auf Lebensmittel und Urproducte, welche bekanntlich die weitaus größte Masse des Exportes aus der österreichisch-ungarischen Monarchie bilden, unseren Wünschen und Bedürfnissen, d. h. in diesem Falle hauptsächlich dem Wunsch und Bedürfnis Ungarns accommodiert werden; tritt diese Eventualität ein, so wäre es schlimm um unsere österreichischen Staatsmänner bestellt, wenn sie hieraus nicht die richtige Consequenz für den Bestand und für die weitere Gestaltung des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn zu ziehen wüßten. Die österreichische Industrie hat keinen Grund, die Errichtung rothweißgrüner Schlagbäume in Bruck und Marchegg zu fürchten; sie ist aber ebensowenig davon entfernt, die Zollerneuung herbeizuwünschen. Immerhin wird die Thatsache und der Umfang einer Verständigung mit Deutschland in einem gewissen Causalnexus zu unserer internen Zwischenzollfrage stehen müssen.

Wird eine derartige Verständigung mit dem Deutschen Reiche aber nicht gefunden — ja möglicherweise gar nicht gesucht — und zahlen wir unseren deutschen Bundesbrüdern mit deutschen protectionistischen Münze, mit der sie uns regalieren, so kann auch diese neue Wendung der Dinge uns kaum Nachtheil verursachen, weil die anderen europäischen Agrasstaaten, deren Naturproducte von Deutschland gewiß nicht differentiell günstiger als die unserigen werden behandelt werden, in natürlicher Wechselwirkung unserer Industrie neue und erweiterte Absatzstätten bieten werden.

Das Interwall, das uns von dem Termin der Erneuerung der Handelsverträge und der Verhandlungen mit Ungarn trennt, ist kurz genug, um grundsätzliche Entscheidungen wünschenswert, ja nothwendig erscheinen zu lassen; es ist aber auch lang genug, um den Lenkern unserer politischen und ökonomischen Geschicke Zeit zu geben, das etwas tuviale Sprichwort von der Handelschaft, die keine Freundschaft ist, ein wenig zu variieren. Die Methode Bismarcks, mit der einen Hand politisch-freundschaftliche Händedrücke, mit der andern wirtschaftlich-feindselige Rippenstöße gleichzeitig auszutheilen, läßt sich heutzutage nicht mehr praktizieren; auch fehlt es in Deutschland, wie in Oesterreich, wie in Ungarn an dem hiezu nöthigen Bismarck.

Den Schlußpassus des vorhin citierten Artikels erweiternd, möchte ich sagen: den Weg autonomer Zollpolitik am Grundlage dieses Entwurfes kann Deutschland nicht wandeln, ohne in sein Verderben zu gehen — Oesterreich aber kann ihn ruhig mitschreiten, ohne eine Verschlechterung seiner Handelsbilanz besorgen zu müssen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die mit der Verwirklichung des deutschen Entwurfes Hand in Hand gehende Aenderung unserer Erzeugungs-, Verbrauchs- und Ausfuhrverhältnisse jenen günstigen Fortschritt mit jenen Combinationen, Berechnungsmitteln mit sich bringen wird, die uns, ich will nicht sagen: infolge, aber: trotz des heerschenden handelspolitischen Systems bisher gefehlt haben.

Wien. Commerzialrath Arthur Bittner.

Arbeit, Schule und Gesellschaft.

Der gewissenhafte Gymnasiallehrer, der kein bloßer Einpauker ist, sondern seinen Schülern eine klare Lebensanschauung und feste Grundsätze mitgeben will, hat bei der heutigen widerspruchsvollen Zerfahrenheit der philosophischen und religiösen Meinungen einen schlimmen Stand. Ein solcher gewissenhafter Lehrer, Dr. Oskar Altenburg, Director des evangelischen Gymnasiums in Glogau, hat lange gerungen, bis er seinen Boden unter die Füße bekam, und er hat diesen Boden gefunden in der Bedeutung der Arbeit für Schule und Gesellschaft. Die Verlegung in das Wesen der Arbeit hat ihm, wie er erzählt, den Blick in reiche und fruchtbare Beziehungen eröffnet, machte er das Leben von der Culturgeschichte, von der Gesellschaftslehre oder vom Christenthum aus zu verstehen suchen. Und so legt er denn das Ergebnis seiner Untersuchungen des Gegenstandes, mit andere zur Beschreitung desselben Weges anzuregen, dem gebildeten Publicum, besonders aber den Eltern und Lehrern, in einem kleinen anziehenden Buche vor: Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft.*)

Nach Altenburg soll der Unterricht von Anfang bis zu Ende den Blick der Jugend auf die culturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit lenken, die nichts anderes als eine Geschichte der Arbeit ist. Der Knabe soll beim Gebrauch eines jeden der unzähligen Gegenstände, die dem modernen Menschen unentbehrlich sind, daran denken, wie er entstanden ist, und wenn er es nicht weiß, soll man es ihn lehren, was alles dazu gehört, ihn in den Besitz eines Glases, eines Messers, eines guten, eines Bogens Papier, einer Taschenuhr zu setzen. Er soll erfahren, welch einen langen und mühevollen Weg der Mensch zurücklegen hatte, ehe er durch immer [illegible] und [illegible] der Arbeit zur Schätzung des Gebrauchs [illegible] gewissen ist, was uns dem Leben, wie alle [illegible] [illegible] [illegible]

Prof. Natorp hat 1894 den Gedanken weitergesponnen im Aprilheft der „Deutschen Worte“ und in einer Broschüre: „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität.“ Altenburg erwähnt die beiden nicht; möglich, dass er ohne sie auf seine Ideen gerathen ist. Aber es wäre ihm nützlich gewesen, wenn er sie gekannt hätte.*) Denn während Pestalozzi die bestehenden Rechtsverhältnisse als unstittlich verurtheilt, und Natorp gerade aus der Arbeiterbewegung das Verständnis des Wesens der Arbeit geschöpft hat, scheint Altenburg diese Bewegung für ein ruchloses Product des Geistes der Vereinung zu halten, der, weiß Gott aus welchem Höllenwinkel auftauchend, ohne verunklärten Grund die armen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts überfallen habe. Das Unglück der Proletarier sieht er lediglich darin, dass sie den Segen der Arbeit verkennen, in falschen Vorstellungen von Recht, Glaube, Hoffnung und Liebe verloren haben und gereizter Herzensverbitterung verfallen sind. Aus diesem Elend sollen die Gymnasiasten, wenn sie Männer geworden sein werden, die proletarischen Brüder erlösen, einmal durch Thaten des Mitleids und der Liebe, sodann durch Belehrung, indem sie sie ihre Stellung als Glieder der menschlichen Arbeitsgemeinschaft und die beseligenden Wirkungen der Arbeit kennen lehren. Altenburg scheint also nicht zu wissen, dass ganze Classen von Menschen zur Verrichtung von Arbeiten verurtheilt sind, die nicht, gleich den von ihm gepriesenen, die Entlohnung, sondern die Verrichtung der Verfänglichkeit zur Folge haben. Sollte er es wirklich nicht wissen, so würde das umso sonderbarer erscheinen, da er selbst von Arbeiten spricht, die häßlich machen, und von der Hygiene der Arbeit. Er scheint ferner nicht zu wissen, dass es hundertelei Arten eines Schmarotzerthums gibt, das den Segen der Arbeit dadurch zunichte macht, dass es den Arbeitenden die Frucht ihrer Arbeit raubt oder verkürzt. Er scheint nicht zu wissen, dass die Socialdemokratie keineswegs reine Negation ist, sondern sehr positive Dinge anstrebt, und zwar gerade solche, die nothwendig sind, wenn die Arbeit wieder ein Segen für alle und das einigende Band der Gesellschaft werden soll: sie will das Gesundheitswidrige und Geisttödtende vieler heutiger Arbeitsarten beseitigen, will den Zwang zur nervös machenden und alle edlen Empfindungen tödteuden Concurrenzhetze aufsehen, will das Schmarotzerthum ausrotten und einen Zustand herbeiführen, wo zwar jeder arbeiten muss, aber keiner durch das Uebermaß oder die verderbliche Art der Arbeit um sein Menschenthum gebracht wird. Hätte Altenburg das alles gewusst, so würde es ihn nicht „erstaunt und erschreckt“ haben, dass ein paar bekannte Geistliche zur Socialdemokratie übergetreten sind. Gewiß irrt die Socialdemokratie in vielen Stücken, unter anderem darin, dass sie von einer communistischen Gesellschaftseinrichtung ideale Zustände erwartet: aber mit den oben angeführten Bestrebungen ist sie im Recht; alle edlen Geister und auch die bloß staatsklugen Gesetzgeber haben diese Bestrebungen zu den ihrigen gemacht, und das würde ohne den Druck, den die Socialdemokratie ausübt, nimmermehr geschehen sein. Aber hat der Verfasser das alles gewusst und sich nur gestellt, als wisse er es nicht, um nicht seiner Schrift den Eingang in die Kreise zu versperren, auf die er wirken will? Dann würde sich eine Erscheinung leicht erklären, die bei der Dunklarheit und Darstellungsgabe des Verfassers einigermaßen überrascht, dass nämlich seine Darstellung hier und da — wo er sich gezwungen sah, um den heissen Brei herumzugehen — unklar und zerfahren wird. Die rein pädagogische Wirkung der Schrift wird durch diesen socialwissenschaftlichen Fehler nicht beeinträchtigt.

Neisse. Kurt Jentsch.

*) In Beziehung auf Socialismus, in seiner auch gemäßigten Form, ist Herr Altenburg ein Ignorant, dem man durchaus Recht geben kann, wenn er sich gegen Socialismus ausspricht.

Die Zuchtwahl des Weibes.

Sitz Reuter erzählt in seinen Lebenserinnerungen, dass er die originelle Gewohnheit gehabt, einen Kopf mit der Schnurrbartspitze beginnend zu zeichnen, und dass es ihm unmöglich gewesen, an einem anderen als an diesem Ende anzufangen, auf welchem sich allmählich das Gesicht und die ganze Gestalt harmonisch aufzubauen pflegten.

Der große Humorist dürfte wohl kaum geahnt haben, an welche tiefe Wahrheit er mit dieser witzigen Selbstschilderung gerührt. Denn in der That hängt die Existenz des Menschen — die Existenz und die Zukunft des Mannweibes, in einem Grade von seinen Schnurrbartspitzen ab und dann sich buchstäblich auf ihnen auf, über den man sich bisher nur wenig und nur obenflächliche Gedanken gemacht hat. Man sagt wohl scherzend, dass ein Mann mit martialischen Schnurr- oder prächtigen Vollbart größere Aussichten habe als ein anderer, ein wohlgehaltenes Weib heimzuführen, aber man wird sich des tiefen Ernstes nicht bewusst, der diesem Scherzwort zugrunde liegt. Nicht allein, dass der Bartwuchs des Mannes durch den Geschmack des Weibes und sein Gefallen daran herangezüchtet worden, dergestalt, dass es zum Beispiel in Europa wenig bartlose Menschen gibt, und diese wenigen mehr und mehr auf den Aussterbeetat gerathen — eine Gedankenfolge, auf die jeder leicht kommen kann, der ein wenig darwinistisch zu denken vermag — sondern der ganze physiognomische Charakter des Mannes, seine leibliche wie seine geistige Gestalt ist als ein Reflex des weiblichen Geschmackes zu denken. Dem Geschmack der weiblichen Hälfte eines Volkes verdankt die männliche ihr Aussehen und Ansehen — und umgekehrt. Die wechselseitige Auslese bestimmt den beiderseitigen Charakter der Geschlechter, und ein Volk, dessen Weibwesen einen guten Geschmack besitzt, wird demnach schöne, stattliche, männliche Männer, wie umgekehrt anmuthige, wohlgebildete Frauen aufweisen. Starker Bartwuchs und üppiger Haarwuchs sind die typischen Merkmale für gesunde Geschlechtlichkeit — womit übrigens nicht gesagt sein soll, dass die Männlichkeit ausschließlich im Bart und die Weiblichkeit im Haupthaar zu suchen sei. Aber beide müssen als Kennzeichen ausgeprägten Geschlechtscharakters gelten.

Die Fehler, welche wir Männer an uns wahrnehmen, müssten danach zum größten Theile auf Geschmacksverirrungen und Defecte der Frauen zurückzuführen sein, denn die letzteren haben die „männliche Auslese“ in der Hand, sie gebären, welchem sie wollen, Kinder, und sie versagen sich denen, die sie nicht mögen, oder, falls sie dies nicht umgehen können, versagen sie ihnen Nachkommenschaft. Man wende nicht ein, dass der Mann doch eigentlich das „auserlesende“ Geschlecht zum Zwecke der Fortpflanzung, die Frau das sich sträubende und folgende sei. In gewissem Sinne ist dies allerdings richtig, was die äußeren Formen der Bewerbung, Eheschließung und Begattung betrifft. In anderem Sinne aber ist das Weib das mächtigere und ausschlaggebende, weil das vor der Natur und vor sich selbst verantwortlichere, nämlich als schöpferisch-gebärendes Wesen, indem es die Natur des Mannes mit der seinen zu einem neuen Gebilde in sich verarbeitet. Das Weib ist darum das wählerischere, weil es die ganze Last der Fortpflanzung zu tragen hat, und es bleibt selbst nach getroffener Wahl noch „wählerisch“ gegenüber dem ungestümen und blindlings verlangenden Mann.

Das Weib also hat den Mann in gewissem Sinne „geschaffen“, gestaltet, geformt nach seinem Willen und Geschmack. Es hat diejenigen Elemente und Eigenschaften, welche ihm missfielen und widerstrebten, in solchen Individuen, an denen sie besonders hervorstachen, ausgemerzt und abgestoßen, indem es sich, oder indem es die Nachkommenschaft ihnen versagte. Es hat eine Auslese nach ganz bestimmter Richtung hin und ganz unmerklich getroffen, und diesen uns unbekannten und unbewussten, gesetzmäßig wirkenden Factoren in der Natur des Weibes haben wir es zu danken oder zu fluchen, haben wir es zuzuschreiben, dass wir — dass der Typus des deutschen Mannes so geartet ist, wie wir ihn kennen, dass er so ausschaut, wie wir ihn sehen, dass er ungelenker und schwerfälliger, sinniger und idealer, zugleich gelegentlich ungestümer dreinfahrend und wiederum weniger wachsam auf sich achtend ist, als der anderer Nationen.

Das Ideal des deutschen Weibes war jahrhundertelang der Gelehrte und Gebildete, der mehr innerlich Veranlagte und der sich ein höheres Wissen erworben. Demgemäß wurden die betreffenden Anlagen und Fähigkeiten bevorzugt, die entgegengesetzten, des thatkräftigen Eingreifens in die Wirklichkeit, vernachlässigt, so dass aus einem Volke von vandalischen Kriegern durch solche einseitige Auslese allmählich im Laufe der Jahrhunderte eines von Denkern und Träumern wurde, welche die Fähigkeit zu entschiedener Stellungnahme zum wirklichen Leben und entschlossenem Durchgreifen völlig verlorene. Ich will nicht behaupten, dass die Auslese seitens der deutschen Weiblichkeit hies allein zuwege gebracht habe: die unglücklichen Schicksale des deutschen Volkes, die Romzüge und der dreißigjährige Krieg haben zweifellos in der gleichen Richtung gearbeitet, die thatkräftigeren, energischeren Elemente auszumerzen; allein jene Auslese hat als mächtiger Factor mitgewirkt zur Formung der verträumten energielosen Deutschen, welche der Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts sah. Wer vergleichende Blicke in die Geschichte des deutschen Volkes thut, der muss zum mindesten darüber erstaunen, wie das letztere sich im Laufe weniger Jahrhunderte derart verwandeln konnte. Wir wissen freilich, dass das Christenthum die Deutschen zahm und fromm gemacht und ihnen die Tatzen getähmt hat. Aber ihre Kraft hätte es doch nicht für sich allein zu brechen vermocht, wenn ihm nicht in dem deutschen Weibe eine mächtige Hilfe erwachsen wäre. Nicht die Idee des Christenthums, sondern das Ideal eines Christen, eines christengläubigen, frommen Mannes hat im letzten Grunde die Deutschen aus Kriegern zu Träumern umgeschaffen. Dies Ideal hatte die Kirche dem Weibe eingeredet, und mit Hilfe dieser Eingabe hat sie den deutschen Mann und die deutsche Mannhaftigkeit bezwungen. Nicht der trutzige, wehrhafte, sondern der beschauliche, lehrhafte Mann erschien im Lichte des Christenthums dem deutschen Weibe als der würdigste, selbige Mann, nachdem die Kirche sich seiner bemächtigt hatte, und die letztere sorgte dafür, dass der kirchengläubigste und unterwürfigste immer auch die vorthilhafteste, ansehnlichste Partie war. Aus diesem Parallelogramm der priesterlichen und der weiblichen Kräfte ergab sich die veränderte Entwickelungslinie des deutschen Mannwesens, welche aus dem Starken, Schwerfälligen uns Schmalköpfige, Zaghafte,

Digitized by Google

Verleumdete führte. Freilich war damit zugleich eine Auslese der feineren, geistigeren, edleren Naturen verbunden, aber diese vollzog sich so einseitig, dass darüber den Deutschen das thatkräftige Vermögen abhanden kommen musste.

Wenn man jede einseitige Auslese Entartung nennen darf, so wissen wir nun, wo die Ursachen der jahrhundertelangen Entartung des deutschen Volkes zu suchen sind. Nicht der Siegfried, sondern der Parcival war im Mittelalter das Ideal der Deutschen — der deutschen Weiblichkeit insbesondere. „Was die Weiber lesen, wird zu Mannswesen" — könnte man mit gewissem Recht sprechen. In allen Zeiten war es der Stil selbst bezwingende, entlagende, nicht der rüstige, robuste Mann, der auf das deutsche Weib besonders Eindruck machte. Der Geist des Parcival gieng in zeitgemäß verwandelter Gestalt durch alle Jahrhunderte: er erschien als Marquis Posa im achtzehnten, als — abermaliger Parcival im neunzehnten Jahrhundert, und für die Posa und Parcival haben sich die deutschen Frauen von einst und jetzt begeistert, während die Siegfried und Faust sich wenig deutsche Frauenherzen zu erobern vermochten. Das spricht Bände, und zwar Bände voll sittenlose und Culturgeschichte. Die Hinausdrängung der deutschen Männlichkeit ins Feinere, aber auch Dünnere, Dürftigere, Fadenscheinigere — in die physiologische Verarmung, hat dieser Geschmack oder diese Geschmacklosigkeit der deutschen Frauen auf dem Gewissen.

Das Weib ist das conservative und stabile Element einer jeden Cultur und Rasse, der Mann das liberale und fortschrittliche. Es hängt, wie an den herkömmlichen Sitten und Gewohnheiten, ebenso zäh an dem altbergebrachten Rassentypus. Der Mann ist eher geneigt, sich über das herkömmliche hinwegzusetzen, Gesetz und Sitte zu durchbrechen, und, wie er den Drang hat, in die Weite zu streben, Fremdes aufzunehmen und sich mit fremden Elementen zu verbinden. Das Weib wacht mit Argusaugen über der Reinheit des Blutes in seiner Sippe. In den aristokratischen Familien und den Patricierhäusern ist es immer die Mutter, welche die Freite des Sohnes bestimmt oder im Sinne des Standesgemäßen zu beeinflussen sucht, und der Sohn wird in der Regel dem Rathe und Willen der Mutter folgen, welche den Familiengeist repräsentiert und die Familienpolitik mit allen Mitteln sich hegen sieht. Die Mutter sieht die Schwiegertochter mit andern Augen an, als der Vater, als der Mann: sie ist von Natur aus mißtrauisch gegen die letztere, in der sie eine Feindin ihrer Rasse und ihres Blutes fürchten muß, indem Rasse und Blut der Mutter, als dem zähren und stabilern Element in der Geschlechtsverbindung, zu folgen pflegen. Diese Momente sind bisher in der Ethnologie und Culturgeschichte nicht genügend beachtet worden, nämlich in welchem Grade das Weib in der gesellschaftlichen Nachwahl und Auslese ausschlaggebender Faktor ist, wie sehr der Geschmack und die Wahl des Weibes — denn sein Wille ist sein Geschmack, der ausschließlich in seinen Empfindungsleben wurzelt — für die äußere Darstellung und Gestaltung des Volkselebens, welche sich im Mannwesen verkörpert, ins Gewicht fällt. „Wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib," sagt Schiller, und wo sollten die Empfindungsmomente, von denen das Weib sich so ganz und gar leiten lässt, mehr in Frage kommen, als in seiner Liebe? Man hat Beispiele, das Mädchen einen Mann wegen ganz äußerlicher übler Gewohnheiten — z. B. unfeiner Manieren beim Speisen — zurückweisen haben, den sie sonst gern gemocht und der von schönen vertretem Charakter und Geist gewesen. Um wie viel mehr wegen eines Gesichtszuges, der ihr Gefühl und ihren Geschmack beleidigte? Aber jede solche Zurückweisung ist „Auslese": jeder „Nein", den ein Weib entschieden, fällt — wenn auch nur als Sandkorn — ins Gewicht für die künftige Gestaltung des Mannweibes, wird zu einem Hammerschlag in der Hand des Gesellschaftsbildners, das unermüdlich an der Physiognomie des letzteren meißelt. Empfindungsleben und Geschmack des Weibes ist der große Bildner, welcher dessen „innen" Kinder sich der Typus eines Volkes gestaltet und umgestaltet. Das Weibwesen steckt im eigentlichen Sinne des Wortes innere und innerste Politik, während das Mannwesen im Staate dem Volk die äußere Form und Lebensgestaltung zuteilte. Das Weibwesen ist der wahre, in der heimliche, aber mehr allmächtigere „Minister des Innern", dem gegenüber jeden anderen, der diesen Titel führt, gewissermaßen nur die repräsentativen Pflichten verbleiben.

Die Bevölkerung, welche mit der Besitzergreifung Preußens, insbesondere mit dem Siebziger-Kriege über Deutschland dahinrann ist, hat auch den europäischen Geschmack des deutschen Weibes beeinflusst, aber gerade die letztere Thatsache ist noch geeignet, den Wert des weiblichen Geschmacks als eines ausgleichenden Momentes zu beleuchten. Bis zu den Siebziger-Jahren war im westlichen Deutschland der Typus des Offiziers, der Beamten, der „Herren" — der gesellschaftlich Mann und damit das Ideal des Weibes darstellte — der Parlamentarier der Assessorien, Landräthe und was weiß man. Zumal die sprachliche Cultur Deutschlands hatte diesen Typus verfeinert, schuf die Gesellschaftsform, welche Professoren und Beamten, aber auch Deutsch, Franzosen und Engländern Platz zum Verkehr gewährte, und in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Goethe sagt, dass Weimar „ein Hof" sei. Nicht eine Schicht, sondern

dem Übergymnasium in Weilburg, dass dort sowohl der Director desselben wie die hervorragendsten Lehrer Sachsen gewesen, und außerdem noch eine Privatschule dort bestanden, die gleichfalls von zwei Sachsen gehalten worden. Diese sächsische Professorenherrlichkeit gieng zu Ende, als 1945 Preußen Deutschland zu umklammern begann. Mit dem Siebziger-Kriege trat ein anderer Typus in die Schranken: der Staatsbeamte und Militär, und drang siegreich nicht nur über Frankreich, sondern auch über Deutschland — zumal über dessen weiblichen Theil vor. Der Jurist und der Officier galt fortan als der vornehmste, ansehnlichste Mann, und deshalb anderen Berufen bei den deutschen Frauen aus. Die letzteren nahmen den Geschmack der preußischen Frauen an, wie ihre Männer die preußischen Institutionen, die preußische Supermatie. Der ostelbische Geschmack verbreitete sich über ganz Deutschland wie vordem der oberschlesische — bis auf wenige Centren, welche sich des neuen Geschmackes hartnäckig erwehrten. Die alten patriotischen Handelshäuser in Hamburg und Bremen z. B. nehmen keine Officiere bei sich auf, und ihre Frauen gehen keine Verbindungen mit ihnen ein — sie ahnen eine Auslese im Sinne ihres angesammelten, altbergebrachten Geschlechtertypus. Im übrigen Deutschland hingegen hat der Geschmack der Frauen durch die Verpreußung eine andere Richtung und einen frischeren Zug bekommen — einen Zug ins Thatkräftigere, Robustere, Mannhaftere. Die alte feingeistige Cultur, wie sie uns noch aus Briefen und Tagebüchern von der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ansprecht, ist darüber freilich verloren gegangen. Der Geschmack ist verroht, oder hat doch einen Stich ins Rohere, Derbere, Soldatischere bekommen. Die Gedanken sind durchaus nicht gemein, das geistige Leben wird von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund gelebt — und in dieser Richtung vollzieht sich die Auslese durch den weiblichen Geschmack mehr und mehr ins Robust-Männliche, Schneidige, Formale, aber Geistlose und Inhaltsleere.

Wir behaupten nun, dass diese scharfausschließenden Instinkte des Weibes in einer bestimmten Geschmacksrichtung die letzten Nachklänge des alten Mutterrechtes seien, auf welches die Culturforscher die Gründung der Familie zurückführen. Dieses Mutterrecht, nach welchem in der Neuzeit nicht der Mann die Frau heimführte, sondern als Bräutigam bei derselben, unbeschwiegen Jäger oder Krieger in die Familie des Weibes als des bestgehenden und festhaften einheiratete und in ihr mit Stamm und Abkunft aufgieng, so dass die Kinder stets der Familie der Mutter folgten — dies Recht hat sich noch bis auf den heutigen Tag in dieser Form unter uns erhalten. In Westphalen tritt der Bauernbursche in den Hof des Mädchens ein, das er heiratet, und tauscht seinen Familiennamen gegen den des Hofes aus. Dies culturgeschichtliche Rudiment aus vorhistorischer Zeit berechtigt uns zu der Annahme, dass das Mutterrecht einst insbesondere bei denjenigen Völkern behauptet haben muss, bezw. dass die Culturgeschichte derselben von ihm ihren Ausgang genommen, welche eine freiere Stellung des Weibes kennen, also bei den arischen Völkern im allgemeinen, bei den germanischen im besonderen. Ueberall wo das Weib eine Wahlfreiheit genießt und seinen Sinn und Geschmack zur Geltung bringen kann, waltet auch heute noch der Geist des Mutterrechts, heiratet auch heute noch der Mann in gewissem Sinne in die Familie des Weibes, indem er dem Wesen des letzteren Rechnung tragen und sich bis zu gewissem Grade anlegen muss. Zu dieser aus dem Mutterrechte entspringenden und überlebenden Wahlfreiheit des Weibes beruht die individualisierende Kraft, welche die ausdruckvollen Gesichtszüge der europäischen Völker erzeugt, durch die die letzteren sich so scharf von den asiatischen polygamen Rassen abheben, deren auffallend einförmige Physiognomien die völlige Abweichheit eines ausfeinden Momentes, einer fehlenden, Zuchtwahl übenden und höherzuchtenden Kraft verrathen.

Berlin. Heinrich Driesmans.

Karl Spitteler.

Die Mitscultprobe ist nun fünfundvierzig Jahre alt. Je zahlreicher die mit ihr angestellten Erklärungsversuche, je reicher die durch sie gemachten Erfahrungen werden, desto entschiedener wird sie, bei aller Anerkennung ihrer Rothwendigkeit in gewissen Momenten, mehr als heuristisches und ergänzendes Prinzip betrachtet und zu einer nur bei die Elemente psychologischer Erkenntnis handhabend, höchst bedenklich zu verbindenden Methode herabgedrückt. Wie es möglich und auch praktisch vorzukommen ist, dass der Einfluss des Individuums auf das Milieu größer ist als die Wirkung des Milieus auf das Individuum, ist wäre es auch denkbar, dass ein Individuum seinem Milieu weder viel verdankt, noch es bemeistert, werden wir eine Gesellschaft sucht, die früher einmal war oder weiter einmal sein wird. Zu diesen Einsamen lässt sich Karl Spitteler zählen.

Sein Schicksal unserem Leben ist wenig bekannt und wäre auch [illegible] Er [illegible] in Liestal geboren, studierte er zu Basel und [illegible] Jahre, sei aber, als es sich um den Eintritt ins Amt handelte, den Zahn bald wieder aus. Nach lang-

jährigem Aufenthalte in Russland, war er eine Weile Lehrer an einer Realschule bei Biel, dann in Bern, hierauf Feuilletonredacteur der „Neuen Zürcher Zeitung“. Seit mehreren Jahren lebt er zurückgezogen in Luzern. Bekannt ist sein Name in deutschen Landen höchstens durch seine dem „Kunstwart“ regelmäßig gelieferten literarischen Aufsätze und (besonders in letzter Zeit) kurzen Notizen, die freilich für ihn nur „Fallobst“ bedeuten, von seinem eigentlichen Lebenswerk weiß man noch nichts. 1880 erschien der erste Theil des „Prometheus und Epimetheus, ein Gleichnis von Felix Tandem“ (Aarau, Sauerländer, jetzt zwei Theile zusammengebunden, 125 und 275 S.). Dem gewöhnlichen Schicksal alles Neuen und Großen verfiel auch dieses Buch: Achselzucken, Kopfschütteln und Stillschweigen war die Antwort. Ein Jahr später erschien das Werk eines Basler Physiologieprofessors, ein Seitenstück zu Prometheus und auf dessen Kenntnis fußend — Alfred Lasch Zarathustra.“ Nietzsche war mit Spitteler eine Weile gut bekannt, plante er doch gar die Herausgabe eines gemeinsam zu schreibenden Buches. Thöricht wäre es, aus einer Verwandtschaft nach Anlage und Gehalt beider Werke das spätere verkleinern oder auch nur beide gegeneinander abwerten zu wollen. Gesagt muß aber werden, daß es neben Nietzsche noch ein anderes „Buch für freie Geister“ gibt. Gemeinsam ist beiden die stolze Einsamkeit des Helden, die Verachtung der Masse und ihres Anhangs, die Thiere als Freunde, Versuche und Tröster ihres Herrn. Spitteler kommt es dann noch auf den Contrast an zwischen dem Ausnahme- und Durchschnittsmenschen, dem die zweite Figur, Epimetheus, dient. Seine Schwachheit in der Versuchung, seine Auhmesseit als Beherrscher des Volkes, die durch seine Nachsicht verschuldeten Verbrechen, sein Sturz, seine Reue — das alles nimmt den zweiten Theil des Werkes ein. Hier selbst die Durcharbeitung und Sichtung des Stoffes; die im ersten Bande vielleicht zu strenge geübte Selbstzucht hätte dem Aufbau des zweiten gut gethan. Das Ganze bleibt darum nicht minder ein wunderbares und großes Buch. Schon als Sehenswürdigkeit hervorragend, ist es einzig in seinem beschreibenden Theil und seiner Sprache. Die Naturauffassung, wie sie hier geboten wird, scheint in der Literatur des Jahrhunderts keinen Vergleich, sie verträgt und findet ihn auch kaum. Spitteleres Sprache aber ist das Wunderbarste an dem ganzen Mann. Sie ist nie und nirgends gesprochen, noch geschrieben worden; sie klingt dem Ohr fremd und übt doch sofort eine Zauberwirkung aus. Schwebend zwischen Prosa und Poesie, ohne Reim, aber nicht ohne Rhythmus, keine Verse, aber Absätzweise in ihrem Parbau und geeigneten Stellen mit dem komischen Effect, die wie geschaffen, erzeugt sie mit den gleichen Mitteln die tiefste Tragik. Es ist, als schriebe ein Fremder das Deutsche, als trüge er in die festen und fehlerlos verwerteten Formen den Geist einer fernen Heimat; er hat zu dem heute gesprochenen und geläufigen Deutsch keinerlei Beziehung. Es ist das ein großer Gewinn, der freilich dann zum Nachtheil wird, wenn der Dichter, unbekannt mit dem durch allmähliche Abnützung verdorbenen Gefühlswert eines Wortes, aus dem Ton fällt. Dieser Autkennstis des gesprochenen Deutsch entspricht bei dem Dichter ein nur flüchtiges Interesse an der deutschen Literatur seit 1870 und dem politischen Deutschland überhaupt. Ueber einen Aufenthalt in Berlin (1887) berichten uns die „Nachenden Wahrheiten“ des Dichters in ironischer, dem Bibelton mit wunderbarem Geschick nachgeahmter Form. Der Schweizer hat niemals zu „der Stadt, die da liegt gegen Mitternacht,“ einen stärkeren Zug verspürt.

Es ist weder möglich, noch nöthig, über den zum folgenden Arbeiten Spitteleres gleich ausführlich zu reden. Also er außer seinem ersten und den drei letzten Büchern veröffentlicht hat, reicht mit wenigen Ausnahmen nicht an jene Leistungen heran, so gelungen und feinsinnerl Einzelnes ist. Ich nenne nur die Titel der im Buchhandel erschienenen Sachen: Extramundana, 1883 (Leipzig, Haessel); Friedli der Kolderi und andere Geschichten, 1885 (Zürich, Alb. Müller); Schmetterlinge, 1889 (Hamburg, Verlagsanstalt Richter); Gustav, 1891 (Müller); Literarische Gleichnisse, 1892 Müller); Der Gotthard, 1895 (Frauenfeld, Huber); Balladen, 1896 (Zürich, Müller); Conrad der Leutenant, 1897 Berlin, „Romanwelt“); Lachende Wahrheiten, 1898 Leipzig, Diederichs); Olympischer Frühling, 1900 (Ebenda).

Der Wechsel von Prosa und Poesie bei Spitteler ist weder Laune noch Zufall, er entspricht der Dichtungsgattung, mit der er es zu thun hat. Die Schilderung der unmittelbaren Gegenwart scheint ihm nur in der Form realistischer Prosa möglich zu sein. Auch hier ist er originell: das glänzendste Beispiel dafür ist seine tragische Dorfgeschichte „Konrad der Leutenant“, eine Schilderung von großartiger Lebendigkeit und erschütternder Consequenz. Die Bezeichnung dieser Erzählungsgattung hat der Verfasser im Vorwort gegeben: es handelt sich um eine Art dramatischen Monologs, einer Selbstschilderung aus dem Geiste des Handelnden und in seinem Namen, aber doch ohne ihn allein reden zu lassen: eine Art Monolog von der Bühne abgelöst und erweitert: der Geist der alten sogenannten Schromane wurde bewahrt, mit der Form ist gebrochen. Vom französischen Drama ist die Einheit von Zeit und Handlung, aus dem Realismus die lückenlose Schilderung, alles in einem bestimmten Milieu, während eines bestimmten Zeitraums Geschehenden herübergenommen. Die nöthige Spannung geht gleichwohl nicht, sie wird durch das verzögernde Abschweifen gerade erhöht. Seit Kellers „Romeo und Julie“ werden wenige Dorfgeschichten es in irgend einer Beziehung mit Konrad aufnehmen können.

Und doch ist Spitteleres eigenste Sprache nicht die Prosa. Ich meine: er meistert sie wie wenige und gibt ihr eine Gestalt eigener Vollkommenheit, aber sie ist ihm nicht geläufig, noch natürlich. Es drängt ihn zur Verdichtung in der Zusammenfassung, zur Kürze in der Prägnanz. Darum wird er in seinen poetischen Werken sich immer am schönsten geben können. Auch hier wiederum nicht in den heute allein beliebten Dichtungsgattungen der Lyrik, des dramatisch gereimten Märchens oder des reimlosen Bestimmers, sondern in dem ganz verlassenen Epos und der Ballade. Eine theoretische Rechtfertigung und Erklärung seines Standpunktes hat er, ohne auf das eigene Schaffen anzuspielen, aber doch von ihm ausgehend, in seinen gesammelten Aufsätzen („Ueber die Ballade“, S. 79 bis 85, „Das verbotene Epos“, S. 59 bis 62) gegeben. Er unterscheidet dort Volks- und Kunstballaden und nennt als Unterabtheilung dieser mythologische Götter-, Geisperster- und Königsballaden Fürsten-, Räuberhauptlinge“, als Spielarten jener die allegorische (Goethe) und Nachtenballade (Schiller, C. F. Meyer). Es wird schwer sein, Spitteleres eigene Balladen einer dieser Gruppen zuzuweisen. Manche sind nur gereimte Erzählungen, Schergedichte oder echte Lyrik. Möchte er doch die Ballade überhaupt unter die lyrischen Dichtgattungen gezählt wissen. So sehr es ihn zu einer möglichst knappen, eindeutigen Form seiner Gedanken drängt, so stark ist auch das Bedürfnis nach Raum und Freiheit für Kleinmalerei und Milieuschilderung. Die Prosa kann jene, das Drama diese Forderung nicht befriedigen, und so erhalten wir bei Spitteler eine seltsame Combination epischer Fülle und dramatischer Knappheit in den meisten seiner poetischen Dichtungen, die somit zwischen dem, was man Epos und Ballade zu nennen übereingekommen ist, die Mitte halten. Aber der Dualismus in Spitteler steckt noch tiefer. Er ist zugleich Gedanken- und Formdichter. Er hat etwas zu sagen, aber es liegt ihm viel daran, wie es gesagt wird: er ordnet seines dieser Principien dem andern auf die Dauer unter. So erlebten wir, das der erste Theil seines Prometheus eine Gedankendichtung in der Art des Zarathustra einzuleiten schien, während der zweite sich in lyrische Einzeldichtungen zerstreut. So sind auch manche der in die Balladen aufgenommenen Stücke mehr malerisch als dramatisch bedeutsam: kommt doch unser Dichter wie G. Keller von der Malerei her. Seine „Balladen im engeren Sinne“ aber sind, bei aller Ausnutzung des von dieser Dichtungsgattung gewährten Spielraumes, von dramatischer Kürze und Bedeutsamkeit. Die größte Vollendung scheint hier in der mythologischen Ballade erreicht. Ueberhaupt ist Spitteleres Verhältnis zur Mythologie für sein Schaffen charakteristisch und geradezu bestimmend. Täuscht nicht alles, so entspringt seine Anknüpfung an die Mythologie dem Bedürfnis nach einem gegebenen Stoff, der aber zugleich der Phantasie Freiheit läßt und von aller Gegenwart sich möglichst entfernt. Die Mythologie ist darum für ihn nichts Festes, und die Grenzen zwischen ihr, der Geschichte und der eigenen Erfindung fließen in einander. Man stößt fortwährend auf bekannte Namen und Ereignisse, aber sie sind mit Phantasiegestalten frei vermischt, ihre Identität bleibt nicht immer gewahrt und ihre Symbolik ist schillernd. Wir haben eine Art Anedeutung, Ueberarbeitung und Retouchierung des mythologischen Thatbestandes, der gelegentlich den Anstand wahrt und über das Lächerliche kaum hinausgeht. Der Dichter hat augenscheinlich seine eigene Mythologie — er nennt sie „Legende“ — die über Götter und Welt mit stolzer Kühnheit und machtvoller Kraft der Gedanken phantasiert.

Daß Spitteler, wenn er zu einem großen Wurfe ausholt, auf die historische Mythologie und gerade auf die griechische zurückkommt, beweist sein jüngstes, kürzlich erschienenes Werk „Olympischer Frühling“ (Leipzig, Diederichs, 1900). Es ist mehr schwerer, über das Buch, das sich nur als „Ouverture“ bezeichnet, etwas zu sagen, als die Dimensionen des breit angelegten Werkes sich noch nicht übersehen lassen. Nahe liegt ein Vergleich mit dem ersten Epos. Was die Form betrifft, so hat Spitteler nun den gereimten Alexandriner und die Entheilung in Gesänge gewählt, während sein „Prometheus“ sich über den freien Rhythmus und andeutende Capitelüberschriften noch nicht hinausmaß: er findet sich auch mit Glück in diese immerhin strengen Regeln. Sich ihnen unterwerfen, heißt zugleich den Anforderungen nachkommen wollen, die man an ein Epos zu stellen gewohnt ist. Eine Wendung, die im „Prometheus“ noch nicht völlig vollzogen war. Das Buch ist denn auch weniger erzählende, nicht Gedankendichtung und seine Eigenart beruht auf der an Abwechslung und Farbe reichen, tatsächlich fortlaufenden Schilderung. Besonders gut ist ein gewisser naiver Ton getroffen, der Spitteler natürlich in und ihn zur epischen Dichtung prädestiniert. Auch in zahlreichen Neubildungen und ungewohnten Zusammensetzungen ist er oft erstaunlich. Gegen den Stoff hierin sich einwenden, daß dem Dichter die Lehre plastischer Deutlichkeit in

Digitized by Google

erreichen noch nicht gelungen ist, die das Epos seinem Wesen nach erreichen kann. Die phantastische Verwendung und Ausgestaltung mythologischer Motive erschwert freilich nicht unerheblich die Uebersicht und den Zusammenhang. Die Mischung des Bekannten mit dem Unbekannten erzeugt leicht eine gewisse Unsicherheit des Blickes und hat etwas Verwirrendes auch für den theilnahmsvollen Leser, der über die Schönheit der einzelnen Situationen das Ziel vergisst. Doch das wenigen Bedenken sein, die mit einer subjectiv bedingten Auffassungsfähigkeit und individuellen Geschmacksurtheilen zu eng verbunden sind. Das Werk im ganzen steht jedenfalls einzig da über die Opportunität des Epos in der Gegenwart hat sich der Dichter in einem Vorwort geäußert), und nichts hindert uns, nach der vorliegenden Einleitung ein reifes und schönes Ganzes zu erwarten. Möge die Theilnahme der Leser den Dichter zu seiner Vollendung ermuthigen.

Wir dürfen uns heute soweit von den Zeiten, da große Talente unerkannt ihren Weg gehen mussten und der Lorbeer erst auf ihrem Grabe blühte. Durch die Verwöhnung einiger Macher sind wir vor jenen alten Sünden noch nicht gefeit; hüten wir uns, dass spätere Zeiten nicht gegen uns die gleiche Klage der Vernachlässigung erheben! Gibt es eine Schuld der Unterlassung auf Seiten der kunstliebenden Welt gegenüber den Meistern des Schönen, so werde man doch etwas gewissenhafter in ihrer Abtragung. Kalt Spitteler sollte unter den ersten sein, denen solche Rückzahl zugute kommt.

Tour de Peitz. Eduard Pötzhoff.

Zur Reform der bildenden Kunst.

Das Universum des Malers.

Viele Maler klagen sich, dass das Zeitalter ihrer Kunst nicht entgegenkomme. Wohnung, Zimmer, Häuser, Städte, überhaupt Behausung, dann Kleidung, Schmuck und Geräth, also Hülle und Umgebung der Körper seien ihnen hinderlich durch ihre Geschmacklosigkeit, während in früheren Zeiten alle Gegenstände nicht nur durch schöne Form und Farbe sich um die Menschen gruppiert hätten, sondern selbst, sogar ohne den Menschen, das Interesse des Auges auf sich gelenkt und zur Darstellung aufgefordert hätten. Die Malerei werde solange in einem hoffnungslosen Zustande bleiben, bis die Schwesterkünste, Architektur, Kunstgewerbe, Costümbehandlung eine höhere Stufe erreicht hätten.

Dem gegenüber kann man nur an die Erfindungsgabe des Malers appellieren. Möge er mit einfach beginnen, selbst Costüme zu erfinden, neue unerhörte Gebäude und Wohnungen zu entwerfen, wie er sie für würdig seiner Gestalten im Bilde hält. Wollte man unter diesem Gesichtspunkte die Bilder der Renaissance betrachten, so würde man staunen, wie reich die Phantasie der Maler im Erfinden von Architekturen war, oft seenhaften, manchmal solchen, die man nicht verwirklichen könnte. Aber was schadete das, war doch das Reich ihrer Phantasie ein Vorbild für die banenden, bildenden, weltumgestaltenden Menschen, ein Vorbild, das Reinweh und zahlreiche Möglichkeiten in sich schließen musste. Man könnte eine üppige Tafel besetzen mit den Becken, Bechern und Gefäßen, welche die Maler ersunden, und zahllose Goldschmiede würden zu schaffen haben, um nur annähernd die Fülle der Schmuckstücke aus den Bildern in Gold zu gestalten. Der Maler soll in seinem Stück bloß Nachahmer der anderen Künstler sein, wenn er auch vieles von ihnen übernimmt. Seine Aufgabe ist es, Architektur und kunstgewerbliches Geräth neben und um den Menschen zu stellen, wie er ihn für schön und proportioniert hält. Dabei muss er die ganze Umgebung lesse verwandeln, umphantasieren, ja sogar oft geradezu erfinden, um zu zeigen, dass die Menschen seiner Phantasie einer anderen als der bestehenden Welt bedürfen. Dadurch erhebt er sich über Klage und Abwarten, indem er Forderungen an die Schwesterkünste stellt. Mögen sie dann Rücksicht nehmen auf die Gemälde der modernen Kunst und weniger für die alte Generation als vielmehr für eine neue schaffen, die sofort zutage tritt, sobald man nach einem einheitlichen Gesichtspunkt die Umgebung und Kleidung des Menschen umgestaltet.

Ich weiß nicht, wie dieser einheitliche Gesichtspunkt anders gefunden werden soll als durch die Bilder der Maler, die allein fähig sind, den Menschen mit der Gesammtheit der umgebenden Gegenstände zugleich und in harmonischem Verhältnis vorzubilden. Es ist gewiss, dass zunächst viele Maler in eine leicht zugelose Phantasie verfallen werden, aber es ist besser, überhaupt etwas Neues anzuwenden, als sich durch das Alte fortwährend einschränken und anpassen zu lassen. Die Malerei muss ewigliche Besserbestehen in eine noch nicht gekannte Freiheit, sie muss auch bezaubern, selber Märchen und Sagen zu erfinden, statt blos solche der Vergangenheit zu illustrieren. Sobald sie gestillt ist, Mensch und Poesie, Tagtil und Lyrik des menschlichen Lebens einheitlich unter einen Gesichtspunkten darzustellen, wird sie ganz von selbst erscheinen, werden in allem Räumlichen, in Richtung und Breite

Gibt es denn eine Zeit, die anders war als solch ein einheitlicher Weltgestaltung als das Jahrhundert des Aufklärung war, in allen und des Strebens, Bedürfnisse zu befriedigen, die früher unbekannt waren? Gerade die Wirrnis und Wüstheit oder Leere der Städte, Wohnungen, Gewänder in Formen und Farben müßte dem Künstler Empfindungen erwecken, wie einem Gott vor chaotischen Nebeln. Und wenn es ihm noch nicht gestattet ist, selbst bildend zuzugreifen, so kann er doch als Maler die Fähigkeit, ein Universum zu beherrschen, in den Menschen heben und auf Ziele leiten.

Welche neuen Symbole der Kraft und Arbeit vielhändigen Zusammenwirkens birgt nicht die Maschine, das Ineinandergreifen der Zähne, Schwungräder mit Kessel und Kolben, Treibriemen und mancherlei Uebertragung der Kraft von Achse zu Achse wie von Hand zu Hand und Schulter zu Schulter des Menschen. Es dünkt mich eine neue Aesthetik, welche das Auge eines Genies aus der Ergänzung so vieler selbständiger Theile zu einem Ganzen ablieht, das Feuer, Wasser, Dampf und Wärme in Bewegung oder Licht umsetzt und das den Armen der Maschine neugestaltete Materie hervorgehen lässt. Das ist ein geistiger Schatz genialer Erfindung, den die Wissenschaft nicht fähig war, unserem Leben nutzbar zu machen. Aber die Kunst der Zukunft sollte nicht zurückstehen hinter der praktischen Energie der technischen Gebilde des Menschen, ein jedes ihrer Werke sollte wirken auf uns, als ermalmte es mit Kinnbacken von Stahl und Eisen alle Formen, Dogmen und Vorurtheile und ließe hervorgehen aus den Ineinandergreifen der Glieder des Ganzen die Idee einer unbekannten Formenwelt, neue Menschen, neue Thiere, neue Pflanzen, einen reineren Himmel, besäet mit goldenen Blumen.

Ist denn nicht in gewissem Sinne auch ein Gemälde ein Apparat, der zu rein praktischen Zwecken ersunden ist, zum Zwecke, eine verdichtete Vorstellungswelt durcheinander zu rütteln, durchzusieben, das Einzelne abzuschleifen, handlich zu machen, zu feilen, zu bohren, bis es Theil werden kann eines geistigen Processes, der das Individuum mit dem Apparat von Generationen anschaulich denken lässt? Und wie nicht ein geheimes Feuer, eine starke Glut der Gefühle im Bilde aufgespeichert, damit uns der Anblick des bewegten Spieles der Glieder und des Zusammenwirkens der Geschöpfe leidenschaftlich bewege? Ja, ein Licht will der Künstler mit seinem Apparat in unserer Seele entzünden, und er wird es entzünden, wo dem Pol sich der Gegenpol bietet, den vom Kunstwerk überspringenden Funken zu empfangen.

Also frisch, greift zu, verschlinge die Welt der Erscheinungen mit dem Rachen hölischer Brunst, lasst das Fegefeuer eines läuternden Processes den Rohstoff wandeln und schenkt uns den Kosmos als Himmelreich, das unsichtlich ist für unsterbliche Seelen. Käme doch etwas von Grimm der Hochöfen über den Künstler, etwas vom Zorn der Dampfhämmer, etwas vom Schnauben der Kessel und vom Glutauge der Locomotive, thäte er es gleich den neuen Lichtern, die wir als Schwärme gigantischer Glühwürmer in die Nacht der Städte säen, in die Finsternisse aber Stürmen des Meeres starren lassen, so dass die Sterne beginnen, entbehrlich zu werden, und alle Creatur gezwungen wird, neue Schöpferien zu offenbaren. Ich, sie offenbaren sich jedenfalls nur nicht dem Künstler.

Was ist denn das Geschlecht von Bildnern, das der Wirklichkeit vorangienge, wo ist denn nur das, welches die Wirklichkeit sieht, die Magie der Beleuchtung unserer Städte, jenes traumhafte Weben des Lichtes im Blätterwald der Bäume, das neue Funkeln des Grüns, das melodische Durcheinanderschwerden der Aeste, das Herabrieseln der Strahlen zu Schatten am Boden von solcher Schönheit und überwältigender Zeichnung, das keine Erfindung des Menschen diesen Teppichen der Straße gleichkommt? Alabendlich fünf Stunden nie gekannter Formenwelten, in ganze Nächte kochend von einem Feuer des Lebens, den der Tag zu kurz, in der Kunst sind sie nicht vorhanden, vielleicht ein wenig vom Licht, aber nichts vom Leben und seiner gestaltenreichen Aeußerung. Und doch sollte die Wirklichkeit nur ein Zugerzeug sein zu schöneren Wirklichkeiten, die wir freudschaffend selbst herausbeschwören. Diese hinter der Neuzeit zurückgebliebene Kunst bedarf der Hilfe, damit sie uns helfe, den Tag und seine Herrlichkeiten wieder zu schätzen oder zu schaffen.

Wien. Lothar v. Knirowski.

Die Woche.

Politische Typen.

[illegible] Typen [illegible] Gesellschaft der durch [illegible] Gegenstände [illegible] Welt [illegible] und [illegible] Bedürfnisse [illegible] Tag [illegible] Nacht [illegible] Schönheit [illegible] Tag [illegible] Kunst [illegible] Wirklichkeit [illegible] Leben

der gesetzt das Schuldbplaidoyer des Staatsanwalts über sich ergehen lässt und erleichtert aufathmet, wenn sein ex offo-Vertheidiger statt einer Rede etwas anderes hält. Aus dem friedlichen Zoo der Thronrede schließt man, dass Graf Goluchowski die angekündigte Campagne gegen Russland zur Wahrung unserer Interessen sich wieder überlegt hat. Graf Goluchowski verzichtet also darauf, den Verlust an Ansehen und Einfluss, den uns Russland bereitet hat, durch sein Eingreifen zu vervielfachen. Wir sind beruhigt.

*

Dass der Tieb, um den Verdacht von sich abzulenken, „Hattet ihn!" ruft, ist ein sprichwörtlicher Kniff. Es kann deswegen niemanden Wunder nehmen, wenn die Clericalen, die Oesterreich thatsächlich beherrschen, auf dem Olmützer katholitentag sich als die von der Regierung Unterdrückten hingestellt haben. Dieser Witz ist schon durch das Sprichwort vorweggenommen. Aber dieses alte Sprichwort selbst ist auch in Olmütz überholt worden. Nicht auf dem Katholikentag, sondern auf dem protestweise gleichzeitig in Olmütz abgehaltenen anticlericalen Volkstag. Dort haben sich nämlich die Liberalen wirklich so benommen, wie wenn sie in Oesterreich noch herrschen und nur, um an ihrer Herrschaft die Clericalen nicht rütteln zu lassen, die Regierungsgeschäfte besorgen müssten. Also nicht nur, dass der Dieb „Halt ihn!" ruft: der Bestohlene thut auch so, als ob er das gestohlene Gut noch besäße. Das ist wirklich eine liberale Haltung, unerhört liberal — gegenüber den clericalen Dieben.

*

Es ist der Mühe wert, die Reden auf dem anticlericalen Volkstag zu lesen. Man erfährt da manches, was man bisher nicht gewusst hat. Zum Beispiel aus der Rede des deutschvolklichen Abgeordneten Chiari. Begeistert ruft der Abgeordnete Chiari aus:

„Es ist angesichts einer solchen Versammlung ein erhebendes Gefühl, der Entrüstung Ausdruck geben zu dürfen gegen den Versuch, uns clericale Fesseln anzulegen."

Ah, das ist aber ein merkwürdig weiter Begriff von „Versuch", den sich da der wackere Abgeordnete Chiari zurechtconstruiert hat! Der „Versuch, uns clericale Fesseln anzulegen" ist nämlich in den letzten zwanzig Jahren tausendmal unternommen worden und tausendmal gescheitert. Einen gescheiterten Versuch nennt man aber im gewöhnlichen Sprachgebrauch eine eingetretene That. Nun der Abgeordnete Chiari hat noch nie auch den geringsten Versuch noch immer Versuch. Der Abgeordnete Chiari würde wahrscheinlich auch sagen, dass im vorigen Jahr auf den König Humbert ein Attentat — nicht verübt, sondern — versucht worden ist. Das ist eine sonderbare sprachliche Manier, die aber auf dem Volkstag nicht vereinzelt geblieben ist. Am Schlusse seiner Rede fasst der Abgeordnete Chiari seine Wünsche in dem Worte zusammen:

„Wir wollen frei bleiben auf allen Gebieten."

Nun, wir wollen erst frei werden auf allen Gebieten, weil wir noch nicht frei sind und mit jedem Tag immer unfreier werden. Wenn dem Abgeordneten Chiari die Freiheit genügt, die wir gegenwärtig in Oesterreich geniessen, dann mag er sie für sich behalten: die österreichische Freiheit und auch den österreichischen Liberalismus, der von einem Bertuch spricht, ihm clericale Fesseln anzulegen, wo er doch seit zwanzig Jahren schon in clericalen Ketten liegt.

*

Wenn der Abg. Chiari Böcke schießt, so hat ihn doch wenigstens noch niemand für einen Schützen gehalten. Wenn aber auch der Abg. Menger, der doch ein guter Schütze sonst ist, zur Böcke schießt, so kommt man auf den Verdacht, dass es sich auf dem anticlericalen Volkstag nicht so sehr darum gehandelt hat, zu schießen als zu knallen. Auf die Tirolerlust der Clericalen findet der Abg. Menger keine andere Antwort als eine weinerliche Klagerede. Er jammert, indem er sagt:

„Verwundert fragt man sich: Besteht denn ein Grund, weshalb grosse religiös hierarchische Organisationen gerade jetzt den Staat erobern, die staatlichen Organe, Justiz und Verwaltung sich unterjochen, die in Oesterreich obendies überaus langsam und unter vielen Schwierigkeiten sich entwickelnden verwilderten modernen Staatsbehelfe und moderner Volkskraft schädigen wollen?"

So, nach Dr. Menger wollen die Clericalen den Staat nur erobern. Wir sind aber der unmaßgeblichen Ansicht, dass die Clericalen den österreichischen Staat bereits längst erobert, besitzen, wieder erobert haben, die Justiz und Verwaltung sich unterjocht haben und die Volkskraft geschädigt haben. Wir sind freilich nicht anderer Ansicht, wie die Türken vor langer Zeit schon Constantinopel erobert haben. Wenn Dr. Menger aber eine Rede gegen die Turken in Europa zu halten hätte, würde er gewiss sagen, dass die Constantinopel erst erobern wollen.

*

Wir leben friedlich in Oesterreich, weshalb in der Regierung zwei waschechte Clericale sitzen, die Arethern v. Call und v. Biobanetti, und überdies als Unterrichtsminister Herr v. Hartel, ein alter Liberaler, dem schon längst die Farbe ausgegangen ist. Wir leben in Oesterreich, wo die Justiz einen zu Arrest verdonnert, weil er vor einer finsteren Provinzjury den Mut nicht abgewonnen hat. Wir leben in Oesterreich, wo die Chefs von zwei Landesvertheidigungen, die Landeshauptmänner von Böhmen und Schlesien, es nur wenig finden, ihr Ausbleiben vom Olmützer Katholikentag allermindertheilnahmsvoll zu entschuldigen. Wir leben im mittelgrossen Oesterreich. Die Herren Chiari, Menger und ihre Leute aber leben im regierungsfreundlichen Oesterreich, wo nur die Bezeichnungen etwas weiter, die Begriffe etwas dehnbarer und die Worte etwas luftbarer sind, sonst aber alles genau so clericalistisch ist wie in Oesterreich. Ein Abgeordneter „verzichtet" die Clericalen, „wollen" sie sich den Staat erobern, und die todesmüthige Regierung des Herrn v. Koerber ist der feste Wall, an dem ihr Beginnen und Wollen abprallt. Ein wirklich Oesterreich aber ist die Regierung nur die parlamentarische Basis, welche die Herrschaft der Clericalen verdeckt, damit die grosse Menge nie inne wird, in Oesterreich zu sein. Möchte aller Aussonderung, die unmöglich Boden gewinnen darf, das Recht, den Regierungswall zu schützen und zu vertheidigen. Das haben denn auch die Herren Chiari und Menger in Olmütz mit ihrem „Verfuchen" und „Wollen" gethan. In der Clericalen Nuance liegt ein ganzes politisches Programm.

Volkswirtschaftliches.

Der Bund österreichischer Industrieller hat von der Regierung die Bewilligung zur Errichtung eines Strike-Versicherungsvereines erhalten. Nicht haben über die Angelegenheit in Nr. 314 vom 6. October 1900 geschrieben, als der Bund den Statutenentwurf der Regierung vorlegte, und haben dem nicht viel hinzuzufügen. Der Verein kann nützlich oder schädlich wirken, je nach der socialpolitischen Einsicht seiner Leitung. Alles kommt darauf an, wann der Verein einen „selbstverschuldeten" Strike annehmen will, für welchen keine Entschädigung geleistet wird, und wie er die Verpflichtung der versicherten Industriellen, zur Vermeidung und Beilegung des Strikes den Arbeitern Zugeständnisse zu machen, handhaben wird. Den großen Kohlenarbeiterstrike hat der Bund österreichischer Industrieller offenbar nicht für einen selbstverschuldeten angesehen, denn er ist in der bekannten Eingabe an die Regierung gleich anderen industriellen Verbänden den Kohlenbaronen zu Hilfe geeilt. Hoffentlich hat der Bund aus dem Schaden, der der ganzen Industrie aus jenem Verhalten erwachsen ist, größere socialpolitische Einsicht gewonnen. Jedenfalls aber erfordern die Stärkung, welche die Industriellen durch die Organisation im Lohnkampfe erfahren haben, gebieterisch als Gegengewicht die volle Coalitionsfreiheit für die Arbeiter. Die Industriellen selbst dürfen sich dieser Forderung nicht widersetzen, da sie sich gegen die Arbeiter coalieren. Und der Versicherungsverband ist nur der erste Schritt. Der Secretär des Bundes der Industriellen, Dr. Johann Aufricht, hat im „Neuen Wiener Tagblatt" den Versicherungsverband nur als Uebergangsstadium bezeichnet, das hoffentlich der Errichtung von Fachverbänden die Wege ebnen wird. Gelingt dies, und die Entwickelung scheint ja dahin zu führen, dann würden sich die Arbeiter stets der geschlossenen Phalanx der Industriellen der Branche gegenüberstehen und jede Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, welche die Grundlage wirtschaftlichen Fortschrittes ist, würde vereitelt werden. Darum Coalitionsfreiheit gegen Coalitionsfreiheit. Wenn der Versicherungsverband Strikes, bei denen die Arbeitsgeber nur mit „ihren" Arbeitern verhandeln zu wollen erklären werden und die Vertrauensmänner der Arbeiterorganisation ferngehalten werden, als unverschuldete ansehen wird, bei denen die Versicherten das Ihrige zur Beilegung gethan haben, wird sich der Verband selbst sein Urtheil gesprochen haben!

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Die tiefendste Entwickelung in unserer Industriewelt geht vorwärts, sie erfolgt jetzt endlich auch den Kohlenbergbau. Allerdings wird behauptet, dass in einzelnen Kohlenforten das Geschäft wieder lebhafter geworden ist. Tatsächlich stimmen die Berichte aller Sachwerständigen darin überein, dass die Bezüge in Cokeskohlen so rapid ab genommen haben, dass das Syndicat nunmehr doch an eine Preisermäßigung denken muss. Es soll seitens des Cokesfyndicats geplant sein, eine Ermäßigung von 17 Mark auf 15 Mark vorzunehmen. Die Industrie verlangt aber eine Herabsetzung auf 14 Mark, dieser Satz wird damit motiviert, dass es möglich sein soll, via Rotterdam Kohle 2 Mark billiger ins Land zu bringen als Syndicatspreis. Ein Saldirtheil zur Kohlenindustrie wäre es, wenn sich die hier maßgebenden Gerichte bewahrheiten sollten, dass diese billigere Rotterdamerkohle dieselbe ist, welche das Syndicat zu Schleuderpreisen ins Ausland verkauft hat, um im Intande die Preise hochhalten zu können

*

In den letzten Tagen sind hier die Abschlüsse von einigen Eisenwerken veröffentlicht worden, aus denen von neuem ersichtlich ist, welch schwere Schäden die Werke durch ihre, zu hohen Preisen angelegten Kohlenbesitzungen erleiden. Die groß beim Publicum theilweise sind, geht daraus hervor, dass angeblich die Dortmunder Union-Bergbau-Actien-Gesellschaft, vormals Caro & Heegenscheidt, ihre Kohlenbestände hat lombardieren müssen, weil sie Geld für die Lohnauszahlungen brauchte. Beim man der Ansicht ist, dass diese Materialverpfändungen auch in anderen Gesellschaften in großem Maße vorhanden waren, so dürfte es kommt man dann allerdings eine Erklärung für die Anspannung der Reichsbank.

G. P.

Kunst und Leben.

Eine Reihe vermuthlicher Gastspiele hat das künstlerische Niveau der letzten Vorstellungen im Hofopernetheater ganz unmethigerweise herabgedrückt. „Lohengrin" und „Rheingold" waren mit unseren Kräften weit erfolgreicher zur Darstellung gelangt, als mit den Gästen. Schon die Wahl des Alberich als Antrittsrolle des Herrn Beck musste von vornherein gänzlich verfehlt erscheinen, denn bekanntlich besitzen wir in Herrn Ritter einen Künstler der in dieser Rolle alle seine Collegen, auch die berühmtesten Bayreuther Darsteller, weit übertrifft. Herr Beck kennte als Sänger wie als Schauspieler lediglich wohlmeinige Erinnerungen an Ritters Meisterleistung erwecken, und es bleibt unbegreiflich, wie die Direction nicht schon bei der Probe den gewaltigen Abstand zwischen beiden Künstlern merken und sich entschließen konnte, Herrn Beck und dem Publicum eine schwere Enttäuschung zu ersparen. Nicht minder verfehlt war das Gastspiel der Miss Strong als Elsa. Ihr ganzes Wesen verriet eine fast beklemmende Anfangsbefangenheit, die in unserem vortrefflichen Ensemble schwerlich jemals so weit sich Zeit nimmt ihre Stimme, die in den hohen Lagen ganz hübsch klingt, in genügend gebraucht, um sich in einer den Zuschauerraum füllenden Weise entfalten zu können. Im dramatischen Ausdruck, der einem natürlichen Mangel der Ausbildung mit

Digitized by Google

auch ihr Partner Herr Buckfath als Telramund. Er besitzt zwar ein mächtiges Organ und genügende Repräsentation, gerhacht aber die Declamation in so naturalistischer Weise, daß von einem beziehungsvollen Eindruck nicht die Rede sein kann, geschweige denn von einem Vergleich mit Demuth und Reichmann. Eine erfreuliche Ausnahme unter den letzten Gastspielen bildete nur Frau Förster-Lauterer. Sie war nach langer Zeit wieder einmal eine echte Sieglinde, die auch den geistigen Anforderungen der Rolle gewachsen war. Inwieweit die Künstlerin auch weiteren Ansprüchen des Opernrepertoires gerecht zu werden vermag, wird sich freilich erst in anderen Rollen zeigen, aber der Anfang ist immerhin so vielversprechend, daß eine Fortsetzung des Gastspieles wünschenswert erscheint. R. W.

* * *

Im Volkstheater stellte sich anläßlich einer Aufführung der Maria Stuart Herr Geisendörfer als neuengagiertes Mitglied vor. Er spielte den Mortimer ganz in gedämpften Tonen In der ersten Unterredung mit Maria und in den Scenen am Hofe der Elisabeth läßt sich ja das, rein logisch betrachtet, rechtfertigen, im Part zu Fotheringhan aber legt sich Mortimer in jeder Hinsicht so wenig Mäßigung auf, daß es geradezu unnatürlich erscheint, wenn er seine in rasender Leidenschaft hervorgeflossenen Worte in gedeckten Flüsterlönen spricht. An den stimmlichen Mitteln, ohne die man nun einmal den Mortimer nicht spielen kann, scheint es übrigens Herrn Geisendörfer nicht zu fehlen, seine Sprechweise ist nur ganz in jene Unnatur und Manirtheit getaucht, von der auch sein Mienenspiel und seine Bewegungen voll sind. Es wird sich ja zeigen, ob das Mängel sind, die ihm noch anhaften, oder solche, die ihm schon in Fleisch und Blut übergegangen sind. Ganz hoffnungslos ist die Fall der neuen Elisabeth. Daß Frau Leithner engagiert wurde, kann man sich wohl nur erklären, wenn man annimmt, daß der Vertrag vollständig intact absentes zustande kam. Nun hat man aber Frau Leithner spielen gesehen, und es wäre zu schön, wenn man sie nicht wieder zu sehen brauchte. Die Maria Stuart gab Fräulein Buché. Sie war noch unsertig, aber sie spricht nicht nur hübsch und correct, ihre Stimme ist auch wohlklingend, weicher Modulation und kräftiger Steigerung fähig, und in der Kerkerscene gelang es ihr trotz dieser Elisabeth, die mit ihrem komischen Pathegma immer wieder jede Stimmung zerriß, tiefe Wirkung zu erzielen. Eine talentvolle Leistung bot Herr Kutschera als Leicester. **Max Burckhard.**

* * *

Das Theater in der Josefstadt brachte „Le bon juge“, einen Schwank von Alexandre Bisson. Der „bon juge“ ist jetzt ein Schlagwort in Frankreich Ein ungewöhnlicher Richter in der Provinz, der die Hirten der Gegend durch seine Urtheile entzückt, Herr Magnaud, wird so genannt. Ihm hat der Schwankdichter in seinem Helden ein satirisch gezeichnetes Gegenstück, mit Benützung des actuellen Titels, gewidmet. Leider ist aber diese Satire nur sehr schwächlich und nicht einmal amusant. Im ersten Act hofft man auf den zweiten, der zweite, in anderen Schwänken die Verwicklung, vertreibt auf den dritten, den man ferndlichst abwarten möge; und der dritte Act enttäuscht. Er bringt den Schlußsatz des „Schlafwagencontrolleurs“ auch einmal. Manche Pikanterien des Stückes mögen durch die deutsche Aufführung verloren gegangen sein. Schon daß es auf dem Zettel „Der brave Richter“ heißt, zeigt wenig Verständnis, sowohl fürs Deutsche, als für das Französische, das wohl einen braven General, aber einen braven Richter nicht einmal im Scherze kennt. Und ebenso plump und provinzlich war, von Herrn Maran und Fräulein Wolgen abgesehen, die Darstellung. Herr Hartmann sagte, nur vollendet französisch zu wirken, Anhore für Opernlose.

* * *

„Der taube Heinrich“ ist eine Posse des Raimund Theaters. Herr Meinz, Schauspieler und Autor daselbst, setzt seinen bekannten Titel tantiemenlos mit raketenartiger Behendigkeit fort Ihn kümmert nicht die Technik, nicht der Zusammenhang, nicht das Zeitalter eines Stückes. Er schreibt, was ihm einfällt. Das Publikum ist gewöhnt zur Volksvorstellungszeit die Welt zu sich und Nachbarn mit der Zumpeitsche und dem Herzen zu Tische, wo man ihm tumultos und mäßerisch kommt.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin: Björnsons „Maberonin“ hat sich nicht einmal einigermaßen Anerkennung mit der Posse des Berliner Theaters zu thun, das alljährlich Neuheiten zeigen. Schon allzuviel mußte das Theater sich gefallen lassen, und die Direction hat sich nicht gescheut, [illegible] Jeder Zeit [illegible] Publikum [illegible] Jeder Zeit [illegible] Publikum [illegible] Jeder Zeit [illegible] Publikum

Bücher.

Dr. F. Hauptmann: Zum Nordende Europas. Reiseskizzen. Mit 36 Illustrationen. (Bonn, 1900, Druck und Verlag von P. Hauptmann.) — Schweden. Reisehandbuch, mit staatlicher Unterstützung herausgegeben vom schwedischen Touristenverein zu Stockholm. Mit 36 Karten und Plänen. Zweite, durchaus neubearbeitete Auflage. (Stockholm, 1900, Commissionsverlag Wahlström & Widstrand.)

Die seit ungefähr drei Decennien auch in Deutschland und Oesterreich zur Gemeinmode gewordenen Nordlandsbesuchen sind natürlich nicht ohne die unabwendbaren literarischen Folgen geblieben. Wir besitzen bereits eine ziemlich reichliche Reiseliteratur über Dänemark, Schweden und Norwegen, die theils aus Reiseführern, theils aus Reisebeschreibungen besteht und von sehr verschiedenem literarischen Werte ist. Die Reiseführer für diese Länder, zumeist von Buchhandlungsfirmen herausgegeben und daher von berufenen Fachleuten verfasst, sind im allgemeinen recht trockene Elaborate, erfüllen jedoch so ziemlich den praktischen Zweck, dem sie dienen sollen. Die Mehrzahl der Reisebeschreibungen hingegen, an die man auch höhere literarische Ansprüche stellen könnte, befriedigt im ganzen weniger. Diese sind nur zu oft von ungebildeten Federn mehr begeistert, aber der nothwendigen sprachlichen und ethnographischen Kenntnisse entbehrender Touristen geschrieben oder auch abgeschrieben. Während nun vor solchen oberflächlichen und missverständlichen Machwerken nur gewarnt werden kann, verschaffen gute, d. h. auf gründlichen Studien und kritischer Beobachtung beruhende Schilderungen, besonders wenn sie auch mit feinem, gelindem Humor gewürzt sind, dem Reisenden häufig einen verdoppelten Genuss und erhöhten geistigen Nutzen. Ein solch treffliches Werk besitzen wir z. B. in Paasorgas „Sommerjahren in Norwegen", die soeben in dritter Auflage erschienen sind. Von bedeutendem Interesse ist auch Meyer's Notiz verzeichneten Werken bietet Haupmanns Buch „Zum Nordende Europas" Reiseskizzen eines Nordlandbesuches der Route Salzwig—Trelleborg—Malmö—Göteborg—Christiania—Odderdalen—Trondhjem—Nordlandsbahn Rieksgrenze über Stockholm. Trotz ganz einfachen, anspruchslosen Schilderungen sind Land und Leute, wie auch sie an sich gelegentlich Stil gleichziehen, enthalten einige gute Beobachtungen und Bemerkungen darunter auch einige Berichtigungen des Meyer'schen Reisebuches für Norwegen, Schweden und Dänemark, sowie recht anschauliche Naturbeschreibungen und können Reisenden, welche für einen flüchtigen Besuch der Skandinavischen Halbinsel die genannte Route wählen, immerhin als anregendes und kurzweiliges Vademecum empfohlen werden. Recht angenügend waren die sprachlichen Vorbereitungen des Verfassers für seine Reise; er meinte ferstieb, soviel Tänisch und Norwegisch als man zum täglichen Lebensbedarf nöthig habe, lerne man in einer Woche, die Sprache als germanische Sprache überall aus Deutsche, u. zw. aus Niederdeutsche erinnerte". Dies fand er u. a. durch seine „Sprachstudien an den Ausschriften an den Geschäftshäusern" bestätigt. Ein Beispiel: „Beställings-mott-ses pan 12 Timer", übersetzt aus der Verfasser ohne Wörterbuch mit: „Bestellungen ausgeführt auf zwölf Zimmer". Nu aber „Timer" ist nicht unser „Zimmer", sondern bedeutet: „Stunden", und die dänisch-norwegische Ankündigung besagt, dass Bestellungen binnen zwölf Stunden ausgeführt werden. — Ein treffliches Werk ist das vom schwedischen Touristenverein in deutscher Sprache herausgegebene Reisehandbuch für Schweden. Schon die erste Auflage hat von allen Seiten den lebhaftesten Beifall gefunden und war nach kurzer Zeit vergriffen. Seither ist unter der Leitung des Hauptredacteurs Dr. Hjalmar Andersson soviel neues Material gesammelt und das alte so gründlich revidiert worden, dass das Buch in seiner jetzigen Gestalt wohl als ein ganz neues Werk angesehen ist. Es bedeutet in ausführlichster und zuverlässigster Weise derzeitigen Hauptreiserouten und eine Anzahl von Nebenrouten in Schweden und enthält außerdem zwei Kapitel allgemeinen Inhaltes: Einleitung mit praktischen Winken für den Reisenden, physische Geographie, Geschichte, Kunst und Literatur Schwedens, sowie einen schwedischen Sprachführer. Ganz ausgezeichnet sind auch die dem Buche beigegebenen Karten und Pläne. Wir stehen nicht an, dieses auch in correctem, lustigem Deutsch geschriebene Werk für den weitaus besten schwedischen Reiseführer zu erklären, der existiert. Bemerkenswert ist noch die besondere Fürsorge und Förderung, welche die schwedische Regierung in jeder Weise dem inländischen Reise- und Touristenverkehr angedeihen lässt, indem sie außer durch auch die Herausgabe der ersten Auflage dieses Buches durch eine ansehnliche staatliche Subvention (1000 Kronen) erleichterte. z.

Mathieu Schwann: Liebe. Buchschmuck von Fritz Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs.

Dies Buch faßt die Liebe als die große Schöpferin der Vergeistschaffung der Menschen auf, überhaupt als die den Menschen zum Schaffen drangende Gewalt, daher als Kraft und Gesundheit, im Gegensatz zur Selbstsucht, der Verblendung des Ich. Diese Schwäche und Krankheit, „Hass und Selbstsucht müssen überwunden sein, bis im Kampfe aller gegen alle die Wuth der Kunst erlosch und der Weg wieder frei wurde für das Schaffen und Wirken der Liebe. Denn Hass und Selbstsucht sind hier die Verneinung gegen der Natur und des Lebens gegen ihre Bewegtheit". „Hass Natur-Gesetz, Hass ist Tod, und nur aus der Liebe wächst und besteht Verständnis." Wahrheit, Freiheit, Friede, nur in der Liebe gedeihen sie. „In „leiden der Liebe, so sagt's mir mein Herz, wird einmal eine zwang und krankste Gemeinschaft aller Menschen zur Wahrheit werden." Also es handelt sich um einen Glauben, um eine Religion, um die neue Religion des Menschheitsfriedens. Schwann sieht voraus, wer ab von dem problematischen Ausgangspunkt des Buches und von seinem optimistischen Ziel, die Briefe aufstellt des Verzichts der Wissenschaft und der Phantasie nicht liegen, so bleibt doch zwischen ihnen ein Band, der mitten durch die lebendige Wirklichkeit führt. Und wenn wir mit auf diesem Wege der Lösung des Verlustes unterstanden, so werden wir, ob auch nicht zu einem irdischen Paradiese, so doch zu einem Hohen, zu freieren Aussichten gelangen, und im Fortschreiten werden wir selbst besser wachsen; denn was Schwann an jenem Leben vermißt, ist ethische Vertiefung, und zum berufenen Erzieher weist ihn wiederum eine Liebe, die von lauterster Gesinnung getragen wird. Die Anwendung seiner Theorie auf die Jugenderziehung ist daher besonders fruchtbar. Doch neben dieser legt er sich auch mit allen anderen Fragen des modernen Lebens, mit dem Sittengesetz, der Kirche, der Ehe, der gesellschaftlichen Ordnung und dem Staat kritisch auseinander. Was den letzteren betrifft, so ruft er: „Hütet Euch, Ihr Lebendigen, vor dem Begriff des Staatsübergreifens. Es ist der Tod des Lebens." Ob seine bisher noch durch keine Erfahrung erwiesene Behauptung richtig ist, dass der gesunde Mensch seine Ordnung in sich habe und, seinem Instinkte nachgehend, ihr ohne Reflexion zutreffe, brauchen wir hier nicht zu untersuchen; denn der isolierte Naturmensch ist eine Fiction, und die die Cultur kommt nur der Mensch als „politisches Thier" in Betracht. Aber gewiss entsprechen den modernen Bewusstsein, bloß jeder Staatsbegriff nur zur Absicherung, nicht aber zur Hemmung des Lebens dienen sollte, dass er Räuschen zu nehmen hatte auf die unter ihm sich regenden Kräfte, und dass die, die auf ihn die Absolutheit übertragen, „ein menschenfressendes Monstrum" aus ihm machen. Der Verfasser steigt uns keine Leere in der Form von Parabeln, lehrhaften Erzählungen und platonischen Dialogen vor, und er führt seine Gedanken nach scholastischer Methode. Im Mittelpunkte steht ein großes Gebrauch mit Sokrates selbst über das Wesen der Liebe, das sich eng an die Visionen der Diotima aus Platos „Gastmahl" anschließt, aber ihre mystischen Bestandtheile ablehnt. Schwann ist eine eigenthümliche Verschmelzung des Denkers und des Dichters, und der Dichter ist vielleicht in ihm die stärkere Kraft. Ueberaus fein beobachtet und intim empfunden sind seine Naturschilderungen, und wo er das Treiben der Menschen darstellt, bewundert man sein Eindringen in das Leben der Seele, seine realistische Erfassung des Charakteristischen, und über allem liegt der Zauber seiner Liebe. Er hat Zeug zu einem vortrefflichen Erzähler, zum Polnischschriftsteller von der Art eines Pestalozzi.

Eduard Bern.

F. Fuchs: The Brass Bottle. Tauchnitz, Leipzig.

Nach zweijähriger Pause hat Anstey mit der phantastischen Erzählung: „Die eherne Flasche" den Freunden eines spannenden Märchenromans in Gemse seinen berühmten „Vice versa" eine große Freude bereitet. Er muss sich hierin die geschickte Zauberwort aus „Tausend und eine Nacht" mit dem realen Leben des modernen Londons. Der junge Architekt H. Bentimore hat auf einer Auction eine orientalische Flasche für einen Professor, den Vater seiner Geliebten Sylvia, erstanden, und der Dämon, ein Jinnee, der bei der Entdeckung dem Gefäße entliegt, versucht nun durch eine große Menge von Streichen sich seinen Befreier aus dreitausend jähriger Gefangenschaft dankbar zu sein. Doch indem er die Wünsche seines Schutzlings vom Standpunkte eines vorzeitlichen Orientalen erfüllt, droht er diesen Zweig und liebesglück vollständig zu zerstören. Die endliche Lösung vollzieht sich selbstsicher zum Besten aller, und der überlegene Humor und die feinliche Verfeinerung seit den Jahren über die meisten Romanerscheinungen leiten hinweg. Der machtige Jinnee, mit Namen Faxrath, gewinnt durch viele treffende Einzelne, die er beständig im Munde führt, ein besonderes Interesse. Einer seiner scherzhaften Beispielsprüche ist der Bedeutsame wert: „Wer sich auf eine Ehe einlässt gleicht einem Manne, der seine Hand in einen Sack zu stecken wagt, in dem sich tausende Schlangen und ein Aal enthalten sind. Wenn das Schicksal es will, kann er den Aal heraus ziehen."

Dr. Friedrich Graz.

Hugo Salus: Neigen. Zweite Auflage. Albert Langen, München, 1901.

Die Gedichte von Hugo Salus brauchen nicht die Vermittlung der Kritik von Autor zu Publicum. Die Fähigkeit, verbreitet und populär zu werden, tragen sie in sich. Jeder Leser des „Simplicissimus" und der „Jugend", jeder Besucher des Ueberbrettl trennt sich ihrer, und die drei Sammlungen, die bisher vorliegen, sehr geschmackvolle schlanke Bücher, werden sogar vielfach gekauft. Stellenweise macht Salus den Eindruck eines Epigonen im negativsten Sinne, z. B. wenn er sich des Abschnitten oder geistreichen Gleichnisses bedient, oder wenn er übers Dichten dichtet. Aber weit, weit darüber hinaus ragen seine guten Strophen. Im „neuen Heiland" sieht er kommen: da prophezeit er:

„Der aber sucht zu neuen Morgen eilen,
Der seinen Nächsten kann mit milde verachten!
Die Leiden sind der Leiter nur zu Höhen;
Und eine neue Sonne wird ihm scheinen."

Und in verwandtem Geist an anderer Stelle:

„Da wird das Reich der ewigen Gnaden erblühn,
Der Liebe wird von allen Tyrannen entfliehn,
Und all das Toben in der Welt stirbt
Die besten Worte sind den wahren Herden."

Die „Erlösung" in beidnischer Auffassung, das ist das stärkste Motiv dieses Dichters, der Grundton seiner Weltanschauung. Nicht immer wird es ausgesprochen, aber der leichten heiteren Freiheit seiner Weisen, seiner volks thumlichen und lieblichen Verse liegt dieser Ton ungewisse Angst, summte glaube und eine gut praktische Weltanschauung. Gewinnt Freiung Salus, aber auch viel moderne Bildung, seinen Witz und — sein Pathos. Es ist eine ungewöhnlich gelungene Mischung.

dd.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue" August und September. Christoph Förster Richthofen veröffentlicht einen langen Briefwechsel ihres Bruders mit Burckhardt in Basel, der in die Jahre 1865—1870 fällt. Nietzsche, der Name „den erst in späteren Jahrzehnt" nennt, spielte nur im Sommer 1866 „Lieder von Tod und Tod", und James Taylor Lee vermißt, was hoch er Klassische Bildung und welch großes Bestandnisse er mit solcher ein gesprochenden, weiß Dichter, der so viel jung, der Naturforschung treibt. Langeweile tut, ganz gleichlich machte; als ernsthaft-ernster Bursch, der „Wissenschaft Sammelung" begleitete, geht zwischen einander, dass Jedem Berührer die alles Feuerzeichen und ebenso große Abneigung selbst dem Tanzbären bereut. „ich habe in allen meinen gesammelten Tanzbären den Mensch erblickt, obwohl

Digitized by Google

er, und weiter oben: „Ich bin unglücklich, deutsch zu schreiben, obgleich ich vielleicht besser schreibe, als es ein Deutscher schrieb.“ Es wäre denn auch sein größter Ehrgeiz gewesen, „französisch gelesen zu werden“, was sich jetzt durch die Uebersetzung Henri Alberts erfüllt. Anm. d. Red.), doch fügt er gleich hinzu: „eine vollkommene und sogar meisterhafte Kenntnis des Deutschen ist freilich die Voraussetzung, um das Buch zu übersehen.“ — Dr. B. Weinstein schreibt über „Dichtungen in der Wissenschaft.“ — Hermann Diels berichtet über den ersten Congress der Akademien der Wissenschaften, der vorigen Jahr in Paris stattfand und dessen Protokolle jetzt erst veröffentlicht wurden. Trotzdem solche wissenschaftliche Gesammtakademien schon aus Neidung zweifelhaft seien, ist doch in dem vorigen Jahre die erste Sitzung zustande gekommen. Siebzehn Akademien hatten zusammen 72 Vertreter entsendet, davon entfielen 15 auf Deutschland und 8 auf Oesterreich, wie denn der erste Anstoß zu diesem Congress von Mommsen, Prof. Sueß und Minister von Hartel ausgegangen ist. Als namhafter Beschluß ist der internationale directe Austausch aller Druck, Archivalien und Bücher zwischen den verschiedenen Akademien zu bezeichnen. Ferner die Absicht, eine vollständige Leibniz-Ausgabe zu veranstalten. Angenommen wurde auch der Vorschlag der „Royal Society“, eine internationale, auf dem 30. Meridian vorzunehmende Messung durch Afrika zu veranstalten. Der nächste derartige Congress soll 1904 in London stattfinden.

In den „Socialistischen Monatsheften“ (September) kritisiert Wolfgang Heine den Vortrag, den Ed. Bernstein unter dem Titel: Wie ist wissenschaftliche Socialismus möglich? gehalten hat Bernstein nahm darin einen zweifelnden und sogar ablehnenden Standpunkt ein; Heine kommt demgegenüber zur Bejahungfrage, daß Wissenschaft im Socialismus nicht nur möglich, sondern nothwendig sei. — Ueber die socialdemokratische Presse schreibt Richard Calwer. Wenn sich ihre Verbreitung auch in den letzten Jahren verstärkt hat, so sei sie daran, wie vor allem in der Organisation und Masse noch immer nicht auf der erwünschten Höhe. Größere Weitsprünge waren vonnöthen, um Deutsch zu lehren.

In der „Natur“ vom 31. August schreibt Julius Elias über den jüngst verstorbenen Zettel, dessen Persönlichkeit, dessen Leben auf dem Montmartre in Paris und dessen Kunst noch zu seinen Lebzeiten in unserem Blatte des öfteren betrachtet wurden. Dr. Elias folgt ihm liebevoll in seiner Eigenart als Mensch und als Künstler, als Lotterl in Kunst und Genie und Einbildungskraft übertrat, aber hinter dem schlichten „armen mährischen Judenjüngling“ an malerischer Einfachheit und Erhlichkeit zurücksland) und endlich als Vermittler zwischen französischer und deutscher Kunst. Zettel ist „ein Typ in der neuen internationalen Kunstbewegung“. — Hans Stix schreibt über „Kunstwerk und Publikum“. — Walter Bormann im Shakespeare-Jahrbuch, über den Szenenwechsel bei Shakespeare und bei den modernen Dramatikern. Dort wurde der ohnmatige Szenenwechsel mit Absicht und ohne Scheu angewendet, um einen größeren Zeitraum, eine reichere Entwickelung — wie z. B. in der Jähmung der „Wallensteintrilogie“ — zu bringen. Unsere heutigen Dramatiker beschränken sich auf die dürftigste Handlung, um die Einheit des Ortes und der Zeit zu retten.

Die „Deutsche Zeitschrift“ widmet ihr Augustheft dem Lande Schlesien. In seinem Aufsatz über dessen ideale Bedeutung nennt Erich Wachler, Schlesien, das unter anderem die Heimat von Schleiermacher, Eichendorff, Adolf Menzel und Gerhart Hauptmann ist, erweist sich als besonders günstig zur Hervorbringung bedeutender Individualitäten, weil es als Grenzland die Vorzüge des Nordens mit denen des Südens von Deutschland vereinigt. Wie der Rheinländer im Westen, so vermittelt der Schlesier im Osten zwischen seiner Heimat und den Nachbarländern die beiden Parteien, und gehört es auch politisch zu Preußen, so ist es seiner Abkunft und Art nach doch ein ganz süddeutsches Land, in dem namentlich viele österreichische Einflüsse sich wohlthätig geltend machen — Auch Kurt v. Strantz betont in seiner historischen Betrachtung den Wirth und Grenzcharakter Schlesiens und seiner Bevölkerung, die auch durch die bei den dortigen slavischen Einschlage vielfach an die österreichischen Nachbarn erinnere. Das Wesen seiner germanischen Ureinwohnerung mache sich in ihrer Bodenständigkeit und großen Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle geltend und die glückliche Mischung von Grobgrundheit und bayerischen Stellen bilde eine Art von sicherer nationaler Grundlage, die dazu berufen sei, die Aufgabe der Verbindung des deutschen Elementes eine Ausdehnung von deutschen Mischbauern geboten, die zugleich als kräftige Landarbeiter dienen und dadurch der Ueberfremdung der slavischen Landarbeiter Einhalt thun konnten. Auch die Grundeigentümer werden gefährlich von Polen überwuchert und nicht minder schädlich für die Erhaltung des nationalen Charakters erweist sich die starke Durchsetzung mit jüdischen Elementen, die namentlich in Breslau herrschen und den ganzen schlesischen Handel in Händen halten. Zehr anziehend zur Schlesiens Handel erweist es sich auch, daß das Land auf den Seiten von Polen durch Ausdehnung der deutschen Sprache und durch sieser einen wesentlichen Aufschwung durch die Ostregulierung und den bevorstehenden Ausbau des österreichischen Canalnetzes, wodurch namentlich der Durchfuhrhandel wieder blühend zu werden verspricht.

„Grande Revue“ August: Raoul Ollier setzt seine anfangs sehr eiserte Studie über die „Compagnie du Saint Sacrement“ und ihre Umtriebe im Folgetage „Le Crédit“, wie man wohl zu sagen pflegte, bezeichnet vor allem die Bestrebungen als Motiv, um überall einzudringen. Sie besaßen sich damit, das Volk der Gebeten thätige zu verbieten. Sie waren die Gründer des „Hotel Dieu“ und vielen Wohlthätigkeitsanstalten, die noch heute in Frankreich Sie suchten Anwendung und suchten namentlich in der Verbannt Fuß in allen Schattirungen und, immer aber mit dem Hintergedanken, [illegible] Gebieten, die Geister zu beherrschen und die [illegible] Ansichten [illegible] zu erforschen. So waren sie [illegible] [illegible] [illegible]

die theilen alle Tag' von 11 bis halb 1 Uhr Südafrika und erfinden ein paar neue humane Strafen für die Buren. Ich sind' — ein Jud, der ist schon gar nix mehr — ein Engländer kann es viel besser. Tennisspielen thun s' hier; wie Störche hupfen s' herum! Manieren haben s' nur, wann s' gut aufgelegt sind. Sonst grüßen s' ihre Bekannten nicht und sagen, das is englisch.

Die Mädi is ein Mitwich. „Du," sagt sie heut' zu mir, „ich weiß, warum dein Papa so zuwider is und deine Mama so anschnauzt." „He," sag' ich, „schieß los." „Rhinoceros! Weil er den Gigisburg beneidet, der gestern angekommen ist!"

„Den Gigisl, der sich hat scheiden lassen und die Schauspielerin geheiratet hat?" (Er heißt Siegmund Graf Gigisburg und wir nennen ihn Gigisl.) „Ja," brüllt meine Cousin' zurück. Sie muß brüllen, wegen der Brandung.

„Und dein Papa möcht' sich auch scheiden lassen."

„Rhinoceros, du!"

„Retourkutschen gibt es nicht."

Die Mädi hat mir einen Haufen Sand hinaufg'haut. Ich hab' mir den Gigisl auf der Promenad' ang'schaut. Er war mit seiner neuen Frau. Die hat Ohringe! Alle Achtung. Die Mademoiselle sagt, sie hat sich einen sehr schönen Familienschmuck aus allen vornehmen Familien des Landes zusammengestohlen, wie sie noch beim Theater war. Ich weiß nicht, wie sie das meint. Ich werd' die Mädi fragen.

Die Leut' sagen alle, daß der Gigisl ein verflixter Kerl is, und in der Zeitung steht, wie er's gemacht hat. Das is die wahre Liebe! Man muß seine Frau stehen lassen und eine vom Theater heiraten.

Die Mama und die Damen singen die Händ' über die neue Gigisl und schau'n zum Himmel, aber sie machen ihre Hüte nach. Die Mädi hat eine Gall'. „Wegen solche Personen werden wir Comtessen nicht geheiratet!" schimpft sie. Und ist erst dreizehn Jahr', das Mädl.

Der Papa, der mag Abbazia nicht. Er is im Reichsrath, wo jetzt die Tintenfaßeln ärger fliegen, wie bei uns in der Zwischenstund. Er ist liberal und gibt einer Maffie Leut' die Hand, von denen die Mama sagt, daß sie nicht einmal geboren sind. Wann er sie hier begegnet, sind s' alle familiär mit ihm, und dann schämen wir uns, daß wir den Papa kennen. Der Papa macht uns hier keine Ehr'! Man geniert sich mit ihm zu gehen. Er hat solche Bekanntschaften.

Ich mach' mir ja g'rad' nichts d'raus, aber er soll halt doch mehr auf sich halten. Nicht? Dieses „liberal sein" überhaupt, das is doch nur fürs Volk. Ich brauch' das einmal nicht mitzumachen, denn ich krieg ja das Majorat. Dann kann mein'wegen in der ganzen Welt sonst fünf g'rad sein.

II.

Der Rin' im Reichsrath.

Die Mama is wirklich so fad, wie auch nur eine Mama sein kann. Wenn sie eitel wäre, thät' sie mich nicht so chicanieren, denn sie schaut zu alt aus, wenn sie mit mein' Engländer über mich schimpft und ihn Verhaltungsmaßregeln gibt. Das is bei ihr eine Aber, die nicht nobel is, diese Herumerziehrei. Und die Mama is ja so von familie. Ich lag' in auch nicht nix gegen sie. Es ist doch sehr anständig von ihr g'wes'n, daß sie mich kriegt hat. Wann i ein Mädel wär', na! Das hat sie sich einfach nicht traut mir vis-à-vis, die Mama. Sie kennt mich! Also ja jetzt is zu der anderen Familienmisere noch das hereingebrochen, daß der Lazi, der Mama ihr Bruder, Minister word'n is. Er war immer ein Esel (aber er hat solche Lackschuh', wie ich möcht', und sein Schneider, das wird meinen). Er is selber ganz paff — ja — jetzt ist er Minister, der Bubi! Mir heiß'n ihn immer Bubi; er is so herzig, der Bubi-Onkel! Und er red't nie nix, weil er zu faul is. Wie er's word'n is, Minister? „Ja, ich hab' mich halt g'mel'dt!" sagt er. „Und wann ich an Ord'n hab'n will, werd' ich's auch sag'n," sagt er. „Das hilft schon, wann einer, der sonst niemand nix thut, sagt, was er möcht'!" Ueber die Mädi hab' ich mich g'ifri! Jetzt kriecht s' vor dem Bubi, die Red'n, und steckt ihm immer erst die Zung' raus, wann er draußen is. Jetzt is er der Excellenz-Onkel! Die Mädeln sein alle Canaillen! Für mich ist der Lazi das alte Rindvieh wie früher. Es kann ja ein Rindvieh auch Excellenz werd'n. Sonst bin ich schon froh, daß wieder ein notorisches Schaf eine Regierungsstaule g'worden is. „Sixt es Mama," sag' ich der Mama g'sagt, „der Bubi, der hat nie was gelernt und wird so viel. Ich muß soviel lernen, da werd' ich nie was." Aber mit die Franzosinnen is ja nix g'red'n, nicht einmal, wann sie eine Mama sind. Jetzt is ang'schafft word'n, daß ich mit'n Chotzing, das is meine englische Pag', in die Reichsrathssitzungen renn', damit ich auch so ein' politischen Dunst krieg'. Ma kann nicht wissen. Sie glaub'n, es ist anstedend, das Ministerwerden, wann's amal in der Familie is. Das hat mir g'rad' noch gefehlt! Also wir sein hingestidt, ich und der Chotzing. Sitzt da richtig der Bubi, das Mistvieh, schwatzhaftig mit der Mademoiselle. Die war sech, sieht! Ganz so g'wes'! Die ganze Reichsrath hat auf sie g'stiert, soweit nicht zwei g'rad' g'raust hab'n. Die Mädi schaut neb'n der Mademoiselle aus, wie ein Jung's von ein Elephanten. Und sie is doch reine Raff'! Ich weiß nicht, wie das kommt.

Na also, der Reichsrath, der war — ja der war halt so wie eine Zwischenstund bei uns im Gymnasium. Nur kein Classenvorstand war nicht. Sie haben alle krawallieren und schrei'n dürf'n und sogar sich ein's abihau'n. Solche alte Verdecken von Männern sein g'hupft und fugelt wie Schulbuben. Mir hab'n völlig krampeln und jauch'n ang'fangen. Sehr animiert is es g'wesen und Schimpfwörter kann man da lernen! Sehr feich! Dem Chotzing is ganz bayerisch g'worden, ich hab' ihm's ang'sch'n. Aber ungerecht is schon auf der Welt. Wann ich nur zum Bedienten „perfluchten Monstrekalb" sag', krieg ich schon kein Taschengeld. Und wenn da diese Männer, die doch schon Herren sind, sich anfuchen, wie patentierte Hauskuechte, kriegt jeder dafür zehn Gulden.

Eins is schön g'wes'n. Allein g'redt hat nie einer. Immer alle zugleich wie bei einer Kaffeevisit! Und d'rum hat ma nie was verstanden und's war gar nicht sad, o nein!

Der Bubi is auch dag'wesen. Sehr schön war er. Solche Secessionsecravatte muß mir die Mama kaufen, sonst pump' ich die Mademoiselle an. Er is gestanden und gesessen, er hat gegähnt und gegrüßt. Dann hat er im Coupoir gefrühstückt. Da hab'n ma mitthun dürfen. War ausgezeichnet. Drei Juden hat er da auch empfangen — sehr reiche. Und er hat ihnen mit Händedruck vertraut, daß er gar nicht Antisemit is. Umwiselt und umflötet haben s' ihn, diese Passagiere aus'n rothen Meer. „Zaln" war's! „Pickfain". Dann hab ich mit der Mädi red'n müssen und der Bubi hat mit der Mademoiselle was g'habt. Seine Aug'n hab'n gerollt, und ihre hab'n geschmachtet. Und drunten haben s' g'raust! Einer hat a Zintenfassel auf'n Schädl kriagt! Der is g'rennt! Fa—mos war's! Mir hab'n zug'schaut durch die Glasthür.

O je! Der Bubi is schon wieder nicht mehr Minister. Er is „ein Opfer seiner Ideen," sagt die Mama. Wo er diese Ideen g'habt hat, weiß ich nicht, hol' mich der Teufel. Belästigt hat er niemand mit ihnen, aber sein' Orden hat er! Er hat sich gemeldet. Pension hat er auch und Excellenz is er.

Die Mama is außer sich. Der Bubi will die Mademoiselle heiraten! Sie sagen, es is ein Nervenleiden, das sich bei ihm declariert, er hat sich bei der Ministerthätigkeit überanstrengt!

Der Excellenz-Bubi soll in ein Sanatorium gebracht werden.

Der Excellenz-Bubi ist mit der Mademoiselle durchgegangen; er heiratet sie. Sein Leiden is unheilbar.

III.

Die von Einst und die von Heute.

Die Weltg'schicht' im allgemeinen is mir so ekelhaft, wie sie nur an anständigen Blaublütler sein kann. Keine Spur von Discretion erstenS. Alles muß erzählt werden. Zweitens: die ewige blöde Schimpferei über'n Adel. Als ob man von Adel sein brauchet, damit ma was anstellt. Das trifft noch a jeder, daß er a Esel is. Drum noch wenigstens ein anständiger Mensch g'scheidt schreiben thät, der was is und was vorstellt. A Minister oder a Geheimer Rath, mein ich, so ein Mensch, der an Takt hat und überall eing'laden wird. Der weiß doch, was ma sagt und wo ma 's Maul halt. Aber nein. Nur Spießbürger haben s' Patent auf die G'schichtschmiererei. Einfach stier. Und denen ihre gehässigen Ansichten soll ich lernen. Ich krieg' ja doch das Majorat, und wann ich Minister bin, much ich mir meine Weltg'schicht' schon selber.

Dabei ingen s' noch wie gedruckt, diese Rindviecher. Nach einer Zeit is ja e alles wieder ein Unsinn und wird dementiert wie die schönste Hofnachricht. Zuerst haben s' konstatiert, die Lucrecia Borgia hat bei jeden live o'clock tea, den s' arrangiert hat, an g'spitzten Schicklingsbecher oder, Cyankalipasteten servieren lassen wie nix und die Menschenleben hat s' nur so sortiert und weg'schmiß'n wie faule Birn! No und jetzt is es nach neuester Forschung klar, daß sie 's harmloseste Ganserl in Rom war. Sie is sogar an dem päpstlichen Hof regent g'wesen. Ihre Haar' waren schön roth und sie war auch eine Zeit die Frau von an Statthalter. Also ganz eine unanständige Person! Es steht in meiner neuesten Weltg'schicht', alles, was ihr nachg'sagt worden is, war a freche Lug! Auch die Oper is erlogen. Nicht amal einer italienischen Oper kann man mehr glauben! Ah — —

Gestern haben wir wieder Gschichtsstund' g'habt, ich und der Professer, der mir die Privatstunden gibt. Mein Engländer kann ma den Gschichtsunterricht nicht uberlassen, er laßt seiner anderen Nation was gelten. Immer haben die Engländer g'sagt, und an allen Orten zu gleicher Zeit sein s immer die ganz Gritzen g'wesen. Wo das g'blieben nicht stimmt, redt er gleich a Hatzia Seiten aus meinem verrinigten Neuland. Nur so was kommt es thm gar nicht

Digitized by Google

an. Aber die Mama meint, das geht doch nicht. Dem Papa ist das wieder ganz Wurst und egal. Sonst wär' er nicht im Reichsrath'. Also wir haben die letzte Zeit die Kreuzzüge g'lernt. Ganz nett und sehr ersprießlich, besonders die ersten, wo die Könige so billig g'wesen sind wie gelbe Rüben und so zu allem zu haben, wie einer von unseren Ueberzeugungspolitikern. Und da sind wir auf die Malteser zu reden kommen. Das waren so geistliche Ritter mit 'n frommen G'wand und 'n Schwert sküllingls. Alles Angenehme haben i' nicht thun dürfen und alles Unangenehme hat ihnen ein Vorgesetzter sein müssen. Ein sehr nobler Stand, der vom Geistlichen und vom Ritter alle Pflichten und von beiden gar keine Rechte g'habt hat. Man hat da nur gute G'sellschaft troffen, 's Essen war schlecht, aber Herz und Kopf am edelsten Fleck, wo er sein kann. Nicht etwa, daß das männliche Stiftsdamen waren, Gegenstückeln von der Tant Renate, unserem Haus- und Schloßkreuz mit'n Sternkreuzorden! O nein! Es waren vollständige rechte Männer, wenn s' auch keine Lumpen waren, und sie haben den Feind am bracht, aber ausg'richt haben i' ihn nicht.

Also dieser Malteserorden, der hat mir sehr imponiert. Die Heiden hat er bekehrt, Kranke gepflegt, Land erobert, und auf Stroh hat er geschlafen, sich gegeißelt und nur Wasser getrunken. Ein „hartes Leben voller Entbehrung", das ist die Hauptregel dieses Ordens. Man ist für andere da, nicht für höchstich. Wir haben die Belagerung von Malta gelesen, wo dieser Lavalette (ein verfluchter Kerl, meine Hochachtung) so und so einer Uebergahl von Türken Front g'macht hat. Er war der Großmeister. Und seine Comthuren, die haben den Feind nur so reihweise aufg'spießt, haben er g'schaut hat, und dabei nix zum Essen und zum Trinken und eine Unmöglichkeit, siegen zu können! Aber standgehalten, bravo! So einer hätt' ich schon auch sein mögen. Es is ja sehr fein, ein carriertes Gigerl vom ersten Schneider mit Wappenknöpf sein. Aber das war auch nicht ohne.

Ich sag' das der Mama. Wir red'n hie und da, so wissenschaftlich miteinander, wenn der Papa nicht da is. Und die Mama hat mir g'sagt, solche Leut', solche Ritter gibt's heut' noch. Ich war ganz baff! Und zufällig kannt ihr gleich einen anschau'n," hat sie g'sagt. „Dein Onkel Summiburger, der Großzeugmitur, kommt heut'. Mir is gleich ganz kriegerisch g'worden. Ich bitt' dich, in diese flanen Täg' jo an Ritter leibhaftig anschau'n dürf'n. Die G'schicht' vom Lavalette, nein die geht einem damisch in sein' Pluzer (Kopf)!

Also er is ankommen, der Graf Summiburg. I hab' ihn g'seh'n, und ich weiß jetzt, wie ein Ritter in der Wirklichkeit aus- und wie er in Wirklichkeit aussichaut. Ein Schwert hat er nicht ang'habt, der Summiburger, aber ein mattiertes Leibl oder zwei, und einen carrierten Plaid. Seine Schuh' sind sehr weich g'sünteret. Feuchtigkeit vertragt er nicht, aber zu trocken kann er auch nicht leben. Zwölf Zimmer hat er ausprobiert, bis er eins gefunden hat, das ihm conveniert. Das ist nach seiner Angab' eing richt' word'n. Sein Bett hat er selber mitg'habt. Ein pickenes Bett, und soviel Polster und seidene Decken. Und sein Kammerdiener! Sehr nobel. Er sagt, er is nicht alt, der Summiburger! Aber auf so eine Weis' jung sein, hab' ich noch kein' Menschen g'seh'n. Er schaut aus, wie eine unreife, verdorrte Zwetschken, oder wie ein zu lang abg'legenes g'rupftes Hendl, das nicht gut sein wird. So komisch!

Beim Essen hat er sehr ausg'klaubt. Er ist dafür, daß man Champagner in die Saucen gibt, und was er uns mit'bracht hat, das sind Recepte. Unsere Köchin hat so was Kost'spieligs, wie die, noch nie g'seh'n.

Die Mama hat aber doch nach ihnen kochen lassen. Denn der Onkel ein kolossales Geld. Sein Einkommen ist so viel so groß, wie uni'es, was für einen nicht schlecht ist, der das Gebäude der Armut abg'legt hat. Die Mama möcht' so gern, daß er sie nach Glasnitz einladen thut, der Summiburger. Das ist sein Schloß nämlich. Eine große Besitzung.

Wie ein Dreicher hat er gess . . ., gepreßt, der Summiburger. Und geinaferlt wie ein bodenloser Schlauch! Wenn ich das thät'. Und ich hab' keine Gelübde abgelegt. Beim Dessert hat er solche Geschichten angefangen zu erzählen, daß s' mich hinausg'schickt haben. Das hat mich sehr gekränkt! Ein Ritter mit Gelübden, der soll nicht Geschichten erzählen, wo sogar junge Männer von fünfzehn Jahr', die auch schon sehr viel wissen, hinausgeschen müssen. Nicht wahr?

Wie ich wieder hab' rein dürfen, hat der Onkel keine Geschichten mehr erzählt. Er is so deiselad dag'sess'n, wie wann ihm ein Autoemobil voll Bettlerinetter über's Lebeel g'loffen wär. Ganz klein und so arm, wie ein Wurzl. Ich mein, die Mama hat ihm merken lassen, daß sie eing laden sein möcht'. Und da is er deiser word'n.

„Was machen denn die großartigen Rubenstecher, die soviel tragen, geehrtester Onkel?" hat sie gefragt.

„Meine Rüben, gnädigste Nichte! O meine Rüben! Das ist ein recht traurige Geschicht'. Ja . . . Da geht ich auf 's Feld ich heuer einem auf! Da is der Rübenkrieg ausgebrochen. Ein Kapitel da für!"

„O wie schrecklich!"

„Fristet alles ab mit Stumpf und Stingel, das Mistviech. Ja, ein schweres Unglück. Ja, die Landwirtschaft!"

„Trostlos! Ein Glück, daß man seinen Forstbestand hat, als soliden Hintergrund."

„Forst—be—stand? Ja, Ihr freilich! Ihr habt es gut! Ich, hab' den Borkenkäfer seit drei Jahren! Seit drei Jahren, sag' ich. Factum!"

„Mein Gott, wie traurig!"

„Wie du richtig bemerkst, trostlos! Dabei diese Auslagen! Dieses Essen von die Leut', diese Unkosten!"

Der Summiburger hat sein Haupt gesenkt und so d'rein-g'schaut, als ob er selber ein obdachloser Rüffelkäfer wär', der keine Rüben mehr findet!

„Dein herrliches Schloß muß die ein Trost sein," hat die Mama ganz kleinlaut g'sagt.

„Es is der Mauerfraß in den Mauern. Schreitet vor unaufhaltsam. Na und dann die Rehlaus in mein' Wein: so 'was is schenswert. So eine Katastrophe."

Und der Onkel hat zu weinen ang'fangen. Die Mama is ganz betrübt g'wesen.

Wann ich nicht sicher wüßt', daß er ein Einkommen hat, wie ein Erzherzog, ich leihet ihm fünf Gulden. So mitleradet is er dag'sessen. Mir hab'n ihm recht viel Champagner geb'n. „Ich weiß oft nicht, wie ich leben soll," hat er gedchzt. „Zal keinen Spinat zum Mindfleisch trag's mir ein. Und diese Sorgen."

„Was thät'st du aber erst thun, wannst du sechs Kinder hätt'st und eine Frau Onkel. So wie unser Förster, der Trazhuber. Der hat 800 Gulden jährlich?" hat die Mädi g'fragt.

Taktlos sind diese Mädeln! Sie hat auch gleich was aus 'n Gotha fünfzigmal abschreiben müssen. Der Gotha is nämlich die Weltg'schicht', die eine Comtess' lernt.

Je länger der Onkel bei uns war, desto ärmer is er g'word'n. Alle Tag hat er eine andere Trauerbotschaft von sein' Schloß kriegt. Ich hab' gar nicht g'wußt, daß 's so viederlei Unglesicher gibt, wie sich bei ihm Rendezvous 'geben hat. Wie ein caputer Einleger is er herumg'hatscht. G'schieht hat er niemandem was. Trinkgelder hat er keine 'geb'n, nur 'n Studenmädel und der neuen Mademoiselle ein Busserl. Ich hab's g'sehen. Wirklich! So was in Fetzchen, wie der Onkel, hab' ich auch noch nie g'sehen. Er fürcht' sich vor die Mäsern und vor nasse Füß'. Er rennt davon vor'm Feuer und 'n Wasser. So hat er immer viel Arbeit.

. . . Eing'laden hat er die Mama nicht, aber abg'sammelt hat er bei ihr, für einen Verein, den er gründen will, „zum Schutze der Traditionen" heißt er. Alle haben mir zahlen müssen!

Und ich sag', die Weltg'schicht' is mir so ekelhaft! Aber schon so ekelhaft! Ich hätt' die auf Malta nicht seh'n mög'n in der Näh'.

Kann mir's vorstellen, die alten Filzpatschen, die verhatschten. Ich hab' eine Wath' keine Aufgab' mach' ich mehr für die verfluchte G'schichtsstund'.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der in Berlin erscheinenden „Socialistischen Monatshefte" bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

XIII./1 Wattmanngasse Nr. 36, empfiehlt seine

Gustav Zwierschütz

Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei

Pferdemöbel

Ed. Trinkl

Möbelausstellung

Atelier für Wohnungseinrichtungen

IX. Gymnasialstrasse 23—31.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 21. September 1901. Nummer 364.

Der feudale Bürgerminister.

Herr v. Koerber hat auf seiner Ruhmeslaufbahn schon wieder einen politischen Erfolg zu verzeichnen: er hat das Landtagswahlcompromiß zwischen den feudalen und den verfassungstreuen böhmischen Großgrundbesitz zustande gebracht. Der kleine David-Koerber hat den Riesen Goliath-Feudalabel besiegt, wofür ihm alle demokratischen Seelen Dank schuldig sind; indem er den deutschgesinnten Verfassungstreuen neben den czechisch-gesinnten feudalen Großgrundbesitzern eine Vertretung im böhmischen Landtag verschafft hat, hat er auch wieder das Werk der Völkerversöhnung um einen Schritt weiter gefördert, wofür ihm alle guten Oesterreicher preisen mögen. So wird der neueste Erfolg des Ministerpräsidenten übereinstimmend von der ausgelprochen gouvernementalen wie von der unausgesprochen gouvernementalen, nämlich der deutschfortschrittlichen und deutschvolklichen Parteipresse geschildert. Sowie wir aber die Erfolge des Herrn v. Koeeber und die Ehrlichkeit der ihm ergebenen Presse kennen, wird es sich empfehlen, vorerst sein neuestes Werk erst noch nüchtern zu prüfen, ehe ihm die Bürgerkrone der Demokratie und der Völkerversöhnung endgiltig aufs Haupt gesetzt wird.

Hinter den jahrelangen kunstvollen parlamentarischen Gebilden des Schmerling'schen Schein-Constitutionalismus ist der böhmische Landtag das allergekünstelteste. Der böhmische Landtag zählt 242 Mandate. Davon entfallen 6 auf Virilstimmen, 166 auf die städtische und ländliche, 70 auf die Großgrundbesitzercurie. In der städtischen und ländlichen Curie verfügen die Deutschen — jetzt wie ehedem — über etwa 70, die Czechen über etwa 100 Mandate. Die Majorität im Landtag haben also weder die deutschen noch die czechischen Volksparteien, sondern jene der beiden Nationalitäten, welcher der compacte Großgrundbesitz mit seinen 70 Stimmen seine Unterstützung leiht. Wem gehört aber der Großgrundbesitz? Das ist die Frage. In der Wählerschaft des Großgrundbesitzes sind die zwei Fractionen des böhmischen Hochadels vertreten, die feudale und die verfassungstreue, die an Wählerzahl ungefähr einander gleich sind: zwischen beiden Gruppen stehen die politisch indifferenten Wähler, in deren Händen die Entscheidung liegt. Nun werden die Wahlen für den Großgrundbesitz nicht nach Wahlbezirken, sondern mittels Listenscrutinium für das ganze Land — in den zwei Wahlkörpern des fideicommissarischen (16) und allodialen Großgrundbesitzes (54 Mandate) — am Einmal vorgenommen. Wem also die Indifferenten gehören, dem gehört der ganze Großgrundbesitz mit seinen 70 Mandaten. Die Indifferenten stehen aber erfahrungsgemäß immer der jeweiligen Regierung, wie sie auch heißen und sein mag, zur Verfügung. So gebietet also die Regierung über die Curie des Großgrundbesitzes und entscheidet damit über die Majorität des böhmischen Landtages. Solange die Regierung deutschliberal war, wählte der böhmische Großgrundbesitz deutschliberal, und die Majorität des Landtages war gleichfalls deutschliberal. Seitdem unter Taaffe die Regierung czechischfeudal geworden, wählt auch der böhmische Großgrundbesitz czechischfeudal, und die Majorität des böhmischen Landtages ist gleichfalls czechischfeudal. Würde in Zukunft die Regierung wieder einmal deutschliberal, so könnte sie bewirken, daß die Wahlen des böhmischen Großgrundbesitzes wieder deutschliberal ausfallen, und dann wäre die Majorität des böhmischen Landtages, die ja das politische Schicksal des ganzen Reiches so wesentlich mitbestimmt, auch wieder deutschliberal.

Diese Gefahr hat die ganzen zwanzig Jahre seit Taaffe den Feudalen die Freude an der durch Regierungsgunst erlangten Herrschaft im böhmischen Landtag getrübt. Diese Gefahr war nur durch eine zweckmäßige Abänderung der Schmerling'schen Vegier-Wahlordnung ein- für allemal zu beseitigen. Aber lange egab sich keine passende Gelegenheit zu solcher höchst unpopulärer Landtagswahlreform. Bis die böhmischen Ausgleichs-Punctationen im Jahre 1890 kamen. Graf Taaffe zog die Feudalen den Ausgleichsverhandlungen zu, und sie versäumten es nicht, den deutschen und czechischen Volksparteien ihr Anfuchsei ins Ausgleichswerk hineinzuprattieren. Das war die in den 1890er Ausgleich aufgenommene Landtagswahlreform des böhmischen Großgrundbesitzes. Darnach sollte an Stelle des wetterwendischen Listenscrutiniums die Eintheilung des böhmischen Großgrundbesitzes, und zwar des alloodialen, in feste Wahlbezirke treten, die so klug ausgeometeisiert waren, daß der größere Theil, 33 von den 54 allodialen Mandaten, den Feudalen sicher war, während der kleinere Theil, 21 Mandate, den verfassungstreuen Großgrundbesitzern als Abfindung überlassen wurde. Diese 21 verfassungstreuen Mandate waren zu wenig, um, wenn sie sich auch mit den 70 Bürgerlich-Deutschen verbanden, den Deutschen die Majorität im Landtag zu verschaffen. Die den Feudalen übrig gebliebenen 33 allodialen und 16 fideicommissarischen waren aber mehr als ausreichend, um den feudalen, mit den 100 bürgerlich-czechischen vereint, zur Majorität zu verhelfen. Damit war, solange Deutsche und Czechen einander bekämpften, die Vorherrschaft des Feudaladels im böhmischen Landtag und damit im ganzen Reich gegen alle etwaigen Wetterstöße in den obersten Regierungsregionen wie durch einen Blitzableiter auf unabsehbare Zeit geschert. Mit Recht sagt denn auch der Geschichtsschreiber der Punctationen, der deutschfortschrittliche Abg. Dr. Max Menger in seinem Buche („Der böhmische Ausgleich," S. 171) sein Urtheil über die voraussichtliche Wirkung dieser Bestimmung der Punctationen in die Worte zusammen: „daß, solange Deutsche und Czechen sich gegenüberstehen, die feudale Großgrundbesitz das Zünglein an der Wage bilden, die Entscheidung in allen wichtigen Fragen in der Hand haben, auf die Geschicke Böhmens den maßgebenden, ja einen viel stärkeren (!) Einfluß üben wird, als dies bisher der Fall war, da er in Zukunft nicht mehr zu besiegen haben wird, im Wahlkreise des allodialen Großgrundbesitzes in die Minorität gebracht zu werden."

Die feudale Landtagswahlreform hat das Schicksal so vieler anderer Stipulationen des 1890er Ausgleichs getheilt, sie ist unausgeführt geblieben, und die Feudalen sind bis auf den heutigen Tag vor der Gefahr nicht geborgen, dereinst von einer ihnen feindlichen Regierung durch einfache Wahlkreiseinfassung der Herrschaft über den Landtag, der stärksten ihrer politischen Prärogativen, beraubt zu werden. Und nun erscheint ihnen Herr v. Koerber als Retter in der Noth. Das von ihm zwischen den feudalen und verfassungstreuen Großgrundbesitzern vermittelte Compromiß ist eine Neuauflage jener Punctationsbestimmung, bloß mit dem unwesentlichen Unterschied, daß den ausgetungerten Verfassungstreuen statt 21 nun 25 Mandate des allodialen Großgrundbesitzes hingeworfen werden, so daß den Feudalen neben ihren 16 fideicommissarischen noch 29 alloodiale Mandate bleiben, die noch immer zur Sicherung ihrer Majorität vollauf hinreichen. Wenn die deutschen Parteien gegenüber Herrn v. Koerber blind oder servil genug sind, um im nächsten böhmischen Landtag, sei es activ sei es passiv, diesem Compromiß zur Gesetzwerdung zu verhelfen, dann hat Herr v. Koeeber, der Bürgerminister, wie er sich so gerne nennen läßt, für die Feudalen und die Befestigung ihrer politischen Uebermacht mehr gethan als alle minisseleerenden Feudalgenossen von Taaffe bis Thun vor ihm. Die Feudalen sind dann ihrer drückendsten politischen Sorge los, und wie — wir werden die Feudalen in absehbarer Zeit überhaupt nicht mehr los, ihr Einfluß wird sogar, wie Dr. Menger so treffend bemerkt, noch stärker als er bisher jemals war. Das ist das Werk, das Herr v. Koerber jetzt vollbracht. So sieht sein neuester Sieg über die Feudalen, so sieht sein neuester Schritt zur Völkerversöhnung in Wahrheit aus. Mit solchen Werken wird der überfeudale Bürgerminister sich die Bürgerkrone nie verdienen, vielleicht aber umso bälder — die Baronie.

K.

Warum ehrenwerte Männer in guten Verhältnissen ihre öffentlichen Pflichten vernachlässigen.

Von Theodore Roosevelt.*)

Es handelt sich hier um jene große Masse von Mannern, deren in einer Rang von einfacher Wohlhabenheit bis zu wahrem Reichthum schwankt. Von diesen pflegen die ersteren zumeist und die letzteren fast durchwegs ihre politischen Pflichten zu vernachlässigen. Dabei pflegen sie sich nicht selten auf ihre moralische politische Haltung

*) [illegible]

Digitized by Google

etwas zugute zu thun, wenn diese auch in nichts weiterem besteht als darin, daß sie am Wohlstage zur Wahlurne gehen.

Die Erklärung für diese Erscheinung liegt zum großen Theile in der ungeheuren Spannung und Erschlaffung, welche das Leben in unseren Großstädten mit sich bringt. Dazu kommt noch, daß die Leute, welche der Mittelklasse bei uns angehören, zumeist an streng häusliches Lebensgewohnheiten festhalten. Die Verehrung des Heims verleiht sie zur Vernachlässigung ihrer öffentlichen Pflichten; sie verbringen als Beamte, Techniker, kleine Geschäftsleute ꝛc. den ganzen Tag in schwerer Arbeit, und wenn sie am Abend nach Hause kommen, so sind sie froh, wenn sie nicht wieder ausgehen müssen. Gehen sie aber einmal zu einer Bezirksversammlung, so fühlen sie sich vereinsamt und fremd sowohl gegenüber den anderen Männern, die sie dort treffen, als auch den Angelegenheiten, über die dort verhandelt wird. Denn ebenso sicher wie auf dem Lande ein jeder Mann mit seinem Nachbar intim bekannt ist, so sicher weiß er in der Stadt von seinen Nachbarn so gut wie nichts. Wenn auf dem Lande die Leute auf der Nachbarschaft sich in einer ihrer localen Versammlungen zusammenfinden, so sind sie fast durchwegs miteinander gut bekannt und deswegen geeignet, in wirkungsvoller Weise miteinander zusammen zu arbeiten, während in der Stadt selbst die ansässigen Bürger, wenn sie sich einmal in einer Versammlung zusammenfinden, einander fremd sind und völlig unfähig, den disciplinierten Reihen der berufsmäßigen Politiker irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen. Endlich ist der geschäftliche Wettbewerb in der Stadt so scharf, daß die Männer ob ihre ganze Kraft einsetzen müssen, um nur ihre eigensten Angelegenheiten zu besorgen, und danach wirklich kaum noch die Muße finden, um sich öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. In der That geht ja die allgemeine Tendenz des modernen Lebens überall auf die Specialisierung der Functionen hinaus, und das gilt ebenso in der Politik wie irgend anderwärts.

Die Männer vom guten Mittelstande also müssen oft ihre öffentlichen Pflichten vernachlässigen, weil sie sonst mit ihren eigenen Geschäften in Rückstand kämen. Das ist schon arg genug; aber noch ärger steht es mit den reichen Leuten, welche diese Pflichten noch viel allgemeiner vernachlässigen, theils um sich in ihren Vergnügungen nicht zu stören, theils aus anderen Gründen, die alle sehr natürlich, von denen keiner aber anerkennenswert ist. Ein erfolgreicher Kaufmann kleidet sich gut, tritt gewichtig und selbstbewußt auf, ist gewohnt, nur in seinem Comptoir zu leben und wegen seiner Erfolge von jedermann mit jener Achtsamkeit behandelt zu werden, die man einem Menschen erweist, der gewissermaßen über der gemeinen Masse steht. Ein solcher Mann empfindet es nun höchst unangenehm, wenn er zu einer politischen Comitésitzung oder Versammlung gehen soll, wo er mit seinem Kutscher und seinen Taglöhnern auf gleichem Fuße verkehren muß und schließlich vielleicht noch bemerken mag, daß diese dann dank ihrer Eignung zur Organisation in der Scala der politischen Bedeutung höher bewertet werden als er selbst. In allen größeren Städten unseres Reiches neigen die reicheren oder, wie sie sich selbst lieber nennen möchten, die oberen Classen, sichtlich zum Bourgeoisthum hin, und ein Individuum im Bourgeoisstadium der Entwicklung, wie ehrenhaft, arbeitsam und tüchtig es auch immer sein mag, hat immerhin noch alle Eigenschaften, um ein Ungeheuer an furchtsamer und kurzsichtiger Selbstsucht zu sein. Industrie und Kaufmannschaft sind zu sehr geneigt, alles bloß von dem einen Standpunkte anzusehen: „Does it pay? Was trägt es?“ Mancher Geschäftsmann nimmt an der Politik theil, weil er in kurzsichtig ist, zu meinen, daß es sich besser für ihn rentieren wird, wenn er sich ausschließlich aufs Geldmachen verlegt, und zu selbstsüchtig ist, um sich irgend welchen Mühen zu unterziehen, wenn es sich darum handelt, eine allgemeine bürgerliche Pflicht zu erfüllen, während die jüngeren Leute dieses Typus so sehr in ihre geistlosen Vergnügungen verstrickt sind, daß sie keine Zeit für irgend etwas anderes finden können. Leider ist es wahr, und es gilt für New-England und die Mittelstaaten der Union, daß die Leute den Ballot und höhere Erziehung sich gewonnen haben, ohne daneben ein staatsbürgerliches Tugendgefühl zu verwandeln, so sorgsam gerung zu schützen, so daß eine vorgeschrittenere Gesittesentwickelung mit einer geringen Verwendlichung und Verweichlichung des Charakters verbunden ist. Die Gebildeteren unter unseren Männern schrecken oft vor der rohen Härte in dem hitzigen Kampfe zurück, wie wenn sie Weiber wären. Aber wie gebildet und tüchtig ein Mann sonst sein mag, so ist er doch im amerikanischen Wesen weich nicht ganz Mann, wenn er nicht genug kräftige Roheit und [illegible] besitzt, um [illegible] Beleidigung [illegible] [illegible] [illegible]

wichtigen politischen Anlässen, selbstverständlich in erster Reihe bei den Wahlen, spielte.

Moriz Jókai, der selbst lange Jahre im politischen Kampfe stand und mit seinen Romanen und Zeitungsartikeln Koloman Tißa die erfolgreichsten Kortesdienste leistete, hat wiederholt den Kortesch beschrieben und überhaupt den Wahlen aus der guten alten Zeit seine phantastischesten Schilderungen gewidmet. In einer seiner Erzählungen berichtet der Dichter mit jenem übermüthigen Humor, welchen er einst in seiner kurzen Oppositionszeit besaß — ach, im Lager der Majorität versimpelt auch das Genie! — über eine Wahl im Afföld, bei welcher ein Candidat gewählt wurde, der kein Wort Ungarisch sprechen konnte. Man stellte den betreffenden Candidaten den p. t. Wählern als Engländer vor, der Kossuth gerettet hatte und der man von Millionen nach Ungarn bringen wolle, da er für die ungarische Freiheit schwärme — und der Mann wurde gewählt. So phantastisch diese Episode des Jókai'schen Romans klingt, so erreicht dieselbe doch lange nicht die Wahrheit. Es geschahen nämlich bei den ungarischen Wahlen stets die größten Mirakel. So sieh Koloman Tißa einst, als fast allmächtiger Ministerpräsident, in Debreczin gegen einen ziemlich mittelmäßigen Oppositionellen durch: seinen Sohn Stephan Tißa stürzte einmal ein ganz unbekannter Landjunker bei den Wahlen. Dolder Salvágy, Albert Apponyi, Ferdinand Svoránszky — fast alle ungarischen Parlamentarier von Einfluß sind schon bei den Wahlen durchgefallen, und jetzt, wo die „reinen Wahlen" proclamiert werden, dürfte es noch weit mehr Ueberraschungen geben als in der guten alten Zeit.

Und doch hatte Ungarn, wie gesagt, schon in der Vergangenheit keinen Mangel an verblüffenden Wahlregebnissen. Man würde nicht fertig werden, die verschiedenen Wahlkniffe und Pfiffe zu schildern, die oft brutal, oft aber auch recht komisch waren. Zum den brutalen Mitteln gehörten kleine Bombenspäße, welche die Wähler verbluten ließen, ihr Dorf zu verlassen, die denn auch am Wahltage ihr sogenanntes heiliges constitutionelles Recht nicht ausüben konnten, da sie lieber daheim den Brand, als in der Stadt das patriotische Feuer und den patriotischen Durst dazu — denn eine Wahl ohne Wein war in der guten alten Zeit nicht denkbar — löschten. Harmloser war die Zerstörung von Wegen und Brücken. Ganz besonders widerspenstigen Dorfgemeinden, die sich der Ordre der maßgebenden Comitatsherren nicht fügen wollten, wurde nämlich dadurch unmöglich gemacht, rechtzeitig in der Stadt zu erscheinen, um dort den Vätern ihren Candidaten abzugeben. Es kam auch vor, daß Gendarmen und Soldaten den oppositionellen Wählern den Weg verperrten, ja, in der Bánffy-Aera war dies noch eines der harmlosesten verfassungsmäßigen Mittel, mit denen die Regierung gegen die oppositionellen Wähler kämpfte. Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß die Wahlen in Ungarn im Laufe der Zeit einen immer ernsteren und traurigeren Charakter annahmen. Damit soll nicht gesagt werden, daß man früher die Wahlmißbräuche nicht kannte. Die Thatsache allein, daß Franz Deák (noch weiter zurückliegende Beispiele wollen wir gar nicht erwähnen) die Wahl in den Reichstag 1843 bis 1844 nicht annahm, weil der Sieg der liberalen Opposition mit unlauteren Mitteln erzielt wurde, mag zur Charakteristik der Wahlgänge genügen. Doch trotzdem waren die Wahlmißbräuche unmittelbar nach Wiederherstellung der Verfassung, in der Deák-Aera nämlich, Ausnahmen, während sie später in der Bánffy-Aera zur Regel wurden. Verhältnismäßig am gemüthlichsten waren die Wahlen noch unter der Herrschaft der Deák-Partei. Es gieng bei einer Wahl so lustig und gemüthlich zu, wie auf einer Hochzeit. Man aß und trank was Zeug hielt, sang und redete, schlug sich dann und wann auch die Köpfe blutig, aber im ganzen waren es doch Wahlen, in welchen der Volkswillen zum Ausdruck gelangte und bei welchen man sich nur um die Frage stritt: welcher Partei, ob der Regierungspartei oder den oppositionellen Parteien, die Errungenschaften des Freiheitsjahres mehr am Herzen liegen. Der Ministerpräsident Graf Julius Andrássy rief damals der Opposition zu, „Wir sind die wahren Achtundvierziger!" Man kann wohl behaupten, daß es leitder keinen Ministerpräsidenten in der österreichisch-ungarischen Monarchie gab, der einen ähnlichen Ausspruch gethan hätte.) Doch das war eben in der guten alten Zeit, in welcher Koloman Tißa als Führer des sogenannten „linken Centrums" (diese Bezeichnung einer oppositionellen Partei verräth die Tißa'sche Fraction) noch Fackelzüge zu Ehren Ludwig Kossuths arrangierte und die eigentliche Unabhängigkeitspartei ihre Agitation erst begann. Kortesche waren bei allen Parteien thätig, man steckte Fahnen aus, schmückte Häuser der Wähler mit bunten Fetzen, und welchen das Porträt des Candidaten zu sehen war, hier Reden und den Wählern Speise und Trank, wo es nothwendig war, sogar einige Papiergulden, um die politischen Ueberzeugungen zu befestigen. Später in der langen Regierungszeit Tißas gestalteten sich die Wahlen ungemüthlicher und immer ungemüthlicher. Tißa, der bekanntlich mit seiner ausgehungerten Oppositionspartei, die kaum vierzig Köpfe zählte, in der großen, fast zweihundert Köpfe zählenden Regierungspartei aufgieng, riss bald das Heft an sich und wollte vor allem die alten Mitglieder der Deák-Partei, die ihm nicht verlässlich schienen, durch neue Leute, und zwar durch seine persönlichen Freunde und Anhänger ersetzen. Diesen Zweck erreichte er durch zwei Mittel. Vor allem schuf er die „offiziellen Candidaten" und dann die „offiziellen Kortesche". Die offiziellen Candidaten bestimmte er, und dieselben wurden von ihm mit Vollmachten die Provinzbezirke entsendet, wo sie dann von den officiellen Korteschen, dem ganzen Beamtencorps nämlich, unterstützt wurden und daher bei den Wahlen zumeist Sieger blieben. Gegen Tißa wurde im Parlamente unzähligemale der Vorwurf erhoben, daß er die Beamten nicht nur zu Korteschen degradiere, sondern auch demoralisiere, indem er diejenigen, welche ihm seine Mamelukes bei den Wahlen liefern, auszeichne und nach jeder Richtung fördere, jene Beamten aber, welche sich von Wahlumtrieben fernhalten und Wahlatrocitäten vermeiden, geradezu verfolge. Tißa verschanzte sich stets hinter der Ausflucht, daß er den Beamten nicht verwehren könne, ihr heiligstes constitutionelles Recht, ihr Wahlrecht nämlich, auszuüben, und daß es auch oppositionelle Beamte gebe, die ihren Einfluß zu Gunsten der oppositionellen Parteien ausnützen. In Ungarn wirkt bekanntlich neben dem Heer der ernannten Beamten noch ein Heer von gewählten Beamten. Die Comitate wählen ihre Beamten selbst, und es gab infolge dessen oppositionelle Comitate, wo die Beamten die Opposition unterstützten, was ihnen seelisch trotz der Autonomie des Comitates schlecht bekam — dem Ministerpräsidenten aber wenigstens zu einer guten Ausrede verhalf.

Bei den ersten Wahlen unter Tißa trat allerdings noch die alte Gemüthlichkeit in die Erscheinung, und der Sieg des Grafen Nuschi Kinsky beispielsweise erinnerte noch an die lustigen Wahlen nach der Wiederherstellung der Verfassung. Graf Nuschi Kinsky — Gott hab' ihn selig — war feinerzeit ein fröhlicher, heiterer Magnat, der als Tuner seinen Mann stellte. Er sprang über die weitesten Gräben und höchsten Hecken und galt in aristokratischen Kreisen als ein bewunderungswürdiger Springinsfeld. Doch Graf Nuschi war klüger als man allgemein annahm. Zur Zeit der leidenschaftlichen Debatte über den Gesetzentwurf, betreffend die Ehen zwischen Juden und Christen im Oberhause, verblüffte er die Welt durch eine ingeniöse Idee. Die beiden Parteien im Oberhause — damals noch die Magnatentafel genannt — waren ungefähr gleich stark. Da zu jener Zeit noch jeder Baron, Graf oder Fürst Stimmrecht in der „goldenen Kammer" besaß, so hatten Regierung und Opposition alle lebenden und leider alle halbtodten Magnaten aus den entlegensten Winkeln Siebenbürgens nach Budapest gebracht, um hier bei der Entscheidungsschlacht mitzustimmen. Die Opposition, zu welcher auch Kinsky gehörte, wusste genau, wie viele ihrer Anhänger im Oberhause anwesend waren, aber sie wagte nicht die Abstimmung zu verlangen, denn sie konnte in den überfüllten Sälen die Stimmen der Regierungspartei nicht einmal approximativ abschätzen. Da hatte nun Graf Nuschi seinen Einfall, der ihn berühmt machte. Er gieng in die Garderobe und zählte die Ueberröcke. Seltsam die ärztlichen Diagnosen, die aus diesem Fremen kamen, mußten an jenem bitterkalten Tage Ueberröcke tragen. Mit Hilfe dieser Röcke wurde die Zahl der Anwesenden festgestellt (es waren viele hundert Magnaten anwesend) und dann im Wege einer nicht allzu schwierigen arithmetischen Leistung festgestellt, daß die Regierungspartei um einige Stimmen schwächer sei als die Opposition. Die Abstimmung wurde verlangt; die Opposition siegte mit sieben Stimmen und Graf Nuschi war der Held des Tages. Da er glänzend bewiesen hatte, daß er weiter zählen konnte als bis drei, so beschlossen seine Freunde, ihn ins Abgeordnetenhaus zählen zu lassen. Er strebte sich anfangs dagegen, aber schließlich gab er dem Drängen nach, denn er wollte seine Geistesgaben dem Vaterlande nicht versagen, zumal er wirklich ein guter Junge war. Und es kam die Wahlbewegung. Die Kortesche schleppten den Grafen von Dorf zu Dorf, aber er misfiel den Bauern, denn er konnte wohl zählen, aber nicht reden. Graf Nuschi stotterte, wurde verlegen, und die Kortesche verzweifelten. Da fiel einem der Kortesche ein, daß Graf Nuschi bei einem Preisspringen den ersten Preis erhalten hatte, und auf diese Fähigkeit baute er seinen Plan auf. In allen Dörfern versammelte der Kortesch die geehrten Wähler, hielt ihnen eine Ansprache, in welcher er den Grafen pries und verherrlichte, und zum Schlusse sprang dann Graf Nuschi mit beiden Füßen auf einen hohen Tisch, was natürlich mit großem Erstaunen, großer Heiterkeit und großem Beifall aufgenommen wurde. Als sein Gegencandidat später in den Dörfern erschien, wurde er von den Kortschen aufgefordert, ebenfalls auf den Tisch zu springen. Ille Plautus, hic saltat. Der Gegencandidat, ein gesetzter, alter Herr, machte verneinende Angen und suchte die immer stürmischer werdenden Zurufe, endlich doch auch zu springen, durch politische Reden abzuwehren. Natürlich fiel er durch, und Graf Kinsky wurde gewählt. Er war drei Jahre Abgeordneter, hatte aber keine Gelegenheit, auf den Tisch des Hauses zu springen oder Winterröcke zu zählen. Seine Talente verkümmerten und er selbst starb später in Armut und Vergessenheit ... Sämtliche Wahlen, wie diejenige des Grafen Kinsky, wurden freilich in der Tißa-Aera nach und nach immer schlauer und in der letzten Zeit der Regierung des ungarischen Cäsars wurde man die unglaub-

Digitized by Google

lichsten Mittel an, um Mandate zu erringen. Die Grafen Paul Szechényi, Minister des Cabinet Tisza, des Grafen Paul Szechényi, wurde zu einem Landesskandal. Der Wahlpräses folgte nämlich dem Grafen Szechényi das Mandat auf Grund eines gefälschten Wahlprotokolls aus, und trotzdem die Opposition wochenlang die heftigsten Debatten führte und bewies, daß das Wahlprotokoll eine nichtswürdige Fälschung war, verificierte die Majorität selbst dieses Mandat — denn in der guten alten Zeit besaß das Abgeordnetenhaus die Judicatur in Wahlangelegenheiten.

Die öffentliche Meinung lehnte sich schließlich gegen diese Art der Wahlen auf. Die Opposition gegen Tisza wurde immer mächtiger und nach der Uebergriffsdebatte und der Debatte über das Heimatsrecht Kossuths fiel endlich Tisza. Sein nächster Nachfolger, Graf Julius Szapáry, hielte sich, da Wahlen mit solcher Rücksichtslosigkeit zu führen wie Tisza, und die Folge davon war, daß er — viele Mandate an die Opposition abgeben mußte. In die Szapáry-Aera fällt der mächtige Ausfluß des Grafen Albert Apponyi, der in jener Wahlepoche den damaligen Justizminister Desider Szilágyi zu einem Rededuell in Preßburg herausforderte, das Szilágyi jedoch nicht acceptierte, weil er die Erfolge Apponyis im vorhinein errieth. Die Partei Apponyis stürzte damals zahlreiche mächtige Größen der Majorität bei den Wahlen, darunter den Grafen Stephan Tisza, die Redacteure der officiösen Blätter, Max Falk und Edmund Gajari, den intimsten Freund Tiszas, Ludwig Csernotány, ja die Opposition lehrte überhaupt fast doppelt so stark in den Reichstag zurück, trotzdem die Regierungspartei, wenn auch der amtliche Apparat weniger arbeitete, recht viel Geld opferte. In der Szapáry-Aera ereignete es sich, daß während der parlamentarischen Debatte über die Bestechungen bei den Wahlen das Mandat eines Abgeordneten der Majorität, namens Dr. Paul Roth, eingereicht wurde, der seinen Wahlprotokoll irrthumlicherweise auch die Rechnungen der Wirte und Kortelche beigelegt hatte, die mit ihren enormen Summen in einem gar zu auffallenden Widerspruch zu den Betheuerungen des Ministerpräsidenten standen, daß die Regierungspartei immer nur mit den reinsten Mitteln gekämpft habe. Die Erfahrungen sämmtlicher Regierungen machte sich aber Baron Desider Bánffy zunutze. Hatte der eine Ministerpräsident die Beamten benützt, der andere Geld gesammelt, der dritte durch Orden die Opferwilligkeit seiner Parteianhänger gehoben, der vierte Girobanken und Mühlen in Anspruch genommen, so setzte Bánffy all diese Mittel zusammen, um die Opposition klein zu kriegen. Die Bánffy'schen Wahlen — ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen. Nach den Versicherungen seiner Freunde standen Bánffy vier Millionen Gulden für Wahlzwecke zur Verfügung, die zum Theile von ungarischen Parteifreunden, zum Theile aber aus Oesterreich und aus dem Auslande stammten. Das berüchtigte Classenlotteriegeschäft, welches im ersten Jahre der betreffenden Actiengesellschaft eine Verdoppelung ihres Capitals brachte, fällt in die Zeit der Bánffy'schen Wahlen. In den Jahren 1895, 1896 und 1897 (im Jahre 1896 fanden die Wahlen statt) verlieh Bánffy 139 Auszeichnungen, um drei Auszeichnungen mehr, als in der Zeit vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1882, also in vollen fünfzehn Jahren verliehen wurden! Bánffy mobilisierte ein ganzes Armeecorps für die Wahlen und forderte unabhängige Beamte über Fall Despenstyn wurde seinerzeit im Parlamente besprochen, doch dieser Affaire wären noch die Maßregelungen der Bürgermeister Seitowsky und Lukacs beizufügen, auf, entweder zurückzutreten oder für seine Candidaten Stellung zu nehmen. Auch forderten die Bánffy'schen Wahlen manches Bemerkenswerte. Es gab Wahlpräsidenten, welche die Wahlen tagelang hinausgezogen, bis die oppositionellen Wähler auf und davon giengen. Es gab Wahlen, wie beispielsweise die in Zászberenn, wo der Justizminister Erdely, jener saubere „Liberale", der eine Breche in das freisinnige ungarische Preßgesetz schlug, gegen den Grafen Apponyi kämpfte und, trotzdem die Regierung über 60000 Gulden — man spricht sogar von 100000 Gulden! — zur „Besserung" der Wahlen ausgab, nicht siegte. Es gab Wahlen, wo ein Provinzkomödiant in sieben verschiedenen Costumen und sieben verschiedenen Masken für sieben — verstorbene Wähler abstimmte. Es gab mit einem Worte so skandalöse und so beschämende Wahlen „in der guten alten Zeit", daß sich das öffentliche Gewissen aufbäumte, daß der Widerwillen und die Entrüstung in der Bevölkerung die größten Dimensionen annahmen und schließlich Baron Desider Bánffy und sein System hinweggefegt wurden. Dieses System, welches in der Reichsrath nach oben und in der Bureaukratie nach unten, wie schon Szemlich sagte, seinen Ausdruck fand, wurzelte noch in der Aera Koloman Tiszas. Tisza und seine Fractionen waren denn auch die treuesten Stützen Bánffys, und es können sich jetzt mit der Spell Aera nicht mehr betrunken, weil diese durch die Ueberzeugung der Judicatur in Wahlangelegenheiten an die oberste Gerichtsbehörde, die parlamentarische Entscheidungen und Praesionen bei den Wahlen, wenn auch nicht genug unmöglich machte, so doch ungemein erschwerte und durch das „incompatibilitäts Gesetz die „unanständige Lösung, daß ein Abgeordneter, und wenn es ein „Volksanwalt" ist, Bücken verkauft, wie auch die „Parteiführer" in den Parlamenten, alle Zeit aus der Welt schaffte. Ach, die gewissen „Liberalen", die allen anderen gegenüber nichts weniger als liberal sind und die Jahrzehnte lang Ungarn derart als ihre Domäne betrachteten, daß sie bei den Wahlen hunderte von oppositionellen Wählgaben, den Bajonnettsticken und Flintenschüssen der Gendarmen preisgaben, so daß, wie man im Parlament wiederholt bewies, die Wahlen in Ungarn mehr Todte und Verwundete kosteten, als kleinere Gefechte im Kriege, diese gewissen „Liberalen" sehnen jene Wahlen zurück, bei welchen die Abgeordneten, genau genommen, nicht gewählt, sondern ernannt wurden und bei welchen selbst der kleinste Minister das Kunststück Caligulas zuwege brachte, irgend ein Pferd zum Senator zu machen. Was unter allen anderen Regierungen noch möglich war, daß nämlich irgend ein unpopuläres Mitglied der Regierungspartei durchfiel, das war unter Bánffy nicht mehr möglich und wenn er — wie er das schaudernd wünschte — noch einmal die Wahlen geleitet hätte, so würde die Opposition mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden sein, ähnlich wie wir dies in Serbien und Bulgarien wiederholt schon sahen. Doch es wär zu schön gewesen; es hat nicht sollen sein! Die Obstruction hat Bánffy vernichtet, die langjährige Regierungsclique gebrochen und eine reinere, eine freiere und vor allem eine liberalere Regierungsatmosphäre geschaffen. Die „gute alte Zeit" ist unwiderruflich dahin! Eine neue Aera hat in Ungarn begonnen, die sich bereits in der gegenwärtigen Wahlcampagne zeigt, über deren eigenartige Phasen wir demnächst in der „Zeit" sprechen wollen. Vorläufig sind die oppositionellen Parteien voller Hoffnung, und der Ausspruch eines Candidaten der äußersten Linken ist charakteristisch für die Situation. „Wenn der geehrte Wähler" so sagte der Landesvater in spe — „weder von den Candidaten der Regierungspartei, noch von den Candidaten der Opposition bestochen werden kann, so stimmt er, schon um seine Unbescholtenheit demonstrativ zu affichieren, für die Opposition. Bei gleichen Preisen hatte die Opposition übrigens seit jeher den Vorzug."...

Budapest. **Árpád.**

Die russische Propaganda in Rumänien.

Die vor einigen Wochen in Bucarest erfolgte Gründung eines russisch-französischen Wochenblattes, des „Bravoslavnyi Vostok" (Orient orthodoxe), das nach einiger Zeit in eine täglich erscheinende Zeitung umgewandelt werden soll, lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf das Verhältnis zwischen Rumänien und Rußland. Es ist bekannt, daß Rumänien Anschluß an den Dreibund gesucht und gefunden hat und daß es hierzu durch seine geographische Lage, seine Nationalität, sowie durch den Umstand, mit dem es von Rußland bei dem Berliner Friedenscongresse für seine Mithilfe im Kriege gegen die Türken bedroht wurde, genöthigt wurden ist. Rußland hat dagegen ein sehr begreifliches Interesse daran, daß sein Einfluß auch in Rumänien ein ebenso dominierender sei, wie es ihm gegluckt ist, denselben in Serbien und Bulgarien zu etablieren, denn das rumänische Gebiet schiebt sich wie ein Riegel zwischen Rußland und Bulgarien, und es ist für Rußland wichtig, die Möglichkeit zu Truppendurchzügen durch Rumänien zu besitzen. So hat Rußland denn schon zu wiederholtenmalen Anlauf genommen, sich in Rumänien festzusetzen, und die Gründung des „Bravoslavni Vostok" ist nur ein Glied in der Kette derartiger Versuche.

Die bisher ausgedehnteste russische Agitation, die auch einigen Erfolg zu verzeichnen hatte, fand statt, als Hitrowo der Gesandte Rußlands in Bucarest war. Unter seiner Leitung und thatkräftigen Mitwirkung durchzogen damals zahlreiche Emissäre Rumänien und die übrigen Balkanstaaten, und es wurden jene Umtriebe angezettelt, welche zu dem Sturze des ersten Bulgarenfürsten führten. Nicht viel hätte gefehlt, daß es auch in Rumänien zu einem Aufruhr gekommen wäre. Die Rubel rollten in Massen im Lande, und selbst der damalige Polizeipräsident von Bucarest empfieng ein monatliches russisches Nebeneinkommen von 3000 Francs. Es kam ja auch bereits zu einer kleinen Bauernrevolte, die aber durch sofortiges energisches militärisches Eingreifen unterdrückt wurde. Eine wesentliche Unterstützung fanden damals die russischen Umtriebe dadurch, daß die rumänischen Conservativen russenfreundlich gesinnt waren, nicht etwa als Folge der rollenden Rubel — denn die Conservativen setzen sich zumeist aus den wohlhabenderen Großgrundbesitzern zusammen und sind deshalb widerstandsfähiger gegen die Ueberzeugungskraft des fremden Geldes — sondern als eine Folge der französischen Erziehung, die nach alter Tradition in den reichen Bojarenfamilien — damals mehr noch als heute — üblich war. Ihre Sympathien gehörten Frankreich, von dem ja auch viele staatliche Einrichtungen entnommen wurden, wie das Gerichtswesen (code Napoleon), die Uniformierung des Heeres, die Münze (mit Bani spricht man noch heute vielfach von Centimes — und anderes mehr. Und da Frankreich sein politisches Heil in der Bekämpfung mit Rußland suchte, so glaubten die Conservativen in Rumänien ein gleiches thun zu müssen. Auch die Moldauer Distincte in Bessarabien,

auf welche Rußland 1878 bestanden und die jedes rumänische Herz mit tiefster Entrüstung erfüllt hatte.

Nur ein einziger Conservativer machte diese Russenfreundlichkeit nicht mit und predigte, zunächst freilich vor tauben Ohren, gegen dieselbe — Peter Carp. Derselbe hatte in Deutschland studiert, und deutsches Wesen war lebendig in ihm geworden. Mehr aber noch als hieraus schöpfte er seine Ueberzeugung aus der Geschichte Rumäniens. Er erkannte, daß nur eine Anlehnung an den Dreibund Rumänien vor der Gefahr schützen könne, von dem slavischen Koloß zerdrückt zu werden, und so kam ihn denn diese Frage nicht in den Reihen seiner Parteifreunde, sondern in denen der Liberalen, die sich unter der Führung des genialen Joan Bratianu einer langjährigen Ministerschaft erfreuten.

Aus den von Jacobsohn der russischen Gesandtschaft in Bucarest gestohlenen Papieren kennt man das ganze Intriguenneß, das Mitte der Achtzigerjahre über den Balkan gesponnen wurde. Man weiß daraus auch, daß in den Schreibstuben, welche das Ruswärtige Amt in Petersburg mit Sitrowo wechselte, von Rumänien wie von einem feindlichen Lande die Rede ist. Als nach dem Sturze des Battenbergers zwischen Sophia und Bucarest Verhandlungen gepflogen wurden, welche die Mitübernahme der Krone Bulgariens durch König Carol zum Zwecke hatten, erhielt Hitrowo von Alexander III. eine Depesche, in welcher er aufgefordert wurde, König Carol zum sofortigen Verzicht auf diese Absicht zu veranlassen, widrigenfalls am nächsten Tage eine russische Armee den Pruth überschreiten würde. Es kam damals zu einem überaus dramatischen Auftritte zwischen Hitrowo und König Carol, in dessen Folge der letztere zwar die Verhandlungen mit Sophia abbrach, es aber auch durchsetzte, daß der intriguenreiche Hitrowo endlich von seinem Posten in Bucarest abberufen wurde.

Das Bekanntwerden dieser Vorgänge brachte endlich einen Umschwung unter den Conservativen hervor, und als 1887 Bratianu die Leitung der Regierungsgeschäfte in die Hände des Königs zurückgab und dieser neben Theodor Rosetti auch Peter Carp mit der Bildung eines Cabinets betraute, da gelang es der übergezogenen Redekunst des letzteren, auch die noch schwankenden Conservativen in das Lager der Dreibundfreunde hinüberzuziehen. Nur der ehrgeizige Lascar Cartagin vermochte sich noch nicht hierzu zu verstehen und blieb noch einige Jahre Gegner der Tripelallianz, bis auch er sich schließlich zu derselben bekehrte. Heute ist eine dreibundfreundliche Politik das A und O einer jeden Partei, und bis auf den letzten Wähler herunter ist jeder politisch Denkende von der Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit derselben überzeugt.

Der russische Einfluß in Rumänien ist mithin mehr und mehr geschwunden. Eine Reihe von Jahren ließ Rußland auch vergehen, bevor es von neuen Anstrengungen machte, hier Terrain zu erobern. Jetzt glaubt es aber, daß der Augenblick zu einer abermaligen Action gekommen sei.

Manche Wetterzeichen, die über dem Balkan aufleuchten, weisen darauf hin, daß sich drohende Wolken zusammenballen, und daß diese sich vielleicht früher, als es den europäischen Mächten lieb ist, entladen werden. Rußland hat seine Zeit stets trefflich verstanden, und so hat es auch schon jetzt von langer Hand dafür gesorgt, daß, wenn sich etwas Wichtiges auf dem Balkan ereignen sollte, dies nur eine günstige politische Constellation für das große Weltreich herbeiführen wird. Es schläft nicht, verfällt auch keinen Augenblick in ein süßes Dolce far niente, wie andere Länder dies so gerne thun, wenn sie durch ein Tractätchen den berühmten Status quo auf eine gewisse Zeit gesichert glauben, sondern es arbeitet unablässig auf das eine große Ziel hin, die ganze Balkanhalbinsel seinem ausschließlichen Einflusse zu unterwerfen.

In einem solchen Augenblicke, vermuthlich am Vorabend großer Ereignisse, konnte auch Rumänien nicht länger unberücksichtigt bleiben. Nachdem man schon vor einigen Monaten versucht hatte, durch als Händler mit Heiligenbildern verkleidete Emissäre eine Propaganda unter der Landbevölkerung zu machen, was aber mißlang, da die russischen Emissäre als solche bald erkannt und des Landes verwiesen wurden, hat man jetzt in Bucarest den „Pravoslavni Wostok“ ins Leben gerufen, und zwar mit einem Programm, dessen Geschicklichkeit wir anerkennen müssen. Im Gegensatz zu der Agitation unter Hitrowo, bei der König Carol vielfach das directe Ziel der Angriffe war, läßt man jetzt den König und seine Dynastie, da man weiß, daß dieselbe im rumänischen Volke feste Wurzeln geschlagen hat, ganz außer dem Spiele. Dagegen wird eine Saite berührt, die in dem Herzen der religiös gesinnten Rumänen gewiß vielfach nachklingen wird: die religiöse Frage. Es wird auf die orthodoxe Religion und die Zweckmäßigkeit verwiesen, alle orthodoxen Völker der Balkanhalbinsel zu einer Conföderation zu vereinigen und dieselbe unter das Protectorat Rußlands zu stellen. Daneben werden die Ansprüche Rumäniens auf Siebenbürgen, das östliche Banat, auf Maramaroš, die Bukowina und den von Rumänen bewohnten Theil von Bessarabien als berechtigt anerkannt, also an den Chauvinismus appellirt, und um die Kost noch schmackhafter zu machen, wird das Verhalten Rußlands gegen Rumänien 1878 verurtheilt, und das Bulgarien das Raute gegenwärtig keinen guten Klang hierzulande besitzt, fehlt es auch nicht an Seitenhieben gegen das Nachbarland jenseits der Donau. Echt jesuitisch ist das Ganze, und man sieht, daß die Gräfin Kapnist, von deren Millionen das neue Blatt unter der Mitwirkung des bekannten russischen Publicisten Durnowo begründet wurde, nicht umsonst lange Zeit in Italien und Frankreich gelebt und dort Umgang mit Jesuitenpatres gehabt hat. Auch die ökonomische Frage wirft das Blatt auf. Es beklagt, daß in dem Berliner Vertrage die befreiten Balkanvölker nicht auch wirthschaftlich auf eigene Füße gestellt, sie vielmehr in ökonomische Abhängigkeit vom Abendlande gebracht wurden, und verheißt die Hergabe von großen Capitalien seitens der russischen Großkaufleute und Großgrundbesitzer zur wirthschaftlichen Selbständigmachung der Balkanländer, sobald dieselben nur erst sich zu dem orthodoxen Bunde zusammengefunden hätten. Dieses Programm, welches in den bisher erschienenen vier Nummern des „Pravoslavni Wostok“ des weiteren ausgeführt wird, beweist, daß man die neue Propaganda nicht auf der alten und unter den veränderten rumänischen Zeitverhältnissen nicht mehr brauchbaren Basis der Pansavismus und der Wohlthätigkeitsvereine, sprich Polzehonoszeff, sondern nach dem Programm der „russischen Slavenfreunde“ ausüben will, die im Gegensatz zu der von Pobzehonoszeff gepredigten Allgewalt des Heiligen Synods einer Sicherung der Selbständigkeit der orthodoxen Landeskirchen das Wort reden, sofern dieselben sich nur zu einem Bunde vereinigen und in Rußland ihr politisches Oberhaupt erkennen wollen.

Nicht ungeschickt ist zur Inscenierung der neuen Propaganda auch der gegenwärtige Augenblick gewählt. Die allgemeine innerpolitische Lage Rumäniens ist sehr trübe. Mißernten und eine schlechte Finanzwirthschaft haben eine tiefe wirthschaftliche Depression herbeigeführt, und wenn man auch hoffen darf, daß die Krisis ihren Höhepunkt überschritten hat, so werden doch noch Jahre vergehen, ehe der Gesundungsproceß vollendet ist. Die Parteien sind zudem in sich zerfallen, was besonders von den Conservativen gilt, und sie bekämpfen sich unter einander mit ungezügelter Leidenschaft. Viele Bürger haben sich deshalb gegenwärtig von der Politik zurückgezogen und wollen es von den späteren Ereignissen abhängig machen, welcher Partei sie sich von neuem anschließen werden. In einem solchen Augenblick ist die russische Hoffnung nicht unberechtigt, im Trüben fischen zu können.

Und doch mag sich diese Hoffnung als trügerisch erweisen, wenn auch die russische Propaganda vorübergehend hier und da in unklaren Köpfen Verwirrung anrichten dürfte. Wenn auch religiös gesinnt, so geht dem Rumänen sein Vaterland doch noch über die Religion, und er wird dasselbe kaum verrathen, auch wenn ihm das ewige Seelenheil verheißen wird. Auf dieser Basis wird der Rumäne also nicht für Rußland zu gewinnen sein. Das Glück und die Zukunft seines Landes sieht er vielmehr an der Seite des Dreibundes. Das ist eine Ueberzeugung, die jetzt durch alle Bevölkerungsclassen geht und die erst dann erschüttert werden könnte, wenn seitens des Dreibundes selbst eine schlechte Politik gemacht würde, die wirthschaftlich und politisch Rumänien Verluste brächte. Bei der Erneuerung der Handelsverträge in Wien und Berlin wird es sich vielleicht erst entscheiden, ob Rumänien beim Dreibund bleibt oder der russischen Propaganda weicht.

Bucarest. Roman Bacau.

Amerikanische Aerzte.

Die Schandthat von Buffalo hat das Interesse der ganzen gebildeten Welt in den letzten Wochen absorbiert. Die Berichte aus dem Krankenzimmer, die Maßnahmen der Aerzte und das Resultat der Autopsie wurden in allen Culturländern mit Spannung verfolgt, discutiert und kritisiert. Bei dieser Gelegenheit mag es nicht unangebracht erscheinen, ein paar Worte über amerikanische Aerzte im allgemeinen zu sagen. In der sachlichen Presse ist das Thema wiederholt von berufener und von unkundiger Hand berührt worden. Eine einigermaßen eingehendere Erörterung bot der berühmte New-Yorker Kinderarzt Dr. A. Jakoby auf dem vorigen internationalen Congresse in Paris. Das allgemeine Lesepublicum jedoch weiß über amerikanische Aerzte und amerikanische Medicin wohl nur sehr wenig, und der vorsichtige Europäer, der gelegentlich einmal den westlichen Continent zu bereisen in die Lage kommt, denkt vielleicht mit einem unbestimmten Gefühl des Schauderns an die Möglichkeit, so einem amerikanischen Pfuscher in die Hände zu fallen. Nun, Pfuscher, Ignoranten und vielleicht sogar gewissenlose Aerzte gibt es leider wohl überall in der Welt. Selbst die gefürchteten Rigorosen und Staatsprüfungen an den deutschen und österreichischen Universitäten sind nicht immer imstande, die Spreu vom Weizen zu sondern. Der Student, der durch Jahre am Katheder- und Tische, der Bank und dem Krankenbett das gesteckte Ziel seiner Zeit gewidmet hat, läßt sich oft im letzten Momente noch für die Prüfung trainieren und tutticht eben durch. Eine gediegene ärztliche Bildung ist da nicht zu erwarten. Und wenn von gewissenlosen Aerzten hier die Rede ist so braucht man nur auf die

Digitized by Google

Annoncenseiten gewisser deutscher Tagesblätter hinzuweisen, die selbst dem kräftigen Anstürmen der Aerztekammern Trotz zu bieten vermochten.

Dass der vielbesprochene amerikanische Humbug ganz besonders auf ärztlichem Gebiete blüht, ist ja nicht wegzuleugnen. Die sogenannten Christian Scientists, eine Art religiöser Verbindung, die alle Krankheiten als Einbildung erklären, scheinen immer mehr an Boden zu gewinnen, und Chicago hat sogar drei palastähnliche Tempel, die dem Treiben dieser sonderbaren Schwärmer gewidmet sind. Der Reverend oder, wie er in der Presse oft genannt wird, Irreverend Alexander Dowie, dessen Zionsgemeinde bereits nach Tausenden zählt, steht auf ähnlichem Boden wie die eben benannte Secte, arbeitet aber dabei sehr kräftig und erfolgreich für seine eigene Tasche und ist in wenigen Jahren Millionär geworden. Die sogenannten Osteopathen, die sich besonders seit den letzten sechs Jahren breit machen, und die sich selbst in gebildeten Kreisen viele Anhänger haben, sind eine Art geschickter Masseure, belehränken aber ihr Kneten und Streichen keineswegs auf äußerliche Gebrechen, sondern ziehen das ganze Gebiet der menschlichen Leiden in ihren Wirkungskreis. Die anderen Schwindler, die sogenannten Vitopathen, Elektropathen, Botanisten, Physiomedicinisten u. a. m. spielen eine mehr untergeordnete Rolle. Das alles sind aber keine Aerzte, und ihre Existenz ist eben nur in einem Lande möglich, in dem die weitestgehende persönliche Freiheit nebst all ihren herrlichen Blüten auch derartige Auswüchse treibt. Wenn man von der amerikanischen Medicin und ihren Vertretern spricht, darf man an diese abnormalen Bücherungen gar nicht denken. Dagegen verdient die Classe der Homöopathen und die der weiblichen Aerzte ein specielles Wörtlein. Die Homöopathen bilden der Zahl nach etwa zehn bis fünfzehn Procent der gesammten zur Praxis berechtigten Aerzteschaft. Sie verdanken ihre Erfolge und ihren besonders in reichen Kreisen nicht unbeträchtlichen Anhang der Abneigung des Publicums gegen stark wirkende Medicinen, speciell in großen Dosen und bei Krankheitsfällen, und der eigenen Form, in der sie ihre Arzneien dispensieren. An den Grundsatz: „Similia similibus curantur“ und die gesteigerte Wirkung der hochpotenzierten Verdünnung glauben wohl heute nur wenige Vertreter der Richtung noch ernstlich. Aber es passt ihnen aus geschäftlichen Rücksichten, die weiße Flagge der Harmlosigkeit zu schwenken. Man muss übrigens zugeben, dass ihre ärztliche Ausbildung in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren viel besser und gründlicher geworden ist, und dass viele ihrer Vertreter, besonders in den specialistischen und zum Theile auf Grund europäischer Fortbildung, recht tüchtig sind. Die schroffen Gegensätze zwischen den Homöopathen und den regulären Aerzten beginnen sich langsam zu verflachen, und Consilien zwischen Vertretern der beiden Richtungen sind ganz alltäglich.

Die sogenannten Eklektiker, von denen man in Deutschland selten hört, geben vor, wie ihr Titel besagt, das Beste aus beiden Systemen ausgewählt zu haben. Sie sind proportionell noch schwächer vertreten als die Homöopathen, zu denen sie entschieden mehr hinneigen, und ihre Zahl scheint im Abnehmen zu sein. Sie werden hier erwähnt, weil sie in den meisten Staaten der Union officiell anerkannt sind, aber sie machen nicht viel Lärm und werden nicht sehr ernst genommen.

Der weibliche Aerztestand — ein Thema, das ja jetzt auch in Deutschland und Oesterreich actuelles Interesse gewonnen hat — verdiente wohl einen besondere Behandlung, kann aber in dieser kurzen Skizze nur gestreift werden. Meine diesbezüglichen Beobachtungen sind auf eine zweijährige Thätigkeit als Lehrer und Consiliarius gegründet, und ich muss es, selbst auf die Gefahr hin, in meinem gegenwärtigen Wirkungskreise verkehrt zu werden, aussprechen, dass die weiblichen Aerzte, als Ganzes genommen, nicht als vollwertig anzusehen sind. Dass einzelne von ihnen wirklich tüchtige Kenntnisse besitzen und selbst geschickte Operateure werden, weiß ich aus eigener Erfahrung; aber das sind verschwindende Ausnahmen. Meistens harpert es bereits an der nöthigen Vorbildung. In der Schule sind die im Durchschnitte nicht sehr jungen Damen fast immer lernlich, fleißig, aufmerksam und von höchst lactvollem Benehmen, aber es scheint mir oft, als ginge ihnen der Verstand doch nicht so recht in Fleisch und Blut über und bliebe an der Oberfläche kleben. Nach Vollendung ihrer Studien fällt es ihnen sehr schwer, bei der erdrückenden Concurrenz mit den männlichen Studenten wertvolle Spitalsstellungen zu erringen, und so fällt eines der Hauptbildungsmittel des zukünftigen Arztes fort. Wenn dann noch, wie gewöhnlich, die praktische Praxis für einige Jahre sehr wenig Beobachtungsmaterial bietet, so ist das entschuldigt. Resultat verständlich, auch wenn man nicht die oft excessiven anthropologischen Momente in Erwägung zieht.

Was nun das Object der regulären Aerzte in den Vereinigten Staaten betrifft, so muss jeder mit den Verhältnissen Vertraute zugeben, dass besonders in den letzten zwei Decennien diese ärztliche Ausbildung sich ganz bedeutend verbessert hat. Was noch vor zwanzig Jahren möglich war, geht ein ganzes, ganz massiges Buch bedeutet. Mensch, der vielleicht [illegible] Bücher [illegible] schwemmt war, in [illegible] einen zur Praxis berechtigenden Doctortitel erwerben konnte, ist nun schon seit langem ganz unmöglich. Die Aufnahmsbedingungen für ärztliche Colleges haben sich nach und nach so verschärft, dass in den besten Schulen heute ein akademischer Grad, das Baccalaureat der Wissenschaften oder der Künste, wie es heißt, unumgänglich ist, während selbst in weniger strengen Anstalten eine etwa der sechsten deutschen Gymnasialclasse entsprechende Vorbildung gefordert wird. Der Lehrplan selbst umfasst in fast allen Schulen heute vier Jahrgänge mit acht Monaten ununterbrochener Unterrichtszeit von bis zu sechs und mehr Stunden täglich, und in einigen ist bereits ein fünfter Jahrgang in Aussicht genommen. Wenn man berücksichtigt, dass die Präsenz bei allen Vorlesungen und praktischen Uebungen obligatorisch und controlierbar ist, wird man zugeben, dass der Unterschied gegenüber den noch viele und lange Ferien unterbrechenen zehn Semestern der deutschen Universitäten nicht zu beträchtlich ist. Ein ganz besonderes Gewicht wird in den letzten Jahren auf den Unterricht in den mit allen modernen Behelfen ausgestatteten Laboratorien für Pathologie, Bacteriologie, physiologische Chemie u. s. w. gelegt; auch wird die praktische Ausbildung in Ambulatorien schon vom zweiten, in Hospitälern vom dritten Jahre an in weitgehender Weise durchgeführt. Dazu kommt noch eines. Die große Mehrzahl der Studenten gehört den weniger bemittelten Classen an; sie wählen das Studium der Medicin aus harter Vorliebe und gehen mit einem wahren Feuereifer daran. Kaffeehäuser und Kneipen, Kartenspielen und andere Ablenkungen der Art sind verpönt. Die bestehenden Studentenverbindungen haben als Hauptzweck gegenseitige wissenschaftliche Förderung, gemeinsames Zusammenwohnen und Zusammenstudieren. Der Ernst dieser jungen Leute in Bezug auf alles, was mit ihrem Studium zusammenhängt, ist sehr bemerkenswert. Dabei üben sie scharfe Kritik an ihren Lehrern. So mancher Docent, der seine Vorlesungen gar zu sehr mit Anekdoten und Mätzchen anfüllt, oder der unpünktlich, oberflächlich oder sonst unangenehm ist, wird von den Studenten einfach „hinausgeboren“, wie es heißt, das ist: langsam, aber sicher zur Resignation gezwungen. Der beliebte, tüchtige Lehrer wird beim Eintritte und zu Ende der Vorlesung mit oft lebhaftem Beifallklatschen und herzlichem Johlen belohnt. Es wird erwartet, dass der Lehrer sich das ganze Jahr hindurch durch häufige mündliche Prüfungen von dem Stande des Wissens seiner Hörer überzeugt. Die Schlussprüfungen am Ende jedes Jahres sind schriftlich. Ein Aufsteigen in den höheren Jahrgang, wenn nicht bei Prüfung in allen Fächern erfolgreich bestanden ist, ist ausgeschlossen. Die übermäßige Wichtigkeit der Studien geht nach Absolvierung der Studien auf einjährig bis zwei Jahre an ein großes Hospital, wo den Unterärzten allerdings ein viel weiterer Spielraum in der persönlichen Behandlung der Kranken gewährt ist, als in Deutschland, und von wo sie meist als recht verlässliche Aerzte abgehen. Dann wird oft noch ein Jahr oder auch mehr an europäischen Universitäten weiterstudiert. Hier machen die jungen Amerikaner nun nicht immer den besten Eindruck und tragen viel zu dem falschen Vorstellungen über amerikanische Medicin bei. Man sollte aber doch diese Jünger Aesculaps nicht als Repräsentanten der amerikanischen Medicin ansehen und übrigens auch nicht vergessen, dass sie sich infolge ihrer oft mangelnden Kenntnis des Deutschen zumeist selbst im Lichte stehen.

Dass die Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Medicin tief in der Schuld von Deutschland — ich wende dieses Wort immer im weitesten Sinne und natürlich auch auf Oesterreich und die Schweiz bezüglich an — stehen, ist eine nicht zu bestreitende und auch wohl selten bestrittene Thatsache. Und trotzdem, wenn auch nicht ohne Kritik, werden die Forschungsergebnisse der deutschen und anderen Nationen studiert und aufgenommen. Schließlich ist ja auch nicht jeder Arzt in Deutschland selbst Forscher. Und wenn auch in Amerika nicht täglich ein neuer Bacillus oder ein neues Medicament entdeckt wird, so wird dort aber doch wissenschaftlich gearbeitet. Der Amerikaner ist eben auch darin praktisch. Er überlässt dem deutschen Collegen die zeitraubenden und mühseligen Untersuchungen und Forschungen auf ätiologischem und allgemein pathologischem Gebiete. Er selbst arbeitet dessen weitgehendsten Schlussfolgerungen. Uebrigens wird es auch darin nach und nach anders. Auch in Amerika werden jetzt manchmal ganz neue Pfade gefunden und gezüchtet und werden neue Krankheiten entdeckt. Das Hauptinteresse des amerikanischen Arztes ist aber seit jeher den therapeutischen Maximen, sowohl in chirurgischer als in medicinischer Richtung, gewidmet. Als Koller im Jahre 1884 die anästhetische Wirkung des Cocains fand, da stürzten sich die amerikanischen Aerzte förmlich auf das neue Mittel, und binnen wenigen Wochen gab es eine Hochflut von Artikeln über die verschiedenartigste Verwendungsmöglichkeit desselben. Ebenso als Koch im Jahre 1890 das Tuberculin vor die die in athemloser Spannung harrende Welt brachte, da wurden schleunigst Specialagenten nach Berlin entsandt, um die kostbaren Fläschchen mit ominösem Inhalte zu erwerben.

Dass die amerikanischen Aerzte ganz besonders in der Chirurgie Bedeutendes leisten und mit den besten Operateuren aller Nationen ebenbürtig sind, ist ja [illegible] genügend bekannt. Ich möchte hier nur [illegible] persönlicher Erfahrung, die mich zu

einem warmen Verehrer und Bewunderer unserer Chirurgen gemacht hat, und meine Vorbilder waren doch Männer wie Billroth und Albert, zu deren Füßen ich gesessen und deren Worten ich gelauscht. Und wenn in diesem Momente in deutschen Zeitungen die Maßnahmen anerkannter Capacitäten, die unserem armen Mc Kinley zur Seite gestanden, ohne genügende Kenntnis der Sachlage kritisiert und getadelt werden, so müssen solche oberflächliche Urtheile als vorlaut zurückgewiesen werden. Doch ich will nicht persönlich werden.

Auf einem Gebiete hat die amerikanische Medicin seit jeher ihre glänzendsten Erfolge zu verzeichnen gehabt, auf dem der Zahnheilkunde. Und noch heute kommen alljährlich viele europäische Aerzte zu uns, um sich die geradezu glänzende Technik der Amerikaner anzueignen.

Was nun die Beziehung des Arztes zum Publicum betrifft, so ließe sich darüber manch Interessantes mittheilen. Vor allem dürfte dem deutschen Publicum das mehr auf geschäftlichen Principien basierende Verhalten der Aerzte in Amerika seltsam erscheinen. Der Arzt läßt sich nicht wie in Deutschland zum Schlusse der Behandlung das Honorar gewissermaßen als gnädiges Geschenk präsentieren, sondern macht seine Forderungen in Form einer Rechnung, in der er seine eigenen Leistungen entsprechend taxiert. Ist man einmal an dieses System gewöhnt, so ist es sowohl für den Arzt als für den Patienten das bequemere und angenehmere. Im allgemeinen sind die amerikanischen Patienten sehr anspruchsvoll, das heißt sie erwarten von ihrem Arzte ziemlich eingehende Aufklärung über den Krankheitsfall und über die in Aussicht genommene Behandlung. Es kommt nicht selten vor, daß ein Patient direct mit der Frage in das Ordinationszimmer des Arztes tritt: „Glauben Sie, daß Sie mich von dieser und dieser Krankheit curieren können?“, und daß später dann vielleicht ein recht scharfes Verhör von Seite des Patienten versucht wird zu dem Zwecke, um die Werstertheit des Arztes zu prüfen. Freilich läßt sich das nicht jeder Arzt gefallen. Der unbedingte Autoritätenglaube, der für die deutschen Verhältnisse so bezeichnend ist, und der es mit sich bringt, daß irgend ein mit einem akademischen Amt bekleideter Arzt a priori des Vertrauens seiner Patienten sicher ist, existiert bei uns gar nicht. Wenn Mrs. Smith von Nachbarin hört, daß Doctor Soundso den Mr. Jones von dieser oder jener Krankheit erfolgreich curiert hat, so ist ihr das viel maßgebender, als wenn ein anderer Arzt in der wissenschaftlichen Welt eine anerkannte Persönlichkeit ist. Seenen, wie sie sich selbst in den Consultationszimmern deutscher Professoren erlebt habe, wo der Patient einfach nicht zu Worte kommt und auf die allerobersächlichste Unterfragung hin in einen Curort gesandt wird, wohin zu gehen ihm vielleicht seine Mittel absolut nicht erlauben, und wo nach einer zwei Minuten lang dauernden Audienz, dropdown das übliche Honorar im Empfang genommen wird, sind bei uns in Amerika einfach unmöglich. Der Patient bezahlt gut, wenn er kann; aber er darf auch immer erwarten, einer gründlichen Untersuchung und einer ernsten Erörterung seines Falles gewürdigt zu werden.

Es scheint mir in diesem Zusammenhange nicht unwesentlich, eine Einrichtung zu erwähnen, die schon seit vielen Jahren der ärztlichen Praxis in Amerika ein eigenes Gepräge aufgedrückt hat, und das ist die Institution der geschulten Pflegerinnen, deren es in jeder größeren Stadt viele hunderte gibt. Es sind das Damen, die zwei bis drei Jahre in einem großen Hospitale eine gründliche Ausbildung genossen haben, und die dann in der Praxis den Arzt in sehr wirksamer Weise entlasten. Es kommt wohl kaum heute vor, daß selbst in den mittleren Schichten der Bevölkerung ein Fall von Typhus, von Lungenentzündung oder eine gewöhnliche Entbindung ohne Hinzuziehung einer solchen trained nurse unternommen wird. Sie sind ein wahrer Segen im Hausbalte, und es ist mir oft unverständlich, wie die deutschen Aerzte ohne sie fertig werden können, denn die z. B. in Oesterreich vielfach damit Pflegerinnen aus den Rudolfinerheime sind an Zahl so schwach vertreten, daß man an ihre allgemeine Verwendung vorläufig nicht denken kann.

Ich habe es im vorstehenden geflissentlich vermieden, auf die Leistungen der amerikanischen Medicin in den verschiedenen Zweigen näher einzugehen oder die glänzenden Vertreter derselben bei Namen zu nennen. Die amerikanische Medicin und die amerikanischen Aerzte brauchen keine Entschuldigung. Ich stimme nicht in den chauvinistischen Ruf jener ein, die glauben, daß die Zeit nicht ferne ist, wo junge Aerzte aus Europa zu uns kommen werden, um zu lernen; aber ich glaube sagen zu dürfen, daß der enorme Fortschritt, der auf allen Gebieten des industriellen und commerziellen Lebens in den Vereinigten Staaten zu beobachten ist und der zeit selbst in der künstlerischen Production deutlich sichtbar wird, die Medicin nicht unberührt gelassen hat.

Chicago. Prof. Dr. Josef Leister.

H. G. Wells.

Heute, wo die Literatur jedes Volkes an Ueberproduction krankt, gehört die Entdeckung eines Originals zu den großen Ereignissen. Taucht irgendwo auf Erden ein wirklich originaler Schriftsteller auf, so erfüllt sein Ruhm bald die ganze Welt. Man übersetzt seine Werke in alle Sprachen, und wenn sie auch keineswegs eine reife Kunst darstellen, so bringen sie doch eine augenblickliche Abwechslung mit sich, die immerhin des Dankes wert ist. Der fünfundzreißigjährige englische Novellist H. G. Wells ist ein Original; nicht weil er die ausgetretenen Pfade der Convention meidet, sondern weil er ein erstaunliches Maß von Scharfsinn, Phantasie und Gestaltungskraft besitzt. Mit diesen Fähigkeiten verbindet er eine feine psychologische Beobachtungsgabe und eine Gemütsfülle, die mehr als alle seine übrigen bedeutenden Eigenschaften den Namen Wells zu Ehren bringen werden, wenn erst die beiden einzigen aus dem Leben gegriffenen Novellen „The Wheels of Chance“ und „Love and Mr. Lewisham“*) in weitere Kreise gedrungen sein werden. Die Erzählungen, die Wells' Ruhm als Original begründet haben — „The Time Machine“, „The stolen Bacillus“ (1895), „The Island of Doctor Moreau“ und „The Invisible Man“ (1896) — bewegen sich ausschließlich auf technisch-wissenschaftlichem Gebiete, sie sprechen zur Verstandesphantasie, ohne Herz und Gemüth auch nur zu berühren. Der Engländer, der schon lange gewohnt ist, in die Novelle jeden der Literatur noch so fern liegenden Stoff hineingezogen zu sehen, ließ sich durch den Wells'schen Erfindungsreichthum ebenso blenden wie durch die kühnen Zukunftsträume des Amerikaners Bellamy, dessen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ nach dem Urtheile der zeitgenössischen Presse die große Zahl der modernen „Klusterbüchen“ bekanntlich vermehrt hat. Obwohl nun Wells an Kraft der Phantasie und scharfsinnigen Speculationen Bellamy zum mindesten gleichkommt, so blieb doch sein Lesekreis auf England lange genug beschränkt. Nur die Franzosen ließen sich durch seine wunderlichen Erzählungen reizen, es erschienen Uebersetzungen von „The Time Machine“ und „The Island of Doctor Moreau“, und man glaubte darin den Zauber Jules Verne'scher Romantik zu spüren. Die Deutschen kamen erst jüngst nach mit der Uebersetzung eines Buches, das noch zu nennen sein wird: des „Kriegs der Welten“**).

Zeit und Raum haben für Wells keine Grenzen. Seine Gedanken greifen Jahrtausende zurück auf das Chaos, aus dem sich die Erde geordnet, sie schweifen hinüber in kommende Jahrhunderte, die durch soziale und wissenschaftliche Umwälzungen die Welt der Zukunft als ein Chaos in anderem Sinne erschienen lassen; er erhebt seinen Geist zu den Gestirnen im Weltenraum und taucht ihn hinab in die geheimnisvolle Tiefe der Meere. Natürlich führen so maßlos kühne Combinationen, auch wenn sie ein glänzender Verstand ausspinnt, zu haltlosen Prophezeiungen und Unmöglichkeiten. Aber wie viele, die eine Neigung für die Spiele des Scharfsinns haben, lassen sich gern von der Richtigkeit einer Gleichung bigkeit solcher Folgerungen überreden, wenn diese von Voraussetzungen ausgehen, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen. „Fascinierend“ ist das Prädicat, das die englische Kritik den Schöpfungen der Wells'schen Phantasie beigelegt hat. Und treffender konnte man auch nicht die Wirkung der genannten Erzählungen und der beiden folgenden „The War of the Worlds“ und „When the Sleeper wakes“ wiedergeben. Beim Beglegen dieser Bücher sind mir immer die Worte des „Feuerstehenden“ aus der „Feuermaschine“ in den Sinn gekommen: „Die Geschichte war so phantastisch und unglaubhaft, aber die Erzählung — d. h. die Art, wie sie erzählt wurde — so glaubwürdig und nüchtern.“ Die Erfindungen bilden durchweg die Hauptsache: beweg liche Straßen, Flugmaschinen, Kabelwiegen, phonographische Zeitungen, kinetoskope Dramen und Romane und tausendfache romantische Vergnügungsarten der Kinder seiner Zukunft. Es handelt sich in fast allen diesen Novellen nur um die Vorführung von glänzenden Einzelbildern oder Experimenten, deren Möglichkeit in der That ist, daß man diese Dinge mit dem Geiste zu sehen und zu hören vermeint, sondern mit der Schärfe des leiblichen Auges und Ohres in sich aufnimmt. Eine wenigstens in der Composition abgerundete Erzählung liegt in „When the Sleeper wakes“ vor. Aber obgleich die Handlung hierin mehr als ein lockeres Bindemittel ist, so erwecken doch die abenteuerlichen Schicksale Grahams des Schläfers kaum irgend welches Interesse, weil sie auch der inneren Wahrheit entbehren, falls man ihre Unmöglichkeit gläubig hinnehmen wollte. Daher erscheint die Kunst Wells', die hier überall eine beschreibende ist, da allein abwälzt, wie die Schilderung durch ein Missverhältnis einer mehr oder minder lebendigen Handlung gestört wird. Dies gilt von einigen literarisch unzweifelhaft wertvollen kürzeren Erzählungen, die Wells in einem Bande unter dem Namen „Tales from Space and Time“ vereinigt hat.

Die schönste Skizze dieses Bandes ist „The Star“. Sie schildert eine Planetencollision: Ein Wintermorgen dämmerte in London. Das Licht von Gas und Herden schien gelb in den Fenstern und ziegte, wo Leute sich in regen Bewegung. Aber die gähnende Schwimmen hab das Ding, die ungewöhnlichen Massen auf den Märkten blieben mit aufgespeicherten Waaren stehen, Arbeiter, Milchmänner, Bäckereien von Lumpensammlern, Bergmannsmen-

*) Deutsch von Dr. Hans Kaufmann. Berlin, Fischer.

**) Deutsch von Dr. Hans Kaufmann. Berlin, Fischer.

Digitized by Google

abgespannt und bleich auf ihrem Heimwege, heimatlose Wanderer und Patrouillen — auf dem Lande Feldarbeiter, Mitbdiede ..... überall über dem trüben erwachenden Lande konnte es gesehen werden — auf der See von Seelenten, die den Anbruch des Tages beobachteten — ein großer weißer Stern trat plötzlich am westlichen Himmel hervor. — Leuchtender war er als irgend ein Stern an unserem Himmel, strahlender als der Abendstern in seinem vollsten Glanze. Und seine Glut wuchs weiß und groß, sein bloßer funkelnder Punkt von Licht, sondern eine kleine runde, klar strahlende Scheibe. ..... Da wohin die Wissenschaft nicht reicht, starrten die Leute und fürchteten sich; von Krieg und Pestilenz erzählten sie ..." „Das Gefühl banger Erwartung geht unmerklich zu Unbehagen, Angst, Schrecken und Grauen über. Der Stern wird größer und größer, strahlender und strahlender, und näher und näher rückt er der Erde. Immer schwerer lastet der Druck der Angst auf den athemlos zum Himmel starrenden Menschengeschlecht. Wort für Wort, Zeile für Zeile steigert sich die packende Kraft der Schilderung durch alle Phasen der Bangigkeit, der Furcht und des Entsetzens, bis die Nacht hereinbricht, die da zeigen wird, ob „der Mensch vergeblich gelebt hat" ..... „Und überall war die Welt wach in jener Nacht, und im ganzen weiten Christenreiche schwebte in der scharfen Luft ein dumpfes Murmeln über dem Lande, wie das Summen der Bienen im Hebelraum, und in den Städten wuchs dies murmelnde Geflüster zu einem Getöse. Das Läuten der Glocken von Millionen Kirchthürmen rief den Leuten zu: Schlaft nicht mehr, sündigt nicht mehr, versammelt Euch in Euren Gotteshäusern und betet! Und zu Häupten, größer und strahlender werdend, stieg, wie die Erde auf ihrem Weg weiter rollte und die Nacht entschwand, der blendende Stern empor ..."

Eine solche Schilderung verräth ein wunderbar klares Auge und eine feine ausgebildete Darstellungskunst, die einen tiefen Einblick in das unermeßliche Reich der Schönheit eines besonderen dichterischen Anschauungsstils gewährt. Doch nichtsdestoweniger glaube ich, daß auch dies kleine Meisterwerk nur als eine Kunst für Kenner gelten darf, während die genannten Novellen „The Wheels of Chance" und „Love and Mr. Lewisham" — diese meiner Meinung nach sein bestes Stück — vollends die großen Eigenschaften enthüllten, die erst allein seine Werke der Bewunderung jedes Freundes guter Kunst würdig erscheinen lassen, welches Volkes und welcher Geschmacksrichtung er auch sei: die reine Menschlichkeit und Theilnahme. Indem Wells hierin ganz gegen seiner früheren speculative Art auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt und in das volle Menschenleben hineingreift, trägt der Dichter in ihm den Sieg über den Grübler und Phantasten davon. In Mr. Lewisham und Ethel sind ihm Gestalten gelungen, die wahr und treu nach dem Leben mit so tiefer Empfindung und bisweilen so köstlicher Schalkhaftigkeit gezeichnet sind, daß ihre Bekanntschaft für den sympathischen Leser eine Freundschaft von Dauer bedeutet. Mr. Lewisham ist mit achtzehn Jahren Hilfslehrer an einer Schule von Whorthen, „Noch seinem Zimmer zu urtheilen, hielt er von Liebe wenig, aber viel von Größe. Zu Häupten des Bettes, wo gute Leute fromme Sprüche hinhängen, las man in kräftiger Handschrift die Worte: Wissen ist Macht' und Was einer vollbracht hat, kann der andere auch' — unter der andere war natürlich Mr. L. zu verstehen. Diese Sprüche fielen ihm jeden Morgen in die Augen, sowie sein Kopf durch das Hemd fuhr ... Ein „Schema" bezeichnete seinen Tag und Stunde, da er seine Grade und Diplome erwerben wollte. Nach einer Zeittafel, die von der schrägen Decke des Dachstube herabhieng, hatte Mr. L. um fünf Uhr aufzustehen, und das dies kein Scherz Gepränge bedeute, bezeugte ein billiger amerikanischer Wecker neben den Büchern auf der Kiste. „Französisch bis 8", sagte die Tafel kurz, „20 Minuten für das Frühstück" ... Man denke sich nur die wunderbare Kraft einer solchen Tafel ... An sechs Jahren wird Mr. L. seine fünf oder sechs Sprachen können, eine gründliche allgemeine Bildung und die Gewohnheit eines Riesenfleißes sich erworben haben, und doch erst vierundzwanzig Jahre alt sein." Als ein so selbst- und hoffnungsvoller Jüngling fuhr sich Mr. L. in dem ersten Capitel ein. Der Chrgeiz kommt nun in Conflict mit der Liebe. Eines Morgens erellt ihn das Verhängnis beim Latein. Die Stelle wird nie kann er nicht herausbekommen. Er sieht sich, die Feder zwischen den Zähnen, nach dem Wörterbuche um. Da plötzlich verändert sich sein Ausdruck, die Bewaaung „Perlpwärts" nach. Er lauscht auf einen leichten, tappenden Laut ... Doch bis sie man lieber im Original. Gerade in der Schilderung dieser ersten Begegnungen Mr. Lewishams und Ethels offenbart sich Wells als ein großer psychologischer Meister und Charakterzeichner. Diese beiden Gestalten erscheinen uns so sehr menschlich, daß nichts an das englische Blut gemischt, das in ihren Adern fließt. Und das eben glaube ich, bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt in der englischen Romankunst. Die Bücher jener Menschen empfinden wir als eine Bereicherung, nicht wie die Bücher und Leben Anderer, als man selbst in den Charakteren Dickens' als solche muß erkennt wie sie auch in Thackeray und den Altmeisterinnen des Romans [illegible] Doch die Worte eine Illustration Thal, worin [illegible] wollte, daß Landschaften Dichter die Bedeutung [illegible] ein wie großer Abstand zwischen dem „very very English" und dem „very human" liegt.

Elbing. Dr. Friedrich Gratz.

Der Nachruhm des Malers.

Von Wien war er nach Paris gekommen, um hier in der Academie Julien die Malerei zu studieren. Die Neigung zur Kunst hatte er zwar von Kindheit in sich getragen, aber die Welt treibt uns oft anders, als wir es möchten, und unser Freund war zehn oder fünfzehn Jahre lang österreichischer Officier gewesen, ehe er sich entschlossen hatte, den Dienst zu quittieren und sich ganz der Kunst hinzugeben. In Paris suchte er Rath bei seinem Landsmanne Eugen Jettel, dem bekannten Landschafter, dessen Wohnung an der Avenue Clichy zwanzig Jahre lang das Rendezvous aller in Paris lebenden Künstler deutscher Zunge war. Jettel nahm sich des Anfängers mit der ihm eigenen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit an und brachte ihn auf den rechten Weg. Ich glaube, die beiden giengen auch zusammen aufs Land im Sommer und arbeiteten nebeneinander, wobei dann Jettel von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Leinwand seines Genossen warf und hie und da corrigierte. Der ehemalige Officier war ein gelehriger Schüler, und nach einem halben Jahre brachte er seinem Landsmanne eine kleine Landschaft, die so gut war, daß Jettel ihm sagte: „Lieber Freund, von mir können Sie nichts mehr lernen. Besser könnte ich das auch nicht machen."

Darauf ging Fritz — den wirklichen Namen darf ich nicht nennen — nach Fontainebleau, mietete sich hier ein und malte und zeichnete drauf los, was ihm vor die Augen kam. Er hatte ebenjoviel Sinn für die geheimen Reize der Natur, wie Talent für ihre Wiedergabe, und seine Bilder waren Meisterwerke, die irgend ein Meister der Schule von Barbizon ruhig hätte unterzeichnen können. Aber Fritz war unbekannt, und seinem Menschen fiel es ein, ihm seine Bilder abzukaufen. Jettel, der mit dem größten Kunsthändler S. in Verbindung stand, hatte seinen Freund hier empfohlen, aber weiter nichts erreicht, als daß der Händler ein paar Bilder des Malers in seinen Sälen unterbrachte, wo sie schlecht und versteckt hingen und von keinem Menschen beachtet wurden. Fritz lebte indessen schlecht und recht von dem kleinen Einkommen, das er aus seiner Heimat bezog. Er tröstete mit Zuversicht, und alle seine Freunde, die seine Arbeiten kannten, theilten seine Zuversicht, daß der Tag schon kommen werde, wo man auf ihn aufmerksam würde und seine Bilder kaufte. Aber der Tag kam nicht, oder vielmehr er kam, er kam freilich, aber anders, als Fritz und seine Freunde ihn erwarteten.

Im Winter hatte Fritz ein kleines Atelier hoch oben auf dem Montmartre. Es war das ein kleines Loch, worin er durch einen beim Trödler gekauften, oft geflickten und arg zerschissenen orientalischen Vorhang eine Ecke abgetrennt und somit ein Schlafzimmer hergerichtet hatte. Das Licht fiel durch ein großes Dachfenster in diesen Raum und ermöglichte es unserem Freunde, hier im Winter die im Sommer gesammelten Skizzen, Hoffnungen und Entwürfe zu Bildern auszuführen. In diesem Raume ereignete sich eines Tages ein Unfall, der den Träumen des Malers ein Ende machte und doch zugleich seine Hoffnungen verwirklichte. Bewiglstens glaubten wir immer, daß der Unfall im Atelier die Katastrophe herbeigeführt hatte, indem nun auch andere Umstände vorhanden sein, welche den schnellen Tod des Gesichtes beschleunigten. Bei einem großen Sturme mit Hagel nämlich zerbrach das Dachfenster, und die Scherben fielen auf den darunter sitzenden Maler, der dabei am Kopfe verletzt wurde. Die Verletzung war nicht bedeutend, denn Fritz kam am nämlichen Abend zu Jettel und erzählte lachend sein Unglück. Nach ein paar Tagen und Wochen hatten wir alle den Unfall vergessen, Fritz so gut wie wir anderen. Als es wieder warm genug zur Arbeit in Freien war, zog Fritz wie im vorigen Jahre in den Wald von Fontainebleau und arbeitete wie früher.

Eines Tages aber erhielt Jettel einen Brief von ihm, der ihm einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Nur die Adresse und die Unterschrift waren leserlich, alles andere waren nur Punkte und Strichelchen, die in unheimlicher Weise durcheinander liefen. Jettel erschrak dermaßen, daß er sofort nach Barbizon fuhr und den Freund aufsuchte. Er fand ihn einzelschlossen in seinem Zimmer, und vor der Thür saß der Feldschütz des Ortes, den der Bürgermeister hergeschickt hatte. Drinnen lief Fritz auf und ab, stöhnte und schluchzte. Als Jettel eintreten wollte, stieß er entsetzt zurück, hob abwehrend die Hände vor das Gesicht und verkroch sich angstheulend in einen Winkel der Stube. Jettel versuchte ihm zuzureden, aber der Arme gab kein Zeichen von Erkennmiss. Der Freund war ihm gänzlich unbekannt geworden und erschien ihm wie ein gräßlicher Dämon. Mit den nämlichen Zeichen der Furcht und des Entsetzens wich er vor allen anderen Menschen zurück. Jettel telegraphierte sofort an die Familie, und dann wurde der Unglückliche in die Irrenanstalt von Charenton bei Paris gebracht.

Vierzehn Tage später besuchten wir ihn dort, aber er erkannte uns nicht und [illegible] sich vor uns. Einige Monate darauf starb er und wurde

in Charenton begraben, unbekannt und ungenannt. Keine Kunstgeschichte nennt seinen Namen, und kein Kritiker kennt seine Arbeiten.

Und doch sind diese Bilder später mit hohen Preisen bezahlt worden, denn der einzige Wunsch des Todten war in Erfüllung gegangen, man hatte den Wert der Arbeiten erkannt, und die Kunstfreunde und Kenner hatten sie für schweres Geld an sich gebracht. Aber ich habe schon gesagt, daß der Wunsch anders erfüllt wurde, als Fritz es erträumt hatte. Die Art, wie die Gemälde und Zeichnungen des so traurig Geschiedenen auf den Markt und an den Mann gebracht wurden, ist überhaupt das Interessanteste an dieser trüben Geschichte und der eigentliche Grund, warum ich sie erzähle. Der Nachlaß des todten Malers wurde von einem der bekanntesten und angesehensten Pariser Kunsthändler für ein Spottgeld gekauft, wie es natürlich war, denn da Fritz in der Welt der Kenner und Liebhaber ganz unbekannt war, machte niemand dem Kunsthändler diese Arbeiten streitig. Wer es noch nicht wissen sollte, der kann durch diese Geschichte erfahren, daß in der zeitgenössischen Kunst der Name und die Etikette bei weitem die Hauptsache ist. Unter dem Namen unseres unglücklichen Freundes hatte kein Mensch die Bilder haben wollen, und auch nach seinem Tode wäre es schwer gewesen, Käufer dafür zu finden. Was that der Kunsthändler? Er gieng zu der Witwe eines der bekanntesten Mitglieder der Schule von Barbizon und bot dieser Frau, die sich in sehr mißlichen Umständen befand, stattmaßen auch hier der Künstler wenig und die dafür bescheinigen wolle, daß die Skizzen und Bilder des österreichischen Malers Arbeiten ihres Mannes seien und aus seinem Nachlasse stammten. Dieser Versuchung konnte die Frau nicht widerstehen, sie fügte sich dem Verlangen, bescheinigte und stempelte die ihr vorgelegten Arbeiten und erhielt die versprochenen zehntausend Franken. Der betreffende Gemäldehändler aber verdiente Hunderttausende an diesen Sachen, für die er ein paar hundert Franken gezahlt hatte, und Fritzens Arbeiten gelangten zu hohen Ehren und schweren Preisen. Sie zierten nun unter einem der bekanntesten französischen Namen die Salons der reichen Liebhaber und die Säle der Museen, und einige von ihnen werden zu den besten Meisterwerken des großen Landschaftlers gezählt, unter dessen Etikette sie bekannt sind. Und draußen auf dem Friedhofe in Charenton liegt ihr armer Urheber, von dem kein Mensch weiß, und der selber nichts davon weiß, auf welche Art seine Arbeiten schließlich doch noch zu Ehren gekommen sind. Und es ist gut, daß er es nicht weiß, denn Bezweifeln würde ihm diese Wissenschaft kaum machen.

Zum Schluß füge ich noch hinzu, daß diese Geschichte durchaus wahr ist. Durch die Nennung des Namens könnte vielleicht dem armen österreichischen Maler ein Dienst erwiesen werden — wenn er nicht todt wäre. Nun aber, da er todt ist, sei ihm die Ruhe gegönnt. Nur als document humain, als kennzeichnendes Merkmal des modernen Kunsthandels, habe ich die Geschichte erzählt.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

König Harlekin

Ein Maskenspiel in vier Aufzügen von Rudolf Lothar. Zum erstenmale im Deutschen Volkstheater am 14. September 1901.

Die Geschichte führt uns eine Anzahl berühmter Betrüger vor, die ihre Aehnlichkeit mit anderen Personen dazu benützen, sich deren Namen, Rang und Güter anzueignen, aber sie zeigt uns keinen, der die Unverschämtheit und Frechheit weiter getrieben hätte als der falsche Martin Guerre.“ Mit diesen Worten leitet Gaspe de Pitaval die erste seiner berühmten „Causes célèbres“ (Haag 1735), betitelt „Le faux Martin Guerre“, ein. Als Quelle seiner Mittheilung nennt er selbst eine Publication des Proceßreferenten Coras über diesen interessanten Rechtsfall, der uns zeigt, wie wirklich selbst die allernächsten Angehörigen durch eine starke Aehnlichkeit geraume Zeit hindurch getäuscht werden können. Der wirkliche Martin Guerre hatte eines Tages seine Gattin, die reizende Bertrande de Rols, in Artigues verlassen und durch acht Jahre nichts von sich hören lassen. Da erscheint Arnaud du Thil, genannt Pansette, aus Sagias. „Da er dieselben Züge und Gesichtslinien hatte wie Martin Guerre, wurde er von den Schwestern und dem Onkel Martins, von der Gattin und ihren Eltern für den richtigen Gemahl Bertrandes erkannt. Er hatte seine Rolle vortrefflich studiert und von Martin Guerre, mit dem er auf seinen Reisen bekannt geworden war, die persönlichen Details zwischen ihm und seiner Frau erfahren, die Gebräuche, die sie gepflogen und was sie einander nur unter dem Schatten der Nacht im Ehebette zuzuflüstern, den Zeitpunkt ihrer ersten Liebesfreuden, kurz auch jene Geheimnisse, die der Gatte sonst mit dem Schleier der Verschwiegenheit zu verhüllen pflegt. Der Betrüger war von tausend Kleinigkeiten unterrichtet, man kann sagen, er kannte seinen Martin Guerre gut ausgenommen, besser noch als der wirkliche Martin Guerre.“ Drei Jahre lebte Arnaud du Thil mit Bertrande de Rols und zwei Kinder zeugte er mit ihr in dieser Zeit. Endlich aber riegen Bedenken in Bertrandes Seele auf, sie wandte sich an die Gerichte und schließlich erschien gar der rechte Martin Guerre und der falsche Martin Guerre wurde mit Urtheil des Parlaments von Toulouse vom 12. September 1560 zum Tode verurtheilt und am 16. September, nachdem er noch ein Geständnis abgelegt hatte, vor dem Hause des Martin Guerre an einem Galgen aufgehenkt. Beiläufig bemerkt wurde übrigens zwölf Jahre später auch sein Distorter Coras auf dieselbe Weise vom Leben zum Tode befördert: er wurde als Calvinist in der Bartholomäusnacht vor dem Thore des Parlamentsgebäudes zu Toulouse in seiner rothen Robe gehenkt.

Ich erwähne diese Geschichte nicht etwa, weil ich meine, sie sei irgendwie vorbildlich gewesen für Lothars „König Harlekin“, sondern weil sie uns zeigt, daß nicht nur in der Hofluft, in die sich Könige und Thronprätendenten abzuschließen vermögen, sondern selbst in den engen Kreisen des täglichen Lebens erfolgreich Täuschungen der Art möglich sind, wie sie uns die Geschichte des Semerdh, des Demetrius, der portugiesischen Sebastiane überliefert hat. In einem gewissen Sinne sind übrigens alle die Genannten Vorbilder für den König Harlekin, freilich nicht mehr und nicht weniger als jener Artemon, von dem uns Plinius (VII. 10, 3) und Valerius Maximus (IX. 14) erzählen, die Witwe des syrischen Königs Antiochus Theos, Laodice, habe seine Aehnlichkeit mit dem von ihr ermordeten Gatten dazu benützt, ihn den sterbenden König spielen und sich als Thronfolgerin einsetzen zu lassen. Die Sache nach Vorbildern oder sonstigen Quellen für Lothars „König Harlekin“ bemeist aber eigentlich nur, daß wir uns bereits an die Erfindungsarmut der Dichter unserer Epoche als an eine Art Naturgesetz gewöhnt haben — und daß Rudolf Lothar diese Regel durchbrochen, daß er wirklich einen neuen Stoff erfunden oder doch einem alten Stoffe eine wesentlich neue Seite abgewonnen hat.

Nicht eine natürliche Aehnlichkeit bietet in seinem „König Harlekin“ dem Betrüger bequemen Anlaß zum Eindringen in eine fremde Machtsphäre, sondern die Aehnlichkeit wird erst künstlich geschaffen und ein Schauspieler, ein verachteter Komödiant, Harlekin ist es, der sich die Maske des Königs anschminkt, um seine Rolle zu spielen. Und nachdem er sie eine Zeitlang gespielt, legt er die Maske wieder ab und wird, was er zuerst gewesen, Harlekin; die Noth, in die Harlekin gerathen ist, da er, seine Rechte an der Geliebten vertheidigend, den König erschlagen hat, hat ihn dazu getrieben, früher nur im Scherze geübte Künste zu verwerten und sich an des Königs Stelle zu setzen; die Noth, in die Harlekin als König geräth, treibt ihn dazu, das angemaßte Scepter wieder hinzulegen und neuerdings zur Peitsche zu greifen. Denn der König Schauspieler, Harlekin der Komödiant, gegenüber, ein Gegenstück wie er einschneidender und fruchtbarer kaum gedacht werden kann. Sofort hat jeder die Empfindung: das ist ein herrlicher Stoff. Aber wenn wir dann der Dichtung folgen, so meinen wir schließlich uns den Worten des den König spielenden Harlekin: „Ich stehe vor einem Stoff und kann ihn nicht meistern, kann ihn nicht formen, nicht bilden,“ des Dichters eigene Klage herauszuhören.

Nicht etwa, daß ihm die äußere Construction nicht wohl gelungen wäre. Im Gegentheil. Der Verlust Harlekins mag den Gedanken nahegelegt haben, statt des einfachen gegebenen Aehnlichkeitsspieles der Natur eine künstliche Verwandlung des Aeußeren zu setzen. Gerade diese Neuerung aber bot Anlaß zu mannigfacher Abwechslung und Bühnenwirkung, da dann der Schauspieler seine beiden Rollen dem Publicum gegenüber scharf auseinanderhalten, zwischen ihnen hin und her irrlichtern und zum Schlusse in deutlich erkennbarer Weise von der zweiten wieder zur ersten zurückkehren kann. Die technischen Schwierigkeiten aber, die sich aus der äußeren Verschiedenheit der beiden Figuren ergaben, hat Lothar sehr geschickt überwunden.

Zehn Jahre lang war Prinz Bohemund von der Heimat entfernt, niemand von den Seinen hat ihn in der Zwischenzeit gesehen. Darauf, daß er kein großes Gefolge mitbringt, hat uns schon seine Mutter vorbereitet: „Er bringt keine Hilfe. Nicht eine Galeere, nicht einen Söldner. Aber Narren und Courtisanen, wenn das Geld gereicht hat, sie zur Reise anzustaffieren.“ So sind wir auch nicht überrascht, daß der Prinz nur mit einer Truppe von Komödianten in Königsschlosse einzieht und Quartier nimmt. Denn das ist eines der Geheimnisse der Bühne, daß uns auch das Seltsamste nicht mehr verwundert, wenn es uns einer der Mitspielenden von vornherein als selbstverständlich bezeichnet hat. Wie von ungefähr erfahren wir, daß Harlekin von seinem Herrn, dem Prinzen, oft verhalten wurde, seinen Doppelgänger zu spielen, daß alle äußeren Behelfe hiezu bereits vom Schiff ins Schloß gebracht sind, daß Harlekin auch Stimme und Gebärden des Prinzen täuschend nachzuahmen vermag, und daß diese seine „geheime Kunst“ allen anderen, selbst Colombinen, „ganz geheim“ geblieben ist. Und ebenso nebenbei erfahren wir, daß die Manier von der Loyola des Saales im Königsschloß steil abfällt zur brüllenden Meeresbrandung. Noch konnte sich niemand recht mit dem heimgekehrten Prinzen beschäftigen. Aller Aufmerksamkeit ist an das Sterbelager des Königs gefesselt, nur Böhemunds Ohm Lancelot und seine Braut Gisa haben mit ihm wenige Worte in später Abenddämmerung gewechselt.

Digitized by Google

Da geräth der Prinz mit Harlekin um Colombinens willen in Streit, Harlekin erschlägt den Prinzen, wirft den Leichnam von der Loggia in die Brandung, die wohl behalten mag, was sie verschlungen hat, maskiert sich mit raschem Entschlusse als Bohemund und da eben der König gestorben ist und die vor der Stadt stehenden Genuesen einen Angriff machen, wird Harlekin als der neue König mit Schwert und Helm bewehrt und mit fort in die Schlacht gerissen. Hatte er zunächst nur um aus dem Palaste zu entkommen sich hinter der Maske des Todten verborgen, dann die Rolle weiter gespielt, weil er den Weg nicht mehr frei gefunden, so erwacht in ihm nun, da er ein tiegetscher König geworden, die Lust, König zu bleiben. Fehlt es ihm doch nicht einmal an den nöthigen Vorkenntnissen, war er doch einmal Soldat gewesen und hatte sogar eine Zeit in Padua auf der theologischen Schule zugebracht!

Soweit ist alles sorgfältig vorbereitet und so glaubhaft gemacht, als es eine derartige Sache überhaupt werden kann. Aber der Stoff, wie ihn Lothar gefaßt hat, enthält außer der äußeren, technischen, noch eine innere, dichterische Schwierigkeit, und dieser, glaube ich, vermochte er nicht Herr zu werden.

Wenn Arnaud du Thil bei der hübschen Bertrande de Rols die Rolle ihres Gatten Martin Guerre spielt, wie in Pitavals „Causes célèbres", so ist das ein interessanter Thatbestand, und wenn der arme Fischer Gabbriele die Stelle des erkrankten Lazzaro einnimmt und dann mit kluger List auch die verlassene Gattin zu sich in seine neue Lebensstellung heraberholt, wie in Grazzinis Cene, so ist das eine reizende Novelle; in dem ersten Fall folgen wir mit Aufmerksamkeit den Windungen des Processes, im anderen Falle der sich ungezwungen der Lust am Fabulieren hingebenden Phantasie des Dichters. König und Harlekin aber, das ist ein Gegensatz, der zur Vertiefung verlockt, gar in unserer Zeit, in der die Armut an schöpferischer Phantasie sich überhaupt gerne hinter dem Scheine gedankenschwerer Reflexion verbirgt. So hat denn auch Lothar seinen Stoff, den er nach Art der Fabulisten der classischen Periode der Novelle frei erfunden, nicht naiv oder mit phantastischer Laune ausgestattet, sondern er hat ihn mit Ideen zu versehen gesucht. Und damit hat er ihn verdorben, denn dazu reichte seine Kraft nicht aus. Er wollte eine Satire auf das Königthum schreiben, aber es ist nur ein Panegyricus für das Komödiantenthum daraus geworden.

Seit es ein Königthum gibt, hat es unter den Königen auch Verbrecher, Dümmlinge und Narren gegeben, genau so wie uns die Geschichte von Edlen und Weisen unter ihnen berichtet. Und da die Verbrecher, Dümmlinge und Narren überhaupt unter den Menschen viel dichter gesäet sind als die Edlen und Weisen, so kann man sich leicht ausrechnen, daß es bei den Königen auch so sein wird. Daß der alte König und Bohemund Verbrechernaturen sind, trifft das Königthum so wenig, wie daß Bohemunds Thun Tancreds und dem „Königsgedanken", wie Lothar sich ausdrückt, lieber hundert Unschuldige, als daß Ihr einen Schuldigen entkommen lieget". „Um ein Volk gut regieren zu können, muß man lernen, es zu verachten" oder „Ein König irrt nicht". Man kann das Königthum bekämpfen — aber dann muß man etwas anderes zeigen, das man an seine Stelle gesetzt sehen möchte. Das versucht aber Lothar gar nicht. Von Ibsen entlehnt er das Schlagwort vom „Königsgedanken", aber er construiert den Königsgedanken willkürlich, um dann das Product seiner eigenen kunne billigen Mißverständnissen preiszugeben, sich mit dem Königsgedanken Tancreds, „Die Kraft ist das Recht", ganz willkürliche Consequenzen und vermag diesem Königsgedanken keinen anderen Gedanken gegenüberzustellen, weder einen anderen Königsgedanken, noch den Gedanken irgend eines anderen Machthumes oder Rechthumes oder Volksthumes. Lothar „leibt" sich nur am Königthum. „Da seht her," sagt er, „bin ich kalt! Da stelle ich einen König her, der ein Schuft ist, und da stelle ich einen König her, der ein Cretin ist! Und ist sage ich, der Königsgedanke ist nur eine leere, dröhnende Rüstung, und jetzt: „ein guter Harlekin ist mehr werth als ein Dutzendkönig" und Könige findet man leicht, einen Harlekin wie mich sehr schwer" und jetzt es ist leichter, einen König zu spielen, so daß das Volk glaubt, es sei der wahre König, als mit einem falschen Harlekin das Publicum beschwatzen zu wollen" und das alles sage ich, und man kann mir doch nicht an."

Lothar hat dem Königsgedanken und dem Königthum nur Einen entgegenzuhalten: Harlekin. Der bleibt macht er seine Verbeugung und gehen jenen hoch er dabei den Rücken. Das ist der eigentliche Witz des ganzen Stückes. „Wer nicht stehlen und unterschlagen ist wie ein Verbrecher, wer nicht demuthig ist wie ein Priester, nicht tapfer wie ein Soldat, wird nie einen Verbrecher, einen Priester, einen Soldaten je wieder kennen, das der Zuschauer die Mimik verlernt und vom Leben eigentlich nichts. Darum ist der Schauspieler ein so herrlicher Mensch, weil er so vielmals in so vielerlei Weisen. Und weil es besser ist, ich hinscheinen als andere. Weil es kein Unrechtes zeigen muss, kennt er es so gut nicht." Aber der Unterschied Macht des Menschenspielens, das ist nicht allerdings der gleichen Ansicht sein. Aber da Schauspieler sind ja auch Könige und an den Schauspielern liegt dann die Verantwortung, daß auch sie als an den Königen. Denn in ihren Händen liegt der Erfolg, und wenn sie mit besonderer Lust spielen, dann spielen sie meist auch besonders gut. Mit ganz besonderer Vorliebe aber spielt der Schauspieler sein Spiel über die Rolle eines Schauspielers, der selber wieder irgend eine Rolle spielt. Und so war denn auch die ganze Aufführung des Komödiantenstückes „König Harlekin" im Deutschen Volkstheater glänzend: der glänzendste von allen aber war Herr Kramer als Harlekin, der den König spielt. Reicher Beifall lohnte ihm und den anderen Darstellern sowie dem Verfasser, der, wenn ihm auch nicht der große Wurf eines Dichterwerkes gelungen ist, wie manche glauben machen wollen, doch gewiß ein interessantes, bühnenwirksames Drama geschaffen hat. Max Burckard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Graf Goluchowski arbeitet unermüdlich auf dem Gebiete der auswärtigen — Blague. Kaum, daß die alte Blague von dem österreichisch russischen Balkan-Uebereinkommen wie eine Seifenblase geplatzt ist, ist er schon in seinen Blättern mit einer neuen Blague zur Hand. Sie betrifft schon wieder ein Balkan-Uebereinkommen, zu dauern Oesterreich, aber nicht ein solches, das zwischen Oesterreich und Rußland, sondern eines, das — mit Respect zu melden — zwischen Griechenland und Rumänien abgeschlossen worden sein soll. Die neue Blague hat freilich den Vergleich mit der alten nicht aus. Die alte war eben so unübertrefflich, daß auch Graf Goluchowski selbst sie nicht wieder erreichen, geschweige denn übertreffen könnte.

*

Aber immerhin zeigt auch die neue Blague die bewährte Technik der alten. Ein vergleichendes Studium der beiden ist der Mühe wert. Damals war die „offene Aussprache", die zwischen dem Grafen Goluchowski und dem Grafen Murawjew in Petersburg 1897 gelegentlich des Kaiserbesuches stattfand, die thatsächliche Grundlage der Goluchowski'schen Phantasiepolitik. Jetzt wird der gleichzeitige Aufenthalt der Könige Carol und Georg in Abbazia ähnlich ausgeschrotet. Die Könige sind aber ohne die Minister in Abbazia zusammen gewesen. Das ist bei constitutionell regierten Königen, wie die von Rumänien und Griechenland, ein schwerer Defect für die Blague. Aber nur nicht verzweifeln! Talar sind anlässlich eines neue hundert rumänische Studenten in Griechenland studiren werden. Dem Gedankenaustausche der Könige haben Kaiserbesuche also, mit Ueberspringung der Minister, gelegen die Völker selbst ohne Sanction entheilt — eine An Plebiscit. Das Balkanübereinkommen zwischen Griechenland und Rumänien ist damit fertig — so fertig, wie es das zwischen Oesterreich und Rußland seligen Angedenkens auch nicht fertiger war.

*

Doch was haben wir, Oesterreich Ungarn, davon, wenn Rumänien und Griechenland sich schon miteinander auseinander? Das ist auch wieder ein Defect im Material, den Graf Goluchowskis Technik allein zu decken vermag. Er sagt einfach — wir citieren wortlich aus der „N. Fr. Pr.":

„Der Freund unseres Freundes ist auch unser Freund — das Evangelium überwand. Wenn Rumänien, das sich an Oesterreich Ungarn an gebildeten hat, Griechenland zum Freunde hat, so muß letzteres auch Oesterreichs Freund sein."

Das ist doch ein schlagender Beweis. Er hat noch den besonderen Vorzug, daß man ihn auch umkehren kann. Griechenland war bisher ein Zeuband Rußlands. Rußland hat nach dem glorreichen griechisch türkischen Krieg Griechenland Thessalien gerettet und die Gouverneursrecht des Prinzen Georg auf Creta liegt gegen den ewigen Widerstand Oesterreichs und Deutschlands durchgesetzt. „Wenn jetzt" — in declenmus dieses logischen Beweisführung um — „Griechenland, das sich an Rußland angeschlossen hat, Rumänien zum Freunde hat, so muß letzteres auch Rußlands Freund sein." Man sieht, für die Argumentation des Grafen Goluchowski gilt genau dasselbe wie für die Executive: Ausgleichen ist auch gefährlich. Das bewiesen aber nur, daß die Technik des Grafen Goluchowski ganz auf der Höhe der modernen Erfindungen steht. Die Eisenbahnen sind eine Erfindung, die Oesterreich gestützen Balkan Uebereinkommen des Grafen Goluchowski sind auch eine Erfindung. Es ist nicht einzusehen, warum beide nicht der gleichen Zukunft folgen sollten.

*

Die Technik des Grafen Goluchowski geht aber noch über die der Eisenbahnen hinaus. Nicht jede Eisenbahnlinie kann man ruhig nur zwei Jahre fahren, um sich von der Solidität des Goluchowski'schen Legat aber auch trotz dreier Beweis kann Beispiel nämlich an seiner Verbindung bewiesen zu haben, daß Rußland Oesterreichs Freund ist? Mit der Goluchowski-schen Freundschaft ist es ja ein Kindesspiel. Beide der Zar hat sich anlässlich in Tarasp mit dem Deutschen Kaiser angefreundet. Der deutsche Kaiser ist unser Freund. Also muss auch der Zar unser Freund sein — [illegible] Aber auch das Thatsachen dagegen sträubt. [illegible] Das Goluchowski'sche Argumentation kann man eben alles de [illegible] [illegible] [illegible]

Wir dürfen nicht sagen, Böhmen war ein deutsches Erbland und muß es wieder werden, weil wir dann contractbrüchig würden und weil der Kaiser den Vertrag geschlossen hat, daß der norddeutsche Bund gebildet werde, und seine Zustimmung dazu gegeben hat, daß Oesterreich aus demselben ausgeschlossen werde."

Jetzt wird der Abg. Schönerer doch endlich begreifen, daß er ein ungeheilter Mensch ist. Jetzt da Pläne mit deutschen Bundesländern aus und hat keine Ahnung, daß, wenn er sie ausführt, er einfach contractbrüchig, ja wohl! contractbrüchig wird und auf das Niveau der Eroberer und Landarterienzerstörer herabsinkt, die alle contractbrüchig geworden sind, um Weltgeschichte zu machen, während der Dr. Schücker Weltgeschichte ohne Contractbruch macht. Es ist schade, daß die großen Contractbrecher der Weltgeschichte, wie die Alexander, Napoleon u. s. w. u. s. w. schon gestorben sind. Wenn sie der Wählerversammlung in Oberleutensdorf beigewohnt hätten, hätten sie den großen Irrthum ihres Lebens doch wenigstens erkannt.

Volkswirthschaftliches.

An der Wiener Börse folgt ein Curssturz dem anderen. Das geht nun für die Eisenwerte schon zwei Jahre, für die anderen Werte schon sechs Jahre mit kurzen Unterbrechungen so fort. Bezeichnend genug waren es in den letzten Tagen wiederholt Käufe für deutsche Rechnung, welche den Cursrückgängen wenigstens vorübergehend Halt boten. Und doch hat Deutschland nach einem ungewöhnlichen wirthschaftlichen Aufschwung eine ungeheure Erschütterung erfahren, während wir keinen Aufschwung gehabt haben, daher auch keine Ursache zum Krach hätten. Aber dinges leider auch unsere Industrie, die von der Conjunctur wenig verspürt hat, unter den Niedergang, und unsere Industriellen müssen einbekennen, daß sie mit verringertem Absatz und mit Preisrückgängen kämpfen. Aber die Minderertragnisse sind in Oesterreich nicht solcherart, daß sie auch nur entfernt die Cursstürze motiviren könnten. Die haben ihr Ursache in den mahnendigen Lehren, welche eine maßlose Börsenspeculation anhäufende Speculation hervorgerufen hatte. Diese Speculation hat nie gerechnet, weder ob die Curse mit den Erträgnissen, noch ob die Engagements mit den Geldmitteln in einem vernünftigen Verhältnis ständen. Sie hat nur gekauft, und je höher die Curse infolge dieser Käufe stiegen, desto mehr wurde gekauft, je mehr dafür auch geboten wurde, desto höher wurde gekauft, je mehr dafür auch geboten wurde, desto höher wurde gekauft, je mehr dafür auch geboten wurde, desto höher

Bankvereein contrahiert hat, der nun nicht mehr zur Dividendenzahlung den Credit vergrößern möchte. Der Vorgang ist namentlich deshalb be achtenswerth, weil er wahrscheinlich nicht vereinzelt bleiben wird.

Eines der unerfreulichsten Zeichen dafür, daß sich Deutschland in einer langwierigen Krisis befindet, ist die billige Zinsfuß der letzten Monate gewesen. Zwar hat man sich die Finger wundgeschrieben, um nachzuweisen, daß gerade in dem billigen Zinsfuß der Keim zu einem Wiederaufleben unserer Volkswirthschaft liegt. Nun ist es allerdings unbestreitbar, daß in der Regel, nach der enormen Anspannung der Geldlage vor den Krisen, das Sinken des Zinsfußes zum Schluß der Krisen wieder allmählich das Capital zur Anlage in industriellen Werten heranzieht und dadurch den stillen gewerbenen Körper neue Kräfte zuführt. Aber man darf sich nicht selbstlich an die Thatsache des höheren oder niedrigeren Zinsfußes halten, sondern man muß in das Wesen des zwischen Geldmarkes eindringen. Wenn man dies thut, so charakterisiert sich die diesmalige Geldbilligkeit als das beredte Zeichen einer Krise. Denn sie entspringt der totalen Muthlosigkeit des Capitals, das nicht einmal wagt, sichersten Staatspapiere zu kaufen, sondern in seiner Angst soviel wie möglich Bargeld zusammenscharrt. Nur so ist es zu erklären, daß trotz des billigen officiellen Geldstandes für diejenigen Leute, die wirklich des Credites bedürfen, keine Mittel vorhanden sind. Das Charakteristische ist ferner, daß in dem Moment, wo die Vorbereitungen für den Octobertermin großes Geldbedürfnis hervorrufen, die Zinsfüße anzuziehen beginnen. Man hat allgemein angenommen, daß die Reichsbank schon am letzten Donnstag ihren Discont erhöhen würde. Sie hat es nicht gethan und man ist deshalb hier und da sehr wohl. Aber die Ziffern des letzten Reichsbank-Ausweises sind alles eher als günstig. Allerdings ist der Metallvorrath der Bank mit 2272 Millionen Mark so hoch, wie er seit Jahren nicht gewesen ist. Aber die Anlagen in Wechseln und Lombards, welche im Vorjahre 4379 Millionen Mark betrugen, sind diesmal auf 4829 Millionen Mark herangewachsen. Damit haben die Wechsel und Lombards der Bank eine Höhe erreicht, wie sie seit einem Jahrzehnt nicht aufzuweisen war. Und das ist bezeichnend für die augenblickliche Situation. Wohl ist diese Erhöhung des Wechselstandes zum Theil auf ein bärtenechselndes Moment zurückzuführen. Ich habe schon früher an dieser Stelle eingehend die Arbitragethätigkeit auf dem hiesigen Markt für Privatdisconten beleuchtet. Dadurch, daß eine ganze Reihe von Wechseln, die früher Privatdiscounten waren, von den Privatdiscounteren nicht mehr getauft werden, ist man gezwungen, sie an die Reichsbank abzugeben. Aber das allein genügt nicht, um die große Anspannung der Bank zu erklären. Vielmehr ist sie ein Zeichen dafür, daß es der Industrie bisher nicht gelungen ist, die großen Wechselmassen einzudämmen, sondern daß im Gegentheil, namentlich durch die vielen Moratorien, der Wechselbestand sich noch vergrößert hat. Das ist uns auch ein Zeichen dafür, daß an ein Ende der Krisis vorläufig noch gar nicht zu denken ist. Wie ängstlich die Situation von den Betheiligten aufgefaßt wird, beweist, daß die Grovorbindlichkeiten der Reichsbank von 1899 Millionen Mark im Vorjahre auf 6326 Millionen Mark gestiegen sind, man speichert also möglichst große Barmittel auf. Es ist unter diesen Umständen und noch eine Frage von wenigen Wochen, vielleicht sogar nur von Tagen, wann die Reichsbank den Discont heraufsetzen wird. **Georg Bernhard.**

Kunst und Leben.

Im Burgtheater hat eine Frau Wondthal vom Königlichen Theater in Hannover drei Debutrollen absolviert. Die letzte derselben, die ich allein gesehen habe, hat mich mein Verhältnis der beiden ersten nicht bedauern lassen. Als Herzogin von Malfborough in Scribes „Ein Glas Wasser" spielte Frau Wondthal nicht nur die würdige Verwandte der jungen Abigail, sondern war sie auch eine würdige Partnerin von — Frl. Clemens. **Max Burckhard.**

Unter außergewöhnlichen Beifallsbezeugungen des Publicums spielte Frau Förster Lauterer ihr Gastspiel an der Hofoper als Mignon fort. Kein Zweifel, daß wir in ihr eine schauspielerische Kraft zu begrüßen haben, deren Leistungen über das gewöhnliche Mittelmaß hinausragen. Aber man müsste sich doch fragen, warum die Künstlerin gerade Mignon als eine ihrer Antrittsrollen gewählt hat, da diese Partie ihrer Stimme nicht besonders günstig zu liegen scheint. Tie klang ihrer Mittellage und Tiefe steht von der glänzenden Höhe so unvortheilhaft ab, daß wir zu wiederholten Malen das Organ von Fräulein Kurz erinnert wurden, obgleich ihr Frau Forster soust überlegen ist, sowohl in der Reife der Darstellung als in der Intonation, mit der Fräulein Kurz bekanntlich noch immer auf gespanntem Fuße steht. In den dramatischen Höhepunkten der Oper hat Frau Förster die Mittel gefunden und hat in der Schlußscene des zweiten Actes zu einem Eindrucke verholfen, den ihr nur wenige Darstellerinnen zu geben vermochten. Als Wilhelm Meister war Herr Schrödter ein ganz ausgezeichneter Partner. In seinem Rollen, die da häufig zwischen dramatischer Oper und Spieloper hin und herschwanken, hat Herr Schrödter seinen, bald den Sänger in den Vordergrund stellen, bald den Schauspieler, bald den Sänger in den Vordergrund stellen. Dieses Herr Schrödter heute an irgend einer bestimmten Partie einen Vorzug bieten. Jedes Lob muß ihm nun ein Tribut sein. Von der richtigen Auffassung, heute noch weiter wenig Gutes sagen, aber nicht die Gesammtleistung Werthes. Er darum durch gutes, recht gutes Spiel ein gutes Ganze zu machen. Tie Wahrheit muß man sagen, wenn sie gut ist. Wenn sie schlecht ist, muß man sie auch sagen. Tie Wahrheit ist gut

Bücher.

Antwort Tolstoj's auf die wichtigen Tagesfragen. Berlin 1901. Friedrich Gotheiners Verlag. (Russisch.)

Die stille Kraft nicht nur Russlands, sondern vielleicht der ganzen culturellen Welt von heute concentriert sich in der moralischen Persönlichkeit Tolstojs: diese Kraft wirkt erleichternd und befreiend auf unser durch Kompromisse und sonstige Gemeinheiten belastetes Gewissen . . . Für Russlands Menschenwürde ist Tolstojs moralische Größe jedoch eine Gefahr, so paradox das auch klingen mag: was sich intelligent nennt und Anspruch auf freiheitliche Gesinnung erhebt, blickt hoffnungsvoll nach Jasnaja Poljana und erwartet nach jedem Bücklinge das despotischen Regierung von dort ersehnte Gutachten. Tolstoj's Urtheil getrosselt seine Jünger mit — die freiheitsblutternen Russen beruhigen sich: ihrem Gewissen ist Genugthuung verschafft worden. Es ist immer ein tragikomischer Anblick: ein Hundertmillionenvolk, und nur ein ganzer Mann, die vielen jungen Thoren ungerechnet, die unbesonnen und ohne reifliche Ueberlegung, ohne welche schließlich eine soziale Bewegung unmöglich ist, in ebenmäßiger Aufmerksamkeit ihrer reinen Herzen mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen. Auf die Meyeleien vom 4. März bei der Kasan'schen Muttergotteskirche und auf seine Ausschließung aus dem Schoße der orthodoxen russischen Kirche hat der greise Held muthvoll erwidert: ein Brief an den Czaaren und seine Hetzerbeter und ein Brief an den heiligen Synod bilden den Inhalt des vorliegenden Büchleins. Bief nützen wird ja dieser Ruf in der Wüste nicht, die revolutionären Instincte der melancholisch-apathischen Slaven, welche sich einer großen befreienden Bewegung noch niemals gewachsen gezeigt haben, wird er nicht erwecken — fernen Zeiten aber werden diese Briefe mit ein rühmliches Zeugniß sein, daß in unserer decadenten Zeit, der Zeit der Philippinen- und Burenkriege, der Juden- und Chinesenverfolgungen und so vieler vieler anderer Culturthaten ein Mann gelebt hat, der Tolstoj hieß und allein unter Millionen gerade seinen Weg gieng, den Weg zu seinem Gotte.

H. Scudier und A. Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900.

Wenn in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts die literarische Forschung in eine unendliche Masse von Einzeluntersuchungen zu zerfallen und, jedes weiteren Blickes bar, zu verflachen schien, so hieß doch natürlich die Gegenströmung gegen eine zu immerhin nothwendige Richtung nicht aus, und dem Bibliographischen Institut gebührt der Dank dafür, daß es eine Reihe der hervorragendsten Fachmänner veranlaßt hat, zusammenfassende Darstellungen der französischen, englischen, deutschen und italienischen Literatur zu liefern. Dabei ist der leitende Gedanke deutlich der, daß das Schriftthum eines Volkes nicht, wie das namentlich die Specialforschung gar zu leicht thut, isolirt betrachtet werden darf, sondern einen Ausschnitt bildet aus dem ganzen geschichtlichen, culturellen und künstlerischen Leben eines Volkes oder noch besser einer Zeit. Dieser Auffassung entsprechend ist durch Wiedergabe von künstlerischen Darstellungen, zu denen eine Dichtung zur Zeit ihres Erscheinens oder später Anlaß gegeben hat, durch Faksimilebeilagen der ältesten Ausgaben oder Manuscripte verselbe worden, über das bloße gedruckte Wort hinauszugehen, die weiteren Zusammenhänge und Wirkungen wenigstens andeutend anzudeuten, durch Bildnisse die Verfasser uns näher zu rücken und dadurch mit beigetragen zum Verständniß ihrer Werke. Die französische Literatur hat weitere Kreise für sich gewonnen, war nicht leicht. Man muß wie Brunetiere mit einem Eifer, der eines Literaten des siebzehnten Jahrhunderts würdig wäre, das mittelalterliche Schriftthum seiner Heimat verdammt hat, begreiflich bei seinem in literarischer Kritik wie sonst eng herzigen Standpunkt, übrigens dabei ein Urtheil nicht über Kauf durch Sachkenntniß beeinflußt. Gewiß ist der ästhetische Wert mancher, ja der meisten jener Texte, mit denen die Philologen sich abquälen, ein geringer, aber in der ganzen historischen Entwickelung nehmen sie doch einen beden tenden Raum ein, einzelne stehen dichterisch oder psychologisch recht hoch oder haben auf die ganze weitere Literatur, namentlich auch auf unsere deutsche, befruchtend gewirkt; und Persönlichkeiten wie ein Bertram von Born, ein Rutebeuf erwecken durch ihren Muth, ihre Hingabe an eine nach ihrer Auffassung gerechte Sache, durch die Energie ihrer Sprache noch heute unsere lebhafte Sympathie, wie man auch die Hauptvorzüge der französischen Literatur, die logische Klarheit und die klare Darstellung und den esprit gaulois, schon früh bewundern kann. Der schwierigen Aufgabe hat sich Scudier mit großem Geschicke entledigt. Durch wohl gelungene Auszüge gibt er wenigstens annähernd ein Bild des Inhalts und seine Urtheile, auch bei denen, die Texte selber verschmähen sind, ein richtiges Verständnis zu erwecken, kann vielleicht auch den einen und anderen zur Beschäftigung mit einer außerhalb der engsten Fachkreise, ja kaum ihrer Existenz nach bekannten Literatur veranlassen. Dass aber auch der sachkundige Leser manches zum Neue findet, dass die Vertheilung und die Auswahl im ganzen eine treffliche war, mag nur kurz angedeutet werden. Natürlich fehlt es auch nicht an Punkten, bei denen man wieder sprechen müsste; doch sind sie kaum wesentlicher Art; jedenfalls thun sie dem Ganzen keinen Abbruch. Der zweite Text, die moderne Periode, bot weniger Schwierigkeit. Mit Klarß und Gewissenhaftigkeit hat Birch Hirsch sich mit zugelegen sein lassen, trotz der Masse von schon vorhandenen Büchern und Urtheilen sich eine selbständige Ansicht zu bilden und nicht einfach nachzuschreiben was andere vor ihm gesagt haben. Auch er hat mehrfach Auszüge gegeben, selbst aus Molière, Voltaire u. a., und gewiss mit Recht, denn — wie viele gibt es bei uns, deren Kenntnisse der französischen Literatur über die pikanten Romane des neunzehnten Jahrhunderts kaum hinausgehen? Dass der Umfang des italienischen Schriftthums auf das Französische des reichthum und lebhaftesten Jahrhunderts ein ganz ausgezeichnetes starker war, und erst das achtzehnte wieder ganz national wurde, hatte vielleicht mehr hervorgehoben werden können. Also in allem eine treffliche Leistung, auch nach den persönlichen Seite hin, der nicht nur jede Leser nicht nur Fachbibliotheken wünschen darf.

Prof. Meyer Lübke.

Friedrich Eisenschitz: In a wir! Acht Richtigsteten für die lieben Mitjungens und Mitmädels. Verlag Jung-Deutschland. (S. Dyck) Eberswalde.

Es sind meist pikante Geschichtchen, diese „Richtigleiten", wenn auch die Pikanterie oft lahm und pointenlos ist. Aufregend sind diese Humoresken gerade nicht. In der Erfindung sind sie schwach, in der Darstellung manierirt und affectirt. Sie schildern vorzugsweise das Leben der Wiener jeunesse dorée, und wenn Eisenschitz auch ganz gute Beobachtung verräth, so ist er doch von Arthur Schnitzler noch weit entfernt. Der Stil ist von einer gemachten Salopperie, die theils unterhält, theils aber auch nervös macht. Böse kann man indessen dem Verfasser nicht sein, denn er ist ein so urbidel, mit sich und der Welt zufriedener Bursch, daß man sich ganz gern ein Stündchen, in dem man nichts Besseres zu thun hat, von ihm unterhalten lässt. Er macht auch blutjung sein. Hoffentlich gelingt es ihm bald, für sein liebenswürdiges Temperament eine künstlerische Form zu finden.

Harry Mauer.

Karl Maria Klob: Ernster Sang und Schelmenklang. Gedichte. E. Pierson, Dresden und Leipzig, 1901.

Weil die Beschaffenheit dieses Buches symptomatisch ist, müssen ihm ein paar Zeilen gewidmet werden. Hier sind Verse ohne Originalität, Verse ohne Wucht und Anschmiegsamkeit, Bilder ohne feine Farben, Strophen ohne Form. Nirgendwo treten Spuren eines schönen Temperamentes zutage, und es ist wahrhaftig nicht die Schlichtheit der Sprache und Linie, die diese Gedichte so schmucklos erscheinen lässt. „Ernster Sang", das ist natürlich: unglückliche Verliebtheit, Winternacht, Einsamkeit, Waldbande u. s. f. Zwischendurch und am Ende stehen „Humoresken und Satiren", in denen allerlei Begebenheiten kunstlos in Reime gepresst sind, damit schließlich ein mehr oder minder schlechter Witz gewöhnlich, ein mehr schlechter) an den Mann gebracht werde. Weil komischer als diese unan genehme Haltung von Pointe Gedichten wirkt die gleichfalls typische Hochverehrung, die der Autor sich und seinen Kunst entgegenbringt: es verleiht sich, daß er über Gott und die Welt, Philister und Philisterin sehr erhaben ist, und an einer Stelle meint er, erst eine fernere Zukunft werde den Schleier von seinen Thaten heben.

Hans Müller.

Neue der Neuen.

Unter dem Titel „Die Zeit", nationalsocziale Wochenschrift, lässt Friedrich Naumann im Verlage der „Hilfe" zu Berlin, ein neues Blatt erscheinen. In der soeben ausgegebenen Probenummer schreibt der Herausgeber: „Wir wollen national alle Dinge unter dem großen Gesichtspunkt des Kampfes erfassen, den das Deutschthum um seine Existenz und geistige und materielle Bedeutung in der Weltscheit durchzukämpfen hat, und wollen social alle Dinge im Lichte des Gedankens betrachten, dass die Menge der Besitzes die Schätzung ist, aus der unsere geistige und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit emporwuchs. Deutschland braucht zu seiner nationalen Lebenserhaltung soziale Regelung der Production, freiheitliche Gestaltung der Staatsverwaltung und volksthümliche Weltanschauung in Religion und Kunst. Die Gebildeten unseres Volkes müssen ihre Gleichgiltigkeit gegen diese drei Bewegungen der Welt aufgeben und mit den Arbeitermassen ihre besten Kräfte der socialen Neugestaltung des wirtschaftlichen, sittlichen, künstlerischen Thuns und Denkens widmen. Ihnen in erster Linie gilt der Gruß, mit dem das neue Blatt vor ihre Augen tritt." — d. d. Verlach schreibt über den neuen deutschen Zolltarif, den er vor allem unter dem Gesichtspunkt des Entstehungsprozesses zwischen Zaunern und Bauern betrachtet. — L. Brentano schreibt über die politische Praxis und spricht die Hoffnung aus, dass sich Bürgerthum und Arbeiterstadt endlich zusammenfinden werden. — Ueber Feriencurse für Volksschullehrer schreibt Prof. M. Wirth.

„Das freie Wort" 20. August bringt einen Artikel von Martin Hartmann über „die Zukunft des Islams". Nachdem man den Islam vor zwei Jahrzehnten schon ganz todt gesagt, höre man nun häufig behaupten, dass er jetzt „im Erfolg auf Weltmachtgebanken" sinnt. Das ist übertrieben; es gibt noch keine „islamische Gefahr", aber die Bewegung ist eine unstreitige, und Europa tolle bei seinem Handeln bedenken, dass sie nicht zu einer Gefahr wird. Nach einer Zeit der Lethargie hat sich der Islam aufgerafft; er hat die Nothwendigkeit erkannt, sich mit der Geistesarbeit der fränkischen Cultur bekannt zu machen, und sich von den Franken über die zwei wichtigsten Träger geistigen Lebens: Schule und Presse, bemächtigt, und heute haben sie bereits in den letzten Jahren in diesen einen überraschenden Aufschwung genommen. Der Hauptsitz des Islams ist nach wie vor die Türkei, seine Hauptstadt der Sultan. In Afrika ist seine Macht gebrochen; dagegen erstreckt er sich über ganz Asien, bis nach China. Freilich ist gegenüber der die türkische Propaganda in Persien einen festen Damm, denn die Perser gehören einer anderen islamitischen Secte an, und zwar ist fanatisch, dass sie den Türken mehr hassen als die Andersgläubigen; die beiden Völker sind so grundverschieden, dass sie nie zusammen gehen werden, und ein starkes Persien wäre das sicherste Gegengewicht gegen ein zu hohes Anwachsen der Türkei. Aber die Türkei ist dem Perser, trotz deinen höherer geistiger Begabung, durch seine zielbewusste Charakterfestigkeit überlegen; besonders wo es einen nachdrücklichen Einklang mit einer Secte gibt.

Die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" bringt in ihrer Nummer vom 7. September einen Artikel von Dr. M. Landau mit dem Titel: „Eine Heilige als Journalistin". Die in Bologna lebende Dichterin Caterina da Siena, die mit ihrem fürsterlichen Namen Caterina Benincasa hieß, von 1347 bis 1380 lebte und Tochter von Piero Pass. II. heilig gesprochen wurde. Sie trat keine eigentliche Reform, sondern Ringhed einer Ordensgesellschaft von Dominicanerinnen, die wieder ein strengeres Leben nahm, aber keine Absonderung anstrebte, sondern mitten in der Welt ihre Pflichten erfüllte. Ihre Schwestern genossen das Vorrecht, auch die Verheirathung vor einem

Digitized by Google

Lebenswandel, wie der der Katharina von Siena, die sich nicht damit begnügte, wie andere Heilige, Werke der Barmherzigkeit zu thun, sondern persönlich und schriftstellerisch eine eifrige politische Wirksamkeit entfaltete. Katharina war eine unermüdliche Friedenspredigerin, und wo es auf der Welt Missbestigkeiten gab, da schrieb sie einen ihrer berühmten „Briefe", von denen etwa 400 auf uns gekommen sind. Sie waren an Personen aus allen Ständen, von Päpsten und Königen angefangen bis hinunter zur gemeinen Dirne, gerichtet, trugen alle ein ausgesprochenes, persönliches Gepräge und werden, zusammen mit Boccaccios Novellen, als die ersten Documente classischer italienischer Prosa bezeichnet. Drei Fragen beschäftigten damals in Italien die politische Welt: die Wiedereroberung des geloben Landes, die Reform der corrumpierten Geistlichkeit und die Zurückführung der seit 1305 in Avignon residierenden Päpste nach Rom. Katharina griff in alle drei thätig ein, und wenn es ihr auch nicht gelang, einen Kreuzzug zustande zu bringen, so hat sie doch zum großen Theil ihr Werk, wenn Gregor VII. 1376 von Avignon nach Rom zurückkehrte, allerdings ein Act von zweifelhaftem Wert, da schon nach zwei Jahren, unmittelbar nach Gregors Tod, die große Kirchenspaltung eintrat, die vierzig Jahre dauern sollte und der Religion weit mehr schadete, als der Aufenthalt der Päpste in Frankreich. Während der zwei Jahre, um die Katharina den Papst Gregor VII. überredete, stellte sie ihre Feder ganz in den Dienst des italienischen Papstes und fiel insofern aus der Rolle, dass sie, der eifrige Friedensapostel, nun zum kriegerischen Gegenpapst aufrief. Ihre „Briefe" sollen demnächst veröffentlicht sein; auf ihren Inquisitionsreisen nort sie stets von einem Gefolge von etwa vierzig Personen begleitet, die sie ihre Familie nannte und unter denen sich auch ihre drei Beichtväter, drei Dominicaner, befanden, von denen besonders der eine, Raimund von Capua, der später zu ihrem Biographen wurde, von Einfluss auf sie war und sie gewissermaßen zur Heiligen ausbildete.

„Die Neue Zeit" bringt in ihrer Nummer vom 7. September einen Aufsatz von Julian Borchardt über „Jugendschriften und Bildungswesen in der Partei" und belegt das absolute Fehlen von entsprechenden belehrenden Schriften für die reifere sozialdemokratische Jugend. Allerdings falle die Erörterung hier mit der über Bildungswesen überhaupt zusammen, und wenn für populäre wissenschaftliche Schriften gesorgt wäre, die von dem wenig oder gar nicht vorbereiteten Hirn des erwachsenen Arbeiters aufgefasst werden können, so wäre auch die Frage der Jugendschriften gelöst. Man behaupte immer, es gäbe nur eine Art Wissenschaft; bei den ernsten Wissenschaften trifft das wohl zu: bei Schriften historischen, sociales und wirtschaftlichen Inhaltes macht jedoch der Standpunkt des Schreibers einen wesentlichen Unterschied und es könne dem Socialisten nicht gleichgiltig sein, wenn die Welt seinen Kinde in der Beleuchtung der Bourgeois vorgeführt wird. Alle historischen Jugendschriften, alle populären Geschichtswerke überströmen von Lob des Patriotismus, der Kriegstreue, der treuen Hingebung an Standesgenossen, während die Geschichte von den großen Männern gemacht worden sei, eine Ansicht, die der Socialist durchaus nicht theilt. Es bleibe demnach den Socialisten nichts übrig, als diese fehlende Literatur für ihre Jugend selbst zu schaffen; und da das Schreiben und Herausgeben von Büchern zu kostspielig ist, so befürwortet der Verfasser zunächst die Gründung einer Zeitschrift, in der etwa ein Bogen monatlich der Jugendliteratur eingeräumt würde. Eventuell könnten auch die socialistischen Tagesblätter eine derartige „Beilage" herausgeben, die jedesmal einen geschichtlichen, einen naturwissenschaftlichen und einen nationalökonomischen Aufsatz und einigen Unterhaltungsstoff enthalten hätte und aus der sich gewiss bald eine selbständige, lebensfähige Zeitschrift entwickeln würde.

„Nouvelle Revue." In der Nummer vom 15. August schreibt Raunert über „Die wirtschaftliche Lage von Italien," die ihm sehr bedenklich erscheint. Das Proletariat regt sich in sehr bedenklicher Weise; überall sieht man die Arbeiter zusammentreten und sich organisieren zum Kampfe gegen das Capital. Die socialistische Partei entwickelt einige Thätigkeit; sie hat sich schon verschiedene Stellen in der städtischen Verwaltung bemächtigt und ist durch fünfzig Abgeordnete im Parlamente vertreten. Nur dem Umstand, dass sie nahe einig ist und in verschiedene Sekten, Revolutionäre und Evolutionisten, zerfällt, ist es zuzuschreiben, dass sie nicht noch mächtiger ist.

Das rothe Zimmer.

Deutsch von M. v. Bertrol.

Ich kann Sie versichern, dass es eines sehr greifbaren Beispieles bedürfen wird, um mich in Schrecken zu versetzen," sagte ich; und ich stand auf und stellte mich vor den Kamin, mein Glas in der Hand.

„Es ist Ihr eigener Wille," erwiderte achselzuckend der Mann mit dem lahmen Arm und sah mich von der Seite an.

„Achtundzwanzig Jahre bin ich nun auf der Welt," sagte ich, „und noch nie in mir ein Gespenst unter die Augen gekommen."

Die alte Frau saß still da und starrte ins Feuer, mit ihren farblosen, weit aufgerissenen Augen. „Ja," sie sie sein ein, „aber achtundzwanzig Jahre sind Sie nun auf der Welt und haben auch noch nicht Arbeitsches, wo dieses Dings gesehen, das weet' ich! Er bleibt einem noch viel zu sehen übrig, wenn man erst achtundzwanzig Jahre alt ist," und sie schüttelte langsam den Kopf: „weel Schweres zu sehen und zu erfahren!"

Es schien mir fast, als wollten die alten Leute mir die Gespanntheit ungetrieben durch ihre sehr Harmlosigkeit. Ich stellte mein leeres Glas auf den Tisch und ging im Zimmer hin und her, erblickte mein eigenes Bild, unglaublich verzerrt, verkürzt und untersetzt in dem seltsamen, alten Spiegel am anderen Ende des Zimmers. „Nun," sagte ich, „sollte ich heute Nacht irgend was zu sehen bekommen, so werde ich gern zugeben, dass ich etwas zugelernt habe; denn ich gehe der Sache sehr bereitwillig und mit offenem Sinne entgegen."

„Es ist Ihr freier Wille," wiederholte der Mann mit dem lahmen Arm noch einmal.

Jetzt vernahm man draußen das Klappern eines Stockes und humpelnde Schritte auf den Fliesen des Corridors, die Thüre knarrte in ihren Angeln, und ein zweiter alter Mann trat ein; er war noch gebeugter, noch runzeliger und älter als der erste; er stützte sich auf eine Krücke, trug einen grünen Schirm über den Augen, und seine welke, halbabstehende Unterlippe hieng bleich und blutlos von den gelben, schadhaften Zähnen herab. Er schlürfte gedrungen auf einen Lehnstuhl an der anderen Seite des Tisches zu, sich sich gründlich darin nieder und begann zu husten. Der Mann mit dem lahmen Arm warf einen Blick voll unverhohlenen Widerwillens auf den neuen Ankömmling; die alte Frau nahm keine Notiz von ihm, sondern fuhr hartnäckig fort, ins Feuer zu starren.

„Wie gesagt — es ist Ihr eigener, freier Wille," sagte der Mann mit dem lahmen Arm abermals, als das Husten für eine Weile aussetzte.

„Ja, es ist mein eigener, freier Wille," entgegnete ich.

Der Mann mit dem grünen Schirm wurde zum erstenmale meiner Gegenwart gewahr, warf den Kopf zurück und neigte ihn zur Seite, um mich anzuschauen. Einen Moment lang erblickte ich seine kleinen, hellen, entzündeten Augen. Dann begann er wieder zu husten und zu räuspern.

„Warum trinkt Ihr nicht?" fragte der Mann mit dem lahmen Arm und schob ihm das Bier hin. Der Mann mit dem grünen Schirm schenkte sich ein Glas voll mit zitrigen Händen ein, dass die Hälfte davon aufs Tischtuch floß. Ein riesenhafter Schatten entstand von ihm an der Wand und zeigte im Zerrbilde, wie er sich einschenkte und trank.

Ich muß gestehen, dass ich eigentlich nicht auf diese grotesken Beewalter gefasst gewesen war. Für meine Empfindung liegt etwas Unmenschliches in der Greisenhaftigkeit, etwas Brandmarkendes und Erniedrigendes; unmerklich, aber unaufhaltsam scheint mit jedem neuen Tage ein Stückchen Menschlichkeit von den alten Leuten abzufallen. Die drei Alten, mit ihrer Schweigsamkeit, ihrer gebückten Haltung, ihrer feindseligen Art im gegenseitigen Verkehr und mir gegenüber, wirkten beängstigend auf mich.

„Wenn Sie mich jetzt in das Zimmer, in dem es spukt, führen wollten," sagte ich, „so würde ich mich dort häuslich einrichten."

Der alte Mann mit dem Husten warf den Kopf so heftig zurück, dass ich erschrak, schaute mich mit seinen entzündeten Augen unter dem Schirm hervor neuerdings an; aber niemand antwortete mir. Ich wartete eine Minute und blickte von einem zum andern. „Wenn Sie mich," sagte ich dann etwas lauter, „in das Zimmer führen wollten, in dem es spukt, so würde ich Sie der Mühe entheben, mir Gesellschaft zu leisten."

„Draußen, vor der Thür, auf dem Sims steht ein Licht," sagte der Mann mit dem lahmen Arm, ohne aufzuschauen, während er zu mir sprach, „aber wenn Sie heute Nacht ins rothe Zimmer wollen — unter allen Nächten des Jahres just in der heutigen Nacht!" warf die Alte ein — dann gehen Sie nur allein."

„Schön," entgegnete ich, „Und wo führt der Weg?"

„Sie gehen eine Weile den Gang entlang," sagte er, „bis Sie zu einer Thüre kommen und durch die zu einer Wendeltreppe; in halber Höhe dieser Stiege ist ein Absatz und auf diesem eine gepolsterte Thür. Gehen Sie durch die und dann den langen Corridor hinab bis ans Ende; dort befindet sich über ein paar Stufen die Thür zum rothen Zimmer."

„Jetzt wollen wir sehen, ob ich mir's gemerkt habe," sagte ich, und wiederholte seine Angaben. Er stellte eine einzige Kleinigkeit richtig.

„Und wollen Sie wirklich gehen?" fragte der Mann mit dem grünen Schirm, und blickte mich zum drittenmale in jener seltsamen, blinzelnden Weise an.

„Unter allen Nächten des Jahres just in der heutigen Nacht," sagte die alte Frau.

„Das war in der Zweck meines Kommens," entgegnete ich und schritt auf die Thüre zu. Während ich das that, stand der alte Mann mit dem grünen Schirm auf und humpelte um den Tisch, wie um dem Feuer und den beiden anderen näher zu rücken. Bei der Thüre kehrte ich mich um und schaute auf die drei Alten, ich sah, dass sie dicht beisammen saßen in einer Gruppe, die sich von dem leuchtend hellen Hintergrund des Kaminfeuers dunkel abhob, und mich über die Schultern alle miteinander, mit einem Ausdruck größter Spannung auf den verwitterten Zügen.

„Gute Nacht!" sagte ich, die Thüre öffnend.

„Es war ihr eigener Wille," sagte nochmals der Mann mit dem lahmen Arm.

Ich ließ die Thüre offen, bis die Kerze ordentlich brannte, dann schloß ich sie und schritt den frostigen, hallenden Corridor hinab.

Ich muß gestehen, daß die Seltsamkeit der drei Pensionisten, in deren Gewahrsam ihre fürstlichen Gnaden das Schloß zurückgelassen hatten, sowie die nachgedunkelte, altväterliche Einrichtung des Raumes, in dem sie sich versammelten, mir einen Eindruck machten, so sehr ich mich auch bemühte, mich in nüchterner Geistesverfassung zu erhalten. Sie schienen einer anderen Zeit anzugehören, einer vergangenen, vergessenen Zeit, in der man zu den übersinnlichen Dingen in einem schwankenderen, unklareren Verhältnis stand als heute; einer Zeit, in der prophetische Vorzeichen, Mahnungen und Hexenkünste glaubhaft schienen und Geistererscheinungen außer Zweifel standen. Ihre ganze Existenz hatte etwas Schemenhaftes: den Schnitt ihrer Kleidung hatten die Gehirne Verstorbener ersonnen; die Einrichtung und der Schmuck ihres Zimmers waren das Werk von Dahingeschiedenen, die unserer Zeit nicht mehr angehörten, sondern eigentlich nur noch in ihr spukten.

Aber ich schürfte diese Eindrücke gewaltsam ab. Der lange, zugige, ebenerdige Gang war modrig und frostig, und meine Kerze flackerte, wodurch die Schatten an der Wand zuckten und hüpften. Jeder Laut wiederhallte auf der Wendeltreppe, und ein Schatten schleifte rückwärts hinter mir her, während ein anderer vor mir in die Dunkelheit hinauf floh. Ich kam zu dem Treppenabsatze und hielt dort einen Augenblick an, auf ein Geräusch horchend, das ich zu hören glaubte; dann, beruhigt durch die tiefe Stille, stieß ich die gepolsterte Thüre auf und stand im Corridor.

Der Eindruck war eigentlich nicht neu. Den ich erwartet hatte, denn das Mondlicht, das bei dem großen Stiegenfenster hereindrang, übergoß alle Dinge mit hellem Silberschein oder tiefem Schatten. Es stand alles an seinem Platz: es war, als hätte man das Haus erst gestern und nicht vor anderthalb Jahren verlassen. Es steckten Kerzen in den Hältern der Armleuchter, und was sich an Staub auf den Teppichen oder dem Parkett angesammelt haben mochte, war so gleichmäßig vertheilt, daß es im Mondschein unsichtbar blieb. Ich war im Begriffe, weiter zu schreiten, hielt aber plötzlich still: auf dem Treppenabsatze stand eine Bronzegruppe: der Wasservorsprung verbarg sie mir, aber ihr Schatten fiel merkwürdig scharf und deutlich auf die weiße Wandverkleidung gegenüber und erweckte den Eindruck, als verstellte mir jemand den Weg. Einen Augenblick lang blieb ich wie versteinert; dann, den Revolver in meiner Tasche fest umspannend, schritt ich vorwärts und entdeckte nichts als einen Gannymed mit dem Adler, der im Mondschein schimmerte. Der Zwischenfall beschwichtigte meine erregten Nerven wieder vollkommen, und als eine chinesische Pagode auf einem Wandtischchen mir beim Vorübergehen zunickte, nickte ich dankend zurück.

Die Thüre zum rothen Zimmer und die Stufen, die dazu hinauf führten, lagen in einer dunklen Ecke. Ich leuchtete mit meiner Kerze nach allen Seiten, um mich genau über den Winkel, in dem ich stand, zu orientieren, ehe ich die Thüre öffnete. „Hier war es also," dachte ich mir, „wo man meinen Vorgänger fand"; und die Erinnerung an diese Geschichte erfüllte mich plötzlich mit einer trüben Vorahnung. Ich schielte über die Achsel nach dem mondbeglänzten Gannymed hinüber, dann öffnete ich etwas hastig die Thüre des rothen Zimmers, den Kopf halb nach dem todten Corridor zurückgewendet.

Ich trat ein, schloß die Thüre rasch hinter mir, drehte den Schlüssel, den ich innen im Schloß steckend fand, um und hielt die Kerze hoch, um prüfend mein Nachtquartier, das große rothe Zimmer von Lorrain-Castle zu überblicken, in dem der junge Herzog gestorben war, oder eigentlich, in dem er zu sterben begonnen hatte, denn er hatte die Thüre geöffnet und war der Länge nach über die Stufen gestürzt, die gerade vor ihr lagen. Das war das Ende seiner Nachtwache, seines kühnen Versuches gewesen, die alte Spukgeschichte aus der Welt zu schaffen, und nie, schien es mir, hatte ein Herzschlag dem Aberglauben besser in die Hand gespielt. Und noch andere und ältere Schauergeschichten hafteten an diesem Zimmer, bis zurück zu jener ersten, halb unglaublichen, mit der der Spuk seinen Anfang nahm, der Geschichte von der furchtsamen Frau, der ihr Mann zum Spaß Angst einjagen wollte, und die vor Schrecken starb. Und wenn man sich in dem großen, düsteren Zimmer, mit den tiefen Fensternischen, den Erkern und dem Alkoven umsah, konnte man gut begreifen, daß die Sage sich in seinen finsteren Ecken, seinem geheimnisvollen Dunkel eingenistet hatte. Meine Kerze bildete eine kleine Lichtzunge in dieser weiten Finsternis, die sie aber nicht bis in die entfernten Ecken zu durchleuchten vermochte, und so umfloß ein Meer von geheimnisvollem, imgestrivem Dunkel diese kleine Lichtinsel.

Ich beschloß eine systematische Besichtigung des Raumes vorzunehmen und so den phantastischen Einbildungen der Dunkelheit zu begegnen, ehe sie Macht über mich gewannen. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Thüre wohl verschlossen sei, begann ich meinen Rundgang durch das Zimmer, betastete jeden Gegenstand, lüftete die Spitzenvorhänge des Bettes und zog sie weit auseinander. Ich stieß die Läden auf und untersuchte die Riegel der Fenster, ehe ich die Rouleaux herabließ; ich guckte in die tiefe, schwarze Höhle des Kamins und klopfte die getäfelte Wandverkleidung ab, um zu sehen, ob sich nirgends ein geheimer Eingang befände. Es waren zwei große Spiegel in dem Zimmer und rechts und links davon je zwei Wandleuchter, welche Kerzen trugen. Ueberdies standen auf dem Kaminsims porzellanene Armleuchter mit Lichtern; all diese zündete ich nach einander an. Im Kamin war — eine unvorhergesehene Aufmerksamkeit der Hausbälterin! — ein Feuer vorbereitet, und ich steckte es in Brand, um jedem etwaigen Schauer zuvorzukommen; und als es hell loderte, stellte ich mich mit dem Rücken zum Kamin und sah mich noch einmal im Zimmer um. Ich hatte einen mit geblümtem Stoff bezogenen Fauteuil und einen Tisch herangerückt, wie um mich zu verbarricadieren und auf diesem lag mein geladener Revolver, um im Nothfall gleich bei der Hand zu sein. Die genaue Untersuchung des Raumes hatte mir wohl gethan, aber gleichwohl schienen die Dunkelheit und die tiefe Stille allzu erregend für die Phantasie. Der Wiederhall des Knisterns und Krachens der Späne hatte nichts Beruhigendes für mich. Namentlich der Schatten in der äußersten Ecke, im Alkoven, gab einem jenes seltsame Gefühl einer fremden Gegenwart, hatte etwas merkwürdig Lebendiges und Persönliches, wie es leblose Dinge in ganz einsamen stillen Räumen so leicht annehmen. Schließlich schritt ich, um mich zu beruhigen, mit einer brennenden Kerze darauf zu und überzeugte mich, daß sich dort nicht Befremdendes befand. Ich stellte das Licht auf den Boden des Alkoven und ließ es dort zurück.

Ich war inzwischen in eine ziemlich bedeutende nervöse Spannung geraten, obwohl sich meinem Verstand keine dieselbe rechtfertigende Veranlassung bot. Mein Urtheil aber war vollkommen klar. Es stand unerschütterlich bei mir fest, daß nichts Uebernatürliches geschehen könne, und um mir die Zeit zu vertreiben, begann ich die ursprüngliche Legende des rothen Zimmers in Verse zu bringen. Einige sagte ich laut her, aber der Wiederhall, den meine Worte weckten, war ungemüthlich. Aus demselben Grunde gab ich es nach einer Weile auf, ein lautes Selbstgespräch über die Unmöglichkeit eines Geistererscheinungen und Spukgeschichten zu führen. Meine Gedanken kehrten zu den drei wunderlichen alten Leuten im Erdgeschoß zurück, und ich bemühte mich, sie dabei festzuhalten. Die dunkelrothen und schwärzlichen Töne des Raumes beunruhigten mich; selbst beim Licht von sieben Kerzen war das Zimmer noch immer kaum notdhürftig erhellt. Die eine im Alkoven flackerte im Luftzug, und das lodernde Kaminfeuer warf rastlos zuckende Schatten in die Dämmerung. Indem ich mich nach einem Mittel umsah, erinnerte ich mich der Kerzen, die ich im Corridor bemerkt hatte, und mit einer leisen Willensanstrengung schritt ich hinaus in den mondhellen Gang, ein brennendes Licht in der Hand; die Thüre ließ ich offen und kehrte gleich darauf mit zehn weiteren Kerzen zurück. Die steckte ich in die verschiedenen porzellanartigen Nippsachen, mit denen das Zimmer spärlich geschmückt war, zündete sie an und stellte sie in die Ecken, in denen die Schatten am tiefsten lagerten: einige auf den Boden, andere in die Fensternischen, bis endlich meine siebzehn Kerzen so vertheilt waren, daß kein Zollbreit des Zimmers ohne directe Beleuchtung war. Ich sagte mir, wenn der Geist käme, würde ich ihn auffordern, nicht über sie zu stolpern. Das Zimmer war nun ganz ausgiebig erhellt; es lag etwas sehr Erheiterndes und Beruhigendes in diesen kleinen, züngelnden Flämmchen, und sie zu schneuzen gewährte mir eine gewisse Beschäftigung und zugleich die angenehme Gewißheit, daß die Zeit vergieng.

Aber trotz alledem lastete der Gedanke an die bevorstehende Nachtwache schwer auf mir. Es war nach Mitternacht, als die Kerze im Alkoven plötzlich ausgieng, und der schwarze Schatten dort wieder an seine Stelle sprang.

Ich sah das Licht nicht ausgehen; ich bemerkte nur plötzlich, daß es dunkel geworden war, wie man die unerwartete Gegenwart eines Fremden instinctiv fühlen mag. „Beim Zupiter!" sagte ich laut, „das ist ein starker Zug!" und die Zündhölzchen vom Tisch nehmend gieng ich gemächlich auer durch's Zimmer, um die Ecke wieder zu erhellen. Mein erstes Streichholz wollte nicht anbrennen, und als das zweite endlich Feuer fieng, schien es mir, als blinkte etwas auf der gegenüberliegenden Wand. Ich wandte unwillkürlich den Kopf und sah, daß die beiden Kerzen auf dem Tischchen vor dem Kamin ausgelöscht waren. Ich sprang sogleich auf. „Seltsam!" sagte ich; „sollte ich sie selbst in der Zerstreutheit ausgeblasen haben?"

Ich gieng zurück und zündete die eine wieder an, und während ich das that, sah ich das Licht in dem einen Wandleuchter neben dem Spiegel flackern und ausgehen, und kein Gegenwehr schien ihm folgleich. Da war kein Zweifel: die Flammen erloschen, als hätte man sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger ausgedrückt, und der Docht glomm nicht und rauchte nicht, sondern war ganz schwarz. Während ich hinsinnerte, gieng die Kerze am Fußende des Bettes aus, und die Schatten schienen noch einige Schritte näher an mich heranzuschleichen.

Digitized by Google

„Das kann so nicht weiter gehen!“ sagte ich, aber da gieng erst die eine und dann die andere Kerze auf dem Kaminsims aus.

„Was ist denn los?“ rief ich, und meine Stimme klang seltsam schrill und hoch. In diesem Moment gieng das Licht auf der Commode aus, und das im Alkoven, das ich wieder angezündet hatte, folgte.

„Halt! Halt! Die Kerzen brauch' ich!“ rief ich mit erzwungener, halb hysterischer Heiterkeit, indem ich krampfhaft den Zündhölzchenhalter bearbeitete, um Licht zu machen. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich das rauhe Papier an der Schachtel zweimal verfehlte. Als die Lichter auf dem Kaminsims wieder brannten, giengen zwei in der Fensternische aus. Ich entzündete aber mit demselben Streichholz die Wandleuchter neben dem Spiegel sowie die neben der Thür, und so schien es für einen Augenblick, als wäre ich des Auslöschens Herr geworden. Aber im Fluge giengen plötzlich vier Kerzen in den verschiedenen Ecken des Zimmers aus, und ich stannte in stegender Hast ein neues Streichholz an und sragte mich zögernd, wohin ich mich wenden sollte.

Während ich noch unschlüssig dastand, schien eine unsichtbare Hand die beiden Lichter auf dem Tisch zu verlöschen. Mit einem Ausschrei des Entsetzens flog ich zum Alkoven, von dort in die Fensternischen und die Ecken und entzündete drei Lichter, als wieder zwei auf dem Kamin auszugehen; dann fiel mir plötzlich eine bessere Methode ein, und ich warf die Streichhölzer in die Ecke und griff nach dem Wachsstock auf dem Nachttischchen. So wurde ich die Mühe ersparen, immer vom neuen Licht zu machen! Aber trop alledem nahm das Auszehen seinen Fortgang, und die Schatten, die ich fürchtete und bekämpfte, kehrten wieder und schlichen an mich heran, bald von der einen, bald von der andern Seite. Es war, als verlöschte eine dahinsegende Sturmwolke die Sterne. Ab und zu tauchte ein Licht einen Augenblick lang auf, um gleich wieder zu verschwinden. Ich war nun halb verrückt aus Angst vor der bevorstehenden Dunkelheit, und meine Selbstbeherrschung verließ mich. Ich lief keuchend und verwirrt von Kerze zu Kerze, im vergeblichen Kampf gegen die unbarmherzige Uebermacht.

Ich rannte gegen die Tischkante an, ich warf einen Sessel der Länge nach hin, stolperte, fiel und riß dabei die Decke vom Tisch. Die Kerze fiel mir aus der Hand und rollte davon, und ich griff im Aufstehen nach einer andern, aber sie wurde ausgeblasen durch die heftige Bewegung, mit der ich sie ersaßte, und gleich darauf giengen auch die beiden letzten Lichter aus. Doch immer war noch Licht im Zimmer, ein rother Schein, der mir die Schatten schwärzer machte, als sie natürlich, ich konnte ja immer noch meine Kerze in die Glut stecken und sie daran entzünden!

Ich wandte mich dorthin, wo die Flammen noch zwischen den glimmenden Kohlen tanzten und rothe Reflexe auf die Möbel warfen, und machte ein paar Schritte in der Richtung des Kamins; da, mit einem Schlag zuckten die Flammen auf und erloschen, die Glut verglomm, die Reflexe schrumpften zusammen und verschwanden, und wie ich die Kerze durch's Gitter hielt, umhüllte mich plötzlich tiefe Dunkelheit, als hätten die Lider eines Auges sich geschlossen, umfieng mich in einer erstickenden Umarmung, verlenkte mich in schwarze Nacht und raubte mir das letzte bischen Vernunft. Die Kerze fiel mir aus der Hand; ich streckte die Arme aus in dem ohnmächtigen Versuch, mir dieses brütende Dunkel vom Leibe zu halten, und meine Stimme erhebend schrie ich mit aller Macht ein-, zwei-, dreimal. Dann muss ich mich, wie mir scheint, taumelnd aufgerichtet haben. Ich weiß, dass mir auf einmal der mondhelle Corridor einfiel, und das Gesicht mit beiden Armen verhüllend, rannte ich auf die Thüre zu.

Aber ich hatte vergessen, in welcher Richtung sie sich befand, und schlug mich heftig an der Kante des Bettes an. Ich prallte zurück, drehte mich um und wurde entweder geschleudert oder schleuderte mich selbst gegen ein anderes, mächtiges Möbelstück. Ich erinnere mich dunkel an ein Hin- und Hertaumeln in der Finsternis, an einen verzweifelten Kampf und mein eigenes wildes Schreien, wie ich so herumstolperte, endlich an einen heftigen Schlag auf die Stirn, das schreckliche Gefühl eines Sturzes, der eine Ewigkeit währte, und meinen letzten krampfhaften Versuch, mich aufrecht zu halten. Dann schwand mir das Bewusstsein.

Als ich die Augen aufschlug war es Tag. Mein Kopf war unbeholfen verbunden, und der Mann mit dem lahmen Arm hielt Wache an meinem Bett. Ich sah ihn mich und verstachte, mich, an das, was vorgefallen war, zu erinnern, aber eine Zeitlang konnte ich mich nicht besinnen. Ich richtete meine Blicke in die Ecke des Zimmers und sah die alte Frau, die nun nicht mehr in Gesellschaft weinerlich war, ein paar Tropfen Medicin aus einem blauen Fläschchen in ein Glas gießen.

„Wo bin ich denn?“ fragte ich. „Wer ist sie, als mußte ich Sie kennen, aber ich kann mich nicht erinnern wer Sie sind.“

Da erzählten sie mir denn und ich brache von dem einsamen Zimmer, in dem es spukt, wie man eine Geschichte erzählt, bis „Wir fanden Sie in der Vorgartenstraße,“ sagte der Mann, „und Sie hatten Blut auf der Stirn und auf der Hand“ — da dauerte lange, bis mir die Erinnerung an mein Erlebnis wiederkam. „Jetzt glauben Sie's aber, dass es in dem Zimmer spukt?“ fragte der alte Mann. Er sprach nun nicht mehr wie zu einem Eindringling, sondern mild wie zu einem Freund, dessen Schicksal man beklagt.

„Ja,“ sagte ich, „es spukt in dem Zimmer.“

„Und Sie haben es gesehen! Und wir, die wir unser ganzes Leben hier verbracht haben, haben es nie zu sehen bekommen; weil wir uns nie getraut haben . . . Sagen Sie, ist es wirklich der alte Graf, der umgeht —?“

„Nein,“ sagte ich, „der ist's nicht.“

„Siehst du, ich hab' dir's ja immer gesagt,“ meinte die alte Frau mit dem Glas in der Hand; „es ist die arme junge Gräfin, die man so zu Tode erschreckt hatte —“

„Nein, das auch nicht,“ sagte ich; „weder der Geist des Grafen, noch der Geist der Gräfin geht in den Zimmern um. Es ist gar kein Geist, sondern etwas viel, viel Aergeres — —“

„Nun —?“ fragte sie.

„Es ist das Aergste, von dem die armen Sterblichen heimgesucht werden können,“ sagte ich, „und das ist: die Gespenster sucht! Die Furcht, gegen die kein Licht und kein Laut und keine Vernunft aufkommt; die Furcht, die blind und taub und besinnungslos macht. Sie folgte mir durch den Corridor, mit ihr schlug ich mich im rothen Zimmer herum —“

Ich hielt plötzlich inne; es entstand eine Pause; ich fuhr mir mit der Hand an die verbundene Stirn. Dann seufzte der Mann mit dem grünen Schirm tief auf und begann zu sprechen:

„Ja, das ist's,“ sagte er. „Ich wusste, dass es das sei: eine Macht der Finsternis! Solch einen Fluch über eine Frau zu verhängen! Sie lauert dort zu jeder Zeit. Sogar am Tag kann man sie spüren, sogar an einem heißlichen Sommertag. Sie guckt aus den Stoffen und den Vorhängen und verfolgt einen, wohin man sich auch wenden mag. Im Dunkel kriecht sie durch den Corridor und schleicht einem nach, dass man sich nicht umzudrehen getraut. Die Furcht ist's, die in rothem Zimmer haust, die bleiche Furcht — und die wird dort wohnen, solange dieses Haus besteht!“

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz
XIII./1 Wattmanngasse Nr. 21, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente **Ed. Trinkl**
Möbelausstellung Atelier für Wohnungseinrichtungen
XII. Hymanusstrasse 69—71.
Stadtbahn Hauptstelle: Meidlingerstrasse, Neue Wr. Tramway: Hauptmannstrasse.
Täglich von 8 Uhr Früh bis 7 Uhr Abends, Sonntag von 10 bis 1 Uhr.
Illustrirte Preiscourante und Kosten-Anschläge auf Verlangen gratis und franco.

Alexander Weigl's
Unterhaltung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
WIEN, IX. I. Türkenstrasse Nr. 17
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXVIII. Band. Wien, den 28. September 1901. Nummer 365.

Ein gesundes Spital.

Zwei einander auf den ersten Blick widersprechende Erscheinungen kennzeichnen die Wirksamkeit des Ministeriums Koerber auf dem Gebiet der Nationalitätenpolitik. Innerhalb des Parlaments ruht die nationale Frage, außerhalb des Parlaments lodert der nationale Brand umso heftiger auf. Eine von nationalpolitischen Streitigkeiten verhältnismäßig so freie Parlamentssession wie die letzte haben wir schon lange nicht erlebt. Daher hat aber selbst im mißregierten Oesterreich wohl kaum noch je die nationalpolitische Discussion in der Wählerschaft eine so unerträgliche Siedehitze erreicht, wie die gegenwärtige Landtagswahlcampagne in Böhmen sie zeigt. Im Parlament war alles voll von Begeisterung für die Wirtschaftspolitik, die gemäßigten Parteien machten sich das Hauptverdienst an der Erledigung der Eisenbahn- und Canalvorlagen gegenseitig förmlich streitig. Auf der czechischen Seite nahmen es die Jungczechen für sich in Anspruch, auf der deutschen Seite gab es sogar drei Hauptbewerber dafür: den verfassungstreuen Großgrundbesitz, die Fortschritts- und die Volkspartei. Bei diesem Wettlauf um die Palme der „Arbeitsfähigkeit" wurde den radicalnationalen Parteien auf beiden Seiten ganz bange zu Muthe. Die czechischen Agrarier, wie die Altdeutschen, die anfänglich die Beschlußfassung über die wirtschaftlichen Vorlagen zu vereiteln gedroht hatten, krochen unter und machten zum Schluß sogar Miene, in die große parlamentarische Arbeitsecompagnie als Theilhaber aufgenommen zu werden. Von der deutschen Staatssprache hörte man so wenig mehr wie vom böhmischen Staatsrecht. Wenn man diese Session mit dem Reichsrathe überhaupt und den Reichsrath mit ganz Oesterreich identificieren wollte, hätte man wirklich meinen können, daß es Herrn v. Koerber gelungen sei, die tödliche Krankheit des österreichischen Staatswesens, die nationale, zum Stillstand zu bringen und Oesterreich, wie das rasch erfundene Schlagwort der Officiösen jubelnd verkündete, der Wiedergenesung zuzuführen.

Ja, wenn die letzte Reichsrathssession identisch wäre mit Oesterreich und den wahren Gesinnungen seiner Bevölkerung! Aber die jetzige Landtagswahlcampagne in Böhmen hat so recht zur Zeit gezeigt, wie irrthümlich eine solche Annahme wäre. Der Wählerschaft, die da auf deutscher und czechischer Seite zu Wort kommt, ist, nach den Erscheinungen des Wahlkampfes zu schließen, die ganze vielgerühmte wirtschaftliche Action der letzten Reichsrathssession so fremd und gleichgiltig geblieben wie der Mann im Monde, und vielleicht sogar noch ärger als dies. Der Abgeordnete Schönerer durfte es wagen, der deutschen Volkspartei, die die Eisenbahn- und Canalvorlage des Herrn v. Koerber am eifrigsten betrieben hatte, das Schimpfwort nachzurufen, daß sie eine Eisenbahn- und Canal-Actiengesellschaft geworden sei, und kein Widerspruch hat sich in der Bevölkerung dagegen erhoben. Sogar die Führer der deutschen Volkspartei selbst haben es darnach kaum mehr gewagt, diese ihre parlamentarische Action auch nur zu vertheidigen, geschweige denn, wie man nach ihren Parlamentsreden hätte erwarten müssen, sich zur Ehre anzurechnen. Ja, jene Invective scheint sie so tief in die Seele getroffen zu haben, daß sie in ihrem jüngst erschienenen Wahlaufruf ihre ganze Eisenbahn- und Canalthätigkeit, auf die sie im Parlamente so stolz waren, durch stillschweigende Uebergehung von den Wählern geradezu verleugnen und ganz ausschließlich das nationale Problem in seinen allerextremsten Formen bearbeiten, das aus der parlamentarischen Discussion der letzten Reichsrathssession ausgeschieden zu haben, Herrn v. Koerbers bisher einzigen politischen Ruhmestitel bildet.

Nicht anders als auf deutscher geht es auf czechischer Seite zu. Die Gemäßigten, die so fleißig an der wirtschaftlichen Action im Parlamente mitgearbeitet haben, sind scheu, wenn man vor den Wählern nicht darüber spricht, förmlich als ob sie sich ihrer Eisenbahn- und Canalverbrechen zu schämen hätten, und die czechischradicalen Agrarier, die bei der Koerber'schen Preiswerthschätzung die „Arbeitswilligen" im letzten Reichsrath ganz leer ausgegangen sind, sehen bei den Wahlen einer reichen Ernte von Mandaten entgegen. Wie im deutschen wird auch im czechischen Lager der ganze Wahlkampf in Böhmen einzig von dem nationalen Problem beherrscht, und auch hier ist die nationale Zuhandgiftigkeit, die alle czechischen Parteien, die sogenannten gemäßigten und die sogenannten radicalen, im nächsten Landtag in einem großen nationalen Trutzverband, in dem staatsrechtlichen Club zu vereinigen strebt, auf der ganzen Linie Sieger.

Was hat also Herr v. Koerber zur „Wiedergenesung Oesterreichs" geleistet? Nichts oder noch weniger als nichts. Es ist ihm, für die letzte Session wenigstens, gelungen, die nationale Frage vom Reichsrathe fernzuhalten. Aber in der Bevölkerung taucht sie darum in umso brennenderen Formen wieder auf. Er hat die Krankheit Oesterreichs nicht geheilt, auch nicht ihrer Heilung näher gebracht. Er gleicht weit eher dem gewissenlosen Arzt, der, um sein Spital von Infectionsstoff freizuhalten, den hilfesuchenden Kranken aus seinem Spital hinauszuweisen und mit dem Krankheitsgift im Leibe auf die schutzlose Bevölkerung loslässt, die er hundert- und tausendfach verseuchen mag. Für die politischen Krankheiten des Staates und seiner Völker ist das Parlament die berufene Heilanstalt, das Asylrecht sozusagen. Hier sollen sie möglichst abgesondert und kunstgerecht behandelt werden, damit sie unter der Bevölkerung nicht fortwuchern. Indem Herr v. Koerber aber die politische Todeskrankheit Oesterreichs aus dem parlamentarischen Spital verbannt, hat er ihr rapides Anwachsen unter der Bevölkerung bewirkt. Statt der Bevölkerung hat er das Spital von der Krankheit befreit. Das Spital ist jetzt gesund, das Land aber ist krank. Das stürmische Aufbrausen ungezügelter nationalpolitischer Leidenschaft, wie es sich in dieser Landtagswahlcampagne offenbart, ist für die Prognose der weiteren Entwickelung des Staates ein bedenklicheres Symptom als ein paar Lärmscenen im Parlament. Gerade in den Zeiten der letzten parlamentarischen Scandale ließ sich in deutschen oder czechischen Wählerversammlungen in Böhmen kaum ein Redner hören, ohne mindestens der Form wegen auf den nationalen Ausgleich als das letzte Ziel des nationalen Kampfes hinzuweisen. Heute traut sich das keiner mehr, nur von Germanisieren oder Slavisieren ist noch die Rede. Irgendwo muß sich eben der nationale Streit austoben, entweder im Parlament oder in der Bevölkerung. Welches von beiden für die zweitige Regierung bequemer, ist keine Frage. Ebensowenig aber, welches von beiden das dauerndere Interessen des Staates und der Völker zuträglicher ist. K.

Der Streit um das Collegium di Sto. Girolamo.

Von Hofrath Prof. V. Jagić.

Der jüngst ausgebrochene Streit um das Collegium Sti. Hieronymi in Rom, den ich hier einige Worte widmen will, hat sich etwas complicierter dadurch, daß culturelle, nationale, politische und juridische Momente in Betracht kommen. Nun fühle ich mich durchaus nicht berufen, nach allen diesen Richtungen mir über diese Causa celebre ein sicheres Urtheil zu bilden. Das ist zum Theil die Sache des Juristen, zum Theil selbst der Diplomatie. Ich kann aus diesem Anlaß nur mein tiefes Bedauern darüber aussprechen, daß unsere grossen politischen Blätter mit einer an Leichtsinn grenzenden Sicherheit über Dinge sprechen und urtheilen, die ihnen ihrem wahren Wesen nach gänzlich unbekannt sind. Freilich ist das nicht das erstemal, daß Fragen von größerer oder geringerer Wichtigkeit ganz nach der fertigen Schablone behandelt werden. Ohne nähere Prüfung der Thatsachen, ohne genaues Eingehen auf den Ursprung eines plötzlich ausgebrochenen Streites — wozu man häufig allerdings auch keine Zeit hat gibt man der Sache eine der herrschenden Richtung des Blattes angemessene Deutung. Es kommen auch die „Zeitumstände in Rechnung, zufällig tief das ernste Ereignis, der Einbruch eines Häufleins von Menschen in ein Asylrecht der Stadt Rom, in die todte Saison, wo die Blätter nach den Neuigkeiten lechzen, wo ihnen selbst jeder „Spectakel", zumal wenn er theatralisch in Scene gesetzt ist, willkommen sein muß, um nur die Spalten auszufüllen. Ob die Schilderung und namentlich die Beurtheilung auf Wahrheit beruhe, darum kümmert man sich wenig, darauf kommt es gar nicht an! Nun vergegenwärtige man sich den gegebenen Fall. Auf der alten Kulturstätte der ewigen Stadt gerathen die als Barbaren verschrienen Croaten mit den Italienern in Streit. Auf der einen Seite steht man den Papst und einige südslavische Bischofe, auf der

Digitized by Google

anderen das liberale Italien. Wer wird sich unter solchen Umständen über die einseitige Parteinahme aller großen Blätter unserer Monarchie für die „liberalen Dalmatiner" wundern? So haben auch im gegebenen Fall alle liberalen Blätter unserer Monarchie gegen das päpstliche Breve und die mißliebigen Croaten Stellung genommen. Was mußte man nicht alles lesen und hören! Kurzsichtig war das päpstliche Breve, betreffend die Reorganisation des Institutes di Sto. Girolama, natürlich ein Ausfluß des Panslavismus, weil Strossmayer dahintersteckte. Dann galt es als gegen die Integrität der Stephanskrone gerichtet. Zuletzt hieß es, es bezwecke Italien mit unserer Monarchie zu verzanken, es sei alles auch gegen den Dreibund gerichtet. Die Widerlegung aller dieser Hirngespinste ist kaum der Mühe wert. Die ganze Angelegenheit interessiert ja nur einen Kreis der katholischen Gläubigen, wie kann sie also panslavistisch sein? Ohne Rußland gibt es keinen Panslavismus, und da Rußland bis auf weiteres orthodox zu bleiben gedenkt, so geht es die ganze Sache auch gar nichts an. Ich kenne die russischen Zeitungsstimmen über diesen Streitfall allerdings nicht; nach dem heftigen Widerspruch, den die Serben gegen das päpstliche Breve erheben zu müssen glauben, wäre es möglich, daß auch die russischen Blätter ihnen secundieren, da ja die Serben als Orthodoxe unter allen Umständen den Russen näher stehen als die katholischen Croaten. Verwunderlicher wäre es aber immerhin, wenn sie sich in die Sache gar nicht einmischten, da die Reorganisation eines immer katholisch gewesenen Instituts zu Gunsten eines südslavischen Volksstammes, der ebenfalls katholisch ist, die Interessen der Orthodoxie gar nicht tangiert. Was würden die katholischen Croaten dagegen einzuwenden haben, wenn z. B. Rußland zur tüchtigeren Ausbildung der südslavischen, serbischen und bulgarischen orthodoxen Geistlichkeit, sagen wir in Kiew, ein großes Institut errichten wollte? Aber die ungarischen Blätter behaupten, das Breve richte sich gegen die Integrität der Stephanskrone. Warum? Etwa darum, weil es anerkennt, daß in Dalmatien ebensolche Croaten wohnen wie in Croatien oder Istrien? Wer soll das nicht schon längst wissen? Oder darum, weil es eine gewisse religiös-nationale Solidarität zwischen den Croaten diesseits und jenseits der Leitha zugibt? Weiß man denn in Ungarn nicht, daß diese schon längst vorhanden war, gerade in dem Collegium Illyricum Roms seit Jahrhunderten verkörpert? Daß diese Solidarität nicht vom jetzigen Papst Leo XIII. erfunden wurde, daß sie tief in der Geschichte und der Nationalität begründet ist, das sollten allen die ungarischen Publicisten und Politiker am besten wissen, da es ihnen wohl bekannt ist, daß der König von Ungarn seit dem zwölften Jahrhundert zugleich König von Dalmatien, Croatien und Slavonien war und ist. Es ist geradezu merkwürdig, daß die Magyaren mit dem Breve des Papstes unzufrieden sind, das doch ganz im Sinne der Absichten ihrer Krone handelt. Freilich spricht es nicht von den Magyaren, und das ist das ganze Unglück. Der magyarische Chauvinismus möchte auf dem ganzen Umfange der Stephanskrone nur eine politische Nation anerkennen, dieser allein das Recht auf politische und culturelle Entwickelung zusprechen, und das sind natürlich nicht die Croaten, sondern die Magyaren. Wäre nicht dieser Größenwahn so stark in Ungarn verbreitet, man könnte fast auf den Gedanken kommen, daß das päpstliche Breve ihnen an die Hand gehe, indem es den Croaten, ihren staatlichen Bundesgenossen, einen Antaeus der geistigen Interessengemeinschaft, sei es auch nur in Bezug auf ein in Rom befindliches Institut, zuerkennt, der ganz in dem Rahmen ihrer Aspirationen sich bewegt. Freilich, solange man in Ungarn jeden culturellen Fortschritt der Croaten bekämpfen, solange selbst die Gesetze des zwischen Ungarn und Croatien bestehenden Staatsvertrages in einemfort zu Gunsten des ausschließlichen Magyarismus einseitig gedeutet werden, darf man sich weder über diese neueste Haltung der magyarischen Presse den Croaten gegenüber wundern, noch auch auffallend finden, daß ihnen die Croaten mit gleicher Münze vergelten.

Am kürzesten wäre es, diesen kleinen Streitfall die Bedeutung zuzuschreiben, daß er das Bindmittel Italiens mit Oesterreich-Ungarn bedrohe. Der Streit mag einen interessanten Rechtsfall abgeben, der endlich und leblich auf dem Wege der Rechtsprechung und der diplomatischen Verhandlungen geschlichtet werden muß. Wenn aber daraus die Lockerung des politischen Bündnisses abgeleitet wird, so ist das eine arge Uebertreibung. Nichtig ist es, daß die Croaten aus wohlbekannten Gründen in Italien nicht beliebt sein können. Nichts leichter, als die öffentliche Meinung durch die Zeitungen gegen sie zu Aufregung zu bringen. Wenn nun ein Socialist Meuschen, die sich im Gegensatz zu den Croaten Dalmatiner nennen, nach ihren Gesichten jedoch reine Italiener sind — [illegible] — [illegible] — [illegible]

jahren erschienen wäre, den heutigen Widerspruch, den heutigen Lärm nicht hervorgerufen haben würde.

Andere Zeiten andere Gesinnungen.

In den Schätzgerüchen behand sich das öffentliche Leben Dalmatiens noch in den Händen der italienisch gesinnten Partei: die Croaten und Serben kämpften, Schulter an Schulter, um ihrer serbocroatischen Nationalität die ihr gebührende Geltung zu verschaffen. Auch außerhalb Dalmatiens waren die Beziehungen zwischen den Croaten und Serben noch recht erträglich. Zur Eröffnung der vom Bischof Strossmayer gegründeten südslavischen Akademie waren viele serbische Gäste erschienen, um Zeugen dieser Feier zu sein. Damals hätten also weder die dalmatinischen Italiener noch die Serben die Reorganisation einer schon längst der Reform bedürftigen katholisch-slavischen Anstalt Roms bekämpft oder gar lärmenden Protest dagegen erhoben. Doch wie ganz anders gestaltete sich dieses Verhältnis im Verlaufe der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts! Darin, und nur darin hat man den Grund des jetzigen aufsehenerregenden Streites zu suchen. Die Croaten und Serben stehen jetzt in offener Feindschaft, die nach der Bitterkeit eines Bruderhasses schmeckt. Die Italiener Dalmatiens, zu einer unbedeutenden Minorität zusammengeschmolzen, machen die größten Anstrengungen, wobei ihnen aus Italien selbst in verschiedener Weise Unterstützung zutheil wird, um die Trümmer der einstigen Vorherrschaft an der dalmatinischen Küste vor Untergang zu retten. Selbstverständlich ergreifen sie gern jede Gelegenheit, um aus dem serbo-croatischen Bruderzwist möglichst viele Vortheile für sich zu schöpfen. Eine solche fanden sie in dem Streich, den sie gegen das Collegium Illyricum in Rom ausführten. Es läßt sich nicht leugnen, der Streich war nicht ungeschickt, mit einem gewissen theatralischen Effect in Scene gesetzt, jedenfalls geschickter als die Durchführung der Reorganisation des Institutes selbst. Bei der letzteren scheint man nicht genug rücksichtsvoll gegenüber den einzelnen damals vorhandenen Mitgliedern des Collegiums vorgegangen zu sein. Wenigstens versichert mich ein in den Sachverhalt eingeweihter Freund aus Agram, daß, wenn man bei der beschlossenen Auflösung des Collegiums einen im letzten Streite häufig genannten Domherrn gut versorgt hätte, so wie man ein anderes Mitglied zum Agramer Domherrn gemacht hat, vielleicht der ganze Streit unterblieben wäre. Noch einen weiteren Fehler begieng man, indem man zu den Bischöfen, die von nun an das Recht haben ihre Priester in das neuorganisierte Institut zu schicken, auch den katholischen Bischof Montenegros hinzurechnete, was, wie es scheint, selbst ohne Vorwissen des Fürsten von Montenegro geschah! Die wenigen Katholiken Montenegros kommen wirklich kaum in Betracht. Und doch bot dieser Umstand den serbischen Blättern den ersten Anlaß, um ihre Stimme gegen die Croatisierung zu erheben. Noch mehr ärgert die Serben allerdings die Einbeziehung Bosniens und der Herzegovina in die Betheiligung an diesem vom Papste für die Croaten bestimmten geistlichen Bildungsinstitut. Sie erblicken darin ein neues Mittel der Croatisierung des sogenannten Occupationsgebietes. Ja, es läßt sich nicht leugnen, die Occupation Bosniens und der Herzegovina bildet den wirklichen Ausgangspunkt des ganzen unerbittlichen Hasses zwischen den Serben und Croaten, der, wie bei jeder Gelegenheit so auch in diesem Falle zum Durchbruche kam. Dieses traurige Verhältnis ist so notorisch, daß ich mich mit der kurzen Anspielung begnügen kann. Denn solange Bosnien und die Herzegovina türkisch war, ruhte die Frage über die Hegemonie. Seit der Occupation ist sie acut geworden. Der Panserbismus hat einerseits im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts große Fortschritte in der Richtung nach dem Westen, in Croatien und Slavonien gemacht. Dafür will sich in der neueren Zeit der Pancroatismus, dessen Vater der verstorbene Starčević (der croatische Schönerer) war, in Bosnien, der Herzegovina, Boche di Cattaro schadlos halten. So wird allmählich der Raum zu eng, einer bekämpft den anderen, sucht ihn aus den eingenommenen Positionen zu verdrängen. Das Endresultat liegt im Schoße der Zukunft. In der Regel bewährt sich der Spruch: duobus litigantibus tertius gaudet.

Vielleicht wird in dieser Beleuchtung der Streit um das Institut di Santo Girolamo manchem verständlicher erscheinen.

Ungarische Wahlen einst und jetzt.

II.

Die neue Zeit.

Les Dieux s'en vont! Die Kortesche verschwinden aus der ungarischen Wahlbewegung. Kein Fremder kann ermessen, welche Breche durch den Gesetzartikel XV vom Jahre 1899 über die Indiscatur der königlichen Curie in Wahlangelegenheiten in das öffentliche Leben Ungarns gelegt wird. Das ist in der That einmal eine jener Lücken, welche niemals ausgefüllt werden können. Man denke sich England ohne Constabler, Frankreich ohne Dauencschneider, Deutschland ohne Lieutenants und Oesterreich ohne Kreuzelweiber, und man hat noch keinen rechten Begriff von dem hohen Genie des Verstoßes, welchen Ungarn erlitten. Denn es gab im Reiche der Stephanskrone, wo die Wahlen in den Reichstag und in die Comitate, wo die Beamtenwahlen und Wahlen der protestantischen Bischöfe stets ein Wahlfieber hervorriefen, nicht nur Kortesche, die gewerbsmäßig die geehrten Wähler mit allen nur erdenklichen Mitteln capacierten, für diesen oder jenen Candidaten zu stimmen — „und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“ — sondern es gab auch Kortesche, die sich aus den besten Ständen recrutierten, die aus Liebe zur Kunst sonfagen, sich in den Dienst der politischen Ideen, politischen Parteien und vor allem der Abgeordneten-Candidaten stellten und mit Eifer und Leidenschaft mitkämpfen, das Wahlglück zu corrigieren. Und sie alle, die Meisterkortesche sowohl wie die Dilettantenkortesche müssen nun ihren Platz an der Sonne verlassen. Für die verschiedenen herabgekommenen Comitatsgrößen: gewesene Abgeordnete, pensionierte Lehrer, fragwürdige Magnaten und besonders für die redegewandten und trinkfesten Existenzen, die ihren Beruf verfehlten, ist das neue Gesetz eine Katastrophe. Doch schließlich mußte Ungarn seit der Schlacht von Mohács noch viel schlimmere Schicksalsschläge ertragen, und so wird auch die traurige Thatsache überwunden werden, daß die Kortesche nicht mehr zu Wagen und zu Ross, mit Fahnen und Federn, mit Zigeunermusik und Gesang von Dorf zu Dorf und besonders von Wirtshaus zu Wirtshaus ziehen, um überall für das Wohl und die Redlichkeit ihrer Candidaten zu reden und zu trinken. Es wurde viel gesprochen und noch weit mehr getrunken bei den ungarischen Wahlen, und der Fremde konnte sich vor Verblüffung nicht fassen, wenn er sah, wie viele geistreiche Reden aus einem Korteschmunde und wie viel geistige Getränke in denselben flossen. Der Kortesch mußte immer ein witziger, schlagfertiger Redner sein, denn der ungarische Bauer besitzt eine erstaunliche Beredsamkeit, und in jeder Wählerversammlung regeisen Bauern das Wort, um dem Kortesch zu antworten. Wenn nun der Kortesch nicht mit einer scharfen, geistungenen Entgegnung aufwarten kann, so ist er und mit ihm sein Candidat verloren. Doch der Kortesch wußte auch ein Menschenkenner und Diplomat sein. Er mußte alle Menschen in den Dörfern, ihre Schwächen und Stärken kennen und dieselben ausnützen. Das er bei diesem Anlasse nicht das Andrássy'sche Axiom: „Versprechen ist schwer — Halten leicht“ beherzigte, sondern im Gegentheil, vor der Wahl jedem geehrten Mitbürger das Blaue vom Himmel schriftlich gab, ist leicht zu errathen. Freilich konnte er mit Worten allein niemals sein politisches System bereiten. Er mußte auch den geehrten Wählern mit Speise und Trank aufwarten, den Damen — denn schon Dickens sagte, daß der Gatte stets nach der Ueberzeugung seiner Gattin stimmt — kleine Geschenke machen und in den ungarischen Rotten Boroughs auch mit lachendem Bargeld die Lachenden auf die Seite seines Candidaten bringen. Doch sie ist dahin die schöne alte Zeit! Das neue Gesetz verbietet die Schnauferein und Trinkgelage, die kleinen Geschenke, welche die Freundschaft erhalten und die großen Bestechungen, welche die Freundschaft erwerben. Dem Kortesch, der berufsmäßig die Präparierung der Ueberzeugungen der geehrten Wähler betrieb, ist somit seinen Rechten und Rechtchen nur die Freiheit geblieben, Reden zu halten, Federn und Fahnen, „doch nur von geringem Werte,“ wie das neue Gesetz ausdrücklich sagt, zu vertheilen und die berühmten Korteschlieder zu singen, die wie eine Flut von Spott und Ironie auf den Gegencandidaten niederstürzen. Das sind aber bedeutsierende Aufgaben für einen echten Kortesch, und diese interessante Gestalt der ungarischen Wahlbewegung mit dem zumeist ganz außerordentlich „bestechenden Exterieur“ kann nunmehr zu den antiken Vorrechten der ungarischen Nation gelegt werden, der nivellierende Geist der neuen Zeit hinwegfegt. Laßt die Todten ihre Todten begraben.

Was die zahlreichen Abgeordneten-Candidaten betrifft, die sich diesmal wie ein Heuschreckenschwarm auf die Wahlbezirke Ungarns niederließen, so werden sie den Verlust der meist überaus kostspieligen Nur-Kortesche leicht verschmerzen, dagegen die Beschränkungen beklagen, welche den freiwilligen Korteschen, den Dilettanten und Liebhabern zugelegen, durch das neue Gesetz auferlegt werden. Früher korteschdiente vor allem die ganze Verwandtschaft des Candidaten und verbrauch den Wählern alles Unmögliche, wenn dieselben ihre Voten zu Gunsten ihres Candidaten abgeben würden. Das neue Gesetz erklärt aber, daß das Mandat jedes Abgeordneten unbarmherzig cassiert wird, der sei es direct, sei es auch indirect durch Eltern oder Kinder sogar den Wählern Geld oder Vortheile zuwendet oder auch nur in Aussicht stellt! Was soll nun der Kortesch in Wählerversammlungen sprechen, wenn er nicht mehr versprechen darf? In der alten Zeit verdienten sich deutsch besonders die freiwilligen Kortesche in Versprechungen. Da waren vor allem die Bramten von Übergewalt bis zum letzten Dienstsiegen in der Comitatsstube, die den geehrten Wählern schmeichelten oder drohten, ihnen die gunstigsten Erledigungen ihrer Angelegenheiten beim Comitate versprachen oder im Falle der Renitenz eine ungünstige Erledigung in Aussicht stellten. Der Notär hob die geehrten Wähler am Wahltage eigenhändig in die Wagen und brachte sie zum Wahllocale, wo sie von Politessen zur Ruhe gebracht wurden, um dort ihrer freien Entschließung Ausdruck zu geben: selbstverständlich nur, wenn diese freie Entschließung

Digitized by Google

schließung von der hohen Obrigkeit genehmigt wurde. Den oppositionellen Wählern dagegen machten die Behörden die Hölle heiß. Sie wurden als Bürger zweiter Güte behandelt, ihre Angelegenheiten beim Comitate vernachlässigt, sie selbst gequält und am Wahltage oft von den Hütern des Rechtes an der Ausübung des Wahlrechtes verhindert. Tausende von scandalösen Fällen der Wahlbeeinflussung wurden im Abgeordnetenhause früher von drei zu drei, und leidvem die „liberale Aera“ eine Verlängerung der Legislaturperioden durchsetzte, von fünf zu fünf Jahren vorgebracht. Alle diese Uebergriffe, Missbräuche und Gewaltthätigkeiten haben nun ein Ende. Das neue Gesetz über die Reinheit der Wahlen spricht deciderit aus, dass jede Wahl, bei welcher sich der Einfluss der Beamten in irgend einer Weise pro oder contra geltend machte, unbedingt cassiert werden müsse. Die Beamten, die bisher Parteipräsidenten, Schriftführer, oder Candidaten und Wahlpräsidenten waren, haben ihre einst entscheidende Rolle bei den Wahlen angespielt. Um eine Candidatur dürfen sie sich nur bewerben, wenn sie vorher auf ihre Stellen verzichteten, und als Wahlpräsidenten dürfen sie nicht die geringste Unregelmäßigkeit mehr verüben, weil die strengsten Geld- und Freiheitsstrafen drohen. Auch einer ganz eigenartigen ungarischen Specialität hat das neue Gesetz den Garaus gemacht. Comitatsbeamten, die ihr Comitat satt bekamen oder — was sich noch viel häufiger ereignete — die das Comitat satt bekam, ließen sich zu Abgeordneten wählen, vorher aber wegen schwerer Krankheit und totaler Arbeitsunfähigkeit pensionieren, so zwar, dass sie sich doppelte Bezüge, als pensionierte Comitatsbeamte und als Abgeordnete nämlich, sicherten. Im letzten Reichstage saß ein Siebenbürger Abgeordneter namens Brozio, der als Comitatsbeamter „wegen Schwachsinn“ — das betreffende Document verlas Polónyi im Parlament — pensioniert und dann auf Grund dieses geistigen Befähigungsnachweises zum Abgeordneten gewählt wurde! In Zukunft werden nicht mehr die Comitatsärzte — unter Kameraden ist manches bekanntlich egal — über den Gesundheitszustand der Pensionsgäste urtheilen, sondern das Ministerium des Innern wird auch die Aerzte entsenden. Mit einem Worte: die Herrlichkeit der Comitatsbeamten und der Beamten bei den ungarischen Wahlen hat ein Ende.

Auch der Einfluss der Geistlichkeit bei den Wahlen erlitt durch das neue Gesetz eine starke Einbuße. Die ungarischen Geistlichen — besonders die katholischen und calvinischen — sind seit jeher sehr streitbare Wahlmacher gewesen, und selbst in den Kirchen soderte der politische Streit hoch auf. Der sogenannte Kanzelparagraph des Gesetzes über die Curialgerichtsbarkeit verbietet nun alle Predigten im Interesse der Candidaten, ferner die Agitation mit religiösen Abzeichen oder Processionen und erklärt, dass alle Wahlen ungiltig sind, bei welchen ein solcher Einfluss den Ausschlag gab. Freilich bleibt der Einfluss der ungarischen Geistlichkeit trotzdem noch bestehen, denn schon die ungarische Sage erzählt, dass die magyarischen Priester mit den Zähnen im Munde zur Welt kommen, und die Erfahrung lehrt, dass sie sogar Haare auf den Zähnen haben. Das Agitieren zu Gunsten eines Candidaten lassen sich die Geistlichen der verschiedenen Religionen, zumal der niedere Clerus, nicht nehmen und es ist nicht unwahrscheinlich, dass einzelne Hetzaplane die Schranken des Gesetzes unbedacht lassen und mit den jetzt gesetzlich verpönten Mitteln im Interesse ihrer Candidaten wirken werden. Die königliche Curie wird aber den Beweis zu erbringen haben, dass der Zweck nicht mehr die Mittel heiligt.

Neben den Beamten und den Geistlichen waren bisher auch die Wirte maßgebende Factoren bei den Wahlen. In den Wirtshäusern wurden die Hauptquartiere der verschiedenen Parteien aufgeschlagen, dort wurden die Wähler durch Reden, Speisen und besonders Getränke für die politischen Pläne gewonnen und da der Schankwirt, besonders auf dem Lande, großen Einfluss besitzt, weil die Bauern oft tief in der Kreide stehen, so waren die Wirtsstuben auch der beste Boden für Bestechungen aller Art. Diesen Missbräuchen steuert das neue Gesetz ebenfalls. Die Trinklage im Dorfwirtshause sind jetzt ebenso verboten, wie die Bankette in der Stadt, und der Ausschank für jene Wagen, welche die Wähler in die Stadt bringen und der bisher das Mäntelchen für die ärgsten Bestechungen abgab, ist nunmehr gesetzlich geregelt, ebenso wie ganz genau festgestellt wurde, welche Verpflegung den Wählern — aber nur am Wahltage selbst — zutheil werden darf. Alle Schmauserein, die weiter gehen, als es zur Verköstigung der Wähler unbedingt nothwendig ist — das Gesetz spricht von Gastfreundschaft — sind verboten. Auch Zuhörjeden, welche den amtlich festgestellten Betrag übersteigen, gelten schon als Bestechung, und es bleibt der Einsicht des Chefs der Gerichtshöfe überlassen, ob sie solche Zuhörjeden gelten lassen will. Kurz: es ist eine Reihe von Mitteln, die bisher als Bestechungsmittel galten, wie: die Speisung vieler Wähler, welche die Gemeinschaft pflegte, und endlich auch die Art des Schankes und bald hintereinander Getränke zu verabreichen, die alkoholhaltig sind, sind verboten. Auch Bänder, Blumen, Bänder und dergleichen, die bisher als Abzeichen der Wähler galten, sind verboten. Kein Recht mehr, öffentlich zu wirken, und wenn sie im geheimen ihre längst erprobte Thätigkeit entfalten, so kann es leicht geschehen, dass sie jenem Candidaten am meisten schaden, welchem sie eben nützen wollen.

Freilich wäre es ein gar zu arger Optimismus, wenn man sagen wollte, dass die bevorstehenden Wahlen in Ungarn rein und makellos sein werden und dass bei denselben weder Wein noch Geld fließen wird. Die Wahlen haben, unserer Ansicht nach, auch jetzt viel Geld kosten, und dies wird insolange der Fall sein, als die Wählerzanzahl nicht steigt — dieselbe betrug bei den letzten Wahlen eines 800.000 und ist jetzt insolge einer liberaleren Interpretation des Wahlgesetzes auf eirca 1,000.000 Wähler angewachsen — und der Census — der beispielsweise in Siebenbürgen 56 Kronen directe Jahressteuer beträgt — nicht herabgesetzt wird. Die Einheilung der Wahlbezirke fordert, und zwar speciell in Siebenbürgen, direct die Corruption heraus. Während nämlich die Elisabethstadt, der VII. Bezirk Budapests, 11.552 Wähler und die Theresienstadt, der VI. Bezirk der ungarischen Hauptstadt, 10.485 Wähler zählt, kennt manche Wahlkreise, wie z. B. Karánsebes 7163, oder Gödöllö 7083 Wähler aufweisen, gibt es in Siebenbürgen eine Reihe von Wahlbezirken, die nicht einmal 500 Wähler haben. Hier folgt eine interessante und charakteristische Liste:

Berecgk	151	Wähler,
Szét	208	„
Erzsébetváros	231	„
Abrudbánya	253	„
Dialaku	268	„
Bizafna	332	„ und
Szamosujvár	367	„

In diesen Bezirken, wo die Majorität bei einer Wahl zwischen 80 und 200 Stimmen schwankt, kamen bisher die sonderbarsten Wahlen vor, und es wird auch in Zukunft in diesen Bezirken sicherlich nicht unmöglich sein, ähnliche „Syndicate“, wie bisher, zu bilden, welche die Mandate dem Meistbietenden ins Haus schlachteten. Ganz offenkundig wurden nämlich seit jeher einzelne Siebenbürger Mandate in der Weise verschachert, dass einige einflussreiche Wähler sich verpflichteten, einem im Wahlbezirke zumeist vollkändig unbekannten Candidaten das Abgeordnetenmandat zu verschaffen, wenn dieser seinerseits die Verpflichtung übernahm, eine gewisse Summe (die niemals weniger war als 20.000 Kronen und selten mehr als 60.000 Kronen) den Wahlmachern nach erfolgter Wahl zu bezahlen. Dieser Schacher wurde so ungeniert betrieben, dass eines der Siebenbürger Comitate, das Szolnok-Dobokaer Comitat, den Beschluss fasste, in Zukunft nur reiche Landsleute, nämlich nur Siebenbürger, zu wählen und an alle Comitatscongregationen in Siebenbürgen eine Currende richtete, damit dieselben einen gleichlautenden Beschluss fassen mögen. Dieser Vorschlag wurde aus principiellen Gründen nicht angenommen, wenngleich man überall gestand, dass den ganz schamlos betriebenen Wahlmissbräuchen ein Ende gemacht werden müsse. War es doch vorgekommen, dass in Siebenbürgen ein Candidat jedem Wähler einen Wechsel — zahlbar einen Tag nach der Wahl — bei sich und einer Candidat mit entweggeschnittenen halben Banknoten bezahlte und die andere Hälfte nach erfolgter Wahl ausfolgte und ein dritter den Wählern Sparcassebücher überreichte, die nach der Wahl in einer Siebenbürger Sparcasse honoriert wurden. Selbstverständlich war jeder dieser Ehrencandidaten klug genug, sich bloß die Majorität zu sichern, was zur Folge hatte, dass die Minorität entweder aus Entrüstung über den Seelenkauf oder auch aus Verstimmung, dass sie leer ausgieng, den größten Scandal machte. Doch die Scandale nützen nichts. Die Regierung und die Parlamentsmajorität drückten die Augen zu. Selbst als ein Siebenbürger Vorstich sich die Wahlspesen von einem Budapester Candidaten im vorhinein bezahlen und dann nicht den Candidaten, sondern sich selbst wählen ließ, verificierte die betreffende Commission des Abgeordnetenhauses diese Wahl, wie denn auch die sonderbaren Urtheile dieser Commission, die sich um die Strafbestimmungen der alten Wahlgesetze absolut nicht kümmerte, sondern jede für die Regierung günstige Wahl guthieß, die eigentliche Ursache waren, dass man die Candidatur des Wahlstehen den Abgeordnetenhaus entzog und den ordentlichen Gerichten übertrug. Die Praxis wird zu erweisen haben, inwieweit die königliche Curie die Bestechungen bei den Wahlen ausmerzen kann.

Wenn aber auch die Wahlen in der neuen Zeit kaum soviel kosten dürften, wie die Wahlen in der guten alten Zeit, so werden sie doch, wie schon erwähnt, sicherlich noch ein theueres Vergnügen sein. Die officiellen Wahltaxen, die sogenannten constitutionellen Kosten stellen sich nämlich nach den Ausweisen den Comitaten recht hoch. Einige Beispiele sollen dies illustrieren. Das Abaujer Comitat beziffert seine Wahlbezirke mit 265 Gemeinden und 13.727 Wählern. Die Zuhörkosten wurden von amtlicher Seite mit 28.000 Kronen, die Verköstigung der Wähler mit 27.454 Kronen, zusammen also mit rund 56.000 Kronen festgestellt, wodurch sich also jedes einzelne Mandat am Durchschnitte auf 7067 Kronen stellt, die Fahnen, Feuerwerke, Musikbanden und diverse Auslagen nicht eingerechnet.

Digitized by Google

Doch das Wahlverhältnis wird in anderen Comitaten noch weit ungünstiger. Im Csanáder Comitat betragen die officiellen Kosten der Mandate im Durchschnitte 9221 Kronen, und im Barser Comitat kostet jedes Mandat 11.560 Kronen, im Hajdner Comitat 13.384 Kronen, im Baranyaer Comitat bereits 14.471 Kronen, im Bereger Comitat 15.140 Kronen und im Arváer Comitat gar 19.500 Kronen. Das sind, wie gesagt, die gesetzlich nicht nur erlaubten, sondern auch stipulierten Kosten eines Mandats, wozu noch eine ähnliche Summe für gestellte Auslagen und sicherlich oft auch eine nicht geringere Summe für nicht gestattete Auslagen kommt. Das billigste Mandat in Ungarn wird 4000 bis 5000 Kronen kosten. Doch in manchen Wahlbezirken brachten die reicheren Wähler diesen Betrag auch bisher durch Sammlungen auf und nahmen von ihren Candidaten keinen Heller an. Koloman Széll, Albert Apponni, Desider Szilágyi, Koloman Tisza, ferner der äußerstlinke Josef Madarász haben seit vielen Jahren keinen Heller Wahlkosten bezahlt und werden sicherlich auch in der neuen Zeit nicht die officiellen Wahlkosten entrichten, da ihre Wähler einen Stolz darein setzen, ihren Abgeordneten das Mandat „rein" zu übergeben. Andere Candidaten freilich werden wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft enorme Summen opfern, um die Ehre zu haben, im ungarischen Abgeordnetenhause fünf Jahre hindurch schweigen zu können, sofern die königliche Curie dieses Schweigen gestattet. Eine interessante Statistik, die dieser Tage publiciert wurde, beweist, daß von den 450 Abgeordneten bloß 309 in den letzten fünf Jahren im Abgeordnetenhause überhaupt gesprochen haben. Ungefähr 150 Landesväter öffneten nicht einmal den Mund — „und darum Räuber und Mörder!"

Es ist ein Verdienst der öffentlichen Meinung, daß dieselbe nicht ruhte und rastete, bis sie die Parlamentsreform in Ungarn durchsetzte. Diese Reform umfaßt nach der einen Seite die Ahndung der Mißbräuche bei den Wahlen, nach der anderen Seite die Sicherung der Unabhängigkeit der Abgeordneten, die durch das in der „Zeit" wiederholt besprochene Incompatibilitäts-Gesetz einigermaßen garantiert erscheint. Freilich ist mit diesen sicherlich wohlthätigen und anerkennenswerten Verfügungen noch lange nicht alles gethan. Das Wahlgesetz in Ungarn muß wesentlich erweitert, der Census wesentlich herabgesetzt und die Eintheilung der Wahlbezirke wesentlich umgestaltet werden, damit eine nach jeder Hinsicht freisinnige Wahlgesetzgebung geschaffen werde. Da sich die öffentliche Meinung in Ungarn stark genug erwies, um trotz der leidenschaftlichsten Agitationen und feinsten Intriguen mächtiger politischer Cliquen die Curialgerichtsbarkeit und das Incompatibilitäts-Gesetz zu erzwingen, so müssen durch eine fortgesetzte liberale und locale Agitation mit der Zeit auch noch weitere und wichtigere Reformen erzielt werden. Daß weitere Reformen nothwendig, ja unerlässlich sind, sehen alle parlamentarischen Parteien ein, wenngleich bisher keine einzige den Muth hatte, in ihren Wahlprogrammen von einer radicalen Erweiterung des Wahlrechts — geschweige denn vom allgemeinen Wahlrecht — zu sprechen. Doch die parlamentarischen Parteien stehen heute ebenso wie früher unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, und sie werden auch diesmal durchführen müssen, was die Bevölkerung will. Ist einmal aller Schutt und Schmutz der „guten alten Zeit" fortgeräumt, dann müssen die Ideen und Forderungen der neuen Zeit auch in parlamentarischen und legislatorischen Schöpfungen ihren Ausdruck finden, dann muß ein neues modernes Ungarn geschaffen werden. Das Uebel ist erkannt und die Sanierung desselben hat begonnen; eine Krankheit der ungarischen Nation ist bloßgelegt und die Heilung wurde in Angriff genommen. Doch das parlamentarische System und die liberale Richtung können nur dann vollständig triumphieren, wenn die eingezogenen Grenzen der politischen Welt in Ungarn niedergerissen und der Kampf gegen unnatürliche antiliberale Ueberlieferungen und nachtheilige antiquierte Tendenzen fortgesetzt und siegreich zu Ende geführt wird. Graf Stephan Szechenyi, den sein großer Gegner Kossuth selbst als „den größten Ungarn" bezeichnete, sprach einst das weise Wort: „Das ungarische Volk ist ein Kind. Es ist jetzt nichts, aber es kann noch alles werden, denn physische und physische Kräfte wohnen in seiner jungen Brust. Dieses Volk kann alles werden, wenn es einsieht, daß es nichts ist, denn es hat, genau genommen, nur zwei mächtige Feinde: das Vorurtheil und die Hoffart!" . . .

Budapest. Arpád.

Alte Jungfern und noch Einiges.

Ist es ein Unglück, wenn einer nicht die nächste beste Gans nimmt, die ihm möchte? Gewiß nicht. Ist es ein Unglück, wenn eine nicht den nächsten besten Kerl heiratet, den sie haben könnte? Ebenfowenig. Ist es nicht sehr leicht möglich, daß ein wackerer Mann durchs Leben geht, ohne auf jene besondere Gelegenheit zu stoßen, die zur Ehe führt? Ohne Zweifel. Kann dasselbe nicht auch einer vortrefflichen Frau passieren? O ja. Ist es für Mann und Frau überhaupt unzweifelhaft oder regelmäßig oder durchschnittlich oder in der Mehrzahl der Fälle ein Gewinn an Lebensgenuß, Behagen, Gemüthsruhe, geistiger Entwickelung, Schaffenskraft, Erfolg in irgend einer Beziehung, wenn sie heiraten? Unzweifelhaft sicher nicht, regelmäßig auch nicht, denn es gibt recht viele unglückliche Ehen, noch mehr unbefriedigende, in denen jeder Theil gar oft denkt: o hätte ich's bleiben lassen. Selbst für die bloße Mehrzahl wird kaum jemand die Frage gern bejahen, schon aus dem einfachen Grunde, weil die meisten nicht viel mehr Einkommen haben, als zur Befriedigung ihrer eigenen dringenden Bedürfnisse nöthig ist, und daher mit einer Familie allen möglichen Entbehrungen und Sorgen ausgesetzt sind. Nehmen wir, um dem Vorwurf des Pessimismus sicher zu entgehen, an, daß die Hälfte der Verheirateten alles in allem durch die Ehe gewonnen, die andere Hälfte aber verloren hat, so ist es, vom Standpunkt des einzelnen aus, genau ebenso gescheit oder gut oder vortheilhaft, zu heiraten wie ledig zu bleiben. Für die Männer wird man das zumeist zugeben, für die Frauen pflegt man der Durchschnittsmensch ganz entschieden zu leugnen. Warum? Sind etwa die Männer so köstliche Geschöpfe, daß es unter allen Umständen ein Glück ist, so einen sein eigen nennen zu dürfen? Ich kenne meine Pappenheimer und sage entschieden: Nein! Und Sie, meine Herren Collegen vom männlichen Geschlecht, werden mir gewiß zugeben, daß Sie mit gar wenigen von ihren vielen Bekannten verheiratet sein möchten, wenn Sie Frauenzimmer wären. Vielleicht denken die Frauen ebenso unvortheilhaft von einander, aber daß die weibliche Qualität schlechter sei, als die männliche, daß es im Durchschnitt weniger wünschenswert sei, eine Frau als einen Mann zu haben, das soll mir doch keiner behaupten. Auf einen, der seinem Vater den Vorzug gab, kommen sicher neun, welche die Mutter weitaus mehr liebten. Und sie war unzweifelhaft in allen Fällen eine Frau. Warum soll es also ein größeres Glück für die Frau sein, einen Mann zu bekommen, als der umgekehrte Fall? Es ist erbärmlich, darauf die Antwort zu hören, daß für die meisten weiblichen Wesen die Ehe eine materielle Versorgung ist, daß sie, wenn unverheiratet, nicht wissen, wie durchs Leben kommen. Sie müssen also heiraten, um leben zu können. So heißt man die Sachen meist an und lehrt die Mädchen in frühester Jugend, so zu denken. Und es ist doch zumeist, selbst in unserer Gesellschaft und Jahrhunderte rückwärts, gar nicht wahr. Unzählige Frauen werden durch die Ehe viel ärmer, geplagter, elender in jeder Beziehung, als sie im ledigen Stande je geworden wären. Wer nicht, wie das so üblich ist, bei der ganzen sogenannten Frauenfrage immer nur an Beamten- und Professorentöchter denkt und alle die lächerlichen Standesvorurtheile, welche in diesen und verwandten Kreisen heimisch sind, unbesehen als selbstverständlich hinnimmt, sondern die große, weit überwiegende Masse des Volkes im Auge hat, der wird das zugeben. Man braucht Frauenhände stets so gut als Männerhände, und es gibt im Verhältnis zu den Arbeitsuchenden heutzutage sicherlich viel mehr arbeitslose Männer als Frauen.

Gar häufig kommt es vor, daß der Mann den größten Theil seines Erwerbes für sich verpraßt und Frau und Kinder nothleiden läßt. Nicht gar zu selten tritt der Fall ein, daß die Frau Mann und Kinder mit ihrer Hände Arbeit nicht nur pflegen, sondern sogar erhalten muß und daß die Witwe viel besser daran ist als die Gattin. Diese Vorkommnisse betreffen hauptsächlich die unteren Classen. In den oberen finden sich analoge. Alledings kommt es in jenen gesellschaftlichen Höhen, wo die „Bildung" herrscht, auch nicht selten vor, daß die Frau durch Verschwendung den Haushalt zugrunde richtet. Aber der Mann leistet auch hier diese Arbeit gewiß viel öfter. Welcher Fall tritt denn häufiger ein: daß der Mann das Vermögen der Frau durchbringt, oder der umgekehrte? Ich glaube, wir sind um die Antwort nicht verlegen.

Hat man also Grund, aus wirtschaftlichen Rücksichten die Frauen im allgemeinen zu bedauern, wenn sie nicht zur Ehe kommen, die Männer aber nicht? Nein.

Nun gab es wohl von jeher etliche Leute, die das Glück eines Menschenlebens nach der Zahl und buchantischen Qualität der Geschlechtsacte maßen, welche das Individuum vollzog. Heutzutage können wir sogar eine lange Reihe von Literaten aufführen, welche hieraus erhabenen Standpunkt in Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen und philosophischen Abhandlungen vertreten und offenbar sehr bedeutend leid müssen, da sie sich untereinander gegenseitig in allerlei Zeitschriften beständig über alle Himmel erheben. Für diese ist natürlich die alte Jungfer, wenn es mit dem Substantiv seine Richtigkeit hat, das unglücklichste und eventuell sogar das verächtlichste Geschöpf der Welt. Das unglücklichste, weil sie unter der bei solchen Herren selbstverständlichen Voraussetzung bestigster erotischer Triebe durch den Mangel an Befriedigung, wenn sie aus diesen Grundsätzen oder Instincten sich geschieden, furchtbar leiden muß. Das verachtlichste, wenn diese Neuschheit eine ganz unfreiwillige war und nur darin ihren Grund hatte, daß sein Mann so der Mühe wert fand, sie zu begehren.

Das ist aber, so weit unsere eine Beobachtung kan Schweine, nicht für Frauen. Sogar ein Mann kann, trotz seiner

Digitized by Google

impetuosen Natur, sehr wohl ohne alle geschlechtliche Thaten ein erfolgreiches und glückliches, d. h. vom Leiden relativ sehr freies Leben führen. Nimmt man alles Glück und alles Unglück, welches das Streben nach Befriedigung des Geschlechtstriebes über die Menschen gebracht hat, zusammen, so wird ganz sicherlich das Unglück weit überwiegen, und jene von den Modernen vielfach vorgetragene Lehre, wonach dieses Streben, in rücksichtslos egoistischer Weise verfolgt, der eigentliche Hauptinhalt des menschlichen Lebens sein soll, ist wahrhaft bestialisch und unheilvoll in höchstem Grade.

Eine gut erzogene, nicht von außen her, in der Regel von Männern, auf irgend eine Weise verlockte, gereizte, verführte Frau kann aber unendlich viel leichter entsagen als der Mann. Ihre geschlechtlichen Triebe entfalten sich zumeist nicht von selbst und sind im Durchschnitte beiweitem nicht von derselben Stärke wie die des Mannes. Daher ist die Enthaltung für sie kein Opfer, vielmehr ist die Hingabe zunächst ein solches, und nicht der schnöde Genußtrieb, sondern das liebevolle und in der Liebe opfermütige Herz zwingt sie dazu — von Ausnahmen abgesehen. Selbstverständlich darf man, um die wahre und ursprüngliche Natur der Frau zu erkennen, seine Studien nicht in Bordellen und an ähnlichen Orten machen. Sicherlich aber versucht selbst unter den hoffnungslos Verkommenen in Augenblicken der Besinnung fast jede ihren ersten Verführer.

Jener bekannte Schweinestandpunkt setzt aber voraus, daß die unverheiratet und intact Gebliebene immerfort wohl möchte, aber nicht kann, aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit, während der ledige Mann, ohne Furcht und bei allen möglichen Gelegenheiten, nichts entbehrt. Und dadurch erscheint dem Vertreter dieses Standpunktes die alte Jungfer lächerlich, und wenn er sehr „human" und fortgeschritten ist, so möchte er dem jungen ledigen Frauenzimmer dieselbe thierische Freiheit gewährt wissen, die er für sich in Anspruch nimmt, wobei er vielleicht auch ein wenig an das Interesse seiner eigenen Gelüste denkt und etwa seine Schwestern und Cousinen von der allgemeinen Freiheit ausnimmt. Jedermann soll sich „austoben", so heißt das neue Stichwort, die wudernste Lebensregel. Und wenn man dann näher zusieht, was die Herrschaften unter dem Austoben eigentlich verstehen, so ist nichts weiter gemeint, als ein beliebiges, nach Laune und Belieben betriebenes, ordnungs- und pflichtenloses Durcheinanderliehen. Daß man damit das Glück und Wohlergehen der Species Homo nicht begründet, haben die Culturvölker, ja sogar die „Wilden", schon vor vielen Jahrtausenden erkannt. Gibt es aber eine rechtliche, gesetzmäßige Verbindung der Geschlechter, eine Institution wie die Ehe, welche als allgemeine Voraussetzung für eine legale und anständige Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse gilt, weil die Betheiligten dadurch für die natürlichen Folgen dieser Befriedigung einzustehen sich verpflichten, so wird es vernünftlich neben den in irgend einer Weise durch die Ehe oder ähnliche Einrichtungen verbundenen immer auch Frauen und Männer geben, die aus irgend welchen allgemeinen gesellschaftlichen oder besonderen individuellen Gründen zu keiner solchen gesetzmäßigen Verbindung gelangen. Und wenn durch die Einrichtung der Ehe von selbst jede andere Geschlechtsgemeinschaft als unerlaubt, den guten Sitten widersprechend charakterisiert wird, so werden diese, wenn sie anständig bleiben wollen, verzichten müssen, auch den Grundsätzen der gesellschaftlichen Moral.

Wie das in der Wirklichkeit zugeht, weiß man. Die Heeren der Schöpfung setzen sich gegenseitig zumeist ziemlich stark durch die Finger und verdammen dafür die Frauen, die sie verführt haben. Das ist allerdings niederträchtig. Aber umso wichtiger wird es darum sein, daß man die jungen Mädchen sozialgen „auf den Mann dressiert", das heißt sie zeitig mit den gemeinen Absichten und Intriguen dieser Bursche auf angemessene und vorsichtige Weise bekannt macht, damit sie wissen, wie sie sich zu benehmen, zu wertheidigen, zu wahren haben, damit sie vor allem nicht dem bisher fast allgemein gepflegten Wahne verfallen, es sei ihre höchste Aufgabe auf Erden, irgend einem aus dem Mannsvolke zu gefallen. Wenn man einmal diese Dummheit in der Erziehung gründlich beseitigt ist — man denke an die Knabenerziehung in dieser Hinsicht — dann wird die alte Jungfer um kein Haar weniger gelten als der alte Junggesell und wird sich bei ihrem Lose in den meisten Fällen vollkommen beruhigen, öfter als die verheiratete Frau bei dem ihrigen. Sie wird es nicht mehr, wie jetzt so oft, als eine „Ehre" ansehen, von irgend einem an den Brautaltar geführt zu werden, und als eine Schande, „keinen zu bekommen".

Für ehrem gute Hausfrauen und Mütter unverzichtbar sind sie gut auch ästhetisch, liebenswürdig, die nur an sich denken und die Ehe nur als ein Ausdauerlisten als Land des Vergnügens betrachten.

Diese ehren wir nicht. Wohnoch aber werden wir seine unsere Hochachtung und Bewunderung in so hohem Grade? Weil wir einen Mangel gestalten haben und dieser ihnen die Ehre anzuthun hat, so ist sicherlich Obwohl nicht. Diese Mann kann möglicherweise ein solchen sein, der keinerlei Ehre in besitzen hat. Weil sie ein großes Opfer gebracht haben? Auch nicht. Das Opfer ist oft nicht groß, sondern, und auch das ist sie erstens [illegible] Hochachtung. Wir ehren sie, weil sie so viel leisten und sorgen und leiden müssen, weil sie nicht für sich, sondern für andere leben, was „das Geheimnis alles Großen" ist, weil sie fort und fort dem Wohl anderer fast alle ihre Gedanken und Kräfte weihen und opfern. Und solche Ehre ist in hohem Maße auch den Unverheirateten zugänglich, Gelegenheit, die höchste Kraft erhabener Weiblichkeit, die liebevolle Hingebung für das Wohl anderer zu üben, finden auch sie genug in dieser schmerzenreichen Welt und haben sie schon oft genug in allen Welttheilen, auf allen Schlachtfeldern, an allen Leidens- und Opferstätten, sicherlich und verborgenen, gefunden und auch den Ruhm ihrer Thaten davongetragen.

Leistet die Ledige in dieser spezifisch weiblichen, für Männer unnachahmlichen Art selbstlöser Liebesarbeit ebensoviel oder mehr als die Verheirateten, so werden auch die hartgesottensten männlichen Sünder ihr gleiche oder noch höhere Achtung und Bewunderung nicht zu verweigern vermögen, und sie werden, nicht durch äußere Ehre, sondern durch innere Befriedigung, zu den Benedictenvertesten gehören.

Natürlich kann man Heldenthaten von Frauen im allgemeinen ebensowenig verlangen, wie von Männern. Jedenfalls hat die Durchschnittsfrau mehr von Liebe und Güte im Leibe, wenn man sie nicht systematisch verdirbt, wie es heutzutage vielfach versucht wird, als der Durchschnittsmann, und das Feld der Wirksamkeit, das ihr hierdurch angewiesen ist und auf welchem sie die höchste Entfaltung ihrer besten Kräfte und dadurch die höchste Befriedigung finden kann, ist groß, für Verheiratete und Ledige. Aber es ist nicht groß genug für alle möglichen Frauen, die durch ihre Stellung und Thätigkeit in auch irgendwie ihren Unterhalt erlangen müssen, und es ist außerdem nicht möglich wünschenswert, daß jedes weibliche Wesen irgendwie in die Lage versetzt werde, sich selbständig auf eine ihr angemessene Weise durch die Welt zu schlagen, und daß keine von der Sorge um ihren künftigen Lebensunterhalt in der Ehe getrieben werde, welche ganz unabhängig von solchen Zwangsmotiven eingegangen werden sollte. In den unteren Classen hat das im ganzen keine Schwierigkeit, wie wir schon bemerkten, besonders wenn die Welt endlich dahin gelangt, die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen, welche einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen haben, als eine Barbarei zu betrachten und unmöglich zu machen. Für vermögliche Mädchen der oberen Classen existieren die Schwierigkeiten auch nicht. Sie werden, wenn sie nicht heiraten und etwas thun wollen, schon Gelegenheit dazu finden. Die Zahl der in Betracht Kommenden ist auch sehr gering. Es bleiben übrig die allerdings ziemlich zahlreichen Töchter der gebildeten und in Bezug auf das Einkommen vergleichsweise günstig situierten Familien, die wenig oder kein Vermögen haben. Für diese sind nun die höheren Studien, auch zu einem liberalen Betriebe, nicht erforderlich sind, in unserer Zeit beliebter und in viel besprochener Ausweg, daß man manchmal faßt glauben möchte, das akademische Studium und die Zugänglichkeit der davon abhängigen Aemter und Stellungen umfasse die ganze sogenannte Frauenfrage. Die Sache ist im höchsten Fall bei den Frauen ebenso wichtig wie bei den Männern, und niemand wird behaupten, daß für die Gesellschaft viel davon abhänge, ob etwas mehr oder weniger Männer studieren dürfen. Denn die meisten können es einfach nicht, weil sie kein Geld oder keinen Kopf dazu haben. So wird es auch wohl bei den Frauen sein. Ich für meine Person habe es längst an anderer Stelle sehr deutlich auseinandergesetzt, daß ich ihnen alle Berufe ohne jegliche Ausnahme offen lassen möchte, für welche sie sich selbst geeignet halten. Ich bin überzeugt, daß sie gar viele nie wählen und andere wieder verlassen werden, wenn es sich etwa in der Concurrenz mit den Männern herausstellen sollte, daß diese besser geeignet sind und mehr leisten. Ob des speciell bei den höheren Berufsarten der Fall sein wird und bei welchen, das kann man noch nicht wissen. Bei den niederen sehen wir es deutlich. Es gibt eine Unmasse Arbeitszweige, die rechtlich den Frauen längst ganz ebenso zugänglich waren, wie den Männern, aber von ihnen nie gewählt werden — und umgekehrt ebenso. Hat man schon einen weiblichen Briefträger oder Hufschmied gesehen? Man könnte vielleicht ein paar hundert Meilers aufzählen, in die sich nie eine Frau gewengt hat. Vermuthlich würden sich durch die volle Freiheit der Berufswahl die Thätigkeiten und Stellungen auf Geschlechter und Individuen in der für das Wohl der Gesellschaft günstigsten Weise vertheilen. Aber dazu gehört freilich weit mehr als die bloße rechtliche Zugänglichkeit, welche nur negativer Art ist, nur das Gegentheil eines gesetzlichen Verbotes. Sollte das Studium der Wissenschaften und die damit und mit den wissenschaftlichen Berufen verbundene Lebensweise irgendwie für die betreffenden Frauen oder für viele von ihnen zu großen Unzukömmlichkeiten und Schäden führen, so würden sich schließlich nur sehr wenige einer solchen Laufbahn zuwenden. Käme etwa, was kaum zu erwarten ist, die Gesellschaft in die Lage, besonders viele Hausfrauen und Mütter zu brauchen, so würden die meisten Mädchen zum besseren Studium von vornherein gar nicht gelangen.

Aber über die natürliche Ansicht der weiblichen Berufe wollen wir, an der Hand von Daten, in einem anderen Artikel Genaueres sagen.

Unterseeboote.

Während bis vor nicht langer Zeit Frankreich der einzige Staat war, der sich mit der Frage der Unterseeboote beschäftigte, haben in neuerer Zeit auch andere Staaten, Nordamerika, England, Schweden, Norwegen und Japan sich zum Bau derartiger Schiffe entschlossen, ja eine Zeitungsnachricht wollte wissen, dass auch das Deutsche Reich den Bau eines Unterseebootes auf der Schichau-Werft in Danzig begonnen habe. Lange Zeit betrachtete man es als eine der französischen Eigenthümlichkeiten, mit denen dieses Land gerne vor anderen etwas voraus haben möchte, und die Art und Weise, wie die Versuche dort betrieben wurden, war ja auch sehr geeignet, diese Ansicht zu bestätigen. Dass die Franzosen ihre ersten überkühnen Hoffnungen haben zurückschrauben müssen, ist jetzt klar geworden, anderseits aber auch, dass dies neue Kriegswerkzeug nicht mehr völlig übergangen werden kann. Die Frage der Unterseeboote wird daher, wenn nicht alles täuscht, nicht wieder verschwinden.

Was sind Unterseeboote? Zunächst dachte man sich darunter solche Boote, die, völlig unter der Wasseroberfläche verschwindend, sich ungesehen den grossen Kriegsschiffen nähern sollten, um dann ihren Torpedo verderbenbringend dagegen schleudern zu können. Als die Torpedowaffe erfunden wurde, glaubte man ja längere Zeit auch das letzte Stündlein der grossen gepanzerten Schlachtschiffe gekommen. Denn wozu noch solche theure Kolosse bauen, wenn ihnen so leicht das Lebenslicht ausgeblasen werden kann? Diese Ueberschätzung der Torpedowaffe hat seinerzeit auch den verzögerten Aufbau der deutschen Schlachtflotte ungünstig eingewirkt. Allmählich stellte sich heraus, dass ein Torpedoangriff doch recht schwierig ist, und der chinesisch-japanische und spanisch-amerikanische Seekrieg wissen eigentlich nur von einem geglückten Torpedoangriff zu erzählen, während die Entscheidung durch die Schiffsartillerie gefallen ist. Aehnlich ist es auch dem Unterseeboot bisher ergangen, wenn es auch eine Kriegsprobe bisher noch überhaupt nicht bestanden hat. Es schien ja so leicht, wenn einmal das Problem gelöst war, unter Wasser zu fahren, nun sich auch ungesehen dem Gegner zu nähern, aber leider stellten sich hier viele Schwierigkeiten in den Weg. Allerdings gelang es, ein Fahrzeug zu bauen, mit dem man längere Zeit, zunächst etwa eine halbe Stunde, sich unter Wasser fortbewegen konnte, es gelang auch, für die Besatzung den Aufenthalt solange zu ermöglichen, aber nun stellte sich der bisher noch nicht überwundene Nachtheil ein, dass man unter Wasser nur eine eng begrenzte Strecke weit sehen kann. Man versuchte es mit allem Möglichen, elektrischen Scheinwerfern und dergleichen, ohne wesentlich weiter damit zu kommen. Wollte man also auch ungesehen dem Gegner zu nähern, so musste man dasselbe Beobachtungsstandpunkt wieder über der Wasserfläche verlegen. Es wurde also ein Glaskuppel auf das Schiff gesetzt, aus der entweder ein Mann Ausschau hielt, oder das umgebende Bild durch Spiegelung in den Schiffsraum gebracht wurde. Jedenfalls konnte dann aber das Schiff nicht dauernd völlig unter Wasser verschwinden, sondern musste ab und zu mit einem wenn auch kleinen Theil daraus hervorragen, um sich zu orientieren. Diese Ueberzeugung ist auch in der französischen Bezeichnung dieser Schiffe zum Ausdrucke gekommen, indem sie heute nicht mehr vaisseaux soussmarins, Unterseeboote, sondern vaisseaux submergés, überflutete Boote, genannt werden.

Diese Nothwendigkeit, ab und zu wenigstens zur Oberfläche aufzutauchen, hat nun den Nachtheil, dass die Boote auch gesehen werden und in diesem Falle beschossen werden können, und es bleibt bei bewegter See und da auch die Glaskuppel meist dauernd von Wasser bedeckt wird, der Ausblick und dem entsprechend die Orientierung immer noch recht schwer, während anderseits zugegeben werden muss, dass die Gefahr, von der feindlichen Schiffsartillerie getroffen zu werden, vielleicht noch wesentlich verringert werden darf. Jedenfalls liegt in der gänzlichen Unsichtbarkeit oder geringen Sichtbarkeit ein grosser Vortheil vor den Torpedobooten.

Dass neben dieser Hauptschwierigkeit der Orientierung noch eine ganze Menge anderer Hindernisse überwunden werden müssen, ist auch dem Laien klar. Die Möglichkeit schnellen Versenkens und Wiederauftauchens, die für die Wirksamkeit besonders wichtig ist, war lange nicht zu erreichen. Dieser Zeitraum soll jetzt bis auf 20 Secunden beschränkt sein. Es ist ferner sehr schwer, dem Fahrzeug unter Wasser genügende Längsstabilität zu verleihen, denn es leuchtet ein, dass die geringste Veränderung in der Belastung unter Wasser eine ganz andere Wirkung ausübt, als bei einem auf der Oberfläche schwimmenden Fahrzeug. Die Gefahr des Umkippens, populär gesprochen, ist leicht vorhanden. Dazu kommt dann noch die bedeutend kleinere Geschwindigkeit, die unter Wasser zu erreichen ist, und die Unmöglichkeit, überhaupt mit dem zur Verfügung stehenden Treibmittel unter Wasser meist nur Elektricität grössere Strecken zurücklegen zu können, ohne eine Ergänzung vorzunehmen.

Alle diese Schwierigkeiten sind so gross, dass eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Schiffsbaues in Deutschland, Geheimrath Busley, in zwei öffentlichen Vorträgen erklärt hat, es sei bisher nicht gelungen, Unterseefahrzeuge zu bauen, die mit Aussicht auf Erfolg im Kriege Verwendung finden könnten, er bezweifelt sogar, dass dies bei dem gegenwärtigen Stande unserer physikalischen und technischen Kenntnisse möglich sei, und spricht daher den bisher fertig gestellten oder im Bau begriffenen französischen Fahrzeugen die kriegsmässige Verwendbarkeit ab. Trotzdem unterliegt es heute keinem Zweifel mehr, dass er in seinem Urtheil zu weit geht.

Wenn man die bisher in Frankreich gemachten Versuche vorurtheilslos betrachtet, so wird man kaum annehmen dürfen, dass eine Marineverwaltung sich zu Bauten von derartigem Umfange entschliessen wird, ohne irgendwelche Aussicht auf greifbare Erfolge. Es sind dort zum Ablaufe dieses Jahres 26 Unterseeboote theils fertig, theils auf Stapel, und es sollen nach dem Flottengründungsplan bis 1907 im ganzen 56 derartige Fahrzeuge fertiggestellt werden. Nimmt man die Kosten eines jeden nur — und das ist nach Nachrichten aus anderen Ländern nicht hoch gegriffen — zu einer halben bis dreiviertel Million Mark an, so würden rund 40 Millionen dafür verausgabt werden sollen. Eine solche Summe wird kein Land für ein blosses Traubild ausgeben. Ausserdem steht das französische Marineministerium in dem Rufe, eher zu wenig Initiative zu besitzen als zu viel und sich nur schwer zu Neuerungen zu entschliessen. Nachdem schon im Jahre 1880 das erste Unterseeboot erbaut worden war, trat die Frage doch erst in den Neunzigerjahren mit der Erbauung des nach seinem Erfinder „Gustav Zédé“ genannten und des nach verbessertem System geschaffenen „Narval“ in ein neues Stadium. Dem „Narval“ ist dann die am 4. Mai 1899 vom Stapel gelaufene „Sirene“ gefolgt.

Die Versuche und Ergebnisse sind natürlich in Frankreich sehr geheim gehalten, und die Welt erfuhr immer nur davon durch die Presse bei Gelegenheit der Besuche, die der Marineminister und nun sogar der Präsident diesen Fahrzeugen widmete. Natürlich liess die französische Tagespresse es hierbei nicht an den üblichen Fanfarenklängen fehlen, die aber mehr dazu beitrugen, die Sache durch ihre Uebertreibungen zu discreditieren, als über ihren wahren Wert aufzuklären. Im November vorigen Jahres hatte der Marineminister eine Probefahrt auf dem „Gustav Zédé“ gemacht, über welche Berichte aufgetischt sein soll. Es war bei dieser Gelegenheit auch ein Torpedo auf ein Schlachtschiff abgegeben, der dies getroffen hatte. Wie es scheint, lagen aber das Schiff sowohl wie das Unterseeboot bei Abgabe des Schusses still. Das würde natürlich für den Gebrauch im Gefecht noch wenig bedeuten, da hier der Gegner auch meist in schneller Bewegung sein wird, und bewegte See, verhüllender Geschützdampf und andere erschwerende Umstände hinzuireten. Nun hat aber im April d. J. Präsident Loubet in Toulon und während der Anwesenheit des italienischen Geschwaders Gelegenheit zu Arbeiten unter der Chef des Generalstabes der Marine, „Man konnte keine officielleve Weihe der Unterseeboote verlangen,“ sagt ein anderes grosses französisches Blatt aus Nevey. Der „Zédé“ fuhr über Wasser aus dem Hafen auf die Rhede, tauchte dann unter und fuhr so zwischen den beiden Linien, die das französische Mittelmeergeschwader und das italienische Geschwader bildeten, hindurch bis zum Flaggschiff „Zt. Louis“. Worauf sowie zu beiden Seiten fuhren je ein Torpedowachboot. Das Unterseeboot war soweit eingetaucht, dass nur seine Flaggen sichtbar blieben. Diese Wiederauftauchen erschien die hohen Besucher auf einer schnell aufgeschlagenen Commandobrücke.

Wenn man von allen französischen Uebertreibungen absieht, so darf man doch den Schluss ziehen, dass die Mittel, das Boot unter Wasser bei Tage und gutem Wetter in wohlbekannten, eng begrenzten Gewässern durch ein gut und lange eingeübtes Personal zu führen so weit gediehen sind, dass man ihm den Präsidenten und die übrigen hohen Besucher ohne Gefahr anvertrauen konnte. Für eine kriegsmässige Thätigkeit unter erschwerten Verhältnissen ist damit natürlich noch keine Gewähr gegeben. Nun stehen aber heute wirklich sich die Boote nach ihren jetzigen Leistungen immer noch zur Vertheidigung von Häfen und Küsten eignen. Hier ist das Fahrwasser und alle sonstigen Verhältnisse den mit der Führung Betrauten bekannt und daher ein Angriff auf blockierende oder die Häfen angreifende Kriegsschiffe mit Aussicht auf Erfolg möglich.

Man will aber in Frankreich noch weiter in ihrer Verwendung gehen. Der bekannte Abgeordnete Delteau, der in der Kammer über den Rahmen des Etatvorgelegten hinaus 10 Millionen Mark für Unterseeboote beantragte und durchsetzte, machte nämlich zu gleicher Zeit auf zwei anderen Unterseebooten „Morse“ und „Goubet II“ eine Fahrt bei Toulon und sprach den Wunsch aus, dass solche Boote auf Linienschiffen mitgeführt werden sollten. An

Digitized by Google

der That ist bereits eine Commission mit der Bearbeitung eines Entwurfes hierfür beschäftigt. Dies würde also auch einen offenkundigen Zweck im Auge haben, indem man sich der Unterseeboote auch in der Schlacht oder bei Landungsversuchen an feindlichen Küsten zu bedienen gedenkt, was in England besonders starke Befürwortung verursacht hat. Bis zur Realisierung dieses Projectes wird aber noch manches Wasser den Berg hinunter laufen. Man ließ inzwischen, um auch die weitere Verwendung der Boote auf See zu erproben, den „Zède“ eine vierundzwanzigstündige Fahrt von Toulon nach Corsica in Begleitung eines Kreuzers machen, wobei einmal die nächtliche Steuerung und dann die längere Bewohnbarkeit unter Wasser geprüft werden sollte.

Der „Zède“ trat am 2. Juli morgens seine Fahrt an und legte den etwa 150 Kilometer langen Weg bis Ajaccio in 24 Stunden zurück, wobei er, um seinen Vorrath an Elektricität zu sparen, sich zeitweise von dem begleitenden Kreuzer schleppen ließ. Auch ist es nicht bekannt, wie lange er hiebei unter Wasser gefahren ist. Er lief dann unter Wasser zwischen den Kriegsschiffen, ohne von diesen bemerkt zu werden, hindurch und folgte ihnen bald darauf, als sie den Hafen verließen, ebenso unbemerkt. Dann gelang es ihm, einen Torpedo gegen das Schlachtschiff „Charles Martel“ zu schleudern, der, zwar ungeladen, das Schiff leicht erschütterte und sich außerdem durch eine ausgiebende weiße Welle bemerkbar machte. Jetzt erst tauchte das Boot in einer Entfernung von 200 Metern von dem Schiff auf, verschwand jedoch schnell wieder, nachdem es mit Schnellfeuer überschüttet war, und fuhr nun an dem Schiff „Jaureguiberry“ vorüber, jedoch so nahe, daß es in Wirklichkeit zerstört wäre, wenn der „Jaureguiberry“ seinen Curs nicht schnell geändert hätte. Es wurde dementsprechend für außer Gefecht gesetzt erklärt.

Das die französische Presse an diese Fahrt und den glücklich abgegebenen Schuß wieder die überschwänglichsten Hoffnungen geknüpft hat, ist selbstverständlich. Die Fahrt selbst kann als ein bedeutender Fortschritt nicht betrachtet werden, da das Wetter, wie es scheint, still war, und das Boot sich zeitweise schleppen ließ. Es ist somit nicht erschüttert, wie weit die eigene Kraft ausgereicht haben würde. Immerhin ist die Möglichkeit einer Fahrt über die hohe See unter günstigen Verhältnissen bewiesen. Diese Möglichkeit wird auch durch die vierzigstündige Beobachtet eines anderen französischen Unterseebootes „Narval“ bestätigt, wobei dieses mehrere Stunden unter Wasser fuhr, durchschnittlich 6·5 Seemeilen in der Stunde zurücklegte und nur bei hohem Seegang sich in den Schutz eines Hafens begab. Der glücklich abgegebene Schuß bei Ajaccio bedeutet insofern einen Fortschritt gegen den früheren oben erwähnten, als diesmal beide Schiffe während der Abgabe in der Fahrt begriffen waren. Bezeichnichtigt wird das Ergebnis nur dadurch, daß nach der angenommenen Kriegslage die Schlachtschiffe nicht auf einen Angriff durch Unterseeboote rechnen konnten und daher vielleicht weniger aufmerksam waren. Immerhin muß das Gesammtergebnis dieses Versuches als recht befriedigend für Frankreich betrachtet werden, da bei einem so complicierten Fahrzeug nur ein langsamer Fortschritt zu erwarten ist. Ob Frankreich recht gethan hat, nicht erst weitere Versuche anzustellen, bevor es zum Bau so zahlreicher Unterseeboote schritt, ist eine andere Frage.

Inzwischen haben sich aber bei dem besagten Exemplar, das Frankreich in der Beschaffung von Unterseebooten eingeschlagen hat, auch andere Staaten veranlaßt gesehen, Versuche zu machen und dergleichen Boote zu bauen.

In erster Linie hat Nordamerika ein nach seinem Erfinder „Holland“ genanntes Unterseeboot gebaut und im vergangenen Jahre erprobt. Nach den privaten Mittheilungen, die in Amerika leichter als anderswo ihren Weg in die Presse finden, soll es sich gut bewährt haben. Dementsprechend sind dort jetzt sieben Boote im Bau begriffen, von denen jedes 70·104 Meter lang und die in diesem Sommer fertig werden sollen. Der Erfinder Holland will sogar mit einem solchen die Reise über den Ocean machen, um seine Seetüchtigkeit zu beweisen. Der aus dem amerikanisch-spanischen Krieg bekannte Admiral Dewey hat erklärt, daß „die moralische Wirkung dieser Boote weit wirksamer als Minen und daß sie das Beste zur Vertheidigung der Häfen und Küsten seien“, und dadurch in Amerika den Ausschlag gegeben. Der Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet, Admiral Dewey hatte nämlich vorher seine Urtheil dahin abgegeben, daß die Boote für die eigene Küste gefährlicher als für den Feind seien, sie könnten zwar unterstanden und sich langsam bewegen, aber ihren Curs nicht controlieren, und ihre Treibkraften seien äußerst gering“.

Auch in England hat man ganz im geheimen ebenfalls mit dem Bau solcher Boote angefangen. Während nämlich der erste Lord der Admiralität, Mr. Goschen, noch im vergangenen Jahre erklärte, die endgiltige Entscheidung über diese Frage würde ein bei der diesjährigen Parlamentstagung fallen, hat die Regierung noch vor dem Parlamentszusammentritt das Bauprogramm für Unterseeboote nach dem erwähnten „Holland“-Muster in Bau gegeben, wobei sie die einzelne Abweichungen treffen. Diese Boote sind 63 Fuß lang und eine Kopfbreite Maschine, unter Wasser eine Geschwindigkeit von 8 Meilen gestatten. Bedeutung ist man bei den Admiralitätsmitteln in England noch nicht sehr groß zu sein. In der im März d. J. in London tagenden Jahresversammlung der „Institution of Naval Architects“ waren nämlich die Meinungen über den Wert ebenfalls noch sehr getheilt. Die Admirale Bowden Smith und Freemantle versprachen sich nicht sehr viel davon, hielten aber das Vorgehen der Admiralität, Versuche anzustellen, für sehr richtig. Capitän Hoygard erklärte die Boote auch nur für Hafen- und Küstenvertheidigung, dagegen nicht für eine Verwendung auf große Entfernungen geeignet.

In Norwegen hat man sich ebenfalls für den Bau von Unterseebooten nach dem „Holland“-Muster entschlossen, in Schweden dagegen befindet sich ein vom Marineingenieur Euroth entworfenes Boot im Versuch, das gegen die bisherigen mehrfache Vortheile aufweisen soll. So soll es in 25 Secunden tauchen können, und zwar bis auf 60 Meter, und es soll ferner nicht mit Elektricität unter Wasser, sondern mit Kesselheizung getrieben werden. Als Heizstoff dient Mainz, comprimierte Luft wird mitgeführt, Heizgase und verbrauchte Luft werden ausgestoßen. In Italien sind neuerdings Versuche im Hafen von Genua mit einem nach französischem Muster erbauten Boote „Delfino“ gemacht worden. Hiebei soll es gelungen sein, den Spiegelapparat, der das Sehen und Orientieren ermöglicht, bedeutend zu verbessern. Dies würde, die Richtigkeit dieser Nachricht vorausgesetzt, einen bedeutenden Fortschritt in der Verwendung dieser Boote bedeuten. Neuerdings hat sich auch Japan zum Bau von Unterseebooten entschlossen.

Trotz der mehrfach erwähnten, dieser neuen Kriegswaffe noch anhaftenden Nachtheile ist es anzunehmen, daß ihre Verwendung in immer ernstere Erwägung gezogen werden wird, es wird hier wie bei den meisten Erfindungen sein, daß es den unausgesetzten Bemühungen der Technik gelingen wird, die Mängel auf ein erträgliches Maß herabzudrücken, und über kurz oder lang werden sich alle Marinen voraussichtlich zur Einführung entschließen.

Berlin. Oberleutnant v. Bremen.

Neue Romane und Novellen.

Von Richard Maria Werner.

Vor längeren Jahren verlebten wir mehrere Monate in der Pension eines südlichen Curortes und bekamen die Kartoffel immer auf allerlei Art unkenntlich gemacht. Ein Major, der auch in der Pension saß, der lebt schon lange nicht mehr — sagte endlich einmal den Köchenchef, worum er denn die Kartoffel immer so verleide, und erhielt die classische Antwort: Das ist eben die Kunst!“ An dieses geflügelte Wort muß ich mitunter denken, wenn ich neue Romane „genieße“: meist sind es nichts als gewöhnliche Kartoffeln, aber möglichst abenteuerlich zubereitet, und — das ist eben die Kunst. Früher, da drehte sich die Mehrzahl der Romane noch um die Frage, ob der Hans die Grethe bekommt, oder auch nicht bekommt, jetzt — ist es etwa anders geworden? Noch immer besitzt das alte Thema die längst erprobte Anziehungskraft, wenigstens für die Romanschreiber und die noch zahlreicheren Romanschreiberinnen, aber die Kartoffel wird, so gut als es nur geht, verwummt, aufgeputzt und mit den neuesten „Neuralitäten“ hergerichtet, damit die Leser angelockt werden. Kaum macht sich etwa unter Philanthropen und Medicinern eine Bewegung gegen den § 175 R.-St.-G. bemerkbar, flugs schreibt man einen dicken Band, der nur von Urningen und Dioningen handelt und eine ganze große Gesellschaft solcher Unglücklicher vorführt, nicht in Form einer psychologischen oder physiologischen Studie, sondern in readenzlöser Romanbeleuchtung. Da begegnet uns der Dichter Marrin Young und der Arbeiter Hans Werner, die geniale Schauspielerin Meta Schwarz und das zarte Töchterchen Cäcilie Reuter, aber der Mann liebt den Mann und die Frau das Mädchen, der Roman erzählt, wie sie verfolgt, in ihrer „Liebe“ und Vereinigung gehindert werden. Da hat man nun eine gar pikante Sauce, und schließlich ist's doch nur eine gewöhnliche Kartoffel. Zur Abwechslung erfahren wir, wie der Martin den Hans „kriegt“, die Meta aber die Cilly nicht. Was uns sonst aufgetischt wird von edlen Gefühlen, schweren seelischen Kämpfen, Irrungen und Verfolgungen, das gehört nur zum gelänigen Romanzeug. Und nicht zu vergessen, auch der bekannte Knochenerie muß herhalten: das Gerücht bekommt einen schönen Namen; weil's modern ist, einen physiologisch-soziologischen: „Die Gesellschaft der Menschen“ *) Durchaus keine Hexerei, alles nur — Kunst!

Oder man greift ein landläufiges Schlagwort auf, um einen alten Romanzopf in einen scheinbar modernen zu verwandeln, darum, ein Gesellschaften, kleinen alltäglichen Leiden, einnachen Scenen den Stempel tiefster „Bedeutung“ zu verleihen. Diese Kartoffel heißt „Alle sind neue Menschen“ und wurde recht gut munden, wenn sie nicht mehr sein wollte. Aber nein, G. v. Beaulieu bekommt auch, das sei ihm die Kunst und schädigt sein Werk durch eine

*) [illegible] Leipzig, Louis Verlag.

Digitized by Google

tendenziöse Zuhereitung des Stoffes. Wenn er mit seinen Lebensbildern aus der Familie des Kanzlerathes Anton Grün und der „Frau — Herrathin“ Frischen nichts bezweckt hätte, als uns typische Verhältnisse des besseren Mittelstandes vorzuführen, dann wäre es ihm gewiß nicht eingefallen, um Claire Letellier eine Gruppe von Personen zu versammeln, die mit dem ganzen nur lose zusammenhängen, sogar den Fortgang der Geschichte vielfach hemmen und keine andere Aufgabe haben, als angeblich „neue“ Menschen darzustellen, Vertreter einer erst werdenden „Anschauungswelt“ (S. 266). Da zieht nun, wie ein Kometenschweif, hinter der einen Figur ein halbes Dutzend und mehr Personen, meist nur kurz cascirt, einher, und schließlich breitet der Dichter seinen Mantel um die Figur, ob Hans Grün die Grethe von Werder kriegt und mit ihr glücklich wird, und dann um ein etwas ernstes Abenteuer des „Mannes von fünfzig Jahren“. Schade, daß G. v. Beaulieu die — Kunst für nöthig hielt, er hätte uns sonst Besseres geboten.

Ernster geht Marie Janitschek*) ins Zeug, wenn sie ein hübsches Motiv durch starke Tendenz modern zu machen sucht; sie vertritt die Frauenrechte und erzählt nun von einer Ehe, in der allmählich das richtige Verhältniß zwischen Mann und Frau zustande kommt, nachdem zuerst Inge allein Käthchen von Heilbronn zu ihrem Raphael aufgeblickt und der Mann einen hochmodernen Grafen Wetter von Strahl gespielt hat. Auch an Shakespeares Käthchen muß man denken, aber es handelte sich hier um die Bezähmung eines Widerspenstigen, durch Hunger ... nach Sinnenliebe, durch Peitschenschläge ... mit scharfen Worten und solchen neuzeitlichen Hilfsmitteln. Wir erfahren also, wie der Herr seine Herrin findet (S. 168), die Umkehrung eines alten Stoffes, freilich nun ganz „actuell“. Aber Marie Janitschek verfällt immerfort in Uebertreibung, streift andere Probleme und führt uns in den „freien“ Männern, die sich als „Olympier“ fühlen, „ohne Bande und Fesseln, ohne Bedenken und Furcht, ohne Erdenschwere und Erdengesetze“ (S. 36) Caricaturen von schuftigen Egoisten vor, Nichtsthuer, die sich, wie der Maler Horst Nielsen, aushalten lassen oder, wie der Dichter Kiepenzwey, ihre Selbstsucht auf feinere Weise bethätigen; und darin sollen wir nun wohl typische Vertreter der Männerwelt erkennen, denen in Inge Junsen, Bertha v. Iffen, Frau Nielsen, Emanuele Baronesse Waldau und Frau Wiekrau verschiedene Spielarten des Weibthums entgegnehen. Aber das sind keine Menschen, sondern Construetionen, ohne sich irgendwie zu typischer Bedeutung zu erheben. Marie Janitschek hat bisher, soweit ich sie als Erzählerin verfolgte, ihr Talent durch Ueberhitzung und Ueberhetzung geschädigt, mit ihrem Streben, zu den Geistern von morgen zu gehören und ihre Schwestern von gestern zu revolutieren, nur das Gute und Verheißungsvolle ihrer Anfänge zerstört.

Das war nun bei ihr — Kunst.

Arthur Zapp**) begnügt sich mit der Kartoffel im abenteuerlichen Aufputz, ohne sich bei seinen Zuthaten irgendwie in Unkosten zu stürzen. Allerdings wird der Widerstreit mit Standesvorurtheilen herbeigezogen, doch macht sich's und seinen Figuren der Verfasser sehr leicht. Bei der Professorentochter Kathinka Sergejewna Krulloff wird der Uebergang von der Dame zur Artistin wenigstens im Rückhauen etwas tiefer dargestellt, beim Lieutenant Prinzen Felix Schönberg-Birkenfee die Umwandlung in einen Kunstreiter dagegen spielend auf wenigen Seiten erreicht. Der Roman braucht zweimaliges Artistenunglück, um vorwärts zu kommen, und endet schließlich doch mit der Ueberfiedlung des schiffbrüchigen Cavallerieoffiziers nach Amerika. Zapp erhebt aber keine weiteren Ansprüche, will nur unterhalten, und dazu reicht seine Erzählergabe hin.

Aehnlich macht es Wilhelm Meyer-Förster***) mit seinem Officiersroman, allein er steht viel höher und zeichnet uns Menschen mit wirklichem Fühlen. Die Gesellschaftsschilderung mit ihren frischen Typen aus dem Leben der spielenden, wettenden und rennenden Officiere gibt nur den Hintergrund für einen echten Herzensroman und will nichts als erzählen, wie der Josef seine Marie nicht kriegt und wie das auf ihr Glück und auch eine Dritte wirkt. Dem Verfasser gelingen Scenen voll inniger Poesie, besonders die Abendstunde, die Josef v. Heidenstamm und Marie v. Schulenberg im Herrenhause Parke verleben, und er versteht es auch, andere Scenen, wie das Rennen — wer denkt dabei nicht an Tolstojs „Anna Karenina“? — geschickt zu verwerten. Und noch eines versteht Meyer-Förster: Landschaftsstimmungen festzuhalten. Sein Roman ragt aus der Masse der Tagesercheinungen hervor und läßt sich sehen. Eines hab' ich angemerkt: einander, dass er sich nicht bewußt, das gebrochene Deutsch der Amerikanerin Miß Belmont, der Frau Josef v. Heidenstamms, nachzubilden, dass er also auf ein billiges Kunststück verzichtet und lieber die innere Welt der Amerikanerin unter dem Einfluße Deutschlands entfaltet.

In dem Romane Karl v. Perfalls „Der schöne Wahn“†) — „Der schöne Wahn“. Novelle von Marie Janitschek. Dresden, Pierson's Verlagsanstalt und E. Pierson's Verlag. 1901. 8°. 180 Seiten.

**) Arthur Zapp: Kathinka Sergejewna Krulloff. Roman. Berlin, Verlag von Richard Taendler. Breslau, 1901. 8°. 220 Seiten.

***) Wilhelm Meyer-Förster: Sandschaftsstimmungen. Roman. Berlin, Verlag von Richard Taendler. Breslau, 1901. 8°. 220 Seiten.

†) Karl v. Perfall: Der schöne Wahn. Roman. Berlin, Verlag von Richard Taendler. Breslau, 1901. 8°. 220 Seiten.

Komödie in drei Aufzügen von Otto Erich Hartleben. Zum erstenmale im Deutschen Volkstheater am 21. September 1901.

Die Komödie „Hanna Jagert“, die O. E. Hartleben vor ungefähr zehn Jahren geschrieben hat, entsprang wohl zunächst dem Bedürfnis des Autors, sich ein inneres Erlebnis von der Seele zu schreiben: und bei diesem Anlasse versuchte er dann auch, sich mit einer vielumstrittenen Frage auseinanderzusetzen, die mit diesem inneren Erlebnis wenigstens äußerlich Zusammenhang hatte. Das persönliche Erlebnis bestand darin, dass Hartleben, wie so manches der Literaten des damaligen Jung-Berlin, sich mit der Socialdemokratie zuerst mächtig angezogen gefühlt, dann aber abgewendet hatte. Die Tagesfrage aber ist die „freie Liebe“, die von der Socialdemokratie theoretisch vertreten wird und auch für manche von jenen, die mit Hartleben die Socialdemokratie „überwunden“ hatten, noch immer ein gewisses praktisches Interesse behielt.

Hanna Jagert, die Tochter des socialdemokratischen Maurerpoliers Eduard Jagert, die Braut des socialdemokratischen Schriftsetzers Konrad Ihsenius, will uns, wenn sie ihren Abfall von der Partei begründet, erklären, warum Erich Hartleben aufgehört hat, an der Sache der Socialdemokratie Wohlgefallen zu finden. Durch diese Veranlassung kommen aber Hanna Jagert und der Dramatiker Erich Hartleben in gleicher Weise zu Schaden. Für beide wäre es genügend, wenn der Dramatiker und die Sinnesänderung Hannas verstehen machte, er verlangt aber nun von uns, dass wir sie billigen, d. h. dass wir ihre Argumente für richtig und für schlüssig anerkennen — und das ist denn doch eine ganz andere Sache. Natürlich erhält das Stück auf diese Weise eine Tendenz gegen die Socialdemokratie. Der Dramatiker kann selbstverständlich für oder gegen eine soziale Bewegung Stellung nehmen und die Socialdemokratie, die selber die Bühne zur Propaganda benützt, konnte sich gewiss nicht prinzipiell dagegen verwahren, dass man sie

Digitized by Google

auf der Bühne auch bekämpft. Aber der Autor muss den Kern der Sache treffen, er muss richtige oder doch bestechende Argumente bringen, auf der Bühne siegt oder unterliegt keine Sache mit den vorgebrachten Gründen, mag sie nun an sich gerecht oder ungerecht sein: die schlechten Gründe ärgern in gleicher Weise jene, die die Tendenz billigen, wie jene, die sie verwerfen. Dieses Schicksal aber widerfährt in Hanna Jagert der Titelheldin mit ihren Ausführungen.

Hanna Jagert führt einen äußeren und einen inneren Grund an, warum sie sich von der Sache, der sie sich seinerzeit mit voller Hingebung gewidmet hatte, zurückgezogen hat. Der äußere besteht darin, dass ihr manches an den Leitern der Partei zu missfallen begann, der innere, dass sie sich weiter entwickelt hat und ihr eigenes Leben leben möchten. Das sind Gründe, die uns die Schwenkung bei Hanna Jagert oder auch bei anderen menschlich ganz begreiflich machen können, die aber gar nichts gegen die Sache der Socialdemokratie beweisen. Keine Menschen ohne Fehler und Schwächen, und ohne Menschen keine Partei. Jede Partei und jede menschliche Institution muss ihren Antheil an den menschlichen Schwächen tragen und es käme erst noch darauf an, was Hanna Jagert sagen würde, wenn sie anderen „Parteien“ kennen lernte. Man kann der Socialdemokratie die Frage entgegenhalten, ob ihre Ziele erreichbar sind, insbesondere ob sie auf den bis jetzt überschbaren Wegen erreichbar sind, man kann hinsichtlich dieser Ziele dem Gedanken Ausdruck verleihen, ob nicht etwa Noth und Elend ein nothwendiger Ansporn für die Menschheit, eine natürliche Bedingung der Entwicklung seien, man kann schließlich dem Socialismus den Individualismus entgegenstellen und der Bethätigung Raum geben, es könnte der Zwang der Gesellschaft die Freiheit des Einzelwesens völlig unterdrücken — das alles und vieleicht noch manches andere sind Argumente, über die man diskutieren kann: aber der reine persönliche Egoismus von Fräulein Jagert oder von irgend jemand anderem, so plausibel und glaubhaft er uns erscheinen mag, ist doch kein Argument gegen die Socialdemokratie? Ihr gefällt die Sache einfach nicht mehr, ihr gefällt es nicht mehr, sich für andere Leute zu opfern, sie verwendet ihre Zeit lieber auf ihre eigene Fortbildung, als auf Mittheilung dessen, was sie sich schon angeeignet hat, ihr ist der Fabrikant Klötz ein anregenderer Umgang als der Schriftsteller Thaller, sie zieht es vor, selbst Unternehmerin zu werden, statt mit den „Genossen“ gegen die Unternehmer zu kämpfen. Das ist alles ganz einleuchtend, wenn es sich handelt, uns verständlich zu machen, warum Hanna Jagert ihre Anschauungen und ihr Verhalten geändert hat. Es wäre auch der Vorwurf für eine „Komödie“, wenn der Dichter uns zeigte, wie der Mensch, sobald es seinem Vortheil entspricht, sich zu beliegen beginnt und sich jene Ideen, die ihm gerade bequem sind, auch als die richtigen einredet. Aber so ist die „Entwickelung“ Hanna Jagerts nicht gemeint, zum mindesten hat der Autor alles so gemacht, dass wir glauben müssen, er wolle mit Hannas Argumenten nicht sie, sondern jene Ideen, von denen sie sich abgewandt hat, treffen — und darum müssen wir mit seinen für das Beweisthema ganz unschlüssigen Argumenten auch sein Stück ablehnen.

Und genau von demselben Gesichtspunkte aus wie die Sache der Socialdemokratie behandelt Hanna Jagert auch die Frage der freien Liebe: von den der subjectiven Bequemlichkeit aus. Es war ihr bequem, ihre Verpflichtungen gegen ihre Eltern zu lösen, es war ihr bequem, ihm seinen Nachfolger, den Fabrikanten Klötz nachfolgen zu lassen, und es wäre ihr gewiss auch bequem, sich die Möglichkeit offen zu halten, den dritten in der Reihe, den jungen Freiherrn v. Vernier, durch einen vierten abzulösen — aber noch bequemer ist es ihr, dem Kinde, das sie nun empfangen hat, die Vortheile der ehelichen Geburt zu sichern. Und so sagt sie nun der freien Liebe ganz so Lebewohl, wie früher der Socialdemokratie, sie sagt ihr ganz so Lebewohl, wie sie sich ihr zugewendet hat: aus Bequemlichkeit. Ihr war die Freiheit in der Liebe nicht ein Mittel die Liebe dauernd zu erhalten, die Zulassung des Wechsels in der Liebe nicht das kleinere Uebel gegenüber der Aufrechterhaltung einer „zwangsgemeinschaft solcher, die nun einmal aufgehört haben, sich zu lieben — ihr war die freie Liebe nur eine bequeme Etiquette für ihr Cocottenthum, sonst nichts. Auch hier ist uns Hartleben die „Komödie“, die er uns im Titel versprochen hat, in der Durchführung schuldig geblieben, auch hier ist Hanna Jagert nicht eine Verkörperung jener menschliche Schwächen, die sich für jede Beschönigung bieten, sondern sie ist nur ein Princip, das sich schneidet mit einem Princip zum Umhängen und einem Princip zum Abnehmen, sondern sie ist vom Dichter hingestellt als einzig zu nehmende Figur: wie für Hanna Jagert die „freie Liebe“ ist auch für Hartleben das Wort „Komödie“ nur eine Etiquette, es hat nur den Zweck, den conventionellen Schluss zu beschönigen, wonach die freien Verhältnisse, auf die sich Hanna Jagert bisher ausschließlich beschränkt hat, nun mit einer ganz gewöhnlichen Ehe enden.

Da das Stück von Hartleben ist, braucht übrigens kaum erwähnt zu werden, dass es reich an an guten Einfällen und treffenden Bemerkungen. Aus diesen ist der erste Act, er kann auch den meisten Spaß soll und wurde am stärksten gelacht. Die Darstellung war überhaupt im allgemeinen gut, doch brachte im zweiten Acte Herr Thaller in dem alten Freiherrn v. Vernier eine carrierte Possenfigur ältester Schablone, etwas wie einen alten Gemischtwarenhändler aus den entlegensten Gegenden Hinterdeutschlands, auf die Bühne und schlug auch ein so schwerfälliges Tempo voll der unerträglichsten Pausen ein, dass dem Anscheine nach wenigstens, selbst die Mitspielenden einzuschlafen anfiengen; wenigstens wurden sie ebenso langsam wie er. **Max Burchard.**

Die Woche.

Politische Notizen.

Als am 28. August der sensationelle Artikel gegen die russische Battenpolitik im „Peter Lloyd“ erschien, gaben wir soloort unserem Erstaunen über die bodenlose diplomatische Dummheit Ausdruck, die damit begangen worden war. Jetzt weiß aber die „Schlesische Zeitung“, mit einem an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Hinweis auf das von Baron Doczi geleitete auswärtige Preßbureau, zu erzählen, „dass den Eingeweihten an der Wiener Börse bereits am 23. August bekannt war, dass in zwei oder drei Tagen der diesbesprochene Artikel im „Peter Lloyd“ erscheinen werde.“ Dann hätte also der Artikel doch jemandem genützt. Unglück an der Politik, Glück im Spiel!

*

Es gibt Staatsmänner, die reden, wenn sie einmal in aufgeladener Stimmung sind, wie die Mittmeister. Es gibt Staatsmänner, die reden wie die Diplomaten. Es gibt Staatsmänner, die reden wie die Geschäftsleute. Es gibt auch Staatsmänner von, die selbst im vertraulichsten Plaudern so reden wie — Staatsmänner. Herr v. Koerber aber, unser derzeitiger Staatsmann, redet ganz anders. Das ist ein Fall für sich, der in den Biographien berühmter Staatsmänner vergebens seinesgleichen sucht. Herr v. Koerber redet nämlich, wenn er einmal aus sich heraus geht, wie ein alter Dienstbote, der leidenschaftlich, das heißt also in dieser Sphäre, leef geworden ist. Das Verdienst, uns diese intime Kenntnis vermittelt zu haben, gebührt einem Reporter der „Oesterr. Volkszeitung“, dem Herr v. Koerber dieser Tage sein Herz ausgeschüttet hat. Den Ton- und Gedankengang, den dieser Unterview verfolgt, kriegen Hausfrauen von ihren Dienstboten oft genug zu hören. Herr Staatsminister von Koerber dieser Tonart bisher noch nicht zu vernehmen gehabt. Erst Herr v. Koerber hat in die Monotonie des Lebens diese Abwechslung gebracht. Auch nicht übel! Wenn die Minister bei uns, sprichwörtlichermaßen, wie die Dienstboten gewechselt und gekhatrigsch werden, kann man es ihnen nicht verargen, wenn sie schließlich auch wie die Dienstboten denken, reden und — leisen.

*

In der Küchenpredigt also, die Herr v. Koerber dem Reporter der „Oesterr. Volkszeitung“ zur Verschlechterung übergab, beklagt er sich zunächst darüber, dass er „keine keine Ferien“ gehabt und „Tag und Nacht oft ununterbrochen“ arbeiten musste. Nach dieser selbstlobdurchduftenen Einleitung wird er kel und sagt:

„Wenn man jeden Tag, inclusive Sonn- und Feiertage, conferiert, schreibt und sich abmüht, lässt die Arbeitsfreudigkeit nach und man wird müde . . . Ich möchte nicht sagen, wenn ich es sagen würde, dass ich nicht das Gefühl der Müdigkeit verspüre. Ist eine solche Ueberanstrengung eingetreten, kommt einem unwillkürlich der Gedanke, ob nicht ein Nachfolger vorhanden ist, die die Geschäfte übernehmen möchte.“

Bei diesen Worten sieht man förmlich, wie der leidende Staat mann dem erstaunt aufhorchenden Interviewer den Nachfolger hinweist, dass es kracht. Aber der leidende Staatsmann müsste ein wirklicher Staatsmann sein, wenn er den Gedanken an einen Nachfolger auch nur zwei Minuten lang ertragen könnte. Er lenkt also sofort ein, schießt einen überlauenden Seitenblick hoche vom Interviewer und fährt begütigend fort:

„Ich werde wohl meine Pflicht zu erfüllen bestrebt sein, ich bin Beamter und weiß, dass ein Dienst gewissenhaft ausgeübt werden muss. An Pflichteifer soll es bei mir nicht fehlen, aber mehr als die Pflicht habe ich nicht zu thun“ . . .

„Ich weiß, dass ein Dienst gewissenhaft ausgeübt werden muss“, an „Pflichteifer soll es bei mir nicht fehlen“ — wenn die Hausfrau diese Mädchenmilch hört, ist sie wieder beruhigt, sie denkt sich höchstens, die Mascha ist heute mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden, aber es ist keine Gefahr, dass sie davonläuft. Auf der Interviewer der „Volkszeitung“, ein Laufjung, dem der Machtentzug nicht so gelüstig zu sein scheint, hat aus dieser Versicherung nur eine gleichsicht, dass Herr v. Koerber beabsichtige, seine „dienstes Tag“ zu machen und zu gehen, und in diesem Sinne seinen Artikel „Demissionsabsichten“ überschrieben. Diese falsche Auffassung ist auch von haushaltskundigen älteren Collegen in anderen Fällen sofort richtig gestellt worden.

*

Um übrigens gerecht zu sein, muss noch festgestellt werden, dass Herr v. Koerber zu dem Interviewer selbst alles gethan hat, um zu der Ueberzeugung zu kommen, dass man seine Amtsmüdigkeit ernst nehme. Am Schlusse der Unterredung sagte er nämlich:

„An Arbeit, alle Jahre warten noch große Arbeiten, Budget, Ausgleich mit Ungarn, Handels-Verträge und vieles andere mehr. Das wird noch die Zeit, welche ich an Erholung bei meinem Amte entbehren werde, vollauf in Anspruch nehmen. Die Arbeiten durchzuführen, zu beenden, ob sie von mir ursprünglich übernommene Mission sind, ob ich meine meinen Platz Bis dahin werde ich auch mit Freuden arbeiten.“

Es ist also beschlossene Sache, dass der ungarische Ausgleich und der Handelsvertrag mit Deutschland, der bis Ende 1903, eventuell 1907, sind wir

also schon heute der umgestürzten Thatsachen spielt sich Herr v. Koerber sicher. Aber auch in jenem fernen Zeitpunkte wird Herr v. Koerber seinen Platz nur „gerne" räumen, wenn ihm alle diese Arbeiten „und vieles andere mehr" gelungen sein wird. Wenn ihm aber, wie wahrscheinlich, eine jener Arbeiten oder „vieles andere mehr" nicht gelingen sein sollte? Was dann? Dann wird Herr v. Koerber offenbar „gerne" noch länger bleiben. Na, wenn's so steht, dann haben wir eine freiwillige Demission des Herrn v. Koerber in menschlich absehbarer Zeit nicht zu fürchten, seine „Unentbehrlichkeit" ist von beneidenswert robuster Constitution, und wir können, über die Zukunft Oesterreichs beruhigt, das Koerber'sche Demissions-Interview wieder auf der Hand legen als — hysterisches Küchengeschwätz.

*

Wie die österreichische Politik über ihre eigene Verlogenheit stolpert! Da wird jüngst das Compromiss im böhmischen Großgrundbesitz geschlossen, durch welches die Feudalen, um den Preis der 25 den Verfassungstreuen überlassenen Mandate, sich selbst und den mit ihnen verbündeten czechischen Parteien ihre schon sehr wackelig gewordene Majorität im böhmischen Landtag für unabsehbare Zeit sichern. Man sollte meinen, das demgemäß das Compromiss in den czechischen Zeitungen gefeiert, in den deutschen getadelt werden würde. Aber dann würden wir nicht im Lande der politischen Verlogenheit leben. Das Compromiss wurde also in den Wiener deutschen Zeitungen gefeiert, natürlich auch gerade über den grünen Klee gelobt. Das war am Donnerstag der vorigen Woche. Am Freitag kommen die betreffenden Wiener Blätter nach Prag. Die czechischen Journalisten finden darin die Hymnen auf das Compromiss; sonst nichts. Compromiss — sagen sie sich in echt österreichischer Nationalitäten-Eifersüchtelsucht — den Deutschen gefällt, dann muss es den Czechen schaden, und noch am selben Freitag erscheint in dem „Narodni Listy" ein in heftiger Wuthausbruch über das Compromiss, dass — man denke! — dasselbe in Wiener Blättern, um weiteres Unheil zu verhüten, sich gegenseitig loben, verherrlichen. Die Wahrheit über das Compromiss und seine Vortheile für die Czechen zu schreiben. Die Leser der „Neuen Freien Presse" haben sich vielleicht darüber gewundert, dass das Compromiss im Leitartikel vom Donnerstag eine That gegen, im Leitartikel vom Samstag aber schon eine That für die Feudalen war. Die Leser haben sich vielleicht gewundert. Der sie haben sich vielleicht nicht mehr gewundert . . .

Fr

Volkswirtschaftliches.

Wir haben vergangene Woche der Situation der Ungarischen Bank für Industrie und Handel Erwähnung gethan, deren Actien, obwohl noch für 1900 eine Dividende von 5% vertheilt wurde, nur mehr 23¼% notieren. Ein solcher Cours der Actien einer aufrechten Bank ist so ungewöhnlich, so unerklärlich, dass man sich fragen muss, wie es überhaupt möglich ist. Hat die Bank, welche nach der letzten Bilanz 70 Millionen Actiencapital und 8 Millionen Reserven besitzt, die Hälfte ihres Actiencapitals eingebüßt, also 12 Millionen Kronen, dann ist die Verwaltung bei drei Monat Gesängnisstrafe im Unterlassungsfalle verpflichtet, „unverzüglich" eine Generalversammlung einzuberufen, die über Fortbestehen oder Auflösung der Gesellschaft zu beschließen hätte. Die Unterlassung wäre in diesem Falle umso verbrecherischer, als der Cours der Actien beweist, dass die Actionäre noch Schlimmeres befürchten. Oder es steht in Wirklichkeit nicht so schlimm um die Gesellschaft; diese hat noch die Hälfte ihres Capitals intact, wie kommt es dann, dass die Verwaltung nicht durch eine klare Darlegung alle Befürchtungen zerstreut? Warum? Wie immer man sich also die unbekannte Situation des Unternehmens denken mag, das Vorgehen der Verwaltung bleibt ebenso unverzeihlich sonderbar. Und man kann sich zur Erklärung nur zwei Möglichkeiten vorstellen. Entweder die Gesellschaft ist in noch schlimmerer Lage als der Cursstand der Actien erwarten lässt, das Schweigen der Verwaltung hat dann den Zweck, nahestehenden Personen noch die Möglichkeit zu geben, durch Verkauf ihrer Actien vor dem Zusammenbruch einen Restbetrag ihres Vermögens zu retten. Doch das ist unwahrscheinlich. Dem Liebhaber für die Actien, welche den Umgewissen die Stirne abstehlen würden, werden sich schwerlich finden. Daher kommt es eigentlich nur die zweite Möglichkeit in Betracht. Die Situation der Gesellschaft ist gar nicht so schlimm, als das beängstigende Schweigen der Verwaltung trotz des Cursfalles erwarten ließe. Dann ist der Cursstürz eben Zweck des Schweigens. Man will den durch die unstatthaften Gerüchte und den constanten Curssturz beim ruhigen Besitzern ihre Actien in Liebesnöten abjagen. Haben dann die eingeweihten Kreise genügend Actien, so werden sie die Gesellschaft entweder flanibieren und bei der Liquidation sich an dem Erwerb der werthvollen Active zu Spottpreisen betheiligen oder sie werden die Actien auf ob oder 50% abstempeln lassen und die Bank weiterbestehen. Wobei der Cours bei 23 „heraufgeschraubt Actien noch immer scheinen Augen machen werden. Solches Vorgehen hatte nichts Ueberraschendes. Bisexpräsident der Bank ist Herr Moriz Bauer, Director des Wiener Bankvereins, und dass der Bankverein sich auf solche Geschäfte versteht, durfte unseren Lesern aus unseren wiederholten Darlegungen über die Lancierung der Eisen- und Blech Fabrik Union noch in Erinnerung sein.

*

In Nr. 319 vom 8. Juni d. J. erzählten wir, dass einem gut amtlich-ierten Buchhandlungsgehilfen die angebliche Concession zum Betriebe einer Buchhandlung in Favoriten von der Statthalterei mündlich des Localbedarfes bewilligt wurde, obwohl dieser Bezirk bereits mehrere zahlenden Besitz überhaupt keine Buchhandlung besitzt. Dem Ansuchen des Gehilfen wurde nunmehr seitens des Bezirkshauptmannes des Zaunes Statt gegeben, und er hat seine Concession erhalten. Die Leidens-Zeit ist erreichen, bedurfte es der Aufsehen erregenden Publication des Vorhabens, der schon in englischen Blättern in Ihr Debet-Seite wenig schmeichelhafter Weise besprochen wurde. Die niederösterreichische Statthalterei wird gewiss nun Buchhandlerconcessionen dutzendweise ab und bei solchen Fällen ist es der erste bekanntgewordene Fall, dass einem Manne in seiner früheren Lehrbezirk ertheilt wurde. Zu ihm Statthalterei: Zur Beschämung oder zu was sonst eine neue Lehre, dass man in Oesterreich immer Ursachen sei, gegen die Richter

griffe der Behörden durchzudringen, wenn man sich gehörig wehrt und die Oeffentlichkeit anruft. Würde sich die Bevölkerung nicht in der Regel jede Willkür und Vergewaltigung seitens der Behörden ohne Murren gefallen lassen, so würde bald mehr Wohlwollen und Rechtsinn in die Verfügungen der Behörden Eingang finden.

Kunst und Leben.

Selten hat sich in der Hofoper eine Künstlerin so rasch die Sympathien des Publicums erworben, wie Frau Förster-Lauterer. Von den beiden Rollen, die sie zuletzt darstellte (Sachen und Nedda), scheint die erstere weit mehr ihrem Naturell zu entsprechen. Hier errang sie unbedingt durch natürliche Anmuth und ihre in der Höhe glänzende Stimme einen unbestrittenen Triumph, während ihr für die Nedda doch manchmal die charakteristische Schärfe mangelte, die dieser vom Componisten zu unnatürlicher Tracht zugeknöpfte Charakter nur schwer entbehren kann. Bei richtiger Zutheilung entsprechender Partien dürfte allerdings von der gegenwärtigen Direction nicht abzuweisen zu erwarten sein, wird Frau Förster ein vollkommenes Mitglied unseres Künstler-Ensembles sein. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die Herren Demuth und Schrödter in den sonst schon abgehörten „Bajazzo" durch ihre eminenten Leistungen noch immer Beifallsstürme entfesselten wie bei einer Premiere.

A. W.

*

Aus seiner Meistersnovelle „Der Hafen" — wer kennt sie in Oesterreich? — hat Philipp Langmann ein Theaterstück gemacht; es heißt „Corporal Stöhr" und wurde nun im Raimund-Theater gespielt. Die Dramatisierung war hier, wie zumeist, ein Verlust an poetischer Stärke. Aber noch immer wusste Langmann auch dem Drama zu retten, was nur irgend zu retten war. Im Elternhaus des Corporals Lukas Stöhr ist eine schlimme Wirthschaft eingerissen. Die Mutter verwittibt und vor einer unwürdigen neuen Ehe, die Schwester vom Bräutigam verlassen, der Bruder verstockt. Lukas kommt heim und muss dies alles mit einem Schlag erfahren. Er hat die Natur seines verstorbenen Vaters, ein herrlich dreinhauendes, aber grundehrliches und festes Wesen, überdies ist er durch die ausgezeichnete socialdemokratische Erziehung und durch die Ordnungliebe des Soldaten — zwei Gegensätze, die hier zusammenwirken — zu einem ganzen Mann geworden, und da gibt es nun keinen Zweifel, dass er die traurigen Verirrungen seines Hauses, zu seiner ganzen Ehre wenden corrigieren muss: mit dem ersten Versuch schlägt der erste Act Lukas hat vorerst Unglück. Nicht nur dass er mit seinen socialen Ideen verlacht wird; sein Bruder enthüllt sich als sein fürchter Gegner. Er will sein Opfer bringen, der Familie aufzuhelfen, er steckt tief in Schulden, er hat dem Lukas die Braut entführt und muss die nun unehrlich Gewordene und ihre verlotterten Eltern erhalten, die von der Schande ihrer eigenen Tochter leben. Gerade kommt es zu einem Kampf zwischen den Brüdern, da tritt das Mädchen ein. Mit verzweifelter Aufrichtigkeit sucht sie den Verlorenbringer zu bewahren, sein Rettungswerk sei hier nicht am Platz. Aber der Unerbittliche siegt — damit beginnt der dritte Act. Die Dirne findet ihre Rettung, den freiwilligen Tod, der Sprröge Bruder wird unterjocht, Mutter und Schwester kommen auf den richtigen Weg: wenn sich schon die Verhältnisse nicht im Handumdrehen ändern lassen — das erfahrt Corporal Stöhr — je lassen sich doch die Menschen in engen Kreis langsam erziehen. In der Novelle geht der heimische junge Soldat zugrunde, hier steht er ausblickend auf einer Höhe des Gelingens, ein tüchtiger Netter, der nichts gethan, als seiner Pflicht gehorcht hat. Beides hat seine poetische Größe, beides erwärmt. Die Darstellung durch Herrn Balaschin trug im Drama dazu bei. Seine Umgebung wusste mit ihm, Frau Hetfen überraschte durch zwei Scenen. Die Inscenierung war gut. Aber im Arbeiterrat fiel doch ein Einziger, der vollendet echt war, aus dem Rahmen und zeigte erst, wie theatralisch selbst unsere naturalistischen Bühnenbilder sind; sein Name ist Lutzne.

A. G.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Mit sehr gutem Erfolge ist Max Haldes „Haus Notenhagen" über die Bühne des Lessing Theaters gegangen. Solider Fabrikant, scharf umrissene Charaktere lebensvoll gut gezeichnet, wurde durch die Tüchtigkeit glänzend zur Geltung gebracht. Das Abwechslungsvolle der Antithese, der prägnante Dialog bildeten ein Uebriges, anregend zu wollen Ehren kommen. Beim, aber hat Halbe seinem Werkchen dramatisch wenig geschadet, dann ist ein Schuss fehl, und am Resultat liegt zu Tode getroffen am Boden, aber nicht mehr Aufstehensfähigkeit besitzt, nicht tot das Publicum und muss sich das Opfer der Ehren, der ärgsten Leiden ausgesetzt sehen, ist ein reiner „Unglücksfall", noch dazu durch Zufälligkeiten herbeigeführt. Ärgerlich sollte diese Zufälligkeit eine Lebensart sein, die der junge Notenhagen von seinen Eltern übernommen. Das Verhalten auf der väterlichen Scholle weist ihn durchaus nicht in das enge, dumpfpfiffige Treiben seines Vorfahren. Wo ist einmal voller die Lebenslust in ihm entwickelt, als seiner Jugendzeit? Aber leider ist der Gewalt-Haftige verdorben, der Lebhaftigkeit Unbeherrscht. Und diese Verdorbenheit, die Gebrechen seiner Natur, lassen ihn ungeeignet erscheinen, das Glück der Ehe zu gründen. Der Dichter, der Schöpfer der Dramatischen scheint absichtsvoll darauf zu deuten, dass dem Verbrecher der

Digitized by Google

füllung werde. Statt dessen streitet sich dieser junge Rosenhagen mit einem langweiligen Maler darüber herum, ob sie auf der Scholle hausen oder die Welt durchstreifen wollen; und durch den üblichen Schwur am Sterbe bette wird dieses Streiten zu einem Conflict aufgebauscht. Die beiden Acte werden verständlich. Nichts erwacht in dem jungen Erben, alles bleibt stumm. Er flattert von Scene zu Scene und findet innerlich keine Entwickelung. Er tritt die Erbschaft leichtsinnig durchaus nicht an. Er reift seinem Schicksal nicht entgegen. Es ist etwas Liebloses in dieser Kunst, die Menschen schafft, um sie dem Zufall preiszugeben. Das Schicksal, wie es Halbe begreift, sieht außerhalb der Kunst.

Roberto Bracco's dreiactiges Schauspiel „Tragödie der Seele", das im Residenztheater in Scene ging, ist ein entsetzliches Beispiel für die Virtuosität, mit der moderne Dramatiker an der folgerichtigen dramatischen Entwickelung vorbeizuschlüpfen wissen. Eine Frau, die ihren Mann liebte, hat trotzdem Ehebruch begangen. Wie gieng das zu? Gleichgiltig! Der Feststreit ist in die Vorabel verlegt, dem Zuschauer als Thatsache fürwahlich kund und zu wissen gethan. Der Mann ist ein Verzeiher von berufswegen, er schreibt Essays über die Vergebung und ist auch bereit, seiner Frau seine Liebe nicht zu versagen, wofern sie nur einwilligt, das sind, das sie im Ehebruch empfangen, von sich zu thun, es irgendwo wieder zu erziehen zu lassen: das gewinnt sie nicht über sich, sie entscheidet sich für ihr Kind, ein guter dramatischer Conflict wird daraus. Wie wird er gelöst? Das Kind stirbt. So sieht dann der Verzeihung nichts mehr im Wege, zumal es gerade Herbst ist und die Blätter zur Erde fallen, ein wehmüthig stimmender Herbsttag, an dem die Sehnsucht erwacht. Es sieht dem Drama im Stimmung nichts mehr im Wege, es ist aufgeklebt, nicht organisch erwachsen, oder gar theoretisch präpariert. Es spielt nicht an reizvollen Wendungen des Dialogs. Es spielt dem Dialog nur — an Themen. Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Paris: Jetzt haben wir auch einen japanischen Shylock. Otojiro Kawakami, der Gatte der japanischen Schauspielerin Sada Yakko, deren Vorstellungen im vorigen Jahre der einzige Lichtpunkt der öden und dunklen Monate der Pariser Weltausstellung waren, hat in London mit Shakespeare Bekanntschaft gemacht. Nun hat er die Geschichtsscene aus dem „Kaufmann von Venedig" inscenirt, und ein gleiches Schicksal soll auch „Romeo und Julie" vorbehalten sein. Kawakami spielt selbst die Hauptrolle, Sada Yakko macht natürlich die Portia. Die ganze Scene ist so ungeheuer, dass man den europäischen Shylock kaum wiedererkennt. Auf die Bühne legen die Japaner vermuthlich keinen Werth, sie werden sich nur an das Auge — ja nie zu Ende, wie die das Japanische nicht verstehen, aber das Schauspiel wird dadurch zu einer Art von Pantomime, die sich von unseren volksthümlichen Puppenspiel nur dadurch unterscheidet, dass es eben keine Puppen, sondern Menschen sind, und zwar Menschen, deren Gesichtsausdruck so unbeweglich und Ausdrucksfähigkeit sind. Indessen muss sich der Mime, der nur an das Auge appelliert, auf die gewaltsamen und heftigen Affecte beschränken, sehr zarte und delicate Regungen der Seele lassen sich durch das Momentviel allein schlecht oder nicht wiedergeben. Sicher ist, dass die japanischen Schauspieler, soweit man sie bis jetzt in Europa kennt, jetzt in Paris gezeigten bewerthein kann, sich die brutalsten und bar barischesten Situationen aussuchen und mit wilder Wollust in Mord und Blut schwelgen. Von der ans Krankhafte streifenden Delicatesse, die man zum Beispiel in ihren alten Kabarketten wahrnimmt, wo die Farben in den zartesten Nuancen aufeinandergehalten sind, ist auf der japanischen Bühne nichts zu merken. Sie sind trotz ihrer auf die äußerste Spitze der Fertigkeit getriebenen bildenden Kunst im Schauspiel wirklich Kinder geblieben, die, wie der junge Goethe beim Puppenspiel, nur die tüchtige Art aufführen, wo es an ein Todtschen geht. Kawakami macht einen Shylock, der viel Komisches an sich hat. Wer, oder lustmal stürzt er sich auf sein Opfer, das nahezu blitzende Messer schwingend. Jedesmal wird er von lanzenähnungenden Knechten zurückgehalten, kehrt aber erst nach einer kleinen Rauferei auf seinen Platz zurück. Alle die Reden des Portzias, Antonios, Bassanio, Gratiano und der andern sind auf wendigste herabgekürzten, und die Hauptsache sind die fürchterlichen Grimassen, die Shylock macht. Als ihm endlich sein Pfund Fleisch zugesprochen wird, entwickelt er sein Opfer und zieht ein Maß aus der Tasche, damit misst er auf der Brust des auf den Boden Liegenden sein Stück ab und beschneidet es mit einem riesigen Tischmesser. Dann wetzt er noch einmal das große Messer und macht sich jetzt über den armen Antonio her, der nun im Augenblick, wo man schon Blut zu sehen glaubt, durch die einverleibte Portia gerettet wird. Die Mimik Shylocks ist von Anfang bis zum Ende unübertroffen, sich selbst übertrifft Kawakami aber am Schlusse, wo er bebend vor Schadenfreude zerreißt. In diesem Punkte, namentlich in der Mechanisierungsfähigkeit des Gesichtsausdruckes, stehen diese japanischen Schauspieler über unseren ersten Künstlern. Aufgerichtsvoll und tadellos sind auch ihre Decorationen, was allerdings im „Kaufmann von Venedig" weniger vorkommt, als in den folgenden Dramen von der Heirath und dem Tode, den wir im vorigen Jahre, wie bekannt, verbrannt, gesehen haben. Alles so allem also machen die japanischen Schauspieler doch einen etwas naiven und kindlichen Eindruck, und sie werden sich ohne Zweifel an einfache und primitive Gemüther.

K. E. Schmidt.

Bücher.

Dr. Julius Wilhelm: Fractionspolitik. Ein Vorschlag, die bei dem Volkswechsel obwaltenden Grundsätze der Wechselordnung auf alle Zahlungsverpflichtungen anzuwenden. Wien, Manz'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung.

Der Verfasser dieser dem Schein nach so einfachen Frage, welche in den europäischen Staaten bereits seit Jahrhunderten discutiert wird, ohne dass sie bisher befriedigend gelöst wäre, ist ein Praktiker und Kenner der Verhältnisse, der sich durch Jahre hindurch mit dem Studium dieser Frage beschäftigt hat. Er kommt zu dem Resultate, dass die Verwässerung des Transportes die Baren verbilligt. Man braucht, um sich die Bedeutung der zweiten Wahrheit klar zu machen, nur an den durch die gegenwärtige Kohlennoth mahe gelegten Fall zu denken, dass wir plötzlich vom Bahntransport auf den Karawanentransport zurückgeschraubt würden; der Centner Kohle würde dann in Wien mindestens 30 Gulden kosten, das heißt, Kohle, Brennmaterial wäre dann für Wien nicht mehr vorhanden, und das heißt weiter, Kohle würde überhaupt nicht mehr gegraben, denn der Absatz an die eine Meile in der Runde lebenden Landleute könnte die Grubenanlage nicht verzinsen. Der Verfasser zeigt nun, dass unsere heutige Technik zwar die Verfrachtung aller mit allen Gütern möglich macht, dass aber diese Möglichkeit vorzugsweise deswegen vielfach eine bloß theoretische bleibt, weil der Transport unzweckmäßig organisiert ist, und weil namentlich die Tarife unverständig sind. Er ist durch seine kaufmännische Praxis auf die Wichtigkeit der Tariffrage geführt worden. Bei internationalen Transporten hat der Kaufmann Einsicht aufgegeben, wenn er verstehen, er müsste wahnsinnig werden, wollte er sich in dem Unsinn zurechtfinden; er übergibt die Sendung dem Spediteur, dessen Lebensaufgabe es ist, sich mit den unlogischen Tarifen abzufinden, um von ihrer Complizierheit zu leben." Wilhelm fragt, warum Waren anders behandelt werden als Reisende; alle fällt niemandem bei, Gesunde und Kranke, Arme und Reiche, Dicke und Dünne, Banquiers und Kleingewerbetreibende zwangsweise in verschiedene Classen einzureihen, abzuwiegen und aus jeder Reise eine große Kunstbandlung zu machen, sondern man überlässt das den Reisenden selbst, verzichtet auf Erhebung einer Abgabe je nach Größe, Schwere, Breite und Dicke." Er findet demnach, dass die Grundsätze der Briefbeförderung auf den Warentransport ausgedehnt werden, und dass ein Institut den ganzen Verkehr leite, wobei es gleichgiltig sei, ob die Post in der Bahnverwaltung, oder diese in jener aufgehe. Den einzelnen Vorschlägen, die er macht, wird in der Prüfung durch die zuständigen Autoritäten, zunächst durch den Exportverein, nicht fehlen. Aber Wilhelms Buch verdient der schönen volkswirtschaftlichen Betrachtungen wegen, die er an seine Reformvorschläge knüpft, allgemeine Beachtung, deswegen empfehlen wir es an dieser Stelle. —r—

Hermann Schiller: Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Dritter Band: Geschichte des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. Berlin und Stuttgart. Verlag von W. Spemann, 1901. 8°. VIII, 771 und 88 Seiten, 2 Karten.

Dem über die beiden ersten Bände (vgl. „Zeit" Nr. 308 und 344) gefällten Urtheile ist bei diesem dritten Bande nur Weniges hinzuzufügen. Schiller kommt hier mit der Reformation zu Ende. Die Darstellung bis zum Ausbrache der französischen Revolution, er behält also im wesentlichen die alte Eintheilung bei, bezeichnet aber diese Periode als die des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit; denn darüber kann heute kein Zweifel mehr sein, dass es unmöglich ist, die ganze Zeit von der Reformation bis zum Gegenwart als „Neuzeit" und einheitliche Culturperiode zu betrachten: dazu sind für uns die Menschen des Reformationszeitalters in ihrem Denken doch viel zu mittelalterlich. Die Periodentheilung als etwas Aeußerliches ist für eine größere Darstellung im Grunde sogar recht gleichgiltig, aber in die praxis ist das ist die wichtige kunstwissenschaftliche Bedeutung — die Deutbreite des Verfassers und seine geschichtliche Gesammtauffassung am deutlichsten aus. Der Gesammtdarstellung kommt es zustatten, dass die behandelten Verhältnisse dem modernen Lesen immer leichter verständlich werden, dass mithin Definitionen und Erklärungen von Worten und Einrichtungen seltener zu geben sind. Die Quellenstellen sind diesmal recht gut ausgewählt; es sind viele verschiedenartige und charakteristische Stellen ausgehoben, die dem Laien meist recht schwer zugänglich sein dürften. Zeitgemäß ist eine knappe Zusammenfassung der Beziehungen, die zwischen Europa und Ostasien obgewaltet haben bis Ende des 18. Jh., und namentlich der Verhältnisse in China, wenn auch alle diese Dinge nur unter dem Gesichtspinkel europäischer Wünsche und Absichten dargestellt sind. — Die drei Jahrhunderte von 1500 bis 1800 sind verhältnismäßig oft Gegenstand von Gesammtdarstellungen gewesen, es ist also dementsprechend leicht, den Stoff zu gestalten, anders aber wird dies bei der Behandlung der neunzehnten Jahrhunderts, wo ganz abgesehen von der nicht noch wenig geklarten Meinung — eine knappe Darstellung der Ereignisse noch kaum gelungen ist und wo doch am ehesten der Laie Belehrung über gewisse Vorgänge in einem Geschichtswerk sucht. Unser allen Umständen wird dieser letzte Theil der Weltgeschichte, den wir noch zu erwarten haben, eine That zu nennen sein, weil hier das größte Jahrhundert erschwerend behandelt werden soll, und die Behandlung, die das ganze Werk trotz seiner Mängel in der Literatur einnehmen wird, dürfte am meisten durch diesen letzten Band bestimmt sein.

Dr. Armin Tille.

Frau Marschner: Die Grundlagen der Aesthetik im Lichte der immanenten Philosophie. Berlin, Philosophisch-historischer Verlag, Dr. A. Schlapp.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, dass im modernen Kunstleben die Anwendung vom Schönen zum Erhabenen hin als Grundzug gelten müsse. Er sucht sich für die Richtigkeit der ausgehobenen Definitionen durch die Naturwissenschaften, in der bildenden Kunst die grundsätzliche Absonderung symmetrischer Gruppierung, „die den Blick centripetal zu bannen wusste" und an deren Stelle die gerade horizontale Linie trete, als Gesetz und das Durchgehende der Natur. In der Tonkunst vertraut sich diese Richtung der Sachliche zur psychologische Detailausführung, die den Reichen der gewöhnlichen Tonleiter hinaus durch Beigenahme auf soziale Fragen zu suchen sucht. Von diesen Thesen ausgehend versucht Marschner eine Theorie des Schönen und des Erhabenen Erörterer nennt er das „Wert frei". Die Abhandlung ist sehr ungleich in Umfang und Gehalt. Sie ist ein Versuch, auf Grund der Anschauung des Verfassers, die Gesetze der Aesthetik zu finden, die Gesetze, mit welchem unser Wesen auf die

Schönheit antwortet, wobei zu bemerken ist, daß die Liebe die Wirkung, nicht die Ursache des Schönen ist. Von Wahren unterscheiden sich diese beiden ästhetischen Urphänomene dadurch, daß das Endziel der Denkens die Erkenntnis der allgemeinen Gesetzlichkeit ist, während die Kunst diese Gesetzlichkeit für die Anschauung bietet, ein Sinnbild des Weltganzen gibt und damit die Phantasie anregt. Zum ethischen Ideal aber bildet das ästhetische die nothwendige Ergänzung, insofern als der Versuch, das individuelle Ich mit der Allgemeinheit in Einklang zu bringen, ein Stückwerk bleibt gegenüber der zur Anschauung gebrachten Abgeschlossenheit des Künstlers. Nach einigen Bemerkungen über das Verhältnis von Natur und Kunst, über die Methode der Aesthetik und über das Verhältnis der Künste zueinander kommt Marschner zu dem Ergebnis, daß die Musik keinesweges nöthig habe, ihre Formen bunt die Poesie borgen zu lassen, sondern daß sie eine in eigene Gesetzlichkeit zukomme, was aber keineswegs eine Vernachlässigung der Gemüthsfactoren beim Schönen zur Folge haben müsse wie die Formalästhetik gewöhnlich glaubte. Sehr gut ist Marschners Unterscheidung der in den Raumkünsten vorhandenen Symmetrie von dem in den Zeitkünsten maßgebende Princip des Fortschreitens, der Untersuchung der Gegensätze, ihrer Überstellung und der Wiederholung. Dieses letzte, siebente Capitel, scheint überhaupt der Glanzpunkt der ganzen Arbeit Marschners zu sein. Es ist nicht immer leicht, dem Verfasser in seinen Deductionen zu folgen, noch viel schwieriger, den Gedankengang in einer kurzen Skizze in seinen Hauptpunkten wiederzugeben. Wenn auch Marschner sich weiterhin zu sehr in Wortfeinheiten höchster Begriffsspeculation erhebt, so ist doch sein Werk nicht eine jener leeren Speculationen, deren Aufbau ein Vergnügen für sich ist, ohne die nöthigen Beziehungen zur praktischen Kunst zu haben. Auf jeder Seite verräth er seine Vertrautheit mit den Erscheinungen des Kunstlebens und weiß auch der abstractesten Speculation fernstehenden Leser durch actuelle Beispiele so zu interessieren, daß es der Mühe wert ist, dem Verfasser auch in den schwierigen Partien zu folgen. Der praktische Gewinn dieser Lectüre wird ebenso reich sein, als die gewaltige Gedankenarbeit Marschners achtunggebietend ist.

A. W.

Kurt Eisner: Taggeist. Culturgloſſen. Verlag John Edelheim, Berlin 1901.

Dieses Buch ist eine Sammlung von politischen, socialen und literarischen Aufsätzen, welche der Verfasser, derzeit Mitarbeiter des Berliner socialdemokratischen Organs „Vorwärts“ und einiger Wochenschriften, der christlichen. Sie gehören zu den gesitreichsten Journalistenarbeiten in deutscher Sprache, wobei noch hinzuzufügen ist, daß der Geist, welcher aus diesen Arbeiten spricht, nicht zu verwechseln ist mit jener billigen Sorte von Witzigkeit, die sich jeder gelehrige Schreiber aneignen kann. Es ist nicht die Sorte von Witzigkeit, die durch den Coup des unerwarteten Zimmer anderer Meinung sein verblüffen will. Der Geist dieser Aufsätze scheint mir von jener wertvollern Art, die aus dem geistigen Charakter des Autors erwächst. Gleich der erste Artikel, worin in scharfsinnigster Art das rohe autoritär communistische Wesen des Militarismus aufgezeigt wird, stützt ein paar Einfälle auf, die unmöglich einem bloß blendenden Journalisten in die Feder kommen konnten. Das sind Einfälle, die nur im Charakter, nicht an der Oberfläche heranwachsen. Solche Gedanken haben es auch nicht nöthig, sich in ein nützlich brauchbares Gewand einzuhüllen. Die gerade erwachenden Gedanken finden auch selbst ihren Leib, der sie kleidet. Es ist Leben in den Gedanken Eisners nicht in jenem prozig überladenen, mit allerlei Zierat aufgeputzt, sitzengebliebenen Ewigkeitsstil gedrechselt sind, den gerade die Wochenchronisten oftmals lieben, scheint mir auch ein Beweis für die Leichtigkeit, mit der ihm seine Einfälle zufliegen. Mit genauster Präcision und also seine genialen Einfälle: Die Worte fließen leicht aus der Feder wie die Einfälle unwichtig aus dem Hirn ... Ein wenig bedenklich scheint es mir, daß die Aufsätze aus der letzteren Zeit es an innerem Reichthum mit jenen des Anfangs nicht aufnehmen können. Der Autor ist allerdings ungemein zur Tagespresse angewiesen, wo es ihr der Zeitungsleser, dessen jungere Productivität, dessen fortwährende geistige Erneuerung Eisner hatten konnte mit der äußeren Productivität, welche der Tagblattredacteur entwickeln muß?

Stefan Großmann.

Hans Gerhard Gräf: Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Löning, 1901. 8°. XXIII u. 592 S.

Goethe glaubte, daß er nur solche Kunstwerke völlig verstehen könne, deren Entstehen er beobachtet hatte; so meinte er, wenn ein großer Com ponist ihm nahe gewohnt hätte, ihn so beherzendt getwelen wäre, wie Schiller, so würde er viel tiefer in die Musik eingedrungen sein. Also wird es ebenso ergehen. Da nun Woethe unter allen Menschen derjenige ist, über dessen inneres und äußeres Leben wir am besten unterrichtet sind, so kommen wir aus recht gut das Verständnis und den Genuß seiner Werke bedacht erhoben, dazu hat er selbst allmähliches Hochstimm beobachten. An Hilfsmitteln sind natürlich seine eigenen Lesten Notizen und sämmtliche Aeußerungen in Tagebüchern, Briefen, Gesprächen und biographischen Schriften. Ein Werk, in dem sie mit gehöriger Sorgfalt von einem ge nauen Kenner zusammengestellt werden, ist deshalb von vornherein einer dankbaren Aufnahme sicher; doch erfordert eine Aufgabe auch Geist, und sein Werk gehört zu den bleibenden Büchern, denen man nicht aus dem Wege gehen darf, wenn man Goethes Dichtungen benutzen will. Es werden freilich noch Jahre sehr fleißiger Arbeit vergehen, ehe es voll ständig wird. Der erste Band enthält namentlich das Material über „Hermann und Dorothea“, „Reineke Fuchs“, „Alexis und Dora“ und die „Natürliche Tochter“; neben diesen und kleineren fertigt verworfenen epischen Dichtungen werden auch die im Plane oder im Bruchstücken hinterlassenen behandelt: „Der ewige Jude“, „Joseph“, „Tell“, „Der Egoist“ u. s. w. Nur leben gelungen Arbeiter hat es großen Reiz, unseren großen Meister in seiner Werkstatt zu beobachten, sein Ringen mit dem Stoff mitzuerleben, an seinen Misserfolgen sich zu trosten, aus seinen Erfolgen selbst Rath zu entnehmen. Hoffe Werk ist also nicht nur für die Goethe Philologen wertvoll. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Dr. M. Bode.

Thekla Lingen: Die Schönen Frauen. Verlegt bei Schuster & Löffler. Berlin und Leipzig 1901.

Ein Novellenband, der nicht schwer ins Gewicht fällt. Es ist fast durchweg eine leichte und meist auch seichte Salonkunst, über die Fran Lingen verfügt. Sie hat ein kleines elegantes Handwerkzeug, das mit schönen Worten und glänzenden Bildern ein wenig hohles Schaumgetränkel hervorbringt, unter dem keine tiefen stillen Wasser fluten. Mit Ausnahme der letzten sind alle diese acht Novellen auf einen einzigen, und zwar keineswegs eigenartigen Ton gestimmt. Sie haben alle zu Heldinnen jene schönen, weichen, verwöhnten, gefangenen Frauen der großen Welt, die, ohne Liebe vermählt, sich aus ihrer schalen Ehe heraus nach dem Wunderbaren sehnen und mit einem starken Stich ins Hysterische und Decadente sich ihrer erwachten Sinnlichkeit überlassen. Der Verfasserin beliebt bei dieser Boudoirpoesie zuweilen ein künstlicher Naiv-gout, der um kein Haar von dem des seligen Clauren verschieden ist. Auf der anderen Seite fehlt es nicht an Banalitäten. Mit einer Absichtlichkeit, die oft den Zufall bei den Haaren herbeizieht, und mit einer oft nicht wenig trivialen Moral wird der Ehebruch in der Regel vermieden. Diese schönen Frauen gleichen einander wie die in den Modejournalen. Von einer individualisierenden Psychologie weiß Thekla Lingens Schablonenkunst nicht viel. Nur die letzte Novelle, „Leuchen“, die Verführung eines armen, unwissenden, kleinen Mädels behandelnd, fällt aus dem Rahmen der anderen heraus und stellt sich auf eine höhere Stufe.

Harry Mayne.

Revue der Revuen.

„Das freie Wort.“ In der Nummer vom 20. September schreibt Dr. M. Weigt über die Stellung der Kirche zur Feuerbestattung. Obwohl keine Stelle der Bibel und kein Dogma des Christenthums die Leichenverbrennung verdietet, wird dieselbe doch von den Geistlichen aller Confessionen bekämpft, und zwar mit der Begründung, daß sie der alten christlichen Sitte der Beerdigung widerstreite. Dies sei nun freilich wahr, meint der Verfasser, nur daß diese alte Sitte selbst durchaus nicht aus einer religiösen Vorschrift, sondern aus einem materiellen Grund sprung. Der altrömischen Praxis, die Todten zu verbrennen, um die Leichen ihrer Angehörigen verbrennen zu lassen, setzten sie in Felsklüften und Katakomben bei, und da die ersten Christen sich aus ihren Kreisen recrutierten und ihre wirthschaftliche Notlage theilten, übernahmen sie auch diese Art der Leichenbestattung. Es ist also ein aus rein äußerlichen Gründen hervorgegangener Gebrauch, auf den die Gegner der Leichenverbrennung sich stützen. Uebrigens sei auf protestantischer Seite ein gewisses Entlenken bemerkbar, und namentlich in einer allem Modernen besonders günstigen Residenz, in Darmstadt, hat das Oberconsistorium in dieser Frage eine ziemlich ganz besonders freisinnige Entscheidung getroffen. Der Widerstand des katholischen Clerus ist, wie gewöhnlich, zäher, doch wurden schon in verschiedenen Fällen zur Verbrennung bestimmte Leichen priesterlich eingesegnet, und der Verfasser meint, die katholische Kirche, die es fest verstanden hat, sich der Zeit zu fügen, werde sich mit der Leichenverbrennung allmählich ebenfalls abfinden. Es ist also nicht mit der Möglichkeit der Reservierbennung abzuwinden gelernt hat. — Harriet Leonowens, eine Amerikanerin, welche durch sechs Jahre Gouvernante am Hof von Siam war, tritt einem Vergleich zwischen der „christlichen Liebe“ und dem „buddhistischen Mitleid“, einem Begriff, der eine unseren „Bodhpoeten“ gleichkommende und, wie es scheint, feine Bekenner zu Thaten noch aufopfern derer Selbstverleugnung führt, als die christliche Caritas.

„Das literarische Echo.“ (September.) J. C. Poritzky schreibt über das „Kind in der Literatur“. In den Tragödien der Griechen leiden die Kinder ganz und gar oder werden, wo sie vorkommen (wie z. B. in Oedipus) an Jammer lebender Eltern herabgewürdigt. Selbst in Shakespeare war die Kinderpsychologie ein verschlossenes Gebiet, und wo in seinen Dramen Kinder zu Wort kommen, führen sie eine ihrem Alter unangemessene Sprache. Nicht viel ergiebiger ist die Ausbeute bei Goethe und Schiller, und den wichtigen deutschen und französischen Dramatikern des achtzehnten Jahrhunderts. Erst gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde das Kind für die Literatur entdeckt, und zwar vor allem von Dostojewski, der echte und ergreifende Kindertypen geschaffen. Ihm zunächst stehen Zola und Daudet, und unter den neueren Dramatikern haben vor allem Ibsen und Hauptmann verstanden, Tragödien des Kinderlebens zu gestalten. Von Erzählern werden nur allen Frau Ebner-Eschenbach und der Russe Tschogan als feine Kenner und ergreifende Schilderer des Kinderseelenlebens erwähnt. Hand in Hand mit dieser literarischen Bevwertung geht übrigens seit etwa bis zwei Jahrzehnten die wissenschaftliche Erforschung der Kinderseele, eine große Reihe von Beobachtungen ist gethan, Psychologien und pädagogisch pathologischen Zeitschriften sind gegründet. — Armin Brunner behandelt in einem durch viele Stilproben illustrierten Artikel die Frage der „Technik des Roman dialogs.“ Bolgarod der Bühnenschriftsteller den Namen der redenden Personen und den Anfang des Dialogs bestimmt, der Leser muß es selbst, ist der Erzähler gewonnen, die Farbung der Rede und der Mund durch einige Worte im Texte selbst unterzubringen und behandlig Redeeinleitungs zu schaffen, umsomehr als ja im Textlichen die Verbindung des Aussagewortes und der begleitenden Geste fehlt. Das erweist sich aber als sehr unpraktisch und der Autor des Dialogs benutzt die Redeeinleitungsformeln, dazu verleitet, das Bewegungsmoment allein zugleich als Anzeige der Rede zu geben wie „mitte sie“, „lachelte er“, „stammte sie“ u. s. w. Der Verfasser hält dies aber für einen Irrtum.

„Revue de Paris“ 1. u. 15. September. Dr. G. Kofer erzählt von Ambroise Paré, einem berühmten Feldchirurgen des sechzehnten Jahrhunderts, dem Vorläufer des echt Pariser neuen Chirurgie, das so berühmt war, daß sie die normannische Fürstenstadt ihre Aufgaben davon verwaltet wurden. Chirurgen, die damals in aller Welt hoch galt, dem Gleich seiner Zeit entgehen konnte und an allen Hauptuniversitäten und

Digitized by Google

Hokuspokus glaubte, besaß er doch eine merkwürdige Intuition und hat überdies das große Verdienst, das Verbinden der Blutgefäße bei schweren Verwundungen oder Amputationen zu erfinden, und zwar brachte er die Ligaturen schon fast genau in der auch heute üblichen Weise an, während man bis dahin die barbarische Methode anwandte, zum Stillen des Blutes siedendes Oel in die Wunden zu gießen, was entsetzlich schmerzhaft war und überdies Verbrennungen herbeiführte, die oft ärger waren, als die ursprünglichen Wunden. Paré war auch der erste, der an die Möglichkeit einer gefahrlosen Verkapselung der Kugeln im Körper glaubte, während man früher die Kugeln um jeden Preis entfernte. Auch der Gedanke an Narkose und Anesthäsie beschäftigte ihn bereits. — Henri d'Arbenne de Tizac schreibt über das moderne Sibirien. Noch vor wenig Jahren ein Land des Todes und des Schreckens, ist Sibirien durch die Transsibirische Bahn wie durch Zauberschlag zum Leben erweckt. Der erste Gedanke zu dieser Bahn gieng 1851 den Grafen Murawiew aus, doch wurde erst 1891 der erste Spatenstich gethan. Während die Reise per mare von Moskau bis Wladiwostok früher vierzig Tage dauerte und 600 Rubel kostete, legt man sie jetzt um 114 Rubel in zehn Tagen in der ersten Classe eines Luxuszuges zurück, in dem jeder Komfort (wie Bader, Turnhal, elektrisches Licht, eine glänzende Ventilation bei einer ständigen Wärme von 15 Grad, Aussichtswagen u. s. w.), geboten ist. Die Länge der eigentlichen transsibirischen Linie beträgt 7500 Kilometer. Ihre Kosten betrugen bis jetzt über 500 Millionen und dürften bis zur Fertigstellung mit der Bahn noch 200 Millionen verschlingen. Doch taxiert man das zu erwartende jährliche Erträgnis auf 18 bis 20 Millionen. Die Hauptbedeutung dieser Linie liegt jedoch in ihren wirtschaftlichen Folgen; denn Sibirien, das anderthalbmal so groß ist wie ganz Europa, birgt unermessliche Reichthümer an Erzen, Kohlen und Wäldern und riesige Gebiete für Ackerbau und Viehzucht. Die Colonisation, die von der Regierung in jeder Weise gefördert wird, wächst so rasch, daß sich die Zahl der Einwanderer im letzten Jahrzehnt vervierfacht hat. Durch ihre kluge Politik haben sich die Russen die Freundschaft Chinas gesichert, und so wird die Transsibirische Bahn immer mehr die ansehnlichste Brücke des Verkehres zwischen Europa und Ostasien werden.

Namgay Doola.

Von Rudyard Kipling.

Verbannt aus Erin kam er zum Strand,
Fenchi hieng ihm am Rocke nach der Thau der Nacht.
Noch eh' der Tamojer den Napf einschwand,
Hat Alderman Mike eine Bill eingebracht.".

Es war einmal ein König, der lebte an der Straße nach Tibet, viele, viele Meilen im Himalayagebirge. Sein Königreich lag elftausend Fuß über dem Meere und war genau vier Quadratmeilen groß, wovon der größte Theil aber senkrecht in die Höhe stieg, weil das Land einmal so beschaffen war. Seine Einkünfte betrugen etwas weniger als vierhundert Pfund im Jahre und wurden zur Unterhaltung eines Elephanten und eines stehenden Heeres von fünf Mann verwandt. Er war der englischen Regierung tributpflichtig, die ihm eine bestimmte Summe für die Instandhaltung eines Theiles der Himalaya—Tibet-Straße bewilligte. Er vergrößerte seine Einkünfte auch noch, indem er Bauholz an die Eisenbahngesellschaften verkaufte. In seinem einzigen Walde ließ er die großen Deodarbäume fällen; donnernd stelen sie in den Sutlejfluß hinab, der sie raschen Laufes dreihundert Meilen weit abwärts trug, wo Eisenbahnschwellen aus ihnen wurden. Hin und wieder pflegte dieser König, dessen Name nichts zur Sache thut, ein gutreitfes Pferd zu besteigen und ein paar hundert Meilen weit nach der Stadt Simla zu reiten, wo mit den Gouverneuren über Staatsangelegenheiten sprach oder dem Vicekönig versicherte, daß sein Schwert der Königin-Kaiserin zur Verfügung stehe. Dann ließ der Vicekönig einen Trommelwirbel schlagen, und das gestreifte Pferd und die Cavallerie des Staates — zwei Mann in Lumpen — und der Herold, der dem Könige den silbernen Stab vorantrug, trabten wieder nach ihrer Heimat zurück, die zwischen einem himmelragenden Gletscher und einem dunklen Birkenwalde lag.

Von einem solchen König, der einen veritablen Elephanten besaß und seine Ahnen zwölfhundert Jahre zurückzählen konnte, erwartete ich nun, als mich mein Geschick durch seine Lande führte, nicht mehr als die bloße Gnade, mich gehen zu lassen.

Es hatte gegen Abend zu regnen angefangen, und rothgelbe Wolken verdeckten die Lichter der Dörfer im Thale. Vierzig Meilen weiter trug der Donga Pa — der Berg des Rathes der Götter — unbeweglich vom Sturm und Wolken, auf seiner weißen Schulter den Abendstern. Die Affen riefen einander klagelaute zu, während sie in den tannenwuchernden Bäumen nach einem trockenen Nachtquartier suchten, und der leute Hauch des Tagwindes trug von den verbrannten Dörfern hee den Geruch vom Rauch feuchten Holzes, heißen Aschen, triefendem Unterholz und verdunstenden Tannennadeln. Das ist der nächtige Geruch des Himalayagebirges, und wem es einmal ins Blut gegangen ist, der wird schließlich alles andere vergessen und zu den Bergen zurückkehren, um zu sterben. Die Wolken ballten sich zusammen, der Geruch verzog sich, und es blieb nichts übrig von der ganzen Welt, als eisiger weißer Nebel und das Brausen des Sutlejflusses, der dort unten durch das Thal rauschte. Ein fettschwänziges Schaf, das nicht sterben wollte, blökte zum Erbarmen vor meinem Zelte. Es bolgte sich mit dem Premierminister und dem Generaldirector des öffentlichen Schulwesens und war ein königliches Geschenk für mich und meine Diener. Ich hatte in gegenwender Weise meinen Dank abgestattet und angefragt, ob ich eine Audienz bei dem Könige haben könnte. Der Premierminister rückte seinen Turban zurecht, der ihm in der Hitze des Kampfes abgefallen war, und versicherte mir, daß der König sehr erfreut sein würde, mich zu sehen. Ich schickte also zuerst zwei Flaschen zum Vorgeschmack hin, und als das Schaf eine neue Seelenwanderung angetreten hatte, wanderte ich durch die Nässe nach dem Palast des Königs. Er hatte seine Armee geschickt, die mich escortieren sollte, aber die Armee blieb bei meinem Koch zurück, um mit ihm zu schwatzen. Soldaten sind sich in der ganzen Welt gleich.

Der Palast, ein weißgetünchtes Lehm- und Fachwerkhaus mit vier Räumen, war das schönste rings in den Bergen im Umkreise einer Tagereise. Der König trug eine purpurne Sammtjacke, weiße Musselinhosen und einen kostbaren safrangelben Turban. Er gab mir die Audienz in einem kleinen, teppichbelegten Raum, der auf den Hof des Palastes hinausgieng. Den nahm der Staatselephant ein; das große Thier war mit Decken behangen; die Linie seines Rückens hob sich grobartig gegen den Nebel ab.

Der Premierminister und der Generaldirector des öffentlichen Schulwesens waren zugegen, um mich vorzustellen; der übrige Hof aber war entlassen worden, damit nicht die beiden erwähnten Flaschen einen schädlichen Einfluß auf seine Moral ausübten. Der König warf mir einen Kranz von stark riechenden Blumen um den Hals, als ich mich verbeugte, und fragte, wie meine geehrte Person das Glück habe, sich zu befinden. Ich erwiderte, beim Anblicke seines geneigten Antlitzes hätten sich die Nebel der Nacht in Sonnenschein verwandelt und die wohlthätige Gabe des Schafes würde den Göttern seine guten Thaten in Erinnerung bringen. Er sagte, seit ich meinen herrlichen Fuß in sein Königreich gesetzt hätte, würden die Ernten sicherlich um siebzig Procent reichlicher ausfallen als im Durchschnitt. Ich antwortete, der Ruf des Königs sei in alle vier Ecken der Welt gedrungen, und die Völker lutschten mit den Zähnen, wenn sie täglich vom Ruhm seiner Regierung hörten und der Weisheit seines mondgleichen Premierministers und seines lotusgleichen Generaldirectors des öffentlichen Schulwesens.

Dann setzten wir uns auf saubere weiße Kissen nieder, und ich bekam meinen Platz zur rechten Seite des Königs. Drei Minuten später erzählte er mir, der Stand der Maisernte wäre sehr unbefriedigend, und die Eisenbahngesellschaften wollten ihm nicht genug für sein Bauholz zahlen. Das Gespräch gieng hin und her bei den Flaschen, und wir besprachen eine Menge Staatsangelegenheiten. Schließlich wurde der König vertrauensvoll und kam auf das Thema Regierung. Besonders hielt er sich über das pflichtwidrige Benehmen eines seiner Unterthanen auf, der, soviel ich aus allem entnehmen konnte, die Staatsgewalt lahmgelegt hatte.

„In den alten Zeiten," sagte der König, „hätte ich dem Elephanten dort befehlen können, ihn zu Tode zu trampeln. Jetzt müsste ich ihn siebzig Meilen über die Berge zum Verhör schicken, und seine Unterhaltung würde dem Staat zur Last fallen. Der Elephant verschlingt alles."

„Was sind das Manues Verbrechen, Rajah Sahib?" fragte ich. „Erstens ist er ein Fremder und kein Mann von meinem Volk. Zweitens weigert er sich, nachdem ihm meine Gnade gleich nach seiner Ankunft Land schenkte, mir Steuern zu zahlen. Bin ich nicht Herr der Erde, dessen, was darauf und darunter ist, und habe ich nach Recht und Gewohnheit nicht Anspruch auf ein Achtel der Ernte? Dieser Teufel aber, nachdem er sich niedergelassen, weigert sich, eine einzige Steuer zu zahlen, und eine giftige Brut von Kindern hat er auch noch mitgebracht."

„Wirf ihn ins Gefängnis," sagte ich.

„Sahib," antwortete der König und rückte ein wenig auf den Kissen hin und her, „nennst nur ein einzigesmal in diesen wirrzig Jahren heisel mich krankheit, so dass ich nicht ins Freie gehen konnte. Damals that ich meinem Gott ein Gelübde, daß ich nie wieder Mann noch Weib vom Licht der Sonne und der Luft Gottes ausschließen würde, denn ich erkannte, was für eine Strafe das war. Wie kann ich mein Gelübde brechen? Wenn es nur gälte, eine Hand oder einen Fuß abzuhauen, würde ich nicht zaudern. Aber auch das ist jetzt unmöglich, wo die Engländer die Herrschaft haben. Einer oder der andere aus meinem Volke" — er warf einen Seitenblick auf den Generaldirector des öffentlichen Schulwesens — „wurde sofort einen Brief an den Vicekönig schreiben, und vielleicht würde man mir dann meinen Trommelwirbel nehmen."

Er schnaufte das Mundstück seiner silbernen Wasserpfeife ab, entfernte es durch ein anderes aus glattem Bernstein und reichte mir die Pfeife. „Nicht aufregen dann, die Steuern zu verweigern,"

fuhr er fort, „verweigert dieser Fremde auch den Segar“ (dies war die Frohnarbeit an den Wegen) „und stachelt mein Volk zu dem gleichen Verrath an. Dabei ist er aber, wenn er will, ein vortrefflicher Flöher. Niemand von meinem Volke versteht es, so gut und kühn eine Stanung im Fluss fortzuschaffen, wenn die Stämme sich festgesetzt haben.“

„Er betet aber fremde Götter an,“ sagte der Premierminister eherbietig.

„Darum kümmere ich mich nicht,“ entgegnete der König, der in Glaubenssachen augenscheinlich toleriant war. Jedem Mann sein eigener Gott und zuletzt das Feuer oder Mutter Erde für uns alle. Die Rebellion ist es, die mich beleidigt.“

„Der König hat eine Armee,“ schlug ich vor. „Warum hat der König nicht den Mannes Haus niedergebrannt und ihn nicht dem Thau der Nacht überlassen?“

„Nein, eine Hütte ist eine Hütte, und sie bewahrt einen Mannes Leben. Einmal habe ich aber meine Armee gegen ihn geschickt, als seine Nussäfte langweilig wurden. Dreien hat er mit einem Stock die Schädel eingeschlagen, die beiden anderen Mann liefen fort. Die Flinten wollten auch nicht schießen.“

Ich hatte die Ausrüstung der Infanterie gesehen. Ein Drittel davon war eine alte Vogelflinte, Vorderlader, mit einem von Rost ausgefressenen Zündloch, wo das Zündhütchen hätte stecken sollen, das zweite Drittel war ein drahtummundenes Luntengewehr mit wurmzerfressenem Kolben und das dritte Drittel eine Feuersteinflinte für Entenjagd ohne Feuerstein.

„Man muss aber bedenken,“ sagte der König und griff nach der Flasche, „dass er es aufgezeichnet versteht, mit den Baumstämmen im Fluss fertig zu werden, und dass er ein hübsches Gesicht hat. Was soll ich mit ihm anfangen, Sahib?“

Das war interessant. Das furchtsame Volk der Bergbewohner würde ebenso wenig dem König die Steuern wie ihren Göttern die Gaben verweigert haben.

„Wenn der König die Erlaubnis gibt,“ entgegnete ich, „will ich meine Zelte nicht vor drei Tagen abbrechen und diesen Mann besuchen. Die Gnade des Königs ist wie die der Götter, und Auflehnung ist wie sündhafte Unart. Uebrigens, die beiden Flaschen und noch eine andere sind leer.“

„Ich entlasse Euch,“ sagte der König.

Am nächsten Morgen lief ein Ausrufer durch den Staat und verkündete, im Fluss sei eine Stanung der Baumstämme eingetreten, und es gezieme allen getreuen Unterthanen, sie zu beseitigen. Das Volk strömte aus den Dörfern in das feuchtwarme Thal der Mohnfelder herab, und der König und ich zogen mit. Hunderte von behauenen Cedernstämmen hatten sich an einem Felsvorsprung festgesetzt, und in jeder Minute brachte der Fluss neue herunter, um die Stanung vollständig zu machen. Das Wasser brauste und wirbelte und arbeitete am Holz, und die Bevölkerung des Staates sieng an, mit Stäben auf die nächsten Stämme loszustechen, in der Hoffnung, eine allgemeine Vorwärtsbewegung herbeizuführen. Dann erhob sich ein Geschrei: „Ramgan Doola! Ramgay Doola!“, und ein großer rothhaariger Dorfbewohner kam herangerast, mitten im Lauf seine Kleider abstreifend.

„Das ist er. Das ist der Rebell,“ sagte der König. „Jetzt wird die Stanung bald fort sein.“

„Weshalb hat er aber rothes Haar?“ fragte ich, denn rothes Haar ist unter den Bergbewohnern ebenso ungewöhnlich wie blaues oder grünes.

„Er ist ein Ausländer,“ sagte der König. „Bravo! So ist's recht!“

Ramgay Doola war auf den Damm hinausgeklettert und riss mit einer Art rohen Bootshakens das Ende eines Stammes heraus. Langsam glitt er vorwärts, wie ein Alligator sich bewegt, drei oder vier andere folgten ihm, und das grüne Wasser spritzte durch die Lücken, die sie gelassen hatten. Die Dorfbewohner brüllten und schrien und kletterten auf die Stämme, stießen und zerrten an dem widerspenstigen Holz, und Ramgay Doolas rothes Haupt war allen anderen voran. Die Stämme wichen und rieben sich ächzend aneinander, während der Fluss neue Sendungen gegen den Damm schmetterte, der jetzt ins Schwanken gerieth. Schließlich gab alles nach in einem Wirbel von Gischt, kürzenden Stämmen, untertauchenden schwarzen Köpfen und unbeschreiblicher Verwirrung. Der Fluss trieb alles vor sich her. Ich sah den rothen Kopf mit den letzten Resten des Dammes abwärts gleiten und zwischen zwei großen knirschenden Baumstämmen verschwinden. Ganz nahe am Ufer tauchte er wieder auf, pustend wie ein Delphin. Ramgan Doola wischte sich das Wasser aus den Augen und bezeigte dem König seine Reverenz. Ich hatte Zeit, ihn ganz in der Nähe zu betrachten. Das kräftige Roth seines zottigen Haupt- und Barthaares fiel ungemein auf; aus dem Blickloch von Haar, das sich über dem hohen starken Backenknochen kräuselte, blitzten zwei sehr lustige blaue Augen. Er war wirklich ein Ausländer, aber in Sprache, Kleidung und Benehmen doch ein Tibetaner. Er sprach den Hochdialect, aber mit unbeschreiblich weichen Kehllauten. Es war weniger Lispeln als eine eigenthümlich klangärbung.

„Woher kommst du?“ fragte ich.

„Von Tibet.“ Er deutete über die Berge und lächelte. Dies Lächeln gieng mir direct zum Herzen. Mechanisch streckte ich ihm meine Hand hin, und Ramgay Doola schüttelte sie. Ein wirklicher Tibetaner würde die Bedeutung dieser Bewegung nicht verstanden haben. Er gieng fort, um sich nach seinen Kleidern umzusehen, und als er nach seinem Dorfe zurückkletterte, hörte ich ein freudiges Jauchzen, das mir unerklärlich vertraut vorkam. Das war Ramgay Doolas Ruf.

„Du siehst jetzt,“ meinte der König, „warum ich ihn nicht tödten wollte. Bei meinen Baumstämmen ist er ein verwegener Mensch, aber,“ und er schüttelte den Kopf, wie ein Schulmeister, „ich weiß, binnen kurzem wird es wieder im Gerichtshof Klagen über ihn geben. Wir wollen nach dem Palast zurückkehren und Gericht abhalten.“ Der König pflegte an jedem Tage zwischen elf und drei Uhr über seine Unterthanen zu Gericht zu sitzen. Ich sah ihn unparteiisch entscheiden in gewichtigen Fällen von Flurübertretungen, Beleidigungen und ein wenig Weiberzank. Dann bewölkte sich seine Stirn und er rief mich zu sich.

„Wieder ist es Ramgay Doola,“ sagte er voll Verzweiflung. „Nicht zufrieden damit, dass er selbst die Steuern verweigert, hat er noch die Hälfte Leute aus seinem Dorfe durch einen Eid zu dem gleichen Vertrath verpflichtet. Nie vorher ist mir so etwas begegnet. Und meine Steuern sind auch nicht schwer.“

Ein Dorfbewohner mit einem Kaninchengesicht, eine rothe Rose hinter dem Ohre, kam zitternd näher. Er war mit bei der Verschwörung gewesen, hatte aber alles verrathen und hoffte auf des Königs Gnade.

„O König,“ sagte ich, „wenn es des Königs Wille ist, möge er diese Angelegenheit bis morgen ruhen lassen. Nur die Götter vermögen schnell das Rechte zu finden, und es kann sein, dass jener Dorfbewohner gelogen hat.“

„Das nicht, denn ich kenne Ramgay Doolas Natur; da aber ein Gast darum bittet, möge die Sache ruhen bleiben. Sprich streng mit diesem rothhaarigen Ausländer. Vielleicht hört er auf dich.“

Ich machte noch am selben Abend den Versuch, aber nicht um mein Leben wäre es mir möglich gewesen, meine Fassung zu bewahren. Ramgay Doola lächelte schmeichelnd und fieng an, mir von einem großen braunen Bären in einem Mohnfelde am Flusse zu erzählen. Ob ich Lust hätte, ihn zu schießen? Ich sprach eindringlich über die Sünde, sich zu verschwören, und die Gewissheit der Strafe. Ramgay Doolas Gesicht bewölkte sich für einen Augenblick. Kurz darauf zog er sich aus der Nähe meines Zeltes zurück, und ich hörte ihn leise unter den Pinien vor sich hin singen. Die Worte verstand ich nicht, aber die Melodie und seine weiche einschmeichelnde Stimme schienen mir wie der Hauch von etwas seltsam Vertrautem.

Dir hand mard-i-pemen dir
To weeree als gee

lang Ramgay Doola wieder und wieder, und ich zerbrach mir den Kopf über diese entschwundene Melodie.

Ich wunderte mich und gieng zu Bett.

Am nächsten Morgen war das Königreich in Aufruhr. Ramgay Doola, erzählte man, sei in der Nacht hingegangen und habe mit einem scharfen Messer einer Kuh den Schwanz abgeschnitten, die jenem kaninchengesichtigen Dörfler gehörte, der ihn verrathen hatte. Das war eine unerhörte Schändung der heiligen Kuh. Das Volk forderte sein Blut, aber er hatte sich in seine Hütte zurückgezogen, Thüren und Fenster mit Steinen verbarricadiert und bot der Welt Trotz.

Der König und ich und die Bevölkerung näherten sich vorsichtig der Hütte. Es war keine Aussicht, den Mann ohne Menschenverluste gefangen zu nehmen, denn aus einem Loch in der Mauer ragte der Lauf eines außerordentlich gut in Stand gehaltenen Gewehres — des einzigen Gewehres im Staate, das schießen konnte. Kurz, ehe wir herzu kamen, hatte Ramgay Doola einen der Dörfler beinahe getroffen. Die stehende Armee machte halt. Sie konnte nichts mehr thun, denn wenn sie vorrücke, stogen scharfkantige Felsstücke aus den Fenstern. Dazu geselten sich von Zeit zu Zeit Ströme von siedendem Wasser. Wir hatten rothe Köpfe auf- und niedertauchen. Die Familie Ramgay Doola hatt dem Thore, und ein Trotzgeheul, das das Blut erstarren ließ, war die einzige Antwort auf unsere Bitten.

„Niemals,“ sagte der König leuchend, „ist so etwas in meinem Staate vorgefallen. Im nächsten Jahre will ich ganz bestimmt eine kleine Kanone kaufen.“ Er sah mich beschwörend an.

„Gibt es hier im Königreiche einen Priester, auf den er vielleicht hört?“ fragte ich, denn mir gieng allmählich ein Licht auf.

„Er betet seinen eigenen Gott an,“ erklärte der Premierminister. „Wir können ihn zu nichts zwingen.“

„Lasst den weißen Mann herantommen,“ schrie Ramgay Doola aus der Hütte. „Alle anderen todte ich. Schickt mir den weißen Mann.“

Digitized by Google

Die Thüre wurde aufgerissen, und ich trat in das räucherige Innere einer tibetanischen Hütte, die mit Kindern vollgepfropft war. Und jedes Kind hatte brandrothes Haar. Ein magerer Kuhschwanz lag auf dem Boden.

„Wozu dieses Unrecht, Namgay Doola?“ fragte ich.

Er lächelte gewinnender als je. „Das ist kein Unrecht,“ sagte er. „Ich habe bloß der Kuh jenes Mannes den Schwanz abgeschnitten. Er verriethe mich. Ich wollte auf ihn schießen, Sahib. Aber nicht zu Tode. Wirklich nicht zu Tode. Nur in die Beine.“

„Und weshalb denn, um alles in der Welt, da es doch nun einmal Brauch ist, dem König Steuern zu zahlen?“

„Beim Gott meines Vaters, das kann ich nicht sagen,“ erklärte Namgay Doola.

„Und wer war dein Vater?“

„Derselbe, der diese Flinte besaß.“ Er zeigte mir seine Waffe — eine Tower-Muskete, die das Datum des Jahres 1832 und den Stempel der wohllöblichen Ostindischen Compagnie trug.

„Und deines Vaters Name?“ fragte ich.

„Timlay Doola,“ entgegnete er. „Aus der ersten Zeit, als ich noch ein kleines Kind war, entsinne ich mich, daß er einen rothen Rock trug.“

„Daran zweifle ich nicht. Aber wiederhole mir den Namen deines Vaters drei- oder viermal.“

Er gehorchte, und ich verstand, woher der merkwürdige Accent in seiner Sprache kam. „Thimle Dhula,“ rief er erregt. „Bis zu dieser Stunde bete ich seinen Gott an.“

„Darf ich diesen Gott sehen?“

„Nach einem Weißen — wenn es dämmert.“

„Erinnert du dich noch etwas an deines Vaters Sprache?“

„Das ist so lange her. Aber ein Wort weiß ich noch, das er oft sagte. Das heißt „Achtung“. Dann standen ich und meine Brüder gerade auf den Füßen, die Hände an den Seiten. So.“

„Ja, ja. Und wer war deine Mutter?“

„Eine Frau aus den Bergen. Wir sind Lepchas von Darjeeling, aber sie nennen mich einen Ausländer, weil mein Haar so ist, wie Ihr seht.“

Das tibetanische Weib, seine Frau, berührte leicht seinen Arm. Das lange Hin- und Herreden vor der Festung hatte weit in den Tag hinein gedauert. Es war dicht vor Einbruch der Dämmerung — die Stunde des Angelus. Sehr feierlich standen die rothköpfigen Bälge vom Boden auf und bildeten einen Halbkreis. Namgay Doola lehnte sein Gewehr gegen die Mauer, steckte eine kleine Oellampe an und setzte sie vor eine Nische in der Wand. Dann zog er einen Vorhang aus schmutzigem Zeug beiseite und enthüllte ein abgenutztes Messingkreuz, das gegen den Heimathland eines lange vergessenen ostindischen Regiments gleichen war. „So machte es mein Vater,“ erklärte er und bekreuzte sich unbeholfen. Das Weib und die Kinder folgten seinem Beispiel. Dann stimmten sie alle den klagenden Sang an, den ich auf dem Bergeshang gehört hatte:

Die Hand mardi-kyenon dir
Te- wootee ala give.

Ich war nicht länger im Zweifel. Wieder und wieder krächzten sie, als ob ihnen das Herz brechen wollte, ihre Version des Sanges von der „Grünen Farbe“:

Sie hangen Mann, sie hangen Weib,
Weil ihre Farbe ist das Grün.“

Ein teuflischer Einfall kam mir. Einer der Rangen, ein Junge von etwa acht Jahren, beobachtete mich, während er sang. Ich zog eine Rupie heraus, hielt die Münze zwischen Daumen und Zeigefinger und warf einen Blick nur einen Blick auf die Flinte an der Wand. Ein Grinsen glänzenden und vollkommenen Verstehens ging über das Gesicht des Kindes. Ohne nur einen Augenblick mit dem Singen innezuhalten, streckte es seine Hand nach dem Gelde aus und schob mir dann die Flinte zu. Ich hätte Namgay Doola erschießen können, während er sang. Aber ich war zufrieden. Der Blutmischling der Rasse blieb klar. Namgay Doola zog den Vorhang wieder über die Nische. Das Angelus war vorüber.

„So lang mein Vater. Es war noch viel mehr, aber ich habe es vergessen, und ich weiß auch den Sinn dieser Worte nicht, aber der Gott wird sie vielleicht verstehen. Ich gehöre nicht zu diesem Volk und will keine Steuern bezahlen.“

„Und warum?“

Wieder das hergewinnende Lächeln. „Was sollte ich somit zwischen Ernte und Ernte thun? Es ist besser als Bären sagen. Aber dieses Volk versteht das nicht.“

„Aber die Sünde, die Kuh zu verstümmeln — überlege dir das doch!“

„Das ist wahr, aber, o Sahib, der Mann verriet mich — und ich hatte gar nicht die Absicht — und der Schwanz des Kuh

wedelte im Mondlicht und ich hatte mein Messer. Was sollte ich denn sonst gethan haben? Der Schwanz war ab, ehe ich es recht wußte, Sahib, du weißt mehr als ich.“

„Das ist wahr,“ entgegnete ich. „Bleibe hier drinnen. Ich will mit dem König sprechen.“

Die Bevölkerung hatte sich längs des Bergabhanges aufgereiht. Ich ging hin und redete den König an.

„O König,“ begann ich, „was diesen Mann anbelangt, so stehen deiner Weisheit zwei Wege offen. Du kannst ihn entweder an einen Baum aufhängen, ihn und seine Brut, bis kein einziges rothes Haar mehr in deinem Lande übrig ist.“

„Nein,“ meinte der König, „warum sollte ich den kleinen Kindern ein Leid thun?“

Diese waren alle aus der Hütte herausgekommen und machten all und jedem eine plumpe Verbeugung. Namgay Doola wartete mit der Flinte im Arm.

„Oder du kannst die gottlose Sünde der Kuhverstümmelung unbeachtet lassen und ihn in deiner Armee zu Ehren erheben. Er stammt von einer Rasse, die nie Steuern bezahlen wird. In seinem Blut ist ein Feuer, das in jenem glühenden Haar oben aus seinem Kopf herauskommt. Mache ihn zum Führer deiner Armee. Gib ihm Ehre, wie es kommen mag, und volle Erlaubnis zu arbeiten, aber hüte dich, o König, daß weder er, noch die Seinen fürderhin einen Fuß Erde von dir bekommen. Füttere ihn mit Worten und Gnade und auch mit Schnaps aus gewissen Fläschen, die du kennst, und er wird dir ein Bollwerk des Schutzes sein. Aber schlage ihm selbst ein Grabbuschel als Eigenthum ab. Das ist die Natur, die Gott ihm gegeben hat. Außerdem, er hat Brüder — —“

Das Volk stöhnte einstimmig.

„Wenn aber seine Brüder kommen, werden sie sicherlich gegen einander kämpfen, bis sie todt sind; oder der eine wird immer gegen den andern Zeugnis ablegen. Soll er zur Armee gehören, o König? Wähle!“

Der König senkte das Haupt, und ich rief: „Komm' her, Namgay Doola, und befehlige des Königs Armee. Dein Name soll fortan in der Menschen Munde nicht mehr Namgay lauten, sondern Patsay Doola, denn, wie du gesagt hast, ich weiß.“

Da umschlang Namgay Doola, jetzt Patsay Doola getauft, der Sohn Timlay Doolas, was aus Tim Doolan verdorben ist, die Füße des Königs, knutete die stehende Armee und lief in einem Anfall von Zerknirschung von Tempel zu Tempel, um Opfer für die Sünde der Kuhverstümmelung darzubringen.

Und der König war so erfreut über meinen Scharfsinn, daß er mir das Anerbieten machte, mir ein Dorf für zwanzig Pfund Sterling zu verkaufen. Ich kaufe aber keine Dörfer im Himalaya, solange ein rother Kopf zwischen dem Fuß des himmelanstrebenden Gletschers und dem dunklen Birkenforst glüht.

Ich kenne die Brut.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei besteht.
XIII., I Wattmanngasse Nr. 36, empfiehlt seine

Ed. Trinkl
Möbelausstellung
Atelier für Wohnungseinrichtungen
III. Gymnasiumstrasse 58—71.
Stadtbahn-Haltestelle: Neudeggergasse. Neue Nr. Tramway: Hauptstrasse.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 5. October 1901. Nummer 366.

Der ungarische Bruder.

Als vor etwa zwei Monaten der kampflustige deutsche Zolltarifentwurf veröffentlicht wurde, schien die ganze handelsvertragsfreundliche Welt, vor allem die Regierungen der verschiedenen Staaten von einem gewissen Unbehagen vor der handelspolitischen Zukunft ergriffen zu sein. Nur eine Regierung schloss sich von dieser weitverbreiteten Missstimmung aus. Das war — zu unserer Freude — die unsrige. Und nicht nur, dass sie sich von den Besürchtungen anderer Regierungen frei hielt! Das war ihr noch lange nicht genug. Neue, kostbare Hoffnungen knüpfte sie an den deutschen Zolltarifentwurf an. Hatte man nach den Anglo-Boerschwierigkeiten der letzten Jahre an der Wiederherstellung des alten vertrauensvollen wirtschaftspolitischen Verhältnisses zwischen beiden Reichshälften schon sast zu verzweifeln begonnen: der deutsche Zolltarifentwurf — ein Geschenk des Himmels — sollte dieses Wunder bewirken. In dieser Voraussage stimmten alle offiziösen Beschwichtigungshofräthe überein. Der neue deutsche Zolltarif, woferne er Gesetz würde, würde als gemeinsame Gefahr mit Naturnothwendigkeit die beiden wirtschaftspolitisch auseinandergekommenen Reichshälften einander wieder nähern. Alle Schäden, welche er einzelnen unserer Erwerbszweige zufügen könnte, würden weit überwogen werden durch diese wirtschaftspolitische Annäherung Oesterreichs und Ungarns, die schließlich zu einem neuen Triumph des vom Glück verfolgten Ministeriums Koerber erwachsen würde.

Welcher Art diese wirtschaftspolitische Annäherung sein würde, haben unsere Offiziösen uns freilich nicht verrathen. Und doch wären bei den bösen Erfahrungen, die wir mit dem wirtschaftspolitischen Freundschaftsverhältnis zu Ungarn bisher gemacht haben, gerade über diesen Punkt genauere Angaben ungemein erwünscht gewesen. Erfreulicherweise gibt es aber neben den österreichischen auch noch ungarische Offiziöse. Was jene uns verschweigen, haben diese uns in den letzten Tagen offenbart. Die Enthüllungen, mit denen nun „Budapesti Hirlap“ und „Magyar Nemzet“ knapp vor den ungarischen Reichstagswahlen den Ruhm des ungarischen Ministerpräsidenten Herrn v. Széll erhöht haben, und die Preiserörterungen, die diesen Enthüllungen in österreichischen und reichsdeutschen Zeitungen gefolgt sind, haben uns einen Einblick in den wahren Charakter der durch den deutschen Zolltarifentwurf hervorgeführten wirtschaftspolitischen Annäherung der beiden Reichshälften gewährt. Es sind nur Andeutungen, die uns zutheil geworden sind. Aber sie genügen vollauf, um zu erkennen, dass die neue Freundschaft, die der ungarische Bruder uns in der Gefahr zu bieten hat, auf ein Haar der alten Freundschaft gleicht, die uns längst schon unerträglich geworden ist.

Herr v. Széll hat also schon vor zwei Monaten, ganz genau zu der Zeit, wo in unseren Offiziösen die neuen Hoffnungen zu sprießen begannen, mit Zustimmung des Herrn v. Koerber und des Grafen Goluchowski durch den anderen Ungarn, der am anderen Ende dieser diplomatischen Kette sitzt, den österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin Herrn v. Szögyeny-Marich gegen den deutschen Zolltarifentwurf vertraulich Vorstellungen erheben und bei dieser Gelegenheit dem Grafen Bülow das ganze handelspolitische Zukunftsprogramm der Monarchie für den Fall der Gesetzwerdung des Zolltarifs entwickelt. Ob die Vorstellungen überhaupt, ob sie in dieser oder jener Form stattgefunden haben, ist hier ohne Belang. Nur auf das bei diesem Anlaß entwickelte handelspolitische Programm kommt es uns hier an. Da der neue deutsche Zolltarif die landwirtschaftliche Ausfuhr Ungarns nach Deutschland unmöglich macht, schließt Oesterreich-Ungarn mit dem Deutschen Reiche keinen Handelsvertrag mehr. Ungarn muss seine Agrarproducte anderwärts absetzen. Dazu ist natürlich Oesterreich auf der Welt. Um aber den ungarischen Agrarproducten auf dem österreichischen Markt ein Monopol zu verschaffen, muss der landwirtschaftliche Import der Balkanländer aus Oesterreich hinausgeworfen werden, soweit er überhaupt, dank der ungarischen Handelspolitik, hier noch Eingang findet. Wenn sich dann die Balkanstaaten gegen die österreichischen Exportindustrien noch dichter abschließen als bisher, so ist das nicht Ungarns Sorge. Und wenn sich aus diesen wirtschaftlichen Feindseligkeiten überdies eine weitere politische Entfremdung der Balkanstaaten gegenüber Oesterreich-Ungarn ergibt, so soll sich Vater Bülow ärgern, der den österreichisch-ungarischen Dreibundskandern keine Handschuhe gekauft hat. Das ist Herrn v. Széll's Zukunftsplan. Von Oesterreich, von der österreichischen Industrie, vom österreichischen Industrieexport ist darin nur als von dem Passivum die Rede, das den Wünschen Ungarns einsach zu parieren hat. Der eigentliche Lebenszweck der Monarchie ist die Sicherung des Getreide- und Viehexports Ungarns. Diesen Interessen muss alles geopfert werden: der Handelsvertrag mit Deutschland, der Rest von österreichischem Export nach den Balkanstaaten und der Rest von politischem Einfluß Oesterreich-Ungarns auf dem Balkan — kurz, so ziemlich alles, was und unter der ungarischen Vorherrschaft von unseren politischen und wirtschaftlichen Expansionssphäre noch übrig geblieben ist.

In dieser Richtung also bewegt sich die von den Koerber'schen Offiziösen so hoch gepriesene wirtschaftspolitische Wiederannäherung der beiden Reichshälften, die uns über etwaige Schädigungen durch die deutsche Zollpolitik trösten und hinwegheisen soll. Setzt sich Deutschland in feindselige Positur gegen uns und schlägt unserem Export die Vordertür vor der Nase zu, so eilt der ungarische Bruder herbei und sperrt uns auch das Hinterpförtchen nach dem Balkan ab. Ließ ist die rücksichtslose Selbstsucht unserer Offiziöser, der ungarischen Magnaten, die da von Herrn v. Széll in ein Zukunftsprogramm gebracht worden ist. Wenn dem nicht nur der Graf Goluchowski, der schon längst nichts weiter ist als der dienstbestissene auswärtige Seeretär des Herrn v. Széll, seine Zustimmung gegeben hat, sondern auch der Herr v. Koerber, dann sitzt niemand im Rathe der Krone, der die Interessen Oesterreichs gegenüber der ungarischen Präpotenz zu wahren den Muth hat. Dann ist es des demnächst zusammentretenden Abgeordnetenhauses Pflicht, seine Stimme zu erheben und — etwa durch einen Dringlichkeitsantrag — Herrn v. Koerber darüber zu belehren, dass die von ihm vollzogene wirtschaftspolitische Wiederannäherung der beiden Reichshälften der einen Reichshälfte nicht gefällt, die dabei von der anderen erdrückt wird. Lange genug haben gerade wieder bei den Landtagswahlen die Abgeordneten vor ihren Wählern die wilden Männer gespielt. Jetzt können sie einmal im Abgeordnetenhause zeigen, dass sie, wenn es um die wirtschaftlichen Interessen Oesterreichs geht, wirklich keinen Spaß verstehen, auch wenn der unerwünschte Reichskanzler der Monarchie, Herr v. Széll, der Spaßmacher ist.

K.

Französisch-russische Abkühlung.

Mehr noch, als bei den meisten anderen politischen Anlässen ist bei der jüngsten Frankreichreise des Czaren Nikolaus in den Tagesblättern „Geschichte gelaufen“ worden, wenn dieses, allerdings etwas hart klingende Wort stattsatt ist. Bewusst oder unbewusst haben die meisten Zeitungen des Auslandes, darunter auch große und größte, eine ganz falsche Darstellung sowohl der Ereignisse, als auch ganz besonders der theils sicheren, theils nur wahrscheinlicheren Folgen derselben gegeben, und dies zum größten Theile, wie mir scheint, aus einer vorgefaßten Ansicht heraus und in der Absicht, den allgemeinen Völkerfrieden, die Harmonie der Erscheinungen und die liebevollen Pläne des Czaren hinsichtlich Europens Zukunft nicht zu stören. Gerade das Wesentliche und Interessante an dem heurigen Czarenbesuche in Frankreich, das, was diesen Besuch von dem im Jahre 1896 gemachten unterscheidet, wurde und wird noch geflissentlich vernachlässigt oder mindestens doch in einer Flut von Reportage über die Costüme der Kaiserin, die Knöpfe der Uniformen, die Menus der Gastdiners und die „vorzügliche“ Haltung der Truppen ertränkt. Eine etwas unbelangereine, „niemand zu Liebe, niemand zu Leide“ gehaltene Darstellung der wichtigeren Vorkommnisse der Czarenreise dürfte aber vielleicht manchem willkommen sein.

Zunächst sei bemerkt — und dieser Punkt ist ja noch am ehesten von der internationalen „Friedens- und Verbrüderungspresse“ gewürdigt worden — dass der diesmalige Besuch des russischen Kaisers von seinem 1896er Vorläufer vollständig in den Schatten

Digitized by Google

gestellt wird. Die Franzosen und diesfach auch die unbetheiligten Zuschauer hatten geglaubt, die Serie der franco-russischen Verbrüderungsfeste könne nur ein muntertrabendes Crescendo aufweisen, und die bisherigen Etappen des Bündnisses rechtfertigten diesen Glauben zu auch bis zu einem gewissen Grade. Nun aber hat man allerseits erkannt, daß, wie alle Dinge hienieden, auch der Zweibund oder mindestens doch die durch ihn in Frankreich erzeugte Hurrahstimmung einen aufsteigenden Ast, einen Culminationspunkt, und einen absteigenden Ast besitzt. Ohne auf die früheren Entwickelungsphasen des Bündnisses näher einzugehen, will ich nur daran erinnern, daß Loubets Besuch in Kronstadt und Petersburg im Jahre 1897 den Höhepunkt bildete, denn damals gelang es dem vielgewandten Odysseus auf dem französischen Nichtthrone, seinen „Bundesvetter" zu der feierlichen und förmlichen Bündnisserklärung zu bewegen; Präsident und Kaiser sprachen nacheinander das große Wort von den „nations amies et alliées" aus. Ein Mehr war nun nicht gut denkbar, und demnach konnte der jetzige Czarenbesuch vom französischen Standpunkte aus nichts anderes bedeuten, als eine zu guter Stunde, nämlich acht Monate vor den Parlamentswahlen, kommende Wiederauffrischung der Bundesbruderschaft, was auch im Hinblicke auf die sich immer umgrenzen und stets lauter werdenden Stimmen der Unzufriedenen, die durch die Allianz entthront worden waren und Rußland zu allen Teufeln wünschten, von nicht zu unterschätzender Bedeutung war. Von den drei „reglementarischen" Toasten, die auch jetzt wieder gewechselt wurden, kann man eigentlich absehen, da jedermann in derartige von Staatsoberhäuptern gesprochene Worte hineinlegen oder aus ihnen folgern kann, was er gerade will, und dies trotz der Vorsicht, mit der der Text der Reden obligiert zu werden pflegt. Czar Nikolaus hatte seine Worte diesmal noch weit mehr als früher auf die Goldwage gelegt, und namentlich hatte er es mehr gethan, als Herr Loubet, der ihm in seiner Dünkirchener Empfangsrede auf dem Wege der französischen Hoffnungen ein wenig entgegenkommen zu wollen schien. Höchstens wäre bei den Toasten von Dünkirchen, Witry-les-Reims und Betheny die gleiche „Stimmungscurve" zu bemerken, die sich vorhin in Bezug auf die Allianzmanifestationen im allgemeinen feststellte: auf den Positiv nach der Flottenrevue folgte zwar der Comparativ nach dem Manöverzug, aber der Superlativ, den man bisher noch immer bei den Zusammenkünften der verbündeten Staatsoberhäupter im Abschiedsspruch constatiert hatte, blieb diesmal aus; die beiderseitigen, nach der Parade von Betheny gehaltenen Reden fielen gegen ihre Vorgängerinnen gänzlich ab.

Wichtigeres aber, als aus den mehr oder weniger conventionellen Reden der Staatsoberhäupter, läßt sich aus den Handlungen, die sich während des Czarenaufenthaltes abspielten, folgern. Da fällt es zunächst auf, daß sich Herr Loubet äußerst reserviert verhielt. Freilich kann man dies in doppelter Weise deuten: einmal als notarlichen Anstand, als würdevolle Zurückhaltung eines Mannes, der sich seiner Stellung und der mit ihr verbundenen Verpflichtungen der französischen Demokratie gegenüber voll bewußt ist, andererseits aber auch als Folge eines Mangels an Entgegenkommen seitens des Czaren. Ich will zugeben, daß die erstere Deutung bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, denn der Amtsvorgänger des Präsidenten Loubet hatte und an eine Behandlung des Czaren und auch der Czarina gewöhnt, die, gelinde ausgedrückt, nicht correct war und sich von einer gewissen und etwas weitgehenden Aufdringlichkeit nicht ganz fern hielt. So wird es erklärlich, daß man in dem natürlichen, zwar ungezwungenen, aber sich doch stets in den vom guten und vom höflichen Tone gezogenen Grenzen haltenden Benehmen Loubets etwas Kühles finden und sich darüber wundern konnte. Zuweilen aber gieng die Reserve des Präsidenten und der anderen französischen Großwürdenträger doch ein wenig weit. So zum Beispiel als der Präsident seine Gäste während ihres ganzen Aufenthaltes in Compiegne von den Gladiner am Freitag abgesehen — in ihren Gemächern allein speisen ließ, während er selbst, als giengen ihn Kaiser und Kaiserin gar nichts an, im anderen Flügel des ungeheueren Schloßcomplexes seine Mahlzeiten einnahm, und zwar an der „Marschallstafel", das heißt in Gemeinschaft mit den im Range unter ihm stehenden Ministern und „hof"-Chargen. Das Gleiche fand am Samstag, auf der Fahrt nach dem Paradegelände, statt: das Czarenpaar nahm einen „Imbiß" in dem einen Wagen ein, Loubet setzte sich in einen anderen wieder zu den „Begleitmannschaften", doch Herr Waldeck-Rousseau, und das fiel hier allgemein auf, „hatte keinen Appetit": er sog es vor, sich in die Zeitungen zu vertiefen, da man ihn nicht zu der Tafel des Czaren befohlen hatte. War das alles bloß Ungeschick im „Management", in der protokollarisch-hofmarschallamtlichen Anordnung der Dinge? Oder hatte es der Czar so gewünscht? Oder endlich, wollte sich Loubet seinen Gästen aus diesem oder jenem Grunde nicht „aufdrängen"? Ich lasse die Frage wiederum offen und constatiere nur, daß jeder, der etwas Blick für derlei durchaus nicht ganz bedeutungslose Aeußerlichkeiten besitzt, die zwischen Gästen und Gastgebern gepflogenen Beziehungen etwas kühl gefunden hat, zumal namentlich im Vergleiche mit den „gemüthlichen" Kremsexpartien, die „Onkel Felix" seinerzeit, mit Czar und Czarin zu Dritt, veranstaltet hatte. Entgegen den sowohl von bündnisfreundlichen französischen, als auch — was ungleich lächerlicher ist — ausländischen Zeitungen antieipierten Umarmungen hat diesmal der Czar den Präsidenten der Republik nicht geküsst, obschon Herr Loubet auch rein äußerlich — physisch möchte man sagen — „appetitlicher" ist als der unbegreiflicher Faune. Wie sehr man auf den Bündniskuß als auf etwas Selbstverständliches gerechnet hatte, geht daraus hervor, daß mehrere ernste Pariser Zeitungen die Scene der „Knutsaale" im voraus bildlich dargestellt und Zeichnungen im nämlichen Augenblicke publiciert hatten, da Präsident und Kaiser sich an Bord des „Standart"... die Hand schüttelten!

War der Präsident während der ersten Czarentage zurückhaltend gewesen, so wurde es der Kaiser während der letzten womöglich noch mehr. Doch hiefür finden wir, im Gegensatze zu der Haltung Loubets, einen zureichenden Grund in dem Reimser Zwischenfalle, der sich am Donnerstag nachmittag im Stadthause der Champagnerstadt zutrug. Der socialistische Bürgermeister von Reims, ein, nebenbei gesagt, steinreicher Champagnerfabrikant und Vertreter der Firma Louis Roederer, Herr Charles Arnould, hatte beim Empfange des Czarenpaares die Honneurs zu machen. Seinen Speech hatte er, dem Herkommen gemäß, zuvor der Regierung vorgelegt, die ihn wohl gebilligt haben muß, sonst wäre er nicht gehalten worden. Unter absichtlicher Vermeidung des Wortes „Majestät" redete der Maire seine Gäste zuerst in der dritten Person an, als spräche er von Abwesenden: „Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland haben . . ", um dann einfach mit „Sie" und „Ihnen" fortzufahren. Daß der Kaiser, daß vor allem die Kaiserin durch das Nichtreden des Bürgermeisters höchst unangenehm berührt wurden, ist erklärlich: daß sie ihre Empfindungen äußerlich nicht allzusehr sichtbar werden ließen, nicht minder; daß es aber Berichterstatter großer Zeitungen (ich denke hierbei hauptsächlich an den eines demokratischen weitdeutschen Blattes) gibt, die naiv genug sind, ihren Lesern den Bären aufzubinden, der Czar habe den Bürgermeister charmant und „sehr brav gefunden", und der ganze Auftritt habe dem Kaiser „viel Vergnügen" bereitet — solche hätte man doch kaum einem Kinde zumuthen sollen! Daß mit meiner Ausdeutung des Reimser Zwischenfalles, die zu den Vertuschungs- und Beschönigungsversuchen deutscher und österreichischer Blätter in direktem Gegensatze steht, das Richtige getroffen habe, vermag ich zwar nicht mit X und mit Y zu beweisen, aber es geht einmal aus dem Berichte des gewiß gut republikanischen und daher unverdächtigen „Temps" — von den Darstellungen der frondierenden Zeitungen und eines mir bekannten Augenzeugen ganz abgesehen — hervor und wird andererseits durch das Verhalten des Czaren während des Restes des Tages in sicherlich nicht zu übersehender Weise bestätigt. Am Abende desselben Tages speisten Czar und Czarin wiederum allein, und am ganzen folgenden Tage hielten sie sich von allen officiellen Veranstaltungen fern, obschon ein Ausflug nach dem nahen Pierrefonds bereits projectiert gewesen war. Herr Loubet hatte infolge dessen auf einmal so viel freie Zeit, daß er der Municipalität von Pierrefonds einen Besuch abstatten konnte, wobei er quasi incognito erschien, ein ziemlich sicherer Beweis dafür, daß dieser Abstecher im Programm nicht vorgesehen war, der Präsident vielmehr darauf gerechnet hatte, daß der Tag in Gesellschaft seiner Gäste zubringen werde. Aber auch als dies, mußte es überraschen, daß der Kaiser an jenem Freitag den aus dem Dreyfusfalle hinreichend bekannten ehemaligen Generalstabschef de Boisdeffre in fast einstündiger Audienz empfieng und sehr huldvoll begrüßte. Man darf das wohl als eine den französischen Nationalisten und Militaristen, den Antipoden der Socialisten und Demokraten, absichtlich erwiesene Liebenswürdigkeit auffassen. Im gleichen Sinne muß der Empfang gedeutet werden, den der Zar tags darauf dem nationalistischen Pariser Gemeinderathspräsidenten Dausset bewilligte, der gleichfalls schriftlich und mündlich, bis dahin aber vergebens, versucht hatte, eine Audienz zu erlangen. Der Kaiser sprach am Samstag zweimal mit ihm und ließ sich von ihm auch den Generalrathspräsidenten des Seine-Departements vorstellen. Dagegen behandelte er den Kriegsminister André, der der Czarin beim Paradefrühstück von Betheny ein von der französischen Generalität gestiftetes Bouquet überreichte, äußerst kühl: er nickte nur mit dem Kopfe, und auch die Czarin begnügte sich mit einem Lächeln, während General Billot, der Kriegsminister von Jahre 1898, vom Kaiser persönlich decoriert worden war. — Manche der hier erwähnten Details schienen von geringer Bedeutung zu sein: sie gewinnen aber, wie zum Beispiel das letzte, an Wichtigkeit, wenn man sie mit den entsprechenden Vorgängen des ersten Zarenbesuches vergleicht. Aus lauter solchen Einzelheiten und Kleinigkeiten setzt sich schließlich die ganze Reise des Monarchen zusammen, und nur an ihnen kann daher die augenblicklich zwischen den beiden Regierungen und Ländern bestehende Intimität oder vielmehr Nichtintimität gemessen werden.

Am hohen Grade bemerkenswert ist auch die Haltung der französischen Presse vor, während und nach dem Besuche. Einzelne, mehr oder weniger charakteristische Stichproben ihrer Aeußerungen

Digitized by Google

sind wohl in den Blättern des Auslandes wiedergegeben worden, aber doch meist mit flüchtiger und absichtlicher Vernachlässigung der Tragweite dieser Verlautbarungen. In dem rosigen Friedens- und Freundschaftsbilde, das man sich vielerorten nicht nur von der internationalen, sondern auch von der innerfranzösischen Lage zurechtgemacht hat, war für die grellen socialistischen, nationalistisch-chauvinistischen und bonapartistischen Reflexe begreiflicherweise kein Raum. Es gibt aber doch zu denken, daß etwa ein Viertel bis ein Drittel der Presse dem Czaren und allen Russischen diesmal mindestens recht kühl, viele weitverbreitete Zeitungen sogar direct feindlich gegenüberstanden. Alle diese Stimmen sind sicherlich der nächsten Umgebung des Czaren, vermuthlich auch diesem selbst, zu Ohren gekommen, und es wäre ein Wunder, wenn sie nicht einiges Mißbehagen bei den russischen Gästen erzeugt hätten. Aehnlich verhält es sich mit den activen und passiven antirussischen Kundgebungen, die aus so ziemlich allen Theilen des Landes gemeldet wurden (es sei nur an die Weigerung des Bürgermeisters von Lille, Delory, erinnert, seine Stadt zu Ehren des Czaren zu beflaggen und zu illuminieren, sowie an seine, dem Präfecten auf dessen Vorstellungen ertheilte Antwort, die socialistische Bewohnerschaft von Lille „spare sich diese Illumination für den Tag der Befreiung Rußlands vom Czarenjoche auf"). Auch von diesen Vorgängen hat der Czar, haben mindestens seine ersten Rathgeber durch die zahllosen Geheimagenten erfahren, von denen es nicht nur in den vom Kaiserpaare berührten Städten, sondern auch in den wichtigeren anderen Plätzen des Landes wimmelte.

Als Endergebnis der diesjährigen Frankreichreise des Kaisers von Rußland finden wir demnach eine beiderseitige Abkühlung der Beziehungen und, was für die betheiligten Bundesmächte peinlicher ist, die Offenkundigwerdung dieser Abkühlung. Und darüber können auch die süßen Friedenschalmeitöne der oben gekennzeichneten Zeitungen nicht hinwegtäuschen, die sich, obwohl einer anderen europäischen Gruppierung angehörend, doch verpflichtet glauben, die auf dem Bündnisbilde entstandenen Flecke liebevoll zu überpinseln, um nur ja nirgends „anzustoßen".

Zu alledem gesellen sich schließlich die inneren französischen Zänkereien, bei denen die eine Partei der anderen den Czaren „streitig" machen möchte. Der Versuch der Nationalisten und besonders der Royalisten, ihn für sich in Beschlag zu bringen, kann zwar als gescheitert angesehen werden, aber auch die Regierungspartei hat keinen Anlaß, sonderlich zufrieden mit dem Ergebnisse des Besuches zu sein. Sie arbeitete seit Monaten, vielleicht schon seit einem Jahre auf die Abberufung des russischen Botschafters Fürsten Urussoff hin, scheint aber gegenwärtig der Erreichung dieses Zieles nicht viel näher gerückt zu sein. Denn wenn der Fürst seinem kaiserlichen Herren voriges Jahr von einer Ausstellungsreise abgerathen und sich auch heuer ziemlich deutlich hat, ihn von Frankreich fern zu halten, wofür ihn die französischen Regierungsmänner nun weidlich beim Kaiser angeschwärzt haben, so hat der Botschafter — vorläufig wenigstens — doch den Sieg davongetragen, indem er, wie man hört, mit Erfolg auf seine früheren Warnungen verwies, deren Nichtbeachtung dem Kaiser den peinlichen Zwischenfall von Reims und die öffentliche Verhetzung im Lande einbrug.

Sollte sich der Czar dennoch zu der Beseitigung Urussoffs entschließen, so würde das nichts gegen die Richtigkeit des hier geschilderten Thatbestandes beweisen, sondern wiederum nur das Factum bestätigen, das Rußland zum weiteren Ausbau seines Bahnnetzes, zur Hebung seiner Industrie, zur Unterstützung seiner nothleidenden Landwirtschaft und zur Verstärkung seiner Flotte dringendst neuer Gelder bedarf. Und deshalb würde der Kaiser, falls Frankreich die Flüssigmachung weiterer Summen von einer Neubetrauung des Pariser Botschafterpostens abhängig machen sollte, auch dieses Opfer bringen, das bekanntlich nicht sein erstes ist. Denn von ihm kann man im wahrsten Sinne des Wortes sagen, qu'il a payé de sa personne. Hat er nicht einem ehemaligen Oberjägergesellen einen wirklichen, „physischen" Kuß gegeben, hat er nicht darein gewilligt, daß seiner Gemahlin die der französischen Sittenpolizei unter dem „Künstlernamen" „Eva-la-Tomate" nur zu wohlbekannte Frau Berge, die Mutter von Faures Schwiegersohne, im Elysée vorgestellt wurde, hat er nicht mit einem socialistischen „Arrivisten", dem Bürgermeister von Reims, quasi Bruderschaft getrunken? Wahrlich, der russische Herrscher ist seinem Botschafter mit der Palme des Martyriums vorangegangen! — Und so werden die beiden Länder wohl noch lange in einer äußerlich leidlich anständigen Ehe leben, aber aus der anfänglichen Liebesheirat ist eine Vernunftehe geworden, und die schöne Zeit der jungen Liebe ist wohl auf ewig dahin, da ehrsame Mädchen aus dem guten französischen Bürgerstande auf den Tritt der Wagen sprangen, in denen russische Marineofficiere saßen, und diesen unaufgefordert den rosigen Mund zum Kusse darboten, wie man solches im Herbste 1893 in Paris und Toulon hat beobachten können!

Paris. Potter.

Die jüngsten galizischen Landtagswahlen.

Es beginnt doch monoton zu werden. Diese programmmäßig abtausende galizische Wahlmacherei beginnt immer mehr den Anschein einer chronischen Krankheit zu gewinnen und zeitigt auch charakteristische Begleiterscheinungen einer solchen: eine allgemeine Abspannung, eine Apathie und Abkehr von politischen Tagesfragen. Personalfragen, tausende Scandale, Diebstahls-, Mord- und Selbstmordgeschichten gewinnen mehr an Interesse.

Ich habe keineswegs die Absicht, den Verlauf der jüngsten Landtagswahlen in Galizien mit epischer Breite zu schildern. Es würde zu monoton, zu ermüdend sein. Und wozu auch? Die Wahlen sind ja programmäßig durchgeführt worden und ausgefallen. Das Programm hat der Statthalter Graf L. Piniński im verflossenen Landtage öffentlich kundgegegeben. Auf eine ruthenische Interpellation, ob die Regierung beabsichtige, künftige Wahlen einmal ganz legal durchzuführen, antwortete der Herr Graf mit aller wünschenswerter Klarheit und Genauigkeit: „Die künftigen Wahlen werden ebenso legal und correct, wie immer bisher, durchgeführt werden." Und die Regierung, in deren Namen der hochgeborene Graf gesprochen hat, hat auch ihr Wort ehrlich gehalten.

Wie immer bisher! Das war das richtige Wort. Wie immer bisher wurde noch vor der Auflösung des alten Landtages aus dem Schoße der allmächtigen Landtagsmajorität ein Central-Wahlcomité gewählt (man nannte es jetzt allgemein Wahlrechts-Raub-Comité). Wie immer bisher hat sich dieses Comité zugleich als Regierungspartei geriert, hat es im engsten Einvernehmen mit der Landesregierung gehandelt und alle Organe der Landesadministration zu seinen Diensten gehabt. Wie immer bisher hat es mit den drei erprobten Mitteln gearbeitet: Gesetzesverletzung, Corruption und Terrorismus. Und wie immer bisher hat es durch eine corrumpierte Presse seinen Sieg als den Ausdruck des echten Volkswillens, als den Sieg der Legalität ausposaunen lassen. Insoweit wäre die Sache also ganz in Ordnung.

Es gab aber einige typische Begleiterscheinungen bei den jüngsten Landtagswahlen, welche sich von dem grauen Einerlei der Schablone ziemlich wohlthuend abhoben und eine nähere Beleuchtung verdienen. Vor allem muß natürlich die Regierung gelobt werden. In ihrer väterlichen Fürsorge, daß die Wahlen keine zu große Beunruhigung und Nervenerschütterung im Lande hervorrufen, hat sie alles Mögliche gethan, um der Bevölkerung die Mühe der Wahlcampagne zu erleichtern oder nach Thunlichkeit ganz zu ersparen. So wurden die Wahlen für das Zeit der heißesten Feldarbeiten ausgeschrieben, obwohl es damit keine so große Eile gab und die Geschichte auch im Herbst ebenso gut hätte stattfinden können. So wurden gleich nach der Ausschreibung der Wahlen, also in der für galizische Bauern schwersten Zeit „vor dem neuen Brote" in die meisten Dörfer Steuerexecutoren mit den wohlbekannten blauen Exekutionsbögen ausgeschickt, weil ja erfahrungsmäßig die blaue Farbe dieser Bögen auf die Bauerngemüther sehr beruhigend und calmierend wirkt. Die Fürsorge der Regierung gieng aber noch weiter. Die Herren Bezirkshauptmänner schrieben den Gemeindevorständen ein, durch Auslegung der Wählerlisten und Kundgebung der Urwahltermine und andere verdächtige Wahlvorbereitungen die Gemüther der Bevölkerung ja nicht aufzuregen. Ruhe und Stille! Und sollte jemand zudringlich fragen, so sei ihm mit einem diplomatischen: „Ich weiß nichts, habe nichts von der Bezirkshauptmannschaft bekommen, geh' hin und frag' selbst" u. s. w. zu antworten. Uebrigens nur keine schreiende Illegalität! Die Kundgebung des Urwahltermins kann und soll zur Wahrung des Scheins irgendwo angeheftet werden, also z. B.: an der Thür eines wenig von der Straße liegenden Schweinestalls, auf der Innenseite der Hauptausgangsthür des Wirtshauses, da ja diese Thür den ganzen Tag offensteht und ihre Innenseite der Wand zugekehrt ist, sogleich keine Gefahr vorhanden ist, daß jemand Uneingeweihter sie dort entdecken könnte.

Kein Wunder, daß die so eingeleiteten Urwahlen für den Ausgang der Wahlen den Ausschlag gaben. Die Regierung — oder das Central-Wahlcomité, denn diese beiden Größen müssen hier als eines betrachtet werden — wurde hier noch ihres Umsichen begünstigt. Die oppositionellen Parteien, besonders in Ostgalizien, befanden sich in einem Zustande der Lähmung. Die ruthenische radicale Partei befindet sich seit zwei Jahren in der Auflösung; die aus einem Theil der Radicalen und den ehemaligen ruthenischen Nationalen gebildete nationaldemokratische Partei unter der Führung des Romančuk leidet noch zu sehr an Mangel innerer Consolidation und Entschlossenheit; die von dem Abgeordneten Barwinski gebildete Gruppe der nationalgesinnten polemirenden Ruthenen hat so gut wie gar keine politische Action entwickelt; am thätigsten scheint sich die ruthenische Partei, bei der es galt, wenigstens einen Theil des einst von ihr vollbeherrschten und seit der Aera Badeni verlorenen Terrains wieder zu erobern. Aber auch diese Partei hat aus Mangel an Kräften ihre Agitation nur auf einige wenige Bezirke beschränkt und auch hier nur sehr mäßige Erfolge errungen

Digitized by Google

Nicht viel rühriger gieng es auch in Westgalizien zu, wo die meisten von den oppositionellen Parteien und Gruppen, mit Ausnahme der polnischen Volkspartei, glücklich in den Hafen der herrschenden Partei eingelaufen sind und sich der Protection des Central-Wahlcomites, folglich auch der Hilfe der Regierung bei den Wahlen in den ihnen im voraus zugetheilten Bezirken erfreuen konnten. Die polnische Volkspartei war die einzige Bauernorganisation, welche sich erkühnte, der herrschenden Partei zu trotzen, und dafür wurde ihr auch eine nomgliche vollkommene Niederlage bestimmt; und wirklich ist sie aus den Wahlen in der Stärke von nur zwei Mann hervorgegangen; ihre angesehenste Persönlichkeit, der Bauer Bojko, musste erst in Lemberg gewählt werden.

Es ist gewiss der Mangel der Organisation, der Mangel an tüchtigen Köpfen und tüchtigen Charakteren in den Reihen der galizischen Opposition, welcher der herrschenden Partei zu dem Siege verhalf. Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass sich in den breiten Volksmassen die Folgen der bei uns herrschenden Misswirtschaft immer fühlbarer machen. Durch lange Praktik und eigene Erfahrung daran gewöhnt, in der Regierung nicht eine höhere, über dem Parteigetriebe stehende, objectiv urtheilende und gleichmäßig legal gegen alle Parteien vorgehende Gewalt, sondern nur eine übermächtige politische Partei zu sehen, und zwar eine eifer- und rachsüchtige, mit allen Mitteln der Chicane und der Depravation wirkende, vor keiner Gesetzesverletzung zurückschreckende Partei, hat der galizische Bauer es endlich aufgegeben, gegen diese Partei zu kämpfen, da er ihr gegenüber keine Chancen mehr erkannt hat. Er hat es versucht, gegen die Willkür dieser Parteiregierung in Wien zu klagen, und wurde barsch abgewiesen; er hat es versucht, legal zu kämpfen, und wurde niedergetreten, niedergeschossen, mit Gefängnisstrafen geknickt und noch dazu verhöhnt und als Missethäter verschrien. So verlor er den Glauben an sich selbst und an die Möglichkeit eines Kampfes. Er kam zu der schmerzlichen Ueberzeugung, dass das ganze constitutionelle System in Galizien nur ein grausames Spiel mit seiner Naivetät sei: man sagt ihm, er habe frei zu wählen, und binden ihm doch die Hände und die Augen an; man sagt ihm, er solle seine Bürgerpflicht erfüllen, und behandelt ihn bei der Erfüllung dieser Pflicht und für ihre Erfüllung wie einen Verbrecher, wie einen Feind jeglicher menschlicher und göttlicher Ordnung. Er hat es schließlich satt bekommen, zu Gunsten etlicher, für Galizien ohnehin todter Paragraphe wie ein wildes Thier gehetzt und verfolgt zu werden. Er ist schließlich dahinter gekommen, dass die Wahlen eigentlich nicht in der ihm sichtbaren und zugänglichen Wahlurne, sondern weit, in Lemberg, in der Statthalterei oder irgendwo anders in einer geheimen Kanzlei gemacht werden, dass man dort keine Interessent: der soll steigen und jener fallen, dass man dort um Mandate feilscht, Volksvertrauen erhandelt, Volksinteressen gegen Concessionen und Begünstigungen eintauscht — und hat sich entmuthigt zurückgezogen. „Die Komödie möge ohne mich gemacht werden" — dachte er und gieng an seine Arbeit, den hochgeborenen Wahlmachern und ihren Helfern freies Feld lassend. Noch nie, wenigstens seit den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts nie, haben die Urwahlen bei so geringer Betheiligung der Urwähler stattgefunden. Es sind zu hunderten Fälle publiciert worden, wo als einzige Urwähler der Gemeindevorstand, der Schankwirth und zwei bis drei von seinen ständigen Kunden erschienen; manchmal wurden noch gutsbezirkliche Knechte requiriert oder auf der Gasse herumgehende Juden; vier oder fünf Urwähler wählten fünf bis zehn Wahler. Und das waren ideale Ortsfachen, ganz und gar nach dem Sinn unserer herrschenden Partei. Die Wahlcommissäre machten an einem Tage in solcher Weise fünf bis sechs Ortschaften ab und zählten hochzufrieden ihre Väter, wo sie etwas mehr Leute bei der Wahlfarce vorfanden, ipsodem die wiedergenügt: „Boze ist viel Andrang! Ich habe ja noch heute so und so viel zu thun." Leider, nicht überall waren die Zustände so idyllisch. Es gab doch Dörfer, wo die Bauern es sich in den Kopf setzten, vollzählig zur Urwahl zu erscheinen, wo es Gesellsche gab, welche gegen gesetzwidrig angeordnete Urwählerlisten protestierten, wo es Gemeindevorsteher gab, welche sich zu willigen Handlangern der Missbräuche und Schliche nicht hergeben wollten. Da wurden von den Regierungsorganen andere Saiten aufgezogen. Nicht gedroht, nicht geschrieen, nicht brutal vorgegangen, wie zu Badenis Zeiten, Gott behüte! Nur recht fein und fein! Die Urwahlen waren auf 9 Uhr bestimmt

man sich sie um 7 Uhr früh vornehmen oder noch früher; sie sollten in der Gemeindekanzlei stattfinden man verlegte stillschweigend das Local an ein entgegengesetztes Ende des Dorfes. Und wo das alles nicht half, da wurden die, wenn auch ganz legal von dem Comunisar durchgeführten Urwahlen vom Bezirkshauptmann cassiert, neue Urwahlen ausgeschrieben und unverdrossen im Geiste der Regierungspartei durchgeführt. Das meint man bei uns die nach staatlichen Contrarien der Urwahlen.

Dass auch so durchgeführten Urwahlen an einen ernstlichen Widerstand, an irgend welchen nennenswerthen Erfolg der Opposition nicht gedacht werden konnte, versteht sich von selbst. Viele Bezirksvertreter in der Opposition wollten gar nicht kandidieren, so sehr waren sie von der aussichtslosigkeit ihres Beginnens überzeugt. Da die Regierung noch dazu nur sehr ungern und agitierten fast gar nicht, da sie ihrer Niederlage sicher waren. Noch nie seit Decennien gab es in der Wahlperiode so wenige und so schwach besuchte Volks- und Wählerversammlungen.

Ihres Sieges gewiss, konnte sich nun die regierende Partei einen Trie erlauben, welcher zwar auch vom Grafen Badeni erfunden, diesmal aber weit systematischer und nachdrücklicher durchgeführt worden ist. Dieser Trie beruht auf der bekannten Taktik des verfolgten Diebes, „Haltet, haltet den Dieb!" zu schreien. In den der Regierungspartei dienstbaren polnischen Zeitungen begann plötzlich ein schreckliches Gezeter über den unerhörten Terrorismus der oppositionellen, besonders aber der ruthenischen Parteien. Täglich hagelte es Leitartikel, Correspondenzen, Telegramme über unerhörten Terrorismus der Opposition, über Drohungen, unbekannt von wem und wo ausgestossen, über Vertheyung gegen Polen, unbekannt von wem ins Werk gesetzt, über hetzerische Predigten unbekannt welcher ruthenischer Pfarrer, über schreckliche Misshandlungen der „ehrenfesten" Wähler im Ruthenischen gibt es für sie einen termitus technicus „Chrun", das heißt Grunzer, soviel wie Schwein, Anhänger der die Wähler nach gethaner Arbeit mit Schweinswürsten und Schnaps regalierenden Regierungspartei) seitens der Bauern u. s. w. Wahr ist es, die factische Grundlage dieses Gezeters war gleich null; es waren waa Gerüchte, ad hoc erfundene Märchen oder vom eigenen bösen Gewissen erzeugte Halluetinationen. Wo sich die Herren dazu verleiten ließen, bestimmte Ortschaften oder Namen zu nennen, wurden sie durch factische Berichtigungen unliebsam auf die Finger geschlagen. So war es im Lysiatyner Bezirke, wo von einem Todtschlage eines derartigen Chrun gefaselt wurde und es sich herausstellte, dass der Todtgeschlagene gar kein Chrun, sondern ein herrschaftlicher Feldhüter war und privater Rache erlag. Noch schlimmer war es im Stryjer Bezirke, wo der hochgeborene Graf und Reichsrathsabgeordnete Karl Dzieduszycki einen ihm missliebigen Pfarrer persönlich denunzierte, während einer Predigt verbrecherische, majestätsbeleidigende und polenfeindliche Worte gesprochen zu haben. Der Herr Graf ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, den Pfarrer bei der Statthaltereivalischaft zu denunzieren und ihn der Strafe entgegenheit gleichzeitig in den Zeitungen an die große Glocke zu hängen. Den Triumph der officiösen Nuthenenfeffer kann man sich schon denken! Sie schwiegen erst dann, als bei der gerichtlichen Verhandlung durch alle vom Herrn Grafen berufenen Zeugen die völlige Unschuld des Pfarrers dargethan wurde und der Herr Graf gezwungen war, seine Denunciation in die Tasche zu stecken. Natürlich wurde dieser unliebsame Ausgang der gräflichen Campagne von der betreffenden Presse geradezu todtgeschwiegen, und das Gerede von dem Terrorismus der oppositionellen Parteien wird bis jetzt eifrig fortgepflegt. Es dürfte auch in Wien im Parlamente einen Widerhall finden, sobald die Vorgänge bei den diesjährigen Landtagswahlen dort zur Sprache kommen, und so schien es mir nothwendig, diesen Punkt der galizischen Wahltaktik etwas näher zu beleuchten.

Die Wahlen selbst verliefen verhältnismäßig ruhig. Nur in Westgalizien wurden diesmal Stimmendiebstähle bei den Wahlen constatiert. In vier ostgalizischen Bezirken (Kolomea, Zolezio, Horodenka und Borszczow) entfielen sich ruthenische Wähler bei Abstimmung, die Zolezioer Wähler kamen sechzig an der Zahl nach Lemberg und legten ihre Legitimationen in der Statthalterei nieder, mit der Erklärung, es sei ihnen von dem Bezirkshauptmanne angekündigt worden, Se. Excellenz Ritter v. Jaworski müsse gewählt werden, und wer nicht für ihn stimme, werde gepruglt werden: da sie nun weder für Jaworski stimmen, noch gepruglt werden wollen, stellen sie ihre Legitimationen der hohen Statthalterei zurück. Die Regierung hat in diesem Schritt der Verzweiflung irgend eine Uebertreibung gefunden und über sämmtliche Denunciaten eine Untersuchung verhängt. Zwei Bezirkshauptleute sind wegen der nicht prompten Vollstreckungen der Weisungen des Central-Wahlcomites versetzt worden. Die herrschende Schlachtzizenpartei darf sich nun rühmen, das volle Vertrauen des „ehrlichen Völkchens" zu besitzen; sie verfügt über eine Zweidrittelmajorität im Landtage, die Opposition ist auf das Minimum herabgedrückt.

Lemberg. **Dr. Iwan Franko.**

Wissenschaftlicher Socialismus und Massenstinct.

(Offener Gedankenaustausch mit Lübecker socialdemokratischen Parteitag.)

Von Prof. Dr. Th. G. Masaryk (Prag).

Nicht die auf dem Lübecker socialdemokratischen Parteitag (Vorbereitungsnummer vom 22. ersten) Verhandlungstag den 23. September) gefällte und abgeschlossene Brunnein-Debatte finden sich in der bürgerlichen Presse recht unhaltbliche Erwägungen; die einen finden, Brunnein sei unterlegen, die andern glauben, er habe gesiegt, denn auf dem vorhergehenden Parteitag in Hannover hatten für ihn 34 gegen 205 gestimmt, in Lübeck 71 gegen 166. Die Leser, die meine früheren Berichte über die Partei innerhalb des Marxismus kennen, werden

auf die Frage, welche Richtung in Lübeck aufgetreten sei, die richtige Antwort finden, wenn sie die zu beachtenden Thatsachen sich vergegenwärtigen. Unstreitig hat die Krise bedeutende Fortschritte gemacht; die Krise innerhalb des Marxismus — ich muß das ausdrücklich betonen — besteht nicht darin, daß sich entgegengesetzte Ansichten und Anschauungen zu Worte melden, sondern darin, daß diese Gegensätze scholastisch verklestert werden. Auch in Lübeck hat nur eine Bernstein-Verklitterung stattgefunden.

Liest man die Verhandlungen in Lübeck aufmerksam durch, so fällt vorerst auf, daß in dem Bericht des Parteivorstandes kein Wort über die geplante Bernstein-Debatte zu finden ist, während über die übrigen wichtigeren Punkte, zumal über die Hamburger Reorganisation, ein Bericht erstattet wird. Gegen Bernstein lagen dem Parteitag nur vier Stimmen aus Wahlkreisen vor; wogen derselben waren zwei Resolutionen angekündigt. Die des Abgeordneten Heine lautete:

„Der Parteitag hält die Freiheit wissenschaftlicher Selbstkritik für eine Voraussetzung der geistigen Weiterentwickelung der Partei. Er hat keine Veranlassung, von den Grundsätzen der 1899 in Hannover angenommenen Berliner Resolution abzuweichen, und betrachtet hiermit die vier erwähnten Anträge als erledigt."

Bei namentlicher Abstimmung ergaben sich die 71 Stimmen für, 166 gegen. Es wurde darum die Resolution Bebels angenommen:

„Der Parteitag erkennt rückhaltlos die Nothwendigkeit der Selbstkritik für die geistige Fortentwickelung unserer Partei an. Aber die durchaus einseitige Art, wie der Genosse Bernstein diese Kritik in den letzten Jahren betrieb, unter Außerachtlassung der Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Trägern, hat ihn in eine zweideutige Position gebracht und die Mißstimmung eines großen Theils der Parteigenossen erregt.

In der Erwartung, daß der Genosse Bernstein sich dieser Erkenntnis nicht verschließt und danach handelt, geht der Parteitag über die vier Anträge zur Tagesordnung über."

Diese Resolution wurde mit 203 Ja gegen 31 Nein angenommen.

Aus den Reden gegen Bernstein (auch aus den Reden Bebels) wird kein Mensch klug darüber, warum gegen Bernstein eigentlich die Resolution angenommen wurde; wir erfahren eigentlich nur, daß die bürgerlichen Blätter einen Vortrag Bernsteins falsch gedeutet und gegen die Partei ausgenützt haben. Bebel selbst aber sagt, die bürgerliche Presse übe auf die Haltung der Partei einen größeren Einfluß aus, als sein sollte; das beweist die Resolution Bebel aus greifste. Freilich hat Bebel gesagt, die Resolution enthalte gegen Bernstein kein Mißtrauensvotum, aber eben darum ist es unsinn unbegreiflich, warum sie notwendig sei und angenommen wurde. Wenn Bernstein selbst angefügt hat, sie thue ihm unrecht und berühe auf falschen Voraussetzungen, so ist das ein sehr gelindes Urtheil; in der That ist die Resolution, von ihrer Unklarheit abgesehen, inhaltlich ganz falsch.

Die Resolution hat nicht einmal das formelle Recht, über Bernsteins Kritik „in den letzten Jahren" zu sprechen, weil schon der Parteibeschluß von Hannover vorliegt. Bebel selbst betont sich auf ihn und er hat darum kein Recht, von der Kritik Bernsteins „in den letzten Jahren" zu sprechen, da der Beschluß von Hannover die Streitfrage geregelt, Bernstein, aber seither gar nichts Neues vorgelegt hat. Das aufsehenmachende Buch („Die Voraussetzungen") Bernsteins ist vor dem Hannoverschen Beschluß erschienen und diese Kritik ist nolens volens hingenommen worden; welche Kritik wird also in der Lübecker Resolution verurtheilt?

Bernstein hat seither seine älteren Artikel, die zu den „Voraussetzungen" Vorstudien bilden, in einem eigenen Buche herausgegeben*); diese Artikel, von denen viele in der jetzt gegenberneklenischen „Neuen Zeit" erschienen sind, können aus dem angeführten Grunde auch nicht gemeint sein, bleiben also nur einige neuere Artikel in einigen Zeitschriften und endlich der schon erwähnte Vortrag übrig. Und gerade um diesen Vortrag handelt es sich und nur um diesen Vortrag, wie aus den Reden auf dem Parteitag ersichtlich ist. Der Vortrag ist gedruckt und so können wir uns über denselben unser Urtheil bilden.

Der Vortrag ist betitelt: „Wie ist wissenschaftlicher Socialismus möglich?" **) und wurde am 17. Mai im Berliner fortschrittlichen Individualwissenschaftlichen Verein gehalten. Zwar wurde hie und da gegen Bernstein der Vorwurf erhoben, er hätte in einem nichtsocialistischen Verein nicht vortragen sollen, aber Bebel selbst und andere waren vernünftig genug, diese Anklage zu entkräften. Bleibt also nur der Inhalt des Vortrages und seine Wirkung auf die bürgerliche Presse.

Wie schon der Titel besagt, erhebt Bernstein nach dem Vorbild von Kants Kritik der reinen Vernunft diese Frage und antwortet analog, der Socialismus sei vorläufig noch nicht wissenschaftlich im Sinne Kants, sondern nur kritisch. Werde der Begriff wissenschaftlich im Kant'schen Sinne gleichbedeutend mit „kritisch" aufgefaßt — das sagt Bernstein ausdrücklich (S. 37) — so behalte der Name „wissenschaftlicher Socialismus" für ihn die volle Berechtigung.

Also vorerst eine Frage der Terminologie und Definition; für den Kenner ist daran nur das interessant, daß Bernstein derart auf Kant zurückgreift, nachdem er in den „Voraussetzungen" auf Lange zurückgehen wollte. Bernstein verlangt vom wissenschaftlichen Socialismus nicht nur eine einfache Kritik der oder jener socialistischen Principien, sondern er verlangt ausdrücklich (S. 18, 36) den Kant'schen Kriticismus, also ein methodisches, principielles Zurück auf Kant. Diese Forderung hat vor Bernstein unter den Marxisten zuerst F. Schmidt erhoben, ohne deshalb verresolutionirt worden zu sein.

Bernstein wiederholt seine Behauptung (S. 35, 37), die socialistische Lehre sei wissenschaftlicher als andere Lehren — ist ist das ein Grund für die Lösung der Krise? Bernstein sagt in seinem Vortrag ausdrücklich, er wähle das Wort: kritischer Socialismus, um der socialistischen Theorie einen möglichst hohen Grad von Wissenschaftlichkeit zu sichern — ist das für die Partei beleidigend?

Bernstein hat jedoch eine eigenartige, erkenntnistheoretische Auffassung vom Wesen der Wissenschaft. Ganz so, wie Engels und Marx sehr häufig die Wissenschaft positivistisch auffaßten, bestimmt auch Bernstein in seinem Vortrag das Wesen der Wissenschaft in der objectiven Erkenntnis (S. 30), oder, wie er einmal bestimmter sagt, in dem „gesammelten Wissen" (S. 35); von da aus wurde er dann die Folgerung, das socialistische Endziel, das Ideal werde nicht durch das Wissen, sondern durch den Willen und die Phantasie erfaßt und hingestellt, die Wissenschaft sei also im Socialismus nicht alles, wenngleich das socialistische Endziel mit den Lehren und Forderungen der Wissenschaft in Einklang ist. Auch gegen diese Auffassung Bernsteins von der Wissenschaft könnte keine Partei der Welt etwas einzuwenden haben, am wenigsten eine Partei, die von Lassalle und Engels als Erbe der deutschen Philosophie hergestellt wurde und deren Lübecker Parteitag erklärt, er erkenne die Selbstkritik für die geistige Fortentwickelung der Partei rückhaltlos für eine Nothwendigkeit an. In der That liegt hier nur eine Frage der Logik und Erkenntnistheorie vor; ich halte die positivistische Formulierung Bernsteins für verfehlt, auch bemänge ich seine Scheidung von Wissenschaft und Wollen, aber das ist eben Sache der Erkenntnistheorie und eventuell Psychologie, aber keines Parteitages. Wissenschaft ist nicht nur gesammeltes Wissen, sondern auch wahrscheinliches Wissen, Wissenschaft ist nicht nur das formale System, sondern auch die ganz bestimmte Geistesrichtung und Denkweise, und darum ist es selbstverständlich, daß auch das Endziel wissenschaftlich, im wissenschaftlichen Geiste erfaßt wird. Hier hat Bernstein ähnlich wie Sombart nicht klar geschieden; das kann man Sombart und kann man auch Bernstein wissenschaftlich entgegenhalten — (ich z. B. habe das in meinem Marx-Buch schon gethan) — aber abstimmen läßt sich über eine solche Frage nicht. Gegen Sombart ist von seinen bürgerlichen Gegnern, soviel ich weiß, keine Abstimmung inscieniert worden.

Bleibt demnach in der Resolution nur die Behauptung noch stehen, daß Bernstein die bürgerliche Gesellschaft nicht kritisiere und daß er in eine zweideutige Position gebracht worden sei. Dagegen ist zu sagen, daß sich kein Mensch seinen wissenschaftlichen Beruf vorschreiben lassen kann; und wenn die Partei die Selbstkritik für eine Nothwendigkeit erklärt, warum soll Bernstein die bürgerlichen Parteien kritisieren? Hat das nicht Marx gethan? Und was die zweideutige Position betrifft — so hat Bernstein in der gedruckten Ausgabe seiner Rede wiederholt und ganz ausdrücklich (S. 42, 50) die falsche Interpretation seines Vortrages zurückgewiesen, sowie denn auch auf dem Parteitage Redner, die dem Vortrage beipflichten, erklärt haben, Bernstein habe für das Socialismus in dem akademischen Vereine Propaganda gemacht — wohen also die zweideutige Position?

Bernstein, wie gesagt, findet die Resolution Bebel ungerecht und auf falschen Voraussetzungen beruhend: ich habe gezeigt, daß diese Resolution und die Abstimmung ganz falsch und unbegründet ist.

Die wissenschaftliche und philosophische Krise des Marxismus wird zur Krise der marxistischen Partei. Das heißt, die Masse der Partei wird gegen die Wissenschaft ausgespielt. Das konnte man auf dem Lübecker Parteitag geradezu greifen. Mehr als ein Redner hat gegen die Theorie die Praxis angeführt. So hat der wortgewandte Abg. Heine gesagt, die Partei lerne mehr von der Praxis, und Bebel hat ihn dafür gelobt, daß er die Partei als eine Partei des Handelns hingestellt habe. Aber in ganz verblüffender Offenheit hat der Hauptgegner Bernsteins, Kautsky, gleich zu Beginn seiner Rede erklärt, „die Hauptsache sei, daß die Welt erfahre, was die Masse der Parteigenossen über Bernstein denke". Ganz in diesem Sinne hat sich in der Bernstein-Angelegenheit Dr. Victor Adler ausgesprochen: „Wo wir selbst die Ohren nicht zu erkennen vermögen, bis zu den das Interesse der Arbeiterschaft und die Würde der Partei uns zu gehen erlaubt, da mögen wir uns getrost an das Urtheil, an das Empfinden, ja an den Instinct der Masse wenden."

*) Zur Geschichte und Theorie des Socialismus", Beiträge zur Socialgeschichte, Berlin 1901.

**) 2. Auflage, Verlag der „Socialistischen Akademiker". Carl H. Meyer, Berlin.

Digitized by Google

Daß die Masse und ihr Instinct in der Bernstein-Debatte nicht entschieden kann, brauche ich nicht darzulegen. Uebrigens wissen das Kautsky und Adler auch. Kautsky hat schon öfters eine bessere Ansicht ausgesprochen. Ich habe gerade auch auf diesen Gegenstand schon aufmerksam gemacht, *) kann übrigens aus einem Artikel Kautskys aus neuester Zeit den Lübecker Parteitags belehren. In seinem Artikel**): „Akademiker und Proletarier“ lesen wir: „Einen lebenskräftigen Socialismus kann das Proletariat nicht aus sich selbst schaffen, er muß ihm gebracht werden von Denkern, die, mit allen Hilfsmitteln der bürgerlichen Wissenschaft bewaffnet, sich auf den proletarischen Standpunkt stellen und von ihm aus eine neue, proletarische Gesellschaftsauffassung entwickeln...“ „Die Intellectuellen in der Partei sind berufen, ihm (dem Proletariat) diese Ideale, nach denen es verlangt und die es aus seiner Classenlage erzeugt, wissenschaftlich zu entwickeln und zu begründen.“ Und Dr. Adler erklärt in demselben Artikel, in dem er den Instinct der Masse betrübt, daß die Bernstein-Debatte in zwei (und sehr wichtigen) Punkten zu einer Revision des österreichischen Parteiprogrammes geführt habe, und der „Vorwärts“ meldet, auch Bebel habe zu Lübeck die Revision des Erfurter Programmes in Aussicht gestellt... Schließlich mag noch angeführt werden, daß die Lübecker Entscheidung nicht die Massenentscheidung ist, die Kautsky und Adler verlangen. In Lübeck waren circa 203 Delegierte mit 217 Mandaten — kann man da nach strengen demokratischen Grundsätzen von einer Massenäußerung sprechen? Allerdings bleibt es den Theoretikern des Masseninstinctes vorbehalten, ein philosophisches Plebiscit zu arrangieren...

Die Gegner Bernsteins sind offenbar sehr nervös (das wurde in Lübeck öfters gesagt) und — vergesslich: Dr. Adler z. B. zeigt jetzt auf das schnöde Ende des Experimentes Millerand, und doch hat die „Arbeiter-Zeitung“ dieses Experiment befürwortet.***) Das ist eben die Krise in der Partei, daß die Sprecher und Führer der Masse in fundamentalen Fragen so unentschieden und in sich uneinig sind. Das macht auch das Lübecker Urtheil so obios. Die Verwirrung in der Partei kommt nicht von der Erörterung extremistisch-theoretischer Fragen, sondern vom Handeln, und zwar gerade von dem Handeln, von welchem der Abg. Heine und Gesinnungsgenossen so gerne lernen. Ich möchte wissen, wer die Partei mehr geschädigt hat, die Affaire mit den Hamburger Accordmaurern oder die philosophische Begriffsspalterei über Wissenschaft und Kriticismus? Um den Rückzug in der Hamburger Affaire zu decken, musste der „Neurosität“ ein Opfer gebracht werden und das war der harmlose Vortrag im Berliner Studentenverein. Wer sich durch Worte nicht blenden lässt, wer nicht auf die Positivsten ihre Philosophie, konnten gerade die „Handlungen“ der Partei genauer beobachtet, sieht z. B., daß die Partei immer ausgesprochener auf der Bahn Vollmars fortschreitet, aber die Scharfmacher thun, als ob die Partei immer radicaler und radicaler sich entwickelte. Nach den Baiern haben die Badenser das Budget bewilligt; die Gothaer werden dasselbe thun, und in der Berliner Stadtvertretung thut Singer ganz dasselbe. Das ist also das Handeln. Nun sehen wir uns die Theorie dieses Handelns an, und sie ist in Lübeck formuliert worden. Welchem Bebel hat das radicale Kunststück zuwege gebracht, gegen die deutschen Einzelstaaten und das Reich loszudonnern und vorgeschlagen, „insbesondere das Gesammtbudget normalerweise abzulehnen“: das ist doch verständlich gesprochen, aber Bebel hat überdies noch die Erklärung beigefügt: „Eine Zustimmung zu dem Budget kann nur ausnahmsweise aus zwingenden, in besonderen Verhältnissen liegenden Gründen gegeben werden.“ Der Abg. Singer hat wenigstens darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Zusatz „allem Thür und Thor“ öffne. Der Badener Abg. Fendrich, der Hauptbeförderer der Budgetbewilligung, war maßlos genug, ausdrücklich zu erklären, er stimme ruhig für die Resolution Bebel mit.

Wer über Wesen und Bedeutung der Krise nicht nur innerhalb des Marxismus, sondern auch schon innerhalb der socialdemokratischen Partei noch nicht klar geworden ist, den muss der Lübecker Parteitag darüber belehren. Ich habe vor Jahren aus dem Studium der Marxistischen Literatur und aus der Beobachtung der Parteientwickelung den Sachverhalt dargelegt; die weitere Entwickelung der Theorie und Praxis bestätigt meine Diagnose aufs Wort.

Sollten sich Parteibläter finden, die auch diese meine Darlegung gegen Bernstein und die Theoretiker aussuchen, so ist das nur ein neuer Beleg in die klinischen vielen socialistischen Blätter, über die in Lübeck manches kräftige Wort zu hören war. Und doch stimme ich mit Bernstein nicht überein, wieder in der Theorie noch in der Taktik. Ich habe auch das schon benommt genug gesagt.

Mais mit dem Marxismus und der Partei eine philosophische, wenigstens erkenntnistheoretische Mittransfusion vorsucht werden, so darf das nicht treppenweise geschehen, das nützt nichts, im Gegentheil schadet nur, weil es den unglaublichen Process nur verschleppt. Eine Reform an Haupt und Gliedern kann nicht ohne Wissen der Welt und schon gar nicht ohne Wissen der zu reformierenden vor sich gehen; das aber möchten einige Parteipäpste gerne thun, und daher die Scholastik und der Jesuitismus, der in der Socialdemokratie ganz so zu Haus ist, wie in den meisten bürgerlichen Parteien. Tout comme chez nous!

Goethes Urpflanze.

Von Hofrath Prof. Dr. Julius Wiesner.

Goethes Urpflanze rief eine kleine Literatur ins Leben. Diese Schöpfung des unvergleichlichen Dichters hat ihre naturwissenschaftliche, aber auch ihre historische Seite und so sprachen sich nicht nur Naturforscher, sondern auch auf anderen Gebieten thätige Schriftsteller über dieselbe reichlich aus. Wie oft meinte man, dieser Gegenstand sei erschöpft. Aber es kamen immer wieder neue Erklärungen und Behauptungen. Auch diese beschränken Zeilen, welche durch eine im ganzen sehr verständig geschriebene Abhandlung über Goethes Urpflanze*) veranlasst wurden und mir die willkommene Gelegenheit bieten, einige längst gehegte Gedanken über das Verhältnis Goethes zur Botanik und zu den Naturwissenschaften überhaupt auszusprechen, werden nicht die letzten sein.

Ich will nicht sagen, die Frage der Urpflanze sei unerschöpflich, aber es will mir dennoch scheinen, daß sie noch manchen Stoff zu weiteren Betrachtungen liefern wird. Denn diese Urpflanze ist nicht nur eine Fackel, welche tief hineinleuchtet in die Art und in die Wandlungen Goethe'scher Naturauffassung, sie ist auch ein Irrlicht, welchem noch viele nachtappen werden. Sie ist nämlich ein Irrlicht in dem Sinne, als dieses Goethe'sche Phantom, mit der Brille des Darwinismus, oder gar des Haeckelianismus betrachtet, uns zu sagen scheint, Goethe müsse ein Darwinianer vor Darwin gewesen sein. Eine Urpflanze! Das muß doch, mit dem also bewaffneten Auge gesehen, ein Ding sein, aus dem die anderen Pflanzen hervorgegangen sind, die Stammutter der Pflanzenwelt, aus welcher sich all die Gewächse ableiten, welche uns nun in tausendfältiger Gestalt als Kräuter, Sträuche und Bäume entgegentreten geworden auf dem Wege der Anpassung und durch den Daseinskampf.

Dies scheint heute vielen so klar, ja selbstverständlich, und kein Geringerer als Ernst Haeckel hat es in einem Vortrage ausgesprochen, indem er sich folgendermaßen vernehmen ließ. „Unter den vielen interessanten Beiträgen, welche Goethe zur Morphologie geliefert hat, ist der wertvollste und am meisten ausgearbeitete die 1790 erschienene „Metamorphose der Pflanzen“. In diesem reifen Produete seiner vieljährigen botanischen Studien, das ihn auch auf der Reise nach Italien angelegentlichst beschäftigte, leitet er bekanntlich den ganzen Formenreichthum der Pflanzenwelt von einer einzigen Urpflanze ab und lässt alle die verschiedenen Organe derselben durch mannigfache Umbildung einzigen Grundorgans entstehen, des Blattes. Damit geschah thatsächlich der erste Versuch, die unendliche Vielheit der einzelnen vegetabilischen Formen auf eine gemeinsame ursprüngliche Einheit zurückzuführen.

Alle Gestalten sind ähnlich, doch keine gleichet der anderen,
Und so deutet der Chor auf ein neues Gesetz.

Dieses „geheime Gesetz,“ dieses „heilige Räthsel“ ist die gemeinsame Abstammung aller Pflanzen von jener Urpflanze, während ihre speciellen Unterschiede durch Anpassung an die verschiedenen Umstände ihrer Existenzbedingungen bewirkt werden.“

Alle jene Naturforscher, welche Goethes Werke kennen und seine auf Naturanschauung beruhenden Schriften genau studiert haben, wissen, daß dieser Haeckel'sche Ausspruch auf Irrthum und vorgefasster Meinung beruht. Aber diejenigen Naturforscher, die doch genug sehen, um die Vorzüge und die Schwächen dieses genialen und hochverdienten Mannes zu kennen, verzeihen ihm gerne einen Sprung ins Phantastische oder einen Fug zu einer Höhe, in welchen er den Thron der Philosophie zu finden vermeint. Freilich, sein oft sehr willkürliches Umspringen mit Thatsachen oder seine oft etwas allzuviele Behandlung der Literatur mögen auch ihnen nicht recht gefallen. Indes, es fühlt sich keiner von ihnen gedrängt, solche Auseinandersetzungen ernst zu nehmen oder gar denselben entgegenzutreten. Auch denkt jeder von ihnen wohl, es wird schon ein sleißiger Mann kommen, welcher den Schutt wegräumen und den durch Haeckel verschlechterten Weg zur richtigen Erkenntnis wieder frei machen wird.

Und dieser fleißige Mann hat sich auch gefunden. Es ist der Verfasser der oben genannten neuesten Schrift über Goethes Urpflanze. Er bekennt im Vorworte zu seinem kleinen Buche, daß er weder Goethe-Forscher, noch Botaniker, noch Philosoph sei. Trotzdem traut er sich die Kraft zu, klarzustellen, was sich Goethe unter der Urpflanze gedacht, zu welchem Zwecke er sie erfunden hat, und zu zeigen, daß Haeckels Darstellung gänzlich irrig ist und in Goethes Schriften keine Stütze findet.

Der Verfasser, ein in der Literatur, soviel ich weiß, noch nicht bekannter Mann, ist in Goethes Schriften mit Verständnis so weit eingedrungen, als es zur Richtigstellung des Haeckel'schen

© Österreichische Nationalbibliothek, Wien

Ausspruches nothwendig erscheint. Auch die botanische Seite des Gegenstandes hat er mit Verständnis bearbeitet, aber es kann nicht verwundern, wenn er die botanische Literatur nicht wie ein Fachmann beherrscht. So ist ihm das Buch des berühmten Botanikers Schleiden, welches im Jahre 1848 unter dem Titel „Die Pflanze und ihr Leben" in erster Auflage erschien und auch in Laienkreisen weite Verbreitung gefunden hat, unbekannt geblieben. In demselben wird aber die Goethe'sche Urpflanze sehr eingehend besprochen. Es ist nicht Pedanterie, wenn ich der Bliedner'schen Schrift die Nichtberücksichtigung der Schleiden'schen als Mangel anrechne. Letztere ist nämlich die einzige bedeutende von der Goethe'schen Urpflanze handelnde Schrift aus der Vor-Darwinischen Epoche. Und gerade dies ist bedeutsam, denn als Schleiden die Urpflanze behandelte, konnte er in den Darwin'schen Ideen und überhaupt nicht in descendenztheoretischen Gedankengängen befangen gewesen sein. Hätte Bliedner Schleidens Buch gelesen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, zu zeigen, wie gerade der Darwinismus, natürlich ohne daran Schuld zu tragen, dazu Ursache, über die Urpflanze verkehrt hat. Er hielt sich aber nur an die Späteren, an Autoren, welche schon im Kreise des Darwinismus standen, an Büsgen, Ferdinand Cohn, Kaiserlich, Steiner und Kerner v. Marilaun, und da in deren Anschauungen stets der Darwinismus hineinspielte, so complicierte sich das Problem.

Aus den eingehendsten Studien Bliedners geht unzweideutig hervor, daß das Wort Urpflanze weder in Goethes Gedicht, noch in des Dichters Abhandlung über die Metamorphosie vorkommt, und auch der Gedanke der Urpflanze ist weder im Gedichte, noch in der Abhandlung zu finden. Es wird eingehend nachgewiesen, daß die Idee einer Urpflanze Goethe am lebhaftesten auf seiner italienischen Reise beschäftigte. Die „Metamorphose" erschien in beiden Formen erst zwei Jahre später, in einer Zeit, in welcher Goethe die „Urpflanze" schon aufgegeben haben mußte, da sie in der „Metamorphose" nicht erscheint, wo sie doch die richtigste Stelle gefunden hätte und besser am Platze gewesen wäre, als in gelegentlichen brieflichen Mittheilungen.

Durch kritische Prüfung aller auf die Urpflanze bezugnehmenden Stellen der Goethe'schen Werke kommt Bliedner zu dem Resultate, daß dieselbe niemals im descendenztheoretischen Sinne gemeint ist, vielmehr eine Idealpflanze darstellt, welche die wesentlichsten Theile der Pflanzen in der einfachsten Weise zum Zwecke der Vorstellung schematisieren und dazu dienen sollte, die Bestimmung von Geschlechtern und Arten zu erleichtern. Goethe sucht nach dieser einfachsten Verkörperung der Pflanzengestalt — immer nur die Blütenpflanzen im Auge — findet sie nicht und läßt den Gedanken der Urpflanze, da er sich nicht verwirklichen will, fallen.

Vergleicht man die Ergebnisse der Bliedner'schen Untersuchungen mit Haeckels oben angeführtem Ausspruch, so sieht man deutlich genug, daß diese so uneingeschränkt dargebotene Aeußerung keinerlei Halt besitzt.

Zu einem ähnlichen Resultate, wie Bliedner, ist in Bezug auf das wahre Wesen der „Urpflanze" früher schon Büsgen*) gekommen. Letzterer sagt ausdrücklich: „Man sieht, daß die Goethe'sche Urpflanze nichts mit unserer Vorstellung von einer solchen im descendenztheoretischen Sinne zu thun hat." Wenn Büsgen erwägt, daß die Blütenpflanzen einer Urpflanze entstammt seien, welche nach seiner Ansicht unter den farnartigen Gewächsen zu suchen sein dürfte, so ist dies ein Gedanke, der mit der Goethe'schen Urpflanze nichts mehr zu schaffen hat. Sowohl logisch als historisch richtiger als Büsgen hat Bliedner die Frage der Goethe'schen Urpflanze erörtert, indem letzterer, wie schon erwähnt, zeigte, daß der Gedanke der Urpflanze in Goethes Geist schon vor der Metamorphosenlehre bestand und verschwand. So wird es erklärlich, warum sie in dieser Lehre nicht erscheint. Indem aber Büsgen die Idee der Urpflanze erst während oder nach der Metamorphosenlehre entstehen läßt, ist er mit den Thatsachen im Widerspruche, und seine Meinung, die Urpflanze diene der Versinnlichung der Metamorphosenlehre, drückt nicht dasjenige aus, was Goethe durch die Idee der Urpflanze bewirken wollte.**)

Auch Ferdinand Cohn war im Kreise seiner eigenen Anschauung befangen, indem er Goethe in seiner Urpflanze den Ursprung der Pflanzenwelt erblicken läßt. Goethe hat allerdings in seinen späteren Jahren dem descendenztheoretischen Standpunkt sich genähert. Ich komme weiter unten hierauf noch zurück. Im Zusammenhange mit der Urpflanze hatte er sich noch keine Gedanken über die Abstammung des Reiches der Organismen gebildet. Viel bestimmter als Ferdinand Cohn faßt Kaiserlich die Urpflanze im Sinne des Darwinismus auf. Steiner und Kerner v. Marilaun kommen im wesentlichen zu derselben Auffassung, welche später Bliedner so sicher und klar begründet hat, doch mit manchertei Abweichungen, auf welche hier nicht näher eingegangen zu werden braucht.

Wenn ich meinen eigenen seit Jahren einnehmenmen Standpunkt in der Frage der Goethe'schen Urpflanze darlegen darf, so muß ich vor allem hervorheben, daß gerade die Darwin'sche Lehre, oder richtiger gesagt, die Abstammungslehre uns verbietet, jenes Geschöpf der Goethe'schen Phantasie als die Stammutter der Pflanzenwelt anzusehen. Goethe hat seine Urpflanze aus seinen Erfahrungen abstrahiert, welche über die Blütenpflanzen nicht hinausgiengen, an niedere Pflanzen, an Pilze und Algen hat er bei der Construction seines Phantoms nicht gedacht. Und doch wird jeder auf dem Standpunkt der Descendenztheorie Stehende erkennen, daß der Ursprung des Gewächsreiches in den niederen Stufen des uns bekannten Organismenwelt zu suchen sei, in Organisationen, die möglicherweise noch einfacher waren, als die einfachsten, die wir kennen. Das hat ja auch Cohn gefühlt: Den Gedanken einer stufenweisen Entwickelung des Gewächsreiches hat er Goethe vindiciert — mit Rücksicht auf des Dichters Urpflanze gewiß mit Unrecht — aber als Vertreter der Darwin'schen Naturauffassung konnte Cohn in jenem „Schemen", welches sich Goethe für ganz andere Zwecke zurechtgelegt hatte, die Stammutter der Pflanzenwelt nicht erblicken.

Daß der Dichter bei der Schöpfung seiner Urpflanze gar keine descendenztheoretische Absicht hatte, das geht für mich klar aus einem Briefe hervor, den er aus Palermo am 17. April 1787 schrieb. Da heißt es: „... Im Angesichte so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben. Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären ..." Wäre Goethe schon damals ein „Darwinianer vor Darwin" gewesen, so hätte er die Urpflanze nicht unter den lebenden Gewächsen gesucht, er hätte damals nicht gesagt: „Eine solche muß es denn doch geben", sondern er hätte sagen müssen: „Eine solche muß es denn doch gegeben haben."

Ein solcher Ausspruch hätte aber doch keinen rechten Sinn gehabt. Denn alle Stellen, welche in Goethes Werken auf die Urpflanze sich beziehen, besagen, daß es ihm bei Schaffung der Urpflanze nicht darum zu thun war, die stufenweise erfolgende Entstehung der Pflanzenwelt begreiflich zu machen, sondern durch verbindene Formen zum Zwecke der Uebersicht, zur natürlichen Unterscheidung der Geschlechter und Gattungen auf ein einfaches Schema zurückzuführen. So schreibt zum Beispiel Goethe (Padua, 27. Sept. 1786): „Hier in dieser nen mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Hierdurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht."

Haben diese mehrere Monate später verfaßte, die Urpflanze durch eine Zeichnung zu veranschaulichen. So der Franzose Turpin und Anton Kerner v. Marilaun in seinem bekannten „Pflanzenleben". Sowohl die einfache, an Goethes Gedanken sich anlehnende Kerner'sche, als die Turpin'sche Zeichnung, welche jedem Naturforscher lächerlich erscheinen muß, bringt die Bliedner'sche Abhandlung. Turpin vereinigt in der Urpflanze alles, was nach seiner beschränkten Auffassung die Pflanze überhaupt hervorbringt: Blätter, Stengel, Wurzeln der verschiedensten Art, Knollen, Zwiebel, Ranken, Stacheln u. s. w., und verschert dadurch die ganze Goethe'sche Idee, eine Blütenpflanze in ihrer einfachsten Form darzustellen. Die dem Goethe'schen Gedanken am besten angeschmiegte Urpflanze hat aber schon Schleiden in seinem oben genannten Werk in Zeichnung zur Anschauung gebracht. Daselbst wird auch der Turpin'schen Zeichnung gedacht, und ihr die gebührende Zurechtweisung, in echt Schleiden'scher Weise, zutheil. „Der Goethe'sche Gedanke einer Urpflanze," sagt Schleiden, „leidet an einer Unklarheit, da nicht deutlich wird, wie man sich eine solche Urpflanze zu denken habe. Soviel ist gewiß, daß solche niederlich geschmacklose Zusammenstellungen einzelner von Einzelnheiten zu einer wahren Mißgeburt von Pflanze, wie sie von Turpin in seinem Atlas zu Goethes wissenschaftlichen Werken gegeben ist, alles andere sind, nur nicht das, was sich der klare Goethe unter einer Urpflanze vorstellen mochte. Soll der Gedanke mit sinniger Bedeutsamkeit zugleich ausführbar sein, so müssen wir uns als Urpflanze eine Zeichnung entwerfen, welche uns die höchste Entwickelung der Pflanzenwelt in ihrer einfachsten Form gibt, woraus also alle niedrigeren Entwickelungsstufen durch bloße Wegstreichung oder Zusammenziehung, alle nebengestalten durch Combination und Verwicklungen abgeleitet werden können." Unter Hinweis auf die von ihm entworfene Zeichnung sagt Schleiden: „Man kann dieses Bild als eine Abstraction von einer sehr einfachen und bekannten Pflanze, der Anagallis phoenicea ansehen ... Eine genaue Betrachtung dieses Bildes kann dazu dienen, einige der wichtigeren morphologischen Begriffe geläufiger und anschaulicher zu machen. Das ist es, was die Goethe'sche Urpflanze leistet. Mehr nicht. Goethe hat von ihr mehr erwartet, und als er sich in seinen Erwartungen, die Pflanzenwelt mit Zuhilfenahme eines solchen Schemas besser zu übersehanen, als etwa durch den Linné'schen Schlüssel, getäuscht sah, gab er den Gedanken auf. So hat also Schleiden vor länger als einem halben Jahrhundert den Sinn der Goethe'schen Urpflanze richtig erkannt. Im wesentlichen ist Bliedner zu demselben Resultate wie Schleiden gekommen, des-

*) Goethe Jahrbuch, II. Bd. 1881.

**) Vgl. hiezu auch Bliedner l. c. 2. 54.

Digitized by Google

gleichen auch Moebius in Frankfurt, in einem kurz vor der Bliedner'schen Schrift veröffentlichten Vortrage, dessen ich bisher nicht gedachte.

Wenn ich hier auf Schleiden hinweise, so will ich damit nicht gesagt haben, daß Bliedners Schrift zwecklos sei. Im Gegentheile: Wenn man sieht, daß infolge einer leichtfertigen Verquickung mit Darwin'schen Lehre mit der Goethe'schen Urpflanze selbst ein Mann von der Bedeutung Haeckel's den Sinn dieser Gedankenschöpfung des Dichters verkehrt, dann muß man wünschen, daß ein emsiger und genauer Kritiker komme, welcher, auf alle Beziehungen zur Urpflanze, die in Goethes Schriften nachweislich sind, eingehend, den wieder strittig gewordenen Gegenstand richtig stellt. Und dies hat, wie ich schon dargelegt habe, Bliedner mit ebensoviel Fleiß als Umsicht gethan. Hoffentlich ist durch der Streit um den Sinn der Urpflanze beendigt.

(Schluß folgt.)

Brügge.

Kaine vergleicht die Städte mit schönen Frauen. Sie hätten wie diese ihre Jugend, ihre Blütezeit und die Zeit des Welkens. Brügges Jugend war vor tausend Jahren. Das war die Zeit des Ritterthums, der heroischen Kämpfe. Mit Balduin I., dem Eisenarm, hebt die Reihe der flandrischen Markgrafen an, die im Orient für die Eroberung des heiligen Grabes fechten und zu Hause vor dem Altar ihre Gegner erdrosseln. Von einem heißt es, er hätte 27 Menschen in einer verrammelten Kirche versuchen lassen; von einem andern, daß er seine Diener von den Zinnen der Burg hinabwarf.

Doch die Kreuzzüge brachten auch Geld, sehr viel Geld nach Brügge. Man knüpfte Beziehungen zu Spanien, zu Italien, zu Byzanz. So folgte auf die Zeit der feudalen Gewaltherrschaft die des communalen commerciellen Aufschwunges. Ein schlichtes arbeitsames Bürgerthum, ein Volk von Fischern und Tuchwebern übernahm die Geschäfte. Große Canalbauten wurden angelegt, die den Ort mit dem Meere verbanden. Und es dauerte nicht lange, da war Brügge das nordische Venedig, eine der bedeutendsten Handelsstädte der Welt. 150 Schiffe landeten täglich im Hafen. Venezianische Gläser und chinesische Webereien, norwegische Pelze und englische Wolle, irisches Kupfer und persische Teppiche, französische Weine und arabische Klingen, Gewürze Ostindiens und afrikanische Datteln wurden umgetauscht gegen flandrisches Getreide und wallonische Rinder, Brabanter Spitzen und flandrisches Tuch. 17 Nationen hatten ihre Verkaufshäuser und Consulate in Brügge. Alle Dialecte der Welt wurden auf den Quais gesprochen. 250.000 Einwohner — enorm für ein Gemeinwesen des Mittelalters — zählte die Stadt. Gesandte in Venedig, in Genua, in London unterhielt sie. 27 kleinere Städte Flanderns erkannten die Oberhoheit Brügges an. Auch die Monumentalbauten der Stadt entstanden in jenen Jahren: riesige Kaufhallen und stolze Gerichtsgebäude, gewaltige Kirchen mit himmelragenden Thürmen. Schon Pius II. Piccolomini schrieb, neben Venedig und Rom sei Brügge die schönste Stadt, und Johanna von Aragonien, von den flandrischen Damen begrüßt, sagte: „Ich glaubte mich die einzige Königin hier, ich sehe 600."

Doch das bedeutet noch nichts gegenüber dem Glanz, der unter dem burgundischen Regime die Stadt umstrahlte. Auf den Erwerb folgt der Genuß, auf den plebejischen Nützlichkeitssinn die Zeit des raffinierten Geschmacks, der Aristokratie, der Zierlichkeit, der Grazie. Wohnbauten entstehen, die in ihrer feinen Ueberfeinerung sich zu den Bauten der älteren Gothik verhalten, wie die Villen des Rococo zu den Schlössern des Barock. Ganz in Maßwerk sind sie aufgelöst, an Thüren, Giebeln und Fenstern mit vergoldeten Statuen überreich geschmückt. Doch namentlich für die Malerei hob jetzt die Blütezeit an. Livres d'heures, Rittergeschichten und Sagen, von zierlichen Miniaturmalern illustriert, werden in den Bibliotheken genannt. Bilder, kleine aparte Bilder haben die zierlichen Behausungen zu schmücken. Und all die Heiligen und Amethysten, Goldharfenen und Smaragde, die auf den Werken des Jan von Eyck Bäumes und Schnabelschuhe der Herren, Gürtel und Coiffuren der Damen, selbst das Zaumzeug der Pferde zieren — sie waren nicht Phantasien eines Malers. Ganz Brügge glich damals einem großen Juwelenkasten, einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht." Turniere und Bankette, lebende Bilder und Festzüge folgten in buntem Wechsel. Mit persischen Teppichen waren die Häuser behangt. Allen voraus die aus Kontinenten, Triumphbogen mit Hippogryphen, mit Greifen, Sirenen, antiken Gestalten erbauen sich. Zwischen in marmorner Nähung, Pagen wie Cherubine, schlank, blond, goldumlockte Knaben, Putzen aus dem Morgenland und nordische Ritterinnen bewegten sich aber verschwenderische Stoffe. Hugo van der Goes besonders war für Karl den Kühnen da, der, was für den Maler Bernardo war. Er ordnete die Festlichkeiten und Mummereien, zeichnete die Costume für die Ritter und Damen, Karren, Schiffe für Theatervorstellungen und gefangenen Sarazenen. Prunk, der ostentative, geldverschwendende Prunk, der eine Art Selbstzweck ist, Frau, die athemlos, bebend von einem Ballfest, von einem Vergnügen zum andern eilt.

Freilich, die Mißgeschicke kam. Das Herz schlug langsamer. Nur noch eine schöne leuchtende Abendröthe hatte den Himmel vergoldet. Mit 1470 beginnen die Jahre des Niederganges. Das große burgundische Reich, das den Schwerpunkt der Weltpolitik nach dem Norden verlegte, brach zusammen. König Maximilian, der Gemahl der burgundischen Maria und eine zeitlang von den Brügger Bürgern gefangen gehalten, ließ, als er sich frei gemacht, die Rathsherren darfür vor seinem Thron erscheinen und legte ihnen unerschwingliche Steuern auf. England riß den Tuchhandel an sich. Und namentlich — der Zwin, die große Lebensader der Stadt versandete. Neue Canalbauten, die man anzuführen versuchte, verschlangen Millionen und verstanden wieder. Der Zorn des Herrn, meinten die Priester, habe die Stadt getroffen. Also versuchte man sich mit Gott und that Buße. Hugo van der Goes, der leichtlebige Freund Karls des Kühnen, ging in das Kloster von Soignies. Die vornehmen Damen — ganz wie im Florenz der Savonarolazeit — thürmten ihre perlengeschmückten Baretts, ihre damastenen Kleider zu lodernden Scheiterhaufen zusammen. Doch auch die Buße war vergeblich. Immer mehr zog sich die See zurück und mit ihr das Leben. Die Handwerker wanderten aus, die fremden Kaufherren verschwanden. 6000 Häuser standen binnen Jahresfrist leer, obwohl der Rath, um Fremde herbeizuziehen, den Preis des Bürgerrechtes auf sechs Sous herabsetzte. Die Entdeckungen des Vasco de Gama, die des Columbus kamen. Brügge, noch Seestadt, hätte sich neue Weltheile erschließen, unermeßliche Handelsgebiete erobern können. Doch schon 1481 war es eine Stadt der Armen. Frierend und hungernd drängten sich die Leute bei den öffentlichen Brotvertheilungen zusammen. Brügge, das mittelalterliche Brügge, legte sich schlafen und überließ es Antwerpen, die Renaissancestadt zu sein.

Noch heute stehen die meisten Bauten, die einst die Stadt schmückten. Gleich der Marktplatz ist ein Festland mit der Piazza di San Marco. Wie eine mittelalterliche Festung liegt die Tuchhalle da, mit ihrem Belfroi, wo einst das Milliardenvermögen der Stadt bewahrt wurde. Auf dem Burgplatz dicht dabei ist das Stadthaus, wo die Grafen von Flandern ihre Proclamationen erließen und die Rathsherren die fremden Gesandten empfingen; daneben die Stadtkanzlei, ganz prangend in Gold. Auch die Börse sieht man, wo die Rothschilds von einst die Curse dictierten; man sieht die Residenzen der Kaufherren von Genua, von Spanien und Venedig, die Straßennamen — Place des Biscayens, Place des Orientaux, Rue des Turques — erinnern an den alten Glanz. Brügge ist ein Hexenspiegel, der uns nach fünf Jahrhunderten ein Bild von der Größe, auch der unbeschreiblichen Schönheit der reichen mittelalterlichen Städte gibt.

Doch das beachtet man kaum. Denn alle diese Bauten, einst so stolz und trotzig, haben etwas Dornröschenhaftes, Gedrücktes. Epheu rankt sich an den grauen Mauern empor. Sie stehen im Gegensatz zu den leeren Straßen und den armen Menschen. Man sieht die Pracht nicht mehr einst, nur das Leid von jetzt, hört nicht den Athem der großen Stadt, nur das Röcheln von Sterbenden.

Gleich bei der Ankunft wird man von diesem herzbeklemmenden Gefühl gepackt. Nur Priester entsteigen dem Zug. Der Bahnhof ähnelt einer gothischen Kirche, der Kutscher mit seinem langen, bis oben zugeknöpften schwarzen Rock einem Leichendiener. Von einer patriarchalischen Wirtin, die eine Schwester der Margaretha Vyde des Genter Altarwerkes zu sein scheint, wird man im Gasthaus empfangen. Ein alter Kellner dumpelt mit seinen Gebissen wie ein Mumienmund mit dem Klistierrohr daher. Und damit die Note ganz rein sei, sitzen an der Tafel seine jungen Leute, seine gebrechlichen lebenslustigen Damen, alle Damen, melancholisch und still.

Das Leben auf der Straße kennt keine Bewegung, kein Hasten. Alte Männer, glattrasiert, wie aus dem Bild eines alten Meisters, sitzen beschaulich in der Sonne. Töpfe werden feilgeboten auf dem Markt, wo einst die Baudenwerke des Orients auslagen. Die Cafés haben Heiligennamen: Café zum Barde, Ste. Anne, St. Antoine, und auch an den Buchhandlungen gibt es halt nur Religiöses. Außer melancholischen Romanen wie der „Bonne souffrance" Coppées, Feuillets „Roman d'un jeune homme pauvre" und Huysmans „Sainte Lydwine de Schiedam" liegt lediglich ein Cyklus „Les Saints" aus: St. François d'Assise, Jean Baptiste de la Salle, St. Augustin de Cantorbury, St. Bernard de Clairvaux, Ste. Geertrude, Ste. Clotilde, „Histoire d'une âme par la Soeur Thérèse". Die Glocken des Belfroi, die einst die Arbeiter zum Tagewerk riefen, klingen melancholisch wie Grabesklänge. In Trauerkleidern gehen alle meisten Damen, steine Kinder, die in Trauerfarben tragen, Trauerbüste und Florbänder. Todtenkränze aus schwarzen und lila Perlen werden in den Geschäften verkauft. Aus den Fenstern der Häuser, über kleinen Paravents, schauen die Bilder auf der Naie, müde verhuzelte alte Frauen herum. Fragt man jemanden, so erschrickt er und antwortet leise, etwa eine Kirchenmaus, im Grabeston.

Ausgestorben wie ein Friedhof sind die anadratischen kleinen Plätze. Alte Marktgerichtsäulen, alte Linden erheben sich. Auf einer Bank sitzt

eine alte **Frau** in langem, dickem, monumentalen Mantel, eine schwarze Haube auf dem Kopf, die Hände schwer auf einen schwarzen urthümlichen Regenschirm gestützt. Daneben hat eine Blumenhändlerin ihren Stand. Den Kopf senkt sie gegen das Rad ihres Wagens, wie auf den Bildern der alten Meister die heilige Katharina gemalt wurde. Und die Blumen, die sie ausbietet, sind Friedhofsblumen, blasse Astern und Geranien, schwarzer Lorbeer und Strohblumen, woraus man die Todtenkränze windet. Namentlich das Gärtchen an der Uferpromenade mit seinen gothischen spitzen Tannen, seinen Rebedendeten, weißen Georginen und Kapuzinerblumen wirkt in dieser Friedhofsstimmung so feierlich, als ob über die schmalen Kieswege Maria, ein Gebetbuch in der Hand, langsam wandelte. Und nach neun Uhr abends verstummt das Leben überhaupt. Nur noch ganz wenige Menschen, scheu und ängstlich, schleichen auf dem großen Marktplatz einher, dessen Ruhe man leicht hört, wie das Herz eines Kranken. Sind junge Mädchen darunter, so wirft das fast satanistisch. Denn Liebe in Brügge — das wäre, als ob man mit einer Todten verkehrte, eine Madonna den von der Goes, eine Statue des Claus Sluyter umarmte.

Stärker wird noch die Friedhofsstimmung, wenn man aus dem Centrum der Stadt in die stillen Straßen der Umgebung eindiegt. Nun ist man in „Bruges la morte". Keine Läden gibt es, das Gras wächst auf dem Pflaster. Noch mancher gothische Palast erhebt sich. Doch nur im Untergeschoß hat ein Schneidermeister seine Werkstatt. Ein alter Mann, im Gebetbuch lesend, sitzt in der Hausthür. Sonst gibt es nur weißgetünchte Häuschen mit steilen Fähnertreppen, die von der Thür gleich auf den Boden führen, mit kleinen, zerbeckerten Fenstern, die nicht nach der Straße, nach dem Hofraum gehen. Alles ist ausgestorben. Nein, dort oben, die schwarze Kapuze über den Kopf gezogen, in scharfer Silhouette sich vom Himmel abzeichnend, naht, als käme sie von einem Begräbnis, ein altes Weib. Und als aus der Seitenstraße zwei andere einbiegen, ganz gleich gekleidet, den Rücken gebeugt von dem schweren schwarzen Tuchmantel, den sie zeitlebens tragen, als sie stehen bleiben und sich ansprechen, da wird die Legerenne aus „Maeheth", die Kunst Maeterlincks, neue Wirklichkeit. Worte sind es, lebendige. Es ist so dumm, daß wir in Kritiken von Stilisierung, von Archaismus reden. Fahrt doch nach Brügge. Da geht die Vergangenheit mit uns spazieren. Wir streifen ihren Arm, wir athmen sie ein. Alte Holzsculpturen sind lebendige Wesen. Man fühlt, daß Maeterlinck und Minne Naturalisten sind, nicht anders wie Liebermann und Zola.

Ganz Brügge besteht aus solchen Menschen, die aus der Vergangenheit übrig geblieben sind und ihr Ende abwarten. Ein Greis in Holzschuhen, schwerfällig gehend, bei jedem Schritt stehen bleibend, als ob ihm der Athem fehle, und an der alten Weiber denn. Ein Scherenschleifer sitzt muthätig bei seinem Wagen. Ein Hadertump kommt mit seinem Schubkarren vorbei und ruft in melancholischen, langgezogenen Tönen. Auf den Fensterbrettern stehen schwindsüchtige Blattpflanzen, von Leuten, die nichts zu thun haben, kindlich mit seidenen Schleifen geschmückt. Ein junges Mädchen schält Kartoffeln. Und es wird geklöppelt, geklöppelt. Darin besteht das Leben der Brügger Frauen. Als Kinder bei den Apostolinerinnen haben sie das Klöppeln gelernt, und wenn sie sterben, legen sie das Schiffchen aus der Hand. Sie denken nicht, lachen nicht, lieben nicht. Sie machen Spitzen. Und wenn ein Kind, das die Fremden bewegt hat, von der Arbeit aufsteht und bettelt, da ruft es die Mutter tadelnd zurück. Denn was kann Geld, was ein Almosen diesen Menschen nützen, durch deren Finger einst Millionen gingen; diesen Verarmten, die gar nicht mehr wissen, daß das Leben anders sein könne, gar nicht den Wunsch haben, daß es anders werde.

Gerade dieses wunschlose, still gelegene Leben übt eine beklemmende, herzzuschnürende Wirkung. All diese betteldnen kleinen Kinder haben etwas Vornehmes. Kinder, wie kleine Engel, zarte, blasse Gesichtchen. Man fühlt, daß das blaue Blut uralter Culturvergangenheit in ihren Adern fließt. Sie sagen nicht: Streichhölzer, Herr Graf, mit Coeottentträumen im Köpfchen. Sie blicken nicht ingrimmig, halserfüllt dem Fremden nach, sondern sie tragen ihr Leid so demüthig still und gelassen, wie es die schwachen Märtyrerinnen der alten Bilder thun, denen auch alle Erdenqual nur eine Prüfung, eine unabänderliche Schickung des Himmels war.

Auch die Landschaft hat dieses Ergebene, wunschlos Leidende. Es gibt keine Worte für die liebe Melancholie, die über diesen Feldern, diesen Fluten liegt. Man geht zu den Stadtthoren hinaus, über die alten schönen Brücken. Da sieht man Wiesen, wo zerrissene Wäsche bleicht; Hügel mit verwitterten Windmühlen, die nur ganz langsam, ächzend und müde sich bewegen. Auf einer kleinen Aue, fast wie schlafend, weiden Kühe und weiße Lämmer. Buben bemühen sich einen Drachen fliegen zu lassen, doch er steigt nicht, fällt wie gelähmt zu Boden. Ganz überwachen von Schilf, überzogen von Schlammgrün sind die Teiche. Man kommt durch Alleen, die wie die eines Friedhofes wirken, mit uralten Bäumen bepflanzt, Linden und Silberpappeln, um die sich alte welke Schlingpflanzen winden. Ob es überhaupt einen Frühling in Brügge gibt? Die Blätter sind so gelb, so blaß und saftlos, als hätten sie niemals eine Jugend gehabt. Am Abend besonders verweht sich alles zu großen unsichtbaren Harmonien. Hallunder, wilder Wein und weiße Rosen umspinnen zerbröckelnde Mauern. Schwarz wie die Fluten des Acheron liegen die Sümpfe da, und die Canäle schlafen. Tausend buntbewimpelte Schiffe haben sie einst getragen. Nun sind sie verschlammt und trüb, in dicke Wassermoos wie ein ein Leichengewand gehüllt. Da und dort liegt noch, leck und halbverfault, eine schwarze Barke. Ein leinwandüberdeckter zerbrochener alter Wagen hält verrostet am Ufer. Baufällige Häuser betrachten in den Fluten ihre steche Schönheit. Und aus den Tümpeln strecken wie gespenstische Automaten weiße Schwäne ihren Hals empor — jene Schwäne, die der Legende zufolge eine Mordthat sühnen. Als 1488 Peter Langhals, der königliche Kämmerer ermordet ward, gab Maximilian den Rathsherren den Befehl, daß bis in alle Ewigkeit Schwäne in den Gewässern Brügges zu halten seien. Minnewater, Lac d'amour heißt der größte dieser Teiche. Einst war er der Schauhebühler des Beiügger Reichthums, der Ort, wo die Erzeugnisse des Orients versiaden wurden. Carrefierend und flüsternd trieben des Abends sich verliebte Paare an seinem Ufer umher. Jetzt senken sich nur Trauerweiden schwermüthig in die Fluten — wie Frauen mit aufgelösten Haar, die sich ertränken wollen — und die Beguinen des benachbarten Klosters schließen erschrocken das Fenster, wenn ein junger Maler seine Staffelei und den Feldstuhl aufstellt.

Brügge ist die Stadt der Klöster. An allen Ecken und Enden erheben sie sich: das Kloster der Apostolinerinnen und der Barfüßerinnen, der Redemptoristinnen und englischen Fräulein. Die stille Eremitage der Beguinen ist das schönste von allen. Aus hellem Wiesengrün, auf dem mild und leise die Sonne spielt, erheben sich alte Bäume und überschauen kleine Häuschen, die mit weißgetünchten Mauern bleich wie Todtengesichter uns anschauen. Tritt man in eines hinein, so sieht man alte Frauen, den Kaffeetopf neben sich, unheimlich wie Wachsfiguren beim Klöppeln sitzen. Manche scheinen schon todt. Denn ihre Gesichter gleichen Todtenmasken. Aber nein, sie leben. Nach jedem Zoll Arbeit, den sie beendet haben, erheben sie sich und schleppen sich auf Stöcken nach der Kirche in den Beifluß. Und dort erlebt man die ganze alte Kunst. All diese Frauen, die vor den hohen strengen Altären, die da in schwarzen Gewand, die schwarze Kapuze über das weißleinene steife Kopftuch gelegt, breiten am Boden knieen, sind liebe vertraute Bekannte aus alten Bildern. In jeder Kapelle liegt, auf Pergament schwarz, blau und roth geschrieben, ein altes Buch. Langsam geht jede ein, kniet nieder und liest laut. Ueber jedem Altar hängt ein Bild, das eine Greisin auf dem Todtenbette darstellt, ganz in Weiß gekleidet, ein Crucifix auf der Brust, einen weißen Kranz über die weiße Haube gelegt. Daneben, wie ein Todtenflämmchen, das nur ganz leise flackert, brennt das ewige Licht. Und das Licht tritt man in den Garten, der mit Buchsbaum und grünen Todtenbäumen, mit mageren blassen Rosen, Stiefmütterchen und Levkoien bepflanzt ist. Vor jedem Baum ist ein Holzrelief — eine Station aus dem Leidensweg des Heilands. Und die alten Frauen auf ihren Stöcken humpeln hin, knien nieder, bekreuzen sich und beten nochmals. Es gibt keine Brücke von uns zu dem Seelenleben dieser Menschen.

Doch ganz in Spitzenklöppeln und Beten geht die Thätigkeit der Brügger Nonnen nicht auf. Sie schauen auch dem Leben ins Auge. Sie pflegen Kranke. Wie kommt es nur, daß ganz Brügge einem großen Krankenhaus gleicht? Sind es die Miasmen der Canäle? Bringt das Spitzenklöppeln die Schwindsucht? Ist es der „Zorn des Herrn?" Zur selben Zeit, als der Zwin verstandete und der Handel hinsiechte, nahm das große Sterben seinen Anfang. Bald war es die Pest, bald ein schleichendes Fieber, das die Bevölkerung heimsuchte. Nur Kranken- und Siechenhäuser wurden seit dem Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut. Die Leute gaben ihr letztes, um Betten für die Hospitäler zu stiften.

Und heute noch man geht und steht man an dieser Krankheitsgeschichte erinnert. Die schwarzen niedrigen Pferdebahnwagen, die ohne Geleise über das Pflaster rollen, gleichen Sanitätswagen der freiwilligen Krankenpflege. Die Dienstleute in ihrem weißen Kittel sehen aus wie Krankenwärter vom rothen Kreuz. Die Obstverkäuferinnen tragen weiße Hüchchen, wie sie in den Lazaretten getragen werden. Lazaretten gleichen auch die weißgetünchten Kirchen, von denen manche so finstre Namen wie Notre dame des aveugles tragen. Krankenpflegerinnen der verschiedensten Orden sieht man durch die Straßen. Und auch die Frauen, die keine Samariterinnen sind, sehen in ihren langen Mänteln so aus. Ueberall sind Apotheken, an zahllosen Häusern Crucifixe, auf denen Maria mit ihrer weißen Haube wie eine barmherzige Schwester aussieht. Die alten Männer, die sich auf Krücken daherschleppen, die kleinen Mädchen mit Klumpfuß, die blassen, kloppelnden Frauen — sie alle husten, husten dumpf und hohl. Und die Zahl der Krankenhäuser ist Legion. In der Rue Pré au moulin ist die Schmerzensbruderschaft, in der Rue des Carmes das Haus der Teufelsmutter, der Schwindsüchtigen und Blinden, am entgegengesetzten Ende die Peterie, das Hospital der Pestkranken und das Altmännerhaus von St. Hubert; dicht dabei das Hospital St. Julien, wo die Wahnsinnigen aufgenommen werden, und das Hospiz der unheilbaren Frauen.

Doch in alle diese Anstalten kommt der Fremde nicht. Nur

Digitized by Google

das Johannes-Hospital besucht er, das größte und ehrwürdigste der Brügger Siechenhäuser, das schon auf acht Jahrhunderte zurückschaut. Hier werden Kranke aller Art, auch solche, die gar nicht krank, nur arm und weltmüde sind, gepflegt. Man pocht an der verwitterten Pforte und schreitet an der Apotheke vorbei durch ein stilles Gäßchen. Einige der Köpfchen Frauen ähneln der Mutter Gretchens. Starr, wie versteinert sitzen sie da, nur mit dem Kopfe wackelnd. Andere sind blöde, lachen, schökern und juchzen. Auch schwindsüchtige alte Männer, die weiße Mütze tief in das hohle Gesicht gezogen, lagern in Kissen gebettet unter der alten Linde. Im Hofe nebenan arbeiten verkrüppelte Waisenkinder. Buben mit Kopfgrind, Mädchen mit großer schwarzer Brille sind, den Rosenkranz abbetend, um die Oberin geschart. Charité pour les pauvres malades steht auf der Büchse, die am Eingangsthor hängt. Es ist sehr viel Leid, viel herzzerschneidendes Siechthum. Gleichwohl empfindet man in Brügge nicht eigentlich das Schaurige der Krankheit, nicht das Ekelhafte, wie es Bruegbel und die alten Spanier malten. Denn so viel stille Ergebung, so viel Glück und Seelenfriede ist in diesen Leuten, daß man meint, sie möchten es gar nicht anders, sie seien der Krankheit dankbar, die ihnen erlaubt, fern von der rauhen, rohen Welt zu sein. Und an Lebensbäumen und Rosenhecken, an Tragbahren und der schmucklosen Kirche vorbei kommt man durch lange dunkle Gänge, die wie die Kreuzgänge eines Klosters anmuthen, in weite gelbgetragene gräulich- und weißgetünchte Säle, wo lange Reihen schmaler Betten, die vor langer, langer Zeit von mildthätigen Seelen gestiftet wurden, dicht nebeneinander stehen. Ueber jedem, wie eine Todesanzeige von der weißen Wand sich abhebend, hängt ein kleines schwarzes Crucifix. Auch alte Bilder sind da, die sieben Werke der Barmherzigkeit, die sieben Schmerzen Marias oder das Martyrium zarter Jungfrauen darstellend. Krankenschwestern, die selbst krank aussehen, oft zum Verlieben schön, mit ihren feinen, vornehmen, vergeistigten Zügen, wandeln lautlos, gütig und mild von einem Lager zum andern. Ganze Stilleben von Watte, Leinwand und chirurgischen Instrumenten sind über die Tische gebreitet. In einem der Betten, rührend und hilflos schön, lag ein bleiches Mädchen. Auf dem Schoße hatte sie ein Bilderbuch, in dem sie traumverloren blätterte. Eine Vase mit weißer Lilie stand daneben. Als ich vorbei kam, blickte sie auf, aus großen hellblauen sragenden Augen. Und ich gieng weiter, um im Museum des Hospitals die Bilder des Hans Memling zu betrachten. Richard Muther.

Ein Kinderbuch für Erwachsene.

Von jeher hat es feine Poeten gereizt, den Geheimnissen der Kinderseele nachzuspüren, jene Mischung von Einfachheit und grotesker Phantasie, von Unschuld, verbunden mit oft geradezu hellseherischer Feinfühligkeit, von naivem Egoismus und unbeirrbar wichtigem Urtheil, wie die Frühlingsstriche junger Lebenskraft sie zeigt, dichterisch zu gestalten. Es gibt eine Anzahl sehr dreidliger oder sehr ergreifender Kinderbücher für Erwachsene. Aber selten sind sie ohne eine gewisse Beimischung, die der gereifte Geist des Schriftstellers aus dem eigenen hinzugethan hat, entweder als carikierende Uebertreibung der Drolerie oder als tendenziöse und moralisierende oder poetisierende Sentimentalität. Auf alle, welche Kinder wirklich gut kennen und in ihrer naturwüchsigen, derben Eigenart lieben, wirken solche Fälschungen besonders peinlich, wie musikalischen Menschen durch unreine Töne der Ekonik an der schönen Singstimme verdorben werden muß. Schade — auch das hübsche Buch vom kleinen Trott*) ist nicht frei von solchen Zutaten. Das ist umsomehr zu bedauern, als es eine Fülle feiner und anziehender Kinderpsychologie enthält. Der kleine Trott ist ein herziges Kerlchen, und seine Reflexionen sind oft voll von einem rührenden Humor. Köstlich wirken seine Urtheile über die Freunde seiner Mama, diesen Kreis von eleganten Mondainen und ihren Courmachern in Nizza, welche die junge Frau des kernigen Marinecofficiers über die Langeweile ihres Strebewinterthums hinwegzutäuschen suchen. Einige Scenen sind da höchst gelungen. So, wenn Trott, ergriffen von weihnachtlichen Empfindungen, seinen Esel, der wahrscheinlich derselbe Esel ist, welcher neben dem Christkind an der Krippe von Bethlehem stand, und den er deshalb plötzlich mit ungeheurer Ehrfurcht betrachtet, den Blumenstrauß zu fressen gibt, den seine Mama von dem dicken, reichen Herrn Aaron geschenkt bekommen hat, und wie durch dieses kleine Ereignis die liebe, leichtsinnige Frau Mama von einem etwas bedenklichen Flirt zurückgehalten wird.

Sehr schön ist das Capitel, in welchem dem kleinen Büchchen durch die Erzählung der alten verhutzelten Köchin von ihrer Jugend zum erstenmal die Vorstellung des Alterns und Sterbens aufzieht. Das ist wohl die feinste Stelle im Buch. Dass der arme kleine Trott sich in jedem Capitel von dem Verfasser verdammt wird, die Stimme des guten Gewissens für die Erwachsenen in seiner Umgebung zu übernehmen, oder eine edle That zu verüben, gereicht ihm am Ende doch zum Schaden. Das kleine Menschenkind büßt dadurch ein ganzes Theil von seiner Lebenswahrheit ein. Es laufen Scenen mit unter, die in ganz conventionelle melodramatische Effecte ausarten, zum Beispiel das Bild des Polizinell am Grabe der kleinen Freundin und am Schlusse die Versöhnung der Eltern durch das Gebet des einschlummernden Kindes.

Merkwürdig, wie conservativ die Franzosen in gewisser Hinsicht bleiben. Es war in meiner eigenen Kinderzeit, als ich mich draußen in Aegypten, wohin deutsche Bücher sich nur selten verirrten, von Lesewuth gepeinigt, aus Verzweiflung auf die „Bibliothèque rose“ und andere französische Jugendschriften stürzte. Schon damals ärgerten mich die immer wiederkehrenden carikierten Engländer und Engländerinnen und die unwahrscheinlichsten Kindergebete, die einen eisernen Bestandtheil dieser Literatur bildeten. Und jetzt, nach fast dreißig Jahren, muß ich meiner alten Feindin, der flachbrüstigen Engländerin mit dem grünen Schleier unverändert als Trotts Erzieherin wieder begegnen, und das wunderthätige Kindergebet fehlt auch nicht.

Von Frankreich haben wir den Naturalismus bekommen, der auch vor dem kräftigsten Ausdruck nicht zurückschreckt, und die unbarmherzigste psychologische Analyse; Frankreichs Bürger sind nüchterne, klare Köpfe, wenn sie nicht gerade politisch aufgeregt werden. Aber spricht der Franzose von seiner Mutter, so erscheint er uns und Germanen immer sentimental, beinahe affectiert. Aus der französischen Kinderstube nun klingt uns bereits geschraubte Ton entgegen. Des Romanen Art, Gefühl zu äußern, kommt uns leicht wie theatralische Pose vor. Wahrscheinlich liegt's ihnen im Blut. Ich sah einmal im Luxembourg-Garten ein paar Jungen Krieg spielen: es war das reinste Komödiantenthum, und zwar Komödiantenthum mit Talent. Die Franzosen sind eben die cultivierteste, künstlichere Nation, wir haben vielleicht das feinere Gefühl für Naturlaute. Das sind schließlich Nationalunterschiede und sie prägen sich auch in der Sprache aus. Der kleine Trott ist bei aller herzigen Unschuld und Kindlichkeit zugleich ein wohlerzogener, feiner, junger Pariser. Diesen Eindruck konnte die Ueberseterin festhalten und dennoch einige Ausdrücke freier ins Deutsche übertragen. Zum Beispiel sagen Kinder bei uns nicht: „Meine kleine Mama,“ sondern: „Mütterchen,“ oder „Mutterle,“ oder „Mamichen,“ auch nicht „der kleine Jesus,“ sondern „das Christkind“. Officierskinder werden von den Domestiken nicht mit „Sie“ angeredet, noch weniger sprechen sie selbst ihre Eltern mit „Sie“ an. Das sind Kleinigkeiten, aber sie würden dazu beigetragen haben, um den ganzen Ton des Buches natürlicher erscheinen zu lassen.

Berlin. Gabriele Reuter.

*) Der kleine Trott und seine Freunde. Von Comtesse de Ségur. Autorisierte Uebersetzung. Mit 12 Bildern von Marie Marcus. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Schatten.

Drama in drei Acten und einem Vorspiel von M. E. delle Grazie. Zum erstenmale im k. k. Hofburgtheater aufgeführt am 28. September 1901.

Das Drama „Der Schatten“ von M. E. delle Grazie ist ein Doppel-Vexierstück mit einem Trick. Der true ist alt und besteht darin, dass man zum Schluss erfährt, der größte Theil der dargestellten Ereignisse habe sich gar nicht ereignet, sondern stehe nur in einer gedachten Beziehung zu einer der handelnden Personen: worin aber diese gedachte Beziehung liege, und was es mit dem „Schatten“ jener handelnden Person, der selbst selbständig handelnd auftritt und auch dem Stück den Namen gibt, für eine Bewandtnis habe, das sind die beiden Vexiere.

„Was ist Dichten? Gutes oder Böses
Erschaffen durch zuviel Gefühl und Geist.“

Von diesem Citat aus Byron geht die Dichtung aus und zu ihm kehrt sie zurück. Wenn aber seelische Ueberkräfte im Dichter wirken, dann ist, schließt die Verfasserin, das Dichten gewissermaßen eine Ableitung der Ueberkräfte des Uebermenschen, die, wenn sie nicht durch den Canal der Poesie abgeleitet würden, sich in Thaten umsetzen und auf diese Weise ihren Besitzer und seiner Umgebung oft recht gefährlich werden könnten.

In Verkennung dieser Sachlage wünscht sich der Dichter „Werner“, der gerade mit dem Dichter „Klang“ ein Zwiegespräch führt, in einem Augenblick der Verstimmung den „Mann der That, des Lebens,“ den er „der Kunst geopfert und dem Traum,“ zurück, oder bedauert doch, dass er ihn „erkühnt“ hieben „zweiten“, der in ihm gesteckt hatte, der so „schön und löwenstolz“, so „stark und furchtbar“ gewesen war und der vielleicht „ein Held“ geworden wäre und „vielleicht — ein Böswicht“. Und nun wird uns gezeigt, dass dieser Zweite in der That — ein Böswicht geworden wäre, dass er aus Neid und Eifersucht den eigenen Freund verrathen und verleumdet und dessen Geliebte ermordet hätte — um schließlich in Reue und Verzweiflung nach Gnade für das Opfer seiner Missethaten zu schreien und zerknirscht die eigene Schuld zu gestehen. All dieses wird dem Zuschauer als wirkliches Geschehnis vorgeführt, erst zum Schluss erfährt er, dass er nicht gesehen hat,

Digitized by Google

was geschehen ist, sondern was geschehen wäre, oder doch hätte geschehen können, wenn Werner seinen „Zwölften", seinen „Anderen" zurückerhalten oder überhaupt nicht „an die Kette" gelegt und „zum Eunuchen für die Kunst gemacht" hätte.

Also darüber wird der Zuschauer aufgeklärt, dass das Gesehene nicht Geschehenes bedeutet. Aber irgend etwas muss es doch vom Standpunkt des Dramas und der handelnden Personen aus bedeuten? Was es nun zu bedeuten hat, das herauszukriegen wird dem Zuschauer wahrlich recht schwer gemacht. Ein Traum ist es nicht, der dem Dichter Werner vorführt, in welche Abgründe ihn die Erfüllung seines Wunsches geführt hätte: Werner schläft nicht ein, bevor das Zwischenspiel beginnt, wir finden ihn nicht schlafend, da wir aus der ironalen Welt wieder in die reale zurückgeführt werden. Er arbeitet vielmehr und hat die ganze zwischengelegte arbeitet und zeigt uns zum Schluss ein Manuscript, das er eben abgeschlossen hat, und so läge vielleicht die Annahme nahe, dass der Dichter Werner eben jenes Drama vor unseren Augen vollendet hat, das sich vor unseren Augen abgespielt hat. Sie läge nahe diese Annahme, wenn man Klarheit darüber gewinnen könnte, wo das Stück Werners beginnen soll, wenn das Zwischenspiel einen in sich abgeschlossenen Inhalt hätte und wenn nicht im Vorspiel und im Zwischenspiel so viel von Cäsar und von einer Dichtung „Cäsar" unseres Dichters die Rede wäre, dass jeder unserer muss, der Dichter Werner habe eben einen neuen „Julius Cäsar" und nicht Frl. belle Grazies „Schatten" gedichtet. So lenkt die Dichterin selbst den Zuschauer vom Naheliegenden ab und stürzt ihn in dem Augenblick, da sie ihn aufklärt, das Gesehene sei nur ein als gedacht zu Denkendes, erst recht in Unklarheit, in welcher organischen Verbindung diese phantastische Episode mit der realen Handlung stehe.

Zu diesem einen Räthsel, das sich der Zuschauer zu lösen hat, kommt aber noch ein zweites. Das Zwischenspiel ist in das Hauptspiel eingeglieder durch Vermittlung einer Figur, welche „der Schatten" genannt ist. Was ist dieser Schatten, was bedeutet er? Diese Frage wird weder von Anfang an klar gestellt, noch zum Schlusse klar gemacht, wohl aber wird von Anbeginn soviel in so mannigfacher Beziehung von „Schatten" gered et, dass der Zuschauer jedesmal die Ohren spitzt und zu der Hoffnung verleitet wird, jetzt müsse er erfahren, was der „Schatten" eigentlich vorstelle — um jedesmal enttäuscht wahrzunehmen, dass er wieder nur auf einen Abweg gelockt sei, und schließlich sich resigniert sagen zu müssen, die Person des „Schatten" sei überhaupt nur schattenhaft von der Dichterin erfasst, in ihr seien verschiedene, unvereint nebeneinander verstiefende Ideen durcheinandergemengt, es sei vergebliche Mühe, künstlerische Einheit in das zu bringen, was von Haus aus solcher entbehrt.

Zunächst ist der „Schatten" jedenfalls Werners wirklicher Schatten, der als selbständiges, nur äußerlich an den Menschen gebundenes Lebewesen gedacht ist, der als aufmerksamer Beobachter seinen Herrn und die ganze Welt betrachtet. Dann aber ist er der Dolmetsch der verborgenen Wünsche und Gedanken seines Herrn und so sein Verbrecher. Und dann ist er jener Andere, jener Zweite, dem die Poesie „das Leben nahm", den der Dichter Werner in sich erschlagen hat. Und dann holt er über Erlaubnis des Herrn diesen Anderen, der er ja schon ist, von der Poesie zurück und ist von nun an eine freidewegliche Figur. Was sonst anders in ihm geworden ist, vermögen wir nicht zu erkennen. Der Erscheinung nach bleibt er Schatten, nur geht er frei ab und zu und ist dem geheimnisvollen Gesetz unterworfen, dass, wenn sein einstiger Herr ihn vor Menschen anruft, er diesen auch sichtbar wird, ein Gesetz, das aber sehr problematisch ist, da es offenbar jenen gegenüber wieder versagt, die selber „doppelt geh'n". Anfonst bleibt er aber Beobachter, der die Welt und „die Schatten aller" sich angesehen hat, ist abwechselnd Versucher des neu erwachten Anderen in seinem früheren Herrn, abwechselnd dieser Andere selbst, jetzt ist er das „Herzbild der Wünsche" des Herrn, dann ist er sein spiritus familiaris, der das zuführen vermag, was jener will, eine Fähigkeit, die er wohl auch mit den nebulösen Worten „Mein Wissen ist der Schatten Eines Wissens" jenem anfangs zu machen versucht haben dürfte. Dann aber ist er wieder etwas wie Gewissen und dann Mahsonneur, der allerlei Betrachtungen und Belehrungen zum besten gibt und hier und da ist er auch die Personifikation der Thaten des Menschen und gelegentlich auch das, was die Ereignisse vorauswerfen.

So plagt sich der Zuschauer geraume Zeit, sich Klarheit über den Anlbau der Dichtung und das innere Wesen der Gestalt des Titelhelden zu verschaffen und muss endlich zur Einsicht gelangen, dass er sich umsonst geplagt hat: er vermag nicht klar zu sehen, weil der Dramatiker nicht klar gedacht hat.

Das Publicum war nicht allzu zahlreich erschienen. Ganze Reihen im Parquet waren leer. Die Erschienenen gaben sich übrigens redlich Mühe, den Gedanken der Dichterin zu folgen und ihrem Werke gerecht zu werden. Das Hauptverdienst an dem Erfolg des Abends gebührte den Herren Di n z und Reimers, welche die beiden Dichter gaben. Trefflich in der Erscheinung war Herr Heine als Schatten, im übrigen spielte er die Rolle wie man eine derartige Rolle eben nur spielen kann, mit lauter äußeren Effectmitteln. Jetzt duckte er sich zu Boden, dann richtete er sich in die Höhe, jetzt flüsterte er und im nächsten Augenblicke schrie er, jetzt stieß er jede Silbe einzeln heraus, dann sprudelte er ganze Sätze hervor — er hätte wohl auch auch dort flüstern können, wo er schrie und überhaupt alles umgekehrt machen können. Ihre sämmtlichen bisherigen Gast- und Debutrollen auf einmal spielte Frl. Rabitow als Martha Holm und alles, schmelzende Weichheit und ausbrechende Tragik, so äußerlich und gemacht, dass man manchmal glaubte, den leibhaftigen Herrn Generalintendanten Possart Komödie spielen zu sehen. Herr Nissen, der einen in seiner Erscheinung lebhaft an den „Simplicissimus" gemahnenden „Serenissimus" darzustellen hatte, vermied die Gefahr, komisch zu wirken, was er sprach, blieb aber allerdings den meisten unverständlich. So kam er mit seiner Darstellung eigentlich dem Geiste der Dichtung am nächsten.

Max Burchard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Mit zwei Ausreden hat Herr v. Koerber das nationale Problem für seine Person gelöst. Herrlich verhaltnismäßige Ruhe unter dem Nationalisten, le jagt er: „Spielen wir mover" und thut nichts. Geht der Ketarrd wieder los, so sagt er: „Warten wir ruhigere Zeiten ab, in diesem Lärm lässt sich nicht verhandeln", und abermals thut er nichts. Im Vorjahre war die erste Ausrede zeitgemäß. Jetzt kommt die zweite Ausrede zu Ehren. In diesem Sinne schreibt denn auch zur Einteilung der Reichsrathssessionen das officiöse „Fremden Blatt":

„Die Mehrzahl der Parteien hat sich von den Grundlagen, auf denen eine Schlichtung des deutsch-czechischen Streites möglich war, entfernt. Es ist unsere feste Ueberzeugung, dass eine ruhige Epoche — vielleicht früher als man heute zu erwarten wagt — wieder eine Annäherung herbeiführen wird. Vorläufig aber haben die Parteien selbst, indem sie sich zu Programmen bekannten, von denen eines das andere ausschließt, die Anlagerstnahme der gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage unmöglich gemacht. Von ihnen allein wird der Zeitpunkt abhängen, in dem an die Durchführung dieser Action wird geschritten werden können."

Jetzt also, da dank der „versöhnlichen Politik" des Herrn v. Koerber, die Deutschen und die Czechen wieder einmal gründlich auseinanderversöhnt sind, kann man an eine Ordnung des nationalen Streites nicht denken. Nicht aber wieder etwas Mache in der nationalen Gemüthlichkeit, so dass man sie nicht betreiben, weil man sonst die Ruhe stören würde. Es ist erstaunlich, mit welch einfachen Mitteln dieser Reich zu regieren ist.

*

Mit deutschen zwei Ausreden kommt man auch über eine andere Schwierigkeit des österreichischen Staatslebens hinweg, über die noch ausstehende parlamentarische Genehmigung der zahlreichen §. 14-Verordnungen. Gegen eine Obstruction im Parlament lobe, kommen sie nicht durchsetzen. Jetzt, wo die Obstruction aufgehört, darf man sich um sie nicht bemühen, weil sonst der Ruminel wieder losgehen könnte. So werden uns nebst der nationalen Frage auch die drei Dutzend ungenehmigten Nothverordnungen dauernd erhalten bleiben.

*

Als besonders erfreuliches Symptom wird in einer Mittheilung des Finanzministeriums die Thatsache bezeichnet, dass trotz des in der Bevölkerung herrschenden wirthschaftlichen Nothstandes die Steuereingänge eine anhaltende Besserung zeigen. Das heißt also, dass es der Bevölkerung zwar schlecht geht, dass aber der Fiscus die Steuerschraube so scharf anzieht, dass er aus den geringer werdenden Einkünften der Bevölkerung höhere Steuern herauspresst. Wenn es der Bevölkerung gut geht, ist es allerdings kein Kunststück, ihr mehr Steuern abzunehmen. Wenn es ihr aber schlecht geht, die Steuereinnahme zu vermehren, das ist die fiscalische Bravour, über die der Finanzminister Herr v. Bohm sich so sehr freut.

*

Freilich wird Herr v. Bohm diese Freude nicht lange mehr äußern dürfen. Denn nächstens tritt das Parlament wieder zusammen, und Herr v. Bohm hat die Aufgabe, seinen Mitgeordneten aus den vorigen Sessionen wieder gut zu machen und jene Parlamente die der Lactenstener abzustiften. Schon lässt er dem auch verlauben, dass er in Ermangelung der Tabakrenten die längst verbrochene Aufhebung der Mauten auch im nächsten Budget wieder brechbuchen können. Sobald im Parlament die Mauten oder die Tabakrenten zur Sprache kommen werden, wird also der freudige Herr v. Bohm sich abermals in den traurigen Herrn v. Bohm verwandeln, der plötzlich aber Weihnachten in den Staatsacten klagt. Diese zwei Rollen hat er schon in der vorigen Session abwechselnd zu spielen verstucht. Damals ist es ihm nicht gelungen. Vielleicht hat er diesmal besseres Glück. Herr v. Bohm glaubt als österreichischer Finanzminister seine sattsam Bettler nachahmen zu sollen, die sich an dem einen Tag in guten Kleidern und mit gebadeten Gliedern an allen Gemüden dieser Welt gastlich thun und dann den anderen Tag in zerfetzten Gewandern und mit ungewaschen Vorgesichtern das Mitleid der Passanten anrufen, um schließlich, wenn sie wieder einen Spreche kommen werden, wird also der freudige Herr v. Bohm sich abermals in den traurigen Herrn v. Bohm verwandeln, der plötzlich aber Weihnachten in den Staatsacten klagt. Diese zwei Rollen hat er schon in der vorigen Session abwechselnd zu spielen versucht. Damals ist es ihm nicht gelungen. Vielleicht hat er diesmal besseres Glück. Herr v. Bohm glaubt als österreichischer Finanzminister seine sattsam Bettler nachahmen zu sollen, die sich an dem einen Tag in guten Kleidern und mit gebadeten Gliedern an allen Gemüden dieser Welt gastlich thun und dann den anderen Tag in zerfetzten Gewandern und mit ungewaschen Vorgesichtern das Mitleid der Passanten anrufen, um schließlich, wenn sie wieder einen Sparpfennig zu hinterlassen. Das Handwerk ist nicht so leicht. Aber Herr v. Bohm wird es schon erlernen. Er ist ja ein talentierter Mann, und wenn man die talentierten Leute unter den Ministern nicht zum Aushungern der Leute benutzen wollte können, wozu nähme man denn dann talentierte Leute überhaupt in die österreichischen Ministerien auf?

Digitized by Google

Volkswirthschaftliches.

Die Denkschrift, welche auf Anregung des Bundes österreichischer Industrieller über die Besteuerung der Actiengesellschaften ausgearbeitet und dem Finanzministerium überreicht worden ist, enthält eine Fülle berechtigter Klagen, welche zum grossen Theile die gesammte Steuerpraxis betreffen. Die hohe Staatssteuer mit den hinzukommenden Landes- und Communalzuschlägen bedeutet eine fast prohibitiv wirkende Belastung der Actiengesellschaften, wie überhaupt die ungeheuere Steuerlast, welche die erworbende Bevölkerung drückt, eine der Hauptursachen des so sehr darniederliegenden Unternehmungsgeistes bilde. Dazu wäre es Sache einer vernünftigen Steuergesetzgebung, welche die Schäden des Steuerdruckes erkannt hat, nicht noch über das Gesetz hinaus, die Steuerschraube anzuziehen. Indes hat die Vollzugsvorschrift zu den Personalsteuern alle Zweifel des Steuergesetzes in fiskalischem Sinne ausgelegt und selbst unzweideutige Bestimmungen in ihr Gegentheil interpretiert. Ein weiterer Uebelstand ist, dass die Erledigungen der Recurse, die Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes und deren Veröffentlichung so lange brauchen. Wie auf allen Gebieten unserer Administration ist auch in Steuersachen das Verfahren unglaublich schleppend. Die Denkschrift führt Fälle an, dass Steuervorschreibungen zwei Jahre auf sich warten liessen; noch schlimmer ist es mit den Recursen, es gibt deren aus dem Jahre 1893, die noch unerledigt sind! Dazu teilt die Hinterlist der Finanzverwaltung, welche insbesondere die Erledigung von Recursen, bei denen sie weiss, dass sie im Unrecht ist, möglichst lang hinausschiebt. Ein oft geradezu Wüthrauch ist es, dass die Steuerpflichtigen sich auch um durch Entscheidung des Verwaltungsgerichtshofes längst festgestellte Rechtsverhältnisse nicht kümmern, sondern trotz der dem Fiscus unzweifelhaften Entscheidungen regelmässig ihre fiskalischen Steuervorschreibungen machen. Zur Hebung der Steuermoral kann sicher vorstehes Vorgehen natürlich nicht beitragen. Bei den Rechtsprechungsfehlern, wie es in der Regel seinen Zweck verfehlen, aber es wird ganz allgemein in der Steuerpraxis angewendet, und bei der weniger rechtskundigen Bevölkerung mag es oft genug von Erfolg begleitet sein. Sehr häufig kommt es auch vor, dass die Steuerverwaltung ganz ungerechtfertigte Steuervorschreibungen in allen Instanzen aufrechterhält, um sie schliesslich von der Verwaltungsgerichtshof aufheben zu lassen, ohne dass es zur Verhandlung käme, so dass die Partei nicht einmal einen Kostenersatz für die Klage erhält. Berechtigt sind auch wenigstens zum Theil die Klagen der Actiengesellschaften über die Lücken der Steuergesetze, bei der Ueberprüfung der Bilanz und bei der Forderung von Ergänzungen und Berichtigungen der Bilanzposten. Ganz kann man auf die Ueberprüfung bei der doch nicht allzuhoch stehenden Steuermoral freilich nicht verzichten. Wenn aber Beamte sich nicht entblöden, Aufklärungen und Specificationen über Posten bis zu 2½ Gulden herab zu verlangen, so kann man nur als Schikanen bezeichnen, die Steuerlisten den Beamten — es werden eine ganze Reihe solcher Fälle erwähnt — schliesslich fehr wenig zu thun zu haben. Es wurde sich empfehlen, für die verschiedenen Industriezweige allgemeine Bilanzschemata aufzustellen und innerhalb dieser Schemata nur solche Posten zu beanstanden, welche durch ihre unverhältnismässige Höhe auffallen. Dasselbe gilt von den 20 Abschreibungen. Es ist einfach lächerlich und schädlich, zu verlangen, dass man z. B statt 8% nur 7% von einer Maschine abschreibe. Reichliche Abschreibungen sind im volkswirthschaftlichen Interesse durchaus wünschenswert. Aber ganz kann die Steuerbehörde auf die Prüfung der Angemessenheit der Abschreibungen nicht verzichten, denn es ist bekanntlich ein morbus austriacus durch unverhältnismässig hohe Abschreibungen und geheime Reserven die Actionäre und den Fiscus zu schädigen.

*

Die in den letzten Wochen veröffentlichten Bilanzen und Ausweise ausgewählter österreichischen Gesellschaften zeigen die Ausläufe der Erschütterungen infolge des Niederganges der Conjunctur, des Martellfampfes und des Preisrückganges. Noch mehr als bei den grossen österreichischen Werken wuteten diese wirdrigen Umstände in den Bilanzen der ungarischen Eisenwerke zum Ausdruck kommen. Denn die Productionsverluste sind in Ungarn erheblich höher, insbesondere die Arbeiterverhältnisse sind in den Kreisen niedriger waren als in Oesterreich. Und im Kartellmarkte zeigen sich die österreichischen Werke entschieden überlegen. Nach der Zwischenverkehrsstatistik weisen die österreichischen Werke den Export der ungarischen nach Oesterreich in Eisen und Eisenwaren im ersten Semester d. J. von 212.297 Meterzentner auf 367.671 Meterzentner gesteigert haben, während der Export nach Ungarn von 561.435 auf 630.955 Meterzentner erhöhen konnten. Umso auffallender ist es, dass die Bilanz der Rima Muranyer-Gesellschaft sogar einen etwas höheren Reingewinn ergibt, als für das Vorjahr. Allerdings hat die Rima im vergangenen Jahre die Seite des ersten Andrang der verschuldeter Eisenindustrie Gesellschaft und der Eisen und Blechschrift Union erworben. Aber von diesen haben speciell der letzten beiden viel langen mit betrübendlichen Verlust gearbeitet, und es ist ausgeschlossen, dass sie bei den gegenwärtigen Preisen und schwierigen Absatzverhältnissen im letzten Jahre einen Reingewinn erzielt hatten. Die Rima selbst musste in einer alten Werken einen erheblichen Ausfall erleiden haben. Wenn also dieser ein höherer Reingewinn ausgewiesen wird, als das Vorjahr, so ist zweifellos eine der beiden Zweifel falsch. Die Annahme hat, in wie die besser eigen Gesellschaft, durch viele Jahre auch nur einen kurze Neserve angelegt, sondern auch herausschlage gewisse Reserven aufgebraucht. Seit zwei Jahren hat sie mit diesem System gearbeitet, jedenfalls mit solchen ungewöhnlichen und vielleicht höhere Tiefenbeträgen. Wie lange dieses noch dort Bilanzierungsmethode und Gewinnverwendung nicht wird bestehen. Die Dividende, die für das [illegible] [illegible] [illegible]

variierlich angekrönte Glodelle, wie man sie sich nur wünschen kann, und gleich dem ihrem sind alle anderen Charaktere des Stückes Ausgeburten des Fantasienervosen. Es ist erstaunlich, daß das wirklich die nämliche Marmi, welche die Dialoge geschrieben hat? Strindberg behauptete einmal, die Weiber könnten alle nichts, und wenn eine einmal etwas fertig gebracht habe, so sei dies stets nur mit Hilfe eines Mannes geschehen. Hatte die Marmi bei ihren Dialogen am Ende einen solchen verborgenen Mitarbeiter, der sie bei „Manoune" im Stiche gelassen hat? In Paris munkelt man seitsame Dinge, aber die Pariser sind eben böse Klatschweiber, auf die man nicht hören darf. Sicher aber ist, daß „Manoune" der Dialoge durchaus unwürdig ist.

Gemier, einst die rechte Hand Antoines, hat jetzt sein eigenes Theater, das Renaissance-Theater, das er nach dem Vorbilde Antoines Théâtre Gemier nannte. Er eröffnete es mit „Le Voleur" von Jean Julien. Das Beste an dem Stücke ist, daß man seinen Inhalt mit wenigen Worten erzählen kann. Die „Schülerin", welche dem Stücke den Namen gibt, ist eine junge Lehrerin in einem kleinen Landstädchen. Drei Akte lang machen ihr die sämmtlichen Mitglieder des Schulrathes, der sie heiraten will, die unverheirateten, die jungen und die alten, den Hof, leider nicht zur in den Motiv. Im vierten Akt merkt die anschuldige junge Dame, was die Herren eigentlich von ihr wollen, und wirft sie zur Thüre hinaus. Am fünften Akt sieht sie sich gezwungen, ihre Entlassung einzureichen, weil die abgewiesenen Schulräthe gegen sie chicanieren. Das ist der Inhalt des Stückes. Die junge Lehrerin ist ganz unglaublich unschuldig und tugendhaft, die Schulräthe sind ohne Ausnahme Canaillen vom reinsten — Pardon! vom schmutzigsten Wasser. Im Leben ist die Sache etwas anders, da werden die Naturen gemischt. Die Clique und die Freunde des Verfassers klatschen und rufen nach Autor. Er kam nicht mit Unrecht recht: sein Stück ist entsetzlich lang und langweilig. Eine Novelle von höchstens zweihundert Seiten hätte er daraus machen sollen, aber kein Schauspiel von fünf Akten.

Noch grausticher ist das Stück, womit das Vaudeville seine Saison beginnt. „La vie en rouge" von Maurice Desvallières ist ein unglaublich übler Schmarrn, ein Schmarrn ohne Schmälze, ohne Einfälle, ohne lustige Laune. „Manoune", die „Frolière", „Das Leben auf Reisen," das sind jetzt binnen wenigen Tagen drei Mißgeburten. Es ist kläglich, und man kommt beinahe, wie jener preußische Lieutenant, in Versuchung auszurufen: „Ich muß doch lieber einmal an die Nebelt gehen und den Leuten zeigen, wie man ein Stück schreibt."

K. E. Schmidt.

Man schreibt uns aus München: Seit einigen Wochen gibt es in München einen neuen Künstlerverein, der sich „Phalanx" nennt. Er kündigte sein Erscheinen und seine Ausstellung mit einem Placat an, worauf geharnischte Ritter gegen ein befestigtes Lager anstürmen. Da die Mitglieder dieses Vereines ihre Bezeichnung in der Ordnung der Ausstellung zurückgewiesen wurden, so kann man sich leicht denken, wer in dem attackierten Lager verschanzt liegt. „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand — Die gegen unterirdisch — Gegen die Seeschlange Bendig." Bendig mag wohl sein. Diese Schlagen haben ihm nichts anhaben können. Sie sind ganz achtbar bewaffnet, verstehen sich auch nicht übel auf die Strategie, aber was braucht schließlich der Löwe nach der Maus zu fragen? An der ganzen Ausstellung ist eigentlich nur das Eine interessant: weshalb der Glaspalast, der so manchen Stuck hinter Lenmand Dbdas gesehen hat, nicht auch diese Bilder, oder wenigstens das Beste darunter, aufgenommen hat? Irgend etwas Neues, Bahnbrechendes, Umstürzlerisches, den Anfang einer „Secession", darf man bei der „Phalanx" nicht erwarten. Auf auch hat das ganze lebhaft den Eindruck eines — Ueberbretts für Materei gemacht. Dieselbe Triumvirität der Verneinerinnen, derselbe Mangel an Können, derselbe Studentenschwärmerei, dieselbe Böhme Stimmung wie etwa bei unseren „Elf Scharfrichtern"! Man muß wahrscheinlich Akademiker sein und den Aerger, den man einem hochweisen Professorenkollegium bereitet, für eine Gesichtat halten, um die Weltanschauung dieser Vereinsgründung mit dieser Ausstellung einzuleiten. Ich nehme an, daß Leute wie Hans v. Hanel, Franz Hoch, Karl Piepho, Ernst Stern, die bereits seit Jahren bei der Secession oder der Luitpold Gruppe stehen, sich nur aus Gefälligkeit an dem Unternehmen betheiligt haben. Die übrigen aber, die Hallberg Krauß, W. Dachser, W. Georgii, der hochbegabte Ludwig Herterich, Hans Hahn, A. Salzmann halten gewiß nur auf die den jungen Leuten reser vierte Frühjahrsausstellung der Secession zu warten brauchen, um ihr ihre Arbeiten die freundschaftliche Aufnahme zu finden.

E. E.

§§ Eines muß man Wilhelm II. lassen. Er hält alle Welt in Athem. Er reist nicht nur über die russische Grenze, auch durch unsere Zeitgeschichte. Es ist so etwas Reisiges an ihm. Nun ist er Mundatar Gottes, nun gar des weisen Lenken. Immer mischt er dirigieren: die Geschicke, die sich freilich nicht immer lenken lassen, die Entwicklung unserer Kunst, die, leider gleichfalls dockbeinig, nicht den geraden Weg zu Hose und seiner Gnade gehen will. Sie verschmäht den kaiserlichen Marstall und seine Pauk schalverken. Wenn aber das Regieren innerliches Bedürfniss ist, der kann nicht so leicht laster. Er machte die Stimmen der Völker verrenmal wissen zu einem Hymnus, dem Sang an Aegir. Er hat einen — aber den Hauptmann hinaus — aufsteuerisch bevorderten Dichter, er hat einen Maler, dessen Ehrgeiz sich darauf gerungen läßt, die Ideen des Herrn in Linien und Farben mit Kühnheit und Originalität zu übersetzen. Denn zu Ausführung gehricht es einem so vielbeschäftigten Herrscher doch mindestens an der Zeit. Was sein Mißfallen erregt, das wird trutsch in Grund und Boden gestampft. Es ist nicht immer der richtige Anlaß dazu gewählt; zum Beispiel sind die Preise Monumentalbauten mit ihrer Zeit entsprechenden Originalität oder ihrem sehr zu bevorzugenden Geschmack sorum der rechte Tat gewesen, um sich über Ballotins Parlamentarismus zu entrüsten. Dem aber seine imaginierten Vollegen nach Belieb immer noch um eines gutes, natürlich keines eigenen Kopfes Länge. Der Ordinate der Tentmeisterlaer sand gleichfalls nicht ganz jenes Verhandnus, denen er würdig gewesen wäre. Es ist ja nicht jedermanns Sache, zwischen Erinnerungen, zwischen Hohenzollern und ihren Dienern, Spießruthen zu laufen. Nun hat der Kaiser abermals in einer Frage der bildenden Kunst das Wort ergriffen. Es handelte sich um die Märchenbrunnen, deren Aufstellung der Berliner Magistrat plante. Sie müssieten dem Kaiser. Er hielt es für nothwendig, sein Mißfallen zu begründen. Das ist schön von ihm. Er fand sie zu groß und zu wenig zierlich. Das ist Geschmackssache. Die stärkste Eigenschaft eben der deutschen Märchen ist ihr Humor, der feinsowohl immer freundlich ist. In der Regel grenzt er ans Menschenfresserische, treibt „mit Entsetzen Scherz". Ich kann mir also ganz gut denken, daß ein Künstler eben diese Seite betonen will. Wilhelm II. hielt es aber auch für erspriesslich, Abänderungsvorschläge zu machen. Das ist sicherlich mehr so ganz seines Amtes. Da gehört ein Mann von Fach, voll intimer Kenntnis des Handwerkes dazu; da merkt man schon den Einfluß des Lauff und des malenden Faulf Knackfuß, die nicht rasten, ehe sie nicht jeden Einfall des regierenden Herrn in eine möglichst Form gebracht haben. Facit Nr. 1: Die Welt erstaunt, was Wilhelm II. alles Zeit findet und was er alles versteht. Facit Nr. 2: Er will mit darüber viel gescheiter. Man hat das innere Nothwendigkeit ist, der fest sie gerne auch bei anderen voraus.

§§ „Der Messnerdienst läßt sich nach meiner Würdigkeit ganz gut mit den des Schulehres vereinigen." Bischof Doppelbauer in der Sitzung des oberösterreichischen Landtages vom 20. September 1901. Gewiß haben sich die Herren das ja immer. Daß sie aber den Augenblick für gekommen halten, ihre Wünsche aus des Herzens Schrein mit aller Unbefangenheit aus Licht des Tages treten zu lassen, dies scheint nicht ohne Belang, und man soll sich das Datum merken. Eine Glosse zur Thatsache ist völlig überflüssig.

Bücher.

Hans F. Helmolt: Weltgeschichte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 8 Bände.

Das Erscheinen des ersten Bandes der Helmolt'schen Weltgeschichte gab seinerzeit dem Unterzeichneten Veranlassung, sich über die Grundauffassung und Gesammttendenz des ganzen Werkes in dieser Zeitschrift näher auszusprechen. Inzwischen sind auch der vierte und siebente Band erschienen. Der vierte behandelt die Randländer des Mittelmeeres (nicht ganz von Leonard bis zur alte Geschichte berührt, mit Ausnahme Spaniens, dessen Geschichte bis zur Neuzeit geführt ist), der siebente den ersten Theil der Geschichte Westeuropas. Wie hat sich der Grundsatz des Herausgebers, bei der Gliederung des Stoffes und der Schilderung der Entwicklungstendenzen die geographischen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen, bewährt? Ich finde, im allgemeinen sehr gut. Gewiß kann man der Frage viele von Problemen von der geographischen Seite her nicht näher kommen. Auch in diesen Bänden findet sich vieles derartige: Die Details der politischen Staatengeschichte, die Entwicklung des Christenthums, die inneren politischen Bewegungen müssen eben von ihren eigenen Voraussetzungen aus behandelt werden und sich nur von den räumlichen Verhältnissen, zu denen sie sich abspielen, zum wenigsten nur sehr secundär beeinflußt. Aber einmal resultiert aus dieser starken Betonung der örtlich natürlichen Bedingungen — im Gegensatz zu dem in den bisherigen Weltgeschichten üblichen chronologischen Nebeneinander — verschiedener Nationalgeschichten — eine wirklich großzügige Disposition. Man überschaut die räumliche Ausdehnung der verschiedenen Culturkreise, den Antheil, den die einzelnen Glieder an der Erzeugung einer bestimmten Cultur genommen haben, die gegenseitigen Beeinflussungen. Die entfernten Zusammenhänge und Abstände der verschiedenen Nationen sind somit viel markanter in den Vordergrund gezeichnet. Sodann fordert das neue Princip eben doch auch in der Einzelbetrachtung wo nicht neue Gesetze, so neue anschauliche Gruppierungen und Formulierungen. So erscheint mir z. B. das Mittelländische Meer als der große Weltenbrecher der Völkerbewegungen, die an seinem weit ausgedehnten Ufer stattfindet, zum Stillstand zu kommen: „Den Nichtweg gegen den Strom der nachdrängenden Massen zu erzwingen ist nicht möglich. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich hier festzusetzen und sich der Nach drängenden so gut es eben geht zu erwehren." Die thätige Regsamkeit, der bedeutende Einfluß, den Griechenland lange Zeit hindurch auf einen Theil in friedlichen Handelsbeziehungen ihr übenige. Die verhältnismäßig rasche Festsetzung vielfach zersplitterter Völker ließ deren Verschmelzung am Mittelmeer mit großer Leichtigkeit zu. Die Mittelmeervölker haben sich alle — die rückständigen Negroider ausgenommen — des Mastenweisens entledigt. Es ist endlich eine gewisse innere Gleichartigkeit des geistigen Empfindens, zum mindesten der geistigen Auffassungsfähigkeit, in der die Leitung des organisch wohlgegliederten römischen Riesenreiches von einem einheitlichen Centrum aus ebenso sehr Voraussetzung fand, wie dann später in der Völkerwanderung die beispiellose Leichtigkeit des Amalgamierungsprocesses verschiedener Völker in einer neuen Nation. Vereinzelt ist von einer Seite gegen das Werk der Vorwurf erhoben worden, daß mit der Betonung der geographischen Gesichtspunkte in ihm nicht genügend Ernst gemacht sei. Besonders für die mehr tummende ge gebene Darstellung der Entwicklung des Christenthums wurde dies z. B. behauptet. Mir scheint eher das Gegentheil gelungen zu sein. Jedenfalls darf eine Weltgeschichte nicht der Tummelplatz geographischer Hypothesen werden. Frühere religionsphilosophische Versuche heranzuziehen, den Charakter der Religionen aus der Landschaft ihrer Entstehung zu erklären, Buckle'sche Gedankengänge, Ratzel'sche Theorien, Lamprecht'sche Ideen einweben. Unter den Mitarbeitern finden sich Namen von Ruf: C. Pauli behandelt im vierten Bande kurz, aber ungemein gedrungen und lehrreich die Geschichte der Urvölker der Apennintenhalbinsel, Jul. Jung die der Kelten. Der gerichte Heinrich Schurz kommt speziell zu Wort Neudorff und Paul Langhans-Leipzig. Kenner nennen die Namen Wilhelm Wolf, der über das Christenthum, im allgemeinen mit Sachkenntniß, seines volle Vorzüge Standpunktes. Im siebenten Bande schildert Richard Mayr trefflich die Wirthschaftsgeschichte Westeuropas bis zur Reformation, nicht ohne stark pessimistisch gefärbte Ausblicke in die Zukunft des europäischen

Digitized by Google

Industrialismus, Armin Title Reformation und Gegenreformation, Zwiedineck-Südenhorst die Entstehung der Großmächte. Zum ersten male in eine Weltgeschichte ist in so ausführlicher Weise die sociale Frage aufgenommen, von Georg Adler, die sehr gut orientiert. Bezüglich der Gesammtanordnung des Stoffes einer Weltgeschichte erweist sich die rein chronologische sicherlich als schwerfällig und ungeeignet. Aber wenn im siebenten Bande der Helmolt'schen Weltgeschichte die Behandlung der modernsten socialen Frage früher erfolgt als die des Zeitalters Ludwigs XIV., so ist das doch eine überflüssige Härte, die bei einer etwaigen Neuauflage vermieden werden könnte. **Dr. Hermann Barge.**

W. v. Wurzbach: Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit 42 Abbildungen. Leipzig, Dieterich 1900.

Spät ist dem populären Dichter der „Lenore" das längst verdiente biographische Denkmal errichtet worden. Wurzbachs Darstellung ist ein Muster eines sachlichen Buches. Keine Seitenspringe, keine Abschweifungen vom Thema, keine Effecte. Darum sich in Bürgers Leben und seinen Lebensgange des Dichters fort. Es ist beinahe, als ob des Verfassers Interesse weit mehr dem Greifbar-Thatsächlichen in Bürgers Dasein, den localen und zeitlichen Daten, den familiären und gesellschaftlichen Beziehungen gehören als den Werken, die traglos zu kurz kommen. Dieser Scheu trägt jedoch insoferne, als es sich nicht um einen Zufall, sondern etwas Planmäßiges handelt, wenn sich Wurzbach auf literarhistorische Analysen wenig und auf ästhetische gar nicht einläßt. Ferner widerstreit er der bei Bürger besonders verlockenden Einladung zu kritisierenden Excursen offensichtlich mit Absicht herum, weil sein ohnehin schwerhäufiges Werk sonst noch in einem Lebensumfange von erschreckenden Dimensionen angeschwollen wäre. Endlich trachtet der schöne und gleichmäßige Fluß der klaren Darstellung den naiven Leser in einem Grade zu fesseln, daß ihm am wenigsten das Manco fühlbar werde. Mit einem Worte: der Verfasser wollte, was ferrlich in der Broschüre doch sich, wo möglich mit gebogenen Lettern, hätte gesagt werden sollen, seine streng wissenschaftliche, sondern eine populärwissenschaftliche Biographie schreiben und putzte sie in Verfolgung des nämlichen Zweckes durch eine stattliche Reihe geschmackvoll ausgewählter Illustrationen auf. Schön, sehr schön. Aber bleibt denn trotzdem ein principieller Gegensatz zwischen strenger und populärer Wissenschaftlichkeit? Der eigene Held der Biographie, Bürger selbst, hatte die Frage verneinend beantwortet. **Dr. E. Horner.**

Olympischer Frühling II. Hera die Braut. Epos von Karl Spitteler. 146 Seiten. Leipzig, Diederichs, 1901.

Leider war unser Aufsatz über den Luzerner Dichter[1] schon unter der Presse, als der vorliegende Band erschien. Man sieht nun klarer in den Plan des Werkes, als es durch die „Ouverture" allein möglich war. Von der eigenartigen Verwandlung phantastischen Ausgestaltung des Mythologischen bei Spitteler war schon die Rede. Es empfiehlt sich bei einem Epos noch weniger als bei jedem anderen poetischen Stoff, den Inhalt auszuerzählen. Denn es fehlt dem Epos so gut an einem Gipfel punkt als an einem vorwendigen Abschluß: die Perspective aus ihnend liche liegt in seinem Wesen. Der Reichtel der Erfindung mit der Genre sit sein einziges staunendes Moment. Nicht das Was und Umeinander, das Nacheinander ist seine Stärke. Dazu gehören freilich Leser, die liebe volle Vertiefung nicht scheuen. Wenn unsere Zeit noch solche? Woche es Spitteler gelingen, eine kleine Schar wahrhaft „geschlossener Menschen" dazu werden zu ziehen. Stillere, innerlichere Leser werden den Weg seiner Größe und Schönheit erkennen. Es ist nicht einzusehen, warum seine Zeitgenossen dazu nicht den Anfang machen sollten — Ich benutze die Gelegenheit, einige Versehen des genannten Aufsatzes noch zu verbessern. zwischen der „Erinnerung an" und der „Sehnsucht nach" und der Sehnsucht nach „Jenzwischen" liegen drei, nicht ein Jahr. Nietzsche und Spitteler wohnten zwar beide zu gleicher Zeit in Basel, sind sich aber nie begegnet und traten erst später in briefwechsel Verkehr. Das „gemeinsam herausgegebene Buch" sollte eine Sammlung von allen antwagenarischen Stellen in Nietzsches Schriften werden, die Spitteler zu einem Buche eigener Verantwortung herausgeben sollte. Spitteles Geburtsjahr ist 1845, das in seinen letzten Vers angewandte Versmaß ist der tschechische genannte Jambus, nicht der Anapästdrinner. **Eduard Pfanhuft.**

[1] Siehe Nr. 358.

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" September bringt den Schluß von B. Dittmars Artikel über das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt. In Deutschland wurde der Umbruch der neuen in Frankreich begründeten und in England entwickelten Geschichtsbetrachtung vor allem durch das Wirken Friedrichs des Großen, sein Verhältnis zur französischen Literatur und seine eigenen historischen Schriften. Dann kam ein zweiter Vorbereiter und mit ihm durch die Werke von Lessing, Herder, Winckelmann, Jacobi, Schiller, Goethe, Wolf, Niebuhr, Schleiermacher, Humboldt und Savigny eine Zeit gesteigerter Arbeit und Begabung ein großer Geschichtsübersicht entstehen, und erst als das Gefühl der Verbundenheit der Nation in ihren Tiefen erschüttert und das Gefühl ihrer Einheit wecke, entstand eine große nationale deutsche Geschichtsschreibung. — Prof. H. Hippel schreibt über die Aufgabe der Stadtpolizei. — In früheren Zeiten erhielten das Verbrechen in einer Stadt als Belastungsmaterial des Verbrechers, und die Strafe hatte deshalb meist den Charakter einer Rache, ein mit dem Erstarken der Staatsidee hielte sich der Begriff ein, daß das Verbrechen vor allem eine Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung sei und sein wirksamstes Vorbeugungsmittel wurden mehr. Früher hatte der Richter die doppelte Aufgabe der Ermittlung und der Aburteilung; erst seit der gerichtliche Zahrhundert erhielte, hat die Idee deiden Aufgabe getrennt werden müssen, und jetzt hat die Gerichten Aufklärung ein, weshalb die der Polizei Thätigkeit in den Vordergrund tritt. Der eine tut mehr nach dem Leben, die eigentliche Präventivarbeit ist in der Hand der Polizei, und diese muß deshalb wissen, was sich in der Bevölkerung vorbereitet, damit

Eine venezianische Nacht.

Novelle von Paul Heyse.

Der Winter, der im Norden der Alpen ungewöhnlich strenge gewesen war, hatte auch die Ufer des Gardasees seine Macht nicht haben lassen. Zwar waren hier nicht, wie an der Riviera di Ponente, die Citronenhainen erfroren, aber in den Gärten zwischen Salò und Gargnano hatte auch allerlei edle Pflanzen eingegangen. Auch hier hätte sich der Frühling nur einen ganzen Monat verspätet.

Als er endlich erschien, wurde er umso freudiger begrüßt. Unter anderm kam der Mandolinistenclub von Salò auf den Gedanken, eine sogenannte venezianische Nacht zu veranstalten. Er ließ große rothe Zettel drucken, in denen die Besitzer der Gasthöfe und Villen am ganzen Ufer bis nach Fasano aufgefordert wurden, ihre Häuser mit Lampions zu illuminieren, desgleichen ihre Barken hell und lustig zu schmücken, und zwar im Betteifer um den Preis, der für die schönste ausgesetzt worden sei.

Das ließen die Seeanwohner sich nicht zweimal sagen, und sobald an dem festgesetzten Abende die Dunkelheit hereinbrach, glommen an der ganzen Küste unzählige Lichter auf, bunte, mit Kerzen erleuchtete Ballons schaukelten sich in langen Guirlanden zwischen den Palmen und Lorbeerwegen, von den Balkons und Terrassen herab und an Stangen befestigt am Bord der großen und kleinen Fahrzeuge, die, zum Theil mit Blumen geschmückt, in die dunkle Seeflut hinausglitten. Von Salò aus aber setzte sich eine besonders große Barke in Bewegung, auf deren Bänken die zehn bis zwölf Mandolinisten saßen, etliche schöngeputzte Fräuleins zwischen ihnen, alle festlich beleuchtet durch die dichtgereihten bunten Lampions, die ihnen zu Häupten schwankten. Unter leisem Geschwirr der Saiten fuhr dies musikalische Schiff langsam das Ufer entlang, und die übrigen, wie dieser Zug herankam, schlossen sich an, so daß die kleine Flottille eine halbe Stunde brauchte, bis sie den Weg nach Gardone zurückgelegt hatte.

Ueberall, wo sie wieder einem Garten sich näherte, wurde sie durch ein aufflammendes bengalisches Feuer bewillkommt, während zugleich Raketen, Leuchtfugeln und Schwärmer von den Brustwehren der Gärten losgingen und mit Knattern und Zischen hoch gen Himmel sausten. Dort stand in seiner ruhigen goldenen Glorie der volle Mond und ward einen leichten Schimmer auf den bunten Menschentumult zu seinen Füßen und das ehrwürdige Schneehaupt des Monte Baldo.

Von einem der Landhäuser, wo eben ein kleiner Hafen im Bau war, löste sich auf einem Floß schwimmend ein hoher viereckiger, aus Holz und bemalter Leinwand errichteter Thurm, das Modell dessen, der später in festem Stein den Hafeneingang zieren sollte. Sobald der Schwarm der kleinen Schiffe zu ihm herankam, loderten rothe und blaue bengalische Feuer auf dem Grunde des Flosses auf, und vom Dach des Thurmes schoß eine kleine Girandola der verschiedensten Feuerwerkskörper in die Höhe. Dies neue und sehr phantastische Schauspiel wurde von der ganzen Flottille mit lautem Jubel und Händeklatschen begrüßt. Die Mädchen unter den Mandolinisten stimmten das Lied an, das nie fehlen darf, wenn unter dem italienischen Volk gesungen wird, die jungen Leute fielen mit ihren Instrumenten rauschend ein zum Accompagnement der Santa Lucia, der Thurm setzte sich an die Spitze des Zuges, und so schwamm das lustige Spektakel in die schwarze stille Seeflut hinaus, zu großem Ergötzen der zuschauenden Bevölkerung, die sich auf den Höhen und in den Häusern ringsum in Menge gesammelt hatte.

*

Schon hatte das funkelnde, flammende und blitzende Gewimmel eine gute Weile sich herumgetrieben, um eine Menge Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln waren unter dem Geklimper der Mandolinen „mit Zisch und Fasch und Radebrakdoakdak“ in die blaue Luft verpufft, als von der kleinen Landungsstelle unweit des „Hôtel Gardone“ ein schmaler, schmuckloser Nachen abstieß, an dem nur vorn und hinten je ein einzelnes Lampion an hoher Stange schwankte.

In diesem nachzügelnden Fahrzeug, das keine Eile zu haben schien, die versäumte Zeit einzuholen, saß ein junges Paar, durch die ganze Länge des Bootes getrennt, die Frau an der Steuerseite, der junge Mann auf der vorderen Ruderbank, beide die schlanken Ruder im Takt ins Wasser tauchend.

Die Dame schien noch sehr jung zu sein. Doch aus dem fast mädchenhaft zarten Gesicht leuchteten zwei dunkle Augen mit einem Ausdruck stiller, etwas schwermüthiger Energie, und zuweilen, wenn sie irgend einen Willen äußerte, zogen sich die feinen Brauen zusammen und an dem kraftvollen Mündchen erichien eine kleine Falte, die dem Gesicht etwas Leidendes gab. Sie war ganz in Weiß gekleidet, ohne andern Schmuck als ein paar sehr großer bläulich schimmernder Perlen in den feinen Ohren. Doch ein riesengroßer schwarzer Hut, von dem ein paar buschige graue Federn nickten, verschattete ihre weiße Stirne und die glatten weichen Wangen. Wie geisterhaft abwechselnd blickte sie in das Lichter- und Farbenspiel hinein; doch jedesmal, wenn eine Rakete mit lautem Knall in die Höhe schoß, fuhr sie leicht zusammen und schloß unwillkürlich die Augen.

Der junge Herr ihr gegenüber sah, während er kräftig die Ruder führte, unverwandt zu ihr hin und schien an dem bunten Schauspiel, an dass sie nun herangekommen waren, nicht das geringste Interesse zu nehmen. Auch er war eine anziehende Erscheinung, das Gesicht nicht jo regelmäßig schön wie das seiner Begleiterin, aber die grauen Augen unter der hohen Stirn von einem leinen Schnitt und über der Stirn ein dichter, kraftvoller Busch brauner Haare, während unter der geraden, charaktervollen Nase nur ein leichtes Bärtchen saß. Auch in seinen Zügen, so jung und kraftvoll sie waren, lag eine Traurigkeit, die der Feststimmung dieser venezianischen Nacht nicht weichen wollte.

Die junge Frau, als sie die lampenhelle Flottille erreicht hatten, hob die Ruder müßig in die Höhe. Auch er bewegte sie lässiger. Sie betrachtete halb befriedigt, halb verächtlich den schwerfällig herumschwimmenden Thurm, der sich aus dem Schwarm der Barken hinaus auf die freiere Seeflut gerettet hatte, immer von neuem bengalischem Farbenschein umspielt.

Auf einmal fanden sie sich Bord an Bord neben der Mandolinistenbarke. Der volle Schein der vielen bunten Lampions fiel auf die beiden stillen Ruderer, und das schöne Gesicht unter dem Riesenhut leuchtete in all seinem blassen Zauber auf. Im selben Augenblick erhob sich einer der jungen Musikanten mitten in der Barke und begann mit einer weichen Tenorstimme, die aber von schwärmerischem Feuer durchglüht war, das bekannte Liedchen

Benedetta sia la madre,
Che ti fece così bella —

gegen die schöne Fremde gewendet zu singen, mit dem schwirrenden Tönen seiner Mandoline sich begleitend. Seine Kameraden und die Mädchen neben ihnen hatten sich sämmtlich umgedreht, hielten oder summten die Melodie mit, so daß die ganze Mann- und Weibschaft der Barke unisono in die Huldigung einstimmte.

Als der letzte Ton verklungen war, zog der Sänger sein schwarzes Hütchen, schwenkte es gegen den kleinen Nachen und rief: Evviva la bella Americana! — und evviva! evviva! fiel der Chor ein, während die Geseierte sich mit einem reizenden Erröthen lächelnd von ihrem Ruderbänkchen erhob und grazie! grazie! rufend sich gegen die junge Bande verneigte.

Auch die Bewohner der Villen am Ufer, die an den Brustwehren ihrer Gärten standen und von da aus die improvisierte lustige Scene mit angesehen hatten, betheiligten sich daran durch Zurufe und Tücherschwenken, und zum Schluß schoß gerade eine mächtige Strahlengarbe, ein Bouquet von Raketen und anderen Feuergeistern, mit betäubendem Lärm gen Himmel, der letzte Trumpf, den die geschickten Nachtvögel auszuspielen hatten, so daß alles zusammentraf, das Finale glänzend und feierlich zu machen.

*

Nur ein einziger Zuschauer schien durch die glänzende Feier nicht ergötzt worden zu sein.

Der junge Herr in dem schmalen Nachen hatte es kaum erwarten können, daß das letzte evviva verhallt war, und dann sofort die Ruder hastig eingetaucht, um mit einigen gewaltigen Stößen den dunklen See zu gewinnen. Erst als sie ziemlich weit draußen waren, so daß die Illumination der Ufer-Villen und Gärten nur wie ein von Glühwürmchen durchschwärmtes Gebüsch erschien, mäßigte er seine stürmende Hast, nahm den Hut vom Kopf und blickte mit einem Seufzer erst zum Monde hinauf, dann nach seiner Gefährtin hinüber, die, ohne ein Wort zu sprechen, ihn ruhig hatte gewähren lassen.

Von all denen, die ihnen nachgefehen hatten, als sie ins Dunkel hinausfuhren, bezweifelte keiner, daß sie ein Liebespaar seien, das aus allem lauten und bunten Treiben nicht eitig genug sich wieder in Einsamkeit und Stille flüchten konnte.

Wer das Paar jetzt in der Abschiedsdunkelheit unter dem Nachthimmel hätte beobachten können, wäre an seinem Glauben doch wohl irre geworden.

Auch waren sie wirklich kein verliebtes oder gar verlobtes Paar, wofür sie in dem Hôtel, wo sie seit sechs Wochen aufs vertraulichste miteinander verkehrten, von jedermann angesehen wurden.

Der Zufall hatte sie dort einander genähert. Gegen Ende März war die junge Dame angekommen und hatte ihren Namen: Mrs. Evelyn B. aus New-York, in das Fremdenbuch eingetragen. Der junge Mann kam am Tag darauf, Frank R., Kunst- und Buchverleger aus F. So hatte sich's gefügt, daß sie an der Table d'hôte nebeneinander zu sitzen kamen und nach den ersten allgemeinen Worten der Höflichkeit in ein lebhaftes Gespräch geriethen. Tags darauf war er seiner Tischnachbarin begegnet, die in Gesellschaft ihrer amerikanischen Zofe einen Spaziergang durch Gardone di sopra machte. Das Mädchen sprach nur englisch, die Herrin auch deutsch, nur mit einem leichten überseeischen Accent. Sie erklärte das, als er ihr ein Compliment darüber machte, sehr einfach: ihr Pa' sei ein Deutscher, die Mutter eine Amerikanerin. So gingen sie ein Stückchen zusammen und fanden immer mehr, daß sie trefflich zu einander paßten.

Beide waren sie nicht krank, die junge Frau — schon verwittwet — nur etwas in ihren Nerven erschüttert, so daß der Arzt ihr einen Aufenthalt in einem stillen südlichen Ort verordnet hatte: er durch Ueberanstrengung ein wenig erschöpft und ruhebedürftig. Bei der Einrichtung eines großen Kunstverlages, den er mit seinem Vater in einer der ansehnlichsten Städte Deutschlands

Digitized by Google

gegründet hatte, war der größere Theil der Arbeit auf seine Schultern gefallen. Nun sollte er sich Ferien machen und, wenn der Frühling erst käme, noch ein Stück von Italien durchwandern.

Gleich in ihrem ersten Gespräch hatte sie erkannt, dass sie es mit einem ernsten, vielfach gebildeten jungen Manne zu thun hatte, dessen Unterhaltung nicht auf den üblichen Ton der goldenen Jugend gestimmt war, mit der sie bisher vorzugsweise verkehrt hatte. Seine Kleidung, seine Lebensgewohnheiten verriethen, dass er aus einer sehr wohlhabenden Familie stammte. Doch war sein Betragen durchaus schlicht und scheinlos. Auch seine große Belesenheit und seinen Kunstsinn trug er nie zur Schau, und nur durch einen Zufall erfuhr sie, dass er drei Jahre auf Universitäten verbracht und einem gelehrten Berufe nur entsagt hatte, um dem Vater in seinem ausgebreiteten Geschäfte zur Seite zu stehen.

Von ihren Verhältnissen erfuhr er weniger, als sie von den seinigen. Sie war reich geworden durch Erbschaft, vor etlichen Jahren nach einer überaus kurzen Ehe verwitwet, hatte das Trauerjahr in London und Paris verlebt, ohne andere Begleitung als die ihrer Kammerjungfer, immer äußerhalb aller geselligen Kreise, zu denen sie leicht Zugang gefunden hätte, als Touristin, die an der Beobachtung von Land und Leuten sich genügen ließ.

Und auch ihre Gemüthsstimmung blieb ihm verschleiert. Er sah wohl, dass sie nicht heiter war, doch von einer Schwermuth, in der sie dem verlorenen Gatten Glück nachgetrauert hätte, konnte er auch nichts an ihr entdecken. Nur zuweilen, mitten im gleichgiltigsten oder geistvollsten Geplauder, sah er sie plötzlich zusammenfahren und sich in den Schultern schütteln, wie wenn ein unheimlicher Schauer sie überfiele. Sie schloss dann wohl die Augen, und die Brauen zogen sich zusammen. Es ist nichts! erwiderte sie auf seine besorgte Frage. Nur mein alter Nervenspuk.

Und gleich darauf fuhr sie in ihrer lebhaften Unterhaltung fort, als ob in der That nichts gewesen wäre.

Es schien denn auch kein ernstleres nervöses Leiden zu sein, was sie hier abzuschütteln suchen sollte. Wenigstens hatte sie keinerlei körperliche Schonung nöthig und betrieb den verschiedensten Sport ohne jede Ermüdung mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit.

Auch hierin war er für sie ein willkommener Gefährte. Er musste freilich beim Tennis-Spiel sich ihr erst in die Lehre geben. Dafür weihte er sie in die Geheimnisse des Ruderns und Segelns ein, und es war seine besondere Lust, wenn der See hoch gieng und die weißmähnigen Wellenrosse die weite Fläche durchstürmten, dann in dem guten Segelboot, das er gemietet hatte, mit ihr hinauszusteuern und sie in allen Seemannskünsten zu unterweisen.

Er bewunderte dann im stillen die kaltblütige Haltung, mit der sie in die aufgeregten Elemente hineinsah. Ja hier schien ihr am wohlsten zu werden, und sie konnte gerade, wenn die Wogen das Schiffchen am gefährlichsten aus- und niedersch wenkten, ihre witzigsten Bemerkungen machen.

Tag für Tag stiegen sie auf den Bergen herum und verirrten sich oft so weit, dass sie erst in später Nacht ins Hotel zurückkamen. Manchmal auch erst am nächsten Tage, oder am zweiten und dritten, wie nach ihren Excursionen an den Idro- und Iseo-See. Oder sie radelten nach Desenzano hinunter, bis nach Brescia oder Verona, diesmal freilich mit einem kleinen „Bag", der ihr Handgepäck enthielt, beide immer in sehr zweckmäßiger Touristenkleidung.

Das gab nun freilich ihren Mitgästen im Hotel und den Nachbarn im Ort und den Bewohnern der Pensionen und Villen viel zu reden. Sie konnten darauf gefasst sein. Zum Ueberfluss hatte eine würdige alte Dame, die Zimmernachbarin der „schönen Americanerin", wie der Volksmund sie nannte, es für ihre Pflicht gehalten, die Unbekannte davon zu erinnern, wie leichtherzig sie ihren Ruf aufs Spiel setzte.

Damit hatte sie kein großes Glück gehabt. Missis Evelyn hatte ihr für ihre gute Absicht freundlich gedankt, aber erklärt, sie sei in einem freien Volk aufgewachsen, wo jeder und jede für ihre Handlungen allein verantwortlich seien. Mister Frank sei ein Gentleman und ihr guter Freund. Wiewiel Verrufene sie ihm schenke, auf welchem Fuße sie mit ihm umgehen wolle, sei allein ihre Sache.

Dass der männliche Theil der Gesellschaft den jungen Mann beneidete, der so im Fluge diesen schönen fremden Vogel eingefangen hatte, war sehr begreiflich. Wenn man freilich genauer gewusst hätte, wie die beiden miteinander standen, hätte sich der Neid wohl in schadenfreches Mitleid verwandelt. Es hatte nicht aus Meiden kommen, dass der junge Deutsche in eine unsinnige Leidenschaft zu der schönen Freundin" verfiel, die aus ihrer Schätzung einer vielfachen liebenswürdigen Eigenschaften zu auch kein Hehl machte. Er hatte noch als Student im zweiten Semester an einer unglücklichen ersten Liebe zu leiden gehabt, die zu verwinden er einige Jahre gebraucht hatte. Nun überkam ihn ein soviel heftigeres Verlangen, den Anschein nach durchaus nicht vorgefunden. da d. Gegenstand desselben ihm aus vertraulichste entgegenkam. Das scheue Wesen hatte ihm schon am dritten Tage gelungen, die zusammentreffen sei der glücklichste Zufall, der ihr hatte bringen können, da sie in fast all ihren Neigungen und Liebhabereien, ihrem Geschmack wie ihren Antipathieen übereinstimmten. Sie hatte ihn gebeten, sie einfach Evelyn zu nennen und ihr zu erlauben, ihn Frank anzureden. Wenn ein Bach zu überschreiten, eine felsige Wegsteile zu erklimmen war, hatte sie gern seine stützende Hand angenommen, obwohl sie sonst auf ihren Spaziergegen frei neben einander her giengen. Und der Händedruck, mit dem sie sich Gute Nacht! sagten, war so herzlich wie der von alltesten Freunden.

Irgend ein galantes Wort hatte er ihr niemals gesagt. Nach vierzehn Tagen aber, als sein Herz zu voll wurde, um nicht über die Lippen zu springen, hatte er, so einfach, wie wenn er ihr etwas Selbstverständliches mittheilte, das ihr ja nicht neu sein könne, ihr das Bekenntnis seiner leidenschaftlichen Liebe gemacht und schüchtern gefragt, ob sie sich entschließen könne, die Seine zu werden.

Sie hatte ihn ruhig angehört, wie wenn sie darauf gefasst gewesen wäre, dass er ihr eines Tages dies sagen würde. Dann aber, als seinen Armen ein wenig zusammenzuziehend und die Augen halb schließend, hatte sie ihm erwidert, dass sie bedauere, ihm keine Antwort nach seinen Wünschen geben zu können. Sie habe die herzlichste Hochschätzung für ihn, und nichts Liebers könne ihr begegnen, als das gemeinsame Leben so wie bisher mit ihm fortzusetzen. Aber seine Frau könne sie niemals werden. Wenn er darein sich nicht zu ergeben vermöchte, wäre es besser, sie trennten sich sogleich. Wenigstens sei sie fest entschlossen, sobald er noch mit einem Wort, auch nur einer leisen Anspielung auf das eben Verhandelte zurückkäme, augenblicklich abzureisen.

Er hatte diesen freundschaftlichen Ton hingenommen, mit gesenktem Kopf, wie einer ein Todesurtheil mit anhört. Dann waren sie langsam den Weg zurückgegangen, sie bemüht, unbefangen von anderen Dingen zu reden, er in tiefstem Verstummen.

Und doch war der Zauber, den sie übte, so mächtig, dass er sich nicht zur Rettung durch die Flucht entschließen konnte. Auch stellte sich, da sie selbst sich's angelegen sein ließ, das alte scheinbar unbefangene Verhältnis bald wieder her. Nur dass sie, die von Anfang an sich selbst der unschuldigsten weiblichen Koketterie ihm gegenüber enthalten hatte, nun vollends jeden leichteren Ton des Neckens und Scherzens vermied, und er sich sorgfältig zurückhielt, ihre Hand, ja nur ihr Kleid zu berühren, als gienge eine Flamme von ihrer Person aus, die das mühsam errichtete Kartenhaus seiner Resignation sofort wieder in Asche legen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort" (Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.) bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannsgasse Nr. 20, empfiehlt seine Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente Möbelausstellung Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen XIX. Gymnasiumstrasse 69—71. Stadtbahn-Haltestelle: Aussichtswarte. Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse. Geöffnet Sonntags, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 6 Uhr. Freitag, Montag und Donnerstag 6 Uhr. Freitag, Montag und Donnerstag 6 Uhr. Freitag, Montag und Donnerstag

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 12. October 1901. Nummer 367.

Das Zufallsparlament.

In der nächsten Woche wird die Summe der unmöglichen Dinge, für uns Oesterreicher wenigstens, um ein bedeutendes Stück vermehrt werden. Das österreichische Abgeordnetenhaus tritt zusammen, und kein menschlicher Verstand kann wissen, keiner kann vorherberechnen, ob, was und wie es arbeiten wird. Insoferne das Ungewisse immer das Interesse reizt, darf dieses Parlament von vornherein ein interessantes Parlament genannt werden. Aber so, in diesem Sinne interessant sollen Parlamente überhaupt nicht sein. Die Parlamente sind ja doch nicht erfunden worden, um den ohnedies genug zahlreichen Unsicherheiten des staatlichen Lebens eine Unsicherheit mehr hinzuzufügen, sondern, um dessen Sicherheit und Beweglichkeit zu erhöhen. Durch seine Zusammensetzung soll das wohlorganisierte Parlament zunächst dem Staatsoberhaupte anzeigen, was für eine Art von Regierung das Land braucht. Ernennt der Souverän eine solche Regierung, eine Regierung, die vermöge ihrer persönlichen Zusammensetzung, wie ihres politischen Programmes der Majorität des Parlaments gefällt, ohne deswegen die Minorität in Raserei zu versetzen, so gehen die Staatsgeschäfte wie am Schnürchen. Die Regierung beherrscht die Majorität, die Majorität beherrscht die Minorität, und dieses scharfgegliederte System von Gewalten erhält den Mechanismus in geordnetem Gang und sichert der Regierung die Erreichung ihrer programmatisch vorgesetzten Zwecke.

Bei uns dagegen ist das Parlament völlig desorganisiert. Es hat keine Majorität, es hat keine Minorität, und auch eine Regierung hat es nur zum Schein. Der Regierung oder dem, was sich so nennt, steht keine Majorität zur Seite, über die sie herrschen könnte, der Majorität steht keine Minorität gegenüber, über die diese herrschen sollte. Aber alle werden sie unterschiedslos beherrscht von dem unberechenbarsten Zwingherrn, den es gibt, vom Zufall. Der Zufall hat die Minister gemacht, der Zufall hat das Präsidium dieses Hauses erwählt. Bei jeder Abstimmung entscheidet nur der Zufall, wer zur Majorität, zur Zufallsmajorität, und wer zur Minorität gehört, und grausam trennt er oft den politischen Freund vom Freund; von der deutschen Volkspartei stimmen immer einige für, einige gegen die jeweils vorliegende Materie, und selbst die sonst so stramme altdeutsche Partei versteht der Zufall auseinanderzureißen, wie sich's bei der Canalvorlage gezeigt hat, bei der ein Theil dieser Partei gegen den anderen gestimmt hat. Aber das Reich des Zufalls erstreckt sich noch viel weiter in diesem Parlament. Selbst das Arbeitsprogramm wird vom Zufall bestimmt. Oder hat irgend jemand, den Ministerpräsidenten Herrn v. Koerber eingeschlossen, am Beginn der vorigen Session eine Ahnung von der Canalvorlage gehabt, die infolge zufälliger Entwickelung dann zum Hauptarbeitsstoff der ganzen Session geworden ist? Nicht nur wie, nicht nur was das Parlament arbeitet, hängt vom Zufalle ab, der Zufall entscheidet auch, ob das Parlament überhaupt arbeitet. In der vorletzten Session, die bekanntlich mit den jungczechischen Tumulten endete, hat es verlagt, in der letzten Session, welche der Zufall durch die Canalvorlage rettete, hat es functioniert. Auch für die kommende Session ist die Regierung im Vereine mit arbeitsfreundlichen Abgeordneten bemüht, das Parlament in Gang zu erhalten. Alle ihre Bemühungen werden aber doch ohne Erfolg bleiben, wenn nicht wieder etwas Unbestimmbares ihnen zu Hilfe kommt, was man eben in Ermangelung eines anderen Namens nicht anders als Zufall nennen kann.

Ein Parlament, dessen Wirksamkeit so ganz auf den Zufall gestellt ist, ist genau soviel wert, wie eine verdorbene Uhr. Die gelegentlich einmal plötzlich ein paar Stunden läuft, um dann ebenso plötzlich wieder stehen zu bleiben. Was fängt man mit einer solchen Uhr an? Man läßt sie reparieren. Und was muß mit unserem Parlament geschehen? Es muß gleichfalls repariert werden. Freilich thut Herr v. Koerber so, wie wenn er unser Parlament reparieren wollte. Aber worin besteht die Reparatur? Er läßt es den größten Theil des Jahres ruhen, und in den paar Monaten, während welcher er es arbeiten läßt, hilft er dem stockenden Gang durch allerhand persönliche Kunstgriffe nach, indem er bald diese Abgeordneten beschwichtigt, jenen droht, bald diesen etwas abschmeichelt, jenen etwas ctpreßt. Das heißt, im Bild gesprochen: er zieht die Uhr nur am Sonntag auf, und wenn sie selbst da unregelmäßig geht, schüttelt er sie tüchtig oder hilft da in aller Stille mit den Fingern den Zeigern nach. Auf diese Art wird die Uhr nicht besser, und auch das Parlament ist unter Herrn v. Koerbers Regierung nicht besser geworden, wenn sich auch zeitweilig die Zeiger vorwärts bewegt haben. Was dem Parlament noth thut, ist eine gründliche, ernstliche Reparatur. Wie bei der Uhr die Spannkraft der Feder, so ist es im Parlamente der politische Antagonismus der Parteien, der das Werk in regelmäßigem Gang erhält. Auch unserem Parlament fehlt der politische Antagonismus nicht. Aber er kann seine treibende Kraft nicht äußern, weil das ungelöste nationale Problem das ganze Federwerk lähmt. Wer die großen culturellen und wirtschaftlichen Aufgaben des modernen Staates, die bei uns wegen des mangelhaften Functionierens des parlamentarischen Apparates so arg vernachlässigt werden, ins Auge faßt, dem mögen unsere nationalen Streitigkeiten so klein erscheinen wie ein Sandkorn. Aber auch ein Sandkorn stört den Gang der Uhr, so lange es nicht aus ihr entfernt wird. Das nationale Problem muß irgendwie erledigt werden, wenn unser Parlament wieder in normale und zuverlässige Function kommen soll.

Herr v. Koerber hat sich einmal an dieses Problem herangewagt. Das war im Anfange seiner Regierung, da er die Verständigungsconferenz einberief. Als er am 22. Februar 1900 sich und sein Cabinet dem Abgeordnetenhause vorstellte, sagte er: „Dem gegenwärtigen Cabinet obliegt als vorgewollte Pflicht der Versuch einer Lösung der nationalen Frage.“ Der Versuch des Herrn v. Koerber ist damals mißlungen, und seitdem hat seine „vorgewollte Pflicht“ ihm keine Sorgen mehr gemacht. Für Herrn v. Koerber existiert die nationale Frage heute nicht mehr. Der Bevölkerung brennt sie aber auf den Fingern mehr als je. Das hat der Ausfall der böhmischen Landtagswahlen bewiesen, bei denen, trotz Eisenbahn- und Canalinspektionen, die Wähler keine andere Sorge geäußt hat, als die um ihre nationale Existenz. Von den Wählern hängen die Abgeordneten ab, und es könnte passieren, daß die Abgeordneten Herrn v. Koerber an seine „vorgewollte Pflicht“ erinnern, wenn sie ihm gerade sehr ungelegen kommt. Das könnte schon in der nächsten Parlamentssession geschehen, dann wird das Parlament vielleicht nicht functionieren; es könnte aber auch nicht geschehen, dann wird das Parlament vielleicht noch einmal wieder Arbeit thun. Da kommt eben alles auf den Zufall an. Einmal war er Herrn v. Koerber ungünstig, das andermal war er ihm gnädig. Wie er das drittemal sein wird, das ist die interessante Frage, die über das Schicksal der nächsten Session des Zufallsparlaments entscheiden wird. K.

Der deutsche Kaiser und die Stadt Berlin.

Seitdem Wilhelm II. zur Regierung gelangt ist, hat sich Berlin noch nie seines Wohlwollens zu erfreuen gehabt. Er ist in der Beziehung der getreue Erbe Bismarcks, dessen Abneigung gegen Berlin ja so weit ging, daß er ernstlich an die Verlegung des Reichstages nach einer anderen Stadt dachte. Die erste officielle Begegnung, die der Kaiser mit der Berliner Stadtvertretung hatte, vollzog sich in den Formen, die uns an die Tage unserer Schulzeit erinnern. Mit dem damaligen Oberbürgermeister v. Forckenbeck an der Spitze erschien eine Deputation der Stadt Berlin, um dem Kaiser den Brunnen auf dem Schloßplatz zu schenken. Er erwiderte auf die ehrerbietige Schenkungsrede mit einem energischen Rüffel an die Adresse der Berliner im allgemeinen und die Berliner Presse im besonderen wegen der Art und Weise, wie man seine Person und seine Familienverhältnisse in der Oeffentlichkeit behandelt habe. Die Herren Deputierten zogen ab wie die begossenen Pudel. Sie hatten die Lacher nicht auf ihrer Seite. Daraus kann ihnen kein Vorwurf gemacht werden. Sie hatten die peinliche Situation, in die sie gerathen würden, nicht voraussehen können. Und was hätten sie sichtlichst machen können, selbst wenn sie noch so schlagfertig gewesen wären, ohne taktlos zu werden?

Aber leider hat das officielle Berlin nicht gelernt, aus diesem ersten Zwischenfall die richtige Anwendung zu ziehen. Statt sich den sachlich unbegründeten Vorwürfen des Monarchen gegenüber — kann wie konnte die Stadtvertretung sich ihnen glücklicherweise von ihr nicht abhängige Presse verantwortlich gemacht werden? — zur Pflicht zu machen, die Beziehungen zum Hofe auf das unumgänglich Nothwendige zu beschränken, fuhr man in höfischen Kundgebungen und Gebdewilligungen für höfische Zwecke fort, als

Digitized by Google

sei überhaupt nichts geschehen. Conflict folgte auf Conflict. Kein Jahr ohne einen, wohl aber manches Jahr mit mehreren. Immer blieb die Lammsgebuld der Stadtverwaltung dieselbe. Kaum daß man einmal mit Worten protestierte. Mit Thaten fügte man sich immer. Und der Kaiser, dem nur Männer imponieren können, fuhr fort, den Leuten die Behandlung angedeihen zu lassen, die sie nach seinen Erfahrungen mit ihnen sich bereitwilligst angedeihen ließen.

Augenblicklich liegen zwei oder eigentlich drei Conflictstoffe vor: die Märchenbrunnen, die Durchquerung der Linden und die Wiederwohl des Bürgermeisters Kauffmann. Wol hat der Kaiser in den letzten Tagen den Oberbürgermeister Kirschner und den Stadtbaurath Hoffmann in längerer Audienz empfangen. Aber der Conflict zwischen dem Kaiser und der Stadt Berlin ist auch in dieser Audienz nicht aus der Welt geschafft worden. Das ist durch die Mittheilungen über den Verlauf der Audienz zutage gekommen. Von dem wichtigsten der Conflictsstoffe, über den Fall Kauffmann, ist in der Audienz überhaupt nicht die Rede gewesen. Ueber die beiden anderen Conflictsgegenstände hat der Kaiser wohl mit den beiden aufs Schloß berufenen Herren gesprochen, aber nur, um seinen Standpunkt und damit den Gegenzug, in den er sich zur Stadt Berlin gesetzt hat, mit Entschiedenheit festzuhalten. Die Sachlage ist also nach wie vor dieselbe geblieben wie vorher, und die drei Conflictsstoffe bleiben auf der Tagesordnung der Berliner Stadtverordnetenversammlung stehen.

Völlig klar ist Sach- und Rechtslage in der Frage der Lindendurchquerung. Die Stadt Berlin besitzt zwei elektrische Straßenbahnen, eine südlich, eine nördlich der Straße „Unter den Linden". Sie hat für beide Linien einen unverhältnismäßig hohen Verkaufspreis ausgelegt, als sie sie von der Firma Siemens und Halske erwarb, weil sie bestimmt annahm, bald eine Verbindung beider Linien über die Linden hinweg herstellen zu können. Bei dem riesenhaften Verkehr zwischen dem Norden und Süden Berlins, dem bisher noch kein modernes Verkehrsmittel entspricht, ist eine solche Verbindung ein absolutes Bedürfnis. Daß es befriedigt werden könnte, durfte die Stadt Berlin mit Recht annehmen. Denn als 1892 die Durchquerung der Linden im Zuge der Charlottenstraße beantragt wurde, wies der Eisenbahnminister das zwar zurück, erklärte aber, daß an keiner Stelle, auch der allerhöchsten nicht, Bedenken dagegen beständen, zwischen der Kanonier- und Neusstädtischen Kirchstraße eine Straßenbahn über die Linden hinüber anzulegen. Noch im Jahre 1898 wurde eine ähnliche Erklärung abgegeben. Umso überraschter war der Magistrat Berlins darüber, daß in diesem Sommer auf das amtliche Gesuch um Genehmigung dieser Linie einen abschlägigen Bescheid erhielt. Dieser Bescheid war motiviert mit dem Wunsche des Kaisers, die Verbindung solle unterirdisch hergestellt werden. Der Magistrat wies die technische Undurchführbarkeit dieses Wunsches nach. Doch ohne Angabe von Gründen blieb der Wunsch des Kaisers Befehl. Was der Kaiser über die Gestaltung des Verkehres durch die Lindendurchquerung bei der Audienz im Juli äußerte, ist so leicht zu widerlegen, daß es ihn beschämen müsse, wenn man auch nur mit einem Wort darauf einginge. Nur ästhetische Bedenken können für den Kaiser für seinen Widerstand maßgebend gewesen sein. Doch, der Kaiser braucht zu Gründe überhaupt nicht anzugeben. Formell ist er durchaus im Recht. Das Kleinbahngesetz gibt ihm die Vollmacht zu solchem Verhalten. Es gibt kein Rechtsmittel, das der Stadt Berlin gestattete, dem Verkehrsbedürfnis zu seinem Rechte zu verhelfen.

Klar ist gleichfalls die Rechtslage im Falle Kauffmann. Herr Kauffmann ist zum zweiten Bürgermeister von Berlin gewählt, vom Königl jedoch auf Grund des ihm nach der Städteordnung zustehenden Rechtes ohne Angabe von Gründen nicht bestätigt worden. Wie mundgesprochen verlautete, war die Bestätigung von dem zuständigen Minister empfohlen worden, jedoch darum geschieht, daß Herr Kauffmann vor 20 Jahren nicht die politische Haltung eingenommen hatte, die man von einem Reserveoffizier glaubt verlangen zu dürfen. Der Grund der Nichtbestätigung schien den Stadtverordneten so hinfällig, daß sie ihn, ihrem gesetzlichen Rechte gemäß, mit imponierender Mehrheit wieder wählten. Nach Inserter Ansicht trat am 7. Oktober die Nachricht ein, daß der Oberpräsident nicht in der Lage sei, dem Antrag die Bestätigung des Wiedergewählten zu empfehlen, und den Magistrat fragte, ob eine communistische Verwaltung der Stadt durch die Gesetzbestimmungen gedeckt erscheine. Der Magistrat verneinte sofort. Er fand dabei genau so auf dem Boden des Gesetzes, wie der Oberpräsident. Die Frage ist nur, was werden soll. Haben beide Theile an ihrem Standpunkt fest, so wird zwar der Mann nicht Bürgermeister, den der Königl nicht als solchen haben will, aber Berlin muß überhaupt auf einen zweiten Bürgermeister verzichten. Je klarer also die Rechtslage, um so unklarer der praktische Ausgang der Sache.

Ganz zweifelhaft ist die Rechtslage in der dritten der strittigen Fragen. Berlin wollte Markt- die Stadt will in dem [illegible] Friedrichshain, einer Parkanlage, Bauwerke errichten. Der [illegible] Baurath Hoffmann hat die Entwürfe dazu nach einigen Motiven aus der Märchenwelt hergestellt. Diesen Entwürfen gegenüber hat der Berliner Polizeipräsident auf ästhetische Bedenken des Kaisers hingewiesen. Formell ist die Genehmigung nicht verweigert, materiell aber jedenfalls die Ausführung der Märchenbrunnen zunächst verhindert worden. Zweifelhaft ist, ob solche Entwürfe überhaupt der Genehmigung des Kaisers unterliegen, oder, wenn nicht, ob die baupolizeiliche Genehmigung des Polizeipräsidenten aus ästhetischen Gründen verweigert werden darf. Das verwaltungsgerichtliche Streitverfahren kann über diese Sachlage, die durch das Durcheinandergehen von gesetzlichen Bestimmungen und Obervanzen und durch die Unklarheit der Begriffsbestimmung „Denkmal", „Platz" u. s. w. so verworren geworden ist, allein Licht verbreiten.

Für das nicht-reichsdeutsche Publicum hat die Erörterung dieser Rechtsfragen natürlich kein Interesse. Für das Ausland und schließlich auch für die Mehrzahl der Reichsdeutschen kommt nur die psychologisch-politische Seite der Sache in Betracht.

Bekannt ist, daß Wilhelm II. sich in einem Maße um Details kümmert, die jedermann, der den Riesenumfang seiner Geschäfte kennt, nur Staunen einflößen kann. Bekannt ist ferner, daß ihn Kunstfragen besonders lebhaft beschäftigen. Wenn er die „Linden" von keiner elektrischen Linie durchkreuzt haben will, so geschieht das natürlich nicht, um den Berlinern die Befriedigung ihrer Verkehrsbedürfnisse zu erschweren oder zu vertheuern. Es geschieht vermuthlich nur deshalb, weil ihm der Gedanke unerfreulich ist, die erste Pracht- und Triumphstraße Berlins an einer zweiten Stelle von Eisenbahnschienen durchschnitten zu sehen. Daß sich die kaiserliche Aesthetik und der Verkehrsvorschritt in unlösbarem Widerspruche befinden, ist zwar für Berlin sehr bedauerlich, aber, da die kaiserliche Aesthetik den Buchstaben des Gesetzes für sich in Anspruch nehmen kann, solange nicht zu ändern, als der gesetzliche Zustand derselbe bleibt. Wenn die kaiserliche Aesthetik sich jedoch von den der Stadt in einem städtischen Park geplanten Brunnen widersetzt, so scheint sie das Gesetz nicht auf ihrer Seite zu haben. Natürlich bleibt es der Stadt unbenommen, auf die Monita des Kaisers Rücksicht zu nehmen, falls sie in ihnen begründete Einwände gegen den Kunstsinn ihres eigenen Baumeisters erblickt. Warum sollte sie auf die ästhetischen Bedenken des Kaisers keine Rücksicht nehmen? Etwa nur deshalb, weil sie eben vom Kaiser ausgehen? Das wäre sächerliche Kleinlichkeitskrämerei. Aber sobald der Kaiser nicht als Aesthetischer Rathschläge ertheilen, sondern als König von Preußen Rechte ausüben will, die ihm wahrscheinlich nicht zustehen, so ist es Pflicht der Stadt Berlin, sich auf den starren Rechtsstandpunkt zu stellen, wie sie übrigens auch gewillt erscheint. Die Selbstverwaltung ist in Preußen ehrlich schon so beschnitten, daß es ein staatsbürgerliches Verbrechen wäre, irgend etwas von ihr abbröckeln zu lassen. Zumal Wilhelm II. an alles eher denkt, als daran, auch nur auf ein Titelchen seiner Vorrechte zu verzichten. Er gebraucht seine Rechte, und wahrhaftig nicht allzu schonend, wenigstens der Stadt Berlin gegenüber.

Man hat mancherlei Vermuthungen angestellt, woher seine Abneigung gegen Berlin eigentlich stamme. Daher, daß die Stadt vorwiegend Socialdemokraten in den Reichstag und Freisinnige in die Stadtverordnetenversammlung entsendet, kann sie nicht rühren. Denn für die Stadt Hamburg, die ausschließlich Socialdemokraten wählt, hat er immer besondere Sympathie bekundet, und freisinnige Männer, wie Herr v. Siemens, gehören zu seinen vertrauten Ratbgebern. Es muß also etwas anderes sein. Einige meinen, die Art und Weise, wie die Berliner Presse fortgesetzt seine Person und besonders gewisse seiner künstlerischen Lieblingspläne behandle, kränke ihn tief. Andere führen seine Verstimmung auf den Mangel an Entgegenkommen zurück, den er bei den städtischen Behörden gegenüber seinen Verschönerungsabsichten für die Umgebung des Schlosses finde. Dieses und manches andere mag mitspielen. Der eigentliche Ursprung seines Unwillens ist jedoch entschieden in der kirchlichen Haltung der Stadt Berlin zu suchen. Der Kaiser interessierte sich, besonders als König, aber auch noch in den ersten Jahren seiner Regierung persönlich ungemein stark dafür, daß die Zahl der Kirchen in Berlin zunehme. Dabei fand er bei den städtischen Behörden nicht das gewünschte Entgegenkommen. Auf Grund einer Verordnung aus dem sechzehnten Jahrhundert soll die Stadt verpflichtet sein, aus städtischen Mitteln ebenbürtige Beiträge zu den Kirchenbauten zu leisten. Sie hat diese Beiträge stets geweigert und sich in jedem einzelnen Falle gerichtlich zwingen lassen und abschaapt kein Verlangens für die Kirchenbauvergleichung des Kaisers gezeigt. Das hat den Grund zu seiner Mißstimmung gelegt. Er suchte sich dadurch persönlich zu rächen, planlos freilich, in jeden städtischen Widerspruch der Berliner Behörden eine persönliche Spitze finden zu müssen. Seit längerer Zeit scheint der Kirchenbau nur noch die Ausrede besonders zu beschäftigen. Ihr maßgebender Vertrauensmann, der Oberhofprediger Freiherr v. Mirbach, ist von wildem Groll gegen die Berliner Stadtverwaltung erfüllt, weil sie nicht ganz denselben kirchlichen Eifer wie irgend eine orthodoxe Synode entwickelt. Er hat dem sogar öffentlich in der unpassendsten Weise Ausdruck gegeben. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dieser Mirbach'sche Groll durch Vermittlung des Kaiserin auch auf den Kaiser einwirkt.

Jedenfalls ist die Stimmung des Kaisers so, dass er jede Gelegenheit benützt, um die Stadt seinen Unwillen fühlen zu lassen, mochte es sich nun um die Herstellung eines anständigen Friedhofes für die Gefallenen des Jahres 1848 oder um die Bestätigung des Ober-Bürgermeisters Kirschner, die er über ein Jahr anstehen ließ, oder jetzt um die Wiederwahl Kauffmanns handeln, die er für eine gegen sich gerichtete Demonstration erklärt haben soll, obwohl sie doch lediglich die Ausübung eines gesetzlichen Rechtes darstellte. Sein Unwille gegen Berlin gieng ja soweit, dass er bei der Einweihung der übrigens mit Schiesscharten versehenen Kaserne des Alexander-Regimentes von der Möglichkeit einer Revolution sprach, bei der er den frechen und unbotmässigen Berlinern gegenüber auf die Bajonnette seiner Grenadiere vertraue.

Mit dieser Stimmung muss man wie mit einer gegebenen und voraussichtlich zunächst nicht veränderlichen Grösse rechnen. Sie durch übertriebene Nachgiebigkeit in ihr Gegentheil zu verkehren, ist für jeden, der das Naturell des Kaisers kennt, das denkbar thörichteste Beginnen. Seiner Güte gegenüber verspricht nur Härte Erfolg. Gerade weil er eine selbstbewusste Persönlichkeit von ungewöhnlicher Energie ist, kann man nur mit selbstbewusster Kraft etwas bei ihm durchsetzen. Daran hat es bisher die Berliner Stadtvertretung in kläglichster Weise fehlen lassen. Mochte man sie behandeln, wie man wollte, immer blieb sie weit über das richtig Wohlwollende Maß entgegenkommend. An den Geburtstagen des Kaiserpaares wurden Glückwunschtelegramme abgesendet, die einem Höfling in Byzanz hätten erröthen lassen. Wenn ein fremder Monarch erschien, wurden die von oben gewünschten Gelder zur Ausschmückung der Stadt bewilligt. Als die Chinatruppen ihren Einzug hatten, der doch wahrhaftig kein Triumphzug war, war der Ober-bürgermeister im strömenden Regen mit der feierlichen Begrüßungsrede zur Stelle. Auch der „Alexandriner"-Rede des Kaisers wohnte er, ohne mit der Wimper zu zucken, bei. Die unglückliche Verzögerung der Bestätigung Kirschners wurde mit derselben bewährten Geduld getragen wie die Nichtbestätigung Kauffmanns.

Geht es so weiter, so muss die Stadt Berlin im In- und Ausland in den schwersten Misscredit gerathen. Wenn die Herren in der Stadtvertretung maßgebend bleiben, die es um keinen Preis mit „ihm" ganz verderben möchten, so wird die Stadt Berlin das verdiente Schicksal ereleben, dass man ihr die Behandlung gönnt, die ihr jetzt zutheil wird. Sie hat Mittel in der Hand, sich zur Wehr zu setzen. Aber sie hat bis jetzt nicht den Muth gehabt, sie zu gebrauchen. Das unter höflichen Verbeugungen erhellt, und alle Ausgaben für höfliche Zwecke unterbleiben, so lange eben der Wind nicht umgeschlagen ist, ist eigentlich das Mindeste, was verlangt werden muss. Aber es würde nicht genügen. Dass Kauffmann, den nur einige Leute mit übertriebener Reservelieutenantsgesinnung nicht für qualificiert zum Bürgermeister erachten können, nicht bestätigt wird, ist nicht das eigentlich Schlimme. Denn die Nichtbestätigung ist ja das gute Recht des, man weiß nicht wie, beratheuen Königs. Das Schlimme ist vielmehr, dass die Bestätigung gesetzlich in das freie Ermessen des Monarchen gestellt ist. Hier ist die Wurzel des Uebels. Hier muss der Hebel angesetzt werden. Die Stadt Berlin sollte den Kampf gegen das Bestätigungsrecht aufnehmen. Kann man als Realpolitiker auch nicht an seine völlige Beseitigung glauben, so wäre doch wenigstens anzustreben, dass es dem Minister übertragen wird, und dass gegen seine Entscheidung die Klage an das Oberverwaltungsgericht zulässig wäre. Das starke Stück Absolutismus, das in dem inopportunen Bestätigungsrecht liegt, und das wie ein Hohn auf den Begriff der „Selbstverwaltung" erscheint, sollte in seinem Fundament angegriffen werden. Gienge die Reichshauptstadt voran, zahllose Städte würden sich diesem wahrhaft liberalen Beginnen mit Begeisterung anschließen. Einen heißen Kampf würde es ja kosten. Aber die Stadt Berlin hat ja nun doch bei Hofe nichts mehr zu verlieren.

Sie hat die Wahl: Demüthig bleiben wie bisher und damit allmählich der allgemeinen Misachtung anheimfallen. Oder kämpfen! Nach den bisherigen Erfahrungen wird man keinen Kampf, sondern höchstens einen Scheinkampf erwarten dürfen.

Berlin. H. v. Gerlach.

Der neue ungarische Reichstag.

Und wie es in der Schrift steht: „Gib mir Einsicht, damit ich dein Gesetz durchforsche", so geschah es. Die geehrten Wähler in Ungarn durchforschten das neue Gesetz über die Judicatur der königlichen Curie in Wahlangelegenheiten, und sie fanden manche Lücken, durch welche sie schlüpfen konnten. Der Stimmenkauf wurde allerdings im Verlaufe der Jahre zu Ende gegangenen Reichstagswahlen nicht so offen und so arg betrieben, wie ehedem in jener „guten alten Zeit", welcher die Wiener Blätter jetzt die dichten Thränen nachweinen, aber es würde Selbstläuschung sein, wollte man annehmen, dass in der Aera der reinen Wahlen alle Wahlen wirklich rein und zweifelsohne gewesen wären. Anderseits würde man aber andere täuschen, wenn man sagen wollte, dass die Wahlen unter dem Regime Széll nicht besser und nicht freier, nicht ehrlicher und nicht anständiger gewesen wären, als unter Tisza, Szápáry oder gar Bánffy. Der grosse Unterschied zwischen den Wahlen von einst und jetzt besteht in erster Reihe darin, dass die Staatsbeamten und die Comitatsbeamten nicht mehr als Vorsteher thätig waren, ja dass sie nicht einmal mehr mittels freundlicher Ermahnungen veranlasst wurden, ihre Stimmen auf die Candidaten der Regierungspartei abzugeben, was denn auch zur Folge hatte, dass in vielen Städten — wo die Beamten den Ausschlag gaben — oppositionelle Candidaten gewählt wurden und unter anderen niedlichen Scherzen der Justizminister Dr. Alexander Plósz in Baja und der gewesene Ministerpräsident Koloman Tisza in Großwardein durchfielen. Wenn aber auch die Beamten in der „neuen Zeit" nicht mehr wie in der guten „alten Zeit"*) als Stimmvieh behandelt und auch nicht zu Vorstehern degradiert wurden oder sich selbst degradierten — ein einziger Ausnahmsfall, die Wahl in Jászberény, kam vor, von welcher später noch die Rede sein soll — so trieb es doch wieder die Geistlichkeit, zumal der katholische Clerus sehr bunt, und der verwegenen und wilden Jagd der Hetzkapläne ist es zuzuschreiben, dass diesmal Blut bei den Wahlen floss. Freilich sind die Wahlen vom Jahre 1901 mit jenen von 1896 nicht in eine Parallele zu stellen.

Die Bánffyschen Wahlen vor fünf Jahren ergaben 32 Todte und 70 Verwundete, die Széllschen unter Széll weist 6 Todte und 17 Verwundete auf, dazu noch zumeist Weiber; — was wieder darauf deutet, dass die menschenfreundlichen Hetzkapläne ihre Hände im Spiele hatten. Denn nicht die Wähler, sondern die große Masse der Nichtwähler, vor allem Weiber und Kinder werden durch die Brandreden der priesterlichen Korteiche der clericalen Volkspartei fanatisiert und das Ende davon ist, dass die fanatisierte Menge die Gendarmen oder das Militär angreift und dann das „Reglement" in Kraft tritt: Schüsse und Menschen fallen. Und wie noch in diesem Monat in vier hervorgehen. Während bei früheren Wahlen die blutigen Ereignisse sich immer in solchen Wahlbezirken abspielten, wo die Position des Anhängers der Regierungspartei bedroht war, die Militärmacht also im Interesse der Regierung missbraucht wurde, gab es bei den diesjährigen Wahlen nur in Pinczehely einen blutigen Zusammenstoß, der zahlreiche Menschenleben kostete, doch in Pinczehely kämpften bloß zwei Anhänger der Opposition, ein Candidat der äußersten Linken und ein Candidat der clericalen Volkspartei, ein Pfarrer noch dazu, um das Mandat. Die Regierung bot überhaupt keinen Candidaten auf, damit in den Comitaten die fanatisierten Menge kommen. Sie hat dort, wo die Opposition stark war, gar keine Candidaten aufgestellt, den Führern der Opposition den Wahlkampf erspart, hin und wieder nach dem Falstaff'schen Receipt: „Vorsicht ist der bessere Theil der Tapferkeit" gehandelt und trotzdem dieselbe Majorität bei den Wahlen erzielt, welche Baron Bánffy vor fünf Jahren nur durch Geld, Gewalt und Blut zusammenbrachte. Vernichtend waren diese Wahlen für den Clericalismus. Trotzdem die Volkspartei die unerhörtesten Preßexcesse ausübte, die katholische Geistlichkeit von der Kanzel aus zum Kriege, bei Taufen und Leichenbegängnissen nämlich, agitierte, fehlt die Volkspartei ebenso erdrückend an Stimmen und Intelligenzen aus dem Wahlkampfe zurück, wie sie in denselben zog.

Die äußerste Linke hat allerdings ungefähr 25 Mandate gewonnen und wird 75 Mann hoch im Parlamente erscheinen, doch unter Tisza besaß die äußerste Linke über 100 Mandate, und wenn diese Partei eine wirklich radicale oppositionelle Partei wäre — was sie leider nicht ist — so müsste sie jeder Freund des Parlamentarismus noch größere Erfolge wünschen. In ihrer gegenwärtigen Constituetur, innerlich zerrissen und gespalten, von activischen Vornehmheit saturiert, mit einem schläfrigen Führer an der Spitze, der vor jeder ernsten Schlacht zu erkranken pflegt, ist sie ganz ungefährlich, und sie wird sicherlich, wie bisher, ihre akademische Opposition fortsetzen. Früher, als die Nationalpartei noch die Elitetruppe der Opposition bildete, als sie mit der Autorität ihrer Führer Apponyi, Horánszky, Hodossy, Gulner und Szentiványi die heute kaum und sonders den Prüfern der Regierungspartei sind als oppositionellen Manöver deckte, früher wäre ein Anwachsen der Opposition gefährlicher gewesen, gar zu gefährlich allerdings auch nicht, denn unter Bánffy sei die Majorität eines Tages auf zwölf Stimmen, und er regierte dennoch mit dem Ausland, den er hatte, weiter. Die Majorität Széllś nach den Wahlen ist beängstigend groß. Wenn die Regierungspartei auch bei den Wahlen Verluste erlitt, so verfügt das Ministerium doch über ungefähr 270 Mandate, die nach den Stichwahlen auf 275 bis 280 anwachsen werden. Hierzu kommen noch 40 croatische Mandate, die stets zum eisernen Bestande jeder Regierung gehören, und somit besitzt das Ministerium Széll in einem Abgeordnetenhause, das 453 Mitglieder hat, nicht weniger als 310, eventuell sogar 320 Stimmen. Und da gibt es Wiener Zeitungen, denen diese Majorität noch nicht genügt!

Niemand wird in Abrede stellen können, dass an manchem der 113 Mandate, welche bei den diesmaligen Wahlen erobert

*) Siehe Band XVIII, Nr. 367, pag. 227 ...ff.

Digitized by Google

wurden, Schmutz klebt. Auf die wilde Agitation der Geistlichkeit wurde bereits hingewiesen, und es ist begreiflich, dass maßgebende ungarische Politiker jetzt den Plan ventilieren, den Geistlichen ebenso wie den Beamten das heraushetzige „Kortesschiedieren“ gesetzlich zu verbieten und das Gesetz über die Wahlgerichtsbarkeit nach dieser Hinsicht zu verschärfen. Es wird sich bei dieser Gelegenheit auch die Nothwendigkeit ergeben, die gesetzlichen Bestimmungen über die Bestechungen weiter und strenger zu fassen. Denn wenn auch bei den letzten Wahlen keine Wähler mehr gekauft wurden, so wurden doch — Hunde gekauft und das war nicht minder verwerflich. Die Kortesche verschwanden nämlich nicht vollständig, und wo sie auftraten, dort verlegten sie sich zumeist auf den Hundekauf. Die Kortesche waren sozusagen auf den Hund gekommen. Hartgesottene Wähler, die sich gerne weichstehen lassen wollten, ließen sich nämlich ihre Hunde zu recht hohen Preisen, oft zu 200 Kronen per Stück abkaufen und dass sie dann auf denjenigen stimmten, in dessen Namen der Kortesch diese theuren Vierfüßler erwarb, versteht sich von selbst. Mancher Abgeordnete könnte jetzt eine Hundeausstellung arrangieren, so zahlreiche und so merkwürdige Exemplare des treuesten aller Hausthiere gelangten mit dem Mandat in seinen Besitz. Doch dort, wo es keine Hunde gab, wurden auch andere Dinge gekauft, z. B. alte Möbel, alte Kleider, alte Töpfe und nicht immer Kochtöpfe. Da sich diesmal fast 2000 Candidaten auf die armseligen 413 Wahlbezirke Ungarns stürzten und viele dieser Candidaten keine andere Besitzigung zur Erwerbung ihres Mandates besitzen, als ein Bündel Banknoten, so wurden die Bestechungsnachweis oft und gründlich erbracht werden — zumal den Korteschen. Im großen und ganzen werden aber trotzdem weit weniger Abgeordnete im neuen Reichstage sein, die sich ihr Mandat kauften, als in allen bisherigen Parlamenten, denn wenn auch Bestechungen vorkamen, so gelang doch der Kauf und die flotte Lieferung eines Mandates schon aus dem Grunde nicht, weil zu viele Bewerber vorhanden waren, die Wähler nicht mehr einem Leithammel folgten, sondern sich in Gruppen spalteten und weil ferner die ganze Schar ihres Mandates besitzen, als ein Bruchtheil derselben, so wurden die Bestätig

Ungar behaupten. Niemand hasste und verfolgte seine politischen Gegner leidenschaftlicher als er, und wenn er auch die Sünden seiner Anhänger nicht sehen wollte und unter seinen persönlichen Anhängern catilinarische Existenzen in Fülle und Fülle duldete, ungescheut wie Walpole, der trotz persönlicher Ehrenhaftigkeit alle Miserabilitäten bei seiner Partei mit in den Kauf nahm, so darf man dies ebensalls nicht als „orthodoxen Liberalismus“ bezeichnen. Koloman Tisza kannte nur ein Ziel: er wollte die Macht erhalten, sich und den Seinen sichern, und zu diesem Zwecke schuf er sich eine Partei, die mit ihm durch dick und dünn ging, die sich weder um Moral noch um Popularität kümmerte, weil sie wusste, dass sie, gestützt auf ein verderbtes Wahlgesetz und den Beamten-Korteich-Apparat, bei den Wahlen immer wieder die Mehrheit erlangen müsse und die alles niedertrat oder doch niedertreten wollte, was sich ihr in den Weg stellte.

Der Kampf Koloman Tiszas gegen den Grafen Albert Apponyi wird eines der interessantesten Capitel in der ungarischen Geschichte bilden. Graf Apponyi ist bekanntlich seit 25 Jahren einer der hervorragendsten Staatsmänner Ungarns, der beste Redner und der vornehmste Parlamentarier; ein Politiker von großer Bildung, reinem Charakter, der eine ganz außerordentliche Popularität im Lande besitzt. Apponyi als Idealist und Tisza als Opportunist, Apponyi als Katholik und Tisza als Calviner waren Gegensätze, und in der That bekämpfte Apponyi an der Spitze der Opposition Tisza mit Erfolg, mit so großem Erfolg, dass im Laufe der Jahre eine persönliche Feindschaft aus der politischen Gegnerschaft wurde. Eine Schar von „Mediocritäten“, wie der gute Baron Kemény sagte, wurde seither in den Ministersitzungen gehoben, vor Apponyi verrammelte aber Tisza die Wege zur Macht. Apponyi wurde als Reactionär nach unten und als Demagoge nach oben denuncirt, man wandte alle Mittel gegen ihn und seine Partei an, und als schließlich die durch die Bánffy-Aera total herabgekommene Regierungspartei in der Fusion mit der Nationalpartei neue Kraft fand, da wurde der Kampf gegen Apponyi in der Regierungspartei selbst fortgesetzt. Graf Apponyi fühlte sich von diesen Intriguen derart angewidert, dass er seine Wohnung in Budapest aufgab und sich nach Eberhard, seinem Gute bei Preßburg, zurückzog. Selten erschien er in Budapest, selten regrifft er das Wort und fast immer blieb er in Eberhard, wo er an einem Werke über das ungarische Staatsrecht arbeitete. Man sollte glauben, dass nun die Minierarbeit gegen diesen Idealisten unter den Politikern ein Ende gehabt hätte. Mit nichten. Es kamen die reinen Wahlen und mit diesen die Wahl von Jászberény. Man weiß, dass Graf Apponyi mit einer kleinen Majorität gewählt wurde, denn die auswärtigen Blätter fänden es oft genug, dass Tisza durchgefallen und auch Apponyi beinahe durchgefallen wäre. Doch diese beiden Wahlen mit einander zu vergleichen ist größte Dreistigkeit oder größte Ignoranz. Für Tisza trat das ganze Comitat ein, für Tisza stimmte die ganze Wahlcommission, für Tisza arbeitete der officielle Apparat und gegen ihn war nur — die Majorität der Wähler. Für Apponyi dagegen war die Majorität der Wähler, und gegen ihn agitierten die städtischen Behörden, die Wahlcommission und der Wahlpräsident, die mit vereinten Kräften eine Wahl wie einst unter Bánffy arrangierten. Wie ist es möglich, dass einem Abgeordneten der Regierungspartei und dazu noch einem der hervorragendsten, die Behörden das Mandat rauben wollen, wird man außerhalb Ungarns fragen? In Ungarn freilich weiß man, dass diese hoffentlich letzte Reichstagswahl à la Bánffy ein natürliches Kind des Tisza'schen Systems war. Wie schon erwähnt gab es in Ungarn keinen Politiker, welcher der Tisza-Clique unangenehmer gewesen wäre, als Apponyi. Man versuchte ihn mit Würden und Auszeichnungen zu ködern, da er aber nicht anbiß — Aber fängt man nicht mit Leimruthen, sagt ein ungarischer Dichter — so wollte man ihn stets in Jászberény bei den Wahlen stürzen. Dies gelang nicht, denn die Stadt war oppositionell und hieng mit Verehrung an ihrem Abgeordneten. Da die städtische Verwaltung in Ungarn autonom ist, wählen die Städte ihre Wahlpräsidenten selbst, und da der Wahlpräsident nach dem ungarischen Gesetz am Wahltage eine außerordentliche discretionäre Gewalt besitzt, war es unmöglich, Apponyi durch kleine und große Gewaltthätigkeiten bei den Wahlen zu stürzen. Das missliel Bánffy und als sein Justizminister Erdely bei den letzten Wahlen gegen Apponyi in Jászberény unterlag, hedte er mit dem Obergespan von Jászberény namens Almássy einen feinen Plan aus. Man fabricierte eine Wählerliste für die städtischen Wahlen und stürzte mit Hilfe derselben alle Anhänger Apponyis in der Stadtvertretung. Dadurch gelangte die Stadtvertretung in die Hände der Bánffy-Anhänger, die sich, unbekümmert um die Ereignisse im Lande, unbekümmert um das Regime Széll und die Parteifusion, im Jászberényer Stadthause einschlossen und ein kleines Schreckensregiment etablierten. Der Bürgermeister wurde wohl in Disciplinaruntersuchung gezogen, andere Beamte ebensalls, aber als die Wahlen heranrückten, da wählten die Stadtväter, die auf Grund der corrigierten Wählerlisten in Amt und Würden kamen, den Wahlpräsidenten, und zwar den suspendierten Bürgermeister, der denn auch am Wahltage alle Nichtswürdigkeiten begieng, die nur begangen werden konnten. Während in Budapest ein Bezirk mit 10.000 Wählern in zehn Stunden abstimmte, ließ man 20.000 Wähler in Jászberény 30 Stunden, sage dreißig Stunden, abstimmen und auch dann lief der famose Wahlpräsident davon, weil er erklärt hatte, „sich lieber die Zunge abzubeißen, als den Sieg Apponyis auszusprechen“. Gibt es einen verrückten Menschen, der glauben würde, dass ein Provinzbeamter die Kühnheit hätte, sich gegen das Gesetz, gegen die Majorität, gegen die Regierung, gegen das Parlament und gegen die ganze öffentliche Meinung aufzulehnen, wenn er nicht dazu ermuntert worden wäre? Und braucht man ein Beispiel, aber zu sein, um zu ersehen, wer die Hintermänner dieser Wahlpaschas waren, wenn man weiß, dass der Gegenkandidat Apponyis in Jászberény der gewesene Bánffy'sche Obergespan Almássy gewesen, den Bánffy oder irgend ein Mitglied der Tisza-Clique mit einem einzigen Wort zum Rücktritt von der Candidatur hätten bewegen können. Dieses eine Wort wurde nicht gesprochen. Almássy hat 100.000 Kronen in Jászberény vergeudet — da er nicht reich ist, so entsteht die Frage, wer denn „die Kohlen bezahlte?“ — und fiel durch. Die Feinde Apponyis haben wieder einmal einen Misserfolg zu verzeichnen. Und zwar nicht nur einen Misserfolg in Jászberény, denn in den meisten Bezirken, wo die Anhänger Tiszas fielen, wurden Freunde Apponyis gewählt, der nicht nur seit dem Tode Szilágyis der populärste Staatsmann in der Partei Koloman Szélls ist, sondern auch durch das Wahlergebnis eine dominierende Stellung in der Regierungspartei erhielt. Die Wahlen waren, genau genommen, ein Duell zwischen den alten und neuen Mitgliedern der Regierungspartei, ein Duell zwischen Apponyi und Tisza, und Tisza ist unterlegen. Die Frage ist nun, ob endlich, da die Regierungspartei nicht mehr in viele Gruppen gespalten ist, eine Szilágyi-Gruppe, eine Bánffy-Gruppe und eine Tisza-Gruppe besteht, die Agrarier ganz unbedeutend sind und das Gros dieser großen Partei auf das Széll'sche Programm eingeschworen ist, ob nun die Aera der Reformen beginnen wird? Der neue Reichstag hat neben den wirtschaftlichen Fragen des Ausgleichs und der Handelsverträge auch Probleme von großer politischer Wichtigkeit zu lösen. Die Verwaltungsreform, die Parlamentsreform und die Reformen auf dem Gebiete der Sozialpolitik müssen in Angriff genommen werden, und wenn die reorganisierte und regenerierte liberale Regierungspartei hier versagt, wenn sie neuen, unverbrauchten politischen Kräften Raum schafft und modernen politischen Ideen zum Siege verhilft, dann wird Ungarn die reinen Wahlen preisen. Werden die Erwartungen jedoch nicht in Erfüllung gehen, welche Ungarn an den neuen Reichstag knüpft, sollten auch in diesem neuen Reichstage die Intriguen und die Verhöhnungen hinterdrein zu bemerken sein, dann wird die ungarische Nation bald wieder neue Wahlen erzwingen, denn die Wähler haben bei den diesjährigen reinen Wahlen zum erstenmale wirklich „Blut geleckt“ und wissen jetzt, dass sie stark genug sind, mit ehrlichen constitutionellen Mitteln nicht nur Koloman Tisza, sondern auch jeden anderen Staatsmann zu stürzen, der seine persönlichen Interessen über die Interessen Ungarns stellt. Die Geschlenen in der Wahlschlacht von 1901 können aber das Epitaph wählen, welches Lokal vor Jahren niederdrückend: „Unsere Leichensteine werden Euch zeigen, welchen Weg Ihr nicht wandeln sollt.“

Budapest. Arpád.

Der Krieg und die öffentliche Stimmung in England.

Der Boerenkrieg hat Diplomaten und Generälen schon manche Lehren gebracht. Es ist nicht meine Absicht, die Aussichten der gegenwärtigen Kriegslage vom militärischen Standpunkte zu besprechen oder die diplomatischen Vorgänge, die zum Kriege geführt haben, einer Kritik zu unterwerfen, ich habe vielmehr nur die Absicht, den Krieg als einen übrigens noch nicht beendeten) aufregenden Abschnitt in der Darstellung der politischen Psychologie der englischen Demokratie zu behandeln.

Die wesentlichen Motive, welche die außerordentliche Politik Englands bestimmt und das britische Weltreich gebildet und erhalten haben, scheinen dreierlei zu sein: erstens die dem Volke innewohnende Lust zu Abenteuern und sein Unternehmungsgeist, zweitens der gesunde Menschenverstand, nämlich der Nationalinstinct für das, was möglich und praktisch ist, drittens ein moralischer Sinn, der in dem instinctiven Verlangen besteht, das zu thun, was als Recht gilt.

Diese drei Instincte sind die unsichtbaren Grundlagen für den Reichthum und die Macht Großbritannniens. Unsere Colonialgeschichte ist ein eigenthümliches Gemisch von Räuberei und Ritterlichkeit gewesen: aber es sind zweifellos mehr Fehler und mehr Verbrechen begangen worden, als Unglücksfälle vorgekommen sind, und zwar deshalb, weil wir uns immer weder von den Ereignissen haben belehren lassen. Was Irrthum und Verbrechen uns anderen hatten verlieren lassen, ist oft durch praktische Klugheit zurückgewonnen worden. Es gibt viele Beispiele solch weiser Raue in

Digitized by Google

unserer Geschichte. Colonien sind knapp vor dem Ausbruche einer Empörung zurückgewonnen worden durch rechtzeitige Nachgiebigkeit, unglückselige Gouverneure sind gerade noch im rechten Augenblick zurückberufen worden, die gefährlichen Richtungen sind verlassen worden, bevor dieselben noch den drohenden Ruin herbeigeführt hatten. Gewiß gibt es ein ganz hervorragendes Beispiel für das Beharren beim Irrthum: nämlich den siebenjährigen Krieg, der zuletzt zur Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien führte. Aber in diesem Falle lag es daran, daß England damals einen König besaß, der, zugleich unverständig, populär und einflußreich, über ein serviles Ministerium und corruptes Parlament verfügte. Das Volk wußte damals kaum, was vorgieng, bis endlich die Steuern schweren Druck auszuüben begannen, und für mindestens fünf Jahre war die Opposition gegen Lord North und dessen Politik so schwach, daß sie einen wirklichen Eindruck auf die Nation erst zu machen begann, als es zu spät war. Gewiß ist die Analogie des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges bei der heutigen Lage der Dinge in England und Südafrika sehr interessant, aber es wäre gefährlich, auf Grund dieser Analogie zu prophezeien. Es ist keineswegs ausgemacht, daß auch jetzt wieder dieselbe verhängnisvolle, irrige Politik eintreten wird wie damals; denn die Unterschiede zwischen jenem Kriege und dem Boerenfeldzuge sind doch zahlreich. Der wichtigste davon ist wohl die bei weitem größere Kraft der Minorität, welche gegen die Kriegspolitik in Südafrika protestiert hat. Diese Minderheit ist zusammengesetzt aus Gladstone'schen Liberalen, einem kleinen Kreise hervorragender Unionisten, der gesammten irischen Nationalpartei, die jetzt sich der ausgesprochen führenden Redmonde erfreut, und aus einer stärkeren Gruppe von Trade-Unionisten und Socialisten. Die „Pro-Boers", wie sie genannt werden, zählen unter sich einige der hervorragendsten Schriftsteller und Redner des Vereinigten Königreiches. Mit Ausnahme einer einzigen Zeitung bekämpft nun die ganze liberale Presse Londons den Krieg; und das hervorragendste Provinzblatt Englands, der „Manchester Guardian", ist gleichfalls ein scharfer Gegner und Kritiker der Politik Chamberlains. Einige Zeit lang nach dem unglücklichen Ultimatum der Boeren und nach ihrem Einfalle in Natal war es für die englischen Liberalen außerordentlich schwer, gegen den Strom der jingoistischen Begeisterung zu schwimmen. Der gerechte Mann im Lande hatte den Kopf verloren. Viele Monate lang war der Krieg förmlich Modesache. Der tiefgewurzelte Abenteurersinn in der Nation war geweckt worden, und alle Einwände wurden durch die Versprechungen der Minister und Generäle, der Krieg werde billig und kurz sein, zum Schweigen gebracht. Die Stimme der Moral wurde unterdrückt durch die Verheißungen von Macht und Ruhm, die uns verbrieften, die Annexierung der Republiken werde den Eingeborenen Südafrikas wunderbare Segnungen bringen. Von aufreizenden Mißverhalten wurde erzählt, die von den Boers angeblich gegen die Eingeborenen begangen würden, und die Bethätigen, die letzteren durch die britische Flagge gedeckt würden, sind maßlos übertrieben worden. Kein Wort hatten diese Missionäre über die Schrecken des Krieges zu sagen, sowie über die Gefahr einer Politik, die, um unsicheres Gutes zu thun, sicheres Uebel zufügt. Manchen gutmüthigen und unwissenden Leuten in England erschien der Krieg thatsächlich als eine Art von Kreuzzug zu Ehren der Freiheit und Humanität!

Zwei Jahre haben genügt, um viele Illusionen zu zerstören, die Opposition wird Tag um Tag, Woche um Woche stärker. Die Effectenbörse, die soviel dazu beigetragen hat, das Kriegsfieber zu steigern, hat ein geschäftsloses und verhältnißdrückendes Jahr hinter sich. Der Preisfall der Consols hat viele Capitalisten beunruhigt, und ein Zusammenbruch des südafrikanischen Minenmarktes scheint unmittelbar bevorzustehen. Die allgemeine geschäftliche Lage, die jetzt ganz wunderbaren günstlich gestaltet hat, beginnt bereits einige Zeichen der Abnahme des Bedarfes zu zeigen, aber unglücklicherweise haben die Massen kaum begonnen, die schmerzhaften Folgen des Krieges zu verspüren. Die englische Einkommensteuer trifft weder den südlichen noch den ländlichen Lohnarbeiter; die Zuckersteuer ist bisher die einzige Kriegssteuer, die unmittelbar den Massen Englands zur Last fällt. Dennoch hat die Stimmung so gewechselt, daß die Zeiten, in denen es gefährlich war, öffentliche Versammlungen gegen den Krieg abzuhalten, endgiltig vorüber sind. Selbst ein Mann, der so sehr um seine Popularität bekümmert ist wie Lord Rosebery, hat es endlich gewagt, über die ungeheuren Summen Klage zu führen, welche jetzt für den Krieg ausgegeben werden, die in Südafrika verschwendet werden. Die letzte Nachwahl in Lanark zeigt, daß die Kerntruppen der liberalen Partei mich dazu zu bringen sind, für einen gegenwärtigen liberalen Imperialismus zu stimmen, der den Krieg billigt und sich damit begnügt, die Kriegführung zu kritisieren.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Ich lese jetzt häufig in deutschen Tageszeitungen, daß die britische Weltmacht sehr schwach und nicht fähig sei, neue von ihrem Zusammenbruche sei. Für diese Behauptung liegt nun aber wirklich kein berechtigender Grund vor. Bezüglich des Umfanges ist mehr denn je die Macht Englands, bezüglich der Bevölkerung ist mehr denn je der Reichthum, bezüglich der Flotte ist mehr denn je die Macht. Die gegenwärtige Handelskrisis hat in Amerika und in Deutschland viel mehr Unheil angerichtet, als in England. Die britische Armee ist jetzt wahrscheinlich tüchtiger und kräftiger, als sie es in früheren Jahren gewesen ist; denn sie ist größer geworden und hat viele Erfahrungen erlangt. Daß sie nicht imstande ist, zwei weitgedehnte Länder zu besetzen oder zwei tapfere Völker zur bedingungslosen Ergebung zu zwingen, kann keinen Vorwurf gegen die Armee oder deren Generale bilden. Vom Standpunkte der liberalen Partei Englands aus betrachtet, liegt in diesen Erwägungen nur ein schwerer Vorwurf gegen die britischen Staatsmänner, die es gewagt haben, einen so ungerechten und kostspielen Krieg zu führen, und die dabei beharren, nachdem einmal dieser Fehler begangen wurde, diesen Krieg fortzuführen.

London. Francis W. Hirst.

Frauenstudium und Rassetüchtigkeit.

Ich hatte bisher ein einziges kleines Bedenken gegen das Frauenstudium. Ich sagte mir nämlich: wenn einmal Mädchen in großer Zahl acht bis neun Jahre lang in Gymnasien ganz ebenso unnatürlich und unmenschlich gedrillt wurden, wie Knaben, und dann noch fünf bis sechs Jahre an den Hochschulen sich in Auditorien, Bibliotheken, Laboratorien u. s. w. herumtreiben, so würden sie physisch ungeeignet, eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft zu bekommen, und passen überhaupt in der Regel nicht mehr in die Stellung einer Hausfrau und Mutter. Würden solche gelehrte und durch die wissenschaftliche Schulung abstrapazierte Frauen überhaupt noch heiraten, so wäre alles in Ordnung. Aber die akademische Erfahrung zeigte mir, daß sie die Heiratsgelegenheit keineswegs scheuten. Die Männer hielten nach meiner Ansicht die langwierigen Schuljahre besser aus, und wenn sie darunter litten, so sorgte eine kräftige, frische Frau, die sie sich wählten, für sich allein schon für die normale Quantität der Nachkommenschaft. Die Mutter ist in dieser Beziehung so gewiß viel wichtiger als der Mann. Denkt man sich nun, daß dann studierte Männer auch in der Regel studierte Frauen heiraten würden, so wäre die Gefahr verdoppelt und, vorausgesetzt natürlich, daß das Frauenstudium statt zunähme, sogar beträchtlich für die Gesellschaft ins ganzen.

In diesen Beiorgnissen wurde ich insbesondere bestärkt durch gewisse, allem Anscheine nach vollkommen verläßliche Mittheilungen über merkwürdige Zustände und Erscheinungen in Amerika.

Im „Socialpolitischen Centralblatt" vom 20. November 1893 war Folgendes zu lesen:

Herr Edson, Commissioner of health des Staates und der Stadt New-York, hat für die October-Nummer der „North American Review" einen sehr beachtenswerten Beitrag geliefert, welcher von dem Gesundheitszustand der den besitzenden Classen angehörigen Frauen in den Vereinigten Staaten ein sehr düsteres Bild entwirft. Das wichtigste Problem für die amerikanischen Medeinen, sagt Herr Edson, wüsse heutzutage der Gesundheitszustand der gebildeten Frauen sein, die als dritte oder vierte Generation auf amerikanischem Boden geboren werden. Dringende habe die Discussion dieses Problems bisher auf medicinische Fachschriften beschränkt, indessen sehr mit Unrecht. Die Zustände wären bereits so schlimm, daß sie den nationalen Fortschritt ernstlich bedrohten. Die Zahl der in dieser Classe leidenden Frauen werde man schon auf 60.000, die der an eben solchen Leiden jetzt heranwachsenden Mädchen auf 65.000 veranschlagen müssen. Es sei bereits ein ganz typischer Vorgang, daß ein schönes, junges, mit reicher Schulbildung ausgestattetes Mädchen, welches in die Ehe trete, nach Geburt eines oder zweier Kinder sich gänzlich verändere. Ihr Aussehen ist dann müde und schlepp end, ihre Laune schlecht und reizbar. Statt eine Hilfe wird sie ihrem Manne eine Bürde, und sie fühlt es, daß sie selbst und anderen zur Last lebt. Und der Grund des Ganzen? Sie ist körperlich invalide, nicht nur zu augenblicklichen, sondern lange Jahre andauernden Leiden verurtheilt. Ein immer wachsender Procentsatz amerikanischer Frauen kann, mit einem Worte, die Functionen der Mutterschaft nicht mehr eintragen, und dieser Procentsatz schließe gerade die intelligentesten und bestorganisierten Nach Edson legt intellectuelle Ueberarbeit in der Jugendzeit den Grund zu jener Entkräftung, die dann in der Ehe offenbar hervortritt. Die intellectuelle und allgemeine Emancipation der amerikanischen Frauenwelt haben in den letzten zwanzig Jahren mächtige Fortschritte gemacht. Aber wenn in früherer Zeit dadurch gesündigt wurde, daß man die Mädchen unvorbereitet ließ, so jetzt dadurch, daß man ihren Geist durch zu angestrengte Arbeit in der Jugend überanstrengte und so den Keim späteren Siechthums in sie hineinpflanze. Ihr Ehrgeiz werde in den Schulen angestachelt und über ihren Leistungen könne sich niemand beklagen, aber der Stoff, der in die Köpfe der zehn- bis fünfzehnjährigen Jugend hineingebracht werde, sei zu massenhaft. Diese sich voraussagen, welche Mädchen überhaupt noch in die Ehe treten werden, so könnte man diesen, wenn sie wissenschaftlichen Interesse hätten, auch alle geistigen Anstrengungen

Digitized by Google

mit Recht zumuthen. Weil das aber unmöglich, müsse die Gesellschaft daran denken, das Maß jugendlicher Geistesarbeit soweit herabzusetzen, als es im Interesse der Ehe und Fortpflanzung erforderlich erscheint. In anderen Fälle würden amerikanische Männer mehr und mehr zur Ehe mit gesünderen Ausländerinnen gedrängt.

Hand in Hand gehen damit die Versuche, auf künstliche Weise das Gebären zu vermeiden. Die Aerzte wüssten viel davon zu erzählen, denn zu ihnen kämen natürlich alle die, welche an den schrecklichen Folgen solcher Eingriffe zu leiden hätten. Es ist aber nicht Frivolität oder blose Angst vor dem noch vorübergehenden Geburtsschmerz, welcher die Frauen auf diesen unnatürlichen und gefahrvollen Weg treibt, sondern zweifellos in vielen Fällen auch das eingeborene Gefühl, dass sie nicht genügend körperliche Widerstandskraft besitzen, um den Geburtsact gesahrlos zu überstehen. Immerhin sei es wohl nur ein kleiner Procentsatz der leidenden Frauen, die derartigen Eingriffen ihre Invalidität in der Ehe verdanken, die Mehrzahl leide, weil sie geboren, nicht weil sie die Geburt verhindert habe.

Im Jahre 1895 sodann erklärte Dr. Alfred Plötz in seinem Buche „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" der alteingesessenen Yankees der Neuengland-Staaten für „eine sinkende Culturrasse" auf Grundlage folgender officieller Daten. In Connecticut zählte man unter den Einheimischen in den Jahren:

	Geburten	Todesfälle	Ueberschuss der Sterbefälle
1890	7795	10.307	2711
1891	8079	10.816	2736
1892	8356	11.237	2879

In Rhode-Island fanden unter den Eingebornen statt in den Jahren:

	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuss
1890	4021	3010	+ 1011
1891	3319	2928	+ 391
1892	3123	3216	— 93

In New-Hampshire wiesen die Einheimischen für das Jahr 1891 3694 Geburten und 3617 Sterbefälle auf, also einen Ueberschuss der Todesfälle von 1943.

Im Hauptstaate Neuenglands, Massachusetts, wurden im Jahre 1892 unter den Einheimischen 21 800 Kinder geboren und 35.097 Todesfälle verzeichnet. In diesem Staate, wohl dem cultiviertesten der ganzen Union, verringerte sich also das eingeborne Element in einem Jahre um 13.297 Seelen (!). Tod.

Ja, man möchte nach anderen Berichten fast glauben, als habe das, was man gemeiniglich Emancipation nennt, unter welchem Worte man allerdings gar verschiedene und auch ganz tolle Dinge verstehen kann, in America wirklich die Verhältnisse auf den Kopf gestellt und die Frauen sowohl zur Führung des Haushaltes als zur Mutterschaft moralisch unfähig gemacht und schließlich soweit geführt, dass bereits Männer in der Führung des Haushaltes als die Stelle der Frauen treten müssen, was bei der Mutterschaft allerdings nicht möglich ist. Es gewinnt den Anschein, als ob die Frauen in jenem Lande begännen, nicht etwa Männer zu werden, sondern sich aller Pflichten und Arbeiten zu entschlagen und nur den Genuss zu leben, um den Männern die Lasten des Lebens möglichst ausschließlich zu überlassen.

Im December 1899 eichten im „Berliner Tageblatt" aus der Feder eines New-Yorker Correspondenten ein Artikel über die Dienstbotenfrage, welcher der Redaction der „Neuen Zürcher Zeitung" wichtig genug schien, um ihn in einer ihrer Ausgaben vom 31. December desselben Jahres im Auszug ihren Lesern vorzulegen. Ich theile daraus Folgendes mit:

Die amerikanischen Frauen klagen allgemein, dass selbst für die höchsten Löhne keine Dienstmädchen mehr zu haben sind. „Das amerikanische Mädchen," sagt die „Illinois Staatszeitung" in Chicago, „will schon als Backfisch die Lady sein; Hausarbeit ist ihr verhasst; sie will die Finger sich nicht beschmutzen; sie will beim Reinmachen den Staub nicht einathmen, sie will nicht kochen, kein Geschirr und noch viel weniger die Wäsche waschen. Eine solche Amerikanerin will auch keine Kinder, weil sie zu viel Arbeit machen"; sie ist lieber in Restaurationen, weil das Kochen „zu viel Trubel" verursacht; sie will in einem „Flat" wohnen, wo heißes Wasser gelegt ist und die Reinigung vom Hausmeister (!) besorgt wird; sie will so wenig Arbeit wie möglich verrichten. Schlimmstenfalls Romane lesen, spazieren gehen, im Schaukelstuhl sich wiegen, Toilette machen u. s. w., damit verbringt die Lady die Zeit, während der Mann sich abrackert, um das nöthige Geld zu verdienen. Die Mädchen wachsen auf, besuchen die Hochschule, werfen sogar mit lateinischen Brocken um sich; aber sie können keinen anständigen Brei kochen, keinen Strumpf stopfen, kein gesundes Hemd nähen und verstehen kaum, einen Knopf anzunähen. Unsere Mädchen gehen lieber in die Fabrik oder stellen sich in den „Corset" hinter den Ladentisch, als dass sie in einer Familie dienen, wo sie überwacht und zur Arbeit angelalten werden, sie sind durch das Beispiel, das ihnen die Haustrauen, das heißt die Nicht-Haustrauen gaben, verdorben" — und werden dann natürlich, wenn sie in die Ehe treten, ebensolche Nicht-Haustrauen und Nicht-Mütter, sondern vollkommen unnütze Geschöpfe, reine Parasiten am Leibe der Gesellschaft, die diesem gesellschaftlichen Körper keinen Nutzen, nur Schaden bringen, wie die Krähe.

In America ist man auf Grundlage solcher Erscheinungen dazu gekommen, Männer für diejenigen Functionen anzustellen, welche man bei uns dem „Mädchen für alles" zu übertragen pflegt. Uns ist solch erstaunlich sein, mit welcher Geschwindigkeit diese Neuerung um sich gegriffen und wie der Reservearmee der unbeschäftigten Arbeiter ein täglich zunehmendes Angebot geschaffen hat. Eine Mitarbeiterin des „Herald" ließ sich im „Arbeitsbureau für Einwanderer" einen solchen „Mann für Hausarbeit" vorführen. Es erschien ein anstelliger, sauberer junger Mann, der sich bereit erklärte, in einem nicht allzu großen Haushalte zu waschen und zu kochen, die Betten zu machen, die Oefen zu heizen und die Zimmer zu reinigen. Er berief sich auf das Zeugnis einer Dame, bei der er zehn Monate im Dienste gestanden und welches sehr günstig lautete. Er erklärte auf die Frage, warum er nicht lieber Männerarbeit verrichte: „Ich bekomme 14 bis 16 Dollars den Monat, habe ein hübsches Zimmer, erhalte gutes Essen und werde freundlich behandelt. In welcher anderen Stellung würde ich es ebenso angenehm haben?"

„Welches Mädchen," ruft die betreffende Berichterstatterin aus, „gleichviel, ob weiß oder farbig, würde jemals freimüthig zugestehen, dass sie bei ihrer Herrschaft gute Kost und einen annehmbaren Wohnraum hatte, mittels seiner anderen Beschäftigung aber neben Kost und Wohnung 14 bis 16 Dollars verdiente? Sollte das Vordringen des weiblichen Elementes in die männlichen Berufe zu einem Rückschlage führen, durch den die bisherigen Fortschritte der ganzen Frauenbewegung wieder in Frage gestellt würden?" Gegen dieses Vordringen braucht man noch nichts einzuwenden. Wenn die Männer bessere und zufriedenere Dienstmädchen sind, als die Frauen und die Frauen bessere Fabrikarbeiter &c., als die Männer, so wäre bei dem Wechsel alles in Ordnung. Aber wenn die verheirateten Frauen bloß als „Lady", d. h. als vollkommene Zeitlangerinnen, wie Haremsdamen, wenn auch ohne Eunuchen und bei offenen Straithüren, leben wollen und der Mann mit dem Erwerb genug zu thun hat: was soll dann daraus werden? Wo ist denn da die Gleichstellung der Geschlechter hingerathen?

Doch vielleicht ist das alles nicht wahr und werden wir bald von einer Amerikanerin vom Gegentheil belehrt.

Jedenfalls scheinen alle Besorgnisse wegen der schlimmen Wirkung des übermäßigen geistigen Drills auf die Mädchen grundlos zu sein. Denn eine amerikanische Dame theilt in der „Zeit" vom 17. August d. J. mit, dass es mit den studierenden jungen Damen in America in jeder Beziehung so ausgezeichnet stehe, wie man es nur irgend wünschen kann.*)

Alle Jungfern im europäischen Sinne gibt es nach ihr in our country überhaupt nicht mehr, obwohl die unzähligen unverheirateten Mädchen, die dort gefunden werden, „nicht leidig blieben, weil sie es vorzogen, sondern weil man sie nicht gefragt, oder weil der Rechte nicht kam". Man weiß — nota bene! — nach dem Contexte anzunehmen, dass die Verfasserin in ihrem ganzen Artikel nur von den studierenden Damen spricht, denn sie versichert uns sofort: „Unsere Mädchen glauben nicht, dass es nöthig ist, sich die Haare kurz zu schneiden, Männerkragen und Röcke zu tragen und über Freiheit und Gleichheit zu predigen, um, was wir die higher education of women nennen, zu genießen." Das College-Girl habe gar nichts vom Blaustrumpf an sich — was alles ja nur auf Studentinnen paßt. Offenbar will die Verfasserin, Mrs. Harriet S. Boas, mit diesem Satz einen Vergleich der Studentinnen in our country mit denen in Europa anstellen, der sehr zu Ungunsten der letzteren ausfällt. Allein die patriotische Dame jenseits des großen Baches kennt unsere Hochschul-Besucherinnen offenbar nur aus den „Fliegenden Blättern", wo sie allerdings in sehr komischen Costümen und mit tollen Manieren abgebildet sind, während in Wirklichkeit an ihnen gar nichts Absonderliches zu bemerken ist und sie sich ganz so kleiden und benehmen, wie alle anderen jungen Frauenzimmer. Ein Unterschied scheint, nebenbei bemerkt, allerdings zwischen den Studentinnen beider Continente vorhanden zu sein, wenn man Mrs. Boas Glauben schenken darf. Nach ihr verbringen die amerikanischen „indeed und zunächend die Zeit von 18. bis zum 22. Lebensjahr". Das ist nun freilich hierzulande nicht der Brauch, auch nicht bei den Amerikanerinnen. Ich kannte in Zürich in früheren Jahren gar manche von ihnen und die meisten waren mir sehr sympathisch. Aber indeed und zunächend traf ich sie niemals, weder auf der Straße, noch in den Hörsälen und Corridoren der Universität, auch in meinem Hause, und ich zweifle, ob sie je eine Beweise einer übermäßigen Heiterkeit in ihren Privatwohnungen sich gestatteten. Sollte vielleicht die unsere sich der Schweiz; eine dämpfende und niederdrückende Wirkung auf sie

Digitized by Google

ausgeübt haben? Ich glaube es kaum, denn sie schienen mir alle von Hause aus recht ernsthaft und gesetzt und, ganz wie europäische Mädchen, nur gelegentlich zu Scherz und Gelächter geneigt.

Aber das sind Nebendinge. Die Hauptsache ist, daß die Studentin in our country „körperlich prächtig gedeiht“, offenbar noch prächtiger, als nicht-akademische Damen, denn sie „kommt frisch an Körper und Geist in die Welt, in der viele ihrer Genossinnen schon anfangen zu verblühen“. Wenn es so ist, dann muß man den Amerikanern nur wünschen, daß möglichst viele von ihren Töchtern studieren und daß alle Studierten heiraten. Denn sie werden die Rasse verbessern, sie werden die richtigen Mütter und — hoffentlich auch die richtigen Hausfrauen sein.

Allerdings stimmt das nicht mit obigen Mittheilungen aus Amerika. Entweder haben sich die bezüglichen Verhältnisse seit December 1897 gründlich geändert, oder die officielle amerikanische Statistik und die Behauptungen und Begründungen des Commissioner of health ꝛc. sind falsch. Denn daß Mrs. Harriet S. Boas über die weiblichen Angelegenheiten in our country etwas anderes als die reine Wahrheit berichten könnte, wollen wir als ausgeschlossen betrachten. Hoffentlich hat sie dem Herrn Edison in amerikanischen Journalen längst gründlich heimgeleuchtet.

Zürich. Prof. J. Platter.

Goethes Urpflanze.

Von Hofrath Prof. Dr. Julius Wiesner.

(Schluß.)

Das Wort „Urpflanze“ hat, wie wir gesehen haben, in unserer von derselben theoretischen Gedanken durchtränkten Zeit zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. Aber ebensoviel Mißverständnis verursachte der Umstand, daß man das von Goethe vor Herausgabe der Metamorphosenlehre gebrauchte Wort „Urpflanze“ auch auf das anwendete, was der Dichter später daraus machte, die „symbolische Pflanze“.

Es würde sich in der Folge sehr empfehlen, die bisherige Wortverquickung zu vermeiden. Goethe und nach ihm Schleiden und Kerner haben nicht die Urpflanze, sondern die symbolische Pflanze gezeichnet. Die Urpflanze, die „alte Grille,“ welche den Schlüssel zum Vergleiche der unendlich mannigfaltigen Pflanzengestalten darbieten sollte, war nicht zu finden und Goethe ließ sie fallen.

Aber diese „alte Grille,“ diese Goethesche Urpflanze wird, als eine wenn auch nur vorübergehend zum Leben erweckte Gedankenbildung ihres Schöpfers weiterleben. Denn sie leuchtet auf in unsterblichen Werken. Aber auch aus anderen Gründe ist die Urpflanze unsterblich. Denn, wie uns Goethe selbst berichtet, hat ein Gespräch über die zur „symbolischen Pflanze“ umgestaltete Urpflanze die beiden Dichterfürsten vereint. Es war im Frühlinge 1794, Goethe und Schiller verließen eben eine Sitzung der Jenaer naturforschenden Gesellschaft und beide kamen auf die Methode zu sprechen, wie die Natur zu erforschen sei, wobei Goethe äußerte, daß es wohl noch eine andere Weise geben könne, „die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen“. Schiller wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber, wie Goethe sagt, als gebildeter Kantianer seine Zweifel nicht. „Wir gelangten,“ erzählt Goethe weiter, „in seinem (Schillers) Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet.“

Zuweilen, aufs strengste geschieden, stehen Schiller und Goethe hier in Bezug auf ihre Stellung zur Naturwissenschaft vor uns. Schiller denkt, wie ein Naturforscher denken muß, er sieht den einzig richtigen Weg, um in der Naturerkenntnis vorzudringen, wahrlich, wie Goethe selbst sagt, gleich einem „gebildeten Kantianer“. Goethes Widersinnchen, den Weg der Induction zu betreten, aber wie es sagt, „die Natur gesondert und vereinzelt vornehmlich,“ und sein unfruchtbares, wenn echt hellenischen Geiste gerungenes Verlangen „sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Theile strebend“ zu erfassen, bezeichnen sein Parteistellnis zur Naturforschung. Ihm wird es schwer, den falschen Weg zu meiden. Ja, ihn, den großen Dichter wird es beinahe unmöglich, den einzig richtigen Weg einzuschlagen, aus welchem die Naturwissenschaft fortschreiten kann und soll geschaffen ist. Deshalb weilt er unbewußt die genannte Sitzung der Naturforscher in Jena, weil man dort „die Natur nur getrennt und vereinzelt vornahm“.

Wenn es Goethe in der Naturwissenschaft so schwer Meisterschaft bringen konnte, so gehört ihm doch in der Geschichte der Naturwissenschaften ein hoher Platz. Denn mit prophetischem Blicke hat er die große Bedeutung der Naturwissenschaften vorausgesehen, nicht etwa bloß in ihrer Rückwirkung auf das praktische Leben, sondern in ihrer Einflußnahme auf die Entwickelung des menschlichen Geistes. Darin eilte er den Zeitgenossen voran. Er konnte der Naturwissenschaft keine größere Huldigung darbringen, als sich mit ihren Objecten eingehend und liebevoll beschäftigen. Eine angeborene Hinneigung zur Pflanzenwelt, überhaupt seine Liebe zur Natur nährten fortwährend seine Beschäftigung mit Naturobjecten und so gelegte manche Früchte, von nämlich manche brauchbare Entdeckung, wie die des menschlichen Zwischenkieferknochens oder die Auffindung, daß die Pinienkeimlinge auch in tiefer Finsternis ergrünen, zutlande. Aber das sind Einzelheiten, welche auf gute Beobachtung schließen lassen, Meisterleistungen sind das nicht. Auch die Metamorphosenlehre, welche als die reifste Frucht seiner naturwissenschaftlichen Studien anzusehen ist, hat keine Wirkung auf die Weiterentwickelung der Wissenschaft ausgeübt.

Zwei Elemente müssen in einem Forscher im richtigen Gleichgewichte vereinigt sein, auf daß er im Gebiete der Naturwissenschaft zu Bedeutung heranwachsen könne: Phantasie und jene speifische Fähigkeit zur Kritik, welche auf Grund fest erhobener Thatsachen die aus der Phantasie geborenen — fast immer auf Vergleich gegründeten — Vorstellungen auf ihre Richtigkeit prüft, also die Phantasie meistert. Bei Goethe überwog die Phantasie so sehr, daß ihre Gebilde auch dort, wo ihm ein wissenschaftliches Ziel vorschwebte, zur Dichtung wurden, zum Beispiel in der Metamorphosenlehre oder, um ein kleineres aber noch anschaulicheres Beispiel zu nennen, in seinen Betrachtungen über das seltsame Bryophyllum. Es ist dies eine manchmal als Curiosum in unseren Gärten cultivierte Pflanze, deren Blätter die merkwürdige Eigenschaft haben, losgelöst und auf den Boden gelegt sich einzuwurzeln und neue Pflänzchen hervorzubringen. Welch anziehendes Object zu entwickelungsgeschichtlichen, anatomischen und physiologischen Studien besonders für einen Mann, der das Mikroskop zu handhaben verstand! Brief an Knebel aus Rom vom 18. August 1787). Aber das Bryophyllum erweckt in Goethe lyrische Empfindungen und poetische Gedanken, welche in sinnigen Mariannen (von Willemer) gewidmeten Gedichten zum Ausdrucke kamen. Dieser stimmungsvollen Lieder mußte ich gedenken, als ich vor einigen Jahren auf dem Wege nach Tjibodas (auf Java) zum erstenmale Bryophyllum calycinum sammt seiner Brut in der freien Natur sah; freilich in Bezug auf die Erforschung des Baues, der Entwickelung und des Lebens dieser merkwürdigen Pflanze tauchten in meiner Erinnerung jene Männer auf, deren ernsten und gründlichen Forschungen unsere Kenntnisse über Bryophyllum und analog sich verhaltenden Gewächsen reich sind, keine ein.

Als Gegenbild zu Goethe schwebt mir Schleiden vor Augen, welcher seinerzeit vielfach als der größte Botaniker hingestellt wurde und der in der That durch sein Hauptwerk die tiefste Wirkung auf die Weitergestaltung der Botanik ausgeübt hatte. Er war ein in hohem Grade kritisch veranlagter, aber phantasieloser Mann, dessen große That darin bestand, die Denk- und Beobachtungsfehler der zeitgenössischen Botanik nachgewiesen, ihre Schreibweise gegeißelt und insbesondere sie aus der unfruchtbaren Schelling'schen wieder in die wahre Naturforschung angewiesen kanischer Denkrichtung zurückgelenkt zu haben. Das ist Schleidens unbestreitbares Verdienst. Aber als botanischer Forscher fehlte ihm die Phantasie, und wo in seinen Schriften ein neuer Gedanke aufsuchte, wie zum Beispiel in seiner Sexualtheorie, ist derselbe zumeist auf die Erfindung eines anderen zurückzuführen. Dieser Mangel an Phantasie erklärt uns, daß von seinen positiven Leistungen so wenig auf die Nachwelt gekommen ist.

Und nun noch ein Wort über Goethe als Vorläufer Darwins. Das Goethes Urpflanze in seiner der Wandlungen, welche sie in seinem Geiste durchmachte, ein descendenztheoretischer Gedanke zugrunde liegt, ist unumehr wohl sichergestellt. Auch die Metamorphosenlehre bietet keine auf die Abstammungslehre hinweisende Auffassung dar. Erst in später Zeit („Geschichte meiner botanischen Studien“ 1817, bezeichnungsweise 1831) fußen sich bei Goethe Anklänge an die durch Darwin wieder in Fluß gebrachte Abstammungslehre. Es war hauptsächlich der zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire geführte Streit über die Constanz der Arten, welcher Goethe auf die Seite des letzteren führte. Sein Ueberblick hat ihn auch hier nicht getäuscht: er erkannte das Richtige, die Veränderlichkeit der Arten, als die bessere Sache dieses Streites, obgleich sie mit schwächerer Kraft und geringerem Erfolge vertheidigt wurde.

Die Stellung Goethes zur Naturwissenschaft, welche in diesen Zeilen angedeutet wurde, verträgt sich mit seinem Genius besser als diejenige, welche Haeckel und vor und nach ihm zahlreiche Naturforscher dem erhabenen Dichterfürsten vindicieren wollten, die eines Fachmannes. Das war er nicht und an manchen Stelle sogar auch ziemlich deutlich, daß er nicht als Fachmann gelten wolle: aber er war mehr: er war ein Verkünder der hohen Bedeutung der Naturwissenschaft. Und diese Verkündigung fällt umso schwerer ins Gewicht, als der große Dichter der neueren Zeit dem Na-

verstande ein Ende machen half, der in der alten griechischen und römischen Literatur — wie hoch deren Bildungswert auch anzuschlagen ist — die wichtigste oder gar einzige Grundlage der Erziehung für die höchsten Berufe erblickte, und mit prophetischem Blicke die Entwickelungsstufe voraussah, zu welcher wir uns langsam emporarbeiten.

Bildungsanstalten für Künstler.

Junge Künstler von feuriger Initiative sind sehr selten geworden, sie ist ihnen durch Langeweile in der Schule vertrieben worden, man darf sie also gar nicht voraussetzen, sondern muss sie erst wecken. Das gilt besonders für die Talentvollen, denn die haben am meisten gelitten und sich am meisten gelangweilt. Zeigen sie sich aber rührig, so ist es darin, dass sie in Carrière an der Natur vorbeieilen. Man hat ein raffiniertes System ausgeklügelt, die Natur nicht zu sehen, und nennt das Naturalismus. Die Natur ist eine Legende geworden, es gibt nur noch Vaterns. Ich habe zuweilen Menschen gesehen, die einen Schmetterling auf ihrer Fingerspitze ruhig betrachteten, aber darunter war nie ein Künstler.

In Anbetracht dieses Umstandes sollte man über die Frage, ob alte oder neue Kunst, ob Natur oder Phantasie, im Unterrichte vollständig hinwegsehen. Es handelt sich darum, dass man überhaupt irgend etwas sieht und es so darstellt, dass andere etwas zu sehen glauben. Man soll die Gedanken mehr und mehr auf das absolut Praktische richten und folgende Umstände bedenken: erstens sitzt man in Deutschland den größten Theil des Jahres im Zimmer, weil es fortwährend regnet und schneit, zweitens ist die Natur in der Umgebung der Stadt und in ihr selbst verstümmelt, einseitig und eben allein durch Kunst wiederherzustellen fähig, drittens kann man Reisen mit Schülern nur hier und da machen, folglich wird der größere Theil des Unterrichtes im Atelier ertheilt werden müssen. Das schadet auch nichts, in der Reitbahn lernt man reiten, dann versucht man es, wo man will. Nun bestehen die Ateliers in Schulen und Akademien aus leeren vier Wänden und sind belebt allein durch einen schmutzigen Hallunken, das Modell. Hiermit kann unmöglich ein geistiges Gebiet geliefert werden, dessen eigentliche Behausung das Weltall ist. Hineinschleppen kann man dessen Anschauungsbilder auch nur zum geringsten Theil. Reden allein über Dinge, die erst gesehen werden sollen, nützt nichts, und selbst wenn sie gegenwärtig wären, hätte man nur Natur als anschauliches Beispiel, nicht die Kunst, von der man ja redet wie von der Natur.

Wie kann man diesen Uebelständen abhelfen? Ich weiß kein anderes Mittel als die Abbildung, die Photographie, und zwar sowohl nach Kunstwerken als auch der Natur. Es muss ein Apparat, der das ganze Weltall der Sichtbarkeit umspannt, zusammengebracht und so geordnet werden, dass man jedes Wort durch ein Bild belegen kann. Man hat Photographien copiert, aber die immens phantasieanregende Kraft der Photographie ist unbeachtet geblieben, wenigstens im Unterricht. Böcklin warnt vor dem Studium der Photographie, sie enthalte Fehler. Was gehen mich die Fehler an, ich rede von den Vorzügen, wie grundsätzlich immer. Wer beim Anblick der Photographie eines Windhundes, der einen Hasen verfolgt, bald mit weitausgestrecken Beinen, bald fix zusammengeknäuelt unter dem Leibe, nichts empfindet, der könnte gehen, wer aber von selbst geht, um von nun an die Windhunde genauer zu beobachten, dem würde ich die größte Aufmerksamkeit schenken.

Möge der junge Künstler versuchen, einer von denen zu sein, die stürmisch alles aus der Welt der Erscheinungen ergreifen, was ihre Phantasie erregt. Es muss ihm vollständig gleichgiltig sein, ob ein Werk der alten oder neuen Kunst, ein Modell, ein Geschöpf in Freiheit, eine Photographie oder ein Gipsabguss auf ihn wirkt, der Wert alles dessen kann nur danach bemessen werden, ob sein Anblick produktiv macht oder nicht. Er darf seinen Unterschied kennen zwischen Kunst und Natur, Gegenwart oder Vergangenheit. Sein geistiges Reich darf keine Scheidewände haben. Vergangenes und Gegenwärtiges sollen durch ihre Vereinigung anregen, etwas Zukünftiges, noch nie Geschautes sich vorzustellen.

Das große geistige Gut, das in Millionen von Photographien aufgespeichert liegt, wird überall zerstreut und vergeudet, was enthält doch allein eine englische Sportzeitschrift für anregende Kostbarkeiten, welche Fülle herrlicher Thiere, welche Ausschnitte über Bewegung der Menschen, die im Spiel gelernt haben, sich zu bewegen! Niemand denkt daran, desgleichen zu sammeln. Hier, betrachten Sie diese Photographien nach Abessinien. Ich weiß nicht, wie viele Künstler es gibt, die imstande wären, sie in ihrem Werte zu würdigen. Und doch kann allein die Kunst die entmenschte Uebergegenheit solcher „wilder" Völker über den verknöpften Europäer aufdecken. Da ist auch nicht ein einziges Gesicht mit einem spießbürgerlichen Zug, nicht ein einziger Hausmann findet sich unter ihnen, lauter ernste, große Schönheit. Da sind Hälse und Schultertinien von solcher Feinheit, wie sie Donatello ahnte, die große Wendung der Köpfe und Augen Michelangelos, seine Terribile, sein Lächeln waren kein leerer Traum und die erhabenste aller Geistesrichtungen, nämlich die ägyptische, ist noch nicht ausgestorben, vielmehr ist alle Kunst in diesen Menschen weit übertroffen. Man lege das Bild des Weibes „Zebe" in die Bibel, es wird nicht verlieren, ich weiß in der gesammten Kunstgeschichte keinen Kopf, der diesem gleichkäme, aber ohne die Hinweise der Kunst hätte ich ihn übersehen. Sollte nun nicht, wer solche Dinge betrachtet, und es lassen sich unzählige von gleichem Interesse finden, an Bildung zunehmen und dann anfangen, die Natur zu sehen und zu suchen? Ich für meinen Theil zeichne sofort alles ab, was mir an schönen Erscheinungen in die Finger kommt. Ich rede nur von einem besonderen Theile des Unterrichtes, welcher andere nicht ausschließt. Das Hinausbauen in die Natur wird nur Früchte zeitigen, wenn im Atelier die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden; denn draußen verändert sich alles mit jeder Sekunde und der Schüler muss von selbst alles gesehen haben, wenn man darüber reden will, ja er muss es zeichnen können, noch ehe er es gesehen hat, ich meine im Grundgerüst.

Ich will mich kurz fassen!

Kunst ohne Besitz bleibt immer Stümperei. Die Wissenschaft besitzt ungeheure Institute, vollgestopft mit Büchern, Laboratorien mit Instrumenten, zoologische Gärten mit Thieren, Aquarien, ja sie besitzt alles, was Eigenthum des Künstlers sein sollte, sämmtliche Museen, den gesammten Geistesschatz der Kunst in Werken und Abbildungen, und in diesem Besitz ist sie zur Herrschaft gelangt. Die Kunst besitzt nichts, nichts, nichts, sie ist nackt wie ein Frosch, sie ist lächerlich, von der ganzen Welt verachtet, weil sie eine Bettlerin ist ohne Habe, ohne Bildung und ohne einen Ort, wo ihre Kinder Nahrung zu sich nehmen können. Sie lebt in Verbannung; ist von allen Domänen verdrängt, aus der Schule, aus den Werkstätten, aus dem Bekleidungsamt: Wohin, Mannes, Städtchen, wo hat sie uns hingetrieben? Wo ist sie? Wo will sie hin? Das muss ein Künstler wissen, ehe er das Zimmer verlässt, dann draußen lacht die Natur dem Habenichts ins Gesicht, wie die Hasen einem Sonntagsjäger, der an ihnen Zielübungen vornimmt. Die Kunst bedarf ebenso wie die Wissenschaft ein öffentliches Institut, das ihr allein gehört, einen Leisaal, der Abbildung, Abguss und Farbendruck aller Gegenstände von Kunst und Natur enthält. Diese Kupferstichcabinette voll von umwissenden Dienern, unsichtbaren Doctoren und Engländerinnen müssten den Gelehrten entrissen werden. Jedoch sie haben das gegründet, so wird's ihnen bleiben. Auch muss noch ganz anderen Principien gesammelt und geordnet werden. Und wenn mit alledem jedem Künstler nur täglich eine halbe Stunde gedient wäre, so hätte er doch eine Zufluchtsstätte, einen Ort, wo er Herr und Grundbesitzer ist. Dann könnte er jedermann hinführen in die weiten, bequemen Hallen und ihm an großen Tischen mit hohen Pulten die ungeheure Leistung der Kunst in den Jahrtausenden zeigen und ebenso das Nohmaterial, das noch zu verarbeiten ist. Und daneben könnte man Sportpläne, Wälder, Ställe und Anlässe nebst Vieren und Kostbarkeiten bauen. Mit den drei letzteren hat man angefangen und das nennt man Künstlerhaus. Aber niemand denkt daran, einen vorzüglichen Kinematographen und ein Skioptikon in den Besitz der Künstlerschaft zu bringen.

Photographien werden schon jetzt massenhaft von Künstlern benützt, aber nicht zum Sehen der Natur, sondern man verkauft ihre Copie als Kunstwerk. Die momentane Erscheinung der Photographie muss vertieft werden, das führt zum Vergleich verschiedener Momente, und darin eben liegt das Phantasieanregende. Stets aber führt die Vertiefung des Gegenwärtigen auf die Vergangenheit, die in ihm abgelagert ist, auf Abstammung, Gattung und Typus. Und hier schimmert überall durch das Gewand der Natur die ältere Kunst. Man kann hier auf keine Weise aus dem Wege gehen. Weshalb? Weil die Weisen, was sie geworden sind unter dem Einflusse der Kunst wurden. Das gilt nicht nur für den Menschen, sondern auch für Pflanzen und Thiere, denn es gibt kaum noch welche, die der Mensch nicht dreimalsiest oder ganz nach seiner Idee gestaltet hätte. Der Geist des Künstlers ergeugt das Werk einer ganz neuen Geschlechtes eben in dem Augenblicke, wo er in wirklichen Wesen ein Gefäß der Zeit, der Jahrhunderte, also ein Wundertiers, Gewaltiges, Beseeligendes, Begeisterndes erkennt. Dieses Glück ist die Fruchtbarkeit des Geistes, aus ihm wird die Idee und Vorstellung alles Zukünftigen geboren. Die Photographie hat noch nie einen wirklichen Künstler verdorben, denn, die sie verdarb, waren keine oder noch keine Künstler, sondern Kuchtie, nicht Herren des reizvollen Augenblickes.

München. Lothar v. Kunowski.

Ein neohistorischer Roman.

Vieles Neue auf dem Gebiete der Kunst ist, im Gegensatze zu den Errungenschaften der Technik, nur ein Neues in seiner Zeit, ein Wiederzufindendes, ein Reorganisiertes. Der Kunstfreudenhaud ist Neudecorationen entheben und verachten, in wilden, blauen, verlallen. Der Begirk des Darstellbaren wird erweitert. Die Ausdrucksmittel bleiben

Digitized by Google

dieselben oder wenigstens doch fast unberührt. Neuer Inhalt wird in alte Formen gegossen; äußerst selten alter Inhalt in neue Formen; nur alle Jubeljahre neuer Inhalt in neue Formen.

Jede Revolution in der Literatur verspricht uns eine „Umwertung aller Werte", um meistens damit zu enden, daß sie das ewig Gestrige mit hastem Beben hinwegfegt. Das bleibt, wenn ein Genie in den Wehen der Stürmer und Dränger mitsicht, hängt das greifbare Ergebnis. Daneben kann sich aber auch die natürliche Entwickelung der Dinge vollziehen. Eine Gattung stirbt ab und aus, nachdem sie ihren Höhepunkt überschritten hat, weil es ihr an selbständigen Fortlegern, an lebenskräftigen Vertretern gebricht.

Diesen Verlauf weist der historische Roman in England auf. Walter Scott war sein Gipfel. Selbst Goethe schaute voll Bewunderung zu ihm hinan, und die Zeitgenossen waren in schrankenloser Anerkennung einig. Das Urteil über den Waverley-Dichter hat nie zwischen Begeisterung und Haß geschwankt, höchstens fand allerlei Clausein gemacht werden, und Scott, der einsteins europäische Berühmtheit genoß — was in seinen Tagen unendlich mehr bedeutete als heute — mußte doch auch an sich das Schicksal erfahren, das Lessing von dem deutschnationalen Klopstock aufzeichnete: mehr gelobt als gelesen zu werden. Immerhin überragte er seine Nachfolger, unter denen Edward Bulwer der nennenswerteste scheint, um ein Erkleckliches. Die Strömung, die den historischen Roman emporgetragen hatte, ebbte sanft ab. Das Bedürfnis der Menge war befriedigt; die Gattung lag tot. Während sich Amerika lebhaft einig um den historischen Roman bemühte, trächte in England kein Hahn darnach, und die vereinzelten Versuche, die hier unternommen wurden, stießen auf wenig Gegenliebe.

Maurice Hewlett, ein Kenner von Geburt, ist vielleicht dazu berufen, den historischen Roman wieder heranzubilden; seine letzte Gabe: „Leben und Tod Richards Za-und-Nein" (The Life and Death of Richard Yea-and-Nay) berechtigt zu einigen Hoffnungen und hat lebhaften Wiederhall geweckt. Einschweifen hat er aber doch mehr gewollt als gethan. Während sich Amerika leichthin eifr

preisen abgenommen werden. Mit dem fauten Rest wird sich schon bei Gelegenheit irgend ein Gesindungsanstinkt machen lassen. Der Bankrerein als Retter heißt: Wehe dem Geretteten!

Kunst und Leben.

Also jetzt wissen wir es. Wenn eine Frau sich geneigt zeigt, die Ehe zu brechen, so nennt man das lediglich „Caprice" vom ihr, und eine holde Fee, „Die Fee Caprice", ist dann ihre Versucherin und ihre Schutzpatronin. Wir wissen das jetzt aus Blumenthals jüngstem Lustspiel „Die Fee Caprice", das am 5. d. M. am Berliner Lessing-Theater und am Wiener — k. k. Hofburgtheater gegeben worden ist. Aber eines wissen wir dafür wieder nicht, wessen kühnheit man mehr bewundern soll, die des Verfassers, der ein so sinn-, geist- und witzloses Machwerk der Oeffentlichkeit übergab, die des Theaterleiters, der es aufführte, oder die der Claqueure, die es zu beklatschen wagten, ohne vor dem Ingeimm eines gereizten Publicums zu zittern. Und man weiß auch nicht, soll man mehr der Kühnheit dieser Societäre oder mehr der Geschäftskenntnis Anerkennung zollen, mit der sie den Verstand und das Feingefühl der Restcentnen auf Blumenthal'sche Poesie so richtig eingeschätzt haben. Blumenthals Lustspiel ist nämlich nicht nur bodenlos langweilig, es muthet den Zuschauern auch zu, daß sie Leute, die borniert blödsinnig und widerlich gemein sind, für amüsant, für intelligent und für mitfühlender Antheilnahme wert erachten. Ich rede nicht von den Personen, die der Dichter selbst als Kretins und Schafte hingestellt hat und deren Cretinismus und Gemeinheit man belachen soll. Ich rede von den Vertretern des Geistes und des Charakters in der vorgeführten Gesellschaft. Was für Schafsköpfe sind dieser Graf von Lund und dieser Freiherr von Rallenhagen, die mit ihren albernen Plänen und Kniffen der Tugend der Frau Gräfin über drei Wochen der Strohwitwerschaft hinüberzuhelfen suchen! Und die Frau Gräfin! Welch behütenswerter Schatz für den Gatten, der sie nicht eine kurze Zeit allein lassen kann, ohne zu den weitgehendsten Besorgnissen genöthigt zu sein! Und welch niedriges, ekelhaftes Subject ist der Herr Graf selbst, der sich nicht entblödet, von dem einen Bewerber um die Gunst der Gattin zu erbitten, er möge deren Tugend gegen den anderen Bewerber bewachen! Eine feine Gesellschaft in der That, diese Gesellschaft nach dem Geschmad der Societäre der „Fee Caprice" — und nicht nur dieser. Denn wir dürfen es nicht verhehlen. Es hat Leute gegeben, die sich sichtlich unterhielten und sich dem Zauber Blumenthal'scher Poesie und Blumenthal'schen Geschmackes ganz hingaben. Freilich hatte an dem bescheidenen und nicht unbeseitigten Erfolg des Abends außer der Claque auch die Darstellung einen wesentlichen Antheil. Die Schauspieler brachten die plattesten Nichtigkeiten so vor, als sprächen sie lauter Offenbarungen von Geist und Gemüth — und siehe da, die Wirkung auf manche war genau dieselbe, als hätten wirklich Geist und Gemüth zu ihnen gesprochen. Als Muster für diese aufsdräuglichste Anwendung von Kunst mag die Erzählung des Grafen Lund von den „capriciösen" Anwandlungen seiner eigenen Frau gelten, die von Sonnenthal gesprochen und von einigen angehört wurde, als enthielte sie das reine Gold der Poesie — während sie doch nichts war als eitles Blech.

Max Burckhard.

Statt der sonst üblichen Novität brachte uns die Hofoper am Namenstage des Kaisers eine alte Oper mit neuen Costümen und Decorationen. Eine gute neue Oper, auch mit alten Decorationen wäre uns lieber gewesen. In einer Beziehung gleicht freilich auch die Aufführung von Nicolai's „Lustigen Weibern" einer echten Premiere. Im Fleiß, Mühe und Sorgfalt des Studiums ließ sie nichts zu wünschen übrig. Mahlers alles durchdringender Kunstverstand, seine unermüdliche Arbeitskraft, waren an allen Ecken und Enden zu spüren, das Ensemble functionierte wie eine große, von einem Pouls und dirigierte Maschine. An dieser nu gewöhnlichen Exactheit konnte man seine wahre Freude haben. Hingegen mußten wir an innerer Frische und Leichtigkeit der Darstellung manches vermissen. Ich denke da an die scheinbare Zwangsfolgkeit mit der in früheren Jahren die feinen Lustspiele am Burgtheater gegeben wurden. Das auch dieser leichte, natürliche Ton einstudiert war, wissen wir. Aber er kam anders zum Ausdruck, natürlicher, ungezwungener, wie eine Eingebung des Augenblickes, wie eine selbstverständliche Aeußerung. Da uns hätte zu dem Glauben verleiten können, das Theaterspielen sei eigentlich die einfachste Sache von der Welt. Sowie die „Lustigen Weiber" jetzt gegeben werden, spürt man zuviel die strenge Hand des Meisters. Das ist jedenfalls sehr ehrenvoll für Mahler selbst, lasse aber für die Zukunft befürchten, daß die Künstler, deren Individualität man zu geringer Spielraum gestatten wird, für die folgenden Wiederholungen zu wenig rancier Impuls besitzen werden, besonders wenn, wie das leider üblich ist, die Leitung der Oper wieder an einen abwechselnden Substituten abgegeben wird. Doch wir wollen uns heute an dem trefflichen Zusammenspiel, den geschmackvollen Costümen und Decorationen freuen. Die uns die echte Aufführung zu bieten hat. Sie war eine Schenswürdigkeit ersten Ranges. Wer auch etwas Schönes hören wollte, kam allerdings weniger auf seine Rechnung. Die Besetzung bot eine wahre Musterconfection von Stimmdefecten, von denen außer den Herren Naval und Demuth sich jeder Darsteller mehr oder weniger deutliche Spuren anzuweilen hatte. Entsprechend der minutiösen Detailarbeit des Studiums waren auch die kleineren Nebenrollen verhältnismäßig viel besser durchgeführt als die beiden Hauptrollen der Frau Fluth und des Falstaff. Hier hatten die Künstler mit der unauslöschlichen Erinnerung an zwei classische Leistungen aus früherer Zeit zu kämpfen, an die der Lucca und Scarias. Weder Frau Gutheil-Schoder noch Herr Grengg haben diese Vorbilder erreicht. Ihre fleißige und durchdachte Mosaikarbeit hat den unvideserschlichen Eindruck nicht erreichen können, den die sprudelnde Laune der großen Vorgänger so unfehlbar erzielt hat; von der Gesangsleistung gar nicht zu reden. Die scenischen Bilder der Oper gewannen durch die Drehbühne ein ganz verändertes Aussehen. Solange es sich nur um intime, häusliche Vorgänge handelte, die sich zwischen drei bis vier Personen abspielten, war die kleine Bühne entschieden von Vortheil. Aber für die ganze Oper läßt sich dieser Charakter nicht durchaus festhalten. Schon wenn der Chor auftritt, geht jedes Gruppenarrangement verloren. Die scenisch so wirkungsvolle Jagd des eifersüchtigen Ehemannes im ersten Act entbehrte dieses mal, wo sich der Menschenknäuel auf der kleinen Bühne kaum bewegen konnte, jeder komischen Wirkung. Und als schließlich im letzten Act doch wieder die horizontale Dimension der großen Bühne genommen werden mußte, bildete der Vorhang, der die ganze obere Hälfte der Bühne verdeckte, eine grausame Störung. Da überdies die Verwandlungen jetzt keineswegs schneller, wohl aber gerauschvoller vor sich gehen, als früher, ist das Vortheil der Drehbühne nicht einzusehen.

A. W.

Victor Léon erschien mit einem neuen Volksstück, der „Choristin", im Kaimund-Theater. Er ist auch hier wieder der Meister guter Mittelmäßigkeit, glücklich in der Schwebe zwischen zwei Extremen. Er übertreibt, indem er den verstimmenden Banalitäten im richtigen Moment geschmackvoll entgeht, ja — mehr als das — sogar die Tendenz zeigt, unerbittliche, starke, wahre Wendungen zu bringen. Aber er ist siebenswürdig und schwach genug, diesen Ernst nicht zu ernsthaft werden zu lassen. Er wirft ein Schoß Wahrheiten auf, wirkliche, unangenehme Wahrheiten, aber wie ein eleganter Jongleur beruhigt er den Zuschauer recktzeitig darüber, daß die in Aufruhr gebrachten Elemente sich artig wieder in seiner Hand vereinigen werden. Er gibt die Ansätze zu einem wirklichen Sittenstück, aber man kann ihm nicht wirklich böse sein, wenn man zum Schluß bemerkt, daß man sich nur amüsiert hat. Seine Kunstwitzel sind von der richtigen Theaterwirksamkeit. Die Bitterkeit der Situationen mildert er mit kleinen Gemüthlichkeiten des Dialogs. Alles ernst und wahrhaft Gezeichnete ist nur scheinbar ernst und — scheinbar wahrheit. Die Sittencomödie kommen und heilen schmerzlos. Ein junges armes Mädchen, das ohne Talent zum Theater geht und dem Lasser verfällt — eben die Unechte, die Choristin — findet am Schluß natürlich seinen Retter. Und dieser Retter, der Theater agent Tell, Vertreter der Firma „Pflänzer", ein traurige Wiener Typus, ein ausdrucksloses, schmieriger Bühnenbanquier, muß eine Verurtheilung durchmachen, um dem Volksstück seine glänzende Schale zu erhalten. Er vertheidi sich ernstlich in der Choristin. Gedichtet ist das nicht. Aber es ist bei all seiner Absichtlichkeit doch so fein und mit so ehrlichem Mennen gemacht, daß man auch daran seine Freude haben kann. Wenn ein Publicum mit wirklichem Bühnensinn da wäre, müßte so treuliches Hand werk seinen Anwert finden. Herrn Léon gehört von rechtswegen der Beifall sammtlicher Majoritäten. Und mit ihm seinen ausgezeichneten Schauspielern, Frau Großmüller und den Herren Jukes, Jenßen, Lackner.

Das Theater in der Josefstadt bringt literarische und nicht literarische Abende in bunter Folge. Ein Blick ist's, wenn man sich die Zettel anstieht, dann weiß man es, wann Literatur, wann bloß Amusement vorgelegt wurde. Ohne Theaterzettel kann man das nicht immer unterscheiden. Von dem vorvorsdentlichen Schwank „Wieh und Reichenbach" z. B. kann niemand behaupten, daß er unterhaltend war — war er also literarisch? Und die vier Einacter dieser Woche, die waren nur zum Theil unterhaltend, also zum anderen literarisch? Aber ob Stoffe nicht unter Stande, so sind und sicher wie Herr Jarno Musterbildchen zu der theilen „Neue Nacht" von Richard Wilde, das „Kamillenwasser" von B. Jacobson und „Terentere" von Berti sind, so viel steht fest, saubere nette Alemgkeiten, die man gern anhört und gern wieder vergißt. Sie werden ganz ausgezeichnet gespielt, und vom Herrn Jarno nur in einer Rolle. Einen starken Beifallserfolg dann bildet „Das Bankiersfest" von Courteline „Ein stilles Heim". Das ist nicht mit möglichster Wortwerzung, was bei manch vorzüglichen Dialogen, zurechtgeschnitzelt, das ist kurz hingethanen mit derbem Spaßtick. Fast kann man sagen, der Verzicht auf die Wortwerzung ist hier als Kunststück be-

Digitized by Google

abschätzigt. Der Regisseur hätte aber immerhin ein wenig vermitteln können. Herr Maran und Frau Pohl-Meiser, die das mörderisch zanfsüchtige Ehepaar spielen, sind nach Zigarinen Gavarnis sehr stilvoll gefleidet — dadurch wird die Sache noch grotesker. Der Theaterzettel sagt nicht, in welcher Zeit das Stückchen spielt.

*

Das Theater an der Wien brachte „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach, das Carl-Theater die „Debutantin" von Zamara. Das Offenbach'sche Werk wird noch in der Oper Gelegenheit zu neuer Betrachtung geben; es wurde übrigens im Operettenhaus sehr gut dargestellt. Ebenso die Neuheit der anderen Bühne. Frau Stojan und Frau Günther geben einander an Charme nichts nach. A. G.

*

Das „Orpheum" Gabor Steiners ist das Wolzogen'sche Ueberbrettl zu Kopf gestiegen, das wirkt ärger als ein Mühlrad. Denn selbst dem Anschauer wird davon ganz dumm. Ein Komiker spielt den Wolzogen, ein anderer den Goethe — wofür es das Orpheum natürlich nicht nehmen läßt, Goethe gegen die Modernen in Schutz zu nehmen: und die Witze sind von den Herren Lindau und Lunzer. Dazu noch ein paar Couplets und zwei Liedchen einer elegischen Amerikanerin, das nennt man ein „Unterbrett". Wollen die Wiener nicht davon lassen, was im Ausland vorangegangen, sofort auf vielversprechenden Niveau zu copieren? Sehr wirklich darin Parodie liegen, daß man langweiliger und geistloser wird als das Original? Dann allerdings ist Herr Lindau ein Parodist. Durch das Unterbrettl ist übrigens das richtige Variété aus dem Orpheum verdrängt, und ein Theatervorgnmm soll dafür entschädigen. Es müßte besser sein. Die Sulkinan'sche Operette weniger langweilig, der Meteniersche Einacter „Er" von Frau Dirkens flüchtet gepfiffen und das Automaten ballet, das den Schluß bildet, nicht ganz so geschmacklos, als es ist. Vielleicht könnte man es weglassen. Das wäre ein guter Programmpunkt.

G.

*

Man schreibt uns aus Berlin: Die letzte Theaterwoche hat die dieshäufigen Stücke von Paul Lindau und Max Bäumenthal gebracht. Beider Namen haben beinahe den gleichen Klang erhalten, doch sehr mit Unrecht nur. Lindau besitzt literarisches Verständnis und hat es in seiner Leitung des Berliner Theaters bekundet; auch sein neues Stück „Nacht und Morgen" ist nicht geschmacklos. Nur arg unoriginell ist es. Die Geschichte ist zu patentiert worden, um unseren Gefühlen auf Augier fußend, und Augier gab auch die Verbindung von Ehebruchdrama und Criminalroman, die Lindau diesmal acceptierte. Ein Legationsrath hat ein Verhältnis mit seiner Schwägerin, gleichzeitig wird im Auswärtigen Amt ein Actenstück gestohlen; der Verdacht fällt auf den Legationsrath, die Untersuchung wird eingeleitet, und kann erst durch das Einsehen des Rathes gnädig endige. Das klingt arg „überkuppig", und ist es auch, zumal die Personen ganz unoriginell gesehen, die inneren Conflicte nur eben angedeutet sind. Juristenpsychologie wird da getrieben. Doch ist das Stück nicht ohne Spannung, auf einen ungeschickten ersten Act folgen drei flinge Acte, an denen guten Anfang man Freude haben kann, wenigstens sich sondere Arbeit. Und sehr gewandt ist — das führte auch den Erfolg herbei — die Führung des Dialogs. Spielt dieser Dialog auch immer nur auf der Oberfläche, so ist er doch natürlich, durchaus mit pointierten und keineswegs ganz ohne Charakterisierung. Dieser Lindau'sche Dialog hat auch heut noch seine Meriten, er erhält die Tradition der französierenden Schule aufrecht und überbietet eine Meistergewandtheit, die für die Bühne nicht genug zu verachtschatzen ist. Und Blumenthal? Den platten Humor lonstleren dieser „Rez Caprice" gegenüber begreift man schwer, wie dieser Autor nicht „blind" werden konnte. Zu schön: Emil Jannings spielt Potteenbad seiner Rolle! Von aller Inhaltslosigkeit und aller Trivialität ganz abgesehen — wie dilettantisch ist dies Lustspiel aufgebaut. Freiherr Lothar leint auf der Bühne, und eine nach dem andern kommt, um sein Herz zu klagen. Die endlose Zwiegespräche sind derart ermüdend, daß man auf der Bühne gar nicht genug Schadenfreudchen schalten kann, wenigstens einen äußeren Wechsel herbeizuführen. Man begreift, daß Blumenthal, angeblich zugkräftig von der Tachtigkeit seines Confalls, zu gereimten Versen seine Zuflucht nahm; aber man begreift nicht, daß diese Reime so mutig schlagend, diese Verse so ungelenk und gestelzt sind. Das „Fee Caprice" wurde denn auch in Berlin das schlimmste Schicksal bereitet, das solch ein Stück treffen kann: es fand Beifall. Ernst Heilbron.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Das Odeon ist das zweite französische Nationaltheater und erhält von der Regierung eine bedeutende Subvention. Zuvor in die Direction verschlägt, die durch das plötzliche Ableben Porel's verwaist war und mit Anstrengungen bedachten einen Mimen auszuwählen, wenn diese es vermochten. Solche Schüler, denen nicht von anderen Directoren ein Engagement angeboten wird, halten also dem Odeon zur Fahne, und dieselbe wird hier tadellos gehißt, als in irgend einem anderen Pariser Theater. Das Theater stammt aus dem Odeon haben seiner die Vorstellung, die klassischen Tragödien aufzuführen. Unter den lebendigen Schauspielern sind alte, die ein gutes Abschneiden gewiß, die Mitglieder der Madame Chatter, und eine Stadt werden jedoch weniger an dem beiden Kunstinstituten angezogen. Doch Rechnung und die Phantasie der zu allerlei geneigten Lust. Die Direction Larsay hat Aufsehen begann die Oper mit einem Schauspiel des Mädchens. Andre Theuriet: La Mar... Der alte Bänglas in die Provinzen und Bücher... aufsuchen am Bonaparte. Der dem Person Aurelien der Lehrer Jean Mercie sieht, Er hat den Arzt Decaudon im sein Vermögen Lauzeau und Lehrer... Jean nach Bologne. Der Staatsanwalt... Der Lehrer... Jean Mercie wird... Der Staatsanwalt... Mann Forterch... eine Frauen... Arzt Lauzeau... Jean Mercie... Lehrer... Jean Mercie... Lehrer... Jean Mercie... Lehrer

eine verläßliche Persönlichkeit verschert, soll sich für diese Theile setzt gut machen und die Amerikaner sollen sehr zufrieden sein mit den Gemälden des böhmischen Künstlers, resp. deren Namensdeigabe. Wenn also der böhmische Maler, sagen wir, fl. 6000 bekommt und der wirkliche arme Maler, der ohne Namen malen muß, vielleicht fl. 2000, so hat der edle Bohne — ob Deutscher oder Czeche, weiß ich nicht — allfährlich seine fl. 4000 in der Tasche. Es ist und bleibt eine Schande, daß auch heutzutage die Kunst ein Tummelplatz für Dienste des Schwindels sein muß.

Ewald Hause.

Bücher.

Brosnjy v. Sydaköff: Die Wahrheit über Ungarn.

Derselbe: Will Rußland die orientalische Frage lösen?

Berlin und Leipzig 1901. Verlag von Friedrich Buchhardt.

Der Autor dieser Broschüren hat in den letzten Jahren eine große Zahl von politischen Broschüren herausgegeben, die sich zumeist mit den Zuständen der Balkanstaaten beschäftigten und mit Vorliebe „Geheimgeschichte" betrieben. Interessant waren die meistentheils, oft sogar kannibalös; ob aber verläßlich, war mehr als fraglich. Das gilt auch von der einen der beiden oben angezeigten Schriften: „Will Rußland die orientalische Frage lösen?" Diese Frage beantwortet der Verfasser mit einem entschiedenen Ja, und die Schrift schließt mit einer Warnung an Deutschland, das, wenn es eine Weltmacht werden wolle, nicht gleichgiltig zusehen dürfe, wenn die orientalische Frage im Sinne Auslands gelöst werde. Den größeren Theil der Schrift füllt aber eine sharf gewürzte Darstellung der bulgarischen Umtriebe in Macedonien, die in das vom Autor auch in seinen übrigen Broschüren mit Vorliebe behandelte Gebiet der Geheim- und Sensationsgeschichte gehört und deswegen auf ihre Richtigkeit von dem Fernerstehenden nicht controliert werden kann. Die andere Schrift: „Die Wahrheit über Ungarn" behandelt dagegen ein Thema, das wir auch kennen, und wenn wir da den Autor auf seine zuverlässigkeit in Bezug auf das Thatsächliche seiner Darstellung prüfen, finden wir allerdings auf bedenkliche Dinge. Da wird nun nur eines zu erwähnen — der Baron Banffy als der große Deutschenfreund und Erbe der Ideen Deáks und Andrassys gepriesen, Herr v. Szell dagegen als Czechenfreund und Deutschenfeind tadelnd genannt. Herrn v. Szell wird geradezu die Absicht zugeschrieben, an Stelle des deutsch-magyarischen ein czechisch-magyarisches Bündnis zu setzen und überhaupt der slavisch-clericalen Reaction in Ungarn die Wege zu ebnen. Das ist denn doch etwas zu starker Tobak. Alle Welt weiß, daß Baron Banffy es war, der mit dem slavisch-clericalen Ministerium Thun Staatsstreichpläne ausgeheckt, denen Herr v. Szell ein Ende machte. Brosnjy hat da in die Reihen der deutschen ungarischen Staatsmänner förmlich vertauscht. Und das soll die „Wahrheit über Ungarn" sein. Wenn Herr Brosnjy selbst in seiner ungarischen Broschüre, bei der er auf eine strengere Controle bei deutschen Lesern gefaßt sein mußte, so grobe Verdrehungen wagt, was mag er da erst in seinen orientalischen Broschüren zusammenphantasiert haben! Die Schrift über Ungarn hätte Herr Brosnjy nicht schreiben sollen. Sie hat auch seine orientalischen Broschüren alles Credits beraubt. **k.**

Freiherr v. Berlepsch, königlich preußischer Staatsminister a. D.: Soziale Entwicklungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Socialistengesetzes. Vandenhoek & Ruprecht in Göttingen. 1901. Octav. 32 S.

Der Verfasser gehört zu der in Mitteleuropa fast schon angethanen Species von Ministern, die im Drange einer Ueberzeugung stehen und diesem Drange unter Umständen selbst den „allerhöchsten" Dienst opfern. Für seine Ueberzeugung, dass die Mittel der Gewalt ein wolfständiges Fiasco gemacht, und dass die Aufhebung des Socialistengesetzes in socialer Hinsicht segensreich gewesen, führt Verfasser eine Fülle von Beweismitteln ins Treffen. Die positive Taktik der Socialdemokratie, die von ihren Führern schriftweise bewerkstelligte Revision der Marx'schen Doctrinen, ihre Haltung in der Gewerbeschutzfrage, das objective Verhalten der Arbeiter gegenüber den Gewerbegerichten als Richter und Rechtsuchende, schließlich die Thatsache der Bewerbegerichte als Einigungsämter und die sich vielfach daraus entwickelnden Tarifgemeinschaften werden als Angelegenheiten der modernen socialen Arbeiterfrage, die der arbeitenden Classen näher erörtert, und dass während der letzten zehn Jahre in den besitzenden Classen das sociale Gewissen ein regeres geworden, dafür finden sich in dem sehr lesenswerten Schriftchen gleichfalls schlagende Beispiele.

—r—r.

Die Bekenntnissen auf dem Columbia Congress von Chicago im September 1893. Mit einigen Zusätzen und Erläuterungen von Prof. Wilhelm v. Zehender. Zweite, neubearbeitete Auflage. Gotha 1900. Friedr. Andreas Perthes. VIII und 281 S. 8°.

Wenn irgend etwas geeignet war, die internationalen Bestrebungen der Vereinigung zu bringen, waren es die damit verbundenen internationalen Congresse. Beim Gottesdienst der Buchmacher schweigt der Gesang der Nachtigallen, und im Namen des Weltmarktes — ist Ruh im Raum und keine Sammlung zur Abhaltung und Andörung von Vorträgen wissenschaftlicher Art. Dementgegen behauptet Prof. Zehender, die grossartigste und vielleicht folgenreichste Idee, die in unserem Jahrhundert zur Ausführung gelangt ist, sei in der Veranstaltung von Religionscongressen zur Feier der großen Ausstellung in Chicago im Jahre 1893 gewesen. Eine solche Versammlung war so jedoch gar nicht; denn hier hatten sich weder die Vertreter aller Religionen und noch weniger die allein berufenen Interpreten der Religionswissenschaft, die Ethnologen, zur Aussprache eingefunden, beziehungsweise war es eine Versammlung von Angehörigen, hervorragenden Gelehrten und Lehrern, verschiedener, eigentlich nur zwölf Religionsgenossen schaften, von denen jeder fein System hatte. Der Anhänger des Japanismus und unterzog sich nicht einmal dieser Mühe, jenden beschränkte sich darauf, die revolutionäre Gesinnungslosigkeit der klerikale christlicher Missionare für Japan zu schildern. In der Beurtheilung der christlichen Missionsthätigkeit waren auch alle übrigen Richtschriften aus China und Indien einer Meinung. Ihnen secundierte der katholische Prof. Mihail Tsanz, von der armenisch-gregorianischen Kirche in London, indem er mit Hinblick auf die Spaltungen innerhalb der christlichen Kirche bemerkte: „Wenn unsere Kirchen nicht harmonieren, dann liegt die Schuld nicht an dem Volk, sondern an uns. Das Volk ist wie eine Herde Schafe, die nichts sehnlicher wünscht, als auf gemeinsamer Weide zu grasen. Wir — die Hirten — wir sind es, die die Herden trennen." Der Brahmane B B Nagalar besprach die sociale Reformbedürftigkeit Indiens. „Wenn von den Millionen, die jährlich verwendet werden für Missionen, die den Hindu zum Christenthume bekehren sollen, nur ein Zehntel verwendet würde für besseren Unterricht, dies würde ein größerer Segen für die Bevölkerung sein, als alle Bekehrungsversuche. Die Missionäre verbreiten im Lande nur christlichen Dogmatismus, christliche Frömmelei, christlichen Hochmuth und christliches Fürstlichen." Das sind doch nicht einmal die schärfsten Ausdrücke. Weniger war das Auftreten des Brahmanen Nara Sinna Sastsmahree aus Madras, der das Wort ergriff, um die nach Indien eingeführte europäische Civilisation zu verwünschen, die mit der Bibel in einer und mit der Flasche Rum in der anderen Hand die Inder in eine herunterkommene Nation von Trunkenbolden und Taugenichtsen verwandle. Der Sprecher für den Islam, Mohammed Alexander Russel Webb, trat, den Koran schwingend, auf und gab der Ueberzeugung Ausdruck, der Islam werde schließlich der Universalglaube auf Erden sein, verlas die Vorschriften, wonach die Religion durch das Schwert weiter zu verbreiten sei, und empfahl die Polygamie, worauf ihn ein Sturm der Entrüstung unter Pfeifen, ob blos von den weiblichen Gästen, wird nicht gesagt, „Das Buch dringt Auszüge aus den Reden der Anhänger des Judaismus, des römischen und griechischen Katholicismus, der armenischen, anglikanischen und lutherischen Kirche, des Islams, Hinduismus, der Brahmo Somaj, des Parsenismus, Confucianismus und Japanismus. Das sind 160 Seiten, die einen im allgemeinen dankenswerten Einblick über die Glaubensfassungen und ethischen Anschauungen genannter Gruppen vermitteln, Reuses lassen sie leider nach seiner Richtung für die Religionsforschung, noch weniger bekehren uns die im großen und ganzen wohlgemeinten, doch unhistorisch gefaßten Betrachtungen Prof. Zehenders.

Dr. Frieder. E. Kranz.

Eugen Reichel: Gottsched der Deutsche! Berlin 1901 Gottsched-Verlag.

Mit verblüffender Fixigkeit schlachtet Eugen Reichel in prachtvoll ausgestatteten Büchern von ziemlich übereinstimmendem Inhalt seinen fixzlich entdeckten neuen Heros Gottsched aus, wie er vor einigen Jahren Bacon zum Gegenstand seines kritiklarsten Enthusiasmus erhoben hatte. Das Buch ist in seiner Art ganz vortrefflich, in sachlicher nur wie in tiefer Ehrfurcht. Herr Reichel prahlt: „Eine parteiische Literaturgeschichtsschreibung hat man daran gewöhnt, in Gottsched einen beschränkten, kleinlich gehässigen, nur seine armseligen Eitelkeitszwecke verfolgenden, allen höheren Bestrebungen der menschlichen Geistes verständnislos gegenüberstehenden Pedanten zu erblicken. Erst mir und meinen nachstehenden Forschungen war es vorbehalten, den wirklichen Gottsched, der länger als ein Vierteljahr hundert die Bewunderung Deutschlands und des Auslandes auf sich gelenkt hatte, zu entdecken." Das ist eine Fälschung der Thatsachen. Seit mehr denn 50 Jahren wird jede Literaturgeschichte Wattsched durchaus gerecht, und die letzte Zeit hat ihm sogar an zwei Dissertationen, unvollendet und unbesangen urtheilende Monographien eingebracht. Das hier im einzelnen nachzuweisen, verbietet der verfügbare Raum; der Leser braucht ja auch nur blindlings jede beliebige Literaturgeschichte aufzuschlagen, um sich davon zu überzeugen. Reichel ist nicht der erste, der als unbefangener Forscher. Er ist vielmehr ein tendenziöser Schriftsteller, der nur das hervorhebt, was seinen Absichten entspricht. Reichels Absicht aber ist, dem deutschen Volke zu seinen Lukker, Goethe und Bismarck einen singierten Gottsched als weiteres titanenhaftes Genie aufzuoktroieren. Gottsched war bei aller seiner relativen Bedeutsamkeit ein Mann von hoher, Selbstbewußtsein und extravantem Patriotismus, er war auch ein verdienstvoller Philolog, weshalb ihm die Geschichte der deutschen Sprache stets eine ehrende Stellung eingeräumt hat, aber er zählte wahrhaftig nicht, wie Reichel will, zu den „gewaltigen Weltumgestaltern und Kulturförderern" von „einer weltgeschichtlichen Bedeutung", über „Luther, Goethe und Bismarck lebermenschliche erhob". Reichels Buch ist ein so unerträgliches und überflüssiges, ja schädliches, was es hoffentlich sobald nicht wieder ge schrieben wird. **Harry Mayne.**

Paul Louis Garnier: La Visitation. Roman. Paris, Revue France-Allemande, 1901.

Das Merkwürdigste an diesem französischen Roman ist, daß er in Deutschland, und zwar in der Poetenbacher'schen Druckerei in München gedruckt wurde. Der Druck ist dabei so schlecht, wie dies in Frankreich kaum je erreicht wird. P. L. Garnier verdankt diese Druckfegung seinen Beziehungen zur „Deutsch französischen Rundschau", die vor wenigen Jahren in München begründet wurde. Als Zeichen besserer und innigerer Beziehungen zwischen deutschem und französischem Schriftthume ist sowohl die junge Revue, als das in München gedruckte Buch sicherlich zu begrüßen. Ob man in Frankreich dann die literarischen Beziehungen zu Deutschland genannten schmachtigen Novelle von 151 Seiten betrifft, so ist zwar anzuerkennen, daß der Verfasser sich große Mühe gegeben, seinem landsleuten, in der kleinen Buchreihe Hachette, wie der Bonbon Industrie, die Deutschen als Menschen vorzuführen zu geben, aber es ist dabei in eine dem Stoffe wenig zuträgliche Breitspurigkeit verfallen, von der schon der Titel kündet gibt Visitation ist im Französischen ein rein kirchlicher Ausdruck. Er bezeichnet den Besuch der Maria bei der alten Elisabeth und im weiteren den Besuch eines Bischofs in einer Reihe seines Sprengels. Beides kann einmal, noch vom anderen ist aber in der Novelle, die unter lauter Fremdwörtern spielt, die Rede. Ein dreimal sechzigjähriger kleiner Rentner verliebt sich in die zum „Bräutchen" kommende Nichte seiner Haushälterin. Das Mädchen zieht aber diesem Kammerdiener die Liebe eines jungen Mechanikers vor und folgt ihm in die Fabrikstadt

Digitized by Google

Rantes. Der Verfasser nennt diese Geschichte seines onkels Charles im Eingange „simple et délicieuse“, sagt von Lucon „cette douce ville“, spricht von der „tendresse ensoleillée des tenillages d'une allée“, und in diesem Zimmermannsstil geht es weiter. Wer für solche Delicatessen empfindlich ist, kommt in diesem Buche reichlich auf seine Rechnung. **Felix Vogt.**

Hermann Bang: Leben und Tod. Drei Novellen. S. Fischer, Verlag. Berlin 1901.

Es ist keine starke, fortreissende Kunst, die Bang erkennen lässt, aber eine feine und tiefe, die innerhalb enger Grenzen Vollendetes schafft. Sie erinnert an die Novellistik Theodor Storms; die straffe Concentration und Prägnanz eines Maupassant geht ihr ab. Bang gleicht seinem dänischen Landsmann Jens Peter Jacobsen. Er ist äußerlich still, innerlich voll stutenden Lebens und verschleierter Glut wie die schönen weißen Mädchen seiner Heimat. Die Lovien sind weich, die Farben abgetönt. Manches kommt erzwungen sich den vornehmen Bewegungen einer lässigen Grazie. Sie ist schmelzend und innig und hat dabei etwas geheimnisvoll Träumerisches. Was Bettina von Arnim von Caroline Günderode sagte, kann auch von den Menschen bei Hermann Bang gelten: sie gehen nicht, sie wandeln; sie lachen nicht, sie lächeln. Es liegt viel zwischen den Zeilen, und ein fein leiser Melancholie legt sich über alle Ecken und Kanten des Äußerlichen. Eine wirkliche Novelle ist eigentlich nur die erste, „Vom Glück“; die beiden anderen sind blosse Skizzen, die der geheimnisvoll novellistischen Wirkung — beisen, was heute den „Halben“ einer Novelle nennt. **H. M.**

Revue der Revuen.

„Documente des Socialismus“ betitelt sich eine neue und neuartige Berliner Monatsschrift, die von Ed. Bernstein herausgegeben wird. Aufgabe der Zeitschrift soll es sein, alle wichtigeren Documente des Socialismus zu sammeln. Ueber die neueren Erscheinungen der socialistischen und der bürgerlichen Socialismus behandelnden Literatur des In- und Auslandes zu berichten, umgekehrte Schätze aus der wenig bekannten älteren Literatur des Socialismus neu zu veröffentlichen, wichtigere Vorgänge aus der Geschichte des Socialismus darzustellen, bald oder ganz vergessene Vertreter des Socialismus durch Biographien in Erinnerung zu bringen. Das vorliegende erste Heft wird mit Recensionen deutscher, französischer, englischer, italienischer socialistischer Schriften und einem Aufsatze über „Das erste politische Arbeiterprogramm des neunzehnten Jahrhunderts“; gemeint ist das 1831 in London entstandene Statut der „National Union of the Working Classes and Others“ (ohne Rücksichtnahme), welches auch heute streiten des in der Geschichte der Abschaffung des englischen Zeitungsstempels berrühmten Arbeiterblattes „Poor Mans Guardian“ entstand. Diesem Statut ist auch „Eine bildliche Darstellung der modernen Gesellschaft vor siebzig Jahren“ entnommen — eine phantastische Landkarte sammt Commentar, welche die Aristocratie, den Clerus, die Militärherrschaft, den Arbeiterstand, die ersten drei hauptsächlich in ihren Fehlern, den letztgenannten in seinen Tugenden, als Landstriche mit charakteristisch benannten Städten, Flüssen, Bergen, Städten verbildlicht. Von dem sonstigen Inhalt des Heftes sei noch ein alter Artikel von Proudhon, das Glaubensbekenntniss Bazard und Enfantins, sowie der neuste Programmentwurf der österreichischen Socialdemokratie erwähnt.

„Documente der Frauen“ (15. September und 1. October). Gustav Bunzel schreibt über die erweiterte Frauenbildung und die Ehe. — Alice Salomon berichtet über die „Frauen in der communalen Armenpflege Deutschlands“. In zwei Jahrzehnte mussten die Frauen um ihre Zulassung zur öffentlichen Armenpflege kämpfen. Erst Ende der Neunzigerjahre entschlossen sich einige Städte dazu, die Frauen einzugliedern und auch das mit vielen demüthigenden Einschränkungen. Wieich wohl waren die Resultate überall die besten, und so ist zu hoffen, dass die Stellungnahme ein immer grösseres Gebiet weite. Auch in Wien ist übrigens der Magistrat in seiner Sitzung vom 24. Mai einen Antrag für die Heranziehung des Wiener Armenwesens entgegenstehen, der die Zulassung der Frauen als Armenräthe uns Auge fasst.

„Der Lotse“ (2. September). Unter dem Pseudonym Justitier bespricht ein Autor den Uebelstand, dass, während dem Abtreten von drei ersten Magistrats-Räthen einer Bedauerung, ein Antrag auf Betrauung, beim Bezirksrath ein solcher von anderweiter erst bei Eröffnung des Hauptvertrathes eingereicht werde. Thatsächlich ist aber die Thätigkeit des Vertheidigers während des Vorverfahrens und vor dem entscheidenden Drama der öffentlichen Verhandlung von der grossten Bedeutung. Durch die heutzutage so einschneidenden Massregeln der Untersuchungshaft, Stunden oder noch länger, die auch nur ein Brief befördert wird. Um diesen Uebelstänsden zu begegnen, plaidirt der Verfasser für die Anschaffung von gedruckten Formularen, die dem „Angeklagten“ sofort vorzulegen und dann sofort an den Vertheidigen zu befördern sind. Ferner sollte auch in Polizeiarrest, wie in der Strafvollzug zu bestellen, die dem Vertheidiger die Freiheit in die Zellen, vor Abschluss der Untersuchung nur insofern gestattet, als jene „ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann“, eine Einschränkung die dem beredtgewandten Advocaten gegen den Amtsadjunkt in nicht bereit sind. Dem Schluss Bestimmungen gegenüber, die Anwendung der Zwangsmittel ungerechtfertigt werden, die in dem Beschuldigten und verschiedenen Fällen schwierigen Schuldigen erblickt und dann sind, dass man ihn durch Hunger, Kummer, — Otto Stoll stehe es gegen das jetzige System der Untersuchungshaft, das zur Folge hat, dass das letzte Einzelheit „Zeit“ zu Geständnissen, Aussagen, Bekenntnissen zu einer, um Schuld und Unschuld zu erkennen, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, die Untersuchung nicht einen Tag, sondern Monate, ja Jahre dauert, und dass die Verhandlung vor Gericht nur noch eine Formalität ist, in welcher der Angeklagte, ohne sich zu vertheidigen, nur noch verurtheilt werden kann. Ein Beispiel, wie ein Angeklagter, der Beschuldigte, der Untersuchungshaft, ohne Vertheidiger, ohne Aussagen, ohne Geständnisse, ohne Bekenntnisse, ohne Verurtheilung, ohne Verurtheilung, ohne Verurtheilung

Es treibe sie nach Venedig, dort die echten venezianischen Nächte zu erleben, da schon die mock-Venetian nights so märchenhaft seien. Seine Bitte, ihr dorthin folgen zu dürfen, hatte sie entschieden, sogar mit einer seltsamen Heftigkeit abgewiesen. So war eine Verstimmung am letzten Abend zwischen sie getreten, die ihr selbst leid zu sein schien. Aber ihre Bemühungen, sie zu bannen, hatten keinen Erfolg.

Nun sahen sie aus ihrer Ferne die letzten Lichter am Ufer auslöschen. Der schwimmende Thurm, der sich so weit hinausgewagt hatte, bis die regelmäßigen Wellen das Floß, auf dem er stand, in ihre Gewalt bekamen, verlor das Gleichgewicht, neigte sich schwerfällig auf die Seite und sank endlich hilflos in den See, daß Wellenschaum und verzischende Funken sich abenteuerlich mischten.

Dann herrschte an der ganzen Küste drüben Dunkel und Stille. Nur ganz in der Ferne verklang die schwirrende Musik der Mandolinen-Barke, die als die letzte nach Salo zurückkehrte.

Sehen Sie, Frank, wie dort der Mond eine zitternde goldene Straße durch die Wellen zieht, sagte sie. Wir wollen dorthin rudern. Es ist zwar nur eine Illusion, wie alles Irdische, aber ich führe gern einmal auf einer so glänzenden Bahn, da ich bisher keine hellen Wege wandeln durfte.

Er gehorchte und steuerte nach der breiten, funkelnden Stelle, wo er die Ruder einzog, seinen düsterern Blick nun selbst in das reizende Spiel des Lichts versenkend. Auch sie saß unbeweglich und blickte in das bewegliche goldene Netz. Dann sah sie zum Mond auf und seufzte.

Horo is peace! kam es leise von ihren Lippen.

Nach einer Weile sagte er: Warum haben Sie darauf bestanden, Evelyn, sich in das Getümmel zu mischen? Ich weiß ja, daß Sie eine Idiosynkrasie gegen Pistolenschüsse haben, und sah Sie bei jedem Raketenschuß zusammenfahren.

Wieder überschauerte es sie, und sie zog das silbergraue Pelz-Cape fester um die Schultern.

Sie haben recht, sagte sie. Es war ein Unsinn. Ich dachte, ich müsse lachen, mich abzuhärten, aber es ist umsonst, diese Schwäche ist stärker als ich. Nicht wahr, es wundert Sie, daß ich das nicht überwinden kann, da ich sonst nicht verzärtelt bin und körperliche Anstrengungen mir nichts thun. Aber — es gibt auch Seelennerven, die sind unberechenbar und durch keine Kaltwasserkur zu stärken. Reden wir nicht mehr davon!

Wieder entstand eine Pause. Auf einmal fieng er an:

Bleibt es wirklich dabei, daß Sie morgen früh abreisen?

Gewiß. Und auch bei Ihrem Versprechen, mir nicht am Landungssteg des Dampfers Farewell zu sagen. Ich hasse alle Abschiedsthränen: wo sie fließen, da muß vollends unleidlich. Sie haben doch nicht vergessen, daß Sie mir Ihr Wort gegeben haben?

Er antwortete nicht, sondern sah wie in abwesenden Gedanken an ihr vorbei in die glitzernden goldenen Wellen.

Plötzlich, wie nach einem mühsamen Entschluß tief aufathmend, sagte er:

Da es denn morgen ohnehin vorbei sein soll — Sie dürfen mir nicht zürnen, Evelyn, wenn ich trotz Ihres Verbotes noch einmal von dem anfange, was Leben und Tod für mich bedeutet. Ich habe Ihr Wort nicht vergessen, daß Sie selbst gern so in alle Zukunft mit mir weiterleben wurden, wie in diesen fünf Wochen, die für mich Glück und Qual umschlossen. Nun denn, sind Sie nicht Ihre eigene Herrin? Ist irgend ein zwingender Grund vorhanden, Sie von mir zu trennen? Und wenn Ihnen das Herz noch nicht sagt, daß Sie es als meine Frau mit mir wagen könnten, müssen Sie mich darum überhaupt aus Ihrer Nähe verbannen, obwohl ich den Beweis geliefert habe, daß ich imstande bin, alle meine leidenschaftlichen Wünsche in mich zurückzudrängen und neben Ihnen herzugehen, als ob es mir um nichts anderes als gute Kameradschaft zu thun wäre?

Sie that ein paar kränkige Ruderschläge, die den Nachen aus der hellen Mondstraße brachten. Dann sah sie die Ruder wieder ein.

Frank, sagte sie, warum thun Sie all solche Gewissensfragen? Es wird damit nichts geändert. Ich habe Ihnen erklärt, daß ich nie wieder heiraten werde. Wäre ich nicht eine Thörin, das Zusammensein mit Ihnen zu verlängern, bis es mir immer unentbehrlicher geworden wäre, um ein Ende doch Ihnen sagen zu müssen: es kann nicht sein? Und was kann Ihnen vernünftig daran sein, wenn Sie meine Gründe wissen?

Er sah ihr jetzt voll ins Gesicht, das seltsam erregt und leicht gerötet war. Es war, als ob er ihre geheimsten Gedanken durchdringen wollte.

Sie sind so klug, Evelyn, sagte er. Begreifen Sie denn nicht, daß man sich eher vor einer traurigen Notwendigkeit beugt und ins Unabänderliche ergibt, wenn man eingesehen hat, daß es wirklich zwingende Gründe sind, die zum Entsagen nöthigen? Wie ein hilf eine Entwicklung, ein Verurtheil das Lebensglück eines Menschen zerstört, weil es unaussprechlich leicht und doch so leicht hätte widerlegt werden können! Wenn Sie etwa Ihrem sterbenden Manne ein Gelübde gethan hätten, sich nie wieder zu vermählen:

Sie wissen, von erzwungenen Gelübden spricht die Kirche oder eine höhere Vernunft den Menschen frei, der darüber heiligere Pflichten verletzen würde.

Sie schüttelte langsam den Kopf. Mit der Hand schöpfte sie etwas Wasser und benetzte damit ihre Stirn. Die Tropfen rannen über ihr Gesicht herab, sie war aber so versunken, daß sie nicht daran dachte, sie abzutrocknen.

Es muß ja wohl sein, sagte sie, wie zu sich selbst sprechend. Lieber wäre mir's gewesen, ich hätte diese traurigen Erinnerungen nicht wieder heraufbeschworen. Aber Sie sollen mich nicht für ein von Einbildungen und Vorurtheilen befangenes dummes Geschöpf halten. Es gibt unbezwingliche Mächte für einen jeden, den Stärksten wie den Schwächsten. Ich für mein armes Theil lebe im Bann solcher Ueberirdischen, die stärker sind als alle Vernunft und aller tapfere Wille.

*

Nein, fuhr sie nach einer Pause fort, kein Gelübde bindet mich, auch nicht eine Herzenstreue gegen den Todten, die mir das Glück mit einem Lebenden verbittern würde. Es ist wahr, ich habe meinen Edward sehr lieb gehabt; er war auch so recht, was man liebenswürdig nennt; aber mein Gott, die Zeit war ja viel zu kurz, als daß mein zärtliches Gefühl tiefe Wurzeln in mir hätte schlagen können, und jetzt — wenn ich seinen Namen ausspreche — ich empfinde dabei nicht mehr viel, als wenn ich den Helden eines Romans, der mich ergriffen hat, nennen höre.

Nur daß noch immer ein Grauen dabei ist, das ich wohl nie ganz bezwingen werde.

Aber um das zu verstehen, müssen Sie noch etwas mehr von mir wissen.

Daß ich das einzige Kind meiner Eltern war und in einem reichen Hause aufwuchs, wo ich sehr verwöhnt wurde, habe ich Ihnen schon erzählt. Aber wenn ich auch sonst nicht wußte, daß es unerfüllte Wünsche gibt, ein Wunsch, der heißeste meines kleinen Herzens, schien mir ewig unerreichbar. Ich war ein sehr unausstehliches, laut hüpfliches junges Ding und thäte schon in den Kinderjahren eine brennende Eifersucht auf all meine glücklicheren Kameradinnen. Daß die großen Menschen über mich hinwegsahen und den hübschen Puppen unverhohlen ihr Wohlgefallen bezeugten, machte mich wüthend. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch eine Mördergrube voll Neid, Haß, Bosheit und Tücke mein kleines Herzchen damals war, bloß aus beleidigter Eitelkeit und Gram über versagte Liebe.

Denn die meiner guten Eltern, die mir trotzdem reichlich zutheil wurde, reichte ich ihnen nicht hoch an und sah darin eher ein Mitleiden, das mich noch tiefer demüthigte.

Auf einen Schlag aber, fast über Nacht, wurde das anders. Ich verfiel in meinem dreizehnten Jahre in eine Entwicklungskrankheit. Als ich von ihr genesen aufstand, war ich ein verwandeltes Geschöpf.

Allen fiel es auf. Ich selbst wollte es erst meinem Spiegel nicht glauben. Dann hörte ich es von meinen Schulfreundinnen und bald auch von jungen Leuten in der Tanzstunde. Es war wirklich die alte Geschichte von der häßlichen Puppe und dem schönen Schmetterling.

Und gleich damals hatte ich, so unsterlich ich im übrigen war, schon das Glück und die Ueberdem wie jetzt, nur, will ich hoffen, heute ein bischen weniger hochmüthig und unverschämt. Denn damals mußte ich bei all meiner Schüchtern, die vor mir selbst verleugnen zu wollen eine alberne Koketterie gewesen wäre, eine unausstehliche kleine Kröte gewesen sein, manchmal selbst in den verblendeten Augen meiner schwachen Mama. Ich fühlte einen gewissen bösen Kitzel, für die frühere Vernachlässigung mich jetzt zu rächen, allen Männern, jungen und alten, den Kopf zu verdrehen und sie dann, wenn sie mir ihr Herz zu Füßen legten, auszulachen und stehen zu lassen.

In meiner Entschuldigung muß ich aber sagen, daß die Sitte oder Unsitte des Flirtens bei uns drüben ganz allgemein ist und lange nicht so sehr den Charakter verdirbt, wie es in Ihrem Heidenland, jenseits des Deutschland der Fall sein würde, wenn man es hier importierte. Nur daß ich es ein bischen ärger und unbarmherziger trieb, als fast wohl der Brauch ist. Ich hatte eine Art Berühmtheit erlangt als Herzenbrecherin und wußte mir was damit, und jedes neue Opfer war mir willkommen.

Ganz besonders aber triumphierte ich heimlich, als es mir gelang, einen sehr gefeierten jungen Dichter an meinen Triumphwagen zu spannen. Ihnen wird der Name Algernon Byrd schwerlich vorgekommen sein, nicht wahr? Auch in Amerika fieng er eben an aufzutauchen, mit einem mehrversprechenden morgenrothlichen Glanz. Er hatte nur ein schmales lyrisches Bändchen erscheinen lassen, die Kritik lobte es mit einiger Zurückhaltung, es war aber etwas darin, was nubekannte Leute einmal Poesie, durch eine zeigende Raiveté und persönliche Anmuth besonders Auch ich hatte diese Verse zu lesen bekommen, da meine beste Freundin für den Dichter

Digitized by Google

schwärmte. Gewöhnlich machte ich mir nichts aus Lyrik, die mir schwarz auf weiß entgegenkam. Und auch diesmal erweckten die Verse nur die Neugier, wie ihr Verfasser wohl aussehen möchte.

Er sah seiner Poesie recht ähnlich. Auch so ein noch halb unreifes, unbefümmertes Jünglingsgesicht, das mit großen fragenden Augen in die Welt sah. Als diese Augen sich zum erstenmal auf mich richteten, feierte ich ein stilles Fest der Eitelkeit. Denn so verzückt und geradezu wie beraubt hatte mich noch kein Mensch angesehen.

Ich hatte auch noch die Genugthuung, jene meine „beste Freundin“ bei ihm auszustechen, eine Rivalin, die mich schon von den Kinderschuhen an gekränkt hatte, da sie allgemein als die Schönheit in unserer Classe galt. Nun war sie auf einmal Luft für den Dichter, den sie liebte, nachdem er ihr selbst eine Weile gehuldigt hatte.

Ich selbst liebte ihn nicht. Er hatte in meinen Augen etwas Knabenhaftes, das nicht blieb an seinen jungen Jahren lag. Die Umgebung, in der ich aufgewachsen war, die Bankquierkraft in meinem Elternhause, die Geschäftstreude meines Vaters — all das hatte den geringen Sinn in mir für das Ideale und Poetische nicht großzüchten können. Was ich sonst von jungen Courmachern um mich hatte, war elegant, frivol, leichtlebig, und auch die Seufzer aus gebrochenen Herzen, die ich zu hören bekam, klangen sehr ungeeeimt. Nun betrachtete ich den ersten lebendigen Dichter, der mir vorkam, wie ein seltenes exotisches Thier, mit dem man nur spielen mag, ohne ihm irgend welche ernste menschliche Rechte einzuräumen.

Er aber nahm es umso ernster.

Seine Leidenschaft wuchs ihm dermaßen über den Kopf, daß er sogar keine klingenden Worte mehr für sie fand. Ich hatte ihm lachend gesagt, ich erwartete eine glänzende Liebeserklärung in Sonetten, die Shakespeares berühmte Sonette verdunkelten. Seit ich Sie kenne, sagte er mit dem Ton eines Menschen, der vor dem Richter ein todeswürdiges Verbrechen beichtet, habe ich keinen Vers geschrieben.

Ich lachte wieder und hielt ihm mit halben Hoffnungen hin, die ich entschlossen war nie zu erfüllen. Und als er eines Tages, nachdem der Flirt ein paar Monate gedauert hatte, in einer garden-party mir geradezu die Frage stellte, ob ich ihm erlaubte, bei meinen Eltern um mich zu werben, er könne die Qual der Ungewißheit nicht länger ertragen; wenn ich ihn nicht erhörte, werde er aus der Welt gehen — war ich herzlos genug, ihm zu erwidern: ich hätte nichts dagegen, wenn er in die Welt der Träume und Reime zurückkehrte, die er um meinetwillen verlassen: an eine andere Wettlinde glaube er nicht; schon mehr als einer, der sich um mich bemüht, habe damit gedroht, und alle lebten noch frisch und munter in den Tag hinein.

Sie würden erkennen, Miß Evelyn, daß ich nicht bin wie alle, erwiderte er. Ich habe mich sehr ernst und lange geprüft und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Sie mein Schicksal sind. Wenn Sie mich abweisen und ich mich hoffnungslos von Ihnen trennen muß, ist mir alles entwertet, was mir das Leben bisher ertragen half. Ich bitte Sie daher, ehe Sie Ihr letztes Wort sprechen, sich zu fragen, ob Sie es verwinden würden, eine Menschenseele auf dem Gewissen zu haben.

Ich gestehe, daß mich diese rührende Rede erst recht gegen ihn erkältete.

Ich faßte mir nichts abpressen, sagte ich sehr schaff und schneidend. Ihr zwangsmittel ist bei mir wirkungslos. Ich bin überzeugt, daß die Mode, wenn Sie jetzt zu ihr zurückkehren und mich bei ihr verklagen, Sie wie einen reuigen verlorenen Sohn an ihr Herz ziehen und daß über meine Unnachsichtkeit trosten wird. Also leben Sie wohl, und auf Wiedersehen bei dem Bankett, mit dem Ihre Freunde die hundertste Auflage Ihrer Gedichte feiern werden.

Er sah mich mit einem Blick an — einem Blick, den ich seitdem, obwohl vier Jahre dazwischen liegen, noch nicht vergessen habe.

Sie werden Ihren Hohn bereuen, Miß Evelyn. Und das sollen Sie noch bereuen: Sie dachten mich für einen wirklichen Poeten. Sie werden erleben, daß ich einen starken Willen habe. Und traut dieses Willens sage ich Ihnen, wenn ich Sie nicht besitzen soll, werde ich es hindern, daß irgend ein anderer Mann Sie jemals besitzt, danach trachten Sie sich gerüstet, mit hohen Sie sich, schleunigst meine Warnung in den Wind zu schlagen. Good bye!

Er verneigte sich steif und förmlich und ließ mich in der Allee unter den blühenden Rosen stehen, in einer Stimmung, die nichts weniger als rosig war.

Nicht daß ich daran gedacht hätte, er werde seine Drohung wahr machen und sich das Leben nehmen. Aber ein Ton so tiefer, abergläubischer Ueberzeugung war in seinen Worten gewesen, ein so magisch lockendes Feuer in seinem Blick, daß ich zweifelte zum erstenmal, ob es wohlgethan oder auch nur klug sei, eine ehrliche Mannsliebe, wie diese, mit ein paar spitzigen Scherzen abzuweisen, wie eine galante Verlegenheit in einem gesellschaftlichen Spiel.

Ich blieb verstimmt. Indessen fand ich mich denn doch wieder zurecht. Ich sagte mir, daß ich, da ich seine Liebe nicht erwiderte, eine Abkühlung ihm sogar schuldig gewesen sei. An das Märchen von gebrochenen Herzen glaubte ich nicht. Er werde, wenn etwas an dem seinigen Schaden gelitten hätte, durch eine Luftveränderung rasch die Heilung herbeiführen und von seinem trip to London und Paris einen schönen melancholischen Band mit Ephide Harold-Versen heimbringen.

Ich sollte mich traurig in meiner Voraussetzung getäuscht haben.

*

Habe ich schon gesagt, daß mein letztes Gespräch mit Algernon im Garten unserer Villa stattfand? Sie lag zwei Meilen von der Stadt entfernt, mit einem prachtvollen Park, in dem man selbst die schwerste New-Yorker Sommerhitze kaum empfand.

Es war ein sehr gemütliches Haus, an jenem Abend viel Gesellschaft dort, die sich ungeladen eingefunden hatte. Zuletzt wurde auch getanzt, was ich leidenschaftlich liebe. Auch hinderte mich die Scene mit meinem armen Dichter nicht, bis lange nach Mitternacht aus einem Arm in den andern zu fliegen. Zuweilen freilich klangen mir seine Worte wieder im Ohr: Sie werden erleben, daß ich einen starken Willen habe. Aber warum sollte sein Wille stärker sein als der meine? Was war ich ihm schuldig? Weil er mich begehrenswert fand, mußte ich ihm ausgehören, obwohl ich keine Lust dazu hatte?

Erst gegen zwei Uhr fuhren die letzten unserer Gäste weg. Ich hatte mich müde getanzt und gieng gleich zu Bett. Aber ich konnte lange nicht einschlafen. Sie werden Ihren Hohn bereuen, Miß Evelyn! hörte ich beständig. Ich zwang mich zum Lachen. Nein, so konnte ich mir doch nichts abtrotzen lassen.

Endlich, gegen das erste Zwielicht, fiel ich denn doch in Schlaf. Aber nicht lange.

Im Haus war alles still, bis in den Morgen hinein. Nach dem nächtlichen Treiben gönnte sich auch die Dienerschaft ihren Morgenschlaf. Aber auf einmal fuhr ich in die Höhe. Der Schall eines Schusses hatte mich geweckt, dicht unter meinem Fenster.

Ich zitterte am ganzen Leibe, blieb aber noch liegen, mir vorredend, ich hätte nur geträumt. Dann merkte ich an der Unruhe im Hause, daß auch andere die Detonation gehört haben müßten. Und da, mich gewaltsam bezwingend, stand ich vom Bett auf, schlich an das Fenster und öffnete leise den einen Flügel soweit, daß ich den Kopf halb hinausstrecken konnte.

Drunten, gerade auf der Schwelle der Hausthür, über der mein Mezzaninzimmer lag, sah ich die leblos hingesunkene Gestalt, den Revolver noch in der rechten Hand, das Gesicht blutüberströmt. Nicht lange sah ich das. Nach ein paar Secunden verließ mich das Bewußtsein. So fand mich meine Kammerjungfer auf dem Boden vor dem Fenster liegend.

(Fortsetzung folgt.)

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschutz XIII./1 Wattmannpasse Nr. 20, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
IX. Gymnasialstrasse 63—71.
Strassenbahn-Linie nächste Nussdorferstrasse, Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse.
Geöffnet von 8 Uhr früh bis 7 Uhr abends, auch Donnerstag von 10 bis 8 Uhr.
Eintritt frei. Keine Verkäufer. Keine Provision. Keine Verbindlichkeit. Samstag und Donnerstag 60 Heller.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 19. October 1901. Nummer 368.

Finanzpolitische Geheimfächer.

Der erste Tag des neuen Sessionsabschnittes des Reichsrathes war für die Regierung ein voller Ehrentag. Selten sind einer Regierung in öffentlicher Parlamentssitzung so hohe moralische Eigenschaften zugesprochen worden, wie sie dem Cabinet Koerber an diesem Tage nachgerühmt worden sind. Da erhob sich zuerst ein Redner, der dem Finanzminister Herrn v. Böhm das Zeugnis ausstellte, dass er „seine ganze Ambition und sein ganzes Bemühen dreinsetze, die Dinge womöglich gerade so zu sehen und sie auch gerade so darzustellen, wie sie wirklich sind". Wenn man bedenkt, worauf der betreffende Redner anzuspielen nicht unterließ, wie wir bisher nur zwischen schönfärbenden und schwarzsehenden Finanzministern die Wahl hatten, wird man die Anerkennung, die der gedachte Redner dem lauteren Sinn unseres gegenwärtigen Finanzministers zollte, gebührend einzuschätzen wissen. Sie blieb denn auch in der Versammlung nicht ohne verständnisinnigen Wiederhall. Sofort nach dem ersten stand ein zweiter Redner auf, der das von dem ersten Redner beschiedentlich dem Finanzminister allein gespendete Lob in verstärktem Maß auf das ganze Cabinet und vor allem den Ministerpräsidenten übertrug, dessen „Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit" er, in deutlich durchblickendem Gegensatz zu früheren Ministerien und Ministerpräsidenten, mit dem warmen Ton wohlbegründeter Ueberzeugung pries. Das sind nicht gerade die traditionellen Eigenschaften österreichischer Minister, und die Herren v. Böhm und v. Koerber dürften auf solch seltene Lobesworte mit Recht stolz sein, wenn — jemand anderer sie ihnen nachgelagt hätte. Leider ist aber der Lobredner des Herrn v. Böhm niemand geringerer gewesen als der Herr v. Böhm selbst, und der Homer des Herrn v. Koerber ist auch wieder kein anderer gewesen als der Herr v. Koerber selbst. Wir sagen: leider, und dieses Leider wird noch durch die Gelegenheit verstärkt, bei der die beiden Minister ihre Offenherzigkeit ins beste Licht zu setzen bestissen waren. Es geschah nämlich bei der Einbringung des Budgets für 1902. Fataleweise sind es aber gerade die Budgets, bei denen die Verschleierungskunst unserer Minister ihre stärksten und vom constitutionellen Standpunkte auch bedenklichsten Triumpfe ausspielt.

Ein Vergleich der allerdings sehr verspätet erscheinenden Staatsrechnungsabschlüsse mit den dem Parlament vorgelegten Voranschlägen kennzeichnet das System. Es ist die seit vielen Jahren consequent befolgte Politik aller Finanzminister, die Einnahmen möglichst gering und die Ausgaben womöglich zu hoch zu präliminieren, und die Folge davon sind enorme Gebarungsüberschüsse gewesen, die unserer ohnedies nicht allzu capitalreichen Volkswirtschaft entzogen und in den Staatscassen aufgehäuft wurden, ohne dass der Zweck solchen Gebarens recht eingesehen werden konnte, bis die § 14-Aera ihn enthüllte. Von den Gebarungsüberschüssen früherer parlamentarischer Budgets hat das parlamentslose § 14-Regime drei Jahre lang gelebt und den Krieg gegen das Parlament geführt. Sowie aber im Parlament Waffenstillstand eintrat, war es die erste Sorge der Regierung und es war die Regierung der Herren v. Koerber und v. Böhm — dieses ausgepumpte Staatscassenreservoir wieder aufzufüllen. Das war für die Regierung der Hauptzweck der ganzen großen Investitionsvorlage sammt ihrem Nachtrag, der Canalvorlage. Was wir damals, während der Frühjahrssession geschrieben haben, findet die Bestätigung durch die Thatsachen bestätigt. Der Finanzminister hat auf Grund jener Gesetze eine Anleihe von 125 Millionen Kronen aufgenommen. Davon sind 80 Millionen pünktlich zur Refundierung der Cassenbestände verwendet worden, das war immerhin programmgemäß. Aber selbst die übrigen 45 Millionen sind ihrem eigentlichen Zwecke, den Investitionen, bisher nicht oder doch nicht ausreichend zugeführt worden, sondern unproductiv in den Staatscassen liegen geblieben. Wenn das Parlament im Frühjahre die Sachlage richtig erkannt, die 80 Millionen-Refundierung gestrichen und eine fortlaufende parlamentarische Specialcontrole über die Investitionsgelder eingerichtet hätte — wie solches an dieser Stelle vorgeschlagen wurde — so stünden heute statt der 45, ganze 125 Millionen der Staatsverwaltung für die Industrie zur Verfügung, und unsere Industriellen brauchten darum nicht zur Regierung betteln zu gehen, wie sie es jetzt wegen der 45 Millionen zu thun bemüssigt sind.

Mit herzbewegenden Worten hat Herr v. Böhm im Frühjahr die jammervolle Leere der Staatscassen geschildert, und das Parlament hat seinen treuherzigen Reden geglaubt. Schon jetzt im Herbst kommt aber zutage, dass Herr v. Böhm bei den scheinbar so ernsten Berechnungen der Staatscassenbestände dem Parlament eine sehr bedeutende Reserve, die da in aller Stille noch angesammelt worden war, verschwiegen hat, nämlich den Münzgewinn. Aus den Erläuterungen zum 1902er Budget ergibt sich die überraschende Thatsache, dass die Finanzverwaltung bei der Prägung von Einkronenstücken, Nickel- und Bronzemünzen — von den Fünfkronenstücken wird vorläufig noch nichts gesagt — einen Münzgewinn von circa 38 Millionen Kronen erübrigt hat, wovon 20 Millionen durch Ausgabe der betreffenden Münzen bereits realisiert, aber nur 16½ Millionen in das nächstjährige Budget eingestellt worden sind. Diese Millionen sind nicht jetzt plötzlich über Nacht in die Staatscassen hineingeflogen, sondern haben sich mit dem Fortschreiten der Ausprägungsaction im Laufe der letzten Jahre allmählich angesammelt. Warum hat Herr v. Böhm im Frühjahr, als er dem Parlament die Staatscassenbestände, scheinbar so gründlich wie ehrlich, vorrechnete, ihm von dem Münzgewinn nichts erzählt? Vermuthlich, weil er die 80 Millionen-Refundierung schwerer oder gar nicht durchgesetzt hätte, wenn er das Geheimfach der großen Staatscasse geöffnet hätte, in dem diese lachenden 20 Millionen schon damals heimlich bereit lagen und auf ihre nachkommenden 18 Schwestermillionen warteten.

Wir wissen nicht, ob es noch viele andere solcher Geheimfächer in unseren Staatscassen gibt, und wir wissen auch nicht, ob uns noch weiterhin solch überraschende Enthüllungen von ungeahnten Millionenschätzen der Finanzverwaltung bevorstehen. Aber so viel wissen wir, dass derartige finanzpolitische Geheimfächer, in welchen der Finanzminister Staatsgelder vor dem Parlament wie vor einem Dieb verbirgt, mit einem constitutionellen Regime überhaupt nicht, am allerwenigsten aber mit einem solchen verträglich sind, welches, wie die gegenwärtige Regierung, sich seiner besonderen Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und seines Wirklichkeitssinnes berühmt. Das stärkste Argument, das die Regierungen in diesen Jahren gegen die Obstruction aufzubringen vermocht haben, war die Aufforderung an das Parlament, sein primitivstes constitutionelles Recht, das Recht der Prüfung des Budgets und der Controle der Finanzverwaltung, zu wahren. Dieses Recht wird aber illusorisch, die Controle wird zur Farce, wenn der Finanzminister sich, sei es durch absichtlich ungünstige Präliminierung, sei es durch directe Verheimlichung von Staatsgeldern, in den Staatscassen Geheimfächer anlegt, die dem Parlament verborgen bleiben. Wie mag Herr v. Böhm über die gutgläubigen Parlamentarier gelacht haben, die im Frühjahr in sein Klagelied auf die leeren Staatscassen einstimmten, ohne bereen goldene Geheimnisse zu ahnen! Die Parlamentarier können sich aber bald revanchieren. Wenn Herr v. Böhm nächstens zum Zweck der Anlehnung der Mauten u. s. w. wieder die Fahrkartensteuer verlangt, dann sollen sie ihm nur auf die restlichen 21½ Millionen Münzgewinn und die, entgegen den pessimistischen Voraussetzungen des Herrn v. Böhm, im Jahre 1900 abermals erzielten Gebarungsüberschüsse von 49 Millionen verweisen, die bis auf weiteres eine neue Steuer überflüssig machen. Dann können die Parlamentarier der Abwechslung halber einmal den Finanzminister auslachen. Das ist immerhin eher constitutionell als ungelehrt.

K.

Die ultramontane Moral.

Von Graf v. Hoensbroech (Exjesuit, Lichterfelde bei Berlin).

Ob der Jesuitengeneral Ricci das geflügelte Wort: Sint ut sint, aut non sint, wirklich gesprochen hat, als man von ihm verlangte, die Satzungen des Jesuitenordens zu ändern, bleibe dahingestellt. Jedenfalls drangen Sinn und Inhalt des geflügelten Wortes eine Wesenseigenschaft des Jesuitismus und Ultramontanismus zum klaren, knappen Ausdruck, die ehrene Beständigkeit, die bleibende Unabänderlichkeit: Sie sind wie sie sind, oder sie sind überhaupt nicht.

Digitized by Google

In dieser ewigen Gleichheit, in dieser stahlharten Festigkeit liegt mit die Größe des ultramontanen Systems, es liegt darin vor allem seine starke Wirksamkeit, seine gewaltige Anziehungskraft auf die Menge, die ungebildete wie die gebildete.

Der Ultramontanismus kennt keinen Wechsel der Zeiten, keine Aenderung der Weltverhältnisse. Er ist der unerschütterliche Fels mitten im Zeitenstrom. Welle auf Welle, Jahrhundert auf Jahrhundert, fluten an ihm vorüber: er bleibt, was er war. Es wandeln sich die Anschauungen, die Sitten; ein Volk löst das andere ab; Neues auf Neues in der materiellen, wie in der geistigen Welt taucht auf, um sofort von noch Neuerem wieder verdrängt zu werden: die ultramontane Weltanschauung bleibt davon unberührt; bis hinein in ihre letzten und geringfügigsten Folgerungen steht sie fix und fertig da, aus Erz und Stein gemeißelt. In ihr gibt es keine Erfindungen, keinen Fortschritt, nur Umstand, nur Mode: die zur reinen Farce erstarrte Geste des Unveränderlichkeit. Unwissende reden von einem modernen Ultramontanismus, von einem modernen Papsthum. Widersprüche in sich selbst! Einen mittelalterlichen und einen anderen modernen Papst gibt es nicht, es gibt nur einen Papst: den ultramontanen, mag er Gregor VII., Bonifaz VIII. oder Pius IX. und Leo XIII. heißen, mag er eine Encyklika über die Zwei-Schwerter-Theorie oder über den Socialismus schreiben: idem semper et ubique!

Die Gewalt, die der Einfluss solch eines Systems auf die wankelmüthige, schwankende, unsichere Menschheit! Das in der physischen Welt herrschende Gesetz der Schwere und Anziehungskraft wiederholt sich mit der gleichen elementaren Wirksamkeit in der intellectuell-religiösen Welt. Der zagende, tastende Menschengeist wird von der compacten ultramontanen Masse in unwiderstehlichem Zuge an sich gerissen. Da haftet er dann an dem gewaltigen Felsen in starrer Unbeweglichkeit und nimmt theil an der göttlich erscheinenden Eigenschaft immerwährender Unveränderlichkeit. Es gibt nichts, das auf den Menschen so gewaltigen Eindruck macht, wie eine in sich gefestigte Grundsätzlichkeit; sie zwingt zur Anhängerschaft, sie vergewaltigt geradezu menschliches Denken, Fühlen und Wollen. Ihr gegenüber fragt der Mensch kaum mehr nach Wahrheit oder Irrthum, nach Recht oder Unrecht. Ist dem überall so, dann vor allem in der Religion. In ihrem dunklen Gebiete ist die Grundsätzlichkeit alles. Das weiß Rom, und deshalb stand und steht auf seinen Fahnen: Impavidum ferient ruinae! Untergehen, ja; sich ändern, niemals.

Gerade in unserer Zeit ist es nöthig, diese Wahrheiten wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Roms Anhänger wollen der Welt glauben machen, das Papstthum halte Schritt mit der modernen Entwicklung, und die Welt ist — dumm genug, dies zu glauben. Eine Dummheit, die sich böse rächt.

Seit Monaten ist in Oesterreich und Deutschland viel von der ultramontanen Moraltheologie die Rede. Die Mittheilungen aus Liguoris „Moral“ haben gewaltiges Aufsehen erregt und einen Sturm im ultramontanen Lager hervorgerufen. Flugs war die ultramontane Presse bei der Hand und goss Oel auf die schäumenden Wogen: das sei veraltet, die heutige Moral und der heutige Beichtstuhl wisse von solchen Dingen nichts. So hieß es in allen Blättern und Blättchen und die Wirkung blieb nicht aus: auch nichtkatholische Zeitungen ließen sich irreführen, auch sie fingen an zu beschwichtigen: das war, das ist nicht mehr.

Für den Kenner sind solche Vorkommnisse der exacte Beweis dafür, dass der gesäuberliche und machtvolle Feind unserer Cultur durch die Oberflächlichkeit und Unkenntnis seiner Gegner stetig gestützt und in seinem Fortschreiten gefördert wird. Deshalb ist es bitter nöthig, immer und immer wieder zu betonen: vom ganzen Ultramontanismus, wie von jedem seiner Theile gilt: est ut est, aut non est.

Die ultramontane „Moral“ soll sich geändert haben?! Mein zweiter Band über: „Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel — ich empfehle ihn schon jetzt der liebevollen Fürsorge des österreichischen Staatsanwaltes — naht sich seiner Vollendung. Der ganze Band, von mehr als 600 Seiten, beschäftigt sich ausschließlich mit der ultramontanen Moral. Er wird den Leser in Original ausschnitten vorgelegt, von ihren Anfängen an bis zur gegenwärtigen Stunde, und diese aus vielen Jahrhunderten stammenden, von hunderten von Theologen herrührenden Aussprüche beweisen unwiderleglich, dass es nur eine Moral innerhalb des Ultramontanismus gibt, dass es ein Unding ist, von einer sich wandelnden ultramontanen Moral zu sprechen. Weder eine Verschlechterung noch eine Verbesserung ist bei ihr möglich: est ut est.

Es freut mich, für diese wichtige Wahrheit nicht bloß mein Zeugnis anführen zu müssen. In der von Jesuiten herausgegebenen weit verbreiteten Zeitschrift: „Stimmen aus Maria-Laach“ (Juli-Heft 1901) ist jüngst ein Aufsatz erschienen, dessen in elendem Deutsch gehaltene Ausführungen lauten: „Die katholische Moraltheologie und das Strafgesetzbuch“. Mit aller nur wünschenswerten Klarheit wird dort die unveränderlichkeit der ultramontanen Moral betont. Der Aufsatz ist unbedingt beachtenswerter, als er zum Verfasser die größte lebende Autorität auf dem Gebiete der Moraltheologie hat: den Jesuiten A. Lehmkuhl, dessen „Handbuch der Moral“ in vielen Auflagen und in tausenden von Exemplaren in fast allen Priesterseminarien der katholischen Welt — auch in Oesterreich — dem Unterrichte der jungen katholischen Theologen zugrunde liegt.

Lehmkuhl beginnt seine Auseinandersetzungen mit dem naiven Geständnis: „Leider ist die Frage über die Behandlung der Moraltheologie in die Oeffentlichkeit geworfen.“ Ja freilich: „leider“, vom jesuitischen Standpunkte aus! Der Schleier über den Ungeheuerlichkeiten dieser Moral durfte nicht gelüftet werden. Nun ist er „leider“ gelüftet worden — der bemächtigt erscheinende zweite Band meines genannten Werkes wird ihn vollständig wegziehen — und mit echt ultramontaner Energie nimmt der Jesuit dieser unbequemen Thatsache gegenüber sofort Stellung. Ein schmeichelndes Zurückweichen, Erklären, Verstecken kennt er nicht. Nein, ganz wie das ultramontane System selbst ist, so sind auch seine Vertheidiger ganze Männer; unumwunden sprechen sie es aus: an der ultramontanen Moral gibt es nichts auszusetzen, nichts zu verbessern: est ut est.

Scharf ins Gericht geht Lehmkuhl mit derjenigen katholischen Presse, die eine Umgestaltung der Moral und die Ausmerzung der gröbsten Auswüchsen in ihr befürwortet hatte. Verächtlich wird diese Presse zurechtgewiesen: davon versteht zu nichts. Schuster bleib bei deinen Leisten! Mit echt hierarchischem Hochmuth, der jeden Priester und besonders jeden Jesuiten, trotz aller äußeren Demuth, der „Laienwelt“ gegenüber beseelt, schreibt Lehmkuhl: „Der Gegenstand der Moraltheologie gehört in gleicher Weise wie das Dogma zu dem Gebiete, worüber die Kirche zu befinden hat; und die Heranbildung und Schulung derer, die sich ihrem Dienste widmen wollen, ist ihre Sache, nicht Sache des großen Publicums, noch auch derjenigen Organe, welche das Publicum mit Tagesnachrichten und Vorkommnissen des öffentlichen Lebens bedienen. . . . In der Kirche kommt alles von oben, das hierarchische Element, die öffentliche Meinung hat dort keinen Platz.“ Kann man deutlicher sein?

Dann wird der rocher de bronze der ultramontanen Moral aufgerichtet: „Bezüglich der Grundlage der christlichen Sittenlehre und der Grundsätze über Sittlichkeit und Tugend unterliegt die katholische Moraltheologie nicht den Schwankungen und Neuerungen unserer modernen Ethiker. Ohne eisernen Bestand nicht seit Jahrhunderten, sondern seit Jahrtausenden, wäre sie durch Christus selbst gerichtet: sie wäre ebensowenig Moraltheologie im christlichen (d. h. ultramontanem) Sinne, als eine schwankende Dogmatik Dogmatik wäre. Da einen wesentlichen Fortschritt haben wollen, hieße die christliche (d. h. die ultramontane) Sittenlehre in Trümmer schlagen.“ Selten ist ein wichtiges Eingeständnis unumwundener gemacht worden. Publicisten und Politiker mögen es sich hinter die Ohren schreiben: Fortschritt, Leben, Wachsthum ist für das ultramontane System die Zertrümmerung: est ut est, aut non est! Welche Lehren für Beurtheilung und Behandlung des Ultramontanismus liegen nicht in diesem Eingeständnis!

Mit schneidendem Hohn ruft der Jesuit aus: „Aber ja, der heilige Alfons von Liguori soll nicht mehr mustergiltig sein für unsere Zeit! Es muss freilich sehr rasch gekommen sein, dass unsere Zeit eine solche Veränderung erfahren hat. Pius IX. und selbst Leo XIII. noch im Jahre 1879 haben ihn für mustergiltig erklärt.“

Da sind wir angelangt am springenden Punkte: die ultramontane Moral ist und bleibt liguorisch, und Liguori selbst war nichts anderes als der Nachschreiber der ultramontanen Moralisten vor ihm, angefangen vom Doctor irrefragabilis, dem Franciscaner Alexander von Hales († 1245) und seinem Schüler Thomas von Aquin († 1274), dem „Fürsten der Scholastik“, dessen Werke, wie Leo XIII. lehrt, verdienen, neben der Bibel auf dem Altar zu liegen.

Lehmkuhl selbst ist für seine Behauptung von der Unveränderlichkeit der ultramontanen Moral der sprechende Beweis. Der Anhalt seines schon erwähnten Lehrbuches ist entnommen den moraltheologischen Werken des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts so gut wie denen des siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten. Thomas von Aquin, der vor 700 Jahren lebte, und Alfons von Liguori, der vor 130 Jahren lebte, sind die hauptsächlichsten Führer des Jesuiten aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Nicht genug, dass Lehmkuhl in der Vorrede diese Gesetzlichkeit gelobt, er leistet sie thatsächlich Seite für Seite seines zweibändigen Werkes; immer und immer wieder findet man die Citate: Thomas von Aquin und Alfons von Liguori.

Soll ich von dem Inhalte der schmutzigkeit-aquinisch-liguorischen „Moral“ den Lesern der „Zeit“ etwas vorlegen? Ja. Nicht nur um den wachsamen schwarzgelben Staatsanwälten Gelegenheit zu geben, einen Aufsatz von mir, Verzeihung, ich wollte sagen, die ultramontane Moral zu beschlagnahmen — denn ich lege ja nur diese „Moral“ und nicht mein Eigenes vor — sondern hauptsächlich, um der österreichischen gebildeten Welt greifbar und fühlbar zu machen,

was die „moderne“ ultramontane Moral ist, und worin die jungen Geistlichen Oesterreichs unterrichtet werden und worin sie wiederum das katholische Volk im Beichtstuhle unterrichten. Denn, man vergesse das nicht, der Jesuit lehnt sich, der den „Fortschrittsleuten“ im Ultramontanismus ein io kesitiges Quos ego zuruft, ist der „modern“-ultramontane Moralitheologe par excellence.

Den sinkenden Unrath, den Lehmkuhl bei Behandlung des sechsten Gebotes und der Ehe zusammengeschafft hat, will ich hier nicht ausrühren; er füllt mehr als 200 Seiten des grossformigen Werkes, gibt den Anstätereien eines Röer (14. Jahrh.), Holsen (15. Jahrh.), Sanchez (16. Jahrh.), Tamburini (17. Jahrh.), Liguori (18. Jahrh.) nichts nach und ist zumeist die einförmige und eindeutige Wiedergabe der Jahrhunderte alten partie honteuse der ultramontanen Moral. Im zweiten Bande meines „Papstthums“ sind diese mehr als schreußlichen Erörterungen vollständig wiedergegeben. Nur eine kleine Stelle aus dieser Pornographie führe ich hier an; sie ist bezeichnend, indem sie blödsinnigen Abergluuben und ekeln Schmutz in widerlicher Paarung aufweist: „Zur Bestialität rechnet man auch die geschlechtliche Vermischung mit dem in Gestalt eines Menschen oder Thieres erscheinenden Teufel“ (Theologia mor., 6. Aufl., 1890, I, 520). Also eine widerchristliche Schändlichkeit, deren tausende von armen Weibern als „Hexen“ auf der Folter sich bezüchtigen mußten, worauf sie dann dem Scheiterhaufen überliefert wurden, hält Lehmkuhl als Thatsache aufrecht! Aber sicherlich! Denn Lehmkuhl ist ja der Nachbeter eines Thomas von Aquin, eines Alfons von Liguori, die dieses zum Himmel schreienden Wahnsinn als „Kirchenlehrer“ gelehrt haben; und die Schriften des einen hat der Papst neben die Bibel gestellt und die Schriften des anderen hat der Papst für „mustergiltig“ und „adellos“ erklärt.

Daß Lehmkuhls „Moral“ auf dem Probabilismus aufgebaut ist, versteht sich von selbst. Denn, wenn irgend etwas jesuitische Ordensstehre ist, so ist es der Probabilismus. Die Ordenscensur würde kein Lehrbuch der Moral durchgehen lassen, das sich nicht zum Probabilismus bekennte. Eine Darlegung des Probabilismus behalte ich mir für einen späteren Aufsatz vor; hier nur wenige Bemerkungen.

Der Probabilismus ist das verderblichste System, das die Geschichte der Ethik und der Theologie kennt. Durch ihn werden die Grenzen von Recht und Unrecht, von sittlich und unsittlich, von erlaubt und verboten stießend; der klaren, festen Sittlichkeit des Evangeliums widerstreitet er schnurstracks. Aus dem Grundsatze, der das Grundgesetz des Probabilismus enthält: „Ueberall wo Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung oder Unterlassung zweifelhaft sind, darf ich der Ansicht, die betreffende Handlung oder Unterlassung seien erlaubt oder unerlaubt, folgen, wenn diese Ansicht probabel ist, obwohl die entgegengesetzte Ansicht auch probabel oder gar probabler ist“, fließen in logischer Folge Abwendungen für das tägliche Leben, die geradezu entsetzend sind für die Sicherheit der Rechtsordnung und für die Ehrlichkeit der Menschen.

Es gibt eine innere und äußere Probabilität, je nachdem man sein Urtheil über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit einer Handlung oder Unterlassung stützt auf innere Gründe, oder auf äußere Autoritäten. Für die Praxis spielt die äußere Probabilität die größte Rolle; sie wird mit einer Freiwilligkeit sondergleichen angewandt. „Es wird allgemein anerkannt,“ schreibt der Bischof Caramuel, „daß eine Meinung, für die sich vier Theologen aussprechen, probabel ist, nun lehren aber nicht bloß vier, sondern zwanzig und mehr Theologen, daß ein einziger Theologe genüge, um eine Ansicht probabel zu machen, also ist es probabel, daß man sich mit der Ansicht eines einzigen Theologen begnügen darf.“ (Theolog. fundam., S. 137.) Den Jesuiten Tamburini, einer Leuchte unter den Moraltheologen, genügte die Probabilität nicht, er erfand die Probabilität der Probabilität: „Es genügt, daß die Probabilität einer Ansicht probabel ist, um ihr folgen zu können“ (Opp. omn. Ed. Venet. 1720, I, 13). Tamburini führt eine Reihe von Fällen auf, in denen man sowohl der bejahenden, wie der verneinenden Ansicht folgen darf, weil beide probabel sind. Ja, er gestattet sogar, daß ein und dieselbe Persönlichkeit, je nachdem es ihr Vortheil ist, heute von der bejahenden, morgen von der verneinenden Ansicht Gebrauch macht: „Es ist probabel, daß eine Steuer gerecht ist, es ist aber auch probabel, daß sie ungerecht ist. Darf ich nun heute in meiner Eigenschaft als königlicher Steuerempfänger die Steuer bei anderen erheben, indem ich mich auf die Ansicht stütze, daß die Steuer nach probabler Ansicht gerecht ist und darf ich morgen, oder auch schon heute, in meiner Eigenschaft als Steuerzahler, die Steuer hinterziehen, weil es probabel ist, daß sie ungerecht ist? Ja, denn wir dürfen jeder probablen Ansicht folgen“ (a. a. O., S. 17).

Welche Folgen solch ein System auf ethisch-religiösen Gebiete innerhalb der katholischen Kirche zeitigte, mag man aus den Worten des Dominicaners Cotenson schließen: „Es gibt für sittlich schlechte Menschen kein günstigeres, kein erwünschteres System als den Probabilismus. Aus ihm fließen täglich unzählige Irrthümer und Schandthaten. Nichts in der Sittenlehre steht noch fest, für jede möglichte Handlung werden zwei entgegengesetzte Handlungen, beide als probabel, angeführt“ (Theologia mentis et cordis, Colon. 1722, 2, 750). In gleichem Sinne, vielfach noch schärfer, äußern sich über den Probabilismus: Bossuet, der Abbé de Nance, der Stifter des Trappistenordens, Cardinal Casini, Gilbert de Choyseul, einer der lautersten Bischöfe des siebzehnten Jahrhunderts, zahlreiche spanische Bischöfe in einer Eingabe an Benedict XIV. und der berühmte Dominicaner Concina, der in der Widmung seines großen Werkes „Theologia christiana dogmatico-moralis (Rom 1749 bis 1751) in die Worte ausbricht: „Es gibt nichts so Lares, Unrechtes, Schändliches, um nicht zu sagen Gottloses, was nicht mit dem wunderbaren Pinsel dieser schrankenlosen Probabilität als fromm, anständig, heilig hingestellt wird.“ Nicht der Pikanterie entbehrt es, wenn wir einen „Statthalter Christi“ diesen „Pinsel“ gebrauchen sehen, nun sein wenig rühmliches Thun zu übermalen. Als ein Cardinal dem Papst Alexander VII. Vorstellungen machte wegen seines Nepotismus, berief sich der Papst auf den Probabilismus: „Es gibt Theologen, die das für erlaubt erklären“ (Heidegger, Historia Papatus, Amst. 1698, S. 450).

Bei der „Unterscheidung der Sünden“, die für die Beichte von großer Bedeutung ist, stellt Lehmkuhl den Grundsatz auf: „Ein Unterschied besteht zwischen der Ertheilung an einer sündhaften Sache und der Ertheilung an der schlauen oder witzigen Art, mit der die Sache ausgeführt wurde. Letztere Ertheilung ist nicht sündhaft oder höchstens läßlich sündhaft“ (a. a. O. I, 159). Ein Betrüger, der einen andern in besonders schlauer und witziger Weise über Ohr gehauen hat, kann sich also ungestört an dieser „witzigen Weise“ ergötzen.

Ueberall findet die ultramontane Moral Hintertürchen, durch die man den als „Grundsätzen“ aufgestellten Verpflichtungen entschlüpfen und die als „unerlaubt“ bezeichneten Handlungen umgehen kann. Lehmkuhls Moral ist voll von solchen Hintertüren: „Die formale Besitze zur Sünde ist niemals erlaubt.“ Ein schöner „Grundsatz“. Sofort wird ihm aber das Rückgrat ausgebrochen; er wird zur gallertartigen Masse, aus der alles zu machen ist. Lehmkuhl fährt nämlich fort: „Man beachte aber: handelt es sich um die Mitwirkung zu einer fremden Sünde, die nicht aus ihrer inneren Natur, sondern nur durch die Umstände sündhaft ist, so kann aus der Mitwirkung eine bloß materielle, also eine erlaubte Beihilfe werden“ (a. a. O. I, 387).

Das Capitel von der „Beihilfe zur Sünde“ gehört überhaupt zu den lehrreichsten des Lehmkuhl'schen Buches. Einige Belege: „Ist es erlaubt, einen heterischen Geistlichen herbeizurufen, damit er einem sterbenden Ketzer die Tröstungen der Religion spende? Wir bestyen darüber einen Entscheid des heiligen Officiums (Inquisitionscongregation) vom 15. März 1848. Auf die Frage, ob dies barmherzigen Schwestern in Krankenhäusern gestattet sei, antwortete das heilige Officium: nein, die Schwestern sollen sich damit passiv verhalten. Diese Antwort ist durchaus aufrecht zu halten. Denn einen heterischen Geistlichen herbeirufen, damit er seine Cultushandlungen vornehme, heißt nichts anderes, als etwas von ihm fordern, was er ohne Sünde nicht thun kann“ (a. a. O. I, 390). Zweierlei ist hier der Beachtung überaus wert: 1. wie man in Krankenhäusern, in denen barmherzige Schwestern den Dienst versehen, die religiöse Duldung und die geistliche Barmherzigkeit gegen Sterbende versteht, und 2. wie man die religiösen Anstandsregungen jedes nicht katholischen Geistlichen nach Pflicht und Gewissen auslöst, beurtheilt: sie sind Sünde. „Ist es erlaubt, in einem nicht katholischen Gotteshaus die Glocken zu läuten, wodurch die Nichtkatholiken zum Gottesdienst gerufen werden? Weil diese Handlung sehr leicht als Einladung zum nichtkatholischen Gottesdienst aufgefaßt werden kann, so hatte ich sie für unerlaubt, außer es liege eine sehr wichtige Ursache vor, und auch dann darf sie nur unter Zeichen des Protestes geschehen.“ „Ist es erlaubt, beim heterischen Gottesdienst die Orgel zu spielen oder den Gesang zu leiten? Gesichelt dies für Geld, so liegt darin eine Billigung und Förderung des nichtkatholischen Cultus, was unerlaubt ist“ (a. a. O. I, 391, 392).

In widerlichster Weise macht sich bei Lehmkuhl der Formalismus breit.

Wer von seinem Wohnort aus an einem Festtage, der dort das Anhören der Messe zur Pflicht macht, an einem anderen Ort verreist, wo dieser Festtag und deshalb auch die Verpflichtung zur Messe nicht bestehen, braucht auch in seinem Orte die Messe nicht zu hören, wenn er den Heimatsbezirk, wo die Verpflichtung zur Messe besteht, verläßt vor dem, daß dort die letzte Messe gelesen wird (a. a. O. I, 102).

Wer durch sehr ausgesuchte Fastenspeisen also vielleicht Austern, Caviar, Hummer, seiner Gaumenlust frohnt, erfüllt dennoch das Abstinenzgebot, d. h. das Gebot, sich der Fleischspeisen zu enthalten (a. a. O. I, 107).

Das Wesen des kirchlichen Fastens besteht darin, daß man nur einmal am Tage eine vollständige Mahlzeit, daneben eine kleine „Erfrischung“ (collatio) und des Morgens einen kleinen „Bissen“ (ientaculum) zu sich nimmt. Dieser „Bissen“ darf be-

Digitized by Google

stehen, entweder aus nahrhaften Getränken, wie Chocolade, Kaffee mit Zucker, oder aus einer geringen Menge Brot; dabei ist aber darauf zu achten, daß die Menge des Nährstoffes, den man einnimmt, 60 Gramm nicht übersteigt. Da aber das Fastengebot mehr die Speise als den Trank verbietet, so ist es als laz zu bezeichnen, wenn man die erlaubten 60 Gramm Nährstoffe nur in Gestalt von Brot genießt.

Von der „Erfrischung“ (collatio), die am Abend gestattet ist; gilt nach Lehmkuhl Folgendes: Ueber ihre Quantität sind die Meinungen verschieden; die einen sagen, sie könne in einem Fünftel oder einem Viertel der gewöhnlichen Abendmahlzeit bestehen; der heilige Alfons von Liguori gestattet 240 bis 250 Gramm (acht Unzen) leichterer Nahrungsmittel; wer aber für gewöhnlich bei der Hauptmahlzeit erheblich mehr als zwei Pfund verzehrt, darf auch bei der abendlichen „Erfrischung“ 30 bis 50 Gramm mehr nehmen. Ein volles Drittel der gewöhnlichen Mahlzeit zu sich zu nehmen, ist aber wohl niemals erlaubt. Wird aus festen Speisen mit Wasser oder Oel ein Brei bereitet, so muß in das Höchstmaß von 2450 Gramm die betreffende Flüssigkeit (Wasser oder Oel) mit eingeschlossen sein. Und in der That — so schreibt der Jesuit Lehmkuhl — nicht der bloße Nährwert der Speisen entscheidet, sondern auch das Sättigungsgefühl, das durch sie hervorgerufen wird, ist zu beachten. Denn obwohl die Kirche durch ihr Fastengebot hauptsächlich eine Entziehung der Nahrung beabsichtigt, so ist nicht nur auf diese Hauptabsicht, sondern auch darauf Rücksicht zu nehmen, ob die Menge der Speise, die genossen wird, sich mit dem landläufigen Begriff des Fastens verträgt. Mit Recht ist es also verboten, daß ein solcher Brei aus mehr als vier bis fünf Unzen Mehl, Bohnen, Brot oder Mais besteht.

Was die Qualität der Speisen angeht, so hängt dabei viel von der Gewohnheit ab. Eier und Milch sind an und für sich ausgeschlossen; auch die größeren Fischarten dürfen, als sehr nahrhaft, nicht den einzigen Bestandtheil der Fastenmahlzeit bilden. Uebrigens ist es jetzt vielen Orten gestattet, etwas Käse, Butter und selbst Milch zu genießen; ebenso steht statt des Oeles, doch bezieht sich die Erlaubnis für Fett meistens nur auf Schweinefett.

Die erlaubte Hauptmahlzeit darf während der Fastenzeit nicht über zwei Stunden ausgedehnt werden.

Wie groß die Menge der unerlaubt an Fasttagen genossenen Speisen sein muß, um durch sie eine Todsünde zu begehen, ist nicht ausgemacht. Der unerlaubte Genuß von 60 Gramm gilt wohl bei allen Theologen nur als leichte Sünde; viele halten erst 120 Gramm für schwer sündhaft. Der Jesuit Gury hatte in früheren Ausgaben seiner „Moraltheologie“ sogar 240 Gramm gestattet; neuerdings ist er aber auf 120 Gramm heruntergegangen. Ich glaube aber — es ist der Jesuit Lehmkuhl, der spricht — daß sich beide Ansichten, die welche 120 und die welche 240 Gramm gestattet, vereinigen lassen. Wer nämlich 240 Gramm gestattet, schließt darin die Menge des „Bissens“ am Morgen ein, wer nur 120 Gramm gestattet, schließt die Menge aus.

Der mehrfach am Tage wiederholte unerlaubte Genuß kleinerer Mengen von Speise, die einzeln für sich genommen nicht genügen, um den Gegenstand einer schweren Sünde zu bilden, müssen zusammengerechnet werden, und je nach der Summe ist ihr Genuß ein leicht oder schwer sündhafter (a. a. O. I, 772 ff.).

Es ist nach diesen Ausführungen nicht zu verwundern, daß in vielen katholischen Familien — ich berichte eine Thatsache — an Fasttagen die Decimalwage auf dem Frühstück-, Mittags- und Abendtisch einen ständigen Platz hat.

Unter schwerer Sünde ist vorgeschrieben, daß, wer die Communion empfängt, nüchtern sein muß, d. h. er darf von Mitternacht an nichts von Speise oder Trank zu sich genommen haben.

Mitternacht“ bestimmt sich je nach den öffentlichen Uhren der betreffenden Gegend, auch wenn sie mit der astronomischen Zeit nicht übereinstimmen. Gehen die Uhren verschieden, so kann man sich, entsprechend den Grundsätzen des Probabilismus, richten nach welcher man will. So hat „die heilige Poenitentiarie“ am 18. Juni 1875 und am 29. November 1882 entschieden.

Was hat zu geschehen, wenn jemand während des Essens oder Trinkens den zwölften Schlag der Mitternacht schlagen hört? Gewiß ist, daß er nicht weiter essen oder trinken darf. Muß er aber auch das, was er gerade im Munde hat, wieder ausspucken? Nein, denn er kann mit gutem Grunde annehmen, daß es andere Uhren gibt, die noch nicht begonnen haben, 12 Uhr zu schlagen.“

Wer Blut, das aus dem Zahnfleisch oder aus einer Wunde im Munde fließt, herunterschluckt, verletzt das Gebot, nüchtern zu sein, nicht, da die Kirche verbietet, etwas von außen als verunreinigend Kommendes herunterzuschlucken, Blut aus dem Munde ist aber nicht „von außen“. Wohl aber wird das Gebot verletzt, wenn man Blut aus einer Fingerwunde herunterschluckt. Ob das Herunterschlucken von Speiseresten, die zwischen den Zähnen hängen geblieben sind, das Gebot verletzt, ist zweifelhaft.

Die Verletzung des Kirchengebotes bedingt, daß das Heruntergeschluckte als Speise oder Trank heruntergeschluckt werde (per modum cibi vel potus). Wenn also beim Mundausspülen einige Tropfen des Wassers sich mit dem Speichel vermischen und zufällig heruntergeschluckt werden, so wird dadurch das Gebot nicht verletzt; ebenso nicht, wenn ein kleiner Blutstropfen von der äußeren Lippe sich mit dem Speichel vermischt; geschieht aber das Herunterschlucken absichtlich, so liegt eine Verletzung des Gebotes vor. Das zufällige Verschlucken einer Mücke, Fliege oder von Staub u. s. w. beim Einathmen oder von Schnupftabak auf dem Wege durch die Nase, bricht das für den Empfang der Communion vorgeschriebene Fasten nicht. Ganz unverdauliche Dinge, wie Haare, Nägel, Glas, Metall brechen das Fasten nicht; was aber irgendwie verdaulich ist, wie Papier, Stroh, Leinwand, Kreide, Wachs bricht das Fasten (a. a. O. II, 114 ff.).

Für gewöhnlich soll die Messe nur an einem heiligen, d. h. an besonders geweihtem Orte gelesen werden. Eine geweihte Kirche oder Kapelle verliert die Weihe und es darf nicht mehr in ihnen Messe gelesen werden, wenn der größere Theil des inneren Bewurfes — Verputz gleichzeitig abfällt; die Weihe geht aber nicht verloren, wenn der Verputz allmählich erneuert wird. Weitere Entweihungsgründe einer Kirche sind: Blutvergießen, Todtschlag, Vergießung menschlichen Samens, Beerdigung eines Ungetauften oder eines Excommunicierten. Dabei ist zu beachten: der Blutverlust muß ein nicht unerheblicher sein, einige Tropfen Blutes genügen nicht; auch muß er veranlaßt sein durch eine schwere, thätliche Beleidigung. Nasenbluten, das durch Schlägereien unter Schuljungen veranlaßt ist, entweiht eine Kirche nicht. Daß das Blut in der Kirche fließt, ist nicht nöthig, wenn nur die Verwundung innerhalb der Kirche beigebracht wurde; anderseits wird eine Kirche nicht entweiht, wenn das Blut zwar innerhalb der Kirche fließt, die Wunde aber außerhalb der Kirche beigebracht wurde. Das Gleiche ist von der Tödtung zu sagen: wird jemand durch einen Schuß von außen innerhalb der Kirche getödtet, so ist die Kirche entweiht, nicht aber, wenn jemand vom Inneren der Kirche aus einen außer der Kirche Stehenden erschießt.

Große Meinungsverschiedenheit herrscht unter den Theologen über die Frage, welche Unzuchtshandlung eine Entweihung der Kirche herbeiführe. Für die Praxis scheint so hinreichend zu sagen, daß jede Unzuchtssünde, die offenbar den Charakter einer schweren Verfehlung an sich trägt, die Entweihung verursacht. Die Vollziehung des ehelichen Beischlafes in der Kirche entweiht sie; wird aber der Beischlaf vollzogen von Eheleuten, die in der Kirche eingeschlossen sind, so findet durch ihn keine Entweihung statt, wenn er geschieht um die drängende Gefahr der Unenthaltsamkeit abzuwenden, oder wenn die Einschließung länger als einen Monat dauert.

Ein in der Sacristei oder auf dem Dache der Kirche begangenes Verbrechen entweiht die Kirche nicht. Am 27. Februar 1847 entschied die Ritencongregation, daß eine Kirche als „entweiht“ zu betrachten sei, wenn in ihr Soldaten mindestens zwei Tage lang campiert hätten (a. a. O. II, 114 ff.).

Glaubt man nicht die Pharisäer zu Christi Zeiten zu hören, die Mücken seihten, aber Kameele verschluckten?

Ich breche ab, denn ich muß fürchten, die Aufmerksamkeit der „Zeit“-Leser zu lange beansprucht zu haben. Und doch ist es nur verschwindend Weniges, was ich aus dem ungeheuren Wust der ultramontanen Moral vorgelegt habe. Immerhin reichen diese moraltheologischen Aphorismen hin, eine richtige Vorstellung von der verzerrten christlichen Sittenlehre zu geben, die sich ultramontane Moral nennt. Dringend bitte ich die vielen Freunde der Aufklärung und des Lichtes in Oesterreich, ein wachsames Auge auf diese Moral zu haben und sich, zum Zwecke ihrer Bekämpfung, mit ihr vertraut zu machen. Ich darf die Hoffnung aussprechen, daß der demnächst erscheinende zweite Band meines Werkes über „das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit“ ein brauchbares Hilfsmittel in diesem Kampfe sein wird, und daß er — wie auch der erste Band — trotz Staatsanwalt und Beschlagnahme seinen Weg auch in Oesterreich machen wird.

Die böhmischen Landtagswahlen im czechischen Lager.

Der böhmische Landtag hat von jeher unter den österreichischen Landtagen eine Ausnahmestellung eingenommen. Böhmen ist der historische Boden des nationalen Kampfes in diesem Reiche, und die Zusammensetzung des böhmischen Landtages ist, wenigstens auf czechischer Seite, ein unmittelbarer Ausdruck der politischen Stimmungen und der Veränderungen in den Machtverhältnissen der

Parteien unter dem czechischen Volke — dies in höherem Maße, als die Zusammensetzung der Vertretung Böhmens im Reichsrathe. Ein Grund dafür liegt in den kleineren Wahlbezirken des Landtages, in welchen neue politische Parteien, die noch keine straffe Organisation, keine umfassende Agitation und keine genügenden finanziellen Mittel zur Verfügung haben, leichter operieren können. Ueberdies läßt sich nicht leugnen, daß die gegenwärtig führende, die jungczechische Partei den Landtagswahlen eine geringere Bedeutung beimißt, als den Reichsrathswahlen, daher jene auch bei den Wahlen als Wahlen zweiter Ordnung angesehen werden. Diese Erscheinung steht in der staatsrechtlichen und autonomistischen Politik der jungczechischen Partei in einem merkwürdigen Gegensatze, trägt aber auch dazu bei, den kleineren Parteien den Wahlkampf zu erleichtern.

Nehmen demnach die Landtagswahlen als Wegweiser der czechischen Politik schon im allgemeinen eine große Aufmerksamkeit für sich in Anspruch, so durfte man den diesjährigen böhmischen Landtagswahlen im czechischen Lager mit ganz besonderer Spannung entgegensehen. Denn schon die im Jänner vollzogenen Reichsrathswahlen hatten mit der Wahl einiger Oppositioneller die Erschütterung der jungczechischen Idee, wie sie sich selbst nennt, der freisinnigen Nationalpartei angekündigt. Die Jungczechen selbst fühlten, daß der Boden unter ihren Füßen schwanke. Unter dem Schlagworte, daß gegen den altdeutschen Ansturm nur die Einigkeit aller czechischen Staatsrechtlichen Parteien helfen könne, suchten sie nach allen Seiten Compromisse abzuschließen. Mit den Altczechen und den radicalen Staatsrechtlern ist ihnen auch ein Uebereinkommen gelungen. Aber gerade der einzige ernst zu nehmende Concurrent der Jungczechen, die czechische Agrarpartei ist auf kein Compromiß eingegangen, und hat in der That nicht weniger als sechzehn von den sechsunddreißig im ersten Wahlgang besetzten Landgemeindenmandaten gewonnen, während achtzehn den Jungczechen, eins einem radicalen Fortschrittler und eins einem selbständigen Czechisch-Radicalen zufiel. Die jungczechische Partei also, welche bisher die ganze czechische Nation repräsentiert hatte, hat bei diesem Wahlgange beinahe die Hälfte der Landgemeindenbezirke verloren.

Doch liegt die Bedeutung der Landgemeindenwahlen vom 8. October weniger in dem Kampfe zweier politischer Parteien, als vielmehr in dem Ringen zweier Volksschichten um die politische Macht, das bei diesem Wahlgange so klar zum Ausdruck gekommen ist wie noch nie bisher. Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß die Erfolge der Agrarier auf Standes- oder Berufsinteressen zurückzuführen wären, auf die ihr Name allerdings schließen ließe. Die czechische Agrarierpartei bringt, ungeachtet ihres Namens, nicht mit wirtschaftspolitischen, sondern mit radical-staatsrechtlichen und radicalnationalen Schlagworten in das Volk ein, welche sie mit den Jungczechen und den anderen Compromißparteien gemein hat. Der Unterschied zwischen den Agrariern und diesen Gruppen besteht vielmehr darin, daß die Compromißparteien die czechische Intelligenz, die kleine czechische Intelligenz, vorstellen, gegen die der czechische Bauer im Agrarierthum sich auflehnt. Es handelt sich dabei nicht etwa bloß um die städtische Intelligenz, sondern ebensogut auch um die ländliche Intelligenz, das beweist die verdünnende Thatsache, daß von den neun Lehrer-Candidaten nicht ein einziger durchgedrungen ist. Und gerade die czechische Lehrerschaft ist die beste Repräsentantin der ländlichen Intelligenz mit all ihren bewährten Vorzügen und Schwächen im öffentlichen Leben.

Die bei den Landgemeindenwahlen hervorgetretene Abneigung des czechischen Bauern gegen die czechische Intelligenz ist eine überraschende und in Böhmen neue Erscheinung. Für die nationale Entwickelung des czechischen Volkes wäre sie geradezu verderblich, wenn ihr nicht rechtzeitig entgegengetreten würde, und deshalb erscheint es nothwendig, ihren Ursachen nachzuspüren. Die jungczechische Partei war bei ihrer Gründung im wesentlichen eine Partei der kleinen Leute, wurde aber von allem Anfange an von dem intelligenten Mittelstande, vornehmlich Beamten und Journalisten, geleitet. Diese Intelligenz verstand es jedoch nicht, sich in die Rolle des bloßen Sachwalters fremder Angelegenheiten zu finden. Sie ließ sich von ihren eigenen Standesinteressen und Vorurtheilen leiten und gewöhnte sich, die Massen der kleinen Leute mehr und mehr als Staffage zu betrachten. Diese Position war auf die Dauer unhaltbar. Der Zusammenbruch mußte umso rascher erfolgen, je schneller und tiefer der Gegensatz zwischen der czechischen Intelligenz und den breiten Schichten des Landes anwuchs. Die jüngere Generation der czechischen Intelligenz eignet sich, vornehmlich infolge des Wirkens des Realismus, einen weiteren Blick über die engeren Gemarkungen der Heimat hinaus an und gewohnte sich, europäisch zu denken. Sie entwand sich dem engen Bannkreis der altpatriotischen Ideen und begann, ihre und ihres Volkes Sendung kritischer und nüchterner zu betrachten. Dabei entfremdete sie sich dem geistigen Leben des Landvolkes so sehr, daß sie zu ihm nicht einmal mehr verständlich sprechen konnte. Die mittelständische Intelligenz der früheren zwei Generationen lebt im Durchschnitt geistig tiefer als die Intelligenz von heute. Nur ebenso viel war jene aber auch dem geistigen Leben der Massen näher und nur ebenso viel war sie enthusiastischer als die gegenwärtige Generation der czechischen Intelligenz. Die Intelligenz empfindet das gespannte Verhältniß, in dem sie zu den breiten Volksschichten steht, auch vertieft den Glauben an ihre Mission unter dem Volke, beschränkt sich auf die Thätigkeit in Schrift und Presse und vernachlässigt das lebendige Wort, den persönlichen Verkehr mit dem Volke, der unter den Mitteln zur Propagierung neuerer Gedanken in der populären Agitation noch immer an erster Stelle steht. Diesen Gegensatz, der seine Wurzeln in der geistigen Entwickelung hat, haben noch ökonomische Unterschiede verstärkt. Die Lebenshaltung der Intelligenz, auch auf dem Lande, zum Beispiel der Lehrerschaft, muß selbst in kümmerlichen Verhältnissen eine andere und höhere sein als die der großen Masse der Bevölkerung, unter der sie lebt. Der intelligente Mann hat eine Reihe von Culturbedürfnissen, die er, sei es in noch so bescheidener Weise, zu vielleicht sogar auf Kosten primitiver Lebenserfordernisse, befriedigen muß, auch wenn er nur ein Proletarier ist. Aber diese seiner Umgebung unbekannten Bedürfnisse sind es gerade, welche die Kluft zwischen ihm und der ländlichen Bevölkerung erweitern und vertiefen.

So ist unter der czechischen Landbevölkerung der Widerstand gegen die Intelligenz angewachsen. Wir sind nicht mehr weit davon entfernt, das Mehr-Bissen als „Geistes-Proyzenthum" angesehen wird. Der Schlachtruf: „Bauern, wählet nur Bauern!", der in dieser Wahlcampagne von Landgemeinde zu Landgemeinde lief, war nur der Ausdruck dieses Gegensatzes der Bauernschaft gegen die Intelligenz.

Allerdings haben diese Entwickelung die Jungczechen selbst durch eigenes Verschulden gefördert. Als sie vor einem Jahrzehnt den Kampf gegen die Altczechen führten, haben sie den Massen, um sie zu gewinnen, mit allzu großer Demagogie geschmeichelt, sie haben die Parole ausgegeben, daß nur das gesunde Gefühl, der Instinct der breiten Volksschichten die politischen Ziele des czechischen Volkes zu bestimmen habe, und haben es unterlassen, dem Volke die Nothwendigkeit einer gewissen intellectuellen Höhe und ernster Arbeit für eine erfolgreiche politische Thätigkeit klar zu machen. So hat die freisinnige Nationalpartei in der am 8. October erlittenen Niederlage schließlich doch nur, wenn auch spät, die Früchte ihrer eigenen unheilvollen agitatorischen Thätigkeit eingeerntet. Wenn sie noch immerhin die Hälfte der Landgemeindenmandate behauptet hat, so hat sie dies ausschließlich dem Umstande zu verdanken, daß sie die politische Macht innehat, über große Mittel, weitreichenden materiellen und persönlichen Einfluß verfügt, einen geschulten Agitationsapparat und eine strumme Organisation von Vertrauensmännern und schließlich eine mächtige Parteipresse besitzt, die diesmal auch von der Presse der alliierten Parteien unterstützt wurde, wogegen unter den anti-jungczechischen bürgerlichen Parteien nur eine einzige, die czechische Volkspartei (Realisten), ein Zeitblatt („Čas") zu ihren Diensten hat. In der Landgemeindenwahlcurie haben alle diese politischen, wirtschaftlichen und geistigen Machtmittel nicht ausgereicht; in der Städtecurie aber, in der die Intelligenz von der wahlberechtigten bürgerlichen Bevölkerung sich in der ganzen Lebenshaltung und Auffassung weniger unterscheidet als auf dem Lande, haben die Jungczechen außer den der altczechischen und der staatsrechtlichen Partei auf dem Compromißwege freiwillig überlassenen Mandaten, bis auf Turnau, wo der selbständige radicale Candidat durchdrang, keinen Bezirk verloren.

Von den ganzen morgen angesähte 70 Jungczechen, 5 Altczechen, 2 bis 3 Radicale und gegen 20 Agrarier in das Landhaus einziehen. Dieses Ergebnis der ganzen Wahlcampagne bedeutet keine große Veränderung in der Parteiengruppierung, sie ist aber der Vorbote eines schrittweise vor sich gehenden Zersetzungsprozesses im politischen Leben der czechischen Nation. Die Entfremdung zwischen den Massen und der Intelligenz wird, wie jetzt auf dem Lande, früher oder später auch in den Städten sich offenbaren. Die Jungczechen versügen nicht über die nöthigen geistigen Kräfte und die erforderliche Beweglichkeit, um diese Opposition gegen die Intelligenz in die gebrauchten Grenzen zu verweisen. Diese schwere Aufgabe bleibt vielmehr neuen, jungen und fortschrittlichen Parteien vorbehalten.

Prag. Gustav Zaloď.

Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten.

Wie Ende der Siebzigerjahre, so spricht man auch heute von einer „amerikanischen Gefahr". War es damals nur die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse, die Europa bewunderte, so ist es heute die Ausfuhr landwirtschaftlicher und industrieller. Das Erscheinen des amerikanischen Getreides auf den europäischen Märkten hatte einen ungeheueren Preissturz hervorgerufen, die Landwirtschaft kam in Noth, und die Folge war, daß von den einzelnen europäischen Staaten in Form von Zöllen eine Schutzwehr dagegen errichtet wurde.

Dieser vernichtende Wettbewerb hält bis zur Stunde ungeschwächt an. Seit einigen Jahren ist nun dazu der Wettbewerb in

Digitized by Google

Industrieerzeugnissen getreten, wodurch die Bewegung gegen die amerikanische Concurrenz verstärkt, man kann sagen verdoppelt wurde. Gegenwärtig sind — und das ist eine Thatsache — die europäische Landwirthschaft und die europäische Industrie in gleicher Weise bedroht und dies wird naturgemäß dazu führen, dass die beiden Productionsgruppen, von denen der Staat, die Erzeuger und ihre Arbeiter leben, sich einander nähern und zu gemeinsamer Abwehr verbinden.

Die Gefahr besteht. Worin besteht sie? Während die Ausfuhr der anderen Industriestaaten sich fast auf gleicher Linie bewegte, stieg bei unverminderter Ausfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen — die industrielle Ausfuhr der Vereinigten Staaten in den letzten Jahren in beängstigender Weise. Der Fabrikatenexport der Vereinigten Staaten stieg von

302 Millionen Goldgulden*) im Jahre 1890 auf
868 „ „ 1900.

Diese Mehrausfuhr hat sich auch in Oesterreich-Ungarn fühlbar gemacht, und es ist eine bekannte Thatsache, dass beispielsweise in böhmischen und niederösterreichischen Fabriken in den letzten Jahren amerikanisches Roheisen verarbeitet wurde. Die Einfuhr von gewissen Eisenwaren, Maschinen, Gummiwaren u. s. ist erheblich gestiegen, und ein Gang durch die Straßen der Inneren Stadt zeigt, dass die amerikanischen Niederlagen für Bureaueinrichtungen (wie Schreibmaschinen, Schreibtische, Bücherkästen, Füllsedern u. dgl.) und andere Erzeugnisse immer zahlreicher werden und glänzende Geschäfte machen. Die Errichtung mehrerer Schuhwarenniederlagen ist durch den Einspruch der hiesigen Gewerbetreibenden vorläufig hintangehalten worden.

Das sind allerdings nur kleine Proben in einem kleinen Lande, es sind eben nur Anzeichen des beginnenden industriellen Wettbewerbes. Wenn dieser in Oesterreich-Ungarn bisher noch nicht so stark wie im Deutschen Reiche und in anderen Staaten fühlbar geworden ist, so mag dies seinen Grund darin haben, dass Oesterreich-Ungarn als verhältnismäßig kleines Absatzgebiet von den Amerikanern noch nicht ernstlich und nicht in erster Linie ins Auge gefasst wurde. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass die Eroberung der europäischen Märkte in großem Maßstabe und mit amerikanischer Raschheit fortgesetzt werden wird.

Die Bedingungen einer für die europäische Arbeit tödlichen Wettbewerbes sind in Amerika vorhanden. Der zum Theil noch jungfräuliche, fast durchgängig aber sehr fruchtbare Boden, reiche Erz- und Kohlenlager, das Vorkommen von Baumwolle, außerordentlich niedrige Frachtkosten auf den Eisenbahnen, insbesondere auf den Seen und Canälen, die kaum mehr zu steigernde Arbeitstheilung in den gewaltigen Großbetrieben, mäßige Steuern, stark angewachsene Capitalskraft, eine überaus tüchtige und intelligente Arbeiterschaft: all das sind äußerst günstige, natürliche Productionsbedingungen, welche die Gestehungskosten auf ein Minimum herabsetzen. Amerikanischer Weizen wird noch mit Gewinn nach Liverpool zum Preise von 5 bis 5 fl.**) geliefert, während in Niederösterreich die Selbstkosten an Ort und Stelle durchschnittlich auf 8·27 fl. für den Meterzentner***) zu stehen kommen. Roheisen konnte nach Th. Leuchan kurz vor Eintritt der amerikanischen Hochconjuncture mit 13·7 fl. Gold (Alabama) die Tonne erhalten werden, während die Gestehungskosten im Deutschen Reiche (Oberschlesien 1898) 27·1, in Oesterreich (Böhmen 28·0 fl. Gold zu dieser Zeit betragen haben sollen †).

Neben solchen Preisen kann die europäische Production nicht mehr bestehen. Zu einer directen Gefahr wird aber die amerikanische Production durch den Umstand, dass die Arbeit drüben einheitlich organisiert, dass durch mächtige Trusts das Einströmen fremder Fabrikate verhindert, und mit allen Mitteln, insbesondere jenem der Preisunterbietung, der Export gefördert worden ist. Berücksichtigt man, dass die Hochconjunctur in Amerika vorüber ist und dass allem Anscheine nach eine Krisis sich vorbereitet, dann wird man die Sorge begreifen, mit der Industrielle und Landwirte der nächsten Zukunft entgegenblicken. Die amerikanische Ueberproduction entwickelt Absatz um jeden Preis und es ist gar nicht unmöglich, dass die gewaltkapitalistischen Trusts einige Millionen der Eroberung eines Marktes opfern und verheerend in einen Staat einbrechen, um die dortige Industrie lahmzulegen. Das wurde bei kleinen Staaten gelingen. Gegenüber großen Staaten würden die Vereinigten Staaten auch vor einem Handelskriege nicht zurückschrecken.

Die stammenswerte Gutmüthigkeit der Vereinigten Staaten wäre natürlich nicht möglich gewesen, wenn nicht eine rücksichtslose Zoll- und Handelspolitik die Grundlagen hiefür geboten hätte. Die enormen Schutzzölle, die durchschnittlich dreimal so hoch sind, wie jene Oesterreich-Ungarns, sichern den amerikanischen Industriellen den Inlandsmarkt, das sinnreich und consequent angewendete Reciprocitätssystem öffnet ihm die fremden Märkte. Unter der scheinheiligen Phrase der Gegenseitigkeit und Gleichwertigkeit, die bei Starken immer verhöhnig ist, verfolgen die Vereinigten Staaten eine handelspolitik, die diesem Grundsatze geradezu Hohn spricht. Da ihre Ausfuhr nach Europa im Jahre 1900 rund 2060, ihre Einfuhr aber nur 880 Millionen Goldgulden betrug, sind sie mit einem Betrage von nicht weniger als 1180 Millionen Goldgulden activ. Europa ist thatsächlich der Schüttboden für amerikanische Erzeugnisse. Von einer Gegenseitigkeit kann man angesichts dieses Verhehres nicht sprechen. Aber auch von einer Gleichwertigkeit auf handelspolitischem Gebiete nicht, sofern man hiebei unter handelspolitische Zugeständnisse denkt. Während die Vereinigten Staaten in fast ganz Europa die volle, unbeschränkte Meistbegünstigung und damit die niedrigen Vertragssätze genießen, welche die europäischen Staaten sich gegenseitig unter schweren Opfern abgerungen haben, wenden sie gegen diese ihre hohen autonomen Sätze an. Denn die Ermäßigungen, welche sie auf Grund des Abschnittes III des Dingley-Tarifes auf die wenigen Artikel Gemälde, Weinstein, Wein und Branntwein einigen Staaten einräumten, kommen kaum in Betracht. Die allgemeine Meistbegünstigung, nach welcher die Staße bis zu 20 Procent herabgesetzt werden können (Abschnitt IV), ist bisher noch keinem europäischen Staate gegenüber in Kraft getreten. Das einzige Land, das einen darauf beruhenden Vertrag vereinbart hat, ist Frankreich. Der betreffende Vertrag ist jedoch noch nicht ratificiert worden.

Aber selbst angenommen, dass sich Amerika herbeiließe, seine Zollsätze auf europäische Erzeugnisse um 20 Procent zu ermäßigen, würde dies bei Gleichwertigkeit nicht entsprechen. Denn dies würde nur bedeuten, dass der autonome Zollsatz, der in den Vereinigten Staaten gegenwärtig durchschnittlich 50 Procent des Wertes beträgt, auf 40 Procent herabgemindert würde. Das wäre noch immer das Zweieinhalbfache unserer Zollsätze.

Wir möchten nun das eigenthümliche handelspolitische Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Europa an dem Beispiele Oesterreich-Ungarns etwas näher erläutern. Durch den Handelsvertrag, den Oesterreich-Ungarn mit den Vereinigten Staaten im Jahre 1829 abgeschlossen hat, haben sich die beiden Länder gegenseitig die volle Meistbegünstigung zugesichert. Die Erzeugnisse der Vereinigten Staaten genießen auf Grund dieses Vertrages daher alle jene Zollermäßigungen, die wir dem uns befreundeten Deutschen Reiche nach langwierigen Verhandlungen und mit großen Opfern eingeräumt haben. So sind z. B. die Zollermäßigungen auf gemeines Harz, Schleifer, Paraffin, Baumwollsamenöl u. a. m., die wir dem Deutschen Reiche zugestanden haben, nicht diesem, sondern den Vereinigten Staaten zugute gekommen.

Anderseits genießen die Vereinigten Staaten im Deutschen Reiche volle Meistbegünstigung und nehmen daher auch an den Zollermäßigungen theil, die uns das Deutsche Reich im Decembervertrage des Jahres 1891 gewährt hat. Da — um auch hier einige Beispiele zu nennen — das Deutsche Reich aus den Vereinigten Staaten etwa fünfzehnmal soviel Fleisch, hundert- bis zweihundertmal so viel Mais, beym. Weizen einführt (1899) als aus Oesterreich-Ungarn, so ist die uns gewährte Zollermäßigung nahezu wertlos geworden. Selbst aus den Zugeständnissen bei den Fabrikatenzöllen, beispielsweise bei Packpapier und Musikinstrumenten, hat nicht so sehr Oesterreich-Ungarn Nutzen gezogen, als die Vereinigten Staaten.

Was bieten nun die Vereinigten Staaten unserer Monarchie? Angeblich die Meistbegünstigung, in Wirklichkeit aber die hohen autonomen Sätze, unter denen unser Export in Zucker, Glaswaren, Perlmutterknöpfen, Handschuhen u. s. w. außerordentlich gelitten hat. Wir sind sogar, da wir kein Reciprocitätsübereinkommen mit den Vereinigten Staaten geschlossen haben, um einige Grade schlechter gestellt, als Frankreich und das Deutsche Reich, denn diese genießen die schon erwähnten Ermäßigungen auf die genannten vier Artikel des Abschnittes III, Zoll Dem Angeblicher an, als der Reciprocitätsvertrag mit Frankreich ratificiert sein wird, von dem Augenblicke an würden etwa 130 unserer Artikel trotz der vereinbarten Meistbegünstigung differentiell ungünstiger behandelt werden. Dieser Zustand ist unhaltbar, und er musste eine Bewegung gegen die Gewährung der allgemeinen, unbedingten Meistbegünstigung in Oesterreich hervorrufen. Denn wir, die wir auf zwölf Jahre an niedrige Zölle gebunden sind, die wir dem Deutschen Reiche selbstverständlich die Vertragssätze wahren mussten, wir finden bei der Einfuhr in die Vereinigten Staaten eine hohe Zollmauer, und wir vermöchten es gar nicht zu hindern, wenn diese hohen Zölle bis zu einem Einfuhrverbot gesteigert würden.

Die allgemeine Meistbegünstigung ist daher, wie R. Calwer in seinem neuesten Buche*) ausführt, ihrem Wesen nach direct vertragsfeindlich, weil sie für den einen Theil (die Vereinigten Staaten) die volle Freiheit, für den anderen Theil dagegen (die europäischen Staaten) die volle Verzichtleistung auf seine Zollautonomie bedeutet. Nach der Meinung Calwers zahlt den amerikanischen Zoll zum größten Theile das Deutsche Reich (mit dem er

*) Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.“ Berlin [illegible]

sich fast ausschließlich befaßt) und es sei der deutsche Export dadurch nur dadurch aufrecht zu erhalten gewesen, daß in den Werkstätten Frauen statt Männern eingestellt, billige ausländische Arbeiter (Italiener) herangezogen, die Arbeitszeit verlängert und der Lohn gedrückt wurde.

Neben der Meistbegünstigung kommt in unseren Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten noch ein weiterer wichtiger Punkt, die Dauer der Handelsverträge, in Betracht. Was selbst dem schlechtesten Handelsvertrag nachgerühmt wird, das ist die Stabilität der Verhältnisse, die er für eine längere Reihe von Jahren schafft. Die Industrie weiß, mit welchen Zöllen und auf wie lange Zeit sie mit ihnen zu rechnen hat; sie kann darnach ihre Erzeugungskosten berechnen und ihre Betriebe einrichten. Sie ist daher im allgemeinen und unter der Voraussetzung europäischer Verhältnisse für langfristige Verträge. Gegenüber den Vereinigten Staaten jedoch verkehrt sich der Vortheil der Stabilität in sein geradeso Gegentheil. Während wir uns gegenüber dem Deutschen Reiche auf zwölf Jahre gebunden haben, hat Amerika seine Zölle dreimal erhöht, bezw. geändert. Welche Schwankungen solche Zolländerungen auf den Handel hervorrufen, das spiegelt sich in unangenehm klarer Weise in der Handelsstatistik wieder. Mit den Vereinigten Staaten einen einfachen Meistbegünstigungsvertrag auf längere Dauer einzugehen, hätte nicht nur keinen Zweck, sondern wäre bei dem raschen Tempo, in dem sich die amerikanische Production entwickelt, geradezu gefährlich. Oesterreich-Ungarn müßte daher, um seine Freiheit zu wahren und sich gegenüber einer ungewissen Zukunft zu sichern, nach dem eigenen Beispiele der Vereinigten Staaten mit diesen nur kurzfristige Verträge abschließen.

Wir möchten hier einschalten, daß das Handelsübereinkommen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche seit 1897 dreimal provisorisch auf ein Jahr verlängert und 1901 nur bis Ende 1903, also auf zweieinhalb Jahre abgeschlossen wurde. Wir haben hier ein Beispiel, daß kurzfristige Verträge mit größtem Handelsverkehr selbst in Europa nicht unvereinbar sind. Unser Vertrag mit den Vereinigten Staaten kann jederzeit gekündigt werden und er läuft dann ein Jahr nach der Kündigung ab. Die vorstehenden Bemerkungen waren aber nothwendig, weil man heute unter dem Schlagworte der langfristigen Verträge sieht und daher leicht geneigt sein könnte, die lange Frist auf alle Staaten ohne Ausnahme auszudehnen.

Die Schlußfrage ist nun: Welche Mittel der Abwehr stehen uns gegen die Vereinigten Staaten zu Gebote? Aus dem Vorhergehenden ist schon ersichtlich, daß die Aufhebung der unbeschränkten Meistbegünstigung und kurzfristige Verträge mit den Vereinigten Staaten ins Auge zu fassen sind. Das würde uns aber, wie aus den einleitenden Sätzen hervorgeht, wenig nützen. Amerika kann nur dann zur Vernunft gebracht werden, wenn man vor allem seine Erzeugnisse mit denselben hohen Zöllen zu treffen sucht, die es auf unsere Erzeugnisse anwendet. Den ersten Versuch hierzu hat das Deutsche Reich mit dem Entwurfe seines neuen Zolltarifes gemacht.

Wirksamer wäre es allerdings, wenn die europäischen Staaten, die sämmtlich unter der brutalen Handelspolitik der Vereinigten Staaten leiden, sich zusammenschließen würden. Bekanntlich hat Dr. A. v. Berg in den Jahren 1891 und 1891*) die Gefahr der amerikanischen Concurrenz erörtert. Er ist also schon vor zwanzig Jahren für eine gemeinsame internationale Abwehr eingetreten und auch in den letzten Jahren in Wort und Schrift eifrig dafür thätig gewesen. Auf seine Veranlassung veranstaltete der „Industrielle Club“ im März d. J. eine Versammlung zu diesem Zwecke, die in den nächsten Tagen unter Hinzuziehung der Landwirthschaft — Landwirthschaft und Industrie sind eben gleichmäßig an dieser Frage interessiert — ihre Fortsetzung finden wird. Doch sind die Schwierigkeiten eines solchen Schutzbündnisses zwischen den mitteleuropäischen Staaten nicht zu unterschätzen. Man kann sich denken, daß gegenüber den Vereinigten Staaten jedes Land seine Höchstsätze zur Anwendung bringt, oder daß die höchsten Zollsätze nur auf die hervorragendsten Ausfuhrartikel (Weizen, Mais, Petroleum, Eisen, Maschinen u. a.) der Vereinigten Staaten beschränkt werden. Hierbei kommt allerdings zu berücksichtigen, daß die Zollsätze der europäischen Länder verschieden hoch und daß ihre Interessen gegenüber den Vereinigten Staaten durchaus nicht die gleichen sind. Auch darin liegt eine Schwierigkeit, daß auf der einen Seite, der der Vereinigten Staaten, nur ein einziger Wille maßgebend ist, während auf der anderen Seite zum Zustandekommen eines gemeinsamen Willens und Entschlusses langwierige Verhandlungen zwischen mehreren Staaten vorausgehen müßten. Also dort rasche Entschließungen des mit großer discretionärer Gewalt ausgestatteten Präsidenten, hier schwierige und langwierige Berathungen in den Parlamenten.

Angenommen, es wäre eine Formel gefunden, so würde die weitere Frage gegenständlich werden: Wann und unter welchen Umständen soll die Vereinbarung gegenüber den Vereinigten Staaten in Kraft gesetzt werden? Versteht sich Amerika zu Concessionen, dann kann von Repressalien wohl nicht die Rede sein. Der Wert dieser Concessionen wird nun schwer zu beurtheilen sein. Jedenfalls wären die Vereinigten Staaten imstande, dadurch, daß sie einem einzelnen Staate Zugeständnisse machen, die Coalition zu sprengen. Wir möchten fast meinen, daß der vereinbarte, aber noch nicht ratificierte Vertrag mit Frankreich den ersten Schritt nach dieser Richtung bedeutet.

Schließlich wird jedes solche Uebereinkommen — eine Neuheit auf handelspolitischem Gebiete — auch eine Verpflichtung enthalten und daher die Freiheit der einzelnen Staaten einigermaßen beschränken. Aus allen diesen Gründen kann die Formel nur eine alternative, eine schwache sein, eine leise Drohung, deren Wirkung erst abgewartet werden muß. Es läßt sich beispielsweise denken, daß man, um überhaupt einen Anhaltspunkt zu haben, in den Handelsvertrag, den zwei europäische Staaten mit einander eingehen, die zu nichts verpflichtende Clausel aufnimmt, daß, wenn die beiden Vertragsstaaten durch handelspolitische Maßnahmen eines Dritten (der Vereinigten Staaten) gemeinschaftlich bedroht erscheinen, jeder Theil ein gemeinsames Vorgehen gegenüber diesem Dritten beantragen kann. Auch ließe sich, allerdings viel schwerer, vereinbaren, daß die beiden Vertragsstaaten sich verpflichten, die Vereinigten Staaten von der Meistbegünstigung auszuschließen. Mit dem Fallen der unbeschränkten Meistbegünstigung, deren Tage unserer Ansicht nach gezählt sind, würden sich die Aussichten auf solche Verständigung um vieles bessern. Sicher ist das eine, daß die steigende Noth der europäischen Production allein den Zusammenschluß herbeiführen kann.

Das wäre jedoch erst ein zweiter Schritt. Der erste Schritt, um das handelspolitische Gleichgewicht Europas gegenüber den Vereinigten Staaten herzustellen, wäre die Ertheilung eines hohen, autonomen Zolltarifes, der gegenüber den Vereinigten Staaten bestehen bleiben, gegenüber jenen Ländern aber, die uns entgegenkommen, eine Ermäßigung im ungefähren Ausmaße der heutigen Zölle erfahren müßte. Fällt gleichzeitig die allgemeine Meistbegünstigung, wodurch man sich dem Reciprocitätsstyfteme nähert, dann ist das Nöthige geschehen, um die amerikanische Concurrenz in Schach zu halten.

A. G. Rannig.

*) Siehe: Die amerikanische Concurrenz“, 1891, Wien, C. Konegen, und „Zur neuen Aera Handelspolitik“, 1891, W. Frick.

Venezuela und der augenblickliche Krieg mit Columbien.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg (Luzern).

Wenn man von den fast unaufhörlichen politischen Unruhen liest, die in den verhältnismäßig jungen Republiken Südamerikas herrschen, von der schlechten Finanzverwaltung, den Kriegen zwischen einzelnen dieser Staaten, wie augenblicklich wieder jener zwischen Venezuela und Columbien, dann ist man leicht geneigt, daraus auch auf die socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in recht ungünstiger Weise zu schließen. Man darf indessen in dieser Hinsicht nicht zu weit gehen, denn die Bevölkerung der früheren spanischen Colonien in Südamerika ist entschieden viel besser als der Ruf, den sie durch die politische Mißwirthschaft im allgemeinen erlangt hat.

Dies gilt vor allem von Venezuela und zum Theile auch von Columbien, welche den nördlichsten Theil des Continents von Südamerika einnehmen und zusammen wohl die vierfache Ausdehnung des Deutschen Reiches haben dürften. Derjenige, der mit einem der herrlichen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie die Küsten und Hafenplätze der beiden Republiken bereist, wird keine sonderliche Meinung von den socialen und wirtschaftlichen Zuständen dort erhalten, aber man braucht von diesen Häfen nur in das Innere vorzudringen in die dort gelegenen wichtigeren Städte zu reisen, um günstigere Eindrücke zu bekommen.

Auf den kleinen Karten von Südamerika, welche unsere gebräuchlichen Atlanten enthalten, sind in den von den Cordilleren durchzogenen Ländern und selbst an den Küsten nur wenige Städte und Ortschaften angegeben, mit absonderlichen Namen, die den Europäern kaum geläufig sind. Man deutet sich die Küsten unwirtlich, von Schiffen selten besucht und absolut gelegen von den großen Weltverkehrslinien, als welche zum Beispiel die Linie über den Panama-Isthmus gilt.

An diesen Küsten, besonders auf der westlich vom großen Maracaibo-See gelegenen Halbinsel Goajira, die theils zu Venezuela, theils zu Columbien gehört, stehen augenblicklich die Streitkräfte der beiden Republiken einander im Kampfe gegenüber. Goajira ist noch dazu von wilden Indianerstämmen bewohnt, die den Weißen feindlich gesinnt sind und der Eroberung ihres Landes bisher mit Erfolg Widerstand geleistet haben. Aber Goajira ist nur ein kleiner Theil dieser langgestreckten Küsten, an denen thatsächlich ein sehr lebhafter Handel und Schiffsverkehr herrscht. Der letztere erreicht in Venezuela zwei Millionen, in Columbien über eine Million Tonnen

Digitized by Google

im Jahre, und davon entfallen nicht weniger als ein Drittel auf deutsche Schiffe. Die deutsche Flagge steht an jenen fernen Küsten obenan, daran schließen sich mit einem Viertel oder Fünftel des Verkehres Nordamerika und England, endlich Frankreich.

Ebenso wie mit dem Schiffsverkehr steht es auch mit dem Außenhandel. Derselbe beläuft sich, in beiden Republiken zusammengenommen, auf mehrere hundert Millionen Mark und liegt ebenfalls zum größten Theil in deutschen Händen. In den großen Hafenorten La Guayra, Puerto Cabello, Maracaibo in Venezuela und Barranquilla in Columbien wohnen eine große Zahl Deutscher, auch Oesterreicher und Schweizer. Die wichtigsten Handelsfirmen sind deutsche, sie stehen auch gesellschaftlich obenan, haben ihre Clubs, ihre Ruder-, Gesangs- und Kegelvereine, und die schönsten Gebäude in den Geschäftsvierteln, die schönsten Villen in den Wohnvierteln sind deutscher Besitz. Die hauptsächlichsten Staatseinnahmen kommen nur aus den Einfuhrzöllen; herrschen Unruhen oder Krieg, wie es augenblicklich der Fall ist, dann fällt auch der Verkehr in den Häfen und der Handel, die Einnahmen. Es ist also für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz keineswegs so gleichgiltig, als man zu glauben geneigt ist, ob in jenen fernen Ländern kriegerische oder friedliche Zustände herrschen, sie beeinflussen in ganz entschiedener Weise die heimischen Ausfuhr und deshalb sollte den Ereignissen dort mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, als es thatsächlich der Fall ist. Die deutsche Regierung hat dies erkannt, indem sie Kriegsschiffe in die dortigen Gewässer sandte, wo sich bereits eine ansehnliche amerikanische Kriegsflotte befindet. Das Sternenbanner ist dort gleichbedeutend mit der krakivollen Bethätigung der Monroe-Doctrin. Und das nicht nur in politischer Hinsicht. Der deutsche Handel in Südamerika ist den Nordamerikanern längst ein Dorn im Auge. Seit Jahrzehnten wenden sie alle Mittel an, dieses große Absatzgebiet für ihre Industrie zu erobern, und es gilt deshalb für Deutschland, scharf auf der Hut zu sein und die Ereignisse mit wachsamem Auge zu verfolgen.

Der größte Hafen von Venezuela ist La Guayra, aber wer den, von steilen, mehrere tausend Meter hohen Gebirgen umschlossenen Küsten entlang fährt, die auf weite Strecken nicht die geringste Unterbrechung oder Einbuchtung zeigen, würde an der Stelle, wo La Guayra liegt, gewiss keinen Hafen vermuthen. Gerade dort erhebt sich einer der höchsten Berge, die Silla, auf nahe dreitausend Meter, und während man mit dem Fernglase die Arbeiter von Gebirgswässern anscheinend vielfach greifbaren Schiffen Ladungen wechseln, kommen augenscheinlich Festungswerke, Klöster, Forts und andere Gebäude in den Gesichtskreis, die auf Felsvorsprüngen hoch über der Küste liegen. Der Dampfer umfährt einen weit ins Meer springenden Wellenbrecher, der den Hafen von La Guayra bildet, und geht innerhalb desselben zwischen zahlreichen anderen Schiffen vor Anker.

Warum La Guayra gerade hier angelegt werden musste, wo die Schiffe jahrhundertelang, bis zur Erbauung des genannten Hafendammes vor wenigen Jahren, gegen die Stürme nicht den geringsten Schutz fanden, und thatsächlich auch zahlreiche Schiffe am Strande gescheitert sind?

Zur altspanischen Zeit war Coro, weiter westlich an der Küste gelegen, die Residenz der Gouverneure dieser Colonie, und dort residierten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auch die deutschen Capitäne des Augsburger Hauses Welser, als Venezuela deutsch war, und die Alfinger, v. Speyer, v. Hutten, Nürremberg u. s. w. ihre Eroberungszüge in das Innere des Landes unternahmen. Coro wurde thatsächlich von Alfinger gegründet, aber die Stadt lag weiter, in den Augen der Spanier gegen die Engländer, vor der englischen Raubsichten keinen Schutz, und deshalb verlegten die spanischen Gouvernemente ihre Residenz von Coro ins Innere des Landes, jenseits der schwer übersteigbaren Küstencordilleren, nach Caracas. Diese neue coloniale Hauptstadt bedurfte nun eines Hafens an der Küste, und der nächste Punkt derselben, nur durch die vorerwähnte Silla von Caracas getrennt, ist eben bei La Guayra. So wuchs der Hafen im Laufe der Zeit mit der Stadt und ist heute der bedeutendste von Venezuela.

Nicht das Caracas gegen die Feinde Spaniens, vor allem gegen die sichenswürdigen, bekanntlich so unzugänglichen Engländer, befestigt worden ist, sondern gegen die Indianer, die Ureinwohner des Landes, die sich einen unbezwingbaren Charakter in den Felsenfestungen der Cordilleren bewahrt haben, und von denen manche Stämme auch heute noch Caracas bedrohen. Und während die Spanier in ihrer Heimat auf die Engländer lauerten, plünderten diese die vollständig wehrlose Stadt, schändeten die Weiber und steckten schließlich Caracas in Brand. Den Verräther, der ihnen zu dieser Heldenthat den Weibern gegenüber verhalf, taufften sie zum Dank an einen Baum. Es geht nichts über die englische Tapferkeit.

Die Küstenordilleren fallen hier so steil ins Meer, dass die Stadt La Guayra nur für eine einzige ebene Straße am Strande Platz hat, die anderen ziehen sich die Abhänge empor, und jeder Felsvorsprung, jedes Plateau ist mit Häusern besetzt. Unter diesen Umständen ist es sehr anzuerkennen, dass die venezulanische Regierung dort, wo der Hafendamm an das Festland anschließt, einen Morgen für eine ganz entzückende kleine Parkanlage verwendete. Wer noch niemals die Tropen gesehen hat, der wird hier überwältigt von der Pracht der Vegetation von den hohen Palmen, den Aguacate-Mango- und Brotfruchtbäumen, den üppigen hellgrünen Bananen und den herrlichen Tropenblumen, Hibiscus, Croton und Orchideen. In der Mitte dieses Parkes erhebt sich, wie überhaupt an jedem irgendwie verfügbaren Punkte in Venezuela, eine Statue des „illustre americano“, des früheren Präsidenten Guzman Blanco. Hinter dem Park zeigen sich die Warenhäuser und Zollschuppen des Hafens, mit den Comptoirs der größtenteils deutschen Kaufleute. Halbnackte Indianer, Neger, Mulatten und Zambos (Indianermischlinge) bedecken den lebhaften Frachtverkehr. Verwunderlich ist ein Paradies für Kaffee, Zucker und Cacao, es werden an Kaffee allein jährlich Massen im Werte von vielleicht achtzig Millionen Mark, Cacao im Werte von acht Millionen Mark ausgeführt; und der größte Theil davon geht durch La Guayra, das dafür eine Menge europäischer Industrieproducte, größtentheils deutsche, einführt. Das allein ist der Grund, warum hier so viele Fremde ansässig sind. La Guayra ist kein angenehmer Aufenthalt, denn es ist als eine der heißesten Städte des Erdballes bekannt, wo die Temperatur auch zur Nachtzeit kaum viel geringer ist als am Tage, dazu herrschen dort Fieber, die Strafen sind schmutzig, und an Lustbarkeiten, wie sie andere Städte bieten, fehlt es gänzlich. Wer immer kann, fährt deshalb des Abends oder am Sonntag mit der Eisenbahn längs der Küste nach dem nur wenige Kilometer davon entfernten Macuto, dem fashionablen Seebad von Venezuela. Dort zwischen Palmenhainen und herrlichen Parkanlagen gibt es ganz vortreffliche Hotels, hübsche Villen, Sommerhäuser und gute Badeeinrichtungen, wo die Badenden wenigstens gegen die an diesen Küsten sehr zahlreichen Haifische durch Gitter geschützt sind. In La Guayra und Puerto Cabello wimmelt es förmlich von Haifischen, und sie fordern in jedem Monate ihre Opfer.

Im „Zollhause von La Guayra sowie in den Festungswerken hat man Gelegenheit, die Bekanntschaft der venezulanischen Soldateska zu machen. Fur den an europäische Truppen Gewöhnten bieten jene der südamerikanischen Republik keinen besonders erhebenden Anblick. Besteht die Bevölkerung derselben — etwa zweieinhalb Millionen Seelen — zu neun Zehnteln aus Mischlingen, Indianern und Negern, so ist das Militär ausschließlich aus den letzteren in possierlichen und schwarzen Schattierungen des ethnographischen Farbenkastens zusammengesetzt. Diese dunkelhäutigen, jetwigen, düster dreinblickenden Kerle tragen Zwickchittel und ebensolche Beinkleider, als Abzeichen ihres ehrenvollen Standes aber eine Soldatenkäppi nach französischem Schnitt. Ihre Füße sind nackt, höchstens mit Sandalen bekleidet. Sind sie im Dienst, dann tragen sie ein Gewehr, und, am Gürtel herabhängend, ein nacktes Bajonnet. In der Hauptstadt Caracas sieden sie gewöhnlich in blauen Waffenröcken und rothen Pantalons, und machen dort, unter dem Befehl schneidiger, bessere Officiere scheint, einen viel besseren Eindruck. Nur sind ihrer nicht besonders viele. Die Armee besteht in Friedenszeiten aus beiläufig zweitausend Mann, dann ein Bataillon Artillerie, und ein Bataillon Seetruppen, die den Dienst auf den drei Dampfern und der einen Goelette der Kriegsmarine versehen. In Caracas besteht eine Militär- und eine Marineschule. Die Soldaten erhalten täglich einen Sold von achtzig Pfennigen, aus welchen sie auch ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen.

Man darf aus die Leistungen dieser Soldaten nicht nach ihrem Aussehen beurtheilen. Im Felde sind sie von einer Zähigkeit, Ausdauer und Tapferkeit, die bewundernswert ist. Ich machte gelegentlich meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Caracas die Bekanntschaft des früheren Commandanten der Armee Generals Wiedemann, eines biederen Hannoveraners, der früher in deutschen Diensten war. Er spendete seinen Truppen das höchste Lob, und in der That wegen die vielen Revolutionen und Kriege Letzigungen auf, die auch in Europa Bewunderung erwecken würden. Wohl gibt es eine Art Weiber, die im Handgemenge mobilisiert sind, doch kommt es nie mit den Verwundungen nicht so gefährlich. Alle kräftigen Leute im wehrfähigen Alter werden einfach abgefasst, wo man sie eben findet, und in den Dienst gepresst. Aus solchen Leuten besteht der Hauptstock nach auch die Armee, die sich augenblicklich an den Grenzen Columbiens befindet. An Generalen ist kein Mangel, und Anstand hat die Ernennung einer ganzen Menge Generale zur Folge, und es dürften in Venezuela kaum weniger Leute vorhanden sein, die diesen Titel führen, als es

Soldaten gibt. Der Staat Carabobo, einer der acht Staaten, in welche Venezuela getheilt ist, besaß in den Achtzigerjahren 449 Generale, 627 Oberste und 2000 Officiere anderer Grade, aber keine Truppen. Der Feldmarschallstab ist in Südamerika nicht eingeführt, sonst wäre das geflügelte Wort, das jeder Soldat in seinem Tornister den Marschallstab hat, nirgends richtiger als hier.

Seit anderthalb Jahrzehnten ist La Guayra mit Caracas durch eine Eisenbahn verbunden, eines der kühnsten Werke der Eisenbahntechnik, welche die Neue Welt aufzuweisen hat. Die beiden Städte sind nur acht Kilometer in der Luftlinie von einander entfernt, auf dem siebenten Kilometer ist indessen ein Paß von tausend Metern Höhe zu übersteigen. Um die Steigung zu verringern, resp. zu vertheilen, mußte die Bahn auf 38 Kilometer verlängert werden und sie führt deshalb in vielgewundenen Schlangenlinien ähnlich der Schweizer Gotthardbahn die steilen Anhöhen empor. Lange wollte man in Venezuela an die Möglichkeit einer Bahnüberbindung über diese schwindelnden, steilen Höhen gar nicht glauben, aber der Präsident Guzman Blanco, der Regenerator der Republik, bestahl einfach ihre Erbauung, und an dem von ihm festgesetzten Tage wurde sie thatsächlich dem Verkehr übergeben.

Was dieser seltene Mann während seiner langjährigen despotischen Herrschaft alles geleistet hat, kann man erst in Caracas und auf Reisen durch das Landesinnere erkennen. Das heutige Venezuela mit seinen unermeßlich reichen, nun rationell ausgebeuteten Goldminen, seinen zum Theil deutschen Eisenbahnlinien durch das Land und an die Küsten, seinen modernen städtischen Einrichtungen, vortrefflichem Schulwesen ist sein Werk, und er würde trotz seiner persönlichen Habsucht und dem Günstlingswesen, das er großgezogen hat, seiner maßlosen Eitelkeit, die ihn veranlaßte, in allen Städten des Landes auf Staatskosten seine Standbilder zu errichten u. s. w., in der Geschichte eine unbestritten hohe Stelle einnehmen, wenn er seine Macht nicht in so rücksichtsloser Weise gegen die Kirche angewendet hätte. In Ländern wie Venezuela, das zum größten Theil von einer halbcivilisierten Mischlingsrasse bevölkert ist, spielt das erhaltende, kulturelle Element der Kirche eine ganz andere Rolle als anderswo. Guzman Blanco, wie fast alle Beherrscher dieser spanischen Republik, selbst Katholik, konnte es nicht ertragen, daß die Kirche sich nicht ebenfalls von ihm beugte. Bei seinem Regierungsantritte war es eine seiner ersten Thaten, die Jesuiten auszuweisen, alle anderen Mönche- und Nonnenorden aufzuheben und ihre Klöster mit dem ganzen Vermögen zu Gunsten des Staates zu confiscieren. Sogar die Pfarrgeistlichkeit wurde in ihren Rechten, Pflichten und Einnahmen bedeutend geschmälert, die Pfarrschulen aufgehoben. Aber nicht genug damit. Der 27. April war der Jahrestag seines Regierungsantrittes. 1876 wollte er den Erzbischof von Venezuela veranlassen, an diesem Tage ein Tedeum und ein Dankgebet in der Kathedrale abzuhalten. Begreiflicherweise wurde ihm dies verweigert, ja der Erzbischof ließ die Thore der Kirche schließen. Dies empörte den Diktator derart, daß er den Kirchenfürsten des Landes verwies, und als der päpstliche Nuntius gegen dieses summarische Vorgehen protestierte, wurden ihm die Pässe zugestellt, alle Beziehungen zum Heiligen Stuhl unterbrochen und die Kirche dem Staate untergeordnet. Seither wird de Pfarrgeistlichkeit vom Volke erwählt, die Bischöfe werden im Congreß ernannt. Indessen ist die Bevölkerung des Landes trotz dieser Maßregelung der Kirche streng gläubig geblieben, auf dem Lande sowohl, wie in den Städten. Selbst Guzman Blanco schien seine Maßnahmen in späteren Jahren lebhaft zu bedauern. Er besuchte regelmäßig die Kirche, ja er entblödete sich nicht, sich in der Kirche Santa Teresa in Caracas als einen der Apostel malen zu lassen! Auf einem anderen Bilde erscheint er als siegreicher Reitergeneral, umschwebt von den Engeln des Himmels!

(Schluß folgt.)

Neue Romane und Novellen.

Von Richard Maria Werner.

Wer sich eingehender mit der zeitgenössischen deutschen Novellistik beschäftigt, wird mehr Leid als Freud erleben und seufzend das Mißverhältnis zwischen Qualität und Quantität ermessen lernen. So selten fühlt man hinter der Erzählung die Seele, die Kraft, die Persönlichkeit des Autors, und sie allein zwingt zum nachdrücklichen Eingehen, sie allein löst in uns die seelischen Kräfte, die beim ästhetischen Genießen in Thätigkeit versetzt werden sollen. Die Mehrzahl der Romane geht eben in erster Linie aus einem wirthschaftlichen, nicht aus einem poetischen Triebe hervor, darum ermüden sie doppelt und dreifach, wenn sie uns wieder einmal einen Dichter fühlen lassen. Das that ein Roman aus der italienischen Renaissance von Wilhelm Walloth („Ein Seelenkind“).[1] Ohne Schwierigkeit wird der Leser erkennen, daß Conrad Ferdinand Meyer auf Walloths Einfluß hatte, er wird fühlen, daß hier manches „Nunmehrne“, an früher Gebräuchliches Erinnernde begegnet, der Kenner wird sich an Romane von Robert Waldmüller gemahnt sehen, ohne dessen Humor zu entdecken, aber der Roman packt, interessiert, beschäftigt, regt an, er ist eben trotz alledem ein Kunstwerk. Dem Dichter schwebt nicht etwa das Ziel vor, eine Schilderung der italienischen Renaissance zu geben, wohl aber versucht er es mit Erfolg, uns eine Hamlet-Natur zu schildern, die gerade im Renaissancezeitalter tragisch wirken muß. Sein Held, der Prinz Giovanni Malatesta von Rimini, vereinigt die Elemente des Renaissancemenschen, aber in einer Mischung, die für ihn vernichtend werden muß. Giovanni ist sämtlich eine künstlerische Natur, ein Mensch, der aus künstlerischer Freude an den Erscheinungen nicht zum Handeln kommt und, da er doch nothgedrungen ins Leben eingreift, an der Härte der Thatsachen zugrunde geht. Walloth entfaltet in seinem Roman einen Typus, der keineswegs nur einer historisch abgeschlossenen Entwickelungsphase angehört, sondern einer Grunderscheinung der menschlichen Natur entspricht. Sein Werk ist darum kein historischer, aber ein bedeutsamer psychologischer Roman und gewährt wirkliche Freude. Die eigentliche Handlung des Romans ist klein, die Verwickelung unbedeutend, die Intrigue nebensächlich; die Hauptsachen treten jedoch plastisch, menschlich saftbar hervor und entfalten sich in Scenen voll Leben und in Reden voll Geist. Nicht als ob nun Schönredner für den Roman charakteristisch wäre, nein, nur das Bedeutsame, das Walloth wirklich etwas zu sagen hat und durch die Verhältnisse des Milieus Gelegenheit bekommt, seine Gedanken über die wichtigsten Seiten des Lebens dem Prinzen Giovanni in den Mund zu legen. Die Wahl der Einkleidung ist glücklich, denn sie erleichtert das Einfügen dieser wesentlichen Züge, sie bietet einen farbenfatten Hintergrund und läßt das Abenteuerliche nicht weiter störend erscheinen. Man sieht an diesem Roman, daß die alte Forderung einer vergangenen Poetik nach der „idealen Ferne“ doch ihr Gutes hatte; nur wenige Dichter sind stark genug, ihre Zeit und die Menschen ihrer Zeit auch im Gewande der Gegenwart zu zeichnen und die künstlerisch nothwendige Umbildung in den Stoff eines Kunstwerkes vorzunehmen. Besser daher, sie bieten uns im perspektivischen Rückblick das ihnen Wichtige, als daß sie auf die Bewältigung der Probleme durch einen Roman ganz verzichten.

Es gibt nur zwei Wege, die ein Dichter auch im Roman wandeln kann, wenn er nämlich ein lebloses Zuweilerling schaffen will: er muß entweder die sterilsten Elemente zu sich heraufholen oder sich zu ihnen herablassen, wobei es ganz gleichgiltig bleibt, welche Form der Einkleidung er wählt. Beide Wege sind aber im Grunde genommen identisch und belagen nur, daß der Dichter den Stoff bewältigen müsse. Er bewältigt ihn, wenn er ihn durch seine Persönlichkeit hindurchgehen läßt, und das können eben die wenigsten weil sie — keine Persönlichkeit haben. Am widerlichsten sind jene Halben, die sich eine Persönlichkeit anlernen wollen und nun in ihren Romanen etwas Schiefes, Unwohres, Affectiertes geben. Zwei Schriftstellerinnen kann ich hier anführen, die mir auffallen, weil sie ihnen vorliegen, wobei ich sie nur als typische Vertreter unkünstlerischer Arbeitsmethoden fasse, ohne auf den weiblichen Ursprung Gewicht zu legen.

Man höre einmal folgende Rede: „Der Kessel, in dem die Geschichte der Menschheit gebraut wird, steht über dem brennenden Spiritus der Naturgesetze: der Mensch selbst ist der Küchenmeister, der darin herumrührt, nach theils bewährten, theils noch nicht ausprobierten Recepten die entwirrten Ingredienzien hineinstreut; doch er weiß auch das Mischkumm, das rechtzeitig, nicht vergessen. Das leise Singen und Surren im Kessel vernehmen Sie so gut wie ich. Es sind die aufsteigenden Gase, die entweichen wollen. Nun heißt es zugreifen, nicht den Deckel hermetisch schließen, daß der Behälter platzt, sich alles wild ergeisst.“ Sie steht wörtlich so Seite 99 f. in einer angeblich „philosophisch-romantischen Erzählung“ von Gr. Kretschmer-Rabowsky*) und zeigt mit ihrem kostlichen Bild und dem grazilen Zutodestreten nur in einer Einzelheit, was für den ganzen Roman charakteristisch ist: das affectierte Verbrauchen einer Mustigkeit zu einem scheinbar Bedeutsamen. Der langen Rede Sinn ist natürlich nichts weniger als bedeutend, aber der Redner nimmt den Mund voll, spreizt sich, plustert sich auf und glaubt nun Geist entwickelt zu haben. Die Heldin des Romans heißt Psyche und soll, wie der „Waschzettel“ versichert, eine „weibliche Faustnatur“ darstellen. Das Faustische sind aber unechte Kinkerlitchen, ein paar schönklingende Phrasen und romantisch eingekleidete Thorheiten. Durch eine möglichst pompöse Maskerade soll das Unbedeutende in die Welt der Kunst eingeschmuggelt werden, großartige Bewegungen, erhoben klingende Betrachtungen und hervorragende philosophisch-romantische Reden sollen täuschen. Das ist der eine Abweg, auf den ein Halber geraten kann, wenn er nicht beim Einfachen stehen bleibt. Den andern beschritt Edna Fern in ihren Geschichten und Märchen „Aus einer anderen Welt“.[2] Die Peisserein will sinnig sein, und nicht die Poesie in einem zustischen Märchenton, der unwahr, gemacht und unerträglich ist.

[1] „Ein Seelenkind.“ Roman aus der italienischen Renaissance von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich. [2] Aus einer anderen Welt. Märchen und Geschichten von Edna Fern. Berlin, Verlag Neues Leben.

*) Ich habe keine Ahnung, wo dieses Buch erschienen ist. Weder im Buchhandel noch in den Bibliotheken ist es zu finden. Ich habe es nur durch Zufall in einem Antiquariat gefunden. Es ist 1901 erschienen, hat 200 S. und kostet 3 M. Bd. I.

Digitized by Google

Vielleicht hat sie etwas davon gehört, daß Friedrich Theodor Vischer die „Naturbeseelung“ so hoch schätzte, und glaubt nun durch allerlei kleinliche Personifikationen, Allegorien und naiv thuende Kindlichkeiten zu erreichen, was sie für schön hält. Die anderen Bände ihrer „Gesammelten Schriften“ — denn sie tritt gleich mit vier Bänden vor die Oeffentlichkeit*) — beweisen, daß sie Besseres leisten kann, wenn sie auf die Pose verzichtet, denn so sehr ihre Skizzen amerikanischer Verhältnisse an bekannte Vorbilder erinnern, sie sind wenigstens natürlich und verblüffend einfach. Auch einen Mann muß sich nennen, der seine Novellen durch einen gesucht-verrenkten Stil schädigt, nämlich S. Lublinski**), ohne daß es nöthig wäre. Was er nämlich erzählt, ist ergreifend und erhebt sich zu jener Alltagstragik, die unser jetziges Leben in poetischer Form erscheinen macht. Lublinski zeichnet Menschen, die an dem Widerstreit ihres Wollens und ihrer Kraft zugrunde gehen. Max Kominski, der schwächliche Unterfecundaner, der sich für eine Napoleonnatur hält und dabei feig ist, wird durch die Qualen seiner Kameraden zum Selbstmord getrieben; Moritz Epstein, der Lokalredacteur, ist durch das Leben zermürbt und um seine idealen Ziele betrogen worden; Major Kronegk, der Ethiker, scheitert an der Unmöglichkeit, sich zu verleugnen und im Kampfe mit der Masse billige Concessionen zu machen; Albert, der lächerliche Mensch, den niemand ernst nimmt, wird aus Wut darüber zum Verbrecher. Es steckt Kraft in dem Novellenbuch, doch ist sie noch nicht klar über sich selbst und springt entweder zu weit oder zu kurz, doch verheißt sie Gutes.

Ob das auch von Elisar v. Kupffer gilt, der wie Lublinski ein Problem von den verschiedenen Seiten spiegelt,***) lässt sich schwerer sagen. In sechs etwas ungleichartigen Novellen will er den Doppelcharakter der Liebe darstellen und streift damit eine gewiß wichtige, wenn auch nicht neue Beobachtung. „Novellen aus Estland“ möchte er bieten, aber man wird vergebens nach einer echten Bodenständigkeit ausschauen. Was Kupffer erzählt, kann überall vorkommen, hat mit Estland nichts zu thun, das nur in einigen Naturschilderungen und sonstigen Kleinigkeiten eine Rolle spielt. Der Verfasser glaubt die Bewältigung des Stoffes zu erzielen, indem er ihn zu einem socialen Problem umschrieb, wirkt aber nur dort, wo Seelenübergänge mit Ueberzeugung behandelt werden, und will mehr, als er kann.

Nur als Stoff gibt Adolf Ott in einem Bauernroman †) die Zeichnung einer Doppelliebe, ohne damit weiteres zu bezwecken. Florian, der Zigeunersohn, den ein erbgesessener Bauer an Kindesstatt angenommen hat, täuscht sich, da er Lore zu lieben und Marie zu hassen glaubt, wird durch allerlei Abenteuer zur Erkenntnis gebracht und schließlich nach Verzicht auf die Selbstsüchtigkeit der glücklichen Mann einer ihm verwandten Natur. Wenn auch die Vererbungstheorie scheuchtern hereinspielt — auch Marie stammt von einer Fremden, nicht Erbgesessenen — so hat es doch keinen weiteren Einfluß. Der Roman will aus dem Leben der bairischen Bauern das Wirtsame — Leonhardritt in Töz, Haderfeldtreiben, Gegensatz vom Großbauer zum Bauernproletariat — herausholen und die Natur schildern. Er bleibt beim Natürlichen und erreicht dadurch eine künstlerisch nicht große, aber anmuthmäßige Wirkung. Und das ist wertvoller, als unberechtigte Großmannssucht. Lieber im Kleinen ehrlich, als im Großen unehrlich, denn, wie Hebbel einmal sagt, für die Kunst gilt der Satz nicht: in magnis voluisse sat est.

Russische Kunst.

Es ist nicht möglich, über irgend ein Ereignis auf dem Gebiete russischer Kunst zu berichten, ohne vorher etwas von dem Lande selbst zu sagen. Das erscheint seltsam zu einer Zeit, da Europa gewohnt ist, seine schmeichelhafte Aufmerksamkeit gerade Rußland zuzuwenden, aus unwillkürlicher Dankbarkeit für manche künstlerische und politische Sensation, die es von dort empfing. Aber gerade der Umstand, daß man im Westen die fremdartigen Offenbarungen eines primitiveren Lebens für Sensationen hält, beweist, daß aller Verkehr zwischen dem Czarenreich und dem übrigen Europa auf einer Reihe von Mißverständnissen beruht, mit deren Aufklärung zugleich die Erkenntnis eintreten muß, daß man einander vollkommen fremd geblieben ist. Denn zu meinen, daß irgend eine Nation von westlicher Cultur dem Russen menschlich, in Theilnahme und Verständnis nahe stunde, hieße behaupten, daß die Neger eine Ahnung davon hätten von dem inneren Leben jener barbarischen Martyrer, welche in den schmelzenden Aetnen mit Fingen spielen.

Das weite Land im Osten, das einzige, durch welches Gott noch mit der Erde zusammenhängt, hat immer auch sein Märtyrergeistalter. Denn neben den sieberhaften Entwickelungen der nachbarlichen Culturen bleiben ihm breitere Athemzüge, und in langsamen, immer wieder zögernden Schlägen geht seine Entwickelung vor sich. Der Westen hat sich in der Renaissance, in der Reformation, in Revolutionen und Königreichen, wie in einem einzigen Augenblick entfaltet, in die Dämmerungen seiner Uebergänge sprangen die raschen Raketen seiner Schönheit — und er hat Jahrhunderte gehabt, während neben ihm, in dem Reiche Ruriks, noch der erste Tag dauert, der Tag Gottes, der Schöpfungstag.

Ein großes Vergeben ist der Sinn unseres westlichen Lebens, während im flachen Nachbarlande alle Kräfte sich aufzusparen scheinen für irgend einen Beginn, der noch nicht ist, gerade, als sollten dort einmal die Kornkammern sein, wenn die anderen, in wachsender Verschwendung verarmten Völker mit hungernden Herzen ihre Heimat verlassen. Und, wenn Russland durch seine sammelnde Fürsorge als dasjenige Land erscheint, welches am weisesten mit der Zukunft rechnet, so steht es anderseits noch nahe genug am Rande seiner Vergangenheit, um sich nicht in den sagen Erwartungen kommender Dinge zu verlieren. Erst in den Siebzigerjahren hat man seine ältesten Sagen aus dem Barte zitternd singender Greise gelöst, und erst damit ist sein Alterthum abgeschlossen. Sein Homer ist eben gestorben. In seinen alten Liedern, den sogenannten Bylinen, sind mit schlichter Gerechtigkeit alle Helden genannt, als ob sie Zeitgenossen gewesen wären: der sagenhafte Ilja von Murom und der falsche Dimitrij und Peter und Lutuow, das Väterchen der Soldaten. Wie die Kindheit eines Künstlers ist dieses Rußland: mit ordnendes Nebeneinander phantastischer Gestalten, die, wie kühne Entwürfe zu künftigen Menschen, die weiten Flächen seiner Geschichte erfüllen.

Wenn man von Völkern wie von Menschen spricht, die in der Entwickelung begriffen sind, so kann man sagen: dieses Volk will Soldat werden, ein anderes Kaufmann, ein drittes Gelehrter; nun, das russische Volk will Künstler werden, und daher kommt es, daß gerade die Besten von seinen Schaffenden sich zu seinen Erziehern berufen fühlen. Und in der That wird Rußland nur durch seine Künstler Cultur empfangen; vorausgesetzt, daß diese den Zusammenhang mit der Heimat behalten und ihre Werke durch keine absichtliche, belehrende Note entstellen und verklienen. Denn dieses sind die beiden Gefahren, welche den russischen Künstler bedrohen: einmal der bestechende, glänzende Einfluß fremder Schönheit, der ihn seinem Volke entfremdet, und anderseits, wenn er seinem Volke gehört, der dringende Wunsch, ihm mit seiner Kunst zu helfen.

Wir haben es hier mit einem vorgiotischen Volke zu thun, dessen alle Erlebnisse ertigisser Natur sind und so stark, daß sie auf ihn unmittelbaren und dynamischen Einfluß gewinnen. Sich selbst erkennen lassen, welche diese handwerksmäßigen Copien griechischer Mönche vom Athos niemals besaßen. Was im höchsten Sinne von jedem Kunstwerke gilt, dem Fühlenden gegenüber: daß es nur eine Möglichkeit ist, der Raum, in welchem der Schauende wiederschaffen muß, was der Künstler zuerst geschaffen hat, das erfüllt sich im Rahmen dieser Bilder durch die Frömmigkeit derjenigen, die davor beten. Unzählige Madonnen schaut das Volk in die hohlen Ikone hinein, und seine schöpferische Sehnsucht belebt beständig mit neuen Geschichten die leeren Ovale. Hier muß der Künstler einkehren, indem er, ohne an der gewohnten Form zu rühren, innerhalb der goldenen Krusten die Visionen des Volkes erfüllt; und indem er ihm Gelegenheit gibt, auch über diesen neuen Bildinhalt hinaus zu träumen, hat er Aussicht von Schönheit zu Schönheit aufzusteigen und dabei das ganze Volk mitzuerheben in die reifen Wirklichkeiten seiner Seele.

Athemlos kann die Renaissance auf den Gipfeln ihrer Entwickelung an, verstiegen in den steilen Einsamkeiten ihrer Ziele, wo jener Raster auf der Marmorwand, den unser Engel wieder zurück zum Volke führen kann. Der Renaissance kam kein solcher Engel. Mühsam schmiedet die Zeit noch an einem Geschlecht, welches Zeitgenosse jener ungeheuren Werke werden soll, die eine halb herumgelofe, halb übermüthige Kraft aufgethürmt hat an den Grenzen des Reiches. Vielleicht wird einmal in dem großen Nachbarreich dieser Ausstieg sich langsamer vollziehen als eine Erfüllung jenes ingeuden Traumes, von dem Italien heute noch zittert. Russland ist ja das Land der Wirklichkeiten, welches voll gedultigen Erwartens seine Ernten segern sieht — aber dabei immer die Scheunen dem Ernteertrag irgend eines künftigen Segens öffnen will.

Während anderswo eine bestimmte künstlerische Idee sich, in immer reifere Formen steigend, zu verkörpern sucht, geht hier ein Tanz von Gedanken durch eine dauernde Form. Diese ist für das Volk die Gebärde des Gebetes, die es mit dem Inhalt seines ganzen Erlebens füllt — für den Künstler das alte Heiligenbild, das Ikon, dessen Stil im Grunde auf die Schule des Andreas Rubljew, die im sechszehnten Jahrhundert blühte, zurückgeht. Es kann sein, daß einmal jahrhundertelang jede Formen, die der Gebärde und die des Bildes, wiederholt werden, leer, sinnlos oder mit falschem Inhalte beschwert — aber sie werden mit peinlicher Genauigkeit weitergegeben, und kommt wieder ein Andächtiger oder ein Künstler, welcher Werte voll, so findet er für seinen Reichthum die

schöne, schlichte Schale bereit, die immer groß genug ist, alles zu halten, auch den Ueberfluß. Mit diesem ruhigen Bewußtsein der immer vorhandenen Form hängt die eigenthümliche Weite des russischen Charakters zusammen, diese sorglose Hingabe an alle Inhalte des Lebens, auch an die fremdesten, diese werdende Weitanschauung einsamer Menschen, die sich von Gegensatz zu Gegensatz erstreckt, alle Mächte und Meinungen begreift und etwas Hintergrundhaftes, Tiefes auch noch hinter jenen Schicksalen behält, die uns den Himmel verdecken.

Der Italiener Aristoteles Fioravanti, der im sechszehnten Jahrhundert nach Moskau kam, hat die Kirchen des Kreml in demjenigen Stil erbaut, den er an alten russischen Bauwerken begonnen und entwickelt fand. Und auch später haben ausländische Künstler, besonders Italiener, ihre eigenen Kenntnisse merkwürdig willig in den Dienst jener russischen Formen gestellt, die bei byzantinischem Stil in so feinsfühliger Weise einen umdeuten. Dagegen haben russische Maler frühzeitig sich nicht nur die Techniken, sondern auch die Empfindungen des Auslandes mit ziemlich viel Geschick angeeignet, und sie sind durch ihre Vorurtheilslosigkeit dazu gekommen, russisches Wesen zu verachten und durch römische und antike Motive ihre bessere Bildung zu beweisen. Wenn man indessen die Galerie Tretjakow in Moskau studiert, in welcher feinsinnige Sammler zum erstenmale Bilder, von den Anfängen russischer Malerei bis zum heutigen Tag, vereinigt haben, gewinnt man den Eindruck, daß die ausländischen, technischen Errungenschaften immer wieder russischen Gedanken unterthan gewordene sind, ja daß unter den jüngsten Künstlern sich sogar solche finden, die schon mit russischen Mitteln arbeiten und in persönlichster Erfüllung jener ererbten Formen ihre entschiedene Individualität ausprechen.

Unter diesen letzteren ist keiner so bemerkenswert, wie der Sohn eines Landpopen, der 1848 geborene Victor Michailowitsch Wasnetzow, dessen Schaffen alle Gebiete umfaßt. Fast noch ein Knabe, zeichnet er bettelnde Mönche, Bauern und Kleinbürger mit aufstellend sicherer Charakterfrist, wendet später diese Kenntnis einzelner Typen bei der Illustration von Volksbüchern an, deren Sageninhalt auch seine Phantasie erweckt — und da erweist es sich, daß die Gestalten seiner Einbildung in seinem Stifte dieselbe Wirklichkeit gewinnen, wie die im Heimatdorf skizzierten Persönlichkeiten. Hier stellen sich schon die Grundzüge seiner Eigenart fest: ein ernster, rücksichtsloser Realismus, der sich ebenso sehr auf die Dinge in der Natur, wie auf die Gegenstände seiner Phantasie bezieht, wodurch er sich vorzüglich dafür eignet, die Gestalten der heimischen Sage und Geschichte im Zusammenhange mit der russischen Landschaft vorzustellen und auch die Vorgänge der heiligen Historie mit dem eigenen Lande so zu verknüpfen, als ob sie in seinen Dörfern und in seinem Herzen zuerst sich ereignet hätten. In seiner Petersburger Zeit entgeht er durch eigene Abneigung, sowie durch den Einfluß des Professors P. P. Tschistjakow, der seine werdende Eigenart richtig erkennt, den gleichmachenden classicistischen Absichten der Akademie und zeichnet eine Madonna und einen Heiden, Skizzen, die direct als Vorahnungen seiner beiden größten Werke betrachtet werden können. Dann unternimmt er eine Reise nach Paris, wo damals eine Colonie russischer Künstler (darunter auch der berühmte Ilja Rjepin) sich befand, zieht aber bald aus dem lärmenden Treiben der Weltstadt nach Medon, wo er sich auf dem Dorfe mit den Bauern prächtig versteht. Heimgekehrt malt er sein großes Gemälde „Nach der Schlacht“, welches bei russischen Künstlern und in der Presse viel Besrenden erregte: — ein weites Todtenfeld, auf den Waffen und Helmen breiter, gefallener Bojaren Blut und Abendrot. Mitten unter den in Trop von Zorn Verstorbenen ein blauer, blonder Prinz, wie ein einziger blasser Hälfte in der Ranken des Todes. Fern, fern, am Horizont eine Faust und der schlanke Bug eines Bogens vor dem Himmel und in der schweren, schwankenden Luft, wie Schreie, zwei große, schwarze, rauschende Raubvögel. Auch Iwan, der Grause, entsteht um diese Zeit: auf seinen gefürchteten Stab gestützt, steigt der Czar eine schmale Wendeltreppe hinab, und bald wird seine Gestalt, dunkel und steil, das enge Treppenfenster verdecken, in dessen Rahmen sich das weisgoldene Moskau drängt.

Der Friede dieser Arbeiten wird durch den Auftrag unterbrochen, ein Wandzimmer in dem neuerbauten historischen Museum in Moskau (1875) mit Gestalten aus der Steinzeit zu schmücken. Wie ein viertesophiges Gedicht reiht dieser Fries vier Bilder des Ungeheuren und voll einer Stärke, die sich noch nicht ermisst, aneinander, und dennoch mäßigt der Ausgleich wogender Kräfte die große Bewegung der Massen. Diese Menschen gehören dem ersten begründenden Kampfe, und es scheint, als müsste sich auch die Luft erst an das Athemholen dieser ringenden Brüste gewöhnen. So neu ist alles dem Menschen gegenüber, und so mißtrauischen Zügern scheint die Natur abzuwarten, ob sie ihm oder dem schweren, schnaubenden Urthier sich unterwerfen soll. Ueberall stehen diese Gestalten vor irgend einem Angriff, und nur aus Müdigkeit kommt ihnen das Hüttenbauen. Das alles wird ungemein lebendig, doch ohne Pathos, in den Freskes erzählt, bei denen sogar der Umstand, daß der Stoff, immer wieder in Gruppen geballt, nur schwer, wie dickflüssig, vorwärtsströmt, der Stimmung zu Hilfe kommt. Die Farbe ist ungemein zurückhaltend im Ausdrucke, wie überhaupt dieser Fries technisch als ein Versuch neuer Erfahrungen erscheint. Und was an diesem vorgültlichen Stoff, da und dort noch fragend, erprobt wurde, das sollte sich bald in einer großen kirchlichen Aufgabe siegreich durchsetzen.

Nachdem Wasnetzow auf dem Gute Mamontowo im Vereine mit Poljenow, Andrei Mamontow und anderen eine Kirche erbaut, gemalt und eingerichtet hatte, entstand noch seine glänzende Decoration zum dritten Akte von Ostrowskijs „Schneewittchen“, ehe er aufs neue einen großen, entscheidenden Auftrag erhielt: die neue Kathedrale des heiligen Wladimir in Kiew sollte ausgemalt werden. Victor Wasnetzow beschloß, durch eine Reise nach Italien sich für diese Arbeit vorzubereiten; aber er war kaum einen Monat unterwegs, und nur San Vitale in Ravenna, der Marcusdom und in Rom San Clemente gaben ihm einige Anregung. Schon waren die Stimmen in seinem Innern zu laut, als daß die fremde Schönheit, die seine einsamen Stunde zaghaft berührte, Einfluß auf seine Entwürfe hätte gewinnen können. Er kehrte eilig nach Rußland zurück und begann 1885 das bedeutende Werk, welches ein glänzendes Zeugnis wurde für die Lebendigkeit des russischen Gottes und die tiefe, aus dem Leben strömende Frömmigkeit des Meisters. Zehn Jahre blieb er dieser Arbeit zugewandt, außer der großen Madonna mit dem Kinde (die auf jene Stize von 1871 zurückgeht), vier Wandbilder, den Jonasstein und unzählige ornamentale Motive zerstreuend; ihm war kein einheitliches Vorbild gegeben. Unter williger Annahme der durch die Ikonographie gebotenen Form, suchte er innerhalb dieses Rahmens und mit den Attributen einer jeden Gestalt einen organisch zusammenhängenden Himmel zu bauen, und es ist ihm gelungen, eine unendliche Menge von Macht und viele Kronen der Liebe in seinen Bildern zu versammeln. Zwölf und eine halbe Arschin hoch, die ganze Apsis erfüllend, steigt die Mutter Gottes in einfacher Feiltlichkeit über dem Altare auf, regellos schwebend im nachtblauen Mantel. Aber vor ihrer Brust hält sie das schauende Kind und, wie aus einer Knospe dringend, entfalten sich seine beiden, alle empfangenden Arme. In ähnlicher Art überreicht das vornehme Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung, Zurückhaltung und Hingabe bei vielen anderen Gestalten, die alle mit gerechter Frömmigkeit aus ihrem Leben herausgehoben sind in die goldene Dunkelheit des russischen Himmels. Die Martyrbrüder Boris und Gljeb, die grausame Olga, Rußlands erste Christin, der heilige Michael von Tver, Märtyrer, der heilige Alexander Newskij, der demüthige Sieger, der sein wildes Schwert in den gekreuzten Händen hält, sie alle sind gleichmäßig wuchtig und in den Handschriften und auf Wandbruchgementen entdeckten altrussischen Stilweiten, unter Zuhilfenahme neuer Elemente, ornamentale Schmuckmotive erfunden werden, die, nach russischer Art, unter dem Vorwande scheinbarer Symmetrie, doch kein Thema, keine Blume, keinen Vogel wiederholen und einen unabhebaren Reichthum von Details entfalten. Den Lehrreim dieser farbigen Formgedichte bildet das Engelangesicht der Seraphim und Cherubim, dessen ernste Ehrfurcht und hinhorchende Herrlichkeit in der Bewegung der sechs Flügel breiteren Ausdruck findet.

In seinen zahllosen Engelbildern hat Wasnetzow mit besonderer Feinheit die Psychologie der Flügel entwickelt, wie andere Maler die der Hände. Von der dunkelsten Trauer über den todten Christus bis zu der englischen Seligkeit, welche die Stunde seiner Auferstehung über die Himmel trägt, vermögen sie alles auszudrücken, bald kaum wehend, bald stürmisch bewegt, sanft und zärtlich wie Abendwolken und dann wieder erstaunt in ehernem Schrecken.

Die großen Arbeiten in der Kiewer Kathedrale des heiligen Wladimir haben den Künstler gereift, ihm das Bewußtsein seines bestimmten Besitzes verliehen, ihm aber zugleich eine Menge neuer Probleme eröffnet, in die er sich nun in der Einsamkeit seines Moskauer Ateliers vertieft. Zwei große Bilder hat er seither noch vollendet: Sirin und Alkinost, den Vogel des Schmerzes und den Vogel der Freude, zwei Sagenvögel mit den schönen Gesichtern gekrönter Frauen, die im dunklenden Gezweig nebeneinander wohnen. Der Gesang des einen ist ein seltsam wiegendes Weinen, das in fein gesenkten Angesicht beginnt und den ganzen Vogelleib in unsichtbare Klage weckt, während das Antlitz des nachbarlichen Thieres ein wanderndes Lachen in die Lüfte wirft. Es ist etwas Böcklin'sches in der Art, wie diese wunderlichen Wesen leben, und doch ist es russischer Geist, der sie lebendig macht.

Und das andere große Bild: die drei bekanntesten Helden der Bylinen: Ilja von Murom, Dobrynа Nikititsch und Aljoscha, der verliebte Popensohn, reiten hinaus in das russische Land. Einsach und mit breitem Pinsel sind die drei Männer, der greise, der männliche und der knabenhafte, auf ihren staksaadigen russischen Pferden nebeneinandergestellt, ohne novellistischen Zusammenhang, wie die Gestalten auf einem italienischen Devotionsbilde. Charakterisiert sind sie durch ihre Verhalten zu etwas Fremdem, vielleicht Feindlichem, das, von der Richtung des Beschauers her, sich ihnen zu nähern scheint durch die wogende Heide: fester sasst der greise Ilja sein ruhmreiches Schwert, Dobrynа, der Starke, späht scharf unter dem Bogen der Hand der Gestalt entgegen und, die dunklen-

Digitized by Google

den Augen immer noch irgend eines Mädchens soll, träumt Alfonsito über den schlanken Bogen fort ins Märchenhafte . . .

Dieses sah ich als das letzte Bild im letzten (ganz Victor Massuthow gewidmeten) Saale der Galerie Tretjakow. Das war vor zwei Jahren. Damals schien mir, als wäre es auch in der That die jüngste Stufe in der Entwickelung russischer Kunst, die mit zunehmender Nationalität sich nicht verengt, ja die vielleicht imstande sein wird, das höchste und allgemeinste Menschliche auszuprechen, wenn sie alles Fremde und Zufällige, alles Unruhige ganz vergessen haben wird.

Westerwede bei Bremen. Rainer Maria Rilke.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Als Herr v. Böhm-Bawerk im Februar d. J. sein Finanzexposé erstattete, glaubte er auch ein Exposé über die allgemeine wirthschaftliche Lage machen zu sollen. Gegenüber den damals schon ziemlich allgemeinen Klagen über schlechten Geschäftsgang gab er seiner Ansicht dahin Ausdruck, dass eben nur die, denen es schlecht gehe, klagen, dass es aber im ganzen nicht so schlecht gehe, als man aus diesen Klagen schließen sollte. „Wir sind nicht wohlgemuth“, aber auch nicht appoplektisch,“ meinte der Minister und es ist ihm nunmehr Gelegenheit angenommen, dass es einer vielleicht bescheidenen, aber doch nicht unerfreulichen Vergangenheit eine minder erfreuliche Zukunft folgen werde“ Andere Leute haben schon die optimistische Beurtheilung der Vergangenheit nicht getheilt, und mit der Zukunftsprophezeiung hat der Minister vollends Pech gehabt. Kaum acht Monate sind seit dieser Rede verflossen und der Minister versteht nicht mehr, den Klagen der Bevölkerung die günstige Handelsbilanz, die Aufrechthaltung der Valutaparität und die stabilen Rentencurse entgegenzuhalten — obwohl sich in all diesen Factoren wenig verändert hat — wiederholt weist er auf die wirklichen wirthschaftlichen Verhältnisse, auf die Verkehrsdepression hinweisen, denn sie sind am Budgetvoranschlag nicht spurlos vorübergegangen. Trotz des maßlosen Anziehens der Steuerschraube, welches augenfällig des schlechten Geschäftsganges doppelt drückend empfunden wird, zeigen schon die Steuereingänge des laufenden Jahres in mancher Post die Folgen der Geschäftsstockung, und das Präliminare kann die Jahre hindurch so reiche Progression der directen und indirecten Steuern nicht mehr voraussehen und muss bei wichtigen Posten, bei der Erwerbsteuer, bei den Zöllen, den Gebühren u. a. sogar eine Ermäßigung vornehmen. Auch im Staatsbahnbetriebe, dessen Jährliches Vorjahrergebniss im laufenden Jahre einen noch bedeutenderen Sprung machte, mussten die Einnahmen unverändert gelassen, die Ausgaben um vier Millionen höher als heuer veranschlagt werden. Obwohl die Ausgaben im ganzen Budget mit ausgesuchter Sparsamkeit vorgesehen sind, konnte dennoch das Gleichgewicht nur aufrecht erhalten werden, indem man 51½ Millionen Tilgungsrente und 10½ Millionen Mangarenum einstellte, der gar nicht heuer, sondern vor Jahren erzielt ist und unverrechnet gelassen wurde. Dabei wird das Ausgabenbudget in den nächsten Jahren durch die weiteren Serien von Investitionsrente erheblich anschwellen.

*

Der schlechte Geschäftsgang der Industrie, der vielfach zu Betriebsreductionen und Arbeiterentlassungen führt, hat zu einer großen Rettungsbewegung geführt. Von allen Seiten fordert man Staatsaufträge für die Industrie. Die Investitionsbauten sollen beschleunigt werden. Insbesondere hat die Regierung bisher erst einen kleinen Theil der im Investitionsprogramm für 1901 vorgesehenen Herstellungen vergeben, und es handelt sich dabei zumeist um eine Beschleunigung, sondern blos, um eine Einhaltung des gesetzlich festgelegten Investitionsprogrammes. Das ist ihre nächste Pflicht. Die Nichteinhaltung des zur allgemeinen Volkserleichterung aufgestellten Programmes gleich im ersten Jahre bewirkt, dass es der Regierung viel mehr um den Kern und den Investitionen zu thun war, als um die Zeit selbst. Es wird gern kein, im Parlament sind nun Bedenkungen der Verfassung zu hören, Anklagungen wegen Nichteinhaltung des Programmes zu fordern. Was zur Zahlung der Gehaltsschuld sind die Investitionsanleihen nicht bestimmt worden. Werden die provisorischen Bewilligungen dann prompt verabreicht, so dürfte auch die angestrebte Belebung der Industrie ein wenig gefördert sein. Eine gewisse Belebungsung der Arbeiten konnte denn auch erwarten, ob wohl davon nicht allzuviel erwartet werden darf. Gar zu rasch kann eine Wiederbelebung der Investitionsvorlage bei unseren schwachen Budgetkräften nicht erfolgen. Und wenn die Bewilligungen für die neuen Bahnen gar zu rasch ausgearbeitet werden, so könnte später der Schuh daran drücken. Wir sind diesbezüglich schlechter daran als die Industrie Deutschlands, deren heimisches Absatzgebiet eine viel größere Dynamik der Entwickelung kennt und welche für den Weltmarkt arbeitet. Es könnte geschehen, dass man mit den Rechtsverbesserungen auch das System zu viel thun. An der ungeheuflichen Not darf niemand Gewinn. Dass es geschehen kann, dass die jetzige Arbeitsnoth einer tieferen Ursachen wurde, die dann eben eine, unter schwierigere Bedingungen bedrohten, als keine Belebungen möglich sein Verhältnisse werden, die Zahlungsunfähigkeit der Industrie, die Bankrotte, die Zahlungsunfähigkeit der Banken. Das alles ist nicht möglich, ob der Gehalt unserer Gesetzgebungsarbeiten, das das Parlament in nicht zu ferner Zeit den einzelnen Gesetzen bedarf, werden. Das Parlament könnte, wenn möglichst rasch vorgehen sollen, aber vorsichtig in Bezug auf die Bahnunternehmungen in den nächsten Jahren sein. Alle die Bahnen, denen alle Bahnen gleich sind vor wichtige, Jahre Berechtigung besitzen werden?

*

Die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz hat [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz [illegible] Gesetz

allererster Linie städtische Gemeinden in Betracht kommen. Deshalb hat namentlich in Deutschland die Oeffentlichkeit so großes Interesse daran, daß es zu keinem vollständigen Ringe der Elektricitäts-Gesellschaften komme. Wenn nun auch in dieser Hinsicht eine Vereinigung der größten norddeutschen und der größten süddeutschen Elektricitäts-Gesellschaft immerhin Beachtung verdient, so genügt bei der großen Zahl der vorhandenen Elektricitätswerke dieser Zuordnung nicht, um den ganzen Gesellschaftszweig zu monopolisieren. Aber man hat eine gewisse Angst davor, auch hier könne der Appetit beim Essen kommen und die jetzt schwebenden Verhandlungen ein Vorspiel eines allgemeinen Elektricitätstrust sein. Freilich spricht Einer gegen diese Befürchtung. Hinter jeder Elektricitäts-Gesellschaft steht eine mächtige Bankgruppe. Es sind gewissermaßen eng abgegrenzte finanzielle Interessensphären und man muß es nach Lage der Sache vorläufig für ausgeschlossen halten, daß diese verschiedenen Finanzgruppen sich vereinigen könnten. Man braucht die verschiedenen Bankmanner nur auszusprechen, um sofort den Gedanken an die betreffenden tiefen Interessengegensätze wachzurufen. Hier scheint eine Vereinigung unmöglich, denn welche wichtige Rolle Personalfragen bei Finanzvereinbarungen spielen, dafür hat man gerade in der elektrischen Branche vor einigen Jahren ein gutes Beispiel gehabt, als die geplante Fusion Schuckert-Loewe daran scheiterte, daß Herrn Director Wasser aus Nürnberg das Uebermaß seiner Macht etwas zu klein gesteigert war. Solche Personalfragen werden sich bei der Vereinigung der Elektricitäts-Gesellschaften in hohem Maße entgegenstellen. Sollte diese Vereinigung dennoch einmal kommen, so wäre das äußerordentlich bedauerlich, weil dann der Consum nicht nur einem mächtigen Ringe von Fabrikanten, sondern vor allem einem unbesiegbaren Ring der deutschen Hochfinanz gegenüberstände.

B. B.

Kunst und Leben.

In der Hofoper gab es diese Woche wieder ein überflüssiges Gastspiel. Herr Beck sang den Renato mit durchaus ungünstiger, spröder Stimme. Sein Spiel genügte kaum den bescheidensten Anforderungen. Die Vorstellung dirigierte ein Herr Walter. Er ist in diesem Jahre schon der dritte Capellmeister, der an unserer Oper etwas lernen will. Auf die Schäden, die unserem Ensemble durch diese und ähnliche Experimente erwachsen, werden wir demnächst noch ausführlicher zurückkommen. Diesmal haben wir glücklicherweise noch eine erfreuliche Thatsache aus der Hofoper zu verzeichnen: das Gastspiel des Herrn Mautler, der, nach seiner Leistung im „Wildschütz" zu urtheilen, ein vorzüglicher Baß-Buffo zu sein scheint.

R. B.

Man schreibt uns aus Berlin:

Franz Wedekind hat in seinem „Marquis von Keith", der im Residenztheater zu einmaliger Aufführung gelangte, ein recht Spiel gewagt und — verloren. Ihn reizte die Erbschaft Hoffmanns, das bizarre Spiel mit Welt und Publicum. Der Spießbürger, der brave, alltägliche, hat in Deutschland seine Bierbrauerei verfegt und der Gründung eines Feenpalastes vorschnlig hingeopfert, und mit ihm die anderen Philister, Hallwelttritter, Bohemiens, sie sollten zu toller, fratzenhafter Caricatur werden, das Alltägliche sollte die Tragien locker Umwerfungen aufreizen. Ganz wie bei Hoffmann: ein hochgeborener und wohlgestifteter Graf, der Jura studiert und im Liebesdummheiten-machen sein Leben vertändelt, wird am Tage zu dem Entschluß, sich in eine Irrenanstalt aufnehmen zu lassen, um seine Tage friedlich als Verrückter zu beschließen. Kecklich wollte Wedekind diese wohlgeordnete, brave, anständige Welt zerschlagen, um die verstehrte Welt zu offenbaren, die unter der äußeren Glatte verborgen steckt. Ein Bankdirectorium des Irrenhauses, wie fein gezeichnet, das Publicum realistische, beschliefen. Ganz leuntlich gezeichnete Münchener Bürger, mit denen man am Biertisch gesessen, sollten plötzlich in romantischer Tragie ihre Rolle agieren, die Tollheit der Vernunft sollte gefeiert werden. Das war ein schöner Plan, und seine Gesetzlichkeit zur Wahrheit des dazu zusammengebeten — selbst ihm nur ganz die Möglichkeit, die Wirklichkeit zu erkassen. Er kennt die Welt nicht, deren er spottet. Seine Personen sind dumme Fratzen von Aubegenn an, und es hätzt sehr kühl, wenn sie noch fratzenhafter werden. Er ist ein Romantiker, den die Welt aus Uuverstand, nicht aus Zeitgeschick zum Märtyrer macht. Er ist in seinem „Marquis von Keith" mehr Polonius als Hoffmann: ein Zickerwitz sieht sich ihm ganz an wie ein Hofrath . . . es galt aber darzuthun, daß der Herr Hofrath, der bei Mranzler nachmittags immer seine Schale Chocolade trinkt und neulich den Nonnen Roberoden dritter Classe bekommen, ganz ingeheim nur ein Liederwitz ist.

Ernst Heilborn.

Man schreibt uns aus Hamburg:

Einen bemerkenswerthen Versuch unternahm am Mittwoch den 16. October, das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg, das im vorigjährigen Herbst eröffnet wurde und unter Leitung des Kretzmer v. Berger eine literarisch wertvolle Bühne — die einzige Hamburgs — geworden ist. In neuer Uebersetzung und Bühnenbearbeitung durch den Director des Theaters wurde Shakespeares „König Heinrich der Achte" gegeben, wobei man sich erinnern muß, daß dieses Stück — mit Ausnahme eines einzigen Versuches im Jahre 1877 — noch niemals auf deutschem Boden und in deutscher Sprache gespielt worden ist. Herr v. Berger wollte den Beweis von der Unrichtigkeit der bisher fast einstimmig ausgestellten Behauptung erbringen, daß dieses Drama nicht lebensfähig, gelegentlich dann buhnenfähig sei. Die Beantwortung dieser also Lob: sie bringt gleichzeit das Verstehen herein mit verbunden und gar zu Unverwittelte so zu gehen. Aber auch die beste Bearbeitung kann aus dieser stellplatzartigen Aneinanderreihung zahlreicher und prunkvoller Scenen aus Heinrichs VIII. Geschichte kein einheitliches Drama gestalten. Am Anfang wirken sich Ansätze zu dramatischer Entwickelung. Aber die Hoffnung, diese Ansätze zum organischen Bau werden zu sehen, erweisen sich bald als trugerisch. Nicht darin besteht das Undramatische an dem Werke, daß es aus aneinandergereihten Episoden besteht, auch dramatischeste Geschichte kann dramatisch sein — sondern darin, daß diese Episoden uns satt nirgends etwas Werdendes zeigen, sondern abgeschlossene Zustände, satt nirgends Entwicklungsreihen, sondern nur ihre Endpunkte. Wir sehen die Personen — mit Ausnahme des ersten Actes vielleicht — nicht in ihrem Thun, sondern nur, wie sie über die gewordenen Zustände jauchzen, klagen, fluchen und, was das Schlimmste ist, Betrachtungen anstellen. Es scheint mir, als ob man unrecht daran thäte, das Stück nach dem Maße von Shakespeares Höhenflug zu messen. Darnach hätte er seine ganze, wunderbare Technik hier vergessen. Kaum der Versuch einer Motivierung; eine Ueberfülle von Erzählungen, während er diese sonst bis aufs Aeußerste vermeidet; die Handlung völlig verzettelt, immer neue Menschen, neue Expositionen und kein Vorgang. Aber solche Vorwürfe treffen kaum, wenn Shakespeare angesichtlich nichts weiter als Böhmenbühler hat geben wollen, ein patriotisches Festspiel, wenn man will, das mit der Taufe Elisabeths und den prophetischen Worten über die Erfolge ihrer Regierung schließt. Und so wird dieses Stück kaum — wie Freitzer v. Berger es in einer Ansprache ans Publicum als Hoffnung aussprach — als Drama ins deutsche Geistesleben eindringen. Wenn der Beifall trotz allem ein lebhafter, zum Schluß jubelnder war, so wurde er durch die musterzeitige Aufführung hervorgerufen.

H. Bromse.

Man schreibt uns aus Paris:

Die Premiere der Comédie française hatte vorher mehr von sich reden machen, als wohl nachträglich der Fall sein wird. Es wäre über den Proben fast zu einer Revolution im Hause Molieres gekommen, und schließlich wurde das sogenannte Comité des lecture abgeschafft. Die Aufgabe dieses aus den hervorragendsten Schauspielern des Theaters Bestehenden Comités war es, die neuen Stücke zu lesen und über ihre Annahme zu berathen. Natürlich hatten die Herren eine Menge Dummheiten gemacht, schlechte Stücke angenommen und gute — darunter „La Peine" von Capus, den einzigen theatralischen Erfolg der letzten fünf Jahre — zurückgewiesen. Aber wenn man alle Dummheiten, die sich auf diese Weise ieren, wegzegen wollte, gäbe es keine Theater mehr. Ueberhaupt ist es nicht so leicht für einen Director nur gute Stücke zu geben, sintemalen die Stücke, die gut und neu sind, unglaublich dünn gesät sind. „Le Roi", von Gaston Schefer, das schon vor achtzehn Jahren von dem Comité der Comédie française angenommen und seither von Woche zu Woche und von Jahr zu Jahr zurückgestellt Stück, welches die Revolution im französischen Nationaltheater verursacht hat, gehört nicht zu den dünn gesäten. Herr Schefer ist Bibliothekar und lebt offenbar nur in Büchern. Von der Welt weiß er nichts. Die Geschichte, die er uns erzählt, ist unglaublich kindisch. Natalie von Elsheimath ist eine Sentimentalen gegen Schefer. Um seine Fabel interessanter zu machen, hat der Autor sie in die allerhöchsten Kreise verlegt. Der König wird vom Feind bedroht. Ihn ihn und sein Reich zu retten, muß die Prinzessin den Sohn des benachbarten Kaiser heiraten. Die Prinzessin aber liebt einen andern und mag den Prinzen nicht. Sie hat recht, denn der Prinz ist ein widerwärtiger Laffe. Darüber ein Liebes mechtel mit der Königin, der Mutter der Prinzessin, gehabt. Deshalb ist auch die Königin gegen die Heirat, und alle Gründe nicht vorhanden, eröffnet sie ihren Gatten ihre Schuld. Darauf wird eine wehrhaft ausgebrochene Revolution den König von Thron und Leben bringen. Die so erworbene Freiheit, in der sich der Prinzessin, der ihm die Hörner aufgesetzt hat, in Duell umzubringen. Mit blutigem Degen kommt er nach vollbrachter Rache auf die Bühne gestürzt und ruft: „Gott rette das Vaterland!" Ich weiß nicht, ob unser Herrgott sich mit solchen Lappalien abgibt, aber das Stück Herrn Scheres wird er schwerlich retten.

Zu der Renaissance bei Gemier zeigt Emil Fabre in dier Acten „La vie publique". Das Stück hätte einen sehr hübschen Aufsatz über das politische Leben abgegeben. Alle Politiker sind vertreten, und einer ist lumpiger und schuftiger als der andere. Der eigentlich dem Stücke zugrunde liegende Schaden, zu zeigen, wie ein ehrlicher Mann durch die Politik zum — Politiker wird, ist nicht scharf genug ausgelprochen und nicht energisch genug durchgeführt. Ein in Europa gänzlich unbekannter Lustspieldichter, der Amerikaner Charles Hoyt, hat in seinem „Texas Steer" das nämliche Thema ungleich besser behandelt. Bei Fabre steht vor allem die Handlung. Die beiden ersten und die letzte der vier Acten sind nur Disposition. In dritten ist eine schöne Scene, wo der ehrliche Mann in einer momentanen Anwallung den Winkelpolitikern, die ihn umringen und zu ihrer Tiere hinabziehen, die Wahrheit sagt und sie vor die Thür wirft, und der zweite Act, der uns die Burgermeisterei am Tage der Wahl zeigt, ist dramatisch bewegt. Dagegen ist der Act, der zwischen spielende Liebesgeschichte der Kinder feindlicher Väter steht ganz im Hintergrund und gewinnt diesem abgedroschenen Thema keine neue Seite ab.

N. E. Schmidt.

Bücher.

General de Gourgaud: Napoleon. Gedanken und Erinnerungen. St. Helena 1815 bis 1818. Stuttgart, Lpz. 1901. 336 Seiten.

Es war ein vortrefflicher Gedanke des Verlegers, den deutschen Publicum Gourgauds interessante Aufzeichnungen über seine Gespräche mit dem Exkaiser in St. Helena zugänglich zu machen. Denn die Lust der letzten Jahre schuf den Büchermarkt übersättigt, vermag dem Leser ein richtiges Bild der Persönlichkeit Napoleons zu vermitteln als die Fülle bisher dieses napoleonischen Memoirenbuches, der drei Jahre hindurch den Kaiser Gesprächs und dem Kaiser und seine jüngsten Erlebnisse und

Digitized by Google

der Insel mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit niedergeschrieben hat. Der deutsche Leser wird es dem Herausgeber zugute halten, dass er für das Schicksal Bourgauds geringes Interesse voraussetzt und sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet hat, Napoleon sprechen zu lassen. Wenn die Mittheilungen des Herausgebers über den Verfasser der Tagebücher nicht genügen, finden in der französischen Ausgabe des Werkes und in Lord Rosebery's letztem Werke „Napoleon. The last phase" die nöthigen Aufschlüsse. Auch dafür wird der Leser dem Herausgeber Dank wissen, dass er statt der chronologischen Anordnung des Originales eine sachliche gewählt hat. Wir hören Napoleon über alles sprechen: über seine Familie, über seine Feinde, über seine ganze Carrière bis zum Niedergange, und über all dies ebenso aufrichtig und unparteiisch wie über seine Umgebung, seine Generale, über kriegsfunst und Heereseinrichtungen, über Regierungsmaxime, über Staate und Engländer, über die Frauen und anderes mehr. Vieles von dem, was Gourgaud erzählt, kannten wir bereits aus anderen Quellen, ist aber ergänzen Gourgauds Nachrichten unsere Kenntnis und berichtigen unsere Auffassung über Dinge und Personen. Bewundernswert ist die Klarheit, mit welcher der Kaiser die Fehler seiner Regierung und seiner Feldherrnkunst erkennt, und die Härte, mit der er sie verurtheilt; dennoch bewundernswert die Verurtheilsfähigkeit, mit der er von Freunden, und die Milde, mit der er nicht selten von Feinden spricht, die Höhe, von der aus er unsere Menschen und Verhältnisse beurtheilt. Unter Staunen über die geistige Größe dieses Mannes wird durch die Veröffentlichung dieses Tagebuches, in dem Napoleon so erscheint, wie er war, und nicht, wie er der Nachwelt im Interesse seiner Familie erscheinen wollte, womöglich noch wachsen, unsere Ansicht von seinem Charakter unzweifelhaft eine günstigere werden. Napoleon-Verehrern und noch mehr seinen Gegnern sei die Lectüre dieser Tagebücher auf das dringendste empfohlen. **Prof. A. Fridram.**

Dr. Leo Verkauf: Die Alters-, Invaliditäts- und Stellenlosigkeits-Versicherung der Privatbeamten und Handelsangestellten. Kritische Darlegung der Bestimmungen des in der XVII. Session des österreichischen Reichsrathes eingebrachten Gesetzentwurfes. Wien, 1901. Ignaz Brand. Preis 60 Heller.

Die Regierungsvorlage eines Privatbeamten-Versicherungsgesetzes ist in der „Zeit" bereits zwei Jahre nach ihrem Erscheinen einer Kritik unterworfen worden. In erschöpfender Weise, dabei in gedrängter Kürze, welche jedoch der Verständlichkeit keinen Abbruch thut, erörtert Dr. Verkauf den Gesetzentwurf und gelangt zum gleichen Resultat. Bei unverhältnismäßig hohen Lasten leistet die geplante Versicherung sehr wenig, ja sie geht darauf aus, den Angestellten eine ungenügende Altersversicherung vorzugaukeln, die sie aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nie erreichen werden, während die Angestellten vor der Inanspruchnahme der Invalidität thatsächlich ein sich stetsmilderlich behacht, noch abgeschieden werden sollen, weil sie dadurch die Erreichung der Altersrente unwahrscheinlicher machen. Ueberdies ist die Organisation lächerlich und völlig verfehlt. Der ganze Vorlage ist auf verscheerungstechnischer und nicht auf socialpolitischer Basis aufgebaut, hat dadurch ungeheuere Härten, und doch weicht sie wieder in verschiedenen Fällen von der versicherungstechnischen Forderung, dass die Prämienzahlungen auch das Recht auf die Leistung gewähren, ab. Das Problem löst sich nur durch die Schaffung eines allgemeinen Arbeiterversicherungsgesetzes, welches auch die Privatbeamten in sich schließt, und zwar mit Staatshilfe. **W. F.**

Grillparzers Werke. In 8 Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die erste Gesammtausgabe Grillparzers, die sich nach ihrem Preise an die oberen Zehntausend wendete (1872, Mk. 16), wurde mit Spannung erwartet; sie hielt, was sie versprach, und setzen nicht entschelten können, einen Band Gedichte oder die nach der traurigen Ablehnung seines ersten Lustspieles geschriebenen Träumen drucken zu lassen: „mögen sie's noch unreifen Todes saumeln", waren seine Worte. Josef Weilen mag bei der Zusammenstellung der Gedichte für die Gesammtausgabe aus der „Aglaja", den „Dioskuren", Hormayrs Archiv und anderen Zeitschriften und Zeitschriften seine geringe Mühe gehabt haben. Die weiteren Auflagen (2. bis 3. wurden stets durch Neuanschauen vermehrt, während im Preise eine stufenweise Herabsetzung stattfand von Mk. 30 bis Mk. 20. Aber selbst Mk. 20 kann ein großer Theil des Publicums für einen Klassiker nicht aufwenden und — das Erscheinen der Prachtausgabe ist ja vorüber. Der Titel: Ta heißt es der Concurrenz vorbeugen und recht billig liefern. Recht kommt uns mehr als ein Jahr vom Absatz der Schuffrin, und wenn wirst gleich der Grillparzer Ausgaben zu geringen Preisen auf den Markt. Wenn die „Dramatischen Meisterwerke". Ein stattlicher Band von über 700 Seiten, gut gedruckt und gebunden für Mk. 3. Vielleicht entspricht die getheilte Ansprach den Wünschen des Publicums. Wir bekennen uns freimüthig zur anderen Meinung: vermissen wir doch nicht blos die zwei ersten Theile von goldenen Vließ: „Der Gastfreund", „Die Ahnfrau" und ohne diese erscheint „Medea" schwer verständlich, von dem auch das Fragment „Esther", „Libussa", „Die Jüdin von Toledo" und den „Bruderzwist in Habsburg" bedauern. Unserem Standpunkt wird die zweite Ausgabe, betitelt: „Grillparzers Dramen", mit Einleitungen und Nachworten von H. Laube, herausgegeben von R. Sauer und Karl Glossy, Mk. 6 besser gerecht. Hier sind die oben genannten Dramen beigefügt, dann „Blanca von Castilien", „Robert, Herzog von der Normandie" und andere kleine Stücke stehen, begrundet leinen Vorzug Textlens und Lesbarkeit. „Grillparzers Werke", Volksausgabe, mit Einleitung und Nachworten von H. Laube, also, oder, wenn man will, vier Bände, gebundene Bände. Als Volksausgabe erscheint sie keinen Anspruch; doch wird das Schlende nicht von vielen vermisst werden. **F. Schiller.**

Dante Alighieri: Das Haus des Lebens. Ein Sonettenkranz aus dem Englischen von Otto Hanfee. Verlag bei Eugen Diederichs, Leipzig. Preis.

Also 16 deutsche Uebersetzer ist ja noch zugegeben, ist auch ohne Zweifel. Zu allgemeinem ist die Uebersetzung von allerlei Dante, der ist sie nur, und das mit wenig Tugend und aus dieser Noth, im Sinnlichen, im besonderen. Nun und Rosetti ist einmal sehr besonders, sehr eigensinnig, sehr gesucht, sehr Künstler, Aesthet, sehr augenblicklich und sehr unglücklich. In der Uebersetzung ist er nur zu sentimental, zu allgemein und sie ist es, zu deutlich durchsichtig und doch immer von dieser Ornamentik, zu sehr Verlieber mit romantischen Umständen. Ja, ja, ich weiß alles, es sind das Liebessonette, und von 103 Sonetten sind — um rund zu bleiben — mindestens 60 der einzigen Elisabeth Siddal gewidmet: da können wir schon alle mitreden, das ist schon einige Liebe, Liebe im großen und ganzen, jeder Mensch in seiner Art. Aber Rosetti bleibt doch allein doch für mich der sinnliche Schwärmer und verträumte Libertin, der über der Schönheit eines Bildes dem Leben unterm wurde, und ich habe mich schon lange über seine Treue und seinen Schmerz hinweggesetzt, da habe ich noch immer in seinen Strophen die heimliche Harmonie von Modell und Mystik, die seine Bilder so ewig schön macht. Ich sagte, Rosetti sei ein sehr unglücklicher Mensch gewesen. Ich meine das nicht so im allgemeinen, wie man es immer von denen, die Verse machen, über Tichter hört. Bei solchen sehr unglücklichen Menschen kommt es im Leben und auch in der Kunst sehr auf die Nuance an. Und da alles, das andere ist Traum oder Komödie, jedenfalls allgemein. Und im „allgemeinen" sind wir schließlich alle gute Dichter oder zum mindesten sehr gute Uebersetzer. **Rudolf Kassner.**

Revue der Revuen.

„Deutsche Rundschau" (October). Ein Artikel von Georg Brandes über „Anderson als Mensch und Dichter". — Theodor v. Sosnosky schreibt über „Englands militärische Lage:" Der Zustand des Unionheeres sei weitaus der schlechteste von allen Armeen der Weltmächte, durchaus nicht im Verhältnis zu Englands Stellung und am wenigsten zu seinen Weltverschleißgelüsten. Seine gesammte Armee in Colonialtruppen miteingerechnet — beträgt bloß 468.000 Mann und für einen auswärtigen Krieg kann es nicht mehr als 153.000 Mann aufbringen. Der Verfasser erblickt den einzigen Weg zur gründlichen Reform des britischen Heeres in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, gegen die sich jedoch das britische Unabhängigkeitsgefühl auflehnt.

„Neue Deutsche Rundschau" (September und October). Ein Anonymus erzählt über die Lola Montez, jene Abenteurerin großen Stils, die in den Vierzigerjahren als spanische Tänzerin die Hauptstädte Europas bereiste und durch ihr Verhältnis zum König Ludwig I. von Baiern eine bedeutsame Verühmtheit erlangte. Im October 1846 war sie im Hotel Rothenhahn in München ein Journal zu unterzeichnen und hatte dabei ihre eigenartige Schwäbrit (sie war die Tochter eines schottischen Officiers und einer Creolin) den schon betagten König so bestrickt, dass er sie sofort mit Geschenken und Gnadenbezeugungen überschüttete. Seine Verblendung war so groß, dass im Volk die Sage ging, Lola Montez sei mit dem Teufel im Bunde. Im Volke war es bei hohen Kreisen jedoch die größte Erbitterung, die durch das gemeine und übermüthige Auftreten der Tänzerin noch gesteigert wurde und ihren Höhepunkt erreichte, als ein frech hochangestelltes Münsterium, welches den König aufgefordert hatte, sie zu entfernen, vom König entlassen wurde. Die Monley dagegen wurde zur Gräfin Landsfeld ernannt, was das Volk noch mehr empörte, da sie nun ihren Rang unter der Hofgesellschaft öffentlich anerkannt sehen wollte. Erst im Februar 1848, also noch nahezu anderthalb Jahren, gelang es dem öffentlichen Unwillen, der in eine wahre Revolution auszuarten, sie zur Flucht aus der Stadt zu zwingen, in die sie im März, in männlicher Verkleidung, noch einmal zurückkehrte, um dann für immer zu verschwinden. Der alte König, der inzwischen zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II. abgedankt hatte, wollte ihr dorthin folgen, wurde aber daran durch die Drohung verhindert, dass man ihm dann die Auslehr nach Baiern verbieten werde. — Ellen Key schreibt über Kindererziehung. Die Verfasserin plaidiert für eine möglichst freie und weitgehende Entwickelung der Individualität und die Selbständigkeitsgefühle und vertritt mit Spencer den Standpunkt, dass jede Strafe eine logische sein müsse. Man lasse das Kind die Consequenzen seiner Handlungen teagen; nur eine derartige erzieherische Erfahrung kann von nachhaltiger Wirkung sein.

„Zwei neue musikalische Zeitschriften sind in diesem Jahre dem Bedürfnisse der Musikfreunde entgegengekommen. Die ersteren „Die Musikwoche" (Wien, Schlesinger & Comp.) wendet sich mehr an den praktischen Musiker, indem sie das Hauptgewicht auf die Publication von Musikalien legt. Auf diesem Gebiete bringt sie eher zu viel als zu wenig. So vielerlei sind wenige Musiker, dass sie sowohl Musikalien für Clavier zu zwei und vier Händen, Violine, Harmonium, Einzel und Chorgesang, sowie Clavierauszüge mit Text verwenden können. Wer nur eines dieser speciellen Gebiete braucht, wird den Gesammt haben, dass er alles übrige eigentlich nutzlos bezahlt. Ist es doch ebenso unpraktisch, eine Zeitschrift mit Novellen von Webers „Freischütz", wie sie mit dem ersten Quartal allmählich herauskam, stets abonnierung zu bekommen, als es Unsinnig ist, als etwa der Abdruck von Schillers Gedichten in einer Literaturzeitung. Bei geschickterer Auswahl von Musikalien, die auch schon objectiv in populären Ausgaben zu Spottpreisen zu haben sind, könnte die „Musikwoche" etwas gediegenen Publicums sicher sein. Die zweite Zeitschrift „Die Musik" (Berlin Leipzig, Schuster & Loeffler) wendet sich mehr an das literarische Lesebedürfnis des Musiker. Neben interessanten Artikeln finden wir Besprechungen der wichtigsten musikalischen Neuerscheinungen dieses Jahres, neuer Bücher und Musikalien, der Opernsaison der letzten Zeit und eine Zusammenstellung der wichtigsten musikalischen Festschriften. Nach dem ersten Hefte zu urtheilen, scheint der Inhalt vielfach interessant gehalten arrangiert zu sein, und wird die weiteren sein. Je bunteren Hefte verspricht wird, dürfte der Leser in der „Musik" die Zeitschrift erblicken, die er seit langem sucht. Bisher Leser war es schon aus der Publication der Beethoven-Briefe von Dr. Th. Helm angenehm aufgefallen, die das geistige Niveau des Meisters auf einer Stufe

zeigen, die selbst Kenner von Brachners Persönlichkeit kaum für möglich gehalten hätten.

„Revue de Paris“ (1. October) veröffentlicht einen posthumen Essay von Victor Hugo, der einem demnächst erscheinenden Band: „Post Scriptum de ma vie“ entnommen ist. Er betitelt sich: „Le Goût“ und der Dichter meint darin, obwohl man Geschmack gerade für etwas Variables halte, gibt es doch einen absoluten guten Geschmack, der sich freilich nicht in Formeln bringen lasse, aber doch das Gesetz herumtrage, das alle hohen und niederen, guten und schlechten Geschmack, aber durch die Kraft des Genies kann, was im allgemeinen für gemein gilt, erhoben und geadelt werden, wie das Beispiel Shakespeares und der griechischen Classiker beweist. Aber wie alles, was mit dem Genie zusammenhängt, ist der künstlerische Geschmack eine Intuition, etwas, das sich nicht lehren und kaum erwerben lässt. — L. Batissol erzählt von der Kindheit Ludwigs XIII. Er schöpft dabei aus den Aufzeichnungen des Doctors Jean Heroard, der dem Dauphin vom Tage seiner Geburt an als Leibarzt zugetheilt war und mit großer Sorgfalt ganze Scenen und Gespräche aufgezeichnet hat. Der Dauphin zeigt sich darin als ein Mages, leidenschaftliches, von dem Gefühl seiner hohen Stellung durchdrungenes Kind, in dem kein Mensch den schwachen, muthlosen König vermuthen würde, als der Ludwig XIII. in der Geschichte erscheint.

„Mercure de France“ (October). Rémy de Gourmont besaß sich in einem Artikel mit dem jungen Mädchen von heute. Bis zum Schluss des achtzehnten Jahrhunderts gab es keine junge Mädchen im heutigen Sinne, zum mindesten in Frankreich. Das Mädchen gieng aus der Kinderstube direct in die Ehe, wurde mit 15 oder 16 Jahren schon ihrem natürlichen Beruf zugeführt; jenes heikle Zwischenstadium, das sie gegenwärtig von der Zeit ihrer Heranwachsens bis zu ihrer Verheirathung durchzumachen hat, existierte nicht. Ungefähr so wie heute wird sie behandelt und man dem erwachsenen Mädchen in der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts begegnet, unterscheidet sie sich wenig von der jungen Frau, zeigt keinerlei Prüderie, ja kann besondere Zurückhaltung. Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts steht man den Typus entstehen und zugleich jene speciell auf ihn berechnete Literatur, deren inquisitorische Vertreterin Mme. de Genlis ist und die auch in Deutschland in den Romanen und Novellen der Familienjournale und ihrer verspätzten und heuchlerischen Darstellung des Lebens ihren Ausdruck fand. Als interessantes Document über das junge Mädchen von heute verweist der Verfasser überdies auf das Resultat einer Umfrage, die ein Herr Olivier de Fréville kürzlich mit mehr als 2000 jungen Mädchen angestellt und deren Antworten er in Buchform herausgegeben hat. — Jean Mélia erzählt von den Jugendlieben Stendhals, oder eigentlich von den ersten erotischen Regungen des Knaben, die sich schon in seiner frühen Kindheit weckten. Die er nie gelt seiner Mutter, die er mit so heftiger Leidenschaft liebte, daß sie sich seinen zärtlichkeiten entziehen musste und er von der grimmigsten an Hass grenzenden Eifersucht sar seinen Vater erfüllt war. Dann kamen nach der Reihe mütterer seiner Tanten dran. Mit etwa vier zehn Jahren sehen wir ihn bei seinem ersten Besuch für eine junge Schauspielerin, die in seiner Vaterstadt Grenoble gastierte und deren Gegenwart ihn so erregte, daß er ihr bei aller Scheuheit aus dem Wege gieng, aus Furcht vor den heftigen, beinahe physischen Schmerzen, die er bei ihrem Anblick empfand. Erst sein siebzehntes Jahr brachte ihm eine normale Neigung in einer Jugendgespielin, die nach nach fünfundzwanzigjähriger Trennung eine zärtliche Erinnerung für ihn bewahrte.

Eine venezianische Nacht.

Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Bis ich über dies Furchtbare so weit hinauskam, dass ich am Leben und der Gesellschaft wieder theilnehmen konnte, dauerte es eine Weile.

Doch nicht allzulange. Es ist seltsam, wie viel Heilmittel so ein junges Gemüth besitzt, um Wunden des Gewissens vernarben zu machen. Und wenn auch der Eindruck, den das Ereignis auf den sehr frivolen Kreis, in dem ich lebte, der Nimbus, den es mir verliehen, dass ein junges Genie um mich gestorben war, nur wenig dazu beitrug, mich zu trösten — mein eigenes sophistisches Gewissen that sein Möglichstes, mich zu beruhigen.

Vielleicht hatte der Unglücklichste die That nur aus Eitelkeit begangen, um von sich reden zu machen. Jedenfalls war er ein Schwindsüchtig und nicht viel zu ihm verloren. Ich aber, die ich in seinen Gedichten ihn so oft mit dem Gedanken an Tod und ewige Vernichtung hatte spielen sehen, sollte ich seine Prosa ernst nehmen? Seine Warnung nicht auf Rechnung einer überreizten Dichterphantasie schieben?

Gewiss, ich hatte mir keinen Vorwurf zu machen und brauchte nicht auf Glück zu verzichten, weil er mir's missgönnte noch über das Grab hinaus.

Aber so viel Eindruck hatte das traurige Ereignis doch auf mich gemacht, dass ich jetzt mich vor allem Flirten inacht nahm, diejenigen, die nun erst recht mit den Hof machten, ruhig herankommen ließ, und wenn ich nichts für sie fühlen konnte, sie freundlich und ohne alle koketten Mädchen verabschiedete.

Das hatte so Jahr und Tag gedauert, da lernte ich meinen armen Fredy kennen.

Er war in allem der gerade Gegensatz zu dem unglücklichen Poeten. Sohn eines reichen Rhederś, von Früh an in der halben Welt herumgefahren, ohne viel Schulweisheit und Literatur, aber mit einem hellen, wenn auch ganz unpoetischen gesunden Verstande begabt und einer strahlenden Heiterkeit. Ihn lachen zu hören war geradezu eine Erquickung, und der schwärzeste Melancholiker konnte nicht widerstehen mitzulachen. Dabei ein Prachtmensch von körperlicher Anmuth, ein Riese an Kraft und Gesundheit, und was mich vor allem bestach, gutmüthig und kenfsam wie ein Kind, wenigstens mir gegenüber.

So sehr er von seinen persönlichen Vorzügen überzeugt sein konnte — als er mir seine Liebe erklärte, konnte er vor Zaghaftigkeit nicht drei zusammenhängende Worte sagen, und sah dabei so drollig aus, dass mir — Sie werden das kaum verstehen, da ich sehr glücklich war, dass er endlich sprach — bei seinen respectvollen Mienen und Geberden mein keiner Seidenpinscher einfiel, der geradeso um ein Stück Zucker bettelu konnte.

Ich musste trotz meiner Aufregung lachen und sagte ihm auch den Grund, und da lachte er mit, und dann umarmte ich ihn, der von Kopf bis Fuß vor Glückseligkeit bebte, und so haben wir uns in unseren Brautstand hineingelacht.

Aber gleich darauf wurde mir sehr ernst zumuthe. Ich dachte an den Todten, und als wir uns erst ein wenig beruhigt hatten, fragte ich Fredy geradezu, ob er sich getraue, ein Mädchen zu seiner Frau zu machen, über deren Haupt eine so gespenstische Drohung hänge.

Er nahm meine beiden Hände in seine große Rechte, sah mich lächelnd an und sagte: Let the poor spirit come, my darling, I'll knock him down!

Und dabei drückte er meine Hände so gewaltig, dass, während ich mich aufsöhnend losmachte, gegenüber seiner frischen Kraft all meine unheimliche Sorge verschwand.

Wir wollten keinen langen Brautstand haben. Sechs Wochen nach der Verlobung, im Juli, sollte die Hochzeit sein. Da es wieder sehr schwül in der Stadt war, beschlossen wir, die übliche Hochzeitsreise auf den Herbst zu verschieben, wo Fredy mich nach London führen wollte, die Flitterwochen dagegen ganz still in unserer Villa zu verleben, was besonders meiner Mutter zuliebe geschah, die mich nur schweren Herzens von ihrer Seite ließ.

Mich selbst hatte im ersten Augenblick der Gedanke, gerade an jener Unglücksstätte mein neues Leben zu beginnen, mit einem leisen Schauer erfüllt. Doch wollte ich in den Augen meines tapferen Verlobten nicht feig und abergläubisch erscheinen und bezwang auch das Herzklopfen, das ich fühlte, als wir nach der Trauung, die erst in der Abendstühle im Stadthause meiner Eltern stattgefunden hatte, im offenen Wagen die paar Meilen nach der Villa hinausfuhren.

Fredy saß mit so strahlender Miene neben mir und streichelte mit seiner großen Hand meine kleine, kalte, zitternde, so zärtlich, die Sterne über uns funkelten märchenhaft, je weiter der Lärm und Dunst der großen Stadt hinter uns blieb, je stiller und dankbarer wurde mein Herz. Ich dachte freilich an den Todten, aber mit der festen Ueberzeugung, wenn ein unsichtbares Band die Geister im Jenseits mit uns verknüpfe, werde er edelmüthig genug sein, mir mein Glück zu gönnen.

So kamen wir vor der Villa an, in der außer dem Gärtner und seiner alten Frau keiner der Dienstboten zurückgeblieben war, da wir alle bei der großen Hochzeit gebraucht hatten. Die beiden treuen Hüter standen neben der offenen Hausthür, die sie aufs schönste mit Kränzen und Guirlanden decoriert hatten; der Wagen hielt vor der steinernen Treppe, Fredy öffnete den Schlag und schwang hinaus, mir beim Aussteigen den Arm zu bieten — in diesem Augenblicke ertönte ein Schuss dicht vor uns, der auf der Schwelle der Thür abgefeuert zu sein schien, und zwar so stark, dass die Pferde scheuten und anzogen, so dass ich schwankte und auf den Wagensitz zurücksiel.

Auch die anderen waren heftig erschrocken. Meinem tapferen jungen Gatten erstarb das Lachen auf den Lippen, als er die geisterhafte Blässe sah, mit der ich sprachlos im Wagen lag. Er fasste meine Hände und suchte, indem er mir zärtlich zuredete, mich aufzurichten. Körperlich hätte ich wohl die Kraft dazu gehabt. Aber die Erschütterung meiner Seele war zu stark gewesen, um mich auf den Füßen zu halten.

Rühre dich nicht, dearest, sagte er, ich trage dich hinein, du sollst diese verwünschte Schwelle, die dir ein solches Grauen macht, mit keiner Zehenspitze berühren.

Damit beugte er sich über mich und wollte mich aufheben. Ich drückte mich aber nur fester in die Wagenkissen und flehte ihn mit vorgestreckten Armen an, mich zu lassen wo ich war, ich könne mich nicht überwinden, das Haus zu betreten, er möge Nachsicht mit meiner Angst und Schwäche haben, aber ich wisse genau, dass es mein und sein Unglück sein würde, wenn wir der Warnung des Todten trotzen wollten.

Er sieh mich anderen, ohne weder ein scherzendes noch ein ernstes Wort daran zu verschwenden, mich andern Sinnes zu

Digitized by Google

machen, obwohl er mein Widerstreben für eine lindische Thorheit hielt. Beruhige dich nur erst, darling, sagte er und legte mich bequemer in der Wagenecke zurecht. Es ist hier gute Luft, vielleicht schlummerst du sogar ein wenig, die Hitze beim Essen und die vielen Toaste — kein Wunder, wenn man hernach Gespenster sieht.

Ich schloss denn auch die Augen, hauptsächlich um mit meinen Gedanken allein zu sein. Aber seltsam, ich schlief endlich wirklich ein und schlief die ganze Nacht durch, wenigstens bis die Höhne zu krähen anfiengen. Da schlug ich die Augen auf und sah Fredy am Wagenschlag stehen und mir lachend zunicken.

Nun, sagte er, das ist eine ganz neue Art, seine Hochzeitsnacht zu feiern, die junge Frau im Wagen, der junge Ehemann auf einem Sopha im Gärtnerhause. Denn du schliefst so fest, Liebste, ich gab Jack Ordre, die Pferde ganz still zu halten, bis du etwa aufwachen würdest. Aber zept — was hat die gnädige Frau für Befehle an ihren ergebensten Diener? Wir werden uns doch wohl entschliessen, im Hause zu frühstücken. Bei Tage spukt so manches nicht so boshaftes Gespenst.

Ich erzähle Ihnen das alles so ausführlich, damit Sie sehen, wie gütig und besorgt um mich er war. Mein armer Fredy! Warum musste er gerade mich zu seiner Frau haben wollen!

Nein, Fredy, sagte ich, in das Haus setze ich keinen Fuß. Ebensowenig mag ich den Ellern jetzt unter die Augen treten, die mich für eine Närrin halten würden, und dann — die furchtbare Hitze — wenn du mir einen Gefallen thun willst, so fahren wir jetzt an den Seen und besteigen deine Yacht, und fahren auf ihr wohin du willst. Ich leugne es nicht, meine Furcht — es mag dir vielleicht aberglaubisch vorkommen — auf dem Lande werde ich sie nicht loswerden, eher denke ich noch auf dem Meere zur Ruhe zu kommen, als ob er mir dahin nicht folgen würde.

Wie du willst, sagte er. Nur musst ich dann noch ein paar Geschäfte in der Stadt besorgen, und es schickt sich doch auch, dass ich deine Eltern benachrichtige, wo sie ihr Kind — wenigstens im Gedanken — zu suchen haben. Dich selbst fahre ich aber sofort nach dem Hafen. Du wirst bis an den Abend dort als Strohwitwe hausen, aber Tonft an nichts Mangel haben.

Sie müssen wissen, dass diese seine Yacht immer segelfertig im Hafen lag, mit vollständiger Bemannung, dem Steuermann, Koch und sechs Matrosen. Denn plötzlich wandelte ihn einmal die Laune an, in See zu stechen, dann musste er alles parat finden.

Wir fuhren also von der Villa fort, zu grossem Erstaunen unserer Leute, die uns für plötzlich verrückt geworden hielten! Wie schonend und zartfühlend mein armer Riese mich behandelte, können Sie sich nicht vorstellen. Keine Neckerei über meine Schwäche, keine Verstimmung, dass ich ihn die Nacht so übel hatte zubringen lassen. Dagegen suchte er mir meine theoretische Einbildung, worin er es doch hielt, zu vertreiben, indem er mir erzählte, den Schuss habe ein Wildbieb abgefeuert, der unsere Ankunft nicht erwartet und auf die Rehe gepirscht habe, die häufig in hellen Nächten aus dem Walde herüber in unseren Park kommen. Die Erfindung war sehr durchsichtig. Ich hatte den Schuss nicht hinter dem Hause gehört, sondern vorn an der Schwelle. Aber ich war Fredy doch dankbar, dass er sich die Unkosten einer Lüge machte, um mich zu beruhigen.

Die Sonne blieb diesen Morgen hinter grauem Gewölk. Als wir den Hafen erreichten, drohte es zu regnen und im Westen stieg ein Unwetter auf. Ich kam aber noch trocken an Bord der Yacht, bis zu der Fredy mich begleitete. Er lachte und winkte mir aus dem kleinen Boote zu, dass ihn wieder umkehren sollte. Und dort du, sagte er, da die Bootsleute schon abstiessen, wenn dein »geist die auch zu Wasser eine Visite machen sollte, bitte ihn, ein wenig auf mich zu warten. Ich hatte ihm zwei Worte zu sagen. Das war der einzige Scherz, den er sich in Bezug auf das unheimliche Ereignis erlaubte. Dann verschwand er mit im Gewimmel der grossen und kleinen Fahrzeuge, die im Hafen vor Anker lagen.

Meines war wohl so commodabel eingerichtet, wie unsere Yacht, mit dem ausgesuchtesten Geschmack, und dabei so gut gebaut, dass sie dem schlimmsten Sturm trotzen konnte. Und überdies lag sie sicher, neben einem grossen Indienfahrer, dessen schwarzer Bug sie überschattete. Und doch machte mir schon das leiseste Schwanken, als jetzt ein lebhafter Regenwind sich erhob, ein peinliches Gefühl von Angst und Beklemmung. Ich zog mich in die Kajüte zurück und streckte mich auf einem Divan aus, nahm einen Roman vom Einbiden, den ich schon bei einer nächtlichen Fahrt angeblättert hatte, konnte aber weder lesen noch schlafen.

Wie lang wurde mir der Tag, wie ungeduldig erschnte ich die Rückkehr Fredys. Ich wusste, vor Abend konnte er nicht zurückfinden, er hatte an eine Reise mit mir so nicht gedacht und wusste im Gedränge seiner Boten allerlei abschicken, Befehl ausrichten, zu meinem Ostern kommen, die freilich einerlei meinten.

Aber galt es sich in Geduld zu fassen, sich die Zeit zu allen guten Dingen abzutöten, der meiner besten Freunde sind das Schreiben und Lesen, so vertrieb die gröbsten zwei Spiegeln an der Wand hieng. Darüber wurde meine Stimmung endlich ruhiger; ich war selbst geneigt, den Vorfall am Abend nicht tragisch zu nehmen und an eine natürliche Erklärung zu glauben, und überdies mich dem Gedanken, wie hübsch es doch eigentlich sei, in einem solchen Prachtschiffchen ins neue Leben hinauszufahren.

Und vollends wurde ich ganz vergnügt, als am Nachmittag der Capitän mir sagen liess, ob ich nicht hinaufkommen wolle, das Boot mit meinem Manne sei schon in Sicht — vier Stunden früher, als ich gerechnet hatte.

Ich warf mein Regenmäntelchen über und hastete die Stufen hinauf an Bord. Es hatte zu regnen aufgehört, die Wellen giengen aber noch hoch, und das Boot, das Fredy brachte, schwankte sehr. Er stand aber aufrecht und lüftete seinen Hut, mit einer lachenden Miene, voller Zärtlichkeit. So ruderten die Bootsleute ihn bis an die Yacht, die schon ihr Fallreep ausgeworfen hatte. Mit der linken Hand ergriff er das Seil des Ueländers und setzte den Fuß auf die unterste Sprosse. In dem Augenblicke erkünte ein Schuss dicht neben uns vom Bord des grossen Indienfahrers, Fredy wandte unwillkürlich den Kopf nach jener Seite, that, da er das Gleichgewicht verlor, einen Fehltritt und stürzte zwischen dem Boot und der Yacht in die Tiefe.

Sofort sprang einer der Bootsleute ihm nach. Ich selbst, so erschrocken ich war, ich zweifelte doch nicht, dass er gleich wieder auftauchen würde. Er war ein Preisschwimmer und hier im Hafen keine tückische Strömung, die ihn fortreissen konnte. Noch ein Zweiter warf sich ins Wasser, ein Mann von seiner eigenen Yacht. Beide, die ihn retten wollten, kamen nach einiger Zeit wieder zum Vorschein; ihn selbst hielt sein Schicksal da unten fest. Am nächsten Tage erst fand man ihn. Sein Rock hatte sich unten am Bug eines Dampfers festgehakt, wo sonst kein Nagel vorzustehen pflegt. Es hatte eben sein sollen. Meine alte Schuld — er hatte sie mit seinem jungen Leben büßen müssen. Ein Schiffsjunge auf dem Indienfahrer hatte aus Langweile nach einem grossen Vogel geschossen, der sich im Takelwerk niedergelassen. Der Vogel war heil davon geflogen, meinen armen Fredy hatte der Schuss das Leben gekostet.

(Schluss folgt.)

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer

natürlicher alcalischer **SAUERBRUNN**

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 20, empfiehlt seine **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Permanente **Möbelausstellung** Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen III. Gymnasiumstrasse 38—41. Stadtbahn Rasumofskygasse, Linie Nr. 71. Tramway: Hauptzollamt.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX. I. Tarkenstrasse Nr. 17
—— Prospecte gratis und franco. ——

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 26. October 1901. Nummer 369.

§ 14-Parlament.

Was sich wohl der Graf Badeni in seiner ländlichen Zurückgezogenheit gedacht haben mag, als er von dem Jubel las, mit dem die letzte Programmrede des Herrn v. Koerber im Abgeordnetenhause und in der Presse aufgenommen wurde! Der Gutsherr von Busk wird sich vielleicht an eine andere Rede aus halbvergangener Zeit erinnert haben, die in ihrem politischen Grundgedanken der Rede des Herrn v. Koerber so ähnlich und in ihrer Wirkung ihr doch so ungleich war, an die Rede, die sein Finanzminister Herr v. Bilinski am 6. October 1897 im Ausgleichsausschusse des Abgeordnetenhauses hielt. Damals sagte Herr v. Bilinski: „Zwingen Sie die Regierung nicht, ich meine nicht die Regierung des Grafen Badeni, sondern die Regierung überhaupt, eine Frage von so eminenter Wichtigkeit (das ungarische Ausgleichsprovisorium) nach § 14 zu regeln. Nicht als Minister, als College muß ich im vitalsten Interesse des Parlamentarismus dringendst warnen, die Regierung dahin zu treiben. Ich werde nicht müde werden, immer wieder zu betonen, welch schwerer Schlag es für das Parlament wäre, wenn Sie der Regierung seinen Ausweg ließen, als das Provisorium nach § 14 zu machen." Das war die Rede, die dir § 14-Aera einleitete. Und wie lautet in der jüngsten Rede des Herrn v. Koerber der politischen Weisheit letzter Schluß? „An den § 14 aber lassen Sie mich nicht denken, versuchen Sie keine Regierung damit, hindern Sie vielmehr jede an seiner Anwendung, indem Sie, wenn nur irgend möglich, selbst widerwillig gewähren." Das ist doch, nur in anderen Worten, nichts als Herrn v. Bilinskis Idee. Und diese Rede des Herrn v. Koerber sollte — so will man uns weismachen — den Abschluß der § 14-Aera bedeuten? Eher das Gegentheil. Mit Herrn v. Koerbers Rede und dem Beifall, den sie im Unterschied zu Herrn v. Bilinskis synonymer Rede gefunden hat, tritt das § 14-Regime vielleicht in eine neue Phase ein, aber es besteht fort.

Der Parlamentarismus beruht auf dem freien, durch keinerlei Drohung oder Expressung beeinflußten Willen der Abgeordnetен, auf der Freiheit der Abgeordneten, je nach ihrer Ueberzeugung den Vorlagen der Regierung zuzustimmen oder sie abzulehnen. Ein Parlament, das, nur um die Anwendung des § 14 zu verhindern, der Regierung ihre Wünsche „selbst widerwillig gewährt", hat keine Freiheit, keinen Willen und keine Würde mehr. Es muß tanzen, wie die Regierung pfeift, weil ihm sonst der Skarus gemacht wird. Es hat damit aufgehört, eine Schranke der Macht der Regierung zu sein, und ist vielmehr deren Werkzeug geworden. Ein Parlament mit dem § 14 ist nicht mehr wert als der § 14 ohne Parlament, und eine Regierung, die dem Parlament mit der § 14-Drohung seine Zustimmung abzwingt, verstößt nicht minder gegen den Geist des Constitutionalismus als eine Regierung, die ganz ohne Parlament wirtschaftet. In beiden Fällen arbeitet der § 14, in dem einen Fall offen, in dem anderen latent. Das ist der ganze Unterschied. Den § 14 hat man das Feigenblatt des Absolutismus genannt. Ein § 14-Parlament aber, wie sich's Herr v. Koerber in Uebereinstimmung mit Herrn v. Bilinski denkt, wäre nichts als das Feigenblatt des § 14, ein verhülltes § 14-Regime wie der § 14 selbst ein verhülltes Absolutismus ist, und die politische Ehrmacht, zu der uns das § 14-Regime in seiner ersten, offenen Phase verurtheilt hat, wird auch unter einem § 14-Parlamente nicht schwinden.

An dieser Thatsache können ein paar starke Worte, wie sie Herr v. Koerber im handelspolitischen Theil seiner Rede an die Adresse Ungarns gerichtet hat, nicht das geringste ändern. Starke Worte haben die Ungarn auch von den früheren § 14-Ministern zu hören bekommen, aber sie haben ihrer nur gespottet. Bei den Ausgleichsverhandlungen im Mai und Juni 1898 entwickelte das Ministerium Thun einen so energischen Widerstand, daß Herr v. Szell sogar die persönlichen Beziehungen zu den österreichischen Ministern abbrach. Der Schluß war aber die vollständige Unterwerfung des österreichischen Ministeriums, das nach langem Bürgen den Badeni'schen Ausgleich, durch die Szell'sche Formel noch verschlechtert, hinunterschlucken mußte. Auch Herr v. Koerber selbst hat schon einmal eine lehrreiche Erfahrung mit den Ungarn gemacht. Als er im October 1900 mit den Ungarn wegen der bosnischen Eisenbahnlinien unterhandelte, stand ganz Oesterreich in heller Begeisterung hinter ihm, aber freilich ohne Parlament. Das Resultat war abermals die Demüthigung Oesterreichs und die Schädigung seiner wirthschaftlichen Interessen.

Die Stärke Ungarns gegenüber Oesterreich beruht darauf, daß die ungarischen Minister ein wohlorganisiertes Parlament hinter sich haben, auf dessen Widerstandskraft sie sich berufen können, während die österreichischen Minister nur auf ein Parlament verweisen können, dem man mit dem § 14 das Lebenslicht ausbläst, sowie es sich auf die Hinterbeine stellt. Ein Parlament, welches dort, wo die Interessen des Landes es verlangen, widerspenstig zu sein versteht, mag für die jeweilige Regierung unbequem sein, für das Land ist es ein Segen. Ein Parlament aber, wie es Herr v. Koerber wünscht, das selbst dort, wo seine eigene Einsicht ihm Nein sagt, „widerwillig gewährt", mag einer selbstsüchtigen Regierung gefallen, für das Land ist es ein Fluch und wegen der Selbstäuschung, in der es durch seine Existenz das Land belangen hält, noch ärger als wenn es gar nicht wäre. Herr v. Koerber weiß sehr wohl, wie schwach er mit dem § 14-Parlament dem Ausland gegenüberstеht, und er hat auch, nach und trotz seiner wortstarken Reden, demgemäß gehandelt. Schon am Tage nach der Rede, am Freitag, ließ er sich im „Pester Lloyd" bei den Ungarn wegen der Rede entschuldigen, die nur aus „Rücksicht auf gewisse Stimmungen und Strömungen im Parlament" gehalten worden sei. Die Ungarn haben sich denn auch rasch beruhigt. Ihre großen Erfolge gegenüber Oesterreich verdanken sie dem § 14, und solange ihnen der § 14 erhalten bleibt, können sie auch um die Zukunft unbesorgt sein. Sie werden wie ihren Ausgleich so auch den Zolltarif und die Handelsverträge kriegen, die sie wollen und die ihren Interessen dienen, und wenn das österreichische Parlament den Rath des Herrn v. Koerber befolgt, werden sie sie sogar in parlamentarischer Form kriegen — ob gut- oder „widerwillig", verschlägt ihnen dabei nichts. Der § 14 ist keine constitutionelle Doctorfrage allein, sondern eine wirtschaftspolitische Interessenfrage ersten Ranges. Die schönen Worte, mit denen uns jetzt Herr v. Koerber und die Parteien des § 14-Parlaments für die bevorstehenden Verhandlungen mit Ungarn und dem Ausland eine gute Wirtschaftspolitik versprechen, sind das reine Blech, wenn der § 14 nicht vorher aufgehoben wird.

K.

Anarchismus und Jesuitismus.

Das Attentat von Busiało mit seinem traurigen Ausgang hat wieder einmal in der ganzen civilisirten Welt die Frage angeregt, welche Mittel zu ergreifen seien, um solchen aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Mordthaten wirksam vorzubeugen, welche Waffen im Kampfe gegen die anarchistische Propaganda der That die tauglichsten seien. Und da ist es nun wahrhaft beschämend, zu sehen, wie hilflos die herrschenden Classen und die Regierungen diesen Erscheinungen gegenüberstehen.

Es sind immer dieselben beiden uralten Mittel, welche von obenher empfohlen werden: Anwendung von Gewalt auf der einen, Stärkung der Kirche und Kirchenzucht auf der anderen Seite. Im Grunde bedeuten beide dasselbe, dass nämlich den Gewaltthaten der Uebelgesinnten, der politischen Verbrecher, wieder nur eine andere, und zwar größere, stärkere Gewalt entgegengesetzt werde: das einemal die rechtliche Gewalt des Staates, vielleicht auch die einer internationalen Föderation, das andremal die geistige Gewalt der Kirche oder Kirchen, welche mit ihrer Wucht die Anschauungen und Gesinnungen, aus welchen solche Mordthaten entspringen, niederdrücken und vernichten soll.

Beide Tonarten werden in der reactionären Presse aller Schattierungen breits deutlich genug vernommen, aber man bemerkt doch, wie namentlich die letztere stärker und nachdrücklicher als früher hervorirt. Das Leitmotiv hat die „Kreuzzeitung" in Berlin sehr deutlich mit den Worten angegeben, es sei die moderne atheistische Weltanschauung, welche in letzter Instanz für den Anarchismus verantwortlich sei, es sei der Unglaube, auf dessen Boden solche Früchte, wie die anarchistischen Mordthaten, erwachsen.

Solcher Verführung der öffentlichen Meinung kann nicht früh und nicht thatkräftig genug entgegengetreten werden. Aber

Digitized by Google

man sollte sich dabei hüten, bloß den politischen Parteistandpunkt einzunehmen, sondern diesen Anschauungen schärfer auf den Grund gehen. Und es läßt sich leicht zeigen, daß die Gläubigkeit im engeren kirchlichen oder selbst im weiteren Sinne nicht nur kein Sicherungsmittel gegen die moral insanity des Anarchismus bietet, sondern im Gegentheil sie eher begünstigt.

Die eine Thatsache, welche das schon deutlich beweisen könnte, ist, daß es unter den Mördern von Staatsoberhäuptern eine nicht geringe Anzahl von Menschen gegeben hat, welche als Leuchten der Orthodoxie, als fromme, kirchliche und biblische Menschen galten. Ein sehr charakteristisches Beispiel hiefür ist Hödel, der das bekanntlich mißlungene Attentat auf Kaiser Wilhelm I. ausführte. Er war bekanntlich eines der eifrigsten Mitglieder der christlich-socialen Partei und drischte von Frömmigkeit und Gläubigkeit. Höchst interessante und bis jetzt wohl kaum bekannte Aufschlüsse zur Psychologie dieses Verbrechers haben jüngst die Lebenserinnerungen des Geheimraths Schneider auch dem preußischen Cultusministerium gebracht. Schneider hatte seinerzeit auf Veranlassung des Cultusministeriums den Attentäter im Gefängnis besucht, und er erzählt, daß Hödel gerade in religiösen Angelegenheiten durchaus bewandert war und ein reiches Wissen hatte, mit dem er gerne prahlte; und es war nicht bloß ein todtes Wissen, sondern bemerkenswertes Verständnis gerade für diese Dinge bei ihm vorhanden. „Als er mir" — so erzählt Schneider — „das Adventlied: ‚Wie soll ich dich empfangen' auffagte, forderte ich ihn auf, den Vers zu sprechen, der ihn beunruhigen müßte. Lächelnd erwiderte er: ‚Sie meinen: Er kommt einst zum Gerichte?'" Dann berief er sich darauf, daß Christus selbst verlangt habe, man solle seine Feinde umbringen (Lucas 19, 12 bis 27) und citierte den Vers: „Doch jene meine Feinde bringet her und erwürget sie vor mir' . . ."

Aber nicht nur solche Erscheinungen sind bezeichnend. Man kann sogar nachweisen, daß gerade die specielle Geistesverfassung, welche den Propagandisten der That eigenthümlich ist, schon früher einmal auf dem Boden gerade der christlichen Weltanschauung hervorgetreten ist, und, man darf sagen, fast dieselben Früchte gezeitigt hat.

Das war am Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Damals war die sogenannte Gegenreformation auf ihrem Höhepunkte, und sie hatte sich in dem Jesuitenorden ein äußerst gefährliches und in seiner Art bewunderungswürdiges Instrument geschaffen. Die Begeisterung, aber man kann auch sagen der Fanatismus, welcher der Thätigkeit des Jesuitenordens zugrunde lag und ihm eine so große Schwungkraft verlieh, war die Vorstellung, welche dem heutigen Anarchismus parallel läuft: Es müsse alle staatliche Herrschaft gebrochen werden zu Gunsten der einen Herrschaft des Papstes. Es sollte — in moderner Darstellungsweise, die damals auch außerhalb des Jesuitenordens viele Tausende in ihren Bannkreis zog — es sollte Ernst gemacht werden mit dem Verlangen, einen wahrhaft glücklichen Zustand für alle Menschen zu begründen, ein gleichsam messianisches Reich auf Erden herzustellen. Das aber könne nur geschehen, wenn alle wieder zu Gott zurückgeführt würden, und dieses Ziel zu erreichen, bedürfe es vor allen Dingen der Beseitigung des schlimmsten Hemmnisses, der stärksten antichristlichen und antipäpstlichen Macht, nämlich der weltlichen Staatsgewalt, welche sich von der Botmäßigkeit des Papstes befreit habe.

Freilich den Unterschied zwischen dieser Anschauungsweise und der des modernen Anarchismus wird niemand verkennen. Die Jesuiten und ihre Geistesverwandten sehen das letzte Ziel der menschlichen Glückseligkeit in dem Heil der Seelen, die modernen Anarchisten sehen es in der Herstellung eines, wie sie meinen, vollkommenen socialen Zustandes, der namentlich eine vollkommene Vertheilung der materiellen Güter bringen soll. Aber im übrigen ist das Ziel genau das gleiche, nämlich die Herrschaftslosigkeit, die Beseitigung aller Gewalt. Man darf sich auch dadurch nicht irre machen lassen, daß die Jesuiten ja die eine Gewalt, die des Papstes, bestehen lassen wollten. Diese war für sie eben nicht unter dem Begriffe Gewalt enthalten. Der Papst sollte nur über die Seelen herrschen, und indem er das vollkommen that, auch den vollkommen paradiesischen Zustand herbeiführen. Er sollte der eine Hirt den einen Heerden sein, welche die ganze Menschheit umfassete. Die wenig man bei dieser Vorstellung des Papstes an eine thatsächliche Gewalt dachte und überhaupt wie wenig man irdische, weltliche Machtmittel damals an die päpstliche Macht anlegte, erhellt unter anderem daraus, daß Ravaillac, welcher den König Heinrich IV. ermordete, es eben vor dem Gerichtshofe aussprach, der französische König dürfe schon deshalb unter allen Umständen den Tod verdient haben, weil er gegen den Papst habe kämpfen wollen, denn gegen den Papst kämpfen, das heiße gegen Gott kämpfen.

Wie das Ziel das gleiche war bei den Anarchisten des 16. Jahrhunderts und des neunzehnten Jahrhunderts, so waren es auch nur die Mittel, welche die damals modernen Verhältnissen entsprechenden Die Anarchisten des sechzehnten Jahrhunderts, deren Beispiel die Jesuitenorden war, haben ihre Absicht, die Verwirklichung des paradiesischen Zustandes unter der Oberherrschaft des Papstes, nicht etwa als ein Ziel an, das in weiter Ferne, am Ende aller Zeiten liege, sondern als etwas unmittelbar Bevorstehendes, zu dessen Erreichung gewisse Mittel kräftigst angewendet werden müßten. Und von dieser Grundvoraussetzung her kamen nun die moralischen Trugschlüsse langsam heranzuschleichen. Welche Mittel konnten noch verwerflich sein, wenn es galt, ein so wunderherrliches Ziel zu erreichen, vielleicht in der unmittelbarsten Zukunft zu erreichen? Wenn also die bestehende Staatsgewalt das schwerste Hinderniß war, durfte man sie dann nicht durch alle Mittel beseitigen, ihre Inhaber und ihren Wege räumen? Das sind die geheimen psychologischen Motive, aus denen dann erst die bekannte Beweisführung der Jesuiten hervorgieng, daß und aus welchen Gründen die Ermordung von Königen nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, nicht nur nothwendig, sondern geradezu eine göttliche Pflicht sei.

Am deutlichsten ist dies alles ausgesprochen in der berühmten oder berüchtigten Schrift des Jesuiten Mariana, welche im Jahre 1598 in Toledo unter dem Titel: „De rege et regis institutione" erschien. Er weist eingehend nach, daß es erlaubt und gerechtfertigt sei, den Tyrannen, der das Glück der Menschheit hindere, indem er ihrer Seligkeit widerstrebe, zu tödten; er beruft sich dafür auf das Alterthum, auf die Bibel, auf die Schriften der heiligen Väter und spielt sogar zuletzt den stärksten Trumpf aus, indem er die Unterstützung des Concils heranzieht. „Möge," so heißt es bei ihm, „zum äußersten der Umstand endlich antreiben, daß von den Vätern des Concils von Constantinopel in der fünfzehnten Sitzung es ausgesprochen worden ist, ein Tyrann könne und müsse getödtet werden, von wem es auch immer sei, nicht nur durch offene Gewalt, sondern auch durch Hinterlist und Hinterhalt."

Und Mariana steht nicht etwa vereinzelt da, sondern in ähnlicher Weise sprachen sich andere Theoretiker des Jesuitenordens aus, selbst so hochstehende Kirchenfürsten wie der Cardinal Bellarmin und Suarez. Was diese Theoretiker lehrten, wurde dann von Menschen geringerer geistiger Kraft aufgegriffen und in die That umgesetzt. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts herrscht eine Attentatsepidemie gegenüber gekrönten Häuptern, welche mit der in unseren Tagen die größte Aehnlichkeit hat. Jacques Heinrich IV. durch Ravaillac, Elisabeth und Wilhelm von Oranien wurden, ehe das letzte, das von Ravaillac, so traurig glückte. Ebenso ist ja vorher Heinrich III. von Jacques Clément ermordet worden, den Mariana in dem obenerwähnten Buche mit den Worten preist: „So stark Clément, eine ewige Zierde Galliens (aeternum Galliae decus), im Alter von 24 Jahren, ein Jüngling von einfachem Geiste und nicht sehr kräftigen Körper; aber eine höhere Gewalt hatte ihm Kräfte und Geist geschärft."

Es war kein Zufall, daß diese Attentatsepisoden sich namentlich gegen Könige französischen Geschlechts richteten. Es geschah nicht bloß, weil sie mit den Feyern sich auf guten Fuß zu stellen suchten, sondern vor allen Dingen auch aus der rein anarchistischen Erwägung heraus, daß die concentrierteste Staatsgewalt, welche es damals gab, diejenige war, die sich in der Hand der französischen Könige vereinigte, und daß eben dieselbe Staatsgewalt sich dem Papsthum am stärksten fühlbar gemacht hatte. Denn die französischen Könige waren es ja, welche die Päpste beinahe ein Jahrhundert lang unter ihrer Botmäßigkeit in Avignon gehalten hatten. Man sieht auch deutlich, beispielsweise bei Ravaillac, über den uns ziemlich genaue Nachrichten überliefert sind, wie saß ganz die nämlichen Gedankenreihen, welche heute in den Köpfen fanatischer Anarchisten aufsteigen, auch in ihm allmählich sich gebildet hatten, wie ihm Heinrich IV., trotzdem er Katholik war, doch in dem Verdacht einer antipäpstlichen Gesinnung stand, ihm so als das größte Hinderniß der Herbeiführung dieses paradiesischen herrschertosen Zustandes erschien, wie er dann, als er nach Paris kam, in den Conventikeln anderer Jesuitenpater diese Gedanken weiter spann, wie er die Schrift von Mariana mit ihrer Verherrlichung des Königsmörders Jacques Clément eifrig studierte und allmählich der Gedanke in ihm die festesten Wurzeln schlug, auch er sei dazu auserlesen, dem erträumten paradiesischen Zustande die Bahn frei zu machen und Heinrich IV. zu ermorden. Auch damals wurden die erdenklichsten Mittel angewandt, um die Spuren eines Complotes nachzuweisen, auch damals völlig vergeblich. Es zeigte sich, daß diese That Ravaillacs aus einer bestimmten Anschauungsweise, aus einem bestimmten Milieu, einer gewissen Art fanatischer Gesinnung herausgewachsen war, welche damals viele Menschen wie eine geistige Seuche ergriffen hatte und ganz nothwendig mit der Sicherheit eines Naturvorganges zu solchen Mordversuchen führen mußte.

Und so erscheint man aus alledem deutlich, daß Gläubigkeit irgend welcher Art keineswegs Heilmittel, auch nicht irgend welche Sicherung bietet gegen solche sittliche Verirrungen, wie sie in den anarchistischen Mordthaten zutage treten. Wie sollte es auch anders sein! Sittlichkeit ist etwas durchaus Unabhängiges, unabhängig von jeder Function, welcher Art sie auch sei. Sittlichkeit ist eine soziale, aber keine religiöse Function. Die Achtung vor jeder Art menschlichen Daseins, vor der Würde der menschlichen Natur und der Unverletzlichkeit alles Lebens — das alles ist abhängig von der Stärke des menschlichen Gemeingefühls, des socialen Bewußtseins,

das im Einzelnen zum Durchbruch gekommen ist, nicht aber von der Stellungnahme, die er zu den transscendenten Fragen, zu den Fragen nach dem letzten Woher und Wohin alles Seins, nach der Existenz oder Nichtexistenz Gottes einnimmt. Erst muss Sittlichkeit vorhanden sein, sagt Kant, ehe Religion entstehen kann, nie aber kann aus der Religion Sittlichkeit hervorgehen. Sittlichkeit ist das Ursprünglichste, was es im Menschen gibt — und sie sollte abhängig sein von dem Wechselnden, von den tausendfach variablen Anschauungen über die letzten Daseinsfragen? Der beschränkteste Fetischhandeter kann an sittlicher Kraft den durchgeistigsten Monotheisten übertreffen, der Gotteslengner wird in zahlreichen Fällen sittlich höher stehen können als der Gottgläubige und umso eher und leichter es können, als ihn, der die religiöse Sanction der Moral verschmäht, nichts lebendiger die rein menschliche ergreift, als er, der nicht gewohnt ist, bei sittlichen Erwägungen in transscendente Regionen hinüberzuschauen, vielleicht umso tiefer in sich selbst blicken wird.

Jedes Uebel kann nur durch adäquate Heilmittel beseitigt werden. So auch die Mordmanie der Propaganda der That. Sie lässt uns in tiefe sociale und ethische Abgründe blicken, und beides, die sociale Verkommenheit wie die sittliche Entartung sieht in engster Wechselwirkung. Aber es ist menschliche Entartung, die hier zur Erscheinung kommt und nur auf menschlichem Boden kann man ihr begegnen: dadurch, dass man vorurtheilslos eingreifende versucht in den ganzen Umfreis socialer Daseinsbedingungen, der sich hier enthüllt, dass man hinabtaucht in alle Abgründe des Denkens und Empfindens, welche sich da auftun, und nicht vor der schwierigen Aufgabe zurückschreckt, Brücken zu schlagen, welche von der reinsten sittlichen Einsicht selbst in diese äußersten Regionen des ethischen Nihilismus hinüberführen.

Berlin. **Dr. Moriz Kronenberg.**

Die Früchte des Chinafeldzuges.

Die Schwarzseher, welche vor Jahresfrist den Ausbruch eines Weltkrieges nahe bevorstehend glaubten und über den Ausgang der Sendung des deutschen Oberbefehlshabers die düstersten Prophezeiungen verbreiteten, haben sich zum Glück für alle Betheiligten geirrt. Das Chinaabenteuer ist ganz allmählich im Sande verlaufen. Seit Monaten kümmerte sich kein Mensch mehr um die Vorgänge in Ostasien, und selbst die Heimkehr des Grafen Waldersee und die Mission der chinesischen Sühnegesandtschaft haben nur ein kurzes und mäßiges Interesse in der öffentlichen Meinung erweckt. Das mag nicht nach dem Geschmacke aller Betheiligten sein, aber für den Weltfrieden und das Wohl Europas ist dieser Ausgang jedenfalls der denkbar günstigste gewesen und man wird den Männern, welche darauf mit Erfolg hingearbeitet haben, nicht genug danken sein können. Die Aufgabe, die sie gelöst haben, war ja so heikel und gefährlich, wie sie nur selten der Diplomatie gestellt wird.

Man vergegenwärtige sich nur einmal nüchtern die politische Lage bei Beginn der Unruhen in Peking und der Ermordung des deutschen Gesandten.

Auf der einen Seite eine mächtige Partei in China, von dem Wunsche erfüllt, Rache für die Japan gegenüber erlittenen Demüthigungen zu nehmen und die zu mächtig gewordenen Europäer zu beseitigen. Daneben Russland, im Besitze der Zugeständnisse des exclusiven Geheimvertrages, darauf aus, den Norden Chinas unter seinen unbedingten und alleinigen Einfluss zu bringen und mit Hilfe Chinas des fremden Wettbewerbes in Ostasien gründlich ledig zu werden! Auf der anderen Seite England, von dem Drange beseelt, das mittlere China zu seiner alleinigen Domäne zu machen und gleichzeitig im Norden und Süden dem Vordringen der Russen und Franzosen mit List und Gewalt zu steuern. Dazu Deutschland, aus tiefste verletzt durch die Hinmordung seines Vertreters, in der unabweisbaren Nothwendigkeit, Genugthuung zu erlangen und seine wirtschaftlichen Interessen China wie England und Russland gegenüber zu schützen. Frankreich, gleichzeitig gegen die Ereignisse im Norden, ebenfalls von dem Streben erfüllt, den russischen Freund wie den Engländer in China nicht übermächtig werden zu lassen. Endlich die anderen, nicht so stark betheiligten Staaten, welche die Gelegenheit wahrnehmen wollten, auch etwas von China zu erhaschen, und die Vereinigten Staaten, deren Politik dahin gieng, alle Europäer aus China zu verdrängen und es sich allein zu sichern!

Das Durch- und Gegeneinander der Interessen war so groß, dass manch einer billig verzweifeln konnte, dass in dieses Chaos auf friedlichem Wege Ordnung kommen würde. Der Gedanke lag vielmehr weit näher, dass bei diesem Antais der in der Welt allmählich angehäufte Zündstoff aufsodern würde. Doch das Unerwartete ist geschehen. Es ist den Leitern der europäischen Diplomatie geglückt, alle Schwierigkeiten zu überwinden und, ungeachtet aller Zwischenfälle und alles bösen Willens, einen Ausgleich der verschiedenen Interessen herbeizuführen. Indem erst Russland und dann Amerika geschickt isoliert und China energisch zur Ruhe gezwungen wurde, war es möglich, einen Streitpunkt nach dem anderen aus der Welt zu schaffen und allmählich zur Herbeiführung einer Verständigung der Mächte untereinander und dann auch mit China zu gelangen.

Dass dieses Ergebnis erreicht wurde, ist freilich nicht allein dem Geschicke der Diplomatie zu verdanken. Wäre England nicht durch seinen kostspieligen südafrikanischen Krieg grossentheils lahmgelegt, Russland durch Geldmangel und innere Krisen geschwächt und Frankreich im Grunde der Seele vom Wunsche durchdrungen gewesen, Russland in China nicht übermächtig werden zu lassen, so wäre der Verlauf der Dinge vielleicht ein wesentlich weniger glatter gewesen. Aber immerhin beburfte es eines sehr geschulten diplomatischen Auges, um diese Sachlage von vornherein genügend klar zu übersehen und, unbeirrt durch allerlei Einsprüch und Zusälle, auszunützen.

Glaubte man der russischen und englischen Presse im vorigen Jahre, so hätte die Gefahr in der Chinafrage nicht von Russland und England oder Amerika, sondern von Deutschland gedroht. Was für ehrgeizige und hinterlistige Pläne hat man ihm nicht untergeschoben! Bald sollte es ganz Schantung, bald das Yangtsethal oder Tchili zu annectieren beabsichtigen. Es wurde als der Feind jedes freundlichen Ausgleiches hingestellt und der Absicht beschuldigt, auf Kosten der Welt mit Hilfe seines Oberbefehlshabers in China alle möglichen Sondervortheile herauszuschlagen zu wollen. Um der Verlauf der Ereignisse hat die Bosheit dieser Erfindungen genügend dargethan. Deutschland hat sich, wie es von vornherein beabsichtigte, mit Sühnung der ihm geschehenen Schmach und Ersatz des erwachsenen Schadens begnügt. Im übrigen hat es, wie das sein und der Welt Interesse erforderte, nur darauf hingearbeitet, dass das chinesische Reich dem Handel und Unternehmungsgeiste aller Völker geöffnet bleibt und dass kein übermächtiger fremder Einfluss hier Platz findet.

So ist denn zu guter Letzt das Ergebnis des Chinafeldzuges Europas ein ganz anderes geworden, als das Publicum vielfach erwartet hat. China geht aus dem Abenteuer ohne wesentliche neue Einbußen an seinem Gebiete hervor. Es bleibt ihm überlassen, sich mit Russland über den Besitz der Nordprovinzen, die es ihm vor Jahren schon freiwillig theilweise zur Benützung für Bahnzwecke eingeräumt hat, auseinanderzusetzen. Russland hat nicht mehr erreicht, als es im wesentlichen schon besaß. Es dürfte fraglich sein, ob sein Einfluss am chinesischen Hofe in Zukunft weiters zunehmen wird. Frankreich hat keine neuen Gebietserweiterungen erreicht und Deutschland hat sich nicht minder mit den früher errungenen Vortheilen begnügt. Aber Englands Machtstellung und Ansehen in Ostasien dürften nicht ganz unbeschädigt aus der Sache hervorgegangen sein. Wo es früher als fast unumschränkter Machthaber auftrat, dürfte es fortan mit verschiedenen anderen europäischen Mächten sehr ernstlich zu rechnen haben. Zehe Aussicht, dass es einst Mittelchina zur alleinigen Domäne machen könnte, dürfte geschwunden sein. Wohl oder übel wird es sich in Zukunft mit dieser Sachlage abzufinden haben. Der Einfluss aber dürfte trotz allem und allem eine so gründliche Leetion erthelt worden sein, dass sich fortan für längere Zeit auf Ruhe und Ordnung in ihrem Reiche bauen lässt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfte das Reich der Mitte dunnen einigen Jahren unter regelmäßiger internationaler Controle und internationalem Schutze stehen, und neuen Vorfällen wie den letzten dauernd vorgebeugt werden.

London. **A. Wildenburg.**

Der Kampf um den deutschen Zolltarif.

Selten hat wohl ein Gesetz im Deutschen Reich eine so eigenartige Genesis gehabt, wie das vorliegende Zollgesetz. Man entsinnt sich, dass anfangs, als die Vorbereitung der Handelsverträge in Deutschland einsetzte und man die ersten Anstalten traf, durch einen vollständig neuen Tarifentwurf die hierfür erforderliche Basis zu schaffen, Bestrebungen im Gange waren, unabhängig von der Regierung, aber mit staatlicher Subvention, eine besondere Centralstelle hierfür zu schaffen, zusammengesetzt und im wesentlichen unterhalten von den einzelnen wirtschaftlichen Gruppen, welcher die Sammlung, Registrierung, Sichtung und Bearbeitung des gesammten Materials obliegen sollte. Der Plan scheiterte im wesentlichen daran, dass sowohl der Deutsche Handelstag, wie der Centralverband Deutscher Industrieller die Leitung und eine ausschlaggebende Stellung in dieser Centralstelle beanspruchten und über die organisatorischen Fragen nicht einig werden konnten. Schließlich erklärte der Centralverband eine vertrauliche Eingabe an die Reichsregierung ein, in welcher er vorschlug, von der Errichtung einer Centralstelle dieser Art Abstand zu nehmen und sich auf die Einsetzung eines Sachverständigenzeremiums ohne Bureau und ohne eigene Initiative unter Leitung des Reichsamtes des Innern zu beschränken. Die Regierung gab dem Folge und errichtete den bekannten „Wirthschaftlichen Ausschuss zur Vorbereitung und Begutachtung handelspoli-

Digitized by Google

tischer Maßnahmen", bei deffen Zusammensetzung Centralverband und Landwirtschaftsrath so gut ihre Interessen zu wahren wussten, dass man Mühe hat, unter den 30 Mitgliedern des Ausschusses dieses oder jenes herauszufinden, das auf ausgesprochen handelsvertragsfreundlichem und antiagrarischem Boden steht.

Allerdings hatte dieses Dualprogno zunächst die Wirkung, dass sich auch denjenigen Kreisen, welche sich durch diese Gestaltung der Dinge benachtheiligt fühlten, trotz alledem eine eigene „Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen" bildete. Sowie die Sache lag, wurde dieser jedoch naturgemäß von Anfang an in eine gewisse Kampfstellung hineingedrängt, die zwar eine Sammlung der handelsvertragsfreundlichen Elemente vorbereitete, aber die positive Wirksamkeit der Centralstelle, welche zudem nicht mit sehr großen Mitteln arbeitete, einengte. Officieller Mittelpunkt für die Vorbereitung der Handelsverträge blieb das Reichsamt des Innern und der Wirtschaftliche Ausschuß.

Vor diesem Gremium begannen nunmehr die Verhandlungen und Vernehmungen zahlloser, nicht immer ganz geeigneter Sachverständiger über die Ausstellung des neuen Zolltarifes. Es wurde verkündet, dass es sich dabei zunächst nur um das Tarifschema, also den Wortlaut der einzelnen Positionen handeln sollte und die Frage der Zollsätze einer späteren Serie von Verhandlungen vorbehalten bliebe. Gleichwohl blieb es, wie übrigens zu erwarten stand, nicht aus, dass bei der Berathung über das Tarifschema auch die Frage der einschlägigen Zollsätze und die Anträge auf Zollerhöhungen mehr und mehr zur Austrache kamen, was anscheinend von der Regierung selbst begünstigt wurde. Die Regierung, bezw. das Reichsamt des Innern, bei dem alle Acten des Grafen Posadowski, die agrarischen Bestrebungen ein äußerst williges Ohr fanden, nahm dabei eine nicht unbedenkliche Stellung ein. Wohl in der Hoffnung, große Kreise der Industrie und damit die deren Interessen wahrnehmenden politischen Parteien für die agrarische Abschließungspolitik dadurch zu gewinnen, reizte man fast systematisch die Zollsucht der Industrie, soweit sie auf dem Innenmarkt mit ausländischem Absatz überhaupt zu kämpfen hatte. Die Industriellen stiegen denn auch mit ihren Forderungen immer höher, so dass man schließlich mit Recht sagen konnte, wenn Ihr die Genehmung in starker Zollerhöhungen für Eure Producte verlangt, so könnt Ihr doch der Landwirtschaft nicht verdenken, dass sie das Gleiche anstrebt, und der Regierung nicht, wenn sie ihr das Gleiche zu bewilligen geneigt ist. So wurde im verschwiegenen Kämmerlein des Reichsamtes des Innern, halb bewusst, halb unbewusst, eine Reinculture von Hochschutzzollbacillen gezüchtet, die allmählich immer weitere Kreise der deutschen Industrie verseuchten.

Nun war der Verquickung der agrarischen Forderungen und Wünsche bekanntlich die Aufstellung eines Doppeltarifes. Durch dieses Hilfsmittel wollte man die Vertragssätze für landwirtschaftliche Erzeugnisse gesetzlich — den Reichstag hoffte man für sich zu haben — festlegen, ehe die Regierung in Verhandlungen mit dem Auslande eintrate und dabei sahe, dass mit Zollsätzen in der von den Agrariern gewünschten Höhe brauchbare Verträge nicht abzuschließen seien. Infolge deffen war auch Graf Posadowski ein warmer Befürworter des Doppeltarifes. Bereits bei den Zuckersteuergesetz-Berathungen wurden zum Theil deppelte Zollsätze acceptiert, und der erste im Reichsamt des Innern fertiggestellte Entwurf wies ein vollständiges Doppeltarifsystem auf. Dieses fand jedoch wenig Gegenliebe. Vergeblich hatte das Reichsamt des Innern bei der Industrie für dieses System geworben und die großen industriellen Verbände zu Kundgebungen dafür gedrängt. Selbst der Centralverband Deutscher Industrieller, in dessen Schoße sich zwar die industriellen Anhänger des Doppeltarifs zusammenfanden, aber auch einer starken Opposition deregegenten, blieb lau und spendete sich weder für noch gegen den Doppeltarif aus. Am anderen Stellen in der Regierung selbst, namentlich im Reichsschatzamt und im Reichsamt des Aeußern sprach der Doppeltarif auf caustische Bedenken, ob man damit überhaupt Handelsverträge werde schließen können; das Beispiel Frankreichs mahnte. Vor allem fand aber auch der Plan des Doppeltarifs eine derartige ungestüme Ablehnung seitens aller gewerblichen und freien Vertretungen von Industrie und Handel, sowie in der gesammten Tagespresse, dass die Regierung, nachgerade gewahr wurde, Die erste Entwurf wurde zurückgezogen und im Reichsschatzamt ein Einheitstarif ausgearbeitet.

Die Arbeiten nahmen, der Oeffentlichkeit wenig fühlbar und gar nicht controlierbar, ihren Fortgang. In ungeordneter Form wurde plötzlich eine unverbindliche Besprechung des Reichskanzlers mit einer beschränkten Anzahl von Vertretern einzelner Handelsorganisationen einberufen, über deren Ergebnisse widersprechende Gerüchte kamen. Die Vertrauensmänner der Regierung, welche schon bei der Berathung des Bundes hierin verschwanden. Da plötzlich tauchte ein vollständiges Bild wie man munkelte, nicht ohne Absicht einer fremden südrussischen Regierung eine Zuckersteuer aber zu Land des Zolltarifes: es hieß, vorgestellt, Zoll auf Getreide tritt, und zwar in Form von Tarifsätzen, Erhöhung dieser Gerüchte nur, dass ein Theil der Zollsätze des Tarifes gegenüber den im gesammten Entwurfe [illegible]

gen der Regierung. Diese hüllt sich zunächst in Schweigen. Plötzlich erscheint, unerwartet und unverhofft, als Beilage zum „Reichsanzeiger" der gesammte Entwurf. Er bestätigt die Mittheilungen des süddeutschen Blattes, auch der Doppeltarif ist wirklich da, und zwar beschränkt auf die vier Getreidearten. Der ganze Entwurf hat — mindestens für große Abschnitte — einen hochschutzzöllnerischen, jedenfalls aber einen hochagrarischen Character. Die Regierung selbst erklärt dazu, dass die gedachte Zuderecration die Veröffentlichung notwendig gemacht hätte, jetzt also zu einem Zeitpunkte, unzweckmäßig erfolgte. Das Merkwürdigste aber ist ihre gleichzeitige Erklärung, der Tarif sei keineswegs als etwas Endgültiges anzusehen, hätte ja noch nicht einmal das Sieb des Bundesrathes durchlaufen; es könne also noch genug daran geändert werden. In ähnlicher Weise bezeichnet einige Zeit darauf der preußische Handelsminister den Tarif als „nur etwas Vorläufiges." Die Regierung tritt also sozusagen selbst nicht für ihren Entwurf voll ein, sie überlässt es der Stimmung des Landes und dem Einfluss der Interessenten, ihn abzuändern, ohne sich übereilt darüber zu äußern, ob und welche Abänderung sie eventuell vorschlagen, bezw. begünstigen würde. Der ganze Entwurf war also sozusagen von vornherein „auf Abbruch verkauft".

Damit ist nun der Kampf aller gegen alle entfesselt. Mitten im Hochsommer beginnt reges politisches Leben. Der Tarif wird unter die Sonde der Kritik genommen und es ergiebt sich, dass eigentlich niemand mit ihm zufrieden ist. Die vertragsfreundlichen Kreise wehren sich mit eclatanter Einmüthigkeit gegen die Meistbegünstigte für Getreide. Selbst der Centralverband schließt sich nunmehr an. Zufriedengestellt sind aber auch die Agrarier nicht. Abgesehen davon, dass dies zu ihrem character indelebilis gehört, ärgern sie sich, weil es noch verrinzelte landwirtschaftliche Producte gibt, wie Kartoffeln, Blumen, Gemüse, die wirklich und wahrhaftig zollfrei geblieben sind, und weil ihnen die hohen Zollsätze, welche die Eisenindustrie — namentlich für landwirtschaftliche Maschinen und dergleichen mehr — durchgesetzt hat, ein Dorn im Auge sind. Nachdem der über die einseitige Bevorzugung der Landwirtschaft verstimmte Centralverband sich entschieden gegen den Doppeltarif für Getreide ausgesprochen hat, kündigen die Agrarier ihm die Feindschaft und drohen, ehe sie diesen fallen lassen, sich lieber mit den Freihändlern zu verbünden und eventuell den ganzen Tarif zu Fall zu bringen.

So darf man in der That gespannt sein, welche Gruppe im Reichstag die Vertheidigung der Vorlage auf sich nehmen wird.

Die handelsvertragsfreundlichen Gruppen sind augenscheinlich gewillt, diesen Tarif mit allen Mitteln, eventuell auch mit Obstruction zu bekämpfen. Diese wirthschaftliche Linke erstreckt sich aber bis tief in die Mittelparteien hinein; denn die Nationalliberalen sind durch das drohende Anwachsen der Socialdemokratie in ihren Wahlkreisen, das Centrum durch die gährende Unzufriedenheit seiner industriellen Arbeitermassen einigermaßen in Schach gehalten. Selbst die meist conservativ oder antisemitisch angehauchten Kreise des sogenannten Mittelstandes, Handwerker, kleine Kaufleute rc., geraten zusehends in Unruhe. Zweifellos würde es eines aufregenwöhnlichen Geschickes bedürfen, um diesen Entwurf ohne wesentliche Abänderungen rechtzeitig in den Hafen zu bringen. Die Gegner des Entwurfs wissen, dass sie nicht viel riskieren. Denn schlimmsten Falles, wenn überhaupt kein neuer deutscher Zolltarif zustande kommt, tritt ja der gegenwärtige Generaltarif als Basis für die Verhandlungen wieder in Kraft, der, wenn auch dem Tarifschema nach veraltet und sehr reformbedürftig, den Zollsätzen nach doch dem neuen Entwurfe bei weitem vorzuziehen wäre. Oder aber es werden gar die laufenden Verträge bis auf weiteres verlängert; das Jahr 1903 bringt dann bekanntlich Neuwahlen zum Reichstag, und dass diese agrarisch ausfallen würden, ist den Umständen nach wohl Schwerlich anzunehmen.

Sowie die Sache gegenwärtig liegt, ist die Gefahr, dass der vorliegende Entwurf Gesetz wird und die Handelsverträge darüber scheitern, eigentlich viel weniger drohend, als eine andere: Es wäre nämlich nicht unmöglich, dass sich durch mäßige Abänderungen für den Entwurf, ohne dass dieser eigentlich seinen agrarisch-hochschutzzöllnerischen Character verlieren würde, eine knappe Majorität zusammenbringen ließe, und dass eine weitere gesetzliche Sachbehandlung auf Grund dieses nun wenig abgeänderten Tarifes dann auch Handelsverträge zustande bekommt, aber Handelsverträge, die lediglich dem Namen solcher haben, während die daraus dem Auslande gewährten und vom Auslande erhaltenen Vergünstigungen für den internationalen Waarenaustausch auf ein nahezu wertloses Minimum zusammenschrumpfen. Damit hätten die Agrarier schließlich erreicht, was sie durch das Doppeltarif eigentlich: eine Erhöhung der Zollsätze für ihre Producte und damit Abwälzung aller für die Vergünstigungen der Handelsverträge unvermeidlich zu machenden Concessionen auf die Industrie, ohne dass die letztere von den Handelsverträgen selbst irgend welchen wirklichen Nutzen hätte. Es wäre also dann die deutsche Landwirt

[illegible] Getreidezölle [illegible] Großgrund [illegible] erhebliche Zuschüsse geben, [illegible] Concurrenzunfähigkeit dauernd zu erhalten;

2. im wesentlichen die Staatskosten tragen, da die Landwirtschaft von nahezu sämmtlichen Steuern für Land und Reich befreit ist;

3. durch Steigen der Arbeitslöhne und Verteuern des ausländischen Absatzes außerstande gesetzt werden, das Geld zu verdienen; was zu all dem nothwendig ist.

Das sind die Aussichten, unter welchen einer der ersten Industriestaaten der Welt dem handelspolitischen Kometenjahre entgegenschreitet!

Allerdings darf nicht vergessen werden, dass einer hierbei noch ein gewichtiges Wort zu sprechen hat: der Deutsche Kaiser selbst. Wenn auch die Beziehungen zwischen Krone und Landadel in Preußen traditioneller Weise enge sind, so ist doch der Deutsche Kaiser viel zu sehr Realpolitiker, um nicht die Gefahren der agrarischen Wirthschaftspolitik klar zu erkennen und zu wissen, dass es auf die Dauer unmöglich ist, dem Deutschen Reiche seine gegenwärtige politische Machtstellung zu erhalten, wenn man seine wirthschaftliche Machtstellung auf dem Weltmarkt planmäßig untergräbt. Dazu kommt, dass eine agrarische Hochschutzzollpolitik nicht ohne schwerwiegenden Einfluss auf die deutsche Wehrfähigkeit bleiben kann.

Einmal ist es ja ganz klar, dass die Kosten der gesammten Heeresverwaltung durch eine Schutzzollpolitik erheblich vertheuert werden. Aber auch hiervon abgesehen, könnte durch die agrarische Abschließungspolitik Quantität und Qualität des Recrutenmateriales bedenklich beeinträchtigt werden. Professor Brentano hat bekanntlich den ziffernmäßigen Nachweis für die (übrigens auch ohnedies hinreichend plausible) Thatsache geliefert, dass nur ein Wirthschaftsgebiet mit steigender industrieller Entwickelung auch eine steigende militärfähige Recrutenziffer liefert. Der agrarischerseits gemachte Einwand, dass die Militärtüchtigkeit der ländlichen Bevölkerung relativ eine höhere sei, ist umso weniger stichhältig, als die physiologische Differenz zwischen Land- und Stadtbevölkerung mit Zunahme der städtischen Hygiene und mit steigender Lebenshaltung der industriellen Arbeiterschaft erfahrungsgemäß stark verringert wird. Andererseits aber gibt es für Verringerung und Verschlechterung des Recrutenmateriales kein sichereres Mittel, als die Verschlechterung der Lebenshaltung der breiten Schichten des Volkes. Nach den Untersuchungen von Pagliani u. a. steht z. B. gerade das für die Militärfähigkeit entscheidendste Moment: die Lungencapacität (Brustumfang beim Athmen) in directer Abhängigkeit von der Ernährung in der Kindheit und Jugend. Die durch die Hochschutzzollpolitik gezüchtete Auswanderung und Einschränkung der Bevölkerungszunahme sei hier nur im Vorübergehen erwähnt. Hinweisen wollen wir aber zum Schlusse noch auf ein bisher viel zu sehr unterschätztes Moment, dass nämlich bei einem künftigen Kriege der Sieg voraussichtlich nicht so sehr von der Menge der wehrfähigen Mannschaften abhängt als von den Geldsummen, welche dem Staate für ihre Erhaltung und für die Kriegsführung zur Verfügung stehen. Diese gewaltigen Summen kann aber nun und nimmer die Landwirtschaft aufbringen, sondern nur die Industrie und die breite Schicht einer gut gelohnten und daher steuerfähigen Industriearbeiterschaft.

Es sind Aussichten dahin vorhanden, dass man sich mit diesen Fragen ernstlich beschäftigt. Hoffen wir deshalb, dass sich an den maßgebenden Stellen die Erkenntnis rechtzeitig Bahn bricht, zu welch verhängnisvollen Consequenzen eine Handelspolitik treibt, als deren Ziel auf der letzten Versammlung des Bundes der Landwirte bezeichnet wurde, „nur noch Kaffee und Knackmandeln“ vom Auslande zu beziehen. Es ist eine außergewöhnliche Verantwortung, welche bei diesem Gesetze in die Hand der leitenden deutschen Staatsmänner gelegt ist; mögen sie das schwere Werk zu gutem Ende bringen.

Berlin. Dr. Walter Borgius.

Venezuela und der augenblickliche Krieg mit Columbien.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg (Leipzig).

(Schluss.)

Caracas ist eine der schönsten Städte des spanischen Südamerikas, gleichzeitig auch eine der modernsten. In der Regel findet man in diesen Städten jahrhundertealte Kirchen, Klöster, Paläste aus der spanischen Zeit, und die Festungswerke, hingartigen Kasernen und Regierungsgebäude verleihen manchen ein mittelalterliches Aussehen, wie beispielsweise die einst so große Hafenstadt Cartagena an der Nordküste von Columbien. Auch Caracas besaß solche in ebenso großer Zahl, doch wurde die häufig von Erdbeben heimgesuchte Stadt von einem solchen im Jahre 1812 fast gänzlich zerstört. Bei ihrer Wiederherbauung wurden auf die modernen Anforderungen mehr Rücksicht genommen und das heutige Caracas, in einem entzückenden Hochthale der Küstencordilleren, nahe tausend Meter über dem Meere gelegen, zeigt ein regelmäßiges Straßennetz, mit breiten, wohlgepflasterten Straßen und großen Plätzen, die mit prachtvollen, wohlgepflegten Parkanlagen, mit Denkmälern und Fontänen geschmückt sind. An manchen Stellen, wie beispielsweise rings um die schöne Plaza Bolivar, besitzt Caracas ein geradezu großstädtisches Aussehen und diese Stadtheile würden selbst unseren europäischen Großstädten zur Zierde gereichen. Die Furcht vor Erdbeben ließ die Bewohner nicht mehr, wie früher, in die Höhe bauen; nur die Kirchen, das Pantheon mit einem prachtvollen Marmordenkmale über dem Grabe des Befreiers Simon Bolivar, dann die Regierungsgebäude bilden Ausnahmen. Sonst ist die weitaus größte Mehrzahl der Häuser nur ebenerdig; aber das nimmt ihnen wenigstens in den Hauptstraßen nicht viel von ihrem vornehmen Aussehen. Aus Stein gebaut und mit Ziegeldächern, besitzen sie hohe Fenster mit vorspringenden, starken Eisengittern und weite, gewöhnlich nur halbgeöffnete Portale; die langen Reihen von nebeneinander liegenden Kaufläden mit großen Schaufenstern und bunten Krimskrams vor den Thüren, wie sie andere Städte besitzen, fehlen in Caracas, der Straßenverkehr ist nur in den Nachmittagsstunden lebhaft und darin spielt das männliche Geschlecht die Hauptrolle. Das alles verleiht den Straßen von Caracas einen total anderen Charakter als jener unserer Städte, wenn auch jene Straßenbahnen, telegraphische und Telephonleitungen vorhanden sind, Errungenschaften unserer abendländischen Cultur, an die sie uns erinnern. Man hat soviel von den Revolutionen, politischen Unruhen und Pronunciamentos in diesen Ländern gelesen, dass man glauben könnte, die festungsartigen Häuser mit ihren Eisengittern und schweren Fensterläden wären mit Rücksicht auf die allgemeine Unsicherheit so gebaut worden. Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. In Caracas, wie in den anderen Städten des Landes, in den Dörfern, wie auf den Verkehrswegen und in den einsamsten Gebieten herrscht die größte Sicherheit von Leben und Eigenthum; Morde, Einbruchsdiebstähle, Raubanfälle kommen ungemein selten vor; ich habe auf meinen Reisen durch verschiedene Districte des großen Landes niemals von derlei etwas vernommen, niemals wurde ich, obschon ich allein reiste, irgendwie belästigt, und venezuelanische Freunde, deutsche Pflanzer und Kaufleute erzählten mir, dass sie häufig mit großen Geldsummen in barer Silbermünze, die in Säcken auf Maulthieren verladen waren, allein durch das Land gereist wären, ohne dass ihnen jemals etwas abhanden gekommen sei.

So düster die Häuser der Hauptstadt von außen sich präsentieren, so anheimelnd und gemüthlich zeigen sie sich im Inneren. Dem altspanischen Baustil entsprechend, enthalten sie einen viereckigen, inneren Hof, von Säulengängen umschlossen, von denen Thüren in die Gemächer führen. Die nach der Straße gewendete Seite des Hauses enthält die Empfangsräume, hohe Salons mit geflochtenen Matten über dem Parkett- oder Ziegelboden, und etwas steifen Möbeln — überall stehen zu beiden Seiten des monumentalen Sofas, in rechten Winkel dazu, Reihen von Fauteuils oder Stühlen; Bilder und Bücher sind spärlich vorhanden, und nur in den Häusern der Fremden oder der vornehmsten Venezuelaner sieht man Einrichtungen nach unserer Art. In den Seitenflügeln befinden sich die viel behaglicheren Wohn- und Schlafräume, die aber tagsüber nur bei schlechtem Wetter für längere Zeit aufgesucht werden. Dieses letztere ist in Caracas sehr selten. Die Hochthäler und Plateaus von Venezuela besitzen ein entzückendes Klima, es herrscht ewiger Frühling, ewiges Grün der Vegetation, übergroße Hitze oder empfindliche Kälte kommen fast gar nicht vor. Die Hausbewohner leben in den Säulengängen oder in dem Patio, der gewöhnlich mit hübschen Gartenanlagen, mit seltenen Tropenbäumen, Blumenbeeten und Dochdiecen geschmückt ist, vielleicht auch einen plätschernden Springbrunnen enthält. Zu den Bögen zwischen den Säulen hängen Käfige mit Singvögeln oder Töpfe mit seltenen Blumen. Des Nachmittags unternehmen die Damen des Hauses Ausfahrten, des Abends eine Promenade nach den gut beleuchteten Squares, vornehmlich auf die Plaza Bolivar, wo an bestimmten Tagen irgend eine Militärmusik oder indianischen Musikern concertiert. Zu diesen Concerten gibt sich die elegante Welt in den schönen Parkanlagen Stelldichein, und zwischen diesen, ihrer Schönheit und Anmuth wegen in ganz Amerika berühmten Frauen, diesen elegant gekleideten Männern, fast durchwegs Weiße, unherwandelnd, konnte man sich in Madrid oder Lissabon oder Turin denken. Dolchen die Weißen nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, haben sie in gesellschaftlicher Hinsicht doch die entscheidende Stimme, sie sind sie die Wirthinge oder gar die Volksvertretungen, in eine Mischung zwischen Weißen und Indianern, den sonstigen Herren des Landes.

Digitized by Google

In politischer Hinsicht sind alle Rassen einander gleichgestellt. Mischlinge und Eingeborene können die höchsten Aemter und Würden erreichen, ja sogar Präsidenten werden, wie beispielsweise zum Anfang der Neunzigerjahre Präsident Crespo. Dasselbe gilt von den Senatoren- und Deputiertenstellen. Von den ersteren gibt es je drei in jedem Staate, von den letzteren je eine auf fünfundzwanzigtausend Einwohner, aber beide Körperschaften besitzen hier viel geringere Macht als in anderen Republiken. Die Regierungsgewalt concentriert sich hauptsächlich in dem Präsidenten, welcher viel größere Machtbefugnisse besitzt, als sie manchen Träger einer Krone in monarchischen Ländern. Die offizielle Residenz des Präsidenten ist ein stattliches Gebäude mit zwei Stockwerken an einer Seite der Plaza Bolivar, seines gelben Anstriches wegen die Casa amarilla genannt. Dieses „Gelbe Haus" ist in Caracas dasselbe, was in Washington das „White House", auch nicht viel weniger anspruchsvoll. Vor dem Hauptportale stehen venezuelanische Soldaten, fast durchwegs Vollblutindianer, in guten Uniformen, unter dem Befehle eine Officiers Wache. Der innere Hofraum wird von einem schönen Tropengarten eingenommen, um alle drei Seiten desselben sind die Präsidenten meine Empfindungsbreite abzugeben, wurde ich von einem Adjutanten in das obere Stockwerk geführt, wo sich die sehr eleganten Empfangsräume befinden, und kaum hatte ich mich dort ein wenig umgesehen, als auch schon der Präsident mir gegenüberstand. Bei der großen Zahl von Generälen und Obersten, die Venezuela besitzt, und der herrschenden Titelsucht, würde man erwarten, die Machthaber auch in glänzenden Uniformen prangen zu sehen. Aber es herrscht in der Casa amarilla wie auch in den Ministerien große Einfachheit. Die Herren sind durchwegs selbst der Kriegsminister nicht ausgenommen, in Civil gekleidet und zeichnen sich durch große Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit aus, Eigenschaften, welche alle gebildeten Venezuelaner in hohem Grade besitzen.

Die Ministerien sind der Mehrzahl nach im Capitol, oder, wie es hier genannt wird, im Palacio federal (Bundespalast) untergebracht, ein majestätischer Bau, der mit seinen säulenumgürteten Fronten, seinen Höfen zwei Morgen einnimmt und jeder Residenz selbst zur Zierde gereichen würde. Das Aeußere ebenso wie die Innenräume sind in vorzüglichem Zustand, überall herrscht Eleganz gepaart mit größerer Reinlichkeit, als man sie in der Hauptstadt des spanischen Mutterlandes findet. Der große Empfangssaal ist einer der schönsten Räume der Neuen Welt. Von ovaler Form, besitzt er eine Länge von 60 und eine Breite von über 30 Metern, und an seinen Wänden hängen vortrefflich gemalte lebensgroße Porträts der Präsidenten und historischen Persönlichkeiten der Republik, an den Ehrensesseln natürlich jene des Befreiers von der spanischen Herrschaft, Simon Bolivar, und des Generals Guzman Blanco. Sehr ansprechend ist auch die gothische Façade aus weißem Marmor der Universität, dem Capitol gegenüber, in der sich eine stattliche Bibliothek von über 40.000 Bänden befindet. Nahebei erhebt sich das große Opernhaus, in welchem zeitweilig von der Regierung subventionierte Opernstruppen Vorstellungen geben.

In Caracas lässt es sich auch für Fremde gut leben, denn die Stadt bietet in der That sehr große Annehmlichkeiten in jeder Hinsicht, sogar eine philharmonische Gesellschaft ist vorhanden, die in jedem Jahre eine Reihe von Concerten veranstaltet. Herrlich ist die Umgebung: das ewig grüne, von Bergen umschlossene Hochthal gibt Gelegenheit für nähere und weitere Ausflüge, unter denen jene nach Antimano, durch eine Eisenbahn mit Caracas verbunden, wohl die bekanntesten sind. Wird Caracas nicht mit Unrecht das Paris des nördlichen Südamerikas genannt, so ist Antimano sein Versailles. Guzman Blanco hat sich dort eine prächtige Sommerresidenz mit großen Gartenanlagen und einem schattigen Park gebaut, die elegante Creolenwelt, stets mit Paris liebäugelnd, ist ihm darin gefolgt, und so ist eine Reihe reizender Villen dort entstanden, wo die glutäugigen Cataquenäs und die junge bräunten Caballeros an Nachmittagen Festlichkeiten veranstalten, oder von dort Ausflüge in die Antimano umgebenden Kaffeeplantagen unternehmen, verbunden mit Picknicks u. s. w.

Antimano entgegengesetzt, östlich von Caracas, liegt das kleine Städtchen Petare, ebenfalls durch eine Eisenbahn mit der Hauptstadt verbunden, und von dort gelangt man bald in die wilde Bergregion, durchschnitten von dem in einer tiefen Schlucht fließenden Guaire. Als ich diese Gegenden, und die entlegenen von La Victoria, El Palmar, Guayavare, Maracai u. s. w. besuchte, gab es noch keine Eisenbahn, und ich musste zu Pferd reisen. Heute führt die große venezuelanische Bahn, deutsches Besitz, aus dem großen See am Tacarigua-Berge nach der zweitgrößten Stadt der Republik, nach Valencia, von wo ebenfalls Schienenwinkungen über die Kaffeegebirge bis Caracas und nach dem zweitbedeutendsten Hafen, Puerto Cabello, führen. Welche man auch nehmen mag, überall findet man Gasthäuser, auf dem großen Gebiet zwischen dem El Palmar benachbarten Berge, in dem Dorfe einige Meilen südlich von Caracas, in der Umgebung deutscher Familie, namens Hellmund, und ich fand mich bei ihnen ebenso, und in Maracai, La Victoria, Alcantar und Valencia, wo ich den Gouverneur, den Generals Carabobo, der als Gast des Vaters des gegenwärtigen Besitzers, Don Gustavo, geschlossen hat. Auf meine Bitte die alten Papiere und Briefschaften durchsuchend, die auf der Hacienda aufbewahrt werden, brachte er Briefe von beiden deutschen Reisenden zum Vorschein. Humboldts Name ist noch heute in ganz Venezuela hochgeehrt — in verschiedenen Städten gibt es Straßen, die nach ihm benannt sind, und man zeigt die Häuser, in welchen er gewohnt hat. — Der große Ceiba-Baum, der auf dem Wege von Caracas nach Valencia seine Bewunderung erweckt hat, steht heute noch, und führt den Namen Humboldts.

Von dem augenblicklichen Kriege mit Columbien wird naturgemäß das ganze Land, besonders aber der Hafen Maracaibo beeinflusst, der in der Luftlinie kaum hundert Kilometer von der columbischen Grenze entfernt ist und den die columbischen Aufständischen als Basis für ihre Operationen auserwählt haben. Maracaibo liegt an dem gleichnamigen großen Süßwassersee, dessen auf Pfählen im Wasser stehende Indianerdörfchen Venezuela zu seinem Namen, d. h. „Klein-Venedig", verholfen haben. Der Hafen weiterhin mit La Guayra und Puerto Cabello an Bedeutung und wird in nicht zu ferner Zeit wohl beide überflügeln, denn er unterhält einen regen Handelsverkehr mit dem ausgedehnten Hinterland, nicht nur von Venezuela, sondern auch von Columbien. Mit den Hafenstädten des Sees ist Maracaibo durch eigene Dampferlinien verbunden, und die ersteren liegen wieder an den Mündungen schiffbarer Flüsse, welche die Warentransporte ins Innere erheblich erleichtern. Von der Stelle, wo der schiffbare Rio Catatumbo die Grenze zwischen beiden Republiken überschreitet, ist der Maracaibensee-strom, die wichtigste, so einzige Verkehrsstraße Columbiens, nur eine Tagreise entfernt und die Revolutionäre, unterstützt durch die venezuelanischen Truppen, können dort den ganzen Verkehr Columbiens unterbinden, und der Regierung in Bogotá die größten Schwierigkeiten bereiten. Auch die beiden großen columbischen Handelsstädte San José de Cucuta und Bucaramanga, deren Handel größtenteils in den Händen von Deutschen liegt, und in denen sich deutsche Consulate befinden, sind in ihrem Außenhandel verschiedentlich von Maracaibo abhängig.

Maracaibo ist eine schöne und verhältnismäßig reiche Stadt, mit anspruchsvollen mehrstöckigen Häusern, hübschen Plätzen und großen Kirchen, so dass man sich, durch seine Hauptstraßen wandernd, eher in einer Stadt des Mittelmeeres, als im fernen Südamerika wähnen könnte, wenn das Straßenleben nicht vornehmlich von Negern, Mulatten, Zambos und den halbwilden Goajira-Indianern beherrscht würde, welch letztere die Stadt und Umgegend mit vorzüglichen Pferden, Maultieren und Lebensmitteln versorgen. In Maracaibo wohnen zahlreiche Fremde, unter denen die Deutschen die erste Rolle spielen. Man sieht daraus, wie sehr der augenblickliche Krieg den Handel Deutschlands beeinflusst und wie wichtig es ist, dass bald wieder Frieden in den von Unruhen so häufig heimgesuchten Landern herrschen möge.

Drahtlose Telegraphie.

Das Erfinden ist eine schwere Kunst! Schon eine verwickelte mathematische Operation oder die Lösung einer mehrzügigen Schachaufgabe, ja sogar das Zurückrufen eines vergessenen Namens einer Person oder eines Gegenstandes macht oft viel Kopfzerbrechen — wie vielmehr das Ueberstürzen von Gedanken, die bekanntlich leicht beieinander wohnen, in die hart stoßende Wirklichkeit! Wie schwierig das ist, das beweist der Umstand, dass fast eine jede Erfindung ziemlich unfertig auf die Welt kommt und geradezu erst erzogen werden, gehen, arbeiten, fliegen lernen muss — ehe sie Bürgerrecht und Bedeutung erlangt. Auch da gibt es, wie Mark in einer seiner schönen populären Vorlesungen es von den wissenschaftlichen Ideen aussagt, einen Kampf ums Dasein, eine Auslese, ein Anpassen und Umbilden ze. Noch ein Umstand dürfte meine obige Behauptung recht gut stützen — der nämlich, dass viele an einer Erfindung gewissermaßen vorbeigingen, ohne sie zu erreichen. Ist schon die Vorbedingungen gelärter wissenschaftlicher Anschauungen, es musste — wie in Raulbachs Bild — erst der Kampf in der luftigen Höhe der Ideen beendet sein, ehe der mehr materielle der Erfindungen entdecken werden konnte. In unserem Falle waren Faraday, Maxwell und von allen Heen die Physiker, dann kamen die Bianchi, Tesla, Lodge, Edison, Popoff, Preree u. v. a., ehe Marconi kommen konnte! Ehe Bianchi mit dem später zu beschreibenden Cohärer auftrat, konnte kaum von einer drahtlosen Telegraphie einwandfrei die Rede sein. War doch Ende der Siebzigerjahre 1870 der sehr findige Hughes Typendrucktelegraph, Mikrophon, Induktionswage ze. hatte an der drahtlosen Telegraphie vorbeigegangen, aber eine vorgefaßte physikalische Anschauung führte ihn wie ein Irrlicht auf falsche Fährte.

Auch der in Amerika lebende Oesterreicher Tesla arbeitet schon lange an diesem Problem. Bereits im Jahre 1893 war er von der Möglichkeit der drahtlosen Kraftübertragung über weite Strecken und die Telegraphie ohne Draht ist denn doch nur ein

Specialfall dieser allgemeinen Aufgabe — vollkommen überzeugt. Er wollte jedoch nicht die Luft, sondern die Erde als Uebertragungsmittel benützen, eine Absicht, die noch schwerer erfüllbar scheint, als die bisher eingeschlagene Luttelegraphie sie erreichen läßt, in welcher allerdings auch die Erde eine wichtige Rolle spielt.

Bekanntlich war es ja nebst Hertz besonders Tesla, welcher sich nicht nur der so rasch schwindenden Elektrizitätswellen, dass man deren Richtungswechsel nach Millionen pro Secunde zählen konnte, bediente, sondern der kühne Forscher verwendete dabei so hohe Spannungen, dass seine Entladungserscheinungen schon als artige Blitze, welche bei Gewittern ja ebenfalls hochgespannter Elektricität den Donnerspalt zur Erde weisen, gelten konnten. Wenn nun ein empfindlicher Apparat die an einer Stelle erzeugten Entladungen selbst in großer Entfernung nachzuweisen vermag, so ist ja an der Möglichkeit der Telegraphie gar nicht zu zweifeln, ebensowenig an jener der Telephonie und auch nicht an der Energieübertragung. Gegenüber den Leistungen eines Faraday, welcher seinerzeit die Schnelligkeit der Richtungswechsel pro Secunde auf einige Hunderte zu steigern vermochte, sind die Leistungen Hertz', Teslas, Marconis, Brauns, Rochefortz, Guarinis u. s. w. derart erhöht, dass sie nach Millionen und bei der Lichttelegraphie, deren später erwähnt werden soll, sogar nach Billionen Schwingungen gezählt werden können. *)

Die Elektricitätsäquellen — funkenerzeugende Inductionsapparate — entsenden Wellen, welche sich wie Kugelschalen von der als Mittelpunkt aufzufassenden Erregungsstelle ausbreiten.

Demgemäß entstehen jedoch zweierlei Uebelstände. Vorerst schwächt sich mit der Entfernung die Wirkung der Wellen, wie ja selbst der Knall eines Kanonenschusses gewisse Distanzen nicht zu überschreiten vermag; sodann aber kann man mit geeigneten Apparaten innerhalb des Verbreitungsbereiches der elektrischen Erregung (sowie man den Schuß überall im Umkreise wahrnimmt) die entsendeten Nachrichten auffangen. Die Telegraphie erfordert — das ist ja allbekannt, Despeschengeheimnis!

Es könnte ja sonst jeder Unbefugte, der von der Errichtung der Stationen weiß, die Mittheilungen ablauschen! Dem ersten Mißstand kann durch Resletoren, welche die Strahlen möglichst parallel aus der Sendestation hinausgehen lassen, einigermaßen gesteuert werden; hinsichtlich des zweiten Uebels bedient man sich der aufeinander abgestimmten Apparate, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Es scheint nun, dass hinsichtlich der Entfernung, welche mit der drahtlosen Telegraphie überwunden werden kann, Marconi alle seine Mitbewerber weitaus an Leistungsfähigkeit übertrifft, dass dagegen hinsichtlich der abgestimmten drahtlosen Telegraphie die deutschen Gelehrten — und besonders Geheimrath Slaby und Professor Braun — den Vogel abgeschossen haben. Diese Abstimmbarkeit der Apparate ist unbestritten ein großer Erfolg! Der Sender ist, wie oben angedeutet, in allen Fällen ein Inductorium, dessen Construction uns aus dem Anblick eines verwandten Apparates, des Faradisier-Apparates der Aerzte und aus der Vorstellung des Rhumkorf'schen Funkengebers so ziemlich vorstellbar wird. Mitwirkend sind auch Leydenerflaschen, Condensatoren, Transformatoren u. s. w.

Welche Function die hohen Drähte oder Antennen ausüben, welche sowohl Sendestation, als auch Empfangstation nöthig haben, welche Rolle die Erde, als Leiter aufgefaßt, bei der Zeichengebung, sowie beim Empfang spielt, das ist vielfach noch nicht geklärt. Je höher die Antennen, desto sicherer die Wirkung. Da man dieselben aus begreiflichen Gründen nicht allzuhoch machen kann, so schaltet man zur Stange noch eine Drahtspule, welche die Stangendrahtlänge künstlich um ein Bedeutendes verlängert. Um die Abstimmung zu erreichen, werden wieder Drosselspulen bestimmter Abmessung und Condensatoren bestimmter Aufnahmsfähigkeit (Capacität) verwendet.

Das wichtigste und wunderbarste Organ der Empfangsstation ist der Cohärer. Hat doch schon Hertz unser Auge als ein elektrisches Organ bezeichnet und Lodge, sein großer Bewunderer, in seiner „Electrical Theory of Vision" eine Ansicht entwickelt, welche dahin geht, dass das Auge für die Lichtstrahlen dasselbe sei, wie der Cohärer für die Hertz'schen Wellen. Der Cohärer ist in Wirklichkeit eine evacuierte Glasröhre von mehreren Centimetern Länge, in welcher zwei bis auf einige Millimeter von einander entfernte Silberkolben eingeschlissen stecken. In dem engen zwischenraum zwischen diesen Kolben, von denen ins Glasrohrende eingeschmolzene Drähte ausgehen, ist ein feines Pulver von Metall (Nickel, Silber, Eisen) eingestreut. Verbindet man die erwähnten Drähte mit einer Batterie und einem sehr empfindlichen Zeichengeber, so geht für gewöhnlich — bei der Batteriestrom noch so mächtig — kein Strom durch das Pulver. Wird aber dieses von einer Funkenwelle getroffen, so erhält man auch bei schwächerem Batteriestrom ein Zeichen auf dem Apparate, die elektrische Welle weckt das Leben in den Systemen. Man kann daher, je nachdem man von der Geberstation länger oder kürzer andauernde Funkenimpulse mittels eines Telegraphierschlüssels entsendet, Striche oder Punkte — die Elemente des Morsealphabets — durch Vermittlung des Cohärers empfangen. Allerdings muß nach jedem Stromdurchgang das Pulver im Cohärer durch einen leisen Hammerschlag wieder in den früheren Zustand der lockeren Vertheilung gebracht werden. Man nimmt an, dass beim Auftreffen der Funkenwelle auf den Cohärer die Metalltheilchen sich in Reihe stellen oder auch durch Ueberspringen mikroskopischer Fünkchen zusammenschmelzen und so dem erwähnten Batteriestrom Durchgang gewähren; aus diesem Zustand bringt die vorhin angedeutete Erschütterung den Cohärer in Empfangsfähigkeit zurück. Das Funkenwellen-Auge öffnet und schließt sich, um beim belagten Bilde zu bleiben, nach Maßgabe der es reizenden elektrischen Impulse!

Hertz, Lessen Arbeiten unter anderen auch Ausgangspunkt für Röntgenstrahlen Entdeckungen waren, hat die Wahrnehmung gemacht, dass, wenn einem funkengebenden Apparate wegen Entfernung der Kugeln keine Entladungen mehr abgewonnen werden können, es genügt, ultraviolette Strahlen auf die Kathode zu richten, um neue Funken zwischen den Electroden zu erregen. Prof. Zickler (Brünn) benützte diese Eigenschaft des an ultravioletten Strahlen reichen Bogenlichtes, um eine lichtelektrische Telegraphie zu erfinden, deren fernere Verwendung zur Ausbildung der drahtlosen Telephonie uns nicht aussichtslos erscheint. Der Entladungsapparat bei Zickler ist wiederum eine Art Cohärer, deren wir nunmehr schon zwei kennen: das Auge, der Braunlyche Cohärer und der soeben angedeutete, mit verschiedbaren Entladungsfunken versehene Funkengeber.

Die Bemühungen der oben angedeuteten Erfinder scheinen sich in letzter Zeit auf die „abgestimmte drahtlose Telegraphie" concentriert zu haben; d. h. die Telegraphie, bei welcher von einer Geberstation ausgehende Wellen auf der Ankunftstation eine Auswahl unter dort aufgestellten Empfangsapparaten treffen und nur jenen zum Ansprechen bringen, der dem Geber sympathisch, in diesem Falle synkonisch ist. Man kennt ja das akustische Phänomen, bei welchem eine tönende Stimmgabel nur jene zum Mitlönen veranlaßt, welche die gleiche Tonhöhe besitzt; es ist dies eine Eigenschaft der Stimmgabeln, welche seinerzeit Paul Lacour und den kürzlich verstorbenen Elisha Gray zur Construction ihrer verwandten, sonst aber voneinander unabhängig erfundenen Mehrfachtelegraphie veranlaßte. Eine Umbildung dieser Erfindung liegt auch hier vor, und sie ist für die weitere Entwickelung der Uebertragungen sehr wichtig.

Marconi hat nun an die obangeführte Zeitschrift „Reform" einen von ihm kürzlich gehaltenen Vortrag zur demnächstigen Veröffentlichung eingesendet, in welchem derselbe die mittelst Inductionsapparate und Condensatoren nebst passender Wahl der Sonder- und Empfangsdrähte (Antennen), sowie durch Benützung der Erde die Abstimmung der Geber und Empfänger sowohl, als auch die Ueberwindung großer Entfernungen erreicht. Die Antennen sind hierbei so eingerichtet, dass Zinkzylinder von 7 Meter Höhe und 1½ Meter Durchmesser benützt wurden, in deren Hohlraum ein anderer Cylinder — mit Erde verbunden — angebracht war. Sachverständige Zeugen dieser Versuche Marconis stellen dieselben nicht als so beweisdigend dar, wie Marconi selbst.*)

Bis auf die Zinkzylinder hat die Anordnung Prof. Brauns (Straßburg), welcher auf der Naturforscherversammlung in Hamburg sein System produzierte, mit dem Marconischen Aehnlichkeit. Geheimrath Slaby (Berlin) erzielt seine exacten Uebertragungen, welche besonders für die abgestimmte Telegraphie wichtig werden dürften, mit dem von ihm Multiplicator genannten Apparate, einer Inductionsrolle, an deren einem Ende niedrig gespannte Energie eingeleitet und aus deren anderem Ende hochgespannte Energie herausgeleitet und vermittels der Antenne in die Ferne — circa 14 Kilometer betrug die Distanz bei dem Vortrage des Herrn Geheimrathes, dem wir einzelnes entnommen — nach der Empfangsstation entsendet wird.

Prof. Braun concentriert wiederum durch seine Vorkehrungen die elektrischen Wellen, ähnlich wie Lichtstrahlen durch eine Linse concentriert werden, und macht sein System derart wirksam, dass er eine gute mehrfache Uebertragung zwischen Hamburg und den Schiffen an der Elbemündung vorführen konnte. Auch mit Helgoland hat Prof. Braun gut correspondiert.

Marconi hat von einem Automobil aus auf 50 Kilometer Entfernung syntonisch, d. h. abgestimmt gesprochen. Ferner hat er sich zwischen Wight und der Insel Wight [illegible] Kilometer — wie er mittheilt, bestens verständigt.

Der Norddeutsche Lloyd wendet das System Marconis ebenfalls an, und hat die Signalisierung der Ankunft des „Kaiser Wilhelm", auf welchem sich — wie mitgetheilt wird — der auch in Wien bekannte Sänger Dippel befand, auf zwei mehr als [illegible] Kilometer Entfernung nach dem New Yorker Hafen stattgefunden.

Die Einrichtung, welche Graf Bülow vor einiger Zeit zwischen Seeburg und Schloß Neuenkirchen treffen ließ, und die sich auf diese Entfernung [illegible] Kilometer — sehr gut bewährt

*) „Elektrische Wellen der Funkentelegraphie" heißt ein in den technischen Zeitschriften vielbesprochener Artikel Marconis, welcher Reform, Berlin und Leipzig, Jahrgang 1901, H. 21, 2. und 3. Novemberheft.

*) [illegible]

Digitized by Google

ist nach dem System Rochefort, einem Sohne Henry Rochefort's, durch Herrn Silas hergestellt worden.

Eine große Zahl von sogenannten Erfindern, deren Thätigkeit sich sowohl auf einzelne Apparate, als auch auf das ganze System bezieht, ist hinter dem Problem daher; dass sich die drahtlose Telegraphie nunmehr als lebensfähig erweist, ist doch wohl zumeist den Bemühungen der ernsten Forscher und Techniker, die wir genannt haben, zu danken.

Eugenieur Popp in Paris — der Druckluft-Popp — will zu der Telegraphie durch Vermittelung der Erde zurückkehren und so gibt es noch viele andere Erfinder auf diesem Gebiete, von denen wir nur Guaeini nennen wollen, der zwischen Antwerpen und Brüssel — 43 Kilometer weit — durch sein System (eine Combination des Edison'schen Senders mit dem Marconi-Popp'schen Empfänger) aber unter Anbringung eines selbstthätigen Relais vortreffliche Verständigung erzielte. Hofrath Kareis.

Ein neuer Kipling.

„Ganz Indien ist voll von heiligen Männern, die in seltsamen Zungen fromme Lehren stammeln, die im Feuer ihres eigenen Eifers erschüttert und aufgebraucht werden; voll von Träumern, Wallenden und Wissenden: so ist es von Anbeginn gewesen und wird es bleiben bis zum Ende." Diesen Satz fährte Rudyard Kipling seiner neuen Erzählung „Kim"*) voranstellen können. Teshoo Lama ist ein solcher Träumer, Schwärmer, Visionär, ein Guru und Lobet, ein Sannyasi.

Schon einmal hat uns der Dichter einen solchen weisen, heiligen Mann vorgeführt, jenen Purun Bhagat im zweiten Dschungelbuch. Das war jener hohe Würdenträger, der eines Tages, auf die Ehren dieser Welt verzichtend, sich ins Gebirge zurückzog, um fürderhin als wandernder Bettler zu leben. Und als er, seine Blicke an der Erde, seine Gedanken über den Wolken, am Ziele seiner Wanderung angelangt, wusste er nicht, „ob er lebe oder todt sei, ob er ein Mensch und Herr seiner Glieder — oder ein Theil der Berge, der Wolken, des Regens und des Sonnenscheins... Und allmählich ward ihm, als ob er sich mehr und mehr von seinem Körper löse und auswärts schwebe bis an das Ihor einer ungeheuren Enthüllung". Mit einem ähnlichen, noch vollerm Recht, als es in der Einlage möglich war, klingt das neue Buch aus. Der Lama befindet sich auf der Suche nach dem gewissen Fluss, der eine Stelle aus der Erde hervorwaschen und an der Stelle, wo der Pfeil des Herrn sie durchbohrte, den Boden berühren. Seinem hat er reinigende, lösternde Kraft: er spült die Sünden der Menschen hinweg. Obwohl der Lama ein altersschwacher Mann ist, dem die Füße schon fast den Dienst versagen, lässt er nicht ab von der hehren Aufgabe, die sein Lebenswerk krönen soll. Und wirklich, des Suchens Mühe wird belohnt. Nachdem er zwei Tage und Nächte, in stille Betrachtungen versunken, gesessen hat, löst sich die weiße Seele von dem thörichten Körper und schreitet frei einher, hinweg über die Schranken der Zeit, des Raumes und der Dinge. Er sieht den Pfeilfluss zu seinen Füßen. Die Stunde der Erlösung ist gekommen. Die Wanderschaft hat ein Ende.

Sie bildet den Mittelpunkt dieser Erzählung. Um sie breitet sich ein Diorama von Land und Leuten aus. Indien mit dem Glauben und Aberglauben seiner Bewohner, mit der herrschenden und bekehrten Kaste, mit seiner Fülle der Sprachen: große Städte und einsame Dörfer, reiche Ebenen und ragende Berge, das erwachende und das in der Glut des Sommermittags schwülende Indien zieht an unseren Augen vorüber. Nie zuvor hat Rudyard Kipling ein reicheres und wohl auch umfangreicheres Bild von dem Wanderland zu Füßen des Himalaya entworfen: ein Gemeindbum indischen Lebens. Nie zuvor aber hat Rudyard Kipling sich weniger um die Geschlossenheit des Romans gekümmert als hier. Lauter Einzelbilder zaubert er hervor. Besonders den mittleren Partien fehlt der innere Halt.

Wenn man mit Victor Hugo „Handlung" als den Kampf zweier entgegengesetzter Kräfte auffassen will, wird man in „Kim" schwerlich eine Handlung gewahren. Und doch lässt sich von zwei Kräften sprechen, die dieses Buch in Bewegung erhalten. Den Lama geleitet sich zum Rishi'le, der Seher eines irischen Seegarten. Seiner Abstammung nach ist er ein Sahib, seine Neigungen sind bei den Eingeborenen: ein echtes Gemisch von irischer und asiatischer Verschmitztheit. Schon als Dreizehnjähriger hat er sich bei Aberhand keinen Anregungen bewahrt. Der kleine Altweltsstreuner wird es, darum genannt. Da er des Treibens in Lahore überdrüssig ist und der Lama lustlich seinen Chela verloren hat, findet sich ihm Kim an. Bedeutet heute er, dass ich in eine Freundschaft [illegible] Lama, das Einzige, was ihm Dieser hinterließ? [illegible] Gemeinschaftlich pilgern sie gen Benares. Auch in [illegible] bethätigt der neue Chela seine [illegible]

klug, stets gefällig, ein heiteres Herz auf dem Weg, an alles denkend, gebildet, treu, höflich: das sind die Eigenschaften, die der Lama an ihm rühmt. Und was hat Kim nicht alles zu verrichten? „Seine Schultern trugen das ganze Gewicht des Tages — die Bürde eines alten Mannes, die Bürde des schweren Efsacks mit den verschlossenen Büchern, die Last der Schriftstücke auf seinem Herzen und die Einzelheiten der täglichen Uebung. Er bettelte in der Morgendämmerung, breitete die Decken aus für die Betrachtungen des Lama, kniete bei müder Hand während der Nachmittagsstunde in seinem Schoße, fächelte die Fliegen hinweg, bis ihn des Handgelenk schmerzte, bettelte wiederum am Abend und rieb des Lama Füße." Zwar wird er von seinem Meister getrennt, da ihn die Engländer aufgreifen — so erfüllt sich sein Kismet — und in die Schule stecken; doch immer wieder findet er den Weg zu ihm zurück. Und auch er trägt seinen Lohn davon: wie der Lama frei und sündenlos ist, erlangt er gleichheitig für seinen Gelieben das Seelenheil. Nicht der Kampf zweier entgegengesetzter Kräfte wird hier ausgetragen, aber Vertreter verschiedener Weltanschauungen gehen Hand in Hand: Kim ist der primo attoro der allgeschäftigen, quicken, raßlosen, verschlagenen Gegenwart; Teshoo Lama verkörpert die weisheitsvolle, abgeklärte, leidenschaftslose Vergangenheit. Dieser Gegensatz von Irdischem und Göttlichem, von Welt und Religion, von Diesseitigem und Jenseitigem ist das Schwungrad des Romans, wobei das Wort nicht in der Enge des Schulbegriffes gefaßt ist.

Man hat den Roman in Lehebüchern bekanntlich häufig in die beiden Gruppen des Abenteuer- und Charakterromans geschieden, je nachdem die Schilderung der Ereignisse oder der Personen überwiegt. Diese Eintheilungsprincip ist heute, wenn auch nicht ganz erschöpfend. Denn bei Rudyard Kipling könnte man im Zweifel sein, wo man ihn unterzubringen habe. Sowohl diese, wie jene Gruppe dürfte ihn mit einiger Berechtigung für sich in Anspruch nehmen. In dem einen Falle werden Geschehnisse in Beziehung zu den Menschen gesetzt, im anderen Menschen zu den Geschehnissen. Wenn man den Unterschied so darstellen wollte, müsste Kipling entschieden der ersten Kategorie zugewiesen werden. Denn für ihn und bei ihm besitzt jeder Vorgang eine Eigenbedeutung, eine selbständige Daseinsberechtigung, die nicht angetastet werden darf, die nur zu Gunsten der Gesammtwirkung geschmälert wird. Jeder Vorgang muss sich sozusagen ausleben. Erst in zweiter Linie wird er ein- und untergeordnet. Rudyard Kipling hat eine wahrhaft kindliche Freude an den Begebenheiten als solchen. Selbst in dem Roman, der seine Charakterisierungskunst heraufbeschwört, weil ihm nicht das fremdländische Colorit zustatten kam, sich meine: „Das Licht erlosch," hat den Dichter doch ein Vorgang gereizt, der die Action der Handlung wurde. Wie wird das unabwendbare Schicksal des Erblindens, fragte er sich, das Thun und Lassen eines Malers bestimmen? Hier war ihm das Erblinden soviel wert wie sein Maler. In den Erzählungen hat dann gelegentlich diese Freude an den Ereignissen allzusehr die Führung ergriffen; was Wunder bei einem Manne, dem eine wahrhaft unerschöpfliche Erfindungsgabe eignet? Er besitzt in weit höherem Maße noch als Brei Harte dieses Rüstzeug des geborenen Epikers. Damit paart sich eine ungeheure Sachkenntnis auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, die merkwürdigerweise nichts Ausdringliches hat, überall durch ihre Selbstverständlichkeit besticht. Wer ihm nachrühmen wollte, nichts Menschliches sei ihm fremd, der könnte den Beziet des Menschlichen nicht weit genug spannen. Ja, er beleiht die Thiere mit der Sprache und erhebt sogar Maschinen zum Rang von Lebewesen. Alle diese Vorzüge mögen es erklären, dass Rudyard Kipling ein Weltereeoberer ist, dass er vornehmlich zu den sinnenfroheren Völkern spricht. Er hat auch bei uns aufrichtige Verehrer, laute Bewunderer. Aber so recht von Herzensgrund zu lieben vermögen wir ihn nicht: denn einmal hat es der Dichter bisher versäumt, die eigene Persönlichkeit zu erschließen; nur in „Stalky & Co" sind autobiographische Züge eingestreut, und sie suchen wir doch hinter allen Werken: nun andern aber kommt der moderne Mensch mit seinen feineren psychischen Regungen hier zu kurz. Nach dem Kranz, der auf dem höchsten Giebel der Dichtung winkt, hat Kipling die Hand nicht gereckt: ein letzter Tröster, der uns durch das Labyrinth der Seele geleitet, ist er nicht geworden und wird er vermuthlich nie werden.

Berlin. Max Meyerfeld.

„Die Hoffnung" von Heyermans.

Heymans Heyermans' Schauspiel „Die Hoffnung"*) ist trotz aller Schwächen, die es besitzt, das Werk eines wirklichen Dichters. Man kann es zu zuversuchsang nennen mit Ibsens „Stützen der Gesellschaft" und auch mit Hauptmanns „Weber" — wie verschieden an sich von beiden, wie selbständig lebt Heyermans seine eigene Art [illegible]

Wie in „Stützen der Gesellschaft" sendet auch in der

*) [illegible] Heyermans jr. Teuthi [illegible]

„Hoffnung" ein Rheder ein seeuntüchtiges Schiff aus, unbekümmert um das Leben und die Familien der Mannschaft; wie in den „Webern" wird uns auch in der „Hoffnung" das furchtbare Elend einer Classe von Arbeitern und die rücksichtslose Gewinnsucht ihrer Brotherren vorgeführt. Aber nicht darin liegt hier der Hebelpunkt für die dramatische Spannung, dass das eigene Söhnchen des Rheders auf einem „schwimmenden Sarg" gerathen ist, sondern darin, dass uns das Los der Mannschaft und ihrer Familien vor Augen geführt wird; nicht auf die geringe Entlohnung und die Noth der Schiffer, die von den reichen Rhedern auf den Fischfang ausgeschickt werden, wird das Hauptgewicht gelegt, sondern auf die Gefahren, die mit ihrem Berufe an sich verknüpft sind und durch Habgier und Gewissenlosigkeit der Dienstgeber noch freventlich gesteigert werden.

„Der Naturalismus ist todt," hört man seit ein paar Jahren die Philister mit zufriedenem Behagen sagen; „er hat sich überlebt," trompetet das simple Publicum und ist selig, dass es sich nicht weiter zu genieren braucht, über Blumenthal zu johlen und über Philippi zu weinen; „er war von Anfang nicht lebensfähig", flöten die Ganzgescheiten und „revidieren" die Urtheile über Hauptmann und Ibsen. Und da stößt sie der todte Naturalismus vor den Kopf, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Ja, er ist unbequem, dieser Naturalismus, der, eben für todt erklärt, dem Publicum ins Gesicht schlägt, der gerade das vor Augen führt, vor dem man die Augen verschließen möchte, gerade das den Ohren sagt, was sie nicht hören wollen, ihnen immer die Nase auf das Elend und die Noth ihrer Mitmenschen stößt, statt ihnen durch Vorführung zierlicher Bilder aus dem Reich der Phantasie, durch Erwecken von Heiterkeit oder Rührung angenehm die Verdauung zu befördern. Er ist unbequem, dieser Naturalismus — aber eben darum ist er nothwendig, ist er da — und solange das menschliche Elend nicht ausgerottet ist, wird auch das Drama des menschlichen Elends nicht auszurotten sein. Für den, dem der Naturalismus nicht ein begrifflisches Schema, sondern eine lebendige Triebkraft der Entwickelung ist, kann der Naturalismus gar nicht anders sterben als mit der Menschheit selbst, überhaupt nur äußerlichen Veränderungen unterliegen. Dem Wesen nach wird er stets der gleiche sein, da er stets im Dienste der Ideen seiner Zeit der Gesellschaft ein Bild ihrer jeweiligen Krankheiten und Wunden vor Augen halten wird, im Unterschiede vom Idealismus, der ihr die Ziele auszumalen sucht, denen sie zuzuschreiten — glaubt.

Bewermass arbeitet nicht mit so drastischen Mitteln wie Ibsen und Hauptmann, aber es ist nur Nüssinement, wenn er uns manches erspart — um desto stärker auf uns zu wirken. Sein Rheder Boos ist kein bewußter Verbrecher wie Ibsens Consul Bernick, er ist auch kein empfindungsloser Wucherer wie Hauptmanns Fabrikant Dreißiger. Da mögen sich viele mit Recht sagen, „so sind wir nicht, das trifft uns nicht". Aber Clemens Boos drängt sich ihnen näher, ihn können sie nicht so abschütteln. Etwas roh, mein Gott, das macht das Gewerbe, und doch nicht ganz verhärtet, das macht der Mensch, der ja doch schließlich in jedem steckt. Aber leichtsinnig, so von vornherein gemeint, das zu glauben, was ihm in seinen Geschäftskram paßt, vor den Augen vor dem zu schließen, was seinen Interessen widerstreiten würde — und das macht auch der Mensch in ihm. Und so hört er zuerst nicht auf den Arbeiter, der ihm sagt, die „Hoffnung" sei morsch, sondern hält sich an das, was dessen Chef und der Vertreter der Interessen der Versicherungsgesellschaft sagt, mit dem Vorsatz, dass er auf alle Fälle zum letztenmale die „Hoffnung" auslaufen lässt — und dann gerührt er „in heilige Rührung", wenn er die Thränen der Hinterbliebenen sieht. Das ist so recht menschlich und darum wirkt es so, weil im Unternehmer das allgemein Menschliche und nicht das specifisch Erscheinungsform, eine gefühllose Verbrechernatur bekämpft wird. Dem nicht auf die Weise spielen sich die Vorgänge, durch welche Katastrophen in den mit Gefahren verbundenen Betrieben herbeigeführt werden, gewöhnlich ab, dass sich der Unternehmer sagt: ich treffe diese Sicherheitsvorkehrungen nicht, damit die Leute zugrunde gehen, oder dass er sich sagt: ich treffe sie nicht, obwohl ich weiß, dass dadurch die Leute zugrunde gehen. Nein, er redet sich ein, dass ja doch nichts geschieht und er nur zweifles sein Geld hinauswerfen würde.

Bewermass „Hoffnung" ist sicherlich auch nicht mit einem Strafgericht, dass über den Rheder Boos hereinbricht. Der Dichter schaut dem Zuschauer oder Leser keine theatralische Emotion zur den Zugrimm, den er in ihm angeschaumt hat: er enthäuft ihn mit dem unbefriedigten Wunsche nach Vergeltung. Er zeigt uns den Mann, der erklärt, wenn seine Provbezeichnung sich erfüllt hat, dass Schiff zugrunde gegangen ist, „dann gibt's Mord", er lässt ihn auch dem Bekanntwerden der Katastrophe an den Rheder herantreten — aber er lässt ihn wieder abgehen, ohne dass er die „Hoffnung" des Publicums erfüllt hätte. Ebenso ergeht es der Dichter die Erbitterung erregt und gesteigert hat, ebenso gründlich erfüllt er sie auch, statt sie im Theater ohne nachhaltende Wirkung verpuffen zu lassen. Das, was er für das Theater braucht, das liefert ihm in hinreichender Fülle die Vorbereitung und der Nachhall jener Katastrophe, die sich auf dem Meere draußen vollzieht.

Die ersten Acte zeigen uns das Milieu und der erste bereinigt gleichsam von vorneherein eine Schuld der Gerechtigkeit gegen die privaten Rheder, indem er ein Bild von den Genüssen entrollt, die derjenigen harren, die sich dem Dienste in der staatlichen Marine zuwenden. Wir sehen die verschiedenen Fischertypen, junge und alte — aber nicht völlig verthört, nicht nur als Seloven des Alkohols und der Sinnlichkeit, jedoch Bessere und Schlechtere und in jedem wieder Besseres und Schlechteres gemischt — wie es eben auch im Leben zutrifft. Und wir sehen den Rheder und die Seinen im Verkehr mit jenen, nicht nur Ausbeuter, auch Wesen mit menschlicher Theilnahme, freilich jener äußerlichen, egoistischen Theilnahme, die nicht auf den Grund der Dinge geht und im entscheidenden Moment so wenig Stand hält, wie die Wahrheitsliebe des Rhedertöchterleins Clementine, die sich „nicht mehr erinnert" gehört zu haben, dass Simon ihren Vater gewarnt hat, die „Hoffnung" in See stechen zu lassen. Und wir sehen Jo und Mariette kennen, zwei Mädeln aus Fischerfamilien, mit ihren Liebesfreuden und ihren Liebessorgen, und helle Strahlen huschen hie und da über die Gruppen, welche die Scene füllen. Aber diese Lichter schaffen nur den hellen Rand für den dunklen Schatten, den das Verhängnis voranwirft, dem die Liebsten der Mädels, der junge Mees und der junge Geert geweiht sind. Und mit ihnen Barend, Geerts Bruder, das Neidhämmchen der alten Fischerswitwe Kniertje. Ergreifend wirkt es, wie die eigene Mutter ihren ängstlich und strebenden Jüngsten mit silbernen Thränlein beschaut, sich für die „Hoffnung" einschreiben zu lassen — und dann die Gendarmen den in seiner Todesangst sich an die Thürpfosten Anklammernden loszureißen suchen — bis er, wieder über Zureden der eigenen Mutter, „jammernd die Thürpfosten loslässt," mit dem Klageruf: „Du siehst mich nie mehr, niemals mehr."

So sorgfältig vorbereitet setzt denn auch die Katastrophe mit erschütternder Wirkung ein, umso packender, als nicht nur die Spannung geschickt gesteigert ist, sondern im dritten Act eine ganz unheimliche „Gesahrenstimmung" in den Gesprächen und Erzählungen der Fischer mit rein künstlerischen Mitteln vorbereitet wurde. Denn die hier eingeschalteten kleinen Skizzen stehen einerseits in innigster Beziehung zur Grundidee des Dramas, andererseits sind sie, für sich allein betrachtet, literarische Cabinetstücke. Zwei derselben mögen den Absichtlosis dieser Anzeige bilden.

„Wenn ich auf dem Heringsfang war," erzählt der alte Armenhäusler Cobus, der sich bemüht, den anderen die Nichtigkeit der Angst, die sich ihrer während einer ungewöhnlich stürmischen Nacht bemächtigt hat, darzuthun, „oder auf der Salzreise, dann traut' ich manchmal nich zu kacken*) und nich zu schneiden. Denn, wenn man so 'n Heringskopf mit'm Daumen nach links stößt und mit 'm Kastmesser 's Gelbe da 'raus hat, wenn man gucki so 'n Tiber einen mit — mit so verständigen Augen — und noch kaakt man zwei Fässer die Stunde . . . Und Kopfstücke schneiden — eine Tonne Kopfstücke von vierzehnhundert Cabeljauen — das sind achtundzwanzighundert Augen, die einen ansehen — nix als ansehn . . . nur immer ansehn. Wieviel Fische habe ich mich schon todtgemacht — 's gab wenige, die so wenig Abfall und so fette Lebern schneiden konnten . . . Ja, ja . . . und bange waren sie — bange — sie guckten nach den Wolken, als ob sie sagen wollten: Er hat uns grade so gut gesignet wie Euch, und — wir kommt das nu'? Ich sage: wir nehmen die Fische, und Gott nimmt uns. Und wir müssen alle dran, die Thiere müssen dran, die Menschen müssen dran und weil wir nu alle dran müssen — müssen wir eigentlich alle mit 'nander nich — das 's nu grade so, als wenn man 'ne volle Tonne in 'ne leere umschöpft. Bange macht ich sein, wenn ich allein in der leeren Tonne zurückblieb', aber so alle zusammen in die andere Tonne — nee — mit bange sein is nix gemacht, bange sein, das is, als wenn man sich auf die Zehen stellt und über den Rand gucken will . . ."

Und wie es ansgeht, wenn ein Schiff so lange ausbleibt, als jetzt die „Hoffnung", das erzählt die Fischerswitwe Trous: „In Blaardingen, da gibt's 'n Thurm, und auf dem Thurm da ist der Kieker — der Thurmkieker. Und der Kieker hißt nen rothen Ball, wenn er in der Ferne 'n Logger oder 'n Dampfer oder 'n anderes Schiff sieht — und wenn er weiß, wer's is — wahrhaftig 'n Wunder, wie er am Mast, am Zeug, an der Farbe, an 'n Segeln, an den Deckthelfen — Gott weiß woran — 'n Schiff erkennt, dann lässt er den Ball runter, läuft zum Rheder und zur Familie und bringt die Nachricht — will mal sagen: die „Albert Cuyer" oder die „Goedeverw" kommt. Nu, der Familie braucht er's meistens nich erst zu sagen. Denn wie der Ball runter is — Thurm gehört is, laufen die Kinder durch die Straßen und schreien — wie ich sagt war, macht' ich 's auch so: 'n Ball op! 'n Ball op! dann geh'n die Frauen nach 'm Thurm und warten unten, bis der Kieker kommt, und dann geben sie ihm Geld, wenn's ihr Schiff is . . . Und . . . und . . . die Wagner mit mei'm ersten Mann — hab ich schon gesagt, dass ich 'n Jahr weiß nicht war? die Wagner blieb sechs Wochen weg, sieben Wochen weg — doch nur Proviant

*) Tod, das, mundartlich. Anm. d. Red.

Digitized by Google

auf sechs. Und immer riefen die Kinder: ‚'n Ball op, Truus!‘ ‚'n Ball op, Truus!‘ Dann rannte man wie ‚ne Närrin noch ‚'n Thurm — aber keiner sah einem nach — sie wußten schon, warum man rannte — und wenn der Kiefer unter dem, da hätt' man ihn doch die Worte aus ‚'m Munde reißen mögen — aber dann frug man ängstlich: ‚Hast du Ting?‘ — Ting, das 's Nachricht auf Waardingsch — Ting von der Magnet?‘ sagte er dann, ‚nee, 's is die Wachsamkeit‘, oder die ‚Frau Maria‘, oder die ‚Concordia‘ — und dann schlich man nach Hause, so langsam, so langsam, lief zum heulen und dachte an seinen Mann — seinen Mann . . . Jeden Tag geh's einem ‚n Stich ins Herz, wenn man die Kinder hörte — und jeden Tag war man am Thurm, betete, daß Gott — aber die ‚Magnet‘ kam nich — kam nich — schließlich wagte man sich nich mehr nach ‚m Thurm, wenn der Ball gehißt war — wagte man nich mehr, an der Thüre zu lauern, ob nich der Kiefer selber mit der Botschaft kam . . . das hat so zwei Monate gedauert — zwei Monate — und dann — nu, da mußt' ich's wohl glauben . . . die Fische werden schwer bezahlt.“

Nun, wir haben ja in Wien keine Seefischereien und so wird die Censur wohl nichts dagegen haben, wenn etwa hier ein Director ein Stück aufführen wollte, in dem — den holländischen Fischereien die Wahrheit gesagt wird. Max Burckhard.

Wiener Dirigenten-Misere.

Mit wenig Hoffnungen sehen die Wiener Musikfreunde der Entwickelung der diesjährigen musikalischen Saison entgegen. Zwar sind sie schon seit langem gewohnt, ihre Erwartungen nicht zu hoch zu spannen. Wer verspricht sich heute noch viel von einer Novität in der Oper? Wer glaubt noch an eine interessante Aufführung in den Gesellschaftsconcerten, an große, herzerfreuende Erfolge eines neuen Symphonikers in den Philharmonischen Concerten? Aber mit so ausgesprochenem Mißtrauen sind wir noch selten den kommenden Ereignissen unseres Musiklebens entgegengegangen. Im Concert und im Theater fehlt es an der frohen Zuversicht auf große künftige Erfolge. Ueberall fühlt man die deprimierende Nachwirkung kaum überdauernder Mißerfolge und verfehlter Einrichtungen. Mag man einen noch so großen Theil der herrschenden Mißstimmung auf die allgemeine Minderwertigkeit zurückführen, die jetzt in der musikalischen Production herrscht, mag man in behaglichem Optimismus noch immer von der Zukunft große Dinge erwarten: gewisse hervorstechende Aeußerlichkeiten unseres Musiklebens haben seine inneren Schäden so deutlich bloßgelegt, daß es geradezu Pflicht wird, auf deren Beseitigung zu drängen.

Die Leitung der Philharmonischen Concerte hat Herr Josef Hellmesberger übernommen. Daß er noch einmal zu dieser hervorragenden Stellung berufen wurde, hat er bis vor kurzem wohl selbst nicht geglaubt. Wir auch nicht. Wir waren bisher gewohnt, ihn nur als Substituten eines Dirigenten fungieren zu sehen, als Retter in der Noth, der manche gefährdete Vorstellung ermöglichte, wenn die berufenen Dirigenten an der Leitung verhindert waren. Dieser Aufgabe hat er sich auch meist mit Ehren entledigt, denn er war immer ein talentierter Musiker, der im Orchester von der Pike auf gedient hat und alle Details der tausenden Praxis kannte. Allmählich erfolgte die Substitution durch Hellmesberger immer häufiger, bis er sich gerade während der Directionen Mahler zum ständigen Dirigenten hinaufgedient hatte. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Art des Erstiegens einer Stellung dem Künstler auch die Berechtigung zu derselben verleihe. Man kann als Beamter lediglich durch die Macht der Dienstjahre auf hohe Posten hinaufrücken, als Künstler hat man nur dann ein Recht, leitende Stellungen einzunehmen, wenn man neben der Erfahrung des Praktikers auch eine Persönlichkeit besitzt, einen künstlerischen Charakter, der sich nur durch selbständige Werkamkeit im Strome des Kunstlebens herausbildet hat. An dieser Ausbildung, vielleicht zunächst an einer kleineren Bühne, zu arbeiten, hat Hellmesberger bedauerlicherweise unterlassen, und deshalb besitzt er heute weder eine bestimmte künstlerische Physiognomie, noch eine Autorität, noch einen selbständigen Willen, noch irgend eine der Eigenschaften, die ihn zu einer musikalischen Führerrolle in Wien befähigen würde. Wer immer die Rolle eines Dieners gespielt hat, den sieht man nicht im Handumdrehen als Herrn an.

Unwillkürlich fragte man sich bei der Wahl Hellmesbergers: War denn niemand anderer da, der nach dem Rücktritte Mahlers die Leitung der Philharmonischen Concerte hätte übernehmen können? Darauf müssen wir leider mit Nein antworten und haben damit zugleich einen der größten Uebelstände berührt, die sich seit der Direction Mahler an der Oper eingelebt haben. Von den beiden Dirigenten, die hier in Frage kommen konnten, Schalk und Hellmesberger, ist keiner eine ausgesprochene Individualität, und keiner hat eine nur ihm angehörende Befähigungsform, in der er seine persönliche Eigenart zur Geltung bringen darf. Es herrscht daher die Sitte, daß der Director in der Regel alle Premieren und einige Vorstellungen einer Neuinszenierung übernimmt und später die weiteren Aufführungen jedweden Werkes an den Substituten abgibt, der lediglich das zu thun hat, was der Director ursprünglich vorschrieb. Aber auch dieser Substitut bleibt nicht bei seiner Aufgabe, sondern eine von Mahler einstbiderte Oper, z. B. „Der fliegende Holländer“, oder „Die Königin von Saba“, wird je nach momentaner Laune einmal von ihm selbst, ein andermal von Schalk oder Hellmesberger dirigiert. Da aber nur dem Herrn selber eine Probe gestattet war, so beschränkt sich die Thätigkeit der Substituten auf ein automatisches Nachreten dessen, was ein anderer vorgezeichnet hat. Schon daß sich Musiker zu einer unpersönlichen Nachleitung herbeten, bewirkt, daß sie nicht eigentliche Dirigenten, sondern selbst Dirigierte sind, daß sie nicht die Persönlichkeit besitzen, die wir von einem ersten Dirigenten unserer Hofoper verlangen.

Schon als wir zur Zeit des Niederganges der Direction Jahn darauf hinwiesen, daß die zu häufige Abwechselung Richters bedauerlicherweise die Herausjehung eines Substituten so oft nothwendig mache, haben wir die Unhaltbarkeit derartiger Zustände betont, und auch darauf aufmerksam gemacht, daß sich kein Dirigent von angemessenem Range dazu hergeben würde, lediglich als Platzhalter für einen anderen zu fungieren und daß so eine ersten einstudierte Ensemble so lange schlecht und recht zusammenhalten, bis der ursprüngliche Dirigent wieder die Leitung übernehmen kann. An die Oper gehört neben dem Director ein erster Dirigent, der als solcher den gleichen nur ihm gehörigen Wirkungskreis besitzt, alle von ihm geleiteten Vorstellungen in derselben Weise durch Proben vorbereitet, und durch weitere persönliche Leitung auf ihrer Höhe erhält. So ist es auch in früherer Zeit an unserer Oper gehalten worden, als Herbeck und Dessoff, Jahn und Richter nebeneinander wirkten.

Daß man jetzt von diesem System abgekommen ist, hat bereits zu den schlimmsten Folgen geführt. Ich erinnere an das Schicksal der „Carmen“, die Mahler vor zwei Jahren in dankenswerter Weise neu einstudiert hat. Es war eine Neuinszenierung im besten Sinne des Wortes. Man glaubte eine neue Oper zu hören. Als wir im letzten Frühjahre die Oper wieder hörten, war der ganze Esprit der Vorstellung verflogen. Hellmesberger leitete die Aufführung, allerdings mit gewissenhafter Befolgung der von Mahler eingeführten Neuerungen, aber begreiflicherweise ohne inneren Antheil, ohne die belebende Seele, die deren unmittelbarer Ausdruck alle die kleinen Nuancen des Gesanges und der Darstellung ursprünglich erschienen. Gerade bei den Mahler'schen Neueinstudierungen, bei denen der Antheil seiner Persönlichkeit so sehr in den Vordergrund tritt, daß diese selbst im entscheidenden Moment nicht fehlen, weil sonst der reiche Schatz der verschiedensten Ausdrucksmittel zu leeren Aeußerlichkeiten herabsinkt, die als solche weder auf die Sänger noch auf das Publicum belebend wirken. Aehnlich ist es bei der Oper „Mignon“ ergangen, die, kaum neu einstudiert, jetzt schon in einer so verflachten Aufführung erscheint, daß man bald wieder an deren Neubelebung wird denken müssen, wenn sie dem Repertoire mit derselben Zugkraft erhalten bleiben soll.

Der Kernpunkt unserer Klagen besteht somit darin, daß Mahler es unterlassen hat, neben sich eine Dirigentenkraft ersten Ranges zu engagieren, wodurch er eine Arbeitskraft auf seine Schultern genommen hat, der auch Künstler von viel größerer physischer Ausdauer, als er sie besitzt, erliegen müßten; daß er ferner bei der völligen Unmöglichkeit, alles just zu machen, eine Reihe der besten Kräfte zweiten Ranges zu ersten Stellungen hat aufsteigen lassen, wo sie, gelegentlich sich selbst überlassen, unserem Musikleben eine schwere Schädigung bereiten können. An diesen wichtigsten Fehler schließt sich eine Reihe kleinerer Mißgriffe, deren Folgen allerdings bei etwas gutem Willen leichter beseitigt werden könnten.

Das künstlerische Niveau vieler Vorstellungen ist in letzter Zeit durch überflüssige Gastspiele minderwertiger Kräfte wesentlich herabgedrückt worden, die in letzter Linie auch darauf zurückzuführen sind, daß in der Direction die letzter Hand der Geschäfte an Zeit mangelte, sich über den Wert neuer Kräfte zu unterrichten als bei den Vorstellungen auf der eigenen Bühne. Im Laufe des Jahres sind außerdem nicht weniger als drei junge unerfahrene Dirigenten erschienen, von denen einer (Herr Mickorey) sofort verschwand, während der andere (Herr Becher) zwar noch engagiert ist, aber nicht auftritt. Schade daß der dritte Dirigent (Herr Walter) ihnen nicht gefolgt ist. Er erschien öfter am Dirigentenpulte, und es war ganz interessant anzusehen, wie neulich im „Maskenball“, jeder Sänger im Beginn seines Gesanges das Tempo auf seine Weise angab, ohne Rücksicht auf die Auffassung seines Partners. Wo der Capellmeister seinen Willen durch durchsetzte, wie im Finale des ersten Actes, geschah dies mit so unnatürlichen Verzerrungen und erkünstelten Nuancen, daß das Urbild der Composition kaum zu erkennen war. Unter den Kräften unserer Oper, die im allgemeinen auf einer tieferen Stufe stehen, als der junge Capellmeister, rufen solche Engagements immer nur berechtigten Unmuth hervor, der besonders sich in einer Zuschrift zum Ausdrucke kommt, unter der wieder die Qualität der Vorstellungen merklich zu leiden hat. Möglich daß einer dieser jungen Dirigenten einmal eine Kraft ersten Ranges

wird. Wenn er das geworden ist, wollen wir ihn freudig begrüßen, aber zur Ausbildung eines Künstlers ist die Oper doch noch da. Unser Herr wird wider Wunsch nach einer zweiten leitenden Kraft für unser Musikleben außerhalb des Theaters noch weniger erfüllt. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat nicht einmal einen führenden Geist. Herr Löwe scheint dazu nicht die nöthigen Eigenschaften zu besitzen. Je länger er hier wirkt, desto mehr fällt das auf. Die Concerte sind seit der Demission Pergers durchaus nicht besser, ihr Programm entschieden schlechter geworden. Der Chor geht quantitativ und qualitativ zurück. Neue Mitglieder kommen nicht, alte bleiben aus. Der Dirigent interessiert sie zu wenig, er animiert nicht. Und was das Schimmste ist: auch das Publicum bleibt aus. Vielleicht werden die Philharmoniker eine ähnliche Erfahrung machen. Schaden möchte es ihnen nicht. Den Herren ist ein bischen der Kamm geschwollen. Es war mit ihnen immer schwer auszukommen, schon unter Richter, der ihnen auch einmal im Unmuth den Dirigentenstab zur Verfügung gestellt hat. Die Herren im Orchester scheinen zu glauben, daß, wer einmal das Tam-Tam geschlagen hat, schon ein prädestinierter Olympier sei. Sie dürften bald erfahren, wie leicht man den Uebermuth von Musikanten kalt stellen kann. Für unser Musikleben aber bedeuten die erwähnten Erscheinungen eine ernste Gefahr. Das Publicum hat das Recht, die Abstellung offenbarer Mißstände zu verlangen, damit es nicht wieder einmal, sowie heute, nur mit bangen Gefühlen der kommenden Musiksaison entgegensehe.

Richard Wallaschek.

Die Woche.

Volkswirthschaftliches.

Die Süddahn ist genöthigt, an ihre Prioritätsgläubiger heranzutreten, um eine Erleichterung ihres Obligationendienstes zu erlangen. Die Ursache der Nothlage der Süddahn ist bekannt. Kaum ein zweites Unternehmen ist bei der Capitalsbeschaffung einer solchen Bevormundung ausgesetzt gewesen, wie die Süddahn durch das Haus Rothschild. Nicht nur dass die Süddahn 70 Mill. Gulden Obligationen kann 50%, erhöte; die Bedeckung des größten Theiles des Anlagecapitales durch Obligationen war an und für sich eine ungeheuere Belastung. Während andere Bahnen, deren Anlagecapital zum größten Theile durch Actien beschafft wurde, anfangs in den schlechten Zeiten keine Zinsen bezahlten und nach Ueberwindung der Entwickelungskrankheiten gesund dastanden, musste die Süddahn auch in den schlechtesten Jahren ihre hohen Obligationenzinsen zahlen und wenn die Einnahmen dazu nicht ausreichten, musste sie zur Bezahlung der Zinsen Schulden machen, für 100 Millionen Gulden 6%ige Lose ausgeben, die dann gleichfalls durch Obligationen consolidiert werden. Und da die ersten zehn Jahre der Süddahn infolge der italienischen Kriege wirklich sehr ungünstig waren, entstand jene lawinale Obligationenschuld, an der das Haus Rothschild unermessliche Reichthümer verdient hat und welche die Süddahn erdrückt. Noch mehr: während alle anderen Bahnen in den günstigen Zeiten billiges Geld zu haben suchten, convertieren und ihre Zinslast erleichtern konnten, muss die Süddahn ihre 3%igen Obligationen auf ewige Zeiten mit 6%, verzinsen und für jeden 30 emplangene Gulden 100 Gulden zurückzahlen. Das kann selbst das glänzendste Unternehmen nicht aushalten, und die Süddahn ist ein glänzendes Unternehmen, denken Sie nur an die Verkehrsentwicklung der Alpenländer nur von den allerreichsten Bahnen übertroffen werden. Daher kommt auch die unsinnig hoch erscheinende Steuerlast der Süddahn, welche so gerne als Ursache der Nothlage der Süddahn von Rothschild Officiösen herausgesagen wird. Obwohl, die officiöse Behauptung, wer immer, und principiell ist es widersinnig, dass man Schuldzinsen vor Ermittelung des Reinerschüttigen Reingewinnes nicht abziehen dürfe. Aber gerade der Fall Süddahn ist geeignet, die österreichische Steuergesetzgebung in diesem Punkte zu verbessern. Denn wäre die Süddahn nicht bei der Capitalbeschaffung in der Hand irgendeiner Bank gewesen, so würde sie von den 50 Mill. jenen Kronen Betriebsgewinn zu entrichtende Steuer die Actionäre nicht allzu hart drücken. Und wie kommt der Staat dazu, auf die Steuer aus einer der größten Unternehmungen zu verzichten, weil Rothschild durch seine Capitalbeschaffungsmethode sich auf Kosten der Actionäre bereichert hat? Auch der Eisenbahnminister soll an dem Elend der Süddahn schuld sein. Nun, mitgetheilt hat auch er; einerseits dadurch, dass er die Süddahn jahrelang ohne die nothwendigen Investitionen wirthschaften ließ, so dass sie, während das Geld zu Bauten nothwendig gewesen wäre, Dividenden vertheilen konnte, die die Unsolidität ein verwahrlostes Unternehmen offenbarte, und Nasi oder Kopf gehalten werden müsste. Ferner hat auch der Misserbrauch des Ausschusstrechtes zu Erpressungen, welche zum Wittel jenes Zustandes gehören, der Süddahn geschadet. Von der soll sollten Bahn wurden sinanzielle Concessionen verlangt, die sie in die Erkauhnis zur Annahme von dringenden Investitionsvorhaben nicht zu bewahren der Lage versetzt hätten. Und wenn der Eisenbahnminister erklärt wurde und so wurde auch diese glücklich durch die jahrelangen Verschleppungen unmöglich gemacht. Aber all das sind Kreuzer neben den Millionen Sünden der Capitalbeschaffung.

Die Zauerung der Süddahn ist aber ungemein schwer. Den Prioritätengläubigern darf man die ihnen im Interesse und in dem ihnen bei den Prioritätenemissionen abgeschlossenen Vergleich zugesagten Leistungen nicht kürzen. Allerdings gibt es auch eine Reihe strittiger Punkte. Die Frage der Zinsenzahlung a. l. w. Aber selbst wenn man sich über die Regel, hinwegsetzen wollte, dass Treu und Glauben im kaufmännischen Verkehr nicht verletzwerden dürfen, dass Verpflichtungen, welche man jahre und jahrzehntelang erfüllt und anerkannt hat, nicht plötzlich als strittig angesehen werden dürfen, so müssten Opportunitätsgründe jede Verletzung der erworbenen Rechte verbieten. Im öffentlichen Interesse und im Interesse der noch so sehr auf den Credit angewiesenen Süddahn muss jede Beunruhigung der Gläubiger der Gesellschaft, welche ein starkes Rückströmen der Titres zur Folge haben könnte, vermieden werden. Daher müssen alle Fragen der Couponlürzung der Silberzahlung u. s. w. von vornherein außer Betracht bleiben. Selbst die vermiltelte Maßregel, einen Theil der Prioritäten durch Rückkauf zu tilgen, um die Differenz zwischen Curswert und Nominalwert zu ersparen, erscheint bedenklich. Und es bleibt kaum etwas anderes übrig, als die Amortisation der 3%igen Obligationen Serien, welche nach dem Tilgungsplan bis 1948 und 1963 zu tilgen sind, in dem Ausmaß, welches durch die im Jahre 1854 eintretende Reduction der italienischen Annuität möglich ist, bis 1968, also ans Ende der Concession auszudehnen. Die Maßregel ist nicht geeignet zu beunruhigen, weil sie die Besitzer nicht hart trifft, überdies von der überwiegenden Mehrzahl nicht verstanden wird, was schon daraus hervorgeht, dass die Titres und die später zu tilgenden Serien nicht getrennt notiert werden, sondern trotz ihres verschiedenen Wertes einen Curs haben. Trotzdem wird auch diese Maßregel vielen Schwierigkeiten begegnen. Denn es wird der vorzeitig rückzahlbare Theil der 3%igen Titres das ganze Opfer auf sich nehmen müssen, während die übrigen 3%igen Serien und die 4 und 5%igen Titres, welche nach den 3%igen ausgegeben wurden und daher im Falle einer Zusinsticzung zuerst in Gefahr wären, zur Sanierung nicht herangezogen werden können. Und mancher Besitzer 3%iger Titres wird nicht einsehen, warum er Opfer bringen müsse, um eine Gefahr, die zunächst die 4 und 5%igen Titres bedroht, abzuwenden. Doch wird die Nothlage wohl über diese Schwierigkeit hinweghelfen. Ob die durch die Hinausschiebung der Amortisation erzielte Ersparnis ausreichen wird, um die Gefahr einer Zahlungsstockung der Süddahn für alle Zeiten abzuwenden, hängt von der Einnahmenentwickelung ab. Unter keinen Umständen aber kann wenigstens insolange nicht durch die Entwickelung jede Gefahr für die Gläubiger hint angehalten erscheint, die Ersparnis zu einer Aufbesserung der Dividende der Actionäre verwendet werden. Es muss endlich der durch die nothwendigen Investitionen immer wachsenden Verschuldung der Gesellschaft nach Möglichkeit Einhalt gethan werden, und dies daher alle verfügbaren Ueberschüsse zu den Investitionen herangezogen werden. Die Süddahn hätte schon längst keine Dividende mehr zahlen dürfen. Wird fortgewirthschaftet wie bisher, so wird trop der Ersparnis an Obligationendienst die Süddahn in etlichen Jahren genau dort stehen wie heute, nämlich vor der Gefahr ihre Schuldverpflichtungen nur durch Aufnahme neuer Schulden decken zu können.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Mit Georg v. Siemens entschwindet eine der markantesten Persönlichkeiten aus unserem finanziellen Leben. Seit 1870 steht er an der Spitze der Deutschen Bank. Wenn man heute auf das zurückblickt, was er für dieses Institut gethan hat, so ist man allzu sehr geneigt, das Bedeutsame, das die Deutsche Bank für ihn und seine Transactionen darstellt, mit in Anrechnung zu bringen. Aber das Genie an seinem Wirken war ja gerade, dass er dieses Piedestal erst mitschaffen half. Denn die heute so mächtige Bank war zu jener Zeit, als, kurz nach ihrer Gründung, Siemens eintrat, ein verlachtes und verkanntes Unter nehmen, das dem „Großenwahn" hegte, die internationalen Beziehungen Deutschlands regeln zu wollen. Siemens hat den Kampf mit dem Kleinmuth Privilieg, die internationalen Gelchäftshäfte zu besorgen, aufnehmen. Heute wissen wir, was damals nur wenige voraussahnten, dass die politische Einigung Deutschlands derartig weitschauende, wirthschaftliche Pläne realisierbar machte. Die Deutsche Bank, die bald nach der Uebernahme der Siebzigerjahre, mit den großen deutschen Bedürfnissen in den Weltverkehr eintrat, überwand schließlich sogar ihre größte Rivalin, die Disconto Gesellschaft, und zwar in zweifacher Hinsicht: Dass sie in der Ausdehnung der Geschäfte und in Bezug auf ihre Reglanten, die etwas verbreiterte Disconto-Gesellschaft, wenn nicht überflügelte, so doch ihr Gleichgewicht hielt. Aber dass sie schließlich, gewissermaßen als Krönung, an Stelle des alten Preußenconsortiums selbständig die Anleihen des Reiches übernahm, das verdankte sie der Siemens'schen Wirthschaftet. Es war ja unerzeit ein öffentliches Geheimnis, dass die Uebernahme der Reichsanleihen stets durch den Deutschen Kaiser veranlasst. Denn v. Siemens hat am Hofe als Persona gratissima, was auch bemerkenswerther erscheint, als er zwar kein zum Radicalismus neigender Charakter, aber doch ein Mann mit Rückgrat war. Durch das Hinscheiden Siemens' wird wahrscheinlich die Verbindung der Deutschen Bank mit den Deutschen Kaiser stärker unter brochen und es scheint, dass damit auch ein großer Theil des Glanzes, das diesem Institut augenblicklich in der öffentlichen Meinung vergoldet, verloren Siemens ist ja bereits vor langer Zeit aus der Direction der Deutschen Bank ausgeschieden, aber er gehörte ihrem Aufsichtsrath an, und seine westliche Kraft blieb daher der Bank erhalten. Man wird ihn schwerlich vermissen! Die Börse zeigte deshalb auch eine sehr Verstimmung schon bei der Nachricht seiner schweren Erkrankung. Daher sprechen allerdings auch noch größere Erwägungen mit. Denn Siemens war für diese der praderemierte preußische Finanzminister. Und heute machen der von den Agrariern schon lange gehasste Mann und durch die Leitung des Handelsvertragsvereines bisher in Preußen so mächtigen Clique völlig unannehmlich gemacht hatte, schien immer noch recht zu thun den Minister der Zukunft.

* * *

Man scheint nach den neuesten Nachrichten mit der Zweck Schuldert — Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft nun doch mehr als eine Verbesserungsanlage in Bahnhöfen. Man will eine ganze Bet

Digitized by Google

brüderung dieser beiden Gesellschaften herbeiführen und damit die Basis für ein großes deutsches Elektricitätskartell schaffen. Allerdings ist die erste Nothwendigkeit zu einer Einigung aus der scharfen Concurrenz hervorgegangen, die sich beide Gesellschaften machten, so dass ganz horrende Preisunterbietungen vorgekommen sein sollen. Die Preise in der Elektricitätsindustrie haben überhaupt seit dem Juli einen geradezu erschreckenden Rückgang erfahren, der sich bis auf 40 Procent belaufen soll. Man muss das in Betracht ziehen, um zu erfassen, wie wenig die immer noch ganz guten vorjährigen Abschlüsse unserer großen Elektricitätsgesellschaften für die Zukunft bedeuten. Aufsehen der Elektricitätsfirmen hat man übrigens auch die inneren Verhältnisse von Schuckert wieder einer näheren Betrachtung gewürdigt. Es heißt, dass es gelungen sei, die von der Trebergesellschaft übernommenen Actien des Bosnischen Elektricitätsunternehmens in Joice zu verkaufen. Angeblich sind die Käufer Mitglieder des Aufsichtsrathes von Schuckert. Zu den Kreisen der Actionäre macht sich nun eine starke Bewegung geltend, um durch Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung die Direction zur Rede zu zwingen. Denn man legt mit Recht Gewicht darauf, zu erfahren, ob dieser Verkauf wirklich reell gegen bar erfolgt ist, oder ob man es wieder mit einer Schiebung zu thun hat, wie sie früher bei den Techtermannunternehmungen der Trebergesellschaft gang und gäbe war. Man kann es den Actionären nicht verargen, wenn sie nach den trüben Erfahrungen in Cassel sehr misstrauisch sind, umsomehr, als die Herkunft der Bosnischen Elektricitätsgesellschaft doch gar stark an Cassel erinnert.

*

Die Bismarck Hütte und die Huldschinsky'schen Hüttenwerke sind, wie jetzt verlautet, schon vor einem Vierteljahre aus dem Oberschlesischen Bergwerksverbande ausgetreten. Man behauptet zwar, der Austritt sei noch nicht definitiv, aber das wird nicht recht geglaubt. Allgemein in das Urtheil, dass jener Verband doch keine Bedeutung mehr habe, zumal das große oberschlesische Walzwerk, die Laura-Hütte, immer nur gezwungenermaßen Hospitant des Verbandes war. Die Preise des Verbandes waren seit langem nur nominelle. So versetzt sich eben durch die unvernünftige Preispolitik ein Syndicat nach dem anderen selbst den Todesstoß. G. B.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater hat unlängst in Benedix' „gästlichen Verwandten" ein Fräulein Weil debutiert. Soweit die kleine Rolle der Jhnus überhaupt ein Urtheil zulässt, kann man das Burgtheater kaum zu dieser neuen Acquisition beglückwünschen. M. B.

*

Mit der Wiedereinführung von Bedis „Maskenball" in das Repertoire hat uns die Hofoper einen genussreichen Abend verschafft. Ausser dem Werke selbst, das zahlreiche Vorboten der späteren, glücklichsten Periode des Meisters aufweist, interessierte auch die Aufführung. Herr Demuth zahlt den „Renc" zu seinen besten Rollen und erntete auch den stärksten Beifall. Fräulein v. Mildenburg und Fräulein Walter verliehen durch ihre prachtigen Stimmen den dramatischen Stellen besonderen Glanz. Herrn Kaval hätten wir zwar zuweilen etwas mehr Kraft gewünscht, an seinem Nuancen und an rein pointiertem Spiel ließ er nichts zu wünschen übrig. Fräulein Kurz scheint die Rolle des Pagen besonders gut zu liegen. Mit der bestehenden Alamfarbe ihrer hohen Töne kommierte sie in musikalischer Weise in den schönsten Ensemblesätzen. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, diesen herrlichen Tönen durch eine mitten in das Pagenlied hineingepfuschte Cadenz noch besondere Geltung zu verschaffen. Am Dirigentenpult soll Herr Walter wie eine Windmühle, in deren weitausholenden Flügeln sich der von der Bühne herabwehende Sturm der Leidenschaften so fein verteng, dass er mit seinen machen konnte, was er wollte.

*

Am „Tabel Tovi" hat Marlweis mit unendlicher Laune, aus Ernst und Spott gemischt, die Corruption behandelt, in seiner jüngsten Komödie, „Der neue Timon," wendet er das gleiche Verfahren auf die Anticorruptionsbewegung an. Nun mag dem sein, wie es einem Achen, die Corruption und auch die Anticorruption bleibend? Gewiss kann man das, ja es ist Pflicht gegen die Anticorruptionen ist in dem Falle nur eine logische Folge des Kampfes gegen die Corruption, wenn der Anticorruptionsmann nichts ist als eine Maske, eine Bezeichnung, hinter der neue Unsittlichkeit ihr Recht heischt, die mit Gesetzeskraft Einbürgerung bekommt, nichts als eine andersfarbige und dicktonnere Form der anmuthig bewordenen alteren Corruptionsbestrebte. Den diesem Verhalten ist Marlweis ernster an gegangen, aber er hat auch in der Tendenzdichtung gelegentlich ein feines Mittel verloren und ist in sittlichem zu Zorn gekommen. Die Figuren sind keinen Stücke, wohl sehen einzelne Charakterzüge erkennen lassen. Die Hauptsache ist auf den ersten Akt, Ende des Schlusses, Ende des Schlusses, Ende des Schlusses

dem Stoff etwas zu machen gewesen wäre, nicht einen Augenblick los wird: die beiden Vagabunden retten einem adligen Herrn das Leben, der eine gibt sich als den erwarteten Grafen und Schwiegersohn aus, der andere hat die Rolle des Dieners zu spielen. Eine Weile geht's, dann wird es der angeblichen Diener überdrüssig, er maßt sich die Grafenkleidung an, und eine geschickte Lüge ermöglicht den Fortgang des Spieles. Das musste breit und lieb und überwichtig angefasst werden, der vorgebliche Bräutigam durfte dem Bräutchen sehr unbequem aber sehr angenehm werden, das Schelmenstück musste zu recken Schelmereien Anlass geben. Statt dessen haben die jungfräulernen Herren Schönthan und Koppel-Ellfeld dem Publicum das Schauspielhaus vor eben wieder die alte Reimsalve gestellt.

•

„Der Narr", das neue zweiaktige Schauspiel von Johannes Schlaf, das im Berliner Theater zur Aufführung gelangte, vermittelte einen fast persönlichen Eindruck, und das soll wahrlich nicht zu gering veranschlagt werden. Aber es ist eine durchaus krankhafte schriftstellerische Persönlichkeit, die sich darin gibt. Krank die Stimmungen, pathologisch die Charaktere, Selbstpaat der Eingang wie das Ende. Ein alter Mann mit gebrochenen Kräften will seine junge, schöne Frau, weil er sie liebt. Und weil er sie anält, liebt sie ihn. Das Maß der Selbstquat und der Qualen seiner Frau voll zu machen, treibt er sie in die Arme eines jungen Freundes, um dann die alte Macht über seine Beute wieder gestend zu machen. Das Spiel der Katze mit der Maus: Haß und Liebe in perverser Verschränkung. Und es ist die Hand eines kranken Mannes, der den Stoff gestaltet hat. Scharf und prägnant die Charakteristik, aber brüchig. Die Psychologie fein, aber nicht konsequent. Bald verliert sich die Tatsächlichkeit in ein ohnmächtiges Stammeln, bald ist etwas Formale dahlerbrüchiges bemerkt. Es ist eine Gabe, die nicht Dauf hervorragt, sondern Stücke. Am Gesundung bitten wir.

Ernst Heilborn.

Paris.

Man schreibt uns aus Paris:

Endlich scheint die lange Serie der Mißerfolge unterbrochen, und zum erstenmale in der gegenwärtigen Saison sind wir in der angenehmen Lage, von einem neuen Stücke nur Löbliches zu berichten. Freilich: das neue Stück ist von Alfred Capus, und der Autor des „Reine" ist lieber ein geborener „Beiarbt" und hat in aller Dingen so viel „Schwein", daß es sonderbar zugienge, wenn eine Arbeit von ihm durchfiele. Wunderbar ist nur, daß das Odeon, von dem man Gutes zu erwarten leider nicht berechtigt ist, sich des neuen Lustspieles des gänzlichen Schriftstellers bemächtigen durfte. Bernunftlich ist es dem Director, Herrn Porel, allerdings hoch anzurechnen, daß er den Mut hatte, die auch einmal ein Korn findet „Brignol et sa fille" ist der „Reine" sehr nahe verwandt, ja man kann sogar sagen, es ist die Fortsetzung und konnte nach denselben Mustern heißen „Brigt aus après". Herr Brignol ist einfach der um zwanzig Jahre gealterte Held der Stücke, unter denen Zeit hat er eine heiratsfähige Tochter, ein reizendes Mädchen vom prachtigsten und natürlichsten Charakter, in das sich sämmtliche Zuschauer verlieben. In Paranthese sei bemerkt, daß die Rolle des jungen Mädchens von einer Anfängerin, Fräulein Biecat, vortrefflich gegeben wird. Aber Brichard Brignol ist auch der Held von dem Stücke, das sich heute wie vor zwanzig Jahren auf sein „Schwein", das ihn aus allen bösen Situationen ziehen wird. Er steckt Haus über Kopf in Schulden, die Gläubiger und die Gerichtsvollzieher verfolgen ihn ohne Unterlaß, er begeht in seinem leichtsinnigen Optimismus Dinge, die Spitzbübereien ähnlich erscheinen könnten, er taumelt schwindlig, aber gutmütig, mit seinem unverwüstlichen Humor auf seinen kleinen Balkan, er schmiedt die unbeamen und wohlgemeinten Rathschläge seines braven und spießbürgerlichen Schwagers ab, wie ein Pudel das Wasser aus seinen Haaren, er rennt unverwandt auf den Abgrund los, in dem er mit Frau und Kind verschlungen wird — aber aller Tage kommt unfehlbar Hilfe für ihn, ein rettendes Wunder. Wir wissen, daß ihm Capus schon im rechten Moment retten wird. Und er thut es auf die liebenswürdigste Weise von der Welt. Der Major a. D. Bunnet, der sein kleines Capital dem Brignol deponiert hat und es natürlich nicht wiederbekommen kann, bringt seinen Neffen mit, der sich heiser alle er und die Gläubiger, die verheirt und den Gerichten auf den Leib rücken soll. Das geschieht auch, aber im Augenblicke der höchsten Bedrangnis erscheint das reizende Töchterchen, und der Neffe denkt nicht mehr an die dreißigtausend Franken des grimmigen Onkels. Schließlich ist er sogar derjenige, der dem braven Brignol die dreißigtausend Franken leiht, um sie dem Major zurückzugeben, natürlich hinter dem Rücken aller anderen Personen. Indessen wird die Sache doch rauhbar, das junge Mädchen, das schon anfieng, den jungen Mann zu lieben, daß sich von der Idee eines schmutzigen Handels nun gibt dem Freier den Laufpaß. Das ist aber auch nur eine vorübergehende Verstimmung, die junge Leute sprechen sich aus, der Major findet den alten Brignol und seine leichtsinnige Philosophie famos, alles umarmt sich, und mannigfach in extremis, die Personen des Stückes sowohl wie die Zuschauer. Der liebenswürdige Humor, der schlagende Witz, die natürliche Charakterzeichnung, die von der „Reine" her bekannt sind, zeichnen auch dieses neue Stück aus, das, wie alle Arbeiten von Capus, weiter keine Absichten hat als die, uns einen Abend zu unterhalten. Und diese lobliche Absicht wird so vollkommen erreicht, daß wir dabei gerne auf die Feudenstube anderer talentierter Autoren verzichten. Tem Treiacter von Capus geht eine zweiaktige Komödie von dem „Unbeständigen" Paul Hervieu voraus, die weiter nichts als die ziemlich langweilige Dramatisierung einer verunglückt sein sollenden gelungen Erzählung eines Autors des achtzehnten Jahrhunderts ist. Die Hauptsache heißt „Point de lendemain" und erzählt, wie eine Mondaine mit der unsterblichen Absicht, ihren Gatten treu zu sein, in eine mit einem „ehrlich" Manne ein- [illegible]

H. G. Schmidt.

Man schreibt uns aus München:

Es geht nun schon ein paar Jahre an, daß man in den Kreisen der auswärtigen Künstler und in den auswärtigen Journalen über den Bankerott Münchens als Kunststadt lamentieren hört. Die Klagen sind ohne Zweifel berechtigt, denn es ist in München ein Phlegma eingetreten, das zwar zu den bajuwarischen Stammeseigenthümlichkeiten gehört, aber, sobald es in diesem Maße auftritt, unleugbar unter die Krankheiten schweinungen gerechnet werden muß. München leidet an seiner Secession, deren ehemals so muntere Ebenbuigkeit jetzt wohlgenährte schwere Reiter geworden sind, es leidet an seinen Kunstvereinen, die ihm jede Woche ein Privatissimum im Gähnen ertheilt, es leidet an seinem Kunstgewerbevereein, der sich als allein seligmachende Kirche des Kunsthandwerks geberdet, es leidet an der überlebensgrossen Theinahmslosigkeit, welche die Bewohnen und vor allem wohlhabende Bürgerschaft dem Treiben der mehrlich nach reglamen Künstler entgegenbringen. Wissen Sie, weshalb unsere Maler nach Dachau übersiedeln? fragte mich dieser Tage ein Bekannter. Nun, sagte ich, um mit der Landschaft ein Verhältnis anzubanden jedenfalls! Landschaft? Ha ha, das sagt man so, das ist das „Feigenblatt". Aber ich weiß es besser: Weil man in Dachau eher mit einer Laterne Hose herumlaufen kann, als in München, deshalb zieht man hinaus . . . Es mag etwas Wahres in diesem grimmigen Witz stecken. In München wird jetzt thatsächlich viel gedarbt und gelitten. Wer sauft denn etwas? Wenn es die durchreisenden Fremden nicht thun, die erdingelsfirmen Münchener thun es gewiß nicht. Und so braucht man sich denn gar nicht darüber zu wundern, wenn unter den jungen, noch nicht zu den schweren Reitern abgeommandierten Künstlern eine Neigung, aus München zu desertieren, bemerkt wird. München ist die schönste Künstlerstadt in Deutschland, lagen sie, aber es wäre schade um eine so schöne Stadt, wenn sie durch zu viele langeweile Mägen Einbuße an ihren Reizen erlitte . . . Da sind denn anderen Städte im Deutschland große Anstrengungen machen, Künstler zu sich heranzuziehen, so ist der Abzug aus München meist mit einem positiven Gewinn identisch. Besonders Stuttgart scheint gegenwärtig große Chancen zu bieten. Die man hört, beabsichtigt die dortige Regierung, dem Kunstgewerbe eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie hat so schon lange Versuche gemacht, die hiesigen Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk zur Ueberlieferung nach Stuttgart zu veranlassen. Neuerdings ist es ihr nun gelungen, wenn schon nicht die Werkstatten selbst, so doch drei ihrer tüchtigsten Mitarbeiter, nämlich den Director F. M. O. Krüger, Bernhard Pankof und Eugen Berner zu gewinnen. Die Herren wurden als Professoren in die Schwabenresidenz berufen, mit dem Auftrage, nach dem Muster der hiesigen Werkstätten in der dortigen Kunstgewerbeschule „Lehr und Versuchswerkstätten" einzurichten und zu leiten. Vorläufig soll eine Möbeltischlerei etabliert, nachher eine Stickerei, Weberei, Töpferei u. s. w. angegliedert werden. Zweck der Gründung ist die praktische Erziehung der jungen Künstler zum Kunsthandwerk. Was aus den Münchener Werkstätten werden soll, ist noch unentschieden. Daß die künstlerische Leitung verloren nach Stuttgart verlegt wird, ist jedoch schon ausgemacht. In München bleibt bloß der kaufmännische Betrieb und auch der jedenfalls nicht lange mehr, wenn München nicht bald Veranlassung nimmt, die Existenz der Werkstätten allergnadigst zu bemerken.

Eduard Engels.

Bücher.

Die Aufhebung des Zeitungsstempels und die oft reichliche Presse. Denkschrift, im Auftrag und auf Grund einer Enquete des Reichsverbandes österreichischer Buchdruckereibesitzer verfasst von Karl Junker. Wien 1901. Adolf Holzhausen.

Der vielfach verbreiteten Meinung, daß die Aufhebung des Zeitungsstempels in Oesterreich die beabsichtigte Wirkung auf Verbilligung und Verbesserung der Zeitungen versehlt habe, tritt diese Schrift auf Grund einer Reihe von Zeugnissen mit unwiderleglichem Zahlenmaterial entgegen. Die Befreiung vom Zeitungsstempel hat wohl die hochgespannten Erwartungen des Publicums im ersten Jahr, 1900, nicht befriedigt, die Voranssagen der Zahlmänner aber, wie der Autor ausführt, sogar übertroffen. Nicht weniger als ein tausendvierzig Procent der Zeitungen haben, nach den in dieser Schrift mitgetheilten Erhebungen, infolge der Aufhebung des Zeitungsstempels im Jahre 1900 eine Verandernng, d. i. Verbesserung erfahren, u. zw.: 20 Procent durch Herabsetzung des Preises, 15 Procent durch Ausgestaltung des Blattes, öfteres Erscheinen, Beilagen. Während im Jahre 1899 die Zahl der hempelbeschlagnen Blätter keine Zunahme erfahren hat, erreichte im Jahre 1900 ein effectiver Zuwachs an Blattern dieser Art von über 125 Procent. Nur in Wien ist diese Wirkung fast völlig ausgeblieben, und daher rührt eben die weitverbreitete Anschauung von der Wirkungslosigkeit der Befreiung. Wien nimmt auch in dieser Bezeichnung eine gewisse Ausnahmestellung ein. Der Autor erklärt, wie es kommt. „Der Grund hiervon — sagt er — liegt hauptsächlich darin, daß die großen Blätter hier in Wien gewissermaßen ein Monopol ausnehmen und die für eine Concurrenz nothwendigen bedeutenden Capitalien nicht vorhanden zu sein scheinen." Das stimmt. Aber ein großes Wiener Blatt bedeutet unter Umständen für das geistige und materielle Leben Oesterreichs und auch für die Zeitungsindustrie mehr als ein paar Dutzend Provinzblätter. Die Statistik, die nur die Anzahl, aber nicht die Bedeutung der Blätter ermittelt, kann da wohl das letzte Wort werden. So lange der Befreiung vom Zeitungsstempel nicht ihre reformierenden Wirkungen auf die große Wiener Tagespresse erstreckt, hat die ganze ökonomische Aktion, wie mir scheint, nur halben Erfolg gehabt. Darum ist auch die Gesetzgebung schuld, die dagegen nicht langen Mannesen endlich ihre Pflicht gethan hat, indem, wie auch der Autor vorschlagender Schritt ganz richtig bemerkt, das unlogische Unternehmungsgesetz, der dieser das auf geistigem Gebiete Werk nicht angemessen beurtheilt hat.

Nicht den Abschaffungsschrei über den Zeitungsstempel enthält die obige Schrift auch einzig klare und klare Darstellungen der übrigen Preßverordnungen in Oesterreich, der Autor hat ja

Digitized by Google

die Aufhebung des objectiven Verfahrens unter Beibehaltung der Geschworenen-Jurisdiction, für die Freigebung der Coloportage (allerdings mit der unseren Ecachtens unzulässigen Beschränkung auf inländische Druckschriften), sowie für gewisse Reformen im Postzeitungsverkehr mit schlagenden Beweisgründen und warmer Ueberzeugung ein. In den beherrschenden Pressreform-Debatten wird die kleine, aber inhaltreiche Schrift gute Dienste thun. **K.**

Karl Jentsch: Illustriertes Jahrbuch der Weltgeschichte. Erster Jahrgang. Das Jahr 1900. Verlag von Karl Prochaska in Teschen.

„Nicht ein Urkunden- und Nachschlagebuch, wie der vortreffliche Deutsche Geschichtskalender von Büppermann, ist es, was wir den Lesern bieten wollen, sondern wir wollen ihnen die handelnden Personen, die Kämpfe und Ereignisse in möglichst lebensvollen Bildern vorführen, die Triebfeder des politischen Lebens aufdecken und den inneren Zusammenhang alles Geschehenen für weitere Kreise zum Zweck des vorliegenden historischen Unternehmens kann man nicht besser definieren, als Jentsch es selber in einer Fußnote zur Einleitung des ersten Jahrgangs thut. Dieser Zweck ist auch schon diesmal im großen und ganzen erreicht. Eine kurze Einleitung führt den Leser in die großen Probleme unserer Zeit ein. Dann folgt die Erzählung der Ereignisse des letzten Jahres, nach Ländern geordnet, voran das Deutsche Reich, das allein 39 von 176 Quartseiten des Bandes einnimmt, dann Oesterreich Ungarn mit 26 Seiten, dann auf knapperem Raum Italien, Frankreich, wieder ausführlicher Großbritannien, etwa 40 Seiten, und schließlich Spanien und Portugal, die Türkei, Staaten, Russland, die Balkanstaaten und Amerika in kürzeren Capiteln; den Beschluss des Buches bilden die China-Wirren, denen wieder 17 Seiten gewidmet sind. Schon aus dieser Raumverheilung erhellt man, dass es Jentsch gelungen ist, in seiner Darstellung auch äußerlich den Ereignissen ihre angemessenen Proportionen für deutsche Leser zu geben. Für deutsche und nicht minder für deutsch österreichische Leser. Das österreichische Capitel ist mit ganz besonderer, wir möchten beinahe sagen, patriarchalischer Wärme geschrieben, die sich bis zu positiven programmatischen Rathschlägen an die Deutsch Oesterreicher steigert, freilich auch oft zu überflüssigen Grobheiten gegen die Czechen, Magyaren und Polen verleitet. Wer sie nicht kennt — und welcher gebildete Deutsche sollte ihn nicht kennen? — der ist auch von vornherein sicher, dass ein von ihm verfasstes Jahrbuch keine farblose Chronologie sein kann. Das vorliegende Buch ist dem auch echter Jentsch. Belch verschiedene, zum Theil selbst feuilletonde Ereignisse es auch behandeln mag, überall belebt der Leser und schafft hervorragende Anschauung des Verfasses die Erzählung. In jedem Ereignis weiß Jentsch etwas zu sagen. Dass er dabei nicht allen in allem gefallen kann, verleiht sich von selbst. So zum Beispiel sind wir mit dem, was Jentsch im österreichischen Abschnitt gegen die „Wasserstiefel" sagt, nicht zufrieden, wenn wir auch seine nationalen Bedenken nicht verkennen; aber heute sind die Deutschen in Oesterreich bereits so weit, dass sie ihre nationalen Interessen wahren können, ohne deswegen ihre politischen, nach dem Muster der Coalition, „zuzuschließen" zu müssen. Auch haben wir in der historischen Einleitung zum österreichischen Capitel einige Richtigstellungen bemerkt. Doch solche kleine Mängel ändern nichts an dem Wert des Ganzen. Sie sind nur die Mehrheit der Vorzüge des Werkes, dessen Reiz eben in der Einheitlichkeit, der Entschiedenheit, Männlichkeit und dem Freimuth in der Auffassung aller der politischen Zahreserregnisse liegt. Das Buch ist gerade für uns in Oesterreich von besonderem Wert als ein neues politisches Bildungsmittel, dem es gelingen möge, politisches Verständnis auch in weiteren Kreisen zu verbreiten. Die beigegebenen Illustrationen (Staatsoberhäupter, fürstliche Brautpaare, Minister u. s. w.) müssen wir freilich von unseren Lob ausschließen. Wenn sie schon, wegen des populären Charakters des Buches, nicht entbehrt werden können, so hätten sie doch unbedingt in vollkommenerer typographischer Ausführung dargeboten werden können. **r.**

Anna Treichel: Hygin und Munin. Novellen. Berlin W. Richard Taendlers Verlag.

Die sieben Novelletten des vorliegenden Bandes sind dem Stoffe nach so ungleich wie dem Werte nach. Wir finden Märchen, Humoresken, Stimmungsbilder und novellistische Tragödien, und zwar liegt auf der Seite des Tragischen das Schwergewicht von Anna Treichels Talent, die wir als liebenswerthe Dich von warmem, ernstem Gemüth schätzen lernen. Dieses, wenn nicht das Meiste unter diesen Erzählungen, ist unbedeutend oder geradezu verfehlt, wie meiner Ansicht nach die „Nacht eines Dichters", die mich als eine Caricatur des vergessenen Idealismus anmuthet. Dagegen weiss z. B. die Novelle „Am Siege" vortreffliche Farben auf, namentlich im Anfang, während der Schluss sein contrastiert und nicht überzeugt. Die Schlusse sind überhaupt Anna Treichels schwache Seite; sie sind oft allzu absichtlich und aufdringlich bewirkend. Das offenbar auch große Talent der Verfasserin liegt noch stark im Rumpfe und der Zukunft, deren Ungeduld manches unreife Werk zu Falle bringt. Stellen wir sie fest eine recht allmodische Aufgabe und die abgethanlichsten Novellenmotive Novellenpoesien lassen sich zu Tausenden aus der noch nicht gelesenen Alm der Zeitschriften Tagesliteratur herausfischen.

Harry Mauve.

Felix Salten: Die Gedanken der Prinzessin Anna. Wiener Verlag. Wien, 1902. Mk. 2.

Die soeben in Wiener Verlag erschienene Novelle Saltens ist von einer ganz ungewöhnlichen Frische. Sie ist aber nicht nur frisch, sie ist auch gut, die Erzählung hält auch hervor zur Interesse Zeit, die einzelne und ganze Kapitel, Anfang, Mittel und Ende, Spannung und Stimmung, Schritt für Schritt, Seite selbst von einem Liebeshoffnungen Interesse und Zuneigung weckt, wie sie natürlich aus einer Psychologie des Prinzessin entspringt, die so tief, so eigenartig ist, dass sie nicht nur Gegenstand der Erzählung wird, sondern auch ihr Ausdruck in Form und Sprache. Salten ist ein Dichter, der sich selbst treu bleibt und seine Persönlichkeit durchsetzt. Er

schaften vereinigten, zugleich von großer Kraft und Sicherheit, Zartheit und Leichtigkeit sein. Nebst der größtmöglichsten Ausbildung ihrer Geschicklichkeit hat der Chirurg auf die absolute Reinlichkeit seiner Hand zu schauen, denn durch das Einführen von Mikroben in die Wunde kann die Hand, statt zu retten, todbringend werden. Prof. Bergmann schildert nun eingehend das „wissenschaftliche" Waschen mit Sublimat und Alkohol, eine Behandlung, die übrigens nicht jede Hand verträgt und manche so sehr angreift, daß sie ihren Besitzer zwingt, auf den chirurgischen Beruf zu verzichten. — Prof. Dr. Schiller unterfuchte die Frage: „Verdirbt die Schule den Stil?" und bejaht sie. Sprachlich werden namentlich die Gymnasiasten durch das viele Uebersetzen aus classischen Sprachen verdorben, sowie durch den unmöglichen Stil der Lehrbücher, die durch ihre Anlehnung an die Ausdrucksformen der fremden Idiome das Uebersetzen in dieselben zu erleichtern versuchen. Ueberdies verleitet die Forderung, Themen zu behandeln, für die den Schülern Erfahrung und Urtheil fehlen, dieje zu einer leeren Phrasendrescherei und Nachbildung bewährter Schablonen, was höchst verderblich für die Entwickelung ihres Stils ist.

„Revue des Deux-Mondes" (15. September und 1. October). M. Rouire berichtet über die thätigkeit der französischen Colonien in Algier; obwohl Algier seit 1830 französische Ansiedler beherbergt, ist es für Frankreich ein unbekanntes Land und niemand hat jemals die Geschichte dieser Colonisation geschrieben. Der Verfasser unterscheidet in ihr drei Epochen: „ein heroisches Zeitalter", welches das erste Decennium umfaßt; eine Epoche der Verwirrungen, welche der Eroberung unmittelbar folgte und bis gegen 1856 dauerte, und endlich von damals bis heute, eine Periode des Aufschwunges und der Entwickelung. — Ernest Daudet erzählt nach authentischen Documenten und Briefen die Geschichte der berühmten Freundschaft zwischen Guizot und der Fürstin Lieven. Die Fürstin war 53, Guizot 50 Jahre alt, als sich die beiden beim Herzog von Broglie trafen. Beide hatten den Tod erwachsener Kinder zu beklagen und fanden sich so sehr in ihrem Schmerz und ihrer Vereinsamung, daß sie von dieser ersten Begegnung an eine innige Freundschaft verband, die durch 20 Jahre, bis zum Tode der Fürstin, ununterbrochen währte. Alle Versuche des Fürsten, seine Frau nach Rußland zurückzuführen, waren vergeblich. Zeitlebens wollte sie nichts davon hören, Guizot zu heiraten und ihre Titel und Prärogative aufzugeben; auch ihn widerstrebte eine eheliche Verbindung mit einer Frau von so hohem Rang. Bei ihrem Tode, wo ihr letztes Wort Guizot galt, verwandte sie ihn zum Legat von elfe Equipage; denn sie konnte sich wohl darüber hinwegsetzen, daß er nicht reich war, nie aber darüber, daß ihm kein eigener Wagen zur Verfügung stand.

„Revue Franco-Allemande" (September). H. Paris schreibt über die Entvölkerung in Frankreich seit Jahren beschäftigt diese Frage die französischen Sociologen und Nationalokonomen. Prüft man die statistischen Tabellen, so zeigt es sich, daß man nicht eigentlich von einer Abnahme, sondern nur von einer so geringen Zunahme der Bevölkerung sprechen könne. Zunehmen hat sie von 30 Jahren in Deutschland um 20 Millionen, die Frankreichs nur um 2 Millionen vermehrt und während des Lustrums 1891 bis 1896 hat nur eine Vermehrung von 200.000 Einwohnern stattgefunden. Fragt man um die Ursachen dieser spärlichen Zunahme der Bevölkerung, so gehen diese bis auf die napoleonischen Kriege zurück, die Frankreich zwei Millionen Männer kosteten. Auch unter Napoleon III. forderten die Kriege Hunderttausende von Opfern. Der Verlust von Elsaß-Lothringen zog den von mehr als anderthalb Millionen Einwohnern nach sich. Im letzten Jahrzehnt haben die Colonien eine große Zahl von kräftigen und jungen Männern den Vaterlande entzogen, von denen 60 Procent der Malaria erlagen oder diese nach Frankreich verschleppten. In Frankreich selbst fällt eine große Zahl von Neugeborenen oder Kindern unter einem Jahr dem Tode zum Opfer — sie betragen in manchen Jahrbsdistricten 40 bis 50 Procent aller Sterbefälle; was hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß sie zu gut wie gar keine Pflege, zum Schutz und zur Pflege der unbemittelten Bedürftigen vorhanden sind. Die Tuberculose rafft jährlich 140.000 Menschenleben dahin, ohne daß zu ihrer Bekämpfung oder zu der des Alkoholismus öffentliche Vorlehrungen bestanden. Aehnlich steht es mit den venerischen Krankheiten. Endlich wird in Frankreich zu wenig geheirathet, weil auf die ungünstige wirthschaftliche Lage des Mittelstandes und die Ueberfüllung aller Berufe zurückzuführen ist; diese materielle Situation zwingt überdies auch die in glücklicher Ehe lebenden Ehepaare, an dem Zweikindersystem fest zuhalten.

„The Forum" September) bringt einen höchst interessanten Artikel von Professor A. Nyssens über die Verwertung von Abfällen. Seinerzeit bezahlte die Stadt Antwerpen 2000 Dollars dafür, daß man sie von ihren Abfällen befreite, heute, wo die Wissenschaft dieselben verwerthen gelehrt hat, erlöst sie 200.000 Dollars aus eben diesen Abfällen. In den Warmkammerein von Mühlhausen wird aus dem Seifenschaum durch chemische Processe ein weißes, festes Fett gewonnen, das so viel Nutzen trifft hat, wie das Rindsunges. Tagegen wird der Gehalt an Nitrien, der täglich in der Nähe von New York verloren geht, auf 100 bis 1000 Tonnen geschätzt, die man gewiß eines Tages nutzbar zu machen verstehen wird. Selbst Angelruten und Paraplüen lassen sich verwerten. So bieten die Ratten ein zartes Leder für feine Damenhandschuhe und ein feineres als zur Hutfabrication als der Biber. Die Knochen werden in vielfacher Weise benutzt, und vor einigen Jahren verlief man darauf, aus Bist eine Maise für die Herstellung von Knopfen zu gewinnen, die großen Absatz fanden. Die abgerahmte Milch findet ihr Theil der Papier und Gummiwaren Erzeugung; aus unreinlichschleimigen Theilen der Zolle und aus Sägespänen hergestellten Dinge. Papier mache, Marmor und Porzellan Imitationen werden durch Zusatz von Blut, Kalk und Phosphaten daraus gewonnen. Knöpfen und Bandverkleidungen, Zusätzleisten und Schnalle werden daraus fabriciert, nicht minder aber Bau- und Brennmaterial und ein glänzendes Leuchtgas. Schließlich schildert der Verfasser den einfach verschlungen der Dinge, wie selbst das Leder des abgeschlossenen Schuhes zum Dünger tief den Boden wird, beim Erlöschen die Herde nahm, aus denen Fell und Knochen Material zu neuem Bekleidung genommen

„Academy" (October) theilt auf Grund einer Notiz der „Daily Mail" mit, daß die Missionsgesellschaft von Mineapolis infolge der abfälligen Kritiken des Missionswerkes durch Mark Twain einen Ausfall von einer Million Mark in ihren letzten Jahresberichte zu verzeichnen habe.

Eine venezianische Nacht.

Novelle von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

Nach diesen Worten blieb es eine lange Weile still in der Barke. Die junge Frau bewegte, in tiefes Sinnen verloren, eines der Ruder, so daß sie sich langsam im Kreise drehten. Darüber wurde es endlich kühl, und sie fühlte es auch und zog ihr Pelzmäntelchen höher zum Halse hinauf.

Theure Evelyn — fieng der junge Mann eine Rede an, die er, während sie erzählte, sich sorgfältig überlegt hatte. Aber sie ließ ihn nicht weiterreden.

Ich weiß alles, was Sie sagen wollen, Frank. Meine Eltern und andere kluge Menschen haben es mir schon gesagt, und ich habe ihnen Recht geben müssen, und doch hat es mein Gefühl nicht geändert. Nicht wahr, auch Sie wollten mir vorhalten, daß es eine Thorheit sei, das unglückliche Zusammentreffen zufälliger Umstände für eine Schicksalsfügung zu halten, ja mehr noch, für die boshafte Veranstaltung einer abgeschiedenen Seele, um noch posthum eine Rache zu vollziehen. Ich kann Ihnen das nicht bestreiten, und doch ist es mir unmöglich, das Schicksal oder den Zufall zum dritten Male herausfordern und dabei wieder das Leben eines Menschen, den ich liebte, aufs Spiel zu setzen. Und wenn das Unglück nicht wie bei meinem armen Freddy sogleich eintrafe, die Geisterhand mir den Becher vom Munde risse, noch ehe ich nur einen Tropfen Glück daraus getrunken — daß ich keinen Seelenfrieden mehr finden, täglich um das Leben meines Mannes oder — eines Kindes zittern würde, steht mir fest.

O lieber Freund, wenn an dieser Ueberzeugung irgend jemand rütteln könnte, ich selbst hätte es ja gethan. Glauben Sie, daß ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren es so leicht hätte, als ewige Mädchen-Witwe hinzuleben? Immer, wenn ich, was doch seltsam schon ein paarmal geschehen ist, jemand begegne, zu dem ein innerer Gefühl mich hinneigt, daß ich mir denken könnte, von ihm könne mit das Glück kommen, das wir alle im Stillen ersehnen — dann immer die Flucht ergreifen zu müssen, um mich nicht erst loszureißen, wenn ein Stück Herz dabei blutend zurückbleibt? So wie der ewige Jude an den Menschen vorbeizugehen, die lieben und lachen und sich des Lebens freuen, und an keiner warmen Stätte rasten zu dürfen? Und doch — alles lieber, als noch einmal einem so hämischen „Zufall" mich und einen, den ich liebe, preisgegeben! Was ich an dem armen Algernon gesündigt habe, soll niemand, außer mir selbst, zu büßen bekommen.

Sie hatte mit so entschiedenem Nachdruck gesprochen, er sah wohl, daß jeder Einwurf machtlos sein würde. Aber jung, wie sie war, konnte er nicht alle Hoffnung für immer aufgeben, daß sie noch andern Sinnes werden möchte, wenn die Zeit jenes Schreckgespenst noch mehr hätte verbleichen lassen.

So schwieg er.

Sie hatte jetzt den Curs wieder nach dem Ufer genommen, und auch er ruderte kräftig in dieser Richtung. Es schlug Elf vom Kirchthurm oben in Gardone, als sie landeten. Der Besitzer der Barke meldete ihrer schon in einiger Ungedult, daß dann aber höflich der Dame ausbiegen und nahen sollen.

Sie legten den kurzen Weg nach dem Hotel schweigend zurück. Auch dort war alles schon still geworden, der Portier hatte nur ihre Rückkehr abgewartet, um das Haus zu schließen.

Gegen ihre Gewohnheit hatte sie Franks Arm genommen, während sie die Treppe langsam hinaufstiegen. Aber vor der Thür ihres Zimmers angekommen, zögerte sie noch einen Augenblick. Sie standen sich in seltsamer Bewegung gegenüber. Dann sagte sie: Ich habe Ihr Wort, Frank, daß Sie morgen nicht ans Dampfschiff kommen, wenn ich abreise. Also wollen wir heute schon Abschied nehmen. Kommen Sie! Ich muß Ihnen noch ein Geheimnis vertrauen.

Sie ergriff seinen Kopf mit beiden Händen und flüsterte ihm ins Ohr: I love you! Und als er in höchstem Entzücken sie an sich ziehen wollte, hielt sie seinen Kopf fest, küßte ihn drei-, viermal leidenschaftlich auf den Mund und stieß ihn dann zurück. Farewell for ever!

Dann trat sie hastig über ihre Schwelle und warf die Thür hinter sich ins Schloß, und er hörte, daß sie den Riegel vorschob und zum Ueberfluß den Schlüssel umdrehte.

*

In einer unbeschreiblichen Verwirrung aller Sinne hatte sich Frank von der Thüre losgerissen, hinter der das geliebte Weiben

Digitized by Google

verschwunden war. Noch einmal anzuklopfen, zu versuchen, ob sie ihm trotz ihres grausam-süßen Abschiedes Einlaß gewähren möchte, hatte er als hoffnungslos aufgegeben.

So war er mit schwankenden Schritten den langen Corridor bis zu seinem Zimmer zurückgegangen, wie benauscht von einem feurigen Wein, und hatte sich ermattet und aufgeregt zugleich auf den Stuhl am offenen Fenster geworfen. Draußen stand noch der Mond am hohen Himmel, der schmale Garten unten am See lag wie versibert mit seinen edlen Gewächsen, Palmen, Magnolien und Agaven, und die Rosen dufteten zu ihm herauf.

War's denn kein Traum gewesen? Sie hatte ihm gestanden, daß sie ihn liebe, und das hohe Geständnis mit ihren Küssen besiegelt? Die Worte, die ihn beseligten, klangen ihm noch im Ohr, der weiche Druck ihrer Lippen brannte noch auf den seinen. Und das alles sollte seine Verheißung, nur ein unwiderruflicher Abschied sein? Die Pforten des Paradieses waren ihm einen einzigen Augenblick geöffnet worden, um ihn dann für immer in das kalte Leben hinauszustoßen, das ihm jetzt nur unsinnebe eine Wüste erschien?

Nein, so durfte es nicht enden. Er durfte sich nicht wie ein blöder Knabe ihrem Machtspruch beugen, als ob ihr Wille, dessen Recht er nicht anerkennen konnte, ein Schicksalsspruch sei. Er hatte sein Wort gegeben, nicht am Landungssteg von ihr Abschied zu nehmen. Aber was hinderte ihn, auf demselben Schiff mit ihr abzureisen, ihr nach Venedig zu folgen, dort eine andere venezianische Nacht abzuwarten, wo sie seiner Bitte kein thörichtes Nein entgegensetzen würde?

Als er in seinen Gedanken soweit gekommen war, wurde er sehr froh, und vor seinen Augen standen Bilder eines überschwänglichen Glückes. Amor wineit omnia! sagte er vor sich hin und war unermüdlich, den tröstlichen Spruch immer neu zu variieren. Ueber dieser Träumerei in der Nachtluft die überkam ihn endlich ein leichter Schlaf, aus dem er plötzlich aufsuhr, als die Uhr auf dem Kirchthurm Mitternacht schlug. Er zählte die Schläge, indem er dachte, daß es nun wohl Zeit wäre, zu Bett zu gehen. Als aber der letzte Schlag verhallt war und das weite Haus nun wieder todtenstill — war das keine Täuschung seines von der Geisterstunde fieberhaft aufgeregten Blutes? Kam wirklich draußen auf dem Corridor ein leichter, huschender Schritt heran und hielt stille vor seiner Thür; und jetzt klopfte daran ein leiser Finger und dann eine Pause und dann, etwas stärker, wieder das Klopfen? Heiliger Gott, wenn er recht gehört hatte, wenn das Glück in dieser Nacht sich an seine Thür geschlichen hätte und wartete nun, daß er käme und ihm öffnete und die Arme nach ihm ausbreitete — —

Ihm schwindelte der Kopf, er fuhr vom Stuhl in die Höhe, und taumelnd mit einem Herzklopfen, das ihm die Brust zu sprengen drohte, war er in drei Sprüngen an der Thür und schob den Riegel zurück und griff mit zitternder Hand nach der Klinke — da tönte mit lautem Knall ein Schuß durchs Fenster herein, gleich darauf ein unterdrückter Schrei draußen im Gange, und als er die Thür aufriß, konnte er eben noch die schlanke weiße Gestalt in seinen Armen auffangen, die vor der Schwelle zusammenbrach.

Evelyn! flüsterte er, indem er sie aufzurichten suchte, süße, geliebte Evelyn, fasse dich, es ist nichts, ich bin bei dir, wir beide leben und gehören einander — laß' dich hineintragen —

Sie wand sich mit plötzlicher Entschlossenheit aus seinen Armen los und stieß ihn zurück. Fort! Fort! hauchte sie. Lassen Sie mich — folgen Sie mir nicht — ich werde wahnsinnig, wenn Sie mich halten —

Er sah in dem Zwielicht des matt beleuchteten Corridors ihre dunklen Augen in tödtlicher Angst von ihm wegblicken und wußte sie wohl freigeben. Unwillkürlich trat er zu ihr hinaus und wollte ihr nachgehen, sie wandte sich aber mit einer so gebieterischen Bewegung gegen ihn zurück, daß er an der Schwelle stehen blieb und mit verzweifelndem Schmerz sie den Gang hinunterwanken und in ihr Zimmer verschwinden sah.

*

An Schlaf war nicht zu denken. Aber so tief ihn das seltsame Erlebnis erschüttert hatte — in dem, was er beschlossen, stand er sich nicht verändert. Er benützte die schlaflosen Stunden, seinen Koffer zu packen. Dann lag er angekleidet auf dem Bett und sann über diesen barmherzigen Zufall nach, der das geliebte Leben stets an der Schwelle des Glückes zurückrief. Oder war es doch mehr als ein Zufall? Gab es eine Macht, die aus einem jenseits bevaber ein Menschenschicksal bestimmen konnte? Sein Wille und ihrer sich bekämpfte gegen eine so widersinnige Fügung des traurigen Mädchens. Aber er begriff, daß ein Mädchenherz dasselbe aus den Fugen geraten und dem Wahnsinn nahegebracht werden konnte.

Als er am hellen Morgen aus einem kurzen Schlummer erwachte, der ihm doch zuletzt überkommen hatte, war sein erster Gedanke, ihr zu schreiben, um eine Zeile, mit der er ihr um ein neues Rendezvous bat. Er überlegte, wenn er unbemerkt ihr Zimmer betreten könnte, mit dem Grauen, daß sie nächstens zu ihm zurückkehrt, auch um Lebens Lange von ihr zurückgewiesen zu werden.

Eben hatte er sich zum Schreiben hingesetzt, da brachte ihm der Kellner ein Billet. Das schicke ihm die amerikanische Dame. Sie sei schon vor zwei Stunden abgereist, mit einem Wagen, den sie in aller Frühe habe kommen lassen, um das Schiff, das erst noch zehn Uhr gieng, nicht abzuwarten. Sie wolle nach Desenzano lieber im Wagen fahren, um dann auch einen früheren Zug zu benützen.

Der Brief, den Frank in tiefer Bestürzung öffnete, enthielt nur die Worte:

„Leben Sie nochmals wohl, theuerster Freund. Ich war schwach genug, nur ein einzigesmal glücklich sein und glücklich machen zu wollen. Sie haben gesehen, daß man es mit nicht gönnt. Versuchen Sie nicht, das Schicksal, das mich zu lebenslanger Buße für ein jugendliches Vergehen verurtheilt, ändern zu wollen, folgen Sie mir nicht nach. In Venedig würden Sie mich ohnedies nicht finden, da ich meinen Reiseplan geändert habe. Eine zweite venezianische Nacht würde mir das Grauen, die Beschämung der gestrigen wieder aufwecken. Ihnen noch einmal in die Augen zu sehen, die ich so liebe, bringe ich nicht übers Herz. Vergessen Sie mich — vergiß mich und werde glücklich! Ich werde Dich nie vergessen!"

*

Eine Stunde später gieng der einsam Zurückgebliebene in den Garten hinunter, die Morgenluft sollte ihm das Fieber in seinem Blute kühlen.

Neben einem dicken Lorbeerbusch fand er den Gärtner, der einen etwa fünfzehnjährigen Burschen am Halse festhielt und sein Gesicht unbarmherzig mit Schlägen bearbeitete.

Frank trat heran und rief dem aufgebrachten Manne zu, was der Junge denn verbrochen habe, um so barbarisch gezüchtigt zu werden.

Der Gärtner ließ sofort den Mißhandelten fahren, der sich winselnd und den Kopf haltend spornstreichs aus dem Staube machte.

Der nnnütze Schlingel! rief er, sich den Schweiß von der Stirn wischend. Nur Arbeit ist er nie recht aufgelegt, aber wo ein dummer Streich zu machen ist, da ist mein Nino flugs bei der Hand. Die alte Gräfin, die da unten im Erdgeschoß wohnt, hat sich heftig beim Wirt beschwert. Sie ist hierhergekommen, weil sie zu Hause nicht hat schlafen können. Ihr Doctor hat ihr die Seeluft verordnet, und richtig, die vorletzte Nacht hat sie ganze fünf Stunden schlafen können und freute sich darauf, diese letzte, wenn's erst stille geworden nach der Illumination und dem Feuerwerk, nun wieder bis an den Morgen Schlaf zu bekommen. Und da muß der Nino, der Teufelsjunge, der noch hier im Garten herumstreift, eine noch geladene Rakete finden, gerade um Mitternacht, und schießt sie ab, hier vorm Fenster der Gräfin — Sie wohnen ja drüber im zweiten Stock und müssen den Knall gehört haben? Die Gräfin aber hat von dem plötzlichen Schuß solches Herzklopfen bekommen, daß sie die ganze Nacht wieder kein Auge hat zuthun können. Nun, der verwünschte Taugenichts wird sich wohl hüten, noch einmal einen solchen Teufelsstreich zu treiben!

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Kondorfer

natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII., 1 Wittmanngasse Nr. 20, empfiehlt seine Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Möbelausstellung Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen XIX. Gymnasiumstrasse 69—71.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 2. November 1901. Nummer 370.

Selbst-Obstruction.

Unser Parlament befindet sich wieder einmal in interessanten Umständen. Kaum, daß die Tagung begonnen, hat sich der Ministerpräsident schon am Freitag voriger Woche genöthigt gesehen, zu einem verzweifelten Mittel zu greifen, wie man es wohl von scrupellosen Spielern an der Börse, aber noch nicht von leitenden Staatsmännern gewohnt war. Durch gefällige Freunde in Presse und Parlament ließ er eine Art parlamentarischer Börsenpanik arrangieren, eine Krisenpanik, durch die er sich für den Augenblick vor den ihn erdrückenden Dringlichkeitsanträgen rettete. Den Ultimo, die Reise nach Gödöllö, hat er denn auch auf diese Art, wenngleich nicht ruhmvoll, doch glücklich überstanden. Aber — um uns nochmals eines börsentechnischen Ausdruckes zu bedienen — „eingezwickt" ist er doch geblieben, und nur mit Bangen sieht er dem nächsten politischen Ultimo entgegen, der ihn mit einer der berühmten Spielarten der Obstruction überraschen kann, zu der die Vorbedingungen gerade jetzt erst reif geworden sind.

Zum Obstruieren — in dieser Kunst sind ja wir Oesterreicher die Lehrmeister anderer Staaten geworden — bedarf es bekanntlich vor allem einer geeigneten Gelegenheit. Diese tritt ein, wenn das Ministerium dem Hause eine an einen Termin gebundene Vorlage zu spät zur parlamentarischen Erledigung überweist. Das ist gegenwärtig der Fall. Am 17. October hat die Regierung dem Hause das Budget für 1902 vorgelegt, mit dem Ansinnen, es, noch dazu gleichzeitig mit dem noch unerledigten 1901er-Budget, bis zum Schluß des Kalenderjahres, also bis zum 21. December, zu verbescheiden. Das Haus, das seit vier Jahren keine Budgetdebatte und seit fünf Monaten überhaupt keine Sitzung abgehalten hat, soll also jetzt in zwei Monaten zwei Jahresbudgets aufarbeiten, wo unser Abgeordnetenhaus in früheren normalen Zeiten und bei geringerem Mitgliederstande ein einziges Jahresbudget kaum in weniger als drei Monaten aufgearbeitet hat. Das Verlangen des Herrn v. Koerber müßte als Tollheit erscheinen, wenn darin nicht Methode läge. Herr v. Koerber verdankt den großen Erfolg seiner Ministerschaft, die Inwestitionen, einem Uebercumpelungsmanöver, und so glaubte er auch diesmal auf einen Erfolg rechnen zu dürfen, wenn er das Haus knapp vor Jahresschluß mit zwei Budgets übercumpeln würde. Zu diesem Glauben hat er fünf kostbare Monate seit dem letzten Session[illegible]schlusse mit den böhmischen Landtagswahlen vertrödelt. Der verstorbene Abgeordnete Dr. Kaizl hatte verlautet, daß die Wahlen im August durchgeführt werden. Dem Dr. Kaizl handelte es sich freilich nur darum, durch Wahlen zur Erntezeit seine Gegner, die Agrarier, zu schwächen. Dem Ministerium aber hätte eine so frühzeitige oder auch noch frühere Wahlcampagne einen großen politischen Spielraum für die Parlamentssession verschafft. Doch Herr Dr. v. Koerber machte auch Wahlpolitik, jene traditionelle Wahlpolitik aller österreichischen Regierungen, die darin besteht, die kleinen radicalen Parteien insgeheim zu stärken, um die großen gemäßigten Parteien zu lähmen. So gieng er denn auch auf Dr. Kaizls Vorschlag nicht ein, die böhmischen Landtagswahlen wurden bis in die Mitte des Monats October hinein verzettelt, die czechischen Agrarier hatten auch ihren Vortheil davon, aber für die Reichsrathssession wurde die Zeit knapp, und damit wurde die gute Gelegenheit zu einer Budget-Obstruction im Reichsrath für die[illegible]schen Jungczechen geschaffen, denen das hyperschlaue Wahlmanöver der Regierung auf der anderen Seite, für den böhmischen Landtag, allerdings Schaden gebracht hatte.

Gelegenheit macht Diebe, und die Gelegenheit, die ihnen Herr v. Koerber durch verspätete Einberufung des Reichsrathes und Forcierung der Budgetberathung gewährt hat, hat auch in der That die seit dem Frühjahr bereits erloschene Obstructionslust in den Jungczechen wieder geweckt. Diese eine Gelegenheit allein reicht zum Obstruieren noch nicht aus. Die Obstruction ist, in streng technische Formen gehüllt, ein Stück Revolution, und so wenig wir in Wien jetzt Barricaden bauen können, weil die Pflastersteine in den aufgerissenen Straßen bereit liegen, so wenig könnten die Jungczechen nun plötzlich obstruieren, weil Herr v. Koerber mit dem Budget zeitlich ins Gedränge gekommen ist. Zu einer revolutionären Unternehmung gehört eben nebst der Gelegenheit auch eine traftige Ursache, eine Existenzfrage, die der Revolution erst ihre moralische Rechtfertigung gibt. Im italienischen Parlament hat man wegen einer politischen Existenzfrage, der Lex Heinze, obstruiert, wird man vielleicht auch noch wegen einer wirtschaftlichen Existenzfrage des Volkes, wegen der Brotverteuerung, den Zolltarif obstruieren. Im österreichischen Parlament aber haben sich erfahrungsmäßig bisher nur die nationalen Existenzfragen als moralisch obstructionsfähig erwiesen. Ein solcher Prätext hat, da die Aufhebung der Sprachenverordnungen schon durch die vom October 1899 bis zum Frühjahr 1901 reichende jungczechische Obstruction sozusagen consumiert war, den Jungczechen in der neuen Session bisher gefehlt. Die Rede aber, die Herr v. Koerber am letzten Mittwoch gehalten hat, scheint ihm ihnen unvermuthet gebracht zu haben. Herr v. Koerber, der sich sonst Wochen und Monate Zeit nimmt, um seine Reden sorgfältig auszuseilen und seine Gedanken hinter schön gefügten Worten zu verbergen, hat sich diesmal im Stegreifreden versucht, und dabei hat er endlich seine so lange verheißte wahre Meinung über die nationale Frage enthüllt. Herr v. Koerber sieht die nationale Frage mit den Augen des blasierten Bureaukraten an, der sich an den centnerschweren „Voracten", die sich über diesen Gegenstand im Lauf der Decennien in den Ministerialarchiven angesammelt haben, müd und wirr gelesen hat. Bei seinem Regierungsantritt noch galt ihm ihre Lösung als seine „sorgenvollste Pflicht". Jetzt spöttelt er über den „alten Sorgenstuhl der Sprachenfrage", in dem man so „beschaulich" ausruhen könne, bis sich eine alle Theile befriedigende Lösung gefunden habe, wigelt über seine Vorgänger, denen diese Lösung auch nicht gelungen ist, und vertröstet die Völker Oesterreichs auf jene utopische Zeit, in der alle wirtschaftspolitischen Arbeiten erledigt sein und die Minister sich, in Ermangelung einer anderen nützlichen Beschäftigung, wieder den nationalen Actenstoß aus dem Staub hervorsuchen werden. Wenn ein österreichischer Minister sich über das Lebensproblem dieses Staates mit solchen übel angebrachten Scherzen hinwegsetzen und die nationalpolitischen Parteien wie lästige Querulanten abschnatzen zu können vermeint, dann darf es sich nicht wundern, falls die nationalpolitischen Malcontenten, die jungczechische Partei, eines Tages plötzlich wieder das ihnen in diesen zwei sprachenverordnungsfreien Jahren allmählich verloren gegangene Entrüstungspathos wiedergewinnen, das eine der beiden Vorbedingungen zur Obstruction ist.

Mit Recht hat Graf Stürgkh jüngst gesagt, daß die gegenwärtige Situation des Cabinets Koerber jener gleiche, in der vor zwei Jahren das Cabinet Clary dem Ansturm der jungczechischen Obstruction zum Opfer fiel. Es ist wieder Spätherbst wie damals, wieder handelt es sich um zwei Monate, in denen eine Budgetvorlage parlamentarisch durchgearbeitet werden soll, und wieder sieht das Ministerium, sehen die es unterstützenden deutschen und polnischen Parteien den Erfolg ihrer Bemühungen durch die Jungczechen gefährdet. Aeußerlich stimmt also der Vergleich, aber innerlich gar nicht. Denn den Grafen Clary traf keine Schuld an der Obstruction, an der er unterlegen; er büßte nur die Fehler und Verschäumnisse seiner Vorgänger ab. Dem Herrn v. Koerber muß aber heute nachgesagt werden, daß er selbst schuld daran ist, wenn das Obstruktionsgespenst nun plötzlich wieder im Abgeordnetenhaus auftaucht.

K.

Zur Los von Rom-Bewegung.

Von einem Urbegetertreuen.

Seit zwei und einhalb Jahren bin ich Protestant. Ich bin also ziemlich unter den ersten, die dem Ruf gefolgt sind, den, als der erste, der jetzt ziemlich vergessene Graf Wolf-Metternich in einer Wiener Anhängerversammlung ertönen ließ. Es ist vielleicht wichtig zu betonen, daß ich nicht in Wien übergetreten bin. Es war in der Provinz. Ein interessanter Abend. Pastor Braunlich war angekündigt, im December des Jahres 1898. Er war auf einer Agitationsreise durch Oesterreich begriffen und berührte unsere Stadt. Die Allergetreusten der Getreuen waren zu dem Abende eingeladen. Es

Digitized by Google

war wie eine Versammlung von Verschworenen. Ein Local — Souterrain — in einem sonst wenig besuchten Gasthause. Kein einziger von uns allen war damals noch übergetreten. Und da kamen wir nun zusammen, die Vertrauenswürdigsten der Stadt, durch heliographische Rundschreiben heimlich eingeladen. Jeder kannte den anderen. Ein Unbekannter wäre kaum zugelassen worden — die ganze Bewegung stand ja damals im allerersten Anfang. Vierzig, fünfzig Leute waren wir vielleicht. Aber es war die Elite! Der Abend begann. Heimlich und feierlich. Uns war allen zumuthe, als ob wir den nächsten Tag wegen der scheußlichsten Verbrechen angeklagt werden könnten. Das Benehmen war auch danach. Sobald sich an den auf den Hof hinausgehenden Fenstern ein Schatten zeigte, stürzte einer hinaus, um ihn zu vertagen. Es war natürlich nur eine ganz harmlose Kellnerin oder Köchin draußen. Befriedigt setzten wir unsere Berathungen fort.

Das Hauptangenehmste concentrierte sich selbstverständlich auf unseren Gast von „draußen", auf Bräunlich. Er ist ein guter und überzeugender Sprecher. Ganz anders als wie die reichsdeutschen Pastoren, die wir jetzt gewohnt sind. Er ist conciliant, weltmännisch und modern. Damals war er es wenigstens. Die Versammlung begann um acht Uhr abends. Bis ein Uhr nachts wurde mit einem Eifer disputiert — ohne daß ein einziger uns verlassen hätte! — so wie wir es bei politischen Versammlungen niemals erfahren hatten. Seitdem sind, wie gesagt, schon mehr als zweieinhalb Jahre vorübergegangen, aber ich erinnere mich — und dies mit unverhohlener Freude — daran, als ob es gestern gewesen wäre. Pastor Bräunlich sprach vortrefflich als Agitator, so wie es kein anderer hätte besser können. Wir wurden alle mitgerissen, einer nach dem anderen stand auf und hielt eine Rede, so gut, wie er es eben konnte. Bräunlich war liberal, wie ich es nie in meinem Leben für möglich hätte halten können. Seine verschiedenen Ausführungen gipfelten in der Aufforderung: in der evangelischen Kirche haben Sie Glaubens- und Meinungsfreiheit! Jeder Atheist hätte ihm zugestimmt. Seine Person und seine Reden hatten große Erfolge. Es ging ein Bogen herum, und mehr als die Hälfte erklärte sich bereit, überzutreten. Die ersten! Ein Ausschuß wurde gewählt, die ganze Arbeit der Agitation wurde vertheilt, alle miteinander umschlossen in Begeisterung und Thatkraft, die hinreißend, uns — das möchtigste! — einig war! Denn, soviel ich weiß, gehören von den damals Versammelten jetzt auch nicht zwei noch der römisch-katholischen Kirche an. Der Abend schloß in allgemeiner Befriedigung und Pastor Bräunlich betonte in seinem Schlußworte, daß er auf seiner Agitationsreise durch Oesterreich — er kam, so viel ich mich erinnere, aus Steiermark — noch selten eine Stadt gefunden habe, welche die ganze Uebertrittsarbeit so praktisch in die Hände genommen habe, als wie unsere.

Dieser Abend war knapp vor Weihnachten. Drei Wochen danach, im Jänner, gieng ich zu unserem Magistrat, meldete meinen Austritt aus der katholischen und meinen Eintritt in die evangelische Kirche an. Mit fünf anderen hörte ich durch einige Stunden den Uebertrittsunterricht an. Und bald darauf ließen wir sechs uns in die evangelische Kirche aufnehmen. Die ersten!

Seitdem sind uns Tausende nachgefolgt. Nach den letzten Ausweisen sind es schon deren fünfzehn. In dem katholischen Oesterreich bedeutet diese Zahl etwas. Mit Eifer verfolgten wir — wehklagerweise, ich einer der Letzten der Altenländer — die Bewegung. Mit Eifer und Freude. Jede Woche wurde in unserer kleinen protestantischen Kirche einer oder der andere aufgenommen. Der unter Bräunlichs Anwesenheit gebildete Ausschuß nahm die Geschichte mit großem Geschicke in die Hand, erweiterte sich, vertheilte Flugschriften und sorgte dafür, daß kein Stillstand eintrat. Und daß kein Stillstand eintrat, war sein Werk. Denn jene, welche „Apostaten" werden wollten, wurden klug vertheilt auf jeden Sonntag — und der Magistrat dachte schon daran, sich eigene Druckorten anzuschaffen, die bisher noch niemals nöthig waren.

Das war in unserer Stadt. Wie die Bewegung jetzt dort steht, weiß ich nicht. Ich denke, daß gegen zweihundert unserem damaligen Rufe gefolgt sind. Aber diese Stadt und unsere Alpenländer gehen ja keinen Ausschlag. Und wahrscheinlich auch nicht die Stimme, die daraus ertönt. Irrthümer die unparteiischer und unbefangener sind, als wie manche, die aus unseren Sudetenländern kommt. Dort steckt vielleicht die ganze Bewegung noch in ihren Anfängen, und nach der vom Jahr zu Jahr sich steigernden Angst der Uebertretenden ist dies auch zu folgern. Meinungsfalls darf aber aus den größeren, sichtbaren Erfolgen, die dort zu verzeichnen sind, geschlossen werden, daß die Alpenländer stillstehen. Wir haben gleiche Fanatiker der Los von Rom-Bewegung, als wie dieben. Der Unterschied ist vielleicht der, daß es droben in den Sudeten politisches Parteiprogramm geworden ist, den Abfall zu fordern, während dieser bei uns von Personen zu Personen, in der Stille, betrieben wird. Ich habe in dieser und jener Stadt der Alpenländer Leute kennen gelernt, deren Muth und Widerstandskraft staunlich ist. Sie wandern von Familie zu Familie, haben Register über die Einwohnerschaft und besuchen es anmale, daß sie trotz aller Gefahren jeden Sonntag ihre kleine Anzahl — um wenigstens Gewordenen zum evangelischen Pastor, und acht Tage danach, zum Abendmahl führen können. Leute, die sich allen möglichen Unannehmlichkeiten aussetzen — und dies in den Alpenländern, wo die ganze Los von Rom-Bewegung die breiten Schichten des Volkes kaum jemals erfassen wird.

Selbst „Apostat", denke ich oft darüber nach, wie so etwas — sowohl auf Seiten der Agitatoren, als der „Verführten" möglich geworden ist. Ich denke fünf — ach, nicht fünf — drei Jahre zurück, und zerbreche mir den Kopf darüber, wie Unglaubige zu Prosetyten geworden sind. Wie die religiöse Indolenz im Laufe einiger Jahre zum religiösen Fanatismus werden konnte. Denn dieser ist Thatsache! Ich denke an meine Studentenzeit zurück und an die Stellung, die wir damals religiösen Ueberzeugungen gegenüber einnahmen. Wenn schon überhaupt die Rede von solchen war, und das geschah natürlich äußerst selten und gewöhnlich nur in später Nachtstunde, so lachte man darüber und man stritt nicht. Und jetzt kann ich jederzeit bei hellichtem Tage Zeuge von Erörterungen theologischer Streitfragen sein! Jene, die damals sich um Religion nicht kümmerten, sind jetzt ihre eifrigsten Verfechter und sind auf dem besten Wege, religiös in direct orthodoxes Fahrwasser zu gerathen. Wenn ich in clericalen Blättern lese, daß die Los von Rom-Bewegung eine bloß politische Hetze sei, muß ich nach meiner innersten Ueberzeugung und nach meinen Erfahrungen, die ich zu sammeln überreiche Gelegenheit hatte, auf das lebhafteste dagegen protestieren. Protestieren wider meinen Willen!

Wie kam dies? Wie kam es, daß aus tausend Typen „Saulus" ebensoviele „Paulus" wurden? Und unter diesen Leuten, von denen so kein Mensch jemals nur geahnt hätte? Wenn man zu ihnen von einer tiefen religiösen Ueberzeugung spricht, wenn man ihnen irgend ein Flugblatt einer freireligiösen Gemeinde von draußen im Reiche zeigt, opponieren sie und sagen: dies schadet der Bewegung, wir wollen keine Zersplitterung, wir wollen nur Protestanten sein. Und sie laufen jeden Sonntag in die Kirche und hören sich die Predigt an, und sind entzückt und erbaut davon. Ich dachte viel darüber nach, was denn die Gründe dieses ganz überraschenden Wandels sind. Ich griff zurück: im Gymnasium wurde schon durch den Religionsunterricht den meisten von uns jeder Glaube genommen. Dadurch, daß wir — allerdings gegen den Willen der Lehrerschaft — zum Denken und Ueberlegen, und nach der achten Classe, da wir auch noch die Kirchengeschichte des jetzt zum Alkatholicismus übergetretenen Professor Mach hören mußten, zum Widerspruch gegen den Katholicismus gerade ergogen wurden, dadurch erscheint es mir doch nicht begründet, daß wir uns schlankweg, ohne jede religiöse Ueberzeugung direct dem Protestantismus in die Arme werfen, wie wir es jetzt thun. Die evangelische Kirche bedeutete uns Uebertretenden — abgesehen von allen politischen Bewegungsideen — einmal etwas anderes. Sie bedeutete Ueberhaupt, wie ich es in der eingangs erwähnten Versammlung andeutete — die religiöse Freiheit, eine Religion, die uns den Raum des Denkens und Fühlens erweitert, ins Ungemessene — aber nicht den Orthodoxismus und die Enge, die wir bei den „Päpstlichen" zum Ueberdruß kennen gelernt hatten. Selbst zwar nicht, denn wohl keiner von uns hat sich, seitdem er von der Schule zur letzten Beichte gegangen war, irgendwie von den Fesseln der römischen Kirche drücken lassen. Die Befreiung von ihr war uns allen eine demonstrierte, wir uns in Wahrheit schon längst befreit. Wir waren frei wissen. Bei uns esten war sie eine That, ein Beispiel, das wir gehen wollten, um andere mitzureißen, aber eben eine That der Befreiung, des Loswerdens und nicht der Verführung in ein anderes Lager mit abgesteckten Zelten, mit Commandanten und Feldwebeln. Wir hätten damals ebensogut confessionslos werden können, wenn mit diesem Bekenntnis nicht soviel ominöse Merkmale verbunden gewesen wären.

Es ist meine Ansicht, daß ich im Namen vieler spreche, eine Ansicht, die sich bei der vollständig veränderten Marschrichtung der Los von Rom-Bewegung, wie sie sich in den Massen der in Böhmen Uebergetretenen äußert, nicht mehr hervorwagt. Wir wollten vor zwei, drei Jahren nicht deswegen „Los von Rom", um protestantische Kirchen zu bauen und einigen Dutzenden evangelischer Vicare den Weg nach Oesterreich zu ebnen, sondern um eine Bewegung einzuleiten, die sich jedem Clerus feindlich gegenüberstellt. Eine Befreiung der Geister, nicht nur vom römischen Joch, sondern auch von der protestantischen Orthodoxie, die sich jetzt langsam, aber doch hundertfach von Los von Rom-Fanatikern einfordert, sicher in diese ganze Bewegung einschleicht. Was anfangs eine politische Revolution zu werden versprach, droht zu einer kirchlichen Reformation zu werden. Damit ist den Uebeln nicht abgeholfen, die den Abfall hervorriefen. Wir denken zwar allerdings, daß die Angehörigkeit zur evangelischen Kirche immer noch besser ist, als wie jene zur katholischen, aber diese Angehörigkeit, die uns nur ein Mittel war, ist zum „weck geworden. Und nichts lag uns ferner! Nichts lag ferner, als eine rein religiöse Bewegung mit vielfach protestantischen Ideen und Autoritäten zu inaugurieren. Die Bewegung hat mit diesem kirchlichen Einschlage, mit all den Mißbräuchen und neuen evangelischen Vicaren, einen Weg ge-

nommen, den im Anfang niemand gehen wollte. Einen Weg, der noch unnatürlicher ist, als es jemals in Oesterreich eine Politik war. Denn es gibt doch nichts Unnatürlicheres, als wie die Verquickung einer radical fein wollenden Parteirichtung mit einem von Natur und Tradition aus undeutsch conservativen Element. Die Los von Rom-Bewegung erfreut sich der Unterstützung des Evangelischen Bundes, des Gustav Adolf-Vereines und aller möglichen Corporationen, die draußen im Reiche zu den Stützen der Gesellschaft gehören und die die innersten politischen und socialen Lebensbedingungen unserer deutschradicalen, sich jetzt „alldeutsch“ nennenden Partei in Oesterreich bei näherer Kenntnis direct verabscheuen müssen. Nach Deutschland verzieht, müßte sich unsere alldeutsche Partei der revolutionärsten Gruppe anschließen, sie wäre revolutionärer als die Socialdemokraten und, draußen von Anfang an protestantisch, könnte sie keinen ärgeren Feind haben, als wie den protestantischen Junker, wie er in den evangelischen Verbänden vertreten ist. Die schwarzgelben Grenzpfähle bilden jedoch in dieser Bewegung eine Scheidewand, wie sie stärker und unterscheidender niemals hätte gedacht werden können. Die Unnatur und Unmöglichkeit, die in einer solchen innigen Verbindung zwischen conservativreactionären und radicalen Elementen seit zwei Jahren zum Ereignis wurde, ist eben wieder eine so echt österreichische Specialität, daß sie den Betheiligten, besonders das Oesterreicherthum natürlich tief in Blut und Nerven sitzt, gar nicht zum Bewußtsein kommt.

Und was wird die Folge sein? Es sind nur zwei Möglichkeiten. Entweder siegt der conservativ-reltgiöse Factor oder der politisch-radicale. So wie die Dinge jetzt stehen, der erstere. Denn die Entwickelung geht schnurgerade auf den Sieg der Religion los. Man muß nur sehen, wie jeder protestantische Geistliche, der zu uns kommt und in einer alldeutschen Versammlung spricht, gefeiert und bejubelt wird, wenn er über die Reinheit und die siegende Kraft des evangelischen Gedankens spricht. Vor fünf Jahren hätte man ihm gelangweilt zugehört, und in der Versammlung wären nicht hunderte von nicht-übertreten-könnenden Katholiken gewesen, sondern ein Dutzend Protestanten, denen die Confession Geburtseigenthümlichkeit ist. Ich hörte schon eine beträchtliche Anzahl solcher Wanderprediger „aus dem Reich,“ denen die Gefahr ausgewiesen zu werden, bei den Zuhörenden immer etwas furchtbar Interessantes verlieh. Ich hörte gute und schlechte Redner, an den Lugen und gewandten Pastor Bräunlich reichte keiner heran. Aber der Erfolg war stets derselbe: die Menge war begeistert, und wer es nur irgend mit der Tonart seiner materiellen Interessen vereinbar finden konnte, meldete seinen Uebertritt an. Wer aber von der nun vollständig die Herrschaft besitzenden religiösen Ueberredung nicht viel hielt, ging gekränkt davon und — berente vielleicht, daß er eine Bewegung einzuleiten begonnen, die das nicht hielt, was sie versprach.

So, wie die ganze Bewegung jetzt ihre Entwickelung nimmt, ist daher — ein Umschwenken in anderer Richtung ist kaum voraussichtlich — nur anzunehmen, daß ein stets mehr sich gar Oberflächewagendes protestantisches Muckerthum siegen und der radical-politische Gedanke, der dies wider seinen Willen und wider seine Absicht hervorsuchte, dabei die Kosten zahlen wird. Es ist dies mit Leichtigkeit einzusehen. Ein kleiner Versuch eines Beweises: in den neu gegründeten Kirchengemeinden z. B. gewinnen die jungen reichsdeutschen, evangelischen Vicare, die nichts weniger als radical erzogen sind, sondern jedenfalls ihrer Mehrzahl nach den studentischen „Wingolf“-Verbänden angehörten, an Einfluß von Tag zu Tag. Nicht nur auf die Uebergetretenen, sondern natürlich auch auf alle jene, die übertreten „wollen“. Und die sind eine fünfzigfache Menge derer, die bereits übergetreten sind. Die Radicalen gehen wieder in die Kirche und hören das Wort Gottes, das natürlich heute ganz anders klingt. Sie messen dem jungen protestantischen Prediger — schon der Neuheit und des „Radicalismus“ wegen — viel mehr Glauben bei, als sie es je einem katholischen gegenüber gethan haben. Die politische Bewegung des kleinsten Ortes wird verkirchlicht und damit ganz naturgemäß conservativ, ob man nun für die Zweitheilung oder für das „ungetheilt deutsch“ schwärmt. Und der national Allerradicalste wäre ja mit einem Schlag ein conservatives Lamm, wenn die schwarzgelben Pfähle irgendwo in einen anderen Boden eingerammt wären.

Sie und da denke ich mir, der ich aus religiösem Nihilismus übergetreten bin, auf welcher Seite eigentlich die größere Schlauheit liegt: auf der, die ich verlassen habe, oder auf jener, zu der jetzt fünfzehntausend sich gedrängt haben. Und wann die Erkenntnis allgemein werden wird, daß man eine Reform in nie geplante Wege einschwenken ließ. Aber ich fürchte, wir können auf diese Erkenntnis lange warten, und sie wird nur bei jenen wohnen, die von dem Schwarm der Nachstürmenden überrannt wurden und welche die etwas schmerzliche Befreidigung haben, nur ihre eigene Person befreit zu haben, ihrem Volk aber damit keine Befreiung erwirken konnten. Es sind wohl wenige, aber sie zählen mehr, als die anderen.

Unser Verhältnis zu Ungarn.

Die vor kurzem veröffentlichte „Statistik des Zwischenverkehres“ zwischen Oesterreich und Ungarn hat eine Ueberraschung nur der großen Oeffentlichkeit gebracht, eine Ueberraschung insofern, als sie ein Passivum der Zwischenverkehrsbilanz für Oesterreich enthüllte. Die früher von den Ungarn allein besorgte Berechnung der Zwischenverkehrsvorte hatte bekanntlich das Passivum (circa 70 bis 80 Millionen Kronen) immer auf Seite Ungarns gefunden, und es ist begreiflich, daß die Ungarn aus dieser ihrer „Abhängigkeit von Oesterreich“ bei jeder Gelegenheit Capital für ihre Zwecke schlugen. Denjenigen, welche sich mit der ungarischen Statistik näher befassten, war es allerdings schon lange kein Geheimnis, daß die ungarische Werthberechnung manche Fehler besaß, und es war ihnen daher nicht weiter verwunderlich, daß die „nach gemeinsamen Grundsätzen“ vorgenommene Statistik plötzlich ein Activum Ungarns von 36 Millionen Kronen ergab. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch zu constatieren, daß dieses Ergebnis zum Theile durch die abnormen Verhältnisse des Jahres 1900 (Kohlenarbeiterstrike in Oesterreich) verschuldet wurde, welche für Ungarn besonders günstige Chancen (Kohle, Eisen rc.) schufen, und daß unter normalen Verhältnissen das Activum kaum so groß gewesen wäre (die Nachweise des Jahres 1901 sind der beste Beweis hiefür). Auch hatten die Ungarn für die Werthberechnung keinen so großen Apparat, keine so wirksame Controle, wie sie die gemeinschaftliche Statistik bietet, und gewisse Fehlerquellen waren daher bei ihnen unvermeidlich; sie erklären das Mißverhältnis der Resultate allerdings nur bis zu einem gewissen Grade. Was die Mengenfeststellung betrifft, so ergibt die Zwischenverkehrsstatistik, daß die bisherigen ungarischen Nachweise im großen und ganzen richtig waren, abgesehen von den durch die Erhebungsart und mangelnde thatsächliche Controle hervorgerufenen Fehlern, welche aber nicht entscheidend in die Waagschale fallen. Im allgemeinen kann daher ausgesprochen werden, die Zwischenverkehrsstatistik habe keine neuen Gesichtspunkte für die Beurtheilung unseres Verhältnisses zu Ungarn eröffnet, vielmehr vollauf die altbekannte Thatsache bestätigt, daß Ungarn vor allem der Lieferant unseres Lebensmittelbezuges, wie die Lieferanten der Industrieproducte für Ungarn sind, und daß sich die beiderseitigen Lieferungen untereinander nahezu völlig ausgleichen. Diese neuerlich bestätigte Erkenntnis ist außerordentlich wertvoll für die bevorstehenden Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn, welche schon demnächst beginnen müssen und vorerst mit Vorgeplänkeln der beiderseitigen Regierungen eingeleitet wurden. Bei uns hat man die gedüsterten „starken Worte“ bekanntlich schon am nächsten Tage bald widerrufen und beschwichtigend commentiert — ein großer Fehler, der uns von vornherein ins Unrecht setzt und überflüssigerweise bloßstellt. In Ungarn spricht und schreibt man scharfe Worte noch immer fort, und da hat den Worten in der Regel auch die That zu folgen pflegt, scheint es wünschenswert, unser Verhältnis zu Ungarn und dessen künftige Regelung einer unbefangenen kurzen Würdigung zu unterziehen.

Der staatsrechtliche und der damit verbundene finanzielle Ausgleich mit Ungarn sind bekanntlich dauernd und bedürfen keiner Erneuerung, sie bestehen auch dann fort, wenn ein volkswirtschaftlicher Ausgleich nicht zustande kommt. Der letztere wurde bisher immer nur auf kurze Zeiten geschlossen und wiederholt erneuert; seit 1899 besteht aber ein Zoll- und Handelsbündnis rechtlich überhaupt nicht mehr, sondern bloß der thatsächliche Zustand der Reciprocität. Bis 1903 soll aber, wenn möglich, ein neues Zoll- und Handelsbündnis geschlossen werden und sollen die Verhandlungen hierüber noch dieses Jahr beginnen. Es ist nun gar kein Zweifel, daß der Abschluß und die parlamentarische Erledigung des Ausgleiches mit Ungarn von Jahr zu Jahr größere Schwierigkeiten bietet. Einestheils wächst die Zahl derjenigen, welchen die Zollgemeinschaft Nachtheile oder doch wenigstens keine Vortheile mehr bietet, stetig; andererseits haben parteipolitische Agitationen den Boden für den Ausgleich unterminiert und drittens haben nicht zum geringsten anzuschlagen) wächst das Mißtrauen gegen die zweite Reichshälfte von Tag zu Tag.

Thatsächlich hat Ungarn vom Anfange seiner staatlichen Wiedergeburt der österreichischen Reichshälfte gegenüber stets selbstsüchtig gehandelt, auf unsere Interessen nie die geringste Rücksicht genommen und unsere innerpolitische Zerfahrenheit und Ohnmacht immer benützt, um seine nächstliegenden Interessen zu protegieren. Oft zu seinem eigenen Schaden, denn speciell in der Zollpolitik war Ungarn in der Regel sehr kurzsichtig. So verhinderte es durch seinen Widerspruch die Revision des provisorischen Zolltarifes vom Jahre 1865, die vom österreichischen Reichsrate schon 1868 gefordert worden war und die angesichts der europäischen Verhältnisse thatsächlich eine Nothwendigkeit war, durch volle zehn Jahre, und vereitelte dadurch den rechtzeitigen Aufschwung unserer und auch seiner Industrie. Im 1878er Tarife hinterließ es alle weitergehenden Schutzmaßnahmen und drängte uns — nachdem ihm die Bismarck'sche Abwehrzollpolitik ein Jahr später doch die Augen geöffnet hatte

Digitized by Google

— wieder zu unserem Schaden zu Absperrungsmaßregeln gegenüber den Balkanstaaten und später zum Zollkrieg mit Rumänien. Gegen unwesentliche Erhöhung der Industriezölle mußten wir ihm 1882 und 1887 erhöhte Getreide- und Finanzzölle zugestehen, ihm danken wir auch die Handelsverträge vom Jahre 1891, welche gewichtige Industrieinteressen fielen agrarischen Exportinteressen preisgaben. Ungarn verschuldete den späten Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland, machte uns die Ausnützung des russisch-deutschen Zollkrieges unmöglich, und der beklagenswerte Umschwung in dem Verhalten der Balkanstaaten ist lediglich auf eine verfehlte Handelspolitik zurückzuführen. Bei den periodischen Erneuerungen des Zoll- und Handelsbündnisses hat Ungarn Stück für Stück der Gemeinsamkeit abgebröckelt — der Lloyd, die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, das Privilegiengesetz sind die Beweise hiefür — bei anderen noch gemeinsam zu behandelnden Angelegenheiten aber seinen Einfluß immer mehr verstärkt (Bank) oder seine Vortheile immer mehr gewahrt (indirekte Steuern); nicht eine einzige Revision des Bündnisses geschah zu unserem Vortheile. Bei der Quotenbemessung stemmte es sich mit aller Macht gegen eine gerechte und mäßige Erhöhung seines Beitrages. Und im Innern seines Landes bereitet es unserer Ausfuhr alle möglichen Schwierigkeiten, schließt uns bei Lieferungen aus, benachtheiligt uns im Eisenbahnwesen, begünstigt durch weitgehende Unterstützungen das Emporblühen und Wachsen von Industrien, welche gerade unserer, nicht ausschließlicher, Production überlegene Concurrenz bereiten. Es mischt sich, offen und im geheimen, in unsere innerpolitischen Angelegenheiten, stürzt unsere Regierungen und verursacht Systemwechsel. Und noch heute, wo sein eigener Ackerbauminister erklärt, Oesterreich-Ungarn höre auf, ein Cerealien exportierender Staat zu sein und die Zusammengehörigkeit beider Reichshälften sei dadurch mehr als je gesetzigt, noch heute, wo nach Ungarns eigenem Willen in die kaiserliche Verordnung vom September 1899 die Bestimmung aufgenommen wurde, der künftige Zolltarif habe die Interessen der Industrie und der Landwirtschaft gleichmäßig zu schützen, noch heute, nach dem Bekanntwerden des hochschutzzöllnerischen deutschen Tarifentwurfs — kann Ungarn nicht umhin, unsere Reichshälfte ganz überflüssigerweise durch das Dictat zu reizen, daß in dem neuen Zolltarif nur die Landwirtschaft und ihre Nebenindustrien, nicht aber die allgemeine Industrie erhöhte Zölle erhalten dürfen. Und dazu kommt noch die verletzende, selbstüberhebende und mentorhafte Schreibweise der ungarischen Blätter, die kaum noch Anstand nimmt, die Position Ungarns und auf der Schwäche Oesterreichs, die Drohungen mit der Auflösung der Zollgemeinschaft und ähnliches, die unsere Würde auf das tiefste verletzen.

Findet es Ungarn unter solchen Umständen so unbegreiflich, wenn sich ihm in Oesterreich nach und nach die ganze öffentliche Meinung, eine Partei nach der anderen entfremdet und wenn das Schicksal des neuen Zoll- und Handelsbündnisses immer fraglicher wird?

Auch bei uns wurde zwar gesetzlich und Ungarn manche Schwierigkeit bereitet, manch hartes Wort gesagt, manches grundlos verübelt. Aber zum weitaus größten Theile blieb es bei bloßen starken Worten, einen praktischen Effect hatte weder der Kampf gegen das ungarische Bier, noch gegen das ungarische Mehl, noch gegen die Industrialisierung Ungarns ꝛc. Kein wirklich einsichtiger Mensch, keine wirklich maßgebende Partei sind bei uns Feinde Ungarns, niemand will seiner Industrialisierung wehren, niemand will es als Colonie betrachten, denn wir wissen wergl. meinen Artikel in Nr. 362 d. Bl.), daß ein industrielles Ungarn reicher, kaufkräftiger und für unsere Producte aufnahmsfähiger ist, als ein bloß ackerbautreibendes. Wogegen wir uns wehren, ist nicht die ungerechte Industriebegünstigung, wohl aber der directe, gewaltthätige Ausschluß unserer Industrieproducte aus Ungarn, der nicht bloß mit dem Geiste, sondern direct mit dem Wortlaute des Bündnisses im Widerspruch steht. Und was das Bündnis selbst und dessen einzelne Theile betrifft, so fordert niemand ein Uebergewicht Oesterreichs, wohl aber das vollste und unbeschränkte Gleichgewicht beider Reichshälften.

Wie klein ist also das Sündenregister Oesterreichs, wie groß dasjenige Ungarns!

Aber eine Bevölkerung beider über ein neues Zoll- und Handelsbündnis ist unbedingt nothwendig, denn wo sich zwei Staaten so ergänzen, so auf einander angewiesen sind, wie diese beiden, dort wäre eine Trennung derselben, speciell unter den heutigen Verhältnissen der Weltwirthschaft, direct ein Verbrechen seitens ihrer Urheber. Bereint bilden sie ein noch großes und ziemlich selbständiges Wirthschaftsgebiet, getrennt sinken sie auf das Niveau von Kleinstaaten, mit denen im Wirthschaftsleben jeder ein Spiel treiben kann und mit welchen auf jeden Handel zu verzichten und auf Ungarn hätte nicht mehr und nicht weniger Bedeutung, als Serbien oder Bulgarien; unseren Industrieproducten würde gegen mäßige Agrarzolle Russland wohl seine Grenzen erschließen und es ist klar, dass das nicht zu unserem Schaden wäre. Angesichts der drohenden Gefahren eines Panamerika, welches über ein Drittel der Welt gebieten würde, eines Großbritannien, dem über ein Viertel der Erde unterthan wäre, angesichts der Gefährung in der europäischen Handelspolitik, in die Trennung des einheitlichen wirthschaftlichen kleinen gemeinsamen Zollgebietes in zwei winzige Partikelchen ganz unmöglich. Sie ist unmöglich auch wegen der Eigenintressen jeder Reichshälfte allein. „Noch nie war das Interesse Oesterreichs und Ungarns so identisch, wie in diesem Momente, noch nie hat sich ihre gegenseitige Angewiesenheit so prägnant dargestellt, wie jetzt," sagen die Ungarn selbst, und ihr Ackerbauminister setzt hinzu, dass Ungarn auf die Erhaltung des österreichischen Marktes umso größeres Gewicht legen müsse, je mehr sich das Ausland gegen die ungarische Rohproduction abschließt. Ebenso ist auch das Interesse der österreichischen Reichshälfte an der Erhaltung des ungarischen Marktes groß, und mit Recht kann daher ausgesprochen werden, daß die Erhaltung des gemeinsamen Zollgebietes eines der höchsten wirtschaftlichen und politischen Interessen der Monarchie darstelle.

Aber wohlgemerkt, für Oesterreich, ebenso wie für Ungarn, ist das Zollbündnis nur dann annehmbar, wenn es die Interessen beider Theile gleichmäßig befriedigt, nicht aber einseitig nur dem einen Theile Rechnung trägt. Die Ungarn verwahren sich immer dagegen, man solle ihre sorgsegetzte Ausrollen der Möglichkeit eines getrennten Zollgebietes und der Folgen dessen auf Oesterreich nicht als Drohung auffassen, das sei einfach eine Feststellung der Thatsachen. Gut, wir wollen einmal die Thatsachen auch feststellen, und zwar die Folgen eines getrennten Zollgebietes für Ungarn. Mehr als ein Viertel des ungarischen Exports nehmen ihren Weg nach Oesterreich, ein Viertel ins Zollausland und davon ungefähr die Hälfte nach Deutschland. Der Export zu uns besteht vorwiegend aus Getreide, Vieh, thierischen Producten, Holz, Kohlen, kurz aus Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft, ebenso der Export ins Ausland, hauptsächlich nach Deutschland.

Was wird denn Ungarn thun, wenn wir im Falle einer Auflösung des Zoll- und Handelsbündnisses unsere Grenzen gegen seine Einfuhr sperren; wohin wird es sich mit seinen Producten wenden? Die Balkanländer und Russland sind für dieselben nicht aufnahmsfähig, ebensowenig oder doch nur einen ganz geringen Theil, Italien. Den deutschen Absatz könnten wir ihm durch hohe Frachtentarife, schikanmäßigen Verkehr, Verbot der Durchfuhrzöllen verlegen; in England, Frankreich ꝛc. ist es gegenüber der transatlantischen Concurrenz nur mit Verlusten absatzfähig. Kurz, Ungarn ist ohne unser Absatzgebiet verloren, es kann seinen Productionsüberschuß nur zum geringsten Theile mit Erfolg verkaufen, der Rest bleibt aber entweder im Lande oder kann nur mit Verlusten abgegeben werden — die Folgen einer Zollgemeinschaft sind nicht nur für uns, sondern das beschuldigte ist, Ungarn kann dieser Gefahr auch durch Handelsverträge nicht abhelfen, in denen es mit fremden Staaten Zollbegünstigungen für die beiderseitige Einfuhr austauschen würde. Die Balkanstaaten, Russland und Italien sind dafür nicht zu haben, auch Frankreich nicht infolge der Bestimmung des Frankfurter Friedens über die Meistbegünstigung für Deutschland, insofe seiner traditionellen Zollpolitik, deren Aenderung durch den Vortheil des kleinen ungarischen Absatzgebietes sicher nicht herbeigeführt wird; in England, welches seinen Freihandel geradezu als Religion zu halten, und den directen Weg nach der Schweiz und nach Deutschland verlegen wir ihm durch hohe Tarife, Durchfuhrzölle und allerlei Chicanen so vollständig, dass hierdurch selbst Zollfreiheit compensiert würde. Der indirecte Weg vertheuert aber die ungarischen Producte zu sehr gegenüber anderen Provenienzen. Die nothwendig eintretende Katastrophe würde noch beschleunigt durch die Abstoßung der in unserem Besitze befindlichen ungarischen Schuldpapiere, die auf mindestens 1½ Milliarden Kronen geschätzt werden. Auch hier könnte Ungarn keine ähnliche Wahrheit gegenüberstellen, denn sein Besitz an österreichischen Schuldpapieren ist verschwindend gering und wird mehr als compensiert durch seinen Beitrag zu den Kosten der gemeinsamen Staatsschuld.

Es fällt mir nicht ein zu leugnen, dass ein solcher Zoll- und Handelskrieg mit Ungarn auch für uns große Schäden und Nachtheile im Gefolge hätte, aber ich glaube, dass er — mit Ausnahme vielleicht der Baumwollindustrie — für keinen unserer Industriezweige katastrophal endigen würde, denn die Statistik beweist, dass die Ausfuhr unserer Fabrikate ins Ausland bei einer ganzen Reihe wichtiger Industrien größer ist, als deren Ausfuhr nach Ungarn, dass bei anderen Ein- und Ausfuhr sich die Wage halten und dass nur bei sehr wenigen ihre Prosperität von der Erhaltung des ungarischen Absatzmarktes direct abhängt. Und dann ist es ja so gut wie zweifellos, dass Ausland gegen Ermäßigung unserer Bayarzolle uns auch Ermäßigungen seiner Industriezölle wahrscheinlich sogar differentielle Ermäßigungen) zugestehen würde, welche den Schaden des ungarischen Handelskrieges größtenteils ausgleichen würden. Jedenfalls aber würde bei uns kein solches Debacle entstehen, wie zweifellos und sicher in Ungarn. Und wenn wir noch dazu in Betracht ziehen, dass Ungarn heute offenbar am Anfange seiner Entwickelung steht, auf deren hoffentlich hohen Stufe wir bereits angelangt sind, nämlich am Anfange der Nationalitätenkämpfe mit ihren Folgen auf die gesammte Volkswirthschaft, so können wir wohl täglich behaupten, dass wir die Drohungen Ungarns nicht zu fürchten brauchen, weil wir günstiger gestellt sind, als Ungarn.

Digitized by Google

Gleichwohl wäre es verfehlt, das Beispiel Ungarns nachzuahmen und unsere wirtschaftliche Uebermacht zu missbrauchen, so wie es die Ungarn mit unserer politischen Ohnmacht gemacht haben, über welch letztere wir ja schließlich noch lange nicht hinaus sind. Wir wollen keine einseitigen Interessen berücksichtigt wissen, mögen sie nun ungarische oder österreichische sein, sondern einen guten und gerechten Ausgleich beider. Ebenso wie für den neuen Zolltarif der gleichmäßige und gerechte Schutz der Industrie und Landwirtschaft verlangt und zugestanden wird, ebenso sollen auch auf den anderen Gebieten der staatlichen Volkswirtschaftspflege die Industrie und Landwirtschaft in beiden Reichshälften unter gleiche Bedingungen gestellt sein. Opfer müssen beide Theile bringen, keiner aber soll dem andern geopfert werden; nichts ist gegen das Paritätsprincip, alles aber gegen das Uebergewicht eines Theiles einzuwenden. Und wenn die Ungarn bloß das Gemeinsame Zollgebiet allein beibehalten haben wollen, so sage ich: Ein gemeinsames Zollgebiet ist auf die Dauer und in naher Zukunft (bis die ungarische Industrie noch mehr erstarkt sein wird) nicht möglich und nicht denkbar ohne annähernd gleichmäßige Produktionsbedingungen und insbesondere ohne thunlichst gleiche künstliche, durch den Staat geschaffene Productionsbedingungen. Nicht nur die Gesetzgebung über die indirecten Steuern hängt mit der industriellen Production enge zusammen, auch die directe Steuergesetzgebung, die Regelung des Gewerbewesens, die Arbeitergesetzgebung, die soziale Versicherung u. a. Auch diese werden also in naher Zukunft nach gemeinsamen Grundsätzen zu behandeln sein, mit mehr Berechtigung und Nothwendigkeit, als die Privilegiengesetzgebung, der Marken-Musterschutz u. s. w., für welche thatsächliche Anerkennungsverträge vollkommen genügen.

Zum Schlusse wiederhole ich wörtlich — nur in Anwendung auf Ungarn abändernd — den Passus des bekannten „Pester Lloyd"-Artikels vom 9. October 1901: „Oesterreich wird einen loyalen Ausgleich acceptieren, einen solchen, in dessen Rahmen es für seine industriellen Producte den Markt in Ungarn gesichert hat, wo nicht mehr durch verschiedene Maßnahmen deren Ausfuhr verhindert wird, wo nicht mehr die Verkehrsinstitute mit zweierlei Maß messen, durch geheime Erlässe der Ankauf österreichischen Papiers z. e. seitens ungarischer Schulen unmöglich gemacht wird und durch besonders harte Steuern die österreichischen Kaufleute belastet werden. Dieser theils offene, theils stille Krieg muß ein Ende nehmen, weil er dem Geiste des Vertrages entgegen ist und eine Verbitterung erzeugt, die keinen Platz haben dürfte zwischen zwei Staaten, welche politisch und ökonomisch auf einander angewiesen sind."

Wie vorzüglich das auf unser Verhältnis zu Ungarn paßt und wie völlig sich unsere beiderseitigen Desiderien decken!

Prag. Dr. N. Hotowetz.

1812.

Das Problem eines großen Continentalkrieges mit Rußland hat in den letzten Jahrzehnten sehr an Interesse gewonnen, und man darf wohl annehmen, daß diese Frage in operativer und verpflegstechnischer Hinsicht seit langem den Gegenstand der Bearbeitung durch die von einem Russenkriege voraussichtlich berührten europäischen Generalstäbe bildet. Dabei wird vielfach auf die Kriegsgeschichte zurückgegriffen werden müssen, um zu klaren Vorstellungen über die Bedingungen der Kriegführung in Rußland zu gelangen. Die Hauptquelle in dieser Richtung bietet immer der Feldzug von 1812, den einer der ersten Feldherrn der Geschichte mit einem unzähligen Heere gegen das slavische Riesenreich unternahm und vollständig verlor. Wohl haben sich die Verhältnisse, auch die Rußlands, seitdem gewaltig geändert, immer aber besteht noch wie vor die Thatsache, daß die russischen Räume, das russische Communicationsnetz, die russischen Ressourcen u. l. w. gänzlich andere sind, als in Centraleuropa. Der Unterschied in den Bedingungen der Kriegführung besteht also auch jetzt und sehr erheblich, so daß heutzutage eine Offensive nach Rußland genau ebenso gut mit anderen Mitteln verarbeitet wird müssen, als es Napoleon I. 1812 thun hätte sollen, wenn er siegen wollte.

Es ist also die kritische Bearbeitung des Feldzuges 1812 auch heute noch von hohem Werte. Es kann daher ein kürzlich erschienenes Buch über 1812, obwohl von einem deutschen Officier geschrieben, auch unseren Militärs warm empfohlen werden, da es auf Grund einer sehr gewissenhaften Quellenbenützung den verfehlten Feldzug Napoleon I. zu einem klaren Bilde zusammenfaßt und sehr brauchbare Lehren und Folgerungen aus den Ereignissen ableitet.*)

Wir finden zunächst eine sehr sorgfältige und ausreichende Statistik, sowie gute Schilderungen der beiderseitigen Heere, aus denen sich eine große Ueberlegenheit der Franzosen an Ausbildung, taktischer Schulung und kriegerischem Geist, sowie an Stärke ergibt; ferner eine Charakteristik der beiderseitigen Heerführer; es zeigt sich da, daß auch in dieser Richtung die französische Armee bei weitem im Vortheile war, denn ihrem Kaiser und seinen kriegserfahrenen und siggewohnten Marschällen stand auf russischer Seite kein einziger General von wirklicher Bedeutung gegenüber. Alle Vorbedingungen des Sieges waren also auf Seiten des kaiserlichen Frankreichs und der Verfasser untersucht nun Zug um Zug wieso es kam, daß der Erfolg trotzdem ausbleiben und der Feldzug mit einer geradezu beispiellosen Katastrophe enden konnte. Die betreffenden Ausführungen sind klar, knapp, sachlich, überzeugend und enthalten viele, auch heute noch maßgebende Lehren.

Napoleon wiederholte in Rußland die Art von Strategie, die er bisher mit dem größten Erfolge auf den deutschen und italienischen Kriegsschauplätzen angewandt hatte, eine Strategie, die Moltke weiter ausgebildet hat und uns heute beherrscht — die sogenannte „Vernichtungsstrategie"; sie besteht in dem plötzlichen Ueberfallen des Gegners mit womöglich an Zahl überlegenen Truppen, in sehr raschen Operationen, ermüdlicht durch gut einmarschierte bewegliche Truppen, unter möglichster Ausnützung des Landes für die Verpflegung, im Aufsuchen des Gegners, dem Massebilden, einer oder mehrerer Entscheidungsschlachten und sodann Vortreiben des Angriffes bis zum politischen und ökonomischen Centrum des Gegners — seiner Hauptstadt. So hatte es Napoleon I. 1805, 1806, 1809 gemacht, 1812 gedachte er dasselbe zu leisten. Aber die Rechnung stimmte nicht; wohl brachte er 600.000 Mann auf die Beine, während die Russen kaum die Hälfte hatten, aber bei der ungeheuren in Ausdehnung des russischen Reiches und den Stumpfsinne seiner armen Bevölkerung wichen die russischen Heere dem Stoße aus, anstatt sich demselben zu stellen, wie Oesterreicher und Preußen, die glaubten, ihre Länder mit exultivierter Bevölkerung durch Grenzschlachten schützen zu müssen. Die „Vernichtungsstrategie" mußte zum Fiasko werden, wenn es nichts zu vernichten gab, außer einem unsäglich armen, endlos ausgedehnten Lande. An und für sich war sie aber auch in diesem Lande gar nicht möglich. Napoleon erfuhr sehr bald, daß Märsche, wie er sie in Deutschland gemacht hatte, in Rußland nicht möglich seien, und daß er sie verlangte, so blieben tausende seiner Soldaten, tausende von Pferden einfach liegen; ein schnelles Operieren war fast unmöglich, die Vereinigung großer Massen auf engem Raum sehr erschwert. Am meisten aber haperte es mit der Verpflegung. Napoleon war durch die ressourcenreichen Kriegsschauplätze Mitteleuropas, wo seine Armeen von Requisitionen gelebt hatten, verwöhnt, und seine Verpflegungsanstalten reichten 1812 trotz ihrer Großartigkeit nicht aus. Der Schiffstransport bis Konow ging noch, von da ab war es aber fast unmöglich für die Trains, den vorrückenden Corps auf den schlechten Wegen zu folgen. Sehr schädlich wirkte ferner der fast gänzliche Mangel an gesundem Trinkwasser, das ist heute ebenso. Und endlich ist zu beachten, daß das rohe und unwüchsige russische Volk leidenschaftlich am Kriege gegen die fremden Eindringlinge theilnahm, während davon bei den civilisierten, wohlhabenden, aber auch erschlafften Völkern des Westens keine Rede gewesen war. Die Fremdartigkeit all dieser Verhältnisse lähmte also von Hause aus die auf anderen Kriegsschauplätzen einstandene und bewährte Vernichtungsstrategie und machte sie scheitern, wobei noch zu bemerken ist, daß das Mißlingen doch auch zum Theil einem gewissen Erschlaffen, einer Art Kriegsmüdigkeit Napoleons I. und einzelner seiner Marschälle zuzuschreiben ist.

Das Wertvolle an dem Osten'schen Buch ist der gut geführte Nachweis, daß unsere heute so gerühmte „Vernichtungsstrategie" auf russischem Boden nicht anwendbar ist; hier müsse — meint der Herr Verfasser — auch heute und in Zukunft eine methodische Kriegführung platzgreifen, mit einem Operieren im Napoleonischen Stil würde man nur die eigene Armee ruinieren. Es läßt sich in der That hören, wenn gesagt wird: Was nützt den Centralmächten ihr rascherer Aufmarsch, da Rußland seine Heere schwerlich unfertig an die Grenzen vorschieben wird, damit sie dort geschlagen werden? Nein, Rußland wird seine Armeen mehr im Innern, theilweise durch Festungen geschützt (befestigter Centralraum in Russisch-Polen, Südwestbefestigungen), mobilmachen, in Gegenden, bis wohin der schneller mobile Angreifer eine ganze Reihe von Märschen hat, so daß sein Vorsprung verloren geht. Und dieser Vormarsch wird für ihn nicht leicht sein. Wo finden sich denn auf der Karte Rußlands 8, 10 bis 12 Parallelstraßen für je ein Armeecorps, Straßen, die für Truppen und schwere Trains stets passierbar sind, und nicht mehr als etwa 15 Kilometer auseinanderliegen; und wie sieht es mit dem Wegnetz aus, wenn die Armee zur Schlacht zusammenschreitet? Unsere Armeecorps von drei Divisionen sind mit allen drei Corps-Train-Stafseln u. s. w. rund 100 Kilometer lang (Marschcolonne, wie angedeutet schwierig wird jede Schwenkung, oder etwa gar ein Rückzug, dann jede Verlegung der rückwärtigen Verbindungen sein! Und wie sieht es auf den Etappenlinien aus? Nehmen wir zum Beispiel eine österreichische Armee, die etwa aus Mittelgalizien nach Norden, auf die Linie Iwangorod Brest operiren wird, was findet denn die zur Nachschubswege, sobald sie die Grenze überschritten hat? Die Beschiel allenfalls, aber der Wasser-

*) „Zur Lösung von 1812." Kritische des russisch-französischen Krieges. Von Arthur Osten. Mit drei Karten und zwei Skizzen. Berlin, Verlag von Alfred Schall, preußischer Verlag. (Mayer & Müller.) 1901. Separat-Abdruck aus „Militär-Wochenblatt".

Digitized by Google

transport dauert lange und ist umständlich, sie wird also bei dem Mangel an Eisenbahnen in Russland (außerdem verschiedene Spur) schleunigst Feldbahnen bauen müssen, die sind aber wieder nicht sehr leistungsfähig, besonders auf längeren Strecken, und legen die Operationen sozulagen fest, da zu außer einem kleinen Theil des Fleischbedarfes und Schnaps in Russland keinerlei Verpflegung aufzutreiben ist, also fast alles nachgeschafft werden muss. Eine Armee von 500.000 bis 600.000 Mann, die in Russland Kriegsmarschiert, wird also auch heute, wie 1812, fast ausschließlich auf den Nachschub angewiesen sein und zugrunde gehen, wenn sie rasch operiert, da die Colonnen einer rasch vorrückenden Armee auf diesem Kriegsschauplatz einfach nicht folgen können.

Freiherr v. d. Osten folgert aus alledem, dass die Kriegführung in Russland ganz andere Bilder bieten wird als in Westeuropa, und dass namentlich mit der „Vernichtungsstrategie" dort nichts anzulangen ist. Dennoch hält er die Aufgabe, Russland zu besiegen, auch heute für lösbar, nur müsse die Kriegführung eine „methodische" sein, langsam vorgehen, und sich wiederholt basieren. Wir verweisen hier auf das vortreffliche Buch, das nur empfohlen werden kann.

Armiger.

Dramatische Uebersetzungsliteratur.

Unsere Erde wird immer kleiner, immer enger rücken die Länder für den Reisenden und die Literaturen für den Lesenden zusammen. Auch das Drama, früher in seiner internationalen Verbreitung in erster Linie an die Bühne gewiesen, beginnt jetzt sicher als Buch seinen Rundlauf um die Welt, sobald sein Schöpfer sich nur in der eigenen Heimat durchgesetzt hat. Und so brauchen wir heute nicht mehr lange zu warten, um ein Stück, das in Norwegen, Spanien, Holland oder sonst wo Aufsehen gemacht hat, in deutscher Uebersetzung lesen zu können.

Am einfachsten macht sich die Sache bei unseren nordischen Nachbarn, Schweden und Norwegen, obwohl oder vielmehr gerade weil seine literarische Convention mit ihnen besteht. Ich selbst hatte seinerzeit Idien, da wir schon Sprachen, wieviele Theater seine Stücke als stattfinden meinen Gemeinzug betrachten, den Rath gegeben, sich hiegegen in Zukunft immer durch Veranstaltung gleichzeitiger deutscher Originalausgaben zu schützen. Außer Ibsens neueren Dramen erschienen auch die letzten Stücke Björnsons: „Ueber unsere Kraft" und „Laboremus"*) (besprochen in Nr. 351 der „Zeit") gleich in deutschen Originalausgaben und desselben Schutzmittels bedient sich seit einiger Zeit auch der Schwede Strindberg. So lag uns sein „Gustav Vasa",**) nachdem er am 17. October 1899 im Residenztheater zum erstenmale aufgeführt worden war, im Jahre 1900 schon in deutscher Originalausgabe, „unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet," vor. Und das ist sehr erfreulich, denn „Gustav Vasa" gehört zu den besten Histerien der letzten Zeit. Es steckt viel Kraft und Geschlossenheit in diesem Drama. Was so manche Dramatiker schon vergeblich versucht haben,***) das hat Strindberg in seinem „König Göta" meisterhaft zustande gebracht, die Vereinigung des Guten und des Schlechten zu einem einheitlichen, glaubwürdigen und darum fesselnden Charakterbild. Viel hat übrigens Strindberg gerade in diesem Stück sich an die Art des Dichters der „Kronprätendenten" gehalten, das ist aber so wenig ein Vorwurf, wie dass er die Figur des Prinzen Erich und speciell die zu Erich XIV. hinüberleitende Wandlung in ihr nach dem Vorbilde gestaltet hat, das uns Shakespeare im Heinz in „Heinrich IV." hinterlassen hat — nur dass der Erich XIV. der Historie in seiner Richtung hält, was Strindberg am Schluss seines „Gustav Vasa" seinen Prinzen Erich verheißen lässt. Uebrigens ist auch „Erich XIV.", das dritte Drama des Vasacyklus, schon vollendet und am 30. November 1899 zu Stockholm gegeben worden, doch liegt die Buchausgabe — wenigstens die deutsche — noch nicht vor. Im „Gustav Vasa" ist nicht nur die Verschleichung Erichs mit der Corporalstochter Mönsdotter, sondern auch sein trauriges Ende schon vorbereitet.

In ziemlichem Abstande hinter Strindbergs „Gustav Vasa" steht sein „Gustav Adolf",†) ebenfalls als „deutsche Originalausgabe" erschienen. Auch in „Gustav Adolf" fehlt es nicht an interessanten und dramatischen Scenen, aber das Stück zerfasert fast und die edlen Religionsmotive treten zu sehr in den Vordergrund. Hier geht es auch nicht mehr mit dem Ton der alten Sagas, der im Gustav Vasa noch einer durchdringt, und der biblische Stil, dessen sich einzelne der Personen des „Gustav Adolf" mit Vorliebe bedienen, ist nicht geeignet, eine ähnlich wirksame Grundstimmung zu schaffen, wie sie so trefflich aus der Weise der Sagas herauswächst.

In deutscher Uebersetzung ist das Stück des Norwegers Jonas Lie, „Wulffie & Comp.",*) erschienen. Das Drama behandelt einen in der Familie des Consuls und Großkaufmannes Wulff Wulffie ausgebrochenen Conflict. Der Detailhandel mit Branntwein ist bekanntlich in Norwegen verboten, weil man erkannt hat, dass mit diesem Gift die Bevölkerung zugrunde gerichtet wird. Trondhem blüht die Schnapsfabrication und man versorgt einen das Ausland und insbesondere die Negerwälder mit allen möglichen Destillaten. Auch der Reichthum und das Einkommen Wulff Wulffies fließen zum großen Theil aus dieser Quelle, da er Actionär einer Schnapsfabrik ist, die 25 Procent Dividenden trägt. Aber da der alte Wulffie seinen Sohn zu seinem Compagnon macht, schreit dieser, kaum dass er Einblick in jene Art der Geschäftsthätigkeit gewinnt, Zeter und Mord, die ganze Familie wendet sich mit Verachtung vom alten Wulffie ab und der Mann wird sogar wahnsinnig. Sonderbare Menschen, diese Norweger! Bei uns brennen Mitglieder des höchsten Adels Branntwein und verkaufen ihn nicht einmal in das Ausland, sondern lassen von den Schnapsgeldern des heimischen Proletariats — und die Söhne und die ganzen Familien wissen es, und nie hört man, dass der proprionationsberechtigte Familienchef deshalb von den Seinen verachtet oder gar deshalb wahnsinnig wird.

Von dänischen Dramen sind in der jüngsten Zeit solche von Gustav Wied und von Axel Steenbuch in deutscher Uebersetzung erschienen. Wieds „Satyrspiele"**) sind eine Art Zwischenform zwischen Drama und Novelle, da in ihnen auf den Zwischenraum der Scenen und der Personen Mittheilungen über die bisherigen Schicksale der Handelnden und allerlei satirische Bemerkungen verbunden sind. Die Satirspiele sind dänisch durch und durch — und doch muthen sie uns gar nicht fremd an. Im „Erinnerungsfest" wird uns der hohe Adel in seiner Gräßeskraft gezeigt, in den „Freunden des Herrn" lernen wir die Undulsamkeit eines protestantischen Priesters und protestantischen Muckerthums kennen, im „Centrum" wird uns die Gesinnungsrichtigkeit der Bürger und in dem letzten und besten der vier Spiele, „Der Tod", der Seelenadel der lieben Landleute vorgeführt. So sind nämlich die Adeligen, die Geistlichen, die Bürger und die Bauern — in Dänemark.

In einigen seiner „Kleinen Dramen",***) deren Bekanntschaft wir der Uebersetzung von Francis Maro danken, gemahnt Axel Steenbuch ganz an Maeterlinck. So gleich in dem ersten, „Liebe" betitelt. Das erstreckt sich bis auf Kleinigkeiten. Man vergleiche nur die Doppelrufe „Die Boote kommen zurück! Die Boote kommen zurück!" — „Die Vögel kommen wieder! Die Vögel kommen wieder!" — „Die Wellen rollen zurück! Die Wellen rollen zurück!" mit den „fernen Stimmen" in den „sieben Prinzessinnen": „Wir kehren nicht wieder! Wir kehren nicht wieder!" Auch in der „Camelie" ist die ganze Art der Wechselrede in der Art Maeterlincks gehalten. Doch zeigt sich Steenbuch hier schon viel selbständiger. Auch ist das Stück mit Berücksichtigung der Anforderungen der Bühne geschrieben, während in „Liebe" der Schluss des letzten Aktes in den verschiedensten Zimmern spielt, in denen die zwei Männer, die deren verstorbene Bewohnerin geliebt haben, der „Glückliche" und der „Unglückliche" „langsam treppauf, treppab" herumwandeln. Ganz in Maeterlinck'sche Todesschauer getaucht ist übrigens die Idee der „Camelie". Das Stück ist fast mathematisch gemacht. Es beginnt mit einer Begegnung zwischen „Ihm" und „Ihr", seiner früheren Freundin, die er verlassen hat. Er ist reich, glücklicher Gatte und Vater, sie ist arm und schwindsüchtig und erzählt ihm von einer Camelie, die sie am Balkon seiner Wohnung gesehen hat. Wir sehen, wie Er sie küsst, wie er dann zu Hause seine Frau küsst und diese zu dem Kinde geht, ihm seinen Kuss zu bringen. Und das Stück schließt mit einer Begegnung zwischen „Ihm" und „Ihr". Sie ist gesund, reich und glückliche Gattin, er sieht allein, Frau und Kind sind ihm auf den Schwindbucht gestorben, er brütet. Bei ihr blüht jetzt ein Camelienstock, seine Camelie ist damals abgefallen, als er die kranke Frau küsste; ihm war seinerzeit nicht bange vor ihrem Kuss, aber ihr ist es jetzt bange vor dem seinen. — Reizend ist die Scene „Nach Jahr und Tag", in der zwei alte Jungfern die Entdeckung machen, dass es dieselbe Person ist, die sie einst geliebt, und dass die eine der andern den Geliebten entzogen hat. Die Pächtig gestaltet ist die Figur der „Mamsell Neve", die sich die Kraft des Frohsinns durch die Erinnerung an die mit dem Geliebten verlebten Stunden des Glückes bewahrt hat. Eine feine, von Schwermuth und einem Hauch von Humor durchzogene Satire ist das Schauspiel „Die Grenze": Da der Vater noch Aussicht hatte, General zu werden, da schien die Verbindung der Tochter mit einem einfachen Geschäftsmanne, der noch dazu Rassmussen heißt, eine Unmöglichkeit, nun da der Alte prätieriert wurde und mit der baldigen Pensionierung rechnet muss, nennt dem Herrn Rasmussen die ganze Familie, seinen Namen zuerst, des Nachts

*) A. a. O., p. 7. **) Einzig berechtigte Uebersetzung von Clara Steinitz. Berlin 1900. S. Fischer. 1 M. 2.

***) Deutsch von Emil Schering. Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen. Leipzig, Friedrich Engel. 1901. 2 M.

†) Deutsch von Emil Schering. Autorisierte Uebertragung aus der Handschrift. Berlin 1901. S. Fischer. 2 M.

*) Deutsch von Emil Schering. Autorisierte Uebertragung aus dem Norwegischen. Berlin 1901. S. Fischer. 2 M.

**) Deutsch von Emil Schering. Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen. Leipzig, Friedrich Engel. 1901. 2 M.

***) Deutsch von Francis Maro. Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen. Leipzig, Friedrich Engel. 1901. 2 M.

auf die Gasse nach. Der Zug von Schwermuth findet sich übrigens in allen den Dramen, aber selbst auch meist die Zuthat von Humor, der in den Einacteren „Die Grenze“ und in „Maszurka“ wie ein schmerzliches Lächeln um das Antlitz des Dichters spielt, so schwebt doch immer etwas Undefinierbares über dem Ganzen, das mildert und verklärt. „Die Schwestern“ führen uns die liebevollen Bemühungen zweier Mädchen vor, einen Feldherrn über todten Mutter vor den Augen der Welt verborgen zu halten; die Skizze „Im Dunkeln“ zeigt uns eine Mutter, die vergeblich gerungen hat, ihren Kindern den Kampf mit den Versuchungen der Welt zu ersparen — und hiemit auch deren Freuden vorzuenthalten; „Maszurka“ behandelt einen Vorfall auf einem Hausball, auf dem ein Herr und eine Dame der Gesellschaft, die sich einst nahegestanden, mit dem Clavierspieler in einem Zimmer eingeschlossen werden und dort einander wieder nahegebracht werden — durch den Clavierspieler, der der Dame einen Blick in den Marterkittel „langen Wang mit vielen Lichtern, Teppichen auf dem Boden, Gemälden an den Wänden“ thun lässt, als der sein Leben sich darstellt, und ihr am eigenen Schicksal das Los zeigt, das ihnen vielleicht beiden winkt, wenn sie jetzt nicht die Gelegenheit zur Versöhnung benützen, die der Zufall ihnen geboten hat.

Von Axel Steenbuch kommt man von selbst auf Maeterlinck. Es ist ein dankenswerter Versuch von Oppeln-Bronikowski, die Dramen Maeterlincks dem deutschen Lesepublicum gruppenweise vorzuführen. Die drei „mystischen Dramen“ *) „Die sieben Prinzessinnen“, „Aladine und Palomides“ und „Der Tod des Tintagiles“ sind übrigens in gewissem Sinne nicht mehr mystisch als die drei „Alltagsdramen“ **) „Der Eindringling“, „Die Blinden“, „Zu Hause“. Sie sind nur mehr märchenhaft. Aber immer ist es das Mysterium des Todes und eigentlich nur dieses, in dessen Schauer Maeterlinck unsere Phantasie versenken will. Und diese Stimmung des Todes versteht der Dichter mit unerreichter Kunst in uns zu wecken. Wer Maeterlincks Mystik in ihrem Sinne deuten will, dass er den einzelnen Personen eine symbolische Bedeutung, den einzelnen Sätzen einen concreten mystischen Sinn unterlegen will, der ist freilich schon fernab von den Wegen des Dichters. Das Märchen muss man rückhaltlos als Märchen hinnehmen, will man dem Dichter als Dichter gerecht werden; es genügt, der stets mitklingenden mystischen Grundstimmung sich empfänglich hinzugeben, dem Gedanken an die Trennung, die der Tod vollzieht, indem er voneinanderreißt und wie durch unüberschreitbare zu unnahbaren, dunklen Gärten führende eherne Thore trennt, was eben noch gemeinsam im Licht des Lebens sich sonnte.

Ein dramatisches Meisterwerk hat jüngst Holland der Weltliteratur geschenkt und rasch hat dieses Werk den Weg auf die deutsche Bühne und in den deutschen Buchhandel gefunden. Es ist Heyermans' Seestück „Die Hoffnung“, das schon in Nr. 369 der „Zeit“ seine Besprechung gefunden hat. Aber auch ein holländisches Stück, das vor ungefähr dreißig Jahren Aufsehen erregt hat, ist kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienen, Multatulis „Fürstenschule“ ***) ein Stück, das nur um der Figur der edlen Königin Louise willen bei den Königstreuen mancher Länder dieselbe Verstimmung erweckt hat, die von den Clericalen alle Länder gegen gewissen Stücken entgegengebracht wird, in denen anständige Geistliche vorkommen: sie erblicken in solchen Paradigmen immer einen versteckten Hinweis auf Individuen, die nicht so sind.

Nach längerer Pause erscheint auch Spanien wieder mit einem Drama auf dem Weltmarkt. Aber Galdós' „Electra“ †) verdankt ihren Ruf nicht künstlerischem Gehalt, sondern politischen Momenten. Das Schauspiel führt uns einen Jesuiten vor, der seine einer Jugendsünde entsprossene Tochter, die reizende Electra, für das Kloster, dem er vorsteht, gewinnen will. Da sich nun zwischen Electra und seine Pläne ein Mann einschiebt, der sie heiraten will, lügt er ihr vor, ihr Geliebter sei auch ein Kind ihrer Mutter, also ihr Bruder. Hierüber wird zunächst Electra wahnsinnig, gleichzeitig wird aber offenbar auch ihr Bräutigam blödsinnig, da er die vorläufige Ueberführung seiner Braut in das Kloster duldet. Electra kommt langsam wieder halbwegs zur Vernunft, macht aber Miene, freiwillig der Welt zu entsagen, da erscheint ihr der Geist ihrer Mutter und theilt ihr mit, dass der Vater des Geliebten nicht unter der sittlichen Schar ist, wie sie Mutter glaubte, sich befunden habe — und Electra lässt sich willig von ihrem Bräutigam befreien. Der Schluss ist geradezu läppisch: wie tief muss aber in Spanien die Ueberzeugung von dem verderblichen Wirken der Jesuiten in der Gesellschaft und der Familie Wurzel gefasst haben, dass dieses simple Stück, in dem sich der geriebene Jesuit so albern benimmt, als wäre er nicht Jesuit, sondern Freimaurer, einen wirklichen Aufstand gegen die Jesuiten hervorrufen konnte! In Wien hat die Censur das Stück natürlich verboten. Wo anders jagt man die Jesuiten zum Lande hinaus, in Oesterreich nimmt man sie liebevoll auf und die Censurbehörde breitet schützend ihre Fittiche über diese „Institution der katholischen Kirche“. Hat man das Stück verboten aus Angst, es könnte auch bei uns eine Revolution gegen die Jesuiten entstehen? Ach nein, das weiß man ganz gut, unsere Bürger, und die das Deutsche Volkstheater besuchen schon gar, machen keine Revolutionen, und wenn man ihnen mit den Stiefeln auf der Nase herumtrickt. Nicht vor jener Aufregung zittert man, von der die Feinde der Jesuiten erfasst werden könnten, sondern vor der ihrer Freunde und davor, dass diese die Nachtschale ihres Zornes über dem Haupte des Censors ausgießen könnten. Armes Oesterreich, in dem immer der „gelichtet“ wird, vor dem man sich am meisten fürchtet!

Einer einzige Sache in Frankreich beschert, Frankreich, das noch vor nicht viel mehr als einem Decennium den Ton angegeben hat für die dramatische Production in allen Ländern und nun hintenan marschiert — fast an der Seite Englands. Eine einzige Gabe, aber eine köstliche: Courtelines „Tragische Possen“. *) Da ist vor allem die herrliche Geschichte von „Bourbouroche“: dem armen Bourbouroche, dessen Abele ihrem André ein ganzes Zimmer in einem Kasten eingerichtet hat, dem rasenden Bourbouroche, der den bei einem Lieb im Kasten Gedichte seinen Liebhaber endlich gewittert, dem guten Bourbouroche, der sich damit beruhigen lässt, es handle sich um ein „Familiengeheimnis“ und — einfach, wie wenig es zu bedeuten habe, dass er in einem Schrank einen Mann entdeckte, „den er nicht einmal kennt“, dem gerechten Bourbouroche, der dem elenden Verleumder seiner Abele eine Tracht Prügel verabreicht; da ist ferner „der gemüthliche Commissär“, der den redlichen Finder einer Uhr als Dieb verhaftet und die Richtigkeit und Wichtigkeit von Madame Flochos Anzeige, ihr Mann sei verrückt, exit erkennt, da Monsieur Flochos selbst im Bureau erscheint und den Commissär in die Rekrutenkammer sperrt: da ist die Geschichte von dem Beamten, dem „kein Geldbrief“ vorenthalten bleibt, weil der Postbeamte ihn wohl so gut kennt, dass er ihm in einer Gesellschaft fünf Francs geborgt hatte, aber noch lange nicht gut genug, dass er ihm den Geldbrief ohne Identitätsbeweis auffolgen könnte; und da ist schließlich „Monsieur Badin“, jener arme, beklagenswerte Beamte, dessen tragisches Geschick darin besteht, dass er „systematisch, hartnäckig nicht ins Bureau gehen will und den die Angst, vor die Thür gesetzt zu werden, vom frühen Morgen bis zum späten Abend verfolgt, quält und peinigt und verjagt, und dass daher, weil er zu dem Staate sein Leben opfert, während seine Colegen, die ins Bureau gehen, „nur ihren Eifer, ihren Fleiß, ihre Intelligenz und ihre Zeit hergeben“, mit Recht eine Erhöhung seines Gehaltes fordert.

Von italienischen Stücken sind uns in der letzten Zeit außer Bracco's **) „Tragödien der Seele“ (besprochen in Nr. 332 der „Zeit“) noch durch Uebersetzungen vermittelt worden Gabriele D'Annunzios Tragödie „Die todte Stadt“ ***) und „Der böse Blick“ von Girolamo Enrico Rani. „Die todte Stadt“, in die uns der Dichter führt, ist die Todtenstadt von Mykene. Vor unseren Augen fast lässt er einen jungen Forscher die Gräber von Agamemnon, von Kassandra und anderen voll unermesslicher Schätze Goldes finden und sucht so der Dichtung das romantische Interesse nutzbar zu machen, das der Mensch in so hohem Grade an antiquarischen Forschungen und Entdeckungen hat. Aber in der Dichtung wirkt dieses Motiv nur, wenn der Phantasie voller Spielraum bleibt, wenn das Geheimnisvolle gesucht und — nicht gefunden wird. Wobei aber freilich dieses Wirken in unserem Fall — eine seltsame, feierliche Grundstimmung für die sich abspielende Tragödie. Aus der sinnlichen Leidenschaft, die den jungen Schliemann, der die Schätze des Alterthums der Erde entreißt, zur eigenen Schwester hinzieht und aus der Liebe, die diese zum Gatten der Freundin gefasst hat, entwickelt sich mit erschütternder Gewalt die Katastrophe: Der Bruder tödtet selbst die Schwester um sie vor sich und vor ihm zu retten, „um ihre Seele vor dem Greuel zu bewahren, der sie erfassen wollte“.

Ein ausgesprochenes Tendenzstück, aber ein Tendenzstück, das nichts mit Politik, Religion oder sonstiger dramatischer Contrebande zu thun hat, ist Ranis „Malocchio“ („Der böse Blick“ †), ein Stück, das zunächst einen besonderen Aberglauben geißelt und zeigt, wie er Existenzen ehrenwerter Männer vernichten und zu einer feuchtbaren Waffe in den Händen der Dummen und Schlechten werden kann, das aber im Zusammenhange hiermit auch den Aberglauben überhaupt bekämpft. Der besondere Aberglaube ist die Meinung, dass es Leute gebe, deren bloßer Anblick Unheil bringe, das

*) Maurice Maeterlinck, „Drei mystische Spiele“. Deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Autorisierte Ausgabe. „Die sieben Prinzessinnen“, „Aladine und Palomides“, „Der Tod des Tintagiles“. Leipzig 1900. Eugen Diederichs. Brosch. —

**) Maurice Maeterlinck, „Drei Alltagsdramen“. Deutsch von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Autorisierte Ausgabe. „Der Eindringling“, „Die Blinden“, „Zu Hause“. Leipzig 1901. Eugen Diederichs. —

***) Multatuli, „Fürstenschule“. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach einem aus dem Holländischen von Adolph Strodtmann besorgten Manuscript bearbeitet von Hans Heinrich Borchardt. Berlin 1901. Schuster & Loeffler. —

†) Benito Pérez Galdós, „Electra“. Ein soziales Drama in vier Aufzügen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Rudolf Lothar. Leipzig 1901. Paul Cassirer.

*) Georges Courtelines, „Tragische Possen“. „Le Gendarme“, „Boubouroche“, „Monsieur Badin“. Deutsche Bühnen-Ausgabe mit Genehmigung des Verfassers besorgt von Siegfried Trebitsch. Berlin 1901. Paul Cassirer.

**) Robert Bracco, „Tragödien der Seele“. Deutsch von Otto Erich Hartleben. Berlin 1901. Otto Janke.

***) Gabriele D'Annunzio, „Die todte Stadt“. Tragödie in drei Aufzügen. Deutsch von Hans Heinrich Borchardt. Berlin 1901. Schuster & Loeffler.

†) Girolamo Enrico Rani, „Der böse Blick“. Drama in drei Aufzügen. Deutsch von Rudolf Lothar. Leipzig 1901. Paul Cassirer.

Digitized by Google

man nur durch sympathische Zauberzeichen (die Corni, Vorstrecken von Zeigefinger und kleinem Finger) bannen könne. Als Länder dieses Sonder-Aberglaubens werden Italien, Griechenland, Irland, die Türkei, Spanien als die Länder des Analphabetenthums im Stücke genannt. Man könnte sie auch als die Länder des Katholicismus und Muhamedanismus bezeichnen. Soweit es sich um anderen Aberglauben, etwa um die Rücksichtnahme auf die Zahl dreizehn, oder auf Freitage und um andere Weltanschauungen dieser Art handelt, kann man diesen Ländern auch ein anderes Land des Analphabetenthums und des Katholicismus beigählen: Oesterreich.

Der Vollständigkeit halber sind von den Erscheinungen des deutschen Buchhandels des letzten Jahres noch zu erwähnen ein historisches Drama Nikolaus I. von Montenegro „Die Balkankaiserin“*), ein älteres Drama (1885) des jüngeren Rangabé „Kaiser Heraklios“**), zwei japanische Dramen „Terakoya“ und „Alagar“***), eine freie Bearbeitung von Kalidasas „Sakuntala“†) und ein älteres Stück des ziegelschen Dichters Vrchlický, „Der Minnehof“.

Da uns Vrchlický nächstens auch am Hofburgtheater begegnen soll, sei hier seines Lustspieles „Der Minnehof“††) in Kürze gedacht. Das Stück ist ein unsagbar schwacher Abguss von Moretes „Donna Diana“. An dem Minnehof zu Avignon wird im Jahre 1341 drei Tage und drei Nele lang über die Liebe und ihre Entstehung geredet; außerdem werden von vier Liebespaaren, die nächstdererweile im Park der Vorsitzenden des Minnehofs streiten und dabei von einem päpstlichen Commissär auseinander und durcheinander gejagt werden, zwei in saischer Zusammensetzung in zwei Pavillons des Parks ertappt und sollen demgemäß zur Rettung der vom Hl. Vater bezweifelten Ehre der Haustrau auch in dieser saischen Zusammensetzung heiraten. Die vier richtigen Ehen können daher erst zustande kommen, nachdem dem Hl. Vater die Ursache der Verwechslung aufgeklärt worden ist. Hoffentlich ist ihm die Sache so klar geworden, wie es, seit ich weiß, von wem die Uebersetzung des Dramas herrührt, mir klar ist, warum seinerzeit ein Sectionschef-Cursor der Hoftheater mir mit solchem Nachdruck und solcher Dauduer die Aufführung dieses langweiligen, süßlichen Stückes empfohlen hat und warum auf meine Weigerung abfällige Urtheile über Stücke Hauptmanns und Schnitzlers folgten, denen Vrchlický als „Dichter“ gegenübergestellt wurde. Der Uebersetzer war nämlich auch ein Sectionschef, und zwar der erste Sectionschef im Ministerium des Innern.

Max Burckhard.

Laurent Tailhade.

Von Karl Eugen Schmidt (Paris).

Laurent Tailhade ist vor kurzem zu einem Jahre Gefängnis verurtheilt worden, weil er in einem Artikel zum Morde aufgereizt hat. Das ist seltsam — seltsam für Frankreich. Denn wer die hiesige Presse kennt, weiß, daß Drumont, Rochefort und die ganze Mannschaft der vereinigten Nationalisten und Antisemiten ohne Unterlaß den Mord predigen. Bei dem Processe wurde von den Vertheidigern Tailhades auf diese Thatsache hingewiesen und das zweierlei Maß, womit hier gemessen wird, betont, ohne daß die Richter ein Wort dagegen einzuwenden hatten. Die Richter wären offenbar lieber anderswo als an ihrem amtlichen Platze gewesen. Der Vorsitzende machte dem Angeklagten sogar ein kleines Compliment: „Vom literarischen Standpunkte aus ist Ihr Artikel ganz vorzüglich, das bestreite ich nicht,“ sagte er und fügte, gleichsam entschuldigend und das Drum auf andere Schultern abwälzend, hinzu, „aber nach der Meinung des Staatsanwaltes enthält er eine Aufreizung zum Morde.“ Und dann traten die Zeugen auf. Emil Zola sagte: „Ich lege die größte Freundschaft für Laurent Tailhade und bin hierhergekommen, um ihn meiner aufrichtigen und tiefen Zuneigung und meiner literarischen Bewunderung zu versichern. Tailhade ist ein Schriftsteller von größtem Verdienst, welcher der französischen Literatur Ehre macht.“ Anatole France, der nicht selber kommen konnte, schrieb: „Laurent Tailhade ist ein begabter Dichter und einer unserer besten Schriftsteller. Durch sein Talent und durch seinen Charakter gereicht er seinem Vaterlande zur Ehre.“ Der Conservator des Louvre, Ernest Bebodin, sagte: „Tailhade ist ein ausgezeichneter Latinist und kennt gründlich die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts. Dank diesen Kenntnissen hat er sich eine Sprache zu schmieden verstanden, die von den Gelehrten außerordentlich geschätzt, von dem großen Haufen aber nicht verstanden wird. Alle Literaturbeflissenen legen die größte Bewunderung für seine Arbeiten.“

Trotz der allseitigen Bewunderung des Schriftstellers und seines Talentes wurde Tailhade verurtheilt. Er hatte eben die große Thorheit begangen, seinen Artikel zu veröffentlichen, als der Ami et allié in Frankreich war, und gerade gegen diesen Ami et allié sind seine Angriffe gerichtet. Das Urtheil der Richter ist also verständlich, und ebenso verständlich ist das Einschreiten des Staatsanwaltes. Aber trotzdem hat die ganze Sache das böse Gesicht einer Verfolgung und Unterdrückung der Literatur. Denn wer jemals eine Zeile von Tailhade gelesen hat, weiß, daß dieser Schriftsteller niemals irgend welchen Einfluß auf die Massen ausüben wird. Wie Lebrain sehr richtig sagte, schreibt Tailhade einen höchst eigenartigen Stil, der für den Ungebildeten ebenso unverständlich ist wie ein chinesisches Manuscript. Das ist auch der Grund, daß man Tailhade in Deutschland nicht kennt, oder vielmehr, daß man dort von ihm nur die Geschichte von dem Boau gesto und der Bombe kennt. Tailhade hatte den Boau gesto des Anarchisten Vaillant gepriesen und wurde dann einige Wochen später selber von einem anarchistischen Bombensplitter getroffen. Davon trägt er heute noch Narbenspuren im Gesicht. Damals hat man sich allenthalben höchst lustig gemacht über den zum Opfer seiner eigenen Ideen gewordenen Anarchisten, aber ich meine, man könnte mit dem nämlichen oder gar mit größerem Rechte die Ueberzeugungstreue Tailhades bewundern, der nach wie vor diesem Unfalle kein Hehl aus seinen anarchistischen Ideen gemacht hat. Außer dieser Geschichte weiß man in Deutschland nichts von Tailhade. Sein literarisches Talent ist dort unbekannt, und das ist begreiflich. Tailhade zu übersetzen wäre eine Aufgabe, die das größte Talent und die angespannteste Sorgfalt erfordern würde, und selbst unter den günstigsten Umständen würde die Uebersetzung weit hinter dem Original zurückbleiben. Zudem sind seine besten und von ihm selbst geschätzten Arbeiten Poesien, die schon an und für sich dem Uebersetzer die größten Schwierigkeiten machen müßten, ganz abgesehen von der eigenthümlichen Sprache Tailhades.

Um den Dichter dem deutschen Verständnisse näher zu bringen, könnte man ihn vielleicht mit den bekannten französischen Schriftstellern Anatole France und Octave Mirbeau in Vergleich stellen. Alle drei verhöhnen ungefähr die nämlichen Ideen, bei allen dreien liegt der skeptischen Persiflage ein tiefer Ernst zugrunde, alle drei sind große Künstler des Wortes, die ihre Gedanken in der interessantesten und vollkommensten Form auszusprechen verstehen. Anatole France ist bei weitem der vornehmste und delicateste von den dreien, sein glänzend geschliffenes Stilet ist mit den kostbarsten Edelsteinen in geschmackvollstem Muster besetzt, und die zartesten und edelsten Wohlgerüche und Farben durchdringen seine kunstvoll ciselierten Perioden. Octave Mirbeau ist der verständlichste der drei, er schreibt ebenfalls einen sorgfältig herausgearbeiteten Stil, etwas kräftiger, weniger delicat als die Art Francés, aber immer noch Rost für Feinschmecker, dabei aber größeren Lesekreisen leichter zugänglich als dieser. Tailhades Stil ist durch die oben mitgetheilte Bemerkung Lebrains gekennzeichnet, und um sich an seiner herzigen Würze zu erfreuen, muß man Rabelais, François Villon, Ronsard, Clément Marot in ihrer Urtypache gelesen haben. Wie Rabelais ist er ein außerordentliches Schimpftalent und thut es hierin fast Rochefort gleich. Während aber Rochefort in der Sprache der heutigen Zuhälter und Straßenraufen schimpft, bedient sich Tailhade der Ausdrucksweise der fahrenden Schüler, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert von Bologna nach Padua und von Montpellier nach Paris zogen. Um bei unserem Vergleich zu bleiben: Anatole France gereift den Gegner mit einem eleganten, glänzenden Degen an, dessen Griff mit edlen Steinen besetzt und mit duftenden Blumen umwunden ist. Octave Mirbeau bedient sich eines etwas schwereren Säbels, mit dem er aber immer noch sehr elegante Stöße und Hiebe ausführt, und Tailhade führt die mit Weinlaub bekränzte gute alte Klinge eines Landsknechts oder der Cour des Miracles, wie sie Villon besungen hat.

Tailhade hat die besten seiner Erstlingswerke unter dem vielleicht von ihm aus „Widern von Lucca“ inspirierten Titel „Vagneresthermal“ gesammelt. Es sind das Gelegenheitsgedichte von überaus ammuthigen und gewandten Formen, treffliche Kritiken neuer und alter Dichtungen, darunter eine Perle: ein Essay über François Villon und die Todesidee in seinen Gedichten, Plaudereien über Theater und Leben und mancherlei poetische und geistreiche Phantasien und Capriccios über mythische Themen. Diese Arbeiten sind in den Jahren 1882 bis 1885 entstanden, 1891 erschienen zwei kleine Bändchen mit Gedichten, die den Namen des Verfassers in weitere Kreise trugen. Das eine dieser Bändchen nennt sich „Vitraux“-Glasgemälde, und wie die Fenster unserer alten gothischen Kirchen in der Märchenpracht ihres Farbenzaubers entrathen, so rollen diese Poesien vor

Digitized by Google

dem geistigen Auge des Lesers farbenprächtige, von Gold und edeln Steinen leuchtende Bilder auf:

Sur champ d'or, en ivoire tableaux
Ouvrant ses yeux couleur des flots
Et plus svelte que les bouleaux

La vierge cause ingénument
Avec le Seraphin charmant
Adveau du haut firmament.

Les calcédoines, les rubis
Passementent ses longs habits
De moire antique et de tabis.

Ses cheveux souples d'ambre vert
Ciliscent comme un rayon d'hiver.
Sur sa coste de menu-vair.

In diesem ganzen Bändchen glüht der mystische Zauber, der aus diesen Versen zu uns spricht, wie aus den alten Kirchenfenstern, wie aus den Madonnen van Eycks und den Engeln Memlings. Ein jedes Wort ist ein kunstvoll geschliffener, in seltsamem Feuer leuchtender Edelstein, und das Gesammtgemälde ist ebenso kostbar und prächtig, wie fein und zart. Und der Schöpfer dieser herrlichen Wortgemälde, dieser nur mit dem Zauber der Sprache geschaffenen, von geheimnisvoller Farbenglut durchstrahlten sainte chapelle ist wegen Aufreizung zum Umsturz von einem Jahre Gefängnis verurtheilt worden! Und das im Lande der Preß- und Redefreiheit, wo über allen öffentlichen Gebäuden die magische Formel „Liberté, égalité, fraternité" zu lesen ist!

Im nämlichen Jahre wie die „Vitraux" erschien das Bändchen „Au Pays du musle", etwa „Im Lande des Spießbürgers". Hier sind wir weit entfernt von dem Mystiscismus der Kirchenfenster. Nur die sorgfältige Feilung des Wortes, die krystallklare Reinheit der Verse ist beiden Bändchen gemeinsam. Aber während wir in den „Vitraux" den scommen Mystiker kennen lernen, sehen wir im „Pays du musle" einzig den famosirtigen Ironisten, der dem Spießbürger und seinen Idolen zu Leibe geht. Dies geschieht jedoch in einer Sprache, die dem großen Haufen gänzlich und den meisten Menschen, die sich für gebildet halten, beinahe ganz unverständlich ist. Nur wer den Gargantua und den Pantagruel genau innehat, kann verstehen, was Taillade meint, mag er im übrigen geborener Franzose sein oder nicht, und selbst Rabelais genügt nicht ganz. Taillade ist ein starker Lateiner, wie Lebrain vor Gericht aussagte, und aus lateinischen und griechischen Wurzeln baut er sich neue französische Wörter, deren Bedeutung der prosanen Menge verborgen bleibt. Er redet zum Beispiel den Bourgeois wie folgt an:

Crondeleres et marmiteux
De neveux, de charlin ou de Talle,
Spatalocinedes piteux
Converts de gale et de pustule,
Ce bourgeois qui récapitule,
Etant haïre mais folichon. —
Le quantum de notre spectacle,
C'est de la viande de cochon.

Neben diesen Balladen finden sich leichte Reime in der Art des François Villon, worin Form und Inhalt reizend harmonisieren:

La belle dame de Paris
Trotline par le brouillard gris
Du matin, à pas de souris.

Son manchon de loutre ou d'hermine
Sur son nez rose, elle chemine
D'une façon leste et gamine.

Der im Jahre 1899 veröffentlichte Band „Terre latine" reißt sich an „Bayreuth-thermal" an und enthält wie dieser eine Sammlung von Aufsätzen, die zumeist vorher in den Tagesblättern erschienen waren. Die meisten davon beschäftigen sich mit literarischen oder künstlerischen Gegenständen, andere sind pittoreske Schilderungen französischer und spanischer Gegenden und Sitten oder kritische Plaudereien über die Pariser Ereignisse. Von Politik ist in dem Bande noch nichts zu spüren, und in dem Sinne, wie das Wort heute gemeiniglich verstanden wird, hat sich Taillade auch niemals um Politik gekümmert. Aber wie France und Mirbeau streitet er in der Dreyfusaffaire für die vergewaltigte Gerechtigkeit, und seit zwei Jahre lang fand er keine oder nur wenig Zeit für rein literarische Arbeiten. Er war einer der bedeutendsten Mitstreiter der Dreyfus-Blätter, schrieb zahlreiche, sehr heftige Artikel und hielt auch einige Vorträge, worin die nationalistisch-clericale Militärpartei rücksichtslos angegriffen wurde.

Aus dieser Zeit stammen die unter dem Titel „A travers les Grouins" gesammelten Verse und Aufsätze, worin mit den Schlägen einer blumenumwundenen Keule gegen den Generalstab und dessen Gefolge losgezogen wird. Coppée und Lemaitre, Maurice Barrès und Rochefort, Voltaire und Jean Lorrain, kurz alle Schriftsteller und Journalisten, die sich auf der nationalistischen Seite an dem Kampfe betheiligten, werden hier mit aller Grobheit, deren die Sprache Rabelais' fähig ist, und mit allem ironischen Geiste, der den nämlichen Meister auszeichnet, bekämpft. In ihrer Art sind diese Zeitungsartikel, die in den „Droits de l'homme" erschienen, wahre Perlen. Die ungemeine geistige Ueberlegenheit, womit Taillade seinen Gegnern gegenübertrat, der unendliche Humor, die ätzende Ironie, dazu die classische Sprache, reihen diese Artikel den besten Pamphleten an, die jemals geschrieben wurden. Von dem Aufsatze, der dem Schriftsteller jetzt ein Jahr Gefängnis eingetragen hat, ließe sich das gleiche sagen — aber sich darüber werden unter den Freunden und Bewunderern Taillades nicht wenige sein, die ihn lieber auf den Gebieten der Poesie, der literarischen Kritik, der phantasievollen Plauderei sehen, als im Gewirre der politischen Tagesfragen. Man mag sich stellen, wie man will, die Politik ist eine Sache, die wie jenes berühmte Ding, das vielen unter dem Namen Pech bekannt ist, zu beiuheln pflegt, wenn man sich allzunahe mit ihr einläßt. Die Poesie und die Literatur sind reinlicher, und wenn man ein so glänzender Wortkünstler ist wie Taillade, sollte man sich von der politischen Tagesschreiberei fernehalten. Das nämliche gilt übrigens von allen anderen französischen Schriftstellern, die sich in der Dreyfusaffaire der Politik ergeben haben und nun nicht mehr loskommen können.

Karlweis.

Es war vieles in seinem Leben ganz wider alle Regel. Der Erfolg kam ihm jenseits der Zeit, zu der er sonst aufzublühen pflegt, alsdann aber überreichlich und in ungewöhnlicher Treue. Er hatte lang und mit einer verzweifelten Zähigkeit ringen müssen, erst seinen Sieg zu erstreiten, spätterhin sich auf dieser Höhe zu behaupten. Er besserte rastlos, bis zur Generalprobe war er stets auf dem Sprung, immer zu Aenderungen, Streichungen geneigt, um diese Situation klarer zu machen, jene Pointe zu heben.

Erst der „Kleine Mann" brachte ihm den Erfolg, den er so unermüdlich angestrebt. Seine Intensität war dafür allerdings so groß, daß mit einem Schlage ausgelöscht war, was vordem entstanden gewesen. Es waren zahlreiche Stücke, allein und mit anderen Schwarz, Schwarzkopf, Bahr geschrieben. Eines darunter, „Bender Hans", hatte sich schon das Burgtheater erobert und in einzelnen, gemüthlichen Scenen sehr angesprochen. Und unter jenen verdrängten Arbeiten — so sehr verdrängt, daß man selbst bei literaturfreundlichen Menschen manchmal der Verwunderung begegnete, wie ein so begabter Mann so spät beginnen konnte — war sein Roman: „Wiener Kinder".

Dies ist ein Freihaus-Roman. Er spielt in der altmodischen Stadt, in der Stadt zu Beginn der Wieden. Er ist voll innerer Kenntnis dieser eigenthümlichen Welt mit dem Ausblick auf den Naschmarkt, voll Erdgeruchs und ehrlich und streng in der Erfindung. Ungleiche Schwestern mit ungleichen Neigungen. Der Roman hatte ein eigenes Geschick. Er war längst beendet und bei einem Wiener Familienblatt angenommen, gar bezahlt. Da trat ein Wechsel in der Chefredaction ein, der neue Herr, ein hochgebildeter, selbst hervorragender Schriftsteller, weigerte sich, die Erzählung zu drucken. Grund: sie ist durchaus im Präsens geschrieben. Dies gehe nicht an. So kam das Werk erst im Buch zu seiner Geltung. Alsdann wickte es freilich; es erwarb sich die höchste Anerkennung Gustav Freytags, der etwas von den Sachen verstand und schrf Karlweis seinen Namen.

Aehnlich ergieng es auch dem „Kleinen Mann". In der Josefstadt wurde die Komödie, an innerer Lustspielkraft und Treffsicherheit der Beobachtung sein Meisterstück, einfach abgelehnt. Etwas freundlicher stellte man sich im Volkstheater dazu, nur verlangte man ausgiebige Musik und, weil man doch eine vortreffliche Localsängerin in der Glöckner habe, so begehrte man für sie Couplets. Und selbst im Raimund-Theater, wo der „Kleine Mann" endlich seinen mühsamen Unterschlupf fand, glaubte man durchaus nicht an die Möglichkeit einer Wirkung, die sich dann so ursprünglich und dauerhaft einstellte. Es sei dies nur erzählt, weil immer noch die Physiologie des Bühnenglückes sehr dunkel ist, während doch jeder Director weint, mit Pacht- oder Bestallungsvertrag alle Weisheit gepachtet zu haben und mit Unfehlbarkeit bestallt zu sein.

In diesen vielen Jahren des Darbens — bis in sein einundvierzigstes Lebensjahr mußte er darben und ein Decennium blieb ihm versagt, was ihm gebührte — hatte er sich eine der sonderbarsten Eigenschaften erworben. Ein anderer wäre verzagt oder in ihm wäre vieles verdorrt. In Karlweis entwickelt sich alles immer bestimmter und bewußter nach einer Richtung hin. Seine Technik wird immer reinlicher. Freilich auch immer mehr dem Publicum angepaßt, für das er nun einmal schrieb, bestes Bedürfnisse er erkannt und dessen Wesen er ergründet hat, wie keiner vor ihm. Darum wirken seine Stücke auch eigenlich nur hier mit aller jener Kraft, die in ihnen steckt. Er ist hier so wurzelecht, daß man ihn anderwärts kaum mehr ganz begreift.

Ein seiner Kopf, begabt mit einer fast lüstigen Witterung für das, was in der Luft liegt. Durch seine amtliche Stellung in ihm

Digitized by Google

Einblick in manchelei Verhältnisse vergönnt. Ein umfängslicher Verkehr, ihm nach seiner liebenswürdigen und beobachtenden Natur ein Bedürfnis, eröffnet ihm neue und lohnende Ausblicke. Er kennt diese Stadt so ziemlich in ihrer Ganze: kennt ihre Schwächen genau genug, um mit ihrem Schmachheiten ein lohnendes und anmuthiges Spiel sich erlauben zu dürfen. Es schwirrt hier immer von Schlagworten und sie verwirren die Geister, wie nirgends. Ein Ironiker hört sie mit halbem Lächeln — um sie herum entsteht eine dünne Fabel. Ihm ist der Gedanke die Ursprüngliche. Daraus wächst alles, ihm dienen die Figuren, durchwegs Typen, wie sie jeder kennt, mit wenigen, aber festen Umrißlinien so wirklich hingestellt, daß sie sich vom ersten Erscheinen auf der Bühne dem Beschauer mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit einprägen. Dem Schauspieler bleibt, wie bei jedem Volksdramatiker, viel Spielraum, sich auszuzeichnen, wenig, um zu verderben. Er kann vortrefflich dargestellt werden: was man aber so sagt: unzubringen ist der Mann nicht.

So fließen denn seine besten Wirkungen aus dem Dialog. Theilt er den seinen Sinn für die Actualität mit O. F. Berg, dem unvergleichlich überlegenen und roheren Bühnengewaltigen einer vergangenen Zeit, und mit dem aufgehenden Anzengruber, so erinnert er hier direct an Bauernfeld. Beide können plauschen. Das launige Wort ist Selbstzweck. Zwischendurch springen Witze von einer großen Wucht auf, geprägt mit einer nestroyschen Schärfe und Unvergeßlichkeit. Es gibt in diesem Kankenwerke der Rede, mit dem er sein dünnes Lattengerüst von Handlung umspinnt, keinen dürren noch unerquicklichen Punkt. Allenthalben ist ein blühendes Leben.

Er hat den Muth des großen Satyrikers. Er deutet auf sehr böse Schäden und Schwären unseres gesellschaftlichen Lebens hin. Daran läßt er sich's aber genügen. Er hat nicht den Ehrgeiz, den Arzt spielen zu wollen. Denn er weiß: dies ist ein undankbares Geschäft. Den sieht man nur gerne, wenn man sich krank fühlt, genesen, wünscht man ihn zum Teufel. Wann aber fühlt sich eine Menge krank? Und wenn schon — wann liebte sie den, der sie an der Stätte daran mahnt, wo ihr Ergötzlichkeit sucht? Vor allem in Wien: sie mögen sich nicht belehren lassen, denn dies haben sie weder nöthig, noch ist es unterhaltend, sie erschrecken wie die Kinder vor jedem ernsten Gesicht und sind durchaus keine Freunde einer geistigen Anstrengung. Gegen den Spott sind sie höchst empfindlich, weil sie wohl fühlen, es stünde nicht alles zum Besten und sie verdienten ihn im Grunde wohl. Aber frozzeln lassen sie sich immer noch gern. Und in der Kunst des Frozzelns war Karlweis ein unerreichbarer Meister. Er war der rechte Schalk. Er sprach bittere Wahrheiten mit seinem verbindlichsten Lächeln.

Es fehlt ihm nicht an Größe. Ich erinnere hier an das Vorspiel zum „lieben Ich", das in Macht und Schönheit aufgebaut ist, trotz Raimund. Ganz meisterlich ist die Ueberleitung zur eigentlichen Handlung, und in der Stoffwahl liegt seine erstaunliche Klugheit. Denn nicht für das Volkstheater, das mit Recht die Traueriahne um den Mann gehißt hat, der ihm so sichere und literarisch giltige Erfolge bescheert, war diese Komödie gedacht. Zur Eröffnung eines Theaters war es bestimmt, das ein großer Unternehmer seinen Arbeitern zu bilderder Erholung hingestellt. Das Volk aber sieht nun einmal das Feierliche, die Allegorie, den großen und getragenen Stil: und was konnte an dieser Stelle mehr am Platze sein, als die Warnung vor jenem Egoismus, der nicht nach dem Schicksal des Anderen fragt und mit dem eigenen Gedeihen befriedigt ist? Als eine Warnung vor jener Art der Hybris, die für das moderne Unternehmerthum die schlimmste Gefahr bildet? Ein tranrigstes Ereignis hat verhindert, daß in Berndorf die wirkliche Erstaufführung stattfand. Dort wäre alles sofort begriffen worden, was hier nicht gleich geneigtes Ohr fand.

Seine Erfolge trug er mit jener Gelassenheit, die einer erschwingt, der in sich weiß, daß er den richtigen Weg einmal finden musse und alsdann stark genug sein werde, ihn bis zu Ende zu gehen. In ungewöhnlichem Maße eignete ihm die Gabe, Freunde anzuziehen und festzuhalten. Er war liebenswürdig aus Bedürfnis und Bewußtsein: gefällig gegenüber jedermann und bereit zu fördern. Einmal, es war in Neapel, äußerte er mir gegenüber einen Schreck vor der Fülle des Glückes, das seit Jahren so gütig über ihn hereinströme. Bald nachher hatte sich sein Geschick zum Düsteren gekehrt. Er kehrte kränkelnd heim: immer heftiger trat ein unerklärliches Leiden auf, dem er nun endlich erlag. Er meinte, er stehe daran, daß er sich immer mehr zusammtte, als er eigentlich hatte leisten dürfen. In solchen Empfindungen pflegt etwas Wahres zu sein. Dann hätte er sich eigentlich zu Tode gearbeitet.

Er war ein starker Verächter der Dummheit. Er konnte ernsich sein. Er arbeitete rastlos an sich. Es ist ihm niemals etwas Junggeres und Schreres gegluckt, als „Martins Ehre", jene Komödie von nächste, die ein verlorener Mann geschrieben. Es hatte sich noch lange nicht ausgegeben. Er hatte in sich Vorrath für viele, viele Jahre, war unerschöpflich in Plänen und konnte kaum mehr recht gehen, nachdem er sich alles Mittel der Technik bemeistert hatte, die für seine eingetragenen, aber durchaus zu billigenden komischen Ziele nothwendig waren. Um Einfälle war er niemals verlegen und den Stoff trug ihm der Tag zu. Und wer, wie er, die Kunst versteht, von der Wiener Narrheit zu leben, dem wird die Fülle des Brotes niemals mangeln.

Eine andere Stadt hätte andere Gaben entwickelt. Höhere vielleicht. Aber, er war eben ein echtestes Kind Wiens: spottlustig, mit einer losen Goschen, sentimental, wenn es ihm passte, nicht so sehr abgeneigt, die letzten Consequenzen zu ziehen als vielmehr wenig veranlagt, sie zu empfinden. Ihrer Reichthum und eine seltene Dummheit des Wortes, die man hier und in Paris niemals zu schätzen verlernt hat, eigneten ihm in ungewöhnlichem Maße. Eine gewisse Periode im Bühnenleben unserer Stadt hat er aus dem vollsten Recht, dem des stärksten Talentes, mit seinem Namen geprägt und eine Fundgrube Wienerischer Art und Wienerischer Werke geschaffen. Da oder dort regte sich schwächliche Nachahmung seiner Richtung. Seine eigentliche Wirkung konnte nach der kurzen Frist seines Schaffens in den Jüngeren noch nicht so recht aufgehen, und wir stellen sein Bild ins Schränkchen, wo die verwahrt werden, die vielen eine Erquickung und seinem Gütigen ein Vergernis waren.

J. J. David.

Ueber die Faulheit der Studenten.

Da ist ein merkwürdiges Buch erschienen: „Die Erziehung des Willens" von Jules Payot, nach der 11. Ausgabe von Dr. Titus Voelkel ins Deutsche übertragen.*) Der richtige Titel aber müßte lauten: über die Faulheit der Studenten, denn davon und von den Mitteln, sie abzustellen, spricht der Verfasser. Das Buch zerfällt in einen theoretischen und in einen praktischen Theil. In jenem wird nach Vorbemerkungen über die Willenlosigkeit der Studenten und die zu verfolgenden Ziele zuerst „die Psychologie des Willens" vorgetragen. Offenbar thut sich der Autor auf seine Psychologie viel zugute und sie ist auch so übel nicht. Viel Neues erfahren wir freilich nicht, denn, daß die „Ideen" allein nicht herrschen, das hat Schopenhauer in seinem Capitel vom Primate des Willens im Selbstbewußtsein sehr viel besser dargestellt. Wie soll nun die arme Brennnessl sich durchsetzen? Hintenherum! Der Student, von dem sogar eine vollkommene Kenntnis der Psychologie gefordert wird, soll durch Kunstgriffe seiner Trägheit und seiner bösen Triebe Herr werden, indem er geschickt gute Gefühle in sich wachrufe, seinen Ehrgeiz anstachelt, die Liebe zu den Angehörigen erweckt u. s. w. Durch vorsichtiges Manövrieren und tägliche Wiederholung des Kampfes gewinnt der gute Wille an Terrain und schließlich siegt er über die Faulheit. Das alles klingt ein wenig seltsam und erinnert an Gellert. Es ist ja alles wahr und der edle Eifer des Verfassers hat etwas Rührendes. Aber man möchte meinen, daß die Studenten, die dem Verfasser auf seinem Wege zu folgen vermögen, gar nicht zu den Faulen gehören, daß die wirklich Faulen der geistigen Gymnastik, die ihnen zugemuthet wird, gar nicht fähig seien.

Wichtiger als die psychologischen Erörterungen scheint uns das zu sein, was der Verfasser im Weiteren über die Lebensverhältnisse sagt. Mit Recht beklagt er, daß der Student nach der Schulzeit, in der er wie ein Kind gegängelt worden ist, unvermittelt in das akademische Leben hineingestoßen wird, ohne Führer, ohne Anleitung. Auf klosterhafter Enge kommt er in die große Stadt mit ihrem sinnverwirrenden Toben, mit all ihren Verführungen, und in den Kreisen, denen er angehört, findet er schlechte Sitten. Die Professoren fühlen sich als Diener der Wissenschaft und kümmern sich nicht um ihn, von allen Seiten tönen ihm albrene Sprichwörter und nichtswürdige Redensarten (Jugend muß ausloben u. s. w.) entgegen, die schimmsten Feinde aber sind die eigenen Kameraden. Von den fleißigen und tüchtigen Studenten merkt man nicht viel, denn sie thun ihre Arbeit im Stillen; je dümmer und roher aber einer ist, umsomehr macht er Lärm und führt das große Wort, spottet über die Streber und Duckmäuser, findet seine Lust darin, andere zu verführen. Natürlich findet der äußere Feind im Innern des jungen Menschen Bundesgenossen: der Verfasser bezeichnet als solche besonders die Neigung zur Trümmerei und die Sinnlichkeit. Mit besonderem Nachdruck verurtheilt der Verfasser die üppige Fleischkost, die die Sinnlichkeit steigert. Ganz vortrefflich sind die Mahnungen gegen die geschlechtlichen Sünden. Der Verfasser gibt zu, daß unsere Sitten, die den jungen Mann während langer Jahre vom rechtmäßigen Geschlechtsverkehre ausschließen, hart, ja grausam sind, aber mit vollem Recht behauptet er, daß die Keuschheit möglich und zuträglich sei, daß die Sinnlichkeit dem Menschen nur dann Noth mache, wenn er keine ernste Arbeit hat und dem Feinde, statt ihn zu fliehen, entgegensucht. Die niederträchtige Lüge, daß die Keuschheit der Gesundheit schade, hat wahrlich Unglück genug bewirkt. Mit scharfen Zügen schildert der Verfasser die Gefahr der venerischen Erkrankungen einerseits, die Gedankenlichkeit der Dienenwirtschaft anderer-

*) [illegible]

seits. Sehr gut zeigt er, wie wahres Glück bei den dummen und rohen Frauenzimmern nicht zu finden ist, wie Massen von Neger, Ueberdruß und Ekel den flüchtigen Kitzel-Zeiten gegenüberstehen, wie in der Regel nur die Eitelkeit, die Sucht, mitzumachen, den einzelnen im Banne der liederlichen Weiber festhält.

Bei alledem und bei vielen anderen Bemerkungen muß man dem Verfasser unbedingt zustimmen, aber er begeht einen großen Fehler. Er unterschätzt den größten aller Feinde, den Alkohol. Nicht, daß er nicht gegen das Kneipenleben, das Trinken und Schreien spräche, aber er thut es nebenbei. In Wirklichkeit ist der Alkohol wichtiger, als alle anderen Ursachen der Studentenlaufbahn zusammengenommen. Alle schädlichen Fremd- und Eigensuggestionen würden den größten Theil ihrer Kraft verlieren, wenn nicht der Alkohol die Kraft des guten Willens brächte. Eben deßhalb wird, solange unsere schändlichen Trinksitten herrschen, alle „Physologie“ nicht viel ausrichten; so gut und geschickt die Suggestionen sein mögen, die der Verfasser empfiehlt, der Alkohol ist die force majeur, was kann der Gedanke gegen diese organische Macht? Erst durch den Alkohol wird der Jüngling in die Arme der Dirnen getrieben, erst durch den Katzenjammer wird er kraft- und geschmacklos, daß ihm die gute Arbeit nicht mehr schmeckt, daß er den schwangenden Verführer folgt, der mit neuer Vergiftung das Elendgefühl bekämpfen heißt.

Ja, wird man sagen, der Verfasser hat eben französische Verhältnisse im Auge. Es mag sein, daß die geschlechtlichen Ausschweifungen in Frankreich größer sind als in Deutschland und die Trinkausbreitungen größer hier. Aber wesentlich ist der Unterschied nicht. Der deutsche Student hat seltener dauernde Verhältnisse mit Dirnen und verliert deßhalb durch diese weniger Zeit, aber keuscher ist er kaum als sein französischer College. Der Franzose sitzt nicht soviel auf der Bierbank, aber dafür trinkt er Wein und Absynth. Es ist gar nicht nöthig, daß der Mensch sich sternhagelvoll trinke; schon mäßige Alkoholmengen genügen zur Abstumpfung und Einschläferung der oberen Geistesthätigkeiten, darauf aber kommt es hier an. Die Trinksitten sind die eigentliche Ursache der Faulheit der Studenten. Wenn sie nicht gebrochen werden, helfen alle Hilfen nichts. Weg mit dem ekelhaften Trink-Comment, weg mit den Saal-Poesien mit der Verherrlichung des „studentischen Lebens“, das ein übertünchtes Grab ist! Wer sich dem Gehirn leben will, dessen Ehre sollte darin bestehen, ein unvergiftetes Gehirn zu haben: das ist sein reines Schwert, sein Stolz und seine Waffe, hüte er sich, es durch den Alkohol-Rost anfressen zu lassen. „Wir haben in der Jugend auch tüchtig getrunken und sind doch etwas geworden, bekommen Titel und Orden“ — ach so!

Mag uns Payots Buch auch hie und da fremdartig vorkommen, in der Hauptsache ist es auch den Deutschen ernstlich zu empfehlen. Daß es schon oft Auflagen erlebt hat, macht Frankreich Ehre. Die Ueberlegung liest sich etwas schwer; ob der Ueberleger allein daran schuld ist, mag dahingestellt sein. Leider wird man beim Lesen von Zeit zu Zeit durch gräßliche Krakel unterbrochen: wahrscheinlich stellen sie den „Buchschmuck“ dar, von dem auf dem Titelblatte die Rede ist. Da jeder Schnörkel mit einem Monogramm versehen ist, der Urheber ihnen also Wert beilegt, haben wir es offenbar mit moderner Kunst zu thun.

Leipzig. F. J. Mobius.

Die Woche.

Politische Notizen.

Dem Herrn Dr. Rezek sind wir eine Abbitte schuldig. Vor ein paar Monaten haben wir nämlich die periodisch wiederkehrenden Rezek-Artikeln perhorresciert und Herrn Dr. Rezek deswegen einen Komödianten genannt. Die von Herrn Dr. Rezek erfundene Artikelschick war uns eben damals neu, und — aufrichtig gesagt — wir haben sie nicht verstanden. Inzwischen ist aber diese Technik von einem anderen Minister übernommen und mit Erfolg weiter ausgebildet worden, von niemand Geringerem als von Herrn v. Koerber selbst. Die Koerber-Krise, die wir am Freitag vergangener Woche schaudernd miterlebt, war eine verbesserte Copie der Rezek-Krisen. Sie hat auch unvergleichlich stärker gewirkt als irgend eine Rezek-Krise. Auf uns hat sie einen ganz besonderen tiefen Eindruck gemacht. Wenn wir den Dr. Rezek wegen der Krisenmacherei einen Komödianten genannt hatten, so hatten wir ihm diese wenig schmeichelhafte Benennung auch auf seinen Nachfolger Herrn v. Koerber übertragen müssen. Herr v. Koerber ist aber kein Komödiant, sondern, wie schwarz auf weiß in allen seinen Reden zu lesen, ein ernster Staatsmann. Dann durften wir aber Herrn Dr. Rezek, der denselben Krisenkünsten, nur noch vor Herrn v. Koerber, aufgeführt hat, seinen Komödianten nennen Gleiches Recht für alle, auch für den tschechischen Landsmannminister! Wir leisten ihm Abbitte. Er ist kein Komödiant, nein, nein! sondern ein ernster Staatsmann, wie Herr v. Koerber unerlaubterweise einer ist.

*

Die Krisenkunst des Herrn v. Koerber weicht von der des Herrn Dr. Rezek in einigen charakteristischen Varianten ab. Herr v. Koerber hat einen die Rezek'sche Erfindung mit bemerkenswertem Geschick für seine Person adaptiert. Gemeinsam ist beiden, daß der Minister vor einigen journalistischen Sensationsbäumen Krise spielt, die dann die Krisenmeldung in ihre Blätter bringen, um sie dann zu zwei, wenn es zweckes ist, auch wieder zu dementieren. Aber in der Art, wie sie Krise spielen, unterscheiden sich die beiden Herren. Dr. Rezek thut's nämlich mit den Händen, Dr. v. Koerber aber mit den Füßen. Das hat seinen natürlichen Grund. Dr. Rezek ist ein großer, breitschultriger Mann, dem es gut zu Gesicht steht, wenn er vor den kleinen Journalisten aufgeregt mit den Händen in der Luft herumfuchtelt und sich auf die breite Brust schlägt. Herr von Koerber, der von kleiner, schmächtiger Statur ist, kann das natürlich nicht gut thun. Er macht, wie in den Krisenbulletins der Tagesblätter anschaulich zu lesen war, seine Erregung glaubhaft, indem er mit den Füßen stampft, ganz so wie es von Napoleon I. erzählt wird. Eine Koerber-Krise ist also, technisch analysiert, halb Rezek, halb Napoleon, aber im ganzen doch mehr Rezek als Napoleon.

*

Die Rezek-Krisen sind „aus der Luft gegriffen“, die Koerber-Krisen werden förmlich „aus dem Boden gestampft“. Während wirkliche Ministerkrisen von den Gegnern der betreffenden Minister journalistisch ausgebeutet werden, zeichnen sich die Rezek- wie die Koerber-Krisen durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie gerade von den Freunden des betreffenden Ministers „gemacht“, das ist in den Zeitungen erzählt, angekündigt, eingeleitet, aufrechterhalten, von den andern aber „nicht mitgemacht“ werden. Eine wirkliche Krise schadet dem betreffenden Minister, die falsche dagegen nützt ihm. Darin sind die falschen Krisen den unehelichen Concurren vergleichbar. Sowie es gewisse Geschäftsleute gibt, die im Concurs das beste Geschäft machen, so haben wir jetzt auch Minister, die ihren „Krisen“ ihre größten Erfolge verdanken.

*

Als wir in der vergangenen Woche die Rede über den ungarischen Ausgleich, mit der Herr v. Koerber diesen Sessionsabschnitt einleitete, als reines Blech bezeichneten, konnten wir nicht ahnen, daß unsere Auffassung in dieser Woche schon von autoritativer Seite eine Bestätigung erfahren sollte. Das ist hiermit geschehen durch die neueste Rede Koerber selbst gesechenen. Wer seine Rede unbefangen lese, sagt er, könne darin unmöglich einen Kampfruf gegen Ungarn finden. Nun, gerade die dem Minister freundlich gesinnte Presse hat die Rede als Kampfruf gerufen und verherrlicht, und die „Oesterreichische Rundschau“ hat sogar schon von neuen Ausgleichsvorhandlungen mit Ungarn phantasiert, die nach der sie den „Ruhhandel“ der Alldeutschen mit den Congregationsantrag zu beschönigen versuchte. Die regierungsfreundliche Presse hat eben befangen geurtheilt, befangen zu Gunsten des Herrn v. Koerber, und seine Popularität zu erhöhen bestrebt. Wir, die wir in der Rede nur Blech, Niemer gefunden haben, haben aus unsere Anbefangenheit gegenüber Herrn v. Koerber bewahrt. Der Ministerpräsident stellt uns selbst in seiner letzten Rede dieses Zeugniß aus. Wir freuen uns, einmal mit ihm einer Meinung zu sein, bezüglich seiner alten Rede wenigstens, wenn wir schon über seine neueste Rede mit ihm nicht ganz einer Meinung zu sein bestürchten.

*

Am kritischen Freitag sprach, nachdem durch die ingeniöse Krise alle Fährlichkeiten überwunden waren, als erster Budgetredner der christlichsociale Abgeordnete Jobol Fink über die Nothlage der Landwirtschaft. Eine seiner Hauptbeschwerden lautete:

„Bei den anderen Ministerien leben wir dermaleu, ich möchte sagen, von der Hie aufgewachene Rachwämer an der Spitze stehen. Nur beim Aderbauministerium ist das bedeutend nicht der Fall.“

Der gute Jobol hat sich da geirrt. Auch beim Handelsministerium ist das „dermalen nicht der Fall“. Der Freiherr v. Call versteht von Handel und Gewerbe genau soviel, wie der Freiherr v. Giovanelli von der Landwirtschaft. Nur als Verwandte des einzigen eisernen Parlamentsgewächses Tipauli sind sie ins Ministerium gekommen und auch, nachdem Tipauli längst nicht mehr ist, darin geblieben. In diesem Punkt kann sich also die Landwirtschaft über eine Bevorzugung der Industrie nicht beklagen. Bei der Besetzung der Ressortministerien sind vielmehr dies mal Landwirtschaft und Industrie mit dem gleichen Maß von Unfähigkeit bedacht worden.

*

Der neue Ohmann der Deutschen Volkspartei, der Abgeordnete Dr. v. Derschatta, dem ein großer Ruf vorausgegangen war, hat sich als Budgetredner vorsichtig. Aber wo! Ungeprüft plappert er dem Finanzminister Abel von der Nothwendigkeit der Staatsverwaltung nach und führt zum Beweis zwei Unsinnde an. Erstens: Der Finanzminister hat nicht einmal das zwei Millionen Kronen erfordernde Gesetz über die Manten zur Sanction vorlegen können, „weil er die Bedeutung dafür nicht fand“. Zweitens: Der Finanzminister hat mehr als drei Millionen vom Münzgewinn in Reserve behalten, weil er vielleicht damit ein Deficit für 1902 decken will. Die Idee, daß es am praktischsten wäre, von diesen drei Millionen zwei zur Anschaffung der Manten zu verwenden, liege nahe, ist aber dem V. v. Derschatta nicht eingefallen. Ja einer so schaffsinnigen Budgetkritik hatte auch der frühere Ohmann der Volkspartei, Abg. Kaiser, ausgereicht. Das ganze Gebahren der Volkspartei nach sachlicher, wirthschaftlicher Arbeit. Und wenn dann das Budget draufommt, zeigt sich's, daß ihre Normhöhen nicht einmal das können, was das erste Erfordernis wirthschaftlicher Arbeit ist, nämlich rechnen.

*

Wie das „Prager Tagblatt“ meldet, ist der Bezirkshauptmann Ritter v. Rudwitzki in den österreichischen Aeroberungsland erhoben worden. Unter dem Ministerium Koerber wird mit den Beförderungen jedenfalls gewirthschaftet. Seit einem halben Jahre zahlen wir den dritten Adel. Zuerst wurde der Oberstadtrichter Zanek Edler von den Adelsstand, dann der Erfinder Dr. Auer v. Welsbach in den Freiherrnstand erhoben, jetzt folgt ihm Herr v. Rudwitzki nach. Von Herrn Dr. v. Auer wird erzählt, daß ihn der Freiherrnstand nicht weniger als eine halbe Million Gulden gekostet habe. Und dabei ist Herr v. Auer ein verdienter und

Digitized by Google

verdienstvoller Mann, der jedem Stand, dem er angehört, zur Ehre gereichen kann. Die Herren v. Eisler und v. Kubinzky aber haben noch nichts für die Unsterblichkeit gethan. Wieviel mögen sie erst für das Adelsprädicat gebleicht haben, wenn selbst einem Aner dafür eine halbe Million (Gulden abgezapft wird? Und was thut Ihnen Aner in Anerker mit diesem vielen Geld? Das zu erfahren, wäre ganz interessant, und das Regime der „Aufrichtigkeit und Wahrheit" wird gewiß nicht zögern, Auskunft zu geben, wenn es darüber befragt wird — was hiermit geschieht.

Volkswirthschaftliches.

Wenn etwas vergebliche Mühe ist, so ist es die Arbeit, welche das Parlament auf die Berathung des Budgets verwendet. Denn der Finanzminister legt dem Parlament nicht eine Zusammenstellung sämmtlicher Einnahmen und Ausgaben vor, aus welchen sich die Posten einzelner Budgets aufgestellt hat, sondern er bringt nur mitgetheilt, daß die Münzgewinn an den 1 Kronen- an den Nickel- und Bronzemünzen 37·8 Millionen Kronen beträgt. Dabei wird unterlassen, darauf hinzuweisen, daß außer dieser Summe bereits die eben erwähnten 18 Millionen als Münzgewinn eingegangen und zur Deckung verausgabt worden sind, daß also den 37·8 Millionen nur mehr 19·8 tatsächlich Begründung nur 19·7 Millionen als Gewinn auf die bereits in Umlauf gesetzten Theilmünzen zur verfügbar erklärt. Daß von diesem verfügbaren Gewinne aber nur 16½ Millionen im Budget eingestellt werden, gehört wieder zu den gewohnheitlichen Willkürlichkeiten unserer Finanzverwaltung. Gleichzeitig macht sich die Finanzverwaltung auch wieder einer Verheimlichung schuldig, indem sie verschweigt, daß außer dem Gewinne an Theilmünzen, noch ein Gewinn von etwa sechs Millionen Kronen aus der Ausprägung der längst in Verkehr gesetzten Fünfkronenstücke erzielt wurde. Warum wird dieser Gewinn nicht verrechnet? Der Minister sagt es uns nicht in der Rede, welche der Verrechnung entgegen wurde. Im Frühjahre dieses Jahres hat die Südbahn der Staatsasse gegen 16 Millionen Kronen für die während der nächsten fünf Jahre fälligen Rauschfindigeraten vorausbezahlt. Die Zahlung figurirt weder im Budget pro 1901 noch pro 1902. Dadurch ist der Regierung überhaupt das Recht, welche Ersparungsmöglichkeiten ohne Einwilligung des Parlaments abzuschließen, abzusprechen. Eine andere der heimliche Post: Der Antheil der Regierung am Reingewinne der Oesterr.-ungar. Bank pro 1900 im Betrage von 2¼ Millionen, dessen Höhe am 11. Jänner d. J. der Generalrath beschlungegeben wurde, ist in dem am 12. Februar d. J. den Parlamenten eingelegten Budgetentwurf nicht enthalten. Für diese Unterlassung gebrauchte der Finanzminister die wenig glückliche Begründung, daß zur Zeit der Budgetaufstellung „alle Elemente, auf welchen die Existenz und die Höhe dieser Post beruhen, noch voll kommen im Unsicheren waren". Das ist eine Behauptung, über die gestritten werden könnte, fallen sie die parlamentarische Budgetcontrole unter den Tisch. Sie werden vermuthlich zur Deckung von Ausgaben verwendet, welche gleichfalls der parlamentarischen Controle entzogen werden sollen. Sie stehen zu die Cassenbestände und diese werden nie controlirt. Zwar controlirt der Oberste Rechnungshof die Cassenrechnungen, aber nur nachdem sie lange von der mit der fortschreitenden Münzausprägung allzuhäufig ertheilte Münzgewinn auch in den Berichten der Obersten Rechnungshofes über die Cassenbestände nie zur Erwähnung. Es scheint also, daß unsere Finanzverwaltung neben den offenen Cassenbeständen, über die sie dem Obersten Rechnungshof Rechnung legt und über die sie alljährlich recht verlegerisch dem Parlament berichtet, noch geheime Cassenbestände hat, von denen niemand etwas erfährt. Die Budgets werden also bewußt falsch aufgestellt und der wirkliche Erfolg wird so lange als möglich verheimlicht. Noch im Februar hat Herr v. Bohm erklärt, daß der Ueberschuß des Jahres 1900 ein sehr bedeutender sein werde, und diese Erklärung beschwichtigte damals die Millionen Kronen. Und da soll das Budgetrecht einen Werth haben! Und wieder in entgegengesetzter Richtung: Auch die Schulden werden von unserer cäsarischen Finanzverwaltung verschwiegen. Als der Finanzminister im Februar über die Cassenbestände sprach, da erwähnte er gerade so erwähnte für gut fand, als er später die 30 Millionen zur Abrundung der Cassenbestände bekannte verlangte, erzählte er weiß von den 38 Millionen, die er zu Baluta-Zwecken brauchte, und von der Nothwendigkeit durch den Kauf der Cassenbestände auf eine zur ordnungsmäßigen Tagesordnung entsprechende Höhe zu bringen, aber er verschwieg, daß die Regierung in den parlamentslosen Zeiten für zahlreiche Investitionsausgaben bei allen Industriellen und Lieferanten das hoch schuldig geblieben war und, daß sich diese Schulden auf viele, viele Millionen summierten, die erst aus dem Erlös der letzten Anleihe zurückgezahlt wurden. Also nicht nur die Cassenbestände, auch die Schuldenlast wird vom Finanzministerium entweder nicht oder nicht der Wahrheit gemäß bekannt. Und wieder in entgegengesetzter Richtung: Die Regierung hat an alle Landesräthe und Landesausschüsse einen Erlaß gerichtet, daß der Berechnung von Verkaufspreisen und Verwaltungsbeiträgen Zinsfuß von 4 in einer Zeit, die durch eine Fülle von Anleihe-Ausschreibungen charakterisirt wird, und dies obwohl der Zinsfuß der Staatsanleihen bedeutend niedriger ist. Das ist eine Zumuthung, die gerade in einer Zeit, wo die Industrie mit Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat, geradezu verbrecherisch ist. Der Zinsfuß kann nicht der Maßstab sein, nach welchem die Preise der Industrie-Erzeugnisse zu schätzen ist, ist jedoch ein ungewöhnliches Beginnen. Selbst in Ungarn, das die Züchtung seiner Industrie mit einiger Impetuosität betreibt, hat man bisher höchlens mit einer Reihe von Geheimerlässen, die erst viel später bekannt wurden, zu wirken versucht, nicht aber sich auf den Patriotismus der Behörden und der Bevölkerung verlassen. Der ist auch viel wirksamer und wo er fehlt, nützen die schönsten Erlasse nichts. Ein solcher allgemeiner Erlass kann auch die unangenehme Folge haben, daß das Ausland zurückschlägt. Die Absicherung des Grundsatzes „Schutz der nationalen Industrie, auch wenn sie theurer offeriert" ist vielleicht ehrlicher als Geheimerlässe, geschieht ist sie nicht. Und mit einer Politik, die sich die Erneuerung der Handelsverträge zum Ziele setzt, stimmt sie auch nicht. Uebrigens bringt das „Kauft nur im Inland" in solcher Uneingeschränktheit auch große Nachtheile mit sich. Der potenzierte Schutz bringt Kartelle und Monopolpreise hervor, übermäßige Gewinne in Bezug auf Lieferzeit, Qualität der Ware ꝛc.

* * * \

diensie hat — alle Achtung. Nun hat gerade Saar mehr als genug, dass ein einzelner sorgenfrei davon leben könnte. Es gibt wenige, die sich's ihr ganzes Leben hindurch so dauern eingerichten verstanden. Und endlich Otto Julius Bierbaum — für seine Lyrik. Nun ist Bierbaum, eine sehr feine und wertere Erscheinung, aus vielen Gründen angregend gewesen. Aber gerade in seiner Lyrik ist viel Klingklang. Und das der erste Lyriker, der aus der Bauernfeld-Stiftung bedacht wird, fast Bierbaum heißt, ist doch eine recht verdrießliche Sache. Es scheint, die Herren betrachten ihre Zugehörigkeit zur Commission als eine Bürde; so befreie man sie davon!

F.

Man schreibt uns aus Paris:

Mit großer Geschicklichkeit hat es Pierre Berton verstanden, aus der Novelle Maupassants das dreiactige Schauspiel „Yvette“ zu machen. Das „Vaudeville“ existiert bei der Erstaufführung, obgleich der Stern dieses Theaters, Frau Réjane, nicht mitwirkte, einen großen Erfolg, und „Yvette“ wird ohne Zweifel eine Weile den Platz auf dem Zettel behaupten. Berton versteht sich ausgezeichnet auf die theatralische Mache und die Mise en scène; in „Yvette“ gibt er uns dafür die schlagendsten Beweise. Da wohnen wir in der letzten Scene des dritten Actes einem Diner bei, wo wir nichts sehen, sondern nur das Klirren der Gläser, Messer, Gabeln, Teller, das Geräusch der Kommenden und Gehenden, die Conversation hören und das ist so geschickt gemacht, dass diese unsichtbare Scene vielleicht der Clou des Stückes ist. Maupassants Novellen sind oft und gut überlegt worden, dass sich nicht weiß, ob man die mit Recht bekannt zu machen hat. Indessen hat er in einem Moment unwiderstehlichen Liebesstammels dem jungen Mädchen vor, seine Maitresse zu werden. Und nun erfährt er, dass Yvette wirklich unschuldig und naiv ist. Sie beginnt klar zu sehen, und verlangt von ihrer Mutter völlige Aufklärung. Diese weiß ihr in einer packenden Scene zuteil. Die Marquise öffnet ihr Herz und gesteht ihr alles. Wenn Yvette heute nicht Stiefel wichsen und den Fußboden waschen muss, hat sie es nur ihrer Mutter zu verdanken, die ihren ehemaligen Stand als Dienstmädchen verlassen hat, um ihre natürlichen Reize zu verwerten. Für ein armes Mädchen gibt es nur zwei Wege entweder zu bleiben, wenn geordnete, schmutzige und verachtete Arbeiten verrichten oder aber die Laufbahn der Cocotte einschlagen. Gesetzliche Gatten finden nur reiche Mädchen, und auch Yvette wird dem Beispiel der Mutter folgen müssen. Von dieser Zwischenwände rettet sich Yvette in ihr Zimmer und beschließt, den Dienst bei ihrer freiwilligen Tod zu gehen. Bei Maupassant stürzte sie sich in den Fluss, Berton zieht das Chloroform vor. Während durch die offene Fenster das Gezwitscher des Diners herein dringt, legt sie sich auf ihr Bett und bedeckt ihr Gesicht mit dem gift getränkten Tuche. Aber sie stirbt nicht, sondern im letzten Augenblick kürzt Jean herein, reißt das Tuch von ihrem Gesicht, und die Liebenden sie schließen, in einem kurzen Lande glücklich zu werden. Dieser romantische Schluss ist die Schwäche des Stückes, welches im übrigen die glänzend scharfe Beobachtung und Charakterschilderung Maupassants beibehalten hat. Jedenfalls ist sobend anzuerkennen, wie vortrefflich Berton die Novelle eines Schriftstellers, der durchaus kein Talent für die dramatische Literatur im Sinne des Theaters hatte, in ein Schauspiel zu verwandeln verstanden hat, ohne dem vorliegenden Stoffe irgendwie Gewalt anzuthun.

Karl Eugen Schmidt.

Bücher.

Das österreichische Sprachenrecht. Eine Quellensammlung, eingeleitet und herausgegeben von Dr. Alfred Fischel. Brünn 1901. Trad und Verlag von Friedrich Irrgang.

Die Sprachenverordnungsära, in der jeden Augenblick der Stand des Sprachenrechtes in Oesterreich eine Aenderung erfahren konnte, scheint abgeschlossen. Ein neuer Sprachenerlass, der in diesem Stelle treten, ist aber noch nicht da. Inzwischen ist es nöthig, sich über den gegenwärtigen Rechtszustand in der Sprachenfrage und seine geschichtlichen Grundlagen zu informieren. Das ist nicht leicht. „Zerstreut sind wie der Verfasser obiger Schrift sagt — „in manchen Winkelreisen und an anderen abseiten Stellen die niemals bei Interesse des Sprachenrechtes" in seiner ganzen weiten Entwickelung als eine Art Gebeimlehre betrachtet, in welche Laube einkennen einzudringen durch Verfügerung der Acten verwehrt wird." Der Verfasser hat nun alle auf das Sprachenrecht in Oesterreich bezüglichen Gesetze und Verordnungen aus der Zeit von 1848 bis auf unsere Tage gesammelt und in chronologischer Anordnung in diesem Buch jeder mann zugänglich gemacht. Ein nach Materien abgetheiltes Register erleichtert noch die Orientierung. Dieser Quellensammlung hat der durch seine gediegenen sprachenpolitischen Schriften, insbesondere auch den Lesern der „Zeit" sehr wohlbekannte Verfasser eine längere Einleitung vorausgeschickt, die eine nur politischem Buch erfassen Geschichte des Sprachenrechtes in Oesterreich enthält. Diese 78 Seiten selbstgeschriebener Rechtsgeschichte erscheinen uns weit wertvoller als die 250 Seiten umfassen de sammelter Patente, Verordnungen, Erlasse und Gesetze, welche das Haupt theil des Buches bilden. Es ist eine Freude, diese Geschichte des Sprachenrechtes durch die manche urthümliche, aber wertvolle treue Auffassung richtiggestellt werden soll. Wichtig erscheinen uns in dieser Beziehung die Auseinandersetzungen S. LXVII. u. ff. über den vielumstrittenen Art. 19 der öster reichischen Verfassung. Dr. Fischel zeigt, dass nach dem ganzen geschichtlichen Zusammenhang dieser Gleichberechtigungsartikel den Nationalitäten nur die Freiheit im Gebrauch der Muttersprache gewähren wollte und konnte, nicht aber, wie von czechischer Seite so oft behauptet wird, Bestimmungen über die Amtssprache der Behörden im internen und im Verkehr mit anderen Behörden treffen konnte. Anderseits widerlegt auch Fischel die Auffassung des deutschen Pfingstprogrammes, als ob es sich erst um „Herstellung eines" Rechtszustandes in Sprachenfragen handle, indem er zeigt (S. LXXIV), dass die allgemeine deutsche Geschäftssprache nicht bloß im Wege einer langjährigen Uebung, sondern durch positive Acte der Gesetzgebung eingeführt worden und noch gegenwärtig in Kraft steht, nur beschränkt durch das im Art. 19 festgelegte Recht des Staatsbürgers. In einem gewissen weiteren Sinne (mit Ausnahmeregelung des Schulwesens) könnte demnach die deutsche Sprache als die zu Recht bestehende Staatssprache bezeichnet werden. Fischel zeigt sogar, dass die Stellung der deutschen Sprache in Oesterreich nicht weit abweicht von der rechtlichen (nicht thatsächlichen!) Geltung der magyarischen Sprache in Ungarn. Fischel tritt daher für die heutigen Verhältnisse von einer gesetzlichen Feststellung der deutschen Staatssprache ab, weil er fürchtet, dass dabei eher eine Verengerung ihres Geltungsgebietes herauskommen würde. Er hält es für richtiger, dass sich erst eine „communis opinio über den bestehenden Rechtszustand von der Sprachenfrage bilde. Dazu hat er mit dem vorliegenden Buche eine wertvolle Vorarbeit geliefert. Eine zweite Sammlung, welche alle bisherigen Versuche zur Neuregelung der Sprachenfrage in Oesterreich mitzutheilen haben wird, soll folgen. Das wird die für den Politiker interessantere Sammlung sein. Sie wird wohl zeigen, dass der alte Rechtsgrundsatz, wie ihn Fischel in dieser ersten Sammlung darstellt, die Völker Oesterreichs schon lange nicht mehr befriedigt.

K.

„Compass“ 1901 12. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von S. Heller. Wien, Alfred Hölder, 1901.

„Finanzielles Jahrbuch für Oesterreich-Ungarn 1902.“ Herausgegeben von Gustav J. Wischnioweky. V. Jahrgang. Wien, VIII/1. Piaristengasse 36.

Der „Compass“ erscheint heuer ganz verändert. Die wohlthätige Concurrenz hat auch dem alten und bewährten „Compass“, der seit Jahren kaum das Minimum des Wissenswerten bot, ein modernes Kleid angethan, das neben dem „Finanziellen Jahrbuch“, dessen ungewöhnliche Reichhaltig keit wir wiederholt rühmend hervorgehoben haben, bestehen kann. Es ist zu hoffen, dass für beide Werke genügend Absatz sei; für unsere Capitalisten, die meist so gänzlich uninformiert sind und ihre völlige Voraussagelosigkeit oft bei der Wahl ihrer Anlagen so oft und schwer gebüßt haben, wäre die Anschaffung eines der beiden Werke und dessen häufige Befragung gewiss keine unrentable Ausgabe. Für jeden, der tiefer ein dringen will, werden sich beide Bücher ergänzen. Denn oft wird er in einem einen Anhaltspunkt über eine Frage finden, die in dem anderen fehlt. Das „Finanzielle Jahrbuch“ ist trotz der heuer erfolgten Bereicherung des „Compass“ im allgemeinen weit reichhaltiger, als dieser, der Text über sichtlicher gruppiert und prägnanter und concise stilisiert; der Vergleich der Bilanzen zweier Jahre ist sehr angenehm. Tagegen stört die wechselnde Reihenfolge von Banken und Industrien, der das Buch nicht durch ein Register oder durch die letzten Daten ergänzt. So fehlt beim Eisenbahnteil der Hinweis auf die wichtigen Ereignisse des letzten Jahres; bei der Bau- und Betriebsgesellschaft fehlt der Vertrag mit Siemens & Halske. Der „Compass“ zeichnet sich insbesondere durch den weit eingehenderen Ausgang aus den Gesellschaftsberichten des letzten Jahres aus. Dafür wird der „Compass“ immer recht gut. Das Neue, das er nach dem Muster des „Finanziellen Jahrbuches“ aufgenommen, ist ihm noch nicht ganz in Fleisch und Blut über gegangen. Bemerkenswert ist folgende Stelle in der Vorrede des „Compass“: „Das bisher Erreichte ist vielfach ein Verdienst meines unmittelbaren Mitarbeiters, Herrn Rudolf Sommer, der mir durch viele Jahre an einem anderen Orte bewiesene volle Vertrautheit mit dem bisherigen Compass' seine Qualification für die ihm gestellte Aufgabe hinreichend dargethan hatte.“ Der Herausgeber des „Compass“ wird also, um das Verdienst unverwirrt zu behalten, seinen Mitarbeiter in Form einer Danksagung gelegen Dichtheit. Das „Finanzielles Jahrbuch“ zum „Compass“ übergegangene Herr Hanel war, wie uns bekannt, nicht der geistige Urheber der vortrefflichen Neuerungen jenes Werkes. Wenn also von Plagiat die Rede sein soll, so ist es jedenfalls nicht dort zu suchen, wo der Herausgeber des „Compass“ es glauben machen will.

W. F.

Karl Wolf: Anno dazumal und heute. Meraner Skizzen. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag.

Carl Wolf ist der Poet Meraus, er verlegt über den gleichen, mit etwas Sport und Ironie gemischten Humor und ist nur um Weniges etwas gutmüthiger als sein bissiger Wiener College, Julius Zeyer und Strizek, das der kleine hübsche Band vereinigt, spielt sich das Leben des Tiroler Curortes wieder, das vielgeschäftige Verhältnis, das sich zwischen den Einheimischen und Fremden entwickelt, und so manches Original, das Meran in seinen Mauern beherbergt. Einen Wert, der über die Absicht der bloßen Unterhaltung hinausgeht, besitzen die drei letzten Skizzen, in denen Wolf die Gründung und Entwicklung der Meraner Volksschauspiele darstellt, die ja mit seinem Namen so innig verknüpft sind. Dass sein an derer Name nichtsdestoweniger dabei nicht vergessen kommt. Das und der einheimische Ton, den das Localcolorit einer Stadt zu verleihen vermag, haben das kleine Werk über seine Dauer, die wohl gewünscht, gesammelten Feuilletons gehoben.

H. Uhlirz.

Digitized by Google

Revue der Revuen.

In den zwei ersten Oktobertagen der am 1. October sechzig Jahre alt gewordenen „Grenzboten“ bekandelt R. Hempel äußerst feinsinnig das Thema der Wasserwirthschaft. Er schildert die mit unserer Cultur stetig wachsende Wasserverarmung und die gleichzeitig steigende Hochwasserbedrohung, welchen Gefahren nur durch ein umfassendes System von Thalsperranlagen vorgebeugen wäre. Diese bei richtiger Construction völlig gefahrlosen Bauten könnten in Zukunft zu der so nothwendigen Erschließung neuer decentralisierter, und billiger gewerblicher Betriebsstraße führen, wie sie heute schon in Indien, Algier, den spanischen Mittelmeerprovinzen das Fundament der Landwirtschaft bilden. Frankreich unterhält seit großes Canalnetz durch Thalsperrenwälle. Ausgedehnte Waldanlagen werden zum großen Theil durch Thalsperren mit Trink- und Nutzwasser versehen und Amerika bestredt sich neuester Zeit am meisten, die Vortheile großer Thalsperreinrichtungen sowohl für Wasserversorgung der Städte, als auch für industrielle und Schiffahrtszwecke sich nutzbar zu machen.

„Revue blanche“ (October). Unter dem Titel „Der asiatische Dreibund“ beschreibt Elisée Reclus, in welch geschickter Weise der Czar es verstanden hat, den Dalai-Lama, den Papst der Buddhisten, für sich zu gewinnen, wie ihm dabei der Khambo Lama, der Oberpriester des dem Czar unterthänigen Stammes der Buraten, der in der Nähe des Baikalsees residiert, als Vermittler diente, und wie das Buddhismus dieser beiden Kirchenoberhäupter, von denen einer über 200 Millionen und der andere über 120 Millionen Seelen herrscht, die sicherste Gewähr für die bevorstehende Oberherrschaft Russland über Asien bietet.

„Nouvelle Revue“ (October). Dr. Octave Tabary schreibt über „die soziale Gefahr der Tuberculose“ und die Nothwendigkeit, Sanatorien zu errichten. In Frankreich sterben alljährlich 150.000 Personen an Tuberculose. 90 Procent aller Fälle nehmen einen tödtlichen Ausgang, und ein Viertel aller Sterbefälle in Paris entfallen auf die an Tuberculose Erkrankten. Dennoch geschieht von staatswegen nichts, um dem Uebel zu begegnen. In Deutschland gibt es innerhalb der Arbeiterschaft gegenwärtig etwa 90.000 Tuberculöse, aber ihre Zahl verringert sich stetig, dank den Heilanstalten, die in allen Theilen des Reiches entstehen. Edmond Piton beklagt in seinem Artikel über den französischen Journalismus, das Ueberhandnehmen der Zeitungslektüre, wo die die Bücher immer mehr verdrängt. Da es aber unmöglich scheint, dieser Bewegung zu begegnen, so sollte wenigstens das literarische Niveau, der Zeitungen gehoben und eine Schule des Journalismus gegründet werden, um jene öffentlichen Lehrer des Volkes, die Zeitungsschreiber, rationell vorzubilden.

„Mouvement Socialiste“ (1. und 15. October). G. Fauquet schreibt über den Gesetzentwurf der Altersversorgung in Bezug auf die Hausindustrien. In seiner gegenwärtigen Fassung sind die staatlichen arbeitenden Handwerker und ihre Arbeitsgeber von den obligaten Zahlungen an die Arbeiterclassen befreit, während die in Ateliers angestellten sich einen Lohnabzug von 5, 10 oder 15 Centimes gefallen lassen müssen und auch ihre Brotherren eine entsprechende Zahlung regelmäßig zu leisten haben. Der Verfasser erblickt darin eine ungerechtfertigte Bevorzugung der so schädlichen Hausindustrie, die der Arbeitgeberin die schrankenlose Ausbeutung der Arbeiter gestattet und von den schadlichsten wirtschaftlichen und sanitären Folgen für die arbeitenden Classen ist. Statt sie auch zu unterstützen, sollte durch den obligaten Beitrag der Arbeitgeber Letzteres ohne eine Art von Controle über diese Ausbeuter gefahrt werden.

„Contemporary Review“ (October. Miss Hobhouse erzählt wahre Schauergeschichten von den englischen Feldlagern, in denen die Frauen und Kinder der Buren zusammengepfercht werden. Seit den Zeiten Nebukadnezars habe man es nicht gehört, daß 93.000 Weiber und Kinder in ein Lager gesperrt und dort lediglich ihrem Schicksal überlassen wurden. Die Boeren und der civilisierte Theil der Welt aber, aber weder für Aerzte, noch für Pflegerinnen wurde von Seite der englischen Regierung gesorgt und was den unerwarteten zu wilden Ausbruch der Entsetzlichkeit der Lage gesprengt wurde, erreichte in den meisten Fällen nicht einmal den Rang jener Betrunkenen, der kam, kam, den Kranken zu Hilfe, sondern der Weiber. Im englischen Feldlagern angaben. Die Sterblichkeit erreichte dem auch eine unerhörte Höhe: 600 Frauen und 3245 Kinder sollen bisher dem Opfer und das große Sterben, das etwa zehn Monate im Tag dahinrafft, dauert heute noch fort. Die Regierung aber bedauert sich auf ethische Gründe und ärztliche Verordnungen und lehnt da mit jeglichen Eingriff weiter, obwohl es Todesfälle zu allen bisherigen Schrecken auch noch das Gespenst der Hungersnoth in greifbarer Nähe droht.

„National Review“ (October. Ein anonymer Artikel von „Argonaut“ über die wahrscheinliche Zukunft von Südamerika. Die Bevölkerung Staaten wenigen und der Arm sein und einer einverstanden Seite Mensch und der westlichen Hemisphäre entwickelung unterkommen. Denn ein Bündnis hierin werde dieser gemacht werden, und zwar von Deutschland. Es besteht ein Handelsverträges Einvernehmen zwischen Russland und Deutschland, wonach dieses hinsichtlich der Südstaaten Vorrechte und Zusagen in Asien in Südamerika entschädigen solle. Verbindung trachten, um mehr als bisher Deutsch-Tirol Deutschen und Italien in Amerika zu, aber den Deutsche Staaten werde es schon deutschen dem Land einverleiben, das sie in Europa zu erhalten und sich so noch auf eine deutsche Bevölkerung berufen zu können, als ob sie noch

drei großen Mädchenblumen noch hineinflechten wollten. Aber wie sollte das geschehen?

Madame Cantin hatte anfangs noch gezweifelt, aber bald hatte sie Gewißheit. Nicht lange, so mußten es auch die anderen merken. Der Gedanke an die Kinder beunruhigte sie. Sie fragte ihren Mann: „Soll man es ihnen sagen?"

Wenn sie an ihre Töchter dachte, so beschlich sie jedesmal ein unbestimmtes Schamgefühl, eine Verwirrung und peinliche Empfindung. Sie wurde roth in ihrer Gegenwart, als ob es ein abnormer Fall und eine Schande wäre in ihren Jahren noch den Sinnen zu fröhnen. Auch die Liebe hat ihre Zeit. Es gieng ihr umgekehrt, wie einem halb unreifen, lockeren Mädchen, das gefallen ist und sich nun vor der ehrbaren Mutter schämt. Sie litt an der Unschuld ihrer Töchter. Dieselbe Frage quälte sie immerzu; sie wußte nicht, sollte sie es lieber gestehen oder bis zuletzt schweigen.

„Sie werden es schon selbst merken," meinte ihr Gatte.

„Aber weiß?" antwortete Madame Cantin. „Sie sind so unschuldig geblieben!"

So unschuldig, wahrhaftig! Keine war in einer Pension gewesen. Ihre ganze Erziehung hatte zu Hause unter den Augen der Mutter stattgefunden, durch besondere Lehrer und Erzieherinnen. Keine unliebsame Berührung, keine von jenen Schulbekanntschaften, die so oft nur verderben und beschmutzen. Ein Dunstkreis der Zurückhaltung und Frömmigkeit war um sie gewesen. Sie hatten die Scham der jungen Rosen, denen sie glichen, und nach denen sie hießen: Rosa, Rosette und Rosine — so ähnlich, wie sie waren, daß man sie ohne ihre Altersunterschiede verwechselt hätte. Rosa war jetzt achtzehn, Rosine sechzehn und Rosette, die letzte, die kleine Rosa, erst dreizehn Jahre. Aber alle trotzdem gleich, in ihrer Kleidung wie ihrem Goldhaar, das zu ein und derselben Haarflut zu gehören schien, und in ihrem zarten, offenen, feinfühligen Wesen. Sie giengen stets eng umschlungen, die Arme einander um die Hüften gelegt, und in eine einzige harmonische Gestalt verschmelzend. Man konnte glauben, daß ihre Schritte von ein und derselben Bewegung gelenkt wurden. Sie waren wie die drei Segel eines Schiffes, stets im Einklang miteinander und von der gleichen Empfindung beseelt; sie schwärmten für die gleiche Musik und unternahmen alles, was sie thaten, gemeinsam.

Es quälte Madame Cantin also nicht wenig, ob ihre Töchter wohl etwas ahnten. Denn man konnte es jetzt schon merken .... Sie erröthete in ihrer Gegenwart immer mehr, suchte ihr Heil in weiten Feiserménteln und machte verhüllende Bewegungen, als hätte sie ihnen eine Schande zu verbergen, eine Sünde, die ihre Unschuld nicht trüben sollte. Sie waren unschuldig! Aber Unschuld ist nicht Unwissenheit. Wußten sie schon um das Mysterium der Geschlechter und der Mutterschaft? Waren sie auf das, was kommen mußte, gefaßt? Oder sollte man es ihnen im voraus sagen? Rosette, die erst dreizehn Jahre alt war, war ganz gewiß noch ganz unschuldig. Aber Rosa, die älteste, war achtzehn! Konnte man annehmen, daß sie harmlos war, wie die heilige Agnes? Sie hatte doch gewiß auf Spaziergängen und selbst unter ihren Bekannten erwartende Frauen gesehen und sich Gedanken darüber gemacht. Schließlich ist dieser Zustand doch **sichtbar**. Die zweite, Rosine, war sechzehn Jahre. In diesem Alter erwacht der Geist; sie konnte also auch nicht mehr unwissend sein. Und außerdem dachten diese drei Schwestern, die einander so ähnlich und so einmüthig miteinander waren, stets dasselbe und sagten sich alles. Rosa mußte es wissen, **folglich** auch Rosine. Aber dann mußte Rosette, die jüngste, es auch wissen. Dieser Gedanke that der Mutter weh, sie wußte nicht, warum. Wie? Ihre kleine Rosette sollte ihretwegen in der Ruhe ihrer unentwickelten Kinderseele, ihrem unberührten Schamgefühl gestört werden? Und da sie doch nicht alles verstehen würde, so würde sie eine Art von Widerwillen und Ekel gegen ihre Mutter empfinden, als wäre es ihr klar geworden, daß sie schamlose Eltern hatte, die mit jenen unaussprechlichen Dingen zu thun hatten, vor denen sie selbst die Augen schloß.

Madame Cantin gerieth in eine schmerzliche Aufregung. Namentlich, weil Rosette jetzt unruhig, traurig und besonders blaß aussah. „Was hast du?" fragte sie. Sie fragte die Schwestern. Alle antworteten, sie hätte nichts. Die Mutter fühlte trotzdem, daß der Fall dieser jungen Seelen zu beschäftigen begann. Aber inzwischen? Noch einmal wollte sie alles freiweg gestehen und schlug es ihrem Manne vor.

„Nicht doch, lass den Dingen ihren Lauf. Das findet sich schon ganz von selbst!"

Eines Abends saß Madame Cantin nach einem warmen Nachmittage noch lange in der Gartenlaube .... Es war schön hier in diesem Winkel, unter dem grünen Gewölbe mit seiner schatten spendenden Hülle und dem bläulichen Dämmerlicht, wie in einem Kirchenschiff. Das dichte Blattwerk verdeckte sie fast völlig. Sie saß und träumte, in einen Rohrstuhl gelehnt und der schweren Frucht der Liebe müde .... der Liebe ihres letzten Herbstes, die in diesem Garten geboren ward, eine spätе Rose und Mitschuldige des Gartens. Sie dachte an die nahe Niederkunft. Sie dachte an ihre Töchter, besonders Rosette, die immer kummervoller wurde, ohne zweifel infolge des Zustandes der Mutter. Plötzlich sah sie ihre drei Töchter am Ende der Allee auf und ab gehen. Sie waren eng verschlungen, jede hatte den Arm um die Hüfte der anderen gelegt, wie gewöhnlich, und so bildeten sie nur ein Ganzes. Dieselbe Bewegung belebte sie. Es war wie eine und dieselbe Welle, nur auf der einen Seite, wo die Aelteste gieng, stand sie etwas über. Sie plauderten vertraulich und schlenderten auf und ab. Die Mutter konnten sie nicht sehen, und diese, in der Hoffnung, etwas zu erlauschen, hielt sich hinter dem dichten Laubwerk der Laube verborgen. Hin und wieder erhaschte sie einen Zipfel der Unterhaltung.

„Doch! Ich bin sicher, Mama ist krank. Ihr wollt es mir nur nicht sagen. Sie hat ein schweres Leiden. Ich habe ihren Leib gesehen .... Und so häßlich ist sie jetzt! Ich mag nicht, daß Mama so häßlich ist" ...

Rosette schluchzte; Rose, die Aelteste, suchte sie zu trösten.

„Nicht doch, ich versichere es dir, es ist nichts. Es wird bald vorüber sein. Warte nur noch ein paar Wochen .... Mutter wird wieder wie früher. Aber sprich mit ihr vor allem nicht darüber."

„Ja," bestätigte Rosine, die zweite, „Rosa hat ganz recht. Weine nicht mehr, Rosette."

Und die harmonische Gruppe schritt weiter, in derselben einmüthigen Bewegung der rollenden, fleigenden, sinkenden Welle.

Madame Cantin hielt ihren Athem an und weinte in ihrer Laube, still vor Freude, Rührung und Bewunderung. Also Rosa und Rosine wußten Bescheid, Rosette wußte nichts. Mit welch zarter Rücksicht hatten sie der Jüngsten das Geheimnis verschwiegen! Madame Cantin erröthete fortan noch mehr vor ihren Töchtern, seit sie wußte, daß diese nicht mehr unwissend waren. Sie stahl sich fort und blieb allein mit Rosette, die noch nichts ahnte.

Zum Glück trat das Ereignis bald ein und befreite die Mutter von der täglichen, wirklichen Qual im Verkehr mit ihren großen Töchtern, in deren Gegenwart sie stets eine Art von Scham, ein täglich zunehmendes, seelisches und physisches Unbehagen beschlichen hatte.

Aber sobald das Kind geboren war, machte es ihr nichts mehr aus, es ihren drei Töchtern zu zeigen, davon zu reden und in freudiger Erregung sich seiner zu rühmen. Das Kind hatte alle Sünde von ihr genommen.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer **SAUERBRUNN**

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannagasse Niederlage seiner **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Permanente **Möbelausstellung** Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen III. Hunyadigasse 8—11 Stadthalle-Ballestelle: Aussichtsstrasse, Neue Wr. Tramway Hasenauerstrasse. Geöffnet Sonntag, Montag und Donnerstag von 10 bis 6 Uhr. Entrée Dienstag 1 Krone, Sonntag und Donnerstag 50 Heller

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle hervorragenden Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und verschickt an seine Abonnenten Artikel und Notizen über jeden gewünschten Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Die

XXIV. regelmässige Jahressitzung der Generalversammlung

der

Oesterreichisch-ungarischen Bank

findet im Monate **Februar** des Jahres 1902 statt.

Die stimmberechtigten Actionäre,*) welche dieser Generalversammlung als Mitglieder angehören wollen, werden eingeladen, spätestens bis **Samstag den 30. November 1901,** zwanzig auf ihren Namen lautende, vor dem Juli 1901 datierte Actien der Oesterreichisch-ungarischen Bank sammt Couponsbogen bei der Depositenabtheilung der Hauptanstalt in Wien oder bei der Hauptanstalt in Budapest oder bei einer Filiale zu hinterlegen oder vinculieren zu lassen.

Tagesordnung, Ort und Stunde der Sitzung werden den Mitgliedern der Generalversammlung mittels besonderer Kundmachung in den zu Wien und Budapest erscheinenden Amtsblättern rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Wien, 26. October 1901.

OESTERREICHISCH-UNGARISCHE BANK.

Bilinski
Gouverneur.

Schlumberger
Generalrath.

Pranger
Generalsecretär.

---

*) Artikel 14 der Statuten der Oesterreichisch-ungarischen Bank, Alinea 1: An den Generalversammlungen der Oesterreichisch-ungarischen Bank können nur österreichische und ungarische Staatsangehörige theilnehmen.

Artikel 15 der Statuten: Von der Theilnahme an der Generalversammlung ist ausgeschlossen:
a) wer nicht im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte steht, insbesondere auch derjenige, über dessen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden ist, bis zur Beendigung desselben;
b) wer infolge einer strafgerichtlichen Verurtheilung in seinen bürgerlichen, politischen oder Ehrenrechten beschränkt ist, solange diese Beschränkung andauert.

Artikel 18 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalversammlung kann nur in eigener Person und nicht durch einen Bevollmächtigten erscheinen und hat bei Berathungen und Entscheidungen, auch wenn es in mehreren Eigenschaften an den Verhandlungen theilnehmen würde, nur eine Stimme.

Artikel 19 der Statuten: Lauten Actien auf juristische Personen, auf Frauen oder auf mehrere Theilnehmer, so ist derjenige berechtigt, in der Generalversammlung zu erscheinen und das Stimmrecht auszuüben, welcher sich mit einer Vollmacht der Actieneigenthümer, sofern die e österreichische oder ungarische Staatsangehörige sind, ausweist. Bevollmächtigte müssen aber mit Ausnahme des Actienbesitzes ihren persönlichen Eigenschaften nach (Artikel 14 und 15) fähig sein, an der Generalversammlung theilzunehmen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Digitized by Google

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 9. November 1901. Nummer 371.

Warum wir verarmen.

In seiner letzten Budgetrede hat Herr v. Koerber wieder eine jener halbwahren Sentenzen in Umlauf gesetzt, durch deren schillernde Oberflächlichkeit er alle oberflächlichen Geister so unwiderstehlich anzuziehen pflegt. „Wir dürfen unsere Bevölkerung nicht verarmen lassen, möge die nationale Frage noch so brennend sein" — so rief Herr v. Koerber pathetisch aus, und alle parlamentarischen Flachköpfe, die bewundernd ihn umstanden, brummten ihr „Sehr richtig!" dazu. Wenn man ihn so sprechen hört, sollte man wirklich meinen, dass Herr v. Koerber den Willen und die Mittel besäße, Oesterreich der Verarmung zu entreißen und es aus seiner von ihm so laut beklagten Rückständigkeit dem Gedeihen zuzuführen, wenn wir ihm nur eine kleine Bedingung erfüllen, wenn wir nur endlich aufhören wollten, uns mit der brennenden nationalen Frage zu beschäftigen. Die regierungsfreundliche Presse spinnt den Faden weiter, und wenn es noch Leute gäbe, die ein Wort von dem glauben würden, was in solchen Blättern gedruckt wird, müßten sie ernstlich annehmen, dass Herr v. Koerber das Füllhorn wirtschaftlicher Prosperität über Oesterreich auszuschütten im Begriffe steht, und an dieser Völkerbeglückung nur durch die vertrackten Zungzechen im Parlament und insbesondere den Abg. Dr. Kramaŕ gehindert wird, der so „altern" ist, die Lösung der nationalen Frage zu verlangen. Ja, wenn diese Forderung altern wäre, dann müssten alle die guten und besten Oesterreicher, die sich seit fünfzig Jahren um die Lösung dieser Frage bemüht haben, alberne Tröpfe gewesen sein, unter ihnen auch niemand Geringerer, als Herr v. Koerber selbst, der gleichfalls im Anfang seines Regimes das nationale Problem allen anderen voranstellte, bis auch dieser Fuchs nach mehreren unfähigen Versuchen die Trauben zu sauer fand, die seiner staatsmännischen Statur zu hoch hingen.

Leider liegen aber die Dinge nicht so einfach. Wenn schon alle parlamentarischen Parteien Herrn v. Koerber den Gefallen thäten, die nationale Frage ruhig weiter brennen zu lassen, ohne sich durch Löschungsversuche den ihnen von Herrn v. Koerber gesetzten Aufgaben zu entziehen, was wäre dann erreicht, wo blieben die vom Herrn v. Koerber geplanten Maßregeln, die die Verarmung der Völker Oesterreichs aufzuhalten geeignet sein sollen? Was Herr v. Koerber vom Parlament verlangt, wissen wir ja. Vor allem wünscht er, dass bis das Budget für 1901 und 1902 bis Mitte December durchberaten sein werde. Aber wie sollte dadurch der Verarmung gesteuert werden? Ja, wenn diese rasche Beratung zur Folge hätte, dass einige überflüssige Posten im Ausgabenetat gestrichen oder herabgesetzt, wenn sie zur Folge hätte, dass der Einnahme-Etat gemäß dem wirklichen Erfolg der Finanzgebarung in den letzten Jahren nach oben hin richtiggestellt, wenn sie zur Folge hätte, dass die von der Regierung beantragte Ausgabe von Tilgungsrente und die dadurch bereitgestellte Zinsenerhebasfung der Volkswirtschaft vermieden werden würde: dann wäre zwar auch nicht dem Verarmungsprozeß der Bevölkerung Einhalt gethan, aber soviel wäre immerhin geleistet, als sich zu diesem Ende bei der Budgetberathung leisten läßt. Aber sind denn dies Herrn v. Koerbers Absichten, ist dies das Ende, zu dem er die Budgetberathung zu beschleunigen wünscht? Durchaus nicht! Herr v. Koerber wünscht durch die rasche Budgetberathung die verarmte Bevölkerung Oesterreichs zu Gunsten des ostjährlich mit finanziellen Gebarungsüberschüssen gesegneten Fiskus noch um einige neue Millionen Auferzinsen und überdies durch eine neue Steuer, die Fahrkartensteuer, zu erleichtern, die des Koerberschen Arbeitsprogrammes zweitdringlichen Gegenstand bildet.

Den nächsten Programmpunkt bildet der Ausgleich mit Ungarn. Ja, beim Ausgleich könnte allerdings etwas gegen die Verarmung Oesterreichs geschehen, mehr jedenfalls als beim Budget. Der Thatsächliche Ausgleich kostet uns einige Millionen jährlich mehr als seine Vorgänger, und um so viel macht er Oesterreich ärmer. Natürlich, da das Parlament jetzt wieder arbeitet, könnte er zu unserem Vortheile zurückrevidiert werden. Auch bei den Handelsverträgen, die den nächsten Programmpunkt des Herrn v. Koerber bilden, könnte Einiges für unsere Volkswirtschaft geleistet werden. Der Cardinalfehler unserer bisherigen Handelspolitik ist ja doch allbekannt. Man hat auf dem Balkan und in Rußland Absatzmärkte oder -Möglichkeiten unserer Industrie aufgegeben, um der ungarischen Landwirtschaft gegen die agrarische Conenurrenz dieser Länder zu helfen. Diese unösterreichische, um nicht zu sagen, antiösterreichische Handelspolitik hat auch zur Verarmung Oesterreichs das Ihrige beigetragen. Für einen österreichischen Staatsmann wäre es gewiß eine dankbare Aufgabe, wenn er die an Ungarn verloren gegangene handelspolitische Suprematie Oesterreich wieder zurückerobern wollte. Doch all dies, eine Revision des Ausgleichs, eine Revision der Handelspolitik zu Gunsten Oesterreichs, ist dies etwa Herrn v. Koerbers Absicht? Nur politische Kinder haben die klangvollen Phrasen geglaubt, mit denen es sich bei der Wiedereröffnung des Parlaments als der specifisch österreichische Staatsmann gegen ungarische Uebergriffe in Scene zu setzen versucht hat. Seitdem er aber in Budapest die übliche Kopfwaschung über sich hat ergehen und in seiner letzten Rede auch noch sein förmliches Pater peccavi gegenüber Ungarn gesprochen hat, sind sich auch die politischen Kinder darüber klar, dass der ungarische Ausgleich und die internationalen Handelsverträge, die Herr v. Koerber schließen wird, unser Kraut nicht fett machen werden.

Damit ist das vielgerühmte Wirtschaftsprogramm des Herrn v. Koerber erschöpft, aber noch lange nicht sind es die Ursachen unserer Verarmung. Man müßte viel schreiben, um sie aufzuzählen. Man müßte von dem Großgrundbesitz sprechen, der die Klinke der Gesetzgebung handhabt, um sich bei jeder Gelegenheit wirtschaftliche Sondervortheile auf Kosten der minder reichen Bevölkerungsclassen zu verschaffen und auch noch beim Steuerzahlen spreicelle Nachlässe genießt. Man müßte vom Großcapital sprechen, das seine faulen Unternehmungen vom Staate subventionieren läßt. Man müßte vom Clericalismus sprechen, der unter thätiger Mithilfe unserer Unterrichtsverwaltung die Massen verdummung fördert und dadurch auch die Entfaltung der geistig-wirtschaftlichen Kräfte der Bevölkerung hemmt. Man müßte über die Bureaukratie noch ein Wörtlein sprechen, über die Sinecuren- und Protectionswirtschaft in ihr, die sie unfähig macht, der wirtschaftlichen Initiative der Bevölkerung die angemessene Förderung zu leihen. Man müßte von vielem anderen noch sprechen, wenn man erzählen wollte, warum wir verarmen. Von all dem spricht aber Herr v. Koerber nicht. Nur von der nationalen Frage spricht er, als ob die Beschäftigung mit ihr die einzige oder auch nur die hauptsächliche Ursache unserer Verarmung wäre. Allerdings, der nationale Kampf kostet uns auch ein gut Stück wirtschaftlicher Kraft, insoferne als er die Völker hindert, sich zu vereinigen, um ihrer Ausbeuter Herr zu werden. Wenn wir ihn aber, Herrn v. Koerbers neuesten Rathschlägen folgend, ungeschlichtet lassen, wird er noch weiter an unserer Kraft zehren. Solange wir diese Frage brennen lassen, müssen wir auch unsere Bevölkerung verarmen lassen. Die Lösung der nationalen Frage ist deswegen das wichtigste Problem dieses Staates, die Vorbedingung jedes, auch des wirtschaftlichen Fortschrittes in Oesterreich. Das ist einmal auch Herrn v. Koerbers Meinung gewesen, und die unsrige ist sie, k. trotz seines Abfalles, auch heute noch.

K.

Das österreichische Sprachenrecht.

Die Sprachenfrage ist gegenwärtig in ein für die Deutschen Oesterreichs sehr nachtheiliges Stadium getreten. Von den sprachlichen Forderungen, welche die Deutschen Böhmens seit Jahrzehnten verlechten haben, ist seit Anbeginn der Sprachenverordnungen von Badeni-Gautsch gar nicht mehr die Rede; die Czechen spielen sich seitdem auf die Verletzten und Unbefriedigten, und haben es verstanden, nicht nur immer neue Zugeständnisse verschiedenster Art von der Regierung zu erlangen, sondern auch eine neue Stellung in dem Sprachenstreite einzunehmen, welche ihnen eine neue, höchst gefährliche Angriffslinie zu ihrem Ziele, zur Czechisierung des inneren Dienstbetriebes der staatlichen Behörden in den Sudetenländern eröffnet.

Die czechische Auffassung der Sprachenfrage, die der deutschen Auffassung völlig entgegengesetzt ist, bietet freilich der Kritik manche

Digitized by Google

Blöße und läßt sich durch objective historische Betrachtung der bisher in Oesterreich erflossenen Vorschriften überzeugend widerlegen. Das zeigt namentlich das neuerschienene und von den deutschen Blättern bereits gebührend gewürdigte Buch von Dr. Alfred Fischel: „Das österreichische Sprachenrecht." (Vergl. Nr. 370 der „Zeit".) Allein gerade dieses Buches und seiner Vorzüge wegen scheint es angezeigt, neben der theoretischen auch die praktische Seite des Sprachenrechtes zu betonen. Es wäre ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man sich auf deutscher Seite dabei beruhigen wollte, daß die gegnerische Ansicht der wissenschaftlichen Kritik nicht standhält, und daß die eigene Ansicht über das Sprachenrecht historisch und juridisch fest begründet ist. Recht ist doch nur das, was wirklich gilt und angewendet wird. Und die Anerkennung des Rechtes ist nicht bloß eine Sache theoretischer Erkenntnis, sondern vor allem auch eine Sache des Wollens. Je wichtiger eine Rechtsfrage ist und je näher sie dem politischen Gebiete liegt, desto leichter kann es geschehen, daß eine historisch und theoretisch schwach begründete Ansicht doch praktisch die Oberhand behält.

Um das österreichische Sprachenrecht der Gegenwart festzustellen, genügt es also nicht, die Geschichte und die Documente des Sprachenrechtes vorzuführen und daraus objectiv zu entwickeln, was heute als Regel gelten sollte. Man muß noch weiter fragen, hat die historisch richtige Auffassung des Sprachenrechtes ihre praktische Geltung dauernd bewahrt, werden die theoretisch bewiesenen Regeln der sprachlichen Ordnung wirklich allgemein anerkannt und angewendet?

Diese Frage kann leider nicht bejaht werden. Wenn man die Thatsachen nüchtern und ohne Optimismus betrachtet, muß man vielmehr sagen, in Oesterreich gibt es heute in Sprachenfragen kein Recht und keinen Rechtszustand, sondern nur Rechtsunsicherheit.

Es ist ja richtig, daß die deutsche Geschäftssprache im achtzehnten Jahrhundert in allen österreichischen Ländern für die kaiserlichen Behörden ausschließlich vorgeschrieben war, und zwar vorgeschrieben durch Verfügungen, die man als gesetzliche ansehen kann, sowie daß diese gesetzliche Einrichtung im neunzehnten Jahrhundert für einzelne Dienstzweige durch zweifellose Gesetze bestätigt wurde. Die richtige historische Auffassung hätte also die Ausschließlichkeit der inneren deutschen Amtssprache als eine gesetzliche und nur im gesetzlichen Wege zu modificierende Einrichtung erklären müssen. Allein die österreichische Regierung selbst hat diesen richtigen Standpunkt verlassen, und es war sogar das deutsche Bürgerministerium, welches sich durch die politische Zwangslage zu dem heute unbegreiflichen Schritte verleiten ließ, und im Wege einer Ministerialverordnung in Galizien die deutsche durch die polnische Amtssprache ersetzte. Allerdings haben die Deutschen in dieser Frage auf den historischen Standpunkt zurückgegriffen, als der polnische Staatsmann Badeni nun auch in Böhmen und Mähren die innere deutsche Amtssprache im Verordnungswege preisgeben wollte, und haben die Badenischen Verordnungen unter dem Gesichtspunkte der Ungesetzlichkeit bekämpft. Allein, man muß wohl sagen, daß die Aufhebung dieser Verordnungen mehr der Macht der politischen Verhältnisse, als der Wirkung und Anerkennung der deutschen Argumente zu danken war.

Gegenwärtig richtet sich auch die czechische Lehre gegen den Verordnungsweg, aber natürlich nicht, weil sie die deutsche Dienstsprache als gesetzlich begründet ansieht, sondern umgekehrt, weil sie die Anwendung der czechischen Sprache im inneren Dienst der Staatsbehörden schon als gesetzlich angeordnet erklärt. Die Gesetze, auf die man sich dabei beruft, sind bekanntlich die erneuerte Landesordnung für Böhmen von 1627, das kaiserliche Cabinetschreiben vom 8. April 1848 und der Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die Rechte der Staatsbürger. Freilich ist diese neueste czechische Lehre nichts weniger als überzeugend; denn mit der inneren Amtssprache der landesfürstlichen Behörden hat weder die erneuerte Landesordnung, noch der Art. 19 des Gesetzes zu thun, und das Cabinetschreiben, das 50 Jahre in Vergessenheit geschlummert hat, ist nur eine politische Kundgebung des Monarchen, aber kein Gesetz und hat keine einzige der für ein Gesetz nothwendigen Eigenschaften. Allein, was hilft es, daß die Deutschen seit übergangt sind von der Unsicherheit der czechischen Auffassung, wenn diese Auffassung trotz aller Widerlegung zum Glaubensartikel aller czechischen Kreise, auch der czechischen Beamten und Richter geworden ist bei den maßgebenden politischen Factoren Zustimmung findet, wenn sie seit dem Ministerium Clary noch von keiner Regierung eine ausgesprochene Abkehrung erfahren hat, und wenn selbst die Wiederherstellung der inneren deutschen Dienstsprache in Böhmen noch immer nicht gelungen ist. Es bedeutet eines selbst bei den österreichischen Deutschen seltenen Optimismus, unter so bedrohlichen Umständen sich mit dem „sicheren Vorrang" des deutschen Amtssprache zu begnügen oder hier gar von einem „Rechtszustande" zu sprechen.

Einen solchen die Deutschen zu nennen, ist ein Hohn, ein „Rechtszustand" wäre es, daß noch § 13 des alten Gerichtsordnung jedes Gericht auch im äußeren Dienst ausschließlich nur seine Amtssprache anwenden dürfe, und daß weder in Böhmen noch in Kärnthen der Czechische Gerichtsverkehr da wäre. Und doch ist dieser Zustand und auch die Thatsache, daß Sprachenverordnung verschwunden ist, Mit der deutschen inneren Amtssprache kann es ebenso gehen, und umso leichter, denn dazu braucht es nicht einmal einer Verordnung. Das ist eben der Trie der neuesten czechischen Lehre, welche in der Verordnung von Gautsch nur eine Gesetzesauslegung sieht und deshalb die Aufhebung dieser Verordnung durch Clary als ungesetzlich und unzulässig erwirkt. Schon hat der Oberste Gerichtshof die Gesetzmäßigkeit des Cabinetschreibens vom 8. April 1848 gegentlich anerkannt und damit die wichtigste Grundlage der neuen czechischen Lehre bestätigt. Es bedarf jetzt nur der stillschweigenden Nachsicht einer „unparteiischen" Regierung, und die czechische Beamtenschaft geht ohneweiters über die Clary'schen Erlässe zur inneren czechischen Amtssprache über.

Doch schon bevor es zu diesen letzten Schritte kommt, macht sich die Unsicherheit in der Sprachenfrage in einer für die Autorität und Sicherheit der Staatsverwaltung sehr bedenklichen Weise geltend. Es besteht in der böhmischen und mährischen Beamtenschaft eine unüberbrückbare Kluft. Die einen glauben an die Gesetzlichkeit der deutschen Dienstsprache, wie an die volle Rechtsgiltigkeit der Verfassung; die anderen glauben, wie an das böhmische Staatsrecht, so auch an die Ungiltigkeit der Clary'schen Erlässe und an die Gesetzlichkeit der inneren czechischen Dienstsprache. Weder den einen noch den anderen kann ein persönlicher Vorwurf gemacht werden. Die Rechtsanschauung ist eben nicht bloß ein logisches Exempel, sie ist eine Ueberzeugungs- und Willenssache, und die Beamten können sich dabei begreiflicherweise dem Strömungen der öffentlichen Meinung und den Stimmungen ihrer Volksgenossen nicht ganz entziehen. Aber es ist auch begreiflich, daß eine so tiefgreifende Meinungsverschiedenheit in einer politisch wichtigen Sache weder das collegiale Zusammenwirken der Beamtenschaft noch das Vertrauen der Bevölkerung in der Staatsverwaltung fördern kann, und daß namentlich die deutsche Bevölkerung Nordböhmens den czechischen Beamten und Richtern kein Vertrauen entgegen bringt.

Die Unsicherheit in der Sprachenfrage ist ein krankhafter Zustand, der die Lebenselemente des Staates bedroht, der nicht durch historische und juridische Betrachtungen, sondern einzig durch einen Schritt der Gesetzgebung geheilt werden kann. Es gilt heute mehr als je der Satz des Pfingstprogrammes: „Die Herstellung eines Rechtszustandes in Sprachenfachen ist eine unerläßliche und unausschiebbare Bedingung für das Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten, sowie für die Sicherung geordneter Zustände in Oesterreich".

Prag. **Prof. Dr. Emil Pfersche.**

Eine Gerichtsverhandlung unter den Auspicien des hl. Alfons von Liguori.

Von Graf v. Hoensbroech (Groß-Lichterfelde bei Berlin).

In den Lehrkörper einer jahrzehnthäufig evangelischen Hochschule sind eine Anzahl von Lehrern aufgenommen worden unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie gegen die evangelische Lehre weder in Wort noch in That etwas unternehmen. Die Einhaltung dieser ihrer Amtspflichtbedingung haben sie beschworen; allein trotz ihres Eides beginnen sie alsbald die evangelische Lehre und Kirche in Wort und in That anzugreifen. Sie werden wegen Verletzung ihres Amtseides zur Rechenschaft gezogen. Vor der Untersuchungsbehörde spielt sich nun folgende Scene ab:

Vorsitzender: „Meine Herren, Sie sind des Eidbruches angeklagt und die Strafe wird Sie dafür treffen, wenn Sie Ihr Verhalten nicht aus der Lehre des heiligen Kirchenlehrers Alfons von Liguori rechtfertigen können, dessen Ansichten bekanntlich von der höchsten, mit göttlicher Irrthumslosigkeit ausgestatteten Autorität, vom Stellhalter Christi, als sittlich mangel- und fehlerfrei erklärt werden sind. Bringen Sie also der Reihe nach Ihre Rechtfertigung vor.

1. Angeklagter: Ich habe beim Eide Worte gebraucht, die einen doppelten Sinn zulassen. Von einer Eidbrüchigkeit kann also keine Rede sein (L. 4. n. 151. Die eingeklammerten Citate beziehen sich auf die „Moraltheologie" Liguoris in der Haringer'schen Ausgabe).

2. Angeklagter: Ich habe die Versicherung abgegeben und sie eidlich bekräftigt, die evangelische Lehre und Kirche nicht anzugreifen, aber ich wollte dabei nur beschwören, daß ich die Worte „Rein" und „Nicht" ausspräche (L. 4. n. 154).

3. Angeklagter: Ich bediente mich beim Eid eines nicht rein innerlichen Vorbehaltes.

Vorsitzender: Sind Sie sicher, daß Ihr Vorbehalt nicht doch rein innerlich war, was auch nach der Lehre des heiligen Alfons von Liguori unerlaubt ist? Angeklagter: Ich bin [illegible] vollkommen sicher, denn meine seit langem und überall bekannte Absicht und Gewissheit gegen die evangelische Kirche und Lehre war durchschaut, daß ein kluger und besonnener Mann und [illegible] durfte ich doch beim Herrn Minister, der mir den Eid abnahm, voraussehen — annehmen mußte, man Eid sei nicht so gemeint gewesen, wie ich ihn schwur. Um

aber ganz sicher zu gehen und ja nichts Unwahres zu beschwören, setzte ich mit leiser Stimme meinem Eide etwas hinzu, wodurch das mit lauter Stimme Gesagte in seiner Bedeutung verändert wurde (L. 4, n. 643, 168).

4. Angeklagter: Ich muß energisch bitten, die ganze Untersuchung über Eidbrüchigkeit gegen mich schleunigst einzustellen. Denn ich habe überhaupt nicht die Absicht gehabt, zu schwören, sondern ich habe die Eidesformel nur rein äußerlich nachgesprochen, wie etwa ein Papagei einen vorgesagten Spruch nachspricht (L. 4, n. 171). Wie kann ich also wegen Eidbrüchigkeit belangt werden?

5. Angeklagter: Ich schließe mich der Antwort meines Collegen an, denn meiner Ansicht nach handelte es sich nicht um einen eigentlichen Eid, sondern es wurden nur die Worte „Eid“ und „Schwur“ gebraucht (L. 4, n. 166).

6. Angeklagter: Ich habe allerdings einen Falscheid abgelegt, aber da ich mich für die Stelle eines Hochschullehrers durchaus befähigt weiß, sie aber ohne den Eid nicht erlangt hätte, so hatte ich einen durchaus gerechten Grund für den Falscheid. Ich erhebe Einspruch dagegen, daß man diesen berechtigten Falscheid einen Meineid nennt. Diese Begriffsverwirrung ist unerhört und für mich schwer beleidigend (L. 4, n. 166).

7. Angeklagter: Ich habe geschworen, aber ohne die Absicht, mich etwa eidlich zu binden; deshalb bin ich auch nicht verpflichtet, das Geschworene zu halten (L. 4, n. 172).

8. Angeklagter: Der Eid betraf eine in sich verbotene und unerlaubte Sache, denn den evangelischen Irrthum nicht angreifen wollen, ist durchaus unerlaubt. Also bin ich auch nicht an meinen Eid gebunden (L. 4, n. 176).

9. Angeklagter: Meiner ganzen religiös-ethischen Auffassung nach halte ich den Eidschwur, irgend ein religiöses System nicht angreifen zu wollen, für eine höchst überflüssige, unnütze Sache. Also brauche ich mich an diesen Eid auch nicht zu halten (L. 4, n. 176).

10. Angeklagter: Zur Zeit, als ich den Eid leistete, hielt ich seinen Inhalt für richtig und gut, jetzt aber nicht mehr, weshalb ich die eidliche Verpflichtung nicht mehr anerkennen kann (L. 4, n. 187).

11. Angeklagter: Ich habe diesen Eid in ein anderes, Gott viel wohlgefälligeres Werk umgewandelt. Der Eid besteht also nicht mehr für mich (L. 4, n. 187).

12. Angeklagter: Wesentlich für die Erlaubtheit und Giltigkeit eines Eides ist, daß durch ihn das Recht eines Vorgesetzten nicht verletzt werde. Ein Eid wie der vorliegende verletzt aber das Recht meines obersten Vorgesetzten, des Papstes; das Recht nämlich, die evangelische Kirche anzugreifen. Mein Eid war also von vornherein unerlaubt und ungiltig (L. 4, n. 187).

13. Angeklagter: Der Inhalt des Eides ist offenbar gegen das öffentliche Wohl. Ich brauche ihn also nicht zu halten (L. 4, n. 192).

14. Angeklagter: Ich bin vom Papste von der Verpflichtung, den Eid zu halten, entbunden worden, da der Eid gegen das Wohl der Kirche verstößt (L. 4, n. 192).

Vorsitzender: Meine Herren, Sie haben sich vollkommen gerechtfertigt. Ich kann nicht umhin, mein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß die Unkenntnis des Staatsanwaltes über die Lehren des heiligen Alfons von Liguori Ursache war, daß Sie einer solchen Anklage überhaupt ausgesetzt worden sind. Ich werde an der geeigneten Stelle beantragen, daß das Studium der Moraltheologie Liguoris für alle Staats- und richterlichen Beamten als unerlässlich erklärt wird, damit derartige kaum pas der Staatsgewalt nicht mehr vorkommen und damit endlich die richtige Auffassung vom Eid in unserem Staate herrschend wird.

Der Berliner Milchkrieg.

Die Agrarier begnügen sich nicht damit, von der Gesetzgebung künstliche Erhöhung der Preise der Landwirtschaftsprodukte durch Zölle zu verlangen. Sie suchen auch durch andere Mittel, auf dem Wege der Selbsthilfe, höhere Preise für ihre Erzeugnisse herauszuschlagen. Um diese Bemühungen der Agrarier zu begreifen, muß man die von ihnen aufgestellten eigenthümlichen wirtschaftlichen Theorien kennen. Nach agrarischer Darstellung ist es ein verallteter Aberglaube, daß Angebot und Nachfrage die Preise der Landwirtschaftsprodukte bestimmen. Der Handel allein beherrscht die Preisbildung; er drückt willkürlich die Preise herab oder treibt sie empor, wie es ihm vortheilhaft erscheint. Nicht die Ernteverhältnisse, nicht der Stand der Getreidevorräthe sind die Ursache hoher oder niedriger Getreidepreise, sondern Machenschaften des Handels. An der Börse wird der Getreidepreis „gemacht“. Dem Handel wird die wunderbare Fähigkeit zugeschrieben, die natürlichen Factoren der Preisbildung aufzuheben und sein Machtgebot an ihre Stelle zu setzen. Diese Darstellung war ursprünglich darauf berechnet, die Agrarier von dem Odium der Brotvertheuerung zu entlasten. Bei hohen Getreidepreisen rief man dem Volke zu: „Nicht wir, die Schutzzöllner, tragen die Schuld, sondern die Getreidewucherer, die künstlich einen Mangel an Getreide hervorrufen.“ Anderseits dienten bei niedrigen Getreidepreisen die Anklagen gegen den Handel dazu, die Getreideproducenten gegen den Handel aufzureizen und die Forderung neuer Zollerhöhungen zu begründen.

Schließlich aber ist der Glaube an Zauberkräfte des Handels bei den Agrariern zu einer fixen Idee geworden. Ihr Bemühen ist seit langer Zeit dahin gegangen, dem Handel seine Macht zu entreißen und auf die Getreideproducenten zu übertragen. Wenn es, so calculiert der Agrarier, gelingen könnte, die Macht des Handels zu brechen, vielleicht ihn ganz auszuschalten und Vereinigungen von Producenten an seine Stelle zu setzen, so würde damit die Macht der Preisbestimmung in die Hände der Getreideproducenten selbst gelegt, und welche glänzende Aussicht würde sich damit für die „nothleidende“ Landwirtschaft eröffnen! Den Consumenten wird vorgeredet, daß eine solche Organisation des Getreidehandels auch für sie vortheilhaft sein würde. Man will ja nur einen „angemessenen Preis“. Man will ein unnützes Glied des wirtschaftlichen Lebens ausschalten, den „unrechtmäßigen“ Gewinn des Handels zwischen Producenten und Consumenten theilen.

Seltsame Blüten hat dieser Irrwahn getrieben, wunderliche Projecte sind daraus hervorgegangen. Natürlich wurde der Gesetzgebung zugemuthet, die wohlwollenden Absichten der Agrarier zu unterstützen. Der Vorschlag des Getreidemonopols, der längere Zeit die Gesetzgebung beschäftigte, verfolgte angeblich den Zweck, einen „normalen“ Getreidepreis herzustellen, die durch Speculation hervorgerufenen Schwankungen der Getreidepreise zu beseitigen. Und da die Gesetzgebung dies „große Mittel“ zur Abhilfe der landwirtschaftlichen Noth nicht gewähren wollte, so wurde das „kleine Mittel“, das Börsengesetz, welches ebenfalls dazu bestimmt war, die Macht des Handels zu lähmen, als Abschlagszahlung von den Agrariern angenommen. Aber was immer die Agrarier bisher vorgenommen haben, und ob auch die Gesetzgebung große Bereitwilligkeit zum Eingehen auf ihre Wünsche gezeigt hat, das Ideal der Preisbeherrschung durch die Producenten ist unerreicht geblieben und wird auch ferner nicht erreicht werden, da die Agrarier bei ihren Plänen von ganz falschen Voraussetzungen ausgehen. Es ist das gute Recht des Landmannes, bestmögliche Verwertung seiner Erzeugnisse zu erstreben, aber das Ansiellen unnützer Experimente kann nie den Interessen der Landwirtschaft förderlich sein. Der leidenschaftlichen Gesinnung der Agrarier gegen den Handel liegt Verkennung der wirthschaftlichen Bedeutung des Handels und des modernen Princips der Arbeitstheilung zugrunde.

Aber der Handel ist es nicht allein, den die Agrarier in solcher Weise anfeinden und zu vernichten suchen. Ihr Zorn richtet sich auch gegen diejenigen Berufsstände, welche Landwirtschaftsprodukte verarbeiten und zum Gebrauch für die Consumenten herrichten. Bäcker und Schlächter schädigen nach agrarischer Darstellung Producenten und Consumenten gleichmäßig, indem sie sich ihre Arbeit zu theuer bezahlen lassen. Auch diese Berufsstände gehören zu den Sündenböcken, auf welche die Agrarier die Schuld für die Vertheuerung der Lebensmittel abzuschieben suchen, um sich selbst zu entlasten. In den fixen Ideen des Agrarierthums gehört auch die Vorstellung, daß es in der Stadt ebenso leicht sei, Geld zu verdienen, wie dies auf dem Lande schwer sein soll. Auf Grund einer ganz oberflächlichen Rechnung, indem der Preis des Rohproductes mit dem der zum Verbrauch hergerichteten Ware verglichen und der durch Auslosten entstehende Abzug vom Verdienst viel zu gering veranschlagt wird, werden allen den Zwischengliedern, welche die Ware vom Producenten an den Consumenten bringen, fabelhafte Gewinne zugerechnet.

Die Agrarier haben es denn mehrfach, jedoch ohne Erfolg, versucht, den leichten und lohnenden Verdienst dieser Berufsstände durch Bildung von Verkaufsgenossenschaften der Producenten den Producenten zuzuwenden. Sie halten aber trotz der Mißerfolge mit großer Zähigkeit an ihren Vorstellungen fest. Ein echt agrarisches Experiment ist der von einer Anzahl von Landwirten vom Zaun gebrochene Berliner Milchkrieg, der in der letzten Zeit großes Aufsehen erregt hat. In der That handelt es sich dabei um eine Entscheidung von großer wirthschaftlicher Bedeutung. Es handelt sich darum, ob eine Ringbildung auf dem Gebiete der Versorgung der Städte mit Lebensmitteln erfolgreich sein kann, ob es einer Anzahl von Producenten gelingen kann, sich ein Monopol auf Versorgung einer Stadt mit einem bestimmten Nahrungsmittel zu erkämpfen, beliebig den Preis bestimmen den Consumenten zu dictieren.

Den gewünschten, von agrarischen Wahnideen nicht berührten Menschenverstand muß es seltsam erscheinen, daß ein solcher Versuch überhaupt unternommen wird. Die Preisbildung in der Stadt geschieht unter Verhältnissen, welche bedingt durch das Zusammenwirken verschiedener Factoren, von denen keiner willkürlich geändert werden kann. Und wenn Kartelle, die zum Zweck künstlicher Preissteigerung gebildet werden, unter Umständen erfolgreich sein können, so fehlen doch bei dem Verkauf landwirtschaftlicher Producte nach den Städten gänzlich die Bedingungen des Erfolges.

Aber Herr Ring auf Düppel, der Begründer des Berliner

Digitized by Google

Milcheringes, traut sich die Fähigkeit zu, die Gesetze der Preisbildung umzustoßen. Er hat eine Anzahl von Landwirten, die Milch nach Berlin liefern, dazu bewogen, vom 1. October d. J. an, den Preis der Milch aufzuschlagen, anstatt der bisherigen 11 Pfennige für den Liter 13½ Pfennige von den Händlern, an die sie bisher die Milch lieferten, zu fordern. Die Milchhändler aber weigerten sich, den höheren Preis zu zahlen, da sie wohl einsahen, daß sie den Consumenten nicht soviel mehr würden abnehmen können ohne eine bedeutende Verringerung ihres Absatzes und schwere Schädigung ihres Geschäftes. So ist denn der Milchstreg entbrannt, der einen durchaus parteipolitischen Character trägt und der mit dem Kampf um die Handelsverträge gar nichts zu thun hat. Da ist auf der einen Seite das krampfhafte Bemühen künstlicher Preissteigerung zu Gunsten einer Anzahl von durchwegs begüterten Landwirten, auf der anderen Seite das Eintreten für das Interesse der breiten Volksschichten an guter und kräftiger Ernährung. Gewiss vertritt der Milchhändler ebensogut sein eigenes Interesse wie der Milchproducent, aber die ganze große Zahl der Consumenten ist zugleich aufs stärkste interessiert an dem Gelingen des Kampfes gegen die von agrarischer Herrschsucht bietere Preissteigerung.

Es ist interessant, zu beobachten, wie dieselben Irrthümer, die dem Kampf der Agrarier gegen die Handelsverträge zugrunde liegen, auch hier auf dem engeren Gebiet der Städteversorgung das Urtheil verwirren und zu verfehlten Versuchen verleiten. Dem Agrarier will es nicht in den Sinn, dass jede Preissteigerung an der Kaufkraft des Abnehmers der Ware eine natürliche unüberschreitbare Grenze findet. Gerade bei der Milch ist Einschränkung des Bedarfes gut möglich, und könnte es gelingen, die Preissteigerung durchzusetzen, so müßte, besonders bei dem Sinken der allgemeinen wirtschaftlichen Conjunctur und bei Abnahme der Arbeitsgelegenheit, Verringerung des Absatzes die unausbleibliche Folge sein, und die Producenten selbst würden hierunter leiden. Echt agrarisch ist auch die Begründung des Kampfes für Preiserhöhung. Der Agrarier handelt nie im eigenen Interesse. Bewahre! Dieselbe Menschenfreundlichkeit, dieselbe zarte Sorgfalt für die Gesundheit der Consumenten, die sich in der Bekämpfung der Vieh- und Fleischeinfuhr aus seuchtären Rücksichten kundgibt, sie äußert sich auch bei dieser Gelegenheit. Die Agrarier, die eine Anzahl von Verkaufsstellen in Berlin errichtet haben, wollen nur den großstädtischen Bevölkerung Gelegenheit geben, gesunde und unverfälschte Milch anstatt der „verwässerten" Milch, die sie von den Milchhändlern erhielten, zu genießen. Ebenso groß ist das Verdienst, das die Agrarier, wenn ihr Plan gelingt, sich um die Durchführung gesunder wirtschaftlicher Grundsätze erwerben werden. Sie ersteben nicht den Schaden der Consumenten. Nur der allzu hohe Verdienst der Milchhändler, dieser unnützen Glieder des wirtschaftlichen Betriebes, soll beschnitten werden. Und wenn die Milchhändler sich weigern, von ihrem „unredlichmäßigen" Gewinnen abzustehen, so ist es im Interesse der Allgemeinheit verdrängt werden von der „Milchcentrale", der agrarischen Verkaufsgenossenschaft von Milchproducenten, für welche eine riesenhafte Entwickelung und ein großartiger Aufschwung in Aussicht genommen ist.

Wer glaubt nun das alles? Die große Mehrzahl der Berliner Bevölkerung verhält sich skeptisch gegen diese Darstellung. Bisher ist es wohl niemanden eingefallen, in den Inhabern der kleinen Milchgeschäfte, die durchweg den unteren Volksclassen angehören und ihr bescheidenes Leben führen, Ausbeuter der Gesellschaft und künftige Rentiers zu sehen. Nun sind sie bemselben Schicksal verfallen, wie Bäcker und Schlächter. Die Angriffe und Verdächtigungen der Agrarier richten sich, je nachdem ihr Interesse ihnen dies zu erfordern scheint, bald gegen den einen und bald gegen den anderen Berufsstand. Die Klagen über zu hohe Gewinne gewisser Berufsstände stehen aber in schroffem Gegensatz zu den fast allgemeinen Klagen über die erdrückende Macht der Concurrenz, die Höhe der Abzüge vom Geschäftsgewinn, über das Darniederliegen der Geschäfte und den geringen Erwerb. In diese Klagen stimmen die Agrarier theilweise mit ein, soweit sie dessen, dadurch an Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden Bundesgenossen zu finden in dem Kampf gegen die Gewerbefreiheit und für staatliche Begünstigungen. Die Darstellung, welche die Agrarier vom Wirthschaftsleben geben, steht eben ganz unter dem Einfluss ihrer Parteibestrebungen. In Wahrheit besteht nicht ein solcher Unterschied zwischen der Lage der einzelnen Gewerbe. Die Concurrenz, sorgt dafür, dass auch der Verdienst der von den Agrariern angefeindeten Berufsarten sich in bescheidener Höhe hält und dass sie nicht betrieb den Consumenten schlechte Ware liefern können.

Dennoch haben die Agrarier Anhänger in der großstädtischen Bevölkerung, die doch das dringendste Interesse an der Belebung ihrer Bestrebungen hat. Wie ist dieses bei dem Kampf um die Handelsverträge, haben wir auch bei diesem Milchstreg zu beklagen, dass Mangel an Verständnis aus die eigenen Interessen, Trägheit und Gleichgültigkeit, zum Theile sogar eine unbegreifliche Sympathie für die Agrarier, eine wirkliche Absicht, ihre Bestrebungen zu schonen. Die Steigerungsstufen, deutlich welche das agrarische Schlagwort durchgemacht hat, die „Deutsche Landwirthschaft", in die Welt stieß, kennzeichnen sich deutlich genug als Entstellung. Es ist nicht wahr, dass die Bevölkerung der Reichshauptstadt das agrarische Unternehmen freudig begrüßt als ein Mittel der besseren Milchversorgung und dass sie gewillt ist, dies Unternehmen kräftig zu unterstützen. Milchhändler und Consumenten kämpfen wacker um die Erhaltung des alten Preises. Aber es fehlt die Geschlossenheit und Einigkeit, welche raschen Erfolg verbürgen würde. Es lässt sich nicht leugnen, dass Störungen in der Milchversorgung eingetreten sind und die Macht der Agrarier sich fühlbar macht. Anderseits aber verlautet, dass die Agrarier in Verlegenheit gerathen und durch Zurückhaltung von bisher gelieferter Milch Schaden erleiden, dass der Ring brückelig wird und die Theilnehmer kampfmüde werden. Von Anfang an ist ja der Ring nicht vollständig gewesen, weil viele Milchlieferanten sich nicht angeschlossen haben und die Milchbeschaffung auf anderem Wege, indem entfernter wohnende Producenten ihre Milch nach Berlin liefern, gelingt.

So wird wohl Herr Ring mit seinem Milchring unterliegen, und es wird sich wieder einmal zeigen, dass die Naturgesetze des Wirthschaftslebens mächtiger sind, als der Wille der Agrarier. Es ist zu hoffen, dass diejenigen Producenten, welche die Städte mit Nahrungsmitteln versorgen, hieraus eine heilsame Lehre ziehen. Denn der volkswirthschaftliche Schaden, den ein solcher „Krieg" anrichtet, ist nicht gering. Wenn den Agrariern ihr Spiel gelänge, so würde das Ringbildung und Preistreiberei sein Ende werden.

Berlin. Theodor Brix.

Zur Psychologie der Scham.

Die Erscheinungen, die unsere Redeweise in den Bereich des Schamgefühles einstellt, sind so mannigfaltige und gegen einander fremde, dass man ihr Zusammengehören nur in der Gleichheit der sprachlichen Bezeichnung suchen möchte. Aber wenn wir den Namen der Scham den Gefühlen geben, mit denen so Divergentes uns übergießt wie eine leichte Derangierung des Anzuges und das Eingeständnis schwerster sittlicher Verfehlung, wie Job und Rahm, die uns entgegengebracht werden, und eine Taktlosigkeit, von einem ganz Fremden in unserer Gegenwart begangen — so spricht dennoch ein Instinct dafür, dass diese Mannigfaltigkeit der Veranlassungen auf ihren psychischen Umfeyungen einen gemeinsamen Punkt erreicht, von dem an ein einheitliches Gefühl die Verschiedenheit der Ursprünge auslöscht. Diese Centrasation muss erschlich sehr allgemeiner Natur sein, eine weit umfassende Form unseres Verhaltens, um seelische Bewegungen von so vielen Seiten her aufzunehmen. Darwin erblickt die Quelle des Schamgefühles — freilich nur soweit es Erröthen hervorruft — in der Aufmerksamkeit auf sich selbst, wenn sie durch die Aufmerksamkeit dritter Personen auf die körperliche Erscheinung des Subjectes bewirkt wird. Den neuesten Versuch, wenigstens das sexuelle Schamgefühl zu begründen, hat Havelock Ellis gemacht. Er sieht die Quelle desselben in der Etelempfindung. Die sociale Furcht, Widerwillen zu erregen, bewege zum Verbergen der Organe und Functionen, an die sich in der Regel Etelgefühle knüpfen. Danach wäre die Scham ein zweckmäßiges Verhalten des Individuums, um im Verkehr mit anderen Menschen möglichst angenehm zu erscheinen. Dass die Frauen diese Zweckmäßigkeit am stärksten ausgebildet haben, läge daran, dass sie allenthalben, wenn auch nur in bestimmten zeitlichen Grenzen, als „unrein" gelten — Ellis spricht von dem „wunderlichen Schicksal, dass den Verunreinigungen der physischen Anziehung und der physischen Absteßung so nahe zusammenliegen" — und alles Interesse daran hatten, durch Verhüllung die Gelegenheit solcher Absteßung zu vermeiden; wovon denn die Scham gewissermaßen das gefühlsmäßige Sublimat wäre.[1]. Die Unzulänglichkeit dieses Versuches liegt auf der Hand. Er erklärt bestenfalls die besondere Veranlassung und Färbung des Schamgefühles, dem aber ein weiteres Gebiete zufällig — weshalb es aber gerade ein Schamgefühl ist, das auf diese Weise entsteht wird, dasselbe, das uns auch bei einem Versuch gegen äußere Conventionen oder bei lebhaft gespendetem Lobe ergreift — das ist aus dieser Genesis nicht herauszuerklären.

Eher scheint mir der Darwin'sche Gedanke auf den Kern des Problems, wenn auch noch nicht ihn selbst, hinzuweisen. So weit ich die einzelnen Aeußerungen des Schamgefühles überblicke, ist ihnen allen eine starke Betonung des Abgeschlossenseins gemeinsam,

[1] [illegible] erklärt, über das tragische Buch von Otto Weininger [illegible] [illegible] [illegible]

die mit einer Herabdrückung desselben Hand in Hand geht. Indem man sich schämt, fühlt man das eigene Ich in der Aufmerksamkeit anderer hervorgehoben und zugleich, daß diese Hervorhebung mit der Verletzung irgend einer Norm (sachlichen, sittlichen, exawentionellen, personalen) verbunden ist. Die gar nicht zu vereinheitlichende Mannigfaltigkeit der Beschämungsgründe findet nun in diesem an sich sehr leeren Schema zunächst dadurch Raum, daß der gefühlte Gegensatz unserer Subjektivität gegen eine Norm sich auf unübersehbar viele Arten verwirklicht. Eine moralische Verschuldung, die uns vorgehalten wird, macht eine solche Divergenz wohl anders, aber nicht mehr schlimmer, als ein Lob, das wir nicht oder wenigstens nicht ganz zu verdienen glauben. Und wenn der Beschämende, selbst wo er dies glaubt, über das Lob errötet, so ist es eben das Wesen der Bescheidenheit, bei jeder Hervorhebung des eigenen Ich, die sie erfährt, sich der principiellen Spannung zwischen ihm und seinem Ideal bewußt zu werden. In den nächstliegenden Falle der Scham, der sich an körperliche Nacktheit knüpft, ist das Entscheidende die zugehörige Aufmerksamkeit, die man auf sich gerichtet fühlt, und die gleichzeitige Entwürdigung. Jede Persönlichkeit ist von einer gewissen Sphäre von Wesens- und Unnahbarkeit umgeben, deren Grenzen freilich nach den kulturellen und individuellen Umständen außerordentlich wechseln, in die jedes Eindringen aber — gleichviel ob damit ein objectives Gebot verletzt wird oder nicht — als ein Riß zwischen der Norm der Persönlichkeit und ihrer momentanen Verfassung empfunden wird. In unserer Cultur gehört ganz generell die unbekleidete körperliche Erscheinung zu dieser Sphäre, die nur unter besonderen Umständen einem anderen zugängig sein darf, ohne gleichsam das Ich von seiner Ganzheit und Unverletztheit sozusagen. Will man das besonders Peinigende des Schamgefühles in abstracten Worten auseinanderlegen, so scheint es in dem Hin- und Hergerissenwerden zwischen der Exaggeration des Ich, dadurch, daß es ein Aufmerksamkeitszentrum ist, und der Herabsetzung zu bestehen, die es in seinem gleichzeitigen Maneo gegenüber der vollständigen und normativen Idee seiner selbst fühlt. Wenn das Schamgefühl der Frauen auf jede Berührung des sexuellen Gebietes in der Gegenwart von Männern zogleich lebhaft reagiert, so liegt auch hier das eigenthümliche Zusammenfallen von Betonung und Herunterdrückung des Ichbewußtseins vor. Die Frau empfindet typischerweise, daß, wenn der Geschlechtsverkehr, in dem der Mann angeregt wird, seine Aufmerksamkeit sich sofort in einer besonders zugespitzten Weise ihr zuwendet, zugleich aber in dem Maße, in dem sie eine höhere, feinere, unfinnlichere Persönlichkeit ist, daß diese Aufmerksamkeit nur eine Theilbedeutung ihrer trifft, daß das Ganze, indem es in diese momentan aufgeht, vermindert und declassirt ist. Das Beängstigende dieser inneren Situation wird hier noch durch die besondere Verwicklung verschärft, daß die Frau jene Seite ihres Wesens, auf die sie die Männlichkeit einbeziehen will, in normaler Weise nicht als etwas sehr Centrales empfindet, als einen Hauptinhalt jener Sphäre, die sozusagen absolutes Privateigenthum ist und deren unlegitimes Anrühren das Ich nicht mehr in seiner Integrität bestehen läßt. Es findet hier also nicht nur Herausbehung und Herabminderung des Ich überhaupt statt, sondern auf einem Gebiete, das schon an und für sich zwischen instinctiver Betonung und ethisch-gefühlsmäßiger Zurückdrängung pendelt und dadurch zum psychologischen Hauptort des Schamgefühles der Frau prädestinirt erscheint.*) Daher erklärt sich auch, daß Prostituirte, sobald sie eine wirkliche Neigung zu einem Manne fassen, ihm gegenüber, wie man sagt, das volle Schamgefühl wiedergewinnen. Denn mit und in der Liebe tritt ihr ganzes Ich in die Beziehung zu dem Manne ein, während bei ihrer gewerbsmäßigen Hingabe nur ein einseitiger Theil desselben ins Spiel kommt, der sich zu dem ganzen überhaupt nicht mehr in eine Beziehung setzt; so daß sich für gewöhnlich der Contrast zwischen dem ganzen und dem herabgesetzten Ich, in dem das Schamgefühl wurzelt, in ihr überhaupt nicht erhebt. Deshalb scheint auch ein Eingreifen, wenn nur dann einzutreten, wenn die irgendwie herabsetzende oder peinliche Situation den ganzen Menschen und nicht nur ein localisirtes Interesse betrifft. Ein Loch im Aermel wird ein Kinde etwa aus Furcht vor Strafe und der proletarische Anwärter auf eine Anstellung aus Besorgniß, daraufhin zurückgewiesen zu werden, verbergen; beiden ist das Loch aus jenen Gründen sehr unangenehm, aber sie schämen sich deshen nicht eigentlich. Wohl aber thut dies ein heruntergekommener Mann, der mit einem Loch im Aermel einem ehemaligen Bekannten begegnet. Denn er empfindet jetzt seine ganze Persönlichkeit mit allen Inhalt, den die Vergangenheit ihr gegeben hat, in die Aufmerksamkeit des Vorgegnenden gerückt und zugleich, daß sein momentanes Ich, gegen diese Vorstellung gehalten, verringert und herabgesetzt ist. Aus dem gleichen Grunde erklärt sich, daß ein angeborener Körperfehler so oft ein Gegenstand der Scham ist, ein durch Unglücksfall erworbener aber nicht: denn jenen sahen wir unserem Ich zugehörig, diesen aber, als ein zufälliges Ereignis, sozusagen der Welt außer uns. Nur jener also läßt uns ein doppeltes Ich empfinden: das wirkliche, durch den Fehler als unvollständig erscheinende, und das normale, complete, gegen das gehalten das erstere eben herabgesetzt ist. Indem nun die Verknüpfung die Aufmerksamkeit anderer erregt, entsteht jenes Hinund Hergerissenwerden zwischen der Betonung des Ich und seiner Herabsetzung gegen seine Idee, das der Scham charakteristisch ist und es erklärt, daß sie immer von einem eigenthümlichen Gefühl von Unruhe begleitet ist. Die Aufmerksamkeit der anderen empfindet der so Betroffene als eine Indiscretion, sie dringen damit in die Sphäre seiner Persönlichkeit, in dasjenige ein, was nur ihn allein angeht. Diese Aufmerksamkeit betont den Drehpunkt, um den das Gefühl des vollen, normalen Ich und des verstümmelten, herabgesetzten schwingt und ruft damit das Gefühl des Beschämtseins hervor.

Um dieses in seiner Eigenart scharf zu erfassen, muß man sich seine formale Grundlage recht genau und gesondert vorstellen. Die Gelegenheitsursache, mit der wir die eigenthümliche Gefühlsintensität der Scham verbunden sehen, ohne daß wir freilich zu sagen wüßten, warum gerade diese und keine andere — diese Ursache haftet nicht an irgend einem bestimmten Inhalt des Lebens, sondern, wie ich meine, an jener formalen inneren Bewegung des Ichbewußtseins, das sich an die mannigfaltigsten Inhalte zugleich kann. Das typische Beschämungsgefühl, das in unserer Cultur mit Nacktheit begleitet, ist inhaltlich mit dem gleichgiltigen Bewußtsein, etwas Unmoralisches zu thun oder zu lassen, keineswegs identisch. Denn einerseits erfahren wir oft genug eine gleiche Pein auf sittlichem Gebiete, ohne gerade Scham zu fühlen, andererseits knüpft sich diese ganz ebenso an Vorgänge ganz außersittlicher Natur. Gewiß ist die Erregung moralischer Centren oft die Veranlassung von Schamgefühlen; allein die psychologische Constellation derselben muß von jenen selbst noch unterschieden werden, und sie scheint erst wirklich zu werden, wenn der moralische Proceß jene eigenthümliche Heraus- und Herabdrängung des Ichbewußtseins bewirkt, die wir als Scham bezeichnen. Dieses Aufmerksamkeitsgefühl, die freilich durch eine Spaltung unser selbst in ein beobachtendes und ein beobachtetes Theil-Ich erlebt werden kann. Indem unsere Seele die mit nichts vergleichbare, ihr ganzes Wesen bestimmende Fähigkeit hat, sich selbst gegenüberzutreten, sich selbst zum Object zu werden, kann sie in sich selbst Verhältnisse darstellen, die zwischen den Wesen außer ihr und ihr selbst als einem Ganzen bestehen. In unzähligen Beziehungen sondern wir gleichsam einen Theil unser ab, der das Urtheil, das Gefühl, den Willen anderer uns gegenüber erlebt, wir sind Subject und Object zugleich, betrachten, urtheilen, wie Dritte es thun, so verpflanzt sich auch jene zugespitzte Aufmerksamkeit anderer, an die sich das Schamgefühl knüpft, in uns selbst hinein. Wie vermittels einer parlamentarischen Repräsentation der sozialen Gruppe in uns selbst, empfinden wir uns selbst gegenüber so,' wie wir von vornherein nur anderen gegenüber empfinden. Daher können wir die innere Lage, die sonst durch die Aufmerksamkeit anderer in uns zustande kommt, rein immanent zum Anklingen bringen und uns so vor uns selbst schämen.*)

Auf dieser Voraussetzung nun erheben sich die eigentlich soziologischen Modificationen des Schamgefühles. Die prädestinierte Persönlichkeit, um in uns jene Alterierung des Ichgefühles hervorzubringen, ist diejenige, die uns weder völlig fern noch völlig nah steht. Der ersteren gegenüber sind wir eigentlich kein Ich, weil sie uns, eben wegen des Mangels persönlicher Kenntnis, gar nicht von anderen zu unterscheiden weiß. Deshalb wird der völlig Fremde eine Betonung unseres Ichgefühles nur in den Punkten bewirken, in denen dies von ganz generellem Interesse, also den gröbsten und undifferenziertesten, anregend ist. Gegen die besondere Eigenheit, mit der Reisegesährten, die sich seit einer Stunde kennen und sich nach einer Stunde nicht mehr wiedersehen werden, einander oft genug intime Dinge anvertrauen. Hier ist man sich eben gegenseitig anonym, das Ich als solches ist aus der Beziehung ausgeschaltet und diese tetzlere kann deshalb mancherlei Inhalte bekommen, die dem Nächststehenden gegenüber für uns beschämend wären. Es ist im Grunde derselbe Instinct, auch dem orientalische Frauen, wie berichtet wird, vor allem das Gesicht verhüllen, wenn sie in einer ebenartigen Situation überrascht werden. Denn der Anschein ist die Erscheinung und Ausprägung der Individualität, mit seiner Unkenntlichmachung verschwindet das Ich und damit der Quellpunkt des Schamgefühles; diesem wird so viel zweckmäßiger gesorgt, als

*) Darum darf man aber nicht verkennen, wie unermeßlich es bei der Farbheit der Empfindungen und der Verfeinerung schaden heißt, daß die Begriffe von Anstand, Ausdruck, Takt und Sprache so natürlich vor allem aus dem sexuellen Gebiet herstammen. Tatsächlich bedeutet der Ausdruck Anstand, Takt, Sprache auch auf diesem Gebiet eine Abstumpfung, eine Entfernung von natürlicher, ursprünglicher Reaktion, Bedeutet ein Mehr, eine Ausschaltung, eine Einengung, Heilig, Reinheit und Schamhaftigkeit stammen sämtlich aus diesem Gebiet, ursprünglich der Bezeichnung des Sexuellen entsprungen. Jacob Grimm sagt, auf den Ursprung, daß die Scham auch der sozialen Entwicklung vielleicht einzelne Worte schenkt, bezweifelt niemand, aber die Wirksamkeit dieses Umstandes ist ungeheuer.

*) Eine Analogie zu dieser Steigerung der Scham durch Schamgefühl, die in der Form Schamgefühl über Schamgefühl, Scham über Scham auftritt, ist die Steigerung der Angst durch Angst, auch sie ist eine Angst über eine Angst und wird oft genug mit dieser verwechselt. Ich habe schon an einer anderen Stelle darauf hingewiesen, daß die Angst vor der Angst eine Angst vor dem Verlust der Selbstbeherrschung ist, die sich in den mannigfachsten Formen äußern kann, aber die Grundbedeutung dieser Angst ist immer die, daß sie eine Angst vor der Auflösung der Persönlichkeit ist, die in der Selbstbeherrschung ihren Ausdruck findet. Die Angst vor der Angst ist also ein Zeichen dafür, daß die Persönlichkeit sich ihrer selbst bewußt ist, daß sie sich selbst als ein Ganzes fühlt.

Digitized by Google

durch einen Instinct, der etwa zu dem Bechüllungsmodus der antiken Venus riefe. — Dass anderseits vor dem ganz nah Vertrauten vieleckei ohnewelteres geschieht oder eingestanden wird, was Ferneren gegenüber die tiefste Scham erzeugen würde, liegt einestheils an der Solidarität mit ihm: jene zugeipitzte Betonung der Ich durch die Aufmerksamkeit des andern sordert einen Gegensatz — schon weil diese nur als Ausnahmezustand, als chokierende Unterbrechung einer selbstverständlich solche Wirkung üben kann. Wo aber Liebe die Abstrakten zu einem Ich vereinigt hat, da fehlt die Distanz zwischen den Menschen, mit deren Ueberspringung erst der oben geschilderte Einbruch in die Sphäre des anderen und seine Beschämung erfolgen kann. Anderseits — und dies ist das Tiefere und Wichtigere — wird die Aufmerksamkeit dessen, der uns liebt und kennt, sich nicht leicht auf einen Punkt in uns richten, an dessen Erregung sich jenes peinliche Spiel zwischen Exaggerierung und Herabdrückung des Ichgefühles knüpfen konnte. Es ist der Segen des Verkehres mit ganz nahen Menschen, dass er uns in das Gleichgewicht mit uns selbst setzt, dass er auch das herabgesetzte, gleichsam rudimentär gewordene Ich in keine Reibung mit der Idee des normalen und normierenden Ich geraten lässt, sondern immer eine Versöhnung beider anbahnt. Wenn wir uns über gewisse Dinge freilich gerade nur den Nächsten gegenüber beschämt fühlen, so sind das solche, in denen das ganze oder das differenzierteste Ichbewusstsein in Frage steht und die uns auch den Intimsten als ein Nicht-Ich empfinden lassen.

Diese Deutung des Schamgefühles trifft nicht minder mit der Thatsache zusammen, dass sie völlig zu versagen pflegt, sobald die Handlung, durch die es sonst geweckt wird, in Gemeinschaft mit vielen anderen Personen geschieht. Ich schrieb vor Jahren einmal, in einem anderen sozialpsychologischen Zusammenhang, in diesen Blättern: „Manche Vereine und „Bünde" nehmen Begünstigungen für sich in Anspruch, die zu verlangen der Einzelne vielleicht doch errötben würde. In der Verwaltung nordamerikanischer Städte hat man, um „administrative Missbräuche zu beheben, für jedes Amt, statt eines einzelnen Inhabers, ein Board von mehreren Mitgliedern constituiert: der soson geiate es sich, dass in dem moment wo one in particular was to blame (wo die Missbräuche in noch viel schamloserer Weise überhand nahmen. Die antike Geschichte schon gibt Beispiele, dass man ganzen Körperschaften, Senaten, officiell Douceurs anbot, die man so keinem Einzelnen daraus zu offerieren gewagt hätte. Für die Gruppe, in der der Einzelne verschwindet, ist der Mangel an Schamgefühl bezeichnend". Dies war die bloße äußere Thatsache, um deren tieferen Grund in den Constellationen der Einzelseele es sich jetzt handelt. Wenn die Betonung des Ich die eigentliche Voraussetzung alles Schamgefühles ist, so bedarf es dazu eines Fürsichseins, einer Selbständigkeit dieses Ich. Die tiefe Alternative, die das Leben nach allen Richtungen hin erfüllt: ob das Individuum der Theil eines Ganzen oder selbst ein Ganzes ist — muss entschieden sein, wenn es zum Schamgefühl kommen soll. Nur das ganz selbständige, für sich verantwortliche Ich gibt den Rahmen ab, innerhalb dessen nun die Betonung und die Herabsetzung seiner selbst in jene charakteristische Reibung miteinander treten können. Hiermit aber ist die Rolle, die der Einzelne als Glied einer Gesammtheit spielt, nicht vorerklärt. Die Thatsache, dass unsere Ideale und Normen so oft aus den realen Beziehungen und Wechattungsweisen der socialen Gruppe gezogen sind, scheint vielfach, sobald wir uns mit einer Gruppe solidarisch fühlen, den Gegensatz zwischen unserem Sein und unserem Sollen aus. Dies ist ein so rein formal-soziologisches Geschehnis, dass es von der bloßen Thatsache eines Gruppenwillens oder einer Gruppenkraft, die uns einschließen, ausgeht, oft ganz gleichgiltig dagegen, ob diese Gruppe eigentlich berechtigt ist, für unsere Ideale zu wirken. So verwandt das Verhältnis in einer Gruppenaction von beiden Seiten für die Voraussetzungen des Schamgefühles: sowohl die Selbständigkeit, das Beharrsein in eigener, individuell begrenzter Sphäre, wie die Bildung der normierenden Vorstellungen: ohne die eine kann es nicht zu der Betonung, ohne die andere nicht zu der Herabdrückung des Ich kommen. Und zwar thut es das ersichtlich umso weniger, eine je geringfügigere, je mehr bloß empfangende Rolle der Einzelne dem überindividuellen Ganzen gegenüber spielt. Daher die unpräzise „Unverschämtheit" der Dienerschaft eines reichen oder vornehmen Hauses; im „Zeit Vademecum" heißt es sogar: „Unverschämt wie ein Page". Ein junger Mensch, der noch kein entwickeltes und feierlichstes Ich besitzt, wird als Angehöriger eines objectiven Sozialgebildes vielerlei thun und sagen, dessen er sich als Individuum schämen würde. Denn jedes Bewusstsein seiner individuellen Unzulänglichkeit oder Unpünktlichkeit wird sofort durch die Bedeutsamkeit jenes großen Zusammenhanges aufgehoben, dem er angehört und mit dem er sich umso weniger solidarisch fühlt, je weniger er als Individuum zu Rate gezogen wird. Dann muss Obrigkeit gegen Obrigkeit, Verband gegen Verband aufstehen, wenn wir unsere Rolle wirksam spielen sollen. Es genügt einzig zugleich Gedeihungs- und Schamgefühl, wenn sich in einer Versammlung, Vereinsleitung u. s. w. die auf viele Personen verbreitet ist, nur ganz wenige einzelne. Denn sie sind dieser eine gewisse Gemeinheit und Beschämung dem Vortragenden gegenüber zu empfinden, als hätten sie sich eine Vernachlässigung oder Kränkung dieses zu schulden kommen lassen. In dieser Situation fühlt sich der Einzelne gewissermaßen als Repräsentant der ganzen Versammlung, die durch ihre Lücken eine Betonung des einzelnen Anwesenden bewirkt; so dass dieser den Mangel an Interesse oder Achtung, den der Vortragende seitens jenes idealen Ganzen erfährt, als ihm persönlich zugehörig empfindet. Als ihr eine durch die sozialogische Lage die Constellation des Schamgefühles gegeben: die Hervorhebung des Ich und die gleichzeitige Herabdrückung desselben durch den Abstand zwischen einer unvollkommenen Wirklichkeit und einer ideell vorhandenen, normierenden Gantheit. Während in dem früheren Falle das sociale Gebilde für das Individuum eingetreten war, und ihm damit die Zuspitzung und den Dualismus, die Elemente der Scham, abgenommen hatte, tritt hier umgekehrt der Einzelne innerlich für das Ganze ein, durch dessen Unzulänglichkeit ihm jene Elemente und damit eine lächlich gerade ganz unangebrachte Schamempfindung oetroiert wird. —

An wenigen psychologischen Deutungen tritt der Symbolcharakter, den sie nothwendig tragen, deutlicher hervor als hier. Wir müssen offen gestehen, dass ein anschauliches und wissenschaftlich zuverlässiges Bild von den Vorgängen, die wir die seelischen nennen, uns ganz und gar fehlt. Das Gleiten des seelischen Processes, in dem, je höher er über der bloßen Empfindung liegt, alle einzelnen Inhalte völlig continuierlich ineinander übergehen, gerhaden wir in einzelne „Vorstellungen", aus deren Verbindungen und Trennungen, Aufsteigen und Niedersinken wir die innere Wirklichkeit zu construieren meinen — der tiefen Incommensurabilität der Foemen, deren eine wir durch die andere erklären wollen, die zweite hinzufügend, dass wir die „Vorstellung", den bloßen Inhalt eines Gedankenprocesses, wie ein selbständiges Wesen behandeln, das mit anderen seiner Art in active und passive Verhältnisse trete; und diese Abbiegung von dem, was wir als das wirkliche Verhalten wohl fühlen, aber nicht exgreifen können, fegen wir fort, indem wir diese Verhältnisse, aus deren Zeitreihen in einem unthunlichen Nacheinander abrollen der Inhalte wor sich geht, immer als eine Wechselwirkung von Elementen charakterisieren. Materien, die gegeneinander schwer sind, stehen wohl in eigentlicher Wechselwirkung: aber anzunehmen, dass die Elemente des seelischen Geschehens, denen die Form des Nebeneinander verjagt ist, eben dasselbe thun, ist ebenso unmöglich, wie benoch bei dem jetzigen Stande unserer psychologischen Vorstellungen fortwährend geübt. Es scheint, dass wir unserer Seele zu nahe stehen, dass erst die Distanz, die sich zu allem Aeußeren haben, uns ein Wirkliches auch greifbar mache; und die Seele des Dinges ist uns entweder ein völliges Mysterium oder nur deutbar nach der Analogie des eigenen Ich. Wo die Unmittelbarkeit der Bewusstseinserscheinungen aus tieferen Vorgängen, die wir nur construieren, aber nie anschauen können, begriffen werden soll, sind wir auf bloße Bilder angewiesen, die dem Mechanismus äußerer Natur mit der Einheit und Vielheit, dem Aufsteigen und Herabsinken, dem Mehr und dem Minder seiner Elemente entnommen sind — während wir zugleich wissen, dass die Verhältnisse dieses mechanischen Geschehens in einem nur ganz ungefähren, niemals stetigen Verhältnis zu dem stehen, was sie so symbolisieren sollen. Und doch, wenn auch die Wahrheit hiermit nicht getroffen wird, so kann es doch nicht ganz Irrthum sein. Denn schließlich bestätigt die psychologische Erfahrung oft genug das, was aus einer für sie eigentlich nicht giltigen Ordnung heraus construiert wird. Bis uns erst einmal ein Philosoph, der das Genie von Leibniz mit dem von Kant vereinigt, einen ganz neuen Begriff vom Wesen des Seelischen gegeben hat, sind alle psychologischen Deutungen mehr oder weniger auf den glücklichen Zufall angewiesen, von den Erfahrungen und den Instincten der Urteilenden die Bestätigung für das, was an ihnen unbewiesbar ist und was immer ihr Wesentliches ist, zu erhalten.

Berlin. Georg Simmel.

Im Reiche der Ausgeschlossenen.

Zwischen Sibirien und dem Jenseits besteht der Unterschied, dass ersteres kein unentdecktes Land ist, von dessen Bezirk der Wanderer niemals wiederkehrt. Wenn die Sträflinge nicht auf Lebenszeit verbannt sind, so können sie ansiedelten und wieder unter den Lebenden wandeln, als Colonisten bleiben oder die Heimat wieder gewinnen. Die Unglücklichen haben den Ort ihrer Verbannung gar oft und nicht unpassend mit einem Grabe, mit einer Unterwelt verglichen: der Vergleich ist umso treffender, als eben die Hölle, unzweifelhaft nichts weiter als das unterirdische Reich der Todten, in der Phantasie der Völker nachgerade den Charakter einer Strafanstalt mit all den Qualen, eines großen Zuchthauses oder, wie die Russen sagen: einer Katorga angenommen hat. Namentlich der griechische Tartarus, in dem die Verbrecher Steine rollen und Wasser schöpfen müssen, ist ein wahres Zwangsarbeitshaus, während die christliche

Hölle mehr einer Folterkammer gleicht. Nun, die Höllenstrafen sind noch der Lehre der Kirche nicht nur lebenslänglich, sondern sogar ewig, die sibirischen Strafjahre dagegen werden gewöhnlich nach einigen Jahren ihrer Fesseln ledig, erleben den goldenen Tag der Freiheit und dürfen das Haar wieder wachsen lassen, das ihnen zur Hälfte abrasiert worden ist, berichten dann, wie es ihnen im Hades ergangen ist, zu schreiben über ihre Erlebnisse dort unten ganze interessante Bücher. Diese nennen sie wohl Memoiren aus dem todten Hause oder aus einem Todtenhaus, was eben nichts anderes als etwa Briefe aus der Hölle besagen will. Ein solches Buch ist kürzlich wieder von einem nach dem Bergwerke von Schelai, im Kreise Nerschinsk, verschickten politischen Verbrecher namens Iwan Nikolajewitsch geschrieben und von Herrn v. Melschin in St. Petersburg herausgegeben und sichtlich, nicht immer geschickt, mit etwas Effekthascherei zurechtgestutzt worden: „Im Reiche der Ausgestoßenen. Aus den Memoiren eines sibirischen Sträflings.“*)

Auch er, der arme, junge Student, dessen sympathische Züge auf dem beigegebenen Bildnis wehmüthig berühren, hat — es sind das seine eigenen Worte — mehrere Jahre unter den Todten zugebracht. Wo bin ich, fährt er mitten in der Nacht in seinem Gefängnis auf, was für Leichname liegen neben mir, rechts, links und dort unten zu meinen Füßen! Er ist dann über Sachalin ins Leben zurückgekehrt, hat aber seine geliebte Mutter nicht mehr angetroffen, die unterdessen vor Kummer gestorben war. Er hat sie überhaupt nie mehr wieder gesehen: das ist eben der Unterschied zwischen Sibirien und dem Jenseits. Als er sich noch in Sanct Petersburg in Untersuchungshaft befand, hatte sie sich aus der entfernten Provinz, in der sie wohnte, in die Residenz geschleppt, um ihren zärtlich geliebten Wanka noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen: es ist eine herzbeengende Scene, wie die noch rüstige, aber binnen wenigen Wochen vollständig ergraute und tiefgebeugte Frau zu ihrem Sohn ins Gefängnis kommt und sich alle Mühe gibt, heiter und gefaßt zu erscheinen, weil sie ihn damit aufzurichten denkt — wie sie dann am Tage seiner Abreise, als er in einem geschlossenen Wagen zur Bahn gebracht wird, am Morgen, in aller Frühe, mit übermenschlicher Anstrengung lächelnd, dicht neben dem Wagen herläuft, um ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen — wie sie dann noch den Bahndamm entlang geht, um den Zug vorüberfahren zu sehen, in ihn hinein er sieht. Die gute russische Mutter, die sich von ihrem Kinde nicht trennen kann und ihm wie bei einem Begräbnis das letzte Geleite gibt! Ja, die sich nicht damit trösten kann, daß ihr Sohn in den Himmel eingeht, die ihn als einen Ausgestoßenen schnurstracks in die Katorga, nach Sibirien, in die Hölle fahren sieht!

Auch wer die Skizzen Korolenkos und die ergreifenden Schilderungen Dostojewskijs gelesen hat, oder vielmehr gerade wer sie bereits kennt, wird diese neuen Memoiren mit großem Interesse und mit dem tiefen Mitgefühl aufnehmen, das die Erzählungen eines gebildeten Mannes von seinen verschuldeten oder unverschuldeten Leiden in einer furchtbaren Welt erwecken. Er wird sie schon deshalb kennen lernen wollen, weil auch über jene düstere Welt seit Dostojewski bereits wieder Jahrzehnte hingegangen und die Verbrecher selbst einerseits intelligenter, andererseits ungleich schlechter geworden sind, abgesehen davon, daß der Schauplatz nicht ganz derselbe ist — Dostojewskij arbeitete in seinem Bergwerk, obgleich ein solches noch mehr Aehnlichkeit mit einem „todten Hause“ gehabt hätte. Wenn sich trotzdem so vieles wiederholt, wenn dieselben Typen, dieselben Verurtheile und Laster, dieselben Spitzbuben wiederkehren, so dient das nur dazu, das allgemein Menschliche an den traurigen Erzählungen zu erkennen und die eigenartigen Verhältnisse ins rechte Licht zu setzen. Im ganzen ist das Buch Iwans noch bitterer, noch verzweifelter geschrieben als das seines berühmten Vorgängers, anscheinend unter dem unmittelbaren Eindruck der sibirischen Schreckn isse verfaßt. Die Memoiren Dostojewskijs entdehren nicht der heiteren Seiten, man gelangt fast dazu, sich mit den Sträflingen zu beneiden, von denen einzelne mit unverdunkelter Liebe geschildert sind: man sieht ihnen mit Vergnügen zu, wie sie Theater spielen, wie sie ein neues Pferd für die Katorga kaufen, wie sie in ihrem Ostrog, das heißt in ihrem Zuchthaus, das beste Brot der ganzen Stadt backen, wie sie ihr Spielchen machen, Brautwein schmuggeln und Gelage veranstalten, daß man vollkommen vergißt, wo man sich eigentlich befindet. Bei Melschin ist die Arbeit bedeutend schwerer — Bergwerksarbeit und zum ersten Anfang eine richtige Damidenarbeit, die hier die „Drebowgel“ genannt wird, indem aus dem höchsten Schacht die Wässer ausgeschöpft werden müssen. Diese Drebowgel gleicht auch insofern einer Damidenarbeit, als sie völlig vergeblich ist, indem die Sträflinge den Bergherrn betrügen und in Wirklichkeit gar nichts thun. Iwan Nikolajewitsch, der mit seinen Leidensgenossen Schule hält und ihnen zwölf Classiker, die Bibel, ja, sogar Shakespeare'sche Dramen und ein Capitel aus den Memoiren Dostojewskijs selber verliest, konnte ihnen wohl auch von ihren Vorbildern in der griechischen Unterwelt erzählen. Laß dir rathen, Leser, habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne; folge dem Ausgestoßenen ins dunkle Reich hinab!

Leipzig. Rudolf Kleinpaul.

*) Leipzig, Verlag von Friedrich Wilhelm Grunow. Preis 3 Mk., broschirt 4 Mk. Uebersetzt von Paul Fuchs.

Neue Romane und Novellen.

Konrad Telmanns nachgelassener Roman*) „An der Engelebucht“ fängt wie eine Birch-Pfeifferiade mit einem Vorspiel an, das uns nach Norddeutschland versetzt und eine räthselhafte Scene, einen Mord oder Todtschlag, vorführt. Dann hebt im zweiten Capitel erst der eigentliche Roman an, dem Nizza, Monte Carlo und der berüchtigte Fleck Erde, die Riviera, zum Hintergrund, das internationale Publikum von Spielern, Müssigen und Bummlern zur Staffage dient, während das tolle Carnevalsgelichter wie ein contrastierender Grundton zu den tragischen Conflicten erklingt. Dann bereitet freilich das gräßliche Erdbeben dem ganzen Treiben einen beträubenden Aschermittwoch. Und, wie in Spielhagens Roman „Sturmflut“, hat es nicht bloß die Bedeutung einer packenden Romanzuthat, sondern greift symbolisch in die Geschicke der handelnden und leidenden Menschen ein. Den Roman freilich hat die Hand eines gewandten, ja raffinierten Regisseurs geschaffen, der alles auf den Effect berechnet, ein Künstler, der seine nicht gewöhnliche Begabung zu einer im schlimmen Sinne romanhaften Erfindung mißbrauchte. So entstand ein Ganzes voll unkünstlerischer Spannung, die nur am Stoffe haftet, voll unwahrscheinlicher Abenteuer und sentimentaler Gefühle. An Eugene Sue muß man denken, wenn man die entscheidende Lösung dadurch herbeigeführt sieht, daß Margot von Detten in einer Loge das verhängnisvolle Gespräch ihres Bräutigams Arno von Meyburg mit seiner Geliebten und Mitschuldigen, Cäcile Birken, belauscht und dadurch seine Verbrechen erfährt. Auf dem Sterbebette muß Frau Dahlberg ein langes Geständnis ablegen, damit ihr Sohn Erich entlastet werde, wobei noch dazu die Erfindung ganz unmöglich erscheint, weil kein Protokoll, sondern eine weit ausgedehnte Biographie mit psychologischer Begründung gegeben wird. Der Roman hätte sich noch dazu a la Amadis ins Unendliche hinauswirren lassen, denn er bedient sich jener altväterischen bequemen Technik, die uns schon unerträglich geworden ist. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß Telmann ein sehr gewandter Schilderer des Milieus und ein geschickter Erzähler ist, nur bleibt alles kraft- und darum künstlerisch todt, gemacht und erklügelt. Telmann verstand es vortrefflich, an fremden Romanen Kritik zu üben, seinen eigenen letzten Roman nahm er aber kritiklos hin. Bei aller Pietät für einen Verstorbenen kann man sein Werk nicht rühmen, obwohl es vielleicht manchen künstlerisch beschiedenen Leser finden wird, der sich an gestohlenen Testamenten, unterschlagenen Trauscheinen, erpressenden Officieren, oder an Fürsten, die durch Monte Carlo die Gründerverluste hereinbringen wollen, um die Geschädigten zu entschädigen, an einem liebenden Bruder, der seine Schwester opfern will, um eine Frau zu erlangen, und solchen abgebrauchten Romanerfindungen nicht stößt.

Einen starken Gegensatz zu diesem Roman bildet ein Band, in dem uns Haus von Kahlenberg vor ein räthselvolles „Gleichnis“ stellt.**) Es ist nicht leicht, für dieses Werk einen zutreffenden Namen zu finden, aber soviel wird jedem auffallen, daß es alles eher sein will, als ein Roman. Der Ton gemahnt vielfach an die Bibel, doch auch an Nietzsche. Die Vorstellungen gegehen sich gleichfalls in Anklängen an die Evangelien und die Schriften des unglücklichen Philosophen, der im Irrsinn endete. Einzelne Scenen, manche Namen weisen auf die Lebensgeschichte Christi. Der „Freunde“ ist ein Zimmermannssohn aus Sinz im Württembergischen, mit Maria und Martha kommt er zusammen, von einem Richter wird er verhört, der sich selbst mit Pontius Pilatus vergleicht. Der König untersuchet das Todesurtheil des Aviators Fritz Unklemann, nachdem die „Macht“, die „Wohlluft“, das verführerische Weib, eine neue Tochter der Herodias, vor ihm getanzt hat. Was Haus von Kahlenberg aber bringt, sind Erscheinungen der Neurosi, eingekleidet in das alte Gewand der biblischen Erzählungen. Und darin dürfen wir wohl die Lösung des „Gleichnisses“ erkennen. Das Ewige, Bleibende, Unveränderliche der menschlichen Verhältnisse soll augedeutet werden durch eine Parallele zwischen dem Heutigen und dem Längstvergangenen. So schwanken wir denn immerwährend zwischen zwei Polen auf und ab, werden beschäftigt und gelenkt, gereizt und von mancherlei Allegorien umgaukelt, erhalten Perspectiven, die sich im Nebel verlieren, schaut exotische Bilder, von Worten umwahnt, Personen voll symbolischer Deutbarkeit, Personifikationen von Richtungen, ein ernstes, aber kein erfreuliches Buch. Was uns bei geistvollen Dichtungen so oft auffällt, der Mangel an einer klaren Linienführung, durch die allein eine Grundlage für ihre phantastischen Arabesken geschaffen

*) Berlin und Leipzig, Verlag von Schuster & Loeffler. 1901.

**) Berlin, Verlag von S. Fischer. 1901.

Digitized by Google

würde, das gilt auch von Hans von Kahlenberg. Hat Konrad Telmann nur mit den gewöhnlichsten Mitteln gearbeitet, Hans von Kahlenberg greift zu den ungewöhnlichsten; schafft jener einen landläufigen Unterhaltungsroman, diese bietet ein Werk, nicht philosophisch klar und nicht künstlerisch abgeschlossen, einen merkwürdigen Zwitter, aber ernst gemeint und reich an wundersamen Naturstimmungen. Dem einen folgt man in unwilliger Spannung, der anderen in müdem Staunen; gerne weder dem einen, noch der anderen, trotzdem beide seit lange Mitarbeiterschaft thätig sind.

Da geht es uns mit zwei Neulingen besser. Olga Cordes bietet uns in dem Ichroman eines Halbkünstlers, „Hinaus-Hinab“*), ein Lebensschicksal, das wir mit Antheil verfolgen, Siegfried Trebitsch mit seiner Geschichte einer Leidenschaft, „Genesung“**), ein Stück Seelenleben, das wir innig nachfühlen. Beide verrathen in manchen Unbeholfenheiten ihre Anfängerthum, beschäftigen uns aber künstlerisch. Bei Olga Cordes begegnen uns vielfach Motive aus dem Beginn des neueren Naturalismus, die aber dem Ganzen mit Wahrscheinlichkeit eingefügt sind; sie liebt es, verschiedene Dialecte nachzuahmen, wobei ihr freilich das Münchnerische zu einer unmöglichen Carikatur wird; sie lässt mitunter Figuren nur flüchtig vorüberhuschen, doch ist ihr Karl Wenner, der Bäckersohn, der Künstler, Maler oder Bildhauer, werden will und nach Jahren steigender Entdüsterung froh ist, als Zeichenlehrer eine kleine Existenz zu finden, ohne je seine künstlerischen Träume zu vergessen, eine lebensvolle Gestalt. Einen kurzen Aufschwung, einen tiefen Absturz, ein wehmüthiges Verzichten, endlich stille Hoffnung auf die Zukunft des Sohnes, das erleben wir mit dem schwachen Helden. Was Olga Cordes zu bieten vermag, ist nicht das Große, nur das Intime, Kleine, Stille gelingt ihr; darum muthen uns die Kinderszenen mehr an, als die Bilder der Münchener Boheme, die Resignation spricht eindringlicher als die Zuversicht. Der Leser wird angenehm beschäftigt und genießt die Erzählung, ohne sich aufgeregt zu fühlen.

Bedeutsamer zählt sich Siegfried Trebitsch ein, da er uns erzählt, wie der Oberlieutenant Richard von Böhlau von einem Roishaar, der einer Duellaffaire folgt, und von einer sinnlichen Liebe zu der schönen Witwe Leo Müllner genest. Nach hier müssten wir Einzelnheiten hinnehmen, die das Benehmen an Richards Krankenbett, das seine Recidive herbeiführt; doch verwetzet Trebitsch diesen Rückfall mit großem Geschick. Das Verdienst seiner Novelle liegt in den intimen Seelenanalysen, die alle Gefühle vom Auftauchen der sinnlichen Leidenschaft bis zu ihrem Verebben mit discreter Kunst vorbringen. Trebitsch skafft mit seiner „Genesung“ ein Gegenbild zu Arthur Schnitzlers Novelle „Sterben“ und schildert uns, wie ein neuer Mensch in der Krankheit erwacht, wie Richard von Böhlau als Reconvalescent zum erstenmal in seinem Leben sich selbst erkennt, ein Mann wird und darum unter seine ganze Vergangenheit, soweit sie nicht nothwendig zu ihm gehört, einen dicken Strich zieht. Er überwindet nicht bloß das sinnliche Verlangen nach dem Weibe und genest zur stillen Liebe, sondern er sieht auch seine bisherige Stellung, seine Carriere als Officier mit anderen erkennenden Augen an und zieht den bunten Rock aus, der seinem eigentlichen Wesen nicht paßt. Der junge Dichter Trebitsch zeichnet mit dem Silberstift, deckab gelingen auch ihm die zarten Stimmungen, die allmählichen Wegungen einer sich besinnenden Seele, die milden, traulichen, lauschigen Scenen am besten. In seinem Erstlingswerke herrscht eine Müdigkeit, die sich vortrefflich dem Stoffe anschmiegt und ihre heilende Kraft entfaltet. Man dürfte nicht oft bei einem Anfänger ein so glückliches Ebenmaß von Form und Inhalt finden, wie bei Trebitsch, es fragt sich nur, ob wir darin die Sicherheit des geborenen Künstlers oder die Zufälligkeiten eines glücklichen Finders anzuerkennen haben. Das können erst weitere Werke lehren. Aber soviel lässt sich schon sehen, daß Trebitsch mit vom künstlerischen Tendenzen geleitet ist, nicht aber von jenen außerpoetischen Ideen, die ihm von einzelnen Kritikern nachgesagt werden. Ihn fesselte das Problem, was ein junger Mann unter dem reifenden Einflusse der Genesung in seinem Innern durchmacht; und dieses künstlerische Motiv führte er mit Geschmack und überraschender Feinheit durch, ohne seine Stimme, gleich einem Alchymisten, in tiefe Falten zu legen, oder seine Stimme, gleich dem Moralisten, zu einem „Ueberwinde das Weib!“ zu erheben. Er erzählt einfach, natürlich, als Mensch mit offenen Sinnen. Seine Novelle ist ein gutes Beglaubigungsschreiben, das er abgab, hoffentlich bewährt er sich auch ferners als Dichter, wie er sich diesmal zeigte, ungeblendet durch trügerische Rathschläge. Man fühlt bei ihm, daß er Poesie hat, und darüber irrt man sich.

Richard Maria Werner.

Lord Mayors Tag.

Wohl ist der Lord-Mayor von London nicht eine ganz so gewichtige Persönlichkeit, wie man im Auslande vielfach annimmt, wohl ist ein Lord-Mayor noch nicht einmal Bürgermeister des gesammten London, sondern nur eines winzigen Theiles desselben, nur der Altstadt, der City von London, aber sein altersgeheiligtes Amt, das von einem wundersamen Nimbus umgeben, übt dennoch eine ganz eigenartige Anziehungskraft aus, die sich besonders am neunten November jeden Jahres gellend macht, dem Tage der Lord-Mayors-Show, das heißt der öffentlichen Schaustellung des alljährlich neuerwählten Lord-Mayors von London, sammt seinem zahlreichen Gefolge der übrigen City-Würdenträger und den Würden in ihren Karossen, prächtigen Trachten, mit Wappen und Bannern. In festlicher Procession ziehen dieselben dann von Guildhall aus, dem Rathhaus der City, nach dem Justizpalast hin, wo der Lord-Mayor dem Lord-Oberrichter vorgestellt wird, sich von diesem im Namen Seiner Majestät seine Wahl bestätigen lässt und seinerseits, im Namen der Bürgerschaft, dann aufs neue Bestätigung der alten Rechte und Privilegien der City beansprucht.

Als den ersten Lord-Mayor nennen die Chroniken Henry Fitz-Alwin, der im Jahre 1189 diesem Amte vorstand. Seinen Nachfolgern in den ersten zwei Jahrhunderten wurde die Ausführung desselben weniger leicht gemacht, als denen der Jetztzeit. Zu wiederholtenmalen von den Königen in den Tower gesteckt, wenn sie zu hartnäckig auf ihren Gerechtsamen bestanden, retteten sie sich bei anderen Gelegenheiten nur durch ein artiges Lösegeld oder gar durch Flucht vor ähnlichen Unbilden. Bornehmlich war es Richard II. (1377 bis 1399), dessen königliche Gunst nur durch Zahlung ungeheurer Summen seitens der Bürger zu erwerben oder zu bewahren war und der „ihnen wiederholt „seine eigene Creatur“, den Sir Nicholas Brember, als Lord-Mayor aufdrängte, während in späteren Zeiten die Könige, wenn sie die City besuchen wollten, artig genug waren, den Bürgermeister erst um den Schlüssel zu bitten.

Die Wahl des Mayors, wie sämmtlicher bürgerlicher Würdenträger, gelangte schon unter dem Vorgänger Richards, unter Eduard III., ausschließlich in die Hände der Gilden, deren Zahl 80 beträgt. Die Mitglieder dieser sind wieder — unabhängig davon, zu welcher Gilde sie gehören — je nach ihrem Wohnsitz in 26 Districte (wards) getheilt und nur dann stimmberechtigt, wenn sie ein Haus oder wenigstens ein Kellergewölbe in der City innehaben. sei es ihr eigenes oder gemietet, und nicht weniger als dreißig Mark städtischer Abgaben bezahlen. Jedem solchen Districte steht ein Alderman vor, deren Stellen ursprünglich erblich, ja käuflich waren und nach denen der Bezirk sich allemal nannte. Später wurden dieselben jährlich gewählt, bis die Dauer ihrer Wahl unter Richard II. auf Lebenszeit ausgedehnt wurde.

Aus der Zahl dieser Aldermen wird wieder der Lord-Mayor gewählt, der oberste Würdenträger der City, und zwar in der Regel das jeweilige Haupt in der Reihenfolge der Aldermen, die der Reihe nach zur Bekleidung der obersten Amtswürde berufen werden. Wie der Staatsregierung das Parlament, Gesetze machend und Rechnenschaft fordernd, zur Seite steht, so hat die City-Verwaltung in dem Common-Council einen ähnlichen gesetzgebenden Körper, dem etwaige Veränderungen in der Verfassung der Corporation, die Verwaltung öffentlicher Gelder und Länderei-Uebertragungen, sowie die Sorge für die Themsebrücken zusteht. Gewählt werden die Common-Councilen von denselben „Freemen“, das heißt Innungsund Gildenmitgliedern, wie die Aldermen, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem Falle nicht jeder Ward einen einzigen Vertreter zu stellen hat, sondern die Zahl der Common-Councilmen ist je nach Größe und Bedeutung des Districts wesentlich verschieden. Im ganzen besteht die Körperschaft aus 240 Mitgliedern und von denen, welche sich als solche besonders bewährt haben, nimmt man naturgemäß gewöhnlich die Aldermen.

Unter dem Lord-Mayor steht eine Reihe anderer mehr oder weniger hoher Beamten, zunächst die beiden Sheriffs (von shire reeve, das heißt Verwalter der Grafschaft), ein Amt, das der Lord-Mayor selbst bekleidet haben muss, ehe er zur höchsten Stufe gelangen kann. Ihnen zur Seite steht der Recorder, ein gesetzkundiger Anwalt, „der Mund der City“, der Urtheile und Gutachten auszusprechen und vorkommendenfalls Ansprachen an den König zu richten hat, der Chamberlain oder City-Schatzmeister, der Common-Sergeant, ein steter Begleiter des Mayors, um dessen magistratische Würde mehr zum Ansehen zu bringen, der Town Clerk oder Wächter über die den Gilden von den Königen verbrieften „Gerechtsame“, der Sword Bearer (Schwertträger), Water Bailiff (Themse-Aufseher) und der City-Verwandsteuerer, der den Mayor an den jährlichen Rundlauf seiner Amtsgewalt zu mahnen und ihm die Vorgänge im Parlament zu berichten hat, ein Amt, welches bei der heutigen Entwickelung der Preße natürlich ganz und gar eine Sinecure geworden ist.

Am meisten zu thun hat der Lord-Mayor selbst. Er präsidiert bei den Sitzungen der Aldermen, sowie bei denen des Common-Council, Obschon in den allerseltensten Fällen Jurist von Fach und in Bezug auf rein juristische Fragen ganz und gar auf den Rath seines juristisch gebildeten „Recorder“ angewiesen, ist der Lord-Mayor doch auch einer der Richter an verschiedenen Criminal-Gerichtshöfen, Friedensrichter für Southwark und zu dem fast jeden Morgen auf seinem eigenen Stadt-Gerichtshofe, auf dem Mansion House, mehrere Stunden in Anspruch genommen. Ueberdies ist er

an der Verwaltung von Greenwich-Hospital, St. Pauls-Kathedrale, Kriegs-College und anderen Schulen und Stiftungen betheiligt; ist Mitglied des geheimen Rathes vor der Thronbesteigung eines neuen Landesherrn und erster Kellermeister an dessen Krönungstage, wofür er einen goldenen Becher erhält. Bei etwaigen Besuchen der City seitens einheimischer oder auswärtiger Fürsten und Größen hat er den liebenswürdigen, weder Mühe noch Kosten scheuenden Wirt zu spielen. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, welche die City betreffen, erwartet man natürlich von ihm, dass er an der Spitze der Bürgerschaft stehe. So hat er auch bei deren öffentlichen Versammlungen den Vorsitz zu übernehmen, tritt in fortwährenden Verhandlungen mit der Regierung, nimmt bei größeren Unglücksfällen Beiträge für die Betroffenen entgegen und hat dafür dann auch wohl das Privilegium, in den für diesen Zweck aufgelegten Subscriptionslisten seinen Namen — mit einer seiner Stelle angemessenen Summe — obenan schreiben zu dürfen. Derartige Pflichten und Vorrechte hat er noch manche andere.

Das sollte fast zweifelhaften sie einen einzigen Menschen, allein man sieht leicht, dass die meisten Obliegenheiten wenig Zeit erfordern und nur dazu dienen, seine Würde und seinen Einfluss, wo er will, zu erhöhen. Da er sich aber auch bei den übrigen, mehr Zeit raubenden, Thätigkeiten vertreten lassen kann, so ist Lord-Mayor zu sein, gar nicht so übel. An G.halt bekommt er für das eine Jahr 10.000 Pfund Sterling. Man erwartet indessen, dass er zur Aufrechterhaltung der Würde seiner Stellung mindestens das Doppelte jener Summe für Festlichkeiten, Mildthätigkeiten und derartige Zwecke verausgabt, und so ist auf der Londoner Bürgermeisterei leichtes Schaße sammeln. Manche besser aber schist sich dort essen, ohne das natürlich bei Festessen für die größeren „Bankets" aus des Lord-Mayors Tasche entrichtet würden. Das Essen, welches die City von London 1814 nach dem ersten Sturze Napoleons ihren fremden Gästen gab, unter denen auch König Friedrich Wilhelm II., Kaiser Alexander I. und Blücher sich befanden, soll 23.000 Pfund Sterling gekostet haben.

So etwas wird zwar nicht alle Tage aufgetischt, allein etwas besonders Gutes gibt es am 9. November immer auf dem „Lord-Mayors-Banket" in Guildhall. Teurte Sopp unter anderen schönen Dingen an diesem Abend paradieren, ist so uralter Brauch, dass es die Grundvesten seiner Stellung erschüttern hieße, wollte ein neuer Lord-Mayor sie einmal fortlassen. So hat er denn auch guten Zuspruch. Sämmtliche City-Würdenträger und die hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes — gegen 1000 Personen — sitzen hier zu Tische. Zum öfteren stellen sich hiezu auch Prinzen des königlichen Hauses ein, Gesandte und besonders zahlreich Minister. Seit Lord Beaconsfieds Zeit hat auch selten der Premierminister auf dem „Lord-Mayors-Banket" in Guildhall gefehlt. Der Wein löst dann dann auch wohl der Zunge, und eine politische Premierministerrede ist fast ebenso regelmäßig wie die Schlafstrunksuppe auf dem Lord-Mayors-Banket geworden. Man lauscht ihr umso lieber, als es scheint, die Herren Premiers von England regulieren das Uhrwerk der Weltgeschichte mit Vorliebe so, dass es am 9. November immer voll schlägt, und so lauscht seit Jahren denn auch das zeitungslesende Publicum der ganzen Welt nicht ohne Spannung auf die „Premierminister-Rede von Guildhall". Lord Salisbury hat auch für das kommende Banket seinen Besuch zugesagt, und es dürfte ihm nach dem „ruhmvollen" Feldzuge in Südafrika gerade in dem Lande ein besonders enthusiastischer Empfang zutheil werden. Denn die City ist — soweit sie eben durch diese Gildeumänner vertreten — natürlich sehr conservativ, schon deshalb, weil die Liberalen danach trachten, das alte Corporations- und Gildenwesen zu reformieren und manchelei Privilegien der „Freemen" aufzuheben.

Gewisse Neuerungen wären allerdings nicht mehr als recht und billig. Ist es nicht eine Anomalie, dass die doch nur ungeheure ein Siebtigstel von Gesammt-Londou umfassende „City" über eigene, von dem übrigen London ganz und gar unabhängige Verwaltung besitzt, dass sie allein in ihrem Lord-Mayor ein municipales Oberhaupt aufweist, wir übrigen zewiefigen Millionen abee ganz bürgermeisterlos dastehen und in Dutzende von verschiedenen Gemeindeverwaltungen eingetheilt sind, die nur von den gemeinsamen Dut des Londoner Grafschaftsrathes gedeckt werden? Ist es aber nicht vollends den Anforderungen unserer Zeit widersprechend, dass in der City selbst lediglich die Gildenmitglieder die Verwaltung ihres Bezirkes in der Hand haben? Andere aber, und seien sie die bedeutendsten Kaufherren und Fabrikanten, die Tausenden von Angestellten und Arbeitern Erwerb gewähren, für die municipalen Wahlen nicht einmal ihre Stimme abzugeben das Recht haben? Warum sollen diese Gilden so bevorzugt sein, die doch nur durch ihre ungeheuerlichen Reichthümer noch zusammengehalten werden, Reichthümer, die zum guten Theil allerdings für wohlthätige Stiftungen, zum großen Theil aber für prunkhafte Gelage der Gildenmitglieder verausgabt werden? Ja, es wird in der City immer noch — und nicht nur am 9. November jeden Jahres — viel verschwendet und vergeudet vergeuden auch, dass diese Gelder, die im Laufe der Jahrhunderte zu einem so unermesslichen Vermögen angewachsen, ursprünglich zur Hebung der einzelnen Gewerbe und zur Wohnung ihrer Gerechtsame bestimmt waren, Zwecke, die im modernen Staate doch ganz und gar gegenstandslos geworden sind.

Gewiss, vieles hat sich überdeit in dem Gildenwesen wie in der ganzen City-Verwaltung. Nur das vorhandene, große Vermögen hält alles noch zusammen. Allein, ob es ein Recht hat, in der gegenwärtigen Form weiterzubestehen oder nicht, das Corporationswesen der City bleibt immerhin höchst interessant, wenn auch nur als ein Denkmal munizipalen Thun und Treibens aus der „guten, alten Zeit", das aber trotz seiner in die Augen springenden Schattenseiten auch in seiner mittelalterlichen Form ein hübsches Bild freier municipaler Verwaltung bildet.

London. **Wilhelm F. Bound.**

Die Woche.

Politische Notizen.

Die berühmte Reise — wir meinen die des Herrn v. Koerber ist so plötzlich verschwunden, wie sie gekommen war, und ihr Ausgang ist ebenso in Dunkel gehüllt wie ihr Ursprung es war. Wenn solch räthelhafte Vorgänge sich in anderen Sphären ereignen, pflegt man zu sagen: Cherchez la femme! Bei uns hat die Femme in der Politik, in der parlamentarischen Politik wenigstens, noch nichts preinzureden. Aber Thomme, der Mann, nicht der Mann schlechthin, sondern der „kommende Mann", der hinter jedem Minister steht, ihm die Ruhe seiner Nächte, die Arbeit seiner Tage stört und den Schrecken ohne Ende bereitet. Auch Herr v. Koerber hat seinen „kommenden Mann", dieser Schreckensmann ist in den letzten Wochen in Wien gewesen, und seine Anwesenheit scheint in Herrn v. Koerber jenen Angstwahn ausgelöst zu haben, den seine officiösen Euphemisten eine politische Krise genannt haben.

*

Diesem kommenden Mann geht wie allen kommenden Männern ein gewaltiger Ruf voraus. Baron Alois Lexa v. Aehrenthal, gegenwärtig Botschafter in Russland, ehemals Gesandter in Rumänien, muss ein Universalgenie sein, wenn er zu all dem fähig sein soll, wozu man ihn als prädestiniert ausgibt. Als kommender Mann hat er schon eine vielseitige Thätigkeit entfaltet. Schon unter Badeni hat er diese phantasievolle Carrière begonnen, unter Thun hat er sie fortgesetzt. Es ist ja damals auf Island noch Wien kam, tauchte die gewiss Gerüchte auf. Damals war er unsere Verheißung für die innere Politik, und da die Deutschen damals gerade in Opposition waren, bildeten sich die Deutschen ein, dass er ihr Mann sei. Später wandte er sich — immer als kommender Mann — von der unseren Politik der äußeren zu, der er so auch als Beamter angehört, und wurde der Schrecken des Grafen Goluchowski. Jetzt bewährtigten sich seine Freunde die Jungezechen, die von ihm zu erzählen wussten, dass er ein enthusiastischer Russenfreund sei und brennen, bereits, ja sogar bemmächtigt als Nachfolger des Grafen Goluchowski den politischen Kurshalt Oesterreich-Ungarns an Russland durchzuführen, den er schon auf jenem Petersburger Posten vorbereite.

*

Solche Todesverkündigungen liest Graf Goluchowski nicht, und als jüngst der Baron Lexa wieder auf Urlaub seine Schritte nach Wien lenkte, spannte dem Grafen Wohlwollen, das sich gerade in letzter Zeit noch ein paarmal hinreinander in der hohen Politik ausgezeichnet hatte, der kommende Mann zuwider. Er wusste sich diesen kommenden Mann vom Halse zu schaffen, und er that es auch. Er hängte ihm dem Herrn von Koerber an. Von Jungczechen, die ja jetzt gewissermaßen auch in unseren Beruf Expedition machen, kam die Idee sehr gelegen, mit Wet gungen schrieben sie den ihnen schon längst liebgewordenen kommenden Mann von der äußeren auf die ihnen wichtigere innere Politik um, um der er sich in als kommender Mann unter Badeni und Thun schon so viel Interessierten verbreitet hatte, und als Baron Lexa in den letzten Wochen wieder urlaubsweise Wien besuchte, war er bereits der präsumtive Nachfolger des Herrn v. Koerber, berufen, bereinst, ja sogar demnächst den Staatswagen aus czechische Geleise überzuführen. Die Jungczechen bejahten Math und wurden frech. Herr v. Koerber bekam Angst und wollte sich retten. Er ging über die Czechenfrage Math und der Minister Angst kriegt, so nennt man das neuerlens eine Krise. So erklärt sich die rathselhafte Reise, so auch die rathselhaftes Ende Baron Lexa reiste ab, die Jungczechen vergaßen allmählich an ihn, Herr von Koerber beschlossen, und unterziehens war die parlamentarische Welt zur Ruh wieder eingekehrt.

*

Aus den aufgefundenen Schriften hat sich Herr v. Koerber an den Jungczechen in wichtiger Weise gerächt. Als sie nach erledigter Koerber Krise eine Reihe Krise unterbrachten, hatte sich Herr v. Koerber Zuerst wieder Zeit; wenn Zeit mit mit dem nächsten kommenden Manne hatte machen wollt, so werde ich Euch mit Unterm kommenden Manne das Gruseln lehren. Eines Tages erschien in der Zeitungen die Nachricht, dass der Dr. Marusch, der bekannte Advocat, dem Vorsitze der Krise übernommen habe. Marusch ist ein Czechischer Landesmarschallstellvertreter und Obmann Jungczechen Clubs. Jetzt war an den Jungczechen die Reihe zu erschrecken. Wenn sie Lust eine Krise vor den von ihnen abhängigen Schaumschläger Krise setzen Lust hätten, so war die Krise vor ihnen abhängigen Marusch Krise ein Ding der Unmöglichkeit. Der Landesmarschallstellvertreter Marusch ist ein Mann, der Krise vor sich hat, aber nicht vor Krise. Er

gerade in diesen Tagen eine ganz unangenehme Geschichte passiert. Während der Kaiserreise hatte er sich, wie so oft, dem Aufseher Stadorah Dr. Ofner gegenüber verplaudert, und der Aufsicher ist nun „unfein“ genug gewesen, den Reigel sichen Plauder mit all seinen Pikanterien gegen Honorar, die All-deutschen und die Hungarischen mit photographischer Treue in der Zeitung zu erzählen. Diese Indiskretion hat natürlich Herrn Dr. Regel in allen Leute Mund gebracht. Aber wie gern auch Dr. Regel im allgemeinen von sich sprechen hört, im Fall Ofner ist das doch selbst ihm unangenehm. Da will er lieber, daß man noch einige Tage von seiner Krise fabelt, so vergessen die Leute die Ofner Geschichte eher.

*

Der Finanzminister Herr v. Böhm hat wieder einige seiner Gedenkfeche in den Staatskassen geöffnet, und siehe da, trotz der den Finanzkapazitäten à la Derschatta und Steinwender — man muß schon sagen: freudig — anerkannten Ebbe in den Staatskassen, liegen in den Gheimfächern, aus denen erst unlängst Herr v. Böhm 10½ Millionen Mündgewinn entnommen hat, nochmals 10 Millionen drinn, und zwar genau jene 2½ Millionen Barbgewinn und 8 Millionen Kouponfälligkeit, an deren längst fällige Berrechnung Herr v. Böhm jüngst in der „Zeit“ gemahnt wurde. Zeit sind sie endlich aus den Gheimfächern herausgekrochen. Herr v. Böhm hatte nämlich einen Nachtragscredit in anspruch für derlei Ebbe aufzuforschen, und wieder unpopuläre Ausgaben. Um sie zu bedecken, hat er die Gheimfächer geöffnet. Für unpopuläre Ausgaben liegen sie dort immer noch die Millionen bereit. Nur wenn es sich um eine populäre Budgetpost handelt, z. B. um die Aufhebung der Manten, da ist kein Geld dafür in den Staatscassen zu finden, nicht einmal eine lumpige Million, da soll heute die Steuer leichtfertig verdreien. Der Nachtragscredit mit seinen plötzlich entdeckten 10 Millionen Cassenreserven wird es den Herren v. Derschatta und Steinwender schwer machen, ihren Steuerbewilligungseifer in unverdächtiger Weise auch fernerhin zu rechtfertigen. Aber um die Herren v. Derschatta und Steinwender haben wir keine Sorgen. Das sind die verlässlichen Leute. Die kinden Steine, wenn sie einem Minister dadurch gefällig sein können.

*

Der Graf Vetter scheint, obwohl er schon über ein halbes Jahr Präsident des Abgeordnetenhauses ist, noch immer seine Begangenheit als Verwaltungsrath des Lloyd nicht ganz und gar vergessen zu haben. Auf eine Frage hat er letzthin erklärt, daß ihm „sein Einfluß“ — er meinte sein Cassenrecht — auf die Reden des Ministerpräsidenten zustehe. Graf Vetter sieht das Parlament wie die Generalversammlung einer Actiengesellschaft an, in der er den ausschlaggebenden Faktor Toni Gheim- und Siegmann spielt, und Herrn v. Koerber behandelt er wie einen anderen Taussig, dem natürlich die Verwaltungsräthe seiner Gheimfächern nichts dreinzureden haben. Das kommt davon, wenn man einen Verwaltungsrath, noch dazu aus der gut gedrillten Schule Taussig, zum Parlamentspräsidenten macht.

Volkswirtschaftliches.

Die ungarischen kohleninduriellen wollen eine Eingabe an die Regierung richten, um den Verband ausländischer, insbesondere österreichischer Kohle in Ungarn zu verhindern. Dass mit der fest schreitenden Erschließung der ungarischen Kohlenwerke diese möglichst viel Terrain im Inlande gewinnen wollen, ist selbstverständlich. Aber bis zur Verdrängung der ausländischen Kohle ist ein weiter Weg. Die Ostrauer und preußische Kohle, die nahe an der ungarischen Grenze gewonnen wird, ist viel besser als die inländische und billiger. Deshalb und das Streben jener verlassung auch auf lange Zeit den Absatz in Ungarn. Die Eingabe der ungarischen Montanindustriellen kann daher mit gelassener Heiterkeit hingenommen werden, und der Spekulant, der in Wien damit gemacht wurde, war nicht überlistung. Die Entwicklung ist aber auch gar nicht am Platze, leidtrem die österreichische Regierung ihren Verkehr wegen Bevorzugung der inländischen Industrie inauguriren hat. Solange man be haupten konnte, daß nur die Ungarn gegen den Westen Zoll und Handelsbündnisse die österreichischen Industriellen von Lieferungen wegschließen, begreiflich, wenn man sich wehrte. Man aber die offizielle Regierung die Behörden anweist, das Gebiet gegen Ungarn und das Ausland zu thun, wo immer man dann die Berechtigung zur Entrüstung hat?

*

Oesterreich hatte immer dem Ausland nach. Das sollte nachgerade den einen Vortheil haben, daß man von den Erfahrungen des Auslandes profitiert, die Um- und Abwege, welche das Ausland schon mühsam durchmessen, vermeidet. Aber in Oesterreich pflegt man auch auf überdies machen wir all die Fehler und Dummheiten, die im Ausland gemacht wurden, gottlaubig nach, in einer Zeit, wo das Ausland den Irrthum bereits erkannt hat. In Deutschland hat sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Ausdehnung des Besitzes über Gebühr schädlich wirkt, daß der Besitzmittelstand nicht genügt und daß er nicht stabil, daß gefährdet ist. Man hat zum Theil schon gut, soweit man unmittelbar bei der Hand, Gesetze erlassen, welche man dem Mittelstande Schutz gewähren. Unsere Schutzgesetze bleiben weit hinter den schon gemachten zurück, in Vielem sind sie bei der gegenwärtigen Zersetzung des Mittelstandes geradezu schädlich und die Verhältnisse sind auch schon soweit gediehen, daß Mittel, die rechtzeitig angewendet, Erfolg hätten, jetzt nicht mehr helfen können. Der Ausgangspunkt ist ein wesentlich anderer. Während in Deutschland die Ursache der Verarmung des Mittelstandes in der Concentration des Kapitals, in der Ausdehnung des Großbetriebes, in der Verdrängung des Kleinbetriebes durch den Großbetrieb gesucht wird, ist bei uns die Ursache der Verarmung des Mittelstandes in der Zersetzung des Großbetriebes, in der Verdrängung des Großbetriebes durch den Kleinbetrieb zu suchen. Die Concentration des Kapitals ist bei uns noch nicht so weit gediehen, daß sie die Existenzen der Kleinbetriebe vernichtet hätte. Die Concentration des Kapitals wird auch die wunderwerthe Concentrirung [illegible] mit den Mitteln unserer wissenschaftlichen aller Zu [illegible] Die Elektrotechnik kann und darf nicht

Der Verband der Wiener Bank-Commissionsfirmen hat beschlossen, eine schwarze Liste der Clienten, welche sich mit Hinweis auf den Differenzeinwand ihren Verpflichtungen aus Börsengeschäften entziehen, anzulegen und seinen Mitgliedern und den Banken bekanntzugeben. Das ist sehr nützlich. Soweit als möglich soll verhütet werden, daß Leute, die einmal die Differenzeinrede vorwenden haben, in die Lage kommen, dasselbe Manöver zu wiederholen, und dass solche unredliche Spieler Ehrenstellen einnehmen und guten kaufmännischen Credit genießen. Ueberdies dürfte das Bewußtsein, daß außer dem Commissionär noch viele andere Personen von der Zahlungsverweigerung Kenntnis erlangen, häufig manchen Clienten abhalten, einen Ausgleich durch Nichtzahlung der Differenzeinwandes zu erzwingen. Allerdings thäte der Verband, welcher, wie es heißt, bei der Aufnahme von Mitgliedern strenge Auslese hält, gut, sein Vorgehen gegen unredliche Clienten zu ergänzen durch Vorschläge gegen Commissionäre, welche Privatpersonen zum Börsenspiel verleiten und sich Unregelmäßigkeiten bei der Ausführung der Aufträge schulden kommen lassen.

*

Der Budapester Bankverein ordnet sein Actiencapital von zwölf auf sieben Millionen Kronen durch Rückkauf von 25.000 Actien. In Ungarn herrscht niemals und derzeit besonders kein solcher Geldüberfluß, daß man annehmen sollte, die Bank kaufe ihre Actien zurück, weil sie für das Geld keine zugbringende Verwendung findet. Der Rückkauf geschieht nicht im Interesse der Bank, sondern im Interesse des Besitzers der Actien, des Budapester Bankvereins in Budapest, dessen maßgebender Einfluß in der „Zeit“ bereits besprochen wurde und das Ziel seines Einflusses in der Verwaltung des Budapester Bankvereins bedeutet, um die Actien, die es seinerzeit übernommen hat und nicht los werden konnte, an die Bank selbst wieder anzubringen. Der Rückkauf darf aber nicht früher erfolgen, als bis die Viererconferenz darüber ins Beschlüssen und das Einverständnis nach Verrechnung der Gläubiger die Herabminderung des Capitals bewilligt hat. Andernfalls riskieren die Directoren eine Aktivitätsstrafe von drei Monaten. Herr Landau braucht aber das Geld dringend, und da findet man bald die Mittel, um dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen. Der Budapester Bankverein hat vor etlichen Jahren die Budapester Wechselbuden Actiengesellschaft gegründet, und diese musste nun Herrn Landau seine Actien abnehmen. Zwar hat der Bankverein alle Actien der Wechselstube, er gibt ihr das Geld zu ihren Geschäften, sie ist einfach ein Theil seiner selbst. Aber wozu wurde eine Bank dem Bolzer gründen, wenn nicht dazu, daß der Bolzer die Geschäfte macht, welche die Bank selbst nach Gesetz und Statut nicht machen kann oder darf?

*

In den Ausführungen unseres Berliner Correspondenten in unserer Nummer Aus über die Kartellierungsbestrebungen in der deutschen Elektricitätsindustrie wird uns geschrieben:

Es ist nicht meine Absicht, eine in Aussicht stehende Kartellvereinigung hier in Schutz zu nehmen; ich möchte jedoch vom Standpunkte eines in der elektrotechnischen Industrie Mitarbeitenden auf den moralischen Verfall der Industrie hinweisen, welcher gerade der Kartellfrage oder besser dem Fehlen jeder Verbindung unter den ersten Häusern zuzuschreiben ist. Die elektrische Industrie ist ungesund, sie hat sich gemausert, und so hat unseren sind die Geschäfte den Electrikern ins Haus gekommen. Die sieben fetten Jahre sind aber bei etwa zwei Jahren zu Ende, und nun beginnen die mageren Jahre mit allen Fehlern und Lastern der Armut. Mangel an Selbstvertrauen, Betteln, Corruption in den widerwärtigsten Formen. Die Ursache der Schwäche ist darin zu suchen, daß [illegible] angewendet. Der Umsatz wird immer geringer, da für das bloße Nennen „Ausführungsbedingungen eines Geschäftes“ und [illegible] des Factorenwertes ge zahlt wurde, große Summen werden für Reclame und Acquisition ausgegeben, und Manner mit elektrischen Specialkenntnissen arbeiten letzter Zeit in der Zonenmanschetten Abtheilung, in Fabricationsgewinnen, um an Arbeiterentlassungen zu vermeiden und um den Umsatz zu vergrößern. Nicht nur in Oesterreich, wo der Niedergang mitgemacht wird, trotzdem die deutsche Industrie in der letzten Zeit in ihren Leistungen, auch in Deutschland wird eine elektrische Jagd nach billigen Geschäften veranstaltet, und alle Beziehungen der Bankiers zu den Directoren u. s. w. müssen herhalten, um einen Auftrag von zum Theil 1000 Gulden zu erhaschen. Besprechung der Fabrikdirectoren und Verwaltungsräthe, Gemeinderäthe und sonstiger Amtsmänner bis zum amtsärztlichen Experten ist auf der Tagesordnung, wenn auch die Bezeichnung, es ein Auftrag erhalten wird, das eine gesellschaftliche Besprechung vorzuziehen macht; und nicht nur in Ungarn und Rußland! . . . Wir haben eine Stempelfreiheit in derartigen Dingen erreicht, die einen intimen Einblick in [illegible] gestatten machen müssten.

Auch das [illegible] Ausarbeiten von [illegible] Projecten für [illegible] Gemeinden, Canalisation für größere Städte, Bergwerksanlagen u. s. w., welche den Elektricitätsgesellschaften [illegible] Lasten auferlegen und für welche in den meisten Fällen auch einmal [illegible] gezahlt wird, erniedrigen auch nur die technische Arbeit des [illegible] Ingenieurs und machen den so vollwerthigen Stand der Ingenieure [illegible] Ich persönlich betrachte [illegible] Kartellierung [illegible] Ich [illegible] Ich [illegible] Ich

Die Gefahr, daß bei Bildung eines Trust, insbesondere in Deutschland, das Publicum einer compacten, gewaltigen Bankgruppe theilweise wehrlos gegenüberstehen würde, welche ihre Macht leicht mißbrauchen kann, ist nicht allzugroß; schließlich sind die großen Industriellen, welche elektrische Waren verbrauchen, und die Gemeinden, welche Straßenbahnen und Elektricitätswerke bauen, keine Waisenkinder, die sich nicht zu helfen wissen. Amerika, deren Gesellschaften ihrerseits mit den europäischen sich fortwährend messen, ist nicht umsonst entdeckt worden! Dagegen wäre ein derartiger Trust für die Entwickelung der Industrie und für Erschließung neuer Absatzgebiete von unabsehbarer Bedeutung: kein gnädiger Kaiser wäre nothwendig, um die Idee der elektrischen Schnellbahnen, welche technisch bereits ziemlich reif ist, einer Lösung näher zu bringen, eine Bankgruppe etwa der Firmen Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, Siemens, Schuckert und Union könnte viel vortheilhafter und rascher arbeiten als Wilhelm II.

Ob das durchführbar ist? Gewiß, wenn nur die meßgebenden Factoren von der Nothwendigkeit eines gemeinsamen Vorgehens durchdrungen sind! Aber große Dinge scheitern immer an dem kleinlichen Sinn und beschränkten Geschäftsgeist bourgeoiser Spezial-Machtgelüste. A—r.

Kunst und Leben.

Im Burgtheater wurde diese Woche „Die Rache des Cainil", ein Schauspiel in einem Act von Jaroslav Vrchlický, aus dem Böhmischen übersetzt von Fräulein Louise Breisky, gegeben. Das Stück ist ebenso tangweilig wie das in der vorigen Nummer der „Zeit" besprochene Lustspiel des seligen Tschtera „Der Minnehof". Hat der Mann, der die böhmische Dichtkunst im Herrenhause vertritt, keine besseren Stücke geschrieben, dann braucht man ihn überhaupt nicht im Burgtheater aufzuführen, und sollte es etwa keine besseren Dramen im Böhmischen geben, so brauchte man überhaupt keine böhmischen Dramen im Burgtheater aufzuführen, denn dort gilt ja die Theorie noch nicht, daß man nun der nationalen Gleichberechtigung willen Sachen machen muß, die an sich keinen Sinn haben. Aber es wird wohl auch in Böhmen so sein, daß die staatlich geaichten Dichter und Künstler nicht immer die wirklichen Dichter und Künstler sind, und vielleicht gibt man einmal im Burgtheater ein Stück eines böhmischen Autors, nicht weil der Unter Herrenhausmitglied ist und nicht weil man einem Uebersetzer eine Aufmerksamkeit erweisen will, sondern weil das Stück gut ist. Um ein solches Stück zu finden, muß man freilich der dramatischen Literatur des böhmischen Volkes näherstehen und nicht auf das warten, was durch eine Zufälligkeite in die Bureaux der Intendanz oder der Direction gelangt. — Die Darstellung war nicht darnach angethan, das Interesse für das Stück zu erhöhen. Das Böse an ihm, die Verse Cainis, gierigen, wenigstens soweit „Mime" sie zu bringen hatte, infolge der unverständlichen Sprechweise der Darstellerin ganz verloren.

Max Burckhard.

Die Concertsaison ist begonnen. Sie hat uns gleich zu Anfang angeboten einen Vorgeschmack dessen geboten, was uns in der Mitte des Winters beschieden sein wird. Naturgemäß concentrierte sich das Interesse des Publicums zumeist auf die Philharmonischen Concerte, zu deren Leitung Herr Hellmesberger berufen wurde. Der altbewährten Künstlerschaft schar ist auch diesmal manches in überraschender Weise gelungen, so namentlich Gudmarks glänzende Wiedergabe Schumann'scher Lieder, in welcher die Stimmung der „Königin von Saba" in kleinerem Rahmen zu überaus glücklichem Ausdrucke kommt. Seine Composition orientalischer Sujets bedeutet noch immer den Höhepunkt von Goldmarks Schaffen, zu dem sich keines der späteren Werke auch nur annähernd emporgeschwungen hat. Auch sein großer Festgesang „Prometheus", welcher die Symphonie eröffnete, sowie „Das goldene Spinnrad" zum erstenmale hörten, verliert den besten Theil seiner Eigenart, sobald er das nationale Colorit verschmäht. Vom rein musikalischen Standpunkte stellte sich keine Composition als ein frischer, echt böhmischer Marsch dar, der bald von dem Schmutzen des Spinnrades, bald von hüpfenden Tanzweisen unterbrochen wird, aber dennoch der aufregenden Themen recht zur Durchführung kommen läßt. So lange die nationalen Melodien erklingen, blickt uns die sympathische musikalische Physiognomie Dvořaks in freundlichen Zügen an, die zum Herzen sprechen und seinen Zoll bezahlen. Sowie der Dvořak den Boden seiner Heimat verläßt, klingt das Ganze gekünstelt und unnatürlich. Mit seiner unkünstlichen naiven Kunst kann er zwar immer unser theoretisches Interesse erwecken, aber uns kann eine reine Freude bereiten. Da nun das Programm ein freies Ausströmen seiner Phantasie nicht zuläßt, so überzeugt schließlich der mit Recht gefeierte Theil Dvořak, der ganz eigenartige Theil seiner Dichtung seinen Stempel aufdrückt. Es berührt in der That eigenthümlich, einen in seiner Art so überaus glücklichen Componisten in einem großen Werke die ganze Zeit hindurch gegen die Natur seines Wesens arbeiten zu sehen. Er singt sich einstellende Triumph musste unter diesen Umständen in einen Abtönungsreichthum verschleiern. Die letzte Nummer des Programms, Beethovens C-moll-Symphonie, zeigte uns in nur zu deutlicher Weise die schwachen Seiten der neuen Leitung. So klein ist uns der große Beethoven noch nie erschienen. Schon der überhetzte erste Satz erregte Befremden, und auch die folgenden wollten zu der imponierenden Größe nicht emporwachsen, zu der sie keinesfalls Richter's ausdrucksvolle Tempi hätten hinaufgebracht hat Max Kontine allein läßt sich eben Beethoven ebenso wenig bedeutungen, wie mit der Kunst jedes einzelnen Spielers. Dem Ganzen fehlt der fahrende Geist, der einheitliche Gesammtausdruck. Nach kurzen Ansätzen geht dem Orchester mitten im Satze das Feuer aus, wie einer Trompete, die während des Stimmens ihren Athem verliert, und den plötzlichen Eindruck des großen Angriffes in eine Reihe virtuosenhafter Einzelgesichte auflöst. Die Philharmoniker wurden mit der Zeit doch ein schon wenigen, daß auch die beste Künstlerschar nicht aus sich selbst heraus ein Orchester bilden kann, ebenso wie die besten Solosänger zusammengenommen noch lange keinen guten Chor ausmachen. Dann werden sie wieder zu einer Persönlichkeit greifen müssen, die sie exerciert, inspiriert, vielleicht sogar scheinbar maltraitiert und für Hellmesberger wird die Zeit der Philharmonischen Concerte „eine schöne Erinnerung" sein.

Eine musikalische Führernatur ist uns bei dem Pariser Orchester in Edouard Colonne entgegengetreten. Mit dem Feuer und der Energie eines Jünglings hat der in künstlerischen Ehren ergraute Dirigent eine Schar auffallend junger Leute, deren jeder einzelne den Künstlern unseres Opernorchesters nicht gemachsen ist, doch zum Siege geführt. In seinem Orchester ist begreiflicherweise manches anders als bei uns. Der schwirrende Klang der Flöte, Oboe und Clarinette fällt auf. Da dies dem Material „Metall, nicht Holz wie bei uns" zuzuschreiben ist, soll dahingestellt bleiben, aber ihr Pianissimo entbehrt der Zartheit, die wir gewohnt sind. Auch ihren Trompeten und Hörnern (mit Pistons, nicht mit Ventilen wie bei uns) fehlt die Sonorität unserer Instrumente. Hingegen sind ihre Streichinstrumente vorzüglich. Man hört keine Krazer. Das wird wohl auch das Verdienst der Studien sein, die, obgleich verhältnismäßig gering an Zahl (12 erste Geigen, 8 zweite, 6 Violen, 6 Violoncelli, 6 Contrabässe), vorzüglich eingeübt sind. Die uns vorgeführten französischen Compositionen von Saint-Saëns, Chaventier, Lalo, litten alle an einer Ideenarmut, die zu ihrer Formvollendung, und dem glänzenden instrumentalen Aufputz in einem argen Mißverhältnis stand. Berlioz' Faustfragmente haben wir von deutschen Orchestern schon feiner nuancieren gehört, aber Beethoven erhielt in ihrer energischen Behandlung doch die ihm zukommende Größe, die auf das Publicum eine faszinierende Wirkung übte. Schade damit hatte das Orchester das Beste zum Spiel gewonnen, das uns als hochinteressante Erfahrung der Saison noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Kurz vor den beiden erwähnten Concerten wurden auch unsere weniger rigorosen Ansprüche durch den Concertverein in hervorragender Weise befriedigt. Nach seinem Dvořaker mißglückten Beethoven (Coriolan-Ouverture, Violin-Spiel auch der Dirigent, Herr Löwe, mit dem Tempo experimentierte, fand er doch nicht den richtigen Zug Wie besser gelang Haydn und Schumann, in deren Symphonien sogar ein wesentlicher Fortschritt der Streicher bemerkbar war, der uns hoffentlich für die Zukunft erhalten bleibt.

R. W.

Der Name Max Klinger's, des rastlos in der Stille an seinem großen Werke Schaffenden, ist in den letzten Wochen öfters in den Tagesneuigkeiten genannt worden. Recht etwas in Aufregung, ist der gebürtige Leipziger Dichter, Verehrung und Zankapfel, seinem an jener Stelle, wo sonst den Lesern allerlei pikante Geschichten erzählt werden und in einem Tone, der zwischen gewohnlicher Taktlosigkeit und drastischer Frechheit wechselte. Das war damals als Klinger im Interesse der jungen deutschen Künstler gegen den Feldherrn Gegner auftrat. Da wurde nicht, wie es der Streit der Sache, die Bedeutung des Anklägers geboten, streng gerügt, sachlich berichtet, sondern mit leichtfertigem Witz und versteckten Anspielungen, vor allem jedoch mit falschen Nachrichten operiert. Die „Neue Freie Presse" ließ sich sogar telegraphieren, daß Gegner die Gegenklage eingebracht habe, klinger aber nach Paris geeilt sei, so daß ihm die Klage nicht zugestellt werden könne. Den deutlich verhüllenden Sinn, daß Klinger also angesichts sei, merken alle Leser, doch wie plump und lugnerisch diese Behauptung, wussten nur jene Wenigen, die Klinger nahestehen. Kaum hat sich der Gegner Rummel gelegt und schon wieder wird Klingers Name durch die Zeitungen gejagt, diesmal durch „Ein Wort nach Wien" lautet diesmal das Schlagwort. Da müssen wir denn zu dieser Angelegenheit ein Wort sprechen und sei es auch, um den Besen unserer Stadt einen schönen Traum zu nehmen. Aber vielleicht gibt ihnen die Erkenntnis, wer die Urheber des Unrufes sind und welche Absicht sie dabei leitete, Abwechslung in ihr Denken. Diese Absicht ist aus dem Schrift zur Genüge ersichtlich, daß Klinger in eine Lage gebracht werden soll, wo ihm Staats Latour aus Unterrichtsminister, ist daran gedacht worden, Klinger in irgend einer Form vor Wien zu gewinnen. Aber das bedrohte Schicksal wurde sich durch grobe artige Anfrage den Meister zu erhalten, und die Verhandlungen zerschlugen sich, als Herr Klinger recht begonnen, sich für Wien zu interessieren. Klinger in Wien rein persönlicher Natur; hier wurden die „Kreuzigung", der „Christus im Olymp", die Wandbecorationen aus der Villa Tiegliß, die „Badende", die „Lede", die „Kauernde" ausgestellt und daran, wie sie um diese Werke herum sich gruppierten. Kaum sind, z. B. Klingers Arbeit Arnold Böcklins das liebevolle Verständnis der Wiener Secession. Er kam öfter zu uns und schenkte seine Freundschaft den Wiener Malern. Diese Thatsachen bilden die Grundlage des Verhältnes, und daß es auf ihr lustig in die Höhe wuchste, geschah so. In der Akademie der bildenden Künste wurden zwei Lehrkanzeln vacant; die Lehrkanzel für Malerei und die des Lehrer v. Zumbusch für Plastik. Und wie es sachende Erben zu thun pflegen, so einigen sich die Prätendentenmacher am Schillerplatz unter sich oder das restlich recht armselige Amt: die Provinz Steiermarkers sollte sein Professor Julius Schmidt bekommen, Oesterr., der einzig Bedeutende, Zumbusch, Klinger. Zumbusch wurden zum Ersatz jene Stelle dem Bildhauer Bitterlich einräumen. Die Berufsliste wurden zur Bestätigung der Regierung vorgelegt, nachdem man diese durch vorherige Verständigung des geplanten Besetzungsmodus der Tatsache sicherlich gegenüber verwahrlost zu haben glaubte. Aber die Regierung zögerte. Es dehnte die Berufung eine entsetzliche Nachtheiligkeit. Sie konnte sich des Verhalten der Regierung, mit die sie immer hoffen in Dunkel zu glaubt, nicht erklären. Endlich vernahmen sie den Grund zu wissen: Klinger! Vor Jahren schon hatte man daran gedacht, ihn nach Wien zu berufen. Seit dann es Ernst zu werden, alles war bereitet. Nur eine wahrnehmige Angst packte die Zweige vor dem plötzlichen Gedanken des Reichen. Bisweilen ist doch, daß ihr Lehrer allzu isolator wurde, wenn ein Professor in den Bannkreis trat. Innahalb verschiedenen sie also den Abgeordneten Bradley zu einer Unterredung. Den unterstreiche der

Digitized by Google

Fall insofern, als sein Sohn in seine andere als die Eisenmenger'sche Specialstudie aufgenommen worden war und diesen Unterricht auch noch verlieren konnte, falls nicht der Assistent Schmidt Professor wird. Er fragte mit dem ganzen Aufwand seines verblichenen Pathos, ob es denn wahr sei, dass man Ausländer berufen wolle, während man doch genug gute Patrioten besitze. Nach dieser edlen Auswallung griffen die Herren zu fühlen, diplomatischen Mitteln: sie lancierten in den Interpellationen die Notiz, dass die Berufung Klingers selbstverständ Thatsache sei. Und sie erreichten ihren Zweck. Die reichsdeutschen Blätter griffen die Nachricht auf und ereiferten sich, mit gleich echter Leidenschaftlichkeit reptilierten die Wiener Zeitungen, und hätte die Regierung nicht Festigkeit besessen, sie hätte in den blinden Lärm allen Muth verloren. Als dann die Serien nach dem Kampfe gegen Windmühlen ihr Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben glaubten, schafften sie sich einen Abgang und schrieben einer Zeitungscorrespondenz, die Verhandlungen mit Klinger hätten sich zerschlagen, wegen zu hoher Forderungen des Künstlers. Heute spricht kein Mensch mehr davon. Die Idylle am Schottenplatz wird nicht gestört. Uns aber bleibt, als einziger Gewinn, die wehmüthig ironische Vorstellung: Max Klinger, der große, heimliche Kaiser der deutschen Lande als Staatsbeamter der siebenten Rangclasse und Schutzmeister an der Künstlerakademie in Wien.

Hugo Haberfeld.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Frau Lotty Hennings, die berühmte nordische Ibsen-Darstellerin, ist als Nora und als Hedwig Eckdal („Wildente") vor das Berliner Publicum getreten. Ihr Spiel stellt eine eigenartige Verbindung von Kunnen und Routine, von Innerlichkeit und Virtuosenthum dar. Sie war und schien jugendlich. Ganz eigenartig war ihre Auffassung der Nolan. Etwas Traumverlorenes gab sie den beiden Gestalten. Nur einen mystischen Element heraus, schuf sie das innerliche Schicksal beider. Als Nora sah sie mit großen, erstaunten Augen in irgend eine unbekannte Ferne. Sprach sie von den dummen Märchen, die sie sich zurechtgesonnen, so war sie ganz sie selbst; was um sie herum vorgieng, machte auf sie bereits nur mittelbaren Eindruck. Als die Stunde der Abrechnung gekommen, sprach sie ruhig, als lausche sie geheimen Einflüsterungen; ohne alle Erregung, als vernähme sie einen Traum mit einem andern, nahm sie Abschied. Sie hatte Zeit. Ruhig setzte sie sich nieder und gab die Handschuhe an. Was aber nicht in der Linie dieser Darstellung lag, war, dass sie nicht ab wie ein Mantel. Das Verschenkte, Kindlich Fröhliche der Nora wusste sie nicht von innen herauszubringen. Da musste ihr die Routine aushelfen, sie gab es virtuos, mit den bekannten Mitteln. Sie gab eine Nora, die zum Theil eine ganz eigenartige Nora ist und wenig ich dazu ein Wenigstens. Auch in der Hedwig Eckle bewies ihr Spiel etwas Virtuosenhaftes, doch fiel das weniger auf. Blindenwoll gelang ihr die Unberührtheit des Kindes. Mit den zwinkernden, halberblindeten Augen sah sie nicht, was in ihrer Umgebung vorgieng. Was sie sah, war eitel gut und schön. Das Verrätherische, hier ein ganz unbewusstes Verkümmern, hat sie nicht verständlich in Erscheinung. Man begriff, wie dies Kind aus den dunklen Trieben der Entwicklungszeit heraus, unter einer ganz dumpfen, edelmüthigen Regung in den Tod geht, von denen Ernst sie sich keine Vorstellung zu machen weiß. In beiden Rollen eigneten die etwas ausgetrockneten Aeußerlichkeit. Und trotzdem: Frau Hennings ist ihr künstlerisches Ziel nicht hat und als Nora alt erschien, war das Hedwig ganz das vierzehnjährige Mädel, das mit seinen langgeschlossenen Augen nichts anzulangen weiß.

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Hamburg:

Am 31. October gieng im „Deutschen Schauspielhaus" zu Hamburg Otto Ernsts Drama: „Die größte Sünde" zum erstenmale in Scene. Es ist die Neubearbeitung eines schon 1895 veröffentlichten Stückes; der Verfasser hat mit großem Geschick manche Ecken geschliffen, ohne dabei indessen der Kern des Ganzen oder der wuchtige Ernst Theil der Aus führung gemindert worden. Das Motiv ist der Conflict zwischen der innere einen Ueberzeugung eines idealistischen Freidenkers und der Macht der Verhältnisse. Diese Macht erweist sich als die stärkere. Schicksalsschläge verfolgen den Armen. Anstatt aus äußerste: sein Mind bietet, seine Frau erkrankt und stirbt, wenn ihr Gesundheit erhalten werden soll, den Süden aufsuchen; er hat infolge seiner in Acht und Bann ausgesprochenen radicalen Ansichten alle Gunst seiner Vorgesetzten verscherzt, seine Stellung angefeindet und ist gänzlich ohne Mittel. In seiner Verzweiflung macht er Freuden mit seinen Feinden. Der Freidenker beugt sich. Dann nach dem Absehen vor sich selbst: die Anspruche und einem einfachen Mann von Welt, der in absoluter Lage seiner Ueberzeugung treu geblieben ist, recht bin zum Feinde. Er fühlt die Sünde, die nicht begangen werden kann, die Sünde wider den Geist. Durch den Tod, mit seine Frau, aus denen Willen er sich verbindet hat, bricht mit ihm. Das Stück ist überaus packt ohne Mangel Mittel. Material und Construction. Die Rolle Wolfgang Tasch ist sich ein, das Stück ist das beste zu erfüllen, die Otto Ernst bieder, klarheit hat, leider als die „Jugend von heute" und von den „Nachtmann" übertrieben. Der Beifall war lebhaft und anhaltend. Ganz ignoran ideen er trotzdem nicht zu sein.

H. Bromme.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Interessant scheint sich allmählich zum Leitmotiv Tabarinstücke zu entwickeln. Es wollen, denn alles erinnert an Tabarin. Nachdem Sacha Guitry „Le Pavillon" von Le Sidaner und M. Boucicaut und „La Maîtresse" von Lucien Besnard und Gaultier mit — weit voll, dann Jean de Gast „Sous notre ami" alle Theaterdirectoren durchaus wünschte, da — Claude Terrasse ein Operett, welchen die Zeiten und Orte — Tabarin, Tabarin, Tabarin. Ohne zu wollen, ist er in Anspielungen, Anekdoten, Witzen, Liedern, Tänzen, Costümen, Decorationen auf eine ganz gewisse Atmosphäre gekommen. Das ist ja nicht weiter, schade ist es, dass das Stück selbst so belanglos ist. Nicht nur die Geschichte, auch die Personen sind ohne Charakter. Der Librettist Paul Ferrier hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, seine Figuren zu individualisieren, sondern er schuf Typen, Typen, Typen,

nothwendigste Uebel ist. Dem Schriftsteller, der nicht zu beleidigen, sondern zu belehren hat, steht die freiere Rede der Abhandlung, bezw. des Buches zu. Ein Schriftsteller aber, der seine Lehren in die gebundene Rede des Gesetzgebers zwängt, ladet sich und seinen Lehren ein ganz überflüssiges Uebel auf, dessentwegen er von vornherein Tadel verdient. Die abstrakte Form liebe sich noch ertragen, wenn Friedmann wenigstens ein Meister dieser Form wäre, wenn sein strikter Gesetzentwurf sich durch einfache Conception und klare Fassung von unserer üblichen officiellen Gesetzmacherei vortheilhaft unterschieden würde. Das ist aber leider nicht der Fall. Eine Kritik aller in dem Entwurf vorgeschlagenen Bestimmungen würde hier zu weit führen. Wir heben nur einige der verhängnißvollsten und gefährlichsten Bestimmung hervor, diejenige gleich, welche (Art. II, S. 111) den verantwortlichen Redacteur betrifft. „Verantwortlicher Redacteur einer periodischen Druckschrift — sagt der Friedmann'sche Gesetzentwurf — ist diejenige zum Verständnis ihres gewöhnlichen Inhaltes befähigte Person, von deren selbständiger Leitung die Druckschrift durch die seine Herausgeber getroffenen Verfügungen abhängig gemacht ist, und in Ermangelung einer solchen Person der Herausgeber selbst." Den in § 12 unseres Preisgesetzes festgestellten Eigenschaften eines verantwortlichen Redacteurs (Staatsangehörigkeit, Wohnsitz, Eigenschaften, Unbescholtenheit) fügt Friedmann eine neue hinzu: Intelligenz und Macht. Intelligenz, gut! Aber wo ist der sichere, objective Maßstab dafür? Wenn der Herausgeber auch im besten Glauben einen seiner Ansicht nach „zum Verständnis des gewöhnlichen Inhalts" seiner Zeitung befähigten Mann zum verantwortlichen Redacteur bestellt hat, kann es passieren, daß ein Delictshof bei Richter über die Intelligenz des verantwortlichen Redacteurs anderer Meinung ist, und dann wird der Herausgeber bestraft: ersteres nach §§ 9 und 11 des bestehenden Preisgesetzes wegen „falscher Angaben" bei der Angeige des verantwortlichen Redacteurs, zweitens wird er als der „wahre" verantwortliche Redacteur angesehen werden und für alle durch der Druckschrift begangenen Delicte oder wegen Vernachlässigung pflichtmäßiger Obsorge bestraft, und das auf letzteres Delict, nach dem Entwurf (§ 31), die Geldstrafen abgeschafft sind, kann er darauf rechnen, daß er eine Arreststrafe absitzen muß — und alles dies, weil er bezüglich der Intelligenz des verantwortlichen Redacteurs einer anderen Ansicht ist als eine Herr v. Holzinger. Wenn diese Kautschuk-Bestimmung Aussicht hätte, Gesetz zu werden, müßten wir ganz ergebenst um den staatlichen Befähigungsnachweis für verantwortliche Redacteure bitten, und zwar nach einem eigenen Intelligenzgrad für jedes Blatt. Sonst würde es ganz in das Belieben eines jeden Gerichtshofes gestellt sein, statt des bezeichnenden verantwortlichen Redacteurs, der das Imprimatur ertheilt hat, den Herausgeber zu verdonnern, der, getreu dem Friedmann'schen Entwurf, sich für seine Person des Imprimatures zu Gunsten des verantwortlichen Redacteurs von vornherein begeben hat und der nach dem Friedmann'sche Entwurf eine bestimmte Intelligenz nicht vorschreibt, „zum Verständnis des gewöhnlichen Inhalts" der Zeitung vielleicht auch weniger befähigt ist als der durch Intelligenzmangel von der Strafe ausgeschlossene Verantwortliche. Es lebe die Gerechtigkeit! Das zweite Friedmann'sche Erfordernis, die Macht, ist die reine Illusion. Der Macht, des Imprimatur, soll dem Verantwortlichen (S. 26) „durch entsprechende Rufträge an die Druckerei" eingeräumt sein. Gut, und wenn der Verantwortliche schon diese Macht gegenüber der Druckerei hat, wie steht's denn um seine Macht gegenüber dem Herausgeber oder gar dem Eigenthümer? Ein verantwortlicher Redacteur wird sich hüten, von der ihm durch das Imprimatur seine Stellung zu stützieren, wenn er in solchem Fall, nach der Qualitäten des Herausgebers oder Eigenthümers, von diesem die sichere Kündigung zu gewärtigen hat. Neben dem Befähigungsnachweis wäre also auch die lebenslängliche staatliche Versorgung Anstellungsurkunde zu verordnen. Verantwortlicher Redacteur würde, wenn die Friedmann'sche Conception praktisch wirksam gemacht werden sollte. Die Friedmann'sche Idee läuft ungefähr darauf hinaus, daß man als verantwortlicher Redacteur wegen Mangels an Geist straftrei, wegen Mangels an Geld aber strafbarig wird. Nochmals, es lebe die Gerechtigkeit! Aber, trotzdem wir die Verschärfung der Strafen, wie sie Friedmann'schen Vorschlags. Es soll dadurch (S. 27) die traurige Figur des redactionellen Strohmannes, der für Artikel verantwortlich gemacht wird, auf deren Erscheinen er keinen Einfluß, für deren Inhalt er kein Verständnis hat, aus der Welt geschafft werden. Aber aber Friedmann durch seinen Vorschlag thatsächlich erreicht, ist nur eine Verschiebung der Strohmänner. Der Zeitungseigenthümer, der mit Strohmännern arbeiten will, wird sich in der Friedmann'schen Zukunft einfach ein Strohmann Redacteure einrichten: er wird nicht nur als verantwortlichen Redacteur jenen auch als Herausgeber seiner Strohmann bestellen, er kennt das Gericht die Strohmannseigenschaft des Verantwortlichen, so wird der Herausgeber, auch wenn er selbst nur Strohmann ist, beurtheilt, der Eigenthümer aber, der den Geist die machiene Nase gedreht hat, geht leer aus. An auf „falsche Angaben" bezüglich des Herausgebers stellt im Friedmann'schen Entwurf keine Strafe gesetzt ist. Will Friedmann seinen Zweck erreichen, so muß er die Kette der Strafbarkeit, die er schon vom Verantwortlichen auf den Herausgeber erstreckt hat, noch um ein Glied verlängern: er muß schließlich auch den Eigenthümer für Inhaltsdelicte und Übertretungen strafbar machen, und damit nun auch nicht in dessen Person das gewiß traurige Schauspiel vor Gericht sich ereignet, daß ein Eigenthümer, der noch dazu sicherte Intelligenz vorschreiben, da es ja erfahrungsmäßig auch schon Zeitungseigenthümer, darunterseste sogar, zu Oesterreich gegeben hat, die zum Beispiel des gewöhnlichen Inhalts ihrer Zeitung nicht befähigt waren. So, am Ende der Kette, wurde zum Friedmann endlich ein gefundenes Prinzip in die Gesetzgebung eingeführt werden: die Bestrafung eines gewissen hoheren Maßes von Intelligenz mit dem materiellen Besitz. Dieses Prinzip konnte man sich gefallen lassen, nur möchten wir einschränken, daß es schon der Gerechtigkeit wegen — nicht bloß am Zeitungs-, sondern auch auf alle anderen Arten von Eigenthümern angewendet werde.

Noch genug des Scherzes! Wir haben nur eine Stichprobe aus dem Friedmann'schen Gesetzesgeist geben wollen. Und sind noch am Anfang der Vorrede. Prof. Friedmann hält sich dann S. VI über den „dilettantischen Zug der Gesetzgebung auf diesem Gebiete". Das ist so wahr, daß es nicht nur von der officiellen, sondern auch von der privaten Gesetzmacherei des Herrn Prof. Friedmann gilt. K.

Bernhard Stern: Jungtürken und Verschwörer. Die innere Lage der Türkei unter Abdul Hamid II. Nach eigenen Ermittelungen und Mittheilungen osmanischer Parteiführer. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Gräbel und Sommerlatte, 1901. XII und 263 S.

Die erste Auflage dieses Buches wurde noch vor seinem Erscheinen vom Yildiz Kiosk unterdrückt. Auf Grund der vorhandenen Bürstenabzüge und Notizen war es dem Verfasser möglich, eine zweite Auflage erscheinen zu lassen, in welcher er im Vorworte erklärt, kein Feind, sondern ein Anhänger der Person Abdul Hamids zu sein. Das geht in der That aus allem, was in dem Werke besprochen wird, überzeugend hervor. Der Gegenstand hat aber das Mißliche, daß die Person des osmanischen Staatsoberhauptes sich schwer oder gar nicht von dem ganzen Complex verwirrener politischer und administrativer Fragen, welche in die Tagesgeschichte mehr oder weniger tief eingreifen, loslösen lässt. Der Sultan repräsentiert den osmanischen Staat, der „Khalif" die mohammedanische Welt. Sagen wir: die panislamistische. Damit ist alles gesagt. Wenn den Sultan etwas für den Wiernar, der das Reich der Osmanen nun schon seit Jahrzehnten zerrüttet, zu entschuldigen vermag, ist es das „System". Als Mittäter unter Mittätern aufgewachsen, wird der osmanische Khalif von Vorurtheilen beherrscht, die von einer vielhundertjährigen Camarilla, die der blinde Eigenwuth leitet, nach Kräften unterstützt werden. Daher das ewige Lied von Reformen, die niemals verwirklicht werden, und da der das unbarmherzigste Gegenspiel von Intriguen, Denunciationen und anderen Uebelthaten. Hier läuft alles auf persönliche Interessen hinaus. Der Sultan selbst ist der Spielball von Stimmungen und Einflüssen, die sozialogen mit den Kalenderlagen wechseln. Wohin soll das führen? Schon vor Jahrzehnten hat diese sinnlose Wirtschaft, in welcher das Unbrechen das Recht der Allmächtige ist, zu einer Reaction geführt, welche in den sogenannten „Jungtürken" ihre Verkörperung fand. Ihre Thätigkeit im allgemeinen und ihre zumeist nichts weniger als einer geläuterten Staatsweisheit entsprungenden Reformbestrebungen im besonderen, bilden den Kern des Buches. Alles ist lebendig und frisch, wie es die Arbeit des berufsmäßigen Geschichtschreibers mit sich bringt. Es ist eine Art politischer Causerie, die freilich nicht sehr von ästetei Klatsch ist. Das drängt der Gegenstand mit sich und das persönliche Moment. In einer förmlichen Geschichte des Jungtürkenthums hat sich Sterns Arbeit indes nicht verdichtet. Dieser Mangel besteht darin, daß der Verfasser die erste Periode des Jungtürkenthums, die langsam der Entwicklung, wenn man von Midhat Pascha absieht, kaum streift. Keine einzige der damaligen „Verschwörungen" Beiko, Baden Baden, Scakiri, Ali Souvoi wird in Erinnerung gebracht. Und gerade diese unruhigen Zeiten bilden gewissermaßen die Voraussetzung zum Verständnisse der Stimmungen und des Verhaltens Sultans Abdul Hamids. — w.

Ch. Tétré: Les apologistes du crime, suivis de: Tuer n'est pas assassiner. par le Colonel Silas Titus, membre du Parlement d'Angleterre. Paris, Editions de l'Humanité nouvelle 1901.

„Die Vertheidiger des Verbrechens" — ein origineller Titel, der Klingt wie ein Paradoxon. Und doch ist ein ernster Zweck mit dem Buches der Vertheidigung der anarchistischen Attentate gewidmet. Freilich hütet sich der Verfasser, die Caserio, Bresci, Luccheni und ihresgleichen direct zu vertheidigen; ja während er die Meuchelmorde der Royalitze, Jacques Clement, Brutus, Chab, Moles — er nacht auch den Verbrechen der Juden zum Mörder — ausführlich beleuchtet und moralisch erwahrt, gleitet er über die Verbrechen der modernen Anarchisten fast schnell hinweg. Er nennt sie nur, um zu sagen, daß durch ihre Attentate viel weniger Menschen getödtet wurden, als durch die politischen der Frechi, Crispi u. s. w. Sein Hauptargument aber ist, daß politische Verbrechen Wendemarke sind in den Kämpfen, die Fortschritt erstrebten und welchen Autoritäten gewilligt, empfohlen und angezogt wurden. Ja manche dieser Meuchler wurden, beinahen von der Partei oder Con fession, zu deren Wortheil oder in deren Interesse sie handelten, gepriesen und verherrlicht, sogar, wie Hartmann, Ausgegrenzt, Brutus, zu Nationalheiden gemacht. Aber alles das sind bei dem Verfasser Argumenten um Bergleiche mit den Kriegen und politischen — Revolutionen, deren Urheber die eigentlichen großen Verbrecher, die Ausbeuter und Unterdrucker des Volkes sind. Diese endlich, ihre geheimen Machinationen aus Licht gezogen zu haben, ist sein Verdienst, und darin besteht der Werth dieses interessanten historischen Versuches mit vonderbaren Resultaten, die wir seinem Buche zu verdanken haben. Wir haben immer geglaubt, die englische Revolution sei durch die Unthätigkeit und Unfähigkeit Karls I. und ihren Gegensatz zum religiösen Eifer der Presbyterianer und Puritaner, die französische Revolution durch die Misregierung Ludwigs XVI. und die Lehren der Encyklopädisten herbeigeführt worden; wir haben in der Illuminiertheit und Unfähigkeit des Directoriums eine der Hauptursachen des 18 Brumaire; wir schrieben die Siege Napoleons seinem Heldenthume, der Tapferkeit seiner Soldaten und der Ungeschicklichkeit seiner Gegner zu; wir suchten die Ursachen der Restauration, der Julirevolution, der Februarrevolution, der Commune, der Errichtung der dritten Republik in der Verwerfung und der Capitulation von Sedan gewesen kurz, wir suchten immer nach einer Combination von Handlungen, Bestrebungen und persönlichen Motiven. Das alles ist falsch, belehrt uns Herr Tétré; die ganze Sache ist einfacher, ja vielleicht noch einfacher als Cäsars Commentare. Es ist in mehreren Zahlen Schüsse und Dolche in der Regierung hingebrannenen ablosten, so haben sich bei unbedeutenden Leuten in der Regierung der ganzen Welt Leichen und Kreuzmörder abgelöst. Alle die Leute, die wir als große Männer bewundern, als Volksbefreier verehren oder als Tyrannen verabscheuen, waren nur Werkzeuge der Leichen oder der Kreuzmörder. Cäsarens Mörder, Luther es nicht deutlich herausjagt, so lässt es uns doch merken, daß Moles ein Leiter, Brutus ein Kreuzmörder war, mutiver bleibt es, welcher scheinen Geschlechts Zudeli

Digitized by Google

und Charlotte Corday angeboten. Wie können hier nicht die ganze Geschichtsklitterung Tétrés wiederholen und begnügen uns mit einigen Stichproben: Robert-Spiers (Robespierre) war Jesuit und Sohn eines Freimaurers. Die meisten Monarchen Europas waren Freimaurer zur Zeit als der Jesuitenorden aufgehoben wurde, und dieser rächte sich durch — die große französische Revolution. Damit wurde den Monarchen ein heilsamer Schrecken eingejagt. Unter den im September 1792 in den Pariser Gefängnissen Ermordeten befanden sich viele Weltgeistliche, welche Freimaurer waren, folglich waren die Mörder Jesuiten. Tagegen war die nordamerikanische Revolution durchaus ein Werk der Freimaurer. Lieber die folgende dritte Epoche der modernen Bauparteien will man sich nicht zu wundern, wenn man weiß, „daß die Protection der Freimaurer manchmal das Talent ersetzt". Ja, er war ganz talentlos der Cerf, und er sowie die Generale der Republik gewannen nur deshalb ihre Schlachten in Belgien, Holland und Deutschland, weil sie Mitglieder der geheimen Gesellschaften waren, und denen diese Länder wimmelten." Nachdem der Mohr Bonaparte seine Arbeit getban hatte und anfieng, seine eigenen Wege zu gehen, wurde er vom Papste excommuniciert und von den Jesuiten gestürzt. Leider sagt uns unser Autor nichts, ob auch der strenge Wächter von 1814 ihr Werk war. Aber jetzt begreifen wir auch Sedan: Moltke war eben ein Jesuit und Mac Mahon ein Freimaurer. Otze umgekehrt. Denn wo der Jesuit aufhört und der Freimaurer anfängt, weiß selbst Tétré nicht. Diese geheimen Gesellschaften, sagt er, sind in ihrer Organisation einander sehr ähnlich. Manchmal sind Freimaurer nur verkappte Jesuiten und Jesuiten, die sich Freimaurer, um zu legen, schleicht sich bei den Jesuiten ein. Uebrigens wurden die höchsten Grade der schottischen Maureren von den Jesuiten gestiftet und diese ist eigentlich der Gipfel des Jesuitismus: „la perfection même du Jésuitisme" Wenn die beiden Gesellschaften seit Jahrhunderten einen erbitterten Kampf miteinander führen, so ist das nur eine scheinbare Spaltung, denn sie sind methodische de science occulte lehrt", nur Spiegelfechterei, eine Komödie, um das arme Volk so gut wie die Gryphen und Monarchen beherrschen und ausbeuten zu können. Was wir von diesem Scheinkampfe sehen, ist nur die äußere, sinnlich wahrnehmbare Erscheinung, das „Ding an sich", ist das unbekannte Centrum, welches die Bewegungen alle „Sceptre der Welt bewegt". Was dieses geheime Centrum ist, sagt uns Tétré nicht.

M. L.

Stephan Zweig: Silberne Saiten Gedichte. Schuster & Löffler, Berlin, 1901.

Es geht ein Zauber von diesen Erstlingsgedichten eines zwanzigjährigen Jünglings aus. Eine verträumte Schmucht liegt über ihnen ge breitet; ein zartes Empfinden verklärt auch das leidenschaftliche Begehren der Sinne. Die Weltweisheit, die das ganze Sein des Menschen wertet, doch grosfartig mit sich reißt, stürmt durch Stephan Zweigs Lyrik nicht. Zweig ist eine zu feine Natur, seine Seele zu zart besaitet, dass die leisesten Empfindungstöne in ihr anklingen. Sie spiegelt sich in der Natur, taucht ihr die intimsten Regungen ab, sie zu Stimmungsbildern zu verdichten, von denen einzelne beinahe schon die Skizze Strauss erinnern. Ich denke der „Silbernen Saiten" gleicht Hans Thomas nachtens gejagendem Jüngling: verhauchender Ton, verklingende Stimmung; die Gedichte schließen nicht mit einem Endpunkte ab, sondern lassen in drei Gedankenpunkten aus. Von öffentundigen Einsinnen und Anlehnungen hat sich Zweig frei gehalten, obwohl sicherlich die Parnassiens und namentlich Verlaine, jener Zung Wien für die Richtung seines Talentes mitbestimmend gewesen sind. In Stimmen setzt bei dem jungen Dichter die Reise der Form, wohl kommt es vor, dass er die Bilder weckselt und häuft und in verenigetem Reihen dadurch die Einheitlichkeit der Stimmung zerreißt, statt sie zu festigen („Blumen, die müde blicken", wodurch er in der verwandten Gedichtgruppe von ihren „fröhlich bunten Tauben" spricht, oder dass einmal bei der schiedener Bedeutung gleiche Klangwirkung nicht vermieden ist „die Nebel fließen — es singt der Sturm"). Davon abgesehen, bereitet in diesen Erstlingsgedichten schon eine absolute Meisterschaft vor, die stimmungsvollen Jenguis von der Strenge des Dichters gegen sich selbst abcugt. Am nächsten steht Stephan Zweig, wo er sich ganz schlicht gibt und sich aus der Verwendung eines treffenden Bildes beschränkt („Abendklänge" ; dann reizt er Wirkungen, wie sie von unseren ästhetischen Volksliedern unvergänglich aufgeboten.

Reinhard Abeli.

Revue der Revuen.

„Tentsche Arbeit" heißt sich eine neue Zeitschrift für das geistige Leben der Tschechen in Böhmen, welche im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" in Prag erscheint. Ihr Redakteur Balla Konrad-Eybesfeld wird. Sie beginnt an ein vor Jahres-frist erschienenes Buch zu, das unter dem gleichen Titel, zum erstenmal zusammenfasste, was die Deutschen Böhmens durch die Jahrhunderte auf dem verschiedenen Kulturgebieten geleistet haben. Sie wird dann dasselbe tun für das Wirken der Deutschen in Böhmen seit der Schlacht am Weißen Berge. Sie wird [illegible] Bestrebungen, mit einer [illegible] Bibliographie auf allen [illegible] Gebieten, [illegible] geschichte und [illegible] Landes und volkskunde, [illegible] und [illegible] Bestrebungen [illegible] Tod soll sich das Programm der [illegible] [illegible] [illegible]

Winterweg antreten wollte. In den Armen hält sie ein Bündel, ein in bunten Cattun und andere Stoffe gewickeltes Etwas. Der Morgenschnee beleuchtet das Zimmer, aus dem Bündel lächeln zwei große, blaue Augen und eine saugende, heitere und vor Freude hüpfende Seele. Das Mädchen drückt im Schlaf ihr Kind an sich, das bisher geduldig gewartet und mit dem an dem Tischfuß angebundenen, grauen, sogenannten Bauernhuhn liebäugelt hatte.

Plötzlich fuhren Kind und Huhn erschreckt zusammen, denn der eben erwachende Kleinhäusler warf seinen Hut zwischen sie und rief:

„Wß, pß! Nicht einmal schlafen lassen sie den Menschen! Und man hat so wie so nichts anderes auf der Welt als das bißchen Schlaf! Nichts zu essen, zu trinken und zu rauchen, und dabei kann man nicht einmal schlafen!"

In seiner großen Verbitterung weckte der Alte alle auf — übrigens hatten sie bereits vierzehn Stunden hintereinander geschlafen — um ihnen seinen Traum zu erzählen und dann hinzuzufügen:

„Du, Erzsi pack' deine sieben Sachen und mach', daß du aus dem Hause kommst. Gott mit dir!"

Erzsi war erwacht, saß aber noch immer auf dem Boden und sprach mit ihrem dreimonatlichen Kleinen über sehr wichtige Dinge, aber so, daß sie auch im Namen des Kindes antwortete. Sie hörte gar nicht auf den Alten, er hatte sie ja schon oft genug aus dem Hause gejagt und ihr gedroht, sie mitsammt dem Kinde todtzuschlagen, wie auch dessen Vater. Zum Glück konnte man über die Identität desselben nicht einig werden. Die alte Frau Kiß wollte die Leute im Dorfe glauben machen, daß er ein Maschinist sei, der als Soldat hatte einrücken müssen, aber bald zurückkommen werde. Das wäre süßes Kind eine tugendhafte und ruhmvolle Abstammung gewesen, aber es fehlte ihr jede sichere Grundlage. Die öffentliche Meinung im Dorfe bezeichnete eine viel wahrscheinlichere Persönlichkeit als den Vater: einen dem Dorfe angehörigen jungen Herrn in Uniform, der jeden Sommer seine Ferien hier verbrachte und draußen unter den aufgestapelten Garben schlief, während man den Weizen seines Vaters drosch. Elisabeth war damals Gardenbinderin gewesen. Die Bauernbirne hielt reinen Mund über den irdischen Vater ihres Kindes und beharrte hartnäckig darauf, daß Gott selbst ihr das Kleine geschickt habe; sie gieng sogar in die Kirche, um sich zu bedanken, und zwar barfuß und ohne Kopftuch, ganz nach Jungfrauenart. Die Dorfjustizen schlugen sie deshalb fast todt. Der Geistliche, der schon einigemale nach ihr geschickt hatte, wies die Burschen zurecht. Sie rettete sich vor ihnen vom Regen in die Traufe, das heißt zu ihrem Vater, der sie nun seinerseits ordentlich durchbläute . . .

Auch heute blickten ihm Schläge aus den Augen. Er war kein schlechter Mensch, aber er besaß nicht eine halbe Pfeife Tabak im Hause, draußen war's bitter kalt und er wußte genau, daß es heute trotz des Sonntags wieder nur abscheuliche gelbe Rübensuppe zu Mittag geben werde. Er wollte endlich Ordnung machen, mit der ganzen Welt abrechnen. Er fieng damit an, seiner Alten das Tuch vom Kopfe zu reißen, als ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß. Er fuhr sich mit dem Aermel übers Gesicht, wie das die dummen Schlauberger zu thun pflegen, ohe sie eine Schlauheit ausführen wollen, und sagte dann mit möglichst sanfter Stimme:

„Gestern hat mich die Judin angesprochen, ob du nicht als Amme nach Pest gehen willst?"

Er blickte dabei über seine Tochter hinweg.

„Auch ich war Amme, aber nur im Erlau; mir ist es nie besser gegangen, als damals," bemerkte die alte Bäuerin.

„Was soll aber aus Klarika werden?" rief das Mädchen, erschrocken aufspringend.

„Die werden wir schon aufziehen — besser als du."

„Und wer wird sie säugen?"

„Wir werden sie säugen," erklärte der Bauer gesühlvoll und fügte dann fast heiter hinzu:

„Du wirst deine eigene Herrin sein und auch uns zu Herren machen, dein Kind wird deine stehenden Ueberreste segnen" . . .

Die „stehenden Ueberreste" übten einen so tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß es sagte: „Na, meinetwalben, sie sollen mich holen kommen!"

Es tröstete sich zwar damit, daß dieser Fall kaum so bald eintreten werde, aber noch ehe sie Klarika baden gekonnt, traten vier Personen ein — Männer und Frauen. Ein Kutscher Herr und seine Gemahlin — der Großpapa und die Großmama eines Pester Säuglings, dessen Amme sie werden sollte, die Dorfjudin, welche sie beantragt hatten, ihnen eine Amme zu besorgen und der alte Bezirksarzt, der schon Erzsi grimpft hatte.

Den beiden Pestern behagte die Luft in der Bauernhütte nicht. Ja, der alten Dame verschlug es sogar den Athem, als sie mit Michael einen Händedruck wechselte. Der Kleinhäusler strömte in der That einen Duft aus wie eine Zerreiche, die man zum Schutz gegen Insecten mit Dünger beschmiert hat. Die Pester Großeltern erfüllten die niedrige Stube mit Wohlgerüchen. Der Stadtpelz des Herrn duftete nne so nach Moschus, und auch die Dame hatte sich zum Schutz gegen die Bauern stark parfumiert. Die Mitglieder der Kleinhäuslerfamilie griffen sich alle gleichzeitig nach der Nase; sie glaubten von diesem „Gestank" umkommen zu müssen. Der Arzt öffnete das einzige, nicht zugeklebte kleine Fenster und überließ, nachdem er mit einigen Worten die Angelegenheit eingeleitet hatte, das große Wort der Pester Dame. Diese trat vor das Mädchen hin, untersuchte und betastete es und fragte dann kurz:

„Hast du einen Geliebten?"

„Nein!" entgegnete Erzsi erschrocken.

„Woher hast du denn das Kind?" warf der alte Herr dazwischen. Seine Frau blickte ihn strafend an, hieß das Mädchen setzen und fuhr mit der Inquisition fort:

„Wie alt ist das Kleine?"

„Drei Monate."

„Schade, daß es nicht zwei ist. Unseres ist zwei."

„Der eine Monat ist soviel wie gar nichts!" bemerkte der Kleinhäusler aus dem Hintergrunde.

„Ihr versteht das nicht, Michel!" schnauzte ihn der Arzt an. „Uebrigens muß das Mädel ärztlich untersucht werden."

Aber die Dame hatte vorher noch einige Fragen zu stellen.

„Wird dir nicht nach deinem Kinde bang sein? Weinen darfst du nicht!"

Das Mädchen sah trotzig vor sich hin und antwortete nicht. Sie hatte sich schon von ihrem Schreck einigermaßen erholt, ihre Augen schwammen in Thränen, der alte Herr hatte Mitleid mit ihr und sagte:

„Du wirst viele Geschenke bekommen, Seidentücher, große, türkische Tücher. Die hab' ich in meinem Gewölb — an tausend Dutzende. Darin ist mein Geschäft am größten. Du wirst hinkommen und dir aussuchen, was dir am besten gefällt; du wirst keinen Geldlosen erst darum zu bitten brauchen, sondern dir selbst vom Pult herunternehmen dürfen, was du willst, nur weinen darfst du nicht! Mein Sohn, zu dem du eintreten sollst, ist kein Kaufmann — o nein, der ist Advocat!"

„Hörst du, Erzsebet — Oberadvocat!"

„Wei ihnen kocht man christlich!" bemerkte die Großmutter voll Selbstgefühl.

„Sie schlachten sogar Schweine!" setzte der Großvater mit einem gewissen Ekel, aber nicht ohne Stolz hinzu.

Bei dem Wort „Schweine" blitzten die Augen des Kleinhäuslers auf; er hätte den Handel schon gerne erledigt gesehen und wandte sich ungeduldig an den Arzt.

„Bitte unterthänigst, Herr Oberdoctor, das Mädel zu untersuchen, sie ist innen und außen wie ein Apfel."

„Und sie ist erst sechzehn Jahre alt!" schrie ihre Mutter auf und begann aus Leidenschaften zu schluchzen. Die Dorfjudin suchte sie zu trösten, nannte sie „junge Frau" hin, „junge Frau" her und schrie sie endlich weg.

Erzsi blieb bei den drei sie umringenden Menschen. Sie war noch nicht einmal gekämmt, denn sie hatte den ganzen Morgen ihre Klarika gesäugt. Mutter und Kind schienen zu fühlen, daß sie zum letztenmal alles Süße und Schöne auskosten mußten. Das Antlitz der jungen Mutter war von der glücklichen Erschöpfung so weiß wie gesternne Milch. Es gab einen seltsamen Gegensatz, wenn sie ihre von der Kälte aufgesprungenen, rothen Hände zu ihrem zarten, edlen, förmlich vornehmen Gesicht — das sie weiß Gott wo aufgelesen hatte — führte. Wie gerne hätte sie geweint, aber sie blieb standhaft. Im Grunde eine große Natur, erblickte sie mit ihrem klaren Verstand die Dinge im richtigen Licht. Sie sah ein, daß es so sein und sie sich von ihrer Klarika trennen müsse. Zu Hause gab es jetzt, im Winter, nicht einmal genug Kartoffel zum sattessen. Heute z. B. hatte man zum Frühstück keine mehr braten können. Sie konnte wohl in Tagtohn gehen, aber auch dorthin durfte sie Klari nicht mitnehmen. Auch besaß sie keine Stiefel. Und so barfuß überzogen sie alle, die in den kleinen Zimmer um sie herum standen. Sie stieß mit dem Kopfe fast gegen die Querbalken. Der Arzt und die beiden Fremden mußten zu ihr aufblicken, aber das Mädchen hielt ihre Blicke zu Boden gesenkt, als ob es dort etwas suchte.

„Ist's ein Bub' oder ein Mädel?" wandte sie sich plötzlich an die Pester Dame.

„Ein Knabe — Tibor. Ja, Tibor heißt er," entgegnete diese wichtig.

„Na siehst du! Jetzt wirst du eine Tochter und auch einen Sohn haben!" warf die Kleinhäuslerin, die wieder eingetreten war, dazwischen und verzog ihren Mund bald zum Lachen, bald zum Weinen.

„Laß' mal dein Mädel sehen!" baten die Großeltern Tibors gleichzeitig. Erzsi führte sie zu der Ecknbant, wo die kleine Klari in einem Bachtrog schlief und im Schlaf eifrig zu saugen schien.

„Sie schläft!" flüsterte Erzsi, sich zu den Gästen wendend, deren Anwesenheit sie aber bald zu vergessen schien, denn sie sprach in ungedehnt Tone zu dem Säugling:

„Ach, ach, mein Mäuschen, mein süßes Seelchen, mein Täubchen, mein Engelchen! Deine Mutter geht fort, du hast keine Mutter

Digitized by Google

mehr! Der Himmel strafe das Pest, wo es liegt!" Ihre eigenen Worte brachten sie zur Besinnung und sie fragte beschämt:

„Wann fahren wir?"

„Sogleich — mittags. Ist deine Wäsche in Ordnung?"

„Das will ich meinen!" antwortete an ihrer Stelle der alte Kleinhändler, der sich sehr für die Lohnfrage interessierte. Die Pester feilschten nicht lange, sondern einigten sich sehr rasch und erklärten sich bereit, das Geld allmonatlich an die Adresse der Kleinen, zur Verfügung der Aerzte zu schicken. Den ersten Monatslohn zahlten sie sofort aus, denn Elisabeth mußte sich noch rasch Schuhe kaufen. Bisher hatte sie immer für längere Wege die Stiefel ihres Vaters benützt, diese brauchte man aber zu Hause. Auch müßte Klärchen ein Winterhemd bekommen . . .

Nun war noch die ärztliche Untersuchung zu erledigen. Der alte Arzt, der infolge der Entbehrungen in seiner Studentenzeit etwas schwerhörig war und, während er sein Ohr auf die Brust der Amme legte, allerlei verdächtige Geräusche zu hören glaubte, schüttelte sein bejahrtes Haupt, beruhigte sich aber selbst:

„Bedeutungslose Geräusche, die Leute gehen barfuß im Schnee, kleine katarrhalische Erscheinungen, nichts weiter."

Damit er aber seiner Sache vollständig sicher sei, ließ er das Mädchen ihr Prußlik (Leibchen) ablegen. Sie zierte sich nicht und entblößte ihren mächtigen, weißen Busen, auf dem die Mutterschaft zwei kleine, schwarze Rosen hatte erblühen lassen. Der Pester Großvater mußte sich auf Geheiß seiner Gattin abwenden, während der Arzt die volle Brust betastete:

„Da ist nichts auszusetzen; ich übernehme die Verantwortung!" Ich damit nicht etwa der Pester Hausarzt Einwendungen machen könne, drehte er noch aufmerksam die Pupillen der Amme und stellte mehrere Fragen an sie:

„Sind Sie nicht schwanger?"

Das Mädchen erröthete und die alte Kleinhändlerin rief entrüstet:

„So eine Frage! Wenn wir auch arme Leute sind, braucht der Herr Oberdoktor uns doch nicht für so schlecht anzusehen!"

Die Einwendungen gar nicht beachtend, fuhr er mit wichtiger Miene fort:

„Gibt es in Eurer Familie keine Trunksüchtigen, keine Wahnsinnigen, keine Tuberculösen, keine Epileptischen, keine Strophulösen?"

Und ohne die Antwort abzuwarten, wiederholte er dasselbe in lateinischer Sprache so schnell, als ob er eine gut eingelernte Aufgabe ablierte.

Die Jüdin sah ihn verwundert an, aber er bemerkte es gar nicht und reichte, wie zur Beendigung seines großen Werks, jedem die Hand, die Pester Gäste in feierlichem Tone beglückwünschend. Dann wischte er sich, wie jemand, der eine schwere Arbeit gut vollendet hat, die Schweißtropfen von der Stirne und sagte wohlgemuth:

„Aber jetzt gehen wir essen! Machen Sie mir das Vergnügen, zu einem Paprikahendel meine Gäste zu sein. Rindfleisch sehen wir hier selten, das ist der Fluch des Dorfebens. Sie hätten aus Budapest etwas Käse mitbringen können — Budapest ist doch Budapest!"

Dann wandte er sich scherzend an die schmerzlich seufzende Dorfschöne:

„Nur nicht vor Thränen zerfließen, Kleine! Und nicht vergessen, an der Dorfgrenze die Kette zu beißen!"

Der alte Kleinhändler lachte bei Erwähnung dieses Aberglaubens laut auf, ermahnte seine Tochter, sich nicht zu fürchten und drängte die Gäste hinaus. Diese eilten auch, denn der Zug fuhr in der Mittagsstunde ab, und der kleine Tibor hungerte zu Hause, denn seiner Amme war die Milch ausgegangen, so daß man sie davongejagt hatte, und die Flasche wollte der Schlaumeier durchaus nicht nehmen.

Elisabeth mußte sich sofortig sehr beeilen, zu dem unbekannten, fremden Menschenkind zu gelangen und sich von dem allerbekanntesten Bekannten — ihrem eigenen Blute, ihrem Herzensleib loszureißen. Zum Abschied wollte sie es noch einmal säugen, aber da Klärchen gerüstet war, nahm sie die Brust nicht mehr und bekam deshalb Zäckle und Klapse. Jene Stelle, die die Mutter klapste, bedeckte sie sofort mit tausend Küssen.

„Gott segne dich, mein Herzchen!" Der weitere Abschied erfuchte in singenden Klagetönen, die aber ausbarten, als Elisabeth auf dem Rutschbock Platz nahm. Man fuhr durch das Dorf, und da lief es, sich ausländisch benehmen, denn man konnte sie ja beobachten. Aber niemand sah und hörte sie. Vor den Thüren standen nur bekannte Hunde und denen sagte sie im Stillen: „Seebus, ich gehe nach Pest als Amme" . . .

Ah, wenn nur die Eisenbahn nicht gewesen wäre! Die schüttelte ihr die Seele heraus. Sie sah zum erstenmal mit dem Dampfroß und es regierte sie, wie's den Bauernleuten eben ist, wenn sie auf Stunden hinaus müssen, statt auf ihren gewohnten Füßen. Zuerst fühlte sie sich furchtbar schwindlig, dann sehr todtraurig und doch war ihr Geist rege, sie sah alles ganz klar, was mit ihr und um sie herum vorging. Zuerst kamen Berge: „Na, das ist ein Berg?! Ich hab' noch keinen gesehen und hab' mir ihn höher vorgestellt," dachte sie. Dann kamen die Bahnstationen, wo Gendarmen Posto standen. „Schöne Kerls das, sie übertreffen unsere Dorfburschen!"

Sie sah alles und prägte sich alles ein, bis sie — trotz ihres Anklämpfens dagegen — sitzend einschlief und bis Budapest nicht mehr erwachte. Auch vom Bahnhof bis zur Wohnung schlummerte sie auf dem Bock des Einspänners und erst, als sie drei Stockwerke hinaufkletterte, wurde sie ganz munter.

Von einer hochbejahrten, schönen, brünetten Frau sagte man ihr: „Das ist die Gnädige!" Sie küßte ihr die Hand. Man fragte sie und quälte sie, was sie zum Abendbrot essen und trinken wolle, ob Bier oder Wein.

„Bier muß sie trinken, viel Bier!" behauptete ein magerer Mensch mit einem Ziegengesicht — der „gnädige Herr", der Vater des Knaben. Ein Bachfisch, die verjüngte Ausgabe der schwarzen Dame, brachte ihr Bier. Das Stubenmädchen, das in den Neuankömmling mit feindlichen Blicken und höhnwilliger Neugier musterte, reichte ihr das Abendbrot. Die Amme schämte sich und aß rasch. Man ermahnte sie, sich nicht zu beeilen; aber man meinte es nicht ernst, denn im Schlafzimmer weinte der hungrige Tibor bitterlich vor lauter Selbstmitleid.

„Ich komme, ich komme, mein Köferchen!" sagte die Amme und eilte zu ihm. Die Gnädige, die Großeltern, der Bachfisch sahen zu — freilich konnten sie in dem dunkeln Alkoven nicht gut sehen — wie der magere, runzlige, schwarze Lunge sich plötzlich an der vollen, prächtigen Brust der Bauerndirne wie ein hungriger Blutegel festsaugte. Das Weinen des Kindes verwandelte sich mit einemmal in ein behagliches Glucksen, das so komisch klang, daß alle hell auflachten, auch die Amme lächelte, und als sich die Hausleute auf den Zußspitzen zum Zimmer hinausschlichen, nun ihren unterbrochenen Thee fortzusetzen, begann sie sofort dem fremden Herrchen von ihrem Klärchen — seiner zukünftigen Braut — zu erzählen. Nach dieser Unterhaltung summte sie ein sehr trauriges Liedchen.

Plötzlich verstummte sie jedoch, im Nachbarsalon spielte man Clavier, die Thüre war nur angelehnt. Das Bauernmädchen, mit dem Knaben an der Brust, schlich sich hin und horchte mit angehaltenem Athem.

Vor dem Clavier saß die brünette, starke Dame und schüttelte sich; über sie gebeugt stand der schöne junge Mann, der in Uniform seine Ferien im ihrem Dorfe zugebracht und während der Dreschzeit zwischen den Garben geschlafen hatte.

Den Bauernmädchen gieng ein Licht auf und sie begriff, wer sie hierher empfohlen hatte und wozu. Es erfaßte sie ein Zorn, daß sie beinahe zu den Herrschaften hineingestürzt wäre, um den Vater ihres Kindes zu stoßen und zu kneifen. In diesem Augenblick tastete der Säugling mit seinen winzigen Händchen auf ihrer Brust herum — da beherrschte sie sich, neigte sich zu ihm herab und flüsterte:

„Iß und trink, kleiner Lump!" Dann küßte sie ihn.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages der Monatsschrift **„Die Insel"** in Leipzig bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannagasse Nr. 19, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente
Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
III. Gymnasiumstrasse 68—71.
Sonntag und Donnerstag von 10 bis 4 Uhr.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 16. November 1901. Nummer 372.

Parlamentarischer Köhlerglaube.

In unserem Parlament sieht's wieder so aus wie zu den seligen Zeiten des Grafen Taaffe und seines berühmten „lugo di trasfico". Wiederum sind die öffentlichen Sitzungen des Plenums wie der Ausschüsse nur leere Wortparaden, und die Entscheidungen fallen in geheimen Conventikeln, von deren Existenz die Geschäftsordnung nichts weiß, von deren Ergebnissen die große Oeffentlichkeit meist nur aus ihren spärlichen Wirkungen indirecte Kenntnis erhält. Wiederum treten im Tempo der öffentlichen Berathungen jene räthselhaften Contractionen und Dilatationen ein: bald wird, wie jüngst in der zur Frustrierung der Dispositionsfondsdebatte eingeschobenen Generaldebatte des Budgetausschusses, die Zeit mit unnützem Gewäsch todtgeschlagen — das bedeutet, daß die Handelsleute hinter den Coulissen noch nicht einig geworden sind, und dann wieder wird plötzlich ein Gegenstand, über den noch sehr viel zu reden wäre, mit aller Gewalt durchgepeitscht — ein Zeichen, daß die Regierung glücklich die Majorität zusammengebracht hat, wie wir das vielleicht bald mit der Dispositionsfondsdebatte erleben werden. Wiederum tauchen im Budget jene sonderbaren Posten auf, die den Trinkgeldercharakter einzelner Parteien zu stillen bestimmt sind, wie diesmal der Beitrag zur Assanierung der Stadt Prag, die ja doch nur in das Communalbudget der Stadt Prag, aber nicht in das Staatsbudget Oesterreichs hineingehört. Wiederum wickelt sich zwischen der Regierung und den Parteien das wiederliche Wechselspiel von Schmoll- und Drohseenen, gefolgt von Freundschafts- und Versöhnungsscherzen, ab. Und wiederum kreichen die Czechen unter allen Regierungsticken, nach den berühmten nationalen „Brosamen" suchend, herum, während die Deutschen angsterfüllt über die „Errungenschaften" der Czechen jammern. Ein großer, ein in den leitenden Persönlichkeiten begründeter Unterschied trennt freilich das damalige vom heutigen Regime: Graf Taaffe wurstelte, wie er selbst es nannte, mit Humor und offenherziger Selbstironie fort, während Herr v. Koerber durch Staatsterrorenth und wirtschaftspolitische Phraseologie die Welt über das Wackelige seiner Politik täuschen zu können vermeint. Daraus folgt ein weiterer Unterschied für die Deutschen selbst: Unter Taaffe wußten sie, woran sie sind, weil der heitere Graf es ihnen ausdrücklich sagte; unter Koerber täuschen sie sich über die Situation, weil sie als schlechte Politiker mehr mit dem Ohr arbeiten wie mit dem Auge, den Worten glauben, die sie hören, und den Thatsachen mißtrauen, die sie sehen.

Diese Selbsttäuschung der Deutschen dauert nun schon an die dreivierteljahr. Aber es ist zu vermuthen oder zu befürchten, daß sie allzulange nicht mehr aufrecht wird, woferne das deutsche Sprichwort gilt, daß man durch Schaden klug wird, wenn man es nicht schon zuvor gewesen. Als am 4. März aus der Sitzung des Jungczechenclubs die überraschende Nachricht kam, daß die Jungczechen die Einstellung der Obstruction beschlossen hätten, fragte alle Welt, wieso dieses Wunder bewerkstelligt worden sei. Aber zwei verschiedene Antworten wurden in der Oeffentlichkeit dieser Frage zutheil. In den deutschen Blättern — vergl. z. B. „Neue Freie Presse" vom 5. März d. J. — überwog die haemlose Auffassung, daß die Jungczechen lediglich „vor der Verantwortung, das Parlament vollständig lahmzulegen, zurückgeschreckt" und auf nachdrückliche Vorstellung von einer „ihnen wohlwollenden Seite" die Obstruction aufgegeben hätten, und daß die Zugeständnisse, die sie dafür von Herrn v. Koerber verlangt, „ausschließlich dem wirtschaftlichen Gebiete angehören und zu einem nicht geringen Theile auch der deutschen Bevölkerung Böhmens zugute kommen werden". Anders las sich die Historie in den czechischen Blättern. Da wurde — vergl. die altczechische Prager „Politik" vom 7. März — von einem förmlichen „Geheimpact" erzählt, den Herr v. Koerber mit fünfzehn zur Verschwiegenheit, selbst vor ihren Parteigenossen ehrenwörtlich verpflichteten Jungczechen abgeschlossen habe. Da berichtete man nebst den wirtschaftlichen von „nicht unbedeutenden culturellen Forderungen" der Czechen, die Herr v. Koerber bis zur Herbstsession successive zu erfüllen versprochen habe. Ganz ausdrücklich wurden dann noch die Ausgestaltung der czechischen Technik in Brünn und die Errichtung einer utraquistischen Universität in Mähren als Theile des Kaufpreises genannt, um welchen Herr v. Koerber den Jungczechen die Obstruction abgekauft habe. Schließlich flog am 8. März das Gerücht von einer geplanten Kaiserreise nach Prag auf. Nun wurden die deutschen Parteiführer unruhig und begaben sich zu Herrn v. Koerber, um die volle Wahrheit über alle diese Meldungen zu erfahren. Herr v. Koerber aber — so berichtete die „N. Fr. Pr." am 8. März — „erwiderte, daß diese und andere Gerüchte nur verbreitet wurden, um neue Schwierigkeiten hervorzurufen und daß ihm von dem erwähnten Reiseplan nichts bekannt sei". Diese Auskunft des Ministerpräsidenten wirkte auf die deutschen Abgeordneten wie ein Evangelium. Nur zwei Mitglieder der Volkspartei wollten noch immer nicht daran glauben, das waren die Abgeordneten Walz und Dr. Sylvester. Aber Herr v. Koerber erwies ihnen am 14. März die besondere Ehre einer geheimen Separatunterredung, und auch sie waren bekehrt.

Bekehrt zu dem parlamentarischen Köhlerglauben, daß die Wendung in der jungczechischen Taktik von Herrn v. Koerber lediglich durch freundschaftliches Zureden und einige, beide Volksstämme Böhmens begünstigende wirtschaftspolitische Zusagen bewirkt worden sei. Inzwischen ist die von den Jungczechen zu decorativen Parteizwecken gewünschte, um nicht zu sagen, bestellte Kaiserreise nach Prag, von der Herrn v. Koerber am 8. März „nichts bekannt" gewesen sein soll, mit dem denkbar größten Pomp und der denkbar geringsten politischen Wirkung ausgeführt worden. Das hat die Deutschen vorübergehend verstimmt, aber sie haben sich durch den Abstecher nach Aussig und Leitmeritz, den der Kaiser seinem Reiseprogramm eingefügt hat, rasch wieder versöhnen lassen. Aber jetzt kommen auch die „anderen Gerüchte", die Herr v. Koerber am 7. März vor den deutschen Parteiführern so energisch dementiert hat, plötzlich zu unverhofften Ehren. Die Regierung hat jüngst nach langem Zögern den Lehrkörper der czechischen Technik in Brünn durch Ernennung von fünf Professoren vervollständigt, und die Jungczechen fordern, ohne Rücksicht auf die Ehrenwörter des Geheimpacts, offen die Errichtung einer utraquistischen Universität in Mähren und klagen die zauderende Regierung des Contractbruches an.

Darüber sind die Deutschen unruhig geworden, laufen wie eine aufgescheuchte Schafherde zu Gemeinderathsfasts-Conferenzen zusammen und rüsten sich zur Gegenwehr für den Fall, als die neuauflebende nationalpolitische Hahnbudenpolitik ihnen ernstlichen Schaden bringen sollte. Sie rüsten sich, aber sie haben nicht viel Waffen mehr. Die Hauptwaffe, mittels derer sie in ihrer Obstruction zum Sieg gelangt sind, fehlt ihnen, der noervus rerum. Trotz aller Warnungen, die ihneu an dieser Stelle zutheil wurden, haben sie sie, im blinden Vertrauen auf Herrn v. Koerber, aus der Hand gegeben, indem sie dem Ministerium die 80 Millionen Cassen-Refundierung und, unter dem Aechzen von Eisenbahn- und Canalbauten, fast eine Milliarde Anleiheneeredit in bianco auf Jahre im voraus votiert haben. Auch die Action zur Aufbehung des § 14 haben sie verschleppt, und wenn sie heute zu obstruieren Miene machen möchten, steht morgen schon ein neues § 14-Regime auf den Beinen, das mit dem Milliardeneredit in der Tasche den Kampf gegen sie ganz anders würde führen können als das Ministerium Thun mit den ausgepumpten Staatskassen. Den Schaden, den ihr parlamentarischer Köhlerglaube ihnen bisher gebracht, haben sie bereits sicher. Vielleicht, daß jetzt für die Zukunft wenigstens auch die Klugheit als wohlthätige Folge sich einstellt.

K.

Cave Britannia!

Der Transvaalkrieg und die militärischen Kräfte Englands.

Nun sind seit dem Ausbruche des Krieges in Südafrika schon mehr als zwei Jahre vergangen, und noch immer bilden die Nachrichten vom Kriegsschauplatze eine stehende Rubrik der Tagesblättee, noch immer läßt sich ein Ende nicht absehen, so unvermuthet es auch eintreten kann.

Eine derartige Langwierigkeit des Krieges hätte bei seinem Beginn wohl kaum jemand für möglich gehalten, am allerwenigsten natürlich die Engländer, denn sie würden es sich sonst sehr über-

Digitized by Google

legt haben, ihn herauszubeschwören; und vielleicht haben es nicht einmal die Buren selber geglaubt, obschon von einigen ihrer Führer Aeußerungen im Umlaufe sind, die eine lange Dauer des Krieges in Aussicht stellten.

Und es ist auch sehr begreiflich, daß man ein viel rascheres Ende des Krieges erwartete, denn wie sollte sich das kleine Burenvolk mit 230.000 Köpfen auf die Dauer mit Erfolg gegen das gewaltige Britische Reich behaupten, dem nahezu 400 Millionen Seelen unterthan sind!

Daß das Unerwartete dennoch geschehen, daß das mächtige, reiche England nach mehr als zwei Jahren trotz der ungeheuersten Anstrengungen, trotz eines Aufgebotes an Menschen, Thieren und Geld, wie es ein auch nur annähernd ähnliches noch nie vorher zuwege gebracht, der Handvoll Buren noch immer nicht Herr geworden ist: das scheint beinahe ein Wunder zu sein und ist jedenfalls eine Erscheinung, die in der ganzen Kriegsgeschichte seit den Zeiten des Leonidas einzig dasteht. Es liegt sehr nahe, die Erklärung dafür in der völligen militärischen Unfähigkeit der Engländer und im antiken Heroismus der Buren zu suchen, und das geschieht denn auch, namentlich dort, wo die Antipathie gegen jene und die Sympathie für diese so leidenschaftlich geworden ist, wie besonders in Deutschland und Frankreich. Aber so verführerisch und einleuchtend diese Erklärung auch ist, als richtig kann man sie doch nicht bezeichnen; sie ist es nur zum Theil.

Was zunächst einmal die militärische Unfähigkeit der Engländer betrifft, so wäre es ungerecht, sie kurzweg als allgemeine Thatsache hinzustellen, wie das so häufig geschieht. Was zu ihrer Behauptung verleitet, ist eben das Ausbleiben des Erfolges, der für die große Menge stets der einzige Wertmesser zu sein pflegt. Nun läßt es sich gewiß nicht leugnen, daß das, was England bisher in Südafrika erreicht hat, in argem Mißverhältnis zu den darauf verwendeten ungeheueren Anstrengungen steht, aber man darf darüber, daß Lord Kitchener heute noch immer nicht thatsächlich Herr des eroberten Gebietes ist, nicht vergessen, daß es eben doch erobert worden ist, daß sein Vorgänger, Marschall Roberts, schon acht Monate nach Ausbruch des Krieges in Pretoria die britische Flagge hissen ließ. Man mag dagegen einwenden, daß sei bei solcher Uebermacht kein Kunststück gewesen; aber wenn man sich vor Augen hält, daß die Entfernung von Capstadt nach Pretoria über 1400 Kilometer beträgt, also weiter als von Wien nach Constantinopel, so bleibt der Marsch des Lord Roberts, zumal unter den denkbar schlimmsten Verpflege- und Transportverhältnissen, eine sehr achtungswerte Leistung, die allen Anspruch darauf hat, ein Erfolg genannt zu werden. Und auch das Ausbleiben eines nachhaltigen Erfolges in den Operationen Lord Kitcheners darf nicht als ein Beweis seiner Unfähigkeit oder der seiner Unterbefehlshaber angesehen werden; dem Laien mag es ja immerhin sonderbar und unbegreiflich erscheinen, daß ein Heer von 200.000 Mann mit den versprengten Burenscharen, deren Gesammtzahl gewiß nicht den zehnten Theil dieser Zahl erreicht, nicht fertig zu werden vermag; aber man vergegenwärtige sich nur, daß diese scheinbar so impotente Truppenmacht über ein Gebiet zerstreut ist, das so groß ist wie Oesterreich, Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberg zusammengenommen, und man wird begreifen, daß sie für ihre schwierige Doppelaufgabe, innerhalb die riesigen Verbindungslinien zu sichern und anderseits die Burentrupps zu verfolgen, nicht ausreicht, umso weniger, als der Krankenstand sehr hoch und die Verpflegung sehr schwierig ist; man wird ferner begreifen, daß es bei so ungeheueren Raumverhältnissen den kleinen, und schon darum mobileren Burentrupps leicht möglich ist, ihren Feinden zu entschlüpfen und unversehens dort aufzutauchen, wo sie von jenen nicht erwartet werden. Um das völlig zu verhindern und das ganze weite Gebiet vom Feinde gründlich zu säubern, bedürfte es eines viel zahlreicheren Heeres, als es Lord Kitchener zur Verfügung steht; das wäre das noch nicht gelungen ist, darf ihm daher nicht zur Last gelegt werden, und man thut ihm entschieden Unrecht, wenn man ihn zur sündigen komischen Figur und zur Zielscheibe der boshaften Witze macht, wie das auf dem Continent Mode geworden ist. Damit soll indes noch keineswegs behauptet werden, daß er ein genialer Führer sei: ein richtiges Urtheil über seine militärischen Fähigkeiten wird sich erst dann fällen lassen, wenn man nicht mehr auf Lückenhafte, entstellte und entstellende Zeitungsberichte angewiesen ist.

Nicht Lord Kitchener, nicht seine Officiere und Truppen tragen die Schuld, daß der Krieg noch immer nicht zu Ende ist, sondern — soweit England in Betracht kommt — ganz allein die Politikerlichkeiten, die am Beginn des Krieges maßgebend gewesen sind: Mr. Chamberlain, weil er den Krieg mit beispielloser Arroganz vom Zaune gebrochen, die sein College vom Kriegsamt, Marquis Lansdowne, mit seinen Rüstungen fertig war; dieser selber, weil er sich auf diesen Krieg so langsam und ungenügend vorbereitet hat, und General Buller, weil er, statt sich mit seinem ganzen, an Zahl überlegenen Heere auf die Buren zu werfen, seine Kräfte zersplittert und seine Kraft in aussichtslosen Frontalangriffen vergeudet hat. Für England gab es nur einen Weg zum Siege: wenn es, das ungleiche Kraftverhältnis ausnützend, sich mit erdrückender Uebermacht auf die vereinigten Buren warf und sie womöglich mit einem einzigen Schlage vernichtete oder zur Capitulation zwang. Der Krieg hätte dann rasch ein Ende gehabt, denn es wären eben keine Burenstreiter mehr übrig geblieben. Merkwürdigerweise hat man diese ausgezeichnete Chance in den maßgebenden Kreisen Englands ganz übersehen und in unbegreiflicher Verblendung das gerade Gegentheil gethan: man begann den Krieg mit völlig unzureichenden Streitkräften, in der Meinung, daß man in der Defensive; ein geradezu unbegreiflich thörichtes Beginnen und zugleich eine Frivolität, die zum Verbrechen am eigenen Volke wurde. Welche furchtbaren Folgen ein Krieg für jeden Staat zu haben pflegt, der ihn unvorbereitet oder doch mangelhaft gerüstet beginnt, das hat die Weltgeschichte doch mit unauslöschlicher Blutschrift in ihre Annalen gezeichnet; aber es scheint, daß die Herren im englischen Kriegsamte sich nicht die Mühe genommen haben, diese Züge zu lesen, oder aber, daß sie sie bereits vergessen haben, obschon das Jahr 1870 und besonders die Kraftkomödien des griechisch-türkischen und spanisch-amerikanischen Krieges noch in frischer Erinnerung sein sollten.

Diese Herren haben überdies auch gezeigt, daß sie sehr schlechte Kriegspsychologen sind, denn sonst hätten sie sich sagen müssen, daß es den denkbar übelsten Eindruck hervorrufen müßte, daß das riesige Britische Reich fürs erste nicht imstande war, soviel Streiter ins Feld zu stellen wie die Handvoll Buren und sich auf die Defensive beschränken mußte; eine moralische Niederlage, die die taktische vorbereitete.

Die ist denn auch nicht ausgeblieben: binnen wenigen Wochen gab es in Südafrika so gut wie gar keine britischen Feldtruppen mehr, denn das Wenige, was an solchen vorhanden gewesen war, saß in den Festungen Ladysmith, Kimberley und Mafeking festgebannt und konnte sich nicht rühren. Nur dank der völligen Passivität der Buren sind die schutzlose Capcolonie in dieser kritischen Zeit nicht in deren Hände, und die Mitte November eintreffenden Verstärkungen unter General Buller fanden sie nicht vom Feinde besetzt. Anstatt nun das zu Beginn des Krieges begangene Versäumnis nach Kräften gut zu machen und womöglich jetzt in der Uebermacht aufzutreten, die sie nun thatsächlich besaßen, wurde die — für englische Begriffe — immerhin beträchtliche Streitmacht Bullers in drei Theile zersplittert und auf drei Kriegsschauplätzen verwendet, die durch Hunderte von Kilometern voneinander getrennt waren. Die Folgen dieses zweiten schweren Fehlers ließen nicht auf sich warten: nach einigen Wochen hatten alle drei Abtheilungen so schwere Niederlagen erlitten, daß sie kampfunfähig wurden, und die Operationen völlig stockten geriethen. Abermals blieben die Buren unblutig und machten es den Engländern möglich, neue Kräfte zu sammeln. Mit Marschall Roberts' Eintreffen nahmen die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze bald eine andere, für England günstige Wendung, und in rascher Folge wurden die belagerten Festungen entsetzt, Cronje zur Capitulation gezwungen, Bloemfontein und schließlich auch Pretoria genommen.

Aber alle diese unleugbar höchst achtungswerten strategischen Erfolge blieben ohne praktische Bedeutung; die schöne Gelegenheit, die Buren mit einem Schlage zu vernichten, war nun einmal versäumt worden und kam nicht wieder; das Burenheer war in Atome zersprengt worden, die zwar zu schwach, den Engländern im offenen Felde entgegenzutreten, immerhin stark genug sind, sie auf das empfindlichste zu beunruhigen, zu schädigen und zu erschöpfen. So kann England seiner Eroberung nicht froh werden und ist nach zweijährigem mühevollem, opferreichem Kampfe noch immer weit davon entfernt, das, was es erworben, auch wirklich zu besitzen. Lord Kitcheners, der diesem Kampfe ein Ende machen soll, muß nun die schwarze Suppe auslöffeln, die ihm Mr. Chamberlain, Marquis Lansdowne und General Buller eingebrockt haben: daß ihm dies nicht rasch gelingen will, daß er ärgerlich an ihr herumwürgt, macht ihn zur Zielscheibe kurzsichtigen, billigen Spottes, der nicht versteht, daß die fatale Lage Englands in Südafrika lediglich das Ergebnis alter militärischer Sünden ist, und nicht die Folge von Kitcheners Unfähigkeit.

Was nun den vielgerühmten Heroismus der Buren betrifft, so geht die öffentliche Meinung auf dem Continent in dessen Bewertung viel zu weit. Dies beschaud nicht jeder Boer ein Held ist, haben schon jene Circus-Buren bewiesen, die sich allabendlich das billige und ungefährliche Vergnügen machten, über die Engländer unter dem lärmenden Beifall einer lindisch-naiven Zuschauermenge ebenso glorreiche als unblutige Siege zu erringen. Aber hievon ganz abgesehen: die allgemeine Burenschwärmerei verglist ganz, daß die gegenwärtige Lage in Südafrika nicht nur die Folge ihrer unleugbar großen Tapferkeit und Zähigkeit, sondern auch — und noch mehr! — ihrer ebenso großen Unwissenheit und Disciplinlosigkeit ist. Man vergisst, daß die Lage für die Buren ungleich günstiger sein konnte, als sie es wirklich ist. Nach der Eroberung der britischen Feldtruppen in den drei festen Plätzen ist ihnen die ganze Capcolonie nahezu schutz- und wehrlos offen gestanden. Anstatt mit großer Beschleunigung vorzurücken, sich womöglich in den Besitz

der wichtigen Ausschiffungshäfen Durban und Port Elisabeth zu setzen, und durch solche Erfolge ihre Stammesgenossen auf britischem Boden aus ihrer mißtrauischen, stumpfen Trägheit zu rütteln und um ihre Fahnen zu sammeln, anstatt die eintreffenden britischen Verstärkungen dadurch zu zwingen, erst ihr (der Engländer) eigenes Land zurückzuerobern, verharrten sie in sataistischer Nathätigkeit und warteten ruhig auf den englischen Angriff. Und nicht genug an diesem einen unverzeihlichen Fehler, begingen sie ihn nach den Niederlagen der drei britischen Heere unter Buller, Gatacre und Methuen von neuem und warteten, ohne deren verzweifelte Lage auszunutzen, abermals ruhig ab, bis Lord Roberts eintraf und ihnen die scheinbar so sichere Beute der drei Festungen aus den lässigen Händen riss. Wie anders hätten sich die Dinge da unten gestalten können, wenn die Buren, von einem energischen, siegbewussten Manne geführt, die unerhört günstige Gelegenheit ausgenutzt hätten, die ihnen ein gütiges Schicksal zweimal geboten hat! Es hätte geschehen können, dass England nicht nur die Luft nach fremdem Besitz gründlich vergangen wäre, sondern selbst, dass das Copland aufgeboten hätte, ein britischer Besitz zu sein! Dieser energische, einsichtige Mann ist vielleicht sogar vorhanden gewesen, aber in einem Gemeinwesen, wo jeder seinem eigenen, dicken Kopfe folgen darf, in einem Heere, das nicht durch das eherne Band unerschütterlicher Disziplin zusammengehalten wird, da ist ein dauernder Erfolg nicht möglich. Und so ist es ganz anders gekommen: die Buren haben es nicht gewollt, und wenn ihr Land heute eine rauchende Wüstenei ist, so ist es nicht zum wenigsten ihre Schuld und nicht nur die der Engländer. Es ist daher ganz unrichtig, die lange Dauer des Krieges — soweit es die Buren angeht — deren Heroismus zuzuschreiben. Sie ist nicht so sehr ihr Verdienst, als vielmehr ihre Schuld.

Wie lange der Krieg noch so fortdauern wird, entzieht sich jeder Berechnung. Jedenfalls hätte England alle Ursache — und sicher hat es auch den sehnlichsten Wunsch — diesem trostlosen Zustande ein Ende zu machen, denn die Lage, in die es durch diesen Krieg geraten ist, oder eigentlich die es sich selber geschaffen hat, muss auf die Dauer unerträglich werden. Es heißt zwar, dass zum Kriegführen nur Geld, Geld und wieder Geld gehöre, und England besitzt von diesem kostbarsten aller Stoffe mehr als irgend ein anderes Land; aber es könnte, ja es muss doch einmal der Zeitpunkt kommen, wo die sicherlich unversiegbaren Geldquellen doch versiegen, denn auch für das reichste Land der Erde hat die Finanzkraft eine gewisse Grenze, und die Kosten dieses Krieges sind schon jetzt wahrhaft ungeheure. Im Februar d. J. hat der Staatssekretär des Krieges Mr. Brodrick sie auf 81,000.000 Pfund Sterling angegeben, was 1620,000.000 Mark entspricht. Gegenwärtig soll jede Woche rund 2 Millionen Pfund Sterling = 40 Millionen Mark kosten! Man sollte angesichts dieser erschreckenden Zahlen glauben, die Grenze der finanziellen Leistungskraft des Reiches könne nicht mehr allzu weit sein. Aber selbst wenn das nicht der Fall, wenn England die Geldmittel besitzen sollte, diesen kostspieligen Krieg noch ein Jahr oder selbst länger fortzusetzen, so kommt es doch nicht aufs Geld allein an. Das trifft nur für die großen Kontinentalmächte zu; bei denen kommt nur der Geldpunkt in Frage, um die Leute braucht ihnen nicht bange zu sein, die haben sie im Ueberfluss, denn für die sorgt die allgemeine Wehrpflicht. Nicht so bei England, das auf sein Söldnerheer angewiesen ist: denn während jene über gewaltige Kräftereservoirs verfügen, in denen ein mehr oder weniger riesiges Menschenmaterial aufgestapelt ist — bei einigen übersteigt dieses sogar die Zahl von zwei Millionen — besitzt das britische Reich nichts Aehnliches. Seine Miliz ist ebenso gewordene Söldner, wie seine Regulären. Die Yeomanries und Volontärcorps sind durchaus unzulänglich ausgebildete Leute, deren kriegerischer Wert nur gering anzuschlagen ist und die überdies zum Dienste außerhalb des Mutterlandes nicht gezwungen werden dürfen. Ihre Verwendung auf dem Kriegsschauplatze hängt daher nur von ihrem guten Willen ab, und mit diesem scheint es derzeit, nachdem der Rausch der Begeisterung verflogen ist und einer katzenjämmerlichen Stimmung Platz gemacht hat, just nicht am besten zu stehen; erst kürzlich hat sich eine Abtheilung Yeomanry geweigert, nach Südafrika zu gehen und ist zum Theile desertiert. Unter solchen Umständen ist die englische Regierung in der prinzlichen Verlegenheit, wie sie einerseits die klaffenden Lücken füllen soll, die der Krieg, namentlich durch den außerordentlich hohen Krankenstand, in die Reihen des Operationsheeres gerissen hat, andererseits dem dringenden und sehr berechtigten Wunsche Lord Kitcheners nach Verstärkungen nachkommen soll.

Man sollte nun meinen (wenn man von der Ausbildung und dem militärischen Werte des Materiales absieht), England könne es bei seinen reichen Geldmitteln und den glänzenden Löhnungen, die es daher bieten kann, nicht schwer fallen, die erforderliche Zahl von Leuten aufzubringen — und in den continentalen Staaten gelänge dies auch unter solchen Umständen — aber nicht so in England: hier vermag nicht einmal das nach unseren Begriffen enorme Werbegeld, 7·5 Schillings = 7·5 Mark, die für die Regierung wünschenswerte Anziehung auszuüben; so groß ist die im britischen Volke wurzelnde Abneigung gegen den Waffendienst im allgemeinen und gegen den gefährlichen und wenig rühmlichen in Südafrika im besonderen.

Unter solchen Umständen muss man fragen, woher England noch Soldaten nehmen wird, wenn der Krieg noch eine Weile fortdauern sollte? Im englischen Kriegsamt behauptet man zwar, es seien im Mutterlande noch genug Soldaten vorhanden, man hat sogar die für britische Verhältnisse ganz stattliche Zahl von 100.000 angeführt; aber man wird gut thun, diese Aeußerung mit größtem Mißtrauen aufzunehmen und ihr nur bedingten Glauben zu schenken: vorhanden mögen diese 100.000 Mann ja vielleicht wirklich sein, nicht nur auf dem Papier, obschon selbst das nicht allzu wahrscheinlich ist; aber ob sie auch kriegsbrauchbar sind, das ist eine andere Frage, die zu bezweifeln man allen Grund hat, wenn man mit den britischen Wehrverhältnissen nur einigermaßen vertraut ist. Wäre es wirklich der Fall, so hätte man sie, wenigstens zum Theil, doch wohl schon nach dem Kriegsschauplatz geschickt und nicht die Mittelmeer- und Colonial-Garnisonen (ausgenommen Indien) fast von allen regulären Truppen entblößt. Auch die Gerüchte von den Werbeversuchen, die von englischen Agenten in den dicht bevölkerten belgischen Industriebezirken unternommen worden sein sollen, sind, so vorsichtig sie auch aufgenommen werden müssen, doch überaus symptomatisch, und man ist nach allem gewiß vollauf zur Behauptung berechtigt, dass England bereits nahezu am Ende seiner militärischen Leistungsfähigkeit angelangt ist.

Und die Lage Englands ist eine umso gefährlichere, als es ganz vereinsamt dasteht und auf dem Continent mehr Feinde hat, als ihm lieb sein kann; sie ist umso gefährlicher, als es infolge seines riesigen Colonialbesitzes überall mit den Interessensphären anderer Mächte, namentlich Russlands, Deutschlands und Frankreichs zusammenstößt und somit stets der Gefahr bedenklicher Reibungen ausgesetzt ist, woraus sich im Handumdrehen ein casus belli entwickeln kann. Hierzu kommt noch die beständige Möglichkeit innerer Unruhen und kriegerischer Verwicklungen mit den ganz unberechenbaren, launwütigen Bergvölkern an den Grenzen des indischen Reiches, und dieses Damoklesschwert ist umso bedrohlicher geworden, als in dem alten Kriegsherd von Afghanistan neuerdings ein Thronwechsel stattgefunden hat. Allerdings lauten die Nachrichten von dort einstweilen noch recht günstig; dass man in britischen Militärkreisen die Lage aber doch nicht für so ganz harmlos zu halten scheint, dafür spricht die Mobilisierung zweier Feldhazarethe in der unfern der afghanischen Grenze gelegenen wichtigen Militärstation Peschawar.

Jedenfalls ist die militärische und damit auch die politische Lage des Britischen Reiches gegenwärtig so düster und gefährlich, wie sie noch kaum je gewesen ist, und es gehört das ganze hypertrophische Selbstvertrauen Albions dazu, um unter diesen Verhältnissen noch hartnäckig an seinem veralteten Wehrsystem festzuhalten, trotzdem es in Südafrika so blutigen Bankerott gemacht hat.

Man pocht eben in England auf die insulare Lage des Reiches und dessen mächtige Flotte. Unleugbar sind das für seinen Schutz auch sehr wichtige Factoren, die schwer ins Gewicht fallen; aber man darf sie nicht zu sehr überschätzen: dass es Fälle gibt, wo die Flotte ganz ohnmächtig ist, hat der Burenkrieg gezeigt und würde ebenso ein Krieg in Afghanistan oder Birma zeigen: überdies steht es auch mit der britischen Flotte durchaus nicht so, wie es stehen sollte. Allerdings ist sie den vereinigten Flotten Russlands und Frankreichs an der Zahl der Schiffe beträchtlich überlegen (England 61 Linienschiffe, 51 große Kreuzer, Frankreich 34 Linienschiffe, 18 Kreuzer, Russland 17 Linienschiffe, 16 Kreuzer), aber der Zahl der Schiffe nach selbst deren Gesechtswert thut es nicht: es müssen auch die Leute da sein, die sie im Kriege bemannen, und damit dürfte es gegebenen Falles seine Schwierigkeiten haben; und zwar aus demselben Grunde wie beim Ersatz des Landheeres: weil es keine zureichende Reserve gibt. Aber auch hiervon abgesehen, scheint nicht alles in Ordnung zu sein. Lord Beresford, der als einer der sachigsten britischen Admirale gilt, hat jüngst über den Zustand der englischen Mittelmeer-Escadre ein Urtheil gefällt, das ebenso vernichtend lautete wie das im Vorjahre von Lord Wolseley über die Truppen in Aldershot gefällte. Und was dort die letzten großen Flottenmanöver im Canal la Manche in die Oeffentlichkeit drang, war just auch nicht danach angethan, das Vertrauen in die Flotte zu erhöhen. Dem angreifenden Theile, der die feindliche Flotte markierte, gelang es nämlich, die gesammte Vertheidigungsflotte zu umzingeln und gefangen zu nehmen, ein Fall, der im Kriege für England eine Katastrophe von unabsehbarer Tragweite bedeuten würde und der beweist, dass es sehr gut daran thäte, nicht allzusehr auf den Schutz der Flotte zu vertrauen. Auch die Disziplin der Flotte scheint nicht die beste zu sein, wie die jüngst ausgebrochene Meuterei auf einem Kriegsschiffe gezeigt hat.

Ueberhaupt mehren sich die Zeichen, dass es, so wie bisher, nicht weitergehen darf in der britischen Wehrmacht, in bedenklicher Weise und mahnen auf das dringendste daran, endlich doch an ihre gründliche Umgestaltung zu gehen. Die ist aber nur möglich, wenn man sich entschließt, mit dem veralteten Werbesystem endlich zu

Digitized by Google

brechen und die allgemeine Wehrpflicht einzuführen; diese allein ist imstande, dem Britischen Reiche den Besitz seiner Weltmachtstellung zu sichern. Man sollte meinen, diese Erkenntnis müsste nach den bitteren Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges die Köpfe aller Briten erleuchtet haben. Merkwürdigerweise ist dem aber durchaus nicht so; in ihrem starrsinnigen Hochmuth halten sie nach wie vor an ihrem alten System fest, gehen sogar soweit, es als „erfolgreich“ zu preisen, und weisen den Gedanken, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, als eine unerhörte, für den britischen Stolz und das britische Freiheitsgefühl durchaus unannehmbare Zumuthung verächtlich zurück. Für alle bösen Zeichen und dringenden Mahnungen blind und taub, glauben sie auch künftighin mit ihrem veralteten, an Zahl völlig unzulänglichen, mangelhaft ausgebildeten und disciplinierten Söldnerheere ihr Auskommen zu finden.

Verharren sie noch länger in diesem thörichten Conservatismus, so könnte es geschehen, dass ihnen die Augen und Ohren erst dann aufgehen, wenn durch die entsetzte Welt die dröhnenden Donner und die flammenden Blitze jenes Ungewitters zucken und rollen, das für Englands Weltherrschaft den jüngsten Tag bedeuten kann.

Theodor v. Sosnosky.

Zur Revision des Hainfelder Programmes der österreichischen Socialdemokratie.

Die seit Anfang der Siebzigerjahre wachsende Spaltung der Arbeiterpartei in Wien und Oesterreich in eine radicale Majorität und eine gemässigte Minorität wurde nach den zahlreichen Wechselfällen des Ausnahmszustandes, seiner Ursachen und Folgen auf dem Parteitag zu Hainfeld (30. December 1888 bis 1. Jänner 1889) beseitigt. Der nicht eigentlich von der Partei, sondern von ihren Journalen berufene Parteitag nahm neben der Eingangs-Resolution noch sechs andere Resolutionen an, in denen die einzelnen Forderungen der „socialdemokratischen Arbeiterpartei Oesterreichs“ ausgesprochen wurden; ausser diesen Resolutionen wurde auch eine „Principien-Erklärung“ beschlossen, die nach dem Muster der meisten Verfassungsurkunden die geschichtsphilosophische und socialpolitische Grundlage der Einzelforderungen darstellt. Diese Principienerklärung selbst ist marxistisch.

Dieses erste socialdemokratische Programm wurde im Laufe der Zeit durch mehrere Parteibeschlüsse vervollständigt. Zwar arbeitete die Partei vornehmlich an ihrer Organisation, aber auch das Programm wurde schrittweise erweitert. Schon auf dem Parteitag von 1892 wurde das Frauenwahlrecht gefordert und die Beseitigung der indirecten Steuern zu Gunsten einer einzigen directen progressiven Besteuerung verlangt. In den letzten Jahren musste die Partei zur nationalen Frage Stellung nehmen; der frühere kosmopolitische Standpunkt wurde durch die Erklärungen Dr. Adlers und Pernerstorfers aufgegeben und ein Nationalitätenprogramm beschlossen (Brünn 1899), das, wie ich schon gelegentlich berichtet habe, im Wesen auf nationale Autonomie und Federation hinauskäuft. Endlich wurde auch das Agrarprogramm in Angriff genommen. Für sehr viele österreichische Provinzen ist das Verhältnis der Industriearbeiter zu den Agrararbeitern und zum Bauernstand überhaupt von grösster Wichtigkeit und die österreichische Socialdemokratie hat darum auch hier ganz specielle Aufgaben zu lösen; auf dem Grazer Parteitag, der deutschen Organisation jetzt 1897 ist die Partei in sechs national-selbständige Organisationen gegliedert, den Anfang machte 1893 die czechische Partei; wurde wenigstens eine Resolution (Referent Dr. Ellenbogen) angenommen, durch welche die Parteiagitation auf dem Lande geregelt wird. Schliesslich ist noch zu berichten, dass die Partei sich auch schon um ein Communalprogramm bemüht.

Infolge dieser Unvollständigkeit des Programmes, aber noch viel mehr wegen der in der Partei sich regenden theoretischen Zweifel an der Richtigkeit der orthodox-marxistischen Basis des Hainfelder Programmes wurde auf dem Parteitag von Brünn 1899 beschlossen, eine Revision dieses Programmes vorzunehmen. Die mit dieser Aufgabe betraute Commission der Herren: Dr. Adler, Daszynski, Ellenbogen, Schuhmeier, Steiner, hat ihren Programmentwurf schon früher in den Parteiblättern veröffentlicht, nun wurde derselbe auf dem vom 2. bis 6. November in Wien tagenden Gesammtparteitag verhandelt, nachdem schon in den verschiedenen Parteiblättern kritische Stimmen zum Ausdruck gekommen sind.*)

Ich habe gelegt, die Revision des Programmes entspringe auch theoretischen Zweifeln am Marxismus. diesen Ausdruck will ich kurz begründen, weil sich viele Parteiführer Mühe geben, diesen Sachverhalt zu verschleiern. Dr. Adler hat sich in seinen „Neuzeitgeblichen Betrachtungen“ „Neue Zeit“, 18. September zuerst so ausgedrückt: die Bernstein-Debatte sammt der ihr folgenden Revisionistenbewegung sei für die (österreichische) Revision nur in zwei Punkten „nutzbar zu machen oder vielmehr berücksichtigt“ worden. Dr. Adler bestimmt die beiden Punkte folgendermassen: „In dem theoretischen Theile des Programmes wurden alle Wendungen vermieden, die von revisionistischem Missverstand als historischer Fatalismus oder Automatismus ausgelegt werden könnten, und es wurde die Feststellung der Thatsache der fortschreitenden Proletarisierung in Sätze gekleidet, deren präcisere Fassung nicht leicht der Gefahr unterliegen dürfte, als selbstgeschaffene Caricatur einer Verelendungstheorie zur Zielscheibe kritizistischen Eifers zu werden. Ob unsere Bernsteinianer — denn auch bei uns gibt es deren, wenn auch ihr Tintenverbrauch ein mässiger ist — sich damit zufrieden geben werden, wird der Verlauf des Parteitages lehren. Weil gewisse revisionistische Tendenzen nicht haben, dafür sorgt leider die Krise.“ In der „Arbeiter-Zeitung“ vom 22. September aber erklärt Dr. Adler, das Hainfelder Programm sei eigentlich kein Programm, sondern eine Principienerklärung mit Resolutionen; der Wunsch nach einer Revision des Programmes sei nicht so sehr einem principiellen oder praktischen als vielmehr einem formalen, fast konnte man sagen ästhetischen Bedürfnis entsprungen. Gegen diese Revisionsästhetik konnte ich nur wiederholen, was ich unlängst über das Wesen der marxistischen Krise gesagt habe. Bebel als Delegat der Deutschen hat in seiner Begrüssungsrede ohneweiters eingestanden, dass die österreichische Revision durch die Bernstein-Debatte veranlasst wurde: erst nach dem Referat Dr. Adlers liess sich der deutsche Führer zu der factischen Bemerkung umstimmen, er sehe in dem Entwurfe — keine Bernsteinerei. Ob das dem ebenfalls anwesenden Kautsky genehm war, der in seiner eitierten Besprechung in dem Entwurfe eine sehr starke Bernsteinnote wahrnimmt, weiss ich nicht; unter allen Umständen hat aber der Abgeordnete Pernerstorfer das richtige Wort für die Situation gefunden, wenn er sprach und frei zugibt, dass die Partei in einigen Dingen ihre Ansichten geändert habe. Pernerstorfer hat auch das Wesen der Marx-Krise hinlänglich charakterisiert in dem Ausspruche: Wir wollen das nicht bestreiten, wie die katholische Kirche, die sich auch ändert, aber beharrlich es ableugnet.

Der neue Entwurf enthielt im einzelnen mehrere stilistische Aenderungen, aber auch abschwächende Worte; am wichtigsten ist, dass die Verelendungstheorie aufgegeben wird. Zwar lesen wir von der Concentration des Capitals, aber es wird die Reproduction und des Besitzes gedichten und daneben noch die Vereinigung der ökonomischen Macht in den Händen der Capitalisten und Capitalistengruppen hinzugefügt; offenbar haben die Autoren des Entwurfs die complicierte „Concentration“ im Hinblick auf die neuere Analyse des Begriffes bestimmter fassen wollen. Ich glaube nicht, dass es gelungen ist. Und ebenso halte ich die an Stelle der Verelendungstheorie getretene Formulierung über die Lebenshaltung der Arbeitermassen und deren wachsenden Gegensatz zu der eigenen Productivität und dem Reichthum nicht für glücklich. Ich will bei dieser Gelegenheit principiell hervorheben, dass die so oft beliebte Enteignung der Arbeitsmittel und die im Entwurf betonte Abhängigkeit der Arbeiter und Angestellten von den Capitalisten an und für sich nichts schlimmes bedeuten muss; es ist nämlich fraglich, ob der Arbeiter schon bei der heutigen Versicherungsmöglichkeit und Arbeitssicherheit als enteigneter Arbeiter nicht besser daran ist, als in früheren Zeiten der kleine Herr und Eigenthümer; und ganz besonders muss diese Frage erhoben werden, wenn wir auf die grosse Zunahme der Gesammt- und Arbeiterbevölkerung und ihren Beschäftigstand blicken. Ich bezweifle das umsomehr, weil in der Verelendungsfrage ganz unkritisch mit den Daten verfahren wird, die in einzelnen Gebieten eine Ab- oder Zunahme des selbständigen Mittelstandes constatieren Die Abnahme und die Verelendung sind jedenfalls nicht ohneweiters einander gleichzusetzen. Zu beachten ist in dem Entwurfe jedenfalls, dass die Arbeitslosigkeit und das Elend als Gefolge der Krisen hingestellt wird.*)

Der Entwurf beanlagt sich ferner damit, dem Proletariat im öffentlichen Leben den ihm „gebührenden“ Einfluss zu sichern; es kann darüber gestritten werden, ob damit eigentlich gemeint ist, die Gegner des Entwurfs erheben den Vorwurf, dass in demselben die Erlangung aller und der höchsten politischen Macht nicht ausdrücklich gefordert wird. Das alte Programm ist nicht radicaler, bedeutet sich aber einiger kräftigerer Ausdrücke. Sachlich beurtheilt ist das politische Ziel, das im Entwurfe positiv aufgestellt wird, kaum nach dem gegenwärtigen Stande der Verhältnisse formuliert; es ist nämlich viel zu fraglich, ob das „eigentliche Programm“ der österreichischen Socialdemokratie so allgemein und so einseitig politisch bestimmt werden kann. Direct ausgesprochen: ich vermisse den Hinweis auf die gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation, die doch für

*) Dr. Adler, „Neue Zeit“, 2. October; einen Artikel Kautsky's „Das Elend und die sozialdemokratische Programmentwurfe 1901“ u. a. m.

*) Dr. Adler, „Neue Zeit“, 2. October; einen Artikel Kautsky's „Das Elend und die sozialdemokratischen Programmentwurfe 1901“ u. a. m.

das socialistische Endziel sehr in Betracht kommt. Allerdings ist sich der Entwurf über die zukünftige ökonomische Organisation nicht ganz klar; zwar wird der Communismus erhofft, aber die Unsicherheit in der Bezeichnung dieses Endzustandes — (der Entwurf gebraucht nebeneinander die Worte: gemeinsam — genossenschaftlich — genossenschaftlich) — zeigt, dass die Art und Weise dieses Communismus ziemlich unentschieden bleibt.

Dass es bei der heutigen Kenntnis der Agrarkrise nicht angeht, die Verschuldung der Kleinbauern so hervorzuheben, wie es der Entwurf thut, muss wohl nicht eigens bewiesen werden; doch verzichte ich auf eine eingehende Kritik, weil ich den Lesern der „Zeit" nur über die Entwicklung der socialdemokratischen Partei und das Marxismus zu berichten habe. In dieser Beziehung bleibt der Entwurf, trotz sehr wichtiges historisches Document, der erste Schritt zur Abschwächung der Krise, die nun schon auch die Partei, nicht nur den Marxismus, bedroht. Zwar meint Kautsky, die Zeit zu Programmrevisionen sei noch nicht gekommen — der Wiener Entwurf zeigt, dass die Zeit schon gekommen ist; freilich kämpft Kautsky pro aris et focis, denn er weiß, dem Wiener Entwurf wird und muss der Berliner Entwurf folgen. Bebel erklärt wohl, die Abgeordneten aus Deutschland werden sich an der Revisionsdebatte nicht betheiligen — sie werden bald Gelegenheit haben, ihre eigene Revisionsdebatte abzuführen. Uebrigens hat Kautsky trotz dieser Verscherung die Wahl in den erweiterten Ausschuss, den der Entwurf zumstituieren musste, angenommen; die Debatte hat nämlich große Divergenzen zwischen den Revisionisten und Orthodoxen aufgedeckt und darum wurde (in der Sitzung vom 4. November) eine neue Redaction des Entwurfs beschlossen, die dem Parteitag (schon am 6. November) vorgelegt wurde. Dr. Adler, der den Entwurf als Referent vertheidigt hat, hat als Referent dem Parteitag den abgeänderten Wortlaut empfohlen und dieser hat denselben auch thatsächlich en bloc angenommen.

Der correigierte Text des neuen Programmes ist das Ergebnis eines Compromisses, das Dr. Adler unwillkürlich treffend gekennzeichnet hat, wenn er in seinem Bericht über die Arbeit der Revisionscommission sagte, das Programm müsse alles enthalten, was die „Gesammtheit" der Parteigenossen wolle, es dürfe aber nichts enthalten, was der „berechtigten und vernünftigen Meinung eines Genossen" widerstrebe. Was speciell die Verelendungstheorie anbelangt, so kann dieselbe aus dem Programme von den orthodoxen Interpreten herausgelesen werden; die Gegner können wiederum ihre Interpretation vorbringen. Es heißt nämlich: „Es wächst die Masse der Proletarier, es steigt aber auch der Grad ihrer Ausbeutung"; nimmt man noch einige schärfere Ausdrücke („unwürdige" Zustände statt „heutige" — „drückendste Abhängigkeit" statt „steigendes" Maß) hinzu, so wird begreiflich, dass die Anhänger der Verelendungstheorie für diese Formulierung ohne Widerspruch gestimmt haben.

Von sonstigen Aenderungen ist am wichtigsten, dass als eigentliches Programm der Partei nicht die „politische", sondern die „Organisation" überhaupt hingestellt wird: man kann, nach den Erläuterungen Dr. Adlers, auch die gewerkschaftliche Organisation darunter verstehen — man kann, sage ich, und damit ist alternativ und in einem sehr wichtigen Punkte die Unbestimmtheit der neuen Textierung zugegeben. Ueber den Zukunftscommunismus lesen wir jetzt im Programme, die „genossenschaftliche" Production solle auf „Grund gesellschaftlichen Eigenthums an den Productionsmitteln" erfolgen; gleich darauf wird gesagt, die „Arbeitsmittel" sollen in den „gemeinschaftlichen Besitz der Gesammtheit" übergehen. Solche stilistische Unkorrektheiten weisen immer auf Unklarheit und Unentschiedenheit in den Principien.

Die neue Commission scheint die im Entwurfe unrichtig betonte Verschuldung der Kleinbauern wahrgenommen zu haben: aber die Correctur ist nicht glücklich ausgefallen: im Entwurfe hieß es, dass die Kleinbauern in Schuldknechte verwandelt werden, im definitiven Programm werden die kleinen selbständigen gewerblichen Unternehmer und die Kleinbauern zu Lohnarbeitern, Angestellten oder zu Schuldknechten — diese Coordinierung der Lohnarbeiter und Angestellten als einer bestimmten Classe mit den Schuldknechten ist nicht gelungen. Schließlich mag noch erwähnt werden, dass im Programme die Eroberung der politischen Macht als Mittel für die Befreiung der Arbeiterclasse ausdrücklich verlangt wird und dass dem Proletariat auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens nicht mehr ein „gebürendes", sondern der „möglichst große" Einfluss zugesprochen wird.

Ueber das Nationalitätsprogramm und die Anleitung zur Agitation auf dem Lande idie Brünner und Grazer Resolution) mag nur soviel gesagt sein, dass beide in vielen und wichtigen Punkten präciser gefasst werden müßten; vorläufig ist aber nur das erstere dem Programme eingefügt worden, die Anleitung zur Landagitation wurde als unreif und für die Partei nicht als nothwendig befunden.

Prag. Prof. Dr. Th. G. Masaryk.

Die amerikanische Gefahr.

Herr A. G. Raunig hat in Nr. 368 der „Zeit" die Gefahren der amerikanischen Concurrenz in so lebhaften Farben geschildert, dass eine Beleuchtung dieser Frage von einem anderen Standpunkte wohl am Platze ist.

Nach Raunig besteht die amerikanische Gefahr vor allem darin, dass die industrielle Ausfuhr der Vereinigten Staaten, während die Ausfuhr der anderen Industriestaaten sich fast auf gleicher Linie bewegte, bei unverminderter Ausfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen in den letzten Jahren in beängstigender Weise gestiegen ist. Das ist wohl richtig, wenn auch das für europäische Verhältnisse ungewöhnlich rasche Steigen der Exportziffern nicht gleich Angstgefühle erwecken muss. Man darf nämlich nicht übersehen, dass die Vereinigten Staaten in Hinsicht auf Industrialien gleichsam noch ein jungfräulicher Boden sind und dass sich vor allem daraus das fast tropische Wachsthum des industriellen Exportes der Vereinigten Staaten erklärt. Als Beweis für das Vorhandensein einer amerikanischen Gefahr, speciell auch für Oesterreich-Ungarn, führt Raunig die steigenden Importziffern der Monarchie zunächst für Eisenwaren und Maschinen an und ist entsetzt, auf einem Spaziergange durch die Straßen der Inneren Stadt sehen zu müssen, wie einige Kohlenwagen für amerikanische Bureaueinrichtungen gute Geschäfte machen. Was nun die oben erwähnten Eisenwaren anlangt, so ist deren Einfuhr in den letzten Jahren allerdings gestiegen und hat im letzten Kalenderjahr rund 700.000 Gulden betragen. Wie niedrig diese Summe ist, kann jeder ermessen, der die Importziffern für Eisen und Eisenwaren aus dem Deutschen Reiche für denselben Zeitraum sich gegenwärtig hält: sie beträgt nicht weniger als 11 Millionen Gulden. Bedenkt man ferner, dass in den früher erwähnten 700.000 Gulden auch das berühmte amerikanische Roheisen steckt, dessen Verarbeitung in einigen böhmischen und niederösterreichischen Fabriken Raunig so tief beunruhigt, so darf man wohl bezüglich der amerikanischen Gefahr aus dem Titel der Eisen- und Eisenwareneinfuhr aus den Vereinigten Staaten einer anderen Ansicht sein als Raunig. Ganz nebenher sei bemerkt, dass im Jahre 1900 die Einfuhr von amerikanischen Roheisen rund 9000 Tons betrug, während Großbritannien und Deutschland, gewiss Industrieländer ersten Ranges, amerikanische Roheiseneinfuhren in der Höhe von 94.000, beziehungsweise 18.000 Tons über sich ergehen ließen, ohne, wenn man so sagen darf, auch nur mit einer Wimper zu zucken.

Für amerikanische Maschinen, deren Einfuhrziffer ebenfalls eine bedrohliche Höhe erreicht haben soll, liegt die zahlenmäßige Situation folgendermaßen. Die gesammte Einfuhr von Maschinen und Apparaten aus den Vereinigten Staaten stellt sich im Jahre 1900 im ganzen auf etwa 15 Millionen Gulden. Abziehen davon, dass diese Ziffer, gegenübergehalten der Importziffer für deutsche Provenienzen derselben Art in der Höhe von 19 Millionen Gulden in denselben Zeitraume, eine verschwindend niedrige genannt werden muss, braucht man die Einfuhr von amerikanischen Maschinen, wenn man sie nicht just unter dem Gesichtswinkel eines österreichischen Maschinenfabrikanten betrachtet, nicht allzu tragisch zu nehmen. Die Einfuhr von Maschinen, gleich ob amerikanischer, englischer oder deutscher Provenienz, welche ja Arbeitsbehelfe allerersten Ranges darstellen, ist an sich nicht nur nicht bedenklich, sie darf sogar von einem weiteren volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, der in der Maschine mehr das unerlässliche Reproductionsmittel zahlreicher Industrien als das Fabrikat einer geringen Anzahl von Producenten erblicken muss, mit Freude begrüßt werden. Dieser Standpunkt ist vor allem bei der Maschineneinfuhr aus den Vereinigten Staaten geboten. Diese Einfuhr hat nämlich neben dem Effect, dass sie den inländischen Maschinenpreisen eine gewisse für die Allgemeinheit wohlthätige Schranke nach oben setzt, noch die andere weit erfreulichere Wirkung, dass sie die österreichische Production wenigstens in dieser Form an den technischen Errungenschaften der Vereinigten Staaten partiepieren lässt. Dieses kommt noch, dass es sich bei der Einfuhr aus der Union zumeist um Maschinen und Apparate handelt, welche in der Monarchie nicht erzeugt werden und darum einen directen Schaden für die inländischen Maschinenfabrikanten auf keinen Fall anrichten. Trotzdem ertönt auch aus den Kreisen der österreichischen Maschinenindustrie die unartieulierte Klage vom Niederhandnehmen der amerikanischen Maschineneinfuhr. Wenn irgendwo, so muss in diesem Falle der Consumentenstandpunkt ins Auge gefasst werden. Die Zahl derjenigen, die sich durch die Einfuhr von Maschinen aus den Vereinigten Staaten geschädigt fühlen, steht in gar keinem Verhältnis zur großen Menge der Consumenten im engeren Sinne, das ist der Verbraucher von Maschinen. Darum war es so charakteristisch, dass auf dem jüngsten, von einigen Industriellen und Landwirten gemeinsam veranstalteten Amerika-Abend ein Vertreter der Eisenindustrie, während er auf den hocht bedenklichen Import von Krahnen amerikanischer Provenienz hinwies, in naiver Entrüstung die Qualität dieser Krahne hervorhob, welche so ausgezeichnet sei, dass zum Beispiel die Dona-

Digitized by Google

wirer Werke, welche solche Krahne verwenden, die Productionskosten des Roheisens um ein beträchtliches dadurch verringern. Und noch eines ist zu berücksichtigen. Zahlreiche Maschinen fremdländischer, insbesondere amerikanischer Provenienz, ermöglichen in der Regel entweder eine neue technische Verfahrungsweise oder sie verbilligen die Productionskosten. Alle Betriebe, welche nicht durch einen hohen Schutzzoll oder durch den Bestand eines Kartells in den concurrenzlosen Weltraum entrückt sind, müssen, um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können, fremde Verfahrungsweisen, sofern sie ihnen eine größere technische Vollendung der Producte oder geringere Gestehungskosten, wo nicht beides, verbürgen, sich zu eigen machen. Das gilt in ganz hervorragendem Maße für eine namhafte Reihe von österreichischen Exportindustrien. Wenn es wirklich gelänge, die Einfuhr amerikanischer Maschinen und Apparate zu verhindern, so hätte dies nichts Geringeres zur Folge, als dass nicht nur die im Inlande mit weniger leistungsfähigen Maschinen hergestellten Producte technisch weniger vollendet und dabei theurer wären und dass infolge dessen vielen Industrien die auf der Billigkeit und der technischen Vollendung der Producte beruhende Exportmöglichkeit glatt weggenommen würde. Die Abwehr fremdländischer Arbeitsbehelfe, wie es vor allem Maschinen sind, ist vom productionstechnischen Standpunkte aus ganz sinnlos unter der Voraussetzung — die bei den Vereinigten Staaten ganz besonders zutrifft — dass dieselben eine Verwohlfeilung und eine größere technische Vollendung der Production bewirken. Was würde man zum Beispiel dazu sagen, wenn jemand die Einfuhr von fremdländischen Lehrbüchern der Technik erschweren oder gar verbieten wollte im Interesse der heimischen Druck- und Verlagsindustrie? Darum darf die Einfuhr von Maschinen und Apparaten, auch von solchen aus den Vereinigten Staaten, so lange nicht behindert und beklämpft werden, bis unsere heimische Maschinenindustrie auf jene Stufe technischen Könnens gelangt ist, welche eine Einfuhr ausländischer Maschinen unthunlich und überflüssig erscheinen lässt. Mag auch die Einfuhr amerikanischer Maschinen einzelnen inländischen Erzeugern mit Recht sehr wider den Strich gehen, so ist sie doch die erste Voraussetzung für das Gedeihen aller jener Industrien, welche bei ihren Erzeugungsprocessen der ökonomischesten und technisch vollendetsten Arbeitsbehelfe bedürfen. Dass die Einführung ausländischer Erzeugnisse neben Anregungen aller Art auch die directe, oft lohnende Nachahmung ermöglicht, mag nebenher erwähnt sein. So werden beispielsweise die „Schreibmaschinen, Schreibtische, Bücherstützen, Füllsedern u. dgl.“, welche Herr Raunig auf seinen Spaziergängen durch die Straßen der Inneren Stadt bluenden Herzens in den Schaufenstern erblickt, schon heute fleißig und mit einigem Erfolge nachgeahmt, am glücklichsten allerdings im Deutschen Reiche.

Um die „amerikanische Gefahr“, soweit sie eine directe Wirkung auf unsere Monarchie ausübt, richtig beurtheilen zu können, wollen wir einen Blick auf unsere Handelsbilanz im Verkehre mit den Vereinigten Staaten werfen, bezw. die amerikanischen Einfuhren, sowie die Exporte Oesterreichs nach der Union einer kritischen Prüfung unterziehen. Die Gesammteinfuhr aus den Vereinigten Staaten, die, wie oben erwähnt, von Jahr zu Jahr steigt, hat im Jahre 1900 die Höhe von rund 76 Millionen Gulden erreicht. Diese ist sich hohe Ziffer verliert viel von ihrem Schrecken, wenn wir sie die deutsche Importziffer von 718 Millionen Gulden entgegenhalten und wenn wir die Steinerner der Importziffer der Vereinigten Staaten uns näher besehen. Wir finden dann, dass auf den Import von zusammen 76 Millionen Gulden allein circa 44 Millionen Gulden, d. i. beinahe 60 Procent der gesammten Einfuhr aus der Union, auf rohe Baumwolle, und dass rund 10 Millionen Gulden, d. i. circa 13 Procent allein auf Rohkupfer entfallen. Hiezu kommen noch Tabak mit 2·2 Millionen, Holzstehlen und Teer mit 4·7, Mineralien mit 0·8, Gummen und Harze mit 1·5, rohes Blei mit 0·6, also weitere fast 6 Millionen Gulden zweifellos Rohstoffe. Es beträgt somit die Einfuhr von Rohstoffen aus der Union allein ungefähr 60 Millionen Gulden, d. i. circa 79 Procent der Gesammteinfuhr. Die verbleibenden 16 Millionen Gulden Einfuhrwert schrumpfen weiter zusammen, wenn wir 2 Millionen Gulden für eingeführte Nahrungsmittel in Abzug bringen; berücksichtigen wir ferner thierische Producte, Oele, Fette, Drechsler- und Schnitzstoffe, Farb und Gerbestoffe und Mineralöle als industrielle Hilfsstoffe im Gesammtwerte von mehr als 9 Millionen Gulden, so verbleibt ein beinahe schädig zu nennender Rest von circa 5 Millionen Gulden für den Industrialimport aus den Vereinigten Staaten. Unser Export von Glas und Thonwaren nach der Union reicht für sich allein beinahe hin, um den gesammten Industrialeinport aus der Union zu balancieren. Wenn es auch richtig ist, dass unsere Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten mit rund 19 Millionen Gulden einen geringeren Wert repräsentiert als die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, so darf man nicht vergessen, dass unsere Exporte nach der Union zum weitaus überwiegenden Theile Industrieerzeugnisse darstellen, und dass unsere Handelsbilanz im Verkehre mit der Union, sowie Industrialien in Betracht kommen, heute und wohl auch noch für einige Zeit wesentlich aktiv ist.

Trotzdem diese Ziffern eine beredte Sprache führen, wird unentwegt von einem „für die europäische Arbeit tödtlichen Wettbewerbe“ der Vereinigten Staaten gesprochen. Der amerikanische Wettbewerb, dem auf vielen internationalen Märkten und auch in der Union selbst unsere heimische, verhältnismäßig zwerghafte Industrie mit Erfolg begegnet, soll tödtlich sein? Da müssen schon tiefer liegende Gründe vorhanden sein, wenn vereinzelte Productionsengpässe die „todbringende amerikanische Gefahr“ erfinden. Wenn wir das rüstige Schlagwort historisch ein wenig zurückverfolgen, so finden wir es schon in den Siebzigerjahren im Deutschen Reiche, wo es die Agrarier mit wahrer Wollust aufgreifen als geeigneten Vorwand für Zollerhöhungen, wo nicht Abschließung. Das Schlagwort hat sodann während der Caprivi'schen Handelsvertragsära ein wenig von seiner Zauberkraft eingebüßt, wird aber jetzt, wo die Weller der Hochschutzzöllnerei so hoch gehen, wie kaum je zuvor, als brauchbares Requisit von den Schutzzöllnern aus dem agrarischen sowohl, als auch aus dem Industrielenlager wieder hervorgeholt. Herr Dr. v. Peez hat ihm in jüngster Zeit durch Veranstaltung von sogenannten „Amerika-Abenden“ neuen Glanz zu verleihen gesucht. Man mag Herrn Dr. v. Peez für die Veranstaltung dieser Abende, speciell aber des jüngsten, der von Industrie und Landwirtschaft beschickt war, Dank wissen, da sie den Grund und auch den — Zweck der „amerikanischen Gefahr“ einer weiteren Oeffentlichkeit, ohne es zu wollen, in seiner ganzen Nacktheit enthüllten. Darum war es so charakteristisch, dass an letzten Amerika-Abende die sorgsam ausgewählten Discutanten just solche waren, welche Kartell- und Stapel-Industrien vertreten und bei dem leisesten Windhauche einer freien ländlichen Concurrenz auf neuen Zöllen für ihre tyrannische Preisbildung zu fürchten beginnen. Das Gros der mittleren und kleinen Industrien, welche auf den Bezug von ausländischen Halbfabrikaten angewiesen sind, und der Handel, welcher doch auch gewissermaßen eine wirtschaftliche Existenzberechtigung hat, durfte auf dem Amerika-Abend nicht zu Worte kommen, sollte die amerikanische Gefahr nicht viel von ihrem Schrecken einbüßen. Es ist ein trauriges Symptom, dass eine Anzahl von Industriellen dem Rattenfänger v. Peez folgen, der aus seiner Weise die lockendsten Töne hervorzaubert, und es scheint, auch der Mehrheit zu schlechten, die Hoffnung noch gehen; anders ist dies auf neutralen Märkten, wo unter dem Gesetze eines natürlichen wirtschaftlichen Ausleseprocesses immer derjenige obsiegen wird, der über die überlegenen wirtschaftlichen Kräfte verfügt. Wie wird Oesterreich auf diesen neutralen Märkten wohl aussehen, wenn man Herrn Peez folgen und durch Aufschüttung von noch höheren Zollschutzwällen sich wirksam gegen das Ausland abschließen wollte? Vergessen wir nicht: wenn wir das Thor, das nach Oesterreich führt, verrammeln, verlegen wir uns selbst den Weg ins Freie!

Dr. Sigmund Kanner.

Zur Ueberbürdungsfrage.

Von Prof. Dr. W. Rein (Jena).

Seitdem im Jahre 1880 der Mediziner F. J. Sachs in seiner Abhandlung: „Die physischen Fehler und Uebel der Erziehung“ dargelegt hatte, wie man in den Gymnasien durch die Ueberladung der Schüler mit zu vielen Zweigen des Wissens, mit zu vielen Lehrstunden, Vorbereitungen, Wiederholungen, Memorieren und schriftlichen Arbeiten die Grenze der Schuldbildung überschritten habe, ist die Frage der Ueberbürdung nicht verstummt. Sachs rechnet aus, dass ein Gymnasiast, der unter den unvermeidlichen Einflüssen städtischer Sitten in Weichlichkeit aufgewachsen ist, täglich zwölf volle Stunden arbeiten muss, und dabei ist die Zeit, die er für die vorgeschriebene Privatarbeiten braucht, nicht mitgerechnet. Kann bei dieser unerschwinglichen Arbeitsdauer die physische Gesundheit seines Körpers, die Stärke und der Frohsinn seines Geistes bis in sein reiferes Lebensalter erhalten bleiben? „Dies spricht,“ so fährt Sachs fort, „aller physiologischen und ärztlichen Einsicht Hohn und zeigt am deutlichsten, wie wahr es leider ist, dass die Richtung unserer Zeit uns von der Natur immer mehr zu entfernen strebt. Mag immerhin mancher Erwachsene der ausgearteten Cultur unserer Zeit ohne Gefahr ihr alles, was sie nur fordert, zu opfern imstande sein; der in seiner physischen und psychischen Entwickelung begriffene Knabe und Jüngling aber erliegt, wie die traurigsten Beispiele der täglichen Erfahrung den Einsichtsvollen lehrt, früher oder später und verliert nicht nur die so unumgänglich nothwendige Spannkraft für ein anstrengendes Leben, sondern bringt, was noch

weit schlummer ist, einen frischen Körper und muthlosen Geist auf den angewiesenen Platz seiner männlichen Thätigkeit, wo er einst kräftig und eingreifend für Kirche und Staat, für Wahrheit und Recht, handeln und wirken soll."

So wurde bereits 1830 geklagt. 1836 ließ dann abermals ein Arzt, Dr. Lorinser, seinen Weckruf „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" ertönen, und seit dem ist mit steigender Erregung die Ueberbürdungsfrage bis zur Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts immer und immer wieder vorgebracht und in mannigfacher Weise vorgetragen worden, von Aerzten, Pädagogen und Laien.

Auf Veranlassung des Fürsten Radziwill las Friedrich Wilhelm III. den Aufsatz von Lorinser und forderte den Cultusminister auf, seine Ansichten ihm vorzulegen und anzugeben, wie dem Uebel zu begegnen sei. Eine Sturmflut von Schriften — man zählte ihrer mehr als siebzig — schlosis sich dieser ersten Bewegung aus dem Jahre 1836 an. Die Ergebnisse der zum Theile sehr heftigen Erörterungen kann man dahin zusammenfassen: 1. Als Ursachen der Ueberbürdung werden angenommen: die gleiche Wichtigkeit, die man dem Realismus neben dem Humanismus einräumte; die allzu hohen Anforderungen im Abiturienten-Examen; das Fachlehrersystem. 2. Als Mittel, die dagegen wirken können, wurden bezeichnet: die Concentrierung der Kräfte bei Schülern auf möglichst wenig Gegenstände. (Philosophische Propädeutik, Naturgeschichte, Französisch sind zu entfernen.) Das Abiturienten-Examen muss derart umgestaltet werden, dass die Schüler nicht fortwährend in einer quantitativen Anspannung gehalten werden. Das systematische Lernen darf nicht eher anfangen, als der Körper genug gekräftigt ist. Die Stundenzahl des täglichen Unterrichts ist den einzelnen Altersstufen entsprechend zu bestimmen und zwischen den einzelnen Stunden sind Pausen einzuschieben. Die körperlichen Uebungen müssen in allen Schulen eingeführt werden.

Wie aber stellte sich die Unterrichtsverwaltung damals zu diesen Forderungen? Die Behauptungen Lorinsers, so hieß es in diesen Kreisen, sind oft zu wenig erwiesen, zu abstract und zu übertrieben. Es genügt, wenn einige Mißverständnisse hinsichtlich der Bestimmungen über das Abiturienten-Examen aus dem Jahre 1834 beseitigt, die Lehrer auf ein methodisches Verfahren in ihrem Unterricht hingewiesen werden und die Einführung des Turnunterrichts empfohlen wird. Somit war die Ueberbürdungsangelegenheit für das Ministerium beseitigt, gelöst und das Gymnasium 1837 zum erstenmal einem äußeren Ansturm gegenüber gerettet.

Aber diese Stürme wiederholten sich und müssen sich wiederholen, solange, bis man das rechte Verhältniß zwischen Schule und Leben, zwischen den Forderungen an die Jugend und ihrer Leistungsfähigkeit gefunden hat. Nachdem durch die Entwickelung der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften und durch die zunehmende Hast in dem Tempo des modernen Lebens das Gleichgewicht zwischen beiden gestört worden war, hat das Problem einen immer bedrohlicheren Character angenommen. Eine Verschärfung erhält es noch insofern, als die alle Lebensgebiete, somit auch die Schule, beherrschende Burcaukratie geneigt ist, es zu übersehen und mit dem Satze abzuthun, der bereits 1836 gehört wurde: „Die Schule dürfe und wolle die Mittel zur geistigen Bildung nicht schmälern, selbst wenn der Weg zu dieser mit Gefahr und Aufopferung einiger Individuen verknüpft wäre."

Nun wäre es allerdings durchaus verkehrt, wenn die Unterrichtsverwaltung, die, ihrer ganzen Einrichtung nach, ein conservatives Gepräge tragen muß, ohneweiteres den Anstürmen nachgeben und auf radicale Experimente sich einlassen wollte — aber ebenso bedauerlich wäre es, wenn sie nicht den Muth fände und die Uebertreibungen beseitigen würde, aus dem Wirrwarr der andringenden Vorschläge das bleibend Wertvolle herauszustellen und energisch durchzuführen.

In Preußen hat sie bis auf den heutigen Tag weder diese Uebertreibungen gezeigt, noch diesen Muth gefunden. Mit halben Maßregeln hat man sich durch das neunzehnte Jahrhundert mühselig durchgeschlagen. Preußen hat freilich in diesem Zeitraum auch nur einen Cultusminister großen Stils besessen: Wilhelm v. Humboldt. Zu seinen Lebzeiten hatte sich unser Problem in aller Stille vorzubereiten begonnen. Unter seinen Nachfolgern wurde nur schwächliche Kleinarbeit geleistet. Und auch als der deutsche Kaiser auf kräftige Abhilfe drang, fand er in der Bureauktratie nur ein kleines Geschlecht. Ein bemerkenswerter Brief von ihm, aus dem Jahre 1885, dürfte hier des Abdruckes wert sein, da er wohl schwerlich in weiteren Kreisen bekannt ist.*)

(Brief von Kaiser Wilhelm II. (Prinz Wilhelm von Preußen!)

Er ist gerichtet an den königlichen Amtsrichter Herrn Emil Hartwich in Düsseldorf und lautet:

„Gehrter Herr Amtsrichter!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die beiden Schriften, welche Sie mir schickten. Ich habe „Woran wir leiden" mit großem Interesse und noch größerer Freude gelesen; also endlich hat sich einer gefunden, der dieses verknöcherte und geisttödtendste aller Systeme energisch angreift! Was Sie dort aussprechen, das unterschreibe ich alles Wort für Wort. Ich habe ja glücklicherweise zweieinhalb Jahre lang mich selbst überzeugen können, was da an unserer Jugend gefrevelt wird! Vieviele Dinge, welche Sie anführen, habe ich im stillen bei mir bedacht. Nur um einige Sachen zu erwähnen: Von einundzwanzig Primanern, die unsere Classe zählte, tragen neunzehn Brillen, drei davon mußten jedoch noch einen Kneifer vor die Brille stecken, wenn sie bis zur Tafel sehen wollten! —

Homer, der herrliche Mann, für den ich sehr geschwärmt, Horaz, Demosthenes, dessen Reden ja jeden begeistern müssen, wie wurden die gelesen? Etwa mit Enthusiasmus für den Kampf oder die Waffen oder Naturbeschreibungen? Bewahre! Unter dem Seziermesser des grammatikalischen, fanatisierten Philologen wurde jedes Sätzchen getheilt, gevierteilt, bis das Steiel mit Behagen gefunden und der allgemeinen Bewunderung gezeigt ward in wie viel verschiedener Weise es oder ihr oder sonst so ein Ding vorher oder nachgestellt war! Es war zum Weinen! —

Die lateinischen und griechischen Aufsätze (ein rasender Unsinn!), was haben die für Zeit und Mühe gekostet! Und was für ein Zeug kam da zum Vorschein! Ich glaube, Horaz hätte vor Schreck seinen Geist aufgegeben!

Fort mit dem Ballast! Den Krieg aufs Messer gegen solches Lehren! Dies System bewirkt, dass unsere Jugend die Syntax, die Grammatik der alten Sprachen besser kennt als die „alten Griechen" selber, dass sie die sämmtlichen Feldherrn, Schlachten und Schlachtaufstellungen der punischen und mithridatischen Kriege auswendig weiß, aber sehr im Dunkeln sich befindet über die Schlachten des siebenjährigen Krieges, geschweige der „viel zu modernen aus ‚66' und ‚70' die es noch nicht ‚gehabt haben'!!!

Was nun den Körper betrifft, so bin ich auch der ganz bestimmten Ansicht, dass die Nachmittagsstunden frei sein müssten ein- für allemal. Der Turnunterricht müsste den Jungens Spaß machen. Kleine Hindernisbahnen zum Wettrennen und recht natürliche Kletterhindernisse würden von Nutzen sein. Dann würde es sich sehr empfehlen, in allen Städten, wo Militär liegt, alle Woche zwei- oder dreimal durch einen Unteroffizier nachmittags die gesammte ältere Jugend mit Stöcken exercieren und drillen zu lassen; anstatt der albernen sogenannten Classen-Spaziergänge (mit elegantem Stöckgen, schwarzem Rock und Cigarre) Uebungsmarsch und ein bischen Felddienst, wenn er auch in Spiel und handfeste Prügel ausartet, zu machen.

Unsere Primaner — wir waren leider auch so — sind viel zu blasiert, als dass sie sich den Rock anzuziehen und sich zu „keilen" könnten! Was könnte man auch anderes von solchen Leutchens erwarten! Daher guerre à outrance gegen dieses Syßtem! Und ich bin gern bereit, Ihnen in Ihren Bestrebungen beihilflich zu sein! Ich freue mich, einen „deutsch" Redenden gefunden zu haben, der auch fest zufaßt.

Ihr

Wilhelm,
Prinz von Preußen."

Dieser Brief gibt die Stimmung sehr gut wieder, in der sich viele, die nicht in unmittelbarer Beziehung zum Gymnasium stehen, zusammenfinden, rücksichtlich ihrer Stellung zu dem heutigen Gymnasialbetriebe. Auch in zwei neuen Schriften, die den Anlaß zu dieser Darlegung gegeben haben,*) kommt die oppositionelle Stimmung zu einem so scharfen Ausdruck, daß der eine der Verfasser selbst den Zweifel nicht unterdrücken kann, ob er die Farben vielleicht nicht zu stark aufgetragen und damit über das Ziel hinausgeschossen habe. Die Medeiner unter den Gegnern des Gymnasiums haben deshalb eifrig darnach gestrebt, zahlenmäßige Unterlagen beizubringen, um die Gefahren aufzudecken, die der gegenwärtige Gymnasialbetrieb mit sich führt. Wir erinnern an die Untersuchungen von Kemsies und Keller, von Griesbach und Wagner, von Kräpelin, Hoch und Burgerstein, von Likowsky und Höpner, von Ebbinghaus u. a., die das sogenannte Ermüdungsproblem bearbeiteten. So anfechtbar, zum Theil widersprechend, auch die Methode und die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind, so haben sie doch unzweifelhaft dargethan, dass unsere Jugend nicht gleichgiltig sich verhalten darf gegenüber der großen Frage, wie die körperliche und geistige Gesundheit unserer Jugend zu bewahren sei, um frische und thatkräftige Männer und Frauen zu gewinnen, die unsere nationale Cultur zu fördern in der Lage sind.

Uebereinstimmend erstrecken sich die Angriffe auf folgende Punkte:

1. Das Gymnasium führt zu einer intellectuellen Ueberanstrengung, weil Lehrplan und Lehrverfahren unpsychologisch sind.

*) Abgedruckt aus der Schrift: „Kaiser Kaiser und die Schulreform". Dresden Schönfeld. 1899.

*) Pierre Bandaux: „Arbeiterschutz: Warum das Gymnasium — Eine Broschüre an Eltern und Erzieher. Zur Reform der Gymnasien in Deutschland". Zürich. 80 Seiten. — Theodor Heller: „Nervenhygiene und Schule". Berlin, C. Vogbeyd. 52 Seiten.

Digitized by Google

a) Der Lehrplan leidet an einer Vielheit von Lehrgegenständen, die, encyklopädisch neben einander liegend, keine organische Einheit bilden.

b) Das Lehrverfahren drängt auf Aneignung eines Wissensquantums, ohne darnach zu fragen, ob das erlangte Wissen sich auch in geistige Kraft umsetzt.

2. Die Cultur der Wissensüberlieferung wird durch das herrschende Fachlehrersystem noch gesteigert, während die Herzensbildung dabei zu kurz kommt, da dem Lehrer nicht selten die nöthige pädagogische Ausbildung abgeht. Durch eine stete, scharfe Controle ihrer Arbeit werden sie selbst häufig zur Nervosität getrieben.

3. Der überhäufte Lehrplan und das unpsychologische Lehrverfahren ziehen schwere Gefahren für das Nervensystem und die gesammte körperliche Verfassung der Jugend nach sich. Auch der Stundenplan ist mit verantwortlich zu machen.

4. Besondere Einrichtungen des äußeren Schulbetriebes übereilen das Gefühlsleben und wirken damit sehr schädigend: Externpraelien, Examina, vor allem das Abiturienten-Examen ꝛc.

Während die Stimmen sich so in der Kritik zusammenfinden, gehen sie in den positiven Vorschlägen zur Absilse sofort weit auseinander. Der verbreitetste Reformvorschlag ist ein Ausfluß des herrschenden Social-Utilitarismus. Mit ihm glaubt man gewöhnlich das Beerpt gefunden zu haben, um die schiefe Stellung, in die die höhere Schule zum Leben geratben sei, wieder zurecht zu rücken. Er geht einfach dahin, man solle in der Schule nur das lehren, was der Schüler im späteren Leben brauche. Damit sei von vornherein jede Ueberbürdung abgeschnitten. Aber ein solcher Vorschlag, auf das Brauchbare gerichtet, ist von vornherein ganz unbrauchbar. Er würde die Ueberbürdung erst recht einbürgern. Denn nach ihm müßten Spanisch, Polnisch, Chinesisch, Arabisch und Suaheli, kurz alle die Sprachen der Völker eingeführt werden, mit denen wir Deutsche es jetzt besonders zu thun haben. Der Nützlichkeitsstandpunkt hat für die große Masse etwas sehr Verlockendes; für die Pädagogik hat er nur eine theilweise Geltung. Sie scheidet scharf zwischen Erziehungs- und Fachschulen. Letztere sind Anstalten, die dem Leben, d. i. den einzelnen Berufszweigen, direct nahe stehen — erstere aber haben nur allgemeine Grundlagen zu geben, von wo aus die Zuspitzung zu dem Nützlichen und im Beruf Brauchbaren erfolgt. Was aber zu den allgemeinen Grundlagen gehören und in den Lehrplan des Gymnasiums eingestellt werden soll, das hat nicht das Bedürfnis der Gegenwart in erster Linie zu bestimmen, sondern die Betrachtung der Gegenwart im Lichte der geschichtlichen Entwickelung. Daß es hierbei allerdings nicht auf das Quantum, sondern auf das Quale ankommt, das ist eine alte, nur zu oft vergessene Wahrheit. Aufgabe der Pädagogik ist es, die Forderungen der Erziehungsschulen gegen die Nützlichkeitsfanatiker energisch zu vertheidigen.

Es würde ihr dies gelingen, wenn die Schulbureaukratie ihr nicht die Wege verlegte. Sie hat unsere Schulen mit chinesischen Zöpfen behangen, die die Freiheit der Bewegung hindern. Hieraus gehen die meisten Ueberbürdungsklagen hervor.

Deshalb ertönt überall zunächst der Ruf nach freier Beweglichkeit. Diese soll herbeigeführt werden durch Abschaffung der Abiturientenprüfungen, die vor hundert Jahren eine Nothwendigkeit waren und einen Fortschritt bedeuteten, jetzt zu einem drückenden Hemmnis geworden sind. Weiter durch Beseitigung des Berechtigungsexamens für den einjährigen Dienst. Diese Berechtigung dürfte nur mit der Absolvierung einer höheren, wenigstens sechsclassigen, Realschule verbunden sein. Ferner durch Einführung von Spielen mancherlei Art neben dem Turnen, um der körperlichen Ausbildung gerecht zu werden; durch pädagogische Einrichtung des Lehrplanes und des Lehrverfahrens mit geringerem Stundenplan, so daß auch der privaten Beschäftigung der Schüler und ihrer Selbstthätigkeit Spielraum gegönnt werde.

Die Reglementierwuth und die Controlwuth der Bureaukratie muß zurückgedämmt werden, wenn in unseren Schulen wieder ein frisches und fröhliches Schulleben gedeihen und den Folgen der Ueberbürdung wirklich kräftig entgegen gewirkt werden soll. Der erste Schritt dazu: Aufhebung des Berechtigungswesens der höheren neuen Schulen und ihre Gleichstellung wird im Reich von allen Seiten, auch von den Gymnasialleuten, im Zeitge der höchsten Privilegien sind, so stürmisch gefordert, daß die preußische Unterrichtsverwaltung genöthigt ist, der Sache näher zu treten. Ob sie freilich den Muth finden wird zu einem thatkräftigen und wirksamen Vorgehen, wird vielfach bezweifelt, nachdem die Schulconferenz 1890 auch nur Halbheiten gezeitigt hatte. Aber die Hoffnung ist berechtigt, daß der deutsche Kaiser bureaukratisches Sträuben nach den gemachten Erfahrungen nicht dulden werde. Und auf einer Seite stehen alle, die nach Freiheit für unser Schulwesen und unsere Schularbeit rufen, um von den Kunstfeilen papierener Vorschriften, der Fehlerrechnerei und allen den Pedantereien loszukommen, mit denen eine geistlose Bureaukratie, im Bunde mit braunen und geistleeren Lehrern, unsere Schulen umspannen hat. Auch für uns gilt die Losung: Schulreichung neben Arbeitsreichung, nicht etwa, um ihnen die Arbeit zu ersparen, sondern um sie zur rechte Arbeit tüchtig zu machen.

Frank Wedekind.

Mit der erfreulich eindeutigen Ausdrucksweise, die Frank Wedekinds Bühnenhelden eigen ist, spricht die Gräfin Anna in seinem „Marquis von Keith“ das große Wort gelassen aus: „Sehen Sie, ich theile die Menschen in zwei große Classen. Die einen sind hopp-hopp und die anderen sind ete-pete.“ Wer diese häufig Classification auf den Dichter selbst anwenden will, der wird seinen langen Gewissenskampf bestehen müssen. Man mag über Wedekind verschiedener Meinung sein. Aber für ete-pete, für einen pedantischen Vorsichtsmeier wird ihn niemand halten. Eher mag er diesem oder jenem die Weltanschauung „hopp-hopp“ allzu ausgiebig beihätigen. Besonders würde ein Blick in die Lyrik seines Sammelbandes „Fürstin Russalka“) manchem Aesthetiker der höheren Töchterschule einen gelinden Schlaganfall eintragen.

Für den kritischen Betrachter ist es eine heitle Aufgabe, diesen seltsamen Geist auf eine Formel zu bringen. Allzu sprunghaft erscheint seine Kunst. Fast betäubt legt der Leser solch ein Wedekindsches Drama aus den Händen. Je tiefer er in das krause Gewirr eindringt, desto intensiver empfindet er das Gefühl, in die Strudel eines tollen Hexensabbaths zu geraihen. Der steile Boden schwindet ihm unter den Füßen. Einen Moment scheint es, als ließe sich der Poet packen, als wolle er Ziel und Absicht deutlichst offenbaren. Aber im nächsten Augenblick ist er schon mit einer derben Grimasse im Gewühl verschwunden. Welche seiner vielen Masken verräth sein eigentliches Gesicht? Wo läuft die Grenze, die Spaß und Ernst, Ueberzeugung und Ironie trennt?

Diese Hilflosigkeit des literarischen Steckbriefschreibers ist kein übles Zeichen für die Originalität der künstlerischen Eigenart seines Opfers. Denn wenn die Individualität eines Poeten und die kritischen Schubfächer nicht zusammenstimmen wollen, so suchen wir Schulmeister die Poeten stark in den Schubfächern.

Auf absurde Bahnen führt Frank Wedekinds Laune. Doch immer fühlen sie aus dem Bankkreis des Trivialen hinaus. In seiner Welt ist der Genießer nirgends vor Ueberraschungen, stets aber vor Langeweile sicher. Wieviele deutsche Komödiendichreiber gibt es, denen man solch rühmliche Eigenart nachsagen dürfte? Unter diesen Umständen erscheint es unverzeihlich, wenn in trefflichen Nachschlagewerken, wie in Richard M. Meyers Literaturgeschichte der Name des Wunderlichen fehlt.

Denn Wedekind repräsentiert eine Macht, die im Entwickelungsringen der modernen Dichtung schwerlich entbehrt werden könnte. Wenn neue Töne im Kunstleben erklingen, dann fehlt niemals das Instrument, dessen Klänge er meistert. So übt Merck kaustische Schärfe einen entscheidenden Einfluß auf das Auftreten der stürmischen Genie bewegung. So leuchtet aus dem bunten Reigen der Romantik E. T. A. Hoffmanns schillernde Dämonie. Seines Geistes hat Wedekinds Kunst einen Hauch verspürt. Nur in der krausen Wildnis der Romantik konnte ihre grotteske Humor gedeihen.

Deshalb ist ein Werk, wie der „Kammersänger“, das sich jetzt die Bühne erobert, symptomatisch für die junge Kunst. Von Jahrhundert zu Jahrhundert schließt sich der Kreis. Es ist, als raie in diesem kurzen Drama der Geist des Kapellmeisters Kreisler über die Bühne. Tolle Disharmonie durchzuckt die drei Scenen, die eines abreisenden Heldentenors Abenteuer berichten. Das Unvermittelte, Unerwartete ist die eigentliche Domäne dieses Humors. Scherz und Ernst, Alltäumung und Stehenbewehe fließen ineinander. Inbrünstige Herzenstöne werden schrill von einem diabolischen Gelächter überstört. Ein klagender Elegiker singt dem germalmenden Schicksal sein wehmüthiges Lied. Aber plötzlich vergessen sich seine Züge: ein grinsender Clown steckt uns die Zunge entgegen. So geht es in einem wahren Schaukelrhythmus wechselnder Stimmungen von Himmel zu Hölle. Da liegt ein Greis auf den Knieen vor dem Sänger und erschütternd erklingt die Lebenstragödie des gescheiterten Künstlers. Aber im selben Moment zieht der Tenorist hinter Vorhang und Ofenschirm fanatische Verehrerinnen hervor. Da ruft der Dichter in tausend Wehweien aber seinen Opernpascha und dessen Gefolgschaft den Contrast. Aber im selben Moment knallt sich die Liebe des Sängers eine Kugel vor den Kopf. Ein krauser, toller, wildgewordener Humor. Doch kommt dieses geistdurchblitzte Spiel schiller Dissonanzen dem Thron des wahren Humors nicht näher als die suppenbunte Fadheit unseres landläufigen „Lustspiels“?

Unsere junge Kunst steckt in einem unruhigen Procesß der Selbstbefreiung. Der Ueberdruß an der dürftigen Enge des Miliendramas weist gebieterisch auf neue Pfade. In diese Gährung ist erfreulicher Weise auch Frank gebrungen, den eine Erscheinung wie der „Simplicissimus“ ausströmt. Erst jüngst wurde in diesen Blättern seine einschmeichelnde Einwirkung festgestellt. Der „Simplicissimus“ aber ware in der wichtigen Zeit seines ersten Erfolges ohne Frank Wedekind einfach undenkbar. Doch beschränkt sich sein Einfluß nicht etwa auf ein paar verwegene Lieder, in denen die Zeitsatire neue Ausdrucksformen gewann. Es handelt sich

*) Verlag von Albert Langen, München.

um mehr, um die Revolutionierung unseres Kunstempfindens in einem wichtigen Punkte. Der Humor, der Bühnenhumor vor allem, ist um neue Waffen reicher geworden.

Der arge Rückstand der herrschenden Situationskomik spottet auf unseren Theatern noch immer allen guten Geistern moderner Kunstauffassung. Ansätze zur Vertiefung, wie sie Hauptmanns Charakterkomödien, Wolzogens „Lumpengesindel" darstellen, sind ohne rechte Nachwirkung geblieben. Auch Wedekinds Raturell widerstrebt einer Verinnerlichung des komischen Eindruckes, einer großzügigen humoristischen Gestaltungskraft. Schwerlich wird er jemals die große Komödie schaffen, die unseres dramatischen Literatur fehlt. Aber die Zukunft wird in seinen launischen Seitensprüngen manch kennzeichnendes Charakteristikum einer nervösen Epoche des Fahndens und Suchens erkennen.

* * *

Denn Wedekind weiß von seiner Zeit zu zeugen, weil er an dieser Zeit leidet. Die Wunden, die sie ihm geschlagen, verrät seine Kunst. Doch es ist nicht leicht, sie zu entdecken. Denn dieser seltsame Kauz hüllt sich in den Mantel des Cynismus. Cyniker sind die Helden alle, die in seinen Dramen das letzte Wort bekommen. Aber, wer schärfer zuschaut, erkennt aus ihren überhitzten Reden, aus der Ruhelosigkeit ihres Thuns, wie sie sich innerlich gegen die Heilswahrheit bäumen, die ihr Mund predigt. Ihr Nihilismus hat nichts mit der Kaltherzigkeit gemein. Er ist vielmehr die letzte Zufluchtsstätte leidenschaftlicher, vom Leben gemürbter Kämpfer.

Doch auf halbem Wege stehen zu bleiben, ist nicht Wedekinds Art. Fast scheint es, als wolle er sich von den Geistern erlösen, denen er anheim gefallen ist. Deshalb haust er in jedem seiner Werke die maßlosen Angriffe auf alles, was der Partei „ethe-petete" heilig ist. Auf diesem Muth, die letzten Consequenzen rücksichtslos zu ziehen, beruht vor allem die verblüffende Wirkung seiner Einfälle.

Etwas Satanisches offenbart sich in diesem unermüdlichen Kampf gegen die moralischen Revolutionäre, die Max Stirner als Gespenster verlachte. Doch Wedekind lacht nicht. Ihn ist es, trag aller Capricolen, bitter ernst um seine Sache. Man muß ihn selbst, der gern die Bühne betritt, in der Rolle seines „Kammersängers" gesehen haben, um seine Absichten zu erkennen. Kein Lächeln huscht um seine Züge, wenn er auch mitten im Hexentanzplatz menschlicher Narrheiten steht. Sein Witz schmunzelt nicht über das Leben, sondern er bekämpft es in schroffer, fast verächtlicher Feindseligkeit. Dieser unerbittliche Ernst, der trotz aller Clownsprünge niemals den üblen Eindruck der Selbstgefälligkeit aufkommen läßt, verleiht Wedekinds Kunst ihr persönlichstes Gepräge.

Die nihilistische Weltanschauung, die der Dichter bis zum letzten Trumpf auszuspielen liebt, verkörpert sich in jedem seiner Dramen in einem rücksichtslosen Gewaltsmenschen. Ihnen allen bietet das Leben kein erstrebenswertes Ziel mehr. „Warum verwendest du deine Kenntnisse nicht zu irgend einem nützlichen Zweck?" wird so ein Gestrauderer in der Komödie „Die junge Welt" gefragt. „Wenne mir einen nützlichen Zweck. Ich kann leider an keinen nützlichen Zweck mehr glauben," heißt seine Antwort. Ein Lebensphilosoph wie Gerasda, der „Kammersänger" nimmt die Ideale seiner Mitmenschen unter die Lupe. Die Kunst? Er pfeift auf die Anschauung des unpraktischen Greises, dem sie das Höchste auf Erden bedeutet. „Wir Künstler sind ein Luxusartikel der Bourgeoisie, zu dessen Bezahlung man sich gegenseitig überbietet." Das Publicum will keine neue Kunst. Ergo steht sich der Schaffende seine Werke aus den Producten der gesteigerten Tagesgrößen zusammen. Denn „die Bedeutung eines Menschen ist die Welt und nicht die innere Ueberzeugung, die man sich durch jahrelanges Sinnbrüten aneignet". — Die Liebe? Sie scheint dem Bielbegehrten eine sehr bürgerliche Tugend. „Die Liebe ist eine Zusluchtsstätte für Ochsenkoder und Feiglinge."

Solche Anschauungen scheinen uns im Munde eines smarten Schweinezüchters aus Cincinnati plausibler als bei einem deutschen Bühnendichter. Aber das geheime Weh, das trag aller paradoxen Roheit aus ihnen hervorzuzittern scheint, leiht dieser plumpen Lebensverneinung einen seltsamen Reiz. Muß man sich nicht mitunter gezwungen fühlen, wenn man einsieht, daß man gerade in seinen heiligsten Empfindungen der größte Dummkopf war?" So begründet jener Cyniker der „jungen Welt" seine Stimmungen. Schmerzgeborene Resignation kammt in solchen Worten überall zum Durchbruch, mögen sie auch noch so grimmig auf alle Sentimentalitäten wettern.

Daneben verblüfft immer wieder die unbeschreibliche Energie, mit der die cynische Ueberzeugung bis ins Letzte durchgeführt wird. Der „Marquis von Keith", der Held des jüngsten Wedekindschen Dramas, ist ein Musterbeispiel des Gewaltsmenschen. Ein Gegenstück zu Tolstojs schwärmerischem Fürsten Nechljudow, der Graf von Trautenau, steht ihm zur Seite. Seine ängstliche Pflichttreue, sein exaltierter Altruismus bildet die Folie, von der sich Keiths Scrupellosigkeit glänzend abhebt. Ein ergötzliches Spiel, wenn beide Jugendfreunde sich zu bekehren suchen! Der Graf ohne rechte Ueberzeugung, denn sein Pflichteifer hat, durch eine seltsame Schicksalsverkettung, fünf Menschen das Leben gekostet. Deshalb prallen seine Einwände auch kraftlos an der gepanzerten Ueberlegenheit seines Genossen ab. Räth er dem Marquis zur Umkehr, so stolpert seine Dialektik über der unvermuthetn Gegenfrage: „Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?" Was soll der Aermste einem Widersacher antworten, der die Sünde als eine „pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte", die Liebe zu Gott als eine „symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person" definiert? Ihm ist wenig mit der Erkenntnis gedient, die der alternde Abenteurer als Stein der Weisen einem jugendlichen Gesolasmann anpreist: „das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral!"

Freilich, in der Welt der Wirklichkeiten blüht auch diesem bedenkenfreien Draufgänger kein Sieg. Das wilde Glücksspiel, mit dem er die Gründung eines Varietés in München durchsetzen will, schließt mit seiner Niederlage. Fälschungen kommen ans Licht, die Leiche einer hündisch treuen Anhängerin wird ihm ins Haus gebracht, das Volk murrt, seine Projecte zerschellen. Bezeichnend für Wedekinds Art ist der Schluß, der den Marquis aus diesen Wirrnissen herausführt. Ein zerknirschtes Zusammenbrechen mag von niemand erwartet werden. Der Revolver? Ein allzu trivialer Ausweg für einen Glücksritter vom Schlage Keiths. Grinsend legt er die Waffe aus der Hand und verabschiedet sich mit dem derben Cynismus: „Das Leben ist eine Hundsbude ..."

Dieser Unerschrockenheit, einem Charakter, eine Situation restlos auszuschöpfen, steigert die Wirkungen der Wedekind'schen viscomica ins Verblüffende. Er hat den Muth zur Tollheit, zur rechten Faschings-Ausgelassenheit, der unseren schwerblütigen Lustspieldichtern mangelt. Ihm ist es ein Hochgenuß, ein wildes Tohuwabohu auf der Bühne anzurichten, alle Voraussetzungen der Vernunft leck über den Haufen zu rennen. Damit glückt ihm denn ein prächtiger Wurf, wie etwa sein dreiactiger Schwank „Der Liebestrank". Auch hier spuken Gewaltsmenschen auf der Bühne herum, ein männlicher und ein weiblicher Typus. Aber dieser russische Fürst Rogoschin und sein Mündel, Gräfin Katja, in das er so hoffnungslos verliebt ist, erzählen nicht viel von ihrer Weltanschauung, suchen keine Proselyten zu machen. Es sind echte und rechte, vom veritablen Spleen beseelte Schwanksgestalten. Sie wollen beide mit dem Kopf durch die Wand, dulden im Autoritätswahn keinen Widerstand. Wenn den Fürsten der Liebeskummer plagt, so läßt er seinen schnurrigen, der Bühne entlaufenen Kammerdiener kuren. „Das bringt einen noch am sichersten auf andere Gedanken." Wenn Katja sich den Umerstand der Mitmenschen über ihre letzte Lebensfreude, den gezähmten Geier, verliert, so brennt die Hochgebrorene kurz entschlossen zum — Circus durch. Aus dem Circus kommt auch der Zigeunerprödling Schwigerling, der dem närrischen Fürsten einen Liebestrank brauen soll. Er hat zwar schon einem bengalischen Tiger die Drehorgel beigebracht. Aber gegen den russischen Pascha richtet er nichts aus. Der spert ihn einfach solange ein, bis der gewünschte Trank da ist. Die Pointe des Spasses ist nicht eben neu, mit dem der Spielgatt endlich seinen Peiniger hinters Licht führt. Aber der Fürst, der beim Genießen des Trankes nicht an einen Bären denken soll und nun natürlich ganze Bärenfamilien ringsumher sieht, sührt erschütternd komische Situationen herbei. Seine Unterhaltungen mit dem Hexenmeister, im spaßhaftesten Serenissimoton und stets stockernst ohne Verlust der Autarität, können eine einbalsamierte Mumie zum Lachen bringen.

Dazu unendlich schnurrige Bühnenwirkungen aus dem Reich der derben, englischen Burleske, eine geheimnisvoll über die Bühne wandelnde Fürstin mit ihrem gespenstischen Gefolge — kurzum ein Schwank, dessen Unbekümmertheit zu den unergründlichen Mysterien des deutschen Theaterspielplans gehört.

Einer der leckten Einfälle dieses Werkes ist die Zwitterstellung Schwigerlings als Kunstreiter und Pädagoge. Satirische Bosheiten zum Thema Kindererziehung ergeben sich natürlich und ungezwungen aus der kühnen Voraussetzung dieses Wielleitigen, den der Fürst aus dem Circus heraus zum Hofmeister seiner Söhne engagiert hat. In dieser Beziehung steht der „Liebestrank" durchaus nicht vereinzelt unter Wedekinds Schöpfungen. Mit satirischen Glossen über die herrschende Pädagogik hebt auch die „junge Welt" an. Das kurze Vorspiel in der Mädchenschule ist sreilich der wertvollste Theil dieser compositionslosen Komödie. Die Seelenergüsse des greisen Schulmeisters Iffleibin über den Farbensinnesch Lionardos wirken in ihrer Monumentalität noch erasser als die prasselnden Hiebe, die am Schluß des Stückes auf den ledernen Notizbuch-Naturalismus hernieder sausen.

Mit dem gleichen Problem ringt der Dichter in seiner ernstesten Schöpfung: „Frühlings Erwachen". Zwar fehlt auch in diesem tragischen Gemälde der Schulmeister die derbe Satire nicht. Ein Lehrerconferenz, deren Mitglieder die schönen Namen Sonnenstich, Affenschmalz, Knochenbruch, Hungergnet u. s. f. tragen, überschlägt sich in boshaften Ausfällen auf engherzige Schulmeisterei. Doch in allen übrigen Scenen wird ein ernstes Thema ernst dargestellt. Das heiße Waguis, die Kämpfe der beginnenden Pubertätszeit in jungen

Digitized by Google

Menschenseelen beiderlei Geschlechts zu enthüllen, lockte den Dichter. Ihre Schwüle weiß er glänzend in Stimmung umzusetzen. Ohne Ausdringlichkeit erklingt die mahnende Tendenz, wenn die sterbende kleine Wendla, eine Märtyrerin mütterlicher Prüderie, ausruft: O Mutter, warum hast du mir nicht alles gesagt? Fast unheimlich offenbart sich die verstiegene Ueberhitzung knabenhafter Phantasie. Ueberreife Tertianer sprechen von Selbstmord, Schlaganfall, Irrenhaus und alles nur eine — Verirrung! Ironie spricht dazwischen. Von Pralinees zur Unsterblichkeit springt die Unterhaltung der Schulmädchen jäh. Secundaner schreiben ihre Lebenserinnerungen. Katastrophen endigen die Wirrsal. Mechthe kommt in die Besserungsanstalt, Moriz schießt sich eine Kugel vor den Kopf. Ein grausiges Finale auf dem Kirchhof, wo Tod und Teufel um eine Knabenseele ringen, lässt das Drama in schneidendem Hohngelächter ausklingen. Mit grellem Lachen erklärt die Spukgestalt des „vermummten Herrn", wie alles Entsetzliche im Grunde überfüssig war.

Ein nachdenkliches Werk, wenn auch kein Bühnenstück in seinen losen Dialogisierung der Vorfälle. Das absolut Neue des Themas verblüfft zuerst. Aber zweifellos hat hier ein Dichter einen Eroberungszug voll wertvoller Resultate auf jungfräulichem Boden vollzogen. Wertvollere Ergebnisse, als sie Wedekinds wirrste Schöpfung, die Tragödie „Der Erdgeist", darbietet. Denn dieses geotekte Drama eines weiblichen Vampyrs, der nachreinander drei Männern die Seele aus dem Leibe saugt, ist in seiner tollen, athemlosen Sprungbastigkeit künstlerisch unbestaubbar. Dem Literatur-Wyschlater vom Walther Nordau, der überall Entartung wittert, muss dieses Werk mit seinen maschinistischen Seltsamsprüngen ein Labsal sein. Nicht minder Wedekinds jüngst veröffentlichtes novellistisches Beuchstück mit dem cueioien Titel: „Mine-Haha". Denn hier weicht das oft bekundete Interesse an der Kinderpsyche einem zweifellos degenerierten Schwelgen in Wüstlings-Vorstellungen.

Trotz solcher Schattenseiten seines nervösen und capriciösen Talents stellt Frank Wedekind einen eminent interessanten Typus der zeitgenössischen Kunst doc. Sein Humor ist kein behaglicher Trösier, sondern ein fuchtelnder, aufwühlender Kämpfer. Aber er packt und fesselt auch da, wo innere, siedelose Unruh die eigentliche, künstlerische Concentration sprengt. Auf die scharf ausgeprägte Individualität dieses Sprühteufels trifft ein hübsches Wort zu, das Lichtenberg dereinst auf Jean Paul münzte: „Er würzt alles mit cayennischem Pfeffer, und es wird ihm begegnen, ee wird, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmolzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müssen."

Berlin. Monty Jacobs.

Pierre und Jean Veber.

Pierre und Jean Veber sind unzertrennlich wie Kastor und Pollux, und wie man hier mitunter in Zweifel ist, wer der Faustkämpfer und wer der Rossebändiger war, so verwechselt man dort häufig den Maler mit dem Schriftsteller. Das kommt daher, dass das Publicum gewöhnt ist, die Namen der beiden Brüder vereint zu sehen. Pierre schreibt den Text zu Jeans Zeichnungen, und Jean illustriert die Bücher Pierres. Pierre schildert sich und seinen Bruder, wo es nur angeht, und Jean zeichnet sich und den Bruder, wo es die Umstände gestatten. In dem jüngst erschienenen, gerichtlich beanstandeten, dann aber freigegebenen Album Jean Vebers über den Krieg in Transvaal sieht man die beiden Brüder in dem großen, an Breughel und Callot erinnernden Höllenbilde, wo die arme Königin von England von schauerlichen Dämonen gepeinigt wird. An der Spitze der Qualteufel stehen Pierre und Jean Veber, der eine mit einem spitzen Pinsel, der andere mit einer scharf geschliffenen Stahlfeder bewaffnet.

Den Publicum wurden die Brüder zunächst durch den „Gil Blas" bekannt gemacht, der vor sieben Jahren noch ein viel gelesenes, literarisch und künstlerisch hochstehendes Blatt war. Einmal wöchentlich erschien im Feuilleton dieser inzwischen sehr gesunkenen Zeitung ein Artikel der Brüder Veber, und später wurden diese Plaudereien unter dem Titel „Les Veberie, Les Vebers, Die Vebers, Le Veberisme" ꝛc. in einem starken Bande veröffentlicht. Beim Durchblättern dieses, wie eines etwas später, im Jahre 1899, unter dem Titel „La joyeuse Ecmedie" erschienenen Albums merkt man bald, dass die beiden Brüder einander geistig außerordentlich ähnlich sind, dass aber Jean, der Maler, den Schriftsteller Pierre an witzigen Einfällen und originellen Ideen weit übertrugt.

In der That behauptet Jean Veber unter den heutigen Illustratoren eine ganz opake Stellung: er sieht auf derselben Höhe wie Willette, Steinlen, Leandre, Forain, deren ein jeder sein besonderes Gebiet innehat, innerhalb desselben sein anderer Gleiches leistet. Jean Veber neigt zu phantastischem, humoristisch-schauerlichen Visionen, er hat Callot und Breughel, Hieronymus Bosch und Goya, aber auch Wilh. im Busch und Daumier genau studiert. Seine grausigen Erfindungen wirken mit eine Gruselscham nach der andern quer den Rücken zagen, wenn man sich an allen Ecken und Enden der Stadt beisammenstehn. Jean Veber macht sich zu vielen Zeichnungen über sich selber lustig, der Bruder ist ihm auch dabei, aber der Witzigere, und wir dürfen uns ungehindert an beiden erfreuen. Von dieser inneren Richtung seiner Arbeiten abgesehen, muss den Bildern Jean Vebers ein eigenthümliche Farbenreiz nachgerühmt werden, worin sich der Humorist nicht minder offenbart als in den Linien. Jean Veber ist in der That nicht nur ein humoristischer Zeichner, sondern auch ein humoristischer Maler. Er stellt seine Farben so zusammen, dass sie eine spaßige Wirkung hervorbringen, und es spricht nicht wenig für sein coloristisches Talent, dass diese Komik der Farben niemals die schöne Harmonie beeinträchtigt.

Pierre Veber ist eine weniger starke Persönlichkeit als sein Bruder und er nimmt in der zeitgenössischen französischen Literatur nicht die Place à part ein, welche Jean Veber in der Illustration besitzt. Sein Talent ist ziemlich farblos und seine Stärke ist der liebenswürdige Humor, womit er ziemlich banale Ideen zu vergolden und schmackhaft zu machen weiß. In Paris ist er nicht nur als amusanter journalistischer Plauderer, sondern auch als Verfasser einer ganzen Anzahl kleiner Theaterstücke bekannt, alle ohne Ausnahme jener Gattung angehörend, die man hier als agreable reen bezeichnet: man unterhält sich ein halbes oder ganzes Stündchen angenehm und verlässt das Theater in der besten Stimmung. Will man nachher sich oder andern Rechenschaft geben über das Gesehene und Gehörte, so findet man im Gedächtnis nur noch die Erinnerung, gelacht zu haben. Worüber, weiß man nicht mehr. Ich erinnere mich so an mindestens ein halbes Dutzend solcher kleiner Stücke, die ich im Grand Guignol, im Champ de Foire und auf andern kleinen Bühnen des Montmartre gesehen habe; andere wieder im Théâtre Antoine oder in sonstigen Theatern der Boulevards aufgeführt. Die Eindruck ist fast immer der nämliche: man amüsiert sich, ohne sich aufzuregen, man klatscht befriedigt und freut sich der angenehmen Unterhaltung. Pierre Veber ist auch im Theater der liebenswürdige Feuilletonist, den wir aus den Zeitungen kennen, und in genau der nämlichen Gefalt tritt er uns in seinen größeren Arbeiten, in den Romanen „Chez les Suobs", „L'Aventure" und „Les Couches profondes" entgegen. Hier wirkt er auf die Dauer etwas ermüdend; für eine unsegreiche Arbeit, die fesselt er weder Tiefe noch Ausdauer genug. Gerne aber findet man in den Zeitungen seine amüsanten Dialoge und Plaudereien, auf dem Theatergettel seine Ein- oder Zweiacter. Und wer im Theater die abendliche Erholung von den Mühen des Tages sucht, findet sie stets bei den Stücken Vebers. Wer anderes verlangt, muss sich anderen Autoren zuwenden.

Paris. **Karl Eugen Schmidt.**

Der Apostel.

Schauspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr. Zum erstenmal im Hofburgtheater am 8. November 1901.

„Dieser Minister ist ja ein Idiot!" — „Ja aber bitte, haben Sie noch nie einen Minister gesehen, der wirklich . . .?" Dieses Gespräch würde sich nach der Premiere des „Apostels" zwischen mir und einem meiner Bekannten, der jenen Schmerzensruf ausgestoßen hatte, abgespielt haben, wenn ich derartige Behauptungen über Minister, und seien sie auch in das Gewand einer bloßen Frage gekleidet, überhaupt aus der Kehle zu bringen vermöchte. Aber obiges Gespräch hat schon einmal über den „Apostel" stattgefunden, und zwar zwischen mir — und Hermann Bahr. Als er mir dieses Frühjahr das Stück im Manuscript zum Lesen gegeben hatte und wir dann über das Stück sprachen, da war ich es, der zu ihm sagte: „Aber lieber Freund, dieser Mann ist ja kein Minister, sondern ein Idiot!" Und Bahr erwiderte — ich scheue mich fast es niederzuschreiben — „Warum soll denn ein Minister kein Idiot sein können? Haben Sie noch nie" . . . u. s. w. „Allerdings," murmelte ich schüchtern, „aber . . ."

Die Aufführung des „Apostels" und die Discussionen, die sich an selbe knüpften, haben mir lebhaft unser Gespräch von damals in Erinnerung gebracht. Ich gebe es wieder, da es in gleicher Weise geeignet ist, meine Einwendungen gegen das Drama zu entwickeln, wie die Intentionen Bahrs und seine Einwürfe gegen verschiedene Behelten darzulegen, die wider sein Stück erhoben werden können und auch thatsächlich erhoben wurden. Ich kann unsere Unterredung natürlich nicht mehr wortlich erzählen, aber ihr wesentlicher Inhalt ist mir genau gegenwärtig. Nur wird sie in meiner Reproduction wohl eine subjective Färbung zu meinen Gunsten erhalten, denn in meiner Erinnerung lebt sie so, dass zum Schluss ich recht hatte, während sie selbstverständlich in der Erinnerung Bahrs, der ja auch bei seiner Meinung blieb, so leben muss, dass zum Schlusse er recht hatte. Bei meiner Publication des Gespräches ist daher er offenbar im Nachtheil — aber das ist ja doch überhaupt das Los des Autors gegenüber dem Kritiker.

„Ich habe mich schon lange nicht so gegrämt wie beim Lesen Ihres Apostels," hatte ich mit jener Offenherzigkeit begonnen, die wir immer viel nacht bewundern, wenn wir sie an unseren Freunden üben, als wenn unsere Freunde sie an uns bethätigen. Und da Bahr keine Miene machte sich mit mir über sein Stück zu ärgern,

fuhr ich etwas gereizt fort: „Ich verkenne ja nicht, dass das Milieu, das parlamentarische Leben, sehr gut wiedergegeben ist und dass es Ihnen gelungen ist, eine wesentliche Schwierigkeit, die es der dramatischen Behandlung bietet, zu überwinden, indem Sie mit seiner Darstellung eine spannende, steigendes Interesse erweckende Handlung verknüpft haben."

„Aber was ist Ihnen denn nicht recht an dem Stück?"

„Vieles geschieht ist auch alles im zweiten Act für die Bühnenaufführung vorbereitet," setzte ich unbeirrt meine Lobsprüche fort, denn unsere Angriffe gegen eine Sache erscheinen uns minder gewichtiger, eine je soldere Operationsbasis wir uns vorher mit einigen Lobsprüchen geschaffen haben. „Besonders habe ich lachen müssen, wie Sie den Apostel-Minister auf einmal das Bedürfnis empfinden lassen, in einer sentimentalen Anwandlung von den Bänken der Abgeordneten aus zu reden, und so dem Darsteller ein sachliches Motiv dafür geben, das zu thun, was er doch auf alle Fälle thun würde, nämlich in den Zuschauerraum hinaus zu sprechen, und das zu unterlassen, was er Ihnen doch nie thun würde, nämlich seine Rede, der natürlichen Szenerie gemäß, mit dem Gesicht den Abgeordneten und mit dem Rücken dem Publicum zugewendet zu halten."

„Ja aber, Sie wollten mir ja sagen, was Ihnen an dem Stück nicht gefällt."

„Gewiss, gewiss. Da ist verschiedenes. Z. B. gleich im Anfang. Das ist doch so theatralisch und unwahr, wie nur möglich, dass da jemand zu dem Minister in sein Bureau kommt und sich erbietet, den Führer der Opposition zu erwerben."

„Entschuldigen Sie, Sie gehen offenbar von einer ganz falschen Voraussetzung aus, dass nämlich das Stück bei uns spielt. Bei der Ehrlichkeit und Biedertreit unserer Bevölkerung und bei der inneren Anständigkeit und Gesinnungstüchtigkeit, die unsere Minister, welcher Partei sie immer angehörten, stets auszeichnete, wäre ein solcher Vorfall natürlich von vornherein ausgeschlossen. Aber ich habe bei meinem Stück überhaupt in erster Linie an romanische Länder gedacht, in denen eine Institution, wie die des Bravos, eine gewisse historische Basis hat und wo auch heute noch die Leidenschaften gelegentlich andere Ausdrucksformen finden als bei uns. Ich habe, um diesen fremdartigen Charakter des Milieus anzudeuten, sogar viele Sätze zuerst italienisch niedergeschrieben und dann erst ins Deutsche übersetzt. Die Geschichte mit dem Fanatiker kommt übrigens ganz im Anfang vor und konnte Sie doch nicht das ganze Stück hindurch ärgern."

„Nein, aber wissen Sie, es ist eigentlich das ganze Milieu selbst, das mich ärgert, oder vielmehr die seriöse Art seiner Behandlung. Das Parlament als Institution ist im Laufe der Jahre selbst zu einer Art von Komödie geworden, und zwar zu einer so abgespielten, dass es schwer ist, irgend etwas darin zu sagen, oder die Leute darin sagen zu lassen, das einem nicht als öde, verlogene Phrase vorkommt. Alle diese Allüren des Parlamentarismus, des concilianten, liebenswürdigen, gerechten Präsidenten u. dgl. so gut sie gemacht sind, so unangenehm — um mich gelinde auszudrücken — wirken sie auf mich, weil wir all das durch Decennien täglich bis zum Ueberdruss irgendwo in den Zeitungen berichtet gelesen haben — und wieder lesen werden."

„Nun gerade dann müsste Ihnen ja, sollte ich meinen, der Apostel besonders gut gefallen."

„Wieso?"

„Nehmen Sie gleich den Präsidenten — nun, der ist ja doch offenbar ironisch gemeint."

„Das erscheint mir denn doch . . ."

„Aber bitte Sie, was macht denn der Mann mit all seinen objectiven Phrasen? Gerade immer das, was in den Kram seiner Partei paßt!"

„Da geben Sie den Grund an, warum er mir so zuwider ist, aber nicht den Grund, aus dem ich erkennen müsste, er sei ironisch gemeint. Dass jemand Unrecht hat in dem was er sagt, diese innere Ironie, die in den menschlichen Dingen steckt, dass sie nicht das sind, was sie scheinen, genügt doch auf der Bühne noch nicht. Im Theater muss alles gesagt werden."

„Da verlangen Sie, was uns in manchen alten Stücken so lächerlich vorkommt; da müsste immer einer ‚bei Seite' zwischenbemerkungen machen, um seine wahre Art zu enthüllen, der Präsident also müsste gelegentlich laut zu sich selber sagen: ‚das hab ich wieder gut gemacht', oder ‚ich bin ein Gauner', oder ‚sind das Esein'."

„Gewiss nicht, der Dichter muss es sagen, d. h. er muss klar und zweifellos erkennbar machen, ob er etwas ernsthaft meint, oder ob er es ironisch meint. Aber lassen wir den Präsidenten. Nehmen Sie den ‚Apostel' selber her. Was ist das für ein Politiker, was ist das für ein Minister!? Was hat denn der Mann eigentlich gethan, positiv geleistet, dass er Parteiführer geworden ist, und was thut er denn als Minister? Gut sein, kann schon ein Programm darstellen in der Politik und im Leben, aber es bleibt dort und schon gar auf der Bühne ein leeres Wort, wenn wir nicht erfahren, worin der Mann gut sein will. Das müssten wir doch an einer Reihe praktischer Fragen sehen. Und worin liegt denn der Gegensatz zwischen dem Minister und seinem Gegner Andri? Ich meine nicht in der Canalfrage, sondern im ganzen? Beide reden sehr viel davon, aber man erfährt doch nicht, worin er eigentlich liegt."

„Ganz so ist es mir sehr oft gegangen, wenn ich Berichte über Parlamentsverhandlungen gelesen habe."

„Sie meinen das also auch ironisch? Aber im Stück wirkt es nicht ironisch, sondern so, als ob Sie meinten, die Leute sagen wirklich, was sie scheidet. Und was ist's mit dem Minister, der da predigt, dass kein Haus und keine Gewalt mehr sein soll, sondern Liebe und Gerechtigkeit unter den Menschen', der sich zu den Menschen hinsehnen und gut mit ihnen sein will, ja der uns weismachen will, alle Menschen seien gut — wenigstens als Gesammtheit? Das ist eine von den Sachen, bei denen man mit gleichem Recht das Gegentheil sagen kann, die Menschen seien noch erträglich als Individuen, aber ganz unausstehlich als höheres Collectivwesen und als organisierte Majoritätskörper."

„Ja aber ist das nicht genug, wenn man das eine ebensogut sagen kann, wie das andere?"

„Aber es ist halt überhaupt nicht wahr, dass die Menschen gut sind, und das glauben Sie doch selber nicht."

„Nein, aber mein Minister glaubt es."

„Aber, lieber Freund, dieser Mann ist ja gar kein Minister, sondern ein Idiot."

„. . . ?"

„Allerdings," murmelte ich verschüchtert auf diese Frage Bahrs, „aber ‚Ihr Minister ist doch von Ihnen nicht als Idiot gedacht und gezeichnet, sondern als ein idealer Mensch, mit dem wir Sympathie haben sollen."

„Wo verlange ich denn von Ihnen, dass Sie mit meinem Minister Sympathie haben sollen?"

„Nun wie ist er denn Ihnen selbst, ist er Ihnen sympathisch oder unsympathisch?"

„Darin, dass er es ehrlich meint, ist er mir sympathisch, in seiner ganzen Art aber ist er mir viel eher unsympathisch als sympathisch. Aber auf das kommt es doch gar nicht an: Alles, was Sie als Dinge bezeichnen, die Ihnen an den Parteien und dem Minister ‚unsympathisch' sind, das sind lauter Sachen, die ich mit Absicht so gemacht habe. Gerade in romanischen Ländern, wo dem Volke ein starker Formensinn angeboren ist, kommt das besonders vor, dass eine gewisse leere, äußere Schönrederei starke Wirkung auf die Massen übt und in Parteikämpfen den Ausschlag gibt. Und haben Sie das bei uns noch nicht erlebt, dass Sie hinter dem Wallwort von Parteiprincipien, mit denen sich die Streitenden umgaben, die eigentlichen sachlichen Differenzpunkte gar nicht mehr zu erkennen vermochten?"

„Ja aber bei den Reden der Leute bekommt man nicht den Eindruck, dass Sie sich darüber belustigen, oder es missbilligen, dass die Leute so sind."

„Der Dramatiker kann sich doch begnügen, einfach die Dinge oder Menschen so darzustellen, wie sie sind, ohne sich darüber zu äußern, ob er es für gut hält, dass sie so sind, oder für schlecht."

„Dann wird es ihm aber geschehen, dass er gelegentlich von der Art des Lachens der Leute wenig befriedigt sein wird; unwillkürlich fragt sich das Publicum immer noch dem subjectiven Standpunkt des Dichters: merkt es eine Ironie, so lacht es mit dem Dichter, identificiert es aber den Dichter mit dem, was seine Geschöpfe Widersprechendes thun oder sprechen, so lacht es gegen ihn."

„Ja aber gerade über dieses dumme Lachen der Leute in den ersten Aufführungen der Stücke von Ibsen und Hauptmann haben wir uns doch immer so gefärgert."

„Ja, wir ärgerten uns, weil die Leute den Dichter an Stellen mit seinen Figuren identificierten, wo uns klar war, dass er nicht mit ihnen identificiert sein wollte. Aus Ihrem Stück aber habe ich das nicht zu entnehmen vermocht und darum habe ich mich nicht nur über den Präsidenten und den Minister, sondern auch über Sie geärgert."

„Sie verlangen von jedem Stück immer eine Tendenz. Und wenn Ihnen die Tendenz nicht taugt, dann verurtheilen Sie das Stück und den Autor. Ich erinnere Sie nur an die Familie Wawerka von Adamus."

„In einem gewissen Sinne glaube ich allerdings, dass jedes gute Stück eine Tendenz hat, d. h. dass es in Beziehung zu Ideen stehen muss, welche die Allgemeinheit bewegen, thatsächlich derer ein Stempel der Meinungen besteht. Auch beim streng naturalistischen Stück wird das zutreffen. Wenn wir die Lebensverhältnisse schildern, wie sie sind, weisen wir hiermit allein schon auf das Mangelhafte in unseren gesellschaftlichen Institutionen hin."

„Nun, dann habe ich ja auch auf diese Mängel hingewiesen; was vermissen Sie also noch?"

„Die erforderliche Klarheit über ihre Intentionen vermisse ich. Der Autor kann in einer Figur seine eigenen Ideen verkörpern und verherrlichen, er kann in ihr das personificieren, was er bekämpft, oder kann auch, ganz wie Sie gesagt haben, versuchen,

Digitized by Google

objectiv einen Menschen mit einer gewissen Anschauungsweise hinstellen, und sein Ziel in der richtigen Psychologie und Charakterstrik erblicken, ohne zu den Ansichten selbst irgendwie Stellung zu nehmen. Er kann das eine oder das andere. Aber Klarheit muss er darüber schaffen, was er wollte. Und bei Ihrem Stücke habe ich den Eindruck, und dem Schauspieler und dem Publicum, glaube ich, wird es ebenso ergehen, dass Sie sagen wollen, „das ist mein Mann, dieser Apostel“, und nicht „solche Kerle gibt es auf der Welt, wie diesen Apostel.“

„Ibsens Dr. Stockmann haben die Leute auch für eine vom Dichter ernst genommene Figur gehalten und später hat ihn Ibsen selbst als einen „grotesken Burschen und Strudelkopf“ bezeichnet. Und so spielt ihn auch Bassermann nicht mit jenen Brustlönen der Ueberzeugung, die ihm Sonnenthal gab, sondern mit einem Stich in das Ironische.“

„Wie Ibsen seinen Volksfeind“ geschrieben hat, war es ihm gewiss blutiger Ernst mit der Rolle des Mannes, der muthig den Kampf gegen die ganze Welt aufnimmt. Erst später mag er ihn belächelt haben, da es ihm selbst nicht mehr der Mühe wert erschien, mit einem solchen Gesindel, wie es ihm die Menschen sind, sich in einen Kampf einzulassen.“

„Uebrigens habe ich bei meinem Apostel doch selbst ganz deutlich zu erkennen gegeben, wie ich über ihn denke. Bei einem Politiker hat der Titel „Apostel“ an sich schon etwas Aufreizendes; aber mögen ihm andere diesen Bonzentitel noch so oft verleihen, er selbst dürfte sich ihn doch nicht einmal im Scherze beilegen, sofern er als ideal er Mensch gelten soll. Daraus allein schon, dass ich den Minister von sich selbst als von dem „Apostel“ reden lasse, der zu seinem Volke spricht“, hätten Sie entnehmen müssen, dass ich ihn ironisch meine.“

„Nun, dann bin ich sehr neugierig, wenn Sie den Minister spielen lassen, denn dann muss ihn der Teufel geben.“

Ich hatte natürlich damals, als wir dieses Gespräch führten, an das Deutsche Volkstheater gedacht. Nun, Teufel hat den „Apostel“ nicht gespielt, und auch wenn das Stück am Volkstheater gegeben worden wäre, würde ihm die Rolle kaum angethelt worden sein. Denn ich glaube, Bahr ist es mit dem Stück in einem gewissen Sinne umgekehrt gegangen, wie Ibsen im Laufe der Jahre mit dem „Volksfeind“. Er ist davon ausgegangen, ein satirisches Bild des politischen und parlamentarischen Lebens zu entwerfen und wollte auch den Apostel in die Satire mit einbeziehen; aber der Apostel hat ihn wenigstens für eine Zeit bethört, sein eigenes Geschäft hat es ihm angethan, die schöne Idee der Menschenliebe hat Gewalt über ihn bekommen und er ist ernsthaft geworden, wo er spöttisch sein wollte. Und so geht ein Riss durch das Stück, die Satire kommt nicht zur vollen Geltung und der Ernst auch nicht.

Was aber, dank einer sorglamen Inscenierung und der trefflichen Darstellung zur vollen Wirkung kam, das war die ausgezeichnete Schilderung des Milieus und die mit grösstem Bühnengeschick vorbereitete und gesteigerte dramatische Spannung im zweiten Acte. Hervorragend waren Kaing als Andrei und Frau Hohenfels als die Gattin des Ministers. Ersterer traf ganz wunderbar die ganze Art des Sprechens eines Abgeordneten, der sich die für Parlamentsfälle erforderliche Redetechnik völlig angeeignet hat, letztere spielte die Irene mit schöner Schlichtheit, jedes gesuchte Pathos geschickt vermeidend. Sehr gut waren auch die Herren Nissen (Präsident), Devrient (Abg. Gohl), Treßler (Abg. Caun). Sonnenthal gab die Titelrolle, den Minister, vollendet in seiner Art. Aber durch diese Art war von vornetherein gerade jene ironische Auffassung ganz ausgeschlossen, von der Bahr damals gesprochen hat und die vielleicht gewünscht wäre, manchem gekürzten Bedenken gegen den „Apostel“ zuvorzukommen. Freilich, für jene Leute im Publicum, die bei Bahr schon Premieren am liebsten schon immer sitzen möchten, bevor auch nur der Vorhang in die Höhe gegangen ist, bleibt es überhaupt gleichgiltig, was gespielt wird und wie gespielt wird: sie gehen nicht in das Theater um sich ein Urtheil zu bilden, sondern um ihren Hass zu befriedigen oder anderen ihren Hass befriedigen zu helfen. Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Ein napoleonisches Mitglied stirbt, das einen politischen Vorläufer hatte, und bekommt, ist die deutsche Socialistat der österreichischen Politik. Das politische Mittelmaß eines Theaterdirectors zur Bearbeitung politischer Zeitstoffe brauchen, ist etwas recht schön, aber es kann auch recht schädlich sein. Die Politik, sagt man, ist ein schmutziges Geschäft, und das Theater politisch zu betreiben, braucht man auch eine schmutzige Bühnenpraxis. Das sagt sich noch heute. Wie die politischen Zeitstoffe der politischen Mittelmäßigkeit dienen können, wird man auch in Wiener Theaterkreisen bald merken. Aber Herr v. Noerdner, der Bearbeitungen liefert, die sich in ausgezeichneter Weise aufbauen, Lust, Leben, Farbe und Bewegung haben, wird sich auch in den Zeitstoffen zurechtfinden und wird sie zu dem Zwecke verwenden, zu dem sie bestimmt sind, zu Theaterstücken. Auf die Wirkungen des politischen Contrapunctes wird die Politik sich nicht einmischen dürfen. Wie ein Theaterstück auf die Politik wirkt, das ist eine andere Frage.

Herr v. Noerdner braucht keine officiösen Journalisten, um seine politischen Ideen zu fördern, denn er hat keine, sondern um sich selbst zu fördern, denn sein Programm ist Er selbst. Für einen Ministerpräsidenten mit politischem Programm schreiben Journalisten auch freiwillig, weil sie seine politischen Ideen theilen. Bei einem Minister ohne politisches Programm wie Herr v. Noerdner einer ist, fällt diese ideale Hilfe weg. Kein Journalist hat ein ideales Motiv, für ihn zu schreiben. Wen er für sich gewinnen will, den muss er also bezahlen, jeden in der Münze, die bei ihm Curs hat. Die besser Situierten lassen sich nicht mit barem Geld taufen, diesen muss Herr v. Noerdner Titel und Orden geben oder — verpverchen. Eine derartige Titel- und Ordensjucht, wie sie seit Herrn v. Noerdner unter den Journalisten grassiert, hätte man bis zu ihm einfach nicht für möglich gehalten. Herr v. Noerdner hat in den zwei Jahren seiner Regierung mehr Journalisten zu kaiserlichen Räthen, Regierungsräthen und Hofräthen ernannt und gemacht, als der Chef Taaffe in den ganzen vierzehn Jahren seines Regimes, und wenn Herr v. Noerdner alle Titelverleihungen erfüllen wollte, durch die er seine journalistische Meute zusammenhält, müsste er binnen kurzem mehr Räthe, die nichts zu rathen haben, eher durch ihre Ernennung der Welt was zu rathen geben, unter den Journalisten schaffen als es seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in diesem Stand gegeben hat.

*

Aber nicht alle Journalisten sind so eitel, um auf Titel erpicht zu sein. Ein Glied für den Herrn v. Noerdner Dem sonst so fleißigen Journalisten musste selbst die Medaille des kaiserlichen Cabinettsdanzers unter Herrn v. Schießl ihm nicht genügen, als er Weihrauchschwenden in der Presse brauchte. Es gibt noch edle Journalistenseelen, die Herrn v. Noerdner gegen bare Bezahlung ihre kranke Rechten. Und Geld hat Herr v. Noerdner, Geld wie Heu! Wie meinen damit nicht die legitimen Staatsgelder, nicht die offenen und auch nicht die geheimen Cassenbestände des Herrn v. Böhm, die ja doch bekanntlich für höhere Zwecke angesammelt werden als für Journalistencorruption. Wir meinen ganz andere Gelder, die illegitimen Einnahmen, die sich Herr v. Noerdner durch Verfügung von Adelsprädicaten, Titeln, Orden, an Nicht-Journalisten natürlich, mühelos verschafft. Ein Adelsprädikat soll, eingeweihten Marktberichten zufolge, unter Noerdner mit 100.000 bis 200.000, ein kaiserlicher Rathstitel mit 30.000 Gulden im Curs notieren. Doch werden wol gelegentlich auch weit höhere Amateurpreise erzielt. An den jüngst von uns enthüllten Nobilitierungen des Herrn Ritter, Abel, Kubinzki im letzten Halbjahre allein dürfte Herr v. Noerdner nicht viel weniger als ein rundes Guldenmillionchen verdient haben. Dafür kann man sich schon etwas kaufen. Ein anderer Ministerpräsident würde sich dafür vielleicht eine Minister hatten oder ein Rittergut bei Ungen. Solche Fälle sollen schon vorgekommen sein in Oesterreich. Herr v. Noerdner aber schwimmt, als Herr v. Noerdner ist ein sogenannter reicher Minister. Das heißt: er macht dieselben Geschäften wie die anderen, aber nicht, um sich an gemeinem Mammon zu bereichern. Das Geld bleibt frei, und Herr v. Noerdner kann es zur Aufbesserung seines Ruhmes verwenden, der ja auch gewissermaßen der Ruhm Oesterreichs ist.

*

Aber wozu braucht er dann doch den Dispositionsfond? Wenn er sich die zu politischen Corruptionszwecken jährlich benöthigten paarmal Hunderttausender in aller Stille durch einige Titelverleihungen an Millionäre verschaffen kann, warum verlangt er dann noch über die Million 100.000 fl. des Dispositionsfonds, deren Bewilligung seinen braunen Mamelucken, denen in der Deutschen Volksportei, soviel Schwierigkeiten und Pein bereitet? Wozu braucht, noch einmal, Herr v. Noerdner den Dispositionsfond? Ja, wozu braucht denn, sagen wir, die Theaterdirection ihre 50 fl. Abonnements, da doch die weit jedweder Bedarf von Freuden gedeckt wird? Wozu? Weil es sonst gar zu offenbar wäre, dass sie von jemandem ausgehalten wird! Und zu einem ähnlichen Zwecke braucht auch Herr v. Noerdner den Dispositionsfond. Damit man meint, dass er seine Zeitungsverbeeren mit legitimem Gelde bezahlt, und dass sie ihn nicht mehr als die Ihrigen jährlich kosten, die sie Bridget Bahr, Hermann Bahr und Consorten. Und deswegen sollen sie ihm in Gottes Namen den Dispositionsfonds bewilligen. Es handelt sich nicht ums Geld — das bringt Herr v. Noerdner noch auf andere Weise auf — es handelt sich auch nicht um die Preiscorrantur — denn die auch im Fall der Aufhebung des Dispositionsfonds nicht aufhört, dann ist der Herren v. Noerdner auch anderweitig gesorgt. Aber es handelt sich um das Decorum. Der Dispositionsfond ist das finanzielle Zeitgenblatt der ministeriellen Preiscorruption, und die Zeitgenblätter haben wir in Oesterreich nun etwas zu wichtig, dass wir froh sein könnten, wenn uns da wieder einer von den verhältnismäßig beschiedenen Preis von 100.000 fl. zur Beseitigung hielt.

*

Volkswirtschaftliches.

Dass der landesräthlichen Vorlagen, die je vor ein Parlament gebracht wurden, ist wohl die den Finanzausweise eingebrachte Nachtragsvorlage zum Staatsvoranschlage pro 1901. Auf der einen Seite zwei große Einnahmsposten: der Antheil am Reingewinne der Oesterr.-ungar. Bank pro 1900 mit 22·5 Millionen und die Einnahmen aus dem Kaufabschlusse der Südbahn per 20·61 Millionen, daneben einige kleine Einnahmsposten, und dann Ausgaben auf ein Gesammtbetrag Ausfall von 1·11 Millionen beim Antheil am Reingewinne der Oesterreichs Nordbahn; auf der anderen Seite ein Zusammenstrom von circa hundert Posten und großen Mehrerforderungen und auch einer Minderung, so dass tatsächlich ein kleines Defecit — 2·49 Millionen Abgang bei 2·29 Millionen Einnahmen — resultiert. Die eingehendere Beantwortung dieser Vorlage war zurückzuführen die Erkenntnis, dass es angesichts der bedrängenden Budget-verhandlung nicht angehe, dem Parlamente hinter die Berechnung der beiden großen Einnahmsposten

vorzuenthalten. Nun, da die Sache vors Parlament gelangt, wird dieses sich wohl damit beschäftigen, warum es unmöglich war, für den Betrag am Reingewinne der Bank eine approximative Ziffer in den am 12. Februar eingebrachten Staatsvoranschlag einzusetzen, obwohl die Bilanz der Bank und der Antheil der Staatsverwaltung am 10. Jänner öffentlich bekanntgegeben war, während man z. B. für den Antheil am Reingewinne der Nordbahn, sowie allfährlich, auch für 1901 eine Post einzustellen vermochte, obwohl die Bilanz der Nordbahn erst im April fertiggestellt wurde. Ferner wird man wohl die Einnahme aus dem Kaufschilling der Südbahn einer näheren Erörterung unterziehen dürfen, zum Resultate gelangen, dass sich die Regierung da eine unzulässige Uebertretung ihrer Befugnisse zu schulden kommen ließ, indem sie sich die im Laufe mehrerer Jahre fälligen Zahlungen im voraus auszahlen ließ und so zum Nachtheil der Budgets späterer Jahre die Staatsschulden füllte.

*

Als sich die Regierung entschloss, diese zurückgehaltenen Einnahmen dem Parlamente zur Kenntnis zu bringen, ergab sich für sie eine große Gefahr. Hätte sie einfach die beiden großen Einnahmsposten dem Parlamente vorgelegt, dann hätte sie auch den blödesten Abgeordneten darauf gestoßen, dass hier die nöthige Bedeckung für die vom Parlament so oft geforderten populären Maßnahmen: die Aufbesserung von Mauten u. a. zu finden sei. Darum mussten diese Einnahmen im voraus als verbraucht dargestellt werden und deshalb dieses Mysterlager von Mehr- und Minderausgaben im Betrage von K 163 bis hinauf zu K 2,200.000, von denen gewiss weniger als die Hälfte wirklich im Jahre 1901 in Verbrauch genommen werden wird. Denn von den Nachtragscrediten sind über fünf Millionen, welche die Regierung selbst mit Verwendungsdauer bis Ende 1902 beanspruchte. Aber es wäre dem Finanzministerium wahrscheinlich ein leichtes gewesen, ein noch viel größeres Nachtragserfordernis zu construieren. Es ist gar kein Zweifel, dass nicht nur die angegebenen bestimmten Posten, sondern noch viele andere im schließlichen Erfolg den Voranschlag übersteigen werden, sowie es auch viele gibt, die hinter dem Voranschlage zurückbleiben werden und viele Einnahmeposten, die ein günstigeres Ergebnis liefern werden, als der Voranschlag. Und die Regierung wird schwerlich das System belanntgeben können, nach welchem sie die Posten des Nachtragscredits ausgewählt hat. Wir sind neugierig zu hören, warum sie z. B. die infolge des schlechteren Ertragnisses der Nordbahn im Jahre 1900 eingetretene Verringerung des Antheiles am Reingewinne der Nordbahn um 1·1 Millionen eingestellt hat und die Mindereinnahme aus dem Antheile am Reingewinn der Ausig-Teplitzer Bahn per K 125.000 nicht, und dann ferierlich, warum sie dagegen den Voranschlag erzielte Mehreinnahme aus der Subventionsrückzahlung der Donau Dampfschiffahrts-Gesellschaft von K 250.000 und der Nordwestbahn von K 110.000 nicht eingestellt hat. So könnten wir buchstabenweise Posten aufzählen, welche bereits jetzt constatierbare Mehreinnahmen zeigen und ebenfowiele Mehrausgaben und die zum mindesten das gleiche Recht hatten, in die Nachtragsvorlage aufgenommen zu werden, als die K 800 für eiserne Casten der Zollverwaltung und die K 700 Beleuchtung und Beheizung des Observatoriums in Triest und als sämmtliche andere Posten des Nachtragscredits. Ungeschickter sind wohl noch nie die Löcher im Mantel unserer Finanzverwaltung flicken worden, und wenn das Parlament auf sein Budgetrecht etwas hält, so beantwortet es diese Vorlage damit, dass es sich die Escomptierung später fälliger Einnahmen für künftig energisch verbittet und dass es auf die Discussion all dieser Nachtragscredite nicht eingeht, sondern die eingebrachten Einnahmsposten zur Bedeckung jener Maßnahmen verwenden heißt, welche durchzuführen die Regierung seit langem mit lauten Anreden sich weigert.

Kunst und Leben.

Ofenbach hat seinen Eingang in die Hofoper gehalten. Wer hätte das erwartet, als noch sein Name in aller Munde war, als die kleinen Vorstadttheater seinen höheren Ehrgeiz lauwen als eine seiner großen Operetten zur Aufführung zu bringen? Wiederholt hatte man damals seinen Missbrauch der Kunst bedauert, denn bei allen Hanlebinaden und Trivialitäten, die er sich um der momentanen Erfolge willen erlaubte, schimmerte doch durch die Maske des musikalischen Bajazzo ein feiner charakteristischer Künstlerkopf, der seine natürliche Physiognomie schon hatte zeigen können, ohne beschrieben zu müssen, überleben zu werden. Glücklicherweise hat keine bessere Künstlernatur kurz vor seinem Lebensende noch einmal die Oberhand gewonnen. Spät, aber doch. Das allgemeine Erstaunen, das „Hoffmanns Erzählungen" bei ihrem Erscheinen hervorriefen, ist bekannt. Viel weniger bekannt, richtiger gesagt, beachtet ist die eigenthumliche Thatsache, dass die seit dem Jahre 1881 auf gefuhrte „phantastische Oper" trotz ihrer Erfolge und der allgemeinen Zuhimmung niegends seinen Fuß gefasst hat, weder im Operetten-, noch im Opernrepertoire, in das man sie wiederholt einzuhinken suchte. Sie hat doch unleugbare musikalische Vorzüge, ist nirgends trivial, immer liebevoll, sie ist zuweilen interessant — wenn auch immer bedrieben — instrumentiert und erhebt sich im dritten Bilde bei der Erscheinung der Mutter Antonios zu einem dramatischen Ausdruck, auf den ein großer Opernevmponist stolz sein konnte. Die ganze Erscheinung des Dr. Mirakel ist in ihrer musikalischen Illustration ein Meisterstück ersten Ranges: naturwahr, drastisch, und doch nirgends übertrieben oder verletzend. So schauerlich schon ist kaum jemals eine ähnliche Szene componiert worden. Schon das Ungewohnliche ihrer Anlage verblüfft, wie soll jede Szene dieser phantastischen Oper. Hoffmanns „Erzählungen" sind etwas apartes, absolut einziges in der ganzen Opernliteratur, dem weder tertlich noch musikalisch irgend ein anderes Werk als analog an die Seite gestellt werden konnte. Am nächsten kommt ihm an Phantastik vielleicht noch Spohrs „Pietro von Abano", auf den ich bei dieser Gelegenheit aufmerksam mache. Schon dieser singuläre Charakter sichert der Oper eine günstige Aufnahme, nicht minder ihre leicht fasslichen Melodien und anregende Rhythmik. Erbt doch selbst der unselbstare Schlager nicht die Barcarole zu Anfang des zweiten Actes, den sich der gewiegte Theaterpraktiker Offenbach nicht entgehen ließ. Wie hoch wir diese Vorzüge der Oper schätzen müssen, und wie sehr sie namentlich Offenbachs Talent in höherem Lichte erscheinen lassen, erhellt am besten aus einem Vergleich mit den Versuchen anderer Operettencomponisten auf dem Gebiete der ernsten Kunst, etwa mit Strauß „Ritter Pasman". Da steht man erst, was es für Offenbach bedeutet, wenn er in seinen alten Tagen den bisherigen Stil ganz umändern konnte und noch immer etwas Neues zu sagen wusste. Wenn trotz aller dieser Vorzüge der dauernde Erfolg von „Hoffmanns Erzählungen" an anderen Bühnen hinter den Erwartungen zurückblieb, so scheinen mir daran mehrere Umstände schuld zu sein. Der Text gibt, so wie er bei Pulus Barbier vorliegt, kein einheitliches Bild, in den zwei ersten Acten spielen sich tragische Vorgänge zwischen Personen ab, für die wir uns noch zu wenig interessieren, um ganz mit ihnen fühlen zu können, erst im letzten entsteht so etwas wie tragisches Mitleid, dessen Wirkung aber durch den Epilog abgeschwächt wird. Die Musik, so blendend und einschmeichelnd sie an vielen Stellen ist, entbehrt nach meiner Ersahrung der nöthigen Tiefe, d. h. in die Sprache der Musikheorie übersetzt: sie ist contrapunktisch doch zu oberflächlich. Solche Musik wird rasch populär, aber sie spielt sich bald ab, und wird dann in Verbindung mit einem ernsten Sujet als zu leer empfunden. Immerhin ist ihr ein längeres Leben zu prophezeien als den sämmtlichen Novitäten der letzten drei Jahre. Für unsere jüngsten Opercomponisten ist schon der bisherige Erfolg Offenbachs beschämend genug, und die weiteren Aufführungen werden den Triumph über den leeren Bombast manches anspruchsvollen Zeitgenossen noch erhöhen. Den Künstlern unter Leitung Mahlers gebührt alles Lob für die überaus gelungene Aufführung. Sie lässt in beiden Besetzungen nichts zu wünschen übrig. Die Darsteller der ersten Aufführung (Gutheil-Schoder, Schrödter und Mitter) scheinen ihre Aufgabe etwas drastischer und energischer angefasst zu haben, während die andere Besetzung (Saville, Naval, Hesch) eine zartere Darstellung des Werkes gibt. Beide Ensembles sind ausgezeichnet, desgleichen die in beiden Besetzungen gleichbleibenden Partner Kusmitsch, Fraulcher und Breuer. Insbesondere haben die beiden Vertreterinnen der dreieinheitlichen weiblichen Hauptrollen sich gegenseitig derart ergänzt, dass in denjenigen Scenen, wo die eine nachliess, die andere excellierte. Frau Gutheil war als Olumpia besser, Frau Saville als Giulietta. Keinem aber schien die Oper günstiger zu liegen als unserem Director Mahler, der sie mit soviel Liebe behandelte, als wäre sie sein eigenes Geisteskind. In seiner Interpretation dürften „Hoffmanns Erzählungen" eine Zierde des Repertoires werden, für das sie auch einen künstlerischen Wert haben werden, wenn für sie mit der nothwendigen Pflege bisher vernachlässigter Opern des neueren und älteren Repertoires („Zigeuner", „Carmanlh", „Widerspenstige", „Barbier von Bagdad" ꝛc.) das nöthige Gegengewicht geschaffen wird.

A. W.

*

Im Deutschen Volkstheater wurden am 9. November zwei Premieren gegeben, zwei Stücke vom „Jen". Das erste, „Fastnacht" von Jaffé, ist nach einem Roman von Strauß gearbeitet. Es ist romanhaft gedichtet, ein gutes Stück ist es nicht geworden. Diese Freiherren von Hofäcker und diese Freiherren von Silvercstild interessieren uns so gar nicht. Sie sollen Hazard spielen und am Tisch wetten oder es bleiben lassen, sich erschießen oder nicht, wir werden ihren Schicksalen trotz aller aufgebotenen äußeren Rührseligkeit kein tieferes Interesse abgewinnen können. Ueberdies schädigte das schleppende Tempo der Darstellung auch die äußere Theaterwirkung. Besseren Eindruck machte das zweite Stück, die „Bajazzade" „Colombine". Es ist geschickt gemacht und wurde glanzend gespielt, besonders von Frau Odilon, die als Colombine den Reichthum ihres Könnens zeigen konnte und alles entzückte. Inneren Gehalt hat es keinen Bajazzo, Colombine und Harlekin leiden den Personen der Handlung nur Namen und Costume, diese sind somit so äußerliche Zuthaten wie das Melodram und die Pantomime, die der Autor eingeschaltet hat.

Max Burckhard.

*

Im Raimund-Theater spielt der Girardi, im Theater an der Wien die Niese. Das sagt alles, was über diese Bühnen zu berichten ist. Die Posen, die dort aufgestellt werden, verdienen keine Kritik. Sie sind Zahnwicierstücke, mit allen vertrauten Zeichen dieser Gattung. Vielleicht machte die Anna Horst und Stein es ausgezeichnet wissen, dass sie mit der Liebe, die angeblich nicht die wahre ist, einen nen gangbaren Artikel, als die Posse des Vorjahres, auf die Bretter gebracht hat, die das Weschaft bedeuten; oder dass sie in modernen Taschenspieler

Digitized by Google

künftigen leistungsfähiger sei, als der altväterlich unbehoffene Herr Theodor Taube mit seinem „Mutterjohnerl". Aber das interessiert nicht die Literatur, sondern den Theatercassier. Schlimm nur, dass wir bei seinem Profit verlieren. Abbruch erleiden können an unseren urwüchsigen Bühnentalenten. Für Girardi ist weniger zu fürchten. Er ist eine abgeschlossene Persönlichkeit, zu gefeilen in der Herrschaft über die Ausdrucksmittel seiner Natur, nun bei der Starrwirschaft zu verstachen Anders die Niese. In ihr schlummern noch ungehobte Möglichkeiten, und schon ist manchmal eine Manier zu spüren. Plötzlich — so in der altersschwachen Parodie Costa's auf „Die rothe Robe" — offenbart sie dann wieder Ansätze zu einer groß zügigen, carieaturistischen Kunst, die ungeahnte Verheißungen erwecken. Und die können, wenn nicht bald Wandel zu Selbstzucht und Arbeit geschieht, für immer uneingelöst bleiben — Herr Jarno!

H. H.

Die Gesellschaft der Musikfreunde eröffnete ihre diesjährige Concertsaison mit einer Aufführung von Händels „Saul" in der Bearbeitung von Chrysander. Ueber die Wirkungslosigkeit grosser Oratorien in ganzen Mittagsconcerten ist schon soviel gesprochen worden, dass wir nachgerade müde werden, immer wieder darauf zurückzukommen. Der übliche Einwand, dass der Gesellschaft eine Aufführung unter anderen Bedingungen unmöglich sei (was ich übrigens bezweifle), schmackt die Anlage nicht ab, sondern bekräftigt sie nur. Denn dann müsste der ganze Verein auf anderen Grundlagen aufgebaut werden. Die Beibehaltung unwürdiger Aufführungen der grossen Oratorien ist doch wichtiger, als die Erhaltung der bestehenden Traditionen der Gesellschaft der Musikfreunde. Auch über die Bearbeitungen Chrysanders, der das Unsterblich Lerrig gebracht hat, sowohl die historische Treue zu verletzen, als moderne Anforderungen an orchestrale Wetterscheinungen unter sie schon Mozart empfand zu ignorieren, haben wir an dieser Stelle schon früher gesprochen. Diesmal sei nur erwähnt, dass die erwähnten Uebelstände zusammen mit den bekannten Mängeln des Singvereins, eine überaus matte Aufführung des grandiosen Oratoriums herbeiführten. Grau in Grau, blasse Bilder lagerte während des ganzen Concerts über dem Podium und verhinderte jeden frischen, kräftigen Aufschwung bei den Sängern und theilnehmende Freude beim Publicum. Auch den Solisten gelang es nicht, das Interesse der Zuhörer zu erwecken. Herrn Naval sollte zu bescheidener Wirksamkeit der Bandbarer Herr, Frau Kurz und Herrn Fraenfeer fehlten die künstlerischen Mittel. Nur Fräulein Walker war, wie immer, eine rühmenswerte Ausnahme. Ihr Gesang war der einzige Lichtpunkt während des ganzen Concertes. In solcher Vollendung singt sie heute niemand in Wien Händel'sche Arien nach, und niemand vermag mit so geringem äußeren Aufwand so wirksam zu sein. Ihre Stimme ist edel, ihre Vortrag klar, ihr Spiel voll Wärme und Leben. Ihre Vortrag ist allein wer werd, dass man bis zum Ende ausharrte, um den letzten Gesang Davids zu vernehmen. Fräulein Walker erntete den einzigen begeisterten Beifall während des ganzen Concertes.

R. B.

Man schreibt uns aus Paris:

Die Comédie française hat einen beträchtlichen Erfolg erzielt mit dem neuen Drama Paul Herviens „L'Énigme." Zwei Acte, einer mit unheilschwangerer Gewitterschwüle, der andere mit Blitz, Donner und Hagel. Der Ort der Handlung ist ein feudales Schloss, und die Personen sind lauter hochst noble Leute. Anders sind es nun einmal die Comédie française nicht. Und das ist auch wohlig für Hervieus Drama, sintemalen gewöhnliche Bürgerleute — verzeihen Sie das harte Wort — mit ihren Frauen zu schlafen pflegen. In der besten Gesellschaft ist das nicht so, da hat jeder Theil sein eigenes Schlafzimmer. Und das ist überaus, denn hierlein ist es nur die gewöhnlichen Bürgerleute, denen solche schreckliche Geschichten, wie sie uns in Hervieus „Rätsel" erzählt werden, gar nicht möglich, und es hatte überhaupt kein Artikel gegeben. Die Personen sind sehr: der Schlossherr, ein guter, alter Mann, Zunder unter Dienst, der uns unmittelbar in seinen Zugang bei er ein schlechter Mensch gewesen, habe die Frauen seiner Freunde betrogen und seine eigene Frau betrogen. Jetzt ist er doch geworden und predigt Liebe, Verzeihung, Zudersüßes; seine Worte sind ohne Bedeutung und ein langer Mann. Man liest eine Notiz in der Zeitung: irgend ein Mensch hat seiner Frau den Hals ohne Ursache, weil sie ihn unterjochte. Die beiden Ehemänner sitzen Kaffee und Likörchen. Der eine sagt, gewiss könne werde er gegebenen Falles handeln, der andere will lieber den Verräter umbringen. Die beiden Frauen wollen nichts von solchen Gesprächen wissen, der Hausherr hält eine schöne Rede zur Verzeihung. An zweiten Act ist es Nacht. Die Brüder — die Ehemänner sind Brüder — haben den jungen Mann erwacht, der seine Ehre der weiblichen Schwäche nun Opfer bringen soll. Das ist die Frage. Eine der beiden Frauen hat ihn eingeladen, aber der Ehemann meint, es sei, wieder eine Falle. Der Verräter trägt. Verlassung sind beide von der Zunge einer Gattung überzeugt. Die eine meint der armen Unschuldige, der andere die Frau entschuldigt. Das Rätsel wird gelöst durch den Selbstmord des Verräters, durch das Erwachen, durch das Erwachen, durch das Erwachen

des Harems eingewobte Anachronismen – europäisches und asiatisches Hofleben in phantastischer Verquickung. Abdul Hamid kann sich das gönnen: er ist der reichste Mann der Welt. Selbst bedürfnislos, liebt er die Bethätigung des Reichthums und Glanzes als äußere Attribute seiner khalifenherrlichkeit. Und darum liegt das „Märchenhafte“ – freilich, eine Kopfschüttelnd leitens des Lesers geht es hierbei nicht ab. Wenn die Türkei ein Anachronismus in der abendländischen Staatengemeinschaft ist, bezeichnet der Sultanshof einen Anachronismus in sich selbst. Mit einer asiatischen Hofhaltung nach diesem Muster ist eine Regeneration des Osmanenthums undenkbar. … Wir wünschen dem anziehenden und belehrenden Buche Sterns viele Leser.

—b—

Arnold Böcklin. Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers. Vierte Folge. München, Photographische Union.

Der letzte Band des Böcklin-Werkes ist erschienen. Ein monumentum aere perennius ist errichtet, ein Denkmal, wie es gleich würdig und vornehm wohl niemals einem Künstler gesetzt wurde. Was für eine Fülle von Schönheit ist in diesen Bänden enthalten! Wie fühlt man sich umwittert vom Odem des Gewaltigen und wie klein, wie arm, dass das Wort erschien! Denn dass es in Deutschland Leute gebe, die sich ein Buch anschaffen, das 400 Mark kostet, ein Buch, das von Kunst handelt, von guter und großer Kunst, das wagte man früher kaum zu denken. Böcklin, der einst verhöhnte, hat seine Gemeinde, nicht unter denen nur, die ihn platonisch lieben, auch unter den Zahlungsfähigen, die ihm ehedem den ersten besten Kitschmaler vorzogen. Das ist wahrhaftig für den Aufschwung der deutschen Cultur ein gutes, ein erfreuliches Zeugnis. Die Sorgfalt, die von der Verlagshandlung auf die Herstellung der Heliogravuren verwendet wurde, lässt sich nicht überbieten. Mit erlesenem Geschmack sind die Bilder so gut, wohl die best' die fast im Handel zu bekommen sind. Die Einleitung des vierten Bandes bildet eine Schilderung von Böcklins Lebensgang, sehr gut geschrieben, schlicht, phrasenlos, documentarisch. Der Verfasser, Heinrich Alfred Schmidt, war mit Böcklin bekannt und hatte die Möglichkeit, durch Briefe und Urkunden manche Irrthümer zu berichtigen, die bei Meisner vorkommen. Im Schlusse wird ein Verzeichnis von Böcklins Werken – 350 Nummern – gegeben. Au Abbildungen enthält der Band zahlreiche Jugendwerke, darunter den „Spaziergang“ von 1863, jenes wundervolle, nicht zu beschreibende Bild, das wie die Verheißung des ganzen Böcklin anmutet, dann die großen Werke der letzten Zeit (den „Krieg“ und die „Pest“), von denen anderen (den „Kinderzeigen“ die „Melancholie“, „Horch, der Hain erschallt von Liedern“), denen man ausfühlt, dass eine zitternde, altersschwache, lebensmüde Hand sie malte. Mein Rath zum Schlusse: Kauft euch das Böcklin-Werk. Es wird euch Stunden innerlichen Glückes geben, euch und der Mitwelt des Alttags in ein Reich entrücken, wo die erhabenen Gedanken eines Genius hämmern.

Richard Muther.

Revue der Revuen.

„Deutsche Revue“ (November). Josef Lewinsky theilt auf Befragen des Herausgebers seine Ansichten über Theater-Censur mit. Der erste Vorkämpfer der Censur war im Mittelalter das öffentliche Verbrennen verpönter Schriften durch den Henker. In sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, als diese Procedur sich überlebt hatte, wurden die Pönitenziäre, wenn sie sich allzu arge Ausfälle auf die Priester, die Adeligen und die Behörden gestatteten, mit Ruthen gezüchtigt. Auch im achtzehnten Jahrhundert übte die Geistlichkeit häufig Rüge gegen das Theater und vor allem seine lezweilen Angestellten, aber bis zum Ende des Königthums blieb die Censur doch immer in den Händen der Herrscher und höchsten Staatsbeamten. Erst unter Napoleon kam sie in die Hände der Polizei, und auch in Oesterreich, wo seit dem Tode Josefs II. die Polizei eine Großmacht geworden war, hatte die Censur eine Heimat gefunden. Sie wollte noch heute dieses Amts, und Lewinsky rügt ganz besonders, dass sie in lezueller Hinsicht von der weitgehendsten Toleranz ist, während sie sich unerbittlich gegen das wendet, was sich angeblich gegen die „bestehende gesellschaftliche Ordnung“ kehrt, indem es religiöse oder soziale Probleme behandelt. Die Tarstellung der geistigen Kämpfe müsste aber frei sein, ein geistiger Kampf sollte aber die Zuschauer leit und den künstlerischen Wert der Werke entscheiden, die Polizei aber nur im äußersten Fall, als executives, nie aber als beurtheilendes Organ einschreiten dürfen.

„Die Kunstwart“ (15. October) bringt einen Artikel von B. Bode über Goethes Verhältnis zur Musik. Die Auffassung der Kunst Goethe hielt im ganzen wenig von Interesse und Verständnis des Publicums. Förderung für den Künstler verbrach er sich nur vom Mäcenatenthum der Fürsten und allenfalls von verständnisvollen Amateuren. Auch ihre Systemisierung des Unterrichts in Kunstakademien war er nicht eingenommen; einen eher für eine Anstalt, die Unterhaltung von einigen tüchtigen Künstlern, die dann Schüler in die Lehre nehmen sollten. Gleich wohl versuchte er selbst das große Publicum zum Kunstverständnis zu erziehen und zwar durch das Theater. Schon 1825 empfahl er Sonntags Vorstellungen für die arbeitende Bevölkerung zu veranstalten und zugleich belehrende Vorträge darüber zu halten. Die Stücke zu verändern, sich auch ältere, gute Stücke wiederholt anzusehen. Ebenso war Goethe der Ansicht, dass Werke der bildenden Kunst Gemeingut sein müssten und tadelte die Sammler, die ihre Schätze einschließlich dem Publicum vorschiessen. Er war auch gegen die Centralisation in den großen Bestädten und meinte, jedes Provinzmuseum sollte das Seine behalten zur Belehrung und Freude seines Publicums. – „Zuschauerschmerzen“ nennt Ferd. Gregori seinen Artikel, in dem er über die vielen Unbilden klagt, die dem Publicum durch Regiefehler und verständnislos zusammengestellte Costüme und Moden zugefügt werden. Namentlich in der Oper werden ihm noch immer die unglaublichsten Dinge zugemuthet, und die tragischsten Figuren, die Vertreter der höchsten Ideen, haben den Anblicken von Arrivierten und Wachsfiguren. Dazu kommt das gedrungene Schauen auf den Taktierstock, das ewige Lauschen auf Orchester, das keine freie Bewegung zulässt. Nur eine tüchtige und zielbewusste Regie könne da Abhilfe schaffen. Manche räumenswerte, den Forderungen des modernen Geschmacks entsprechende Aushilfen trifft man freilich so am Deutschen Theater in Berlin und bei uns an der Oper Franz Gutheil-Schoder.

„Mercure de France“ (November). Francis de Miomandre widmet Rémy de Gourmont einen Artikel. Dichter und Schriftsteller der verschiedensten Färbung vereinigten sich in den letzten 10 bis 15 Jahren unter der Flagge des Symbolismus und sie wichen so sehr von einander ab, dass diese Klaue bald nur so einer Benennung und nicht mehr einer bestimmten Richtung war. Einer der orthodoxesten Symbolisten im ursprünglichen Sinne war, nebst Mallarmé und Claudel, Rémy de Gourmont. Sein heftiger Hass gegen den Naturalismus, der damals in der Literatur herrschend war, trieb ihn dem Symbolismus, jener reinsten Kristallisation des Idealismus, zu. Eine gründliche Kenntnis der alten Mystiker und Metaphysiker hatte ihn besonders für diese Art der Dichtung vorbereitet und eine ausserlesene Vollendung des Stils und des Geschmacks halfen ihm die Form dafür finden. Gleichwohl war der Symbolismus nur eine zeitweilige Maske für seine Gedanken, oder eigentlich war er der Mantel des Dichters Gourmont, neben dem, fast als gefondene Persönlichkeit, der Kritiker und Moralist Gourmont steht. Von ungewöhnlich umfassender und vielseitiger Bildung und durchdringend scharfem Verstand, entwickelt sich Gourmont immer mehr zu einem Meister der Ironie, der alle Schwächen der Gesellschaft und ihre verschiedenen Manifestationen blosslegt und geisselt. Aber dabei geht mit der größten geistigen Unabhängigkeit eine inbrünstige Verehrung der alten Traditionen und der Vergangenheit Hand in Hand und eben diese Contraste machen aus ihm eine der interessantesten und markantesten künstler Individualitäten Jung Frankreichs. — Anknüpfend an ein Buch von Rémy de Gourmont: „Merkwürdige“ schreibt Henry D. Prieur über diese Krankheit, von der das ganze französische Volk ihm ergriffen scheint. Trotzdem ein gewisser physischer Aufschwung bei der jungen Generation zu bemerken ist und sich in einer eifrigen Pflege der Leibesübungen äußert, ist ein Krieg moralischer geistiger und seelischer Niedergang, eine Art von Abspannung und Erschlaffung mit etwa 29 Jahren unser Lenker. Und wie in individuellen Fällen die Neurasthenie auf peinliche seelische Erschütterungen, geistige Ueberarbeitung oder langjame, aber unablässige, quälende Sorgen und Entsaufschungen zurückzuführen ist, macht der Verfasser auch in Bezug auf das französische Volk die wirtschaftlichen Misstände, den unterirdischen Kampf ums Leben, die heftigen politischen Erschütterungen, von denen Frankreich im letzten Vierteljahrhundert heim gesucht wurde, für den eclatanten Rückgang der Franzosen verantwortlich.

„Fortnightly Review“ (October) enthält mehrere Artikel, die darauf hinweisen, in welche Kriegsgefahr die gegenwärtige Regierung England geführt. Während die südafrikanische Sache noch immer nicht ausgetragen ist, spitzen sich die Verhältnisse zwischen England und den Vereinigten Staaten immer mehr zu und müssen früher oder später zu einem Krieg oder zu einer demüthigenden Unterwerfung Englands unter die Bedingungen, die Amerika ihm vorschreibt, führen. In Asien sieht England sich von Russland bedroht, das ihm immer mehr auf den Leib rückt, und schon gelegentlich der russo-chinesischen Abmachungen bezüglich der Mandschurei wäre es zu Conflicten gekommen, wenn nicht Russland eingelaufen hätte. Der Schreiber des Artikels, H. Whates, macht die Tollkühnheit des Lord Lansdowne für diese drohenden Gefahren verantwortlich.

Das Register.

Von Hugo Salus.

Die beiden Schwestern Gretrud und Helene, hellblond und dunkelbraun, waren abends in der Oper beim „Don Juan“ gewesen, hatten beim Nachhausekommen noch Vater und Mutter gefüßt und Liebchen sich nun in ihrem Zimmer ausgekleidet, um zu Bette zu gehen. Mama hatte ihnen noch einige Süßigkeiten und Obst auf den Tisch gelegt, und sie knabberten nun während des Entkleidens an dem Ruksgebäck, saßen dann im Mieder und Unterröckchen noch eine Weile auf ihren Betten und träumten vor sich hin. Sie waren wieder ganz begeistert und hingerissen von der Musik Mozarts, und ihre dunklen Augen leuchteten wie die Blätter thaubeglänzter Stiefmütterchen im Morgensstrahle.

„Wunderschön!“ sagte die blonde Gretrude aus ihrem tiefen Nachdenken heraus und nahm dabei die Haarnadeln aus ihren Flechten. „Wunderschön! Don Juan' ist doch die Oper der Opern. Und wie edel hat Liebmann den Octavio gesungen! Kennst du was Herrlicheres als die Stelle — und sie sang leise vor sich hin:

Dein Watte wird Vater auch die sein'

Etwas Feierlicheres als die Worte:

Ich schwör's bei meiner Ehre!
Ich schwör's bei unserer Liebe!

Ich schwör's bei unserer Liebe!“ wiederholte sie noch einmal, und ihre Lider schlossen sich, wie vor einem tiefen Geheimnis, vor ihren Blicken: ihre Lippen aber lächelten verträumt und verloren, als wüssten sie, dass die Augen da oben hinter ihrem Vorhang trotz ihrer Dunkelheit aufsenchten und glänzen mussten. Und nach einer Pause, als die Augen längst wieder geöffnet waren und nur, wie von einem letzten Sonnenstrahle, noch nachglänzten, bewegten sich ihre Lippen noch einmal und sagten: „Wunderschön!“ Aber es klang nicht mehr so, als ob es sich auf die Mozartische Weise bezöge.

Digitized by Google

Sie hatte das Mieder geöffnet und rollte es zierlich zusammen. Und schon schlüpfte sie ins Bett.

Die dunkelbraune Helene, die kleinere und voller als ihre schlanke Schwester war, saß noch auf dem Bettrande und nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Und nur, um die Stille zu unterbrechen, sagte sie:

„Stolzner war aber auch sehr gut! Ich kann mir keinen besseren Don Juan denken; keinen schöneren und keinen leidenschaftlicheren! Mich hat es immer ganz kalt überrieselt, wenn er auftrat! Dem glaubt man seine Erfolge bei Mädchen und Frauen; er war großartig!"

Gertrud lag schon im Bette und hüllte sich bis zum Halse in die Decke ein. Helene trat zu ihr und küßte sie. „Gute Nacht!" Dann legte auch sie das Mieder ab, rollte es zusammen, legte es unter ihr Kopfkissen und löschte das Licht. Tiefe Stille. Nur die Uhr tickte hörbar durch den Frieden. Die Mädchen streckten sich wohlig in den Betten. „Gute Nacht," sagte Helene noch einmal.

„Laß dir auch was Süßes träumen!" erwiderte Gertrud.

Dann schienen die beiden Mädchen eingeschlafen zu sein. Auf dem Ofen droben stand ein Gipsamor; er hielt den pfeilbewerten Bogen ziehend in Händen; jeden Augenblick kann die gespannte Sehne den Pfeil auf sein Ziel schnellen. Aber der kleine Gott zögert und zweifelt, auf wen er den Pfeil abschießen soll.

Die Schwestern scheinen ruhig zu schlafen. Auf einmal ein tiefer Seufzer. Ein ebenso tiefer Seufzer antwortet aus dem anderen Bette.

„Schläfst du noch nicht?" fragte die Stimme Helenens.

„Ich kann nicht einschlafen," sagt Gertrud. „Ich muß immer an den — edlen Octavio denken."

„Und ich an Don Juan. Er ist trotz allem ein Held, ein Ritter!" sagt Helene. „Solche Männer gibt es nicht mehr." Sie seufzt wieder, recht von Herzen. Dann richtet sie sich in ihrem Bette auf. „Männer sollen Ritter sein!" Und leiser fügt sie bei: „Ritterlich und leidenschaftlich!"

Auch Gertrud hat sich in ihrem Bette aufgerichtet und schaut durch das Halbdunkel zu Helene hinüber. Sie denkt an den edlen — Octavio. Sie ist hellblond und denkt an Octavio.

„Octavio ist ein Ritter, Helene!" sagt sie dann aus dem Grunde ihrer Seele. „Er ist ritterlicher und leidenschaftlicher, als Don Juan. Du kannst wirklich glauben, Helene, daß Don Juan leidenschaftlich ist?! Er ist ein Verführer, aber er liebt nicht! Ich verabscheue ihn."

Helene aber ist dunkelbraun und spricht: „Ich verabscheue ihn nicht, Gertrud, aber ich habe Angst vor ihm. Alle Mädchen, glaube ich, müssen Angst vor ihm haben! Vor ihm und vor seinem Register!"

Es herrscht wieder einige Augenblicke Stille in dem dunklen Gemache. Aber die beiden Mädchen haben ihre Köpfe nicht auf die weißen Kissen zurückgelegt, sondern sitzen aufrecht in ihren Betten und schauen ins Dunkel. Und ihre Herzen klopfen. Dann sagt Gertrud:

„Gerade wegen des Registers verabscheue ich ihn. Nicht darum, weil er so viele Mädchen unglücklich gemacht hat, weißt du, sondern, weil er ein Register über seine Liebe führt! Wer eine Statistik über seine Leidenschaft führt, hat keine Leidenschaft; er will nur seine Tabellen „completieren", er will nur das Register seiner Erfolge mit immer neuen Namen und Zahlen anfüllen, um seine Eitelkeit und sein mathematisches Bedürfnis zu befriedigen. Ich hasse diesen Don Juan!"

Sie glüht, ihre Wangen sind roth vor Erregung, ihre schönen Augen sind dunkler, als die der brünetten Helene.

„Das mit dem Register," sagt Helene kleinlaut, ohne Vertrauen zu ihren eigenen Worten, „das ist doch nur ein Scherz! Leporello führt das Register."

„Das ist kein Scherz," antwortet Gertrud ernst, fast feierlich. „In der Liebe gibt es keine Scherze! Du wußt dir nur vorstellen, wie Don Juan dazu kam, ein Register anzulegen. Er hatte zum Mädchen verführt; als junger, ganz junger Ritter zehn Mädchen verführt! Und schon schaut er sich nach dem elften Opfer um. Sicht du, und damals, im Frevel, in der Trinkerlaune unter Gleichgesinnten, in einer Champagnerstimmung, um einer Wette willen, legte er seine Register an. Und nun reist er durch die Welt, um seine Register zu füllen. Jetzt genügt ihm Spanien nicht mehr; er will auch Frauzösinnen, Italienische, er will auch — deutsche Mädchen in seinem Register haben! Das ist ein kalter, nüchterner, frostiger Liebhaber! O, ich hasse ihn, ich verabscheue ihn, diesen Buchhalter der Liebe, diesen Cumnus vovageur der Leidenschaft!"

Und dann, nach einer langen Pause: „Ich liebe Octavio!"

Helene hat die mit ängstlichem Herzklopfen angehört. Auf einmal fürchtet sie sich in ihrem Bette. Sie weiß nicht, wovor sie sich fürchtet, aber sie ist dunkelbraun und hat den Don Juan gelesen und fühlt nun, daß sie ihn nicht mehr lieben kann, trotzdem er schlank, geschmeidig und von äußerer Ritterlichkeit ist. Und sie ringt mit ihren kleinen, zierlichen Fäustchen aus dem Bette und sagt:

„Ich komme zu dir, Gertrud. Darf ich?"

Und sie schlüpft in das warme Bett ihrer Schwester und umarmt und küßt sie, und küßt ihr den Mund, die Haare, den Nacken, und Gertrud umarmt sie und gibt ihr die Küsse zurück.

„Du bist klug und süß und gut, Gertrud," sagt Helene. „Und wenn nur du mich immer lieb haben willst!"

Gertrud aber denkt an Octavio und sagt zärtlich: „Ich will dich immer lieb haben. Immer. Ewig lieb!"

Sie halten sich innig umschlungen und athmen ruhiger. Und wie aus einer anderen Welt sagt dann Gertrud, die Hellblonde und schlägt träumerisch die Augen auf:

„Man kann nur einmal im Leben lieben. Octavio liebt sicher nur einmal in seinem ganzen Leben."

Und sie sagt es, wie aus einer tiefen Erfahrung, wie eine Philosophie des Lebens, und ihre Mädchenstimme klingt wie die Stimme eines altersgrauen, heiligen Propheten. Wie ein Bibelspruch.

„Man kann nur einmal lieben," sagt Helene, die Brünette. Sie schließt tiefathmend die Lider vor ihren glücklichen Augen. Und dann umarmt sie Gertrud stürmischer und plötzlich fallen sich die Augen mit Thränen, sie schluchzt auf und, ohne Uebergang, fragt sie eindringlich und erregt, als ob sie vor einem Orakel stünde:

„Glaubst du, daß Karl auch ein Register hat? Nicht wahr, Karl hat sicher kein Register!"

Gertrud aber antwortet nicht, sie drückt nur ihre bebende, weinende Schwester warm an sich. Und so liegen sie still in dem Bette und halten sich zärtlich umfangen.

Der kleine Gott auf dem Ofen aber sieht vorgebeugt im Halbdunkel. Er denkt wohl gar nicht daran, den Pfeil abzuschießen. Vielleicht schläft er gar. Oder summt er die letzten Zeilen der Champagnerarie, die jetzt ganz leise durchs Zimmer klingen, wie ein fernes Echo:

Blonde, Brünetten, das will ich wetten,
Zählt mein Register morgen noch mehr . . .?

Summt er dieses Liedchen, das die zärtlich umschlungenen Schwestern, wie Kinder, in den Schlummer singt? Oder singen es nur ihre Träume?

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannagasse Nr. 20, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente **Ed. Trinkl**
Möbelausstellung Atelier für Wohnungseinrichtungen
XIX. Gymnasiumstrasse 68—71.
Stadthalm-Haltestelle: Nussdorferstrasse. Neue Wr. Trainway: Hasenauerstrasse.
Geöffnet Sonntag, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 8 Uhr.
Kostenl. Dienstag 1 Kutsche, Sonntag und Donnerstag 60 Heller.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX/I. Türkenstrasse Nr. 17
liefert alle bedeutenderen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und amerikanischer Sprache und verbindet zu seine Abonnenten Artikel und Notizen Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 23. November 1901. Nummer 373.

Also doch!

Als im Anfang d. J. das Abgeordnetenhaus neugewählt zusammentrat, wurde an dieser Stelle in einer Reihe von Artikeln ein positives Arbeitsprogramm entwickelt. Es wurde gezeigt, daß das in der vorjährigen Obstruktionsperiode desorganisierte Parlament neu organisiert werden müsse. Ein funktionsfähiges Parlament müsse aber vor allem zwei Hauptorgane besitzen, eine politische Majorität und eine politische Minorität. Mit den formlosen nationalen Parteienklumpen, aus denen das desorganisierte Parlament bestehe, sei fruchtbringende Arbeit auf die Dauer nicht möglich. Um jedoch über die rein nationale Parteigruppierung hinwegzukommen, sei zunächst, ehe irgend eine andere Arbeit in Angriff genommen werde, eine Auseinandersetzung über die nationale Frage nothwendig. So lautete schon damals unser Programm. Wir aber standen mit unserer Logik allein. Herr v. Koerber und mit ihm so ziemlich ganz Oesterreich glaubten an Wunder. Herr v. Koerber predigte, daß nur das nationale Problem nicht behandelt werden dürfe, dann werde schon alles gehen. Der Schwindel, den er dann mit den Eisenbahnen und Wasserstraßen inszenierte, täuschte den Kurzsichtigen für einen Augenblick den Schein eines Erfolges seines Programmes der Programmlosigkeit vor. Wir blieben mit unserer Ansicht allein, wir blieben aber auch, unbeirrt durch die Koerber'sche Spendenpolitik, dabei. Als sich das Parlament im vorigen Monat wieder versammelte, diesmal ohne Milliardenpolitik, wiederholten wir unser Programm. Diesmal hatte es einen theilweisen Erfolg. Die Jungczechen, Dr. Kramář, Dr. Herold, durch eine schwere nationalpolitische Wahlcampagne vom Milliardenrausch ernüchtert, kamen darauf zurück. Dr. v. Koerber fuhr aber fort, an das Wunder einer parlamentarischen Funktionierung ohne parlamentarische Organe zu glauben, in seiner Rede vom 30. October wies er die Zumuthung, sich in den „alten Sorgensuhl der nationalen Frage" zu setzen, mit Hohn und Spott zurück, und die gesammte deutsche Presse — mit Herrn v. Hartel zu sprechen — von der „Neuen Freien Presse" bis zur „Arbeiter-Zeitung" hinab stimmte ihm in gewohnter Begeisterung zu. Das „Verlangen, daß er (Herr v. Koerber) die nationalen Fragen in Oesterreich löse," nannte die „Neue Freie Presse" (Leitartikel vom 31. October) „bodenlos albern", und die „Arbeiter-Zeitung" (Leitartikel vom 10. November) variierte diesen tiefsinnigen Ausspruch, indem sie schrieb: „Es ist doch nur ein Reden in den Wind hinein, wenn man immer sagt, zuerst müsse das Parlament die nationale Frage lösen." Wir aber warteten auf das neue Wunder, das rein national gruppierte Parlament politisch funktionieren zu sehen.

Nun, das Wunder ist nicht geschehen, aber die Logik hat sich durchgesetzt. Die Obmännerconferenz der deutschen Parteien ist endlich in ihrer letzten Kundgebung darauf gekommen, daß, mindestens ehe an die Verhandlung über Ausgleich, Zolltarif und Handelsverträge gegangen wird, die nationale Frage zwischen Deutschen und Czechen irgendwie erledigt werden muß, und hat sich zu diesem Ende bereit erklärt, nach Aufarbeitung des Budgets — ohne freilich für diesen späten Zeitpunkt irgend welche logische Gründe angeben zu können — in Unterhandlungen mit den Czechen zur Lösung der nationalen Frage einzutreten. Daraufhin hat pünktlich die gesammte deutsche Presse umgeschaltet, auch die „Arbeiter-Zeitung" (20. November) belobt die „einleuchtende Richtigkeit" dieses Standpunktes, den sie noch einige Tage zuvor als „Reden in den Wind" leichthin verdonnaut[illegible]ert hat, und selbst Herr v. Koerber scheint, wenn auch seufzend, entschlossen, sich wieder in den „alten Sorgenstuhl der nationalen Frage" zu setzen, den er vor kurzem noch unter großem Jubel so resolut beiseite geschoben hat.

Also doch! Wie dick auch der Phrasennebel ist, durch den die schwulstigen Reden des Herrn v. Koerber die Erkenntnis verdunkelt haben: die Vernunft beginnt endlich durchzudringen. Aber leider — das Verhängnis dieses Eldorados der Kurzsichtigen! — erst einigermaßen spät. Es sind jetzt, fast auf den Tag genau, zwei Jahre her, daß das Parlament sich in derselben Situation befunden hat wie heute. Wie in diesen Tagen, hat auch unter Clary vor genau zwei Jahren — es war am 20. November 1899 — der Kaiser deutschen und czechischen Abgeordneten ins Gewissen geredet. Wie jetzt, haben auch damals — Ende November 1899 — die Czechen erklärt, daß sie ihre Obstruction nur aufgeben, wenn die innere czechische Amtssprache eingeführt wird. Damals freilich — December 1899 — haben die Deutschen diese Bedingung rundweg abgelehnt, und so Obstructionsschicksal hat seinen Gang genommen. Heute sind sie wenigstens gewillt, in Verhandlungen mit den Czechen einzutreten, die freilich inzwischen, nach sibyllinischem Muster, ihre Forderungen erhöht, zur inneren czechischen Amtssprache auch die mährische Universität und verschiedene kleinere Ansprüche hinzugefügt haben. Zu der geringfügigen Erkenntnis, daß man die nationale Frage, die Existenzfrage Oesterreichs, nicht „zurückstellen" kann, solange das Parlament noch in ein Chaos von nationalen Gruppen aufgelöst ist, hat man also zwei Jahre gebraucht. Bei diesem Schneckentempo des politischen Denkens kann ein Staat im Zeitalter des Schnellzugverkehres mit der Entwickelung der übrigen Welt nicht Schritt halten. „Es ist zum Verzweifeln!" Wir können dieses Wort des Kaisers wiederholen, freilich noch in einem ganz anderen Sinne als er es gemeint hat.

Es ist zum Verzweifeln! Denn auch in diesen zwei verlorenen Jahren ist doch nur erst die halbe und noch nicht die ganze Wahrheit herausgekommen. Nebst der Idiotie der unpolitischen Politik, die sie jetzt aufzugeben begonnen haben, leiden die deutschen Parteien auch noch an der Superstition der Beamtenministerien, die auf einer gedankenlosen Nachäffung der auf wesentlich anderartigen Voraussetzungen aufgebauten Geschäftsdeutschen Parlamentspraxis Bismarck'scher Factur beruht. Was so ein unpolitisches Beamtencabinet wert ist, können wir an dem gegenwärtigen Ministerium wieder lernen. Zwei große Probleme hat die Noth der Zeit diesem Cabinet vorgelegt: die Sprachenfrage und die anticlericale Bewegung. Für die Sprachenfrage ist in erster Linie Herr v. Koerber als Ministerpräsident und Minister des Innern competent. Was denkt er über sie? Nichts, gar nichts! Herr v. Koerber hat ein Amt, aber keine Meinung. Und die anticlericale Bewegung? Die beurtheilt sie der competente, der Minister für Cultus und Unterricht, Herr v. Hartel? Er beurtheilt sie, wie seine Congregationenrede gezeigt hat, gar nicht. Denn auch er hat nur ein Amt, dessen Macht er freudig der mächtigsten Kirche leiht, aber er hat keine Meinung in den großen geistigen Kämpfen der Zeit. Und wie sieht's mit dem ungarischen Ausgleich? Soviel und so oft auch Herr v. Koerber über diesen Gegenstand gesprochen hat, wir haben doch bisher aus seinem Mund noch keine andere greifbare Idee vernommen als die, daß der Ausgleich im Jahre 1902 geordnet werden muß. Was aber in diesem Ausgleich drinn stehen soll und was nicht drinn stehen darf, darüber werden wir in Herrn v. Koerbers Reden vergeblich einen positiven Gedanken suchen. Denn auch für den Ausgleich hat er ein Amt, aber keine Meinung. Der Kalender ist seine ganze Politik, sein ganzes Wollen und Streben, und wäre auch die Lösung der nationalen oder der religionspolitischen Frage an einen Kalendertermin gebunden, so wüßten auch über diese zwei Probleme die Herren v. Koerber und v. Hartel etwas zu sagen; aber noch auch dann nichts weiter als was ohnedies im politischen Kalender steht.

Unter einer solchen ideenlosen Führung kann ein Land nicht gedeihen, sondern nur verwildern. Sollen Ihnen unserem politischen Leben wieder einen neuen Aufschwung verleihen, dann müssen die Männer, die nur Aemter, aber keine Meinungen haben, in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte anderen Männern Platz machen, die über jede Staatsangelegenheit ihre ziemlichwolste Meinung auch ohne Amt sich gebildet haben. Gelingt es auf dem von den deutschen Obmännern jetzt eingeschlagenen Wege, irgend eine haltbare nationale Verständigung zwischen Deutschen und Czechen zu erzielen, dann müssen sie sich auch gleich über die Bildung oder mindestens die Duldung eines parlamentarischen Ministeriums auseinandersetzen, wenn die ganze Action noch jemand anderem zu seinem Recht verhelfen soll als dem Kalender. Falls einmal der Beamtenapparat in Unordnung gerathen und an seiner Einrichtung die Existenz Oesterreichs hängen sollte, werden wir ohnewieters, wenn auch nur ausnahmsweise, für die Berufung eines Beamtenministeriums eintreten. Wenn aber, wie es bei uns gegenwärtig der Fall ist, das Parlament ins Geleise zu bringen ist, dann ist die Berufung eines normal constitutionellen, eines parlamentarischen Ministeriums doppelt zeitgemäß. Auch darüber werden sich die deutschen Obmänner noch klar werden müssen, wenn sie ernstlich das Parlament neubeleben

Digitized by Google

wollen. Aber zwei Jahre werden sie sich zu dieser Erkenntnis nicht wieder Zeit lassen dürfen. Sonst könnte der Kranke sterben, ehe die Medizin fertig ist. K.

Herr Constans und der franco-türkische Zwischenfall.

Ueber den jüngsten, ebenso unblutigen wie unrühmlichen französischen „Krieg“ in der Levante ist in den Tagezeitungen schon so viel und ausführlich berichtet worden, dass dem post festum Schreibenden Mitarbeiter einer Wochenschrift selbst vom kritischen Standpunkte aus nicht mehr viel zu sagen übrig bleibt. Ich möchte mich daher auf eine kurze Charakteristik des französischen Botschafters in Constantinopel, des Senators Constans, und der Rolle beschränken, die er in dem Conflicte gespielt hat. Diese Rolle ist nämlich bei weitem die hervorragendste, französischerseits gespielte, gewesen, und da in dem Conflicte selbst nur Ansang an zur Passivität verurtheilt war und schliesslich das Spiel verlor, so gebürt Herrn Constans unstreitig der Dirigentenposten in dem soeben beendeten franco-türkischen „Concert“. Dieses Wortbild, das man in Anbetracht der zwischen den beiden Ländern herrschenden Disharmonie vielleicht für deplaciert halten wird, gestalt mir dennoch, weil sich, bei näherer Besehen, der ganze Handel um nichts anderes, als um das dreht, was man hierzulande „Chantage“, also „Erpressungsmeisterei“ nennt, ein Ausdruck, der in verblümter Form „Erpressung“ bedeutet.

Es ist bekannt, dass die Affairen Lorando und Tubini, die streitig gewesene Concession der Sümpfe von Ada-Bazar und die Constantinopeler Quaistage gemeinsam den Ausgangspunkt des Conflictes bildeten. In allen vier Fällen, vor allem aber in den die Forderungen der Erben Lorandos und Tubinis betreffenden, waren Geldangelegenheiten im Spiele, nichts weiter, und in den beiden letzteren sogar recht unsaubere. Im allgemeinen ist es aber nicht bräuchlich, auch nicht gegenüber der Türkei, wegen der Geldsforderungen Privater mit Krieg zu drohen, Kriegsgeschrei zu erheben und eine Flotte zu mobilisieren. Wenn es dennoch dazu gekommen ist, so kandte Frankreich und die Türkei das in allererster Linie, zu wohl ausschliesslich Herrn Constans, der sich der verstorbenen Wucherer Lorando und Tubini, beziehentlich ihrer Erben, in geradezu rührender Weise annahm. Die Ereignisse, die er hierdurch heraufbeschwor — zuerst in Constantinopel, dann in Paris — sind bekannt, und ebenso hat die Aussenwelt, trotz aller Heimlichthuerei und vieler Ablenkungsmanöver des Quai d'Orsay, von dem Zwiespalte erfahren, der sich anfänglich der franco-türkischen Differenz zwischen dem französischen Minister des Aeusseren Delcassé und dem Botschafter Constans herausbildete. Der französischen Regierung, die im allgemeinen im Auslande einen guten Ruf hat, konnte es natürlich keineswegs angenehm sein, in einer so zweideutigen — um nicht zu sagen eindeutigen — Angelegenheit zu einer diplomatischen oder gar militärischen Action gedrängt zu werden, und daher wäre ihr ein baldiges Nachgeben des Sultans lieber gewesen, als der dauernde Besitz irgend einer noch so schönen türkischen Insel, aber unglücklicherweise war der Beherrscher der Gläubigen, wie immer, schlecht berathen und zudem an der Sache indirect mit interessiert, so dass er von Nachgeben nichts wissen wollte. Erst als er nach Entsendung der Kreuzerdivision Caillard den Ernst der Lage erkannt hatte, willigte er in die Erfüllung der inzwischen wie Pilze aus dem Boden gestampften französischen Forderungen. Aber nun begannen türkischerseits wehtgemerkt, nachträglich aufgestellten — französischen Forderungen dazu man sich seinen Zusätzungen hingeben. Dass die Geschicke der französischen Mönche im Orient einem Culturkampfministerium, das diese selben Mönche jeeben aus Frankreich hinausgewiesen hatte, nicht besonders am Herzen liegen konnten, versteht sich von selbst. Aber den nationalen und politischen Wert französischer Schulen, Spitäler und ähnlicher Einrichtungen, die in der Türkei nur noch weiterleben, haben sich die Minister ebenfalls keinen Illusionen hingegeben, und der diplomatische Patriarch war ihnen willkommen „gelaufen“! Was liebt je alte zur etwas verfärieren — Ausstellung jener Forderungen? Nichts anderes, als das Bestreben, die von Herrn Constans zum Ausgangspunkte des Conflictes gemachten Geldaffairen in den Hintergrund zu schieben und der eigentlichen Meinung in Ja- und Anklande über Frankreichs Colonialpolitik und in der Türkei angeblich aufrechterhaltenden Einmiss blauen Dunst vorzumachen. Dies ist der Regierung, wenigstens dem Auslande gegenüber, zum guten Theile gelungen, besonders auch durch welches Wortmissbrauche mit Bitte ihrer geschworenen Feinde, der Nationalisten und „Areaderen“, die Clericalen nicht zu vergessen. Den Clericalen, Militaristen und Nationalisten brauche man über die Worte „nationale Ehre“, „Ehrenschuld“, „Achtung vor der französischen Fahne“ und „Aufrechterhaltung des französischen Einflusses im Orient“ hinzuweisen, um sie zu heller Begeisterung zu entflammen.

In den ersten Tagen hat mag dieses „patriotische“ Toben dem Cabinet Combes recht willkommen gewesen sein, denn es lenkte die Blicke des Sogel des ohnehin schon allzu ungestümen Botschafters blies und den Conflict immer mehr verschärfte. Nachher jedoch, als die Bärde Frankreichs wirklich auf dem Spiele stand, als das Land durch Constans zu weit in den Zwist hineingedrängt war, um noch unbeschadet seines Ansehens zurückweichen zu können, da benützte die Regierung die im Lande erzeugte Kurzsichtigkeit recht geschickt, um, unter der Flagge jener neuen, „idealen“, nicht nach Geld riechenden Forderungen, ein paar Schiffe ostwärts senden und dem Falle „Lorando-Tubini“ ein leidlich anständiges Mäntelchen umhängen zu können. Und dabei wusste die Regierung, wusste namentlich Herr Delcassé nur allzu gut, dass im Orient keine Lorderen zu holen waren, dass die hohe Armada des Admirals Caillard umsonst demonstrierten, dass es sich in Wirklichkeit um ganz andere Dinge, als um geringfügige Schulden und unverbriefte Territorium, nicht handelte. Russland, der vormundschaftliche Verbündete Frankreichs, hatte während des und nach dem letzten Czarenbesuche klipp und klar zu verstehen gegeben, dass es eine ernsthafte Einmischung seines Schutzbefohlenen in orientalische Dinge nicht zulassen werde, dass namentlich an die Armenier nicht gerührt werden dürfe; wenn diese auch weiterhin von Türken und Kurden ermordet werden sollten, so sollten sie es unter russischen Schutze werden, nicht unter französischem; denn das armenische Christenthum steht der russischen Orthodoxie näher, als dem französischen Katholicismus! Daher denn auch jene jammervolle Kammerrede, die Herr Delcassé unlängst bei der Conflictsinterpellation hielt, in der er die Armenier wie heißes Eisen anfasste! Wäre das Ministerium an jenem Tage zu Falle gekommen — und das hieng nur an einem Faden — dann hätte es sich bei Herrn Constans dafür bedanken können, der den ganzen unleidlichen Handel eingefädelt und sorgsam weitergesponnen hatte. Und warum hatte er das gethan? Je nun, das ist eine heikle Angelegenheit, die sich besser zu Zweien, als in einer Feischrift behandeln lässt. Die einen sagen, er sei den Affairen Lorando und Tubini selbst „Partei“ gewesen, er sei ... „geschmiert“ worden. Die anderen glauben, er habe heimlich auf den Sturz Waldeck-Rousseaus spekuliert, um dann seine Nachfolge anzutreten. Ersteres glaube ich „natürlich“ nicht, das letztere erscheint mir einfältig, weil es gar nicht im Interesse des Botschafters gelegen hätte, seinen geschirmten und ehrenglichen Posten am Goldenen Horn mit der anstrengenden Thätigkeit und fortwährend bedrohten Existenz eines Ministerpräsidenten zu vertauschen. Ich lasse daher die Frage nach den Constans'schen Motiven vorderhand unbeantwortet. Da, bei genauerem Zusehen erscheint und das brüske Vorgehen des Botschafters, erscheint uns namentlich die von ihm allein vollzogene Wahl eines Anlasses zu dem Conflicte ganz unerklärlich. Herr Constans musste sich seiner Vergangenheit erinnern oder doch dessen, was man, dank den Bemühungen Rochefort's, „seine Vergangenheit“ zu nennen übereingekommen ist. Denn wenn ich auch gerne zugeben will, dass mindestens drei Viertel der über ihn entsendenen Geschichten erlogen sind, so gehört doch zu denen, die irgendwo einen dunklen Punkt auf ihrer Lebensbahn haben. Herr Constans ist eine politische „Demi-vierge“. Er erinnert an gewisse Weibsichkeiten, die weder zur ganzen, noch zur halben Welt gehören, die sich äußerlich ganz sittsam und anständig betragen, denen man nichts Positives nachweisen kann, die man aber nicht einlädt, wenn man unverheiratete Töchter im Hause hat. Ueber den früheren politischen und namentlich privaten Anfängen des gegenwärtigen Botschafters schwebt ein wohlthuendes, namentlich ihm selbst wohlthuendes Dunkel: wie er, der arme Schlucker, Sohn eines Volksschullehrers, in kürzester Zeit ein steinreicher Mann geworden ist, hat uns weder er selbst, noch sonst jemand bislang aufgeklärt. Und doch hat es dazu an Anlässen nicht gefehlt. Ich erinnere mich zum Beispiel einer denkwürdigen Kammersitzung, in der der damalige Minister des Innern unter Freycinet von einem Boulangisten in etwas unverblümter Weise nach der Quelle seines Wohlstandes gefragt wurde, wobei der Fragesteller andeutete, der Minister habe sich großmüthigen „Schenkern“ gegenüber nicht immer ablehnend gezeigt. Mit der ihm eigenen humorvollen Dreistigkeit und unverfrorenen Wohlweile gab Constans zur Antwort, er habe nur dreimal im Leben ein Geschenk erhalten: das erstemal, als Gouverneur von Indochina, von einem einheimischen Potentaten einen ebenholzeingelegten Gürtel, den er dem ethnographischen Museum vermacht habe, als er die „Gedächtnis“ als echtes, buntes Glas erkannt hatte. Das zweitemal habe man ihm eine Flinte geschenkt, die er, da er kein Jäger sei, zurückgeschickt habe. Drittens endlich sei ihm eine Theuer Brust geworden: „Ja, meine Herren, diese Brust habe ich gepflegt!“ bildete Constans seine Ausführungen“ und brachte damit den Saal in Heiterkeit. Dem Witze Jungen im Lande genügte das freilich nicht. Sie hielten sich grossenteils nach wie vor an die Anstrennungen des „rothen Maraius“, die den ehemaligen unsteten Advocaten, nachmaligen Abgeordneten, Unterstaatssecretär, Minister, Senator und Botschafter zum Mörder, Dieb, Fälscher, Gauner und was weiss was sonst noch allem stempelten. Heute, nachdem sich der grosse Preisdiscidist im Dreyfushandel selbst entlarvt hat, denkt man darüber sicherlich anders. Doch an Herrn Constans ist etwas hängen geblieben, obgleich sich der vorsichtige und äußerst

gewandte Mann jedwezeit wohl gethätet hat, in eine der großen Schwindelaffären, wie Panama, Südbahnkrach und dergleichen, verwickelt zu werden. Auf alle Fälle war er nach und nach, dank den Rochefort'schen Anschwärzungen, dank auch der von ihm selbst als Minister gezeigten Thatkraft und Skrupellosigkeit, zum Helden einer Legende oder vielmehr eines Schauerromans geworden, zu einer Art politischen Glücksritters, der selben Herkunft wie die Sage Ausschluß gibt und dessen Vergangenheit sich im Dunkel irgend einer Fluchtlinie verliert. In seinem Charakterbilde machten sich Brutalität, Verschlagenheit und tiefste Verderbtheit den Raum streitig, und doch mischten sich in diese Eigenschaften Züge von einer gewissen derben Gutmüthigkeit, republikanischen Ehrlichkeit und verschmitzten Bonhomie, wenn ich sagen kann, die aus dem Ungeheuer Rochefort'schen Fabrikates schließlich doch einen ganz annehmbaren, wenn schon „mit Vorsicht zu genießenden" Mann machten. Und von alledem, von Wahrheit und von Dichtung, war auch zu dem Großherrn und Beherrscher der Gläubigen eine mehr oder minder genaue Kunde gedrungen. Denn der Sultan unterhält, wie jedermann weiß, für schweres Geld eine Sondertypize in Paris, die nicht allein die dortigen Tagblätter zu „bewachen", sondern auch über alles irgendwie Wissenswerte zu berichten hat. Diese großherrlichen Spione hatten denn auch, um ihre Wichtigkeit wieder einmal zu beweisen, nicht ermangelt, dem Sultan eine im Rochefort'schen Sinne gezeichnete Skizze des Herrn Constans zu übersenden, wohl zu der Zeit, da dieser allmächtiger Minister des Inneren und das wahre Haupt des Cabinets Freycinet war und eben den Boulangismus niedergeworfen hatte. Abdul-Hamid nahm den Bericht — wir wissen dies alles aus den posthumen Enthüllungen Felix Faures, beziehentlich aus den „Skopos" seines „Hofphotographen" Mermeix, alias Saint-Simonin — für bare Münze und dachte bei sich: Das ist ein Mann, den du brauchen kannst; der „mordet selbst" und wird dir daher bei der Beseitigung von Jungtürken, Armeniern und anderen Reichsfeinden unschätzbare Winke und Rathschläge ertheilen können. Wie uns nämlich der selige Faure weiterhin anvertraut hat, soll einmal — es war an pleine Boulange — ein dunkler Ehrenmann zu dem damaligen Minister des Inneren gekommen sein und sich erboten haben, Rochefort, den ärgsten Preßverleumder des Ministers, auf dem Duellwege ins bessere Jenseits zu befördern, natürlich „moyennant finances", wie man hier sagt: Constans habe das freundliche Anerbieten dankend und mit dem Bemerken abgelehnt, er „morde bekanntlich selbst". — Wenn Rochefort es wieder und immer wieder im „Intransigeant" ungestraft sagen darf und wenn der Minister es selbst wiederholt, soll der in europäischen Dingen, trotz all seiner sonstigen Klugheit, allerdings wenig bewanderte Sultan gesagt haben, so muß es wohl wahr sein. Und so „berichtete" er sich denn den „berühmten Mörder und Dieb", der keineswegs nur, wie man nach den amtlichen Administrativen Carrière auch einmal mit der diplomatischen zu versuchen. Der „rothe Marquis" wäre demnach, Constans gegenüber, der Geist gewesen, der „stets das Böse will und stets das Gute schafft".

Jedoch die Geschichte hat unangenehmer für den Botschafter gendet, allerdings auch unangenehmer für den Sultan, der sich in seinem anfänglichen „Protege" schwöde getäuscht sah. Herr Constans war in der ersten Zeit thatsächlich persona gratissima im Yildiz-Kiosk und die von ihm eingenommene bevorzugte Stellung kam natürlich auch Frankreich und dessen Einfluße im unmittelbaren Orient zustatten. Allgemach aber wurde der Großherr inne, daß der „wiegerichtete" Botschafter, der Mann mit der eisernen Faust, in dem er bereits einen französischen Bismarck im Embryonalzustande erblickt hatte, keineswegs mordete, so „nicht einmal" stahl, wenigstens — car il ne faut parler de rien — nicht für den Sultan stahl. Im Gegentheil arbeitete er augenscheinlich nur für sein eigenes Land, und wenn er, der im allgemeinen äußerst rande, gefällige Manieren zur Schau trug, je energisch wurde, so geschah es zu Gunsten Frankreichs oder französischer Schutzbefohlener, wie aber zum Besten des Padischah. Abdul-Hamid zog sich daher mehr und mehr von seinem früheren Liebling zurück, besonders, da sich andererseits die Beziehungen zwischen der Türkei und Deutschland infolge der letzten Orientreise Kaiser Wilhelms immer inniger gestalteten. So kam es, daß Herr Constans, der anfangs beim Sultan stets Gehör gefunden hatte, zuziehends mehr links liegen gelassen wurde und bei seinen diversen an die Pforte gerichteten Forderungen tauben Ohren predigte.

Vom menschlichen Standpunkte aus besehen, ist es erklärlich, daß diese Behandlung den an unbedingten Gehorsam gewöhnten ehemaligen „Anti-Boulanger-Minister" verstimmte; als Diplomat aber durfte er sich von dieser Verstimmung nicht zu unklugen und für sein Land peinlichen Schritten hinreißen lassen, deren Tragweite leicht hätte unberechenbar werden können. Wo Herr Constans aber die Regeln der Klugheit gar zu sehr außer Augen ließ, das war, wie schon gesagt, bei der Wahl des Grundes, oder vielmehr des Vorwandes zum Bruche. Wenn er nun durchaus einen Conflict heraufbeschwören wollte — und er wollte es, nach allem, was darüber bekannt geworden ist, um auch als Diplomat seine Energie, freilich am unrechten Orte, zu zeigen und sich zum Leuven des Tages zu machen — so durfte er doch nicht so unsaubere Schacher- und Wuchergeschäfte, wie es die Affairen Lorando und Tubini waren, zum Ausgangspunkte desselben machen. Der französische Botschafter in Constantinopel hat dadurch auf sein Land das Odium geladen, Admirale und Marinesoldaten zu Gerichtsvollziehern degradieren zu müssen, einer Menschenrasse, die sich in Frankreich allerdings nicht der Verachtung „erfreut", die sie doch gerade dort beanspruchen könnte; und der französische Botschafter hat, was man noch weniger begreift, dem Herrn Constans einen schlechten Dienst geleistet, indem er selbst ihn mit unsauberen Geschäften in Verbindung brachte, ein Geschäft, das früher nur Rochefort und Consorten betrieben. Erinnerte sich der Diplomat nicht mehr des armen, elientenlosen Advocaten, der zu Ende der Sechziger- und zu Anfang der Siebzigerjahre in unterschiedlichen Städten Spaniens und Südfrankreichs umherzog, je nachdem ihm, wie wiederum der „rothe Marquis" behauptete, „die Luft und die Strafgesetze diesseits oder jenseits der Pyrenäen besser bekamen"? Erinnerte er sich nicht mehr, daß dieser junge Mann schließlich in dem schon damals ob seiner kühnen Wahlmanöver berühmten Toulouser Stadthause strandete und dort, wie verschert wurde, an den gewagtesten Wahlmanövern theilnahm? Erinnerte er sich schließlich nicht mehr der erstaunlich schnellen Carrière, die besagter junger Politiker machte, und die ihn nicht allein bis nach Indochina auf den Gouverneurssessel, auf die Ministerbank und an den Bosporus brachte, sondern ihm auch Reichthümer einbrug, die er sich von seinen Gehältern kaum erspart haben dürfte? Nun, Herr Constans hat, wohlverstanden, weder gestohlen, noch Geschenke angenommen, aber seine Feinde haben ihm einen Akt zurechtgemacht, der ihn — wenn er nun begründet oder unbegründet sein — von einer Einmischung in Lorando'sche und Tubini'sche „Geschäfte" hätte fernhalten müssen. Frau Fama hat sich denn auch, wie auch Lage der Dinge nicht anders zu erwarten war, sogleich der Angelegenheit bemächtigt und behauptet, Herr Constans habe sich von den Lorando'schen Erben bestechen lassen. Der Sultan, der in letzter Linie der Eigenthümer aller türkischen Gelder und Hilfsquellen ist, habe die strittigen Summen mit der ganzen Zähigkeit des orientalischen Schacherers vertheidigt, während Constans sie mit all der Gerissenheit des occidentalischen Glücksritters — zum Theil wenigstens — an sich zu bringen versucht habe, und daher allein stamme die plötzliche Feindschaft zwischen dem „Raubmörder" und seinem einstigen Verehrer. Herr Constans ist in diesem unrühmlichen Ringen Sieger geblieben, dank der Geschicklichkeit und ... Unverfrorenheit, mit der er sein Ministerium, sein ganzes Land an seinen goldbeladenen Karren zu spannen verstand. Darob freuen sich die Leute von der Opposition heis, denn jeder ist ihnen recht, der die gegenwärtige Regierung demüthigt, sich über sie hinwegsetzt und der das Land in gewagte militärische Abenteuer stürzt oder zu stürzen trachtet. Und wieder, wie schon so manchesmal, ist der brave Rochefort gerüthigt worden, zwischen seinem alten Hasse und seinem neuen zu optieren. Er hat optiert und sich für die Vergangenheit und gegen die Jetztzeit ausgesprochen, denn in seinen täglichen Ergüssen suchen wir vergebens nach dem leisesten gegen Constans gerichteten Angriffe. Auch dieser „überzeugungstreue" Mann jubelte dem nach Mytilene abdampfenden Geschwader zu, weniger aus Haß gegen den „rothen" Sultan, dem er den Stoff zu zahlreichen armenischen Leviatiaden verdankt, als vielmehr in der geheimen Hoffnung, das französische Abenteuer werde im Kothe enden, wie es aus dem Kothe entstanden ist und zum Sturze des Ministeriums Waldeck führen. Erklärlich ist es daher, daß dieser selbe Rochefort und jene selbe Opposition Rufe des Zornes über die rasche Rückberufung des Admirals Caillard ausstießen, weil ihnen dadurch die letzte Aussicht auf einen baldigen Cabinetssturz geraubt wird. Aus der „Levantine pour Lachaise", die der nationalistische „Figaro" letzthin mit Pauken und Trompeten verkündet hatte, ist nun nichts geworden, und die Ehre dieses „Misserfolges" gebührt Herrn Waldeck-Rousseau, der so sein Land vor schweren Gefahren geschützt hat.

Paris. Potter.

Zur Geschichte der Wiener Lehrerbewegung.

Die politischen Strömungen in der Wiener Lehrerschaft haben in den letzten zehn Jahren das politische Bild Wiens oft in sehr erheblicher Weise beeinflußt. Um aber Ursachen und Ziele dieser Bewegung gerecht zu beurtheilen, bedarf es eines Rückblicks auf die letzten zwanzig Jahre der politischen Entwickelung Wiens. Der Wiener Lehrerstand ist oft und oft der Vorwurf politischer Gesinnungslosigkeit gemacht worden. Die Lehrerschaft mußte dafür haften, was die Verhältnisse und die sinkende liberale Partei aus ihr gemacht hatten.

Nachdem stand im Jahre 1883 die liberale Partei im Parlamente dem Despotismus des Clericalismus gegenüber. Mit dem zu Standekommen der Volksschulgesetznovelle hatten die Liberalen erwiesen, daß sie unfähig waren, ihre größte Schöpfung zu ver-

Digitized by Google

theidigen. Aber auch in der Verwaltung Wiens bewiesen sie, daß ihnen Schule und Lehrerschaft nicht allzusehr am Herzen lagen. Während in der damaligen Approvisionierungs-, Bau- und Verkehrssection stets die Liberalen die Majorität hatten, schalteten in der Schulsection die Demokraten als die uneingeschränkten Herren. Wäre den Liberalen um die Herrschaft in dieser Section überhaupt zu thun gewesen, so hätten sie sich dieselbe ohne jede Mühe zu verschaffen gewußt, ihre damalige compacte Majorität hätte es zustande gebracht, die Schulsection, die über die Beschaffung der Lehr- und Lernmittel, über den Bau von Schulen, über Besetzung der Lehrstellen zu entscheiden hatte, vollständig mit Liberalen zu besetzen. Und es war dieselbe Geschichte wie heute. Jeder Lehrer, der vorwärts trachtete, suchte sich mit den Demokraten auf guten Fuß zu stellen, die Herren Rieß, Lustig, Gessmann und Consorten waren in jener Zeit vielumworbene Persönlichkeiten und die Demokraten verstanden es ausgezeichnet, ihren mächtigen Einfluß zu Gunsten ihrer Partei geltend zu machen. Die weitaus meisten Lehrer standen im demokratischen Lager, sie waren Functionäre des demokratischen Vereines und stimmten bei den Gemeinderathswahlen geschlossen für die Candidaten der demokratischen Partei.

Der Kampf der Wiener Lehrerschaft um das passive Wahlrecht in den Wiener Gemeinderath zeigte die Wiener Liberalen im richtigen Lichte. Der damals größte Lehrerverein Wiens „Die Volksschule“ hatte an den liberalen Abgeordneten Advocaten Dr. Kopp das Ansuchen gerichtet, den Antrag der Wiener Lehrerschaft auf das passive Wahlrecht vor dem Reichsgerichte zu vertheidigen. Dr. Kopp lehnte es ab, und Dr. Karl Lueger führte dann die Sache der Lehrer zu einem glänzenden Siege. Da durfte es freilich niemand Wunder nehmen, wenn sich der Anhang der Demokraten aus den Kreisen der Wiener Lehrerschaft erheblich verstärkte, was in den nachfolgenden Wahlen zum Ausdrucke kam.

Infolge der eigenthümlichen Zusammensetzung der Wahlkörper hatte in jener Zeit das Votum der Lehrerschaft fast entscheidende Bedeutung. Der I. Wahlkörper gehörte den Liberalen, der III. den Demokraten. Der zweite Wahlkörper entschied über die Majorität im Wiener Gemeinderathe, und in diesem Wahlkörper bildete die stets geschlossen stimmende Lehrerschaft sozusagen das Zünglein an der Wage, und dieses Zünglein mußte sich naturnothwendig auf die Seite der demokratischen Partei neigen.

Zwei Ereignisse waren es, die damals das Verhältniß der Lehrer zur liberalen Partei zu dem denkbar ungünstigsten gestalteten: der Ministerialerlaß Gautsch' betreffend die Abgeordneten aus dem Lehrstande, und die vom Wiener Gemeinderathe durchgeführte Regulierung der Gehalte der Wiener Lehrpersonen.

Der Ministerialerlaß Gautsch' enthielt die Weisung, daß Lehrpersonen, die sechs Jahre keinen Unterricht ertheilt haben, ihre Prüfungen noch einmal ablegen müssen, bevor sie ihre Stellungen wieder antreten können. Damals waren die Professoren Fiegl und Steinwender zu Abgeordneten gewählt worden, und die Annahme eines Mandates hätte ihnen eine sechsjährigen Urlaub und in weiterer Folge den Verlust ihrer Lehrstellung bedingt. Die Genannten hatten sich der antisemitischen Partei angeschlossen, und so erklärten in den verschiedenen Blättern und Versammlungen die Liberalen den Gautsch-Erlaß als ein bewunderungswürdiges Meisterstück politischen Talentes. In einer Versammlung des „Verfassungsvereines“ am Rathause sagte ein liberaler Redner: „Die Intelligenz zwischen seinem Hauskutscher und einem Lehrer-Abgeordneten. So wenig er seinen Hauskecht bezahlen werde, wenn er irgendwo anders sich nützlich mache, so wenig sei es nöthig, daß einem Lehrer, der im Parlamente sitze, der Gehalt ausbezahlt werde. Dags darauf erklärten fast sämmtliche Lehrer ihren Austritt aus jenem liberalen Vereine.

Die antiärztlich der Gehaltsregulierung der Wiener Lehrerschaft veranstaltete Enquête, sowie die Gehaltsregulierung selbst verschärften den Gegensatz zwischen den Liberalen und den Wiener Lehrern noch bedeutend. Aus dem Turnunterrichte war früher manchen Lehrern eine bedeutende Zubuße, in manchen Fällen bis zu 600 Gulden jährlich erwachsen. Um nun die riesigen Kosten der Aufbesserung der Lehrergehalte theilweise zu verringern, ging der in seiner Majorität liberale Gemeinderath die Remuneration für den Turnunterricht zur Gänze ein, so daß mancher Lehrer infolge dieser Gehaltsaufbesserungen eine namhafte Einbuße in seinen Bezügen erlitt. Mancher gewann durch die Gehaltsaufbesserung 200 bis 300 Gulden an seinen Einnahmen und verlor 400 bis 500 Gulden durch die Einstellung der Turnremunerationen. Dadurch ward der Gegensatz der Lehrerschaft gegenüber der herrschenden liberalen Majorität noch mehr verschärft, und die nächsten Wahlen brachten den vollständigen Sieg der Antisemiten. Die Verweigerung der Bestätigung Dr. Lueger's zum Bürgermeister von Wien weckte den Zorn der siegenden Partei noch die Märtyrerkrone, und es darf nach dem Vorhergegangenen schließlich niemand wundern, wenn sich damals die weitaus größte Anzahl der Lehrer im Lager dieses „Volksfeindes“ befand.

Unterdessen war aber innerhalb der demokratischen Partei eine merkwürdige Veränderung entstanden. Aus den Demokraten waren die „Antiliberalen“ geworden, ein Schlagwort, das ihnen im Kampfe gegen die herrschende Majorität die besten Dienste leistete. Denn „antiliberal“, das heißt im Gegensatz zur herrschenden Partei, waren damals alle, die irgend einen Grund zur Unzufriedenheit mit den Liberalen hatten, und dieses einigende Wort vereinigte die gegensätzlichsten Elemente zum Kampfe gegen den alterschwachen, verdorbenen und verlogenen Liberalismus. Zudem war Schönerers Auftreten für den einstigen Demokraten Lueger von bestimmender Bedeutung geworden; der aus den gegebenen Verhältnissen seinen Vortheil klug berechnende Politiker Lueger konnte den nationalen Antisemitismus Schönerers für seine Zwecke nicht verwenden, aber unter dem confessionellen Antisemitismus verstand es, die national so gegensätzlichen und widerstrebenden Elemente zu vereinigen. Aus den Antiliberalen wurden Christlichsociale, und den einstigen freiheitlichen Demokraten erstand unter der neuen Flagge in den Clericalen ein mächtiger Bundesgenosse. Die Herren Demokraten Lueger, Dr. Gessmann, Gugler machten eine seltsame Wandlung durch, und auf den neuen Wegen, die diese Volksführer einschlugen, wollten ihnen die Lehrer nicht folgen.

Hier erscheint es aber nothwendig, der Strömungen innerhalb der Lehrerschaft zu gedenken. Der weitaus bedeutendste Lehrerverein Wiens, der schon vor der Schaffung des Reichs-Volksschulgesetzes in Wien ins Leben gerufen wurde und bei dieser Schöpfung eine nicht unbedeutende Rolle spielte, war der Verein „Volksschule“. Der ganz und gar in den Traditionen der altliberalen Partei lebte. Die Kämpfe gegen den zum Theile jo lehrerfeindlich sich geberdenden Liberalismus fanden in den alten Herren, die im Vereine „Volksschule“ das große Wort hatten, ein „schwaches Geschlecht“, die jüngere Lehrerschaft wünschte dringend ein energischeres Vorgehen, in dem genannten Vereine entstand eine tiefgehende Spaltung, die schließlich zum Austritte der gesammten sich infolge der vorhergehenden Kämpfe solidarisch fühlenden jüngeren Lehrerschaft und zur nachmaligen Auflösung des Vereines führte. Aus dem Vereine „Die Volksschule“ entstand der „Wiener Lehrerverein“, der die älteren, ruhigeren Elemente der Wiener Lehrerschaft in sich vereinigte, während die jüngere Lehrerschaft, die Anhänger der schärferen Tonart, sich in dem von dem Lehrer Karl Seitz begründeten „Centralverein der Wiener Lehrerschaft“ vereinigte, der bald einen derartigen, Umfang annahm, daß er zwei Drittheile der Wiener Lehrerschaft in sich schloß. Die Gründung dieses Vereines fällt in das Ende des Jahres 1898, also in eine Zeit, da aus den Antiliberalen schon Christlichsociale geworden waren. Der neue Verein befindet sich demzufolge schon im vollsten Gegensatze zu der verschiedenen Partei: die Subvention des Katholischen Schutzvereines seitens des Wiener Gemeinderathes, die von der Wiener Lehrerschaft theils als Mißtrauensvotum gegen sich, theils als offene Kundgebung für die Clericalen aufgefaßt wurde, und der Vergani'sche Schulantrag hatten die Lehrer gegen ihre früheren Mitkämpfer furchtbar erregt. In der von den Führern im Centralvereine veranstalteten, großen Lehrerversammlung im alten Rathhause (7. Jänner 1897) kam es zum vollständigen Bruche zwischen der Lehrerschaft und der christlichsocialen Partei. Buchstäblich donnerte der Gessmann den Saal verlassen, nachdem er eingesehen hatte, daß auf die Gesolgschaft der Wiener Lehrer nicht mehr zu rechnen sei.

Damit war das Signal zum Kampfe gegeben, den die Christlichsocialen rücksichtslos mit allen ihnen zu Gebote stehenden Machtmitteln führten und der in zahllosen Maßregelungen unbequem gewordener Lehrpersonen Ausdruck fand, ein Kampf, der in seinen Ausgängen auch das Parlament zum öfteren beschäftigte Affairen Seitz und Reßlinger. Leider entstanden nur allzubald auch im Innern des neugegründeten Centralvereines tiefgreifende Spaltungen, die durch den Gegensatz zwischen den socialdemokratischen und den nationalen Lehrern herbeigeführt wurden.

Die im Gegensatze zum Organe des Lehrervereines „Volksschule“ von Seitz und Ofenböck gegründete Zeitschrift „Freie Lehrerstimme“ hatte bald in entschiedenster Weise für die Socialdemokratie Partei ergriffen. Da nun die Schriftleiter dieses Blattes gleichzeitig die Leiter des Centralvereines waren, so konnte es nicht ausbleiben, daß die national gesinnte Lehrerschaft bald in die heftigste Gegnerschaft zur Leitung des Centralvereines gerieth, der nach den Bezirksschulrathswahlen im Jahre 1898 zum Exodus der Deutschnationalen aus dem „Centralverein“ führte. Die „Deutschgesinnten“ schlossen sich dem aus dem Vereine „Volksschule“ hervorgegangenen „Wiener Lehrerverein“ an und gründeten unter der Leitung R. Reßlings ein neues Blatt: „Freie deutsche Schule“.

Damit war die Sache der Lehrerschaft tief geschädigt worden. Die zweifelhaften Elemente waren aus dem Centralvereine ausgetreten, ohne sich nachher dem fortschrittlich gesinnten Wiener Lehrerverein anzuschließen. Das Feld war frei für den unter der Aegide der Christlichsocialen gegründeten „Verein der Lehrer und Schulfreunde“, dem unter dem ungeheuren Drucke der Christlichsocialen bald die Lehrer in hellen Haufen zuströmten.

Dies in kurzen Zügen die Geschichte der Wiener Lehrerbewegung. Aus diesen Wirren gibt es nur einen Ausweg: Verstaatlichung der Volksschule. Die Lehrerschaft muß dem Einflusse der politisch so wandelbaren Majorität des Wiener Gemeinderathes entzogen werden.

Rudolf Hawel.

Zum Kabelproceß der Gemeinde Wien.

Der Proceß, welchen die Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Straßenbahnen gegen die Gemeinde Wien wegen des Rechtes auf Kabellegung führt, bestätigt, was man allerdings schon vorher gewußt hat, daß wohl noch niemals ein Vertrag von solcher Wichtigkeit in so leichtfertiger Weise verhandelt und abgeschlossen worden ist. Was war nicht alles in dem Vertrag festzusetzen vergessen worden! Erst infolge der öffentlichen Discussion über den dem Gemeinderath vom Stadtrath vorgelegten Entwurf wurde die Höhe des Actien- und Obligationencapitals der neuen Gesellschaft nachträglich festgesetzt, welche für die Gemeinde angesichts des Dividendenantheiles von großer Bedeutung war. Aus dem Paragraph bezüglich des Rechtes der Gemeinde, ein Kraftwerk zu bauen, von welchem das Unternehmen den Strom zu beziehen habe, wurde erst nachträglich die Clausel eliminiert, welche die Ausübung dieses Rechtes vom guten Willen der Gesellschaft abhängig machte. Die Entscheidung, wer die Kabel legen dürfe, fehlt im Vertrag. Es ist zwar an verschiedenen Stellen im Vertrag von den Kabeln die Rede, aber nirgends ist ausgesprochen, wer sie zu legen hat. Es ist der Gemeinde ein Genehmigungsrecht der Dienst- und Arbeitsordnung vorbehalten, aber was geschehen soll, wenn keine Einigung darüber erzielt werde, das festzusetzen hat man unterlassen, und so ist noch immer keine Dienst- und Arbeitsordnung rechtskräftig zustande gekommen. Die Gemeinde hat das Recht, den Vertrag zu lösen und den Betrieb selbst zu übernehmen, wenn sich die Gesellschaft eine Reihe von Vertragsverletzungen zu Schulden kommen läßt, aber über die Grundlagen der vermögensrechtlichen Auseinandersetzung, die darauf folgen muß, herrscht größte Unklarheit. Die Commune verpflichtete sich im Vertrag, der Gesellschaft zur Erlangung der Steuerfreiheit behilflich zu sein, obwohl das Gesetz die Steuerfreiheit in diesem Falle ausschloß. Aber die natürliche Forderung, daß die Gemeinde zuschlage zur Staatssteuer in die Abgaben an die Gemeinde eingerechnet werden, wenn die Steuerfreiheit nicht erzielt wird, hat die Gesellschaft zu erheben unterlassen. Die Anzahl von Conflicten zwischen Gemeinde und Gesellschaft, die bereits bisher eingetreten sind, beweist, mit wie wenig Präcision und Voraussicht beinahe jeder einzelne Paragraph des Vertrages abgefaßt ist.

Seit wann den Verhandlungsführungen auf dem Proceß kennen gelernt hat, kann dieses Resultat auch niemand mehr wundern. Es wurde nicht einmal ein anständiges, von beiden Parteien unterzeichnetes Protokoll über die Verhandlungen geführt. Und den Gemeindevertretern war schon die Mühe zu groß, zu vergleichen, ob die in dem einleitig vom Schriftführer der Gemeinde geführten Protokoll als vereinbart aufgenommenen Bestimmungen auch wirklich in den Vertrag aufgenommen wurden. Und so steht das Recht der Gemeinde auf Kabellegung wohl im Protokoll, aber nicht im Vertrag. Was sonst noch alles in den Sitzungen des Schriftführers der Gemeinde an Rechten eingeräumt sein mag, ohne im Vertrag enthalten zu sein, das bleibt der Zukunft überlassen, zu enthüllen.

Daß die Gemeindevertreter so gearbeitet haben, dafür gibt es eine einfache Erklärung: das ist halt wienerisch, wienerische Schlamperei. Für die Vertreter der Firma Siemens & Halske und der Deutschen Bank, welche für die Betriebsgesellschaft die Verhandlungen führten, ist eine so harmlose Erklärung nicht zulässig. Ihnen war es bezahlt gleichgiltig, wie sich die Betriebsgesellschaft mit dem Vertrag abfinden werde. Sie haben das Interesse der Betriebsgesellschaft bewußt verletzt. Den Herren Siemens, Schwieger und Genossen als Vertretern von Siemens & Halske, war es einzig und allein darum zu thun, dass diese Firma ihren enormen Baunutzen gesichert erhalte, und für dieses Ziel war den Herren Siemens, Schwieger und Genossen als Vertretern der Betriebsgesellschaft kein Opfer zu groß. Während der Verhandlungen war es nur ihr Bestreben, daß die Gemeinde ihnen bezüglich der Bauführung und der Abrechnung mit der Gesellschaft keine Schwierigkeiten in den Weg lege. Darin fanden sie sich mit den Vertretern der Gemeinde, welche jede Schädigung der Actionäre der Tramway als einen speciellen Erfolg des Bürgermeisters begrüßten. Der hatte sich ja die „Zerschmetterung der Tramwaygesellschaft zum Ziele gesetzt. Ob dies zu Gunsten der Gemeinde oder der Firma Siemens & Halske geschah, das war schließlich nebensächlich. Und zerschmettert ist die Tramwaygesellschaft gründlich worden. Dafür sorgen der Baunutzen der Firma Siemens, die unsinnigen Steuern und Gebühren, welche die steuerstatte Art der Umgehrung der Tramway in die Betriebsgesellschaft zur Folge haben mußte und die hohen Strompreisen. Zu bieten hat sich so recht die Hintelist der Firma Siemens allerdings nicht an ihr, sondern an der Betriebsgesellschaft gerächt. Die hohen Stromkosten waren von Siemens & Halske der Gemeinde zugestanden worden, weil sie heimlich dachten, daß die Gemeinde nie das Kraftwerk werde bauen können, denn sie durfte es nur dann bauen, wenn die Betriebsgesellschaft den Willen kundgab, eventuell selbst eines zu bauen, und das wäre eben nie geschehen. Als dann der Campagne Mittelshöfers in der „Arbeiter-Zeitung" dieser Fallstrick aus dem Vertrage eliminiert war, da war es zu spät, eine Aenderung der Berechnung der Stromkosten zu erzielen. Und ebenso war es zu spät, wegen der Kabellegung etwas festzusetzen und wenigstens vorzusorgen, daß die Kabel, welche von der Gesellschaft für die Uebergangsstrecke bis zur Fertigstellung des städtischen Stromwerkes gelegt werden mußten, abgelöst werden, sobald das städtische Werk in Betrieb kommt. Und so werden jetzt je nach der Entscheidung des Proesses entweder die bisher von der Gesellschaft gelegten Kabel wertlos oder die von der Gemeinde gelegten. Und dabei handelt es sich nicht um geringe Summen. Die Gesellschaft dürfte bisher Kabel im Werte von annähernd vier Millionen Kronen gelegt haben, und die Herstellungen der Gemeinde, deren Berechtigung von der Gesellschaft bestritten wird, an Hochspannungsnetz, Umformern und Speisekabeln sind nach den Vorlagen über das städtische Elektricitätswerk mit über sechs Millionen Kronen präliminiert. Allerdings hat es den Anschein, als ob der Proceß verglichen werden wird, und so könnten beide Parteien mit einem blauen Auge davonkommen.

War das Vorgehen von Siemens & Halske, als sie den Vertrag im Namen der Betriebsgesellschaft abschlossen, ein kaum je dagewesener Vertrauensmißbrauch, so stellt sich das Vorgehen der Firma und der Verwaltung der Betriebsgesellschaft seit ihrer Constituierung nicht besser dar. Zunächst hatte die Verwaltung nur das Bestreben, die Actionäre über die Folgen des Vertrages zu täuschen, es mußte der Deutschen Bank Zeit gelassen werden, ihre Actien zu veräußern. Darum mußte Herr Director Gwinner in der Generalversammlung der Tramway, in welcher der Vertrag mit der Gemeinde zur Berathung stand, die Actionäre beruhigen: „Haben Sie Vertrauen zu uns, wir sind Compagnons und wir bleiben Compagnons!" Und als Director Gwinner dies sagte, da hatte die Deutsche Bank bereits einen großen Theil ihrer Tramway-Actien verkauft und sich mit Kostlücken die Majorität in der Generalversammlung verschafft. Auch später wurden die Actionäre über die Situation der Gesellschaft systematisch irregeführt. Aber schlimmer als all das ist die Art, wie sich die Firma Siemens und die Verwaltung zu der ihr bekannten Gefahr wegen des Kabellegungsrechtes verhielten. Es ist zwar sicher nicht wahr, aber wir wollen sogar die von den Vertretern von Siemens & Halske bei der Proceßverhandlung abgegebene Erklärung hinnehmen, daß die Gesellschaft, als ihr im Februar 1899 die Offertausschreibung wegen städtischen Stromwerks bekannt wurde, diese selbst als unformatt ansahe. Warum ist aber die Firma Siemens im Jänner 1900, als sie zugegebenermaßen bestimmt erfuhr, daß die Gemeinde die Speisekabel selbst legen wolle, nicht entweder sofort mit ihr wegen eines Ausgleiches in Verhandlung getreten, oder hat die Feststellungsklage überreicht, die sie nun fast zwei Jahre später angestrengt hat? Damals, als die Gemeinde noch keine Kabel gelegt hatte, wäre ein Ausgleich viel leichter gewesen als heute. Damals waren von beiden Parteien noch nicht Millionen ausgegeben worden, die wertlos werden müssen, je nach dem Ausgang des Processes. Für dieses Vorgehen gibt es nur eine Erklärung. Die Firma Siemens fürchtete, daß die Betriebsgesellschaft eventuell gegen andere Concessionen auf das Recht der Kabellegung werde verzichten müssen. Und dann hätte die Firma Siemens die Kabellieferungen für die Gesellschaft nicht erhalten. An den Kabellieferungen für die Gemeinde ist sie nur mit einem Theilbetrag, wie verlautet, mit einem Drittel, interessiert. Und damit sie nicht um die Kabel komme, welche sie für die Gesellschaft zu legen hatte, mußten von der Betriebsgesellschaft Millionen hinausgeworfen werden!

Als der Vertrag zu Stande kam, sahen der Gemeinde und Siemens & Halske abgeschlossen wurde, bezeichneten wir ihn als contra bonos mores. Die Ausführung des Vertrages stellt sich dem Vertrage selbst würdig an die Seite. Daß die Firma Siemens & Halske die berechtigten Interessenten, die Actionäre der Tramway-Gesellschaft, in deren Namen sie den Vertrag mit der Gemeinde abschloß, derart ausplündern konnte, das ist Schuld der Gemeinde. Somit ist es das Bestreben und die Pflicht einer städtischen Körperschaft, welche einen Vertrag abschließt, darüber zu wachen, daß ihre Leistungen nicht dritten, sondern den Interessenten zugute kommen. Sie wird deshalb auch den Vertrag nur mit den berechtigten Interessenten und nicht mit dritten abschließen, welche Sonderinteressen verfolgen, wie hier die Baufirma Siemens & Halske. Die Gemeinde Wien aber hat nicht nur diese selbstverständlichen Regeln außeracht gelassen, sie hat der Firma Siemens noch ganz ausdrücklich zu verstehen gegeben, daß es ihr nicht unwillkommen sein werde, wenn die Tramway bei der Sache schlecht wegkommen würde. Sie hat eine Bestimmung in den Vertrag aufgenommen, daß die Gemeinde keinen Einfluß darauf nimmt, wie sich die neue Betriebsgesellschaft mit der Tramwaygesellschaft auseinandersetze. Im Vertrage aussprechen, wer die Kabel

Digitized by Google

legen solle, war überflüssig. Dass aber die Tramway-Actionäre sich nicht an die Gemeinde wenden dürfen, wenn sie von der Firma Siemens übers Ohr gehauen werden, das im Vertrag festzustehen, erschien beiden Parteien wichtig genug. Walther Federn.

Die drahtlose Telephonie.

Die Mittheilung von Tönen und Lauten auf grosse Entfernung selbst unter Anwendung metallischer Leitungen ist schon an und für sich ein grosses Wunder, wie sollten wir ohne Staunen — und „das Staunen ist der Menschheit bester Theil" — die Kunde von der Errungenschaft vernehmen, dass die menschliche Sprache, Musik, Gesang 2c. kilometerweit ohne jede metallische Verbindung übertragen werden kann. Noch ist es uns in lebendiger Erinnerung, wie ein Lord Kelvin (William Thomson), ein Werner Siemens, ein Helmholtz und andere Heroen der Wissenschaft in helle Begeisterung geriethen, wenn sie von dem kleinen Wunderdinge, dem Telephon, sprachen! Es war so, als hätte man einen Zipfel des Schleiers von den als ewig undurchdringlich geltenden Mysterien der Natur, und zwar ungestraft, zu mit dem Greifstabe tiefster ästhetischer Befriedigung — wie Popper in seiner Schrift „Ueber die Bedeutung der technischen Fortschritte" nachweist — gelüftet. Man muss gestehen, dass die neueste Phase der Verwendung des „Hörrohres" denselben Charakter einer schönen Erfindung an sich hat und neue Perspectiven in das als unnahbar verschriene Reich der Möglichkeiten eröffnet, dem die modernen Titanen schon so manches Geheimniss zum Wohle der Menschheit entrissen haben. Das „Nil admirari" gehört in die Rumpelkammer der Vergangenheit, wie manches andere auch.*)

Während nun die europäischen Erfinder einander in Neuerungen auf dem Gebiete der Fernkontelegraphie überbieten, sitzt Tesla auf den Höhen der Rocky Mountains in einem geräumigen Blockhaus und beräth sich, eine Correspondenz mit den Marsbewohnern einzuleiten! So närrisch diese Idee klingt, so muss man Tesla, in welchem sich Lombrosos Ansicht vom Wesen des Genies zu bestätigen scheint, denn doch bewundern! „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", sagt die Sibylle Manto zu Cäsaren über Faust, der von seinem Streben nach dem Ideal der Schönheit nicht gehilft sein will. Im „Century Magazine" vom December 1899 veröffentlichte Tesla eine Reihe von Projecten von geradezu unglaublicher, um nicht zu sagen „närrischer Kühnheit"! Unter anderem wollte der titanenhaft strebende Elektriker ein Boot, dessen Mechanismus für translatorische Bewegung und dessen innere Verrichtungen er nicht weiter bekannt gab, drahtlos vom Ufer aus beliebig dirigieren. Wenn Tesla nun auch nicht den Mechanismus beschreibt, der seinem „Telautomaten" innewohnt, das sagt er ausdrücklich, dass er diesen Mechanismus elektrisch auslöse und complicirt, d. h. commandiert! Ohne Draht! Statt eines elektrischen Auges will sich eines abgestimmten elektrischen Ohres bedienen, das — taub für jeden Unregelmäßigkeiten — nur vom Befehle des Berufenen folgt! Wir gestehen, dass, als wir das soeben Skizzierte lasen, uns für den Verstand des uns befreundeten, liebenswürdigen Landsmannes bangte! Doch siehe da: die Blätter vom 19. October d. J. bringen folgende Nachricht: „London. Vor einer zahlreichen Versammlung von Fachmännern und Vertretern der Presse demonstrierten gestern zwei Ingenieure, Armstrong und Orling, eine bedeutsame Erfindung: Torpedos durch elektrische Strahlungen ohne Vermittlung durch Drähte zu lenken" 2c. 2c. . . . Wahrlich, Phantasie und Wirklichkeit überbieten einander in den neuen Jahrhundert: Die Geister sind wach! In gewissen Ländern ist es eine Freude zu leben!

Die drahtlose Telephonie hat ihren Ausgang vom sprechenden elektrischen Flammenbogen genommen. Einer anonymen, laut dominirten Beobachtung an einer Bogenlampe, wie sie seinerzeit Hughes am Telephon machte, verdankt Dr. A. Th. Simon vom Erlanger Physikalischen Institut die Entdeckung, dass die Bogenlampe bei gewisser Schaltung Töne und Klänge wiedergibt, wie ein laut wechselndes Telephon. Die diesbezüglichen Versuche wurden in Wien von Prof. Exner im vorigen Jahre reproduciert und deren Resultate durch die Zuschrift des Letzteren in „Elektrotechnik und Maschinenbau" veröffentlicht. Simon hat nämlich constatiert, dass die Bogenlampe als ein sprechendes Telephon verwendet werden könne, wenn man sie mit einem Condensator in Nebenschluss bringt. Dieser Condensator muss nur werthen, dass die Lichthöhe des Bogenlampe, das heißt des Abstand der Kohlenspitzen, möglichst gleichmäßig bleibt, sondern dass die Schwingungen der Stromwellen, welche durch Sprechen auf den Bogen einwirken, möglichst ungehindert durch den Condensator gehen können. Ist dies der Fall, so werden die Schwingungen so wie die Töne in Telephon genau reproduciert.

Prof. Simon hat bekanntlich im vorigen Jahre der Idee in Wirklichkeit gebracht, diese Erscheinung zu drahtlosen Telephonie zu benutzen. Er hat diese Idee durch Anwendung des Tesla-Stromes in Oscillator werden Mittel verwendet, so hat er

Ueberlagerung der Mikrophonströme im Flammenbogen entstehen, auch Temperaturschwankungen in der Gashülle erzeugen. Die sprechende Bogenlampe ist also eine vorzügliche undulierende Wasserstoff-Lichtquelle, wie man sie zur Entsendung von Schall nicht besser finden kann.

„Je länger ich lebe, je mehr ich weiß,
Erkenn' ich: Alles dreht sich im Kreis!"

singt Goethe. So auch hier. Schon im Jahre 1878 (17. Mai) legte der Erfinder des Telephons, Graham Bell, eine Denkschrift der Royal Society in London vor, welche die Eigenschaft des Metalloids Selen, in hohem Maße veränderlich in seiner Leitungsfähigkeit für elektrische Ströme bei veränderlicher Belichtung zu sein, darlegte und dabei zugleich auf die Brauchbarkeit dieses Stoffes zur Herstellung der Lichttelephonie oder Photophonie, wie er es nannte, hinwies. Er construierte auch ein solches Photophon und beschrieb dasselbe in einer am 18. October 1880 der Academie der Wissenschaften unterbreiteten Schrift, nachdem er sich durch praktische Versuche von seiner Brauchbarkeit überzeugt hatte.

Damals war das Miktophon, worauf der mit Recht berühmte Erfinder und Elektriker Hughes allerdings schon seit December 1877 arbeitete, noch nicht in Anwendung. Frühere Untersuchungen haben dargethan, dass nicht nur Lichtstrahlen zur Bethätigung des Selens als veränderlichen Widerstand benützt werden können, sondern auch Wärmestrahlen — und zwar wirken letztere, wie Tyndall, Röntgen und Mercadier nachwiesen, auf Gold, Silber, Platin und Kupfer schallerregend. Mercadier construierte sein Radiophon, wobei es sich genau zeigte, dass eigentlich die Wärmestrahlen die für diese Uebertragungen wirksamen Agentien sind. Bell und sein Mitarbeiter Tainter konnten auf 213 Meter photophonieren, wie weit Mercadier kam, wissen wir nicht. Bell und Hayes haben vor etwa zwei Jahren auf einer Ausstellung in Newyork ein Photophon functionieren lassen, welches allerdings nur eine kurze Strecke — etwa 100 Meter weit wirkte, jedoch dadurch bemerkenswert erscheint, dass auch hier die Reinen von Wärmestrahlen dabei ins Spiel trat. Ganz fabelhafte Dinge erzählten von zwei Jahren italienische Fachblätter über eine Telephonie ohne Draht, welche Prof. Ruffo d'Asar dadurch bewirkt, dass er die Schallwellen direct durchs Wasser leitet, jedoch gelegentlich auch Erde und Luft als Leiter benützt.

Um auf Bells Anordnung zurückzukommen, so bestand sie darin, dass die Sonnenstrahlen, nach Durchgang durch geeignet disponierte Linsen auf eine spiegelnde Membrane eines Sprechtelephons giengen, dann in den Brennpunkt eines parabolischen Spiegels, wo eine Selenzelle der abwechselnden Wirkung der Strahlen ausgesetzt war, ziemlich parallel gelangten und in die mit einer Batterie und einem Hörrohre verbundene Selenzelle die undulierenden Ströme, welche das Licht in ihr variierte, in die Elektromagnete der Telephone eintreten ließ. Um die Function der Selenzelle zu verdeutlichen, denken wir uns, dass in irgend einem geschlossenen Locale schwache Musik gemacht wird; in einiger Entfernung draußen wird man von derselben nichts wahrnehmen. Oeffnen wir aber die Thür des Locales, so hört man die Musik. Ersetzt das Oeffnen und Schließen der Thüre jene rasch und selbstverständlich gerauschtes — etwa hundertemal in der Secunde — dann hört man die Musik recht gut. Die Function der Selenzelle ist ähnlich jener dieser Thüre, andererseits der des Cohärers bei der drahtlosen Telegraphie zu vergleichen, hier liegt der Fall vor, dass zwei im sich schwer begreifliche Dinge einander vorstellbarer, jedenfalls verständlicher erscheinen lassen.

Wenden wir uns wieder zur Simon'schen Anordnung. Er behält für die Empfangsstation im wesentlichen dieselben Apparate bei, wie sie Bell hatte, bedient sich jedoch statt des Sonnenlichtes der sprechenden Bogenlampe oder eines Scheinwerfers, wie Prof. Zöller bei der Lichtelegraphie; selbstverständlich verwendet er statt des einfachen Telephons, auf dessen Membran Bell das Sonnenlicht auffallen ließ, ein Mikrophon mit Kohlenkörnern, welches die besten Lautwirkungen auch in der gewöhnlichen Telephonie gestattet.

Prof. Dr. Simon hat auf der kürzlich abgehaltenen Naturforscherversammlung in Hamburg eine photophonische Uebertragung auf etwa 1 Kilometer produciert.

Nachdem nun einmal der Lichtstrahl zum Herold des gesprochenen Wortes gemacht worden war, trat an die Photographie das Problem heran, sich an diesen Erfolgen zu betheiligen.

Wenn eine photographische Aufzeichnung der Vibrationen des Sprechstromes möglich ist, dann ist es auch möglich, die so aufgezeichneten Töne telephonisch zu reproducieren! Herr Ernst Ruhmer aus Berlin hat nun ein Photographophon construiert, mit welchem er diese Aufgabe leicht zu lösen vermag. In einem Holzkasten teilt ein Schlitz von einer Kerze ab auf eine zweite, welche mit einem Uhrwerk-Lichtregulator in gleichmäßiger Drehung gebracht wird. Auf den Schlitz ist ein Stück Film einer Glasplatte angebracht, durch welche der von dem Mikrophon in Vibration gesetzte Lichtstrahl auf den Photographen hindurchgeht und auf den mit 2 bis 3 Meter Entfernung [illegible] sodann seine Wirkungen übt. Nachdem

der Film besprochen oder besungen worden, wie dies beim Phonographen auf der Walze der Fall ist, wird er entwickelt und fixiert.

Bei der Wiedergabe wird der Film in gleich großer Geschwindigkeit abgerollt, und zwar vor einer gewöhnlichen Projectionslampe. Hinter dem Film befindet sich eine nach einem besonderen Verfahren hergerichtete Selenzelle, die mit einer kleinen Batterie und zwei Telephonen zusammengeschaltet ist. Sowie nun beim Phonographen oder Graphophon dadurch, daß eine Membran mit einer Spitze in die Vertiefungen auf der Walze oder Scheibe eindringt und in analoge Schwingungen geräth, wie jene sind, welche sie beim Sprechen oder Singen annahm, so bringen hier die Strahlen der Projectionslampe wie unzählige Fühler auf die mehr oder minder geschwärzten Stellen des Films und wirken dann auf die Selenzelle derart ein, daß die Lichtwirkungen des Films sich als Schallwellen in den Telephonen reproducieren! Die Wiedergabe soll, wie Herr Ruhmer behauptet, sehr deutlich sein! Mittels tantiprechender Telephone kann ein einen großen Saal füllendes Auditorium eine solche photographophonische Reproduction vernehmen. Klingt auch diese Bezeichnung nicht besonders annuthend, die Sache ist jedenfalls bewundernswert! Welche Aussichten diese Erfindung eröffnet, wird jedem Denkenden klar! Es dürfte dieses Verfahren, Phonogramme aufzunehmen und aufzubewahren, jenem, wobei der Phonograph in Verwendung kam, weit vorzuziehen sein!

Wenn wir — nach einem kurzen Rückblick — das Gelesene auf diesem Gebiete*) überdenken, so müssen wir wohl sagen, daß außer den Röntgen- und Curie-Strahlen nichts so sehr die Bewunderung des staunenden Zeitgenossen hervorruft, wie das auf dem Princip litigierten Gebiete Erreichte! Wenn wir uns auch nicht mit Tesla der Hoffnung hingeben, daß wir in absehbarer Zeit mit den Marsbewohnern werden telegraphisch verkehren können, wenn wir auch nicht Prof. Arctons — eines sehr verdienten Physikers — Ansicht theilen können, daß es künftig nur nöthig sein wird, elektrisch einen gleichgestimmten Freund anzurufen, um mit ihm beliebig zu correspondieren, wo er auch immer sei, so geben wir denjenigen, welche wie Marconi, Slaby und Braun das schwere Brot der Erfinder gegessen, und die leicht bei einander wohnenden Bedenken in Dinge verwandelt haben, die wie Raumes Poeten, doch Recht, wenn sie sagen, daß die Entwicklungsfähigkeit des drahtlosen Fernschreibens und Fernsprechens, weite, heute gar nicht absehbare Grenzen besitzt! Nun darf man auch hoffen, daß die Erfinder dem Fernsehen erfolgreicher als es bis jetzt geschah, an den Leib rücken werden!

Josefath Marcis.

Frédéric Mistral. **)

Mistrals Leben und die freiwillige Zurückgezogenheit, in der er schafft, sind bekannt. Er verschmäht das Leben in Paris, die Akademie und die öffentlichen Ehren und wohnt in Maillane, einem hübschen provencalischen Dorfe, das man über Tarascon erreicht, in einer entzückenden Landschaft, die von Sonnenschein übergossen und von Olivenbäumen beschattet wird. Sein Haus ist allgemein bekannt, und stets empfängt er mit der größten Liebenswürdigkeit die Künstler und Schriftsteller, die es sich zur Ehre anrechnen, ihn auf ihrer Wanderung zu begrüßen. Er führt das Leben eines kleinen Gutsbesitzers, geht wenig nach Marseille und fast nie nach Paris und hat sich in seinem Alter die peinliche Haltung eines großen, kräftigen, gewanden und gesunden Jägers bewahrt; sein Gesicht ist sehr energisch, und scharf schneidet der Wind unter einem großen, weichen Filzhut hervor, den er stets trägt. Mit Emile Pouvillon, dem bedeutenden Romanschriftsteller, der sich nach dem Quercy zurückgezogen hat und mit Maurice Rollinat, dem nervösen Dichter, der als Bauer in der Creuse lebt, bietet Mistral das Bild eines Schriftstellers, der seiner Provinz durchaus treu geblieben ist und jede Berührung mit Paris zurückweist. Er bietet so das Bild einer harmonischen Persönlichkeit, deren Werke und deren Charakter mit einander im Einklang stehen. Seine Bücher, seine Wohnung, seine Sitten, seine äußere Erscheinung wurzeln in ein und derselben logischen Conception, deren große Linien einfach und fest dastehen, und gerade in dieser Einfachheit muß man die Erklärung für den Einfluß und den moralischen Magnetismus Mistrals suchen.

Er hat beides nicht gewollt, sondern nur daran gedacht, nach seinem Behagen zu leben. Er hat sich darauf beschränkt, seine Ersten seinen Neigungen anzupassen, ohne die Ordnung seines Charakters und seines Willens von den Launen der Leidenschaft oder des Instinkts beeinflußen zu lassen. Mistral hatte kein anderes Ziel im Auge, als der Stelle der Provence, in der er lebt und die er über alles liebt, Ausdruck zu verleihen; er wollte bei der Darstellung der ländlichen Idyllen und Scenen die großen Mittel des lyrischen Epos und des Epos anwenden, den die provencalischen Dichter bis dahin nicht zu benutzen gewagt. Sie beschränkten sich auf kurze Strofe, auf kleine Strophen, auf Lieder oder Balladen. Mistral war der erste, der es wagte, sie dieses Genre die Strophen der Ode, die Ausdehnung des Buches zu gebrauchen. Er ist auch der erste, der es gewagt hat, sie für eine Sprache zu verwenden, die man in kleinlicher Verkennung der ihr innewohnenden, wunderbaren Schönheit einfach als „Dialect", als „Patois" bezeichnete. Er hat ruhig seine Bücher geschrieben, ohne sie anzudrängen zu wollen, um die provencalische Sprache zu Ehren zu bringen und durch sie zu zeigen, daß sie zum Ausdruck des ausgedehntesten Lyrismus das vollste Recht besaß.

Als auf Mistral in unserem Jahrhundert die bedeutendsten Dichtungen, die man seit Joceslyn und den Classikern geschrieben hat, „Mireille" und das „Poeme du Rhône" bleiben literarische Denkmäler von außergewöhnlicher Bedeutung, in denen die Einheitlichkeit der Inspiration, der lyrische Schwung, der dichterische Odem alles zu überteffen scheinen, was man erwarten durfte. Es sind wahre provencalische Symphonien. Die Natur, die Tonsarbe des Himmels, die Beschaffenheit der Landschaft bilden die Figuren und die hauptsächlichen Themata. Romanschriftsteller wie Daudet, Reine, Ricard haben wohl gelegentlich in anekdotischer Weise Tarascon, die Camargue oder andere Winkel des Südens zu schildern versucht. Doch Mistral geht viel weiter, wie sie alle, denn sein wirkliches und einziges Sujet ist seine Geschichte, es ist die Seele seines provinzialen Vaterlandes. Gerade hieraus schöpft er die volle Kraft seiner Ausdrucksfähigkeit, die sogar von der Einrichtung seines Privatlebens aufrechterhalten wird. Er ist sein Schriftsteller, der Sujets aus dem Leben nimmt und sie mit gleichgiltiger Geschmeidigkeit umformt. Er ist ein Apostel, ein Ueberzeugter, der fröhlichen Herzens sein Lied zur Sonne und den Olivenbäumen seines schönen Vaterlandes emporsteigen läßt; das Schreiben ist für ihn eine That Dankbarkeit, und wollte man ihn anderswohin verpflanzen, er würde nichts mehr schaffen.

Mistrals Lyrismus beganbert und packt durch den unendlich natürlichen, heftigen, zuweilen sogar wilden Charakter, dem eine treffende Klarheit der Bilder, eine merkwürdige Herbheit innewohnt, der sich die dem Provencalen eigene Geschmeidigkeit zugesellt. Es sind begeisterte, in raschem Zuge hingeworfene Versperioden, denen man die Feile des Lateinern nicht anmerkt und die sich mit stark romantischer Freiheit entwickeln. Es herrscht hier eine Sentimentalität, die aber nie bis zu den psychologischen Kleinlichkeiten oder zu den faden Liebesbändeln der Modernsmane geht; die Dialoge sind kurz, alles ist scharf ausgeprägt und tactmäßig gereglt, wie es diese ganze Natur ist, die beständig mitten im Sonnenschein von dem großen, reinigenden Winde gepeitscht wird, der sich von der Erde erhebt und, wie der Dichter selbst, der „Mistral" heißt. Nicht umsonst trägt der Dichter diesen Namen, seine Kunst weht über den ganzen französischen Süden, wie ein starker Wind, der jeden beim unreiner und degenerierter Kunst spritzt. Nach den „Poèmes de Provence," nach Roumanille, Felix, Gras, Jasmin, Aubanel, hat Mistral der provencalischen Sprache ihre wahre Größe verliehen. Alle diese Volksdichter eiselerten kleine galante oder naive Bagatellen. Er bchersicht sie. Seine Kunst ist tieflassisch durch die Klarheit der Silhouetten, die Concentration der Charaktere und das ruhige und starke Naturgefühl. Je mehr man die Provence und den provencalischen Charakter kennen lernt, desto mehr fällt die unglaubliche Wahrheit der Bilder und Gestalten auf, die die Literatur Mistrals aufzuweisen hat. Der marseillaise Charakter ist namentlich ernst, zum Fatalismus neigend und, was die Frau und die Liebe betrifft, von orientalischen Ideen durchdrigt: die römischen Sitten sind in der ganzen Provinz Arles und Camargue in Kraft geblieben, während die Provinz Nix in Sitten und Geschmack weit mehr hellenisch ist. Ein tiefwurzelnder Paganismus erfüllt diese Lander mit ihren Erinnerungen: alles ist mit römischen Gräbern, Circen und alten Verschanzungen besäet; die Seele der Einwohner, das schwerfällige und majestätische Auftreten der Frauen, die fast stets ländlich, aber anmuthsvoll sind, die sehr ausgesprochenen Sitten, in der die feelische Liebe fast unbekannt ist und sich jedenfalls nie von der körperlichen Liebe trennt, alles trägt dazu bei, die Traditionen der heidnischen Latinität in ihrer vollen Stärke zu erhalten. Vergebens versucht das Christenthum, das von der Erziehungsmethode der Jesuiten — sie sind in der Provence sehr zahlreich und einflußreich und leiten ihre fast alle Gymnasien — verbörpert oder richtiger gesagt parodiert wird, gegen dieses unverhüllteste Wiederauftauchen des Heidenthums anzukämpfen. Mistrals Werke sind der heftigste Protest gegen diesen feindlichen Geist. Nicht daß der Dichter sich in Demonstrationen verbeliebe, doch sein Genie ist das der antiken Provence selbst, die oft heidnisch und lateinisch ist und das Leben mit allen seinen Freiheiten genießt. Mistral ist ausschließlich demokratisch und ein Feind des feudalen, katholischen und provinzialen Conservatismus, der zum Beispiel in Aix und Avignon herrscht, während die ganze Gegend den Marseille republikanisch und socialistisch gesinnt ist. Mit überaus großer Kraft hat Mistral in „Calendal", in den „Iles d'Or" und in seinem Drama „Reine Jeanne" den gleichzeitig materialistischen und sinnlichen Charakter des täglichen Lebens hervorgetreten, seinen Geist gekräftigt. Er ist auch entschlossener Föderalist, das heißt, aus seinen Werken gehen die verschiedenen Elemente hervor, um

*) Siehe auch: Die Verleihung des Nobelpreises an Sully Prudhomme.

**) Diese Studie behandelt nur einen Theil des provencalischen Dichters. Derselbe hat eine philosophische Poesie, eine Lyrik, Epik, Satire, Elegie und Didaktik geschrieben.

Digitized by Google

der extremen Centralisation von Paris einen moralischen Widerstand der Provinzen entgegenzustellen. Mistral hat die Klugheit besessen, nie einem politischen Ehrgeiz nachzugeben, sonst wäre er der geeignetste „Leader" der südfranzösischen Deputierten. Trotzdem hat er durch seine Haltung eingewilligt, der verkörperte Typus der Decentralisation zu werden. Von der ganzen Provence bejubelt, genießt der „Kaiser des Südens", wie man ihn hart nennt, wirklichen, echten Ruhm, ohne Charpentsche oder vertehende Reclame. Auf ihm fußend, hat die decentralisatorische Bewegung entstehen können. Niemand bot in der Provinz ein so hochgradiges Beispiel, um dieser gegen Paris gerichteten Empörung als Sammelpunkt zu dienen. Mistral hat, indem er seinen provinzialen Dialect zur Höhe der großen französischen Poesie erhob, zweifellos eine neue Situation geschaffen, die der decentralisatorischen Propaganda ungeheuere Dienste geleistet hat. Er hat dazu beigetragen, ein südfranzösisches Vaterland im Gegensatze zur „Idée de France", dem nordfranzösischen, zu begründen, hat dadurch aber die Klugheit und den Geschmack bewiesen, nichts darüber verlauten zu lassen. Man hat ihm vorgeworfen, er schreibe im Dialect, verachte die französische Sprache, empöre sich gegen sie, und er hat dazu geschwiegen; ebenso wie er schweigt, wenn Leute, wie Barrès, sein Beispiel für ihre nationalistischen Theorien anrufen, während andere ihn für ihre sozialistischen und freigeistigen Theorien in Anspruch nehmen. Er hält sich geschickt in ein literarisches Gewand und ist im Grunde seines Wesens wahrscheinlich mild-ironisch. Er läßt sich nicht verblüffen, und als man ihn in ein Kriegswerkzeug gegen die Hauptstadt verwandelte, hat er weder ja noch nein gesagt. Er ist ein Weiser, der an den Sitten seines Heimatlandes hängt und hat sich zur Decentralisation gutwillig hergegeben, ohne sie jedoch mit der Politik zu verquicken. Kürzlich hat er in Arles, dieser wunderbaren, alten Stadt, ein Museum von Costümen und Curiositäten der Provence gegründet; alles in allem ist er ein großer Franzose, der zu seiner Kritik den geringsten Anlaß bietet und einen Ursinnus besitzt, der jede Nervosität ausschließt, dem aber dafür ein stark entwickelter gesunder Menschenverstand innewohnt.

Mistrals Poesie ist sehr schön, und man darf nicht bedauern, daß sie im provençalischen Dialect geschrieben ist, denn, wenn die Bilder und sogar die Bewegung in einer französischen Uebersetzung auch erhalten bleiben, so ist doch diese Poesie in erster Reihe musikalisch, das heißt, sie ist auf den Harmonien und dem Wohlklang des Dialects begründet. Gerade die provençalische Sprache mit ihren ernsten Gesängen, ihren abgerundeten Wendungen, ihren breiten Rhythmen und ihrer ausgeprägten Tonfülle, ihrem fast spanischen Stolze der Sprechweise, verleiht der Poesie Mistrals den großen Theile ihrer Schönheit. Mistral bedient sich beständig der musikalischen Effecte des Provençalischen, das viel weniger Fischlaute aufzuweisen hat, als das Französische. Von diesem Gesichtspunkte aus ist er ein Vorläufer unserer mit dem freien Verse arbeitenden Dichter; sehr häufig nimmt er seine Effecte nicht aus dem Sinne, sondern aus dem Tone der Worte. Seine ganze Poesie ist sangbar. Es ist fast unlogisch, sie zu lesen, so scharf accentuiert ist sie. Es ist eine gleichzeitig erhabene und süßliche Sprache, die die Bedeutenden durch ihre prächtigen rhythmischen Vorzüge und ihre originellen, von herbem Duft geschwängerten Bilder bezaubert; doch sie ist auch dem Volke durchaus verständlich; gibt sie doch dessen tägliche Gefühle und Unterhaltung wieder. Der poetische Realismus Mistrals ist ein ganz eigenartiger literarischer Versuch. Er macht nicht etwa aus dem Gedicht eine salbungsvolle Sprache, die sich von der Umgangsprache unterscheidet; nein: es ist ganz einfach eine im Ton der Legende und der traditionellen Erzählung gehaltene rhythmische Declamation, die man in den Gassen von Nerde vortragen kann. So schufen einst die Troubadours. Man könnte es als die Erzählung eines Bauern bezeichnen, der berichtet als die andern ist und aber einen größeren Wortschatz verfügt. Aber gerade dieser natürliche und energische Ton gefällt uns. Allerdings muß man hier eine Einschränkung machen. Dieser spielende und rauhherbe Ton birgt keine sehr tiefe Seele. Der Provençale ist, trotzdem er sehr mittheilsam erscheint, äußerst verschlossen; seine Seele ist heimlich und birgt die Schönheit der Natur, das heißt, sie birgt dem Mitmilchen, der Kommenden und allen weiteren Fernheiten des Nordens fremd gegenüber. Sie besitzt eine Fruchtbarkeit, wie sie etwa einem stets klaren Aqur und einer immergrünenden Sonne innewohnt. Sie hat ein beschränktes Fühlen und gerade die zitternde Offenbarung der Seele, wie wir sie auffassen, fehlt den in plastischer Schönheit leuchtenden Dichtungen Mistrals nothgedrungen. Das Ideal, von dem sie inspiriert wird, ist der friedliche Lebensgenuß, ist die fatalistische Starrheit des jedes Wissenswunsches und sogar jeder längeren Betrachtung darum Gewissens. So trifft Mistrals poetischer Realismus sehr leicht den Wesensschmack und das Volksverständnis, denn er bot mit dem Volke der Provence gleichzeitig die Sinnlichkeit, den Geschmack an der klangvollen Sprache und eine gewisse Güte, die man dem Provençalen nicht absprechen darf, eine Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, sowie eine Gemüthlichkeit gemein, die sehr stark an die der Griechen erinnert.

Der große Dichter von „Mireille", „Nerte", „Calendal", der „Isles d'Or", des „Poème du Rhône" und der „Reine Jeanne" bietet vermöge eines einfachen, jeder Nervosität und jeder Unruhe fremden Bewußtseins, das glückliche Beispiel einer vollendeten Assimilation mit dem Erdreich, in welchem er lebt. Sein Einfluß ist bedeutend, und besonders, weil er noch obenein mit dem Zauber der moralischen Gesundheit gepaart ist. Diese Gesundheit verbankt er in erster Reihe einer freiwilligen geistigen Beschränkung. Das Geheimnis der einfachen Leute besteht augenblicklich darin, vor allen Dingen die Prüfung gewisser Probleme zurückzuweisen, die den modernen Menschen peinigen. Das Geheimnis dieser Beschränkung besitzt Mistral. Man findet in keiner einzigen seiner Dichtungen das Gefühl des Unendlichen, sondern nur das Schauspiel einer sehr beschränkten Schönheit. Beschreibt er zum Beispiel in einer Reihe lyrischer Gesänge den Lauf der Rhône, so findet man darin wohl die Emotionen, die Landschaften, das Pittoreske der von dem Fluß durchquerten Provinzen, aber auch nicht eine einzige der persönlichen Ideen oder Träumereien, zu welchen derselbe Gegenstand einem nordischen Poeten Anlaß geben würde. Heine vernachlässigt in seinem „Deutschland" weder das Pittoreske, noch den Humor, aber man spürt überall eine von schweren Träumen heimgesuchte Seele. Nichts dergleichen bei Mistral. Hier haben wir den Glanz einer klaren Wirklichkeit, die allerdings eine unleugbare plastische Schönheit bietet, die ganze Decoration einer Existenz, in der der Nordländer einen abstracten Sinn suchen würde, die den Eindruck der aber vollauf befriedigt, wo die decentralisatorischen Ideen einen kräftigen Stütze beburiten, konnten sein Name und seine Werke als eine solche erscheinen; seine Lebenseinrichtung hat es zu Wege gebracht, daß er als ein großer Protestler erschien, während er ganz einfach ein Mann war, der ruhig mit guten Freunden in der leichten und glücklichen Existenz leben wollte, die man mit billigen Mitteln in der Provence führen kann. Sein literarischer Einfluß existiert nicht, man copiert ihn nicht, und thatsächlich ist er auch nicht zu copieren. Doch er bleibt eine hochtragende, echt französische Persönlichkeit des alten, liberalen Frankreichs und wirkt durch seine Ursprünglichkeit, seine aufrichtige Liebe zu den heimatlichen Sitten, seinen tiefen Cultus der traditionellen Volkspoesie, seine Liebe zur Literatur und seine schöne Verachtung der öffentlichen Ehren, wahrhaft sympathisch.

Paris. Camille Mauclair.

Trivialitäten in der Dichtung.

Es gibt Erkenntnisse, die sind so alt und eisgrau, wie ein Greis, der wieder zum Kinde wird und nicht mehr repräsentationsfähig ist. Das sind die sogenannten Trivialitäten, die man in Leben und Kunst möglichst zu vermeiden, zu gänzlich zu ignorieren sucht. Aber Trivialitäten haben zwei Eigenschaften, die es schwer machen, ihnen völlig aus dem Wege zu gehen. Erstens pflegen sie unbezweifelbar richtig zu sein, und es wäre thöricht, den geringen Schatz unumstößlicher Erkenntnisse zu vermindern. Zweitens aber treten sie auf Schritt und Tritt an uns heran; wenn wir uns hüten, sie auszusprechen, so fühlen wir doch immer ihr Vorhandensein und müssen uns gestehen, daß die Vogelstrauß politik keineswegs ein Zeichen hervorragender Intelligenz ist. Es ist unleugbar leichter, das Triviale als das Seltsame zu finden, gewiß aber schwerer, es künstlerisch-eigenartig zu empfinden und zu gestalten. Denn dazu ist es nöthig, die abgegrissene Erkenntnis ihrer Allgemeinheit zu entkleiden und sie als hochpersönliches Erlebnis zu geben, sie aus der Sphäre des Abstracten in das Bereich sinnlicher Erfahrung zu rücken. Sinnlicher Erfahrung — denn der Künstler ist die Existenz eines Gefühles und eines sinnlich transponierten Gedankens ist der Stoff, mit dem der Körper reagiert. Die Trivialität gleicht einem Schwert, das am seidenen Faden über dem Haupte hängt, und ihr plötzlicher Anblick muß erschrecken wie die Erkenntnis einer bisher unbekannten Gefahr, einer drohenden Vernichtung.

Einer jeder angewandten Jugend folgt die Reue. Die Muttertiebe ist die tiefste, unwandelbare, nie zu ersetzende. Der Mensch ist ein Nichts. Die Zeit vergeht. Alle Menschen müssen sterben. Das ist eine kleine Blumenlese von Trivialitäten, von denen jede weert ist, in den Ueberschwungsstufen eines Elementarbuches zu prangen.

Der Schmerz über eine vergendete Jugend ist allzeit einer der schwindsüchtigen Lebenshüter namentlich der stubenreinen deutschen Lust und ein Paradestück des biederen Geldes, des braven Julius Bloh und anderer Autor von deutschem Geist gewesen. Der Vor-

wurf ist banlbar und kitzelt vornehmlich die Gemüther der Jünglinge, denen fünf Glas Bier eine zauchende Orgie und ein verstohlener Kuss eine süsse Sünde bedeutet. Wahrlich es bedarf grossen Könnens, dieses Thema künstlerisch lebensfähig zu machen. Betrachten wir ein bekanntes Gedicht aus Verlaines „Sagesse“. Der Himmel über dem Dache blau und still, ein Bäumchen wiegt seine Krone, ein Glockenklang, ein Vogelruf tönt aus Ohr. Das Leben erscheint auf einmal einfach und ruhig. Selbst der Lärm der Grossstadt, der aus der Ferne in die Dachstube dringt, vermehrt das Gefühl des Friedens. Und da, auf einmal, der Blick auf die eigene Person: du, der du da sitzt,

Pleurant sans cesse,
Qu'as-tu fait, o toi que voilà,
De ta jeunesse?

Die Stille, die durch alle Sinne in die Seele eines Schauenden eingedrungen ist, wird zerbrochen durch den Aufschrei des Herzens, wie ein Steinwurf die Spiegelung einer ruhenden Wasserfläche zerstört und die darunter schlummernde Tiefe aufwühlt.

Die Mutterliebe, ein beliebtes Rührstück frommer Barden, ist nahezu ein Gefühl geworden, an dem künstlerische Keuschheit mit gesenktem Blick vorüberzugehen pflegt. „Der grüne Heinrich“ Gottfried Kellers hat eine Nebenmelodie, die sich still und schmerzhaft durch den ganzen Roman zieht. Während der Knabe und Jüngling sich auslebte, ist die Mutter die stumme Heldin, die eine Bequemlichkeit nach der andern, ein Bedürfnis nach dem andern opfert. Erst durch die Erzählung eines Nachbars, der Heinrichs Aufenthaltsort passierte, wird ihm die Mutter wieder concret vor Augen gebracht. Er sieht die gebrechliche, alte Frau auf dem steilen Dache des Hauses die Bettstücke sonnen, indem sie sich zuweilen aufrichtet und, mit der Hand die Augen beschattend, in die Ferne — nach ihm hin — blickt. Er ensichfsicht sich, sie aufzusuchen; aber auf der Reise hält er sich auf, von der Güte eines Gönners und den schönen Augen eines Mädchens gefesselt. Endlich treibt ihn die Unruhe fort. Er kommt in seine Heimat und tritt in die Wohnung der Mutter, gerade zeitig genug, um ihr die Augen zuzudrücken. Im Innersten vernichtet, bricht er zusammen: er weiß in jähem Begreifen, was Mutterliebe ist. Ein zweites Beispiel von unbeschreiblicher Eindringlichkeit liefert Richepin in „La Glu“. Ein armer Bursche liebt eine, die ihn nicht mag; sie fordert von ihm das Herz seiner Mutter für ihren Hund. Er schlägt die Mutter todt und eilt mit dem Herzen zu der Geliebten. Da gleitet er aus und fällt hin, während das Herz aus seiner Hand rollt; und auf einmal spricht es, mit zitternder Stimme:

Tas-tu fait mal, mon enfant?

Die Verse stehen in archaischer Starrheit, wie aus Stein gemeißelt. Die Poetie that nicht recht daran, vor der letzten Zeile das schmerzliche Seufzen des Herzens gesondert auszudrücken: der Schluss muss unvermittelt fallen, wie ein dumpfer, furchtmerstender Schlag.

Die Nichtigkeit des Menschen und die Vergänglichkeit der Zeit sind zwei Gedanken, die, ohne gerade identisch zu sein, doch theilweise zusammenfallen. Zwei der erhabensten Schöpfungen der Poesie enthalten beide: der neunzigste Psalm und Goethes „Grenzen der Menschheit“. In diesen Fällen indes dienen die Themen nur zur Stellung der Antithese: Gott und Mensch. „Was unterscheidet Götter von Menschen?“ Wir können deshalb die genannten Dichtungen bei unserer Durchmusterung breiteste stellen.

„Ich habe eine Maus gekannt, Fanny, die in einem Edamer Käse wohnte. Ich konnte dem kleinen Biest nicht aus dem Kopfe reden, dass das ganze Käsumgazin errichtet sei, um ihm einen ordentlichen Verbleib zu sichern.“ (Multatuli in den „Liebesbriefen“.) Die Entdeckungen, die der Erde ihre Herrscherstellung im Weltenall raubten, mussten den Menschen beschieden machen. Er schrumpfte zusammen zu einer Winzigkeit, die schlechterdings nicht mehr auszudrücken war. Diese unleugbare Thatsache bildet immer noch den Schmerz vieler junger Lyriker, die sich gar nicht darein finden können; nahezu alle Anfängerbücher ersetzen durch Manieriertheit dieses Gemeinplatzes die specialistische Gedankenarbeit. Aber, unbemerkt von ihnen, kamen die Lehren von der Idealität der Erscheinungswelt, von der Idealität von Raum und Zeit, von der Welt als Vorstellung — das menschliche Gehirn eroberte seinen Rang zurück und die Welt wurde abermals anthropocentrisch. Dieses Mittelpunktsgefühl empfindet mit einer Ergriffenheit, die an wahnsinnige Ekstase grenzt, der vielverspottete Alfred Mombert. In glühenden Träumen sieht er die Realität alles Existierenden in sich, die Gestirne schweben um ihn herum und durch seinen äthergleichen Leib hindurch, die Hebel aller Kräfte ruhen in seinen Wollen. Da berührt seine Hand unversehens sein eigenes Gesicht: er fühlt plötzlich „dies Pfühlchen heißes Fleisch“ — die Welten verstinken vor ihm und er sitzt, ein kleiner, armer, ohnmächtiger Mensch. Der Grundgedanke der Mombert'schen Idealwelt ist hier keineswegs durch eine Ueberlegung ins Gegentheil verkehrt worden, sondern das stolze Gebäude wird jäh zertrümmert durch ein Erlebnis.

Seit Cicero der staunenden Mitwelt im „Cato maior“ verkündete, dass die Zeit vergeht, hat sich das Alter dieser Erfahrung nicht wesentlich vermehrt. Jacobsen im „Niels Lyhne“ schildert den Maler Erik, der, mit einer hübschen Begabung für kleine, intime Naturausschnitte mit gleichgestimmter Staffage begabt, den eng umzirkten Kreis seiner Einfälle bald durchdrittten hat. Er möchte Weiteres, Neues schaffen: aber ihm fällt nichts ein. Nach Anfällen stürmischer Verzweiflung über seine Sterilität schließt er sich in sein Zimmer ein und wartet, wartet. Immer vergebens. Er sieht, wie der Tag vergeht, er fühlt die einzelnen Secunden mit seinen Pulsschlägen dahinfliehen, die Zeiger der Uhr drehen sich schneller und schneller, endlich in wilder Jagd. Er möchte dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, aber es reißt ihn mit sich fort. Und in seine von stürmischer Verzweiflung gelähmte Seele fällt, funkelnagelneu, die Gewissheit: die Zeit vergeht. Anna Croissant-Rust hat — wie bei der Stärke ihres Könnens unzweifelhaft ist, unabhängig von Jacobsen — in einer kleinen Skizze dieselbe schreckhafte Erkenntnis geschildert.

„Der Mensch muss sterben,“ tönt es aus dem finsteren Ernst der Bibel und den heiteren Trinkliedern Anakreons. Dasselbe Wort dient bald als Mahnung zur Buße, bald als Stachel zu neuer Lust, solange die Menschen den Tod kennen. Der trunkene Krimalchio und die ehrenfesten Vorfahren Salomon Landolts mahnen sich daran durch ein zierlich gearbeitetes Tödtlein. Im Angesicht des Todes wird dem Menschen die Wahrheit des Satzes, dessen er vielleicht gespottet hat, sinnlich klar, wenn für den Gajus des bekannten Syllogismus plötzlich der eigene Name eintritt. Der Würger Tod, der den Menschen hinterrücks überfällt, droht aus den Todtentänzen des Mittelalters und aus den Holzschnitten Rethels, aus einem Gedicht Hebbels („Der schwarze Tod“) und einer Erzählung Poes („Die Maske des rothen Todes“). Aber hier liegt das Schreckhafte nicht sowohl in der unabhängigen Restexion, als bereits im Urbild, dem Leben selbst. Die Extenntnis als solche behandelt Turgenjeff in einem seiner „Gedichte in Prosa“. Er sieht am Horizont in der Richtung seines Schreitens einen dunkeln Punkt. Beunruhigt ändert er seinen Weg: aber der Punkt bleibt vor ihm. Immer näher kommt er ihm. Der Wanderer geräth in Angst, seine Schritte iren kreuz und quer, aber unverrückbar vor ihm bleibt, immer greifbarer nähert sich der dunkle Fleck. Von Angst zermalmt, wirft sich der Geaußte auf den Boden; kaum wagt er den Blick zu erheben — und siehe da, es bewegt sich nun feinerseits und kriecht langlam, unabwendbar an ihn heran — das Grab.

So kann das Triviale ausfechen, wenn ein Begnadeter es formt. „Und sie saßen den Wein, der aus dem Wasser geworden war.“

Dr. Hans W. Fischer.

Jung-Wiener Theater „zum lieben Augustin“.

Künstlerisch veranlagte Menschen, die im engeren Kreise verwandter Naturen zu eigener und gemeinsamer Ergötzung von ihren Schöpfungen mittheilen und dabei, der Natur der Sache nach, meist dilettieren, aus dem Gebiete des originären Schaffens in das der künstlerischen Darstellung hinübergreifen — das hat es immer gegeben, seit Kunst und Geselligkeit Hand in Hand die Menschen ertrauen. In der Cultureprache des Vereins- und Vereinswesens wurden die Künstlerkneipen und Künstlervereine der natürliche Boden und Rahmen für solche Darbietungen. Festliche Anläße boten die Gelegenheit, das eine oder anderemal aus der intimen Abgeschlossenheit vor die Oeffentlichkeit zu treten, in gleicher Weise der eigenen Lust und fremder Neugier Genüge leistend; in die Künstlerkneipen aber drängten sich die „Gäste“, und war das Kneiplocal kein geschlossener Raum, sondern giengen die Verauftaltungen aus dem zwanglosen Treiben eines Stammtisches oder einer Stammgesellschaft hervor, so war eine gewisse begrenze, aber weitelende Oeffentlichkeit überhaupt von Anfang an gegeben. So waren auf der einen Seite Dinge entstanden, wie jene „Künstlerabende“ und „Künstlerfeste“, die, aus gesunden künstlerischen und geselligen Instincten hervorgegangen, schließlich auf dem Wege gieriger Geldmacherei bei der geschmacklosen Huldigung vor dem Trottelthum der Meistzahlenden anlangten, auf der anderen Seite aber Unterhaltungslocale wie das Chat noir. Da wurde, vermischt wie im Variété, alles Mögliche in buntem Wechsel geboten, aber nicht wie dort Schöpfungen zumeist ohne künstlerischen Gehalt aber von Meistern executiert, sondern Einfälle und Ideen von Künstlern, jedoch meist von ihnen selbst als Dilettanten vorgeführt; Persönlichkeit leuchtete überall heraus, das Bunmuchweise des Ganzen und der einzelnen erhöhte nur den Reiz, und ein zug moderner Bestrebungen verlieh den Scherz einer gewissen Einheit.

Da mochte sich mancher von den zugereisten Gästen sagen: „Gott, wie lustig wäre das, wenn wir zu Hause bei uns auch so was machen könnten, ich, der Müller und der Meier z. B., wir sind ja auch Dilettanten und können auch nicht ordentlich singen und recitieren; und dazu noch ein paar lustige, liebe Mädeln und dann könnten wir herumziehen von einem Ort zum anderen, von

Digitized by Google

einem Wirtshaus ins andere — das wäre doch famos." Und das könnte auch famos sein. Wenn ich mir so Leute vorstelle wie Bierbaum und Wedekind und Hartleben — ich nenne, um unsere patriotischen Wiener nicht zu reizen, auswärtige Namen — und dazu ein paar saubere junge Mädeln mit lustigen Gesichtern und hübschen Stimmen und mir ausmale, wie sie etliche Wochen im Jahr herumziehen, sich auf dem feucht-fröhlichen Wanderboden und dem anregenden Berkehr stets frische und erfreuliche Stimmung gewinnen und bald hier, bald dort von einem Brettl-Podium aus zur eigenen Lustbarkeit den Anderen im bunten Wechsel von Ernst und Scherz Erqötzung schaffen — dann möchte ich nicht nur gerne mitfahren mit ihnen, sondern wäre auch schon mit der Rolle eines Zuhörers ganz zufrieden.

Von solchen Gedanken dürfte auch Freiherr von Wolzogen ausgegangen sein, als er aus dem Chat noir die Anregung zu seinem „Ueberbrettl" zog. Aber die künstlerische Idee verdichtete sich ihm zu einem geschäftlichen Unternehmen. Und da er einerseits empfinden mochte, dass sie hiermit gerade das verlieren müsse, was dort das künstlerische Moment in ihr war, anderseits aber sehr gut wusste, wie wertvoll für ein derartiges Geschäft ein literarisch-künstlerischer Anstrich ist, fundierte er es auf verschiedene Principien, vor allem auf den Gedanken, dass man den Gedichten unserer Modernen die verdiente Verbreitung und Würdigung nur durch eine Art scenischer Aufführung, durch musikalische und mimische Begleitung geben könne.

Selbst ihre Gedichte vorzutragen oder an deren „Aufführung" tanzend oder singend sich zu betheiligen, dazu waren aber die meisten Dichter nicht zu haben und so mussten andere Kräfte gefunden werden. Daraus, dass es in intimen Kreisen den Reiz einer Darbietung erhöhen mag, wenn der Dichter selbst dilettierend als Sänger auftritt, folgt aber überhaupt noch nicht, dass derlei den Wert einer öffentlichen Vorstellung erhöht. Sobald die Leute einmal zahlen müssen fair etwas, hat sich ihre innerste Wesenheit verändert, ihre Naivetät ist verschwunden und sie lernen sich nicht mehr am schlechten Gesang des Dichters, weil der Dichter es ist, der singt, sondern sie ärgern sich über den schlechten Gesang des Dichters, weil der Gesang schlecht ist. Und darum war es eine ganz falsche Speculation Wolzogens, dass er an Stelle der dilettierenden Dichter — gewöhnliche Dilettanten setzte, gleich als gäte es, wenn schon nicht die Dichter, wenigstens Dilettanten zu bringen. Treffend nannte antäglich des Gastspieles des Wolzogen'schen Ueberbrettels in Wien Felix Salten die Darsteller „Anfänger, die zum Theater noch nicht, und Betriebsmenschen, die zum Theater nicht mehr verwendbar sind".

Nun hat, angeregt durch den äußeren Erfolg, den Wolzogen bei den schaulustigen, alles Fremde bewundernden Wienern davontrug, Salten selbst die Grundidee des Wolzogen'schen Unternehmens aufgenommen und in Wien ein „literarisches Bariete" unter dem Titel: Jung-Wiener-Theater „zum lieben Augustin" gegründet. Das künstlerische Fundament sollte offenbar sagt „Wiener Allg. Zeitung" vom 11. November 1901. der frei Richard Wagner von den Modernen oft vandalisch Gebaute neu einem einheitlichen Zusammenwirken der verschiedenen Künste sein, und es war in Aussicht genommen, wie es in einem Mitte Mai veröffentlichten Communique hieß, den Gästen „durch die besondere Pflege der speciell wienerischen Note in Musik, Dichtung und Malerei einen völlig unabhängigen, durchaus bodenständigen Charakter" zu geben.

Am 16. November wurde denn das Jung-Wiener-Theater im Theater an der Wien eröffnet. Die Vorstellung bot manches interessante, aber bei weitem das interessanteste an ihr war eine Reihe von mehr äußeren Momenten und äußeren Begleiterscheinungen. Zunächst der vordere Theil des Hauses, das literarische Cafe Wien, nach dem das Jung-Wiener-Theater benannt ist, im Programm der Eröffnungsvorstellung gar nicht vertreten war. Dann die Wahrnehmung, was für Anstrengungen selbst einem so erfahrenen und richtigen Theaterkritiker, wie Felix Salten es zweifellos ist, wider Willen können, wenn er den ersten Schritt von dem festen Boden der Thatsachen hinüber auf die schwanken Bretter der Parole macht. Ferner der Kampf zweier Schulen gemieteter Claqueure, die nach Art von welche ausgebrochen Völkern im Theater ganze Scenen von Applaus und Zischen begleitet haben, und schließlich das modern Wesen der Hetzerei in den Blättern, miteinander konkurrierend in der Art, wie sie es thaten, dem Publicum das Urtheil vorwegnahmen.

Und das alles zu einem Ende gar nicht zu bedauern, als es an den ersten Akt ansieht und dieses erfuhr sich auch wohl durch das andere. Der Vorwurf, wie ihn ein literarisches Bariete zu stellen vermag, Reminiscenz, die Kunst sich selbst mehr nur in unserem Sinne mit zu lernen, bedarf es der eigentlichen Vorstellung in einem gewöhnlichen Theater, noch dazu unabsehbar für die Aufführung eines neuen Theaterstückes, eines gewissen entsprechenden Verhältnisses des Publicums, ehe sich ganz selbstverständlich vom Theaterbesucher zu Theaterbesucher. Dies war, wie bei jeder neuen Pflanze, so schwer und doch nicht allzuschwer zu bringen, wie man Gewächse, die in Treibhäusern gezogen wurden, wohl den Boden, in dem sie gedeihen sollen, bereitet. Und so ist es Salten schon bei der Aufführung seines ersten Programmes gelungen haben, wie schwer es oft beim besten Willen ist, am Theater eine Sache so durchzuführen, wie man es sich vorgenommen hat. Wenn aber ein Unternehmer gar von vornherein damit rechnen muss, dass ein Theil seiner Gäste schon mit der vorgefassten Absicht, alles schlecht zu finden und Scandal zu machen, in das Theater kommt und, dann mag er im Bestreben, sich zu schützen, wohl leicht etwas zu weit in seinen „Vorkehrungsmaßregeln" gehen, und wenn man von Anfang an sich darüber klar sein muss, die Frage nach dem literarischen Werte der Sache werde für viele schon damit entschieden sein, dass Herr Salten einmal den bürgerlichen Namen „Salzmann" führte, so entspringt es nur einer allgemein menschlichen Regung, wenn jene, die einem solchen Argument die Schlüssigkeit absprechen, unwillkürlich zu einer gewissen Parteinahme gedrängt werden. Das ist begreiflich. Aber dadurch, dass etwas begreiflich wird, wird es noch nicht gut, und in der That ist das eine in schädlich wie das andere. Wie der voreingenommene Tadel Opposition erweckt, erweckt sie auch das unberechtigte Lob, und schließlich gibt es überhaupt nur eine einzige richtige Regung und eine einzige richtige Taktik — und das ist, die Dinge immer beim rechten Namen nennen.

Und der richtige Name für die Veranstaltung vom 16. November ist „ein Misserfolg". Ein Misserfolg der Eröffnungsvorstellung, darum aber noch keineswegs mit Nothwendigkeit ein Misserfolg des Unternehmens als solchen. Denn eine nächste Veranstaltung kann gut machen, was sie erste verdarb. Auch bei dieser war übrigens einzelnes gut und ansprechend, anderes freilich mangelhaft oder völlig mißlungen, das Ganze aber ließ gerade das vermissen, was als feine einheitliche künstlerische Grundlage ins Auge gefasst worden war.

Vor allem das Wienerische. Aber nicht nur dieses. Etwas Derartiges darf bei der Verbindung der einzelnen Künstler zu einer höheren Kunstform denn doch nicht herauskommen wie die unglückliche Eröffnungsnummer, die scenische Aufführung der Ulandschen Ballade „Des Sängers Fluch", die jeden Andachtigen verstimmen und ärgern musste. So kann man Verse haben doch nicht machen, dass man ein Gedicht, das von einem alten, berühmten Dichter, der selber etwas von der Poesie verstanden hat, als Ballade und nicht als Drama gedichtet worden ist, hernimmt und es in einer geschmacklosen Verhunzung mit vertheilten Rollen als Oper aufführt — weil ein alter, berühmter Componist in einer Anwandlung von Schwäche eine mittelmäßige Musik dazu componiert hat. Nur eine ganz originelle Inscenierung und Ausstattung und eine glänzende Darstellung könnte über das Verkehrte eines solchen Unternehmens hinwegtäuschen. Von einer Inscenierung aber und Costüme einfach gar nicht, gut in jener guten, alten Weise, die man seit langem an Gilbert Lehner ausrichtig schätzt und die man im Burgtheater bei zahlreichen Vorstellungen zu würdigen Gelegenheit hat. Von dem aber, was uns vorschweben muss, wenn wir von einer Uebertragung der modernen Bestrebungen auf die Decorationsmaleret und die Inscenierung träumen wollen, war wohl keine Spur vorhanden. Und geradezu schlecht war die gesangliche Aufführung. Mehr als schlecht. Unter aller Kritik. Da hatten wir sie ja wieder, die Bolzogen schon Darsteller, die „Anfänger, die zum Theater noch nicht," und die „Betriebsmenschen, die zum Theater nicht mehr verwendbar sind." Ich will übrigens nichts weiter sagen von jenem Herrn mit dem französischen Namen und dem böhmischen Accent, der den Hasiner gab, ja auch nichts von der Dame, die mit ihrem magyarischen Organe als Königin Lächeln des Mitleides weckte. Aber Herr Streitmann als „Jüngling", mit allen Mädchen ausgesungener Correctenenore herumtänzelnd und von einer blind daraufgelobenden Claque jubelnd bejubelt, wirkte geradezu aufreizend. Das brauche sich kein Mensch gefallen zu lassen.

So war von vornherein die Stimmung verdorben, als endlich die Vorführungen auf der nach Entwürfen Koloman Moser's der Scene eingebauten, ebenso praktischen als reizenden Bühne begannen. Eine hübsche, schlanke junge Dame, ein Fräulein Sattori, bemühte sich denn auch redlich, durch die graziösen Bewegungen ihres nur in einen dünnen Schleier leicht eingehüllten Körpers das literarische Interesse für die abgestandenen Dichtungen des seligen Bodenstedt neu zu erwecken. Aber ein Herr Eisstedt gewann durch die einfache, anschmiegende Art seines Vortrages, in leichte, anmuthige Mystik getauchte Gedichte von Jacobowsky und Bierbaum doch rasch die Sympathien des Publicums. Diejenigen, die schon vorher Frau Wondrak als eine, wenn auch abhandelrisch schwelende, so doch hochbegabte künstlerische Individualität kennen und achten gelernt hatten, fanden auch lebhaftes Interesse an seinen seltsamen Gedichten und seiner nach seltsamerem, fast unheimlich wirkenden Vortragsart. Freilich dürfte das nur ein kleiner Bruchtheil der Zuhörer gewesen sein. Stärker wirkten aber auf Alle einige Kleinigkeiten, die Sandt Reise mit echtem, naturwüchsigem Humor und galgenschwarzer Mischung von Anmuth und Tollaufschigkeit vortrug. Sie ist der geborene Komiker, sie braucht nur die Bühne zu betreten und alles lacht und jubelt ihr zu. Aber sie ist noch viel mehr. Welch große Nuancierung sie ist, erfährt man freilich erst, wenn man sie in Aufgaben sieht, die sie nicht schon mit ihrer äußeren Mitteln

allein spielend bewältigt, sondern in denen sie ihrer Erscheinung die künstlerische Wirkung erst obringen muß. Im Theater in der Josefstadt hat sie einmal in einem Stück „Fürs Kind" die Rolle eines armen Weibes mit so erschütternd tragischer Wirkung gespielt, daß sie wohl niemand darin hätte übertreffen können.

Die Leistungen der Niese, die später auch noch ein Gedicht „der Seelenwanderer" von Paul Schatt launig vortrug, und in angemessenem Abstand das von einem anderen Berufsschauspieler, Herrn Nagler, gesungene Gedicht „Mädchenreigen" von Hugo Felix, das ganz im Varietetone gehalten ist, bedeuteten die Höhepunkte des Erfolges. Bevor es aber zu diesen weiteren Darbietungen kam, war schon die zweite Kabarettprobe des Abends eingetreten. Die bekannten Schattenbilder Rivieres „Ahasver" waren grausam verlacht und verhöhnt worden. Hätten die Leute gewußt, daß man sie in Paris bewundert hatte, so würde man sie vielleicht auch hier bewundert haben, obwohl sie in dem großen Raume von einer gewissen Distanz aus nicht mehr zur Wirkung kamen und die begleitenden Gesangskräfte so unglücklich postiert waren, daß man nicht einmal erkennen konnte, in welcher Sprache sie sangen, geschweige denn, daß man hätte in den Text verstehen können. So verfielen die reizenden Bildchen einem Hohngelächter, in dem außer den Franzosen auch Steenbuch und Hanschner Beachtenswerthes geschaffen haben, mehr Raum schaffen. Jedenfalls wird man den nächsten Novitätenabend des jungen Unternehmens abwarten müssen um mit annähernder Sicherheit ein Urtheil über seine Berechtigung und seine Chancen abgeben zu können. Vielleicht begegnen wir dann auch dem literarischen „Jung-Wien", von dem es den Namen hat.

Max Burckhard.

Die Woche.

Politische Notizen.

Nun ist auch der Baron Dezsi, der Preßheiler des Grafen Gołuchowski, Leiter der Presse und des Grafen Gołuchowski, so genen verdächtigen „Gesundheitsrücksichten" enteilt worden, die für die politische Wirksamkeit hoher Herren in der Regel den letalen Ausgang bedeuten. Die „Neue Freie Presse" meldet am letzten Sonntag:

„Der Textionschef im Ministerium des Aeußern, Baron Ludwig Dezsi, welcher seit längerer Zeit leidend ist, in nun einen dreimonatlichen Urlaub eingeschritten und hat denselben dieser Tage angetreten".

So lautet das Krankheitsbulletin — die vielgelesene letzte Zeitungsente, die der Baron Dezsi amtlich inspiriert hat. Von ihren zahllosen Vorgängerinnen unterschreibt sie sich ihrer ihrem Vorbild. Dem wahrend kann die vom Baron Dezsi inspirierten Zeitungsartikel von Himalayhöhen trotzen, in diese letzte Notiz Wort für Wort wahr.

*

Wir selbst können ihre Wahrheit bestätigen. Denn wir sind die Krankheit oder doch ein Theil der Krankheit, welche in den letzten Jahren die peinlich amtliche „Gesundheit" des Baron Dezsi so stark angegriffen hat. „Zeit langweilt, Zeit lügt" er schon unter den Angriffen, die ihm gelegentlich von hier aus widerfuhren. Zahlreiche kleinere Attacken dieser Krankheit hat seine ruhige Amtsgemüthsruhe zu überwinden vermocht. Aus einer großen Attacke ist er sogar gestählt hervorgegangen. Das war der Angriff, den wir im Dezember 1899 gegen der von ihm in das Goluchowskische Cyclop in Buchform übersandte eingeschmeichelte Perfidiose auf das Ansehen Oesterreichs gegen uns richteten. Damals wurde ihm auf die schwere Wunde die Baronie als Pflaster angelegt, und er genas. Die letzte schwere Attacke betraf die officiöse Preßkampagne gegen Aehrenthal, die wir mit dem Artikel des „Bester Lloyd" vom 27. August einleiteten und die mit Telegrammen zu Ehrendoctoraten ausgieng, womit ihr auch gewissen „Ringelweitzen an der Wiener Börse". Die vorgestern Artikel schon einige Tage vorher Neuwirths erlaubt haben sollen, manchen Optimismus eingeflößt haben mag. Die Attacke scheint die amtliche Heilmethode des Barons Dezsi nicht überwunden zu können. Er sah sich genöthigt um Urlaub, wie es ihm auch die Aerzte zu Aehrenthal und Goluchowski, Fiedler, die ihn desselben Krankheit litten, anrathen und gewährt haben, die sie endgültig das „Leidliche" gelegen haben. Das ist die schwungvolle Art, wie nur die ganz großen Aerzte von ihrer amtlichen Virtuosität abkommen werden, und der Baron Dezsi ist Einer der Wackligen, allerdings auch selbst unter diesen Einer der Obstinirtesten gewesen.

*

Dem Grafen Gołuchowski, der jetzt den Baron Dezsi als Pflicht anerkennt, um sich länger in der Nähe zu erhalten, ist es gleichzeitig wieder gelungen, einen „kommenden Mann" um die Ecke zu bringen. Das ist der Graf Franz Thun. Der glorreiche Bismarckverehrer, unglücklichen Andenkens? Ja wohl, derselbe! Nachdem Graf Franz Thun sein Kabinettsexperiment beendet hat der innern Politik erprobt hatte, wollte er es auch in der äußern Politik zur Geltung bringen. Er bewarb sich um den durch den Rücktritt des Grafen Revertera erledigten Posten des Botschafters beim Vatican, um sich dort, vermöge seines angeborenen Genies, rasch in die diplomatischen Geschäfte einzuarbeiten und dann als gelernter Diplomat in das Palais am Ballplatz einzuziehen. Diesen Plan hat Graf Gołuchowski in monatelanger Arbeit zerstört. Nicht ohne Witz, wie man gestehen muß. Einen geborenen Staatsmann wie dem Grafen Thun die Befähigung zu irgend welchen Staatsgeschäften abzusprechen, das vermochte Graf Gołuchowski nicht, der ja selbst seine staatsmännische Capacität nur aus seiner Geburt ableiten kann. Also that er das Gegentheil, er überlobte die geistige Bedeutung des Grafen Thun und ergiebt damit, nach dem alten Sprichwort von den Extremen, dieselbe Wirkung. Graf Gołuchowski sagte nämlich, es gienge nicht an, eine so hervorragende Persönlichkeit wie den Grafen Thun zum Vatican zu schicken, weil sich sonst der Nuntiant, der sich mit dem Baron Macchi als Botschafter begnügen muß, geringschätzig fühlen würde. Wie die Blätter melden, ist in der That dem Sectionschef Graf Szecsen der Posten des Grafen Revertera verliehen worden. Die tolle Complimentargument des Grafen Gołuchowski scheint also wirklich der Candidatur des Grafen Thun, für den Vatican wenigstens, ein Ende bereitet zu haben. Allerdings hat diese Action im eigenen Interesse des Grafen Gołuchowski monatelange Arbeit gekostet. Dies er daneben keine Zeit gefunden hat, die Interessen Oesterreich-Ungarns auch gehörig wahrzunehmen, ist begreiflich. Niemand kann zwei Herren dienen, und ein „Niemand" ist Graf Gołuchowski sicherlich nicht.

*

Als jüngst Prinz Liechtenstein in einem clericalen Bezirksverein die „geniale Urtheilskraft" des Herrn v. Koerber pries, wußten manche Leute nicht, warum. Unsere Liberalen insbesondere, die seit zwei Jahren ihren Liberalismus in nichts anderem mehr zu bethätigen gewohnt sind, als in den liberalen Lobsprüchen, die sie an Herrn v. Koerber verschwenden, waren über diese stark-clericale Concurrenz im Koerber-Lob nicht wenig erstaunt. Die Congruenzkommandobude, die einige Tage später im Abgeordnetenhaus stattfand, mag sie aber schon darüber belehrt haben, daß der „schwarze Prinz" ganz gut weiß, warum er Herrn v. Koerber lobt, nicht aber die dummen Liberalen. Die Rede, in der Herr v. Hartel die Congruenzlinien so warm vertheidigt hat, wie selbst der Ober Kalkburger Herzog es nicht wärmer hätte thun können, bewiest, wie richtig Prinz Liechtenstein Herrn v. Koerber einzuschätzen gewußt hat. Denn in dem liberalen Sectionschef, der Herr v. Hartel einst gewesen, die clericale Knechtsseele zu wittern, die er jetzt als Minister geoffenbart hat; einen solchen „Liberalen" zum Culturminister zu machen, um mit ihm unter dem Beifall der Liberalen clericale Interessen zu fördern: dazu gehörte wirklich eine „geniale Urtheilskraft", deren wir z. B., die wir in unserer bescheidenen Menschenkenntniß eine kurze Zeit Herrn v. Hartel wirklich für einen liberalen Minister gehalten haben, uns nicht berühmen konnten. Herr v. Koerber hat diese geniale Urtheilskraft an der Person des Herrn v. Hartel bewährt. Dafür hat er auch das Lob des Prinzen Liechtenstein vollauf verdient.

*

Eine neue Geschäftsordnung soll das Parlament bekommen, so sagt der Prinz Liechtenstein, und die Polen sagen's auch. Wir schließen uns ihnen an. Wie nach der alten Geschäftsordnung obstruiert werden kann, das wissen wir seit alle schon seit vier Jahren aus dem A. Sie langweilt uns schon, die abgewetzte Obstruction nach der alten Geschäftsordnung. Kein neuer Witz, kein neuer Trick ist darin zu finden. Deswegen wäre es gang gut, wenn wir bald eine neue Geschäftsordnung bekämen. Da würde das geistige Interesse an der Obstruction wieder einwachsen, da gabe es wieder Gelegenheit, durch Erfindung neuer Obstructionsmittel seinen Scharfsinn zu bewehren. Es brauchte dann weder den Deutschen noch den Czechen irgend ein Unrecht zu pathieren, einer von beiden würde dann sicher die Obstruction beginnen, schon aus Aengster, um die neue Geschäftsordnung durch Obstruction auszuprobieren. Wir hätten also mit einer neuen Geschäftsordnung, aber mit einer recht schweren. Dem Ehrgeiz der Obstructionstechniker ist einmal endlich nachgeholfen worden.

*

Postkewirthschaftliches.

Im Verlauf des Streites wegen des Rechtes auf Nahrlegung hat der Bürgermeister Dr. Lueger eine Erinnerungsdenkschrift angefertigt, als ein Beamter Siemens & Halske beschuldigt wurde, daß er gegen Bezahlung das Gemeinden Oberlaaerleitungen nur zu Informationszwecken machen. Nun, unsere Leser haben erst vor wenigen Wochen in Nr. 371 von einem Elektrotechniker gehört, daß eines der Hauptübel, unter denen die elektrische Industrie leidet, eben darin besteht, daß die Gemeinden sehr oft Concessionsbedingungen nur zu dem Zwecke machen, um Pfuscher und Projecte verwirklichen, die Wahrnehmungen zu bekommen, ohne daß dadurch im geringsten verpflichtet zu sein, dem Besitzer oder überhaupt einem der Theilnehmer die Besichtigung zu vergeben. Und was speziell die Wiener Stadtbahn, so haben wir auch unsere Leser noch daran erinnert, daß wir zu Beginn des Jahres 1900 in Nr. 393 einen Artikel über die Unterschlagungen der städtischen Elektricitätsexperte brachten, und diese eben gab in der vom Burgermeister so übel aufgenommenen Bemerkung Anlaß, sodaß nachgewiesen wurde, daß diese Unterschlagungsbuchung eine rein internationale war, daß schon lange früher, daß die Firma Schuckert Gelder der Bahn der Beamten über

Amerikaner drauf und dran sind, neue Schiffahrtslinien einzurichten, die, mit Tuchtwendampfern neuester Construction ausgestattet, den deutschen Schiffahrtsunternehmen ein Paroli bieten sollen. Daran, ob diese Nachrichten sich wirklich bewahrheiten, scheint uns nicht viel gelegen zu sein. Die Gerüchte darüber geben unzweifelhaft die Richtung an, in der sich die Pläne der Amerikaner bewegen. Denn gerade, wenn wirklich etwas an der Absicht Amerikas zum stetigen Schutzzollsystem sein sollte, so müssten die Amerikaner ihre Schiffahrtsinteressen zu vergrößern trachten, und da besteht denn die große Gefahr, dass die Yankees vielleicht auf den Bau neuer großer Linien verzichten, dafür aber durch das Uebermaß ihres Geldes Einfluss auf die Schiffahrtsgesellschaften anderer Länder zu erlangen versuchen. Bekanntlich ist Morgan, wahrscheinlich durch die Interessen der ihm nahestehenden Trusts, bewogen worden, sich auch dem Rhedereibetrieb zuzuwenden. Und darüber kann gar kein Zweifel sein, dass er zum mindesten versucht hat, Actien des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikalinie aufzukaufen. Einige Leute wollen sogar wissen, dass der Versuch Erfolg gehabt habe. Während so auf der einen Seite der Eintritt Morgans in den Rhedereibetrieb die Chancen des internationalen Rhedereitrusts gefördert hat, ist dadurch doch anderseits die Gefahr einer Occupation unserer deutschen Schiffahrtsgesellschaft durch das amerikanische Großcapital nahe gelegt. Aus diesem Gesichtspunkte namentlich ist eine Untersuchung von großem Interesse, die Generaldirector Ballin von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft, dem Mitarbeiter eines großen Blattes gewährt hat. Herr Ballin erzählte, dass man um der amerikanischen Gefahr vorzubeugen, wahrscheinlich schon in der nächsten Generalversammlung eine derartige Aenderung der Statuten vorschlagen werde, dass nur Deutsche und im Deutschen Reiche Wohnende in den Aufsichtsrath gewählt werden können. Außerdem sollen Verschiebungen gegen Zufallsmajorität geschaffen werden. Das ist sehr löblich, aber wenig zweckentsprechend. Denn eine Beschränkung in der passiven Wählbarkeit ist absolut kein Gegenmittel gegen den Einzug fremden Großcapitals in die Gesellschaften. Man mag sich auf den restrictiv Wortlaut erinnern, wie in schon seit langem die Vorschrift besteht, dass nur geborene Russen als Vorstand der Actiengesellschaften fungieren dürfen. Und trotzdem sind alle diese Gesellschaften als ausländische im wahrsten Sinne des Wortes zu bezeichnen. Denn das ausschlaggebende Capital ist zu den Händen von Russländern. Man darf auf diesem Gebiete wenig dieser Dinge sehr gespannt sein. Es liegt hier eine viel zu wenig beachtete Gefahr vor. Die pessimistischen Aeußerungen des Herrn Generaldirectors Ballin über die schlechte Situation der Schiffahrt und die amerikanische Gefahr hat nun zu allen möglichen Combinationen Anlass gegeben. Und da herr Ballin als gewandter Diplomat und Mann der Geschäftswelt die stattliche Schweigens kehr gut versteht, so hat man vielleicht nicht mit Unrecht angenommen, dass es auf einen bestimmten Zweck abzielen muss, wenn er es nöthig findet, in so langen Aussführungen seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Man hat über diesen Zweck viel herumgeraten, und die sich daran knüpfenden Gerüchte sind recht verschieden. Nach einer Ansicht scheint es, dass amtlerseits der Anschluss des Fürsten von Monaco Herr Ballin, gemeinsam mit dem Director des Norddeutschen Lloyd und dem Staatssecretär des Reichs Marineamtes zur kaiserlichen Tafel geladen war. Bei dem regen Interesse, das der Deutsche Kaiser für die Entwicklung der Handelsmarine hat, nimmt man an, dass dieser Umstand veranlasst hat, bei der Tafel gesprochen worden ist, dass es gar nicht ausgeschlossen ist, dass die Ballin'schen Aeußerungen dazu benützt werden sollen, den Kaiser für die Beistimmung neuer Tampfer Subventionen zu gewinnen. Einzelne besonders lange Sätze sind in ihren Combinationen noch weiter gegangen, und haben sogar wissen wollen, dass eine Verstaatlichung des Norddeutschen Lloyd und der Packetfahrt in Aussicht stehe. Nach meiner Ansicht beruhen diese Gerüchte auf ganz haltlosen Grüde, denn eine Verstaatlichung ist aus den verschiedensten Gründen ausgeschlossen. Ich muss selbst zugeben, dass die augenblickliche Finanzconstellation ganz und gar nicht dazu geeignet ist, um die Mittel für eine solche Verstaatlichung aufzubringen, so müssten sich aus der Verstaatlichung unserer Handelsmarine im Kriegsfalle sehr ernste Complicationen ergeben. Es ist auch nicht anzunehmen, dass der Staat etwa in der Weise eingreifen will, dass er unsere Schiffahrtsgesellschaften ankaufen gewillt ist, dass er die Majorität der Actien erwirbt, und zwar deshalb nicht, weil die Beschaffung neuer Betriebsmittel die Majoritätsverhältnisse sehr verschieben würde, da ja der Staat gezwungen wäre, diese neuen Actien aufzukaufen, wenn man nicht etwa die Erhöhung des Actiencapitals beschließen wollte, was aber augenblicks der Zeitumstände ziemlich undenkbar Verschiedene Andeutungen lassen es aber ziemlich sicher erscheinen, dass die Regierung zu tragen, nicht an abgeneigt ist.

Das Wesentlichste des Gesprächs hat man erzählt doch dem Anfange der Berathungen nachdem, und den Preis für Obstwein und Hochgemüse mit 2 Mark, schließlich 1, Mark einstimmig festgesetzt. Ob diese Einigung gelingen ist, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist irrenhaftes an Zulassung gemacht, und es wird wohl auch so eintreffen, dass der Wirthschaftsverband seinen Beschluss wieder ändern muss. Denn auch der Tausch ist der Zeit berücksichtigt, der ist einer, wenn auch nur allmählichen Verbindung mit der Landwirthschaft kaum Berührung als Bedeutung gewinnt. Es ist die Pflicht der Regierung, die Verhältnisse eines Landes, wie es ist, und nicht wie es sein sollte, zu berücksichtigen, und die Pflicht der Regierung ist es, die Verhältnisse, die wie die Landwirthschaft und die Industrie sich entwickelt haben, zu berücksichtigen. Es ist die Pflicht der Regierung, die Verhältnisse eines Landes, wie es ist, und nicht wie es sein sollte, zu berücksichtigen, und die Pflicht der Regierung ist es, die Verhältnisse, die wie die Landwirthschaft und die Industrie sich entwickelt haben, zu berücksichtigen.

dieses Schwierigkeitskind der Disconto-Gesellschaft schon durchgemacht hat, haben alle nichts gewusst. Bargeld ist nicht vorhanden. Das Erträgnis ist deshalb niedrig. Die jüngst ernorbene Hechte Hanfsamen hat einen Verlust erbracht. Den neuem sind die Actionäre also vor die Thatsache einer Geldbeschaffung gestellt. Vorläufig heißt es, Krupp oder Stumm würden einzelne Theile des Werkes erwerben. Aber das Ganze scheint doch nur das Vorspiel zu einer neuen großen Sanierungsforderung an die Actionäre zu sein, denn die Disconto-Gesellschaft ist mit 20 Millionen Mark bei dem Werke engagiert, und sie muss dieses Geld zurückhaben. G. B

Kunst und Leben.

Im Burgtheater konnte man sich unlängst wieder an dem gewaltigen Götz des alten, ewigjungen Baumeister erfreuen. Die Vorstellung hatte diesmal noch ein besonderes Interesse dadurch gewonnen, dass Kainz an Stelle des glücklicherweise zum Mitschädeist eingerückten Herrn Franz endlich den Franz spielen durfte. Man hatte viel von dieser Leistung erwartet, aber Kainz übertraf noch alle Erwartungen.

Max Burckhard.

In einer sehr nachlässigen Aufführung von Glucks „Orpheus" im Hofoperntheater trat Fräulein Hermann in die Titelrolle als Gast auf. Gleich bei den ersten Tönen war es klar, dass wir in Fräulein Hermann eine Sängerin vor uns haben, die nach keiner Richtung hin den Ansprüchen unseres Publicums genügt. Sie wird das wohl an dem auffallend spärlichen Beifall selbst bemerkt haben und daraus die Consequenzen ziehen, die schon nach der Probe die Direction hätte eintreten lassen sollen. Wenn sich nach der großen berühmten Arie des Orpheus im dritten Act nicht eine Hand rührt, so ist das wohl eine so deutliche Kritik, dass uns zu sagen nichts mehr übrig bleibt. Verstärkt wurde der unglückliche Eindruck der Vorstellung noch durch die unzulängliche „Leitung" des Dirigenten Herrn Walter. Es undurchsichtig und langweilig ist noch selten eine Oper bei uns gegeben worden. Wenn man bedenkt, dass die Monotonie der Darstellung möglich war trotz der übereifrigen und wichtigthuenden Action des Dirigenten, so sieht man unsre deutlicher, wie unglos und sachlich unbegründet seine geschäftige Mimik ist. Sehr unangenehm wurde die schwache Besetzung des Orchesters bemerkt. Auch erste Geigen, die namentlich die mitunter große Verwendungsmühe in zweiten Act so einer langweiligen Schulaufgabe degradierte. Beim Ofenbach eine volle Besetzung des Orchesters mehr ist, so ist es wohl Glut noch viel mehr. Der ungeheuere Contrast zwischen den beiden Vorstellungen „Hoffmanns Erzählungen" und „Orpheus") wird zum Anlass unserer Oper nicht beitragen. In dem auf Glück folgenden Ballett „Leopoldia" gefiorte Fräulein Yvonne Tethal als Swanilda mit großem Erfolg. Aus ihrer Darstellung entnahmen wir das Walten einer sinnlerischen Persönlichkeit, die unserem arg vernachlässigten Ballet sehr noth thäte. Auf ihre doch entwickelte Ausdrucksvocabular legen wir zwar weniger Gewicht, bemerken aber, dass ihre anodruckvolle Weise im Verein mit ihrer sympathischen Figur noch manche künstlerischer Wirkung fähig wäre, wenn die Künstlerin Gelegenheit hatte, noch in anderen bedeutenderen Rollen aufzutreten. Ta aber bei uns das Ballet jetzt ganz vernachlässigt und dann in seiner herabgekommenen Form als Anstimmert verworfen wird, so ist an eine erfolgreiche Wirksamkeit des Fräulein Tethal kaum zu denken. Mit den Jammerballetten von Haverlee und Bayer ist nichts anzufangen, aber es existieren eine ganze Reihe auch neuerer Ballette, deren Pflege von künstlerischen Standpunkt empfehlenswert wäre. Wir werden auf dieses Thema noch später zurückkommen. — Ein zweiter Gast, Fräulein Grjodajeff Stocketti, kam als „Frau" über ein bescheidenes Mittelmaß nicht hinaus.

R. B.

Im Hofschauspiel wurde diesen Donnerstag zum erstenmale „Maria und Magdalena" gegeben, ein „Zeitmenschen und Liebesspiel" von Georg von Schönthan und Franz Koppel Ellfeld, wie der Theaterzettel sehr weise „nach dem Altwiener des Hartlebe Meidboja". Wenn das Berliner Memento „Die Emporkömmlinge" beigegeben, hätten sie ja ganz auch nur Wien schon „Cyprienne" oder „Judenfrau" hinweisen müssen. Dann wäre die Literatur-Kenntnisse des alten Meidboja haben sie, so ziemlich was das „Lustspiel" betrifft, manche Anleihe gemacht. Die Berliner Memento sind ihr ganz dank der starken Tantiemen, um die sich die Herren Blumenthal und Kraemer und die Damen Brentano und Schönthan-Ellfeldt streiten werden, freundliche Andenken.

Max Burckhard.

Der Schauspieler Emil Thomas, der bisher noch immer auf der Jagd nach einem Lustspiel von Heinrich Stobitzer, das rheinische, traumhaftige, krankliche Ringe der Schauerringe, als Gemahlin Philippos, des Königs von Makedonien, angehörige Rolle immer mehr von sich wies, hat sich nun doch dazu entschlossen, die Rolle zu spielen. Er hat sich nun doch dazu entschlossen, die Rolle zu spielen. Er hat sich nun doch dazu entschlossen, die Rolle zu spielen.

wichtigsten Quellen für die Geschichte des neueren Lustspiels bezeichnet. Und kennt man zufällig auch Herrn Stobitzer, den Franzosenfresser, dann weiß man, wozu er dieses, dem sorglosen abwägenden Kulturpsychologen allein gehörenden Stoff mißbraucht hat. Denn: „Deutsch allerwege:“ lautet seine Parole und was französisch heißt, scheint ihm von Uebel. Ich mußte immer an das berühmte Bild Anton von Werners denken, wie deutsche Officiere, in einem französischen Schlosse einquartiert, mit Roccocomöbeln den Kamin heizen. Derselbe preußische Feldwebelhumor, derselbe plebejische Siegerhochmuth spricht aus Stobitzers ersten Lustspiel: „Die Barbaren“ und erniedrigt nun die Gestalt der Liselotte. Interessant ist nur, daß der deutschchinesische Barde es nicht verschmäht hat, bei der französischen Literatur Anleihen zu machen; aber am feinem Machwerk gemessen, erscheint der von ihm natürlich verachtete Scribe als wahrer Classiker des historischen Lustspiels. Die Aufführung wurde den Absichten des Verfassers gerecht. Diese Grafen, Marquis und Chevaliers waren vollendete Idioten. Nur dürften sie damals besser angezogen gewesen sein, als es den Währinger Schauspielern beliebte.

H. H.

*

Von den beiden Compositionen, die im zweiten Philharmonischen Concert die erste Aufführung erlebten, hatte keine einen durchschlagenden Erfolg. Aus Tschaikowsky's dramatischer Ouverture wurde man nie und nimmer den Shakespeare'schen Helden wiedererkannt haben, der von der „Gbdanteins Bläße angekränkelt“ vor der entscheidenden That zurückschreckt. Von der Farbenpracht der Instrumente durchgiebt und von Motiven Marke gerungen, suggerierst sie uns viel eher das gaukelnde Balleu eines mächtigen Tyrannen, dessen Thatkraft seinen Abenteuerlichkeiten weit übersteigt. Viel bescheidener trat Schar wenkas Clavier Concert auf, das, vom Compo nisten gespielt, einen freundlichen Erfolg erzielte. Viel mehr läßt sich über das unbedeutende Werk nicht sagen, das einige recht hübsche Gedanken enthält und von Scharwenka selbst virtuoser Vortragsmanier vorgetragen wurde. Den Schluß machte Mendelssohns A-dur Symphonie in technisch vollendeter Ausführung, aber etwas zu leichtfertiger Auffassung. R. W.

*

Paderewski hat begonnen, seinen in England und Amerika erworbenen Ruhm nun auch nach Wien zu verpflanzen. Als Virtuose wird er auch hier eine ähnliche, begeisterte Aufnahme finden, wie in England, als Künstler dürfte er aber weit schwieriger Stellung haben. Sein Talent, das ich seit Jahren zu verfolgen Gelegenheit hatte, ist auf einer Höhe der Entwicklung angelangt, die eine definitive Charakteristik verhältnismäßig leicht macht. Würde Paderewski die Grenzen seiner Kunst erkennen, so dürfte er Chopin, Liszt, Rubinstein immer spielen, Schumann und Bach schon viel seltener, Beethoven nie. Unter gewissen deutschen Meister verlangen auch einen gewissen geistigen Antheil an ihren Werken als ihn Paderewski seit sicher zu nehmen vermag. Mit den bloßen Vorzügen der Technik kommt man da nicht aus. Seine eigene Composition, „Fantasiepolonaise“ für das Pianoforte mit Orchester, wurde mit ihm zum ersten der außerordentlichen Beifallskundgebungen, die sich dann kundgibt, vergeben. Das Orchester des Concertvereines begleitete unter der Leitung des Herrn Brecher, der leider noch immer t. k Hofopernkapellmeister ist. Es kam fast mit allen Einheiten zu Stand, und bedurfte der beständigen Aufmerkung durch die emporgereckten Arme des Dirigenten, um nicht ganz auseinanderzufallen, überaus schlaffrige Aufführung der Coriolan Ouverture mußten wir zu Anfang des Concerts über uns ergehen lassen, protestieren aber ganz energisch gegen die Zumuthung, Gustav Brechers Lehrjahre in unseren ersten Concerten mitzuerleben.

*

Zu Richard Zahla geht Hofcapellmeister in Badenburg hat das Publicum einen alten Bekannten begrüßt. Seine eminente Technik ist ihm im Laufe der Jahre fast zu übermäßig geworden. Bei den schwierigsten Thraten des Beethoven'schen Violinconcertes weng er an in leicht mit dem Bogen zu handeln, anderes wieder mit solcher Breitmer in überreden, daß er gerne wie Jahr um Jahr die Liszt'schen Werke herausstam. Er fand ihn aber immer bald wieder, und entsiehe namentlich in den hohen Tonen seiner Geige einen so zauberischen Klang, daß das Publicum seine glanzende Leistung mit stürmischem Beifall lohnte. Einen hohen Genuß bereitete uns auch das Orchester mit Tschaikowskys vierter Symphonie in F-moll, einem Werke von ungleichem Wert, aber entzückender, origineller Instrumentation. Die stürmische Schwermuth des zweiten Satzes und das glanzvolle potpourrihafte Thema des ersten zeigen Tschaikowsky auf der Höhe musikalischer Stimmungsmalerei, während er in dritten mit dem Pizzicato-Scherzo der Streicher ein Musikwirkerstück entwickelt, wie es in so origineller Einfachheit selten zum Vorschein gekommen ist. Und dieß Orchester poetisch im besten Sinne des Wortes haben sich unsere Philharmoniker bisher zu selten bewiesen! Ein Beweis wie nöthig es ist, daß wir in Wien ein wirkes Tonkörper haben. Herr Lowe wurde uns zu großem Dank verpflichten, wenn er das Beispiel von der Concertsaal gelungenen Wiedergabe an einem der nächsten Concerte wiederholen würde. Wer hohen leistung eine Vervollkommnung der Streicher constatieren, und freuen uns diesmal auch ein solche bei den Bläsern bemerkt zu haben. Nun kann jetzt doch mit Berechtigung einem Bläserconcert entgegensehen. R. W.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Nichts mag einem mehr als die Schadenfreudigkeiten und Verleumdungen der Widersacher; das ist der Grund, weshalb der Saga Ludwig Fulda's „Die lieben Feinde“, das im Lessing Theater zur Aufführung gelangte, zugrunde liegt. Dieser Einfall hat nur drei Acte ausgereicht Wie immer, auch der Autore vor sich sahn, übertrieb diese „Idee“, wie die Bilder das Malers der Idee. Das Einfachen Gute ist so einfach nicht, daß man immer mehr bringen müßte. Und wie bei den Bildern der Idee, sind die Farben das Angenehmste, die Menschen, je nach ihrer Moral, weiß oder schwarz gemalt, und jeder Charakter ist hübsch mit einer Erklärung versehen. Es sagt sich, daß, ehe eine Person auftritt, zwei andere sich über sie ausgiebig unterhalten haben, es sagt sich das sehr gründlich. Ein Regierungsrath, der nie etwas für sich begehrt hat, ein stiller Idealist nach Hugo Lublmers Herzen, muß zu seinem Herzeleid erfahren, daß Serenissimus, sein allergnädigster Landesherr, ihn und seine rühmliche Thätigkeit gar nicht zu kennen geruht. Eine kluge Freundin macht ihn auf die Grundidee des Stückes, in dem er Figurant, aufmerksam und rath ihm, die Feinde zu machen. Das beherzigt er, er triumfiert seinen Vorgesetzten, und siehe da! infolge unbeschreiblich thörichter Intriguen gelingt es denen, ihn Serenissimus vortheilhaft bekannt zu geben. Der „Oberste“ und eine Hochzeit drohen zum Schluß des dritten Actes. Ein paar ganz leidlich amüsante Scenen, einige niedliche Mädchenfiguren lassen mit warten. Die verdaut Lublmer dem Umstand, daß der Regierungsrath und die am Hofe waltgebende Frau Gräfin beide einmal sing waren. Sentimentale Jugenderinnerungen aber gehören nun einmal in ein Lustspiel, das eine so alte Idee mit so alten Mitteln vorzuführen beliebt.

Ernst Heilborn.

*

Man schreibt uns aus Paris:

Den ersten Erfolg der heurigen Saison hat Antoine mit einer Erstaufführung errungen, die gar keine Aufführung war. Brieux, dessen neuer Dreiacter „Les Avariés“ von der Censur verboten worden war, hatte die Spitzen der Pariser Literatur und Kritik eingeladen, um ihnen im Theater Antoines das Stück vorzulesen. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur um Zuschauer zu werden, sondern auch auf mit Stühlen bestellten Bühne, und Leute, die nicht lange vor neun Uhr, der angekündigten Stunde, erschienen, mußten stehen oder umkehren. Alles, was Paris an namhaften und kesinnungen Schriftstellern und Künstlern zählt, war zur Stelle. Brieux liest mit sehr gutem Ausdruck und mit viel Geschick. Manche Schauspieler könnte von ihm lernen. Sein Stück ist eigentlich kein Schauspiel, sondern vielmehr ein medicinischer Vortrag. Brieux verficht es eben im höchsten Maße eine Idee, aus der ein anderer einen Zeitungsartikel oder eine Broschüre machen würde, dramatisch zu gestalten, und aufgerdem besitzt er die Kunst, eine Maße als Theaterstück interessant zu übergangen, daß wir alle gespannt waren, mit dem saftigen Dichäuter zu thun zu haben. So machte er uns im vorigen Jahre glauben, das Wohl und Wehe der Welt hänge von der Ammenfrage ab, und gestern nahm man uns dem Theater die Ueberzeugung mit nach Hause, das ganze Menschengeschlecht verrottet und verfault, uns alles darauf ankommt, der Welt keine von den geschlechtlichen Krankheiten. Erst wenn man die Sache deschlagen hat, merkt man die Uebertreibung und gibt sich wieder zufrieden mit der Welt und der Menschheit. In „Les Avariés“ gibt es nur eine einzige Rolle, die eines jener prachtigen Aerzte, die alle Selbstsucht abgethan haben und nur noch für das Wohl und die Gesundheit der Menschheit arbeiten. Die drei Acte sind fast ganz mit den schönen Reden dieses edlen Menschenfreundes ausgefüllt, der das Uebel in den gräßlichsten Farben schildert und wie der Arzt in den „Bemplaxantes“ des nämlichen Verfassers mehr Aufklärung verlangt. Die Handlung schwimmt neben der Vorlesung des Arztes auf einem belanglosen Meer umher, ein Ingenieur kann heiratet trotz des ärztlichen Verbots, stellt seine Frau an und zeugt ein krankes Kind. Zur beabsichtigten Ehescheidung kommt es nicht, weil der Arzt zur Verzeihung plaidiert und Schwiegereltern und Frau sie sich gewinnt. Das Brieux durch enthusiastischen Beifall ausgezeichnet wurde, ist der beste Beweis, daß seine Sache gewonnen ist. Als dem Einklang, das es sich um eine Manifestation gegen die Censur handelte. Sein Stück ist ein wissenschaftliches Plaidoyer und wird verboten, während man die gemeinsten Schweinereien gestattet. Alle Anwesenden unterzeich neten deshalb ein Gesuch an Antoine zugunsten des Stückes, gegen die Censur, und mehrere Redner traten nach dem Vorlesen auf die Bühne, um gegen die Censur zu protestieren. So erschien der Deputierte Cowba, der Berichterstatter des Budgets, Camille Pelletan, der Führer der sozialistischen Radicalen, der Socialdemokrat Fournier und der Stadtrath Lucelin Breteuil. Den Antworten Antoine „Wenn sich man trotz der „Bette Brieux“ nicht in Wort kommen, und als Rednerin sich erhob, um auch seine Meinung zu sagen, erhob sich ein alles überschallender Ruf: „Vive Zola!“ Diese Hochrufe auf den von ihm aufs heftigste und unsinnige angegriffenen Schriftsteller zeigten dem alten Kampfgefährten, daß er sich hier nicht einer Stimmung gegenüber befand, die nur gegen Zola allein schwiegen Hoffentlich geht man jetzt der Censur wirklich zu Leibe, aber ich habe nur wenig Zutrauen zu der Sache: denn die Censur ist eine zu gewesen gabe Tante mit Laun viel vertragen.

S. E. Schmidt.

*

Am 25. November war in der „Wiener Zeitung“ das Verbot der „Tändelschule: Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich von Clara Tschudi“ zu lesen. Verbrechen auch § 64 und 65 unseres Strafgesetzes sollen darin enthalten sein. Also ist in der Frau das Geheimnis verhüllen, welches Lucifer einst, voll Zorn, mit sich in den Abgrund der ewigen Nichtbestimmung genommen hat. Und ich, der ich die Frau als

ist das Buch nicht gerade von absoluter Verläßlichkeit. Stützt es sich doch wiederholt auf die berühmten Tagebuchblätter des Vorlesers Christomanos, der leider auch ein Dichter war. Aber bei alledem, das Buch ist so schauderreizlich, verehrungsvoll, romantisierend geschrieben, es ist unbegreiflich, wo in diesen legendenhaften Paragraphen die Verbrechen nach § 63 und 64 enthalten sein sollen . . . Gelegentlich der Lectüre der Tschudi erinnert man sich wieder an Herrn Christomanos, den griechischen Vorleser. Er hat seinerzeit den „zweiten Theil" seiner Tagebuch-Aufzeichnungen herausgegeben. Der „zweite Theil" war uns auf der letzten Seite für die nächste Zeit versprochen worden. Das ist jetzt ein bischen zwei Jahre her, der zweite Theil ist nicht erschienen! Warum? Nicht etwa, als ob wir ihn nicht erwarten könnten! Aber der erste Theil war — der Griechе Christomanos möge die rauhe Realität verzeihen — ein buchhändlerisch gutes Geschäft. Der zweite Theil wäre es sicher auch gewesen — wenn er erschienen wäre. Denn man kann sie nur mit erschienenen Büchern gewinnen. Daß die Arbeit noch nicht vollendet ist, kann man in diesem Fall nicht annehmen. Denn das „Tagebuch" ist doch wohl schon bei Lebzeiten der Kaiserin, ihrer Mutterin Aufsprache sind doch wohl nicht nach ihrem Tode aufgezeichnet worden? Also muß es sich der zweite Theil? Herr Christomanos ist verschwunden. Vielleicht weiß jemand anderer Auskunft zu geben. Die wär's, wenn das Obersthofmeisteramt sich für die Frage interessieren würde?

Stefan Großmann.

Bücher.

Das Recht der Wahrheit und der Schutz des guten Namens vom legislativen Standpunkt. Ein Vortrag von Dr. Otto Friedmann, ord. Professor der Rechte an der deutschen Universität in Prag. Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. 1901.

Der Verfasser legt in diesem Vortrag die Mängel unseres Strafgesetzes in Bezug auf Ehrenbeleidigungen dar. Diese Artikel der bestehenden Codification ist ihm jedenfalls besser gelungen, als sein eigener preisgekrönter Codificationsentwurf, der leider an Gesetzesmüdigkeit verendete. Der Verfasser findet es ungerecht, dem „Recht der Wahrheit" widersprechend, daß unser Gesetz dem Beleidiger die Beweislast für die von ihm behaupteten beleidigenden Thatsachen zuschiebt, ferner, daß es ihn bei Mißlingen des Wahrheitsbeweises selbst dann vermeidet, wenn er in guten Glauben gehandelt hat. Diese Mängel sind abzuwerfen zugegeben. Aber überdies der Verfasser, daß sie, in Presseprocessen wenigstens, durch die Geschworenenindikatur wieder aufgehoben werden, da die Geschworenen bei der Beweisaufnahme, nach wie vor, keinerlei Beschränkungen unterliegen dürfen. Der Verfasser sieht weiter ein, daß nach seiner Reform die Zahl der Ehrenbeleidigungsprocesse erheblich abnehmen, die der Beleidigungen zunehmen wird. Er will daher einen neuen Schutz gegen Ehrenbeleidigungen in die Gesetzgebung einführen. Es soll nämlich — nach Analogie des deutschen Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb — dem Beleidigten gestattet sein, durch eine Feststellungsklage ein objectives Gerichtsurtheil darüber, daß die gegen ihn gerichtete Beleidigung unwahr ist, sowie ein Verbot der Weiterverbreitung der Beleidigung gegen Jedermann zu erwirken, ohne daß der Beleidiger der Wahrheit seiner Angriffe zu erweisen hätte. Es will nie der Autor gegenüber Angriffen von der parlamentarischen Tribüne kommen, die durch das Immunitätsrecht der Abgeordneten gedeckt sind. Der Gedanke liegt sehr verlockend. Nur die Ausführung können wir uns nicht vorstellen. Erstens dürfte auch im Feststellungsprocess der beleidigende Abgeordnete nicht zur Rechenschaft gezogen, also auch nicht als Zeuge zur Aussage gezwungen werden, und ohne Mitwirkung des Beleidigers dürfte der Process kaum weit haben. Zweitens bliebe auch nach jogrisch durchgeführten Feststellungsprocess der Beleidigte der Gefahr ausgesetzt, daß dieser, wenn er andere Abgeordnete oder die Presse, unter dem Schutz der parlamentarischen Immunität, des Beleidigens mißbrauchen. Man sieht, auch diese Idee des Prof. Friedmann ist nicht codificationsreif. Nicht-Zeitungsleser hat er auch sie in seinem Codificationsentwurf „Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Preisrechtes", S. 118 verwirklicht, wenn Prof. Friedmann überhaupt codificiert.

k.

Carlo Placci: Studien. Deutsche Ausgabe. Berlin 1900. Verlagsanstalt „Harmonie".

Ernst Moritz: Peter Altrichs Erlebnisse. Berlin 1900. Verlagsanstalt „Harmonie".

Der Roman der „Zeit" treibt die Wirklichkeitsgestaltung bei Seite. Die „Novelle" macht unbedingt mit. Auch die farbige Schilderung [illegible] Details die Vorzüge der übrigen. Die Stadt [illegible] Portraits [illegible] Localfarbe, Abschilderung der Landschaft und Stimmungen [illegible] angestrebte Ziel. Zur Zeit voller erreicht die Novelle [illegible] Wirkung, wenn sie [illegible] Ausschnitt [illegible] Lebens [illegible] Momentes

„Me Clures Magazines" bringt in seiner Octobernummer eine interessante Schilderung von R. S. Baker über J. Pierpont Morgan, den berühmten König der „Trusts". Morgan wird als ein großer, breitschultriger Mann, mit einem starkknochigen, markanten Gesicht geschildert, das den Ausdruck ungewöhnlicher Energie und Entschlossenheit trägt. Seine kühnen, grauen Augen haben einen scharfen Blick und scheinen den, welchen sie treffen, durch und durch zu schauen. Er spricht wenig, kurz angebunden und bestimmt; er lässt den, der mit einem Anliegen zu ihm kommt, zuerst sprechen, beobachtet ihn dabei mit prüfenden Blicken und gibt ihm zumeist umgehend eine entschiedene Antwort. So werden oft Geschäfte, bei denen es sich um eine Million Dollars handelt, in wenigen Minuten abgeschlossen. Und hat er einmal einen Entschluss gefasst, so ist es nahezu unmöglich, ihn zu einer Aenderung zu bewegen. Er ist ein glänzender Tagesathlet, den kein Schachstück fast niemals täuscht und während er den Menschen wie eine uneinnehmbare Festung gegenüberbleibt und ihnen keinerlei Einblick in seine Gedanken gestattet, versteht er ihre geheimsten Pläne aus ihnen hervorzuholen und offen vor sich hinzubreiten. Wer ihm etwas vorzutragen hat, muss es möglichst knapp und sachlich thun, denn er hat wenig Geduld und eine barsche Art. Er steht ganz auf sich selbst und fragt seine Partner fast niemals um Rath.

„Pall Mall Magazine" (November). Ein ungenannter Verfasser erzählt vielerlei Bemerkenswertes über die gefangenen Buren auf den Bermuda-Inseln. Wer dieser Inseln wurden durch Umgänunngen in zwei Hälften getheilt; die eine wird von den Gefangenen, die andere von der sie bewachenden Garnison bewohnt. Jede Hälfte wird von 700 bis 800 Mann bewohnt, wobei je sieben gemeinsam ein Zelt bewohnen. Eine kühle Insel dient als Lazareth, während auf der sechsten die Buren, die während der Gefangenschaft sterben, beigesetzt werden. Manche dieser Gefangenen bewohnen nun schon zwei Jahre diese Inseln; sie vertreiben sich die Zeit so gut es geht, legen bei jeder Arbeit gern Hand an und sind so geschickt, dass sie aus den wertlosesten Abfällen Sticksezug herzustellen verstehen, das dann in der Stadt zu ihren Gunsten verkauft wird. Sie sprechen gern von ihrem früheren Leben und auch wo und wie ihre Gefangenschaft nahme erfolgte Sie rühmen die Tapferkeit der englischen Truppen, tadeln aber die Art ihrer Kriegsführung mehr scharfe. Ueber ihre eigene Politik gehen die Ansichten auseinander; einmüthig verwerfen sie nur den Gedanken an Unterwerfung. Dafür leien die Dinge zu weit gekommen und ihre Führer wüssten auch, dass der seines Lebens nicht sicher wäre, der eine Capitulation vorschlagen oder Friedensbedingungen annehmen würde. Auch über Krüger sind die Meinungen sehr getheilt und er hat bei seinen Landsleuten sehr viel von seinem Ansehen eingebüßt.

Die Ferne.

Von Hjalte

I.

In einem stillen, hohen Zimmer saßen um die Zeit der Abenddämmerung drei junge Frauen und ein Dichter. Die eine war sehr klug, die zweite sehr jung, die dritte sehr schön, alle drei aber liebten den Dichter. Es war so dunkel in dem Zimmer, dass keiner den andern sehen konnte, darum sprach man von lauter wundervollen Dingen, von Erinnerungen, von Träumen und von der Liebe. Und zuletzt baten die drei jungen Frauen den Dichter, ihnen eine Liebesgeschichte, nein, seine Liebesgeschichte zu erzählen, die, die ihm von all den vielen Erlebnissen am theuersten sei.

Und der Dichter erzählte:

Einmal im Frühling bin ich noch Weis gefahren. Ich hab' gar nichts dort zu suchen gehabt, aber ich thu' das gern, in irgend einer kleinen Stadt durch lauter unbekannte Straßen gehen und in die fremden Häuser und fremden Menschen allerlei seltsames Zeug hineinphantasieren. Es war ein so heller, schöner, glücklicher Tag, und ich war allein und vergnügt und schlenderte durch die Gassen, nicht gerade erwartungsvoll, aber zu allem Möglichen bereit. Auf einmal sah' ich etwas Lichtes mir entgegenkommen; dass es eine Frau sei, wusst' ich gleich und war nur unentzig, was für eine. Ich bin ihr dann entgegengegangen, sondern bin stehen geblieben, denn das Näherkommen war hübsch und hat mich sehr gefreut. Endlich war sie bei mir, und von allen schönen Dingen an ihr bemerkt ich zuerst nichts, als dass sie jung ist, wundervoll, göttlich, verblüffend jung. Sie sieht mich an, aber gerad' nur einen Augenblick, weil ich so mitten im Weg steh' und ich geh' ganz unverschämt zu ihr hin: Guten Morgen, gnä' Frau.' Sie bleibt stehen und sagt ernsthaft: Guten Morgen, aber es thut mir leid, ich weiß keinen Weg, ich bin ganz fremd hier.' Wenn sie mir erzählt hätte, sie sei eine Prinzessin aus Samarkand, wär's mir nicht lieber gewesen. Ich halt' ihr gleich eine Rede: Schau'n Sie, gnä' Frau, ich bin auch ganz fremd, g'rad angekommen, also haben wir schon etwas Gemeinsames. Wir beide auf einer Seite und die ganze Welt um uns auf der andern, und dann ist es Fründung und so schönes Wetter. Darf ich ein Stückchen mitkommen?' Bitte!' Sie sieht ein ganz klein wenig verlegen aus, aber trotzdem lacht sie und wie ich fertig bin und warte, sagt sie: Kommen Sie.' Und im Weitergehen erklärt sie mir: Ich hab' den Zug verfäumt und zwei Stunden Zeit. Um Zwölf fahr' ich weiter, bis dahin lej ich die Stadt an.' Von mir sagt sie gar nichts, ich darf so nebenher gehen als Staffage, aber das kränkt mich nicht ein bisschen, ich bin vergnügt wie ein Schulbub' und möcht' ihr am liebsten die Hände küssen. Unterwegs denk' ich immerfort: wie schaut sie nur aus? Ich hab' das so an mir, immer nach Vergleichen zu suchen, ich bin erst ruhig, wenn ich für etwas Liebes ein schönes, passendes Gleichnis gefunden. Tausend Dinge fallen mir ein: Else, Fee, Blütenblatt, endlich entscheid' ich mich für „lichte Wolke". Lichte Wolken hab' ich schon seit Kindestagen unglaublich gern. Also laut sag' ich: Gnä' Frau,' und leise: Lichte Wolke.' Das freut sie, ich sag' nur lichte Wolke' denn wir wandern ganz schweigsam nebeneinander und sehen uns nur manchmal von der Seite an wie ein junges Ehepaar, das sich gezankt hat. Plötzlich thut sie, als ob sie böse wäre: Nein, das ist doch dumm, warum reden wir nichts? Setzen wir uns nieder und erzählen Sie mir etwas.' Wir gehen irgendwo hin ins Grüne, setzen uns an einen verlassen Tisch und plaudern. Eigentlich hör' ich mehr zu und lass' sie reden, denn sie hat eine wundervoll feine und kluge Art zu sprechen. Ich begreif' vor ihr zum erstenmal, daß Sprechen eine herrliche Kunst ist, die nur ganz, ganz wenig Menschen verstehen. Alles, was sie sagt, klingt rubin, einfach und sehr bekannt; ja, als hätte man all die Worte schon einmal gehört, irgendwann in einem andern Leben, an das man inzwischen vergessen und nun wecke der süße Klang dieser leisen Stimme die Erinnerung an das Vergangene. Aber das ist nur ein unbestimmtes, flüchtiges Empfinden und wenn man näher hinsieht, verschwindet es wie ein Schatten an der Wand und dann ist es doch wieder da und zittert wie eine feine Musik in der plaudernden Stimme der jungen Frau.

Wir sprechen von allem Möglichen, vom Leben, von Büchern, von Bildern und ich bin an Ende nichts als ein staunender Zuschauer, dem sich eine ungekannte Welt von Schönheit und Lieblichkeit offenbart. Und nicht ein einziger Augenblick ist mir durch Unruhe oder Sehnsucht getrübt, kein Wunsch ist in mir, der nach Erfüllung verlangt, ich bin nur unendlich glücklich, sehen und hören zu dürfen und ich weiß ganz bestimmt, dass ich Dinge schaue, wie kein anderer vor mir.

Das klingt natürlich seltsam und übertrieben, aber es kommt daher, dass es nicht in meiner Macht steht, den süßen Reiz dieses jungen Geschöpfes zu schildern. Eine Traum, der zum Umriss geworden, zum Bild, zur Statue, zum Lied, klingt sich vielleicht in Worte fangen, aber ein Traum, der einfach lebendig ist, vor einem sitzt, lacht und spricht und immer anders ist, flirrend und flimmernd wie Sonnenlicht, ein Traum, in dem alles nur angedeutet, fern, verwischt und dann doch wieder so unsagbar deutlich ist, so dis in die letzten, verborgensten Tiefen, in die man sonst nie gelangt, klar und hell — davon kann man nicht sprechen und das kann man nicht begreiflich machen, aber wundersich one es und ich wusste auch immerfort, wie schön es sei.

Und während sie die klügsten und gütigsten Dinge sagt, klingt es in mir: Weiße Wolke, weiße Wolke,' wie eine Melodie, wie ein Lied, und das geht eine lange, lange Zeit.

Und auf einmal läutet es zwölf Uhr und wir sehen uns so erschrocken an, wie Kinder, die die Schale versäumt haben und dann lacht sie: Das macht nichts, ich sehe also abends,' grad' wie ein Krösus sagen könnt': Bitte, nehmen Sie diese hundert Kisten mit Goldstücken, es kommt mir nicht darauf an, ich bin so reich —'

Ich bin dankbar, kindlich dankbar und so froh, ich möcht' vor ihr niederknien, ich möcht' sie in Liebe und Anbetung und Zärtlichkeit, wie in einen weichen Mantel hüllen, ich möcht' sie die ganze übrige Welt vergessen machen, ich möcht' mein Leben wie einen jungen Vogel in die Hände nehmen und es ihr anbieten: Nimm,' sonst hab' ich ja nichts zu geben, thue damit, was du willst.'

Aber ich spreche kein Wort, ich bin ganz still und seh' sie an und erst nach einiger Zeit kann ich wieder reden, natürlich unsinniges Zeug: ich zeig ihr einen schönen, grünen, stillen Berg: Glob' Frau, den schenk' ich Ihnen, der gehört jetzt Ihnen ganz allein, bitte, nehmen Sie ihn an.'

Wenn ich genau nachdenke, so ist in den Stunden, die nun folgen, eigentlich nichts Besonderes geschehen und doch mein' ich wieder, es seien die inhaltsreichsten und bedeutendsten meines ganzen Lebens. Wir sind spazieren gegangen, wir sind ruhig nebeneinander gesessen, wir haben gesprochen und geschwiegen und ich vergaß ganz, dass das bald ein Ende haben müsse, ich war zufrieden, immer noch eine Stunde vor mir zu haben und dann noch eine und noch eine.

Ich weiß eigentlich heute noch nicht, ob diese junge Frau sehr schön war, aber ich hatte manche Dinge an ihr unglaublich lieb. Kleine Bewegungen und Gesten, ein bestimmtes Zucken des Mundes, etwas in ihrem Gang und in der Haltung des Kopfes machten mich rieſig glücklich und nie wünschte ich sie anderes, als sie gerade war.

Also der Nachmittag ist so unter den Händen verschwunden und dann ist es Abend geworden und wir sind in ein kleines, versteckes Gasthaus gegangen, in der Nähe des Bahnhofes, und haben uns da in eine Glasveranda gesetzt, in der wir ganz, ganz allein waren. Der Himmel war blau und rosig und goldig, es war auch ein bischen windig draußen, aber in unserer Veranda spürte man nichts von Wind und Kühle und sah nur den lichten Himmel in seinen feinen, leuchtenden Farben. Und wir sind gut und still und friedlich und sie sagt das, was ich immerfort denke: Feierabend.'

Digitized by Google

In meinem Kopf summt eine Melodie: „Die Welt ist draußen irgendwo“ — und es wird dunkler und dich denke, wie herrlich doch das Leben ist und wie köstlich das Bewußtsein, daß alles Hemmende, Trennende, Störende nur von außen kommen kann. Und dann sagt sie wieder etwas sehr Liebes und dann schweigt sie und ich bemerk es nicht, denn in unseren Seelen tönen die Worte noch und in der tiefen Stille um uns beht ein leiser Rhythmus, der uns beiden gemeinsam.

Um elf Uhr ist ihr Zug gekommen, und sie ist fortgefahren, wohin, weiß ich nicht. Ich bin mit ihr noch auf die Bahn gegangen und wie der Zug abgeht und sie fein und licht im Fenster steht und mir zulächelt, fällt mir ein neues Wort für sie ein, das beste und bezeichnendste: „die Ferne“. Ich lag es leise vor mich hin und sah sie in der Dunkelheit verschwinden und in mir ist es auf einmal nur der jungende Wunsch, sie bei mir zu haben und in der zarten, schönen Harmonie der Abendstimmung wieder einzusehen.

Am anderen Tag bin ich noch in Wels geblieben und habe mir's recht wehmüthig und sehnsüchtig ums Herz sein lassen und dann bin ich nach Wien zurück in das gewohnte, alltägliche Leben.

Sie ist die Ferne geblieben. Alles Schöne, das ich weit fort weiß, nimmt ihre Gestalt an und hat ihre Stimme und ob ich nun von Indien spreche oder von Japan, von Brügge oder Sorrent, vom Nordcap oder vom Mark, im Ferne meine ich nur sie.

Und dadurch wird die Erinnerung an sie unendlich reich und mannigfaltig, und wenn man heute eine neue Erde entdeckte, so würde ich sie auch hindenken und das Ganze wäre nichts als ein Rahmen mehr, ein Glanz mehr für ihr anmuthiges Bild.

Diese Frau nun ist mir von allen weitaus am theuersten.“

Der Dichter empfahl sich, die drei jungen Frauen waren ein bischen verstimmt und saßen schweigsam da. Endlich sagte die, die sehr jung war: „Jung, mein Gott, wie jung wird sie denn gewesen sein? Es gibt noch andere, junge Frauen auf der Welt.“ Und die, die sehr schön war, sagte: „Wie komisch, Wels! Schließlich nach Wels kann man auch fahren.“ Die dritte aber, die sehr klug war, sagte: „Sie ist die Ferne. Gegen alles kann man ankämpfen, dagegen nicht.“ Da verstummten die anderen.

II.

An irgend einem anderen Punkte der Erde saßen zur selben Zeit in einem stillen, hohen Zimmer eine sehr liebe Frau und drei junge Männer. Der eine war sehr jung, der zweite sehr dumm, der dritte machte schöne, kleine Gedichte, aber alle drei liebten die reizende Frau. Es war so dunkel in dem Zimmer, daß keiner den anderen sehen konnte, darum sprach man von lauter wundervollen Dingen, von Erinnerungen, von Träumen und von der Liebe. Und zuletzt baten die drei Herren, die junge Frau solle ihnen eine Liebesgeschichte, nein, ihre Liebesgeschichte erzählen, die, die ihr von all ihren Erlebnissen am theuersten sei.

Und die junge Frau erzählte:

„Das war im vorigen Frühjahr in Wels. Ich bin damals nach München gefahren und stieg nur einen Augenblick aus, um ein Buch zu kaufen, und richtig fuhr mir der Zug auf und davon. Allein am Bahnhof bleiben wollt ich nicht und so geh' ich in die Stadt hinein, um die zwei Stunden, die ich warten muß, doch irgendwie zu verbringen. Viel exhoff' ich natürlich nicht von dem Spaziergang, bin' Sie, Wels, und dann bin ich ganz fremd und es ist gegen Uhr vormittags, aber ich geh' doch. Die Straßen sind fast weiß, die Menschen laufen an mir vorbei, und ich bin einsam und unglücklich und weiß nicht, wo ich hingehör' und was ich thun soll; da sagt auf einmal jemand: ‚Guten Morgen, gnä' Frau.‘ Ich denk' mir: So eine Frechheit', aber dann fällt mir ein: Vielleicht ein Fremder', und ich schau' ihn an. Er sieht gar nicht wie aus Wels aus. Er hat ein gescheites, gutes Gesicht und irgend etwas Beruhigendes im ganzen Wesen, man fühlt sich gleich gut aufgehoben bei ihm. Ich antworte ihm also ganz freundlich, daß ich selbst fremd sei und mich allein nicht auskenne, und er bittet darauf, ob er mich begleiten kann. ‚In Wien wär' ich weiter gegangen, in Wels ist man toleranter.‘ Dann gefällt er mir auch; in seiner Stimme, in der Haltung, in den Geberden ist eine hübsche Verehrung, eine verliebte Huldigung bemerkbar. Er ist auf einen Ton gestimmt: Frau Du, Du Süße.‘ Ich laß ihn also mitgehen und denk' mir, wenn ich nicht mehr will, schick ich ihn eben fort. Ich behandle ihn also schlecht, dann werde ich nach und nach vergnügter und wir reden was in irgend einem Garten wieder und plaudern. Es sagt nicht viel, aber ich bin doch, wie seine Verehrung, die ein nur der Frau im allgemeinen gilt, immer mehr persönlich wird, und ich sieh mich, daß er mich schön und lieb findet. Ich erzähl ihm alles Mögliche und er versteht mich so sehr, je unbedingt, so einstimmig, als ob er mich hundert Jahre kennen würde; ich muß ihm gar nichts erklären, er hat mir diesen unvergeßlichen Tag geschenkt, verschönen, übervollen Tag, der noch bei anderen Momenten ist so dankt, es wird alles und ich denk mir, wenn man mich jetzt über mich in Ewigkeit sehen ließe, wie ich [illegible] Und unzweifelhaft wird [illegible]

Zug. Traurig war ich gerade nicht darüber; ich merke, daß es ihm erwünscht ist, und ich bin in der glücklichsten und ruhigsten Stimmung der Welt. Ich hab' früher oft einen schrecklichen Traum gehabt: ich bin irgendwo eingesperrt und ein enges, goldenes Gitter umgibt mich. Und alle, die ich lieb habe und die mich lieb haben, stecken die Hände zu mir herein und wollen die meinen fassen; ich bemühe mich und sie bemühen sich, aber es ist alles vergeblich. Immer bleibt ein Zwischenraum, und wenn er noch so klein ist, immer eine Entfernung, wenn auch ganz gering. Daran denk' ich, aber mit dem wundervollen Bewußtsein, daß das jetzt überwunden ist, daß mir dieser fremde Mensch so nahe wie kein anderer auf der Welt, und daß es zwischen und beiden kein Geheimnis und kein Mißverständnis geben kann.

Und so vergeht der Nachmittag. Wenn wir wollen, reden wir, und wenn wir schweigen, spricht etwas anderes in uns und die gleichen guten und zärtlichen Worte.

Zuletzt kommt noch ein prachtvoll schöner, stiller Abend. Ich bin ein bischen traurig und ein bischen vergnügt, ich denk' nach, ob ich ihm nicht noch etwas Wichtiges sagen muß, aber er weiß schon alles. Und dann verstummen wir und fühlen nur noch, daß wir zu einander gehören.

Um elf Uhr bin ich abgereist und wir war, als gieng ich von zu Hause in die Fremde. Ich hab' mich in eine Ecke gesetzt und gefroren wie ein Kind, das man allein gelassen hat, und doch hat etwas in mir gesungen und gejubelt. War es meine Seele? Gieng es ihr wie der Prinzessin im Märchen, die verkleidet zu dem Volke geht und sagt: ‚Ich bin die Königin‘? Aber niemand glaubt ihr und verspottet und verhöhnt sie. Und zuletzt kommt einer, der sie in ihres Vaters Hause gekannt und er zeugt für sie: ‚Ja, sie ist wirklich die Fürstin.‘ Nun ist sie gerechtfertigt vor aller Welt und lächelt vor Stolz und Freude.

Kannten wir beide uns vielleicht auch noch von unseres Vaters Hause her?

Also, ich bin in München gewesen und dann nach Wien zurück und dieses ist geschehen, aber den Tag in Wels hab' ich nicht vergessen. Wenn ich allein bin, denk' ich an den Fremden, wenn ich etwas thu', worüber alle den Kopf schütteln, erinnere ich mich an ihn. Eigentlich ist er mir immer sehr nahe, und das macht mich ganz heimlich glücklich. Und wenn ich einmal matt sein werde, fahr' ich wieder nach Wels und gehe überall hin, wo ich mit ihm gewesen bin und freu' mich und erinnere mich. Denn von allen Erlebnissen ist mir dieses weitaus das theuerste.“

Die drei Herren empfahlen sich; sie waren ein bischen verstimmt und giengen schweigsam nebeneinander. Endlich sagte der, der sehr jung war: „Gott, auf der Straße wen ansprechen, das kann ich auch.“ Und der, der sehr dumm war, sagte: „Wels, alle Monat' bin ich in Wels, ein reiner Zufall, daß ich damals nicht dort war.“ Der dritte aber, der die schönen, kleinen Gedichte machte, sagte: „Er ist ihr nahe. Gegen alles kann man ankämpfen, dagegen nicht.“ Da verstummten die anderen.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Jürgensen'schen Privat-Klinik Herisau (Schweiz) bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannsgasse Nr. 20, empfiehlt seine Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtungen
XII. Gymnasiumstrasse 68—71.
Straßbahn Hallestraße; Autobetriebstrasse, Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse.
Täglich von 8 Uhr früh bis 6 Uhr abends, Sonntag von 10 bis 4 Uhr.
Telephon Interurban 4 Kreuz. Sonntag und Donnerstag ab Heiter.

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 30. November 1901. Nummer 374.

Der Auflösungsmeier.

Wir wollen von einem Auflösungsmeier sprechen, der jetzt damit beschäftigt ist, die letzten Reste unseres Parlamentarismus zu zerstören. Aber vorher müssen wir eines anderen „Meier" gedenken, der zur ihm die gleiche ungewollt destructive Arbeit an unserem Parlament besorgt hat. Das war der Schließungsmeier Graf Thun. Es ist ja noch erinnerlich, wie Graf Thun zum Schließungsmeier wurde. Anfangs war auch er von dem Ehrgeiz beseelt, die nationale Frage zu lösen, nur wollte er dabei nichts, vor allem sein Portefeuille nicht riskieren. Er stellte demnach den Grundsatz auf, dass er gerne bereit sei, die nationale Frage zu lösen und die von den Deutschen als Vorbedingung verlangte Aufhebung der Sprachenverordnungen durchzuführen, wenn die Parteien sich nur vorher über die Lösung des nationalen Problems untereinander geeinigt hätten, und bis dahin erklärte er, mit der „Energie der Geduld" warten zu wollen. Aber das Warten wurde ihm mit der Zeit zu lang. Ab und zu musste doch etwas geschehen, um die Ungeduld hoher Herren zu beschwichtigen. Und da kam Graf Thun auf die Schließungsmeierei. Sowie er in den oberen Regionen eine gewisse Reivosität sich regen merkte, vollzog er eine erlösende That, er schloss nämlich die Parlamentssession, um nach einiger Zeit eine neue Session zu eröffnen, und an jeden dieser beiden Acte knüpften seine Officiösen die Hoffnung auf Besserung. Es wurde aber nicht besser, sondern nur schlechter. Doch immerhin konnte Graf Thun sich mit diesem automatischen Eröffnen und Schließen von Parlamentssessionen anderthalb Jahre in verhältnismäßiger Behaglichkeit auf seinem Ministerfauteuil erhalten.

Auch unser gegenwärtiger Ministerpräsident hat von Anfang an den löblichen Ehrgeiz gefühlt, die nationale Frage zu lösen. Aber auch er wollte dabei nichts, vor allem sein Portefeuille nicht riskieren. Nicht minder als sein Vorgänger war auch er bereit, die nationale Frage zu lösen, wenn sich die beiden Volksstämme, Deutsche und Czechen, vorher untereinander selbst geeinigt hätten oder, wie er in seiner Wasserstrafsenrede vom 3. Juni d. J. die „Zauberformel" ausdrücke, wenn die beiden Volksstämme mit dem Präsentierteller zu ihm kommen und ihm sagen würden: „Die beiden in Böhmen wohnenden Volksstämme wollen, dass . . ." Bis dahin wollte auch er warten. Das Schlagwort von der Energie der Geduld konnte er freilich nicht wiederholen, weil es schon durch den Grafen Thun lächerlich geworden war. Also dichtete er in der „leidenschaftslosen Beharrlichkeit" ein vollständig erfasfähiges Synonym dafür, und er durfte an ihm die Freude erleben, dass der alte Unsinn im neuen Gewand den alten Beifall erweckte. Auch durfte die Wiederkehr nicht in der alten Thun'schen Weise durch die öde Wiederholung von Schließungen und Eröffnungen des Parlaments ausgeübt werden. Auch dafür hat er ein „Synonym" gefunden. Das ist eben die Auflösterei. Schon als Herr v. Koerber die Regierung antrat, theilte der Baron Chlumecky, der ja nebst seinem Freunde Szell dem Ministerium Koerber Pathe gestanden haben soll, in einem Interview der Welt den tiefsinnigen Plan mit, dass das Parlament durch fortgesetzte Auflösungen kurz gemacht werden solle. Diesen Plan scheint Herr v. Koerber auszuführen entschlossen. Schon hat er einmal im vorigen Jahr das Parlament aufgelöst, es ist nicht besser geworden, und nachdem er sich mittels des Zuschüttungsschwindels über einen Sessionsabschnitt glücklich hinweggeholfen, ist er jetzt, kaum dass in dem neuen Sessionsabschnitt das ernste Parlamentsspiel wieder begonnen hat, bereits wieder zur Auflösung bereit.

Wenn Graf Thun schon die Auflösungsmeierei betrieben hätte, so wäre Herr v. Koerber zweifellos auf die Schließungsvariante verfallen. Da aber Graf Thun ihm die Schließungsmeierei vorweggenommen hat, muss Herr v. Koerber als der Spätergekommene mit dem vorlieb nehmen, was übrig geblieben ist, mit der Auflösungsvariante. Dabei ist ihm naturgemäß der schlechtere Theil zugefallen. Bei den Parlamentsschließungen des Grafen Thun hatte man wenigstens die Gewissheit, dass das Haus bei der Wiedereröffnung in derselben Zusammensetzung, wenn auch nicht gerade in gehobener Stimmung, wiedertreten würde. Bei den Auflösungen des Herrn v. Koerber kommt aber aller Erfahrung und Wahrscheinlichkeit gemäß ein noch schlechteres Haus nach als das aufgelöste war. Schon bei der vorjährigen Auflösung machte Herr v. Koerber ein übles Geschäft, indem er für das alte national-radicale ein weit national-radicaleres Haus eintauschte. Und damals genoss Herr v. Koerber noch das große Ansehen aller unverbrauchten Minister, und er hatte das Schlagwort von der Wirtschaftspolitik bereit, das gleichfalls noch unverbraucht war. Das ist jetzt alles schon hin. Damit will Herr v. Koerber in eine neue Wahlcampagne eintreten? Mit dem ungarischen Ausgleich vielleicht? Nach der Stimmung, die sich Herr v. Koerber in dieser Sache mit seiner kampfsinnigen Rede bei Eröffnung dieses Sessionsabschnittes geholt, nach dem Canossagang, den er danach zu seinem Protector Herrn v. Szell unternommen, nach der Rede, die Herr v. Szell höchstselbst unlängst im ungarischen Reichstag der Unabänderlichkeit des Ausgleichs gewidmet hat, wird sich Herr v. Koerber doch wohl selbst nicht mehr einbilden, dass die Völker Oesterreichs gerade in ihm den Erlöser von der ungarischen Schmach erblicken könnten. Und überdies: solange die nationale Frage nicht wirklich gelegt ist, werden aller Voraussicht nach die Wähler in Böhmen und Mähren immer wieder national und nur national wählen, und ein neuer Wahlgang wird vielleicht ein nationalpolitisch noch unerfreulicheres, aber kaum ein besseres Haus ergeben.

Die Auflösung des Hauses würde erst dann Erfolg versprechen, wenn entweder der nationale Waffenstillstand zwischen den Parteien wirklich erzielt wäre, oder die Regierung als Wahlparole einen nationalpolitischen Lösungsversuch bereit hätte, von dem sie mit Grund annehmen dürfte, dass er den Wählern besser gefallen würde als den bereits Gewählten. Da aber weder das eine noch das andere der Fall ist, kann in der Auflösungsmeierei des Herrn v. Koerber keine höhere Weisheit gefunden werden als in der Schließungsmanie des Grafen Thun. Wie Graf Thun mag auch Herr von Koerber dabei für sein Regime eine Galgenfrist gewinnen. Für Oesterreich bedeuten derartige zwecklose Experimente nur einen empfindlichen Kräfte- und Zeitverlust. Wenn dem Herrn v. Koerber nichts Gescheiteres mehr einfällt, dann soll er, statt das Parlament, lieber sein Cabinet auflösen. Ein Ministerwechsel ist nach immer minder kostspielig als eine Wahlcampagne und minder gefährlich auch; unter Umständen könnte er sogar sehr förderlich sein, vorausgesetzt, dass er nicht blaß wie von Thun zu Koerber ein Wechsel von Ministernamen und Programmsynonymen, sondern auch ein politischer Systemwechsel wäre, und ein gründlicher noch dazu.

K.

Ein Stück türkischer Geschichte.

Von A. Haydar Midhat „Folketone".

Der französisch-türkische Conflict hat in letzter Zeit wieder das orientalische Problem auf die Tagesordnung der öffentlichen Erörterungen gesetzt, und die Presse beider Welten hat die Gelegenheit wahrgenommen, um wieder einmal in mehr oder weniger wohldurchdachten Artikeln die Verwickelungen zu besprechen, welche eine Wiedereröffnung der orientalischen Frage nach sich ziehen würde. Theils officiellen, theils auch persönlichen Anschauungen Ausdruck gebend, haben die Blätter bei diesem Anlasse auseinandergesetzt, welche Schwierigkeiten sich ergeben würden, wenn die seit Jahrhunderten so vielbegehrte türkische Erbschaft vorzeitig angetreten würde. Aber nicht eine einzige Stimme hat sich erhoben, um das Schicksal dieses Volkes zu beklagen, das bei lebendigem Leibe zerstückelt werden soll. Aber gerade die ungewöhnliche und unverhüllte Art, wie Frankreich vorgegangen ist, um einigen naturalisierten Levantinern zu dem Gelde zu verhelfen, das sie zu mehr als wucherischen Zinsen dem türkischen Staatsschatze geliehen haben, regt in mehr als einer Richtung zu kritischen Betrachtungen an, und die Gleichgiltigkeit, welche die türkische Bevölkerung bei der Ausschiffung der französischen Marineofficieren an den Tag gelegt hat, und die Sorglosigkeit, mit der die Mysterer die Directore über ihrem Zollamte und ihrem Telegraphenamte haben flattern

Der Autor des vorliegenden Artikels ist der Leiter der türkischen Staatstelegraphen-Abtheilung. D. R.

Digitized by Google

sehen, offenbaren einen Seelenzustand, der des Studiums wert ist, denn wohl in keinem Lande der Welt könnte die Bestjnahme eines Theiles des Territoriums durch eine fremde Macht so unbeachtet bleiben, als in der Türkei. Dieser Quietismus ist durchaus nicht zu verwechseln mit der Kaltblütigkeit, die man angesichts einer Gefahr entwickelt, die zu beschwören man sicher ist. Er offenbart vielmehr eine Geistesverfassung der türkischen Bevölkerung, welche nur wenigen Beobachtern klar ist, weil nur von wenigen die Fäden jenes unentwirrbaren Gewebes von Ursachen und Wirkungen offen liegen, die zum Verfalle des ottomanischen Reiches geführt haben, das einstmals sich ohne Unterbrechung von den Ufern der Theiß bis zum Atlasgebirge erstreckte und heute nur mehr ein unförmlicher Block ist. Der Aufschwung wie der Niedergang eines Volkes bieten immer reichliche Belehrung für den denkenden Beobachter, der wissen will, welche Instincte in einem Volke entwickelt und welche Klippen von ihm vermieden werden müssen. So scheint es uns denn auch an dieser Stelle unerlässlich, einen neuen auch nur flüchtigen Rückblick auf die Geschichte der Türkei zu werfen von dem Zeitpunkte angefangen, in welchem sie offen mit der Vergangenheit gebrochen, das Bestreben bethätigt hat, in das europäische Concert einzutreten.

Solange die Türkei die Grundlage ihrer Macht in ihrer nationalen Miliz suchen durfte, deren Eroberungszüge die ganze Welt mit Angst und Schrecken erfüllt hatten, solange sie ungestört durch Jahrhunderte hindurch ihre brutale Gewalt zur Geltung bringen konnte, selben die fremden Völkerspitter, welche das Erbe der osmanischen Despotie bilden, ruhig hin, gewohnt an ein Joch, das sie nicht weniger drückte, als sie knechteten, dass ihre Stammesgenossen und Nachbarn unter einer noch schwereren Unterdrückung litten. Aber der Niederang und die anhaltenden Misserfolge der Janitscharen, die Machenschaften der benachbarten Staaten und ganz besonders Russlands erweckten unter den Rajah-Völkern des türkischen Reiches den Geist der Unabhängigkeit, und wiederholte Erhebungen in den europäischen Grenzprovinzen des Reiches leiteten jenen unbetriebigenden Zustand ein, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat und eben die Grundlage der orientalischen Schwierigkeiten bildet. Das ottomanische Reich musste Stück für Stück von seinem europäischen Territorium verloren geben, und die Erkenntnis konnte nicht ausbleiben, dass die tiefere Ursache der fatalen Abfälle von ganzen Provinzen darin gelegen war, dass die dort wohnenden christlichen Völkerschaften sich dem türkischen Volke und Staate in keinerlei Weise assimiliert hatten, dass sie, von ihren Verpflichtungen gegenüber dem ottomanischen Fiscus abgesehen, mit der türkischen Regierung keinen inneren Zusammenhang hatten und in dem Staate einen Fremdkörper mit Jahrhunderten alten Sitten und Traditionen bildeten. Diese nationale Kluft wurde immer breiter, je tiefer der Glückssturz des türkischen Reiches sank, und es kam der Tag, wo die Entfremdung zwischen den christlichen Nationen des Reiches und der Regierung einen Umfang annahm, der die Existenz des Reiches selbst in Frage stellte und den ottomanischen Herrschern schwere Sorgen auferlegte. Das Wohl des Staates erforderte Reformen und eine gründliche Verbesserung des veralteten und abgenützten Regierungsmaschine. Diese Nothwendigkeit war schon dem Sultan Mehmud klar, der der Wiederaufrichtung des Reiches seine ganze Thätigkeit widmete und sich die freiheitlichen Bestrebungen mit den türkischen verschmelzen, dass ein liberales Regime in der Türkei platzgreifen wurde. So regte sich denn auch der alte Reformgeist, der hartnäckige Vertheidiger der Heiligen Allianz, über die damaligen Reformen der Türkei nicht wenig auf und richtete an den damaligen Botschafter in Constantinopel, den Grafen Appony, eine Depesche, in der er den Sultan Mehdihd aufforderte, mit seinen Reformen etwas weniger freigebig umzugehen. Dieser Rath wurde unglücklicherweise befolgt, die Bestimmungen des kaiserlichen Hatt blieben ohne Wirkung und die den Christen darin zugestandenen Rechte wurden zum todten Buchstaben. Abdul Aziz, der Nachfolger des Sultans Abdul Medschid, war wohl im Anfange seiner Regierung, solange seine Minister Aali und Fuad Pascha lebten, die beide den von Lord Palmerston unterstützt wurden, den Reformen freundlich gesinnt. Sowie aber diese Männer starben, wurde er den wenn Ideen unzugänglich, richtete den Staatsschatz durch Verschwendung zugrunde, misshandelte die Minister und trieb den Wahnsinn soweit, dass er, das Beispiel Caligulas nachahmend, seinem Pferde das Abzeichen eines Großvezieramtes an den Hals heftete und einen Grab erließ, welcher den im Palais befindlichen Truppen befahl, vor diesem Manne des Volkes mit den einem Gross-Großen gebührenden Ehrenbezeugungen zu salutieren. Unter der Herrschaft dieses Sultans war Russland, das den Großvezier Mahmud Nedschim Pascha zu seinem Geld genommen hatte, in Constantinopel allmächtig, und der General Ignatjeff machte damals dort gutes und schlechtes Wetter. Die Folge dieser Wirtschaft war, dass sich einige beherzte Männer, an deren Spitze Midhat Pascha stand, zu einer Insurrection zusammenthaten, die mit der Absetzung des Sultans Abdul Aziz und dem Regierungsantritte seines Neffen Murad V. endete. Dieser Fürst ließ schon in der kurzen Zeit, in den drei Monaten, welche ihm auf dem Thron gegönnt waren, eine Periode der Wiedergebung der Türkei erhoffen, aber eine unheilbare Krankheit machte seine Absetzung nötig, und sein Bruder Abdul Hamid bestieg den Thron.

Die Fruchtlosigkeit der Verheißungen, die in dem Hatt von Gül-Hané gemacht worden waren, erregte in den nicht muselmannischen Kreisen naturgemäß Misstrauen, und die Enttäuschung brachte Unzufriedenheit in die Reihen der Christen. So sah denn Midhat Pascha ein, dass das Heil nur in der Verkündung einer Verfassung und der Einleitung einer modernen Regimes zu suchen sei, dass den Ottomanen gegen den Despotismus und die Willkürschützen und jedem Staatsbürger freien Zutritt zu den Staatsgeschäften gewähren würde, ohne dass er nach dem Gotte gefragt würde, dem er seine Seele anvertraut hat. Diese Maßregel wurde umso nothwendiger, als Russland unter der Maske menschenfreundlicher Gesinnungen eine Art von Protectorat über die „unglücklichen slavischen Brüder" in Anspruch nahm und — was noch wichtiger war — Europa, obzwar es die Hörigkeit der Polen unter dem Moskowiterthume sehr wohl kannte, die jesuitischen Jeremiaden der russischen Diplomatie ernst nahm und Specialbeigerate wandte, die über die in der Türkei einzuführenden Reformen verhandeln sollten. War nun Abdul Hamid der Mann, den die geschichtliche Lage des ottomanischen Reiches verlangte? Dieser schwächliche und kränkliche Mensch, der unter dem Gesinde des Palais aufgewachsen und während der Regierung seines Onkels, des Sultans Abdul Aziz, in einer Art von Gefangenschaft gehalten worden war, konnte der sich plötzlich als constitutioneller Herrscher fühlen und die Rettungsplanke ergreifen, welche der Großvezier als Reformer ihm entgegenstreckte?

In einem absolutistisch regierten Lande, wo eine gewisse gleichmäßige Zusammensetzung es der Bevölkerung ermöglicht, sich selbst über ihre Bedürfnisse und Wünsche zu verständigen, wo eine gewisse Gleichartigkeit der nationalen Anschauungen und Bestrebungen die Aufgabe des Staatsoberhauptes erleichtert, mögen die mittelmäßigen Anlagen und die vernachlässigte Erziehung des Staatsoberhauptes kaum bemerkt werden. In einem Lande aber, wo die Verschiedenheit der Rassen und Religionen, der Sprachen und Nationen der Bewohner ein fortgährendes Element der Zwietracht bilden, muss der Souverän eine gewisse Geschicklichkeit an den Tag legen, um die Empfindlichkeiten zu schonen, die Gegenmeinungeleitige jeder Nation zu kennen und ihnen rechtzeitig halt zu gebieten, ehe sie sich zu einer That verdichten und auf Seite der anderen Nationen einen Widerstand erregen, der eine bedenkliche Kluft zwischen den heterogenen Völkerbestandtheilen des Reiches eröffnen muss. Nur ein Regent, der diese hervorragende Eignung besitzt, kann einem so zerklüfteten Lande einen mehr oder weniger dauerhaften Zusammenhalt verleihen. Aber dieses Kunststück sehr eine lange Vorbereitung und eine neue Kenntnis des verwickelten Räderwerkes der Regierungsmaschine und eine krätige Pflege des Gedankens des gemeinsamen Vaterlandes voraus, welcher allein die inneren Zwietrachtigkeiten überbrücken kann. Die politische Verschmelzung verschiedener Rassen in einem Staate ist nur möglich, wenn jeder Unterschied zwischen Siegern und Besiegten verwischt, wenn vor allem Schulen geschaffen werden, in welche die Jugend aus denselben Quellen der geistigen Bildung gebeist wird und die Gemeinsamkeit der Schulbänke langsam die religiösen und nationalen Vorurteile mindert. Ebenso sind die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, das Recht aller Bürger, bis zu den höchsten Staatsstellen in der militärischen und civilen Hierarchie aufzusteigen, die allgemeine Wehrpflicht auch ebenso viele Mittel, um die Jahrhunderte alten Abstände zwischen den verschiedenen Volksbestandtheilen auszugleichen. In diesem Geiste hatte Midhat Pascha seine Verfassung entworfen, aber der Sultan Abdul Hamid wollte, unterstützt von Mahmud Damad Pascha und anderen Intimen des Hofdiz, diesen Reformen entgegen. Diese Situation führte dazu, dass Midhat Pascha am 12 Zilhidje (Januar 1877) an den Palais eine Note richtete, in welcher unter anderem gesagt wird: „Während wir uns bemühen, ohne Verzug die Reformen in Wirksamkeit zu setzen, unterlagt ein vorgefertn veröffentlichter fanatischer Grade die Zulassung der Christen zu den Militärschulen, die ein anderer Grade vorher schon gestattet hatte. Dieses Verbot ist geeignet, schon bei den ersten Schritte eine bedeutsame Reform zu compromittieren, welche die ganze Welt von der Verfassung erwartet." Diese Note blieb unbeantwortet. Auf den Vorschlag Midhat Paschas, betreffend die Ernennung von christlichen Gouverneuren Vasis antwortete der damals eben ernannte erste Secretär des Palais, Said Pascha, im Namen seines Herrn am 9 Zilhidje dass „die Ernennung von christlichen Valis ein bedenklicher Vorschlag sei". Die von Midhat Pascha ausgearbeiteten Reformen blieben noch einmal ohne Wirkung, und der Sultan ent-

ledigte sich mit Unterstützung der russischen Diplomatie des Großwezirs, indem er die falsche Anklage gegen ihn erheben ließ, daß er den Sultan Abdul Aziz habe ermorden lassen. Ein zum Scheine eingeleitetes Verfahren, das in Wirklichkeit einer Rechtsverweigerung gleich kam, verurtheilte Midhat Pascha zur Deportation, und der Mann, der sein ganzes Leben der Wiederaufrichtung des Reiches und der Verschmelzung der christlichen und muselmanischen Volkselemente gewidmet hatte, wurde ins Exil geschickt und in Taif eingekerkert, wo er einige Jahre später auf Befehl des Sultan Abd ul Hamid ermordet wurde. Ein Mitgelangener des Großwezirs, der Scheik-ul-Islam Hassan Hairoullah Effendi, schrieb wenige Tage nach dem Tode Midhat Paschas unter dem Datum „Taif Arabien, 15. Jilhidje 1301 im Jahre der Hedschra“ einen Brief an die Familie des Midhat Pascha, aus welchem die vorliegende Stelle hier Platz finden möge: „Sie haben sicherlich von dem tragischen Tode und den Umständen gehört, unter denen er erfolgt ist. Seine Hoheit ist aber nicht, wie die Blätter gemeldet haben, der Krankheit, an der er litt, erlegen ... Die Wahrheit ist, daß in einer Nacht und zu derselben Stunde Midhat Pascha und Damad Mahmud Pascha erdrosselt worden sind ... Ich hätte Ihnen vieles zu sagen, aber ich wage nicht mehr zu schreiben, weil ich unsere Henker fürchte ... Zeigen Sie mir, bitte, den Umfang dieses Briefes an und behalten Sie den Namen des Briefschreibers für sich. Wenn Sie mich um etwas zu fragen haben, so können Sie mir schreiben. Die Hälfte der Effecten des Paschas sind von den Beamten gestohlen, der Rest ist nach Constantinopel geschickt worden.“

Das Verschwinden von Midhat Pascha, die Abschaffung der Verfassung, das Zurückweichen der Hohen Pforte vor der Uebermacht und Kühnheit der Camarilla des Yildiz leitete einen neuen Stand der Dinge in der Türkei ein. Von seinem schlechten Gewissen gequält, vom Volke gehaßt, umgibt sich der Sultan seit der Ermordung von Midhat Pascha mit einer Legion von Spionen. Die Opfer dieses Systemes sind überaus zahlreich. Im Jahre 1897 zum Beispiel führte das türkische Dampfboot „Ghezi“ über 140 Exulanten nach Tripolis, wo ein Theil von ihnen in die Wüste von Fezzan, und die übrigen in den Bagno von Kaffer eingesperrt wurden. Andere Transportе solcher Art bevölkern die Citadellen von St. Jean d'Acre, von Erzerum und Bitlis u. s. w. Es ist nicht nöthig, zu sagen, daß die Behandlung, welche diese jungen Leute in den Gefängnissen erfahren, geeignet ist, ihr Leben zu verkürzen und die Reihen der Deportierten zu lichten. Die Umgebung des Sultans schwimmt in Reichthümern, und irgend ein Schreiber, der gestern mit abgetretenen Schuhen in die Kanzleien gegangen ist, ist heute mehrfacher Millionär. Die Kriegsflotte existiert nur mehr auf dem Papiere, und alle Klagen, die gegen den Marineminister vorgebracht werden, nützen nichts. Der Sultan beantwortet sie mit der charakteristischen Wendung: „Es ist zu wahr, der Minister stiehlt unverschämt, aber er ist mir ergeben.“ In den Universitäten herrscht ein förmlicher Terrorismus, die Armee ist desorganisiert, Generäle von 28 Jahren und Marschälle laufen zu Dutzenden in den Straßen von Constantinopel herum. Die Regierungsämter sind voll von geldverrotteten und ordenbedeckten Beamten, von Excellenzen mit 25 Jahren u. s. w. Der Clerus wird in der Person sehr unbescholtener und ehrlicher Mitglieder verfolgt, die Finanzverwaltung kann wegen des enormen Ausgaben-Etats des Palais den Staatsbeamten nur mit Unterbrechungen ihre Gage bezahlen, und den Beamten bleibt nichts anderes übrig, als auf den Bakschisch zu geben. Das Regierungssystem, das der gegenwärtige Sultan eingeleitet hat, kann mit einem Worte bezeichnet werden: es ist „organisierte Desorganisation“.

Wie lange wird das dauern? Seit der Ermordung von Midhat Pascha hat der Sultan Abdul Hamid seine nun schon ein viertel Jahrhundert währende Regierung mit furchtbaren Verbrechen, Massacren u. s. w. erfüllt, und Europa sieht gleichmüthig zu, wie der Sultan das Reich in Ruinen legt, und erwartet nur den Augenblick, um es sich anzueignen. Diese Heuchelei spricht aber die europäische Diplomatie von der Mitschuld nicht frei und bereitet für die Zukunft unabsehbare Verwicklungen vor, auch für das beschaulich beobachtende Europa, welches, wenn es einst die Trümmer des Reiches in Besitz nehmen wird, sich die Finger gründlich verbrennen wird.

Und doch täuscht sich der, welcher glaubt, daß die Regierung bei ihrem retrograden Wege von der Zustimmung der Bevölkerung getragen wird. Ganz im Gegentheil: mit sich immer verstärkender Bitterkeit wendet sich die Intelligenz aller Kreise von ihr ab und unterlässt es bei keiner Gelegenheit, in demonstrativer Weise ihre liberalen Gesinnungen zu documentieren. Dazu dient ihr die russische Presse, die fast ausnahmslos sich gern in den Dienst dieser gesellschaftlichen Fronde stellt, die bis in sehr hohe Kreise reicht. Nun existiert freilich in der Provinz eine sehr rigoros gehandhabte Censur, die den Redactionen das Leben herzlich sauer macht, aber sie hat doch nicht alle Opposition mundtodt zu machen gewußt, zumal die Kunst, zwischen den Zeilen zu schreiben, zu einer wahren Virtuosität ausgebildet worden ist. Vor Allem aber kommt die Residenzpresse in Betracht, die, ohne die Fesseln der Präventivcensur, von gewandten und feurigen Verfechtern des Liberalismus geleitet wird. Hier haben sich muthige Stimmen für Tolstoj erhoben, hier wird dem nationalen Fanatismus die Stirn geboten, hier die Vergewaltigung der Balkan- und Finnländer verurtheilt. In der Residenzpresse wird der Kampf für communale und landschaftliche Selbstverwaltung mit dem Rüstzeuge der Wissenschaft und Ueberzeugung geschlichen, hier auch gegen die Verknechtung der Kirche und die Uebergriffe der Kirchengerichte, die den Uebertritt von der orthodoxen Kirche zu einem anderen Bekenntnis als Criminalverbrechen behandeln, Einsprache erhoben. Mögen alle diese Proteste der Gesellschaft scheinbar auch ohne praktische Bedeutung sein, mag die Regierung sie rücksichtslos ignorieren, wer erfahren will, wie die russische Gesellschaft denkt, wird gut thun die Presseerörterungen nicht gering anzuschlagen. Ersetzt die Presse in diesem parlamentslosen Reiche doch in gewissen Grenzen die Volksvertretung! Deshalb sei hier einer in den letzten Wochen sehr lebhaft geführten Discussion gedacht, die sich gegen die Stellung der orthodoxen Staatskirche richtete und in der kühnen Forderung der Gewährung von Gewissensfreiheit gipfelte. Der Anlaß war folgender:

Vom 16. bis 24. October (alten Stils) fand in der Stadt Orel ein griechisch-orthodoxer Missionskongreß statt. Am Schluß der officiellen Sitzungen erbat sich der örtliche Gouvernements-Adelsmarschall Herr Stachowitsch das Wort, um einen Antrag auf eine Petition um Freigabe des religiösen Bekenntnisses zu stellen. In feuriger Rede gab er seinem Schmerz Ausdruck, daß das Concreß die Hauptangelegenheit unberührt gelassen habe. „Habt Ihr, Ihr Hirten Israels, nicht zahlig oder unzählig Ungläubige den Fels in Stein vergessen?“ Ganz von selbst erstand vor mir das in dem uns gegebenen Programm ausgelassene, keinmal während der vierzehntägigen und aufrichtigen Debatten ausgesprochene uralte Wort: die Gewissensfreiheit. Man wird mich fragen: Was wollen Sie denn? Wollen Sie, daß man nicht nur ungestraft von der Orthodoxie abfallen könne, sondern auch das Recht erhalte, ungestraft seinen Glauben zu bekennen, das heißt andere zu verführen? Ich da antworte der Gewissensfreiheit zu verstehen? Mit besonderer Zuversicht antworte ich unter Euch den Missionären: „Ja, Nur das heißt Gewissensfreiheit!“ Nachdem Stachowitsch sich auf Guizot und den großen Slawophilen Aksakow berufen, fuhr er fort: „Das bürgerliche Gesetz zerstört nur die geistige Ganzheit der Kirche, statt sie zu schützen. Wenn die Kirche an ihre innere geistige Kraft glaubt, so bedarf sie nicht des Beistandes der irdischen Gewalt ... Wer hat die Gewissensfreiheit in Rußland verboten und wer straft sie? Sieht man sich in den Gesetzen um, so erweist es sich, daß beide, die bürgerliche Gewalt und die geistliche, das Strafamt üben ... Nachdem die bürgerliche Gewalt auf Gebiet des Geistes unter dem Vormundschaft genommen und strenge Strafen in Glaubensangelegenheiten festgesetzt, hat sie in tückischer Weise die sittliche Verantwortlichkeit der geistlichen Gewalt auferlegt.“ Der Redner schloß dann also: „Niemand in Rußland hat in höherem Maße als der Missionscongreß die Pflicht, die Nothwendigkeit der Gewissensfreiheit zu verkünden, die Nothwendigkeit der Abschaffung jeder Criminalstrafe für den Abfall von der Orthodoxie und für die Annahme und das Bekennen einer anderen Confession. Und ich schlage vor, daß sich der Missionscongreß von Orel so auch ausspreche und in geeigneter Weise dieses Gesuch vorbringe!“ Man kann sich die Mienen der frommen Herren und Staatswächter denken! Da die officiellen Sitzungen geschlossen waren, so hatte man die bequeme Ausflucht, man könne keine Resolutionen mehr fassen, aber gefassen hatte der Vieh doch. Natürlich ebnd sich in der kirchlichen und reactionären Parteipresse ein förmliches Wuthgeheul gegen den „Revolutionär“ und „Robespierre“. Anfänglich verbot die „Moskauer Zeitung“, der Hort der Finsterlinge, aus: „Diese Demonstration geht von einem Adelsmarschall, dem Vertreter des Standes aus, der ehedem unsern Czaren behilflich war, jene selben Gesetze zu schaffen, die jetzt beseitigt werden sollen. Es ist eine noch nicht dagewesene schmerzlich-denkwürdige Thatsache und solche Thatsachen, die nur bei einer sehr fortgeschrittenen localen Demoralisation möglich sind, lassen viel noch nicht dagewesenes Unglück für Rußland befürchten“. In langen Philippiken suchte das Blatt zu erweisen, daß „die Freiheit kein organisierendes Princip sei“, daß daher die Beiseite der russischen Czaren gegen die verderblichen Einflüsse

Im Kampf gegen die orthodoxe Kirche in Rußland.

Schwer lastet der Druck der Reaction auf dem Czarenreiche. Emsig sind die Tschinowniki an der Arbeit, um die spärlichen Reste der Selbstverwaltung in Stadt und Land zu vernichten und durch bureaukratische Controlinstanzen zu ersetzen. Verkommen ist in den Regierungskreisen längst das flackernde Feuer liberaler Reformen in Schule und Universität und von all den Commissionen und Projecten, den Zeitungsdiscussionen über den Wert freiheitlicher Institutionen wird bald kaum mehr die Rede sein.

Digitized by Google

freiheitlicher Tendenzen den Staat mit der Kirche eng verbunden habe. „Wenn die Kirche darunter gelitten hat, so haben dafür das ganze Volk und der ganze Staat gewonnen". Nur solange dieser Bund bestehen bleibe, werde Rußland geistig gesund und mächtig sein. Was Stachowitsch wolle, sei gleich einer geistigen Pest! In ähnlicher Weise äußerte sich der Bischof Nicanor, dem die Gewissensfreiheit im Christentum eine sehr beschränkte, ja nichtige Bedeutung zu haben scheint. Die „Welt" (Swjet), ein weitverbreitetes chauvinistisches Boulevardblatt, erklärte, Stachowitsch's Vorschlag sei ein Schlag ins Gesicht der Orthodoxie. Rußland sei das toleranteste Land, das es gebe (!). Beweis sei Art. 45 der Reichsgrundgesetze, wo da lautet: „Die Freiheit des Glaubens wird nicht nur allen Christen ausländischer Bekenntnisse gewährt, sondern auch den Juden, Mohammedanern und Heiden: mögen alle in Rußland lebenden Völker Gott den Allerhöchsten in ihren verschiedenen Sprachen nach dem Gesetz und dem Bekenntnis ihrer Vorfahren preisen, indem sie die Regierung der russischen Monarchen segnen und den Schöpfer des Alls um Vermehrung des Wohlergehens und Stärkung der Kraft des Reiches anflehen." Auf Grund derselben Paragraphen und im Bewußtsein des russischen Volkes sei aber die orthodoxe Kirche die alleinherrschende und dominierende in Rußland. Das Recht eines jeden, Gott nach seiner Art zu preisen, sei daher noch nicht das Recht, zum Abfall von der Orthodoxie zu verführen. Wäre dem nicht so, so müßte man auch die Freiheit der Propaganda solcher Irrlehren, wie die Lehre Leo Tolstoj's zulassen. Ruhig müßte man es ansehen, wie bei Mischehen zwischen orthodoxen russischen Unterthanen und Andersgläubigen die Kinder römisch-katholisch oder lutherisch getauft werden. Beschwerlich verschweigt der „Swjet", daß das Bollwerk und die Grundlage des russischen Lebens" in den Gesetzen besteht, die — eine Schmach für unsere Zeit — diejenigen, welche zum Uebertritt zu nichtchristlichen Religionen „verführen", mit Zwangsarbeit (Art. 184), jene aber, welche zu anderen christlichen Religionen verleiten, mit Deportation zur Ansiedlung in Sibirien oder Abgabe in die Corrections-Arrestanten-Compagnie (Art. 187) bedrohen, die ferner die Kinder aus einer Mischehe der Orthodoxie zwangsweise zuführen, sie ihren Eltern entreißen und in Klöstern erziehen lassen!

Die Empfindung, daß der Adelsmarschall von Orel nur ausgesprochen, was Tausende der Besten für richtig halten, spiegelt sich in der russischen Presse deutlich wieder. Selbst die opportunistische „Nowoje Wremja," die mit anderthalb Augen immer nach der Regierung schielt, rühmt Stachowitsch als einen Mann von idealer Uneigennützigkeit und aufrichtiger Gläubigkeit, der gleich Kriakow aus einem Herzen von warmem Enthusiasmus gehandelt habe. In der Cardinalfrage schweigt sich das Blatt freilich aus und versucht mit hohen und hohlen Worten über die Klemme zu kommen. Energisch tritt dagegen die „Nowosti" der Aufhebung der Criminalstrafen in confessionellen Angelegenheiten ist durchaus nicht daselbe wie die Trennung der Kirche vom Staate und die Frage dieser Strafen ist in Westeuropa schon längst und allüberall entschieden. Nirgends, nicht einmal in Oesterreich und Spanien, bestraft das weltliche Gesetz den Glaubenswechsel. Da es sich also nur um diese Frage handelt, so spricht das Beispiel Westeuropas, auf das sich die „Nowoje Wremja" festlamer Weise beruft, direct für die Aufhebung der Strafen, nicht für ihre Beibehaltung." Mit feuriger Offenheit nimmt sich aber für die russische „Peterburger Zeitung", das Blatt des bekannten Fürsten Uchtomski, eines Intimen des Czaren, für Stachowitsch und seine Sache Partei. Schon bei Abdruck der Rede fügte sie hinzu, daß „die Gewissensfreiheit als ein elementares Recht und eine elementare Pflicht des wahren Christen, schon längst gebieterisch die Verwirklichung verlange". Sensationell aber wirkt, daß in demselben hochangesehenen Organ der aufgeklärten Conservativen ein Geistlicher der Staatskirche I. Tscherkinski mit kühnem Freimuth sich also auslässt: „Ist es nicht für unser ganzes russisches Land und für unsere Orthodoxie etwas Niederdrückendes, daß wir, die wir die ungeheuersten Errungenschaften der Wissenschaft genießen, an dem Entwickeln der Welt theilnehmen und mit den Völkern Europas eine Familie bilden, bis jetzt noch nicht der Gewohnheit entsagt haben, diejenigen Leute zu verfolgen, die nicht ebenso denken, glauben und ihren Glauben bekennen wie wir? Die koperalische Sclaverei ist bei uns aufgehoben, kann man aber die geistige Knechtung wirklich ruhig ansehen? Stimmt das mit dem großen Versöhnungs-Christi und mit dem Grundprincip des Christenthums: Freiheit in da, wo der Geist des Herrn ist? Liegt nicht ein Widerspruch darin, daß in orthodoxkirchlichem Sinne der Definition des Menschen die Eigenmacht der Freiheit des Geistes, der Freiheit des Willens zugrunde gelegt wird? „Der Mensch ist ein freies, vernünftiges Wesen, welches nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist", lauten die ersten Angaben in jedem beliebigen Leitfaden für den Elementarunterricht in der orthodoxen Lehre. Wenn dem also ist, der Mensch ein freies, vernünftiges Wesen ist, so geht ihm die Möglichkeit, sich frei den Glauben zu wählen und ihn zu bekennen, verloren, sobald man es sich voll Sunden von dem äußeren Bekennen des Glaubens loslagt, oder ihn gegen einen anderen vertauscht, sobald dieser andere wärmere Gefühle in ihm hervorruft, in höherem Maße seinem geistigen Sein, seiner geistigen Entwickelung, den ktimatischen, culturellen oder rechtlichen Verhältnissen des Ortes entspricht . . . Welcher Glaube besser ist, hat jeder für sich zu entscheiden. Schon deshalb muß man die Verfolgungen unterlassen, weil man niemanden zwingen kann, nach einer bestimmten Schablone zu denken oder zu glauben. Das Gebiet des Glaubens und des Gedankens ist äußerer Einwirkung nicht zugänglich. Mit ihr erreicht man nur Schlechtes. Solche äußere Einwirkungen beleidigen die besten Gefühle im Menschen, beleidigen die Würde des Menschen als eines freien, vernünftigen Wesens und lassen Verschlossenheit und Heuchelei, Verstellung und Lüge, Bosheit und Menschenhaß aufkommen." Der Priester findet es bedauernswert, daß gerade ein Laie die Frage der Gewissensfreiheit aufgeworfen habe, wo doch die Repräsentanten der Kirche ein unvergleich größeres Interesse an einer bedingungslosen Gewissensfreiheit haben sollten. Aber die Kirche erstarre: „Das weltliche Leben, welches in seiner fortschreitenden Bewegung nur auf die todten Formen der heimischen Kirche fällt, beginnt ihr naturgemäß fremd zu werden. Der gährende Volksgeist beginnt neue Wege und Formen zu suchen und zu finden, um sich äußern zu können. Es entstehen Secten, die in geistiger Beziehung besser ausgestattet sind und größere Ansprüche haben, ignorieren die Kirche mit ihren erstarrten Formen soll vollständig und sind nicht abgeneigt, sie ganz zu beseitigen. Wie mächtig und thatsächlich unüberwindlich wäre unsere Kirche, wenn bei uns die Gewissensfreiheit bestände! Wenn die Gewissensfreiheit existierte, so wären nur wahrhaft gläubige Menschen Vertreter der Kirche. Der Glaube kann ja Berge versetzen" . . . Fürwahr gute und mannhafte Worte eines Geistlichen. Worte, deren Kühnheit umso höher angeschlagen werden muß, als die Gefahr nahe genug liegt, daß der ehrliche Sohn seiner Kirche hinter den Mauern eines Klosters mundtodt gemacht wird. Und doch haben Männer wie Stachowitsch und er nur zum Ausdruck gebracht, was viele empfinden und was trotz aller Hemmnisse der Finsterlinge sich durchsetzen muß und wird. Es wird die Zeit kommen, wo an den Stufen des Thrones und den Zinnen der Kirche die Worte Eingang finden werden, mit denen der Adelsmarschall in Orel schloß: „Laß es, Cäsar, das ist nicht das Deine, das ist Gottes in Ewigkeit! Mir allein ist die Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen, ohne das Recht, sie den Procuratoren und Richtern weiterzugeben!"

Petersburg. **Oberwaiser.**

Wandlungen in der Handelspolitik.

Meine Herren, nehmen Sie vor allem die Versicherung entgegen, daß mir nichts ferner liegt, als Ihnen die Nothwendigkeit der Aufhebung der Eisenzölle beweisen zu wollen. Axiome, meine Herren, beweist man nicht. Ich meine aber, daß der Satz: Das Eisen muß zollfrei sein, mir und auch in den westesten Kreisen des Vaterlandes ein Axiom geworden ist."

In dieser Weise sprach am 10. Juni 1873 ein conservativer Abgeordneter (v. Behr-Greifswald) im deutschen Reichstage. Ob wohl bei den bevorstehenden Zolltarifberathungen im deutschen Reichstage irgend ein Abgeordneter so sprechen wird? Ich bezweifle es.

So rasch und so gründlich haben sich die Meinungen in der Handelspolitik geändert! Gerade dieser Zweig der allgemeinen Wirtschaftspolitik, in dem sich allerdings fast sämmtliche politischen unwirthschaftlichen Strömungen einer Zeitperiode wie in einem Brennpunkte vereinigen, beweist uns die Hinfälligkeit aller Schulmeinungen. In der Handelspolitik gibt es keine ewigen Gesetze, das allgemeine Recept vom Freihandel und Schutzzoll versagt im Einzelfalle, denn jede Zeit erfordert ihre besonderen Maßnahmen.

Im gegenwärtigen Momente, da wir vor einem entscheidenden Wendepunkte in der europäischen Handelspolitik stehen, war es gewiß ein verdienstliches Unternehmen, uns die handelspolitischen Strömungen des letzten Jahrhunderts zu erklären und sie auf tiefere wirthschaftsgeschichtliche Umwälzungen zurückzuführen. Als ein solches Unternehmen präsentiert sich uns das Buch, welches jüngst der deutsche Reichstagsabgeordnete Max Schippel unter dem Titel: „Grundzüge der Handelspolitik"*) publiciert hat. Schippel ist ein Socialdemokrat, und ich muß gestehen, daß ich deshalb das Buch mit einer gewissen Scheu zur Hand nahm. Ich fürchtete, daß die üblichen demagogischen Phrasen die wissenschaftlich festzustellenden Thatsachen überwuchern werden. Meine Befürchtung erwies sich erfreulicherweise als grundlos. Die Darstellung ist, obzwar die vielen und allzulangen Citate z. B. aus List, Prince-Smith u. s. w.) etwas hemmend wirken, eine ruhige und vorurtheilsfreie, in den meisten Punkten auch eine vollkommen zutreffende. Der Verfasser geht in seiner Objectivität sogar soweit, daß man seine Schlußfolgerung nicht begreift, die er als Parteimann zu ziehen sich bemüssigt sieht.

*) Verlag von J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin. Soeben erschienen in der gleichen Verlagsanstalt Dr. John Rhe-

Das Buch beginnt mit der Schilderung der Classenkämpfe in England, welche der Peel'schen Freihandelsreform vom Jahre 1846 vorausgiengen, und geht dann zu den Verhältnissen in Deutschland über. Es wird ganz richtig betont, dass der Freihandel in England ein Werk der industriellen Agitation war und sich gegen die Kornzölle richtete, während in Deutschland umgekehrt der Agrarier, der Ostelbier, die freihändlerische Propaganda betrieb. Die conservativen Grauden Deutschlands waren dazumal alle liberale Handelspolitiker. Einen wichtigen Bundesgenossen fanden sie in den Schulmeistern und Schriftstellern, welche den Freihandel deshalb priesen, weil das Wort „frei" darin enthalten war. Was in England ein Postulat bestimmter Interessenkreise war, wurde in Deutschland zu einem idealistischen Lehrsatz. Schippel kann dieser „liberalen Ideologie" seinen Respect nicht versagen. „Aber dass sie mehr in Studenlust und Buchweisheit als in der Schule eines grossen öffentlichen Lebens aufgewachsen war, hat sie nie verleugnen können." Wer sich unterhalten will, der lese die famose Polemik, die Schippel (Seite 205 ff.) den Prof. Conrad vom Jahre 1879 und 1885 gegen den Prof. Conrad vom Jahre 1900 führen lässt; früher war der Dreimarkzoll für Getreide ein „verhängnisvoller politischer Fehler," eine „Vivisection am volkswirtschaftlichen Körper", heute schlägt Conrad selbst eine Reihe von Erhöhungen der Agrarzölle vor. Wie ändern sich doch die — Gelehrten!

Etwas zu wenig ausgeführt scheint mir der Umstand, dass die Freihandelsära der Sechzigerjahre auf dem europäischen Continente ihre Ausbreitung nur infolge einer eigenthümlichen politischen Constellation gefunden hat. Wenn Napoleon III. nicht verfassungsmässig das Recht gehabt hätte, Handelsverträge ohne Zustimmung des Parlamentes zu schliessen, so wäre der Cobden-Vertrag mit England nie zustande kommen, denn das Land hatte kurz zuvor eine freihändlerische Tarifreform ausdrücklich verworfen. Der Vertrag war ein Umweg zu dem politischen Ziel einer engeren Verbindung mit England. Als der Streich gelungen war, da handelte es sich Napoleon darum, möglichst auch die anderen europäischen Staaten zu vertragsmässigen Zollherabsetzungen zu bewegen, damit sich Frankreich in seiner Isolierung nicht verblauten müsse. Deshalb wurde Belgien gefodert und Deutschland umworben. In Deutschland bemühte sich aber Bismarck, der Zollerhöhung mit Oesterreich, die durch den Februarvertrag von 1853 bereits angebahnt worden war, zu entgehen, und da konnte ein freihändlerischer Vertrag mit Frankreich den Riegel vorschieben. So begegneten sich Preussen und Frankreich aus verschiedenen Motiven auf demselben Wege. Damit wurde der Grundstein zu der Freihandelsära auf dem Continente gelegt.

Der Rückschlag in der Handelspolitik, welcher um das Jahr 1878 fast in allen europäischen Staaten dazu geführt hat, dass seither eine Wendung vom Agrarzoll- zum Industrieschutz „zum eisernen Bestande" der Handelspolitik gehört, findet sich, soweit der Agrarschutz in Betracht kommt, bei Schippel eingehend motiviert. Das Vordringen der landwirtschaftlichen Concurrenz Amerikas und Russlands, die Nothlage der Landwirtschaft und die Wirkung der Agrarzölle wird so geschildert, dass man fast überrascht ist, vom Verfasser zu hören, dass er nicht Agrarzöllner ist. Im Eifer der Agrarbehatte unterlässt es der Verfasser, auch dem neuen Industrieschutzsystem einige Worte der Begründung zu widmen, obwohl sich dieses in seinen Ursachen von dem alten klassischen Industriesystem vielfach unterscheidet.

Interessant ist die Thatsache, dass jedes handelspolitische System in seiner doctrinären Uebertreibung vertragsfeindlich war. Der Verfasser führt Beweise dafür an, dass der alte Freihandel die Handelsverträge verwarf, denn eine Herabsetzung der Eingangszölle sollte an sich für ein Land vortheilhaft sein und nicht als Concession an das Ausland hingestellt werden. Der Schutzzollgedanke ist aber, wenn er outriert wird, noch weniger vertragsfreundlich; gerade in der letzten Phase der handelspolitischen Entwickelung hat sich dies bedauerlich erwiesen, als man auf dem Wege autonomer Gesetzgebung einen Minimaltarif festzulegen suchte, der bei allen Vertragsverhandlungen als äusserste Grenzlinie für alle Zugeständnisse an das Ausland zu gelten hätte. Eine einseitige Formulierung eines Vertragstarifes, der seiner Natur nach zweiseitig ist, muss natürlicherweise die Verhandlungen mit anderen Staaten erschweren.

Die Stellung der Arbeiterschaft zu der Handelspolitik behandelt Schippel in einem Anhang seines Buches. Aus seinen Darlegungen geht hervor, dass sich die Arbeiterpartei eine feste handelspolitische Meinung nicht gebildet hat. Der socialdemokratische Parteitag in Gotha (1876) erklärte, „dass die Socialisten Deutschlands dem innerhalb der besitzenden Classen ausgebrochenen Kampfe zwischen Schutzzoll und Freihandel fremd gegenüberstehen", und warnte die Arbeiter davor, „für die unter dem Verlangen nach Schutzzöllen eine Standschlifte erstiefende Bourgeoisie die Kastanien aus dem Feuer zu holen". Heute warnen Schippel und viele andere davor, dass die Arbeiter „in oberflächlicher Communentschwärmerei für niedrigen Preisstand" eintreten. Mit den Industriellen hat sich die Arbeiterpartei ausgesöhnt, nur „die Kopfsteuer der Brotzölle" wird als „gewissenloser Brotwucher" verworfen. Schippel spricht aber in dem Moment, da er auf dieses Thema kommt, nicht mehr in der ersten Person, sondern schiebt das „industrielle Proletariat" vor. Sollte er nicht vielleicht selbst schon vom „Agrarschutz" angekränkelt sein?

Jedenfalls ersehen wir daraus, dass heute keine Partei mehr jenseits von Schutzzoll und Freihandel stehen kann, weil die handelspolitischen Probleme in die Tiefe gegangen sind und alle Interessentengruppen der Volkswirtschaft bewegen. Das ist kein Nachtheil für ihre Lösung. Nur wird man sich auch diesmal nicht einbilden dürfen, eine für alle Zeiten gültige Lösung gefunden zu haben. Die Probleme erneuern sich von Tag zu Tag in der stetig wechselnden Brandung zwischen Volkswirtschaft und Weltwirtschaft.

Dr. Josef Grunzel.

Gobineaus Rassentheorie.

Vier seelenverwandte Gruppen haben in den letzten Jahren viel Unruhe in der Welt erregt und bei den deutsch redenden Menschen nicht selten dem ganzen öffentlichen Leben die Färbung gegeben: die Antisemiten, die österreichischen Deutschradicalen, die Alldeutschen im neuen Reich und die Socialaristokraten. Die ersten beiden haben es zur Würde politischer Parteien gebracht. Die zuletzt genannte besteht eigentlich nur aus dem Zwillingspaar Otto Ammon und Alexander Tille und ihrem literarischen Anhang, aber sie sind nicht ohne Einfluss, weil sie den Widerstand einiger mächtiger Unternehmerverbände gegen die Forderungen der Arbeiter „wissenschaftlich" rechtfertigen, dadurch den Unternehmern ein gutes Gewissen machen und ihre Widerstandskraft stärken. Wenn nun ich, der ich doch nicht ganz unbewandert in der Literatur bin, erst vor ein paar Jahren erfahren habe, dass die genannten Parteien oder mindestens ihre Theorien in den 1853 erschienenen Werke des Grafen Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines" ihre gemeinsame Wurzel haben, so wird es wohl den meisten andern Leuten ebenso ergangen sein, und darum hat sich Fr. Fromanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart ein Verdienst dadurch erworben, dass er in Ludwig Schemann einen wissenschaftlich wohl ausgerüsteten Uebersetzer und Bearbeiter gewonnen hat, der durch seine in vier Bänden erschienene deutsche Ausgabe: „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" die erste, umfassendste und wissenschaftlich wertvollste der neueren Rassentheorien allgemein zugänglich gemacht und ihre alleitige gründliche Prüfung angeregt hat. (Der erste Band ist 1898, der letzte soeben erschienen.) Zehn Jahre hat Schemann auf die Arbeit verwendet, der Stoff und Form des Werkes gleich grosse Schwierigkeiten bereiteten. Von der meisten der genannten Gruppen durch Jahrzehnte, dass sie sich durch die Verquickung des Darwinismus, den Gobineau ablehnte, mit dessen Lehre in einen geradezu komisch wirkenden Widerspruch verwickelt hat, indem sie mit Gobineau über den Niedergang und die Entartung der edlen langköpfigen Rasse jammert, zugleich aber die unbewusste Weisheit der Materie preist, die durch den Kampf ihrer organischen Gebilde uns Dasein immer vollkommenere und höhere Arten erzeuge und alles Unvollkommene vernichte. Endlich bürfen wir zwei einzelne grosse Persönlichkeiten nicht vergessen, die zwar dem Gebiete der Kunst und Literatur angehören, durch ihre zahlreiche Anhängerschaft aber den genannten politischen und socialen Parteien fortwährend noch Ströme geistiger Kraft zuführen: Richard Wagner und Nietzsche. Wirkt Nietzsche von Gobineau zur Ausbildung seiner Herrenmoral und seines Uebermenschenthums angeregt worden sein mag, weiß ich nicht, aber Wagner hat Schemann mit Gobineau bekannt gemacht und von diesem mit Begeisterung gesprochen: den Mannen Richard Wagners hat daher der Uebersetzer den vierten Band gewidmet.

Die Grundsätze von Gobineaus Theorie lassen sich in folgenden Sätzen formulieren. Es gibt drei Urrassen: die weisse, die gelbe und die schwarze. Ob sie gesondert entstanden sind oder alle drei von einem Menschenpaar abstammen, lässt sich nicht ermitteln; es ist übrigens ganz gleichgiltig, da die gemeinsame Abstammung, wenn sie erwiesen werden könnte, auf das Handeln und die Schicksale der Menschen nicht den geringsten Einfluss üben würde. Jede der drei Rassen ist für sich unveränderlich; nur durch Mischung mit einer der beiden andern oder mit beiden werden ihre Eigenthümlichkeiten abgeändert. Ueberhaupt ist die Mischung der Urrassen und der aus ihnen entstandenen Mischrassen die einzige Ursache aller historischen Veränderungen, die Kenntnis dieser Thatsache daher der Schlüssel zum Verständnis der Weltgeschichte, die bis zur Aufdeckung dieser Grundtsache des wissenschaftlichen Charakters entbehrt hat und ihn erst jetzt erwirbt. Auf diese neue Grundlage hat der jüngste Apostel Gobineaus: Houston Stewart Chamberlain, seine Geschichtsphilosophie gebaut. Der weissen Rasse allein eignet außer körperlicher Schönheit, edle Gemüthsanlage und geistige Schöpferkraft. Die gelbe Rasse ist gemüthskalt, grausam und hat nur soviel Begabung, als für das Nützliche, für alles, was zur Verfeinerung der leiblichen Behaglichkeit dient. Die Schwarzen sind wild, grausam,

Digitized by Google

phantasievoll und glühen von leidenschaftlicher Sinnlichkeit. Cultur zu erzeugen sind nur die Weißen fähig; nicht einmal jene unterste Stufe der Cultur, die eine bessere und leichtere Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ermöglicht, vermögen die Gelben und die Schwarzen aus eigener Kraft zu erklimmen. Der Stillstand der Chinesen erklärt sich daraus, daß nicht sie, sondern weiße Einwanderer die Schöpfer ihrer Cultur gewesen sind; leidens das arische Blut in ihren Adern durch Vermischung alle Kraft verloren hat, treiben sie das von den Weißen Erlernte mechanisch weiter, ohne ihren Besitz durch eigene Erfindungen zu bereichern. Den Anstoß zum Beginn der Weltgeschichte hat die Ueberfluthung des nordöstlichen Asiens mit Schwärmen gelber Menschen gegeben, die, aus Amerika, ihrer Urheimat kommend, nicht durch überlegene Tapferkeit, sondern nur durch ihre Ueberzahl die um den Altai herumwohnenden Weißen südwärts und westwärts drängten. Im südlichen Vorderasien und in Indien trafen die Arier auf Kreta eingewanderte Schwarze an, mit denen sie sich vermischten, in Ostasien, sowie im mittleren und nördlichen Europa giengen sie mit den hässlichen gelben Zwergen Verbindungen ein. Diese gierten darnach, ihre Rasse durch Vermischung mit Weißen zu veredeln, wie die Sagen von kinderstehlenden Zwergen und Kobolden beweisen. Indem nun anfangs von Zeit zu Zeit ein neuer Nachschub von Weißen aus der Urheimat den arischen Bestandtheil des Mulattenblutes auffrischte, später dann die ursprünglichen Mischrassen Verbindungen miteinander eingiengen, entstanden die verschiedenen Civilisationen, wichtigste, die assyrische, die indische, die chinesische, die ägyptische und die griechische sind. Die Griechen der nachhomerischen Zeit sind Mischlinge von Ariern und Semiten, die ihrerseits durch Negerblut verdorbene Arier sind. Die sechste Civilisation, die römische, hat nichts Originelles mehr, sondern ist ein Mischungsproduct der vorderasiatischen, ägyptischen und griechischen Civilisationen, während die Römer selbst Mischlinge aus Weißen und Gelben sind. Alle späteren Civilisationen sind nur Combinationen der genannten. Auch der Umstand, daß jetzt Arier, freilich nicht mehr reine, die Deutschen und die Angelsachsen, die Herrschaft über den Erdball errungen und die Cultur über die ganze Erde verbreitet haben, ändert nichts daran und hält den Verfall des Menschengeschlechtes nicht auf, der vom ersten Augenblicke der Mischungen an, also mit dem Anfange der Weltgeschichte begonnen hat. Die edlen Ureigenschaften der Arier gehen durch Blutverdünnung mehr und mehr verloren; die Körperkraft und die körperliche Schönheit schwinden, die Leiber werden kleiner, mehr neue Rassenformen, mit neuen Adern werden beschäftigt, das Aeußerlichen verfällt in Wiederholungen und Combinationen der vorhandenen Gedanken und Formen, und nur was dem materiellen Nutzen dient, nur die Technik schreitet fort. Auf die schönen Götter der Urzeit, das waren die reinen Arier, sind die Heroen gefolgt, auf diese die Adeligen, auf diese die Gemeinfreien, und diese Verschlechterung durch Mischung und durch Verdünnung des edlen Blutes wird fortschreiten, bis alle Menschen einander gleich sind; gleich in der Körpergröße, Gestalt und Gesichtsbildung, gleich im Denken, Fühlen und Handeln, gleich im Recht und in der sozialen Lage, gleich in der aus allen originalen Bestandtheilen gemischten unselbständigen Cultur, die zu verbreiten die letzte Aufgabe der Arier gewesen ist. So erschient also als Ziel der Weltgeschichte die Aufhebung der Rassenunterschiede und die Herstellung einer anatomischen, socialen und geistigen Gleichheit und Mittelmäßigkeit, in der es weder Schönheit, noch Mannigaltigkeit, noch Contraste, noch Neuschöpfungen, noch Kämpfe und Heldenmuth mehr gibt. „Die Völker, nein, die Menschenheerden, werden alsdann von breiter Schafsmacht übermannt, empfindungslos in ihrer Richtigkeit dahinleben, wie die wiederkäuenden Büffel in den knarrenden Pfützen der pontinischen Sümpfe.“ Und die Bevölkerung der Erde wird sich, wie schon bisher seit dem vorchristlichen Alterthum, stetig vermindern; denn der kühnsten unter Gobineaus vielen kühnen Paradoxien: nach etwa 6000 Jahren wird das Menschengeschlecht ausgestorben sein. Was an dieser Zukunftsperspective beruhigt, „in nicht der Tod, es ist die Wahrheit, daß wir ihn entweder entreiben werden; und vielleicht könnte selbst diese unseren Nachkommen vorbehaltene Schmach uns gleichgiltig lassen, wenn wir nicht, wenigstens in diesem Jahrhundert, das Schicksal seine grausame Hand schon auf uns gelegt hat“. Mit diesem Satze schließt der letzte Band.

In die Geschichtsphilosophie meinen Geist von Jugend an beschäftigt hat, darf ich in der Lage, dieser Theorie gegenüber eine ganz klar und genau bestimmte Stellung einzunehmen. Mit Gobineau erkenne ich den tiefen Unterschied der Rassen an, und habe sowohl die Thatsach gelten wie die Entwicklungsbedeutung, die er von den Theorien entwirft. Daß nur die Weißen höhere Cultur zu erzeugen vermögen, in eine fortgesetzte Absteigung aber der Gelben und Schwarzen nicht einmal ihre niedere materielle Civilisation aus sich allein herausgebildet haben, wird auch schwer zu widerlegen sein. Ich halte mit Gobineau den Rassenunterschied, sogar den 3. Mittelalter, für noch bedeutend. Glaube aber nicht an seine absolute Unveränderlichkeit; Erziehung und Sitten können eine Abänderung bewirken und wahrscheinlich auf ihn wirken. Es ist ein Vorzug der Gobineau'schen Theorie, daß sie nicht in hegelscher Manier von einer Einheit, sondern von einer uranfänglichen Mehrheit verschiedener Elemente ausgeht, aber dieser Vorzug hebt sich selbst auf durch die wunderliche oder Selbstbeschränkungen, indem sie nur eine einzige Ursache von Veränderungen anerkennt. Es gibt bedeutend mehr Ursachen in der Weltgeschichte, als die anfänglichen drei Rassencharaktere. Diese sind auch gewiß gar nicht das Ursprüngliche, sondern sie selbst sind geworden, und zwar unter der Einwirkung geographischer und klimatischer Einflüße. Gobineau muß zunächst durch Humboldt, Ritter und Ratzel ergänzt werden. Es ist beinahe wunderbar, wie sich der geistreiche Mann, mit seinem weiten und durchdringenden, Welten und Jahrtausende umspannenden Blick, der heute ja wohl jedem Gebildeten geläufigen Erkenntnis verschließen konnte, daß die Starrheit Dissitens und die Veränderlichkeit der Bewohner des Hochgebirges, die Beweglichkeit und Klarheit des griechischen, die wüste Phantastik des indischen und die Schlägrigkeit des russischen Geistes in der Bodengestalt, Ausdehnung, Vegetation und dem Klima der verschiedenen Länder begründet sind. Alles das soll ganz allein der Blutmischung entspringen, auch das ganz eigenthümliche altägyptische Volksthum, welches so unverkennbar das Product eines Landes ist, wie es kein zweites mehr auf Erden gibt. Gewiß, allein aus Boden und Klima lassen sich die Unterschiede der Völker nicht erklären: es gibt unerklärbare und unerklärbare Rasseneigenthümlichkeiten, die jahrtausendelangen klimatischen und sonstigen Einflüssen Widerstand leisten; Angelsachsen und Iren, die in nächster Nachbarschaft, unter demselben Himmelsstrich und im selben Seenebel wohnen, bleiben, selbst wenn sie untermischt mit einander leben, grundverschieden in Temperament und Charakter. Aber die Anerkennung des einen Factors der Weltgeschichte verpflichtet weder noch berechtigt sie zur Leugnung des andern. Und dann die socialen Einflüsse! Gegen deren Anerkennung wehren sich besonders die Socialaristokraten mit Händen und Füßen: socales Elend soll niemals Ursache, immer nur Wirkung der Entartung, thatsächliche Herrschaft immer der vollgiltige Beweis dafür sein, daß der Herrschende als Aristos seine Stellung verdient. Den vollgiltigen Beweis für ihre Behauptungen aber könnten sie nur durch das Experiment erbringen, indem sie etwa ihre eigenen Kinder im Säuglingsalter verkommenen Proletariersamilien zur Aufzucht übergäben. Mit Gobineau erkenne ich an — die Herren Herausgeber der „Zeit“ werden lebhaft protestieren — daß die Menschheit weder in sittlicher noch in intellectueller noch in anatomischer Beziehung fortschreitet, daß sich ihr Fortschritt auf die Technik, auf die Vergrößerung des Wissensstoffes und auf die Vermannigfaltigung und Verfeinerung der Culturbeziehungen beschränkt, aber ich gehe nicht soweit, zu behaupten, daß das Menschengeschlecht zurückschreite und sinke. Die Schöpferkraft des Geistes mag heute so groß sein wie vor sechstausend Jahren; wenn sie sich vorwiegend auf Combinationen und Variationen angewiesen sieht, so kommt das daher, daß es nicht mehr Ideen und Kunstformen gibt, als die schon gefundenen, weshalb, nebenbei bemerkt, die krankhaften Anstrengungen moderner Künstler, etwas noch niemals Dagewesenes schaffen zu wollen, vergeblich sind. Mit Gobineau erkenne auch ich die Tendenz zur Gleichheit, zur Mittelmäßigkeit, zur Demokratie im schlechten Sinne des Wortes an, die in unserer heutigen Zeit so deutlich zutage tritt; aber wenn dieses Chinesenthum auch bei den echten Chinesen im Blute liegen mag, im europäischen Culturkreise hat es andere Ursachen. Wo die Weißen, die allerdings von Haus aus Individualisten und freiheitliebende Herrenmenschen sind, unter günstigen Zuständen ganz unter europäischen Niederdrückungen gelebt haben, da sind sie ebenfalls dem Despotismus verfallen, Despotien geworden, zum Beispiel in der sarmatischen Ebene, wo sie, über ein grenzenloses, gleichförmiges Land zerstreut, in einer ganz gleichförmigen Lebensweise seine Unterschiede der Personen, der Sitten, der Cultur entwickeln konnten, wo auch kein geschlossenes kleines Gebiet seine Bewohner zur Wahrung ihrer eigenthümlichen Cultur einlud und bei deren Vertheidigung natürlichen Schutz geboten haben würde. Indem nun aber die moderne Technik den Werth natürlicher Schutzwälle auf Null herabsetzt, die Entfernungen überbrückt, die Verkehrsmöglichkeiten und die räumlichen Berührungen aufhebt, jeden mit jedem in unmittelbare Berührung bringt, durch die mechanischen Hilfsmittel, die sie jedem zur Verfügung stellt, der Unterschiede der Begabung aufhebt sein leiser Dummkopf richtet mit einem modernen Gewehr mehr aus als der tapferste Held des Alterthums; der Amateurphotograph bildet sich wenigstens ein, besser porträtieren zu können als Tizian und Rembrandt), indem sie die alle thun, stellt sie auch die mittel- und westeuropäischen Völker unter die asiatisch-römischen Lebensbedingungen. Sie schafft mächtigere Despotien mit Bevölkerungen von vielen Millionen, der Übergiftigkeit zwingt alle seine Angehörigen unter dieselben Gesetze, deren Durchführung ihm die Technik ermöglicht; so werden alle Europäer einander gleichförmig gemacht und je vierzig, fünfzig hundert Millionen zum Gehorsam gegen Einen gezwungen, wobei nichts darauf ankommt, ob dieser Eine König, Präsident, Dictator oder General titelliert wird. In welchem Grade das weiße Blut

der Wucht solcher Massenwirkungen schon erlegen ist, ergibt sich unter anderem aus der Thatsache, daß der Niedergang der kaum wiederhergestellten Freiheit (in der Zeit von 1789 bis 1848 wiederhergestellt; es war dies die dritte Wiederherstellung, die Europa erlebt hat) nicht allein von den Mächtigen der modernen Welter mit Gleichmuth ertragen, sondern sogar von sehr einflußreichen Minderheiten als ein Fortschritt gepriesen wird. Indes auch dieses Uebel trägt sein Heilmittel in sich selbst. Indem sich die entfesselte Technik mit rasender Schnelligkeit automatisch fortentwickelt, bringt sie vier große Wirkungen hervor. Erstens zwingt sie die Geister, immer Neues zu erfinnen, Neues zu erlernen und sich auf Neues einzurichten, wälzt unaufhörlich die Arbeitsweisen, den Verkehr, die Volkswirtschaft, die Sitten um, ändert die äußeren Lebensformen und erhält dadurch das ganze Leben in einer nur Erstarrung schützenden Bewegung. Zweitens erzeugt sie große Vermögensunterschiede, ballt die Masse der Armen zu einer fest organisierten Classe zusammen, die den Reichen in Todfeindschaft gegenübersteht, und entstammt so einen inneren Krieg, der für die ehedem unaufhörlichen lebenweckenden Kriege zwischen Völkern Ersatz bietet. Drittens zwingt sie zu auswärtigen Unternehmungen, die den Druck im Innern vermindern sollen; endlich erschüttern alle diese Veränderungen zusammengenommen auch das Gebäude der Glaubensvorstellungen, das sich die Seelen geschaffen haben, um darin zu ruhen. So also wirkt die Technik selbst dem Chinesenthum entgegen, mit dem sie uns bedroht, und vor dem uns ohne diese ihre automatische Gegensteuerung keine noch so weiße Haut schützen könnte. Damit wird die pessimistische Schlußbemerkung Gobineaus hinfällig, die den Nerv seiner Geschichtskonstruktion bildet.

Denn Geschichtskonstruktion muß man nennen, was er in den drei letzten Bänden darbietet. Der erste Band entwickelt nämlich seine Theorie, die anderen drei sollen das historische Beweismaterial für sie liefern. Der zweite behandelt die vorchristliche Geschichte Asiens und Afrikas, der dritte die der Griechen und Römer, der vierte die Geschichte der christlich-germanischen Welt). Das Material wird nicht einfach vorgelegt, sondern zum Bau kühner Hypothesen verwendet, die sich den Schein zwerlässiger Geschichte geben. Gobineau schildert Wanderungen, die aus dürftigen Andeutungen alter Autoren oder gar bloß aus dem späteren Zustande als dessen Ursachen erschlossen werden, so lebhaft und anschaulich, wie wenn er dabei gewesen wäre. Das nennt man sonst Poesie, nicht Wissenschaft. Wo er seine historischen Daten unter Füßen hat, leistet seine poetische Gestaltungskraft, ohne die Wahrheit zu beeinträchtigen, vortreffliche Dienste; seine Charakteristik des Chinesenthums im zweiten, des Yankeethums im vierten, der homerischen Welt im dritten Bande (eulturgeschichtlich kann Homer unbedenklich als vollkommen zuverlässige Quelle behandelt werden) sind Cabinetstücke. Was das minder Sichere betrifft, so muß man die ungeheuere Gelehrsamkeit des Mannes bewundern, die sich darin kundgibt; es zu kritisieren, zu sichten, das Haltbare vom Unhaltbaren und vom erweislich Falschen zu scheiden, das würde nicht nur ein Kennen heißen, sondern ein Dutzend Fachgelehrte würden sich darein theilen müssen. Bei manchem von dem Dargestellten reicht allgemeine Bildung hin, zu erkennen, wie unwahrscheinlich oder falsch es ist, und einzelnes gibt Schemann selbst preis, z. B. die Ungeheuerlichkeit, daß die griechische Kunst dem Negerblut zu verdanken sein soll. Gobineaus Stil ist pathetisch, enthusiastisch, blühend rhetorisch, und zwar auf Franzosenart rhetorisch, und leider mehr dem Victor Hugos als dem Montesquieus oder Voltaires ähnlich, was für die Wissenschaft nicht vortheilhaft ist, denn die geistreichen Umhüllungen verbergen den Gedanken oft mehr als daß sie ihn ausdrücken. In der Schilderung des Yankeecharakters heißt es u. a.: „Will man heutzutage dem gesinnten Manne, der in der Sprache der entarteten, ihn fürchtenden Völker ein Barbar heißt, in die Augen sehen, ihn nach Wunsch kennen lernen, so trete man zum Mexicaner und höre ihn reden; und wenn man der Richtung seines erschrecken Blickes folgt, so wird man den Jäger von Kentucky schauen. Das ist der letzte Ausdruck der Germanen, der Franks, der Langobarde unserer Tage!" Ein gewöhnlicher Leser wird sich dabei schwerlich etwas denken, und warum gerade der Jäger von Kentucky genannt wird, der doch ziemlich weit nach Mexico hat, und nicht lieber der von Texas oder einem anderen näher gelegenen Staate, vermag ich selbst nicht zu errathen. Dieser rhetorische Erguß ist übrigens noch keiner von den bedenklichsten.

Gobineaus Werk gehört zu den Büchern, die dem Wissenden sehr viel nützen, bei Anfängern und Halbgebildeten dagegen nur Verwirrung stiften. Eines der Hauptelemente der Culturentwicklung und der Menschheitsgeschichte ist seiner ganzen Wichtigkeit nicht gemacht und für sein Verständniß ein reiches und höchst wertvolles Material aufgehäuft zu haben, bleibt Gobineaus unbestrittenes Verdienst, und es versteht sich von selbst, daß hinfort niemand mehr Weltgeschichte oder Culturgeschichte schreiben darf, ohne sein grundlegendes Werk studiert zu haben. Aber zugleich ist durch die deutsche Ausgabe die oben erwähnte Sichtungsarbeit und ein darauf folgender Neubau zur zwingenden Nothwendigkeit geworden; möchten sich recht bald Männer finden, die sich dieser Aufgabe unterziehen! Schemann stellt zwar selbst ein Buch in Aussicht, das den Leser über den gegenwärtigen Stand der großen Frage orientieren soll — die Forschung hat zu den in letzten fünfzig Jahren wahrlich nicht geschlafen — aber er ist zu sehr einseitiger Bewunderer Gobineaus, als daß man von ihm erwarten könnte, was noththut, abgesehen davon, daß dieses Nothwendige, wie gesagt, überhaupt nicht das Werk eines Mannes sein kann.

Reisse. Kurt Jentsch.

Italienische Culturkampf-Romane.

Zu den bewundernswertesten Eigenschaften der Clericalen gehört die Geschicklichkeit, mit der sie die Taktik ihrer Gegner nachzuahmen, sich deren Waffen zu bemächtigen wissen. Keine Partei versteht es so gut, vom Feinde zu lernen und sich den Umständen anzupassen, ihre Vergangenheit zu verleugnen, heute das sich anzueignen, was sie gestern verschmähte und verdammte. Jahrhundertelang hat die Kirche das Theater verdammt, noch im achtzehnten Jahrhundert den Schauspielern das ehrliche Begräbnis verweigert und jetzt sehen wir an allen Ecken und Enden unter clericaler Patronanz biblische Dramen aufführen, und im Wiener christlichsocialen Theater wird „Im Zeichen des Kreuzes" gespielt. Ebenso wissen die Clericalen also sonst von ihnen verdammten Freiheiten, das Versammlungs- und Vereinsrecht und die freie Presse zu benützen.

In früheren Jahrhunderten konnte man sich der „gottlosen Literatur, der Erzeugnisse der Schandpresse", wie man alle anticlericalen Werke nannte, sehr leicht erwehren — man verbrannte sie eben. Mitunter wurde dabei, wohl nur aus Versehen, der Autor mitverbrannt. Solche feuergefährliche Polemik ist jetzt nicht mehr gezeigemäß. Man greift daher zu der Waffe des Gegners und produciert clericale oder wenigstens erbaulich christliche Dramen und Romane in der Art von Sienkiewicz „Quo vadis" und Boitos „Nerone". Da läßt sich dem sinkenden, corrumpierten Heidenthum das aufsteigende reine Christenthum gegenüberstellen, und fügt man noch als Contrast zu den entarteten schwächlichen Römern ein paar germanisch tugendhafte, kraftstrotzende blonde Recken hinzu, so kann man selbst auf den Beifall der Nurdeutschen rechnen.

Ich will damit nicht sagen, daß alle derartige Dramen und Romane auf clericale Bestellung in der Absicht Spekulation gemacht werden. Es mag ja auch manches von echter Ueberzeugung beseelt sein, und dann ist das Genre jetzt beliebt. Die gegenwärtige Generation interessiert sich viel mehr für Religion und Kirche als die ihr vorangegangene. Der Kampf zwischen Staat und Kirche, oder richtiger gesagt, zwischen bürgerlicher Freiheit und clericaler Herrschaft ist jetzt viel lebhafter als sonst und beschränkt sich nicht auf das Gebiet der Politik und Gesetzgebung.

Wie nach der Sage die Geister der in der großen Hunnenschlacht gefallenen Römer und Hunnen noch drei Tage und drei Nächte in den Lüften fortkämpften, so wird auch jetzt der materielle „Culturkampf" von den Geistern im Reiche der Poesie fortgekämpft.

Aber lebhafter und interessanter wird der Kampf, wenn er nicht mehr in antiker Rüstung, sondern in moderner Salonkleidung geführt, wenn der Schauplatz aus dem antiken in das neue Rom verlegt wird. Da stehen sich freilich nicht mehr Christenthum und Heidenthum gegenüber, König Victor Emanuel ist kein Nero und Papst Leo XIII. kein armer Fischer aus Galiläa. Deshalb und auch aus anderen Gründen kann man hier nie nicht zu Romanheiden brauchen. Der König wird im Roman durch die „Regierung" und die Beamten, der Papst durch Prälaten und weltliche Clericale oder fromme Nonnen vertreten.

So ist es wenigstens in den zwei Romanen, mit welchen, als den vornehmsten Vertretern der einander bekämpfenden Parteien, ich den Leser bekanntmachen möchte. Sie sind merkwürdigerweise beide in demselben Verlage (Fratelli Treves in Mailand) erschienen und ihre Titel — „Der Apostel" und „Schwester Johanna vom Kreuz" (Suor Giovanna della Croce) — klingen recht kirchlich. Ja, sie sind einander auch darin ähnlich, daß sie den Namen Roman nicht ganz mit Recht führen. Bei beiden steht zwar eine Hauptperson im Centrum, aber zwei umspannen den Eindruck, daß der Roman nicht threwegen geschrieben wurde. Sie sind gewissermaßen die Schnur, auf der die einzelnen Skizzen und Schilderungen aneinander gereiht sind, und Perlen sind auch manche derselben. Das Interessanteste bei beiden Romanen ist die Tendenz und das was man jetzt das Milieu nennt.

Wenn ich von Tendenz spreche, so bejaht sich das nur auf die beim Leser hervorgebrachte Wirkung. Zu unterschen, inwieweit diese beabsichtigt war, würde zu einem Uebergriffe von der Kritik des Buches auf die des Autors führen. Und dazu fühle ich mich nicht berechtigt. Ich nehme hier auf die Person nur soweit Rücksicht, daß ich der Dame den Vortritt lasse. Und Mathilde Serao verdient ihn auch überdies als eine der besten und mit Recht beliebtesten italienischen Erzählerinnen. Besonders ist es die

Digitized by Google

Schilderung neapolitanischen Volkslebens, in der sie unerreicht dasteht und nicht übertroffen werden kann.

Nach dieser ihrer — wir dürfen sagen — Heimatsstadt, obwohl sie dort nicht geboren wurde, führt sie uns auch in ihrem neuesten, Paul Bourget gewidmeten Romane. Nicht die Liebe bildet dessen Inhalt, sagt sie in der Widmung, sondern das Leiden, und Mitleid mit dem Schicksal der armen aus dem Kloster vertriebenen Nonne, Schwester Johanna, will sie erregen. Gewiß, jeder unschuldig Leidende erregt unser Mitgefühl, aber zugleich Abscheu und Haß gegen den, welcher dieses Leiden verursacht.

> „Doch Männer dann, an Böses mehr als Gutes
> Gewohnt, entrissen mich dem süßen Kloster;
> Gott weiß es, wie mein Leben dann gewesen."

klagt Picarda bei Donati im dritten Gesange von Dantes „Paradies". Und diese Verse hat Fran Serao ihrem Roman als Motto vorgesetzt, damit schon auf die bösen Menschen hinweisend, welche Schwester Johanna aus dem Kloster jagten. Aber zwischen den zwei des Schleiers beraubten Nonnen besteht ein großer Unterschied. Picarda, mit einem florentinischen Edelmann verlobt, zog das Klosterleben vor und entsloh ihrem Bräutigam. Ihr Bruder entriß sie dem Kloster und zwang sie zur Heirat: Schwester Johanna, im bürgerlichen Leben Luisa Bevilacqua geheißen, ist ins Kloster gegangen, weil ihr Bräutigam sie in Stich gelassen und ihre Schwester geheiratet hat. Im Kloster hat sie nach vielen Jahren den Frieden, ihr schwer verwundetes Herz endlich Heilung gefunden. Dort hat sie ein Menschenalter verbracht, ohne jeden Verkehr mit der Außenwelt, denn ihr Kloster hieß das der lebendig Begrabenen. Als die „Männer an Böses mehr als Gutes gewöhnt" — will sagen, die Regierung des Königreiches Italien, die Klöster aufhoben, mußte Schwester Johanna mit noch 32 Schwestern das friedliche Heim verlassen und, obwohl Greisin, wie ein unerfahrenes hilfloses Kind wieder in das Weltleben eintreten. Dass Vater, Mutter, Bruder und der ungetreue Bräutigam schon tod sind, erfährt sie erst jetzt und ihre verwitwete Schwester, die sie aus dem Kloster abholt und zu sich ins Haus nimmt, erkennt sie nicht wieder.

Wenn jemand nach dreißigjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrt, von der er in der ganzen Zeit nichts gehört hat, so überrascht ihn der Contrast von einst und jetzt, er vermißt gar viele liebe Gesichter und die am Leben Gebliebenen erkennt er nicht wieder. Noch schärfer ist aber der Contrast, wenn eine alte Frau aus der Stille des Klosters in das lärmende, lebensfreudige Neapel zurückkehrt, das sie als junges Mädchen verlassen hatte. Und dieses Neapel wird, wahrscheinlich um den Contrast zu verstärken, als wahrer Sündenpfuhl geschildert, in dem es viel mehr Leid und Laster als Tugend und frohen Lebensgenuß gibt.

Die ausgetriebene Nonne ist von ihrer mit Kindern belasteten, mit Gläubigern nicht gesegneten egoistischen Schwester nur ins Haus genommen worden, weil sie mit ihr ins Kloster mitgebrachten 20.000 Lire sperntierte. Aber die böse Regierung behält 19.000 für sich und gibt der Nonne nur 1000 Lire als Abfertigung, welche bei ihr von der Schwester und deren Kindern nach und nach heraus gelockt oder abgebettelt werden. Als sie nichts mehr hat, muß sie das ungastliche Haus verlassen und bleibt auf die von der Regierung gezahlte Pension von 41 Lire monatlich angewiesen, die dann noch auf 27 und nach Abzug der Einkommensteuer (!) auf 25½ (ungefähr 12 Gulden) reduciert wird. So sinkt denn die arme Greisin immer tiefer, wird Krankenwärterin, Dienerin, um als Bettlerin zu enden. Diese ihre Wanderungen benutzt die Serao, um aus gar manche schmutzige und widrige neapolitanische Interieurs mit ihrer bekannten Meisterschaft zu schildern.

Alle diese in der Art ihrer Aneinanderreihung an die lyrischen pikaresken Romane erinnernden Genrebilder hätten so leicht in einen anderen Rahmen gefaßt werden können: aber anstatt irgend eines spitzbübischen Dieners oder Abenteurers eine fromme alte Nonne zur Hauptperson gemacht wird, erscheint die Verdorbenheit der Welt außerhalb des Klosters noch greller und verabscheuungswürdiger. Daher wird insbesondere auf die böse Regierung hingewiesen, welche die nach Millionen zählende Welt hinausschreit und ihrer Noth überläßt. Mit großer Ausführlichkeit werden auch die Angst und die Trauer der Ausgetriebenen geschildert, die sich vergebens an ihre alte Aebtissin anklammern, die sich und ihnen nicht helfen kann, werden die bei der Austreibung functionierenden königlichen Beamten mit ihrem theils rohen, theils ironisch-höflichen Benehmen thätsächlich und persönlich gemacht.

Auch doch wie mild und rücksichtsvoll erscheint selbst das Verfahren der anticlericalen Regierung gegenüber den Massenaustreibungen durch jene fromme weltliche und geistliche Machthaber. Ich erinnere nur an die Austreibung der Bogomzen im vierzehnten Jahrhundert auf Befehl Papst Clemens V. Man ließ ihnen nur drei Tage Zeit zur Vorbereitung, ihrer Vermögens herauszugeben die Augustiner und zahlte ihnen nicht einmal 27 Lire monatlich Pension verbrauchten sich, andere Orden die Privilegien auf ihre, wie andere gingen in Noth und Elend zugrunde.

Diese armen Frauen wurden freilich, obwohl ungerechterweise, der Ketzerei beschuldigt. Aber nicht besser ergieng es den frommen Nonnen von Port Royal des Champs, welche sich den Befehlen Ludwig XIV. nicht fügen wollten. Auf Befehl des sehr frommen, jesuitenfreundlichen Königs wurden sie in der Nacht vom 28. auf den 29. October 1709 vom Polizeidirector mit Soldaten und Gendarmen überfallen, aus den Betten gerissen und weggeschleppt. Möchte sich doch ein Erzähler mit der Kunst Serao's finden, um diese Stoffe zu Romanen zu benützen. Freilich mit solch köstlichem Humor wie Felix Dahns „Schlimme Nonnen von Poitiers" könnte man sie nicht behandeln. Aber diese feinkitzlichen Jungfrauen des sechzehnten Jahrhunderts sind nicht ausgetrieben worden, sondern aus dem Kloster vor der bösen Aebtissin entflohen. Auch in ihrem Neapel selbst könnte die berühmte Erzählerin den Stoff zu einem humoristischen Klosterroman finden. Ich meine den Krieg zwischen den Franziskanerinnen und den Mönchen des heiligen Hieronymus im Jahre 1728, bei dem erst 500 Mann kaiserlicher Truppen Frieden stiften konnten.

Etwas von Dahns Humor, aber mit einer reichlichen Dosis scharfer Satire finden wir im „Apostel" von Remigio Zena, der in der neuesten Zeit spielt. Der Verfasser heißt eigentlich Marchese Gaspare Invrea und soll Staatsanwalt in Mailand sein. Und eine Anklageschrift gegen die clericalen Heuchler und Streber ist auch sein Roman.

Man kennt sie ja auch anderwärts, diese Leute, welche fromme Vereine gründen, Processionen und Pilgerzüge veranstalten, Wasser predigen und heimlich Wein trinken, anßen Nut und innen Pfui: aber in Rom sind sie in ihrem eigentlichen Element, trotz des „Thronentsagers". Dort holt man sich Muth zum Kampfe gegen die gottlosen Liberalen, dort ergattert man päpstliche Orden und Titel und — kann sich auch gut amüsieren.

Die Veranstaltung eines Huldigungszuges von Genua zum Priesterjubiläum des Papstes nach Rom, seine Macher und Führer, ihre Intriguen und Abenteuer in der ewigen Stadt werden uns von Zena mit solcher scharfer Charakterzeichnung, mit solcher Lebenswahrheit geschildert, daß man in manchen derselben bestimmte, in der clericalen Welt ihre Rollen spielende Persönlichkeiten erkennen wollte. Ob dies wirklich der Fall ist, weiß ich nicht, aber ich glaube, man könnte auch außerhalb Roms, in uns näher liegenden Gegenden, die Originale zu manchen Figuren dieses Romans finden. Fehlt leider nur ein so geistreiches Schlußwort wie Zena.

Ob auch das Original zu der Hauptperson, des Marchese Cybo, der einzigen wirklich frommen und edlen Gestalt? Denn der schwerkranke fromme Gabriel, mit dessen Tod der Roman endet, ist nur eine Nebenperson. Wie Schwester Johanna inmitten des sündigen und schmutzigen Treibens von Neapel, steht der Marchese zwischen seinen Parteigenossen. Er ist nicht so hilflos und unerfahren wie die Exnonne, er ist ein junger reichbegabter Mann; aber er kann gegenüber der Verderbnis und Verlogenheit der einen, der Nichtigkeit und Leerheit der andern, nichts ausrichten. Ein Muster-Cybo unter diesen ist der Marchese Corbonara, päpstlicher Geheimkämmerer. Bei Tage von correctester Kirchlichkeit, unterhält er sich abends mit lockern Dämchen in einem Restaurant, geräth mit Officieren in Streit und lädt damit davon, seine Kammerherrenkette zurücklassend. Als er dann von einem Officier gefordert wird, schützt er seine religiösen Principien vor, welche ihm das Duell verbieten. Um ganz sicher zu sein, verläßt er Rom in aller Eile und Heimlichkeit. Und der gute Cybo, der verstochen und gutmachen wollte, geräth selbst in die Patsche.

Gleichzeitig mit Gabriel endet auch die gar nicht fromme Prinzessin Theobelta Branevonte, genannt Friesta, durch Selbstmord. Dieses halbjüdischen, exotische Mädchen verdächtiger Herkunft repräsentiert gewissermaßen das romantische Element in dem sonst wenig romanartigen Buche. Sie ist in den Marchese Cybo verliebt, aber seiner nicht würdig. Auch ihm ist sie nicht gleichgiltig. Mehr vielleicht als Liebe ist es der Wunsch, ihre Seele zu retten, welcher ihn zu ihr hinzieht; aber zuletzt stößt er sie doch zurück und überläßt sie der Verzweiflung.

So haben beide Romane, der clericale und der anticlericale, einen traurigen Ausgang. Dort verbungert eine alte Nonne, hier erschießt sich ein junges Mädchen. Betrübt legt man die Bücher aus der Hand. Und doch muß man zugeben, daß ein anderer Ausgang nicht möglich war.

Da hatte es Dahn viel bequemer, obwohl er in seinem hiesigen Roman der „Bischofin der Franken" des frommen Bischofs Gregor von Tours ziemlich treu folgte. Er schließt ihn, indem er zwanzigzwanzig Mönchen zum Traualtar führen läßt. Das ist selbst im einem anticlericalen „Roman aus der Völkerwanderung" des Guten zuviel.

Dr. Marcus Landau.

Der Krampus.

Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Bahr.

Bahrs neues Lustspiel „Der Krampus", das unlängst am landschaftlichen Theater in Linz seine Bühnentaufe empfieng, erzählt zunächst eine harmlose Liebes- und Heiratsgeschichte. Ein junges hübsches Mädchen und ein junger hübscher Mann — denn in den Lustspielen sind die jungen Liebespaare immer auch hübsch — lieben sich. Nichts stünde ihrem Bunde im Wege, wären nicht die Laune und die Herrschsucht eines alten Onkels, von dem das Mädchen und dessen Mutter abhängig sind. Dieser Onkel ist der „Krampus", vor dem sich die ganze Familie fürchtet wie die Kinder vor dem Rauchfangkehrer, der ja in Süddeutschland unter dem Namen „Krampus"*) bekannt ist, ein Titel, der wohl veranschaulichen soll, wie sein Träger die schlimmen Kinder mit seinen kralligen Fingern zusammenkrampelt um sie in seine Butte zu stecken. Der Onkel Krampus ist ein Egoist, er hat auch nichts von jenem bärbeißigen Schablonenalten, der unter rauher Hülle ein goldenes Herz verbirgt. Er ist der echte und wahre Krampus und er hat seiner Nichte einen Anderen zum Gatten bestimmt, natürlich einen Alten und Häßlichen. Er hat überdies auch noch eine ganz besondere Voreingenommenheit gegen den Auserwählten des Mädchens. Dieser ist nämlich ein Neffe jener Jugendgeliebten des Alten, die vor so und soviel Jahren einen anderen als ihn zum Gatten genommen hatte. Zum Schlusse ist es aber gerade diese vom Onkel Krampus seinerzeit unfreiwillig verlassene Jugendgeliebte, die ihn herumkriegt, daß er doch nachgibt und das Liebespaar sich unbehindert zum Ehepaar entwickeln läßt.

Bahr hat sich offenbar mit Absicht den einfachsten Vorwurf, den wahren Typus der dramatisierten Liebesgeschichte, für die Handlung seines Lustspieles ausgesucht. Aber es ist nicht eine Liebesgeschichte schlechtweg, die er uns vorführt, sondern eine spezifische Liebesgeschichte aus dem Jahre 1775, aus der Zeit, in der man von Klopstock schwärmte und mit Werther leiden und sterben wollte. Und die Art, wie damals die Jugend dachte und sich ausdrückte, hat er in einer Reihe von Schriften zeitgenössischer Autoren studiert und ganze charakteristische Sätze und Wendungen seinen Quellen entnommen und nachgebildet. Ein eigenes Verzeichnis am Schlusse des Buches stellt uns die vorzugsweise benützten Werke zusammen, wobei natürlich das Jahr 1775 nur einen beiläufigen Mittelpunkt bildet. Noch in gleicher Weise ist er auch vorgegangen, wo er die Aelteren Urtheile fällen läßt über den Geschmack und die literarischen Lieblinge der Jüngeren, und so wird sein harmloses Heiratslustspiel zu einem interessanten Bilde aus vergangenen Tagen. Wenn man ohne Voreingenommenheit dem einfachen Spiele folgt, so geräth man bald in eine ganz eigenartige Stimmung. Die Liebesgeschichte der jungen Leute von 1775, so alltäglich sie an sich ist, erscheint uns nicht lächerlich, weil der Dichter selbst uns über seine Helden lächeln läßt, und obwohl wir über die jungen Leute lächeln, folgen wir ihnen doch mit sympathischem Interesse. Bald aber merken wir auch noch eine besondere Absicht des Autors. Die Alten von 1775 reden über die Modernen von 1775 beiläufig genau so, wie die Alten von 1901 über die Modernen von 1901 reden. Die Verfasser der Alt vergangener Zeiten erhält also auch noch einen leichten satirischen Einschlag in die Gegenwart — wobei wir uns freilich nicht verhehlen dürfen, daß dieser ein Goethe, ja vielleicht auch ein Klopstock heute noch fehlen.

Während wir uns also bei so vielen „historischen Dramen" vermundert fragen, warum der Autor sein Stück in der Vergangenheit spielen läßt oder mindestens nicht genügend eigenwerthe Thaten oder Unthaten der Ahnvorden vorführt, sehen wir hier nicht lediglich alte Costüme ausgekramt, sondern eine künstlerische Absicht mit gereiften Mitteln durchgeführt und haben es — allerdings nur im Rahmen eines harmlosen Spieles — mit dem interessanten Versuch eines Vorstoßes in der Richtung des historischen Dramas zu thun.

Denn das ist doch die Frage, die heute alle jene beschäftigt, die nicht im Gegenwartsdrama und im Märchen die ausschließlich privilegierten Typen des Dramas erblicken, ob und wie man die Errungenschaften der modernen Dramatik nutzbar machen kann für die Behandlung in die Vergangenheit zurückführender Stoffe.

Der moderne Realismus hatte sich zum Ziele gesetzt, in den Gegenwartsstücken uns die wirkliche Art der Menschen von heute zu zeigen und uns von der Theaterschablone zu befreien, die sich hinsichtlich der Zeichnung der Charaktere und Figuren, der Fabrung des Dialogs und in der Art der Darstellung gebildet hatte. Aber auch für das historische Drama sind Schablonen entstanden, denen zunächst nur das eine gemeinsam ist, daß sie sich offenbar nicht annähernd decken mit der Art, wie die geschilderten Menschen der verschiedenen Zeiten und Kategorien wirklich waren und sich thatsächlich gebahrten. So hat man denn auf der anderen Seite versucht, die Alten einfach im wesentlichen so sein und so reden zu lassen, wie wir selber sind und reden. Diesen Ausweg hat zum Beispiel Friedrich Dukmeyer in seiner jüngst erschienenen, um den alten Cato Censorius herumgeschriebenen Komödie „Des Sittenmeisters Aergernisse" eingeschlagen. Aber das Richtige kann doch nur darin liegen, daß wir der Art einer Zeit aus den Werken dieser Zeit beizukommen suchen, wobei wir freilich gerade ihre „Dichter", besonders die Dramatiker, immer mit ganz besonderer Vorsicht behandeln müssen, da wir ja aus Erfahrung wissen, daß sie nicht immer ein getreues Bild ihrer Zeit liefern, sondern oft selber beirrt sind durch die Kunstschablonen ihrer Zeit.

Aber damit, daß uns ein Drama ein richtiges Bild vergangener Zeiten entrollt, mit einem solchen rein didaktischen Zwecke, dürften wir es uns denn doch kaum genügen lassen. In letzter Linie verlangen wir vom Drama stets eine Idee, und zwar eine Idee, die in Beziehung zu unserem heutigen Leben steht, zu dem, was uns erfüllt und bewegt. Wenn uns nun der Dichter eine solche moderne Idee mit deutlich erkennbarer Absicht in die alten Gewänder des Costümstückes einwickelt, uns ein historisches „Tendenzstück" bietet, so werden wir leicht verstimmt, umso leichter, je genauer die Reden der Leute von damals den heutigen Situationen und Bedürfnissen angepaßt sind. Ergibt sich uns aber die Nutzanwendung für unsere heutigen Zustände nur so nebenbei, gleichsam von selbst, wie in Bahrs „Krampus", so leuchtet uns ein, warum uns der Dramatiker in die Vergangenheit geführt hat, und wir lassen uns doch ohne Widerstreben von ihm leiten.

So verdient Bahrs „Krampus" trotz seines harmlosen, fast unscheinbaren Vorwurfes meines Erachtens viel ernstere Beachtung als sein Schauspieler- und Regiestück „Der Apostel".

Max Burckard.

Die Ausstellung der Secession.

Ich bin der Secession sehr dankbar. Denn wenn die Arbeit nach dem Sprichwort auch das Leben süß macht, mit man als Kunstberichterstatter doch angenehm überrascht, wenn man keine vorsindet. All diese schönen Bilder weiß man auswendig. Viele Bekannte sind es, die man von Venedig und Paris, von Stockholm, Dresden und Darmstadt, von Keller & Reiner und Lassirer kennt.

Die Ausstellung ist recht gut. Freilich mit demselben Rechte kann gesagt werden, sie ist nicht gut. Gut ist sie. Denn die Bilder sind — wie immer an der Wienzeile — decorativ zu seiner Wirkung gebracht und auch so ausgewählt, daß in der Hauptsache sich ein harmonischer Zug ergibt. Schlecht ist sie. Denn eine Ausstellung, die von einer Künstlervereinigung veranstaltet wird, muß auch Neues bringen, nicht nur die Wanderbilder, die seit Jahresfrist jedem Ausstellungsbesucher bekannt sind. Und wenn ich dem Publicum sage: Nehmt ihr da sehr, ist eine „nordische Ausstellung", so müssen es offenbar die repräsentierenden Maler des Nordens da sein.

Zufällig hat mich mein Weg im Sommer nach dem Norden geführt. Namentlich Norwegen ist reich an jungen Talenten, die heute noch unbekannt, morgen berühmt sein werden. Ich signalisiere die Namen: Fr. Borgen, Jakob Bratland, Fr. Collett, Halfdan Egedius, Jacob Gloersen, A. Hjerlow, Otto Hennig, Olaf Jaachsen, Lars Jorde, Andreas Singdahlsen, Harald Sohlberg, Torleiv Stadseleiv. Theils handelt es sich um Landschaften, die noch viel reiner und „norwegischer" als die Skandinavien getban, nordische Frühlings- und Winterstimmungen wiedergeben, theils um eine formenstarke, farbenleuchtende decorative Kunst, die das Gebiet weiter ausbaut, das Gerhard Munthe erschloß. Sind der Secession diese Namen nicht bekannt? Muß immer ein Berliner Kunsthändler erst das Neue ausgraben, bevor es von der Spree nach der Donau kommt? Wer immer hinter den andern hergeht, geht nie an ihnen vorbei, pflegte der alte Michelangelo zu sagen. Die Münchener Ausstellung, in der Paulus der Welt die Boys of Glasgow servierte, war ein geschichtliches Ereignis. Und es wäre schön, wenn auch die Wiener Ausstellungen zuweilen in der Geschichte der Entdeckungen eine Rolle spielten.

Was ich von Norwegen sagte, gilt von allen übrigen Ländern. Auch in Schweden gibt es außer den Künstlern, die schon 1895 in meiner Geschichte der Malerei gedacht wurden, und denen, deren Bekanntschaft aus Paris, Venedig und das Wiener Künstlerhaus vermittelten, solche, die noch fast unbekannt sind und die es der Mühe lohnte, nach Wien zu laden. Die interessanten Landschafter R. Lyndberg und P. A. Svedlund seien unter andern genannt. Herr Goethe in Stockholm, der Museumsdirektor, wurde, die Absetzanten der Secession in ihren Bemühungen. Neues aufzusinden, ebenso liebenswürdig unterstützt haben, wie die Herren Dietrichson und Andern in Christiania. Aber in Skandinavien sind ja die Delegierten überhaupt nicht gewesen. Man hat in Wien eine schwedisch-norwegische Ausstellung veranstaltet, ohne im Lande selbst die nöthigen Erkundigungen einzuziehen — wie wenn ein Schriftsteller ein Buch über die skandinavische Kunst verösfentlichen wollte, ohne die Namen der Künstler zu kennen, die ja besprechen sind. Nur in Rußland und Finnland sind die Delegierten gewesen. Und da wundere ich mich wieder, daß sie fast lediglich das fanden, was

*) Verwandt mit dem norddeutschen Knecht Rupprecht, dem Begleiter des Nikolaus.

Digitized by Google

man auf der Centennale und in Darmstadt sah. Von den Finnen ist Victor Westerholm vergessen. Einer russischen Ausstellung fehlen, wenn Victor Wasnezow und Maliavine nicht da sind, die Gipfel. Und wenn unter diesen Nordländern auch Schweizer sein sollten — was nicht unbedingt nöthig war — so möchte ich der Secession verrathen, dass die feinsten Künstler, die zur Zeit dort arbeiten, Ernest Bieler und Edouard Odier; David Chieppey und Alfred Reybaus: Louis Rheiner, Paul Bovier und J. P. Simonnet heißen.

Man braucht, um eine gute Ausstellung zustande zu bringen, ja gar kein Künstler zu sein. Aber man muss Kenntnisse haben. Die schienen den Herren der Secession ganz ebenso wie den Mitgliedern der Genossenschaft zu fehlen. Man muss sich auch bemüht sein, dass die Inneneinrung einer Ausstellung im Grunde dasselbe ist, wie die Composition eines Bildes oder die Abfassung eines guten Artikels. Schreibe ich ein Feuilleton über nordische Kunst, so würde jeder Leser mich für verrückt halten, wenn ich in der Einleitung von deutscher Plastik spräche. Die Secession bringt als Ouvertüre die Arbeiten Hermann Hahns, die nach Schluss der Darmstädter Ausstellung zufällig frei wurden und trägt so selber an der Misere unserer Kunstkritik die Schuld. Denn auch wir Schriftsteller sind — was die Herren nicht vergessen mögen — Künstler und ärgern uns, über Dinge zu schreiben, die in ihrem wirren, planlosen Durcheinander keine vernünftige Composition gestatten.

Doch vergessen wir die Fehlenden. Betrachten wir nur, was da ist.

Karl Wilhelmson, dessen Bilder den Eintretenden begrüßen, ist ein sehr starker, herb nordischer Künstler. Das Elegante, Prickelnde, das sonst die Schweden haben, ist ihm fremd. Aber knorrige Bäuerinnen, die über die Aecker schreiten, alte Frauen, die in Kissen gebettet im Lehnstuhl sitzen, weiß er mit fast dänischem Zartgefühl, fast dänischer Traulichkeit zu schildern. Eugene Jansson, von Benedig bekannt, ist mehr schwedischer Mystiker, ordnet sich der Gruppe seiner Maler ein, die die Wunder des Märchens — Lampions, Feuerwerke, Leuchtthürme, das silberige Mondlicht, das auf blauschwarzen Fluten spielt — mit so stupender Pinselgeschicklichkeit schildern. Der „Eidersgesprich“ des Bruno Liljefors gehört vielleicht nicht zu dessen besten Werken. Er ist Thiermaler. Wasser kann er nicht malen. Es bleibt eine tote Materie. Doch über die japanische Scharfsinnigkeit, mit der er die Bewegung der Vögel erhascht, kann man nicht genug staunen. Auch das des Bild eine Urwaldstimmung, eine tropische Größe, die sich nicht beschreiben, nur fühlen lässt. Aehnliches gilt von den Arbeiten G. A. Hjaestads. Mag er den Sternenhimmel malen, der silberklar über schneebedeckte Waldungen sich breitet: moosüberspinnene Felsblöcke, die einen stillen Weiher umkämmen oder gelbe Aecker, über die der Blick weit ins Unendliche hinausschweift — es liegt über den Bildern eine feierliche, beinahe kirchliche Stimmung. Ja, auch Märchenstimmung, wenn man will, ist darin enthalten. Man kann sich denken, dass durch diese Fluren die Geister des nordischen Mythus wallen. Und unbeschreiblich ist die monumentale, dekorativ plastische Wirkung. Bei uns hatte Harder vorher Aehnliches angestrebt. Doch er hat nur die zeichnerische Schärfe, nicht die Großzügigkeit, die skulptonale Flächenstilisierung mit dem jungen Schweden gemein, dessen Bilder den Raum machtvoll wie Mosaiken beherrschen.

Von den übrigen Landschaften reicht an Hjaestad keiner heran. Man sieht in der russischen Abtheilung Bilder von Purwit und Kuhsoj, auch die Fruste des Korowine, die den Pavillon der Pariser Ausstellung schmückten. Doch länger fesselt die Werke zweier anderer Meister. Constantin Somoff ist ein großer, ganz wunderberrlicher Künstler unter den Romantikern der Biedermeierzeit — Boardsley, Eichler, Vogeler, die allerleinste Erscheinung. Und der Pan des Wrubel in Russland: nicht der hellenische Pan, sondern der Pan der Steppe: der arme, beiwisene, russische Bauer mit dem blödtraurigen, fuselgetrübten Auge, der seine Rohrpfeife wie eine Schnapsflasche hält. Das ganze Leid, das über dem russischen Boden lastet, ist in dem einzigen Wesen enthalten.

Bemerken ist, wie gesagt, mit Recht, Munch und Berenshold allzu spärlich vertreten, und die Werke der Schweizer zu bringen, lag nicht viel Grund vor. Denn Zeganlini kennt man in Wien zur Genüge. Also lohnte es sich nicht, Alexander Perrier vorzuführen, der nur ein kaltlöser Abklatsch dieses Meisters ist. Und Ferdinand Hodler, offengestanden, hat mich sehr enttäuscht. Niemand wird leugnen, dass aus seinem Frühlingsbild ein großer Maler spricht, und dass in dem Bilde des „Auserwählten“ der beiden blauschwarzen-grauen Farben einen einzigen Accord ergeben. Darum zum Teufel aber hat er diesen Auserwählten gemalt: hoch recht in der Luft, vergeblich mit den Flügeln seines Engels mit den verlogenen Gesten, diesen nackten Lümpen, der sie verzieht betrachtet und dieses Bäumchen, das ein Symbol des Nichtes sein soll? Ich komme auf meine ... dass doch der Mensch ... Heimat die gesundeste Kost ist, während das weltdekadentische Fabrikprodukt, in dem wir heute leben, allmählich verdammt, todtgebetene wunden in die Welt zu setzen. Doch: die wahre Liebe kann, nichts sagen, weil sie aus keiner echten Empfindung heraus entstanden.

Denn kann vielleicht eines dieser Werke uns gleich starke Stimmungen wie die Werke des Hjaestad, Liljefors oder Wilhelmson vermitteln? Schon vor der „Angst“ des Edvard Munch stehe ich rathlos. Ein symbolistisches Thema scheint in sehr geneigter Weise erledigt. Und vor den anderen phantastischen, legendarischen und symbolistischen Dingen habe ich entweder das Gefühl der artistischen Spielerei oder der unechten Empfindung oder eines Literatenthums, das zu Kaulbach führt.

Gewiss, die Bilder Axel Galléns sind gut. Sie zeigen eine ernste, unberührte, nordische Welt, wo der Schnee glitzert, Kiefern und Föhren aus röthlichem Haidekraut aufragen, Ebereschen, Schlehen und Hagebutten aus wildem, dunklem Gestrüpch hervorblinken, auch die Figuren haben in Bewegung und Ausdruck das gliterte Große. Die Werke sprechen, selbst wenn man die Fabel nicht kennt. Aber sie illustrieren, und ich glaube, Recht im Katalog nur — auf 6 Seiten — sind die Geschichten erklärt. Es liegen auch Bücher auf: „Kalewala, das Volksepos der Finnen, übersetzt von Paul Hermann, Helsingfors 1885.“ und „Kalewala, oder die traditionelle Poesie der Finnen, Historisch-kritische Studie von Domenico Comparetti, Halle 1882.“ Also ich soll mich für Joukahainen und Kullerwo, für die Mutter Lemminkainens und für Ilmarinen begeistern, wie früher für die gemalte Gelehrsamkeit des Cornelius und die historischen Runkelmänner Pilotys. Nachdem mit Mühe der Freude an Formen und an Farben gewicht ist, wird den Publicum schon weder Anleitung gegeben in der literarischen Idee den Wert von Kunstwerken zu erblicken.

Aehnliche Bedenken wecken die Werke Tooreps. Der ist gewiss ein großer, sehr origineller Meister. Zwar die pointillistischen Sachen braucht man nicht zu bewundern. Signac und Russelberghe machen das ebenso. Aber welches Können, welche Feinheit haben seine übrigen Werke! Da sind Füllungen für Kaminthüren: das ganze Kunstgewerbe der Mackintoh liegt darin. Da ist der Kopf einer Engländerin und die Lorbeer Krönung, soviel Aehnlichkeit er mit Tooreps Bild, wirkt süßlich neben so machtvollen Werken. In diesem spitzen Kinn, dieser stahlscharfen Nase, diesem kalt seelenlosen Auge ist wirklich das Dämonische, das Hypnopf anstrebt und doch so selten erreicht. Das Bild einer Mutter wirkt wie die Verkörperung von La Terre, wie das Symbol der Fecondité. Ganz wunderbar, an Monticelli gemahnend, ist auch die gelbrothgrüne Farbenorgie, die der Katalog nicht nennt. Allein durch die Farbensuggestion beschwört Toorop hier eine strahlende Märchenwelt, das sonnig leuchtende Italien hervor, das er ein Meister der Mimik und von der Geberdensprache wie wenig andere heute. Man sehe etwa, wie in dem Relief „Das Schnen“ allein die Handbewegung die Stimmung ausdrückt. Man beachte die Intensität der Mimik in dem „Garten der Leiden“, den Rödeurs und dem „Fatalismus“, wo das Körperliche ganz in dem Ausdruck seelischer Stimmung — der Angst, des Bangens, des gespenstischen Grausens — aufgeht; beachte gleichzeitig den Reiz dieser Linien, die gleichsam Schallwellen sind, von einem melodischen Wohlklang, der auf das Auge wirkt wie Musik auf das Ohr. Gespottet, gemyelt darf über Toorop nicht mehr werden. Die Ausstellung liefert den Beweis, dass er einer der ernstesten unter den Suchern der Gegenwart ist. Gleichwohl! Der Höhepunkt einer neuen symbolischen Kunst ist in den Werken nicht zu sehen. Dazu sind sie zu literarisch gedacht, zu zerspittert, zu kleinlich, zu sehr mit den Bildungselementen der ganzen Vergangenheit durchsiept. Ich habe lange das Bild des Fatalismus studiert, und schließlich gelang es mir, zu verstehen, dass der Gewandstreifen, der sich um den Genius windet, die Wünsche und Gebete der Menschen bedeuten soll, die das Schicksal unsichtbarerweise und umfesen; dass die Kerzen das Licht der Hoffnung bedeuten und die schwarzen Graben den Abgrund, in den das Fatum, unerbittlich, unaufhar, alle Gebete des Menschen einsargt. Aber ist solche Schwerverständlichkeit etwa das Ziel der Kunst? Muss die Entzifferung eines modernen Bildes die gleiche Mühe verursachen wie die Lectüre einer altchaldäischen Handschrift oder ägyptischer Hieroglyphen? Ich hatte kürzlich Gelegenheit, in London wieder Werke des George Frederick Watts zu sehen. Auch hier handelt es sich um Allgorien und Symbole. Der Equismus ist dargestellt, der Tod, die Gute, die Gerechtigkeit, die Zeit, das Gewissen. Und die Leute erbleten nicht, was der Maler wohl meint. Nein, sie verstehen die Werke, sie sind so andachtig und still, als ob sie in keiner Bildergalerie, sondern in einem Gotteshaus wären. Denn Watts ergeht sich nicht in spitzfindiger Scholastik. Er gibt den Menschen keinen Rebus zu loben und. Er ist einfach, sehr einfach. Der Gedanken- und Empfindungsgehalt unserer Zeit hat sich zu schlichten, großen Formen verdichtet. Hier, nicht bei Toorop ist das Ziel. Erst wenn es neuerem Malern gelingt, Werke zu schaffen, vor denen die Menschen der Gegenwart mit der Empfindung stehen, mit der die Hellenen vor ihren Gotterbildern, die Menschen des Mittelalters vor ihren heiligen standen — erst dann haben wir den neuen Symbolismus, die neue Tempe Kunst, nach der wir uns sehnen. Und Meister wie Toorop sind in der artistischen Gourmandise, mit der sie den Empfindungsgehalt aller verschenen Culturen auskosten, von diesem Zacharinl himmelweit entfernt. Sie sind nur Brüder des Des-Esseintes.

Schöpfer einer steilen Dreadnecksunk, deren Ueberwindung das Ziel aller Gesunden, Kraftvollen sein muß.

Richard Muther.

Die Woche.

Politische Notizen.

Wenn das Sprichwort von den Kanonen, mit denen ungeschickte Taktiker auf die Spatzen schießen, noch nicht existierte, wäre es sicher jetzt gelegentlich der parlamentarischen Zuppelthätigkeit des Herrn v. Koerber erfunden worden. Es ist ein geradezu grotesker Mißverhältnis, in dem die von Herrn v. Koerber angewendeten Mittel zu dem beabsichtigten und beinahmals erzielten Erfolge stehen.

*

Jede zweite Woche wird das Parlament „gerettet". Das heißt: jede zweite Woche wird dem Parlament irgend etwas Gräßliches angedroht, damit es dem Herrn v. Koerber irgend einen kleinen Augenblickserfolg gestatte. Aber von einemmal zum anderen werden die Drohungen gräßlicher. Bei der ersten Krise, am 25. October, hat Herr v. Koerber gleich mit seiner Demission gedroht. Bei der bisher letzten Krise dieses Sessionsabschnittes, am 22. November, hat er schon die an der Drohung mit der Auflösung des Hauses und einem Staatsstreich verstiegen. In dem ersten Fall hat Herr v. Koerber die herzlich gleichgiltige Zurückstellung einiger Dringlichkeitsanträge für ganze zehn Tage, in dem zweiten Fall eine ganz unwesentliche Verlängerung der Sitzungen des Budgetausschusses erreicht. Und deswegen Attentat und Mörder! Wenn demnächst wieder eine kleine Schwierigkeit auftaucht und Herr v. Koerber wieder zu ihrer Beseitigung eine „Krise" inszeniert, kann er, nachdem er alle sonstigen Kraftworte bereits vorher verschwendet, schon nur mehr mit der Auflösung Oesterreichs und „Hintangabe" an den Weltbrudelnden drohen. Und hier kann es ihm noch passieren, daß diese allerunfeinste Drohung zum Schluß sogar die Wirkung verfehlt. Für diesen Fall gabe es ein anderes Sprichwort, das dann auch zu erfinden wäre, wenn es nicht schon existierte, das Sprichwort nämlich, daß allzu scharf schartig macht.

*

Am 20. October d. J. sagte Herr v. Koerber im Abgeordnetenhaus:

„Wir suchten einen Weg über alle diese Abgründe der nationalen Frage, und sehen, daß die Reichskrafte Oesterreichs vorerst nur über die culturellen und wirtschaftlichen Fragen tüchtet, und haben ihn betreten. Wir sehen aber auch den harten Weg, an dessen Ende die Lösung der nationalen Fragen winkt."

Am 22. November dagegen sprach derselbe Herr v. Koerber in der Thronrenvinterung wie folgt:

„Auch wiederholt es heute, wir . . . halten eine Verständigung der Volksstämme für unerläßlich, dem sie ist die Voraussetzung ihres friedlichen Zusammenlebens, von dem auch die Zukunft Oesterreichs mit abhängt."

Ueber die Frage, ob die nationale Frage zuerst oder zuletzt in Behandlung zu nehmen ist, kann es nicht zwei entgegengesetzter Ansprüche geben als die beiden obigen. Herr v. Koerber, in dessen ersten er die nationale Frage am Ende, in deren zweitem er sie — das letztere übrigens in Uebereinstimmung mit uns — an Anfang des Weges zum Heil stellt. Herr v. Koerber hat in den drei Wochen, vom 30. October bis zum 22. November, seine Ansicht über das grundlegende Problem Oesterreichs vollständig geändert. Das heißt aber in seinem Fall, daß er seine Ansicht wiederholt hat. Herr v. Hartel hat unlängst die deutsche Rechtschreibung reformiert. Er sollte jetzt auch das deutsche Wörterbuch reformieren, das zum Verständnis der Koerber'schen Reden nicht mehr ausreicht. Er müsste z. B. unter dem Schlagwort: „wiederholen", setzen: „seine Ansicht wechseln" — seine Ansicht ändern", und als klassisches Beleg für diese Sprachgebrauch wüßte dann, da Citate aus Schiller und Goethe dafür nicht zu haben sind, die Rede des Herrn v. Koerber vom 22. November angeführt werden.

*

Der Industrierath hat am Dienstag eine Resolution beschlossen, in der das Parlament aufgefordert wird, sich im Interesse von „Industrie, Handel und Gewerbe" der gesetzgeberischen Thätigkeit mit vollen Kräften zuzuwenden, um die schwere Depression, unter welcher die Volkswirtschaft jetzt leidet, zu lindern. Wer das liest, muß meinen, daß an Reichsrath die gesetzgeberischen wirtschaftspolitischen Regierungsvorlagen der 12. Session harren, z. B. Abschaffung einiger verletzendsten Steuern oder einiger der Industrie aufgelegter staatlicher Lasten. Wenn man aber den Einlauf durchliest, ist gerade das Gegentheil wahr. Dem Reichsrath liegt nur ein Regierungsentwurf vor, durch den eine neue Verkehrssteuer, die Fahrkartensteuer, geschaffen werden soll, und ein anderer Entwurf, durch den der Zuckerbau, der Zuckerhandel und die Zuckerindustrie, eine Lail, die Altersversicherung der Angestellten, unterliegt werden soll, und gegen diese letztere hat sich sogar der Industrierath selbst gerade am Tag vorher entschieden ausgesprochen, durch den Mund des Handelskammerpräsidenten Mannaberg der Regierung aufgefordert, die Vorlage zurückzuziehen, und zum Antrag des Herrn Gistler, den Uebergang zur Tagesordnung über diese Vorlage beschließen. Zu wollen doch die Herren im Industrierath jetzt kein, daß sich das Abgeordnetenhaus, bei es das wirklich Dringliche nimmer, bisher der gesetzgeberischen Thatigkeit noch nicht „mit vollen Kräften zugewendet" hat, weil sie sonst als bereits erste Ergebnisse die Fahrkartensteuer und die Altersversicherung auf dem Pinkel hatten, und die Herren des Industrierathes sollten, ehe sie das Abgeordnetenhaus zur Annahme der Regierungsvorlagen auffordern, erst die Regierung zur Vorlegung solcher Vorlage auffordern. Es ist der Industrierath zu einer Strafe verurtheilt, in Hagel immer ein paar hundert Millionen Gulden am grünen Tisch beisammen. Merkwürdig aber ist, daß sich unter den paar hundert Millionen nicht für zwei Kreuzer Logik findet. Arme Millionäre!

*

Auch eine andere industrielle Versammlung der letzten Tage hat sich nicht gerade durch übermäßig gesteigerte Erfassung des Zusammenhanges zwischen Politik und Wirtschaft hervorgethan. Das war der Bund österreichischer Industrieller. Als im letzten Frühjahre mit der Canalvorlage der Investitionenrausch über die Koerber'sche kam, gebärdete sich niemand toller als die Herren vom „Bund", die nicht müde wurden, für den Fall der Calcheiten, unbeheimten Bewilligung der Milliardenvorlage ein neues Zeitalter voll Wohlstand und Segen zu prophezeien. Nun, das Abgeordnetenhaus hat damals den Schreien den Willen gethan und die Milliarde mit Dampfgeschwindigkeit votiert. Und jetzt? Wo ist der vorhergesagte Segen geblieben? In den wohlausgepumpten Staatskassen des Herrn v. Böhm? Für die Industrie ist bei den ganzen Rummel so gut wie nichts herausgekommen. Das sehen jetzt die Schreier alle ein, und am lautesten wird diese Erniichterung natürlich von denen geprediat, die auch im Wasserrausch am lautesten gewesen sind, von den Herren vom „Bund", in dessen Generalversammlung am 18. d. M. der Präsident, Herr Paßrée, der allgemeinen Enttäuschung mit den Worten Ausdruck gab:

„Die vom Parlament beschlossenen Investitionen haben, vorläufig wenigstens, die Hoffnungen nicht erfüllt, die man sich an dieselben knüpfte. Die Aufwendungen haben für die Industrie bisher die Wirkung des Tropfens auf den heißen Stein gehabt."

Mit etwas weniger Servilismus und etwas mehr Verstand hätte Herr Paßrée diese Wirkung oder Wirkungslosigkeit der Investitionen schon im Frühjahr voraussehen können. Aber was hätte es genützt, wenn er es gethan hätte? Er hätte damals in den allgemeinen Jubel nicht mißtönen können und könnte jetzt in der allgemeinen Enttäuschung nicht mitschreien. Und das Schreien ist doch die Hauptsache. Oder sonst was?

Volkswirthschaftliches.

Daß unser Budget pessimistisch aufgestellt wird, ist eine Erfahrung, die sich seit einer Reihe von Jahren alljährlich immer erst nachträglich bestätigt. Aber ein Budget werden nicht alle Posten ungünstig präliminiert, manche werden auch viel zu günstig eingestellt; das Budget wird eben willkürlich aufgestellt. Ob die Steuereinnahmen, die zahlreichen Verwaltungsausgaben richtig präliminiert sind, das ist für den Aussenstehenden kaum controlierbar. Es gibt aber gewisse vertragsmäßige Zahlungen, über deren muthmaßliche Höhe auch Personen, die nicht in dem Ministerium sitzen, sich ein Urtheil bilden können. Da sind z. B. die Abrechnungen mit den garantierten Bahnen. Daß die österreichischen Eisenbahnen heuer ein recht ungünstiges Jahr haben, ist seit vielen Monaten allgemein bekannt. Daß ihre Einnahmen gegenüber dem Vorjahre zurückgehen werden, ist nicht zu wissen. Sie präliminiert im Budgetvoranschlag pro 1902 3,9 Mill. für die Nordwestbahn eine Garantieerzahlung von 1,20.000, etwa in der Höhe des Vorjahrsergebnisses. Sie basiert diese Aufstellung auf Grund der Einnahmen bis Ende Mai, die nicht nennenswert hinter den Vorjahreseinnahmen zurückgeblieben waren. Es ist aber eine unbedingt sicher bleibende Verkehrsentwicklung gerechnet werden," sagt der etwas verspätet mit seinen falschen Prophezeiungen herauskommende Budgetreporter. Aber Ende August hatten die Einnahmen bis 1,50.000 und am Tage der Budgetvorlegung war es K 1,75.000. Heute ist ein Zuwachs mehr, daß die Nordwestbahn heuer nicht nur keine Garantierückzahlung leisten wird, sondern die Garantie des Staates in Anspruch nehmen wird. Bei der Süd-Nordd eutschen Verbindungsbahn präliminiert der Budgetreferent den Garantiezuschuß mit 1,09 Millionen Kronen, um einen 100.000 Kronen höher, als die Zuschußforderung im Vorjahre, weil er eine Steigerung der Ausgaben im gleichen Ausmaß vorhersieht. Von den Einnahmen, die bis Ende Mai um über K 300.000 zurückgeblieben waren, meint er, daß die „natürliche Verkehrsentwickelung einen Ausfall voll ständig decken wird". Inzwischen ist der Ausfall auf K 365.000 angewachsen. Für den garantierte Rest der Staatsbahngesellschaft wird ein um etwa eine Viertelmillion geringerer Staatszuschuß präliminiert, in der Annahme, daß der Ausfall von K 57.000 bis Ende Mai einen Ueberschuß von K 300.000 am Ende des Jahres weichen werde. Inzwischen ist das Defizit bis das Oktobermonat der Staatsbahnen — wie sich die Einnahmen auf das garantierte mit das ungarantierte Netz verstellen, wird der Referent bei bekanntlich verheimlichte — auf zwei K 1,300.000 angewachsen. Und obwohl ist es bei allen Bahnen. Man kann auch nicht die Ausrede gelten lassen, daß die Regierung ihre Budgetarbeiten so frühzeitig fertigstellen müsse, daß sie eben nur die Einnahmen bis Ende Mai in Rechnung ziehen könne und dasselbe über die weitere Entwicklung unmöglich sei. Bezüglich des Netzes gewinnmanteils der Nordbahn sind die Einnahmen bis Ende August im Budgetvoranschlag berücksichtigt, und das hatte auch bezüglich der anderen Bahnen geschehen können. Aber unserer Budgetverfassung handelt es sich nicht darum, den Voranschlag so einzurichten, daß er mit dem nachträglich sich ergebenden Resultat möglichst übereinstimmt. Man stellt die Ziffern willkürlich ein, so hoch, so niedrig, wie es gerade paßt. Und der Finanzminister hat recht. Wer wird denn auch einen österreichischen Budgetvoranschlag ernst nehmen?

A.

Kunst und Leben.

Ludwig Anzbos Lustspiel „Die Zwillingsschwester", das bei seiner Premiere im Burgtheater vom Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, behandelt ein altes Thema. Plautus, welche weiß, daß die Liebe ihres eigenen Talentes zu ihr erkaltet und der Herr Gemahl anderen Frauen huldigen beginnt, gewinnt sich ihn in der Rolle ihrer Zwillingsschwester Acnata, die ihr täuschend ähnlich sieht, spielend wieder zurück. Die der einfache Vorgang, den Anzbos mit Witz und Laune in

Digitized by Google

einem viercatigen Lustspiele ausgelvonnen und in leicht fließende Verse gefaßt hat. Man könnte vielleicht fragen: „Was geschieht aber, wenn Orlando mit der schönen „Lisa“ ins Reine kommt, bevor Giubitta, die als Gattin abgereist ist, als Schwägerin wieder zurückkehrt?“ Oder: „Wird Giubitta nach den gemachten Erfahrungen wirklich mit ihrem Manne weiterleben wollen und können?“ Aber bei einem so zierlichen Dinge, wie Fuldas säuglites Stück es ist, darf man überhaupt nicht seit zugreifen, sonst zerreißt das Gewebe. Umso grellere Lichter verträgt es bei der Vorführung auf der Bühne und an diesen sieß es denn auch die Darstellung nicht fehlen. — Aber eines schickt sich nicht für alle und nicht überall. Eine derart carikierte Leistung wie die Herrn Hartmanns als Hofmarschall von Kalb in Schillers „Kabale und Liebe“ hätte man dem Publicum doch höchstens einmal bieten dürfen. Zum mindesten hätte die Neubelebung der Louise in der letzten Reprise den Anlaß bieten sollen, hier Abhilfe zu schaffen. Was die neue Louise, Fräulein Rabitow betrifft, so ist sie hoffentlich nur eine Interims-Louise, denn, wie dem Grechen, so ist sie auch der Louise nur in den rein sentimentalen Partien mit ihren Mitteln gewachsen.

Max Burckhard.

*

„Sein Doppelgänger“, der im Josefstädter Theater aufgeführte Schwank, verspricht anfangs lustiger zu werden, als die altbergebrachten Baudevilles. Es scheint, als ob Hennequin und Duval, der langweilige Tollheit endlich müde, nicht mehr die Abenteuer eines Schlafzimmerheldeu, sondern sich selbst, die Leiden und Freuden ihres Berufes, ihre munteren Jagd nach neuen Texes und Pointen in den Vordergrund des Geschehens schieben wollten. Zu diesem Zwecke beschworen sie den Geist des seligen Teride, der scheinbar alle Motive schon verbraucht hat, und nun erwartet man ihren heiter ängstlichen Kampf mit der Schwankarmee des ganzen Jahrhunderts, ihre lachend triumphierenden Einfälle, alle behenden Kniffe der modernen Mache, mit denen sie den guten Alten foppen, mit ausgelassenes Spiel der Autoren mit sich selbst, mit der Handlung, mit dem Publicum. Man erwartet einen Funken wenigstens von jener grandiosen Selbstcarricatur, mit der Grabbe sein Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ — ist es den Leitern der französischen Ueberbrett bekannt? — schließt, wenn er im Schlafrock auf der Bühne erscheint und mit der Laterne den Gespenstern seiner Phantasie ins Gesicht leuchtet. Man erwartet. Aber unterdessen ist „Sein Doppelgänger“ nur ein pariserischer Schwank mehr geworden, und man hat, geärgert über die Enttäuschung, trop Herrn Maran, nicht gelacht.

H. H.

*

Fräulein Katharine Goodson hatte am zweiten Symphonie Abend des Concertvereines mit Liszts Es-dur-Concert einen ungewöhnlichen Erfolg. Mit mehr Temperament begabt, als es durchschnittlich ihre Landsleute besitzen, konnte sie den impulsiven Charakter der effervollen Composition zu wirkungsvollem Ausdruck bringen, und fand in den raffinierten Schwierigkeiten des Werkes eine willkommene Gelegenheit, ihre eminente Technik in das rechte Licht zu stellen. Das Programm des Concertes brachte auch eine für Wien neue Ouverture Bizets: „Patrie,“ die als flotter Militärmarsch beginnt, um in weiterem Verlaufe in langweiligen Phrasen zu verflachen und mit trivialem Gepotter aufzuhören. Die Ausführung entsprach durchaus den Anforderungen der Komposition. Ein gleiches können wir leider von der Aufführung der „Eroica“ nicht behaupten. Mit Beethoven will es immer noch nicht recht gehen. Schuld daran waren diesmal nicht so sehr die Spieler, die früher die wichtigsten Phrasen nicht bewältigen konnten, sondern Herr Löwe, der das Tempo des Scherzo bedeutend überhastete, sodaß seine feinen Contraste in einem undeutlichen Tonschwall verloren gingen, während das anstellend verlangsamte Trio von dem ersten Theil so sehr abstach, daß man glaubte, in dem einen Satz zwei vollständig verschiedene Charakterstücke vor sich zu haben. Auch im Finale sind viele Noten unter das Publicum gefallen, und die ganze Symphonie krankte leider an dem Fehler, Bestimmen in vorgefaßtig bezeichnete Necentuierung, das große rhythmische Gerippe. Nur schwer erkannte man die eigentliche Gestalt des großen Werkes, das in dieser Aufführung kein gewaltiges Heldenleben, sondern einen schwach leidend und beschwerdenvollen Charakter zum Ausdruck brachte.

R. W.

*

Das neue Quartett Rosé hat sein erstes Concert gegeben. Die Umwandlung, die es durch den Eintritt der Herren Rudolfi und Buchbaum, Viola und Cello, erfahren, hat ihm keineswegs zum Nachteil gereicht. Der Ausgleich zwischen den hervorragenden Künstlern der Streicher und Bläser ist gefunden, und es bedarf in Zukunft nicht mehr besonderer Rücksicht oder Schonung, um die Vorzüge des einzelnen zu gemeinsamer Wirkung zu vereinigen. Der ausgezeichnete Violoncellist vermag sich nun ganz seiner Aufgabe zu widmen, die Ausführung wird dadurch gleichmäßiger und sicherer, und die Ausgeglichenheit der Mittel ist eine Bürgschaft für die Einheitlichkeit der Wirkung. Das Concert begann mit einem Quartett von Mozart, das in seiner Anmut und Feinheit, in seiner Klarheit und Durchsichtigkeit, in seiner Lebendigkeit und Frische, in seiner Mischung von Ernst und Heiterkeit, in seiner Vornehmheit und Grazie

sind auf jenem Holz gewachsen, Sudermann und Hauptmann liegen in ihren letzten Werken nach derselben Richtung aus; auch Richard Strauß und Ernst v. Wolzogen haben in ihrer Oper „Feuersnoth“ die Tragikomödie getreist. Das „Singgedicht“ gibt den Conflicten einen parodistischen, humorvollen Anstrich, indem es die Gefahr des Märchens anruft, mit der Sonne, dem Zauber und Wunder die Alltagsleiden vergolden. Ein altniederländisches Märchen erzählt von einer Jungfrau, die den Geliebten dem Spotte preisgiebt und zur Strafe mit gleicher Münze zahlen muß. Da der Feuerherrscher ihr Dorf mit dem Verlöschen jeglichen Lichts und Feuers heimsucht, muß sie aus ihrem entblößten Busen neues Feuer hervorlocken. Wie das angeht, weiß der Märchengott allein, der auch Wolzogen in sein Geheimnis einweihte; denn da in München, in dem alten urväterlichen München, „in der Sendlingergasse“, „zu Isabelhafter Unzeit“ ein Mädel, obwohl es bereits Feuer gefangen, den Busen hohnt, da verlischt alles Licht, alle Glut und entzündet sich nicht eher, bis die Liebe der beiden helle Flamme schlägt, an der sich die Bürger erwärmen und erleuchten. Die frische, überwüthige Sprache läßt den echten, manchmal allzu echten Wolzogen erkennen: mit Rüsnahme zweier Stockungen fließt der gemüthliche heurige Dialect in freier Natürlichkeit unterhaltend und anregend dahin. Schade, daß die Musik dieses Dialect nicht zum Ausdrucke bringen kann. Geist, Witz und Humor lachen uns aus jeder Partiturseite entgegen. Strauß blendet uns durch immer neue harmonische, melodische und rythmische Blitze, die uns in Athem halten, die uns in die Augen stechen, bis wir sie schließen, um inniger zu lauschen, Klängen des Schmerz, der Liebe, die herzzerreißend auf uns einstürmen. Man bewundert den Geist des Humors, aber man liebt die Seele der Empfindung, die aus dem Werk hervorleuchtet. Ein gewisses Bedauern kann man deshalb nicht unterdrücken, daß so viel Kraft und Mühen und Zeit Dingen verwendet wird, die der Musik eigentlich fern liegen und oft den Hörer im Unklaren lassen, wie er sie zu deuten hat.

Dr. W. Kleefeld.

•

Man schreibt uns aus München:

Otto v. Faber du Faure, bei Lebzeiten wenig gewürdigt, erfährt jetzt nach seinem Tode die verdiente Anerkennung. Man hat nämlich in der Heinemann'schen Galerie seinen künstlerischen Nachlaß ausgestellt und da zeigt es sich denn, daß er nicht nur ein gewandter Techniker und Routinier, sondern auch ein Farbenpoet von oft raffinierter Feinheit und Laune war. Geätzert und zaghaft gemacht durch allerhand Zurücksetzung und beläßt Zurückweisung bei den Ausstellungen sowohl des Glasvalastes als der Secession, hatte der vornehme, stolze Mann die fünfseit Phantasien seines verdorbenen Pinsels daheim im Atelier stehen lassen und nur das mehr oder minder Conventionelle, das, worum man bei ihm bereits gewohnt war, in die Oeffentlichkeit gebracht. So konnte es geschehen, daß diese Nachlaß-Ausstellung, die all jene Seltenheiten und Hosstbarkeiten des Ateliers plötzlich ans Licht sördert, selbst auf die Freunde und Bekannten des Künstlers von einer Ueberraschung zur andern Ueberraschung wirkt. Wer war denn bisher Otto v. Faber du Faure? Der Maler trüber, melancholisch brauner und grauer Aeitergeschwader oder vielmehr turbulenter Farbengewitre, aus denen sich nur mühsam einzelne leuchtende Töne und bestimmt gezeichnete Gestalten loslösten. Ein Wirrwar der Skizze, der nichts sertig zu machen vermochte und der schließlich ein Meister des Unfertigen, sich bewegender Massen war.

Mehr als das konnten ihm bisher selbst seine Gönner nicht nachrühmen. Heute aber? Ja, es ist schwer, den heutigen Besund so ohneweiters zu formulieren. Das alte Urtheil besteht, aber man muß jedes seiner Werke gewissermaßen in einer besseren, freundlicheren, schöneren Gemeinung mit hinüberleiten lassen. Was früh und schwer war, muß jetzt leicht und leicht werden, denn Otto v. Faber hat Bilder geschaffen, die wie ein bunter Seidenbazar des Orients wirken. Und wenn man früher mit dem Ausdruck des Bedauerns zu constatieren pflegte, daß so großem Können leider die höchste künstlerische Würze, die Klarheit und Vollendung, vorlage geblieben, so ist man heute vielleicht zu der Frage berechtigt, ob nicht manche der ausgestellten Sachen geradezu an Reizen verloren hätten, wenn sie vollends durchgearbeitet worden wären. Das eine allerdings bleibt nach wie vor bestehen: daß Otto v. Faber zu sehr Artist, zu sehr Lust-zur-Künstler war, um irgendwelche Absicht auf Popularität zu haben. Der Durchschnittsmensch wird ihn nie begreifen, und die Künstler, die ihn bisher belächelten, werden ihn von heute ab — beneiden. Grund genug, um dieser postumen Widergerechtigkeit alsbald ein posthumes — Bieder-begräbnis folgen zu machen.

Eduard Engelé.

•

Man schreibt uns aus Paris:

Ich glaube, über das Theater der Renaissance werde ich eine ganze Reihe nicht mehr zu berichten haben. Memier, der tüchtige und ureblime Leiter dieser Bühne, hat mit seinen neuen Stücke drei Pleiten im bekannten Autors Lucien Gleize „Une Blanche“ einen Treffer gezogen, der sich vermuthlich monatelang auf dem Zettel halten wird. Dieses Glück gonne ich herzen Gemier von Herzen, anderseits aber thut mir die Sache sast leid, denn die Brennerei des Direktors wird jetzt immer interessant, und diese angenehmen Stunden werden uns nun für einige Zeit verjagt bleiben. „Une Blanche“ ist eine überaus lustige Satire auf die französische Colonialwirtschaft, so überaus lustig, daß der alles be lachende Humor der Satire fast das letzte Tropfen Galle nimmt und nichts als ein vorzüglicher Schwank übrig bleibt. Zwanzig Jahre Haft, das geht, wissen wir schon, wie es in diese glücklichen Colonie zugeht; im Vorzimmer des Gouverneurs liegen der Secretär dieses hohen Beamten Norel, der Hauptmann der Spahis Sauvageot, der Lieutenant zur See de Kerval und der Colonialaufseher Siroi auf mit Matten bedeckten Tivanen, schmachten und gähnen, während ein eingeborener Junge den großen Fächer in Bewegung setzt und dazu ein gelbländes Schimmerlied singt. Die vier strecken sich und erwachen und bedauern einmüthig das schöne Frankreich und das göttliche Paris und schließen mit dem durch das ganze Stück fortklingenden Refrain: „Sale colonie!“ Es erscheint der Lo tonin, Le colon! Es gibt nur einen einzigen in der ganzen Colonie, und deshalb heißt er einfach „Le colon“ Der Colonist ist ebenfalls ein echt französisches Product: ein junger Mann aus guter Familie, der die Pariser Freuden durchgelostet hat und plötzlich auf die Idee gekommen ist, als Pionnier im „größeren Frankreich“ aufzutreten. Aber die fünf Beamten der Colonie wollen nichts von ihm wissen. Er ärgert sie mit seiner Ursprünglichkeit. Was will der Kerl eigentlich in der Colonie? Eine Colonie ist doch nicht für die Colonisten da, sondern für die Beamten. Im ersten Act erscheint unser Colonist fünf- oder sechsmal und wird ebenso oft hinausgeworfen, ohne daß man ihn zu Wort kommen läßt. Am Ende dieses Actes aber ändert sich die Lage des Colonisten. Eine ebenalige Dame hat man ihm, die mit ihm ihren „ersten officiel“ hinterm Rücken tanzt. Ihr offizieller Beschützer ist gestorben, da hat sie sich des lernen Freundes erinnert. Sie will ihn heiraten, aber das steht dem Colonisten nicht an. Indessen bleiben sie beisammen und geben sich für verheiratet aus. Niebola nehmen die Dinge ein anderes Gesicht. Die Colonist hält eine stilmäßige Rede. Er sagt, das Beamtenmonsen sei der Ruin Frankreichs und seiner Colonien und spinnt dies Thema lustig und beredt aus. Die Beamten aber sind unterstützt, daß die einzige Weise in der Colonie schreiben soll. Zum Glück hat der Gouverneur eine Idee. Er unterbricht die Rede des Colonisten gegen den Beamtenmonsen und erklärt, daß er ihn zum Administrateur colonial ernennt, und unser Colonist führt einen Freudentanz auf. Das Stück ist lustig vom Anfang bis zum Ende, es wimmelt von überaus gelungenen Witzworten und ist mit einem technischen Geschick aufgebaut, welches den bisher unbekannten Autor mit einem Schlage zum Meister stempelt.

A. E. Schmidt.

•

Otto Wagner, nach dessen vorjährigen Arbeiten man eine Abnahme der schöpferischen Kraft befürchten mußte, hat sich in seinem Project sürs historische Museum der Stadt Wien wieder zu einer Leistung aufgeschwungen, die nicht nur alle anderen Concurrenz-Projecte in hinter sich läßt, sondern ihn als den einzigen monumental Empfindenden in einer am kleinen Detail hastenden Zeit erweist. Gegen die alten Herren, welche aus diesem seierlichen Anlaß wieder in den Tagesgesinnungen zum Wort gegriffen haben, um die „Wiener Tradition“ und den bedrohten Fiaker vom Erlach zu retten, gegen die ist er auch „Fernunente giovine“. Bei ihm schießen alle Bautheile nach Naturgesetz — wie die Molecüle zum Krystall — zum felsgefügten Kunstwerk zusammen. Er hat freilich lange an dem Problem studiert. Schon in einer vorjährigen Secessions-Ausstellung war ein Entwurf sürs historische Museum zu sehen, der in der Grunddisposition sehr interessant, in der Façade recht unsinnerstand war. Jetzt aber scheint er sich in die Aufgabe so hineingelebt zu haben, daß er die gesammte Composition mit sicherer Freiheit, sozusagen aus dem freien Gelent entwerfen konnte. Es ist gewiß, daß Otto Wagner in diesem Museum ein ganz selbes schönes Gebäude, ein wahres Wahrzeichen des Besten, das unsere Zeit beweat, erhalten würde. Der Mittelrisalit mit dem überdachten Hauptcingang, zu dem eine breite Freitreppe führt, mit dem reizvoll angeschmiegten Ballon im ersten Stock und einer phantastischen — vielleicht zu phantastischen — Bekrönung, ist ganz meisterhaft komponiert und von großer Wirkung. Auch das Motiv der sich nach oben stark verjüngenden, vom Mittelbau zurückweichenden Pylonen, welche das Thema der Seiten-Flügel einleiten, sowie die mehrfachen Uebergänge gliedern den großen Bau aufs glücklichste. Freilich ist er nicht im Stile der Barockstädte gehalten, schließt sich aber in der Silhouette vornehm an. Gerade in den beiden Kuppelbauten hat man so ganz wie die neuen Bauten im zeitgenössischen Stil neben die Werke der Vorfahren gestellt. Auch an der Geschlossenheit von Wagners Anlage ist — gegenüber der malerischen Gruppierung des Nürnberger Germanischen und des Münchener National-Museums — festzuhalten, weil die Wiener Sammlungen, welche in dieses Haus kommen, bei weiten nicht so reichhaltig sind und durchaus keine mannigfaltig stilisierte Umgebung verlangen. Es genügt, daß sür die Waffensammlung und die Gemälde gut belichtete Ausstellungsräume geschaffen werden. Die historischen Zimmer werden sür sich allein sprechen. — Von anderen Concurrenten möchte ich als ganz selbständig noch Josef Urban hervorheben. Hegele hat hübsche Wagner'sche Einfälle, die sich aber nicht recht zur vollen Wirkung zusammenzwingen. Der Meister selbst kann's doch besser.

Dr. Ludwig Abels.

Bücher.

Georg Simmel: Philosophie des Geldes. Leipzig, Duncker & Humblot, 1901.

Ein Buch sür Grübler und sür philosophische Feinschmecker, sür solche aber ein Feinschmaus! Simmel erinnert an Hope, nur einmal ihm in noch höherer Maße die Tiefe und die Neigung, den verborgensten Beziehungen der Erscheinungen nachzuspüren und ihre feinsten inneren Beziehungen dar anzulegen. Ein vorliegendes Buche zeigt er, wie aus allen Culturrinnen Wirthschaft, Verkehr, Religion, die Kunste, die Philosophie, die Geschlechtsliebe zusammenhangen, und wie das Geld, in Beschleunigung mit ihnen sich verändernd, ihr aller Symbol bleibt und zugleich das Mittel sür sie. Es ist die der jedesmaligen Culturstufe entsprechenden Formen zu bleiben Aber diese sehr abstracten Betrachtungen, Erörterungen und Analogien sind kein bloßes müßiges Gedankenspiel. Obwohl der Verfasser im Vorwort schreibt: „Keine Zeile dieser Untersuchungen ist nationalökonomisch gemeint,“ steckt doch viel nationalökonomische Weisheit darin, und es wird es hoffentlich den Lesern nicht übel nehmen, wenn sie aus seinem Buche auch positive

Digitized by Google

Belehrung schöpfen. So z. B. findet die Frage, ob das Geld von seiner Metallbasis ablösbar sei, ihre sehr gründliche und sehr ausführliche Be gründete Antwort dahin, daß zwar die völlige Ablösung der Idee des Geldes entspreche, daß sich auch das Geldwesen immer mehr seiner Idee nähere, daß aber diese Idee so wenig wie irgend eine andere der — platonischen Ideen vollständig verwirklicht werden könne, dem papierenen Symbol der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen und Abhängigkeiten daher immer ein Rest wirklichen Wertes — ein Wirklichkeitströpfchen, hätte Lohe vielleicht gesagt — anhängen werde. — h—

Robert Franceschini: Woher und Wohin? Gesammelte Aufsätze. Vorwort von Dr. Ernst Mach, biographische Einleitung von Adolf Gelber. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner, 1901.

Franceschini zählte zu jenen, welche durch Schauen und Denken zu innerer Klarheit durchgedrungen sich bestrebten und die an der Durchteilung der gegenwärtigen Einseitigkeit ihre Freude empfinden. Eine lebendig ausstrebende innere Kraft beherrscht sein ganzes Thun und verbreitet sich besonders über seine Schriften. Er war ein guter Musiker, meisterte mehrere Instrumente und so war er auch auf mehreren Gebieten der Naturwissenschaft und deren Anwendungen auf technische Neuheiten ganz heimisch. Er hatte sich selten jemand in und außer den Kunstlaufbahnen finden hatte, der ein besseres künstlerisches Geschick besaß, dem Zeitungsleser Anschauungen und Denkergebnisse über neue und dem Tagespublikum fremde Materien zu vermitteln. Geben wir speziell den vorliegenden Band, dem noch andere folgen sollen, durch, so finden wir, daß die Sammlung in der enthaltenen Aufsätze ein hochverdienstliches Werk war; kein Geringerer als Ernst Mach hebt dieses Verdienst in den gelesenden Worten hervor, die er dem Werke widmet und dieser Philosoph und Naturforscher besitzt sich seine Ansprüche, ehe er sie niederschreibt. Besonders den einen Aufsatz Franceschinis: „Die Biologie als selbständige Wissenschaft" schätzt Mach als bahnweisend für spätere Forscher. Wir haben und an den Aufsätzen über die Herr'schen Arbeiten („Aetherschen") und über „Die drahtlose Telegraphie", sowie an vielen anderen dieser kleinen Meisterstücke populärer Schreibkunst erfreut; diese Essays erinnern an die Prachtbändchen der Miniatur-Ausstellung in der Wiener Rathhaus-Hofbibliothek: zierliche, geistgeschliffe Rahmen um enge Wahrheiten. Die kleine biographische Skizze von Adolf Gelber kommt vom Herzen und dringt zum Herzen, ein würdiges Gedenkwort für einen Verdienten. Josef Kurzel.

Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard, Professor an der Universität Clermont Ferrand. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Porträts und Faksimiles. München 1902. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Das treffliche Buch eines Franzosen über Grillparzer, über das in französischen wie auch in deutschen Blättern mit Recht soviel Gutes gesagt worden ist, hat hier einen seinem Verfasser in Auffassung des Themas, Kunst der Darstellung und Gruppierung ebenbürtigen Übersetzer gefunden. Sehr richtig legt Jakob Ehrhard in der Vorrede zu dieser deutschen Ausgabe seines Werkes, Necker sei nicht bloß dessen Uebersetzer, sondern auch Erweiterer und Ergänzer geworden. Die Wahrhaftigkeit dieser Bewertung beweist schon das bloße Durchblättern des Buches; so manches ist da gearbeitet, beleuchtet, geschrieben worden, was neu ist. Das Schlußwort hat eine erhebliche Erweiterung durch Necker erfahren und wird so zu einer bedeutungsvollen Zusammenfassung der Grundgedanken des ganzen Werkes. Ehrhard selbst hat ein neues Kapitel eingefügt, das Grillparzers dramatische Fragmente „Zoroastro" und „Hannibal" behandelt und das literarhistorische Interesse durch die Feststellung der Abhängigkeit Grillparzers von Schiller und von Shakespeare, von großem Wert ist. Im übrigen hat das Werk keine größere Veränderung erfahren. Die Grundlage ist die gleiche geblieben; Grillparzer erscheint also auch hier wieder gefunden und verdrängt, als wir ihn uns gewöhnlich vorstellen, und ja doch Necker selbst hineingetragen. Ehrhard hat in Gesellschaft, Bd. 10, S. 305) es einen Vorzug des Ehrhard'schen Buches genannt, daß Grillparzers krankhafte Eigenschaften und Schwächen darin nicht in den Vordergrund gerückt werden. Was nur erst sagt, da ich das doch deutsch vor uns hatte, bejahend gesagt, so ist es das, was das Buch Ehrhards, der Zusammenhänge zwischen Natur und Persönlichkeit in Grillparzers Werken. In den obenerwähnten Abschnitten des Werkes gehört ohne Zweifel das Kapitel über „Grillparzer und die Politik", in dem klärlich die Worte „Der ganze Spießbürger" aufgehoben und in ihre Luft kommt. Auch für die Gesamtwirkung des Grillparzer'schen Buches, auch hinsichtlich der Gestaltung der Grundlage keine Veränderungen. Leider diese schöne Erzählung, eine der schönsten deutschen Novellen, jetzt Wichtiges und Unentbehrliches, daß mir ihr verhältnismäßig geringe Bedeutung. Die ist Unsinn und Nacht verloren, als die einzig wirkliche Lücke des Buches erscheint. Dank es Ehrhard Mühe und Fleiß im Verzeichnis der Quellen und Literatur zum Buche.

Dr. Egon v. Komorzynski.

Gesammelte Novellen: „Frauenrosen". Novellen. Zweite Auflage. Berlin 1902. S. Fischer.

Dieses Buch hat eine sehr feine und geistvolle Methode. Es stellt in vier Novellen das Psychologische auf einen Punkt, arbeitet diesen aber mit großer Kunst und außerordentlich heraus, sondern beginnt sich mit den nicht psychologischen und äußerlichen Beziehungen in äußeren Geschehen. Da wird gezeigt, wie ein Liebespaar, das sich eine kleine Sache, verschuldet und sich wieder gefunden hat, ein drittes Zusammen, das bei einem Rendezvous, wobei auch nur ein Kuß gewechselt wird, sich verliert, und das schließlich durch Zufall sich wieder findet. Das ist entschieden sehr hübsch und fein gemacht. Die Art und Weise, wie Detlev von Liliencron diese Dinge erzählt, ist ganz eigenartig. Er hat eine sehr knappe, fast lakonische Sprache, die sich nur selten zu einer gewissen Breite ausdehnt, wo es sich um Naturschilderungen handelt. Das ist entschieden sehr gut. Aber es kann vorkommen, daß diese Sprache, die sonst so knapp und präzis ist, sich in Unklarheiten verliert, wie z. B. in der Novelle „Die Rose", wo es sich um die Beschreibung einer Rose handelt, die ein Liebender seiner Geliebten schickt. Da wird gesagt, daß die Rose „wie ein Kelch" sei, und dann wird gesagt, daß sie „wie ein Kelch" sei. Das ist nicht sehr klar. Ich weiß nicht, ob Liliencron sich dessen bewußt ist, daß er sich hier wiederholt. Ich glaube es nicht. Ich glaube, daß er sich nicht bewußt ist, daß er sich hier unklar ausdrückt

gefühl als Advocat hatte er der Aufforderung der Madame Trenfue Folge gegeben, obwohl er sich nicht verhehlte, daß diese Annahme seinen für dasselbe Jahr geplanten und von Meline und Waldeck-Rousseau gewünschten Eintritt in das Cabinet sehr in Frage stellte. Erst bei näherer Einsicht in die Akten erkannte Labori, welcher ungeheuerlichen und Willkürlichkeiten sich die Regierung schuldig machte, welche Klatsch ihm von der trennte, wie unmöglich es ihm gewesen wäre, Hand in Hand mit ihr zu gehen, und nun erst wurde er aus dem Verteidiger des Angeklagten Trenfus der Anwalt des Rechts und der Freiheit, um die es ja im Grunde hergieng, denn es war das Princip und nicht der individuelle Fall, um den in diesem Prozesse gekämpft wurde, der die Gemüther so heftig erregte. Ueber die Affaire selbst meint Labori, dieselbe sei für die Oeffentlichkeit endgiltig erledigt, und wenn auch Alfred Dreyfus sie eines Tages wieder aufnehmen sollte und sogar offiziell freigesprochen würde, so würde das doch nur mehr eine Privatangelegenheit und kein Ereignis von allgemeinem Interesse sein. — C. Bougle untersucht die Frage, ob durch die Wissenschaft das aristokratische oder das demokratische Princip als das richtige hingestellt werde; obwohl nach dem Begriff der Autore anscheinend die aristokratische Anschauung von der Herrschaft einer privilegierten Kaste gerechtfertigt erscheint, beweist doch gerade die Beobachtung, daß die höheren Stände durch Inzucht unsichtbar degenerieren, und daß das Bestehen geschlossener und bevorzugter Classen zu einer Gefahr für die Rasse werden. Ueberdies ist die Vererbung der geistigen Eigenschaften keineswegs so erwiesen, wie die der physischen, und es scheint im Gegentheil, als wäre das demokratische Princip der Mischung und Kreuzung das den Gesetzen der Natur gemäße.

„North American Review“ (September und October). Pobjedonoscew greift selbst zur Feder, um sich gegen den Angriff des Prinzen Kropotkin, der von ihm sagte, daß er despredt sei, Rußlands Bevölkerung in Nacht und Verfinsterung zu erhalten, zu vertheidigen. Es gibt in Rußland dreierlei Schulen: staatliche, geistliche und private Schulen. Sechs Millionen Rubel werden alljährlich vom Staat und ungefähr ebensoviel aus Privatfonds für Schulzwecke ausgegeben. Dennoch sind, was auch Fürst Kropotkin sagen möge, die vom Clerus erhaltenen Schulen die besten und dem Land förderlichsten. Das Unglück russische Dorf hat eine Kirche und von ihr geht der erste Bolksunterricht aus. Bei einem so unculturierten Volk, wie das russische, kommt es mehr darauf an, den Leuten Moralbegriffe als positive Kenntnisse beizubringen und der Unterricht im Lesen und Schreiben und in der Bibel genügt für ihre Bedürfnisse vollkommen. Von den elementaren auf die Mittel- und Hochschulen übergehend, meint der Generalprocurator, es sei nicht wahr, daß man den öffentlichen Unterricht im Staatsrecht, außer für ganz kurze Zeit, unterlagt habe und ebenso wenig sei es wahr, daß der Czar die bei den Kiewer Unruhen betheiligten Studenten nach Sibirien verschickt habe. Bloß endlich den Angriff auf das amerikanische System betreffe, so bekenne er sich allerdings zum Absolutismus, doch das Beispiel der constitutionellen Monarchien und ihrer inneren Verhältnisse sei durchaus nicht ermunternd.

Betrachtungen eines Hochgeborenen.

Skizzen aus der österreichischen Aristokratie.*

Von Edith Gräfin Salburg.

Neues vom Regierungspiccolo.

Die Mädi weiß eine G'schicht', die man nicht wissen darf. Die Mädi is schreckli'ch. Aber wann ich ihr zwei von die Cigaretten gib', die der Charles, unser Bedienter, 'n Sunntägsrock abgemaust hat, erzählt sie mir die G'schicht'.

Wir sind auf'n Heuboden hinaufkrochen, damit uns der Choring und die Mits nicht finden. Die zweite Mademoiselle is auch schon expediert und es is jetzt eine Mitz da. —

Also: — „Ich werd' der sag'n,“ sagt die Mädi. „Aber sei kein Schaf und speir' die Thren auf. Baben sind so dumm!“ Und dabei macht sie ihre ekelhaft g'scheite Visage. Hübsch wird das Mädel auch nie! Das sag' ich! Die bleibt sitzen.“

„Also der Kleine. Du weißt schon, wenn ich mein'.“

„Aha.“

„Weißt es wirklich, Nin'?“

„Ich weiß schon, glaub' ich.“

„Der Kleine, der nicht zum umbringen is.“

„Ah ja.“

„s Leben is ein permanenter Cotillon für ihn. Er kriegt lauter Orden. Und dabei tanzt er nicht einmal und sitzt nur die Touren ab. Er engagiert sich halt immer an der richtigen Stell im Leben und macht die richtige Conversation, sagt die Mama.“

„So? Du, könnt's du nicht a bissel verständlicher reden. Ich glaub ich weiß doch nicht, wenn du meinst.“

„Aber Nin'! Nein so ein Bub! Ansteengend!“

„Jade Aleck'n, du!“

„Selber fad, wie Hundersalt.“

„Sssssst! Die Mitz!“

„Sie schreit schon.“

„Mary — la —ly Ma —ry where do you hide child?“

„Die könnt' man als Aasenkerin von die englischen Siege verwenden.“

„Ma —ry! Naughty girl!“

* Fort. der Schluß folgt.

„Jetzt fahrt's ab!“

„Alte Klapperstang'! Also Mädi sei anständig! Erzählt weiter!“

„Erst gib' mir Feuer fürs Cigarettl.“

„Du, aber da am Heuboden.“

„Red' nicht und halt' deinen Futtervermittlungsapparat. Also der Piccolo, du weißt schon! Das is ja doch, mein Gott, der Regierungsdämmling, mit'n großen schönen Studienkopf. Der so viel vorigen Winter zu uns kommen is. Na! Geht dir jetzt a Stallatern' auf, du Pantsch!“

„Also der — —“

„Bssssss! Das Heu hat Ohrwascheln.“

„Also du weißt.“

„I weiß schon, der wiederholte Minister und repetierte Statthalter mit'n gold'nen Herzen und 'n judenfreundlichen Gemüth.“

„Na ja, 's Mandert mit'n punischen Schrecken, wann eine Unruh' ausbricht. Du! Weißt. Er is halt doch sehr interessant. Erst gestern hat der Bubi-Onkel von ihm g'sagt: Ach, seiner Mensch, sehr taktvoll; nie brutal stören, nie eine That! So was Ordinäres! Aber immer Attituden! Mei —zend. Ich bin auch furchtbar verliebt in ihn, weißt.“

„Oho, du! Dich schaut der nicht an. Du bist ja nur Haut und Baner.“

„Dummer Bub! Wann er die Wizerl anschaut.“

„Wa—aas? Die Wizerl.“

„That—ja—cke. Das is ja meine G'schicht. Also paff' auf.“

„Das thu' ich ja eh.“

„Daß die Wizerl, nie so ganz von uns eine war, das weißt ja. Die Mutter is ja Vollblut, aber dem Vatern fein Adel, na! Der is halt doch nicht ganz. Herr von Budrit', der Nam' schmeckt nicht, ich bitt' dich. Er klingt nicht voll.“

„Geh' geh', schnatter' nicht wie die Renatentand, Mädi! Ihr habt's die Wizerl doch oft recht fetiert, weil sie sechs Jahre älter is wie du, und Euch Frajen doch so gern regardiert hat. Hast mir selber erzählt. Ihr habt's thun und außerten dürfen, was und wie Ihr g'wollt habt's.“

„Na ja, das natürlich. Wir sind ja auch alle zu ihr gegangen, das haben wir ihr schon gethan.“

„Die Ehr!“

„Lackl! Aber weißt, wir haben doch immer gefühlt, daß sie unter uns steht, wenn die Gräfin Mutter sie auch immer hat Comtesse nennen lassen und der Papa ein „Herr von“ sie. Es sind halt Nuanzen, die haben wir ihr natürlich zu spüren gegeben. Na, sie is auch immer sehr unzufrieden mit allem gewesen, was ihr ihre Eltern geboten haben, das muß ich ihr lassen.“

„Du, das sind' ich aber gemein!“

„Ja, Nin'! Hast denn du gar keine vornehme Art und Aber?“ —

„Bldsinn. Ich, der ich das Majorat krieg'.“

„Also wir haben die Wizerl gern g'habt und sie's immer merken lassen, daß es halt doch eine Distanz zwischen ihr und uns Comtessen gibt, da hilft nix! Wann ihr Heiratsantrag g'habt hat.“

„Sehr anständige soll sie g'habt haben. Zum Beispiel der Cari —“

„Beruhig' dich. Wir und auch die grossen, die ernachsenen Mädeln haben ihr das immer ausg'redt. Ihr Vater hat halt das ordinäre Air g'habt, sie nicht zu zwingen.“

„Aber ich bitt' dich. Der Cari is doch ein sehr netter, anständiger Kerl.“

„Er ist nicht mattersfähig, Nin!“

„Oh —“

„Na also! Zweimal hat sie sich auch aus Verlobungen herausgeretted, die Wizerl! Einmal im letzten Moment. Sie hat halt doch mit die Anlagen von ihrem Papa zu kämpfen g'habt. Die Mama is nicht schuld. Die hat so immer g'weint und ein Gemütsleiden g'habt, weil die Wizerl halt doch keine Comtesi' ist. Sie hat 's ihm auch immer vorg'worfen, die Mesalliance. O ja! da hat sie nix verstanmt.“

„Eine traurige G'schicht' is das aber.“

„Gelt, Wart' mir, 's wird schon pikanter.“

„Du Mädi! pikant dürf man nicht sagen.“

„Nein, aber ihnen.“

„Pass mich aus, ich erzähl' dir weiter.

Die Wizerl is halt immer unzufriedener g'worden, das is eine vornehme Aber an dem Mädel, ich muß es ja sagen.

Und das muß auch dem Piccolo imponiert hab'n an ihr, sonst kann ich mir nicht denken, was er an ihr g'funden hat!“

„Na ich sind', sie is nicht so übel.“

„Einfach!“

„Wie is denn das mit'n Piccolo. Geh', sag' schnell! Ich hab' immer glaubt, er kann nicht heiraten.“

„Nein! Wer red't denn von Heiraten, Nin'. Du bist halt noch so ein zurücker Bub im Verstand. Er is halt viel zu die Budris in's Haus 'gangen letzten Winter, weil die Diners dort gut sind.“

„O ja, sehr gut.“

Digitized by Google

„Na weißt. Schlechten Frack hinstellen auch noch! Das kann sich einer vom Hahlblut schon nicht erlauben! Also der Piccolo is sehr viel bei Wudeis g'sess'n und die Wixerl in ihrer Unzufriedenheit hat sich riesig in ihn verglotzt. Aber schon riesig! Ich denk' mir halt, weil sie so was Vornehm's nicht glücklich leben kennt, liebt's jetzt unglücklich, für 'n Nimbus. Oder hat sie's wirklich? Ich weiß nicht.

Sie hat halt ang'fangen, käsmierabel auszuschau'n, und das hat dem Piccolo sehr wohl getban. Er is für das eing'nommen, daß man wegen ihm dahinstirbt. O ja! er schätzt sich.

Na, er hat sie also cultiviert die Leid'uschaft von der Wixi und sie sind auch heimlich recht oft z'samm'kommen. He! Was red's jetzt?"

„Du das sind' ich aber doch nicht schön von ihm gegen die Eltern von der Wixi g'handelt."

„Ich bitt' dich! Der Vater ohne Ahnen kann doch nix verlangen und die Mutter hat eh immer g'sagt, sie is auf alles g'faßt. Aber wart', jetzt kommt die Pointe."

„Noch was!"

„Aber jetzt kommt's ja überhaupt erst. Dem Piccolo war das g'rad' so lästig wie der Wixi, daß sie halt doch leider geniert waren. Denn sie is erzogen in die Dehors wie eine Comtess'."

„Ja, aber die Dehans? Ein anständiges Mädel darf doch nicht."

„Die Wini is immer düsterer g'word'n und der desperate Vater hat seine Sorgen um ihre Zukunft immer verzweifelter 'n Piccolo anvertraut. Und der is ja wirklich wie ein Freund zu ihm g'wesen.

Da hat er sich was ausgedacht, der Piccolo. Ganz heimlich, einen ganz besonderen Dank für die große Gastfreundschaft bei die Wudris.

„Was denn?"

„Mit großer Müh'! aber schon sehr groß'er, und nur durch seine Verbindungen is die Wixi Wudel Stiftsdam' word'n. Ohne rechte Ahnen, ohne nix, gegen die Statuten. Wieder so eine Ausnahm'! Aber Stiftsdam! Ja!

Die ganze Familie Wudrl hat g'weint vor Rührung. Es war zu schön, wie die Ernennung kommen is. Ihr bestes Diner haben's geben. Und die Wini is gleich ganz selbständig g'word'n. Aber ganz! Sagen hat sie sich gar nichts mehr lassen. Nur zahlen hat der Papa noch dürfen."

„O ja."

„Gut hat 's das Mädel. Nein! Jetzt ist sie doch erst Vierundzwanzig und reist mit ihrer Jungfer ganz allein überall hin. Na, und die muß doch thun was sie will."

„Was will sie denn, du?"

„Eh, frag' nicht so dumm! Sie hat es aus—ge—zeichnet. Und weißt, was die Tant' der Mama gestern erzählt hat, wie ich nebenan mein englisches Verb to love abg'wandelt hab?"

„Na."

„Jetzt is die Wixerl in der Ostee und der Piccolo is auch dort. Ganz allein sind's zusammen. Was sagst?"

„Du das sind' ich aber!"

„Sei nicht so blöd. Jetzt geht das schon. Sie is ja doch Stiftsdam'."

„Ja, aber."

„Aber, aber was. Mich gift 's nur, daß ein Ding von so halbordinärer Abkunft Vorrechte hat, die eigentlich nur uns zukommen. Find's du das nicht auch?"

„Ja ich find' . . . Eigentlich find ich, wenn sogar du es wärst, wär das doch nicht in der Ordnung. Weil — nämlich — eigentlich — mein ich. — Schau' mich nicht so impertinent an, Mädi!"

„Du hast noch gar keine Ansichten du, Bub du! Deine Ideen gehen alle durcheinand. Hallo! was ist denn das?"

„S' Hen brennt."

„D'nein nur 's Streh. Wart' das kann sich schon noch leichen."

— — —

Die reine Parallel zu der neuen Liebesgschicht vom Piccolo! „Leeres Stroh brennt!"

Unser Charles.

Er is unser Bedienter. Ein sehr distinguierter Mensch. Wenn ich nicht der Nin wär und 's Mayoral knopst, möcht ich er sein. Er war bei einem Erzherzog und hat mehr Takt wie mein Ehekind. Der thun aber auch nur mit mir lenken, während der Charles 'n Papa die Stiefel anzieht und der Mama ihr Vertrauen genießt. Aber er mag die Mama nicht. Er hat mir's g'sagt. Die Mama rechnet immer die Wuchtln auch und will alles wissen. Sie is halt so lad, wie alle Damen. 'n Papa mag der Charles schon. Er laßt immer so viel Kleingeld im Nachtkastl liegen. Und der Papa raucht auch eine anständige Sorte und der Charles Mich mag der Charles am liebsten, denn ich bring doch das Mayoral. Er findet auch, daß die Mädi eine Nasen is und er meint, daß sie nur hübsch wird.

Mit 'n Charles kann man alles red'n. Wirklich! Er is riesig g'scheit, denn er is bei ein' Erzherzog g'wesen. Das merkt man gleich. Der Papa fürcht' sich vor ihm und is stolz auf ihn. So vernünftig is er schon, daß wenn Charles sagt: „Herr Graf, das geht nicht," er gleich folgen thut und 's geh'n laßt. Es is schon sehr angenehm, wenn man so einen Leitfaden von Bedienten im Leben hat, sind' ich. Man geht so sicher.

Ich bin sehr viel beim Charles und ihm sag ich alles. Mehr wie der Mama, weil er mich nie anraunzt. Der Charles hat immer ein Einseh'n. Oefter leist er mir auch Gesellschaft und schreibt dann ins Büchel mehr Stiefelwichs und zerbrochens Service ein. Er is sehr nett, der Charles, sind' ich. Wenn der Choking heimlich ins Kaffeehaus geht, bin ich immer im Bedientenzimmer. Der Papa und die Mama sind ja doch nie z'haus, außer wenn Besuch da is. Die Mama hat so Vereine für Waisen und verwahrloste Kinder, da plagt sie sich sehr. Und die Mädl ödet sie mit der Miss den Abend durch. Sie is jetzt englisch gesinnt und laßt sich Verbrechen von die feigen! Buren erzählen. Na, da fahr' ich ab! aber schleunigst! Der Charles convenniert mir und ich convenier ihm. Er gibt mir Wein, den ich sonst nie krieg' und hat sehr gute Ansichten. Er ist feudal conservativ und exclusiv im höchsten Grad. Er is gar nicht dafür, daß ich was lern': ich krieg' ja so das Majorat und im Gymnasium is die Gesellschaft so gemischt. Da hat er recht, sag' ich. Ich bin nur froh, daß er soviel Zeit hat, der Charles. Er is eben wirklich distinguiert und thut unter zehn Arbeiten neune nicht. Nur mich bedient er charmant! Und er leibt mir immer Mitzet, daß ich bald Bart krieg'. Ich bin schon fünfzehn.

— — —

Schrecklich g'scheit is der Charles. Manchesmal bin ich ganz entsetzt. — Nein, entsetzt nicht, aber baff! Er thut mich nämlich jetzt öfter vor der Mama warnen. Ich soll mich nicht zu viel mit ihr einlassen. Wenn sie so lieb thut mit mir, dann möcht' sie halt d'rauf spenulieren, daß ich ihr einmal einen großen Witwengehalt gib. Der Charles! Mir wär' so was nie eing'fallen! Ein g'scheiter Umgang is halt doch sehr viel! Das sag' ich immer.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannasse Nr. 20, empfiehlt seine **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Permanente **Möbelausstellung** Ed. Trinkl Atelier für Wohnungseinrichtungen XII. Gymnasiumstrasse 69—71. Stadtbahn Hallestelle: Aussteller-Strasse, Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse.

Alexander Weigl's Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte **„Observer"** WIEN, IX I. Turkenstrasse Nr. 17

Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 7. December 1901. Nummer 375.

Pathologische Politik.

In seiner köstlichen Humoreske: „Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben" hat Otto Ernst in der „Jugend" unseren nervösen Choleriker ein Spiegelbild ihrer Thorheit vorgehalten. Da erzählt er unter anderem auch von dem Mann, der „nicht nach einem Stundenplan, o nein — nach einem Halbeminutenplan" lebt: „4 Uhr 15 Minuten ist der Vortrag zu Ende; 4 Uhr 17½ Minuten ist die grüne Straßenbahn an der Ecke der Pfitzerstraße, in 2¼ Minuten kann ich sie erreichen; in 15 Minuten, also 4 Uhr 32½, ist sie am Moltkeplatz; wenn ich Glück habe (!), erwische ich dort die rothe Bahn und fahre mit dieser in 14½ Minuten nach der Domgasse; wenn ich dann die Beine nachziehe, kann ich in 13 Minuten an der Esplanade sein und komme dann eben rechtzeitig zur Conferenz." So klügt Otto Ernst seinen Patienten den „Halbeminutenplan" entweisen und belehrt ihn dann: „Hast du aber kein Glück! — und mit Straßenbahnen hat man nie Glück — dann fällt deine ganze Tagesordnung über den Haufen, wie ein Kartenhaus, das auf dem großen Zeiger einer Thurmuhr gebaut wurde; aber den ganzen Rest des Tages fällt der Schatten der versäumten zehn Minuten; alles ist verschoben, alles verdreht und verspätet; die Galle tritt ins Blut, und in jener halben Minute, die du zu spät zur rothen Bahn erschienst, hast du einen Tag verloren."

Man braucht in dieser Geschichte nur an die Stelle der Minutenangaben die parlamentarischen Sitzungstage, an die Stelle der Berliner Ortsbezeichnungen die parlamentarischen Stationen: landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften, Budget, Ausgleich, Zolltarif, Handelsverträge zu setzen, für die rothe Straßenbahn nehme man das Parlament, und man hat die ganze tragikomische Historie von Herrn v. Koerbers parlamentarischem Arbeitskalendarium und dessen Verfagen, von Herrn v. Koerbers Hoffnungen und Enttäuschungen, von seinen einstigen sanguinischen, von seinen jetzigen cholerischen Verirrungen: man hat diese ganze parlamentarische Rappelkopfposse sammt weltweisem Commentar beisammen, wenn man die Otto Ernstsche Humoreske verständnisvoll auf unsere neueste Parlamentsgeschichte umstudiert.

Denn, was Herrn v. Koerber jetzt passiert ist, was ihn plötzlich so fuchsteufelswild gemacht hat, ist nichts weiter, als so ein unmöglicher parlamentarischer „Halbeminutenplan", auf den er seine politische Rechnung nothgedrungen gesetzt hat, nachdem er Stunden, nein, Tage, Wochen, Monate mit Nichtigkeiten, mindestens Ueberflüssigkeiten vertrödelt hat. Herr v. Koerber, der in den letzten Monaten durch Reichsteilschecken eine runde Million seinem illegitimen Dispositionsfond zugeschanzt hat, mag durch seine wohlbezahlten Lohnschreiber noch so laut in die Welt hinausschreien, daß das Parlament, das Parlament allein, an der ganzen Misere schuld sei: Thatsachen lassen sich auch bei den höchsten officiösen Artikelhonoraren nicht hinwegschreien, und die Thatsachen beweisen, daß nicht das Parlament das Unheil angerichtet hat, sondern nur die fahrige, unsichere, unvernünftige Führung, die Herr v. Koerber ihm hat angedeihen lassen.

Als das neugewählte Parlament, nach der von Herrn v. Koerber ganz sinn- und nutzlos inscenierten fünfmonatlichen Wahlcampagne, im Februar zusammentrat, legte er — in seiner Rede vom 12. Februar — dem Abgeordnetenhause einen Arbeitsplan vor, in dem er, da das Parlament vier Jahre kein Budget bewilligt hatte, die Erledigung des Budgets, für 1901, als ersten Punkt ansetzte. Das war ein durchaus vernünftiger Plan, und wenn auch die Budgetberathung nach vierjähriger Pause sich noch so sehr in die Länge und Breite gezogen hätte, war doch im Februar noch Zeit genug, um diese Arbeit, die endlich einmal gelöst werden mußte, im Winter, im Frühjahre, im Nothfalle auch noch im Sommer zu bewältigen, ehe die Herbstsession mit ihren neuen Bedürfnissen kam. Za, wenn nur dieser Plan ausgeführt worden wäre! Aber schon im Anfang des Monats März hatte der flatterhafte Mann, der sich selber „leidenschaftslose Beharrlichkeit" nachrühmte, seinen Plan verlassen. Statt des Budgets ließ er zunächst die Brantweinsteuervorlage berathen, weil Dr. Kaizl, der böhmische Landesfinanzrath, sie für die böhmischen Landtagswahlen brauchte, und nachdem sie unter Dach gebracht war, schob er die Eisenbahninvestitionen vor, weil der Staatsfiscus die 80 Millionen-Resundierung dringend nöthig hatte, und mit ihr verband er die uferlose Wasserstraßenvorlage, weil sie abermals Dr. Kaizl für die böhmische Landtagswahlcampagne benöthigte. Und dann entließ er quasi reebene gesta schon anfangs Juni das Parlament, dessen „mächtiger Lebenskraft" er nicht genug Schmeichelhaftes nachsagen konnte.

Was sich der selige Dr. Kaizl, der alte Parlamentsfuchs und Obstructionsstratiker, unter dessen Einfluß Herr v. Koerber seinen guten ursprünglichen Arbeitsplan aufgegeben hatte, bei dieser Hazardpolitik gedacht haben mochte, das wissen die Götter. Vermuthlich hat er die Schwierigkeiten vorausgesehen, die sich Herr v. Koerber dadurch für die Herbstsession heraubeschwor, und er wäre gewiß nicht so blöd gewesen, sie unausgebeutet zu lassen. Herr v. Koerber aber scheint die zerfahrene Situation, in die er schon damals gerathen war, nicht bemerkt zu haben. In aller Seelenruhe duselte er den Sommer über hin, und erst als er auf den 17. October das Parlament wieder einberief, scheint er bemerkt zu haben, daß ihm das Capital unter den Händen weggeschmolzen war, von dem ein Minister im Parlament zehrt, nämlich die Zeit. Zetzt wurde jenes tolle Arbeitsprogramm entworfen, das sich dem halbeminutenplan Otto Ernsts würdig zur Seite gesellt: bis Weihnachten, das ist in acht Wochen, sollte nicht nur das verschlampte 1901-Budget, sondern auch das mittlerweile fällig gewordene 1902-Budget durchberathen werden, weil der Jänner und Februar 1902 für die Landtage und das Frühjahr für den ungarischen Ausgleich und den Zolltarif bereitgehalten werden mußte.

Dieser Arbeitsplan war — man verzeihe das starke Wort — eine vollendete Unmöglichkeit. So gut wie der Schuster weiß, wie lang man zur Anfertigung eines Paares Stiefel braucht, so gut weiß auch jeder Politiker oder soll es wissen, wieviel Zeit in unserem Parlament die Erledigung des Budgets beanspruchi. Citieren wir einige Beispiele: In der Taaffe'schen Aera, mit wohlorganisierter Majorität, Minorität, vor der „Entdeckung" der Obstruction und vor der die Kopfzahl der Parlamentarier vermehrenden Wahlreform hatte die Budgetberathung pro 1884 z. B. vom 14. October 1887 bis 25. Mai 1888 gedauert, siebeneinhalb Monate; unter Badeni pro 1896 vom 24. October 1895 bis 20. März 1896, also fünf Monate. Den größten Record erzielte Badeni mit dem 1897er Budget, das vom 1. October 1896 bis 20. Jänner 1897 durchgepeitscht wurde, in dreieinhalb Monaten. Noch kürzeren Procesß wurde unter Taaffe allerdings mit dem 1892er Budget gemacht, dessen Durchhudelung nur vom 15. October bis 17. December 1891, also bloß zwei Monate währte, aber nur vermöge eines von Herrn v. Plener erfundenen Abkürzungsverfahrens, das erstens geschäftsordnungswidrig war und zweitens schon im darauffolgenden Jahr seinen Dienst versagte, da damals die Budgetberathung, trotz geschäftsordnungswidriger Abkürzung, die Zeit vom 5. November 1892 bis 20. März 1893, also doch auch dreieinhalb Monate verbrauchte. Und da wollte Herr v. Koerber in dem 425köpfigen Parlament, das vier Jahre keine Budgetberathung und eigentlich überhaupt keine freie parlamentarische Discussion gehabt hatte, in zwei Monaten gleich zwei Budgets auf einmal übers Knie brechen! Seit dem Jahre 1878 ist, von dem Ausnahmsjahr des Jahres 1892 abgesehen, noch kein Budget rechtzeitig, d. i. vor Jahresanfang, fertig geworden, und die Budgetprovisorien von einem bis zu sechs Monaten sind die Regel gewesen. Und da meinte just diesmal Herr v. Koerber ohne Provisorium auskommen zu können!

Es ist nach dem Angeführten wohl nicht zuviel gesagt, wenn man den Arbeitsplan, mit dem Herr v. Koerber am 17. October vor das Haus trat, eine complete Unmöglichkeit nennt. Um ihn zu „durchbrennen", wie Dr. Kramar ankündigte, bedurfte es wahrlich keiner Obstruction. Der selige Dr. Kaizl hatte schon im Frühjahr, wo er Herrn v. Koerber mit der Brantweinsteuer und den Wasserstraßen freundschaftlich aufs Eis führte, dafür gesorgt, daß seinen Parteigenossen im gegenwärtigen Sessionsabschnitt die Unanuehmlichkeiten einer Obstruction erspart bleiben. In der That dürfen sich die Jungczechen Herrn Dr. Kaizl sei noch im Grab ihr Dank dafür dargebracht — jetzt den Spaß machen, im Plenum und den Ausschüssen noch weniger zu sprechen als sie es selbst in den normalsten Zeiten gewohnt waren. Charakteristisch für diese czechische Nicht-Obstruction ist die Thatsache, daß der längste

Digitized by Google

Redner im Budgetausschuß bisher niemand anderer gewesen ist als der Landesvertheidigungsminister Graf Welsersheimb, der eine dreieinhalbstündige Rede dort gehalten hat, und daß der häufigste Redner der Abgeordnete Dr. Menger ist, der der regierungsfreundlichsten aller möglichen Parteien, der Fortschrittspartei, angehört.

Herr v. Koerber hat, durch Dr. Kaizls Freundschaft aufgehalten, schon im Frühjahr die „rothe Straßenbahn" versäumt, und nun ist ihm, mit Otto Ernst zu reden, die Galle ins Blut getreten. Ob der „Tücke des Objects," die zum guten Theil auch eine nachwirkende Tücke des Kaizl'schen Subjects ist, geräth er in blinde Wuth und treibt pathologische Politik. Er ist einfach „aus dem Häusel". So „schussig" wie jetzt unter ihm ist die österreichische Politik noch nie geleitet worden. Was sich jetzt im Parlament vor und hinter den Coulissen abspielt, grenzt schon ans Burleske. Hinter den Coulissen, in den Couloirs und Berathungszimmern, droht und weint Herr v. Koerber abwechselnd, stampft mit den Füßen und wirft sogar, wie Augenzeugen erzählen, seine Ueberröcke auf den Boden. Vor den Coulissen fällt er Reden, bei deren Lectüre man sich an den Kopf greift da jede in grundlegenden politischen Anschauungen den früheren schnurstracks widerspricht. Das einemal kündigt er die Auflösung an und scheucht in den Parteien alle agitatorischen Instincte auf, das anderemal — da er offenbar die Auflösungsdrohe noch gar nicht in der Tasche hat — muß er seine eigene Rede dementiren und findet keinen vollen Glauben mehr. Bald conferiert er mit Kreibig und Pleiß, daß ihm der Mund wund thut, und dann wieder sieht sich Schmeykal zurück und bleibt bei den wichtigsten Berathungen dem Budgetausschuß fern. Die Plenarsitzung des Abgeordnetenhauses vom letzten Montag, in der er zuerst alle Parteien zur Zurückführung ihrer Dringlichkeitsanträge, dann die Deutschen zur Einbringung eines neuen Dringlichkeitsantrages und schließlich die Minister zur würdelosen Selbstobstruction nöthigte, war schon der Gipfel der Kopflosigkeit. Man mag Herrn v. Koerber ob der heillosen Verwirrung, die er mit seinem parlamentarischen Halbemineterplan angerichtet hat, bedauern, aber die verlorene Zeit kann niemand ihm und leider auch niemand uns wiederbringen. Es ist keine Staats-, keine Parlaments- und auch keine Regierungskrise, sondern eine Nervenkrise des Herrn v. Koerber, die jetzt in erster Linie die Aufmerksamkeit der politischen Kreise auf sich zieht. Herrn v. Koerber nicht nur, sondern vor allem auch uns wäre zu wünschen, daß er, abermals mit Otto Ernst, sich die Grundsätze der „Brüder vom geruhigen Leben" rasch aneigne und wieder ein wenig Contenance gewinne. Sonst könnte er in dieser obnebies schon so traurigen Lage vollends noch zum Gaudium Anderer sitzen. Denn wir haben es ja alle in der Schule schon gelernt — der Schrecken aller Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn". K.

Die antienglische Strömung in Deutschland.

Deutschland ist heute bis auf die Knochen antienglisch. Die Bureinfreundlichkeit hat sich zur acuten Engländerfeindschaft zugespitzt. Und Chamberlain wiederum verstärkert für die Deutschen all das, was ihnen an den Engländern verabscheuenswert erscheint. Würde Chamberlain getödtet, so könnte sein Mörder einen Triumphzug ohnegleichen durch Deutschland veranstalten. Man muß weit in den Blättern der deutschen Geschichte zurückschlagen, ehe man wieder auf den Namen eines Auslanders stößt, der so ingrimmig gehaßt worden ist wie der englische Colonialminister. Das reicht bis in die Tiefen des Volkes, bis in das entlegenste Gebirgsdorf, bis in die Seele der unpolitischesten Frau, bis in das Herz der kleinen Kinder. Man ist in Deutschland im Allgemeinen nicht leidenschaftig gestimmt. Aber wenn es jetzt gegen England ginge, so wäre das ein Volkskrieg, wie einst etwa der Befreiungskrieg von 1813.

Die zuerst entstellt berichteten, auf alle Fälle jedoch außerordentlich unklugen Worte Chamberlains über den deutsch-französischen Krieg haben das Faß zum Ueberlaufen gebracht. Hatte man bisher nur am Bureausitch und im Salon, in der Presse und in einzelnen antirevisionistischen Versammlungen gegen die Engländer gewettert, so gab es jetzt wirklich eine eigentliche Volksbewegung. Die Kriegervereine machten mobil, die Antisemiten begannen über die antienglische Versammlungsthätigkeit. Englandfeindliche Frauenversammlungen fanden statt. An einer Universität nach der anderen protestierten riesige Studentenversammlungen, in denen zumeist Professoren als Redner auftraten, gegen die Worte Chamberlains. Endlich beschloß sogar der Verein der Berliner Concerthaus- und Varietétheaterbesitzer, also unter anderen die Herren Ziegelmayer-Ziegelmayer höherer Tendenz, eine Protestresolution gegen die Greuelthaten. Wie tief muß das Volksempfinden aufgewühlt sein, wenn sogar diese Männer, an deren reinen Idealismus zu glauben selbst Cynikern schwer fällt, es mit ihren Geschäftsinteressen verraten, ja vielleicht direct für ihr Geschäft vortheilhaft finden, Chamberlain abzuschlachten. Nur schade, daß sich hie und da ein Protest gegen der Form dieser Protestkundgebung in die Oeffentlichkeit. Fast bestimmungslos schwoßen die deutschen Wuthschäumer, auch etwa in Witzen über Chamberlain, sondern in wüstem Geschimpf auf ihn. Nur dem wackeren, durchbegeisterten Peter Scheinhütt in dem gewiß hinreichend englandfeindlichen „Simplicissimus" wird die Sache denn doch zu toll und er verspottet im Jobsiadenstil die wilden Schößlinge des Chauvinismus. Und wenn man einen königlichen Kaufmann unter vier Augen zu sprechen bekommt, so erzählt er einem wohl von diesem oder jenem seiner Bekannten, dem ein anscheinend sicherer Auftrag von einer Million und darüber nach einer englischen Colonie mit Rücksicht auf die maßlosen Angriffe gegen Chamberlain entzogen worden ist. Und man fragt sich, ob selbstbewußtes und vor allem zielbewußtes Nationalgefühl wirklich seine Krönung in einer pöbelhaften Ausdrucksweise finden muß.

Doch hier soll nicht kritisiert, sondern untersucht werden. Woher der Engländerhaß? Mag er von einzelnen Leuten aus noch so unsichtbaren Beweggründen gestützt werden, gemacht hat ihn nicht. Große Volksstimmungen sind ja nie, wie einzelne rückständige Leute sich noch immer einbilden, das Product von Agitatoren. Die Ursachen müssen tiefer liegen.

Wer die deutsche Politik genau verfolgt, wird immer wieder die Beobachtung machen, wie unbeschreiblich groß der Einfluß Bismarcks auf sie ist. Seit seinem Tode ist der Riese noch größer geworden. Das Menschliche, allzu Menschliche an ihm versinkt in der Vergangenheit. Das Staatsmännische an ihm erscheint immer genialer, je mehr man sich davon abzergezt, daß Staatsmännische des Genies einem Volke eben nicht jeden Augenblick beschieden sind. Seit Bismarck vom Kaiser entlassen wurde, ist das deutsche Volk von Jahr zu Jahr weniger kaiserlich und mehr bismarckisch geworden. Wenn heute, nach sieben Jahren eines heilpillolenen wirtschaftlichen Aufschwunges, der zumeist den Caprivi'schen Handelsverträgen zu danken ist, die Handelsvertrage gelästert und Caprivi gekreuzigt wird, wenn heute, wo die ganze wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands nach Handelsfreiheit schreit, die Schutzzollmauern sich drohend aufthürmen, so ist das das Werk Bismarcks. Und wenn heute der Engländerhaß in hellen Flammen aufloderte, so ist auch das zum guten Theil Bismarck'sche Erbschaft. Niemand kann sagen, ob Bismarck unter den heutigen Verhältnissen sich anders zu England stellen würde als Bülow oder vielmehr, um mich correcter auszudrücken, als Wilhelm II. Denn Bismarck war wahrhaftig hinreichend Realpolitiker, um sich nicht an ein Schema zu binden, weder in der inneren noch in der äußeren Politik. Aber das ist ja gerade das Charakteristische aller Genieanbeter, daß sie das Genialste ihres Meisters verhunzen, indem sie aus dem ewig Wandlungsfähigen und ewig Wandelnden einen starren Kanadebestillieren. Bismarck war in der letzten, allerdings ziemlich lange währenden, Phase seiner äußeren Politik Russenfreund und Engländerfeind. Damals war diese Haltung keineswegs sonderlich populär. Heute genügt es unzähligen Menschen, zu wissen, daß Bismarck Engländerfreund war, um jede deutsche Regierung, die nicht unbedingt gegen England Front macht, für unfähig zu halten.

Ein rascher Wandel, der natürlich nicht ohne unterstützende Nebenumstände eingetreten ist. Die verstorbene Kaiserin Friedrich hat ihr gut Theil dazu beigetragen, die Engländerfeindschaft aus einer Bismarckschen Specialität zum Gemeingut des Volkes zu machen. Sie war vielleicht die klügste Frau, die je ein Hohenzoller gehabt hat. Aber sie war zugleich mit die unbeliebteste. Aus der englischen Freiheit in die preußische Reaction in der Mitte vorigen Jahrhunderts versetzt, war sie im Herzen Engländerin geblieben. Das empfand das Volk und verzieh es ihr nie. Und als sie aus ihrem Liberalismus hinaus in einen grundsätzlichen Gegensatz gegen Bismarck gerieth, wurde es nationale Ehrensache, gegen die „Engländerin" Partei zu nehmen. Aus der herzen Abneigung gegen Kaiser Friedrichs gab es die ersten großen antienglischen Demonstrationen. Es ging das Gerücht, Bismarck solle den Abschied erhalten. Da man den Kaiser stark kannt wußte, schob man die Verantwortung der Kaiserin zu. Riesige Volksversammlungen protestierten gegen die angeblich geplante Entlassung des Kanzlers. Die Blätter der Rechten brachten bösartige Artikel über die „Unterrockspolitik". Daß der englische Arzt Mackenzie als Vertrauensmann der Kaiserin vor den deutschen Aerzten mit der besonderen Pflege des Kaisers betraut war, verschärfte die Erbitterung. Man hatte niedere Sonderliches gegen die Engländer als solche, aber man war erregt über die „Engländerin" und über gewisse von ihr protegierte Engländer.

Wilhelm II. hat schon darunter zu leiden gehabt, daß er und Bismarck sich unleidlich von einander getrennt haben. Bismarck schied als Engländerfeind aus dem Amte, predigte nachher von Friedrichsruhe aus immer wieder antienglische Politik. Jeder Besuch, den der Kaiser in England machte, jede Störung in den deutschfreundlichen Beziehungen wurde ihm als ein Verlassen der bewährten Bismarck'schen Bahnen angelegt. Mit Wilhelms II. Interesse für den Sport, mit seiner Leidenschaft für die Schiffahrt schien so wie so ein englisches Element in das Binnenlandblut der Hohenzollern hineingekommen zu sein. Nur vorübergehend schüchte ihn das Telegramm an Krüger im Jahre 1896 gegen den Verdacht englandfreundlicher Neigungen. Seit dem Burenkriege ist es aus.

Die Deutschen sind noch immer ein vormiegend unpolitisches Volk. Die Ethik beherrscht sie. Dem Volke der Denker und Dichter" geht in politicis oft der Verstand durch. Die Härte der Politik widerstreibt ihm. Am liebsten möchte es das Miteid oder sonst eine an sich sehr ehrenwerte Gemütsregung als politischen Wegweiser gelten lassen. Als der tapfere Battenberger mit seinem kleinen Bulgarien von dem großen Russland brutal vergewaltigt wurde, da hätten die guten Deutschen am liebsten dem Czaren den Krieg erklärt. Aber Bismarck handelte damals wie jetzt Wilhelm II. gegenüber England.

Heute entrüsten sich die Deutschen über die brutalen Engländer, die mit ihrer Riesenmasse das kleine Burenvolk verschlingen wollen. Das Miteid mit den Schwachen gebiert den Hass gegen den Starken. Die Ethik ist der treibende Factor. Aber sie deckt sich in diesem Falle so wunderbar mit der Bismarck'schen Tradition der Englandfeindschaft. Beide fließen zusammen in der Losung: Nieder mit England! Es fehlt bloß das französische Temperament, um aus den Studentenkundgebungen einen wirklichen Sturm der Volksbewegung zu machen. Die Maße der Deutschen ist daran gewöhnt, gefilzt zu werden. Sie lechzt danach, von der Regierung gegen England gefilzt zu werden. Aber da die Regierung sie so nicht führen will, so bleibt sie äußerlich ruhig. Innerlich freilich friſst sich der Grimm und die Missachtung gegen die Regierung immer weiter.

Besonnene nationale Politiker haben es in dieser Situation nicht leicht. Sie müssen in der Stärkung des Nationalgefühls wie in dem bewussten Gegensatz gegen England einen erfreulichen Fortschritt erblicken. Und sie können doch anderseits die augenblicklich so populäre Politik des Antienglandgeschreies nicht mitmachen. Sie sehen, dass England unser gefährlichster Concurrent auf dem Weltmarkte ist. Sie kennen die ungeheuren Gefahren, mit denen uns der englische Imperialismus, falls er einmal That und Wahrheit werden sollte, bedrohen müsste. Sie sind davon überzeugt, dass Deutschland nur dann eine wirklich große Zukunft haben kann, wenn es einmal England ablöst. Tief durchdrungen also davon, dass das „vorläufige Endziel" der deutschen auswärtigen Politik sein muss, Deutschland an Englands Stelle zu bringen, halten sie es trotzdem nicht nur für unnütz, sondern geradezu für schädlich, wenn man jetzt auf Gefühlsergüsse heraus und in Anlehnung an alte Bismarck'sche Feste gegen England hetzt, ohne doch dieser Hetze irgend eine praktische Spitze geben zu können. Diese besonnenen nationalen Männer, die nicht Feinde, aber ausgesprochene Gegner Englands sind, halten es für die beste antienglische Politik, wenn man die deutsche Flotte rasch und gewaltig kräftigt, wenn man durch eine Politik vernünftiger Handelsfreiheit Deutschland immer capitalskräftiger, immer concurrenzfähiger macht. Aber ihre Worte verhallen vorläufig noch im öden Chauvinistengeschrei.

Wirkliche Freunde hat England nur noch wenige. Drei Gruppen könnte man vielleicht unterscheiden.

Das eine sind etliche politische Idealisten, Liberale und Socialisten. Ihnen ist England — und mit einem gewissen Recht — das typische Land der Freiheit. Wer je in England gewesen ist, kommt so leicht von dem Zauber der englischen Freiheit nicht wieder los. Kommt freiheitlerische Begeisterung oder dankbare Erinnerung an das politische Asylrecht hinzu, so entsteht jenes ideale Gefühl der Englandsfreundschaft, das man hie und da noch in Deutschland, und nicht bei den schlechtesten Leuten, freilich von Tag zu Tag seltener, findet. Eins der praktischen Ergebnisse dieser idealistischen Sympathie ist die große Zurückhaltung, die die Socialdemokratie England gegenüber beachtet, obwohl die Arbeitermassen antienglischen Fanfarenklängen nur allzu gern folgen würden.

Das andere sind die Englandserkrunde aus Geschäftsprincip. In den großen Hafenstädten und Handelscentren, wo der Handel mit England eine Lebensfrage ist, sieht man jede Störung der deutsch-englischen Beziehungen mit Unwillen. Das Geschäft geht hier über die Politik. Neuerdings lassen sich Stimmen solcher Nichts-als-Geschäftsleute z. B. in der „Frankfurter Zeitung" vernehmen. So sehr man sich in die Seele dieser Kaufleute hineinversetzen kann, so wenig Einfluß haben ihre Aeußerungen auf die öffentliche Meinung, weil gerade bei ihnen der Knüppel denn doch zu sehr beim Hunde liegt. Ja man kann obweweiters behaupten, dass nichts das Volksempfinden mehr aufregt, als wenn die Mahnung ergeht, man solle sich mit Rücksicht auf die Geschäftsinteressen in den Ausbrüchen des nationalen Hasses eine gewisse Beschränkung auferlegen.

Schließlich wären noch die Englandserfreunde aus Politik zu nennen. Das ist heute nur ein sehr kleines Häuflein. Eigentlich ist es nur die Regierung oder, um die Sache noch schärfer zu fassen, nur der Kaiser. Aber bei dem über seine verfassungsmäßige Stellung weit hinausreichenden Einfluss des Kaisers ist natürlich gerade seine Haltung von entscheidender Bedeutung. Nichts hat den Kaiser dem Herzen des Volkes ferner gerückt als die wohlwollende Neutralität, die er in den Burenkriege den Engländern zutheil werden ließ, der letzte Besuch in England, die Decorierung von Roberts, die Abweisung des Krüger'schen Besuches. Man fragt sich immer wieder, worauf sich wohl seine Haltung erklären lasse. Sind es die verwandtschaftlichen Beziehungen? Ist es wirkliche Sympathie für die Engländer? Sieht er etwa in den Buren Rebellen? Liegen geheime Abmachungen mit England vor, die uns für unsere Neutralität mit greifbaren politischen Vortheilen entschädigen? Oder sind es sonst kühle politische Erwägungen? Niemand weiß eine wirklich authentische Antwort zu geben.

Jedenfalls hat der Politiker mit dieser Stellungnahme des Kaisers wie mit einer gegebenen Thatsache zu rechnen. Und wer sich die immer noch vorhandene Seichtwäche Deutschlands, die unvergessenen Nevanchegedanken des französischen Volkes und das stets wache Misstrauen Russlands vor Augen hält, der wird sich sagen müssen, dass diese Stellungnahme, ganz unabhängig von Sympathien und Antipathien, seitens keines seiner Verantwortung bewussten Monarchen viel anders hätte ausfallen können. Diese Thatsache mindert natürlich nichts an der tiefen Kluft, die zwischen dem Volksempfinden und der kaiserlichen Politik sich aufgethan hat.

Berlin. H. v. Gerlach.

Praktisches Christenthum in China.

Um nationale Entrüstung wird gebeten! Als der englische Colonialminister Chamberlain vor drei oder vier Wochen in seiner berühmten Edinburger Rede — wohlverstanden, in außeramtlicher Weise — behauptet hatte, die Kriegführung der Engländer in Südafrika sei keineswegs barbarischer, als es die der Russen im Kaukasus und in der Turkmenensteppe, der Franzosen auf Madagaskar, in Tonking, in Algerien und so ziemlich überall, der Oesterreicher in Bosnien und der Herzegowina und der Deutschen im Kriege von 1870/71 gewesen sei, da stammte die europäische Entrüstung über solche „Verleumdung" hell auf, und in erster Linie waren es die braven deutschen Spießbürger, die Veteranen von „anno 70", wie nicht minder die Militärkreise, die bisher noch kein Feuer, außer dem des trauten Kamins, gesehen haben, die sich vor Indignation nicht zu fassen wussten. Jetzt, rund einen Monat nach der besagten Rede, haben sich die „patriotischen" Geister zwischen Bogesen und Niemen, zwischen Eider und Alpen noch immer nicht beruhigt, und wenn es nach ihnen ginge, so wäre die deutsche Duodezflotte längst in die Themse eingelaufen, um das unbefestigte London zu bombardieren und den verhaßten Briten ad oculos zu demonstrieren, wie man einen modernen Krieg nach allen Regeln der Civilisation und Humanität durchführt. Inzwischen ist aber ein französischer General, und kein geringerer, als der ehemalige Oberstkommandierende des französischen Chinacontingents, General Voyron, gekommen und hat in einem, allerdings mit dem Vermerk „confidentiel" versehenen, intimen Schreiben gebeten, auf diese Entrüstung zu achten — Berichte aus seine Regierung behauptet, die französischen Chinakämpfer hätten sich durch die Bank „admiralbement" gehalten, weder geplündert, noch marodiert, noch „privatim" gestohlen, noch gemordet; wenn in China irgend welche Excesse dieser Art vorgekommen seien, so seien sie von den anderen Contingenten verübt worden. Die Deutschen speciell anzugreifen, hat sich der wackere Kämpe zwar wohl gehütet, aber er hat sich doch in einer langen, auf seine Veranlassung im „Matin" veröffentlichten Unterredung weidlich abgemüht, den Generalstabschef zu verunglimpfen und den französischen Lesern die Art und Weise zu veranschaulichen, wie er, Voyron, dem Höchstkommandierenden Knüppel über Knüppel zwischen die Räder des internationalen Bundeskarrens geschoben hat. Mehr noch als er hat in dieser Hinsicht der ehemalige französische Gesandte in Peking, jetziger Generalresident in Tunis, Pichon, getan, indem er in einem vielfach abgedruckten Interview versicherte, die Russen hätten sich in China, namentlich in der Mandschurei, wie die Berserker benommen, die Engländer hätten regelrechte Plünderungszüge veranstaltet und die Deutschen endlich auf ihrer Gesandtschaft veranctioniert, auch an den Amerikanern sei etwas hatten geblieben, und selbst die Japaner hätten in dem Feldzuge eine Quelle privater Bereicherung erblickt. Was die Pekinger Geschehnisse vor dem Eintreffen der Entsatztruppen betrifft, so ist Herr Pichon freilich nicht competent, denn da er sich bekanntlich beim ersten Alarm auf der französischen Gesandtschaft in die englische geflüchtet und dort während der ganzen Belagerung in den Kellerräumen zitternd versteckt gehalten hat, wofür er, wie sich's gehört, das Kreuz der Ehrenlegion erhielt, so hat er von den Vorgängen während der Belagerung der Gesandtschaften nichts gesehen. Erst mit der Ankunft der internationalen Entsatzarmee kehrte wieder etwas Lebensmuth in sein Herz zurück, und nun wurde er zum scharfen Kritiker der anderen Nationen. Wo ist denn, frage ich, die schöne nationale Entrüstung, in Deutschland, in England, in Amerika, in Russland u. i. w., geblieben, als der Bericht Voyron — freilich sehr gegen den Willen der französischen Regierung — in die Oeffentlichkeit drang, als Herr Pichon einem Reporter des „Echo de Paris" sein Herz ausschüttete? Wenn ein englischer Minister außerstande ist die Wahrheit über vergangene Dinge sagt, so entsetzt sich alle

Digitized by Google

Welt; wenn ein französischer General und ein französischer Exgesandter amtlich und außeramtlich die Wahrheit über ganz recente Vorgänge mittheilen, dann schweigt das biedere Europa! Ich bitte also nochmals um tiefe, wenn auch nachträgliche Entrüstung!

Unbesangener und vorurtheilsfreier als das internationale Spießbürgerthum, als die „Patrioten" aller Länder, haben die französischen Socialisten die Dinge diesmal beurtheilt. In ihrer Nummer vom 27. November bemerkt die „Petite République", General Voyron stehe mit seinem patriotischen Lobe, die französischen Soldaten hätten sich in China „im allgemeinen" (!) weit „reservierter verhalten, als die der anderen Nationen", keineswegs vereinzelt da. Ganz das Gleiche hätten vielmehr die „russischen, deutschen, englischen u. l. w. Officiere von ihren Truppen behauptet und ihrerseits die Nachbarn angeschwärzt". Man braucht weder Patriot noch Antipatriot, weder Socialist noch Antisocialist zu sein, man braucht nur die Zeitungen der letzten Monate gelesen zu haben, um die Richtigkeit dieser Aufstellung zu erkennen. Jeder heimgekehrte Chinakrieger hat im Brustton der Ueberzeugung verkündet, die Truppen seines Landes hätten nicht eine Stecknadel genommen, nicht eine Hundehütte verbrannt, nicht das „kleinste Chinesenkind" massacriert, aber die anderen Nationen hätten „schrecklich gehaust". War demnach der Unbefangene schon längst überzeugt, daß allseitig geplündert und gemordet worden sei, so fragte es sich bisher doch, wer die meisten, die gröbsten Excesse begangen und am cynischesten begangen hatte. Auch diese Frage ist nun beantwortet: Frankreich hat die Palme in dem von den Verbündeten unternommenen, im Grunde ganz einem doppelten Grunde. Erstens war das Plündern — wie früher nur genauere Kenner der französischen Armee wußten, wie neulich aber General André, der französische Kriegsminister, von der Kammertribüne herab urbi et orbi verkündet hat — bis zum Ausbruche der letzten chinesischen Wirren im französischen Heere eine nicht nur geduldete, sondern vollkommen „officielle" Einrichtung, ein gutes und verbrieftes Recht der französischen Truppiers und des hochmodern französischen Officiers. Wie die französischen Mordbrenner unter Turenne in der Pfalz, unter den napoleonischen Generälen in ganz Deutschland und einem Theile Oesterreichs gehaust haben, weiß man aus der Geschichte; doch das ist lange her! Das es in der allerjüngsten Zeit nicht besser zugieng, erhellt daraus, daß, nach des Kriegsministers eigenem Ausspruche, „Parteigängercorps" gebildet wurden, sobald die französischen Heere fremden Boden betraten, daß die Führer dieser Marodeure regelrechte „Plünderbriefe" erhielten, so wie früher für den Seekrieg Kaperbriefe ausgestellt wurden, daß diese Horden nehmen konnten, was nicht niet- und nagelfest war, daß sie noch mehr, wenn sie wollten, der regulären Armee gestürmt wurden, die Hälfte des Raubes an die Armee abliefern mußten. Der kriegsmäßige Diebstahl war, wie man sieht, geregelt wie das Leben eines Duckers! Wer das nicht wußte, las — es ist mehreren mir bekannten und sonst sehr tüchtigen Journalisten so ergangen — die neulichen Kammerverhandlungen ohne Verständnis. Was wollte denn eigentlich der Abgeordnete Lasies, dieser ehemalige Cavallerie-Officier, der als solcher die Bräuche in der Armee kennen mußte, mit seinen ewigen Anträgen, Anfragen und Zwischenrufen? Fragte man sich: Wie konnte er von einem „Recht" der Soldaten und Officiere auf die berüchtigten Missionsschecks sprechen, wie konnte es ihm überhaupt in den Sinn kommen, vom Kriegsminister eine Restitution der betreffenden Gelder an Officiere und Mannschaften zu verlangen? In jedem anderen Lande der Welt hätte es einen Scandal ohne Gleichen gegeben, wenn ein Abgeordneter, und noch dazu ein ehemaliger Officier, vom Kriegsminister verlangt hätte, marodierenden Soldaten das Recht zuzuerkennen, die Erträgnisse ihrer Räubereien und Diebstähle zu behalten, beziehentlich, sie für die Confiscation ihres Gutes bloß „zu entschädigen". Niemand hätte man es als eine große Beschimpfung der Armee angesehen, wenn jemand, anstatt die Bestrafung der Excedenten zu verlangen, das „Recht auf Diebstahl im Kriege" proclamiert und seine praktische Anwendung gefordert hätte. Nicht so in Frankreich. Dort ist man auch in diesem Punkte — wie in so vielen anderen — noch um mehr als ein Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurück; dort lebt man noch von Turenne'schen und Napoleonischen Traditionen und findet daher durchaus nichts Anstößiges daben, wenn der gemeine Mann, wenn auch der Officier, wenn selbst der commandierende General in Feindesland in seine geräumigen Taschen steckt, was immer darin Platz hat. Diese Plünderentheilt wurde zwar durch Decret abgeschafft oder aufgehoben, als Frankreich sein Contingent nach China sandte, und der Minister hat das letzthin auch ausdrücklich betont. Das geschah aber nur, weil man sich dort in Gesellschaft Fremder befand und weil es galt, den „guten Ruf Frankreichs im Auslande aufrechtzuerhalten," wie Herr Millerand sagen würde. Wenn die nachsichtige Mutter ihre verzogenen Rangen in fremden Leute Haus führt, pflegt sie ihnen vorerst einzuschärfen: Liebe Kinder, wenn Ihr mir den Finger gebt! In der Hoffnung, solcher Mutter gleich sind die französische Armeeverwaltung bei Ausbruch der chinesischen Wirren. An eindringlichen Mahnungen hatte sie es wohl nicht fehlen lassen, aber die alte Gewohnheit des Plünderns und Marodierens war in sich eingewurzelt, um von heute auf morgen ausgerottet zu werden, und ferner verfügte das französische Contingent bei weitem nicht über die Elitemannschaft, aus der zum Beispiel das deutsche zusammengesetzt war, da sich Kriegsfreiwillige — wie schon bei der Madagaskarexpedition — nicht annähernd in der nöthigen Zahl gemeldet hatten, das Obercommando also genöthigt war, geschlossene Truppentheile nach Ostasien zu entsenden. Der Armeebefehl, in China nicht zu plündern, wurde als nicht ernst gemeint betrachtet und daher von Hoch und Niedrig jederzeit mißachtet.

Der zweite Grund, weshalb Frankreich bei der internationalen Plünderung Chinas die Hauptrolle gespielt hat, liegt darin, daß es in Ostasien als Vormacht des Katholicismus, als vom Papste eingesetzter und bestellter Beschützer der katholischen Missionen galt und wohl noch gilt. Ob die in China „wirkenden" Missionäre, wie behauptet worden ist, der Mehrzahl nach Franzosen oder doch Angehörige französischer Missionen sind, mag ich mangels zuverlässigen Quellenmaterials nicht zu behaupten. Unbestritten ist, daß sich die frommen Chinabekehrer, soweit sie Katholiken waren, in überwiegender Menge an die französischen Truppen anschlossen, sie begleiteten, führten und in jeder Hinsicht mit ihnen gemeinsame Sache machten. Das war insofern ganz natürlich, als Frankreich die einzige durch ein größeres Truppencontingent in China vertretene römisch-katholische Macht war. Jetzt ist es aber bekannt geworden, daß die von Spanien und Portugal katholischen Missionäre den französischen Soldaten sich Führer und Dolmetscher, wie auch als Seelsorger und Fehdeprediger (welch praktische Vereinigung weltlicher und geistiger Berufe!) dienten. Was war da wohl „naturgemäßer", als die von den Missionären gespielte Rolle? Nachdem sie den Leuten des Morgens im Cantonnement die heilige Messe gelesen hatten, führten sie sie zu den ihnen von früher her wohlbekannten — Orten, wo chinesische Schätze lagerten; und da eine Hand die andere wäscht, so mußten sich die Soldaten, an Ort und Stelle angelangt, dadurch revanchieren, daß sie für ihre geistlichen Gönner die „grobe Arbeit", das Ausgraben und Forttragen der Schätze, besorgten; am Abend fand dann das Fest in einer Auseinandersetzung seinen würdigen Abschluß, bei der der eine Theil Silberbarren und Seidenstoffe „drichtete" und so sein Gewissen wie nicht minder seine Taschen erleichterte, der andere die Absolution in Gestalt eines Wechsels auf die Pariser oder Marseiller Ordensfiliale ertheilte, und beide Theile auf Kosten der Chinesen sehr praktisches Christenthum trieben. Man hat also unrecht, zu behaupten, die katholische Kirche sei etwas Starres, dem modernen Fortschritte Unzugängliches; ganz im Gegentheil! Seit Luthers und Tetzels Zeiten ist sie nicht mehr der arme Sünder, um sein Gewissen zu erleichtern und das Himmelreich zu erwerben, bar blechen, gewöhnlich, da die Kirche „Credit" sowohl gibt, wie auch verlangt, postnumerando, manchmal, bei ungünstiger Gewissensconjunctur, aber schon pränumerando; von einem Ablaß-Wechselgeschäft hören wir dagegen nichts, denn es gab weder Banken, noch Checks. Seither hat die Kirche ihr „Verfahren" — „Operationen" nennt es der Bischof Favier — außerordentlich vervollkommnet und modernisiert. Zunächst braucht der arme Sünder für seine chinesischen Missethaten keinen Ablaß zu zahlen, vielmehr bekommt er eine angenehmere „Entschädigung" für seine Mühewaltung, fremder Leute Gut in die Tasche gesteckt zu haben. Dann profitiert auch das große römische Handelshaus; einmal direct, durch die von seinen Angestellten, mit oder ohne militärische Beihilfe, vollzogene Plünderung chinesischer Häuser, dann auch indirect, durch den Wechselcurs, also nach allen Regeln des modernen Bankwesens. Mehr noch. Die katholischen Orden verhielten sich zu einander genau so wie an verschiedenen Orten ansässige, unter sich in Geschäftsverbindung stehende Bankhäuser. In China sind die Lazaristen und die Jesuiten, die sind doch überall mit dabei!) die Wechsel aus; in Frankreich fungierten die Lazaristen als Discontohaus, denn in ihrer Pariser oder Marseiller Clause lösten die Chinakrieger die Checks ein. Ob der Betrieb eines derartig ausgebildeten Bank- und Wechselgeschäftes bei katholischen Geistlichen zu dulden sei, vermag ich nicht zu sagen, da ich in dieser Materie nicht competent bin; ein Herr Jesus aus Nazareth soll sich, beiläufig bemerkt, vor etwa 1900 Jahren dagegen ausgesprochen haben. Wie verlautet, haben sich „hervorragende französische Kirchenfürsten und private Gläubige mit einer Klage an das Heilige Officium" in Rom gewandt, um das Treiben der Lazaristen zu denuncieren."

Greifen wir also dem Heiligen Officium nicht vor, sondern sehen wir lieber zu, wie die frommen Plünderungsväter ihr Verhalten vom bürgerlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen suchen. Mgr. Favier, der ehrwürdige Bischof von Peking, der an dem chinesischen Kreuz- und Beutezuge hervorragenden Antheil genommen hat, sowie Herr Bettembourg, der „Zahlmeister" der Pariser Lazaristen, haben gethan gemacht, dass sowohl die Missionäre, wie auch die unter ihrem Schutz stehenden eingeborenen Christen (lies: der chinesischen Zuzug entlaufenen Verbrecher) während der Belagerung durch Hunger furchtbar zu leiden hatten. Als dann die alliierten Truppen die langersehnte Befreiung brachten, habe sich alle Welt — hungernde Missionäre und chinesische „Christen" und

„nicht hungerude" französische Soldaten — auf die Paläste der chinesischen Machthaber gestürzt, um auf Eßbares zu fahnden. Wie es scheint, haben die unglücklichen Hunger- und Nichtungeerleider keine Nahrungsmittel gefunden oder die gefundenen aus Furcht vor Vergiftung nicht verspeist, denn, wie man weiß, haben sie sich zur Stillung ihres Heißhungers an die zahlreichen Gold- und Silberbarren, Porzellan- und Lackwaren und sonstigen Kostbarkeiten gehalten. Nun, die Kirche hat bekanntlich einen guten Magen; sie kann auch rohe Silberbarren vertragen! So gewaltig soll die Beute gewesen sein, daß ein gemeiner Soldat, der auf dem Rücktransporte starb, einen Check über, sage und schreibe, sechzigtausend Franken hinterließ, den seine lachenden Erben wohl schmunzelnd eingestrichen haben werden, da es unbillig wäre, für die armen Witwen und Waisen der tapferen Chinakämpfer nicht zu sorgen. Die Missionäre haben demnach bei dem chinesischen Kreuzzuge auf dreifache Weise profitiert: erstens durch directes praktisches Christenthum, das heißt, durch Plündern mit eigener Hand; zweitens durch das mit den an der Plünderung betheiligten Soldaten abgeschlossene Bank- und Wechselgeschäft (Uebervortheilung der Soldaten, Wechselreuter); drittens durch Einheimsung der von der Regierung der „republikanischen Vertheidigung" (!) durchgedrückten „Entschädigung", die sich nach einigen Angaben auf 49 Millionen, nach anderen auf „nur" 20 belaufen soll. Wahrhaftig! unter allen Handwerken ist die Heidenmission wohl das einzige, das auch heute noch einen goldenen Boden besitzt.

In einem im „Schweizerischen Beobachter" vom 21. Februar 1901 veröffentlichten Briefe eines französischen Officiers wird berichtet, daß der Jesuitenpater Ducrey ein Detachement begleitete und die Dörfer bezeichnete, die verbrannt werden sollten, weil sie den Missionären keine Abgaben gezahlt hatten. Dieser — natürlich ungenannte — französische Officier scheint ein weißer Rabe zu sein, denn während sich alle seine Kameraden, bis hinauf zum Brigadegeneral Frey, der die berüchtigten Kisten mit chinesischen Kunstgegenständen als „Geschenke" (!) für das Staatsoberhaupt und diverse Minister und Generäle nach Marseille gesandt hatte, in dem Feldzuge bereichert hatten, tritt er mit seiner Entrüstung an die Oeffentlichkeit. Und um zum Schlusse noch einen anderweitigen Beleg für den im französischen Officierscorps herrschenden Geist — einen Geist, der Zuchthäuslern alle Ehre machen würde — anzuführen, verweise ich auf den Fall des Oberstleutnants Weber, der soeben die Runde durch die demokratische Presse macht. Weber war Commandant des Militärcasinos von Tananarive, wo er sein Gehalt mit nebst Commandozulage einnahm. Unterdessen hatte seine in Frankreich gebliebene Frau dieses Gehalt bei der Militärcasse einfallls, so daß 6300 Francs doppelt bezogen wurden. Nach Frankreich zurückgekehrt, hütete sich der Oberstleutnant wohlweislich, diese Summe zurückzuerstatten. Von der Militärcasse angeklagt, wurde er letzthin von einem militärischen Untersuchungsrathe freigesprochen, was sich eigentlich von selbst versteht. Kriegsminister General André hielt es jedoch für angezeigt, den Mann auf dem Disciplinarwege mit zwei Monaten Festung zu bedenken, einer im Vergleiche zu der Schwere des inkriminierten Verbrechens — eines regelrechten Betruges — lächerlich geringen Strafe. Aus alledem erhellt, daß die französische Armee auch nach Abschluß des Dreyfusfalles ihrem alten Rufe vollauf Ehre macht: geführt und beschützt von katholischen Pfaffen, die sie zum Bedrechen anleiten, sie dabei secundieren und nachher den Raub mit ihr theilen, während sich, wie schon bei der „Affaire", die Spitzen von Heer und Geistlichkeit vereinigen, um von Justiz und Staatsgewalt, von Ministerien und Kammern volle Straflosigkeit, was sage ich! eine gebührende „Entschädigung" für das militärisch-pfäffische Bruderpaar zu erwirken. Daß sich dies unter der „Regierung der republikanischen Vertheidigung", deren Chef bekanntlich ein Busenfreund des Jesuitenpatres Dulac ist, leicht durchführen läßt, ist wiederum selbstverständlich und schließlich eine interne französische Angelegenheit. Das Ausland und seine Armeen dürfen es sich aber verbitten, von den uniformirten und luttentragenden französischen Räuberbanden und ihren Preßknechten wegen chinesischer und südafrikanischer Dinge beschimpft zu werden, wie dies allläglich geschieht. Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen!

Paris. Poller.

Der österreichisch-ungarische Mahlverkehr.

Nie hat sich der Erfolg einer unbegründeten Action an ihren Urheberu selbst bitterer gerächt, als der Erfolg der Agitation gegen den Mahlverkehr, welcher bekanntlich seit 1. Jänner 1900 (für die Getreideeinfuhr), beziehungsweise seit 1. Juli 1900 (für die Wiederausfuhr von Mahlproducten) aufgehoben ist.

Der Mahlverkehr, das ist der politische Bezug ausländischen Getreides gegen Ausfuhr von Mahlproducten, ist eine Art des sogenannten Veredlungsverkehres, welcher durch Gestattung der Zollfreiheit für die zu verarbeitenden Materialien auch solchen Industrien den Export ermöglichen soll, die unter härteren Productionsbedingungen arbeiten, als ihre ausländische Mitconcurrenz. In allen modernen Staaten gestattet, reich ausgebildet und erfolgreich benützt, ist der Veredlungsverkehr bei uns leider noch durch ganz veraltete Normen geregelt, so daß seine Benützung überhaupt sehr beschränkt und für die meisten Industrien ganz illusorisch ist. Der Wunsch nach einer Reform des Veredlungverkehres wird daher schon lange und dringend erhoben.

Bloß ein Zweig desselben, nämlich der Mahlverkehr, war vor seiner Aufhebung durch besondere Vorschriften geregelt, welche den Bedürfnissen der Praxis wenigstens halbwegs entgegenkamen. Der Mahlverkehr wurde denn auch fleißig benützt und ungefähr 70 Procent des gesammten österreichischen Veredlungsverkehrs entfielen auf seine Rechnung.

Im Jahre 1894 brach plötzlich in Oesterreich eine heftige Agitation gegen den Mahlverkehr aus, welche sich auch in die agrarischen Kreise Ungarns verbreitete und das Schlagwort ausgab, der Mahlverkehr sei zum Mehrexporte nicht erforderlich, drücke auf die inländischen Getreidepreise und verursache die überlegene Concurrenzkraft der ungarischen Mühlen in Oesterreich. Als wissenschaftlicher Vorkämpfer dieser Action fungierte ein hervorragender, überdies mit der Praxis in inniger Verbindung stehender Volkswirt und faßt die gesammte Oeffentlichkeit überließ sich deshalb willig und kritiklos seiner Führung, umsomehr, als die vorgebrachten Argumente auf den ersten Blick wirklich überzeugend wirkten und als die Frage des Mahlverkehres eine so verwickelte ist, daß nur ein sehr eingehendes Studium ihren Schleier zu lüften vermag. Auch ich war damals im Lager der Gegner des Mahlverkehrs.

Im Jahre 1896 wurden einschränkende Bestimmungen über den Mahlverkehr getroffen, welche alle berechtigten Beschwerden über den Mißbrauch desselben klaglos stellten, ja noch darüber hinausgiengen; trotzdem erlahmte aber die Agitation nicht und forderte nun die völlige Aufhebung des Mahlverkehrs.

Bald wurden jedoch immer lautere Zweifel an der Berechtigung dieser Agitation laut, die österreichischen Exportmühlen klagten über Erschwerungen ihrer Mehlausfuhr, die Action gegen den Mahlverkehr wurde zum Hindernis einer modernen Reform des gesammten Veredlungsverkehres, die Polemiken gegen die Mahlverkehrgegner häuften sich; und so veröffentlichte denn, nach eingehendstem Studium des Gegenstandes, auch ich im April 1899 (in der Prager „Politik") eine Abhandlung, in welcher ich ziffernmäßig bewies, daß die Grundlagen der Action gegen den Mahlverkehr falsch sind, daß der Mahlverkehr dem ihm zugeschriebenen, nachtheiligen Effect nicht habe, sondern seine Aufhebung unzweifelhaft wirken würde. Der Vorkämpfer der Gegner des Mahlverkehrs erwiderte hierauf in einer längeren Artikelserie (in den „Národní Listy", in welcher er meine Einwendungen zu widerlegen suchte, hierbei jedoch selbst seine früheren theoretischen Grundlagen verließ und durch neue ersetzte. Ich erwiderte hierauf neuerdings in der „Politik" (August 1899) und führte, durch ein umfangreiches und unanfechtbares Thatsachenund Ziffernmaterial und seine Entgegnung aufgeregt lassend, den — meines Erachtens — ganz unzweifelhaften Beweis, daß auch die neuen Theorien der Gegner des Mahlverkehrs ganz unhaltbar, der Mahlverkehr zum Mehrexporte nothwendig sei und seine Aufhebung für die österreichische Mühlenindustrie und Landwirtschaft die nachtheiligsten Folgen haben werde, weil sich die im Exporte behinderten ungarischen und österreichischen Ausfuhrmühlen mit desto größerer Wucht auf den österreichischen Markt werfen und die Mehl-, sowie Getreidepreise drücken werden. Ich konstatiere nun, daß auf diese meine Erwiderung mir bislang nicht eine einzige sachliche Antwort zutheil wurde, daß das von mir vorgebrachte Ziffernmaterial und die hieraus gezogenen Conclusionen auch heute völlig unangefochten sind; bloß der Verein böhmisch-mährischer Müller hatte den traurigen Muth, einen gehässigen persönlichen Angriff auf mich zu unternehmen, der von unserer Oeffentlichkeit selbst gebührend gekennzeichnet wurde.

Es würde zu weit führen, auch nur einen Auszug aus dem umfangreichen Material der beiderseitigen Polemiken anzuführen, es sei deshalb gestattet, hier nur kurz die Grundlage der Frage und dann die Entwicklung der Dinge nach Aufhebung des Mahlverkehrs zu berühren.

Die österreichische Reichsbahlte erzeugt ungefähr 11 bis 13 Millionen Metercentner Weizen jährlich, hat aber — wie sich aus dem Vergleiche der Ein- und Ausfuhr von Weizen und Mehl leicht berechnen läßt — einen Weizenbedarf von rund 25 Millionen Metercentnern, also den doppelten Betrag seiner eigenen Erntemenge. Es ist selbstverständlich, daß dieser Bedarf, infolge der Vermehrung der Einwohnerschaft und deren steigenden Lebenshaltung, in stetigem Wachsen begriffen ist. Er wird heute durch Einfuhr von Weizen roh oder schon zu Mehl verarbeitet aus Ungarn aber dem Zollanschlande gedeckt und nur eine entsprechende Vergrößerung der österreichischen Weizenproduction würde diese Einfuhr entbehrlich machen. Ob diese Vergrößerung technisch und wirtschaftlich durchführbar ist, ist vor allem Sache der Landwirtschaft. Eine Verdoppelung der Weizenproduction bei gleichbleibender Anbaufläche ist wohl für absehbare Zukunft unmöglich:

Digitized by Google

ob die Zuziehung neuer Anbaufläcken auf Kosten anderer Producte für den Landwirt günstig wäre, vermag ich nicht zu beurtheilen; jedenfalls aber halte ich es für sehr zweifelhaft, ob eine Verdoppelung der Weizenproduction in Oesterreich bei gleichbleibender Weizenproduction in Ungarn und die damit nothwendig verknüpfte neuerliche Verwandlung unserer Monarchie (solange das gemeinsame Zollgebiet besteht) in ein Weizen-*export*land mit dessen Consequenzen für die Weizen*preise* wirthschaftlich vortheilhaft und darum wünschenswert wäre.

Unter den heutigen Verhältnissen steht also fest, dass Oesterreich 12 bis 15 Millionen Metercentner Weizen jährlich von anderwärts importieren muss, weil seine Eigenernte zur Deckung seines Bedarfes nicht ausreicht. Es beziehe diese Menge naturgemäß vorwiegend, ja nahezu ausschließlich aus Ungarn, weil es zollausländischen Import verzollen müsste und ebenso naturgemäß bezieht es den größeren Theil dieser Einfuhr in der Form von Mehl, weil unter den gegebenen Verhältnissen (bessere Productionsbedingungen der ungarischen Mühlen) das fertige Fabrikat importfähiger ist, als der Rohweizen, obzwar auch dieser bis vor wenigen Jahren zu und in immer steigenden Mengen importiert wurde.

Die Thatsache des ungarischen Weizen- und Mehlimportes bildet daher noch keinen Nachtheil für unsere Landwirtschaft und Müllerei, weil dieser Import eben absolut nothwendig ist; geschädlich wird er erst dann, wenn er unserer Eigenproduction den Absatz verringert oder dieselbe durch zu hohen Preisdruck schädigt.

Das erstere war bezüglich unserer Mühlenindustrie bis zur Aufhebung des Mahlwerkehrs nicht der Fall. Ich habe seinerzeit durch Berechnung der vermahlungsfähigen Erntemenge und der österreichischen Nettoeinfuhr von Rohweizen, ferner durch productionsstatistische Daten österreichischer Mühlen den strikten Nachweis geführt, dass die österreichische Mehlproduction steigt, also durch die ungarische Concurrenz nicht aus dem Felde geschlagen wird. Mit der Aufhebung des Mahlwerkehrs hat sich das leider geändert.

Auch ein Preisdruck des ungarischen Mehles war bis zur Aufhebung des Mahlwerkehrs bei uns nur bis zu einem gewissen Grade fühlbar. Wohl wurde die Preiscconcurrenz der Ungarn — welche, wie später erwähnt werden wird, über günstigere Productionsbedingungen verfügen, als im allgemeinen die österreichischen Müller — hier immer sehr störend empfunden und verursachte eine verhältnismäßig geringe Rentabilität unserer Mühlenindustrie. Aber wirklich ruinös, wie sie seit Aufhebung des Mahlwerkehrs ist, war diese Concurrenz früher nie.

Es ist sicher, dass es für die österreichische Mühlenindustrie besser und vortheilhafter wäre, wenn nach Oesterreich bloß Rohweizen importiert würde, den sie dann zu vermahlen hätte; aber es ist eine große Frage, ob das auch für die Landwirte und speciell für die Consumenten, also für die Gesammtheit von Vortheil wäre. Uebrigens ist es müßig, heute darüber zu streiten, denn die ungarische Mühlenindustrie hat bereits dermal so bedeutsamkräftig und ihre Vertretung auf dem österreichischen Absatzgebiete konnte lediglich durch die Zollerhöhung von Ungarn und einen recht hohen österreichischen Mehlzoll erfolgen. Die Zollerhöhung berührt aber nicht bloß die Mühlenindustrie, sondern unsere gesammte Volkswirtschaft und vom Standpunkte der letzteren kann einer Zolltrennung, solange dieselbe vermieden werden kann, nicht zugestimmt werden und wird dieselbe auch sicher nur dann erfolgen, wenn kein anderer Ausweg übrig bleibt.

Solange aber ein österreichisches, selbständiges Zollgebiet nicht besteht, kann von einer Prohibition des ungarischen Mehlimportes in Oesterreich keine Rede sein und die österreichische Regierung kann innerhalb ihrer Competenzgrenzen lediglich bemüht sein, die Productionsbedingungen der österreichischen Mühlenindustrie denen der ungarischen thunlichst gleichzustellen und die Concurrenz der letzteren in Oesterreich nicht noch zu begünstigen.

Die ungarische Mühlenindustrie hat unzweifelhaft viel günstigere Productionsbedingungen, als die österreichischen; vor allem anderen nicht sie müssen in einem vorwiegenden Weizenlande, müssen in einem stets reich versorgten Weizenmarkte; sie braucht deshalb keine großen Getreidevorräthe anzulegen, zur Transport und Magazine keine ihr bedeutenden Zweien auszugeben und übt kraft ihres großen Bedarfes einen bedeutenden Einfluss auf die Preisbildung aus. Anders in Oesterreich: hier fehlt der überreich versorgte, exportierende Getreidemarkt in nächster Nähe, der Transport und die Einlagerung des Getreides verschlingen große Summen und für unsere Getreidepreise sind verwiegend die ungarischen Notierungen maßgebend.

Die ungarische Mühlenindustrie, soweit sie mir aus Statistiken, Berichten und persönlichen Eindrücken bekannt geworden, Nahrungsmittelfabriken, die einen minimalen Schwund, ganz geringen Mahlwerkbedarf, verhältnismäßig kleine Regie und ein verkäufliches Product aufzuweisen haben. Bei uns ist aber die Transformation des Mühlengewerbes in eine Großindustrie erst im Zuge, neben einer Reihe von Großbetrieben besteht noch eine außerordentlich große Anzahl von Kleinmühlen, die selbstverständlich viel theurer produzieren und drückend von beiden Seiten, den ungarischen sowohl, als den österreichischen Großmühlen immer harter bedrängt werden.

Diese Kleinmühlen sind es hauptsächlich, die laut über die ungarische Concurrenz klagen und ihre große Anzahl verstärkt den Eindruck der Klage. Aber deffen können sie versichert sein und deffen sind sich die meisten vielleicht schon selbst bewusst: hört heute die Concurrenz der ungarischen Mühlen in Oesterreich durch einen Zufall vollständig auf, die Lage der Kleinmühlen wird deshalb nicht um ein Haar besser, denn die Concurrenz der österreichischen Großmühlen allein wird dann auf ihnen ebenso schwer lasten, wie früher die Concurrenz der österreichischen und ungarischen Großmühlen zusammen. Die wirthschaftliche Entwicklung schreitet unbarmherzig gegen die Leiden einzelner fort, ihr Weg ist mit Leichen besäet und nichts ist imstande, sie aufzuhalten, weder Klagen, noch Gesetze, die gegen ihr Wesen sind, noch wirthschaftliche Theorien, die einzelne „aprioristisch konstruieren". Ein Blick in die modernen Staaten lehrt uns, dass sich in ihnen allen, in Deutschland, Frankreich, England, den Vereinigten Staaten u. s. f. die Müllerei unaufhaltsam in eine Großindustrie transformiert und dass nur die Großbetriebe concurrenzfähig bleiben; die goldene Zeit der kleinen Wassermüller ist längst vorüber und dieselben können ihr Dasein nur in beschränktesten Wirkungskreise, als kleine Lohnmühlen fristen. Sie sehr man diese Entwicklung und die von ihr Betroffenen bedauern mag, man lässt sich an derselben nichts und es muss bei dem bloßen Mitleide bleiben.

Ich wiederhole also: die Einfuhr von Weizen (roh oder in Mehlform) nach Oesterreich ist absolut nothwendig und — an sich und solange sie in den Grenzen des Nothwendigen bleibt — nicht im geringsten bedenklich. Und auch die Einfuhr ungarischen Mehls ist für unsere Volkswirtschaft nur dann von Nachtheil, wenn sie den Absatz unserer eigenen Mühlenindustrie verringert oder dieselbe durch zu hohen Preisdruck schädigt.

Andererseits ist es aber Pflicht der österreichischen Regierung, alles zu thun, um die Productionsbedingungen dieser beiden Industrien auszugleichen, vor allem also die technische Vervollkommnung unserer Industrie zu begünstigen, für im Getreidebezuge (durch entsprechende Tarifpolitik zc.) gleichzustellen, die künstlichen Erschwerungen ihrer Production (socialpolitische Lasten, gewerbliche Beschränkungen zc.) thunlichst zu verringern und die vielen ungerechtfertigten Begünstigungen des ungarischen Mehlverkaufes in Oesterreich selbst abzustellen. Auf diesen Gebieten ist noch sehr viel zu thun und die hervorragenden Kräfte, die sich in den in den Dienst der österreichischen Mühlenindustrie stellen, würden ihr ausnehmend nützen, wenn sie ihr Augenmerk stetig und gleichmäßig allen diesen Dingen zuwenden würden.

Sicher wäre es auch Pflicht unserer Regierung, an der Aufhebung des Mahlwerkehrs festzuhalten, wenn darin mit eine unberechtigte Bevorzugung der ungarischen Mühlen gelegen wäre, wie behauptet wurde.

Die Gegner des Mahlwerkehrs hatten behauptet, dass einzig und allein später dass hauptsächlich der Mahlwerkehr den ungarischen Mühlen die unüberwindliche Concurrenzkraft verleihe, unter welcher die österreichischen Mühlen leiden, dass der Mahlwerkehr zum Mehlexporte nicht nothwendig sei, dass er die Getreidepreise ungünstig beeinflusse, hierdurch die einheimische Landwirtschaft beim Weizenverkaufe allein um viele Millionen Gulden jährlich schädige und dass alles dies schwinden, also die ungarische Concurrenz in Oesterreich aufhören, die Weizenpreise steigen, der Mehlexport aber trotzdem nicht abnehmen werde, sobald der Mahlwerkehr aufgehoben wird.

Was ist nun thatsächlich eingetreten?

Die Concurrenz des ungarischen Mehls in Oesterreich ist, sowohl was Einfuhrmengen als was Preise betrifft, unvergleichlich ärger geworden, als vor Aufhebung des Mahlwerkehres; den Mehlexport ins Ausland haben die österreichischen Mühlen vollständig, die ungarischen zu einem großen Theile eingebüßt; die Weizenpreise sind so tief gefallen, dass unsere Landwirtschaft einen enormen Schaden davontragt.

Die Einfuhr ungarischen Mehls nach Oesterreich, welche im Jahre 1899 — inclusive der österreichischen Grenzstationen, also exclusive des Mehlexports über dieselben ins Zollausland — 4·4 Millionen Metercentner betrug, stieg im Jahre 1900 — nach der österreichischen Zwischenverkehrsstatistik, also exclusive des Mehlexports über österreichische Grenzstationen" — auf 5·3 Millionen Metercentner und erreichte in den ersten zehn Monaten des Jahres 1901 bereits die Ziffer von 4·85 Millionen Metercentner gegenüber 4·27 Millionen Metercentner im gleichen Zeitraume des Vorjahres, also um 600.000 Metercentner mehr. Nie vorher, selbst nicht in den Jahren der

[illegible] dieser Nettoeinfuhr möchte ich das österreichische Zwischenverkehrsstatistik [illegible] Jahre 1899 [illegible] Jahre 1900 [illegible] Jahre 1901 [illegible] Jahre 1902 [illegible] Jahre 1903 [illegible] Jahre 1904 [illegible] Jahre 1905 [illegible] Jahre 1906 [illegible] Jahre 1907 [illegible] Jahre 1908 [illegible] Jahre 1909 [illegible] Jahre 1910 [illegible] Jahre 1911 [illegible] Jahre

größten Benützung des Mahlverkehrs, war die ungarische Mehleinfuhr nach Oesterreich so groß, wie heuer! Und was beispielsweise speciell Böhmen betrifft, so hat sich der Mehlimport dahin aus Budapest im Jahre 1900 gegenüber jenem von 1899 mehr als verdoppelt, denn er stieg von 910.000 Metercentner auf 1,906.000 Metercentner; ebenso stieg der Import der ungarischen Provinzmühlen von 908.000 Metercentnern auf 1,194.000 Metercentner, der Gesammtimport ungarischen Mehls nach Böhmen also von 1·8 Millionen Metercentnern auf 3·1 Millionen Metercentner, also um 72%. Nach Wien stieg der Import von 607.000 Metercentnern auf 750.000 Metercentner, also um 23%. Aehnlich sind die Steigerungsziffern pro 1901.

Es ist selbstverständlich, dass der Mehlconsum in Oesterreich nicht in demselben Maße gestiegen ist und schon daraus geht klar hervor, dass die ungarische Mühlenindustrie nach Aufhebung des Mahlverkehrs der österreichischen Müllerei den Absatz wegnimmt, schmälert, also deren Production einengt. Das geht überdies noch unzweifelhafter aus der Zusammenstellung der vermahlungsfähigen österreichischen Erntemenge mit der Nettoeinfuhr von Rohweizen nach Oesterreich hervor. Diese beiden zusammen repräsentieren wohl ziemlich sicher die Vermahlungsmenge der österreichischen Mühlenindustrie. Und während diese im Jahre 1899 rund 138 Millionen Metercentner Weizen betrug, sank sie im Jahre 1900 auf rund 133 Millionen Metercentner, also um ganze 500.000 Metercentner; dagegen stieg die ungarische Mehleinfuhr um circa 900.000 Metercentner. Auch im Jahre 1901 ist keine Besserung zu erwarten, da die Nettoeinfuhr von Weizen nach Oesterreich in den ersten zehn Monaten neuerdings um rund 400.000 Metercentner gesunken ist.

Und wenn man noch dazu in Betracht zieht, dass der Export der österreichischen Exportmühlen nach Aufhebung des Mahlverkehrs gänzlich aufgehört hat, ihre Production aber wohl nicht in demselben Maße zurückgegangen ist, sondern das früher exportierte Quantum ebenfalls noch mit auf dem österreichischen Markte erscheint, kann man unschwer bemessen, wie sehr durch diesen Wandel der Dinge gerade diejenigen Mühlen geschädigt werden, die sich aufs eifrigste für die Aufhebung des Mahlverkehrs eingesetzt haben. Die Reduction ihrer Jahresproduction ist mit 600.000 Metercentnern sicher noch zu gering angesetzt.

Aber mehr noch, nicht nur die Quantität der österreichischen Mühlenproduction hat abgenommen, sondern in noch viel höherem Maße ihre Rentabilität. Die Preise der Feinmehle sind nämlich auf ein früher nie gekanntes Niveau gesunken und zum Beispiel die Spannung zwischen den Preisen des Weizens und des Nullermehls in Wien, welche vor Aufhebung des Mahlverkehrs fl. 5½ bis fl. 6, im Jahre 1899 sogar bis fl. 7 betrug, fiel nach Aufhebung des Mahlverkehrs auf fl. 4½ bis fl. 5. Dieser Preissturz erklärt sich aus der so enorm gewachsenen ungarischen Concurrenz, welche nach Oesterreich fast ausschließlich Feinmehl exportiert. Zur schlechteren Mehlsorten ist die ungarische Concurrenz nicht so gefährlich und deshalb konnten die österreichischen Müller einen — freilich nur sehr kleinen — Theil des ihnen durch die Aufhebung des Mahlverkehrs zugefügten Schadens dadurch abwälzen, dass sie die Preise der geringeren Mehlsorten verteuerten. Diese sind verhältnismäßig größer, als vor dem Jahre 1900; die Kosten der Aufhebung des Mahlverkehrs trägt also auch der arme Mann, der auf den Consum der schlechteren Mehle angewiesen ist, trägt die Arbeiterschaft.

Der Export der österreichischen Mühlen ins Zollausland hat, wie erwähnt, so gut wie vollständig aufgehört; aber auch der Mehlexport der ungarischen Mühlen ist bedeutend gesunken; im zweiten Halbjahre 1900 (in diesem fand, wie eingangs erwähnt, die vollständige Aufhebung des Mahlverkehrs, auch für die Mehlausfuhr, statt) betrug dieser Export bloß 348.000 Metercentner und in den ersten drei Vierteljahren 1901 betrug der gesammte Mehlexport unserer Monarchie bloß 589.000 Metercentner. Und wohlgemerkt, in den beiden Jahren 1901 (bis in jüngste Zeit) waren die Verhältnisse für den ungarischen Mehlexport noch sehr günstig: der südafrikanische Krieg zeitigte einen starken Bedarf in England, die russische, russische und amerikanische Concurrenz war im Jahre 1900 geschwächt, die Ungarn konnten wenigstens einen Theil ihres Exportes durch den Bezug zollbegünstigten serbischen Weizens verbilligen, ihre Exportpreise wurden bedeutend ermäßigt, die Weizenpreise im Inlande wurden tief hinabgedrückt. Und trotz alledem konnten alle diese günstigen Umstände die Aufhebung des Mahlverkehrs nicht vollends wettmachen, der Export sank und insbesondere in England kann sich das ungarische Mehl gegenüber der fremden Concurrenz jetzt kaum mehr behaupten.

Die dem Exporte verliehenen Begünstigungen kamen überdies zum größten Theile den ungarischen Provinzmühlen zugute, deren Lage eine bessere Ausnützung der Frachtermäßigungen gestattet. Ihr Export ins Ausland vergrößerte sich deshalb absolut und relativ ihr Antheil am Gesammtexporte stieg von 8 auf 35 Procent, während die Budapester Mühlen in beiden Hinsichten zurückgingen. Diese drückender wurde natürlich deren Concurrenz in dem ihnen nächsten Absatzgebiete, nämlich in Oesterreich.

Was jetzt die Rückwirkung der Aufhebung des Mahlverkehres auf die Landwirtschaft betrifft, so ist dieselbe die denkbar schädlichste.

Im Jahre 1898 und 1899, also während der größten Blüte des Mahlverkehrs (in diesen Jahren wurden die größten Weizenmengen im Mahlverkehre eingeführt), waren die österreichischen Weizenpreise die höchsten in der ganzen Welt, sie waren höher als in Deutschland, ja selbst in Frankreich, welches sonst immer die höchsten Weizenpreise hat und einen doppelt so hohen Weizenzoll einhebt, als Oesterreich-Ungarn. Im Jahre 1900 verschiedt sich dieses Verhältnis in einem Nu; die Pariser Notierung wird schon im Jänner um circa zwei Gulden (per Tonne) theurer als die Wiener; der Berliner steht dieser gleich. Und im Juli 1900, in welchem der Mahlverkehr gänzlich außer Kraft getreten, notiert Paris schon um fl. 12, Berlin um fl. 6 mehr, als Wien. Die Chicagoer Notierung betrug im Jänner 1900 rund 59, im December 1900 rund fl. 64, die Wiener aber 88, respective 83 fl.; jene stieg also, diese sank. Und ebenso stieg in diesem Zeitraume der Weizenpreis in der ganzen übrigen Welt, nur in Oesterreich-Ungarn nicht, obwohl dessen Weizenernte 1900 um ganze vier Millionen Metercentner niedriger war, als im Jahre 1899, obwohl es auch in der zweiten Brotfrucht, dem Roggen, eine Missernte hatte und obzwar in diesem Jahre das Importbedürfnis ganz ausfallen andauernd über Ueberschuss der Weizeneinfuhr betrug fast 300.000 Metercentner), obzwar also alle diese thatsächlichen Verhältnisse eine wesentlich preistreibende, nicht eine preisdrückende Wirkung hätten ausüben sollen.

Der Weltmarkt also war nicht die Ursache des Preissturzes bei uns und ebensowenig andere, in unserem eigenen Markte gelegenen Ursachen. Nur die Aufhebung des Mahlverkehrs konnte also die Ursache sein und sie war es auch.

Der Tiefstand der Weizenpreise bei uns dauert auch in diesem Jahre an und der Weizenpreis ist um mindestens zehn bis zwölf Kronen pro Tonne tiefer, als er nach den Erfahrungen der letzten Jahre auch bei den mißlichsten Verhältnissen gewesen wäre, wenn der Mahlverkehr noch bestehen würde. Bei einer österr.-ungar. Weizenernte von rund 50 Millionen Metercentnern bedeutet das also für unsere Landwirtschaft einen Verlust von mehr als 55 Millionen Kronen, welchen ihr die Aufhebung des Mahlverkehrs beim Weizenverkaufe allein zugefügt hat.

Den Schaden, welchen Landwirtschaft, Mühlenindustrie, die armen Classen und mit ihnen allen unsere ganze Volkswirtschaft erleidet, specificiert als eine jedenfalls sehr beachtenswerte Summe.

Sind nun alle diese nachtheiligen Verhältnisse nur zufällig mit der Aufhebung des Mahlverkehres zusammengetroffen oder sind sie eine nothwendige Folge dieser Aufhebung? Gewiss ist das letztere der Fall, wie ich im nachfolgenden darlegen werde.

Die ungarische Mühlenindustrie — bekanntlich technisch hochentwickelt, immer bestrebt größere Mengen zu verarbeiten und daher sich immer mehr vergrößernd — deckt den gesammten ungarischen Mehlconsum, welcher aber vorwiegend nur geringere Mehle verlangt. Bei der Mehlproduction nicht nur aber neben geringerem Mehle noch ungeähre die gleiche Menge feinerer Mehle gewonnen, die doch von den Mühlen auch abgesetzt, also zum größten Theile außerhalb Ungarns verkauft werden müssen.

Selbst dann also, wenn die ungarischen Mühlen nur den einheimischen Bedarf versorgen wollten, vermöchten sie das nicht, weil die gleichzeitige Production verschiedener Mehlsorten naturnothwendig und wirtschaftlich unabwendbar ist, weil die Mühlen also absolut nicht imstande sind, beispielsweise zehn Millionen Metercentner geringere Mehle und bloß eine halbe Million Feinmehle zu erzeugen. Sie müssen also unter allen Umständen entweder eine für den heimischen Bedarf überschüssige Feinmehlquantität oder weniger schlechtere Mehle, als der heimische Consum verlangt, producieren, also einen Import geringerer Mehle aus Oesterreich oder dem Auslande zulassen. Es ist wohl begreiflich, dass sie lieber die erstere Alternative wählen.

Uebrigens sei constatiert, dass auch dann, wenn sich die gesammte österreichische und ungarische Mühlenproduction contingentieren oder über den Absatz einigen würde, ein Ueberschuss der Feinmehlproduction vorhanden wäre, weil eben ein Oesterreich-Ungarn verhältnismäßig mehr geringere Mehle consumiert werden als Feinmehle. Dieser unter allen Umständen zu exportierende Feinmehlüberschuss läist sich nach den Erfahrungen der letzten zehn Jahre auf nicht ganz eine Million Metercentner jährlich schätzen.

Die aus dem oben Angeführten ersichtlich, ist dieser Feinmehlüberschuss immer auf Seite der ungarischen Mühlen die österreichischen Mühlen exportierten seinerzeit größtentheils geringere Mehle). Gelingt es diesen, die überschüssige Menge im Auslande zu consumenden Preisen abzusetzen, dann müssen sie nach Oesterreich nicht mehr, als dieses bedarf, exportieren, dann müssen sie weder Mehlpreise, noch Weizenpreise drücken.

Es ist satt selbstverständlich, dass das Mehl im Auslande nur zu geringeren Preisen abzusetzen ist, als im Inlande. Den strieten Beweis dafür habe ich seinerzeit durch den Vergleich der Getreidepreise, Frachtsätzen und Mehlzölle hier und im Auslande geliefert; der Beweis liegt auch darin, dass ungarisches Mehl, z. B. in

Digitized by Google

London — obwohl es dort einen Qualitätswert hat und immer höher notierte, als alle anderen dort gehandelten Mehle — dennoch immer viel niedriger (nach Abrechnung der Transport- und anderer Spesen) notierte, als der inländische Preis betrug; Beweis dafür ist weiter, dass in Ungarn selbst eine Spannung zwischen Inland- und Exportpreis besteht, welche zur Zeit des Mahlverkehrs in der Regel fl. 1·50 bis fl. 2 betragen.

Und diesen Unterschied zwischen Inlandpreis und Exportpreis hat eben der Mahlverkehr, welcher pro Metercentner eingeführten Weizens die Zollrestitution von fl. 1·80 ermöglichte, überbrückt; die Mühlen brauchten den inländischen Weizenpreis nicht zu drücken, um einen Mehlexport zu ermöglichen, sondern konnten den Weizenpreis natürlich sich entwickeln lassen. Die Sache war eben so, als ob ein Mehlexport gar nicht bestünde.

Anders nach Aufhebung des Mahlverkehres. Die Nothwendigkeit, die überschüssige Feinmehlproduction abzustossen, besteht auch jetzt ungeschmälert fort; der Export ins Ausland ist aber erschwert, weil die Tarif- &c. Begünstigungen den Vortheil des Mahlverkehres nicht aufwiegen. Eine Verbilligung der Exportpreise auf Kosten der Inlandpreise ist wegen der übergrossen, am Export nicht direct interessierten, inländischen Concurrenz nicht möglich, es entsteht daher ein Druck auf die Weizenpreise, um das Rohmaterial zu verbilligen, und da alles das den Export noch immer nicht auf das erforderliche Mass hinaufheben kann, wird der Ueberschuss mit aller Macht auf den österreichischen Markt geworfen und, um ihm den dortigen Absatz zu sichern, werden die Mehlpreise verbilligt. Mit dieser Verbilligung Hand in Hand geht aber wieder das Bestreben nach Verfeinerung der Regie, die allerdings in erster Reihe durch eine Vergrösserung der Productionen herbeizuführen versucht wird. Aus diesem eigenthümlichen Wirbeln, aber bei Lage der Dinge nothwendig, ergeben sich klar die nach Aufhebung des Mahlverkehres eingetretenen Thatsachen: der grosse Druck auf die Weizenpreise, die Vergrösserung der ungarischen Mehlproduction, die so colossal gesteigerte Mehlausfuhr bei sinkender Weizenausfuhr nach Oesterreich, die schon unrentablen Feinmehlpreise.

Man wende nicht ein, die nach Aufhebung des Mahlverkehres eingetretenen Verhältnisse seien unnatürlich und speciell das Sinken der Weizen- und Mehlpreise sei nur auf einen künstlichen Druck der Budapester Mühlen zurückzuführen. Ich habe den logischen Zusammenhang der Dinge wohl klar dargelegt und möchte nur noch bemerken, dass die Preisbildung von Gesetzen abhängt, die man nicht beliebig construieren und auch nicht künstlich beeinflussen kann. Auf Tage, vielleicht Wochen, aber nicht zwei Jahre lang, kann eine Vereinbarung sehr massgebender Personen einen localen Markt künstlich beeinflussen, nach kurzem bricht aber der stärkste Ring — und ganz besonders ein Getreidering — zusammen, wie das unrühmliche Ende der Getreidering auch der letzten Zeit klar genug bewiesen hat.

Die Gegner des Mahlverkehrs haben das Wohl der Landwirtschaft und einer ganzen Industrie auf ein Schlagwort gesetzt; sie sollen jetzt wenigstens den Muth haben, ihren Irrthum mannhaft einzugestehen und die Gutmachung des Fehlers nicht hinzuziehen. Zwei Jahre sind eine genug lange Zeit, um die Wirkung einer solchen wirtschaftlichen Massnahme zu erkennen.

Prag. Dr. R. Hotowetz.

Eine wissenschaftliche Frucht der Los von Rom-Bewegung.

Von Prof. Dr. F. Rippold Jena.

Endlich einmal auch ein hervorragender wissenschaftlicher Niederschlag der umfassenden geistigen Bewegung, die von Jahr zu Jahr mehr inner- und äusserlich Oesterreichs die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das obenin gründliche, wie anziehende Werk von Prof. Franz Mach über „das Religions- und Weltproblem“[*] trägt ja allerdings seinen Wert, und zwar einen bleibenden Wert, in sich selbst. Es ist das reife Lebenswerk eines Mannes, der die Ergebnisse einer vielseitigen Lebensthätigkeit und eines nach vielseitigen Selbstdünkens mit zielbewusster consequenter Denkarbeit systematisch zusammengefasst hat. Es wird auch auf viele stille Meere nachwirken, wenn die tagesbewegten Tagesschriften, mit denen sich flüchtige Zeitungsleser beschäftigen, längst wieder verschollen sind. Aber der Hintergrund, von welchem sich das Buch für den Augenpunkt abhebt, liegt doch in dem „Los von Rom,“ in dem auch dieser gewissenhafte Forscher, welcher so lange durch seine ideale Begeistert der Stolz des österreichischen Katholicismus war, ein Menschenalter nach Döllinger und seinen deutschen Freunden gelandet wurde.

Es sind in der That sehr wunderbar innerliche Erscheinungen, welche nur dem gemeinsamen Begriff „Los von Rom“ in den österreichischen Landen zusammengefasst werden, einer allgemein menschlich und einer deutsch nationalen Bewegung sind sie zugleich.

kirchliche und eine wissenschaftliche gefolgt. Das staatliche Lebensbedürfnis nach Unabhängigkeit der inneren Gesetzgebung und Verwaltung von den Befehlen der päpstlichen Curie hat sich alsbald, nachdem die Niederlagen von 1859 und 1866 über die moralischen Ergebnisse der Concordatspolitik aufgeklärt hatten, geltend gemacht. Schon die Gesetze vom 20. Mai 1868 wurden in Rom als abominables und nefandae für null und nichtig erklärt, desgleichen die der Kündigung des Concordats nach dem Vaticanconcil gefolgten „Maigesetze“ von 1874. Gegen die daraufhin seitens der Curie betriebene Aufspielung der anderen Nationalitäten gegen die deutsche hat sich dann neuerdings in der Ernst von Schwerer ausgegebene Parole erhoben. Aus ihr ist die religiös-kirchliche Bewegung erwachsen, welche obenan der deutsch-evangelischen Kirche reichen äusseren und inneren Gewinn zugeführt hat. Aber das Buch von Mach lässt nun überdies in eine über jenen lauteren Stimmen bis dahin kaum beachtete wissenschaftliche Thätigkeit im deutsch-österreichischen Katholicismus hineinblicken, die sich naturgemäss vorerst auf den Kreis der Gelehrten erstreckt, aber eine Triebkraft in sich trägt, deren Früchte erst die folgenden Generationen werden überschauen können.

Es wäre in hohem Grade verlockend gerade für den objectiven, kirchenhistorischen Sehwinkel, welcher Katholicismus und Protestantismus mit gleichem Mass messen lehrt, diese verschiedenen Elemente des heutigen Gährungsprocesses genauer zu sichten. Aber der heutige Berichterstatter darf sich dessen entschlagen, wenn seine Leser so freundlich sein wollen, vorher noch einmal in Nr. 370 der „Zeit“ (vom 2. November 1901) die Selbstbekenntnisse eines Uebergetretenen zu vergleichen. Es ist die lehrreichste Orientierung, die ich neben den immer massloseren Zornausbrüchen der „Hist.-pol. Blätter“[**] in der umfangreichen Literatur gefunden habe. Nicht am wenigsten gilt dies von der Schlussbemerkung über „die etwas schmerzliche Befreidigung, nur ihre eigene Person befreit zu haben, ihrem Volke aber damit keine Besserung erwirken zu können.“ Dieselbe hat mich geradezu an die wehmüthige Empfindung des grössten und erfolgreichsten Apostels mitten aus seinen Erfolgen heraus gemahnt, wie Paulus sich nämlich danach sehnen konnte, selber von Christo verbannt zu sein für seine Brüder. Nicht nur das eigene Seelenheil, sondern auch die Uebertragung des Christenthums nach Europa, die Erschliessung der griechisch-römischen Welt trat ihm in den Hintergrund, wenn er des eigenen Volkes gedachte. Aber das Gesicht desselben hat ihm zugleich jene grossartigen religionsphilosophischen Speculationen über die göttliche Vorherbestimmung eingegeben (Buch 9 bis 11 des Römerbriefes), von welchen alle nachfolgenden Jahrhunderte gezehrt haben und die tiefsten Denker in allen kirchlichen Gruppen nach wie vor zehren.

Wie schon der Stoßseufzer des patriotischen „Apostaten“ uns an diese tiefsinnige Theodicee mahnte, so müssen wir Prof. Mach erst recht diejenigen rechnen, welche in Leben und Denken in die Schule des Paulus gegangen sind.

Ich hatte diesen Satz schon nach der ersten flüchtigen Durchsicht niedergeschrieben. Wie bin ich dann später angenehm überrascht worden, als mir vom Beginn bis zum Schlusse des „Religions- und Weltproblems“ immer neue Belege dafür entgegengetreten sind, wie Prof. Mach sich selbst bewusst geworden war, in seinen Gedankengängen wie dem einen Meister, so dem grössten seiner Jünger zu folgen. „Wie einst Paulus“ sagt er im Vorworte S. IV — „tödtete ich mich bezüglich meiner Gegner, welche mit den Waffen der Verunglimpfung streiten sollten — die Waffen ehrlicher Forschung habe ich nicht zu fürchten — mit dem Worte: „Es ist mir das Geringste, von Euch oder einem menschlichen Gerichte gerichtet zu werden“ 1 Kor. 4, 3. 4.“ Schon gleich S. VI findet sich wieder das auch von Bischof Reinkens unter sein Bild geschriebene paulinische Wort: „Was gegen die Ueberzeugung ist, das ist Sünde“ (Röm. 14, 23[***]), als Begründung der Erklärung: „ich wollte nicht als Heuchler aus dem Leben scheiden.“ Und so wieder und wieder. Noch ganz gegen Ende bin ich geradezu auf einen Nachhall der schon oben erwähnten Speculation gestossen, aus welcher der Prädestinationsbegriff des Paulus erwachsen ist. Vergleiche die Anmerkung zu S. 1361 mit dem Hinweise auf Röm. 1, 25, 26, wonach „die Blindheit einem Theile von Israel zutheil geworden, bis die Fülle der Heiden in die Kirche eingegangen ist“.

Wie werden auf den näheren Zusammenhang der Mach'schen Auseinandersetzung zwischen jüdischer und christlicher Theologie, welchem diese Auslegung angehört, noch zurückkommen müssen. Schon hier aber muss eine sein Werk in erster Reihe auszeichnende Eigenschaft nachdrücklich betont werden. Es entspricht durchwegs der durch Theodor Mommsen aus Anlass des so überaus lehrreichen Falles Spahn aufgestellten Definition der voraus-

[*] Wien, Verlag der Oesterreichischen Volkszeitung. 1901. Preis 10 Kronen.

[**] Vergl. über die Zeit von Rom Bewegung in Oesterreich: „Die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich“ in den „Historisch-politischen Blättern“ Band 127, S. 145, 157, 225, 289.

[***] Vergl. zu dem paulinischen Worte bei Reinkens und Mach: „Was nicht aus Glauben ist, das ist Sünde“ (Röm. 14, 23) den Gedanken Clemens Alexandrinus' bei Eus. Kirchengesch. der altapostolischen Zeit, dass die Sünde nicht in der That, sondern in der Gesinnung sei, deren Gott allein mächtig sei, und die Gesinnung sei die freiwillige Hinwendung zu irgend einem Gegenstande.

setzungslosen Wissenschaft. Es sucht jede confessionelle, jede theologische Anschauung aus ihrem eigenen Ideal heraus zu verstehen, weil es interconfessionell ist. Jüdische und christliche, protestantische und katholische Forscher kommen, wo sie irgend etwas zur Sache zu sagen haben, genau in der gleichen Weise zur Geltung. Umsomehr ist es von Interesse, dem Stammbaume nachzugehen, auf welchem gerade innerhalb des österreichischen Katholicismus eine solche Frucht reifen konnte.

Indem ich in der von Mach verworfenen älteren Literatur diesem Stammbaume nachgieng, ist es mir eine besondere Freude gewesen, schon in der — überhaupt überaus instructiven — Autobiographie Machs den Beleg dafür zu finden, daß der ehrliche Bolzano, dieses erste Opfer des jesuitischen Restauration (noch lange vor Veimes), immer noch „redet, nachdem er gestorben ist." Auch die von Bolzano*) zu Günther, von Günther — durch Veith, Knodt, Watzer und Andere — bis zu Mach führende Linie ist mir dabei wieder einmal deutlich entgegengetreten. Die auf diese Weise bestätigte Erfahrung, daß keinerlei äußere Unterdrückung imstande gewesen ist, diesen Idealkatholicismus in der deutsch-österreichischen Theologie zu ersticken, ist in doppelter Weise bedeutsam. Sie ist nämlich einmal ein neues Glied in dem immer neu aufgenommenen Kampf zwischen Gewissensüberzeugung und Cadavergehorsam innerhalb des deutschen Katholicismus. Zum andern aber weist sie uns hin auf eine ähnliche Verschuldung des deutschen Protestantismus.

Es sind zunächst die Schüler Günthers gewesen, welche die wehmüthige Klage zu erheben hatten, daß für die protestantischen Geschichtsschreiber der deutschen Philosophie ein Denker und ein Character wie Günther überhaupt nicht vorhanden war. Umsomehr ist die Gleichzeitigkeit zwischen dem Mach'schen Buche und der Behandlung der philosophischen Facultäten Breslaus und Straßburgs durch den Berlinismus von Interesse. Dieselbe dürfte dem — abermals aus den Günther'schen Schule erwachsenen — Werke des österreichischen Professors doch endlich eine andere Beachtung zutheil werden lassen, als es bei so vielen früheren Schriften ähnlicher Richtung der Fall war. Speciell für den Kenner des deutsch-österreichischen Geisteslebens aber reiht derselbe sich an an eine stattliche Reihe von Vorläufern: von den tiefsinnigen Führern der josefinischen Geistesbefreiung bis zu Bischof Frimt und den Erzbischöfen Milde und Gruber, von dem Katechismus von Tranx**) bis zu dem Testament der Gräfin Firmian, welches dem greuelvollen Andenken des gleichmanigen Salzburger Erzbischofs ein Werk in Christo Geist gegenüberstellen will.

Gehen wir aber, statt den sich in solchem Zusammenhang wie mit Gewalt aufdrängenden allgemeinen Ausblicken nachzugehen, vorerst auf das Specialwerk selbst etwas ein, das uns zu diesem Rückblick den Anlaß gegeben!

Wie in all den vorgenannten Vorläufern, so hat man es auch in Prof. Mach, und zwar gerade erst recht, seitdem er mit der römischen Curie gebrochen, mit nichts weniger als einem negativen terroristischen Geiste zu thun. Es sind ja allerdings aus dem österreichischen Katholicismus auch Männer wie Hellwald und Carneri hervorgegangen, welche die alte Erfahrung neu bestätigten, daß die in die Opposition gegen die Kirche gedrängten Gemüther innerhalb der römisch-katholischen Länder in der Negation viel weiter zu gehen pflegen, als auf dem Boden des Protestantismus. Aber von ihrem naturalistischen Aburtheilen und Absprechen über die mit dem Kirchenthum verwechselten religiösen Ideen ist der frühere Saager Religionslehrer nach wie vor weit entfernt. Keinerlei Mißbrauch der Religion hat ihn blind gemacht für das unausrottbare religiöse Bedürfniß der Menschenseele. Auch wo er scharf polemisch auftreten muß, gegen die unter christlichen Ausdrücken Gestalt gewinnende Welt- und er niemals maßlos oder ungerecht. Ebenso aber auch umgekehrt. Da, wo er sich z. B. auseinandersetzt mit der Gesellschaft für ethische Cultur (S. 1315-18), oder mit den Thesen Nietzsches (S. 1318-20) und Spencers (S. 1320-1), ja sogar mit dem trivialen Materialismus Ludwig Büchners (S. 1327 8; vgl. dazu S. IV), hat er stets mit der Anerkennung des Anerkennenswerten begonnen. Schon aus diesem Grunde hat mich seit lange kein Buch derart gefesselt, mochte der Verfasser in die mir bekannten Probleme einführen oder mit fremden Gebiete erschließen. Ueberall wußte man den allseitig gebildeten, ebenso ernsten als frommen Mann, dessen Führung man sich gerne anvertraut.

Aber wie von dem fast überreichen Inhalt der zwei starken Bände auch nur annähernd eine Vorstellung geben? Auch wenn man nur die Paragraphen der Capitel anführen wollte, würde der Raum dieser Blätter weit überschritten. Wir müssen uns daher auf die Reihenfolge der Hauptabschnitte beschränken, um dann wenigstens in dem Schlußabschnitte, welchem wir schon oben einige Citate entnahmen, inhaltvoll einzudringen, dass wir den Verfasser in seinen eigenen Worten über die letzten Ergebnisse seiner Vertiefung in die Lebensfragen der Menschheit sich aussprechen lassen. Vorher ist es jedoch unumgänglich, sich den Weg, auf welchem er zu diesem Ziele kommt, vor Augen zu halten.

Der Verfasser haben sich diesen Weg zunächst durch drei kleine methodologische Abschnitte: Die Wahrheit — das für den Menschengeist Höchste (S. 1 bis 12); Was ist „Glauben" und was ist „Wissen?" (S. 13 bis 38); Wie gelangt der Menschengeist zur Wahrheit? (S. 39 bis 73). Nachdem er so die Methode in abstracto klargelegt hat, tritt er im einzelnen ein auf die um vieles ausführlicher behandelten concreten Fragen. Es sind die folgenden: IV. Läßt sich das Dasein einer persönlichen vor- und übermenschlichen Gottheit beweisen? (S. 74 bis 190). V. Welches Ergebnis bezüglich der Gottesidee weist die Geschichte des philosophischen Denkens auf? (S. 191 bis 272). VI. Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem von den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu? (S. 273 bis 360). VII. Läßt sich die theologische Lehre von der Erhaltung und Regierung der Welt durch Gott beweisen? (S. 361 bis 407). VIII. Läßt sich die einseitig materialistische und idealistische Weltanschauung als wahr erweisen? (S. 408 bis 464). IX. Welches ist das Wesen der Religion und worin findet diese ihr Verständnis und ihre Rechtfertigung? (S. 465 bis 511). X. Läßt sich die Nothwendigkeit und geschichtliche Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung und insbesondere die Realität des Wunders beweisen? (S. 512 bis 607). XI. Läßt sich der messianische und göttliche Charakter Jesu und die Göttlichkeit seines Werkes beweisen? (S. 609 bis 980). XII. Läßt sich die Realität höherer rein geistiger Wesen erweisen? (S. 981 bis 1002). XIII. Wie verhält sich die biblisch-theologische Lehre von der Erschaffung, dem Alter des Menschen, sowie der Einheit des Menschengeschlechtes zu Veranust, Erfahrung, Wissenschaft? (S. 1003 bis 1076). XIV. Welchen inneren Wert hat die theologische Lehre vom Ursprunge des Menschen, vom Sündenfalle, der Erbsünde und Erlösung? (S. 1077 bis 1184). XV. Läßt sich die Subsstanzialität und Unsterblichkeit der Menschenseele beweisen? (S. 1184 bis 1275). XVI. Ist die menschliche Willensfreiheit Thatsache oder Fiction? (S. 1276 bis 1311). Heute aber beschränken wir uns auf Abschnitt XVII: Rückblick und Ausschau. (S. 1312 bis 1364.)

Geben wir dem Verfasser wenigstens für einige kurze Ausführungen selber das Wort, damit unsere Leser auch bei ihm das so stylo c'est l'homme anwenden können! „Nicht das Gegebene vom Glauben aus umstürzen und in Zweifel ziehen, nicht ein leeres Vacuum schaffen wollen wir, sondern reformieren, bessern, aufbauen, reconstruieren." (S. 1312) „Was sich bei den beiden für uns wichtigsten Culturvölkern der alten Welt, den Griechen und Römern, zur Zeit ihrer Reife und ihres höchsten Culturzustandes, sowie ihres darauffolgenden Verfalles vollzogen, scheint sich auch für die Menschheit der Gegenwart wiederholen zu wollen. Die überkommenen Formen der positiven Religionen haben sich vielfach und in weiten Kreisen ausgelebt, sie befriedigen die Geister nicht mehr, und das religiöse Gefühl, wo und soweit es noch lebendig vorhanden, sucht und ringt nach neuen Formen seiner Befriedigung." „Auch die geistigen Entwickelungen und Wandlungen der Völker gehen eben nach bestimmten, natürlichen Gesetzen vor sich, und diese Gesetze vollziehen sich mit einer gewissen Nothwendigkeit, deren Wirkung menschliches Thun zu hemmen, zurückzudämmen, aber auf die Dauer nicht auszuhalten vermag." (S. 1313.) „Begreiflich, wenn die denkenden und vorurtheilsfreieren Geister sich von der gegenseitigen Verkezerung angewidert und abgestossen fühlen, wenn sie, der endlos fruchtlosen Polemik müde, einen über den streitenden Parteien stehenden Standpunkt einnehmen, ja wenn sie gegen das Christenthum als solches gleichgiltig werden." „Gibt es kein mit Aussicht auf Erfolg anzuwendendes Mittel, das geeignet wäre, eine neue Aera frischen, lebendigen, sittlichen Fortschrittes auf Grund einer einheitlichen und gemeinsamen Lebens- und Weltauffassung anzubahnen? (S. 1314.)

Den Ausgangspunkt zur Beantwortung dieser Frage nimmt der Verfasser überaus zutreffend nicht in den positiven Religionen, sondern in den mannigfachen Versuchen, etwas anderes und, wie man meint, Besseres an ihre Stelle zu setzen. Seine Ueberzeugung ist hier allerdings noch mannigfach ergänzen. Es gibt nicht nur eine Nietzsche-Gemeinde, sondern auch eine Goethe-Gemeinde, eine Wagner-Gemeinde, eine Cyzidy-Gemeinde, von den „Strauß'schen Bier" gar nicht zu reden. Die Zahl derjenigen, welche sich von den privilegierten Confessionalkirchen in Norddeutschland innerlich abgewandt haben, möchte nicht viel geringer sein als in Oesterreich die Kreise derer, welche durch die privilegierte Concordatskirche abgestossen sind. Dagegen passt der Terus (S. 1321 4 über das „wissenschaftlich-humanitäre Comité" mit seinen Petitionen für die Straflosigkeit des „Ulrning" nicht so recht in diesen Zusammenhang. Doch wird man es dem Verfasser immerhin nachsühlen können, wenn er die Gefahr des zusammenbruches der Moral ohne religiöse Grundlage auch durch diesen Hinweis karstellen wollte.

Das Recht dazu erwirbt er sich nämlich durch den ebenso klaren Nachweis, daß keine einzige der positiven Religionen Aus

*) Zum Vergleiche mit den Mach'schen Ausführungen darf Referent hier wohl eine eigene Arbeit: „P. Bolzano, Lebensgang und Charakter der deutsch-österreichischen" III. Bd., Jahrg. III. 2. Heft, S. 1 bis 4 des „Lit. Stadt Jahrb." anführen, worin der Verfasser die Gemeinsamkeit der Grundsätze des Mach'schen Buches mit dem in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts im österreichischen Jahrhundert an der Universität Prag herrschenden Geiste und zugleich mit den Grundsätzen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie sie dem Formulierungs „Los von Rom" zugrunde liegen, dem Leser nahelegt. Red. der „Zeit".

**) Vgl. Referent's Artikel „Ein Katechismus des Josefinismus" in Nr. 1 des „Lit. Stadt Jahrb." III. Jahrg. 1. Heft, S. 1 bis 4.

Digitized by Google

ficht darauf hat, sich in Zukunft allgemeine Zustimmung zu erwerben. Nur die orientalischen Religionen und der Islam bleiben für diese Zukunftsfrage ganz außer Betracht. Nach den Ergebnissen der vergleichenden Religionsgeschichte wird man dem Verfasser nicht Unrecht geben können, wenn er sein Werk nicht noch mit diesem Ballaste beschweren wollte. Zwar dürfte die weite Verbreitung, welche die buddhistischen Grundlehren seit Schopenhauer auch bei uns fanden, ebenso in Verbindung stehen, wie die mancherlei — an die Gnosis des zweiten und dritten Jahrhunderts erinnernden — Mischbildungen in den Heimatsländern des gleichen Buddhismus. Aber für den Zweck des Mach'schen Buches genügte es, die verschiedenen Formen von Christen- und Judenthum nebeneinander zu stellen.

Zu den Glanzpunkten seiner Darstellung gehört hier obenan die Vergleichung zwischen den theoretischen Ansprüchen und den praktischen Leistungen der römischen Kirche in Bezug auf Einheit (S. 1331) und Einigkeit (S. 1332), Heiligkeit (S. 1333), Katholicität (S. 1334) und Apostolicität (S. 1337). Ebensowenig aber hat die orientalische Kirche jemals Aussicht, die Andersgläubigen zu gewinnen (S. 1339), und von den verschiedenen Formen des protestantischen Kirchenthums gilt das Gleiche. Auch der Altkatholicismus ist zur Zeit auf kleine Kreise angewiesen. Folgt nun aber etwa aus alledem, daß das seinen alten Monotheismus wahrende Judenthum es jemals dem Christenthum abgewinnen wird? Weder der Talmudismus, noch das Reformjudenthum hat Aussicht darauf (S. 1340/6). Wie schon oben bemerkt, würde es sich in hohem Grade lohnen, im Anschluß an Mach das gegenwärtige Verhältniss zwischen jüdischer und christlicher Theologie etwas von nahebei zu beleuchten. Aber unsere heutige Ueberschicht muß sich begnügen, noch darauf hinzuweisen, daß nicht minder auch die Vorliebe des achtzehnten Jahrhunderts für die griechisch-römische und die des neunzehnten für die altgermanische Mythologie daraufhin geprüft wird, ob die eine oder die andere wirklich die religiösen Bedürfnisse der Gegenwart zu befriedigen vermag. Nur eine Form der Religion hat sich immer aufs neue als die allseitig befriedigende erwiesen. Es ist die Religion Jesu in ihrer Urgestalt.

Nur ungern versage ich es mir, Ausführungen, wie die auf S. 1351, 1354, 1358, im Wortlaut anzuführen. Es sind tief ergreifende Töne, die der Verfasser hier anschlägt. Und der Einzelnachweis aus der einfachen Glaubens- und Sittenlehre des Evangeliums fehlt ebenjowenig, wie die Auseinandersetzung mit Eduard von Hartmanns „Selbstzersetzung des Christenthums". Ihm gegenüber sind es obenan Herder und Friedrich Albert Lange, an die Mach in seinen Schlussausführungen sich anschließt. Die schönen Worte, welche zum Schlusse aus der berühmten „Geschichte des Materialismus" angeführt werden, erinnern zugleich an eine andere Aussührung des gleichen Verfassers, die Mach nicht anführt, die aber seinen Gedankengang noch ergänzt. F. A. Lange hat nämlich auch den seinerzeit epochemachenden „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorien" Gottfried Arnolds diejenige Stelle abgewonnen, welche diesem — sonst für Nichttheologen leider ganz verschollenen — Riesenwerke deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit auch noch für unsere Tage bleibende Bedeutung gibt: daß die Wahrheit nur zu oft bei den Unterdrückten und Verfolgten gewohnt habe. Es ist der gleiche große Gedanke, der einen Nikolaus Lenau zu seinen Abjagenen begeisterte und ihn die über alle hierarchischen und dogmatischen Gegensätze hinausgreifende menschliche Größe eines Huß und eines Savonarola erkennen ließ. Wer diese Linie zurück verfolgt bis zu den alten Missonsstrichen der Arianer und Nestorianer, und wieder weiter bis zu Socinianern und Arminianern, der hat damit zugleich die Lösung des Räthsels, inwiefern die Brüdergemeinde das protestantische Vorbild der Altkatholiken genannt werden kann. Das Martyrium ist eben doch zu allen Zeiten die Vorbedingung alles wahren Fortschrittes gewesen. Wie stehen sogar keinen Augenblick an, mit Dellingers schönem Ausspruch über die Juden im Mittelalter auch das jüdische Martyrium geschichtlich höher zu werten als die jüdische Börsenherrschaft, und uns Rothes tiefsinnige Mystik anzeignen: „Der Herr Christus hat Judenthum und Islam in die Geschichte hineingestellt als Zeugnis wider das in seiner Verkirchlichung um sein Selbstverständnis gekommene Christenthum." Von hier aus ergänzt, dürfte auch der Zukunftsblick des überzeugungstreuen Verfassers sich doch noch etwas freudiger gestalten, als es nunmehr der Fall ist.

Grabbe.

Geboren am 11. December 1801.

Das hat Grabbe mit Shakespeare gemein, daß wir Kritiker beide in der Totalität ihres Wesens nicht zu erfassen und darzustellen vermögen. Aber der Grund unseres kläglichen Unvermögens ist verschieden. Shakespeare verspottet eine Welt, deren Fülle wir nicht gewachsen sind. So haben sich denn die Kritiker damit begnügen müssen, vom Standpunkte ihrer Weltanschauung aus gerade ihre Welt auch in Shakespeare vermeintlich finden zu dürfen, um dann triumphierend anzurufen: seht, wie groß dieser Brite ist, denn er meint über Welt und Menschen gerade dasselbe, was ich auch meine! Aristoteles, Lessing, Schiller, Kant, Hegel, Taine, die moderne Psycho-Pathologie — ihrer aller „Weltanschauungen" sind in der Welt Shakespeares auf die Kosten gekommen. Und ich möchte meinen, wenn man alle über diesen Dichter gefällten Urtheile in einer einzigen Suntheje zusammenfassen könnte, käme seinem Wesen vielleicht am nächsten. Ganz anders liegt der Fall Grabbes. Hier handelt es sich einfach um einen dunkeln Punkt in der Literaturgeschichte, den man bisher nicht hat aufhellen können. Und daß man ihn nicht hat aufhellen können, liegt nicht am Unvermögen der Betrachter, sondern an der Anormalität des zu betrachtenden Objectes. Der Maßstab, der Shakespeare gegenüber schließlich doch nur als Curiosität empfunden wird, erweist sich schließlich für Grabbe als in erster Linie gehörig, nämlich der Maßstab des Psychopathologen. Von den Beurtheilern, die sich kritisch zu Grabbe gestellt haben — mag Wilkinson, Duller und Ziegler noch noch nicht gehören — erklärt schon Gottschall, man möge nicht dem Cultus der Musen Schuld geben, was nur dem Cultus des Bacchus und seiner spiritusen Untergötter zuzuschreiben" sei. Ein neuester Beurtheiler, Karl Anton Piper, schreibt geradezu über das Thema „Grabbe, eine psychopathische Erscheinung" und wendet mit aller Consequenz den medicinischen Begriff der „psychopathischen Minderwertigkeit" auf den Dichter und sein Werk an.

Das aber unterscheidet uns Kritiker von den Aerzten und verbindet uns vielleicht ein bischen mit den Dichtern, daß wir nicht nur berufsmäßig tiefe Gebrechen sehen, sondern immer auch tiefes Verderben ein unendliches Herz" und sogar — wenn es vorhanden ist — ein göttliches Genie zu erkennen trachten. Daß aus Grabbes Dichtungen etwas Geniales spricht, ist noch nirgends verkannt worden. Die Frage bleibt nur: Wie ist die besondere Eigenart dieses Genies? Besteht die Möglichkeit, Grabbes Wesen, wenn auch nicht organisch aus einem einzigen Grundzug herzuleiten, so doch durch ein paar Grundlinien in seiner Sonderheit zu bestimmen?

Es ist bekannt, daß Grabbe bei seinem dichterischen Schaffen stets von Vorbildern beeinflußt gewesen ist, deren übrigens vortrefflichen „Beiträgen zum Studium Grabbes" weist Piper am Herzog von Gotland Scene für Scene mit grausamer Wissenschaftlichkeit nach, woher der Dichter seine Anregungen empfangen habe. Shakespeare, Schiller, Byron, Kleist, Tieck, Müllner — allen diesen und anderen mehr schuldet Grabbe Dank. Niemand indes würde mit mehr Empörung Einspruch dagegen erheben, jemand Dank zu schulden, als Grabbe selbst. Denn das war wahrhaftig nicht seine Absicht, es anderen gleichzutun. Er wollte vielmehr ersetzen, in seinem Maße die anderen zu verbessern er imstande wäre. Man darf sich das vielleicht so vorstellen, daß er mit empfänglichster Seele und mitschaffender Phantasie die anderen Werke las, um schließlich das Gefühl übrig zu behalten: du selber kannst noch gewaltigere Charaktere zusammenstellen und tiefere Leidenschaften erregen. Wo die anderen aufhörten, fieng er erst an. Und da er die anderen zu überbieten und übertrumpfen zu können wähnte, verachtete er sie und stieß sie von sich, wie man etwa eine Leiter mit dem Fuße zurückstößt, nachdem man die bestimmte Höhe erstiegen hat. Auch geistige Werke wirken auf ihn wie Schnaps und Spiritus, und mit sinnlos trunkener Geste risstierte er taumelnd den Ausstieg ins Ungeheuere. Um der Wahrheit willen muß es gesagt werden, so boshaft es auch klingt: es liegt im Höhensitz des Grabbe'schen Genies etwas von der Manier des Zaunkönigs aus der bekannten Fabel. Allein schon die Titel und Themen seiner Dramen rechtfertigen dieses Urtheil.

Ein krankhaft gesteigertes Ich-Gefühl und damit eine tiefe Mißachtung seiner Mitdichter und Mitmenschen bilden die Grundlinie des Grabbe'schen Wesens. Er konnte es nicht ertragen, daß Andere zu sein. Darum mußte er sich von denen wieder zurückgestoßen fühlen, denen er eigentlich zu Dank verpflichtet war. Das gilt von Tieck, das gilt schließlich auch von Immermann, der Grabbe doch wohl mehr Gutes als Böses erwiesen hat, auch wenn er ihm Rollen zum Abschreiben gab. Aber auch Grabbes merkwürdiger Aufsatz über Shakespearomanie ist letzten Grundes von dem Neid und der Opposition gegen die Mitdichter eingegeben, wobei unter den Mitdichtern nicht sowohl Shakespeare selber, als vielmehr die im Shakespeare-Cultus befangenen Romantiker anzusehen sind. „Der Mann (Shakespeare) hat seinen aufrichtigeren Verehrer als ich, es kennen ihn auch wenige besser, aber mancher Narr, die und da auch vermünftige Männer, z. B. Tieck, stützen ihn nur, weil sie selbst nicht so hoch kommen können, als er, und daher in seiner von ihnen erregten Bewunderung sich — selbst geschmeichelt fühlen," schreibt Grabbe in einem von Blumenthal mitgetheilten Briefe an seinen Verleger.

Sich selbst über alles schätzen und alle anderen für nichts achten, das gibt nicht gerade ein liebenswertes Charakterbild. Doch tragen zwei Umstände zu einer ganz wesentlichen Milderung bei. Einmal ist es eine grenzenlose Naivität und ein vollkommener Mangel an Selbstbewußtsein, das heißt Selbsterkenntnis, die Grabbe

zu eigen gewesen sein dürften. Nur ein großes Kind kann einen solchen Brief an den König schreiben, wie es Grabbe that, als er Schauspieler werden wollte. Und ebenfalls nur ein Kind kann die Naivität besitzen, zu erklären: „Was ist das für ein Gewicht über den „Faust"! Alles erbärmlich. Gebt mir jedes Jahr 3000 Thaler und ich will Euch in drei Jahren einen „Faust" schreiben, dass Ihr die Peitschen kriegt!" Ein erwachsener Mensch äußert sich so nicht, mindestens aus Klugheit schon, um nicht lächerlich zu werden. Es ließen sich noch eine ganze Reihe kleiner Züge aus Grabbes Benehmen beibringen, um das Kindliche, so oft geradezu Kindische seines Wesens zu illustrieren. Es ist endlich auch noch auf seine äußere Erscheinung hinzuweisen. Er hatte, wie sein Biograph Ziegler erzählt, einen Kopf mit einer hochgewölbten, an griechische Weltweise erinnernden Stirn; doch beim Munde hieng die Oberlippe über die untere herab und das Kinn trat in auffälliger Kleinheit weit zurück. Betrachtet man ein Bild Grabbes, so erhält man einen auffallend gegentheiligen Eindruck: man weiß wirklich nicht recht, ob man mehr an einen Weltweisen oder an einen Säugling erinnert wird. Diese Beimischung von Unschuld und Naivität zu den Grundzügen der Selbstsucht und Menschenverachtung gibt der Gestalt Grabbes etwas Rührendes, ja Verabredsam zu etwas wie tragisches Mitleid mit einem Menschen hervorruft, der böse Gaben der Natur als sein Schicksal durchs Leben trägt.

Ich-Gefühl und Menschenverachtung bestimmen aber nicht nur das subjective Schicksal des Menschen Grabbe; sie werden objectiviert in der Welt der Grabbe'schen Dichtung, der sie Inhalt und Gepräge geben. Es ist bei Grabbe stets der „Held", um dessenwillen der Dichter seine Dramen schreibt. Es tritt die für das Wesen Grabbe'scher Dichtung und Weltanschauung entscheidende Frage auf, wie und warum diese Helden zugrunde gehen. Es ist nicht die eigene Schuld, der sie verfallen. Es ist auch nicht das höhere Recht des Staates oder Volkes, daran ihre Selbstsucht und ihr Herrengefühl scheitern müssen. Es ist auch nicht der unerforschliche Rathschluss eines plan- und zielvollen Schicksals. Es ist bei Grabbe die Gemeinheit, die Habsucht, die Feigheit der Menschen oder es ist auch die Tücke des Schicksals und der Zufall, was die Helden zu Falle bringt. Der Herzog von Gothland ist edel und gerecht. Durch die Habsucht und Verlogenheit des Negers Berdoa aber wird er in einen Irrthum und so ins Verderben gelockt. Es ist natürlich nur ein Irrthum, in den der Herzog auch nur aus Gutgläubigkeit fällt und gar nicht „Verblendung", wie Piper meint. Der Ausdruck „Verblendung" ist viel zu schicksalsvoll. Man kann den Neger, der ganz wider Erwarten und sinnloser Weise im schwedischen Norden zu einer Macht geworden ist, sehr wohl im Sinne Grabbes als das Symbol eines niederträchtigen, sinnlosen, schwarzen Schicksals auffassen, das ohne jeden zureichenden Grund die Edelsten und Größten vernichtet. Faust und Don Juan fallen ebenfalls ohne eigentliche und besondere Verschuldung der tückischen Ritter zum Opfer, deren Wesen völlig unklar bleibt. Natürlich kann man nach der gewöhnlichen Tragödienmoral beide als schuldig ansehen, wenn man Lust hat. Im Sinne der Grabbe'schen Tragödie aber wäre das nicht. Grabbe lässt beide ungebrochen und reulos sterben, unter vollster Selbstbehauptung ihres Wesens dem teuflischen Ritter gegenüber. Hannibal geht einzig und allein an der Habsucht und Mitgunst des karthagischen Ränkeschmiedes und an der Feigheit und Eitelkeit des Königs Prusias zugrunde. „Verräterei, Zufall und Widrigkeit" sind es, die angesichts großer innerer Kapo nichten. Heinrich VI. gar stirbt auf sichtlich höhe glänzender Macht ganz plötzlich und zufällig an einem Schlaganfall. Charakteristisch aber ist es nun, dass Grabbe diesen zufälligen und plötzlichen, widersinnigen Sturz „im größten Glück" als das „schrecklichste, das tragischste Geschick" bezeichnen lässt. Sicherlich mit bester Ueberlegung wird hier Heinrichs Geschick tragisch genannt. Denn das ist im Sinne Grabbes das Tragische, dass Einzelne, Ueberragende, Helden von der Niederträchtigkeit der Menge abhängig werden oder der Tücke eines Zufalls- Schicksals zum Opfer fallen. Keine Ordnung hält die Welt zusammen und bestimmt der Menschen Lebenslauf. Kein organisches Band verbindet die Einzelnen und die Vielen. Die vielen Kleinen nützen die einzelnen Großen nach Kräften aus, wofür der Schneider in der Napoleons-Tragödie das typische Beispiel ist. Auch die Soldaten im „Friedrich Barbarossa" gehören hieher, die über die schlechten Schweinerschinken in Italien in Wuth gerathen und deswegen an den Mailändern Rache nehmen wollen. Auch die Krieger Hermanns sind nicht höher zu bewerthen. Die Großen aber haben ein Recht auf das Leben der Masse, allein um ihrer Größe willen. Die Grabbe'schen Helden streben nicht in erster Linie oder gar ausschließlich objectiven Zielen nach, etwa um des Menschheitswohles willen. Sie leben vielmehr nur sich selber, gemäß den Kräften ihres Wesens. „Ich bin ich" ist der Leitsatz des Grabbe'schen Napoleons; ähnlich wie Richard III. von sich sagt: „Denn ich bin ich allein." Im Donner der Kanonen, wenn tausende von Menschen hingeschlachtet werden, dann gelangen diese Helden eigentlich erst so recht zu sich selber, dann finden sie sich im eigentlichen Wesen ihres Sinns; wenn andere Menschen im Gemetzel der Schlacht sterben, dann finden sie erst ihr specielles Menschenthum. Es gibt vielleicht keine für Grabbe kennzeichnendere Stelle als diese:

Napoleon: Ha! Meine Schlachtendonner wieder — in mir wird's still —

Cambronne: Wer sollte sich nicht freuen, der ihn jetzt sieht? Welche Ruhe, welche stillglänzende Blicke!

Bertrand: Ja, nun ist's mit ihm, als stiegen heitere Sommerhimmel in seiner Brust auf und erfüllten sie mit Wonne und Klarheit. Still und lächelnd, wie jetzt, sah ich ihn in jeder Schlacht, selbst bei Leipzig.

Napoleon (für sich): Josephine — Hortense — das Eine — und mein Sohn!

Wenn Tausende sterben, dann erst erwacht Lebens- und Liebesgefühl im Grabbe'schen Helden. Darum auch lässt Grabbe so ungeheuer viel Menschen in seinen Werken sterben, im Ringen der Schlacht oder unter dem Beil des Henkers. Ohne Schonen schickt nicht nur Napoleon Unzählige in den Tod. Auch Hannibal ist mit dem Befehl zur Hinrichtung schnell fertig. Und selbst der in jeder Hinsicht edle und gütige Barbarossa lässt die mailändischen Gesandten ohne Gnade und Bedenken zur Schlachtbank führen. Man spürt aus diesen Menschenopfern in den Dramen geradezu so etwas wie ein persönliches Lustgefühl des Dichters heraus und man darf diese Schlachten und Hinrichtungen wohl als den stärksten Ausdruck des heroischen Ich-Gefühls und der hassenden Menschenverachtung hinnehmen, die Grabbes Wesen in menschlicher Beziehung begrenzen und der Welt des Dichters Inhalt und Gepräge verleihen.

Bei meiner Auffassung vom Grundwesen Grabbes und seiner Dichtung geht sofort hervor, dass er weder in Parallele zu Hebbel zu setzen, noch als Vorläufer unserer modernen Naturalisten anzusehen ist. Er hat mit ihnen nichts, aber auch gar nichts gemein und es ist mir geradezu unfassbar, wie besonders Scherer und einige seiner Schüler in den Irrthum haben fallen können. Richard M. Meyer geht in seiner in vielfacher Beziehung vorzüglichen Literaturgeschichte darin am weitesten. Gewiss sind die sogenannten „niederländischen Genrebilder" in Grabbes Dramen nicht „mühiges Ausenwerk", wohl aber sind sie schreiender Gegensatz zum Wesen und Schicksal des Helden. Nirgends will Grabbe uns etwas erzählen „von der Kleinheit der Großen gegenüber der Macht der Kleinen" und er will uns gar nicht die materialistisch-naturalistische Geschichtslehre beibringen, dass es „in letzter Linie doch die Straße von Berlin und der Markt von Karthago oder tausend ähnliche Straßen und Märkte sind, um derentwillen die Kriege geführt werden." Gewiss ist es richtig, dass die Worte Hannibal, oder Hannibal und Hermann und Napoleon starben." Aber diese Thatsache fasst Grabbe etwa so auf: es ist zum Verzweifeln tragisch in diesem verfluchten Chaos von Welt, dass die Helden oft wie die Hunde crepieren und die Massen sich immer wie die Schweine vermehren. Weit Richard M. Meyer von ganz falschen, einseitig modernen Voraussetzungen an Grabbe herantritt, mißversteht er ihn im Grunde seines Wesens und wirft ihm vor, dass in die „große Conception" — womit die irrthümlich angenommene naturalistische Anlage gemeint ist — wieder der Genieeultus" hineinspiele: „Der Held soll doch Heros bleiben, wenn auch das heroische Moment in eine Kette trivialer Momente eingebunden wird. Ja der Held ist nicht einmal, wie bei Heinrich v. Kleist oder Willibald Alexis, der Gipfel, der organisch aus dem breiten Gebirge hervorwächst. Er bleibt doch isoliert und irrt wie ein Fremder in der Welt umher, unter die gar nicht geniale Menschheit verirrt, wie ein vom Himmel gefallener Meteorstein. Sie verstehen ihn nicht." Ja, ja — das ist ganz richtig, was Meyer hier schreibt! Nur er „versteht ihn nicht". Was Meyer dem Grabbe zum Vorwurf macht, ist gerade der Kern seines Wesens. Das ist das tragische Schicksal, in welchen Grabbes und im Leben seiner Helden, dass sie allesammt „Vereinzelte" sind. Wer das begriffen hat, kann nimmermehr den Versuch machen, Grabbe mit Hebbel oder gar Hauptmann oder sonst jemand in Verbindung zu bringen. Es ist das Typische und das Princip der Grabbe'schen Erscheinung, in der Vereinzelung nur für sich und — allerdings nicht im besten Sinne des Wortes — ohnegleichen zu sein.

Berlin Max Lorenz.

Die österreichische Provinzliteratur.

Eine Antwort an den „Kunstwart".

Ich habe entschieden Unglück mit den österreichischen Dichtern." Damit leitet Herr Leopold Weber im letzten Hefte des „Kunstwart" eine offene Herausforderung an die „österreichische Provinzliteratur" ein, nachdem er sich bereits früher mit derselben in einem übelunterrichteten Artikel beschäftigt hatte, der trotz der Schlussphrase: „Im übrigen liegt es mir ferne, anzugreifen" oder dergleichen, einem Angriffe zum verwechseln ähnlich sah. Das Interessante ist, dass man in Deutschland mit den österreichischen Dichtern seit jeher „Unglück hatte". Und wenn eben dieser Herr Weber jetzt an Anzengruber oder Pichler nur „an Verehrung" denkt, so gehen mir einige Aeußerungen durch den Kopf, die derselbe

Digitized by Google

Adolf Bichler vor seinem Tode gegen mich that und die von der gerechten Empörung des greisen Dichters über die Nichtbeachtung seitens der reichsdeutschen Literaten sprach. Ich möchte aber nun an dem vorliegenden Falle untersuchen, woher dieses „Unglück" kommt, das man in Deutschland draußen mit uns hat. Daß ich hierbei genöthigt bin, gerade einem Kritiker entgegenzutreten, dessen Verständnis mir Achtung abzwang, will ich mit Bedauern nebenbei vermerken.

Es tauchten Klagen auf, daß der „Kunstwart", das Organ der deutschen „Heimatskunst", gerade die österreichische Provinzliteratur völlig ignoriere. Statt sich nun an jemanden zu wenden, der über diese Literaturströmung informiert ist — an bereitwilligen Mitarbeitern hätte es kaum gefehlt — läßt sich Herr Weber einige diesbezügliche Bücher von einer Verlagsanstalt kommen, und diese sind ihm nun die „Provinzliteratur". Bei uns, in Oesterreich freilich, pflegt man eine Verlagsanstalt und eine Literaturströmung nicht zu verwechseln. Doch nicht genug. Er läßt sich von jemandem sagen, daß man vor allem sich umsehen in Schullern lesen müsse. Bei uns pflegt ein Kritiker, der eine eigene Literaturgruppe bespricht, alle Autoren zu lesen, um selbst den anderen zu sagen, was daran lesenswert sei. Sodann nimmt Herr Weber zwei Dramen vor und belehrt einen Krakewitter, wie die Tiroler zu sprechen haben, während er dem jungen v. Ficker klarlegt, daß der Tiroler Bauer gegen unduldsame Pfaffen jederzeit gefügig bleiben müsse. Ich selbst kenne das Tiroler Volk nur seit zwanzig Jahren und weiß, wie diese wortarmen Leute gerade in gehobenen Momenten nach den Jesuitenphrasen greifen, die ihnen allsonntäglich nach der Predigt in den Ohren klingen. Und ebenso weiß ich, wie heilig dem Tiroler die Religion ist, so daß er im ersten Unmuthe dem Priester selbst entgegentritt, der offenkundig unchristlich handelt. Dennoch hätte ich es nicht gewagt, dodenständige Tiroler über die Denkart ihres Volkes zu belehren; offenbar kennt man in Deutschland die Tiroler besser. Schließlich wird noch ein blutiger Dilettant aus Kerbholz der „Provinzliteratur" gezeigt, — und das „Unglück" ist fertig.

Doch noch nicht ganz. Die Besprechung des Herrn Weber durchzieht das offene Mißtrauen gegen unsere Provinzliteratur in das schöne Kästchen „Heimatkunst" nicht restlos hineinzuschieden ist; und dann — hier zeigt sich der Pferdefuß — wird uns vorgeworfen, daß Hermann Bahr den „Franzl" schrieb und daß derselbe in Linz gefiel. Und auch das soll ein Argument gegen uns sein! Es widerstredt mir, dem Herrn Weber zuliebe, nochmals auf jene sachlichen Auseinandersetzungen mit den künstlerischen Anschauungen und Tendenzen Bahrs zurückzukommen, in denen wir, ohne weitere Absichten, lediglich unsere völlig selbstständige, literarische Stellung begründeten. Es widerstredt mir, weil mir das Polemisieren überhaupt keine Freude macht. Für uns ist die Kunst ein Schaffen und kein Disputieren. Jeder sucht sich seinen eigenen Weg, dem Programme haben wir nie bessen. Und wenn wir uns als gemeinsames Kennwort den Namen „Provinzliteratur" gefallen ließen, so behagte uns vor allem die Ungebundenheit daran. Im übrigen bekannten wir uns nur zu einem einzigen künstlerischen Grundsatze: zu dem der absoluten Freiheit von allen ästhetischen Regeln. Das hinderte aber nicht, daß sich in unserem Schaffen allmählich ein gemeinsamer Charakterzug entwickelte, der zwar keiner theoretischen Reflexion entstammte, wohl aber unserem Wesen, unserer Entwickelung und unserer Zeit. In dieser Richtung will ich es versuchen, das herauszusagen, was in uns arbeitete.

Wir haben keine glückliche Jugend hinter uns. Als wir in die vielgerühmte Rosenzeit kamen und unsere Phantasie den papiernen Idealen der Gymnasialjahre jählings Fleisch und Blut in dieser wirklichen Welt verleihen sollte, in jene Jahre, wo sich in Deutschland in jedem Studentenherzen der Stolz über das Jahr 1870 erneut und er vom „Uebermenschen" träumt, der sich „ausleben" will, damals stand unser Volk vor einem Bankerotte. Was seit dem Achtundvierzigerjahre gearbeitet worden war, drohte zusammenzubrechen. Man war entmuthigt und viele verloren den Kopf. Die Erwachsenen von damals wagten es gar nicht, uns ihre alten, freiheitlichen Ideale in der vollen Schärfe zu predigen — so hätten sie sich in den Hals gelogen. Während sich unsere Gesinnungsgenossen in Deutschland draußen über den neuen Stil, die neue Kunst erhitzten, hörten wir in den Gassen draußen das Johlen der aufgeregten Menge, Pferdegetrampel, Säbelgerassel, Hilferufe! Und es handelte sich nicht um künftige Beut der Proletarier. Arbeiter, Studenten, Bürger, Bauern, die ganze Bevölkerungsmasse drohte sich zu empören, denn die Existenz des Volkes schien bedroht. Das waren die Badeni-Tage. Da mußte denn jeder anpacken wo er es am besten zu thun vermeinte, denn mit der Gesammtheit ging auch er zugrunde. Dieses Bewußtsein schlummerte bald duntel, bald klarer in uns allen. Als wir dann ins Leben traten und die Einrichtungen, die ganze Kulturmaschine unseres deutschösterreichischen Volkes kennen lernten, fanden wir sie überall kleinlich, ängstliche Vertheilstücke. In Deutschland hat man keine Ahnung davon. Nur unsere Kinder sollten in uns jene Worte wieder, die Paul Bourget nach dem großen Zusammenbruche seiner Nation vor dreißig Jahren an dieselbe gerichtet hatte. Die Literatur und die Kunst ist berufen, ein Volk zu erziehen und Kräfte in ihm zu erwecken, die kein Politiker, kein Staatsmann mobilisieren kann. Und wenn einem ganzen Volke Muth und Energie zu sinken begonnen, dann muß sie eine nationale Literatur wieder erheben.

Das ist die Basis unserer Kunst; doch wollen wir nicht gerade in dem Sinne wirken, daß wir die politischen Leidenschaften noch mehr entfachen. Die meisten von uns halten sich sogar von der geschichtlichen Politik sorgsam fern. Wer unsere Oesterreicher kennt, ihren Elan, ihre Hingabe an das Gefühlsmäßige, das Instinctive und sie mit den culturell reiferen Norddeutschen oder Engländern (selbst Franzosen!) vergleicht, der weiß, daß uns vor allem das Schauen noth thut. Unser Volk soll lernen, den Boden, auf dem es lebt, mit den Augen des Künstlers zu betrachten, der dieses Land liebt, damit es zum Volke sprechen könne, wie zum Dichter selbst. Wir aber bemühen uns, unsere Anschauung so plastisch zu gestalten, daß auch die anderen in der Kunst „leben" wie in der Wirklichkeit. Und alle die kleinen Vorgänge des Lebens, die Leute, die uns täglich begegnen, die Bedeutenden und die Unbeachteten, die dem Dichter so viel zu sagen haben, während die große Menge kaum Zeit findet, sie mit einem Blicke zu streifen — sie sollen in der Literatur gestaltet und geformt wiedererstehen, damit jeder sich und seine Umgebung mit der ganzen Seele erfassen könne. Alte Zeiten sollen wieder aufleben, als spielten sie sich heute ab, in Tirol oder in Böhmen oder sonst wo. Immer aber bestimmt, nur an bestimmten Menschen und sich in eine künstlerisch bestimmte Stelle in Zeit und Ort fügend, somit auch das Leben selbst seine Allgemeinheit kennt. Diese räumliche und zeitliche Fixstellung der Poesie ist der zweite Grund, warum wir uns den an sich viel zu engen Namen einer „Provinzliteratur" gefallen lassen. Das alles klänge zu anderen Zeiten und an anderen Orten banal. Seit Cecco Angiolieri, dem Befreundeten des jungen Dante, wiederholt sich eine ähnliche Kunst bis zu jenem wunderbaren Gespräche Goethes mit dem Improvisator. Adalbert Stifter gilt uns darum als einer unserer größten Prosaisten und an Ferdinand v. Saar lernten wir alle; Rosegger und Bichler sind uns als Wegweisende lieben gegangen, — aber einen Reichsdeutschen zu nennen — W. H. Riehl. So entwickelte sich dieser Charakterzug der plastischen Gestaltung als Leitgedanke unserer Kunstbestrebungen und contrastiert zur lyrischen Stimmungswelt eines Hofmannsthal oder den analytischen Zergliederungen eines Schnitzler.

Wir giengen mit jungen Kräften an die Arbeit und wer wissen will, was bis jetzt geleistet wurde, der nehme Schönherrs Bildschnitzer vor, oder die Dramen von Kanewitter. In der Lyrik werden Wallpach und Renk ihr ein Bild geben können. In der Prosa: „Die Leiden der Schloe" von Arnold Hagenauer, Franz Nabls „Die Nerzke" von Schullern, die „Märchen für große Kinder" von Hawel, die Skizzen („Waldsegen") von Himmelbauer, die Novellen von Emil Ertl und Hans v. Weber-Luktow, die Dialecterzählungen von Fraungruber. Die Werke eines Reinhold Moritz v. Stern, der sich jüngst uns anschloß, sind ja bekannt genug.

Die äußere Geschichte dieser Literaturströmung, in der sich namentlich das organisatorische Talent von Hugo Greinz bewährte, böte vielleicht trotz der kurzen Frist noch manches culturhistorisch Interessante aus unseren Tagen. Das Wesentliche ist aber jedenfalls die innere Selbständigkeit der österreichischen Provinzliteratur, die allen fremden Insinuationen zum Trotze weder mit Hermann Bahr und der „Wiener Moderne" eine künstlerische Gemeinschaft hat, noch als Seitenschößling der reichsdeutschen „Heimatspoesie" betrachtet sein will. Wir streben kein multa, keine möglichst vielseitige, den localen Verschiedenheiten entsprechende Ausgestaltung der deutschen Literatur an, wie diese — uns schwebt lediglich ein multum vor: wir wollen im Wege der Kunst nach Kräften eine neue, geeignetere Cultur für unser Volk anzubahnen helfen und folgen darin den harten Erfahrungen der letzten Jahrzehnte.

Es ist doch festsam, wie viel man wollen kann, wenn man ein Ziel überblickt, das man sich frei vom Ueberkommenen gesteckt hat.

Karl v. Ettmayer.

Die Woche.

Politische Notizen.

Es ein unbedeutender Hecht scheint Herr v. Koerber denn doch nicht zu sein, als wir in unbefangenen Augenblicken zu meinen geneigt waren. Zu gegenwärtigen Zeitungsabstand des Reichsrathes hat er sich doch immerhin um ein so hohes Piedestal geschwungen, wie schon lange kein österreichischer Minister vor ihm. Denn, wenn er auch in diesem Zeitraum absolut kein nutzes geleistet haben mag; Eines, ein Großes ist ihm doch gelungen, worum vor ihm ein Dutzend österreichischer Minister kaum zu werben gewagt hatte. Er hat nämlich eine der größten Eigenschaften Amerikas, die Welt erschüttert, niemand Geringeren als Friedrich v. Zedlitz. Zedlitz war es ja, der jene lästige Sentenz von dem Wachsen und Gedeihen hat, der ein Amt und keine Meinung hat. Diese Sentenz, die auch — es sei nur mit Bedauern in Demuth unsere Mit-

schuld ein — auch den Beamten-Ministerien regelmäßig unter die Nase hielt, so oft man ihnen ihre politische Unfähigkeit so recht unwiderleglich vordemonstrieren wollte. Und diese Sentenz hat Herr v. Koerber durch die That widerlegt. Er hat gezeigt, daß so ein Beamten-Minister wie er nicht „ein Amt und keine Meinung", sondern ein Amt und in jeder Frage mindestens zwei Meinungen hat. Der alte Schiller ist blamiert.

*

Was Herr v. Koerber nicht alles kann, wenn es sich um das Meinungswechseln handelt! In der berühmten Programmrede vom 17. October sprach er sich über die politische Bedeutung von Budgetprovisorien wie folgt aus:

„Ein Budgetprovisorium dünkt mir eine Bollmacht in Bausch und Bogen und weit eher ein Vertrauensvotum als die Votierung des Budgets, das doch mit jeder Ziffer zugleich eine Vorschrift enthält."

Also nicht die Votierung des Budgets, sondern die des Budget provisoriums ist eine eminent politische Aktion. So sagte Herr v. Koerber, als er noch ohne Budgetprovisorium auskommen zu können glaubte. Das war seine Meinung Nr. 1. Als sich nun in den letzten Tagen trotz alledem die Nothwendigkeit ergab, ein Budgetprovisorium vorzulegen, hätte man annehmen sollen, daß Herr v. Koerber, der ein Budgetprovisorium nach seiner Meinung Nr. 1 für ein größeres Vertrauensvotum als für selbst das ganze definitive Budget, sich an der Discussion über diese Vertrauensfrage betheiligen werde. Aber Herr v. Koerber spielte damals, frei nach Achilles und Nezel, den abseits grollenden Helden, that bei der ersten Lesung des Provisoriums im Plenum den Mund nicht auf und blieb der Ausschußberathung, dem Vormitag, Dienstag und Mittwoch über, Herr v. Herold seine Abwesenheit tadelte, erschien er am Nachmittag, und es wurde ihm nicht schwer, sein Ausbleiben zu rechtfertigen. Er bildete sich nämlich über das Budgetprovisorium eine Meinung Nr. 2, indem er sagte:

„Die Regierung hat . . . das Budgetprovisorium so völlig als eine Zu-Tagesgangsverfügung betrachtet, daß sie eine neuerliche politische Discussion in diesem Ausschuß nicht voraussetze."

Das Budgetprovisorium also, das am 17. October eine eminente Vertrauenssache war, ist am 4. December zu einer unbedeutenden Durchgangsverfügung herabgesunken.

*

Jetzt ist aber der alte Schiller eudgiltig widerlegt und mit ihm auch der Jungczeche Dr. Fort, der bei dem deutschen Dichter eine kleine Gedankenanleihe machte, indem er im Budgetausschusse Herrn v. Koerber, unmittelbar vor dessen Rede noch, vorwarf, daß er als Beamter ein Amt und keine Meinung habe. Von einem Staatsmann, der über jede Sache nur eine, eine unverrückbar feste Meinung hat, die man deswegen auch eine Ueberzeugung nennt, unterscheidet sich der Beamtenminister nicht dadurch, daß er keine, sondern dadurch, daß er mehr als eine, daß er, je nachdem in welche Richtung gerade der Wind seinen Mantel treibt, alle Meinungen hat, die man von jeder Sache überhaupt haben kann, weil er auf dem ganzen weiten Gebiet der Politik keine einzige Ueberzeugung hat. Das haben wir in diesem Session sabschnitte hinzugelernt, und wahrlich, wenn in diesem Sessionsabschnitte auch sonst nichts weiter herauskäme, er wäre doch nicht vergebens gewesen für die ganze civilisierte Menschheit, die er von einem Beamten-Ministerium und durch Schillers Autorität so gewaltig befestigten Vorurtheil über die Meinungslosigkeit der Beamten befreit hätte.

Volkswirthschaftliches.

In Oesterreich ist wieder einmal ein Bundermittel entdeckt worden, durch welches alle unsere Schmerzen gehoben werden sollen. So wie es im Frühjahr nur das eine Heilmittel gab, etliche hundert Millionen in den Bau von Canälen zu bestimmen, von denen man heute noch nicht weiß, wo man sie graben wird, so kann uns jetzt nur eines retten: die Verstaatlichung der Privatbahnen. Und da man dieses Heilmittel von so geheimnisvoller Kraft endlich entdeckt hat, wird auch wieder die gleiche ungeheuere Sperrluft damit gemacht, der vorige Jahr mit den Wasserstraßen gemacht wurde, das sicherste Zeichen, daß dabei nichts, aber nichts Vernünftiges herauskommen wird. Wenn man von all dem Phrasengedresch, mit dem die große Verstaatlichungsaction eingeleitet wird, absieht, so bleibt noch ein paar vorgebrachten Gründen als sachlichkeit anzuerkennen, daß das heutige gemischte System von Staats und Privatbahnen ungerechte Tarifungleichheiten und ein entsetzliches Tarifchaos hervorruft und eine gleichbenutzte, den Handelsinteressen dienende Tarifpolitik nicht möglich macht. Das ist alles richtig. Aber die Tarifungleichheit dürfte auch beim reinen Staatsbahnsystem nicht aufhören. Durch sachliche Ausnahmstarife und Sonderbegünstigungen sind z. B. die galizischen Verkehrter gegenüber den Verkehrtern auf den westlichen Staatsbahnen wesentlich im Vortheil: das Tarifchaos ist auf den bestehenden Staatsbahnen nicht geringer, als auf den Privatbahnen; und wer eine gleichmäßige Tarifpolitik von dem unter Leitung des Herrn Sectionschefs Ritter v. Hellenbach-Hartlieben Tarifbureau erwartet, der ist wohl ein unverbesserlicher Optimist.

*

Wenn die Verstaatlichungsschwärmer gar nichts mehr vorzubringen wissen, dann erzählen sie von dem unerhörten Eifer, den sich die ungarische Regierung auf die Tarife der Staatseisenbahn Gesellschaft von der ungarischen Grenze bis Wien verfrachtmäßig vorbehalten hat. Dieser Vertrag ist seinerzeit unter Mitwirkung der österreichischen Regierung zu Stande gekommen, von der man sich nun auf einmal ein so gewaltiges handelspolitisches Bestandnis versprucht. Ueberdies ist der Vortheil, welchen dieser Vertrag den Ungarn gewährt, sehr unwesentlich. Die ganze Mehrfracht von Ungarn bis Wien beträgt 14 Kilometer, und wurde dieser Vertrag aufgehoben werden, so hätten es die Ungarn in der Hand, durch ein geringes Opfer zu den Tarifen der eigenen Anschlußstrecken jede Erhöhung des österreichischen Anschlußtarifes zu paralysieren. Wegen der Strecke Brud-Wien brauchen man die Bahnen nicht zu verstaatlichen.

Indes haben die Verstaatlichungsschwärmer zweifellos damit recht: das heutige gemischte Bahnsystem ist schlecht. Aber dieses Uebel ist nicht von heute, und wenn wir es zwanzig Jahre ertragen haben, so werden wir es wohl noch einige Jahre länger ertragen können. Denn schwerer als das gemischte System würde uns das ungeheure Deficit drücken, welches der Verstaatlichung der Privatbahnen folgen würde. Es ist schon das heutige Deficit der Staatsbahnen gerade groß genug. Der Ausfall, welchen die Reduction der heutigen Privatbahntarife auf das Staatsbahnniveau verursachen würde, ist aber ungeheuer. Um sich von demselben ein Bild zu machen — Berechnungen darüber sind schwer möglich — sei nur erwähnt, daß die Durchschnittseinnahme per Tonnenkilometer im Jahre 1899 auf den Staatsbahnen 3·39 Pfennige betrug, auf der Elbethalbahn 4·33, der Nordwestbahn 4·60, der Staatseisenbahn-Gesellschaft 5·14, der Südnordd eutschen Verbindungsbahn 5·45 Pfennige. Die Differenzen sind gewiß nicht ausschließlich auf die höheren Frachtsätze zurückzuführen. Das Verhältnis hochtarifierender zu niedrigtarifierenden Gütern im Gesammtverkehre, die durchschnittliche Wegslänge, welche die einzelnen Güter zurücklegen, u. a. wirken mit, aber es bleibt immer noch genug übrig, da per Tonnenkilometer auf der Staatseisenbahn-Gesellschaft durchschnittlich um 50 Procent mehr eingenommen wurde, als auf den k. k. Staatsbahnen. Allerdings wird vorgeschlagen, den Ausfall durch eine allgemeine Tariferhöhung auf den Staatsbahnen auszugleichen. Aber schon die kleine Tariferhöhungsaction, welche die Staatsbahnverwaltung im vergangenen Jahre vorhatte, ist an dem Widerstand der Industriellen auf halbem Wege stecken geblieben. Die Herren im Handelsbahnrathe, welche jetzt, um die Verstaatlichung zu erlangen, mit der Tariferhöhung liebäugeln, würden am lautesten schreien, wenn es wirklich dazu käme. Und ob unserer Industrie gehoffen wäre, wenn man, um das Deficit auszugleichen, die Steuern erhöhen würde, ist auch zu bezweifeln. Vor etlichen Jahren konnte man an derartige Maßnahmen denken. Damals konnte man noch nicht die tiefe Misswirtschaft auf unseren Staatsbahnen; damals war unser Budget in Ordnung und man hatte nicht Anleihen von hunderten Millionen zum Baue von Staatsbahnen und Wasserstraßen vorhaben. Heute aber wenigstens dergeit ist die Verstaatlichung unmöglich. Vorher müßte eine vernünftige Tarifregulierung durchgeführt werden, denn nach dem Verstaatlichungsbeschlusse würden weder unsere Abgeordneten noch unsere Industriellen für eine solche zu haben sein; dann müßte der Misswirtschaft auf den Staatsbahnen ein Ende gemacht werden. Wenn man die bewährten Unfähigkeiten im Eisenbahnministerium wegschickt haben wird, wenn man den Staatsbahnen eine Organisation gegeben haben wird, welche den Ausgabenetat auf das Durchschnittsmaß anderer großer Bahnen herabdrückt, dann wird man es verantworten können, das Wirkungsgebiet der Staatsbahnenverwaltung zu verdoppeln.

Kunst und Leben.

In der Hofoper gastierte Herr Stahlberg als Landgraf im „Tannhäuser". Obgleich diese Rolle ein definitives Urtheil über den Sänger kaum zulässt, so müssen wir nach der gebotenen Leistung doch befürchten, daß Herr Stahlberg auch in anderen Rollen unseren Ansprüchen nicht genügen wird. Frau Förster-Lauterer hatte als Venus manche schönen Momente, wir würden es aber doch tiefer sehen, wenn die Partie von einer ausgesprochenen dramatischen Sängerin gesungen würde, der sie ihrer ganzen Anlage nach gehört. Am allerliebsten aber würden wir sehen, daß Herrn Walter nicht so große Aufgaben zugetheilt würden, wie es die Leitung des „Tannhäuser" ist, der er in keiner Beziehung gewachsen ist.

A. W.

*

Im Deutschen Volkstheater hat am 3. December zum Besten des Anzengruber-Denkmalfondes eine wohlgelungene Festvorstellung stattgefunden. Gegeben wurde „Das vierte Gebot". Eine Anzahl von „Gästen", unter denen neben Dr. Tyrolt als Schalanter insbesondere Frau Hohenfels als Dorfsellerin der Hutterer Hedwig stürmischen Beifall fand, erhöhte das Interesse an der Vorstellung. Den Freunden schlossen sich die Heimischen, unter denen Frau Martinelli als Schalanterin hervorragenden ist, würdig an. Es ist sehr schön und verdienlich, wenn man todte Dichter ehrt. Doch braucht man darum noch nicht lebende Dichter zu behandeln, als wären sie auf den Pranger gestellte Verbrecher. In dieser Art aber hat man sich wenige Tage vor der „Festvorstellung" im Volkstheater gegen Max Halbe bei der Premiere seines Dramas „Haus Roienhagen" benommen. Gewiß, „Haus Roienhagen" ist kein gutes Drama. „Haus Rosenhagen" ist eine Agrarieregeschichte, die gleich „Mutter Erde" mehr den Eindruck eines dramatisierten Romanes als den eines Original drama s macht, da sie nur eine Handlung, aber keine Idee enthält. Auch der Gegensatz zwischen dem an der Heimatscholle hängenden Bauernstand besitzer und der für diese Bodenständigkeit verständnislosen Frau, die ihn hinaussuchen sucht in die weite Welt, ist aus „Mutter Erde" entnommen. Der Kampf zwischen dem landgierigen Gutsherrn und dem seinen Besitz sich rechtschaffenden Kleinbauer aber ist schon oft behandelt worden, und zwar meist auch mit denselben Ausgang wie in „Haus Roienhagen", das nämlich zum Schluß der eine Bauer, wenn ihn und dem Dichter nichts anderes mehr einfällt, den anderen Bauer mit brutalem Mord abthut. Nimmer hin aber zeigt auch Halbes jüngste Schopfung in verschiedenen Details, dass sie das Werk eines Dichters ist, und ein Drama Halbes hatte jeden falls eine bessere Besetzung und auch eine anständigere Ausnahme verdient, als sie ihm zutheil wurden. Es ware angebracht, wenn das

Digitized by Google

Publicum endlich einmal selber Stellung nähme gegen das Treiben jener präpotenten Radaubrüder, die seit einiger Zeit in den Premièren ihr Unwesen treiben und in gleicher Weise die Darsteller wie die Zuhörer durch die Ausbrüche ihrer Pöbelhaftigkeit stören und beheligen.

Max Burckhard.

* * *

Das Jubiläumstheater hat den dramatisierten „Schandfleck" aufgeführt, der lange zuvor und sehr geheimnisvoll angekündigt war. In den letzten Tagen schien es, als stünden unliebsame Enthüllungen über die Person des Bearbeiters bevor. So peinlich sie gewesen wären, weil immerhin in Verbindung mit Anzengrubers theurem Namen, so hatte man sie dem Direktor Müller-Guttenbrunn doch von Herzen gegönnt. Denn unverzeihlich war die Fassung seiner Reclamenotizen, als bedeute es eine Ehrung des großen Dichters, dass irgend eine „hochgestellte Persönlichkeit" aus dessen Roman ein Theaterstück gezimmert und schwerer noch die Versündigung, dass er das Widerkünstlerische dieses Unternehmens nicht gebührend zurückgewiesen hat. Einmal hat Anzengruber selbst aus einer epischen Dichtung ein Drama gebildet: aus dem „Einsam" hat er „Stahl und Stein" geschaffen, denselben Stoff, weil dafür geeignet, aus der Form der Novelle in die der Tragödie umgestaltet. Das war das Werk eines Künstlers, der die strengen Forderungen der Bühne gekannt und tief die verschiedenen Gesetze gesonderter dichterischer Arten empfunden hat. Jora aber — ich kannte einen Papagei, der auf diesen Namen hörte — hat sich den Roman in fünf Bilder zurechtgeschnitten, sie mit birch-pfeifferischen Arabesken verbrämt und eigene Sentimentalitäten sinnig hineingeklebt. Das diese Handarbeit müßiger Stunden dennoch nicht ohne einige Wirkung blieb, spricht nur für die Wucht des misshandelten Dichters. Ganz lässig sich eben Anzengruber nicht umbringen.

H. H.

* * *

Man schreibt uns aus Berlin:

Theater ist alles. Den jungen Maler Rasmussen packt der auf unseren Bühnen so beliebte Künstlerneid und er verfällt in Wahnsinn. Unglücklicherweise will es die Szenenfolge so, dass dieser Wahnsinn bereits im dritten Act zum Ausbruch kommen muss. Wie hilft sich da ein bühnengewandter Mann wie Felix Philippi? Er erfindet den intermittierenden Wahnsinn. Die Mitbetheiligten sagen sich: gestern war der arme Kerl, der Rasmussen, geistesgestört, heute ist er Gott sei Dank wieder ganz gesund. Er kann der Einweihung des neuen Münsters beiwohnen und sich — wie's für den vierten Act erfordertlich — von der Kuppel des Münsters herabstürzen. Das ist der geistreichste Bühnentrick in Felix Philippis neuem Schauspiel „Das große Licht", das im Schauspielhaus zur Aufführung gelangte. Theater ist alles. Den Stoff der Mariowetragödie hat Philippi zu Ende mit der Theaterdirection und sonstigen Autoritäten. Mit einer großen Dosis „Undank" hat er das Thema vom Künstlerneide gewürzt, den Zucker „Eifersucht" hat er über den Brei gestreut. Der große Meister, der Baumeister des Münsters, hat sich des jungen Malers Rasmussen aus Kräften angenommen. Er mal denn auch zwei der für das Münster bestellten Bilder mit lebensfrischer Gestaltkraft. Da er aber den dritte anfängt, das zufälligerweise den Kampf der beiden Lichter, Sonne und Mond, darstellen soll, befällt ihn belagter Künstlerneid, und er beginnt sich selbst als das große Licht zu betrachten, was seinen Wahnsinn ersichtlich vorbereitet. Mit viel aufgetragenen Farben ist die Charakteristik gegeben, die noch dazu hinter'näs aus den Gesprächen anderer über den Betreffenden erhellt. Doch fehlt es nicht an dankbaren Rollen, nicht an wirklich theaterwirksamen Scenen, und manchmal stellt ein guter Humor sich ein. Doch all das wird durch die groben Effecte erdrückt und erstickt. Die Provinz wird jubeln beim Anblick des großen Lichtes! Theater ist alles.

Ernst Heilborn.

* * *

Man schreibt uns aus Paris:

Antoine führt uns gleich auf einmal drei neue Stücke vor, und hatte ihn nicht die Censur etwas chicaniert und zum Aufschub eines vierten Stückes gezwungen, so wären sieben lange Acte auf einmal über uns gegangen. Das wäre des guten zuviel gewesen. Eines der neuen Stücke ist von Courteline, den vermuthlich die verschiedenen Ueberbretter auch des Ihnen bekannt gemacht haben. Courteline hat von seinem Vater Jules Moineau, dem Verfasser der „Tribunaux comiques", eine Vorliebe für die Justizbeamten und ihre Dummheiten. Aber wo Moineau mit harmlosem Humor lachte, packt Courteline mit satirischem Grimm vor. Man hat ihn mit Molière verglichen, meines Erachtens hat seine Art mit der Voltaires mehr Aehnlichkeit. Molière war zwar auch Satiriker, aber der offene Feldzug ohne Hintergedanken ist ihm doch gelungener, als die viel versteckte Satire. Voltaire dagegen und Courteline verstehen es, ihren Zielen stets den ausgesprochenen Zweck, irgend eine öffentliche Thorheit anzugreifen klar mit dem Unterschiede, dass Voltaire die Thorheiten der ganzen Menschheit tadelnswerth macht, wantrend sich Courteline nur an eine bestimmte Classe wendet. Eine Zeit lang waren es die Civilrichter, dann kamen die Kriegsrichter der Militärstrafen an die Reihe, bei den letzten Zehnen aber heute er das Object auch aus, entdeckt eigenthümliche Bestimmungen und ergeizt mit ihrer große sattsame Verwirklichung. In seinem neuen Schwank behipt das Lieber der Justiz ein Haus, welches über die neue Bauflucht hine hineinreicht. Zufolge dessen darf der Eigenthümer an diesem Hause nichts ändern oder anbessern. Ein Ziegel fällt vom Dache auf Nachbarn einen Brandbriefschreiben. Der Hausbesitzer wird wegen fahrlässiger Körperverletzung zu sechs Tagen Gefangnis und 1000 Francs Entschädigung verurtheilt und der Prozesse beginnt ihm, sein Haus Stück angebessert zu sehen. Die Advocaten kommen und verdienen von dem fürchterlichen Verbrechen: Tod Baumont verfügt sich in, er geht am Parquette, man weist ihn in's Theater. Ein zweiter Ziegel fällt vom Dache und verletzt einen zweiten Passanten. Diesmal wird es ihm schimm ergehen. Er kommt also zum Advocaten, in seinen Amtsstube die Scene spielt, und erhält die wenig tröstliche Antwort: „Mein Geschäft besteht darin, dass ich die Spitzbuben weltmache. Aber wie kann ich jemanden weltmachen, der nichts gethan hat?" Der Fehler an dem Schwanke ist, dass er nicht vor unseren Augen aufgeführt wird, wie dies im „Article 307" geschah, sondern dass man uns die Mißgeschicke des Opfers nur erzählt. Freilich wird das mit soviel Humor und Witz gemacht, dass die Zuschauer trotzdem auf ihre Rechnung kommen. Ganz anderer Art ist der „Coup de Jarnac" von Lorde „Au Telephone". Es ist das die erschütternde Dramatisierung einer vor zwei oder drei Jahren erschienenen kleinen Novelle von Charles Foley. Eine Pariser Familie bewohnt ein Landhaus in der Nähe der Stadt. Der Gatte wird abends in die Stadt gerufen und lässt Frau, Kinder und Dienstmädchen allein. An jenen Abend telephoniert er seiner Frau sagt ihm, sie habe Schritte im Garten gehört, das Fenster klirre u. s. w. Kurz der Gatte wohnt am Telephon der Ermordung seiner Frau und seiner Kinder bei. Antoine spielt diese Posse so vorzüglich, dass die Zuschauer mit sträubten Haaren und kaltem Angstschweiß den ganze grausige Mordscene zu sehen glauben. Ein etwas barbarischer Effect, der an die blutrünstigen Stücke der Sada Yacco erinnert, obgleich die handfesten Japaner sich mit einem Telephon nicht zufriedengeben würden. Bei ihnen muss man das Blut sehen. Der Einacter von der Anfängerin Berthe Reynold verdient keine Inhaltsangabe. Es ist eine schwache Liebhabervorlesung.

Der neue Theiacter des Odéons „La Maison" von Georges Mitchell, ist ein braves Stück, das so ausfieht, als ob man es aus einem Familienroman geschnitten hätte. Es entstehen da schauerliche Conflicte, die uns das Schlimmste befürchten lassen, aber im letzten Acte schmeicheln alle die Gefahrsten von der bösen Harfe und alles friedlich. Ein Frauenherzchen in die Arme. Das ist schön, löblich und rührend, und eine Menge Taschentücher werden dabei naß, was auch den Wäscherinnen angenehm sein muß. Das Haus des Titels ist das Haus Bonardon in Havre, eine alte Rhedereirma, deren bejahrter Chef seinen andern Wunsch kennt, als das Glück in der Familie zu blühen. Sein einziger Sohn ist todt, aber es wachsen zwei Enkelkinder heran, ein Junge und ein Mädchen. Alles ist also in Ordnung, da geräth durch die Dummheit einer alten Magd ein Brief in die Hände des alten Bonardon. Der Brief ist an seine Schwiegertochter gerichtet und enthält den letzten Gruß vom Todengehen, den leidenden Angestellten Desmoulins. Der Greis ist sicher darin von „unserem Kinde". Natürlich will der Alte sein Geschäft nicht an einen „Fremden" vererben. Er dringt in die junge Wittwe, damit sie ihm eingestehe, welches der beiden Kinder das unrechtmäßige ist, aber er erhält keine Antwort. Im Gegentheil will Marianne das Haus ihres Schwiegervaters verlassen und ihre Kinder mitnehmen. Das alles schmeckt sehr nach den Rührstücken des berühmten Ambigu-theaters, ist aber nicht so geschickt gemacht wie diese Schauermärchen. Nachdem nun der Autor den geschilderten Wirrwarr angerichtet und den häuslichen Frieden des Hauses Bonardon gänzlich auf den Kopf gestellt hat, liegt ihm der Verpflichtung ob, ihn wieder herzustellen. Das alles wieder ins Gute zu bringen. Dies anscheinend schwierige Aufgabe hat Mitchell mit erfreulicher Leichtigkeit gelöst. Der alte Bonardon kommt einfach dazu, als Marianne das Haus verlassen will, die ganze Gesellschaft längst an zu heulen, man umarmt und küsst sich, kommt überein, der todte Ehemann sei ein Taugenichts gewesen, der die Liebe einer so braven Frau nicht verdient habe, der Alte verzeiht, Marianne bleibt, der falsche Enkel wird als richtiger angesehen, die Firma bleibt bestehen. Meiner Ansicht nach hätte sich der alte Bonardon gleich versöhnlich zeigen können, aber freilich hätte dann Herr Mitchell sein Stück nicht machen können.

L. E. Schmidt.

Bücher.

Dr. Otto M. Bitt: Nartheilon. Nachdenkliche Betrachtungen eines Naturforschers. Berlin, Verlag von R. Mückenberger. 1901.

„In dem hohlen Stengel einer Ferula-Art, welche die Griechen Narthex nannten, verwahrte Prometheus die glimmenden Funken, welche er vom Himmel zur Erde herabtrug. Aus derselben Pflanze wurden die als Narthelion bezeichneten, kleinen Bächlein gefertigt, in denen das Alterinum Schmund und andere kleine Gegenstände aufzubewahren pflegte. Der Name scheint mir nicht unpassend für ein Büchlein, welches Aufsätze meines besten bestimmt ist, was ein Naturforscher in den Ruhepausen seiner eigentlichen Lebensarbeit sich selbst und seinen Freunden zum Ergötzen schrieb." Mit diesen Worten gibt der Verfasser in der Vorrede die Erklärung zu dem sonderbaren Namen für eine Sammlung von Aufsätzen, welche sich auf Gegenstände der Naturwissenschaft beziehen, und unter welche auch schon die künstlerisch contemplative Art, in welcher sie geschrieben sind. Der Stil ist mannerhaft, die Ausdrucksweise klar und verständlich, so dass man das Büchlein ohne Ueberstrengung als ein Schmuckkästchen der populär-wissenschaftlichen Literatur bezeichnen kann. Das hervorragende Stück der Sammlung ist wohl dasjenige, welches den Aufsatz trägt: „Der Regel im Zufall" in sein, in welcher der Verfasser eine ganze Reihe physikalischer und chemischer Erscheinungen in einem glücklich gewählten Beispiel in der anmuthigsten Weise erörtert. Diesem Capitel reihen sich die übrigen, welche mehr persönliche Inhaltes sind, worüber an anderer Stelle noch ausführlichere Betrachtungen, welche der Verfasser in die Sammlung aufgenommen hat, nicht abhalten in die Tiefe gehen und die Beschäftigung mit den hervorragenden deutschen Untersuchungen der letzten Zeit, welche verwandte Gegenstände betreffen, verrathen lassen. Nebenbei mag erwähnt sein, dass Herr Bitt mit seiner Opposition gegen den „absoluten" Nullpunkt nicht allein steht: Mach hat in seinen Principien der Warmelehre diesen Begriff einer eingehenden Kritik unterworfen. Ob Bitts Kritik stichlich aber ist, als die Mach's, vermag Referent nicht anzugeben, nachdem in dem Narthelion weder die Namen der Zeitschrift „Prometheus", in welcher die Aufsätze zuerst erschienen, noch aber die Jahreszahlen derselben angegeben sind. Alles in allem ist das Narthelion allen Freunden der Naturwissenschaften wärmstens empfohlen.

—n.

Stimmen der Freiheit. Eine Blütenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter- und Volksdichter. Herausgegeben von Konrad Beiswanger. Literarisches Bureau, Nürnberg, 1900.

Diese Anthologie hat ungefähr denselben Zweck wie Henckels „Buch der Freiheit". Aber während Henckels Buch die wählerische Hand des Literaten erkennen lässt, ist diese Sammlung sichtlich von einem unliterarischen Herausgeber zusammengestellt. Das hat sein Böses und sein Gutes. Böses, indem in diese „Stimmen der Freiheit" auch manches sehr edel gemeinte, aber weniger edel durchgeführte Dilettantengedicht aufgenommen wurde. Gutes, indem eine Reihe von wirklich poetischen Volksdichtern, die bisher nur in engeren Kreisen bekannt waren, vor einer größeren Öffentlichkeit zum Worte gelangen. Ein solches Talent ist vor allem der Reichenberger Josef Schiller, der 1897 in Amerika gestorben ist. Schiller, in Norddöhmen allgemein als der „Schiller-Sepp" bekannt, hat das Zeug gehabt, aus der üblichen, allzurhetorischen Parteipoesie herauszukommen, und viele natürliche, ungewungen-treuvolle Arbeitergedichte sind ihm gelungen. Der ursprüngliche Adel dieses Talentes wird eingehender Betrachtung wohl wert! Ueberhaupt sind die norddöhmischen Arbeiter an lyrischen und humoristischen Volkstalenten nicht arm; zum Beispiel darf man in dem Glasarbeiter Franz Grundmann einen kleinen Fritz Reuter des „Schiefersländs" erblicken . . . Die vorliegende Sammlung bietet allerdings ein bisschen zuviel rhetorische Poesie. Unter den auch die besten literarischen Freiheitsgedichte aufgenommen. Eine glückliche Idee war es, der Auswahl aus den Gedichten jedes Autors eine kurze Biographie vorauszusenden. Einige Dutzend Zahre schweren Kerkers, strengen und einfachen Arbeits, arbeitende Auswanderungen und Unterstützungsbedürftigkeit sind über die Dichter sehr verschiedentlich verhängt worden. K. gr.

Mary Duclaux (Mary James Darmesteter): Grands Ecrivains d'outre-Manche. Paris, Calmann Levy. 334 S.

Die Schwestern Brontë, Thackeray, die Brownings und Rossetti sind die Großen, denen Mary Duclaux in vier Essays huldvollen sucht. Wo sie Persönliches geben kann, wie bei den Brontës und Brownings, ist sie am glücklichsten. Die seltsamen Schwestern, deren Leben — nach Miltons gutem Wunsch — ihr schönstes Gedicht war, empfangen den Zoll warmer Verehrung. Elisabeth Barrett ihr volles Maß von Liebe. Thackerays täuscher Pessimismus ist dem weiblichen Porträt entgangen. Und von Rossetti besitzen wir vollblütigere deutsche Darstellungen. Die Französin erzählt überall, weiß im Anschluss an neuere englische Biographien, den Lebenslauf der Dichter mit Takt, hat Charakterstyle zu umreißen. Aber sie thut es so geschickt, mit einem so scharfen Blick für das Essentielle und mit so viel eigenem Witz, dass wir nun zu solchen weiblichen (und wohl auch männlichen) Federn gratulieren könnten. Freilich, der französischen Sprache gehört ein Theil des Verdienstes: wo es die Verfasserin einmal nicht ist, ist die Sprache amüsant; langweilig lässt sich in ihr gar nicht werden, höchstens mit Ammuth langweilig. **Max Meyerfeld.**

Lothar v. Knunowski: Ein Volk von Genies. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1901.

Wenn man in dem Buche liest: „Der genale Mensch ist Christ", oder „Menschen ohne Genie sind Feinde Christi", so denkt man, nun, das ist auch ein altes Lied, vielleicht mit neuer Melodie. Aber man denkt nicht lange so. Es folgen andere Lieder, die man anfhören soll, sich den Kopf über den Zustand der leiblich Arbeitenden zu zerbrechen, die doch für sich von selbst aufs beste sorgen; dass auch die Nothlage der breiten Masse geistig Arbeitender von untergeordneter Bedeutung sei; sondern die oberste soziale Frage des kommenden Jahrhunderts sei das Schicksal des Genies, das Schicksal der Menschen überhaupt, das hilflose Mitgefühl mit den Massen, die zur Fruchtbarkeit eben allein durch jene Menschen erhoben werden können und durch sonst nichts auf der Welt, nicht durch Geld, nicht durch Gesetze u. s. w. Hier glauben wir fast den großen Antisemiten Rietzsche zu hören. Doch will Knunowski von ihm nicht viel wissen. Seinen Antisemitismus gestellt er selbst zu, sonst aber sagt nichts. Wagner ist für ihn ein größerer Philosoph als Nietzsche. Er hasst mit aller Kraft die Engländer, aber ein Engländer scheint sein Patron zu sein, John Ruskin. Die Lehre Ruskins, dass die Menschheit in das Himmelreich nur durch das Thor der Kunst eingehen könne, dass das höhere ästhetische Recht zugleich das höchste Menschen, nicht das hilflose Mitgefühl mit den Massen, die zur Fruchtbarkeit eben allein durch jene Menschen erhoben werden können und durch sonst nichts auf der Welt, nicht durch Geld, nicht durch Gesetze u. s. w. Hier glauben wir fast den großen Antisemiten N

Der schlechte Mönch.

Von Rémy de Gourmont.

Einzig autorisierte Uebersetzung von U. Zeidler.

„Es ist durchaus nicht nothwendig, zu leben, aber es ist nothwendig, zu denken." Lichtenb.

Derjenige, den man schon wegen seines teuflen Lebens und seiner verbitterten Lebensanschauung den „Mönch" nannte, wurde es in seinem fünfundvierzigsten Jahre thatsächlich und für immer. Nach langen und eingehenden Besprechungen mit einem sonderbaren Dichter, der in allen Klöstern Frankreichs gewissenhafte Novizjate absolviert hatte, entschied er sich endlich für den Trappistenorden, und zwar für das durch Soligny berühmt gewordene Kloster, dessen Regeln noch strenger und geheimnisvoller waren, als all die anderen.

Er glaubte sich über das Leben belagen zu müssen, über die Frauen, die ihn nie geliebt, über die Männer, die ihn nie begriffen, über die Mißgunst der Dinge, deren Feindseligkeiten sich, drohenden Felsenriffen gleich, zwischen ihn und seine Begierden gestellt hatten, so oft sein Schiff sich aufs Meer gewagt, so oft er seine Segel gegen Thule oder den Atlantischen Ocean hatte hissen wollen.

Und in der That hatte er sich niemals zu einer energischen Willensäußerung aufraffen können; seine kleinen Wünsche und Vorsätze waren stets flüchtig geblieben wie Seifenblasen, ebenso hübsch, ebenso vergänglich. Er gehörte nicht einmal zu jenen, die Fourrier, der Erfinder der „Vier Bewegungen" und der „amulanten Psychologie", mit dem Worte „Anfänger" bezeichnet hatte, denn er brachte es selbst nicht bis zum Beginnen, er blieb stets diesseits der Grenze der Ausführung. Willenlos und gutmüthig genug, sich gängeln zu lassen und wie eine Glocke bei dem leisesten Anstoß in Schwingungen zu gerathen, hörte er zu läuten auf, sobald der Strang gelockert wurde. Eine seiner Schwächen bestand darin, daß er immer dort blieb, wo er sich befand; er verließ stets als letzter einen Salon, ein Theater, ein Kaffeehaus; er ließ sich vor die Thüre setzen und war höchlichst überrascht, daß das „schon" bereits geschlagen hatte. Er wäre ohne Zweifel ein ausgezeichneter Säulenheiliger geworden, und, auf seiner Säule sitzend, wäre ihm nie der Gedanke gekommen, herabsteigen zu wollen.

Sein Freund, der Dichter, hingegen war das ausgeprägte Prototyp eines eingeleischten „Anfängers", bereit, alles zu versuchen, von allem zu kosten, ohne jedoch je anders als durch Zufall das Bereich der Küche zu verlassen, an das eine geheime, unausrottbare Neigung ihn fesselte. Im Mittelalter, im dreizehnten Jahrhundert, wäre er wohl einer jener Wandermönche geworden, die von Kloster zu Kloster pilgerten, fromme Legenden und gefährliche, lateinische Lieder verbreiteten, unkräftig, irgendwo festhaft zu werden, sich dauernd einer Regel zu unterordnen, auf neue Gesichter, unbekannte Gegenden, auf Abenteuer verfessen, und ruhelos umherwanderten, überzeugt, daß nur dort das Heil liegt, wo man nicht ist.

Allein hätte der „Mönch" sich wohl nie auf den Weg gemacht. Der Dichter setzte ihn in Bewegung. Von Geld entblößt, doch mit Empfehlungsbriefen versehen, reisten sie zu Fuß wie die Hausierer und Colporteure: Essen und Lagerstätte fanden sie in den Klöstern, wo man sie nicht immer sonderlich freundlich aufnahm, wo sie jedoch fast immer insolge irgend eines Mummenschanzes das Mißtrauen der Mönche zu besiegen wußten.

Der Abt des Trappistenklosters empfing sie mit liebevoller Freundlichkeit, so verlangten es die Regeln des Ordens und die von Rancé gegebenen Gesetze, worin von den Gästen gesagt wird: „Nehmt sie freundlich auf, damit sie sich nicht für lästig und unwillkommen halten."

Vom ersten Tage an fühlten sie sich von der friedsamen Stille wohlthuend berührt, und der Dichter faßte den festen Entschluß, hier sein siebentes Novizjat zu beginnen.

Doch er hielt es nicht länger als einen Monat aus und wanderte weiter; der „Mönch" blieb und sollte das Kloster nie wieder verlassen — so bewahrheitete sich an ihm aus neue Pascals inhaltschweres Wort: „Der eigene Wille würde niemals seine Befriedigung finden, wenn er Macht besäße über das, was er will, doch man fühlt sich beständigt, sobald man entsagt." In Wahrheit war sein Verdienst nicht allzu groß, so gering war das Maß an Willenskraft, der er entsagte. Im Gegentheil, die Regel ward ihm ein mächtiger Sporn zur Thätigkeit, und er gehorchte mechanisch, wie ein folgsames Lamm inmitten der Herde.

Nach zwei Jahren des Novizjats empfieng er die Weihen; er legte die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab — und fühlte sich sehr glücklich

Um zwei Uhr morgens sich erhebend, bis zur Mittagsstunde fasten, im Chor mitsingen, auf dem Felde arbeiten, von Gemüse und Früchten leben und auf einem nackten Brett schlafen, all dies und noch so manche andere Kasteiung ward ihm bald zur Gewohnheit. Der Mangel an nahrhafter Kost und an Schlaf versetzte ihn schnell in eine Art von Betäubung, aus der er niemals entwachte ja zuweilen, morgens oder abends, war ihm, als wäre er todt oder als lebte er nur noch ein unbewußtes Larvenleben, und nur wenn er im Sonnenschein auf den Feldern den Hafer mähte, das Getreide zu Garben band, kehrte ein Funke von Bewußtsein ihm zurück.

Nicht tiefer als die Mehrzahl seiner Brüder, ja weniger als der Letzte unter ihnen, denn er war weder fromm, noch gläubig, noch selbst christlich gesinnt — empfand er die Freuden dieses mystischen Lebens. Dennoch befolgte er pünktlich alle Andachtsübungen, nahm an den Gebeten und vorgeschriebenen Predigten theil und beobachtete die Regeln aufs gewissenhafteste, ohne Eifer, doch ohne Widerstreben. Sedebit solitarius et tacebit. Das Schweigen war ihm willkommen: welch wohlthuendes Ausruhen nach all den lärmenden und nutzlosen Gesprächen, in denen einst seine Jugend sich abgemüht hatte!

Ein einzigesmal fühlte er sich ergriffen, bis zur Angst, bis zum Schauder. Bei den Trappisten besteht die Regel, daß, wenn ein Mönch stirbt, sein Platz im Refectorium einen ganzen Monat lang leer bleibt und daß an den leergewordenen Platz das Mahl des Todten gestellt werde. Da geschah es, daß seine beiden Nachbarn fast Schlag auf Schlag starben, und daß er einen Monat lang Seite an Seite mit den Todten sein Mahl vergehren mußte. Dieser anfangs höchst peinliche Eindruck ward ihm jedoch heilsam, denn er lehrte ihn, daß er noch nicht gänzlich von allem Leben losgelöst war, da er die Berührung des Todes schmerzlich empfand; einiges Nachdenken beruhigte ihn.

So kam endlich die Reihe auch an ihn. Seit dreißig Jahren nun lebte er im Kloster; er war fünfundsechzig Jahre alt, ein Alter, das bei den Trappisten nie überschritten, nur selten erreicht wird. Eine große Schwäche überkam ihn; er fühlte, und mit ihm seine ganze Umgebung, daß seine Stunde geschlagen habe und bereitete sich ergebungsvoll, das große Ceremoniell, welches den Todeskampf der Trappisten begleitet, über sich ergehen zu lassen.

Wie die Regel es erheischte, ward er in die Kapelle hinabgetragen und dort, von sämmtlichen Brüdern umgeben, auf einen Strohhaufen gebettet, um die Sterbesacramente zu empfangen. Der Abt in violetter Stola, das Kreuz in den Händen haltend, sprach die Sterbegebete; auf den Knien liegend, antworteten die Mönche. Als die Gebete beendet waren, neigte der Abt sich zu dem Sterbenden herab, der still, mit starren Augen dalag, und beschwor ihn ganz leise:

„Sprich mein Bruder. Es ist hier vorgekommen, daß das Gehirnmus eines Verbrechens bis zur Todesstunde bewahrt wurde und erst mit dem letzten Athemzug den Lippen des Sterbenden entflohen ist. Sprich, Gott hört dich und verzeihet dir . . ."

„Mein Vater," sprach der Sterbende, der wenige Augenblicke später eine Leiche war, „mein Vater — ich glaube nicht an Gott."

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmannasse Nr. 20, empfiehlt seine **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Permanente **Möbelausstellung** **Ed. Trinkl** Atelier für Wohnungseinrichtungen IX. Hahnenstrasse 68—71. Südbahn-Haltestelle: Aussichtsstrasse. Neue Wr. Tramway: Hausenbergerstrasse. Geöffnet: Montag, Dienstag und Donnerstag von 10 bis 8 Uhr. Freitag, Samstag, Sonntag und Donnerstag 60 Heller.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 14. December 1901. Nummer 376.

Selbstwiderlegung.

Den Gegnern neuer Verfassungsexperimente hat Herr v. Koerber die Widerlegung seiner letzten, seiner berüchtigten Staatsstreichrede sehr leicht gemacht. Er hat sie nämlich selbst schon einmal widerlegt. Es ist noch gar nicht lange her. Die jüngste Rede des Herrn v. Koerber ist gar kein Original, sondern eine — gestehen wir's gleich im voraus ein — recht plumpe Copie einer fremden Rede, der Rede, die Fürst Georg Lobkowitz am 2. März d. J. in der Adreßdebatte des Herrenhauses gehalten hat. Jene Rede des Fürsten Lobkowitz aber hat Herr v. Koerber damals ganz gut widerlegt, soweit seine hinterthürenreiche Art von Beredsamkeit einen logischen Gedankenaufbau überhaupt zuläßt. Er hat damals den Fürsten Lobkowitz abgeführt. Herr v. Koerber hat aber seither die Ideen des Fürsten Lobkowitz nicht nur übernommen, sondern ganz nach Art der Neophyten nur noch maßlos vergröbert. So können uns jetzt die von Herrn v. Koerber inzwischen ganz, aber, wie es scheint, auch von dem größten Theile der Oeffentlichkeit schon halb vergessenen Argumente, mit denen er damals dem Fürsten Lobkowitz entgegengetreten ist, als Erwiderung auf seine neueste Rede dienen.

Wovon Fürst Lobkowitz damals sprach, das war die „Rettung des Staates" vor den Gefahren des Centralparlaments. Nicht als ob Fürst Lobkowitz diese Rettung empfohlen hätte. Bewahre! Unsere Staatsstreicher sind alle vorurtheilslose Jesuiten, und wenn sie vom Staatsstreich reden, geschieht dies nicht in der Art begeisterter Politiker, die etwas wollen, sondern nur in der Art weitschauender Propheten, die mit der vollen Objectivität eines durchdringenden Intellects Dinge kommen sehen, die sie im Grunde gar nicht herbeiwünschen. Dieser Trie war der Rede des Fürsten Lobkowitz ebenso unterlegt wie ihrer Koerber'schen Nachahmung. Auch Fürst Lobkowitz also hatte nur den einen Herzenswunsch, „daß die Arbeitsfähigkeit des Parlaments wiedergewonnen und erhalten werde", und er erklärte es als „eine patriotische Pflicht eines jeden Mitgliedes der Reichsvertretung" und der Regierung, „redlich und mit aller Kraft daran mitzuarbeiten" — genau so, wie es jetzt auch Herr v. Koerber bethenert hat. Leider nur konnte Fürst Lobkowitz an eine dauernde Gesundung des Parlaments nicht recht glauben, und er war ganz „traurig" darob, sowie auch jetzt Herr v. Koerber bei Betrachtung dieser „betrübenden Erscheinung" die conventionelle Krokodilsthräne nicht unterdrücken konnte. Wenn aber das Centralparlament versagt, dann wird es nöthig sein, das „Staat zu retten". In dieser Voraussage stimmen Original und Copie wörtlich überein. Nun kommen aber die Unterschiede, die allerdings nicht zu Gunsten der politischen Capacität des Herrn v. Koerber ausfallen. Denn Fürst Lobkowitz, der Politiker, entwickelt ein ganz concretes, sein allbekanntes altes, föderalistisch-absolutistisches Staatsrettungs-, soll heißen Staatsstreichprogramm, während Herr v. Koerber, der überzeugungslose Carrièrist, alle erdenklichen Sorten von Staatsstreichen aufzählt, ohne sich vorschnell für eine von ihnen zu entscheiden. Das ist ein Unterschied zwischen den beiden, einander sonst so ähnlichen Reden. Aber auch ein anderer Unterschied besteht, der noch charakteristischer ist. Fürst Lobkowitz vergißt nämlich nicht die einigermaßen abschreckende Versicherung beizufügen, daß er den Minister „gewiß nicht beneide", den die „große Verantwortung" für die Ausführung des Staatsstreichs treffen wird. Fürst Lobkowitz, der sich als Vicekönig von Böhmen fühlt, strebt nämlich nicht nach der Ehre, Ministerpräsident in Oesterreich zu werden, sowenig als — si licet — etwa der König von Württemberg sich darnach sehnt, einmal deutscher Reichskanzler zu werden. Wie ganz anders aber spricht Herr v. Koerber von der zukünftigen Staatsstreichregierung? „Di'e Regierung" — „die ernsteste und gewissenhafteste," als welche er sie im voraus preist — „diese Regierung" — er kann ihr, ohne sie zu kennen, im voraus nicht genug Muth zusprechen — „diese Regierung ist für alle Zeiten entlastet, vor der Verurtheilung durch die Geschichte gesichert, ja" — man höre! — „sie kann unter Umständen mit vollem Recht als die Retterin des Staates aufgefaßt werden". Herr v. Koerber beneidet also die zukünftige Staatsstreichregierung schon heute um ihren unverwelklichen Lorbeer, und er müßte ein pflichtvergessener Staatsdiener sein, wenn er sich dereinst nicht bereit erklären sollte, der „für alle Zeiten entlastete" Retter des Staates zu werden, falls dieser ehrenvolle Ruf an ihn ergeht.

Seit der neidlosen Staatsstreichrede des Fürsten Lobkowitz scheint sich eben Herr v. Koerber in die Rolle des künftigen Staatsstreichministers sehr tief hineingedacht zu haben. Damals war sie ihm freilich noch fremd und neu, und wenn er der ersten Empfindung, die ihm die Staatsstreichidee damals erregte, heute mißtraut, so ist doch, nach dem bekannten Sprichwort, nur anzunehmen, daß jene erste Empfindung, die Herr v. Koerber in jener Herrenhausdebatte den Staatsstreichplänen des Fürsten Lobkowitz entgegensetzte, die richtige war. Herr v. Koerber war es, der damals dem Fürsten Lobkowitz erwiderte, daß nur „Geduld und Beharrlichkeit zum Ziele führen könne," und ihn beruhigte, daß, wenn wir auch „ärmer an Vermögen aus diesem Kampfe hervorgehen" werden, „die gewiß einer organischen Entwickelung fähigen verfassungsrechtlichen Einrichtungen diesen Kampf unversehrt überdauern werden". Und nicht minder war es Herr v. Koerber, der den Staatsstreichplan das ernste Wort der Warnung zurief: „Vor allem, meine Herren, nur keine neuen Fragen, wenigstens von Seite der Regierung nicht. . . . Ich bin der Ansicht, daß die Sorgen des Augenblicks uns davor hüten sollten, jetzt noch solche (nämlich Verfassungs-) Fragen zur Discussion zu stellen."

So besonnen hat Herr v. Koerber noch im März gesprochen, und jetzt im December hat er über ein paar Dringlichkeitsanträgen nicht nur alle „Geduld und Beharrlichkeit", sondern vollends den Kopf verloren und gibt von der geschlichten, von der Seele des Ministerpräsidenten aus die Staatsstreichrede des Fürsten Lobkowitz in zehnfacher Vergröberung wieder. Das hat uns gerade noch gefehlt. Der „Sorgen des Augenblicks" haben wir noch nicht genug. Budget, Ausgleich, Zolltarif, Handelsverträge, Sprachenfrage, wirtschaftlicher Niedergang: die Summe des möglichen Elends ist noch nicht voll. Eine Regierung haben wir gebraucht, die auch die Verfassungsfrage aufwirft, mit Belagerungszustand, Staatsgrundgesetzbeseitigung und der abschießenden „Diversion nach außen" im Hintergrund! Eine unbesonnenere That, als es diese Rede des Herrn v. Koerber war, hat seit Hohenwart 1871, mit Ausnahme des Grafen Badeni, vielleicht noch keine österreichische Regierung begangen. Es ist das Unglück dieses Landes, daß es noch immer den staatsrechtlichen Gleichgewichtszustand nicht gefunden hat, weil in diesen fünfzig Jahren so oft Verfassungen gebrochen worden sind. Aber in den letzten dreißig Jahren haben die Regierungen, durch die traurigen Erfahrungen früherer Verfassungsexperimente belehrt, wenigstens die staatsrechtliche Stabilität aufrecht zu erhalten sich bemüht. Selbst in den verzweifeltsten Zeiten der Obstruction haben die Regierungen die Verfassung auch nur in Worten offen anzutasten nicht gewagt, und die ganze Täftelei um den § 14 hat nur den Zweck gehabt, den sonstigen Wirrwarr nicht vollends durch einen staatsrechtlichen Umsturz ins Unabsehbare zu steigern. Und jetzt, kaum daß der schier aus dem Leim gegangene Staat sich mühsam, langsam wieder einzurenken beginnt, steht Herr v. Koerber auf und „prophezeit" mit visionärer Glorie den Staatsstreich, nur weil sein menschenmöglichstes Kalendarium, sein „Nothwendigkeitsplan", wie er nur von einem parlamentskundigen Bureaukraten am grünen Tisch ausgesonnen werden konnte, vom Abgeordnetenhaus nicht pünktlich eingehalten worden ist! Uns scheint, Herr v. Koerber dürfte sich sehr irren, wenn er meint, daß ein so frivoler Staatsstreich „vor der Verurtheilung durch die Geschichte gesichert" wäre. Wir meinen vielmehr — und darin glauben wir uns in Uebereinstimmung mit dem Gedankengang von Herrn v. Koerbers eigener Herrenhausrede vom 2 März zu finden — daß, wer in der gegenwärtigen innere- und äußerpolitischen Situation des Reiches wegen solcher Lappalien einen Staatsstreich planen würde, nicht in die Ruhmeshalle der Geschichte, sondern in ein Zucht- oder in ein Narrenhaus gehört. K.

Das Polenthum nach zwei Fronten.

I.

In den letzten Wochen geht es in Lemberg recht geräuschvoll zu und manches Echo dieser Geräusche klingt weit über die Grenzen Galiziens, ja Oesterreichs hinaus. Es dürfte vielleicht interessant sein, in die Psychologie dieser Geräusche etwas tiefer einzudringen.

Digitized by Google

Ein mächtiger Aufschrei der Entrüstung geht durch das polnische Volk. In Preußen sind Thatsachen geschehen, welche an die Zeiten des blutigen Martyriums der polnischen Nation in den Jahren 1831 und 1863 gemahnen. Der geradezu gefolete Begriff des Nationalitätsstaates hat die preußische Regierung sowie einen großen Theil der reichsdeutschen Gesellschaft zu einer wahren Exterminationspolitik gegen das Polenthum geführt. Die Germanisation der polnischen Landestheile wird mit allen Mitteln betrieben: vermittels einer reich dotierten Colonisationscommission, deren Ausgabe es ist, alle zum Verkauf angebotenen polnischen Güter aufzukaufen und unter günstigen Bedingungen an deutsche Colonisten zu parcellieren; vermittels offizieller Aenderung alter polnischer Ortsnamen in deutsche; vermittels vollständiger Germanisierung der Aemter und der Schulen; schließlich vermittels einer stufenweisen Verdrängung des polnischen Elementes aus allen Feldern öffentlicher Thätigkeit, ja sogar privaten Erwerbes (bekannte Ausweisungen polnischer oder überhaupt österreichischer Arbeiter und Erwerbsuchender aus Preußen in den letzten Jahren). Diese Politik, anfänglich von Bismarck inauguriert und von der Regierung allein betrieben, ist nachgerade in einen nationalen Kampf ausgeartet, an welchem beiderseits alle Bevölkerungsschichten mit beispielloser Erbitterung, wenn auch mit sehr ungleichen Kräften, theilnehmen. Die Polen haben zum Kampfe gegen die Colonisationscommission und gegen Privatbetrügen entstandene Landesbank in Posen organisiert und arbeiten auch in Galizien sowie in Russisch-Posen eifrig daran, ihre großpolnischen Brüder in dem Kampfe gegen die Germanisation sittlich und materiell zu stärken, organisieren öffentliche oder geheime Comités „der nationalen Vertheidigung", sammeln Beiträge oder äußern wenigstens ihre Gefühle in Manifestationen, Preßstimmen u. s. w. Unter den Deutschen in Posen hat sich aus der Initiative dreier deutscher Großgrundbesitzer, Hansemann, Könnemann und Tiedemann, ein privates Consortium zur rücksichtslosen Bekämpfung des Polenthums, wie es offiziell heißt, „zur Wahrung der Ostmark des preußischen Königreiches" gebildet.*) Dieses Consortium, welches auch von der Regierung unterstützt wird, arbeitet mit allen Mitteln „der modernen Cultur in diesen hässlichsten aller Culturkämpfe, bei dem es sich doch um keine Cultur, sondern um die Kürzung der heiligsten Rechte der Mitbürger im Namen einer verkehrten Doctrin vom egeluspielen Nationalstaate handelt.

Nun sind in den letzten Monaten auf diesem unseligen Kampfplatze Thatsachen vorgefallen, wohl geeignet, einen Theil jener Sympathie, deren sich bei den Reichsdeutschen die heldenmüthigen Buren erfreuen, auch anderswohin zu lenken. Das preußisch-Unterrichtsministerium hat durch einen Erlass den letzten Rest des polnischen Unterrichtes, den polnischen Religionsunterricht und polnische Gebete in den Volksschulen, beseitigt. Obwohl nun deutsche Schullehrer in katholischen Schulen ebenfalls Katholiken sind, hat der Erlass doch außer dem formell pädagogischen einen religiös-confessionellen Beigeschmack erhalten, erweckte Gefühle und entfesselte Leidenschaften, welche vor allen der Volksschule immer fernbleiben sollten. Die polnische Geistlichkeit protestierte dagegen: unter polnischen Frauen fanden sich viele, welche bereit waren, den officiell verfehmten Unterricht in polnischer Sprache den Kindern privatim zu ertheilen; auch in der Presse erhoben sich Stimmen dagegen. Die Regierung griff zu Repressalien. Polnische Redacteure wurden durch Hausdurchsuchungen, Processe und Arreststrafen drangsaliert, auch Frauen, welche eigenmächtig und ohne Concession polnischen Unterricht ertheilt hatten, wurden processiert und Freiheitsstrafen verurtheilt. Endlich nahm man die Schuljugend aufs Korn: polnische Gymnasialschüler wurden maßregelt, auf die Anklagebank gezerrt und wegen angeblicher Geheimbündelei und großpolnischer Propaganda verurtheilt.

In den letzten Monaten kamen noch zwei drastische Thatsachen hinzu. Ein polnischer Journalist, aus Galizien gebürtig, Dr. Rakowski, welcher einige Zeit in Preußisch-Polen thätig war und stark oppositionelle Artikel in einer polnischen Zeitschrift veröffentlicht hatte, später aber nach Lemberg zurückgekehrt war, wurde von preußischen Polizeiagenten verurteilt eines gefälschten Briefes nach Breslau gelockt, dort verhaftet und zu zwei Jahren Gefängnis verurtheilt. Einige Tage vor diesem Processe spielte sich in Gnesen ein anderer, wahrhaft haarsträubender Proceß ab. In dem Städtchen Wreschen wurden polnische Schulkinder, welche sich weigerten, die Gebete deutsch herzusagen, von dem Schullehrer grausamlich gepeinigt. Die Eltern der misshandelten sowie protestierten gegen diese barbarische Pädagogik, wurden dafür verhaftet, vor Gericht gestellt und zu harten Geldstrafen verurtheilt; eine christliche Frau Pilarska bekam zwei Jahre und wurde gegen Caution erst dann auf freien Fuß gesetzt, als die Aerzte erklärten, ihrem Leben drohe eine ernste Gefahr.

Das sind die Thatsachen, welche in den laufenden polnischen Herzen einen mächtigen Widerhall fanden und unter anderem auch einige, übrigens recht harmlose Straßendemonstrationen verursachten. Man erhob Entrüstungsschreie vor dem Hause, wo sich das deutsche Consulat befindet — und nichts mehr. Die Polizei zeigte sich außerordentlich wachsam und ließ jegliches ernstere Auftreten zu verhüten; nicht eine Fensterscheibe wurde zerstört. Im Gegentheil, eine, und dazu noch im voraus ganz harmlose Demonstration — die der Schuljugend unterer Classen — welche am Sonntag nach dem Gottesdienste paarweise, patriotische Lieder singend, in die Gegend jenes Hauses kam, wurde von der Polizei ganz barbarisch auseinandergesprengt, fast hundert Kinder wurden von den Polizisten niedergeschlagen, mit den Füßen getreten und sonst mattraitiert, ein Dutzend ganz unschuldig verhaftet und dann von den Schulbehörden mit 16- bis 168stündigem Carcer bestraft. Das Ernsteste an diesen Demonstrationen dürfte vielleicht dieses sein, dass sie auch den Gedanken gezeitigt haben, jegliche Handels- und Geschäftsverbindungen mit reichsdeutschen Firmen abzubrechen, und dass sie den verschiedensten Organisationen der nationalen Vertheidigung gegen das Preußenthum Tausende neuer Mitglieder zuführen werden. Die Collecte für die Opfer des Wreschener Processes ergab in Lemberg allein bis jetzt an die 30.000 Kronen. Mit einem Wort — im Dulden, im solidarischen und spontanen Reagieren gegen die angethane Unbill zeigt sich die polnische Nation jetzt wie immer bewunderungswürdig.

II.

Gleichzeitig mit den oben geschilderten Vorgängen war Lemberg der Schauplatz eines anderen, weniger lauten, womöglich aber noch mehr folgenschweren, jedenfalls recht charakteristischen Vorganges.

Wie bekanntlich, existiert in Lemberg eine Universität, weniger berühmt durch wissenschaftliche Leistungen ihrer Professoren (obwohl es hier recht achtungswerte Ausnahmen gibt), als dadurch, dass sie seit Decennien die Brutstätte der meisten polnischen Minister und Politiker ist. Es genügt die Namen Eusebius Czerkawski, E. Rittner, L. Bilinski, L. Piontak, Graf Piniński, Adalbert Dzieduszycki, Rosskowski, Wielowiejski, Gwiklinski zu nennen — sämmtlich Professoren oder Docenten dieser Universität — um ihren größten Ruhmestitel und ihre Bedeutung für die innere Geschichte Oesterreichs zu kennzeichnen. Der Historiker wird noch manches Bemerkenswerte an dieser Alma mater finden. Von Joseph II. vornehmlich zur Hebung der Cultur Galiziens gegründet, von Franz I. zu ausgesprochenen Germanisationszwecken im Jahre 1818 erneut, erwachte sie plötzlich 1848 als die Brutstätte des glühendsten polnischen Patriotismus und wurde vom General Hammerstein bombardiert. Im Jahre 1849 wurde sie officiell als utraquistisch, polnisch-ruthenisch anerkannt, doch herrschte auf den meisten Kathedern die deutsche Vortragssprache bis zur Zeit der autonomen Polonisation im Jahre 1868, ja, auf einzelnen Kathedern der juridischen Facultät noch weit in die Siebzigerjahre hinein. Gleichzeitig mit der autonomistischen Aera kam aber die officielle Anerkennung der utraquistischen, polnisch-ruthenischen Charakteres der Universität; diese Anerkennung fand auch ihren thatsächlichen Ausdruck in der Creierung mehrerer Katheder mit ruthenischer Vortragssprache.

Jahre vergingen. Die Zahl der ruthenischen Hörer an der Lemberger Universität wechste sich; gleichzeitig aber steigerte sich bei den polnischen Machthabern, auch den politisierenden Professoren, das Gefühl nationaler Exclusivität und Intoleranz. Immer lauter und nachdrücklicher wurde betont, die Lemberger Universität sei eine polnische Universität. Durch Jahre und Jahre Professoren erteilen ruthenische Katheder wurden jahrelang nicht besetzt; ruthenischen Gelehrten, welche sich an dieser Universität habilitieren wollten, wurden verschiedene Hindernisse in den Weg gelegt: entweder wurden ihre wissenschaftlichen Arbeiten herumtergerissen, obwohl sie mit denselben an anderen Universitäten ohneweiters die venia legendi erhielten, oder die polnische Landesregierung fand ihr Vorleben zu politisch. Unterdessen hatte die unaufhaltsame Entwickelung des ruthenischen Schulweisens, sogar trotz der Aera Bobrzynski, Bedürfnisse und Aufgaben geschaffen, welche nicht länger missachtet werden konnten. Ruthenische Gymnasien führten der Universität immer mehr solche Hörer zu, welche ihre ganze Bildung von Anfang an in ruthenischer Sprache empfangen hatten, sich die ruthenische Terminologie angeeignet und von denen viele auch im praktischen Leben, als Advocaten, Gymnasiallehrer u. s. w., sich der ruthenischen Sprache zu bedienen die Absicht hatten. Nun mussten sie an der Universität plötzlich den ganzen Cursus in der polnischen Sprache durchmachen, sich die polnische Terminologie aneignen, polnische Arbeiten anfertigen, nur um in der nächsten Zeit, nach der Beendigung der Universitätsstudien, diesen Ballast wegzuwerfen und das Gelernte mit derselben Mühe wieder ins Ruthenische umzusetzen. Einfach lustig ging es aber an der theologischen Facultät zu. Hier boten die Polen nur ein geringes Procent der Hörer; dabei sind Polen und Ruthenen von verschiedenem Ritus, und doch wurden nur einige Gegenstände für die Polen polnisch, für die Ruthenen ruthenisch vorgetragen; die meisten Vorträge wurden, damit weder den Polen noch den Ruthenen recht geschehe, in einem oft haarsträubenden, unkatholischen Latein vorgetragen, mit welchem ruthenische

Geistliche später nie etwas zu schaffen haben. Kein Wunder, dass bei dem erstarkten nationalen Bewusstsein und bei der Ernsthaftigkeit des wissenschaftlichen Strebens, welche unter der ruthenischen Jugend im letzten Decennium rege wurden, der Ruf nach einer eigenen ruthenischen Universität immer lauter wurde. Die Agitation in dieser Richtung, im Jahre 1895 angefangen, erweckte unter dem ruthenischen Volke, in Oesterreich, wie in Russland, einen sympathischen Wiederhall. Die Nation, durch unglückliche, politische Umstände in eine unterdrückte, unwürdige Lage gerathen, wird in bis jetzt als unzivilisiert und kulturlos von ihren denselben behandelt, welche sie mit Gewalt oder mit politischen Künsten von den Quellen der Civilisation fernzuhalten suchen. Und so ist leicht zu begreifen, dass der Besitz einer eigenen Universität für eine solche Nation als die erste Stufe der selbständigen kulturellen Entwickelung betrachtet wird, als erste sichere Bürgschaft dafür, dass es der ukrainischen (ruthenischen) Nation vergönnt sein wird, auch weitere Stufen der nationalen Entwickelung zu erklimmen.

Die Agitation für diesen Gedanken war buchaus legal. Es wurden Studentenversammlungen einberufen, Resolutionen gefasst, Denkschriften ausgearbeitet und gleichzeitig mit der Anschaffung von Fonds für Stipendien zur Ausbildung der Docenten begonnen. Ein ukrainischer Universitätsprofessor machte mit einer namhaften Summe von 100.000 Kronen den Anfang; kleinere Spenden folgten, größere wurden in Aussicht gestellt. Alles dies hob den Geist der ruthenischen Jugend empor, spornte zu ernster, wissenschaftlicher Arbeit an, belebte die Hoffnungen auf eine bessere Zukunft der solange vom Schicksal schwer heimgesuchten Nation. Alle diese Aeußerungen größerer nationaler Belebung bei der ruthenischen Jugend sanden bei den polnischen Universitätsprofessoren keine Beachtung. Die meisten politisierenden Herren wussten gar nichts davon, andere betrachteten die Sache mit scheelen und mißgünstigen Augen; es fehlte auch nicht an Verdächtigungen, alles sei eine verdeckte moskovitische oder wenigstens eine ausgesprochen polenfeindliche Arbeit, gegen die man sich auf Vertheidigungsfuß stellen soll. Diese Meinung gewann allmählich die Oberhand. Man ließ es zwar bei gewissen seltenen Gelegenheiten an süßen Worten an die Adresse der „ehrbaren“ Ruthenen nicht fehlen, bekämpfte aber de facto jede nur irgendwie selbständige Regung des ruthenischen geistigen Lebens, wenn nicht mit administrativen Mitteln, so doch wenigstens mit Anschwärzungen, Verdächtigungen, mit Spott, im besten Falle mit Todtschweigen. Es ist ja leicht zu begreifen, dass der Stärkere, wenn er sich vor dem Schwächeren zu vertheidigen meint, sehr leicht und unbemerkt zum Angreifer wird. So geschah es in Ostgalizien mit Russen und Polen; genau so geschah es zwischen Polen und Ruthenen. Nur haben die Polen in Galizien weit bequemer. Wenn die Preußen da oben polnische Kinder mißhandeln und polnische Mütter und Jungfrauen einsperren, so denken sie gar nicht daran, die moralische Verantwortung dafür von sich abzuwälzen und suchen sich nur durch so oder so stilisierte ratio status zu rechtfertigen. Für die galizischen Polen dient aber die österreichische Staatsverwaltung als der beste Prügeljunge. Wird einmal von polnischen uniformierten Patrioten irgend eine Niederträchtigkeit am Volke begangen, werden Bauern wegen der Wahlen todtgeschossen oder jahrelang im Kerker gemalt oder arme Leute mit Steuerexecutionen gequälen, so sind es immer österreichische Beamte, die mit dem echten Polenthum nichts zu schaffen haben oder es sind österreichische Gesetze, österreichische Vorschriften, die Schliche österreichischer Bureaukratie daran schuld. Gibt es aber etwas Gutes im Lande, haben z. B. die Ruthenen in Galizien eine halbwegs erträgliche Vor-, Druck- und Unterrichtsfreiheit in ihrer Sprache, haben sie ein paar hundert Volksschulen, vier Gymnasien, etliche Universitätslehrkanzeln, eine eigene Literatur u. s. w., so haben sie das einzig und allein dem Edelmuthe der Polen zu danken. Leider wissen es die Ruthenen nur zu gut, dass dieser Edelmuth entweder Gitter spendet, die er gar nicht besitzt und nie besaß (so z. B. allgemein österreichische Freiheiten, deren die Ruthenen nicht dank den Polen, sondern mit den Polen, oft aber auch trotz den Polen theilhaftig wurden) oder aber jede Kleinigkeit, jede Schule, jedes geringfügige Stipendium sich erst nach hartnäckigstem, oft mit infamen Mitteln geführtem Kampfe entreißen läßt.

Um wunderbar! In derselben Zeit, als die Neuigkeiten vom polnischen Kampfplatze in Preußen immer düsterer und düsterer lauteten, haben polnische Professoren in Lemberg gleichsam systematisch daran gearbeitet, unter der ruthenischen Universitätsjugend eine von Tag zu Tag wachsende Unzufriedenheit und Erbitterung wachzurufen. Noch vor den Sommerferien geschah es, dass in einer Facultätssitzung der Decan, Prof. Twardowski, dem Prof. Hrushevski, einem Ukrainer, welcher ruthenisch vorträgt und der polnischen Sprache nicht mächtig ist, das Wort verweigerte unter dem Vorwande, er verstehe nicht ruthenisch (was nicht wahr ist), obwohl Prof. Hrushevski bis jetzt in solchen Sitzungen immer nur ruthenisch gesprochen hatte. Die Kunde von diesem Vorgehen gegen einen der beliebtesten Professoren breitete sich unter der ruthenischen Jugend erst nach den Ferien aus. Unabhängig davon stellte die Jugend an den Rector die Forderung, die Universitätsstudien und Formularien sowohl polnisch als auch ruthenisch verfertigen zu lassen. Der Rector versprach es zu thun; als sich aber in der chauvinistischen polnischen Presse ein Lärm darüber erhob, zog er sein Wort zurück und verwies die Hörer an die Decane der betreffenden Facultäten, welche ihrerseits erklärten, nichts in der Sache thun zu können. Die Jugend mußte also polnische Druckorten nehmen, fülle sie aber ruthenisch aus, was ebenfalls nichts Neues war und an der theologischen Facultät z. B. seit Decennien antizipando prakticiert wurde. Nun aber bemerkten zwei Decane: an der philosophischen Facultät (Dr. Finkel) und an der theologischen (r. Fijalek) den Ruthenen die Annahme unter dem Vorwande, sie könnten ruthenisch nicht lesen. Bei den Inauguration des Universitätsjahres vermied der Rector, Prof. Rydygier, mit Absicht jegliche Erwähnung der Ruthenen und sprach demonstrativ nur von der polnischen Universität, von der polnischen Jugend und von der polnischen Tradition. Alle diese Provocationen beantwortete die ruthenische Jugend damit, dass sie für den 19. November eine allgemeine Versammlung ruthenischer Studenten um 12 Uhr mittags in einem Universitätshsaal einberief und auf die Tagesordnung u. a. das Einschreiten bei der Regierung um die Schaffung einer besonderen ruthenischen Universität setzte. Als zweiter Punkt figurierte die Besprechung der Jungferenzede des Prof. Cwiklinski (eines Polsener's) im Wiener Parlamente, welche gegen die nationalen Bestrebungen der Ruthenen gerichtet war. Die Universitätsbehörde strich diese beiden Punkte der Tagesordnung, versetzte die Zeit der Versammlung von 12 auf 7 Uhr abends, um die Theologiehörer, welche in dieser Zeit im Seminar sitzen, an der Theilnahme zu hindern, und wies für die Abhaltung der Versammlung den kleinsten Hörsaal an. Dadurch trieb sie die Jugend auf den illegalen Weg. Um 12 Uhr des genannten Tages kamen mehr als 600 ruthenische Hörer zusammen und versammelten sich im größten Hörsaale, wo gewöhnlich Studentenversammlungen abgehalten werden. Der Saal war so vollgestopft, dass es gar nicht möglich war, von der Thür zum Katheder vorzudringen; eine Menge Hörer musste auf dem Corridor stehen bleiben. Kaum hatte die Versammlung begonnen, als plötzlich Prof. Twardowski, gegenwärtig Prodecan der philosophischen Facultät, in Begleitung einiger anderer Docenten kam und den Weg ins Innere des Saales zu forcieren begann. Das Erscheinen des am meisten chauvinistisch gesinnten Professors, das rücksichtslose Stoßen und Drängen seiner Begleiter riefen einen Sturm der Entrüstung hervor: mit Hinaus!-Rufen und höllischem Lärm wurden die Herren zum Saale hinausgedrängt und die Versammlung wurde weiter abgehalten. Doch der Professoren' gaben nicht Ruhe. Sie riefen per Telephon den Rector Rydygier herbei, und nach einer Viertelstunde begann von neuem der Eroberungszug in den vollgestopften Saal; Universitätsbedelle bildeten die Vorhut, in erster Linie marschierte derselbe Prof. Twardowski, nach ihm andere Docenten, der Rector hintenauch als Triarius. Der Empfang war diesmal noch schlimmer: im Gedränge kam es zu Thätlichkeiten zwischen Pedellen und Studenten; der Rector konnte nicht einmal den Saal betreten, und die Herren mussten auch diesmal leer abziehen. Die Versammlung wurde nun ruhig beendet, die Jugend zog in einem langen Zuge durch die Gassen, die Collegen von der theologischen Facultät ins Seminar geleitend, und die Demonstration hatte ein Ende.

Es muss hier gleich constatiert werden, dass von irgendwelcher thätlichen Mißhandlung polnischer Professoren durch ruthenische Studenten, von einer Prügelei oder sonstigem Unfug bei der ganzen Geschichte nicht einmal die polnischen Zeitschriften zu berichten wussten. Keine einzige Fensterscheibe wurde zertrümmert, kein einziger Student wurde irgendwo verhaftet oder polizeilich belangt. Und wenn trotzdem die ruthenische Studentendemonstration von der polnischen Presse als eine unerhörte Barbarei, als ein Ausbruch der beispiellosen Roheit und des glühenden Polenhasses ausgeschrien wurde, wenn sogar im ersten Augenblicke einzelne Herren vom Lemberger Professorencollegium die betreffenden Sphären in Wien und den Minister Hartel in derselben Weise informierten (zur Ehre des Senats sei es hervorgehoben, dass er es nicht that), so war es eher der Ausdruck des eigenen bösen Gewissens oder der natürlichen Verblendung der betreffenden, als treue und objective Wiedergabe der Thatsachen. Minister Hartel ließ es sich angelegen sein, telegraphisch, noch ehe er vom Senat eine getreue Schilderung der Thatsachen empfangen hatte, den ruthenischen Studenten eine fulminante, ganz im polnisch-chauvinistischen Geiste redigierte Rüge zu ertheilen und vom Senat eine strenge Untersuchung, sowie eine möglichst strenge Bestrafung der Excedenten zu fordern. Der Senat delegierte eine Untersuchungscommission, welche — es ist wieder sehr charakteristisch! — zugleich mit den ersten Beschuldigten die ruthenischen Universitätsprofessoren verhörte, sie gleichsam als moralische Urheber der Demonstration betrachtend. Mit den Studenten beliebte sich die Commission nicht lange: es wurden kaum ein Dutzend vorhört, und außer der einen Allegalität — der Abhaltung der Versammlung zu unerlaubter Zeit und mit unerlaubter Tagesordnung — wurde nichts Gesetzwidriges

Digitized by Google

constatiert. Trotzdem sich zu dieser Illegalität sämmtliche 600 Theilnehmer der Versammlung freiwillig bekannten, wusste es der Senat mit seinem Gerechtigkeitssinn zu vereinigen, auf der ganzen Masse nur sechs Studenten herauszugreifen, nämlich das Comité, welches die Versammlung einberufen hatte und dessen Mitglieder am Tumult möglicherweise gar nicht theilgenommen hatten — und diese sechs wurden mit Relegation bestraft.

Ehe noch dieses judicium leoninum rechtskräftig wurde, unternahm der Senat weitere Pacificationsversuche. Die ruthenischen Professoren wurden deautragt, beruhigend auf die Jugend zu wirken, und gleichzeitig ließ der Rector einen Aufruf in polnischer Sprache drucken und an der Universitätsthür anheften, worin von den ruthenischen Demonstrationen als von einer unerhörten Roheit, Barbarei und Culturlosigkeit spricht und die polnische Jugend anruft, ruthenische Uebergriffe gegen die polnische Wissenschaft und deren Vertreter mannhaft abzuwehren. Das war die Pacification, wie Herr Abgzier sie versteht. Dass die polnische Presse diese Gelegenheit benutzte, um ein unerhörtes Gezeter über ruthenische Barbarei zu erheben, versteht sich von selbst. Das Organ des Statthalters Grafen Piniński, „Gazeta Narodowa", ging in diesem Chorus voran und zögerte nicht, die polnische Universitätsjugend gegen die ruthenischen Collegen zu verhetzen; natürlich fand sich auch ein Theil der polnischen Universitätsjugend zu einer solchen Hetze bereit. Nur einzelne polnische Organe, wie der socialdemokratische „Naprzód", „Kurjer Lwowski" und „Monitor", der fortschrittliche Theil der polnischen Jugend, ein Theil der polnischen Emigration, sowie die nationalgesinnte (zionistische) jüdische Jugend ließen sich durch das Gezeter nicht irre machen und bekannten laut, dass die Forderung der Ruthenen nach einer eigenen Universität ganz natürlich und berechtigt sei und dass die Schaffung einer bejonderen ruthenischen Universität in Lemberg für den polnischen Besitzstand kein Verlust sei, im Gegentheil aber der polnischen nationalen Sache einst sehr nützlich sein kann.

Leider verhallten diese Stimmen im Gezeter der aufgeregten Leidenschaft. Der Aufruf des Rectors zeigte den ruthenischen Studenten, die Hoffnung auf eine gerechte und objective Beurtheilung ihrer Angelegenheit seitens der Universitätsbehörde sei leer. Es fehlte nicht an Hetzern, welche Gerüchte ausstreuten, die Ruthenen werden die Vorträge missliebiger Professoren stören und darum werden polnische Studenten mit Revolvern und Dolchen bewaffnet in die Hörsäle kommen. Die ruthenischen Studenten sahen ein, dass ihr weiteres Verbleiben an dieser Universität moralisch unmöglich sei, und verließen dieselbe — 600 an der Zahl, um 200 mehr, als die Gesammtzahl der Hörer der altehrwürdigen Alma mater Jagellonica in Krakau beträgt.

Also geschehen gleichzeitig mit den polnischen antipreußischen Demonstrationen wegen der Processe in Gnesen und Posen. Wehe der Nation, welche die Lectionen ihrer eigenen Geschichte auch jetzt nicht versteht, sowie sie dieselben seit Jahrhunderten nicht zu verstehen vermocht hat!

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Eine Wiener Lehrerforderung.

Echo aus der Provinz.

In der Nummer 373 der Wochenschrift „Die Zeit" hat ein Wiener Lehrer, Rudolf Hawel, das Wort ergriffen, um die „Geschichte der Wiener Lehrerbewegung" zu schildern. Der Artikel kommt zu einem sonderbaren Schlusse, der sowohl inhaltlich, als auch in seiner Form von der Provinz nicht unbeachtet und unwidersprochen bleiben darf.

Gleich zu Eingang seiner Arbeit bemerkt Hawel, dass die „Wiener Lehrerschaft dafür bürgen müsste, was die Verhältnisse und die sinkende liberale Partei aus ihr gemacht haben." Diese „Buße" soll darin bestehen, dass man ihr den Vorwurf politischer Gesinnungslosigkeit macht. Nach Hawel kann die Wiener Lehrerschaft nichts für ihre politische Gesinnungslosigkeit, nur die Verhältnisse und die sinkende liberale Partei hätten die Schuld zu tragen. Wohl bestimmen Verhältnisse den Menschen, besonders in den Jahren jugendlichen Reifens, männliche Ueberzeugung jedoch hat meiner Ansicht nach mit den Verhältnissen nichts zu schaffen. Dass aber eine kurzsichtige, halt- und kraftlose Partei irgend welchen Zwang auf eine geistesfreie Masse ausüben in der Lage sei, wird wohl von Hawel behauptet. Schwerlich gibt es die verschiedenen politischen Wandlungen des Wiener Lehrerstarr-Protests zu, das Taumeln aus dem demokratischen und liberalen Lager zu dem Heerbanner der „Antiliberalen", der Deutschnationalen, Socialdemokraten und Christlichsocialen. Wenn Hawel gewichtige psychologische Gründe für diese mucherte, in der Geschichte der deutschen Lehrerschaft überhaupt einzig dastehende Haltlosigkeit hätte angeben können, wenn er mit kräftigen Strichen den local geschichtlichen Hintergrund und die verworrene, socialpolitische Arena gezeichnet hätte, wenn er die moralische Verwahrlosung seiner Zeit und Stadt als Ursache für jenen Wandel hätte angeben können, man hätte ihm geglaubt. Das aber ist ihm nicht gelungen, vielmehr, er hat es nicht versucht, andere als seichte Gründe anzugeben. Wie, ist in den Provinzen etwa mehr Freiheit gewesen, als in Wien? Hat in Böhmen und Mähren etwa politische Höhenluft geweht? Wie, oder waren hier die Lehrer auf Rosen gebettet? Hat man sie besser bezahlt als die Wiener? Ihnen mehr politische Bewegungsfreiheit eingeräumt? Nein und ewig nein! Wenn je von einer liberalen Knute und von liberalem Hungerzwang geredet werden kann, so ist es in der Provinz, ist es in Böhmen und Mähren der Fall, heute noch und gestern und vor zwanzig Jahren. Die deutsche Lehrerschaft ist aber hier den idealen Principien echten Freisinns nie untreu geworden und wenn so, wie sich die Luegerei ein über die Sudetenprovinzen ausbreiten konnte, so konnten auch niemals die specifischen Wiener Spielarten der Lehrer, die christlichsociale und die socialdemokratische, in unsere Reihen dringen. Ein Lueger ist bei uns ebenso unmöglich wie etwa ein Täubler, ein Kundi, ein Tomola, ein Moser. Und dabei drückt unser materielles Loos härter als das der Wiener, unsere Bezirkshauptleute und Bezirksschulinspectoren haben die liberale Schulung trefflich behalten und Gendarmen sind die Beaufsichtiger des politischen Verhaltens der Landlehrer. Wie lange ist es denn her, dass man im Mährisch-Trübauer Bezirke einen Lehrer in Disciplinaruntersuchung zog, weil er im Wirtshause sich einfach als Deutschnationaler bekannte? Wie viele Jahre sind denn verflossen, seitdem man in einzelnen Bezirken Südböhmens den Lehrern das Verlassen des Schlorkrtes an Freinachmittagen, Sonn- und Feiertagen ohne Urlaubsbewilligung untersagte? Drei Jahre vielleicht. Und hat man es in Wien jemals gewagt, den Lehrern einen andersprachigen Unterricht (Französisch) ohne Entgelt aufzubürden, bloß weil die Unglücklichen so unvorsichtig waren, sich die staatliche Lehrbefähigung zu holen und noch nicht volle 30 Lehrstunden wöchentlich hatten? Die biederen Neutitscheiner, von denen bekanntlich einer so klug ist, wie 99 Juden und 1 Zigeuner, haben es versucht. Sie wussten ja, in wessen Hand die Schule war. Kennt man je in Wien einen Fall, wie den in Iglau, wo der Bezirksschulrath die Functionäre eines ihm gar nicht unterstehenden Lehrervereines bestrafte, weil sie einen ihm nicht genehmen Beschluss vertraten und die Vereinsprotokolle nicht ausliefern? Ist der Rissolbuxer „Fall" mit dem prächtigen Bezirkshauptmann in Wien bekannt? Er hat sich erst vor zwei Monaten abgespielt. Nein, in Wien kennt man ihn gewiss nicht, in Wien liest man keine Lehrerblätter aus der Provinz.

Diese Liste könnte mühelos ins Unendliche verlängert werden und jeder, der die Verhältnisse kennt, wird damit übereinstimmen, dass die materielle Lage der Provinzlehrerschaft nicht nur zahlenmäßig, sondern im Verhältnis jedergeit eine bedeutend schlechtere war, als die der Wiener, und dass die freiheitliche Lage bei uns zum mindesten eine ebenso sämmtliche war und ist, wie in Wien, nur mit dem Unterschiede, dass wir keinen Parteistamm kennen. Also die von Hawel angegebenen Gründe sind für die Erklärung der von ihm betrachteten Erscheinung völlig unzulänglich. Schulpolitiker ist Herr Hawel nicht.

Damit aber nicht etwa angenommen werde, ich stehe mit meiner Anschauung allein da, will ich ein Urtheil des bedeutendsten Lehrerblattes der Provinz, der „Freien Schulzeitung" aus Reichenberg (Nr. 22, XXV. Jahrg.), hier anziehen:

„Für uns Lehrer hat diese seine Schrift deshalb betreffs der geistigen Führung vorderhand noch ausgespielt. Denn nicht die Masse der am Mittelpunkte anweisen Zugehörigen allein macht das Haupt eines großen Bundes aus. Was aber ist diesem Haupte in den letzten Jahren entsprungen? Welche neuen Ideen sind uns von Wien gegeben worden, seit Dittes ins Grab sank? Und selbst wenn Dittes heute noch lebte, ein Held macht noch kein Heer aus, am allerwenigsten, wenn diejenigen, die es bilden sollten, den Führer nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, seine Wege verlassen, in persönlichem Gezänke über einander herfallen, die Politik in die Pädagogik setzen und damit den Provinzen ein abscheuliches Beispiel von Zerfahrenheit und Geringschätzung des Standesinteresses geben. Als bei den letzten großen Gemeindewahlen (der Artikel stammt aus dem Jahre 1899) die Wiener Lehrer sich die großartige Blamage holten und auf den christlich-socialen Leim gingen, als dieselben in der blinden Sucht, die liberale Liste zu schlagen, den verkappten Jesuiten, dem Lueger-Regimente zum Siege verhalfen, hat diese Lehrerschaft den schwersten Fehler gethan, der unter solchen Umständen überhaupt möglich war. Nicht, dass sie in die Lumpe Fälle gegangen ist, aber dass sie ohne Rücksicht auf ihre moralische Verantwortlichkeit gegenüber dem Gedanken der Freiheit, der wahren Bildung, gegenüber der gesammten Schule und Lehrerschaft bloß ihrer Interessen gedacht hat, bloß ihre Lage verbessern wollte und nur aus diesen niedrigen Gründen sich direct und indirect an dem Niederreißen des Freiheitsgebäudes betheiligt hat, das war nuchtig ist keine Bezeichnung dafür — das war schmählich ..."

Das ist klipp und klar die Ansicht der „minderwertigen" Provinzlehrer. Noch heute. Mehr denn je. Die Wiener Lehrer haben

keinen Blick ins Weite, kein Verantwortlichkeitsgefühl ihrer Stellung als Lehrer der Residenz, seinen Ernst. Wäre es sonst möglich, dass das Organ des großen deutsch-österreichischen Lehrerbundes von dem letzten schlesischen, böhmischen, mährischen Dorfunterlehrer nebst dem eigenen Provinzblatte gehalten wird, während die über 4000 Wiener Lehrer mit ihrem verhältnismäßig höheren Einkommen 1898 ganze 320 Abnehmer stellten und auf dem niederösterreichischen Lehrertag in Zwettl den Antrag auf Errichtung des Blattes als Bundesgabe einfach in den Papierkorb wandern ließen? Und wenn alles das noch an den Wiener Lehrern nicht wachrütteln ließe, mutet es zu diesem Zweifel angesichts des Hawel'schen Artikels kommen. Mit der ganzen Naivität, dem unbewussten Egoismus des Wieners, deutsch nennt man's anders, decretiert er: „Aus diesen Wirren gibt es nur einen Ausweg: Verstaatlichung der Volksschule. Die Lehrerschaft muss dem Einflusse der politisch so wandelbaren Majorität des Wiener Gemeinderathes entzogen werden.“ Wenn das nicht Hawel wäre, der das sagt, wenn ich in ihm nicht den Dichter ehren würde, angesichts dieser ungeheuerlichen Anmaßung würde ich anders sprechen. Ich will mich blos damit begnügen, darauf hinzuweisen, dass es für Hawel offenbar keine andere Volksschule gibt als die Wiener und keine andere Lehrerschaft als die der zwanzig Bezirke. An die Tausende der Provinzlehrerschaft denkt er nicht. Die Wiener Lehrer sind in einer prekären Lage, in dem Fangeisen der Christlichsocialen, folglich muss die Schule verstaatlicht werden. Ob es denen in der Provinz recht ist oder nicht, die Schule wird verstaatlicht, denn die Wiener sehen keinen anderen Weg aus dem Dornendickicht, in das sie Lueger gejagt sind. Herr Hawel spricht damit die allgemeine Hoffnung eines großen Theiles der Wiener Lehrerschaft höchst unvorsichtig aus. Ganz abgesehen von der gewagten „Mir san mir-Standpunkte“ enthüllt er da die ganze Hoffnungslosigkeit der Wiener, jemals wieder in absehbarer Zeit zu einem freiheitlichen Regime gelangen zu können. Also aus dem Holz ist die Wiener Lehrerschaft? Muth- und hoffnungslos die Flinte ins Korn werfen kann jeder; die Wiener Lehrer dürfen das aber aus doppelten Gründen nicht: einmal, weil sie viel gut zu machen haben und ein andermal, weil sie Männlichkeit bewahren sollen. Gewiss, es gibt gewaltige Streiter in Wien, aber wieder muss es gesagt werden, dass die allein nichts richten werden. Zur Verstaatlichungsfrage hier zu reden, will ich mir erlassen. Nur das sei gesagt: schon lange vor Hawel haben sich die besten Köpfe der Provinzlehrerschaft an diese Frage gewagt, ohne jemals leichtfertig ein Schlagwort in die Massen zu werfen. Monatelang spann sich die Erörterung dieser Frage durch unsere Blätter, und obwohl stets zugegeben werden musste, dass der Lehrperson als solcher nur Vortheile, materielle und sociale, aus der Verstaatlichung erwachsen könnten, hat die Masse, die darbende, gedrückte Masse der Provinzlehrerschaft, diesen Hoffnungsstern ebenso schnell verblichen lassen, als er aufleuchte, weil diese darbende, gedrückte Masse erkannte, dass die Schule unter der Verstaatlichung leiden müsste, die Freiheit der Schule. Und den Provinzlehrern ist die Schule lieber als das Brot.

Nein, Schulpolitiker ist Herr Hawel nicht . . . . . .

Iglau. Josef Trübswasser.

Oesterreich und Russland in der Handelspolitik.

Wie bekannt, endet die Giltigkeit der anfangs der Neunzigerjahre geschlossenen mitteleuropäischen Handelsverträge mit dem Sylvestertage des Jahres 1903. Mit ihnen läuft auch der zwischen Oesterreich-Ungarn und Russland bestehende Meistbegünstigungsvertrag ab, und das Bestreben weiter Kreise, welche an dem Handelsverkehr zwischen den beiden Staaten interessiert sind, geht dahin, dass die vergleichsweise günstige Wettbewerbsstellung benützt werde, um unsere commerziellen Beziehungen zu diesem Nachbar im Norden zu erweitern und zu kräftigen. Viele Jahre hindurch ist uns Oesterreichern eine Abhaltsache nach der anderen verloren gegangen oder geschmälert worden; andere Staaten haben in der gleichen Periode nicht nur die von uns verlassenen Plätze mit Beschlag belegt, sondern sie haben für das Abströmen der Ueberschüsse ihrer anwachsenden Industrien neue Gebiete gewonnen, zu welchen nach dem Princip, wer zuerst kommt, mahlt zuerst, naturgemäß den fremden Concurrenten der Zutritt erschwert, oft unmöglich gemacht wird. Es genügt, auf die Stellung Deutschlands im Handelsverkehr mit Südafrika, Ostasien, mit der Levante, den Balkanländern, auf die von ihm in aller Stille angebahnte „friedliche Eroberung“ Brasiliens, Chiles und anderer südamerikanischer Freistaaten, auf das Vordringen der Vereinigten Staaten von Amerika in Cuba, Portorico und in der Südsee, sowie in den Staaten am Isthmus von Panama hinzuweisen, um nur die wichtigsten Stationen des Export-Aus- und Umschwunges zu bezeichnen. Dass selbst das freihändlerische England das handelspolitische Band zwischen dem Mutterland und den politisch-autonomen Niederlassungen, wie Canada und Australien, und noch mehr mit den von London aus regierten Colonien, wie Indien und Südafrika, immer enger zu knüpfen bestrebt ist, dass Russland die angedeuteten, der europäischen Cultur immer zugänglicher werdenden Länderstrecken des äußersten Nordens, Nordostiens und Centralasiens directen fremden Handelseinflüssen zu verschließen sucht, ist ebenso begreiflich, als unabänderlich. Frankreich zeigt zwar keine besonderen Expansionsgelüste, bewahrt aber mit Eifersüchtigkeit seine legitime Position in Nord- und Westafrika und in Indochina, und an die dominierende Stellung der Holländer in den reichen niederländischen Colonien im Stillen Ocean zu rütteln, wagt gewiss niemand. Hingegen also gibt es einen „Platz an der Sonne“ für einen Outsider wie Oesterreich, und diese, weniger neue, als in ihrer Gesammtheit immerhin drastisch wirkende Nebeneinanderstellung zeigt zur Genüge, wie wenig unser 50 Millionen-Reich mit seinen inneren Pygmäenkämpfen außerhalb der schwarzgelben und dreifarbigen Grenzpfählen eigentlich zu bedeuten hat, und wie sehr es noththut, den engen Kreis unserer Existenzberechtigung zu erweitern.

So — unerfreulich genug — standen die Dinge bis jetzt. Nun aber stehen wir noch vor neuen Eventualitäten, die, wenn sie eintreten, unserem Handel neue Wege weisen müssen, weil die alten einfach versperrt oder doch verbarrieadiert werden: vor der Wahrscheinlichkeit, dass der deutsche Zolltarifentwurf Gesetz wird, und vor der Möglichkeit, dass eine Verlängerung des österreichisch-ungarischen Zoll- und Handelsbündnisses nicht zustandekommt.

Die Möglichkeit einer Zolltrennung zwischen den beiden Staaten der Monarchie sollte vernünftigerweise so wenig ernstlich ventiliert werden können, wie eine erfolgversprechende Operation an den siamesischen Zwillingen; da jedoch die öffentliche Meinung hüben und drüben mit dieser Operation sich vertraut zu machen beginnt, so kann diese Möglichkeit auch in diesen Ausführungen nicht unberücksichtigt bleiben.

Was den deutschen Zolltarif betrifft, so ist kaum mehr daran zu zweifeln, dass der Reichstag ihn wohl unter Kampf und Sturm berathen, schließlich aber doch zum Beschluss erheben wird. Wie sich der Reichskanzler Vertragswerhandlungen auf Grund dieses Tarifes vorstellt, darüber brauchen wir uns wohl nicht seinen Kopf zu zerbrechen; es wird aber nicht zu paradox erscheinen, wenn ich sage, dass er für unsere Verhandlungen mit Russland (und, wie ich in meinem Aufsatz in Nr. 363 des „Zeit“ ausgeführt habe, auch mit Ungarn) kaum einen besseren Ausgangspunkt geben wird, als den — neuen deutschen Zolltarif.

Unser Verkehr mit Russland hat sich blos nun in relativ engen Grenzen bewegt, und seine Ziffern (25 Millionen Rubel Import aus und 80 Millionen Kronen Export nach Russland) repräsentieren keinen allzu beträchtlichen Theil an dem Gesammt-Außenverkehr des russischen Reiches. Wenn nun aber in Betracht gezogen wird, dass Russland nach Oesterreich fast nur thierische Rauerprodukte Felle, Vieh, Eier u. s. w., aber äußerst wenig Cerealien bezieht, Oesterreich jedoch, abgesehen von seiner eigenen, dem Bedarf nicht genügenden Production, aus Ungarn allein (nach den eben erschienenen Ausweisen des k. k. Zwischenverkehrstatistischen Amtes) 23·2 Millionen Metercentner Getreide im Werte von 360·8 Millionen Kronen einführt, so ergeben sich ganz andere Umsatzmöglichkeiten. Es erhellt, dass, wenn wir in die Lage kommen, dem russischen Reiche einen entsprechenden Antheil an diesem Importe, der allein den sechsfachen Betrag der ganzen derzeitigen Einfuhr aus Russland nach Oesterreich darstellt, zu bieten, damit unsere Situation für die Vertragsverhandlungen mit Russland eine ganz andere wird, als bei Abschluss unserer letzten Convention vom 18. Mai 1894. Hierbei habe ich gänzlich außer Calcul gelassen, dass Oesterreich aus Transleithanien jährlich für 165 Millionen Kronen Vieh, für 20 Millionen Kronen Mutch und Eier und noch eine ganze Reihe anderer thierischer Produete bezieht und dass dann auch an diesen Einfuhrposten russische Provenienzen, zumindest in weit reicherem Maße als bisher, partizipieren könnten. Aber nicht nur im Falle der Zolltrennung sollte daran gedacht werden, unsere Bedarf durch die Rückkehr aus Ungarn verschlossenen Grenzen dem russischen Getreide zu öffnen; die compensatorische Herabsetzung der Getreidezölle wäre ein Postulat, welches die österreichische Industrie umso eher zu stellen sich erlauben darf, als bekanntlich auch die österreichischen und ungarischen Agrarier in ihren Anträchten nichts weniger als verschämt sind. Wird aber das Tischtuch zwischen Oesterreich und Ungarn zerschnitten, so kann als sicher gelten, dass die Eröffnung, respective Erweiterung des österreichischen Marktes für russische Agriculturerzeugnisse unserer Industrie erhöhten Erfolg für eine Schmälerung ihres Absatzes nach Ungarn durch die hiergegen zu erreichenden Vortheile für den Export nach Russland zu schaffen vermag. Der ungarische Abgeordnete Cuvelay hat in den letzten Tagen, vom Standpunkt rein ungarischer Interessen angedeutet, die Ansicht geäußert, dass unser neuer autonomer Zolltarif eine Abkaufsfrist enthalten und beiden Theilen ein Kündigungsrecht gesichert werden müsse: ich denke, dass, wie die Dinge stehen, auch Oesterreich gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden haben sollte.

Das Seitenlicht hierzu bildet das finstige Verhältnis zwischen Deutschland und Russland. Die deutschen Agrarzölle richten sich

Digitized by Google

natürlich nicht bloß gegen Rußland, aber Rußland wird am ersten und härtesten durch sie getroffen; man erinnere sich nur an die heftigen Expectorationen offenkundig officiöser Herkunft, welche die erste Kundgebung der deutschen Pläne in Rußland provociert hat, um sich den Effect dieses Streiches zu vergegenwärtigen. Nun, auch russische, gegen das Deutsche Reich gerichtete Kampfzölle würden die Ausfuhr deutscher Waren nach Rußland nicht ganz und mit einemmal unterbinden. Wo aber diesseits deutschen Zolle, welche gegen unsere Industrie gerichtet sind, ebenjenemzig radical wirken werden, so können wir bei geschickter, vorsichtender, rechtzeitiger Behandlung und Verwertung dieses Thatsachencomplexes mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß unsere Industrie und unser Ausfuhrhandel aus den bevorstehenden zollpolitischen Kämpfen ohne Wunden hervorgehen werden, wenn unsere officielle Handelspolitik dem Verhältnis mit Rußland ihre Hauptaugenmerk zuwendet. Noch niemals war das Zustimmentreffen wichtiger Umstände uns so günstig, wie jetzt, und zugleich wird es auf Boßis des do ut des gewiß nicht unmöglich sein, an Stelle des bestehenden Meistbegünstigungsvertrages einen nach modernen Begriffen geformten Tarifvertrag zu setzen; demselben stehe auch die wichtige Aufgabe zu, den in Rußland häufigen administrativen Zollplackereien, willkürlichen Interpretationen der statistischen Warenbezeichnungen, den Schwierigkeiten und hohen Steuern, mit welchen ausländische Kaufleute in Rußland zu kämpfen haben und manchem anderen Uebelstande ein Ende zu bereiten. Ueber diese und einige andere Punkte, die mir für unseren Verkehr mit Rußland wichtig dünken (ich erwähne davon nur die Etablierung directer und regulärer Schiffahrtsverbindungen mit den russischen Ostseehäfen) zu sprechen, wird Zeit und Gelegenheit sein, wenn wir dem angestrebten Ziele näher kommen. Es gibt kein Gebiet der bewohnten Erde, in dem so zahllose ungenützte Kräfte schlummern, kaum eine Ländermasse, die so ausnahmsfähig ist, wie das ans endlose weite Czarenreich, welches auf den Landkarten zweier Weltheile Riesenflächen bedeckt. Unausgesetzt erhöht sich die Consumtionskraft des russischen Volkes, und die Besiedlung und Nutzbarmachung der durch die neuen europäisch-asiatischen Bahnen erschlossenen Länder wird sie mit der Zeit ins Ungeheure steigern, solange, bis auch der nordische Koloß beginnen wird, alle seine Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu decken. Wir Oesterreicher aber sind durch die Gruppierung der handelspolitischen Machtverhältnisse und durch unsere geographische Nachbarschaft in vorderster Reihe mit berufen, uns einen starken Antheil an der Ausfuhr nach Norden zu sichern, wenigstens solange, als Europa — nach dem napoleonischen Ausspruch — noch nicht ganz republikanisch oder ganz sozialisch sein wird.*)

*) Commercialrath Arthur Bittner.

Relative Chronologie der Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Karl Lamprecht (Leipzig).

Es ist bekannt, wie außerordentlich schwer es der Wissenschaft der Prähistorie geworden ist, für die reiche Ausbeute der europäischen und bald auch außereuropäischen Ausgrabungen das zeitliche Vor-, Neben- und Nacheinander der einzelnen Fundgegenstände festzustellen. Und doch ist, wie bei jeder geschichtlichen Forschung, so auch auf diesem Gebiete, die Begründung mindestens einer relativen Chronologie die erste und unerläßliche Vorbedingung für die Entwickelung jeder weiteren Anschauung, ja sogar für die Durchbildung von Einzelschlüssen, falls diese dauernd sein sollen. Nun, man weiß, daß es der lange Zeit von der Sprachwissenschaft so über die Achsel angesehenen Prähistorie gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen: ja daß sie sogar noch mehr als nur eine relative Chronologie erreicht hat. Zudem sich den undatierten Funden Central- und Nordeuropas Gegenstände beigemischt ergaben, die aus den südlicheren, direct datierbaren Culturen der Mittelmeerländer stammen, gelang es, deren absolute Chronologie auch für Mitteleuropa und Skandinavien anzuwenden und damit ein Ziel zu erreichen, nach dem sich die indogermanische Sprachwissenschaft für die Datierung ihrer Perioden der primitiveren Sprach- und Culturentwickelung noch heute vergebens streckt.

Methodisch betrachtet war also diese Errungenschaft dadurch möglich geworden, daß sich neben den Funden, welche an sich nicht datiert werden konnten, weder relativ noch absolut, eine Welt einfand, deren nicht bloß relative, sondern sogar absolute Chronologie festgestellt werden konnte, oder nach allgemeiner Ansicht, dadurch, daß der innere Entwickelungsverlauf der Funde an einen anderen Entwickelungsverlauf gemessen werden konnte, dessen Variable bekannt waren.

Bietet sich nun dieser methodische Weg nicht auch für den Forschungsbereich der Völkerkunde bereits auf die ungeheure Summe von Kenntnissen, die über den Culturstand der sogenannten Naturvölker zusammengetragen sind? Freilich, an eine einfache Uebertragung der Behandlungsweise ist dabei selbstverständlich nicht zu denken. Führen wir diese indeß nochmals und noch weiter auf ihren allereinfachsten Grundsatz zurück, auf den Gedanken nämlich, die Rückstände und Objecte niederer Culturen an irgend einem objectiv gegebenen Dritten zu messen, so erscheint sie anwendbar. Und zwar anwendbar gerade von denjenigen Erscheinungen niederer Culturen aus, die man bisher zum Theil am wenigsten erforscht und ganz allgemein am wenigsten als geeignet erachtet hat, einen Gährungsstoff zur historischen Scheidung der wirren Wissensmassen zu bilden.

Diese Erscheinungen sind die der bildenden Kunst und der Dichtung. Dass das Gebiet der Dichtung, oder für niedrige Culturen richtiger gesagt, der sich in Geberde und Laut äußernden darstellenden Kunst bisher von allen Erscheinungen dieser Culturen am wenigsten erforscht ist, ist eine Beobachtung, deren allgemeine Giltigkeit vor kurzem erst wieder Schurtz in seiner Urgeschichte der Cultur betont hat. Und eben dieser Autor zeigt sich rathlos auch gegenüber der Forderung, eine wirkliche Entwickelungsgeschichte der primitiven bildenden Kunst zu geben: so rathlos, wie seine Vorgänger, deren allgemeine Erkenntnis er beibringt, ohne über sie hinauszugehen.

Der Entwickelung der darstellenden wie namentlich der bildenden Kunst gegenüber gibt es nämlich, wenigstens für einige und wichtigste Gebiete dieser Künste, objective Momente, auf die ihr Verlauf projiciert, an denen ihr Entwickelungsgang aus ihrem wechselnden Zusammenhange zu ihnen begriffen werden kann. Jede Kunst, auch an erster Stelle die bildende, ist zunächst vornehmlich nachahmende Kunst: die äußere, sinnliche Erscheinungswelt ist das große Bild, dessen Gegenbilder sie mit wechselndem Können entwirft. Und diese Welt der Erscheinungen ist, verglichen mit der Welt der menschlichen Entwickelung, so gut wie invariabel: also im höchsten Grade geeignet, dazu gebraucht zu werden, um an ihr als stabilem Moment die wechselnde jeweilige Intensität ihrer Nachahmung in der Kunst zu messen und aus diesen Messungen eine Scala der Entwickelung der künstlerischen Bedürfnisse herzuleiten. Die Kunst, als die Wiedergabefähigkeit der Naturerscheinungen ist aber nichts Gleichgiltiges und verhältnismäßig Unwichtiges: sie deckt sich vielmehr im Grunde mit der jeweiligen Kraft der Anschauung. Was man also durch Projection der Objecte der bildenden und darstellenden Künste auf die Erscheinungswelt erhält, ist im Grunde eine Geschichte der Anschauungskraft.

Geschichte aber der Anschauungskraft eines bestimmten Culturverlaufes: heißt das nicht, soweit die Chronologie in Betracht kommt, Geschichte dieses Verlaufes überhaupt? Denn die Anschauung ist nichts in der Psyche des Individuums wie auch menschlicher Gemeinschaften isoliert Dastehendes, das außer Zusammenhang mit den übrigen seelischen Functionen vorhanden sein und gedacht werden könnte. Vielmehr wie es ein Gesetz der physischen und physiologischen Relationen gibt, wonach eine Bewegung oder eine Innervation zur Herstellung des Gleichgewichtes in einem Kräftesystem oder in einem Körper tausend andere Bewegungen oder Innervationen auslöst, so gibt es auch ein Gesetz der seelischen Relationen: in demselben seelischen Stadium können nur gewisse Functionen nebeneinander bestehen und wirken: ändert sich die eine, so wandeln sich auch die andern; treten Umbildungen der Anschauung ein, so wird sich auch eine Umbildung der Verstandes- und Willensfunctionen ergeben. Und so ist es klar, daß wir mit einer an dem Verhältnis der Kunst zur Erscheinungswelt abzulesenden Entwickelungsgeschichte der Anschauung eine Entwickelungsgeschichte der Psyche einer bestimmten menschlichen Gemeinschaft überhaupt vor uns haben: wir haben den Zipfel der Entwickelungsvorgänge erhascht, und mit ihm haben wir auch, mit leichter Mühe, das Tuch.

Man könnte höchstens einwenden, ob wir denn in der Geschichte der Anschauung wirklich den rechten Zipfel erfaßt hätten? Ob denn gerade die Anschauung eine so centrale Stelle im Geistesleben einnähme, daß von ihr aus mit Recht oder gar mit besonderem Vortheil auf den Charakter der übrigen seelischen Functionen geschlossen werden könne?

Es wäre möglich, darauf mit breiteren allgemein-psychologischen Erörterungen zu antworten. An dieser Stelle, wo es sich um die seelische Entwickelung niederer Culturen handelt, ist vielleicht ein bisher Hinweis auf die Kinderpsychologie vorzuziehen, da er völlig hinreicht. Da gehört es denn zu den selstsendsten Erfahrungen der Kinderpsychologie, daß die Begriffsbildung erst von der Anschauung ausgeht. Sprechen wir in diesem Punkte etwas concreter. Das Kind perciptiert d.kanntlich von der Welt seiner Umgebung anfangs kein Totalbild (obwohl es selbstverständlich das Bild dieser Umgebung auf der Netzhaut physiologisch als ein Ganzes empfängt), sondern es perciptiert nur einige, es besonders fesselnde Gegenstände dieser Umgebung, z. B. das Gesicht der Mutter, und auch diese zunächst nur als nach unserer, der Erwachsenen, Anschauung ungenügend contourierte Lichtbilder. Später kennt es dann an größeren, auf diese Weise angeeigneten Gegenständen einige ihm wesentlich erscheinende Theile genauer perciptieren, z. B. am Menschen den Mund, am Thier die vier Beine u. s. w. Diese Theile erscheinen nun dabei in seiner bewussten Anschauung als Vertreter des Ganzen:

darum zeichnet es in diesem Stadium der Entwickelung den Menschen als Kopf mit vorbester Andeutung der Extremitäten (oft sogar ohne Rumpf), das Thier als Rumpf mit vier Beinen u. s. w. Es ist, nach unseren Begriffen, eine symbolische Kunst: eine dem Kinde wesentlich erscheinende Betrachtung eines Theiles vertritt symbolisch das Ganze unserer Anschauung. Für das Kind freilich ist eine solche symbolische Wiedergabe der reinste und für seine Stufe vollendetste Naturalismus; es findet darum auch absolute Gleichheit seiner Darstellung mit dem dargestellten Gegenstand.

Wie erfolgt nun in dieser Zeit die jetzt zum ersten male regere Begriffsbildung? Einfach nach den Gegebenheiten der Anschauung! Symbole von Gegenständen, die nach unserer Auffassung als Ganzes betrachtet, sehr verschieden sind, werden, falls sie ähnlich oder gleich zu sein scheinen, unter einen Begriff subsumiert — und damit natürlich auch die Gegenstände, die sie vertreten. Es ist das Gebiet, auf dem uns unsere Kleinen immer so beinahe liebenswürdig „phantasiereich“ — von Phantasie ist bei dem Schlußprocess nicht im entferntesten die Rede — und „komisch“ vorkommen — dem Kinde ist die Sache heiligster Ernst. Freilich: die Ergebnisse der begrifflichen Zusammenfassung, die ihrereits genau nach denselben logischen Gesetzen erfolgt, deren sich der Erwachsene zur Begriffsbildung bedient, erscheinen diesem Erwachsenen oft befremdend genug, so wenn Backpflaumen mit den Fischen in eine begriffliche Kategorie gezogen werden, weil sie geöffnet in ihrem Innern etwas zeigen wie Gräten, tausend anderer, allen Eltern geläufiger Beispiele nicht zu gedenken.

Kurz, was sich ergibt, ist der Umstand, daß die Begriffsbildung von der Anschauung abhängig ist — oder, anders ausgedrückt: die Wissenschaft folgt der Kunst. In der That: seit wann unterscheiden wir denn in unserer hochgerühmten europäischen Cultur genau Wissenschaft und Kunst? Seit wenigen Jahrhunderten! Und auf gewissen Gebieten, wie zum Exempel dem der Geschichte, wollen noch heute viele sich nicht daran gewöhnen, zu begreifen, daß Wissenschaft und Kunst zweierlei ist. Soviel aber ist richtig: die Kunst in der speciellen Ausbildung einer bestimmten Culturstufe hat die zeitliche Priorität, ist auf der gleichen Entwickelungsstufe das jeweils ältere.

Die Begriffswelt aber regelt erst, sie schafft erst in feinerem Sinne die Erfahrung. Und von der Erfahrung ist das Wesen der Persönlichkeit und damit der jeweilige Charakter der Freiheit abhängig, und von diesem die Auswirkung des vergeistigten Menschen in Wirtschaft und Gesellschaft, Recht und Staat. Wirtschaft und Gesellschaft, Recht und Staat aber schaffen bei gesunder Entwickelung erweiterte Muße und höhere Energie: und damit die Grundlagen intensiverer Anschauungskraft und damit wieder neuer Begriffe die Basis allgemeiner fruchtbarer Fortschritte in der Richtung zunächst auf intensivere Anschauung. Es ist ein in ständigen Wechselwirkungen verlaufender Process, der den inneren und eigentlichen Entwickelungsvorgang menschlichen vergeistigschafteten Lebens ausmacht. Wer geschichtlich denkt, wird diesen Zusammenhang ohneweites anerkennen; für den, der das nicht thut, würde es freilich langer Auseinandersetzungen bedürfen, um ihn dazu zu veranlassen, so zu denken, Auseinandersetzungen, die an dieser Stelle nicht gegeben werden können: ein solcher Leier muß dem Autor des Aufsatzes an dieser Stelle eben glauben.

Was sich aber als Ganzes ergibt, ist das Folgende: Die Ausbildung der socialpsychischen Functionen, der menschlichen Gesellschaftsseele auf den Gebieten der sogenannten materiellen Cultur, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, ist abhängig von der Erfahrung, und diese wiederum ist in ihrer jeweiligen Möglichkeit abhängig von der Anschauung.

Und so wäre denn die Anschauung jenes Gebiet seelischer Regungen, auf dem zuerst sich der Fortschritt zu einer neuen Entwickelungsperiode der socialen menschlichen Seele geltend machte — dem dann erst Fortschritte begrifflich geordneter Erfahrungen und sittlichen Strebens folgten? Gewiß: das ist das Ergebnis — und es ist ein Ergebnis, das durch tausendfache geschichtliche Erfahrung in allen Culturstufen niedriger wie hoher Gesittung immer wieder bestätigt wird.

Dieser Zusammenhang wird jetzt aber sehr wichtig für das, was vorher, ehe er klargelegt war, aber relative Chronologie der niederen, in sich zeitlosen Culturstufen besprochen wurde: er ist schließt in mehr als einem Sinne den Ring unserer Betrachtung. Wenn nämlich eine relative Chronologie nur auf dem Wege einer Feststellung des Vor-, Neben- und Nacheinanders der Anschauung gewonnen werden kann, und wenn Wandlungen eben der Anschauung neue culturgeschichtliche Perioden jeweils einleiten: so ist klar, daß die gewählte Methode zur Festlegung einer relativen Chronologie nicht bloß generell in gewisse an sich verschiedene Culturperioden, sondern vor allem gerade in die Anfänge dieser Perioden einsieht. Und eben damit gewinnt sie neben ihrer primären noch eine kaum geringere secundäre Wichtigkeit. Denn gerade die Anfänge der einzelnen Perioden kennen zu lernen: darauf muß es im besonderen ankommen. Nun kann man freilich zu alledem sagen: „Schön; aber im übrigen paßt die bekannte Anekdote vom Preußen und Mundipipen; allgemeine Erwägungen sind trefflich, Hauptsache bleibt doch das Experiment am Stoffe selbst.“ In der That: Klappt die Sache in concreto? Das ist die Frage. Nun, ich kann aus neueren Studien heraus getrost behaupten: Sie klappt. Bei Anwendung der geschilderten Methode ergeben sich einfach und klar gewisse Culturzeitalter, welche die von mir in meiner Deutschen Geschichte nachgewiesenen Culturzeitalter höherer Gesittung nach rückwärts hin vervollständigen. Bis wohin? Kühn darf behauptet werden: bis an den Anfang menschlicher Existenz überhaupt. Denn unser vorhandenes Material soweit zurückträgt, läßt sich nämlich nachweisen durch gewisse, mit aller Vorsicht auszuführende Vergleichungen der Charakteristica des frühesten Culturzeitalters mit wesentlichen Erfahrungen der frühesten Kindheit, deren Darstellung namentlich die amerikanische Kinderpsychologie schon genügend herausgearbeitet hat. Also zum Schluß gar noch die biogenetische Täuschung? werden hier besonders kluge Leute und besonders gegnerische Historiker ausrufen. Ich kann demgegenüber nur auf die oben gebrauchten Worte „mit aller Vorsicht“ und auf erst viel später zu veröffentlichende „Detailstudien“ verweisen.

Moltke, Benedek und Napoleon.

Unter diesem Titel liegt uns eine kurze Schrift ganz eigener Art vor,*) die eine gewisse Beachtung verdient. In der Vorrede sagt der Herr Verfasser, Oberstleutnant Krauß, der bekannte preußische General der Infanterie z. D. v. Schlichting, der trockenste und bisher erfolgreichste Erklärer der Moltke'schen Kriegführung, sei auf dem besten Wege, eine neue Lehre, nämlich eine vermeintliche Moltke'sche Lehre, zu schaffen; träte aber an Stelle der Napoleonischen Lehre eine Moltke'sche Lehre, so wären die Folgen die gleichen. Der Herr Verfasser meint damit das Folgende: die Mit- und Nachwelt begreift nur das Formelle der großen Feldherrn, sieht die von ihnen gehandhabten Formen für das Wesentliche an, läßt den „Geist“ beiseite, verknöchert im Formalismus und so dies geht solange weiter, bis ein neuer Feldherr die bisherige Form umstößt und eine neue schafft. Bis hierher kann man sich mit der allgemeinen Fassung dieser Sätze gern einverstanden erklären. Besonders erregt aber gleich hinterher schon die Behauptung, es sei Pflicht eines jeden Officiers, die leere Form zu bekämpfen. Wohin müßte die Ausübung dieser Pflicht führen? Wie im Leben überhaupt, so hat ganz besonders in jeder Armee die Form ihren wohlberechtigten Platz, namentlich beim Militär lehrt man ja fast nur von der Form. Formen muß es geben, und leichtwegs kann es in wohlgesinnten Heeren jedes Officers sein, unter den vielen Formen die richtigen herauszusuchen und sodann zu bekämpfen. Ist die eine Hauptstrebung der Schrift somit dem Nachweise gewidmet, daß die Schlichting'schen Lehren Irrlehren sind, so läßt sich die andere in der Behauptung zusammenfassen: „Der Feldherr macht die Armee, seine Führung, seine Persönlichkeit ist im Kriege alles. Selbst mit einem schlechten Heere kann ein guter Feldherr sehr viel leisten.“ Zum Schluß wird Benedek kritisch zerpflückt, wobei der Herr Verfasser viele Ergebnisse Friedjung'scher Forschung ohne Nennung weiterer Quellen einfach verwerthet schiebt und dem Feldzeugmeister allein die Schuld an der Niederlage gibt, dem Erzherzog Albrecht dagegen alle Feldherrneigenschaften zuspricht. Es ist das der Standpunkt des österreichischen Generalstabswerkes vom Jahre 1867. Dieser einem activen Officier wohlanstehende Standpunkt fordert zu der bis heute unbeantworteten Frage heraus, warum denn der Erzherzog Albrecht um keinen Preis das Commando der Nordarmee übernehmen wollte?. Wenn der Herr Verfasser länger und eine ihn darüber nachdenkt, wird er vielleicht zu der Erkenntnis geführt werden, daß der Erfolg im Kriege nicht bloß oder auch nur zum Hauptheil von der Persönlichkeit des Führers, sondern sehr wesentlich mit von dem Werth des Heeres, von der Kraft des kriegführenden Volkes, vom Kriegsschauplatz und endlich vom Gegner abhängt; Italiener sind eben keine Preußen. Ueber den Antheil des Feldherrn am Erfolge hat sich bekanntlich Moltke so schön und klar geäußert, daß man dem nichts hinzufügen kann. „An der unverdrießlichen Macht der Verhältnisse scheitert oft selbst der beste Mann, und von ihr wird eben so oft der Mittelmäßige getragen.“ Am übrigen lohnt es nicht, die Bewertung Benedeks durch Oberstleutnant Krauß zu widerlegen: die Friedjung'schen Arbeiten haben Abdichtigendes darüber gebracht und Licht und Schatten gerecht vertheilt. Der Feldzeugmeister war ein Opfer, dass er aber unterlag und so unterlag, ist vor allem in den Verhältnissen und der Vergangenheit des Staates zu suchen, dem er gedient hat. Die Vorwürfe des Oberstleutnants Krauß gegenüber Benedek ist am Ende zu verstehen, sind vermeintlich — vielleicht sogar — aber Geschichte ist sie nicht. Die Geschichte jener Zeit haben nicht österreichische Militärs, sondern es hat sie der Civilist Friedjung geschrieben.

*) Von Oberstleutnant Alfred Krauß. Berlin. Verlag von Mittler und Sohn. 1901.

Digitized by Google

Es ist eine dem Berufssoldaten verzeihliche, aber, wie wir glauben, rückständige Ansicht, den Feldherrn und noch dazu einen Feldherrn, der nicht zugleich Herrscher ist, für das im Kriege allein Entscheidende zu halten. Solche Conditionierstimmungen zeigen ein völliges Verkennen des Krieges, der in eine Massenerscheinung ist. Der Erfolg im Kriege setzt sich aus einer Summe von Einzelleistungen zusammen, für die man den Feldherrn, diesen einzelnen Mann, niemals allein verantwortlich machen kann. Große Staaten sind jedoch viel zu complicierte Organismen, als daß der Wille eines Einzelnen alles vermöchte. Dieser Wille vermag viel, wenn er von lange her wirkt, wenn er den Krieg jahrelang vorbereitet und die Armee bewußt für denselben erzieht, wie es z. B. 1859 bis 1866 in Preußen der Fall war. Aber auch da hat Moltke keineswegs alles allein gemacht, oder vielmehr er hätte es nicht machen können, ohne die Grundlagen, die er in Preußen vorfand. Man muß doch, wenn man nicht ganz verblendet ist, anderseits zugeben, daß Napoleon I. in Oesterreich oder Rußland niemals der Feldherr hätte werden können, der er im revolutionären Frankreich geworden ist. Die Behauptung aber, daß Feldherren, wie Gyulai und Benedek, die bei Kriegsbeginn gegen ihren Willen auf einen Posten gestellt wurden, den sie von vornherein für einen verlorenen hielten, ganz allein an sich selbst und ihren Fehlern zugrunde giengen, zeugt unseres Erachtens von einer Unkenntnis des Krieges, die man schwer versteht. Solche Katastrophen wie 1866 oder 1870 haben tiefere Ursachen als das Handeln der während des Krieges auftretenden Persönlichen, Ursachen, die aus der Geschichtsschreiber genau genug nachweisen, mindestens sich viele Berufssoldaten einzig an den Feldherrn halten. Wenn der Feldherr alles kann und alles ist, warum hat denn Napoleon I. 1812, 1813, 1814, 1815 verloren, nachdem er bis dahin fast immer gesiegt hatte? „Un der unwiderstehlichen Macht der Verhältnisse scheitert oft selbst der beste Mann" — und jede Ueberschätzung der Rolle des Feldherrn zeigt, das man sein Vertrauen statt auf die vorhandene Kraft des Volkes und Staates auf die vermutheten persönlichen Eigenschaften eines Einzelnen setzt — ein ungeheurer und für die heutigen Verhältnisse ganz unerlaubter Standpunkt, der äußerdem jede Spur politischen und militärischen Selbstbewußtseins, wie sie einem großen Volke anstehen, durchaus vermissen läßt.

Mehr Glück als in den höheren Sphären der Kriegspolitik hat der Herr Verfasser dort, wo er die Technik der Heerbewegungen behandelt, und dieser Theil seiner Schrift ist auch der umfangreichste und am besten durchdacht.

Er hat vor allem recht, wenn er die Schlichting'sche Behauptung „daß Moltke, namentlich durch das Anwachsen der Heere dazu veranlaßt, zum essenmale das Angriffsprincip Bleich aufstelle, in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung liege das Wesen der Strategie," auf das richtige Maß zurückführt. Moltke hat den Grundsatz des Getrennt-marschierens um vereint zu schlagen besonders betont, schärfer formuliert, als Napoleon, dieser hat in der Wirklichkeit genau ebenso gehandelt und sogar sich noch mehr getrennt bewegt, als Moltke. Die bezüglichen Untersuchungen Krauß' sind sehr werthvoll, bringen viel Neues und sind größtentheils unanfechtbar. In der That hat sich Napoleon, trotzdem er stets vom Massebilden sprach, in der Regel für den Marsch weiter ausgedehnt als Moltke, was an der Spärlichkeit der Marschlinien im damaligen Europa lag. Immerhin ist hier ein gewisser Nichtübereinstimmen der Napoleonischen Theorie mit der Napoleonischen Praxis nachzuweisen, das übrigens bei vielen Feldherren vorkommt und dann den Anlaß zum Auftreten von Irrlehren gibt. Neu war indes das Napoleonische Verfahren auch nicht, auch vor ihm traumte man sich in der Bewegung, um vereint zu schlagen, namentlich während der Revolutionskriege war dies auf beiden Seiten der Fall. Man lese z. B die Annalen des Oesterreicher zum Feldzug von Mantua und man wird finden, daß das Getrenntmarschieren um vereint zu schlagen kaum je soweit getrieben wurde wie hier: wenn es fehlschlug, so lag dies daran, daß die besseren Truppen und die besseren Führer aus französischer Seite waren. Oberstleutnant Krauß erkennt selbst, daß die Form nebensächlich ist gegenüber den lebendigen Kriegsmitteln, den Führern und Truppen, und da erklären wir uns nun sein Eifern gegen die Schlichting'sche Form nur schwer: es wäre denn, daß Schlichting den k. u. k. Generalstabe zum vorbedeutenden Opfer wurde, was sich unserer Beurtheilung entzieht; den Eindruck muß jedoch jeder Unbefangene aus der Krauß'schen Polemik empfangen, daß der Herr Verfasser noch gegen einen anderen Feind kämpft als gegen einen verabredeten ausländischen General, denn an diesen kennen seine Warnungen doch wohl nicht gerichtet sein. In der Praxis glauben wir indes, daß heutzutage doch überall so ziemlich dasselbe Verfahren für das Getrenntmarschieren plangemäß gewählt wird. Vom Aufmarschieren der Armee aus sieht man sich noch vorwärts die Hauptlandes-Marschlinien aus und setzt auf jede dieser Linien Corps. Für die Armee an sich hat oder liegen die Marschlinien zu weit auseinander, wie in Russland, sie muss man auf eine oder mehrere Straßen je zwei Corps legen, was fast stets als ein Nachtheil anzusprechen, bei der heutigen Stärke der Heere aber nicht immer ganz zu vermeiden ist. Sicht die Schlacht bevor, so muß die Infanterie seitwärts der Straße, eventuell auf Colonnenwegen vorrücken. Schlichting gibt dafür viele Beispiele, und gegen dies Verfahren ist wohl nichts zu erinnern; ein Gegenstand zwischen den österreichischen Reglements und Gepflogenheiten und Schlichting findet sich nur darin, daß erstere bevor es zur Schlacht kommt, einen Aufmarsch vorherstehen, während Schlichting die Herstellung der Schlachtordnung durch unaufhaltsames Weitermarschieren der verschiedenen Colonnen bis zum Zusammenstoß mit dem Gegner als das Richtige bezeichnet. Auf diesen Gegensatz ist Krauß so gut wie gar nicht eingegangen. Der Kernpunkt seiner Ausführungen liegt in dem gut gelungenen Nachweis, daß weder Moltke noch Schlichting das Getrenntmarschieren erfunden haben; darüber, glauben wir, haben sich die Praktiker in Oesterreich bisher auch nicht gestäubt, und sind uns die unbestimmten Warnrufe des Herrn Verfassers wohl unnütz geblieben.

Man muß Schlichting nicht zu tragisch nehmen; er schreibt bisweilen, und hat gewisse Steckenpferde, wie meist ist es der Fall, noch von den Schlichting'schen Ansichten bis zur Praxis eines großen Heeres! Er schiebt das Getrennimarschieren Moltke zu, obwohl es Napoleon gebürt, mit diesem Irrthum ist jedoch für die Praxis ebensowenig geschadet, wie ihr die Richtigstellung durch Oberstleutnant Krauß nützt. Schlichting ist ferner der Mann der Flügel- und Flankenkatlik, bezw. -Strategie. Wie in Preußen Saldern vor hundert und mehr Jahren in dem schrägen Angriff den Gipfel der Kunst und ein untrügliches Siegesmittel sah, so glaubt heutzutage Schlichting, daß ihn sein Weg häufig größere Lorbeern des Umfassens und Umklammerns als die Form zu erkennen, deren Handhabung auch in den nächsten Kriegen den Sieg verbürgen wird. Der alte Herr ist überwiegend ein Mann der Formen und erhebt die Form zu einem Range, der ihr im Kriege nicht gebürt, insofern sind wir mit Krauß vollkommen einig. Nur können wir die Gesetzmäßigkeit der Schlichting'schen Lehren nicht recht einsehen, wir halten sie vielmehr für ziemlich harmlos. Ich glaube, die meisten Praktiker werden, nachdem sie ein paar hundert Seiten Schlichting genossen haben, ohne viel Bedenken sagen: „Schön Schlichten Lehren — das Getrennimarschieren, das Flügelangreifen, die Umklammerung — sind sämmtlich aus Kriegen geholt, in denen der eine Theil, die Deutschen, ungeheure Vortheile auf ihrer Seite hatten; damals gelang das; aus den Schlichting'schen Lehren ist nur zu folgern, daß die deutsche Heeresleitung in den nächsten Kriegen mit ebenso erdrückenden materieller und moralischer Ueberlegenheit aufzutreten hofft, wie 1870; wäre das nicht der Fall, so könnte Schlichting, der doch commandierender General war, die Verhältnisse als kennt, unmöglich solchen Lehren geben, denn sie den Schwachen passen ist nicht: der Schwächere kann sich nicht darauf einlassen, zu umfassen und zu umklammern, er hätte denn das Zeug zu einem Napoleon I. in sich. Was uns Oesterreicher angeht, so haben wir die Ueberlegenheit an Kriegsmitteln nicht, die die Deutschen 1870 hatten und, wie es scheint, auch in Zukunft wieder zu haben hoffen, und für uns passen daher die Schlichting'schen Lehren, die dem Starken auf den Leib geschrieben sind, nicht." Das, glauben wir, sagen sich die Praktiker von selbst, wenngleich wir die Reaction des österreichischen Armeegestes gegen Schlichting'sche Lehren, wie sie bei Krauß deutlich hervortritt, voll verstehen. Dies ist namentlich auch dort nachweisbar, wo Oberstleutnant Krauß von den inneren Linien spricht; Schlichting sagt, daß diese Ausfüllte des schwächeren Theils Friedrich der Große 1757, Napoleon I. 1796, 1814) heutzutage an Wert verloren hat, und auch York v. Wartenburg neigt dieser Ansicht zu. Krauß meint, ihre erfolgreiche Anwendung hienge auch heute noch wie immer lediglich von der Persönlichkeit des Feldherrn ab. Wir meinen denn doch, daß das Ausnutzen der inneren Linie heutzutage an sich schwieriger geworden ist, und zwar aus folgenden Gründen. Bei den heutigen Massen, bei der gutentwickelte und Nachschub angewiesen sind, erscheint das schnelle Hin- und Herwerfen eines Heeres auf der inneren Linie zweifellos erschwert; die Abflößungskraft der Fronten ist infolge der Bewaffnung gewachsen und so wird derjenige, der die innere Linie benützt, heutzutage länger brauchen, um den einen Gegner abzuthun, als Napoleon bei Rivoli und Montmirail; auch hat der Gegner heute Telegraphen und wird daher viel schneller als in alten Zeiten von dem, was ihm bevorsteht, unterrichtet sein. Endlich operieren unsere Heere, wie Krauß richtig bemerkt, heute im allgemeinen geschlossener, als zu Napoleons Zeit, der zahlreichen Communicationslinien wegen, die Gelegenheit zu Theilungen wird sich also seltener bieten als bisher. Gewiß wird ein begnadeter Führer auch in Zukunft imstande sein, die inneren Linien auszunutzen, wir stellen uns die Sache aber doch weit schwieriger vor, als in der Vergangenheit. Auch hier zeigt sich die abermalige hohe Ansicht von dem Wert der Persönlichkeit des Führers, im Gegensatz zum Wert des Heeres und den geographischen und politischen Verhältnissen, welche das vorliegende Werk vom Anfang bis zum Ende durchzieht.

Der Gipfel der kriegerischen Entwickelung eines Staates liegt darin, daß seine Kräfte auch dann ausreichen, wenn einmal mindere Führer an der Spitze stehen — denn auf große Feldherren kann man niemals zählen. So mächtig stand Rom da am Ende der

Republik, so gewaltig ist heutzutage die Stellung Englands zur See; die Ueberlegenheit an Kriegsmitteln schützt diese Staaten beruhigt in die Zukunft blicken; Uebermenschen, politische oder militärische, brauchen sie gar nicht. Je schwächer eben ein Staat an sich ist, desto mehr ist er auf geschicktes, ja geniales Verfahren im Kriege angewiesen, desto mehr und eifriger wird er auch auf der Suche nach einem miles gloriosus sein; desto mehr wird bei den Soldaten eines solchen Landes die Verachtung der Form, das Rechnen auf Improptus und die Ueberzeugung in die Halme schießen, dass ein Einzelner — der Feldherr — im Kriege alles ist.

Remiger.

Anzengruber-Briefe.

Von Peter Rosegger.

Der Mann wird immer lebendiger, je länger er todt ist. Er gehört — es steht nun wohl so viel als sicher — zu den drei Bleibenden der Ostmark: Grillparzer, Raimund — Anzengruber. Darum lauscht man jeder neuen Kunde von diesen Männern mit Andacht.

Da erschienen nun bei Cotta in Stuttgart „Briefe von Ludwig Anzengruber, mit Beiträgen zu seiner Biographie, herausgegeben von Anton Bettelheim," über die ich in diesen Zeilen Einiges andeuten will. Gründliche Abhandlungen darüber werden uns die Literarhistoriker kaum schuldig bleiben. Ich sage es vorweg, der Anzengruber-Biograph hat mit Herausgabe dieses Doppelbuches der deutschen Literaturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen. Das sind Röntgen-Strahlen aus der und in die Dichterseele und ihr nächstes Bereich. Es sind vorwiegend Briefe an die Freunde. Alphabethisch gestellt: Anton Bettelheim, Wilhelm Bolin, Breitkopf und Härtel, Ada Christen, Conrad Deubler (der Bauernphilosoph aus Gosseru), Eduard Horn, Julius Dubez, Ludwig Gabillon, Josefine Gallmeyer, Karl Gründorf, Grüneck, Karl Gürtler, Ferdinand von Hoßinger und dessen Gemahlin, Heinrich Jacobsen, Franz Jauner, Ernst Juch, Mathilde Kammeetsch, Alfred Klaar, Paul Lindau, Franz Lipka, Ludwig Martinelli, Fritz Mauthner, Adolf Müller, Emil Reich, Peter Rosegger, Leopold Rosner, Friedrich Schlögl, Erich Schmidt, Jan Szika und Heinrich Thalboth — das sind die bis jetzt hervorgetretenen glücklichen Empfänger von Briefen eines großen Dichters und bedeutenden Menschen. Von manchen möchte man freilich gerne auch die Gegenbriefe lesen und die dazwischenfallenden persönlichen Begegnungen kennen, um alles ganz zu verstehen. Leider lässt sich diese Gegenseitigkeit selten herstellen. Es ist nicht dasselbe gleiche Gesicht, das Anzengruber in seinen Briefen jedem zeigt, aber es ist stets ein echtes Anzengruber-Gesicht. Scheinbar herrscht in vielen Briefen alltägliche Angelegenheit vor, aber dazwischen sprüht alle Augenblicke der Funke des Denkers, des Künstlers — des Humoristen, in frappanten Ausdrücken, Bildern und Wendungen. Donnerspäße sind es, die wir in diesen Briefen des Dichters mit ihm wandern, und der launige Führer ist — er selbst. Ein göttlicher Humor spielt von Blatt zu Blatt, so dass die Bekenntnisse und Geständnisse von Sorge, Enttäuschungen, Krankheit und allerlei anderem Missgeschick sich oft wie Humoresken lesen. Besonders in den Briefen der ersteren Jahre an Lipka, Schlögl, Ada Christen und mich rumort zeitweise eine geniale Bummelwirtschaft seltenster Art. Ernste Dinge pflegte er mit seinen nächsten Freunden mündlich zu besprechen. Sein rathund hilfbereites Freundesgemüth offenbart sich vor allem in den Briefen an den armen Provinzkaufmann Gürtler. Hingegen aber der Geschäftsmann Anzengruber! Alle Achtung! Da dachte er schon tüchtig an den Vortheil. Aber an den — des Verlegers. Im steten Drange seiner wirtschaftlichen Noth stellt er die denkbar bescheidensten Forderungen und fürchtet dabei immer noch, sein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Oesterreich ging ihm der goldene Stern nicht auf; Verleger im Reiche betteten ihn besser; doch um Cottas Verlag zu erleben, musste er freilich erst einmal sterben.

Statt wie der Mann war sein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort stand fest, wie Granit im Gebirge. Bei all seiner Nachgiebigkeit und Gutmüthigkeit war er gegebenenfalls der Unbeugsame, das ist Grundzug seines Charakters.

Von besonderer Bedeutung sind die Briefe an Julius Dubez und an Wilhelm Bolin, Professor und Bibliothekar an der Universität Helsingfors. Da tritt der Ernst seiner literarischen Absichten, Arbeiten und Pläne vor, man blickt in seine Werkstatt, man sieht die Rötzung und Entwicklung einzelner Werke. Die Briefe an seinen nachmaligen Schwager Lipka entrollen das noch ohnmächtige Ringen eines jungen Titanen, das grellaufflackende Elend des wandernden Komödianten — wohl eine der wunderlichsten Urkunden der deutschen Literaturgeschichte. Aber seine Anmut in den Wanderjahren war ein heiteres Glend im Vergleiche zu dem, über das er viel später so mild ausdachte. Gegen Ende seines Lebens gibt es etliche Briefe und Geständnisse, für deren Veröffentlichung die Zeit noch nicht gekommen ist.

Mich verband ein gutes Geschick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundschaft. Es ist schwer zu sagen, wie einem uns? Herz wird, wenn man die Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zur anderen flogen, die in kindlichem Scherz und traurem Ernst manche Herzensstelle aufthalen, von der die Welt nichts zu wissen brauchte — wenn man diese Briefe auf einmal gedruckt vor sich sieht, für immer und jedermann in Krystall gegossen die flüchtigen Schalkereien, wie sie junge Poetenseelen arglos treiben. Da jedoch die Briefe zur Charakteristik des Dichters schon einmal veröffentlicht werden sollten, so habe ich meinen Theil derselben nicht vorenthalten mögen. Ist in ihnen zu doch auch viel von dem enthalten, was ein öffentlicher Mensch der Oeffentlichkeit schuldet. Aber ein leises Schaudern gibt es, wenn Menschen, Freunde, die längst geworden sind, wieder von den Todten auferstehen und einem lachend kecke Scherze zurufen, über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun! Und gleichzeitig eine andere Stimme: Siehst du! das sind alte Urkunden, in denen du stehst, Urkunden aus dem vorigen Jahrhundert — du gehörst wohl gar schon der Vergangenheit an?

Unserem armen, großen Dramatiker hingegen geschah weh, weil er anstatt der Vergangenheit — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorschuss und so musste der Mann (der Familienvater) Lebensmittel täglichen, anstatt sich selbst solche liefern zu können. Der größte Tragiker seiner Zeit musste ein Witzblatt machen. Der Verfasser des „Meineidbauer" redigierte den „Figaro". In Oesterreich rentiert sich das besser. Die wenigen Aufmunterungen und Beihilfen kamen dem Dichter von „draußen". Und von draußen herein wurde uns zugeraten: Seht ihr denn nicht, dass einer unter euch lebt, um den euch wir und das nächste Jahrhundert beneiden? Dann erst haben wir's so nach und nach auch geglaubt.

Anzengruber hat allerdings schon früher an sich geglaubt. Ob er nach Ruhm gedürstet hat? Nach Ruhm und Ehre für seine Person? Nach meiner Meinung dachte er dafür von sich zu groß und von der Menge zu gering. Aber nach Erfolg verlangt die Kraft. Für das Talent, für den Künstler und Reformer wäre es geradezu unsittlich, nicht nach Erfolg zu streben. Nach jenem sichtbaren, kulturentwickelnden Erfolg, den von Millionen nur Einer begehren darf. Dass er dabei auch sich nähren muss können, ist nebensächlich, aber selbstverständlich. Diese Stimmung durchzittert Anzengrubers Briefe — eine unheimliche Geisterstimme an das reiche Wien, an das große Oesterreich, erinnernd daran, was es verstimmt ... .

Außer den 501 Briefen des Dichters enthält das zweibändige Werk eine überschüchtige Einleitung und eine Menge erklärender Anmerkungen vom Herausgeber. Ferner einen Bericht Kürnbergers über Anzengrubers Vormund. Dann des Dichters erste Dorfgeschichte. Hernach eine besonders merkwürdige Geschichte, auch lehrreich zu lesen für gelbhabende Kritiker, denen eins oder 's andere nicht recht ist. Doch unserem Dichter gestattete das künstlerische Gewissen ganz ausnahmsweise, dem Mäern in der Taenkappe den Willen zu thun. Wer aus diesen Andeutungen klug werden will, der muss schon im Buche selber nachlesen das Capitel: Die Umarbeitung des „Schandfleck". Dann bringt der Herausgeber die ebaulische Historie, wie zu Anzengruber der baierische Maximiliansorden hätte kommen sollen, von den Mücken aber verhindert worden ist. Endlich kommt noch ein interessantes Capitel „Anzengruber und Grillparzer" und schließlich die Idylle, natürlich eine literarische, von Anzengruber und Rosa Fischer, dem Bauerndienstl aus Hartberg.

Bücher es überhaupt wünschenswert ist, alle Erlebnisse und Beziehungen bedeutender Menschen, jede Zeile, die ein großer Dichter schrieb, zu drucken seine Frage, die offen bleibt), dann wüsste ich an diesem Buche nichts auszusetzen.

Soll ich nun noch extra bestätigen, dass die Angabe der Briefe von Ludwig Anzengruber mit den neuen biographischen Beiträgen eine fleißige und tüchtige Arbeit ist! Nein, sie ist mehr. Sie ist ein Werk treuer Freundschaft, in welchem, man möchte sagen, von der ersten bis zur letzten Seite der Herzschlag des Herausgebers mitschwingt. Miterlebnissen, Wissen, Gewissenhaftigkeit und Takt, das sind Hauptcharakteristica des Herausgebers. Eine feinere Persönlichkeit hat hier den richtigen Biographen gefunden.

Nationale Kunst.

Ein Gedankenaustausch in Briefen zwischen Richard Bergh und Otten Nen

Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Marc.

Ulö, 28. Juni.

Liebe Ellen!

Ich bin ärgerlich über einen Artikel, den Du für „Die Zeit"*) geschrieben hast, und den „Svenska Dagbladet" wiedergab; darum erhältst Du diese Zeilen.

*) Diese Zeitschrift ist eben kein schwedisches Mater-Richard Bergh, dessen schöne Bild „Am Grabe" die Zeitschrift auch illustriert hat, und mit dessen Malerkollegen Ellen Nen wohl auch eine „Kameradschaft" verbinden dürfte. Wie dem sei, und der Artikel, um den es sich handelt, wohl auch in der schwedischen Presse Aufsehen erregt hat, wir sind nicht.

Die Red.

Digitized by Google

Du schreibst: „Gerne würde ich beispielsweise auf alle schwedische Kunst, sowohl die, welche wir selbst hervorbrachten, als die, die uns das Ausland gegeben hat, verzichten, wenn ich durch dieses Opfer der Menschheit die Stytinische Kapelle erhalten könnte.“

Darauf fühle ich mich gedrungen zu antworten: wenn als Ziel für unser aller Hoffnung gesetzt wird, daß die ganze Erde einmal grünen möge, so muß es von ebenso großem Gewichte sein, daß die Zwergföhren in den schwedischen Scharen wachsen und sich entwickeln, wie, daß die Cedern des Libanon unversändert bewahrt werden, mögen diese letzteren auch die herrlichsten Bäume der Welt sein und ihre Kronen mächtiger rauschen als alle anderen.

Die Menschheit ist ein in der Bildung begriffener Organismus. Es scheint mir darum oberflächlich und barbarisch zu sagen, was ich von einigen Riesigeweben höre: „Diese opfern gerne den ganzen Gesellschaftskörper, wenn nur das Haupt bewahrt bleibt.“ Von allem ist eine solche Redeweise oberflächlich, denn nur solange der Körper vorhanden ist und sich originell und zweckentsprechend in allen seinen Theilen entwickelt, hat der Kopf seine raison d'être. Es ist für die Entwickelung des Weltorganismus ebenso wichtig, daß das originelle Formbildungsvermögen der kleinen, aber lebendigen Kräfte ungestört vorwirken kann, als daß eine große heftige Formbildung, das Reflektat von früher wirkenden geben wir zu imponierendem — Resultate der Menschheit erhalten bleibt. Erneuerung, Bewegung ist für alle Entwickelung das Wichtigste. Es ist auch wichtiger, daß die ganze Masse sich bewegt, wenn auch noch so langsam, als daß nur ein Theil sich rasch bewegt und hohe Wellen wirft. Einen unendlichen grünenden Wald mit vielen und verschiedenen Baumarten wollen wir emporwachsen sehen, nicht nur einzelne Bäume, und ragten diese gleich himmelhoch. Das ist wenigstens der Gedankeninhalt des Individualismus. Und dieser schließt auch die Wahrheit ein: je mehr „Individuen“, desto größere Individuen, je reicher Organismen, desto vollkommenere Organe, je mehr persönliche Gesichtspunkte, desto weiter der Blick. Die originelle knorrige, verkrümmte Zwergföhre ist ein ebenso starkes Zeugnis für die Energie der Natur und die Riesenkraft der Entwickelung als nur je die Cedern des Libanon. Ich nehme gerne die Zwergföhre als Symbol für die schwedische Kunst, wenn Du es willst. Wenn das trockene Reis grünt, wird der stärkste Glaube geboren.

Ich füge hier in diesem Zusammenhange hinzu: nur jene Völker, die Proben von eigenem erwachendem Künstlertriebe und Schaffenskraft zeigen, können irgendwie von den schon vollendeten Kunst eines anderen Volkes befruchtet werden und möglicherweise in Zukunft weiter schaffen. Die kleinen Originalitäten werden oft die Stammeltern der großen. Hätteß Du zu Beginn der Renaissance in Italien gelebt, so würdest du vielleicht, wenn Du die hellenische Kunst gekannt hättest, geäußert haben: gerne opferte ich die ganze italienische Kunst, könnte nur die hellenische ewig bestehen. Aber wäre dieses Opfer vollbracht worden, dann hätte Michelangelos Kunst nie das werden können, was sie nun ist. Das Kind wäre mit dem Bade ausgeschüttet worden.

Du sagst weiter: „Es gibt ebenswenig patriotische Gefühle, mit denen man Kunst genießen kann, als es patriotische Gefühle gibt, mit denen man Kunst oder Literatur oder Wissenschaft zu producieren vermag.“

Darauf will ich antworten: fasset Du Patriotismus in der Bedeutung Chauvinismus auf, dann hast Du recht, aber läßt Du Patriotismus gleichbedeutend mit Nationalgefühl, nationalem Selbstgefühl sein, hast Du offenbar unrecht, denn bis jetzt ist alle große Kunst aus dem nationalen Selbstgefühl entsprungen, von diesem zum Leben erweckt worden. Die hellenische Kunst ist eine Verherrlichung des griechischen Volkes, seines Geistes, seiner Ideale — ebenswohl wie die holländische eine Verherrlichung des holländischen Volkes, seines Geistes, seiner Ideale: sie ist in Zeiten der größten nationalen Selbstbehauptung entstanden. Ich brauche wohl nicht Taine zu citieren, um meine Behauptung zu bekräftigen. Die italienische Kunst stand auch am höchsten, als die kleinen Gemeinwesen sich gegen einander bekämpften und jedes seine originelle Kunst schuf. Betrachten wir einen Augenblick Michelangelos Kunst. Hätte sie wohl anderswo entstehen können als in Italien — ich wäre versucht zu sagen als in Rom? Sieh seine Formenbildung, seine Bewegungen an. Sie sprechen das deutlichste, herrlichste Italienisch. So leben, singen und sieben die Menschen nur in Italien, und noch an dieser Stunde sieht man in Rom an jeder Straßenecke die Originale seiner Gestalten. Ich sah einmal einen Mann, der auf einer Ballustrade zwischen eine Straßenlaterne und eine Bananenuhr kniegerechtigkeit in ganz deutscher Stellung schlief wie „Die Nacht“, eine Stellung, die in allen anderen Ländern außer gerade in Italien unnatürlich erscheinen würde. Spricht daraus nicht das nationale Selbstgefühl? Am übrigen gibt es Ausdrücke zum Michelangelo oder die Barockbaukunst, besonders deren Bekrönung des Kandelaberstiles, die genügend zeigen, wie natürlich er dachte, wie unmöglich es ihm war, das Ideal eines anderen Volkes voll zu verstehen. Dasselbe in allen großen Kunst zeigt sich natürlichen einem unverkennbaren Zug nach, wieder auf der Suche nichts. Wenn ein Baum so hoch wächst, daß er über alle anderen Bäume rings umher hinüberschaut, so hat er dennoch seine Wurzeln in dem Erdreich, aus dem er hervorwächst und empfängt von demselben seinen Grundcharakter. Reiße ihn hinweg mit den Wurzeln heraus, pflanze ihn für eine Zeit in ein Land, für eine andere Zeit in ein anderes Land, für eine dritte Zeit in ein drittes Land u. s. w., so wird er in einer nicht allzu fernen Zukunft total seine Urtypringlichkeit, seinen Charakter verloren haben, er wird glattgeschliffen und kosmopolitisiert sein, und das auch, wenn seine Wurzeln unablässig mit dem herrlichsten Wasser in contact mit Wasser bewegt wurden. Nicht nur die Vortreffichkeit der Nahrungsmittel und ihr hoher Wert (das objective), sondern in ebenso hohem Grade das Aneignungsvermögen (das subjective) ist hier entscheidend. Der russische Barbar verdaut Tolstoj gewiß besser als Dante und wird durch den ersteren besser entwickelt, humanisiert. Ich finde deshalb, daß Du die Wirklichkeit nicht im Auge behältst, wenn Du sagst: „Was hat es zu bedeuten, ob man sich einen nationalen Stoff aneignet, wenn sein Nahrungswert ein geringer ist.“ Und ich antworte: wie der Herr so der Knecht. Je mehr die Persönlichkeit wächst, desto besser werden ihre Werkzeuge. Die nationalen und historischen Stoffe sind ein Ausdruck für die Persönlichkeit. Schon daß wir Schweden eine eigene Geschichte haben, wie gering sie auch erscheinen mag, bedeutet, daß wir auch eine Wurzel und ein eigenes Wachsthum besitzen. Man bringe uns alle Nahrung heim, die erhältlich ist — aus allen Enden der Welt — man bearbeite sie, mache sie für uns genießbar. Helft uns zu wachsen, so hoch wir können unter den Bäumen des Waldes, so hoch, daß wir über die ganze weite Welt hinausschauen, aber ohne daß wir darum unsere feste Wurzel verlieren. Vor allem: helft uns nicht, überlegen auf unsere eigene Wurzel herabzuschauen — wenigstens nicht, solange der Baum wächst. Nicht nur der europäischen Rasse wegen, sondern um der ganzen Menschheit willen ist es von Bedeutung, daß jeder seine Wurzel, sein originelles Wachsthum, seine Individualität behält. Das gilt von Völkern sowie von Individuen. Formuliere immerhin das große Ziel nur so: „Neue Menschen, größere Menschen.“ Ich will doch lieber sagen: „Eine reichere Anzahl Individuen! Ganzere Menschen! Die Entwickelung hat zwei Schlachtrufe: der eine lautet: „Mehr Localpatriotismus, engere Ringe, selbständige Individuen!“ Der andere: „Mehr Solidaritätsgefühl und Wechselwirkung, weitere Ringe, Weltorganismen!“ Zusammengestimmt lauten sie: Die höchstmögliche Einheit in der reichstmöglichen Mannigfaltigkeit!“

Die Menschheit ist ein Organismus im Stadium der Entwickelung. Die Entwickelung und Vollendung des ganzen Organismus ist von Bedeutung, nicht nur die der höheren Organe. Nichts, das zu dieser Entwickelung des Organismus zu größerem Reichthum und Harmonie, das will sagen: Lebensfülle beitragen kann — und bondelte es sich auch nur um die originelle Gestalt eines kleinen Theiles als, sagen wir, die kleine Zehe — kann für das Endziel gleichgiltig sein. Jeder geringste Theil des Organismus muß in seiner Art originell sein, damit die Wechselwirkung zwischen allen Theilen zu Nutz und Frommen des Ganzen stattfinden kann.

Es ist nicht so wichtig, daß alle kleinen Nationen einen unmittelbaren und erstaunlichen Beitrag zu der großen Cultur liefern, auch nicht, daß sie sich athemlos all die verschiedenen Culturschätze aneignen. Hingegen ist es von ungeheurer Wichtigkeit, daß sie sich selbständig und logisch von ihrer eigenen Wurzel aus entwickeln — um allmählich in origineller Weise in den großen Organismus hineinzuwachsen und dessen Mannigfaltigkeit durch noch einen originellen und lebendigen Zug zu bereichern.

Es ist wahrscheinlich, daß es Individuen gibt, die fühlen, daß sie sich schon alle Nahrung für die Seele angeeignet haben, die in ihrem Heimatlande zu finden ist, und die darum — um wachsen zu können — in größere und schönere Verhältnisse hinaus müssen. Das diese Individuen — zu denen Du gehörst, Ellen — recht daran thun, wenn sie sich rühren, ist unbestreitbar. Aber sie thun nicht recht, wenn sie andere, die noch wachsen, auffordern, ihrem Beispiel zu folgen und die Nahrung zu schmähen, die — wie karg sie sein mag — dennoch besser, als die vortrefflichste zu ihrem selbständigen Wachsthum beiträgt, dem Wachsthum, das allein sie in einem eigenen Platz in der Entwickelung berechtigen kann und das der Menschheit eine neue eigenthümliche Schattierung verleihen wird.

In Italien fühle ich mich unsäglich glücklich, aber doch nur passiv entzückend. Ich brauche aber bloß nach Trelleborg zu kommen und den Stahlglanz des nordischen Abendhimmels zu sehen, so fühle ich, wie in mir ein Wille zum Schaffen emporwächst, den Italien nie in gleicher Weise in mir wachrief, ein Wille, nach meinem eigenen Sinn zu schaffen. Das Glück des Momentes ist nicht das Wichtigste für den Menschen, sondern seine Lust zu schaffen, seine Sehnsucht. Ist einem vollendeten Garten voll man am liebsten entreißen und raufen, aber wenn man unbebaute Erde sieht, will man schaffen. Götter, neue, eigenthümliche, nie zuvor gesehene, sie preßt man quoß oder klein werden. — Ubi bene, ibi patria, ist eine alte Lüge. Nicht das Land ist das beste, in dem man am

meisten genießt, sondern das, wo man am besten schafft. Das Land, dessen Früchte noch ungebrochen sind, ist das beste, auch wenn man selbst dort nichts anderes zu brechen vermag als — seinen eigenen Hals.

Dein Freund
(Die Antwort folgt.) Dick.

Die Woche.

Politische Notizen.

Ein so danbares Object kritischer Betrachtung, wie Herrn v. Koerber, haben wir doch schon lange nicht auf unserer Beobachtungsstation gehabt. Wie doch andere Ministeer einem die Arbeit oft gestört haben! Sobald man ihnen in irgend einem unverwachten Moment auf eine politische Unart gekommen ist, wupp! richten sie sich stramm in die Höh', posieren politischen Anstand, und der Kritiker ist vor der kurzsichtigen Menge scheinbar Lügen gestraft. Das ist Gott sei Dank Herrn v. Koerbers Art nicht. Er unterstützt eher den Kritiker. Sowie dieser ihm eine schlechte Eigenschaft nachgewiesen hat, verhehlt er sie nicht, sondern outrirt sie vielmehr.

*

Da haben wir ihm in den letzten Wochen so ein paar netter Eigenschaften vorgehalten: z. B. daß er mit Kanonen auf Spatzen schieße; daß er ein Mann sind jeden Tag einen Regierungsakt hat; daß er sogar, daß es bei ihm zuweilen bedenklich rappelt. Ein boshafter Ministerpräsident — wie es etwa der Graf Badeni oder der Graf Thun war — würde sich daraufhin vielleicht justament vom Spatzenschießen, Meinungswechseln oder Rappeln ein paar Wochen lang zurückgehalten haben. Herr v. Koerber dagegen? Nun, Herr v. Koerber ist auch ein Justamentor natürlich, wie alle guten Oesterreicher es sind. Aber während die boshaften „justament nicht!" sagen, thun er trotzig „justament doch", was man ihm einmal vorgeworfen hat. So hat er denn mit seiner famosen Staatsstreichrede vom letzten Montag eine wahre Gunstheie seiner schlechten Eigenschaften geleistet. Mit die ganze Regierungsbegründetenspazen, die mit einigen harmlosen Reden die zweitägige Debatte über das Budgetprovisorium ausfüllen wollten, hat er gleich mit der großen Staatsstreichfanone (Modell Belcredi 1865) losgedonnert. Vom „ruhig forschreitenden Verfassungsstaat," den er bis dahin gepredigt hatte, ist er über Nacht zum alten Octroyistaat rüstig zurückgeschritten. Und dieser wahnwitzigen Meinungswechsel hat er ganz ohne erschüchtern äußeren Anlaß vollzogen, genau so wie es dem richtigen Rappelkopf geziemt. Herr v. Koerber hat den Endsgefertigten durch diese absolut reine wie vollkommene Bestätigung seiner Diagnose zu ganz besonderem Dank verpflichtet. Er ist wirklich ein angenehmer Patient. Er verdient für seine Haltung das höchste Lob. Allerdinge nur in klinischer Beziehung. Doch das ist auch etwas wert.

*

Sehr hübsch hat Herr v. Koerber das klinische Bild durch das Nachwirken ergänzt, das er seinen Staatsstreichreden hat folgen lassen. Als er nämlich unmittelbar nach seiner den Briefschreibern deutschen Ohnmächten um den tieferen Sinn seines Thuns befragt wurde, stellte er es sofort die Thronstag Morgenblatter, z. B. „Neue Freie Presse" überhaupt in Abrede, daß er mit dem Staatsstreich gedroht habe, und er klärte sich über diese Auffassung seiner Rede im höchsten Grade „überrascht". Da aber diese Auffassung, wie sich jedermann schnell auf weiß, aus dem Stenographenprotokoll übergenigen kann, dem Inhalt der Rede vollständig entspricht, war Herr v. Koerber, im Grunde genommen, hinterher von seiner Rede selbst „überrascht". Solch ein Fall ist uns aus der politischen Geschichte nicht bekannt. Wohl aber kommen solche Fälle im Kraffi-Ebing vor. Der berühmte Psychiater nennt sie (in seinem „Lehrbuch der Psychiatrie," S. 89) „impulsive Akte," reiht sie unter die „Störungen in der motorischen Seite des Seelenlebens" ein und charakterisirt sie, indem er schreibt: „Die impulsive Handlung wird gewöhnlich überrascht, verblüfft und den Handelnden selbst." Das ist doch ganz unser Fall Koerber, der also, wie wir sehen, bereits längst „im Buche" steht. Ich habe mir im Herbst 1897, da ich der damaligen Politik des Grafen Badeni mit meiner normalen Psychologie nicht mehr zu folgen vermochte, den Kraffi Ebing gekauft und daraus manches für den Verkehr mit der politischen Vergangenheit Tage gewonnen. Seither ist der gute Kraffi Ebing unbewußt unter meinen Büchern gestanden, und ich war schon nahe daran, ihn einem befreundeten Arzt zu überlassen. Jetzt bin ich froh, daß ich ihn bei mir behalten habe. Von Zeit zu Zeit muß sich ja doch immer wieder irgend ein närrischer Streich in unserer Politik ereignen, und da wissen wir, der Kraffi Ebing in der Bibliothek eines österreichischen Politikers wird nicht.

*

Ein Narr macht viele. Die staatsstreichliche Narrheit des Herrn v. Koerber hat einer ganzen Menge Leute die Köpfe verdreht. Ganz besonders aber den Socialdemokraten, die über diese Rede ganz toll vor Freude sind. Tiefe armen Hascher, die seit vier Jahren die Wahlrechtsbewegung nicht um einen Schritt weiter zu bringen vermocht haben, er hoffen sich nämlich jetzt vom Herrn v. Koerber die Octroyierung des allgemeinen Wahlrechtes, also den demokratischen Staatsstreich. Früher einmal hat es ganz ähnliches, das Bürgerkönigthum der Julirevolution, für sich selbst verdanken." Jetzt aber, wie es scheint, nur noch dem Herrn v. Koerber und seinen parlamentarischen Verlegenheiten. Schade, daß dieser Satz nicht in das neue Programm der österreichischen Socialdemokratie aufgenommen worden ist.

*

Die „Arbeiter Zeitung" macht sich in ihrer Freude den Spaß, der „Neuen Freien Presse", die nach der Staatsstreichrede des Herrn v. Koerber plötzlich auf das oppositionelle Schlachtross umgesattelt hat, die Widersprüche ihrer Haltung nachzuweisen, je zeigt, wie die „N. Fr. Pr." bis zur Staatsstreichrede permanent gegen die angebliche Unthätigkeit des Parlaments gehetzt, und wie sie jetzt über Nacht einen durchaus normalen Arbeitsstiller im Parlament entdeckt hat. Das ist zu ganz richtig. Aber wer wird noch von der „N. Fr. Pr." Consequenz verlangen! Die „Arbeiter-Zeitung" darf das am allerwenigsten. Denn sie hat dieselbe Inconsequenz begangen, wie die „N. Fr. Pr.", nur in umgekehrter Richtung. Jetzt schimpft sie mit Recht v. Koerber um die Wette über die Störigkeit des Parlaments. Vorher hat sie genau dasselbe geschrieben. Kaum daß das Parlament eröffnet war, am 18. October, verkündete die „Arbeiter-Zeitung":

„Daran ist nicht zu zweifeln: die Regierung hat die Schlacht schon gewonnen. Man sagt die Stimmung des Parlaments nicht richtig auf, wenn man sie als Unlust zur Arbeit erklärt. Umgekehrt: die Abgeordneten sehnen sich nach Abgeordnetenthätigkeit, und vor allem möchten sie sich in die Arbeit mit Feuereifer stürzen . . . Nicht nur im allgemeinen folgt das Haus der Koerber'schen Führung, auch im besonderen: Herr v. Koerber redet den Abgeordneten ein, das Wichtigste sei die schleunige Erledigung des Budgets, und sofort stürzen sie sich auf zwei oder eigentlich auf fünf Budgets und werfen sie die Weihnachten herunterschlingen, als würden sie dafür bezahlt werden."

Na, genug des grausamen Citats! Der Mann, der in der Beurtheilung der parlamentarischen Situation einen — wie nennt das doch der Prinz Liechtenstein? — einen so „genialen Scharfblick" bewährt hat, braucht sich über die Inconsequenzen anderer Leute nicht gar so sehr aufzuregen.

*

Einige durch die Koerber'sche Rede besorientierte Wiener „Liberale" haben in diesen Tagen einen Wahlverein Bezirksverein zusammengerufen, um noch rasch die bequeme und billige Mode, aufs Parlament zu schimpfen, mitzumachen. Der Abg. Wrabey erklärte da, er finde in der Rede des Herrn v. Koerber „nichts Außerordentliches"; einem so gewöhnlichen Geiste, wie Herr Wrabey einer ist, ist die geistige Luft stets allzu gewöhnlich. Wenn Herr v. Koerber — erklärte der „liberale" Abgeordnete der inneren Stadt Wien — einen Staatsstreich drohen würde, wäre er (Herr Wrabey) „der letzte, der auf das Ministerium den Stein werfen würde". Das glauben wir ihm. Männer von der Qualität des Herrn Wrabey haben ein wohlerworbenes Recht, überall den letzten zu sein. Aber Einen begreifen wir nicht: warum Herr Wrabey sich zu seiner absolutistischen Attenpoise gerade den „Verein der Verfassungsfreunde" — so heißt nämlich sonderbarerweise dieser Bezirksverein — ausgesucht hat. Mit solcher Weisheit sollte er doch lieber in einen antiliberalen, verfassungsfeindlichen Verein gehen. Doch halt! Im christlichsocialen Bürgerverein in Simmering hat Dr. Lueger über die Koerber'sche Rede sehr klug und „verfassungsfreundlich" gesprochen. Es scheint, daß also auch in einem Simmeringer christlichsocialen Verein Herr Wrabey mit seiner Weisheit nicht am richtigen Platze wäre. Da ist doch das Beste, er bleibt im Zentrum „Bezirk der Verfassungsfreunde". Das scheint der einzig richtige Ort für seine absolutistische Blödheiten zu sein.

Volkswirthschaftliches.

Der Verstaatlichungsrummel hat sich wieder gelegt, und es hat nicht den Anschein, als ob er jetzt überhaupt Action führen werde, die damit beabsichtigt war. Damit ist aber nicht gesagt, daß man auch die nächsten Jahre so ungezügt vertreichen lassen dürfe, wie die Jahre seit 1896. Wenn es ernst ist um die Verstaatlichung, der wird, wie vorige Woche auseinandergesetzt, vor allem darauf hinarbeiten müssen, daß eine vermünftige Tarifregulierung und Tarifpolitik von der Verwaltung der Staatsbahnen vorgenommen werde. Ferner müssen die Voraussetzungen geschaffen werden, damit die Einlösung der Bahnen zu entsprechenden, nicht zu sehr den Staatsschatz onerosen Bedingungen erfolgen könne. Der Spectakel war nicht zum geringsten Theile auch deshalb so unvermünftig, weil er geeignet war, den Einlösungspreis der Bahnen ungeheuer hinaufzuschrauben. Wir haben schon einmal erlebt, wohin es führt, wenn man die Bahnverwaltungen das Verstaatlichungsbedürfnis als gar so dringend erkennen lassen. Die Verstaatlichungs-Campagne 1894 1895 thunte einen Theil Parlamentarier noch in Erinnerung sein. Und wenn einer glaubt, das bei den heutigen Cursen die Verwaltungen weniger anspruchsvoll sein würden, dann braucht er nur die Curse der wichtigsten Bahnactien anzusehen 1891 anzusehen, bevor Graf Wurmbrand sich mit seinem grandiosen Verstaatlichungsplan in beschäftigen begonnen hatte. Damals standen Staatsbahn und beide Nordwestbahnactien auch nicht höher als heute, und doch tauchten die Bahnen ein Jahr später gar keine Grenzen für ihre Forderungen. Wenn wir heute die Geschichte wiederholen wollen, so wird Herren v. Taaffeig auch diesmal das Kunststück gelingen, die Staatsbahnactien auf 800 und die beiden Nordwestbahn Actien auf 600 Kronen und darüber zu treiben. Weniger als je sind wir aber heute in der Lage, die Bahnen zu übernehmen, und daher darf an eine andere Art der Verstaatlichung als durch concessionsmäßige Einlösung gar nicht gedacht werden. Um diese zu ermöglichen möglich ist sie auch jetzt, und es ist nur der Mangel an Energie der Regierung schuld, wenn sie bisher nicht durchgeführt wurde — muß ein Einlösungsgesetz eingebracht werden, welches an dieser Stelle schon im Jahre 1896 skizziert wurde und welches, ohne sich irgend eine Anlegung oder Entscheidung der den Einlösungsproces verunsicherden heutigen Concessionsbestimmungen vorzunehmen, die Regierung ermächtigt, den concessionsmäßigen Einlösungstermin durchführen würde. Dieses Recht hat nur den einen Sinn, daß der Staat nach Eintritt des concessionsmäßigen Einlösungstermines die Bahnen, wann er will, in turnus Wege übernehmen kann. Einen Kaufvertrag abzuschließen, dazu brauchte er kein Einlösungsgesetz in den Concessionen. Dieses Gesetz würde also lediglich, was obendrein rechtens ist, und zwar: daß die Bahngesellschaft nach seit Eintritt des concessionsmäßigen Einlösungstermines verpflichtet sei, zu dem zur Uebernahme von der Staatsverwaltung kundgegebenen Zeitpunkt und gegen Verabfolgung der von dieser concessionsmäßig festgestellten

Digitized by Google

Ablösungsrente das Unternehmen dem Staate zu übergeben. Ergibt sich über die Höhe der Rente eine Differenz, dann ist die Bahn an den ordentlichen Richter zu verweisen, aber die Uebergabe der Bahn darf der Proceß nicht aufhalten. Dadurch würden die berechtigten Interessenten in seiner Weise zu Schaden kommen. Den nicht strittigen Theil der Rente erhielten sie sofort bei Uebergabe der Bahn, den etwa strittigen je nach der Entscheidung des Gerichts, nachträglich mit Zinsen bei Oeller und Pfennig. Und der Staat würde nicht genöthigt sein, um überhaupt verstaatlichen zu können, unannehmbare freie Uebereinkommen abzuschließen, in denen er alle Forderungen der Bahnen bewilligt, weil diese sonst durch Auflösung immer neue Schwierigkeiten machen und die concessionsmäßigen Einlösungsrechtes zu dem der Staatsverwaltung passenden Termine zu bereiteln wissen.

•

Gleichzeitig mit der Beschlußfassung über dieses Gesetz müßten die Legung des zweiten Geleises und die nothwendigen Investitionen auf der Nordwestbahn und Elbethalbahn möglich energisch durchgeführt werden, damit der Staat bei der Einlösung ein entsprechend ausgestaltetes Netz erhalte. Mit der unbaltbaren Forderung auf Garantie Erhöhung müßte die Bahn auf den Rechtsweg verwiesen werden. Was die Staatseisenbahn-Gesellschaft anbelangt, so müßte die Restlegungsfrage eingehend werden, ob die Einlösung nach dem Beschlussvorschlage des Jahres 1882 zu erfolgen hat oder nicht, und ob der Fahrpark der Staatsverwaltung kostenlos anheimfällt oder separat abgelöst werden muß. Desgleichen müßten die anderen principiellen Streitpunkte der richterlichen Entscheidung unterworfen werden. Dann wird man wissen, was die Einlösung der Staat berechtigterweise kosten kann, und ob die Verhandlungen angesichts der Budgetverhältnisse zulässig erscheint oder nicht. Daß die Verstaatlichung in diesem Augenblicke nicht thunlich ist, leben heute wahrscheinlich auch die Jungczechen schon ein. Aber sie werden die Durchführbarkeit jedenfalls erheblich näherrücken, wenn sie den Parlamenten und der Regierung vorschlagen, in der vorbesagten Weise die Voraussetzungen für eine die Rechte des Staates und der Actionäre in gleicher Weise wahrende Verstaatlichung zu schaffen. Eine Verstaatlichung, durch welche die Bahnen um viele Millionen übersahlt würden, wie es die Gesetzesvorlagen des Jahres 1896 bewirkt hätten, wird nie zustandekommen.

•

Eine Anzahl Gründer der Wiener Tramway-Gesellschaft hat eine Schadenersatzklage eingebracht, weil ihnen durch die Umwandlung in die Bau- und Betriebs-Gesellschaft das ihnen statutenmäßig eingeräumte Bezugsrecht auf neue Actien entzogen wurde. Bekanntlich ist als Haupt ursache der Umgründung der alten Tramway eben dieses Gründerbezugsrecht angeführt worden. Dr. Steger hat dies in offener Generalversammlung ausdrücklich erklärt. Gründerrechte sind viel zu wenig interessant und sympathisch, als daß irgend jemand sich über das Hinwegsetzen dieser Rechtsansprüche aufgeboten oder aufzuhalten Ursache gehabt hatte. Aber eines läßt sich heute noch sagen. Wenn mehr voraussichtlich bei weitem billiger herausgekommen, wenn man seinerzeit mit den Gründern einen Vergleich abgeschlossen hätte. Die Gründer hatten kaum soviel der Jungen können, als die Umgründung allein an Steuern und Gebühren verschlungen hat. Und den Actionären ist die Ersparnis an Gründerzegewinn nicht zugute gekommen. Die hat lediglich der unersättliche Consortium des Geschäftes die Firma Siemens & Halske eingesteckten. Und da ist das Detail nicht uninteressant, daß die Gründer heute ihren Anspruch gerade auf jene Actien erheben, auf welche der Firma Siemens & Halske ein voller unwiderrufes Bezugsrecht eingeräumt worden ist. Den inneren einen Rechtstitel besitzen Gründer hat man das Bezugsrecht verliehen, um es der Firma Siemens & Halske, die gar kein Recht darauf hatte, zu geben. Ob die Gründer Aussicht haben, mit ihren Anspruchen durchzudringen, das lassen wir dahingestellt. Aber es ist gut, wieder darauf hin zuweisen, daß die Firma Siemens & Halske beim Abschluß des Tramwaygeschäftes schon verschiedenen Actionären in schädigender Weise zu hintergehen bestrebt war: die Gründer, die Actionäre, die Communne.

•

Man schreibt uns aus Berlin:

Die Börsenhausse entspricht sich immer mehr als das, was sie in Wirklichkeit ist, Raubzug eines Cliquenbruders zum Jahresschluß. Die Banken treiben schon wieder lange Zeit als Verkäufer auf, und man wird schon deutlich das Bestreben an, durch Verquickung einer Hausse mit gewissen Specialgebieten, die gewonnene Position ganzlich zu sichern, um Anlaß zu ihre Effecten zu finden, die sie noch vor kurzem zu billigeren Cursen aufgenommen haben. Nur so erklärt sich z. B. die Cursbesserung der Lombarden in den letzten Tagen. Man ist in Berlin, wie bereits berichtet wurde, über diese Bewegung erstaunt, und hat erstmal Schlimmes dahinter nicht vermuthen können. Das wundert auch gar nicht, denn wie diese Börsengeschäfte kann man schwindeln, daß es Augenaufschlag hervorruft. Interessant ist in Berlin, und zwar weltberühmt in den Bureaux der Deutschen Bank zu finden ist. Anscheinlich will das Institut auch an die Zeit denken, wenn Schutzzollagitation einsetzt. Die Deutsche Bank nimmt aber ausnahmsweise eine sehr maßvolle Stellung ein. Die Antisemiten, die am Montag Blatt vor einem Juden tragen, über die Thatsache, daß Leitung Warenhäuser gegründet hat, scheint nur eine vorübergehende zu sein. Der Antisemitismus ist in Berlin nicht mehr so stark, wie er es vor einigen Jahren war, und die Juden der Stadt sind [illegible] Bevölkerung [illegible] Die Deutsche Bank nimmt [illegible] Stellung [illegible] Bank [illegible] Bank [illegible] Bank

niedriger vom Schicksal gedacht, es auf eine kleinlichere, oberflächlichere Art aufgedrückt hat, als diejenige gedacht, mit der man den Namen der Schicksalsstrategodie verbindet. „Der vierundzwanzigste Februar“ ist dafür ein gutes Beispiel. Das Schicksal hat hier weder das ehern Gesetzmäßige, das allein den Gang der Handlung bestimmen, noch das geheimnisvoll Heranschleichende, das wie ein unentwirrbares Schicksalsnetz dunkel über der Szene liegen soll. Es ist so äußerlich zu dem Inhalt des Stückes in Beziehung gesetzt, dass man ihn völlig hingetreu erzählen kann, ohne dass der Zuhörer mehr als eine geradlose Aufeinanderreihung trauriger Zufälle erkennt. Nur die Hand eines geschickten Theaterkniffes wird er in der Führung der Scenen finden. Zeigt man ihm jedoch weiter, an wie thörichte Dinge Werner das Walten des Schicksals knüpft, an ein verhängnisvolles, aber trotzdem, wie eine Reliquie, durch lange Jahre aufbewahrtes Messer, an die regelmäßige Wiederkehr eines Kalendertages — Adolf Müllner schrieb im „neunundzwanzigsten Februar“ dem Schicksal sogar die Kenntnis des Schaltjahres zu — dann kann er nur lächeln über die harmlos spielerischen Vorstellungen von der strengen, alles beherrschenden Macht. Und er wird von neuem empfinden, wie rein und groß, wie geformalmend und erhebend wieder die tragische Schicksalsauffassung ist, zu der sich die modernen Dichter durchgeraungen haben.

Hugo Haberfeld.

Man schreibt uns aus München:

Die Münchener Secession, deren Renaissance-Ausstellung erst vor wenigen Wochen geschlossen wurde, ist bereits wieder mit einer neuen Ausstellung auf dem Plan erschienen. Und zwar sind es diesmal die von A. Langhammer, W. Volz und Paul Hoge nachgelassenen Werke, die sie dem Publicum vorführt. Man kennt Paul Hoge und Wilhelm Volz von den Münchener Sommerausstellungen her und hat heute wenig Anlass, Neues über sie zu sagen. Hoge, der sehr jung verstorben, liebte die Einsamkeit stiller Wälder und Wiesen und hat für diese Grundstimmung seines Wesens in einem unter schattigen Bäumen ruhenden Weiher, der für die Pinakothek angekauft wurde, den entsprechenden Ausdruck gefunden. Wilhelm Volz ist sein Lebtag über einen felsamen Dualismus nicht hinausgekommen; er behandelte heute den Heiland und malte Porträtbilder des jüngsten Gerichtes für Friedhöfe, am morgen mit derselben Frauen über Blumende Gefilde zu lärmen und die Birkenwälder des Isarwinkels durchzugen des „Gieleln kreck dich“ oder dergleichen zu entwerfen. Am bekanntesten dürften seine fröhlichen Illustrationen zu „Woyzeck, eine Frankenkomödie“ geworden sein. Er war immer dort am erfolgreichsten, wo er munter impressionieren konnte. In seine großen Bilder kam zwiel Arbeit und Selbstquälerei hinein, als dass sie einen Eindruck zu hinterlassen vermochten. Das eigentliche Ereignis der Ausstellung sind denn auch die Langhammer'schen Werke. Langhammer gehörte zur Dachauergruppe, hatte aber seine stark persönliche Note. Seine Palette war auf einen feinen, mundanal tönig angehauchten Silberton gestimmt, und er liebte das zarte Leuchten weißer Frauengewänder, wenn sie vor dem Grün des Waldes, vor silbrigen Gewässer in der Dämmerung des Abends oder des Waldes. Ganz allein auf diese diskrete Farbenmusik kam es ihm an; hatte er sie erreicht, so war alles weitere Arbeiten, vor allem das sogenannte Fertigmachen, sie ihn reizlos werden. Wenigen Münchner Malern mögen so viele Bilder unfertig sein wie er es war. Immer bahnte es sich für ihn zum Problème, niemals zum Bilder. Es ist nicht zu beschreiben, wieviel Malgedanken und Farbenrechnungen man aus seinen Skizzen herauslesen kann. Was er schuf, war immer nur Experiment, Vorbereitung, nie endgiltiges Resultat, abschließende Leistung. Das wusste er selbst sehr gut und deshalb wollte er trotz allen Drängens seiner Freunde nie etwas ausstellen. Ein Bekannter hat ihm einmal sogar dabei überrascht, wie er alle Arbeiten, die er im Atelier vorrathig hatte, vernichtete. Er zerfetzte gewissermaßen die Manuscripte, denn er wollte Reinschriften veröffentlichen. Nun hat ihn der Tod daran gehindert, sein Wirken auszuführen. Aber wie köstlich wirken selbst diese Concepte! Man hat in der jüngsten Zeit vielfach die Behauptung ausgesprochen, dass München von seiner alten Höhe als Kunststadt herunter sinken werde; ich meine, wo es Talente gibt, die stets genug sind, Leistungen wie diese bei der Oeffentlichkeit vorzuenthalten, braucht man um die Zukunft nicht zu sorgen.

Eduard Engels.

Ignoranten sollten immer recht vorsichtig sein, wenn sie ironisch werden wollen, es kann ihnen leicht geschehen, dass sie nur ihre eigene Unwissenheit blosstellen, wo sie andere zu verspotten glauben. Ein Witzbold ertiert in der „Arbeiter Zeitung“ vom 14 d. M. unter der Spitzmarke „Heiteres aus Wiener Kunstkritiken“ einen Satz von mir aus Nr. 373 der „Zeit“: „Hans Rosenhagen ist eine Agnaeergachichte, die mehr den Eindruck eines dramatischen Romanes als den eines Originaldramas macht, da sie nur eine Handlung, aber keine Idee enthält.“ An dieses falsche Citat sich habe von einem dramatisieren und nicht von einem dramatischen Romane gesprochen; kümmt der Witzbold folgende Bemerkung: „Der Kritiker meint also, ein Roman bedürfe keiner Idee. Sollte dieses ästhetische Prinzip auch dem Roman Simon Thums zugrunde leitet sein?“ Nein, herr Witzbold, denn der Roman Simon Thums hat eine Idee, wenngleich Sie sie nicht erfasst zu haben scheinen. Aber es gibt viele Leute, die glauben, auch das Drama bedürfe keiner „Idee“, es genuge die Darstellung eines lebensvollen oder doch spannenden Vorganges und dergleichen. Dieser Ansicht bin ich wiederholt in Vorträgen und Aufsätzen entgegengetreten. Anders scheint mir die Sache aber beim Roman und der Novelle zu liegen und der Witzbold in der „Arbeiter Zeitung“ weiß nur nicht, wie viele Vertreter der Ansicht haben, ein Roman bedürfe keiner leitenden Idee, für ihn genuge die gedichte Erzählung eines interessanten Vorganges u. dgl.

Max Burckhard.

Bücher.

G. Freytags Export-Atlas für Welthandel und Industrie (29 Karten und Tafeln). Herausgegeben mit Unterstützung des k. k. Oesterreichischen Handelsmuseums. Freytag & Berndt, Wien.

In diesem neuen Werke beabsichtigt der verdienstvolle Kartograph eine übersichtliche Darstellung des Welthandels zu geben. „Welche Artikel, wohin reflectieren wohe und für welchen Betrag exportiert und importiert jedes Land?“ lautet die Frage, die sich der Verfasser im Vorworte stellt und deren Beantwortung er durch anschauliche Tabellen unternimmt. Die Diagramme illustrieren die auf Mark einheitlich umgerechneten Werte der Aus- und Einfuhr jedes Landes und jedes Artikels im Jahre 1898 — das Jahr musste aus technischen Gründen gewählt werden —; eine Farbenskala ermöglicht es, den Export und Importanteil die anantiative Vertheilung des Umsatzes der einzelnen Waren auf die einzelnen tauschen den Staaten zu entnehmen. (Die Tabellen für Norwegen, Dänemark, Schweden, Mittel- und Südamerika, Ostasien, Australien und Afrika enthalten dieser Specialisierung.) Leider erschwert der Mangel einer einheitlichen Kategorisierung der Waren den Gebrauch dieser Tafeln, wie denn überhaupt die Zuordnungen zwischen den statistischen Daten eines Staates und den entsprechenden Einfuhrwerten des anderen Staates weder Vertrauen in die Verlässlichkeit der Daten erschüttern muss. (Deutschland führt zum Beispiel nach der Importstatsel aus den Vereinigten Staaten Getreide für 21·76 Millionen Mark ein, während diese nur für 10·7 Millionen Mark Getreide dahin exportieren. Möglich verhält es sich mit der Seidenausfuhr aus Italien in die Schweiz 2c.). Die steigenden und sinkenden Tendenzen des Außenhandels erscheinen bei jedem Artikel nur durch eine entsprechende summarische Zahl aus dem Jahre 1898 markiert. Die vergleichenden Ziffern für das Schwanken des russischen Marktes sind infolge der Umrechnung der Goldwerte in unbrauchbar: 1894 = 100 Mill. — M. 374,5, 1898 nur M. 2·161. Nur die Gesammtwaren Ein und Ausfuhr von 1889 bis 1900 ist in ihrer continuierlichen Entwicklung dargestellt. So wertvoll die Tabellen für den handelspolitischen Anschauungsunterricht sein mögen, wird doch gewiss kein Fabrikant, Landwirt oder Exporteur aus ihnen eine Belehrung über die gegenwärtigen Conjuncturen des Welt marktes schöpfen (wie es der Autor im Vorworte voraussetzt); einerseits ist das Werk schon bei seiner Geburt drei Jahre alt, anderseits sind graphische Darstellungen von Größenverhältnissen nur ein Hilfsmittel. Ein geographisches Bild gibt erst der „Physikalische Atlas“ nur insoferne zurecht, als die Diagramme kleine Landkarten einschließen, auf denen die Gebiete verteerungen von Deutschland und Oesterreich vergeschnet sind und eine große Mercatorkarte der Weltverkehrswege das Werk beschließt. Leider individualisiert letztere Karte nur die Linien der deutschen und österreichischen Flagge.

Richard Kennetek.

Friedrich Ratzel: Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Erster Band. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1901.

Dieser Band des zweibändig beabsichtigten Werkes soll das Wissenswerteste vor allem über die feste Erdrinde bringen. Solche Zusammenstellungen interessieren den Fachmann weniger wegen des positiven Wissenszuwachses, als durch die Methode der Darstellung. Gegenwärtig hat die geneisch entwickelnde und erklärende Darstellung immer mehr Boden gewonnen, die Formen durch Schilderung der thatigen Kräfte entstehen zu lassen. Ratzel erneuert die schilderude Darstellung Ritters in modernem Gewande. Er unternehme es nicht, die Fülle der Thatsachen in die üblichen Classificationen einzuzwängen, in der Kunst gebe es nur Uebergänge, sagt er in der Vorrede. Er betrachtet die gegenwärtigen Formen des festen Landes und teilt sie, ohne Rücksicht auf die Entstehung, nach ihrer Aehnlichkeit in Gruppen von oft losem Zusammenhange auseinander. Der Gefahr trockener Aufzählung entgeht er durch seine Darstellungskunst. Wissenschaftliche Definitionen, Zahlen und gelehrte Nomenclatur sind thunlichst vermieden, an ihre Stelle tritt die Verdeutschung von Fachausdrücken und die Beschreibung. Dadurch gewinnt die Darstellung außerordentlich an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Nachahmenswert ist, dass sich jede Erscheinung auf ihre geographische Verbreitung gewaltigt wird. Der anthropogeographische Standpunkt Ratzels kundigt sich immer wieder an in der Betonung philosophischen Anschauung auf das Leben, besonders des Menschen. Diese Absichnitte möchten mir als die Glanzpunkte des Buches bezeichnen. Bei den Ergebnissen physikalischer Geographie versucht Ratzel vielfach, widersprechende Ansichten miteinander zu vereinigen. In vielen Fällen vertritt er von der österreichischen Forschung abweichende Ansichten gegen die Darstellung des Marines halten wir einiges einzuwenden. Der Zweck des Buches, ge bildete Laien über den Stand der Geographie zu orientieren, ist erreicht, zumal auch noch zahlreiche Abbildungen und Karten den Text erläutern.

Dr. A. Grund.

Ernst Kreidolf: Die schlafenden Bäume. Ein Märchen in Bildern mit Versen. Verlag von Schaffstein & Cie. Cöln.

Paula und Richard Dehmel: Fitzebutze. Aberhand Schaffstein und Kinder mit Bildern von Ernst Kreidolf. Verlag von Schaffstein & Cie. Cöln.

Ernst Brausewetter: Knecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Band 4. Verlag von Schaffstein & Cie. Cöln.

Heinrich Möser und Ulrich Hoffbrunner: Jugendland. Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Verlag von Gebrüder Kunzli, Zürich, München, Paris, Turin, Barcelona.

Egon Hugo Straßburger: Lieder für Kinderherzen. Mit Bildern von Ernst Liebermann. Verlag von Ernst Hofmann & Cie. Berlin.

Emma Adler: Feierabend. Ein Buch für die Jugend. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand. Wien 1902.

Diese Bilderbücher — Frau Emma Adlers Buch allein enthält keinen illustrativen Theil, nur eine sorgfältige Auswahl guter Jugenderzählungen — sind ein sicheres Zeichen für das, was Kinder wollen und die

Digitized by Google

reine Empfindung der modernen Kunst. Stuhl man in der Geschichte nach jenen Epochen, in denen die Künstler sich der Kinderspiele zuwendeten, so sind es entweder Zeiten des Niedergangs, des Tiefstandes oder solche, da mit einer neuen Generation ein neuer Frühling kommt. In den schlechten und kranken Zeiten wird das Kind, Niemand um seiner selbst willen, sondern immer das Verhältnis der Erwachsenen zu ihm dargestellt. So malten und zeichneten am Ende des Rococo, als alle Reize des Frauenkörpers erschöpft waren, Boucher und Fragonard, die jungen unentwickelten Formen der Mädchen und Knaben. Nicht für frohe Kinder, für liebesmüde geworden Herren und Damen waren ihre Werke geschaffen, als offener Ausdruck heimlicher Erregungen. Aehnlich, nur um eine Note satanischer, wirken die Kinderbilder Beardsleys, des genialsten Vertreters englischer Decadence. An jedem kleinen Mädchen deutet er die kommende Salome an. Oder die Kinderbilder aus der Zeit des Wiedererwachens unter Anton Graff. In denselben sich die kleinen naschhaft und altersklug wie Rectoren einer Universität bei einem wissenschaftlichen Congresse. Es war die gelehrteste, aber unsinnlichste Periode der deutschen Geschichte. Ganz anders verhält es sich mit den Kinderbildern vom Anfange des Quattrocento oder bei Dürer und Holbein. Das Kind wird nicht mehr in seinem Verhältnisse zum Erwachsenen, sondern um seiner selbst willen dargestellt. In seine reine, heitere, ungetrübte Welt verirrt sich kein fremder Ton, kein erotisches Verlangen, kein grüblerischer Zweifel. Die Künstler haben ihre Anschauung so vereinfacht, die Empfunden so verinnerlicht, daß sie wie aus der Kinderseele heraus zu schaffen vermögen. Zu diesen seltenen und großen Künstlern gehört Ernst Kreidolf. Seine „Schlaraffenbäume" und die Bilder zum „Figbuzze" bedeuten in ihrer naiven Phantasie und schlichten Größe einen Höhepunkt dieser Gattung. Da ist nichts künstlerisch, wie so oft bei Walter Crane, weder in der Form noch in der Empfindung. Kreidolf hat die träumerische Stimmung der Märchen und Bücher unwichtigen Humor. Die Illustratoren der anderen Bände: Fidus, Zant, Münzer, Kallmorgen, Rieth, Georgi, Feldhauer reichen an ihn nicht heran, so Schönes sie auch leisten. Am schwächsten sind Straßburgers „Lieder für Kinderchoren" textlich und zeichnerisch. Sie wurden hier nur des Zusammenhanges wegen erwähnt. —b—

Lady Th. Blennerhassett: Gabriele d'Annunzio. Sammlung moderner Essays zur Kunst und Literatur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Verlag Gose & Tetzlaff, Berlin W. 1901.

Lady Blennerhassett gehört zu den berühmten deutschen Frauen. Ihre Werke über Mme de Staël und Talleyrand enthalten wichtige Beiträge zur Kenntnis der Geschichte jener beiden Persönlichkeiten. Diese Arbeiten sind in Frankreich und England überschwänglich gelobt, wie das so. Die beiden Lady Blennerhassett den Titel eines Dr. phil. hon. causa verschafft. In den letzten Jahren beschäftigt sie sich viel mit italienischer Literatur. Eine Frucht dieses Studiums ist das Büchlein über Gabriele d'Annunzio. Es hat den Vorzug, mit Sachkenntnis geschrieben zu sein. Man muß es heutzutage leider schon hervorheben, wenn jemand, wenn jemand den Autor gründlich gelesen hat, den zu loben oder zu tadeln er sich vermißt. Weiteres ist von der Arbeit kaum zu sagen. Es fehlt Lady Blennerhassett die wahrhaft künstlerische Auffassung, an die uns Kritiker in jenseits Zeit so bedeutende Meister in den letzten Jahren gewöhnt haben. Lady Blennerhassett hat gewiß in der Jacht romanischen Geistes gelebt, um die Pracht der Sprache bei d'Annunzio bewundernd anzuerkennen; doch dann kommen die ethischen Forderungen, die Vorwürfe, der Tadel; es wird gebeuert und gebeutelt, es wird behauptet und daraus bewiesen, und ganz Schluß weiß man nicht, ist d'Annunzio noch ein Tucher oder nicht. Wann wird der Deutsche einmal soviel Cultur besitzen, nicht mehr moralisch am unrechten Ort zu sein? Weiß man immer noch nicht, daß jede neue, große Kunst naturalistisch ist und ruchlos Tradition und Gesetze bricht? Daß sie den Ersatz einer Tages ohne Wanderin und die Poesie ohne Reimlosigkeiten schafft? Daß sie von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel des Ateliers auf die Straße herabsteigt und Aufruhr macht, so oft etwas Großes wird? Gleichgiebt nur langer Zeit, so ist es classisch und unsere Bildung hat es verstehen. Wie weiten Werke muß mehr das Pathologische des Werther und der Bücher verwerflichsten Verse, wie Heine sagte, seine unsinnigsten Werke! Shelley, Zola, Meister, Edvard — er nennt sie sein anderes Selbst so leidlich abgeschunden; wer lesen über die ausschweifenden Gesinnungen und Thaten, den frauen Wahnsinnern Child Harolds und Don Juans hinweg, weil Lord Byron die Herzen vermöchte bringen bei und hin die Gemüthen gefallen ist; mit Emile Zola haben wir Nachsicht wegen der Trouver Assoie, und so gibt es noch für andere Entschuldigungen. Wehe dem jedoch, der die Kunst will und weiter nichts! Er heiße nun Rodin oder Habrial d'Annunzio. Nicht „Die Bauern von Calais" und nicht die „Ode auf Barbarien" können den erschrecken können. Kann nun thun verstehen. Oder doch? Bauen diese patriotischen Verse so schlecht gearbeitet?

Marie Herzfeld.

Spemanns Hausbücher: V. Das geldene Buch des Theaters. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1902.

Der Band behandelt in deutschen ausschließlichen, aber einige auf verschiedenen Bände, welche neben die anderen Bücher der Band, der Musik, der Bildhauerei und der Tänze Gesellschaftsreisen, das Theater. Auch das Material ist durch und durch übersetzt in besonders Widersprüchen, welche die Bühnenkünste Allmählich eines Handlichkeit und der ungeheuren Fülle des Zusammenhängenden Materiales nicht bewältigen gewesen. Ohne die Hilfe Lösung, natürlich auch das Nebeneinander Gestaltung des Einbandes, sehr hoher. Aber seinen Inhalt und durch diese Weise erwähnen, weil es ohne die reiche Bogen entschuldigen kommen kann. Die Autoren, von Dr. Rosen bis zum „Kladderadatsch", Feuilletonisten und Redakteur Thomasmann und die wenigen, durch Mode, Anfassung und gesellschaftliche Stellung ausgezeichneten Schauspielerinnen, die Theaterkritiker, die Musik- Opern- und Concert-Berichterstatter, die Theaterdirectoren, die Bühnenleiter, die Bühnen- und Kostümbildner und — last but not least — die Bühnen- und Kostümbildner und — last but not least — die Bühnen- und Kostümbildner und — last but not least —

zugänglich ist. Eine große Gesellschaft wurde zur Exploitierung dieser Minen gegründet, welche auch den in dem Erz enthaltenen Phosphor sowie die sonstigen chemischen Bestandtheile nutzbar zu machen gedenkt. Getrieben werden die ganzen Werke durch Elektricität, die aus einigen, etwa sieben Meilen entfernten, Wasserfällen gewonnen und herübergeleitet wird.

Menschlichkeit im Vorübergehen.

Von Stefan Großmann.

Um halb elf ist der Advocat Wildberg mit seinen Verhandlungen beim Civillandesgericht fertig. Er steigt die breite Treppe des Justizpalastes hinunter. Vor ihm liegt, in hellstem Licht, durchglänzt von der Vormittagssonne, die Ringstraße. Das bissehen Gartenanlage, nachmittags im Schatten nur ein armseliges, künstliches bissehen Grün mit drei, vier Paradebäumen, vor denen weiße botanische Titeltäfelchen in den Boden gesteckt sind, sieht jetzt im lichtreichen Gefunkel der Vormittagssonne wie eine wirkliche, helle, grüne Wiese, ein Stück Natur aus. Jedes Blatt der exotischen Bäume ist von Sonne durchleuchtet, jeder Grashalm strahlt im Licht . . .

Selbst der Advocat Wildberg steht einen Moment ganz geblendet da. Schließlich ist aber das Bewußtsein, heute Vormittag keine Tagfahrt, keine Verhandlung, keine Conferenz mehr zu haben, angenehmer wie alle diese „Wunder des Lichts“, an die ein Autor, aber kein Hof- und Gerichtsadvocat denkt. Aber ein bissehen verändert werden auch die Advocaten in der sinkenden Herbstsonne. Herr Dr. Wildberg geht unwillkürlich ganz langsam über den Franzensring. Er spürt, ohne daß er sich es sagt, daß ihm das Parlamentsgebäude heute, in der Grelle des Lichtes, strahlend weiß und die Traumwagganos brennend roth vorkommen. Dabei denkt er an diesen hübschen Fall, der morgen Nachmittag um ein Viertel vier oder um vier Uhr in der Causa Zelesny-Hosbauer vor die Berufungseinstanz kommt. Aber ebenso wie sein Gang langsam und beschaulich geworden ist — compromittierend langsam, als ob er gestern erst seine Kanzlei eröffnet hätte — so kommen seine Gedanken in Causa Zelesny-Hosbauer nur ganz langsam vorwärts. Vor dem Rathhauspark spuken sogar die herbstlich gelb-rothen Bäume — sie sind so auffallend — mitten in die Gedanken über die Causa Zelesny-Hosbauer hinein.

Vor der Universitätsrampe muß er einen Moment stehen bleiben. Da schreitet ein junges Mädchen in engem, dunkelblauem Tuchkleid, aber mit einem revoltierend weißen Strohhut herunter . . . Die Gedanken an die morgige Berufungsverhandlung stürzen plötzlich in eine Gehirnverstekung. Das Fräulein im englischen, blauen Kleid marschiert darüber hinweg . . . Unwillkürlich bleibt der Advocat Wildberg stehen, sieht ihr nach, wie sie schwebenden Schrittes in der Lichtwelt der Ringstraße verschwindet, sieht ihr blitzelnd nach, so gut man eben in dieses Meer von Sonnenlicht schauen kann — das violette Seidenband des Strohhutes strahlt noch herüber — kann sich gar nicht trennen, sieht hinaus und sieht . . . Ganz allmählich rappelt sich wieder behutsam die Causa Zelesny-Hosbauer auf, steigt leise aus der Gehirnverstekung — das Fräulein ist schon ganz verloren im Gedränge der Entfernung — und beginnt sich breit zu machen. Jetzt erhebt sich deutlich der § 76 der Gewerbeordnung im Kopfe des Advocaten, und Herr Dr. Wildberg sieht sich plötzlich im Geiste schon in dem Verhandlungssaal Nr. 3 des Civillandesgerichtes. Vor ihm sitzen die fünf Richter, welche immer zu schlafen scheinen. Je leidenschaftlicher er, Dr. Wildberg, schreit, desto tiefer scheinen die Richter in sich zu versinken. „Meine Herren,“ ruft er von seinem Anwaltstuhl aus, „der § 76 der Gewerbeordnung sagt ausdrücklich, daß eine vorzeitige Entlassung nur aus fünf, gesetzlich genau präcisierten Gründen erfolgen darf. Wenn daher Herr Hosbauer so frei war, den Kläger . . .“

In diesem Moment erwacht der Advocat, denn jemand sagt hinter ihm:

„Servus, Dr. Wildberg!“

Wie mit einem Handstreich weggewischt, verschwindet der Fall Hosbauer.

„Servus, Herr College!“ antwortet Wildberg.

Die beiden Advocaten stehen am Schottenthor.

„Prachtvoller Tag,“ sagt der Angekommene.

„Ja — prachtvoll. Bin schon fertig mit meinen Verhandlungen. Wohin gehen Sie?“

„Ich? Ins Schwurgericht, will nur den Dr. Buchwald anhören. Früherer Concipient von mir. Kommen Sie mit!“

Ja, Dr. Wildberg geht mit. „Ist denn was los?“

„Nichts besonderes. Ich glaub' ein Kindesmord.“

Die Universitätsstraße ist noch hell und licht. Erst von der Ecke an, wo das düstere Gebäude des Landesgerichtes in seiner massiven Buchtigkeit sich erhebt, wird es schattig, enge, lichtlos . . .

Der Justizpalast läßt die Eintretenden nicht durchs Thor treten. Erst auf das Losungswort „Barreau“ hin fährt er zurück: „Bitte sehr.“

Der Schwurgerichtssaal . . . Grau und kahl liegt er im Zwielicht da, als ob diese Erde ohne Sonne wäre. Von Wundern des Lichtes kann da keine Rede sein, eher von der Pein der Dämmerung. Niemals — das ist keine dichterische Wendung! — kommt hierher echtes, ungebrochenes Sonnenlicht! Diese schwarzgrauen, kahlen Wände athmen Kälte aus.

Gleich in der Thüre hören die beiden Advocaten ein langanhaltendes Wimmern.

„Stimm! Es ist die Kindesmörderin,“ flüstert der College dem Dr. Wildberg zu.

„Wir schreiten nunmehr zur Vernehmung der Zeugen.“ Das ist die Stimme des vorsitzenden Landesgerichtsrathes Riegl. Eine Stimme, kalt wie dieser fürchterliche Saal, geradezu die Stimme dieses Saales, in welchen niemals das ungebrochene Licht der Sonne dringt . . .

„Nur keine Scenen!“ ermahnt der Vorsitzende das kleine böhmische Weib auf der Anklagebank, „hätten Sie früher für Ihr Kind soviel Thränen gehabt, dann würden Sie heute diesen Ueberfluß an Thränen nicht benöthigen!“ Die kleine Böhmin schluckt noch heiger. Offenbar hat sie von den scharfen Bemerkungen des Vorsitzenden nicht die Worte, sondern nur den spitzen Ton der Stimme verstanden. Diese spitze Stimme, welche sich einritzt in das Gehör des Zuschauers . . .

„Also,“ setzt der Vorsitzende mit absichtlichem Gleichmuth fort, indem er sich über das endlose Schluchzen hinwegsetzt, „es handelt sich darum, ob dem Kinde der Hals mit dem Taschentuch zugeschnürt, das heißt also, ob das Kind von seiner Mutter erdrosselt wurde, oder ob das Halstuch dem Kinde nur einfach kläglich — allerdings ich muß schon sagen, sehr kläglich — umgebunden wurde. Für das eigentliche Aussehen des armen Hascherls ist das natürlich fast bedeutungslos!“

Im Zuschauerraum sitzen keine zwanzig Leute. Es entsteht kein Gemurmel nach den pointierten Worten des Vorsitzenden. Die Berichterstatter können nicht „Bewegung im Publicum“ notieren. Vielleicht geht der mitleidvolle Satz des Vorsitzenden ganz verloren für die Oeffentlichkeit.

Auch die Advocatenbänke sind leer. Nur Dr. Wildberg und sein College sind da.

„O je, wenn der Riegl Mitleid zeigt, dann geht's ihr schlecht,“ flüstert der College.

„Geben Sie zu, daß Sie dem Kinde das Tüchel umgebunden haben?“ fragt der Vorsitzende die Angeklagte.

Diese blickt aus ihrem großen, bunten Bauernkopftuch in die Höhe, steht auf, fängt wieder zu plärren an.

„Ob Sie ihr das Tüchel um'unden haben, sollen S' sagen!“ Um besser verstanden zu werden, redet er im Dialect.

„Ja,“ sagt die Angeklagte.

„Na also! Sehen Sie, wir kommen der Wahrheit immer näher!“ Seine Stimme klingt jetzt satt, voll Befriedigung, als ob er das große Geständnis schon am Zipfel hätte. „So, jetzt sagen Sie uns noch, war das Tüchel zusammengedreht oder nicht?“

Blöde blickt die Böhmin auf den Richter. Diesen Ton in der Stimme und also die ganze Frage versteht sie nicht. Was meint er denn mit der guten Stimme? . . . Der Vorsitzende merkt, daß es jetzt mit dem Geständnis noch nichts ist.

„Antworten Sie doch!“ Die Geschworenen sollen die hartnäckige Gerichtsleich' ein Ton dieser Aufforderung bemerken.

Jetzt fühlt die Böhmin, daß der Vorsitzende wieder ganz böse redet und bricht aufs neue in Thränen aus.

„Sie müssen nämlich, meine Herren Geschworenen, wissen, daß man auch ein Tuch als Strangulierungsmittel benützen kann.“ Bei diesen Worten nimmt der Vorsitzende ein rothes Halstuch vom Gerichtstisch und beginnt es mit brillanter Schnelligkeit zu falten, zu winden, zu drehen, bis ein ganz erstaunlich dünner Strang, Strick könnte man sagen, daraus geworden ist.

„Probieren könnte er sich mit diesem Kunststück!“ flüstert dem Advocat dem Dr. Wildberg zu.

„Hat das Tüchel also so ausgesehen?“ fragt der Vorsitzende, indem er seine Stimme auf „harmlose Neugier“ instrumentiert.

Aber das ist auch der kleinen Kroworin zu viel: „Na! Nicht wohr!! Nicht so!!!“ schreit sie heftig.

„Sie brauchen gar nicht so zu schreien,“ unterbricht sie hart der Vorsitzende, „wir verstehen Sie auch so! In diesem Saal wird nicht geschrien! Verstanden?!“

„Dr. Wildberg, erschundigen Sie, ich muß gehen. Halb eins ist es!“ flüstert der eine Advocat.

„Halb eins? Schon? Da gehe ich mit Ihnen! . . . Aber warten Sie ein bissel. Jetzt will ich nicht gehen!“

Sie bleiben noch.

Von nun an ist die Angeklagte für den Vorsitzenden nur mehr Luft. Er sieht über sie hinweg, bemerkt nicht, wenn sie aufstehen will, um etwas zu sagen. Aus! Sie existiert nicht mehr!

Der erste Zeuge wird vorgerufen. Er hat das Kind im Gebüsch der Prateranen bemerkt.

Digitized by Google

Die kleine Krowotin spürt, dass niemand mehr sich um sie kümmert und bricht deshalb wieder in Thränen aus.

„Jetzt gehen wir! Das ewige Platzen ist ja nicht anzuhören," flüstert der eine Advocat dem Dr. Wildberg energisch zu.

Die Advocaten treten in die Alserstraße hinaus. Diese dumpfe, von Zinkfaceuen beschattete Straße scheint einem luftig und licht, wenn man aus dem Schwurgericht kommt.

„Zuflument bin ich nicht weggegangen, wie er sie einfangen wollte!" sagt Dr. Wildberg.

„Was haben Sie davon? Gerettet haben Sie sie nicht. Glauben Sie, die kommt ihm aus?"

„Na ja, das ist richtig. Dieser Riegl ist doch der ärgste. Man hätte eigentlich gar nicht weggehen sollen."

„Schön ... Sie sind ein Idealist und haben keinen Hunger. Aber ich! Gehen Sie in den Riedhof?"

„Nein. Volksgarten. Im Sommer! Es ist beinahe wie am Land dorten."

„Schön. Auf Wiedersehen, Herr Collega!"

Dr. Wildberg geht allein über den Franzensring. Dieser Riegl geht ihm doch im Kopf herum. Wenn er den einmal erwischt! Mit dem wird's noch was geben!... Wie würde er sich dieser böhmischen Bäuerin angenommen haben! Wenn sie aufstand, blöde um sich schaute und etwas sagen wollte, wäre er, sofort, auch aufgesprungen: „Bitte, Herr Präsident, meine Clientin will etwas sagen" ... Das Halstüchelkunststück hätte protokolliert werden können! Na, wenn er einmal mit dem Riegl zusammenkommt! ...

In diesem Moment kam zufällig wieder dieses junge Mädel von Vormittag im blauen englischen Kleid, mit dem revoltierend hellen Strohhut sammt violettem Seidenband an ihm vorüber! Sie schwebt vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Aber er konnte ihr voll ins Gesicht sehen, ins ovale, vom Alpensommer gebräunte Gesicht. Uebrigens raffte sie straff anliegend ihren Rock mit der Rechten zusammen, die Linie war nicht übel; Schnallenschuhe, schwarzseidene Strümpfe, ein fast allzu zarter Knöchel ... Ein Air von Gepflegtheit, Wohlstand, Reinheit gieng von diesem Mädchen aus ...

Wieder verankerte sich sein Blick an ihr, unwillkürlich musste er ihr im Lichtmeer nachsehen, solang er konnte. Als sie ihm endlich entschwand, fiel ihm sofort wieder die Causa Zeleny-Hofbauer, die morgige Berufungsverhandlung und der § 76 der Gewerbeordnung ein.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospect der Firma A. Ortlingers Verlag in Innsbruck, das Werk „Bilder aus der Ostmark" von Eduard Zetsche betreffend, bei.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 30, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente **Ed. Trinkl**
Möbelausstellung Atelier für Wohnungseinrichtungen XII. Gymnasiumstrasse 69—71.
Stadtbahn-Haltestelle: Ausserdorferstrasse. Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse.
Geöffnet Sonntag Vormittag und Donnerstag von 10 bis 3 Uhr.
1441 Entrée Dienstag 1 Krone, Sonntag und Donnerstag 60 Heller.

Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer"
WIEN, IX./1. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle bemerkenswerthen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis und franco.

Weinhandlung
ROBERT BEYER, WIEN
Kellerei: XVIII./1. Währingerstrasse Nr. 100. 1177
Lager und Verkauf von nur echten Naturweinen in Flaschen und Gebinden. Lager von echt französischem Cognac, Cuba- und Jamaika-Rum. Bestellungen werden ins Haus expresslich. Bestellungen bitte zu richten XVIII./1. Währingerstrasse 100

Musikalienhandlung und Antiquariat
C. Kulm & L. Kraus (Carl Kulm),
Wien, I. Johannesgasse 1.
Specialität: **Tages-Novitäten- und Textbuch-Abonnement** bei billigster Berechnung.
Kataloge und Prospecte gratis und franco.
Alle Post- und Aufträge werden umgehend erledigt. 1534

Das
k. k. Versteigerungs-Amt
(Dorotheum)
WIEN, I. Dorotheergasse Nr. 17
übernimmt: Claviere, Harmoniums, gute Möbel, Decorationsstücke, Wägen, Equipagen, Mobilien aus Hinterlassenschaften, und Uebersiedlungen, sowie Gegenstände jeder Art mit Ausnahme von neuen Waren zur Versteigerung.
Anmeldung täglich von 9 bis 12 Uhr.

Uniformirungs-Anstalt
Josef Kliwar 1443
Wien, XVIII. Währingerstrasse Nr. 100—102.
Lager von allen Uniformsorten. Anfertigung von gutsitzenden, vorschriftsmässigen **Einjährig-Freiwilligen-Uniformen.** Separate Reparatur-Werkstätte.

Wichtig für Hausbesitzer

Wasser-Spar-Apparat
„Ligator"
Bedeutende Ersparnis an Wasserrechnungen. Verhütet Rohrbrüche und deren Folgen: ... Empfehlungen von Behörden, Ministerien und Stadtbauämtern.
Prospecte und Atteste gratis.

Wasserleitungs-Administration.
Biete ein geringes Jahrespauschale wegen
1. alle an der Hebleitung vorkommenden Reparaturen kostenlos an;
2. wird von uns der Verbrauch d. Wassers genau controlirt, es müssen Figurierungen und Nennschreiben an den Wasserconsumenten zum Fabrikspreise beigestellt
Prospecte und Atteste gratis.

Etablissement
für
Gas- u. Wasseranlagen
Closet- u. Badeeinrichtungen
Gasheizungen
Franz Korwill & Co.
VIII. Tigergasse Nr. 14.
Telephon 5171.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 21. December 1901. Nummer 377.

Eine mißlungene Provocation.

In den Erörterungen über den tieferen Sinn oder wahren Zweck der Staatsstreichrede des Herrn v. Koerber sind bisher zwei Auffassungen hervorgetreten: die der Warnung und die der Drohung. Vertreter der ersteren Anschauung ist hauptsächlich Herr v. Koerber selbst, der sich in seinen vertraulichen Unterredungen mit Parlamentariern bemüht, sie als eine wohlgemeinte, parlaments- und verfassungsfreundliche Warnung hinzustellen. Diese Hypothese ist denn doch zu lächerlich, als daß sie sich ernsthaften Leuten zur Annahme empfehlen würde, deshalb hat sich selbst bei den bisher regierungsfreundlichsten Parteien die Drohungshypothese unabweislich festgesetzt. Aber auch sie stimmt nicht vollständig. Denn einem Parlament kann doch ein, wenn auch noch so ehr- und eidvergessener Minister vernünftigerweise doch nur in dem Augenblicke der höchsten Arbeitsunfähigkeit, der äußersten Vertagung drohen. Die Staatsstreichrede hat aber Herr v. Koerber gerade dann in die Welt zu posaunen für gut befunden, als das Parlament eben in das richtige Arbeitsgeleise eingefahren war. Von den Drohungs-Interpreten wird die Rede deswegen ganz allgemein als „mindestens nicht zeitgemäß" angesehen. Damit kommt man der Wahrheit schon näher, nur bleibt man dabei auf halbem Wege stehen. Suchen wir uns vorerst einmal an einer Analogie Klarheit zu verschaffen. Denken wir etwa, in aufgeregter Zeit hätte ein Polizeicommissär eine politische Versammlung zu überwachen, die Versammlung verhalte sich wider Erwarten ersichtlich ruhig, und nun trete der Polizeicommissär plötzlich vor, um in einer schneidigen Ansprache zu verkünden, daß, so wie sich jemand mucke, er unnachsichtlich die Versammlung auflöse und jeden, der ob dieser Maßregelung Misvergnügen äußern würde, in Ketten geschlossen in den Arrest führen lasse. Das wäre auch so eine „mindestens nicht zeitgemäße Drohung". Und wenn ob dieser Drohung vielleicht erst sich in der bis dahin ruhigen Versammlung Tumult erheben und dem Polizeicommissär Gelegenheit zur Ausführung seiner Drohung geben würde, dann würde wohl jedermann wissen, daß, was die Euphemisten eine nicht zeitgemäße Drohung nennen, in Wahrheit die wohlberechnete Provocation eines Büttels war, der, mit dem Auftrag zur Auflösung auf jeden Fall in die Versammlung geschickt, angeschickt der von dieser bewahrten Ruhe zu einem verzweifelten Mittel gegriffen hätte.

Von dem Fall unseres Polizeicommissärs unterscheidet sich der des Herrn v. Koerber nur in einem für die Qualification der That gleichgiltigen Punkt: die Staatsstreichrede hat nämlich die Wirkung nicht gethan, die jedermann von ihr normalerweise erwartet hätte, deren Ausbleiben auch, nächst der Rede selbst, die größte Ueberraschung dieses Sessionsabschnitts unseres Abgeordnetenhauses war. Wenn in irgend einem Parlament der Welt, im ferbischen nicht anders wie im englischen, in einer ruhigen Berathung ein Minister eine Bombe in der Art dieser Staatsstreichrede werfen wollte, was wäre die voraussichtliche Folge davon? Ein furchtbarer Scandal, der gegen den Minister sich erheben würde. Und was war in unserem, dem turbulentesten aller Parlamente, unter solchen Umständen zu gewärtigen? Ein beispielloser Scandal mit den gröblichsten Beschimpfungen und schließlich vielleicht sogar thätlichen Insulten gegen Herrn v. Koerber. In einem Parlament, in dem der Präsident schon einmal wegen Verletzung der Geschäftsordnung hinausgeworfen worden ist, müßte ein Minister, der gleich an die ganze Verfassung „greift," auf einen womöglich noch stürmischeren Abschied rechnen, der dann allerdings für einen geplanten Staatsstreich als hochwillkommene Quasi-Rechtfertigung gedient hätte.

Freilich, Herr v. Koerber, der zarte Warner unseres Parlaments, leugnet, daß ein Staatsstreich geplant sei, und die von ihm gründlich corrumperte inländische Presse steht ihm dabei zur Seite. Aber merkwürdigerweise wird die ausländische, besonders die reichsdeutsche öffentliche Meinung, die man ja doch nicht wie die inländische im Moment des Staatsstreiches knebeln kann, seit kurzer Zeit, seit etwa zwei Wochen auf eine solche Möglichkeit vorbereitet. Die Situation, die da geschildert wird, ist diese: die Monarchie braucht neue Geschütze, die 300 bis 400 Millionen Kronen kosten, und eine Erhöhung des Recrutencontingents, die den gemeinsamen Staatshaushalt mit 30 Millionen jährlich belasten dürfte. Man fürchtet, daß diese Bewilligungen schon im österreichischen Parlament auf Widerstand stoßen werden, noch weit mehr aber im ungarischen. Die Ungarn werden als Entgelt für diese enormen neuen Militärlasten mindestens verlangen, daß ihnen ihr profitabler Ausgleich mit Oesterreich, der diesseits noch immer auf den schwachen Beinen des § 14 steht, ohne jegliche Abänderung in unanfechtbarer gesetzlicher Form gesichert werde. Unter diesen ungarische Joch — so fürchtet man weiter — wird sich aber weder dieses, noch vielleicht auch ein anderes österreichisches Parlament beugen lassen. Aus lauter Furcht wird man also einen Staatsstreich riskieren müssen, der der Regierung in dem, wenn auch nur kurzen, Zwischenspiel zwischen dem „Zusammenbruch" der alten und der Octroyierung einer neuen „Verfassung" die Zeit läßt, um in einem Aufwaschen, wie man in Wien sagt, auch den ungarischen Ausgleich, die Armeereform und vielleicht noch einige andere längst ersehnte Volksfeindlichkeiten zu octroyieren. Das ist der Feldzug, mit dem die öffentliche Meinung des Auslandes sachte vertraut gemacht, das ist auch ungefähr der geheime Plan, der jetzt bezeichnenderweise in allen Ministerialbureaux als der Regierungsweisheit letzter Schluß colportiert wird. Das ist allem Anschein nach auch der „rasch gefaßte Entschluß," auf den Herr v. Koerber in seinen letzten Reden in immer steigender Schärfe die österreichische Bevölkerung vorzubereiten unternommen hat, freilich ohne ihr die wahren Beweggründe dieses Entschlusses bekanntzugeben.

Denn wenn Herr v. Koerber offen eingestehen würde, daß die Furcht ihn quäle, das gegenwärtige Parlament könnte die Kraft finden, den schmählichen Ausgleich mit Ungarn zurückzuschicken, würde die Bevölkerung diesem Parlament vielleicht zujubeln, und ein gegen dieses Parlament geführter Streich wäre dann doch zu gewärtigen. Deswegen wird dieses Parlament, vom „Fremdenblatt" bis zur „Arbeiter-Zeitung", hinab, von der forcherfreundlichen Presse so unablässig als „arbeitsunfähig", „sterbenskrank", „halbtodt" geschildert, damit die Bevölkerung den „Genickstreich" dereinst als Erlösung begrüßen könne. Aber fatalerweise hat dieses Parlament, das anfangs in seiner Verworrenheit dem schönen Staatsstreichplan bequem vorzuarbeiten schien, gerade in der letzten Zeit auffallende Proben seiner Arbeits- und auch Widerstandsfähigkeit abgelegt. Sowie die ersten Anzeichen davon auftraten, hat sich flugs Herr v. Koerber, der vordem als der große Parlaments-Heroulus überall selbst Hand anzulegen pflegte, wo es die Förderung der parlamentarischen Arbeit galt, schmollend zurückgezogen. Nachdem er durch seine Sorgenstuhl-Rede den Jungczechen jede parlamentarische Hoffnung benommen, mußten die deutschen Obmänner mit ihrer Kundgebung vom 18. November den Czechen wieder die Aussicht auf eine nationalpolitische Auseinandersetzung eröffnen, welche die selbstverständliche Vorbedingung jedes, auch des kleinsten parlamentarischen Waffenstillstandes war. Der allgemeinen Obmänner-Conferenz vom 20. M., in welcher es dann glücklich gelang, die Parteien auf ein mögliches Arbeitsprogramm zu einigen, blieb nebst den Altdeutschen auch Herr v. Koerber ferne. Er rührt keinen Finger mehr. Nichtsbesoweniger ist die Budgetberathung im Ausschuß rüstig vorgeschritten, das Budgetprovisorium im Plenum angenommen worden, und in puncto Budget sind wir heute mindestens ebenso weit, wie das vielgerühmte ungarische Musterparlament, das ebenso vor wenigen Tagen ein Budgetprovisorium beschließen mußte, weil es gleichfalls, wie allüberall, mit dem definitiven Budget nicht rechtzeitig fertig geworden ist. Beispielsweise sind die große und ein Dutzend von kleineren Regierungsvorlagen, sowie verschiedene Initiativanträge verbeschieden worden, die alle natürlich schon vor der Staatsstreichrede in den Ausschüssen fertiggestellt waren, also den größeren Theil der parlamentarischen Procedur zurückgelegt hatten, und außerdem hat das Parlament in seinem Widerstand gegen die Fahrkartensteuer, in seiner fast einstimmigen Abtehnung des von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurfs über die landwirtschaftlichen Börsen ein Maß von Selbständigkeit und sogar Eigenwilligkeit, vor allem in agrarischen Interessenfragen, bewiesen, welches für den ungarischen Ausgleich bedenkliche Schwierigkeiten ahnen läßt.

In diese ruhige Entwickelung der parlamentarischen Kräfte hat nun Herr v. Koerber die Staatsstreichbombe hineingeworfen, die, aller Voraussicht nach, die keimenden Triebe gesetzgeberischer Thätigkeit hätte zerstören müssen. Die Bombe ist aber wirkungs-

Digitized by Google

los verpufft, und selbst die zweite, auf die Interpellation Baerenther abgegebene doppelsträhte Lobung hat versagt. Die Abgeordneten haben, so sah Instinct, sei es aus Ueberlegung, sich im eigenen Lebensinteresse gegenüber der von Herrn v. Koerber drohenden Gewalt die listige Taktik der schwachen Thiere angeeignet, die sich todt stellen, sowie der übermächtige Verfolger auf sie losstürmt. Mag auch die „Arbeiter-Zeitung“ in der Ungeduld ihres missleidenden Staatsstreich-Enthusiasmus über die „Entmannung“ des Parlaments peroriren: die Abgeordneten wissen sehr wohl, dass sie diesmal klug gehandelt, das Parlament und die Bevölkerung gegen einen staatsverbrecherischen Anschlag bis auf weiteres geschützt haben. Die Provocation des Herrn v. Koerber ist diesmal missglückt, aber, wie man aus seiner Umgebung hört, soll sie noch einigemale versucht werden. Bis dahin müssen sich die Abgeordneten bemühen, das parlamentarische Gleichgewicht soweit zu stabilisieren, dass sie, ohne Erschütterungen befürchten zu müssen, dem Herrn v. Koerber auf seine Staatsstreichelei auch die Antwort ertheilen können, die er sich um sie reichlich verdient hat. Im übrigen: Wenn Herr v. Koerber nicht nur die Auflösung des Hauses, sondern auch den Verfassungsbruch als Prärogative der Krone ansieht, kann ihn das Haus an einem Staatsstreich, wenn er ihn durchaus will, dauernd nicht verhindern. Aber dafür kann es sorgen, dass, wenn dieser Staatsstreich erfolgt, die Bevölkerung auch wisse, aus welchem Grund, zu welchem Zweck und zu wessen Vortheil der Umsturz von oben erfolgt. K.

Der Wreschener Fall und die preußische Polenpolitik.

Auf das ursprüngliche staatsrechtliche Verhältnis Preußens zu seinen polnischen Landestheilen und die Schwankungen seiner Polenpolitik unter Friedrich Wilhelm III. und IV. kann hier nicht zurückgegangen werden; nur an zweierlei aus der Zeit vor 1870 soll erinnert werden. Einmal, dass in den Jahren des fabelhaften Aufschwunges der deutschen Landwirtschaft von 1850 bis 1870 zahlreiche deutsche Gutsbesitzer sich in der Provinz Posen ankauften und die Germanisierung des Landes langsam, aber stetig vorschritt. Zum andern, dass der Adel und die katholische Geistlichkeit im geheimen diesem Proceß entgegenwirkten und das Volk gegen Preußen und gegen die Deutschen aufhetzten. Mit Entrüstung vernahmen wir deutschen Geistlichen aus dem Munde polnischer Pröpste, die zum Theil unsittliche, verstoffene, rohe Despoten waren und ihre Schäflein mit der Knute regierten, Aeußerungen wie: „Wenn uns alle andern Wege abgeschnitten werden, so bleibt uns doch der Beichtstuhl.“ Wären einige solcher Kerls standrechtlich erschossen worden, ich bin wahrhaftig nichts dagegen gehabt. Aber es ist keinem von ihnen ein Haar gekrümmt worden; statt dessen fiel es einst schönen Tages der Regierung ein, auf das schuldlose Volk einzuhauen, das schon angefangen hatte, die Herrschaft der preußischen Beamten der ihrer Gutsherren und Pröpste vorzuziehen.

Vorher aber that sie noch etwas Kluges: sie berief den Grafen Ledochowski auf den erzbischöflichen Stuhl von Posen. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie die Pröpste diesen Mann verwünschten, der sie kurz im Zügel hielt, ihnen jede politische Agitation verbot und sie auf den Kreis ihrer seelsorgerischen Pflichten beschränkte. Da kam der Culturkampf, das edle Glied einer ununterbrochenen Kette von Fehlern! Ledochowski wurde, weil er pflichtgemäß den Maigesetzen passiven Widerstand leistete, von zähnefletschenden katholischen Soldaten unter dem Gebet jammernder, betender und fluchender Volksmassen nach Ostrowo ins Gefängnis transportiert, vielen Geistlichen gieng es eben so, nicht wegen ihrer politischen Hetzereien, sondern wegen Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten, Staatsmänner übten in die verwaisten Pfarreien „Staatspfaffen“ ein, und die armen Gemeinden hatten, ähnlich, wenn auch nicht in dem Grade wie ehedem die irischen, für eine Staatskirche und für ihre heimlich amtierenden, geheerten Geistlichen zu zahlen. Das viel glänzige — ob man statt dessen sagt: bigotte oder abergläubische oder fanatische Volk, wacht für den Staatsmann keinen Unterschied sah von da ab in der Regierung, die ihm sein Thenerstes, seine Religion, rauben wollte, seinen Todfeind. Zugleich fieng die Sprachenchikane an. Die Schulbehörden hatten sich ja auch vorher schon bemüht, durch die Schule die Kenntnisse der deutschen Sprache zu verbreiten, und die Provinzialschulen unter den Polen waren nie diese Tage um das bessere Fortkommen ihrer Kinder dankbare. Unser Fall aber wurde auch in den rein polnischen Schulen das Deutsche nicht als Lehrgegenstand, sondern als Unterrichts-Sprache eingeführt und der Unterricht je länger je mehr deutschen Lehrern anvertraut, die kein Wort polnisch konnten.

Das gieng so fort bis zu gewissen Kriegserklärung im Jahre 1885. Die Thorner, mit der am 11. Januar die Landtagssession eröffnet wurde, enthielt den Satz: „Das Einwandern des deutschen Elementes durch das polnische hat die Regierung nie gehindert und, Maßregeln zu treffen, welche dem Zuwand und der Ansiedelung der deutschen Bevölkerung sicherzustellen geeignet sind. Die zu diesem Zweck in Arbeit befindlichen Vorlagen werden Ihnen seinerzeit zugehen.“ Am 28. beantragten die Conservativen im Abgeordnetenhause, das dieses seine Genugthuung über diese Verheißung aussprache und sich zur Durchführung der beabsichtigten Maßregeln bereit erkläre. Bismarck aber hielt eine seiner längsten Reden, deren Hauptstellen lauten: „Die polnische Bevölkerung macht ganz zweifellose Fortschritte ..... Der polnische Adel besitzt im Großherzogthum Posen noch etwa 650.000 Hektare, deren Ertrag ich auf drei Millionen Thaler schätze. Das wären drei Procent von 100 Millionen Thalern. Nun fragt sich, ob Preußen in seinem und des Deutschen Reiches Interesse nicht Conservativen in der Lage sein könnte, 100 Millionen Thaler anzuwenden, um die Güter des polnischen Adels dafür zu gewinnen, kurz und gut, um den Adel zu expropriieren.“ Am 27. Februar legte die Regierung den Abgeordneten einen Gesetzentwurf vor, wonach 100 Millionen Mark dazu verwendet werden sollten, in Posen und Westpreußen Grundstücke zu erwerben und darauf Gemeinden deutscher Rentenbauern anzusiedeln. Dieses Gesetz über den Ansiedlungsfonds und die zu seiner Verwaltung einzusetzende Commission wurde am 7. April angenommen. Es folgten noch zwei Gesetze, nach denen in Posen, Westpreußen und dem polnischen Theile von Oberschlesien der Staat allein, mit Ausschluss der bisher Berechtigten, die Lehrer an den Volksschulen anzustellen habe und in Posen und Westpreußen Fortbildungsschulen gegründet werden sollten, deren Besuch obligatorisch gemacht werden könne.

In dem einzigen Organ, das mir damals zur Verfügung stand, einem Localblättchen, sagte ich, unter anderem, ungefähr Folgendes über die Kriegserklärung und den Feldzugsplan. Außer den Leuten, die beim Hundertmillionenfonds und den sonstigen Kampfmaßregeln Geschäfte zu machen hoffen, sagte ich, gibt es nur einen Mann in der Welt, dem die Kriegserklärung gegen die Polen Vortheil verspricht, und das ist der Czar. Rußland hat die meisten Polen; es mißhandelt sie. Russisch-Polen ist in einem Kriege zwischen Rußland und Deutschland der Kriegsschauplatz. Es muss also dem Czaren alles daran liegen, dass die einrückenden Deutschen von seinen Polen nicht als Befreier begrüßt werden, dass dieselben Preußen womöglich noch ingrimmiger hassen als ihn. Der preußische Aufhetzung gegen die Polen ist also die Gefälligkeit gegen Rußland, sonst nichts. Diese meine Auffassung hat Bismarck selbst nachträglich für die richtige erklärt. Am 22. Juni 1892 hat er in Wien in einer Unterredung mit dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse“ die Fehler gerügt, die Caprivi begehe, und unter anderem gesagt: „Die jetzige nachgiebige Politik gegenüber den Polen in Polen hat das Vertrauen, das unsere Regierung früher in Rußland genoss, geschwächt und unseren Einfluß gemindert,“ dass es den Versuch auf die Souveränität Lobenten, wenn sich ein Staat in seiner innern und äußern Politik durch die Wünsche des Auslandes bestimmen läßt, dafür habe ich die Bismarck-Presse zur Zeugin; so oft deutsche Blätter wegen der Mißhandlung der evangelischen Deutschen in den Ostseeprovinzen aufbrauten, rust sie: „Hands off! ein souveräner Staat darf sich vom Auslande in seine inneren Angelegenheiten nicht hineinreden lassen!“ Sogar das ohnmächtige Oesterreich hat sich nicht durch die Furcht vor Rußland bestimmen lassen, seine Polen schlecht zu behandeln. Solche Abhängigkeit von Rußland sollte das Ende der neuen deutschen Herrlichkeit sein? Das kann ja die Meinung des Gründers nicht gewesen sein! Bismarck muss also hinter der Maske des Russendieners, die er auch noch bei anderen Gelegenheiten getragen hat, einen großartigen Zukunftsplan verborgen haben. Leider hat den niemand erfahren, und darum machen sich die Leute fächerlich, die Bismarcks auswärtige Politik fortsetzen wollen; was man nicht kennt, kann man nicht fortsetzen.

Meine damaligen Voraussagungen über die Wirkungen der Colonisationspolitik sind inzwischen über Erwarten rasch in Erfüllung gegangen. Die deutschen Ansiedler kommen schlecht fort, ihre Zahl ist ein Tropfen auf einen heißen Stein, die preußischen Millionen haben die Polen wirtschaftlich gestärkt, der Kampf hat sie gezwungen, sich zusammenzuraffen, sie werden wirtschaftlicher, sie haben einen Mittelstand gegründet, der durch seine Anziehungskraft auf die Volksgenossen und durch den über alles Deutsche verhängten Boycott die deutschen Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Anwälte verdrängt; was sich von Deutschen aus diesen unleidlichen Verhältnissen flüchten kann, das flüchtet. Aber auch die polnischen Arbeiter ziehen fort aus den Landen der Verfolgtschaften und begründen polnische Colonien im westdeutschen Industriegebiet: daheim, wo die Landwirtschaft an entsetzlichen Arbeitermangel leidet, werden sie nothdürftig ersetzt durch Wanderarbeiter aus Russisch-Polen, die über kurz oder lang ganz dahinbleiben werden; die mit deutschem Gelde bereicherten polnischen Gutsbesitzer gründen Landbanken und kaufen deutsche Güter. So jammern die polenfreundlichen Blätter seit Jahren unaufhörlich. Die Deutschen haben in diesen selbstverschuldeten Nöthen, wie auch Juan Krakto an dieser Stelle jüngst dargethan hat, einen Verzweifelten „zum Schutz des Deutschthums in den Ostmarken“ gegründet, den „Ostmarkenverein“, und dessen Thätigkeit hat die Polen vollends wund gemacht. Die Polizei- und Verwaltungschicanen

rufen Gegenchicanen hervor. Polenvereine werden unterdrückt, fristen ihr Leben im geheimen weiter, Verurtheilungen wegen Geheimbündelei steigern die Erbitterung. In Thorn sind sogar Gymnasiasten wegen geheimer Pflege der polnischen Sprache, Geschichte und Literatur zu Gefängnis verurtheilt worden — wider das Gesetz, das Vereinlerverbindungen nur mit Schulknaben ahndet.

Dazu kommt nun die Erbitterung über die Unterdrückung der Muttersprache: sogar Damen, die polnischen Kindern unsonst Unterricht im Lesen und Schreiben ihrer Muttersprache ertheilen, werden bestraft. Die Oberpräsidialverfügung vom 27. October 1873 bestimmte: „Die polnische Sprache darf nur soweit beim Unterricht angewendet werden, als es das Verständnis unumgänglich nothwendig erscheinen lässt." Darin lag immerhin noch ein Zugeständnis an die Forderungen der pädagogischen Vernunft. Dieses Zugeständnis wurde stillschweigend zurückgenommen, indem man stockpolnischen deutschen Lehrer schickte, die kein Wort polnisch verstanden, der Religionsunterricht sollte in polnischer Sprache ertheilt werden dürfen, auf der Oberstufe jedoch, wofern nur die Kinder im Deutschen weit genug vorgeschritten wären, sollte auch für ihn das Deutsche angewendet werden. Diese letzte Bestimmung wurde nur sehr allmählich und, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" versichert, äußerst vorsichtig durchgeführt. Voriges Jahr wurde sie für die der Stadtgemeinde Posen solchen einverleibten polnischen Vororte angeordnet „der Gleichförmigkeit wegen" (o heiliger Purcentsatz!), und am 1. April dieses Jahres in Wreschen. Dort machte sie besonders böses Blut. Die Kinder verweigerten die Antworten auf deutsche Fragen, weil ihnen die Eltern verboten hätten, im Religionsunterricht und beim Gebet deutsch zu sprechen, und brachten die deutschen Religionsbücher, die man ihnen gegeben hatte, zurück. Der Kreisschulinspector ordnete die Bestrafung der Hartnäckigsten an, die am 20. Mai in seiner Gegenwart vollzogen wurde. Nach Schulschluss müssen 14 Knaben und Mädchen in Reih' und Glied antreten. Das erste Kind wird in das anstoßende Zimmer geführt und dann geprügelt. Die anderen hören sein Jammergeschrei und sehen es mit angeschwollenen, oder, wie andere sagen, blutenden Händen herauskommen. So tritt eines nach dem anderen auf die Strafe. Das einzige Kinder blutig geschlagen worden seien, wird von der einen Partei behauptet, von der anderen bestritten.) In der Stadt verbreitete sich der Ruf: unsere Kinder werden abgeprügelt! Eine Volksmenge versammelt sich vor dem Schulhause. Verwünschungen werden ausgestoßen, die Menge dringt ins Schulhaus ein. Gewaltthätigkeiten gegen Personen werden nicht verübt; nur wegen Landfriedensbruch wurden im November in Gnesen eine Anzahl Theilnehmer an dem Krawall mit Gefängnis bis zu 2½ Jahren bestraft. Die Hakatisten rufen, man müsse solche hartnäckige Kinder ihren Eltern wegnehmen und in Zwangserziehungs- oder, wie sie jetzt heißen, Fürsorge-Erziehungsanstalten sperren, andere rathen, sie ganz aus der Schule auszuschließen.

Alles, was von den Hakatisten zur Rechtfertigung der preußischen Polenpolitik gesagt wird, ist Unsinn. Die „Schlesische Zeitung" beschuldigt jede Woche mindestens einmal — erst gestern wiederum — das großpolnische Gespenst heraus, in dem sie eine schreckliche Gefahr zu sehen vorgibt. Für wie dumm muss sie ihre Leser halten! Die paar Millionen Polen sollten imstande sein, gegen die drei formidablen modernen Militärstaaten, denen sie unterworfen sind, ein Reich wieder aufzurichten, das wegen der politischen und wirtschaftlichen Unfähigkeit seiner Angehörigen von selbst zusammenbrach, als es noch eine europäische Großmacht war? Dass die Polen von der zukünftigen Aufersthung ihres Reiches träumen, wenn man ihnen die Gegenwart zur Hölle macht, ist selbstverständlich. Die Dämarken müsse man sichern, sagen die Herren. Grenzmarken werden heut nicht mehr, wie vor 600 Jahren, durch nationale Bewurzelung gesichert, sondern durch Armeecorps. Wenn die Dämarken durch irgend etwas gesichert werden sind, so ist es durch eine Politik geschehen, die die preußischen Polen das jetzt milder werdende Russland der preußischen Herrschaft vorziehen lässt. Preußen, heißt es ferner, sei ein deutscher Staat, darum müssten alle seine Bewohner Deutsche sein. Leute, die nicht imstande sind, zwischen Staatsangehörigkeit und Nationalität zu unterscheiden, sollen sich das Schulgeld wiedergeben lassen. Dass die polnischen Unterthanen des preußischen Staates die Geld- und Blutsteuer zahlen und die Gesetze befolgen, das muss man von ihnen verlangen, und das thun sie ja auch, aber nicht, dass sie sich in Deutsche verwandeln; ebensogut könnte man von Katzen verlangen, dass sie sich in Hunde verwandeln. Will man schlechterdings, obwohl das Unsinn ist, den reinen Nationalstaat erzwingen, so muss man die Polen todtschlagen oder austreiben, nicht ihnen die deutsche Sprache aufnöthigen.

Die preußische Polenpolitik ist eine augenscheinliche Dummheit. Sie ist eine Dummheit vom Standpunkte der auswärtigen Politik, aus dem oben angegebenen Grunde so unfähig die österreichischen Staatsmänner sein mögen, die elementare Wahrheit haben sie eingesehen, dass man zur Sicherung der Grenze gegen Russland die Polen bei guter Laune erhalten müsse; dass sie dies auf verkehrte Weise thun, und dass sie auch aus anderen sehr ausschlaggebenden Gründen ihre geliebten Schlachzizen hätscheln, und dass die galizischen Polen die Ruthenen rücksichtslos unterdrücken, kommt hier nicht in Betracht. Die preußische Polenpolitik ist eine Dummheit vom Standpunkte der inneren Politik, indem sie die preußischen Polen wütwütes treibt, das Band mit russischen Polen überschwemmt, die preußischen Polen durch Zuwendung von Capital, sowie durch die sogenannte Germanisation, soweit sie gelingt, wirtschaftlich stärkt und durch alles dieses die Unbequemlichkeiten — von Gefahren kann keine Rede sein — vermehrt, die das polnische Element bereitet. Sie ist eine Dummheit vom agrarischen Standpunkte, indem sie den deutschen Gutsbesitzern Arbeiter nimmt, wie sie sie brauchen und sich wünschen. Sie ist eine kolossale Dummheit vom Standpunkte der alldeutschen Rassenpatrioten in doppelter Beziehung. Diese Herren schwören mit Gobineau auf die Ueberlegenheit der Rasse und die Unausrottbarkeit des Rassencharakters und trotzdem bilden sie sich ein, durch Zwang zum Deutschplappern aus Polen Deutsche machen zu können! Diese Herren jammern von Königsberg bis Graz und Boxen über die Verschlechterung des deutschen Blutes durch Beimischung von Slaven-, Kelten-, Juden- und Italienerblut, und nun wollen sie solche Mischung durch äußerliche Germanisierung von fast drei Millionen Polen befördern! Die richtige Politik vom alldeutschen Standpunkt wäre, den Polen das Deutschlernen zu verbieten, was, nebenbei bemerkt, wie die Jagden nun einmal ist, die Wirkung haben würde, dass die polnischen Schüler geheime Verbindungen gründen würden zur Erlernung der deutschen Sprache und zum Studium der deutschen Literatur und Geschichte. Dabei ist noch zu erwägen, dass sich die Mischung nur in den friedlichen Zeiten nationaler Indifferenz vollzieht; was sich abtödtet, assimiliert sich nicht. Kurzum: die preußische Polenpolitik ist die ideale Dummheit, die Dummheit an sich, die Ueberdummheit.

Der Leser glaube nicht, dass ich so einfältig sei, mich für klüger zu halten als die Herren, welche diese Politik gemacht haben und noch machen; die sind alle viel, viel klüger als ich, wie sich sogar arithmetisch beweisen ließe. Diese weltgeschichtliche Dummheit wurzelt nicht im Intellect. Abgesehen von dem geheimen Plane, den Bismarck mit ins Grab genommen hat, gibt es keinen politischen Grund für den Feldzug gegen die Polen; er entspringt dem Hass, dem alten Protestantenhass gegen alles Katholische und dem neumodischen Rassenhass. Der Hass aber macht auch die gescheitesten Leute blödsinnig; er setzt ihnen eine Brille auf die Nase, durch die sie die wichtigsten Dinge gar nicht sehen. Die übrigen sehen sie, sie bin aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil ich an mehrere ihrer Dogmen nicht glaube, aber ich hasse sie nicht. Ich kann den polnischen Nationalcharakter und die polnische Wirtschaft nicht leiden, aber ich hasse die Polen nicht, denn unseres Herrgotts Geschöpfe können nichts dafür, dass sie so sind, wie er sie geschaffen und die historische Entwickelung sie geformt hat. Deshalb vermag ich in der Sache klar zu sehen, was gar keine Kunst ist und weder Genie noch Gelehrsamkeit erfordert.

Leute, die einen kühlen Kopf haben, wie Bülow, hassen auch nicht. Wenn also der deutsche Reichskanzler in der Beantwortung der Interpellation Radziwill am 10. December erklärt: „Ich werde gegenüber der ernsten Gefahr, die nach meiner pflichtmäßigen Ueberzeugung (pflichtmäßige Ueberzeugung ist famos!) unser Volksthum von polnischer Seite bedroht, ferner thun, was meines Amtes ist," so sagt er das nicht aus Blindheit, sondern aus zwei anderen Gründen, die auf der Hand liegen. Die Hakatisten sind Regierungsfeinden ersten Ranges, er darf sie deshalb nicht vor den Kopf stoßen. Und den Misserfolg der hochpeinlichsten, geradezu den Campagne eingreifen, das thut sehr weh und ist nicht ungefährlich. Ein heutiger preußischer Staatsmann verfügt über die Autorität, die dazu gehört, einen solchen Rückzug mit der Würde und Eleganz zu vollführen und die Dawiderbellenden kuschen zu machen, wie es die staunende Welt bei Bismarcks Canossagange gesehen hat. Die preußischen Staatsmänner werden sich daher wohl noch ein paar Jährchen mit dem biologischen Experiment, aus Katzen Hunde zu züchten, abquälen müssen, bis einer von ihnen den Muth findet, zu sagen: Genug der Dummheiten!

Reiste. Karl Kraus.

Das österreichische Patentwesen.

Nahezu drei Jahre sind verflossen, seitdem die Bewilligung Oesterreichs ihre einschlägigen Anlagen unter der Herrschaft des Gesetzes, betreffend den Schutz von Erfindungen, vom 11. Jänner 1897 zu behältigen Gegenstand hat. Nach dem Beispiele Deutschlands und der Vereinigten Staaten hat das neue Gesetz auch in Oesterreich die Verprüfung von Erfindungen eingeführt. Bis zum Jahre 1899 wurde in Oesterreich für jede Anmeldung einer Erfindung, vorausgesetzt, dass sie in formaler Hinsicht den gesetzlichen Anforderungen entsprach, ein sogenanntes Privilegium ertheilt. Mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes wurde das staatliche Patentamt in Wien mit der Aufgabe betraut, einschließlich zu prüfen, ob die Anmeldung

Digitized by Google

einer Erfindung auch eine wirklich neue Erfindung decke, und anderntheils durch seinen Einfluß auf die Formulierung der Erfindungsbeschreibung sowie der Patentansprüche die Erfinderehre zu begrenzen und deren Charakter zu verquicken.

Unter der Wirksamkeit des früheren Privilegiengesetzes hatte es der Erfinder in seiner Hand, selbst Bekanntes, der Industrie bereits Angehörendes unter Schutz zu stellen; es geschah dies in den meisten Fällen unabsichtlich und in Unkenntniß desjenigen, was die Industrie an technischem und chemischen Wissen bereits als Gemeingut besaß. Allein auch solche Scheinrechte erwiesen sich als störend und lästig. Zu deren Beseitigung mußte Arbeit und Geld aufgewendet werden und diese Ausgaben waren sicherlich nicht ökonomisch, da sie, wenn das Patentamt schon bei der Anmeldung die Erfindung auf ihre Neuheit geprüft hätte, in den meisten Fällen erspart worden wären.

Das neue Gesetz verlangt nun von dem Patentamte, daß es nach Anhörung des Erfinders feststelle, inwieweit eine angemeldete Erfindung dem bereits vorhandenen Bestande der chemischen und mechanischen Technologie angehörig und inwieweit sie terra incognita sei, die der Erfinder für sich allein occupieren und monopolisieren dürfe. Um diese Arbeit leisten zu können, mußte das Patentamt vorerst constituieren, was auf technischem und chemischen Gebiete der Industrie des Auslandes und des Inlandes bereits bekannt war. Diese Arbeit war eine enorme; es mußten nicht weniger als 25.316 österreichische Privilegiumsbeschreibungen, 100.801 deutsche, 140.000 englische, 128.000 amerikanische und gegen 14.000 schweizerische Patentschriften nach den einzelnen Anmeldeabtheilungen des Patentamtes und nach den verschiedenen Industriezweigen geschieden, eingereiht und ihrem wesentlichen Inhalt gemäß nach Schlagworten katalogisiert werden. Mit wenig zureichenden Mitteln, in beschränkten, gemieteten Räumen, mit einer viel zu geringen Zahl von Arbeitskräften, insbesondere von technisch gebildeten, wurde diese Arbeit begonnen und erstaunlicherweise auch durchgeführt. Das Patentamt handhabt die Vorprüfung seit fast drei Jahren; man hört keine Klage über die Erleichgungen selbst, wohl aber über deren Zeitdauer.

Auch die Erfinderwelt befreundete sich mit dem ihr durch die Vorprüfung auferlegten Zwange, ihre Erfindungsideen zu prüfen und in denselben Bekanntes und Unbekanntes strenge von einander zu sondern. Eine wesentliche Wirkung der Patentanmeldungen für Erfindungen, die nach dem neuen Gesetz auf ihre Neuheit vorgeprüft werden mußten, trat nicht ein gegenüber den Privilegienanmeldungen nach dem früheren Gesetze, die ohne Vorprüfung der angemeldeten Erfindung des Privilegienschutzes theilhaftig wurden. Jene betrugen in den Jahren 1899 und 1900 zusammen 13.735, diese in den Jahren 1897 und 1898 zusammen 13.183. Bedauerlich ist allerdings bei diesen an sich bescheidenden Ziffern nur der Umstand, daß von diesen Patentanmeldungen 68 Procent auf Erfinder entfallen, die fremden Staaten angehören, der Österreicher, der österreichischen Erfinder zu diesen Anmeldungscontingente stellten, betrug nicht ganz 32 Procent. In Deutschland ist das Verhältnis weit günstiger. Von den 7430 Patenten, die in Deutschland im Jahre 1899 ertheilt wurden, betrafen 63 Procent Erfindungen deutscher Staatsangehöriger und nur 37 Procent waren fremder Provenienz. Die Ausgaben des österreichischen Patentamtes beziffierten sich im Jahre 1899 auf 453.128 Kronen gegen 2,024.033 Mark 52 Pfennige des deutschen Patentamtes in der gleichen Periode. Die Einnahmen des österreichischen Patentamtes im Jahre 1899 betrugen 849.904 Kronen gegen 3,926.295 Mark, die das deutsche Patentamt in der gleichen Periode aus dem Patentwesen einnahm.

Die österreichische Industrie hat dem neuen Erfinderrechte gegenüber bisher ein besonderes Interesse nicht an den Tag gelegt. Angesichts des enormen Absatzes, dessen sich die vom deutschen Patentamte herausgegebenen Patentschriften in den Kreisen der Industrie erfreuen, ist es für die österreichische Industrie beschämend, daß in dem officiellen Geschäftsberichte des Präsidenten des Patentamtes für das Geschäftsjahr 1899-1900 der Absatz der vom k. k. Patentamte herausgegebenen Patentschriften bis nun als hinter den bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben bezeichnet wird. Bei der Theilnahmslosigkeit unserer industriellen Kreise an dem Erfindenwesen ist es auch erklärlich, daß im Jahre 1899 die Auslegehalle in Oesterreich von 70 und im Jahre 1900 von 258 Personen besucht wurde, während in den Auslegehallen Deutschlands im Jahre 1899 allein 78.148 Personen verkehrten. Die Auslegehalle des Patentamtes ist unter anderem dazu bestimmt, dem Publicum unter amtlicher Aufsicht Einblick in jene Schriftstücke des Patentamtes zu gewähren, welche zur öffentlichen Kenntnis bestimmt sind.

Dieses mangelnde Interesse an dem Patentwesen zeigt, daß die österreichische Industrie noch ziemlich rückständig und daß man bei uns noch weit davon entfernt ist, einen erheblichen Theil der Industrie auf Patenten zu basieren, wie es in Deutschland bis zu einem gewissen Grade, in den Vereinigten Staaten zum großen Theil der Fall ist. Ein gutes Patentgesetz, ein verständnisvolles und den Erfindern wohlwollend gesinntes Patentamt ist wie ein Gedeihhaus, ehe eine Pflanze da ist, in kein nennenswerthes Bereich vorhanden, es sind nur die natürlichen Voraussetzungen für einen solchen gegeben; sind aber die Schienen gelegt, die Stationsgebäude errichtet, der Locomotivbetrieb geregelt, dann kommt auch der Verkehr. Die Vereinigten Staaten von Amerika und auch Deutschland hatten noch keine hochentwickelte Industrie, als sie ein gutes Patentgesetz einführten; sie hatten nur die Bedingungen für eine solche. Die industrielle Bethätigung fand einen guten Boden, weil ein gutes Patentgesetz und ein entsprechend geleitetes Patentamt vorhanden war. Die enorme Entwickelung der deutschen Industrie datiert seit den Siebzigerjahren und wird zum großen Theil auf den dortigen guten Patentschutz zurückgeführt.

Ein jedes erfolgreiche Patent ist eine Reclame für das Patentamt, wie sie nicht besser gedacht werden kann; nichts spricht sich mehr herum und wird bekannter als eine Erfindung, die sich dem Erfinder oder denjenigen, die sie exploitierten, reichlich lohnte. Zum Erfolge einer Erfindung genügt aber nicht nur die Möglichkeit, sie commerciell zu verwerten, dazu gehört auch, daß sie entsprechend geschützt werde, und daß das Patentamt nach Maßgabe seines Wirkungskreises für sie eintrete.

Die geschichtliche Klippe, an welcher so viele Patente scheitern, ist die Zeit. Ein Patent dauert fünfzehn Jahre, eine sehr lange Zeit; innerhalb derselben ändern sich die Ansichten der Wissenschaft, der Praxis, der Gesetzgebung und der Jurisprudenz. Was beim Auftauchen der Erfindung originell, revolutionierend erschien, wird im Laufe der Jahre als etwas längst Dagewesenes nicht besonders beachtet, einfach desbalb, weil man sich daran gewöhnt hat, die Vortheile der Erfindung zu genießen, sie als etwas Selbstverständliches anzusehen. Man könnte eine Reihe von epochemachenden Erfindungen anführen, die in den ersten sieben bis zehn Jahren ihres Bestandes allen Angriffen gegen die ihnen ertheilten Patente fingerich trotzten und die zwischen dem zehnten bis fünfzehnten Jahre ihrer Patentdauer doch von dem Patentamte als nicht neu deshalb vernichtet wurden, weil man sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt hatte, dasjenige, was vor zehn Jahren als etwas Ursprüngliches, Neues erschien, als selbstverständlich anzusehen. Dem gereiften Manne von vierzig Jahren erscheint das Telephon als etwas nie Dagewesenes, denn er hat ja die telephonlose Zeit mitgemacht. Dem Jünglinge von zwanzig Jahren erscheint diese Erfindung als etwas Selbstverständliches, er hat eine Welt ohne Telephon nicht gekannt. Im Laufe der Zeit ändern sich nicht bloß juristische sondern auch technische Ansichten. Was der einen Generation als eine hervorragende Leistung erscheint, kommt der späteren Generation als etwas vor, was bei dem Stande der Wissenschaft notwendig und selbstverständlich gefunden werden mußte.

In jedem anderen Staate hat man daher die Verantwortlichkeit der Erfinder oder deren Rechtsnachfolger für Handlungen, die sie auf Grund des Patentes vornahmen, beschränkt wie wenn sie Beschränkungen von Patentionen durch bestehende Gesetze auferlegen ließen, nur davon abhängig gemacht, ob genügender Anlaß vorhanden war, das Patent für giltig anzusehen. Nur in Oesterreich hat man den Erfinder ohne Rücksicht, ob er sein Patent für giltig ansehen genügenden Anlaß hatte, für dessen Schicksal und für den Ausgang der Proceße, die er dessentwegen führte, verantwortlich erklärt. In Deutschland sind Fälle vorgekommen, daß Patentbesitzer durch zehn Jahre eine bestimmte Industrie monopolisierten, daß alle Angriffe gegen ihr Patent abgewiesen wurden, daß alle Angreifer zur Einstellung ihrer patentmindernden Concurrenz gerichtlich gezwungen wurden, und daß dann durch einen Wechsel in den Ansichten der judicierenden Behörde nach dem zehnten Jahre das Patent dennoch zu Fall gebracht wurde. Derartige Vorkommnisse haben aber das Patentwesen in Deutschland nicht zu discreditieren vermocht, denn sie hatten nur die Folge, daß der Patentschutz aufhörte. Nach dem österreichischen Patentgesetze würden aber solche Fälle auch zur Folge haben, daß die Patentbesitzer für alle Vermögensschäden und entgangenen Gewinne ersatzpflichtig wären, die während der Zeit, als sie nach alle Proceße gewannen, den Eingreifern in das Patent zugefügt wurden. In Deutschland hat man sich entschlossen, die Anfechtung von Patenten wegen Mangels der Patentfähigkeit nur innerhalb der ersten fünf Jahre der Patentdauer zuzulassen; man wollte die Patentbesitzer gegen die in der menschlichen Natur gelegene, nicht zu vermeidende Aenderung der Anschauungen, die nothwendig mit dem Wechsel der judicierenden Persönlichkeiten eintritt, sicherstellen. In Oesterreich dagegen, wo, wie bemerkt, für den Erfolg des Processes schwerer wird, hat man sich damit begnügt, zu bestimmen, daß Thatsachen, die rechtskräftig einmal als einem Patente nicht neuheitschädlich erklärt wurden, nicht neuerlich zur Anfechtung desselben Patentes herangezogen werden dürfen. Man hat aber keine Rücksicht darauf genommen, daß es nicht immer Thatsachen sind, die einem Patente das Lebenslicht ausblasen, sondern die Ansicht der Behörden über die Bedeutung und Originalität der Erfindung.

Die Folge dieser gesetzlichen Bestimmungen ist eingetreten. Kein bedächtiger Jurist wird in Oesterreich von dem vorgeprüften Patente einen andern als einen höchst vorsichtigen Gebrauch machen; Beschlagnahmen und provisorische Sicherstellungsmaßregeln auf Grund von österreichischen Patenten zu erwirken, wird sich

jedermann sehr genau überlegen. Es mag ja sein, daß solche Maßregeln in den ersten Jahren der Patentdauer Erfolg haben können; es kann aber niemand wissen, wie sich in den späteren Jahren der fünfjahrzehntägigen Dauer des Patentes dessen Schicksal gestalten wird, und niemand kann dafür garantieren, daß das Patentamt, das nach zehn Jahren urtheilen wird, in seiner zukünftigen Besetzung dieselben Rechtsanschauungen haben wird, die das Patentamt in seiner Besetzung vor zehn Jahren hatte.

Diese Bedenken sind jedoch nicht schwerwiegender Natur; dem Patentschutze wohnt eine Kraft inne, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Eine moderne Zeit kann ohne Erfindungen nicht bestehen; sie hat Bedürfnisse ohne Zahl, und wer kann sie befriedigen, wenn nicht der Erfinder. Eine jede erfolgreiche Erfindung ist ein Factor, der Vermögen und damit Macht schafft.

Erfindungen zerstören Industrien und setzen neue an deren Stelle. Wer sich an dem ererbten Schatze der technischen Wissenschaft und Erfahrung genügen läßt und sich um neue Erfindungen in seiner Industrie nicht kümmert, der wird eines Tages isolirt, ohne Absatz und ohne Kunden da stehen und aus dem reißend dahinfließenden Strome des industriellen Lebens ausgeschaltet werden.

Wann und wo Erfinder der Schutz drückte, da haben sie noch immer sich selbst zu helfen gewußt. Es ist daher gut, sie darüber aufzuklären, was ihnen ein specielles für sie bestimmtes Gesetz an Freude und Leid bietet.

Diesen Zweck erfüllt der jüngst erschienene Commentar von Dr. Leo Munk*) in sehr guter Weise. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, das österreichische Erfinderrecht zu commentieren; er hat überall, wo es angieng, auf die einschlägige deutsche Literatur und Spruchpraxis Bezug genommen, und mit gutem Grunde, weil im großen und ganzen das österreichische Patentrecht eine Nachbildung des bewährten deutschen Patentrechtes ist.

Dr. Adolf Gallia.

Mann und Frau.

Die nachfolgenden Zeilen rechnen in ihrem großen Ernste auf ein stilles Ohr und ehrliches Lauschen. Sie sind zur Niederschrift angeregt durch ein widerspruchsvolles amerikanisches Buch von Charlotte Perkins-Stetson, das in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Mann und Frau“**) erschienen ist. In diesem Buche findet sich nichts Neues, wohl aber das ganze System der Emancipationswünsche mit jugendlicher Frische und mit allen Uebertreibungen, Schärfen und Ungerechtheiten insoweit folgerichtig vorgetragen und mit trefflichen praktischen Angriffen auf Rathschlägen unternimmt, als man derlei Dinge eben logisch vortragen kann. Das System ist folgendes: die von Natur aus geistig höher, besser und feiner veranlagte Frau ist von dem brutalen Manne durch die Jahrhunderte in schmählichen Ketten der Sclaverei gehalten worden. Trotzdem hat sie allein alle vom Manne gemachten Culturfortschritte vorwärts, denn ihre Erhaltung zwang ihn dazu; ohne sie wäre er — was natürlich als Vorwurf gilt — ewig der Jäger und Fischer geblieben. Sie musste die Schmach qualvoller Sclaverei durch die Jahrhunderte erdulden, um den wilden Mann zu civilisieren. Jetzt, da dies erreicht ist, hat die Unterordnung des Weibes für die Allgemeinheit seinen Nutzen mehr. Das Weib kann endlich in die ihr gebührende Herrschersstellung eintreten. Sie kann dies umsomehr, als wenig Generationen genügen werden, um auch nur die scheinbare Minderbegabung an körperlicher Kraft und Bewegungsfreiheit, diese Folge der Sclaverei, zu vertilgen. Die Frau ist wie der Mann zur Herrschaft über Land und See berufen, muß, um diese zu erreichen, mit der Forderung völliger Gleichberechtigung in jedem Zweige menschlicher Thätigkeit beginnen. Sie darf sich vor allem nicht mehr an das Haus, in dem der Zwang der Familie zur Unmoral wird, binden lassen; sie ist in allem, was die Selbsterhaltung, also den Kampf ums Dasein betrifft, genau so organisiert wie der Mann, ist nur im Punkte der Fortpflanzung unterschiedlich, aber auch in ihm ebenbürtig und frei. Daraus ergibt sich die Möglichkeit einer würdigen Ehe nur auf Grund völliger Unabhängigkeit der Frau. Diese vollständige Unabhängigkeit hat mit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit zu beginnen. Diese wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erringen, ist die absolute Vorbedingung zur ganzen Entwicklungsmöglichkeit der Frau. Wird sie erreicht, was nicht zweifelhaft erscheint, so ist die völlige Unabhängigkeit in allen anderen Punkten nur eine Frage kurzer Zeit; dann wird die Frau dank ihrer geistigen ursprünglichen Uebertegenheit von der Gleichberechtigung zur Herrschaft vorschreiten und wird der Menschheit den Weg zu jener Höhe zeigen, auf der eine Liebe thront, die größer als die Geschlechtsliebe ist, wo die Familie überwunden, und eine unklare Allgemeinheit Schwärmerei erregt. Ein freundlicher Hinweis auf die Spinne, die sich ihren Gatten am Hochzeitsmorgen als kalte Schüssel auftischt, fehlt nicht.

*) Wien 1901. Verlag Karl Hermann.
**) Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig, 1901.

Heil sei dem Tag, der diesen ins System gebrachten Amazonenwünschen nicht erscheinen wird! Vorklüfte stehen wir nämlich noch Thatsachen gegenüber und bauen unsere Häuser mit handgreiflichen Bausteinen. Für das geschichtlich gewordene und sich auf der augenblicklichen Basis weiter entwickelnde Verhältnis von Mann und Frau sprechen so viele und deutliche reale Werte, daß für Utopien seltsam veranlagter Weiber nur dort Platz übrig bleibt, wo ihn die verlorene oder systemmäßig zerstörte männliche Kraft übrig gelassen hat. Auch die Rückblicke auf sabelhafte mutterrechtliche Urzustände und das Schielen nach den grausamen Staaten oder den Affenmüttern, die wie Ch. Perkins behauptet, im Fluge von Baum zu Baum springen, haben gar keine praktische Wirkung, sie ändern nicht, daß wir heute so gewordene sind, wie wir im Zusammenleben unendlich gesteigerter Menschenmassen und im engeren Kampf ums tägliche Brot werden mußten. Wie sich in diesem Kampfe die möglichst größte Anzahl von Menschen möglichst gesund und glücklich erhalten kann, das ist die Frage. Die emancipationsbedürftigen unverheirateten Weiber sollen nicht vergessen werden, sie, die auch Anspruch auf Glück haben, aber sie sind nicht die einzigen Weisen, die diese Rücksicht verdienen, wohl aber sind sie die unvichtigsten im Haushalte der Natur. Darum wird ihnen zuliebe die Welt auch nicht in allen Daseinsbedingungen und Gewohnheiten umgekrempelt werden, die Welt, die nach wie vor in die Zukunft drängt, also für diejenigen in erster Linie sorgt, welche Zukunft bedeuten und diese Zukunft sichern: die Kinder und die Eltern. Und da ist es doch nicht zu leugnen, daß der Mann neben dem geschlechtlichen Vorteile ungehindert umherschreiten kann, während die Frau — selbst die praktische — mit unehrlichen neun Monaten an der Bebcrrschung von Land und Meer durch die Unfähigkeit, den Pflug zu führen und in der Takelage herumzuklettern, gehindert wird. Das mag der stürmischen Jungfrau unangenehm sein, ist aber nun einmal so. Und auch ohne den Umstand der vorgeschrittenen Schwangerschaft möchte ich gerade die Mehrzahl der geschcitesten und gesündesten Mütter gegen solche Experimente für sich und ihre Töchter verwahren. Alle Versuche einer weiblichen Feuerwehr und weiblicher Truppenübungen, die ja gemacht worden, muß man ernsthaft ansehen, nicht nur von ihnen poetisch schwärmend erzählen hören, um ihre naturgebotene Lächerlichkeit gegenüber männlichen Leistungen zu erkennen. Bis sich die Natur der Frau ändert, müssen wir warten. Heute können wir nur mit der rechnen, die sich bei der Frau findet, und zwar nicht etwa bei der verkommenen, der die Bildung vorenthalten worden, sondern bei derjenigen, die die sorgfältigste und reichste körperliche und geistige Erziehung genossen hat. Deren gibt es ja gottlob in Deutschland viele, und sie kommen noch dazu von gleich gebildeten Müttern am genau

wirkliche Thätigkeit, also Lebensinhalt, gewinnen und einem höher gebildeten Hause vorstehen kann. Dieses starke Verlangen geistiger Bildung der Frau neben körperlicher Gesundheit wird hauptsächlich vom Manne gestellt.

Die Frau im allgemeinen bildet und pflegt die Gesundheit und die Schönheit des Körpers, und zwar noch stärker als der Mann sie fordert, weil sie weiß, daß Liebe ein körperliches Etwas ist, daß Liebe zur Ehe und Mutterschaft führt, und weil sie ferner erkennt, daß für diese körperlichen Reize weder die größte Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, noch blumenreiche Sprache Ersatz bieten. Aus dieser Betonung entspringt dann die Uebertreibung mit der Entblößung falscher Reize und der Vernachlässigung der geistigen Ausbildung, das gänzliche Aufgehen in Kleidung und Mode, das Schnüren und Parfümieren, das Spielen und Kokettieren. Aus dem rasserhaltenden, gesundheitlichen Streben wird so die ungesunde Jagd auf den Mann, und zwar umso ausschließlicher, je mehr die Ehe an sich als Befreiung von häuslichen Drängen, als Ernährungsinstitut und einzige Versorgung von vielen tausend Mädchen angesehen werden muß. Diese Jagd wird umso bedauerlicher, je feindlicher und unnatürlicher sie dem Empfinden der Mädchen und namentlich der besseren Mädchen ist und je weniger sie mit dem wahren Wesen der Ehe, den Pflichten einer guten Mutter und mit den hierzu nothwendigen Vorkenntnissen zu thun hat. Das Mädchen, das zu Haus überflüssig und unbeschäftigt, lediglich als unberechtigter Mitesser empfunden wird, weil es nicht geheiratet hat, wird und muß in unseren Tagen verschwinden. Das muß ihm zuliebe von der Anschauung abgehen wird, daß jede Frau, die nicht heiratet, eigentlich ihren Beruf verfehlt habe, ist absolut nicht anzunehmen, dafür werden die Mütter schon sorgen; wohl aber wird sich durch die Erkenntnis Bahn brechen, daß es keine Schande, keine Gefahr oder gar Lächerlichkeit ist, wenn ein Mädchen, dessen Natur sich nach den drängenden Blütejahren wieder in das Stadium der leicht getragenen Keuschheit eingerenkt hat, unverheiratet bleibt. Und so ist es eine unverantwortliche Rohheit, zu geradezu eine verbrecherische That, wenn Mädchen, die aus physischen oder physischen Ursachen zur Ehe nicht taugen, sich verheiraten oder verheiratet werden, nur um der Schande zu entgehen, ihr Brot verdienen zu müssen oder sitzen zu bleiben. Freilich wird durch Lohnnehmen ein Dienst- und Abhängigkeitsverhältnis gegründet, gegen das sich die verwöhnte Natur des Weibes und die Liebe des Mannes zu einer solchen Frau sträuben. Aber es handelt sich heute nicht um Sentimentalität, sondern um ein Bedingungsloses Muß. Es handelt sich nicht um die Schulsichtsphale der Frau, die Welt nun mit den Schätzen ihres Geistes zu beschenken, beziehungsweise bisher nur den Mann gelegentlichen Culturaufgabe, sondern um die Erleichterung der wirtschaftlichen Daseinsbedingungen vieler unverheirateter Frauen — und vor allem der Männer.

Das letztere wird viele sonderbar bedünken, es ist aber das Wesentliche. Es ist eine leider nicht genügend bekannte Thatsache, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Sehr bekannt dagegen ist die Thatsache, daß viel mehr Frauen als Männer ein mittleres und hohes Alter erreichen. Der Mann erliegt im harten Beruf außer dem Hause schneller als die geschonte Frau.

Wenn nun auch die zunehmende, allgemeine Menschenzahl und die augenblickliche Ueberzahl der Frauen, sowie die Ueberbürdung des Mannes eine gesteigerte, brustlich verdienende Thätigkeit der Frauen fordern, so muß doch der Mann Sorge tragen, daß diese gewollte Erleichterung, für ihn und die Frau, nicht dazu führt, daß ihn die Frau verdrängt, er muß die Arbeitsfelder verbreitern und muß nach genauer Kenntnis selbst auf gemeinsam zu bebauenden Feldern Abtheilungen errichten. Hier liegt die Schwierigkeit, die sich erst in der Praxis lösen wird. Aber schon nach der jetzigen Erfahrungen läßt sich zweierlei feststellen, daß den Frauen die leitenden Stellen aller höheren Unternehmungen und Institute, also alle aus eigenem Haupte beherrschenden Stellen ungeeignet zu vergeben sind, daß ferner ihre Zulassung zur Politik verwerflich ist. Der Grund liegt in der Stellung der Hausmutter zur Ehe und Familie und damit zum Staate. Während die Mutter mit allen Mitteln die Ehe als Gemeinwesen mit dem Vater ihres Kindes aufstehen will, während sie ihn als Erhalter und Oberhaupt einer Familie willig anerkennt und ihn als Vorsteher der Familie nach Möglichkeit den Rampf ums Dasein im Interesse der Familie und des Staates erleichtert, wird die nach Selbständigkeit strebende Frau, die wohl gar unbarmherzig von der Familie getrennt ist, in der Bewerbung der Familie ihre Existenzberechtigung bestehen. Und in der That sehen wir im Gegensatz zu den Familienmüttern, die noch so gern vom Haus, immer noch zur Anerkennung des Familienbestandes heraustreten, daß die einmal auf sich selbst gestellte Frau in der Regel gegen die Familie als Prinzip Front macht. Bei ihr, Parteien und das ganze scharfste hervor. Es ist das ganz unerlaubliche bei ihr, als der hierzu berufene Teil aus einem Bruder mehr so schaut wie andererseits heranschaut. Ich meine die Frau selbst, dass der Selbständigkeit des Charakterleben und bei vieler Gelegenheit, und mögte sie bei den soeben bezeichneten werden, in einer Bewerbung und Zusammen... und, so muß absoluter Gegnerschaft gegen den Mann zeigt. Dafür fehlt es am zweiten Zuge nicht, der Demüthigung der anderd denkenden Frau. Das ganze durch die Jahrtausende bewährte Verhältnis zum Mann wird in unerhört übertriebener und gehässiger Weise lediglich als geschlechtlich gebrandmarkt. Mit dem Worte, daß die Frau nur als Parasit des Mannes lebe, den sie durch geschlechtliche Leistungen bezahlt, sucht Es Werkzeug dem nicht Geld verdienenden Weibe die Schamröthe ins Gesicht zu treiben. Hoffentlich wird dies tendenziös berechnende Wort der demokratisch-amerikanischen Dollarverehrin niemand im gewollten Sinne beeinflussen. Aber es ist lehrreich und charakterisiert die unüberbrückbare Kluft, die diese Art schlechter Emancipation (ich erkenne sehr offen an, daß es auch eine gute gibt) von der Familie und der Ehe und der Wahrheit trennt.

Wer wollte leugnen, daß vor der Emancipationsbewegung ganz fabelhaft selbständige, kluge und Menschheit fördernde Frauen ausgetreten sind? Wer wollte leugnen, daß in Lehre und Geschichte diese Frauen sogar oft die Herrschaft erstrebt haben, daß sie aber stets, falls sie dies Ziel erreicht haben, unheilvoll wirkten? Wer, der nicht zur Emancipation gehört, wollte leugnen, daß die Familie das einzig sichere Fundament der jetzigen und zukünftigen Daseinsform der Menschheit ist, wer, daß Familie und Ehe in innigster Beziehung stehen, und vor allem, daß die Ehe auf der Abhängigkeit, nicht auf der Unabhängigkeit der Gatten beruht?

Zur Erklärung bedarf es des Eingehens auf die unterschiedliche Bewertung männlicher und weiblicher Keuschheit als Folge einer unterschiedlichen Anlage. Für viele Männer werden da Sätze gesprochen werden, die ihnen ebenso überflüssig als einwandfrei erscheinen, trotzdem dürfen sie nicht unterdrückt werden, weil es andere Menschen in Fülle gibt, die entweder aus Scheu, eine Sünde zu begehen oder aus Furcht, das System der weiblichen Träume einfallen zu sehen, in dieser als heikel verschrieenen Materie jedes klare Wort verpönen. Und doch sollte dertei nicht oft genug und klar genug besprochen werden. Unkenntnis in den Leben gebenden Bedürfnissen und Anlagen der unterschiedlichen männlichen und weiblichen Natur verursacht unnennbares Unglück, namentlich in den Ehen.

Wie oft hört man heute die thörichte Frage: Ja warum soll die Frau vor der Ehe sich nicht gerade so gut ausleben, nicht gerade so gut mit diesem oder jenem verkehren, wie der Mann? Warum soll sie unschuldig in die Ehe kommen, während der Mann sich an Gesindel weggeworfen hat? Und die meisten, die das hören, wissen nicht, was sie sagen sollen, weil sie nach der Antwort nicht suchen. Die Frau sträubt sich im Wesige des mächtigen wundervollen Instinctes der Geschlechtsgiftei solange gegen das Aufgeben der ihr natürlichen Jungfräulichkeit, bis der noch mächtigere Instinct der Liebe, der das sicherste Mittel der Zuchtwahl und Anpassung ist, diese Jungfräulichkeit dem Kinde, der Rasse, der Familie zuliebe überwindet. Dass die Degenerierung auch dieser Instincte bei Frauen des Völkerhaufens zur geschlechtlichen Begehrlichkeit ohne Liebe herabgemindert hat, ändert nichts daran, daß noch viele Vollweiber leben, die im Instinkte der Keuschheit, der keuchen Jungfräulichkeit und der keuschen Liebe, geregelt sind. Und sie werden nicht nur Kinder, sondern auch Erzieher leben. Die andern aber nicht. Denn Entartung gebiert kein Leben. Ebensowenig ändert die Erkenntnis, daß die Männer gar zu oft in gewissen Punkten mehr als das Nöthige thun, an der Wahrheit, daß gerade die gesunden und starken Männer den Menschheit erhaltenden Trieb am ausgiebigsten betreiben müssen. Wie gerne würden die meisten das in einer Ehe thun, sie sind aber wirtschaftlich nicht dazu imstande oder finden die Geliebte nicht. Von ihnen unbedingte Keuschheit im Sinne der Enthaltsamkeit des Weibes zu verlangen, wäre gerade so unnatürlich, wie von den nicht sieben Frauen Unkeuschheit zu fordern. Der Naturtrieb ist beim Manne übersiark. Die nothwendige Minderform einer außerehelichen Geschlechtsbetriedigung besteht sich wie jeder Conflict der Pflichten eit nur gar zu hart. Die Frauen sollen nicht annehmen, daß sich Männer venerische Krankheiten zu ihrem Vergnügen holen! Ueber das „muß" kommt eben die Natur nicht fort. Alle Frauen, die solche Forderungen an die Männer stellen, die lediglich der Natur der Frau entsprechen, sind Thörinnen und treiben, wo sie Erfolg haben, den Mann zu Acten der Besiedigung, die seine Natur mit den schlimmsten Strafen belegt. Was die Natur bestraft, nicht die Menschen, das ist tatsächlich Verwerflich!

So richtig anderseits die übertriebene geschlechtliche Differenzierung, wie Charlotte Perkins sagt, oder besser ausgedrückt, eine unnatürlich gesteigerte Sinnlichkeit und Geschlechtlichkeit, als Fluch der lebenden Menschheit zu erkennen ist, so unberechtigt wird die Bekämpfung daran getänpft, daß dieser Fluch lediglich bei völliger Unabhängigkeit der Frau verschwinden werde. Ein Blick in die modernen Literatur derjenigen Frauen, die sich über gar keine Beschränkung beklagen können, genügt, um das Gegentheil zu beweisen. Gerade da die sich in Schamlosigkeit ausdehnende Ungebundenheit arbeitet täglich und verderblich an der weiteren Steigerung der bereits unnatürlich gesteigerten Sinnlichkeit. Dieses vor aller Augen sich vollziehende, gemeingefährliche Wirken der unabhängigen Frau ist

umso verwerflicher und ihren Unabhängigkeitsforderungen schädlicher, als es aus gar keinem natürlichen Bedürfnis hervorwächst, sondern lediglich auf Berechnung beruht. Die haarsträubenden, phantasieverderbenden Schweinereien, mit denen die modernen Schreiberinnen die männlichen Conkurrenten übertrumpfen, fließen eingestandenermaßen nicht aus Erfahrung, Leben und Blutwallung der Schreiberinnen; sie charakterisieren sich demnach als Rückschlag unbefriedigter Lüsternheit kaltherziger Frauen, als geschlechtliche Verirrungen, die sich viel verderblicher ins Mark der Menschheit bohren, als die Exzesse der Männer. Hände aufbehend, werden sich die Schreiberinnen vor dem Rückschlusse von ihren Werken auf ihre Person verwahren. Das wird aber niemand abhalten, ihn zu machen und also entweder die Schreiberinnen als hochgradig hysterisch oder als unkünstlerische und Böses stiftende Kanaillen zu erkennen. Denn alle Kunst beruht auf Wahrheit, auf wahrem, tiefem Empfinden, wahrhaftig wiedergegeben, und noch besteht der Spruch: An ihren Thaten sollt ihr sie erkennen — auch die Künstler.

Bevey. Dr. Otto Helmut Hopfen.

(Schluß folgt.)

Die österreichische Provinzliteratur.

Einige Worte zur Abwehr.

Die in der vorletzten Nummer der „Zeit" erschienene Klage des Herrn Dr. v. Ettmayer über die geringe Beachtung der österreichischen Provinzliteratur im „Kunstwart" beginnt mit einem Citat Leopold Webers, das nun Herr Dr. Ettmayer auf sich selbst anwenden kann. Seine Behandlung der österreichischen Provinzliteratur ist nämlich insofern noch unglücklicher als die Webers, als er viel leichter wie dieser, sich über das, was in den österreichischen Provinzen an Kunstwerken geschaffen wird, hätte Informationen einholen können, wenn er schon selber die Namen und Werke jener nicht kennt, die er in seinem Artikel lobpreisend schwieger.

Er sagt zwar: „Bei uns pflegt ein Kritiker, der eine eigene Literaturgruppe bespricht, alle Autoren zu lesen, um selbst den anderen zu sagen, was daran leseuswerth sei", allein gleich danach verkündigt er sich selber gegen diese schöne Gepflogenheit und nennt mit Ausnahme Dr. Schönherrs, dessen künstlerische Erfolge noch zu frische sind, um ihn übergehen zu können, nur die Namen einer Gruppe deutschnationaler Schriftsteller, deren Werke zumeist im sogenannten Oesterreichischen Verlag in Linz erschienen. Daraus ergeben sich nur zwei mögliche Folgerungen: Entweder kennt Herr Dr. Ettmayer nur die Werke der von ihm aufgezählten, deutschnationalen Schriftsteller oder er hat die anderen trotz des gelobten Grundsatzes von der schönen Gepflogenheit der österreichischen Kritiker absichtlich verschwiegen.

Zu seinem, für den Redacteur einer Halbmonatsschrift für Politik, Kunst und Leben — dies der Untertitel des „Kynstwart" — allerdings sehr zweifelhaften Vortheil will ich annehmen, daß das erstere zutrifft. „Ist dem so, dann sollte er die von ihm behauptete, weitere schöne Gepflogenheit in Oesterreich, eine Verlagsanstalt mit einer Literaturströmung nicht zu verwechseln, besolgen und die Vertheidigung gegen das Vorgehen L. Webers im „Kunstwart" gut orientierten und wohlinformierten Leuten überlassen. Falls er sich dieses Vergnügen aber durchaus nicht nehmen lassen will, bin ich so frei, mit einigen Namen aufzuwarten, die in der literarischen Welt einen guten Klang haben und deren Träger, ganz gering gerechnet, mindestens ebenvieles geleistet haben, wie die von ihm aufgezählten Schriftsteller, von denen mit Ausnahme Dr. Schönherrs, der, wie bereits bemerkt, gar nicht zu dieser Clique gehört, bis zu dieser Stunde noch kein einziger eine ernstliche Feuerprobe bestanden hat.

Um galanterweise mit den Damen zu beginnen, nenne ich vor allen Frau Angelika v. Hörmann, deren Epen „Salig-Fräulein" und „Oswald von Wolkenstein" neben den allerbesten Werken ihrer berühmten Collegin Marie v. Ebner-Eschenbach bestehen können, und Frl. Sufi Wallner in Linz, die mit ihrer Erzählung „Die alte Stiege" ein kleines Meisterwerk modernster Novellistik geschaffen. Von den Namen der von Ettmayer lobpreisenswegen Schriftsteller kann ich mit Rücksicht auf den kargbemessenen Raum nur die allerbekanntesten nennen. Da ist vor allem der Brünner Philipp Langmann, der Dichter des „Bartel Turaser", der Tiroler Rudolf Greinz, der auf allen Gebieten der Literatur Hervorragendes geschaffen und wohl der gelesenste Dichter Tirols ist, der Prager Dramatiker Dr. Friedrich Adler, dessen „Zwei Eisen im Feuer" sich alle deutschen Bühnen erobert, ferner die bedeutenden Tiroler Hugo Salus und Rainer Marie Rilke in Prag, Karl Dallago und Paul Greußing in Tirol, die ausgezeichneten Humoristen Dr. Otto Rudl und Karl Wolf in Meran, die weithin bekannten Erzähler und auch Stenb und Roe hervorragendsten Schilderer von Land und Leuten in Tirol J. C. Platter und Dr. Ludwig v. Hörmann, und last, not least der literarisch äußerst tüchtige Prof. A. Niggl, der dieser Tage den Tiroler Verlag ins Leben gerufen.

Alle diese und viele andere, die Dr. Ettmayer in seinem Artikel nicht genannt, haben ein gleiches Interesse und, was mehr ist, ein gleiches Recht, in einem allgemein gehaltenen Artikel über die österreichische Provinzliteratur genannt zu werden. Einige von ihnen sind zwar in Artikeln, die auf Veranlassung der nach der Behauptung Dr. Ettmayers von Hugo Greinz organisierten Clique da und dort erschienen, erwähnt, die genannten Damen aber und alle von mir aufgezählten Tiroler stets mit einer Consequenz übergangen worden, die einer besseren Sache würdig wäre.

Solange dies in ausgesprochen antisemitischen Parteiblättern, wie in der „Ostdeutschen Rundschau" oder in wenig gelesenen Blättern, wie im „Literarischen Echo", geschah, hat dies wohl keiner beklagt. Unangenehmer war schon ein mit „L. W." gezeichneter, längerer Artikel über die jungtirolische Literatur im „Prager Tagblatt", in dem nur Angehörige dieser Clique angeführt waren, und ebenso kühn als unverfroren die Behauptung aufgestellt war, daß alle anderen, die früher aufgetaucht waren, nun spurlos verschwunden seien, eine Bemerkung, die ohne Zweifel hauptsächlich mit galt. Denn keinen beehrt diese Clique mit ihrer Nichtbeachtung so, wie mich, der ich durch meinen, an dieser Stelle*) veröffentlichten Artikel „Zung-Tirol, ein literarischer Kampfruf aus den Tiroler Bergen", die Aufmerksamkeit weiter Kreise zum erstenmale auf jene Herren lenkte, die sich nun bald da und bald dort als die einzigen Vertreter der österreichischen Provinzkunst aufspielen.

Ehedem, als ich in diesen Blättern kräftig ins Horn stieß, um diese Herren der Welt vorstellen zu können, war ihnen mein guter Name eben recht, aber sie können mir's nicht verzeihen, daß ich mich nach diesem Weckruf nicht zur Ruhe setzte, sondern nach der Gründung des „Scherer", den ich, wenn auch mit einer anderen Tendenz als der jetzigen, ins Leben gerufen, auch noch ganz auf meine eigene Faust, ohne Partei und ohne jedwede Rückendeckung, den „Tiroler Wastl" schuf und ihn trotz der herrschenden nationalantisemitischen Strömung auf eine so gesunde, schrankenlos freisinnige Basis stellte, daß er trotz aller Verfolgung von Seite einiger der in Rede stehenden Herren durch die ganzen zwei Jahre seines Bestandes hindurch das einzige freisinnige Blatt Nordtirols war und ist, das ohne Subvention besteht.

Die Gründung des „Wastl" hat diese Herren so in Harnisch gebracht, daß einige von ihnen, noch ehe die erste Nummer erschienen war, bloß auf Grund des vorher veröffentlichten, freisinnigen Programmes, ein, wohlgemerkt, anonymes Pamphlet herausgaben, in dem ich als ein seiler Judenknecht verschrien, auf das unerhörteste beschimpft und als ein Mensch hingestellt wurde, der sich mit fremden Federn schmückt und niemand etwas gelten lasse, während gerade ich es gewesen, der die ganze Bewegung von hier aus ins Leben gerufen und die Anerkennung mehrerer, die bis dahin ganz unbekannt waren, mit vieler Mühe durchgesetzt hatte. Dieses schamlose Pamphlet ist in vielen tausend Exemplaren nach allen Windrichtungen versendet worden, aber bis zur Stunde ist mirs gelchehen, um die frechen Verleumdungen, die immer noch nachwirken, wieder gut zu machen.

Was diese Herren mir aber am wenigsten verzeihen können, ist das, daß ich mich gleich Dr. Schönherr gewigert habe, den Protest von Kranewitter, Wallpach und Genossen gegen das Adolf Pichler-Denkmalcomité zu unterschreiben, weil ich nicht einzusehen vermag, warum es unseren jüdischen Mitbürgern verwehrt sein soll, durch Beiträge zum Denkmal an der Ehrung Pichlers theilzunehmen. Dies mein jüngstes Verbrechen wich so hart auf die nationale Aeichheit der Clique, daß sie anläßlich der Aufführung meines Volksstückes „Roth kennt kein Gebot" in Linz ihren Mißmuth gegen mich so offen zur Schau trug, daß der „Knyftbäuer," ihr Hauptsanfarenblätzer, von diesem Provinzkunstereignis überhaupt keine Notiz nahm, die andern, ihrem Einfluß unterjochenden Tagesblätter aber so offenkundig widerwillig berichteten, daß die übrigen Linzer Blätter öffentlich dagegen Stellung nahmen.

Das alles aber, so unerfreulich es auch war, hätte mich nicht veranlaßt, irgend einen Schritt zu meiner Vertheidigung zu machen. Herrn Dr. Ettmayers Artikel aber zwingt mich durch den ausgezeichneten Ort seines Erscheinens zu dieser Abwehr, um deren gütige Aufnahme ich hiermit ersuche.

Innsbruck. Rud. Chr. Jenny.

*) Heft Nr. 245 der „Zeit".

Nationale Kunst.

Ein Gedankenaustausch in Briefen zwischen Richard Voigt und Ellen Key.

Aus dem Manuscript übersetzt von Francis Maro.

Chw, im August 1901.

Liebes Dich!

Wenn ich erst hier — wohl nicht in meiner Kindheitsheimat, aber in einem anderen, mir theueren Winkel von Smaland —

Digitized by Google

Deinen Brief*) beantworte, so ist meine Kampfstellung schon zu Deinem Vortheil geschwächt!

Denn in Småland bin ich immer Localpatriotin, mit allen Wurzeln meines Wesens tief in die geliebte Erde versenkt.

Dieser Umstand führt mich jedoch unmittelbar zu dem, was für mich das eigentliche Wesen der Vaterlandsliebe ist, nämlich zu ihrem instinctiven Bestandtheil, über den unser Denken eine ebenso geringe Macht hat wie über andere physisch-psychische Aeußerungen unseres unbewußten Naturgrundes. Die instinctive Vaterlandsliebe tritt bei dem einen am stärksten in dem Gefühl für die Gegend hervor, in der er geboren, die Erde, auf der er erzogen wurde; bei einem anderen in der Blutsverwandschaft mit der Rasse, der er angehört, in der Seelenverwandschaft mit der Sprache, die am feinsten sein Innerstes zum Ausdruck bringt; bei einem dritten in dem Stolz über die Geschichte, die Kindet, wie sein Volk entstand, über die Gesellschaftssitten, die Cultur, die eine Frucht dieser Geschichte sind. Aber in jedem Vaterlandsgefühl ist etwas von all diesen Momenten, und zwar nicht nur in der Form des Bewußtseins, sondern in der weit mächtigeren des Instincts. Darum ist das Vaterlandsgefühl glücklicherweise unausrottbar — ich sage glücklicherweise, weil es unentbehrlich ist, nicht nur für das Bestehen eines Volks, sondern auch für das volle Dasein jedes Menschen. Und so wie dieser Instinct nun bei dem ganzen Volke das Resultat einer langsamen Cultur ist, kann er in jeder neuen Generation zu zielbewußtem Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft und Gegenwart des Volkes gesteigert und gesteigert werden. Eine solche Steigerung ist ein Gutes — doch nur, wenn dieses nationale Selbstgefühl von derselben veredelten Art ist, wie das des entwickelten Individuums, das seine eigene Stärke fühlen kann, ohne doch für deren Grenzen blind zu sein; das seinen selbstgewählten oder selbsterdorbenen Platz einnimmt, ohne sich darum vorzuspiegeln, das dieser Platz der Mittelpunkt der Welt sei; das das Recht und die Bedeutung seiner Eigenart behauptet, ohne darum anzunehmen, das diese Eigenart die höchste ist, die es überhaupt gibt!

Wenn ich früher sagte, das das Kind zu Patriotismus erzogen werden soll, aber der Mann sich selbst dazu erziehen möge, ihn zu überwinden, da meinte — und meine — ich, das für das Kind und die auf dem Standpunkt des Kindes Stehenden ein einseitiger Patriotismus der natürliche Durchgangspunkt zu einem Vaterlandsgefühl höherer Art ist. Und ze einheitlicher die vaterländischen Eindrücke bis zu den Jahren der reiferen Jugend sind, desto besser. Das das Kind mit der eigene Poesie, Geschichte, die Geschichte und Literatur des eigenen Landes, der Character des eigenen Volkes das beste von allen sein — so wie Vater und Mutter die besten Menschen sind. Und es wäre sehr unklug, dem Kinde in dieser Beziehung kritische Gesichtspunkte aufzuzwingen. Aber wenn ein Mensch sich weiter entwickelt, sieht er nicht nur ein, das das, was ihm am theuersten ist, nicht an und für sich das vortrefflichste zu sein braucht: er wird auch gezwungen sein, zuzugestehen, das viele in früheren Perioden für ihn hohe Lebenswerte nicht dieselbe Bedeutung für ihn bemahrt haben. Und zu diesen Werten gehörte dann auch manche vaterländische. Ohne dadurch das Selbstgefühl in Bezug auf die culturellen Leistungen unserer Nation für das Ganze zu verlieren oder die Sympathie für die beste Eigenart unseres Volkes oder die Energie, unseren nationalen Kräften zur reichsten Entwickelung zu verhelfen, so . . . Ja, so bringt ein höherer Standpunkt als der nur patriotische doch eine wesentliche Umwandlung unseres Vaterlandsgefühls mit sich, so wie unsere Auffassung desselben, das das besonders nationale bildet. Wir werden klarsehender gegenüber all dem Veralteten in Sitte und Gesetz, Denken und Gefühl, das noch von der Mehrzahl als unentbehrlicher „Patriotismus“ oder unverunreinlichtes „Schwedenthum“ angesehen wird, dem man noch im Namen der „Nationalehre“ oder des „Volkscharakters“ huldigt. Und wir werden zu einer durchgreifenden Umwertung der nationalen Werte im Verhältnisse zu den internationalen fähig. Es hat sich in unseren nationalen Positellungen eine ähnliche Umwälzung vollzogen, wie die, welche in den kosmographischen vor sich gieng, als der Erdbewohner sich gezwungen sah, einzusehen, das sein Boll nicht der Mittelpunkt des Weltalls sei, sondern ein unendlich kleiner Theil eines Weltensystems. Aber nach einer solchen Entdeckung sieht der Universalist ebenso hoch über dem einseitigen Patrioten wie dieser über dem reinen Egoisten!

Für den Universalisten wird das Nationalgefühl nur ein Moment des Allgemeinen, das die besonderen Culturwerte jedes Volkes nach ihrer Bedeutung für das Ganze bemisst. Freuden, Errungenschaften oder Verluste — sie mögen nun culturell oder politisch sein — werden nun in erster Linie vom Gesichtspunkt der Menschheit, in zweiter Linie von dem des eigenen Volkes und in letzter von dem des eigenen Ichs beurtheilt. Meine von Dir bestrittenen Aeußerungen sind nur Folgerungen aus dieser uns beiden gemeinsamen Anschauung. Ich glaube darum, das unsere Meinungsverschiedenheit so entwunden ist, das Du meine Worte — das ich gerne alle schwedische Kunst, sowohl die, welche wir selbst hervorgebracht haben, als die, welche wir Ausländern verdanken, opfern wollte, wenn ich dadurch der Menschheit die Sixtinische Capelle retten könnte — als auf den künstlerischen Schaffenstrieb selbst hinzielend aufgefaßt hast, während ich nur von dem gesprochen habe, was wir bis auf weiteres an schwedischen und ausländischen Kunstwerken besitzen.

Analog mit meinem Gedanken könnte man sehr wohl — wie Du sagst — in Italien im Quattrocento geäußert haben, das man gerne gewisse italienische Bilder der unmittelbar vorhergehenden Jahrhunderte preisgeben wollte, falls man durch dieses Opfer das Herrlichste retten könnte, was man noch von der Kunst der Antike besaß. Und es dürfte wohl eine noch offene Frage sein, ob die Männer des Quattrocento mehr von ihren unmittelbaren Vorgängern lernten oder von ihren antiken Vorbildern. Mein Beispiel enthielt jedoch nicht die Idee zu kunstphilosophischen Untersuchungen, sondern nur den einfachen Satz: dass „ein guter Europäer“ nicht zögern kann, wenn er vor die Wahl zwischen etwas aus nationalem Gesichtspunkt Wertvolles und etwas aus dem Gesichtspunkt der Menschheit Unschätzbares gestellt wird! Gerade weil die Menschheit immer mehr anfängt, sich nicht nur einen Organismus zu nennen, sondern sich auch wirklich als einen solchen zu empfinden, wird, wie schon bemerkt, Aufgeben, Aufbruch, den ganzen Gesellschaftskörper zu opfern, um den Kopf zu bewahren, eine Oberflächlichkeit. Aber anderseits wird es gerade aus dem organischen Gesichtspunkt ebenso natürlich wie nothwendig, den Finger zu opfern, wenn es gilt, die Hand zu erhalten oder die Hand, wenn es sich darum handelt, den Kopf zu bewahren. Wenn Du mit Recht darlegst, das in einem gesunden und harmonischen Organismus jeder geringste Theil eine allseitige Entwickelung nehmen muß, so hebe ich mit ebensoviel Recht hervor, das einige Theile eher für das Ganze entbehrlich sind als andere, und das folglich sowie das Individuum — was ja oft verlangt wird — seine persönlichen Werte für die höheren nationalen opfern muß, so auch die Nationen — wenn es gefordert wird — ihre nationalen Werte den allgemein-menschlichen opfern müssen. Um nun zu dem Dich verletzenden Beispiel zurückzukehren, so denke Dir, das die künstlerische und kunstliebende Welt die Botschaft erhielte, das nie mehr ein menschlicher Geist sich vor den Propheten und Sybillen und den harrenden Geschlechtern in der Sixtinischen Kapelle würde beugen und erheben können! Kannst Du Dir auch nun den Schmerz denken, der dann Dein Herz und alle anderen der Kunst hingegebenen Herzen erfassen würde? Und wenn Du dann einen Engländer, einen Franzosen oder einen Deutschen die Aeußerung machen hörtest: dass es doch ein viel größerer Schaden gewesen wäre, wenn die Tate Gallery in London oder Luxembourg in Paris oder die Nationalgalerie in Berlin verloren gegangen wäre, würdest Du ihn dann nicht als einen kurzsichtigen Chauvinisten verurtheilen?

Stimmst Du meinem Ausgangspunkt zu, so ergibt sich als ein anderer Folgesatz der, das es für das Ganze nicht gleichgiltig sein kann, wenn einige fortfahren, sich von Rindenbrot und Wasser zu nähren, wenn sie sich Weizenbrot und Wein aneignen können. Ich habe schon zugegeben, das die nationalen Culturwerte für die noch Unentwickelten die Nahrung sind, die sie sich am besten aneignen können, damit ihr Herz und ihr Hirn über den engen Kreis des eigenen Interesses hinauswachse, sich weite, um die größere Idee des Patriotismus einzuschließen. Aber ebenso, wie wir einsehen müssen, das kein gebildeter Europäer seine geistige Kraft auf der schwedischen Geschichte schöpft, wenn er sich anstatt dessen einen der größten Geister der Menschheit aneignen kann — jene, deren Dimensionen ich angab, indem ich Leonardo nannte — ebenso müssen wir zugeben, das dies auch von dem gebildeten Europäer schwedischer Geburt gilt! Und auf dem Plan, auf den wir uns von bloßen Schweden zu Weltbürgern erhoben haben, müssen wir sogar einsehen, das die Welt wohl bisher den schwedischen Culturreinsatz hätte entbehren können, während hingegen nur ungemein wenig poetische Ueberstreibung in dem Tegnér'schen Ausruf liegt:

„Auf fremdem Boden unsere Bildung wächst,
Die Barbarei nur war einst vaterländisch.“

Aber es will mir scheinen, als sollte diese Erkenntniß, weit davon entfernt unsere nationale Energie zu erschlaffen, sie nur anfeuern, immer voller unsere Schuld an den großen gemeinsamen Culturgut der Völker abzutragen!

Wenn ich bemerkt habe, das es keine patriotischen Gesetze gibt, mit denen man Kunst schaffen oder genießen kann, so habe ich, wie Du annahmst, das Wort patriotisch in chauvinistischem Sinne gebraucht, und nicht nur dies, sondern auch in programmäßigem. Dass, wie Taine betont hat, die Erhöhung des nationalen Selbstgefühls nach einer großen, besonders siegreichen nationalen Kraftanstrengung ein Anzeigen des Saftes in alle Zweige des nationalen Culturbaumes bewirkt, und dass so, ohne alle Absichtlichkeit, eine reiche nationale Kunstperiode eintritt, gehört zu den unbestreitbaren Thatsachen. Aber während dies vielleicht nur einmal im Leben eines Volkes eintritt — sowie in Hellas, in Holland — so

treten von Zeit zu Zeit gezüchtete, absichtliche, nationale Bewegungen hervor, und einen solchen patentierten Patriotismus und Protectionismus fürchte ich auch in der Kunst. Bei uns hat das absichtlich Nationale in Wort und Bild Anlass zu unsäglich langweiligen schwedisch-historischen und schwedisch-volklichen Werken gegeben. Und warum sind sie langweilig, oder mit anderen Worten, warum stehen sie unserer Seele nicht in Bewegung? Weil ihre Stoffe die Schwedenden Leistik nicht ergriffen haben, sondern von ihnen aufgegriffen wurden, im Bestellungswege nachzuweisen, sei es nun unmittelbar durch ein Comité oder mittelbar durch die Richtung der beeinflussten allgemeinen Meinung nach dem Patriotischen. Oder auch sind die Stoffe an sich in hohem Grade uninteressant und unfruchtbar für die künstlerische Gestaltung gewesen, wurden aber als „national“ von dem patriotischen Künstler hartnäckig beibehalten. Oder schließlich sind die Stoffe an sich glücklich gewählt gewesen, aber der Künstler hat es in seinem vaterländischen Eifer verstanden, sich die Impulse der in der Fernegehung reiferen oder im Schönheitsgefühl regeren Schulen des Auslandes anzueignen.

Wenn Du von der organischen Entwickelung der Kunst aus der Wurzel unserer schwedischen Eigenart sprichst, fällt es mir schwer zu begreifen, was nun eigentlich mit unserer Wurzel und unserer organischen Entwickelung aus derselben gemeint ist. Viele unserer Künstler haben sich Jahre und Jahrzente auf fremder Erde aufgehalten; unser ganzes Volk ist stark mit eingewanderten Ausländern vermischt, mit denen oft gerade die künstlerischen Anlagen gekommen sind; Schweden entbehrt in ungewöhnlich hohem Grade eines einheitlichen Landschaftscharakters und — auch den heben zuletzt angeführten Gründen — auch in hohem Grade eines einheitlichen Volkscharakters. Man könnte beinahe behaupten, dass unsere Eigenart gerade diese Ungleichartigkeit ist: unsere Wurzeln sind so zahlreich, dass die spezifische Pflanze, aus der die Pflanze „schwedische Kunst“ organisch wachsen soll, wie mir scheint, zu den schwerausfindbaren Zauberkräutern gehört! Wir haben Stockholmer Maler und Oelandsmaler, Dalekarliermaler und Schonenmaler, Westküstenmaler und Smålandsmaler, aber ob nicht wohl der Schöne der Natur Nordlands ebenso fremd gegenüberstehe, wie der Niederdeutschlands, ob nicht ein Westküstenbewohner mit größerer Leichtigkeit seine Kunst in der Bretagne aceclimatisieren könnte, als im Mälarthal?

Wenn Du die Bedeutung des Nationalen für die Kunst betonst, so meinst Du eigentlich etwas Anderes und viel Tieferes. Du meinst, wie bedeutungsvoll es für den Künstler ist, dass seine Umgebung im Einklang mit dem Grundton seiner Seele steht; dass er Gelegenheit hat, sich in eine gewisse Natur hineinzuleben, hineinzuleben. Hat ein Schwede nicht dieses Vermögen, sich liebend zu concentrieren, bleibt seine Kunst flach, und wenn er aus der Erde Schwedens nie verlässt. Und hat er dieses Vermögen, so kann er es auch auf fremdem Boden bethätigen: ganz wie, um Dein eigenes Bild zu gebrauchen, ein Baum sehr wohl in einer anderen Erde Wurzel schlagen und gedeihen kann, als in der, in welcher er ursprünglich gewachsen ist, obwohl er eine unablässige Umpflanzung nicht verträgt.

Ich habe kürzlich den Deutschen Leistikow die kupferglühenden, gewundenen Fichten und die lahsten, purpurglühenden Klippen der Schärgegend mit ebenso tiefem Verständnis für nur irgend ein schwedischer Künstler malen sehen, weil Leistikows Temperament ihn schon in seinem Heimatland dahin getührt hat, sich in ähnliche Motive zu vertiefen. Die südschwedische Flachlandschaft wird wahrscheinlich besser von einem dänischen oder nordeutschen Maler ausgedrückt werden, der in derselben Art Natur aufgewachsen ist, als von einem Stockholmer Maler. Als ich heute Abend von einer Wanderung heimkehrte, auf der ich im Mondschein weite Wiesen sich dehnen sah, mattschimmernd weißgrau wie altes Zinn, während die Laubbäume ihre dunklen Massen darin hingeleten, ein blauweißer pärlich gefirnter Himmel über den Kronen der Linden, und zwischen hellgelegten Bäumen und dunklem Buschwerk vor den Silberstreifen der Grasmatten ein kleines Gebäude aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit dem hohen pyramidenförmigen Ziegeldach über dem niedrigen weißen Viereck — da hätte ich keinen schwedischen Künstler, sondern den Dänen Julius Paulsen vor dieses Bild stellen wollen! Und geben wir von der Landschaft zum Volksleben, so gilt dasselbe. In allen Ländern, mit vergleichbaren Voraussetzungen, erhält der Erdarbeitertypus oder der Seemannstypus so wesentlich gemeinsame Züge, dass ein Millet sich zum Beispiel leichter in Schonen „daheim“ gefühlt hätte, als in Montmartre und dass Millets Nachfolger, Israels, weit mehr zum Beispiel von Jütlands Küsten zu holen hätte, als von den Blumenfeldern seines Holland.

Mit einem Wort: man formuliert die Voraussetzungen der Kunst zu weit, wenn man von dem nationalen, anstatt von dem individuellen Bedürfnis spricht, sich in eine gewisse Gegend, Volksesse, Ideenspähre zu vertiefen. Weil ein solches Vertiefen leichter in dem eigenen Lande geschieht und weil ein kleines Land — wie zum Beispiel Holland oder Dänemark oder Schottland oder Finnland — eine größere Einheitlichkeit und Ueberschaulichkeit bietet und darum von den Künstlern intimer durchdrungen werden kann, erhält die Kunst in einem solchen Lande leicht ein mehr „nationales“ Gepräge, als in einem größeren. Aber das Bedeutungsvollste ist nicht, dass es das Vaterland ist, in das man sich vertieft hat, sondern dass man sich überhaupt vertiefte und in jene Motive, die für das Künstlertemperament die fruchtbarsten waren. Fruchtbar wird nämlich nur die echte Liebesvereinigung zwischen dem „Erdgeist“ und der eigenen Gemüthart des Künstlers. Und ganz so wie die Kunst des einen Landes die des anderen Landes befruchten kann, kann auch die Natur eines Teils der Welt in einem Lande mitbefruchtend thun. Es gibt Künstler, deren Größe darin liegt, sich an einem kleinen Theil des eigenen Landes gehalten zu haben, so zum Beispiel Thoma. Es gibt andere, die im Heimatlande niemals groß hätten werden können. Böcklin, der Schweizer, wurde Böcklin dadurch, dass er in Italien versank, sein schweres nordisches Blut von dem italienischen Sonnenweine klären ließ. Nicht Dänemark, sondern Rom bildete Thorwaldsen, und durch die Heimberufung nach Schweden wurde in Sergel das Wachsthum eines größeren Genies als Vorwahlen gehemmt! Ich brauche nur Van Dyck, Rubens, Anton Raphael, einige Meister der italienischen Renaissance zu nennen, um Dich daran zu erinnern, wieviele Meisterwerke auf einer für die Künstler fremden Erde geschaffen wurden; ich möchte Dich auch noch an all die schwedischen Maler erinnern, die in der späteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris naturalisiert waren, an all die Schweden — Du einer von ihnen! — die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich oder Spanien vortreffliche Dinge geschaffen haben: um nicht von dem größten Wunder der Landschaftsmalerei zu sprechen, Turner, für den die Natur Frankreichs, der Schweiz, Italiens ebenso viele seiner Heimatlanden, keine Geheimnisse des Lichtes oder der Luft hatte, deren er sich nicht bemächtigte! Ich gebe Dir ganz recht in Deinem Satze: dass jenes Land für uns das beste ist, in dem wir am besten schaffen können — aber dies Land ist für viele nicht das Vaterland!

Aber, wendest Du ein, selbst bei den Größten, bei den Universellsten, wie Michelangelo, begegnet man dem nationalen Zuge, und da wirst gewiss darauf hinweisen, dass Böcklin in Italien doch nicht in seiner Kunst Italiener wurde! Es ist wahr: auch nicht zu begreifen, dass selbst die Kunst der Größten zum Theil von den während des Heranwachsens grundlegenden Eindrücken bestimmt wird, von ihrer Rasse und der sie umgebenden Wirklichkeit. Aber wie ist ihre Kunst universal geworden? Dadurch, dass sie sich über die nationale Begrenzung zu allgemeinmenschlichen oder übermenschlichen Motiven erhoben haben. Die Bilder, die Michelangelo in dem ihn umgebenden italienischen Leben entgegentraten, schimmern gewiss durch seine Werke durch. Aber wie unendlich größer ist sein Gut, was er in ihnen gibt, als die Seele seiner Mitwelt, die Gestalten seiner Umgebung! Und dasselbe gilt von Rembrandt, während unzählige holländische Maler nur das nationale Leben in seinen rohen oder feinen Formen lebensvoll wiederspiegeln und mit großer Kunst eine Unendlichkeit von rauchenden, spielenden, trinkenden, tanzenden, schmausenden, immer strahlenden, fröhlichen Holländern verewigt haben, hat Rembrandt den Typen, die er gleichzeitig um sich sah, die Transfiguration seines Geistes gegeben, sie aus der bloß nationalen Wirklichkeit zu einer Höhe der Verklärung erhoben, wo sie in der Sphäre des Allmenschlichen leben! Seine wie Michelangelos Werke sind ewig, nicht weil sie national sind, sondern weil sie es so wenig sind; weil diese Zufälligkeit, wie andere, weggällt vor ihrem Anblick und man eine neue Welt sieht, die die Künstler selbst geschaffen haben, geschaffen durch ihre Macht, die Wirklichkeit zu vergrößern und zu vertiefen, die ihren Blicken, sowie denen aller zeitgenössischen Künstler begegnete, aber eben nur ihren Blicken Offenbarungen bieser ungeahnter Möglichkeiten der Menschenseele und Menschenform schenkte.

Mit dem, was ich nun dargelegt habe, will ich beweisen, dass in aller großen Kunst der universale Zug von unverhältnismäßig größerer Bedeutung ist als der nationale, und dass das, was man das Nationale nennt, viel eher das Individuelle genannt werden sollte, der Instinct der Künstlerseele, den ihr verwandten Stoff zu finden und ihre souveräne Macht, die sie umgebende Welt umzuwandeln. Und ich betrachte es als für die Kunst unvergleichlich segensreicher, dass man das Wort national gegen das Wort individuell austauscht, um damit dass zu bezeichnen, was Du und alle wirklichen Künstlerseelen mit dem ersteren Worte meinen: nämlich die liebevoll vertiefte, innige Kunst, die die meisten, aber nicht alle, am besten im eigenen Heimatlande ausüben können.

Ich möchte den Begriff unter anderem deshalb ersetzt sehen, weil die nationale Einseitigkeit früher oder später in Schwäche ausmündet, weil man so die Zufuhr aus dem gemeinsamen Blutstrom hemmt, während wir hingegen ganz überzeugt sein können, dass, wenn man das Reich der individuellen Kunst sucht, einem all das andere zugleich zufällt. Das will sagen, dass die Kunst ganz ungeheuer zugleich universal und national wird — auch wenn sie von dem einen oder anderen Künstler ausgeübt wird, der zielbewusst das Land seiner Väter mit dem seiner Wahlverwandtschaft vertauscht hat oder durch Lebensverhältnisse aus der heimatlichen Erde in eine andere versetzt wurde. Das geographische

Digitized by Google

Heimatland ist für den Künstler von viel größerer Bedeutung als das politisch-nationale Vaterland, das zeigten schon die Künstler der Renaissance. Denn während — wie Du darlegst — Italiens Kunst blühte, als seine kleinen Gemeinwesen sich gegen einander behaupteten, so waren es oft dieselben Künstler, die in verschiedenen Staaten mit einander entgegengesetzten Interessen und Regierungsformen diese Kunst schufen! Gewiß arbeiteten diese Künstler nicht allein in ihrem Vaterland und für ihr Vaterland — oder richtiger ihre Vaterstadt; und man kann noch weniger sagen, daß ein italienischer Nationalgeist sie beseelte; denn dieser Begriff existierte damals nicht. Aber sie schufen, umgeben von derselben Natur, derselben Rasse, demselben Idealkreis, und das gibt den sogenannten nationalen Zug ihrer Kunst, in der Erdgebundenheit und Rassegefühl und Heimatgeist, aber nur selten politisch-nationale Gefühle, zum Ausdruck kamen.

Du hast ganz recht, wenn Du sagst, daß sich in unserer Zeit eine starke nationalistische Strömung neben der universalistischen geltend macht, aber die Bevauptung eines nationalen Wachsthums von nationaler Wurzel aus ist häufig nur eine Redensart. Durch immer zahlreichere Ressen, durch Bücher — ja, mit jedem Zeitungsblatt — werden ja unsere geistigen Nahrungsstoffe mit ausländischen Bestandtheilen versetzt, und in welcher Weise soll all das organisch-nationale Nahrung für unsere schwedische Wurzel werden? Nein, sehen wir doch klar die Thatsache ein, daß wir im internationalen Strom der Gegenwart so wie die Nationale nicht unvermischt bewahren können. Aber was wir hingegen können, ist, eine Unendlichkeit von kleinen Ringen in dem großen Strom zu bilden, indem wir immer mehr die Forderung des erwachenen Individuums begünstigen, sich so voll und frei als möglich zu entwickeln; auf welchem Grunde und mit welchen Mitteln sei seiner Wahl überlassen. Das einemal wird dann dieses Individuelle sich als geschlossenes Heimatsgefühl darstellen, das andermal als offene Universalität, ein drittesmal als einseitiger Nationalismus, ein viertes als wilder Individualismus, aber jedes kann ein für das Ganze wertvoller Einsatz werden. Ich hoffe für jedes Land auf eine Menge Winkelpatrioten, von denen jeder nach Maßgabe seiner Kräfte irgend einen neuen Zug des Landes- und Volkscharakters offenbaren wird; und wenn alle dann in geschlossener Truppe anrücken, wird man den einenden nationalen Zug schon verspüren. Aber was ich fürchte, ist, daß ein zu starkes Tongewicht auf das Nationale als dogmatischer Druck auf die Freiheit des Individuellen wirken wird. So wie wir als Individuen eine Anzahl weniger wesentlicher Momente unserer Selbstbehauptung ausgeben müssen, um das größere Leben in einer nationalen Gesellschaft leben zu können, müssen wir als Mitglieder einer Nation eine Anzahl weniger wesentlicher Momente aufgeben, um das größere Leben zusammen mit der Menschheit zu leben. Und ganz wie wir schon in politischen Rechtsfragen universale und nationale Gesichtspunkte oft nicht vereinen können, sondern zwischen denselben wählen müssen, so wird dies zuweilen auch in culturellen der Fall sein. So hat das Vaterlandsgefühl für mich seine Bedeutung in der Kunst verloren, vergleichen mit dem Ausdruck des Weltgefühls, dem alle große Kunst und Dichtung, alle großen Religionen, alle wissenschaftlichen Wahrheiten uns bewußt oder unbewußt zugeführt haben und noch zuführen! Pflegen wir lieber das Weltbürgergefühl als das Nationalgefühl, denn das letztere ist unanstrebbar, aber das erstere ist noch sehr schwach. Und von dem Erstarken des Weltbürgergefühls bei allen Völkern wird es doch schließlich abhängen, ob die kleinen Nationen, im Verhältniß zu den großen, ein gesichertes Recht zu jener Differenzierung in verschiedene Nationalitäten erlangen werden, die ein Reichthum für das Ganze ist und verbleibt, während die dogmatisch nationale Richtung über kurz oder lang Parteistreitigkeiten, Sprachenstreitigkeiten, Rassenstreitigkeiten, Unionsstreitigkeiten hervorruft, die mehr oder weniger die Stärke der kleinen Völker gegenüber den großen untergraben! Du weißt, wie sympathisch mein Gedanke mit Deinen Worten zusammenklingt: „Nicht das Glück des Momentes ist das Wichtigste für den Menschen, sondern seine Lust zu schaffen, seine Sehnsucht.“ Diese Schaffenslust ist es, die uns wunderlichen Nordländer — auf die unseres Freundes Ade Andeutungen Definitionen des Menschen als eines „sich schwindelnden Thieres“ so boshaftlich paßt — heim zu der harten Erde zieht, unter den kalten Himmel, um unter dem schwerfälligen Volke zu arbeiten, unserem Volke, von dem die baierischen Worte wohlkommen sind, als die schmeichelnde Rede in fremder Zunge! Und man ist nicht zum wenigsten von Vaterlandsliebe geleitet, wenn man hier daheim den Patriotismus bekämpft — wie dies der Fall ist mit Deiner Freundin

Ellen Key.

Musik.

Nach immer steht die Musikliteratur unter dem Zeichen Richard Wagners. So riesenhaft ragt die Gestalt des Meisters aus den künstlerischen Erscheinungen des vergangenen Jahrhunderts empor, so weitverzweigt ist ihr Einfluß auf alle Gebiete des geistigen Lebens, daß es schwer wird, seiner universellen Schöpferkraft in allen Theilen gerecht zu werden. Es gehört ein verwandter Geist zur Durchführung dieser Aufgabe, ein Denker wie Chamberlain, der, selbst Polyhistor, die moderne Cultur in ihrem ganzen Aufbau durchforscht und ihre Ergebnisse zu einer großen Weltanschauung verarbeitet hat. Es gibt kein zweites Buch über Wagner, in dem eine so einfach klare und quellentreue Darstellung seiner Künstlerthaten enthalten wäre, wie bei Chamberlain,*) und es gibt nur wenige, die, von so aufrichtiger Bewunderung getragen, uns ein durchaus sympathisches Bild seiner erhabenen Persönlichkeit vor Augen führen. Ich weiß wohl, daß gerade d ese Art der Behandlung des Stoffes vielen ein Dorn im Auge ist, die von Wagner lieber erfahren würden, was an ihm menschlich klein und schwach gewesen ist, aber auch der größte Skeptiker wird sich gegen manches, was selbst die einseitige Verehrung des Großen und Erhabenen am Künstler für uns weit wertvoller ist, als das einseitige Nörgeln und Bemängeln, von dem wir gerade in der Wagner-Literatur und besonders in Wien genug bekommen haben.

Ich muß diese Vorzüge des Chamberlain'schen Buches umsomehr betonen, als ich mich sonst mit der allgemeinen Beurtheilung des Autors durchaus nicht einverstanden bekenne. Vor allem berührt mich die übermäßige Betonung des christlichen Momentes in Wagners Ideengang wenig sympathisch. Sie kommt mir sogar zuweilen etwas tendenziös vor. Ich meine damit nicht, daß Chamberlain sich dadurch zu einer Verherrlichung des Groben

wer das schon so oft behandelte Verhältnis von Brahms zu Bruckner und beider Stellung zu Wagner noch einmal erzählt wissen wollen? Es gibt auch in der Musikliteratur Themen, die man nicht ins Unendliche variieren darf. Halten wir uns daher lieber an die Aufsätze von bleibendem Werte, wie etwa den über „musikalische Erziehung," mit der die Frage der Reform der Conservatorien in engstem Zusammenhange steht. Hochschulen für Musik sollen sie sein, nicht Fachmusikschulen wie die Berliner Hochschule nannte). Allgemeine Bildung sollen sie bieten, Persönlichkeiten bilden, nicht bloß musizierende Techniker drillen. Sehr zweckmäßig scheint mir der Vorschlag Seidls, zur Grundlage der musikalischen Ausbildung den Gesang zu wählen, nicht ein Instrumentalspiel, am allerwenigsten das Clavier, von dem er den durchaus sachgemäßen Beweis erbringt, „daß es das wenigst geeignete Instrument für den ersten Musikunterricht und geradezu der widersinnigste Ausgangspunkt zu einer gesunden und heilsamen musikalischen Erziehung" sei.

Auch eine Reform der Musikschule als ganzes würde demnach besser anderswo beginnen, als bei einer Reform des Clavierunterrichtes. Wenn man aber schon, wie bei uns, verkehrterweise damit anfieng, durfte man nicht dabei stehen bleiben, ohne das eigene Prinzip ad absurdum zu führen, denn auch die anderen Instrumente, auch der Gesang, vor allem die Compositionsschule (bei uns sehr reformbedürftig) brauchen Meister ersten Ranges. Bei unserem in kläglicher Verzagtheit stecken gebliebenen Reformversuche ist nur die Wahl der Persönlichkeit geglückt. Wer Sauer bei den Philharmonikern sein eigenes Clavierconcert spielen hörte, mußte die Empfindung haben, daß er nicht nur eine ungemein vielseitige Technik besitzt, sondern vor allem auch ein starkes Temperament, die hinreißende Art des Vortrages, so daß selbst ihn gerne als den Meister anerkennen, von dem man etwas lernen kann. Als Componist kommt er uns schon etwas kleiner vor, wenn auch sein Werk hoch über dem ausgeblasenen Gassunker eines Paderewski steht. Ganz klein aber erscheint er uns als Schriftsteller. Es lohnt sich wirklich nicht der Mühe, auf die Einzelheiten seines Buches „Meine Welt"*) näher einzugehen, so wenig Wissenswertes vermag er uns über die Persönlichkeiten zu sagen, mit denen er in Berührung tritt. Er erscheint da durchaus als der simple Musikant, der froh ist, wenn er von einem hohen Herrn eingeladen wird und von ihm Complimente erhält, die er auch gewissenhaft verzeichnet. Um sich interessant zu machen, sucht er die Bedeutsamkeit seiner Beziehungen durch den wichtigthuenden Hinweis auf große geheimnisvolle Vorgänge zu erhöhen. Sauer kommt uns in solchen Fällen wie ein Anekdotenerzähler vor, der immer bei seiner Geschichte die Pointe weglassen muß, weil sie entweder in guter Gesellschaft nicht zu bringen oder überhaupt nicht vorhanden ist. Nach dieser ersten schriftstellerischen Versuch zu urtheilen, werden wir uns in Zukunft bei Sauer lieber an seine eminente ausübende Kunst halten und die Schicksale seiner Persönlichkeit beiseite lassen.

Gerade das Gegentheil werden wir bei Hubermann thun müssen. An ihm, diesen Laufbahn uns von ihren ersten Anfängen an bekannt ist, scheint das Publicum eine Art väterliches Interesse zu haben. Ich könnte mir anders den stürmischen Beifall nicht erklären, der ihm in beiden Concerten zu Theil wurde. Sein Spiel allein dürfte so überschwänglicher Ovationen kaum veranlaßt haben. Wie konnte er nur Bachs E-dur-Präludium mit so seelenloser Hast herunterspielen, als handle es sich lediglich darum zu zeigen, wie schnell er damit fertig wird? Wie konnte er durch solche Verfahren den Elfenzauber im letzten Satze des Mendelssohn'schen Violinconcertes so vollständig überstehen, daß das herrliche Stück wie eine Fingerübung klang? Selbst in so einfachen Compositionen wie Schumanns „Träumerei" verdarb das unvermittelte Herausstoßen mancher Phraze, und das ganz tonlose Verklingenlassfen der folgenden jeden poetischen Eindruck. Nur durch eine hochgradige Nervosität vermag ich mir die vielen übermäßigen Contraste und offenbaren Mißgriffe der Auffassung zu erklären, unter denen der Vortrag des technisch so weit vorgeschrittenen Künstlers litt. Für die Zukunft aber müßte die Beseitigung dieses häßlichen Uebels eine Vorbedingung bilden, ohne die Herrn Hubermann schwere Enttäuschungen nicht erspart bleiben dürften.

Neben den interessanten Künstlern haben wir in den letzten Concerten auch einige interessante Compositionen gehört. E. Straeßers neues Streichquartett können wir dazu nicht zählen, es ist zu arm an Erfindung, zu unbedeutsam in der Durchführung seiner trivialen Themen und noch überdies bisweilen trivial. Hingegen recht ich Heubergers Variationen über ein Schubert'sches Thema zu dem besten, was der Componist geschrieben hat. Es ist überaus solide Arbeit, durch die ein feiner Hauch liebenswürdiger Wiener Melodik weht. Sehr angenehm fällt die pesthige Stimmführung des Streichquintetts auf, das durch seine geistigen Harmonien einen behaglichen Wohlklang verbreitet. Einen solchen zeigt auch Reiters Cuvertüre zum „Todtentanz". Leider fehlt ihren geipreizten Themen die originelle, natürliche Erfindung. Heuberger hat das Thema Schubert auch als Schriftsteller bearbeitet. Seine neue Schubert-Biographie*) hat zahlreichen ähnlichen Werken gegenüber den Vortheil, daß ihr schon die Ergebnisse der nunmehr vollendeten Gesammtausgabe von Schuberts Werken zugrunde gelegt werden konnten. Der naheliegenden Versuchung, in dem neuen Buche die aus den älteren Biographien bekannten Thatsachen zu wiederholen, ist Heuberger fast zu ängstlich aus dem Wege gegangen. Die Vollständigkeit des Lebensbildes hätte die Erwähnung mancher Einzelheiten vertragen, die der Autor als bekannt voraussetzt, während die Kürzung der etwas zu breit gerathenen Analysen der Compositionen die Darstellung belebt hätte. Trotzdem ist Heubergers Buch zwei der wichtigsten Forderungen gerecht geworden: in einigen Details wirklich Neues zu bieten und ein getreues Bild des Künstlers zu entwerfen, in dem die musikalischen Fähigkeiten des Wienerthums eine seither unerreichte Höhe erreicht haben.

Richard Wallaschek.

*) Berlin 1901 Harmann.

*) Richard Heuberger: „Franz Schubert". Verlagsgesellschaft „Harmonie", Berlin 1902.

Die Woche.

Politische Notizen.

Seitdem Baron Pozzi in's heiteres Jenseits nach Budapest übersiedelt ist, ist Graf Goluchowski, der ja sein leider so arg geschmähter Präsident seines gewesenen Preß- und sonstigen Leiters eifersüchtig war, bemüht, der Welt zu zeigen, daß er auch ohne Pozzi — Dummheiten machen kann. Gleich die erste Gelegenheit hat er dazu benützt. Das war die Interpellation in der Polensfrage, die der Abgeordnete Kroetzer durch Vermittlung des Herrn v. Koerber im Abgeordnetenhaus an ihn richtete und die Graf Goluchowski durch Vermittlung des Herrn v. Koerber im Abgeordnetenhaus beantworten ließ. In der Antwort, die Graf Goluchowski für Herrn v. Koerber concipieren ließ, verschwieg er nämlich das Wichtigste, die Thatsache, daß er sich wegen der Lemberger Scandale beim deutschen Botschafter Grafen Eulenburg entschuldigt habe. Das war so eine echt Goluchowski'sche Idee: auf zwei Hochzeiten tanzen, gleichzeitig vor der preußischen Regierung und vor den polnischen Compatrioten im Abgeordnetenhaus sein Bückerl machen, ohne daß eines einer von dem anderen was erfährt, also gleichzeitig beiden schmeicheln und beide anschmieren. Die Idee wäre prächtig gewesen, wenn sie z. B. vor Erfindung der Buchdruckerkunst ausgeheckt worden wäre. In unserem telegraphischen Zeitalter aber mußte sie jämmerlich scheitern. In demselben Tag, an dem Herr v. Koerber das Goluchowski'sche Concept im Abgeordnetenhaus vorlesen ließ, wurde es Graf Bülow auch schon in den Berliner Zeitungen lesen, war nicht faul und nahm gleich am nächsten Tag einen Anlaß wahr, um im deutschen Reichstag nicht nur die Thatsache der Goluchowski'schen Entschuldigung der Oeffentlichkeit zu übergeben, sondern auch durch einige auffallend laute Bemerkungen über Oesterreich-Ungarn dem Grafen Goluchowski ein „Sprüchlein, ich kenne dich!" zuzurufen. In der internationalen Politik hat sich also wieder einmal jemand blamiert. Dieser Jemand ist natürlich wie immer der Graf Goluchowski gewesen. Die Leute, die gescheitert haben, daß Graf Goluchowski ohne den Baron Pozzi nicht mehr regieren können, mögen sich also beruhigen. Graf Goluchowski ist lange genug zu Füßen des Meisters Pozzi gesessen, um das Kunststück auch ohne ihn zu treffen. Im Ministerium des Aeußeren ist ein Mann über Bord, aber der Curs bleibt der alte.

*

Der Fall, daß der Graf Goluchowski, während er persönlich der deutschen Reichsregierung seinen Kotau machte, sie hinterrücks durch den öffentlichen Minen-Prädenten frezzeln läßt, ist schon einmal vorgekommen, merkwürdiger oder besser begreiflicherweise auch in einer polnischen Nationalangelegenheit. Es war das die durch den Grafen Thun im November 1898 im Abgeordnetenhaus verlesene Interpellationsbeantwortung in der dem deutschen Reich sogegen gewisser Polenansweisungen mit Repressalien gedroht wurde. Als damals die deutsche Reichsregierung über diese Interpellationsbeantwortung in Wuth gerieth, suchte sich Graf Goluchowski aus den Grafen Thun auszureden. Das haben sie ihm in Berlin auch geglaubt, bis wir durch philologische Studien nachwiesen, daß Graf Thun, der in allen sonstigen Heldenthaten, an jener Interpellationsbeantwortung so wenig Schuld sei, daß es sie nicht einmal durchgelesen haben könne, ehe er sie im Abgeordnetenhaus vorlese. Auch jetzt hat sich Graf Goluchowski in den Zeitungen auf den Herrn v. Koerber ausgeredet berhaupt, der Excasrl A- aus Reichsrath auf die hier seine innere Politik so unentbehrlichen Polen aber Excasrl B- aus ungemeingender Zuvorkommenheit die Entschuldigung dem Grafen Eulenburg verschwiegen habe. Aber diesmal haben's ihm die Berliner, in schmerzlicher Erinnerung an den Fall Thun, nicht mehr geglaubt. Die alten Lügen Mausner ziehen eben nicht mehr. Graf Goluchowski muß sich um neue Ausreden umsehen. Mit einer glatten Copie der Pozzi'schen Praktiken kommt er nicht mehr auf. Ein neuer Pozzi wird gesucht.

*

Das gilt nicht nur für die Diplomatie, sondern auch für die Presspolitik des Grafen Goluchowski. Da hat jüngst Krantreich durch Aufgeben der Tripolis-Frage Italien aus dem Dreibunde heraus-geloben vermocht. Tagegen ließ sich Diplomatisch nicht viel machen. Also beschuldigt man es journalistisch, die Pläne Krantreichs zu vereiteln. Aber wie? Darüber gibt uns ein im Abendblatte der „Neuen Freien Presse" vom 17. d. M. erschienener, aus „heiligen diplomatischen Kreisen" an hiesiger Amtlichkeit. Der einmal herrlich haben muß, kronicht und einmal den ganzen langen Artikel zu lesen, sondern nur den Schluß, welcher lautet:

„Bei der jetzigen Stimmung in Italien läßt sich keineswegs mit voller Sicherheit behaupten, daß die französischen Liebeswerbungen gar

keinen Erfolg haben werden. Allerdings werden die Italiener, ehe sie das Lager wechseln, sich genau überlegen, welches Schicksal ihnen bevorstehen würde, wenn eine jesuitisch-clericale Majorität unter Führung Millines oder Pantaleoni an der Spitze der französischen Republik stünde. Dann könnte die römische Frage recht werden."

Das liest sich gerade so, wie wenn die Italiener unlängst aus Oesterreich ausgetrieben worden und sich nach Frankreich geflüchtet hätten, um dort ihr Unwesen fortzusetzen. Thatsächlich ist es aber umgekehrt. Wenn die Italiener wirklich, wie in diesem Artikel angenommen wird, sich in ihrer internationalen Politik von ihrer Abneigung vor den Jesuiten leiten lassen sollten, so müßten sie das Bündniß mit Oesterreich sündigen, wie die Jesuiten oder, was man so nennt, die Clericalen sind in Oesterreich obenauf sind, und sich Frankreich zuwenden, wo ihr Einfluß seit zwei Jahren wenigstens in der Verwaltung und in der Armee erfolgreich zurückgedrängt wird. Oesterreich als das liberale, Frankreich als das reactionäre Staatswesen den italienischen Staatsmännern vorzustellen — um Gottes willen, glaubt der Chef Gesuchtvoll, daß die Geschicke aller Völker von Idioten geleitet werden?

*

Zur Staatsfreiheredse des Herrn v. Koerber haben bisher schon zwei Menschen ihre Zustimmung öffentlich erklärt: der eine war der „Pfui Teufel, Verfassung!" Abgeordnete Wrabetz im Neubauer Vereine der „Pfui Teufel, Verfassungsfreunde", der andere war der Prinz Alois Liechtenstein in einer Dornbacher christlichsocialen Versammlung. Gehören auch beide zusammen. Par nobile fratrum! Wenn der Staatsstreich gemacht wird, haben die Liechtensteine dabei mitzuwirken als die geborenen Staatsmänner, die die Völker in den Staub treten, aber auch die Wrabetze können nicht entbehrt werden, als die geborenen Staubsaugen unter den Menschen, die sich von den anderen mit Begeisterung treten lassen. Wenn es nur lauter Liechtensteine und Wrabetze in der Welt gäbe, hätten die Koechers gute Zeiten.

Volkswirthschaftliches.

Durch die Beschlüsse des Subcomités des Eisenbahnausschusses ist die Verstaatlichungsactionendlich in ein vernünftiges Fahrwasser gekommen. Wenn diese Beschlüsse angefaßt werden, so wird man nach einigen Jahren wirklich die Privatbahnen zu preisen, die für den Staat anzukaufen sind, verstaatlichen können, ohne Gewaltmittel anwenden zu müssen. Die gerichtliche Entscheidung der wichtigsten Streitfragen wird erweisen, daß die Forderungen der Bahnverwaltungen in der Regel nicht solche waren, die eine Verschiedenheit Meinungsverschiedenheiten begründeterweise bestehen konnten, sondern Chicanen, durch welche die Staatsverwaltung entweder gezwungen werden sollte, die Bahnen mit vielen Millionen zu überzahlen oder auf das Einlösungsrecht überhaupt zu verzichten. Bezüglich des allgemeinen Gesetzentwurfs, den die Regierung vorlegen soll, ist die Resolution des allerdings nicht sehr deutlich, es ist aber anzunehmen, daß damit ein Gesetzentwurf gemeint ist, wie wir ihn vergangene Woche angefahr skizziert haben. Dieser macht übrigens die sofortige Einbringung der Enteignungsklagen nicht überflüssig, denn je mehr Streitfragen vor Einbringung der concreten Verstaatlichungsvorlagen entschieden sind, desto leichter kann sie verarbeiten, wie viel die Einlösung der Bahnen etwa kosten wird, was sowohl für den Staat, als auch für die Actionäre das Akalorische der nachträglichen gerichtlichen Entscheidung über die Höhe der Einlösungssumme auf ein Minimum reduciert. Vorgegeben wird sich nach diesen Beschlüssen ein billiger Ausgleich bezüglich wirklich strittiger Punkte leichter erzielen lassen. Nur wird das Parlament auch Sorge tragen müssen, daß die Regierung die gefaßten Beschlüsse energisch durchführe, sonst wird die Verstaatlichung nach einigen Jahren die gleichen Schwierigkeiten bieten wie jetzt. Für die Unthätigkeit der Regierung während der letzten Jahre gibt es überhaupt keine Rechtfertigung. Das zweite Gesetz auf der Nordwestbahn konnte längst gelegt sein. Die Regierung hat aber noch mehr zu verantworten. Sie hat ohne jeden rechtlichen Zwang der Nordwestbahn gestattet, die Zinsen der mit Anweisungen angenommenen schreibenden Schuld in die Betriebsrechnungen einzustellen und hat in mit Umgehung des Parlamentes die Garantieleistung des Staates erhöht. Hoffentlich wird bei der Berathung des betreffenden Budgetteils die Regierung noch dafür zur Verantwortung gezogen werden, damit sie ähnliche Uebertraume tunftig unterwunde.

*

Eine Reihe von Momenten, die von der Börse mit mehr oder minder großer Bereitwilligung zur günstig angesehen wurden, hat in den letzten Wochen einen Tendenzumschwung an der Wiener Börse hervorgerufen, so daß bei angeregtem Lebhaftigkeit des Geschäftes kräftige Cursbesserungen zu verzeichnen waren. Nach dem seit Jahren fast im unterbrochen währenden Unterschlagung mußte schon aus den sogenannten berücksichtigen Gründen schließlich der Umschwung eintreten, da die alten Hauptspekulanten der Speculanten endlich auf ein Minimum reduziert worden. Die Ignoranz und Unkenntniß der Publik in der Baisse, die sogar bis zur lächerlich verschärften übergegangen waren, und, wie immer bei solchen Gelegenheiten, eine unmöglich Conjunctur gebildet hatte, die leicht zu Täuschungen gemissbraucht werden konnte. So weit unsere alten, und die wieder gewonnene größere Intensität der Capitalthätigkeit wäre gegeben, eine allmähliche Gewöhnung des Publikums an die Verhältnisse der Wiener Effectenmarktes herbeizuführen. Aber schon sind die alten Schadenlage der Wiener Börse wieder am Werk, welche jede Besserung compromittieren. Die Tendenzmacherei mit wenig sorgfältigen Zahlenmaterial wird eifrig betrieben und die Börsen-Enquêten-Ergebnisse das Publikum systematisch zum Verschweigen zu treiben. Zweifelhaft, ob selbst auch die die „Bericht" Börsen-Courberichte und, denn die officiellen Blätter, allen voran die „Officielle Kursblatt", beleuchtet diese Zustände zur Anklage stellen. Börse wird gegen den Terrorismus der Agitatoren und unlauteren Machenschaften Schutz und Schirm gewähren und Mittel der Publicitätsorgane. Das die alten Börsenpraktiken, Lüge, Heuchelei und Verleumdung, wieder ihre Orgien feiern, und die Börse wieder in ein Tummelplatz der Leidenschaften und Laster

struiert, die wir im Pitaval lesen oder vor unseren Augen sich wirklich abspielen sehen — und wie plump construiert der feine Kopf Lindau, wenn er Zufall auf Zufall erfindet um durch einen Criminalfall dramatische Spannung zu erwecken und eine falsche These zu illustrieren? Ein Actendiebstahl ist geschehen. Nur der Herr Legationsrath oder sein Amtsdiener kann ihn begangen haben. So wendet sich denn der Verdacht gegen den Herrn Legationsrath. Denn die Ehrlichkeit des Amtsdieners ist so über allen Zweifel erhaben, daß, wenn schon einer von den beiden der Dieb sein muß, der Amtsdiener, die Collegen, der Polizeidirector, alle nur den Herrn Legationsrath für den Dieb halten können. Nun gut, das mag ja vielleicht irgendwo einmal vorkommen, daß der Bureaudiener einen anständigeren Eindruck macht als der Legationsrath, dem er zugetheilt ist. Aber daß These, Collegen, Polizeidirectoren diesem Gedanken in so, man möchte fast sagen, naiver Weise Ausdruck verleihen, wie in unserem Stück, das ist doch ganz märchenhaft. Das reinste Fabelthier aber ist schon der Herr Polizeidirector. Drei Acte lang verhört er herum, bis er endlich herauskriegt, daß der arme Legationsrath unschuldig ist am großen Actendiebstahl und nur darum sein Alibi nachweisen konnte, weil er schuldig ist eines kleinen Ehebruches, den er zur kritischen Zeit mit seiner Schwägerin begangen hat, und bekanntlich Ehebrüche mit Schwägerinnen ganz besonders discrete Behandlung erheischen. Er verhört in den Wohnungen zu allen Tagesstunden, sagt in wohlwollendster Absicht der Frau Legationsräthin die größten Sottisen, verlangt Geständnisse vom Herrn Legationsrath in Gegenwart von Frau und Schwägerin — und kommt nicht einmal auf den Gedanken, sich die Actenlache anzusehen, in die der Herr Legationsrath das Actenstück hineingelegt haben will, in der sein College es nicht gefunden hat und aus der der Mutter Amtsdiener es herausnehmen konnte — weil das Schloß verdorben ist! Dieser Polizeidirector hat seinen Beruf entschieden verfehlt. Der hätte in die Diplomatie eintreten sollen. Das Stück hat aber auch eine Moral. Feierlich ist sie darnach. Es sei eine „Mahnrede", erklärt die Frau Legationsräthin, daß die Behörden und Gerichte Diebstählen nachforschen, ohne sich darum zu kümmern, daß sie dadurch vielleicht die zartesten Verhältnisse stören und Beziehungen zu Tagesticht bringen, die von den Betheiligten lieber geheim gehalten werden! Nur der ausgezeichneten Darstellung dieser sonderbaren Schwärmerin durch Frau Hohenfels hat es wohl der Autor zu danken, wenn die fächerliche Tirade, zu der er sie verurtheilt hat, nicht Hohn und Spott hervorrief. Ueberhaupt war die Vorstellung glänzend. Fräulein Wiß als sündhafte und duftertige Berühmerin, Herr Devrient als der sündlos entlarvte Legationsrath, Herr Korff und Herr Gimnig als gewiegte Diplomaten, Herr Nissen als imanierender Polizeidirector und Herr Heine als diebischer Muster-Amtsdiener, sie alle waren trefflich. Es ist wertwürdig, daß gerade die schlechtesten Stücke oft am besten gespielt werden. Vielleicht gibt man in dieser Erkenntnis in unseren Theatern jetzt lauter gar so schlechte Stücke als Novitäten.

Max Burckhard.

*

Das Orchester der böhmischen Philharmonie in Prag hat zur Feier des 60. Geburtstages von Anton Dvořak ein Festconcert im großen Musikvereinssaale veranstaltet. So sehr wir uns freuen, daß eine derartige Feier auch in Wien stattgefunden hat, müssen wir doch gestehen, daß der Kunstgenuß, den uns die Czechen damit bereitet haben, ein sehr mäßiger war. Das erst vor kurzem gegründete Orchester hält keinen Vergleich mit dem altberühmten Orchester des czechischen Nationaltheaters aus. Die Streicher sind viel zu schwach und die Bläser unverhältnismäßig stark, so daß größere Feinheiten der Ausführung einfach unmöglich waren. Stärker instrumentierte Compositionen wie die erste Rhapsodie und die Carneval-Ouverture gestatteten sich bei der rein elementaren Mobilisirung des Orchesters zu unerträglichen Spectakelstücken. Nur die Schönheiten der wundervollen Lenau-Symphonie „Aus der neuen Welt" blieben auch bei dieser Ausführung nicht verborgen, trotzdem das viel zu willkürliche Tempo rubato des Dirigenten Herrn Oskar Nedbal vom böhmischen Streichquartett manches verdarb. Herr Hoffmann gleichfalls vom böhmischen Streichquartett benutzte sein Vortrag des andukthaben Violin-Concerts von Dvořak als vorzüglicher Solospieler. **R. W.**

*

Die Winterausstellung im Oesterreichischen Museum wird heute geschlossen, und wer wissen will, ob es ein Erfolg war oder nicht, muß die Geschäftsbücher des Secretariats um Auskunft fragen. Denn der Herr Hofrath v. Scala hat diesmal nichts gethan, wozu sich nicht auch jeder gewandte Ausstellungs-Arrangeur bereiterte hat: er hat den geschäftlichen Verkehr zwischen den kunstgewerblichen Producenten und dem kaufenden Publicum vermittelt. Wer sich also für Teppiche von Bachhaus oder Glinzler, für Glasvasen von Lobmeyr oder Bakalowits, für Schmuck von Hauptmann oder Hofstätter entscheiden wollte, ersparte sich durch des Hofraths Liebenswürdigkeit das ermüdende Hin- und Hergehen und konnte an einem Orte die Erzeugnisse verschiedenster Concurrenzfirmen vergleichen. Ist aber zu diesem Zwecke das Oesterreichische Museum geschaffen worden, sollte seines Directors Amt sich mit dieser Thatigkeit eines Agenten erschöpfen? Die Unmöglichkeit hat sich, weiten sie nicht überhaupt nur Schlitzkatalog war, mit dieser Frage nicht befaßt. Sie ist nach den Kämpfen der Vorjahre still geworden, und Hofrath v. Scala blieb Sieger, ohne auch nur eine der berechtigten Forderungen erfüllt zu haben. Noch immer werden die Kunstgewerbetreibenden nicht zu reiner künstlerischer Arbeit angeleitet, wie ehedem wird der Geschmack des Publicums nicht erzogen, dafür sind, mehr denn je, oberflächlicher Halbheit und unverstandener Nachahmung Thür und Thor geöffnet. Das bewiesen die ausgestellten Interieurs, die von Friedrich Otto Schmidt und Sigmund Jaray etwa oder der Empfangsraum von Jakob und Josef Kohn ausgenommen. Sie zeigen eine falsche, auf die schlechten Instincte des Publicums rechnende Neuerungssucht, die für die Entwicklung des heimischen Kunstgewerbes weit gefährlicher ist, als das barocke Fehlthalten an den übertommenen Formen. So weit hat es Herr v. Scala mit seinem Wirken gebracht, daß er mit so großen Worten begonnen. Aber noch regt sich erfreulicherweise der Widerstand. Im letzten Hefte des „Interieur" erhebt der Berufenste einer, Professor Josef Hoffmann, eine leidenschaftliche Anklage gegen die Musterausstellungswirthschaft. Und ehe noch die nächste Ausstellung den völligen Bankrott der staatlichen Bemühungen um das österreichische Kunstgewerbe enthüllt, wird es darum unsere Pflicht sein, zu sagen, was ist. **H. H.**

*

Man schreibt uns aus München:

Von den deutschen Ueberbrettln scheinen „Die elf Scharfrichter" allein das Bedürfnis nach einer Unterhaltung wirklich zu befriedigen, deren Geschmacksniveau der Künstler und nicht — wie im Variété — der Handlungsreisende bestimmt. Zugleich befindet das neue Programm vom 13. December wiederum, daß sie den französischen Cabarets Ebenbürtiges, Unabhängiges zur Seite stellen können. Um zwei hirnreich lustige Theater von Gumpenberg und Falkenberg — Satiren auf die Verlogenheit moderner Justiz- und Theaterzustände — gruppieren sich Einzelvorträge von erstaunlicher Verschiedenheit: neben dem ausgesprochen nordteutschen Humor des Arcus Troll, eines Technikers besser alter Schule, mit Geist von unserem Geist, die sinnliche Frechheit der kleinen Otto Reutter, neben der geistig pointierenden Marya Delvard Emanuel Franz in deutscher Bauern- oder Lanzknechtgestalt, Ernst Rothe mit ort- und zeitlosen Narren- und Pierrotliedern; ein Pseudo-Cumberland lässt durch jiggestne Verse sein Medium Caricaturen deutscher Literaten aufzeichnen, deren Urbilder theils in Vergessenheit sitzen, eine groteske Kirchhofsfeene, die „Todtengräber," weckt die Poesie deutscher Mittelzeit und Gegenwart zugleich. Geistreiche Compositionen von Richard Wein höppel begleiten die meisten Vorträge. Zu wünschen bleibt, daß neben solchen Darbietungen jene Gattung bewußt gepflegt würde, der Bedeinds „Mobil" (vom letzten Programm) angehört, ein Werk, das in den Rahmen reiner Kunst ragt, ohne den vergnüglichen Ueberbrettlbedürfnissen zu verlieren. Für das satirisch-phantastische Spiel allein dürfte vielleicht langsam die Empfänglichkeit nachlassen. **Oskar A. H. Schmitz.**

*

Gobineau und Chamberlain. In dem Artikel über Gobineaus Rassentheorie in Nummer 374 der „Zeit" habe ich in einer Klammer bemerkt: „Auf diese neue Grundlage hat der jüngste Apostel Gobineaus: Houston Stewart Chamberlain, seine Geschichtsphilosophie gebaut." Die Verlagsbuchhandlung F. Bruckmann in München schickt mir nun das Werk, wovon sie eine Auflage der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" und verweist mich auf Seite 12 ff. Herr Chamberlain hat gegen einen Recensenten polemisiert, der ihn des Plagiats an Richard Wagner de schuldigt, und fährt auf Seite 12 fort: „Von Wagner kann also . . . nicht die Rede sein, sondern höchstens von Gobineau." Im folgenden führt er dann aber aus, daß nicht Gobineau mit seiner vielfach verbleiten und phantastischen Theorie, sondern Darwin sein Meister sei. Ob Chamberlain wirklich so unabhängig von Gobineau ist und ob seine Anschauungen in dem Maße biologisch begründet sind wie er es darstellt, haben die Vertreter der betreffenden Fachwissenschaften zu untersuchen. **Karl Jentsch.**

Bücher.

Karl Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Jena, Verlag von G. Fischer, 1900.

Am 31. Januar 1898 gestehmigte der deutsche Reichstag die nicht unbeträchtlichen Mittel zur Ausführung der ersten deutschen Tiefsee-Expedition, am 31. Juli des gleichen Jahres verließ die „Valdivia" den Hamburger Hafen, neun Monate später kehrte sie heim, und heute schon halten wir aus der Feder ihres vortrefflichen Leiters eine eingehende Schilderung dieser Expedition in der Hand. Noch stehen naturgemäß die Specialbearbeitungen der mitgebrachten reichen Sammlungen aus, so daß es leider unmöglich ist, auf die einzelnen zoologischen Ergebnisse näher einzugehen; aber schon der vorliegende, für weitere Kreise berechnete Reisebericht dient soviel des Interessanten und Neuen, daß man den Erfolg dieser ersten deutschen Tiefsee Expedition nicht hoch genug wird werten können. Da ist zunächst Raumen. In leuchtenden Farben werden uns die Vegetationsbilder geschildert; in herrlicher Pracht erstreckt sich der Strand, sind in ein Urwaldbarket, das jeden Vergleich mit der Congolandschaft, ja selbst mit Ceylon aufnehmen kann. Ganz andere Bilder entrollt die Fahrt von Capstadt nach der Bouvet Insel: sie galt der oceanographischen und biologischen Erforschung des antarktischen Meeres und speciell desjenigen Theiles, der südlich vom afrikanischen Continent gelegen ist. Die Bouvet Insel, 1739 von Lozier Bouvet entdeckt, waren von Cook (1775), James Ross (1843) und Moore (1825) vergeblich gesucht worden, umso mehr reizte es, diesem geographischen Problem nachzugehen. Und die Wiederauffindung gelang trotz der fast unaufhörlich tobenden Stürme und der häufigen Nebel, welche die Umgebung einer Gestaltung mit Eisbergen in sich schließen. Sehr erfolgreich war die Expedition auch auf ihrer weiteren Fahrt im antarktischen Gebiete, auf der sie den 65. Grad 15' 2" südlicher Breite erreichte, also dem vermuthten antarktischen Continente nahe kam. Das wichtigste Ergebnis dieser Fahrt lange der Eisgrenze in der Nachweis eines 5000 bis 6000 Meter tiefen antarktischen Meeres, wodurch die bisherigen Vorstellungen über das Tiefenrelief des antarktischen Oceans eine wesentliche Berichtigung erfahren. Am Weihnachtstage 1898 erreichte die Expedition die Kerguelen, die saumtisch und Forschuch

Digitized by Google

ausgebeutet wurden. Auf der Fahrt nach dem Aequator berührte die „Baldwia" dann noch St. Paul und Neu-Amsterdam, um am 22. Januar 1809 im Emmahafen vor Padang auf Sumatra den Anker zu werfen. Hier an der Ostküste Sumatras werden wir in ein anziehendes und buntscheckiges Volksleben eingeführt. Wir besuchen den Markt von Padang mit seinen köstlichen Tropenfrüchten und begleiten die Expedition auf einer wohlgelungenen Exkursion nach dem Innern, nach dem bekannten „Boversländer". Ihre ethnographischen Studien setzte die Expedition dann später auch noch auf den Sumatra im Westen und Norden vorgelagerten Inseln fort. Nach kurzem Aufenthalte auf Nonkauri, einer Insel der Nikobarengruppe, wandte sich die „Baldwia" wieder südwärts über Ceylon nach den Malediven. Dann besuchen wir noch Tringa Barera mit seinen ausgedehnten Farmen zur Ausnutzung seines reichen Bestandes an Cocospalmen und später die Seychellen, jene zahlreichen, granitischen Bruchstücke eines uralten Festlandes, von denen Praslin die Heimat der berühmten Lodoicea, der wundervollsten und mächtigsten aller Palmenarten, ist. Das Festland wurde wieder erreicht bei Dar-es-Salam, und nach einem kurzen Abstecher nach Zanzibar trat die „Baldwia" ihre Heimfahrt längs der afrikanischen Ostküste durch das Rothe und Mittelmeer an. Die illustrative Ausstattung des Werkes ist eine hervorragende Leistung und macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre; das Gange aber ist eines der schönsten, reichhaltigsten und vielseitigsten Reisewerke, das je in die Hand des gebildeten deutschen Lesepublicums gelegt wurde.

Prof. Dr. Rud. Martin.

Ludwig Bellermann: Schiller. Dichter und Dartseller. Herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar. VII. Band. Leipzig, Berlin und Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie 1901.

Dem Lothars Sammelwerk eröffnenden Bande der treffl ichen Goethe-Biographie Witkowskis, ist in Bellermanns Schiller-Biographie eine würdige Parallelarbeit zur Seite gestellt worden, wie sie von Bellermann nach seinen beiden Bänden, Beiträge zum Verständnis von Schillers Dramen (2. Aufl., Berlin 1899) zu erwarten war. Bellermann steht auf dem, auch vom Referenten voll getheilten Standpunkt, dass Schillers Dramen auch heute noch den von seinem Neuern erreichten Höhepunkt der deutschen dramatischen Dichtung bedeuten. Nicht nach den Schwächen der Schiller'schen Dramen zu suchen, sondern zum Erfassen ihrer Größe und unverwüstlichen Vorgänge anzuleiten, kann die Aufgabe einer populären Schiller Biographie sein. Wie Bedeutendes Schiller auch als philosophischer Kunstrichter und mit dramatischer Wirkung erzählender Historiker, als Balladen- und Gedankendichter geleistet hat, der Kernpunkt seiner Birksamkeit liegt im Drama. Erstlich hätte in dem gelesen, dass Bellermann die Meisterballaden und die verunglückten Versuche, es Bürger im Volkston gleichzuthun, wie „der blaug zum Eisenhammer" einer ist, nicht ohnewieters zusammengelesen hätte. Der Gegensatz zwischen Schillers und Manns Auffassung im Verhältnis von Sittengedicht und Sinnlichkeit hätte auch in einer volksthümlichen Darstellung, wie sie Bellermann sie, da er es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verständnis von Schillers Dichtung, vor allem „Ideal und Leben" wichtig ist. Wichtiger aber ist es, dass Bellermann die richtige Grundlage für das Verständnis von Schillers Schaffen und heroischen Lebensgang überall festgehalten hat. Nur aus dem großen menschlichen Charakter erklärt sich die Wirkung von Schillers großem Talente, erklärt sich, wie er der Lieblingsdichter des deutschen Volkes geworden ist, sein Vorbild und Erzieher noch auf lange hinaus bleiben muss. Es ist ein Vorzug des Bellermann'schen Buches, dass es durchgehends diesen Maßstab anlegt, den Schiller selbst an seinen und anderer Dichtungen Recensionen und Beurtheilung des Künstlers gefordert hat. Mit Bellermanns gediegener Darstellung verbindet sich der wohlgewählte und anzgezeichnete reiche Bilderschmuck des Bandes, dem man recht viele Leser, junge wie ältere, wünschen möchte.

Prof. Max Koch

Zacharias Topelius: Ausgewählte Märchen und Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Fr. Reinhardt. Berlag von Franz Wunder (ohnegnug, 1901.

Zacharias Topelius, einer der bedeutendsten schwedisch finnischen Schriftsteller, gilt neben Kunneberg als der angeschwemte Dichter Finnlands, sur dessen ernste, erhabene Natur er in seinen Dichtungen wunderbar tiefe und eigenartige Töne hatten. Für die norwischen Kinder ist er durch seine „Lesungen sur Kind" „Kindererzählungen" ein lieber, vertrauter Freund geworden. Auch den deutschen Kindern werden die Märchen des finnischen Poeten viele Freude bereiten. In die oft glanzende Schilderung des weit über Finnlands und seiner Sitten hinaus sich manches echt deutsche fand. „Der Bube des Mondkönigs" erinnert an „Wen dem Kinder und Kind Amt" aus der Heimat schen Märchensammlung und an „Aschenbrödel" sind unverkennbare Züge der scheinbaren deutschen Vorlage enthalten. Die hübsche, lebhafte Zug, das unsige, ich schwärmerische Poetisch-Naturell, die aus den Märchen sprechen, haben Topelius' Märchen mit den Dichtern des großen Finnischen Nationalepos gemein. Bei der Zusammlung des Buches, „Die Letzten Zauber" Lieder des gleichnamigen Werkes Topelius' Gedichte sind es nicht wenig. Die Uebersetzung ist eine gelungene Bereicherung des Märchenschatzes der deutschen Kinderwelt.

R. Zanek.

Otto Ludwig: Nachlese. Gesammelt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Max Heinzel. Leipzig, Verlag von Hermann Haessel. 1901.

Zu einem Dichter, wie Otto Ludwig, der mit seinen Werken nicht recht durchdringen konnte, der sich mit seinen Zeitgenossen nicht recht verstehen konnte, der sich mit seinen Zeitgenossen nicht recht verstehen konnte, der sich mit seinen Zeitgenossen nicht recht versteh

Parteien davon aus. Nur Proudhon besaß einen genügenden Anhang, um mit Hilfe seiner Parteigänger sein Blatt „La Representation du Peuple“ unter dem Titel „Le Peuple“ nennenswegs herauszugeben und sich, allen Chikanen und Strafen zum Trotz, dauernd zu behaupten.

„Empire Review“ (November). Sir Horace Tozer, der englische General-Agent für Queensland, betont die Nothwendigkeit, Australien den Weißen zu sichern. Wer es beobachtet, wie Nordaustralien von Chinesen und Japanern überschwemmt wird, wie viel Unmoralität und Depravation ihre Anwesenheit im Gefolge hat, wie sehr sie den Handel an sich reißen, alle anderen verdrängen und sich zu Herren der Weißen machen, der müsse einsehen, wie dringend es sich empfehle, den Süden Australiens vor ihnen zu behüten. Die englische Regierung habe ein Gesetz, das den Japanern die Ansiedlung verbiete, abgelehnt; demnach wäre es sehr gethan, ein solches anzuerkennen oder zum mindesten ein Abkommen, wie es zwischen Queensland und Japan besteht, festzulegen, durch das die Zahl der Einwanderer beschränkt wird. England ist Japan seine besondere Rücksicht schuldig, da Japan den Australiern keineswegs nicht sonderlich entgegenkommt und sich beinahe offen dazu bekennt, dass es die Eroberung des australischen Continents im Auge fasse. Es ist somit zur Selbsterhaltungstrieb, wenn England zu verhindern sucht, dass die Asiaten in Australien festen Fuß fassen. Ueberdies ist es nicht nur politisch, sondern auch wirthschaftlich von höchster Bedeutung, sich den Besitz des Landes vorzubehalten, denn der Wert der Zuckerindustrie liege nicht nur in ihrem Ertragnis, das jährlich 1,000.000 Pfund repräsentiert, sondern auch darin, dass sie viele Tausend von weißen Arbeitern mit einträglicher Arbeit versieht.

„The Monist“ bringt in seiner vorletzten Nummer einen Artikel von Lombroso über die Erweckung des Genies und die Umstände, welche für seine Entfaltung ausschlaggebend sind. Dieser man die Biographien berühmter Männer, so zeige es sich fast immer, dass sie gerade in der Zeit ihrer Pubertät einen tiefen Eindruck empfangen haben, der für ihre Entwicklung entscheidend wurde. Bekanntlich ist die Empfänglichkeit der Sinne nie größer und gesteigerter, als an der Grenze zwischen Kindheit und Jünglingsalter, in jener kritischen Zeit, welche der ersten Reife vorangeht. Je nach den Erlebnissen dieser Periode wendet sich oft das Leben eines Menschen, werden diese oder jene latent in ihm schlummernden Fähigkeiten angeregt, so wird er je nach Umständen zum Künstler, zum Gelehrten oder zum gottbegeisterten Priester; denn auch die Einwirkung religiöser Einflüsse ist um diese Zeit am heftigsten. Lombroso setzt als die wichtigsten Epochen im Leben des Kindes das neunte, das zwölfte und das sechzehnte Lebensjahr fest.

Jungfer Hauge.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Kleinhäßler.

Im Spittel wohnen nur Männer und Frauen, die so alt sind, dass sie nicht länger arbeiten können. Drei oder vier wohnen zusammen, je nachdem der Raum groß ist. Alle haben einen Tisch und einen Stuhl an ihrem Bett und sammeln dicht um sich herum ihre Habseligkeiten, und dadurch theilt der Raum, den sie bewohnen, mehreren verschiedenen Zimmern ohne Zwischenwände. Das eine ist etwas reicher, als das andere, denn hat jemand einige Pfennige mehr in Händen, als der benachbarte Gesährte, so schmückt er die Wand gern mit einem kleinen Spiegel über dem Bett oder mit einem hübschen Bild. Einige besitzen auch noch ein richtiges, gutes Regal, außer dem einfachen des Spitels. Vor jedem Fenster liegt jedoch ein grüner Strohkiehrn, der jedesmal ausgestellt wird, wenn die Sonne so in die Stube scheint, dass sie einem der alten Insassen die Augen blendet.

Gerade dem Spittel gegenüber liegt eine kleine weiße Kirche, mitten in einem Garten. In dem Garten halten sich die Alten vom Frühsommer an auf, bis der Herbstwind und der kalte Regen sie in die behagliche Stube treibt, wo das Feuer im Kachelofen summt, und wo dicke, warme Matten auf dem Boden liegen und hoch unter der Zimmerdecke angebracht sind.

An einem Morgen erwachte Jungfer Hauge früh in ihrem Bett. Es stand in einer Ecke nächst dem Fenster. Das Zimmer war groß und zweieinhalig, und in allen vier Ecken standen Bett.

Jungfer Hauge hörte im Halbschlummer die Arbeitsfrau den Ofen feuern und war sofort wieder eingeschlafen, obwohl sie einen Augenblick daran gedacht hatte, dass wohl bald heiliger Abend sei.

Aber als sie dann völlig erwachte, tauchte wieder der Gedanke an Weihnachten auf und an das Heimliche, was sie heute thun wollte.

Im Zimmer war es ganz ruhig. Nur im Ofen brauste und knarrte es. Ringsumher war es dunkel.

In der letzten Woche hatte eine schreckliche Kälte geherrscht. Jeden Tag hatte sie darauf gewartet, dass es milder werde. Aber der Frost hatte auch heute wohl nicht nachgelassen. Denn im Zimmer schien es nicht milder als gestern in der Frühe zu sein. Wenn es nur draußen nicht so kalt war, so dass sie thun konnte, was sie sich vorgenommen hatte.

Aber wahrhaftig! Der Weihnachtsbaum! Er stand ja hier … dicht am Bett! Sie tastete im Finstern danach und ertastete einen der Zweige.

Dass sie nicht sofort beim Erwachen wusste, dass der kleine Baum hier stand! Aber da erinnerte sie sich nur, dass sie ihn unten in die Holzbude gesetzt, wie sie zuerst beabsichtigt hatte. Sie hatte ihn also doch vorn Brett gestellt! Wie schön war es, ihn hier zu haben.

Und sie ließ sich von den Baumnadeln stechen.

Den anderen Spittelinnen hatte sie gesagt, der Baum sei für eine ihrer Bekannten, ein kleines Mädchen, und gewissermaßen war es wahr. Gestern — am Tage vor dem heiligen Abend — waren genau 31 Jahre verflossen, seit es dort oben begraben war. In den paar Jahren, die es lebte, hatte es keinen Weihnachtsbaum bekommen. Und seit es starb, auch nicht. Nun war es Zeit, dass Cäcilie einen bekam, sie hatte bei Lebzeiten keine Mutter und keinen Weihnachtsbaum gehabt. Es war auch nicht zu früh, dass die Mutter das Versäumnis wieder gut machte; denn sie musste ja das Kind fern zu Fremden geben, fast sofort, nachdem es zur Welt gekommen, und da sie arm war, ergiengs es ihm wohl nicht immer so gut; aber sie war auch etwas entschuldigt: denn Bruder Claus, der ihr Erbrbes in sein Geschäft gesteckt, hatte ein Jahr zuvor so furchtbar fallliert. Ein wenig entschuldigt war sie also, wenn Cäcilie es nicht besser hatte. Und, wenn das Kind es schlecht gehabt hatte, so war es der Mutter nicht besser ergangen, denn sie war täglich krank, aus Schnsucht nach ihm, so lange es lebte. Und sie konnte sich auch nicht davon befreien, seitdem es gestorben war. Aber es war gut, dass der Herr Cäcilie zu sich nahm; denn die Mutter wurde von Scham bedrückt, weil sie unverheiratet war und ein Kind hatte, und das Kind würde sich seiner eigenen Mutter geschämt haben. Oder vielleicht hätte es Cäcilie doch nicht gethan. Sie hatte schon frühzeitig so sehr gut ausgesehen. Und auch so klug. Vielleicht würde sie gut gegen ihre Mutter gewesen sein und sie geehrt haben. Vielleicht wäre Cäcilie jetzt eine stattliche Frau, falls sie lebte, denn, wenn sie sich auch der Mutter sicher etwas zu schämen hatte, so war doch die Familie des Kaufmanns Hauge feinerzeit so sehr angesehen gewesen. Aber jetzt lagen sie friedlich allesammt unter'm Rasen, sowohl die Eltern, als der Bruder und dessen Frau und dessen einziges Kind. Und sie selbst folgte auch bald nach. Das spürte sie so deutlich. Und jetzt war es an der Zeit, jetzt, wenn sie der kleinen Cäcilie den Weihnachtsbaum gegeben hatte, den sie ihr schuldete. Heute Abend wird der Himmel in Herrlichkeit erglänzen, tausend Lichter an dem großen Weihnachtsbaum, und ringsumher alle Engel mit leuchtenden Flügeln und Augen, die von der Wonne des Himmelreiches erstrahlten. Aber einen kleinen Weihnachtsbaum würde Cäcilie dennoch nicht auf ihrem Grabe verschmähen, wenn er ihr von ihrer eigenen Mutter gegeben wurde…

Unten an der Thüre rührte sich jemand und brummte ärgerlich. Und Jungfer Hauge fuhr zusammen und stierte nach dem Winkel an der Thüre.

Im Zimmer lichtete sich das Dunkel. An den Fenstern war das dicke Eis noch nicht geschmolzen; aber es wurde immer heller.

Wieder brummt es unten an der Thür. Jungfer Hauge seufzte. Nun hielt der Frieden nicht mehr lange an: denn das Morgens war Frau Winkelmann schlimm, am schlimmsten, seit die Kälte gekommen.

Ja, Gott war gut gegen sie arme, einsame Jungfer gewesen, als sie damals vor zehn Jahren hier im Spittel den Platz erhielt, aber jetzt legte er ihr wahrlich eine schwere Prüfung auf, als er vorige Woche Frau Winkelmann hier einziehen ließ.

„O, wie es hier zieht,“ rief Frau Winkelmann. Und nun erwachten auch die zwei anderen Frauen.

Im Armenhause könne es nicht schlimmer ziehen! Aber so war es niemal! — Wenn einer alt werde, so war alles gut genug für ihn! Sie war eine alte, ehrliche Frau, der niemand hatte etwas nachsagen können, so möchte sie wohl wissen, warum sie den schlechtesten Platz im Zimmer haben solle, sie war auch nicht kindisch, wie eine gewisse alte Jungfer.

Jungfer Hauge begann zu zittern. Sie that es in den letzten Vormittagen, wenn Frau Winkelmanns Laune schlimm war.

In einem Hundeloch liege sie, brummte die Winkelmann. Nicht in einem Spittel für ordentliche bürgerliche Menschen, für ehrliche Menschen; — denn hier im Spittel hatten es die ehrbaren Menschen, die immer anständig gelebt hatten, am schlechtesten.

Jungfer Hauge hob sich, so dass sie im Bett saß, und stierte weiter nach dem Winkel an der Thüre. Und sie streckte den Arm aus, als wolle sie etwas Böses abwehren.

„Frau Winkelmann“, sagte sie, aber jene wollte nicht hören; denn die heftigen Worte fielen ohne Pause. „Sie sollen mein Bett bekommen, Frau Winkelmann,“ sagte Jungfer Hauge „Ruhig!“ ertönte es aus einem anderen Bett, „Gott schickt die Kälte. Und wir müssen uns darein ergeben!“

Aber jetzt geriet Frau Winkelmann aus Wuth ins rechte Fahrwasser.

War es virklicht nicht recht und billig, dass sie, die älter als diese Jungfer oben am Fenster war, den besten Platz erhielte: denn am Fenster zog es nicht, aber an der Thür dreht mehr. Es könne unmöglich wahr sein, dass man hier liege, wie man sich in der Welt gebettet habe; denn dann läge Frau Winkelmann oben

Digitized by Google

am Fenster, und Jungfer Hauge nicht einmal unten an der Thür, sondern eher draußen, trotzdem sie so sanft und fromm aussah.

Jungfer Hauge hatte sich schon ins Bett zurückgelegt und die Decke über den Kopf gezogen. Nun hatte die Winkelmann zum zweitenmal deutlich von ihrer Schande gesprochen. Jetzt mußte bald alle Welt es wissen. Aber es war nur Frau Winkelmanns Schuld; mit Ausnahme des Vorstehers hatte niemand im Spittel etwas davon gewußt, ehe jene hierherkam.

Jungfer Hauge lag lange unter der Decke, noch lange, nachdem die anderen aufgestanden waren und mit dem Ankleiden begonnen hatten. Ruhe herrschte, denn die Winkelmann hatte gesagt, was sie wollte, und die anderen hatten nichts zu sagen.

Jungfer Hauge zitterte noch ein wenig, achtete jedoch nicht darauf. Seit vergangener Woche, seit Frau Winkelmann einzog und einige Tage darauf ihre Schande ausplauderte, fühlte sie sich geradezu noch leerer und einsamer. Alles war ihr genommen.

Nichts fesselte sie mehr an diese Welt.

Endlich zog sie die Decke weg, um aufstehen zu können. Dort stand der kleine Weihnachtsbaum. Und nun durchzuckte es sie warm. Heute Abend wollte sie den Weihnachtsbaum auf Cäcilieus Grab setzen, wollte ihn schmücken und anzünden. Aber niemand wußte darum. Und niemand sollte davon erfahren.

Sobald sie sich einigermaßen angekleidet hatte, lief sie an die Commode, sah in eine Schublade und sah den Putz an, womit sie den Weihnachtsbaum schmücken wollte.

Ja, da lag er.

* * *

Wirds sind weit nördlich. Deshalb war es dunkel, als Jungfer Hauge gegen fünf Uhr nachmittags durch die Straßen nach dem Kirchhofe hinaufging, in der einen Hand die kleine Tanne und in der anderen einen kleinen Arbeitsbeutel, gefüllt mit Weihnachtsbaumputz.

Der Schnee knirschte unter jedem Schritt und unter jedem Schlitten. Und fast kein Fenster in der ganzen Stadt war völlig vom Eise befreit, obgleich man genöthigt war, ganz besonders gut den Ofen zu feuern, um die Kälte abzuhalten. Der Schnee lag längs der Rinnsteine in Haufen, die so hoch waren, daß sie den Fenstern im ersten Stock die Aussicht verdarben; denn in dieser Stadt war es nicht Sitte, den Schnee zu entfernen, ehe der Frühling kam.

Die Leute hasteten weiter; aber, wenn man nicht wußte, daß das Herannahen des heiligen Abends die Emsigkeit verschuldete, so hätte man geglaubt, die Leute liefen aus Schreck vor der Kälte.

Aber je näher Jungfer Hauge dem Kirchhof kam, umso stiller wurde es um sie herum; denn er hatte sich förmlich von der Geschäftigkeit des Lebens zurückgezogen und lag in einer oberen Ecke der Stadt. Die Ruhe hier oben berührte sie ebenso wenig, wie die Unruhe unten in der Stadt. Unbewußt eilte sie hastig vorwärts. Gerade, als erwarte sie ein großes und heiliges Weihnachtsfest an Cäcilieus Grab, und gerade, als müsse sie sich beeilen, um rechtzeitig zu kommen.

Auf dem Kirchhofe traf sie niemand; wer sollte bei solch tiefem Schnee und solch starker Kälte nach einem Grabe sehen?

Aber nur in den Hauptwegen, den Kirchhof hinauf, hatte der Pflug den Schnee beiseite geräumt. Als sie vom Wege abweichen mußte, um zum Grabe zu gehen, mußte sie im Schnee waten, der ellenhoch lag; aber nichts hielt sie zurück. Sie schien es eigentlich nicht anders erwartet zu haben, und sie wußte ja so gut, wo das Grab lag. Ein Kreuz ragte aus dem Schnee heraus mit Cäcilieus Namen darauf. So konnte sie sich nicht irren.

Sie stieß den Baum in den Schnee, auf das Grab. Und sofort holte sie den Putz aus dem Arbeitsbeutel. Sie hestete die Lichter an die Zweige mit tiefen Fingern, hängte die langen silbernen und goldenen Lametlafäden oben an die Spitze, so daß sie über den ganzen Baum hinabrieselten und um die Aeste mit dem weißen Schnee glänzten und blinkten, und mit den Sternen oben am Himmel, und mit den Fenstern, die zu ihr von der Stadt heraufleuchteten.

Aber Jungfer Hauge erschien es, als ergänze der Weihnachtsbaum am meisten. Und sie schmückte eifrig weiter. Sie trat nur etwas an den Beinen, aber nicht so sehr, daß sie sich daran kehrte. Die Kälte war wirklich nicht so schlimm, wie sie geglaubt hatte.

Einen feinen Kuchen und einen Apfel und einen sehr kleinen Korb mit Zuckerzeug hängte sie daran; denn dieser Baum war nur für eine, für Cäcilie, und da bedurfte es zu jeder Seite nur eines Gegenstandes. Aber dafür waren umso mehr Lichter daran; denn Lichter mußten daran, so daß der Baum herrlich für die kleine Cäcilie leuchten sollte.

Während sie die kleine Puppe oben fest an die Spitze wickelte, bemerkte sie, daß ihre Finger steif wie Holzstöckeln waren, die Beine wollen kaum vom Fleck, als sie sich etwas höher strecken wollte, um hinaufzureichen. Und Jungfrau Hauge wunderte sich darüber, denn sie fror nicht mehr. Die Beine schienen wieder wärmer zu werden, und die Finger brannten nicht wie zuvor, als sie mit dem Baumschmücken begann, obgleich sie jetzt steifer geworden waren. Nun mußten die Lichter angezündet werden. So war alles fertig.

Sie zündete eins nach dem anderen an, und sie brannten groß und klar; denn windstiller war die Luft so ruhig.

Nun konnte sich Cäcilie richtig über den Baum freuen, und jetzt würde sie wohl mild über ihre Mutter denken.

Aber jetzt wurde es noch heller!

Jungfer Hauge gaffte voller Staunen: denn je länger die Lichter brannten, umso klarer wurde es ringsumher. Sie leuchteten wie große Sterne. Und es wurde auch milder, so warm und angenehm weitum. Sie wußte kaum, daß sie im Schnee stand und die Herrlichkeit sah. Das Silber und Gold auf dem Grabe wurde weißes und goldenes Licht. Nie hatte sie solch einen herrlichen Weihnachtsbaum gesehen.

Aber sieh! Jetzt war er noch größer! Er wuchs! O! Der Weihnachtsbaum wuchs!

Jungfer Hauge bog den Kopf zurück und starrte nach der Spitze. Und nun sah sie ihn dort weit, weit oben ganz in den Himmel hinein. Die Engel mit glänzenden Flügeln schwebten um die Spitze, senkten sich, schwebten sachte unher, auf den großen Flügeln längs des Baumes hinab zur Erde. Der Baum zeigte ihnen sternlich den Weg zur Erde.

Sieh! sieh! Cäcilie war auch da! Sie schritt an der Spitze der Engelschar, sank längs des Weihnachtsbaumes zur Erde nieder. Sie kam näher. Immerfort näher. Ehe Jungfer Hauge es wußte, streckte sie Cäcilie die Hände entgegen; aber nur einen Augenblick. Dann zog sie sie zurück, gerade als habe sie zu viel gewagt.

Die Engel senkten sich zu ihr nieder. Cäcilie trug dieselbe Hülle, worin sie damals in den Sarg gelegt wurde; aber die Hülle war jetzt länger geworden. Und auch feiner. Und Cäcilie lächelte wie damals, aber jetzt waren die Augen weit geöffnet und strahlten vor Freude.

Jetzt nahm Cäcilie sie unter den Arm und hob sie auf und führte sie.

„Endlich kommst du, Mutter," sagte sie.

Und die andern Engel freuten sich auch. Sie selbst trug nicht mehr den alten, abgetragenen, braunen Mantel, sondern sie war weiß, wie die andern. Sie wandelte nicht auf der Erde, denn wie es hier war, so konnte es nur im Himmel sein. Sie ließ sich getrost und freudig von Cäcilie führen. Sie gingen um die andere Seite des Baumes herum, und alle die glänzenden Engel folgten in einem langen Zug. Dort stand der Thron des Gottvaters. Er saß dort, mild und ernst, mit seinem großen, grausgesprenkelten Bart, der ihm weit über die Brust hinabreichte.

Sie sank nieder, voller Freude und Erwartung und Erstaunen. Sie konnte ihn ansehen, daß ihr hier erlaubt sei, zu weilen. Hier. Bei ihrem Kind. Bei Cäcilie. Und er streckte den einen Arm über sie aus und sagte: „Willkommen!"

* * *

Am Weihnachtsmorgen gegen sieben Uhr läuteten die Glocken über die Stadt hin. Und die Leute strömten im Dunkel und in der Kälte zur Kirche hinauf, um die Frühpredigt zu hören. Da fanden einige Männer eine alte Frau im Schnee drinnen im Kirchhof. Eine Spittlerin in einem abgetragenen, braunen Mantel. Sie lag neben einem Weihnachtsbaum mit abgebrannten Lichtern.

Alle für „Die Zeit" bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit" und **nicht** an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser

Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz XIII./1 Wattmanngasse Nr. 20, empfiehlt seine **Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei** bestens.

Digitized by Google

Die Zeit.

XXIX. Band. Wien, den 28. December 1901. Nummer 378.

Ein Meister Anton.

Das Weihnachtsfest hat uns diesmal eine journalistisch-politische Ueberraschung nicht geringen Ranges gebracht. Wir meinen den Brief über das Parlament, den Josef Unger an die Redaction des „Extrablatt" gerichtet hat. Müsste es schon Staunen erregen, einen der feinsten Geister und einen der scharfsichtigsten Politiker, nach vierjährigem Stillschweigen, seine politischen Anschauungen in einem der unlustigsten und beschränktesten Officiösenblätter entwickeln zu sehen: so konnte der Inhalt des Briefes, den das „Extrablatt" mit unaussprechlichem Wohlbehagen wie ein gesinnungsgenössisches Zeugnis an die Spitze seines weihnächtigen Leitartikels setzte, jeden nur mit Trauer und Schmerz erfüllen, der Josef Unger anders als aus dem „Extrablatt" kennt und verehrt. Dr. Unger schreibt zum Weihnachtsfest über das Parlament ganz in demselben Gedankengang, in dem das „Extrablatt" und die zahllosen anderen Regierungsblätter aller Färbungen jeden Tag über das Parlament schreiben: „Ueber ein Parlament, das nicht nur seine Pflichten nicht erfüllt, sondern selbst seine Rechte nicht ausübt," „über ein Parlament, das die Krone retten muss" u. s. w., könne man weder reden noch schreiben, sondern nur schweigen. Ueber die politische Situation, schreibt Dr. Unger, könne er seine Meinung nicht sagen. „Es geht mir," fährt er fort „wie dem Meister Anton: Ich verstehe die Welt nicht mehr."

So spricht ein Unger, und wenn selbst er sich in unserer Politik nicht mehr zurechtfinden, dann stehen die derzeit regierenden Flachköpfe mit ihrer Plan- und Rathlosigkeit groß und achtunggebietend vor der Welt da. Glücklicherweise sind uns aber von Ungers politischem Ingenium beweiskräftigere und überzeugendere Documente erhalten als der Brief des „Extrablatt", und wenn Meister Anton heute die Welt nicht mehr versteht, so blättern wir getrost in Meister Ungers politischen Reden aus seiner reifsten und reichsten Zeit nach, und aus ihrer krystallhellen Gedankenklarheit lernen wir die Welt verstehen, unsere politische Welt, wie sie heute ist, und wie sie in jahrzehntelanger Misregierung geworden ist.

Denn die ganze Misere, die uns heute so unerträglich bedrückt, hat Unger vor zwanzig und dreißig Jahren, als erst ihre unscheinbaren Anfänge emporgekommen, mit bewunderungswürdiger Sicherheit vorausgesehen und vorausgesagt. Der Keim der Krankheit, die unser Centralparlament und unsere Verfassung in unseren Tagen einem so schweren Siechthum überantwortet hat, datiert nicht von heute, nicht von gestern. Nachdem es 1867 auf den Trümmern der Belcredischen Verfassungsfiktionen mühsam aufgebaut worden war, wurden dem Centralparlamente nur zwei Jahre ungestörter, wahrhaft constitutioneller Functionierung gegönnt, ein streng parlamentarisches Ministerium, Carlos Auersperg, wurde nach constitutionellen Grundsätzen seiner Majorität entnommen, und in zwei Jahren voll Arbeit wurde die Verfassung geschaffen, die im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag unverändert zu Recht besteht. Aber länger litt es die ruhige Entwicklung des Parlaments nicht. Am 12. April 1870 bereits erfolgte der erste jener auf clerical-feudale Hofeinflüsse zurückzuführenden außerparlamentarischen Eingriffe, die seither in immer steigender Progression unser Parlament und noch mehr den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht haben: ein unparlamentarisches, ein außerparlamentarisches, ein autoritäres oder, wie man es auch nach seiner gewöhnlichen persönlichen Zusammensetzung nennt, ein Beamtenministerium wurde über den Kopf des Parlaments hinweg eingesetzt, das Ministerium Potocki. Im Nu gerieth der Staat, der nach Königgrätz kaum erst in leidliche Ordnung gebracht worden war, ins Schwanken, und schon zeigten sich auch die ersten Spuren jener Auflösungserscheinungen, die in unseren Tagen zu schier hoffnungslosen Dimensionen emporgewachsen sind. Auf der Suche nach einer verfassungsfeindlichen Majorität war Graf Potocki befugt, mit den Czechen und den anderen slavischen Nationalitäten, die damals zwar nicht obstruierten, sondern abstinierten, einen „Ausgleich um jeden Preis", ganz nach jener planlosen Methode schlecht verstandener Objectivität und Neutralität zu schließen, an der die an sich so gesunde und lebensnothwendige Ausgleichsidee seither so oft zu Schanden geworden ist. Während die Czechen schon damals die intransigentesten Staatsrechtler und Verfassungsgegner spielten, schlossen sich die Deutschen aller Parteien damals — in der Versammlung vom 12. Mai 1870 — zum erstenmale zu jener nationalen „Solidarität" zusammen, die seit Badeni unter dem Namen „Gemeinbürgschaft" ihre Auferstehung erlebt hat. Mitten in diesen ersten Fieberschauern unserer großen österreichischen Krankheit erhob sich im Herrenhaus — es war am 16. November 1870 — Dr. Josef Unger, um in einer glänzenden Rede diesem Regime den Spiegel zu zeigen, so unerbittlich, so deutlich, dass auch die späteren und die heutigen Träger dieses außerparlamentarischen Programmlosigkeits-Regimes sich darin wieder erkennen können.

„Das Regierungsprogramm" — sagte Dr. Unger, damals noch Hofrath und Professor — „leidet an völliger Unklarheit und Unbestimmtheit. Nirgends noch haben wir vernommen, wie die Regierung sich den Ausgleich (mit den Czechen) eigentlich denkt, worin er in concreto wie Detail bestehen soll. Die Regierung strebt einen Ausgleich überhaupt, an sich, so oder so, quand même, à tout prix an — kurz, sie strebt das Unklare und Unmögliche an. Die Regierung hilft dem Reichsrath die geschriebene Verfassung wie ein unbeschriebenes Blatt Papier hin, auf das die Verfassungsgegner beliebig ihre Desderien einzeichnen sollen, wie man in den öffentlichen Localen für das Publicum ein Wunsch- und Beschwerdebuch auflegt, d. h. sie erwartet vom Reichsrathe den staatsmännischen Impuls, die concrete Aufstellung der bisher inhaltslosen Kategorie Ausgleich" — sie verzichtet hiermit auf die Hauptaufgabe aller Regierung, auf die schöpferische Leitung und die staatsmännische Führung." Mit so schneidender Dialektik hat Unger vor ungefähr dreißig Jahren alle jene Staatsmänner, von Potocki bis auf Koerber herab, gekennzeichnet, die, einer eigenen Idee zur Lösung der nationalen Frage unfähig, in geschäftigem Nichtsthun warten, bis der Ausgleich der Nationalitäten sich von selbst macht. In dem, was Unger mit überlegener Ironie von den Wunsch- und Beschwerdebüchern sagte, hat er nicht nur die damaligen Ausgleichsbestrebungen des Grafen Potocki, sondern vorausahnend ebenso gut die neuesten Ausgleichs-Memoranden, die Herr v. Koerber auf polizeilichem Weg von den Deutschen und den Czechen einfordert, getroffen.

Und mit welch erschütternder Wahrheitsliebe hat Unger damals das von den jeweiligen Persönlichkeiten völlig unabhängige, weil in der Natur der Dinge begründete Wirken einer solchen Regierung gezeichnet! „Eine Regierung des bald wohlen Wollens, des halben Wollbringens, in sich selbst zerspalten, durch sich selbst gelähmt. Bald erweckt sie Hoffnungen, die sie nicht zu befriedigen vermag" (siehe den Koerber'schen Canalkrummel), „bald erregt sie Befürchtungen, die sie nicht zu zerstreuen vermag" (siehe die Koerber'sche Staatsstreichrede!), „Heute ermuthigt sie die Gegner, um sie morgen fallen zu lassen, morgen unterstützt sie Freunde, um sie übermorgen preiszugeben" (siehe Herrn v. Koerbers Schaukelpolitik zwischen Deutschen und Czechen, zwischen verfassungstreuen und feudalen Großgrundbesitzern!), „eine Regierung der Transaction statt der Action, sie unterhandelt stets und handelt niemals." „Um den schwankenden Staat wieder auf feste Füße zu stellen" — so fuhr Unger weiter aus — „dazu bedarf es vor allem anderen und in erster Linie einer einheitlichen, des Zieles und der Mittel klar bewussten, consequent vorgehenden Regierung, einer Regierung, die nicht ewig schwankt zwischen Verfassungstreue und Verfassungsreue, die nicht immer auf das Unsichere und Ungewisse strebt" . . . Wer sieht da nicht leibhaftig den Herrn v. Koerber mit seinen ewigen und ewig nutzlosen Verhandlungen, mit seinem unaufhörlichen Schwanken zwischen „Verfassungstreue und Verfassungsreue" leibhaftig vor sich stehen! Und doch war es der Graf Potocki, den Unger damals abbildete. Mit durchdringendem Blick aber hat Unger damals schon im ersten, dreißig Jahre Geschichte vorausnehmend, auch das letzte Beamtenministerium richtig erkannt.

Und so das Urteil, das schließlich hereinbrechen wird bei dieser Regierereі, hat Unger vorschauenden Geistes in jener Rede schon prophezeit. „Wenn das Staatsschiff" — sagte er — „immer von neuem auf die hohe Flut der Verfassungsexperimente hinausgetrieben wird, dann vermag selbst der festeste Anker nicht, sicheren Grund und Boden zu fassen und das leck gewordene Fahrzeug vor Schiffbruch zu bewahren. Wenn immer und immer wieder an allem und jedem gerüttelt wird, dann könnt', um mit dem Dichter zu sprechen, einst auch diese Säule stürzen über Nacht." Nun, es ist

Digitized by Google

noch oft genug, und immer heftiger und heftiger, leider zerüttelt worden. Nach dem Verfassungsexperimentator Potocki kam 1871 der größere Experimentator Hohenwart, dann folgte eine mehrjährige Pause, in der ein parlamentarisches Ministerium, Adolf Auersperg, mit Unger als Sprechminister, den aus den Fugen gegangenen Staat wieder einzurenken hatte, um, kaum daß dies Reconstructionswerk leidlich gelungen, wieder einem außerparlamentarischen Cabinet, Taaffe, Platz zu machen. Noch einmal erhob Unger zu jener Zeit seine warnende Stimme, indem er in seiner Herrenhausrede vom 8. April 1881, schon in gedämpfterem Ton, sagte: „Ich muß mich leider der Besorgnis hingeben, daß, wenn die jetzigen Verhältnisse und Zustände noch lange so fortdauern, man — ich sage das mit patriotischer Bekemmung — vielleicht wird sagen müssen: der Staat könne nur mit einer ungewissen Sicherheit oder mit einer gewissen Unsicherheit auf seinen Bestand rechnen." Graf Taaffe hat nichtsdestoweniger noch zwölf Jahre wohlgemuth fortgewurstelt, und nach der im Ausdau verpfuschten Coalition ist ihm wieder eine Reihe außerparlamentarischer Ministerien, von Badeni bis Koerber, gefolgt, die mit ihrer antiparlamentarischen, desorganisierenden Thätigkeit, mit § 14 und Staatsstreich, das Parlament und unser Verfassungsleben glücklich soweit gebracht haben, daß selbst ein Unger die Welt nicht mehr versteht.

Nun, der alte Unger, dessen Geist uns in den Protokollen des Parlaments aufbewahrt ist, mag uns trösten über den altgewordenen Unger, mit dessen parlamentsfeindlichem Weihnachtsbrief das „Extrablatt" die vom Ministerium Koerber in allen ihm bekreundeten Blättern ebenso schwungvoll wie würdelos betriebene Parlamentshetze wieder aufzupeitschen versucht. Erquicken wir uns an einem goldenen Wort, mit dem der alte Unger als Minister in seiner Abgeordnetenhausrede vom 1. März 1876 das Verhältnis von Regierung und Parlament bestimmt hat. „Ich muß schon sagen:" — so rief er damals aus — „die Regierung empfindet jede Herabsetzung und Schmälerung der Würde und des Ansehens des Parlaments ungleich schmerzlicher und tiefer als eine Schmälerung ihres eigenen Ansehens und ihrer eigenen Ehre. Denn die parlamentarische Institution, das ist das Bleibende in Oesterreich: das Ministerium, das jeweilige, ist vergänglich." Heute freilich, unter den unparlamentarischen Ministerien ist es umgekehrt. Damit die parlamentsunfähigen Ministerien bleiben können, müssen die Parlamente vergehen. Dieselbe Regierung des Herrn v. Koerber, die öffentlich das Parlament „retten" zu wollen heuchelt, läßt insgeheim durch ihre Preßsöldlinge das Parlament unausgesetzt in allen Tonarten beschimpfen, damit nur der allgemeine Unwille über die scandalösen Zustände von ihr abgelenkt werde, und selbst ein so theueres Haupt wie das Ungers ist zuletzt diesem raffinierten Schwindel zum Opfer gefallen.

Meister Anton versteht nicht nur die Welt nicht mehr, er versteht auch die Jesuitereien der österreichischen Staatsweisheit nicht mehr. Was er vor dreißig Jahren schon kommen gesehen, es hat sich jetzt vollendet, aber sein Auge ist schwach geworden und erkennt den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen nicht mehr. Er ist der Prophet dieser Verfallsperiode Oesterreichs gewesen, aber ein anderer wird ihr Geschichtsschreiber und ihr Richter sein. K.

„Das Polenthum nach zwei Fronten."

Zu dem in Nummer 376 unter obiger Aufschrift erschienenen Artikel erhalten wir folgende amtliche Berichtigungen:

I.

„Im Artikel des Dr. Ivan Franko ‚Das Polenthum nach zwei Fronten' Nummer 376 vom 14. December 1901, S. 164, wird vom Verfasser bemerkt, daß die ruthenischen Studenten, 600 an der Zahl, um 200 mehr, als die Gesammtzahl der Hörer der altehrwürdigen Alma mater Jagellonica in Krakau beträgt, Lemberg verlassen. Diese Bemerkung über die Zahl der Krakauer Universitätsschüler ist unrichtig, da sich Ende October 1901 an der Krakauer Universität 1067 ordentliche und 96 außerordentliche Hörer inscribiercten, übrigens seit einer langen Reihe von Jahren die Zahl der Studenten immer im Sommer Tausend überschreitet.

Vom Rectorate der Jagellonischen Universität

L. S. Janczewski

II

„Es ist nicht wahr, daß Prof. Twardowski als Decan der philosophischen Facultät dem Prof. Hrushewski das Wort verweigerte, als derselbe in einer Facultätssitzung unbefugt sprach; wahr ist vielmehr, daß Prof. Twardowski in jener Sitzung den Prof. Hrushewski zweimal ersuchte, polnisch zu sprechen, und als Prof. Hrushewski sofortig, entgegen in Wroclaw, einen der deutschen Sprache vollkommen mächtigen Collegen hat, die Rectorsrede [illegible] Deutschen zu übersetzen.

Es ist nicht wahr, daß der Rector der ruthenischen Jugend verspach, die Universitätsdrucke und Formularien auch ruthenisch verfertigen zu lassen; wahr ist dagegen, daß der Rector der betreffenden Studentendeputation erklärte, die ruthenische Jugend möge ihre diesbezüglichen Wünsche schriftlich dem Senat vorlegen.

Es ist nicht wahr, daß zwei Decane, an der theologischen Facultät Dr. Fijalek und an der philosophischen Facultät Dr. Finkel, die Annahme ruthenisch ausgefüllter Druckorten unter dem Vorwande verweigerten, sie könnten ruthenisch nicht lesen; dagegen ist es wahr, daß Dr. Finkel ausschließlich, und Dr. Fijalek in erster Reihe die Nichtannahme jener Druckorten mit der catholischen Berufung auf die betreffs der Geschäftssprache an der Lemberger Universität geltenden Bestimmungen begründete.

Es ist nicht wahr, daß die Universitätsbehörde aus der ihr vorgelegten Tagesordnung der allgemeinen Versammlung ruthenischer Studenten den Punkt, betreffend das Einschreiten bei der Regierung um Schaffung einer besonderen ruthenischen Universität, und den Punkt, betreffend die Besprechung der Rede des Prof. Twerdinski im Wiener Parlament, strich; wahr ist vielmehr, erstens, daß die Besprechung der Rede des Prof. Twerdinski sich gar nicht auf der der Universitätsbehörde vorgelegten Tagesordnung befand; zweitens, daß die Universitätsbehörde anordnete, daß der auf die Gleichberechtigung der ruthenischen Sprache an der Lemberger Universität bezügliche Punkt mit dem auf die Schaffung einer besonderen ruthenischen Universität bezüglichen Punkt verbunden werde; drittens, daß die Universitätsbehörde nur den letzten Punkt der vorgelegten Tagesordnung „Anträge und Interpellationen" im Sinne der eine bestimmte Angabe der Tagesordnung fordernden akademischen Gesetze strich.

Es ist nicht wahr, daß die Universitätsbehörde die Zeit der Versammlung von 12 Uhr auf 7 Uhr abends verlegte, um die Theologiehörer an der Theilnahme zu hindern; wahr ist vielmehr, daß die Universitätsbehörde Studentenversammlungen niemals zu solchen Tagesstunden gestattet, in welchen die Vorlesungen in vollem Gange sind.

Es ist nicht wahr, daß die Universitätsbehörde für die Versammlung der ruthenischen Studierenden den kleinsten Hörsaal anwies; wahr ist dagegen, daß der in diesem Falle anzuweisende Hörsaal einen um zehn und mehr bis Tausendmeter größeren Flächenraum besitzt, als der von den ruthenischen Studenten für ihre Versammlung erbetene Saal.

Es ist nicht wahr, daß sich in dem zuletzt erwähnten Hörsaale mehr als 600 Studenten versammelten; wahr ist dagegen, daß jener Hörsaal im besten Falle nur ungefähr 300 Personen faßt.

Es ist nicht wahr, daß, als sich der Rector in den Saal begeben wollte, Prof. Twardowski demselben vorangieng, worauf andere Decanen und der Rector am Schlusse gefolgt wären; wahr ist vielmehr, daß Prof. Twardowski sammt den übrigen Decanen dem Rector, welcher vorangieng, folgten.

Es ist nicht wahr, daß Minister v. Hartel vom Senate telegraphisch eine strenge Untersuchung, sowie eine möglichst strenge Bestrafung der Excedenten forderte; wahr ist dagegen, daß Minister v. Hartel an den Senat ein Reskript dieses Inhalts richtete, nachdem ihm vom Rector und Senat über das Vorgefallene berichtet worden war.

Es ist nicht wahr, daß die vom Senat eingesetzte Untersuchungscommission die ruthenischen Universitätsprofessoren verhörte, sie allenfalls als moralische Urheber der Demonstration betrachtete; wahr ist vielmehr, daß die ruthenischen Universitätsprofessoren ersucht wurden, die Untersuchungscommission über die ihnen etwa bekannten Ursachen der in der ruthenischen Studentenschaft herrschenden Erregung zu informieren.

Es ist nicht wahr, daß seitens der Untersuchungscommission nichts Gesetzwidriges constatiert wurde außer der Abhaltung der Versammlung zu unerlaubter Zeit und mit unerlaubter Tagesordnung; dagegen ist es wahr, daß die Untersuchungscommission constatierte, daß in dieser Versammlung Anträge gestellt und Beschlüsse gefaßt wurden, deren Inhalt in gröblichster Weise die akademische Disciplin verletzte, und daß sowohl die Einberufer der Versammlung als auch das Präsidium derselben gar nichts zur Verhinderung jener Beschlüsse sowie der vorgefallenen Tumulte thaten.

Es ist nicht wahr, daß der Senat sechs Studenten, nämlich das Comité, welches die Versammlung einberufen hatte, bestrafte; wahr ist dagegen, daß der Senat im ganzen fünf Studenten bestrafte, von denen drei den einberufenden Comité angehörten und zwei jener Versammlung eine führende Rolle spielten.

Es ist nicht wahr, daß der Rector einen Aufruf in polnischer Sprache drucken ließ; wahr ist dagegen, daß der Druck eines solchen Aufrufes vom akademischen Senat beschlossen wurde, welcher auch die Stilisierung dieses Aufrufes festsetzte.

Es ist nicht wahr, daß dieser Aufruf von der ruthenischen Studentenschaft als von einer unerhörten Roheit, Barbarei und Culturlosigkeit spricht; wahr ist dagegen, daß der akademische Senat in diesem Aufrufe die Vorgänge vom 19. November als widerliche Gewaltthaten, als Symptom der Roheit, als an unseren Universitäten noch nicht vorgekommene Ausschreitungen gegen die akademischen Ehre und Ordnung bezeichnet.

Es ist nicht wahr, daß jener Aufruf die polnische Jugend anruft, ruthenische Uebergriffe gegen die polnische Wissenschaft und deren Vertreter mannhaft abzuwehren; wahr ist vielmehr, daß der Aufruf einen solchen oder ähnlichen Passus gar nicht enthält und sich schon in seiner Ueberschrift sowie im weiteren Verlaufe an die gesammte akademische Jugend der Lemberger Universität wendet.

Vom Rectorate der k. k. Kaiser Franzens-Universität in Lemberg.

L. S. Prof. Dr. Aydygier,
d. Z. Rector Magnificus.“

Der politische und finanzwirtschaftliche Hexensabbath in Bulgarien.

Seit zwei Wochen ist das Fürstenthum Bulgarien abermals in den Vordergrund getreten und die ganze europäische Presse befaßt sich aufmerksam mit ihm. Diesmal handelt es sich um eine scheinbar rein finanzpolitische Angelegenheit und nicht um die großen Fragen der weltverwendbaren Orientpolitik. Ich sage scheinbar, weil es dem in die Triebfedern der bulgarischen Politik nicht eingeweihten Leser europäischer Blätter kaum eingeleuchtet haben dürfte, daß jetzt Bulgarien abermals in ein falsches Fahrwasser gerathen und Gefahr läuft, Schiffbruch zu erleiden.

Es ist entschieden unmöglich, die Vorgeschichte der gegenwärtigen bulgarischen politischen und volkswirtschaftlichen Krise und ihren jetzigen Stand in einem kurz gefaßten Artikel darzulegen, und zwar so, daß die Wahrheit über Bulgarien auch demjenigen einleuchte, der sich über dieses Land aus abgerissenen und widerspruchsvollen deutschen Zeitungsberichten belehren lassen muß.

Ich will daher versuchen, wenigstens einige Hauptmomente des gegenwärtigen politischen Lebens Bulgariens hervorzuheben.

Zwei Hauptfactoren beherrschen das ganze Leben dieses Balkanstaates: Fürst und Parlament. Fürst Ferdinand ist eine sehr complicierte Natur. Nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Bulgarien wird er falsch aufgefaßt. Als er vor 15 Jahren nach Bulgarien kam, glaubte man, daß er sich dort kaum lange halten werde. Seinerseits war es gewiß ein gewagtes Unternehmen. Damals gab es im Fürstenthum eine mächtige russenfreundliche Partei, die durch verschiedene Intriguen und Putschversuche den Russen den Weg zur Intervention und Occupation zu ebnen sich bemühte.

Die westeuropäischen Mächte, vor allem Oesterreich-Ungarn, England und Italien, waren aber auf der Hut und leisteten den Bulgaren Hilfe. Mit Stambulow an der Spitze kam eine mächtige, russenfeindliche Strömung zum Durchbruch, von der seit die ganze bulgarische Intelligenz, Bürgerkreise, Civilbeamte und besonders das Militär hingerissen wurden.

Beinahe ein Jahrzehnt gelang es Stambulow, das Staatssteuer in seiner eisernen Faust zu behalten. Er war ein genialer Despot. Er gab sich die größte Mühe, das Nationalbewußtsein der Bulgaren wachzurufen und bei ihnen mit allen Mitteln den Haß für Rußland auszunerzen. Er war aber nicht imstande, die politische Moral des Volkes zu heben. Er trug sogar nicht wenig dazu bei, das Volk zu demoralisieren.

Bulgarien besitzt nämlich eine radicale Verfassung, die ihresgleichen nur in der griechischen hat. Einkommensystem, allgemeine directe Wahlen, absolute Preß- und Versammlungsfreiheit. Die große Masse der Wähler besteht aber aus Kleingrundbesitzern, die sich von politischen Bauernfängern in der denkbar naivsten Weise an der Nase herumführen lassen. Um in den Kreis- und Gemeindevertretungen, sowie in der Sobranje eine erdrückende Majorität zu gewinnen, nahm Stambulow zur gewaltthätigen Wahlmache, zu zum Terrorismus Zuflucht, und im Kampfe mit der „russischen Intrigue“ entwickelte er ein Spionagesystem, das seinesgleichen in der Geschichte sucht. Fürst Ferdinand leitete in diesem Milieu heran, ohne imstande zu sein, die Kreise Stambulows zu stören oder dies auch nur zu wollen.

Gegen Stambulow begann eine Protestbewegung immer stärker um sich zu greifen. Sie richtete sich nicht so sehr gegen seine auswärtige Politik, wie gegen sein despotisches Schalten und Walten im Innern. Diese Bewegung wurde besonders stark Ende 1892, respective anfangs 1893, als sich ihr der langjährige Minister im Cabinet Stambulow, Ratschewitsch, anschloß. Fürst Ferdinand begann indes die Geduld zu verlieren: er wollte als legitimer Träger der bulgarischen Krone anerkannt werden, und Stambulow ließ ihn vergeblich jahrelang auf diese sehnsüchtig erwartete Anerkennung warten. Die Dreibundmächte und die Türkei hätten die Bestimmungen des Berliner Vertrages verletzen müssen, wollten sie ohne Zustimmung Rußlands den „Koburger Prinzen“ als bulgarischen Fürsten anerkennen.

Erst der künftige Historiker wird imstande sein, den dunklen Schleier der Vorgeschichte der Beziehungen zwischen dem damaligen russischen Botschafter in Wien, Fürsten Lobanow-Rostowski und dem Fürsten Ferdinand zu lüften. Lobanow-Rostowski, der über die von den russischen und bulgarischen Panslavisten im Fürstenthume begangenen Fehler stets empört war, verstand es in meisterhafter Weise, sich dem Fürsten Ferdinand zu nähern und der Versöhnung Bulgariens mit Rußland den Weg zu ebnen. Da sich aber auf diesem Wege der mächtige Dictator Stambulow befand, so mußte er weggeschafft werden.

Fürst Ferdinand reichte der Stambulow feindlichen Bewegung die Hand und der Stein kam ins Rollen. Der Sturz Stambulows, an dem das Militär tüchtig mitgearbeitet hatte, wurde in Bulgarien als der Beginn einer neuen Freiheitsära begrüßt und der Fürst als Retter umjubelt. Stambulows Nachfolger wurde Dr. Stoilow, ein feingebildeter Diplomat, der die verschiedenartigsten Elemente um sich scharte, um eine neue Partei — die Nationalpartei — ins Leben zu rufen. Die liberale Partei des Dr. Radoslawow, die am wackersten gegen Stambulow gekämpft hatte und die sich mit zwei untergeordneten Ministerportefeuilles begnügen mußte und kurz darauf in den Hintergrund geschoben wurde, gieng bald in die Opposition über.

Mit Stoilow kam ein neuer Geist empor: das Gründungsfieber, in dem im Laufe von wenigen Jahren, theils infolge grober staats- und volkswirtschaftlicher Mißgriffe, theils infolge unerwarteter Elementarereignisse, die Staatsfinanzen zerrüttet wurden. In der auswärtigen Politik war während des Regimes Stoilows der „Flirt“ mit Rußland ausschlaggebend.*) Aber Stoilow war stets auf der Hut, Bulgarien in Rußland nicht aufgehen zu lassen. Er verstand es geschickt, den meisten Russophilen Zankowitschier Richtung bald mit Honig das Maulwerk zu verstopfen, bald mit Polizeiknüppeln das Hardwerk der Wahlmache zu legen. Aber er ließ seine Parteigänger sich wie verhext als Russenfreunde geberden und den „verjudeten Deutschthum“ die panslavistische Zunge zeigen. Die russophile „Phrase“ beherrschte Presse und Politik.

Um die fremde „orientalische Bahn“ lahm zu legen, die Sofia mit Constantinopel und Dedeagatsch verbindet und ein Dorn im Auge der Bulgaren ist, da sie durch Differenzialtarife und sonstige Mittel auf Conto des bulgarischen Hafens Burgas den Warenverkehr über die genannten zwei türkischen Häfen begünstigt, beschloß die Sobranje ein „paralleles Eisenbahnlinie“ zu bauen, um auf solche Weise das bulgarische Eisenbahnnetz von der „deutschen Eisenbahn“ zu emancipieren. Dies rief zwischen dem Cabinet Stoilow und der deutsch-österreichischen Bankgruppe, die Bulgariens Gläubiger ist, einen Kampf hervor. Die Bulgaren waren leichtsinnig genug, nicht nur eine „Parallel-Linie“, sondern auch viele andere zu bauen, ohne die nöthigen Mittel zu besitzen. Das Staatsbudget begann erheblich zu schwanken und gerieth dank dreier aufeinanderfolgender Mißerntejahre an den Abgrund der Staatsinsolvenz. Die bulgarische Regierung mußte vor den Banken capitulieren. Stoilow unterzeichnete einen 240 Millionen-Conversionsvertrag mit der Bankgruppe, in welchem auch der Ankauf der „orientalischen Bahn“, und zwar zu sehr hohem Preis, mitinbegriffen war.

Ein erheblicher Theil seiner Partei erklärte sich gegen diesen Vertrag: die radoslawistische, liberale und die Stambulowistische, nationalliberale Partei bemächtigten sich der oppositionellen Bewegung. Meetings wurden veranstaltet, es kam zwischen den Fürsten und Stoilows Finanzminister Teodorow zu heftigen Zusammenstößen, und da Stoilow seinen Collegen in Schutz nahm, mußte er schließlich seine Demission einreichen.

An seine Stelle wurde der Führer der Stambulowisten Grekow berufen und bildete mit Radoslawow ein Coalitionsministerium. Als Minister des Innern verstand dieser sich durch Wahlmache eine Kammermajorität zu sichern und Grekow zu veranlassen, das Feld zu räumen. Ein engherziger, beschränkter und verbissener Demagoge mit einem hartnäckigen Bauernschädel, war Dr. Radoslawow, der Führer der bulgarischen „Sanskulotten“, seit jeher dem Fürsten nichts weniger als sympathisch. Radoslawows Parteigenosse, Fedor Iwantschow, verstand es, als Director des Statistischen Amtes, besonders als Unterrichtsminister im Cabinet Grekow, sich in die Gunst des Fürsten einzuschmeicheln, sowie Grekow und Radoslawow hinters Licht zu führen.

Er gewann das Vertrauen dieser beiden, als er sich die scheinbar größte Mühe gab, den Eindruck zu erwecken, daß er sie vernichten wolle, und zugutelegt ließ er beide im Stich, indem er Grekow die Leitung des Cabinets wegnahm und Radoslawow überredete, ihm „vorläufig“ die Führerrolle anzuvertrauen. Das reconstruierte Cabinet Radoslawow mit Iwantschow an der Spitze, der auch im russischen Consulatspalais persona grata zu werden verstanden, hatte mit einer starken Opposition zu kämpfen, bevorab nachdem er den Naturalzehent einführte und eine unwürderliche, bäuerliche Protestbewegung, von der Opposition mit klangvollem Wort und klingender Münze geschürt, das ganze Fürstenthum zu erschüttern drohte. Blutige Zusammenstöße mit dem Militär fanden in Nordost-Bulgarien statt, in vielen Bezirken wurde der Belagerungszustand verhängt und im ganzen Fürstenthume

*) Vergl. „Aus der Sobranje“, bulgarischer Brief. Privat-„Die Zeit“, Nr. 225 vom 1. Februar 1899.

Digitized by Google

die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht beschränkt. Die vom „Hohen macedonischen Comité“, an dessen Spitze der berüchtigte Leutnant a. D., Sarafov stand, geleitete revolutionäre Organisation erfreute sich im Stillen der Gunst der Regierung und leistete ihr dafür innerpolitische Gegendienste. Das macedonische Comité begann sich als Staat im Staate zu geberden, bis es durch Meuchelmorde in Rumänien Aufsehen in einen sehr ernsten Conflict mit Rumänien hineinriß. Die Situation hat damals der Minister Ratschewitsch gerettet. Zwischen ihm und dem in seiner bornierten Eigenliebe gekränkten Premierminister kam es zu Reibungen. Durch skandalöse Geldunterschlagungen und Lieferungen wurde das Cabinet Iwantschow endgiltig compromittiert.

Der Austritt des Ministers Ratschewitsch aus dem Cabinet Iwantschow, der seit 1879 Mitglied fast sämmtlicher Cabinete, rechtzeitig das sinkende Schiff zu verlassen verstand, war der Vorläufer des elenden Zusammenbruches des Cabinets. Fürst Ferdinand versuchte aber noch in der letzten Stunde, die unbequeme Partei der radoslawistischen Raduwacher theils zu sprengen, theils zu gunsten Iwantschows von Radoslawow abspenstig zu machen. Die radoslawistischen Deputierten erwiesen sich aber bedeutend charaktervoller, als ihr Auf: das Gros flieht treu zum langjährigen Führer, nur ein Dutzend Ueberläufer gieng in die Reihen Iwantschows über. Das Cabinet Iwantschow wurde reconstruiert und der langjährige Generalstabschef sowie Kriegsminister General a. D. Ratschu Petrow bekam das in Bulgarien ausschlag- und tonangebende Portefeuille des Innern. Petrow legte mit kühner Hand die erste Bresche in das Mandumonium macedonischer Umtriebe und veranlasste bald darauf Iwantschow und seine radoslawistischen Collegen, das Weite zu räumen. Es wurde von einigen hohen Beamten und Richtern ein provisorisches Cabinet mit Petrow als Minister des Innern und des Aeußern an der Spitze gebildet, dessen Arbeitsprogramm war: das Fürstenthum von gesetzwidrigen macedonischen Umtrieben zu befreien, es mit den Nachbarstaaten, vor allem mit Rumänien, auszusöhnen und zum erstenmale seit dem Bestande des Fürstenthums „absolut freie Wahlen“ vornehmen zu lassen. Bei der in Bulgarien herrschenden Wahlcorruption ist es gewiß sicher, die Quadratur des Zirkels zu entdecken, als wirklich freie Wahlen zustande zu bringen. Unbestritten steht der Fürst ganz andere Pläne, mit zwar einander widersprechende zu verfolgen. Um dem Volke zu zeigen, daß keine einzige der zahlreichen Parteien eine Majorität besitzt, sollten freie Wahlen vorgenommen werden. Um sich an der stoilowistischen Partei zu rächen, mit der der Fürst und Petrow aus alter Erinnerung ein Hühnchen zu pflücken hatten, sollte die Wahl Stoilows und einiger seiner Hauptgenossen hintertrieben werden. Um die Pläne des russischen diplomatischen Vertreters zu fördern, sollte die extreme russophile Zankowistenpartei abgeseicht und auch die alt Russenfreunde discreditierten Stambulowisten als „Gegengift“ bei den Wahlen begünstigt werden. Als blindes Werkzeug erwies sich General Petrow nicht und es scheint, daß er sich redliche Mühe gegeben, seine eigenen Wege zu gehen, was ihm nur dort gelang, wo sich der Einfluß des ihm spinnefeind, den Zankowisten aber freundlich gesinnten Kriegsministers General Paprikow, des bulgarischen Lucanus, nicht als ausschlaggebend erwies. Auf solche Art und Weise verschlangen sich Wahlmache und Wahlfreiheit und aus der Wahlurne, die nur an einigen Orten mit Blut besudelt wurde, kam eine chamäleonartige heraus, deren bunte Zusammensetzung einzig in der neuesten Geschichte Bulgariens dasteht. Zankowistische „Progressist-Liberale“, stambulowistische „National-Liberale“, radoslawistische „Liberale“, stoilowistische „Nationalparteiler“, karawelistische „Demokraten“ kamen in mehr oder minder großer Zahl in die Kammer. Etwa zwanzig Vertreter des neuen „Bauernbundes“, ein Dutzend Mitglieder von Petrows „Reformpartei“ und ein Socialdemokrat kamen in die Sobranje. Petrow erklärte dem Fürsten rundweg, er habe seine Schuldigkeit gethan und eine durch den absolut freien Volkswillen gewählte Kammer zustande gebracht, mit der er, Petrow, aber nicht regieren könne. Er demissionierte und es brach eine ziemlich lange Ministerkrise aus, die sogar zu einer Staatskrise auszuwachsen drohte, da sich eine Coalition von mindestens drei Parteien bilden mußte, um das zustandekommen eines regierungsfähigen Cabinets zu ermöglichen. Aus Angst vor Kammerauflösung und Aufbietung der Bevölkerung, traten sich Stoilowisten, Karawelisten und Zankowisten, unterstützt von den Bauernbündlern, zusammen. An die Spitze eines Coalitionsministeriums stellten sich Karawelow und Stoilowisten verpflichteten sich aber schriftlich, während einer Kammersession das Cabinet zu unterstützen, allein unter der Bedingung, daß keine Monopolanleihe angenommen werde.

Die Zankowisten kamen nach achtzehn- die Karawelisten nach fünfzehnmonatiger Ausharrung ans Ruder. Beide Parteien sind durch die schädliche Einmischung des ersten bulgarischen Fürsten, des Battenbergers, sehr stark compromittiert. Die Zankowisten waren nie populär. Bulgarien unter Russlands Protectorat gebraucht Zankow, der Karawelist, ebenso auch Danew, wie Petkow und Gutschkow, verstanden jedoch trotz der Stambulow'schen „Bulgarien für die Bulgaren“-Rufe Parteien zu bilden, die das parlamentarische Leben des fürsten und einigen Dutzenden, welche an dem Tische goldene Berge versprachen. Die Zankowisten predigten sogar dem Volke, daß, sobald sie ans Ruder kämen, der russische Czar „Kühe und Rubel“ schicken werde. Im Kampfe mit den bisherigen Regierungsparteien verstiegen sie sich soweit, dem Volke die Versicherung zu geben, sie würden sogar in Rußland oder durch Rußland in Frankreich eine große Conversionsanleihe zu niedrigem Zinsfuß und ohne „Realgarantien“ bekommen. Und nun hat sich am 19. Februar a. St. dieses Jahres ein rein russophiles Coalitionscabinet gebildet, an dessen Zustandekommen der Kriegsminister Paprikow, des Fürsten Sprachrohr, sowie der russische diplomatische Vertreter Bachmetjew übereifrig mitgearbeitet hatten.

Der bis zum Sturze Stambulows in Bulgarien andauernde Kampf zwischen den Vertretern des Zwei- und des Dreibundes hörte 1894 bis 1895 in eigenthümlicher Weise auf. Die Vertreter der Dreibundmächte zogen sich in ihre Consulatsgebäude zurück und überließen es ihrem russischen Collegen, Fürst, Land und Leute am Gangelband zu führen. Allmählich wurde der russisch-diplomatische Vertreter ebenso einflussreich wie der Fürst, wenn nicht einflussreicher. Dank der innigen Freundschaft Russlands und Bulgarien getroffenen Militärvereinbarung, die sich ausschließlich auf die Organisation, respective Reorganisation des bulgarischen Heeres bezieht, ist der Kriegsminister Paprikow gleichsam unabsetzbar geworden, da er den Russen als Garantie für die Aufrechterhaltung der Convention gilt. Und sie bezweckt unter anderem die Beibehaltung der gegenwärtigen Präsenzstärke des Fürstenthums, sowie kostspielige Neubewaffnung des bulgarischen Heeres, das seit einem Jahrzehnt zum Kreditschaden der bulgarischen Staatswirtschaft geworden, da seine Unterhaltung bei einem jährlichen Budget von 85 bis 90 Millionen, über 26 Millionen Francs erfordert.

Das radical-demokratische Coalitionscabinet Karawelow-Danew übernahm mit dem Staatsruder auch eine sehr zerrüttete Finanzwirtschaft: über 200 Millionen consolidierter und etwa 60 bis 65 Millionen Francs schwebender Schulden. Statt ihrem radical-demokratischen glückerheißenden Programm treu zu bleiben, eine durchgreifende und zweckentsprechende Steuerreform durchzuführen, das Ausgabenbudget, besonders das Kriegsbudget erheblich zu reduzieren, Ordnung im Lande zu schaffen und auf solche Art und Weise den bulgarischen Credit zu heben und sich zum Abschlusse einer neuen Anleihe den Weg zu ebnen, um die schwebende Schuld in eine consolidierte umzuwandeln, ließ die Regierung ihren radicalen Parteigängern freien Lauf und verlor bald darauf das ganze Jahr. Gewöhnlich pflegte die Sobranje nur zwei Monate im Jahre zu tagen, im Laufe dieses Jahres tagt sie bereits sechs Monate. Drei ganze Monate wurden verwendet, um einen Theil des Cabinets Iwantschow auf die Anklagebank zu bringen.

Zwar hat die Regierung bereits im März eingesehen, daß sie ohne eine ausmärtige Anleihe nicht imstande sein würde, die Staatsfinanzen zu ordnen, sie wusste aber nicht, wie man vorgehen müsse. Ohne lange nachzudenken und, wie es scheint, auf Zureden des Fürsten und des russischen diplomatischen Vertreters, griff die Regierung zu dem von Iwantschow ausgearbeiteten Plan: das Tabakmonopol einzuführen und es als Garantie für eine Anleihe feilzubieten. Die Regierung hegte die Hoffnung auf directe oder wenigstens indirecte Beihilfe Russlands. Zwar hatte 1898 die russische Regierung dem nach Petersburg gereisten Ex-Finanzminister Geschow geradezu erklärt, Russland könne nicht dem Fürstenthume Anleihen gewähren, das Cabinet Karawelow-Danew aber, das sich dem Wahne hingegeben, es sei Russlands Lieblingskind, gab sich die größtmögliche Mühe, in Russland eine Anleihe aufzubringen, um in Bulgarien an Popularität zu gewinnen. Der Generalsecretär im Finanzministerium verfaßte einen Immediatbericht für den russischen Czaren und begab sich nach Petersburg. Dem Finanzminister Witte war die mißliche Lage des bulgarischen Staatswirthschaft seit langem bekannt, besonders seit der vorsichtigen „Sorschungsreise“ seines Vertreters, des Geheimraths Kobelo, der sich im vorigen Sommer in Sofia einige Monate aufgehalten hatte. Witte erklärte dem bulgarischen Finanzboten, Russland könne sich mit der zerrütteten bulgarischen Staatswirtschaft in keine Finanzabmachungen einlassen. Dies erzählte unlängst in der Kammer der Premier- und Finanzminister Karawelow. Aber in der Hitze des parlamentarischen Wortgefechtes hat er noch mehr aus der Schule geschwätzt.

Im Juli dieses Jahres gerieth nämlich die bulgarische Regierung in die größte Verlegenheit. Nachdem sie seit Februar mit Politisieren kostspielige fechs Monate leichtsinnig, ja fahrlässig verredet hatte, fand sie sich in der Unmöglichkeit, den Julicoupon im Werte von acht Millionen Francs zu bezahlen. In ihrer größten Noth wandte sie sich an das russische Finanzministerium, und dieses gewährte den Bulgaren eine kurzfristige Anleihe von vier Millionen Francs. Nun hat Karawelow vor einigen Tagen in der Sobranje auseinandergesetzt, unter welch erniedrigenden Bedingungen diese Anleihe aufgenommen wurde. Die bulgarische Regierung musste nämlich an Unterpfand geben, und zwar drei Millionen in Schuldverschreibungen und fünf Millionen in Silbermünzen, die, in Säcken verpackt, mit dem Siegel des russischen Generalconsulates in Sofia

gestempelt, in den Kellerräumen der bulgarischen Staatsbank aufbewahrt werden.

Und nun kam die große Anleihefrage aufs Tapet. Dank der „freundlichen" Vermittlung des russischen und des französischen Ministeriums des Innern hat die bulgarische Regierung mit der französischen Banque de Paris et des Pays Bas einen 125 Millionen-Anleihevertrag abgeschlossen, eigentlich abschließen müssen. Es ist eine fünfprocentige Anleihe mit 81½ effectivem Uebernahmecurs. Die Anleihe hat zur Convertierung eines Theiles der sechsprocentigen consolidierten Schulden, sowie zur Consolidierung der etwa 60 Millionen schwebenden Schulden des Fürstenthums zu dienen. Als Garantie für diese Anleihe hat der bulgarische Staat Folgendes zu leisten: er muss das Tabakmonopol einführen und seine Ausbeutung einer von der Banque de Paris zu bildenden Gesellschaft übertragen. Die Bedeutung des bulgarischen Tabakbaues ersieht man aus folgenden Daten: im Fürstenthum gibt es etwa 80 Tabakfabriken. Die Zahl der Tabakpflanzer — die ausschließlich Kleingrundbesitzer sind — beträgt 11.000. Mit Tabak wurden 1897 16·9, 1898 35·0, 1899 47·2, 1900 43·9 Tausend Dekar bebaut. Die Rohtabak-Production betrug: 1897 1·2, 1898 3·4, 1899 3·7, 1900 3·1 und der Tabakverbrauch: 1897 1·3, 1898 1·8, 1899 1·7, 1900 1·6 Millionen Kilogramm. Dem Tabakconsum hat jährlich der Staat folgende Einnahmen: etwa 800.000 Francs von der fixen Tabaksteuer und etwa 9 bis 10 Millionen Dazu der Consumsteuer, der sogenannten Banderolle. Ich müsste einen eigenen Artikel schreiben, wollte ich nur in wenigen Zügen den Anleihevertrag skizzieren, all die materiellen Uebervortheile charakterisieren, die sich die Banque de Paris vorbehalten, sowie all die drückenden Bedingungen hervorheben, die sie dem bulgarischen Staate auferlegt. Es genügt darauf hinzuweisen, dass sich die Gesellschaft eigene Jurisdiction, sowie die Beschränkung sonstiger Hoheitsrechte des Staates ausbedungen. Und diesen Anleihevertrag hätte die Sobranje in zwei Tagen annehmen sollen! Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, so überraschte dieser Vertrag das ganze bulgarische Volk, das auf ganz anderes gefasst hatte. Die Enttäuschung war umso stärker, als nur die Minister und der Fürst den Inhalt des Vertrages gekannt hatten. Kein einziger Sectionschef, selbst die mit dem Finanzminister am intimsten verkundeten, kein einziger Partei- und Bussenfreund der Minister hatte vorher in den Vertrag einen Einblick gethan. Ein Proteststurm erhob sich im ganzen Lande und bemächtigte sich der Volksvertretung. Achtzehn Anhänger Karavelowsmarschierten mit den Oppositionellen gegen die Regierung. Sie stellten sie ihn, sowie die übrigen Minister an den Pranger. Der Kammerpräsident Balabanow und der Kammer-Vice-Präsident Kantschow — beide Zankowisten — erklärten sich gegen die Bulgarien entehrende Vorlage. Der meistens aus Regierungsanhängern bestehende Finanzausschuss verwarf zweimal die Vorlage mit erdrückender Majorität. Aus innerpolitischen Parteirücksichten erklärten sich aber die Stambulowisten bereit, ihre bisherigen Gegner, die Minister, zu unterstützen. Aber auch im Lager der Stambulowisten kam es zur Spaltung. Der frühere Finanzminister im Cabinet Stambulowsky, Sallabaschew, der Vorsitzende des Finanzausschusses, erklärte die Vorlage für einen schnöden Verrath. Es kam zwischen ihm und dem Führer der Stambulowisten zur Prügelei und Sallabaschew trat aus der Partei aus, mit ihm einige Gesinnungsgenossen. Die Regierung versuchte zwar die Deputierten einzuschüchtern und erklärte, dass Bulgarien bankrottieren werde, falls die Vorlage verworfen werden sollte; aber die von den Gegnern der Vorlage, besonders aus den Reihen der Regierungsparteien angeführten Thatsachen trieben die Regierung Lügen.

Kurz vor der Abstimmung, als sich plötzlich der Premier- und Finanzminister Karawelow und erklärte: bereits zweimal habe der Vertreter der Banque de Paris et des Pays Bas den Eindermin verschoben; da auch diesmal dieser verstrichen und die Regierung ohne Geld nicht am Ruder bleiben könne, so habe sie beschlossen zu demissionieren. Die Sitzung wurde aufgehoben. Jedermann war es klar, dass die Regierung zu einem Kniff gegriffen. Und in der That. Der Fürst berief von den Gegnerdreuern nur zwei Personen, darunter den Chef der Stambulowisten-partei, den früheren Finanzminister Geschow, und unterhielt sich mit ihm einige Stunden. Die Regierung benützte aber die Zeit des Unterregnums, um durch Einschüchterungen von den Deputierten die schriftliche Verpflichtung zu erhalten, dass sie für die Vorlage stimmen werden. Der Vertreter der Banque de Paris et des Pays Bas, der, laut Karawelows Erklärung, die Geduld verloren haben soll, blieb ruhig in Sofia, um das Ende des Spieles abzuwarten. Eine Anzahl von Deputierten lief sich einschüchtern — diese Zungen behaupten „was anderes" — und am Intrete die Regierung den Schleier. Sonntag, 22. December n. St., wurde plötzlich die Kammer einberufen und Karawelow verlas folgende Erklärung: „Seine königliche Hoheit der Fürst hat sich mit einigen Führern der Opposition beraten, niemand konnte ihm einen besseren Ausweg aus der jetzigen Lage zeigen. Daher nahm er unsere Demission nicht an. Die Banque de Paris et des Pays Bas lief sich bewegen, sich das Dienstag zu gedulden. Infolge dessen ersucht die Regierung die Volksvertreter die übermorgen die Vorlage anzunehmen." Dieses eigenthümliche Verfahren verblüffte umsomehr, als man wusste, dass der Fürst sich nur mit einem einzigen Führer der Vorlagegegner beraten. Montag früh begannen die Debatten. Zur „persönlichen Bemerkung" meldete sich der bulgarische Krösus Geschow, der hier für einen Fachmann in Finanzsachen gilt. Mit zitternder Stimme machte er folgende Gegenerklärung: „Die gestrige Erklärung der Regierung hat mich auf das peinlichste berührt. Es wurde erwähnt, dass sich der Fürst mit einigen (!) Führern beraten. Ich war einer von diesen. Mir hat der Fürst auch nicht die leiseste Andeutung gemacht, dass er mir die hohe Gnade erweisen möchte, mir das Staatsruder anzuvertrauen. Indes hatte ich die Möglichkeit, dem Fürsten die geschlichen und schädlichen Seiten des Anleihevertrages auseinander zu setzen und ihn zu ersuchen, dass man die Finanzlage des Fürstenthums leicht lanieren könnte, ohne zu derartigen Monopolanleihen Zuflucht nehmen zu müssen." Daraufhin erwiderte Karawelow: „Was der Fürst mit Herrn Geschow gesprochen, kann die Regierung nicht wissen, da sie beim Gespräch nicht zugegen war. Die gestrige Erklärung der Regierung wurde aber vom Fürsten vorher gelesen, und er fand sie für richtig und gut."

Man hat es hier mithin mit einem „Räthsel" zu thun. Dienstag wurde die Debatte fortgesetzt und die Vorlage in der Schlussabstimmung thatsächlich abgelehnt. Aber diese ganze „Affaire" macht hier böses Blut, umsomehr als der Name des Fürsten „in die Debatte" hineingezogen worden und einige Blätter — bei der hier herrschenden absoluten Preßfreiheit — sich kein „Blatt" vor den Mund nehmen. Aus der letzten Rede des Ministers des Aeußern geht klipp und klar hervor, dass die bulgarische Regierung mit Hilfe des russischen und des französischen Ministers des Innern durch diese Monopol-Anleihe Bulgarien mit dem Zweibunde eng verknüpfen wolle. Die Mittel rechtfertigen aber gewiss nicht das Ziel. Ein maßgebendes hiesiges Blatt hat bereits erklärt: die schlimmsten Feinde Russlands hätten keinen besseren Plan ersinnen können, als den in Frage stehenden Monopol-Anleihevertrag, um Bulgarien mit Russland zu verfeinden. „Die Regierung will uns durch diesen Anleihevertrag vor Bankrott retten, sie vergisst aber, dass dieser Vertrag die Erklärung unseres Bankrotts ist; denn wären wir wirklich nicht imstande, unseren Schuldigkeiten nachzukommen, so hätte man uns keine härteren Bedingungen anferlegt." Dies sagte auch am Montag in der Kammer der frühere Finanzminister Teodorow.

Und in der That: die misliche Finanzlage des Fürstenthums ist keine Folge allzu großer Staatsschulden, sondern einer leichtsinnig verursachten Finanzcalamität. Die Annuitäten Bulgariens waren: 1895 1·9, 1899 2·4 und 1901 3·2 Millionen Francs bei einer consolidierten Gesammtschuld von 200 und einer schwebenden Schuld von etwa 60 bis 65 Millionen Francs. Und mit 32 Millionen Francs Annuität könnten doch die Bulgaren eine Gesammtschuld von über 600 Millionen Francs bestreiten. Diese Anleihefrage, die mit einemmale die Gestalt eines Staatsbandals angenommen, dürfte von schwerwiegender Bedeutung für die nächste Zukunft des Fürstenthums sein. Jedenfalls hat an diesem Vertrag die russophile Schwärmerei Schiffbruch erlitten. Es frägt sich nur, ob jetzt in Bulgarien Elemente vorhanden sind, die imstande wären, den bereits aufgenommenen Kampf weiter zu führen. Dies wird die allernächste Zukunft zeigen.

Sofia. Th. Lawin.

Die Verstadtlichung der Wiener Straßenbahnen.

Dr. Lueger sagte einst von sich: Lieber leig als dumm. Den Vorwurf der Dummheit hat ihm noch niemand gemacht, aber auch den der Feigheit wird man schwerlich erheben können, seit er den Muth gezeigt hat, die Gemeindeschuld mit einem Schlage um 285,000.000 Kronen zu erhöhen, das Budget der Stadt Wien, dessen Gleichgewicht ohnehin so mühsam herzustellen ist, mit einer zinsenlast von fast 12 Millionen Kronen zu belasten. Allerdings ist der größte Theil des Erlöses für Arbeiten bestimmt, welche gemacht werden sollen und müssen, auch wenn sie, wie die neue Wasserleitung, keine entsprechenden Einnahmen bringen werden. Aber neben den großen Arbeiten, für welche das Geld nicht anders als durch Anleihen beschafft werden kann, bleibt noch genug übrig, was ins laufende Budget gehört, dessen Bedeckung durch Anleihen wirtschaftlich ebenso verrichtet ist, wie seinerzeit eine Menge von Posten, die Herr v. Bilinski ins Investitions-Budget einstellte. Auch sind die Vorlage und der Motivenbericht viel zu wenig detailliert: sie weisen nur so und den Millionen heraus, ohne genauere Angabe, in welcher Weise die votierten Summen für die einzelnen Zwecke verwendet werden sollen. Die Entlastung des laufenden Budgets und die Gewöhnung aus Schuldenmachen führt zu leichtfertiger Wirtschaft, und die Progression, in der Dr. Lueger das Schuldenmachen betreibt, gibt genug Anlass zu Besorgnissen.

Aber auch in anderer Beziehung ist Dr. Lueger muthig geworden. Man erinnere sich, wie schwer ihm vor einigen Jahren

Digitized by Google

die Aufnahme des Gasanlehens geworden ist, weil er keine Goldverpflichtung eingehen wollte! Hätte er damals, als ihm in England, Frankreich und Belgien Geld für ein Goldanlehen von 60 Millionen Kronen angeboten war, den Muth besessen, den er heute bei 285 Millionen zeigt, die ganze Lösung der Wiener Verkehrsfragen wäre eine andere geworden. Man braucht die Bedeutung der Goldverpflichtung nicht allzu sehr zu überschätzen, wenn sie auch unter Umständen drückend werden kann. Das Goldanlehen bringt zwar ein größeres Agio in sich, es hat dagegen einen größeren Markt und kann zu entsprechend höheren Curzen angebracht werden. Aber der Bürgermeister hat für sein Anlehen nicht den entsprechenden Preis erzielt. Er hat auch anscheinend gar nicht verstanden, welcher Werthunterschied zwischen dem Goldanlehen und den bisherigen Kronenanlehen der Stadt Wien besteht. Sonst hätte er unmöglich den Begebungscurs des Goldanlehens mit dem der österreichischen Kronenrente in ein bestimmtes Verhältnis bringen können. Der Wert des neuen Communalanlehens kann nur mit der österreichischen Goldrente verglichen werden. Diese steht für 50 alte Goldgulden 118·65 Kronen, d. h. für 100 Goldkronen 99·60, und der für das neue Goldanlehen erzielte Begebungscurs von 94½ Procent ist daher um 5 Procent tiefer als der des entsprechenden Staatsanlehens, während der Curs des städtischen Elektricitätsanlehens nur um ¾ Procent niedriger ist als der der österreichischen Kronenrente.

Zum ersten Male erhält der Bürgermeister für sein Anlehen einen entschieden schlechten Curs. Die früheren Anlehen hat er überraschend hoch angebracht. Allerdings erhielt die Deutsche Bank als verstecken Preis für die Uebernahme des Gasanlehens die Anwartschaft auf den Tramwayvertrag, und die Länderbank erhielt den Bau der städtischen Elektricitätswerke als ganz unverhüllten Preis für das Elektricitätsanlehen. Auch diesmal ist das Anlehen wieder mit anderen Geschäften verkuppelt, und zwar mit der Verstädtlichung der verschiedenen Wiener Strassenbahnunternehmungen, vor allem der Bau- und Betriebsgesellschaft.

Diesbezüglich sagt der Bürgermeister in seinem Motivenbericht: „Das Verhältnis der Gemeinde zur Bau- und Betriebsgesellschaft für städtische Strassenbahnen ist nahezu ein unhaltbares geworden.“ Kann es eine schärfere Verurtheilung des im Jahre 1898 abgeschlossenen Tramwayvertrages geben, als das heute gemachte Geständnis, dass dieser vor drei Jahren als definitive Lösung aller Tramwaywirren ausposaunte Vertrag so rasch eine unhaltbare Situation geschaffen hat. Wie recht hatten wir, als unsere Kritik des Tramwayvertrages sich vor allem gegen die hochtrabenden, aber hohlen Worte des Bürgermeisters richtete, dass er das Beste für die künftigen Vertrage die Herrschaft über die Tramway erlangt habe, und als wir forderten, dass an Stelle der Spiegelfechterei mit der städtischen Strassenbahn und dem Eigenthume am Bahnkörper die wirkliche Verstädtlichung durchgeführt werde!

Allerdings könnte man sagen, dass die Gemeinde heute die Strassenbahnen billiger erwirbt, als wenn sie sie damals gekauft hätte. Selbst wenn dies wahr wäre, ist es noch immer zweifelhaft, ob nicht ein etwas höherer Preis ausgeglichen worden wäre durch die Vermeidung all des ekelhaften Gezänkes, der Belästigung des Publicums durch den unerträglich langsamen Bau, das ohnmächtige Aufreißen der Strassen, die monatelange Nichteröffnung fertiggestellter Linien wegen Streitigkeiten um den Fahrplan u. s. w. Wie die Strassenbahnen damals hätten erworben werden können, weiß man natürlich nicht sicher, aber Anhaltspunkte dafür lassen sich finden. Im Frühjahr 1898 machte die Firma Siemens & Halske dem Gemeinderath eine Offerte, in welcher sie für die Erwerbung der alten Tramway, für deren Umwandlung auf elektrischen Betrieb und für den Neubau von 120 Kilometer neuen Tramwaylinien 80 Millionen angab, und dieses als Grundlage der Rentabilitätsrechnung und der Gewinnbetheiligung der Commune annahm. Dabei war ausgedehntere Anwendung der Unterleitung in Aussicht genommen, als nun thatsächlich durchgeführt ist. Heute bezahlt die Gemeinde für das mit 80 Kilometer lange alte Tramwaynetz und für kaum 75 Kilometer neuer Linien 102 Millionen Kronen, also um 14 Millionen mehr als die Firma Siemens & Halske selbst als Wert eines um 15 Kilometer grösseren Netzes berechnet hatte. Billig erwirbt die Commune das Strassenbahnnetz nicht. Billig sind nur die Strassenbahnacten, weil das Bezugsrecht der Strassenbahn vergendet wurde in unethen hohen Baukosten, in enormen Steuern u. s. w.

Nichtsdestoweniger ist als sicher anzunehmen, dass die Gemeinde mit der Erwerbung der Strassenbahnen nicht nur ein gesundes communal-politisches Princip in die That umsetzt, sondern dass die Strassenbahnen in ihre Hand auch ein sehr gutes Erträgnis liefern werden. Auch denn, wenn sie nicht, wie zu befürchten, den Tarif auch oben regulieren. Der Betrieb in ihren Händen hat viel geringere Lasten zu decken, als die Gesellschaft zu tragen hatte, weil sie die Steuerfreiheit auf fünfundzwanzig Jahre zukaufte und in das Anlagecapital erst tonnenlaub nennung zahlen zu amortisieren brauchte. Die Stadtbahnbahnung berechnet, dass das Erträgnis der Strassenbahnen nicht nur die Zinsen der für diesen Antauf verwendeten Capitalien, sondern noch weitere 68 Millionen decken wird. Ich will auf die Rechnungen der Stadtbuchhaltung nicht näher eingehen, nur ein Punkt sei hervorgehoben, weil dessen Verschweigung im Motivenbericht wohl nicht absichtslos erfolgt ist. Die Commune berechnet sich den Strompreis mit höchstens 15 Hellern pro Kilowattstunde. Die Betriebsgesellschaft hätte mindestens 18 Heller zu zahlen gehabt, infolge dessen wird das Elektricitätswerk einen um circa 600.000 Kronen geringeren Ertrag liefern, als heim Strassenbahnbetrieb durch die Gesellschaft. Nun wird sich auch rächen, dass die Gemeinde feinerzeit bei der Vergebung der Elektricitätswerke nicht die billigste Offerte annahm, sondern die theuere Offerte der Oesterreichischen Schuckert-Werke mit ihren hohen Stromerzeugungskosten und Amortisationslasten*). Dr. Lueger glaubte sich das erlauben zu können, weil ja die Betriebsgesellschaft die Zeche zahlen müsse. Nun zahlt sie die Gemeinde selbst.

Aber unter allen Umständen ist es erfreulich, dass die Strassenbahnen wenigstens thatsächlich werden sollen und nicht zum wenigsten deshalb, weil damit Gelegenheit geboten ist, eine der unsaubersten Episoden der Wiener Gemeindeverwaltung zu schließen. Wie wenn sich Zwei zusammenthun, um einen Dritten zu brauben, indem der Eine zum Anderen sagt: Du, trachte jenem sein Gut wegzunehmen, wir theilen dann den Profit, so stellt sich die Cooperation der Gemeindeverwaltung mit der Firma Siemens & Halske an der Tramway und ihren Actionären dar. Und es ist wahrlich nicht das Verdienst der Gemeindeverwaltung, wenn sie schließlich einen Theil des Profits und hiebei unsaubersten Geschäfte behält, den ganz für sich zu behalten die Firma Siemens bestrebt war. Doch habe ich über diesen Gegenstand so oft und erst jüngst wieder**) geschrieben, dass ich es heute übergehen kann.

Leider scheint aber auch die Liquidierung dieses Geschäftes nicht sauberer sein zu sollen. So wie seinerzeit die Verhandlungen wegen Umwandlung der Tramway, so werden auch diesmal die Verhandlungen zwischen der Gemeinde nicht mit dem berechtigten Vertragstheile, der Betriebsgesellschaft, sondern mit der Deutschen Bank, mit Siemens & Halske und mit der Länderbank geführt. Die Betriebsgesellschaft war bei diesen Verhandlungen nicht vertreten, der Vertrag, durch welchen sie der Gemeinde überliefert wird, wird nicht mit ihr abgeschlossen, ihr Verwaltungsrath hat noch nicht einmal eine Sitzung abgehalten, zur Zeit, da der Stadtrath den Vertrag schon angenommen hat. Die Interessen dieser Institute an dem Vertrag sind aber ganz andere, als die der Betriebsgesellschaft. Die Deutsche Bank befreit sich durch die Verstädtlichung ihrer Verpflichtung, die 50 Millionen Obligationen der Betriebsgesellschaft zu übernehmen. Sie erhält an deren Stelle die weit höherwertigen Communal-Goldobligationen zu einem um mehrere Procent niedrigeren Curs. Dieses Geschäft ist ihr soviel wert, dass sie der Länderbank dafür eine beträchtliche Provision zahlt. Sie übernimmt gemeinsam mit der Länderbank das große Communalanlehen zu einem Curse, der ihnen die Anwartschaft auf einen bei erfolgtem Papieren heute nicht mehr üblichen Gewinn lässt. Die Länderbank erhält ferner von der Gemeinde als Lohn für die Vermittlung dieses Anlehens die Verstädtlichung der Neuen Wiener Tramway-Gesellschaft. Wohl erklärt der Bürgermeister im Motivenberichte, dass er die Verstädtlichung nur dann zur Annahme empfehlen könne, „wenn der Uebernahmspreis dem wirklichen Werte dieser Unternehmungen entspricht.“ Aber man darf daran zweifeln, dass der bisher noch unbekannte Preis diese Bedingung des Motivenberichtes erfüllen wird, da die Prioritätsacten der Neuen Wiener Tramway-Gesellschaft, welche im vergangenen Jahre 1½ Procent Dividende zahlten, 90 Procent notieren, die Dividendenlosen Stammacten 72 Procent. Welchen Wert müssten die Betriebsacten haben, wenn ihre Curs jener Actien durch den inneren Wert gerechtfertigt sein sollte?

Es heißt, dass die Actionäre der Betriebsgesellschaft etwa den Pari-Curs, d. i. 300 Kronen, für jede Actie aus der Liquidation erhalten sollen. Welche Sicherheit haben sie, dass es in ihrem Interesse liegt, ihre Unternehmen zu diesem Preise in der schlimmsten Zeit der Baujahre, des fostipvellagen gemischten Betriebes herzugeben, da diejenigen, welche über ihren Kopf hinweg den Verkaufsvertrag abschließen haben, hinwiederum nur eigene, den Interessen der Actionäre ziemlich fremde Zwecke damit verbinden? Mit welcher Stirn kann die von Siemens & Halske eingesetzte Verwaltung den Actionären zumuthen, 300 Kronen per Actie, d. i. 300 Gulden für die alte Tramway-Actie, anzunehmen, da die Gruppe selbst diese Actien, um den Tramway-Vertrag abzuschließen, mit 480 Gulden gekauft, allerdings schon längst wieder losgeschlagen hat, und da sie den Liquidationswert der alten Tramway-Actien mit 400 Gulden beziffert? In dieser Entwicklung wird Siemens gewiss, dass die Siemensgruppe das Geschäft nur gemacht hat, um den enormen Baugewinn zu erzielen, und nun, nachdem dieser mit Hilfe der Gemeindeverwaltung in Sicherheit gebracht ist, das Unternehmen wie eine ausgepresste Citrone an die Gemeinde wegwirft? Und was es wahr wäre, selbst dass Unternehmen nicht mehr lebens-

*) Vergl. Die Zeit vom 5. December 1896, S. 102. — **) Vergl. Die Zeit vom 5. December 1896, S. 102, und Nr. 204 der Zeit, S. 273. Ferner: Die Stadtbahn und die städtischen Betriebe der Gemeinde Wien, S. 373.

fähig ist, dass die Verstadtlichung die einzige Rettung ist, welchen Erfolg leistet die von der Gruppe eingesetzte Verwaltung dafür, dass sie die Actionäre in solcher Weise geschädigt hat? Noch im Jahre 1900, als die Steuerfrage, welcher man die Hauptschuld an der ungünstigen Entwicklung zumessen möchte, längst zu Ungunsten der Gesellschaft entschieden war, hat Director Schwieger einer Abordnung von Actionären optimistische Berechnungen über das Zukunftserträgnis gemacht, nachdem er unmittelbar vorher in der Generalversammlung die wissentlich unwahre Behauptung aufgestellt hat, dass der Strom aus dem städtischen Electricitätswerk 12 Heller kosten werde. Wenn je eine Verwaltung wegen doloser und culposer Geschäftsführung schadenersatzpflichtig war, so ist es diese.

Aber nicht nur die Zumuthung, eine solche Ablindung anzunehmen, ist ungeheuerlich, auch die Art, wie sie gestellt wird. Es wird wohl offiziös versichert, dass die Actionäre 300 Kronen aus der Liquidation erhalten sollen, aber noch ist keine bestimmte bindende Erklärung abgegeben worden, dass sie sie auch erhalten werden. Der Bürgermeister hat wieder wie seinerzeit erklärt, dass er keinerlei Einfluss darauf nimmt, wie sich die Gruppe mit der Betriebsgesellschaft auseinandersetzt. Er kauft die Straßenbahnen, aber den Kaufpreis zahlt er einem Dritten und kümmert sich nicht darum, wieviel dieser den Berechtigten ablässt. Ist das nicht geradezu die Einladung zum Raube? Der Raum steht mir, um all die Fußangeln, welche der Vertrag mit der Commune für die Actionäre enthält, einzeln aufzuführen. Nur die stärkste: Die Deutsche Bank hat das Recht, sich bis zum 30. Juni 1902 mit der Commune zu erklären, ob sie von der Commune 50 Millionen Nominale für Rechnung der Betriebsgesellschaft übernehmen will, welche nur mit Zustimmung der Deutschen Bank von der Betriebsgesellschaft vor Ablauf von zwei Jahren auf den Markt gebracht werden dürfen, oder ob sie diese 50 Millionen zum Preise von 94¼ Procent übernehmen und der Gesellschaft den Gegenwert in barem Gelde ablassen will. Wozu braucht die Deutsche Bank diese Option, und gar bis zum Tage der Generalversammlung? Es ist klar, dass die liquidierende Gesellschaft, wenn sie die Deutsche Bank die Obligationen selbst in Zahlung gibt, die sie eventuell zwei Jahre im Portefeuille halten muss, ein ungeheueres Cursrisico eingeht, welches das Liquidationsergebnis ganz gewaltig zu beeinflussen vermag.

Allerdings, es wird gelegentlich verbreitet, dass mindestens 300 Kronen entfallen werden, aber welche Sicherheit haben die Actionäre, dass man sich an diese Versprechungen noch erinnern wird, wenn die Deutsche Bank die nothwendige Dreiviertel-Majorität in der Generalversammlung gesichert haben wird? Aus dem bisherigen Verhalten der Deutschen Bank können sie diese Verbürgung unmöglich schöpfen. An der Schaffung der Majorität wird eifrig gearbeitet. Die Deutsche Bank leiht sich wieder durch ihre hiesige Bankverbindung große Posten Actien tief unter dem Gebotene aus. Ein Wiener Commissionshaus, dessen Chef Verwaltungsrath der Gesellschaft ist, nimmt gleichfalls große Posten Actien zu billigen Zinsläßen in Kost und thut das gewiss nicht ohne Auftrag der interessierten Gruppe, welche ihm das Geld zur Verfügung stellt und den Zinsenverlust auf sich nimmt. Und dabei scheint noch die Absicht zu bestehen, die Actionäre über den Termin der Generalversammlung irrezuführen. In einem offiziösen Communique wurde mitgetheilt, dass die Generalversammlung erst im Februar stattfinden werde, und mancher mag die Stücke beruhigt in Kost geben, weil er denkt, dass er sie in der Ultimo-Januar-Liquidation wieder zurückerhalten wird und sein Stimmrecht ausüben kann. Da aber die Stücke spätestens acht Tage vor der Generalversammlung deponiert sein müssen, verliert er doch sein Stimmrecht, wenn die Generalversammlung vor dem 12. Februar abgehalten wird.

Ich hab' bereits nicht auf dichte Absichten der Deutschen Bank hin. Will die Deutsche Bank den Glauben nicht aufkommen lassen, dass die Liquidation der Betriebsgesellschaft ein neuer Raub an den Actionären sein wird, wie es seinerzeit der Abschluss des Tramway-Vertrags war, dann hat sie die Verpflichtung, eine bindende Erklärung abzugeben, dass sie der Betriebsgesellschaft nicht die Obligationen, sondern deren Barwert ablässen wird und dass sie den Actionären ein Liquidationsergebnis von etwa 300 Kronen in barem zahlbar in kurzer Frist nach der Generalversammlung garantiert. Die Actionäre werden gut thun, sich durch keinerlei offiziöse Aeußerungen verleiten zu lassen, ihre Actien herzuleihen und sich des Stimmrechtes zu begeben, bevor nicht eine solche bindende Erklärung vorliegt. Erfolgt eine solche nicht, dann müssen sie in der Generalversammlung, unbekümmert um die Convocanzen, geschlossen gegen den Vertrag stimmen; denn durch diesen Vertrag wird ihnen das Einzige genommen, was ihnen Zukunft verspricht, das Betriebsrecht, nachdem sie die Kosten des Baues getragen haben, und an Stelle des Betriebsrechtes übernehmen sie die Verpflichtung, 50 Millionen Kronen Obligationen zwei Jahre im Portefeuille zu halten und ein ungeheures Cursrisico neben den anderen Risken der Liquidation zu tragen. Jede Opposition ist auch dann nicht aussichtslos, wenn sich die Deutsche Bank die Majorität durch erborgte Actien bereits sichert haben wird. Es ist nicht zulässig, dass eine liquidierende Gesellschaft ein neues Geschäft von solchem Risico, wie es die Uebernahme der Obligationen bedeuten würde, auf sich nehme. Nachdem der Bürgermeister in dieser Sache seine Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass der Kaufpreis den Berechtigten zukomme, nicht erfüllt, so wird es Sache der Aufsichtsbehörde und der Gerichte sein, eine solche Ungeheuerlichkeit zu verhindern.

Walther Federn.

Mann und Frau.

(Schluss.)

Ich sagte, diese weiblichen Vertretungen zehren viel verderblicher am Mark der Menschheit als die männlichen Exzesse, und ich will es begründen. Der Mann muss auch ohne Liebe geschlechtlich sein — die Frau nicht; die Ausschweifungen des Mannes sind eng und werden durch die Natur gezogen, die der Frau nicht. Ein gewisses Maß des geschlechtlichen Verkehres ist dem Manne möglich ohne Schädigung der Gesundheit, ein gewisses freie Schädigung der Gesundheit, dann aber hört die Sache sehr schnell auf. Diese leichte Erkennbis der männlichen Natur steht in der modernen Frauenliteratur, die zumeist von Unverheirateten geschrieben wird, vollständig, sie wird aber auch in der Praxis oft ebenso geflissentlich übersehen. Die Frauen wüthen in Dichten und Leben auf die Männer los, weil sie von ihrer eigenen weiblichen, unbegrenzten Fähigkeit, die immer still halten kann, ausgehen.

Sie stellt sich und also die weitgerühmte und vielbesprochene Forderung der Keuschheit, auch der ehelichen Keuschheit bei der Frau noch in einem anderen Lichte dar. Sie ist nicht nur das hervorragendste Mittel, die Eigenart der Frau zu bewahren, die viel weniger als die Natur des Mannes zum Geschlechtsverkehre drängt, sondern auch das bewährte Schutzmittel des Mannes gegen die Unerfättlichkeit des Weibes.

Das richtige Maß ist in dieser menschlich zu vervollkommenden Thätigkeit ebenso wichtig, wie in jeder Kunst; es kann aber nur von der Fähigkeit und vom Bedürfnis des Mannes entnommen werden. Jeder Frau wird dieser Maßstab gegeben, denn jede ist willkürlich und in weiten Grenzen zu bestimmen. Der erste Mann, an dessen Art die Frau sich gewöhnt oder gewöhnt wird, ist für sie außerordentlich wichtig. Darum rächt es sich so bitter, wenn der Mann die Frau in der Ehe anfänglich an eine Art des Geschlechtsverkehres gewöhnt, die weder seinem Bedürfnis, noch seiner Fähigkeit entspricht und der er auf die Dauer nicht nachkommen kann. Auch hier breiten Gesundheit und Glück aus der feinsten Innehaltung der natürlichen Forderungen.

Schon aus dem bisher Gesagten ergibt sich der berechtigte Widerstand, den die Gesellschaft bis heute der unterschiedloien Beurtheilung der Frau nach dem Manne entgegengesetzt hat, und es charakterisiert die Forderung vollständiger Unabhängigkeit der Frau vor der Ehe zum Schaden der Unschuld als laienhaften Unsinn. Die klugen Frauen und die einfachen empfinden das sehr wohl. Sie die die naturgeborene Tugend des Anschmiegens und Hingebens an den Mann üben und fordern, sind darum die entschiedensten Gegner der derzeitigen Frauen, die nach absoluter Unabhängigkeit selbst in der Ehe, also in summa nach der Herrschaft streben. Dass diese Schreierei nach völliger Unabhängigkeit selbst in der Ehe thatsächlich nur der Freude am Scandal entspringt, wo sie nicht bewusst lediglich als Vorwand der Herrschsucht gilt, wird jedem einleuchten, der nach dieser den Frauen angeblich vorenthaltenen, vollständigen Unabhängigkeit fragt. Warum wird die nirgends formuliert? — Einfach, weil sie nicht formuliert werden kann, denn entweder bedeutet diese Forderung, dass die Frau dem Ehegatten gegenüber als rechtlich völlig gleichwertiger Factor angesehen werden will — dann ist das Gesetzer von Beeinträchtigung eine Lüge, denn diese Forderung entspricht wörtlich dem deutschen Gesetze — oder die Unabhängigkeit soll in einer Aufgabe der innigen Gemeinschaft des Lebens und Leibes, des Aufenthaltes und der Interessen bestehen, so ist damit das Wesen der Ehe verneint. Die völlige Unabhängigkeit der Frau in der Ehe charakterisiert sich demnach als ein Schlagwort des Egoismus zu Agitationszwecken. Jeder, der eine Ehe eingeht, bringt wissentlich und zumeist freudig einen großen Theil seiner Unabhängigkeit, als dem Egoismus abgetrotzes Opfer auf dem Altare der Menschlichkeit dar.

Dieser Ueberschätzung weiblicher Rechte, die einer leider auch von manchen Männern nachgeplapperten und geschmeichelten, ganz unhaltbaren Anschauung von größerer Schonheit und feinerer Organisation des Weibes parallel läuft, steht gleichmäßig mächtig bei Mann und Frau, die schroffste Verachtung des Weibes, und zwar des Gesammt weibes, als etwas Verabscheuungswürdigen, Sinnlosen gegenüber. Woher kommt diese Verachtung, woher dieser Abgrund der Sonde, dem wir auf Schritt und Tritt begegnen? Diese Frage ist so wichtig, ihre Beantwortung wird manchen so überraschen, dass ich sie noch behandeln muss, so wenig ich mir einbilde, so wenig ich es brauchbringe, mit dieser beschränkten Zeilenzahl alle Probleme, die die Gegenüberstellung von Mann und Frau in sich birgt und noch hervorbringen wird, zu lösen oder auch nur zu berühren.

Digitized by Google

Diese Verachtung entspringt aus zwei Quellen, die ihren Ursprung beide in der Verneinung natürlicher Forderungen haben. Die erste Forderung ist die der Thätigkeit an sich, die zweite ist die der maßvollen Belastung der individuellen Kräfte. Leben ist Bewegung, Gesundheit ist Bewegungsfähigkeit, Glück ist die erfolgreiche und gesteigerte Bewegung der Kräfte. Daher suchen wir die Blut- und Zellenbewegung im Stoffwechsel zu erhöhen, daher die Elastizität des Körpers zu fühlen, daher vor allem auch die geistigen Fähigkeiten auszubilden. Verschiedene Erbgewohnheit, verschiedenes Entstehen und Werden bedingen verschiedene Anlagen, verschiedene Anlagen rufen unterschiedliche Neigungen hervor.

Der Idealmensch ist zu allen Zeiten derjenige gewesen, der nach seinen Anlagen neigt, und seine Neigung zum Beruf ausbilden kann.

Die Thätigkeit an sich ist aber stärker als die Achtung der Uebereinstimmung von Beruf und Neigung. Wo diese nicht möglich ist, verzichtet der Mensch nicht auf Thätigkeit, sondern begehrt sie trotzdem. Mann und Frau ganz gleichmäßig.

Nun setzen wir zwar heute trotz aller Schreierei der Schreibweiber, daß die Frauen, nämlich diejenigen, die ihre Neigung zum Hauswerwalten, Kinderbesorgen und Liebhaberkünsten als Beruf ausüben können, in ihrer Mehrzahl unverhältnismäßig besser daran sind, als die meisten Männer, die ihren Beruf nicht unter Entfaltung aller Kräfte nach Anlage und Neigung, sondern nach der Gelegenheit des Gelderdienens meist, gegen innere Wünsche und unter Erstickung zahlreicher Talente, ausüben müssen.

Anderseits erkennen wir aber auch, daß in den oberen Gesellschaftsschichten, einer anderweitigen beruflichen Thätigkeit der Frauen, unter dem Begriff der Schonung, Widerstand entgegengesetzt wird, der sie der Faulheit und Langweile anheim ghl. Es ist aber gar nicht einzusehen, weshalb die große Zahl der lebenden Frauen, die entweder nie zum Beruf des Mutterwerdens und noch weniger zu dem des Mutterseins gelangen oder die zur Haushorwaltung weder Neigung noch Talent besitzen, lediglich ihrer Weiblichkeit halber entweder von dem Glück oder aber der Pflicht einer beruflichen Thätigkeit ausgeschlossen werden soll. Es muß nicht nur juristisch, sondern auch praktisch mit der Vorstellung gebrochen werden, als ob jede Frau nur ihres Geschlechtes halber das Recht beanspruchen könne auf Kosten des Gatten, Vaters oder Bruders zu leben.

Ferner ist auch die Mutterschaft — wie Charlotte Perkins das ganz vortrefflich ausführt — an und für sich absolut kein Verdienst, sie kann erst ein solches werden. Vor allem aber ist die Mutterschaft — selbst bei den zur häuslichen Verpflegung und Kinder-Erziehung talentierten — kein Beruf, der das ganze Leben ausfüllt, oder der selbst bei der Hausfrau und jungen Mutter alle Kräfte beanspruchte. Es ist deshalb nur gerecht, von der Frau vor, nach und in den freien Zeiten der Mutterschaftsperiode irgend eine Thätigkeit anderer Art zu fordern, die je nach der wirtschaftlichen Lage der Familie auch materiell nutzbringend zu gestalten ist.

Wenn wir nun ins Leben sehen und fragen, wie weit diese Forderung erfüllt wird, so werden wir — trotz der Emancipationsklänge aus der Sphäre der oberen Zehntausend — feststellen können, daß ihr in großem Umfang selbst unter dem Drucke entgegenstehender und schädigender Anschauungen Rechnung getragen wird. Das Heer der beruflich arbeitenden Frauen ist ungeheuer. Die Thatsache, daß auch bei ihnen der Beruf wider Neigung und Gesundheit ergriffen werden muß, wird mit der Nothwendigkeit des Gelderdienens zusammen. Das sollten sich Frauen und Männer sagen und daran die schwache alte Gewohnheit schwinden lernen. Bisher herrscht noch die Vorvorzugung der Frau im Hinblick auf die Minderbewegtlichkeit der Mutter und auf die Gesundheit der Kinder, sie macht aber überall da der Berachtung Platz, wo diese Factoren nicht mitsprechen, und besonders da, wo Nothwendigkeit und Möglichkeit eines Berufes, sei er so häuslich wie er wolle, durch solche Anschauung verhindert wird. Diese Anschauung besteht darin, daß die Frau entweder gar nicht zu verdienen hatte oder doch wenigstens nicht für andere. Ein Mann, der sich von der Arbeit, z. B. dem freudig beruflichen Gewinge seiner Frau ernähren läßt, selbst wenn er ebenso oder unerthäglich arbeitet, gilt als bedeutt minderwertig, wenn nicht als Lump, eine Frau, die selbst mundets für ihre Familie Brot erwirbt, wird als unendlichen Lobes wert geschildert; die Anonahme des weiblichen Mannes, der den Tagelohn seiner Frau vertrinkt, wird mit einem Aufwand weiblicher Langmutskraft in den schreienbsten Tönen als Typ der Gemeinheit verlandet, dagegen aber findet man es ganz natürlich, daß der Mann nicht nur für seine häufige Frau und seine Kinder, sondern für Großmütter und Enkel, Nichten und Tanten bis zur Uebersteigung und Vernichtung arbeitet, man murrt darüber, wenn der verdienende Junggeselle nichts nach Hause schickt, und sucht ruhig zu, wie die verdienenden Jungfrauen ihr Geld in Putz und Tand verthun. Dieser „man" ist thatsächlich die Frau, und dieses Urteil enthält den ganzen berechtigten und schreiend ungerechten Egoismus des Weibes. Die Emancipation, die mit der Durchschnittsvorstellung arbeitet, daß der Mann für die Familie, die Frau für sich allein verdient, wird nicht die Herrschaft der Frau befördern, sondern einhämmen, wird nicht für die Frau im großen ganzen, sondern für die Mehrzahl der Männer von erwünschtem Nutzen sein.

Welt schimmer steht es und stand es zu allen Zeiten, mit der Forderung der maßvollen Belastung der individuellen Kräfte des Lebens, der Ernährung und der Fortpflanzung. Wir befinden uns diesem Verhältnis von Anstrengung und Maßhalten gegenüber gemeiniglich in einer unsre größeren Rathlosigkeit, als wir durch die Erziehung nicht nur keine Hilfe erhalten haben, dies Verhältnis zu finden, sondern als durch die Erziehung gewöhnlich sogar alles geschieht, um unsere richtigen Instinkte zu verwirren. Dazu kommt noch überhandnehmende krankhafte Veranlagung und die Sucht der Kranken, statt Beklämmung und Heilung ihrer Schwäche, ihr unnatürliches oder verrücktes Handeln verbrechend, beispielsmäßig vorzuführen, wohl gar als Regel für die Gesunden zu verlangen. Die Thatsache, daß sich die wenigsten Menschen auf dem Gebiete der Fortpflanzung zurecht finden, entspringt aus der scheinbaren Unvereinbarkeit zweier Wahrnehmungen. Einmal sehen wir, daß die Natur auf die Erschaffung von Kindern den Preis der höchsten Gefühle und des Glückes gesetzt hat, daß kein Mann normal ist, der sich des Weibes dauernd enthält. Zweitens erblicken wir die strengsten, intensivsten Gedankenarbeiter als Verächter, wohl gar als Verneiner körperlich geschlechtlicher Intensität und wir müssen daraus schließen, daß die Kraft, die zur Kinderzeugung nothwendig ist, der großen Gedankenarbeit entzogen wird, daß sie dieser edelsten Blüte der Menschlichkeit schadet.

Dem gegenüber ist nochmals zu sagen und zu unterstreichen: geistig und körperlich produktive Kräfte, das Gedanken- und Kindermachen, sind jedem gesunden Manne in einem — nach den Zeiten wechselnden — aber immer erkennbaren Verhältnis gegeben. Ferner: die Gedanken und der Samen verlangen zu ihrem Entstehen gleiche und unterschiedliche Stoffe und Stoffe des menschlichen Gesammtorganismus. Eine noch so starke Anstrengung und Begabung nach der einen Seite wird darum nicht alle Ingredienzien, die nach der anderen Seite tendieren, ablenken. Diese Wechselwirkung der produktiven Kräfte ist zwar einfach proportional ihrer Belastung, die zeitweilige oder dauernde Ablenkung ist zwar unbedingt in jedem Falle wahrnehmbar, sie kann von der heilsamen Einstellung bis zur völligen Ausbalancierung getrieben werden, — aber alle, die über die letzte Balance hinaus wollen, werden die Wage der Natur zum Ueberschnappen bringen. An diesen Grenzen, fern von jedem Gleichgewicht, stehen Unmenschen, die in jedem immer an dem Rest der nicht abzulenkenden Säfte und Stoffe kranken werden. Der Trieb zum Weib ist unterschiedlich, fehlt aber nun und den Kranken für die gesammte Lebensdauer. Diejenigen, die ihn zu unterdrücken suchen, zwingen ihn in umso schädlichere Bahnen, je gewaltiger die Kraft ist, die sie bekämpfen wollen. Man denke an eine Wage. Auch hier zeigt sich, daß die Schale nur dann tief sinkt, wenn man sie belastet. Je weniger man den inneren Antrieb der einen Schale, die körperliche Begehrlichkeit, auf natürlichem Wege unmittelbar machen kann oder will, umso stärkere Gewichte, umso mehr Mühe, Zeit und Gedanken muß man auf diese Wagschale legen. Das Gewicht nimmt man zum großen Theil von der geistigen Schale, die dadurch immer unwichtiger und leichter wird. Dies Gleichnis enthält für Denkfähige eine große Wahrheit und gilt ganz gleich im umgekehrten Verhältnis.

Dasselbe, was hier von den produktiven Kräften und vom Manne gesagt wird, findet im erweiterten Sinne auf die erhaltenden Triebe der Frau Anwendung, auf das Begehren der kraftstrotzenden, vollen Jungfrau, die nach der Umarmung des Mannes verlangt, diese jedoch in folge äußerer Umstände oder mächtig lostender Ideen entbehren muß. Die Natur aber verlangt nach dem Gleichgewicht der individuellen Wahrhaftigkeit. Sie stellt jedem seine Forderung und rächt jedes Ueberstören oder Uebertäuben fürchterlich. Das Princip, das das Gegentheil dieser Forderung aufstellt, ist das der erzwungenen Ehelosigkeit infolge unmoralischer — weil natur- und gesundheitsfeindlicher — Ueberschätzung der sexuellen Keuschheit, die mit absoluter Verhaltsamkeit gleichbedeutend ist. Das ist jenes Princip, das nach allem Ausgeführten noch die nothwendig gesteigerte Beschäftigung mit dem geschlechtlichen Triebe viel eher, ja einzig, den Namen Unkeuschheit verdient, von Männern oder Frauen aufgestellt wird, ändert an seiner Verwerflichkeit nichts, gerade so, wie es an seinem Zweck, der Herrschsucht, und seinen Folgen, der Unkeuschheit, Perversität, Grausamkeit, Hochmuth und Hartherzigkeit, nichts ändert.

Welchen Schaden diejenigen Frauen, die ein Ideal über das der hingebenden Mutter-Gattin erkunnen, in der Welt anrichten werden, können wir heute noch nicht sagen, wohl aber wird auch ihr Wirken sich nur als Folge jenes Ueberhebens kennzeichnen, das die Natur besiegen mochte, aber nur die Mitmenschen gedrechtet hat, das von herrschsüchtigen Priestern erfunden und gelehrt worden ist. Dieses Ueberheben hat nur zur Verachtung der Frau als etwas Sinnlichem, zur Verbindung von Sünde und geschlechtlichem Verkehr, zur Vergewaltigung des Begriffes Keuschheit geführt. Wer

seine Erhabenheit aus der Verneidung der Frau herleitet, wenn die Gemeinschaft mit der Frau Hölle bereitende Sünde ist, der muß in der Frau den verruchten Instinctverreger hassen. So hat denn auch nichts das Verhältnis von Mann und Frau unheilvoller beeinflußt, als der Begriff, das der Zeugungsact die Frau schmachvoll befleckt, daß nur eine Frau verehrungswürdig sei, nämlich die, welche das vollbracht habe, was keine Frau vor und nach ihr erreichen konnte, eine unbefleckte Empfängnis, die Mutterschaft ohne Gattenpflicht.

Wenn nun aber die geschlechtslosen, von der Natur minder begabten Frauen oder die hysterisch Aufdringlichen kommen und uns ein ähnlich unnatürliches Ideal in liebeloser Entäußerung ihrer Unschuld oder liebeloser Enthaltsamkeit, gepaart mit der Verneinung männlicher, welterhaltender Kraft, als Massenforderung aufstellen, so dürfen sie bei den meisten Männern nicht auf gleich geduldigen Einstimmen in diese Naturverleugnung rechnen, wie die Prieter auf die Gesolgschaft der Weiber. Für die gesunden Männer gibt es kein höheres Gesetz als das der Liebe, und keine höhere Liebe als die geschlechtlich gebundene. Die Durchführung einer gegentheiligen Idee kann, wie die Geschichte des Papstthums und der von herrschenden Mann-Weiben verursachte Untergang Spartas beweisen, nur zum Verderben führen.

Noch sind wir in Deutschland, ja in Europa, trotz aller Anzeichen der Degeneration, nicht so weit, um sehenden Auges dieses Schicksal herausfordern zu lassen.

Noch schlägt der männliche Widerstand. Wie lange aber wird er es können? — Denn schon regen sich Vertreter der Frau, nicht solche wie Charlotte Perkins, deren gute Wünsche man freudig unterstützt, deren Thorheiten man belächelt, deren Uebertreibungen man zurückweist, sondern solche, die mit hysterischer Schamlosigkeit, mit der ganzen Aufdringlichkeit seetischer Unbildung und der läppischen Frechheit des Egoismus und der Eitelkeit ihr hölzernes, eckiges Ich vertauschsucht überall aufpflanzen wollen und dann alles andere anrempeln, verachten, umpfeifen.

Ich möchte die Tage nicht erleben, in denen der um Ruhe, Gesundheit und häusliches Glück, um Verdienst und Nachkommenschaft betrogene oder geschädigte Mann sich mit seinesgleichen verbindet und die liebelos krankhaften, grausam herrschsüchtigen Weiber massenhaft und blutig züchtigt. Ihm zur Seite werden die Mütter kämpfen und hoffentlich werden gerade sie jene entnervte Schar perverser Gedankenlüftlinge treffen, die, Gesundheit und Rasse feindlich, schon heute, unter ewig müden Gesängen, der weiblichen Narrheit ein in allen Farben irisierendes Sterbehemd vortragen.

Bevey. Dr. Otto Heinrich Hopfen.

Der Krach in der Comédie française.

In dem französischen Nationaltheater Nummer eins kriselt es schon seit einem vollen Jahre oder noch länger. Da alle öffentlichen Ereignisse der letzten fünf Jahre in Frankreich mit Dreyfus zusammenhingen, so fühlt man sich versucht, auch den Krieg der französischen Hofschauspieler gegen ihren Director Claretie damit in Verbindung zu bringen. Allzuschwer wäre das nicht: Herr Claretie ist nicht nur Director der Comédie française, sondern auch unsterbliches Mitglied der französischen Akademie. Diese hohe Würde verbankt er einer unendlichen Reihe von Büchern, die seiner emsigen Feder entflossen sind. Seiner Feder, denn von Kopf und Herz ist in diesen Werken nicht allzuviel zu spüren. Um es gerade heraus zu sagen: Jules Claretie ist ein unermüdlicher, aber schaler und leichter Vielschreiber. Er hat so ziemlich über alle Themata geschrieben, die einem heiligen Journalisten über den Weg laufen: Besprechungen der Salons, Theaterkritiken, Reportearbeiten, zahlreiche Romane, eine Geschichte der Ereignisse von 1870/71 u. s. w. Und rastlos schrieb und schreibt er weiter neben seinen amtlichen Obliegenheiten als Leiter des Nationaltheaters. Wie bei seinen verschworenen Freunde Francisque Sarcey, wie bei Henry Fouquier, Henry Rochefort und anderen Pariser Journalisten, deren nimmer müder Fleiß den Fremdling zum Staunen bringt, ist bei Claretie nulla dies sine linea, und aus einer Zeile Thatsachen entspinnt er zweihundert Zeilen Geplauder. Zu der Dreyfus'schen Sache beglaubigen Fehler, unter dem Pseudonym Robert Linton im „Temps" Artikel zu Gunsten des deportierten Officiers zu veröffentlichen und brachte dadurch die Meute der Nationalisten auf seine Spur. Damals entdeckten die patriotischen Blätter urplötzlich, daß die Comédie française unter der Leitung Claretieś stetig zurückgeht, daß Claretie die Dinge in der Comédie gehen läßt, wie sie wollen, daß die Schauspieler vollständig ihre eigenen Herren sind, daß der Director des Nationaltheaters sich überhaupt nicht um seine amtlichen Pflichten kümmert, sondern seine ganze Zeit mit literarischen Beschäftigungen ausfüllt.

Daß alle diese Beschuldigungen erst erhoben wurden, als Claretie sich als Dreyfusard gezeigt hatte, thut der ihnen zugrunde liegenden Wahrheit keinen Abbruch. Herr Claretie ist in der That ein sehr schlechter Theaterdirector. Er mag so viel literarisches und dramatisches Verständnis haben wie irgend ein anderer Pariser Theaterdirector, aber das allein genügt nicht. Um irgend ein Unternehmen zu leiten, muß man Rückgrat haben, man muß befehlen können, man muß rücksichtslose Energie besitzen. Das hat Antoine, der mit seinen Schauspielern umspringt, wie mit kleinen Schuljungen, das hat auch Carré, der die Sänger und Sängerinnen der Opéra Comique wie Hauskneckte und Negersclaven behandelt. Herr Claretie aber hat nicht mehr Rückgrat als eine Wasdschnecke, nicht mehr Energie als ein Drosdchengaul. Er ist der liebenswürdigste, nachgiebigste und freundlichste Mensch von der Welt, der allen ihren Willen läßt und dafür einzig verlangt, man möge ihm seine Ruhe lassen. Fünfzehn Jahre lang ließ er die Schauspieler machen, was sie wollten, und schrecklich ist es nicht seine Schuld, daß er sich jetzt auf einmal in offener Fehde mit den Mitgliedern der Comédie befindet. Daran sind vor allem die bösen Journalisten schuld, die den Minister des Unterrichtes und der schönen Künste auf die schlappe Wirtschaft im Nationaltheater aufmerksam gemacht haben. Dann passierten verschiedene Dinge, welche Misshände an der Comédie im grellsten Lichte zeigten, und endlich zwang der Minister den Director, gegen die Schauspieler vorzugehen. Auf das Verlangen des Ministers reichte Herr Claretie ein Gesuch um Aufhebung des Seseeumites ein, welches Gesuch alsbald genehmigt wurde. Darnach muß von nun an nicht mehr ein Ausschuß der Schauspieler die neuen Stücke prüfen, annehmen oder ablehnen, sondern diese Pflicht und Befugnis verbleibt nur einzig und allein den Schultern des Directors. Und als die Schauspieler ergrimmten und protestierten, erschien ein neues Decret, welches den Director ermächtigt, diejenigen Mitglieder, deren zwanzigjähriger Contract abgelaufen ist, zu verabschieden.

Um diese Dinge zu verstehen, muß man einen Blick auf die Constitution der Comédie française werfen. Es ist dies eine halb amtliche, halb private Gesellschaft. Der Staat ernennt den Director, der seinerseits alle Angestellten außer den Schauspielern ernennt; der Staat stellt außerdem das Theatergebäude bei und zahlt einen jährlichen Zuschuß, der in den letzten Jahren 400.000 Franken betrug. Die Schauspieler aber wählen ihre neuen Kameraden selber. Die neuen Leute werden nicht sofort Mitglieder (Sociétaires), sondern müssen mindestens ein Jahr lang als Pensionäre spielen. Ein Pensionär der Comédie française macht einen Contract mit dem Theater, der sich in nichts von den Contracten an anderen Theatern unterscheidet: er enthält eine bestimmte Monatsgage und außerdem eine gewisse Summe für jedes Auftreten. Hat der Neuling Erfolg und liegt dem Theater daran, ihn festzuhalten, so wird er in der Versammlung der Sociétaires zur Aufnahme vorgeschlagen. Bei günstigem Resultat der Abstimmung unterzeichnet er einen Contract für zwanzig Jahre, wonach er außer einem festen Jahresgehalt einen Antheil am Jahresgewinn und die üblichen Auftrittegelder erhält. Im ganzen verdient ein Sociétaire mit vollem Gewinnantheil — es gibt Sociétaires mit einem Achtel-, einem Viertel-, einem halben u. s. w. Gewinnantheil — etwa 40.000 Franken im Jahre. Außerdem hat er nach zwanzig Jahren unter Umständen schon früher — Anspruch auf eine Pension. Beim Verfassen der Comédie darf er niemands mehr auftreten, weder in Frankreich noch im Auslande. Sarah Bernhardt und Coquelin der Aeltere, die beide dieser Bestimmung zuwidergehandelt haben, sind durch besondere ministerielle Verfügungen von den Folgen ihrer Insubordination, bestehend in einer hohen Geldstrafe, befreit worden. Nach Ablauf der contractlichen zwanzig Jahre wird der Contract des betreffenden Mitgliedes nach erfolgter Abstimmung von Jahr zu Jahr verlängert. Die neue Verfügung des Ministers dagegen ermächtigt den Director, solche Mitglieder zu entlassen, selbst wenn ihre Kameraden sie festhalten wollen.

Darob sind die gesammten Sociétaires in die größte Entrüstung gerathen. Sie haben einen einmüthigen Protest unterschrieben und dieses Document durch ihren Doyen Mounet-Sully dem Unterrichtsminister überreichen lassen. Da aber gerade der Minister der wirkliche Gegner der Sociétaires ist, während Herr Claretie, dank seiner nachgiebigen Gemüthsart, alles andere eher als ein reiziger Reigsmann ist, so haben die Angehörigen der Comédie von diesem Proteste nicht das Geringste zu hoffen. Und die große Dummheit, die darin liegt, daß sie Herrn Claretie angreifen und gegen seine Entlassung fordern, wird ihnen schmerzlich heimgezahlt werden. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß Herr Claretie schließlich den Platz räumen muß, dem er unter den gegenwärtigen Umständen weniger denn je gewachsen ist. Und da seiner weichen Natur die seindselige Haltung der Schauspieler im höchsten Grade peinlich ist, würde er sicher mit Freuden freiwillig von seinem Posten zurücktreten, wie er schon freiwillig auf den ihm zukommenden Gewinnantheil verzichtet hat, wenn nicht ein solcher Rücktritt einer schimpflichen Flucht ähnlich sähe. Es muß also auf eine Weise geschehen, und um ihm den Rück zu stärken, hat ihm der Unterrichtsminister einen thatkräftigen Bundesgenossen in Gestalt des tüchtigen Schauspielers Lucien Guitry angeeicht. Guitry ist zum Regisseur ernannt worden, ein Amt, das früher am französischen Nationaltheater überhaupt nicht existierte und dessen Obliegenheiten

Digitized by Google

von Fall zu Fall von irgend einem Mitgliede der Truppe ausgefüllt wurden. Um Herrn Clarette einen recht empfindlichen Streich zu versetzen, hatten sich sämmtliche Schauspieler geweigert, hinfort etwas anderes zu thun, als die ihnen, zugewiesenen Rollen zu spielen. Nun ist ihnen dafür ein neuer, energischer Vorgesetzter gegeben worden, der dem Kampfe gewachsen scheint. Herr Guitry wird allerdings kämpfen müssen, nicht nur wegen des unbotmäßigen Geistes, der sich augenblicklich der französischen Hofschauspieler bemächtigt hat, sondern auch um des großen Unterschiedes willen, der zwischen der Hofschauspielkunst und den Anschauungen Guitrys besteht. Dieser letztere nämlich, der zehn Jahre im Auslande gespielt hat — am französischen Theater von Petersburg — ist mit Ansichten nach Paris zurückgekehrt, die in ganz Europa längst als die allein richtigen gebilligt werden und nur in Frankreich noch nicht zur Geltung gelangt sind. Während die französischen Schauspieler mit wenigen Ausnahmen jener Kunst huldigen, die man kurz und treffend „theatralisch" nennt und worin, nach Sarah Bernhardt und Coquelin, die sämmtlichen Mitglieder des Théâtre français das non plus ultra aller Bühnenkunst erblicken, befleißigt sich Guitry eines möglichst einfachen und natürlichen Spieles und enthält sich alles hohlen Phrasen- und Posenwesens. Dadurch hat er sich den Beifall aller jener Kaiser erworben, die nicht durch die vielgepriesenen „Traditionen" irregeführt und verblendet sind, wie er aber bei solchen Anschauungen mit den lebendigen Marionetten unserer Hofbühne fertig wird, das mag die Zukunft lehren. Eine starke Bundesgenossin wird er in der nächsten Zeit an Fräulein Susanne Delprès erhalten, deren Namen mehr und mehr durchdringt, die jetzt ebenfalls am Théâtre français — zunächst als Pensionärin — angestellt worden ist. Es wäre ein Genuß für uns gewesen, diese beiden ausgezeichneten Künstler, deren Schulen die Natur und das Leben selbst sind, nebeneinander auf der Bühne Molières zu sehen. Leider aber hat die Ernennung Guitrys zum Regisseur seiner ausübenden Thätigkeit ein Ende gemacht, und wir werden uns hinfort damit begnügen müssen, seinen Einfluß und seine Lehren in anderen Schauspielerin zu bekämpfen.

Paris. Karl Eugen Schmidt.

Andre Hofer.

Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Kranewitter. Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Vorigen Samstag wurde im Deutschen Volkstheater Franz Kranewitters „Andre Hofer" — nicht gegeben. Die Aufführung des Schauspieles war wohl für diesen Tag in Aussicht genommen worden, aber sie unterblieb, und zwar, wie verlautete, über Einspruch der Censurbehörde. Der österreichische Dramatiker Kranewitter hat kein Glück mit der österreichischen Censurbehörde. Auch seinen „Michel Gaißmayr" hat das Volkstheater angenommen und auch von diesem Schauspiel hat man sohin an dieser Bühne nichts anderes mehr gehört, als daß die Aufführung verboten wurde.

„Michel Gaißmayr" und „Andre Hofer" sind zwei Tiroler Bauernstücke, zwei Revolutionsstücke, zwei Stücke, deren Titelhelden berühmte Bauernführer waren. Im übrigen sind sie so verschieden, wie eben — die Tiroler Aufstände von 1525 und 1809.

Der Aufstand von 1525 hatte einen stark „evangelischen" Hintergrund. In den 106 Artikeln des Meraner Bauernparlaments wird die Secularisation der geistlichen Güter, die Aufhebung der Bettelorden und Frauenklöster, so überhaupt aller Klöster mit Ausnahme von höchstens dreien unter Festsetzung einer bestimmten Maximalzahl für die Mönche, Beseitigung der Stola, Verbot von Schenkungen an Geistliche, Verkündigung des reinen Evangeliums u. dgl. gefordert. Daneben fehlt es nicht an weltlichen Wünschen und in den 28 Postulaten, mit denen Gaißmayr nach Niederwerfung des ersten Putsches von der Schweiz aus Tirol neuerlich zu insurgieren suchte, finden wir sogar die Abstrockenung und Bepflanzung der Moore und Sümpfe der Etsch und Meran und die Cultivierung des Oetzthales. Aber den Grundcharakter verleiht der ganzen Bewegung doch der Gedanke der evangelischen Freiheit.

Der katholische Priester Wilhelm Hoheß hat ein dickes Werk geschrieben „Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert", in dem er den Satz der Encyklika vom 29. Juni 1881 durchzuführen versucht, daß die Reformation „die Ursache der modernen Revolution" sei. Für die geistige Revolutionirung Europas sowohl, als für die in die äußeren Erscheinungen tretenden „Revolutionen", die in den verschiedenen Staaten der Reihe nach oder gruppenweise ausbrachen, ist vieles hieran sehr zutreffend. Aber dass die „Revolutionen" als solche kaum rein evangelischen Errungenschaften sind, zeigt uns auch für die neuere Zeit, von Spanien ganz abgesehen, im besonderen der Tiroler Aufstand unter Hofer. Nach der Lehre von der Landesherrlichkeit und den unmittelbar von Gott stammenden Rechten des Regenten war es Revolution, als die Tiroler sich durch den starken einmal ausgesprochene Abneigung des Landes, das sie als Bayern unterbrechen, nicht an Napoleon, den Erbfeind, aber, dass die inneren Gründe des geistlichen Widerstandes gegen diese Abtretung nicht so sehr in dynastischen, als in religiösen, und zwar specifisch katholischen Empfindungen lagen, wird sich wohl niemand entziehen können, der den Verlauf der Tiroler „Freiheitskriege" und die Entwicklung aufmerksam betrachtet, die der tirolische Volksgeist seit jener blutigen Ausrottung des Protestantismus mit dem Schwert und dem Feuer genommen hat. Dieser Gedanke kommt auch in Kranewitters „Andre Hofer" klar zum Ausdruck. Viel klarer als der evangelische Geist des Aufstandes von 1525 im „Michel Gaißmayr".

Dort sind es mehr die äußeren Greuel der Machthaber und ihrer Schergen, die und der Dichter vorführt, um uns die steigende Erregung und die Erhebung der Bauern begreiflich zu machen. Es werden dem alten Feuerhüter die Augen ausgestochen, für Peter Passler wird auf der Bühne der Scheiterhaufen aufgerichtet, eine Zahl von Krüppeln marschiert vor unseren Augen auf, die eine barbarische Schreckensjustiz verstümmelt hat: „Der hat kein' Fuß, der kein' Hand und wieder einer kein' Arm." Die Vorfälle als solche sind uns historisch verbürgt: das Todesurtheil gegen Peter Passler (der aber vom Feuertod zum Tod durch das Schwert begnadigt worden war) als unmittelbarer Anstoß zur Erhebung der Bauern aus der Brixener Gegend, die Blendung eines Steinmetzlehrlings Philipp am Schlosshofe zu Trient und die übrigen im Namen der Gerechtigkeit daselbst verübten Massacres; Nasen, Ohren, Finger, Hände wurden den Rebellen abgeschnitten, sofern man sie nicht viertheilte, hängte, köpfte, verbrannte, spießte oder ihnen das Herz herausschnitt und um das Maul schlug.

Trotz der „historischen Wahrheit" der geschilderten Greuel wirken aber die im Michel Gaißmayr vorgeführten Schreckthaten nicht mit der Kraft der Wahrheit auf uns, weil sie zu gehäuft sind und weil wir in die inneren Vorgänge, die alles so gestalten haben, zu wenig Einblick gewinnen. So hat denn eigentlich der Tiroler Bauernkrieg auch nicht, wie in Kranewitters Drama, 1525, sondern schon im Jänner 1524 mit einem Aufruhr der Schwager Knappen begonnen, deren „Lösungslied" die richtige Ouverture zu einem „Michel Gaißmayr", zur Tragödie des Knappenjohnes aus Sterzing, wäre.

In seinem „Andre Hofer" hat uns Kranewitter, unbekümmert um den officiösen Mythus, der in Hofer den Freiheitsfinn und die Kaisertreue der Tiroler glorificiert, mit wenigen Zügen, aber höchst interessanten das innerste Wesen jener „Freiheitskriege" gezeichnet, der die Tiroler zum Aufstande getrieben hat. Gleich im ersten Act, da uns Hofer an der Schwelle des entscheidenden Entschlusses, Unterwerfung unter den beglaubigten Willen des Kaisers oder Rebellion, vorgeführt wird, spricht es der ihn zum Kampf drängende Haspinger aus: „Der Kaiser ist nur Nebensweck, weil er ein guter katholischer Herr ist. Du Hofer, du musst in den heiligen Kampf, du musst, sonst ist alles verlor'n, alles wird lutherisch, die Tempi werd'n zerstört, das Heiligthum plündert, die Schulen Lehrstuhl der Ketzerei" und bald, den Communandanten der Passterthaler, lässt Kranewitter in den Klageruf ausbrechen „in d'Höll soll'n wir fahr'n, keine Christ'n soll'n wir mehr sein, die Lichter zöhlns bei der Möß, die Feiertag hab'n abracht, die Bischöf spörn's ein und die Geistlich'n." Der Geist der Bevölkerung war eben ein ganz anderer geworden in der Zeit von 1525 auf 1809.

Nicht nur in der plastischen Herausarbeitung des inneren Charakters der ganzen Bewegung, auch in der dramatischen Behandlung bedeutet der „Andre Hofer" Kranewitters einen bedeutenden Fortschritt gegen seinen „Michel Gaißmayr". Die Vorzüge, die sich in dem früheren Drama gezeigt hatten, die markige und doch natürliche Sprache insbesondere, finden sich hier wieder. Sehr sorgfältig ist der Dialect behandelt und der Aufbau des Ganzen ist viel geschlossener als im „Michel Gaißmayr", bei dem es auch lähmend auf unser Interesse wirkt, dass der Held schon im vierten Act vom Schauplatze verschwindet, wofür uns das schwülstige Bild, wie im letzten Act sein abgeschlagener Kopf aus einem Sack hervorgezogen wird, kaum genügenden Ersatz bietet. Seinen Hofer hat Kranewitter klar und scharf gesehen, er stellt uns einen Mann hin, von dem wir uns sagen müssen, „so kann er wirklich gewesen sein." In der erschütternden Selbstanklage aber, in die Hofer ausbricht, da der Aufstand misslungen ist, und in der er uns aufdeckt, was auch noch an persönlichen Trieben in ihm gewirkt hat, als er den Kampf unbekümmert um das uns ihm erwachsende Elend und die wohlmeinenden Warnungen getreuer Ratgeber fortsetzte, tritt er uns menschlich viel näher als jener „Dulldich-Hofer" es je vermochte, den wir aus Bänkeln und Schulbüchern kennen.

Den beiden letzten Acten der Dichtung Kranewitters hätte der angemessener Darstellung auch auf der Bühne starke Wirkung nicht fehlen können. Nun, es hat nicht sollen sein, obgleich man die zwar Wendungen über den damaligen Kaiser, die allein in Frage kommen konnten, leicht hätte ausscheiden können. Vielleicht ist der „Dulldich Hofer" auch Object fürsorglichen Schutzes der Censurbehörden. Oder sollte man etwa gar darauf Rücksicht genommen haben, dass das Spiel den Clericalen kaum gefallen dürfte? Warum hat auch das Volkstheater, wenn es schon ein Drama aus den Tiroler „Freiheitskriege" aufführen wollte, nicht Vigil v. Majas

„Thaler-Wirt“ erwählt? Dieses jüngst bei Rauch in Innsbruck erschienene Stück — das übrigens in seiner Art ein ganz wirksames Volksstück ist — wurde, wie der Ausdruck für die bischöfliche Approbation in der Terminologie der katholischen Literatur lautet, „mit Erlaubnis der Vorgesetzten“ gedruckt, während dem „Andre Hofer“ Kranewitters die Erlaubnis der allem Anschein nach nicht nur dem Herrn Vigil v. Maja, sondern unserer ganzen Literatur vorgesetzten Kirchenoberen offenbar fehlt.

Max Burckhard.

An Kaiser Wilhelm.

Das waren goldene Worte. „Ich hatte im Auge,“ sagte Wilhelm II. zu den Künstlern, „ich hatte im Auge, der Welt zu zeigen, dass das Günstigste bei der Lösung einer künstlerischen Aufgabe nicht in der Berufung von Commissionen, in der Ausschreibung von Preisgerichten und Concurrenzen besteht, sondern dass — nach altbewährter Art — der directe Verkehr des Auftraggebers mit dem Künstler die beste Gewähr bietet für ein gutes Gelingen des Werkes. Ich habe Ihnen absolute Freiheit gegeben, nicht nur in der Combination und Composition, sondern gerade die Freiheit, das von sich hineinzulegen, was jeder Künstler thun muss, um erst dem Kunstwerk sein eigenes Gepräge zu verleihen.“ Das sind inhaltsschwere, herrliche Sätze. Denn nichts hat drückender auf unserer Kunst als das Joch der Landes-Kunstcommissionen gelastet. Sie knebelten, sie entmannten den Künstler. Zu einem dummen Schulsungen machten sie ihn. War sein Ausstieg eigenartig, dann corrigierte ein Dutzend Schulmeister solange daran, bis nur das Platte, allen Zusagende, übrig blieb. Nichts das Genie, die goldene Mittelstraße triumphierte. Fast noch beschämender war die Spiegelfechterei der Concurrenzen. Denn hier wurden aus den Schulsungen Hunde. Man lockte sie, hielt ihnen einen saftigen Knochen hin, um ihn, persid lächelnd, nicht dem besten Springer, nein, dem im Schweisswedeln Geübtesten zu geben. Kaiser Wilhelm hat das Unwürdige dieser Bräuche erkannt. Ein Großer der Vergangenheit scheint aus seinem Munde zu reden: stolz und selbstbewusst, seinem persönlichen Geschmack vertrauend, die Künstler anregend und zugleich vom Respect vor dem Genius durchdrungen.

Doch nicht nur der Mäcene der alten Epochen gedenkt man. Es spricht aus den Worten des Kaisers auch der moderne Mensch. Denn lebhaftes dem Glanz des medicäischen Hauses hatte unter Leo X. die Kunst gedient. Ein Mittel der Selbstberäucherung war sie dem Sonnenkönig. Im Kopf Kaiser Wilhelms ist Schillers Gedanke von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes lebendig. Er kennt die Culturmission der Kunst. Er denkt nicht an sich allein, an das Haus Hohenzollern, nein, an das arme, schöpferischdürftende Volk. „Die Kunst soll mithelfen, erzieherisch auf das Volk zu wirken, sie soll helfen, unsere Sitten durch harter Mühe und Arbeit ermöglichten, sich am Schönen zu erfreuen, an den Idealen sich wieder aufzurichten, sich aus ihren sonstigen Gedankenkreisen heraus- und emporzuarbeiten. Diese Pflege der Ideale — das ist die größte Culturarbeit, und soll die Cultur ihre Aufgabe voll erfüllen, dann muss sie bis in die untersten Volksschichten gedrungen sein. Hut ab, Herr Kaiser, das ist schön gesprochen. Der Traum unserer Zeit ist hier in Worte gefasst. Uns war es ein Traum nur. Du kannst ihn verwirklichen. Heil, Kaiser Wilhelm!

Das ist das Große, das Gewaltenwerte des deutschen Kaisers, was, ach, so wenige Fürsten mit ihm theilen. Er hört das Herz der Zeit in seiner Brust pochen, fühlt sich mitten in der Brutwärme der Gedanken, die im Kopf unserer Größten, unserer Edelsten reifen. Und er wird sie zum Leben führen, das darf man sicher sein. Wann wird der Augenblick kommen? Wann wird der seltsame Fürst, den die gleichen Empfindungen, die gleichen Ideengänge mit uns verbinden, diese Verwandtschaft fühlen? Wann wird das Missstrauen schwinden, das ihn heute noch abhält frei den Grundzug seiner Wesens zu folgen? Wenn aus dem Caesar male informatus der Caesar melius informatus geworden ist.

Denn daran lässt sich nicht zweifeln; die moderne Kunst ist bei Kaiser Wilhelm verkannt. Böswillige, die um ihren Posten besorgt sind, haben ihm Flöhe ins Ohr gesetzt, ihm Lügen aufgebunden, die dümmsten Oberförstergeschichten erzählt. Der Socialismus — ja natürlich! Das ist für einen Fürsten dasselbe, wie für einen Toro das rothe Tuch. Aber wo sind nur die Bilder, die „das Elend nach schreußlicher Manieren, als es ohnehin ist und sich damit am deutschen Volke verständigen“. Die Grundsorte der gegenwärtigen Kunst ist eine idealistische, romantische. Die Phantasie, die Legende, das Märchen herrscht. Ganz wie der Kaiser es aussprach: die Kunst will uns ermöglichen, uns nach harter Mühe und Arbeit am Schönen zu erfreuen, uns unseren sonstigen Gedankenkreisen herauszureißen. Bauern- und Arbeiterbilder fanden vor zwanzig Jahren im Vordergrund, und auch damals waren künstlerische, aber keineswegs sozialistische Gesichtspunkte maßgebend. Theils zog das Heroische, Monumentale dieser Gestalten an, der große Rhythmus, den die Arbeit dem Körper gibt. Theils sollte das Freilicht erprobt werden. Man kam auf die Bauern und Arbeiter, weil man die Sonne malen wollte, den hellen Tageston, den grauen Schleier der Atmosphäre. Eine „Glendamaleer“ hat nur um 1840 gelebt, als in Frankreich Tassaert, in Belgien de Groux, bei uns der längst vergessene Karl Hübner wirkte. Und auch ihnen wird der Vorwurf, dass sie sich am Volke verfündigten, sehr zu Unrecht gemacht. Denn das Elend ist da. Der schafft keine Hilfe, der in Vogel-Strauß-Politik den Kopf in den Sand steckt. Auch die Kunst kann mitkämpfen für die ernsten Fiele eines jeden Zeitalters. Das thaten jene Maler, und der Ruhm großer Phlantropen wird ihnen immerdar bleiben, der Ruhm guter Menschen, die in schwerer Zeit die Religion des Mitleides predigten.

Folgt die zweite Verleumdung: das sie böse Moderne ja gar nicht ausdrücke, was unsere Zeit bewegt, nein, nur ein Erzeugnis der Druckereischwärze, ein Product marktschreierischer Reclame sei. „Ich glaube nicht, dass Ihre großen Vorbilder auf dem Gebiete der Meisterschaft weder im alten Griechenland noch im Italien der Renaissance je zu der Reclame, wie sie jetzt durch die Presse vielfach geübt wird, gegriffen haben.“ Nein, natürlich nicht. Denn eine Presse hat damals nicht bestanden. Aber auf wen, frage ich mich vergebens, sind die kaiserlichen Worte gemünzt? Seine eigenen Gäste kann er doch nicht meinen. Und die andern, die Nichtprotegierten, die Künstler? Hat man ihn wirklich verhindert, je eine Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu lesen? Hat er von der Tragik, der tiefen Tragik modernen Künstlerthums nichts gehört? Ja wahrhaftig, Majestät, die echten großen Künstler hatten keine „Connexionen“. Sie haben geschaffen, wie Gott es ihnen eingab, blind, peinvoll, jubelvoll, ohne nach den Reden der Leute zu fragen. Der Dank war Verhöhnung und Noth. Im Kampf um ihre Ideale haben unsere Besten sich verblutet. Manche, die sie gefallen auf dem Felde der Ehre. Ave, Caesar, morituri te salutant! Das kann Herr Begas nicht sagen, auch Herr v. Werner nicht, doch manchen „krebsame Charakter unter den Anhängern jener Richtung,“ die Eure Majestät für die falsche halten. Ueberhaupt die „Richtung“! Da spricht nicht der Kaiser, sondern der Drillmeister A. v. Werner, der den Jargon des Exercierhauses auf ästhetische Dinge überträgt. Es ist keine Richtung, Majestät. Der zuliebe verblutet sich kein Textil. Es ist die Kunst, Majestät, die Kunst.

Deren Schirmherren, Verehrer und Förderer sind in vergangenen Jahrhunderten große Fürsten gewesen. „Ich weiß nicht“ — sagte ein französischer König zu Benvenuto Cellini — „ich weiß nicht, wem das größere Glück beschieden, einem Fürsten, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat oder einem Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen.“ Im neunzehnten Jahrhundert trat das selten zusammen. Die großen Künstler konnten den Fürsten nicht dienen, da deren Gedanken nicht solche waren, die ein großer Künstler ausdrücken mag. Ludwig I. von Baiern ist ein trauriges Beispiel. Der hatte die Hirnkraft des Barock benebelt. Der Glanz der Gotthzinlichkeit sollte ihn umstrahlen. Doch statt eines Sonnenkönigs ward er ein Schattenkönig. Da seine Gedanken nicht im Sinne des Jahrhunderts lagen, wurden die Banten, die er aufführen ließ, nur schale, matte Copien. Männer, deren Namen niemand weiß, mußten den wertlosen Plunder liefern. In ähnlicher Weise gegen den Strich des Zeitgeistes gehen die Schöpfungen des deutschen Kaisers. Die Frage ist gar nicht nöthig, ob die Baumeister, Begas, Börmel, Hoße, Breuer, Wallot, Lalanderli; die Cauer, Eberlein, Fredenhagen, Götz, Graf Gvertz-Schilp, Hoeker, Kraus, Conrad Leßing; die Magnussen, Manthe, Manzel, Wretzner, Schaper, Schott, Siemering, v. Uechtritz, Unger, Uphues und Wolff die geeigneten Männer waren. Denn die Thatsache steht fest, dass von den führenden Männern der deutschen Plastik keiner imstande gewesen wäre, im Sinne des Kaisers zu arbeiten, keiner die Lust gehabt hätte, sich in die Affaire zu mischen.

Die Sache liegt nämlich so: wir haben eine Geschichtsmalerei vor fünfzig Jahren gehabt. Ein mit sich unzufriedenes Volk dürftete damals nach Thaten und Helden. Da die Gegenwart kleinlich war, malte man die Großen der Geschichte. Heute haben wir das Gefühl „weh' dir, dass du ein Enkel bist“ überwunden. Da fehlt für die Geschichtsmalerei, das Pruduct jener armen, politisch-stagnierenden Zeit, die Stimmung. Mamien auszugraben, und ihnen reglementmäßige Costüme zu schneidern, ist nicht mehr das Ziel der Künstler. Der Gedanken- und Empfindungsgehalt unserer Zeit will sich zu neuen, großen Formen verdichten. Von einer Durchdringung des Lebens durch die Kunst träumen wir, von einer jungen, sieghaften, alles verklärenden Schönheit.

Auch Kaiser Wilhelm fühlt diese Sehnsucht. Denn die Statuen der Siegesallee sollen ja nicht nur wie die alten, die im Park von Sanssouci stehen, persönlichem Mnemenit dienen. Sie sollen den arbeitenden, sich abmühenden Classen die Möglichkeit geben, sich am Schönen zu freuen, an den Idealen sich aufzurichten. Aber da erhebt sich — bei aller Liebe zum angeiammten Herrscherhause — doch die Frage, ob Friedrich Eisenzahn, Heinrich das Kind und Otto der Faule mit ihren Mänteln und Mützen dazu die geeigneten Objecte sind. Der Hiftoriograph des königlichen

Digitized by Google

Hauses, Prof. Reinhold Kofer hat, wie der Kaiser betont, monatelange Archivstudien gemacht, um das Programm zu entwerfen. „Durch die Historie bedingt, hat sich die Form der Gruppen gefunden.“ Wie oft hat Kaiser Wilhelm — allen Philologen zum Trotze — von den Schäden unseres Gymnasien gesprochen; von all den todten Wissensfragmenten, die den jungen Köpfen eingeblaut werden, und die sie vergessen müssen, um Menschen unserer Zeit zu werden! Und er sollte selber den Fehler begehen, den er an den Schulmeistern geißelte; sollte von seinem Volke verlangen, dass es nach der Arbeit des Tages sich die Daten der brandenburgischen Historie einpaukt? Im öden Geschichtsunterricht soll die neue Cultur bestehen?

Mein, ich glaube das nicht. Der unerklärliche Widerspruch, der zwischen den Worten des Kaisers und seinen Thaten besteht, geht nur darauf zurück, dass noch alte Herren ihn unmöglichseln, die aus Zeiten der Unkunst stammen. Wenn sie erst einmal todt sind, wenn Männer seiner Generation ihn umgeben, wenn das Bollwerk von Lügen beseitigt ist, das falsche Rathgeber aufbauten, dann wird er nicht mehr Reinhold Begas, den seichten Epigonen des Barock, mit den Griechen, die braven anderen Herren mit Meistern der Renaissance vergleichen. Das Pergamonmuseum wird seine Wirkung gethan, wird ihm gezeigt haben, in welch unübersehbarem Gegensatz die Werke der Begasschule zu den Erzeugnissen guter Epochen stehen. Und wenn dann nochmals ein Bildhauer dieser „Richtung“, um einen selten Auftrag zu erhalten, ihn zu einem Unternehmen verleiten möchte, wird er ihm die Worte entgegnen, die er am 18. December von der Moderne sprach: „Die Natur, trotz ihrer großen, scheinbar ungebundenen Freiheit, bewegt sich nach ewigen Gesetzen. Ebenso ist es mit der Kunst. Beim Anblick der herrlichen Ueberreste aus der alten classischen Zeit überkommt einen das Gefühl; hier herrscht ein ewiges, sich gleichbleibendes Gesetz, das Gesetz der Schönheit, der Harmonie, der Aesthetik. Jeder Mensch, selbst der einfachste, trägt es in sich, und wer sich losjagt davon, in dem Gedanken einer besonderen Richtung, einer bestimmten Lösung mehr technischer Aufgaben die Hauptsache sieht, der versündigt sich an den Urquellen der Kunst, macht sie zur Fabrikarbeit, zum Gewerbe.“ Ich sehe den Moment schon kommen, ich fühle ihn nahen. Und dann ist Kaiser Wilhelm der Vollstrecker unserer Träume.

Richard Muther.

Die Woche.

Politische Notizen.

In allen guten Weihnachtsgeschichten kehrt der verlorene Sohn rechtzeitig vor Beginn des Festes ein in das stets geräumige Vaterhaus wieder zurück. Herr v. Koerber, der bekanntlich lyrische Stimmungspolitik bevorzugt, konnte also auch das Weihnachtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne dem alten Mütterchen „Verfassung“, das es in seiner Staatsstreich rede vom 9. d. M. so boswillig verlassen hatte, geruhsam wieder in die Arme zu sinken.

Er hat das Mütterchen freilich recht lange auf sich warten lassen, der verlorene Sohn! Im Abgeordnetenhaus schloss die Session am 18., aber Herr v. Koerber zeigte noch keine Miene, sich zurückzufinden. Erwog vor der Vertagung, am 16., hielt er sogar noch, in Beantwortung der Interpellation Baeuerlher, eine zweite, längere, dafür aber mehr schärfere Staatsstreichrede, die dem Mütterchen jede Aussicht auf die Wiedervereinigung mit diesem unartigen Sprossling benehmen zu müssen schien. Aber sieh schien. Denn gar so streng hat es Herr v. Koerber mit seinen milden Staatsstreichreden nicht gemeint. Und also ist am 18. das Abgeordnetenhaus auseinandergegangen, ohne der Vertagung ein gutes Wort zu geben, wenn der Schluss sein gut, dass das Mütterchen noch ein zweites Mal, das Weihnachtsfest, hehe, das hatter gerissen bleibt und in dem es ganz besonders schwierig ist, einen verlorenen Sohn wieder zur Verfassung einzulocken, konnte so der Sitzung des Herrenhauses am 21. d. M., zwei Tagen vor der Vertagung, gut sich denn auch der große moderne staatliche Moment ereignet. Herr v. Koerber hielt da wieder einmal eine Rede über die „Lage“, oder es „warnte“ nicht wieder, er „drohte“ nicht, sondern „hoffte“ nur, wie er auch vorsichtig gehofft hatte, da er noch als Redner sind die Verfassung gesagt ihre hinderten Rechte durchaus hatte. „Ich kann nur hoffen,“ sagte er am Schlusse, „dass die Entwicklung in Ruhe gehen werde. Die heute unter den Parteien wirkenden Kräfte“ — Herr v. Koerber sind gut Gesagt, dass es 9. d. M. noch nicht Kräfte, sondern Parteien waren — „werden sich gegenseitig ausgleichen.“ Und so ist denn auch diesmal der Verfassung gut gegangen. Denn auf jeden Staatsstreich folgt ein Ausgleich, und der ungleich des Parteien Leidenschaften in seine Behandlung nehmen, Leid in Verzweiflung nicht!

[illegible] Herr v. Koerber [illegible] Verfassungspartei Fürst Auersperg haben zwar wieder einmal in Ignoranz und Confusion miteinander rivalisiert, und es wäre schwer zu sagen, welcher von beiden in diesem Turnier der Geistlosigkeit den Preis davon getragen hat. Aber eines einen Staatsstreich will keiner von beiden etwas wissen.

*

Noch charakteristischer war die Rede des Grafen Schönborn, des Führers der Rechten und Parteigenossen des Fürsten Lobkowitz. Von ihm zum mindesten durfte sich Herr v. Koerber ein Wort der Aufmunterung zum Staatsstreich erhoffen. Graf Schönborn hätte dem Herrn v. Koerber ruhig sagen können: „Wir haben uns schon im März für den Staatsstreich ausgesprochen, und du hast uns damals in deiner Einfalt widerlegen zu sollen geglaubt. Jetzt aber bist auch du zur Erkenntnis gekommen, und wir wünschen dir schon heute zu deinem Verfassungsbruch viel Glück und gutes Wetter, sowie wir dir auch zu deinem Eidbruch die Absolution der heiligen Kirche zu verschaffen bereitwillig sein werden.“ Aber kein Wort von alledem ist in der Rede des Grafen Schönborn vorgekommen, ganz im Gegentheil war sie vom Anfang bis zum Ende ein Loblied auf das Constitutionalismus, in dem „der regelrechte Zustand wiedergutchen scheine,“ alle Verfassungsexperimente lehnte er als „Zukunftsmusik“ ab, jetzt müsse man nur trachten, von der Verfassung „das zu erhalten, was wahrsam geeignet worden sei,“ „Verfassungsfreiheitgleiten im Innern aber vermieden“ — kurz, Graf Schönborn, der Feudale, rapierte Herrn v. Koerbers Verfassungsrede vom 2. März, sowie Herr v. Koerber in seiner berüchtigten Staatsstreichrede nur die des feudalen Fürsten Lobkowitz vom 2. März copiert hatte, und das Lob, das Graf Schönborn nicht der Staatsstreichrede, sondern just nur den verfassungsmäßigen Bemühungen des Herrn v. Koerber spendete, klang in seiner Ueberschwänglichkeit wie die reine Ironie.

*

Ja, so sind sie, unsere Herren Staatsmänner, die emporgekommenen nicht minder wie die geborenen. Vom Staatsstreich reden sie beide gerne, die Feudalen und auch Herr v. Koerber. Aber wenn's ernst wird, wenn auch Herr Koerber schließlich auch das Thun kommen soll, dann sind beide plötzlich ganz still. Denn sich die Feudalen sind in ihrem Menschenhirn schon nach dem Staatsstreich, aber seine Hand habet existieren soll ein anderer, Herr v. Koerber oder der es sonst will. Und auch Herrn v. Koerber passt es ganz gut, dass große Wort vom Staatsstreich im Mund zu führen, aber machen soll ihn auch ihm zuliebe ein anderer; den deutschen Obmännern hat er das in einem der vertraulichen Gespräche gesagt, die seine Staatsstreichrede ausdrücklich gesagt. Da sich aber kein entschlossener Mann dafür findet und selbst die Herren Bradley und Fürst Liechtenstein den Staatsstreich nur befürworten, wenn ihn ein anderer unternimmt, so hat sich auch Herr v. Koerber die Sache überlegt und ist in seiner Weihnachtsrede zur Verfassungs- und Hoffnungsfreudigkeit leichten zurückgekehrt. Ganz wie der verlorene Sohn in der üblichen Weihnachtsgeschichte. In reduciertem Zustand nämlich wie dieser. Herr v. Koerber mag sich jetzt wieder wie ehedem im Copieren der alten liberalen Verfassungsreden üben, aber der Nimbus ist weg.

K

Volkswirthschaftliches.

Durch den Erlass des Eisenbahnministeriums dürfte endlich die Frage des zweiten Geleises der Nordwestbahn ihrer Erledigung zugeführt werden. Ob es nöthig war, der Verwaltung ein volles halbes Jahr zur Ausarbeitung der Detailprojecte und Kostenvoranschläge für vier lange Theilstrecken zu lassen, sei dahingestellt. Eigentlich hätte die Nordwestbahn selbst genug gehabt, diese Vorarbeiten schon längst fertig zu stellen. Uebrigens scheint sich auch die Regierung bisher nicht allzu intensiv mit der Frage befasst zu haben, sonst hätte es ihr schwerlich passieren können, dass sie in ihrem Erlass auch das zweite Geleise für die Theilstrecke der Wössel—Ullamenz fordert, welche als Theil der Tetschen-Tauernauer Linie doch in der Concession ausdrücklich von der in Rede stehenden Verpflichtung ausgenommen ist. Indes wird es Sache des Parlaments sein, die neu erwachte Energie der Regierung nicht wieder einschlafen zu lassen. Herr v. Tanusig scheint auf so etwas zu rechnen oder zum mindesten mochte er den Actionären einreden, dass auf ihn gerechnet werden müsse. Denn auf seine Offensiven schreiben, als ob die in dem Regierungserlass erwähnten Theilstrecken die einzigen wären, auf welchen die Regierung das zweite Geleise legen lassen will. Den wiederspricht jedoch der Wortlaut des Communicats in der „Wiener Abendpost“, nach welchem die Regierung die Herstellung des zweiten Geleises [illegible] Strecken in Bedeutet, behält sich die Regierung für später vor, da die Arbeiten ehestens nur allmählich durchgeführt werden können. Ferner wollen die Tanusig-Clientelen den Actionären einreden, dass auf anderen Strecken das Bedürfnis nach dem zweiten Geleise überhaupt nicht vorhanden wäre und dass [illegible] Strecke auf dem Bahnwege. Im Jahre 1897, als die Regierung der Buschtiehrader Bahn die allmehliche Legung des zweiten Geleises auf einer Strecke des Netzes auftrug, wurde jeder Mangel einer [illegible] Strecke [illegible] Strecken in Betracht gezogen. Im Jahre 1897 [illegible] Strecken [illegible] Strecken [illegible] Strecken

sich selbst nicht zu orientieren verstehen, über drohende Gefahren im Unklaren zu lassen. Trat dann die Gefahr wirklich ein, so hatten die Mitglieder schon vorher Zeit gehabt, sich zu salvieren, und die „Beruhigten" fielen bereits. Das soll wohl auch jetzt geschehen. Deshalb trägt er seinen Officiösen auf, die Contenancen der geänderten Haltung der Regierung als selbstverständ hinzustellen. Die Vertrauensvollen bleiben dann eben schwarzer Peter.

Den Aufsichtsrath der beiden unter Mitwirkung der bosnischen Regierung gegründeten und geleiteten Schwindelgesellschaften, der bosnischen Holzverwertungs- und der bosnischen Elektricitäts-Actiengesellschaft gehören seit der Gründung der Professor an der Wiener Handelsakademie Anton Kleibel und der Wiener Ober-Landesgerichtsrath Otto Steiner an. Dass die genannten Herren sich seinerzeit mit Dr. Josef Kranz in eine Verwaltung gelegt haben, mag hingehen. Sie konnten glauben, dass bei Unternehmungen, in welchen die Vertreter der bosnischen Regierung saßen, Alles sachlich correct vorgehe. Dass sie zu all den Schwindelgeschichten dieser Unternehmungen geschwiegen haben, mag gleichfalls hingehen; sie haben als Aufsichtsräthe vielleicht nie davon erfahren. Dass sie die falschen Bilanzen der beiden Unternehmungen nicht beanstandet haben, das kann man nur dem Ober-Landesgerichtsrath nachsehen, denn bei ihm ist berufsmäßig vorauszusetzen, von solchen Dingen etwas zu verstehen. Der Professor der Buchhaltung und gerichtlich beeidete Sachverständige in Buchsachen, Herr Anton Kleibel, kann diesen Milderungsgrund nicht für sich gelten lassen. Er musste verstehen, was vorgieng. Dass aber die beiden Herren jetzt, wo der Schwindel offenkundig ist, wo das Misstrauen gegen dieser Gesellschaften mit unbedeutend Bruchtheil reduziert werden muss, sich wieder in den Aufsichtsrath wählen ließen, das zu verantworten dürfte ihnen schwer werden.

Kunst und Leben.

Das Requiem von Suppé, das die Singakademie zur Aufführung brachte, bedeutete für das musikalische Publikum einen Genuss ähnlicher Art, wie Offenbachs phantastische Oper „Hoffmanns Erzählungen" für die Componisten, die ihren gewohnten Wirkungskreis überschritten, die Erwartungen übertrafen, die man an deren Durchführung ernster künstlerischer Aufgaben gehapft hat. Eine Composition von bejonderer contrapunktischer Tiefe ist Suppés Requiem selbstverständlich nicht, es ist eine jener einfachen, melodiösen Arbeiten, die mehr dem italienischen als dem deutschen Empfinden entsprechen ist, aber sie ist frei von Trivialitäten, frei von unliebsamen Anklängen an die lustige Operettenmusik des Componisten, voll glücklicher, melodiöser Einfälle und dankbarer Partien für den Chor und die Solisten. Abgesehen von ganz vereinzelten Fällen, wo die Instrumentierung etwas ordinär klingt, bewegt sie sich durchwegs auf einer feinen, charakteristierenden Begleitung, in stellenweise, wie im Sanctus, einem Anflug zu ganz gelungener Stimmungsmalerei. Weniger gelungen sind die jugierten Theile des Chores, wo das „quam olim Abrahae", die Fuge glücklicherweise nicht überwuchert, zu einer Quälerei wird — es auch hier, mit einer trockenen Gebrauchsarbeit zu prunken, aber man merkt doch, wie fremd er ist, wenn er aus seinem kühnen Sprung in den Fugensatz in das melodiöse Fahrwasser zurückkehren kann. Hier gelingt ihm dann auch ein Arioso von außerordentlicher Schönheit, wie das Ab Solo im Lacrimosa, aber das Solo im Agnus Dei ist wieder ein Fehlgriff. Ein einziges Mal fällt Suppé ganz aus der Rolle des leichten Kirchencomponisten, und hebt gerade am Schluss, dessen Stil beim ersten Anhören des Werkes leicht für den Totalendruck des Werkes maßgebend sein kann. Sein Agnus Dei klingt wie der Trauermarsch einer Veteranenkapelle. Von dieser Entgleisung abgesehen, die übrigens durch einen Zweifel von etwa dreißig Takten beseitigt werden könnte, verhält sich sein Requiem zu seinen Opereetten ungefähr so, wie das Requiem von Verdi zu dessen ersten Opern. Es ist deshalb in hohem Grade zu bedauern, dass sich Suppé nicht öfter seiner besseren musikalischen Natur erinnert und unter Verzicht auf die rauschenden Erfolge seiner heiteren Buffenmusen Werke ernsteren Charakters geschaffen hat. Das Talent dazu hatte er bisellen. Der Dirigent, Herr Laitte, war sichtlich bemüht, dem Werke durch eine wuchtige Anführung Geltung zu verschaffen, und die Solisten Fräulein Neumann und Hanlein, die Herren Zoeter und Hatalschka entledigten sich ihrer Aufgaben mit allem Ehren.

A. B.

*

Man schreibt uns aus Berlin:

Im täglichen Leben den Feiertag der Arbeit suchen, und wiederum, den Feiertagsfeiern herabstimmen, dass er alltägliche Bedürfnisse und Gewohnheiten nicht übertone — das ist gewollten, hat Rainer Maria Rilke in seiner dramatischen Skizze „Das tägliche Leben," die im Neuen Theater zur Aufführung gelangte, vergeblich versuchen. Zwei Leute beim ein junger Maler. Der Zufall einer gleichgiltigen Gesellschaft führt ihn mit einem Mädchen zusammen. Sie verstehen einander, sie theilen sich innerliche Erlebnisse mit, enthalten, vertrauensseligen reißen sie die Schleier von ihren Seelen, und ihr Gheimnisse zu offenbaren. Die Stunde vermint, und da sie sich wiederstehen, kommen sie sich fremd vor, sie stehen sich wieder gegenüber, sie haben gleichsam leichsch Raubbau getrieben, und nichts bleibt ihnen übrig, als Abschiednehmen. Die Geschichte in dem „Verhältnis zueinen aller Convention", die er in dem jungen Mädchen zu finden gehofft, traumt hatte. Nun er in ihr nicht wieder finden — er bringt sie hängt, ohne es selbst gewusst zu haben, in einem Modell, das sich täglich vor ihm war und ihr, die ihm gefiel und zu ihm aufsahlicht hat, und die ihn verstand, sehr viel besser als er es wahnte. Ein tiefes, seelisches Problem hat Rilke aufgegriffen, manche Stimmungen, die er trei, haben sich ihm eingestellt, nicht ohne intrischen Reiz in seine kleine dramatische Skizze. Aber noch vermochte er nicht zu überzeugen. Seine Gegenst muss er sich noch entdecken — bislang steht er unter dem Einflusse Maeterlincks und der Altersmerle Ibsens. Noch wirkt seine Lyrik ganz absichtlich und erlogen, noch ist die Stimmungsgebung conventionell und erzwungen. Vor allem Dingen: Rilke muss lernen, die Alltäglichkeit des Lebens in den Gleichgiltigkeiten des Werktages die Feiertagsstimmung zu offenbaren; oder er vermag noch nicht die Alltäglichkeit, die Werktäglichkeit darzustellen: sie spottet seiner und seines hohen Zieges. Und darum schmiltzt das Buch in seinen Flügeln.

Ernst Heilborn.

Bücher.

Comte de Reiset: Mes Souvenirs. Les débuts de l'indépendance Italienne. Preface par Robinet de Cléry. Paris, Plon, 1901. VII und 475 S. Octav.

Ein französischer Diplomat, der seine Laufbahn als Gesandtschafts-Attaché in Rom zur Zeit Gregors XVI. 1840 begann, danach während der letzten Periode des Königtumes Karl Alberts und während der ersten Regierungsjahre Victor Emanuels bis 1852 als erster Gesandtschaftsverreiter und Geschäftsträger in Turin weilte, hat sich entschlossen, im hohen Alter seine Erinnerungen aus seinem Lebensabschnitte aufzuzeichnen. Freilich hätte sein Buch leicht und ohne großen Schaden um die Hälfte verkürzt werden können. Denn vieles allgemein Bekannte, was sich in zahlreichen gedruckten Werken findet, wird hier wiederholt. Mitunter tritt auch ein Mangel an Kritik überkommener Berichte oder ein Mangel an Kenntnis der einschlägigen Literatur zutage. Dies ist z. B. der Fall bei der Erzählung der Vermählung des Prinzen, späteren Kaisers, Wilhelm und bei der Schilderung der piemontesischen Revolution von 1821. Dagegen, wo der Verfasser eigene Erlebnisse, häufig unter Einflechtung brieflicher Ergüsse oder diplomatischer Depeschen, berichtet, ergänzt er bekannte Bilder um viele neue Züge. Seine Porträts Karl Alberts, Victor Emanuels, dem er persönlich sehr nahe stand, Giuseppe Mazzinis, Cavours u. a. sind lebensvoll. Er spricht als Augen- und Ohrenzeuge von den Scenen des 4. August 1848, als er Karl Albert zu Mailand im Feuer an der Porta Romana und im Palast Greppi vom Volk umlagert sah. Er erzählt, wie er damals versuchte, Radetzky zum Abschluss eines Waffenstillstandes zu bewegen. Die geheimen Berichte des österreichischen Feldmarschalls nach der Schlacht von Novara, die Abdankung Karl Alberts, der Regierungsantritt Victor Emanuels, die parlamentarischen Kämpfe in Turin bis zum Friedensschluss, die Thätigkeit des Ministeriums Azeglio und der Einritt Cavours in dasselbe das alles wird in diesen lebendigen deutschen Memoiren, der manchen Blick hinter die Coulissen werfen konnte, zum Gegenstand dramatischer Darstellung gemacht. Man hüte sich indessen zu glauben, dass der Verräter Victor Emanuels sich damals für einen Freund der Idee eines italienischen Einheitsstaates hätte ausgeben wollen. Für ihn galt als das letzte zu erstrebende Ziel: Bildung einer italienischen Conföderation. „Wenn die Einheit Italiens hergestellt sein wird," soll er dem König einmal gesagt haben, „wird sie nicht lange dauern. Setzen Sie sich in Uebereinstimmung mit dem Papst, lassen Sie sich nicht nach Rom führen, bilden Sie ein großes, verbündetes Volk ohne inneren Zwiespalt." Hoffentlich hat dieses Ende Ereignisse den Verfasser belehrt, dass er ein schlechter Prophet gewesen ist.

Prof. Alfred Stern.

Handbuch der deutschen Actiengesellschaften. Ausgabe 1901 1902. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur, A.-G.

In Deutschland mit seinen 5400 Actiengesellschaften ist es unmöglich, in einem Jahrbuch sämmtliche Mittheilungen zu machen mit welchen derselbe ausgestattet sein müsste, um alle Verhältnisse dieser Gesellschaften behandeln, wie es unsere österreichischen Jahrbücher thun. Die älteren derartigen deutschen Jahrbücher haben daher stets eine Auswahl getroffen, indem sie nur jene Actiengesellschaften, deren Actien an einer Börse notiert sind, aufnehmen. Das Handbuch deutscher Actiengesellschaften hat da eine kürzere Linie eingehalten, indem es sämmtliche Actiengesellschaften behandelt, allerdings nicht in der Ausführlichkeit der älteren Werke, aber doch alles Wesentliche in knapper, präciser Form bringend. Und obwohl das Material seit dem ersten Erscheinen des Werkes im Jahre 1896 sich um gehntes vermehrt hat — es erschienen jetzt etwa 3500 Actiengesellschaften in Deutschland gegen circa 1000 im Jahre 1896 — haben die Bearbeiter auch die Angaben von Jahr zu Jahr mehr detailliert. Gleich den vorher gegangenen Jahrgängen wird auch der vorliegende allen Capitalisten, Fachschriftstellern, Behörden 2c. als verlässliches Nachschlagwerk von großem Werte sein.

W. F.

Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Lejeune, vorgetragen bei Gelegenheit des internationalen Congresses für Handel und Gewerbe in Paris. Autorisierte Uebersetzung von Hulda Foerster. 1901.

Als Hauptmittel gegen die elende Lebenslage der Arbeiterinnen empfiehlt die Autorin die Errichtung von Syndicaten, aber nicht wie sie zu nennen, Gewerkschaften der Arbeiter und Arbeiterinnen eines bestimmten Berufes. Diese haben mit allen Mitteln, auch mit denen des Streikes, die Forderung durchzusetzen, dass den Männern und Frauen für gleiche Arbeit gleicher Lohn bezahlt werde. Dadurch soll die Frauenarbeit sehr erheblich eingeschränkt werden, soweit sie aber noch angewendet werden müsste, im Preise steigen. Nun pflegen aber Arbeiterinnen nicht einer freiwilligen Organisation beizutreten, um durch diese bevlos gemacht zu werden. Es ist alle nicht abzusehen, wie sie herbeigeführt werden, bei solchen Gegensätzlichkeiten, wie sie Lejeune betont, eine gemeinsame Organisation der Männer und der Frauen eben gleichkommen, einem Mann, wie er schon wiederholt gelungen worden ist und in welchem die Männer immer den Arbeiterin gelegen haben. Soll dagegen in vorliegender Weise nur eine Erhöhung der Arbeitslöhne gefordert werden, in einer Weise, für welche die Arbeiterinnen sich interessieren, bei welcher sie mitkämpfen können, so dürfen die aufgestellten Forderungen niemals das Maß übersteigen, bei dem der Arbeitgeber es noch vortheilhaft findet, auch Frauenarbeit zu verwenden. Sodann rückt die Autorin gegen die Arbeiterschutzgesetze vor, welche unter Umständen auch nur geeignet sind, die Lage der Arbeiterinnen zu verschlimmern. Sie sieht das folgendermaßen zu bewerten: „Wir können

Digitized by Google

eine große Confectionsfirma, welche zu Ostern dringlicher Arbeit die Räumungen den Vorsichtigen machte, beschäftigt. Unter damit in erleuchteten Fenster nicht verrathen, was drinnen geschieht, wird das elektrische Licht abgestellt, werden die Arbeiterinnen auf den Fußboden gesetzt und zwischen sie Lichter mit kleinen Schirmen gestellt, so daß der Schein nicht bis zum Fenster gelangt. Infolge des Schutzgelegen stehen dort also die Unglücklichen in qualvoll unbequemer Stellung und verderben sich die Augen." Dabei fällt aber der Autorin nicht ein, daß solche Dinge gar nichts gegen die Schutzgesetze sagen, sondern nur beweisen, daß diese eben durchgeführt werden müssen, wenn sie helfen sollen und andererseits wie dringend die Arbeiterschutzgesetze einer Ergänzung im Strafgesetzbüchern, welche Unternehmer, die das Gesetz unbedachtet lassen oder gar in menschenschinderischer Weise umgehen, mit Gefängnisstrafe bedrohen. Die große Confectionsfirma, welche T. Leineur kennt, sollte eben auch der Gewerbeinspector kennen. Damit aber das Tiro rücksichtsloser Forderungen voll sei, teilt die Autorin auch für die Heimarbeit ein und wünscht, daß alle Mütter aus der Fabrik und dem Bureau solchen und diese lässt sie die verderblichste anerkannten Form der Production zuwenden möge.

Therese Schlesinger-Eckstein.

F. Dietrich: Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. Band VI. Alphabetisches, nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichnis von Aufsätzen, die während der Monate Jänner bis Juni 1900 in über 1300 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind, mit Autorenregister. Unter besonderer Mitwirkung von Bibl. Dr. E. Roth für den medicinisch-naturwissenschaftlichen Theil und mit Beiträgen von Arthur L. Jellinek, herausgegeben von F. Dietrich. Leipzig, Felix Dietrich. 1900. 362 Seiten. Quart.

Die moderne wissenschaftliche Arbeit ist ohne die gedruckte Zeitschrift gar nicht mehr denkbar. Das Buch dient seine wesentlich der Zusammenfassung und soll ein dauerndes Gut sein, während der kleine und größere Beitrag in der Zeitschrift durch viele Jahre hindurch zusammengetragen wird. Neben selbst gleichartige Bücher werden heute gern zu Sammelwerken vereinigt, die eine fortlaufende Reihe bilden: jeder Band hat dann einen doppelten Titel, den des Sammelwerks und den der betreffenden Arbeit. Für den wissenschaftlichen Verkehr, wie für den buchhändlerischen Absatz bietet dieses Verfahren großen Vortheil, aber es hat auch seine ernste Gefahr, insoferne nur der erste Theil einer Arbeitsorganisation ins Werk gesetzt ist, denn der zweite fehlt. Jede Arbeitstheilung bedarf, wenn sie wirthschaftlich sein soll, der Arbeitszusammenfassung; aber diese fehlte bisher bei den vielen Tausenden von Zeitschriftenaufsätzen, die einzeln Jahres. Es war für die einzelnen zur Unmöglichkeit geworden, sich rasch darüber zu unterrichten, was auf dem von ihm gepflegten engeren Wissensgebiete im Laufe des letzten Jahres von anderen geleistet worden ist. Wie viele Arbeit ist aus diesem Grunde vergeudet worden, indem lange Zeit gesuchtes wohnnahe selbstständig wiederholt wurde, die deutsche Schriftstellerei und alle, welche auf irgend einem Gebiete wissenschaftlich thätig sind, durch das Labyrinth der Zeitschriftenaufsätze hindurchzuführen, hat Felix Dietrich die Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur ins Leben gerufen, und unzweifelhaft Dank schuldet ihm dafür die deutsche Wissenschaft. Dieses Werk ist bis zum sechsten Bande fortgeschritten; die ersten drei umfassen die Aufsätze je eines Jahres (1896 bis 1898, das Jahr 1899 ist in zwei Halbjahrsbänden [Bd. 4 und 5] erledigt und der sechste Band verzeichnet die Aufsätze, die im ersten Halbjahr 1900 erschienen sind. Mit bewundernswerther Schnelligkeit wird die Bearbeitung des Werk gehetzt, denn schon in den ersten Tagen des Jahres 1901 lag der sechste Band zur Ausgabe fand hier wie dort Trivialitäten und ästhetisch anstechbare Bilder nicht ganz vermieden. (Auf der Materie weiches Blatt gedruckt, — hat hier der Verf. ein schief verschworenes Bild.") „Augen, — die sich mit langem Bild ins Hirn mir saugen." Die alte Manier der Gegenüberstellung von landschaftlicher und entsprechender seelischer Stimmung und damit eine nuchterne, durch angedichtete Uebergänge verschärfte Zweitheilung der Gedichte lehrt bei Ernst wieder. (Nach dem Gewitter, „Auf dem Morgengange.". Nirgends wird der Versuch unternommen, der Sprache neue Reize und neue Bergleiche abzugewinnen „Nach altem, süß gewohntem Brauch" in sie ein „sonniges Weib, so jung und schwarm," ihre Gestalt „schwebetsprangend," ihr Antlitz „süß" und „lieblich," ihr Blick „wundersam und tief," und den Liebenden „leuchtet die Sonne im Lebensmai," wenn der „Frühling die Erde küßt". Nennwürdigen finden sich wenig — an Bürger („Bolksvorgesandt") und wohl bewußt — an Heine („Wintermärchen") und Walter von der Vogelweide („Frauenschönheit". Am höchsten stehen mir „Bissen," „Kindheit," „Der Bilde am Clavier". Alles in allem: Otto Ernst's „Gedichte" haben Wert als Ausdruck einer gesunden, ehrlichen und tüchtigen Mannlichkeit. Ein ganzer Mann, aber als Dichter — ein halber.

Bernhard Adelt.

Die Skizzen sind nicht alle von gleichem Wert, was schließlich nicht Wunder nehmen kann, da sie sich über alle möglichen Gegenstände aus den verschiedenen Gebieten erstrecken, wo denn jedes Gebiet seine Specialkenntnisse erfordert. Und es ist wunderlich zu sehen, wie die Kritik des Mannes die vor seiner Sache halt zu machen gewohnt war, sich selbst gegenüber verkommt. Wilhelm Bölsche hat zu dem Buche ein umfangreiches Vorwort geschrieben, das unter dem etwas irreführenden Titel „Zur Geschichte der volksthümlichen Naturforschung" eine glänzende Charakteristik Büchners und seiner Lebensarbeit gibt, die bei aller Liebe für den nun verstorbenen Kraft- und Stoffpublicisten strenge Gerechtigkeit zu üben versteht. Indem dieses Vorwort dem Leben des Lesers von dem Einzelnen weg auf das Ganze lenkt, bereitet es ihm eine zutreffende Beurtheilung vor, indem in dem Kaleidoskop vereinigten Aufsätze, wodurch dieselben nur gewinnen, und auch dem Gegner der Büchner'schen Auffassungsweise Sympathie abringen, „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem" — dem Worte eines solchen wird auch der Gegner mit Achtung zuhören und Gewinn daraus ziehen können.

Otto Ernst: Gedichte. Dritte, geschtete und revidierte Auflage. 1902 Leipzig, L. Staackmann.

Otto Ernst wird heute kaum noch zu den Vorkämpfern dichterischer Renaissance gezählt. Seine beiden Gedichtbände weisen ihn, gleich seinen letzten Bühnenarbeiten, eine andere Stellung zu: er ist der Poet des deutschen Hauses. In den „Gedichten" sieht deutsches Familienleben in wechselnden Bildern zu uns vorüber: junge Liebe, Hochzeit, Ehestand und Kinderglück, Arbeit, Sorgen, Schmerz und Tod, und in sie hinein webet die Liebe. Trotz eines umfassenderen Entstehungszeitraumes machen die „Gedichte" in der vorliegenden Ausgabe einen gleichmäßigeren und abgeklärteren Eindruck als die „Stimmen des Mittags". Beide Sammlungen sind gleich charakteristisch für Ernst. Er trägt die geheime Unruhe seines Wesens in das beschränkte Alltagsglück und bewirkt, daß sich darum eine lyrische Stimmung rein auslöst. Der polemische, religiös-philosophische Grundzug bricht fast immer durch; die Reflexion zerstört die intimsten Wirkungen („Schranken des Glückes", „Sorge", „Rhapsodie"). Ernst sucht nicht die heilige Stimmung selbst durch die Mittel der Sprache nach Sinn und Bedeutung wiederzugeben, oder wenigstens zu versuchen zu kommen. Er geht von außen an sie heran, gibt das äußere Milieu, dem sie entwuchs und nennt sie schlechtweg bei ihrem landläufigen Namen: Mitleid, Furcht, Scham, Zorn. So finden die Gefühle einen starken und bestimmten Ausdruck, der sie jedermann verständlich macht, während die Halbbewußtheit der Stimmungen der Lyrik entschwindet. Es ist daher, Nachdichtende vertungen. Meist hilft Ernst seine Gedichte in schlichte Versformen, doch selbst sie bereiten ihm Beschwerden und führen zu ergrunzenen Wortstellungen und Satzwendungen. Zwangsloser ergießt sich die poetische Form der freien Rhythmen. Aber auch in dieser verrathen Ausgabe sind hier wie dort Trivialitäten und ästhetisch anfechtbare Bilder nicht ganz vermieden. („Auf der Materie weiches Blatt gedruckt, — hat hier der Verf. ein schief verschworenes Bild." „Augen, — die sich mit langem Bild ins Hirn mir saugen." Die alte Manier der Gegenüberstellung von landschaftlicher und entsprechender seelischer Stimmung und damit eine nuchterne, durch angedichtete Uebergänge verschärfte Zweitheilung der Gedichte lehrt bei Ernst wieder. (Nach dem Gewitter, „Auf dem Morgengange.". Nirgends wird der Versuch unternommen, der Sprache neue Reize und neue Vergleiche abzugewinnen „Nach altem, süß gewohntem Brauch" in sie ein „sonniges Weib, so jung und schwarm," ihre Gestalt „schwebetsprangend," ihr Antlitz „süß" und „lieblich," ihr Blick „wundersam und tief," und den Liebenden „leuchtet die Sonne im Lebensmai," wenn der „Frühling die Erde küßt". Nennwürdigen finden sich wenig — an Bürger („Bolksvorgesandt") und wohl bewußt — an Heine („Wintermärchen") und Walter von der Vogelweide („Frauenschönheit". Am höchsten stehen mir „Bissen," „Kindheit," „Der Bilde am Clavier". Alles in allem: Otto Ernst's „Gedichte" haben Wert als Ausdruck einer gesunden, ehrlichen und tüchtigen Mannlichkeit. Ein ganzer Mann, aber als Dichter — ein halber.

Bernhard Adelt.

Revue der Revuen.

„Die Grenzboten" (5. und 12. December). Hugo Bartels schreibt eine Studie über „Das englische Königthum". Die Angelsachsen war der einzige sächsische Volksstamm, der in so früher Zeit das Königthum bei sich entwickelt hat. Gerade, der König der Westsachsen, Egbert von dem Berichte der angelsächsischen Chronik von Wodan ab und seinem Hause ungroßes dann Egbert, der erste König von ganz England An diese Geschichte war kein reiner göttlichen Ableitungen das legitime Königthum gegründet, das alle Zeiten gekannt hat, die Anerkennung hat man bedurfen am Worte Cardes festgehalten. Dieser fanden, festigenden Macht über, die das Gefühl für Traditionen und Legitimität mit sich brachte, weshalb die Träger der Krone entgegen und sie haben es verschuldet, daß das englische Königthum verfallig in Schwäche verfiel. Die Entwicklung der englischen Natur, die Lebenschichten bildet sich, Politiker auf dem englischen Thron. Dem Niedergang der königlichen Macht parallel gieng das Erstarken des englischen Parlaments, bis endlich mit II. durch Anerkennung der Bill of Rights das Parlament als eine absolute, im Staate selbst übergeordnete Macht dem Königthum die Zügel in die Hand gab. Seitdem regiert der König nicht mehr frei da, sondern [illegible] abhängig. So ist es bis auf unsere Zeit geblieben. Das Interesse der Königin Victoria eine Stärkung des monarchischen Princips, beruht wesentlich darauf, daß sie nicht auf irgendeine Art [illegible] der Verfassung, sondern gerade auf ihrer durchaus [illegible] Persönlichkeit. Der Thronerbe noch ist heute der König von [illegible] Politik, wie nur irgend ein Herrscher; in der [illegible] nicht viel übrig. Im vereinigten Königreiche [illegible] Parlament, soweit in die Hände einer Partei des Parlaments [illegible] der König nicht einmal einer Sitzung des

Cabinets beiwohnen darf, also jedes Einflusses auf die Berathungen bar ist. Das Cabinet berichtet ohne ihn und er hat nichts zu thun, als die Beschlüsse gutzuheißen, die der Welt dann, als seinen Willen entsprungen, vorgeführt werden. In allen inneren Angelegenheiten ist der König thatsächlich ein Schaustück. Der König braucht kein Todesurtheil zu unterzeichnen, der Minister des Innern allein prüft den Fall und entscheidet, ob das Gesetz freien Lauf haben oder Gnade walten soll. Ebenso ist das Heer seinem Einflusse entzogen. Er hat keine Verfügung über die britischen Streitkräfte. Das Menteriegesetz, auf dem die Manneszucht im britischen Heere beruht, muss seit 1688 alljährlich erneuert werden. Wenn also der König eine dem Parlamente nicht genehme Politik versuchen wollte, dann brauchte dieses nur die Erneuerung des Gesetzes zu verlagen und dem Heere dadurch die gesetzliche Grundlage zu entziehen. Darlegt hofft aber, dass sich unter König Edward VII. oder seinem Nachfolger die Macht des Königthums steigern werde. Denn wie die Ereignisse der letzten Jahre beweisen, ist ein starkes Königthum in England eine weit bessere Gewähr des Weltfriedens als ein schwaches, unter dem ein von einem Coalitionsministerium geleiteter Parteipolitiker ungestraft Gut und Blut und Ehre seines Landes in wilden Abenteuern vergeuden darf.

„Revue de Paris." Victor Bérard erzählt die Vorgeschichte des franco-türkischen Conflictes, die bis in die Mitte der Neunzigerjahre zurückreicht. Als 1890 eine französische Gesellschaft den Bau und die Exploitierung der Linie am Goldenen Horn übernahm, war Constantinopel die Brücke zwischen Europa und Asien, über die der ganze Handel seinen Weg nahm; bis aber um 1895 die Bauten vollendet waren, hatte Constantinopel durch das Emporblühen der südrussischen Häfen und des russischen Einflusses in Persien die Hälfte seiner Bedeutung eingebüßt. Die Schlächtereien in Armenien, der Aufstand auf Kreta, der griechisch-türkische Krieg und die Pestgefahr gaben dem Handel den Rest; so war die Entlassung der Franzosen, die enorme Summen ausgegeben und große Verpflichtungen übernommen hatten, groß und als der Sultan 1899 vollends den Deutschen die Anlagen der Linie und der Zollgebäude am Ufer von Kleinasien gewährte, kam der dumpfe Groll zum Ausbruch. Die französische Gesellschaft verlangte Nachtäge, die zwar verweigert wurden, aber doch zu jenen Anfangsvorschlägen führten, deren verschiedene Schwankungen zur unmittelbaren Ursache des Conflictes vom letzten Sommer werden sollten. Der Verfasser meint jedoch, mehr als diese officielle Vorwand liege die armenische Frage den feindlichen türkischen Mißbestrebungen zugrunde. Schon 1897 sind französische Unterthanen bei den armenischen Gemetzeln zugrunde gegangen, und überdies ist Frankreich voll Erbitterung, dass seine durch drei Jahrhunderte geübte civilisatorische und humanitäre Thätigkeit durch die barbarische Staatsunkeit nun einfach vernichtet sein soll. In seiner Eigenschaft als Schutzherrin der Christen in Orient sucht Frankreich sich vor allem verletzt und ist es sich schuldig, Genugthuung zu fordern. Freilich haben es die Franzosen da mit noch einem anderen Gegner zu thun. Russland streckt seine Hand nach Groß Armenien aus, hauptsächlich wohl um sich den Weg vom Schwarzen Meer zum Persischen Golf offen zu halten und eine zweite Mandschurei aus diesem Theil Kleinasiens zu machen; und Frankreichs sonstiges Verhältnis zu Russland wird es wohl zwingen, dies südschweigend zuzugeben und sich mit seinen Vordernungen auf die Gegend um Mersowa, jenes Klein-Armenien zu beschränken, das seit undenklichen Zeiten unter seinem Schutz gestanden ist.

„North American Review." November: Ab de Cesare untersucht die Frage, wer wohl der Nachfolger von Leo XIII. auf dem päpstlichen Stuhl sein werde. Von denjenigen, die vor einigen Jahren in den sensationellen Buch: „Das künftige Conclave" als wahrscheinliche Candidaten bezeichnet wurden, sind heute nur noch zwei am Leben, die Cardinale Parrocchi und Capocellaro; sie kommen aber beide kaum in Frage, der eine weil er zu gebrechlich, der andere weil er zu freisinnig ist. Sie sind wohl heute die Leuchten der Kirche, haben aber beide wenig Chancen. Viel wahrscheinlicher werde die Wahl auf Gotti, Mannatelli, Spampa oder Sarto fallen. Cardinal Gotti ist eine kalte, nüchtern denkende Natur, von großer Unduldsamkeit und Strenge; er ist äußerst conservativ und wurde einen unversöhnlichen Papst abgeben. Aehnlicher Meinung könnte auch der Cardinal Rampolla in Betracht kommen, jedenfalls aber würde der neue Papst ein Italiener sein und in Rom gewählt werden. Vermuthlich werde der Nachfolger Leos XIII. mehr auf die religiösen Fragen und weniger auf die politischen bedacht sein als der gegenwärtige Papst.

Fondants.

Aus dem Ausserdanzer Skizzenbuch von **S. Falkland.**

Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung von **S. Ruben** Hamburg.

Und nun bring' noch ein Fußbänkchen."

Der Junge schlendert nachlässig mit den bloßen Füßen durch den Sand.

„Welch' ein prachtvoller Abend — finden Sie nicht auch?"

„Herrlich, gnädige Frau."

„Wie still ist das Meer — kein Fältchen zu sehen."

„Ja, es ist wirklich wunderbar schön."

„Danke, mein Junge."

Sie saßen da gemüthlich zu Vieren am Strand. Er hatte seine Beine übereinandergeschlagen und blickte träumerisch über das Meer. Seine Frau unterhielt sich mit den Gästen.

„Onkel, bekommen Sie da keinen Zug?"

„Nein, Cor."

„Schlag' doch lieber den Kragen hoch, Hendrik, du bist so empfindlich."

„Nein, lasst mich nur ruhig so sitzen, ich sitze hier sehr gut."

„Cor, legen Sie Ihre Füße mit aufs Bänkchen. Der Sand ist abends schon sehr feucht."

„Darf ich Ihnen anbieten, gnädige Frau?"

Die Gnädige greift mit ihren beringten Fingern in die Düte.

„Nein, bitte, nehmen Sie 'mal einen Fondant, die sind lecker. Versuchen Sie 'mal, die sind von Bensdorf. Corrie, du auch? Nimm den in Silberpapier."

„Was bist du doch ein Leckermäulchen, Jet!"

„Grade als ob du sie nicht möchtest. Mein Herr, darf ich Ihnen auch einen anbieten?"

„Danke, Jet."

„Welch' herrlicher Abend."

„Wirklich göttlich!"

Einen Augenblick schweigen sie. Er raucht seine Cigarre und blickt den Rauchwölkchen nach, die der Abendwind leise zurückschlägt. Seine Frau zerreibt den Fondant mit der Zungenspitze an den Zähnen. Corrie kaut und schlägt mit dem Regenschirm Sand weg, die grauen Spritzchen fallen ins Wasser. Jet hält die Düte und zerknackt eine Zuckerbohne.

„Bist Ihr, wer da spazieren geht?"

„Die Dame mit dem Shawl?"

„Nein, die dahinter."

„Nein, Tante."

„Das ist die Prinzessin, die hier wohnt."

„Die da in schwarz?"

„Ja."

„Wie einfach sie geht. Man sollt' es kaum glauben."

„Wie findet Ihr sie? Mittag zur table d'hôte kommt sie auch so einfach. Gestern saß ich neben ihr. Sie aß von allem mit und als sie aufstand, sagte sie „Mahlzeit."

„Wie liebenswürdig!"

„Haben Sie mit ihr gesprochen?"

„Nein, ich kann nicht gut Deutsch und ich wusste auch nicht, wie ich sie hätte ansprechen müssen."

„Prinzessin, natürlich."

„Das ist doch so natürlich nicht. Man redet den König doch auch nicht mit König an. Nein, das ist gar nicht so einfach."

„Sie kommt hier gerade an uns vorbei."

„Hendrik, nimm deinen Hut vor ihr ab."

„Onkel schläft."

„Hendrik!"

„Was ist denn?"

„Nimm den Hut vor der Prinzessin ab."

„Musst du mich darum wecken?"

„Wie freundlich grüßte sie wieder."

„Sie sieht vornehm aus."

„Das kann ich nicht finden. Ist das der Prinz?"

„Nein, der Prinz kommt erst morgen."

„Bitte, Tante, wollen Sie nicht noch nehmen?"

„Sind die braunen Bonbons auch gut? Dann möcht' ich 'mal eins von ihnen nehmen."

„Corrie, bitte."

„Halt' etwas näher heran."

„Gnäd'ger Herr, auch einen Fondant? Bitte, nehmen Sie doch 'mal!"

„Onkel schläft, Jet."

„Schläft er schon wieder? Hendrik! Hendrik!"

„Lassen Sie ihn doch schlafen, Tante, er wird wohl müde sein."

„Hendrik, dann leg' doch wenigstens erst die Cigarre weg, sich, wie du dich wieder mit Asche bestreut hast."

Tante schlägt mit ihrem Taschentuch die Asche von Onkels Beinkleid. Onkel bleibt ruhig schlafend sitzen, den Kopf an die Seitenwand des Strandjuhls gelehnt. So ist nichts weiter von ihm zu sehen, als die Spitze seines braunen Bartes, ein Stückchen von der blitzenden goldenen Lorgnette und ein kleines Eckchen von der Nase.

„So macht er's immer mit seinen Cigarren, wenn er nach dem Essen einschläft."

„Ist Onkel denn nicht wohl?"

„Nicht wohl? Er ist so gesund, wie ein Fisch. Bildet sich alles Mögliche ein . . . er war noch nie krank."

„Und doch hat er Papa geschrieben, dass er sich so schwach fühle."

„Unsinn! Er ist gerade so gesund, wie ich auch. Bald klagt er übers Herz, bald über die Leber, dann übers Rückenmark . . . Alles Einbildung!"

„Er sieht auch ganz gut aus."

„Nicht wahr?"

„Noch einen Fondant, Tante?"

„Grzn, Jet."

„Du, Cor?"

„Nein, nicht den . . . den eingewickelten."

„Ist da ein Biss bei?"

„Warte 'mal . . . Da ist er."

„Lass' 'mal sehen. Willst lesen du ein liebes Herz, schlag' . . .'

ach, wie schade . . . Da weht er hin."

Digitized by Google

„Ist denn schon Flut?“
„Das können Sie doch wohl seh'n.“
„Dann können wir hier auch nicht lange mehr sitzen.“
„O, noch zehn Minuten.“
„Wie wunderbar ist das Meer, wenn es Nacht wird.“
„Siehst du das weiße Wölkchen dort? Da ist die Sonne untergegangen.“
„In der Ferne der Leuchtthurm!“
„Welch' ein Licht! Man sollte meinen, es wäre ganz nah'.“
„Wird's Ihnen auch nicht zu kühl, Tante?“
„Ja, es ist abends immer schon kühl am Strand.“
„Kinder, Kinder, das Wasser kommt!“
„Wird Onkel sich auch nicht erkälten?“
„Ach, nein, der schläft hier jeden Abend.“
„Wird seine Cigarre da nicht schlecht?“
„Seine Cigarre? Wo ist die?“
„Er hat sie fallen lassen.“
„Nein, nicht mehr autheben, Corrie, nun raucht er sie doch nicht mehr.“
„Seht 'mal, da fährt eine Yacht. Wie gefährlich, abends zu segeln!“
„O, seht 'mal, beinahe im Wasser mit den Segeln, wie schrecklich gefährlich! O, o!“
„O, o!“
„O!“
Tante, Jet und Cor springen schreiend auf. Die Flut ist mit einemmale so kräftig herangekommen, daß das Wasser bis an ihre Lackstiefel spritzt. Aber gemächlich fließt es wieder ab.
„Sollen wir uns auch lieber weiter zurücksetzen?“
„Nein, bitte, nein, Tante.“
„Es ist so herrlich hier noch zu sitzen, gnädige Frau.“
„Ach, was seid Ihr für Kinder!“
„Heute Nachmittag habe ich einen Herrn gesehen, der noch sitzen blieb, als das Wasser schon rund um ihn stand. Da mußte er Schuhe und Strümpfe ausziehen. Nein, Jet, das war zum quietschen!“
„War das der mit dem rothen Schnurrbart?“
„Na, der war's.“
„Nehmen Sie noch einen Fondant, gnäd'ge Frau?“
„Na, noch einen.“
„Der in Goldpapier ist wundervoll. Da sind verzuckerte Kastanien d'rin. Versuchen Sie 'mal.“
„Achte auf die Flut, Jet!“
„Ach, die kommt noch nicht . . . Du noch einen, Corrie?“
„Sind noch eingewickelte da?“
„Noch einer.“
„Nun will ich aber besser aufpassen, daß der Vers nicht wieder wegfliegt.“
„Warum lachst du so?“
„Nein, wie verrückt!“ Dieser Unsinn! Hahaha, das ist zum Kreischen.“

„Er, der dich lieben wird bis in den Tod,
Hat Haar und Schnurrbart feuerroth!“

„Das ist der Herr im Strandstuhl vom Vormittag!“
„Kommt Kinder, leid doch nicht so nützlich! Sollen wir uns nun zurücksetzen? Komm, Hendrik!“
„Ach, Tante, noch einen Anfturm “
„Kinder, das wird zu heftig.“
„O, o, hurrah!“
„Da hätte nicht viel gefehlt!“
„Stehen Sie nur auf, Tante, wir werden den Stuhl schon zurückziehen.“
„Ruft Onkel nun auch, soll bekommt er nasse Füße.“
„Ach, nein, wir müssen ihn mal im Wasser sitzen lassen.“
„Nein, nein, nein.“
„Stehen Sie so! Mit der Fußbank unter den Füßen kann er wohl noch einen Augenblick sitzen bleiben. Wenn's Wasser rund um ihn steht, rufen wir ihn.“
Lachend warteten sie auf das Herannahen der Räuberen Wellen. Der Onkel saß, mit den Füßen auf der Fußbank, noch ganz im Trockenen. Sie konnten nur seine Knie, die umgekrempelten Beinkleider, den herabgesunkenen Strumpf und seine Stiefel sehen. Scharf ab von der schwarzen Meeresfläche hob sich die runde Wölbung des gelben Strandstuhls. Die weißen Schaumstreifen schienen darauf loszustürmen, aber dicht herangekommen, glitten sie wieder zurück, wie ein über das Polybett gezogenes Messer.
„Nun sind noch drei in der Tute.“
„Nein, Jet, ich will holen mehr.“
„Doch, gnädige Frau, da ist noch so ein lederer!“
„Du kriegst du, Cor. So, nun sind sie alle!“
„Tante, da ist die Prinzessin wieder.“
„Wie lange die am Strand bleibt, findest du nicht auch?“
„Ist hat Sie gesprizt. Haben Sie's gerochen? Welch eine reizende Frau!“
„Ja, die ist aber wirklich nicht stolz.“
„Hurrah, hurrah, Onkel sitzt im Wasser!“
„Hendrik!“
„Hen—be—rik!“
„Onkel! Onkel! Onkel!“
„Hahaha! . . . Er wird gar nicht wissen, was er sieht, wenn er wach wird!“
„Hen—be—rik! Hen—be—rik!“
„Herr Tas! . . . Herr Tas!“
„Onkel! Onkel!“
„Da habt Ihr's, nun hört er uns durch den Lärm des Wassers nicht.“
„Na, dann lauf' ich eben hin.“
„Nein, lassen Sie das. Sie kriegen nur nasse Füße davon. Junge! Junge! Lauf du 'mal eben hin zu dem Herrn im Strandstuhl und weck' ihn.“
„Gern, gnädige Frau!“
„Das ist ein netter Junge, immer gefällig gegen mich!“
„Was steht er da nun und gafft?“
„Den Herrn wecken!“ schreit Cor gegen den Wind an.
„Der Herr — schläft — so fest!“ schreit der Junge zurück.
„Schüttle ihn nur!“ schreit die Gnädige, mit dem Fondant im Munde.
Der Junge schüttelt ihn. Sie sehen beim Abendlicht den gelben Strandstuhl, die Hosenbeine, die hochgezogenen Knie und den Jungen mit den nackten Füßen, der sich nach dem Strandstuhl beugt und schreit und schüttelt.
„Hen—be—rik! Hen—be—rik!“
„On—kel!“
Da kommt der Junge platschend durchs Wasser zurück.
„Der Herr sieht aus wie todt,“ sagt er, „sitzt da ganz zusammengesunken und kalt.“
„Was ist das?“ ruft Tante aufgeregt. In ihren Lackstiefeln, noch an dem zähen Fondant saugend, läuft sie durchs seichte gurgelnde, schäumende Wasser und beginnt ihren Mann zu schütteln, der mit großen erloschenen Augen über das Meer zu blicken scheint.
„Henderik! Hen—be—rik! Hein! Hein!“
Der Onkel war still gestorben.

Alle für „Die Zeit“ bestimmten Zuschriften und Sendungen sind an die Redaction der „Zeit“ und nicht an die Person eines der Herausgeber oder Mitarbeiter zu richten.

Die Redaction der „Zeit“.

Stimmen aus dem Publicum.

Mattoni's Giesshübler

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Gustav Zwierschütz
XIII., 1 Wattmanngasse Nr. 20, empfiehlt seine
Realitäten- und Hypotheken-Kanzlei bestens.

Permanente Möbelausstellung
Ed. Trinkl
Atelier für Wohnungseinrichtung u. Dekoration
III. Gymnasiumstrasse 68—71.
Stadtbahn-Haltestelle: Nussdorferstrasse. Neue Wr. Tramway: Hasenauerstrasse.
Geöffnet Sonntag, Montag und Donnerstag von 10 bis 8 Uhr.
Dienstag, Mittwoch, Freitag und Samstag von 8 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends.
1411

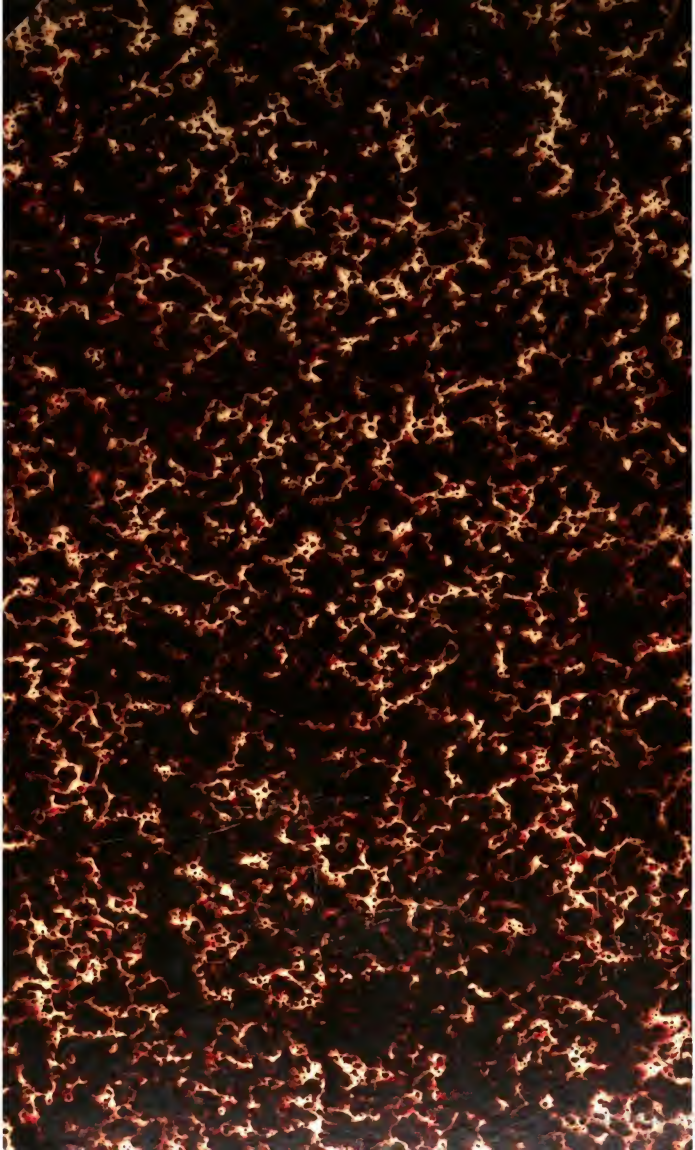
Alexander Weigl's
Unternehmung für Zeitungs-Ausschnitte
„Observer“
WIEN, IX I. Türkenstrasse Nr. 17
liest alle bemerkenswerthen Journale der Welt in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Kritiken und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jeden gewünschten Thema.
Prospecte gratis und franco.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google